Neue
Vorſchule der Aeſthetik.

Das Komiſche
mit
einem komiſchen Anhange

von

Dr. Arnold Ruge,
Privatdocenten in Halle.

Halle,
Verlag der Buchhandlung des Waiſenhauſes.
1837

Dem

Profeſſor der Rechte

Dr. Guſtav Asverus

in Jena,

meinem Freunde und guten Genoſſen.

Widmung.

Wahrſcheinlich werde ich Dir eine böſe Stätte bereiten, wenn ich in dem berühmten Sitz großer philoſophiſcher Erinnerungen, Dich, den letzten Mohikaner Hegelſcher Philoſophie in Jena, wehmüthig zum Gönner dieſes Buchs ernenne. Aber, gute Seele, ich weiß, daß ſie Dich kennen als zugleich einen Herrn des Witzes, und dieſe Geſtalt des Geiſtes iſt wunderbar populär, allenthalben, auch bei den Krebſen der Philoſophie; was haſt Du alſo zu fürchten? Und ſollten ſie ſichs ja vermeſſen, Dir als meinem Protektor zu Leibe zu gehen, nun, ſo beißt Du ein wenig mehr als gewöhnlich, und hier im Dienſte der Idee, während Du es ſonſt, wie Kegelſpiel zum Vergnügen triebſt. Nur freilich, lieber Herzensfreund, das Buch mußt Du nun leſen, ſobald Du es in Händen haſt, denn ſonſt könnteſt Du ja nicht in die Breſche treten, wenn der Feind darauf losgeht. — Aber am Ende was Feind, was Streit! Die Entzweiung, die nicht zu heilende, iſt ja die widerwärtige Unwahrheit ſelbſt, was geht ſie uns an anders als wenn wir uns etwa im Komiſchen wollen eine Güte thun? Dazu muß ſie uns dienen, aber freilich, indem ſie auch hier nicht bleibt was ſie war, im Gegentheil gerade in ihrer Ueberwindung wird der Boden der Freiheit gewonnen und der Selbſtgenuß des Geiſtes und der Wahrheit. Zur Bethätigung dieſer Verheißung, ſo viel an mir iſt, diene Dir und wem es gegeben iſt die Philoſophie, zu der ſich die folgenden Blätter beleben ſollen. Dies aber iſt in dem Reich des Friedens und der Freiheit die Gemeinſchaft des Geiſtes und des lebendigen Gedankens, zu der ich Dich hiemit aufrufe, und wie Du ſiehſt mit gelindem Zwang zurückrufe, nachdem Du lange genug in den Acten der Juriſterei gefangen liegſt. Steh auf und philoſophire!

Inhalt.

Seite.

I. **Einleitung.** 1. Geſichtspunkt. 2. Schätzung des Komiſchen. 3. Iſt daſſelbe in den Begriff zu faſſen. 4. Frühere Verſuche. 5. Irrthum in der Vorſtellung. 6. Irrthum in der Spekulation. 7. In dieſem Fall 1 — 23.
II. **Wahrheit und Schönheit** . . . . 24 — 61.
  A. Wahrheit die gedachte Idee . . . . 24 — 33.
    1. Wahrheit aus Irrthum . . . . 24 — 26.
    2. Das Abſolute die ſich befreiende Idee . . . . . . 26 — 28.
    3. Der Gedanke das einzig Wirkliche . . . . 28 — 33.
  B. Schönheit die erſcheinende Idee . . . . 33 — 44.
    1. Die erſcheinende Idee als unvollkommen daſeiende 44 — 48.
    2. Die erſcheinende Idee als ſich befreiende . . . . 48 — 51.
    3. Die erſcheinende Idee als vollkommen daſeiende, Ideal 51 — 61.
III. **Die äſthetiſche Idee als die Erhabenheit, die Häßlichkeit und das Komiſche** . . . 62 — 137.
  A. Erhabenheit . . . . 62 — 88.
    1. Begriff . . . . 62 — 75.
    2. Erhabenheit in der Naturerſcheinung . . . . . . 75 — 77.
    3. Erhabenheit in der Erſcheinung des Geiſtes . . . 78 — 88.
  B. Häßlichkeit . . . . 88 — 107.
  C. Das Komiſche . . . . 107 — 137.
IV. **Komiſche Wirklichkeit** . . . . 137 — 258.
  A. Witz . . . . 137 — 180.
    a. Begriff . . . . 137 — 141.
    b. Unwirklicher Witz . . . . 141 — 147.
      α. Unvollkommener Witz . . . . 141 — 142.
      β. Gedrückter Witz . . . . 142.
      γ. Unterdrückter Witz . . . . 142 — 147.
    c. Wiederhergeſtellte Wirklichkeit: Scharfſinn, Tiefſinn, Witz . . . . 148 — 151.
      α. Scheinwitz . . . . 151.
      β. Wortſpiel, Wortwitz, Witzwort . . . . . . 152 — 153.
        ββ. Doppelſinn . . . . 153.
      γ. Feinheit . . . . 154 — 155.
      δ. Epigramm . . . . 155 — 158.
      ε. Antitheſe . . . . 158 — 159.
      ζ. Allegorie und Metapher . . . . 159.
      η. Perſiflage . . . . 161 — 163.
      ϑ. Ironie . . . . 163 — 180.

Seite.
1. milde Ironie . . . . 164 — 165.
2. ſcharfe Ironie . . . . 165 — 169.
falſche Ironie . . . . 169 — 173.
3. Humor, Ineinsſetzung der milden und der ſcharfen Ironie . . . . 173 — 180.
B. Humor . . . . 180 — 217.
1. Das humoriſtiſche Bewußtſein . . . . 180 — 185.
2. Erſcheinung des humoriſtiſchen Bewußtſeins . . . 185 — 189.
3. Humor, ſubjective und objective Realität der Heiterkeit . . . . 189 — 191.
a. Die Laune . . . . 191 — 201.
α. die humoreske . . . . 195.
β. die burleske . . . . 195 — 199.
γ. die groteske Laune . . . . 199 — 201.
b. Der Humor als humoriſtiſche Darſtellung . . 201 — 207.
α. Die liebenswürdige Perſönlichkeit . . . . 201 — 202.
β. Sinnliche Darſtellung des Humors . . . . 202 — 206.
γ. Humoriſtiſcher Gegenſtand . . . . 206.
c. Das Naive . . . . 207 — 210.
d. Die humoriſtiſche Ironie . . . . 210 — 217.
C. Komiſche Kunſt . . . . 218 — 258.
Das naive Ideal . . . . 218 — 223.
a. Das naive Ideal im einfachen Ausdruck . . . . 223 — 237.
α. plaſtiſche Figuren . . . . 224 — 227.
β. Genremalerei im Portrait . . . . 227 — 233.
γ. Humoriſtiſche Lyrik . . . . 233 — 237.
b. Das naive Ideal als Schein des Vorgangs . . . 237 — 245.
α. Komiſche Plaſtik im Haut- und Basrelief . . . 238 — 240.
β. Humoriſtiſche Genremalerei in Scenen . . . 240 — 245.
c. Das naive Ideal als wirklich entwickelter Vorgang 245 — 258.
α. Humoriſtiſches Epos . . . . 246 — 253.
1. Humoriſtiſche Idylle . . . . 247 — 249.
und Novelle . . . . 249 — 250.
2. Humoriſtiſcher Roman . . . . 250 — 253.
β. Komödie . . . . 253 — 258.

Komiſcher Anhang. Sechs lächerliche Briefe über das Lächerliche . . . . 259 — 271.

I.

Einleitung.

1. Geſichtspunct. 2. Schätzung des Komiſchen. 3. Begriff. Iſt er zu gewinnen? 4. Die bisherigen Verſuche. 5. Irrthum in der Vorſtellung. 6. Irrthum in der Speculation. 7. In dieſem Fall.

1. Geſichtspunct.

Das Komiſche in ſeinem Werth und ſeiner Wahrheit wie iſt es zu ſchätzen und zu erfaſſen? Dieſe Frage iſt immer noch aufzuwerfen, ſelbſt nach Jean Paul und Weiße, wie ſich hoffentlich zeigen wird; knüpft ſich aber billig und von Rechts wegen an die Vorſtellung, als die ſchon vorhandene Nationalweisheit, wie ſie zu jedermann gelangt, wenn auch nicht von jedermann ergründet wird. Die Philoſophie iſt dann dieſe Ergründung, und das Volk ſoll ſagen dürfen und müſſen: „von dem Meinen hat ſie es genommen und mir gegeben.“

Ueber den Werth nun des Lächerlichen ſcheinen die Deutſchen eine ausgebildete ſichere Meinung zu haben, während die Wahrheit deſſelben keineswegs offenbar ſein möchte, ja nicht einmal feſtſteht, ob der Begriff dieſes beweglichen Weſens überall nur zu ergreifen ſei, denn die Gelehrten ſind nicht einig.

2. Schätzung des Komiſchen.

Wir gehen mit der Hoffnung ans Werk, die öffentliche Meinung werde unſerm Gegenſtande nicht entgegen ſein. Indeſſen das Sprichwort, welches unſere Nationalgeſinnung in der Schätzung des Lächerlichen ausdrückt, ſagt: „An vielem Lachen erkennt man 'n Narren“, räth alſo zum wenigſten wohl eine gewiſſe Diät im Genuße des Lächerlichen, und zwar giebt es dieſen Rath doch wohl nur demjenigen, der außerdem ſchon ein Narr iſt, damit er ſich nicht verräth, wie man einem Menſchen, der an Magenſchwäche leidet, ſagen wird, durch vieles Eſſen verdürb' er ſich vollends. Die *geſcheidten* Leute aber dürften dann unbedenklich ſo viel lachen, als ſie irgend Veranlaſſung fänden, und der Rath erginge keineswegs gegen den Spaß, vielmehr ſollten ſich denſelben die Narren um ihrer Narrheit willen verſagen: ja des Sprichwortes Weisheit iſt, ſo verſtanden, mehr als nur nicht mürriſch, ſie iſt ſelber ſchalkhaft dieſe Weisheit, und könnte eben ſo gut heißen, an vielem Reden erkennt man 'n Narren, denn der Narr redet wie ein Narr, ſo gut als er ſo lacht wie ein Narr. Die Lehre liefe alſo im Grunde nur darauf hinaus, vieles Lachen ſei gefährlich für den, der am klügſten thue ſich nicht ans Licht zu ſtellen. Der Charakter, der Geiſt des Individuums, offenbare ſich im Lachen, und zwar der eines Narren im *vielen* Lachen ohne Zweifel darum, weil er durch Wiederholung ſich, den Narren, bemerklich machen würde. Oder ſoll auch ein geſcheidter Mann ſich zum Narren machen, wenn er *viel* lacht? Dann müßten wir unſerem Sprichworte den Sinn geben, vieles Lachen ſei *ganz vorzugsweiſe* eine Offenbarung der Narrheit. Wenn dies der Fall iſt, und ich möcht' es faſt befürchten, ſo iſt entweder die Ehre des Lachens in Gefahr oder, was noch ſchlimmer iſt, die Nationalweisheit in dieſem ihrem berühmten Ausdruck. Indeſſen genau genommen — und wer heißt uns denn die Sache ungenau nehmen? — wird keineswegs das Lachen, ſondern nur das *viele* Lachen für ein Zeichen der Narrheit erklärt; und ſo ſcheint denn in Wahrheit das Sprichwort vielmehr eine Klage zu ſein über die Seltenheit des *Lächerlichen*; und, wie es ſich denn auch nicht anders für den deutſchen Humor ſchickt, ſo heiter iſt dieſes Sprichwort in ſeiner innerſten Geſinnung, daß es nur bedauert, *dieſe Veranlaſſung* zur Erquickung für Herz und

Nieren nicht öfter zu finden, vielmehr den Narren das Vorrecht des vielen Gelächters überlaſſen zu müſſen, denn dieſe lachten auch ohne Veranlaſſung. Es ſei alſo das Lachen auf Veranlaſſung ſeines wahren Gegenſtandes ein ſeltenes Glück und eine ſparſame Gottesgabe zur außerordentlichen Beſeligung vernünftigdenkender Menſchen, und müſſe ſo denn freilich das viele Gelächter ein falſches ſein und ein Zeichen der Narren, deren Narrheit eben die iſt, daß ſie ſich in Ermangelung der Sache mit dem leidigen Schein herumſchlagen, und, wie ſie ſich ſelbſt täuſchen, nun auch die andern zu täuſchen denken, eben indem ſie ihre Schellen rühren.

So wäre denn die Weisheit jenes Sprichwortes und zugleich die Ehre des Lachens vereinigt in der Tiefe des eigentlichen Weſens, dem wir die Heiterkeit ſolcher Erſcheinung verdanken, des Lächerlichen, des Komiſchen.

3. Iſt das Komiſche in den Begriff zu faſſen?

Man iſt leicht bei der Hand, mit lächerlich und komiſch um ſich zu werfen, und jedermann glaubt überall, wo davon die Rede iſt, im vollſtändigen Beſitz der Sache zu ſein; das aber iſt ihre neckiſche Natur, daß gleich der nächſte Augenblick dieſen Beſitz höchſt zweifelhaft finden läßt. Denn es kann wohl jeder ein wiederholtes Gelächter erheben, thut es auch wohl ſo ziemlich immer zur rechten Zeit, wenn das Komiſche zum Vorſchein gebracht wird; aber wo liegt es verborgen? warum kann es nicht jeder nach Gefallen produciren, wie der Bäcker ſeine Semmel? Oder giebt es keine Anweiſung dazu, weil es etwa unmöglich iſt, die Sache ſelbſt zu ergreifen, d. h. zu erkennen und zu begreifen?

Zuerſt wenn es auch eine Anweiſung dazu gäbe, ſo würde dieſelbe doch ſchwerlich an alle gebracht werden können, weil nicht jeder glauben möchte, ſeine Rechnung dabei zu finden; und es bliebe nur immer dabei, daß nicht jeder ein Komiker, ſo wie nicht jeder ein Schuhmacher iſt. Außerdem hört man überall von komiſchem Talent reden, und darnach könnte es ſcheinen, daß noch beſondere Naturgaben zu dieſer Praxis erforderlich ſeien, welche Anſicht der Sache ſich aber unmöglich an dieſem Orte prüfen läßt, weil wir hier noch das Weſen des Komiſchen ſelbſt nicht erkannt haben. Nur ſo viel ſteht feſt: die komiſche That iſt nicht zu jedermanns Verfügung und auch ſchwerlich zum allgemeinen Eigenthum zu machen.

Die Beſtandtheile aber der komiſchen That und ihr Geheimniß, das iſt die Aufgabe der Erkenntniß des Komiſchen ſelbſt, und es fragte ſich nun zweitens, ob dieſe Erkenntniß auch zu gewinnen ſei.

Gleich von vornherein zeigte ſich das Komiſche als Gegenſtand der allgemeinen Vorſtellung, jedermann kennt es, wenn es zum Vorſchein kommt, und begrüßt es mit großer Freude und Heiterkeit, wie einen alten munteren Bekannten, der niemals ungelegen vorſpricht; es ergab ſich nur, daß man es nicht immer nach Gefallen erſcheinen laſſen könne, und daß man es wohl von Anſehn auch nach ſeiner heiteren Wirkung kenne, darum aber doch keineswegs jeder ſein innerſtes Weſen erkannt habe.

Menſchlich geredet, d. h. in der Weiſe der vorſtellenden Menſchen, könnte hier nun wohl die Hoffnung ausgedrückt werden, daß ein ſo freundlicher alter Bekannter, wie das Komiſche iſt, ſich einer näheren und der allernächſten Bekanntſchaft nicht entziehn werde; in der göttlichen Sprache der Philoſophie dagegen iſt ein entſchiedeneres Wort zu ſprechen:

„Die Frage, heißt es hier, ob das Komiſche überhaupt erkannt oder begriffen werden könne, iſt nicht aufzuwerfen, überall da nicht aufzuwerfen, wo das Abſolute als Gegenſtand der philoſophiſchen Erkenntniß ſich zum Bewußtſein gebracht, das Abſolute, die Idee, die außer ſich nichts anerkennt. Alles Einzelne hat hier daher ſogleich keine andere Bedeutung, als ſofern es irgend ein Moment der Idee iſt und wird erkannt und ergründet ſein, wenn es ſich gezeigt hat, inwiefern es Idee oder welches Moment der Idee es ſei. So iſt denn nun auch das

Komiſche in der Idee begriffen, und um es in dieſem ſeinem Begriffe zu faſſen, iſt nur aufzuzeigen, inwiefern das Komiſche Idee iſt, wie ſich die Idee im Komiſchen verwirklicht; und ſo könnte der Begriff des Komiſchen auf keine Weiſe unzugänglich, höchſtens ſchwierig genannt werden, und zwar ſchwierig etwa darum, weil ſich ſo viele vergeblich um ihn bemüht haben. Wiederum aber wenn der Begriff des Komiſchen ſich als ein ſchwieriger zeigt, ſo muß er nur um ſo mehr Begriff ſein, denn je größer die Arbeit iſt, worin der Begriff ſich zum Selbſtbewußtſein erhebt, deſto vollſtändiger wird in ihm der Reichthum der Idee vorhanden ſein. Schwieriger wäre z. B. der Begriff des Menſchen, als der des Steins, weil der Menſch ein beſſerer reicherer Begriff iſt, als das todte Material. Dennoch iſt vorzugsweiſe die Aufgabe des Begriffs, alſo ganz eigentlich zu begreifen, nicht der ſchlechte, ſondern eben der beſſere Begriff, d. h. die Idee nicht in ihrer Verkümmerung, ſondern in ihrer Wahrheit, wo ſie als Idee das Gleiche für Gleiches iſt. Dieſe Ehre wird allerdings auch für den ſchwierigen Begriff des Komiſchen in Anſpruch zu nehmen ſein. Es iſt menſchliche That und ſo iſt es Gedanke, und nicht nur Gedanke, iſt Entſchluß, und nicht nur Entſchluß, iſt geiſtige Wirklichkeit, alſo Geiſt für den Geiſt. Erkennen iſt hier in der That eine Wiedererkennung des Gleichen, und dies iſt Wiederaneignung des urſprünglich Eigenen, es ſind aber nicht ihrer zwei die ſich gleichſehn oder die ſich zuſammenfinden als Herr und als Sache, ſondern es iſt die Eine Idee, die in dem Gegenſtande nur ſich ſelbſt findet, das urſprünglich Eigene iſt alſo das eigene Selbſt, das in der Erkenntniß ſich wieder findet. Die Erkenntniß erhebt den Gegenſtand in Wahrheit zum Eigenthum des denkenden Geiſtes, iſt der Erwerb durch das Bewußtſein des urſprünglichen Eigenthumsrechtes und demgemäße Beſitzergreifung. Hier nämlich hat Eigenthum einen höheren Sinn, nicht den des unterworfenen Fremden, ſondern den der Gemeinſchaft des Geiſtes, in welcher es als eigen, d. h. als ſein eigenes Selbſt von ſich ſelber begriffen wird, und darum iſt der eigentliche Ausdruck für dieſes Eigenthum Begriff.“

Dies ungefähr oder Aehnliches wäre der philoſophiſche Troſt in den Zweifeln über die Begreiflichkeit des Komiſchen, entſchiedener zwar und gewaltiger als die gutmüthigen und beſcheidenen Hoffnungen der gemeinen Vorſtellung, ob aber überall auch eindringlicher, daran iſt freilich zu zweifeln; denn wie ſchon Platon klagte, nur wenigen iſt es vergönnt in das volle Licht der Wahrheit zu ſehen! hat es doch unter uns weder die Halliſche Litteraturzeitung noch der pankritiſche Beiwagen des Morgenblattes, um nicht von dem der Dorfzeitung und anderer geiſtreicher Blätter zu reden, zum Verſtändniß dieſer göttlichen Sprache der Philoſophie gebracht.

4. Frühere Verſuche.

Es wird unſeren klugen philoſophiſch-autodidaktiſchen Zeitgenoſſen auch ſogleich der höhniſche Gedanke entſtehen, warum denn ein Philoſoph den andern zu Schanden machte, wenn der Begriff wirklich ſo mächtig wäre, als er ſich ankündigt, und eine ſolche Gewißheit in ſich hätte zur Ergreifung ſeines univerſalmonarchiſchen Scepters! Vollends lächerlich aber ſei ſolche Zuverſicht an der Spitze einer Entwickelung des komiſchen Begriffs, einer Materie, woran ſo viele brave Männer dergeſtalt geſcheitert, daß ſie ſich höchſtens zum Exempel ihres Thema's gemacht. Man erinnere ſich, werden ſie gelehrt und witzig fortfahren, nur an die berühmteſten Ausſprüche über den geheimnißvollen Gegenſtand, ob ſie irgendwie zuſammenſtimmen zu dem Leuchtthurme des Begriffs, und frage ſich dann aufs Gewiſſen, wie es mit der Zuverſicht des philoſophiſchen Begreifens bewandt ſein müſſe, und ob hier nicht vielmehr der Thurm der Verwirrung gebaut werde. Gleich Ariſtoteles *) z. B. nenne „die Komödie eine Darſtellung von Nichts-

---

*) *Περὶ ποιητικῆς* 5: *Ἡ κωμῳδία ἐστὶν μίμησις φαυλοτέρων μέν, οὐ μέντοι κατὰ πᾶσαν κακίαν, ἀλλὰ τοῦ αἰσχροῦ ἐστὶ τὸ γε-*

würdigen, jedoch nicht in gänzlicher Boſheit und ſage: das Lächerliche iſt vielmehr nur eine Art von Häßlichkeit, nämlich eine gewiſſe Verirrung und Häßlichkeit, die weder ſchmerzlich noch verderblich iſt, wie z. B. gleich die komiſche Maſke (Caricatur) etwas Häßliches und Verzerrtes ohne Schmerz iſt.“

Jean Paul *) darauf hätte gemerkt, dürften ſie fortfahren, wie er mit der großen Autorität zerfallen würde, wenn er das Komiſche in den unendlichen Unverſtand ſetzte, und daher den Kniff gebraucht von der ariſtoteliſchen Erörterung nur das ihm Paſſende zu überſetzen, nämlich ἁμάρτημα ἀνώδυνον mit „unſchädlicher Ungereimtheit“, während doch noch ausdrücklich αἶσχος dabei ſtehe, welches Unſittlichkeit und Unſchönheit ausdrücke, ſo daß die Verirrung (ἁμάρτημα) offenbar nicht nur Verſtandes-, ſondern auch Willens- und Phantaſie-Verirrung ſein müſſe. Jean Paul alſo weiche bedeutend von Ariſtoteles ab, wenn er künſtlich durch einen Krieg des objectiven und ſubjectiven Contraſtes (Widerſpruchs) zu dem Lächerlichen komme, als dem zu Verſtande genöthigten unendlichen Unverſtande oder Ungereimtheit **).

Schon dieſe beiden Begriffe des Komiſchen, die noch in Einklang zu ſein behaupteten, ſeien in einem ſtarken Widerſpruche, ja ſogar unehrlich gegen einander, und der Krieg werde ſich noch entſchiedener zeigen, wenn man erſt die Uebrigen citirte, die nicht mit ſolcher Feinheit zu Werke gegangen ſeien, wie Jean Paul. So ließen zwar die Beſtimmungen von

---

λοῖον μόριον. τὸ γὰρ γελοῖόν ἐστιν ἁμάρτημά τι καὶ αἶσχος ἀνώδυνον καὶ οὐ φθαρτικόν, οἷον εὐθὺς τὸ γελοῖον πρόσωπον αἰσχρόν τι καὶ διεστραμμένον ἄνευ ὀδύνης.

*) Vorſchule S. 134. in den ſämmtlichen Werken. Bd. 41. Berlin. Reimer, 1827.

**) l. l. p. 145—151.

Home, Batteux und Mendelsſohn auf den Contraſt hinaus, aber gleich Möſer z. B. nenne das Komiſche Größe ohne Stärke, Büſching etwas Unregelmäßiges, Ungewöhnliches und Unſchickliches, Feder ein Mißverhältniß, Prieſtley finde es in einer Mißhelligkeit und Disproportion, ſobald nicht ernſthaftere Gemüthsbewegungen durch etwas Erheblicheres erregt würden, Eberhard nenne es die im höhern Grade ſinnliche und überraſchende Vorſtellung einer kleineren Unvollkommenheit, die aus dem Contraſte entſteht. Und ſo liefen dieſe Begriffsbeſtimmungen, wenn auch mit entfernten Aehnlichkeiten, dennoch entſchieden in alle vier Winde auseinander: eine wahre babyloniſche Begriffsverwirrung. Indeſſen alle dieſe kleinen Leute ſeien im Grunde wohl unphiloſophiſcher Natur, ſo gut wie Stephan Schütze ſelbſt, der ſie alle citire *), und dann noch ſelber eine Erklärung beibrächte, welche leicht die unpaſſendſte von allen ſein möchte, denn er verſtehe unter dem Komiſchen ein heiteres Spiel [alſo ein komiſches Verfahren], welches die Natur mit unſerer Freiheit vornehme, es ſeien darum auch faſt alle ſeine Beiſpiele gar keine Beiſpiele; aber alle dieſe Leute, zum Theil zu ihrer Zeit nicht unberühmte Denker, gingen doch ſo gut wie die allein herrſchenden Begriffsmänner unſerer Tage darauf aus, ſich des Begriffs zu bemächtigen, weſſen Geiſt habe ſich denn nun als ſeinen Eigenthümer legitimirt? Weſſen Begriff ſei denn nun der Begriff? Zur Antwort, werden ſie triumphiren, dürfe man vollends nur noch die Kantiſche Definition beibringen: das Lächerliche ſei die plötzliche Auflöſung einer Erwartung in Nichts. Denn das ſei es in der That, was demjenigen begegne, der bei dieſen Leuten, halben und ganzen Philoſophen, ſich eine Belehrung über den Begriff des Lächerlichen verſpräche. Die Geſchichte der bisherigen Unterſuchungen leiſte alſo keines-

---

*) Theorie des Komiſchen. S. 91.

wegs dem Hochmuthe des Begriffes vorſchub, vielmehr ſei ſie ganz eigentlich die Urkunde ſeiner Demüthigung.

So denkt ſie von uns, dieſe unphiloſophiſche Genialität, die ſich darum recht eigentlich als Geiſt mächtig fühlt, weil ſie in den Beſtrebungen ſo berühmter Männer nur eitel Thorheit und Unſinn zu finden weiß. In dieſer Demüthigung des Begriffs liegt dann, wie ſie meint, die Berechtigung ihres eigenen Hochmuthes. Sie iſt ſo gelehrt alle Vorgänger zu kennen, aber ſie hat nichts von ihnen gelernt, als daß ſie nichts wiſſen; alſo, würde in unſerm Fall ein geiſtreicher Autodidakt ſagen, muß ich die Sache ganz von vorn wieder anfangen, was ich zu ſagen weiß, hab' ich nur aus mir ſelbſt, und das, meine Freunde, iſt der eigentliche Ruhm in der Wiſſenſchaft, der Ruhm der Originalität, unzugänglich den armen geſchulten Philoſophen und ihren Nachfolgern.

Dieſer Geiſt der Selbſtgenügſamkeit und der vielgeprieſenen Urſprünglichkeit gehört allerdings nur denen an, die von der Natur der wiſſenſchaftlichen Entdeckungen ſo wenig merken, daß ſie den Ruhm in den Anfang ſetzen. Gegen ihre weit verbreitete Geſinnung iſt bei der Frage nach der nothwendigen und wirklichen Begriffsentwickelung vor allen Dingen die Natur des Erkennens und des Irrthums geltend zu machen, indem wir von ihrer Thatſache ausgehend vorläufig, wie ſie behaupten *),

---

*) Die berührte Anſicht von der Nichtigkeit aller Speculation iſt nirgends rückſichtsloſer ausgeſprochen, als in Gruppe's Wendepunct der Philoſophie. Der geiſtvolle Verfaſſer redet damit weſentlich gegen ſich ſelbſt, denn ſeine Empirie, wo ſie etwas werth iſt, da iſt ſie allemal die Zuſammenfaſſung des concreten Gegenſtandes in ſeine Totalität, ſeine Entwicklungen der Gemälde auf den Ausſtellungen, ſeine Ariadne in der Darſtellung der Volkspoeſie im Sophokles — alles dies Vortreffliche iſt concreter Begriff: Speculation. Warum redet Gruppe alſo gegen die Speculation? Weil er ſie in der Philoſophie nicht als concreten Begriff finden kann. Es thut nichts, wenn er auf ſeine Weiſe fortfährt, aber es geht noch beſſer, wenn er auch noch dieſen Fund thut.

die Geſchichte der Philoſophie für eine Kette von Irrthümern und die Geſchichte des einzelnen Begriffs für ſeine eigne Widerlegung gelten laſſen, dann aber gemeinſchaftlich mit ihnen zuſehn, was denn nun damit geſagt ſei, alſo was der Irrthum in der Philoſophie denn eigentlich ſei.

5. Irrthum in der Vorſtellung.

Gleich von vornherein, wenn der Irrthum nun einmal das Loos aller Philoſophirenden wäre, ſo hätt' es ihnen doch einfallen ſollen, daß es wohl am Ende ſeine Richtigkeit haben müſſe mit dem alten Sprichwort: Irren iſt menſchlich, und, wollen wir ſie fragen, wenn ihr ſelbſt nun werdet zugeben müſſen, ihr Vortrefflichſten, daß ihr bei aller guten Meinung von euch, doch ebenfalls Menſchen ſeid, womit wollt ihr uns überreden, ihr, gerade ihr würdet eine Ausnahme ſein und euch nicht irren? Die Allgemeinheit des Irrthums, die ihr entdeckt habt, ſollte euch keineswegs veranlaſſen, ihn für nichtig, ſondern vielmehr für wichtig zu erklären, und das geſchähe mit der Betrachtung, daß alſo wohl dieſer von euch entdeckte Irrthum am Ende ſelber die Geſetzmäßigkeit des Erkennens ſei, oder iſt ein allgemeiner Irrthum denn noch wirklich nur ein Irrthum und nicht vielmehr die Erkenntniß wie ſie nun eben ſein kann? Ihr ſelbſt, wenn ihr die Geſchichte der Erkenntniß eine Kette nennt, ſei es auch nur von Irrthümern, immer erkennt ihr damit ihre Verbindung, ihre Einheit, eine Fortſetzung aus ſich ſelbſt, ein gewiſſes folgerechtes Wachsthum an, und ſollte man da nicht prophezeihen können, dieſe Erkenntniß, was ſie auch ſei, werde daher wohl nothwendig den Gang haben einſchlagen müſſen, den ſie wirklich eingeſchlagen hat? Bekanntlich iſt dies auch längſt ſchon mehr als nur prophezeiht; wir wollen dies aber auch nicht nur ſagen, ſondern gebrauchen. Nämlich ſo, wenn wir jene ſich ſelbſt widerlegende Erkenntniß, die das gemeine Bewußtſein deswegen Irrthum nennt, trotzdem den geſetzmäßigen Vorgang der Erkenntniß nennen, ſo wird uns wohl überhaupt der Irrthum nicht für ſo ganz nichtswürdig gelten, als man ihn ausſchreit. So frevelhaft dies ſcheint, ſo iſt hier dennoch nichts Geringeres zu bekennen: nicht daß alle Wahrheit Irrthum ſei, aber wohl daß in allem Irrthum Wahrheit iſt. Freilich bleibt nun noch zu erörtern, wie es mit dieſer Miſchung ſteht und zwar zuerſt, daß ſie wirklich eine ſolche iſt. Ihr ſelbſt z. B., Verehrteſte, redet nicht ganz und gar Richtiges, indem ihr ſolchen Schimpf des Irrthums zu bringen ſucht auf die Wahrheitsforſcher der Vorzeit; ſie werden ſich wohl wirklich geirrt haben, ihr aber irrt euch nun über die Natur dieſes Irrthums, wenn ihr meint, was ihr allerdings doch ſagen wollt, er habe nichts gemein mit der Wahrheit. Irrthum iſt ein vermeintliches Wiſſen, immer alſo ein Wiſſen, nur das Wiſſen von einem Andern als es zu ſein behauptet, hat alſo weſentlich ſeinen Sitz im begrenzten Erkennen, d. h. in denjenigen Erkennen, wo es noch zwei giebt, und daher das Eine mit dem Andern zu verwechſeln möglich iſt. Das Sprichwort: „irren iſt menſchlich“, nennt dieſes begrenzte, endliche Erkennen, welches dem Irrthum unterworfen iſt, das menſchliche, und das bibliſche Bekenntniß: „unſer Wiſſen iſt Stückwerk“, ſetzt ebenfalls die Unvollkommenheit des menſchlichen Wiſſens, alſo eine Wahrheit, die nur ein Stück, keineswegs die ganze Wahrheit ſei, dem göttlichen Wiſſen entgegen, als dem ganzen Wiſſen und aller Wahrheit in ihrer Vollkommenheit. Dies iſt richtig. Das beſchränkte Wiſſen iſt darum beſchränkt, weil es Stücke, die aus einander liegen, anerkennt und ſich ſelbſt als Ein Stück gegen ein anderes hält, das dann ſeine Grenze iſt. So findet ſich gleich in der Wahrnehmung dies Zuſammengeſtücktſein aus zwei Beſtandtheilen, z. B. das Sehen und das Geſehene, der Gegenſtand, welcher nicht das Sehen ſelbſt iſt; und Irrthum wäre ein Sehen, welches das Sehen von etwas anderm zu ſein glaubt, als von dem Gegenſtande. Ob ich ihn nun aber richtig ſehe, z. B. den Vogel oder den Zweig, auf dem er ſitzt, dafür giebt es keinen Maßſtab als das Sehen ſelbſt, genug ich glaube an mein Sehen, und geſetzt, ich hätte ſchlechte Augen und ſähe falſch, ſo ſähe ich für mich allein doch immer ganz richtig das was mir erſchiene, und falſch nur gegen ein zweites Sehen z. B. eines andern, der gute Augen hätte. Mir erſchiene z. B. der Vogel als ein Tannenzapfen, während es doch ein Vogel iſt, wie ihn jener ſieht und wie ich ihn ſelbſt bei näherem zweiten Sehen finden ſoll; vorher aber würde ich mich immer darauf berufen, ich ſähe doch einen Tannenzapfen, und nicht eher daran glauben, daß es ein Vogel ſei, als bis ich ihn eben ſelbſt ſähe. Worin liegt nun der Irrthum? In der abgeſonderten, einmaligen Wahrnehmung doch wohl nicht, denn alle Wahrnehmung will weiter nichts ſein, als gerade die Empfindung der Außenwelt, die ſie eben iſt. Im Sehen für ſich kann z. B. ſchwerlich ein Irrthum liegen. Wegen meines ſchlechteren Auges erkenne ich den Vogel noch nicht, da ihn der andere ſchon ſieht, und ich habe recht und irre mich nicht, wenn ich auf ſeine Verſicherung: dort ſitzt ein Vogel, antworte: nein, ich ſehe keinen, d. h. für mich ſitzt dort keiner. Sobald ich aber hinzuſetze: es iſt nur ein Tannenzapfen, tritt der Irrthum ein: die Vorſtellung des Tannenzapfens iſt die Vorſtellung von etwas anderem, als ſie hier zu ſein meint. Vorher war nur die Frage, ob ich den Gegenſtand in der Empfindung hatte oder nicht, und ſowohl der habende als der nichthabende ſprachen ihr Wiſſen richtig und ohne Irrthum aus. Es war nur das Eine vorhanden, die Erkenntniß dieſer Erkenntniß (welche hier noch Empfindung iſt), und das iſt die Eine Wahrnehmung, die ſich ſo unmöglich für etwas anders als ſich ſelbſt halten kann. Sobald ich aber ſage: dieſer Gegenſtand ſcheint mir ein Tannenzapfen zu ſein, habe ich zwei; nun iſt nicht mehr geſagt: dieſer Gegenſtand empfindet ſich als dieſer Gegenſtand, ſondern dieſer Gegenſtand empfindet ſich als ein anderer, den ich ſchon kenne, von dem ich ſchon ein Wiſſen, eine Vorſtellung habe. So iſt hier die Möglichkeit des Irrthums gegeben: eines Wiſſens von etwas anderem, als es zu ſein meint, und dieſe Möglichkeit beſteht darin, daß die Wahrnehmung mit Vorſtellung *verbunden iſt*, d. h. mit einem Wiſſen, welches ſchon fertig war vor der Empfindung des Gegenſtandes in der Wahrnehmung. Hier ſind zwei, das vorher fertige Wiſſen, die Vorſtellung, und die gegenwärtige Empfindung des Gegenſtandes, welche beide ſich im Bewußtſein als Eins zuſammenfinden, aber im Falle des Irrthums nicht eins ſondern zwei verſchiedene ſind, welche nicht zuſammen gehören. So lange nun die Wahrnehmung mit der Vorſtellung nicht in Streit geräth, wird der Irrthum nicht offenbar, erſt wenn die Wahrnehmung eine andere wird, tritt ſie gegen jene frühere Vereinigung von Vorſtellung und Wahrnehmung auf, und die ſpätere Vereinigung offenbart den Irrthum der früheren. Lägen nun Wiſſen und Gegenſtand nicht als zwei außereinander, ſo könnte auch die Vorſtellung (das Wiſſen ohne den Gegenſtand) nicht mit der Wahrnehmung (dem Wiſſen, in welchem der Gegenſtand gegenwärtig iſt) irriger Weiſe verbunden werden; und ſo wäre der Dualismus, nach dem Begriff des Irrthums ſelbſt, zum Irrthum nothwendig, nämlich der Dualismus des Wiſſens und ſeines Gegenſtandes. Eine ſolche nicht nothwendige Vereinigung iſt die Wahrnehmung ſelbſt. Eine Wahrnehmung kann daher durch wiederholte Wahrnehmung als Irrthum ſich darſtellen, wie in unſerm Beiſpiel der Tannenzapfen zum Vogel wurde, wodurch ſich dann aber die erſte Wahrnehmung als Vorſtellung (Wiſſen ohne den Gegenſtand) erweiſet. Die Sphäre des Irrthums iſt alſo das *endliche Wiſſen*, und ſeine Beſtandtheile der Gegenſtand in der Wahrnehmung auf der einen und der Vorſtellung auf der andern Seite (denn das Wiſſen iſt hier noch Vorſtellung, ein Wiſſen, welches ein anderes als ſeinen Gegenſtand anerkennt, welches andere es nicht bei ſich führt, ſondern erſt wieder ſucht, indem es ſich auch von ihm herſchreibt). *)

---

*) Cf. Platon. Theaetet. [illegible] ade.

6. Irrthum in der Speculation.

Inwiefern wird aber dann im abſoluten Wiſſen überhaupt noch vom Irrthum die Rede ſein können? Hier, nämlich im Denken, giebt es nicht zwei mehr, nicht einen Gegenſtand, der ſeinem Begriff etwa auch nicht entſprechen könnte, ſondern hier giebt es nur dies Eine, das Denken, welches Subject (Thätigkeit) und Object (ſein Gegenſtand) zugleich iſt. Denn der Gegenſtand iſt doch das Gedachte, das Gedachte nun aber der Gedanke, und der Gedanke das Denken ſelber, dieſe Thätigkeit, welche ſich ſelbſt in Thätigkeit ſetzt und nichts zum Gegenſtande hat, als eben dieſe Thätigkeit ſelber. Freilich iſt dies ſchon alt, ſchon bei Ariſtoteles *) zu leſen, aber wer will es leugnen, daß es dennoch auch wieder eben ſo neu iſt, als ſo vieles Weſentliche, was daran hängt, und gerade in unſern Tagen wieder heftig geleugnet wird, wie z. B. darum der Gedanke das Herrſchende, das Vortrefflichſte, das gegenwärtige Göttliche, von Allem die Wahrheit und Wirklichkeit, das wahrhaft Unendliche ſelbſt ſei, und eben darum gar kein Zweites und kein Anderes anerkenne. Alſo das wär' es und das euer Troſt!? hör' ich ſie lächelnd fragen. Wort iſt Sinn, und Sinn in Allem, aber freilich nicht in Allen und — am Ende, es iſt nicht nöthig die Zweifler ſelig und unſterblich zu machen ſo im Vorbeigehn. Hier haben wir genug, wenn es nur wahr iſt, was jener abſtracte Ausdruck ſchon hinlänglich mit ſich bringt, daß es im Denken jene Zwei nicht mehr giebt, denn alsdann wird es auch im Denken, wenigſtens jene Art des Irrthums, nicht mehr geben, die ein Wiſſen von einem Andern iſt, als ſie zu ſein meint. Das Denken denkt ſich ſelbſt, und ſoll da nun die Möglichkeit übrig gelaſſen werden, daß es ſich zu denken meint und nicht ſich, ſondern etwas anderes denkt, während es doch gar nichts anderes Denkbares als nur den Gedanken giebt? Auch hilft

---

*) Metaph. XI. und XII.

es nichts, daß es dieſen und jenen Gedanken giebt, denn jeder Gedanke iſt das Denken, wenn dies ſich aber einmal in dieſes und in jenes Denken unterſcheidet, wird es da wohl möglich ſein, indem es ſich als dieſes Denken denkt, zu denken, daß dieſes Denken jenes Denken ſei? Daß dies das Allerunmöglichſte ſei, ihr Irrthümler, könnt ihr ſchwerlich in Abrede ſtellen.

Nun aber werdet ihr wohl an die Wahrheit appelliren und euch darauf berufen, das Denken ſei doch aber nicht die Wahrheit. Dieſe nämlich, hätten jene Prieſter ſehr ſchön geſagt, ſei das ewig verſchleierte Bild, deſſen Schleier kein Sterblicher jemals gelüftet, noch jemals lüften werde. Aber gebt Acht, wie ſchlimm ihr auch hier wieder daran ſeid; denn zuerſt iſt ja das Denken nicht unſeres Sterblichen, ſondern unſeres Ewigen Bethätigung; was haben alſo dieſe weiſen Prieſter wohl anders gemeint, als dem *endlichen* Meinen und Rathen, dem *ſterblichen* Auge lüfte ſich der Schleier des Ewigen nicht. Aber das Ewige ſelbſt, der unſterbliche Geiſt, wird nichts lieber und ſchöner ſchauen, als eben ſich ſelbſt. Und dann, wenn ihr einmal nicht umhin könnt, den Irrthum zu bezeichnen und zu erkennen als das Wiſſen von einem Andern, nur nicht von dem, wovon es zu wiſſen behauptet; wie wär' es auch hier wieder, wenn die ewige Wahrheit nur Eins wäre, und das Abſolute kein Anderes neben ſich litte, weil es eben das Abſolute, das Vollendete iſt? die philoſophiſche, die denkende Erkenntniß hat zum Gegenſtande dieſes vollendete Eine, alſo Gott, welcher die ewige Wahrheit iſt. Die denkende Erkenntniß iſt aber wiederum das Denken, die Philoſophie alſo und ihr Gegenſtand wiederum die Idee, die ſich ſelber denkt. Dieſer Gegenſtand aber, die Idee, iſt die Macht, welche ſich des Alls bemächtigt, oder vielmehr ſich desſelben nicht erſt bemächtigt, ſondern ſeine eigne und einzige Macht iſt, die Idee iſt die Gewalt, welche die Welt bewältigt und zwar dergeſtalt wiederum, daß ſie in derſelben von aller Ewigkeit ſich ſelber ſchafft, und daß es ſo außer ihr nichts weiter giebt: und — wie unendlich ſie ſich auch theilen mag, die allgegenwärtige Gottheit, immer iſt ſie es, und außer ihr gar nichts. Welch ein Vorrecht iſt nun aber damit der Philoſophie gegeben? Immer, da ſie doch Idee iſt, muß ſie etwas ſehen und erkennen von dem, worauf ſie ausgeht; und was ſie auch vorgiebt daran zu haben, ihren Gegenſtand gänzlich zu verfehlen, iſt ihr durchaus unmöglich. Dies Vorrecht der Philoſophie habt ihr nicht genug in Betracht gezogen, und den gemeinen Irrthum, wie er in menſchlichen Dingen begegnet, daß einer z. B. ſeines Freundes Naſe ſtatt einer Birne ſchält, habt ihr auf dieſen vermeintlichen Irrthum im Gebiet der ewigen Wahrheit angewendet, ohne zu bedenken, ob es ſich denn hier auch auf dieſelbe Weiſe verhalte. Ihr ſelber nennt doch den Irrthum ein Wiſſen von etwas, nicht aber ein Wiſſen, welches nichts weiß. Nun iſt der Gegenſtand des denkenden Wiſſens nichts anders, als dies Eine Denken ſelbſt, dieſe thätige Idee, die nicht nur das Vornehmſte und Mächtigſte, ſondern geradezu die Einzige und die Wahrheit von allem iſt; nicht darin alſo wird der Denkende irren können, daß er ſeinen Gegenſtand verfehlt mit ſeinem Wiſſen, ſondern einzig darin, daß er nun von dieſer Einen ſich ſelbſt wiſſenden Idee außer dem denkenden Wiſſen eine Vorſtellung bildet, in welcher er z. B. das Eine Moment der Idee für die vollſtändig entwickelte Idee hält, während es allerdings in der Natur des Erkennens liegt, daß Ein Blick vorerſt nur Eine Seite der Sache, *die einſeitige Wahrheit* entdeckt, wie ſie ihm gerade ſich zuwendet, ſo daß *die ganze Sache*, und damit die vollſtändige Wahrheit nur nach und nach entdeckt wird, und *in der Zuſammenfaſſung der einſeitigen Erkenntniſſe beſteht*; in der *einſeitigen* Wahrheit dagegen die *ganze* Wahrheit zwar *enthalten*, aber noch nicht *entwickelt* iſt.

Was alſo für gewöhnlich *Irrthum* genannt wird in der Geſchichte des denkenden Geiſtes, iſt in der That und Wahrheit vielmehr *Entdeckung*, und jene vorgebliche Kette von Irrthümern, mit der ſie uns verfolgen, vielmehr eine Kette von Entdeckungen, ein Vorgang, welcher das Geſetz der Erkenntniß iſt. Aus dieſem Geſichtspunct hat *Platon* weder

das

das Eleatiſche Sein, noch des Herakleitos fließendes Werden in den Winkel geworfen, ſondern die Vorgänger zur Einheit zuſammenfaſſend auf ihre wahre Stellung innerhalb der Idee zu bringen geſucht. Das aber iſt nicht Eklecticiſmus, ſondern Speculation. Derſelbe Fall iſt mit Ariſtoteles, der Platon's Ideenlehre nicht umſtößt, ſondern weiterführt und den wahrhaft letzten Schritt thut, wenn auch in etwas anderer Art, als ihn neuerdings Hegel noch einmal hat thun müſſen; und Ariſtoteles concrete Idee, die zuerſt Hegel als ſolche, man muß ſagen wiederentdeckt hat, iſt keineswegs Empirie, ſondern die zuſammengefaßte Wahrheit, Speculation.

7. Anwendung auf unſern Fall.

In dem Irrthume alſo auch eines jeden der ehrenwerthen Männer, welche wirklich philoſophirend den Begriff des Komiſchen in Betracht genommen, offenbart ſich nothwendig immer Eine Seite der Sache, welche die Wahrheit, der ganze Begriff iſt; und ihre Erkenntniß iſt nur darum ein Irrthum zu nennen, weil ſie, eine einſeitige Wahrheit, etwa vorgiebt, eine vollſtändige zu ſein, denn wer die Sache, hier das Komiſche, begreifen will, der wird ſie doch wohl ganz begreifen wollen. Wenn ſich alſo der Begriff in ſeiner Entwickelung widerſpricht, ſo ſind dies ſeine entgegengeſetzten Seiten, die zu ihrer lebendigen Einheit zuſammengefaßt werden müſſen, um den wahren Begriff zu geben; man würde alſo die Wahrheit ſelbſt aufgeben, wenn man ihre unvollkommene Geſtalt als nichtig verwürfe, ſie iſt vielmehr feſtzuhalten, als Moment der Idee zu erkennen, und ſo zu ihrer Wahrheit zu entwickeln. Die Sache ſelbſt, richtig zuſammengehalten, iſt der ſpeculative Begriff. Meiſtentheils wird man ihn nun bei Verſchiedenen in ſeinen verſchiedenen Momenten entwickelt finden, ſo daß er allerdings der Möglichkeit nach ſchon da iſt, wie etwa der komiſche Begriff in unſerm Fall. Der ſpeculative Begriff iſt dann aber als die wahre Wirklichkeit der Sache keineswegs überflüſſig, im Gegentheil erſt dieſe Geſtalt iſt die wahre Geſtalt der

Sache, nach der ſie in jenen Vereinzelungen nur ſtrebte. Man ſtreitet daher ganz gut und ſpeculativ gegen eine hergebrachte Definizion, wenn man die concrete Sache ſelbſt dagegen ſtellt, z. B. gegen die Erklärung, das Lächerliche ſei der Contraſt, d. h. der ſtreitende Gegenſatz als Erſcheinung, gehalten das Phänomen des poſitiven und negativen Magnets, welches nicht lächerlich iſt, oder den Stein und das Denken, welches es eben ſo wenig iſt. Eben ſo gegen Stephan Schützens Spiel der Natur mit der Freiheit würde man richtig anführen: einen Whiſtſpieler, den der Tod nicht zum Ausſpielen kommen läßt, was nicht lächerlich iſt, und ſofort jeden Menſchen, den er in irgend einem Gedanken unterbricht. Wenn aber im Gegentheil Stephan Schütze in ſeinem ganzen Buche faſt nicht Einen lächerlichen Fall für ſeine Theorie aufzuführen weiß, ſo könnte man ihm leicht nachhelfen mit dem Beiſpiel, daß einen Menſchen in ſeiner Geſellſchaft etwas unfein Natürliches überwältigt. Wenn aber ein ſolches Beiſpiel dann auch wirklich auf die Theorie des guten Mannes zu paſſen ſchiene, ſo bliebe er doch immer in dem merkwürdigen Fall, daß er den Begriff einer Sache geſucht hat, die er nicht einmal hinlänglich von Anſehn kennt, und ſo allerdings ein Beiſpiel des Irrthums giebt, wie wir ihn oben als menſchlich kennen lernten. Das wirklich Lächerliche, die Sache, von der ſich ſeine Vorſtellung herſchreibt, hat einen ſo undeutlichen und trüben Eindruck in ſeinem Geiſte zurückgelaſſen, daß er nun Vorfälle, die gar nicht lächerlich ſind mit ſeiner Vorſtellung vom Lächerlichen verbindet, und dann allerdings oft genug lacht, wo nichts zu lachen iſt, z. B. wie er noch im Jahr 1834 in einer Zeitſchrift drucken ließ, wenn einen Betrunkenen, der im Graſe liegt, eine Kuh oder gar ein Schwein beriecht.

In dieſer trüben Vorſtellung von der Sache mußte der Mann ſich beklommen und gedrückt fühlen, und ſo iſt es ganz der richtige Weg, wenn er durch den Begriff, durch das Denken der Sache ſelbſt ſich zu bemächtigen und aus der Unfreiheit der Vorſtellung zur Freiheit der wahren Einſicht ſich zu erheben ſuchte; aber freilich konnte ihm dies auf ſeine eigne Hand nur ſehr unvollkommen gelingen, eben darum, weil das verkannte lächerliche Object, dieſe individuelle Thätigkeit, wie ſie in dem einzelnen Fall auftritt, der lebendige und ganze Begriff iſt, der ſpeculativ nicht anders erkannt werden kann, als wenn der Geiſt zuerſt im Beobachten und dann im Denken ſich zum getreuen Spiegel des concreten Gegenſtandes macht, d. h. als wenn er, da er darin ſelber ſein eigener Inhalt iſt, ſchon vor der Auseinanderlegung ſeiner ſelbſt, vor der Begriffsentwickelung, ſich im Selbſtbewußtſein gegenwärtig hat, nämlich als richtige Beobachtung. Dies aber war es gerade, was unſerm Freunde abging.

Nicht ohne Arbeit und viele ſcheinbare Seitenſprünge ſind wir ſo zu der Einſicht hindurchgedrungen, zuerſt daß der Begriff des Komiſchen der Mühe werth iſt, ſodann daß er aber auch zu erreichen iſt, und nicht ohne unſere großen Vorgänger *) er-

---

*) Ohne Zweifel wird man in der obigen Aufzählung des Autodidacten gerade die wichtigſten Vorgänger vermiſſen, nämlich die ganze neuſte Schule, zuerſt Solger's Erwin und die berühmte Ironie, ſodann den gröſten von allen Hegel ſelbſt, von deſſen Aeſthetik der erſte Band 1835 im Publikum erſchienen iſt, ferner Chr. H. Weiße, der in ſeinem Syſtem der Aeſthetik als Wiſſenſchaft von der Idee der Schönheit, Leipz. 1830, den Begriff des Komiſchen ausführlich abhandelt, und ganz neuerlich Lommatzſch in ſeiner Wiſſenſchaft des Ideals oder Lehre vom Schönen, Berl. 1835 Es war aber gleich zu erwarten, daß der Spaßvogel gegen dieſe Batterien der Speculation nicht marſchiren, es vielmehr dem Verfaſſer ſelbſt überlaſſen würde, ſie zu nehmen oder ſich ihnen zu ergeben. Im Allgemeinen gilt das, was wir ſchon ausgemacht haben, ſodann iſt allemal von Hegel, wie von Ariſtoteles, die Frage, nicht worin ſie mangelhaft ſind, ſondern was ſie gelehrt haben Das Komiſche wird nun in dieſem erſten Bande der Aeſthetik nur beiläufig erwähnt, und nach der Anlage des Ganzen zu urtheilen, auch ſchwerlich in dem zweiten vollſtändig entwickelt. Hegel iſt kein großer Freund davon, und geht wenig damit um, obgleich in ſeinen vermiſchten Schriften eine Recenſion über Rau-

reicht werden ſoll: wobei das Verhältniß ihrer Irrthümer zur Idee und Wahrheit und die Bedeutung des Irrthums in beiden Kreiſen der Erkenntniß ſich herausſtellte, hier aber zuletzt

---

pach's Bekehrte den Beweis giebt, daß er die Komödie allerdings in Betracht zu ziehen nicht verſchmähte. Dies wird ſodann auch wieder im zweiten Bande der Aeſthetik geſchehen müſſen in der Poeſie, dagegen in der übrigen Kunſt und außer der Kunſt wird das Komiſche wohl hier ſo wenig als in Solger's Erwin zur Erörterung gebracht werden. Die äſthetiſche Idee, nachdem ſie im Allgemeinen abgeſondert und als Ideal beſtimmt iſt, läutert ſich bei Hegel vom zweiten Theil des erſten Bandes an hiſtoriſch und in concreter Verwandlung zur Kunſt und ihrem Ideal hinauf, iſt alſo weniger eine Metaphyſik des Schönen, als ſeine concrete Geneſis, welche ebenfalls, nur mehr empiriſch, das ſpeculative Ganze geben muß, aber wegen der vielfältig nur concreten Momente den Begriff (z. B. das Komiſche) nicht überall in ſeiner Allgemeinheit verfolgt.

Den anderen Weg, der mehr theoretiſchen Begriffsentwickelung, hat Weiße einzuſchlagen verſucht; der Begriff des Komiſchen findet bei ihm zuerſt den beſtimmten Platz, er ſetzt ihn zwiſchen das Häßliche und das Ideal, er iſt vielerfahren in äſthetiſchen Dingen und von genialem Blick, auch hier, und hat ſchon durch jene Stellung ein erfinderiſches Verdienſt, dennoch iſt er mit ſeinem Abfall von Hegel gleich von vornherein und durch und durch aus der Ganzheit des Begriffs in die Halbheit der Abſtraction, alſo in die Entzweiung der Idee zurückgeſunken. Die Logik und damit alſo den Begriff, der ſich in ſeiner Entwickelung ſelbſt zum Object hat, das Denken, welches den eigenen Vorgang des Denkens verfolgt, nennt er eine bloße Form, die ihren Inhalt erſt noch erwarte. Er ſagt in der Aeſthetik S. 7. Anmerkg.: „Weil die Hegelſche Philoſophie fortgegangen war bis zu dem Begriffe der abſoluten Idee, d. h. derjenigen concreten Einheit, welche alle andern ſelbſt ſchon als concrete Einheiten gefaßten logiſchen Kategorieen aufgehoben, d. h. als lebendige Momente ihrer ſelbſt in ſich trägt: ſo galt ihr dieſes im logiſchen Sinne abſolut Concrete für den Inbegriff aller Realität überhaupt.“ Allerdings; wenn nämlich das logiſche Abſolute wirklich das Abſolute iſt, ſo muß es freilich, und das iſt noch das Beyſpiel des Stephan Schützischen Irrthums gelehrt hat, daß auch ſchon das vollſtändige Erkennen des in der Anſchauung Vereinzelten ein Herabſteigen des Göttlichen in

---

es auch, das einzig Reale und der Inbegriff aller Realität, ja des All's auch mit ſeinem allerwenigſt Realen ſein. Weiße verſteht aber ſogleich unter dem logiſchen Abſoluten nur irgend ein Abſolutes, und meint damit ein vollkommen fertiges, nicht das Vollkommene ſchlechtweg; denn er nennt das Logiſche darum abſolut, weil es lebendige Einheit der Kategorieen ſei, die Kategorieen ſind ihm aber nur die Formen, deren Leben und Concretion darin beſteht, daß eine die andere aufgehoben in ſich enthält, ſie ſind ihm nur Formen, die Formen zum Inhalt haben, und die Form, in der alle Formen ſind, iſt die abſolute Form, das lebendige Abſolute. Hiemit iſt aber Weiße ſehr übel daran, denn erſtlich warum iſt der Inhalt, welcher wieder eine Form iſt, nicht gut genug, um Inhalt zu heißen? und was das Schlimmſte oder eigentlich daſſelbe iſt, was iſt das für ein Abſolutes, welches nicht ſchlechthin das Abſolute iſt, ſondern noch ein anderes Wirkliches neben ſich leiden muß? Die Form, welche Thätigkeit iſt und keinen andern Inhalt und Gegenſtand hat, als wieder die Form, wieder die Thätigkeit, iſt ja gerade darum das Abſolute ſelbſt, und zwar das ſchlechthin Abſolute, weil es eine ſo vollkommene Thätigkeit iſt, daß es Alles in ſich ſelbſt verwandelt, daß es gar keinen Gegenſtand übrig läßt, als nur ſich ſelbſt. Weiße zieht aus dem logiſchen Abſoluten ganz andere, ſehr unphiloſophiſche Früchte: „Hegel verkenne, indem er die abſolute Idee in der Logik für Alles, was iſt, erkläre, damit verkenne er, daß es außerdem noch ein Concretes und Wirkliches gäbe, nämlich das Vernünftige als abſolute Formbeſtimmung ſei nur die unbedingte Grundlage und conditio sine qua non des Wirklichen.“ Was das für eine traurige Vernunft iſt, die zum Grunde liegen bleibt! und gar die Vernunft eine Bedingung zu nennen, wenn man Alles ſagen will was ſie iſt! Ich dächte, der Tiſchler dächte ſeinen Tiſch eben ſo gut zurechte, als er ihn zurecht hobelt und leimt, oder meint die Weißiſche Anmerkung, das Hobeln, Leimen und übrige Wirken, wodurch das Wirkliche bewirkt wird und das ganze Werk, welches wird, ſei nicht mehr das wirkende, nur ſich bewirkende Denken? Wenn aber die Endlichkeit erfordere. Aller Irrthum alſo iſt menſchlich, er hauſet in der Vorhalle des Denkens, wo noch eins für das andere ergriffen werden kann, und aus dieſer in den Kreis der

---

der Gedanke das wirkende und das wirkliche Werk iſt, was bleibt dem Wirklichen, von dem Weiße redet, dann noch übrig? das Holz, die ὕλη, das Träge, Widerſtandleiſtende; alſo das Holz wäre das Wirkliche, und der Tiſchler, das Vernünftige, nur die Grundlage, die Bedingung des Tiſches? Alles, was an dem Holze Tiſch iſt, das iſt ja gerade des Tiſchlers, und nicht des Holzes. Aber zum wenigſten bleibt hier die ὕλη als Reſiduum, als Bodenſchlag, als — Grundlage. Nun dann kehrte ſich das Ding doch ſchon wenigſtens um, und der Tiſchler wäre das Wirkliche, das Holz aber nur die Grundlage Indeſſen die Sache iſt nicht ganz rein, denn der Tiſchler iſt ja keineswegs ganz vernünftig, ſondern Hobel, Säge, Fuchsſchwanz, Stemmeiſen, Zugeiſen, und was ſonſt zur Tiſchlerei gehört, das iſt ſchon wieder Unvernünftig, und ſo geht es freilich durch die ganze Welt: Das Vernünftige hat immer das Unvernünftige an ſich, und bethätigt ſich damit und darin, wirkt darin, bewirkt ſich darin, iſt das Wirkliche durch und in ſeinem Gegentheil. — Aber wie kommt Weiße dazu, ſich ſo etwas ſagen zu laſſen? — Aber warum ſagt Weiße denn, das Vernünftige ſei Grundlage des Wirklichen? Warum redet er von einem logiſchen Abſoluten, außerdem aber noch von einem Wirklichen? Er muß mit Hegel ſagen: die logiſche abſolute Idee iſt alle Realität: auch mit der ὕλη, die zu Boden ſinken und als Niederſchlag bleiben will, iſt es nichts. Hegel hat mit der abſoluten logiſchen Idee keineswegs einen Gott gemeint, der noch etwas Beſſeres und Wirklicheres, als er ſelbſt, nebenher laufen hätte; aber Gott hat er gemeint; die logiſche abſolute Idee iſt das Abſolute, Gott, wie es gedacht iſt, iſt der Begriff (der Gedanke) Gottes. Der abſolute Gedanke, der wahre Gedanke, iſt aber das einzig Reale, das einzig Wirkliche, weil er ſich ſelbſt und Alles (auch die ὕλη) bewirkt. Wohin Weiße ſich verirrt, indem er die Realität des Gedankens, des Logiſchen nicht für alle Realität anerkennt, haben wir an ſeinem eignen Ausſpruche nachgewieſen. Die Folgen ſind ungeheuer, nämlich der vollſtändige Abfall von dem innerſten Kern aller philoſophiſchen Wahrheit, der Mißverſtand des Abſoluten, was ſich ebenfalls ſchon gezeigt hat: ſo geht es göttlichen Thätigkeit des Denkens ſelbſt einzudringen, iſt ihm nicht vergönnt, wenn er einmal jenſeits den falſchen Griff gethan.

---

nun freilich durch die ganze Aeſthetik fort, und die vielen geiſtreichen Blicke ſeiner beſten Entdeckungen, alle bleiben auf dem Boden der Unwahrheit, wie ſie freilich mit jedem geboren wird, die aber wiedergeboren werden muß aus dem Geiſt und aus der Wahrheit in die Wahrheit des Geiſtes.

Bei Lommatzſch iſt die Auffaſſung des Komiſchen nicht weiter gekommen, im Gegentheil noch aus dem Weißiſchen Zuſammenhange zurückgewichen, und dieſer Zuſammenhang iſt doch gerade die Hauptentdeckung des genialen Leipzigers.

II.

Die Idee in Einheit mit ſich. Wahrheit und Schönheit.

A. Wahrheit, die gedachte Idee. 1. Wahrheit aus Irrthum. 2. Das Abſolute, die ſich befreiende Idee. 3. Der Gedanke, das einzig Wirkliche.

B. Schönheit die erſcheinende Idee, welcher das Komiſche angehört. a. Die erſcheinende Idee als die unvollkommen daſeiende. b. Die erſcheinende Idee als die ſich befreiende. c. Die erſcheinende Idee als vollkommen daſeiende. Ideal, die abſolute Erſcheinung.

A. Wahrheit, gedachte Idee.

1. Wahrheit aus Irrthum: die beiden Seiten der Idee.

Die Abſicht dieſer Unterſuchung iſt die Entwickelung des komiſchen Begriffs, alſo das Komiſche zu denken, das Komiſche, wie daſſelbe in der Idee iſt, zu erkennen; und dies hat ſich bereits als daſſelbe gezeigt damit, die Idee zu erkennen, wie dieſelbe im Komiſchen iſt. Daß der Gegenſtand, das Komiſche in der Anſchauung richtig von uns empfunden werde, daß wir zur gehörigen Zeit lachen, davon gehen wir aus. Wir ſind alſo um unſern Gegenſtand nicht verlegen; wir brauchen uns ſeiner blos zu erinnern. In dieſer Erinnerung haben wir ihn ganz und vollſtändig, aber zuerſt doch nur als concreten Gegenſtand, der zwar in unſerer Auffaſſung vorhanden, ſo aber immer noch nicht vollſtändig unſer Eigenthum iſt; dies wird er erſt fernerhin, indem wir ihn auch erkennen. Wir fühlen überall dieſen Trieb, uns noch anderweitig als in der bloßen Empfindung der Sache zu bemächtigen, durch den Gedanken nämlich, und wir haben ſoeben auch ausgefühet, inwiefern der Begriff das eigentlichſte und beſte Eigenthum der Sache ſei. Den Gegenſtand aber in der Anſchauung, von dem wir reden,„ hier das Komiſche, müſſen wir richtig empfinden, um die weitere Aneignung bewirken zu können; dann aber iſt auch der Begriff zugänglich, und zwar haben wir geſagt: das Komiſche iſt begreiflich, weil es Idee iſt, und iſt vorzugsweiſe begreiflich, weil es thätiger Geiſt, alſo die Idee in ihrer eigenſten Geſtalt iſt, denn wir erleichterten uns allerdings die Sache, indem wir gleich von vornherein nach dem Begriff der komiſchen That fragten. Beide, wenn es anders zwei ſind, die komiſche That und ihr Begriff, wären alſo Idee und in der Idee begriffen, es fragt ſich nur, ob die Weiſe des Daſeins der Idee in dem denkenden Begriff dieſelbe wie in der komiſchen That ſei, und wenn ſie verſchiedene Weiſen oder Geſtalten der Idee ſind, wie ſie ſich denn unterſcheiden. Alſo vorläufig, welches ſind die verſchiedenen Weiſen der Offenbarung und Wirklichkeit der Idee? Sodann iſt hier oder dort das Komiſche unterzubringen? Dieſe Frage begann im Grunde ſchon damit, daß an dem Begriff oder der Idee gezweifelt, alſo von ihr abgefallen wurde mit der gemeinen Vorſtellung des Irrthums. Der Zweifel iſt der zweite Fall, der als möglich geſetzt wird, das Statuiren eines Anderen, und die gemeine Vorſtellung ebenfalls das Wiſſen von ſich und einem Andern. Dieſer Boden aber des Dualismus, der Entzweiung, war das Bereich und die Wohnung des Irrthums; und der Irrthum ſelbſt mit ſeiner ganzen Wohnung, der Endlichkeit, iſt der Abfall von der Wahrheit, eine andere Geſtalt der Idee, als ihre wahre. Dennoch iſt ſie immer eine Weiſe des Daſeins der Idee, denn es ergab ſich ja eben, daß auch der Irrthum ein Wiſſen, und keineswegs ein rein nichtiges Nichtwiſſen ſei, vielmehr zeigte es ſich, der Irrthum, wenn er zum Vorſchein kommt, ſei das endliche Wiſſen, welches ſich ſelbſt beendigt, und entweder im endlichen Wiſſen ſtehn bleibt, d. h. nur zu einem andern endlichen

Wiſſen fortgeht, z. B. von dem Tannenzapfen zum Vogel, oder die Erſcheinung des Irrthums, die Erkennung desſelben für das, was er iſt, wird zur Aufhebung des endlichen Wiſſens als ſolchen, zum unendlichen, dann iſt es Zuſammennahme der beiden Gegenüberſtehenden, des Gegenſtandes und des Wiſſens, in ihren Begriff, ſo daß kein anderer, kein fremder Gegenſtand mehr übrig bleibt. Indem der Gedanke ſich als das wahre Weſen des Gegenſtandes erkennt, ergiebt ſich der Gegenſtand, ſofern er äußerlich iſt und außer dem Gedanken, als eine unwahre Geſtalt des Gedankens, als ſtagnirter, feſtgewordener, verſteinerter, gefrorner Gedanke, als ein dem Denken entfremdeter Gegenſtand. Dieſe Gegenſtändlichkeit, welche außer dem Gedanken und ihm gegenüber zu ſein ſcheint, iſt, ſo lange ſie in dieſem Scheine verharrt, die Endlichkeit, die unwahre Geſtalt der Idee. Der Stein und der Irrthum, beide ſind die unwahre, die von ihrer Selbſtbethätigung abgefallene Idee, beide aber ſind ohnmächtig gegen den Gedanken, die Idee: indem ſie gedacht werden, kommen ſie zu ihrer wahren Geſtalt, und zeigen ſich flüſſig ſowohl, indem ſie aus dem Gedanken herausgegangen, als auch, indem ſie nun in ihn zurückgehn. Die Unterſuchung über den Irrthum, als die unwahre Geſtalt der Idee, war alſo zugleich eine Unterſuchung über die Idee ſelbſt, welche die Wahrheit iſt, indem ſo die beiden entgegengeſetzten Seiten der Idee kenntlich gemacht wurden.

2. Das Abſolute, die ſich befreiende Idee.

Dies iſt nun weiter zu verfolgen. Im Reiche des Irrthums, der zwei, die für einander genommen werden können, **in der Endlichkeit, iſt die Idee unwahr**, und die ganze Sphäre der Endlichkeit mit ihren Irrthümern iſt der Idee ſelbſt nicht angemeſſen, das heißt, die Endlichkeit und das endliche Wiſſen, der Irrthum, iſt die Idee in unvollkommener Geſtalt. **Als ſich ſelbſt denkender** (ſpeculativer) **Begriff dagegen iſt die Idee in ihrer Unendlich-**

keit, in ihrer Wahrheit und in ihrer vollkommenen Geſtalt: ſo iſt ſie abſolut und keinem Irrthum unterworfen. Indem jedoch der Irrthum als ſolcher zum Vorſchein kam, ward er zur Wahrheit erhoben, die einſeitige Erkenntniß, die dafür erkannt iſt, hört auf einſeitig zu ſein, die Endlichkeit in ihrem Begriff iſt die ſich ſelbſt beendigende und ſo die Unendlichkeit, die Entzweiung (Dualismus), die zur Begriffstotalität (Speculation) fortgeht, iſt die Bewegung der Idee aus ihrer Unwahrheit zur Wahrheit. In der einen Geſtalt alſo iſt die Idee die beſchränkte, in ihrer Entzweiung ſich ſelbſt einkerkernde, die unfreie, die gefeſſelte Idee, wie ſich denn wirklich aller Irrthum und alles endliche Wiſſen gedrückt und beengt fühlt, und einen Trieb hat, ſeine Schranken zu brechen. Dieſe Schranken ſind denn auch in der That und Wahrheit gebrochen, ſobald ſie erkannt ſind, wie wir ſo eben gezeigt haben, und die andere die wahre Geſtalt der Idee iſt nun die freie, oder vielmehr die ſich befreiende, d. h. aus der Endlichkeit und ihren Schranken ſich herausringende. Dieſe Thätigkeit des Geiſtes iſt der abſolute Geiſt. Abſolut, dem nichts mangelt, denn alles was iſt, das iſt er; frei, denn er beſtimmt in ſeinem Andern nur ſich ſelbſt. Sein Anderes, ſeine Schranke, ſeine Endlichkeit hat alſo auch das Vollendete, das Abſolute und das Freie nicht aus ſich herausgeworfen, ſo daß ſie nun ihrer zwei gegeneinander wären, aber es hat das Andere zu ſeinem Andern; und was es iſt, das Freie, das iſt es keineswegs, ſondern ſo bewirkt es ſich in alle Ewigkeit, es iſt ewig nur das ſich befreiende, nachdem es zuvor frei aus ſeiner Freiheit in die Unfreiheit herausgegangen. So iſt der Menſch, der frei iſt, der ſich befreiende im Vorgange des Denkens und in jeder That, die ihn zu Gott erhebt, zu dem ewig freien, und ſobald er aus dieſer Thätigkeit zurückſinkt, iſt er nicht mehr in Gott, iſt er wieder unfrei und der Endlichkeit Beute. Der Menſch iſt der Geiſt, welcher in dieſer Unfreiheit zwar nicht zu bleiben, aber doch in ſie zurückzuſinken vermag, ohne die Bethätigung ſeines Wahren ſchon in dem Abfall von ſich, in der Unfreiheit, voraus zu wiſſen. Gott aber iſt darum der nur freie, weil ſeine ſelbſtbewußte Bethätigung, die von Ewigkeit iſt, ſich in aller Ewigkeit nicht verliert, weil er ſein unfreies Daſein ſetzend nichts thut, als ſein freies wirkt; denn auch ſeine Freiheit iſt nur dieſe Thätigkeit, die als Befreiung ewige Bethätigung ſeiner ſelbſt iſt. So iſt überall das Abſolute nur dieſe Thätigkeit, und es giebt kein Freies, als nur das ſich ewig befreiende, zu dem ſich der endliche Geiſt erhebt in eben dieſer Thätigkeit. Darum preiſet Ariſtoteles Gottes Seligkeit mit den ſchönſten Worten, wenn er ausführt, wie der Menſch im Gedanken eins ſei mit Gott: ſo wohl aber, wie uns es hierin nur bisweilen würde, ſo wohl ſei Gott es immer.

3. Der Gedanke das einzig Wirkliche.

Der Gedanke iſt das einzig Reale und das einzig wahrhaft Wirkliche, weil er ſich ſelbſt und Alles bewirkt. Das logiſche Denken iſt dieſelbe Thätigkeit, welche die Thätigkeit Gottes, des Abſoluten, iſt, womit der Würde des Abſoluten ſo wenig Abbruch geſchieht, als dem Profeſſor, deſſen Vordenken hundert Zuhörer nachdenken, und wenn der Hunderte noch ſo viele wären, das Denken bliebe immer das Eine und daſſelbe. Das Denken in ſeiner Wahrheit, die abſolute logiſche Idee, iſt alſo nicht ein Abſolutes neben einem andern Abſoluten, ſondern das Abſolute, außer dem gar nichts Realität hat. Dem Denken als abſolutem fehlt gar nichts, das Wiſſen nicht, es weiß ſich ganz, das Wollen nicht, dadurch iſt es, die Macht nicht, denn der Gegenſtand iſt ſein. Die abſolute logiſche Idee iſt alſo die Erhebung des Gedankens in die Thätigkeit Gottes, und iſt dieſelbe Thätigkeit, welche Gott iſt. Gott aber iſt dieſe ſich befreiende Thätigkeit immer, der Menſch, weil er endlich iſt, ſinkt aus ihr zurück.

Man könnte nun näher nachfragen, wie doch der Menſch in die Thätigkeit der Schöpfung, dieſe abſolute, d. h. ſich ſetzende und ſich befreiende Thätigkeit Gottes, ſich verwickeln, ſich erheben könne? Die Frage gehört allerdings hieher, wenn ſichs ergeben ſollte, daß unſer Gegenſtand der ſchaffenden Thätigkeit angehörte; was ſich im Grunde ſchon ergeben hat, als wir nur ſeinen Namen nannten, indem wir nach dem Begriff der komiſchen That fragten, hier jedoch natürlicher Weiſe näher zu ermitteln iſt. Alſo der Menſch iſt Geſchöpf durch Gott geſchaffen und aus Gott herausgeſetzt als Endliches, dann fährt er ſelbſt fort, ſich als Endliches zu erhalten, indem er ſich fortdauernd erneuert, als ein anderes ſetzt, welches aber er ſelbſt iſt, denn ſein Geiſt iſt das Wirkende, und dieſe Thätigkeit wiederum iſt fortgeſetzte Thätigkeit Gottes, obgleich der Menſch ſie ſelbſt iſt, denn ſie iſt ja aus Gott geſetzt, oder vielmehr ſie iſt ſeine eigne Thätigkeit, von der man nur darum ſagen kann, daß ſie aus ſich herausgeht, weil ſie die Form ihrer Wahrheit verläßt und in die Form der Endlichkeit eingeht, was wieder nichts anders iſt, als eigne Unterſcheidung in ſich, denn dies, ihr Anderes, ſetzt die göttliche Thätigkeit in ſich, indem ſie ſich in ihr ſetzt. Kurz auch der Menſch als Endliches kann aus Gott nicht heraus, der Geiſt aber, der er weſentlich iſt, iſt unerſchaffen und nur ſchaffendes, wirkendes ſelbſt, das einzig Reale als unendliche Thätigkeit. Die Schöpfung iſt aber inſofern endliche Thätigkeit, als das Ding im Entſtehen und Vergehen ein anderes wird. Freilich iſt auch dieſe Thätigkeit nicht von ſich ſelbſt, ſondern vom Geiſt, der Geiſt des Menſchen aber iſt endlicher Geiſt, ſofern er ſich in der Sphäre dieſer endlichen Thätigkeit fühlt, d. h. ein Anderswerden zu erleben hat. So wäre die Schöpfung als die geſetzte Thätigkeit in Natur und Menſch die endliche Thätigkeit. Die Schöpfung iſt dagegen inſofern die ewige ſich wahrhaft befreiende Thätigkeit, als Gott aus dem Geſetzten zu ſich ſelbſt, zu ſeiner Wahrheit zurückkehrt. Er befreit ſich aus der Endlichkeit nicht, indem er ſie verändert, ſondern indem er ſie als ſein weiß und erkennt, aber als ſein Unwahres, dagegen ſeine eigne Thätigkeit, welche ſich ſelbſt und das Geſetzte, Welt und Menſch, bewegt, als das einzig Wahre. Durch dieſe eigne Thätigkeit Gottes wird dann freilich auch das Endliche unendlich und das Veränderliche ewig, denn das Andere iſt nicht ſelbſtſtändig, ſondern in Gott, und ſo iſt die Eine Welt ebenfalls das Abſolute, das nicht aus ſich herausgeht und in aller Veränderung bei ſich bleibt. Dies iſt die ewige Bethätigung Gottes, und die Schöpfung als ganze Schöpfung dieſer Gedanke Gottes. Der Menſch aber hat Theil an dieſer Thätigkeit auch des göttlichen Denkens, er erhebt ſich in dieſe ewige Thätigkeit, und dann iſt er dieſe Thätigkeit, welche das Abſolute iſt. So iſt er Theilhaber an der göttlichen Schöpferthätigkeit, ſowohl im Endlichen als im Abſoluten, und ſo — was ſich denn freilich wohl von ſelbſt verſteht — kann er aus Gott nicht heraus: in ihm leben, weben und ſind wir.

So ſind wir denn aber auch mitten in dem berüchtigten Verfahren, welches man mit großer Ungunſt Pantheiſmus nennt, und ſich dabei auf die Würde Gottes einerſeits beruft, welcher höher ſei, als alle Vernunft, und auf die eigne Beſcheidenheit andererſeits, weil der Menſch doch ſchlechter ſei, als Gott, und Staub und Waſſer, das ſchlechteſte von Allem. Dieſe Beſcheidenheit thut aber ganz daſſelbe, als wenn ſie ſagen wollte, der Körper ſei ſchlechter als der Geiſt, der Fuß ſchlechter als der Kopf, und vollends die Nägelſpitzen zum Abſchneiden, und daraus nun gezeigt zu haben meinte, dies Schlechte ſei nicht Menſch. Umgekehrt könnte man ſagen, der Geiſt allein und einzeln ſei eben ſo wenig Menſch, ſondern werde als Geſpenſt gefürchtet, es könne aber weder das Schlechteſte ohne das Beſte, noch das Beſte, der Geiſt, allein ſein, denn das iſt ja gerade der Begriff des Geiſtes, daß er in Allem iſt, ohne ſich ſelbſt zu verlieren, und in allem ſich wiederfindet, ohne daß er deswegen aufhört, als Beſtes einen Gegenſatz im Schlechteren zu haben, das Schlechtere iſt aber ſein Gegenſatz. Der Begriff z. B. Menſch hat ſeine Aeußerlichkeit, die er von ſich ſtoßen kann, ſeine Aeußerlichkeit iſt darum nicht er ſelbſt, dennoch aber iſt der Begriff Menſch ohne die Aeußerlichkeit gar nicht, und wenn theilweiſe ohne dieſelbe z. B. ohne Haare und Nägel, ohne Hand und Fuß, ſo iſt er gleich ein mangelhafter Begriff. So machen ſchon im Menſchen das Schlechte und das Beſte zuſammen die Einheit, welche darum nicht ſchlechter iſt, als das Beſte allein, wenn man ſo ſagen könnte, und nicht vielmehr das Beſte wiederum das Ganze wäre, welches aber das Schlechte in ſich hat. Freilich gehört zu dieſer Einſicht, daß man die Sache ſelbſt genau anſieht, weiter aber auch nichts, kein Beweis und nicht vieles Gerede. Denn es iſt überflüſſig, die Thatſache, daß der Geiſt des Menſchen in ihm allgegenwärtig wirkend ſei zu beweiſen, man müßte denn für nöthig erachten, an jedem Punct des Leibes gezwickt oder gegeißelt zu werden, um die Erfahrung zu machen, daß der Geiſt dieſe vielen Puncte zu einem Einzigen, nämlich ſeinem mache.

Warum iſt denn nun jener Pantheismus, der weiter nichts behauptet als den alten Satz, daß auch Gott allgegenwärtig ſei, ſo berüchtigt? oder der Ausdruck: daß die Welt weder aus Gott, noch Gott aus der Welt heraus könne? Soll Gottes Geiſt weniger allgemein ſein in dem Seinigen, als unſre Erfahrung uns von dem eignen Geiſte lehrt? Freilich in dieſem Ausdrucke: „unſer Geiſt und Gottes Geiſt“, darin liegt der Fehler, denn aller Geiſt iſt Gottes Geiſt, aller Gedanke Gottes Gedanke, der Gedanke aber eben dieſes Allgemeine, Unendliche, Ewige, das ſich an nichts verlieren kann, und indem es ſich mittheilt, immer bei ſich bleibt. Wie käm' es denn auch nur, daß Wald und Feld Gottes wären, auch noch die Heerden und das Wild, der Hirte aber nicht, und nicht der Jäger, weil ſie Menſchen ſind? Dieſer Pantheismus, immerzu mags ſo heißen, ſagt nicht, Alles iſt Gott, ſondern er ſagt: Alles iſt Gottes, und außer ihm nichts, denn auch das Schlechteſte iſt ſein Gedanke, der nur darum ſchlecht iſt, weil er von der wahren Thätigkeit des Gedankens abgeſchieden iſt, aber auch das Schlech teſte hört nicht auf, möglicher Gedanke zu ſein, es hat ſogar das Schlechteſte auch ſeine Thätigkeit als Analogon des Denkens, ſo lange es noch in ſeiner Erniedrigung iſt, z. B. als agirender Chemismus und freier Mechanismus *). Dies beobachtete ſchon Heraklit in dem ewigen Fluß aller Dinge. Der Ausdruck: Alles iſt Gott, wäre dem Mißverſtändniß ausgeſetzt, daß man nun denken könnte, es würde in dieſem „Alles“ kein Schlechtes und Beſtes unterſchieden; ſo iſt es aber nicht gemeint, ſondern das eben iſt das Leben dieſer Einheit, daß ſie ſich in ſich unterſcheidet, welche Unterſcheidung die Schöpfung ſelbſt iſt, dieſe Eine Thätigkeit, welche beide ſind, wie wir eben geſehen haben. Es wird nichts geſchaffen, als was von Ewigkeit war, der Gedanke Gottes, welcher Gott iſt, als dieſe Thätigkeit in beiderlei Geſtalt, der endlichen und unwahren als Außenwelt, und der unendlichen, wahren als Gedanke. So iſt freilich das Unwahre in der Wahrheit, wenn die Außenwelt im Geiſt iſt, der Geiſt aber, der Gedanke, iſt ihre Wahrheit. Die Außenwelt, wie ſie in ihrem Abfall vom Gedanken feſtgeworden, und als die verzauberten Ideen in Roſen, Diamanten und allerlei Thieren ihre Erlöſung durch den Gedanken erwartet, kann dieſe Erlöſung wie im Märchen nur durch Verwandlung in ihr Wahres gewinnen. So wie ſie iſt, iſt ſie der verwandelte, der verzauberte Gedanke, dieſe Welt der Erſcheinung, ſie iſt der Gedanke als Stein, als Pflanze, als Thier und Menſch. Gedacht kann ſie daher nicht werden, ſo wie ſie iſt **), ſondern nur, indem ſie zurückverwandelt wird in den Gedanken, aus dem ſie ſelbſt iſt.

Dieſes Andere des Geiſtes alſo, dieſer verzauberte Geiſt, die Welt der Erſcheinung, z. B. dieſer Stein, der ſich mir zeigt, kann ſo freilich, wie wir eben geſehen haben, nicht gedacht und nicht geſagt werden, indeſſen zeigt er ſich mir eben durch

---

*) Hegel's Logik. Th. I.

**) Phänomenol. zu Anfang, und Göſchel's Monismus des Gedankens.

durch ſeine Aeußerlichkeit, d. h. er, das Aeußerliche, dieſer Stein, macht ſich zu meinem Innerlichen: ſo wie er iſt, iſt er für die Sinne, und Sinn und Empfindung iſt der Geiſt, ſofern er für das Aeußere iſt. Jenes Aeußere, alle möglichen Gegenſtände, die ganze Welt der Körper und Geſtalten, der Farben und der Töne, das ganze gegenſtändliche Daſein war nun aber weiter nichts als nur die Aeußerung der Idee; nicht nur Ton und Sprache, auch Auge, Geſicht, Hand und Fuß, die ganze Geſtalt und jede Geſtalt jedes Geſtalteten iſt nur Ausdruck der Idee. Wir können alſo dieſe Aeußerlichkeit nicht nur überhaupt in der Empfindung auffaſſen, ſondern ſie iſt auch der Ausdruck des Gedankens und des Geiſtes, denn der Gedanke iſt ihr Weſen. Der Begriff und die Wahrheit des Erſcheinenden iſt alſo die, daß es das Aeußere iſt, welches ſein Inneres offenbart, und die Wahrheit der Anſchauung, daß ſie der Geiſt iſt, der in ſeinem andern Theile ſich ſelbſt wiederfindet, obgleich nicht in ſeiner eigenſten Geſtalt, welche die Thätigkeit des Geiſtes iſt. Das Sinnliche und Aeußerliche der Erſcheinungswelt, welches die Idee zeigt, iſt ſchön, es kann ſie aber nicht zeigen als in der Anſchauung des Geiſtes; die Schönheit alſo iſt

B. Die Idee, ſofern ſie ſich ſelbſt durch ihr Aeußeres erſcheint.

Dies iſt die Idee als Anſchauung, der Geiſt, der auf ſein Aeußeres eingeht. Dieſe ganze andere Seite iſt die Aeußerung, der Ausdruck der Idee; und mehr Seiten ſind nicht möglich als dieſe beiden, die der Aeußerlichkeit und die der Innerlichkeit, aber keine iſt allein, ſondern jede iſt immer beides, ihre Bewegung des Mehr oder Minder des einen in dem andern, und ihre Befreiung das Aufgehen ineinander. Das Innere, welches ſich als alles Aeußere begreift, iſt die Wahrheit, die Idee, die ſich ſelbſt denkt, und das Aeußere, welches ſich ganz als ſein Inneres zeigt, die Idee, welche ſich ſelbſt ausdrückt, iſt die Schönheit. Die Idee kann ſich aber nicht ausdrücken, ohne ſich ausgedrückt zu finden, darum iſt es dasſelbe, ob ich ſage: die ſich ausdrückende oder die ſich anſchauende Idee. Indem aber der Geiſt ſich findet, findet er ſich entweder unvollkommen ausgedrückt, die unwahre, die andere oder die ſchlechte Seite überwiegend, oder er findet ſich vollkommen ausgedrückt, d. h. er findet ſich ſelbſt ausgedrückt. In dieſer letzten Geſtalt iſt er Schönheit. Wenn er ſeinen unvollkommenen Ausdruck verändert und vollkommen macht, ſo ſchafft er. Auf dieſe Weiſe iſt er Künſtler und producirt das Schöne oder die Schönheit. Der Begriff Künſtler greift hier aber weiter als der gewöhnliche techniſche Ausdruck, und iſt ſo allgemein, daß ſich ſogar niemand enthalten kann, Künſtler zu ſein, ſobald er das Bedürfniß hat, den wahren Geiſt zu ſchauen, und dazu ſind viele getrieben und berufen, die weder malen noch dichten &c.

Populär iſt die Sache dieſe. Das gemeine Bewußtſein findet das Abſolute, außer dem nichts mehr iſt, vor als dieſe zwei: Gott und Welt. Die Welt iſt unvollkommen gegen Gott, Gott aber iſt das Vollkommene, dem nichts fehlt, deſſen alſo auch die Welt iſt, ja es iſt ſogar jedermanns guter Gedanke, die Welt gäbe Zeugniß von Gott, ſie offenbare Gott. Der Frühling ihr Aufleben, der Himmel ihre Bewegung, die Ordnung am Himmel und auf Erden endlich, als durchſcheinende Vernunft des Werkmeiſters, dies ſind die Stufen, auf denen ſo mancher ſchon zu Gott emporſtieg; und die Sache hat ihre Richtigkeit bis auf die Oberflächlichkeit, die ſich nun nicht weiter beſinnt, daß alles Andere ebenfalls Gott offenbart für den, der ihn ſucht, daß alſo Gott in allem zu finden ſei, und durch alles hindurchſcheine. Alſo iſt die Welt der Ausdruck Gottes, und zum wenigſten das, die Welt alſo iſt die Seite der Idee, nach der ſie ſchön ſein, Gott ſelbſt erſcheinen, d. h. in ſeinem Andern ſein, d. h. durch ſeine Aeußerlichkeit ſich zeigen kann. Nun aber iſt ſie unvollkommener Ausdruck Gottes, Gott nämlich iſt der Vollkommene gegen ſie, Gott alſo iſt das

Wahre, die Wahrheit und alle Wahrheit. Wie kommen ſie denn nun zuſammen zu der angemeſſenen Einheit?

So hat auch das gemeine Bewußtſein das Abſolute, es beſinnt ſich aber nicht gehörig darüber, indem es immer wieder zu der urſprünglichen Auffaſſung der zwei Seiten zurückſinkt und den dritten Schritt, nämlich, daß jede Seite in ihrer Wahrheit nun das Ganze ſei, nicht thut, vor allen Dingen aber bei der Meinung bleibt, es könne eine Wahrheit geben, der es noch an dem Unwahren fehle, und die doch vollkommen ſei, während die Wahrheit doch nur der ſich aus ſeiner unwahren Geſtalt befreiende Geiſt iſt: Gott wird ohne die Welt gemeint, der Gedanke außer der Perſon, und viel Unmögliches dergleichen.

Dies geht uns nun aber hier nichts mehr an. Genug die Idee, wie ſie das gemeine Bewußtſein als Welt und ſo als Offenbarung Gottes faßt, alſo die Anſchauung Gottes iſt die Schönheit, die Idee, wie ſie von dem gemeinen Bewußtſein als Gott ſelbſt gemeint wird, iſt die Wahrheit. Beides iſt dasſelbe, indem es das Eine Abſolute, das Vollkommene iſt, und zwar iſt die Schönheit die wahre Erſcheinung, d. h. in der Gott ſelbſt ſich zeigt, und die Wahrheit der Gedanke, in dem Gott ſich ſelbſt denkt. Der denkende Begriff nun iſt das Komiſche, deſſen Stellung innerhalb der Idee wir aufzuſuchen beſchäftigt ſind, nicht; denn wäre dies der Fall, ſo müßte jedes Gelächter das Begreifen der Sache und das Belachte der begriffene Begriff ſein, wir thäten hier alſo ein Uebriges mit unſerer Bemühung, das Komiſche zu denken, und brauchten vielmehr nur zu lachen, um gedacht zu haben, was wir denken wollen. Allein ſo bequem wird es uns nicht, indem wir uns nämlich nur im Gröbſten über den Vergang des Gelächters und ſeines Gegenſtandes beſinnen, entdecken wir darin 1) eine Erſcheinung, 2) ein Auffaſſen des Erſcheinenden, und 3) eine Thätigkeit, die ſich dadurch in Bewegung ſetzt. Wir können leicht noch hinzuſetzen, daß die Anſchauung entweder Eingehen auf ein Aeußeres, eigentliche Anſchauung, oder Erinnerung eines Aeußeren, Vorſtellung, und wenn ich für mich über meinen eignen Gedanken lache, ſo wird mir mein eigner Gedanke zum Gegenſtande, und als ſolcher von mir vorgeſtellt, iſt alſo eine angeſchaute Handlung, und ſo ſind die beiden erſten Momente in allem Lächerlichen, nämlich die Erſcheinung und die Auffaſſung derſelben, zu denen das dritte die Thätigkeit des Gelächters iſt. Auf keine Weiſe alſo, ob nun das Lächerliche geſehen, gehört oder vorgeſtellt wird, kämen wir damit aus der Sphäre des erſcheinenden Geiſtes heraus. Dies iſt aber das Reich der Schönheit. Das Komiſche alſo gehört darum und weil das Lachen nicht das Denken ſelbſt iſt, der Idee als der äſthetiſchen an, d. h. dem Reich der Schönheit.

Dies iſt von Jean Paul ohne weiteres vorausgeſetzt, Weiße zeigt den näheren Zuſammenhang, und nur die Aeſthetiker ohne allen Zuſammenhang des Zuſammengewürfelten, z. B. Bouterweck, können jetzt noch das Lächerliche außeräſthetiſch finden.

Als wir die Frage ſtellten, ob die Weiſe des Daſeins der Idee im denkenden Begriff und die des Komiſchen dieſelbe ſei, war es zunächſt nur darum zu thun den Gegenſatz, die äſthetiſche Idee, oder den erſcheinenden Begriff zu unterſcheiden von dem denkenden, und eins dieſer beiden Gebiete, um ſo zu ſagen, für das Gebiet des Komiſchen zu erkennen. Dies iſt nun geſchehen, und damit denn endlich das Schwere, der eigentliche Anfang unſerer Unterſuchung gemacht, aber auch nur der Anfang, denn es iſt nun natürlicher Weiſe ſogleich weiter die Frage, ob denn das Komiſche eine unvollkommene oder eine vollkommene Erſcheinung ſei? dieſe beiden nämlich wurden wir ſogleich genöthigt, in dem Reich der Schönheit, der ſcheinenden oder vielmehr erſcheinenden Idee, zu unterſcheiden. Es iſt aber ſchon unſere Erfahrung geworden in dieſer Unterſuchung, daß das Unwahre und das Wahre nicht gleichgültig nebeneinander herlaufen, ſondern daß überall die Wahrheit hervorgeht aus der Unwahrheit. Eben ſo wird es hier mit dem Vollkommenen und Unvollkommenen der Erſcheinung ſein müſſen, es iſt immer derſelbe Geiſt, für den es kein Auseinandergewürfeltes giebt, ſondern der ſich durch Alles hindurchbewegt, dieſer ſelbe Geiſt iſt immer der Kern, und die Natur ſeiner Bewegung, beherrſcht alſo auch die Erſcheinung. Oben hatten wir die unwahre, die wahre und die ſich aus der Unwahrheit befreiende Idee. Hier iſt die unvollkommene und die vollkommene Erſcheinung genannt; aber ſtatt der zwei, der unvollkommenen und der vollkommenen Erſcheinung, ſind auch hier ihrer drei, nämlich noch die Erſcheinung, die ſich aus der Unvollkommenheit zur Vollkommenheit befreit, die ſich erzeugende, ſich ſchaffende Schönheit, als die Mitte oder vielmehr als das Ganze, in dem die beiden andern nur Momente ſind. Alſo

1) die Schönheit als unvollkommene Erſcheinung, oder die erſcheinende Idee als die unvollkommen daſeiende;

2) die ſich erzeugende Schönheit, oder die ſich aus der Unvollkommenheit befreiende Erſcheinung oder Anſchauung;

3) die geſchaffene Schönheit, oder die erſcheinende Idee, als vollkommen daſeiende: das Ideal, die einzig wirkliche wahrhafte Erſcheinung, worin alſo der Geiſt ſich ſelbſt, in ſeinem Aeußeren wiederfindend, anſchaut, ein Anſchauen, welches daher wiederum Selbſtbefreiung iſt.

Es fällt ſogleich auf, daß nur die letzte und vorletzte Schönheit, die geſchaffene nämlich und die ſich erzeugende, eine wirkliche Schönheit, die erſtere, nämlich die unvollkommene Erſcheinung dagegen nur eine mögliche, d. h. theilweiſe wirkliche Schönheit ſein könne. Alle drei Geſtalten des Begriffs aber haben auch wieder den Charakter der Bewegtheit oder der Thätigkeit, wodurch ſie Idee ſind, denn von der Idee hat es ſich gezeigt, daß ſie abſolute Thätigkeit ſei. Schon die Worte, womit wir die unterſchiedene Schönheit benannt haben, drücken dieſe Thätigkeit auch an der Schönheit aus: wir ſagen, die ſich erzeugende, d. h. die ſich bewirkende Schönheit, alſo die zweite Phaſe wird geradezu mit einem Bewegungsworte genannt, denn weiter iſt die dritte Phaſe bezeichnet als wirkliche Schönheit und ſo nach dem Obigen als die ſich ſelbſt ausgedrückt findende Idee, womit es wiederum ſchon geſagt iſt, daß ſie Thätigkeit ſei, denn das Finden iſt ja die eigentliche Geiſtesthätigkeit und keineswegs ohne das Suchen, auch nicht nur deſſen todtes Ende, ſondern das erfolgreiche Suchen ſelbſt, welches in ſeinem Vorgange ſich ſelbſt Zweck iſt. So iſt denn auch in der wirklichen Schönheit die Natur derſelben als die Thätigkeit ausgeſprochen. Nur von der unvollkommenen Schönheit könnte es nun noch zweifelhaft ſein, weil in der That gerade der Mangel der Thätigkeit ihr Mangel ſein könnte, und der Ausdruck unvollkommene Erſcheinung auf den erſten Blick keine Thätigkeit andeutet: allein auch ſie iſt ſchon als Bewegte bezeichnet, denn da ſie mögliche, d. h. theilweiſe wirkliche iſt, ſo iſt ſie wenigſtens auch theilweiſe bewegt, inſofern ſie ſich theilweiſe findet. So zeigt ſich auch die Sprache ſpeculativ, indem ſie ſelbſt in der Unterſcheidung das innere Band und die Wahrheit der Einen Sache nicht ungeſagt laſſen kann, nämlich die Thätigkeit in aller Schönheit, die nun aber nicht blos den Worten nach, ſondern auch der Wirklichkeit nach näher anzuſehen iſt. Damit zuvörderſt hat es ſeine Richtigkeit, daß wir das Moment des Findens als den Punct, worauf es überall ankommt, nicht außer Acht laſſen dürfen, wenn wir begreifen wollen, wie auch die Schönheit Thätigkeit und die vollkommene Schönheit die Thätigkeit der vollkommenen Befreiung alſo das Abſolute ſei.

Auf dieſe Weiſe ergiebt ſich zuerſt näher der Begriff der Schönheit, und dann die drei Phaſen derſelben, die wir oben unterſchieden haben.

Welches iſt alſo der Inhalt dieſer Thätigkeit des Findens, wie dieſelbe in der Schönheit angetroffen wird? Wenn wir vom Finden zum Suchen zurückgehen, ſo hat das Suchen einen Gegenſtand, den es aber noch nicht erreicht hat. Das Suchen iſt nicht ohne Gegenſtand zu denken, vielmehr leiſtet das Suchende nur Folge dem Zuge, welchen der Gegenſtand auf daſſelbe ausübt, es iſt im Beſitz des Gegenſtandes, es hat ihn, aber dieſes Haben befriedigt nicht, iſt ein unvollkommener Beſitz, denn das Suchende hat ſeinen Gegenſtand noch nicht erreicht. Es iſt alſo noch von ihm geſchieden, und findet ſich von ihm unterſchieden. Die ganze Sphäre des Suchens iſt dem Gefühl der Bedürftigkeit, des Mangels, der Getheiltheit, der Halbheit, des Dualismus anheim gegeben, oder wie man dies ſonſt noch ausdrücken will. Die Thätigkeit aber, die wir vorzugsweiſe darin erkennen, iſt dieſer Widerſpruch, der ſich aufheben will, das Streben der Geſchiedenen ſich zu erreichen. Welches ſind denn nun dieſe zwei Geſchiedenen in der Schönheit, die vor dem Finden, das heißt bevor ſie ſich erreichen, dem Suchen etwa unterliegen könnten? Es ſind die Außenwelt als Objectivität, und das Schauen als Subjectivität. Hier fällt es nun aber ſogleich in die Augen, daß ſie ſich nie und nimmer ſuchen könnten als vollſtändig geſchiedene, denn nie iſt ein Schauen ohne ſeinen Gegenſtand und der Gegenſtand, der nicht geſchaut würde, wäre kein Gegenſtand, kein Ding das einer ſich gegenüberſtellte; das Schauen hat alſo ſeinen Gegenſtand, wie das Suchen den ſeinigen hatte, das Suchen überhaupt und das Suchen im Schauen iſt alſo ein theilweiſes Finden, iſt ſchon Finden, aber unvollkommenes Finden. Das nämlich iſt der Unterſchied: Suchen iſt die unbefriedigte Thätigkeit des Strebens in der Vereinigung (dem Vorgange des Zuſammengehens) mit dem noch Geſchiedenen: Finden dagegen die ſich in der Vereinigung mit dem Gegenſtande befriedigende Thätigkeit. Das Streben der Vereinigung, das Vereinen, die Thätigkeit des Zuſammengehens iſt aber beides, und zwar iſt gerade das Finden noch eine vollkommenere Thätigkeit, weil ſie mit dem letzten Widerſtande des Gegenſtandes zu ringen und ſich dadurch noch zu erhöhen hat.

Das Finden im Schauen des Schönen, welches alſo dieſe Thätigkeit iſt, hat ſich nun aber, näher angeſehn, ſchon gezeigt als das Sich finden des ſchauenden Geiſtes in dem Gegenſtande, und allerdings iſt erſt das die wahre Vereinigung, wenn der Gegenſtand kein fremder bleibt, und nicht nur kein fremder bleibt, ſondern das Findende ſelbſt wird, ein Reſultat des Strebens, welches gemein genug iſt, indem z. B. das Aeußerlichſte und Fremdeſte, was ich eſſe, nun ſo ſehr mein wird, daß es mein Fleiſch und Blut, ich ſelbſt wird, und ſo in meine Thätigkeit übergeht, während es mir vorher als unbewegter Gegenſtand trotzen zu wollen ſchien. Wie aber hier das ſogenannte Reſultat kein ruhendes wird, ſo auch in der Schönheit der Geiſt, indem er ſich ſelbſt in ſeinem Anderen wiederfindet, dieſes Schauen der Schönheit iſt keineswegs eine Ruhe, ſondern die höchſte Unruhe, welche das vorher Unbewegte, den Gegenſtand vollſtändig man möchte ſagen, verdaut und auflöſet in dieſes Sich ſelbſt finden, worin aber der Geiſt die ſich befreiende Thätigkeit auch als das Schauen iſt. So iſt er auch als Schönheit abſolut. Freilich auch die Sinne ſind für das Göttliche, die Welt iſt nicht ohne Gott, weder gottlos noch entgöttert, und die Möglichkeit und Wirklichkeit für den Geiſt des Sich Findens, im Schauen ſowohl als im Glauben, iſt allen ſterblichen Menſchen die Bürgſchaft ihrer Unſterblichkeit, der Nähe Gottes, der Vereinigung mit ihm. Darum der tiefblickende alte Reim, den Göthe lobend aufführet:

Wäre nicht das Auge ſonnenhaft,
Wie könnt' es wohl das Licht erblicken?
Lebte nicht in uns des Gottes eigne Kraft,
Wie könnt' uns Göttliches entzücken?

„Des Gottes eigne Kraft“, das iſt die Kraft des endlichen Geiſtes, ſich zu der abſoluten Thätigkeit zu erheben im Denken, in der Andacht des Glaubens, im Schauen der Schönheit; das Entzücken aber des Göttlichen iſt die Erhebung der Wahrheit, der Genuß der Andacht, und die Begeiſterung des Schauens.

Nämlich das Schauen, indem es nichts Fremdes ſchaut, ſondern den Geiſt, die Idee, und zwar ſo wie dieſer Geiſt den Gegenſatz mit der Aeußerlichkeit des Stoffes überwältiget, iſt das Schauen des Schauens, iſt das Finden des Sichfindens, das Gefundene nämlich iſt nichts anders als dieſe Thätigkeit des Geiſtes, in welche der Marmor, das Gemählde, das Gedicht nun vollends, ganz aufgeht. Die Situation, der Charakter welchen der Marmor, die Handlung, welche das Gemählde, die That, innerliche, oder welche ſonſt das Gedicht darſtellt — iſt dieſe Thätigkeit des Geiſtes, dieſer ſich bethätigende Geiſt, und es iſt an dem Gegenſtande nichts zu ſchauen, als nur dieſe Thätigkeit, nicht das Rothe, das Glatte, das Metriſche, das Tönende, alles dies iſt nur Werk des Geiſtes, um ſich für die Anſchauung zu verwirklichen, und wird nur geſehen, ſofern es als dieſe Verwirklichung agirt. Dies thut nur aber dieſes Aeußerliche, indem es eben nicht ſelbſt geſehen wird, ſondern, vollkommen durchſichtig, nur den Geiſt zeigt. In dieſem Zeigen des Geiſtes iſt aber ganz dieſelbe Thätigkeit, die im Finden iſt, denn dieſes Finden iſt nur das Wiederfinden deſſen, was der Geiſt ſchon aus ſeinem Aeußeren herausgefunden, indem er ſich ſelbſt durch dies Aeußere ſchaffend zeigte, wenn nicht das Finden gleich eben dieſes erſte Finden, das Erfinden oder das Schaffen iſt. Das Schaffen aber oder das Erfinden hat immer wieder, wie alles Finden, ſeinen Gegenſtand zur Vorausſetzung; dieſer Gegenſtand iſt das Abſolute, das nur ſich ſelbſt wiederfindet: und ſo kann das wahrhafte Finden und alles Schaffen und Erfinden keinen andern Fund thun, als den des Geiſtes. Nun iſt der Geiſt, ſofern er ſich anſchaut, d. h. in ſeinem Andern, in der Außenwelt als Erſcheinung findet, was man Phantaſie nennt, und dieſes Schauen iſt Schönheit, wenn die Phantaſie ſich ſelbſt darin findet, d. h. hier alſo die Außenwelt vergeiſtigt findet, ſo daß ſie vollkommen den Geiſt ausdrückt, alſo vollkommen in Geiſt, in Phantaſie aufgelöſet iſt. So iſt ſie vollkommene Erſcheinung, indem das Weſen vollſtändig äußere Exiſtenz in dem Scheinenden hat, das Aeußerliche vollkommener Ausdruck des Innerlichen iſt, und umgekehrt, indem die Außenwelt im Geiſt nur als Geiſt iſt, d. h. vollkommen aufgelöſet in dieſe Phantaſiethätigkeit.

Dies Schauen der Schönheit iſt ein gereinigtes, ein rein geiſtiges, und ein begeiſtertes, indem es ſich als vergeiſtigtes, als befreites, abſolutes fühlt. Die Begeiſterung iſt dieſes Gefühl der Rückkehr in den abſoluten Geiſt.

Dieſe Rückkehr wäre nun alſo die Schönheit, und ſo die Schönheit auf keine Weiſe ein ruhendes Sein, wie ſie gewöhnlich behandelt wird, ſondern auf alle Weiſe die Lebendigkeit der Idee, welche ihre Entzweiung in Außenwelt und Geiſt aufhebt, indem ſie die Außenwelt als ihr Moment, als das Ihrige, als ſie ſelbſt ſich vindicirt. Dies wird noch leicht anerkannt. Der weitere Schritt, obgleich ſchon hierin enthalten, iſt aber der, daß nun die Thätigkeit des Geiſtes ganz und lebendig in der Außenwelt gegenwärtig iſt, ſo daß nunmehr der ſchöne Gegenſtand nichts von der Schönheit ſelbſt verſchiedenes iſt. Der ſchöne Gegenſtand, das Schöne, iſt die Schönheit, welche nur wirklich iſt als die in ihrer Lebendigkeit, d. h. Bethätigung oder Bewirkung ihrer ſelbſt, ſich ſelbſt anſchauende Idee. Ein Schönes, welches nicht dieſe Totalität wäre, dem namentlich dieſe Seite der Thätigkeit fehlte, wäre nicht wirklich, wäre gar nicht ſchön. Die Idee iſt das Totale, iſt Einheit oder vielmehr Vereinigung ihrer beiden Momente oder Seiten. Indem der Geiſt in der Schönheit ſich aus ſeinem Gegenſatz in ſeine lebendige Einheit zuſammennimmt, giebt es keine ſelbſtſtändige Außenwelt, keinen fremden Gegenſtand mehr für ihn, ſondern alles, was er vor ſich und ſich gegenüber hat, das iſt er ſelbſt. So giebt es nur dies Eine, welches kein Anderes anerkennt, weil es eben ſelbſt das Ganze iſt; und als dieſe Einheit iſt nun die Schönheit nicht zu theilen in angeſchautes Object und in anſchauendes Subject, denn die thätige Phantaſie des anſchauenden Subjects findet ſich ſelbſt als dieſe lebendige Thätigkeit in dem Objecte vor, ſie iſt nichts anderes, als dieſer Gegenſtand, denn der Gegenſtand iſt nichts anderes, als der ſich bethätigende, bewirkende Geiſt. Nur indem er dieſe That und thätige Macht des Geiſtes iſt, iſt er ſchön, iſt er das Scheinen der Idee für ſich ſelbſt und dieſe Bewegtheit des

Scheinens. Dem ſchönen Object wird alſo fälſchlich ein iſolirtes Daſein zugeſchrieben, ohne den Geiſt in ſich aufzunehmen, iſt es nicht ſchön, dies heißt aber ſchon, ohne in den Geiſt ſich zu erheben iſt es nicht ſchön. Wenn der Dualiſmus des gemeinen beſinnungsloſen Bewußtſeins hier eine Trennung im Sinne hat, ſo hat er gar nichts im Sinne. Das Gedicht z. B., indem es von uns aufgenommen wird, iſt es das lebendige, das thätige Object, dieſe Thätigkeit aber ſind wir ſelbſt, iſt unſere Phantaſie. Das Gemählde, die Statue könnten noch eher eine vom Geiſt iſolirte Exiſtenz zu haben ſcheinen, aber es iſt daſſelbe damit, als bloßes Außending ſind ſie nicht ſchön, z. B. weder für die Thiere, noch für einen Geiſt, welcher den Geiſt, der in ihnen wohnt, oder vielmehr in ihnen agirt und aus ihnen ſpricht, nicht als den ſeinigen zu finden weiß, eben ſo wie das Gedicht ungeleſen und ungehört nichts iſt, als etwa bedrucktes Papier, ein ſchlechter Gegenſtand, ein bloßes Außending, kein Schönes.

Es iſt alſo überall die Schönheit Geiſt für den Geiſt durch die Außenwelt ſich bewirkend, und darin liegt, daß die Schönheit oder die Phantaſie dieſe Einheit beider aber immer dieſe thätige Einheit iſt, die Ariſtoteles Entelechie nennen würde, eine Energie, die ſich ſelbſt bewirkt.

Indem wir den Begriff der äſthetiſchen Idee, der Schönheit ſo weit verfolgt haben, daß dieſe Thätigkeit, welche eben der Geiſt iſt, als ihr eigentlichſter Kern nicht nur, ſondern geradezu als ſie ſelbſt ſich offenbaren mußte, wurde es zugleich nothwendig, einen ſchlechten Gegenſtand und einen ſchönen Gegenſtand zu unterſcheiden, es bleibt alſo die Frage nach der Gültigkeit eines ſolchen Unterſchiedes und nach ſeinem näheren Inhalt, denn, müſſen wir ſagen, wird es überhaupt eine Erſcheinung geben, die bloßes Außending und vom Leben des Geiſtes entblößt iſt, da doch der Begriff das Innere und das Weſen von Allem und alle Realität überhaupt iſt, und was kann ein ſchöner Gegenſtand ein geſchaffenes Schönes noch ſein, wenn es richtig iſt, was wir eben ausgemacht, daß die

Schönheit nur dieſe Thätigkeit, nur dieſes Sichfinden, nur dieſes Sichſelbſtſchaffen iſt? Und zum dritten wenn ſie nur dies iſt, ſcheint es da nicht, als wenn eben gar nichts weiter übrig bleibt von den drei Phaſen der Schönheit, die wir bezeichnet, als nur die mittlere, nämlich die ſich erzeugende Schönheit? Dieſe Zweifel müſſen ſich löſen in der näheren Beſichtigung der Sache, ſie veranlaſſen uns nämlich den drei Arten der Exiſtenz der Schönheit näher nachzugehen, alſo

1. die Schönheit als unvollkommene Erſcheinung, oder das unvollkommene Daſein der erſcheinenden Idee.

Wir erkannten es ſchon oben für nothwendig die ganze Welt, die Natur und den Menſchen, welchen wir ihr als Geiſt gegenüberſtellen, oder ohne einen ſolchen nicht ganz berechtigten Unterſchied, die ganze Außenwelt als erſcheinende Idee gelten zu laſſen. Es entſteht daher die Frage, iſt denn nun dieſe Außenwelt ſo unmittelbar ſchön? Hegel behandelt in ſeiner Aeſthetik dieſe Frage unter dem Titel Naturſchönheit mit unübertrefflicher Gründlichkeit und großer Liebe, und zwar betrachtet er dieſe Außenwelt in ihrer Natürlichkeit unter den drei Geſichtspuncten der unlebendigen, der lebendigen und der begeiſteten Natürlichkeit. Unmittelbar an den Mangel und die Bedürftigkeit dieſer Naturſchönheit knüpft er die vollkommene Schönheit, das Ideal, ſo daß unſere zweite Phaſe, nämlich die ſich erzeugende Schönheit, nicht unterſchieden iſt.

Weswegen hier dieſe Unterſcheidung nicht zu umgehen war wird der Verlauf der Unterſuchung zeigen. Die erſte und letzte Phaſe dagegen iſt hier, dem Weſen nach, der Abhandlung des großen Mannes entnommen, und wäre nur zu citiren, wenn nicht die ſpecielle Wendung derſelben Sache auf dieſen andern Zuſammenhang wenigſtens eine wiederholte Andeutung nöthig machte.

Die Natur alſo, welche dem Geiſte gegenüberſteht, iſt die lebendige und die unlebendige.

a. Die unlebendige Natur.

Auch die unlebendige Natur iſt Exiſtenz des Begriffs, aber ſeine ſchlechteſte unterſte Stufe. Der Begriff unterſcheidet ſich in ſich und iſt das Zuſammengehen ſeiner Unterſchiede in die Einheit. Das iſt auch die lebloſe Natur, die in dem ganzen unorganiſchen Daſein eine Mannichfaltigkeit von Eigenſchaften in einen Punct vereinigt, auch in mechaniſcher und chemiſcher Action eine Bewegung der Trennung und Vereinigung zeigt, aber mit alle dem im Reiche der Nothwendigkeit und Aeußerlichkeit bleibt, und wenn ſie auch den Begriff in dieſer ſeiner Geſtalt offenbart, ſo iſt die Offenbarung eben nur die dieſer unvollkommenen Geſtalt, welche in der Bewegung der Geſtirne z. B. oder der Gewäſſer, Vulkane und Stürme kaum ein Leben, vielweniger, was die Schönheit verlangt, einen Geiſt ahnden läßt. Dieſe Ahndung aber des Lebens oder der lebendigen Idee, wie man denn den Odem Gottes im Sturmesbrauſen, im Donner ſeine Stimme, im Sonnenſchein ſein Lächeln gefunden und angebetet hat, dieſe Ahndung der Idee auch in der unlebendigen Natur iſt es, was einzig hier die Möglichkeit der Schönheit zeigt, aber auch nur die Möglichkeit, die Anlage. Denn dieſe Objectivität, die lebloſe Natur, iſt nur eine abſtracte Exiſtenz der Idee, da ihr die ſubjective Lebendigkeit und noch mehr das Moment des geiſtigen Fürſichſeins abgeht.

b. Die lebendige Natur.

Die Idee hat alſo erſt ein Daſein als Concretes, als Vereinigung, und zwar thätige Vereinigung der beiden Seiten in dem natürlichen Leben. Die organiſchlebendige Natur hat die Unterſchiede reell in ihrer Einheit und hebt die ganze Gliederung des Organismus auf zur idealen Einheit der lebendigen Subjectivität. Dieſe Macht der Lebendigkeit, welche hier als ſelbſtbewegte Seele auftritt, überwindet nun ſchon die Objectivität fortwährend, die ihr entgegenſteht, und erhält dadurch ihre lebendige Einheit.

So wäre nun allerdings das Thier, das Lebendige, die Erſcheinung der Idee oder die Exiſtenz der Idee. Denn Erſcheinung iſt eine Exiſtenz, welche in ihrem Anderen ihr Daſein hat. So iſt die Außenwelt nur Erſcheinung, ſofern ſie ihre Realität in der Idee hat, die Erſcheinung aber iſt der reale Schein, die Erſcheinung der Idee alſo ihr Daſein in der Aeuſſerlichkeit der Objectivität.

Zuerſt zeigt die ſubjective Thätigkeit der Idee ſich als daſeiend in der Objectivität durch das Lebendige, indem das Lebendige das ſich ſelbſt Bewegende iſt. Dieſe Selbſtbewegung iſt ein Moment der Freiheit: ſo erinnert das Leben ſchon deutlicher an die Idee in ihrer wahren Geſtalt. Ferner zeigt ſich das Innere, die Seele im Auge, und äußert ſich durch die Stimme; und, was die höchſte Bewährung der Macht der ſubjectiven Thätigkeit iſt, das Thier ſetzt die Objectivität practiſch für ſich, indem es dieſelbe verzehrt und in ſich aufnimmt, und theoretiſch, indem es ſie wahrnimmt.

Alle Aeußerung aber der Seele, als des Ideellen im Organismus dem Reellen, iſt die Aeußerung einer unvollkommenen Thätigkeit, die vielmehr der bloßen Erhaltung des Individuums und der Gattung dient, als daß ſie irgend für ſich ſelbſt ſein und gelten ſollte. Die Schönheit war aber weſentlich eine Bethätigung ihrer ſelbſt für ſich ſelbſt: es kann alſo auch alle Schönheit des bloß lebendigen nicht hindurchdringen zur Aufſtellung der Idee in ihrer Wahrheit, ihrem Fürſichſein, d. h. ihrem Sichſelbſterfaſſen, ſondern bleibt, wenn auch noch ſo deutliche Mahnung an die lebendige Macht und Einheit des Geiſtes, dennoch eine unvollkommene Erſcheinung der Idee, weil ſie eben noch nicht ſelbſt Geiſt iſt.

c. Begeiſtete Natur.

Das dritte unmittelbare Daſein der Idee und ihre angemeſſenſte Erſcheinung iſt ſodann der Menſch. Er iſt die wahrhaft concrete Erſcheinung der Idee als das Natürliche, das Lebendige und das Geiſtige in Eins gefaßt.

Die Macht des Geiſtes über die Objectivität iſt nun erſt eine eigentliche Unterwerfung, die zur Befreiung aus dem Gegenſatze fortgeht, während das Lebendige ſich höchſtens zu erhalten vermochte. Hier aber iſt auch der Widerſpruch am ſchärfſten: der Menſch ringt ſich ins Reich der Freiheit hinauf, und dennoch wird er die Natur nicht los, die ihn in der Bedürftigkeit eben an ſeiner Lebendigkeit feſthält.

Was nun die Erſcheinung der Idee in dieſem Widerſpruche betrifft, ſo iſt allerdings die Natürlichkeit des menſchlichen Körpers nicht reine Natürlichkeit, ſondern wie dem Fiſch das Waſſer ſein Element iſt, ſo iſt der Menſch in dem Element des Geiſtes, in der Gemeinſchaft der Sitte, des Bewußtſeins, der Lebens- und Gedankenbildung groß gezogen, und ſo wird ſein Körper von Jugend auf der Natur entriſſen, ſo weit es unter Umſtänden möglich iſt.

Man hat nun gerade dieſen Einfluß der Bildung und der geſelligen Gewohnheiten nachtheilig gefunden für die Schönheit, wenn aber einmal die Schönheit erkannt iſt als der ſich in der Erſcheinung bethätigende Geiſt, ſo muß auch von vornherein dieſem Geiſt ſein Recht ungeſchmälert bleiben, hier das Recht, den Körper, ſeine eigentlichſte Erſcheinung, zu geſtalten.

Es iſt aber allerdings das Geſtändniß abzulegen, daß die Geſtaltung des Körpers, wie ſie vorliegt, nicht nach dem Zwecke der Schönheit gefördert wird einzig zur wahren Erſcheinung des Geiſtes, ſondern dem in der Endlichkeit befangenen Geiſt überlaſſen bleibt. Daher die vielfache Abweichung von der wahren Geſtalt und Bildung auch unter den Völkern, welchen die Natur in ihrer Race überhaupt die Anlage der Schönheit gab in der geiſtigſten, d. h. am wenigſten von äußerlichen Einflüſſen gedrückten Körperbildung.

Die Erſcheinung des Geiſtes im menſchlichen Körper wäre alſo ſchon keine unmittelbare, durch die Vermittelung der Bildung wird aber keineswegs vollkommene Schönheit erreicht, weil durch die Bildung nicht einſeitig die Schönheit *bezweckt* wird. Vielmehr zeigt ſich auch die Erſcheinung des Menſchen in ſeiner Verwicklung als eine beſchränkte, indem ſie der Ausdruck des endlichen Geiſtes iſt.

Es wird alſo eine nähere Vermittelung nöthig ſein, um den Anblick der Schönheit zu gewinnen, und zwar muß dieſe Vermittelung eine Veränderung der natürlichen und der unmittelbar vorgefundenen Erſcheinung ſein, welche wir in ihrer Unmittelbarkeit *ſchlechten* Gegenſtand nennen.

2. Die ſich erzeugende Schönheit.

Dieſe *Veränderung* der natürlichen und unmittelbaren Schönheit wäre zunächſt *ein Sichfinden* des Geiſtes in ihr, indem er ſie *nicht practiſch*, ſondern nur *theoretiſch vergeiſtigt*. Auch dieſe theoretiſche Veränderung iſt eine Wiedergeburt aus dem Geiſte, iſt ſich erzeugende Schönheit, iſt ein Schauen, welches der Aeußerlichkeit auf den Grund ſieht, oder welches auf dem Grunde der Aeußerlichkeit ſich ſelbſt ſieht. Damit beginnt alle Exiſtenz der Schönheit, und es iſt dies das Studium des dichteriſchen und jedes künſtleriſchen Gemüthes, daß ihm die Außenwelt, ſo wie ſie iſt, mehr zeigt, als ſie hat; denn der Suchende hat ſchon ſeinen Gegenſtand, und kann darum mehr finden, als er vor ſich hat. So iſt dieſe ſich erzeugende Schönheit

1) eine *ſinnvolle* Anſchauung der Natur, die *eigentliche Kunſt zu ſehen*, welche ſchon in dem Streben der lebloſen Natur, wie wir es ſo eben angedeutet, die ganze Idee erblickt, alſo das Lebloſe belebt und begeiſtet, und ſich ſo durch Landſchaft, Meer und Gebirge eine Ahndung der Idee erwirbt.

Es iſt nicht zu läugnen, daß dieſer Blick und dieſe Befriedigung, wie ſchon geſagt, mehr mitbringt, als er vorfindet, das iſt aber eben das Geſchäft des dichtenden Geiſtes, der nur darum dichtet, weil er der Wahrheit bedürftig iſt: und dieſer Blick iſt keinesweges ausſchließliches Eigenthum des Landſchaftsmalers und Dichters im engern Sinne, man müßte denn jeden ſo nennen, der dieſen Genuß des Geiſtes in der unmittelbaren Erſcheinung ſich zu bereiten weiß.

Geht dieſe ſinnige d. h. ſinnfindende Betrachtung weiter zu den organiſchen Weſen, ſo hat ſie ſchon weniger mitzubringen, ſofern der Stufengang des Organiſchen die wirkliche Stufenleiter zur Idee hinauf iſt. Dieſe Lebendigkeit des Individuums, als Totaliſirung des auseinanderliegenden unlebendigen Naturdaſeins, vermittelt hier den Anblick einer höheren Schönheit; und endlich beim Anblick der menſchlichen Geſtalt iſt noch weniger Sinn und Phantaſie nöthig, um den Geiſt auch bei unangemeſſenen Formen zu beſchwören. Freunde, Geliebte werden ſo ſinnig geſehen und ſchön gefunden, und es iſt keinesweges Blindheit der Liebe für den Geiſt und die Wahrheit, ſondern vielmehr Auge für den Geiſt und die Wahrheit der Erſcheinung, und Blindheit für das Aeußerliche, welches dem Fremden vor allem auffällt, dem Liebenden aber mit Recht verſchwindet, weil er tiefer und durch die Oberfläche hindurchſieht, und ſo freilich vorzugsweiſe ſeheriſch iſt und dies begeiſtert fühlt, während das fremde Auge eben darin die Blindheit der Liebe findet.

Welche Berechtigung auch dieſe Vermittelung des Aeußeren mit der Freiheit des Geiſtes habe, iſt nun geſagt worden. Sie thut ihm keine Gewalt an, ſondern ſieht nur von ſeiner Mangelhaftigkeit hinweg und trachtet darnach, ſo ſeine Wahrheit zu ſchauen. Dieſes Schaffen der Schönheit oder des Geiſtes als Finden ſeiner ſelbſt in ſeinem Andern aber iſt nur auf der Seite der Subjectivität, iſt nur theoretiſch, ſo lange ihm die unmittelbare Objectivität mit ſtarrer Unlebendigkeit und mit geiſtloſem Leben gegenüberſteht; der Geiſt hat hier noch nicht ſeine Wirklichkeit, ſondern nur ſeine Möglichkeit in dem Gegenſtande; er bleibt daher der ſuchende und das Finden ſelbſt iſt ihm hier noch nicht vergönnt. Dagegen iſt in der Schönheit des Menſchen, welche ſich im Schauen von der Mangelhaftigkeit reinigt, wie dies in der Liebe der Fall iſt, das Finden ſelbſt und eine volle Befriedigung wirklich vorhanden in der Erreichung des Geiſtes, der ſich ſelber ſuchte. Man muß alſo geſtehen, daß hier die wirkliche Schönheit als die Erfinderin und als die Erzeugerin ihrer ſelbſt in ihrem Andern ſchon vorhanden iſt, und darum erkennt auch das wiederholte Schauen dieſer gefundenen Schönheit, dieſelbe als geſchaffene, als Ideal an.

Bevor wir aber aus dieſer Sphäre der ſich erfindenden, erzeugenden, ſchaffenden Schönheit heraus treten, müſſen wir zuſehn, was wir an dieſem Uebergange denn eigentlich haben. Gefunden wurde der Geiſt, weil er vorgefunden werden konnte, und er fand ſich ſelbſt bloß darum, weil er von ſeiner bloßen Aeußerlichkeit abſah, ſo war ſein Sehen ſchon die That, das theoretiſche Sichfinden in dem Gegenſtande iſt ſchon das practiſche, und zwar darum, weil der Kern des Gegenſtandes, zu dem das Sehen hindurchdringt, der lebendige Geiſt ſelbſt iſt. Alle Handlung, alle Bethätigung des Geiſtes, die zur Erſcheinung kommt, iſt alſo umgedichtet in Schönheit, ſobald ſie nur in ihrer Wahrheit, d. h. mit dem wahren Sinne angeſchaut wird. Denn das iſt hier das Practiſche, nämlich die Sammlung und Verdichtung des Geiſtes in ſeinen Brennpunct, aus dem er rein hervorbricht. Dieſe dichteriſche und ſchöpferiſche Thätigkeit iſt aber allemal die Liebe, nämlich die Vertiefung in den Gegenſtand, um ihn in ſeiner Wahrheit zu ſchauen, und ſo mit ihm und in ihm die Freiheit des Geiſtes zu erringen. Dies iſt die Liebe. Ihr Begriff iſt ſo tief als ihr Gefühl. Wen ſie verläßt, der iſt ganz verlaſſen. Die Entwickelung des Komiſchen iſt darum auch eine Belauſchung des ſchöpferiſchen Eros. Wie er ſich uns hier offenbart, mög' er willkommen ſein, auch noch ſeiner Verherrlichung im platoniſchen Phädros und Gaſtmal.

Es iſt nämlich der Punct, auf dem die ganze gegenwärtige Unterſuchung ruht, *das ſchöpferiſche Schauen, die Geneſis der Schönheit in dieſer Theoria, welche zugleich die ganze That der Schöpfung ſelbſt* iſt, weil das unvermittelte Material ſchon ſelbſt Geiſt und ſelbſt Thätigkeit iſt, alſo bei ſeiner Vermittelung keinen weiteren Widerſtand leiſtet, keine weiteren Mittel erfordert, um in die freie Thätigkeit des Geiſtes, welche die Schönheit, das Schauen ſeiner Wahrheit in ſeiner Erſcheinung iſt, erhoben zu werden.

Dabei iſt nun aber auf den Begriff der Schönheit zurückzugehen, welcher nicht nur die Reinigung der Erſcheinung und ihre Erhöhung in den Geiſt, ſondern auch das Heraustreten des Geiſtes in die Erſcheinung verlangte. Hier nämlich, im Schaffen, wird zwar der Geiſt ſchon *vor*gefunden, aber noch in der Unmittelbarkeit, d. h. noch nicht als Schönes, weswegen er denn auch im *Finden* ſeiner *ſelbſt* begriffen iſt, wie man dies Finden *Er*finden, erſtes Finden, nennt. Wenn nun aber die Schönheit eben dies Finden iſt, was bleibt dann noch übrig für die von uns aufgeſtellte dritte Phaſe der Schönheit nämlich:

3) Die geſchaffene Schönheit, oder das vollkommene Daſein der erſcheinenden Idee, das Ideal?

Welches iſt die Realität des ſchönen Gegenſtandes, die er außer dem, was er in ſeinem Begriffe iſt, noch haben könnte, nämlich was kann er ſein, als eben jenes Finden, wofür wir ihn ſchon erkannt haben? Was iſt der *gewordene* oder vielmehr *geſchaffene* ſchöne Gegenſtand anders, als der *werdende* oder der ſich *erzeugende*, und kann er noch irgend etwas anderes ſein? In der That und Wahrheit, das kann er nicht, er iſt aber der Geiſt, *welcher wieder-*

geboren iſt aus dem Geiſte, ſo iſt er nicht mehr ſchlechter Gegenſtand, ſondern iſt ſchon Eigenthum des Geiſtes und deſſen Exiſtenz in der Aeußerlichkeit, wenn er wiedergefunden wird. Schlechter Gegenſtand wäre er nur für den Geiſt, welcher ihn nicht zu ſchauen d. h. als ſchönen wiederzufinden vermöchte, oder der ihn wahrnimmt, ohne ihn wiederzufinden. Sonſt iſt nach dem vorigen ſchlechter Gegenſtand, der unüberwundene Gegenſtand, die Objectivität in ihrer Unmittelbarkeit, d. h. wie ſie noch nicht mit dem Geiſte vermittelt, noch nicht von ihm gefunden und aus ihm wiedergeboren iſt.

Mit der Wiedergeburt aus dem Geiſte haben wir aber keineswegs etwas Neues nur ſo angeklebt, wie es wohl unmethodiſch zu geſchehen pflegt, im Gegentheil dieſe Wiedergeburt, die das eigentliche Eigenthum, den Beſitz und das Geſchöpf des Geiſtes als ſchönen Gegenſtand zur Welt bringt, liegt ſchon in dem Sichfinden, wie es in dem Sicherzeugen des vorigen Abſchnittes erkannt wurde. Dies iſt als wahrer Fortgang der Sache hier ins Auge zu faſſen.

Die völlige Befriedigung des Findens iſt doch die Vereinigung mit dem Geſuchten zu dem dritten aus beiden zuſammengehenden Funde. Eine ſolche Befriedigung bleibt alſo nicht mehr dieſe zwei, das Suchende und das Geſuchte, ſondern beide vereinigen ſich wie geſagt zur Hervorbringung des dritten, welches das wahre Reſultat, That, Werk, Geſchöpf iſt. Das Finden iſt die Hervorbringung dieſes Erzielten, und das Erzielte, der Fund, behält den Character ſeiner Erzeuger, er iſt kein Todtes, ſondern die fortgeſetzte That der Erzeugung, dieſe Thätigkeit, die den Gegenſtand und ſeinen Widerſtand überwältigte, machte dadurch den Gegenſtand zu ſich ſelbſt, und das dritte iſt dann eben dieſe Thätigkeit in der Befriedigung, daß ſie zu ihrer Wahrheit gelangt iſt.

Als nun in unſerem Falle das Finden der ſich erzeugenden Schönheit zu ihrer Wahrheit und Wirklichkeit gelangte, war damit das wahre Geſchöpf dieſe wahre Thätigkeit, das

Reſultat des Findens vorhanden, und wir mußten geſtehen, darum ſei ſolches Finden zwar immer als Schauen theoretiſch, aber als Reſultat und eigentliche Schöpfung ſeiner ſelbſt in Wahrheit zugleich *practiſch*. Nicht die bloße Thätigkeit wollten wir gleich practiſch nennen, denn dann gäbe es gar keine Theorie, ſondern dieſe beſtimmte ſich erfüllende Thätigkeit, die ihr Reſultat erreicht, ſollte practiſch heißen. Wie wäre hier auch ſonſt die Kluft, die das gemeine Bewußtſein zwiſchen beide ſtellt, wiederzuerkennen? Was wir aber als Eigenthum der dritten Phaſe der Schönheit anerkannten, das war ja die Pointe dieſes Unterſchiedes, das Reſultat des Zeugens, das Erzeugte, das Geſchöpf. Freilich mußte das Erzeugen etwas erzeugen, das Finden etwas finden, und wenn es damit zu einem Funde und einem Geſchöpfe kam, ſo war das wahrhaft practiſche Finden im Unterſchiede von dem vorigen nur theoretiſchen gefunden, was aber die Hauptſache iſt, es iſt nun eine dritte Sache vorhanden, eben dieſes Geſchöpf. Was iſt es nun? und wenn es wahr iſt, daß es nur die Fortſetzung jener Thätigkeit in ihrer Wahrheit iſt, wie ſoll denn nun wieder ein recht handgreiflicher Unterſchied herbeigeſchafft werden? Es wäre wohl mit einiger Erinnerung und Beſinnung genug zu dieſem Behufe zu leiſten. Eben das Schaffen *ſchafft* doch etwas, bringt doch etwas vor ſich, wenn auch das Reſultat dieſe ſelbe Bewegung, aber in der Befriedigung der Wahrheit, iſt; denn ſo iſt ja ſchon die Befriedigung ſelbſt ein Erreichtes, welches wir uns nicht ſchämen dürfen als *etwas* aufzuzeigen, und in der That das iſt ſie. Etwas Höheres und Schöneres kann der Geiſt nicht erreichen, und will er auch nie und nimmer erreichen, als was er hier wirklich hat an dieſem, ſeinem Geſchöpfe, nämlich ſich in ſeiner Wahrheit. Freilich iſt dieſer Beſitz *Anſchauung*, die Befriedigung ſeiner Thätigkeit iſt die, daß er in der *Aeußerlichkeit* ſich als Ausdruck findet; das Schaffen hat alſo die Aeußerlichkeit ſo lange zu drehen und zu wenden, bis ſich darin das Schauen befriedigt findet: der Vorgang des Schaffens aber in jedem Material iſt dieſes

Drehen und Wenden, und es iſt gleichgültig, ob das Material angeſchaute Handlung, angeſchauter Menſch, Thier, Landſchaft, Stein, Farbe oder Ton iſt; um der Befriedigung willen muß es immer verwandelt und ſo lange verwandelt werden, bis es dem Schauen entſpricht, das heißt nach dem Obigen in ſeine Thätigkeit aufgelöſ't iſt.

Dieſe verwandelte und in die befriedigende Thätigkeit des Schauens verwandelte Aeußerlichkeit nennen wir nun die geſchaffene Schönheit, die alſo nicht aufhören ſoll Aeußerlichkeit zu ſein, aber eine Aeußerlichkeit geworden iſt, welche völliges Eigenthum des Geiſtes iſt. Sie bleibt Aeußerlichkeit, aber ſie iſt Aeußerlichkeit *des Geiſtes*, ſie iſt die aus dem Geiſte wiedergeborene Aeußerlichkeit, und ſo haben wir denn nun das hier vorwiegende Moment, das des Ideals, welches damit gegeben iſt, hinlänglich kenntlich gemacht. Es iſt aber nicht überflüſſig ihm nun auch noch ſeinen richtigen Namen zu geben, nämlich den der *Bildung*, welcher Name hier nach allen Seiten ſeine Gültigkeit und Anwendung findet. *Bilden* nämlich nennen wir die Wiedergeburt des Geiſtes gerade bei den Künſten, wo die Aeußerlichkeit den Act des Suchens durch ihre Sprödigkeit am ſcheinbarſten macht, es iſt hier klar, daß damit nicht das Andere von einem Anderen, ſondern der Geiſt von ſich ſelbſt in *ſeinem* Anderen *gebildet* wird, und gebildet wird er, indem er ſich zurechtſindet, zurechtſchaut. Mit dieſem Sichbilden erwirbt der Geiſt nun ein Eigenthum, das iſt hier bei den bildenden Künſten augenfällig, denn das Eigenthum iſt der gebildete Gegenſtand, iſt das einzelne Ding, als welches der Geiſt ſich ſelbſt hervorgebracht. Aber es wäre nicht richtig angeſehen, wenn wir nun den wahren Beſitz in dieſes Außending ſetzten, da ja dasſelbe von der wahren Thätigkeit der ſich befriedigenden Anſchau losgeriſſen, alſo abſtract vereinzelt nichts iſt, als eben ein ſchlechtes Außending. Es iſt alſo anzuerkennen, daß der Geiſt in der Thätigkeit des Bildens ſeiner ſelbſt einen Beſitzſtand erringt, aus dem er nicht zurückſinkt, obgleich nicht das Material, ſondern er ſelbſt in ſeiner ſich befriedigenden Thätigkeit dieſes Eigenthum iſt. Dies iſt die Bildung, welche darum ihre Geſchichte, ihren Fortgang in der Ueberwindung ihres Gegenſatzes der Aeußerlichkeit hat; wirklich nämlich wird der Geiſt in dieſem Kampfe, welche die Bildung d. h. alle Bildung iſt. Im Wiſſen und in der Kunſt, im Denken und im Schauen hat der Geiſt ſeine Aeußerlichkeit und Unmittelbarkeit zu überwinden, und ſo zum wahren Selbſtbewußtſein und Selbſtſchauen hindurchzudringen. So wird der Geiſt in der Bildung ſein eigenes, errungenes Beſitzthum, und ſo iſt die Wahrheit und die vollendete Schönheit, das Ideal, der Geiſt als errungenes Gut, nur durch die Bildung oder vielmehr als dieſe Bildung möglich und wirklich. Natürlich: die Schönheit ſchafft der Geiſt durch Ueberwindung ſeines Gegenſatzes der Aeußerlichkeit, die vollendete Schönheit alſo nicht ſogleich, ſondern erſt durch den Kampf der Bildung. Bildung, Schaffen, derſelbe Ausdruck, dieſelbe Eine Sache: Geiſtesbethätigung, Geiſtesverwirklichung: Erringen ſeiner Wahrheit, ſeiner Schönheit. So iſt das Ideal allerdings nur mit Vorausſetzung der Geſchichte d. h. eben der Bildung, und die geſchaffene Schönheit iſt die gebildete, was freilich einen komiſchen Anklang hat wegen des Mißbrauchs, den mit dieſem tiefen Wort die Oberflächlichkeit der Modewelt zu treiben die Stirn hat.

Das Ideal iſt alſo die Schönheit, welche Exiſtenz und Wirklichkeit hat. Von Seiten ihrer Exiſtenz iſt ſie aus dem Geiſte wiedergeborene Aeußerlichkeit, die alſo von Seiten ihrer Wirklichkeit dann nur noch der ſich wiederfindende Geiſt iſt; und ſo haben wir hier genug gethan, um für den Zweck dieſer Unterſuchung die äſthetiſche Idee kenntlich zu machen.

Dies nämlich mußte geſchehen, um denn nun zu entſcheiden, in welcher Phaſe dieſer Idee das Komiſche ſeinen Aufenthalt habe.

Die dritte Sphäre der Idee, die des Ideals, hat niemand der bisherigen Aeſthetiker dem Komiſchen angewieſen, und wird ihm auch in Zukunft ſicherlich niemals einer zueignen wollen, vielmehr treten ſogleich die beiden Anſchauungen der Schönheit in den vollendeten Kunſtwerken und die Caricatur, als komiſche Maske, gegeneinander über, und es iſt nur zu verwundern, daß nicht mehr Gelehrte ſich der ariſtoteliſchen Erklärung, es ſei „eine theilweiſe Häßlichkeit und Verzerrung ohne Schmerz“, und der Ciceroniſchen res turpicula erinnert haben, wenn ſie die Sache in Betracht zogen, und dabei natürlich fragten, welcher Gattung, wie man zu ſagen pflegte, oder welcher Begriffsſphäre gehört das Komiſche an? Ob nun die Caricatur, als die verdrehte Darſtellung, die man einem aufbürdet (was beiläufig geſagt den ganzen Begriff ſchon nennt), oder ob nur die Unbequemlichkeit, welche das Lächerliche für die unfreien d. h. bornirten Gemüthsverfaſſungen mit ſich bringt, es ſo in Verruf gebracht und gebrandmarkt hat; genug vor Jean Paul und auch noch nach ihm, z. B. von dem äſthetiſch berühmten Bouterweck, iſt das Lächerliche vielmehr aus der Aeſthetik geächtet, als in ihr geachtet und gewürdigt worden. Das gemeine Bewußtſein und ſeine Philoſophie findet, wie faſt alle in der Einleitung erwähnte Definizionen beweiſen, das Komiſche vielmehr in der unmittelbaren unvollkommenen Erſcheinung, als etwas Vorliegendes, als einen Gegenſtand außer uns. Das gemeine Bewußtſein geht davon aus, daß einer, der ſich lächerlich macht, ſeine Erſcheinung verkümmert, und ſchließt nun weiter, das Lächerliche alſo ſei der unvollkommene Gegenſtand. Die Caricatur, vom Geſichtspuncte des gemeinen Bewußtſeins (es würde ſie als Gegenſtand für das Lächerliche halten), würde ihm dies beſtätigen, wenn es nicht eben ſelbſt darin beſtünde, daß es ſich über den Inhalt ſeiner Gedanken nicht beſinnt. Es iſt nämlich allerdings Inhalt jeder Erfahrung über das Lächerliche, daß die Bewegung, die das Lächerliche iſt, von der unvollkommenen Erſcheinung ausgeht, und nur der Gedanke iſt voreilig, daß denn nun die unvollkommene Erſcheinung als ſolche, die Caricatur als Außending, ohne weiteren Vorgang das Lächerliche ſei. Wenn man damit meint die Veranlaſſung des Lachens, ſo wird das Niemand beſtreiten wollen. Denn welche Thatſache wäre wohl einfacher als dieſe? Allein iſt mit der Veranlaſſung der That denn nun geſagt, was die That ſelbſt iſt? Dies hat man, ſobald es ernſtlich zur Unterſuchung kam, auch allgemein, wenn nicht beſtimmt erkannt, doch wie man ſagt, durchgefühlt, darum in allen Definizionen das Bewegungswort „Contraſt“ oder dergleichen angetroffen wird, nur daß man leider den Contraſt in dem todten Außendinge, oder wenn auch in dem lebendigen, doch in einem äußeren Gegenſtande vor ſich ſehen wollte, man dachte dabei z. B. wohl ſogar an die aufgeführte Komödie. Jean Paul war der erſte, der zu dem objectiven Contraſt noch einen ſubjectiven hinzuthat, welches denn die Entdeckung der eigentlichen Sache und der Idee in ihrer Ganzheit iſt; es fehlt Jean Paul nur Entwickelung der Sache von Innen heraus, und obgleich dieſer poetiſche, ſchöpferiſche, geniale Blick wie die Sonne überall die ſchönſten Blüthen und Früchte treibt in ſeiner Abhandlung über das Lächerliche, über den Witz, über den Humor; ſo iſt doch die ganze Unterſuchung deſultoriſch, jedes bleibt für ſich in ſeinem Programm, und das Lächerliche, der Witz und der Humor hängen nicht genetiſch zuſammen. Dadurch wird er unſicher und principlos, muß allenthalben wieder von vorn anfangen und oft durch das Verlaſſen ſeiner ſelbſt ſogar geradezu falſch werden.

Nun ſtünde aber doch ſchon ſo viel feſt, daß eine Vermittelung des Objects mit der Thätigkeit des Subjects dazu gehörte, und da nun einmal das Lächerliche nicht geradezu das Ideal iſt, nicht geradezu die wirkliche Vereinigung der Außenwelt und des Geiſtes, ſo bleibt gar keine andere Sphäre der äſthetiſchen Idee, der es nach dem Obigen und nach jedermanns Wiſſenſchaft angehören könnte, für dasſelbe übrig, als die zweite die ſich erzeugende Schönheit.

Weiße hat dies zuerſt ausgeſprochen, und zwar nennt er das Komiſche: Wiederherſtellung aus der Häßlichkeit oder aus dem Widerſpruch der äſthetiſchen Idee gegen ſich ſelbſt.

Dies iſt ein weiterer Schritt, nur freilich iſt die Entdeckung durch das Auseinanderhalten der Objectivität und Subjectivität getrübt, und auf den Begriff des Widerſpruches nicht genug eingegangen, denn dieſer iſt nicht das Unterſcheidende des Häßlichen vom Komiſchen und vom Ideal, da er auch im Ideal iſt, und in Allem, was irgend wirkliche Thätigkeit (ἐνέργεια) ſein will, am meiſten aber in dem, was auf den Begriff der Selbſtbethätigung (Entelechie), abſolute Thätigkeit, Anſpruch macht. Denn alle Thätigkeit iſt eben durch den Widerſpruch, was Weiße aus Hegel ſehr gut eingeſehen. Nun iſt aber nicht jede Thätigkeit der äſthetiſchen Idee das Häßliche, z. B. nicht der Widerſpruch gegen die unvollkommene Erſcheinung, wodurch ſich eben die Schönheit ſchafft, das Häßliche iſt vielmehr die Wendung dieſer Thätigkeit des Widerſpruchs gegen die Idee, und in der Wendung der Negation gegen die Idee und der Idee gegen ihre Negation liegt der Unterſchied, ohne deſſen Angabe, die Sache wohl gemeint, aber nicht geſagt iſt. Was Weiße gethan hat, iſt viel, nämlich die Erkennung des Häßlichen und ſeine Einordnung in den Verlauf der Idee, und endlich die Geneſis des Komiſchen aus dieſer Sphäre; was aber nun noch die Aufgabe iſt, leuchtet auch ſchon ein, nämlich die wahre Vereinigung der Momente der Idee nach der wahreren Beſtimmung derſelben, d. h. den ſchärferen Unterſchieden innerhalb der Idee.

Das Komiſche wird ſich alſo in folgender Art ergeben:

Die äſthetiſche Idee wird in der Geſtalt betrachtet, wo ſie noch nicht die Befriedigung des Sichfindens iſt, alſo als die ſich ſuchende Idee; und als ſolcher kann es ihr zuerſt begegnen, daß ſie gewinnt, was ſie erſtrebt. In dem Erfolge iſt dann das Gefühl des Suchens noch mit enthalten. Dieſe Befriedigung des Strebens mit dem Gefühl der Erhebung aus dem Mangel iſt die Erhabenheit, welche alſo die Unruhe des Sichherauswindens aus der Bedürftigkeit noch an ſich hat. Sodann der zweite Fall, welcher der ſich ſuchenden

Idee begegnen kann, iſt der, daß ſie ſich ſelbſt verliert, ſtatt ſich zu gewinnen, die Verſunkenheit, der Abfall der Idee von ſich ſelbſt in Bosheit und Häßlichkeit; und endlich die ſich wieder gewinnende Idee, die zur Beſinnung kommt, die Idee in der Wiedergeburt; und zwar iſt dies die oben kenntlich gemachte zweite Phaſe der äſthetiſchen Idee, in welcher zur Wiedergeburt nichts nöthig iſt, als daß ſie zur Beſinnung kommt über ſich ſelbſt. Ein ſolches Beſinnen iſt der Lichtblick des Geiſtes, der, wie alle Zeugung, ſprung- und blitzartig iſt, weshalb denn auch die Sprache dafür den Gleichnißausdruck Erheiterung hat, wodurch auch im Gegenſatz die Verſunkenheit des Geiſtes als ſeine Trübung bezeichnet iſt, die erleuchtet wird von dieſem Blick. Dieſer wiederauftauchende Geiſt iſt das Komiſche.

Der weitere Verlauf alſo wäre nun der, daß wir zuerſt auf die Wendung der Idee nach beiden Seiten achten, und dann zuſehen, wie ſie ſich im Komiſchen aus dem Abfall von ſich ſelbſt wieder ſammelt. Alſo wir haben, um nun zu zählen,

A. Die Erhabenheit, Erhebung zu der Idee, Sieg des Ewigen in Wahrheit und Schönheit. Verklärung des Unwahren zu ſeiner Wahrheit.

B. Die Verſunkenheit, Abfall der Idee von ſich, Sieg der Endlichkeit in Bosheit und Häßlichkeit. Trübung, Verdunklung der Wahrheit.

C. Erheiterung, Wiedergeburt aus der Trübung, wiederaufblickende Schönheit, der Geiſtesblitz der Beſinnung in den getrübten Geiſt, das Komiſche.

Die bildlichen Ausdrücke dieſer Zuſammenſtellung dienen zur Verdeutlichung des Proceſſes der Gegenſätze, und um die Berechtigung eines ſolchen Verlaufes ſchon in der vorläufigen Angabe anzudeuten; die Sprache hat aber auch wirklich ſchon dieſe Namen in Gebrauch, nur daß ſie nicht gerade überall mit Bewußtſein in ihrer Beziehung aufeinander aufgefaßt werden. Merkwürdig iſt es, daß Weiße zuerſt dieſen Entwickelungsverlauf der äſthetiſchen Idee von der Erhabenheit zur Häßlichkeit, und ſo zum Komiſchen angiebt, dennoch aber die eigentliche Bewegung dieſer Entwickelung nicht vor ſich gehen läßt. Wenn er nämlich in der Erhabenheit die Schönheit im Gegenſatze mit ſich, in der Häßlichkeit dieſelbe im Widerſpruch mit ſich, und im Komiſchen dieſelbe in der Wiederherſtellung aus dieſem innern Widerſpruch erblickt, ſo ſind dieſe Kategorien keineswegs die wirkliche Dialektik dieſer ſonſt richtigen Eintheilung. Denn ſie gehören jedem Begriffsverlaufe und jedem Gedankengange an, ſind alſo dieſem freilich nicht fremd, aber auch weder ſeine ſpecielle Beſtimmung, noch eben darum die Wahrheit und Wirklichkeit der Sache. Die Schönheit iſt immer im inneren Gegenſatze, immer im inneren Widerſpruche, und immer in der Vereinigung ihrer ſelbſt aus dieſem Widerſpruche; denn dies eben iſt der Vorgang, der in aller Schönheit, wie wir ſchon gezeigt haben, vorhanden, und zwar als das Schauen ihrer ſelbſt in ihrem Anderen, ſo daß ihr Gegenſtand zur Einheit mit ihr ſelbſt zuſammengeht, aber ohne darum aufzuhören die Lebendigkeit des Widerſpruchs, welche dieſes Schauen iſt, zu ſein. Wiederherſtellung aus dem inneren Widerſpruche heißt daher nichts anderes, als Wiederherſtellung des innern Widerſpruchs: Negation der Negation. Was aus dem Widerſpruche herausgenommen würde, wäre eben gar nichts, völlig undenkbar, und je unwahrer eine Sache wird, deſto mehr verliert ſie die Energie des innern Widerſpruchs. Nicht herausgenommen alſo, ſondern eigentlich erſt recht hereingeſtellt wird das Komiſche in den Widerſpruch, weil eben die Häßlichkeit dem Leben der Idee ſich abwendet, und ihr Weſen vielmehr Erſtarrung, Stagnirung des Widerſpruchs iſt, das Komiſche aber vor allem die Lebendigkeit und Wahrheit des Widerſpruches. Was Weiße von der Häßlichkeit und vom Komiſchen Wahres ſagt, läuft darum ebenfalls darauf hinaus, daß die Häßlichkeit die erſte, das Komiſche aber die zweite Negation ſei. Von der Erhabenheit aber ſagt er ſo wenig das Wahre, daß dieſe ganze Parthie eine wahre Marter des Gedankens iſt, welche mit aller Grauſamkeit kein Geſtändniß erzwingt.

Im Uebrigen hat auch hier Jean Paul ſchon die Beziehung des Erhabenen und des Lächerlichen entdeckt, obgleich anders, als er ſelber es meint, wenn er das Erhabene den Widerpart des Lächerlichen nennt; denn dann wird er ſich ſelber ungetreu, ſofern ja er gerade keineswegs die unwahre Erſcheinung als ſolche für das Lächerliche erklärt, der Widerpart des Erhabenen aber doch auf alle Fälle, wenn er z. B. Gott, nach ſeiner Weiſe für ein Erhabenes erklärt, nur ſein könnte, der Widerſacher überhaupt, der Teufel. Das Wahre iſt Widerpart des Unwahren, das Häßliche des Schönen, das Gemeine des Erhabenen. Jean Paul iſt aber weit entfernt, das Komiſche für das Gemeine zu halten. Wenn wir alſo genau ſein wollen, ſo hat freilich Jean Paul nicht geſehn, welche Beziehung, ſondern nur, daß überhaupt hier irgend eine vorhanden ſein müſſe. Wir werden ſogar zeigen müſſen, daß die eigentliche, wenn gleich unvollkommene, Entdeckung des Begriffs der Erhabenheit Kant angehört, daß Schiller und Jean Paul ihn keineswegs weiter ans Licht gezogen, ſondern vielmehr die Kantiſche Sache wieder aus dem Geſicht verloren, Weiße endlich dieſelbe noch mehr verdunkelt, ſtatt ſie deutlich aufzuzeigen, und erſt Hegel in der Religionsphiloſophie und in der Aeſthetik dieſen Begriff ſcharf genug hinſtellt, ohne ihn freilich nach allen Seiten hin auszufüllen, und namentlich ohne ſich näher zu erklären, wie er ſich zu der Wahrheit und Schönheit verhält.

III.

Die äſthetiſche Idee.

A. Die Erhabenheit. B. Die Häßlichkeit. C. Das Komiſche.

A. Die Erhabenheit.

Allerdings gehört die Erhabenheit nicht der äſthetiſchen Idee allein an, ſondern eben ſo gut der denkenden Erkenntniß, der Religion und der Willensidee, iſt auch allerwärts ſo allgemein genommen worden; nach der voraufgegangenen Entwickelung der Idee iſt es aber gleichgültig, in welcher Geſtalt wir hier die Erhabenheit aufzeigen, da wir von der erſcheinenden Idee, mit der wir es hier zu thun haben, nur auf die weitere Geſtaltung hinüberzuweiſen brauchen. Die Erhabenheit hat aber in den verſchiedenen Formen der Idee eben ſo wenig verſchiedene Namen, als z. B. die Freiheit, obgleich es ihr an Abwechslung der Namen nicht fehlt; man findet ſie wieder als Freiheit, Andacht, Begeiſterung, Verklärung, es iſt aber mißlich, ſie unter einem ſolchen beſtimmten Namen einer beſtimmten Form der Idee zuzuweiſen. Die Andacht gehört wohl der Religion, die Begeiſterung aber gleich keiner Form ausſchließlich, und mit der Verklärung würde die äſthetiſche Idee um den Begriff der Begeiſterung verkürzt werden. In der Sphäre der Verſunkenheit ſcheidet ſichs beſtimmter: wir haben hier Bosheit für die practiſche, Unwahrheit für die theoretiſche Idee, Gottloſigkeit für die Religion, und Häßlichkeit für die äſthetiſche Idee; und ſogar die Erheiterung, welche ſich doch, vermöge ihrer Abſtammung, ganz in die erſcheinende Idee zurückzuziehn ſcheint, giebt in ſich einen Unterſchied zu für die äſthetiſche Sphäre, wo ſie das Komiſche, und für eine weitere, wo ſie Witz genannt wird, welcher auch außer der Erſcheinung jedem erfinderiſchen Gedanken zukommt. Wir wurden daher bei unſerer Eintheilung allerdings verlockt, allen Unterſchieden innerhalb der Idee ihre Namen zuzuweiſen, die Sphäre der Erhabenheit wird aber im Unterſchiede von unſerer Sprache verlaſſen, eine Erſcheinung, welche nicht ohne ſpeculative Bedeutung iſt. Denn wie wir ſo eben gezeigt haben, ſo fehlt es nicht an Namen, nur daß das Wort Freiheit, und ſelbſt Andacht und Begeiſterung ſo wie Erhabenheit ſelbſt darum über alle Formen der Idee übergreifen muß, weil das Weſentliche hier nicht die Abſcheidung, ſondern die Vereinigung mit dem Abſoluten iſt, während der Unterſchied bis zur Bewunderung feſtwurzelt in der Wendung der Idee zum Abfall von ſich ſelbſt, wo das Anderswerden, das Sichunterſcheiden, die Sache iſt, während in der Sphäre der Erhabenheit die Erlöſung aus dem Unterſchiede, den Unterſchied ſelbſt flüſſig macht.

Dieſe Bemerkungen, denen wir im Grunde voreilig und unmethodiſch nachgegangen ſind, und die ſich nur damit entſchuldigen laſſen, daß man doch wegen beſſerer Ueberſicht ſolche Eintheilungen und Wegweiſer mit gehöriger Richtung und Aufſchrift anbringen muß, weil man die Sache nicht bloß ſehen, ſondern auch zeigen will, und hier namentlich noch die Beruhigung zu geben war, daß dieſer Verlauf der Sache denn doch am Ende wirklich zum Komiſchen führen werde — alle dieſe Zwiſchenreden wollen wir hier nun beendigt haben, und den Faden der Entwickelung, wo er abgebrochen wurde, nämlich beim Begriff des Ideals, wieder aufnehmen.

Wir haben die Entwickelung der äſthetiſchen Idee fortgeführt bis zur Einheit ihrer ſelbſt mit ſich im Ideale, und dieſer Punct mußte erreicht werden, um überhaupt die Sache ſelbſt in ihrer Wahrheit zu erreichen. Es ergab ſich aber ſogleich 1) daß auch dieſe Einheit nicht ohne die innere Entzweiung, und 2) daß eben dieſe innere Entzweiung das wahre Leben der Sache war, die Einheit alſo 3) nur als lebendige Einheit gedacht werden konnte. Es iſt alſo auch in der Idee, ſofern ſie in Einheit mit ſich iſt, ein Kampf der Momente vorhanden, und darum geſchicht auch, wenn wir hier dieſen Kampf näher ins Auge faſſen, damit kein Rückſchritt, ſondern eine nähere Vergegenwärtigung deſſen, was wir in dem Bisherigen an ſich ſchon haben, welches der wahre Fortſchritt ſelbſt iſt.

1) Die äſthetiſche Idee, die Schönheit, das Ideal, iſt die ſich ſelbſt anſchauende Einheit der Idee. Dieſe Einheit iſt Vereinigung, alle Vereinigung aber iſt aus Unterſchiedenen, und dieſe Unterſchiedenen ſind hier der ſubjectiv wirkende Geiſt und ſein Gegenſtand, die Objectivität; ihre Vereinigung aber die Erſcheinung des Geiſtes in der Objectivität, oder ſchlechtweg die Erſcheinung, d. h. das Daſein des einen in dem andern, des Geiſtes in der Aeußerlichkeit, und umgekehrt der Aeußerlichkeit im Geiſt, welches die Anſchauung iſt: Erſcheinung und Anſchauung ſind alſo dieſelbe Vereinigung, nur mit entgegengeſetztem Ausgange der Bewegung. Die Schönheit beſteht nun in der Aufhebung des Gegenſatzes zur Einheit, d. h. alſo in der vollſtändigen und wirklichen Vereinigung dieſer Entzweiten, des Geiſtes und der Aeußerlichkeit, ſo daß die Aeußerlichkeit ganz in die Thätigkeit des Geiſtes verwandelt und aufgenommen wird, ſo ſchaut er in ſeinem Gegenſatze nur ſich ſelbſt an. Dieſe Vereinigung iſt die Einheit der Idee mit ſich, die ſie im Ideale erreicht. Die Einheit iſt aber

2) nicht die in dem Reſultat, dem Geſchaffenen erſterbene Idee, ſie iſt nicht ſchlechter Gegenſtand, wie die unlebendige Natur für ſich geiſtloſer Gegenſtand iſt, ſondern ſie iſt Auflöſung der ſtarren Aeußerlichkeit in den Fluß der lebendigen Anſchauung; und deren Lebendigkeit und Thätigkeit iſt dieſe, daß ſie zu ihrem Gegenſatz hinübergeht, der Geiſt auf das Object eingeht, und mit dem Erwerbe dieſes Fremden zu ſeinem Eigenthume zurückkehrt, indem er in der Aeußerlichkeit ſich ſelbſt, die Wahrheit vor ſich hat. Das Leben und die Thätigkeit, die in der Schönheit iſt, beſteht alſo in dieſer Unterſcheidung der Idee von ſich ſelbſt, wodurch ſie ſich freilich nicht verliert, nur in dieſer Thätigkeit gewinnt ſie vielmehr ihr Daſein. Dieſe

Subjectivität iſt das Daſein der Objectivität, der ſchöne Gegenſtand exiſtiert nur als dieſe ſubjective Thätigkeit, als Anſchauung, und dieſe ſubjective Thätigkeit iſt nur ſchön, ſofern ſie äußerlich vorhanden iſt, als Erſcheinung. Die beiden Momente der äſthetiſchen Idee ſind alſo Erſcheinung und Anſchauung, und 3) die Einheit der Idee iſt immer in beiden Momenten das Ganze, nämlich die Vereinigung der Erſcheinung und der Anſchauung, alſo dieſe lebendige Einheit, welche der Widerſpruch iſt, daß dieſes Eine ſich ſelbſt zu ſeinem Zweiten, zu ſeinem äußeren Gegenſtande hat, alſo ſich von ſich ſelbſt unterſcheidet, und indem es ſich ſelbſt erkennt, ſeine Einheit ſetzt, d. h. dieſe Thätigkeit der Vereinigung iſt.

Dieſe Vereinigung der Erſcheinung und der Anſchauung, der Aeußerlichkeit und des Geiſtes iſt die Realiſirung der Idee als das Ideal. Die Vereinigung iſt aber die Vereinigung des Sichwiderſprechenden, alſo keineswegs der Friede des Todes, welcher eine einſeitige, dem Geiſte und ſeiner Bewegung entfremdete, Einheit wäre, aber auch ſo immer nur in einem Mehr oder Weniger der Thätigkeit, keineswegs in einer völligen Stagnation zu ewiger Ruhe beſtehen würde, denn der reine Begriff des völligen Todes und Stillſtandes iſt undenkbar und unmöglich. Auch der Tod iſt Leben, und auch das am allermeiſten Todte hat ſeinen Gegner, mit dem es in den Kampf tritt, und zu lebendiger Action ſich ermuntert. Es wird lebendig, wenn es ſeinen Gegenſatz gewahr wird, und es hat den ſchärfſten Sinn für ihn. Dieſe Neigung und dieſer Sinn iſt die Möglichkeit des Lebens in dem Todten, welches darum zu keinem wirklichen Tode gelangen kann, weil es unmöglich iſt, ihm dieſen Beſitz ſeiner Hälfte, den es ſchon in der Neigung hat, zu entziehn. Es hat ihn aber auch in der That und Wahrheit, denn nichts kann aus dem Ganzen heraus, es iſt alſo auch nichts völlig abzuſondern, und bis zum völligen Alleinſein zu trennen. Je ärmer und ſchwächer die Vereinigung iſt, deſto untergeordneter iſt die Lebendigkeit, das wahrhafte Ganze aber, als der Inbegriff aller ſich ſuchenden Gegenſätze, iſt das Lebendigſte, weil es das Inhaltreichſte iſt. So iſt der Begriff des wahrhaften Ganzen und der wahrhaften Einheit mit ſich keineswegs der Begriff des Friedens und des Todes, welcher, in ſeiner Strenge gefaßt, unwahr und in der Wirklichkeit immer noch das Gegentheil von dem iſt, was er zu ſein meint, weil eine abſtracte völlig einſeitige Einheit nicht zu erreichen iſt, vielmehr iſt das wahrhafte Ganze und die wahrhafte Einheit mit ſich immer der Inbegriff der innern Unruhe und Lebendigkeit, die Vereinigung der Gegeneinanderkämpfenden, der Sichwiderſprechenden. Das wahrhafte Ganze iſt aber der Geiſt, denn deſſen iſt auch ſein Gegenſatz, und ſein Begriff iſt dieſer, daß er in ſeinem Gegenſatze ſich ſelbſt erfaßt; und der höchſte Kampf und das wahrſte Leben, dieſes Wirken, welches Selbſtbewirken, Selbſtbethätigung iſt, das eben iſt das Weſen des Geiſtes, von dem wir gezeigt haben, wie er in der Wahrheit und Schönheit dieſe Vereinigung der Widerſprechenden iſt, das heißt *dieſe Einheit mit ſich*, welche Selbſtbethätigung im *inneren Kampfe* ihrer Momente iſt.

Der Vergang dieſes Kampfes iſt nun das, was uns hier intereſſirt, und zwar der Vergang des Kampfes zwiſchen den beiden in der Schönheit ſich Widerſprechenden, alſo zwiſchen der Aeußerlichkeit und dem Geiſt, zwiſchen dem Endlichen und dem Ewigen, wie ſie ſich in Erſcheinung und Anſchauung als lebendiger Widerſpruch vereinigen, und zwar die Wendung dieſes Kampfes zum Siege des Ewigen, welcher Sieg als *Erhabenheit*, Erhebung aus den Schranken der Endlichkeit zum Bewußtſein kommt.

Aller Kampf und alle Lebendigkeit innerhalb des Ganzen ſtrebt zur Vereinigung, aber nicht jede Vereinigung iſt die vollkommene, welche Vollkommenheit das Ganze ſelbſt, alſo das Abſolute wäre. Alle Vereinigung, der die Vollkommenheit fehlt, iſt auf der Seite der Endlichkeit, der Beſchränktheit, des Todes, der Geiſtloſigkeit, des beſchränkten Geiſtes. Wenn wir nämlich die beiden Kämpfer, die hier auftreten, die Endlichkeit und das Ewige näher anſehn, ſo iſt das Unterſte in der

Endlichkeit dasjenige, dem wir das Leben abſprechen, die ſogenannte unlebendige Natur; wir haben dieſelbe ſchon früher ins Auge gefaßt, als die ſchlechteſte Erſcheinung der Idee, weil zwar die Idee in dieſer unlebendigen Natur erſcheint, ihr Daſein hat, auch darum dieſes für todt erklärte keineswegs ohne alle Thätigkeit iſt, aber nur eine ſo mangelhafte Bewegung und eine ſo abhängige hat, daß wir dies Daſein ſchon einſeitig, abſtract und unlebendig nennen, obgleich nicht mit gänzlicher Genauigkeit, wie ſich ſo eben gezeigt hat, und wie Luft, Erde, Feuer und Meer genugſam ſelbſt beweiſen, wenn wir auch davon abſehn wollten, daß das Schwerſte und Schwerfälligſte von allem die Weltkörper ſelbſt keinen Augenblick in ihrer Thätigkeit innehalten.

Von dieſem unlebendig geſcholtenen Daſein, welches aber in Wahrheit thätige Vereinigung der Entgegengeſetzten iſt, hebt ſich die Endlichkeit ſchon zu reicherer und höherer Geſtalt in der Einheit des thieriſchen Lebens, alſo zu einer ſolchen lebendigen Einheit der Gegenſätze, des Bewegenden und Bewegten, hier Seele und Körper, daß dieſe Einheit zwar noch geiſtlos iſt, dennoch aber ſchon den Vorwurf der Einſeitigkeit und des Stillſtandes entſchieden von ſich weiſ't, denn es iſt die lebendige Seele, welche ihren Körper zu ihrer Thätigkeit erhebt, und die Aeußerlichkeit in dieſe Thätigkeit practiſch überſetzt, ſo daß der Sieg des Lebens über ſeinen Gegenſatz zu einer Darſtellung der Wirkſamkeit und Wirklichkeit der Idee führt, welche durch und in ihrem Andern ſich bewirkt. Das thieriſche Leben iſt aber darin beſchränkt und endlich, daß es nicht von ſich, ſondern nur von dem ihm Aeußerlichen weiß, eine empfindende Seele, aber keinen Geiſt hat.

Das Dritte und Höchſte, was die Endlichkeit erreicht, iſt das Daſein des Geiſtes, als des *endlichen Geiſtes*, welcher endlich iſt, ſofern er ſich beſchränkt *fühlt* im natürlichen Daſein, alſo nicht nur wie Außending und Thier, ſeinen Gegenſatz, ſeine Schranken in ſich hat, ſondern die Schranke als Schranke *geſetzt* hat, z. B. in Unwiſſenheit, Vorſtellung, Bekämpfung der Natur u. ſ. f. Aber er hat die Schranke als ſeine geſetzt, ſo wird er ihrer Herr, und iſt die Erhebung aus der Schranke.

Die Erhebung nun aus der Schranke, die Befreiung von einem fremden Gegenüberſtehenden, iſt keiner anderen Endlichkeit möglich, als eben dem endlichen Geiſte, denn nur er, der Geiſt, iſt eben der vollkommenen Vereinigung ſeines Gegenſatzes mit ſich fähig, indem er das Gegenüberſtehende zu dem ſeinigen macht, und iſt frei und wahr und abſolut in ſolcher vollkommenen Vereinigung, welche Vereinigung dann im Gedanken, im Schauen und im Gefühl der Andacht Selbſtbethätigung iſt.

Ueberall nämlich iſt die Idee in ihrer wahren Geſtalt, wie wir ſchon erörtert haben, dieſes Herausgehen aus der beſchränkten und unwahren Geſtalt, der Geiſt, der zu ſich ſelbſt hindurchdringt, indem er ſich ſelbſt als das einzig wahrhaft Wirkliche faßt und ausführt, welche Selbſtverwirklichung und Selbſtbethätigung bei Gelegenheit des Begriffs der Schöpfung und des Ideals ſchon hinlänglich zum Vorſchein gekommen iſt. Im Gegenſatz zu dem endlichen Geiſt, als derjenigen Endlichkeit, mit welcher wir hier zu ſchaffen haben, iſt dieſe Selbſtbethätigung und Selbſtbefreiung des Geiſtes das Ewige, zu dem ſich jene Endlichkeit erheben ſoll.

Die Seite der Selbſtbethätigung der Idee nun pflegt man die Subjectivität, die Seite der Entäußerung, der Aeußerlichkeit dagegen, welche ihr als das Spröde gegenüberſteht, die Objectivität zu nennen. Wie nun die Idee als Schönheit ihre Subjectivität, ihre thätige Natur nicht aufgiebt, im Gegentheil wie ſie die Objectivität, welche für ſich iſolirt, als die Endlichkeit, als das mangelhafte, zerſplitterte, abgetrennte Daſein erſcheint, wie ſie dieſe Endlichkeit erhöht und erhebt zur vollſtändigen geiſtigen Thätigkeit, und zwar zur vollkommenen Vereinigung, d. h. zum Abſoluten, dies hat ſich ſchon gezeigt, und wird hier noch näher heraustreten. Dieſer Vorgang aber, dieſe That der Erhöhung, das Sichhinaufkämpfen des endlichen Geiſtes ins Ewige, zum Abſoluten, das iſt die *Erhabenheit*. Es wäre alſo die Schönheit Erhabenheit, inſofern ſie als dieſes Sicherheben des endlichen Geiſtes aus ſeiner Endlichkeit, ſeinen Schranken *erſcheint*. Der Geiſt, die Phantaſie, welche ſich erhoben fühlt in dieſem Hinaufkämpfen aus der Endlichkeit in das Reich der Freiheit, wo der Geiſt ſich als ewigen fühlt, dieſe Schönheit mit dieſem Bewußtſein iſt die erhabene. So iſt alſo die Erhabenheit Befreiung, und ſofern ſie ſich als ſolche fühlt, Begeiſterung. Schon in den Worten liegt dieſer weitere Sinn. Jede Erhabenheit kommt aus dem Niedrigeren hervor, und die höchſte Erhebung iſt die zu Gott, jede Befreiung aus den Banden, und die wahrſte iſt die aus der Unwahrheit zur ewigen Wahrheit, jede Begeiſterung endlich iſt die Erleuchtung des Geiſtes, womit er das Niveau der getrübten Gewöhnlichkeit unter ſich läßt. Dieſer Kampf des endlichen Geiſtes, worin er ſich zu den Höhen ſeiner Wahrheit emporarbeitet, iſt überall Erhabenheit, im Aeſthetiſchen aber iſt er vorhanden, wenn er *erſcheint*.

Die Erhabenheit iſt alſo nur möglich unter der Vorausſetzung der Endlichkeit, und zwar des *endlichen Geiſtes*, den man in ſeiner Noth und Beſchränktheit im Gegenſatz zu der Erhabenheit die *Gemeinheit* nennt, als das gemeine Bewußtſein überhaupt, wie es ſich berühmt gemacht unter dem angeblichen Ehrentitel des gemeinen Menſchenverſtandes, der jetzt eben von dort her, wo die Wiege dieſes Ruhms iſt, von Nordamerika aus ſich auch verächtlich macht, ſowohl mit der Geſetzlichkeit der eben jetzt beſchloſſenen Negerſklaverei, als auch überhaupt mit der Geſinnung, den höchſten Ruhm im Gelderwerb, auch dem ſchimpflichen, und in der Abwehrung der Naturnoth zu finden, wodurch der Mechanismus an die Stelle der Philoſophie und Poeſie geſetzt, und ſogar das Predigen zum Handwerk wird. Dieſer geſunde Menſchenverſtand, der vielmehr krank iſt an dem Mangel der höchſten Güter, erzeugt nur Gemeinheit in allen Formen der Idee, im Wiſſen die Vorniertheit, die Unwiſſenheit überhaupt deſſen, worauf es ankommt, im Practiſchen die Gewiſſenloſigkeit wegen des äußerlichen Zwecks, und im Religiöſen nun vollends das ungeſundeſte Formweſen, weil eben der Kern ganz unerreicht bleibt. Weiter hat das gemeine Bewußtſein nur die gemeine Wirklichkeit in der Anſchauung, und auch das Ideal iſt ihm nur der laſttragende Pfeiler, daher für ihn die Karyatide das Meiſterſtück der Sculptur. Die Wirklichkeit wird nie als die wahre, als der wirkende Geiſt, ſondern nur als die gemeine, d. h. die dem Geiſte Widerſtand leiſtende, ihm gegenüberſtehende erkannt. Dies Bewußtſein fühlt ſich auch unter uns ſo wohl und behaglich, wie es nur in Amerika der Fall ſein kann, in der vermeinten Gewißheit ſeiner Wahrheit; denn es kann ſeinen Götzen, die vom Geiſt emancipirte Aeußerlichkeit mit Händen greifen, und triumphirend in die Höhe heben, aber auch *nur* mit Händen greifen, denn es würde ſogleich mehr davon *be*greifen, wenn es ſich nur darüber beſönne, daß es doch auch mit dieſem Begreifen etwas abgreift, alſo keineswegs den Gegenſtand als unverändert bleibenden und am wenigſten als unbewegten anerkennt, wenn auch die Höhe nicht hoch iſt, zu der es ihn ſo erhebt, ſondern vielmehr die Niedrigkeit und Beſchränktheit ſelbſt recht eigentlich darſtellt. Das Bedürfniß, auch das Handanlegen zum wahrhaft wirkſamen zu erheben, und auch ſo nur als Wirkendes ſich ſelbſt geltend zu machen, zwingt dann auch überall den unſterblichen Menſchen mehr zu leiſten, als jener kurzſichtige Blick gewahr wird, indem er den Stein ſogar ſo lange mit Händen behandelt und verwandelt, bis auch er die Beweglichkeit ſeiner Anſchauung erreicht, und ſeine Fähigkeit, in den Geiſt erhoben zu werden, bewähret hat. Dieſer Kampf iſt die Bewegung der Momente der Idee gegeneinander, das Bewußtſein aber deſſen, was darin vor ſich geht, die Erhebung aus der Gemeinheit des Bewußtſeins zur Erhabenheit der Idee.

Wie nun die Idee in allen ihren Formen ſoeben als endlicher Geiſt oder als gemeines Bewußtſein ſich gezeigt hat, ſo iſt ſie auch fähig, aus allen dieſen verſchiedenen Schranken ſich zu erheben, der Begriff der Erhabenheit alſo, wie wir dies ſchon in der obigen Eintheilung und vorläufigen Namengebung geſagt haben, keineswegs ein bloß äſthetiſcher. Die Erhabenheit ſetzt nur den endlichen Geiſt überhaupt, alſo den Geiſt in ſeiner unwahren Geſtalt voraus, und es giebt daher den dreifachen Kampf,

den des Schauens in der Schönheit,
den des Glaubens in der Religion,
den des Denkens in der Philoſophie,

worin der Geiſt ſich zu ſich ſelbſt zu ſeiner Freiheit, Wahrheit und Ewigkeit erhebt und herausarbeitet. Dieſe Erhabenheit iſt nun Schönheit, oder äſthetiſche Erhabenheit, überall, wo ſie als dieſe Thätigkeit ſinnliche Erſcheinung wird, ſie iſt die religiöſe Erhabenheit in der Bethätigung des Glaubens, und iſt die philoſophiſche im Hindurchdringen zu der wahren Macht des Gedankens, überall aber begleitet von dem Luſtgefühl der Befreiung, der Begeiſterung und der Seeligkeit der gegenwärtigen Gottheit. Um nun aber den Begriff der Erhabenheit in ſeiner Beſtimmtheit aufzufaſſen, kommt es darauf an im Auge zu behalten, daß die Erhabenheit von dem Geiſte als dem endlichen Geiſte ausgeht. Indem ſie ihn aus dem Gefängniß der Endlichkeit, des Dualismus, wo er immer Einer iſt, dem ein Anderes beſchränkend gegenüber ſteht, indem ſie ihn aus dieſem Gefängniß befreit, findet ſie ihn als Gefangenen vor. Der Dualismus, die unwahre Geſtalt des Geiſtes, wird überwunden in der Erhabenheit, durch die Bekämpfung ſelbſt aber wird die Endlichkeit des Geiſtes, das endliche Individuum anerkannt.

Der Sieg des Ewigen in dem Gefühl, in dem Wiſſen und in dem Schauen, daß der menſchliche Geiſt das An und für ſich ſeiende erreicht, indem er ſeine eigne wahre Geſtalt erreicht, d. h. daß er als das, was er in der Wahrheit iſt, ſich ſelbſt erfaſſend die Wahrheit ſelbſt, die Idee erfaßt, daß ihm im Denken der Wahrheit, im Gefühl der Andacht, im Schauen der Schönheit ſo wohl wird, wie nach Ariſtoteles Ausdruck

Gott immer iſt, dieſe Erhebung zu Gott iſt aber kein Verluſt der Perſönlichkeit. Mit dem endlichen Individuum verlieren wir im Denken, Schauen und Glauben der Idee nicht uns ſelbſt, wir gewinnen vielmehr darin unſer wahres Selbſt, indem wir uns nicht nur wohl fühlen, ſondern ſo wohl, wie Gott ſich immer fühlt. Dieſe Erhebung und Erhabenheit, welche die Unſterblichkeit, die präſente Ewigkeit, unſer eigentlichſtes Selbſtgefühl iſt, — ſie iſt nicht unſer immerwährender Zuſtand, wie er Gottes iſt, darum iſt unſere Erhebung zur Seligkeit der Befreiung nicht ohne eine Erinnerung an die Feſſeln der Endlichkeit, und es erfolgt auch aus dieſer Wirklichkeit der Unſterblichkeit und Wahrheit ein Zurückſinken in die Endlichkeit und Unwahrheit, welches dann die bloße Möglichkeit der Wahrheit iſt, von welcher Möglichkeit wir eben ausgehn in der Erhabenheit; und ſo liegt in dem Begriff der Erhabenheit wie das Beſte und Schönſte, ſo zugleich auch der Mangel und die Gedrücktheit, und wie das Gefühl des Sieges, ſo zugleich die Möglichkeit des Zurückſinkens in die Beſchränktheit und Bedürftigkeit des gemeinen Bewußtſeins des endlichen Geiſtes. Nur aus dieſer Erlöſungsbedürftigkeit und Fähigkeit heraus angeſehen wird die Idee in ihrer wahren Geſtalt zur Erhabenheit.

Dies wäre denn nun der Begriff der Sache, und nicht nur der Begriff der Sache, ſondern auch ſeine Ausbreitung nach allen Seiten hin, ſeine vollſtändige Realiſirung, wie er als die Idee iſt. Dieſe Realiſirung wollen wir nun noch im Einzelnen als Beiſpiele aus der Erfahrung weiter verfolgen, damit die Theorie ſich als der tiefere Blick auf den Grund der Sache, nicht als das Wegſehn etwa von der Sache ſelbſt, ausweiſen könne. Die concrete Geſtalt der Erhabenheit wird nämlich allerdings eine ſehr weite verehrende Anerkennung finden, ohne daß das wahre Weſen ihrer Würde und Hoheit deswegen zur Erkenntniß käme. Kant hat die Luſt nach dieſer Erkenntniß durch ſeine Erörterungen des Gegenſtandes in der Kritik der Urtheilskraft mächtig angeregt, und allerdings ſelbſt ſchon erfolgreiche Schritte gethan; merkwürdiger Weiſe aber iſt die ſpätere Auffaſſung bei Schiller und Jean Paul grade bei den uneigentlichſten Erſcheinungen der Erhabenheit ſtehen geblieben, und durch die Analyſe der unwahren Sache, welche ſie als Meerſturm, Gebirge, Himmelsgewölbe vor ſich hatte, von der Kantiſchen Erkenntniß ſogar wieder abgekommen. Kant holt die Erſcheinungen allerdings auch vorzüglich aus der Natur, aber er gebraucht Alles nur dazu, um zu zeigen, und er ſagt es mit Nachdruck zu wiederholten Malen, „erhaben ſei dasjenige, was auch nur denken zu können ein Vermögen des Gemüths beweiſe, das jeden Maasſtab der Sinne überträfe.“ Nun iſt dies freilich wunderlich genug geredet, denn es liegt die Vorſtellung zum Grunde, als wenn dasjenige, was nur gedacht wird, etwas außer dem Denken Befindliches, und indem es außer dem Denken iſt, ſogar beſſer iſt, als das Denken. Es iſt auch nicht geſagt, was es denn iſt, denn das Sinnliche, was alſo die Sinne ermeſſen, ſoll von ihm übertroffen werden, und wenn es das Geiſtige iſt, alſo am Ende das gewaltige und mächtige Gemüth ſelbſt (ſo nennt hier Kant den Geiſt), ſo iſt es ja doch wenigſtens nicht ohne das Denken, und nie beſſer als im Denken. So ſtände es freilich ſchlimm mit dieſen Worten. Man ſieht jedoch, daß ein tiefer Sinn, der die Sache keineswegs überſichtig verkannt hat, dahinter ſteckt, und dies wird unwiderſprechlich dargethan, durch den viel beſſeren Ausdruck, welcher die Naturerhabenheit erſtlich von einer anderweiten Erhabenheit unterſcheidet, und ſodann dies mit den Worten thut: „Erhaben iſt die Natur in denjenigen ihrer Erſcheinungen, deren Anſchauung die Idee der Unendlichkeit mit ſich führet.“ Freilich iſt nun wieder nirgends geſagt, was denn die Unendlichkeit ſei, und die wahre Unendlichkeit allerdings auch darum dieſer Denkweiſe noch nicht zugänglich, weil ſie immer den Geiſt und die Natur, die Endlichkeit und die Unendlichkeit in zwei gegeneinander verſchloſſenen Fächern verwahrt. Aber Kant ſchärft es doch aufs Entſchiedenſte ein: die Erhabenheit ſei weſentliches Eigenthum des Geiſtes

Schiller und Jean Paul gebrauchen ihn daher unrichtig, wenn ſie ihm nachfolgend und von der Naturerhabenheit ausgehend das Uebergroße und das Uebermächtige da draußen erhaben nennen, während es Kant weiter gar nichts gilt, als indem es die Idee der Unendlichkeit darſtellt, und wenn er ausführet wie es erhaben ſei: daß z. B. der Meerſturm den Grundſatz und den Willen des Freien nicht erreichen könnte, ſo iſt dies wiederum ein Beweis davon, wo er die eigentliche Uebermacht und die wahre Unendlichkeit ſucht, obgleich ſein Beiſpiel noch nicht den poſitiven Sieg des ewigen und freien Geiſtes verkündigt. Kant theilt allerdings das Erhabene ſehr ungehörig in das mathematiſch Erhabene und in das dynamiſch Erhabene, und Schiller ſchließt daraus weiter, wenn er es nennt das, was unſere Faſſungskraft überſteigt, und das, welches unſerer Lebenskraft droht, läßt es alſo ganz von Außen auf uns anrücken; auch Jean Paul wird durch dieſe Eintheilung verführet zu der qualitativen und quantitativen Erhabenheit; dennoch iſt immer bei Kant auch die geiſtige Seite hervorgehoben, während Schiller und Jean Paul ein rein Aeußerliches in dem mathematiſch Erhabenen anerkennen.

Zwar nennt Jean Paul das Erhabene das angewandte Unendliche, und ſieht mit einem guten Blick: wie die Macht und Gewalt beſonders fürs Ohr ſich kund gäbe, alſo das dynamiſch Erhabene fürs Ohr ſei; aber er ſagt leider eben ſo wenig als Kant, was das Unendliche ſei, noch auch wie es ſich denn anwende, und in der That er ſagt es darum nicht, weil er es nicht recht weiß, denn unmöglich konnte er ſonſt ſeine einfarbige unendliche Fläche, oder die Unermeßlichkeit mit der Unendlichkeit des Geiſtes zuſammenſtellen, z. B. in dem Ausdrucke: „Gott iſt erhabner als ein Berg“, und beide als daſſelbe gelten laſſen. Auch Jean Paul beweiſet durch ſeine Beiſpiele, daß ihm keineswegs der Sinn für die concrete Sache, aber wohl daß ihm der Begriff und der Ausdruck für die umfaſſende und genügende Erkenntniß gefehlt hat. Dennoch iſt auch die Theorie, wie ſie ſich hier vorfindet, allerdings auf der richtigen Spur, indem ſie auch ſchon in dieſer ihrer Unvollkommenheit und Verwirrung die Sache ſelbſt meint, wenn auch noch nicht denkt.

Um alſo auch in unſeren Beiſpielen von der Natur, als der unvollkommenen Geſtalt der Idee auszugehen, ſo kann ſich freilich die Natur nicht zur Freiheit und Unendlichkeit in Wahrheit erheben, aber ſie giebt ſich Geſtalten, in denen ſie ein Gleichniß wird der wahren Befreiung und der wahren Unendlichkeit, wie ſie der Geiſt erreicht. Gleichniß der Unendlichkeit iſt ſie in ihrer Größe, Gleichniß der Befreiung und der Allmacht des Geiſtes in ihrer Bewegtheit, im Aufruhr, wo ſie ſogar als übermächtig auftritt. Alle Geſtalten, unter denen man vorzugsweiſe die Darſtellungen der Erhabenheit durch Naturerſcheinungen findet, fallen in dieſe zwei Arten, welche aber keineswegs das Ganze, das Allmächtige, das Freie und Abſolute zeigen, ſondern eben ſo wie die Naturſchönheit nur ahnden laſſen. Alles, was Jean Paul und Kant unter dem Mathematiſcherhabenen anführen, iſt dies nur mit dem Glanze der Schönheit durchſtrahlt, wie Weiße richtig bemerkt, was aber im letzten Grunde ſo viel heißt, als indem es ſich zum Auge des Naturgeiſtes macht, und eine Anſchauung wird, in welcher das inwohnende Tags- und Farbenlicht dem Geiſte zum Gleichniß ſeines eigenen Lichtes wird, weswegen denn auch die mächtigſten Erſcheinungen in ihrer Abweichung von dieſem Leben des Auges dem Glanz und der Farbe vielmehr ſich widrig, häßlich und dem Geiſt entfremdet und nicht erhaben zeigen. Mit Recht werden hier genannt die Eisgebirge in ihrer ſtrahlenden Reinheit, welche die leuchtendſten Wolkenkränze verdunkeln und als das hohe Auge des Horizonts oder die ſtrahlenden Häupter der Landſchaft eine ſüße Sehnſucht in jeden Buſen werfen, ja manchem ſelbſt im italiſchen Lichthimmel unvergeßliche Seele aller landſchaftlichen Schönheit bleiben. Eben ſo weckt Meer und Himmel in glänzender Ruhe die ſchlummernde Sehnſucht in unſerer Bruſt, die Ahndung des Ewigen, deſſen Seele dieſen Meer- und Himmelsblick zu ihrem Auge macht: mächtiger noch der Sternenhimmel und das blaue Himmelslicht, indem das Schwarze zu der erſten Farbe und zu der vollkommenſten Geſtalt ſich verklärt. Der Sonnenaufgang ſodann führt ſchon zu der Bewegtheit auch des Aeußerlichen ſelbſt hinüber, und iſt das entſchiedenſte Gleichniß der Erhebung des Lichtes aus den Feſſeln der Finſterniß, wie ſchon ernſtlich der Proceß zur Wahrheit genannt wird, deſſen Gefühl eben die Erhabenheit giebt. Merkwürdig iſt es in der That, wie man bei all dieſen Naturwundern, in denen ſie ſich wirklich wunderbar ſelbſt übertrifft, nur immer bei der mathematiſchen Größe iſt ſtehen geblieben. Was ich meſſen kann, hat nicht viel zu bedeuten, und was ich nicht meſſen kann, das kann ich eben nicht ermeſſen, es giebt keine Anſchauung, es iſt auseinander gegangen zur Unfähigkeit der Einheit mit ſich und der wahren Freiheit; am merkwürdigſten aber iſt es, daß Jean Paul dieſe Erhabenheit ausdrücklich die fürs Auge nennt, und dennoch nicht auf das Licht der Welt, des Auges einzigen Gegenſtand und ſein wahres Selbſt verfallen iſt.

Nicht minder eindringliche Erſcheinungen, um eine Ahndung der Erhabenheit mit ſich zu führen, bietet die Natur in ihrer eigentlichſten Bewegtheit dar. Im Bergſturze, in den Lawinenſchlägen bricht ſie zürnend und grollend mit dem Beweiſe einer furchtbaren Gewalt ihre alten Feſſeln von Stein und Eis. Wir glauben an das Leben im tiefſten Innern, wenn das Aeußerlichſte zu ſolcher Lebendigkeit aufwacht. Gewitter, effectvoller im Gebirge, ſind ſchon im edleren Proceß der Befreiung, denn die Selbſtentzündung iſt ein beſſeres Gleichniß des eignen Anſtoßes des wahrhaft Selbſtbewegten und Sichſelbſtbefreienden, als der Mechanismus der Lawinenſchwere und des Bergſturzes, der Donner in der Höhe iſt auch ſo erhabner als der Donner des ſpringenden Felſens. Feuersbrunſt und vulkaniſche Ausbrüche, in denen die Natur wie im Meer-Gewitterſturm gleichſam ihre Tragödie feiert, zeigen gleichſam die Allmacht des Allgemeinen, und indem das Einzelne darin verſchwindet, ſcheint es dieſelbe Macht zu ſein, die es auch geſchaffen.

Man redet hier mit Emphaſe von der Macht der Natur, ja ſogar von der Uebermacht derſelben gegen die Ohnmacht des Menſchen. Dennoch iſt das Element der wahren Tragödie, die Erhebung des Geiſtes über die feindliche Endlichkeit nicht wirklich darin, und Kant hat recht, wahrhaft erhaben iſt der Wille des Freien im Meerſturm, der ſich in ſich ſelbſt und in ſeine unerreichbare Unendlichkeit zurückzieht, wenn er gar nicht auf dieſen endlichen Kampf der geiſtloſen Natur eingeht, und ſterbend ſeine Seele Gott befiehlt. Das Löwengebrüll in der Wüſte, welches auch unter den gewöhnlichen erhabenen Erſcheinungen figurirt, mag wohl ſeinen Ruhm verdienen, — es käme darauf an, wiefern es die Wüſte erfüllte und als ihr Leben ſich gewaltig geltend machte, — die Furcht aber des Anhörenden iſt zu unſerm Begriff gar nicht mehr zu gebrauchen. Endlich ein Kavalleriechock, überhaupt Kanonendonner und Schlachtenlärm ebenſo wie die Pyramiden, ſind nicht mehr Natur, und erhaben nicht ohne ihre Bedeutung, dieſe aber iſt die Erſcheinung des Geiſtes, und da fragt es ſich, wie er der wahre, der ſich befreiende in dieſer Erſcheinung iſt. Die Brutalität ſcythiſcher Kavalleriehorden und der Kanonendonner erobernder Barbaren wird es bei dem ärgſten Lärm zu keiner erhabenen Erſcheinung, nicht einmal zu ihrem Gleichniß bringen, ſondern nur zur Verworfenheit vor dem Ohr und Auge des ewigen Geiſtes. Die Pyramide iſt Bau- und Kunſtwerk, und kommt etwa von dieſer Seite in Betracht, nicht von Seiten der bloßen Größe.

Dies ſind die gewöhnlichern Beiſpiele der Erhabenheit, und ihre wahre Berechtigung iſt dieſe. Es iſt, ſo eindringlich ſie ſich als Gleichniß zum Theil gezeigt haben, und darum auch allgemein gelten, nicht ein einziges wahre Erſcheinung der Erhabenheit. Dieſe iſt nicht in der Natur und unvermittelten Erſcheinung zu ſuchen und zu finden, ſondern in den Erſcheinungen des Geiſtes ſelbſt.

Auch hier ſind die Beiſpiele nicht erſt zu entdecken und in Menge allenthalben angeführt und erkannt, aber nirgends unter dem richtigen Brennpuncte verſammelt, was freilich überall das einzige philoſophiſche Verdienſt iſt. Vor allen Dingen iſt hier aufzutreten berechtigt die Philoſophie ſelbſt, wie ſie als wahrer Idealismus den Gedanken in der Beſinnung über ſich ſelbſt in ſein eigentliches Herrenrecht einſetzt. So hat ſich berühmt gemacht die Denkweiſe des platoniſchen Socrates und der Stoa, Ariſtoteles wird dagegen durchweg verkannt und für einen Feind dieſer Schwärmer und als Empiriſte für einen Freund des bleiernen gemeinen Bewußtſeins gehalten, ſo bedenklos falſch dies auch iſt, wie ſchon in mehreren Rückblicken dieſer Entwickelung auf ihn genugſam ausgeführt worden. Andere Vorgänge der Befreiung des Geiſtes, die Berühmtheit haben, und auch als Erhabenheit geprieſen werden, ſind die Kopernikaniſchen, die Galileiſchen Entdeckungen, welche letzteren ſich auch in die beiden Kämpfer, auf der einen Seite die Bornirtheit der Inquiſition, auf der andern den Durchbruch des Geiſtes in Galilei verkörperten, ſelbſt der Kampf des Columbus, der den Aberglauben zur Entdeckung ſeiner eignen Feſſel zwang, am meiſten aber und ganz eigentlich Luthers Reformation, Wiederherſtellung der wahren Geſtalt des Geiſtes, und, wo dieſer Kampf die höchſte Energie und Deutlichkeit hat, in ſeinen ewigen Worten vor Kaiſer und Reichsſtänden zu Worms. Dieſer Kampf und die Erhebung des Geiſtes trotz der äußern Uebergewalt iſt ſodann allgemein zum Bewußtſein gekommen als Aufopferung des endlichen Individuums für die Wahrheit:

Die wenigen, die was davon erkannt,
Hat man von je gekreuzigt und verbrannt.

So iſt denn die Kreuzigung des Heilandes nur die Darſtellung der Befreiung und der Erlöſung ſelbſt, ſie iſt es aber nicht als die ſchlechte Darſtellung des Todes, wie ſie häufig gefaßt wird, beſonders in der philiſtröſen deutſchen Schule, ſondern nur als die Verklärung am Kreuz und im Tode. Der Glaube lebt, und es darf keiner Darſtellung der Glaubensepochen aus der Leidensgeſchichte oder wo ſonſt her das Licht des lebendigen Glaubens unſichtbar werden, der Tod muß alſo ſchon die Auferſtehung zeigen, oder gar nicht erſcheinen. Der heilige Leichnam iſt daher dieſelbe Verirrung der Darſtellung, welche in jeder Leiche ohne höheren Zuſammenhang aufgeſtellt wird. Die Darſtellung der Erhebung aus dem Tode muß *wirklich* vorhanden ſein, und wenn ſie der Wiſſenſchaft des Schauenden überlaſſen wird, ſo wird dieſer Alles überlaſſen, nämlich die ganze Schöpfung der Schönheit, und zwar auf Veranlaſſung gerade des Unfreien und Unvermittelten, welches der Tod in ſeiner Abſtraction iſt.

Der Glaube ſelbſt aber, in dem dies iſolirte Moment des Todes ſeine Erhöhung findet, und die Andacht in der Gewißheit des allgegenwärtigen Gottes, iſt Beiſpiel der Erhabenheit, auch ohne äußerliche Darſtellung in jeder Selbſtbethätigung, z. B. als Gebet und ſonſtige innere Vergegenwärtigung.

Die religiöſe und die philoſophiſche Erhabenheit hätten hiemit ihre Beiſpiele, an denen zugleich die Bemerkung gemacht werden kann, daß ſie in ihrer Wirklichkeit allemal auf die Brennpuncte der Erſcheinung geleitet und daſelbſt feſtgehalten dem Bewußtſein als Erhabenheit wichtig werden. Das Innerliche der philoſophiſchen und religiöſen Erhabenheit iſt der Verkörperung in der Erſcheinung bedürftig, obgleich ſie allerdings auch ohne die Aeußerlichkeit ſchon wirklich iſt. Die Erſcheinung aber wieder findet ihre höchſte Befriedigung in der Kunſt, von der ſie gereinigt wird.

Den Geiſt, welcher auch im herbſten Kampfe nicht unterliegen kann, dieſen Lebenspunct des Tragiſchen, haben wir ſchon berühret; Beiſpiele giebt der Krieg und die Gefahr des Gebildeten, der geiſtig berechtigt iſt, auf dem Kampf der Elemente ſich mit den höheren Intereſſen abzulöſen: Si fractus illabatur orbis, impavidum ferient ruinae. Berühmt iſt die männliche Tragödie als Fauſt, der Kampf des Wiſſens, in dem das Bedürfniß des Abſoluten und der Widerſtand der Endlichkeit Himmel und Hölle zugleich offenbart. Den zweiten Theil ſeines Gedichtes würde Göthe ſich und uns erſpart haben, wenn er bedacht hätte, daß es nichts darzuſtellen gäbe, was tiefer und weiter ginge, als der erſte glückliche Gedanke, eben der, daß die Mythe von Fauſt eine Erſcheinung der Erhabenheit ſei in dieſem Kampf des Wiſſens mit der Welt, und daß in dem Kampfe ſelbſt ja die Erlöſung und in der Aufgabe ſchon der Sieg dargeſtellt werde, ſofern das Ewige in Fauſt als Wahrheit präſent bleibt. Nichts iſt daher weiter von dem ewigen Kern der Wahrheit entfernt, als das ganz gemachte und verunglückte Allegorieen- und Hieroglyphenweſen des zweiten Theils dieſer Tragödie, welcher im Räthſel die Auflöſung des großen Problems geben ſoll. Denn das Problem ſelbſt iſt die Sache. Aus dem Geſichtspunct des erſten Fauſt, der den Blick in alle Tiefen des Geiſtes trägt, iſt der zweite völlig vernichtet, nur eine ſehr untergeordnete endliche Bildung und Wiſſenſchaft hält ſich in dieſen beſchränkten Formen, und greift in kein gewaltiges Intereſſe der Menſchenbruſt mehr ein. Die Kraft des wahren Kampfes, der wahren Tragödie, iſt dahin. Freilich, wenn doch einmal die Rede von dieſem zu viel und dennoch nicht genug beſprochenen Gedichte iſt, ſo muß man ſich wohl geſtehen, daß der ganze Fehler, welcher der zweite verunglückte Theil iſt, ſchon in dem erſten liegt. Wem ſollte es nämlich entgangen ſein, daß wunderlicher Weiſe der Teufel ſeine Wette gegen den Herrgott gewinnt, indem er ausruft: „Her zu mir“, und Fauſten am Ende des Gedichtes im Gegenſatz zu dem erlöſ’ten Gretchen wirklich holt. Was ſoll nun aber alle Ausrede helfen, das Gedicht ſei Fragment: denn die Kerkerſcene iſt ja kritiſch, ſie ſtellt Himmel und Hölle ſo ſcharf zuſammen, daß es für einen Theil zum Siege kommen muß, und dies geſchieht denn auch offenbar genug. Des Teufels „her zu mir“ wäre ein ganz ohnmächtig leeres Wort, wenn Fauſt ihm nicht „ganz“ verfallen wäre. Aber das iſt theils gegen die Abrede des Prologs, theils gegen das Weſen des ganzen Gedichtes, gegen den Kampf der beiden Welten, in

wel-

welchem Fauſts honette Natur, ſeine eigentliche Dienerſchaft Gottes fortdauernd der Träger der reinen und höheren Geiſtigkeit iſt. Hierin aber liegt die Bewährung der Zuverſicht des Herrn im Prolog, der Teufel werde Fauſten nicht aus ſeiner Bahn zu lenken vermögen. Welch' einen wunderlichen Streich hat denn nun der Teufel unſerem Poeten geſpielt, daß er ſo viel Macht über Fauſt gewinnt, um ihn im entſcheidenden Augenblick als den ſeinigen zu behaupten, denn nicht mit Unrecht hatte Göthe ſelbſt die Bedingung für Fauſt günſtiger geſtellt, als die Mythe, indem er nicht die Todſünden zählt, ſondern Fauſt das Pactum mit den Worten ſchließen läßt:

„Das Streben meiner ganzen Kraft
Iſt grade das, was ich verſpreche",

und indem ſchon der Prolog zum Sieg der Hölle für nothwendig erklärt, daß

„dieſer Geiſt von ſeinem Urquell abgezogen"

werde. Auf dieſe Weiſe bedarf's ja aber keines zweiten Theils, ſondern nur der Darſtellung, wie ſie denn meiſterhaft im ſogenannten erſten (beſſer einzigen) Theil gegeben iſt, daß Fauſt keineswegs von ſeinem Urquell abgezogen wird, und wenn ja dieſer Verlauf als ſein eignes Reſultat nicht für völlig deutlich gehalten worden wäre, ſo war ja ein Epilog eben ſo leicht zur Löſung, als der Prolog zur Aufgabe, hinzuſtellen. Die Schlußſcene des ſogenannten erſten Theils iſt dann freilich ungehörig, und ſie iſt — das muß ſich herausſtellen — der größte poetiſche Fehler, den Göthe begangen. Hier mußte der Himmel Energie gegen die Hölle zeigen, nicht blos in Gretchen, ſondern ganz eigentlich im Helden und Träger der Tragödie. Hier konnte auch die Einheit dieſer beiden Tragödien entſtehen. Sie iſt aber nicht entſtanden, denn Göthe hielt es hier leider zu ſehr mit — dem Teufel.

Als weibliche Tragödie iſt vielſeitig dargeſtellt die unglückliche Liebe, welche die errungene Schönheit, der äußern

Zerſtörung zum Trotz, rettet, indem ſie nur den einmal Geliebten im Herzen trägt, und wenn ſie mit ſeinem Verluſte Gott und Welt verliert, gerade dieſer Einen Verwirklichung des Ewigen, die ſie in dem Geliebten ſah, treu bleibt. Wenn nicht eben die Liebe über den Tod ſiegte, wenn die Liebe mit dem Geliebten ſtürbe, ſo wär' es keine Tragödie, ſie iſt aber im Kampfe mit der Endlichkeit, denn der Geiſt wird vom Tode des Geliebten in ſeinem innerſten Kern ergriffen.

In der Darſtellung dieſes Sieges und Schmerzes der Liebe, der wahrhaft weiblichen Tragödie, denn dem Weibe iſt am nächſten in der Liebe die Wahrheit gegenwärtig, in der Darſtellung dieſer Gattungstragödie verdient die Leonore von Leſſing, unſerm Landsmann, einen noch größeren Ruhm unter den Gemählden, als ſie ſchon hat. Dieſe Verzweiflung iſt die Hoheit der unwandelbaren Hingebung an die erſte Offenbarung des großen Geheimniſſes, der ſtärkſte Ausdruck der Wahrheit und Gewißheit der Liebe. Die Mythe mit ihrem Teufelsſpuk und Strafgericht ſteigert die Tragödie ſo wenig, daß ſie vielmehr die Verwirrtheit des gemeinen Bewußtſeins gegen die Wahrheit der Tragödie geltend macht, und dem Weibe ganz mit Unrecht das philoſophiſch religiöſe Bewußtſein zumuthet, in dem Verluſt dieſer Offenbarung der Idee nicht den Verluſt der Sache ſelbſt zu ſehen.

Im Plaſtiſchen giebt es noch eine vielverkannte Tragödie, die wir hier erwähnen können, die Gruppe der Niobe. Denn es iſt wohl jedermann deutlich, daß hier eine Tragödie vorhanden iſt, aber wem es irgend um einen tieferen Begriff als den des Unglücks und Leidens zu thun iſt, wem nur die Frage entſteht, wer denn der Leidende ſei und was er leide, dem entſteht bei der Niobefabel und namentlich bei ihrer erhabenen Darſtellung in der berühmten Florentiniſchen Gruppe ſogleich die Bedenklichkeit, daß eine beſtrafte Frevlerin doch auf keine Weiſe dieſe Hoheit in Anſpruch zu nehmen habe, und wenigſtens die Strafe des Verbrechens nicht dasjenige Unglück ſei, welches die Tragödie beabſichtige, wenn ſie überhaupt eins beabſichtige. Aus der lebensvollen Individualiſirung der Mythe dürfen wir nicht zu dem allgemeinen Gedanken der Mutter, die ihre Kinder verliert, zurückweichen, darin verlöre die Sache alle Würde und alle Gewalt über das Gemüth, dem das Abſtracte nicht beikommt. Niobe iſt dieſe beſtimmte heroiſche Geſtalt, aber die gemeine Auffaſſung der beſtraften Frevlerin könnten tauſend Poeten verkünden, oder mit ihrem θεῖον φθονερὸν der Sache recht auf den Grund gekommen zu ſein ſich einbilden, dieſe Niobe des großen plaſtiſchen Künſtlers iſt nicht dieſe Verbrecherin, ſie iſt mit der höchſten Würde der tragiſchen Geſtalt bekleidet, und allerdings iſt es die Verklärung der Mutterliebe, welche das Moment des unüberwindlichen Geiſtes giebt; dieſe Mutterliebe iſt aber nicht irgend eine beliebige, ſondern die der Niobe, welche Mutterliebe auf dem Ruhme ruht, womit die Dichtung ihre Kinder verherrlicht, denn ſie waren Nebenbuhler der herrlichſten Götterjugend, Apollons und der Artemis. Dieſe Nebenbuhlerſchaft entzündet den Kampf, eine Ehrenſache, lediglich darauf beruht er, und ſie iſt nur um ſo ehrenwerther dieſe Nebenbuhlerſchaft, je vermeſſener ſie iſt, denn immer hat ſie ihre Berechtigung in der anerkannten Schönheit der Niobiden. So iſt es der Ehrenpunct, nicht der Frevel, was die Geſchoſſe der Letokinder auf die Niobiden richtet, dieſe aber fallen noch im Untergange geadelt durch die Höhe, zu der ſie das Bewußtſein ihrer Mutter gehoben. So bleibt die Bedeutung allgemein genug, die unbeſiegbare, über allen Tod hinausgehende Mutterliebe; aber wahres Leben giebt ihr erſt die Berechtigung, die in der beſtimmten Fabel liegt: ihre Kinder waren ſchön wie Apoll und Artemis.

So viel von der Tragödie, deren vielfältige Erſcheinung, wenn ſie wahr iſt, allemal den Begriff des Erhabenen zum Kern hat. Die Kunſt unternimmt es ſodann vielfältig noch näher den Geiſt als Herrſcher und die Gottheit ſelbſt darzuſtellen, ſogar im Chriſtlichen. Eine ſolche Darſtellung iſt Danneckers

Chriſtus, in welchem die Offenbarung des Geiſtes mit ſolcher Innigkeit des Ausdrucks und der Bewegung heraustritt, daß ſich der Gedanke nicht nur rechtfertigt, ſondern mit hinreißender Gewalt die große That der Erlöſung zu Gemüthe führt. Der Heiland nähert die rechte Hand dem Herzen, und erhebt die linke wie zu eindringlicher Rede, in der zugleich die Verkündigung und ſeine eigne Hingebung liegt. Die Hoheit und ruhige Begeiſterung ſeiner Züge bewahrt dieſe Bewegung vor ungehörigem Sentiment ſowohl, als vor Gewaltſamkeit. Die beiden Momente der Verkündigung der chriſtlichen Wahrheit und der Hingebung, wie ſie hier jedem vor die Seele treten müſſen, ſind die reinſte und ſchönſte Darſtellung der Erhabenheit, welche nur irgend die Kunſt erreichen kann. Bekanntlich hat auch Thorwaldſon Chriſtus in der Verkündigung, ſei es ſegnend oder gewaltig predigend, mit beiden erhobenen Händen gebildet; es iſt aber in der gewaltigen Verkündigung ohne den Widerſtand des endlichen Geiſtes die Erlöſung nur halb vorhanden, es fehlt das Moment der Hingebung und Aufopferung der endlichen Perſönlichkeit, welches die Berechtigung der Erlöſung durch den Widerſtand und zugleich den Sieg des Geiſtes über Welt und Tod darſtellt. Thorwaldſons Chriſtus iſt daher mit aller Gewalt und Macht, die in ſeine Erſcheinung gelegt iſt, ohnmächtiger, und läßt kälter als der Danneckerſche, welcher die Erhabenheit concreter und darum wahrer offenbart.

Auch Raphael bildete an dem Erlöſer die Erhabenheit in der Transfiguration, der Darſtellung des Gebetes als Verklärung und Erhebung. Es konnte keine ſchönere Darſtellung der Andacht gedichtet, und keine Dichtung eindringlicher (in Farben) ausgeführet werden, als hier geſchehn iſt; die Andacht ſelbſt aber iſt die Erlöſung. Daß hier die Andacht des Gebets und die Verklärung in der Andacht gemeint ſei, leidet keinen Zweifel; die Evangeliſten Matthäus und Marcus ſagen zwar bloß, es ſei Moſes und Elias erſchienen, und Chriſtus habe mit ihnen geredet, Matth. 17, 3. Marcus 9, 4., was im Grunde ebenfalls ſchon die Sache iſt, Lucas aber ſagt ausdrücklich 9, 28.: „Und es begab ſich nach dieſen Reden bei acht Tagen, daß er zu ſich nahm Petrum, Johannem und Jacobum, und ging auf einen Berg zu beten. Und da er betete, ward die Geſtalt ſeines Angeſichtes anders, und ſein Kleid ward weiß und glänzte. Und ſiehe zween Männer redeten mit ihm, welche waren Moſes und Elias. Die erſchienen in Klarheit und redeten von dem Ausgang, welchen er ſollte erfüllen zu Jeruſalem.“ Dieſe ganze Stelle gehört zur Sache, die Verklärung iſt nicht bloße Verherrlichung Chriſti, ſie iſt die Verklärung im Gebete, und auch das Gebet, die Andacht iſt nicht irgend eine beliebige, ſondern hat dieſen beſtimmten Inhalt, den Gedanken „des Ausganges, welchen er ſollte erfüllen zu Jeruſalem.“ So fehlt hier wiederum zur Bildung des Erlöſers kein Moment, und ſogar der Beſeſſene und ſeine Heilung iſt dem Geiſte der Erlöſung nicht fremd, das Gemählde iſt nicht zerriſſen, denn der freie, ſich erhebende Geiſt, welcher in Chriſtus, Moſes und Elias erſcheint, gebraucht ſeinen Gegenſatz den endlichen geplagten, der Erlöſung bedürftigen. Die Jünger ſelbſt ſind noch unfrei (bei einem der Evangeliſten ſogar ſchlafend), und ſo geht es herunter bis zur tiefſten Noth, der des Beſeſſenen. Mit welchem Sinne hat der große Maler die Schrift geleſen, und wie ſchließt er ihn uns auf!

Auch ſeine Madonna di San Sisto (in Dresden) iſt die Darſtellung des Glaubens, der in den Himmel hebt. Wolken und Emporſchweben iſt da nur Gleichniß, und es konnte Weißen nichts Schlimmeres begegnen, als daß er die Erhabenheit in der Verletzung der Geſetze der Schwere fand. Die Mutterliebe der Madonna iſt nie ohne dieſe erhebende Andacht gebildet, und ſo zugleich religiöſe Erhabenheit, obgleich, wie an der Lenore und der Niobe gezeigt iſt, die Liebe ſelbſt ſchon die Befreiung wäre.

Die Tiefe dieſer chriſtlichen Bildungen erreichen die Alten nicht, (obgleich ſie ſo ſehr um ihre erhabenen Kunſtwerke geprieſen zu werden pflegen,) was ihnen ſchon darum nicht möglich iſt, weil der Geiſt überhaupt ärmer und nicht zu der eigentlichen Befreiung im Großen und Religiöſen hindurchgedrungen war. Berühmt ſind mit Recht als erhabene Bildungen der Olympiſche Zeus, welcher mit dem Winke ſeiner Braunen den ganzen Olymp erſchüttert, der Apollon im Belvedere, der jugendliche Gott, der als gebietender Herrſcher mit Hoheit einherſchreitet. Erhaben iſt er vollſtändig nach beiden Seiten dargeſtellt, darum weil er den Widerſtand der Endlichkeit ſowohl in dem leichten Zorn, den ſchon Winkelmann in der Miene entdeckt, als in der Haltung irgend einer vollführten That durch den fernhintreffenden Bogen mit ſich führt. Dieſer Gott iſt genug characteriſirt und individualiſirt, das eigentliche Ideal des kriegeriſch geiſtigen Hellenismus in dieſer ewigen Jünglingsgeſtalt; er braucht keine beſtimmte Mythe zum Hintergrunde, er kann ſogar nicht mal eine gebrauchen, ohne von ſeiner eigentlichen Würde herabzuſinken, es müßte denn ſein, daß ſie eben ſo tief griffe, als der Grundgedanke des Jünglingsgottes ſelbſt. Was Feuerbach in ſeiner Monographie gegen Winkelmann geredet, weshalb hier kein Pythotödter ſei, iſt richtig, auch das iſt wahr, daß Apollon allerdings ſo die Eumeniden aus ſeinem Tempel verſcheuchen könnte, obgleich die Geſtalt dazu kaum Energie genug haben dürfte; was aber am meiſten gegen dieſe ſpecielle Auffaſſung ſpricht, iſt die Armſeligkeit dieſer Scene, die nur mit Gewalt zur Form der reichen Apollonsidee zu machen iſt.

Zu den Beiſpielen der Erhabenheit iſt noch eins als das letzte hinzuzufügen, welches theils vielfach verkannt wird, theils auch intereſſant iſt als Vermittelung der Schönheit und Erhabenheit. Man hat nämlich oft in der Aphrodite nur die ſchöne weibliche Form gefunden, und es iſt faſt niemandem das Bedürfniß entſtanden, ihre Vergötterung zu motiviren. Hierin iſt das Alterthum, tiefſinniger als dieſe ſeine unbeſonnenen

Freunde. Aphrodite iſt die Göttin der Liebe, und ihre Darſtellung die weibliche Schönheit; dies zuſammengebracht giebt uns allerdings den Begriff, daß der Geiſt ſich ſelbſt erfaßt in der Liebe, und zwar als ſeine eigne Erſcheinung, welche die Schönheit iſt und zwar die weibliche, welche ſich vorzugsweiſe als Erſcheinung geltend zu machen hat, während das männliche Moment in der Schönheit die Anſchauung iſt. Dieſe Erſcheinung hat alſo dieſen abſoluten Inhalt, und iſt die nächſte Gegenwart der Gottheit, Aphrodite iſt die Liebe, die ſich verwirklicht als Schönheit. Erhaben iſt ſie ſo nicht unmittelbar, ſondern nur als Erwachen der Liebe und als Liebesbegeiſterung, worin das Gefühl der Befreiung gegeben wäre. Nun giebt es eine erhabene Darſtellung der Aphrodite. Das iſt die Aphrodite Anadyomene, welche die mediceiſche genannt wird. Als Anadyomene iſt ſie die Geburt der Liebe, alſo gerade dieſer Kampf der hervorbrechenden Schönheit, zugleich aber iſt dies nach der Mythe die Einſetzung in ihr Reich, welches das weithinblickende darum etwas zugekniffene Herrſcherauge der jungen Göttin überfliegt. Sie iſt aber auf dem Meere zu denken, denn der Trunk beſteht aus einem Delphin, an dem zwei Amoretten herum klettern, der eine entſchloſſen, die Taucherbewegung des Fiſches, welche ſeine gewöhnliche iſt, mitzumachen, der andere an dem Schwanz ſich möglichſt hoch hinauf rettend, als wollte er eben nicht mit hinunter. So iſt hier Aphrodite die Aufgetauchte und zunächſt die Herrin des befruchtenden feuchten Gebietes, dann aber auch überhaupt die Königin. Das aber iſt wichtig, daß die Scheu und die Schaam, die in dieſer Statue ausgedrückt iſt, und auf die man Alles geſetzt hat, zwar das Ganze giebt, nämlich die erblickte Schönheit, und nicht nur dieſe Anſchauung, ſondern auch das Bewußtſein der Anſchauung in der Erſcheinung, welches eben die Liebe darſtellt, keineswegs aber bei dieſer tiefſinnigen Bildung ſelbſt Alles iſt, denn ſie zeigt bloß die Schönheit als die erblickte d. h. wirkliche, als dieſe Anſchauung. Der Begriff der Schaam iſt übrigens der, daß ſich die Schönheit vor dem fremden Blicke verbirgt, keineswegs, daß ſie überhaupt die Anſchauung flieht; denn nur der fremde Blick iſt der profane und profanirende. Nicht ohne Intereſſe iſt es hier des Gegenſatzes dieſer mediceiſchen erhabenen Venus zu erwähnen in der Aphrodite Kallipygos, welche ohne allen Schaamausdruck naiv und unendlich reizender iſt, als dies ganze Geſchlecht der königlichen Liebesgöttinnen; aber ſie iſt eine heitere Erſcheinung, keine erhabene und in ihrem Begriffe nur von einer ganz andern Seite der äſthetiſchen Idee zugänglich.

B. Die Häßlichkeit. *)

Wir haben bisher die Erhabenheit in Uebereinſtimmung mit allen die davon reden geprieſen als das Göttlichſte und Herrlichſte von Allem, und hoffentlich mit Recht, denn wir ſind ihrer innerſten Natur eifrig nachgegangen im Begriff und

---

*) Ch. H. Weiße in der Aeſthetik Th. I. S. 175. hat dieſen reichen und äſthetiſch unendlich wichtigen Begriff zuerſt mit wahrhaft überraſchendem Tiefblick erkannt und entwickelt, und zwar viel beſſer und ergiebiger, als den der Erhabenheit, aus welchem derſelbe daher auch wie aus einer getrübten Quelle kommt. Er reinigt ſich erſt im Verlaufe zu größerer Durchſichtigkeit, und wenn gleich nicht zur vollkommenen Klarheit, doch ſo weit, daß man ſieht, was im Grunde gemeint wird. Zuerſt heißt die Häßlichkeit „das unmittelbare Daſein der Schönheit, als Totalität ihrer Momente und Verneinung der Negation, die in dem Begriff der Erhabenheit die unmittelbare Wirklichkeit des Schönen aufhebt, und eine Vermittelung durch jenſeits dieſes unmittelbaren Daſeins liegende Begriffe fordert." Nun hat freilich kein Schönes ein unmittelbares Daſein, wie wir ſchon gezeigt haben, es iſt aber dennoch in Weiße's Ausdruck die Sache gemeint, nämlich das Schöne, welches nur δυνάμει ſchön iſt, alſo die unvermittelte Erſcheinung, die ganze Endlichkeit, welche allerdings Abfall von der Idee iſt, bevor ſie mit ihr vermittelt wird. Dieſe von Weißen ſogenannte Schönheit negirt die Vermittelung, welche die Erhabenheit iſt, und iſt darum häßlich, die nicht aufgehobene Negation. So

im Beiſpiel, worin er erſcheint. Der Begriff der Erhabenheit iſt das Fortſchreiten des endlichen Geiſtes aus ſeiner Unwahrheit zu ſeiner Wahrheit. Aber dieſes Fortſchreiten, wie es das Gefühl der Befreiung mit ſich führt, ſo, hat ſich ſchon gezeigt, führt es auch die Erinnerung an die Unfreiheit mit ſich, aus der es herkommt. Das Unfreie iſt die Vorausſetzung

---

abſtract iſt dies freilich richtig, nur iſt es falſch in der Erhabenheit die Aufhebung der unmittelbaren Wirklichkeit des Schönen zu finden, denn eben dieſes unmittelbare Schöne iſt ja noch nicht ſchön, alſo gerade das Nichtwirkliche, welches zur Wirklichkeit der Schönheit aufzuheben iſt. Wenn man ſich dies freilich ſagt, ſo iſt es richtig, nämlich ſo: noch nicht ſchön iſt das Möglichſchöne, das iſt nur der Geiſt; alſo, da der Geiſt als das Schöne der abſolute iſt, ſo iſt dies nur der Möglichkeit nach Schöne der endliche Geiſt, der allerdings das häßliche Reſiduum bleibt, wenn nicht ſeine Verwirklichung in der Erhabenheit vor ſich geht. Weiße iſt hier alſo hinter ſich ſelbſt zurückgeblieben, und um ſo mehr, weil er in den früheren §. §. ein ſchönes äußeres Object anerkennt, alſo in dem Ausdruck „unmittelbare Wirklichkeit des Schönen“ nicht der Sinn liegt, den wir ihm ſoeben unterzulegen uns erlaubten, ſondern, was die Sache ſchlimm macht, der andere Sinn: das Schöne habe als Object unabhängige und ſogar unmittelbare Exiſtenz. Viel beſſer iſt daher ſogleich die weiter von der Quelle abfließende Erklärung des Häßlichen: „daſſelbe ſei in ſeinem Begriff zu faſſen als der abſolute Widerſpruch, der in dem Begriffe der Schönheit liegt, ſo lange dieſer als ein daſeiender und gegebener und noch nicht als ein durch die Thätigkeit, deren Forderung in ihm gegeben iſt, ſich ſelbſt geſetzt und verwirklicht und zur Idee ſeiner ſelbſt erhoben habender gefaßt wird.“ Dies iſt ganz die Sache, wenn nur nicht, närriſcher Weiſe, eben jener Widerſpruch, der nur noch erſt die Forderung ſeiner wahren Thätigkeit iſt, eben darum der noch nicht abſolute, ſondern eben der nur halbe, eben der ſtagnirende, gerade alſo der endliche Widerſpruch wäre. Es kommt wie oben auch hier wieder das gerade Gegentheil von dem heraus, was Weiße geſagt hat, wenn wir auf das ſehen, was er doch hätte ſagen ſollen. Wie Schade, daß dieſe ſchöne Entdeckung überall mit dem Durchder Befreiung, die Erniedrigung iſt die Vorausſetzung der Erhabenheit, dieſe Vorausſetzung iſt der *endliche Geiſt*; und ſo liegt in dem Begriff der Erhabenheit und in dem Gefühl der Erhöhung ſelbſt ſchon die Möglichkeit des *Zurückbleibens* und des *Zurückſinkens*. Denn eben darum, weil die Erhebung *möglich*, weil dieſe Seligkeit der Befreiung immer erſt zu gewinnen iſt, muß auch der Zuſtand, von dem aus ſie erſt als *nur möglich* ins Auge gefaßt wird, der *gewöhnliche* ſein. *Nur möglich* iſt die Erhabenheit in dem endlichen Geiſte, der in ſeiner Beſchränkheit *zurückbleibt*, *wirklich* iſt die Erhabenheit aber als Aufhebung der Endlich-

---

bruch noch zu kämpfen hat! Es iſt nur der Ausdruck, an dem es fehlt, könnte man ſagen, da die Sache offenbar gemeint wird: ein wenig genauer hingeſehn, und ſie hätte zur vollkommenen Einheit von Inhalt und Form herausſpringen müſſen; aber das iſt es ja eben: die Wahrheit iſt da, aber noch unwahr, nicht die wirkliche, nur die mögliche; und die philoſophiſche Forderung iſt nicht, die Sache richtig zu meinen, ſondern das Gemeinte richtig zu ſagen. Die trübe Form giebt nur trüben Inhalt. Der Begriff des abſoluten Widerſpruchs iſt nichts weniger als bei der Explication der Häßlichkeit an ſeiner Stelle. Dennoch iſt gerade der Abſchnitt von der Häßlichkeit bei *Weiße* wirklich außerordentlich lehrreich, beſonders da, wo er auf die concrete Sache, die häßlichen Erſcheinungen in der Poeſie ꝛc. eingeht; und es iſt, ſo ſehr er auch in der Begriffsbeſtimmung ſich verirrt, dennoch hier im Weſentlichen gemeinſame Sache mit ihm zu machen, und keine geringe Aufgabe der denkenden Erkenntniß, den wüſten Geiſt der Lüge, dem *Weiße* hier zuerſt mit ehrenwerthem Eifer den Krieg erklärt, vor ſein rechtes Gericht die wiſſenſchaftliche Kritik zu ziehn. Wir können nicht umhin anzuerkennen, daß *Weiße* in dieſem Abſchnitte ſeiner Aeſthetik ſchon das Bewußtſein der unwahren Geſtalt eines großen Theils der allerneuſten Poeſie hatte, wie ſie gegenwärtig das Tagesintereſſe in Anſpruch nimmt, er nennt ſie mit Recht *die häßliche*, und die Zeit iſt da, wo bei einer freien Erörterung die neue Hypergenialität auch vom Publicum dafür hätte erkannt werden können.

keit des Geiſtes, aber auch ſo immer wieder der Unterſcheidung in ſich fähig; der endliche Geiſt kann aus der Freiheit zurückſinken in den Zuſtand der Beſchränktheit und Bedürftigkeit, von dem er ausging.

Dieſe Einſicht iſt weſentlich ſchon eben gewonnen, als ſich ergab, daß die Erhabenheit nicht unſer immerwährender Zuſtand ſei, wir haben hier nur noch hinzugeſetzt, vielmehr ſei unſer gewöhnlicher Zuſtand die Beſchränktheit des gemeinen Bewußtſeins. Dieſes aber, ſofern es als ſolches zurückbleibt und in ſich zurückſinkt, iſt die Sphäre der Verſunkenheit, in welcher der endliche Geiſt ſich als Unwahrheit, Bosheit und Häßlichkeit bethätigt. Dieſe der Erhabenheit entgegengeſetzte Richtung der Idee wäre alſo mit einem Worte die Verſunkenheit des gemeinen Bewußtſeins, welche wir auch, im Gegenſatz der Verklärung des Geiſtes in der Erhabenheit, die Trübung oder Verdunkelung des Geiſtes, und im Gegenſatz der Erringung ſeiner wahren Geſtalt, den Abfall von ſeiner Wahrheit, alſo den Sieg des endlichen Geiſtes gegen den an und für ſich ſeienden nennen können, welcher Sieg denn freilich nur für den endlichen Geiſt einer iſt, nicht aber in Wahrheit eine Beſiegung des Unbeſiegbaren. Der endliche Geiſt erleidet dieſe Niederlage ſelbſt, indem er ſich nicht erhebt, ſondern vielmehr in ſeiner Endlichkeit ſich ſelbſt genügen will. Dies Alles wird ſo allgemeinhin leicht zugeſtanden, aber nicht ſo leicht in ſeiner ganzen Bedeutung erkannt werden, der reiche Inhalt muß ſich erſt genauer entwickeln, er iſt aber in allen drei Sphären, der philoſophiſchen, der ethiſchen und der äſthetiſchen von der höchſten Wichtigkeit. Der Hauptpunct iſt hier der metaphyſiſche Begriff der Negation und des Widerſpruchs, um die ſchon in der Anmerkung gerügte Verirrung Weiße's zu vermeiden. Freilich ſind die zwei Seiten der Idee vorhanden Gott und Welt, das Ewige und das Endliche, oder wie ſie das Bewußtſein ſonſt noch als unterſchieden auffaßt, und es könnte nun ſcheinen, als ſei es gleichgültig, welche Seite die Negation der andern genannt werde; die Philoſophie hat aber die Einſicht bereits und ſchon längſt gewonnen, daß in Wahrheit dieſe zwei nicht nebeneinander, ſondern nur ineinander vorhanden ſind, und da iſt dann mit Recht das Ganze als das affirmative, und die Unterſcheidung in dem Ganzen als die Negation genommen. Die Endlichkeit, die ſich von dem Ewigen unterſcheidet, die Welt, die ſich aus Gott herausſtellt, der endliche Geiſt ſelbſt, der ſich für ſich abgeſondert und in ſeiner Vereinzelung geltend macht, indem er ſich als etwas Anderes gegen den Geiſt Gottes betrachtet, das iſt die erſte Negation, ſofern es die erſte Alterirung des Ganzen iſt, denn er findet dieſen Zwieſpalt in dem Ganzen. Dies iſt freilich ſchon der Widerſpruch, aber nicht der abſolute, ſondern nur der halbe; vollſtändig und abſolut wird Negation und Widerſpruch erſt in der Aufhebung des Zwieſpalts, worin die Endlichkeit nur Moment des Ewigen, der endliche Geiſt nur Moment des abſoluten iſt; dieſe Negation der ſelbſtſtändig ſein wollenden und darum negativen Endlichkeit iſt erſt die Negation der Negation oder der abſolute Widerſpruch, in welchem die Idee ſich aus ihrem Abfall von ſich wiederherſtellt. Die Verſunkenheit und der Abfall von der Idee iſt alſo allerdings der Widerſpruch und die Negation, aber die ſtagnirte Negation und der endliche Widerſpruch. Wenn alſo doch auf dieſe metaphyſiſchen Begriffe zurückgegangen werden ſoll, d. h. allerdings auf die Wurzel der Sache, ſo iſt die Erhabenheit der abſolute Widerſpruch; die Verſunkenheit, Unwahrheit, Bosheit und Häßlichkeit aber der endliche Widerſpruch, die erſte Negation, freilich aber alles dies ſchon im Geiſte alſo in der reichſten Geſtalt der unwahren Idee, welche darum in dieſer Sphäre der höchſte Widerſpruch iſt, und Negation einer gegen ihn erſten Negation, immer aber noch nicht der abſolute Widerſpruch genannt werden darf, ſo daß es immer noch der Negation bedarf, um ihn zur Wahrheit zu erheben: gegen den abſoluten Geiſt iſt der endliche die erſte Negation. Weil aber die Negation der Negation das Affirmative giebt, das abſolute Erſte und Letzte zugleich, ſo wird mit Rechte die Sphäre der Verſunkenheit oder der ſtagnirenden Negation, ſchlechtweg die negative genannt, nicht mit Rückſicht auf die geiſtloſe Natur, die noch negativer genannt werden könnte, ſondern mit Rückſicht auf die Wahrheit des Geiſtes, welche ſchlechtweg das Affirmative iſt. Es iſt daher mit dem Göthiſchen Geiſt, der ſtets verneint, vielmehr gemeint der Geiſt der nur verneint, denn das ſtete Verneinen würde allerdings auch Verneinung des Unwahren werden, und dann nicht mehr Verneinen ſein, dasjenige dagegen, was nur verneint, bleibt in der Negation ſtecken, d. h. läugnet überall ſeine wahre Geſtalt, den abſoluten Geiſt, und hält an ſeiner Endlichkeit, als an der Wahrheit feſt. Dies iſt es denn auch, was mit jenem berühmten Ausdruck gemeint wird, dem zur Sicherung gegen das Umſchlagen in ſein Gegentheil, die abſolute Negation, freilich der Zuſatz deſſen fehlt, was denn nun ſtets verneint werde. Die Stagnation der Negation alſo wäre die Phaſe der Idee, von der hier die Rede iſt, und zwar iſt die Ausfüllung der Kategorie in unſerem Falle dieſe:

Wenn ſich der endliche Geiſt in ſeiner Endlichkeit gegen ſeine Wahrheit den abſoluten Geiſt feſthält und geltend macht, ſo wird dieſer ſich ſelbſt genügenwollende Geiſt als Erkenntniß die Unwahrheit, als Wille, der ſich losſagt und in ſeiner Endlichkeit nur ſich beabſichtigt, das Böſe, und beides, wenn es zur Erſcheinung kommt, das Häßliche.

Das Häßliche wäre alſo die erſcheinende Idee, welche ſich ſelbſt an die Endlichkeit verliert, die von ſich abgefallene Schönheit, oder die Erſcheinung des endlichen Geiſtes, welche ihm die Vermittelung mit der Idee, ſeiner Wahrheit, verweigert, d. h. der endliche Geiſt, der in ſeiner Erſcheinung nicht mit ſeinem Begriff vermittelt iſt, vielmehr ſich in ſeiner Abſonderung feſthält, und ſich darin den Schein der Selbſtſtändigkeit giebt.

Die Schwierigkeit der Begriffe des Böſen und des Häßlichen liegt darin, daß der ſpeculative Gedanke, die mit ſich verſöhnte Idee, die als die Bethätigung ihrer ſelbſt in ihrer

Allmacht gefaßt worden iſt, ſich aus dieſem Reich der Freiheit und Gewißheit ihrer ſelbſt herablaſſen muß zu der *Verirrung, Verwirrung und Verkümmerung des Begriffs.*

Es iſt nämlich das Böſe, wie das Häßliche der Widerſpruch des endlichen Geiſtes gegen ſeinen Begriff, den göttlichen und ewigen Geiſt, das heißt das Feſtwerden des Widerſpruches, oder das *Feſthalten* des Widerſpruches gegen die vermittelnde Thätigkeit der Idee, welche der Widerſpruch in ſeiner Wahrheit iſt. Von dieſer vermittelnden Thätigkeit der Idee wendet der Böſe ſich ab, der Böſe verſchließt ſein Ohr gegen die Rede der an und für ſich ſeienden Geſetze, in denen ſich der Geiſt in ſeiner Wahrheit ausſpricht, des böſen Menſchen Geiſt erhebt ſich nicht zur Einſtimmigkeit mit dem ewigen wahrhaft allgemeinen Geiſte des Guten, mit der Wahrheit, wie dieſelbe ſich in Anwendung auf die Gemeinſchaft der Menſchen in Sitte und Geſetz geſtaltet. Dies iſt der Widerſpruch des endlichen, beſchränkten Geiſtes gegen den göttlichen, wie er an und für ſich in ſeiner Wahrheit iſt, alſo der Abfall von ſeinem Begriff, die *Verwahrloſung* des Geiſtes.

Eben ſo die Häßlichkeit iſt die Erſcheinung des in der Endlichkeit verkümmerten, verwahrloſten Geiſtes. Der Ausdruck dieſes Geiſtes erhebt ſich nicht zu der Darſtellung des Geiſtes in ſeiner wahren Geſtalt, in ſeiner Freiheit und ſeligen Hoheit. Aber alle Häßlichkeit iſt erſcheinender *Geiſt*, alle Erſcheinung alſo, die nicht Geiſt zu zeigen prätendirt, wird eben ſo wenig für häßlich als für ſchön angeſprochen werden können.

Die Häßlichkeit in der Natur iſt daher in derſelben Art nur Gleichniß, wie ihre Schönheit und Erhabenheit. Oede, erſtorbene Gegend, der italieniſche Gebirgszug in vielen Puncten, z. B. zwiſchen Siena und Rom, wo der Apennin öfter als wüſtes Gerüll ohne Vegetation ebenſowohl, als ohne Eis und ſeine Lebensquellen iſt, ferner vulkaniſche Verwüſtung und endlich die Wüſte ſelbſt iſt nur gleichnißweiſe der Abfall der Natur von ihrer Wahrheit, ihrem Begriff. Daß ſie dies wirklich ſei, kann man ſchwerlich behaupten, denn auch dies iſt noch nicht der reine Tod, und Geiſt zu zeigen prätendirt ja auch die reichſte Natur nicht. Das Leben ſelbſt der reichſten Natur iſt nur ein beſſeres Gleichniß des Geiſtes.

Die Häßlichkeit der Thiere iſt dann als verkümmertes Leben ſchon nähere Darſtellung der verkannten von ſich abgefallenen Idee, wie denn auch Hegel anerkennt, das thieriſche Leben ſei die erſte Erſcheinung der Idee, aber immer noch nicht die Sache ſelbſt, die verkümmerte Erſcheinung der Seele iſt noch nicht die des Geiſtes; vielmehr iſt die erſte Verwirklichung der Häßlichkeit zu ſuchen in der menſchlichen Geſtalt, wo dieſelbe zum Ausdruck des ſeiner Wahrheit entfremdeten Geiſtes geworden. In dieſer Beziehung wäre nun wohl nicht leicht irgend einer eine andere als eine verzerrte und häßliche Erſcheinung, denn die ganze Endlichkeit, wie ſie iſt, entſpricht eben der Idee nicht, wenn nicht zur Häßlichkeit ausdrücklich die Widerſetzlichkeit der Endlichkeit gegen die Erlöſung, die Selbſtgenügſamkeit des endlichen Geiſtes gehörte. Darum iſt der Ausdruck des Verbrechers, der Wüſtheit, der Freigeiſterei, des Neides, der Lüge unbedenklich häßlich, dagegen die allerverſchuſtertſte, verſchneidertſte, verſeſſenſte Phyſiognomie und Geſtalt, ſelbſt die verſchacherte als ſolche noch nicht häßlich iſt, weil der Geiſt ſich dennoch aus dieſer ſeiner Unwahrheit erhebt, und ein frommer Blick den ganzen Schuſter, ein freier Gedanke den verſeſſenſten Stubenhocker hinwegzaubert, und die endliche Erſcheinung verklärt. Am ſchlimmſten ſind in dieſer Beziehung die Juden daran, denn nicht nur, daß der Schacher in Muskel und Geſichtsbildung hineingetreten iſt, ſie ſelbſt ſtehn vollſtändig in Gegenſatz gegen den geoffenbarten und herrſchenden Geiſt in Religion, Sitte und Staat, und tragen auch von dieſer Widerſetzlichkeit das Siegel an der Stirne, natürlich die Männer mehr als die Frauen, und am wenigſten die jungen Jüdinnen, die ſich der Macht der umgebenden chriſtlichen Bildung am weichſten hingeben. Jemehr die Widerſetzlichkeit ſich ſelbſt aufgiebt, jemehr dieſes unglückliche Volk ins Chriſtliche untergeht, deſto weniger treten ſie uns als häßliche Erſcheinungen entgegen, und wenn ſie vollends übertreten, ſo ſind wenige Generationen, oft ſchon die erſte, hinreichend, um den ganzen Juden, d. h. die Widerſetzlichkeit gegen den chriſtlichen Geiſt, aus ihren Zügen zu vertilgen. Man nennt das gewöhnlich das Orientaliſche, aber ſehr mit Unrecht, denn das Orientaliſche iſt vielmehr ſchön als häßlich, wie denn auch die Juden urſprünglich und allenthalben, wo ſie nicht zu dem Bewußtſein der Gedrücktheit und der Widerſetzlichkeit gegen den mächtigeren Geiſt der Wahrheit gekommen ſind, ſchöne Geſtalten zeigen; eben ſo zeigen die Griechen und Türken, die das Bewußtſein des Geiſtes der Wahrheit nicht verloren haben, wie gefällig und ſchön der Orientale iſt, deſſen Himmel ihn weniger drückt und freier wachſen läßt, als uns der vielgeprieſene deutſche. Die Häßlichkeit liegt alſo wie geſagt nicht im Gewächs, ſondern in der Erſcheinung der beſtimmten abfälligen und widerſpenſtigen Geiſtesrichtung. Dies iſt der Punct, auf den es hier ankommt, und den man feſtzuhalten hat, um nicht ganze Völker und darin wieder ganze Stände z. B. die der Endlichkeit am meiſten verfallenen mehr durch den Körper thätigen ohne weiteres häßlich zu nennen. Es iſt dies aber eine ſehr gewöhnliche Verirrung, die unmittelbare und endliche Erſcheinung häßlich zu nennen. Die Natur, das Thier, der Eſel, das Krocodill, die Gewürme, eben ſo jeder einzelne Menſch hat ein Publicum, das ihn ſchön und eins das ihn häßlich nennt, und beide haben gleich viel Recht. Die ſchöne Partei faßt daran das Gleichniß des freien Geiſtes, und hat die Berechtigung, den Menſchen z. B. in ſeiner Wahrheit aufzufaſſen, und ſo ihn ſelbſt zu verklären; die häßliche dagegen faßt jede der genannten Erſcheinungen an ihrer Unfreiheit und Endlichkeit an, und da iſt ſchwerlich eines Menſchen Erſcheinung frei von dem Zeichen ihrer Abhängigkeit. Aber die ſchlechte, die unmittelbare Erſcheinung iſt nicht die häßliche, wie ſie nicht die ſchöne iſt. Die ſchöne iſt die vermittelte, die häßliche die ihre Vermittelung mit ihrer Wahrheit von ſich ſtößt.

Der endliche Geiſt würde ſich freilich niemals gegen ſein beſſeres Intereſſe auflehnen, wenn er es dafür hielte, allein er iſt weit davon entfernt ſeinen Ruhm in dem Verluſte ſeines Standpunctes zu ſuchen. Im Gegentheil er hat in dieſer ſeiner Endlichkeit, wie er ſich unmittelbar vorfindet, ein großes Selbſtgefühl dadurch, daß er innerhalb dieſer Sphäre ſeine Herrſchaft kennt. Dieſelbe iſt aber durchaus nicht unbeſchränkt, und eben dadurch ſtürzt er denn gar häufig in das Gefühl ſeiner Gedrücktheit zurück, ſo der Kaufmann, der faillirt, der Maſchiniſt, der im Kampf mit den Elementen unterliegt, wie denn ſchon Jean Paul vorgeſchlagen, auf jedem Regenſchirm einen Blitzableiter anzubringen. Gegen dieſe ſeine Gedrücktheit und Endlichkeit wehrt ſich der Menſch mit endlichen Mitteln, und erzielt dadurch ſeine beſchränkte Macht, die er denn in Verſen und in Proſa preiſ't. Denn dies iſt die höchſte Weisheit für dieſe Sphäre; ihre Helden ſind die Manufacturhelden, große Landwirthe, der berühmte Banquier, Fulton und ſeine Dampfſchiffe, und ſo weiter. Dieſe Weisheit, die in der Endlichkeit ſtecken bleibt, iſt freilich bornirt und unwahr, aber böſe und häßlich wird ſie erſt, wenn ſie nun dieſen vereinzelten Geiſt in ſeiner Bewußtloſigkeit und Beſchränktheit zum Princip macht in Widerſetzlichkeit gegen den allgemeinen und abſoluten, indem nämlich geläugnet wird, daß es eine wahre Geſtalt des Geiſtes außer dieſer endlichen gäbe, daß alſo dieſe endliche unwahre die einzig wahre Geſtalt des Geiſtes und alſo die endlichen Zwecke die höchſten Geſetze ſeien. Die Nichtanerkennung der Idee, das Läugnen Gottes, der Unſterblichkeit, der Gültigkeit der Geiſtesgemeinſchaft in Sitte und Staat, das Läugnen der Schönheit, der Begeiſterung, der Liebe als eines geiſtigen Gutes — das iſt die Auflehnung des Geiſtes gegen ſich ſelbſt, des endlichen Geiſtes gegen ſeine Wahrheit. Dieſe Auflehnung, die ſich ausführt, alſo das Wollen nach dieſem Princip der Endlichkeit, welches ſein wahres Princip, ſeinen Urquell und ſein Ziel, den ewigen, freien Geiſt, von ſich weiſet, dieſes Wollen iſt das Böſe.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

In dieſem Abfall von ſich ſelbſt macht ſich der endliche Geiſt an der Stelle des ewigen zum herrſchenden.

Die Häßlichkeit nun aber und ihr Princip iſt alle *Erſcheinung* dieſes Abfalls von der Idee, alle Erſcheinung, in welcher der endliche Geiſt in ſeiner Auflehnung gegen ſeine Wahrheit, die abſolute Idee, verharrt.

Die Erhabenheit und die Häßlichkeit ſind daher das entgegengeſetzte Ziel in der Richtung der Thätigkeit der Idee, und ſtehn ſich daher auch in der Erſcheinung ſo gegenüber, daß wenn die Endlichkeit zum Princip der Erſcheinung gemacht und das Ewige daraus vertrieben wird, die Erſcheinung häßlich iſt. *Weiße* nennt hier ſehr richtig das Beiſpiel des Todes darum, weil er ſich als die augenfälligſte Stagnation der Thätigkeit giebt, in Wahrheit aber nichts weniger iſt als das, was er zu ſein ſcheint. Der Tod iſt eine häßliche Erſcheinung, wenn die Leiche als ſeine Wahrheit angeſchaut wird, der endliche Geiſt, der ſich hier als endlichen anſchaut, mit der Behauptung, daß dieſe Aufhebung ſeiner unwahren Geſtalt die Aufhebung ſeiner wahren ſei, *iſt die Häßlichkeit.*

Dagegen dieſelbe Erſcheinung, als Aufhebung nur der unwahren endlichen Geſtalt, und als darum eben der Gewinn des wahren Beiſichſeins des Geiſtes, wie dieſe Unſterblichkeit im Denken gegenwärtig iſt und genoſſen wird, der Tod, als dieſe Erſcheinung der Wahrheit in der Selbſtgewißheit des ewigen Geiſtes, *zeigt ſich erhaben.*

In der Aufſtellung dieſes Gegenſatzes hat die Erhabenheit das Bewußtſein ihrer Wahrheit, die Häßlichkeit aber nicht das Bewußtſein ihrer Unwahrheit, denn das Bewußtſein der Unwahrheit wäre ja ſchon das Wiſſen um die Wahrheit, vielmehr iſt der Geiſt in dem Siege der Endlichkeit, welcher ſich als Bosheit und Häßlichkeit hervorthut, im Selbſtbetruge und in der Verwirrung begriffen. Dieſe Täuſchung und Trübung des Geiſtes aber hat ihre Macht und Gewalt darin, daß ſie die endliche Thätigkeit des Geiſtes und ihr gemeines Bewußtſein als die Wahrheit geltend macht. Dies iſt Unwahrheit, aber keine Lüge im ſtrengſten Sinne, denn dann müßte das Beſſerwiſſen, z. B. das Wiſſen um die Ewigkeit des Geiſtes, vorhanden ſein, und dennoch die Sterblichkeit behauptet werden, was in der That nur ein Spiel der Willkühr und kein ernſtlicher Gedanke wäre. Die Macht dieſer Unwahrheit iſt aber keineswegs verächtlich, wie dies z. B. ſchon die ſehr weitverbreitete Auffaſſung des Todes als einer Vernichtung des Geiſtes, wenigſtens unſers Weſentlichſten durch die unſinnige Trauer beweiſ't, die ihn ſo oft begleitet. Mit dem Begriff der Trennung iſt keine Entſchuldigung gewonnen, denn das iſt derſelbe unwahre Gedanke, welcher der Tod vom endlichen Standpuncte iſt. Das Unendliche und ewige, welches der freie Geiſt iſt, bleibt ewig ungetrennt, und die Vereinigung im Geiſt und in der Wahrheit iſt eine viel nähere als Kuß und Umarmung, welche nur ihre Symbole ſind und ſein ſollen, ſofern ſie nicht ſelbſt im Sterblichen das Unſterbliche zeugen und ſind. So iſt der Menſch, der ſich abgetrennt und allein gelaſſen fühlt, in der Unwahrheit, von deren Macht und Gewalt hier die Rede iſt, und das gemeine Bewußtſein Zeugniß genug ablegt. Wir könnten bei dieſer Gelegenheit an den Streit über die Unſterblichkeit, der die Tagesneugierde ſo ſehr angeſpannt hat, erinnern, wenn er nicht, wie hier nun nicht mehr gezeigt zu werden braucht, ganz und gar unphiloſophiſch wäre, denn wo die Philoſophie anfängt, da hört dieſer Zweifel des gemeinen Bewußtſeins auf. Das Princip der Philoſophie iſt der abſolute, der freie, der ewige Geiſt. Die Wahrheit kann nicht eher beginnen ſich zu entfalten, als wenn ſie dies ihr Ziel und ihren Anfang ſchon hat, ſelbſt die Aufhebung des gemeinen dualiſtiſchen Bewußtſeins, wie ſie ſich bei Hegel in der Phänomenologie des Geiſtes findet, hat ſchon dieſe Vorausſetzung. Es war alſo eine kindiſche Frage, ob die Hegelſche Philoſophie die Unſterblichkeit lehre oder nicht, wenn die Ewigkeit und Unendlichkeit des Geiſtes ihr Princip iſt.

Wie nun ſich aber der unwahre endliche Geiſt nicht ohn
Macht und Gewalt zeigt, welche freilich eben ſeine Ohnmacht iſ
ſo hat er auch eine ausgebreitete Erſcheinung im Leben und in de
Kunſt als Häßlichkeit. Auf die Häßlichkeit im Leben iſt ſcho
Rückſicht genommen, die Häßlichkeit in der Kunſt hat Weiß
ausführlich und treffend mit Beiſpielen belegt. Die Beiſpiel
bleiben gültig, der Geſichtspunct iſt aber für uns der, daß all
Darſtellung häßlich iſt, welche die unwahre Geſtalt der Ide
beabſichtigt und für die wahre ausgiebt. Die originelle un
ganz beſondere Verruchtheit, das Gräßliche, welches die Phan
taſie überwältigt, z. B. die Elixire des Teufels von Hoff
mann, die Macht des Teufliſchen, welches Alles um de
Kitzels und oft nur um des Aufſehns willen hervorgehoben un
zur Spitze vieler Darſtellungen gemacht wird, ſind ſolche Exem
pel. Nicht um das Hinſtellen und Stehenlaſſen der unwahre
Erſcheinung kann es ſich handeln, ſondern um ihre Aufhebung
und um ihre Wahrheit. Die Darſtellung aber vollends de
Ekelhaften, wie ſie neulich die negative Poeſie in der Geneſi
einer Hurenwirthin gegeben hat, läßt ſich weder mit dem
„fabula docet“ noch mit der Juſtizformel, es ſei „zum ab
ſchreckenden Beiſpiel“, rechtfertigen, denn der Ekel und da
Grauen, das Zeugniß des Häßlichen, ſind gerade das Gegen
theil von dem, was alle Kunſt beabſichtigt, und es gehören i
der That ſtarke Nerven dazu, einen ſolchen Griff in den Koth
noch genial zu finden. Die Poeſie hat die Befugniß und iſt ge
nöthigt zur Darſtellung auch des abgefallenen Geiſtes, abe
nicht in ſeiner Vereinzelung und im Beharren bei ſich, ſonder
in der Erlöſung. Was würde man ſagen, wenn Raphael de
Beſeſſenen aus ſeiner Transfiguration ganz für ſich und rech
energiſch gemalt hätte! Es wäre aber ganz daſſelbe, was di
iſolirte Darſtellung des teufliſchen Elements in der neueſte
Poeſie iſt. In den bisher genannten Fällen wird das Kunſt
product nicht gerade für die wahre Schönheit ausgegeben, abe
es wird auch die Schönheit gar nicht für das Kunſtwerk gehal
ten; das Intereſſante, das Pikante, das Wahre, wie ſie ſa

gen, der Effect und endlich immer noch die Genialität, welche als alles vernichtende Macht ſelbſt das einzig Poſitive in der ewigen Ironie ſein ſoll, dies ſind die Götzen der häßlichen poetiſchen Richtung. Das Intereſſante und Pikante wird in überraſchenden und ausgezeichneten Begebenheiten geſucht, die ſich natürlich um ſo mehr auszeichnen, je mehr ſie von der Wahrheit abweichen, das Wahre iſt hier ſo viel als das Gemeine, Nichtideale, und das Effectmachende das Unverſchämteſte. Alle dieſe Abſichten und Richtungen ſind endliche bornirte Zwecke, ſie beabſichtigen dieſes Endliche und geben es für realer und wahrer aus, als die Schönheit ſelbſt. Am tiefſten auf den Grund des Uebels geht aber die nur ſich beabſichtigende Genialität des Subjects, die alle Götter und den ganzen Himmel vor ſich in den Staub tritt. Dieſe Schule, die vorzugsweiſe den Ruhm der Genialität davongetragen hat, dergeſtalt, daß jetzt genial und frivol ziemlich gleichbedeutend gebraucht wird, ſtellt den Begriff der Häßlichkeit am unzweideutigſten dar, indem ſie uns zumuthet, über irgend ſo ein bornirtes Genie alles Heilige zu vergeſſen und mit ihm wie der Dompfaffe ewig den tollen Refrain zu pfeifen: Die Welt iſt lauter Wind, juchhe! Wir läugnen ihnen das nicht ab, ihre Welt iſt allerdings lauter Wind, der Irrthum ſteckt nur darin, daß ſie ihre Welt für alle Welt halten. Mit vielem Talent und Witz hat Heine neuerdings den Reigen dieſer abtrünnigen Geiſter noch einmal eröffnet. Es iſt leicht zu entdecken, in welche Verwahrloſung des Gedankens er hineingeräth. Er glaubt weder an Gott noch an den Teufel, beide gehören ihm zum Perückenregiment lächerlicher Tage, und daß er etwas poſitiv Beſſeres bringen ſollte, muthet er ſich nicht zu. So iſt ihm die Freigeiſterei Geiſtesfreiheit, die Beweglichkeit des endlichen Genie's die Wahrheit, und was die Bewegung des Ganzen ſei, darum kümmern ſich nur Narren, wenn nicht auch dies ſchon zu poſitiv geredet iſt, denn die Sache iſt vielmehr ſo, daß er ſeine ſinnreichſten Anſchauungen, die z. B. in den Reiſebildern glänzen, niemals ungeſchoren als Thatſachen der Objectivität durchläßt, es tritt irgend eine Wendung hinzu, die ſie ihm, ſeiner Willkühr, ſeinem Belieben ganz vindicirt, und auch er ſelbſt iſt keineswegs mit all ſeinem Genie ein Zeuge des Geiſtes der Wahrheit, ſondern nur ſein eigner Zeuge, man ſollte denken, er hätte ſich ſelber gemacht, ſo unabhängig iſt dieſer ſtarke Geiſt. So iſt ihm ferner die Staatsfreiheit nichts als Willkühr Aller ohne die Feſſel Eines Willens, denn daß im Grunde die Vernunft dieſer Eine Wille ſei, muß er abſurd finden, weil er nur immer die Seite der Unvernunft in ihrer Bethätigung entdeckt, und endlich an die Stelle der Liebe und der Sittlichkeit, welche beide uns ebenfalls nur weisgemacht ſind von Enthuſiaſten und Pedanten, tritt ihm eine freimüthige Liederlichkeit, welche die eigne und die Treuloſigkeit aller ſeiner Geliebten mit ſcheinbarer Schwermuth zuerſt beklagt, dann aber mit der Miene des aimable roué einen Spaß darüber macht. Heine hat ein großes Publicum, denn viele Menſchen ſind zu allen Zeiten außer dem innigen Verbande des Reiches Gottes, dieſen iſt es aus dem Grunde ihres Herzens geredet, wenn es mit all dem vornehmen Weſen der Freiheit, der Liebe, der Religioſität nichts als Spaß iſt; ein anderer Theil bringt ſein beſſeres Bewußtſein mit, und findet in Heine nur den Humor und die wirkliche Sehnſucht nach den höchſten Gütern des Geiſtes. Die Liebesſehnſucht aber und die Liebesklage, die ſich auf die Gemeinſchaft der Welt des Schönen als auf ein Wirkliches und Wahres richtet, iſt die erhabene Erſcheinung, wie ſie in dem Glauben und Streben der Jugend hervortritt, und dann irriger Weiſe in Heine ihren Ausdruck findet, während in Wahrheit die Heiniſche Klage über die Liebesnoth, und die Sehnſucht nach Liebe als das Streben nach einem Unerreichbaren, weil keine Liebe exiſtirt, welches denn auch der Spott über das eigne Sentiment ſogleich als Pointe hinzufügt, die häßliche Erſcheinung iſt. Der Humor, um dies vorwegzunehmen, wäre das Häßliche, wenn er die höchſten geiſtigen Güter ſelbſt zurückwieſe. Dieſer Zuſtand des Gemüthes bringt es dann natürlich nicht weiter als zu jener zweideutigen Sehnſucht neben der frivolen

Lobpreiſung des äußerlichen Beſitzes, was die Liebe ſei, eine Anſchauung, welche nothwendig aus der Erfahrung des Ausſchweifenden hervorgehn muß, weil er nur geheuchelte Liebe findet und giebt, alſo keine andere glaubt, und doch die Unzulänglichkeit der beſeſſenen fühlt. Die liederliche Praxis löſ't ſodann auch den Menſchen los von Vater, Mutter, Weib und Kind, ja vielfältig von ſeinem eigenen Namen, und namenlos als zwei unmittelbare, um ſich doch auch ſo von der vermittelnden Gemeinſchaft des Geiſtes loszuſagen, ſuchen ſie rein natürlich, das heißt animaliſch zuſammenzugehn. Dies Kunſtſtück mit ſeinem Kitzel, dieſe heut zu Tage auch ernſtlich belobte Emancipation des Fleiſches, iſt die Darſtellung der Häßlichkeit, wie ſie in allen ihren Momenten vollendet iſt; die Erſcheinung iſt in jeder Beziehung unwahr und durch und durch in ſich zerfallen, es giebt keine augenfälligere und entſchiedenere Widerſetzlichkeit des endlichen Geiſtes gegen ſeine Wahrheit, da er in dieſem Verfahren ſogar von allem Geiſt zu abſtrahiren ſucht, und dennoch iſt dieſe Geſinnung und dieſe Richtung mächtig über viele und der Reiz dieſes negativen Weſens um ſo größer, je gewaltſamer die Ueberwindung des geiſtigen Selbſtgefühls iſt. Der Inhalt jedes Häßlichen iſt auf dieſelbe Weiſe nichtig. Darum kann auch die ganze häßliche Anſchauung, die eine ſolche innere Zerfallenheit und geiſtige Unnatur iſt, nicht wohl anders zur Darſtellung kommen, als daß immer noch auf einen Hintergrund hingedeutet, alſo geradezu etwas anderes gezeigt und auch geſchaut wird. Es wird geſagt und gezeigt, wie eifrig man die Liebe, die Wahrheit, die Schönheit ergreifen würde, wenn es eine gäbe, ſo iſt die Sehnſucht da, nun aber giebt es dergleichen nicht, ſo bleibt nichts übrig, als dieſe geiſtreiche Entdeckung und die gute Laune, die ſich darin ergiebt; es iſt das aber auch nicht wenig, denn es iſt ja dieſes ſich geltend machende Genie, dem es eben vor unſern Augen ſo kannibaliſch wohl wird, als wie zehntauſend Säuen. Wie würde ein ſolches Genie lieben, wenn es eine Liebe, wie würde es begeiſtert ſein, wenn es eine Schönheit gäbe, dieſe

Möglichkeit, welche es mit ſeinem „Wenn“ ſtehen läßt, iſt der Hintergrund, auf den die Schelme deuten, und es iſt wohl jedem bekannt, wie viel gute Leute das arge „Wenn“ überhören, und ſo ſich das Gegentheil entnehmen. Am ledernſten iſt der Geiſt der Häßlichkeit in der falſchen Ironie, die auch zur Energie der affectirten Sehnſucht zu vornehm iſt, und nur immer und immer das ſuperfeine, höchſt geniale mauvais sujet ſelbſt producirt: aber eben dieſes Subject glaubt darum gerade Alles zu ſein, was der Geiſt iſt, und will gerade vorzugsweiſe geiſt-reich ſein.

Wie nun alle dieſe Beiſpiele der Häßlichkeit in und außer der Kunſt die Geiſtes-Verwirrung und Verdunkelung an den Tag legen, ſo liegt es auch im Begriff des Häßlichen, daß es kein vollſtändiges Selbſtbewußtſein und eben darum kein wahrhaftes Daſein gewinnen kann. Das Daſein, welches es zu haben ſcheint, hat es unter einer fremden Firma und im Namen eines andern, als es wirklich iſt. Das Häßliche iſt der Abfall von ſeinem Begriff, ſein Begriff aber die Erſcheinung des Wahren, wenn es nun ſich ſelbſt als unwahre Geſtalt, als Erſcheinung des Unwahren erfaßte, ſo müßte es ja, indem es dies thäte, ſich ſelbſt aufgeben, käme alſo zu keinem wahrhaften Daſein, denn es giebt kein Daſein der Erſcheinung außer der Anſchauung, das Erſcheinende nämlich iſt das Reale, welches in der Anſchauung ſein Daſein hat; die unwahre Geſtalt des Geiſtes geht aber in der bewußten Anſchauung des Geiſtes zu Grunde. Das Häßliche nimmt ſich ſelbſt als den Geiſt in ſeiner Wahrheit, nicht als in ſeiner Unwahrheit, und muß ſo allenthalben, wo es gelten ſoll, wo es von dem Geiſt als ſeine eigne Geſtalt in der Anſchauung anerkannt werden ſoll, für ein anderes genommen werden, als es iſt: es muß geradezu für ſchön genommen werden. Wer es nicht häßlich findet, dem gilt es für ſchön, und wer es als häßlich erkennt, verwandelt es ſchon durch dieſe Erkenntniß aus dem widerſpenſtigen in den erlöſungsbedürftigen Geiſt. Das Häßliche iſt alſo nicht die Verwirklichung, ſondern vielmehr die Nichtverwirklichung des Geiſtes. Freilich iſt das Daſein der äſthetiſchen Idee auch in dieſem Abfall von ſich ſelbſt geiſtige Thätigkeit, Erſcheinen des endlichen gegen ſich ſelbſt aufgelehnten Geiſtes, aber ſobald er als dieſer endliche verdunkelte Geiſt angeſchaut wird, alſo wirklich als das erſcheint, was er iſt, hört er auf das zu ſein, was er iſt, durch die Erkenntniß ſeiner Verwirrung und Verdunkelung wird dieſe aufgelöſ't und erleuchtet, der von der Wahrheit abgetrennte Geiſt wird damit in ſeiner Waßrheit aufgefaßt. Dieſe endliche Geiſtesthätigkeit in ihrem feſtgewordenen Widerſpruch alſo iſt überall nur die mögliche Thätigkeit, ſo lange ſie ihre Verwirrung und Verdunkelung, das eigentliche Feſtwerden der Thätigkeit ſelbſt noch nicht erkennt. Der wirkliche Geiſt iſt die Selbſtbethätigung im Selbſtbewußtſein. Sein Daſein iſt dieſes Selbſtbewußtſein ſelber. Die endliche Geiſtesthätigkeit iſt alſo nur in der Möglichkeit Geiſt, und die Häßlichkeit kann daher keine wahre Wirklichkeit in der Anſchauung haben anders, als daß ſie geradezu in ihr Gegentheil umgeſetzt wird. Im Häßlichen ſträubt ſich der Geiſt gegen ſeine Selbſtbethätigung, ſoll nun das Häßliche dieſe Selbſtbethätigung d. h. geiſtige Wirklichkeit werden, ſo muß in ihm das gerade Gegentheil von dem angeſchaut werden, was es als Häßliches iſt. Alle häßliche Dichtung wird daher für ſchön genommen, wenn ſie ſich geltend macht, wie ſie denn auch ſelbſt trotz ihrer Oppoſition nur auf die Schönheit ausgeht. Der Grund der weitverbreiteten Verkennung des Häßlichen, von der Weiße bei dieſer Gelegenheit redet, iſt daher kein Mangel der gegenwärtigen Bildung, ſondern liegt im Begriff. Der Begriff ſelbſt aber läßt keine Klage aufkommen. Denn dasjenige iſt doch wohl am wenigſten zu fürchten, was im ſtrengſten Sinne gar nicht zum Daſein kommen kann, und ſeine Macht nur in der Ohnmacht hat. Iſt doch eben das die einzige Macht und Gewalt und der einzige Sieg des endlichen Geiſtes, daß es ihm eben an Macht fehlt ſeine Feſſeln zu ſprengen, und aus ſeinem

Scheindaſein, aus ſeiner Möglichkeit zu ſeiner Wirklichkeit zu gelangen.

Das Scheindaſein, die Nichtwirklichkeit und die Auflehnung des Häßlichen gegen ſeinen Begriff wird noch deutlicher hervorgehoben durch den Begriff des Geſpenſtes, den Weiße mit Recht hieher zieht, und welcher, wenn auch nicht alle Wirklichkeit des Häßlichen iſt, doch in der That die ganze Natur dieſer unwirklichen und in ſich zerfallenen Wirklichkeit an ſeinem Beiſpiel aufs genaueſte und anſchaulichſte darlegt. Denn alle Häßlichkeit der Poeſie und ſonſtiger Kunſt, der Geſinnung und That gewinnt wirklich, wie wir ſchon gezeigt haben, nur ein Scheindaſein, eine ſcheinbare Wirklichkeit des Geiſtes, das Scheindaſein des Geſpenſtes. Das Geſpenſt iſt Erſcheinung, aber nicht die wahre und wirkliche Erſcheinung des Geiſtes, alſo vielmehr nicht Erſcheinung, denn dem Geiſte ſteht kein Anderes, in dem er ſich wiederfinden könnte, gegenüber, es iſt alſo nur Schein und zwar ſein eigner Schein, in dem er ſich als Aeußeres und Anderes findet, ohne ſich entäußert zu haben. So iſt es die bloße Anſchauung, die Anſchauung iſt es aber von etwas, ſie iſt die Innerlichmachung eines Aeußeren, und gerade dieſes Aeußere fehlt hier, ſo iſt ſie bloße Anſchauung, die bloße Anſchauung alſo machte ſich das fehlende Aeußere, weil es aber fehlt, ſo kann ſie es nicht machen, es iſt nur das Innerliche vorhanden, dieſes Innerliche aber behauptet, es ſei nur das Aeußerliche, ſo ſträube es ſich gegen ſeinen Begriff, der Geiſt iſt fixe Idee geworden und weiß es nicht, daß dieſes nur Aeußerliche das nur Innerliche iſt, der Geiſt hat ſein Selbſtgefühl und Bewußtſein verloren, dieſes nur Aeußerliche lehnt ſich auf gegen die Erkenntniß ſeines wahren Weſens, ſo bleibt es der ſich ſelbſt entfremdete Geiſt, bleibt nur die Möglichkeit des Geiſtes und ſeiner Verwirklichung, es iſt ſeine innere Zerfallenheit in der er feſtgeworden, welche Unnatur des geiſtigen Zuſtandes in der Gewaltſamkeit des Grauens und Entſetzens aus ſich heraus bricht, oder in der Wiederkehr des Bewußtſeins ſich zur Wahrheit wiederherſtellt. Das Grauen und Entſetzen ſind das Gefühl des Selbſtverluſtes. In dieſem Gefühl ſelber aber gewinnt ſich ja das Bewußtſein wieder, denn es beſinnt ſich darüber, was dieſer Zuſtand in Wahrheit ſei, nämlich verlornes Selbſtbewußtſein. Der Schauder des Grauens ſelbſt iſt das Zurückſtoßen jenes zerriſſenen Zuſtandes, der alſo durch ſeine Wirkung, durch die Verwirklichung ſeiner ſelbſt ſich ſelbſt nur vernichtet. Das Grauen und Entſetzen iſt die Aufhebung der Häßlichkeit im Gefühl, die Geiſtesgegenwart, die Aufhebung der Häßlichkeit in der Erkenntniß. Das Eintreten der Häßlichkeit in Gefühl und Erkenntniß wäre ihre Wirklichkeit, die ſie aber, wie ſich hier noch einmal ergeben, nicht erreichen und nicht behaupten kann. Die Natur des Geiſtes iſt die Selbſtbefreiung, die Natur der Häßlichkeit das Auflehnen dagegen, welches ſich nicht zum Geiſt verwirklichen kann. Daher iſt der Verluſt des Selbſtbewußtſeins im Häßlichen, welcher in Bezug auf die Wahrheit des Geiſtes — Verwirrung, in Bezug auf die Schönheit — Verzerrung und Häßlichkeit, in Bezug auf die Befreiung und ihre Begeiſterung in der Erhabenheit — Schauder und Grauen vor dem Selbſtverluſte genannt wird, dieſer Zuſtand der Zerfallenheit, des ſtagnirenden, nicht flüſſigen Widerſpruches iſt zu gleicher Zeit der Puls, welcher die Häßlichkeit über ſich ſelbſt hinaustreibt zum Komiſchen als einer Weiſe der Rückkehr der Idee zu ſich, während, wie wir ſo eben erörtert haben, die äſthetiſche Idee im Häßlichen von ſich oder nicht bei ſich war.

C. Das Komiſche.

Die Erheiterung, Wiedergeburt aus der Trübung, wiederaufblickende Schönheit, der Geiſtesblitz der Beſinnung in den getrübten Geiſt, das Komiſche.

Die Erhabenheit war die Möglichkeit der Häßlichkeit oder allgemeiner der Verſunkenheit, denn der Geiſt brauchte ſich nicht zu erheben, wenn er nicht in der Endlichkeit verſunken wäre, und als dieſer endliche getrübte Geiſt Daſein und Erſcheinung hätte. Die Richtung auf dieſe ſeine Unwahrheit und das Zurückweiſen ſeiner Wahrheit kann ſich aber darum nicht verwirklichen, weil er damit ſich ſelbſt zurückweiſen müßte. Darum iſt wiederum die Trübung des Geiſtes, weil ſie doch Geiſt und der Geiſt das ſich über ſich ſelbſt beſinnende iſt, ſchon in der Möglichkeit die Erheiterung, die Beſinnung in der Trübung und das heißt zugleich über die Trübung, ja die Anſchauung, wenn ſie doch die Anſchauung deſſen iſt, was iſt, kann die Häßlichkeit gar nicht anſchauen, denn wenn der Geiſt das wirklich ſieht, was er iſt, ſo beſinnt er ſich ja über ſich ſelbſt. Dieſe Anſchauung iſt alſo nicht mehr das Häßliche, ſondern ſchon die Erheiterung, und das iſt es, was wir als das Komiſche nun näher zu erkennen haben. *)

---

*) Ch. H. Weiße, der auch für die Erkenntniß des Komiſchen den philoſophiſchen Weg eröffnet, und die Jean Paulſchen empiriſchen aber wahrhaft großartigen Entdeckungen zuerſt in ihren gehörigen Zuſammenhang zu bringen ſtrebt, was ihm namentlich in der Auffaſſung des Witzes und Humors, wenn man von ſeiner (Weiße's) zwieſpaltigen Baſis, die wir ſchon charakteriſirt haben, abſieht, auch gelungen iſt, weicht dennoch gerade im Weſentlichſten wieder aus den Fugen. Im Komiſchen ſoll „ſich die endliche Subjectivität der abſoluten Subſtanz, die im Häßlichen gegenwärtig ſei, bemächtigen." Das Mißverſtändniß der Sache iſt hier wie überall bei dieſem Schriftſteller daſſelbe. Er verſteht unter „Wirklichkeit" äußere Wirklichkeit, das Erſcheinende, nicht aber den ſich ſelbſt bethätigenden Geiſt, daher er denn auch nicht die Wirklichkeit des Geiſtes abſolut nennt und vielfältig von einem abſoluten Geiſt redet, der über der Erſcheinung ſchwebe, z. B. Aeſthet. I. Theil S. 212.: „Für den erſten Anblick muß es verborgen bleiben, ob mit jenem Lügenſtrafen einer angemaßten Hoheit und Abſolutheit, in welchem alle Komik beſteht, das Schöne überhaupt, oder ob nur das zur Häßlichkeit verzerrte Schöne gemeint ſei. Das Allgemeine

Was wir an dem Bisherigen haben, bedarf nur einer Zuſammenſtellung, um das Weſen der ſo eben bezeichneten Bewegung noch deutlicher einzuſehn, und ſodann in dieſer Bewegung auch das Lächerliche wirklich wiederzuerkennen.

---

nämlich, was in aller Komik vorgeht, iſt dies: daß das endliche Individuum ſich ſeiner als des wahren Inhabers der Subſtanz, die in der Schönheit, wie nicht weniger auch in der Häßlichkeit als eine höhere, frei über dem Individuum ſchwebende und nur freiwillig ſich ihm mittheilende erſchien, bewußt wird, und folglich jene Subſtanz, inſofern ſie eine freie und abſolute ſein will, für eine leere und nichtige erkennt. Die Selbſtentäußerung des abſoluten Geiſtes an die endliche Subjectivität — — wird in der Komik, ſo zu ſagen, acceptirt von dem endlichen Bewußtſein" ꝛc. Dieſe ganze Stelle, ſo wie die ganze Aeſthetik zeigt zwar nicht was der abſolute Geiſt ſei, genug ſie iſt irgend etwas Hohes und Vortreffliches, aber dafür ſagt er uns, wo und wie, nämlich er ſchwebt, wie die chriſtliche Taube am Drahtfaden über dem Haupte des endlichen Individuums, und fährt bisweilen in daſſelbe hinein, wobei er denn aus ſich herausfahren, ſich entäußern muß. Wenn er ſich aber entäußert hat, ſo iſt er ja äußerlich, folglich endlich, folglich nicht abſolut. Was iſt damit zu machen? der ganze Paſſus, der die Erkenntniß des Komiſchen ſein will, verſteht ſich ſelbſt nicht, denn die endliche Subjectivität, die ſich der abſoluten Subſtanz bemächtigt, iſt nicht mehr die endliche, das Individuum in ſeiner Wahrheit iſt nicht die Erſcheinung, die hinter dem Schreibtiſche ſitzt, und dem das Abſolute von Oben herein ſchwebt. Das Individuum, das ſich des Abſoluten bemächtigt, iſt die freie Thätigkeit, die ſich als ſolche kennt, in dieſem Selbſtgefühl ſich nicht als einzelnes Subject, ſondern gerade ſich als das Allgemeine fühlt; ſo iſt dieſe Thätigkeit freie Perſönlichkeit, aber nicht mehr endliches Bewußtſein, aus dem ſie ſich eben erhebt, z. B. indem ſie die Unfreiheit des Weißiſchen Philoſophems, das wir eben angeführt, erkennt durch den Begriff der wahren Wirklichkeit, welche nicht die ſitzende Profeſſorfigur iſt, ſondern dieſe Gedankenthätigkeit, die weiß was ſie denkt und thut.

Häßlich iſt nämlich gar nichts, als die Erſcheinung des unwahren, ſeiner Wahrheit ſich widerſetzenden, Geiſtes. Wir haben Beiſpiele angeführt. Alſo es giebt dergleichen, das Häßliche hat ein *Daſein*, z. B. der Judengeiſt in ſeiner Oppoſition, der Verbrecher, Räuber, Mörder, Dieb ꝛc. der läſternde Spießbürger, der Freigeiſt, ein Arzt, ein Advocat, ein Verwaltungsmenſch der Philoſophie, Poeſie, Religion für Unſinn erklärt u. ſ. w. u. ſ. w. Dies war das Daſein des Häßlichen, aber dieſes *Daſein iſt ein unwahres*, iſt nur ein Scheindaſein, es iſt der unmittelbare, der rohe, der von ſich abgefallene, der beſinnungsloſe, der geiſtloſe Geiſt, der allerdings ein ſolches Daſein hat, wie der Hund, und was ſonſt noch Kluges unter den Lebendigen iſt, ja der ſogar noch ein beſſeres Daſein hat, denn er iſt ein Weſen, dem es möglich iſt aus dieſem unwahren Zuſtande heraus zu kommen, aber das Daſein ſeines Geiſtes in der Häßlichkeit iſt vielmehr nur die Möglichkeit des Geiſtes, vielmehr das Nichtdaſein ſeines Geiſtes, Geiſtesabweſenheit; und ſo bleibt nur ein unwirkliches, *ein nur äußerliches* Daſein des Geiſtes, welches eben darum nur der Möglichkeit nach (δυνάμει) nicht in Wirklichkeit (ἐνεργείᾳ) Geiſt iſt, übrig. Wäre die Häßlichkeit nicht Geiſt, ſo wäre ihr Daſein vor aller philoſophiſchen Anfechtung ſo ſicher, wie es endliches Daſein überhaupt nur ſein kann; ſo aber, da nun einmal das Erfaſſen ſeiner ſelbſt das Daſein des Geiſtes iſt, kann ſie kein *wahres Daſein*, keine Wirklichkeit (ἐνέργεια) erlangen, denn es müßte die Wirklichkeit des Geiſtes ſein.

Der Geiſt nun, der ſich über dieſen ſeinen Zuſtand bloß zu beſinnen braucht, *der durch die bloße Rückkehr der Beſinnung in ſeiner Trübung ſich befreit fühlt*, der damit alſo, da doch die Geiſtesgegenwart wohl ſein *gewöhnlicher* Zuſtand iſt, *dieſe Befreiung für ſeinen angemeſſenen, ſeinen gewöhnlichen Zuſtand erklärt* und zu erklären berechtigt iſt, dieſer Geiſt gewinnt die

Erheiterung in dem Komiſchen, wird aus der häßlichen zur komiſchen Erſcheinung.

Der Geiſt dagegen, welcher dergeſtalt in ſeinem unwahren Daſein feſtgewurzelt iſt, daß er die Befreiung daraus für eine Erhebung aus ſeinen gewöhnlichen Feſſeln erkennen muß, kann nicht die Befreiung für ſeinen gewöhnlichen Zuſtand, alſo nicht für die Rückkehr zu ſich halten. Seine Befreiung iſt vielmehr die Erhabenheit, wie z. B. der reuige Tod des Sünders, oder die büßende Magdalena, und dies der Punct, worin ſich die beiden Arten der Befreiung die Erhabenheit und die Erheiterung, das Gefühl der Erhebung und das Gefühl des Komiſchen unterſcheiden. In der Erhabenheit wird der endliche, der zu erlöſende Geiſt als Ausgangspunct und gewöhnlicher Zuſtand, die Befreiung als Ausnahme genommen. In der Erheiterung des Komiſchen wird der freie ſelbſtbewußte Geiſt, das Gefühl der freien Perſönlichkeit als Ausgangspunct und gewöhnlicher Zuſtand, der verwirrte endliche Geiſt als Abnormität angenommen. Das Reich der Unſittlichkeit wird daher keineswegs, wie Jean Paul meint, vom Lächerlichen vollſtändig geſchieden, im Gegentheil, das Gelächter iſt darin recht eigentlich zu Hauſe, ſo lange der Menſch darin noch die Beſinnung hat, oder zu haben vorgiebt, daß das Unſittliche eben das Richtige und Unwahre iſt. Das Gelächter der Frivolität hat in dieſem Bewußtſein ſeinen Grund. Die frivole Geſinnung kennt ihren Inhalt und ihre Erſcheinung als das Richtige, ſo iſt ſie unmittelbar dieſes Komiſche, und ſteht auch gerade in dem Geſichtspunct, aus welchem vorzugsweiſe die Verzerrung überhaupt in die Augen fällt. Dieſe Herrſchaft über den komiſchen Stoff, welche ihren Grund zwar nicht aber doch ihre Veranlaſſung in der Unſittlichkeit hat, iſt ſchuld daran, daß frivol und genial ziemlich gleichbedeutend geworden ſind, und daß vorzugsweiſe die Gemeinheit, die ſich durch das Komiſche adelt, ſolchen Ehrentitel davonträgt. Darum ziehn ſich auch viele vor allem Komiſchen als vor einem durchtriebenen, durch die Häßlichkeit hindurchgegangenen Weſen zurück, und thun damit das entgegengeſetzte Unrecht. Wenn das Komiſche der Unſittlichkeit in Kneipen, Wachtſtuben und in jeder Geſellſchaft böſer Buben, wie die Bibel ſagt, Bedürfniß iſt, ſo folgt daraus weder eine Genialität des unſittlichen Bewußtſeins, noch eine Verruchtheit des Komiſchen. Im Gegentheil das Komiſche iſt und bleibt die Befreiung aus dem getrübten Geiſteszuſtand, frivol iſt dieſer Vorgang als Mißbrauch, ſofern in der Erheiterung ſelbſt immer ſchon wieder der Rückfall als gewohnter Zuſtand beabſichtigt wird, genial iſt er, ſofern der Geiſt eine Fertigkeit in der Selbſtbeſimmung, alſo gerade in der Ueberwindung der Unſittlichkeit erlangt, weil er immerwährend die Veranlaſſung hat. Daß die Sache ihre Richtigkeit hat, beweiſ't das Beiſpiel unſerer ganzen Zeit, die ja vorzugsweiſe komiſch geſtimmt iſt, und vieler Lichter darin, man erinnere ſich nur jenes Koryphäen der Witzbolde, des veteranen Diplomaten, der ſeine Gemeinheit überall mit der komiſchen Maske liebenswürdig macht.

Hier iſt aber auch der Punct, wo die Theorie in Pedanterei umzuſchlagen droht. Es braucht dazu nichts als das einſeitige Feſthalten an der Seite der Frivolität, und eine Ereiferung aus dieſer Einſeitigkeit heraus gegen dieſes Gelächter. Ein ſolches Gelächter kann freilich dem tieferen Blick ſehr ernſthaft vorkommen, ſofern es gegen die Wiederholung durch dieſelbe Veranlaſſung zu duldſam ſein ſollte, und ſofern der Vorbehalt des Zurückſinkens in den unwahren Zuſtand der Befreiung aus ihm ſogar den Anſtrich einer Rechtfertigung der Unwahrheit giebt — dies iſt eben die Unwahrheit der Frivolität ſelbſt — es iſt aber immer anzuerkennen, daß auch darin die Beſinnung über den verdrehten Zuſtand des Häßlichen enthalten, und mit dem Bedürfniß des Geiſtes, zu ſeiner Wahrheit, wenn auch nur momentan und unehrlich, zurückzukehren, die Verherrlichung des Geiſtes und der Wahrheit vorhanden iſt.

Es iſt niemand verworfen, als wer ſich ſelbſt verwirft, denn ein jeder trägt die Wahrheit im Herzen, und ſelbſt das Gelächter des Leichtſinns bezeugt nur ihre Macht.

Nur

Nur diejenige Häßlichkeit, welche noch der Beſinnung fähig iſt, welche alſo noch nicht zur dauernden Ohnmacht des Geiſtes verſunken iſt, wird zum Komiſchen.

Weswegen aber die verhärtete Bosheit und ihre Erſcheinung, die verhärtete Häßlichkeit, kein Gegenſtand des Gelächters iſt, geht aus dem Begriff der Erheiterung als Flüſſigwerden der Hartnäckigkeit und als Rückkehr zu dem gewöhnlichen Zuſtande des freien Selbſtbewußtſeins ſo entſchieden hervor, daß jede weitere Diſtinction überflüſſig wäre. Dennoch iſt dies die Urſache, welche Jean Paul vermocht hat, nur das Reich des Verſtandes, wie er ſich ausdrückt, zum Felde des Komiſchen zu machen. Er verſteht darunter aber weſentlich dasſelbe, was wir als den Boden des Komiſchen oder als die eine Bedingung desſelben vorgeführt, nämlich: erſcheinende Geiſtesverirrung, und es fehlt eigentlich an der Sache gar nichts, denn dieſe nennt er die Ungeſtalt des Geiſtes. Dies iſt aber die concrete Sache, ſo daß dabei nur noch der Name und freilich auch die nähere Entwickelung der Häßlichkeit als Baſis und Möglichkeit des Lächerlichen übrig blieb. Näher angeſehn hat ſich von dieſer Möglichkeit gezeigt, daß ſchon im Begriff des Häßlichen, welches in die beſonnene d. h. ſelbſtbewußte Anſchauung tritt, der ganze komiſche Vorgang liegt, weswegen denn auch die angeſchaute Caricatur das Komiſche iſt. Wird nämlich die Caricatur für das Komiſche genommen, ſo iſt ſie der verzerrte und in der Widerſetzlichkeit gegen ſeine Wahrheit getrübte Geiſt, welche innere Unwahrheit durch ihre Energie als ſolche dargeſtellt, von dem Anſchauenden aber in das Bewußtſein der Wahrheit aufgenommen wird. Dieſe Aufnahme iſt die Verwandlung des ſchlechten Gegenſtandes in den ſchönen, das heißt in dieſe verwandelnde Anſchauung ſelbſt. Das Schöne nämlich nimmt kein anderes Daſein in Anſpruch, als dieſe Geiſtesbethätigung zu ſein, das Schöne iſt nur als das Abſolute, als die Vereinigung der beiden Momente, das Häßliche dagegen iſt nur als der abgefallene Geiſt, als äußerliches und ſchlechtes Daſein des einen abſtracten Momentes vorhanden, ſobald es in den freien Geiſt eintritt, wird ſein ſchlechtes Daſein in das Freie, in dieſe Thätigkeit der befreienden Anſchauung, in abſolute Geiſtesbethätigung verwandelt. Nun ſträubt ſich aber ſeinem Begriff nach das Häßliche gegen ſeine Wirklichkeit und Wahrheit, gegen dieſe Verwandlung, es iſt mit ſeinem ſchlechten, unwahren Daſein zufrieden, obgleich es als Geiſt unzufrieden damit ſein müßte; die Anſchauung, welche es verwandelt, zwingt es daher und thut ihm Gewalt an; ſie zwingt es aber mit keinem fremden Zwange, denn es iſt doch Geiſt, wenn auch nur möglicher Geiſt, und nur mit dem Zwange des Geiſtes, der Beſinnung, wird es gezwungen, und zu nichts anderem, als eben dazu, das zu ſein, was es in Wahrheit iſt. Die Anſchauung thut ihm Gewalt an, aber dieſe Gewalt iſt nur ſeine eigne Gewalt, die es zu ſeiner Wahrheit zwingt, und ſo geſchicht ihm nicht Gewalt, ſondern nur ſein Recht. Der Schein der Gewalt entſteht wenn wir dem Scheindaſein des Häßlichen eine Berechtigung gegen ſeine Wahrheit zugeſtehn. *Der wahre komiſche Schein* iſt aber der, welcher dieſe Gewalt zu einem Recht erhebt. Was nämlich der endliche Geiſt in ſeinem Abfall von ſich nicht wirklich iſt, nämlich Geiſt und Beſinnung, das können wir nicht aufhören in ihm zu ſehen; er hat alſo in ſeiner Beſinnungsloſigkeit, in ſeiner Geiſtesabweſenheit immer noch den Schein des Geiſtes, weil doch am Ende Geiſt zu ſein ſein wahres Weſen iſt. Dieſer Schein ruft die Gewaltthätigkeit der bewußten Anſchauung hervor, und dieſe Thätigkeit, die in dieſem Scheine ihre Berechtigung hat, iſt der komiſche Vorgang, alſo in der That und Wahrheit der Vorgang der Selbſtbefreiung des Geiſtes; denn das wahre Object, das Komiſche iſt nichts anders, als dieſe eine Thätigkeit der Anſchauung, in welcher Alles enthalten und welche ſelbſt das Ganze, der ſich befreiende Geiſt, als die erſcheinende d. h. ſich ſelbſt anſchauende Idee iſt, und zwar iſt dieſe Befreiung geſchehen und geſchicht durch die bloße Beſinnung des abgewichenen Geiſtes über das, was er in Wahrheit iſt. Ob dieſe Thätigkeit von Hinz oder Kunz ausgeht, ob von dem, der durch ſeine innere Verwirrung den Anlaß giebt, ſelbſt, ſo daß ihm ſeine eigne Confuſion erſcheint, er alſo erſt in der Verwirrung iſt, und dann ſich darin erkennt, oder ob ein anderer die Geiſtesverwirrung und Verzerrung auffaßt als dieſe feſtgewordene Thätigkeit, und ſie durch dieſe erkennende Auffaſſung oder dieſe bewußte Anſchauung in die wahre Thätigkeit und freie Flüſſigkeit des Geiſtes wieder umſetzt, das iſt gleichviel. Es bleibt immer dieſe Eine Geiſtesbethätigung, welches die Eine und ein und dieſelbe Sache iſt, gleichviel ob Hinz in und über ſich ſelber, oder ob Kunz über Hinzen lacht. Der komiſche Vorgang iſt dieſer Eine, daß zuerſt die Entzweiung, der Abfall des Geiſtes von ſich vorhanden iſt; der Geiſt unterſcheidet ſich in ſich, ſeine unwahre Geſtalt, die Häßlichkeit, ſteht als das eine Subject auf der einen Seite — als das eine Subject, — denn es iſt Thätigkeit, wenn auch nur die endliche und halbe Thätigkeit, es iſt darum freilich in Wahrheit unwahres Subject, weil es ja von ſich ſelbſt nichts weiß, und ſeine Thätigkeit nicht ſich ſelbſt zum Gegenſtande hat, wir nennen es aber Subject, weil es die Möglichkeit der Selbſtbethätigung iſt. Dies ſteht auf der einen Seite als Gegenſtand, der eben darum wieder bloßer Gegenſtand und ſchlechtes Daſein iſt, weil ihm die Freiheit fehlt. Auf der andern Seite ſteht das freie Subject, welches aber ebenfalls noch nicht das freie iſt, denn es iſt frei erſt indem es die ſelbſtbewußte Anſchauung des unfreien Subjects iſt, oder vielmehr es wird frei, befreit ſich ſelbſt aus jener Trübung, auf die es eingeht, die es in ſeine Thätigkeit aufnimmt. So lange beide auseinander gehalten werden, ſind beide nur das Mangelhafte, das Einſeitige, das Unwirkliche. Denn auch das nichthäßliche Subject, ein Selbſtbewußtſein, welches ſich noch nicht als ſolches bethätigt, hat ſich zwar noch nicht verloren, wie im Häßlichen, aber es hat ſich auch noch nicht gewonnen, und iſt daher ebenfalls noch unwirklich. Seine Wirklichkeit iſt der Augenblick, wo es ſein anderes Theil ergreift, und darin ſein Licht entzündet.

Dies iſt die Geneſis des Komiſchen, und das Komiſche iſt weiter nichts als dieſe Geneſis, nämlich die Geneſis der Schönheit, welche ſich ja gezeigt hat als *diejenige Thätigkeit*, in der ſich Subject und Object in Eins ſetzt. Alle Schönheit iſt fortdauernd entweder dieſe Selbſt*production*, oder Selbſt*reproduction* des Geiſtes: alſo ihr Begriff der Begriff der Schöpfung, d. h. das Ineinsſetzen des Subjects und Objects, welches dasſelbe iſt als das *Hinausſetzen* ſeiner ſelbſt ins Object, und als das Wiederfinden ſeiner ſelbſt im Object. Was wir aber hier im Komiſchen Object nennen, iſt vorläufig als Häßliches zwar Geiſt, in welchem aber der thätige Geiſt ſich erſt zu *ſuchen* hat, in dem er ſich nicht als ſchon geſetzt *vor*findet, ſondern aus dem er ſich erſt in ſeinem Schauen *heraus*findet. So iſt hier *die ſich zeugende Schönheit* vorhanden, welche wir oben ſchon im Allgemeinen und in andern Geſtalten, als die zweite Phaſe der Schönheit erkannt haben. Vor der Schöpfung ſind die beiden Seiten der Idee, die in der ungenauen Sprache der Vorſtellung zwei Subjecte genannt werden können, als *endliche*, als zwei, die ſich *begrenzen*, weil ſie gegeneinander überſtehn, auseinander; *in dem Act der Schöpfung* aber iſt die Einheit der Idee, das *Abſolute*, als dieſer Act vorhanden.

Die *Jean Paul*ſche Darſtellung desſelben Vorgangs im Komiſchen, die wir in dieſem Zuſammenhange zugleich in ihrer richtigen Beleuchtung und als verdeutlichendes Licht aufführen können, iſt nun dieſe:

Zuerſt hat er das volle Bewußtſein der Sache, wenn er ſagt: „das Lächerliche wollte von jeher nicht in die Definizionen der Philoſophen gehen — ausgenommen unwillkührlich — bloß weil die Empfindung desſelben ſo viele Geſtalten annimmt, als es *Ungeſtalten* giebt.“ Das Lächerliche wäre alſo *die Ungeſtalt in der Empfindung*, wobei ſich nach unſerer Betrachtung des Vorganges nur noch fragt, welcher Art von Ungeſtalten, ob aller oder nur einiger? Und auch dieſe Frage iſt ſchon von Jean Paul beantwortet, wenn er ausführt, daß weder die bloße geiſtige Ungereimtheit ohne Erſcheinung oder Verkörperung, noch die bloße körperliche Ungereimtheit ohne Vergeiſtigung komiſch ſei, es ſei alſo eine Ungeſtalt des Geiſtes zum Komiſchen nothwendig. Denn „mit Unrecht fände z. B. Flögel komiſch, bei dem plaſtiſchen Höllenbreughel des Prinzen von Pallagonia in Palermo, das Relief von Chriſti Leiden neben einem Gauklertanz, oder den Neger zu Pferde gegenüber einem römiſchen Kaiſer mit doppelter Naſe; denn, fährt er fort, dieſen Verſchiebungen der plaſtiſchen Wirklichkeit mangelt, wie dem Menſchenzerrbilde, dem Thiere, die geiſtige Bedeutung.“

Hiemit hat der geiſtreiche Mann ſein ſicheres Bewußtſein über die Geburtsſtätte des Komiſchen beurkundet, und es iſt nur der Zuſammenhang der Idee, der uns hier beunruhigen müßte, wenn wir uns mit dieſen Worten allein behelfen ſollten, der Zuſammenhang der Idee, das heißt die nähere Frage nach aller geiſtig bedeutſamen Ungeſtalt, d. h. nach der Ungeſtalt, welche dieſen Geiſt durchſcheinen läßt, bedeutet, oder Ausdruck des Geiſtes iſt, und wie denn der Geiſt zu dieſer Ohnmacht kommt, daß er ſich als Ungeſtalt ausdrückt; kurz es fehlt die ganze Frage nach der Häßlichkeit, welche in ihrem Begriff nicht ſo ohne Weiteres vorliegt.

Daſſelbe Bewußtſein und dieſelbe ſpeculative Beobachtung finden wir wieder in der Darlegung der wirklichen Geburt des Komiſchen. Er ſagt: „Obgleich nichts Sinnliches allein lächerlich ſein kann — d. h. nichts Lebloſes, ausgenommen durch Perſonifikazion, — und wieder nichts Geiſtiges allein es werden kann — nicht der reine Irrthum, noch die reine Verſtandesloſigkeit —; ſo fragt ſich eben, durch welches Sinnliche ſpiegelt ſich das Geiſtige und welches Geiſtige ab? — Ein Irrthum an und für ſich iſt nicht lächerlich, ſo wenig als eine Unwiſſenheit, ſonſt müßten die Religionsparteien und Stände einander immer lächerlich finden. Sondern der Irrthum muß ſich durch ein Beſtreben, eine Handlung offenbaren können“ (hiemit iſt geſagt, daß das Lächerliche die erſcheinende Idee ſei); „ſo wird uns derſelbe Götzendienſt, bei welchem wir als bloßer Vorſtellung ernſthaft bleiben, lächerlich werden, wenn wir ihn üben ſehen. Ein geſunder Menſch, der ſich für krank hielte, würde uns erſt komiſch vorkommen durch wichtige Verkehrungen gegen ſeine Noth. Das Beſtreben und die Lage müſſen beide gleich anſchaulich ſein, um ihren Widerſpruch zur komiſchen Höhe zu treiben.“ (Hier iſt einzuſchalten, daß das Komiſche in Wahrheit keine Lage, nichts Ruhendes ſein kann, ſondern daß auch die Lage, wenn ſie angeſchaut wird, eine Thätigkeit iſt, denn es iſt hier keineswegs mehr von dem Häßlichen für ſich, ſondern von demſelben, ſofern es komiſch wird, die Rede. Auch der Begriff des Widerſpruches wird erwähnt, und ſpäter unter anderem Titel, aber freilich nicht ganz aus dem Grunde entwickelt. Jean Paul führt nämlich die Geneſis des Komiſchen mit paſſendem Beiſpiel fort, indem er ſagt:) „Allein noch immer haben wir nur einen anſchaulich ausgedrückten endlichen Irrthum, der noch keine unendliche Ungereimtheit iſt.“ (Der tiefſinnige Mann ſcheint zu meinen, er habe noch nicht geſagt, der Irrthum müſſe nicht bloß anſchaulich, ſondern auch angeſchaut ſein, ſonſt ſofern ſeine beiden Beiſpiele wirklich komiſch ſind, ſind ſie auch wirklich der abſolute Widerſpruch und nicht mehr der endliche Irrthum, ſind ſchon angeſchaut, ſind alſo ſchon die unendliche Ungereimtheit (ein Schlagwort), ſie iſt nämlich in Wahrheit die als ſolche angeſchaute, und dadurch zum Unendlichen befreite Ungereimtheit, die eben, ſo lange ſie nicht in dieſer Anſchauung iſt, endlich, gefeſſelt, beſchränkt iſt. Daß dies Moment der Idee wirklich gemeint ſei, zeigt ſich ſogleich im weiteren Verlauf, der dieſer iſt:) „Kein Menſch kann im gegebenen Fall nach etwas anderem handeln, als nach ſeiner Vorſtellung davon. Wenn Sancho eine Nacht hindurch ſich über einem ſeichten Graben in der Schwebe erhielt, weil er vorausſetzte, ein Abgrund gaffe unter ihm; ſo iſt bei dieſer Vorausſetzung ſeine Anſtrengung recht verſtändig; und es wäre gerade erſt toll, wenn er die Zerſchmetterung wagte. Warum lachen wir gleichwohl? Hier kommt der Hauptpunct: wir leihen ſeinem Beſtreben unſere Einſicht und Anſicht, und erzeugen durch einen ſolchen Widerſpruch die unendliche Ungereimtheit.“ So weit vortrefflich und auch der Ausdruck unendliche Ungereimtheit iſt, richtig gedeutet, eine beneidenswerthe Erfindung. Dann aber zeigt ſich ſogleich der Mangel auch der genialen Empirie, wenn fortgefahren wird: „zu dieſer Uebertragung wird unſere Phantaſie nur durch die ſinnliche Anſchaulichkeit des Irrthums vermocht.“ Denn zuerſt die ſinnliche Anſchaulichkeit iſt gar nicht einmal nöthig: man kann in ſich ſelbſt über ſich ſelbſt, indem man ſeine Gedankenthätigkeit als die Verwirrung des Geiſtes anſchaut, lachen, wo denn zwar Anſchauung, aber keine ſinnliche iſt; eben ſo bei aller Erzählung. Man kann aber Jean Paul nicht zumuthen, daß er dieſes Lächerliche und damit etwa ſeine ganzen humoriſtiſchen Werke ausſchließen wolle, ohne Zweifel ſoll daher (was wir auch durch Citate belegen könnten) das Wort „ſinnlich“ nur den Begriff der Anſchauung verſtärken; aber immer liegt (und dies iſt der Hauptpunct) der Grund der Uebertragung des beſſeren Bewußtſeins nicht darin, daß der Irrthum überhaupt angeſchaut werden kann, ſondern darin, daß der Irrende dazu herausfordert durch das, was er in Wahrheit iſt, nämlich Selbſtbewußtſein, deſſen Verdunklung ja eben ſeine unwahre Geſtalt iſt, der Grund der Uebertragung des beſſeren Bewußtſeins, wie Jean Paul die Beſinnung in dem Beſinnungsloſen nennt, liegt alſo nicht darin, daß der Irrthum überhaupt angeſchaut werden kann, ſondern darin, daß er eigentlich von dem Irrenden ſelbſt angeſchaut werden ſollte.

Es ſind überhaupt im Komiſchen, wie ſchon ausgeführt worden, nicht mehr dieſe zwei vorhanden, ſondern ihre Entzweiung iſt beendigt und in Eins gefaßt. Der Geiſt iſt dieſe

Eine Thätigkeit der beiden Seiten der Unterſcheidung und der Zuſammenfaſſung derſelben, er iſt alſo die *allgemeine Thätigkeit*, die *ganze* Thätigkeit, an unſerm Exempel: Sancho im Graben und die bewußte Anſchauung zuſammen. Der Geiſt, als dieſe bewußte Anſchauung, nimmt die unwahre Thätigkeit der Häßlichkeit, die bei der Unterſcheidung, bei der Entzweiung, beim Abfall ſtehen bleiben will, in ſich auf, und es iſt ſehr ungenau gedacht, wenn man nun der Meinung iſt, unſer Selbſtbewußtſein, welches wir dem Sancho leihen, ſei nur eine Correctur des Geiſtes Sancho, ſo daß Sancho ihr gegenüber und äußerlich bliebe. Eben dieſe corrigirte Confuſion iſt ja erſt die wahre und *ganze* Thätigkeit, welche Geiſt iſt, und dazu war nöthig Sancho, der iſolirte, unwirkliche Geiſt, weil er ſeinen Zuſtand nicht kennt und darin feſtgeworden iſt, und die Anſchauung, welche ja ſelbſt der Geiſt iſt, der in Sancho's Thätigkeit eingeht um dann daraus herauszugehn. Sancho iſt der iſolirte, der endliche Geiſt. Der Geiſt aber, der daraus herausgeht, iſt der allgemeine Geiſt, dieſes Lächerliche, welches das Ganze iſt. Dem iſt es gleichviel, *wer* darüber lacht, d. h. welcher endliche Geiſt ſich in dieſe allgemeine Thätigkeit befreit. Alles Komiſche iſt alſo die Beſinnung des Geiſtes aus ſeiner Beſinnungsloſigkeit heraus. Er muß ſich freilich zu dieſem Behufe zuvor zu ſeinem eignen Gegenſtande werden, ſich entzweien. Darum iſt allerdings von Subject und Object im Komiſchen die Rede, *Jean Paul* kann aber von dieſem Geiſte, welcher das Komiſche iſt, nicht ſagen, „es (das Komiſche) wohne *nie* im Objecte, ſondern im Subjecte“, denn ſo *wohnt* es überhaupt gar nicht, ſondern es iſt dieſe Thätigkeit, in welcher das Object (womit doch wohl Sancho gemeint iſt) und das Subject beide *zuſammenziehen*, um doch bei dem Bilde des Logierens zu bleiben. Iſt aber das *inhaltsvolle Subject*, die Thätigkeit gemeint, in welcher *ſowohl* das Object *als das* Subject vorhanden ſind, ſo iſt das Komiſche allerdings Subject, und wenn man ſagen wollte, es wohne im Subject, ſo wohnt freilich das Subject in ſich ſelber, wenn es überhaupt wohnt. So aber wie das Waſſer im Glaſe iſt es nicht drin, und ſo wie der Klausner in der Zelle wohnt es nicht drin. Dieſe Emballagenphiloſophie ſoll auch Jean Paul nicht aufgebürdet werden. Alſo das Komiſche wäre jenes inhaltsvolle Subject, und Jean Paul muß dies auch ſo gemeint haben, er hätte nun aber freilich nicht das Gegentheil davon ſagen müſſen. Er muß dies inhaltsvolle Subject gemeint haben, denn er meint, die unendliche Ungereimtheit wohne in dem Subject. Nur iſt dazu nöthig, zuerſt daß dies Anſchauende, welches das Subject iſt, zu der Thätigkeit, zu der Anſchauung, wird, welche das verwirrte Object iſt, und in dieſe Verwirrung ſodann ſein beſſeres Bewußtſein hineinſtellt. Aber was ſag' ich? da müßte Jean Paul ja gerade meinen, das Komiſche wohne in dem Object und nicht in dem Subject, und das meint er auch. Dies Object iſt nun nämlich nicht mehr das einſeitige Object, ſondern das Object, welches das Komiſche iſt, dies aber hört nicht auf die Thätigkeit zu ſein, welche das Subject iſt, ſondern iſt eben erſt zu dieſer wahren und freien Thätigkeit geworden. Das komiſche Object iſt das inhaltsvolle Object, welches daſſelbe iſt, was wir ſoeben inhaltsvolles Subject genannt haben.

Dieſes inhaltsvolle oder wahre Subject in ſeiner Geneſis iſt der eigentliche Lebenspunct des Komiſchen, den die dualiſtiſche Auffaſſung damit ausſpricht, daß ſie in dem Komiſchen zwei Subjecte findet, das lächerliche und das lachende, ſie könnte auch ſagen, dieſe Subjecte wären Perſonen, wobei es denn ebenfalls mit dem Begriff der Perſönlichkeit nur äußerlich genommen wäre. Es ſind nämlich in Wahrheit weder zwei Subjecte noch zwei Perſonen, ſondern nur zwei Individuen, die ſich aber in der komiſchen That gegenſeitig durchdringen zu dieſem Einen Inhaltsvollen Subject, deſſen Inhalt als dieſes Durchdringen und Durchdrungenſein dieſe Eine freie Perſönlichkeit iſt, deren Begriff eben darin beſteht, das concrete Subject zu ſein, mithin die Thätigkeit die ihrem Gegenſtand vollſtändig durchdringt und gegentheils ganz von ihm durchdrungen iſt. Die gemeine Auffaſſung ſchon nennt das erſcheinende Selbſt Perſon, und ſtellt gleichwohl viele Perſonen als verſchiedene Individuen gegeneinander, aber ſchon die Grammatik ſieht weiter, indem ſie das „Wir" eben ſo gut Perſon nennt, als das „Ich", und die Juriſten reden ſogar von einer moraliſchen Perſon, welche vollends die ſpröde Individualität abgeſtreift hat, und, obgleich Individuum, doch ein aus Unterſchiedenen vermitteltes Individuum iſt: das Selbſt der moraliſchen Perſon, iſt der vernünftige Wille, der nun auch dem gemeinen Bewußtſein ſchon immer als das Allgemeine erſcheint, alſo als ein Individuum, welches das Allgemeine iſt. Und in der That, die Wahrheit des Individuums iſt die Allgemeinheit der Perſönlichkeit, welche Allgemeinheit darin beſteht, daß der Geiſt in ſeiner Unterſcheidung und vielfältigen Geſtaltung ſich ſelbſt nicht verliert, ſodern in allen Individuen dergeſtalt er ſelbſt iſt, daß vielmehr die unverlierbare und untheilbare Individualität zur Sicherheit ihres Selbſtgefühls nur gelangt in der abſoluten Thätigkeit des Geiſtes, welche, eben in dieſem Gewinn ihrer ſelbſt, Perſönlichkeit iſt. Die Perſönlichkeit iſt alſo das wahrhaft inhaltsvolle Subject, indem es als Geiſt z. B. nicht nur auch Körper hat, ſondern dieſe völlige Durchdringung beider iſt, den Körper ganz zu dem ſeinigen ganz zu ſeiner Bethätigung macht, und nun nicht als das eine oder das andere, ſondern nur als dieſer concrete reiche Inhalt, dieſer Mikrocosmos, Perſon iſt. Im Komiſchen werden nun die beiden Unterſchiedenen, die ſich noch nicht zu der Thätigkeit des Komiſchen vereinigt haben, Individuen genannt, um anzuzeigen, daß beide erſcheinender Geiſt ſind, denn Individuum iſt der Geiſt als Einzelnes d. h. Erſcheinendes, nämlich der Geiſt der im Unterſchiede von ſich für ſich iſt. So aber indem beide noch einzeln, noch Individuum ſind, haben ſie nur unwahres Daſein, dieſe ihre Objectivität iſt erſt das Daſein des endlichen Geiſtes, deſſen Endlichkeit im häßlichen Individuum durch die Negation des Widerſpruches und in dem ſelbſtbewußten Individuum durch das noch gegenüberſtehende es ſelbſt begrenzende verzerrte Individuum, welches erſt noch durchdrungen werden ſoll, gegeben iſt. Beide Individuen ſind noch erſt der Möglichkeit nach Perſon, unwahre Perſon, ſofern jeder die Bethätigung des Selbſtbewußtſeins und die Beherrſchung ihrer Objectivität abgeht. Das häßliche Individuum iſt das leidende, die Seite der Objectivität, ſofern es in ſeinem Begriff die Macht der ſubjectiven Selbſtbewegung nicht hat, oder vielmehr dieſelbe verloren und aufgegeben hat. Der Anſtoß der wahren Bewegung muß daher von der andern Seite kommen, nämlich von dem Individuum, welches ſeiner Subjectivität, ſeiner wahren Selbſtbewegung nicht entfremdet iſt. Von dieſer Seite geht die Thätigkeit aus, dieſes Individuum iſt alſo die Seite der Subjectivität, obgleich man es, ſo lange die Trennung noch als vorhanden gedacht wird, nur uneigentlich das thätige Individuum nennen könnte. In dieſen beiden Individuen liegt die vollſtändige Möglichkeit des Komiſchen, ſofern dasſelbe in ſeiner Wirklichkeit die abſolute Thätigkeit iſt mit dem Bewußtſein dieſer Thätigkeit, daß ſie Perſon ſei. In dieſer Wirklichkeit nämlich gewinnt der Geiſt ſein Selbſtbewußtſein als Bethätigung ſeiner ſelbſt in ſeiner Aeußerlichkeit (denn er iſt außer ſich im Häßlichen, und erkennt dieſe Aeußerlichkeit als ſeine eigne) wieder. Die Rückkehr des Geiſtes zu ſeiner Wahrheit, welche im Komiſchen vor ſich geht, iſt daher ſeine Wiederherſtellung zur wirklichen Perſönlichkeit aus einer Geſtalt, welche irgendwie ſeine Aeußerlichkeit als den Abfall von ihm ſelbſt zeigte. Die wahre Geſtalt des Geiſtes iſt nämlich die Perſönlichkeit, und ſie erſcheint überall in ihrer Wahrheit als Bethätigung des freien Geiſtes, der frei iſt, weil er ſich ſelbſt unendlicher Anſtoß und zugleich Herr und wahrhafte Wirklichkeit der Aeußerlichkeit iſt, und auch ſo erſcheint. So iſt der Leib die Geſtalt des Geiſtes, und dieſe Durchdringung ſo lange wirkliche Perſon, als nur dieſe Selbſtbewirkung und Selbſtbethätigung, das völlige Aufgehn des Inſtruments in den Willen zum Vorſchein kommt. Wenn aber Einer in Geiſtesabweſenheit ſeine Beine, wie man ſagt, gehen ließe, wohin ſie wollten, und ſie gingen nun etwa ins Waſſer (wie man von dem Dichter Koſegarten erzählt, daß es ihm beim Nachſinnen auf einem Spatziergange begegnet ſei), ſo erſchiene dieſer Geiſt im Abfall von ſeiner Wahrheit, die Handlung des Gehens in Widerſpruch mit ſeinem wahren Willen, den jeder kennt als einen, der nicht in den Graben fallen will. Er iſt in Wahrheit dieſe Einheit mit ſich, welche als Selbſtbewußtſein d. h. Perſönlichkeit erſcheint, und das Komiſche iſt dieſe Beſinnung des Geiſtes in ſeiner unwahren Geſtalt auf ſeine wahre, welche Wiedergewinn der Perſönlichkeit iſt. Derſelbe Fall iſt in der Erzählung: Ein junger Mann habe ſich mit ſeinem Chapeau claque aus einer Geſellſchaft entfernt, und ſei in der Zerſtreutheit mit dem Abtrittdeckel unter dem Arm wieder aufgetreten. Zerſtreutheit nämlich iſt der Ausdruck für eine Gattung des Verluſtes der wirklichen Perſönlichkeit, und zeigt das ſichere Bewußtſein der Sprache über die Zwieſpältigkeit, den Einheitsmangel der Sphäre an, aus welcher ſich das Komiſche durch die andere Seite, das ineinsſetzende Selbſtbewußtſein, herausgebiert. Wenn nun die erſcheinende Zerſtreutheit gewiß immer für lächerlich angeſprochen werden wird, ſo iſt ſie dieſe Erſcheinung innerhalb des ſelbſtbewußten Geiſtes und dadurch zugleich verdeutlichendes Beiſpiel der Einſicht, daß immer zwei Individuen, nämlich die zwei Seiten der Idee, die Idee im Zwieſpalt mit ſich, aber nur Eine wirkliche Perſon im Komiſchen vorhanden iſt, weil eben die wahre Geſtalt der Idee als freie Perſönlichkeit die allgemeine Geſtalt iſt, die die Aeußerlichkeit nicht mehr neben ſich, ſondern in ſich aufgenommen hat. Das gemeine Bewußtſein ſträubt ſich gegen dieſen Monismus und gegen dieſe Perſonificirung des Komiſchen, weil es ſich nicht zu der Einſicht der wahren Unendlichkeit des Geiſtes erhebt, die hier als die ſchlechthin durchdringliche und ſein Anderes durchdringende und darum allen Inhalt abſorbirende Perſönlichkeit erſcheint. Den Begriff der freien, das heißt nach dem obigen ſich befreienden Perſönlichkeit für das Komiſche in Anſpruch zu nehmen, iſt aber nicht nur aus dem Bisherigen nothwendig, ſondern dieſer Begriff wird ſich auch noch im weiteren Verlauf der Erörterung rechtfertigen. Zuerſt haben wir ſoglich die zwei wichtigen Puncte, den komiſchen Schein und die Gewaltthätigkeit des fremden Bewußtſeins, welche Jean Paul das Aufbürden des eigenen Beſſerwiſſens nennt, in dieſer Auffaſſung des komiſchen Phänomens mit aufgefaßt und auch ſchon miterklärt. Der komiſche Schein greift nämlich ſogar in die Sprache über, welche nicht aufhört die unwahre Perſon, — die eigentlich nicht wirkliche Perſon iſt als dasjenige Individuum, dem noch die Beſinnung fehlt, als die einſeitige, abſtracte, äußerliche Exiſtenz der Idee, — dieſe Erſcheinung dennoch ſchlechtweg ebenfalls Perſon zu nennen, weil ſie mögliche Perſon iſt; und die Nothwendigkeit des Aufbürdens liegt ebenfalls, wie wir ſchon ausgeführt haben, in dieſem komiſchen Schein, welcher die Möglichkeit der Perſönlichkiit iſt. Sodann iſt dieſes Aufbürden unſeres Beſſerwiſſens keine Gewalt von Außen, wie ſie vielfältig bezeichnet worden iſt; denn der Zwieſpalt, der hier vorhanden iſt, iſt innerhalb des Geiſtes vorhanden, die zwei Individuen ſind nur äußerlich zwei, in Wahrheit aber nicht, ſondern in Wahrheit ſind ſie beide innerhalb des Geiſtes, welcher dieſe eine freie Thätigkeit iſt. Die Gewalt, das Jean Paulſche Aufbürden, kommt alſo auch dem im Zwieſpalt mit ſich befangenen Individuum nicht von Außen, denn es giebt hier in dieſem Sinne kein Außen, und wenn z. B. jener junge Mann mit dem vermeintlichen Hut, oder Koſegarten oder Sancho im Graben außer dem Beſſerwiſſen ſind, ſo ſind ſie nur außer ihrer eignen Wahrheit, und unſre Wahrheit, dieſes Beſſerwiſſen, iſt auch ihre Wahrheit. Der komiſche Vorgang iſt dieſer Gewinn der Perſönlichkeit, welcher das Eine abſolute Selbſtſein d. h. Selbſtbethätigung des Geiſtes iſt, die nicht als Privilegium und nicht als ſchlechtes Außending zu denken iſt. Für den komiſchen Vorgang iſt es freilich ſehr wichtig, daß ſeine zwieſpältige Baſis nicht außer Acht gelaſſen wird, das allerwichtigſte aber bleibt, daß die Ineinsſetzung als ſolche begriffen wird. Der Begriff der Gewaltthätigkeit eines Fremden gegen den Geiſt des lächerlich Gemachten, d. h. des im Zwieſpalt mit ſich dargeſtellten Individuums, geht aber ſo weit und iſt ſo allgemein, daß nichts mehr verletzt, als ſich zum Gegenſtande des Gelächters gemacht zu ſehn, natürlich darum, weil das eigne Bewußtſein dem Verlachten nicht beiſteht, ihn vielmehr nur überführt, ſo daß er freilich in Wahrheit nicht über die Fremdheit, ſondern über die Eigenhörigkeit dieſer Gewalt zu klagen hätte. Er ſchreit aber über Gewalt von Andern, das heißt von Außen. Es iſt auch dem gemeinen Bewußtſein auf ſeine Einrede, wie doch jedem rückſichtsloſes Unrecht widerführe, der lächerlich gemacht würde, nur zu antworten: Allerdings, ſofern dabei fingirt wird, daß er klüger ſei als er iſt. Dies könnte man ernſtlich auch ſo ausdrücken, ſofern ihm in ſeinem abſtracten und darum zerfallenen *Fürſichſein*, in der Erſcheinung ſeiner iſolirten *Individualität*, zugemuthet wird, das zu ſein, was er *an und für ſich* iſt, nämlich *Perſon*, wonach denn das Komiſche wäre die Geltendmachung des Begriffs des Geiſtes als Perſon in ſeiner ihm angemeſſenen Erſcheinung des endlichen Geiſtes. Weiter liegt in dem Begriff des Komiſchen als dieſes Perſönlichen ſein Verhältniß zum Bewußtſein überhaupt.

Der Begriff und die Wahrheit des endlichen Geiſtes iſt nämlich die Perſönlichkeit, und zwar nicht die endliche Perſönlichkeit, ſondern die mit ſich einige freie. Das Gefühl dieſer ihrer Wahrheit iſt allgemeines Beſitzthum aller Menſchen; ſofern ſich jeder als Perſon fühlt, iſt das Gefühl ſeines eigentlichen Selbſt Eigenthum des allgemeinen Bewußtſeins, und ſich auf dies Gefühl ſeiner Wahrheit zu beſinnen, iſt eine Zumuthung, der jedes Bewußtſein ſogleich entſpricht. Darum iſt ferner das Komiſche als die Bethätigung der Perſönlichkeit nur Bethätigung des allgemeinen Selbſtgefühls, Beſinnung der Perſon über ihre Einheit mit ſich in ihrem Selbſt bei dem Hereintreten in die Zerfallenheit des Selbſtverluſtes. Dieſe Beſinnung, Wiederbelebung des Sinnes im Gegenſatz zu der Abweſenheit des Sinnes wirkt auf allen Stufen des Bewußtſeins, zuerſt als Selbſtgefühl (ſogar als Lebensgefühl, deſſen Erhöhung in der Heiterkeit des unbewußten Kindesalters, ja ſogar in der freundlichen Miene der Thiere, ein Analogon des Lachens aufſtellt, während die Dichter noch weiter gehn, und auch Himmel und Meer und die Frühlingsflur lachen laſſen, wenn ſie in Einheit mit ſich durch Licht und Farbe ihr wirkendes und ſcheinendes Selbſt aufzeigen) — alſo zuerſt als Selbſtgefühl bei Auffaſſung des Verzerrten iſt das Komiſche eine der früheſten Aeußerungen des erwachenden Bewußtſeins, es erſtarkt in dieſer Form zum ganz allgemeinen Bewußtſein in jeder Bildungsſtufe, und geht nur hie und da wieder verloren durch Verbildung. Man hat daher auch gemeint, die endliche Perſönlichkeit und das gemeine Bewußtſein wäre im Beſitz oder wäre die Bethätigung des Komiſchen: dies unterliegt aber dem Misverſtande, als ſei das Bewußtſein in ſeiner Unfreiheit und die Perſon gerade in ihrer Unwahrheit das Komiſche, während doch auch das Selbſtgefühl eben als Gefühl des Selbſt ſchon die Befreiung des Geiſtes aus der unwahren Geſtalt iſt. Das Komiſche iſt alſo das allgemeine Selbſtbewußtſein als Selbſtbeſinnung in der beſinnungsloſen Erſcheinung des endlichen Geiſtes. Die höchſte Stufe dieſes allgemeinen Selbſtbewußtſeins aber iſt das wirkliche Wiſſen von ſich als dieſer freien Perſon.

Als dieſe Selbſtbefreiung der Perſönlichkeit iſt das Komiſche der Act der Zeugung. In dieſer Auffaſſung hat man es mit dem Blitz verglichen, weil hier der Sprung aus der Möglichkeit in die Wirklichkeit, welcher die Zeugung iſt, ſo augenfällig vorliegt, und weil zugleich die wirkende Bewegung, die das Komiſche iſt, lebhaft empfunden und damit ausgedrückt wurde. Wir können hier aber den Blitz noch näher als plötzliche Beleuchtung gebrauchen. Denn allerdings iſt das Komiſche der Bliß des ewigen Geiſtes in das Dunkel des endlichen, von ſeiner Wahrheit abgeirrten. Das Schnelle, das Augenblickliche, das Auftauchen und das Wiederverſchwinden iſt, genau genommen, eine unangemeſſene Verbildlichung, wohin denn auch die Kantiſche Auflöſung einer Erwartung in Nichts gehört. Allerdings wird ein Nichtiges aufgezeigt, aber dieſes Nichtige iſt erſt die Aufgabe des Räthſels. Als die endliche Geſtalt des Geiſtes iſt es auch noch außerdem gar ſehr ein Etwas. Indem nun ſeine endliche Geſtalt als nichtig aufgezeigt wird, geht allerdings auch eine Auflöſung vor ſich; das errathene Räthſel iſt aber keineswegs Nichts, ſondern nun erſt gerade das rechte Etwas. Die Befreiung der Perſönlichkeit, dieſe Entfeſſelung des Geiſtes, iſt nicht ſein Verſchwinden, denn mit dem Verſchwinden ſeiner unwahren Geſtalt, ſeines Räthſels, ſeines noch in ſich gebundenen Seins, wird erſt ſeine wahre Geſtalk zur Wirklichkeit entbunden. Dieſe Wirklichkeit iſt nun freilich kein äußerliches Daſein und kein bloßes Sein, was ja auch überall keinem Wirklichen zugemuthet werden kann, ſondern dieſe Wirklichkeit iſt wirkende und zwar ſich ſelbſtbewirkende Thätigkeit, die freilich die mächtigſte Energie aber wenig damit gelobt iſt, wenn ſie das Schnellſte genannt wird. Sie iſt auch ſo weder mit der Uhr noch mit der Elle zu meſſen. Denn dieſe ſich zeugende Geiſtesgegenwart iſt Gegenwart im Geiſt und das Ewige als Geiſt, ſie iſt der Sprung aus der Nichtwirklichkeit in dieſe Wirklichkeit des Geiſtes. So läßt ſie die Aeußerlichkeit nicht Aeußerlichkeit bleiben, noch vielweniger wird ſie ſelbſt Aeußerliches, vielmehr verklärt ſie die Aeußerlichkeit zu ihrer Wahrheit, reinigt die Erſcheinung zur Anſchauung ihrer ſelbſt. Das Komiſche alſo iſt das erſte Finden, das Erfinden der Schönheit, nicht das Wiederfinden des Geiſtes in der Erſcheinung, die ſeine angemeſſene wäre, Schönheit alſo, aber nicht das Ideal, ſondern das Herausfinden ſeiner wahren Geſtalt aus ſeiner unwahren, der endliche Geiſt der, indem er zur Erſcheinung kommt, ſich aufhebt zum freien, denn das iſt die Rectificirung der Erſcheinung in der Anſchauung. Dies Selbſtgefühl der Perſönlichkeit im Herausfinden ſeiner wahren Geſtalt aus der Unwahrheit, die Luſt dieſer Thätigkeit des Schaffens, iſt die Luſt am Komiſchen, und ihr Ausdruck die Thätigkeit des Lachens. Die ſich befreiende Bewegung des Geiſtes iſt der Schöpfungsact, welcher das Komiſche iſt, ſelbſt, und das Lachen der An- und Nachklang dieſer Activität. Man hat auch hier etwas von der Sache geſehn, wenn man die Luſt am Komiſchen herleitete aus dem freien Spiel aller Geiſteskräfte, welcher Ausdruck ſich ſchon bei Kant findet, der dann weiter das Behagen am Lachen als das Gefühl der Geſundheit auffaßt; was nicht ohne Sinn iſt, denn Freiheit im Geiſt und Geſundheit im Körper iſt die entſprechende Wahrheit beider in der Bewegtheit.

Jean Paul, der die Sache genauer nimmt, geht auf eine ſehr gefährliche Analyſe des komiſchen Luſtgefühls ein, welche nur durch mancherlei Verwahrungen ſich vor Mißverſtand ſichern kann, wenn er ſagt: „der Elementargeiſt der komiſchen Luſtelemente iſt der Genuß dreier in Einer Anſchauung vor- und feſtgehaltenen Gedankenreihen, 1) der eignen wahren Reihe, 2) der fremden wahren, und 3) der fremden von uns untergelegten illuſoriſchen. „Dies wäre z. B. ſogleich dahin zu berichtigen, daß gerade die Anſchauung nicht das feſthaltende, ſondern das loslöſende und nicht dies Nebeneinander, ſondern eben das ineinander wirkende Thätige iſt. — „Die Anſchaulichkeit zwingt uns (dies haben wir ſchon erörtert) zum Hinüber- und Herüber-Wechſelſpiel mit dieſen drei gegeneinanderſtrebenden Reihen, aber dieſer Zwang verliert durch die Unvereinbarkeit ſich in eine heitere Willkür.“ Jean Paul ahndet das Freiheitsgefühl im Komiſchen, aber nicht die Willkür iſt die Freiheit, ſondern: die Nothwendigkeit der Vernunft, zu welcher die confundirte Objectivität zurückgebracht wird, und das Gefühl dieſer emancipirenden That: das iſt die Freiheit und ihr Genuß. In dieſem Gefühl der Sache fährt dann auch der tiefblickende Mann fort: „Das Komiſche iſt alſo der Genuß oder die Phantaſie und Poeſie des ganz für das Freie entbundenen Verſtandes, welcher ſich an drei Schluß- oder Blumenketten ſpielend entwickelt, und daran hin und wieder tanzt.“ Aber es iſt ſehr mißlich, die endliche Abweichung des Geiſtes eine Blumenkette zu nennen, man müßte denn darunter verſtehen die Nichthaltbarkeit dieſer ſich löſenden Kette, nur ſtellt Jean Paul unglücklicher Weiſe den Geiſt und ſelbſt dieſen als Poeſie bezeichneten nicht als den Befreier und Schöpfer dar, ſondern läßt ihn, wenn auch an Blumenketten, doch eben nur in ſeiner Erniedrigung wie den Bären an der Kette tanzen. Auch das freie Spiel kommt dann gleich noch dazu, entweder weil es zum Tanz gehört, oder weil es zu berühmt geworden war, um es hier unbeachtet zu laſſen. Die Wahrheit von alle dem iſt die, daß allerdings die Luſt am Komiſchen, d. h. die Heiterkeit des Gelächters, dieſes Freiheitsgefühl iſt, und zwar das Gefühl des Sichbefreiens, welches darum nicht Erhebung zur Freiheit genannt wird, weil es nur der Geiſt iſt als verlorner Sohn, der in ſich geht und zum Vater zurückkehrt, aus dem er entwichen war, zu ſeiner Wahrheit, der ſelbſtbewußten Perſönlichkeit, welche freie und wahre Geſtalt er als ſeine gewohnte Heimath wiederſieht. Das iſt der heitere Anblick und dieſes Schauen, dieſe Thätigkeit, als Heiterkeit. Soll hiebei aber auch noch das Spiel ſeine Berechtigung haben, nun ſo iſt freilich die neckiſche und neckende Natur des Komiſchen gegeben in dem Sperren des verdunkelten Geiſtes gegen ſeine Erleuchtung, gegen die er ſich gleichwohl nicht wehren kann. Eine weitere Erklärung des Lachens als reinkörperliche Affection, die man in Verbindung mit dem Geiſt erſt zu ſetzen hätte, iſt eben ſo thöricht, als die Frage, warum ich die Hand aufhebe wenn ich es will. Nach dem Körperlichen als ſolchem, oder auch als nur abhängigem Aeußerlichen, iſt hier überhaupt nicht die Frage.

Der Begriff des Lächerlichen oder Komiſchen im Allgemeinen wäre nun hiemit wohl bis zu ſeinem Schluß, dem Lachen, in dem er ausklingt, vorgeſchritten, es dürfte an dieſer Stelle aber gar leicht noch das Bedenken eintreten, daß doch viele Gegenſtände des Gelächters geiſtlos wären, die Theorie alſo wohl nicht weitgreifend genug ſein möchte. Dem iſt ſchon von Jean Paul mit der vollkommen ausreichenden Bemerkung begegnet worden, daß in ſolchen Fällen, z. B. bei lächerlichen Gebehrdungen der Thiere, eine Perſonification, ein wirkliches Andichten des Geiſtes auf Veranlaſſung eines ſcheinbaren Bewußtſeins zur Aushülfe diente. Das Thier, die Caricatur des Menſchen, wie Jean Paul ſagt, iſt nur dann lächerlich, wenn es wirklich den Schein annehmen kann, ſich menſchlich zu verhalten im Handeln und Ueberlegen; die übrige Außenwelt erregt Lachen geradezu nur als Ausdruck des Geiſtes, was Jean Paul ebenfalls in der oben citirten Stelle ſchon ausführt. Im Uebrigen wird manches den Thieren zugeſchoben, was ihnen gar nicht zukommt. Wenn z. B. Rudolphi in ſeiner Phyſiologie anführt, auf die Frage: warum nur die Orangutangs nicht redeten, hätte jemand ſehr gut geantwortet: weil ſie nichts zu ſagen hätten; ſo wird damit nicht das Geſchlecht der Pongo's, ſondern der Fragende lächerlich. Wenn ferner von einer Dame erzählt wird, ſie habe in Gegenwart ihres Affen weiße Wäſche beſprengt, darauf den Affen im Zimmer vergeſſen, und dieſer, in Ermangelung des Waſſerbeckens, aus dem Dintenfaß die Beſprengung fortgeſetzt, ſo könnte man zweifeln, ob hier nicht der Affe als ein rein Aeußerliches mit zu der Dame zu ziehn ſei als eine Nachahmungsmaſchine, die ſie dergeſtalt unzweckmäßig aufgezogen und in Wirkſamkeit geſetzt habe. Ein ganz ähnlicher Fall tritt ein, wenn man die bekannte Geſchichte von dem Hauſirer mit den Schlafmützen hört. Er ſei in einem Walde abſeits gegangen, und habe zuvor aus ſeinem Käſtchen eine Schlafmütze aufgeſetzt, das Käſtchen ſelber aber offen ſtehn laſſen; bei ſeiner Rückkehr nun ſei es leer geweſen, und er habe zu ſeinem nicht geringen Schrecken den ganzen Schlafmützenvorrath auf den Köpfen vieler Affen hoch in den Zweigen des Waldes erblickt, — und nur dadurch ſeine Waare wiedererlangt, daß er mit vieler Beſinnung ſeine Mütze abgenommen, dieſelbe vor den Augen ſeines hohen Publikums dreimal deutlich um den Kopf geſchwungen, und dann in den Kaſten zurückgeſchleudert. Die Affen nämlich hätten nun auch dieſes Verfahren, als er ſich zum zweitenmal von dem Käſtchen entfernt, vorſchriftsmäßig executirt. Auch hier ſind die Affen faſt nur Maſchine, und vielmehr die Verlegenheit des Hauſirers lächerlich. Indeſſen auch die Affen könnte man lächerlich finden im erſten Theil der Geſchichte, ſofern ſie eben entſchieden unperſönlich ſind, und doch durch die Schlafmützen ſich gar augenſcheinlich perſonificiren, im zweiten Theil, ſofern ſie doch die Schlafmützen haben wollen, und ſie dennoch ihrem Character gemäß alle fortſchleudern und wieder in den Kaſten werfen müſſen.

Daß Thiere dagegen in ganz unabhängigen Handlungen lächerlich werden, iſt ſeltner. Hunde und Affen ſind faſt die einzigen Komiker, die übrig bleiben. Die Affen geben in mancherlei Unanſtändigkeiten, die ſie in guter Geſellſchaft ausführen, und die Hunde desgleichen, wenn ſie z. B. Schlitten fahren, indem ſie ſich ſetzen, und nun mit den Vorderbeinen fortgehn, ſolche Vorſtellungen, die aber, ſobald ſie als Bedürfniß gefaßt werden, ſogleich aller Komik entfremdet ſind.

Das unabhängigſte Beiſpiel eines Lächerlichen aus der Thierwelt wäre wohl noch der Affe, welcher mit einem Hunde zuſammen unterm Ofen liegt, ſo jedoch, daß ſeine Naſe wiederholentlich von des Hundes Hinterthür her beſtrichen wird, worauf er denn endlich raſch entſchloſſen aufſpringt, ein Scheit Holz und einen Korkſtöpſel ergreift, und ſich ohne weiteres daran macht, die Pforte ſeiner Mühſal zu verkorken.

Dies der Einwand durch die lächerlichen Thiergeſchichten. Ein anderer Einwand, den die Empirie ſich gedrungen fühlen könnte gegen den Begriff des Komiſchen zu machen, entſpringt aus der Natur der concreten Sache überhaupt; daß nämlich allerdings wohl einfache Fälle aus der Theorie erkannt würden, verwickelte, dagegen auch einer verwickelteren Erklärung bedürftig ſchienen, womit denn die philoſophiſche Arbeit von vorne wieder anzufangen hätte. Unſere Beiſpiele der Zerſtreutheit von oben und Sancho's Beiſpiel aus Jean Pauls Anführung ſind allerdings einfacher, als eine große Menge komiſcher Vorgänge, wie ſie überall vorkommen, um uns aufs Ergötzlichſte anzuregen. Es ſoll daher keineswegs Alles auf dieſe Eine Form zurückgebracht werden, aber ſie iſt reich, vielleicht die reichſte. Z. B. gleich die Anrede Georg des Dritten von England an ſeine beiden Parlamentshäuſer: „Milords vom Oberhauſe und ihr Waldſchnepfen, die ihr die Sterze in die Höhe reckt!“ iſt von dieſer Art. Eben ſo das ſehr erbauliche Brunnengeſpräch zweier Mägde, welches ein gutgelaunter Jenaiſcher Profeſſor eines Abends folgendermaßen mitanhörte: die erſte: „In unſerm Hauſe iſt eine rechte Freude, unſre Katze hat geheckt, und wir haben allerliebſte junge Kätzchen, gelbe und bunte, aller Art.“ Die zweite: „„Ei, das iſt hübſch! Aber unſre Katze, die wird wohl nicht hecken, denn das iſt — ein Katerchen.““ Auch die Anzeige: „Geſtern hat es dem Allgütigen gefallen, unſer Söhnlein an den Zähnen zu ſich zu nehmen“ u. dergl.

Aber ſchon der erſtochene tragiſche Held, der Pique Aß als Wundpflaſter ſeines Cothurns dem Parterre präſentiert, fällt auf andre Weiſe aus der Rolle, als durch Vergeßlichkeit ſeiner ſelbſt; offenbar hat es an Gelde zu neuen Schuhſolen gefehlt, und Pique Aß zeigt außerdem noch weswegen, es iſt alſo ein anderer Streit des Begriffs und der Erſcheinung in dieſer Perſon, der lockere Schauſpieler und der tragiſche Held. Und ſo geht es fort in unendlichen Abweichungen, wie die Natur der Endlichkeit es überall mit ſich bringt, bis zu der äußerlichen Unbeholfenheit des Geiſtes in ſeinem Ausdruck, ſei es durch die eigne Körperlichkeit oder durch Rede und Schrift. Ein Beiſpiel der letzteren Art liegt vor in jenem Geſuch „des Pantoffelmachergeſellen Liebenau“ um Ermäßigung ſeiner

Strafe, das ungefähr ſo beginnt: „Ew. Excell. verzeihen, daß ich 60 Hiebe auf die Maſchinerie kriegen ſoll, weil ich unſchuldiger Weiſe geſtohlen“ ꝛc. Das Document, welches authentiſch iſt, und durch und durch in dieſer ſeiner Faſſung ergötzlich, ja klaſſiſch für dieſe ſehr nahe liegende Form der Komik, iſt uns leider in dieſem Augenblick nicht zur Hand. Es findet ſich in irgend einem Jahrgange des Jenaiſchen Kalenders abgedruckt. Dergleichen kann in jedem Worte von neuem lächerlich werden, ja ſogar in einem Worte zweimal, und ſo ein ſehr verwickeltes Beiſpiel des Komiſchen zu ſein ſcheinen; in der That aber iſt es nur dadurch verwickelt, daß mehre einfache Lächerlichkeiten zuſammentreten. So auch unſer obiges von dem Schlafmützen-Hauſirer, worin theils er ſelbſt, theils die Affen das Komiſche zu Wege bringen, wie wir ſchon erörtert. Ein anderes Beiſpiel, in welchem das Komiſche als eine Wucherpflanze an mehren Puncten zugleich aufſchießt, findet ſich aufgeführt und erörtert in dem komiſchen Anhange Nr. 1. zu Ende; ein ſolches aber, das dem ganzen Begriff entgegengeſetzt werden könnte, iſt bei Jean Paul wohl erklärt, aber auch ſo noch, wie es ſcheinen möchte, dem Monismus unſerer Auffaſſung zuwiderlaufend, denn die Erſcheinung, welche das Lächerliche hervorruft, iſt zwiſchen zwei Individuen, Arioſt und ſeinen zankenden Vater, getheilt. Die Jean Paulſche Erklärung iſt dieſe: „Wenn der Dichter Arioſto, heißt es, ſeinem ihn ausſcheltenden Vater ergeben zugehört: ſo liegt die Aeußerlichkeit des Vaters wie des Sohnes von jedem Lächerlichen ſo lange ab, als man nicht das Innere des Sohnes erfährt, nämlich daß er in einem Luſtſpiel einen Poltervater ausarbeitet, und daher den ſeinigen als einen gefundenen Vorfechter, goldenen Spiegel und anſchauliche Poetik des theatraliſchen Vaters aufmerkſam betrachtet, ſo wie deſſen Geſichtszüge als mimiſchen Bauriß dazu; — jetzt erſt macht das Darlehn unſerer Anſicht beide komiſch, ſo wenig an ſich ſonſt ein zankender Vater oder ein abzeichnender Hogarth deſſelben es iſt.“

Jean Paul verrückt hier ein wenig den Geſichtspunct, denn allerdings iſt die ganze Sache der zankende Vater und der abzeichnende Hogarth, *welcher aber zugleich der ausgezankte Sohn iſt*. Das müſſen wir freilich wiſſen, um zu wiſſen, was denn überhaupt vorgeht, dieſer Vorgang aber iſt auch eben dadurch komiſch: der zankende Vater muß etwas ganz Entgegengeſetztes thun, als er eigentlich will. Der Sohn iſt nun wohl ſchuld daran, aber zur Erſcheinung des Einen Momentes des Komiſchen gehört er nicht anders als zu *Sancho* der ſeichte Graben, den der für einen Abgrund nahm, ſo aber gehört er auch ganz dazu, und dies Moment iſt nur dieſe eine Erſcheinung der in ſich zerfallenen Perſönlichkeit, deren Wahrheit allerdings in unſerer bewußten Anſchau liegt. *Jean Paul* mußte alſo ſagen: dieſe Caricatur entſteht dadurch, daß der Sohn den Hogarth mache, lächerlich ſei ſie aber wie alle Caricatur nur in der corrigirenden d. h. beſſerwiſſenden Anſchau, welches hier der Vater iſt, der einen ſolchen Schalk von Sohn lieber nicht auszanken ſollte. So ſind denn auch nicht etwa zwei lächerliche Individuen, ſondern immer nur eine confundirte Perſönlichkeit in dem erſten Momente vorhanden, womit die Auffaſſung des Komiſchen als dieſes Einen Vorgangs des Geiſtes in ſich auch hier gerettet iſt, wie dies denn überhaupt weiter keinem Zweifel unterliegt, ſo daß dieſe Rückſicht auf den Dualismus auch in der That mehr eine bloße Rückſicht, als ein ernſtliches Einlaſſen geweſen iſt, ſofern ſeine Nebengedanken in aller Ewigkeit nicht zu unterdrükken ſind, ſich auch bei aller Richtigkeit immer für die Hauptſache halten werden, hier aber eigentlich und von Rechts wegen gar nicht mehr zu Worte kommen durften.

Sie ſind nämlich das Verfehlen der ganzen *philoſophiſchen Pointe*, welche eben die Erkenntniß des Komiſchen als dieſes Einen Vorgangs iſt, deſſen Einheit freilich ohne die Erkenntniß des Geiſtes, der in ſeiner Unterſcheidung von ſich bei ſich bleibt, nicht zu begreifen iſt. Eine ganz ähnliche Bewandtniß hat es mit dem Verfehlen der *komiſchen*

Pointe, worüber man ſo vielfältigen Aerger hat, wenn auch das allerhübſcheſte Komiſche von dem Erzähler dergeſtalt verderben wird, daß es alle Bedeutung verliert. Der Effect, die eigentliche Wirkung, welches die Wirklichkeit oder vielmehr Verwirklichung des Komiſchen iſt, liegt in der richtigen Darſtellung ſeiner Möglichkeit, dergeſtalt, daß der Punct, die Spitze, herbeigeführt wird, wo dieſe Möglichkeit nun in die Wirklichkeit umkippen muß. Die Möglichkeit iſt aber das in ſich zerfallene ſchlechte Daſein des Geiſtes, alſo das Verfehlen der Pointe diejenige Schwäche der Phantaſie, welche die Caricatur nicht zur Energie, nicht in das Licht der Anſchauung zu bringen weiß. Wo dies geſchieht, entzündet ſich das komiſche Feuer mit größerer Sicherheit als irgend ein anderes. Der Umſtand aber, daß ohne die Pointe das Komiſche gar nicht vorhanden iſt, könnte auch ohne alle Philoſophie wohl jedes Bewußtſein darüber belehren, daß es nicht in der einen Seite allein, nicht in dem verzerrten Geiſt, als einem iſolirten Object, ſondern nur in ſeiner Vereinigung mit dem anſchauenden Bewußtſein vorhanden iſt, ſeine Wirklichkeit erreicht.

IV.

Komiſche Wirklichkeit.

A. Witz. B. Humor. C. Komiſche Kunſt.

A. Witz.

a. Begriff.

b. Unwirklicher Witz. α. Unvollkommener Witz. β. Gedrückter Witz. γ. Unterdrückter Witz.

c. Wiederhergeſtellte Wirklichkeit: Scharfſinn, Tiefſinn, Witz. α. Scheinwitz. β. Wortſpiel, Wortwitz, Witzwort. γ. Feinheit. δ. Epigramm. ε. Antitheſe. ζ. Allegorie und Metapher. η. Perſiflage. θ. Ironie.

a. Begriff.

Dieſe *Wirklichkeit* des Komiſchen iſt der Witz. Durch dieſen Ausdruck iſt das Gelächter und zwar das wohlberechtigte als das lachende Lächerlichmachen, *die ſich ſelbſt kennende und in Wirkſamkeit ſetzende komiſche That*, ſchon als Witz geprieſen, vor allen Dingen aber in dieſem Zuſammenhange das Treffen der komiſchen Pointe, ſei es beim Hören oder beim Erzählen, ſeinem Weſen und Inhalte nach für Witz erklärt. Dieſe *Wirklichkeit* nämlich zeigte ſich als der Geiſt, der das ſich in ſich reflectirende Komiſche iſt. So iſt der Geiſt dieſe gediegene Erſcheinung, die nicht mehr ſich ſelbſt als Unterſcheidung in ſeine wahre und ſeine unwahre Geſtalt vorfindet, die ſich alſo nicht mehr aus ihrer unwahren Geſtalt noch erſt herauszuarbeiten hätte, ſondern *dieſes Herausarbeiten als erfolgreiche That ſchon ſelbſt iſt*. Gediegen und concret wäre alſo dieſe Erſcheinung des Geiſtes darum zu nennen, weil ſie den Unterſchied, die confundirte Geiſtererſcheinung, ſchon aufgehoben in ſich enthält, ſomit ſogleich als der ſchon verſöhnte Widerſpruch, als die von vornherein flüſſige, ihm angemeſſene Geſtalt des Geiſtes zum Vorſchein kommt. Auf dieſe Weiſe müſſen wir den Geiſt als Witz begreifen, wir haben in ihm das Komiſche als Idee, den Geiſt, der als der freie, das heißt der ſich befreiende (denn dieſe Arbeit wollen wir ihm nie und nirgends erlaſſen) erſcheint. Der Witz iſt alſo das Komiſche in ſeiner Wahrheit und Wirklichkeit, dieſe Wirklichkeit aber die Befriedigung, die ſo ſehr als Befriedigung bekannt, ja berühmt iſt, daß hier die Frage nach der Luſt am Witze, wie früher die nach der Luſt am Komiſchen, nie hat aufkommen können, obgleich es, wie ſich ſoeben gezeigt, ganz und gar dieſelbe Frage, freilich hier die beantwortete iſt; denn wenn ich die Wahrheit der Sache weiß, wie dies allemal im Witze der Fall ſein muß, ſo kann nicht mehr die Frage ſein, welches die Befriedigung des Geiſtes durch die Wahrheit ſei, und dieſe Befriedigung wird doch mit der Luſt am Komiſchen gemeint, wenn überhaupt etwas damit gemeint wird. Die Befriedigung alſo des Komiſchen in ſich als das Sichwiſſen des Geiſtes im Act ſeiner Befreiung, denn darin und nur darin findet er ſich befriedigt, iſt der Witz, der eben darum mit Wiſſen wohl einerlei ſprachliches Herz und Lebenspunct hat, wie denn auch witzigen nichts anders bedeutet, als einen aus ſeiner Verdrehtheit zum Wiſſen zurückführen, eben indem man ihn ſeine Verdrehtheit fühlen läßt, das heißt ſie ihm ſo drückend macht, daß er ſich herausflüchten muß zum wahren Bewußtſein. Wie dieſes Wiſſen den Witz macht, iſt artig an allerlei Beiſpielen wahrzunehmen. Man laſſe jemanden im guten Glauben von einem ungeſchlachten Amerikaner ſagen: Er ſei doch ein Beweis für den Fortſchritt der Kultur in den vereinigten Staaten, denn ſein Großvater wäre noch ein Orangutang geweſen; ſo iſt der Redende lächerlich, indem die Sache in unſer beſſerwiſſendes Bewußtſein fällt. Mit dem Wiſſen und Wollen deſſen, was in Wahrheit geſagt iſt, wird dieſe Rede zum Witz.

Das Wiſſen macht das Wollen der Pointe, ohne das Wiſſen iſt die Pointe unwillkürlich, alſo der ſich lächerlich

Machende witzig, aber unwillkürlich, welches nichts anders heißt, als dieſer Witz ſei erſt noch zum Witz zu machen durch das Bewußtſein, in dem die Wirklichkeit des Komiſchen ſich entzündet. Jene Möglichkeit des Witzes haben wir ſchon als die Möglichkeit des Geiſtes kennen gelernt, ſo daß, genau geredet, das Lächerliche nicht der unwillkürliche, ſondern der als unwillkürlich *erkannte* Witz iſt, woraus denn wiederum erhellt, wie im Wiſſen das Wollen enthalten iſt. Dies Erkennen und Wiſſen gehört ſowohl zum Lächerlichen als zum Witz weſentlich. In der Wirklichkeit alſo des Komiſchen muß die Spitze allemal gewollt und gewußt werden, wobei es keinen Unterſchied macht, in welchem Wiſſen das Komiſche wirklich iſt. Denn allemal durch das Wiſſen iſt das Komiſche Perſon, ſichſelbſtbethätigender Geiſt.

Dies Sachverhältniß iſt noch deutlicher in Folgendem. Zwei gefangene politiſche Studenten von verſchiedener Natur, der eine ein Gutſchmecker und guter Leute Kind, der andre ein begeiſterter junger Mann, ſaßen zuſammen bei Tiſch. „Schwarzbrot und Freiheit!“ ſagte der Edle, als der andre das Eſſen lobte; „und Wurſt“ ſetzte der Practicus hinzu. Stand er über der Sache als Wiſſender, ſo war es ein Witz über die vergebliche Genügſamkeit ſeines Genoſſen, war er aber darin befangen als vertieft in den ſchrecklichen Gedanken des trocknen Brotes, ſo iſt nur ein komiſcher Vorgang vorhanden. Ohne jenes Bewußtſein iſt er nicht witzig geweſen, ſondern lächerlich geworden in unſerer beſſerwiſſenden Anſchauung.

In dem Anhange Nr. 1. ſind noch einige andere Beiſpiele des Lächerlichen, und wie daſſelbe zum Witz werden könne, aufgeführt. Merkwürdig iſt darunter dasjenige, an dem wir gezeigt, wie das Lächerliche ſowohl als der Witz für eine gewiſſe Stimmung der Beſinnungsloſigkeit gar nicht vorhanden ſei. Dieſe Stimmung, welche den ärgſten Widerſinn ungerühet erträgt, kann man im Allgemeinen Andacht nennen, eine *Vertiefung in ſich*, die ſich der wahren Sache ſchon im Voraus bemächtigt hat, und daher ihre Erſcheinung nicht bis ins Einzelne hinein verfolgt, in Bezug auf das Einzelne alſo wahrhaft Vonſichſein, Geiſtesabweſenheit iſt.

Bei dem Begräbniß eines Studenten, der, geiſtig und körperlich verkrüppelt, in ſeinem Leben faſt nur zum Geſpött gedient hatte, hielt ein anderer ebenfalls ſehr karikirter Studiengenoſſe eine Leichenrede mit großem Pathos; und es ſtand in Kurzem ein anſehnlicher Kreis von weinenden Frauen um das Grab herum, welche Stimmung auch in nichts alterirt wurde, als der Redner nun noch den letzten Strich that zur Verherrlichung des Hingeſchiedenen mit den Worten: „Und dieſer unſer Freund, jetzt iſt er nicht zu bedauern, ſondern zu beneiden, denn er iſt aufgehoben von uns und ſitzet zur rechten Hand Gottes von Ewigkeit zu Ewigkeit.“

Desgleichen fragte ich einmal einen Menageriewärter, als ihm das Publikum andächtig bei ſeiner Explication zuhörte, welcher Tiger denn neulich den Menſchen gefreſſen hätte: „Dieſer hier, rief er aus, der hat ſchon zehne gefreſſen, und mich ſelbſt ſchon dreimal.“ Aber der Witz ging auf in die allgemeine Andacht der Zuhörer, und war wie nicht geweſen; kein Menſch verzog eine Miene, und er wäre wirklich verloren gegangen, wenn auch ich ihn überhörte, und ihn hier nicht der Nachwelt zu ſichern ſuchte.

Weil der Witz nun aber ſich nothwendig als den *wiſſenden* zeigen muß, um ſtatt *belacht* nicht *verlacht* zu werden, wie die Sprache hier ſehr tiefſinnig die zu vernichtende Geiſteserſcheinung von derjenigen, welche als (ihr Unwahres) ſelbſtvernichtend anzuerkennen und daher nur zu *belachen* iſt, unterſcheidet, — darum geht der Witz häufig in der Karikirung ſo weit, daß gar keine Unwillkürlichkeit mehr gedacht werden kann. So antwortete mir ein Römer auf die Frage, ob die päpſtlichen Soldaten tapfer wären: Ja, gegen die Maccaroni's. Und in derſelben Weiſe ſind unzählige Stereotypen unter dem gemeinen Volk z. B.: Warum kuckt der Haſe ſich um? Weil er nicht hinten aus kucken kann; und dergl.

Dennoch unterſcheidet die Undenkbarkeit der im Witz vorhandenen Zerfallenheit des Geiſtes den Witz nicht vom Komiſchen, denn dieſe iſt als unwirkliche Wirklichkeit des Geiſtes im Komiſchen überhaupt ebenfalls vorhanden. Die unwahre Geſtalt des Geiſtes iſt, obgleich ſie, nach dem Begriff ſeiner Perſönlichkeit, *nicht ſein ſoll*. Vielmehr unterſcheidet der Witz ſich nur dadurch, daß er von vornherein das Freie iſt, welches nur als die gediegene Wirklichkeit und gar nicht als nur möglicher Geiſt exiſtirt.

b. Unwirklicher Witz.

α. Unvollkommner Witz.

In dieſer Wirklichkeit und Freiheit fühlt er ſich vorzugsweiſe, und iſt ſeiner ſelbſt ſo vollkommen ſicher, daß dies Einlaſſen auf ſeine unfreie Geſtalt niemals mit Arbeit und Ernſt, vielmehr immer als leichtes Spiel und mit ſorgloſer Heiterkeit vor ſich geht. Wäre noch eine Arbeit nöthig, ſo ſtünde noch ein unüberwundener Gegenſtand da, und es fehlte dem Witze die wahre Wirklichkeit: Witze, die nicht gleich dafür zu erkennen ſind, die einer Erklärung bedürfen, um erkannt zu werden, die weit hergeholt werden und die man mit Noth und Mühe entſtehen ſieht, ſind daher ſchlechte, das heißt gar keine Witze. Solch ausgeheckter Geiſt iſt darum unwirklicher, weil er die Eierſchalen noch immer an ſich trägt, aus denen er ſich loswinden will. Seine Erſcheinung iſt ſtatt Darſtellung der Freiheit umgekehrt die Darſtellung der Beſchränktheit, und darum ſtatt erfreulich zu ſein, nur erbarmungswürdig. Der Witz iſt nicht der Ernſt eines Arbeitsmannes, der nun mit Zittern und Zagen die Anerkennung ſeines Schweißes erwartet, ſondern die himmliſche Heiterkeit, die jedes Herz mit ihrem Licht ermuntert, und wenn ja eins unerleuchtet bliebe, nichts zu ſagen hätte, als deſto ſchlimmer für dich. Der Witz iſt darum dieſer unwiderſtehliche, ſorgloſe, heitere, weil er als

Wirklichkeit des Geiſtes gar keinen Widerſtand mehr findet, und wie er iſt auch Sieger iſt.

β. Gedrückter Witz.

Ueberall, wo die Befangenheit des Geiſtes in der Endlichkeit vorhanden iſt, und die Befreiung nicht als reelle und wirkliche anerkannt werden kann, iſt mit dem Mangel der vollen Wirklichkeit des Geiſtes der Witz mangelhaft oder machtlos. Wenn ein Mann in der Erbitterung eine witzige Antwort giebt, und den Gegner hart verletzt, ſo mag der Witz noch ſo ſpitzig ſein, die Erbitterung macht ihn unfrei, er iſt nur getrübt, nicht in ſeiner wahren Wirklichkeit vorhanden, kann darum auch nur wirken bei den unparteiiſchen Zuhörern, welche von der Erbitterung wegſehn, d. h. welche in ihrer freien Auffaſſung den Witz erſt zu ſeiner Wahrheit bringen.

Ein unbedeutender Schauſpieler griff eine anonyme Theaterkritik, in welcher er ſelbſt ganz übergangen war, mit den Worten an: Es iſt ein elendes Machwerk ohne Kopf und Schwanz. Der Kritiker, welcher zugegen war, antwortete bitter: ohne Schwanz doch wohl nur, weil Sie nicht mit genannt ſind. Ein ſolcher Wortwechſel macht drückende Luft. Blieb dagegen der Kritiker heiterer Laune, und antwortete, ohne ſich gereizt zu zeigen, ganz daſſelbe, ſo war keine Trübung der Komik vorhanden, ſondern ihre volle Wirklichkeit.

γ. Unterdrückter Witz.

Wenn nun ſchon dieſe Befangenheit in der Endlichkeit eine mangelhafte Erſcheinung des Witzes bewirkt, ſo giebt es noch weit drückendere Feſſeln für ihn, die er vergeblich zu ſprengen ſucht, und wenn man die Bemerkung gemacht hat, daß in dem äußerſten Jammer der Witz nicht unnatürlich ſein müſſe, weil er ſo oft darin ſich einfände, ſo hat dies die Wahrheit, daß der Geiſt allerdings auch da noch als der freie erſcheinen will, aber auch die Unwahrheit, daß er bei der Anerkennung eines äußerſten Jammers nicht frei erſcheinen kann, alſo immer nicht die wahre Wirklichkeit des Witzes erreicht, weil der endliche Geiſt und die Schranke des nicht bewältigten Widerſpruchs vielmehr eine Niederlage als ein Sieg und eine Befreiung iſt.

Als Karl der erſte von England gefangen nach London geführt wurde, verlangte er noch vor dem Einzuge raſirt zu werden, worauf einer von der Wache, die eben einen Bach mit ihm paſſirte, erwiederte: So ſolle man Halt machen, dies ſei hier der beſte Ort, denn da wäre doch gleich Waſſer zum Einſeifen. Dem König liefen die Thränen über die Wangen, und er ſagte dazu: Nein ſo weit iſt es mit mir noch nicht gekommen, daß ich zum Raſiren kein warmes Waſſer mehr haben ſollte.

In dieſem Witz erſcheint allerdings das Bewußtſein des Widerſpruchs und ſeiner Härte als des äußerſten Unglücks und Jammers, der Witz ſtellt dieſe energiſche Karikatur in das Bewußtſein hinein, es fehlt aber die Grundbedingung des Komiſchen, nämlich die, daß der Abfall der geiſtigen Erſcheinung von ihrer Wahrheit ein ſolcher ſei, welcher durch die bloße Beſinnung aufgehoben und auf ſeine Wahrheit zurückgeführt wird, wie wir dies oben ausgeführt haben. Eine Erheiterung dieſes Jammers iſt unmöglich, wenn die Beſinnung über ihn nicht weiter geht, als bis zu ſeiner Anerkennung; und eben darum, weil ſie in dieſem Fall nicht weiter gelangte, war eine ſolche Verhärtung der Verſunkenheit des Geiſtes vorhanden, daß ſie nur in der Erhabenheit überwunden werden kann. Der Witz dient alſo nur dazu, die Nothwendigkeit der Tragödie zur Löſung dieſes Jammers noch weiter darzuthun, eben darum, weil ſein Bewußtſein ſtatt des Bewußtſeins der Befreiung nur das Bewußtſein der Unfreiheit in dieſem unüberwindlichen Jammer iſt. Auf dieſe Weiſe iſt aber zugleich dieſer getrübte und machtloſe Witz ein wahrer Prüfſtein der bisherigen Entwickelung, indem er als der Gegenſatz des wahren und wirklichen d. h. wirkenden Witzes, das Weſen des Komiſchen vielſeitig zur Anſchauung bringt.

Das ganze Weſen des getrübten und verkümmerten Witzes, wie es ſich ſoeben herausgeſtellt hat, wäre alſo der Geiſt, welcher ſeine Befreiung in der Anſchauung ſeiner verzerrten Geſtalt nicht durch die bloße Beſinnung über dieſe ſeine Exiſtenz vollziehen kann darum, weil er eine ſolche Exiſtenz beſtehen läßt und anerkennt. Dies iſt die Sache, während Weiße, der übrigens das Weſen des Witzes zuerſt, freilich in ſeiner Weiſe, zugänglich gemacht hat, dieſen Punct durchaus nicht aufhellt. Er ſagt Syſtem der Aeſthetik I. S. 242.: „Wenn nicht aller Witz für komiſch gilt, ſo iſt der Grund hievon einzig dieſer, daß der Zuſammenhang, in den er auf productive Weiſe eintritt, durch den tiefern Ernſt ſeines Gehalts die komiſche Kraft des Einzelnen überwiegt und zurückdrängt.“ Dabei kann man ſich allerhand denken. Denn welches iſt dieſer tiefere Ernſt des Zuſammenhangs? Die Wahrheit davon aber iſt, daß der Witz in keinem andern Zuſammenhange ſich ſelbſt produciren kann, als entweder in dem freien oder in dem unfreien Geiſt. Dieſem Zuſammenhange nun iſt es mit nichts größerer Ernſt, als mit ſeiner Freiheit, aber keineswegs die Freiheit, ſondern vielmehr die Unfreihet iſt im ernſtlichen Kampfe um die Freiheit. Der tiefere Ernſt möchte alſo überall wohl die größere Noth des Emporarbeitens ſein, ſo daß in Wahrheit dieſer Ernſt zu tief in die Endlichkeit verſunken iſt, um ſich dem leichtſinnigen Witz, der alles hat und nichts bedarf, zugänglich zu erweiſen. So kommen wir auf unſere Entwickelung auch durch die Weißiſche Erklärung zurück, die aber allerdings noch wieder einer Erklärung bedurfte, um die Sache ſelbſt nicht entſchlüpfen zu laſſen. Wahrſcheinlich freilich wird Weiße ſelbſt mit dieſer Erklärung wohl ganz etwas Anderes meinen, und den tieferen Ernſt vielmehr auf die Form der Erhabenheit ſelbſt beziehn; damit wäre aber nur ſcheinbar etwas Anderes gewonnen, denn die Erhabenheit iſt nichts anderes, als die Arbeit des ſich erhebenden Geiſtes. Hier iſt auf die obige Entwickelung dieſes Begriffs zurückzuweiſen, woraus ſich dann das Verhältniß der

ernſt-

ernſtlichen Arbeit und der witzigen Freiheit des Geiſtes in der eben berührten Art weiter ergiebt. Dieſe Zuſammennahme der beiden Seiten iſt überall dasjenige, was bei Weiße vermißt wird, auch in ſeiner Entwickelung des Witzes, welche keinen andern Mangel hat, als eben dieſen, freilich ſehr weſentlichen. Er ſagt Syſtem der Aeſthetik S. 240.: „Wenn das Unterlegen oder Hineintragen der ſubjectiven Einſicht in den belachten Gegenſtand ſchon bei dem unwillkürlich erfolgenden (geiſtigen) Lachen eine, wenn auch im einzelnen Falle zunächſt unbewußt bleibende Thätigkeit der Intelligenz vorausſetzt: ſo iſt es dieſelbe Thätigkeit, nur in höherer Intenſität und mit Selbſtbewußtſein, vielleicht auch mit Ueberlegung und ausdrücklich gewollter Anſtrengung der Verſtandeskräfte verbunden, welche dieſe phantaſtiſch-verſtändige Operation des Unterlegens auch da in Ausübung bringt, wo ſie nicht durch eine ausdrückliche Richtung des Gegenſtandes nach dem ihm untergelegten Begriffe hin, ſondern unmittelbar durch einen Willensact des ſie vollziehenden, veranlaßt oder hervorgerufen wird.

Dieſe intenſivere Thätigkeit nun, wodurch Gegenſtände, um ſie als komiſche zu belachen, erſt zu komiſchen umgeſchaffen werden, iſt ihrem abſtracten Begriff nach und als im einzelnen Aufblitzen ſich vollführende, der Witz. Nicht mit Unrecht wird in verſchiedenen Sprachen mit einem und demſelben Worte zugleich das Lachen über ein ſchon fertiges Komiſche, und das witzige Hervorbringen eines komiſchen Objects bezeichnet: denn beides iſt, wie geſagt, zunächſt nur dem Grade nach verſchieden; welche quantitative Verſchiedenheit allerdings hier, wie mehrmals, in ein dialektiſches Umſchlagen des qualitativen Begriffs ausgeht.“

Die „unbewußt bleibende Thätigkeit der Intelligenz“ in der Wirklichkeit des Komiſchen wäre das nichtwiſſende Wiſſen nur mögliches Wiſſen, während doch nach Weiße's eigner Anſicht zur Wirklichkeit des Komiſchen auch das wirkliche Wiſſen gehört, denn Weiße ſagt ſelbſt mit Jean Paul: „durch das Hineintragen der ſubjectiven Einſicht in den Gegenſtand“ bewirke ſich das Komiſche. Eben ſo wenig kann das geiſtige Lachen unwillkürlich erfolgen. Der confundirte und von ſich abweſende Geiſt iſt der unwillkürliche, eben weil er der nichtwiſſende iſt, der lachende dagegen immer der wiſſende. Das Selbſtbewußtſein unterſcheidet den Witz alſo nicht von der Wirklichkeit des Komiſchen, ſondern nur von ſeiner Möglichkeit, dem confundirten Geiſte, welcher darum auch nur der Möglichkeit nach Intelligenz iſt. Auch iſt keine „höhere Intenſität“ im Witz als im Komiſchen, und am allerwenigſten ein „quantitativer Unterſchied“ des Witzes vom Komiſchen vorhanden; denn die Wirklichkeit des Komiſchen iſt der Witz ſelbſt. Soll nun die Wirklichkeit, welche nur als Wirklichkeit erſcheint, alſo als die concrete Sache, eine höhere Intenſität heißen gegen das Komiſche, welches erſt zwar als Möglichkeit exiſtent iſt, dann aber zur Wirklichkeit aufgehoben d. h. erhoben wird, alſo ſobald es *iſt*, dieſelbe gediegene concrete Sache iſt? Man thäte aber offenbar dieſer Erörterung Unrecht, wenn man ſie ſo ſchlechthin beim Worte nehmen wollte. Es hat ſich ſchon gezeigt, was in Wahrheit nur damit gemeint ſein kann, nämlich der *Unterſchied* des möglichen und wirklichen Komiſchen, dann iſt freilich das *mögliche* Komiſche im Lächerlichen zuerſt außer dem Selbſtbewußtſein vorhanden, im Witz dagegen gleich darin enthalten. Daß aber weder das Lächerliche noch der Witz ohne das Wiſſen und Wollen der Pointe, d. h. ohne Selbſtbewußtſein, *wirklich* ſein könne, haben wir ſchon ausgeführt. Das Wort „unwillkürlich“, worauf es in *Weiße*'s Unterſcheidung ankommt, wendet ſich freilich nach zwei Seiten. 1) Das Häßliche wird *wider ſeinen Willen lächerlich*, das nennt man unwillkürlich; 2) das Bewußtſein der Perſönlichkeit findet es *nothwendig lächerlich*, dieſe Nothwendigkeit der Vernunft nennt man wieder unwillkürlich, darum, weil ihr keine Wahl bleibt. Nun iſt aber zu bedenken, daß dieſe *Nothwendigkeit der Vernunft* gerade im Selbſtbewußtſein liegt, und eben darum *das freie Wollen* iſt. *Unwillkürlich* wäre es alſo als der Wille, welcher frei, und eben darum nicht die Willkür oder Wahl, welche unfrei iſt. Der Witz iſt in Beziehung auf die Häßlichkeit ganz in demſelben Fall mit dem Komiſchen, er hat ſie aufgehoben in ſich, weil er ſie in ſeinem Wiſſen aufheben muß. Sobald das Wiſſen eintrit beim Witz wie beim Lächerlichen, hört die Willkür auf, und das Komiſche iſt wirklich. Der weſentliche Mangel der Weißiſchen Unterſcheidung iſt aber der, daß dieſe beiden, Möglichkeit und Wirklichkeit des Komiſchen, äußerlich auseinander gehalten werden, wie denn auch in dem Ausdruck des Witzes, er ſei das Umſchaffen des Gegenſtandes zum komiſchen, die Vorſtellung der Gegenſtändlichkeit nicht aufgehoben, die wahre Vermittelung nicht ausgeſprochen iſt. Dazu hätte geſagt werden müſſen, dieſes Schaffen ſei Selbſtſchaffen, wobei dann allerdings vom Umſchaffen nicht mehr die Rede ſein kann, ſofern der Gegenſtand des Witzes, der confundirte Geiſt, in dem Wiſſen des Witzes aufgehoben, alſo nicht mehr Gegenſtand iſt, der Witz ſelbſt aber nur als Wiſſen, und im Wiſſen alſo gar kein anderes gegenſtändliches Daſein als ſich ſelbſt und in ſich ſelbſt hat.

So viel beiläufig über Weiße's Auffaſſung des Witzes und unſere Abweichung von ihm, welche Abweichung darum allgemeine Wichtigkeit hat, weil ſie überhaupt den Unterſchied der ſtreitenden Denkweiſen, des Monismus und des Dualismus, ſo wie die Berechtigung der Speculation, aufzeigt. Zu gleicher Zeit ergiebt ſich, wie die Weißiſche Auffaſſung zur Wahrheit hindrängt, und dies iſt ihr philoſophiſches Verdienſt.

Die ganze Kritik dient aber zur näheren Erläuterung des Witzes als der komiſchen Wirklichkeit auch gegen die Einreden des dualiſtiſchen Bewußtſeins, die ſchwerlich irgendwo bedeutender auftreten könnten, als in der Weißiſchen Unterſcheidung, die ſich geradezu für den Begriff ſelbſt ausgiebt.

c. Wiederhergeſtellte Wirklichkeit.

Scharfſinn. Tiefſinn. Witz.

In dem unwirklichen, verkümmerten Witz dagegen, von dem dieſer Seitenweg ſich her ſchreibt, iſt das Komiſche als ſolches nicht gegenwärtig und wirkſam. Dennoch nennt man auch dieſe Erſcheinung Witz, wie ebenfalls noch eine Menge anderer Manifeſtationen des Geiſtes, unter den verſchiedenſten Titeln, die ebenfalls oft als mangelhafter Witz erſcheinen, aber auch ſeine Wahrheit erreichen; als da ſind: Witzwort, Wortwitz, Wortſpiel, Feinheit, Antitheſe, und nach Jean Paul ſogar Allegorie, Metapher und epigrammatiſche Sprachkürze. Und in der That weder die geiſtreiche Empirie Jean Pauls, noch der Sinn des Sprachgebrauchs, und die wirklichen Formen und Namen des Witzes ſind hier zu überſehen, vielmehr iſt es die Aufgabe, dieſen ganzen Inhalt von dem Standpuncte des Begriffs aus zu beleuchten. Dies Geſchäft iſt wiederum nirgends leichter und erſprießlicher, als bei Jean Paul, der auch in ſeinem reichen Kapitel über den Witz das Licht ſchon in ſich ſelber hat, das wir daher, wenn es erlaubt iſt ſo zu reden, nur zu putzen brauchen, damit das, was darin iſt, auch zum Vorſchein und herauskommt.

Am allgemeinſten würde man nach dem Bisherigen den Witz erſcheinenden Geiſt nennen, und darnach überall, wo ſich Geiſt zeigt, Witz finden. Der Geiſt, welcher erſcheint, iſt in ſeinem Andern. Es ſind ſomit auch in dieſem allgemeinſten Ausdruck ſchon die zwei ineinander wirkenden, d. i. die Unterſcheidung im Geiſt, gegeben. Eben davon geht Jean Paul aus, und nennt Witz im weiteſten Sinn das Vergleichen überhaupt *). Mit dieſem Worte, obgleich es allerdings zum Stein des Anſtoßes werden wird, dürfen wir es jedoch ſo genau nicht nehmen; es iſt ſogleich anzuerkennen: Jean Paul

---

*) Vorſchule 2. S. 6. Werke Band XLII.

will mehr damit als das bloße Zuſehn, inwiefern zwei Dinge äußerlich verſchieden und nicht ſeien. Er läßt den Witz ſogleich zwei Vorſtellungen vergleichen, und daraus ſei „die dritte die Wundergeburt unſers Schöpfer-Ich zugleich frei und mit Nothwendigkeit geſchaffen.“ Das, was er Vergleichen nennt, iſt alſo in Wahrheit das Zuſammengehen des in ſich unterſchiedenen Geiſtes mit ſich. Dies giebt auch das Weitere: „daher der Witz allein erfindet und zwar unvermittelt [nach unſerer Auffaſſung als ſchon in ſich vermittelter freier und in ſich concreter Geiſt]; daher nennt ihn Schlegel mit Recht fragmentariſche Genialität; daher kommt das Wort Witz, als Kraft zu wiſſen, daher „witzigen“, daher bedeutete er ſonſt das ganze Genie; daher kommen in mehreren Sprachen deſſen Ich-Mitnamen Geiſt, esprit, spirit, ingeniosus. Allein eben ſo ſehr als der Witz — nur mit höherer Anſpannung — vergleicht der Scharfſinn, um die Unähnlichkeit zu finden, und der Tiefſinn, um Gleichheit zu ſetzen; und hier iſt der heilige Geiſt, die dritte Vorſtellung, die als die dritte Perſon aus dem Verhältniſſe zweier Vorſtellungen ausgeht, überall auf gleiche Weiſe ein Wunderkind.“

Es iſt unbegreiflich, wie Jean Paul der Sache ſo nahe und doch ſo fern bleiben konnte: er redet vom Schaffen, vom Zeugen und ſogar von den Wunderkindern des Geiſtes, die erzeugt werden, und dennoch bleibt er bei der Aeußerlichkeit des Vergleichens und der Gleichheit, oder vielmehr ſinkt wieder dahin zurück, nachdem er ſchon gezwungen worden, die Vergleichung zur Zeugung zu erheben.

„Hinaegen in Rückſicht der Objecte (ſo fährt er fort) tritt ein dreifacher Unterſchied ein. Der Witz, aber nur im engern Sinn, findet das Verhältniß der Aehnlichkeit, d. h. theilweiſe Gleichheit, unter größere Ungleichheit verſteckt; der Scharfſinn findet das Verhältniß der Unähnlichkeit, d. h. theilweiſe Ungleichheit, unter größern Gleichheit verborgen; der Tiefſinn findet, trotz allem Schein, gänzliche Gleichheit.“

Das Verhältniß dieſer drei wird allerdings an dieſem Ort, wo wir den Witz ganz allgemein erſcheinenden Geiſt genannt haben, wichtig, kann aber in *Jean Pauls* mathematiſchen Beſtimmungen nicht erreicht werden, obgleich die Fährte gut iſt, auf die er führt. Der Scharfſinn iſt der unterſcheidende Verſtand. Der Geiſt findet ſich als concreten Gedanken, aber er unterſcheidet ſich als Scharfſinn in ſich. Die Beſtimmungen des Scharfſinns ſtehn ſcharf und ſchroff gegeneinander, *in dieſer Schärfe des Gegenſatzes* ſucht und findet er ſein Verdienſt. So iſt er der halbe Weg zum Begriff. Der Begriff iſt es, der das *Ganze* des Gedankens als ſolches erfaßt, *und ſeine ganze Tiefe ergründet*, indem er die lebendige Einheit des Widerſprechenden zu Tage fördert. Tiefſinn iſt die Speculation oder überall die Erkenntniß, welche die ganze concrete Sache vollſtändig durchdringt, bekannt und anerkannt genug bei *Ariſtoteles*, *Leſſing*, *Hegel*, in der Vorſchule ſelbſt, auch bei den Künſtlern, welche die ganze Energie der Sache zu treffen wiſſen. Gegenſtand des Tiefſinns iſt aber allerdings, wie ſchon der Begriff mit ſich bringt, nicht das endliche Wiſſen, ſondern die Wahrheit und die ganze Fülle des Abſoluten, das freie Denken und Schauen.

Auch *Jean Paul* ſieht in Witz, Scharfſinn und Tiefſinn verſchiedene Stufen der Geiſtesthätigkeit, und es iſt bedeutend, wenn er dem Witz die Anſchauung, dem Scharfſinn den Verſtand und dem Tiefſinn die Vernunft zutheilt, was ihn aber hindert, der Sache auf den Grund zu kommen, das iſt die Unfruchtbarkeit des Begriffs der Vergleichung, womit die Geiſtesthätigkeit nur unwahr erfaßt werden kann, denn das Gegeneinanderwirken des Entgegengeſetzten läßt nicht wie die Vergleichung beide wie ſie ſind, ſondern zeugt ſo das dritte, welches *Jean Paul*, wegen des unfruchtbaren Urſprungs, den er ihm in der Vergleichung giebt, ein Wunderkind nennen mußte. Dem Begriffe Witz kommt er allerdings ziemlich nahe, wenn er ihn „die Aehnlichkeit zwiſchen ſich und Außen, die Gleichung zwiſchen zwei Anſchauungen“ ſein läßt, nur daß dies

Außen ſein eignes Außen, endlicher Geiſt, und er ſelbſt der ſelbſtbewußte, die Gleichung aber kein bloßes äußerliches Zuſammenbringen iſt, ſondern die Erſcheinung des ſelbſtbewußten Geiſtes, in welcher er den Abfall von ſich als aufgehoben darſtellt. So iſt der Witz in ſeiner allgemeinſten Bedeutung die Erſcheinung des Geiſtes, die eben durch dieſe Darſtellung Geiſt und Selbſtbewußtſein iſt. Eine ſolche Darſtellung des Selbſtbewußtſeins in der Aufhebung ſeines unwahren Daſeins mußte überall dieſe zwei im Verhältniß erſcheinen laſſen; und dies faßte man als Vergleichung, wobei vielleicht der Gedanke einer Ausgleichung in ſich mit vorſchwebte.

Dieſen Grund und Ungrund hat die gewöhnliche Auffaſſung des Witzes, über die Jean Paul mit großer Anſtrengung hinausſtrebt, die er aber auch wieder nicht geradezu fallen laſſen will, weil der Prozeß der Copulation und Zeugung, den er in der Vergleichung findet oder aus dem Vergleichen erklärt, weil ihm dies die Erklärung für eine Menge von Spielarten des Witzes, oder was er ſonſt noch dahin rechnet, an die Hand giebt. Bei dieſer Erklärung bleibt aber, wie geſagt, die Faſſung des Phänomens äußerlich. Gründlich und wirklich erklärt ſich der ganze Reichthum des witzigen Daſeins nur aus dem Begriffe, wie wir denſelben ſoeben als die Wahrheit der Jean Paulſchen Bemühung erkannt haben.

α. Scheinwitz.

Das erſte wäre demnach die Erſcheinung der Confuſion, welche ſich den Anſtrich giebt, ſich als ſolche zu wiſſen. Solch vieldeutiges und unſtät herumfahrendes Gerede ergreifen beſonders die Witzmacher von Profeſſion aber ohne Beruf, welche für den Schein des Witzes ſchon gewonnen Spiel haben, wenn ſie nur im Allgemeinen im Ruf des Witzes d. h. des Wiſſens ſtehn. Die Zuhörer werden dann ſcheu, und ſchreiben lieber ſich ſelbſt als dem Redner den Fehler zu, wenn ſie keine Pointe finden.

β. Wortſpiel. Wortwitz. Witzwort.

Dieſer Schein des Witzes iſt der bloße Schein. Mehr Realität, alſo ſchon näher eine Erſcheinung, wenn gleich ſehr häufig auch eine unvollkommene und bloß formelle, iſt in dem Wortwitz und Wortſpiel. Das Wortſpiel behandelt das Wort als das Zufällige, es wird nach ſeiner Aeußerlichkeit, nach ſeinem Klange und ſeiner Stellungsgleichheit vorgebracht, hört aber dennoch nicht auf zu bedeuten, und wird gerade ſo bedeutend, wenn das Wortſpiel überhaupt Gehalt und Inhalt hat. Dieſe Bedeutung iſt der Sinn des Wiſſens, oder der Sinn als Wiſſen, und jene Zufälligkeit iſt der Gegenſatz gegen das Bewußtſein oder Wiſſen, worin er aufgehoben iſt. Z. B. unter das Standbild eines unthätigen Königs: statua statuae geſchrieben, von ſeinem Geheimen Rath geſagt, er ſei ein offenbarer Unrath, von dem Burgemeiſter, er ſei ein Borgemeiſter, von einer Dame, ſie lebe wegen ihres kleinen Fußes auf einem großen, oder von den Chineſinnen, ſie lebten nur mit einem kleinen Fuß auf dem großen Fuß — giebt Wortwitze und Wortſpiele, die wohlfeilſten, aber darum richtig geſtellt und gewendet, nicht die unerfreulichſten und der vollen Wirklichkeit des Witzes durchaus fähig. Wortwitze hat man die Wortſpiele genannt, weil ſie vom Wort ihre Veranlaſſung nehmen, nur das Wort, alſo nicht die Wahrheit des Wortes, ſeine Bedeutung, ſondern nur ein äußerliches Behaben damit, ein Spiel, zu wollen ſcheinen; wenn aber an der Sache gar nichts iſt, d. h. die Worte nichts bedeuten, ſo iſt auch an dem Witze gar nichts. Man vergleiche die obigen Beiſpiele. Witzwort nennt man den ganzen Witz, ſofern er nach der Kürze des einzigen Wortes ſtrebt, und darum ſtrebt, weil er ſo auch äußerlich als compacteſter Geiſt auftreten würde. Dieſes Aeußerſte von Kürze erreicht der Witz allerdings wirklich und erſcheint als ein einziges Witzwort, aber dann gehört immer ein Vorgang, der voraufging, dazu, ſei es als Frage oder als Begebenheit. Z. B. Ein Bildhauer und ein Kunſtfreund ſahen zuſammen die Iphigenie von Göthe, dem Bildhauer fielen allmälig die Augen zu und er ſchlief, gerade bei einer effectvollen Stelle, als der Kunſtfreund ſich zu ihm wendete, um ihm ſeine Begeiſterung auszudrücken. Zornig ergriff ihn dieſer und rüttelte ihn mit dem Ausruf: „Steinmetz!“ aus dem Schlafe.

ββ. Doppelſinn.

Das wahre Wortſpiel iſt ein wahrer Witz. Das angeführte Witzwort hat wirklich den Gegenſatz und das Bewußtſein zuſammen in ſich, concentrirt alſo in ſich den voraufgegangenen Vorgang und das Wiſſen ſeines Inhaltes, den es aufhebt. Der Gedankenausdruck iſt in ſolchem Falle zweideutig, doppelſinnig. Daher iſt der Doppelſinn eine ſehr wirkſame Art des Witzes in der Form des Wortſpiels, und das Wort erreicht darin nicht nur die Sache, ſondern zugleich auch noch eine andere, die gegen ſie die wahre iſt. Abgeſehn von den Zoten, welche in dieſer Form ſich zu Tage fördern, giebt es viel Treffliches der Art. Nur ein Beiſpiel: Ein Officier betrug ſich in guter Geſellſchaft ſo ungeziemend, daß der Vorſteher derſelben ihn hinausführte: „Aber, mein Herr“, ſagte er widerſtrebend, „ſehn Sie denn nicht, daß ich Officier bin?“ „„Gemeiner konnten Sie nicht ſein, das hab' ich wohl geſehen““, erwiederte ſein Führer.

Es leuchtet von ſelbſt ein, wie in dieſen Witzen Ton und Stellung wichtig werden, nämlich an dem Worte, als dem Aeußerlichen, mithin an ſich Gleichgültigen, hier dann aber als doppelgültig, doppelſinnig und darum zweideutig beſtimmten, iſt es dieſe Aeußerlichkeit des Tons, der Betonung und der Stellung, wodurch es ſich eben beſtimmt, und in ſolchem Falle einmal das Wort an ſich iſt, d. h. ſich als das Unbeſtimmte beſtimmt, dann aber zugleich gerade in dieſer Nothwendigkeit der Sache, die keine Wahl läßt, um ſo bedeutender das Eine, das Beſtimmte, ſagt.

7. Feinheit.

Durch dieſe Nothwendigkeit und Wirklichkeit des Selbſtbewußtſeins hat ſich das Wortſpiel bis zur vollen Wirklichkeit des Witzes fortbeſtimmt, und damit zugleich diejenige Form des Witzes erreicht, welche Jean Paul *) Feinheit nennt. Sie iſt „die Eindeutigkeit des Zweideutigen“, welche darum fein iſt, weil ſie das wahre Wiſſen nicht plump herausſagt, ſondern vorausſetzt, oder, was einerlei iſt, vorauszuſetzen ſcheinen will, indem ſie es durch die Nothwendigkeit der Sache entſtehen läßt. Vortrefflich bemerkt Jean Paul: „Man könnte ſie das Incognito der Schmeichelei, die poetiſche reservatio mentalis des Lobes oder auch des Enthymema des Tadels nennen;“ aber er ſetzt ſehr unglücklich hinzu: „ſein Paragraph nenne ſie das Zeichen des Zeichens.“ Allerdings liegt die Feinheit im Zeichen, das heißt in dem Wort, in dem Ausdruck, welcher die Sache nicht iſt, ſondern nur bedeutet, nicht ſagt, ſondern nur andeutet, und dies dadurch erreicht, daß der wirklich gemeinte Sinn aus dem Wort, ſeinem Zeichen, erſt zu ermitteln, nicht unmittelbar vorhanden iſt, weil er in dem feinen Wort nicht ſeinen eigentlichen Ausdruck hat. Zeichen des Zeichens kann aber das nicht heißen, was doch das Zeichen von etwas, das Aeußerliche eines Innerlichen ſein muß, und wenn es gleich das indirecte Zeichen des Sinnes ſtatt des directen, das andeutende, ſtatt des ausdrücklichen iſt, ſo hört es darum nicht auf wirklich dieſen Sinn zu bezeichnen, und es wird alſo nie und nimmer das Zeichen des Zeichens, für welches es ſteht, ſondern gleich das Zeichen der Sache, das nur darum indirect oder entfernter iſt, weil es, außerhalb dieſes beſtimmten Bewußtſeins der Wahrheit, eine andere Sache bedeutet. Indeſſen hat Jean Paul ſich nur unglücklich ausgedrückt, daß er die Sache ſehr gut ergriffen, zeigt er theils mit ſeinen Beiſpielen, theils mit der weiteren Erklärung:

---

*) Vorſchule 2. S. 19. Werke. Band XLII.

„Damit nun ein Menſch fein reden könne, gehört außer ſeinem Talente noch ein Gegenſtand dazu, der zum Verſtehen zwingt. Daher ſind die Feinheiten, welche auf Geſchlechtszweideutigkeiten beruhen, ſo leicht; denn jedermann weiß, daß er, ſobald er aus einem zweideutigen Satze nicht klug werden kann, Eindeutigkeit darunter zu ſuchen habe, das Beſtimmteſte unter dem Allgemeinſten.“

Dies iſt der Begriff der Sache: auf die Bedeutung kommt es an, auf das Verhältniß des Wiſſens zum Ausdruck. Vortrefflich iſt das Beiſpiel: „Als ein Gaſcogner einer ihm unglaublichen Erzählung höflich beigefallen war, fügt er bloß bei: mais je ne répéterai votre histoire à cause de mon accent.“ Nicht der gaſcogner Dialect ſchlechtweg, ſondern ſofern er der Flunkerei verdächtig macht, iſt die Bedeutung des feinen Ausdrucks. Der Witz aber entſteht durch die Nothwendigkeit, womit ſich in ſolcher Erſcheinung des Geiſtes das Selbſtbewußtſein erzeugt, oder vielmehr dadurch, daß die Wahrheit dieſer Erſcheinung gewußt wird. Jeder Witz iſt dieſe Vermittelung, man kann daher jeden Witz fein finden. Vortrefflich z. B. paßt gleich hieher, was Jean Paul als witzigen Zirkel aufführt, der Witz der Madame du Deffant, als ſie den Maſchinenmeiſter Vaucanson ſehr langweilig und hölzern gefunden: „ich habe eine große Idee von ihm gefaßt, ich wollte wetten, er hat ſich ſelber gemacht.“

δ. Epigramm.

Die Feinheit in dieſer Faſſung, worin ſie, wie hier, zuerſt den unbefangenen Sinn des Ausdrucks giebt und vorbereitet, dann aber deſto ſchlagender dennoch den zweiten wahren Sinn erzwingt, iſt die Form des Sinngedichts, das Epigramm. Es iſt als Gedicht Witzgedicht, und von Leſſing *) ſehr paſſend Sinngedicht genannt, ſo wie unübertrefflich nach ſeinem Weſen aufgefaßt und entwickelt. Der Doppelſinn und dieſe

---

*) Zerſtreute Anmerkungen über das Epigramm.

beſtimmte in der Stellung beruhende Behandlung des Doppelſinns für den Effect des Witzes, d. h. für die Verwirklichung des Witzes, das iſt der Begriff des Epigramms. Das Epigramm iſt alſo nicht nothwendig Gedicht oder Kunſtproduct; unzählige Witze, z. B. gleich der obige von der Madame du Deffaut ſind Epigramme, oder, wenn man ſich ja dem Sprachgebrauch fügen wollte, der nun einmal unter Epigramm ein Sinngedicht verſteht, ſie ſind epigrammatiſch. Die Form des Witzes iſt dabei dieſe beſtimmte, daß unſer Bewußtſein von dem gewöhnlichen Sinn zu dem weiteren durch die concrete Sache gezwungen wird. Jene Unterſchrift: statua statuae, die oben erzählte Aufrüttelung mit dem prägnanten „Steinmetz!“ — das ſind die urſprünglichſten und gediegenſten Epigramme, zu denen die vorhergehende Handlung als Einleitung hinzuzurechnen, und nicht nur als Einleitung, ſondern als Träger des witzigen Bewußtſeins, welches um dieſer Sachlage willen nicht bei dem unmittelbaren Sinn ſtehen bleiben kann.

In dieſen beiden Beiſpielen iſt jedoch noch der unbefangene und der weitere Sinn nicht auseinadergelegt, ſondern in eins gebildet. Die Auseinanderlegung, worin beiden Seiten ihr Recht geſchieht, iſt der epigrammatiſche Vorgang ſelbſt. Die epigrammatiſche Kürze aber, deren eigentlichſte Darſtellung ſie ſind, iſt gefordert durch den Urſprung des epigrammatiſchen Vorgangs in dem doppelſinnigen Witzwort, deſſen feine Entfaltung eben als das Weſen des Epigramms ſich uns offenbart. Leſſing *) hat daher ganz Recht, wenn er im erſten Theil des Epigramms eine unbeſtimmte Erwartung, Spannung erregen und im zweiten Theil dieſelbe befriedigen läßt, nur freilich immer durch das erzwungene wahre Bewußtſein, in welchem der Witz ſich verwirklicht; ſo entſteht allemal der epigrammatiſche Witz. Beſtimmte Erwartung und Täuſchung durch die zweite wahre Beſtimmung leiſtet daſſelbe; und es iſt noch hinzuzuſetzen, durch dieſe Span-

---

*) Leſſing zerſtr. Anmerk. über d. Epigramm.

nung auf ſein Anderes und gleich darauf durch den Beweis, daß dies die in ihm aufgehobene Abweichung ſei, thut der Geiſt ſich nur deſto energiſcher als Witz hervor.

Die erregte Erwartung und der Aufſchluß ohne das witzige Bewußtſein, in welchem der Doppelſinn ſeine nothwendige Beſtimmung und die in ihr aufgehobene hat, — ohne dieſe Wirklichkeit des Witzes iſt die erregte und befriedigte Erwartung, alſo irgend eine nicht als denkende ſondern etwa als begehrende, z. B. der Kinder am Weihnachtsabend, welche auch Nikolai bekanntlich gegen Kant und Leſſing einwandte, kein Epigramm. Dies erkennt auch Leſſing an und führt aus: erwartet werde der Gedanke, und der Aufſchluß gäbe den Gedanken, darum könne auch eine beſtimmte Erwartung und in dem Aufſchluß die Täuſchung derſelben enthalten ſein. Die Täuſchung iſt dann die wahre Beſtimmung, die erſt die Wirklichkeit des Witzes, die pointe, das acumen, den ſelbſtbewußten Gedanken giebt, in welchem eben die erſte Beſtimmung aufgehoben iſt. Der Witz alſo iſt Zweck, Intention, und damit das eigentlich Subſtantielle im Epigramm, auch nach Leſſing, der alſo durch einen kleinen Zuſatz zu vervollſtändigen wäre, nämlich, die erregte ſowohl als die befriedigte Erwartung ſei das Denken, thätige Vernunft; die erregte, noch unbefriedigte ſei im Gegenſatze mit ſich, die mangelhafte, die bedürftige Vernunft, die befriedigte dagegen der aufgehobene Gegenſatz, der wahre concrete Gedanke. Der ganze Proceß aber müſſe erſcheinen, um komiſch zu wirken.

So iſt und bleibt das Komiſche, der Witz, Intention. Es iſt aber nicht nothwendig, daß die epigrammatiſche Intention von vornherein im vorbereitenden Theil wirklich vorhanden ſei. Der unbefangene Ausdruck der Sache kann ſich als ſolchen ſelbſt hervorthun, und die epigrammatiſche Wendung dies erſt nachträglich zur Vorbereitung machen; wodurch denn aber freilich immer wieder derſelbe epigrammatiſche Vorgang entſteht, und wenn vollends vom Epigramm nur als Gedicht, das heißt als Selbſterzeugung des Ganzen, die Rede iſt, ſo liegt allerdings immer ſchon von vornherein die Intention in der Vorbereitung, denn die Vorbereitung gehört zur Wirklichkeit der Sache.

Durch dieſe Einreihung in die Erſcheinungen des Witzes verliert alſo die Leſſing'ſche Entwickelung, die nie genug geleſen und geprieſen werden kann, nicht nur nichts, gewinnt vielmehr noch den Zuſammenhang und die Einheit des Witzes und ſeines Begriffs. Dieſen Begriff des Witzes hat Leſſing bei Gelegenheit ſeiner vortrefflichen Abhandlung nicht bis zur Einheit mit der epigrammatiſchen Form entwickelt, vielmehr noch als einen beſondern Inhalt und Zweck des Epigramms anerkennen müſſen. Die Form des Epigramms ohne dieſen Inhalt komme vor, ſei aber kein Epigramm, ſagt er ganz richtig, und damit iſt denn wirklich auch ſchon die Einheit von Form und Inhalt für die Wahrheit der Sache gefordert, aber auch nur gefordert, alſo dasjenige gefordet, was hier in der Begriffsentwickelung des Witzes nun weiter auch wirklich erkannt werden mußte.

ε. Antitheſe.

In jedem Epigramm iſt eine Antitheſe, und wir haben geſehn, welche, in jeder Feinheit iſt eine, und wir haben gezeigt, welche, in jedem Witz, um es kurz zu ſagen, iſt eine beſtimmte Art des Gegenſatzes nachgewieſen werden; es würde daher überflüſſig ſein zu ſagen, daß die Antitheſe Witz ſein könne, da wir ſchon geſagt haben, welche Antitheſe Witz iſt, und wenn wir ſagen wollten, was wir allerdings müſſen, die Antitheſe ſei witzig, wenn ſie epigrammatiſch, wenn ſie fein wäre, ſo haben wir im Grunde nur geſagt: ſie iſt witzig, wenn ſie witzig iſt, womit denn aber doch die Einſicht gewonnen wäre, die Antitheſe als ſolche ſei nicht witzig. Darum ſind denn auch die Beiſpiele, die Jean Paul für die Antitheſe als eine Art des Witzes vorbringt, theils nicht witzig, theils wirklich fein oder epigrammatiſch. Nicht witzig z. B. iſt der Ausdruck: que ces arbres réunis soient de nos feux purs et l'asyle et l'image. So erſcheint zwar ein hübſcher Gedanke, aber nicht in der Form des Witzes. Eine Feinheit gäbe die Katoniſche Antitheſe: „Ich will lieber, daß man mich frage, warum ich keine Statue bekommen, als warum eine.“ Und ein Epigramm der berühmte Ausdruck von Gibbon: „Es braucht viel Zeit, bis eine Welt untergeht, — weiter aber auch nichts.“

ζ. Allegorie und Metapher.

Die Arten des Witzes, welche Jean Paul aufführt, und ſeine verſchiedenen Namen im Volk, alle dieſe Formen, vom Wortſpiel an bis zum Epigramm, waren leere Formen, wenn ſie nicht Witz waren. Als Formen des Witzes ſodann traten ſie in Verhältniß zu einander, und es zeigte ſich, wie ſie auseinander entſprangen bis zu der in jedem Witz enthaltenen Form der Antitheſe, die aber auch außerdem nicht leer, ſondern ſogar die Form der Begriffsbewegung ſelbſt iſt; nur die Allegorie und die Metapher, die Jean Paul bildlichen Witz nennt, fanden in dieſer Erörterung keinen Platz, und konnten auch keinen darin finden, weil keineswegs weder ſie dem Witze, noch der Witz ihnen weſentlich iſt. Ohne Zweifel hat theils die hergebrachte Erklärung: Witz ſei Auffinden der verſteckten Aehnlichkeit, theils die Wahrheit in dieſer Erklärung, nämlich das eine Moment des Witzes, das Wiſſen und Durchſchauen der Sache, Jean Pauls Theorie hervorgerufen. In der Bewährung deſſen nun, was wahr in jener Auffaſſung iſt, an den Beiſpielen, ſtützt er ſich zuerſt auf dieſe Beiſpiele ſelbſt, ſo bewährt ſich die Erklärung in ihrem wahren Theile wirklich, dann aber ſucht er ſich auch umgekehrt Beiſpiele zu ſeiner Erklärung, ſo zeigt ſich die Erklärung von ihrer falſchen Seite. Wir haben ſchon die Bemerkung gemacht, wie er bei allem Drang weiter zu gehn, als ſeine Vorgänger, dennoch immer wieder auf den unbrauchbaren Begriff der Vergleichung zurückkommt, aus dieſer Auffaſſung des Witzes als Vergleichung erklärt ſich die Aufführung des Gleichniſſes in der Allegorie und Metapher unter den Witzen. Er nennt ſie bildlichen Witz. Dieſe Formen der Vergleichung oder Verbildlichung ſind als ſolche nicht Witz, obgleich es ſehr nahe liegt, daß der Witz ſich dieſe Form giebt. Die Allegorie iſt Witz, wenn das Andere, was ſie ſagt, nicht bloß als irgend ein Anderes in irgend einem Sinn ſeinen Aufſchluß findet, ſondern den uns bekannten Abfall des Geiſtes von ſich als das Andere hinſtellt, dadurch aber zugleich das ihn aufhebende Wiſſen zeigt und erzwingt. Z. B. die Kunſtkenner ſind Fledermäuſe, über die ſich Vögel und Nichtvögel nur um ſo mehr ärgern, weil ſie keine Federn zum Rupfen haben.

Eben ſo kann der Witz ſich die Geſtalt der Metapher geben, wenn das Bildwort ein Witzwort und als ſolches die verdichtete Allegorie iſt. Z. B. als die Sängerin Sontag ſich mit dem Grafen Roſſi verheirathete, entſtand einmal in einer Geſellſchaft ihrer Verehrer die Frage, ob man ſie nun fernerhin bei ihrem berühmten oder bei ihrem neuen Namen nennen ſollte, worauf jemand mit der feinen Metapher antwortete: Sie bliebe doch was ſie wäre, und ſo ſolle man ſie **Rossignol** nennen. Ferner: Als einmal in einer Rauferei ein Schweizer aus dem Kanton Uri vor der Spitze ſeines Gegners ungebührlich zurückwich, nannte ihn ein Spötter: „den Krebs von Uri.“ Die Metapher iſt ein ſehr gebräuchliches Gefäß des Witzes, und allerdings ein ſehr bequemes. Sie giebt das Bild, das Bild bedeutet die Sache, ſo iſt die Feinheit geſagt. Will man den Frommen loben, und den Heuchler tadeln, ſo ſagt man, der Fromme iſt ein Leuchtthurm in der Nacht, der Heuchler eine Diebslaterne, der Fromme iſt ein Adler des Glaubens, und ſeine Rede der Aufflug zum Licht. Der Scheinheilige aber ein Prometheusgeier am Herzen der Freien, und ſeine Rede der Alp auf ihrer Bruſt. Und ſo wäre es ein Leichtes, aus allen vier Winden noch viele Witzmetaphern zum Lobe und zur Geißel zuſammenzublaſen, hier genügt uns aber dieſe Probe.

Allegorie und Metapher ſind nur darin unterſchieden, daß die Metapher ihr Gleichniß bis zum Witzwort verdichtet, die Allegorie dagegen das ihrige weiter entfaltet und ausfühet.

Die

Die größere Energie des Witzes wählt ſich die Metapher und bleibt lieber beim bloßen Vocativ und Epitheton ornans ſtehn, als ſie ſich in verdünnender und abſchwächender Ausführung ergeht. Die beſten und treffendſten Schimpfwörter ſind ſolche Metaphern, für unſer Luſtſpiel eine ſehr vernachläſſigte Goldgrube, bei Shakeſpeare ein blühender Garten zur großen Ergötzung auch derer, welche dem lebendigen Quell dieſes Witzes in den untern Klaſſen unſerer Landsleute ferner ſtehn. In dieſer Richtung geht die Metapher auf das Verſpotten und Durchziehn aus, und zwar durch die Hineinſtellung einer in ſich gebrochenen Perſönlichkeit in das beſſere Bewußtſein. Solche Anzüglichkeiten werden daher auch vorzugsweiſe Perſönlichkeiten genannt. Die Metapher als witzige und beſonders als feine Perſönlichkeit iſt

γ. Perſiflage.

Der endliche Geiſt wird vorzugsweiſe als Perſönlichkeit getroffen, wenn er in ſeiner gebrochenen Geſtalt einmal als gegenüberſtehend feſtgehalten wird, und ſodann ſich ſelbſt noch in ſolcher Gegnerſchaft fühlt. Perſönlichkeit wird alſo mit Recht vorzugsweiſe dieſer Witz genannt, weil das verſpottete Subject ſich in der gebrochenen, bloß möglichen Perſönlichkeit noch unmittelbar gegenwärtig, alſo auch verletzt fühlt, während es ſonſt zwar wohl im Begriff des Witzes liegt, daß er nur Bethätigung der Perſönlichkeit, alſo immer Aufhebung einer in ſich gebrochenen Perſönlichkeit iſt, aber durchaus nicht, daß die aufgehobene endliche Erſcheinung ſich gegen dieſe Aufhebung, ihre Wahrheit, ſträubt, und ſich verletzt fühlt. In der Perſiflage tritt Perſon gegen Perſon, Eine kann nur die wahre ſein, darum iſt es ein Kampf auf Leben und Tod, und wird ſogleich auf des Verletzten Seite Bitterkeit eintreten. Die Perſiflage ſelbſt iſt aber darum noch nicht bitter, und eben ſo wenig unvollkommner Witz; denn es iſt nicht die Schuld des Witzes, daß der Verſpottete ſich ſeiner unwahren Geſtalt annimmt, und nicht lieber die wahre acceptirt. Die Perſiflage thut aber vornehm mit dem Wiſſen, und rückt das Wahre gern ſo weit hinaus, daß es zwar als wahr, aber zugleich als unerreichbar für die perſiflirte Geſtalt vorgeſtellt wird, vorgeſtellt aber wird es, oder vielmehr es wird vorausgeſetzt und gewußt; gerade dieſe Ariſtokratie und Liebloſigkeit des für ſich ſeienden Wiſſens aber iſt es, welche erbittert. Dabei hat die Perſiflage durchgehends den Character der Feinheit, welcher eben mit der Vorausſetzung des Wiſſens gegeben iſt. Näher iſt ſodann die Form dieſes Spottes das Aufzeigen der unwahren Perſönlichkeit durch bloßes Hinſtellen in ihrer Gebrochenheit. Die Kunſt liegt alſo in der Deutlichkeit der Endlichkeit und Beſchränktheit, dazu braucht ſie die einzelnſte Exiſtenz; und deren Unwahrheit iſt gerade ihre Iſolirung, wodurch ſie Character wurde. Der Perſiſleur zeigt ſich als tiefen Kenner des endlichen Geiſtes und ſeiner Gebrechen, zerlegt ſeine Krankheit mit großer Liebe, läßt ihn aber darin ſitzen mit unendlicher Liebloſigkeit, und ſo hat der ganze Witz, gerade weil er auf dieſe Weiſe bloß objectiv iſt, keine wahre Objectivität. Es bleibt bei dem einzelnen Fall, und dieſer einzelne Fall findet auch nicht die Wahrheit, weil die verſpottete Perſönlichkeit in ihrer Unperſönlichkeit nicht nur belaſſen, ſondern ſogar liebLos verlaſſen wird. Die Perſiflage iſt darum allerdings ſubjective Selbſtgenügſamkeit, und ihre Verachtung des endlichen Geiſtes, als eines fremden gegenüberſtehenden, untergeordneten, iſt gerade das, wodurch ſie ſelbſt die einſeitige unfreie und beſchränkte Form des Witzes wird. Horaz, wenn er uns den Ueberläſtigen auf der via sacra malt, und Lucian, in ſeinem Spott über die alten Göttergeſtalten, haben meiſterhaft perſiflirt, und Jean Pauls Lob vollkommen verdient. Beide bleiben aber wo ſie perſifliren, theils bei dem einzelnen unüberwundenen Fall, theils überhaupt vornehm für ſich. Der einzelne Fall, welcher nicht in ſeinen Zuſammenhang, nicht auf ſeinen Gegenſatz mit der Wahrheit und ſo an die Wahrheit herangebracht wird, bringt das Bedürfniß der Ueberladung mit ſeinem Characteriſtiſchen, der Karikirung hervor. Aber ſie darf nicht plump weder die Wahrheit erzwingen, noch die Unwahrheit durch ſich ſelbſt vernichten, weil ja nichts gelehrt, ſondern die Sache ſchon gewußt und vorausgeſetzt werden ſoll. Hiedurch, alſo durch ihre komiſche Objectivität, iſt die Perſiflage

9. Ironie.

Die Ironie, welche aufhört Perſiflage zu ſein, hört damit auf die bloße, die als Gegegenſtändlichkeit belaſſene, Objectivität zu ſein. Indem ihr die Objectivität des endlichen Geiſtes nicht mehr gegenüberſteht, ſtellt ſie auch ihrerſeits ihr Wiſſen nicht mehr vornehm für ſich bei Seite. Der Ironiker läßt ſeinen Gegner als ſolchen Theil nehmen an dem Wiſſen der Wahrheit, er ſchließt ihn in die Wahrheit mit ein und will eben durch die Aufſtellung der unwahren Geſtalt dieſelbe zur Wahrheit bringen. Die Vorausſetzung des Wiſſens iſt allerdings auch hier vorhanden, aber nicht als eines ausſchließenden, ſondern als des allgemeinen, und es wird unverzügliche Aufhebung des endlichen Geiſtes in die Wahrheit, welche auch ſeine Wahrheit iſt, beabſichtigt. So hört das Reinperſönliche, wie es ſich in der Perſiflage herausſtellte, auf, die bloße Objectivität, das heißt die feſtgehaltene Unperſönlichkeit eines Gegenüberſtehenden, und die ſubjective Selbſtgenügſamkeit einer Sphäre des Beſſerwiſſens zu ſein, — beides wird zur wahren Objectivität der Allgemeinheit des Wiſſens und der Wirklichkeit des Witzes erhoben, zu welcher die Geſtalt des endlichen Geiſtes eben gebracht werden ſoll. Aber die Ironie überläßt es allerdings dieſer Endlichkeit in jedem einzelnen Falle ſelbſt, ob ſie ſich ihres Rechts bedienen, oder ob ſie für ſich bleiben will. Platon, deſſen Sokrates der Vater der Ironie iſt, zeigt eben in dieſer Form ſeine Geduld mit der Endlichkeit, auf die er weitläuftigſt eingeht, um gerade durch Herausſtellung deſſen, was ſie nun wirklich iſt, ihre Wahrheit zu ermitteln, und ſo ſie ſelbſt zur Wahrheit zu führen. Die Dialoge, welche dieſe liebenswürdige Form haben, ſind daher auch theils ſolche, wo ſich der endliche Geiſt als biegſam zeigt, z. B. Theätetos und die meiſten, theils ſolche, wo er ſpröde bei ſich bleibt, z. B. Euthyphron, dieſes Muſter aller unphiloſophiſchen, aber darum in ihrer Bornirtheit deſto hoffärtigeren Gottesgelahrten. Der endliche Geiſt iſt auch hier der einzelne wirkliche Fall, der aber nicht iſolirt für ſich bleiben ſoll, der darum zur Entfaltung ſeiner Wahrheit in Bewegung geſezt wird, wie Theätetos, der aber auch dieſe Bewegung verſchmähen und für ſich bleiben kann, wie dies Euthyphrons heilige Geſtalt thut. So ſchließt die Ironie den Gegenſatz nicht aus, und damit hat ſie die Freiheit nicht verloren, indem ſie aber den Gegenſatz nicht ausſchließt, erkennt ſie ihn als bedürftig an, d. h. ſie hat ihn nicht nothwendig eingeſchloſſen und aufgehoben, denn bedürftig iſt eben der, welcher die Erlöſung des Aufgehobenwerdens noch erſt erwartet.

1) Die Ironie im einzelnen Fall iſt Witz, denn der Witz iſt die Wirklichkeit des Komiſchen in dieſer Einzelnheit, die Einzelnheit wird aber *nicht ausgeſchloſſen*, nicht von ihrer Allgemeinheit abgeſondert gehalten, deswegen iſt die Ironie nicht auf Charakteriſtik durch gewaltſame Heraustreibung des nur Einzelnen angewieſen, ſie braucht nicht die Energie der Karikatur, ſondern läßt ſich mit der Endlichkeit des Geiſtes auch in geringerer Abweichung genügen. *Dies iſt die Milde und Menſchlichkeit der Ironie*, ſie ehrt in dem endlichen Geiſt die Möglichkeit des unendlichen und freien, aber nicht die bloße Möglichkeit, denn dieſe wäre vielmehr die Unmöglichkeit, und damit würde ſie ihn nicht ehren, ſondern entehren. Die Möglichkeit, welche ſie in ihm ehrt, iſt vielmehr eine ſehr nahe und nächſte, der zur Wirklichkeit nur die eine Bedingung des Sichbeſinnens fehlt, und gerade dieſe wird durch die Ironie geboten. Z. B. Die Encyklopädiſten und Reallexikonsmänner dieſer Zeit würde eine mild-ironiſche Philoſophie etwa folgendermaßen bewillkommnen: „Ihr Männer von der Feder und vom Preßbengel, die Emſigkeit und Induſtrie der Ameiſen und des Hamſters iſt von jeher für denkende Naturforſcher ein Gegenſtand beſonderer Aufmerkſamkeit gewe-

ſen, findet daher keinen Anſtoß darin, wenn der Philoſoph als Naturforſcher des Geiſtes Eure nicht unähnlich ſcheinende Induſtrie mit ſorglicher Aufmerkſamkeit begleitet. Vor allem, das ſeht ihr, behandelt er Euch darin als Geiſt, ein Ruhm, von welchem ohnehin in unſerer Zeit aller Verdienſt abhängt, denn Ihr ſelbſt, wie würdet Ihr Euren Schneider anlaſſen, wenn er Euch den Frack nicht als denkender Geiſt, ſondern als nur nähender Tölpel zu machen wagte? Sodann, nicht nur als Geiſt behandelt er Euch, ſondern, was auch gewiß nicht gegen Euren Begriff geht, als emſige Geiſter, als induſtriöſe Geiſter, ſo überzeugt er ſich zugleich, daß Ihr gute Geiſter ſeid, und wollt' er Euch ja noch näher prüfen, was bedürft' es da weiter, als des einzigen Anrufs: Alle guten Geiſter loben Gott den Herren! Dem entſprecht Ihr, ſo wie Ihr auftretet. Oder was iſt ſonſt ein Lob des Herrn, wenn es nicht die Induſtrie iſt und die Emſigkeit, womit Ihr den Geiſt, dieſe Gottesgabe aus der erſten Hand, ehrt, indem Ihr ihn in Eure Alphabethe ſammelt und ſpeichert? Hier iſt er nun gelagert, der geiſtige Saamen, und gepackt und etiquettirt und claſſificirt und chiffrirt, freilich nicht zum Aufgehn und zum Weiterwuchern, aber zum Gebrauch für die böſe Zeit und Joſephs ſieben magere Jahre, die Ihr uns träumend damit weiſſagt.“ So weit unſer Exempel der Ironie, deren Milde und Humanität ſogleich einleuchtet, denn was hat ein Verleger anders nöthig, um ſich mit dem Geiſte der Wahrheit zu verſöhnen, als daß er z. B. dieſe Ironie druckt, und ein Autor bei Erſch und Gruber, oder im Converſationslexikon bei Brockhaus, als daß er ſie lobend anzeigt? Und wie leicht iſt dieſe Befreiung, wie milde alſo die Freiheitsſtrafe dieſer Ironie!

2) Die Ironie hat zwar einerſeits den Gegenſatz des endlichen Geiſtes nicht ausgeſchloſſen, andererſeits aber iſt er doch auch Gegenſatz, iſt gegenüberſtehend, und ſo iſt er nicht, wie er iſt, auch gleich eingeſchloſſen. Darum kann dieſer Gegenſtand nicht belaſſen werden wie er iſt, wenn eben ſeine Bedürftigkeit, welche die iſt, daß er noch nicht eingeſchloſſen iſt,

aufgehoben werden ſoll. Der Gegenſatz, wie er iſt, iſt der einzelne Fall, welcher von ſeinem Allgemeinen abweicht. Abweichend iſt er abnorm, ſeiner Wahrheit ſich widerſetzend, und das Allgemeine, das ſeine Wahrheit iſt, kann ihn daher in dieſer Widerſetzlichkeit nicht belaſſen. Um ihm wahrhaft die Möglichkeit zu eröffnen, ſich in ſeine Wahrheit einzuſchließen, muß die abweichende endliche Geſtalt verändert werden, indem ſie aber verändert wird, darf ſie nicht irgend eine andere, alſo ebenfalls endliche, werden, denn das iſt es ja eben, was ſie nicht bleiben ſoll, ſomit muß ſie als endliche Geſtalt vernichtet werden. Dies iſt die Schärfe, die Unerbittlichkeit, die Kälte, der Ernſt der Ironie: das Erheben der bloßen Objectivität zur wahren Objectivität.

Jean Paul nennt die Ironie die komiſche Objectivität, und weiter den Schein des Ernſtes und den Ernſt des Scheines, ein treffendes tiefſinniges Wort, der endliche Geiſt iſt der Schein, die ſcheinbare Perſönlichkeit; der Ernſt iſt die wirkliche ſelbſtbewußte Perſönlichkeit, die auf ihren Schein eingeht, und den Schein dadurch vernichtet, daß ſie ihn durch die objective Aufſtellung als Schein offenbart. So wäre die Ironie der Schein des Selbſtbewußtſeins, der dadurch vernichtet wird, daß ſein Weſen, das Selbſtbewußtſein, ſich in ihn hineinverſetzt, und ihn ſo als Schein zur Erſcheinung bringt: Sokrates, der auf Euthyphron eingeht, und indem er ſich von ihm belehren, d. h. Euthyphron ſich expliciren läßt, den Schein der Gottesgelahrtheit des heiligen Mannes zu Tage bringt. Der Ernſt des Scheins iſt die Wahrheit, das Weſen des Scheins, welches darum des Scheines Ernſt iſt, weil der Ernſt auf ihn eingeht, weil er ihn als Exiſtenz anerkennt, mit welcher er aber Ernſt macht, indem er ſie als Schein offenbart, d. h. als eine Exiſtenz, welche zwar iſt, aber nicht ſein ſoll, und ſo ergiebt ſich denn ſogleich dieſer Ernſt des Anerkennens ſelbſt als Schein, denn das Sein wurde gewußt als ein ſolches, das nicht ſein ſollte, und alſo auch für weiter nichts anerkannt, als für ein zu vernichtendes.

Der ganze Vorgang iſt kein anderer, als das Aufheben der Erſcheinung des endlichen Geiſtes im abſoluten, der auf ſie eingeht. Wie oben die milde Ironie, ſo verdient hier auch die ſcharfe Ironie ein Beiſpiel um die Schärfe und Herbigkeit der Abſtraction ſelbſt durch die concrete Erſcheinung zu verſöhnen. Jean Paul nimmt dazu Seite 200. des erſten Bandes der Vorſchule die rückſichtsvollen Kunſtrichter. Sein Verfahren in dieſem Beiſpiel, die Anmerkungen dazu und die weitere Anweiſung zur Technik der Ironie — alles dies gehört zu dem Leſenswürdigſten in dieſem guten Buche. Wir wahlen ein näheres Bedlam.

„Es iſt kein Geheimniß für die Kinder des Geiſtes, daß die Kinder der Welt ſogar an den Teufel nicht glauben, wenn er ſich nicht zeigt. Daher es gewiß ſeine geringſte Tücke nicht war, als er ſich der Faulheit ergab, und aus unſäglicher Fahrläſſigkeit in eigner Perſon ſo lange gar nichts für ſich that, bis er ganz in Vergeſſenheit gerieth und hinterdrein von den Philoſophen in der Meinung der Leute vollends ruinirt wurde. Denn nun blieb den Gläubigen zur Bekehrung der Welt kein anderes Mittel, als durch diejenigen aus ihrer Mitte, welche die Süßigkeit der Sünde zu ertragen ſich ſtark genug fühlten, ſelbſt die handgreiflichſten Teufeleien zu veranſtalten, um nur ſein Daſein einiger Maßen wiederherzuſtellen. Deswegen mußten ſie den glühenden Ochſen der Verketzerungszeitung, deswegen die Delationen der Juden und Chriſten, und deswegen endlich den frommgepolſterten Tempel der Aphrodite pandemos errichten, damit es auch den Kindern der Welt offenbar würde, daß der Teufel exiſtirt und daß er Gewalt hat. Aber wie der Teufel denn überall ſein Spiel unerwartet treibt, hat er auch hier mit dieſen aphoriſtiſchen Beweiſen ſeiner Exiſtenz ſich keineswegs zufrieden gezeigt; und ſo iſt es denn geſchehen, daß er nun, nachdem alle Welt längſt von ihm überzeugt iſt, dennoch nicht aufhört, durch neue Streiche ſein Daſein zu beweiſen, und ſogar vorzugsweiſe denen, die ſo theilnehmend ſich ſeiner angenommen, in weltlicher Ehre, in ſchnöder Luſt, in ſträflichem Neide noch fortdauernd die verfänglichſten Schlingen zu ſtellen. Zu ſeiner Entſchuldigung ſagen die Kinder dieſes Geiſtes, indem ſie die Sünde mit Geduld ertragen, die Welt ſei im Glauben noch nicht ſtark genug. Vielleicht daß ſie es übers Jahr ſein wird, eine Hoffnung, der wir um ſo eher Raum zu geben uns verſucht fühlen, wenn wir bedenken, wie viel in ſo kurzer Zeit ſchon geleiſtet worden."

Dieſe Ironie iſt nicht bitter, weil ſie die Exiſtenz des unſterblichen Euthyphron, gegen den ſie geht, als unſterblich kennt, ohne ſich darüber zu erboſen, aber ſie iſt ſcharf und unerbittlich, weil ſie durch ſeinen Begriff jene unſterbliche Exiſtenz als das nichtige, was ſie iſt, aufzeigt, und ſie iſt kalt, denn Euthyphrons unſchöne Geſtalt iſt unſterblich, und ſo wie ſie iſt, kann ſie nicht geliebt, höchſtens verachtet werden. Der Ernſt aber dieſer und aller wahren Ironie iſt der Begriff, die Subſtanz der wahren Sache, hier die Frömmigkeit ſelbſt, deren wahrer Begriff eben jenes Daſein, welches nur Schein der Frömmigkeit iſt, vernichtet. Um wahr zu ſein, darf alſo die Ironie nichts anderes vernichten, als eben das an ſich Nichtige, den Schein, wie dies der Begriff des Witzes und aller Wirklichkeit des Komiſchen überhaupt iſt: wollte die Ironie dagegen das wahrhaft Subſtantielle als ſolches, Sittlichkeit, Religion, Wahrheit ebenfalls vernichten, ſo bliebe ſie ſo wenig eine Form des Komiſchen, daß ſie vielmehr die erſte Negation und ſo die Häßlichkeit ſelbſt würde, in welcher Geſtalt denn auch eben ſchon die Rede von dieſer Scheinkomik geweſen iſt. Dieſe falſche Ironie, eine poetiſche Krankheit unſerer Zeit, iſt ſchon ſeit längerer Zeit von der neuern Philoſophie und ihrer Kritik geächtet und neuerdings wieder von Hegel in der Aeſthetik, erſter Band S. 84—90., aufs Gründlichſte beleuchtet, und in ihrem Princip der leeren Subjectivität als das Nichtige ſelbſt dargeſtellt. Ueber dies Princip und ſeinen Urſprung als hiſtoriſche Erſcheinung in der fichtiſchen Philoſophie, wollen wir Hegel ſelbſt, der dieſer Ironie mit

Recht den Krieg erklärt, darum aber mit Unrecht als Feind der Ironie überhaupt iſt bezeichnet worden, anführen.

„Was den näheren Zuſammenhang fichtiſcher Sätze mit der einen Richtung der Ironie angeht, ſo brauchen wir in dieſer Beziehung nur den folgenden Punkt herauszuheben, daß Fichte zum abſoluten Princip alles Wiſſens, aller Vernunft und Erkenntniß das Ich feſtſtellt, und zwar das durchaus abſtract und formell bleibende Ich. Dies Ich iſt nun durchaus zweitens ſchlechthin in ſich einfach, und einerſeits jede Beſonderheit, Beſtimmtheit, jeder Inhalt in demſelben negirt — denn alle Sache geht in dieſe abſtracte Freiheit und Einheit unter — andererſeits iſt jeder Inhalt, der dem Ich gelten ſoll, nur als durch das Ich geſetzt und anerkannt. Was iſt, iſt nur durch das Ich, und was durch mich iſt, kann ich eben ſo ſehr auch wieder vernichten."

„Wenn nun bei dieſen ganz leeren Formen, welche aus der Abſolutheit des abſtracten Ich ihren Urſprung nehmen, ſtehen geblieben wird, ſo iſt nichts an und für ſich und in ſich ſelbſt werthvoll betrachtet, ſondern nur als durch die Subjectivität des Ich hervorgebracht. Dann aber kann auch das Ich Herr und Meiſter über Alles bleiben, und in keiner Sphäre der Sittlichkeit, Rechtlichkeit, des Menſchlichen und Göttlichen, Profanen und Heiligen giebt es etwas, das nicht durch Ich erſt zu ſetzen wäre, und deßhalb von Ich eben ſo ſehr könnte zu nichte gemacht werden. Dadurch iſt alles An- und Fürſichſeiende nur ein Schein, nicht ſeiner ſelbſt wegen und durch ſich ſelbſt wahrhaft und wirklich, ſondern ein bloßes Scheinen durch das Ich, in deſſen Gewalt und Willkür es zu freiem Schalten bleibt."

„Das Ich nun drittens iſt lebendiges, thätiges Individuum, und ſein Leben beſteht darin, ſeine Individualität wie für ſich für Andere zu machen, ſich zu äußern und zur Erſcheinung zu bringen. In Rückſicht nun auf das Schöne und die Kunſt erhält dieß den Sinn, als Künſtler zu leben, und ſein Leben künſtleriſch zu geſtalten. Als Künſtler aber, dieſem Princip gemäß, lebe ich, wenn all mein Handeln und Aeußern überhaupt, in ſoweit es irgend einen Inhalt betrifft, nur ein Schein für mich bleibt, und eine Geſtalt annimmt, die ganz in meiner Macht ſteht. Dann iſt es mir weder mit dieſem Inhalt, noch mit ſeiner Aeußerung Ernſt. Denn wahrer Ernſt kommt nur durch ein ſubſtanzielles Intereſſe, eine in ſich ſelbſt gehaltvolle Sache, Wahrheit, Sittlichkeit u. ſ. f. herein, durch einen Inhalt, der mir als ſolcher ſchon als weſentlich gilt, ſo daß ich mir für mich ſelber nur weſentlich werde, inſofern ich in ſolchen Gehalt mich verſenkt habe, und ihm in meinem ganzen Wiſſen und Handeln gemäß geworden bin. Auf dem Standpuncte, auf welchem das Alles aus ſich ſetzende und auflöſende Ich der Künſtler iſt, dem kein Inhalt des Bewußtſeins als abſolut und an und für ſich, ſondern als ſelbſtgemachter und zernichtbarer Schein erſcheint, kann ſolcher Ernſt keine Stätte finden, da nur dem Formalismus des Ich Gültigkeit zugeſchrieben iſt. — Für Andere zwar kann meine Erſcheinung, in welcher ich mich ihnen gebe, ein Ernſt ſein, indem ſie mich ſo nehmen, als ſei es mir in der That um die Sache zu thun, — aber ſie ſind damit nur getäuſcht, pauvre bornirte Subjecte, ohne Organ und Fähigkeit, die Höhe meines Standpunctes zu erfaſſen und zu erreichen. — Wer auf ſolchem Standpunct göttlicher Genialität ſteht, blickt dann vornehm auf alle übrigen Menſchen nieder, die für beſchränkt und platt erklärt ſind, inſofern ihnen Recht, Sittlichkeit u. ſ. f. noch als feſt, verpflichtend und weſentlich gelten. So giebt ſich denn das Individuum, das ſo als Künſtler lebt, wohl Verhältniſſe zu Andern, es lebt mit Freunden, Geliebten u. ſ. f., aber als Genie iſt ihm dies Verhältniß zu ſeiner beſtimmten Wirklichkeit, ſeinen beſonderen Handlungen, wie zum an und für ſich Allgemeinen, zugleich ein Nichtiges, und es verhält ſich ironiſch dagegen.“

„Dies iſt die allgemeine Bedeutung der genialen göttlichen Ironie, als dieſer Concentration des Ich in ſich, für welches alle Bande gebrochen ſind, und das nur in der Seligkeit des Selbſtgenuſſes leben mag. Dieſe Ironie hat Fr. v. Schlegel erfunden, und viele Andere haben ſie nachgeſchwatzt, oder ſchwatzen ſie von Neuem wieder nach.“

„Die nächſte Form dieſer Negativität der Ironie iſt nun einerſeits die Eitelkeit alles Sachlichen, Sittlichen und in ſich Gehaltvollen, die Nichtigkeit alles Objectiven und an und für ſich Geltenden. Bleibt das Ich auf dieſem Standpuncte ſtehen, ſo erſcheint ihm Alles als nichtig und eitel, die eigne Subjectivität ausgenommen, die dadurch hohl und leer und die ſelber eitle wird. Umgekehrt aber kann ſich auf der andern Seite das Ich in dieſem Selbſtgenuß auch nicht befriedigt finden, ſondern nur ſich ſelber mangelhaft werden, ſo daß es nun den Durſt nach Feſtem und Subſtantiellem, nach beſtimmten und weſentlichen Intereſſen empfindet. Dadurch kommt denn das Unglück und der Widerſpruch hervor, daß das Subject einerſeits wohl in die Wahrheit hinein will, und nach Objectivität Verlangen trägt, aber ſich andererſeits dieſer Einſamkeit und Zurückgezogenheit in ſich nicht entſchlagen, dieſer unbefriedigten abſtracten Innerlichkeit nicht zu entwinden vermag, und nun von der Sehnſüchtigkeit befallen wird, die wir ebenfalls aus der Fichtiſchen Philoſophie haben hervorgehen ſehen. Die Befriedigungsloſigkeit dieſer Stille und Unkräftigkeit, die nicht handeln und nichts berühren mag, um nicht die innere Harmonie aufzugeben, und mit dem Verlangen nach Realität und Abſolutem dennoch unwirklich und leer, wenn auch in ſich rein bleibt — läßt die krankhafte Schönſeligkeit und Sehnſüchtigkeit entſtehen. Denn eine wahrhaft ſchöne Seele handelt und iſt wirklich. Jenes Sehnen aber iſt nur das Gefühl der Nichtigkeit des leeren eitlen Subjects, dem es an Kraft gebricht, dieſer Eitelkeit zu entrinnen und mit ſubſtantiellem Inhalt ſich zu erfüllen.“

Welche Ironie Hegel hiemit entwickelt und verworfen hat, kann nicht zweifelhaft ſcheinen, es würde daher ein Mißbrauch ſeiner gewichtigen Stimme ſein, wenn man ſie für eine

Erklärung gegen die ironiſche Form überhaupt ausgäbe. Es geht daraus vielmehr aufs Beſtimmteſte dieſe Ironie als eine häßliche hervor, und auch mit denſelben Erſcheinungen, die wir oben an der häßlichen Poeſie ſchon nachgewieſen. Die Erſcheinung des für ſich ſeienden Ichs, welches ſich von ſeinem Anſchein nicht nur abſondert, vielmehr ſich als das Weſen behaupten und ſeine Wahrheit, als wäre ſie ſein Schein, vernichten will, iſt die Häßlichkeit, deren Ohnmacht, in dieſer Abſtraction ſich zu behaupten, ſodann ebenfalls die beſchriebene ſchwächliche Sehnſüchtigkeit erzeugt. Dieſe Sehnſucht iſt Schwäche, ſobald ſie aus Bedürfniß des Wahren, ſie iſt aber Heuchelei, ſo lange ſie nur aus dem Bedürfniß überhaupt zu exiſtiren und zu gelten, das Wahre im Munde führt. Denn wir haben ſchon geſehn, daß die Häßlichkeit als ſolche gar nicht zur Geltung kommen könne. Die falſche Ironie iſt Selbſttäuſchung, ſo lange ſie in der formell mächtigen Subjectivität wirklich das ſubſtantielle Abſolute ſucht, und ſo in Wahrheit ſich als Verheißung und Verkündigung der Freiheit betrachtet, ſie iſt aber wieder Heuchelei, wenn ſie den Gegenſtand ihrer Verheißung oder Sehnſucht überhaupt, alſo auch die Sehnſucht und die Hoffnung ſelber verloren hat, und dennoch eine Sehnſucht und einen Gegenſtand der Sehnſucht: Liebe, Freiheit u. ſ. f. aufſtellt. Dieſe letztere Form der falſchen Ironie welche der allerneueſten Zeit z. B. Heinen angehört, iſt nur darin weiter gegangen, daß ſie die Sehnſucht ſelber, alſo die ältere Schule, ſofern dieſelbe in der Sehnſucht poſitiv zu werden ſtrebte, ironiſirt, auf dieſe Weiſe aber ſich ſelbſt überſchlägt, indem ſie auch die Richtung auf die Subſtanz aufgiebt, ſo alſo erſt den wahren Abſolutismus völliger Leerheit und Nichtigkeit ſelber darſtellt. Ein noch weiterer Schritt iſt ſodann die Frechheit das Nichtige und Häßliche z. B. Unſittlichkeit, Emancipation des Fleiſches u. ſ. w. geradezu als das Subſtanzielle zu behandeln, womit aber auch die Ironie der Form nach überſchritten wird.

Die falſche Ironie iſt ferner in Wahrheit nur der Schein der Ironie. Nicht das unperſönliche von ſeiner Wahrheit abgefallene Subject, ſondern nur die Perſönlichkeit, welche ſich im Beſitz der Subſtanz weiß, indem ſie die Wahrheit der Sache weiß, iſt zum Gelächter berechtigt, nicht das bloße, leere, formelle Subject, ſondern das inhaltsvolle, welches mit der Objectivität in eins geſetzt iſt, die Perſon, iſt die Subſtanz des Komiſchen. Die wahre Ironie iſt dieſe Wirklichkeit des Komiſchen, der Witz, und zwar in der Form des Wiſſens, welches ſich verwirklicht und in die Erſcheinung ſetzt, indem es die Exiſtenz des Nichtigen durch die Erſcheinung deſſelben als nichtig manifeſtirt und dadurch dieſe bloße Objectivität zur wahren Objectivität erhebt. Die falſche Ironie iſt der Schein der Ironie, indem es ſtatt des nichtigen Daſeins die wahre Objectivität als Nichtiges wiſſen und manifeſtiren will. Die wahre Ironie enthält daher die Negativität als die Negation der Negation, die falſche dagegen als die erſte Negation. Auch dieſen Unterſchied hat Hegel damit ausgeſprochen, daß er im weitern Verlauf der angeführten Stelle dieſe falſche Ironie nicht mit dem Komiſchen verwechſelt haben will, welches das eben dargeſtellte Verhältniß iſt.

Es iſt daher ganz in der Ordnung, die falſche Ironie ſelber zum Gegenſtande der Komik zu machen, und ſo an ihr ein Exempel aufzuſtellen, wie wir dies zum Theil gethan haben in dem Anhange Nr. 2., um hier nicht zu lange den Zuſammenhang der Entwickelung zu unterbrechen.

Um dieſen Zuſammenhang vielmehr wieder aufzunehmen, erinnern wir uns, daß der Witz in der Form der Ironie ein doppelter war 1) milde Ironie, welche den endlichen Geiſt von ſeiner Wahrheit nicht ausſchloß, 2) die ſcharfe Ironie, welche ihn nicht einſchloß.

Die Schärfe und Kälte der letztern Form beſtand darin, daß die Geſtalt des endlichen Geiſtes, als dieſe unſchöne, unſterblich war, eben weil nicht eingeſchloſſen in die Wahrheit des Geiſtes, das Unſchöne aber, welches ſich in ſeiner Exiſtenz behauptet, iſt nicht mit Liebe zu umfaſſen: Euthophron, oder wer es ſonſt ſein ſoll, iſt in ſeiner unſchönen Geſtalt unliebenswürdig. Die Wahrheit ſtößt den ab, der ſich nicht in ſie einſchließt, dies iſt die Kälte dieſer Ironie und ihre Berechtigung.

Euthophron aber würde nicht unſterblich ſein, wenn nicht auch ſeine Exiſtenz ihre Berechtigung hätte. Die endliche Geſtalt des Geiſtes iſt unſterblich, das heißt der endliche Geiſt iſt unendlich, und in der That, der endliche Geiſt iſt in ſeinem Begriff, iſt an ſich der ewige. Der endliche Geiſt iſt endlich, weil er nicht eingeſchloſſen iſt in ſeine Wahrheit, ſo iſt er das Nichtige, der Schein, welcher ſich ſeinem Weſen entgegenſetzt, indem er ſich alſo nicht in ſeine Wahrheit einſchließt, ſetzt er ſich als das Nichtige. Das aber iſt ſeine Wahrheit, daß er das Nichtige iſt, ſo iſt er in ſeiner Wahrheit, indem er ſich nicht einſchließt in ſeine Wahrheit, und gerade dadurch iſt er nicht ausgeſchloſſen aus ſeiner Wahrheit, daß er ſich nicht in ſie einſchließt. Euthophron, dieſe Exiſtenz des endlichen Geiſtes, iſt unſterblich, heißt in Wahrheit ſeine Nichtigkeit iſt unſterblich, ſo zeigt er ſich in alle Ewigkeit, d. h. er manifeſtirt fortdauernd die Nichtigkeit ſeiner Exiſtenz durch ſeine Exiſtenz. So ſetzt in alle Ewigkeit der Geiſt ſich ſelbſt in dieſer endlichen Geſtalt, aber eben dadurch, daß er ſie ſetzt, ſetzt er ſie als endlich, d. h. als nichtig.

Eben darum durfte auch die ſcharfe Ironie, wollte ſie anders die Wirklichkeit des Witzes, die Macht des weſentlichen Geiſtes über ſeinen Schein, bleiben, ſich nicht erbittern, denn wie könnte ſie ſich erzürnen über den unſterblichen Euthophron, da ſie doch weiß, daß er eben ſo unſterblich als in ſeiner Exiſtenz auch in der Manifeſtation ihrer Nichtigkeit iſt? Dies aber weiß ſie, weil ſie, eben im Witz, ihre Wahrheit als die abſolute Macht gegen den Schein richtet, ſie alſo auch ſo kennt. Durch dieſe Manifeſtation ihrer Nichtigkeit iſt die endliche Geſtalt des Geiſtes in ihre Wahrheit eingeſchloſſen, und ſo wird die ſcharfe Ironie in ihrer eignen Bewegung zur milden Ironie, und beide zeigen ſich vereinigt in der überall präſenten Wahrheit des Geiſtes, in welcher ſeine Endlichkeit nicht nur im einzelnen Fall ſich aufhebt, wie in der Wirklichkeit des Komiſchen, welche der Witz iſt, ſondern in welcher ſie ſich durchaus ſelbſt vernichtet, als dieſe unſterbliche Nichtigkeit ſetzt, und ſomit überhaupt als ideell geſetzt erſcheint.

Die Ironie, in dieſer Stellung zum endlichen Geiſt, iſt nun nicht mehr die Milde und Gnade des Witzes, welche ſich nicht erbittert, weil die Endlichkeit die Fähigkeit der Erlöſung zeigt, ſondern ſie iſt nunmehr die Liebe des Geiſtes, der in ſeiner abſoluten Macht die Endlichkeit fortdauernd ſich ſelbſt erlöſen ſieht, indem fortdauernd das Nichtige ſich vernichtet. So iſt denn auch die Wirklichkeit des Komiſchen nicht mehr, wie im Witz, eine vereinzelte Thatſache, denn die endliche Geſtalt des Geiſtes iſt unſterblich, die Wahrheit des einzelnen Geiſtes iſt ſeine Allgemeinheit, dieſer einzelne Euthyphron iſt die Exiſtenz des Allgemeinen, denn er iſt unſterblich, ſo gut wie Triſtram Shandy's knarrende Thür, die immer wieder um Oel ſchreit, und doch nie eingeölt wird, was ſchon Jean Paul ganz richtig gelehrt hat. Was alſo in Wahrheit im einzelnen Fall des Witzes vorhanden iſt, das iſt nunmehr in der Einheit der milden und ſcharfen Ironie geſetzt, nämlich die Wahrheit der Sache als das Allgemeine und die abſolute Berechtigung des Komiſchen in der Idealität des endlichen Geiſtes, und dies iſt der Humor.

Ch. H. Weiße in ſeiner Aeſthetik Th. I. S. 244 ff. nennt den Humor „den gleichſam in die Continuität des Zeitbegriffs hinübergezogenen Witz oder das feindlich gegen die gemeine und endliche Wirklichkeit gekehrte Ideal.“ Aber ſowohl die Einzelnheit im Witz als auch die Allgemeinheit im Humor verſteht er ganz eigenthümlich, nämlich den einzelnen Witz, als den zuſammenhangloſen, iſolirten, ſetzt er dem allgemeinen, als der Continuität des Witzes, welches die Erſcheinung des Humors ſei, entgegen. Aber dies müſſen wir ihn doch ſelber ſagen laſſen, wie er es wirklich ſagt auch ohne das obige „Gleichſam“: „Der Humor enthält das vollſtändige, poſitive Bewußtſein des Ideals, welches als freie und noch geſtaltloſe Allgemeinheit des ſchöpferiſchen Geiſtes von aller endlichen Beſonnenheit losgetrennt, dieſer gegenüberſteht, und die ganze Energie der ihm inwohnenden Schöpferkraft gegen dieſelbe kehrt, um das Feld zu reinigen für die Schöpfung, die aus dem Geiſte für den Geiſt hervorgehen ſoll.“ Dieſem Ideal, welches noch geſtaltlos und dieſer Schöpferkraft, welche bloß die Tenne kehrt, auf der das Korn gedroſchen werden ſoll, folgt eine weniger phantaſiereiche Erklärung der Sache mit den Worten: „Es iſt ſchon von Andern die Bemerkung gemacht, daß der Humor in jedem einzelnen von ihm ausgeſprochenen Witzworte nicht den beſonderen Gegenſtand, ſondern die geſammte Endlichkeit meine.“ Wenn man nun auch noch davon abſehn wollte, daß die Komik nur den endlichen Geiſt, alſo nirgends die geſammte Endlichkeit meinen könne, ſo wird auch in dieſem Ausdruck, welcher übrigens keineswegs nach Jean Pauls Sinn und Empfindung *) citirt iſt, das Einzelne nicht dem wahrhaft Allgemeinen, ſondern dem Ganzen entgegengeſetzt. „Dies kann nun, fährt Weiße erläuternd fort, wenn es für eine unterſcheidende Begriffsbeſtimmung des Humors gelten ſoll, nur von dem erhöhten und geläuterten Bewußtſein, von welchem derſelbe ausgeht, gemeint ſein; denn an ſich beruht aller Begriff der Komik und des Witzes nicht auf der beſondern Beſchaffenheit einzelner Gegenſtände, ſondern gleichfalls ſchon auf jener allgemeinen Nichtigkeit des Endlichen im Gegenſatze des abſolut Geiſtigen, das es ſich anzueignen trachtet. Jenes Bewußtſein aber kann nicht in dem einzelnen Aufblitzen des Witzes als einzelnen, ſondern nur in zuſammenhängenden Reihen oder Witzketten zur Erſcheinung kommen; nicht der Witz als ſolcher, ſondern das

---

*) Vorſchule Th. I. S. 192.: „In dem Individuellen ſelbſt das Allgemeine anzuſchauen.“

an dieſer beſtimmten Stelle und in Bezug auf dieſen beſtimmten Gegenſtand die Thätigkeit des Witzes auftritt, ſtempelt daher irgend eine einzelne Aeußerung oder Erfindung zur humoriſtiſchen.“ Weiße ringt hier mit großer Mühe nach einem Unterſchiede des Witzes und des Humors, ohne es weiter zu bringen, als zu dem quantitativen Unterſchiede der Vereinzelung und des Zuſammenhangs. Der continuirte Witz, der Zuſammenhang von Witzketten, ſoll der Humor ſein, aber viele Einzelne neben einander ſind immer nur wieder dieſe Einzelnen: die Wiederholung, auch die Fortſetzung aus ſich, ſetzt immer nur den quantitativen Unterſchied, der aber iſt gar keiner, denn von der Witzkette kann ich ſo viel abſchneiden, als ich will, es bleibt immer Witz, und ich kann ſo viel Witz ſich aus ſich continuiren laſſen, als ich will, es bleibt immer Witz und nur Witz. Freilich iſt die Wahrheit des Vereinzelten der Zuſammenhang; aber von der Aeußerlichkeit, die Einzelnes nebeneinander und nacheinander und Zuſammenhang hat, iſt hier gar nicht die Frage. Das Einzelne des Witzes iſt Geiſt, und ſeine Wahrheit die, daß dieſes Einzelne das Allgemeine iſt. Weiße hat den Uebelſtand auch wohl gefühlt, denn er ſagt: „Es darf aber dieſes, durch das Organ des Witzes ſich ausſprechende ideale Selbſtbewußtſein nicht als etwas äußerlich zu den Thätigkeiten der Komik und des Witzes Hinzukommendes betrachtet werden; ſondern es iſt die eigene weitere Entfaltung dieſer Begriffe, — indem die Allgemeinheit, die in jenem, obgleich an ſich bereits vorhanden, nur noch verborgen blieb, hier frei wird, und ſich als das Princip der beſonderen Erſcheinungen jener Thätigkeiten ausweiſ't.“ Das heißt im Grunde nichts anderes, als das obige ganz Richtige: „der Begriff des Komiſchen und des Witzes beruhe an ſich ebenfalls auf der allgemeinen Richtigkeit des Endlichen.“ Warum giebt uns aber Weiße nicht lieber, ſtatt jenes vielen Geredes und ſtatt der Forderung, wie es ſein ſolle, die wirkliche Dialektik dieſer Begriffe ſelbſt, d. h. die Entwicklung des Anſichſeins zum Fürſichſein und An- und Fürſichſein? Hätte er dies gethan, ſo würden wir ſagen müſſen, wie Alexander: „Philipp hat mir nichts zu thun übrig gelaſſen", ſo aber war Aſien noch erſt zu erobern, und dieſe Entwickelung vorzunehmen. Dadurch kommt denn der Unterſchied heraus, und zwar, wie ſichs gehört, durch die jedesmalige Negation, die ſich in der Sache geltend macht. Der Verlauf, von dem Weiße ſo viel redet, den er aber keineswegs eintreten läßt, iſt alſo in der Kürze dieſer:

A. Das Komiſche iſt die Erſcheinung des endlichen Geiſtes in ſeinem Anſichſein. Aber ſo wie er an ſich iſt, ſo iſt er auch für Anderes. Dieſe ſeine Negation ſcheint er ſo noch außer ſich zu haben, lächerliches und lachendes Subject ſind gegeneinander, indem ſie für einander ſind, aber er iſt der endliche Geiſt, welcher erſcheint, ſo hat er ſchon in ſeinem Anſichſein, das Füranderesſein an ſich, alſo ſeine Negation in ſich. Indem dieſe ſeine Negation ſich in ihm geltend macht, erſcheint er als das, was er an ſich iſt, als endlicher Geiſt, in ſeinem Andern, ſeiner Negation, dem ſelbſtbewußten Geiſt.

B. So iſt die Wahrheit des Komiſchen die Erſcheinung des endlichen Geiſtes als das Sein des endlichen Geiſtes im freien Geiſt. Dies iſt in Wahrheit die Aufhebung der Erſcheinung des endlichen Geiſtes, und ſo die wahre Wirklichkeit des Komiſchen, der Witz.

Im Witz hat nun die Erſcheinung des endlichen Geiſtes keine ſelbſtſtändige Exiſtenz mehr, die Erſcheinung dieſer einzelnen Exiſtenz iſt als das geſetzt und beſtimmt, was ſie wirklich iſt durch Geltendmachung ihrer Negation in ihr. Die Erſcheinung iſt der Witz, dieſer freie Geiſt, in dem der endliche ſchon als aufgehoben geſetzt iſt. Dieſer freie Geiſt iſt das Selbſtbewußtſein, ſo iſt dieſe Erſcheinung für ſich:

C. Was aber hier die Erſcheinung für ſich iſt, nämlich aufgehobener endlicher Geiſt, das iſt der endliche Geiſt in ſeiner Erſcheinung an und für ſich. Sein Begriff iſt der, daß er ſich ſelbſt aufhebt. Alſo die einzelne Wirklichkeit des Komiſchen im Witz wird als dieſe einzelne negirt durch ihre immanente Negation. Die Erſcheinung des endlichen Geiſtes iſt nicht die irgend einmal aufgehobene, nicht dieſe einzelne wirkliche Aufhebung, ſondern die Erſcheinung des endlichen Geiſtes iſt in ihrem Begriff aufgehoben, ſie hebt ſich ſelbſt auf, ſie iſt das an und für ſich Nichtige, ſich aufhebende. So hat wiederum die einzelne Wirklichkeit des Komiſchen, der Witz, die Negation in ſich ſelbſt. Die Beſtimmung des Einzelnen, die Negation und Wahrheit des Einzelnen, iſt das Allgemeine, d. h. die Endlichkeit des Geiſtes iſt ideell geſetzt. Die Erſcheinung als ideell geſetzte Endlichkeit des Geiſtes iſt — der Humor *).

So iſt hoffentlich in unſerer Entwickelung ſowohl der Vorbereitungsbegriffe, als auch beſonders des Komiſchen zum Witz, und des Witzes zum Humor, das geleiſtet, was Weiße mit Recht zwar fordert, aber keineswegs wirklich ausführt. Die ganze Sache iſt in Weiße's Aufſtellung an ſich ſchon enthalten, das iſt richtig, aber auch nur erſt an ſich, offen-

---

*) Von hier aus iſt denn auch die Dialektik der Erhabenheit, der Häßlichkeit und des Komiſchen vollſtändig einzuſehen, weil der Humor erſt das Komiſche in ſeiner Wahrheit und ſo erſt die wahre Ineinsſetzung jener beiden Entgegengeſetzten iſt, nämlich, wie wir ausgeführt:

A. Erhabenheit iſt Befreiung des endlichen Geiſtes mit Feſthaltung ſeiner Bedürftigkeit und der Möglichkeit des Zurückſinkens. So wird das Endliche in ihm nicht vollſtändig überwunden. Es tritt als immanente Negation auf.

B. Das Endliche negirt die andere Seite, ſeine Wahrheit. Erſcheinung des endlichen Widerſpruchs, Häßlichkeit.

C. Die Negation der Endlichkeit von Seiten der Idee, und die Negation der Idee von Seiten der Endlichkeit, ſind in eins geſetzter Gegenſatz in der Idealität der Endlichkeit des Geiſtes, deren Erſcheinung das Komiſche als Humor iſt.

bar nicht für ihn, denn mit dem, was er von der Continuität des Witzes explicirt, können wir ihn doch unmöglich für einen Wiſſenden gelten laſſen. Daſſelbe iſt es mit dem „idealen Bewußtſein“, welches wohl, wenn es das Wiſſen der ideellen Endlichkeit ſein könnte, die Sache ſelbſt wäre, als Wiſſen des Ideals aber ſchwerlich zum Humor kommt. Denn dem Ideal ſowohl, als dem Bewußtſein davon iſt es eine größere Noth und ein wirklicher Ernſt um die Aufhebung der Endlichkeit, und keineswegs dieſe ideale Aufhebung durch bloße Beſinnung des Geiſtes über ſich ſelbſt in der Endlichkeit zu erreichen, wie die ideelle Aufhebung, die eben darum das Komiſche iſt. So iſt freilich auch hier der Widerſpruch gegen Weiße, unſern vortrefflichen Vorgänger, nothwendig geworden. Aber der tapfere Mann wird daraus den eben ſo nothwendigen Schluß ziehn, daß wir ihn in dieſen Dingen für bedeutend halten, und auch, was nahe genug liegt, ohne ſeinen Vorgang wohl ſchwerlich die Sache ſo weit gebracht hätten, wie wir uns nun doch einbilden gethan zu haben.

B. Humor.

1. Das humoriſtiſche Bewußtſein.
2. Erſcheinung des humoriſtiſchen Bewußtſeins.
3. Humor, ſubjective und objective Realität der Heiterkeit.
   a. Laune. α. Die humoreske β. Die burleske γ. Die groteske Laune.
   b. Humor, humoriſtiſche Darſtellung.
   c. Das Naive, der humoriſtiſche Gegenſtand.
   d. Humoriſtiſche Ironie, Bewegung des Naiven.

1. Das humoriſtiſche Bewußtſein.

Das Komiſche als das ſchlechtweg Komiſche, das Lächerliche, und der Witz, beide ſind die Selbſtbefreiung, welche als Beſinnung in der Endlichkeit und über die Endlichkeit des Geiſtes zur Erſcheinung kommt, aber ſo noch dem gemeinen Bewußtſein in ſeiner Unmittelbarkeit, der unmittelbar ſelbſtbewußten Perſönlichkeit angehörig, deren Freiheit eben in dieſem präſenten Selbſtbewußtſein beſteht. Dieſe Freiheit, wie ſie ſich unmittelbar vorfindet, ſo verliert ſie ſich auch unmittelbar wieder, und will ſich eben darum nicht behaupten, weil ſie ihrer unmittelbar gewiß iſt. So iſt dieſe Freiheit ſelbſt noch eine endliche, ephemere.

Das gemeine Bewußtſein, als dieſe unmittelbar ſelbſtbewußte Perſönlichkeit, iſt aber das natürliche, das noch einer höheren Vermittelung mit ſich fähig und bedürftig, noch ungebildet und roh iſt. Darum iſt das Lächerliche dem natürlichen Geiſte des unentwickelten Kindes auf der erſten Stufe der Selbſtbeſinnung als Selbſtgefühl im Gegenſatz gegen ein Anderes, das ihm nicht gemäß erſcheint, ſchon zugänglich, und kein wildes Volk iſt ſo roh, keine Volksklaſſe ſo ungebildet, daß ihr der Genuß dieſes Komiſchen, des Lächerlichen, verſagt wäre, ja die niederen Volksklaſſen, gerade in ihrer geringeren Geiſtesbildung, ſind dem Komiſchen am meiſten zugethan und ſeiner am ſicherſten.

Auch der Witz iſt nicht ausſchließliches Eigenthum der Bildung. Wenn es wenig witzige Kinder giebt, ſo giebt es darum nicht wenig Witz unter den Kindern, ſobald ſie überhaupt zum Wiſſen und ſomit nicht nur zur ganz unmittelbaren Beſinnung über das Vorkommende und Vorgefundene, ſondern auch zur Beſonnenheit, als dem Zuſtande, in welchem die endliche Erſcheinung aufgehoben iſt, gekommen ſind. Die Erfinder der treffendſten Spottnamen ſind oft noch jung genug, um Kinder zu heißen. Daß aber das ungebildete Volk, unſre vortrefflichen Plebejer, die deutſchen wie die wälſchen, witziger ſind, als ſelbſt die Gelehrten unter den Gebildeten: auch das können dieſe letzteren, wenn ſie es nicht ſchon wiſſen, aus Shakeſpeare lernen. Wir haben bereits davon geredet.

Der Witz, als dieſes natürliche und ungebildete Bewußtſein, iſt das Wiſſen und die Freiheit des Wiſſens in einer unmittelbaren, formellen, noch abſtracten Form. Er beſinnt ſich wohl und weiß ſich als Selbſtbeſinnung, macht ſich ſo auch laut und behaglich genug geltend, aber er beſinnt ſich, ſo lange er bei dem einzelnen Fall, als dieſer Zufälligkeit, ſtehen bleibt, nicht über ſeinen ganzen eigentlichen Inhalt, gilt alſo wohl mit Recht als Befreiung, aber die noch einer höheren, vollkommneren Vermittelung mit ſich fähig iſt und bedürftig.

Das Fürſichſein des Wiſſens im Witz als Selbſtbewußtſein wird auch im Gegenſatz gegen ſein Anderes bloßes Fürſichſein der nur ſubjectiven Befreiung, wenn es den endlichen Geiſt als ſolchen, von ſich, dem freien, ausſchließt, indem es auf die Wahrheit des endlichen Geiſtes nicht eingeht, welche die iſt, daß ſeine Erſcheinung ſich ſelbſt aufhebt. So iſolirt der Witz ſein Wiſſen, und indem der Witz nur in ſeinem vereinzelten Wiſſen die Endlichkeit des Geiſtes aufgehoben weiß, iſt er nur formell frei.

Er weiß ſich ſo im Gegenſatz mit der Endlichkeit, ſich als freies Wiſſen im Gegenſatz gegen den beſchränkten Geiſt, den er nur in dieſem Falle in ſich aufgehoben, alſo nicht als ſolchen befreit hat. So iſt weder ſein Wiſſen, noch dieſe Aufhebung die Nothwendigkeit und die Natur des Geiſtes als ſolchen; vielmehr findet er in der Befreiung nur ſeine Freiheit, und ſie iſt nicht, weil es der Begriff des endlichen Geiſtes iſt, ſich zu befreien, ſondern weil es das Belieben des Witzes iſt, ſich als Herrn und Meiſter dieſer Beſchränktheit zu zeigen.

Aber das Gelächter des Witzes, ſofern es dieſe Ueberhebung iſt, iſt es noch unfrei, denn das, was es unter ſich läßt, das erhebt es nicht zu ſich, das läßt es unaufgehoben. Im Aufheben des endlichen Geiſtes, als des endlichen, beſtand aber die Freiheit, welche Witz iſt, denn er der Witz iſt gar nichts, als eben dieſe Aufhebung ſelbſt.

Eben ſo der Witz, inſofern er dieſes Belieben iſt, iſt er zufällig, alſo das Komiſche als das Zufällige, welches eintreten kann, aber auch nicht. Das Komiſche iſt ſo die Selbſtbefreiung, aber als zufällig Freies hängt es von ſeinem Belieben ab, ob es ſich befreien will, oder ob nicht, ob es in dieſem

Falle ſein will, oder nur in jenem. Das Belieben nämlich iſt eben die Willkür, die Wahl zwiſchen den Fällen. Dieſe Willkür iſt der Nothwendigkeit des Geiſtes, als der Vernunft, die nicht auch nicht ſein kann, entgegengeſetzt. Das zufällig Freie iſt das Unfreie. So iſt die Freiheit des Witzes noch unfrei, weil ſie im Belieben des Subjects liegt, und daher das Komiſche als Zufälliges, als dieſer oder jener Fall iſt.

Die Aufhebung dieſer Zufälligkeit und Vereinzelung, alſo auch der Unfreiheit des Komiſchen, iſt die Erkenntniß deſſen, was in der Aufhebung des Einzelnen in Wahrheit ſchon vorhanden iſt, nämlich die ideell geſetzte Erſcheinung des endlichen Geiſtes.

Im Witz iſt die endliche Erſcheinung ideell geſetzt, ſie hat keine unabhängige, ſelbſtſtändige Exiſtenz, ſie wird nicht da draußen als ein Unmittelbares vorgefunden, ſondern ſie iſt nur im Wiſſen, und alles was ſie iſt, das iſt dieſes Wiſſen, in dem ſie iſt; ſo iſt die endliche Erſcheinung, die als endlich, ſich beendigend, gewußt wird, darum die beendigte, aufgehobene Endlichkeit: ſo iſt ſie aber nicht verſchwunden und verloren gegangen, ſondern iſt nur, was ſie in Wahrheit und in ihrem Begriff iſt: Erſcheinung des endlichen Geiſtes, welcher als endlicher erſcheint, wenn er eben als ſich aufhebend gewußt wird: indem er Erſcheinung iſt, iſt er in ſeiner Wahrheit. So iſt das Wiſſen des Witzes Selbſtbewußtſein, denn was er weiß, das iſt nur das Selbſt des Geiſtes, welches er ſelbſt und ſein Anderes, der endliche Geiſt, in eins geſetzt iſt. Der Witz aber findet in dieſem Wiſſen noch nicht die ſich ſelbſt wiſſende Wahrheit, ſondern findet ſich in dieſem Wiſſen nur als unmittelbar ſelbſtbewußte Perſönlichkeit, deren Behauptung als dieſer Perſönlichkeit in dieſem Falle und deren Geltendmachung als dieſe Beſinnung, in welcher ſich dieſe Erſcheinung des endlichen Geiſtes aufhebt, nur das Selbſt dieſes Subjects meint. Dieſes Selbſt jedoch kann ſich nicht behaupten als dieſe Particularität der Perſönlichkeit, vielmehr kann es ſich nur geltend machen, indem es die Wahrheit des Geiſtes ſelbſt iſt. Dies im Witze an ſich ſchon Vorhandene, die Wahrheit als Selbſtbewußtſein des Geiſtes, muß nun geſetzt werden durch die Verneinung der unmittelbar ſelbſtbewußten Perſönlichkeit.

Was alſo das witzige Bewußtſein als gemeines Bewußtſein hie und da zufällig iſt, Beſinnung über die Erſcheinung des endlichen Geiſtes, das ſoll es nun werden als dauerndes Beſitzthum des Geiſtes, und indem die Unmittelbarkeit des Bewußtſeins aufgehoben wird, entſteht eine Wiedergeburt des Geiſtes, ein neues Bewußtſein, welches erſt errungen worden iſt, indem es in höherer Vermittelung mit ſich die Wahrheit der Endlichkeit als ſein Selbſt erkannt hat, das humoriſtiſche Bewußtſein, in welchem die Erſcheinung des endlichen Geiſtes nicht in ihrer Vereinzelung als zufällig vorkommende, ſondern als in ihrem Begriff ſich aufhebende, d. h. ideell geſetzte iſt.

Das humoriſtiſche Bewußtſein iſt die Negation des unmittelbaren Selbſtbewußtſeins, alſo als nicht unmittelbares, ein vermitteltes, als nicht vorgefundenes, ein errungenes. Das Wiſſen kann aber nichts erringen, als in dem Andern ſich ſelbſt, ſo iſt es eine nähere Vermittelung mit ſich ſelbſt, indem es ſein Selbſt, die Wahrheit, wie ſie ſich in der Erſcheinung des endlichen Geiſtes bethätigt, ſich zum Bewußtſein bringt. Dieſe nähere Vermittelung mit ſich iſt es, was man mit einem Wort Bildung nennt, und es hat ſeine Richtigkeit damit, wie Jean Paul *) ſich ausdrückt: „Es giebt einen Ernſt für alle; aber nur einen Humor für wenige, und darum, weil dieſer einen poetiſchen Geiſt und dann einen frei und philoſophiſch gebildeten begehrt, der ſtatt des leeren Geſchmacks die höhere Weltanſchauung mitbringt.“

Der „poetiſche Geiſt“ iſt der, welcher ſinnig auf den Grund und das Weſen der Erſcheinung ſieht, um ſolches Ge-

---

*) Vorſchule Th. I. S. 195.

ſichte zu bethätigen, und der „philoſophiſch gebildete mit ſeiner höheren Weltanſchauung“ iſt das gebildete Bewußtſein von der Idealität der Erſcheinung des endlichen Geiſtes. Dieſe Bildung gehört zum Humor, ſagt Jean Paul, und wir haben es hiemit auch geſagt. Der Humor iſt aber, oder vielmehr kann nicht bleiben dieſe Innerlichkeit des Bewußtſeins, auch nicht als Bildung, welche das Geſetztſein dieſes innerlich bleibenden Bewußtſeins iſt, denn er iſt die Erſcheinung deſſelben in der Objectivität, alſo nicht der endliche Geiſt im philoſophiſchen Bewußtſein, ſondern die Idealität, welche an der Erſcheinung des endlichen Geiſtes ſelbſt geſetzt iſt.

Wir haben alſo dieſe zwei Seiten: das humoriſtiſche Bewußtſein, als die ſubjective Seite, und das Eingehen deſſelben in die Objectivität, ſeine Erſcheinung.

2. Erſcheinung des humoriſtiſchen Bewußtſeins.

Das humoriſtiſche Bewußtſein, dieſe Beſinnung in der Endlichkeit, welche ein für allemal vollbracht und darum Bildung iſt, gehört eben darum der Geſchichte an, kann aber eben ſowohl in der Form der Vorſtellung, als in der Form eigentlich philoſophiſcher Erkenntniß exiſtiren. Sein Inhalt aber iſt die Idealität der Endlichkeit. Was in der Idealität des endlichen Geiſtes vorhanden iſt, haben wir ſchon erkannt, eines Theils daß er als endlicher das Nichtige, ſich ſelbſt Aufhebende, andern Theils daß er dadurch in der Wahrheit und die Wahrheit in ihm iſt, er alſo nun mit Vernichtung der Endlichkeit nicht das Nichtige als ſolches, ſondern das Nichtige des Nichtigen, ſomit erſt das wahrhaft Erhöhte, Verwirklichte und Erlöſ'te iſt, in dieſem Bewußtſein alſo ſein wahres Selbſtbewußtſein gewonnen hat, das Bewußtſein ſeiner Unendlichkeit, in welchem er ſelbſt als das Unendliche mit ſeinem Andern dem Endlichen in eins geſetzt iſt. So iſt der Geiſt, als der Geiſt der Wahrheit, in ſeine unwahre Geſtalt eingegangen, und indem er auf ſie eingeht, hat er ſie ſelbſt zu ihrer Wahrheit erhoben und erlöſ't. Dieſer Inhalt des philoſophiſchen Bewußtſeins und dieſes Bewußtſein aller wahren Philoſophie iſt als hiſtoriſche Erſcheinung in ſeiner höchſten Spitze und Vollendung die Erſcheinung des Chriſtenthums, womit nun die Idealität des endlichen Geiſtes dem lebendigen Glauben und der Anſchauung ſelbſt angehört, und ſich in den unendlichen Reichthum und die ganze Tiefe der Romantik, dieſer fortgeſetzten Erlöſungsſehnſucht und Erlöſung, und des chriſtlichen Geiſtes überhaupt, ausbreitet. Hier ſind immer die beiden Momente, daß der Menſch in ſeiner Endlichkeit vernichtet, aber eben darum mit dem Höchſten begnadigt wird. So gilt das endliche Subject nichts und alles; nichts, denn es iſt endlich, dieſes nichtige, an ſich ſündhafte; alles, denn es iſt das Gefäß des Ewigen und die ewige Seligkeit ſeine Beſtimmung, es iſt der Gegenſtand der Liebe Gottes.

Die Erhöhung des komiſchen Bewußtſeins zum humoriſtiſchen wurzelt alſo in der Verſöhnung des Endlichen und Ewigen, welche mit dem Chriſtenthum in die Welt gekommen, d. h. Weltbewußtſein geworden, und ſo iſt von vornherein der humoriſtiſche Geiſt der Geiſt der Verſöhnung, der überall die Erſcheinung des endlichen Geiſtes, als unendlich werthvoll, mit Liebe begleitet. Die beiden Seiten ſind alſo hier vorhanden, die endliche Erſcheinung, die ſich aufzuheben trachtet, nach ihrer Wahrheit ſehnt, und die unendliche Liebe, mit der ſie begnadigt wird. Das iſt die Romantik, darum iſt der Humor aus der romantiſchen Weltanſchauung heraus geboren, und nichts treffender, als ihn mit Jean Paul das Romantiſch-Komiſche zu nennen.

Nach der Seite der Entzweiung und des Unterſchiedes zeigt ſich im romantiſchen Bewußtſein die Endlichkeit des Geiſtes, der ſeine Wahrheit jenſeits hat und erſehnt. In der Sehnſucht werden die beiden Entgegengeſetzten, endliches Individuum und ewiger Geiſt noch als gegeneinander wirkende feſtgehalten, denn eben dadurch, daß eins auf ſeiner Seite unbefriedigt iſt, entſteht die Sehnſucht. Nach der Seite der

Ineinsſetzung der Entzweiten iſt das romantiſche Bewußtſein die Liebe. Dies romantiſche Bewußtſein im Kampfe um die höchſten Güter iſt aber von vornherein nichts weniger als komiſch, ſondern je tiefer ſeine Bedürftigkeit, je heißer ſeine Sehnſucht, deſto ernſter iſt es ſelbſt. Komiſch wird das Romantiſche erſt, wo es nicht mehr zu kämpfen hat, wo die Endlichkeit des Geiſtes keinen Widerſtand mehr leiſtet, nicht einſeitig ſich feſthält, ſondern indem ſie als Endlichkeit im Bewußtſein iſt, ſo auch ſogleich in ihrer Wahrheit und erlöſ't iſt. Der Prozeß der bloßen Beſinnung über die Wahrheit der Erſcheinung iſt das Unterſcheidende des Komiſchen und zugleich das Unwiderſtehliche, darum kein ernſtlicher Kampf, ſondern ein heiteres Ereigniß. Dieſe Beſinnung, als humoriſtiſches Bewußtſein, iſt allerdings ein für allemal vollbracht, und ſo das an und für ſich ſeiende Komiſche, deſſen Verwirklichung aber dennoch wieder, von dieſem Sein im Bewußtſein und als Bewußtſein verſchieden, die äußerliche Erſcheinung deſſelben iſt.

Das Romantiſche als das Komiſche, dieſes heitere müheloſe Ereigniß, iſt alſo immer die befriedigte Sehnſucht und die Liebe, als dieſe Empfindung der Einheit des Ichs mit ſeinem Andern, ſo daß ſowohl der endliche Geiſt als in ſeiner Wahrheit ſeiend gewußt wird, und auch das Ich ſich ſelbſt von dieſer Endlichkeit nicht ausgeſchloſſen weiß, und ſo erſcheint. Humor iſt dann nach dieſer Beſtimmung nicht nur Liebe, ſondern auch Liebenswürdigkeit, in der Beſcheidenheit des Ichs, das ſich, eben um ſeines humoriſtiſchen Bewußtſeins willen, nicht überheben kann. Dieſe Einheit der Liebe und der Liebenswürdigkeit iſt nun nicht mehr bloß Duldung und Milde, welche überhaupt nur in der endlichen Sphäre gelten. Liebenswürdigkeit und Liebe iſt die Negation aller für ſich gültigen Particularität und Endlichkeit, welche ſich als ſolche von vornherein beſcheidet das Nichtige zu ſein, in dieſer Beſcheidenheit ſelbſt aber ſodann ihre Wahrheit gewinnt, nämlich mit der Liebenswürdigkeit auch ihr anderes Moment, die Liebe. Jean Paul nennt dieſe Negation der für ſich gültigen Endlichkeit, wodurch die Wahrheit der Endlichkeit hervorragt, die humoriſtiſche Totalität, welcher Ausdruck zuerſt aus dem Bewußtſein und der Beobachtung entſpringt, daß der Humoriſt den einzelnen Fall nicht ſucht und nicht ihn als einzelnen meint, ſondern in ihm, dem Einzelnen, eben das Allgemeine anſchaut, ſodann aber auch ſich ſelbſt als vereinzeltes Ich nicht ausnehmen kann. Die Negation aller für ſich ſeienden Particularität drückt Jean Paul in einem vortrefflichen Gleichniß aus, wenn er ſagt *): „Der gemeine Satiriker mag auf ſeinen Reiſen oder in ſeinen Recenſionen ein paar wahre Geſchmackloſigkeiten und ſonſtige Verſtöße aufgreifen und an ſeinen Pranger befeſtigen, um ſie mit einigen geſalzenen Einfällen zu bewerfen, ſtatt mit faulen Eiern; aber der Humoriſt nimmt faſt lieber die einzelne Thorheit in Schutz, den Schergen des Prangers aber ſammt allen Zuſchauern in Haft, weil nicht die bürgerliche Thorheit, ſondern die menſchliche d. h. das Allgemeine, ſein Inneres bewegt. Sein Thorſusſtab iſt kein Taktſtock und keine Geißel, und ſeine Schläge damit ſind Zufälle.“ Wenn der Einzelne getroffen wird, ſo wird doch nichts weniger als dieſer Einzelne gemeint: der Humor will nicht geißeln, iſt allerdings milde und duldend, aber dies, ſofern er überhaupt nicht richtet: ſein Thorſusſtab iſt ſodann auch kein Taktſtock, er will nichts ordnen und ändern, ſondern nur die Erſcheinung in ihrer Wahrheit erſcheinen laſſen. Nun iſt er ſelbſt in die Erſcheinung mit eingeſchloſſen, darum darf er auch ſich nicht ausnehmen; ſo beſcheidet ſich der Humor gegen den Witz, der auf ſeinem vermeintlichen Schöppenſtuhl noch von Milde und Duldung träumte. Hiezu iſt wieder Jean Pauls **) eindringliche Metapher anzuführen. „Der Humoriſt kann ſeine eigne Verwandtſchaft mit der Menſchheit nicht läugnen; indeß der gemeine Spötter, der nur einzelne ihm fremde abderitiſche Streiche des gemeinen und gelehrten Weſens wahrnimmt und aufzählt, im engen ſelbſtſüchtigen Bewußtſein ſeiner Verſchiedenheit — als Hippocentaur durch Onocentauren zu reiten glaubend — deſto wilder von ſeinem Pferde herab die Kapuzinerpredigt gegen die Thorheit hält, als Früh- und Veſperprediger in hieſiger Irrenanſtalt der Erde. O, wie beſcheidet ſich dagegen ein Mann, der bloß über alles lacht, ohne weder den Hyppocentaur auszunehmen, noch ſich!“

---

*) Vorſchule Th. I. S. 167.

**) S. 171.

Die Liebenswürdigkeit des Ichs iſt dieſe Beſcheidenheit, worin es mit dem Gegenſtande in eins geſetzt erſcheint; das aber war die Liebe; ſo iſt die Verwirklichung der Liebe Ineinsſetzung des Liebenswürdigen und des Liebenden, worin nun die Liebe und die Liebenswürdigkeit gegenſeitig, alſo ſelbſt auch in eins geſetzt ſind, ſo daß beide nunmehr nur Momente in der wirklichen Liebe ſind.

Die wirkliche Liebe iſt nun aber auch als die Ineinsſetzung des Liebenswürdigen und der Liebe nicht mehr die Geſinnung oder die Innerlichkeit des humoriſtiſchen Bewußtſeins, ſondern ſchon das Eingehen dieſes Bewußtſeins in die Erſcheinung.

3. Humor, ſubjective und objective Realität der Heiterkeit.

Wenn ſich nun die wirkliche Liebe der ideell geſetzten Endlichkeit des Geiſtes als Liebenswürdigkeit zeigte, ſo war ſie damit die Erſcheinung einer Gemüthsverfaſſung, welche weſentlich die verſöhnte Stimmung und darum das iſt, was man vorzugsweiſe gute Laune, guten Humor heißt. Auch als dieſe Stimmung des Subjects, als gute Laune alſo wäre der Humor dieſes Concrete und Wirkliche, wie wir es in der wirklichen Liebe kennen gelernt, und eben ſo auch ſchon ſelbſt Erſcheinung, dieſer Geiſt, der ſich mit ſeinem Gegenſtande in eins geſetzt, und eben dadurch in ihm ſein Daſein hat, das heißt erſcheint. Der Humor auch in ſeiner Subjectivität kann eben ſo wenig als die wirkliche Liebe, die er ſelbſt iſt, ohne ſeinen Gegenſtand ſein. Das humoriſtiſche Bewußtſein, die humoriſtiſche Subjectivität, iſt von ihrer Gegenſtändlichkeit nicht zu trennen, denn ſie iſt nur dadurch, daß ſie durch dieſelbe hindurchgegangen und ſich dadurch gebildet hat, und nicht nur daß ſie hindurchgegangen, ſondern daß ſie ſich in ſie hineingebildet, und nicht nur daß ſie ſich hineingebildet, ſondern daß ſie ſich mit ihr in eins gebildet. Dies iſt der Begriff des Humors. Der Humor, ſo in ſeinem Begriff, iſt Anſchauung. Aber die humoriſtiſche Anſchauung, das Anſichſein des Humors, iſt ſchon Fürſichſein, das humoriſtiſche Bewußtſein, in welchem der endliche Geiſt ideell iſt. Dies Anundfürſichſeiende iſt das Moment, welches das Ganze iſt: dieſe Anſchauung iſt Humor. Aber um wirklicher Humor zu ſein, muß die Anſchauung erſcheinen, die Endlichkeit des Geiſtes als ideell geſetzte aufgezeigt werden, das Anundfürſichſein des Begriffs muß ſich in der Aeußerlichkeit verwirklichen. Die Wirklichkeit des Humors iſt die Hineinbildung der humoriſtiſchen Anſchauung in ihre Gegenſtändlichkeit, die Erſcheinung. Wirklich alſo iſt der Humor nur als Erſcheinung und ſein weiteres Daſein nur weitere Verwirklichung dieſer Erſcheinung, die er ſelbſt iſt.

Aber dieſe Aeußerlichkeit der Erſcheinung iſt wiederum nur für das humoriſtiſche Bewußtſein, deſſen Darſtellung ſie iſt. Während ſo alles Sein für Anderes aufhört, ergiebt ſich, ſtatt des bloßen Fürſichſeins des Witzes, in der ſich abſondernden Subjectivität, für das humoriſtiſche Bewußtſein das wahre Fürſichſein, in welchem es nur ein Sein für Eines giebt. Schon das humoriſtiſche Subject iſt dieſe realiſirte Heiterkeit als gute Laune und guter Humor. Es iſt dies nur durch ſeinen Inhalt die Idealität der Endlichkeit des Geiſtes, in der Idealität des endlichen Geiſtes aber iſt dieſer ſelbſt als das Unendliche geſetzt, der Prozeß der Idealität alſo die Befreiung des Endlichen zum Unendlichen, und ſo die Idealiſirung des endlichen die Realiſirung des humoriſtiſchen Geiſtes, und es bleibt dem humoriſtiſchen Bewußtſein kein anderes Sein, als das Sein dieſes Unendlichen, Freien, dieſes realiſirten Geiſtes, welches eben die Idealität ſelbſt iſt, deren Prozeß, das Setzen ihrer ſelbſt zugleich im Unendlichen, dem Bewußtſein, und im Endlichen, dem Objectiven, die wahrhafte Heiterkeit, dieſe wahrſte Geſtalt des Komiſchen, realiſirt.

Die weitere Entwickelung dieſes Prozeſſes giebt die weitere Entwickelung des Humors, deſſen beide Momente, die endliche ideell geſetzte Erſcheinung und die Unendlichkeit des humoriſtiſchen Bewußtſeins nun jedes das Ganze und dieſelbe Erſcheinung des Humors d. h. nun erſt dieſe *wahre Realität der Heiterkeit* ſind.

Hier nun iſt der paradieſiſche Friede erreicht, und eben weil er erreicht, nicht ein Urſprüngliches, Unmittelbares iſt, haben wir ihn deſto ſicherer, denn jedes der Entzweiten iſt für ſich das Verſöhnte, und der Prozeß, deſſen Reſultat dieſe Verſöhnung zu nennen wäre, bleibt nichts als dieſe verſöhnende Bewegung ſelbſt. Ihre wahre Realität hat die Heiterkeit in dieſer darum heiteren Ruhe, weil ſie ſich geſichert weiß und fühlt. Auf der Seite der Subjectivität iſt dieſes heitere Daſein Stimmung oder eine Erſcheinung der Heiterkeit, welche vorzugsweiſe die Stimmung zeigt.

a. Die Laune.

Die Laune, der ſubjective Humor, iſt dieſe Rückkehr aus der Gegenſtändlichkeit in ſich, welche in ſich ruhend dieſen Genuß ihrer ſelbſt als *Empfindung* gegenwärtig hat, womit die Entzweiung ſich zur Einheit des Inſichſeins, der Kampf der Entgegengeſetzten ſich zum heitern Frieden mit der Welt und mit ſich, die ganze Exiſtenz und Wirklichkeit dieſes Weſens der Heiterkeit aber ſich zur Geſtalt der Unmittelbarkeit wieder verdichtet hat, und ſo die Natur des ſo geſtimmten Subjects abgiebt. Was die Natur der Liebe überhaupt iſt, daß ſie als dieſe Empfindung der Einheit des Geiſtes mit ſeinem Andern in die Erſcheinung tritt, dieſe Einheit und ihr Selbſtgefühl iſt, das iſt ſie auch hier: Empfindung, Empfindſeligkeit ſogar, ausgeſöhnt mit ſich und aller Welt, jedermanns und ſein eigner guter Geſelle, der nie und nirgends in Verlegenheit iſt, ſeine eigne und ſeiner Geſellen Liebenswürdigkeit zu faſſen und zu genießen. Yorrick und ſeine Freunde, die Franzoſen, in der Wagenremiſe zu Calais, auf der Fahrt nach Paris, in der Unterhandlung mit dem Pariſer Kammermädchen endlich, überall iſt er dieſe Einigkeit mit ſich und mit der Welt, überall der Ton, von dem das Buch ſeinen Namen trägt, in der harmoniſchen Stimmung unverdroſſener Heiterkeit angeſchlagen, und nicht mit Unrecht Frankreich und ſein liebenswürdiges Volk der Boden, auf dem dieſe Laune ſich aufthut, denn außer Italien möchte kein anderes Land und Volk ſo ſehr zu empfindſamen Reiſen herausfordern. Dies letztere wird darum nicht weniger wahr ſein, wenn auch noch kein Yorrick in Italien gereiſ't ſein ſollte. Faſt zu abſtract und beiſpielsweiſe iſt jene Göthiſche Laune, welche einen, der in Zerſtreutheit quer über die Wieſe ſchlendert und von dem Eigenthümer mit einer Ohrfeige zur Beſinnung gebracht wird, erfreut ausrufen läßt: möcht' ich doch überall ſo muntre Geſellen finden! Mit allem vertraut, hat dieſe Geſinnung nichts zu fürchten, die Welt iſt ihre und iſt ihr gewonnen, ſie kämpft nicht lange, ſie ſiegt: wo ſie Charakter geworden iſt, da iſt ſie unwiderſtehlich, und ſo ſehr der Witzbold verletzt und zurückſtößt, ſo ſicher gewinnt der Humoriſt alle Herzen, ſo gewiß entwaffnet er allen Haß. Freilich muß er Menſchen finden und nicht Barbaren, eine Vorausſetzung, die aber auch faſt gar nichts vorausſetzt, und darum gewiß auch in jenem Wieſenbeſitzer nicht getäuſcht worden iſt. Das Nächſte alſo wäre wohl, daß in dieſer Stimmung das Subject Liebe erwirbt. Die Laune rechnet auf dieſen Erfolg, ſie iſt unbefangen, vertraulich und zuthulich, wodurch ſie aber auf der andern Seite ſogleich läſtig wird und abſtoßend, wenn eine vornehme Barbarei ihrer Vertraulichkeit gegenüberſteht. Die Barbarei iſt indeß auf dieſem Standpuncte überhaupt ſchon negirt, und was daraus ſich ergiebt, iſt die ſichere Liebenswürdigkeit des humoriſtiſchen Subjects. Sie kann aber erſt

in

in der Vertraulichkeit mit ihm und bei unbefangener Vertiefung in das Weſen ſeiner Heiterkeit recht genoſſen werden.

Die Laune bringt in der Liebe, wie ſie in ihrer Empfindung vorhanden iſt, die Liebenswürdigkeit mit, und hat alſo den Gegenſtand der Erſcheinung in ihrer Subjectivität ſelber. So iſt ſie ihrem Begriff nach berechtigt, von ſich und ihrer Empfindung auszugehn, und immer darauf zurückzukommen. Dieſes Verfahren, welches man Vertraulichkeit nennt, wird ſo gut beabſichtigt als vorausgeſetzt. Die Geſchwätzigkeit, die Umſtändlichkeit, die ganze Particularität des Ichs, alles dies ergiebt ſich hieraus ſogleich für den Charakter der Laune; aber nicht das bloße Ich, ſondern dieſes mit der Subſtanz erfüllte, deſſen allervereinzeltſte Erſcheinung dennoch das Allgemeine darſtellt, nur dieſes hat das Recht ſich und ſeine Empfindung zu produciren. Das leere Ich und ſeine leere Genialität brauchen wir an dieſem Orte nicht mehr zu unterſcheiden, obgleich es ſich häufig in dieſe Form kleidet; aber es iſt zu beachten, wie nahe ſich dieſe Form des Humors in ihrer Freiheit mit der ſubjectiven Form der Unfreiheit berühret, welche letztere ſo wenig die wahre Rückkehr zu ſich iſt, daß ſie vielmehr gar nicht aus ſich heraus kann, und nichts mit der Laune gemein hat, als das Reden von ſich, welches nun freilich ekelhaft wird, weil nichts dahinter iſt. Das Ich darf ſich nur breit machen, ein Langes und Breites von ſich handeln, wenn ſeine Particularität das Allgemeine iſt. Das Subject unmittelbar iſt nichts werth, das Subject aber iſt beſtimmt, die höchſte Spitze der ſubſtanziellen Erſcheinung zu ſein. So iſt es geadelt und unendlich werthvoll durch die chriſtliche Anſicht, daß es der Seligkeit fähig iſt, die ewige Liebe in ſich zu verwirklichen. Die wirkliche Liebe in der heiteren Geſtalt der Laune hebt daher nicht bei dem bloßen Ich an, ſondern bei dem unendlich werthvollen, in dem der endliche Geiſt die Darſtellung ſeiner Verſöhnung mit ſich zu geben, und ſo in ſeiner eigenen Liebenswürdigkeit das Subſtanzielle zu finden hat. Hiebei liegt nichts näher, als der vortreffliche Pfarrer von Wakefield, der alt.

Phänomene des ſubjectiven Humors, die wir eben berühet haben, an ſich bewährt. Er beginnt gleich von ſich und läßt nicht los, uns die ganze Welt durch ſeine Brille zu zeigen, gebrochen zwar und närriſch genug, aber ſo auch unendlich liebenswürdig, denn dieſe Schrullen hat ſie nun einmal, ſo wie er ſelber ſeine eignen. Aber ſein Ich iſt nicht das erſte beſte, ſondern es iſt dieſes unendlich werthvolle, deſſen redſeligſte Umſtändlichkeit, und deſſen allerparticularſte Subjectivität das Allgemeine am deutlichſten zeigt, deſſen Liebenswürdigkeit dieſer Diamant der undurchdringlichſten und heiterſten Empfindung der Idealität des endlichen Geiſtes iſt. Keine Vertraulichkeit iſt größer, als die wir mit ihm eröffnen, keine Liebe ſchwerer, als die er gewinnt, und dem iſt ein harter Spruch zu ſprechen, der dieſen Mann und ſeine Laune von ſich weiſ't; aber er iſt auch wieder zu entſchuldigen, denn nur ſeinen Vertrauten wird der Pfarrer offenbar, und man muß ſich nun doch ſchon zu ihm entſchloſſen und gewendet haben, um dieſe Vertraulichkeit zu erreichen. Der Pfarrer von Wakefield iſt dieſer ſubjective Humor und Laune, ſofern die ganze Subſtanz in der Form ſeiner Empfindung gegeben wird, er iſt aber zugleich der objective Humor als dieſe Erſcheinung des Charakters. Die beiden Seiten ſind hier ſchon in eins.

Die Laune iſt der Humor als Empfindung, ſo iſt er eben launiſch, und die Zufälligkeit der Schrullen und Grillen ſtellet ſich in ihm vorzugsweiſe dar, um auch nach dieſer Seite das Recht der Subjectivität zu behaupten. Zwar kommen dieſe Schrullen und Grillen zu ihrem Rechte, ſie werden aufgehoben, aber ſie zeigen ſich auch in derſelben Berechtigung als die Endlichkeit des Geiſtes überhaupt. Der Mann, welcher ſein Steckenpferd mit Behaglichkeit reitet, thut Bericht davon, und weiß ſich in dieſer ſeiner Beſonderheit gerechtfertigt genug, ja liebenswürdig, ſofern er eben mit der Endlichkeit des Geiſtes verſöhnt iſt. Der Ausdruck der Laune, als vorzugsweiſe dieſer Empfindung, und des launigten Sentiments in ſeiner Zufälligkeit iſt

α. die Humoreske,

der Specialhumor, welcher das launigte Sentiment an beliebigen Einzelheiten ſich verlaufen und abſchließen läßt, und eben darum, weil dieſe und jede Einzelheit das Allgemeine zeigt, mit dem kleinſten Umfange, novellenartig aphoriſtiſch, zufrieden iſt. **Göthe's** Rattenfänger dient zum Beiſpiel. Dieſer, wie er auftritt, iſt nicht lange erſt Charakter und Ereigniß, ſondern gleich dieſe Schrulle, ihre Heiterkeit und dieſes Sentiment. Die Laune der Humoreske iſt die aphoriſtiſche, die Anekdoten-, die Novellen-, die Schnurren-Laune, und grenzt ſo zunächſt mit dem Witze; ſie iſt aber die Wahrheit des Witzes, weil ſie in ihrer Zufälligkeit das Allgemeine zeigt, welches ſie ſelbſt iſt. Dieſe Zufälligkeit hört auch eben dadurch, daß der Laune alle Zufälligkeit gerecht iſt, auf Zufälligkeit zu ſein, es entſteht vielmehr die Vertraulichkeit mit dieſer Zufälligkeit und aller närriſchen Gebehrdung des endlichen Geiſtes überhaupt, die Laune in ihrer Unbefangenheit ſchrickt vor keiner Abweichung der Erſcheinung zurück, und der Cynismus wie die Zote, mit denen ſie ſich ohne weiteres gemein macht, ſind ihr nicht dieſes Gemeine als ſolches, ſondern das ſich aufhebende, wie denn auch in Shakeſpears und Rabelais' Zoten und Derbheiten ſicher keine Seele verſumpft iſt. Falſtaf, Piſtol, die Rüpel, die Wärterinnen mögen reden was ſie wollen, dieſe Gemeinheit iſt in ihrer Wahrheit, idealiſirt ſich im humoriſtiſchen Bewußtſein. So entſteht das Gemeine oder Niedrig-Komiſche, die Laune, die ſich mit dem endlichen Geiſt nicht nur vertraut, ſondern gemein macht, wozu ſie denn auch, wie gezeigt, berechtigt iſt. Die niedrige Laune,

β. die Burleske,

findet das Geringſte nicht zu geringe, und das Gemeinſte nicht zu gemein, um in ſeiner Particularität das Allgemeine zu zeigen, im Gegentheil es ſteigert ſich hier noch die Heiterkeit und wird **luſtige Ausgelaſſenheit**, darum weil der überwundene Gegenſatz ſo viel greller war, und deshalb um ſo viel ſtärkere Bewegung hervorrief. Es iſt daher auch kein geringer Mangel an Bildung, wenn die Burleske als reine Gemeinheit zurückgewieſen und der dezente wollüſtige Ausdruck in Schutz genommen wird. Eine alte Geſtalt nur noch, die freilich auch ihres Gleichen ſucht, hat den Kopf über dem Waſſer, trotz aller Lüderlichkeit und Nichtswürdigkeit, die in ihr zu Tage liegen, das iſt Falſtaf, der darum auch ein Anker ſein wird, an dem der gute Geſchmack ſich ſeine alte Derbheit und Maskenfreiheit rettet. Wenn dieſer Mann gänzlich entblößt vor uns daſteht, und es nun ſcheint, als müßten wir uns unwillig für immer von ihm abwenden, ſo hält er ſeinen Monolog über die Ehre und zeigt, daß man ſie nicht eſſen kann, daß ſie ein Wind und ein Schall iſt, und ſo behauptet er nur deſto glänzender ſeine komiſche Ehre, indem er ſeine ritterliche auszieht. Die Burleske iſt dieſer Falſtafs-Monolog, deſſen Unehre eben zur Ehre wird, denn ſie iſt flüſſig in dieſem Prozeß der Idealität, worin ſie ihre Unwahrheit ſelbſt offenbart, und ſo zu ihrer Wahrheit kommt. Die Burleske iſt dieſe Subjectivität der Empfindung, deren Laune und Ausgelaſſenheit eben darin beſteht, daß ſie ſich ſo auf das Niedrige einläßt. Sie iſt und bleibt daher Lyrik, iſt immer dieſe Empfindung und ſubjective Heiterkeit, die freilich wohl nicht ohne ihre Gegenſtändlichkeit iſt, dieſelbe aber vollſtändig in ſich überſetzt hat. So Bürger's Gedicht vom Zeus und der Europa, von der Frau Schnipſen und andere, welche darum, weil ſie erzählen, nicht reinepiſch ſind, dieſe Dinge gehen in dieſer Heiterkeit vor, und ſie ſind nichts als eben dieſe Erſcheinung der burlesken Laune. Auch Blumauer iſt glücklich und berühmt in dieſem Genre, und führt zugleich auf die Form der Burleske, welche ſie als Traveſtie hat, über. Jean Paul *) rechnet dieſe ebenfalls, trotz des epiſchen Scheins, zur Burleske, und mit Recht. Sie ſetzt das Niedrige an die Stelle des Erhabenen, ſo daß auch

---

*) Vorſchule Th. I. S. 217.

die Stelle und die Aeußerlichkeit die Entgegengeſetzten vereinigt, die Subſtanz der Traveſtie iſt aber wiederum dieſe Heiterkeit der Empfindung, die burleske Laune, deren eigne ihr angemeſſene poetiſche Form die Knittelverſe ſind, als niedrigſte Form. In der Traveſtie dagegen hat ſie die unangemeſſene Form, die auf dieſe Weiſe zur Darſtellung auch der äußerlichen Ineinsſetzung des Entgegengeſetzten dient. Die Traveſtie iſt daher, — weil ſie die Laune auch in der äußerlichen Form darſtellt, eine erhöhte Burleske. Daß übrigens die traveſtirende ſo gut als die burleske Laune auch außerhalb der Poeſie und Kunſt in burlesken und mimiſchen Subjecten exiſtirt, iſt jedermann bekannt genug, es müßte denn ſein, daß man allen Humor als ſolchen künſtleriſch nennen wollte, wobei wir unſers Orts uns nur auf die obige Erörterung der zweiten und dritten Phaſe der äſthetiſchen Idee zu beziehen hätten. Fein iſt dagegen die Bemerkung Jean Pauls *) über die Forderung der poetiſchen Form für die Burleske, um nicht die ſchlechte Gemeinheit ſtatt der aufgehobenen Gemeinheit zu empfinden, nur ſind es nicht die Verſe als ſolche, ſondern die dadurch angekündigte werthvolle humoriſtiſche ſtatt der bloßen Subjectivität. Es iſt erfreulich zu finden, wie auch Jean Paul ſchon bei dieſer Gelegenheit auf den Unterſchied des berechtigten und des werthloſen Subjects kommt nur unter dem andern Namen des proſaiſchen und poetiſchen Menſchen. Er hätte eine Zeitlang nicht begriffen, warum ihm die komiſche Proſe der meiſten Schreiber als zu niedrig und ſubjectiv widerlich vorgekommen, indeß er den noch niedrigeren Komus der Knittelverſe gut gefunden. „Allein, explicirt er ſich, wie der Kothurn des Metrums Menſch und Wort und Zuſchauer in eine Welt höherer Freiheiten erhebt: ſo giebt auch der Sokkus des komiſchen Versbaues dem Autor die poetiſche Maskenfreiheit einer lyriſchen Erniedrigung, welche in der Poeſie gleichſam am Menſchen widerſtehen würde."

---

*) Vorſchule Th. I. S. 218.

Die Verſe dienen zu nichts als zur Ankündigung der poetiſchen Anſchauung, alſo des nicht unmittelbaren ſondern werthvollen Subjects, und wo dieſe Ankündigung überflüſſig iſt, z. B. bei Falſtafs oben belobtem Monolog, da ſind auch ſie nicht von Nöthen.

In der burlesken Laune wird die Heiterkeit zur Ausgelaſſenheit wegen des grelleren Gegenſatzes im Verkehr des humoriſtiſchen Bewußtſeins mit dem Niedrigſten, das heißt mit dem ſo argen Abfall der Endlichkeit des Geiſtes von ihrem Begriff, als derſelbe eben nur noch von der Beſinnung überwindlich gefunden wird. Die Macht der Beſinnung zeigt ſich aber gerade hier allgewaltig; denn da einmal der endliche Geiſt in ſeinem Begriffe ideell iſt, ſo iſt er auch aus ſeinen ärgſten Ungeſtalten herauszutreiben, und der höhere Standpunkt erkennt nun überall nur noch die Thorheit an, während ſich die Grenze der Bosheit ſo weit hinausrückt, daß ſie zu den unglaublichen Dingen gehört.

So führt das Selbſtgefühl des mächtigen Geiſtes die Ausgelaſſenheit noch weiter zu dem Uebermuthe, welcher mit dem Endlichen überall nicht Ernſt zu machen geſonnen iſt. In dieſem Uebermuthe dehnt die Endlichkeit des Geiſtes, welche komiſch iſt, ſich über ihre eigne Grenze hinaus. Je ſchroffer ihre Widerſetzlichkeit iſt gegen ihren Begriff, deſto mehr überladet ihre Erſcheinung ſich mit ihrer eigenen Nichtigkeit, je mehr Schwachheiten Falſtaf auf ſich häuft, je ſchroffer er ſich dem Begriffe des Ritters entgegenſetzt eben in dieſer Ohnmacht des endlichen Geiſtes, deſto mehr zeigt ſich ſein ganzes Weſen als Schwachheit und als diejenige Nichtigkeit, die mit ſich ſelbſt bis zum Platzen überladen iſt. Der Italiener nennt dieſe Erſcheinung der expandirten Endlichkeit, die durch ihre eigne Expanſion zu Grunde geht, dies Ueberladen des Nichtigen mit ſeiner eigenen Nichtigkeit, Karikatur. Der Uebermuth der Heiterkeit, welche ſich ſo über ihre eignen Grenzen hinauswagt, und die Gefahr, ſelbſt in die Häßlichkeit hineinzugerathen, heldenmüthig verachtet wird damit zur heroiſchen Laune der ungeheuren Heiterkeit,

γ. der groteſken Laune.

Die groteske Laune, dieſe Karnevalslaune der ungeheuren Heiterkeit, kennt nur dieſe Gemeinde der Ueberſeligen oder vielmehr der Uebermüthigen, und ihr Heroismus iſt die Unwiderſtehlichkeit eines allgemeinen Muthwillens. Weder nach der Seite des Heiligen und Hohen, noch nach der Seite des Niedrigen und Häßlichen giebt es eine Grenze und einen Widerſtand gegen die Privilegien dieſes Humors. Die Heiterkeit des Grotesk-Komiſchen, welche in den Faſtnachtsſpielen ihre vollkommenſte Darſtellung und allgemeinſte Geltung gewonnen, hat ihre Berechtigung in der Uebertreibung des Endlichen ins Unbegrenzte und Ungeheure, worin es ſich eben ideell ſetzt. Das Mächtigſte und Heiligſte ſo wie das Niedrigſte in der Erſcheinung ſind dieſe eine Geſtalt des endlichen Geiſtes, die ſich ſelbſt vernichtet, die Erſcheinung aber ihrer Selbſtvernichtung iſt hier Ueberladung mit ihrer eignen Endlichkeit, die Erſcheinung im Ueberſchreiten ihrer eignen Schranke, die Karikatur, in deren muthwilliger Bewegung die heroiſche Laune des Grotesk-Komiſchen ihre Darſtellung hat. Die Karikatur iſt dieſes Weſentliche in der wirklichen Erſcheinung der Karnevalslaune, und die Maskenfreiheit nichts anders, als die Realiſirung des Grotesk-Komiſchen, dieſe Bewegung der Karikatur ſelbſt, d. h. die Erſcheinung, die ſich in ihren Verhältniſſen überſchlägt, eine Bewegung, welche im humoriſtiſchen Bewußtſein zur Laune der ungeheuren Heiterkeit wird.

Die heftige Bewegung dieſer Laune gleicht dem Schwindel der Trunkenheit und ihren geſteigerten Viſionen, eine Gottesgabe, welche unſere nordiſche Nüchternheit nur noch vom Hörenſagen kennt, während dem Süden mit dem heiteren Himmel auch in dieſem gründlichen Genuß der geiſtigen Heiterkeit des allerchriſtlichſten Volksfeſtes ein Vorzug vorausgegeben iſt.

In der Kunſt ſind Hogarths tolle Gruppen eines ewigen Karnevals und Rabelais' märchenhafte Witz- und Spaß-Rieſen die vorzüglichſten Ergüſſe grotesk-komiſcher Laune. Beide zeigen, wie die ungemeſſene Bewegung der Karikatur ſich als wirkliche Laune, d. h. dieſe Empfindung des Liebenswürdigen geltend machen könne, die Karikatur alſo nicht nur ein ſchales Mittel der gehäſſigen Satire, nicht nur bitter und widerwärtig, nur dem Haſſe genießbar, ſondern ſüß und lieblich, wie hier, der Selbſtgenuß der Liebe ſei.

Das Grotesk-Komiſche erhebt alſo einerſeits die Karikatur zur Liebenswürdigkeit, andererſeits iſt es das Eingehen der Liebe auf die Karikatur. Die Karikatur iſt ſomit das Ungeheure in der Erſcheinung des endlichen Geiſtes, wodurch er in ſeiner Objectivität ideell iſt, ſich ſelbſt aufhebt und ſich ſelbſt überſchlägt. Die ſubjective Thätigkeit der Laune in dieſer wirklichen Empfindung zeigt ſich ſo nicht nur als die Wahrheit dieſer Objectivität der Karikatur, ſondern als ſelbſt objectivirt: die ſtärkſte Bewegung der Heiterkeit als Stimmung und Laune der ungeheuren Heiterkeit bedarf der ſich ſelbſt übertreibenden Aeußerlichkeit zu ihrer Aeußerung. Die Humoreske zeigt ſich gern als lyriſche Laune, die Burleske als lyriſch-epiſche Laune, und das Grotesk-Komiſche im Dramatiſchen, was angemerkt werden könnte, wenn es nicht ſchicklicher wäre, hier auf dergleichen noch nicht herbeigeführte Unterſchiede zu verzichten. Wir wollen alſo vielmehr ſagen, die Humoreske ſei die Empfindung der Laune im Zufälg-einzelnen, die Burleske die Laune im Niedrigen, das Grotesk-Komiſche die Laune in der Karikatur, der ſich gewaltſam überſtürzenden Endlichkeit des Geiſtes, und die groteske Laune bedürfe der gewaltigſten Aeußerung. Die Laune alſo in ihrer Wirklichkeit unterſcheidet ſich nach ihrer Aeußerung, es wäre in ihr als Stimmung nichts zu beſtimmen, wenn ſie nicht eine Aeußerlichkeit zum Inhalt hätte. So iſt ſie Anſchauung, ſubjective Wirklichkeit, welche die Objectivität in ſich aufhebt, und umgekehrt ſie iſt nicht anders wirklich, als indem ſie Erſcheinung iſt. Die Wirklichkeit der Laune iſt die Subjectivität der Empfindung, welche objectiv iſt.

b. Der Humor als humoriſtiſche Darſtellung.

Die Einheit der in ſich ſeienden Empfindung, welche, indem ſie ſich beſtimmte, aus ſich herausgehen mußte, alſo dieſe Negation des Inſichſeins der Laune war die Erſcheinung der Laune und ſo die wirkliche Heiterkeit des Humors: im Gegenſatz zu der in ſich ſeienden und ruhenden Empfindung die Verwirklichung, das wirkliche Werden der Empfindung und Stimmung, die wirkliche Laune: im Gegenſatz zu der Subjectivität der Empfindung, welche die Objectivität der Handlung in ſich aufhebt, nun aber auch die Objectivität, Handlung, Darſtellung, welche die Empfindung in ſich verwirklicht, das andre Moment des Humors.

Die humoriſtiſche Darſtellung, der Humor in der Objectivität, entwickelt ſich ſodann folgendermaßen:

Das Daſein des inhaltsvollen Subjects iſt *die liebenswürdige Perſönlichkeit.*

Sein Daſein, negirt als bloßes Daſein des an und für ſich ſeienden Begriffs als der Innerlichkeit der Anſchauung, iſt ſinnliches Werden der Erſcheinung, *ſinnliche Darſtellung, äußerliche Erſcheinung.*

Die Erſcheinung als das Erſcheinenende iſt die liebenswürdige Perſönlichkeit in der ſinnlich gewordenen Erſcheinung, der *humoriſtiſche Gegenſtand.*

α. Die liebenswürdige Perſönlichkeit.

Die humoriſtiſche Darſtellung und Objectivität iſt diejenige Aeußerlichkeit, in welcher die ſubjective Empfindung, Stimmung, Daſein hat, ſo die Erſcheinung des Subjects, aber nicht des von ſeiner Wahrheit abgefallenen Subjects, welches beim Lächerlichen vorkam und als erſte Negation negirt wurde, ſondern Erſcheinung derjenigen Subjectivität, welche die Empfindung der Laune und als dieſe Liebe das liebenswürdige

Subject, ſo alſo ſchon Negation der Negation iſt. Aber die Laune ſelbſt iſt dieſe Liebenswürdigkeit, und ſo iſt die Liebenswürdigkeit nur erſt als Subjectivität, welche zwar die Einheit des Liebenswürdigen und der Liebe und darum auch ſchon in dieſer Subjectivität der Empfindung und für ſich ſeienden Anſchauung der Humor in ſeinem Begriff iſt; die Erſcheinung aber iſt es, welche dieſe für ſich ſeiende Subjectivität negirt, und ſo den Begriff erſt verwirklicht. Das liebenswürdige Subject wird in der Erſcheinung die liebenswürdige Perſönlichkeit durch das Heraustreten ihres humoriſtiſchen Bewußtſeins, durch die Darſtellung der als ideell angeſchauten Endlichkeit des Geiſtes. Die liebenswürdige Perſönlichkeit iſt daſſelbe inhaltsvolle Subject, deſſen Berechtigung von ſich auszugehen und in ſich die ganze Subſtanz zu finden ſich ſchon gezeigt hat, das aber hier nun als humoriſtiſches Object, d. h. deſſen Herausgehen aus ſich und Negation ſeiner bloßen Innerlichkeit, ſchlechtweg gefordert wird. Wie das Lächerliche nichts Anderes zum Gegenſtande hat, als die aufzuhebende und mögliche Perſönlichkeit, ſo hat der Humor nichts anderes zu ſeiner Erſcheinung und objectivem Daſein, als das inhaltsvolle, das heißt liebenswürdige Subject und ſeine Perſönlichkeit, die Negation aber der bloßen Subjectivität der Liebenswürdigkeit iſt die Beſtimmung des Subjects ſelbſt, wodurch es zugleich ſeine Objectivität beſtimmt. Um ſich alſo zu verwirklichen, kann es nicht bloße für ſich ſeiende Anſchauung bleiben, es iſt vielmehr nur wirklich als das Daſein dieſer Anſchauung in der Erſcheinung der concreten liebenswürdigen Perſönlichkeit, und die Heiterkeit iſt nunmehr zu faſſen als die Bewegung dieſer liebenswürdigen Perſönlichkeit, in welcher ſich die humoriſtiſche Anſchauung darſtellt und dargeſtellt findet. Dieſe Bewegung iſt

β. ſinnliche Darſtellung des Humors.

Die Idealität auch als die bloß gewußte oder als die Anſchauung des Humors in der Innerlichkeit der Subjectivität iſt ſchon dieſe Bewegung, denn wo ſie überhaupt iſt, da iſt ſie das Werden; aber ſo fehlt ihr die Seite der Verwirklichung und ihr Wirklichwerden iſt dieſes, daß die Innerlichkeit der humoriſtiſchen Anſchauung als dieſer erſcheinende Geiſt geſetzt werde, alſo ſich äußere, daß der Geiſt ſeine ſinnliche Erſcheinung in Rede und Handlung gewinne, und ſo nicht für den Gedanken wirklich werde, ſondern für die Anſchauung. Die liebenswürdige Perſönlichkeit in Rede und Handlung iſt in ihrer Bewegung, worin ſie ſich äußert, äußerlich darſtellt, die Innerlichkeit der humoriſtiſchen Anſchauung giebt ſich ihr Daſein in ihrem Aeußeren der Rede und Handlung des Subjects; ſo iſt ſie Erſcheinung, Wirklichkeit des Geiſtes, denn ſie iſt Geiſt für den Geiſt und zwar in der Form der Anſchauung. Die Ineinsſetzung des Innerlichen und des Aeußerlichen iſt hier dieſe, daß die Anſchauung zur Erſcheinung und die Erſcheinung zur Anſchauung wird, eine Vereinigung der Entgegengeſetzten, welche das Wirklichwerden des Humors darſtellt, wie wir daſſelbe ſchon bei der Laune und deren verſchiedenen Erſcheinungen kennen gelernt. Die Laune nämlich iſt nach der Seite ihrer Bewegung die Darſtellung ihrer Innerlichkeit und wirklicher Humor als Erſcheinung, d. h. Bewegtheit der liebenswürdigen Perſönlichkeit. Falſtaf, der Pfarrer von Wakefield, Pantagruel und die Helden des Karnevals waren ſolche Perſönlichkeiten, an denen die Laune als erſcheinend geſetzt, d. h. der Humor wirklich iſt. Ob die ſich darſtellende Perſönlichkeit die ſchreibende oder die geſchriebene, die redende oder die handelnde ſei, iſt hier gleichgültig, genug ſie muß ſich darſtellen und ſinnlich darſtellen, d. h. für die Anſchauung.

Das humoriſtiſche Bewußtſein, welches das Allgemeine iſt, was der Humor zu zeigen hat, iſt alſo nicht das Allgemeine in der Form des Wiſſens, ſondern in der Form der Empfindung, der Stimmung, der Anſchauung und Vorſtellung der liebenswürdigen Perſönlichkeit. Auf dieſe Empfindung, Vorſtellung u. ſ. w. aber kommt es auch an, nur daß ſie nicht als ſolche, nicht als dieſes Innerliche unmittelbar, ſondern aus einer beſtimmten Aeußerlichkeit hervorkommen, das heißt erſcheinen müſſen. Die Rede iſt der Ausdruck des Allgemeinen, ſo kann in der Rede auch das Allgemeine als ſolches gezeigt werden, wo es denn aber nicht ſinnlich, nicht für die Anſchauung iſt. Der Humor iſt nicht das Allgemeine als ſolches, nicht das Wiſſen der Idealität, ſondern das Schauen des Allgemeinen, welches die humoriſtiſche Innerlichkeit iſt, in dem Einzelnen, welches die ſpecificirte Erſcheinung und der ſinnliche Ausdruck iſt.

Die Handlung und die Rede als ſinnlicher, nicht als allgemeiner Ausdruck, zeigt das Allgemeine im Einzelnen, die Liebenswürdigkeit der Perſönlichkeit in dem Speciellen und Particularen, ihrem wirklichen Daſein. Dieſes wirkliche Daſein iſt aber das Wirklichwerden des Allgemeinen im Einzelnen, und zwar des Allgemeinen von dieſer Form in der einzelnen ſinnnlichen Erſcheinung alſo die Bewegung der liebenswürdigen Perſönlichkeit, in der ſie ſich als ſolche darſtellt. Nun ſtellt die Erſcheinung das Allgemeine dar in dieſer Form des äußerlich zerſplitterten Daſeins, des Vereinzelten; darum iſt die humoriſtiſche Darſtellung an das Sinnliche an das Speziellſte und Particularſte gewieſen, und ganz hieher gehört, was Jean Paul über die humoriſtiſche Sinnlichkeit ausführt, Vorſchule Th. 1. S. 187.: „Hat der Humoriſt oder ich z. B. zu ſagen, „„der Menſch denkt neuerer Zeit nicht dumm, ſondern ganz aufgeklärt, liebt aber ſchlecht““: ſo muß er zuerſt den Menſchen ins ſinnliche Leben überſetzen — alſo in den Europäer — noch enger in den Neunzehnjahrhunderter — und dieſen wieder auf ein Land, auf eine Stadt einſchränken. — In Paris oder Berlin muß er wieder eine Straße ſuchen und den Menſchen darin pflanzen. Den zweiten Satz muß er oder ich eben ſo organiſch beleben, am ſchnellſten durch eine Allegorie, bis er etwa ſo glücklich iſt, daß er von einem Friedrichsſtädter ſprechen kann, der in einer Taucherglocke bei Licht ſchreibt, und ohne einen Stuben- und Glockenkameraden im kalten Meer und nur durch die verlängerte Luftröhre ſeiner Luftröhre mit der Welt im Schiffe verbunden iſt. „„Und ſo erleuchtet der Friedrichsſtädter ſich allein und ſein Papier, und verachtet Ungeheuer und Fiſche um ſich her ganz."" Das iſt aber der obige Satz."

Dieſe Anweiſung zur humoriſtiſchen Darſtellung macht die Sache ſo deutlich, daß man faſt glauben ſollte, Jean Pauls Wunſch aus ſeiner Vorſchule eine Samenſchule zu machen, könnte nicht anders als erfüllt werden, obgleich es mit dem Subſtanziellen ſchon dieſes Beiſpiels ſelbſt gar ſehr ſein Bedenken haben möchte, denn es iſt nichts daran. Daß der Menſch jetzt aufgeklärt denkt und ſchlecht liebt, iſt weder wahr noch allgemein, und wenn es wahr wäre, ſo wäre es nur die Thatſache eines Unwahren, es handelt ſich aber um die Wahrheit des Geiſtes, welches ſeine Natur iſt, die ſich ergiebt, nicht ſeine Unnatur. Eben ſo iſt Jean Pauls ſinnlicher Satz nicht das Einzelne jenes vorgeblichen Allgemeinen. Denn wenn man auch die Erleuchtung noch paſſiren ließe, ſo iſt doch das Alleinſein und die Verachtung der Ungeheuer keine Specificirung der Liebloſigkeit. Dennoch handelt es ſich bei ihm wie bei uns doch letztlich nur um die Erkenntniß, nicht um die That, — mit ſeinem Gedanken aber und mit der Form ſeines Beiſpiels hat er den rechten Punkt getroffen, — und es iſt auch wohl aus dieſem Beiſpiel, ſo wie aus ſeiner weiteren Ausführung der Sinnlichkeit des Humors überhaupt, ſo ſehr ſie immer ins Einzelne geht, mehr für die Erkenntniß, als für die Kunſt des Humors zu gewinnen. Denn all dieſes Einzelne zeigt oder ſoll zeigen, wie der Humor ſelbſt, nur das Allgemeine; die Aufgabe des Humoriſten aber wäre die, das wirkliche Einzelne, welches werthvoll iſt und darum das Allgemeine zeigt, zu finden und zu geben.

Nun iſt das Allgemeine die Liebenswürdigkeit des Geiſtes in ſeiner Wahrheit, das Einzelne und Spezielle; ſeine ſinnliche Darſtellung, beſtimmte Aeußerung und Aeußerlichkeit; der Humoriſt hat daher, um den humoriſtiſchen Gegenſtand zu gewinnen, die ſinnliche Darſtellung, als das Einzelne, mit der liebenswürdigen Perſönlichkeit, als dem Allgemeinen, in eins zu ſetzen: und wirklicher Humor iſt Anſchauung der liebenswürdigen Perſönlichkeit in ihrer beſtimmten ſinnlichen und äußerlichen Erſcheinung.

γ. Humoriſtiſcher Gegenſtand.

Dieſe ſinnliche Erſcheinung iſt das Allgemeine, die Liebenswürdigkeit, in dieſer Form des äußerlich zerſplitterten Daſeins. Das Allgemeine zeigt ſich darin, dieſe vereinzelte Erſcheinung alſo iſt ſeine Erſcheinung, ſo iſt ſie ideell geſetzt, iſt das Liebenswürdige. Das Liebenswürdige iſt aber nicht das unmittelbare Subject, ſondern das Subject, wie es hier in der humoriſtiſchen Anſchauung geſetzt iſt, ſo iſt es mit ſeiner Wahrheit vermittelt, aber die humoriſtiſche Anſchauung iſt auch an ihm, dem Subject, geſetzt, ſeine Liebenswürdigkeit iſt dieſe, daß es verſöhnt iſt mit ſich und mit der Welt in der Gewißheit der Idealität der Endlichkeit, welche es in ſeiner Erſcheinung bethätigt. Das liebenswürdige Subject erſcheint als das unendlich werthvolle, welches zugleich als dieſes endliche erſcheinende das nichtige iſt. Es iſt unendlich werthvoll, weil das Allgemeine in ihm geſetzt iſt; ſo iſt es liebenswürdig und wird geliebt, denn die Liebe iſt die Anſchauung, welche ſich in ihm wieder findet; und es iſt nichtig, weil es als die endliche Erſcheinung ſich ſelbſt aufhebt, denn das Allgemeine iſt in dieſer Erſcheinung, aber dieſe Erſcheinung iſt nur ſeine Erſcheinung, das Allgemeine iſt in ihr nur geſetzt, ſo iſt ſie nur ſein Werden, das Werden der Liebenswürdigkeit, dieſe ſich in ſich unterſcheidende Liebenswürdigkeit, deren Unterſchiede nur ſind, ſofern ſie in ihr ſind. Das Liebenswürdige, dieſe endliche Erſcheinung, an der die Liebe geſetzt iſt und welche darum in der Anſchauung geliebt, d. h. ſchön gefunden wird, giebt diejenige Schönheit, welche man das Naive nennt, das Reſultat der Bewegung der liebenswürdigen Perſönlichkeit, welches dieſes iſt, daß ſie in ihrem Unterſchiede, der einzelnen endlichen Erſcheinung, ſich ſelbſt geſetzt hat.

c. Das Naive.

Man iſt ſehr verſucht, in dem Naiven ein Unmittelbares zu ſehen, weil es in der That der gewordene humoriſtiſche Gegenſtand, dieſes in ſich ſeiende Etwas iſt, an dem nun wieder der Vorgang, durch den es ſich mit ſich vermittelt, verwiſcht iſt. In dieſem Sinne iſt es nun allerdings das daſeiende Liebenswürdige, welches ſelbſt die endliche Erſcheinung des unendlichen Geiſtes iſt, ſo iſt es zwar endliche Erſcheinung, aber des Geiſtes, und darum braucht es nur in ſeiner Wahrheit geſchaut zu werden, um zu ſeiner Wahrheit erhoben zu ſein. *). Es iſt das Liebenswürdige, darum die nächſte Möglichkeit des Geliebtwerdens, das heißt die Schönheit findet ſich in dieſer endlichen Erſcheinung, ſobald ſie dieſelbe als endliche ſchaut. Das Naive iſt daher die endliche Erſcheinung des Geiſtes, welche dem dichteriſchen Auge in ihrer Tiefe die Schönheit zeigt, in ihrer Tiefe, das heißt in ihrer Wahrheit, und ihre Wahrheit iſt die, daß ſie die mögliche und die der Wirklichkeit nächſte mögliche Schönheit iſt, denn zu ihrer Wirklichkeit fehlt nichts als dieſes Schauen. Sie iſt dieſe Möglichkeit der Schönheit, welche aber ſelbſt ſchon Wirklichkeit iſt, denn ſie iſt liebenswürdig, nur indem die Liebe als unbefangene Harmonie mit ſich und mit der Welt an ihr geſetzt iſt, ſo iſt ſie mit ihrer Wahrheit vermittelt und ſelbſt ſchon Erſcheinung derſelben, das aber heißt, ſie iſt wirkliche Schönheit.

Weil dem Naiven die Welt ſo iſt, wie ſie ſein ſoll, ſo iſt es unbefangen und arglos, es weiß nicht wie es anders ſein könnte, ebenſo iſt ſeine eigne Erſcheinung nur was ſie ſein ſoll, ſowohl in ihrem Werth als in ihrer Nichtigkeit, es weiß alſo ſeine Schönheit nicht als Verdienſt oder vielmehr, es weiß ſie überhaupt nicht als ſolche. Dies iſt die Seite, von welcher die Naivität dem gemeinen Bewußtſein zugänglich iſt; und wirklich

---

*) ſiehe oben S. 50. und 51. Weiße Aeſthetik S. 249. iſt meines Wiſſens der erſte, der den Begriff des Naiven hieherzieht. Ich habe die Ehre ihm darin nachzufolgen.

iſt ſie ganz und gar damit ausgeſprochen, wenn geſagt wird, ſie ſei die werthvolle Erſcheinung, die von ſich nicht weiß. denn ſie iſt eben dieſe endliche Erſcheinung, in die das humoriſtiſche Bewußtſein zum unmittelbaren Daſein, zum Zuſichruhen zuſammengegangen iſt. Eben darin iſt das Naive endliche Erſcheinung, daß es nicht das Selbſtbewußtſein als ſolches iſt; das Nichtwiſſen des Geiſtes iſt aber ſein unwahres Sein, damit iſt dieſe ſeine endliche Erſcheinung die nichtige, und es wäre in der That die werthvolle Erſcheinung des Geiſtes, die ſich nicht wüßte, die werthvolle, welche zugleich die nichtige iſt.

Die Unbefangenheit und das Nichtwiſſen des Naiven iſt der aufgehobene Unterſchied, das Allgemeine und das Einzelne ſind in ſeiner Erſcheinung zur Unmittelbarkeit zuſammengegangen, es iſt die Einigkeit mit ſich und mit der Welt, die Erſcheinung des mit ſich verſöhnten endlichen Geiſtes, welche aber die in der Erſcheinung geſetzte Idealität iſt. Eine ſolche iſt das Kindliche, welches eben darum auch, wie das Naive überhaupt, das vorzugsweiſe Liebenswürdige, das aber von ſeiner werthvollen Erſcheinung nicht weiß, darum das Unbefangene heißt. Dieſe in der Erſcheinung ſelbſt ſich zur Wirklichkeit erhebende Möglichkeit der Schönheit, d. h. welche wirklich geliebt wird, ſo wie ſie erſcheint, giebt wiederum die Darſtellung davon, daß die Naivität die endliche Erſcheinung als ideelle ſetzt, die ſich durch ihre Erſcheinung ſelbſt zur unendlichen aufhebt. Aber dieſe Unbefangenheit kehrt ihr Nichtwiſſen nicht nur gegen ſich, ſofern ſie das Werthvolle und Subſtanzielle iſt, ſondern auch gegen ihre Nichtigkeit ſelbſt, und ſo iſt die endliche Erſcheinung naiv gerade in ihrem Selbſtgefühl trotz der Nichtigkeit, die, ſo ſcheinbar ſie auch hervortritt, dennoch von ihr als der unbefangenen nicht gewußt wird. Dieſe Form des humoriſtiſchen Gegenſtandes als des Naiven, welches ſeine Unbefangenheit gegen die Seite ſeiner Nichtigkeit kehrt, iſt eine ſehr häufige Form der Genremalerei, die in dem Betteljungen, der ſich behaglich ſonnt, in dem Saltarellotänzer, den ſeine endigenden Gewänder nicht geniren, kurz überall in der end-

ſchen

lichen Erſcheinung ihre Berechtigung und damit den im Naiven aufgehobenen Widerſpruch darzuſtellen findet.

Die Darſtellung und Anerkennung des Naiven iſt überhaupt die Liebe der Erſcheinung des endlichen Geiſtes, und in dieſer Auffaſſung liegt das, was man poetiſchen Sinn nennt. Man hat dieſen Sinn für das Naive beſonders *Göthen* zugeſchrieben und vielfältig geſagt, er ſei von der Erſcheinung ſelbſt ausgegangen, und eben darin groß, daß er nicht erſt zu dem Allgemeinen die Erſcheinung geſucht habe. Er ſelbſt nennt ſeine Werke irgendwo Gelegenheitsgedichte, womit denn dasſelbe geſagt wäre. Dieſer poetiſche Sinn zeigt ſich aber nicht nur im Dichten, ſondern hat auch ſein Entſprechendes in der Durchſchauung der natürlichen Erſcheinung, die ihm in ähnlicher Weiſe die werthvolle und zugleich die richtige iſt, indem er im Einzelnen das Allgemeine ſieht, und ſo überhaupt erſt wahrhaft ſieht.

Geliebt wird die Erſcheinung des endlichen Geiſtes als das Werthvolle, d. h. als das Schöne. In dieſer Schönheit liegt die Berechtigung des Naiven und ſein Selbſtgefühl als das Nichtwiſſen ſeiner Richtigkeit. Dies iſt ſeine Unbefangenheit gegen ſeine Richtigkeit; das Naive iſt aber eben ſowohl auch unbefangen gegen ſeine Berechtigung, und dennoch *iſt* es, dies iſt der in ihm verſöhnte Widerſpruch. Die Aufhebung dieſer Verſöhnung geſchieht durch Aufhebung der Unbefangenheit. Das Selbſtgefühl des Naiven, welches ſeine Unbefangenheit gegen ſeine Richtigkeit verliert, muß ſich zunächſt als die richtige endliche Erſcheinung zum Bewußtſein kommen, dann aber verliert die Richtigkeit des Naiven eben ſo ſeine Unbefangenheit gegen ſeine Berechtigung, ſo kommt ihm als dem Richtigen ſeine Berechtigung zum Bewußtſein.

Die Bethätigung dieſes in dem Naiven enthaltenen Widerſpruches iſt diejenige Bewegung, in welcher es in ſeinen beiden Momenten zu ſich ſelbſt kommt, alſo die Bewegung des Naiven ſelbſt, in welcher es den Unterſchied in ſich ſetzt, eben dadurch aber, daß es ihn ſetzt, nur ſich ſelbſt verwirklicht.

Dieſe Bewegung und Selbſtverwirklichung des Naiven als Selbſtvernichten, welches Selbſtfinden, und als Selbſtfinden, welches Selbſtvernichten iſt, ruft die Form der Ironie zurück, aber als

d. die humoriſtiſche Ironie.

Sie iſt das Werden des endlichen Geiſtes in der Erſcheinung, aber nicht die bloße Manifeſtation ſeiner Endlichkeit im Gegenſatz gegen ſeine Wahrheit, denn das Gewordene iſt das Naive, welches ſchön iſt und liebenswürdig, und nicht nur liebens*würdig*, ſondern wirklich geliebt. Darum iſt dieſes Werden des endlichen Geiſtes das Werden des Geiſtes in ſeiner Wahrheit; die Manifeſtation der Nichtigkeit iſt nur die Manifeſtation *ſeiner* Nichtigkeit, *ſeine* Nichtigkeit iſt Abfall von ſich im Nichtwiſſen, die Manifeſtation des Nichtwiſſens iſt aber das Wiſſen, ſo iſt das Werden des Naiven, als Manifeſtation ſeiner Nichtigkeit und Endlichkeit, das Werden ſeiner Wahrheit und Unendlichkeit. Umgekehrt das Werden des Unendlichen iſt das Werden und das Wirklichwerden des humoriſtiſchen Bewußtſeins, ſein Wirklichwerden iſt aber dieſes, daß es in der Erſcheinung geſetzt wird, die Erſcheinung iſt die Erſcheinung des endlichen Geiſtes als ſolchen, ſo die Manifeſtation ſeiner Nichtigkeit; alſo das Werden des Unendlichen iſt dieſes Werden der endlichen Erſcheinung ſelbſt. Die Einheit dieſer Entgegengeſetzten iſt dieſes Eine Werden der endlichen Erſcheinung, welche das Schöne iſt.

So iſt die wahre Idealität vorhanden, das Naive in dieſer ſeiner Bewegung, wodurch es ſich verwirklicht, iſt ihre Darſtellung. Dieſe Darſtellung iſt die Wahrheit der Erſcheinung, wie ſie ſich ſoeben als humoriſtiſche Ironie gezeigt hat.

Die humoriſtiſche Ironie iſt die poſitive, indem ſie negativ iſt, nicht mehr der Schein iſt durch ſein Weſen als ſeinen Gegenſatz zu vernichten, nicht irgend eine geiſtige Unnatur und Abweichung zu ſtrafen, ſondern dieſe Erſcheinung iſt das Daſein des wahren Weſens ſelbſt, indem ſie ſein Werden iſt.

Die Objectivität iſt das Naive, die Subjectivität die Liebe, das Ineinsſetzen beider Seiten aber die Verſöhnung, welche in der humoriſtiſchen Ironie, die Liebe der endlichen Erſcheinung und ihr Product das Naive hervorbringt.

Der Humor, welcher die in der endlichen Erſcheinung des Geiſtes geſetzte Idealität iſt, hat hiemit in dem Naiven und ſeiner Bewegung, der humoriſtiſchen Ironie, ſeinen Begriff realiſirt. Er hat nunmehr Daſein in dem Naiven, ſo iſt er dieſer objectiv gewordene Humor, der Humor als Gegenſtand und als in ſich ruhendes Daſein, aber dieſes Daſein des Naiven iſt ideell, ſeine Wahrheit iſt das Werden, welches die Idealität iſt, in der das Moment ſeiner Richtigkeit zugleich das andere der Berechtigung und umgekehrt iſt, ſo daß beide nur dieſer eine Prozeß der Idealität in der Erſcheinung des Naiven, der humoriſtiſchen Ironie ſind.

Im Humor iſt nun alſo das Komiſche als Idee, der Begriff des Komiſchen realiſirt, aber dieſe ſeine Realität in der humoriſtiſchen Ironie führt einen Namen, der jetzt angefangen hat übelberufen zu ſein, es iſt daher nicht ungehörig, zu zeigen, was ihn hier berechtigt, obgleich im Grunde mit der Sache auch ſchon der Name gezeigt iſt. Die Negation nämlich, welche ſich an dem Naiven hervorthut, und die liebenswürdige Perſönlichkeit des Naiven zugleich als die endliche und nichtige darſtellt, iſt der Proceß der Ironie, wie er ſchon oben weitläuftigſt erörtert iſt, aber dieſe Ironie iſt die humoriſtiſche, ſo iſt die nichtige Erſcheinung nicht das leere Nichts, ſondern ſelbſt nur die Vernichtung des Nichtigen: eine Selbſtvernichtung der Erſcheinung im humoriſtiſchen Bewußtſein, welche in Wahrheit Selbſtverwirklichung iſt. Schon bei der witzigen Ironie hat ſich als die Wahrheit der Ironie der Humor gezeigt, im Naiven und ſeiner Bewegung iſt nun dieſe Wahrheit vollſtändig erreicht und anſchaulich dargeſtellt, eine Endlichkeit des Geiſtes erreicht, die als ſolche liebenswürdig iſt, und die ſich nur liebenswürdig zeigt, indem ſie ſich als endlich manifeſtirt.

Erſt dieſe Ironie, welche das Naive zum Gegenſtande hat, und das Bewußtſein der liebenswürdigen Perſönlichkeit nie verliert, erreicht die ungetrübte Heiterkeit des wahren Humors, es iſt aber auch nur dieſer Humor wahrhaft gediegen und wirklich, denn keine Geſtalt des Humors kann weder die Richtigkeit noch die Berechtigung der Erſcheinung entbehren. Beide Momente ſind ſo gut in allen Arten der Laune, die wir genannt, als hier im Naiven und in der humoriſtiſchen Ironie vorhanden, nur daß die Laune die Seite der Subjectivität und Empfindung, die Seite der Anſchauung und der Innerlichkeit, die Ironie dagegen die Seite der Objectivität und der Bewegung des Naiven, die Seite der Erſcheinung und der Aeußerlichkeit iſt. So haben wir in der ganzen Entwickelung des Humors das Weſen der Ironie nirgends weglaſſen können, ſondern überall als wahres Agens der humoriſtiſchen Wirklichkeit gegenwärtig gehabt, und anerkannt, nur iſt es freilich die Natur der Entwickelung, daß dasjenige, was darin iſt, erſt zuletzt und durch vielfältige Vermittelung herauskommt, damit es in ſeiner wahren Macht und Selbſtbefreiung erkannt werde. Dies iſt die Berechtigung der Ironie, die nun aber durch den ganzen bisherigen Verlauf zur humoriſtiſchen hat werden müſſen.

Der Humor wird in ſeinem wahren Weſen nicht ſo allgemein verſtanden, als er im Munde geführet wird, eben ſo wenig die Ironie, und noch mehr, bei der Ironie iſt eine nicht geringe Partei unſerer ehrbaren Zeitgenoſſen lieber bereit, das Kind mit dem Bade auszuſchütten, als es gebadet und neugeboren aus dem Waſſer und Geiſt in ſeiner wahren Geſtalt mit Freuden zu begrüßen. Hier ſoll es hiemit geſchehen ſein, und es hat nichts auf ſich, daß es umſonſt ſein ſollte, denn die gegen den Geiſt reden, die reden nur gegen ſich und ſind ein Beiſpiel der endlichen Erſcheinung des Geiſtes, die ſich ſelbſt aufhebt, ſomit ſind ſie naiv, und ihr Thun, worin ſie ſich ſo zeigen, nichts anders, als eben die humoriſtiſche Ironie ſelber.

Es wäre auch wohl nicht unrecht nach ſo langer mühſeliger Abſtraction für dieſe letzte, welche leicht die mühſeligſte von allen ſein möchte, da ſie doch in Concreto das Ergötzlichſte von allem ſein ſoll, nun auch ein ergötzliches Exempel beizubringen, obgleich es genau genommen eine philoſophiſche Unſchicklichkeit iſt. Wenn man aber anfängt zu fürchten, die Exiſtenz dieſes ſo wichtig gemachten Begriffes möchte bezweifelt werden, weil dieſer oder jener zum Gedanken eben gleich ſeine Verwirklichung nicht gegenwärtig hat, und darum dem Gedanken ſelber mißtraut: ſo fällt auch die Unſchicklichkeit ſo ziemlich hinweg. Wir ſchlagen alſo ein altes Manuſcript, welches eine Sammlung naiver Perſönlichkeiten begreift, auf, und geben die Darſtellung einer etwas augenfälligen Naivität in ihrer obwohl fragmentariſchen Entwickelung als Beiſpiel zu dieſer wahrſten Geſtalt der Ironie der humoriſtiſchen, wobei es uns unbenommen ſein ſoll, nachher immer noch Quintus Fixlein, Katzenberger, Sancho Panſa und ihres Gleichen zu citiren. Das Beiſpiel iſt dieſes:

— „Der andere merkwürdige Stralſunder iſt ein Weltkind von ausnehmender Größe, Dicke und Stärke. Seine Thaten ſind berühmt im ganzen Pommerlande, und ſein Leben daher auch nicht ſo in der Kürze zu beſchreiben, weswegen hier nur Bruchſtücke anzumerken ſind, das Ganze aber den fleißigen Stralſunder Geſchichtſchreibern, unſern lieben Vettern und Nachfolgern im Reich, überlaſſen bleiben muß.

Im Allgemeinen trifft es auch bei ihm zu, daß in unſern Zeiten thatkräftige Naturen fortdauernd Händel mit der Polizei und Juſtiz haben. Dagegen wußte er jedoch eine gar ſinnreiche Schutzwaffe zu erfinden. Er iſt nämlich ſeines Zeichens ein Blockdreher und macht Pumpen und Brunnen; bei dieſem Geſchäft fiel ihm einmal ein Erd- und Balkenſturz auf den Leib, und ſeit der Zeit behauptet er harthörig zu ſein, obgleich Uebelwollende die Bemerkung gemacht, daß er angenehme und einträgliche Dinge mit Leichtigkeit und nur unangenehme, namentlich gerichtliche Verhandlungen und ſonſtige Aeußerungen der Unzufriedenheit mit ihm gar nicht begriff. In dieſer Art erzählt man ſich mancherlei von dem Manne, unter andern Folgendes:

Als er einmal das Unglück gehabt zu einem Ringkampfe verleitet zu werden, warf er ſeinen langen Gegner ſo heftig über eine Pumpenröhre, daß dieſer Unglückliche in der Mitte einknickte und nun ſein Lebelang einen ſtumpfen Winkel nach der rechten Seite machte. Er verlor aber die Faſſung nicht, hatte vielmehr die Geiſtesgegenwart und Zuverſicht, den armen Menſchen wieder grade zu biegen, und gab bei der Gelegenheit einem kleinen verwachſenen Chirurgen, welcher dies für einen Eingriff in ſeine Rechte hielt und heftig dagegen proteſtirte, eine ſo derbe Maulſchelle, daß der Kleine ſich eine geraume Zeit nach ſeinem Ranzen umſah, dann aber mit dem unglücklichen gekrümmten Ringer einſtimmte, und ebenfalls ein lautes Geſchrei erhob. Dies drang aber dem Blockdreher keineswegs zu Ohren, wenigſtens machte er ernſtliche Anſtalten, ſeine Kur auszuführen, mit dem Bemerken, er wolle den Kerl ſchon ausbeſſern, da ihm weiter nichts fehlen könne, als eine kleine Verrenkung, und die müſſe gezogen und gebogen werden.

Mit vieler Mühe und großer Noth von ſeinen Püffen verhinderten es die Umſtehenden. Der Mediziner aber verklagte ihn wegen unhöflicher Behandlung und unbefugter Praxis.

Bei dem Prozeß verfuhr der Blockdreher wie gewöhnlich, erklärte ſich für völlig taub, und ließ ſich auf nichts ein. Er verlange auch gar keinen Beiſtand von Gerichtswegen und bedürfe es weiter keiner Unterſuchung, da er über Schimpfreden nicht zu klagen hätte, weil er ſie nicht hören könnte, und was die Thätlichkeiten anlangte, ſich ſeiner Haut ſchon wehren wollte.

Als keine Ermahnungen fruchteten, und alle Verſuche ihn zum Eingehen auf die Sache zu bringen fehlſchlugen, entſchied ſich das Gericht dahin: „„daß der Fall durch die vollſtändigſten Zeugniſſe klar und erwieſen und ſomit ohne weiteres Geſtändniß des Angeſchuldigten zu verfahren, zumal derſelbe bei andern Gelegenheiten aller nöthigen Gehörsfähigkeit keineswegs ermangele, demgemäß hier nur eine ſträfliche Renitenz obzuwalten ſcheine. Weshalb denn zu erkennen wie folgt: Daß der Blockdreher Kalhaut allhier zwar puncto der unbefugten Praxis zu abſolviren, maßen der Thatbeſtand nicht als erfüllt angeſehen werden könne, jedoch wegen erweislicher Abſicht auf ſolch unbefugtes und ungeſchicktes Kuriren mit einem Verweiſe zu belegen ſei, welchen ihm, da eine ſtärkere Stimme vonnöthen, als die Herren vom Gericht beſäßen, der Ausrufer zu ertheilen habe, und zwar durch das Sprachrohr der Königl. Licentjacht, das zu dem Ende von Gerichtswegen requirirt worden: daß ferner die Klage auf unhöfliche Behandlung wohlbegründet und Beklagter daher in die übliche Geldſtrafe zu nehmen, alle dergleichen Unfertigkeiten aber, ſowohl in Anbetracht ihrer Geſetzwidrigkeit im Allgemeinen, als auch insbeſondere der öfters inculpirt geweſenen Zufahrenheit des Beklagten, ebenſowohl wie alle und jede unbefugte Abſicht und Unternehmung auf chirurgiſche Operationen aufs Strengſte und bei Androhung verſchärfter Strafe für künftige Beſchwerdefälle zu unterſagen ſei.""

Dieſe Entſcheidung, ſo kunſt- und ſonſt gerecht ſie ohne Zweifel ausgefallen, hörte der Beklagte und Verurtheilte ungläubig und mißverſtändig an. Es war ihm indeſſen deutlich gemacht worden, wie die Sachen ſtänden; und nun ſchloß er nicht mit Unrecht, daß der kleine Mediziner an dem ganzen Krame ſchuld ſei. Man rühmte von jeher ſeine Gutmüthigkeit, allein es ärgerte ihn doch, wie er zu ſagen pflegte, daß die Ratte ihn in Koſten geſetzt.

So hatte ſich die Sache entwickelt, als eines Mittags der Blockdreher und der Chirurg, da eben die Poſtjacht anlegen wollte, vorn auf der Bodenbrücke ſtanden, um das Ausſteigen der Fremden aus Schweden mitanzuſehn. Die Brücke war, wie gewöhnlich, ganz voller Menſchen, zu allervorderſt der Chirurg, dann der Blockdreher und darauf die Uebrigen. Als nun das Schiff näher kam, drängte von hinten die neugierige Maſſe zu; und mit einemmale ſah man den Blockdreher mit ſamt dem Mediziner ins Waſſer ſtürzen. Der Blockdreher hatte Grund, wiewohl ihm das Waſſer bis an die Schultern ſtand, und fing an aufs Land zuzuwaten, während ſein bedeutend kleinerer Unglücksgefährte auf und nieder tauchte und unaufhörlich, wenn er heraufkam, über Rettung ſchrie, wenn er unterging Waſſer ſchluckte. Natürlich hörte der Blockdreher weder den Chirurgen ſchreien, noch die Leute auf der Brücke, und watete ruhig weiter, bis er zufällig aufſah, und aus den Geberden der Leute die Noth ſeines Gefährten ſchließen mußte. Sogleich ging er wieder zu Waſſer, ergriff den Chirurgen bei den Haaren, ſchwang ihn ſich auf den Rücken, und trug ihn unter dem lauten Gelächter, beſonders der rohen Schiffer und Matroſen, ans Land. Als er ihn auf dem Trocknen hatte, ergriff er ein Ende Schiffstau, und ſchickte ſich an, ihn gehörig abzuſtrafen, denn er hätte ihn mit hinabgeriſſen und außerdem, warum er ſich ſo nah ans Waſſer wagte, wenn er keinen Grund hätte und auch nicht ſchwimmen könnte? Allein die ganze Maſſe ſtürzte herbei, und erklärte den Chirurgen für unſchuldig, ja einige waren ungerecht genug, ſeinen wackern Retter zu beſchuldigen: er hätte ihn ergriffen und ſei mit ihm hinabgeſprungen, um dem Chirurgen, der dort nicht gründen konnte, den Rechtshandel gehörig einzutränken. Welchen Grund oder Ungrund dieſe Anklage haben möchte, wer wagt das zu entſcheiden? ſo viel iſt gewiß, der Blockdreher bog den Chirurgen über ein umgekehrtes Boot, welches auf der Werfte lag, erhob das geteerte Tauende, und verſetzte dem Kleinen allerdings noch einige nachdrückliche Hiebe, bevor ihm die mitleidige Menge in den Arm fallen konnte. Zwar waren ihm alle chirurgiſchen Operationen von Gerichtswegen unterſagt, allein jedermann mußte doch diesmal ihre Zweckmäßigkeit anerkennen; denn die beiden einfachen Hiebe hatten die gute Wirſung, daß der Chirurg alles verſchluckte Waſſer wieder von ſich gab, und von Angſt und Waſſer völlig wieder zur Beſinnung kam.

Es gehört doch viel Waſſer dazu, um ſich zu beſaufen, bemerkte ein Matroſe; das iſt der Doctor Eiſenbart, ſagte ein feinerer Mann: die Menge erhob ein lautes Gelächter, der Blockdreher wurde Gegenſtand der allgemeinen Bewunderung, der Chirurg von ſeinen Freunden, der Blockdreher dagegen von einer jubelnden Menſchenmenge nach Hauſe geleitet.“

Dies wäre unſer Beiſpiel der humoriſtiſchen Ironie, der vollkommnen Form des objectiven Humors, in welcher alſo die concrete Sache vorhanden ſein muß, als dieſe liebenswürdige Perſönlichkeit, als die ſinnliche Darſtellung und anſchauliche Einzelnheit, worin ſie ſich verwirklicht, und ſo das Naive Exiſtenz gewinnt, eine Erſcheinung, in welcher der Widerſpruch der Endlichkeit und der Schönheit aufgehoben iſt, und dadurch aufgehoben iſt, daß er ſich als das Wirklichwerden dieſer Erſcheinung ſelbſt aufhebt. Die Vereinigung dieſer Momente des Humors giebt dann ſeine wahrhafte Objectivität und Darſtellung, und wir ſind damit nun ſo weit hindurchgedrungen, daß wir die *naive Schönheit* in der Objectivität erreicht haben. Der Blockdreher, Sancho, Fixlein, Katzenberger und andere naive Schönheiten, kommen nun aber in ſolcher Beſtimmtheit und Vollendung nicht unmittelbar im Leben zur Erſcheinung, erſt die humoriſtiſche Darſtellung reinigt ihre Erſcheinung durch die humoriſtiſche Ironie zur vollkommenen Naivität. Die vollkommene Objectivität des Naiven iſt die Erſcheinung, an welcher die Idealität geſetzt iſt, welches Setzen die im Bewußtſein ſich bildende und dies Bewußtſein herausbildende Erſcheinung iſt *). Dadurch wird die humoriſtiſche Ironie zur Kunſt, und der Proceß der humoriſtiſchen Ironie zum Schaffen, welches den humoriſtiſchen Gegenſtand, die naive Schönheit, in ſeinem Vergange darſtellt. Dies iſt

---

*) Vergl. oben S. 50—56.

C. Die komiſche Kunſt.

Das naive Ideal. a. Das naive Ideal im einfachen Ausdruck. α. Plaſtiſche Figur. β. Genremalerei im Portrait. γ. Humoriſtiſche Lyrik.

b. Das naive Ideal im ſcheinbaren Vorgange. α. Komiſche Plaſtik im Hautrelief und Basrelief. β. Humoriſtiſche Genremalerei.

c. Das naive Ideal als wirklich entwickelter Vorgang. α. Humoriſtiſches Epos. β. Komödie.

Das naive Ideal.

Der Humor exiſtirt in jedem humoriſtiſchen Bewußtſein und iſt ſubjectiv in der Laune und Gemüthsverfaſſung des Subjects, objectiv in der Erſcheinung dieſer Gemüthsverfaſſung, dieſes Charakters der liebenswürdigen Perſönlichkeit in ſeiner Naivität vorhanden. Dieſe Objectivität des Humors iſt allerdings die gebildete Komik des gemeinen Lebens, und überhaupt keine Heiterkeit und kein wahrhaft gebildetes Leben ohne den Humor möglich. Selbſt der Ernſt des Philoſophen und des Staatsmanns, des Helden und des Frommen wird banauſiſch und widerwärtig ohne das gebildete Bewußtſein des Humors und ſeine Erſcheinung; denn alle haben außer dem ernſten Kampf, in welchem ſie das Subſtanzielle, Sittlichkeit, Wahrheit, Religion verwirklichen, immer noch eine weitere Exiſtenz, wo es im mühloſen Kampfe zum näheren Genuß der Freiheit kommt in der Heiterkeit, welche nur die Beſinnung des Geiſtes über ſeine Allmacht auch in der unmittelbaren Erſcheinung gebraucht, um ſeiner ſelbſt gewiß und froh zu werden. So zeigt es ſich auch in der That, und es iſt von jeher allgemeines Bewußtſein geweſen, daß eine Erſcheinung, die ſich überall außerhalb der Heiterkeit und des humoriſtiſchen Bewußtſeins erhielte, eine rohe, gegen das wahre Bedürfniß des Geiſtes gewaltthätige, in ſich aber mangelhafte und häßliche ſei.

Ernſt iſt es dem Kampfe und der Noth, welche ihrer Schranke Herr zu werden ſucht, und allerdings bereichert und befreit ſich der Geiſt eben dadurch, daß er dieſen Kampf beſteht und dieſe Noth auf ſich nimmt; aber eben dieſe Noth, dieſer Mangel der Erſcheinung iſt der treibende Puls aller Arbeit und ihres Ernſtes; ſo beſinnt ſich die Arbeit des Ernſtes nur über ſich ſelbſt, wenn ihr die Seite der Nichtigkeit in der Erſcheinung zum Bewußtſein kommt. Dies bricht die Anmaßung des Ernſtes und ſchmelzt ſeine Sprödigkeit, daß er nicht bei dem bloßen Sollen der Arbeit und des Kampfes in grämlicher Mühſeligkeit ſtehen bleibt, und ſo, je ernſter er kämpft, nur deſto mehr ſeine Beſchränktheit darthut, ſondern daß er vielmehr neben dem Mangel und der Nichtigkeit, die er aufheben will, auch die Berechtigung der Erſcheinung anerkennt, und ſo ſich in die Welt, wie ſie iſt, finden lernt. Aber die Berechtigung der Erſcheinung iſt nicht äußerlich neben ihrer Nichtigkeit, denn ſie ſelbſt iſt dieſes Nichtige, das Geſetztſein des Subſtanziellen, das Daſein der Freiheit, aus dem ſie ſich befreit, ſo wie ſie ſich in ihm geſetzt hat. Dieſe Beſinnung des freien Geiſtes über ſich ſelbſt und ſeine Erſcheinung, die allemal ernſtlich erkämpft wurde, iſt die theoretiſche Bildung des humoriſtiſchen Bewußtſeins, und ſein Genuß die Heiterkeit. Alle wahrhafte Bildung hat es im ernſten Kampfe und gerade durch ihn zu dieſem heiteren Bewußtſein zu bringen. Das völlige Feſtwerden dagegen in der Arbeit und Noth der Endlichkeit iſt grämliche Rohheit und eine Barbarei des Bewußtſeins, worin es ſich ausgeſchloſſen fühlt und nur erbittert ſtatt erheitert.

Dieſer Zuſtand eines handwerksmäßigen Ernſtes, der ſich nie zur Beſinnung kommen ließe, bleibt aber immer eine ſehr ſeltene Gemüthskrankheit, denn jedes vollendete Werk führt die Beſinnung der Heiterkeit mit ſich, auch die practiſche Ueberwindung des Widerſtandes iſt Befreiung und fühlt ſich ſo. Das Leben ſelbſt macht darum in der Arbeit und ihrem Ernſt Abſchnitte, Abſchlüſſe, um in Feſten und Feiertagen zur Beſinnung und dadurch zur Heiterkeit zu kommen. Der Wille, welcher die Noth abbrechen kann, zeigt ſich als den Herrn der

Noth, er iſt frei, ſobald er will, es iſt die müheloſe Freiheit des Selbſtbewußtſeins vorhanden, und das Leben der Menſchen mit ihrer Noth und Arbeit, mit ihrem Ernſt und ihren Kämpfen bringt aus ſich ſelbſt die Heiterkeit und den Humor zu Tage, ja das Leben iſt weſentlich ſelbſt heitre Erſcheinung, indem es über ſich ſelbſt zur Beſinnung kommt. Dennoch iſt der Humor im Leben überall unrein und mit fremdartigen Beſtandtheilen vermiſcht, weil hier die komiſche Perſönlichkeit noch andere Abſichten außer ihrer bloßen Darſtellung verfolgt, dieſes concrete und reiche Weſen der naiven Schönheit, welche liebenswürdige Perſönlichkeit ſein ſoll, aber nicht in der erſten beſten Aeußerung, die beiläufig mit vorkommt, zur Anſchauung gebracht wird, ſondern, um vollſtändig zu erſcheinen, ganz allein und vorzugsweiſe beabſichtigt ſein will. Die vollkommene Objectivität des Humors iſt daher die komiſche Kunſt, das Schaffen, welches weiter nichts ſchafft als die naive Schönheit, oder die Reinigung der humoriſtiſchen Ironie von allem der Darſtellung des Naiven Außerweſentlichem, oder die Erhebung derſelben zur geſicherten Selbſtbewegung des Naiven.

Die komiſche Kunſt reinigt die Erſcheinung der naiven Schönheit, indem ſie die Zufälligkeit des Humors zur Wirklichkeit erhebt, aber zur Wirklichkeit des Humors d. h. zur Erſcheinung des Prozeſſes der Idealität des erſcheinenden Geiſtes. Das Naive alſo iſt gereinigt, dadurch, daß die ſich aufhebende Erſcheinung als Liebenswürdigkeit zum Bewußtſein gebracht, und der Vorgang dieſes Ideellſetzens durch nichts Fremdartiges unterbrochen wird. Zu ihrer Wahrheit kommt daher die komiſche Schönheit im humoriſtiſchen Bewußtſein, welches theils als gebildetes vorausgeſetzt, theils durch den Prozeß erſt gebildet wird. Dieſe ſich bildende und gebildete humoriſtiſche Anſchauung, welche daſſelbe iſt mit dem poetiſchen Blick, womit auf dem Grunde der Dinge oder der Erſcheinung des Geiſtes ſeine ſubſtanzielle Wahrheit geſchaut wird, iſt die Befriedigung des humoriſtiſchen Prozeſſes, dieſe wirkliche Befreiung des Geiſtes und ihre Aeußerlichkeit für ihn in dem Prozeß der humoriſtiſchen Ironie *). Dies nannte Jean Paul den philoſophiſch und poetiſch gebildeten Geiſt, welchen der Humor verlange, und nannte damit 1) die Bildung des Bewußtſeins, die er vorausſetzt, welche die iſt, daß dem Geiſte der Vorgang des ſich ideell ſetzenden endlichen Geiſtes zum Bewußtſein gekommen und errungenes Beſitzthum iſt, nicht alſo als vereinzelte, ſondern als allgemeingültige Thatſache, als ſein Weſen gewußt wird, dies iſt Jean Pauls philoſophiſch gebildeter Geiſt, ſodann 2) nannte er damit die Anſchauung, welche ſich in der zu Grunde gehenden endlichen Erſcheinung des Geiſtes befriedigt fühlt, indem ſie ſo auf dem Grunde ſeine Wahrheit ſchaut, dies iſt Jean Pauls poetiſcher Geiſt, deſſen Befriedigung die Wirklichkeit der naiven Schönheit und die Wirklichkeit des Ideales überhaupt iſt. Hier giebt die künſtleriſch, das heißt wirklich für die Anſchauung herausgebildete Ideellſetzung des erſcheinenden Geiſtes die Befriedigung des Ideals, welche ſich in dieſem Prozeß als Heiterkeit zum Bewußtſein bringt, und fortan aller Kunſt dieſe Heiterkeit ſichert, weil jede auf dem Prozeß der Idealität beruht. Man hat daher auch vorzugsweiſe die Heiterkeit des Ideals geprieſen und zwar die ruhige Heiterkeit, weil ſie ihm durch den Prozeß der Idealität geſichert iſt.

Der Genuß der Heiterkeit und die Befriedigung des ſich befreienden Geiſtes in der Anſchauung der ſich ideell ſetzenden Endlichkeit des Geiſtes iſt nun allerdings eine Exiſtenz und Wirklichkeit der Schönheit, welche das Ideal iſt. Auf der andern Seite jedoch wird der Gegenſtand der komiſchen Kunſt, die naive Schönheit, der humoriſtiſche Charakter und ſein Werden ausdrücklich von der Idealſchönheit als ſolcher unterſchieden. Der Unterſchied iſt kein anderer, als dieſer, daß die naive Schönheit den Schein der Richtigkeit an ſich hat, das ernſte Ideal dagegen dieſen Schein der Richtigkeit aufgehoben und ſich als die nur berechtigte Erſcheinung geſetzt hat. Die

---

*) Vergl. S. 54. 55.

berechtigte Erſcheinung iſt die wahre mit der Subſtanz erfüllte, die nichtige iſt die Erſcheinung, welche der Subſtanz unangemeſſen iſt. Im Komiſchen ſtellt ſich die Subſtanz und Wahrheit auf die Seite der Wirklichkeit der Schönheit, welche im Bewußtſein, in dem ſich wiederfindenden Geiſt iſt, und läßt der Seite der Exiſtenz die Nichtigkeit; der Geiſt aber findet ſich wieder in dieſer nichtigen Exiſtenz, ſo erſcheint auch durch ſie und an ihr die Subſtanz, das endliche Subject im humoriſtiſchen Prozeß iſt das unendlich werthvolle. Im nichtkomiſchen Ideal dagegen ſtellt ſich das Subſtanzielle in die Exiſtenz heraus, die Erſcheinung ſelbſt iſt die berechtigte und die wahre, die Seite der Nichtigkeit aber iſt dem Bewußtſein überlaſſen, und ſie wird mit dem Prozeſſe der Idealität zugleich aufgehoben zum inſichruhenden Sein in den ſeligen Geſtalten der Plaſtik und Malerei, ſie wird aber wieder aufgeregt, wenn in dieſen Künſten und beſonders in der Poeſie der Prozeß z. B. als Tragödie wieder hervortritt, wo die Subſtanz ſelbſt die wahre Erſcheinung bei ihrem Mangel, welcher die Erſcheinung als ſolche iſt, erfaßt oder gar zerbricht und zum an und für ſich ſeienden Geiſte zurückgeht. Auf der Seite der Komik findet ſich indeſſen das Subſtanzielle ſchon als überwiegend gegen die Nichtigkeit; und das Naive, welches ohnehin den Widerſpruch in ſich aufgehoben hat, wird ſodann überall ohne Widerrede als das Ideale begrüßt. Von dieſer Art ſind viele Amorbildungen in der ſchalkhaften Laune und das Hinreißendſte die Neapolitaniſche Aphrodite kallipyges, die naive Göttin der Schönheit und die tiefſinnigſte Bildung der Liebenswürdigkeit, die es nur geben kann. Sie iſt unbefangen in Beziehung auf ihre Schönheit, ſo gehört die Schaam nicht hieher, denn eben darum, weil ſie unbefangen gegen ihre Schönheit iſt, iſt ſie auch unbefangen gegen die Anſchauung, ſie iſt auf der andern Seite aber auch unbefangen gegen ihre Nichtigkeit, ſo fühlt ſie ſich, und dies konnte nicht ſchöner dargeſtellt werden, als in jener Gebehrde liebenswürdiger Eitelkeit, welche ſo ihre Berechtigung auch für die Göttin zeigt. Man vertiefe ſich in die Anſchauung dieſer herrlichen Bildung, um die ganze Macht und Bedeutung des Naiven zu faſſen, und ſich für alle Zeiten gegen die Verachtung des humoriſtiſchen Ideals zu ſtärken. Nirgends iſt die Eitelkeit und die Schönheit der Erſcheinung inniger in eins gebildet, nirgends ein gewaltigerer Widerſpruch überwältigt, darum aber auch dieſe Geſtalt für die gebildete Anſchauung die höchſte Befriedigung, die keine Hoheit der übrigen ſeligen Götter zu ſchänden die Macht hat.

Von der göttlichen Heiterkeit dieſes naiven Ideals wird es der Erinnerung vielleicht ein unerträglicher Sprung ſcheinen zu Falſtaf und Conſorten herunter, an denen die Seite der Nichtigkeit ſich mit größerer Energie aufthut, und dennoch, wenn wir nur zuerſt auf den trefflichen Pfarrer von Wakefield kommen, dann weiter auf den guten Yorrick, ſo erträgt ſich am Ende auch noch eine geringere Poſitivität, nur daß, wie geſagt, die wirkliche Erſcheinung des Allgemeinen in dieſem einzelnen Falle vorhanden ſein muß.

a. Das naive Ideal im einfachen Ausdruck.

Das naive Ideal iſt das komiſche Kunſtwerk, das Reſultat der komiſchen Kunſt, und dieſe Kunſt ſelbſt war der Prozeß der humoriſtiſchen Ironie aus ſeiner Zufälligkeit zur Sicherheit erhoben. Dieſer künſtleriſche Prozeß, derſelbe Vorgang mit der Idealität des erſcheinenden Geiſtes, hebt ſeine Unruhe und ſein Werden auf zum einfachen in ſich ruhenden Daſein ſeines Werkes, dem naiven Ideal im einfachen Ausdruck.

Das daſeiende, das ausgedrückte Ideal iſt die Aeußerlichkeit des humoriſtiſchen Bewußtſeins, in welchem der endliche Geiſt ſich ideell geſetzt; die Aeußerlichkeit des Bewußtſeins oder des ſelbſtbewußten Geiſtes vermögen nun aber nicht alle Künſte darzuſtellen, namentlich weder die Baukunſt noch die Muſik: es giebt keine architektoniſche und keine muſikaliſche Komik. Und wenn die Muſik die Heiterkeit wie die Trauer in der Form der Empfindung ausdrücken, oder vielmehr den Ausdruck beider in dieſer Form begleiten kann, ſo iſt ſie doch ein ſelbſtſtändiges komiſches Werk hervorzubringen darum unfähig, weil ſie unfähig iſt den Geiſt in der Form des Bewußtſeins darzuſtellen. Die übrigen Künſte dagegen, welche den ſelbſtbewußten Geiſt darzuſtellen vermögen, Skulptur, Malerei und Dichtkunſt, ſind auch fähig das komiſche Kunſtwerk zu erzeugen.

In allen dreien finden wir den einfachen Ausdruck des naiven Ideals, theils in der natürlichen und bewegten Aeußerlichkeit des ganzen menſchlichen Körpers und beſonders der Phyſiognomie, theils in der Rede als dem bloßen Ausdruck des Geiſtes, der die Aeußerlichkeit zur Bedeutung herabſetzt.

a. Plaſtiſche Figuren.

Der Ausdruck auch des in ſich ruhenden naiven Ideals iſt immer die Aeußerung der ſubjectiven Bewegtheit der naiven Perſönlichkeit, welche ſich bewegt in der Vereinigung der ſtreitenden Momente des Humors. Daher iſt auch der einfachſte Ausdruck durch die unmittelbare Aeußerlichkeit des Geiſtes, den Körper, welcher Ausdruck als plaſtiſches Kunſtwerk den Widerſpruch der Bewegung in den Moment der Darſtellung aufhebt, dennoch nur die Darſtellung der geiſtigen Bewegtheit ſelber, ja dieſe Darſtellung iſt nur inſofern überhaupt Darſtellung, als ſie die Bewegtheit des Geiſtes, hier des Humors, in der Aeußerlichkeit noch an ſich hat und aufzeigt.

Von der Aphrodite kallipygos und wiefern ſie hieher gehört, iſt ſchon die Rede geweſen, als ſie zum Beiſpiel des naiven Ideals aufgeſtellt wurde. Sie iſt der einfache Ausdruck, denn es iſt in ihr keine auseinandergelegte Handlung, überhaupt kein eigentlicher Vorgang, und dennoch die Erſcheinung der ſubjectiven Bewegtheit und inneren Handlung, die liebenswürdige Eitelkeit in der individuellſten Sinnlichkeit. Handlung iſt alſo allerdings vorhanden, aber eine Handlung, die ſich zur gegenwärtigen in ſich zurückbiegt, kein Vorgang, der ſich in ein Nacheinander und Nebeneinander ausbreitet. In demſelben Sinne einfacher Ausdruck iſt die Handlung in dem tanzenden Faun der Tribüne zu Florenz. Dieß berühmte Kunſtwerk geht mehr der Seite der Endlichkeit zu, es wird ihm aber die entſchiedenſte Individualität und Beſchränktheit nicht hinderlich, die Befreiung in der Heiterkeit als berechtigt aufzuweiſen. Man könnte es als eine Merkwürdigkeit betrachten, daß die Plaſtik und die Antike es zu dieſer Energie der Komik gebracht, da das Komiſche vom Ausgangspuncte der Plaſtik dem Tempeldienſte weit abliegt, und nur etwa im Bacchusdienſt eine Veranlaſſung findet. Zudem iſt das Princip des Humors in ſeiner vollſtändigen Ausbildung dem antiken Geiſte fremd, nur in der wahren Wirklichkeit des Humors entſteht aber erſt das komiſche Kunſtwerk, wie ſich im Verlauf unſerer Entwickelung gezeigt hat; die komiſchen Kunſtwerke des Alterthums, namentlich die Komödie, die ariſtophaniſche ſowohl als die neuere, weiſen alſo über die Bildungsſtufe des antiken Geiſtes hinaus, welche Anſicht auch von andern Standpunkten aus ſowohl in Beziehung auf den Dionyſos als auf ſeinen Dichter Ariſtophanes iſt ausgeſprochen worden. Wir kommen bei der Komödie darauf zurück, und nennen hier nur noch einige von den komiſchen Kunſtwerken der alten Plaſtik, die Ruf haben, zuerſt den äußerſt drolligen Knaben in der Villa Medicis bei Florenz, welcher ein Hündchen im Arm trägt, und nach Michael Angelo's genialer Reſtauration den einen Fuß auf eine Schildkröte ſetzt. Er liebkoſ't das Hündchen, biegt ſein unbeſchreiblich luſtiges Geſicht ihm zu, und während das Hündchen einen Fremden anzubellen ſcheint, ergötzt ſich etwa der Knabe daran, daß jener zuſammenſchrickt. Eine nähere Vermittelung ſeiner Laune iſt nicht ſichtbar, ihr Ausdruck aber bis zum Gelächter anſteckend. Von größerem Ruf, als dieſer mediceiſche Knabe, und vielleicht noch ſchöner zu nennen iſt der trunkene Bronce-Faun aus Herkulanum im Neapolitaniſchen Muſeum; er iſt mir indeſſen nicht ſo gegenwärtig geblieben, weil er als naives Ideal von der Aphrodite deſſelben Muſeums verdunkelt wurde, aber die Gewalt der beſeligten Phyſiognomie und die Haltung der Trunkenheit innerhalb der

Schönheit, iſt zur Rechtfertigung dafür, daß er hier zu erwähnen ſei, noch lebhaft genug im Gedächtniß. Dieſer trunkene, der Florentiner tanzende Faun und der mediceiſche Knabe mit dem Hündchen unterſcheiden ſich als burleske Darſtellungen, die mehr nach der Seite des Niedrigen hinneigen, von dem Gleichgewicht des vollendeten Naiven in der Aphrodite kallipygos, ein Unterſchied, welcher ſchon einmal erwähnt worden, weil auf den erſten Blick der verſchiedene Eindruck der Erſcheinungen auch eine völlige Verſchiedenheit des Begriffs erwarten läßt. Alle dieſe plaſtiſchen Geſtalten ſind aber der einfache Ausdruck der komiſchen Schönheit durch Phyſiognomie und Geberde als in ſich concentrirte Handlung. Nun iſt dieſe Handlung Aeußerung des ſelbſtbewußten Geiſtes, dazu iſt die unmittelbare Körperlichkeit des plaſtiſchen Kunſtwerkes nur im Stande durch den Ausdruck des Geſichtes, wie denn auch alle unſere Beiſpiele ihre heitere Bewegtheit erſt durch ihre Miene auch in ihre übrige Aeußerlichkeit ausſtrömen. Das Geſicht iſt der Ausdruck des ſich wiſſenden Geiſtes, und nicht die bloße Miene, die Körperlichkeit des bewegten Geſichtes, ſondern das ſehende Geſicht, das Licht des Geſichtes, das Auge, iſt der Ausdruck des geiſtigen Lichtes. Die Wahrheit des Geſichtes iſt das ſehende Geſicht, während das plaſtiſche Geſicht nur erſt das Geſicht an ſich, das in ſich verſchloſſene, das dunkle Auge, das Auge als dunkler Körper iſt. Die Plaſtik ſtellt allerdings ſchon den erleuchteten Körper dar, denn nicht der Körper und ſeine Form als ſolche, ſondern nur das Helle und Dunkle wird in der beſtimmten Geſtalt geſehen, demnach ſtellt die Plaſtik nicht dar durch den Körper als durch die formirte Maſſe, ſondern durch die Erleuchtung ſeiner Oberfläche, welche die formirte Maſſe an ſich hat. Die Negation des Körpers durch die Vermittelung von Hell und Dunkel zur ſelbſtſtändigen Darſtellung auf der Oberfläche giebt den Ausdruck durch die Farbe, die Malerei, welche nun nicht mehr durch das Erleuchtete, ſondern durch das Leuchtende ſelbſt, durch den Schein als ſolchen, darſtellt, durch die Farbe, die modificirtes, mit ſeinem Gegenſatz vermitteltes, exiſtirendes Licht iſt. Das Auge iſt daher in der maleriſchen Darſtellung aufgeſchloſſen, und das ſehende Geſicht des maleriſchen Kunſtwerks eine nähere Darſtellung des ſelbſtbewußten Geiſtes.

β. Genremalerei im Portrait.

Der einfache Ausdruck des naiven Ideals durch die Malerei erſcheint daher als Portrait, jedoch in dem Sinne, daß es phyſiognomiſche Darſtellung der einzelnen naiven Perſon, nicht daß es Abbildung irgend eines wirklichen Geſichts ſei. Die in ſich concentrirte Handlung drückt ſich an der einzelnen Figur und beſonders im Portrait aus, deſſen eigentlichſte Art zu idealiſiren auch bei bloßen Abbildungen, wo nur irgend eine heitere Gemüthsverfaſſung den Grundton des Subjects bildete, denn auch die Naivität wäre. Sie iſt aber ſelten genug: weder Sancho, dieſer heitere Geſelle, noch der Pfarrer von Wakefield ſind meines Wiſſens gehörig portraitirt zur Darſtellung gekommen. Ein vortreffliches Beiſpiel in der Form des Kindlichen und von dem größten Meiſter, erwähnt Hegel in ſeiner Aeſthetik, wo er von dem Idealen im ſcheinbar Gemeinen und Ordinären ſpricht. Er berichtet *): „In Paris giebt es ein Knabenportrait von Raphael; müßig liegt der Kopf auf den Arm geſtützt und blickt mit ſolcher Seligkeit kummerloſer Befriedigung ins Weite und Freie, daß man nicht loskommen kann, dies Bild geiſtiger und froher Geſundheit anzuſchaun. Dieſe Kummerloſigkeit um das Aeußere und die innere Freiheit im Aeußern iſt es, welche der Begriff des Idealen erheiſcht."

Die Frage nach der ganzen humoriſtiſchen Genremalerei der Holländer und ihrer Berechtigung, die Hegel hier aufwirft, iſt weſentlich die Frage nach dem naiven Ideal, welche aber mit der „bürgerlichen Tüchtigkeit und geiſtigen Geſundheit ſolch beſchränkten Lebens", womit Hegel dieſes Genre vertheidigt, nicht gehörig erledigt iſt, denn die Frage iſt nicht

---

*) S. 218.

nach dem Stoff, ſondern nach ſeiner ideellen Erſcheinung. Näher nennt allerdings „die innere Freiheit im Aeußern“ den Vorgang der Idealität, zeigt aber auch noch nicht, wie die beſchränkte Erſcheinung des Geiſtes als naives Ideal darum unendlich werthvoll iſt, weil ſie ſich ſelbſt zu ihrer Wahrheit aufhebt. Der endliche Geiſt im Humor iſt nicht mehr der iſolirte: die allerparticularſte Erſcheinung, an der das Allgemeine offenbar wird, hat den vollen Werth des Ideals. Der Humor iſt der Sonnenſchein der Wahrheit, der den Geiſt in ſeiner niedrigen Geſtalt belebt und der Freiheit mächtig macht. Die Ausſöhnung mit ſich und mit der Welt in dem Raphaelſchen Knaben giebt dieſe poſitive Macht des Geiſtes der Liebe, der die Welt erlöſ't und zu eigen hat, und iſt als Erſcheinung ſeine Liebenswürdigkeit und Schönheit. Dieſe Macht des Geiſtes im Kinde erhöht noch das Ergreifende. Das Kind iſt unbefangen in Beziehung auf die Berechtigung des Geiſtes, dieſer unbefangene, nichtwiſſende König der Welt, und iſt eben ſo unbefangen gegen die Aeußerlichkeit als ſeine Schranke, kummerlos und ſelig in ſich, fühlt es keinen Mangel. Darum berührt das naive Ideal allerdings die höchſten Intereſſen der Menſchenbruſt, und eine ſolche Darſtellung, wie die beſchriebene, iſt die Darſtellung der Erlöſung des liebebedürftigen Menſchen ſelbſt, allerdings noch in der Form der mühloſen Seligkeit und des unmittelbaren Beſitzes, immer aber der zu dieſer Form in ſich zurückgekehrte Prozeß der Idealität; während das ernſte Ideal das Bewußtſein des Errungenen und den Werth des Vermittelten, alſo ſeinen Werth vorzugsweiſe darſtellt. Es wird alſo nicht geläugnet, daß das ernſte Ideal als vorzugsweiſe und als nur berechtigt erſcheine — darin eben unterſcheidet es ſich von dem naiven Ideal, daß es die Seite der Richtigkeit an der Erſcheinung unterdrückt, alſo als die wahre Erſcheinung auftritt, während das naive Ideal die Richtigkeit der Erſcheinung des endlichen Geiſtes als das Wahre ausdrücklich ſetzt — aber es muß offenbar behauptet werden, daß das naive Ideal eben ſo gut berechtigt ſei. Das Verhältniß der Richtigkeit und der Berechtigung im Naiven haben wir oben ſchon hinlänglich nachgewieſen. Nun wäre es allerdings voreilig, wenn man behaupten wollte, Hegel verkenne den Begriff des Humors, da die Aeſthetik noch nicht einmal vollendet vorliegt, darum war hier auch nur zu bemerken, daß in der angezogenen Parthie, welche die Berechtigung namentlich der holländiſchen Genremalerei abhandelt, der Begriff des naiven Ideals und des Humors die eigentliche Erklärung der Sache ſei. Die Genremalerei hat ſchon Weiße *) als dasjenige Feld der Malerei bezeichnet, in welchem vorzugsweiſe der Humor zur Darſtellung komme. Dies iſt richtig, und hier noch etwas näher ins Auge zu faſſen.

Die Genremalerei ſetzt ſich der hiſtoriſchen Malerei entgegen, der Darſtellung des Geiſtes, der im Prozeß der Weltgeſchichte ſich in ſich vertieft und zum wahren Beſitzthum ſeiner ſelbſt kommt. Die Erſcheinung des Geiſtes wird alſo in der Hiſtorienmalerei die Seite ſeiner Berechtigung, ſeines Werthes feſthalten, und die wahre Erſcheinung ſein wollen. Die Genremalerei, die ſich dieſer Darſtellung entgegenſetzt, hat den Geiſt darzuſtellen in ſeiner unmittelbaren Erſcheinung, und in der That hat man die ganze Breite dieſes Gegenſatzes von der Landſchaftsmalerei und dem Stillleben in Früchten, Blumen u. ſ. w. bis zur Darſtellung des Geiſtes in ſeiner Natürlichkeit und Unmittelbarkeit des Familien-, des Kindes- und des gemeinen Lebens überhaupt Genremalerei genannt **). Sodann erleidet aber die Genremalerei wiederum die Einſchränkung, Darſtellung des Geiſtes in ſeiner Natürlichkeit und Unmittelbarkeit, aber des Geiſtes als ſolchen, des Bewußtſeins, nicht des ſchlafenden Naturgeiſtes in Landſchaft und Stillleben zu ſein. Nun iſt aber die Endlichkeit des Geiſtes als ſolche gar kein Gegenſtand der Kunſt, es entſteht alſo die Nothwendigkeit, in der Endlichkeit auch die Berechtigung derſelben darzu-

---

*) Aeſthetik Th. II. S. 216. **) Weiße Aeſthetik Th. II. S. 296.

thun, ſie nicht als bloße Exiſtenz aufzugreifen und feſtzuhalten, ſondern die einzelne Erſcheinung im Prozeß der Idealität, alſo als die Erſcheinung des unendlichen und wahren Geiſtes ſelbſt nachzuweiſen. Dies iſt der generelle Prozeß, jede einzelne Erſcheinung des Menſchenlebens, ſofern ſie überhaupt das Allgemeine fortdauernd wirklich zur Exiſtenz bringt, und dieſer generelle Prozeß zeigt ſich als der Gegenſatz gegen den ſpeziellen Abſchnitt in der welthiſtoriſchen Entwickelung des Geiſtes, welcher ſich durch beſtimmte einzelne Perſonen darſtellt. Die Genremalerei malt das Ereigniß als immerwiederkehrendes und fortdauernd exiſtirendes: aus dem Familienleben den Krieger mit dem Kinde, einen Stallknecht, der ſeinem Knaben die Pferde zeigt: aus dem Kindesleben Kinder die Kartenhäuſer bauen, Soldaten ſpielen, des Vaters Uniform anziehen: aus dem gemeinen Leben überhaupt politiſirende Bauern, luſtige Brüder beim Gelage, den Abſchied des Rekruten, das Wiederſehn der Liebſten, eine Werbung auf Helgoland, die Kirchgängerin u. ſ. w.; die Hiſtorienmalerei dagegen ſtellt das Ereigniß als einmal eingetretene beſtimmte Geiſtesentwickelung, als wirklichen Fortſchritt des Geiſtes dar. In der Mitte liegt das allgemeine Ereigniß, welches Sage und Poeſie zum einzelnen erhoben hat, und welches die Malerei als Hiſtorie wiedergiebt und wiederzugeben das Recht hat, ſofern dieſe Sage und Poeſie ſelbſt der hiſtoriſche Inhalt und entwickelter Geiſt iſt. Der Genremalerei iſt der Geiſt der unmittelbar daſeiende, das Leben der Menſchen, der Hiſtorienmalerei iſt er der geſchichtlich werdende, die Weltgeſchichte. Das Ereigniß des Lebens ſo wie das Ereigniß der Geſchichte, beides iſt als Ereigniß dieſe unmittelbare zufällige Erſcheinung, der endliche Geiſt, deſſen Kern die Kunſt erſt von der äußern Zufälligkeit zu reinigen und zur wahren Erſcheinung des Göttlichen zu erheben hat. Die gereinigte Erſcheinung iſt dann aber nicht mehr Ereigniß, nicht mehr dieſes Einzelne, Zufällige, ſondern Handlung, Offenbarung und Verwirklichung des Göttlichen, Idealität. Dieſe Vermittelung des Einzelnen mit dem Subſtanziellen in der Geſchichte hört nicht auf ernſter Kampf und werthvoll Errungenes zu ſein, will daher auch als vorzugsweiſe werthvoll dargeſtellt ſein; das Leben dagegen kämpft zwar ebenfalls um die höchſten Güter mit Ernſt, die Subſtanz des Familiengeiſtes, die Liebe, des religiöſen Lebens, der Glaube, giebt die ernſten Genrebilder, z. B. die Kirchengängerin; aber das Leben iſt auch dieſer unmittelbarere müheloſe Genuß ſeiner ſelbſt, als daſeiender Geiſt iſt es zwar dieſer endliche und beſchränkte, aber zugleich der mit Sicherheit in ſich ruhende, der in ſeiner Lebendigkeit und Wirklichkeit zum Selbſtgefühl, zur Selbſtbeſinnung und zum Selbſtbewußtſein getriebene. So braucht er nur ein ganzer Menſch in geiſtiger Geſundheit zu ſein, um unmittelbar durch die Beſinnung in der Nichtigkeit ſich zu befreien: ſo ſind wir wieder bei dem Raphaeliſchen Knaben angelangt, der weiter nichts iſt als dieſe Erſcheinung, dieſes mächtigen Geiſtes im Kindlichen, dem vollends noch nicht mit ſeiner Wahrheit Vermittelten: und ſo wird die Genremalerei vorzugsweiſe auf das naive Ideal angewieſen und überhaupt auf den Humor.

Die Malerei, welche das naive Ideal ausdrückt, die Genremalerei giebt das gereinigte Ereigniß zuerſt als in ſich zurückgegangene Handlung des Naiven, welche ſie im Portrait darſtellt. Hierzu war der Raphaeliſche Knabe ein Beiſpiel, aber mit vorwiegender Poſitivität. Ein anderes Genrebild mit bedeutend vorwiegender Negativität iſt der Donxichote von A. Schrödter in Düſſeldorf (im Beſitz des Buchhändlers Reimer in Berlin); der Held von La Mancha ſitzt unter vortrefflich arrangirten Ruinen des Ritterthums in einem altväteriſchen Lehnſtuhl, mit einem Sporenſtiefel und einem Pantoffel angethan, und ſtudirt den Amadis von Gallien. Man ſieht die Vertiefung in ſeinen Gegenſtand und den Eifer in der Verfolgung deſſelben, und findet zugleich an ihm ſelbſt und ſeiner Umgebung den Geiſt, für den er ſchwärmt, als einen untergegangenen dargeſtellt. So iſt er die Selbſtvergeſſenheit, indem er die Selbſtbeſinnung iſt und der Großvater aller unſerer retrograden Reformatoren, die den Glanz des entſchwundenen Adelsgeiſtes im modernen Frack und Pantalons wieder herſtellen wollen. Dies Gefühl hat ſeine Berechtigung, das Entſchwundene iſt der Schwärmerei würdig, es iſt aber das Richtige, und zeigt ſich als das Richtige, indem es ans Werk geht, denn eben darum, weil jener Geiſt entſchwunden iſt, iſt er auch nicht mehr in ihm, der ein Sohn ſeiner Zeit iſt. Das Poſitive, die Berechtigung im Donquichote giebt ſeine Liebenswürdigkeit, welche Herr Schrödter mit großer Genialität darſtellt. Darum iſt ſeine Richtigkeit nicht baare Verrücktheit, wie ihn ſo viele beſchränkte Menſchen faſſen, die in dieſer meiſterhaften Offenbarung humoriſtiſcher Schönheit nur Hohn und bittere Satire ſehn, merkwürdiger Weiſe ſehr häufig ſolche, die ſelbſt in ſeinem Falle ſind, und aus dem Bedürfniß ſich von ihm zu unterſcheiden, die Sache damit abthun, daß doch jener verrückt, ſie aber bei Sinnen ſeien. Die Sache hat allerdings ihre Schwierigkeiten, weil ſie dieſer concrete Inhalt iſt, welcher dem bloßen Unterſchiede des kahlen Verſtandes durchaus unerreichbar bleibt.

Der concrete Inhalt iſt der humoriſtiſche Geiſt, welcher aus dem ſehenden Geſicht und der ſcheinbaren Körperlichkeit des maleriſchen Kunſtwerkes heraus ſieht, ſich offenbart und ausdrückt. Dieſer Ausdruck iſt ſeiner, ſo wie die ſcheinbare Körperlichkeit überhaupt nur ſeine, nur der Ausdruck dieſes Geiſtes, der für ſich iſt, und darum, als das Individuelle, das Ausſchließende, mir Fremde, welches ich in ſeiner Aeußerlichkeit erſt zu überwinden, zu durchdringen und mir anzueignen habe. Das Portrait iſt durchdringlich und will für mich ſein, was es für ſich iſt, es will mich durchdringen mit dem Geiſte, von dem es ſelbſt durchdrungen iſt. Dazu fordert es heraus als das ſehende Geſicht, aus dem der Geiſt mich anblickt, ſo iſt es aber erſt an ſich durchdrungen, und die Durchdringung für mich noch erſt vorzunehmen, indem ich die Fremdheit ſeiner Aeußerlichkeit überwinde und mich in ſeinen Blick vertiefe, bis ich die Bedeutung ſeiner Aeußerlichkeit d. h. ſeine

Innerlichkeit mir aneigne. Das maleriſche Kunſtwerk, das hier in Frage ſteht und vorzugsweiſe Geſichtsausdruck ſein muß, iſt Manifeſtation des ſelbſtbewußten humoriſtiſchen Geiſtes (ſei es als Selbſtgefühl oder Selbſterkennen und Verkennen) und die ſcheinbare Körperlichkeit gilt nur inſofern ſie den Geiſt manifeſtirt und bedeutet. Sie iſt aber nicht das Bedeutende als ſolches, vielmehr iſt ihr Schein der Aeußerlichkeit in der Aneignung erſt zu deuten, das Portrait iſt das ſehende, aber ſtumm. Die Negation auch des Scheins der Aeußerlichkeit als der fürſichſeienden iſt die Herabſetzung der Aeußerlichkeit zum bloßen Ausdruck, zu der unmittelbar für ſein Anderes, das Wiſſen, ſeienden Aeußerlichkeit. Dies iſt die Rede. Die Kunſt, welche durch dieſen Ausdruck des Selbſtbewußtſeins unmittelbar für das Bewußtſein das naive Ideal erzeugt, die Poeſie, iſt der einfache Ausdruck des naiven Ideals als

γ. die humoriſtiſche Lyrik.

Das Selbſtgefühl und Selbſtbewußtſein der naiven oder humoriſtiſchen Perſönlichkeit findet alſo ſeinen angemeſſenen und zugleich ſeinen durchdrungenen Ausdruck in der humoriſtiſchen oder naiven Lyrik. Das lyriſche Kunſtwerk iſt nicht nur Ausdruck der Innerlichkeit der Perſönlichkeit, ſondern deutender Ausdruck, der weiter nichts iſt als die Bedeutung und Auslegung des Innern. Hier iſt dies Innere die Naivität der liebenswürdigen Perſönlichkeit in der einfachen Geſtalt, alſo als ihre Empfindung und ihr Selbſtgefühl, welches ſich für die Vorſtellung in ſeiner particularſinnlichen Geſtalt ausſpricht, alſo die Naivität in dieſer einzelnen Verwirklichung aufzeigt. Die Rede, welche dieſer Ausdruck iſt, drückt das Bewußtſein als das Allgemeine aus, dieſes hat nun in der naiven Kunſt die beſondere Geſtalt des Humoriſtiſchen, aber in der künſtleriſchen Darſtellung iſt außerdem die Forderung, die ſich als der Begriff der Darſtellung überhaupt gezeigt hat, daß dies Bewußtſein als einzelne Erſcheinung ſich verwirkliche, ſinnlich vorgeſtellt werde. So hat die lyriſche Poeſie zu ihrem naiven

Werke den Ausdruck der Empfindung und des Gefühls nicht unmittelbar zur Hand in der Rede als dem allgemeinen Ausdruck des Selbſtbewußtſeins, ſondern ſie muß dieſen erſt zubereiten zur Darſtellung des Individuellen, in welchem das Allgemeine erſcheint. Die beſtimmte liebenswürdige Perſönlichkeit in ihrer Berechtigung und in ihrer Richtigkeit iſt die einzelne Darſtellung, welche dieſes naive Selbſtgefühl und dadurch das Allgemeine auszuſprechen hat. Die Form des Gefühls und der Empfindung giebt die einfache wenn gleich inhaltsreiche und in ſich concrete Geſtalt der Innerlichkeit, in ihr iſt die Liebe und die Liebenswürdigkeit der Erſcheinung aus der Thätigkeit des Gegeneinanderwirkens zum unmittelbar Daſeienden zuſammengegangen, und nun dieſe Gemüthsverfaſſung der Laune. Die Lyrik hat demnach die Aufgabe, ein organiſches Gefäß zur lebendigen Aeußerung dieſes Innerlichen zuzubereiten, welches dadurch der einfache Ausdruck bleibt, daß es jene Empfindung als daſeiende Subjectivität, dieſe Perſönlichkeit in dieſer Stimmung, nicht in dieſem Vorgange zeigt. So wird alſo die Lyrik ſelbſt der Prozeß eines in ſich Gegliederten ſein, welcher aber nichts als dieſe zur Einheit zuſammengegangene Empfindung und Stimmung darzuſtellen hat.

Göthe, der ſich wohl in den Ruf eines naiven aber darum noch nicht eines humoriſtiſchen Dichters gebracht hat, wird nun wohl eben um ſeiner Naivität auch den Ruhm des lyriſchen Humoriſten davontragen, denn für alle Arten des Naiven nach beiden Seiten hat er aufs Beſte geſorgt. Vor allen Dingen mag das weitgeſungene Schweizerlied in Erinnerung gebracht werden:

Uf'm Bergli
Bin i g'ſiſſe,
Ha de Vögle
Zugeſchaut;
Hänt geſunge,
Hänt geſprunge,
Hänt's Näſtli
Gebaut.

Uf d' Wieſe
Bin i gange,
Lugt i Summer=
Vögli a;
Hänt geſoge,
Hänt gefloge,
Gar zu ſchön hänt's
Gethan.

Und da kummt nu
Der Hanſel,
Und da zeig' i
Em froh,
Wie ſie's mache,
Und mer lache
Und mache's
Au ſo.

Dies iſt als naiv ſo verſtändlich, daß es keinem entgehe; auch alles, was wir als das Weſen des naiven Ideals aufgeſtellt, findet eine ſo zarte Erſcheinung darin, daß die nähere Entwickelung nicht unnöthiger Weiſe zugreifen mag, um nicht mit dem Flügelſtaub und Schimmer die Schwungkraft des artigen Liedes ſelbſt zu verletzen. Nur auf das Eine, die lyriſche Einheit der Empfindung und dennoch den Prozeß der Darſtellung, welcher in all ſeiner Entfaltung zur Mannigfaltigkeit nur die eine Empfindung, dieſe naive Liebe der liebenswürdigen Schweizerin ausdrückt, wäre aufmerkſam zu machen und ſodann, daß dieſes Lied dem obigen Raphaeliſchen Knaben entſpricht. Auf der entgegengeſetzten Seite ſteht zuerſt der ſchon angeführte Rattenfänger, der aber, weil er zugleich der Zauberſänger iſt, in der beſten Geſellſchaft Zutritt hat; ſodann noch weiter hinab zum Burlesken ſteigt das Göthiſche „Kriegsglück“, nämlich das Glück bleſſirt zu werden. Zuerſt klagt der Held über die Strapazen im Felde und ſchlechte Hege und Pflege im Quartier, dann wird er ein wenig bleſſirt; und nun geht gleich alles vortrefflich:

Da thut ſich Herz und Keller los,
Die Küche darf nicht ruhn;
Auf weicher Betten Flaumenſchoos
Kann man ſich gütlich thun.
Der kleine Flügelbube hupft,
Die Wirthin raſtet nie,
Sogar das Hemdchen wird zerzupft,
Das nenn' ich doch Charpie!

Darauf genes't er — — —, und

Der König hört von guter Hand,
Man ſei voll Kampfes-Luſt;
Da kömmt behende Kreuz und Band
Und zieret Rock und Bruſt.
Sagt ob's für einen Martismann
Wohl etwas beſſ'res giebt!
Und unter Thränen ſcheidet man
Geehrt ſo wie geliebt.

Das Lied iſt viele lange Strophen lang; mit der ächten Redſeligkeit der Laune kann der Martismann gar nicht fertig werden, das Gefühl dieſes ganz beſondern Glückes ins gehörige Licht zu ſtellen.

Eine eben ſolche Entfaltung ins Breite hat das „Bergſchloß“, ein allerliebſtes Stelldichein auf einer alten Ruine, deſſen Empfindung nach allen Seiten als berechtigt ſowohl wie als anſpruchslos und in ſeiner eignen Ironie ruhend ſich offenbart.

In allen dieſen Beiſpielen durch die drei Künſte hindurch zeigt ſich das naive Ideal im einfachen Ausdruck, es tritt in der Unmittelbarkeit des Daſeins hervor, der Prozeß des in ſich ruhenden Naiven ſtellt ſich in der Plaſtik und Malerei als der aufgehobene dar, während die humoriſtiſche Lyrik nur im Prozeß und durch den Prozeß ſelbſt darſtellen kann. Aber dieſer Prozeß iſt der einfachen Subſtanz, der Empfindung das noch Aeußerliche, die Empfindung, das Selbſtgefühl des Naiven behauptet ſich als die Einheit gegen dieſe Unterſcheidung im Ausdruck, der, ſo vielfältig er auch ſein mag, immer nur ſie zu ihrem Inneren hat, alſo nur ſie bedeutet und auslegt. Darum nennen wir all dieſen Ausdruck den *einfachen* Ausdruck des *daſeienden* naiven Ideals. Das Weitere nun iſt, daß der Prozeß und der Unterſchied nicht der bloß äußerliche bleibt, und nicht der darum dem Ideal bloß innerliche, ſondern als die Unterſcheidung der Subſtanz des naiven Ideals ſelbſt hervortritt; was das naive Ideal innerlich iſt, Unterſcheidung in ſeine Momente, ſo muß es ſich auch äußerlich darſtellen, wenn der Unterſchied wirklich zur Geltung kommen ſoll. Dann ſind die Unterſchiede der Darſtellung die eignen Unterſchiede der Subſtanz, welche nun zwar nicht aufhört Einheit zu ſein, aber als die Zuſammenfaſſung dieſer Unterſchiedenen erſcheint. Die Handlung, welche überhaupt die Aeußerung des Selbſtbewußtſeins iſt, wird hiemit die auseinandergelegte Handlung d. h. der *Vorgang* und zwar

Zuerſt die komiſche Darſtellung *als Schein des Vorgangs* und ſeiner Einheit α) im Hautrelief und Basrelief der Plaſtik, welches die Handlung in verſchiedene Figuren unterſcheidet, und dieſelben durch ſeine Fläche auch äußerlich zuſammenfaßt, β) in der Genremalerei in Scenen, wo wieder der Vorgang ſich in den unterſchiedenen Perſonen und die Einheit ſich durch das Bild zeigt; Bild nämlich iſt die ſich in ſich zuſammenſchließende Erſcheinung;

ſodann zweitens die komiſche Darſtellung als wirklich erſcheinender oder entwickelter Vorgang und ſeine Einheit α) im epiſchen Humor, der Erſcheinung des Vorgangs als Erinnerung, β) in der Komödie, Erſcheinung des Vorgangs als ſolchen.

b. Die komiſche Darſtellung als Schein des Vorganges.

Die Darſtellung des in ſich ruhenden naiven Ideals unterdrückt an ihm die Negation, den Unterſchied: es iſt das Individuum, zwar immer in ſeiner reichen Innerlichkeit, aber doch dieſe liebenswürdige Perſönlichkeit als das Individuum die Form der naiven Subſtanz ſowohl in ihrem plaſtiſchen, als in ihrem maleriſchen und lyriſchen einfachen Ausdruck. Die liebenswürdige Perſönlichkeit iſt aber, indem ſie Individuum d. h. für ſich iſt zugleich für Andere, die Individuen ſind die Unterſchiedenen, die als Perſonen, als ſelbſtbewußte und denkende Individuen für einander ſind. Das Selbſtbewußtſein iſt die Einheit der Individuen, die Individuen ſind der Unterſchied des Selbſtbewußtſeins. Die nächſte Negation des einfachen naiven Ideals iſt alſo die Vertheilung der Subſtanz des Humors an verſchiedene Individuen, welche durch ihre Körperlichkeit äußerlich nebeneinander zur Darſtellung kommen, deren Beziehung aufeinander aber den Zuſammenhang der Unterſchiedenen, die Einheit der in ihnen erſcheinenden Naivität giebt. Dieſe Beziehung der nebeneinander erſcheinenden Individualitäten iſt der Vorgang, welcher aber in dem Nebeneinander nur zu dem Schein eines Vorgangs gelangt.

α. Komiſche Plaſtik im Hautrelief und Basrelief.

Um die Handlung aus der Einheit des Individuums, in welche ſie ſich eingeſchloſſen hatte, zu befreien, blieb der Plaſtik nichts anderes übrig, als dieſelbe an verſchiedene Individuen zu vertheilen. Nun wird aber wieder das Vertheilte als dieſe Handlung und ihre Einheit zur Darſtellung zu bringen ſein, denn ſonſt wären die verſchiedenen Individuen immer nur noch einzelne, und ſo wieder nur die Einheit des Individuums vorhanden, die aufgehoben werden ſollte. Die verſchiedenen Figuren treten alſo in Beziehung, aber die Beziehung darf nicht bloß gemeint und gewollt werden, denn es handelt ſich um die Darſtellung der Einen zum Unterſchiede gelangten Handlung, darum ſind die nebeneinander erſcheinenden Figuren der Plaſtik als Darſtellung der aufeinander bezogenen Unterſchiede auch äußerlich in Zuſammenhang zu ſetzen. Der Zuſammenhang der Körper iſt die Fläche; alſo um den Unterſchied als Unterſchied zu zeigen, muß der Zuſammenhang, die Fläche, mit dargeſtellt werden. Die Darſtellung der Figuren auf der Fläche iſt Hautrelief und Basrelief, je nachdem die Figuren mehr oder weniger aus der Fläche hervortreten. Unabhängige Gruppen, die von keiner bindenden Fläche vereinigt wären, giebt es nicht: denn die Beziehung, welche nur vermuthet und gemeint wird, kann zwar vortrefflich gedacht ſein, iſt aber gar nicht dargeſtellt: während durch ein Giebelfeld, eine Niſche, eine wirklich abgeſchloſſene Wand u. ſ. w. ſogleich Gruppirung d. h. der plaſtiſche Vorgang, nämlich die in ihre Unterſchiede auseinandergelegte aber als Einheit angeſchaute Handlung entſteht. Gruppirung iſt Handlung, ſofern die Unterſchiedenen ſich darin aufeinander beziehen, aber der Unterſchied ſowohl als die Beziehung iſt geſetzt, während das Setzen ſelbſt, welches die eigentliche Handlung wäre, aufgehoben iſt, die Gruppe iſt aufgehobene Gruppirung und nur Schein des Vorgangs: die Thätigkeit des Selbſtbewußtſeins ſcheint in die Ruhe der Gruppe hinein und iſt als Schein darin, denn ſeine Unterſchiede ſind als ſelbſtſtändige und zugleich durch die Fläche als bezogene darin dargeſtellt.

Das naive Ideal im Hautrelief und Basrelief hat in der antiken Plaſtik ſeine gewöhnliche Veranlaſſung aus den bacchiſchen Aufzügen und Ausgelaſſenheiten, wie ſie ſich in vielen trefflichen Reliefdarſtellungen, am häufigſten aber auf den Abdrücken der Gemmen vorfinden, wo die begeiſterte Geſellſchaft der Satyrn und Bacchanten vor dem rebenbekränzten Dionyſostempel theils opfert und die verſchiedenen Inſtrumente mit heftiger Gebehrde blaſend oder ſchlagend oder mit eigner Stimme ihren Jubel verkündigend, vor dem Altar ſich aufſtellt, theils zum Tempel hin- und von dort zurückzieht. Auf einer andern Darſtellung finde ich den trunkenen Silen auf einem Bocke reitend oder vielmehr liegend und von zwei Satyrn gehalten, während zwei Knaben den Bock bei den Hörnern haben, und unter Muſik und Tanzgeleite fortführen, wahrſcheinlich, was nicht angedeutet iſt, zum Altar des Gottes. Endlich Dionyſos ſelbſt mit der Ariadne auf einem Thronſeſſel von ſeinem Geleite hochemporgetragen, und von vielen in den Lüften durcheinanderſchießenden Eroten begleitet, iſt eine ſolche Gemmendarſtellung. Außer dem Dionyſosdienſt giebt aber auch der Phallusdienſt zu Darſtellungen der grotesken Laune, worin das naive Ideal am ſtärkſten nach der Seite der Richtigkeit hin ausweicht, Veranlaſſung.

Durch die Reliefdarſtellung geht die Plaſtik ſchon über ihren Begriff hinaus, theils indem ſie ſich auf den Schein als ſolchen einläßt, theils indem ſie nicht bei der Darſtellung der eigentlichen Aeußerlichkeit des Geiſtes ſtehen bleibt, und in der zuſammenhängenden Fläche eine weitere Aeußerlichkeit darſtellt, die nun nicht mehr ihre nothwendige Grenze in der Aeußerlichkeit des Geiſtes dem Körper, ſondern eine willkürliche Grenze als irgend einen Abſchnitt hat. Das Relief iſt Bild in der doppelten Bedeutung, daß es das Scheinende und daß es die ſich in willkürlichen Abſchnitten mit ſich zuſammenfließende Einheit der Unterſchiedenen im Viereck, Giebel, Rund oder Halbrund iſt. Aus dieſem letztern Geſichtspunct leitet ſich der italieniſche Ausdruck quadro her.

β. Die humoriſtiſche Genremalerei in Scenen.

Die Malerei, welche die Handlung als Vorgang, in Scenen, darſtellt, iſt der im Relief ſchon vorhandene Schein als geſetzter Schein, welcher, weil er nunmehr als ſolcher gewußt und gewollt wird, ſich in ſich vertieft, und auch die zufällige Aeußerlichkeit zur Darſtellung des Geiſtes heranbringt, weil er in der größeren Deutlichkeit des Selbſtbewußtſeins, die Beziehung und dadurch die Einheit auch des Zufälligen energiſcher darzuſtellen vermag. Die Malerei bringt durch die lebendigere Erſcheinung des Bewußtſeins die Beziehung zu größerer Deutlichkeit, und erreicht dadurch wirklich den Schein des Verlaufs, welchen die Plaſtik durch Hinausgehn über ihren Begriff im Relief erſtrebt. Die Gebehrde der Plaſtik iſt vieldeutig, und auch ihre Miene nicht die völlige Beſtimmtheit des Geſichtsausdrucks, erſt die Miene des maleriſchen Portraits iſt eindeutig und die höchſte Beſtimmtheit des Ausdrucks. Dieſe höchſte Beſtimmtheit der unterſchiedenen Perſonen giebt die deutliche Beziehung; ſo ſind die Scenen der Genremalerei der beſtimmte und beſtimmt geſetzte Schein des Selbſtbewußtſeins, welches als dieſe concrete Handlung erſcheint. Die Individuen ſind die ſelbſtſtändigen Momente der Handlung, ihre Selbſtſtändigkeit wird aber negirt in der Beziehung der gegeneinandergerichteten Unterſchiede des deutlichen Selbſtbewußtſeins. Dieſes Selbſtbewußtſein, hier als das humoriſtiſche, wird dadurch die concrete Erſcheinung der humoriſtiſchen Genremalerei, Verlauf und Einheit der Handlung des naiven Ideals in Eins geſetzt. Der Schein dieſer Malerei iſt nun nicht der Schein einer bloßen Aeußerlichkeit, ſondern der Aeußerlichkeit des Geiſtes, und zwar des humoriſtiſchen, ſomit auch dieſes Vorgangs ſeiner Thätigkeit.

Den

Den humoriſtiſchen Vorgang in Genrebildern hat uns die diesjährige Halliſche Kunſtausſtellung in verſchiedenen vortrefflichen aber auch in weſentlich verfehlten Auffaſſungen gegeben. Einige Beiſpiele dieſes Gegenſatzes werden hier beſonders den Unterſchied der Idealität und Nichtidealität des endlichen Geiſtes ins hellſte Licht ſetzen. Die Politiker und die Tanzſchule von Haſenklever in Düſſeldorf z. B. zeigten uns einen entſchieden humoriſtiſchen Maler, welcher auch das Publikum ziemlich allgemein intereſſirte. Die Politiker ſind vier active und eine ſchlafende Figur, rheinländiſche Bauern Abends beim Schoppen Wein, von denen der eine ſo eben eine wichtige Nachricht aus der Düſſeldorfer Zeitung vorgeleſen hat. Dieſer könnte wohl der Schulmeiſter ſein, er hat mehr das gelehrte Intereſſe, die Zeitung noch weiter zu ſtudiren, als den Eifer der politiſchen Discuſſionen. Drei Bauern dagegen, die ihm zugehört, ſind heftig bemüht, das Heil der Staaten mit weiſer Rede zu berathen, und zwar keineswegs derſelben Meinung; denn der eine deutet pikirt auf ſeinen Kopf und begreift nicht, wie der andere mit Hand und Fuß ſeine Demonſtration zurückweiſen könne, der dritte hat noch keine Meinung, hört aber mit großer Arbeit zu. Ob auch der vierte ſchlafende politiſirt, etwa im Traum, das ſieht man nicht, obgleich der ganze Lampenſchein auf ſein rückwärts gebogenes Geſicht ausgegoſſen iſt. Ohne Zweifel ſoll dieſer das politiſche Intereſſe der Bauern noch mehr komödiren, denn es iſt freilich nicht zu verwundern:

> Der Mann legt nach des Tages harter Arbeit
> In Schlafes weichem Mantel ſeine Glieder,
> Wie Sancho Panſa ihm verordnet, nieder.

Indeſſen ſo wahr es iſt, daß dieſe Politik in ſehr gedrückten und beſchränkten Verhältniſſen ihr gezwungenes und ephemeres Daſein friſtet, ſo wahr iſt es auf der andern Seite doch auch wieder, daß gerade dies Intereſſe der Politik hier auch in dem Bauer den Geiſt hervortreibt. Seine Politik iſt naiv, ſie hat eben dieſelbe Berechtigung, die Sancho Panſa's Regententugenden auf ſeiner Inſel in ein ſo glänzendes Licht ſtellte. Und der Humor davon iſt der, daß der Geiſt, obgleich gedrückt nicht unterdrückt iſt, wie wir denn überall da unſere gute Laune und Humor behaupten, wo wir zwar in dieſem Jammerthal uns von allerhand Leid und Verlegenheit geduckt fühlen, dennoch aber immer ſo leidlich den Kopf über dem Waſſer behalten, welches Gefühl ſich freilich jeder als ſein eigenſtes Selbſtgefühl zu geben hat. Darum ſagen die Leute von ſolcher Bravheit, wenn ſie ihnen vorkommt, es ſei ein glückliches Temperament, während wir andern, die wir uns deſſen erfreun und darum Scenen zu humoriſtiſchen Genrebildern liefern, Mitleid mit ihrem dicken Blut und ihrem trüben Auge haben, weil ſie die Herrlichkeit des Herrn nicht ſehen. Dieſer poetiſche Blick des Malers wird objectiv in den beiden Seiten ſeines naiven Werks, welches die Berechtigung des Richtigen darſtellt in den Disputirenden und umgekehrt die Richtigkeit dieſer Berechtigung zugleich in ihnen und am ſchärfſten in dem Schlafenden.

Auch die Tanzſchule iſt ein heiteres Bild. Der Tanzmeiſter à la tête, ein bejahrter Schmetterling, hat ein herrliches Kunſt-Bewußtſein, und die ganze Jugend würde allein mit ihren hohen Vatermördern den aufſtrebenden Geiſt, der hier gerade ſich zu fühlen anfängt, genugſam ausſprechen, thut es aber auch außerdem in jeder Miene jedes glücklichen Pärchens. So liegt für den rechten Blick eine treffliche Offenbarung in dieſer Tanzſchule. Sollte man nicht Luſt kriegen, ſich noch einmal hineinzubegeben, nur um dieſe liebenswürdige Eitelkeit der Welt und ihre göttliche Berechtigung noch einmal zu erleben, oder vielmehr ſie nun erſt recht zu erleben, weil man ſie nun ſieht und weiß? Die Erſcheinung dieſes Bewußtſeins iſt der wahre Humor.

Gleich daneben wollen wir ein ſtarkes Beiſpiel des verfehlten Humors ſtellen, damit es ſich auch ſo zeigt, daß jene beiden Bilder mehr ſind als gemeine Natur. Aus derſelben Düſſeldorfer Schule war ein Bild aufgeſtellt, worin ein Landſtreicher der Wirthshausgeſellſchaft ſeines Nachtquartiers

Kartenkunſtſtücke vormacht; aber ſo poetiſch die eben beſchriebenen Bilder ſind, ſo durch und durch die ledernſte Proſe iſt dieſer Landſtreicher, ein Bild, welches wegen der Naturtreue und der Energie des maleriſchen Effects viel Bewunderung fand — welche Bewunderung freilich auch ihre Berechtigung hat. So erzählt man von Raphael, er habe einmal einem Gaſtwirth bei dem er übernachtet, ein ſo täuſchendes Häuflein auf dem Tiſch gemalt, daß dieſer zuerſt wüthend über das vermeintliche Naturhäufchen, dann aber entzückt über den Schatz von Kunſt in ſeinem Hauſe geweſen und viel, ſehr viel Beſuch von nah und fern wegen dieſer großen Merkwürdigkeit gehabt. Aber freilich hätte Raphael nichts anders zu malen gewußt als treu die gemeine Natur, ſo wäre die Sache lange ſo merkwürdig nicht geweſen. Es iſt alſo auch wohl möglich, daß der Landſtreicher, dieſer ſittliche Auswurf der Geſellſchaft, der durch keine Laune, kein Behagen und keinen Spaß uns mit ſeiner bürgerlichen Verwahrloſung verſöhnt, nur ein ganz abſichtsloſes Studium des Malers ſein ſoll. Er kann, ſo wie er iſt, irgendwo copirt ſein, und iſt dann nichts mehr als dieſe Gemeinheit des Daſeins und auch die noch in ihrer Verwahrloſung. Das Gemählde hat Einheit und Leben: das verſchiedenſte Intereſſe an dem Kartenkunſtſtück nach den verſchiedenen Charakteren, dieſe Phyſiognomieen des Wirthes, des Garniſöners, des Fuhrmannsjungen, die man alle zu kennen glaubt — das alles iſt vortrefflich bis auf die Noth, welche dem ſchnapstrinkenden Bauer an der Achſel ſchon ein wenig aus dem Faden geht. Es iſt aber nichts erreicht, als die gemeine Wahrheit der Dinge, und ſtatt daß es uns wohl werden ſollte, weil wir uns noch nicht darin untergeduckt fühlen, wird es uns übel und weh in der unüberwundenen Gemeinheit des Elends: der ernſtlichen Heimathloſigkeit, die weder in ſich noch in der Welt zu Hauſe iſt, und der Umgebung, die ſich theils imponiren läßt, theils moraliſch unwillig afficirt iſt. Nehmen wir gar noch die unglückliche Frau des Landſtreichers hinzu; ſo ſoll das Bild wohl am Ende gar tragiſch werden, oder würden auch die Philiſter, ſeine Verehrer, das Unglück, einen arbeitsſcheuen Mann zu haben, unpoetiſch fanden? — Es iſt gut, wenn das Publikum ſich für die Kunſt der Farben als dieſes maleriſche Können intereſſirt. Die Farben ſelbſt ſind ein poetiſches Weſen, und alle Tage, indem ſie am Himmel um die Welt wandern von der Morgenröthe bis zu den bunten und goldenen Wolken des Abends, regen ſie uns auf zu der Sehnſucht, jenes Licht und ſeinen himmliſchen Glanz uns zuzueignen. Es iſt darum auch ein Bedürfniß der Menſchenbruſt geſtillt, wenn dieſe Magie der reichen Lichtwelt in Himmel und Landſchaft, welche ſo den in ihr gebundenen Geiſt empfinden läßt, durch die Landſchaftsmalerei uns zugeeignet worden, und im Stillleben der Blumen, der Fruchtſtücke u. ſ. w. die Macht der Darſtellung als die Kunſt zu ſehen und das Geſehene zu zeigen, ihren Sieg feiert. Aber die Kunſt zu ſehen ſieht nicht die bloße Oberfläche des Daſeins, ſie ſieht durch ſie hindurch in die Tiefe der Dinge und vornehmlich in die Tiefe des Geiſtes. Was ſo geſehen und gezeigt iſt, das iſt überall erſt die volle Kunſt. Nur hierauf ſollte es dem Publikum ankommen, es wäre alſo auch von vornherein darauf zu verzichten, die Malerei techniſch zu würdigen. Um das zu können, muß man vom Handwerk ſein. Der Maler malt aber nicht für die Handwerksgenoſſen, ſondern für das Auge des Geiſtes, wie es in dieſer geiſtig vielfach angeregten Zeit geſchärft und begierig zu ſehen iſt. Wo alſo ein Genrebild iſt, da iſt eine geiſtig bedeutende, wenn auch generelle Angelegenheit der Menſchen gemalt; aus dieſem Grunde muß von der Intention des Landſtreichers z. B. mehr verlangt werden, als bloße Technik.

Die bloße Naturwahrheit giebt keinen Humor und keine Poeſie, aber die Naturwahrheit ſchließt den Humor und die Poeſie nicht aus. So verſöhnte in derſelben Kunſtausſtellung von 1836 ein Hamburger Künſtler, Herr Stuhlmann, uns vollkommen mit dieſer vielgeprieſenen Naturwahrheit, durch den kleinen Reiter im Pferdeſtall, welchen ſein Vater, der Pferdeknecht einem noch kleineren Söhnchen, das er auf dem Schooße hat, zeigt. Die Freude des Alten, das große Ereigniß für den Kleinſten und die Satiſfaction des größeren Buben zu Pferde, ſelbſt des Schimmels halb geduldiger, halb mißfälliger Blick, und des Hundes aufmerkſame Stellung machen den vollen humoriſtiſchen Effect, in welchem es nur dem ganzer Ernſt iſt, mit dem es den andern allen nicht Ernſt iſt, dem Kinde; und dennoch iſt die Freude und das Wohlſein auch dem vollen Verſtande des Alten ganzer Ernſt. Dies iſt der Humor davon und Poeſie.

c. Das naive Ideal als wirklich entwickelter Vorgang.

Wir haben nun in allen dieſen Bildern, welche wahren Humor enthalten, das naive Ideal als dieſen Vorgang, die auseinandergelegte, aber auf ihre Einheit bezogene Handlung des humoriſtiſchen Selbſtbewußtſeins aufgezeigt. Das ganze Bild war uns darum dieſes naive Ideal, dieſe Offenbarung und Herausbildung des humoriſtiſchen Geiſtes, welche nun nicht mehr die Innerlichkeit des Künſtlers, ſondern dieſe Exiſtenz in der Aeußerlichkeit iſt. Die einzelnen Figuren ſind die ſelbſtſtändigen Momente des naiven Ideals, von denen nun jedes das Ganze in ſich wirkſam zeigt, und dadurch ſich auf die Einheit bezieht, aber auch für ſich iſt und dadurch auf den Unterſchied, die anderen Figuren ſich bezieht. Dieſe Beziehung der Unterſchiedenen aufeinander giebt nun aber ſelbſt die Einheit: dadurch iſt die in ſich concrete Handlung vorhanden. Die Handlung dieſer Genremalerei iſt die Aeußerung des ſelbſtbewußten Humors dadurch, daß ſie die Aeußerlichkeit des Sichtbaren zum Schein der humoriſtiſchen Innerlichkeit erhebt; aber dieſer Schein der Innerlichkeit iſt die in der Aeußerlichkeit nur ſcheinende Innerlichkeit. So will die Innerlichkeit des Bildes wiederum gedeutet ſein, wie wir denn ſo eben dieſes Geſchäft an jenem dreimal vortrefflich ausgeführten Scheine vollzogen haben. Dieſer Schein iſt darum auch nur der Schein des Vorgangs und deſſen Bewegung die Deutung, denn der *wirkliche* Vorgang iſt der innerliche, den wir aus dieſer Aeußerlichkeit herausdeuten, welche Aeußerlichkeit alſo die *Aeußerung* des Vorgangs nicht *iſt*, ſondern nur bedeutet, d. h. *zu ſein ſcheint*. Der wirkliche Verlauf des humoriſtiſchen Vorgangs iſt demnach die Idealität der Handlung, d. h. die Handlung im humoriſtiſchen Bewußtſein geſetzt, *aus der Aeußerlichkeit erinnert*, und die Aeußerung dieſer Erinnerung als das unmittelbar nur ſie Bedeutende geſetzt, *die Erzählung*. Das humoriſtiſche Kunſtwerk, in dem ſich der Vorgang als wirklicher Verlauf darſtellt, iſt alſo zunächſt der unmittelbar nur bedeutende Ausdruck dieſer Erinnerung in der Rede, die *Erzählung*, das *humoriſtiſche Epos*, und ſodann der wirkliche Verlauf des humoriſtiſchen Vorgangs, welcher aus der Innerlichkeit des Selbſtbewußtſeins wieder heraustritt, und das Selbſtbewußtſein in den Handelnden ſelbſt als wirklich gegenwärtig darſtellt, der dramatiſche Humor, die *Komödie*.

α. Humoriſtiſches Epos, der wirkliche Vorgang als dargeſtellte Erinnerung.

Das humoriſtiſche Genrebild iſt an ſich ſowohl dramatiſch als epiſch; dramatiſch, denn die unterſchiedenen Perſonen treten als gegenwärtig handelnde mit einander in Beziehung und bringen dadurch die Eine Handlung der Offenbarung des Humors zu Stande: dieſer Eine Vorgang aber iſt es auch wieder, welcher die Beſtimmtheit der unterſchiedenen Perſonen zu ihrer Wahrheit erhebt, darin iſt das Genrebild epiſch, die Erinnerung des Ganzen, in welcher erſt die wahre Bewegung des Vorgangs ſtattfindet. Dies an ſich im naiven Ideal der Malerei Enthaltene wird nun geſetzt durch die Negation des Scheins, die wirkliche Erſcheinung des Vorgangs. Der Vorgang hat Daſein in ſeinem Andern, zuerſt der äußere Vorgang in der Erinnerung, ſodann dieſe Erinnerung des humoriſtiſchen Bewußtſeins mit ihrem Inhalt im Ausdruck der Rede. Das naive Ideal als wirkliche Erſcheinung des Vorgangs iſt demnach das

Ganze der concreten Erinnerung und ihrer Thätigkeit, welche dadurch ſich ſelbſt realiſirt, daß ſie die Unterſchiede der beſtimmten Perſönlichkeiten ſetzt und in Verhältniß ſetzt. Zunächſt iſt dies Ganze der Geiſt, welcher ſich beſtimmt, und dadurch ſeine Aeußerlichkeit beſtimmt und Handlung wird, Handlung, aber als Vorgang mit ſelbſtſtändigen Momenten, den verſchiedenen Perſonen; ſo beſtimmt der Geiſt, indem er ſich entſchließt und handelt, die verſchiedenen Perſonen. Die ſo beſtimmte Perſon iſt *Charakter* und nicht nur für ſich, ſondern auch für die gegenüberſtehenden beſtimmt, darum durch dieſe und in ihnen, ſo wie ſie in ihr beſtimmt. Alſo iſt der Vorgang Character-Beſtimmung, und er wird in ſeiner Wirklichkeit dargeſtellt durch die Charaktere, die ſich gegeneinander und ineinander beſtimmen. Dieſer Vorgang iſt *humoriſtiſcher* Vorgang dadurch, daß er im *humoriſtiſchen* Bewußtſein erinnert wird, und iſt humoriſtiſches *Epos* dadurch, daß dieſe Erinnerung als *Erzählung* zum Vorſchein kommt. Das Erſte nun iſt die Erzählung, welche fertig iſt, wenn ſie durch den Vorgang die Beſtimmtheit der Charaktere herbeigeführt, wodurch der Vorgang ſelbſt dieſer innerlich organiſch beſtimmte, das concrete Ganze wird; das Weitere iſt eine Fortbeſtimmung der erreichten Beſtimmtheit der Charaktere in weiterer Charakterentwickelung, Bildung und Bildungsgeſchichte. Die erſte Art des humoriſtiſchen Epos iſt eine ſolche Erzählung, welche mit dem einfachen Verfall aphoriſtiſch und beiſpielsweiſe zufrieden iſt, und ſo als eine einzelne in ſich geſchloſſene Scene dem humoriſtiſchen Genrebilde am nächſten ſteht. Dahin gehört die *humoriſtiſche Idylle* und *Novelle*. Die zweite Art iſt der *humoriſtiſche Roman*.

Die humoriſtiſche Idylle ſchränkt den Verfall in die einfachſten Lebensverhältniſſe ein, und es findet hier dasjenige Anwendung, was wir oben über das Genrebild ſchon bemerkt haben, denn die Idylle iſt das Genrebild in der Poeſie. Ihre Poeſie hat die Idylle aber vorzugsweiſe im Humor ganz wie das eigentliche Genrebild, wenn ſie nicht in die Subſtanz des Geſchichtlichen hinüberſpielen und ſo ſich ſelbſt verlaſſen will, wie z. B. Homer dies Idylliſche*) noch an ſich hat, und darum auch vielfältig naiv genannt worden iſt, aber eben in dieſem ganz beſondern Sinne, daß jene idylliſchen Zuſtände in die geſchichtliche Bewegung eintreten, wodurch denn der Widerſpruch des gemeinen beſchränkten Zuſtandes und etwa des Königs, der darin auftritt und ſelber kocht, zimmert u. dergl., ein Widerſpruch herauskommt, der einen ähnlichen Eindruck macht als der Widerſpruch des Naiven. So muß in unſerm Bewußtſein der männerbeherrſchende Sauhirt nothwendig komiſch wirken, und man könnte ſagen er iſt naiv, ohne es ſein zu ſollen. Der humoriſtiſche Künſtler aber iſt nicht naiv wie das Kind, ſondern er weiß die Naivität ſeines Werkes, und ſtellt dieſes ſein Wiſſen in ſeinem Werke dar für daſſelbe Bewußtſein. Erzvater der humoriſtiſchen Idylle und daher der beſte Zeuge für ihr Bedürfniß des Humors iſt Theokrit, deſſen Genialität gerade im Komiſchen liegt und von Virgil nicht einmal gehörig nachgeahmt, geſchweige denn erreicht wird. Spätere Ausweichungen haben dann vollends die Idyllen zur Kindlichkeit des völligen Nichtwiſſens der Nichtigkeit heruntergebracht, worin der Künſtler das Bewußtſein von der Natur ſeines Gegenſtandes aufgiebt, und ſodann etwa eine ſüßliche und geiſtloſe Unnatur der Natürlichkeit, wie z. B. Geßner zu Tage fördert. Eine größere Poſitivität als die Theokritiſchen Idyllen haben, iſt allerdings nicht gegen den Begriff des Naiven, nur wird entweder die Ausſöhnung mit der Beſchränktheit der idylliſchen Sphäre die durchſcheinende Nichtigkeit des Naiven, alſo Humor, erzeugen, oder das idylliſche Genrebild hört auf naiv zu ſein, und bildet ſich zum ernſten Ideal, welches dann freilich auch Erſcheinung des ſubſtanziellen Geiſtes wirklich ſein muß, und daher gar leicht, um nicht in die gemeine iſolirte Wirklichkeit zu verſinken, ſich irgend wie an die Geſchichte anzulehnen ſucht. Voſſen's ernſthafte Natürlichkeit und Mangel an Humor in den Charakteren iſt daher proſaiſch auch in der Louiſe, wo ein Scherz, wie der: „Mamma hat die Löffel vergeſſen“ nun vollends alles in Proſa verſchneit, denn da ſieht man, daß es mit dem Humor nicht recht fort will. Göthe, den Hegel in der angezogenen Stelle aus ähnlichen Geſichtspuncten vorzieht, ſcheint dieſen Mangel gefühlt zu haben: ſo ließ er den Alten in Hermann und Dorothea doch wenigſtens poltern, und überhaupt die Naivität zur leichten humoriſtiſchen Ironie des Spießbürgerlebens in Bewegung gerathen, er hat aber auch daran noch nicht genug, ſein Vorbild zog ihn zu ſehr zur ernſten Idylle, darum würzt er die idylliſche Sanftmuth und Alltäglichkeit mit der Bewegtheit des Auswanderer- und Kriegs-Lebens der Revolutionszeit. Die determinirt humoriſtiſche Idylle kann dies entbehren, und ohne das Voſſiſche Beiſpiel würde wohl ſchwerlich in Hermann und Dorothea dieſe Zwittergeſtalt der Idylle erſchienen ſein: für unſere Zeit, welche hierüber zum beſtimmten Gefühle hindurchgedrungen iſt, wäre die humoriſtiſche Idylle eine Form der Dichtung, die auf Glück beim Publikum rechnen könnte. Unſer Freund, der Pfarrer von Wakefield, welcher als Stimmung dieſes Subjects ein Beiſpiel der Laune war, iſt auch hier wieder zu erwähnen als eine humoriſtiſche Idylle; und zwar zeigt ſie zugleich, wie das Naive in dieſer Dichtungsart allerdings eine ziemlich ſtarke Poſitivität verträgt, aber auch durch die humoriſtiſche Ironie erſt in die Wahrheit des Geiſtes erhoben wird.

---

*) Vergleiche Hegel Aeſthetik Th. I. S. 333—35.

Das Unterſcheidende der Idylle iſt die Beſchränkung in Beziehung auf den Stoff, die einfachſten natürlichen Lebensverhältniſſe; das Unterſcheidende der Novelle, die Beſchränkung in Beziehung auf die Begebenheit, der einfache Vorgang, obgleich im gegenwärtigen Sprachgebrauch die Novelle zu allem und jedem, wenn es nur Erzählung iſt, ſich erweitert hat. Urſprünglich iſt aber die Novelle das einfachſte Epos, welches zwar der Vorgang eigenthümlich exiſtirender und ſo gegeneinander wirkender Charaktere iſt, alſo das in ſich Concrete, welches aber an dem Vorgange, ſobald er das humoriſtiſche Selbſtbewußtſein durch die Beſtimmtheit der Charactere zur Erſcheinung gebracht hat, ſich genügen läßt. Dieſe Genügſamkeit als Abſtraction von der Fortbeſtimmung der Charactere, welche doch, da ſie beſtimmter Geiſt ſind, nicht nur ſind, ſondern auch ſich entwickeln, iſt das Weſentliche der Novelle, die nun darum freilich an keinen beſtimmten Stoff gebunden iſt, immer aber doch die großen Verwickelungen der Geſchichte eben um ihrer Verwickelung willen vermeidet, denn ihre Beſtimmung iſt die Idealität des endlichen Geiſtes im einfachen Vorgange zu ſetzen. Die Negation der idylliſchen Verhältniſſe breitet aber die Novelle über alle Verhältniſſe des gemeinen Lebens aus und ſetzt dieſelben im Vorgange der humoriſtiſchen Ironie als humoriſtiſche Novelle. Unſer obiges Beiſpiel der humoriſtiſchen Ironie iſt daher eine ſolche Novelle, welche eben in dieſem Bewußtſein Poeſie iſt, außerdem aber die ledernſte Proſa ſelbſt ſein würde. Das Subſtanzielle iſt darin die Liebe, welche ſich in die Erſcheinung vertieft, indem ſie mit dem Bewußtſein ihrer Eitelkeit ihre Wahrheit anſchaut; und die künſtleriſche Darſtellung dieſer Anſchauung in der einfachſten Form des erzählten Vorgangs iſt die humoriſtiſche Novelle.

Ihre Weiterbeſtimmung zum humoriſtiſchen Roman hat die Novelle in ſich ſelbſt dadurch, daß ſie durch den Vorgang die Charaktere als dieſe beſtimmten gegeneinander ſetzt, welche damit nun gefaßt und erkannt ſind als dieſe wirkliche Erſcheinung des Geiſtes. Der Geiſt aber iſt mit dieſer vereinzelten Wirklichkeit nicht erſchöpft, ſein Weſen iſt vielmehr dieſes, daß er die Möglichkeit zu unendlich weiterer Erſcheinung und Verwirklichung iſt. Dadurch zeigt ſich der einfache Vorfall als unangemeſſene Darſtellung, denn der Geiſt iſt nicht dieſes Gewordene, welches nun eine ſolche einzelne Exiſtenz hat, ſondern er iſt eben ſelbſt und fortdauernd das Werden, worin er ſich ſelbſt bereichert, indem er ſich in weiteren Geſtalten erfaßt und ſeiner bewußt wird. Dies giebt den humoriſtiſchen Roman als Entwickelungsgeſchichte der naiven Charaktere.

Der Inhalt des naiven oder humoriſtiſchen Romans iſt unbeſchränkt die ganz gemeine Wirklichkeit, und die verſchiedenen Arten der komiſchen oder humoriſtiſchen Idyllen, Novellen und Romane finden ihre Beſtimmung in der obigen Unterſcheidung der Laune und des Humors überhaupt, je nachdem ſie ſubjectiv oder objectiv gehalten ſind, d. h. die Stimmung des Künſtlers unmittelbar oder nur mittelbar herausbilden, und ſodann in den Unterſchieden der Laune ſelbſt, die mit dem Humoresken, dem Burlesken und dem Grotesk-Komiſchen verſchiedene Ausweichungen nach der Seite der Berechtigung oder der Richtigkeit aufſtellt. Die Engländer ſind Meiſter in dieſer Gattung, dem komiſchen Epos, und namentlich für den komiſchen Roman Tom Jones von Fielding ein kunſtgerechtes Muſter, auch Cervantes hat uns eine ſolche Entwickelungsgeſchichte naiver Charaktere gegeben in dem unſterblichen Ritter von la Mancha und ſeinem getreuen Knappen Sancho, dagegen iſt in dem geiſtreichen Triſtram Shandy der Humor zum Theil in die Willkür des deſultoriſchen Hin- und Herfahrens und der Selbſtverſpottung der Entwickelung geſetzt. Dies iſt aber eine üble Manier, die nicht weiter geiſtiges Gefäß ſein kann, denn es handelt ſich nicht um die abſtracte humoriſtiſche Macht dieſes ſchreibenden Subjectes, ſondern um das Herausgebildete, welches aber das Kunſtwerk in dieſer Geſtalt der Charakterbeſtimmung durch Vorgang und nicht durch vereinzelten Vorgang, ſondern in einer Weiterentwickelung des beſtimmten Ideales iſt. Das abſichtliche Betrügen um die rege gemachte Erwartung einer ſolchen Entwickelung iſt eine ſchlechte epigrammatiſche Manier, die durch ihre Ausdehnung ihre eigne Pointe abbricht. Sonſt ſoll es nicht geleugnet werden, daß Triſtram Shandy Humor iſt, aber er iſt ein verwahrloſ'ter und der ſich ſelbſt weſentlich in die Verwahrloſung ſetzt. Dieſe Künſtlichkeit vielmehr als Kunſt macht auch das Buch nur einer weiteren Reflexion und Ueberbildung erſt recht genießbar.

Eine beſondere Berechtigung als Stoff und Inhalt auch des humoriſtiſchen Romans hat ſodann noch die Liebe nicht bloß als dieſer Abſchnitt in der Charakter-Entwickelung des Individuums, ſondern auch als dieſe unmittelbare Geſtalt des ſubſtanziellen Geiſtes, der ſo wie er iſt in der Unmittelbarkeit ſeine Richtigkeit, in der Subſtanzialität ſeine Berechtigung hat. Die Naivität exiſtirt hier als Liebenswürdigkeit und paſſiv auf der Seite der Geliebten, als Liebe und activ auf der Seite des Liebenden. So nah es liegt, ſo ſelten iſt doch der Humor in dieſem Verhältniß Herr geworden über die Sentimentalität, Tom Jones aber zeigt uns die Ausführung, auch Onkel Toby im Triſtram Shandy, während Jean Paul das Liebesverhältniß durchgängig ſentimental hält. Eine Unterbrechung des Humors iſt aber eine Zerſtörung ſeiner Wahrheit, welche einmal die Befreiung des Geiſtes durch dieſe unmittelbare Macht des humoriſtiſchen Bewußtſeins geltend zu machen hat und im geſicherten müheloſen Selbſtbeſitz keine rein ernſthafte Sehnſucht aufkommen läßt, denn das Subſtanzielle iſt ihm nur Ernſt durch die nichtige Erſcheinung hindurch. Alſo iſt im humoriſtiſchen Roman das Liebesverhältniß ebenfalls naiv und humoriſtiſch zu halten. Es iſt Erſcheinung, und zwar die im humoriſtiſchen Bewußtſein erinnerte Erſcheinung, darum geht erſt ſeine Subſtanz hervor durch das Setzen der Richtigkeit dieſer Erſcheinung. Die Erinnerung iſt nun aber in Wahrheit die Innerlichkeit, welche die humoriſtiſche Erſcheinung ſetzt als das, was ſie wirklich ſein ſoll und iſt, und ſie ſoll ſein und iſt nichts anders als das Daſein des humoriſtiſchen Geiſtes, der humoriſtiſchen Innerlichkeit, in der Aeußerlichkeit dieſer gegeneinander handelnden und dadurch ſich ſelbſt beſtimmenden Charaktere. Die Innerlichkeit des Dichters ſetzt alſo in den Charakteren nur ſich ſelbſt, und es iſt darum im Epiſchen ſchon vorhanden, daß die Erinnerung dem Vorgange nicht äußerlich bleibt, denn ſie iſt hier nicht bloßes Innerlichwerden eines ihr völlig Aeußerlichen, welches ein für ſich beſtehender Vorgang wäre, der Vorgang iſt vielmehr in ihr und ihr eigner Vorgang. Die Erinnerung iſt alſo ebenfalls nicht dieſe für ſich beſtehende Innerlichkeit, die etwa als ſolche in der Erzählung als der Rede ihre Aeußerlichkeit hätte, dem wirklichen Vorgange ſelbſt aber äußerlich, alſo ſeine von Außen mechaniſch vorgegangene Aufnahme und bloßer Bericht davon wäre, ſondern die Innerlichkeit des humoriſtiſchen Geiſtes hat ſich in Wahrheit in dem Vorgange und ſeinem Inhalt, den gegen einander handelnden Charakteren, Daſein und äußere Wirklichkeit gegeben. Indem nun der Schein einer für ſich beſtehenden Erinnerung negirt und das Daſein der Innerlichkeit in die Aeußerlichkeit der Handlung als ihr wirkliches Daſein geſetzt und vorgeſtellt wird, fällt die Form der epiſchen Vorſtellung, als ſei die Handlung weſentlich in der Erinnerung, hinweg, und es tritt nun die Darſtellung der wirklich gegenwärtigen Handlung als die Form des humoriſtiſchen Geiſtes auch wirklich hervor. Dieſe Form iſt

β. die Komödie,

die vollkommenſte Geſtalt des naiven Ideals, ein Begriff welcher nunmehr als die höchſte Zuſammenfaſſung des bisherigen Verlaufs keiner weitern Schwierigkeit unterliegt. Indem der humoriſtiſche Geiſt in der Komödie ſeine vollkommenſte und angemeſſenſte Exiſtenz gewinnt, iſt er nicht mehr in der Geſtalt des abſtracten humoriſtiſchen Bewußtſeins, auch nicht mehr in der Geſtalt dieſer wirklichen aber unmittelbaren Stimmung des werthvollen Subjectes oder deſſen weiterer Verwirklichung zur daſeienden liebenswürdigen Perſönlichkeit; ſondern iſt nun in Wahrheit das was an ſich die künſtleriſche Herausbildung des humoriſtiſchen Geiſtes gleich von Anfang war: konkrete Handlung und zwar das naive Ideal, der humoriſtiſche Geiſt, als wirkliche und gegenwärtige konkrete Handlung, deren Momente in den Charakteren der liebenswürdigen, gegeneinander handelnden Perſönlichkeiten eigenthümliche Exiſtenz haben, welche Exiſtenz aber in der Handlung als dem konkreten Ganzen ſich ſelbſt ideell ſetzt. Dieſe Idealität iſt das *Werden* der Handlung, welche den humoriſtiſchen Geiſt in den exiſtirenden Momenten den Charakteren hervorbringt und verwirklicht, alſo dieſe Charaktere ſelbſt in Bewegung ſetzt, ſo daß dieſelben ſich ſelbſt weiter beſtimmen, und indem ſie ſich ſelbſt weiter beſtimmen und entwickeln die 'ganze Handlung, das Eine Pathos, wirkſam in ſich gegenwärtig haben und dadurch die Totalität der ganzen Handlung zugleich entwickeln, denn die verſchiedenen Charaktere beſtimmen ihr andres Moment, indem ſie ſich ſelbſt beſtimmen, und umgekehrt. Indem ſo die Komödie zur Geſtalt der Handlung in ihrer Unmittelbarkeit und Aeußerlichkeit aus der Innerlichkeit des Epiſchen zurückkehrt, iſt ſogleich ihr Feld bezeichnet in der geſammten Wirklichkeit des endlichen Geiſtes, aber ihr Inhalt iſt nicht die Gemeinheit des bürgerlichen Lebens und die gemeine Noth des endlichen Geiſtes in irgend einer Geſtalt, ſondern überall die Wirklichkeit des endlichen Geiſtes, welche durch die humoriſtiſche Erinnerung ſchon hindurchgegangen; denn eben dieſe mit ihrem Inhalt iſt es, die nun zur Aeußerlichkeit der Handlung aufgehoben die Komödie giebt. So iſt der Humor und das humoriſtiſche Bewußtſein eben ſo gut die Vorausſetzung als der Zweck der Komödie. Darin erhebt ſie ſich zur Poeſie, dem Geiſt, welcher in ſeinem Bewußtſein die müheloſe Idealität der gemeinen Wirklichkeit anſchaut, und deſſen Herausbildung in die Erſcheinung einzig die wahre Komödie zu Stande bringt. Es iſt daher die ganze Gemeinheit der Naturtreue als unpoetiſch zu verwerfen, und ganz dahin zu rechnen die Bürgerlichkeit als ſolche, eine philiſtröſe Bravheit neben gewöhnlichen Jugendſtreichen mit gutem Ausgange im bürgerlichen Luſtſpiel, ferner die ernſthafte Liebe, welche durch ihre ſubſtanzielle Erſcheinung intereſſirt und nur inſofern im Luſtſpiel erſcheint, als die Mittel zu ihrer Verwirklichung lächerliche, witzige oder humoriſche Handlungen ſind, kurz jedes Geltenlaſſen der unmittelbaren Erſcheinung des Geiſtes, wie etwa weiter in honetten Grafen, Fürſten, Onkeln u. ſ. f., welches nichtswürdige Gerümpel faſt all unſre jetzigen Luſtſpiele in Ermangelung des humoriſtiſchen Geiſtes ausſtopft. Die Wahrheit des Komiſchen iſt nur Eine, die im humoriſtiſchen Bewußtſein ideell geſetzte Erſcheinung des endlichen Geiſtes. Dieſe Erſcheinung, welche ihrer Natur nach das ausgebreitete Gebiet der ganzen geiſtigen Wirklichkeit umfaßt und daher wegen Mangel an Stoff wohl ſchwerlich, aber deſto mehr wegen der Poeſie darin nicht jedem, der daran geht, ja ganzen Bildungsſtufen ſich nicht zugänglich erweiſet, findet zunächſt eigenthümlich verſchiedene Darſtellungen in der antiken und modernen Komödie. Die ariſtophaniſche Komödie iſt mythiſch-humoriſtiſche Ironie, indem die Mythen, welche außerdem die Geſtalt des ſubſtanziellen Geiſtes im Nationalglauben ſind, nun als endliche Formen erſcheinen, welche in der Subjectivität des humoriſtiſchen Bewußtſeins ideell geſetzt, an der Seite ihrer Richtigkeit angefaßt und in dieſer Naivität aufgewieſen werden. Ariſtophanes ſetzt das humoriſtiſche Bewußtſein in der Geſtalt des mythiſchen, welches nun allemal außer der Idealität des Gegenſtandes, z. B. des komödirten Sokrates, noch den Eindruck der mythiſchen Traveſtie giebt, denn ſeine Mythen ſetzen ſich an die Stelle derjenigen, welche die wirkliche Erſcheinung des Subſtanziellen zu ſein beabſichtigen. Dieſe Komödie iſt aus dem Gegenſatz gegen das Tragiſche, welches als ernſte Weiterbildung des Mythiſchen auftrat, hervorgegangen. Die Anſpielungen und Beziehungen und Traveſtirungen der Tragiker, namentlich des Euripides, gehen daher bis ins Einzelnſte und Kleinliche, ſo daß ſie dem ſpäteren Bewußtſein nur noch mit vieler Gelehrſamkeit zum Genuß kommen, und auch ſo nur unvollkommen. Vortrefflich iſt dieſer mythiſch-traveſtirende Charakter des großen Komikers gezeichnet in ſeiner Liebesrede des platoniſchen Gaſtmahls, worin ſich der komiſche Mythus mit dem philoſophiſchen in eins ſetzt, als dieſe Macht des Bewußtſeins über die mythiſche Subſtanz. Dies mythiſche Element und dieſe Traveſtie iſt das Unterſcheidende der ariſtophaniſchen Komödie. Sie hat daher auch den Charakter des Burlesken *).

---

*) Vergl. Weiße Aeſth. II. S. 338. Hegel Phän. des Geiſtes. S. 558. Vermiſchte Schriften. Band II. S. 415—424.

Die moderne Komödie hat ſodann umgekehrt nicht ſowohl im Subſtanziellen das Richtige zu ſetzen, als vielmehr das in ſeiner Richtigkeit unendlich werthvolle Subject zu ſeinem Princip; die moderne Komödie ſtellt alſo das Werden des naiven Ideals, die humoriſtiſche Ironie, in der konkreten Handlung dar, deren Element die ganze Breite der geiſtigen Wirklichkeit iſt, ſoweit dieſelbe ſich überhaupt nur fähig zeigt, das naive Ideal, den Geiſt in ſeiner Berechtigung und Richtigkeit zugleich zur Erſcheinung zu bringen. Das Subſtanzielle fehlt alſo der Komödie ſo wenig, daß es vielmehr ihr Weſen ausmacht, dies Subſtanzielle, der Geiſt, iſt aber nur dann Komödie, wenn es nicht als unmittelbar berechtigte, die Seite der Richtigkeit ausſchließende Erſcheinung auftritt, vielmehr ausdrücklich in allen Charakteren und ihrer Bewegung den Humor gegenwärtig hat und den Widerſpruch des Naiven aufzeigt. Die Komödie iſt dieſe konkrete Handlung.

Innerhalb der konkreten Handlung iſt die erſte Beſtimmung der Charaktere ihre Entgegenſetzung und ein Gegeneinanderwirken, worin ſie ſich als die Unterſchiedenen beſtimmen und zugleich beziehen; die Handlung wird aber erſt Darſtellung des naiven Ideals als dieſes Geiſtes, der ſeine Widerſprüche in ſich verſöhnt hat, durch die Weiterbeſtimmung der Entgegenſetzung zur Ineinsſetzung, welche dann die geſetzte Identität der Gegeneinanderwirkenden iſt in der komiſchen Kataſtrophe. Dieſe iſt die Auflöſung und Verſöhnung der Wirren und Widerſprüche, aber ihre Natur hört damit nicht auf die des naiven Ideals zu ſein. Ein rein ernſthafter und nur berechtigter Ausgang der Komödie iſt daher ebenfalls wider ihren Begriff, ſo gemein er auch in der Praxis ſein mag: das Werden der Komödie ſoll kein anderes Reſultat haben, als eben das Komiſche ſelbſt, aber das Komiſche, welches als das gewordene naive Ideal dieſes beſtimmt in ſich beſchloſſene concrete Ganze iſt und ſich auch als ſolches zur Erſcheinung bringt und fühlbar macht.

Die Charakterentwickelung tritt auch hier wieder vorzugsweiſe in die Entwickelungsperiode des Individuums überhaupt, und findet einen Abſchluß in der Liebe, welche das Individuum in einer höheren Exiſtenz des objectiven Geiſtes zu einer Befriedigung in ſich kommen läßt; es wäre aber allerdings ein ſehr beſchränktes Leben, welches ſeine Endlichkeit und zugleich Subſtanzialität nur an dieſem Puncte zum Bewußtſein brächte. Hier hört Ariſtophanes nicht auf Muſter zu ſein: und in der That haben die Franzoſen ſchon angefangen nach ſeinem Beiſpiel das politiſche Leben in die Komödie hineinzuziehn, z. B. in Michel Perrin, wo Napoleons geheime Polizei und eine bourboniſche Verſchwörung das Element der Handlung bilden; aber freilich darin, daß nun alles vom Humor durchdrungen wäre, iſt dieſer Verſuch ſehr weit unter ſeinem Muſter, indem nicht einmal der Ernſt des Patriotismus und der Verſchwörerei aus den Charakteren heraus iſt, welcher wohl in ernſtlichen Parabaſen ſich aufthun, im Luſtſpiel ſelbſt aber unmöglich Statt finden kann.

Die Ausweichung des naiven Ideals auch in der Komödie nach beiden Seiten giebt zuerſt das Luſtſpiel, die humoreske Komödie, in der ſanfteſten Bewegung des Negativen diejenige Komik, welche man vorzugsweiſe für naiv anſpricht; ferner die burleske Komödie, die Poſſe und Farce, deren ſtärkere Negativität eine heftigere Bewegung in die Idealität hineinbringt, hat ihre berühmteſte Wirklichkeit in der ariſtophaniſchen Komödie, deren ſonſtige Eigenthümlichkeit ſchon erwähnt worden. In moderner Geſtalt begnügt die Poſſe ſich gewöhnlich mit einem geringeren Umfange der Handlungs- und Charakterentwickelung, wahrſcheinlich aus dem Grunde, weil die moderne Bildungskränklichkeit ſich gegen eine derbere Komik überhaupt ſträubt und ziert. Aus demſelben Grunde iſt es auch geſchehen, daß endlich die groteske Komödie mit all ihren verſchiedenen ergötzlichen Harlekins faſt gänzlich verſcheucht worden und nur im Puppenſpiel und allenfalls in der komiſchen Oper ſich eine einſtweilige Freiſtatt gerettet.

Auch in dieſer Art der tollſten Karikaturbewegung thut ſich Ariſtophanes hervor. Bei uns iſt gegenwärtig allerdings das Streben vorhanden und die Sehnſucht nach einer gründlichen humoriſtiiſchen Aufregung des ganzen in ſeiner Prüdheit und Langweile verſteckten und verkommenen Geiſtes, aber es iſt nichts Geringes als ein zweiter David die Philiſter zu ſchlagen. Und wenn auch ſchon in dieſem Buche manchem eingeroſteten Vorurtheil ins Geſicht geſchlagen würde, immer fehlt es an der tapferen That des Poeten. Was alſo der athenienſiſche Schalk auf des tragiſchen Dichters Wiedergeburt dichtet, das mög' er auf ſeine eigne geſungen haben, nämlich dies:

πρῶτα μὲν εὐοδίαν ἀγαθὴν ἀπιόντι ποιητῇ
ἐς φάος ὀρνυμένῳ δότε, δαίμονες οἳ κατὰ γαίας.
— — —
πάγχυ γὰρ ἐκ μεγάλων ἀχέων παυσαίμεθ' ἂν οὕτως.

was wir alſo überſetzen:

Gebet vor allen dem Dichter, ihr unterirdiſchen Götter,
Glück auf die Reiſe zum Licht, die er euch ſich empfehlend nun antritt,
Um ſein ledernes Volk in prüder Miſere zu erheitern.

Komiſcher Anhang.

Sechs lächerliche Briefe über das Lächerliche *).

An den Herrn Hofrath Stephan Schütze in Weimar.

1.

Ew. Wohlgeboren haben ſich ſeit längerer Zeit für das Lächerliche intereſſirt, alſo auch ohne Zweifel die Bemerkung gemacht, daß man ſich bei Briefen über das Lächerliche von vornherein reſigniren muß, lächerliche Briefe zu ſchreiben; und warum nicht? Braucht man doch nur gefliſſentlich ſich lächerlich zu machen, um es ſo gut als gar nicht zu ſein, wenigſtens das Gelächter der Leute nicht übel zu empfinden. Nur wenn man nicht mitlachen kann, wird man pikirt. Ich ſetze alſo voraus, daß Ew. Wohlgeb. in Ihrem Aufſatze in Nr. 270 d. Bl. f. lit. Unterh. f. 1834: „Ueber das Verhältniß des Lächerlichen zum Komiſchen“, aus dem angegebenen Grunde überzeugt waren, uns die Heiterkeit einer lächerlichen Erſcheinung zu bereiten, ſelbſt wenn darin nichts Lächerliches und gar nichts über das Lächerliche vorkommen ſollte, denn in dieſem Falle ſei doch die ganze Abhandlung lächerlich. Ich meiner Orts gedenke mich derſelben Gewißheit zu getröſten. Der Gegenſtand bringt es mit ſich, daß man ihn auf jeden Fall zur Erſcheinung bringt, wenn man über ihn ſchreibt, ſelbſt wenn man hundert

---

*) Wieder abgedruckt aus den lit. U. Bl. Nr. 248. 249. 250. von 1835.

Meilen vorbeiſchießen ſollte; dann nämlich an ſich ſelbſt.

Erlauben Sie mir die Bemerkung, daß hiermit, wenn die Sache ihre Richtigkeit hat, ſchon etwas über das Lächerliche geſagt ſein müſſe.

Aber, werden Sie fragen, wie komme ich zu der Ehre? etwa bloß wegen meines Intereſſes für die Sache, oder warum ſonſt?

Sie werden es leicht vergeſſen haben; aber vielleicht erinnern Sie ſich nun wieder daran. Sie waren ſo gütig, mir, als ich in Rom war, einen Brief wegen meiner im halliſchen Katalog angekündigten Vorleſungen über das Komiſche zu ſchreiben, in der Vorausſetzung, daß ein Docent Das ganz beſonders gut verſtünde, worüber er eine Vorleſung angekündigt, während doch jeder Sachverſtändige ganz das Gegentheil weiß: denn was gewährte dem Docirenden eine Vorleſung noch für ein Intereſſe, wenn er im Voraus ſchon Alles wüßte, was er ſagen ſoll; im Gegentheil, er weiß es nicht und redet dann auf dem Katheder die Weisheit ſo ganz eigentlich in ſeinen eignen Kopf hinein, er redet weſentlich zu ſich ſelber und zu ſeinem eignen Verſtändniß, wobei er deshalb auch nur einen einzigen Uebelſtand zu befahren hat, nämlich den, daß er ſich ſelber nicht verſteht und ſich eben ſo wenig fragen kann als ihn ſeine Mitzuhörer (commilitones), die es aber darin beſſer haben als er ſelbſt, daß ſie an was Anderes denken, wenn ſie nicht mit fortkönnen, während er unterdeſſen an nichts denkt. Aber was ich ſagen wollte, Sie ſchrieben damals an mich in dieſer irrigen Meinung, die auch wirklich in dieſem Punct irrig geweſen wäre, wenn ſie es nicht vielmehr darin wäre, daß ich jene Vorleſung gar nicht angekündigt, ſondern daß dies mein vortrefflicher Freund R., jetzt Profeſſor in Breslau, in meinem Namen und hinter meinem Rücken, während ich ſelbſt hundert Meilen davon war, gethan hatte, wiederum in der irrigen Meinung, ich, der ich doch ein gutgelaunter und bisweilen ſcherzhafter Menſch ſei, müßte es ganz beſonders gut verſtehen, zu ſagen, was das Spaßhafte, das Lächerliche, das Komiſche denn eigentlich ſei: grade als wenn der Bauer am beſten zu ſagen wüßte, was die Erde, und der Nachtwächter, was der Mond, oder der Lampenputzer, was Licht und Finſterniß denn eigentlich ſei.

Ich wußte es alſo damals noch keineswegs, was das Komiſche ſei, war auch gar nicht befugt, es zu wiſſen, und ich weiß es in der That noch jetzt nicht, hoffe aber, daß es mir hier beim Briefſchreiben einfallen ſoll, oder ich komme wirklich in die Verlegenheit der klugen Leute von Profeſſionen, daß ich zwar rede, mir aber nichts dabei denke. Außerdem habe ich noch nicht Praxis genug, um mich mit Ruhe dieſem Phänomen zu unterziehen bei den Vorleſungen, die ich nun wirklich über den Gegenſtand halten werde. Ich ſchreibe daher in der Angſt dieſe Briefe an Sie; entſchuldigen Sie mich. Ich bin der Ihrige.

2.

Ew. Wohlgeb. ſehen aus dem vorigen Briefe zugleich den Grund, warum ich Ihnen erſt jetzt und nicht mit umgehender Poſt geantwortet; denn wenn die Höflichkeit gebot, zu antworten, ſo gebot das Selbſtbewußtſein, zu ſchweigen, woraus Sie gütigſt abnehmen werden, daß ich echt deutſch, d. h. etwas plump geſinnt bin. Wie ſoll ich nun aber damit einer ſo feinen Sache als das Lächerliche offenbar iſt, beikommen, denn es ſchlüpft allen Menſchen durch die Finger; ſie haben es und können's nicht halten. Aber ich vergeſſe, was wir darüber ſchon feſtgeſtellt haben, nämlich daß ich in dieſem Puncte unbeſorgt ſein kann; denn wenn das Lächerliche *mir* entgeht, ſo entgehe ich *ihm* ganz gewiß nicht, und wenn ich auch gern zugebe, daß durch den letzten Fall im Grunde weiter nichts als ein Exempel gewonnen iſt, ſo iſt, wie Sie wiſſen, damit ſchon viel gewonnen, weil ja das Lächerliche in concreto darin iſt; und Sie werden dies um ſo eifriger mitbehaupten, weil wirklich in Ihrer ganzen Abhandlung über das Verhältniß des Lächerlichen zum Komiſchen von Ihnen kein einziges lächerliches

Beiſpiel beigebracht wird, ausgenommen die ganze Abhandlung ſelbſt. Sie finden lächerlich: 1) eine alte Kokette, die ſich für jung hält und mit Blumen ſchmückt; 2) Trauerleute, denen beim Leichenzuge der Wind die Mäntel über den Kopf weht oder den Hut in die Lüfte führt; 3) einen kleinen Kerl mit einem großen Hut; 4) einen Menſchen, der im Graſe ſchläft und den eine Kuh oder ein Schwein beriecht. Die wirklich lächerliche Begebenheit von dem Paſtor, welcher anheben will und ſechsmal nieſen muß, citiren ſie anderswoher. Ich finde Ihre vier Beiſpiele nicht lächerlich. Um darüber zu lachen, müßte man ſie erſt durch Witze lächerlich machen. Z. B. Nr. 1: die Dame wolle damit ſagen, daß ſie noch im Flor ſei; Nr. 2: der Wind verhülle ihnen das Angeſicht mit dem Mantel wie einſt dem Agamemnon der Künſtler, weil ihre Trauer ſo groß ſei, daß ſie nicht ausgedrückt werden könne; Nr. 3: der Mann wolle zeigen, daß er ein großer Kopf ſei; Nr. 4: wie fein iſt es, wenn Brüder einträchtig beieinander wohnen. Ich kann mich irren, aber ich dächte, ſo machte ſich die Sache ſchon eher; was meinen Sie? Was haben Sie nun anders mit der Ausführung gewollt, als daran die Natur des Lächerlichen zeigen? Und in der That, dies thun Sie damit, daß Sie beim Abhandeln ſehr gut wiſſen, wie mit Nothwendigkeit etwas Lächerliches erfolge, auch wenn Sie von ganz andern Dingen reden ſollten und nur vorgeblich auf das Lächerliche ausgehen. Sie kennen zu gut ſeine ſchlüpfrige Natur, als daß Sie es ernſtlich feſtzuhalten unternehmen ſollten.

Aber wie wenn wir wiederum Beide dahin einverſtanden wären, daß das Lächerliche wirklich Jedermann hätte und es nur nicht feſtzuhalten wiſſe; ſcheinen wir damit nicht ſchon eine zweite Bemerkung über ſeine Natur gemacht zu haben? Ich dächte allerdings ja. Wenn es Jedermann hat, wenn Jedermann das wirklich Lächerliche auch lächerlich findet, ſo muß offenbar das Lächerliche Gegenſtand des gemeinen Bewußtſeins ſein, womit aber keineswegs geſagt ſein ſoll, daß der Belachte nicht etwa grade von dieſem allgemeinen Bewußtſein ausgeſchloſſen ſei. Denn grade wer über ein wirklich Lächerliches nicht mitlacht, wird ſchon dadurch ſelbſt lächerlich.

Und närriſch genug ergiebt ſich aus Brief 1, daß, wenn man ſich lächerlich macht, man kein Bewußtſein über ſein Thun hat, und aus dieſem zweiten Briefe, daß alsdann das gemeine Bewußtſein es findet.

Aber es wird mir bei dieſer Bewußtloſigkeit des Lächerlichen und bei dem Bewußtſein des Lachens ſo ernſthaft zu Muthe, daß ich fürchte, ich möchte mir einbilden, was Rechtes entdeckt zu haben, und damit aus der Heiterkeit der Unwiſſenheit in den Hochmuth der Allerweltsweisheit verfallen, welcher ſich doch nur für gelehrte Juden ſchickt, die es noch vom Schacher her haben, daß ſie auf ihre Waare nichts kommen laſſen dürfen. Hol ſie der Satan! Uns aber erſcheine er nur als komiſche Perſon und allenfalls als Profeſſor der Aeſthetik, indem er uns ſagt, was ihn zu ſeiner oftgebrauchten komiſchen Maske berechtigt. Denn wir reden ja hier vom Komiſchen wie die gemeinen Leute, denen Lächerlich und Komiſch vorläufig noch ganz für einerlei gilt. Au plaisir!

3.

Ew. Wohlgeb. werden mich, wenn Sie es mit den beiden vorigen Briefen genau nehmen, für einen Hegeliter halten. Denn, werden Sie ſagen, iſt das nicht die allertaſchenſpieleriſchte Dialektik, wenn in Nr. 1 das Reſultat iſt: zum Lächerlichen gehöre das Unbewußte, und in Nr. 2 zu demſelben Dinge gehöre auch das allgemeine Bewußtſein, und es ſei alſo zu behaupten, was ich wahrlich unternehmen muß, das Lächerliche ſei das Bewußtſein eines Unbewußten? Aber wozu dieſer abſtracte Kohl ohne Fett und Salz? werden Sie ſagen. Freilich, wenn der Ausdruck auch wahr ſein ſollte, man thut beſſer, das Gericht gleich genießbar aufzutragen, nicht erſt über Tiſch den Salat zu machen, weil „dies Zeug hier" kein Menſch lieſt, wenn er nur den kleinen Finger darum rühren muß, geſchweige denn ſein ſomnolentes Gehirn. Alſo ich bitte Ew. Wohlgeb. um unſerer Verſtändigung willen zu berückſichtigen, daß in jedem Lächerlichen Zweierlei enthalten iſt, eine Perſon, die ausgelacht wird, und eine andere, die es bewerkſtelligt, daß jene erſte es wird, eine belachte und eine lachende Perſon. Denn erlauben Sie mir einmal, ich ſetze den Fall, daß der Lächerliche allein auf der Welt iſt, d. h. daß Der, welcher Lachen erregen würde, wenn ihn Jemand als einen ſolchen gewahr würde, gar keinem Menſchen begegnen könnte; nicht wahr, ſo kann ſeine Lächerlichkeit niemals verwirklicht werden und gleicht vollkommen den weſtfäliſchen Staatsobligationen, die auch nicht realiſiert werden können, folglich gar nicht Das ſind, was ſie in Wahrheit ſein wollen? Es wäre alſo ſonnenklar, daß zu dem wirklich Lächerlichen eine Perſon gehört, welche darüber lacht. An ſich alſo exiſtirt das Lächerliche gar nicht, es iſt ein Wechſel auf Sicht, und ſeine Exiſtenz iſt der Augenblick, wo er honorirt wird, ſein wirkliches Daſein der Augenblick, wo er realiſirt, verwirklicht wird.

Daß man doch gleich in Weitläufigkeiten geräth, wenn man auch nur unverſehens anfängt zu philoſophiren. Die gemeinen Leute ſagen mit Recht, wenn einer ſich in weitläufige Reden verwickelt: der philoſophirt wie der Krebs im Theer; ein für meine Theorie ſehr verfänglicher Ausdruck, denn wenn ihn nun Einer lächerlich findet, ſo werde ich behaupten müſſen, der im Theer philoſophirende Krebs ſei eine Perſon.

Erlauben Sie mir, daß ich Ihnen gute Nacht wünſche, um mir die Sache zu beſchlafen. Es iſt wunderbar, was Einem Alles im Schlaf aufzugehen pflegt, ordentlich als wenn der Geiſt während deſſen heimlich an den himmlichen Ort ſeiner Herkunft auskniffe und einiges Ewige aus dem „Wiſſenswürdigſten der Philoſophie“, ein Buch, welches grade jetzt Bedürfniß iſt, herabſtöhle. Man könnte bei dieſer Gelegenheit auf eine ſpeculative Begründung des Diebſtahls und ſeiner Göttlichkeit kommen, welche dem Hochmuth unſerer Criminaljuſtiz gewaltig ins Geſicht ſchlüge. Doch um mich nicht wieder munter zu ſchreiben: ſchlafen Sie wohl!

4.

Ew. Wohlgeb. haben vielleicht geleſen, daß Gottfried Hermann *) es neulich gemein gefunden hat, wenn Göthe's „Iphigenie“ mit den Worten endet: „Lebt wohl!“ was würde er erſt ſagen, wenn Thoas geſagt hätte: Schlafen Sie wohl! Und gleichwohl wie erhaben kann dieſer Ausdruck werden in einem Zuſammenhange wie z. B. der des vorigen Briefes! In der That! an ſich iſt ein Ausdruck und eine Handlung gar nichts, weder lächerlich noch erhaben, es kommt auf den Zuſammenhang an, in den ihn die Auffaſſung ſetzt.

Aber warum das noch wiederholen? iſt es nicht im vorigen Briefe ſchon hinlänglich ausgemacht. Wir ſind ſogar ſchon dahin übereingekommen, wenn Sie Sich gefälligſt erinnern wollen, daß das Lächerliche nur im Augenblick der Auffaſſung exiſtire. Es hat alſo nur ein Daſein in dem Augenblicke, wo es der lachenden Perſon zum Bewußtſein kommt, und nun waren wir ſchon im zweiten Briefe darüber einig, daß Jedermann das Lächerliche zwar habe, daß es ihm aber wie ein Aal durch die Finger ſchlüpfe und ſich nicht feſthalten laſſe. Allerdings, wenn es kein anderes Daſein hat als in der Geiſtesthätigkeit des Lachenden, ſo hat es freilich keine andre Dauer als dieſe Gegenwart des Geiſtes, und deren plötzliches Aufleben: das iſt ſeine blitzartige Natur. Man kann es nicht anders als höchſt geheimnißvoll finden; denn ſagen Sie ſelbſt, wie werden Sie es anders nennen wollen, als den eigentlichen Schöpfungsact ſelbſt, als die ganz eigentliche Darſtellung der plötzlichen Erſcheinung eines vorher nicht Dageweſenen, wenn es lediglich in der erwachenden Geiſtesthätigkeit des Lachenden ſein Daſein hat? Und zwar führt dieſe Geiſtesthätigkeit des Lachenden das Bewußtſein mit ſich über den

---

*) Prooem. zur Ausgabe der „Iphigen. Tauric.“ von Eurip.

Zuſtand des Belachten, denn eben indem ihm dieſer zum Bewußtſein kommt, lacht er.

Aber, Verehrteſter, werden Sie hier mit Unwillen ausrufen, was haben wir denn nun eigentlich gewonnen, da wir ja eben dieſen Zuſtand des Belachten, wie Sie ſich vorſichtig ausdrücken, um nicht zu ſagen des Lächerlichen, noch durchaus nicht näher kennen gelernt, alſo nach meiner Anſicht vom Lächerlichen durch Ihr Gerede noch gar nichts wiſſen?

Ja, das iſt es, darum kündigt ſich's auch gleich ſo an dies Gerede als lächerliche Briefe, und wir haben zugegeben, ſie ſeien lächerlich, wenn ſie ſich das Anſehen geben, als wüßten ſie etwas vom Lächerlichen zu ſagen, während ſie doch, wie ſich eben zeigt, in der That und Wahrheit nichts Anderes thun als wie der Krebs im Theer, ſie wiſſen weder von dieſem ihrem Thun noch von ſeinem Gegenſtande etwas. Ich habe dieſen Ausgang vorhergeſehen und bin nun der Ihrige in vollkommenſter Lächerlichkeit.

5.

Ew. Wohlgeb. ſind ohne Zweifel ungehalten über das Schlußbekenntniß des letzten Briefes; denn, werden Sie ſagen, iſt das eine ernſthafte Antwort auf einen Einwurf, der meine Grundanſicht darlegt, nämlich daß hier die Rede ſein müſſe nicht vom Lachen, ſondern von dem Lächerlichen; aber ich gebe Ihnen zu bedenken, ob Sie nicht allzu gütig gegen das Lächerliche ſind, wenn Sie ihm ein ernſthaftes Daſein zuſchreiben, während daſſelbe gar nichts Anderes in Anſpruch nimmt als eben das Scheindaſein des Augenblicks und ſo zuerſt ſeine Exiſtenz in der Zeit als bloßen Schein bezeichnet, dann aber auch wo meinen Sie, daß es ſeinen Ort habe? Doch offenbar hat es ebenfalls nur den Schein eines Ortes, denn bedenken Sie, es ſchwebt ja zwiſchen den beiden Perſonen, dem Lacher und dem Ausgelachten, in der Mitte, und wenn es wahr iſt, daß es in der Auffaſſung des Lachenden ſein Daſein, in dem Zuſtande des Belachten aber ſeine Entzündung habe, ſo wird ebenſo gut umgekehrt geſagt werden können, ſein ruhendes Daſein, ſeine Möglichkeit ſtecke in dem Zuſtande der lächerlichen Perſon, ſeine Entzündung und Bewegung aber in dem Geiſte des Lachenden. Alſo was für einen Ort ſoll es nun haben? Iſt es etwa ein Exempel der Allgegenwart? Denn fingiren Sie, daß ich lächerlich werde vor allen Leuten, ſo iſt meine Lächerlichkeit in mir und allen Andern, welche mit mir zuſammengenommen die Gemeinſchaft der Geiſter ausmachen. Aber da dieſer Einfall theologiſch zu werden droht, ſo wollen wir ihn laufen laſſen und etwa Haſen und ſeine Jäger hinterdrein ſchicken; hier ſei die Rede von zeitlichen und räumlichen Dingen, die wir beſſer verſtehen als die Theologen; nur hat die Sache eine ſchlimme Wendung für uns genommen; denn erlauben Sie mal, iſt uns nicht ſoeben das Lächerliche aus Raum und Zeit entwiſcht, da es weder eine Dauer noch einen Ort hat? Ich komme darauf zurück: es iſt höchſt myſteriös. Wenn aber das Lächerliche ſo durchaus ein Schein- und Vexirdaſein hat, wo ſollen wir's ergreifen als bei den Exiſtenzen, die es mit ſich führen, den beiden Perſonen, d. h. ihren geiſtigen Zuſtänden, wie man den Schatten eines Menſchen nicht füglich anders einfangen kann, als wenn man ihn ſelbſt, den Träger des Schattens, beim Schopf nimmt? Wir wenden uns alſo von dem Lachenden zu dem Lächerlichen, d. h. der verlachten Perſon; und Sie haben ganz richtig bemerkt, daß wir nun den Zuſtand deſſelben unterſuchen müſſen. Sie werden aber nichts dabei zu erinnern finden, daß die beiden Herren, mit denen wir jetzt das Vergnügen haben, uns zu unterhalten, Herr Lacher und Herr Lächerlich, nur in Betracht kommen, inſofern ſie unſterbliche Geiſter ſind; wie kämen ſie auch dazu, ein Weſen, das außer Raum und Zeit iſt, zu erzeugen, wenn ſie ſelbſt als Geiſter nicht ebenſo vornehm wären, denn bei dem vornehmſten aller Ariſtokraten, dem Herrn von Haller confuſen Andenkens, Gleiches wird nur von Gleichem gezeugt. Ich hoffe nicht, daß Sie hier den Vorſchlag thun werden, den Herrn von Haller und ſeinen Zuſtand, da der doch gewiß ein lächerliches Subject ſei, zu unterſuchen; denn, wie geſagt, um ein lächerliches Subject zu ſein, muß man ein vernünftiges ſein; wir könnten alſo ebenſo gut den Krebs von oben zum Beiſpiel nehmen, denn von beiden Individuen muß man erſt fingiren, daß ſie Vernunft haben, um ſie wirklich lächerlich zu finden. Sie finden es vielleicht auffallend, daß ich ſo die Fähigkeit des Krebſes und des Herrn von Haller zum Lächerlichen retten möchte; indeſſen Sie finden es auch wohl *nicht*, darum weil ſchon Jean Paul in der „Vorſchule“ geſagt hat, eben weil man dem Lächerlichen Verſtand zuſchreiben müſſe, ihn für denſelben alſo fingiren, wenn er keinen hätte, eben darum könnte man nur die klügern Thiere lächerlich finden, welcher Ausdruck freilich wohl dahin zu ändern iſt: die Thiere, welche irgendwie in den Fall kommen, den Schein der Vernunft zu zeigen, wobei die Maſſe ihres Geiſtes gleichgültig iſt, weil ſie bei allen gleich Null iſt.

Es ergiebt ſich alſo, wie es ſcheint, daß der Zuſtand des Belachten ein Geiſteszuſtand iſt, welcher Geiſteszuſtand im Geiſte des Herrn Lachers iſt und bewegt wird; dieſes geiſtige Weſen in dieſer ſeiner Modification und reſpective Agitation iſt das Lächerliche, von dem wir uns unterhalten.

Und dieſen Anfang aller Unterſuchung über die Sache, werden Sie zürnen, wollen ſie uns für ein Reſultat verkaufen?

Reſultat? Sie ſcherzen, Verehrteſter. Die Geiſtesbewegung, welche das Lächerliche, und die, welche das Schreiben lächerlicher Briefe iſt, fühlt ſich nur als freie Bewegung und iſt wie das Leben der ſeligen Götter: ſo bleibt es ewig, nur dies Leben ohne alles Reſultat und Ende. Ich könnte daher, wie es einem ehrbaren Docenten wohl anſteht und ziemet, ein ſchrankenloſes, immer wieder auflebendes Gerede führen, weil es der Gegenſtand ſo mitſichbringt; aber das ſei ferne von mir. Wie Sie ſehen, ich bin, indem ich ſchließe, Ihr gehorſamſter Diener.

6.

Ew. Wohlgeb. haben mir die Erlaubniß gegeben, über den Geiſteszuſtand des Herrn Lächerlich Unterſuchungen anzuſtellen, und es könnte ſcheinen, daß dazu ſchon eine gewiſſe Grundlage im Vorigen vorhanden ſei, wenn wir ausmachten, dieſer Zuſtand ſei ein unbewußter, auch ſchon darum, weil der Verlachte ſich regelmäßig gegen das Gelächter ſträubt, während ihm der Lachende gegenüber ſein Recht zum Gelächter geltend macht und wider ſeinen Willen geltend macht. Offenbar geſchieht alſo dem Herrn Lächerlich Gewalt, und er wird dieſe Gewaltthätigkeit des oder der Herren Lacher auf ſeinem Standpuncte für unrecht und gottlos halten. Es fragt ſich alſo, wer Recht hat. Dieſe Frage iſt alt, und es giebt in der Welt zwei Partien (ich zähle unter beiden Freunde und Bekannte); die eine ſagt: Nicht gelacht, nur gelächelt, als Zeichen heiterer Bewegtheit, oder gar: odi profanum vulgus u. ſ. w.; die andere lacht nach Gelegenheit, daß die Bänke brechen und hält dies für ihr beſtes Privilegium. Was fangen wir mit ihnen an, da wir Beide als Philoſophen doch offenbar neutral ſind? Ich dächte, wir ſagten, ſie ſeien die beiden Seiten des Lächerlichen, die beiden Träger desſelben, alſo die einen die Herren Lächerlich und Comp., die andern die Herren Lacher und Söhne; die Einen haben eine große Niederlage, die Andern kaufen dieſe aus und fabriciren daraus ihre ſehr populaire Waare. Und von dieſer Waare ſagt wirklich Jeder, der ſie kauft und der ſie verkauft, wie die Juden im „Jahrmarkt“: Es iſt was Schönes, es iſt allerliebſt! Alſo was Schönes, was Allerliebſtes wäre das Lächerliche? So finden Sie denn auch wohl den Zuſtand des Herrn Lächerlich ſchön und allerliebſt? könnten Sie mir einfallen.

Aber ich bitt' um Vergebung. Wir haben ſoeben geſagt und doch wohl nicht mit Unrecht, aus dem Zuſtande der Lächerlichen werde das Lächerliche erſt durch die Thätigkeit der Lacher fabricirt; dieſelben machen alſo aus dieſem Zuſtande erſt das Schöne, woraus denn folgen würde, daß grade der

Zuſtand des zu Belachenden, bevor er wirklich lächerlich gemacht iſt, kein ſchöner, vielmehr ein nichtſchöner, ein unſchöner und, wenn Sie wollen, ein häßlicher ſei. Ob wir vielleicht voreilig von Einem zum Andern fortſpringen? Ich fürchte mich in dieſen Regionen, wo einem die Geiſter der Häßlichkeit wie Fledermäuſe um die Ohren ſchwirren und der Geiſt der Schönheit wie Nachtigallenſchlag und Blüthenduft die Sinne einzunehmen droht. Gewiß iſt es, das Lächerliche iſt ein äſthetiſcher Begriff, hat auf irgend eine Weiſe mit der Schönheit zu thun, weil es erſcheinender Geiſt iſt. Der Zuſtand nun der Herren, die belacht werden ſollen, iſt ein noch nicht lächerlicher, alſo ein noch nicht ſchöner; aber iſt ein Nichtſchönes ein Häßliches? Ein Nichtſchönes iſt ein ſolches, welches den Geiſt der Schönheit vollkommen verlaſſen hat, ein Häßliches aber das umgekehrte Schöne, die karikirte Erſcheinung. Was aber den Geiſt der Schönheit vollkommen von ſich ſtößt, ſollte das nicht gezwungen ſein, zum Gegentheil des Schönen zu werden? Alles, was ſchön iſt, würden Sie gewiß mitſagen, iſt es nur durch die Erſcheinung des ewigen Geiſtes, durch ſein Hinaustreten als Erſcheinung, alſo durch die Vergeiſtigung des Endlichen oder des äußern Daſeins; und wenn davon das Widerſpiel exiſtirt, alſo die Verendlichung des Ewigen, ſodaß nicht der Geiſt das Daſein ſich gleichmacht und uns dadurch beſiegt, ſondern ſo daß er ſeinerſeits von dem Endlichen beſiegt wird, ſo iſt dies der Widerſpruch, daß der Geiſt zugleich Geiſt iſt und zugleich ſich ſelbſt leugnet, denn wer ſoll ihn beſiegen als er ſich ſelbſt, da ja das geiſtloſe Daſein gar keine Macht und Gewalt über ihn hat? Alſo das Häßliche wäre das ſich als unabhängig vom Geiſt als deſſen Sieger ſich Darſtellende und immer wieder ſelbſt Geiſt, folglich der Geiſt im Abfall von ſich. In Allem iſt Schönheit, worin die Herrſchaft des ewigen Geiſtes zur Anſchauung kommt, in Allem Häßlichkeit, worin der Geiſt in Aufruhr gegen ſich erſcheint: und dieſe Beiden ſind die Herren der Welt, es giebt nichts außer ihren beiden Reichen. Aber was hab' ich gethan?

Iſt es denn nothwendig, daß wir Haare ſpalten? Wenn Sie es wünſchen, ſo ſoll der Herr, welcher zu belachen iſt, kein häßlicher, ſondern ein bloß noch nicht ſchöner ſein, aber das iſt er denn doch offenbar, was ſagen Sie? War nicht ſein Geiſteszuſtand ein *unbewußter*, und ziemt es ſich für den Geiſt, im Unbewußtſein zu verharren? So lange er alſo noch im Zuſtande der bloßen Fähigkeit zum Lächerlichen verharret, iſt dieſer ſein Zuſtand ein ihm ſelbſt unziemlicher. Zum Begriff des Geiſtes gehört doch offenbar das Wiſſen von ſich, der Unbewußte aber *weiß nicht von ſich*; er iſt alſo in Geiſtesabweſenheit. Dieſer *angeſchaute Selbſtverluſt* iſt das Subject, welches im Begriff ſteht, lächerlich gemacht zu werden; ſo nämlich ſieht ihn Der, welcher lachen will, und indem dieſer nun gegen ihn verfährt, thut er ihm das Unrecht an, daß er den angeſchauten Selbſtverluſt recht bemerklich macht, indem er das Bewußtſein hervorhebt, welches doch jenem als wiſſendem Geiſte nothwendig zugeſchrieben werden muß, welches derſelbe aber thatſächlich nicht hat.

So wird der innere Widerſpruch erſt lebendig, denn er war ruhend, war nur möglich, nicht wirklich und thätig, ſo lange der darin Befangene vergaß, daß er ſelbſtbewußt ſei. Es iſt aber Gewaltthat, den in ſeinem Widerſpruch Ruhenden zu dieſer Bewegung und Belebung deſſelben zwingen zu wollen. Darum lehnt natürlich Herr Lächerlich dieſe Zumuthung ab, und Herr Lacher begnügt ſich damit, das Publicum auf ſeine Seite zu ziehen, indem Jedermann die Grundlage des Komiſchen, nämlich Herrn Lächerlich's Geiſt, doch als vernünftigen kennt und ihm daher das Selbſtbewußtſein aufnöthigt, aufbürdet, wie Jean Paul ſagt, er mag es nun annehmen oder nicht. Nimmt er es an, ſo lacht er mit, und wird ſich ſelbſt zum Gegenſtande des Gelächters; nimmt er es nicht an, ſo lachen die Andern nur deſto lauter darüber, daß er gegen ſein beſſeres Intereſſe ſeinen Zuſtand nur noch einmal wiederholt.

Dieſe gewaltſame Hineinſtellung des Selbſtbewußtſeins ins Unbewußte iſt dieſe Thätigkeit der Auffaſſung und der Rectiſtirung des verworrenen Geiſtes in Eins, die Thätigkeit alſo, die damit den Schöpfungsact des Schönen vollzieht. Das Lächerliche wäre demnach die flüchtigſte Geſtalt des Schönen: der Blitz des Geiſtes in dem Dunkel des Reiches der Häßlichkeit oder des confundirt erſcheinenden Geiſtes, die Geburt des Schönen in der Anſchauung, d. h. die angeſchaute Geburt des Schönen. Die Thätigkeit aber oder die Zeugung dieſes Blitzes der Schönheit, das iſt der Witz. Die obigen Beiſpiele, in denen ich Ihre Beiſpiele zu emendiren verſuchte, zeigen noch außerdem, daß man auch da, wo gar nichts zu lachen iſt, den Gegenſtand und die bewegende Thätigkeit zugleich erzeugen könne.

Ein Beiſpiel des einfachen Lächerlichen iſt jener Jägerhauptmann, welcher von ſeiner Compagnie zu den Füſelieren verſetzt wird und nun von den Jägern Abſchied nimmt mit den Worten: „Kameraden, ich ziehe jetzt den grünen Rock aus und den blauen an, aber mein Herz wird ewig grün bleiben!“ Wenn wir in ſein Bewußtſein eingehen und nicht unbilliger- und gewaltſamerweiſe das unſrige gegen ihn gebrauchen und ihm aufbürden, ſo werden wir nicht lachen, und es iſt wohl möglich, daß die Compagnie ſogar gerührt geweſen. Wenn er es dagegen mit unſerem Bewußtſein geſagt, alſo zu der Confuſion die Auflöſung im Hinterhalt gehabt hätte, ſo wäre es ein Witz geweſen: woraus Sie zugleich ſehen können, wie wohlfeil confuſe Leute es haben, ſich das Anſehn von Witzbolden zu geben.

Derſelbe Fall iſt in jenem alten Beiſpiel bei Kant, wo der Indianer einen Engländer eine ſtark überſchäumende Flaſche Bier öffnen ſieht und nun in gewaltige Verwunderung ausbricht. „Aber was iſt dabei ſich zu verwundern?“ fragt der Engländer. Der Indianer ſagt: „Ich wundere mich auch nicht darüber, daß es herausgeht, ſondern darüber, wie ihr es hineingebracht habt.“ Er hätte ganz Recht, wenn man den Schaum als ſolchen hineinbringen ſollte. Mit dieſem Bewußtſein wäre er witzig geweſen.

Ein drittes Exempel des Lächerlichen: Eine Dame hielt ſich mehrere Hunde; um ſie nun zur Anſtändigkeit zu erziehen, pflegte ſie die Fenſter zu öffnen, wenn die Hunde ſich vergeſſen hatten, und ſie dann ſo lange zu prügeln, bis ſie aus dem Fenſter ſprangen. Nun begegnete es ihr einmal ſelber, die Hunde alſo, welche das Signal kannten, in der Meinung, es werde wieder Schläge ſetzen, fuhren alle auf und ſprangen durch die Fenſterſcheiben.

Dies Beiſpiel iſt ſchon verwickelter; theils nämlich iſt es lächerlich, daß die Hunde ſich ſelbſt den Fehler andichten, während man doch annehmen muß, daß ſie ihre Unſchuld wiſſen; theils aber auch iſt die Dame lächerlich, wenn wir ihr andichten, ſie habe die Hunde überhaupt abrichten wollen, auf ein gewiſſes Zeichen durchs Fenſter zu fahren.

Alle guten Dinge ſind drei, und es ſei alſo damit genug, beſonders da die verſchiedenen Wochen- und Intelligenzblätter ſo reichlich für Beiſpiele des Lächerlichen ſorgen in den Anzeigen, welche die naive Formloſigkeit uns darum zu machen pflegt.

Sie werden aber nicht mit Unrecht behaupten, daß ich denn doch in dieſem letzten Briefe endlich aus dem Ton gefallen ſei und mit einer gewiſſen Einbildung vornehme Dinge vorzutragen verſucht hätte. Sie haben Recht, das Lächerliche iſt viel vornehmer, als es ſich gern das Anſehen giebt, und Sie werden mich daher entſchuldigen, wenn ich zwar durchaus den Anlauf von ihm ſelbſt zu nehmen verſuchte, dann aber wider Willen und Erwarten in die ätheriſchen Gegenden des Schönen und des ewigen Geiſtes und in die Verſunkenheit des Häßlichen und des endlichen Geiſtes, der ſich ſelbſt vergißt, hingeriſſen wurde:

Beſen, Beſen,
Seid's geweſen!

Verſuche ſich's Jeder, dieſen Zauber loszubinden, und wie er mit ihm umſpringt oder ſich ſelber von ihm muß mitſpielen laſſen. Ich meines Orts beſcheide mich wie zu Anfang; und ſo kann mir hoffentlich nichts weiter begegnen, als daß ich mich durch alle ſechs Anſchreiben bei Ihnen, Herr Hofrath, aufs beſte empfehlen habe als der Ihrige hochachtungsvoll und ganz ergebenſt *).

---

*) Der Verf. dieſer lächerlichen Briefe hat ſehr oft Gelegenheit gehabt, die Bemerkung zu machen, wie ſtörend den meiſten Leuten ein ſpaßhaftes Geſicht iſt, ſo z. B., um nur eins zu erwähnen, wollte er ſich einmal einen Wagen miethen, als er zu Fuß reiſte und von einem Platzregen überraſcht wurde. Er that dies Geſuch, aufgereizt durch eine Fliege, die ſich dem Fuhrherrn beharrlich immer wieder auf die Naſenſpitze ſetzte, mit übel verbiſſener Lachmiene, und erfuhr die Kränkung, daß darum dieſer Mann durchaus nicht das zum Handel nöthige Zutrauen faſſen konnte: er wanderte fürbaß im Platzregen. Er würde alſo auch bei dieſer Gelegenheit, von ehrbaren Leuten verkannt zu werden fürchten, wenn er nicht in dem voraufgegangenen Buche auch den Leſern dieſer Briefe in dem ernſtlichſten Glanze ſeines Doctormantels ſich producirt zu haben annehmen dürfte.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Halle,
gedruckt in der Buchdruckerei des Waiſenhauſes.

Bei demſelben Verleger iſt ferner erſchienen:

Papismus und Humanität.
Erſtes Heft:
Deutſchland und Rom.
Mit
Bezug auf die Kölniſchen Irrungen.
Zweites Heft:
Preußen und der Katholicismus.
Mit
Bezug auf die Kölniſchen Irrungen.
Von
Dr. F. W. Carové.
gr. 8. 1838. br. à Heft 16 Groſchen.

Worte des Friedens
von
Dr. F. W. Carové.
gr. 8. 1838. broſchirt 4 Groſchen.

Die
Idee und Geſchichte der Philoſophie,
von
Dr. K. Th. Bayrhoffer.
gr. 8. 1838. Preis 2 Thlr. 16 Gr.

Preußen

und

die Reaction.

Zur

Geſchichte unſerer Zeit.

Von

Dr. Arnold Ruge.

Leipzig, 1838.
Verlag von Otto Wigand.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

I.

Der Geiſt unſerer Gegenwart.

Geiſtesgegenwart iſt die Ehre des Mannes, welcher unter der Gewalt und dem Andrang des überraſchenden Momentes Herr der Bewegung bleibt, bei dem Ueberfall des Feindes nicht den Kopf verliert, ſeinen Kopf vielmehr durchſetzt in Sturm und Drang. Die Macht, welche ſich ſo als wahrhaft gegenwärtig erprobt, die Perſönlichkeit, welche ihr Selbſt gegen den Andrang des Sturms zum Siege hindurchführt iſt — der Geiſt.

Er iſt der gegenwärtige Geiſt, denn er behauptet ſich in der Bewegung; er iſt der freie Geiſt, denn er behauptet ſich, ſeine Macht, in der Aeußerlichkeit, er ſiegt über den feindlichen Andrang, der ihn zu unterjochen gedroht; ſeine Freiheit iſt das Gefühl, der Genuß, das Wiſſen ſeiner Gegenwart d. h. ſeiner Macht und ſeines Sieges.

Wenn wir alſo die Frage geſtellt, welche den Kern unſers Lebens und das Heil unſerer Tage trifft, die Frage nach dem Geiſt unſerer Gegenwart, ſo iſt es keine andere, als die Frage nach den verſchiedenen Geſtalten, unter welchen die moderne Freiheit ausgeprägt vorhanden iſt, oder nach den Bewegungen die ſie beherrſcht.

Hiſtoriſch hervorgetreten iſt ſie, wie es die Sache mit ſich bringt, zuerſt in der Geſtalt von Empfindung und Gefühl, als Religioſität und Patriotismus, die ſubjective Freiheit der jüngſten Zeit, ſodann im Bewußtſein und ſeiner Einführung in die Wirklichkeit, die objective Freiheit, der Staat und die Kirche und endlich die abſolute Freiheit in Wiſſenſchaft und Kunſt.

Eine erſchöpfende Darſtellung dieſes Inhalts wäre die philoſophiſche Geſchichte der allerneuſten Zeit nach ihrer ganzen Ausdehnung. Dieſe wird hier nicht beabſichtigt. Es intereſſirt uns auch nicht die ganze Ausbreitung des modernen Geiſtes, ſondern nur ſein Mittelpunkt, der deutſche Geiſt, und dieſer wiederum nur in ſeinem Kern, dem proteſtantiſchen Deutſchland. Darin iſt der Proceß der Selbſtbeſinnung im Großen und Ganzen gerade jetzt ſo ſehr gefordert, daß ſowohl das Leben, als die Wiſſenſchaft darauf hindrängt und dabei beſchäftigt iſt.

1. Religioſität und Patriotismus.

Die Begeiſterung für die Freiheit des Vaterlandes, der Drang und Trieb, ſelbſt wieder Meiſter zu werden unſerer Sitte, unſerer Religion und unſerer Geſetze, die Aufregung des verletzten Selbſtgefühls des deutſchen Volkes, das war der Nerv des Krieges, welcher zu unſerer Gegenwart den Grund gelegt, des Freiheitskrieges. Was hier aufgeſchäumt und aufgewallt war, das trieb ſich noch überfluthend über die Grenzen des Krieges in den Frieden herüber; aber die Begeiſterung und ihr Schäumen, die Phantaſie und ihre Träume, welche den Nachklang der Kriegszeit bildeten, konnten nicht ohne Weiteres ſtaatenbildneriſch werden, wie ſie es allerdings wohl gemocht hätten; und es erhob ſich eine Gegenwirkung des beſonnenen Staatslebens und ſeiner wirklichen lebendigen Entwickelung auf den neuen eben im Kriege bewährten Grundlagen gegen den ſich ſelbſt verkennenden oder noch nicht begreifenden Geiſt der Freiheitskriege. In ſeiner Wurzel war indeſſen weder *das deutſche Selbſtgefühl*, noch *die Freiheits- und Religionsbegeiſterung* im Unrecht, vielmehr ſind dies die primitiven Formen des modernen Geiſtes, und die Folgezeit hat keins jener Elemente gänzlich unangebaut liegen laſſen oder gar vergeſſen. Der neue Geiſt iſt mit dem Schwerte zur Welt gebracht und unter Kanonendonner mit dem Feuer des Sieges getauft worden zum Geiſte der deutſchen Freiheit. Es giebt keine andere. Nur das Volk, welches als Urvolk die Tiefen ſeines Geiſtes d. h. ſich ſelbſt, ſeine eigne Sprache *verſteht*, kann der Beweger der Bildung d. h. frei und der Befreier der Welt ſein, und dieſes Volk ſind die Deutſchen. Dies kühne, ſtolze Wort hat *Fichte* an die deutſche Nation geſprochen zu einer Zeit, als die Waffen Frankreichs vor den Fenſtern ſeines Hörſals klirrten. Und das Wort iſt wahr. *Das vollkommne Selbſtbewußtſein* iſt unſer ausſchließliches Eigenthum. Und es iſt wahr geworden, daß wir den Feind beſiegt und ihm ſeine angemaßte Miſſion, der Welt die Freiheit zu bringen und die Geſchichte zu beherrſchen, verwieſen haben, ſobald wir zum Selbſtbewußtſein erwacht ſind. Dies zu verkündigen war nichts Geringes. Wir hatten wirklich die Ehre verloren, den Geiſt zu regieren und zu bewegen, dieſe welthiſtoriſche Miſſion war an Frankreich übergegangen, es bewegte Europa, es beherrſchte Deutſchland ſchon lange vor der Schlacht von Jena, dort war das Leben, dort die ungeheuren Thaten und Leiden, dort die Macht und die erſtaunlichen Siege unſterblicher Helden, während wir in Zopf und Puder, im ſteifen, hohlen Hochmuth eines unlebendigen Daſeins dürftig von der Erinnerung früherer Thaten zehrten. Wie eine Windsbraut kam es über uns, der *Rheinbund* lebte im Hauche Frankreichs, ſchlug ſeine Schlachten und rechnete Frankreichs Siege zu den ſeinigen, das übrige Deutſchland aber war zuſammengeweht in ein kleines Neſt, des wunderbaren Phönix ſeltnes Neſt; denn die Geſchichte kennt kein andres Beiſpiel der Wiedererweckung und Auferſtehung eines welthiſtoriſchen Volkes außer dieſem. Tiefer hat aber auch nie ein Volk die Lehre der Geſchichte ergriffen und dem Geiſte der Wahrheit ſich hingegeben, als damals Preußen, welches in den Freiheitskriegen die große Nation ihres Amtes, die Weltgeſchichte zu beherrſchen, entſetzte und den deutſchen Geiſt wieder emporhob zu ſeinen welthiſtoriſchen Ehren, ſeinem Recht und ſeiner Macht. Zuerſt ſchlug es den Drachen in ſeinem eignen Hauſe; denn es durchbrach die Langeweile der ohnmächtigen Proſa und des lahmen Kamaſchendienſtes in der Werkſtatt des Kriegs und des Friedens. Es befeuerte ſich zum wahren Leben, indem es ſeine Bürger zu Kriegern, ſeine Krieger zu Bürgern machte, die Macht des Geiſtes in ſeinen Dienſt nahm und ſich ſelbſt in den Dienſt des Geiſtes gab, indem es die ſeichte und eigenſüchtige Parteiung abthat und ſich dem Genie und der freiſten Geiſteserhebung ehrlich und ganz hingab, Männern, welche die Macht des freien Principes, auf dem unſer Staat ruht, wunderbar begriffen und daſſelbe zu angemeſſener Geſtaltung ins Leben rieſen. Wer kennt nicht die unſterblichen Namen dieſer Drangſalsperiode, die bei des Feindes Tugenden in die Schule gingen, um ihn an ſeinen Fehlern zu faſſen, die den heiligen Heerd behüteten und ſorgfältig ausbeſſerten, auf welchem die Leidenſchaft des verletzten Nationalgefühls das Licht der neuen Zeit anzünden ſollte? Dieſe Zeit brach herein. Sie kündigte ſich an in der dunklen Ahndung des Volks, dem die Zeichen des Himmels eine Strafruthe ſchienen, und in der Hoffnung der Gebildeten, die in dem ungeheuer verdünnten Netz der Napoleoniſchen Waffen eine geſprengte Maſche zu finden glaubten. Sie brach herein mit Feuersbrunſt und Winterſturm; und raſch entwickelten ſich alle Triebe des deutſchen

Geiſtesfrühlings, deſſen Frucht noch der Herbſt deſſelben Jahres zur Ernte bringen ſollte. Der Hauch dieſer Zeit, den wir noch ſelbſt durchdringend und erhebend gefühlt, führte jeden Stand bis zum zarteſten Alter unter die Waffen und füllte die Bruſt mit dem Glauben des Sieges. Aufopferung der Welt und ihrer Güter in Patriotismus und begeiſterter Hingebung war ihre Zuverſicht und ihr Gottesdienſt.

Die begeiſterte That und der Genuß ihrer Erfahrung.

Dieſer Aufſchwung der Freiheitskriege iſt wirklich religiös, aber das Religiöſe hat hier im Allgemeinen die Form der edlen aufopfernden Geſinnung, wie die Körner'ſchen Lieder ſie darſtellen, die, durchaus religiös-patriotiſch, das ganze Leben in ihrem Heiligenſchein verklären. Todesmuth iſt der neue Begriff des neuen Lebens und der muthige Tod im Dienſte der Idee die Geburt des neuen Geiſtes. Die Hingebung und die edle Geſinnung iſt nicht leer, nicht irgend ein hohler Fanatismus, der nur ſeine Phantaſie zur Subſtanz hätte; im Gegentheil die ſittliche Wirklichkeit ſelbſt, deren Heiligthümer bedroht wurden, füllte ihren Cultus aus, ihre Sache war wirklich Gottes Sache. Körner's »Aufruf« verkündigte, und ganz Deutſchland ſang es ihm begeiſtert zurück:

»Es iſt kein Krieg, von dem die Kronen wiſſen,
Es iſt ein Kreuzzug, iſt ein heil'ger Krieg!
Recht, Sitte, Tugend, Glauben und Gewiſſen
Hat der Tyrann aus deiner Bruſt geriſſen;
Errette ſie mit deiner Freiheit Sieg!«

Ein heiliger Ernſt und die ganze Macht des Göttlichen bewegt die Seele des unſterblichen Jünglings, der berufen war, das begeiſterte Wort der Wiedergeburt zu werden; und es ſind die ſchönſten Verhältniſſe, es iſt eine ehrenvolle

Stellung, eine geliebte Braut, die Gewißheit eines genußreichen Lebens, die er verläßt, um in den »heiligen Krieg« zu ziehn. Darum bittet er die ſo oft und ſo rührend um Verzeihung, deren »Herz zu zertreten« der Geiſt Gottes ihn berufen hat:

»Verkennt mich nicht, ihr Genien meines Lebens,
Verkennt nicht meiner Seele ernſten Drang!
Begreift die treue Richtung meines Strebens,
So in dem Liede, wie im Schwerterklang.
Es ſchwärmten meine Träume nicht vergebens;
Was ich ſo oft gefeiert im Geſang,
Für Volk und Freiheit ein begeiſtert Sterben:
Laßt mich nun ſelbſt um dieſe Krone werben.«

Körner's Tod iſt die bewußte That der Hingabe an das Ewige, es iſt die vollſte Gewißheit der Unſterblichkeit und der Sieg der Poeſie über den Weltverſtand, über die Welt ſelbſt und nicht, wie die düſtere Romantik ihn erfochten hatte, über eine verachtete Welt, ſondern über das eigene Herz und über die erfüllteſte, geliebteſte Gegenwart, die er hingab, um eben ſie, ſo ſchön er ſie kannte, im Schmuck der höchſten Güter zu ſichern. Dieſe Geſinnung iſt Religioſität und dieſe That ihre Bewährung, ſie iſt ächt moderne und wahrhaft proteſtantiſche Religioſität, ſie iſt die Religioſität der gebildeten, freien, wahren Gegenwart, die kein Wort geſungen und geſagt, das ihr nicht heiliger Ernſt geweſen und in der Fülle des Lebens ſeine Wurzel, ſeinen Anklang, ſeine Macht gefunden. Darum iſt auch von hieraus eine Weiterbildung der Religioſität und des Patriotismus ausgegangen, in welcher die anerkannte und geliebte Wirklichkeit ſich geſtaltet und begreift.

Dieſer Geiſt iſt der unwiderſtehliche Geiſt des Sieges, die Welt war ſein, weil er ſie hingab, und die Macht des Feindes ſtürzte vor ihm in den Staub. So wiederum zum

Herrn der Geſchichte erhoben, erfuhr der deutſche Nationalgeiſt das Gefühl der Weihe und der Verjüngung. Die Weihe der welthiſtoriſchen Beſtimmung, welche nicht von ihm genommen, ſondern für die Fülle der Zeit ihm wiedergegeben war, iſt gefühlt und erlebt worden in dem Religiöſen, welches in das Feldgeſchrei ausbrach: »Gott mit uns!« denn die ganze Zeit war überwältigt von den Gerichten Gottes. Wurde doch vor ihren ſichtlichen Augen in dieſem Weltgericht eine Macht zerſchlagen, welche die Scepter des Continents in ihrem Comandoſtab vereinigt, und lediglich darum wurde ſie zerſchlagen, weil ſie ſich nicht zu erfüllen wußte mit dem Inhalte der ewigen Gerechtigkeit und nicht zu fußen auf dem freien und ſittlichen Geiſte der Menſchheit. Die Verjüngung aber iſt der neue Lebenstrieb, der in politiſchen Geſtaltungen eine erfülltere Freiheit und einen feſten Unterbau der Entwickelung mit erſtaunlicher Anſtrengung aus einem ſcheinbar verzweifelten Zuſtande hervorrief. Beides und vornehmlich dies Letztere hat im vollen und erſchöpfenden Sinne nur der Hort und Kern der deutſchen Nation, Preußen, das eigentliche Volk der Befreiung, durchgemacht. Das Gefühl dieſer Verjüngung iſt das Patriotiſche, welches, in heißen Schlachten mit Eiſen geprüft, in der Aufſchrift des eiſernen Kreuzes ſein Motto, in Theodor Körner, in Ernſt Moritz Arndt und Max von Schenkendorf ſeinen begeiſterten Ausdruck fand. Dieſe Religioſität, dieſes Freiheits- und Vaterlandsgefühl iſt ein erlebtes, es iſt die lebendige Bewegung des wiederhergeſtellten deutſchen Geiſtes ſelbſt, darin fühlt er ſich, und alle religiöſe Vertiefung alle Beſinnung des Geiſtes über ſein abſolutes Verhältniß, aller Krieg gegen die gemeine Proſa, welcher bis jetzt geführt worden iſt, geht von dieſem Leben, als von ſeiner Wurzel aus, alle Freiheitsformen und unſer ganzes modernes Staatsbewußtſein haben hierin ihren

Boden. Denn wie das Individuum weder zur Religion, noch zum Patriotismus gelangt, ohne in der Bewegung ſeines eignen Lebens Gott und den Staat empfunden und ſich ſelbſt erworben zu haben, wie keine Lehre und keine Wiſſenſchaft den Menſchen weiter bringt, als zum abſtracten Philoſophismus, wenn das unmittelbare Leben nicht die Schule der Geſinnung an ihm ausübt: ſo konnte auch der deutſche Geiſt zu einer reellen Vertiefung in ſeinen Inhalt nur durch die große Erfahrung gelangen, die er in ſchwerer Prüfung und im harter Durchkämpfung zu machen hatte. Religion und Patriotismus ergriffen in der Zeit der Befreiungskriege als gemüthsbewegende Geſinnung, als wahrer Sinn und bewegender Grund das Leben in ſeiner ganzen Breite, und wenn ja noch ein gemeiner Bodenſatz zu ſehn iſt, wie er denn, eben um des Bodens willen, nie fehlen kann, ſo war es doch ein allgemeines Bekenntniß, dem niemand ſich widerſetzte, es war die Parole der Zeit, welche die ewigen Güter über die zeitlichen erhob und viele Tauſende mit freudigem Muthe ſterben ließ in dieſer Poeſie des Lebens zur Beſiegelung ihrer Wahrheit. Dies iſt der Befreiungskrieg und ſeine Eroberung, eben ſo wohl eine Befreiung aus der proſaiſchen Unwahrheit und Sünde ſeiner Vorzeit und ein Erwerb auf dem Boden des Geiſtes, als eine Befreiung von dem Unterdrücker und ein Zuwachs von Land und Leuten. Ein ſo erworbener Beſitz iſt auf ewig erworben, und es blieb kein anderer Gang des Friedens übrig, als der, die edlere Geſtalt dieſes neuen Weſens weiter zu bilden und beſtimmter zu formiren. Bei der Geſinnung, bei der guten Meinung, bei dem Grunde, der nun geſichert war, konnte es ſein Bewenden nicht haben. Das Weitere war alſo, den Inhalt des Religiöſen, des überirdiſchen Bewußtſeins, herauszubringen. Denn der Geiſt bleibt nicht dabei, daß er iſt, daß er lebt, daß er ſich als Geſinnung bewegt, ſondern geht dazu fort, daß er ſich als Beſinnung bewährt, nicht bloß in der Wahrheit ſteht, ſondern die Wahrheit weiß, d. h. ſich nach dem Princip freier Wiſſenſchaftlichkeit entfaltet. Eben ſo bleibt der Patriotismus nicht beim Selbſt- und Gemeingefühl des Staates, ſondern bewährt ſich im Leben des Staats und in den beſtimmten Formbildungen, die er anſetzt. Die Ausführung nach beiden Seiten iſt die Geſchichte unſerer Zeit; der deutſche Geiſt hat die Arbeit, ſeine Ehre ſich nicht nur wiederzuerobern, ſondern auch zu behaupten nicht geſcheut, und iſt der Mittelpunkt geblieben, von dem aus die Welt bewegt wird.

Die Bewegung unſerer Wiſſenſchaft und unſeres Lebens trifft den Kern des Geiſtes und iſt gegen alle anderen Welthändel die abſolut werthvolle. Nichts Ungehörigeres könnte uns begegnen, wenn ſo etwas möglich wäre, als wenn wir uns mitten in dieſer Arbeit zum geiſtigen Katzenjammer verführen laſſen wollten durch das Verſchreien unſerer Gegenwart, wie es von einer religiös und politiſch verdrehten Secte geſchieht, die das Monopol der großen Reſtauration des Geiſtes ſich anmaßt, um damit jetzt vornehmlich erſt den Anfang zu machen, ihm dabei aber Verwahrloſung nach allen Seiten vorwirft, ihn mit dem Elixir des Fanatismus purgiren und mit der alten Ritterlanze ihm den Staar ſtechen will. Gegen dieſe Beſprechungen hypochonderer Betbrüder und gegen dieſe Quackſalberei unberufener Charlatane haben wir unſere Geſundheit geltend zu machen, und es iſt in der That der Mühe werth, unſern Erwerb und Beſitz in Religion, Wiſſenſchaft und Staat ins Auge zu faſſen, um das Recht nicht bloß zu haben, ſondern auch zu wiſſen, mit dem wir jene ſpruchſüchtigen Wunderdoctoren uns vom Leibe halten.

Die Erinnerung und das Mißvergnügen.

Die Subſtanz der Körner'ſchen Geſinnung, Dichtung und That, iſt die Wahrheit des deutſchen Geiſtes ſeiner eignen Zeit, und ſeine Bedeutung iſt die, das Wort dieſes mächtigen Geiſtes zu ſein. Anders verhält es ſich mit der hohlen und nur erinnerten Subſtanz der Ritterlichkeit und der mittelalterlichen deutſchen Herrlichkeit, die Max von Schenkendorf's Dichtung erfüllt. Iſt Körner der Dichter ſeiner Gegenwart, ſo iſt Schenkendorf's Romantik gemacht, unlebendig und aus ſeinen Träumen über die Vergangenheit abſtrahirt. Sie ging nicht ins Blut und drang der Nation nicht zu Herzen, ihre Kenntniß war mehr eine gelehrte Kenntniß, während Körner's Lieder auf der Leier der Invaliden durch die Städte zog und auf den Banketten des Feldlagers die Luſt des unmittelbaren Lebens erfüllten. Es wird dem edlen Max Schenkendorf nicht nachgeſagt, daß er die Wahrheit nicht gewollt, ſondern nur, daß er ſie in einer unwahren, unlebendigen, abgeſtorbenen Form ausgeſprochen. Nicht die Herrlichkeit der Gegenwart, nicht die Zier und die Hoheit der idealen geliebten Heimath, die Körner mit Thränen verläßt, um ſie zu retten, iſt es, was ſeine Seele erfüllt, ſondern der Vorzeit Herrlichkeit vielmehr, wo

»Die hohen adlichen Geſtalten
Am Rheinſtrom auf und niederwallten.

Es iſt darum ein melancholiſcher ſchwindſüchtiger Ton, der ihn durchbebt, und wenn ſeine Poeſie abgeſonderter und ausdrücklicher als Frömmigkeit empfunden wird, ſo iſt dieſe Frömmigkeit ſogleich als ſeine eigne, ſeine ganz beſondere, eine leere Willkür, die uns lieb und werth, aber nicht der Ausdruck jenes weltbewegenden Zeitgeiſtes iſt, alſo nicht gegenwärtig, nicht erfüllt und lebendig, vielmehr von der Gegenwart abſtrahirend und mit todtkrankem, gebrochenem Auge in die Vorzeit zurückſtierend; ſo tritt dieſe Form hervor. Ein liebenswürdiger Schwärmer, eine reine edle Seele, macht Schenkendorf allerdings Eindruck, und es kann nicht geleugnet werden, daß auch dieſe Seite, die Seite der hiſtoriſchen Geſinnung, die eigentlich religiös-politiſche Romantik einen Boden und, wenn auch nur particularen, Anklang gefunden hat. Sie iſt vielmehr grade dadurch wichtig, denn ſie iſt die Wurzel einer getrübten Geſtalt des neueren Geiſtes, welche theils in der mit Unrecht ſo genannten, dem Volke völlig fremd gebliebenen Demagogie abgeſtorben iſt, theils als ihre Fortſetzung noch ſporadiſch exiſtirt in jenem mittelalterlichen Fanatismus, welcher gegenwärtig ſeine fünf und zwanzigjährigen Hoffnungen auf die Herrlichkeit der Vorzeit und die Herrſchaft ſeiner particularen Frömmigkeit, mit Verketzerung und Verfolgung alles deſſen, was ihm als unfrommes »Unkräuticht« erſcheint, realiſiren will — ein krankes, hypochondriſch geknicktes Weſen, welches ſich über unſre Geſundheit zu Tode ärgert und in jeder hiſtoriſchen Lebensäußerung des Weltgeiſtes ihren Untergang von neuem erfährt und darſtellt.

Die Vertiefung des deutſchen Geiſtes, die ſeit dem Freiheitskriege und durch ihn eingetreten iſt, hat allerdings ihre allgemeinſte Form in der Religioſität, welche für Kunſt, Poeſie und Wiſſenſchaft immer wieder den Boden abgiebt. Es iſt daher von der größten Wichtigkeit, die wahre und die unwahre Form der Frömmigkeit gleich in ihrer Geneſis zu ſcheiden und zu erkennen, daß Körner die Verklärung, Schenkendorf die Trübung ſeiner Gegenwart, der Erſtere die Freudigkeit der Befreiung, der Letztere die Melancholie der unbefriedigten Sehnſucht darſtellt. Beide Geſtalten ſtehn ſich auch gegenüber; die eine iſt die Befriedigung im Genuß des Ewigen, die andere die Unzufriedenheit und das Hinſtreben nach dem *zukünftigen* Heil, das noch erſt erſcheinen ſoll. So iſt die *wahre* Religioſität unſerer Tage, ſowohl in jener Geneſis aus dem Umſchwung der Befreiungskriege, als auch in ihrer Fortbildung überall zu kennen an der Siegesfreudigkeit, womit ſie, trotz aller Mängel, die Gegenwart verklärt, erhebt und mit ſich fortreißt, die *falſche* an der Hypochondrie der Troſtloſigkeit, der Wuth der Verketzerung und der Particulariſirung des ewigen Heils aller Menſchen. Körner geht für die ſittliche Wirklichkeit, die Herrlichkeit des gegenwärtigen Vaterlandes, ſeine Sitte, ſeinen Glauben, ſein Geſetz und ſeinen König in den Tod, aber dieſer Tod iſt ihm ein Sieg, und er hat den freien Rhein beſungen, obgleich er dieſſeit der Elbe fiel und begraben liegt. Dieſe Geſinnung iſt die ſiegesfreudige und die inhaltsvolle. So bekehrt ſie die Welt poſitiv und mit der That: Körner iſt die Erſcheinung und die Ausführung des vertieſten, des edlen, des wiedergebornen Geiſtes, und überall iſt es auf gleiche Weiſe die wahre Geſinnung und die wahre That im Dienſte der ewigen Wahrheit: nicht die Welt in ihrer Endlichkeit zu verfolgen und zu richten, ſondern *ihren ewigen Inhalt, die Präſenz des Heiligen und Göttlichen in ihr geltend zu machen*, darzuſtellen, zu predigen und auszuführen. Die Hypochondrie dagegen und die Klage um die böſe Welt iſt nur das Gefühl der eignen Ohnmacht und Krankheit. Die hypochondre Frömmigkeit kennt ſich als die *falſche*, ſie iſt mißmuthig, denn ſie hofft ſich nicht durchzuſetzen, ſie ſchäumt in ohnmächtiger Wuth, denn ſie weiß, daß ſie die Welt nicht bezwingen wird, ſie hofft und feiert keinen Sieg des freudigen Muthes, und ſchöpft ins Danaidenfaß der Troſtloſigkeit zum ſicheren Zeichen, daß die Macht des Geiſtes nicht ihre Macht, das Leben, welches die Welt und den Tod überwindet, nicht ihr Leben, ſondern der Tod ihr Theil iſt, den ſie ſich zuzieht an der Unverdaulichkeit des Lebens. Ihr Geſchäft und ihre That iſt der *Untergang* ihrer eignen Unwahrheit, ihre Verfolgungsſucht iſt das Fieber ihrer eignen *Schwindſucht*. Die Verfolger richten kein Reich des Heils auf, ſie müßten denn aus Liebe verfolgen, wie Körner, aus Hoffnung ſterben, wie Körner, und Thränen weinen, nicht der Wehmuth, ſondern der Freudigkeit und der Begeiſterung für die geliebte Welt; denn die Macht, welche zeugt und ein neues Leben aufrichtet, iſt allein die *Liebe*: keine Religion, keine Vertiefung des Lebens, kein Umſchwung der Welt wird geſtiftet und bewirkt ohne die *poſitive Begeiſterung für die anerkannte und geliebte Wirklichkeit des Geiſtes*.

Groß und herrlich iſt die tiefbewegte Zeit, welche den Genuß des Ewigen, ſeine Gegenwart und ſeine Bethätigung an ſich erfuhr; und zunächſt hatte ſie einen ſo gewaltigen Eindruck auf die Gemüther gemacht, daß ſie glücklich und ſchwelgend ſich zu ihr mit der *Erinnerung* zurückwandten: wir haben das Holz zu den Freudenfeuern mit herbeigetragen, die durch die nächſten Octobernächte leuchteten, wir haben die Gefallenen beneidet um ihren Tod und ihren Ruhm, wenn die Gläſer zu ihrer Ehre zuſammenklangen; aber dennoch war das Andenken dieſer Geſchichte zugleich wieder ihre Gegenwart, und ſelbſt ſchon als dieſe Vergegenwärtigung lebendige Verarbeitung des unverlierbaren Gewinnes, den die Schlacht und ihre Helden erobert. Der deutſche Geiſt war in ſich gegangen, er hatte mit dieſem erfüllten Selbſtgefühl die Proſa in ſich und in dem Uebermuth Frankreichs den Feind ſeines Lebens beſiegt. Fortan war es unmöglich, daß der alte Adam die Welt regiere. Die Poeſie war keine Redensart mehr, *ſie war das Leben und die Wirklichkeit ſelbſt geweſen*. Aber ſie war es *geweſen*, ſo erhielt die Wirklichkeit des Göttlichen zunächſt allerdings die Form der *Erinnerung*. Nun war die Erinnerung auch die Form der Romantik, ſo floß die Erinnerung der nächſtvergangenen und der längſtvergangenen Herrlichkeit zu einer unbeſtimmten Vorſtellung zuſammen und bildete die nächſte Geſtalt des Bewußtſeins, der Jugend vornehmlich, die auf keine andere Weiſe theilnehmen konnte. Dies iſt die *burſchenſchaftliche Romantik*, welche die Art darſtellt, wie die Jugend in den neuen Geiſt ſich einzuleben ſuchte, und welche im Verluſt und in der Entbehrung der *Gegenwart* des Lebens und der Kriegsthat den mächtigen Inhalt theils ſehnſüchtig in der Vergangenheit, theils ungeduldig in einer unbeſtimmten Zukunft erblickte. Aber der ernſte Geiſt, welcher die Zeit vor unſern Augen ſo gewaltig bewegt hatte, war uns im Gedächtniß. Eine Hierarchie der Sittlichkeit, eine ſtrenge Anerkennung des Heiligen beherrſchte die Gemüther, verlegte aber thörigter Weiſe die werthvolle Sittlichkeit nicht in die Geſtalten des wirklichen Lebens, ſondern in den engen Kreis der vergeblich gereinigten Jugend, die alleinige Hoffnung des Vaterlandes. Es war darnach conſequent, daß dies *ausſchließliche Gemüthsheiligthum* bornirte und aberwitzige Geſtalten erzeugte, durch welche die wirklichen Darſtellungen der werthvollen Sittlichkeit in Religion und Staat verkannt und bis zum Exceß verletzt wurden. Dieſe *religiöſe und politiſche Romantik*, welche aufrühreriſch vom Kaiſer und vom Reich »predigte, ſang und ſprach«, und die vergangene Frömmigkeit pries, welche ſich jene großen Dome am Rhein errichtet, trat mit ihrem heimlich ausgebrüteten poetiſchen Gegenſatz gegen die geltenden Formen des Lebens conſpirirend auf und begann für ſeine Verwirklichung zu arbeiten; allein bei ſeiner kindiſchen und phantaſtiſch ungeſchickten Praxis wurde dieſer *altdeutſche Geiſt* gar bald ergriffen und in ſeinen

Exceſſen leicht überwältigt. Dennoch iſt anzuerkennen, daß dies Gemüthsleben des nachklingenden religiös-patriotiſchen Geiſtes der Freiheitskriege und ſein dunkler Drang ſowohl die Frivolität der leer-genialen Periode, als die Dürrheit der gemeinen Verſtändigkeit im Princip überwunden hat. Die thatloſe Erbſchaft der höchſten Güter, welches das Glück der nachgebornen Jugend war, zeigt ſich ſogleich als ihr Unglück, ſie erzeugte eine Schwelgerei des genießenden Gemüthes, welche die »Geſinnung« über That und Erkenntniß erhob, den Werth des Menſchen in das »Bekenntniß der guten Geſinnung« ſetzte und von der »Ausbreitung des Bekenntniſſes die Bekehrung der Welt hoffte. In der Verkennung ſowohl der Welt mit ihrer Geltung und Macht, als der Unfähigkeit des ſchwelgenden Gemüths, ſich der Welt zu bemächtigen, lag die Schwärmerei, die aus ihrem Gefühl des ſubſtantiellen Geiſtes heraus alle Formen der Sittlichkeit und die ganze Wirklichkeit verachtete. »Das Geſetz des Herzens und der Wahnſinn des Eigendünkels« traten in dieſer »Ueberſpanntheit« mit dem Anſpruch abſoluter Geltung auf, hatten aber damit zugleich den Gegenſatz gebildet, welcher zum wirklichen Kampf mit den wahrhaften Mächten des Lebens, Geſetz und Staat, ausſchlagen mußte. Der Geſinnung des in ſich ſchwelgenden Gemüthes erſcheint die Welt in Sitte und Staat größtentheils troſtlos und ihr gegenwärtiger Beſtand »gegen Gott und Natur«, weil ſie ſelbſt in dumpfer Gährung das Göttliche in ſich fühlt. Im heißen Zorn, mit den Thränen der aufrichtigſten Regung thut die religiös-patriotiſche Romantik den Schwur: »wir wollen frei ſein wie die Väter waren!« und entſchließt ſich kurzweg, ihr mittelalterliches oder vielmehr ihr nebliges und völlig unbeſtimmtes Ideal an die Stelle der Gegenwart zu ſetzen. Allerdings iſt das Intereſſe vorzugsweiſe der Staat

»Kaiſer und Reich«, die Herrlichkeit der Erinnerung, »die Wiedergeburt des Vaterlandes«, und es könnte ſcheinen, als ſei in dieſem Bewußtſein das Religiöſe völlig untergegangen. Das iſt aber nicht der Fall. Dieſe Herrlichkeit der Erinnerung knüpft ſich genau an die Erfahrung der Freiheitskriege, und es iſt »*das Höchſte*«, dem das Subject ſich opfern will, wie Körner dies mit beneidenswerthem Vorgange gethan. Hier iſt nichts ausgeſchloſſen, was zur Subſtanz der Wahrheit gehört, deren ausſchließlichen Beſitz vielmehr das Gemüth als den Grund ſeiner Auflehnung angiebt, und die religiöſe Bedeutung dieſer Schwärmerei iſt die, daß ſie in der unmittelbaren Erfahrung die Spannung der Begeiſterung und damit *die Macht der Religioſität gewahr wurde*, denn die gemeine Wirklichkeit bricht ab und das Reich Gottes geht an überall, wo das Subject der Wahrheit ſich hingiebt, ſelbſt wenn es darüber das Recht der Wirklichkeit verkennen ſollte. Aber die Erfahrung des Abſoluten im Gefühl iſt die hohle Form der *Erinnerung*, iſt wohl *Begeiſterung*, aber nicht die inhaltvolle, von der Wirklichkeit erfüllte, vielmehr die mit ihr entzweite, *fanatiſche*. Moraliſch-religiöſer Fanatismus gebiert ſein Extrem in *Sand*, und theilt ſich *ſpäter* zu gemäßigteren litterariſchen Geſtalten, welche uns jetzt theils als moraliſche, theils als religiöſe Fanatiker bekannt ſind. Der Zuſammenſtoß des Aethers der alles verflüchtigenden Andacht mit der ſpröden Beharrlichkeit des gemeinen Daſeins iſt der unaufgelöſte Widerſpruch, in welchem die *Religion* dem Staate gefährlich wird, weil ſie die Welt nicht *liebt*, ſondern haßt und verachtet, während der Friede Gottes, den die erfüllte Religioſität bringt, die Welt liebt, ſie erlöſt, und verklärt. Die Religioſität, welche wir beſchrieben, iſt aber die noch unbeſtimmte, *die noch nicht erfüllte*. Sie hält zwar von Körner die Genien des Lebens, der Familie, der

Geliebten verklärtes Bild, »die teutſche Sitte, das Recht, den Glauben und das Gewiſſen« feſt, aber ſie mag auch den »Tyrannen« nicht hingeben, ſie will ihn immer noch zu bekämpfen haben und erkennt die Wirklichkeit jener geprieſenen und mit theurem Blut errungenen Güter nicht an, ſie ſagt vielmehr, »dies Blut iſt umſonſt gefloſſen.« Das iſt ihr Frevel. Nichts deſtoweniger erfährt ſie in der Andacht ihrer Begeiſterung den Odem Gottes, und »als Propheten einer neuen Zeit, als geweihte Apoſtel ſchauen die Auserwählten, die allein Freien und Wohlgeſinnten tiefer in den Beginn eines neuen Geiſtes,« ſie wenden ſich zu dem Born der ewigen Wahrheit und begreifen in lebendigerer Auffaſſung die Verkündigung des Chriſtenthums. Das Begreifen iſt allerdings aus der Analogie nur ein formelles, es wird nur erkannt, wie der Menſch ſeine Beſtimmung darin finden könne, ein Gefäß der Wahrheit zu ſein, um todesmuthig an ſolchem Inhalt zu Grunde zu gehn, der Welt aber die Wahrheit zu erwerben; aber es wird weder der Inhalt der eignen gemüthlich ſchäumenden »Wahrheit,« noch der Inhalt des Chriſtenthums in ſeiner ergreifenden Verkündigung erkannt, nur »das Ergreifende« wird erfahren und wollüſtig im Herzen gehegt und bewegt. Soweit wurde der Geiſt des neuen Teſtamentes und das Zeugniß des neuen Geiſtes, ſei es in That und Märtyrerthum, ſei es in tiefer Gemüthsbewegung aus dem eignen Gemüth, ſeiner Bewegung und ſeiner Richtung geliebt, gedeutet und genoſſen, und in jeder Deutung, welche die Form der Gemüthsvertiefung darſtellte, willkommen geheißen, dahin gehörten Dräſeke's Predigten, Ludens patriotiſche Vorträge, Fries Julius und Evagoras, de Wette's Theodor und Anderes aus dieſer Periode, deren populäre Darſtellung ſelbſt ſich in Kohlrauſch ausdrücklich als Aufgabe herausſtellte, und mit ungemeiner Wirkung ein wahres Nationalbedürfniß befriedigte. Ueberall iſt hier das Herrſchende die *Geſinnung*, die Färbung, *die gute Meinung* und Richtung; aber es laufen noch alle Gegenſätze wild durcheinander, und die *Verwirrung* dieſer Zeit iſt bei aller Energie vielfältiger Anſtrengungen, ſich zur Beſtimmtheit ihrer Wahrheit hindurchzuarbeiten, die *Richtungsloſigkeit* ſelber, denn eine Richtung, die nur überhaupt gutgemeint, eine Geſinnung, die nur im Allgemeinen die religiöſe, patriotiſche, gute iſt, verbirgt in ihrem dunklen Schooße noch die große Arbeit des Abklärens, Ausſonderns und Begreifens ihrer Subſtanz. *Das gute Herz und ſeine Geſinnung* weiß mit der Wahrheit nicht fertig zu werden. »Was iſt Wahrheit?« fragt der Römer; ſie weiß es, ſie iſt allerdings im Beſitz, ſie fühlt dieſen Beſitz, »er ſchwellt ihr den freudigen Buſen empor,« und ſie pocht hochmüthig auf dieſes Gefühl, womit eben nicht die heidniſch fragenden und zweifelnden, ſondern nur ſie ſelbſt ganz ausſchließlich vor Allen begnadigt iſt, ja ſo ausſchließlich, daß ſie die ganze Welt verwirft und für gottverlaſſen ausgiebt; das thut die gute Geſinnung, aber gleichwohl bleibt ſie die Antwort auf jene Zweifelsfrage des Pilatus: was iſt Wahrheit? ſchuldig, oder ſie verſucht eine Löſung auf einem ganz andern Gebiete, als dem ihres gutgeſinnten Gemüthes. In der Form der ungenügenden Vermittelung mit Rhetorik und räſonnirenden Beweiſen, Gleichniſſen und poetiſchen Behelfen iſt dieſe Religioſität und Geſinnung *Rationalismus*, d. h. die Vermittelung iſt noch hinter dem lebendigen Inhalte zurück; in der Form der hochmüthigen Particularität des allein begnadigten Gemüthslebens iſt ſie die *dunkle*, die grollende und eifernde Parthie der Religioſität, immer ein und dieſelbe Ohnmacht über den Inhalt, welche in den Netzen des *Verſtandes* ſich grade dann verſtrickt, wenn ſie ihn am ſicherſten beſiegt zu haben glaubt. Beide Seiten ſtecken in dieſem Geiſt, der Geiſt aber iſt noch unbefangen gegen ſie. Die Verſtandes-Proſa allerdings *ſoll nicht ſein*, damit hat es ſeine Richtigkeit, auch warf das *Leben* ſie bereits thatſächlich über den Hauſen in der ganzen großen Welterſchütterung, welche *den Geiſt der Aufklärung* in ſich ſelbſt zurück, *den Kaiſer der Revolution* durch eine neue Revolution zur Flucht herum warf, aber die Thatſache iſt keine Einſicht und der Sieg des *Lebens* läßt den höheren Sieg des *Geiſtes* in der völligen Ueberwindung des Verſtandes ſowohl, als der hochmüthigen Gemüthsparticularität auf ſeinem eignen Gebiete, dem Gebiet der Erkenntniß, noch übrig. Vorläufig zeigt dieſe ganze Geſtalt des Bewußtſeins nur, daß der proſaiſche Verſtand nur *nicht ſein ſoll*, erſt noch ſeine Ueberwältigung erwartet, indem er eben *noch iſt*. Denn wer will es ihm läugnen, daß er iſt; wenn das Gemüth nur aus der Analogie ſeiner eigenen Begeiſterung ſich die Wahrheit des Heiligen, des primitiven Chriſtenthums und der Religion deutet und beweiſet? wenn es nur mit Raiſonnement, Vergleichung und *Unterſcheidung zwiſchen ſich und der profanen Welt* die Herrlichkeit des Herzens zu beſchützen weiß?

Die Leerheit und die Halbheit dieſes Geiſtes, der bei aller Macht der Innerlichkeit eben wegen der Form der Erinnerung *vergangner* Herrlichkeit mit der verſtändigen Bewegung ſich begnügen muß und den Geiſt und die Wahrheit nicht zur *Gegenwart* herausgebiert, — die Leerheit und Halbheit dieſes Geiſtes beſteht nicht in dem Mangel alles wahren Inhalts, ſondern in der unvollkommenen und unbeholfenen Stellung des Bewußtſeins zu dieſem Inhalt.

Es ſind darum in dieſer Form des Geiſtes die Gegenſätze ſeines *dunklen* und ſeines *klaren* Weſens noch vor ihm ſelbſt verborgen, die Erinnerung mit ihrer guten Geſinnung bringt es nur zum Bewußtſein ihres Mißvergnügens an der Welt, der einzige Unterſchied, den ſie macht, iſt ihre Abſonderung vom profanen Haufen, übrigens gilt es ihr völlig gleich, wer ihr Mißvergnügen ausſpricht, ob ein Katholik, ein Liberaler, ein Jude oder ein Chriſt. Görres gilt für eben ſo wohlgeſinnt als Kohlrauſch. Die Unterſchiede ſind noch unmittelbar, ſind noch gar keine, weil ſie noch nicht gewußt werden, und die Macht des wahrhaft ſcheidenden Princips ruht noch ungeboren im Schooße dieſes Bewußtſeins.

Die Erkenntniß. Die Oppoſition der Zukunft, die Oppoſition der Vergangenheit und der Friede des Wiſſens.

Weil die Macht des principiellen Unterſchiedes noch nicht entdeckt iſt, ſo iſt der Unterſchied, den dieſer Geiſt ſetzt, der dicke zwiſchen ſeiner Gemüthlichkeit und der ganzen davon ausgeſchloſſenen Welt, in welcher Form er ſich vorläufig feſtgerannt hat und als unwahr ausweiſen mußte; wenn man aber ſeinen Unterſchied zuſpitzt und zur Vernunft bringt, ſo geht er aus auf den Unterſchied und die Verſöhnung zwiſchen Wirklichkeit und Begriff, zwiſchen Welt und Geiſt, zwiſchen der Wahrheit und ihrer Erſcheinung, welcher Hergang zuerſt in der Entzweiung das Bedürfniß der Vermittelung der Gegenſätze, ſodann die Verſuche einer Principienentwickelung, alſo wirkliche Gegenſätze, und zuletzt das gültige Princip herausarbeiten muß.

Wir haben die religiös-patriotiſche Geſinnung kennen gelernt in der doppelten Bewegung 1) in ſich als Erinnerung und 2) nach Außen als Mißvergnügen an der Gegenwart. In der Erinnerung ſowohl als im Mißvergnügen konnte man

Unterſchiede wahrnehmen, denn es war nicht gleichgültig, ob die Freiheitskriege oder das Mittelalter erinnert wurde; eben ſo iſt das Mißvergnügen theils nur darüber aufgekommen, daß ſich der Geiſt der Freiheitskriege nicht ohne weiteres formirt und ausgeführt hätte, oder wie ſein Wort war: »daß weder das deutſche Vaterland noch der freie Staat eine Frucht des deutſchen Freiheitskrieges geweſen wäre;« theils iſt das Mißvergnügen darüber entſtanden, »daß Kaiſer und Reich nicht wieder aufgerichtet, und daß der Geiſt der großen Vorzeit nicht über uns gekommen.« Wir haben ſodann weiter gefunden, daß fürs Erſte dieſe Unterſchiede der Geſinnung ſich ſelbſt einander noch nicht gewahr wurden, ſondern unter dem gemeinſamen Namen der »guten« ſich zuſammenfaßten. Weil nun aber ihr Inhalt noch unbeſtimmt, ihre Richtung noch für keinen Unterſchied entſchieden iſt, ſo giebt ſie in ihrer Aeußerung ſich als die ohnmächtige, reſultatloſe zu erkennen, und ſo eifrig ihre Gemüthsbewegung, ſo voll ihr Herz ſein mag, weil ſie immer dabei ins Blaue und Unbeſtimmte geht, ſo führt ſie zu Nichts. Die Fülle der Subſtanz iſt hier gegenwärtig; aber die Indifferenz gegen ihre Unterſchiede bringt es nur zur Erſcheinung der Indifferenz, ſie führt zu Nichts. Aber ſie iſt doch immer die Bewegung des Weſens, ſo führt ſie auch durch dieſes Nichts hindurch, kommt zur Beſtimmung ihres Inhalts und lernt vor allen Dingen die Indifferenz, die Gleichgültigkeit gegen die inneren Unterſchiede ſelbſt als eine Beſtimmtheit kennen.

Hatte im Freiheitskriege Alles mit zugegriffen, ſo war ja auch Alles »gut« geweſen, und man hatte die verſchiedenen Religionsverwandten nicht erſt um ihr Bekenntniß gefragt, wenn ſie die Waffen ergriffen, den Juden nicht erſt getauft, damit er als Chriſt fiele, im Gegentheil, es war hier erſt noch einmal recht die Praxis der Aufklärung, obwohl in ihrem feindlichſten Element, dem neudeutſchen Geiſt, eingetreten nach der Weiſe der Freimaurer:

»Der Menſch ſei Menſch, der Sklave frei,
Dann eilt die goldne Zeit herbei.«

Aber die Entwickelung iſt undankbar. Der Mann verleugnet den Knaben; und will ihn einer von den Geſpielen bei den Schwüren und Meinungen ſeiner Knabenzeit feſthalten, ſo compromittirt er gewiß ſchon hier auf Erden die Freuden des Wiederſehns und die Herrlichkeit der jugendlichen Hoffnungen mit dem harten Wort: »ich kenne dich nicht mehr.« Die allgemeine Toleranz, die liebenswürdige Gemeinſchaft, der gute alte Mann, der römiſche Pabſt, dem Napoleon ebenfalls ſo viel zu Leide gethan, alle Deutſche unſre Brüder, alle Franzoſenfeinde unſre Genoſſen — dies war die Stimmung der Indifferenz, und es hat ſich die Einheit der damaligen Religioſität aufs Entſchiedenſte ausgedrückt in dem merkwürdigen Bunde der heiligen Allianz, welche allerdings den Pabſt und die ſonſtigen Unterſchiede der Religioſität nicht nur nicht anzuerkennen, ſondern ohne weiteres zu ſetzen und zu beſtimmen hatte, wie ſie es denn auch gethan und ſich allerdings damit ſelber aufgehoben hat, daß ſie den Pabſt wieder einſetzte. Aber auch dieſer Unterſchied war damals noch verborgen, und zwar vorhanden, aber noch nicht vor dem Bewußtſein.

Weſſen ſich die Indifferenz zuerſt als unterſchieden in ihr bewußt wurde und welchen Kampfgenoſſen ſie zuerſt kränkte und von ſich ſtieß, das war der Jude. Ohne daß eben damals eine Parthei exiſtirt hätte, die ſich ganz beſonders auf das Chriſtenthum geſteift. wurde es doch bald nach den Freiheitskriegen anſtößig, daß in der Armee und im Verwaltungsperſonal Juden mit untergelaufen waren; und es kam aufs Beſtimmteſte zum Bewußtſein, daß an der Regierung des chriſtlichen Staats der ungetaufte, wenn auch noch ſo cultivirte Jude keinen Antheil haben, auch in den Lehrſtand nicht eintreten und im Militair wenigſtens nicht Anführer ſein könne. Die geringe Ausbreitung dieſes Unterſchiedes, da ohne Zweifel nur ſehr wenige jüdiſche Individuen davon betroffen wurden, regte keine weitere Beſinnung z. B. über Katholiken und Proteſtanten auf, und es hat daher innerhalb des Chriſtenthums immer noch ſein Bewenden bei der Indifferenz, bei einer ganz beſonderen wohlwollenden Milde gegen die abweichenden Confeſſionen, darum weil in der That nur von einem allgemein chriſtlichen Bewußtſein, wenigſtens in dem vorzugsweiſe gebildeten Deutſchland die Rede ſein konnte; der Gegenſatz war vielmehr durch einen ganz anderen Proceß und in ganz neuer Form zu erzeugen, nicht durch einfache Beſinnung der Regierung über ein ihr Fremdes und Nichtzuläſſiges, wie das Judenthum, mag es auch noch ſo zerfreſſen und in die unterſten Geſtalten unſeres chriſtlichen Geiſtes zerſetzt ſein; der Proceß der chriſtlichen Bildung geht vielmehr in das wiſſenſchaftliche Gebiet hinein und bringt von der Erinnerung und der Geſinnung, vom unmittelbaren Leben ausgehend, die verſchiedenſten Geſtalten des Wiſſens von dieſem Inhalt, und zuletzt das abſolute Wiſſen ſelbſt hervor und zum Genuß.

Sieht man zuerſt nur auf das Werthgefühl des deutſchen Geiſtes, welches in der Erinnerung ſeiner Herrlichkeit liegt, ſo trieb ſich hieraus der Sinn des Volks mit großem Intereſſe auf ſeine eigne Geſchichte. Die deutſche Geſchichte die Schätze unſerer Vorzeit, gelehrt und populär ausgelegt wurden mit Eifer und Vorliebe aufgenommen, das Volksthum that ſich auf als ein neuer Gegenſtand der Betrachtung, die Sprache reinigte ſich von fremden Anſätzen und ihre koloſſale Erforſchung, die damals entſprang, lebt grade jetzt in den gründlichſten Studien der Grammatik, der Litteratur und der Alterthümer. Als aber die Pädagogik in der Turnerei einen Anſatz zur Lebens- und Geſinnungsbildung aus dem Geiſt des Krieges heraus unternahm, ſchlug ſie ebenfalls zum Mißvergnügen an der Gegenwart um, und hat ſich ſeitdem einen Reinigungsprozeß und eine Geſtaltung aus dem wirklichen Leben heraus gefallen laſſen müſſen. An der Pädagogik haben wir nur wiederum die oben erörterte Geſtalt des Geiſtes, während die übrigen genannten Wiſſenſchaften die urſprüngliche Form, die der Geſinnung überſchreiten und ſich vielſeitig in die Erkenntniß der Vorzeit und ihres Geiſtes vertiefen. Zum Theil bewahren dieſe Forſchungen ſich die Indifferenz und erfüllen ſich mit dem reingelehrten Intereſſe, dem Genuß und der Freude, welche aus der Vertiefung in den geiſtigen Reichthum unſerer Geſchichte ihnen entſpringen mußten, und es war die richtige Praxis, auch die weniger Vertieften zu gleichem Genuß und die Nachkommen zu gleicher Bemühung einzuladen, damit jene Thaten des Weltgeiſtes auch uns in der Vergegenwärtigung und Wiedergeburt ſeiner damaligen Formen zu Gute gingen. Zum Theil aber wurde die Vertiefung in die Vorzeit nach den verſchiedenſten Zeiten eine Oppoſition der Vergangenheit gegen die Gegenwart, der Geſchichte gegen das Leben: es entſteht eine mittelalterliche Geſinnung, welche die ganze Geſchichte der drei letzten Jahrhunderte verwirſt und ungeſchehn haben möchte; ſodann kommt ein Zulaſſen der Reformation, aber mit dem Zurückgehen zu der erſten Beſtimmtheit ihres Geiſtes, endlich eine Oppoſition gegen die Aufklärung und nicht nur gegen die Staatsbildungen der Revolution, die Beſtand gewonnen haben, ſondern auch gegen die Geſetze aus der aufgeklärten Zeit in Deutſchland, d. h. gegen die Gegenwart in ihrer ganzen ſtaatlichen Ausbildung. Dieſe Oppoſition der Vorzeit, die politiſche ſowohl, als die religiöſe, trat nun mit dem beſtimmteſten

Bewußtſein hervor und kannte ſich auch als Gegnerin der Oppoſition der Zukunft, die, ebenfalls an den Freiheitskrieg anknüpfend, der wirklichen Staatsgeſtaltung der Gegenwart die Freiheit abſprach und dieſelbe erſt in einer unbeſtimmten Zukunft entweder als Geſinnungsdarſtellung unmittelbar z. B. in Verbrüderungen, oder in beſtimmten vorhergewußten und von den bisherigen Verfaſſungsverſuchen gelernten Formen erwartete. Darin freilich ſtimmten nun die Männer der Zukunft und die Männer der Vorzeit überein, daß die Freiheit, die ſie wollten, eine andere ſein werde, und eben ſo darin, daß ſie nicht gegenwärtig ſei, wie denn die Lieblingskategorie beider Gegenſätze das Sollen iſt. Die Gegenwart ſetzen beide als bekannt voraus, ohne ſie zu kennen, als ſchlecht, ohne doch ſelbſt mit ihrer Güte davon ausgeſchloſſen zu ſein, als irreligiöſe, während ihre eigne Religion doch nur ihr Product iſt, als ohnmächtig und jeder beliebigen Geſtaltung offen ſtehend, während ihnen doch überall ſogleich der Boden unter den Füßen taumelt, wenn ſie mit ihren abſtracten Projecten ſich darauf zu ſtellen unternehmen. Der Inhalt beider Gegenſätze iſt daher leicht zu erkennen, als der Streit des Lebens und der einſeitigen Theorie. Ihr Bewußtſein iſt nicht erfüllt mit der Gegenwart und ihr Mißvergnügen ſpricht nur das Bedürfniß der Verſöhnung von Leben und Wiſſen aus. Das Weitere iſt alſo dieſer Verſöhnungsprozeß, der aber nicht an ihnen ſelbſt vor ſich geht, dem ſie vielmehr, ſofern er als mächtige Gegenwart ſich ausweiſ't, ebenfalls ſich widerſetzen, und dem ſie nun, weil ſein unmittelbares Auftreten ſchon ihre geiſtige Niederlage iſt, nur vom Leben aus entgegentreten können, dem ſie alſo mit der Macht des unmittelbaren Lebens ſich zu widerſetzen ſuchen. Denn es kann nicht fehlen, daß im Leben einige Faſern ihrer dunklen Wurzeln gefaßt und ſich angeſaugt, ſo entſchieden feindlich ſie ſonſt auch fortdauernd dem gegenwärtigen Leben und der wirklichen Staatsmacht ſich bewieſen haben. Vorläufig iſt hier indeſſen nur die Rede von dem Proceß, in welchem ſich die *Gegenwart* zum Selbſtbewußtſein über den eroberten neuen Inhalt herausbringt, vornehmlich in *Theologie* und *Philoſophie*, die nun das wirkliche Princip der Gegenwart *auszuſprechen*, ihren Inhalt nicht bloß zu haben, ſondern auch zu wiſſen, zu begreifen verſuchen. Die Widerſetzlichkeit der abſtracten Partheien iſt ſodann wiederum ein Späteres und hier nur darum erwähnt, weil wir grade jetzt mit dieſer Widerſetzlichkeit als Tagesintereſſe zu ſchaffen haben, alſo ſo viel im Voraus wiſſen, daß die Widerſetzlichkeit eintreten und der Verſöhnungsproceß nicht allerſeits anerkannt werden wird.

Weniger der ſubjective Idealismus oder die *Oppoſition der Zukunft*, als der entgegengeſetzte, der hiſtoriſche Idealismus, der nun einen beſtimmten und weil ſchon fertigen einen nicht feindlich ſcheinenden, eben dieſen hiſtoriſchbekannten Inhalt hat, wird ſich das Vertrauen des Staats erwerben. Die *Oppoſition der Vergangenheit* giebt ſich das Anſehn, nur das Sichſträuben der Gegenwart gegen die Zukunft zu ſein, und ſucht daher gleich von Anfang alles von ihr Abweichende in den Gegenſatz, den ſubjectiven Idealismus zu verſchieben. Der Proceß iſt nun aber dieſer, daß auch der Feind, dem ſie erliegen wird, im hiſtoriſchen Lager liegt, ſich der Vergangenheit mit größter Inbrunſt in die Arme wirft und mit ihr den neuen Geiſt zur Welt bringt. Eben ſo läßt die Entwickelung den Verſtand und den Fichtianismus nicht los, ſondern faßt auch ihn bei ſeiner Wahrheit, und indem ſie das Selbſtbewußtſein und ſeinen Begriff in die Hiſtorie verſetzt, zeigt ſich die Hiſtorie ſelbſt als eine Darſtellung des neuen Geiſtes, als die Dialectik, die Bewegung, die Entwickelung ſelbſt. Die Wahrheit der *Hiſtorie* und des *ſubjectiven Sichſelbſtbeſtimmens* in eins, das wird das wahre, das univerſale, das abſolute Princip des neuen Geiſtes, in welchem Leben und Wiſſen verſöhnt ſind. Hier iſt der Proceß von *Schelling* ausgegangen und eine Vertiefung in Natur und Hiſtorie der erſte Verſuch ſeiner Ausführung. Auch wird die Anerkennung des religiöſen Inhalts gegen die Aufklärung geltend gemacht. Die Wahrheit als Genialität und in poetiſcher Geſtalt, entſpricht aber eben nur dem *Ausgange*, der Anſchauung ihrer ſelbſt, wie ſie auch bereits das Leben zur Welt geboren hat. *Schleiermacher* ſodann geht daran, eine Ausſöhnung des Religiöſen im Selbſtbewußtſein und in der Bildung überhaupt zu vermitteln, und war ſchon entſchieden als Widerlegung der Oppoſition der Vorzeit ſowohl, als der unbefriedigten Sehnſucht nach beſſeren Zeiten in Ruf gekommen zu der Zeit, da das Wort der *Gegenwart* gefunden und der *Friede des Wiſſens* mit der Welt vor den Augen der Welt zum Abſchluß gebracht wurde. Nach dieſem *Frieden* ſind das Mißvergnügen und ſeine beiden Gegenſätze, indem ſie den *Krieg* führen, ſchon die Sehnſucht. Der wahre ewige Inhalt iſt weder ein *nur geweſener*, noch ein *nur zukünftiger*, das Reich Gottes iſt *gegenwärtig* im Geiſt und ſeinem Begriff. War bis jetzt das Ewige lebendig geworden und dem *Leben* zur Erfahrung und zum Genuß vergegenwärtigt, ſo drängt ſich die Liebe der Wahrheit nun mit Gewalt und Arbeit hindurch zu ihrer vollſtändigen Eroberung *im Geiſt und im Wiſſen*. Staat und Religion, das Reich der Sittlichkeit und das Reich Gottes wird nun erſt vollſtändig begriffen und ſo der Patriotismus und die Frömmigkeit in der Rechtswiſſenſchaft und in der Theologie zur Einſicht und zum wohlbegründeten Vertrauen in ihre

Principien erhoben, die Welt des Gemüthes wird zur Welt des freien Bewußtſeins, des Wiſſens.

Kurz nach den Freiheitskriegen im Jahre 1816, lange vor dem vollſtändigen Durchbruch ſeines Syſtems, betrat Hegel das Heidelberger Katheder und eröffnete die zweite Eroberung der ewigen Güter auf dem Boden der Wiſſenſchaft mit den denkwürdigen Worten:

»Bisher weil der Weltgeiſt in der Wirklichkeit zu ſehr beſchäftigt war, konnte er ſich nicht nach Innen kehren und ſich in ſich ſelber ſammeln. Nun da dieſer Strom der Wirklichkeit gebrochen iſt, da die deutſche Nation ſich aus dem Gröbſten herausgehauen, da ſie ihre Nationalität, den Grund alles lebendigen Lebens gerettet hat: ſo dürfen wir auch hoffen, daß neben dem Staate, der alles Intereſſe in ſich verſchlungen, auch die Kirche ſich emporhebe, daß neben dem Reich der Welt, worauf bisher die Gedanken und Anſtrengungen gegangen, auch wieder an das Reich Gottes gedacht werde, – mit andern Worten, daß neben dem politiſchen und ſonſtigen an die gemeine Wirklichkeit gebundenen Intereſſe, auch die Wiſſenſchaft, die freie vernünftige Welt des Geiſtes wieder emporblühe. Es iſt die Morgenröthe einer ſchöneren Zeit, worin die Gemüther für das Wahre, Ewige und Göttliche empfänglich ſind, empfänglich das Höchſte zu betrachten und zu erfaſſen. Der Menſch, da er Geiſt iſt, darf und ſoll ſich des Höchſten würdig achten, von der Größe und Macht ſeines Geiſtes kann er nicht groß genug denken; und mit dieſem Glauben wird nichts ſo ſpröde und ſo hart ſein, das ſich ihm nicht eröffnete. Das zuerſt verborgene und verſchloſſene Weſen des Univerſums hat keine Kraft, die dem Muthe des Erkennens Widerſtand leiſten könnte; es muß ſich vor ihm aufthum, und ſeinen Reichthum und ſeine Tiefen ihm vor Augen legen und zum Genuß geben.«

Und dieſe große Verheißung, die für Staat und Religion erſt wieder den geſicherten Frieden der Geſinnung erzeugen konnte, hat der gewaltige Mann mit ernſtlicher harter Arbeit erfüllt.

Alles was im dunklen Gemüthe, in ſchmerzlicher Sehnſucht bewegend und treibend, gährend und zehrend verborgen lag, das ſteigt herauf an den lichten Tag der Erkenntniß. Die Frömmigkeit und ihr Inhalt, die ewige Wahrheit, iſt nun nicht mehr den Myſterien des ‚Gemüths und ſeiner ſchwelgeriſchen Erfahrung zur alleinigen Sicherung, noch den diamantenen Satzungen des Dogma's zum Verſchluß mehr, als zum Aufſchluß, wie es in der Zeit der Aufklärung geweſen war, anheimgegeben. Indem die Dogmatik zur ſpeculativen Theologie ſich erhebt, wird die Gottesgelahrtheit die Feſte der Gottesfurcht. Die freie Wiſſenſchaft hat nunmehr den Gottesdienſt mit übernommen, dem Gemüth ſeine Tiefen zu deuten, und was wir früher nur erlebt und nur geglaubt, was uns nur aus der Ferne als dunkle Macht herüberwinkte und als Ahndung trübſchauerlich erfüllte, in deſſen eigne Macht, in deſſen bewegenden Kern verſetzt uns die höchſte Befreiung.

Von hier aus iſt nun die unendliche Selbſterkenntniß und damit die wahre Selbſtbefreiung des deutſchen Geiſtes eingeleitet. Das Höchſte, was dem Menſchen gegeben iſt, gewinnt uns dieſe zweite Eroberung der Freiheit auf dem Gebiete der Wiſſenſchaft. Nunmehr, da der Geiſt mit Vertrauen und Erfolg ſich in die Tiefen der Gottheit zu immer größerer Klarheit verſenkt, iſt das Leben der Kirche geſichert und der ſpringende Punkt gefunden, von wo aus das religiöſe Heiligthum und der Genuß des Ewigen in ſeinem ganzen Werthe ſich immer wieder auffriſcht. Die Frivolität des nichtwiſſenden und eben darum gegen das verſchloſſene Heiligthum ungebehrdig aufſäſſigen Verſtandes hat keinen Boden mehr, weder im Leben, welches die Weihe erfuhr, noch im Wiſſen, welches des göttlichen Inhalts ſich bemeiſtert und das innerſte Weſen der Dinge und des Geiſtes ergründet. Keine Weisheit und kein Witz iſt nunmehr eine freie Macht *gegen* die Wahrheit, denn ſie ſind leer und nichtig ohne der Wahrheit eignen Kern und ohne des Geiſtes tiefbewegte Fülle, die von nun an nicht nur beſeſſen und geliebt, ſondern auch mit unwiderſtehlicher Gewalt ausgeführt wird gegen alles momentane, ihr aufſäſſige Unweſen des verdunkelten und widerſetzlichen Subjects. Konnte es eine Zeit geben, wo die Freiheit geſucht wurde in der Unabhängigkeit vom objectiven und ſubſtanziellen Geiſt, ſo war damals der *Freigeiſt* der freie Geiſt, und Witz und Schärfe konnte als unwiderlegliche Macht die Heiligthümer der gläubigen, wie der patriotiſch-begeiſterten Menſchen anfeinden und ſtürzen. Dieſe Macht hat nun ihren Herrn gefunden in der Lawine der göttlichen Subſtanz, die ſich losgelöſ't von den ewigen unzugänglichen Höhen, und mit ihrem Donnergang in's Thal der Menſchen die kühnſten Geſtalten der Spötter dahinrafft und in ihrem Schooß verbirgt. *Die Gewalt des Gedankens und die Macht des Gemüthes ſind im unwiderſtehlichen Bunde.* Und dies iſt die Wahrheit des Freiheitskrieges, dies die wahre Verbrüderung zur Sicherung der Geſinnung, dies der erfüllte Freiheitsbund und was wir in der Jugend gewünſcht, das haben wir im Alter die Fülle. Einen feſteren Fels der Kirche, ein beſſeres Heiligthum der religiös-patriotiſchen Begeiſterung giebt es nicht außer dieſer freien Macht der Wahrheit. *Alle Reſtauration der Frömmigkeit, jedes ſichere Staatsbewußtſein* fließt lediglich aus dem reinen Quell dieſes freien Geiſtes, denn des Freigeiſtes der Aufklärung wie der Dumpfheit der Myſtik iſt niemand mächtig als er, und es iſt kein äußerliches Mittel zu irgend einer Erneuerung, kein dogmatiſches Geſchrei zu irgend einer Sicherung des Heils im Stande, aber es iſt auch nicht dazu berufen. Die Wahrheit führt ſich ſelbſt ein durch ihre eignen Mittel, und ſie iſt da und gegenwärtig mächtiger als je zuvor.

9. Staat und Kirche.

Wenn es die Geſinnung, die Innerlichkeit, die Religioſität oder die patriotiſche Begeiſterung dahin gebracht hat, daß die ausgelegte Wirklichkeit, die von Gott geliebte Welt, ihr Herz erfüllt, das Mißvergnügen gelöſ't, der Hader geſtillt, die Hypochondrie geneſen, die Sehnſucht befriedigt iſt: ſo haben wir in dieſer ſubjectiven Form die Befriedigung des Abſoluten und die Seligkeit tiefſter Andacht gewonnen. Freilich iſt es der Geſinnung nicht gegeben, aus eignen Mitteln dieſen Reichthum und den ungetrübten Genuß ſeiner Schätze zu erwerben; ihr Mismuth iſt ihr Zweifel, der Zweifel aber in jeder Geſtalt des Geiſtes ſein Trieb in ſeine Fülle hinein zum letzten Borne der Erkenntniß; darum konnte es ohne die Erkenntniß nicht zur Verſöhnung der Geſinnung mit dem in die Objectivität ausgelegten Geiſte, d. h. des wirklichen und gegenwärtigen Geiſtes mit ſich ſelbſt kommen; und es ging allerdings ein Riß durch die Herzen der Menſchen ſchon damals, als ſie es noch gar nicht ſo vorſtellten und ſich am wenigſten darauf zu Gute thaten, dies auch darum vornehmlich nicht wohl konnten, weil man, um ein Zerriſſenes zu erkennen, doch vorher das Ganze und Unverſehrte muß vorgeſtellt haben. Iſt nun noch kein Ganzes gegeben, ſo hat das Halbe zwar die Sehnſucht nach ſeiner Hälfte, aber immer noch nicht das Gefühl des Riſſes, welches erſt nach der Vereinigung und ihrer Wiederauflöſung eintritt. Nun hat zwar im allgemeinen Geiſt der *Friede des Wiſſens* den Punkt gewonnen, von wo aus die Löſung der Widerſprüche und die Erneuerung der ungetrübten Herzensherrlichkeit ausgeht; dennoch aber wird dadurch weder dem Einzelnen das Unglück und der Kampf, noch der Wirklichkeit die Geburtswehen neuer Geſtaltung erſpart; und iſt ſchon die Bewegung, welche den Geiſt in ſeiner Innerlichkeit ergreift, ein Kampf und eine Arbeit ſauren Schweißes, ſo iſt es nicht minder auch die Staatsgeſtaltung.

Preußen begriff die neue Bewegung des Geiſtes, den Napoleon durch Europa donnerte, nicht eher, als bis es niedergeworfen vor dieſer Macht, ſeiner eignen welthiſtoriſchen Miſſion ſich erinnerte. Dieſer Erinnerung iſt ſchon Erwähnung gethan. Sie iſt groß und einzig. Sie iſt der Zorn des verletzten Ehrgefühls und die ſtille Zuſammennahme in den innerſten geiſtigen Kern. Eine neue Zeit trat heran, und *die unbefangene Hingabe an den Geiſt*, welche die neue Zeit und ihr vertieftes Bewußtſein bezeichnet, war ſchon vorgebildet in den Inſtitutionen der vergangenen Drangſalsperiode. Grade in *Preußen* mußte die reine und rückſichtslos wahre Entfaltung der deutſchen Staatsbildung vor ſich gehn, als ihm jede andre Rettung außer den innerlichen Hülfsquellen des geſtärkten Nationalgeiſtes abgeſchnitten, jede kleinliche Nebenabſicht verleidet war.

Daraus ergab ſich zunächſt, was den Feind ſo mächtig gemacht, *das auf Ehre gegründete Militairſyſtem*, die Nationalbewaffnung und die Landwehr, ſtatt des früheren Söldnerunweſens. Die Theilnahme am Staat und die Ehre des Freien iſt den Vaterlandsvertheidigern gegeben, die nicht als Söldner, ſondern aus eigenem Intereſſe und aus erfüllter Pflicht für ihn aufſtehn. Nun fällt die Unfreiheit der gemeinen Krieger und die Bevorzugung einer nur befehlenden Klaſſe hinweg, und weil jeder Bürger Soldat iſt, ſo iſt die Soldaten- und die Bürgerehre eine allgemeine, nur abgeſtuft durch Verdienſt um den Staat. Jeder Staatsbürger iſt jeder Ehre fähig und die allgemeine Noth wird ſich des Geiſtes bedienen, welcher das Vaterland zu retten verſteht, nicht welcher durch irgend eine Zufälligkeit hochgeſtellt iſt. Im Kriege fand dies Princip nun ſeine Ausführung und ſeine Bewährung. Scharnhorſt aber, der das neue Heerweſen geſchaffen, fiel bei Lützen und ſah die Sonne der Freiheit nur aufgehn, nicht über ſeinem unſterblichen Haupte glänzen. War nun wirklich die Ehre der Geſinnung, die in den Staat ihren Zweck ſetzt, zum Princip des Militairſyſtems erhoben, ſo entſprang daraus die edlere Form des Dienſtes, der Strafen, der ganzen Disciplin und Verwaltung der Armee, wie wir ſie jetzt haben und namentlich vor Oeſtreich und England voraushaben, welche Staaten das Princip des freien Militairſyſtems und der Nationalbewaffnung im Sinne der neuſten Weltbewegung nicht zur Anwendung gebracht.

Und wenn nun bei uns ein großer Theil des Beamtenſtandes im Zoll-, Polizei- und ſonſtigen Dienſt aus der Armee hervorgeht; ſo iſt die nothwendige Folge davon die Uebertragung dieſes höheren, ſittlichen und wahrhaft freien Geiſtes auf dieſen Stand und zwar iſt dies eine Uebertragung durchs Leben und durch die beſtimmteſte Eingewöhnung in die Formen des ehrenhaften Dienſtes.

Dieſen Urſprung und dieſe Schule entbehrt nun zwar die höhere Beamtenwelt inſofern, als ſie nur im einjährigen Dienſt Kenntniß vom Militairweſen gewinnt, nicht aber ihren Staatsdienſt als eine Fortſetzung des Militairdienſtes und ſeiner Disciplin anſehen kann; ſie iſt aber auch durch dieſe Entbehrung nicht weiter im Nachtheil, weil ſie durch eine tiefere Bildung ohnehin dem Geiſte der Gegenwart dienſtbar und von der Einſicht in das Staatsprincip näher zu ergreifen iſt.

Die rechtliche, prompte und freiſinnige Verwaltung, ſo wie überhaupt die ungeheure Beſinnung über das Staatsprincip der Bildung und des erweckten Nationalgefühls und alle daraus folgenden neuen Inſtitutionen haben wir jener verſittlichenden und wahrhaft befreienden Noth zu verdanken, und wenn wir darin den ſicheren Grund einer lebendigen, geſunden Entwickelung wiedergewannen, ſo war es der Miniſter Stein, in welchem vornehmlich der große, zornige und ſelbſtbewußte Gedanke der Wiedergeburt ſich perſonificirte, Hardenberg, Altenſtein und Schuckmann aber, welche Zeit und Kraft gewannen, das neue Preußen nach allen Seiten in die Wirklichkeit einzubilden. Seit dem Frieden iſt von dieſen Geſichtspuncten der angemeſſenen inneren Befreiung, Belebung und Bildung in raſtloſer Thätigkeit und mit den glänzendſten Erfolgen vorangeſchritten worden. Die Städteordnung, die bäuerlichen und grundherrlichen Verhältniſſe, das Steuer-, Gewerbs-, Poſt- und Verkehrsweſen hat eine Umgeſtaltung gewonnen, wie ſie die Ehre und die Bildung unſerer Zeit bedingt, und wenn ja hin und wieder noch ein drückender Punct herausſpringt, ſo liegt in dem ganzen Gange der bisherigen Staatsentwickelung die ſicherſte Bürgſchaft ſeiner endlichen Erledigung. So konnte z. B. auf die Juſtiz, ihren raſcheren oder langſameren Gang, ihre Theurung und ſonſtiges Wandelbares an ihr das neubelebte Princip vielleicht nicht ſo raſch einwirken. Während daher die Unabhängigkeit und die Gerechtigkeit ihrer Entſcheidungen zu unſern theuerſten Gütern gehört, führt eine weitausgedehnte Gründlichkeit der Verhandlungen im ſchriftlichen Verfahren vielleicht noch einen pedantiſchen Anſtrich alter Zeiten mit ſich, und hat bis jezt eine Ausgleichung der neufranzöſiſch-rheiniſchen und der altpreußiſchen Rechtsverfaſſung, ſo ſehr auch ihre Nothwendigkeit erkannt iſt, ſich nicht wollen bewirken laſſen. Indeſſen offenbarten ſich in den Verſuchen zu mündlichen Verfahren, ſo wie in den Schiedsgerichten, die unentgeltlich mancherlei Händel beilegen, Symptome eines Entwickelungsbedürfniſſes, die man zu ſchätzen gewußt, nachdem beſonders die neuen Einrichtungen in einzelnen Provinzen zum Theil als vortrefflich ſich ausgewieſen und bewährt.

Was nun im Militair die Ehre der Ebenbürtigkeit aller Vaterlandsvertheidiger, in der Juſtiz die Ehre der Gerechtigkeit, in der Verwaltung die Ehre der geordneten Sittlichkeit iſt, das ſtellt ſich in dem allgemeinen Stande überhaupt als die Ehre der Intelligenz dar.

Hatte nur die Belebung und Stärkung des Nationalgeiſtes den Staat retten können, und war es lebhaft gefühlt worden, daß allgemeine Nichtbetheiligung der Staatsbürger und eine Vernachläſſigung der Bildung den Nerven des Staates aushöhlen; ſo ergab ſich nun die Pflege der geiſtigen Intereſſen als eine Aufgabe der Regierung, welche eines eigenen Miniſteriums und ſeines ausſchließlichen Augenmerks bedürftig ſei. Es wurde nach den Freiheitskriegen unter Altenſteins Leitung errichtet, und hat das Schul- und Unterrichtsweſen auf eine ſolche Höhe erhoben, daß es ſogar die Franzoſen ſich zum Vorbilde genommen. Es iſt bekannt, wie der Geiſt der Freiheitskriege, in Jahn und dem Turnweſen, vornehmlich die Schule der Geſinnung an der Jugend auszuüben unternahm, und wie ſodann gegen den Geiſt des Mißvergnügens, der auch hierin hervortrat, von Seiten der Regierung der Geiſt des Mißtrauens ſich geltend gemacht. Nicht nur die Schule, auch die Univerſität und weiter die ganze Gelehrſamkeit und Litteratur trat ſodann allmälig unter den Geſichtspunkt des Mißtrauens, und es entſtanden hiedurch vielfältige polizeiliche vornehmlich die Cenſurmaßregeln. Sie ſtellen den Widerſpruch im Geiſt der Gegenwart dar, daß einerſeits die freie Wiſſenſchaftlichkeit und die Intelligenz für das Princip des Staates ſelbſt, andrerſeits der wiſſenſchaftliche Geiſt und die Intelligenz für verdächtig gilt; und während dem Mißvergnügen der Gelehrten begegnet werden ſoll, dennoch aus dem Gelehrtenſtande ſelbſt nur wieder die Aufſeher und Cenſoren gewählt werden können. Die Theilung Deutſchlands unter Staaten von abgeſtufter Bildungsentwickelung, ja unter Regierungen von verſchiedenem Princip, und ſodann wieder die verſchiedene Geſinnung der Cenſoren ſelbſt innerhalb des Einen Staates hebt daher der Natur der Sache nach dieſe Einrichtung in ihrer Einſeitigkeit wieder auf. Die Wiſſenſchaft iſt ohnehin über die Geſinnung hinaus und der Gang des Geiſtes giebt ſich keinem von Amtswegen zu verſtehen, ſteckt vielmehr jederzeit in Keimen, welche die alte Zeit verkennt oft ſogar verachtet; und ſo iſt es denn zu erwarten, daß mit der Zeit des Mißvergnügens auch das Geſetz des Mißtrauens des Geiſtes in ſich ſelbſt und in die Wiſſenſchaft zu einer höheren Geſtalt übergehen, und die gegenwärtige factiſche Freiheit der Wiſſenſchaft, wodurch einzig und allein die Widerſacher des Staats zu Grunde gehn können, auch in den geſetzlichen Formalismus hineingebildet werden wird. Ueberhaupt iſt die Cenſur gelehrter Werke eine Unmöglichkeit außer in der einzigen Form der Recenſion, denn ſonſt müßten ſämmtliche wahrhaft erobernde Gelehrte, die doch in dieſer Eigenſchaft erſt durch die That und meiſtens erſt der Nachwelt bekannt werden, und müßten alle Männer, die auf der Höhe des Wiſſens ſtehn, Cenſoren ſein, wie ſie es denn im wahren Sinne des Worts auch ſind. Die polizeiliche Cenſur der nicht gelehrten Journaliſtik iſt dagegen unter einem anderen Geſichtspunct zu faſſen.

Stellt ſich nun die Zeit des *Mißvergnügens* und des *Mißtrauens*, die wir im Princip überwunden haben, in Geſetzen und Einrichtungen, vornehmlich des Unterrichts- und Gelehrtenweſens, dar; ſo iſt ſie dennoch zu gleicher Zeit in dem Fortgange dieſes ganzen Zweiges der Staatsgeſtaltung bereits überſchritten. Man hat ſich bei der Geſinnungsfrage nicht aufgehalten, iſt zwar mit Geſetzen und Einrichtungen ſichernd eingeſchritten, wußte aber das Schul- und Univerſitätsweſen in dem Kern der Bildung und Erkenntniß überall auf eine höhere Stufe zu erheben. Von erſter Wichtigkeit iſt hierin die Erneuerung und Belebung der Univerſitäten, welche mit rein ſachlicher Rückſicht nur von einer freien Behörde bewirkt werden kann, während von der Univerſität ſelbſt aus die perſönliche und die bornirte Schulrückſicht allemal dem neuen ſowohl als dem gewaltigen Geiſt entgegen ſtreben muß. Daher ſind auch die preußiſchen Univerſitäten auf der Höhe der Zeitbildung und im Mittelpunkt des Geiſtes wirkſam, während die übrigen theils wegen der corporativen Verfaſſung und der verderblichen Cooption aus der Corporation heraus, theils wegen des unproteſtantiſchen Princips der Regierung zurückbleiben und nicht dieſelbe Sicherheit des lebendigen Geiſtes beſitzen, wie die unſrigen.

Dennoch ſind allerdings die Formationen der Zeit des Mißtrauens gegen den Geiſt ein Zeichen des *Irrewerdens des urſprünglichen Geiſtes an ſich ſelber*. Es mußte daher der *Oppoſition* der *Vergangenheit* leicht werden, die Folgen des neupreußiſchen Geiſtes und ſeiner Bildungen, die ſich ja ſo entſchieden als *Mißvergnügen* zu erkennen gegeben, ihm ſelber zur Laſt zu legen, ſo alſo das Mißvergnügen des vorzeitlichen Geiſtes als berechtigt gegen das des gegenwärtigen darzuſtellen; und es hat ſomit wohl geſchehen müſſen, daß hin und wieder die Inhibitionsämter in die Hände dieſer Oppoſition gerathen ſind, weil die Männer ſelbſt ſo oſtenſibel inhibirend waren. Dennoch iſt das neue Miniſterium nie dem Princip, welchem es ſeine Entſtehung und welchem Preußen ſeinen Ruhm und ſeine Kraft verdankt, untreu geworden, die Ehre der Intelligenz und die Freiheit der wiſſenſchaftlichen Forſchung blieben unverrückt ſein Augenmerk.

Der Staat und ſeine Geſtaltung wurzelt zu tief in der gegenwärtigen Bildung, um der Oppoſition der Vorzeit gänzlich anheim zu fallen. Dennoch hat ſie noch einen merkwürdigen Aufſchwung erlebt, als die neufranzöſiſche Bewegung über Europa ausging.

Bis dahin laſtete der Einfluß des Sieges unſerer Waffen auf Frankreich, und es gab eine Zeit, wo die Welt an die Macht der Bajonette im Dienſte des Mißtrauens und nicht an den Geiſt, der dieſe Bajonette erſt erhoben hatte, zu glauben ſchien. Da brach Karl X., aus eben dieſem materialiſtiſchen Glauben heraus, das Geſetz des franzöſiſchen Staates durch einen längſtgefürchteten Staatsſtreich; und es erhob ſich die Macht des Geiſtes wider den Dünkel der Willkür, richtete in dreitägiger Schlacht das Geſetz wieder auf mit dem neuen König des Geſetzes und rettete die Ehre Frankreichs. So hatte Frankreich den Vorpoſten, welchen die Sieger auf ſeinen Thron geſetzt, vertrieben, und es war bald am Tage, daß nun eine andere Stellung des franzöſiſchen Geiſtes in Europa, als ſeit den Freiheitskriegen ſich geltend machen werde. Und in der That wurde dieſe Befreiung mit einer ungeheuren Aufregung durch ganz Europa empfunden.

War nun das Princip Frankreichs ein anderes geworden, ſo fragte es ſich wohl, welches nun von unſerer Seite ihm entgegenzuſetzen ſei. Die deutſchen Bewegungen brachten es aber zu keinem deutſchen Geiſt, und es war nur überall eine particulare Probe der einzelnen Staaten, in welcher diejenigen beſtanden, die verjüngt und vollkräftig lebten, die übrigen nach Bedürfniß ſich verjüngten. Preußen hielt hier den Andrang der Bewegung von Außen ab, und wurde in ſeiner eignen Entwickelung nicht geſtört. Gleichwohl ging in Belgien die Grundlage der Abwehr gegen Frankreich zum Theil verloren, und es konnte dem franzöſiſchen Geiſt nicht gewehrt werden, das Schlachtfeld von Waterloo wiederzugewinnen. Aber nicht nur der franzöſiſche Geiſt etablirte ſich hier von neuem, die belgiſche Revolution war zugleich ein Sieg der katholiſchen Bigotterie über den holländiſchen Proteſtantismus. Sogleich kam dies nicht zum Bewußtſein, und es war von weiter nichts die Rede, als nur von der Revolution überhaupt, nicht ſogleich von ihrem Inhalt. Die Jeſuiten, die Convertiten, der Pabſt — dies alles war noch nicht einmal verdächtig. Im Gegentheil, es erhob ſich in Preußen nun erſt recht die Oppoſition der Vergangenheit, bildete ſich eigne Organe aus, ſuchte ſich Einfluß zu verſchaffen und ſchrie ins Blaue und Abſtracte hinein gegen die Revolution und abermals gegen die Revolution, dergeſtalt daß die Revolution überhaupt bekämpft, das Verfaſſungsweſen, welches ihre Frucht und eben ſo gut in der Entwickelung Preußens, als anderswo ihre Folge war, verurtheilt, das Mißtrauen in den Geiſt der Gegenwart womöglich geſchärft, das Irrewerden an ihm ſelber eingeleitet, weitergeführt, und eine Reconſtruction der Geſchichte vorbereitet würde. Die neuſte Bewegung iſt aber beſtimmter ins Auge zu faſſen. Wie der Jude Shylock mit dem unbeſtimmten Pfund Fleiſch ſein wüſtes Recht verficht, ſo die Reaction mit der unbeſtimmten Revolution; gehn wir aber wie des Juden Richter auf die nähere Beſtimmtheit der Sache und ihres Rechtes, ſo ergiebt ſich das Unrecht des vermeintlichen

Rechtes wie des Shylock, ſo der Reaction, denn es giebt auch eine reactionäre Revolution, in welcher das Mittelalter ſeinen Wahnſinn zu zeigen und Loyalität zu verlieren hat. War die Pariſer Revolution für das Staatsgrundgeſetz und alſo für die Freiheit Frankreichs, ſo war die belgiſche Revolution für das Geſetz der Hierarchie und alſo für das Princip der Unfreiheit, dennoch aber für den Einfluß Frankreichs.

So ſteht Belgien mit doppelter Feindſchaft gegen das Princip Preußens da, und es kam gar bald zum Vorſchein, woran ſich unſer Staatsbewußtſein anzulehnen, und in welcher Form es den wahren Gegenſatz gegen den Andrang des Fremden und Feindſeligen zu ſuchen habe. Innerhalb Preußens ſelbſt iſt neuerdings in den katholiſchen Widerſetzlichkeiten die äußerſte Spitze der Oppoſition der Vergangenheit mit der jeſuitiſchen Revolution im Bunde auf das Beſtimmteſte gegen den neupreußiſchen Geiſt der Bildung und der freien Intelligenz hervorgetreten und hat das Staatsbewußtſein nun auch gegen dieſe zweite Form des Mißvergnügens nämlich gegen die Oppoſition der Vorzeit herausgekehrt.

Dieſe Widerſetzlichkeit gegen die von Preußen wirklich eingeſetzte und ausgeführte Entwickelung hat allerdings an der beſtehenden Unwiſſenheit, an dem Eigennutz und an aller Hefe geiſtiger Verwahrloſung, wo dieſelbe noch nicht hat beſeitigt werden können, einen breiten Boden, und iſt bei weitem ſtärker, als die liberale Oppoſition, welche nur auf der einfachen Unkunde der wirklichen Staatszuſtände ihre Luftſchlöſſer aufführte, ſie kann aber nur dazu dienen, daß die ganze geiſtige Kraft der Nation ſich noch einmal gründlich wieder ſammelt und jedes fremdartige Element gehörig aſſimilirt.

Das Mißvergnügen der *mittelalterlichen* Erinnerung, indem es ſich nun als *Gegner* des neupreußiſchen Geiſtes ausweiſt, *erweckt uns den Sinn für den wirklichen Feind unſers Lebens*; und der Geiſt des Staates, der bisher die Qual hatte, gegen das Mißvergnügen der Erinnerung der *Freiheitskriege*, und damit gegen ſich ſelbſt und ſein Princip gekehrt zu ſein, iſt nunmehr von dieſer Qual erlöſt und ſicht wieder den rechten Kampf für die Freiheit des Gewiſſens und des Wiſſens, für die Freiheit des *deutſchen Geiſtes* gegen den *Fremden*, einen Kampf, der uns einzig ziemt und ehrt.

Die Verarbeitung dieſer Oppoſition iſt jetzt vor ſich gegangen. Die Reaction iſt aus dem Dienſt des Mißtrauens entlaſſen; und es iſt die Freiheit des Geiſtes zu ihrer eigenen Ausführung und Behauptung in die Schranken gerufen. Das *wiederhergeſtellte Selbſtvertrauen des Geiſtes* zu *ſich liegt ausgeſprochen vor*, und wir haben hiemit in dem Verlauf der *politiſchen Geſchichte* denſelben Standpunkt erreicht, welcher im Verlauf der Geſinnungsentwickelung als der *Friede des Wiſſens* erkannt wurde. Es iſt die Hingabe an die Wahrheit des Princips und nun nicht mehr die *unbefangene*, ſondern die *ſelbſtbewußte*. Im weſentlichen fällt nun dieſe Verarbeitung der mittelalterlichen Oppoſition mit der völligen *Aneignung des Fremden in den neuen Provinzen* zuſammen und es iſt nur die ſchärfer hervorgetretene Staatsaufgabe überhaupt, welche ſich zu Formen des wirklich in ſich *befriedigten Gemeingeiſtes* anſetzt und objectivirt.

Dieſer Proceß iſt die Bewegung der Gegenwart, deſſen ſegensreichen Verlauf der mächtige Geiſt unſeres freien Vaterlandes ſicher verbürgt. Der hiſtoriſche Schlummer und die Gleichgültigkeit gegen das feindliche Princip der Barbarei und

Verdummung iſt vorüber. Die Kirche in der *Form der Hierarchie* zeigt ſich als eine Abſonderung aus der allgemeinen Lebensbewegung, als eine Krankheit, ein Abſceß, welcher, der Zeitbildung gegenüber, ohnmächtig, nur momentan an provinzielle Intereſſen und Vorurtheile ſich anlehnt, um in dem nächſten Schritt der Geſchichte zu Grunde zu gehn; die Kirche dagegen, als *unbefangene, nicht regierungsſüchtige Form der Religioſität*, iſt auf dem Boden des Staates aufrichtig und wohlwollend geſchützt und geſichert.

Der moderne Staat überhaupt kann das Regiment der äußeren Kirche nicht einem feindlichen Princip fremder Macht überlaſſen, und er thut es auch thatſächlich nirgends mehr; die geiſtige Entwickelung der religiöſen Gemeinſchaft dagegen iſt demſelben Geiſte, dem der Staat überhaupt ſich hingeben muß, anzuvertrauen. Wird die Bildung und die Wiſſenſchaft gepflegt und geſchützt, ſo iſt dem Proceß auch des religiöſen Geiſtes nicht zu wehren, wie es denn überhaupt kein Mittel giebt gegen das Recht und die Macht des Weltgeiſtes und ſeiner geſchichtlichen Thaten. Derſelbe iſt nun in ſeiner höchſten Spitze das Wort des Zeitgeiſtes, die Philoſophie und Wiſſenſchaft, und die Darſtellung deſſelben, die Kunſt.

3. Die freie Wiſſenſchaft und Kunſt.

Im Anfange der neuſten Zeit war das *Reich Gottes* noch verwachſen mit dem *Reich der Welt*; und es wird ſich leicht ereignen, daß die vorgeblich reinen und ächten Chriſten unſerer Tage ſich ſehr ereifern über die urſprüngliche Vermiſchung, wie ſie ſich in den Freiheitskriegen darſtellt, und darum überhaupt jenem Aufſchwunge und jenem tiefen Inſichgehn des Geiſtes die Religioſität ableugnen. In jener Durchdringung des Weltreiches verſchwand allerdings das rein Religiöſe, es gab nur ein Politiſchreligiöſes und dies war unbefangen ineinander gemiſcht, Weltliches und Geiſtliches ſtritt noch nicht miteinander. Als nun aber, wie Hegel ſich ausdrückte, die Wirklichkeit der Welt aufhörte, alles Intereſſe des Geiſtes zu verſchlingen, da begann ſogleich die Sonderung, und es bildete ſich der Zug des in ſich vertieften Geiſtes auf das Reich Gottes, der Religion, der Kunſt, der Philoſophie.

Die Religion, das Chriſtenthum, dieſe Subſtanz des geſammten höheren Lebens, des Lebens in der Wahrheit, findet ſich nun nicht mehr durch die unmittelbare Wirklichkeit genügend dargeſtellt, und erfüllt daher die künſtleriſche, philoſophiſche und theologiſche Welt, um von dort aus zur Verklärung des Lebens zurückzuſtralen.

Auch hier iſt anfangs in Wiſſenſchaft und Kunſt eine unbefangene Vertiefung zu bemerken. Der Friede des Wiſſens iſt wirklich vorhanden und iſt vorausgeſetzt im Leben, bevor er noch in ſich beweiſender ſelbſtbewußter, ſeinen Feind beſiegender Form ſich durchgängig geltend machte. Die Erfüllung des Lebens mit dem religiöſen Inhalt wird ohne Mißtrauen gegen die beſondere Form genoſſen. Das Fromme z. E. der Overbeckſchen Malerei, der Danneckerſchen Plaſtik, der Schenkendorfſchen Poeſie, ſelbſt die Myſtik, wie ſie Tieck und Novalis in ihren Schriften auszudrücken ſuchen, ja ſogar der Katholicismus und der Inhalt ſeiner Dogmatik kommen zu harmloſer Anerkennung. Die Philoſophie namentlich, in der Sicherheit der abſoluten Form, begab ſich an den Genuß der Hiſtorie, des Chriſtenthums, der Kunſt in allen Geſtalten, und man hätte meinen ſollen, der Friede des Wiſſens ſei nun unverbrüchlich, das Reich Gottes nur zum Genuſſe der Welt ausgelegt und die freie Wiſſenſchaft habe keinen Feind mehr in der Welt. Denn ſelbſt die katholiſchen Länder nahmen ſie auf, und *ließen ſie meiſtens gewähren.*

Freilich dieſer Friede iſt nur der Friede *im* Wiſſen, nicht der Friede des Wiſſens *in* der Welt. Die Welt iſt zu überwältigen von Anfang und ſo fort. Darum iſt der Friede Gottes in ihr nur ein ſcheinbarer, und ſelbſt der Friede der Offenbarung, den Jeſus Chriſtus in die Welt gebracht, dieſer wahrſte und höchſte Friede der Verſöhnung, ſchlägt der Welt nur zum Kriege aus. *Krieg iſt ihr Begriff, denn die Welt iſt nicht in der Wahrheit, ſie iſt durch die Wahrheit erſt zu überwältigen.* So hoffet denn keinen Frieden von ihr, die ihr in der Wahrheit ſtehet, gebt ihr aber auch keinen, ſondern beſiegt ſie im Namen Gottes und ſeiner Ehre.

Allerdings iſt das *Gewährenlaſſen der Wiſſenſchaft* die Form der Freiheit des Wiſſens, wie ſie vom Proteſtantismus der ganzen Welt iſt erobert worden, und ein dreihundertjähriger Beſtand hat das volle Vertrauen, welches der Geiſt in ſich ſelbſt geſetzt, gerechtfertigt. Allerdings iſt die Regierung des Staats nicht im Stande die Wiſſenſchaft zu regieren, denn ſo müßte ſie aufhören zu regieren und nur ſtudiren ohne gleichwohl auch im Studium eine Sicherheit des Regiments zu haben, denn der Genius, der hier regiert, kann ja außer ihrem Kreiſe ſtehn. Dennoch treten immer wieder Zeitpunkte ein, wo die Regierung des Staats auch die Regierung der Wiſſenſchaft ergreifen will, darum weil ihrs von Unfreien zum Bewußtſein gebracht werden kann, daß der Staat nicht Herr des Wiſſens, das Reich der Welt nicht Herr des Reiches Gottes iſt. Dies Bewußtſein iſt das *Mißtrauen* des Staates in den Geiſt, welches wir bereits kennen gelernt haben ſowohl in ſeiner Berechtigung gegen die wirkliche Oppoſition, als auch in ſeiner Aufhebung, indem die freie Wiſſenſchaft ſelber zur Vertheidigung des Staates gegen die zweite Oppoſition, die der Vergangenheit, berufen wurde. Hiebei angelangt trafen wir auf die Geſtalt der freien Wiſſenſchaft ſelbſt, die nun allerdings nicht bloß im unbefangenen Gewährenlaſſen, ſondern in der ausdrücklichen Berufung des Staates ihre Freiheit erblickt. Indem ſie aber die Vertheidigung übernimmt, wendet ſie den Feind in ſeiner ganzen Ausbreitung ſogleich gegen dieſe Geſtalt der freien Wiſſenſchaft ſelbſt, er hat nun ſeine letzten Anſtrengungen zu machen, die Wiſſenſchaft und namentlich die Philoſophie, welche vom Staate ſelber genährt iſt, als eine Schlange zu verdächtigen, die in ſeinem Buſen zu ſeinem Verderben erwarmte.

Der moraliſche Fanatiker Menzel, dieſe unwiſſende Geſinnungsarroganz, welche zur tiefſten Verachtung ſeiner alten Leier von 1817 nichts mehr zu erwerben hat, in Verbindung mit dem Fanatismus einer religiöſen Secte in Preußen, deren Wortführer Leo und Hengſtenberg ſind, dieſe Feinde der Philoſophie machen gegenwärtig den verzweifelten Verſuch, die Philoſophie und die freie wiſſenſchaftliche Discuſſion, trotz dem, daß ſie, nur vom Staat berufen, die Vertheidigung der Gewiſſensfreiheit übernommen, unter den Geſichtspunkt des Mißtrauens zu bringen, den Staat aber ſeinem proteſtantiſchen Princip und dem Geiſte des neuen Preußens zu entfremden durch Errichtung einer proteſtantiſchen Inquiſition.

Ohne Verwirrung des Staatsbewußtſeins, ohne vollſtändige Aenderung der Richtung Preußens iſt dies unmöglich. Die Frage nach dem politiſchen Verlauf iſt es daher nicht, welche uns hier intereſſirt, eben ſo wenig das abgeſtandene altburſchenſchaftliche Kuhhorn, welches Menzels lederne Figur in Stuttgart bläſt, und womit er ſicherlich keine Ochſenmenuett zum ſpringen bringt; es intereſſirt uns eher die Verunſtaltung des Reiches Gottes, als der ungemiſchten Religioſität, wie ſie in den neuſten Feinden der Wiſſenſchaft denn doch wirklich eine weitere Geſtaltung des Geiſtes, und wenn gleich in verdorbener Form, doch näher der abſolute Inhalt, alſo wirklich im Verhältniß zu der Erwerbung unſerer Zeit iſt.

»Gewiß iſt die Vertiefung des deutſchen Geiſtes die Erfüllung und die Auslegung des Chriſtenthums. Auch die neuſte Zeit und vornehmlich ſeit der Wiedergeburt unſers Vaterlandes mit dem beſtimmteſten Bewußtſein, giebt ſich eifrigſt dieſer Beſtimmung hin. Es wird uns dies heutzutage darum vielfach wieder eingeprägt und nicht mit Unrecht. Denn allerdings, wenn es bei Namen genannt werden ſoll, was unſer Licht iſt, unſere Wahrheit und unſer Ziel, ſo iſt es die Vertiefung des germaniſch-chriſtlichen Geiſtes in ſeine Bewegung, ſo iſt es ſeine Hiſtorie und ihre Darſtellung. Was geſchieht, geſchieht in ihm und in ſeinem Dienſt. Aber auf der andern Seite, aus dem Chriſtenthum können wir nicht hinaus, unſer Leben iſt ſein Leben, und ſo theilt ſich das Chriſtenthum auch wieder, wie das Leben des Geiſtes überhaupt, in das wahre und in das unwahre, und es iſt wenig damit beſtimmt, wenn das Allgemeinſte ausgeſprochen wird, nämlich das Chriſtenthum. Es giebt nun aber eine Vorſtellung, die es mit dem Chriſtenthum ſpezieller meint, ſo etwa, daß viele Zeitgenoſſen ſehr unchriſtlich, darum gar keine Chriſten, ſondern Heiden ſeien und die wahren Chriſten nur eine kleine Minderzahl, ein Chriſtenthum im Chriſtenthum. Vielleicht nun giebt dieſe Particularität ſich unbefangen zufrieden mit dem Häuflein frommer Brüder und Schweſtern, vielleicht aber verwirſt ſie auch die ganze Ausbreitung und Entfaltung des Chriſtenthums, den Proteſtantismus namentlich und unſer weniger oſtenſibles

Chriſtenthum. Angefochten wird nun dieſe Frömmigkeit nicht weil ſie Form, ſondern wenn ſie Oſtentation iſt, denn der Begriff der Frömmigkeit iſt, daß ſie als Herzensſache ſich nicht profanirt und öffentlich zur Schau ſtellt, nicht mit dem Ausruf des Phariſäers: »ich danke dir, Herr, daß ich nicht bin wie jener!« herausbricht, ſondern mit der Einkehr der Andacht in ſich zufrieden lebt. Der prahleriſche Hochmuth beſonderer Begnadigung wird ſodann unter dem Vorgeben demüthiger Bedürftigkeit die bekannte Partheimacherei, welche mit dem Stichwort einer gemachten Litanei und dem Mißbrauch des Namens Chriſtenthum, ja des Namens Gottes ſelbſt, den ſie aller Orten und an den ungehörigſten am meiſten anheften, mit forcirt heiliger Sprache, deren Fetzen aus einer verfloſſenen Zeit herübergebracht ſind, ſich aufthut, der Pietismus. Sind ſie gründlich fromm und wiſſen ſie den heiligen Born der Wahrheit in ihrem Buſen, nun wohlan, ſo mögen ſie mächtig reden, und das Reich der Wahrheit verkündigen, aber in unſerer eigenen Sprache und mit Liebe zu der Welt, die zu erlöſen iſt, nicht mit den hohlen gemachten Tönen, die ſie aus den Gräbern holen und mit dem Haß gegen die Kinder der Welt.

Der allgemeine Grund dieſer Erſcheinung iſt die Unfähigkeit, der geiſtigen Arbeit der Zeit zu folgen; ſo ſchlägt die unverdaute Gegenwart frommen Männern zu einem Gift aus, und die erfolgte Vergiftung iſt ſodann das Eifern gegen die Zeit, das Verketzern der tapfer Strebenden und der beſſer Organiſirten, die ſich den Magen an der ſchweren Koſt der Zeit nicht verdarben. Der vergiftete Zuſtand aber giebt ſich kund als fanatiſche Parthei oder gar als Uebertritt zum Katholicismus.«

Aus dieſer Unfreiheit heraus, die ich ungefähr mit den angeführten Worten ſchon früher einmal abzuleiten geſucht, tritt nun dieſes Kind der neuſten Zeit als verwahrloſtes und undankbares gegen die wahrſte Form ihrer Vertiefung in die ewige Wahrheit, gegen ihre eigne Mutter die Philoſophie, feindlich hervor. Dieſelbe Zeit, die den Pietiſten das religiöſe Bedürfniß erregt, hat auch die chriſtliche Wahrheit in dem Frieden des Wiſſens wiedergeboren und geſichert, und wir können das Attentat der Religioſen gegen die freie Form der ewigen Wahrheit, ihren Verſuch, den Geiſt der Kirche dem Gericht der Welt zu unterwerfen, nur darum verzeihn, weil ſie nicht wiſſen was ſie thun und nicht ausrichten was ſie wollen.

Die religiöſe Gegenwart hat ihren lebendigen Quell der Verjüngung, die Macht des Wortes und die Gewalt der Wahrheit über die Herzen der Menſchen nur in der freien Wiſſenſchaft der Philoſophie. Ihre wahre Freiheit iſt aber nicht ihre Duldung vom Staat, ſondern ihre eigne Macht im ganzen Gebiet des Wiſſens, und dieſe Macht hat ſo wenig eine andere zu fürchten, daß vielmehr alle andere ihren Grund, ihre Stütze, ihre Bewährung in ihr findet. Mögen die Menſchen ſich befehden mit Feuer und Schwert, mögen die Philoſophen verfolgt und gekränkt werden; die Macht der Wahrheit kann ſich in alledem nur bewähren; ſie iſt aber heutzutage ſo tief ins Herz des Staates und des Lebens eingedrungen, daß es vielmehr unmöglich wird, auch nur dieſe äußerliche Verfolgung zu eröffnen.

Die religiöſe Gegenwart iſt erhaben über alles Gerede von einer öffentlichen Depravation und einer zunehmenden Irreligioſität, vielmehr iſt das ganze Leben durchdrungen und geweiht von der Richtung des neuſten Geiſtes auf den tieferen Inhalt und gehalten in der ſpeculativen Spitze, von deren reinem Aether der Proceß der Einbildung der Welt in das Reich Gottes immer von neuem ausfließt. Darum iſt die Gegenwart auch erhaben über die boshaften Inſinuationen einer Schädlichkeit der Philoſophie. Sie verklagen den Geiſt nur bei ihm ſelber, und er wird ſie richten, indem er ſich richtet, denn nur dem Stumpfſinn kann es verborgen bleiben, daß die Philoſophie keine Marotte der Geiſtesverwirrung, ſondern das welthiſtoriſche Wort iſt. Exiſtirt doch ſelbſt die Frömmigkeit nicht ohne Philoſophie, ſie treibt ſich in die Welt hinein nur mittelſt der Philoſophie und ſie gewinnt die Welt nur durch die Bewährung ihres Philoſophems. Die Welt aber hat nun ſchon einen Sinn und einen Geſchmack für die ächte Münze und ihren Umlauf. So weiß auch das Reich der Welt es längſt, daß die Gottesfurcht mit ſchlechter Philoſophie, wie ſie bei Hinz und Kunz über Nacht unter der Schlafmütze auflebt, nicht beſſer daran iſt, als mit der Wiſſenſchaft der Philoſophie und ihrem Proceß, deſſen Verlauf nicht der Willkür des Einzelnen, ſondern den nothwendigen und wirklichen Gegenſätzen überlaſſen bleibt. Die höchſte Form der wiſſenſchaftlichen Freiheit iſt nun dieſe, daß allerdings der Proceß der Wiſſenſchaft ſich im Reiche der Welt zur Anerkennung zu bringen hat, daß aber auch das Reich der Welt nur für den wahren Proceß, für die wirkliche Entwickelung, für die wahrhaft berechtigte Form der Wahrheit Empfänglichkeit bezeigt und ſo wiederum in dieſer Empfänglichkeit der Richter über die Macht der zeugenden Seite des Geiſtes, der Philoſophie, iſt. Unter dieſer Zeugung wird nur die Production des Wortes der Gegenwart, nicht die Wirklichkeit der Welt gemeint, welche vielmehr unter der empfänglichen Seite ſich vorſtellt.

Wie ſich die gegenwärtige Kunſt in Poeſie und Malerei von der unbefangenen Form zu Gegenſätzen der proteſtantiſchen freien, der katholiſchen unfreien, der negativen, der ringenden und der wirklich erfüllten poetiſchen Darſtellung durcharbeitet, vom Zwieſpalt, vom Unbefriedigten, vom wirklichen und vorgeblichen Riß des Herzen- den Kampf um den Inhalt einleitet, mehr aber bis jetzt im Kampf als in großen Erfolgen der Befriedigung steht, welche Erfolge auf dieſem Felde die Klage bei dem weltlichen Richter davongetragen, wie darauf aber dennoch der weſentliche Kampf auf das Gebiet der Litteratur zurückgekehrt und das wahrhaft gültige Urtheil von dem Proceß des Geiſtes im Gebiete der Kunſt ſelbſt grade gegenwärtig gefordert wird — dieſer ganze Verlauf zeigt nichts anderes auf als die Autonomie auch der künſtleriſchen Entwickelung, die Freiheit auch der Kunſt, deren Verlauf zur Ehre Gottes eben ſo unzweifelhaft iſt, als überall des Geiſtes Schritt durch das Reich der Welt vom Anfang her bis heute.

Und ſo ſei es hiemit genug für dieſe Umſicht im Verlauf des gegenwärtigen Geiſtes zur poſitiven Grundlage für die folgende Polemik gegen den Feind unſers Lebens, den Dämon blinder Widerſetzlichkeit, den wir verzehren wollen mit dem Feuer der ewigen Wahrheit, welches auch dieſe dunkle Geſtalt durchleuchten ſoll und verklären.

2.

Die Gedanken der Reaction, eine Kritik des Sendſchreibens an J. Görres

von Heinrich Leo.

Die Freiheit des Wiſſens, des Glaubens und unſeres Staates gegen den wahnwitzigen Eigendünkel der Confuſien und gegen die Tollheit der münchner Phantasmagorieen — iſt das ein gleicher Kampf? und wie iſt er verlaufen?! Sind wir nicht umgürtet mit dem Schwerte des Gedankens und mit der Gewalt der Wahrheit, welche frei macht? und dieſe dachten uns zu unterjochen? Sind wir nicht getauft mit dem Feuer des Enthuſiasmus, welches uns dieſe Vergeiſtigung und dieſe Blüthe des deutſchen Lebens aus den Klauen der fremden Unterdrücker gerettet und das neue Preußen gegründet in unverbrüchlicher Gerechtigkeit und ungehemmter geiſtiger Strebſamkeit? und durch dieſe Unken aus dem Sumpfe der verfaulten Vorzeit ſollte Preußen, ſollte der Proteſtantismus, das Princip der freien Geſtaltung des deutſchen Geiſtes in Staat und Religion, ſollte dieſer Nerv unſeres Lebens getödtet werden? Wenn es einen Verrath giebt an den höchſten Gütern, ſo iſt es dieſer; wenn es einen Frevel giebt gegen das Heilige, ſo iſt er hier begangen worden, und die Schuld iſt weit vertheilt auf viele ſündige Häupter, die dem Gericht der Geſchichte verfallen ſind. Reißend verläuft der Proceß, in den ſie ſich ſelbſt geſtürzt, und das Urtel iſt im Voraus gefällt, ſie raffen ihre letzte Kraft umſonſt zuſammen. Geſchichtlich ſind ſie todt und abermals getödtet, dieſe dunklen Männer, an dem Selbſtbewußtſein Preußens zerſchellt und zerſtoben, und es wird ihnen nie gelingen, was ſie am liebſten möchten, dieſen Staat und ſeinen König zu ihrem unfreien Princip zu bekehren. Es gehörte allerdings ein ſtarker, ein katholiſcher, ein Wunder- und Geſpenſterglaube dazu, um ſich einzubilden, daß es nur möglich ſei, die freien proteſtantiſchen Völker könnten ſich den Kern ihres Lebens und Bewußtſeins entreißen laſſen, und die Nervenaffection des weibiſchen Pietismus, der einige dürre Gemüther in Preußen auszehrt und von Zeit zu Zeit in Hengſtenberg's hohlen Fieberphantaſieen hervorbricht — dies confuſe Phänomen gäbe in Berlin einen nachhaltigen Operationsboden her für die junge Garde der Jeſuiten. So lange der Degen Friedrichs des Großen mit ſeinen Erinnerungen und die Wiſſenſchaft mit ihrer gegenwärtigen Macht und Ehre in Preußen heimiſch iſt, kommen ſie zu nichts; und wenn alle religiöſen und politiſchen Fledermäuſe und Krebſe, die es in Europa giebt, über Nacht wie Hagelwolken in unſer Land fielen, hier können ſie nur zu Grunde gehen. Allerdings waren ſie eingezogen und heimlich in alle Winkel poſtirt, ſie kamen leiſe und unſcheinbar hervorgeſchwirrt und gekrochen, wo es dämmerte, und verwirrten viele matte Seelen, die ſie umfächelten, ſie trieben dies, wie ſich jetzt gezeigt, mit bedrohligem Erfolge und gaben ſich ſchon der Ausſicht hin, dem Geiſte des Jahrhunderts ſein ganzes Leben auszuſaugen, wenn ſie nur erſt in Preußen den Stuhl der Gewalt beſetzt hielten. Dies ging lange gut und wie es ſchien immer auf das Ziel los. Den zweiten Mai 1837 ſchreibt der Caplan Michelis an den Pfarrer Binterim triumphirend: »den Herren zu Bonn iſt vom Miniſterium verboten 1) den Namen des Hermes zu nennen; 2) irgend eine ſeiner Schriften, namentlich die philoſophiſche und poſitive Einleitung zu gebrauchen; 3) eine ſeiner Doctrinen vorzutragen; 4) dem Hilger's iſt das Collegium über Dogmatik verboten. Wer nicht unterſchrieb war ſuſpendirt. Alle haben unterſchrieben!« So waren ſie mit den Hermeſianern fertig und konnten nun auf weitere Operationen denken. Das thaten ſie ſogleich. Derſelbe Operateur ſchreibt ſchon am funfzehnten Juni 1837 an dieſelbe vertraute Perſon: »Sie glauben gar nicht, ein wie großes Gewicht in Berlin Zeitungsartikel haben. Es wäre ſehr gut, wenn Sie es übernähmen, dem »Katholik« etwas mehr Nahrung zu geben. Es knüpft ſich nämlich an die Hermeſiſche Frage eine zweite eben ſo wichtige Frage unmittelbar an »über das Verhältniß von Kirche und Staat« und da müßte dann beſonders hervorgehoben werden, wie jede Beſchränkung und Hemmung der Kirchenautorität, die Auflöſung des Bandes des Gehorſams gegen Biſchöfe und den Pabſt, die

Grundfeſten des Staates untergraben muß: das iſt ein *argumentum ad hominem*.

Alſo ein Recept, die Revolution als den Knecht Ruprecht unſerer Tage zu gebrauchen, täglich ein Artikelchen über die Greuel der Revolution, über die Verſchwörungen gegen Thron und Altar und wie ſie ſonſt noch der λόγος ἴδιος des berliner Wochenblattes und ähnlicher Taktiker ausheckt, um unſere Regierungen der wahren Bildung der Zeit zu entfremden, den freiſinnigen, honnetten und wirklich mächtigen Geiſt als revolutionär zu verdächtigen und aus ihrer Nähe zu ſcheuchen, um ſodann im Trüben zu fiſchen. Wir haben dieſes Verfahren der verſchmitzten Unverſchämtheit einer geiſtig in ſich nichtigen und confuſen Rotte nun jahrelang mitangeſehen, wir haben es wohl gewußt, daß dieſer practiſche Zweck dahinter ſteckte; aber ſo naiv ſind wohl wenige geweſen, einen endlichen Erfolg für dieſe geiſtigen Eunuchen zu erwarten, nur ſie ſelbſt hielten den Herbſt 1837 für ihr Erntejahr, um uns politiſch und religiös vom Pferde auf den Eſel zu bringen, ſie haben aber nur erreicht, daß ihre eigene Blöße an den Tag gekommen iſt, und es gehört wenig Muth und noch weniger Einſicht dazu, dieſem ganzen Unweſen, ſo weit es ſich noch umtreibt, ſeinen völligen Untergang vorherzuſagen: ein Ruck des Sonnenwagens der Geſchichte, der geiſtigen Bewegung, zerreißt den Nebel, der ſich nur gebildet, um zu zerſtieben und das Land zu befruchten. Im Weſentlichen iſt dies bereits geſchehen. Als das Vesperglöckchen zu Cöln jenen unverſchämten Flug des Eulengeſchlechts einläutete, hatte es nicht den Anſchein, als wollten ſie nun mit einem einzigen Anlaufe das Licht Preußens und des Proteſtantismus ausfliegen? Aber ſie haben ſich feſtgeflogen, ſie haben ſich die Flügel verbrannt, ja, es iſt Einigen das Feuer, welches bei dieſer Gelegenheit aufſchlug, ſo ins Blut geſchoſſen, daß ſie plötzlich aus Nachtvögeln bunte, liebenswürdige Tagfalter geworden ſind. Hiſtoriſch wäre hier in der That nichts nachzubeſſern, die *Sache iſt für die Abklärung und Stärkung unſeres Nationalbewußtſeins höchſt dienlich verlaufen*; dies iſt ſchon ein Sieg, und bei dieſem Siege iſt uns nicht einmal warm geworden; während das Aufgebot der Feinde ſchäumt und wüthet, reiten wir ſie im proſaiſchen Schritte nieder mit den Gäulen vom Troß und mit einigen Packeſeln voll Acten. Allerdings ſind dieſe katholiſchen Fanatiker aus dem Lager unſers Erzfeindes, aber ſo wie ſie bis jetzt ſind, können ſie uns nicht warm machen, und vollends, was hilft es der kriegsluſtigen Jugend? Wo wohnen ſie, in welches Land ſollen wir ziehen, um ſie anzugreifen? Zum Kriege iſt keine Ausſicht, für Geſpenſter ſind unſere Klingen nicht geſchliffen, und was davon in unſerem eigenen Hauſe umgeht, das werfen wir mit dem erſten Hahnenſchrei der Wiſſenſchaft zum Dinge hinaus, denn unſere Haushofmeiſter ſind keine Kinder, die man mit der Furcht vor dem Knechte Ruprecht der Revolution zum Beten bringt, — eine nichtswürdige Injurie des Caplan Michelis, — noch ſind ſie ſo abergläubiſch, daß ſie dem Spuke nicht tapfer ins Geſicht ſehen, und ſo außer Faſſung, daß ſie ihm nicht die gewöhnliche Bannformel: »alle guten Geiſter« zurufen ſollten.

Dieſe Angelegenheit iſt auf dem Gebiete des Lebens bereits entſchieden. Gleich die anfängliche Beſtimmung der Regierung, *worin Preußen ſich für den Beſchützer der freien Geiſtesbildung erklärt*, ſtellt die Gefährdung des proteſtantiſchen Princips *politiſch völlig außer den Grenzen der Möglichkeit*, und es wird kein Vorſchreiten des Katholicismus zu fürchten ſein weder durch Zerſtörung des Gedankens und der wiſſenſchaftlichen Freiheit, noch durch Erziehung aller Kinder aus gemiſchten Ehen im katholiſchen

Glauben. Ja, ſogar jener Sieg in der Zerſtörung des Hermeſianismus iſt ein Wüthen der Katholiken gegen ihr eigenes Fleiſch; denn wollen ſie auch nur den Namen und die äußere Verfaſſung retten, ſo ſehen ſie ſich gezwungen, Bildung und Philoſophie in ihren Dienſt zu nehmen, damit dieſe nicht als Feinde in die Feſtung kommen und ſo alles zerſchlagen, was ſie ſonſt wohl noch ein Weilchen zu vertheidigen unternehmen könnten, denn auch der gemißbrauchte Geiſt hat Macht und Anſehn. Die katholiſchen Laien erfahren Alles und glauben nur, was ſie wollen, weder Tortur noch Scheiterhaufen zwingt ſie zur Orthodoxie; ſo ſind ſie ziemlich in demſelben Falle mit den Proteſtanten, und es iſt gewiß, daß die ſtarren geiſtloſen Prediger, die Glöckchen und die Rauchfäßchen ſie nicht in ihrem Glauben befeſtigen werden, wohl aber hätten die Hermeſianer dazu thun können. Haben wir alſo Sympathie für ſie, weil ſie von Rom unterdrückt werden, ſo iſt es ohne Zweifel im proteſtantiſchen Intereſſe, daß dieſe Regeneration des Katholicismus, die es doch nicht zur Wahrheit, ſondern nur zur dogmatiſchen Sophiſtik bringt, keinen Fortgang habe. Dieſe Thaten des cölner Katholicismus und der neuen Jeſuiten ſind weder klug noch gefährlich, ſo ſehr ſie beides auch zu ſein gemeint und unter Umſtänden das Letztere wohl hätten werden können.

Auf dieſe Umſtände, auf Unzufriedenheit in den Rheinprovinzen und auf Verwickelungen mit Belgien und Frankreich hat Görres, der ſchon ſeit alten Zeiten es liebt, mit politiſchen Broſchüren practiſch wirkſam zu werden, ins unmittelbare Leben einzugreifen, ohne Zweifel gerechnet und ſich weſentlich verrechnet. Durch die Briefe des Caplans Michelis und früher ſchon durch den Abfall des Phillips, Görres, Jarcke und Conſorten von dem berliner Wochenblatte, dem es nunmehr in Preußen unmöglich geworden war, in ihrem Sinne fortzufahren, ohne bei der offenbaren Auflehnung des Katholicismus ſich zu betheiligen, dadurch iſt das innere Getriebe dieſer Richtung an das Licht des Tages getreten, und dem Athanaſius von Görres war es nur gerade noch vergönnt, die Dämmerung der Zwiſchenzeit zu einem Verſuche zu benutzen, wie wohl die Geſinnung in Rheinpreußen beſchaffen ſein möchte, — ein offenbarer Verzweiflungsſtreich. Daher ſeine Haſt und Betriebſamkeit. Hierin iſt der Athanaſius von Görres, dieſer Pflegeſohn der neuen Jeſuiten, ein wahres Wunderkind. Zweimal vergriffen im erſten Anlaufe! ſo ſahen wir Proteſtanten ihm nach, wie dem Dampfwagen von Fürth und blieben ſtaunend zurück hinter dieſem Wunder der Induſtrie. Andere Bücher vergreift das Publikum, dies hatte der Autor ſelbſt vergriffen, ſeine Hände ſind wund vom Aufpacken und ſeine Kinnladen lahm von dem Zurufe an die ermattenden Markthelfer der Geſellſchaft. Die vierte Auflage ſcheint dann die letzte zu ſein, denn mittlerweile iſt es ſo ziemlich Tag geworden, und die Briefe des cölner Caplans ſind ohne Zweifel nicht das einzige Actenſtück, womit die Regierung den Blick in das Herz der feindlichen Partei noch näher aufſchließen könnte und ſich ſelbſt ſchon vorlängſt eröffnet hat. So weit waren die Sachen noch nicht gediehen, als Leo ſein »Sendſchreiben an J. Görres« abfaßte. Dennoch hatte ſich bereits herausgeſtellt, daß ein ernſtlicher Kampf der europäiſchen Gegenſätze von dieſem Punkte aus politiſch nicht entbrennen werde, vielmehr konnte man ſchon damals den Athanaſius betrachten als eine Kriegserklärung nach verlorner Schlacht, und Leo hat dies auch am Ende ſeines Buches gethan, indem er den großen Kriegsbogen zwar hervorlangt, aber denſelben doch nur hypothetiſch und unter ziemlich unmöglichen Umſtänden aufſpannt.

Damit iſt aber der eigentliche Krieg im Herzen des Geiſtes und der Wiſſenſchaft noch keineswegs geſchlichtet. Was geſchichtlich überwältigt iſt, das wird darum noch nicht gleich aus dem Reiche des Geiſtes hinausgeworfen. So namentlich iſt das Princip des Katholicismus trotz ſeiner welthiſtoriſchen Niederlage immer noch, wenn auch nur ſporadiſch, exiſtent im Geiſte, und wie in die katholiſchen Völker der Geiſt des Proteſtantismus eingedrungen und mächtig geworden iſt, ſo regt ſich unter den Proteſtanten gerade jetzt mancherlei, was in ſeinem innerſten Kerne katholiſch, geiſtig unfrei iſt. Die Vermiſchung ging ſehr weit und wurde mit großer Unbefangenheit cultivirt, denn man glaubte ohne Weiteres auf dem Standpunkte angekommen zu ſein, wo der Unterſchied des Katholiſchen, ja des Jüdiſchen ſogar, keiner mehr wäre, von dem anders als für die Ueberzeugung des Subjects die Rede ſein dürfte, und was die Geſetze noch unterſchieden, das ſollten die Emancipationen hinwegräumen. Nun hat das cölner Ereigniß dieſe Unbefangenheit in Beziehung auf das Katholiſche aufgehoben. Es iſt offenbar, daß die Vorkampfer für die katholiſche Kirchenverfaſſung, die Jeſuiten und ganz beſonders Görres, die Ketzer des Proteſtantismus ſind und dadurch, wie die Ketzer immer gethan, den freien religiöſen Geiſt zur Gegenwehr und zu einem tiefern Selbſtbewußtſein bringen. Juden und Katholiken, verſtändige Deiſten und orthodoxe Hierarchiſten ſind die Ketzer gegen den freien Geiſt der gegenwärtigen Kirche. Es iſt gewiß, daß Kirche und Staat in ihrem Beſtande von dieſen Ketzereien nicht gefährdet werden, es iſt aber eben ſo gewiß, daß nur eine Zurechtfindung in unſerer Gegenwart und eine Vertiefung in das Weſen unſers religiöſen Geiſtes, alſo die ächte Selbſtverſtändigung des Proteſtantismus das höhere Lebensbewußtſein deſſelben gegen ſeine Widerſacher retten und geltend machen kann. Steht alſo freilich nicht die äußerliche Sicherheit des proteſtantiſchen Geiſtes in Frage, ſo bedeutet ihm der gegenwärtige Angriff der Hierarchiſten nichts deſto weniger einen harten geiſtigen Kampf, mehr in ſich, als gegen ſie. Es iſt das Ringen nicht um eine Bannformel gegen dieſe Hochverräther am Zeitgeiſte, auch nicht nach einem Symbolum dogmatiſcher Bedürftigkeit, ſondern um eine neue Begeiſterung aus einem erneuten Gefühle der Befreiung im innigeren Beſitze der ewigen Wahrheit und ihrer Macht. Dies freilich iſt der Sinn der rechten Rede gegen Görres, und Leo konnte darüber keinen Augenblick in Zweifel ſein, da er die Sache des Widerparts politiſch von vorn herein für verloren anſieht. Allein die unangenehme Verwickelung mit jener finſtern Partei ſelbſt, der Mißbrauch, den gerade Görres von Leo's Ausdrücken über den »abſtracten Beamtenſtaat«, über das »unglückliche und beklagenswürdige Ereigniß der Reformation«, über »das grünproteſtantiſche Unweſen und die ganz grünen Proteſtanten«, von der letzteren Rarität wenigſtens dem Sinne nach gemacht hatte, der Mißbrauch, welcher in practiſcher Anfeindung unſers kirchlichen und politiſchen Lebens beſtand, die darum nothwendig gewordene Sprengung der vor Kurzem noch ſo gut geſtellten Partei, die verlornen ſchönen Ausſichten der Pietiſten, die lediglich durch das fatale cölner Ereigniß verloren gegangen ſind, ſo daß dieſe nicht ſehr muthigen Männer nun für's Erſte »an den Waſſern Babylons ſitzen und weinen« — alle dieſe Unannehmlichkeiten und was ſonſt noch für welche, die man nicht wiſſen kann, trüben Leo's Blick. Er iſt auf's Aeußerſte unzufrieden und hypochondriſch. Er beſchreibt uns gleich ein Alpdrücken oder ſo was Aehnliches von Traumqual, und fährt dann fort: »Ich weiß die Empfindung, die ſeit den letzten Jahren ſich meiner bemächtigt, ſo oft ich meine Blicke dem dämoniſchen Wühlen der Gegenwart (!) in Allem, was dem Menſchen das Theuerſte iſt, in Religion, Wiſſenſchaft und Staat zuwende, — ich weiß ſie nicht anders zu beſchreiben, als indem ich ſie dieſen Träumen vergleiche«, ferner: »es wird mir klarer und klarer, daß, wer einmal *das Unglück habe* (!) durch Studien, Beruf und Umgebung *an die Betrachtung ſo untroſtreicher Dinge*, (!) *wie die kirchlich-politiſche Gegenwart*, gewieſen zu ſein, und dieſer Weiſung und ihren Folgen nirgends für ſeine Perſon ganz entfliehen zu können, auch die mit dieſer Lage verbundene Marter nicht durch den Verſuch zur Flucht los werde, ſondern dadurch allein, daß er ſich zum Mitredenden, alſo Mithandelnden mache.«

Es giebt heut zu Tage viel affectirte Zerriſſenheit, die nichts als die abgeſchmackteſte Coquetterie iſt, Leo's Fall iſt dies nicht: er wird wirklich durch dieſes Buch aus einem böſen wüſten Traume geweckt, der ihn in Görres und ſeines Gleichen mit dem Teufel und ſeiner Großmutter zuſammengebracht hatte. Görres hat ihm nun die Worte aus dem Munde geſtohlen, mit denen er unſer Heiligſtes beſudeln, verunehren und verheeren will. »Nicht leicht, ſagt Leo, iſt es möglich, daß die Verwechſelungen und Vermiſchungen des Theuerſten, Innigſtbefreundetſten und andererſeits des Fremdeſten ein böſeſter Traum mir ärger zum Folterwerkzeuge componiren könnte, als es im Athanaſius geſchehen iſt. Gedanken, Anſichten, in denen ich nur brüderliche Geiſter erblicken kann, ſind in die Gewalt geſpenſterhafter Weſen gegeben, und mit ihnen wie zu einem Körper verwachſen; ich möchte ſie mir ausſondern, und faſſe den einen an der Bruſt, ſiehe! an beiden Händen hängen ihm die Unholde; ich ſehe, ſie ſind an ihn gewachſen — wo aber iſt die Haarlinie des Zuſammenwuchſes? wo ich auch ſchneide, der Unhold behält an ſeiner Hand ein Stück der brüderlichen oder das brüderliche Weſen an der ſeinigen ein Stück der unholdiſchen — «

Allerdings, und dieſes widerwärtige Traumweſen, dieſe ſchwerathmige, dumpfe Befangenheit in der alten Geſpenſterwelt, dieſes ſaure Erwachen und das Widerſtreben der unholdiſchen Traumgeiſter, dem Lichte des Morgens zu weichen, begleitet uns durch das Buch bis nahe an ſein Ende heran. Leo's perſönliche Verwickelung mit den münchner Feinden unſers Lebens und unſerer Wiſſenſchaft, ſeine Compromittirung durch dieſe falſchen Freunde zwangen ihm das Wort ab, und in der That, Leo iſt in ſeinem innerſten Kerne ein freier, ein kühner, ein proteſtantiſcher Mann, wo er unfrei und katholiſch iſt, da iſt er es unbewußt und ſeinem Genius zuwider, er war durchaus nie der Meinung von dem Princip der freien Wiſſenſchaftlichkeit abzufallen, er würde der letzte ſein, der die Zuchtruthe auf ſeinem Rücken duldete, ſein tapferes Dreinfahren gegen die Dieſterwegſchen Verunglimpfungen unſerer Univerſitäten hat dies zur Genüge publik gemacht, Leo iſt eben ſo wenig geneigt, die Hand aufzuheben gegen Preußen und ſeine Verfaſſung, welche weſentlich in dem Princip der wiſſenſchaftlichen Bildung ihr Fundament hat; ſo war er gezwungen, innerlich ſo gut als äußerlich gezwungen, das Wort zu ſprechen: Bis hierher und nicht weiter! Was ich theoretiſch der Gegenwart des Lebens und der Wiſſenſchaft in den Bart geworfen, daraus ſollt ihr mir keine Brandraketen drehen und ſie dem Pöbel verkaufen. Ich habe nur zu der Einſicht, nicht zu der Leidenſchaft geredet, ihr aber ſeid verrucht genug, das Gebiet des Wiſſens zu verlaſſen und ins Feuer des gehäſſigſten Fanatismus zu blaſen, als wenn der Städtebrand zur Erleuchtung vonnöthen wäre!

So unterſcheidet ſich allerdings Leo perſönlich und praktiſch, d. h. in dem Kerne ſeines Selbſtbewußtſeins und in ſeinem Verhältniß zu Preußen und zum Proteſtantismus, bedeutend alſo von ſeinen früheren Parteigängern, ſo hatte er auch die dringendſte Aufforderung, unſerer Regierung und unſerer Wiſſenſchaftlichkeit die Genugthuung zu gewähren, daß er ihre und unſere Feinde auch zu den ſeinigen zählte, ſich ſelbſt endlich, wie er ſelbſt ſagt, aus dem Traume zu helfen; — aber dieſes zwiſchen München und Berlin hin und hergeriſſene Weſen, dieſe totale Hypochondrie, die mit Staat, Religion und Wiſſenſchaft der Gegenwart, d. h. mit Gott und der Welt ſo bitterlich unzufrieden iſt, dieſer gelbſüchtige philoſophiſch-religiöſe Dilettantismus Leo's, der weder den Tag des Geiſtes, noch die Morgenröthe des Gemüthslebens, noch die Sonne des Vaterlandes anders als durch ſeine Gallenbrille ſieht, — das iſt wahrhaftig nicht die Stimmung und nicht das Bewußtſein, welches die Unverſchämtheit der Kukuksbrut über Bord werfen könnte. Leo's Zugeſtändniſſe ſind die Connivenz der Graſemücke, welche das Kukuksei ins Neſt nimmt und ausbrütet, und wenn die falſche Brut dann unverſchämt wird und ſich auflehnt gegen ihr eignes Geſchlecht, mag ihr derſelbe wüſte Traum entſtehen, den uns Leo beſchreibt, wenn anders nicht dieſer Kampf des Weſens mit dem Unweſen, des freien Geiſtes mit dem Lügengeiſte ein Vorrecht der Menſchenbruſt iſt, könnte ein Ironiker hinzuſetzen. Ohne Gleichniß geredet: Es iſt vortrefflich, daß Leo ſich ſeinem unſeligen Traume entreißt; aber aus dieſer Verſtimmung gegen den Geiſt, der geltend zu machen war, aus dieſem Rattenkönige brüderlicher Gedanken mit dem Altgeſellen der Jeſuiter war die große Aufgabe, die Ketzereien dieſer Friſt zu dienſtbaren Geiſtern in dem Reinigungsproceſſe unſeres Selbſtbewußtſeins zu machen, nicht zu löſen, ja es iſt nicht einmal die kleinere gelöſt, daß Leo nun ſelbſt ſeine ſchiefe Stellung, wie wir ſie aus der niederländiſchen und neueren Geſchichte kennen lernen, aufgegeben, verworfen und dafür den Proteſtantismus in ſeiner Wahrheit zum Princip genommen hätte.

Denn die Verkennung iſt allemal dicht neben der Anerkennung anzutreffen und beides, das Entgegengeſetzteſte, ſpricht Leo mit ſolcher Unbefangenheit aus, als wollte er ſagen: »die Welt iſt groß genug, da mögen die Söhne meiner geiſtigen Gährung, dieſe feindlichen Gedankenbrüder, ſich herumſchlagen, oder ſich bewußtlos vertragen, ich mag mir die Mühe nicht geben, die Streitenden zu verſöhnen.« Daß die wahrſte Faſſung Preußens, des Katholicismus und des Proteſtantismus in dem Sendſchreiben zuletzt ausgeſprochen wird, mildert den üblen Eindruck allerdings, aber die Zugeſtändniſſe, daß unſer ganzes gegenwärtiges Leben in Staat, Kirche und Wiſſenſchaft dem Teufel nichts taugt, werden dadurch nicht ungeſchehen gemacht, und mit der Dialektik iſt dies Zuſammenwohnen ſich ganz fremder Gedanken in demſelben Buche am allerwenigſten zu rechtfertigen. In dieſem wüſten Durcheinander der widerſtreitenden Gedanken beſteht der philoſophiſche Dilettantismus, der darum philoſophiſch zu nennen iſt, weil er wirklich auf Kategorieen, auf Gedankenbeſtimmungen ausgeht, und der ſchon in ſo manches ſchwache Gehirn die Beſtimmungen des »mechaniſchen und organiſchen Staates,« des »Heidenthums in unſerer Zeit,« des »büreaukratiſchen Unweſens,« der »Bornirtheit,« der »geforderten Gedanken,« des »abſtracten Beamtenſtaates« als eine wahre Petrefactenſammlung hineingeſchleudert hat, mit denen ſie nun unheimlich fortklappern, während Leo ſich luſtig neue Spielſteine aufſucht, um ſie damit von neuem zu quälen. Einen andern Grund, als den des ſchwachen Gehirns, haben Görres und Conſorten zur Aufnahme der »soi-disant« Kategorieen von Leo. Sie ſtimmen darin wirklich mit Leo überein, daß ihnen die Gegenwart, die ſie nicht verdauen können oder an der ſie ſich ſchwelgend, wie Görres und Jarcke, den Magen verdorben haben, zuwider iſt. Dabei mögen ſie intriguant und egoiſtiſch oder ehrlich gemüthlich-poetiſch, wie vielleicht der alte Görres procediren, dieſes Moraliſche iſt ihnen ſelbſt zu überlaſſen; genug ſie reagiren 1) und zunächſt gegen Aufklärung, Rationalismus und folglich gegen Friedrich II. Vermächtniſſe, die in das preußiſche Staatsbewußtſein als lebendige Geſetze übergegangen ſind, 2) ſie reagiren gegen die hiſtoriſche Berechtigung der franzöſiſchen Revolution und eben ſo gegen die Geſtaltungen, die daraus entſprungen ſind, alſo gegen Frankreich den Staat der Revolution, überhaupt aber gegen den modernen Staat und alſo auch ganz vorzüglich gegen Preußen, welches ſich am rührigſten regenerirt hat, 3) ſie reagiren, was allerdings gründlich iſt, gegen die Quelle aller dieſer Bewegungen und der daraus hervorgegangenen geiſtigen Zuſtände gegen die Reformation. Und hier haben ſie wiederum zum Hauptaugenmerke Preußen, den Staat der Reformation.

Weil ſie direct auf die Staaten losgehen, ſind ſie practiſche Partei, und weil ſie nun doch nicht mitten im Staate ſeine Grundlage offen anzufeinden die Macht haben, ſagen ſie im Motto des berliner Wochenblattes, dem Organ dieſer Reaction: nous (die Partei) ne voulons pas (der practiſche Zweck) la contrerévolution (denn dann würde Euch das Geſetz aufs Maul ſchlagen, wie es dies bei der cölner Angelegenheit ſchon mit dem beſten Erfolg gethan), mais le contraire de la révolution, als wenn das in Preußen noch nöthig wäre? Oder wiſſen dieſe Herren nichts davon, daß die Reformation und ihr Princip und ſo auch das Princip Preußens, das der freien und freiwilligen Entwickelung, ſchon le contraire der franzöſiſchen Revolution, der gewaltſamen Entwickelung im Kampfe gegen die Unterdrückung des Reformationsprincips iſt? Sie wiſſen das gar wohl, aber ſie ſind practiſche Politiker und hatten für ihre Zwecke den klugen Einfall des Caplans Michelis, die Revolution als Vogelſcheuche zu gebrauchen, um die Regierung aus dem Principe der Reformation heraus und in ihre Pläne von Nirgendsheim und Olims Zeiten hineinzuängſtigen, was aber in Preußen gegen die Reformation iſt, das iſt in Preußen contrarevolutionär oder ganz einfach gegen den Staat, die Religion und die gute Sitte, dieſen ſo gebildeten Staat und ſeine Geneſis anzuerkennen. Leo operirte früher auf allen Punkten in dieſer Reaction, ſucht auch noch in dieſer Broſchüre, ehe er ſchließlich zu der neuen Confeſſion kommt, die abgetragene contrarevolutionäre Nachtmütze des alten dickköpfigen v. Haller wieder aus dem Lumpenkaſten hervor, und, was noch widerwärtiger iſt, er ſucht auch Vernunft in die Deviſe des berliner Wochenblattes hineinzubringen, und dieſe perfiden Verdächtigungstiraden gegen den Liberalismus, dieſe hündiſche, aber treuloſe Kriecherei einer verkappten Clique, die jetzt zum Glück ihre richtige Stellung eingenommen und ſich genugſam in ihrem dem gegenwärtigen Geiſte feindſeligen Weſen charakteriſirt hat, dieſe nimmt Leo noch immer in Schutz. Zwar giebt er es zu, was man ſo Liberalismus nennt, das Princip der Vernunft, der Ehre des freien Mannes zu haben, das Princip der Freiheit als Parteiprincip, das gäbe es eigentlich bei uns in Preußen gar nicht; und darin hat er Recht, denn es iſt nicht nöthig, für die Vernunft Partei zu machen, ſo lange der Staat durch und durch auf die Verwirklichung der Vernunft gerichtet iſt; aber ſobald die revolutionaire Partei die Zügel der Regierung ergriffe, ſobald, wie unter Charles X. in Frankreich, ein preußiſcher Polignac die ſaure Errungenſchaft der Jahrhunderte, unſer Rechts- und Verwaltungsweſen zu revolutioniren unternähme, ſobald die reactionäre Partei im Stande wäre, was ſie nie ſein wird, in Preußen ihre Marotten an die Stelle der Vernunft und der Freiheit, unſerer Geſetze, Sitten und Religion zu ſetzen; ſogleich würde auch bei uns »der grünſte Proteſtantismus,« und »der niederträchtigſte Liberalismus,« wie Leo läſterlich ſagt, eine Partei, die Partei des ganzen Landes werden, und eine hochſinnige Partei wäre das, die Partei Friedrichs des Großen und der Helden, die das neue Preußen gegründet und derer, die es in ſeinem gegenwärtigen Beſtande beſchützen.

Mit der Praxis der virorum obscurorum, beſonders jener namenloſen politiſchen Marktſchreier des berliner Wochenblattes hat es indeſſen zur Zeit noch keine Noth; aber mit der Theorie, mit den Gedanken Leo's und der berliner Clique, welche Brüderſchaft gemacht haben mit den Gedanken von Görres, und welche Leo nicht ohne Weiteres wegwirft, wie es ihm geziemte, ſondern auch hier wieder vorbringt, mit dieſen Gedanken, welche überhaupt als die oben bezeichnete dreifache Verkennung des gegenwärtigen Geiſtes die Wurzel ſind aller Empörung gegen unſre theuerſten und heiligſten Güter — wie ſie im Athanaſius in der Phillipsſchen Zeitſchrift und im berliner Wochenblatte die Unverſchämtheit hat, ans Licht des Tages zu treten — damit haben wir allerdings zu ſchaffen.

Dieſer gemeinſame Wurm von Görres und von Leo, den namhaften Männern der Reaction, der iſt abzuthun, dem iſt der Kopf zu zertreten. Was Leo gegen ſich ſelbſt von vordem nur halb thut, das iſt ganz zu thun, was er gegen Görres im Sinne der Freiheit und des Proteſtantismus thut, das iſt zu reinigen von den vielen verwitterten und anbrüchigen Schrullen und Marotten, womit es leider durchwachſen iſt. Gedanken ſind zollfrei, und ich trage nicht darauf an, weder daß ſie verboten, noch daß ſie beſtraft werden; aber ich nehme mir die Erlaubniß, dieſelben hier auf der Stelle zu verhören und damit zu verfahren, wie Recht iſt.

Die feindlichen Gedanken der Reaction lehnen ſich auf

1) gegen die Berechtigung des Verſtandes und ſchreien darum gegen Aufklärung und Rationalismus.

2) ſie lehnen ſich auf gegen die deutſche Reformation, ſowohl in ihrem Principe als in ſeiner Ausbildung, dem gegenwärtigen religiös-politiſchen Leben in Preußen, und ſchreien über den grünen Proteſtantismus und den kirchlichen Ruin.

3) ſie lehnen ſich auf gegen die Berechtigung der neueſten Geſchichte, d. h. gegen die franzöſiſche Revolution und die daraus entſprungenen Staatsbildungen, namentlich das Centraliſations-, Beamten- und Verwaltungsſyſtem und ſchreien über Liberalismus und Revolution.

Leo kann ſeine »neuere Geſchichte,« gedruckt im Jahr 1838, er kann ſeine »niederländiſche Geſchichte«, die ebenfalls noch neu iſt, nicht ungeſchehen machen: er wiederholt daher auch in dieſem Buche ſeine reactionären Gedanken nach allen drei Richtungen aufs beſtimmteſte und negirt zunächſt nur ihre practiſchen Conſequenzen, wie ſie im Athanaſius u. ſ. w. hervorgetreten ſind. Aber dies geht nun nicht ſo ohne Weiterungen ab, er muß auf den Kern jener Praxis eingehen, das ſind die Gedanken, ſeine eigenen Gedanken, die ihm wie Unholde an den Händen hängen, und er ſieht ſich genöthigt, ſowohl den Rationalismus, als den Proteſtantismus, als endlich auch die ganze (preußiſche) Gegenwart mit Haut und Haaren zu vertheidigen und er vertheidigt dies Alles wirklich, den Rationalismus rationaliſtiſch, den Proteſtantismus proteſtantiſch und Preußen patriotiſch. Dieſe force des choses, dieſe Macht der Wahrheit über die negativen Lügengeiſter, über die ſündhafte Verſchrobenheit des reactionären Bewußtſeins iſt beſtens zu acceptiren; und ſollte es auch nur ein momentaner Lichtblick ſein, es iſt ein erfreuliches Ereigniß. Ich will daher auch nicht ſagen, daß Leo mir in dieſem ſeinen Büchlein verkommt wie Reinecke auf der Leiter; denn was macht er ſich aus ſeinen Büchern? Mögen doch »die Chriſten-, Heiden- und Judenjungen«, welche ihm ſeine Hypochondrie, ſeine Pſalmen oder gar ſeine dogmatiſchen Irrfahrten nachäffen, thun, wie ſie können, er zieht ſein Bewußtſein heraus und wenn er ihnen die andere Seite zu zeigen fortfährt in der gerechten Rede, wozu das Ende dieſes Buches den Ton anſchlägt, ſie werden auch dieſe wieder gewohnt werden, weil er es iſt, der das Wort hat.

Das Erfreulichſte bei der Sache wäre dann die Wirkung dieſer von Cöln ausgegangenen Streckbettkur, welche Leo in den Proteſtantismus und alle ſeine Conſequenzen wieder eingerenkt hätte, und es wäre nur zum Lachen, was denn nun die kleine Heerde ſeiner Nachkläffer mit der vorigen ausgerenkten Geſtalt anfangen würde. In dieſer ausgerenkten Geſtalt wiederholt Leo überall ſeine reactionären Gedanken mit ſolcher Vorliebe und in ſolcher Ausbildung nach den drei angegebenen Richtungen und ſo eindringlich, daß die übrigen Schächer nur von den Broſamen ſeines Tiſches ihr Leben friſten. Das vorliegende Sendſchreiben iſt daher in ſeiner kranken Partie immer noch der eigentliche Urtext des reactionären Sauerteiges und ſein beſter Repräſentant.

Gleich den Rationalismus, den Liberalismus und die junge Literatur ſoll Görres erſt wieder aus ſeinem Winterſchlafe aufgeſtört haben und Leo drückt das kräftiglichſt ſo aus:

»Wer hat den Ruf intonirt, auf welchen plötzlich alle altbegrabenen Rationaliſten, alle jungdeutſchen Miſtfinken, alle Ziegenmelker und Nachtſchwalben der Revolution locke geworden ſind, als bräche nun ihr Feſt an, und als begönne nun der Tag, wo mit dem Papſte in Rom abgethan werden ſollte auch alles, was in Deutſchland noch glaubt an des Zimmermanns Sohn aus Galiläa. — Wer, frage ich, als Görres in München?« In dieſem Paſſus der hypochondern Viſion ſind noch alle Antipathieen beiſammen, das Hauptmotiv jedoch ſchon hier »die mit Waſſer begoſſenen Heiden«, wie Leo ſeine Brüder, die Rationaliſten nennt, welche wieder aufgeſtanden wären gegen die nicht gehörig mit Waſſer begoſſenen Chriſten, wie wir wohl die pietiſtiſchen Stänker und Verhetzer nennen können.

Der Görresſche Brudergedanke, der das Chriſtenthum auf das kleine verfaulte Häuflein der Unverſchämten einſchränkt, welche mit dem Chriſtenthume das Heil der Menſchheit zu ihrem Parteieigenthume erklärt, iſt die unſelige dogmatiſche Pointe, welche in allem Ernſte den Streit zwiſchen Pelagius und Auguſtinus ganz in ſeiner dümmſten Form für eine Aufgabe unſers Jahrhunderts hält oder zur Beruhigung unſerer religiöſen Gegenſätze ein neues Symbolum vonnöthen erachtet. Nach Leo und nach Görres ſteht es in der That traurig um uns. Leo, welcher trotz Tholuck und unſerer ſonſtigen frommen Hallenſer trauernd in der »grünſt proteſtantiſchen Gegend ſitzt«, welcher zweimal in dieſer kleinen Broſchüre »an den Waſſern Babylons ſitzt und weinet, wenn er an Zion denkt« (es ſollte mir Leid thun um Leo's honnettes Geſicht, wenn er es wirklich ſo viel durch weinerliche Affectionen verhunzte, als hier geſchrieben ſteht), Leo geht S. 53 zum Extrem und ſchreibt: »Ja, ich geſtehe es Ihnen offen, ich ſchäme mich zuweilen, mich einen Proteſtanten nennen zu müſſen, wenn ich ſehe, daß unter dieſem Namen ſo viele mitgehen, die nicht nur innerlich nicht im Mindeſten berührt werden von dem, was unſere Kirchenpartei gegründet hat, die nicht nur nie etwas in ihrem eigenſten Verſtändniſſe vernommen haben von den Lehren, für die ihre Väter Gut und Blut ließen, und um derentwillen ſie ihren Söhnen den Namen Proteſtanten vererbten, ſondern die ſelbſt diejenigen Fundamente des Chriſtenthums gänzlich aus ihrem Gewiſſen und aus ihrem Leben verloren haben, an welchen Rom treu gehalten hat bis auf dieſen Tag. Das eben iſt der Traumzauber, der mich umgiebt« — ja wohl, der *dogmatiſche* Traumzauber. Es iſt der wüſte unfreie Traum, das Dogma von der Gnadenwahl und der Singſang: »ohn' all' unſer Verdienſt und Würdigkeit ſeien wir *chriſtlichen Sünder* für den Himmel beſtimmt wegen des Credo's, die *heidniſchen Rationaliſten* aber für die Hölle« — der übernächtige Einfall, nur die orthodoxen Lutheraner ſeien Chriſten, ein hallenſer Rationaliſt aber könne ein *Heide* genannt werden, der Rationalismus habe mit der Reformation und der Entwickelung ihres Princips nichts zu thun, und, was das Schlimmſte iſt, das Princip der Reformation ſei ein dogmatiſches, ein kirchlich practiſches und poſitiv geſetzgeberiſches, weiter aber nichts. Dies iſt aber das Schlimmſte, denn alle Welt weiß, daß ein *welthiſtoriſches*, ewiges Princip, nicht irgend eine bornirte Faſſung des Verhältniſſes von Gott und Menſch, wie in der Auguſtiniſchen Lehre von der Gnade iſt, ſondern die eigentliche Realität der göttlichen Gnade, als die zweite, die wiederhergeſtellte Erlöſung, welche den göttlichen Geiſt als den freien Tröſter ſeiner Gemeinde wiedergab und den Klauen der Phariſäer die Schlüſſel des Himmels entriß, die Ausſchließlichkeit des Chriſtenthums weder den Prieſtern, noch den Heiligen, noch den Pietiſten anheimgab, ſondern dem Geiſte in ſeiner freien Entwickelung den Troſt des Ewigen unverbrüchlich, unveräußerlich, unverlierbar zu immer innigerer Erwerbung gewährte und ſicherte. Die unverſchämte *Ausſchließlichkeit* des Häufleins der Frommen iſt die alte Fäulniß des verdorbenen Katholicismus. *Sie* wollen unſere Prieſter ſein, *ſie* wollen die Macht üben, zu löſen und zu binden, Hengſtenberg und Conſorten wollen entſcheiden, welcher Profeſſor ein Chriſt, und welcher ein Heide iſt, ſie haben die Hölle ſchon angelegt und Hengſtenberg hat den Profeſſor Bauer, Strauß und Bettinen und viele Andere bereits hineingethan. Die Sache wäre ſchlimm, wenn wir Richthäuſler nicht am Ende wegen der viel honnetteren Geſellſchaft lieber dieſe Hölle wählen würden, als eure armſelige, confuſe Dunſtgemeinſchaft. Dieſe geifernde Frömmigkeit, welcher in ihrem Unverſtande alle verſtändigen Religioſen »*mit Waſſer begoſſene Heiden*« ſind, gebahrt ſich ärger, als die katholiſchen Prieſter, die jeden Schuft abſolviren, wenn er beichtet und Buße thut, ohne mit ihm über das Dogma zu ſtreiten. *Die Ausſchließlichkeit der Pietiſten iſt das Katholiſche an ihnen.* Leo hat ſich von Hengſtenberg die gottloſe Mode angenommen, das Chriſtenthum zu einem Parteinamen zu misbrauchen und *über die Chriſtlichkeit aller möglichen Individuen abzuurtheilen.* Schon 1830 waren böſe Händel aus ſolchem Verfahren entſtanden und Hegel erhob in der Vorrede ſeine gewaltige Stimme gegen dieſes Unweſen, allein dieſe 8 Jahre hindurch ſind immer noch alle Pagina der evangeliſchen Kirchenzeitung mit den Antworten angefüllt auf die Unterſuchung: Iſt dieſer Mann ein Chriſt oder ein Heide? Ich will daher dieſen Leuten Hegels Rede hier noch einmal vorhalten und hoffe, daß ſie diesmal durchſchlägt. Er ſagt in ſeiner Vorrede zur dritten Auflage der Encyclopädie:

»Es hätte kürzlich den Anſchein haben können, als ob vom Boden der Theologie und ſogar der Religioſität aus eine ernſthaftere Unterſuchung über Gott, göttliche Dinge und Vernunft in einem weiteren Bereiche wiſſenſchaftlich angeregt werden ſollte. Allein ſogleich der Anfang der Bewegung ließ ſolche Hoffnung nicht aufkommen; denn die Veranlaſſung ging von *Perſönlichkeiten* aus, und weder die Prätenſion der anklagenden Frömmigkeit, noch die angegriffene Prätenſion der freien Vernunft erhob ſich zur *Sache*, noch weniger zum

Bewußtſein, daß um die Sache zu erörtern der Boden der Philoſophie betreten werden müſſe. Jener Angriff des Perſönlichen auf den Grund ſehr ſpezieller Aeußerlichkeiten der Religion zeigte ſich mit der ungeheuren Anmaßung, über die Chriſtlichkeit von Individuen aus eigner Machtvollkommenheit abſprechen zu wollen, und ihnen damit das Siegel der weltlichen und ewigen Verwerfung aufzudrücken. Es iſt einer neuern Philoſophie der infamirende Vorwurf gemacht worden, daß in ihr menſchliche Individuen ſich als Gott ſetzen; aber gegen ſolchen Vorwurf einer falſchen Conſequenz iſt es eine ganz andere wirkliche Anmaßung, ſich als Weltrichter betragen, die Chriſtlichkeit Individuen aburtheilen und die innerſte Verwerfung damit über ſie ausſprechen. Das Schiboleth dieſer Machtvollkommenheit iſt der Name des Herrn Chriſtus, und die Verſicherung, daß der Herr dieſen Richtern im Herzen wohne. Chriſtus ſagt: (Matth. 7, 20.) »An ihren Früchten ſollt ihr ſie erkennen«, die ungeheure Inſolenz des Verwerfens und Verdammens iſt aber keine gute Frucht. Er fährt fort: »Es werden nicht alle die zu mir ſagen, Herr, Herr, in das Himmelreich kommen; es werden viele zu mir ſagen an jenem Tage: Herr, Herr, haben wir nicht in deinem Namen geweiſſagt? haben wir nicht in deinem Namen Teufel ausgetrieben? haben wir nicht in deinem Namen viel Thaten gethan? dann werde ich ihnen bekennen: ich habe euch noch nicht erkannt, weichet alle von mir, ihr Uebelthäter! Die welche im ausſchließlichen Beſitz der Chriſtlichkeit zu ſein verſichern, und von andern dieſen Glauben an ſie fordern, haben es nicht ſo weit gebracht, Teufel auszutreiben, vielmehr viele derſelben, wie die Gläubigen an die Seherin von Prevorſt, thun ſich etwas darauf zu gut, mit Geſindel von Geſpenſtern in gutem Vernehmen zu ſtehn und Ehrfurcht vor ihnen zu haben, ſtatt dieſe Lügen eines widerchriſtlichen knechtiſchen Aberglaubens zu verjagen und zu verbannen. Eben ſo wenig zeigen ſie ſich vermögend, Weisheit zu reden, und vollends unfähig, große Thaten der Erkenntniß und Wiſſenſchaft zu thun, was ihre Beſtimmung und Pflicht wäre; Gelehrſamkeit iſt noch nicht Wiſſenſchaft. Indem ſie mit der Maſſe der gleichgültigen Außendinge des Glaubens ſich weitläuftige Beſchäftigungen machen, bleiben ſie dagegen in Anſehung des Gehalts und Inhalts des Glaubens ſelbſt um ſo dürrer bei dem Namen des Herrn Chriſtus ſtehen, und verſchmähen vorſetzlich und mit Schmähen die Ausbildung der Lehre, welche das Fundament des Glaubens der chriſtlichen Kirche iſt, denn die geiſtige, vollends denkende und wiſſenſchaftliche Expanſion ſtörte, ja verböte und tilgte den Eigendünkel des ſubjectiven Pochens auf die geiſtloſe, am Guten unfruchtbare, nur an den böſen Früchten reiche Verſicherung, daß ſie im Beſitze der Chriſtlichkeit ſich befinden, und dieſelbe ausſchließlich für ſich zu eigen haben. — Dieſe geiſtige Expanſion wird mit dem beſtimmteſten Bewußtſein in der Schrift von dem bloßen Glauben ſo unterſchieden, daß dieſer erſt durch jene zur Wahrheit werde. »Wer überhaupt an mich glaubet«, ſagt Chriſtus (Joh. 7, 38), »von deß Leibe werden Ströme des lebendigen Waſſers fließen.« Dieß iſt im folgenden V. ſogleich dahin erläutert und beſtimmt, daß aber nicht der Glaube als ſolcher an die zeitliche, ſinnliche, gegenwärtige Perſönlichkeit Chriſti dieß bewirke, er noch nicht die Wahrheit als ſolche ſei; im folgenden 39 V. iſt der Glaube dahin beſtimmt, daß Chriſtus jenes vom Geiſte geſagt, welchen empfahen ſollten, die an ihn glaubeten; denn der heilige Geiſt war noch nicht da, denn Jeſus war noch *nicht verklärt*; — die noch unverklärte Geſtalt Chriſti iſt die damals in der Zeit ſinnlich gegenwärtige oder nachher ſo, was derſelbe Inhalt iſt, vorgeſtellte Perſönlichkeit, die der unmittelbare Gegenſtand des Glaubens iſt. In dieſer Gegenwart hat Chriſtus ſeinen Jüngern ſelbſt mündlich ſeine ewige Natur und Beſtimmung zur Verſöhnung Gottes mit ſich ſelbſt und der Menſchen mit ihm, die Heilsordnung und die Sittenlehre geoffenbart, und der Glaube, den die Jünger an ihn hatten, begreift dies Alles in ſich. Deſſen ungeachtet wird dieſer Glaube, dem an der ſtärkſten Gewißheit nichts fehlte, nur für den Anfang, für die bedingende Grundlage, für das noch Unvollendete erklärt; die ſo glaubeten, *haben noch nicht* den Geiſt, ſollen ihn erſt *empfahen* — ihn, die Wahrheit ſelbſt, ihn, der erſt ſpäter als jenes Glauben, es iſt, der in alle Wahrheit leitet. Jene aber bleiben bei ſolcher Gewißheit, der Bedingung, ſtehen; die Gewißheit aber ſelbſt nur ſubjectiv, bringt nur die ſubjective Frucht formell der *Verſicherung*, und darin des Hochmuths, der Verunglimpfung und Verdammung. Der Schrift zuwider halten ſie ſich feſt nur in der Gewißheit gegen den Geiſt, welcher die Expanſion der Erkenntniß und erſt die Wahrheit iſt.

Dieſe Kahlheit an wiſſenſchaftlichem und überhaupt geiſtigem Gehalt theilt dieſe Frömmigkeit mit dem, was ſie unmittelbar ſich zum Gegenſtande ihrer Anklage und Verdammung macht. Die Verſtandesaufklärung hat durch ihr formelles, abſtractes, gehaltloſes Denken eben ſo die Religion von allem Inhalt ausgeleert, als jene Frömmigkeit durch ihre Reduction des Glaubens auf das Schiboleth des Herrn, Herrn. Beide haben darin nichts vor einander voraus

Zu dem Inhalt verhalten ſich beide gleich äußerlich, der eigentliche Gegenſatz des Rationalismus iſt aber nicht dieſe verdämmerungsſüchtige ſelbſtgenügſame Frömmigkeit, ſondern der Supranaturalismus. Der Rationalismus iſt aber keineswegs in ſeiner Meinung, nur in ſeiner Faſſung ebenſo wie der Supranaturalismus einſeitig; unchriſtlich aber weder der eine noch der andere. Der Rationaliſt ſetzt die Offenbarung in der Bibel des neuen Teſtaments ſo gut voraus als der Supranaturaliſt. Der Rationaliſt aber ſagt, ſie iſt Offenbarung, ſofern ſie mir, d. h. meinem Verſtande offenbar wird, mit meiner Einſicht zu vermitteln iſt. Der Supranaturaliſt dagegen meint: nur dann wäre die Offenbarung wirklich Offenbarung, wenn ſie höher wäre, als alle Vernunft — aber beide ſind in ihrem Grunde eins, denn auch der Supranaturaliſt muß zugeſtehen, daß die Wahrheit wirklich für unſere Einſicht ſei, ſonſt könnte ſie eben nicht offenbart werden. Beide Gegenſätze ſind darum wirkliche dialektiſche, und die höhere Geſtalt der chriſtlichen Wahrheit iſt nicht die Confuſion unſerer ſchwachköpfigen und völlig principloſen Pietiſten, welche nur im dunkeln Selbſtgefühle und im kochenden Gemüthsaufruhre den Inhalt beleben und zum Theil auf die roheſte, verweltlichſte, geſchmackloſeſte Weiſe mit unſerer Cultur untermiſchen, wie wenn der ſonſt ſo moderne und grob dreinfahrende Leo plötzlich einen Bibelton anſtimmt und uns einen Pſalm verſingt*), was auf jedes geſunde Ohr nur komiſch wirken kann — nicht dieſe Pietiſten ſind es, die des Zimmermanns Sohn aus Galiläa näher zu ſich kommen laſſen können, als jene beiden Gegenſätze es konnten, ſondern der freie proteſtantiſche Geiſt, als philoſophiſch gebildeter Geiſt der Gegenwart iſt es, welcher die Einheit Gottes und des Menſchen, dieſe Offenbarung in Chriſtus, des Menſchen Sohn zu ſeinem innerſten Eigenthum zu machen und zu neuer gemüthlicher Macht zu beleben vermag. Der Rationalismus, dieſe nothwendige Entwicklungsſtufe des gegenwärtigen theologiſchen Geiſtes, dieſe andere Säule neben dem Supranaturalismus, auf welchen einzig und allein die eigentlich gegenwärtige und wahrhaft geiſtig mächtige Theologie ruht — dieſer Rationalismus iſt keine Erfindung, kein Pfiff, keine Finte, keine Schrulle, keine Marotte weder der Dominikaner, noch des Richard Simon, im Gegentheil, lieber Leo, dieſe ganze Sache iſt eine ſehr windige Finte von Dir, und das merkt jeder, der nur ein wenig Theologie und Philoſophie und demzufolge den Rationalismus verſteht. Hiſtorie hat er dazu gar nicht einmal nöthig, weswegen wir denn auch weder Richard Simons Werke, ja nicht einmal jene Vorrede weiter zu leſen brauchen, um uns zu überzeugen, wie die hiſtoriſchen Theologen überzeugt ſind, daß der angebliche Dominikaner Richard Simon nichts weniger als ein Denkgläubiger, nichts weniger als ein Rationaliſt und vielmehr ein katholiſcher Traditionaliſt, aber dabei bis zum Tode ehrlich und am allerwenigſten ein bloßer Fintenmacher geweſen ſei. Die ganze Stelle von Leo in dieſer Beleuchtung iſt ein komiſcher Edelſtein erſter Größe, deſſen eigenthümliches Feuer unſere Leſer gewiß ergötzen wird. (Ich unterſtreiche die bibliſchen und andere Lichtpunkte.) Sie heißt S. 10: »Wie einſt

---

*) Vergl. S. 43, wo Leo ſingt: »Herr! wie unbegreiflich ſind deine Gerichte und unerforſchlich deine Wege, daß die nun ſchreien über Gewalt und Verſtockung, die die Meiſter geweſen ſind in dieſen Sünden, daß die nun klagen über umkehrende Tollheit, die die Drachenzähne ſelbſt geſäet haben, aus denen die Umkehr erwachſen iſt! Mein Herz lobſinget Dir und meine Zunge iſt deines Preiſes voll, daß Du Deinen Knecht Deine Wege ſchauen läßt, und dem Sünder den Anblick gönneſt deiner Majeſtät! Der Herr müſſe hochgelobt ſein, daß er ſeinem Knechte wohlwill, daß er ihn ſeine Wege ſchauen läßt und aufthut den Blick in die Fülle ſeiner Gerechtigkeit!«

Da fehlt noch der Blick ins Chriſtenthum, wo wir aufhören, Knechte zu ſein und »würdig geachtet werden, daß wir Gottes Kinder heißen.«

der Herr ſeinen Iſrael nach Aegypten führte, und das Joch der Knechtſchaft unter den Heiden über ihn verhängte, um ihn vor dem Andrang umgebender wilder Völker zu ſchützen (?) und innerhalb des enggeſchloſſenen ägyptiſchen Staatsweſens zum kriegsmächtigen Volke erwachſen zu laſſen, zu ſeiner Zeit aber ihn wunderbar herausführte aus dem harten Dienſte Pharaonis; ſo iſt auch ſichtbarlich die proteſtantiſche Kirche in Deutſchland darum nicht frei geblieben, daß ſie ſicherer geſtellt würde gegen die Gräuel, welche die wiſſenſchaftliche Politik der Katholiken über ſie ausgegoſſen, denn — ſo paradox das manchem Unkundigen klingen mag — wo wurzelt das ganze rationaliſtiſche Verhalten zu den heiligen Schriften, von wo iſt die Sämerei all des Unkrauts abzuleiten, welches Sie (Görres) ſo ſchön und zweckmäßig als Theilnehmer des künftigen Nationalconciles verhöhnen, aller jener Leute, die Zeugniß beibringen können, daß ſie wenigſtens ein Capitel der Bibel kritiſch vernichtet haben — von wo iſt die Sämerei dieſes Bocksdornwuſtes ausgegangen, als von der katholiſchen Seite? auf welcher zuerſt in teufliſcher Schadenfreude, weil die Vertreter proteſtantiſcher Richtungen immer und immer wieder ſich auf die heiligen Schriften beriefen, und dieſe über alles Andere ſtellten, einige Männer den Gedanken faßten, dieſen ewigen Grund der Lehre zu unterminiren, und mit ihm ſelbſt auch die Gegner in die Luft zu ſprengen. Es ſcheint, verehrter Herr, daß Sie, deſſen Gelehrſamkeit in der That die entfernteſten und verborgenſten Räume oft mit glänzendem Erfolge durchforſcht hat, noch nicht darauf zugekommen ſind, oder wieder vergeſſen haben, daß der Dominikaner Richard Simon (pour montrer que les protestans n'avaient aucun principe assuré de leur religion, en rejettant la tradition de l'église) der Stammvater iſt aller unſerer rationaliſtiſchen Bibelforſchung — und, was wäre aus unſerer Kirche geworden, wäre ſie frei geweſen, hätte ſie von den Satzungen ihrer Geiſtlichen allein abgehangen, als faſt alle ihre Leviten den wiſſenſchaftlichen Söhnen und Enkeln dieſes canaanäiſchen Zauberers nachhurten, den Moab ins Lager geſandt. Davor hat uns der Herr behüten wollen, daß die Leviten nicht konnten, wie ſie wollten im Augenblick — und auch dieſer Kampf wird ausgekämpft werden, und zu einem Reſultate führen, nach deſſen Erlangung es gleichgültig iſt, ob noch zwei oder drei böſe Mäuler ſich rühren, und ſagen: hier hat die heilige Schrift einen faulen Fleck und dort wieder einen — ſo gleichgültig wird das ſein, wie es jetzt iſt, wenn jemand das Leben mechaniſch erklärt und Gottes Geiſt läugnet; denn einen ſolchen lacht man aus, daß er ſeine eitle Weisheit hundert Jahre zu ſpät auskramt; — iſt einmal dem Schlangengezücht der Kopf zertreten, das Ihr zur Verführung unſeres Volkes ausgeſandt habt, und von deſſen Gift Ihr ſelbſt am meiſten leidet, dann wird auch der Pharao nicht mehr fern ſein, der nichts weiß von Joſeph, und Moſis ſtarke Hand wird aufwachen unter uns, und unſere Kirche zurückführen in das freie Land, was uns gehört wie Euch, oder vielmehr mit beſſerem Rechte als Euch und wo Ihr jetzt frohlocket in Eurer Freiheit und gemiſchtem Dienſte nachgeht wie Samarias Kinder, während wir an den Waſſern Babylons ſitzen und weinen, wenn wir an Zion denken. Welch ein geſchmackloſes Bibliſiren und Pſalmodiren! Wie unwahr in Inhalt und Form! Bei weitem vernünftiger ſodann aber ſpricht Leo über den Rationalismus S. 96, wo er ihn zwar ebenfalls als Gift behandelt, das wir jetzt aber glücklich verdaut hätten, nicht ohne gelehrte Kräftigung, und am Ende ſei er ein wirkliches Lebensmittel geworden durch Herausforderung einer Wiſſenſchaftlichkeit, die ihn zu Boden geworfen. Wobei nur das Eine merkwürdig bliebe, daß dies doch wohl nicht die pietiſtiſche Salbaderei, ſondern lediglich die Philoſophie ſein könnte, dieſelbe, die Görres, nach Leo, ſo zweckmäßig und ſchön als Theilnehmerin an dem deutſchen Concilium verhöhnt! Aber Leo bindet ſich an nichts, und je ärger er vorn auf den Rationaliſten loszieht, deſto entſchiedener iſt er hinten ſelbſt einer. Z. B. gleich in ſeiner ganzen vortrefflichen Polemik gegen den katholiſchen »Deum in pyxide,« der nichts weiter ſei, als »der Mahomedaner ſchwarzer Stein der Kaaba.« Wo er gleich ſo fortfährt: »Wir profaniren nicht das Heiligthum, indem wir uns ſo über Ihre Faſſung ausdrücken, ſondern Sie, indem Sie es ſo faſſen, und es zu einem Anſtoß und Aergerniß machen für den denkenden Geiſt, der ſo gut von Gott iſt, wie das Sacrament.« Das iſt die Wahrheit des rationaliſtiſchen Princips, welches Leo auch wohl ſo ausdrückt S. 123: daß »wir Proteſtanten als lebendige, wirkliche Menſchen, die bei allem, was ſie glauben ſollen, mit ihrem ganzen Geiſtesleben dabei ſein wollen, herumgehen und zwar auch oft allerhand unangenehme individuelle Leibesgerüche, aber doch nirgends den einer Leiche (wie der Katholicismus) an uns haben.« So rächt ſich die Wahrheit an ihren Widerſachern, die ſie ſich ihnen ſelber in den Mund legt.

Von der heftigſten Oppoſition gegen den Rationalismus, den er als Bocksdornwuſt, Gift, Heidenthum verflucht und verfolgt hat, reinigt Leo, gezwungen durch den Kampf gegen Görres und das katholiſche unfreie Princip, im Verlaufe dieſes Sendſchreibens ſeine Gedanken bis zum Ausdrucke des rationaliſtiſchen Princips ſelbſt, erklärt dies für das ſeinige, und wäre zur freieſten Stellung wahrhaft welthiſtoriſcher Auffaſſung zurückgekehrt, wenn er dies mit ſicherem Selbſtbewußtſein thäte, für die Zukunft ausbeutete und den Erwerb dieſer Arbeit nicht wieder in den Dunſtkreis der Leidenſchaft und ihrer Willkür hinabſtürzte.

Dieſelbe Bewandtniß hat es nun zweitens mit der Reformation. Leo's ausgerenktes Bewußtſein, ſeine ſchwere Verſündigung an dieſem Borne des Heils und des Lebens wird hier ebenfalls an ihm heimgeſucht. Die beiden anbrüchigen Punkte ſind 1) die dogmatiſche Faſſung der Reformation, 2) die Sehnſucht nach Zucht und Bann, die unſerm gegenwärtigen kirchlichen Leben abgehen. Die völlig unfreie und verderbte Auffaſſung der Reformation zieht ſich durch den größten Theil des Sendſchreibens hindurch und hat darin ihre Wurzel, daß *für Leo nicht die Selbſterkenntniß des Geiſtes die* **Eine** *ewige Wahrheit iſt*, ſondern daß ihm die verſchiedenen Placita, Dogmen, durch Stimmenmehrheit feſtgeſtellte religiöſe Vorſtellungen, oder, wie in unſerer Confeſſion, das Bekenntniß der Uebereinſtimmung mit ſolchen Satzungen der Vorzeit, daß ihm dieſe rohe Geſtalt des Geiſtes **mehrere** *ewige Wahrheiten* darſtellt, dergeſtalt daß eine Meinung, eine Vorſtellung, man weiß nicht durch wen, zur ewigen Wahrheit neben andern ewigen Wahrheiten werden kann — man weiß *bei uns* nicht durch wen, weil wir keine allgemeinen Concilien zur Beſchlußnahme veranſtalten können und Leo doch wohl auf ſeine Privatmeinung, die noch dazu ohne theologiſche Specialcultur iſt, nicht die Entſcheidung wird ankommen laſſen wollen. Der ewigen Wahrheit kann nicht ſchreiender Gewalt angethan werden, als wenn ſie in Form eines Concilienbeſchluſſes auftritt; aber auf dieſem Boden des Meinens giebt es keinen andern Halt, als den der Autorität und der Satzung, das iſt *des Dogma's*. Irgend eine Satzung, ſie mag das Höchſte oder das Aeußerlichſte betreffen, in der Form der Satzung zum Princip machen, d. h. die Form des Unfreien und damit die Knechtſchaft ſelber auf den Thron der Wahrheit ſetzen. Dieſer Weiſe philoſophiſcher Verwirrung iſt ſchlechterdings ſcharf zu widerſprechen. Leo iſt in dieſer dogmatiſchen Befangenheit wiederum mit Görres und all den Schwachköpfen von der unüberlegten Reaction einverſtanden.

Es heißt S. 94: »Fürs Erſte iſt hier zu bemerken, daß wir mit Euch das apoſtoliſche Symbolum annehmen und inwiefern die Erläuterung, welche der catechismus romanus dieſem Symbolum giebt, wenn ſie auch in Beziehung auf die Kirche, auf die Vergebung der Sünden und auf Anderes Sätze enthält, die im entſchiedenſten Widerſpruche mit unſerer Lehre ſtehen, doch nichts aufſtellt, was die Grundfeſten des chriſtlichen Glaubens umſtößt, fühlen wir (die Pietiſten) uns Euch, die Ihr auch Chriſten ſeid, verbundener als denen, welche ſich zwar auch Proteſtanten zu nennen herausnehmen, aber, indem ſie durch ihre Erläuterung des Symbolums gegen das Chriſtenthum proteſtiren, im Grunde gegen die Grundfeſten des Proteſtantismus ſelbſt proteſtiren, und nicht mehr für Chriſten, ſondern für mit Waſſer begoſſene Heiden zu achten ſind. (Es iſt Schade, daß Leo nicht Papſt iſt, um dieſem Bannſtrahle Nachdruck zu geben!) Auch das nicäniſche und Athanaſianiſche Symbolum theilen wir mit Eurer Kirche, und es würde uns bei dieſer Stellung übel anſtehen, Euch nicht in dem Beſitze eines gewiſſen Reichthums ewiger Wahrheiten anzuerkennen.«

Dies iſt einer der unglücklichſten Paſſus, die Leo je geſchrieben hat: liegen etwa die Ewigkeiten, wie Kieſel im Wege, neben einander? — oder wäre es zu verlangen geweſen, daß Leo ſich erſt über die Kategorie des Ewigen und des Unendlichen beſonnen hätte, ehe er es unternahm: die ewige Wahrheit des freien Geiſtes gegen die münchner Ritter von der confuſen Geſtalt zu vertheidigen?

Die Verendlichung des Ewigen, die Meinung, welche in ihrem bornirten Satze den lieben Herrgott zu haben und zu halten meint, iſt um kein Haar beſſer als die, welche den deus in pyxide geborgen glaubt. Dieſes alte Gerümpel verſchiedener Wahrheiten hat nun Leo unglücklicher Weiſe in ſeinem Lebenslaufe aufgegabelt und verdirbt mit dieſen morſchen dogmatiſchen Fetzen alle ſeine Bücher, und nicht nur ſeine Bücher verdirbt er dadurch, auch noch eine Menge Dummköpfe macht er vollends drehend, ſo daß ſie damit bereits in den Schulen bei unmündigen Knaben eine weitere Bekehrung exerciren und die Jungen gegen Aufklärung und Rationalismus ſchreiben laſſen, ohne daß weder die Lehrer noch die Jungen jemals einen Buchſtaben aus der Litteratur des ewig wieder abgeſchlachteten Drachen der Aufklärung geleſen hätten. Dieſe nachbetenden Blutegel des alten Nicolai zehren ſchon mehrere Luſtra an ſeinem dürren Steiß, ohne zu wiſſen, wem er denn eigentlich zugehört. Und es wird wahrhaftig Zeit, daß ſich die Luft der Philoſophie einmal in den ſcharfen Nord des Verſtandes umſetzt, damit dieſe Apoſtel a posteriori nicht denken, der Sumpf des gedankenloſen und unverſtändigen Geredes ſei Genialität, weil es nicht aufgeklärte, ſondern unaufgeklärte Trivialität iſt. Dieſem Uebelſtande wollen wir bald abhelfen, meine Herrn, ſeid jetzt die Narren des Jahrhunderts, und wenn Ihr Eure Schellen nicht abthut, ſo werdet Ihr bald genug damit ausgeläutet werden und viel ſchnöder als weiland Nicolai mit den ſeinigen; denn Ihr ſeid noch viel unverſchämter darin, daß Ihr dem Verſtande und der Wiſſenſchaft unter ihrer eigenen Firma ins Angeſicht ſchlagt.

Die Rehabilitation *der dogmatiſchen Form des Geiſtes* iſt die Wurzel der unverſtändigen Oppoſition gegen den Verſtand.

Um dieſem *dogmatiſchen* Mißbrauche noch näher zu kommen, führe ich Leo's neuere Geſchichte S. 135 an: »Das ganze *äußerliche* Reſultat der Reformationsbewegungen war nur die Ausbildung einer ärmeren, ſchwächeren Kirche und die Vervollſtändigung der Territorialherrſchaft deutſcher Fürſten. Wäre nicht die äußerliche ärmere Kirche zugleich eine Bewahrerin wahrhaft evangeliſcher, von der römiſchen Kirche verdunkelter oder gar geläugneter *Wahrheiten* (da haben wir wieder den dogmatiſchen Pluralis) und in ſofern allerdings ein unendlicher Fortſchritt und ein Erſatz geweſen für alles, was durch Trennung *von der alten Kirche Herrliches verloren ging* (dieſe Herrlichkeit ergiebt ſich nachher als die Einheit, die Buße und der Bann): *ſo würde man nur mit tieſer Betrübniß auf die deutſche Reformation zurückblicken können.*«

Die *Wahrheiten*, die uns in dieſer Betrübniß tröſten ſollen, werden a. a. O. S. 192 näher ſo beſchrieben: »Die deutſche Reformation hatte auf das europäiſche Völkerleben den ausgebreitetſten Einfluß; und wie vieles auch von der Art in ihrem Geleite ging, *daß wir es nur mit Betrübniß betrachten können*, hat ſie doch *Ein* Reſultat geboten, welches allein hinreicht, ſie nach allen Seiten zu rechtfertigen, das iſt *die Zurückweiſung der Kirche von den todten Werken auf den lebendigen Glauben; die Zurückweiſung des ſittlichen Menſchen an die Gnade Gottes; die Verdammung der Werkheiligkeit und die Hervorhebung der ewigen Grundlehren des Chriſtenthums von der Sünde und von der Erlöſung.*«

»Wie oft es auch ſeitdem von der katholiſchen Kirche, von Arminianern, von Deiſten, von Rationaliſten u. ſ. w. verſucht worden iſt, den Semipelagianismus oder gar den Pelagianismus zur Herrſchaft zu führen, aus der Weltgeſchichte ſelbſt wird man das Jahrhundert nicht vertilgen können, wo die höchſten und chriſtlich freieſten Männer gegen dieſe Richtungen gekämpft haben, wo die Pauliniſch-Auguſtiniſchen Auffaſſungen der chriſtlichen Dogmen recht eigentlich der Heerd waren, auf welchem alle Geiſter brannten; und ſo lange das ſechzehnte Jahrhundert mit ſeinen Werken im Andenken der Menſchen bleiben wird, wird es gleich den Pauliniſchen Briefen die, welche es näher kennen lernen und welche chriſtlichen Sinn genug in ſich bewahrt haben, immer wieder den Krallen des Pelagianismus entreißen, und neue Kirchen und Gemeinden auf dem unvergänglichen Boden ſtiften, der damals erobert ward.«

Wenn es wahr wäre, daß in der Lehre des heiligen Auguſtinus und in den Briefen des Apoſtel Paulus die chriſtliche Menſchheit die ihr genügende Faſſung der Wahrheit fände, ſo könnten wir allerdings uns alle weitere Mühe des Ringens und Strebens, des Erkennens und des Thuns, des Hauens und des Schießens ſparen, und das Buch des Geiſteslebens zumachen, die Weltgeſchichte gliche dem Vogel des Wendehals, der das Geſicht gegen den Steiß drehen kann*), und es käme nur immer darauf an, wer am beſten zu jener Geſtalt des primitiven oder Auguſtiniſchen Gottesbewußtſeins zurückzukrebſen verſtünde, oder die Weltgeſchichte gliche einem Menſchen, der fortdauernd ſich überſchlüge, und wenn die Beine oben wären, ſo wäre die ſchlechte Zeit, die in den Krallen des Pelagianismus, Rationalismus u. ſ. w. läge, wenn aber der Kopf oben wäre, dann wäre die gute Zeit und es regierte das Zeichen des heiligen Auguſtinus, die Lehre von der Gnadenwahl und der ſündigen Menſchen Erlöſung. Es iſt aber nichts umſonſt geſchehen, meine Herrn Ritter vom Unverſtande, und die Zeit der Aufklärung, des Rationalismus, die verſtändige Zeit, die jetzt jeder Schulknabe glaubt ſchimpfen zu können, iſt eine bei weitem höhere Entwickelung des chriſtlichen Geiſtes, alſo ſeine primitive Faſſung oder die dogmatiſche Bildung des heiligen Auguſtinus, iſt eine Geſtalt des durch die Reformation befreiten Geiſtes, wie dies ſchon oben erörtert worden. Zunächſt alſo iſt Leo's Anſicht der Reformation und ihrer Folgen eine unhiſtoriſche, weil nach ihr die Geſchichte das Gute bereits hinter ſich hätte und hinter ſich zu ſuchen, jetzt aber zum guten Theil verloren hätte. Das Gute iſt der Gott, der Leo's Geſchichte abhanden kommt, denn woher die Verruchtheit der Zeit, wenn der Geiſt Gottes in ihr wohnet? Alſo die Zeit iſt gottlos, d. h. dieſe Auffaſſung der Geſchichte iſt — gottlos, hat Gott in der Geſchichte nicht finden können, weil ſie die Entwickelung nicht verſteht.

---

*) Es iſt dieſem allerdings etwas verfehlten Gleichniß zu viel geſchehn von dienſtfertigen Leuten, welche ſich angeſtellt haben, als müſſe man daraus die Sache frivol nehmen und Paulus tiefgefaßtes Chriſtenthum wie den lebendigen Glauben des Auguſtinus unziemlich vergleichen, während die ganze Perſiflage nur auf Leo's Verkennung der Entwicklung zu ziehn iſt. Sonſt iſt freilich der Anfang nicht der Steiß, aber wenn man fortgeht, ſo weiß jeder was nach dem Ausgang weiſt, ohne daß man darum z. B., meine Freunde, ſeine Geliebte beleidigen will, wenn man geht und ſie von dahinten löſt.

Der weitere oder beſtimmtere Fehler, welcher nun in der gänzlichen Verkennung des Princips der Reformation liegt, iſt nur eine Anwendung der unhiſtoriſchen Geſchichtsanſicht ſelbſt. Nicht der kirchlich feſtgeſtellte Glaubensſatz, nicht das Gefangengeben des Menſchen an die Gnade Gottes, nicht die Auguſtiniſche Faſſung des Chriſtenthums iſt der Kern der Reformationsbewegung, ſondern die Macht des Geiſtes ſich auf ſich ſelbſt zu ſtellen und ſich ſelbſt ſein Verhältniß zu Gott zu geben, das Recht und die Macht des eigenen Gewiſſens und Wiſſens — das liegt deutlich genug in der großjährigen Abſchüttelung aller Hierarchie und in der eigenmächtigen Aufſtellung der Geſetze, nach denen die Wahrheit zu finden ſei. Die That der Befreiung iſt der Kern, die poſitive Lehre ſodann nur eine Beſtimmtheit, die mit den Mitteln der Zeit die Wahrheit zu faſſen ſucht und in der Anerkennung des lebendigen Glaubens allerdings den Geiſt trifft, aber in einer Geſtalt, die ſelbſt der Trieb zu unendlicher Weiterentwickelung iſt; denn worin beſtünde ſonſt ſeine Lebendigkeit? Leo hätte daher ſtatt der dogmatiſchen Faſſung der Rechtfertigung durch den lebendigen Glauben, das Princip des lebendigen Glaubens ſelbſt nennen ſollen, welches nichts anders iſt als die Freiheit des Geiſtes in ſeinem Wiſſen und Gewiſſen, und ſogleich wäre weder des Auguſtinus noch des Paulus Autorität, ſondern nur der Geiſt, welcher in ihnen eine Geſtalt ſeiner Wahrheit, alſo ſich ſelbſt wieder erkennt, und ſomit Leo's oben angeführtes Princip des wahren Rationalismus herausgekommen. Das liegt in der Reformation, daß es von nun an ſchlechterdings keine andere Autorität als die Autorität des Geiſtes giebt, und keine andere Beglaubigung als die ſeines eigenen Zeugniſſes; und wir wollen doch ſehen, ob die Reactionäre nicht im Jahre 1838 uns dieſes Recht der Mündigkeit laſſen ſollen, ſo gut ſein Anfang ſchon 1517 ihr Herr war.

»Das Wort ſie ſollen laſſen ſtan
Und keinen Dank dazu han.«

Gewöhnlich wird die reactionäre Polemik auf Schelling und Hegel zurückgeführt, und es iſt allerdings ein ſtehender

Artikel in den Vorleſungen der Hegelianer geworden, die Seichtigkeit der Aufklärung mit den ſchwärzeſten Farben zu malen; es iſt aber darum dennoch niemand in der Welt weiter von der Leo'ſchen unfreien, trüben Faſſung des neueren Geiſtes und der Reformation entfernt, als Hegel, der goldne Worte darüber geſprochen und deſſen Verunglimpfung durch die unverſtändige Partei eine arge Sünde iſt. Man beherzige nur Folgendes (Geſch. der Phil. 3. 253): »Die Hauptrevolution iſt in der Lutherſchen Reformation eingetreten, als aus der unendlichen Entzweiung und der gräulichen Zucht, worin der hartnäckige germaniſche Charakter geſtanden hatte, und welche er hatte durchgehen müſſen, der Geiſt zum Bewußtſein der Verſöhnung ſeiner ſelbſt kam, und zwar in dieſer Geſtalt, daß ſie im Geiſte vollbracht werden müſſe. Aus dem Jenſeitigen wurde ſo der Menſch zur Präſenz des Geiſtes gerufen, und die Erde und ihr Reichthum, menſchliche Tugenden und Sittlichkeit, das eigene Herz und das eigene Gewiſſen fingen an, ihm etwas zu gelten. Galt ſo in der Kirche die Ehe auch gar nicht als etwas Unſittliches, ſo galten doch Entſagung und Eheloſigkeit höher, während jetzt die Ehe als ein Göttliches erſchien. Armuth galt für höher als Beſitz, und von Almoſen leben für höher, als von ſeiner Hände Arbeit ſich redlich nähren; jetzt aber wird gewußt, daß nicht Armuth als Zweck das Sittlichere iſt, ſondern von ſeiner Arbeit leben, und deſſen, was man vor ſich bringt, froh zu werden. Gehorſam, blinder, die menſchliche Freiheit unterdrückender Gehorſam war das Dritte, dagegen jetzt neben Ehe und Beſitz auch die Freiheit als göttlich gewußt wird.

Ebenſo kehrte der Menſch in ſich zurück von Seite der Erkenntniß, zurück aus dem Jenſeits der Autorität, und die Vernunft wurde als das an und für ſich Allgemeine, und darin als das Göttliche erkannt. Erkannt wurde jetzt, daß das Religiöſe im Geiſte des Menſchen ſeine Stelle haben muß, und in ſeinem Geiſte der ganze Proceß der Heilsordnung durchgemacht werden muß: daß ſeine Heiligung ſeine eigene Sache iſt, und er dadurch in Verhältniß tritt zu ſeinem Gewiſſen und unmittelbar zu Gott, ohne jene Vermittelung der Prieſter, die die eigentliche Heilsordnung in Händen hätten. Zwar iſt auch noch eine Vermittelung durch Lehre, Einſicht, Beobachtung ſeiner ſelbſt; aber das iſt eine Vermittelung ohne Scheidewand, während dort eine eherne, eiſerne Scheidewand die Laien von der Kirche trennte. Der Geiſt Gottes iſt es alſo, der im Herzen des Menſchen wohnen und dies in ihm wirken muß. Der Unterſchied der Laien und Prieſter iſt damit aufgehoben, es giebt keine Laien mehr; denn jeder iſt für ſich angewieſen in Rückſicht auf ſich in der Religion zu wiſſen, was ſie iſt. Damit iſt das Princip der chriſtlichen Freiheit erſt aufgeſtellt und zum Bewußtſein, zum wahrhaften Bewußtſein gebracht worden. Die Explication dieſer Freiheit und das ſich denkende Erfaſſen derſelben iſt ein folgendes, wie ja einſt die Ausbildung der chriſtlichen Lehre in der Kirche ſelbſt erſt ſpäter erfolgt iſt.«

Dies iſt die welthiſtoriſche und wahre Auffaſſung der Reformation und die beſte Kritik der dogmatiſchen Parteiauffaſſung, die es geben kann, und es iſt wahrhaftig nicht zu fürchten, daß Hegel über Leo und die Reaction in Vergeſſenheit gerathen werde, im Gegentheile dieſe ganze hypochondre Reaction wird nur den Ruhm haben, daß ſie an dem Geiſte der Gegenwart, an dem Geiſte der freien Philoſophie, die der unſterbliche Schwabe gegründet und von dem Centrum proteſtantiſcher Cultur, von Berlin aus, verkündet, zu Grunde geht. Der Stempel der Vergänglichkeit iſt auch vor die Stirn geſchlagen, denn nichts iſt ewig als allein durch den Geiſt der Wahrheit, den Befreier.

Im Verlaufe ſeines Sendſchreibens, wo Leo das Princip des Rationalismus, wie wir oben angeführt, ausdrückt, wendet er ſich ſodann zur Wahrheit, und hat wenigſtens im abſtracten Principe den eigentlichen Grundgedanken der Reformation gefaßt, welches eine glückliche Wendung wäre, wenn er ſich ihr ehrlich und bewußt überließe.

Der zweite anbrüchige Punkt, die Sehnſucht nach Buße und Bann, die unſerem gegenwärtigen Leben in der Kirche abgehen, iſt nur eine Folge des Mißverſtändniſſes der Reformation und der Gegenwart. Aus dieſer Conſequenz, die völlig katholiſch, ſogar im Ausdrucke katholiſch iſt, ſieht man nun erſt recht deutlich, wie ſchief die ganze neuere Geſchichte von Leo angeſehen wird.

Nachdem der Pietismus und ſeine Conventikel als das Einzige, »was von dem Geſchmeide der chriſtlichen Kirche noch übrig ſei,« geprieſen worden, geht die katholiſche Hypochondrie, dieſe Brüderſchaft mit dem alten Görres, alſo vorwärts S. 57: »die Heiden ſind einſichtiger geweſen, als wir in unſeren Gemeinden ſind. Denn von Einzelnen iſt nirgends hier die Rede; wer prieſe ſie nicht, wie viel ihrer ſind, Prieſter und Laien, (hört! hört!) und es ſind ihrer noch viele, die es verdienen, die einer neuen Belebung der Kirche entgegenharren, aber was iſt das Chriſtenthum ohne Gemeinde, und was die Gemeinde ohne Zucht, und was die Zucht ohne Buße und Bann? Es iſt nicht genug, daß der Einzelne auf ſeine Gefahr unwürdig zum Tiſche des Herrn tritt; das Gemeindegefühl iſt ſchon zertreten und mit Galle und Eſſig getränkt, wo die Gemeindeglieder ihren Hirten der Macht beraubt ſehen, die Lücke mit ſeinem ſtrafenden Worte zu beherrſchen, die zwiſchen dem ahndenden Geſetze und dem unſträflichen Wandel liegt, und in welcher die ſtehen, welche in Sünden wandeln, ohne dem bürgerlichen Geſetze zu verfallen; oder die, welche dem Geſetze verfallen, aber nur äußerlich ſich der Strafe unterordnen und keine Beſſerung und Buße zeigen.« Sodann heißt es, die katholiſche Kirche hätte dies voraus, uns wäre nur das Polizeiliche von der Gemeinde übrig und der Paſſus ſchließt mit den Worten: »Doch was red' ich von deutſch-proteſtantiſcher Kirche! Wo keine Gemeinde iſt, da iſt auch keine Kirche, ſondern nur noch ein Getrümmer derſelben in den Titeln und in den vom Anſtande übrig gelaſſenen Functionen ihrer Beamteten. Iſt aber eine Gemeinde auch ſchon da, wo man zuſammengehört, weil man in einem Stadtviertel wohnt, in welchem die Geborenen und Geſtorbenen in dieſelbe polizeiliche Kirchenrolle eingetragen werden? Geht es nicht Hunderttauſenden von Proteſtanten ſo wie mir, daß ihnen die Gemeinde, mit Ausnahme des polizeilichen Zubehörs, alſo des leeren Namens, abhanden gekommen iſt? — Doch meine Seele ſei ſtille zu Gott! Noch ſitzen wir an den Waſſern Babylons und weinen, wenn wir an Zion denken!«

Wir wiſſen nun alſo, wie das Zion ausſieht, um welches Leo und die Stillen im Lande weinen: es iſt »die gräuliche Zucht,« es iſt die entehrende Kirchenbuße, es iſt der tyranniſche Bann, es iſt die Tyrannei der Prieſter über die Laien, es iſt die Tyrannei über die Gewiſſen der Menſchen, es iſt die Marterkammer der Inquiſition! Und dieſe ſtillen, furchtbaren Fanatiker denken die proteſtantiſche Kirche zu regeneriren, deren Freiheit einzig und allein die iſt, daß es keine Prieſter und keine Laien mehr giebt, daß jeder nur ſeinem Gewiſſen und Gott die Buße widmet und keinen Rath des Gewiſſens, keine Strafe des Prieſters, keine andere Marter, als die ſeines eigenen Innern braucht, wenn er die Marter durch Sünde verdient hat? Gerade dieſer Apparat der Zucht, der Buße und des Bannes iſt das rein Polizeiliche in der katholiſchen Kirche, gerade dieſe Verderbniß der Gemeinde dieſes unfreie Princip, dieſes Aufgeben der Verſöhnung, der freien, wahren, einzigen Verſöhnung mit Gott — das iſt es, was die Reformation reformirt hat und das will Leo, das wollen die Männer der Conventikel uns wieder ſchenken? Wenn ſie es wirklich thäten, den erſten Tag, wo ſie es einführten, hörten ſie auf Proteſtanten, hörten ſie auf freie Chriſten zu ſein und wären Knechte der unfreien, der katholiſchen Kirche. Sollen wir nun darüber klagen, daß Leo ſo unüberlegtes, ſo verderbliches Gerede führt, ſo mit zugedrückten Augen die entehrendſte Knechtſchaft predigt mit Verunglimpfung unſerer theuerſten Güter, der freien Geſtalt des gegenwärtigen Chriſtenthums? Wir können dies ſo ernſtlich nicht nehmen, denn wir haben ſchon gehört, wie ganz anders er am Ende des Sendſchreibens redet, als im Anfange und in der Mitte. Aber es iſt von Wichtigkeit, das Bewußtſein zu ſtärken: welch einen Schatz wir an der freien proteſtantiſchen Gemeinde haben, und was ſie iſt.

»Wo drei verſammelt ſind in meinem Namen, da bin ich mitten unter ihnen.« Die Gemeinſchaft des Geiſtes in der Andacht verwirklicht die Gemeinde, die Verſammlung iſt ihre erſte Aeußerlichkeit, die Rede und der Geſang ihre letzte, die Erinnerung oder die Verinnerlichung der Andacht aber ſchon wieder ihr nothwendiger Rückzug aus der äußerlichen Wirklichkeit. Dieſe Himmelfahrt wird dem Geiſte nie erlaſſen. Nun iſt es nichts Geringeres, als das ärgſte Verkennen des Geiſtes und ſeiner Macht, wenn gemeint wird, zu ſeiner Erhebung und Befreiung könne Zucht und Strafe helfen und nöthig ſein, nachdem er einmal die ganze Süßigkeit und Beſeligung ſeiner Mündigkeit gekoſtet und darin ſich zu Gott mit Freiheit erheben. Die Reformation hat die Furcht abgelegt, das Heil der Welt könne dem freigelaſſenen Geiſte verloren gehen, und die hohe Bildung, die durchgängig gereinigte Sitte, die Begeiſterung der Poeſie und Kunſt, die Vergeiſtigung aller Wiſſenſchaft, die Verwirklichung der Gerechtigkeit im Staate — Alles dies, der Inhalt des gegenwärtigen chriſtlichen Geiſtes — zeigt hinlänglich, daß das Vertrauen des Geiſtes in ſich ſelbſt ſehr wohl begründet war. Wir wiſſen, wir fühlen, wir lieben dies Alles, und wir bedauern die jammervolle Krankheit, welche den Blick der Unzufriedenen verdüſtert. Die Andacht des Gottesdienſtes iſt nicht die einzige Form der Erſcheinung des chriſtlichen Geiſtes, er durchdringt das ganze Leben, die Erlöſung und Vergöttlichung der Welt iſt wirklich und das Himmelreich iſt zu uns gekommen; wehe denen die es antaſten, theoretiſch antaſten oder practiſch — ſie ſind ausſätzig unter den Geſunden! Die Form aber unſeres freien Gottesdienſtes iſt die ſchöne Frucht des freien Triebes und der lebendigen Vergegenwärtigung des heiligen Geiſtes, der keinen Zwang, keine Zuchtruthe, kein rohes Geſetz und keinen Executor mit dem Bannſtrahle duldet. Daß ſie uns abhanden gekommen ſei, iſt eine gelbſüchtige Grille, die Leo vor ſeinem Gewiſſen verantworten mag, wenn er je einen Prediger gehört hat, der die Herzen der Gemeinde zu Gott erhob. Dies iſt die Gemeinde, die nicht polizeilich iſt und die nicht in Satzung und Regiment, ſondern im Geiſte und ſeiner gemeinſamen Erhebung begründet iſt.

Der kitzlichſte Punkt, welcher nun noch übrig bleibt, iſt der politiſche, denn hier hat die Reaction durch Verdächtigung, durch Geſchrei über Liberalismus und Revolution und die Erſchütterungen von 1830, die eine wirkliche zweite franzöſiſche Revolution über Europa verbreitete, den unbefangenen Blick ſehr verdüſtert und ſich bis jetzt noch nicht genug compromittirt, um eben ſo erſchüttert zu ſein, wie im Religiöſen, obgleich die Briefe des Caplans Michelis die Practiken mit dem Revolutionsgeſchrei doch etwas außer Cours ſetzen möchten. Zunächſt geht uns aber hier die Sache nur dem Begriffe nach an, wir überlaſſen es der Regierung, die Parteien niederzuhalten und ſetzen uns nur gegen den Unſinn, welcher die franzöſiſche Revolution beklagt und anklagt, ſie iſt das Schreckensgericht, das ſich ſelbſt richtet, ſie iſt der Geiſt, der ſich auch dort mit ſich ſelbſt verſöhnt; ſo iſt nicht zu predigen gegen des Satans Tücke und die Bluthunde der Revolution, *ſondern zu begreifen iſt der ganze Verlauf*, und dies um ſo mehr, weil Preußen 1806 dadurch geſtürzt und neu und wahrhaft verjüngt aus dieſer Heimſuchung hervorgegangen iſt. Sodann muß Ein für alle Mal von Preußen dieſes Geſpenſt abgewendet werden, weil hier alle Bedingungen fehlen, die es fürchten laſſen könnten, da bei uns die Regierung fortdauernd in den Proceß der Zeit eingeht, und weſentlich die höchſte Intelligenz des Landes zu ihrem Dienſte verwendet und ſelbſt darſtellt. Alle freiſinnigen Einrichtungen, die Gemeinſinn und Einheit des Staatsbewußtſeins hervorrufen können, von der Städteverfaſſung bis zur Militärordnung, in welcher jeder ſich dem Allgemeinen zu widmen hat, ſind freiwillig durch die Regierung gekommen; und es hat ſich 1830 deutlich genug gezeigt, daß Preußen keine Revolution zu fürchten hat. Der Grund iſt ganz einfach der, daß Preußen im Principe der *freiwilligen Entwickelung*, dem Principe der Reformation, die Garantie gegen *gewaltſames Forttreiben* beſitzt. Nichts iſt daher lächerlicher, als Leo's Aufſtellung, die Jeſuiten hätten das Princip der Revolution erfunden, ſie hätten den Samen der Umkehr geſät, indem ſie zuerſt die Volksſouveränität proclamirt. Nicht confuſe Theorieen, ſondern die Noth, nicht das Belieben, ſondern die herbe Nothwendigkeit haben die franzöſiſchen Revolutionen und alle Revolutionen gemacht. Erſt muß eine allgemeine Verunreinigung, eine große Schuld über Volk und Regierung gekommen ſein, bevor ſolch' eine Blutwäſche nothwendig wird; erſt müßte z. B. eine ſolche bodenloſe religiöſe und politiſche Tyrannei, wie ſie in den willkürlichen und ſinnverwirrenden Gedanken unſerer Reactionäre liegt, unſer ganzes freies Leben und Wiſſen mit ihrem vergifteten Rachen verſchlingen, erſt uns alle, die wir gerade den Kopf zwiſchen den Schultern und das Herz auf der rechten Stelle haben, zu Boden ſchlagen, erſt dieſe Gerechtigkeit und dieſe Freiheit brechen, die wir genießen, erſt Zucht und Bann der Prieſter, erſt den Uebermuth des rohen Adels über uns hereinführen, erſt jede Tyrannei verwirklichen, ehe der deutſche Geiſt in die Noth der Franzoſen käme, die ſie zur Revolution trieb. Dieſen Tag werden wir nicht ſehen, meine Freunde, und jeder freie Mann in Preußen wird dazu thun mit Wort und That, daß unſer Nationalbewußtſein immer inniger die Segnungen der Gegenwart ſchätzen und unſer geiſtig und ſittlich hochgeſtelltes Staatsweſen mehr und mehr erkennen und lieben lernt. Die thörigten Kategorieen des mechaniſchen und organiſchen Staates, der Bureaukratie und des Beamtenſtaates finden hier gar keine Stätte. Der Staat iſt der objective, in der Wirklichkeit ausgelegte Geiſt, es iſt weder eine Maſchine, noch ein Organismus, er iſt ein Bewußtes, ein Sittliches, und wenn es wirklich wahr wäre, daß die Leo'ſchen Abſtractionen des organiſchen und mechaniſchen Staates ſo gäng und gäbe wären, als er meint, ſo könnte das nur als eine abermalige Trübung des Gedankens angeſehen werden, worin man eine unbeholfene Bilderſprache für Rechts- und Staatsphiloſophie, eine ungeſchickte Gleichnißmacherei für politiſche Weisheit hält. Das Reich der Sittlichkeit iſt in Preußen zu einer bewundernswürdigen Wirklichkeit gediehen, nirgends wird man das Pflicht- und Rechtsgefühl geſchärfter, wirkſamer und gebildeter finden, als bei uns, das Beamtenverhältniß dient nur dazu, den Gemeinſinn zu verwirklichen, man braucht nicht weit nach Süden und Oſten zu reiſen, um den Unterſchied zu erfahren, ferner das Recht des Staates auf den Einzelnen hält das Militärweſen gegenwärtig und iſt eine wichtige Kur der Feigheit und Philiſterei, das Familienleben endlich und das Leben des Verkehrs, wo iſt es in wahrerer Geſtalt, als eben jetzt bei uns?

Das Selbſtbewußtſein dieſes Reiches der Sittlichkeit, auch das fehlt uns keineswegs; täglich mehr durchbricht es die pedantiſchen Schranken der Heimlichkeit, und wahrlich wir haben uns in nichts vor uns ſelber zu ſchämen, als darin, daß dieſe glückliche und hochgebildete Gegenwart auch nur auf Augenblicke von irgend einem der Unſrigen verkannt werden konnte, wie dies von Leo in ſeiner Traumqual geſchieht. Ich will Leo ſeinen melancholiſchen Eingang und ſeine übrigen verdrießlichen Paſſagen über unſre verwahrloſte Gegenwart nicht wiederholen, ich will es vielmehr hervorheben, daß er auch von unſerer politiſchen Gegenwart am Ende des Sendſchreibens mit anerkennender Wärme und mit Wahrheit geredet, ich citire dazu die 136ſte und folgenden Seiten, wo er *Preußen als den Bildner des wahren einheitlichen Staatsbewußtſeins anerkennt und die geiſtige Einheit des Staates mit klaren Worten ausſpricht*; aber auch hier wäre der Wunſch und wahrhaftig der gutgemeinte Wunſch auszudrücken, Leo möge ſowohl ſeine Verſtimmungen, als ſeine unwahren, unbedachten Kategorieen ein für alle Mal, und nicht nur einmal und unbewußt, weggeworfen haben, um ſeine freie Bewegung nicht in der kühnen Willkür, ſondern in der vernünftigen Nothwendigkeit zu finden. Die Gedanken der Reaction gegen die Aufklärung, gegen den

Verſtand und gegen die gegenwärtige Geſtaltung der Freiheit in Kirche und Staat ſind, eben weil ſie unverſtändig, überſichtig und übernächtig ſein müſſen, um überhaupt den Widerpart des Verſtändigen zu bilden, die Dumpfheit, die Verworrenheit, die ſcheinbare Tiefe eines erregten Gemüthslebens, welches nun ohne Beſinnung die tollſten Widerſprüche und Willkürlichkeiten des Räſonnements in ſeine trübe Gemüthlichkeit aufnimmt. Um doch irgend eine Beſtimmtheit zu haben, woran ſie ſich als eine Richtung erkennen, wählen ſie eine Confeſſion, ein Motto, einen Geſinnungsausdruck; aber obgleich Leo und Tholuck z. B. ſich in den Reihen dieſer modernen Kreuzritter gegen den kahlen Verſtand ſtellen, ſo nehmen ſie ſich dennoch weder ein rationaliſtiſches noch irgend ein anderes Räſonnement übel, und die Partei iſt ſo ſchwach, daß auch ſie ſich dieſe Exceſſe gegen ihr angebliches, d. h. bloß gemeintes und dumpfgefühltes Princip gefallen läßt. Darum iſt auch der Gegenſatz kein eigentlicher, weil er kein ſcharfer, beſtimmter iſt. Das Räſonnement der Pietiſten und Reactionäre iſt nichts anders als äußerliche Reflexion, nichts anders als Rationalismus vulgaris, nichts anders als die oberflächlichſte Verfehlung des tiefen Inhalts, das Gefühl aber, welches ſich nun auf den unendlichen Inhalt groß thut und es nicht weiter bringt, als daß es die Dogmen ohne weiteres willkürlich anerkennt, iſt der ohnmächtige Wunſch eines Ertrinkenden, das Land der Rettung zu erreichen, und das iſt wieder um kein Haar beſſer als die Klarheit des Verſtandes, dem die Wahrheit ebenfalls äußerlich bleibt.

Dennoch hat das Gefühl und das gemüthliche Schäumen das Recht und den Beruf zu exiſtiren, aber Gefühl und Gemüth kann ſeine Exiſtenz nicht als Fortſchritt gegen den Verſtand und noch weniger gegen die gediegenen freien Geſtalten des gegenwärtigen Lebens geltend machen. Es kann ſeinen Inhalt für ſich haben, es hat ihn wirklich für ſich, das ſpricht ihm niemand ab; aber es kann damit nicht heraus, ohne den Gedanken, die Beſtimmtheit des Gedankens und ihres Ausdruckes zu beherrſchen; bleibt es bei dem willkürlichen, genialſcheinenden Zugreifen und bei der Meinung, das werde nun wohl das Rechte ſein, was dem gefühlvollen Subjecte ſich eben zufällig in den Mund gelegt, ſo begegnet ihm regelmäßig, was Leo hier in dieſem Buche begegnet iſt, daß es die feindſeligſten Principien zehnmal in einem Athem proclamirt und immer der Meinung iſt, es realiſire nur ſeine einzig berechtigte Geſinnung.

Die wahre Einheit und Befriedigung, in welche der Verſtand ſich aufhebt, der kahle Verſtand, der ſchneidende Verſtand, der ſuperkluge Verſtand ſich aufhebt, das iſt auch eine beſonnene Geſtalt des Geiſtes, nämlich die, welche den Rationalismus nicht wegwirft, ſondern die von ihm ſchlechthin Unterſchiedenen: Gott und Menſch noch einmal ins Auge faßt und dem Verſtande bemerklich macht, daß er beide Seiten gar nicht würde verglichen haben, wenn ſie nicht in ihrem Grunde, im Geiſte, eins wären. Das Bedürfniß ſie zu unterſcheiden kam aus dem Gefühle der Einheit, und nun iſt nicht zu dem Gefühle ohne weiteres zurückzuplumpſen, ſondern der Inhalt des gemachten Unterſchiedes aus beiden Seiten zu eruiren. Vom Scharfſinn des Rationalismus iſt nicht zum Stumpfſinn des bloß exiſtirenden Gefühls zurückzugehen, ſondern die Gegenſätze ſind nur noch weiter zu ſchärfen und beide auf die Spitze zu treiben, um auf ihren Grund zu kommen.

Allerdings hat der Zeitgeiſt dieſe Arbeit bereits vorgenommen, und der Einzelne genießt nun ſorglos in ſeinem Selbſtgefühle den geretteten Inhalt. Gegen dieſe Geſtalt der Frömmigkeit iſt nichts einzuwenden. Wer aber gegen Rationalismus und Aufklärung und gegen die abgelaufene Bildungsphaſe polemiſiren will, dem iſt die ſaure Arbeit des Zeitgeiſtes noch einmal aufzugeben, bevor ſeine Polemik zünftig wird und einſchlägt. Das Princip der eigenſinnigen Reaction war alſo zu bekämpfen, weil es *den Unverſtand*, und weil es *nicht* die Vernunft an die Stelle des verſtändigen Princips ſetzt. Ihre hiſtoriſche Bedeutung iſt damit zugleich erkannt: *Das Gefühl hat das Recht zu exiſtiren, aber nicht das Recht wiſſenſchaftlich zu procediren.*

Noch ſchlimmer, als gegen den Verſtand, fällt vollends die Polemik gegen die Philoſophie aus, und ich hätte wohl gewünſcht, daß Leo ſeinen Aerger in dieſer Beziehung unterdrückt hätte. Er ſchreibt S. 129: »Noch iſt es gar nicht bis zu dem Punkte gekommen, wo die liberal-revolutionäre Gattung von Leuten in Preußen als irgend eine wirkliche Partei angeſehen werden könnte, *und es iſt weit eher zu fürchten*, daß ſich in nicht langer Zeit in *Form einer philoſophiſchen Schule*, in deren Terminologie die derzeitige Studioſengeneration auf einer Anzahl der bedeutendſten Univerſitäten, ja! ſchon die Gymnaſiaſten faſt überall einexercirt werden, wirklich *eine neue Partei mächtig etabliren dürfte* — denn die Terminologie geht nicht ohne die Begriffe auf Tauſende über, und die eigenthümliche Scheidung und Verbindung der Begriffe in den Köpfen iſt allein ſchon hinreichend eine neue Denkweiſe zu ſchaffen, die ſofort als Macht im Leben auftritt, wo ſie in dem gleichgebildeten Ausdrucke der gebildeten Stände oder auch nur der größeren Maſſe in denſelben eine Stütze findet.«

Für *wen* iſt dieſe Verbreitung der Hegel'ſchen Philoſophie zu *fürchten*? Doch wohl nicht für den preußiſchen Staat, unter deſſen Autorität und Cenſur Hegel's ſämmtliche Werke und Vorleſungen ausgegangen ſind? Und wie kommt die

Hegel'ſche Schule unmittelbar hinter die lange verdächtigten, jetzt aber losgeſprochenen Liberal-Revolutionären? Willſt du die Philoſophen damit verdächtigen und denunciren? Aber wiederum bei wem? doch wohl nicht bei dem Miniſterium des Unterrichtes, welches die genaueſte Kenntniß nicht nur der Terminologie, ſondern auch der Begriffe dieſer Philoſophie hat? Alſo wohl nur bei der reactionären Partei, alſo wohl nur bei dir ſelbſt vornehmlich und für dich und für ſie willſt du die Philoſophie als gefährlich anklagen. Die Mühe hätteſt du dir ſparen können, Euch muß ſie nicht bloß verdächtig, Euch nicht bloß gefährlich erſcheinen — geht nur gerade heraus — mörderiſch, verderblich, als Eure abſolute Macht, vor der Ihr zittert und zagt mit dem Gefühle Eurer Ohnmacht und Vernichtung, — ſo kommt ſie Euch vor. Ich weiß es nicht, was Ihr als practiſche Partei durchzuſetzen für Hoffnungen zu faſſen habt; ob Ihr z. B. irgend einmal im Stande ſein werdet, die Philoſophen wie weiland den halliſchen Wolff aus Preußen vertreiben zu laſſen, ob ihr im Stande ſein werdet, Hegel's Werke und die Schriften der Hegelianer in den Index Prohibitorum zu bringen, das wird die Zeit lehren; daß Ihr aber die Wahrheit nicht auslöſchen könnt, wie eine Oellampe, daß der Athem aller Pietiſten, aller Ariſtokraten und aller ſonſtigen Anhängſel Eurer Partei dazu nicht auslangt, das fühlt Ihr ſelber in Eurer Ohnmacht beſſer, als eine Verſicherung es Euch beibringen könnte. Krieg habt Ihr erklärt, da habt Ihr ihn; laſſet ſehen, wer den Sieg gewinnt.

3.

Die denuncirende Reaction, Leo und das Berliner politiſche Wochenblatt.

Als ich in dieſes Weſpenneſt ſtörte mit der Recenſion über Leo's Sendſchreiben, wußte ich ſehr wohl, daß ſie nicht erſt an den letzten Ereigniſſen ſich den Stachel ausgeriſſen, daß ſie nun ſchon lange Jahre wandeln im Rathe der Gottloſen und ſitzen wo die Verhetzer ſitzen, ohne daß ſie darum einen andern Erfolg gehabt, als den, ſich ſelbſt um die Achtung der Nation zu bringen. Ich mache alſo keinen Anſpruch auf den Ruhm großen Muthes oder gar auf die Dankbarkeit des Landes, wenn ich mit der Fliegenklatſche umhergehe und dies matte Geſchmeiß, wo es die Zierden der Wahrheit beſchmutzt, todtſchlage. Dies iſt weiter kein Verdienſt. Aber ich habe ein anderes Verdienſt bei der Sache und zwar um dieſe Revolutionspapageien ſelbſt, nämlich das Verdienſt, ihr Gehirn in Bewegung zu ſetzen. Denn ſie können nicht darauf antragen, mich abzuſetzen. Ich bin halliſcher Bürger und Pfänner und beſitze in dieſer Qualität ein einträgliches ſicheres Amt, welches keinerlei Gefahr läuft, ſo lange der preußiſche Staat ſo ſicher iſt, wie ich ihn zu kennen das Vergnügen und den Vortheil habe. Die Wohllöbliche Halliſche Pfännerſchaft hat nur zwei Dinge zu fürchten, ein Erdbeben und eine Revolution, beides Wechſelfälle, die bis jetzt in Preußen noch nicht in der Mode ſind und ſo Gott will, auch trotz aller Prophezeihungen des berliner politiſchen Wochenblattes, bei unſeren Lebzeiten nicht eintreten werden. Daß ich nicht abgeſetzt werden kann, iſt aber darum ein Verdienſt um dieſen verwahrloſten Theil der philoſophirenden Menſchheit, weil ſie nun eine neue Strafe, d. h. für ſie: eine neue Kategorie, einen Gedanken, ſich ausdenken, alſo doch irgend ein, wenn auch noch ſo anſpruchloſes Gedanken-Geſchäft vernehmen und die alte Tretmühle: »ſetzt ihn ab, er iſt ein Revolutionär;« oder: »thut ihn in die Hölle der Nahrungsloſigkeit, er iſt kein Chriſt!« verlaſſen müſſen. Sie haben ſich auch allerdings ſchon ein wenig dahin eingelaſſen, denn ſie tragen in dem berliner politiſchen Wochenblatt darauf an: »der Privatdocent Dr. Ruge dürfe nicht angeſtellt werden;« aber dieſer Privatdocent, der nicht wenig dazu beitragen wird, daß ihr Denunciantengelichter in den Provinzen auf denſelben Nullpunkt fallt, den ihr in der Hauptſtadt bereits erreicht habt, muß euch mit dem, was er jetzt iſt, ſchon viel zu viel ſein. Alſo, ihr Paßgänger nach der Melodie des Kaplans Michelis, ihr Auferſtandenen aus Walter Scott's Presbyterianern, und ihr Lehrer und Schüler des Juden Joel Jacobi, macht euch an die Arbeit und denkt darüber nach, was ihr für eine neue mich wirklich berührende Strafe in Antrag bringen ſollt, und dann erfahrt, daß der neue Antrag eben ſo wenig Erfolg haben wird, als alle eure übrigen Anträge und vollends jetzt, wo der alte Görres ſelbſt die Sturmglocke, die ihr ſo lange prophezeiht habt, zu ziehen verſucht, vollends jetzt, wo ihr wie angeſchoſſene Wölfe euch untereinander auffreßt, denn Heinrich Leo iſt aufgeſtanden und hat gerufen: Ich klage wider Joſeph Görres — »den Revolutionär.« Freilich nachdem das politiſche Wochenblatt ſo viele Jahre eine Revolution in Ausſicht geſtellt, und nun immer nichts daraus wurde, was war zu thun? denn wer will gern zum Lügner werden? Der alte Görres alſo erinnerte ſich ſeiner Jugend und läutete nun los mit dem Athanaſius; aber die große Glocke, in welcher ſo ein Schwengel anſchlüge, hängt nicht in Preußen. »Jetzt nicht und ſobald noch nicht, das geben wir zu, ſagen ſie nun nach dieſer Geſchichte, aber die Revolution wird kommen und zwar aus der Hegel'ſchen Philoſophie. Man verfolge alſo die Hegeliter, beſonders die »jungen,« denn die alten werden von ſelbſt ſterben oder ſind auch in ſo hohen Staatsämtern, daß es ungeſchickt wäre, ſogleich auf ſie loszugehen. Aber *man verfolge* die jungen, denn ſonſt machen die Jungen der Jungen eine Revolution.« Iſt jetzt das Spectakel nicht losgegangen, ſo tröſten ſie ſich mit der *Zukunft*. Vielleicht erinnern ſie ſich auch aus der franzöſiſchen Revolutionsgeſchichte, daß Marat ſchon lange vorher, ehe er den Strang der Guillotine in die Hand bekam, geſchrieen hat, wie viele gehängt und geköpft werden müßten, auf daß Frankreich glücklich werde; ſo mögen ſie wohl hoffen, wenn ſie auch nicht *gleich* einen Erfolg ihres Verfolgungsgeſchreies ſehen, daß die große Generalabſetzung wie das jüngſte Gericht doch noch künftig einmal plötzlich hereinbrechen und dann ihr ſeltſames politiſches Ideal wirklich werden könne — etwa wie in Nordamerika, als General Jackſon mit einem Male alle Poſtmeiſter abſetzte. Ihr Männer vom Aerger, vom Zeterſchreien und vom Spucken, überlegt euch doch die Sache noch einmal: würdet ihr mit einem ſo elenden Reſultate zufrieden ſein? Was wäre es gegen das eures Vorbildes, des großen Denuncianten Marat, und gleichwohl, wie wenig hat Marat ſeinen Zweck erreicht, alle Feinde *ſeines* Ideals zu vernichten? Ihr ſelber ſeid doch gewiß ſeine Gegner und ihr lebt ja noch, wenn ihr gleich nicht geſund ſeid. Ihr ſeid Angeber, Diaboli, das iſt eure Aufgabe, aber ihr ſeid einfältige Diaboli.

Dies practiſche Reſultat führt ſich allerdings von ſelbſt aus. Der practiſche Proceß iſt aber hier zu langwierig. Ihr müßt gleich von vornherein erkannt werden, das volle Bewußtſein über euch iſt aufzuwecken, d. h. ihr ſeid *literariſch zu vernichten*. Wir, die wir euch gegenübertreten mit dem zweiſchneidigen Schwert des Gedankens, wir ſind nicht wie die denuncirenden Hunde, welche vor der Schnepfe ſtehen und mit dem Schwanze wedeln, ſie aber nicht zu greifen vermögen, ſondern eine fremde Macht dazu anrufen. Wir ſind der Blitz der Wahrheit, der euch vernichtet, indem er euch beleuchtet. Fahret hin!

1. Leo's Vorwort zur zweiten Auflage des Sendſchreibens an J. Görres.

Ich hätte mir es gern erſpart, Leo's Vorwort zur zweiten Auflage zu berückſichtigen; aber er hat das Eis der Scham durchbrochen und ſeinen Namen dazu hergegeben, ſtatt in ehrlicher wiſſenſchaftlicher Fehde das Feld zu halten, in einer Sache, die er nicht verſteht, gegen *Leute*, deren Bücher er nach ſeinem eigenen Geſtändniß nie geleſen hat, mit einer öffentlichen Verdächtigung aufzutreten, und in dieſem ſchmählichen, ſeiner unwürdigem Geſchäfte ſogleich das berliner politiſche Wochenblatt zum Nachfolger gehabt. Als Leo *die ewige Wahrheit ſelbſt* in Form der logiſchen Philoſophie, als er die Kategorieen Hegel's in dem Sendſchreiben denuncirte und von »dem Begriffe« und den reinen Begriffsbeſtimmungen der Sache, wie ſie an und für ſich iſt, eine gefährliche Partei ableitete, war das Unternehmen wahnſinnig genug, um nur verhöhnt zu werden, wie ich es denn gelinde genug gethan. Jetzt aber in dieſem Vorworte verklagt er mich und »die ganze junghegelſche Rotte,« auch wohl die Mitarbeiter an den Jahrbüchern überhaupt, worin er aber immer wieder mich meint, und das Journal in den Brennpunkt polizeilichen Verdachtes bringen will, jetzt, *wo dieſes Verdächtigungsthema* ſogleich eine große Bariation in dem berliner politiſchen Wochenblatte ins Leben gerufen hat, wird mir es kein Menſch verdenken, wenn ich das Weſen der Delatoren und ihren Beruf, die Anhänger der neueſten Philoſophie zu verklagen, vornehme und unterſuche. Zudem iſt es im Intereſſe der freien Wiſſenſchaftlichkeit überhaupt, dieſer Unterdrückungsſucht namhaft und namenlos anſchwärzender Parteiung den völligen Garaus zu machen.

Leo hat von meiner Recenſion ſeines Sendſchreibens keinen andern Gebrauch gemacht, als den, ſich darüber zu ärgern und dieſem Aerger durch Schimpfen, Spucken und religiös-politiſche Verketzerung Luſt zu machen. Obgleich der Druck noch im Gange war, ſo iſt doch der Text des Sendſchreibens bis auf ein einziges Wort derſelbe geblieben und in nichts verbeſſert. Auch wäre das wohl ſchwierig geweſen, und ich hab' es allerdings von vornherein nicht beabſichtigt, den Mohren weiß zu waſchen, aber es war eine Ehrenſache des Proteſtantismus und der geiſtigen Gegenwart, deren Organ die Jahrbücher ſein wollen, dieſen Kämpfer für ihre heilige Sache nicht anzunehmen, ihn vielmehr in das Lager ihrer Feinde zu verweiſen, wohin er gehört. Dies iſt denn nun auch ſo vollſtändig gelungen, daß Leo ſelbſt den Verdacht des Ueberlaufens zur Seite der freien Wiſſenſchaftlichkeit ablehnt mit den Worten: »Es fällt mir nicht ein, irgend etwas, was Dr. Ruge in meiner niederländiſchen Geſchichte und in meiner Univerſalgeſchichte »reactionär« nennt, gegenwärtig etwa desavouiren zu wollen, vielmehr verſichere ich ausdrücklich (wenn etwa jemand, durch Ruge's Zeugniß bewogen, zweifeln ſollte), daß ich mich zu der politiſchen und religiöſen Anſicht, welche in dieſen beiden Büchern ausgeſprochen iſt, heute im Weſentlichen noch ſo feſt und einfach bekenne, als an dem Tage, wo ſie die Preſſe verließen.« Alſo ſind alle Negationen des alten Unweſens, die ich in der Recenſion nachgewieſen, ihm nur entſchlüpft und nicht »das eingerenkte,« ſondern »das ausgerenkte,« verzerrte Bewußtſein ſoll gelten? — Ja, wenn man ſo etwas commandiren könnte! Ich z. E. glaube Leo dieſe Verſicherung nicht, und halte mich daran, daß man ſich bei ihm auf nichts verlaſſen könne, als darauf, daß man dies nicht kann, denn Leo weiß in der ganzen Streitſache nicht, was er ſagt, das Unrichtige meint er und das Richtige entſchlüpft ihm, es iſt alſo auch nicht der Mühe werth, zu wiſſen, was er meint, aber davon mußte man ſich unterrichten, daß dieſe Willkür ſein Princip iſt, daß er zuletzt ſelber noch erſt befehlen muß, was man ihm glauben und was man ihm nicht glauben, ihm gar nicht einmal zutrauen ſoll, wenn er's auch neunmal ſagt und ausführt, wie z. E. das platt rationaliſtiſche Gerede »von der gewiſſen Maſſe ewiger Wahrheiten,« welches er ohne Zweifel für eine geiſtreiche, chriſtliche und tiefſinnige Betrachtung hält, obgleich man nur ein Capitel im Johannes geleſen zu haben braucht, um die von der Tiefe des Wahrheitsbewußtſeins völlig abfallende Auffaſſungsart ſolches Raiſonnirens zu kennen, — davon mußte man ſich unterrichten, weil er in dieſer tiefſten Angelegenheit der Gegenwart, dem eigentlich fundamentalen Principienkriege das Wort ergreift und jeden, der Theil an der Sache nimmt, damit berührt, daß er die Sache verflacht, verdreht und verwirrt.

Nichts Schlimmeres konnte Leo begegnen, als daß er zu dem ſchmählichen Buche nun noch dieſe ſchmählich decrepite Vorrede ſchrieb, welche ſich mit keinem Worte auf die Sache einläßt, aber nun allerdings das Buch vollends noch verdirbt, denn was man ſonſt noch Wahres darin finden konnte, das erſäuft er nun in dieſem Schlamme des obſtinaten Bekenntniſſes auf den alten Adam, und nachdem er ſo viele Leute unbarmherzig geſchunden, zieht er ſich nun hiermit ſelbſt das Fell über die Ohren.

Die ganze Vertheidigung ſchlägt ſich in jedem Satze ſelbſt ins Geſicht oder, um in Leo's Sprache zu reden, »ſie ſpeit ſich ſelbſt ins freche Antlitz.« So war es frech, die Philoſophie zu denunciren, die er nicht begreift, und »er ſpeit ſich ſelbſt ins freche Angeſicht,« indem er nun im Vorworte erklärt, daß er ſie nicht begriffe. So vertheidigt er ſich gegen den Vorwurf des philoſophiſchen Dilettantismus mit den Worten: »ich bekümmere mich gar nicht um Philoſophie« (ausgenommen doch wohl, um ſie als ketzeriſch und revolutionär zu verdächtigen?) »und habe ſeit nun faſt eilf Jahren kaum einmal in einem Buche philoſophiſchen Inhaltes geleſen,« »die Natur hat mich dazu verdorben, Mitglied einer Philoſophenſchule zu ſein,« »Hegel's Lehre habe ich nie vollſtändig und nie im ſtrengen Zuſammenhange kennen gelernt noch kennen lernen wollen.« Was heißt aber anders Dilettantismus, als gerade dies, daß man zwar etwas davon kennt, aber nicht intim »die ganze Sache« kennt, daß man dazu geht, ohne den eigentlichen Beruf und »die rechte Fähigkeit« zu haben, daß man z. E. Bilder malt, die eigentlich keine ſind, oder wie Leo Philoſopheme aufbringt, die ebenfalls eigentlich keine ſind, Begriffe münzt, die man nicht begreift, oder »von E. M. Arndt« ohne gehörige Prüfung annimmt, »ſeit eilf Jahren kein philoſophiſches Buch geleſen hat« und gerade die neueſten philoſophiſchen Beſtrebungen als ſtaatsgefährlich denuncirt, Hegel nicht minder lückenhaft ohne eigentliches Talent und ohne rechtes Verſtändniß kennt, und doch Hegel von ſeinen Schülern, der »junghegelſchen Rotte,« unterſcheidet? Leo gebe es an, worin ich von Hegel abweiche und wenn er es nicht vermag, wie er es denn nicht vermag, ſelbſt darin nicht, daß bei den Worten und Briefen des Apoſtels Paulus die Entwickelung des Geiſtes nicht habe ſtehen zu bleiben, wenn er es nicht vermag — ſoll ich es ausſprechen? — Nein, ich mag es nicht — ich ſchäme mich in ſeine Seele hinein, er iſt ein Narr ſeines Aergers und ſelbſt im *Denunciren ein Dilettant*, er blamirt ſich, ſtatt mir zu ſchaden, wie ich denn überhaupt über *die* Gunſt oder Ungunſt erhaben bin, die ſich etwa eine ſolche unwiſſende Verdächtigung zu Herzen nehmen könnte. Ich bin ein freier Bürger eines freien Landes, ich bin ein Preuße, der ſein Recht und ſeine Pflicht kennt, ich halte ſie meiner Stadt und dem Staate. So iſt kein Menſch auf Erden, der mich mit Gunſt oder Ungunſt ſtrafen könnte, davor ſchützt mich des Königs Majeſtät und des Landes Geſetz und Verfaſſung.

Leo giebt zu verſtehen, er habe in dem Sendſchreiben nicht die Philoſophie in ihrer wahren Geſtalt und nicht die *ächten* Hegelianer angegriffen, ſondern »dieſes Unkräuticht der junghegelſchen Rotte,« er nimmt namentlich Hegel ſelbſt und den Herrn von Henning aus. Das iſt eine elende, perfide Ausflucht, die ich nicht gelten laſſe und die nicht mehr gemacht werden kann. *Was er geſchrieben hat, das hat er geſchrieben.* Im Texte des Sendſchreibens hat er ſchlechtweg »die Begriffe und die Terminologie der Philoſophie als ſchädlich« bezeichnet, d. h. die Philoſophie ſelbſt, nicht, mit dem erſt in der Wuth über mich gemünzten Denunciantenterminus, »die *junghegelſche* Rotte,« »das Unkräuticht« und ſo weiter. Es iſt auch ganz und gar nichts anderes zu machen, als daß ihr dabei bleibt, die Philoſophie ſelbſt anzugreifen. Denn daß ihr keinen Unterſchied machen könnt, ohne die Sache zu kennen, iſt ein ſo geringer Grad von Beſinnung und Vernunft, daß ſelbſt *ihr* auf die Länge euch deſſen ſchwerlich werdet entſchlagen können, um allerwenigſten aber dann, wenn ihr es wirklich zu einer Verfolgung brächtet; denn jeder Referendarius in Preußen müßte euch gleich im erſten Verhöre fragen, worin denn die *ſchädlichen* von den *unſchädlichen* Hegelianern abweichen? Alſo ſtudirt nur vorläufig Logik, ich will euch allenfalls ſelbſt gegen anſtändiges Honorar Unterricht darin ertheilen, und dann nehmt eure Pläne wieder auf. Aus der tiefſten Unwiſſenheit der Philoſophie heraus könnt ihr ſie aber nicht verklagen, und wenn ihr einen Unterſchied machen wollt zwiſchen Philoſophen, ſo reicht dazu der *Name* Althegelſch und Junghegelſch nicht aus, ſondern ihr müßt Hegel's Bücher und alle Bücher der »junghegelſchen Rotte« ebenfalls geleſen haben und verſtehen. Aber Leo »iſt unfähig.« — Nun denn: si tacuisses philosophus mansisses.

Tiefer will ich Leo's Vorwort nicht treten, zumal da dies ſchon ſo ziemlich der Grund eines höchſt verdorbenen Moraſtes iſt, in den wir ihm gefolgt ſind, nämlich eine ſo unberechtigte und verbiſſene, aber ohnmächtige Anklage. Die Nation wird ihm dieſe nicht unter ſeine rühmlichen Thaten ſchreiben. Aber Leo iſt ein Hitzkopf und ſchreit Manches heraus, was man wieder vergeſſen muß, ſo auch hier. Dies iſt ein trübes unglückliches Weſen. Da ich nun meines Zeichens kein Freund der Trübung bin, ſo will ich ihm hier ſchließlich zur Erheiterung noch eine Geſchichte erzählen. Ich kenne eine alte Frau in Pommern, die Morgens um 5 Uhr aufſteht und den ganzen Tag hindurch Chroniken lieſt, vielleicht daß auch einige Hundert »von den vielen Tauſend Bänden niederländiſcher Geſchichten« an ſie gelangt ſind, die auch Leo, wie er verblümt zu verſtehen giebt, geleſen hat. Die alte Frau lieſt nun ſchon viele Jahre, und ſie theilt jedem eifrig davon mit, der ihr Rede ſteht; aber es iſt ſeltſam mit den Geſchichtsquellen: ich weiß, daß die Frau vor eilf Jahren ſchon eben ſo geſcheut war als heute, und ich habe ihr oft verſichert, wenn ſich ihre Kenntniſſe nicht zur Weisheit erhöben, ſo käme das lediglich daher, daß ſie in dieſen eilf Jahren niemals in einem philoſophiſchen Buche geleſen. Aber die Frau lacht mich aus und philoſophirt fort »wie der Krebs im Theer,« ſagte der Kreisrichter, ihr Nachbar und Freund.

2. Das politiſche Wochenblatt gegen die halliſchen Jahrbücher.

Man hätte denken ſollen, nachdem die Taktik der Jeſuiten durch den Kaplan Michelis verrathen und nachdem dieſer Verrath durch die Staatszeitung zur öffentlichen Kenntniß gebracht worden, alſo nachdem nun die Regierung erklärt hat, daß ſie die Taktik kenne und als perfid kenne, wenn man mit dem Geſpenſt einer in Ausſicht geſtellten, einer nahe bevorſtehenden Revolution ſie ängſtigen und ſo in Parteizwecke hineinängſtigen wolle, — man hätte denken ſollen, nachdem hiermit die Taktik des berliner Wochenblattes actenmäßig nach ihrer wahren Geſtalt ermittelt worden iſt, daß dieſe Jeſuitenableger nun nicht mehr die Stirn haben würden, mit demſelben verrückten und treuloſen Feuergeſchrei noch einmal hervorzutreten. Man hätte denken ſollen, das ganze bodenloſe Inſtitut wäre am Ende, als ſeine geiſtreichſten Mitarbeiter, die Katholiken, Görres, Jarcke, Phillips es verließen, J. Görres in offene Fehde mit dem Staate trat und Leo den J. Görres für einen Revolutionär erklärte, als es offenkundig und bewieſen wurde, daß dieſer neueſte preußiſche Revolutionär aus den Reihen derſelben Menſchen hervorging, die nun ſchon ſeit Jahren unter der Firma gegen die Revolution zu operiren, uns eine prophezeihen. Ihr hattet gut prophezeihen, wenn ihr ſo am Heerde der tiefſten Unzufriedenheit ſaßet, daß euer

Freund und Genoſſe Joſeph Görres »den abſtracten Beamtenſtaat« haßte wie die Nacht, die Quellen der Jeſuiten kannte und dabei an das Zion ſeiner Wünſche, die Zerſtörung des proteſtantiſchen Preußens dachte. Was ihr jetzt für mächtige Unzufriedene unter euch habt, das weiß ich nicht, sine nomine vulgus; aber ſo viel weiß ich, daß ſie eben ſo wenig wie euer Freund Görres eure große Lüge einer bevorſtehenden Revolution wahr machen werden. Eine Revolution gegen Preußen, denn eine beſtimmte gegen was Beſtimmtes müßt ihr doch meinen, wäre die Vernichtung des Proteſtantismus und der freien Wiſſenſchaftlichkeit, der wirklichen geiſtigen Lebendigkeit, d. h. eine Vernichtung des wahren freien Geiſtes, der an unſerem Staate und ſeinen Geſetzen ſeine Geſtalt und Exiſtenz hat. Eine ſolche Revolution beabſichtigten allerdings wohl die Jeſuiten, die Freunde und Genoſſen des politiſchen Wochenblattes, und man begreift, weswegen ſie dieſelbe beabſichtigt; aber das politiſche Wochenblatt ſucht die freie Bewegung ſelbſt, unſere geiſtige Gegenwart in Staat, Religion und Wiſſenſchaft, wie ſie ein Verein der angeſehenſten und zum Theil hochgeſtellten Gelehrten Deutſchlands und Preußens gegenwärtig in den halliſchen Jahrbüchern darzuſtellen unternimmt, als die Urſache, als die Mutter einer bevorſtehenden Revolution zu verſchwärzen und dem Staate einzureden, daß es revolutionär wäre, wenn man ihn nicht, wie ſie, im kirchlichen, politiſchen und wiſſenſchaftlichen Leben als troſtlos ſchildert. Dies Unternehmen kommt zu ſpät, meine Freunde, denn die Revolution, daß ihr keine machen könnt, daß das Landrecht, der Beamtenſtaat, die Centraliſation, der Proteſtantismus, die freie Wiſſenſchaftlichkeit und ihre freie Discuſſion nicht abgeſchafft wird, daß ihr ſelbſt aber in die Verachtung geſunken ſeid, welche ihr verdient, die, iſt ſchon gemacht, ſie iſt aber nicht gegen, ſondern für Preußen. Die Proclamation der drei Miniſter bei Gelegenheit der cölner Wegführung iſt die Habeascorpusacte des preußiſchen Geiſtes, gegen die ihr erboßt genug ſeid; aber was iſt zu thun?

Ihr hättet eure Revolution fertig, wenn die Welt von der Stupidität des politiſchen Wochenblattes allein leben, wenn ihr die ganze Wiſſenſchaft, die mit euch nichts zu ſchaffen hat, durch eure Umtriebe erſetzen könntet. Ihr denkt, das wäre ſehr leicht, die preußiſche Regierung, meint ihr, könnte das politiſche Wochenblatt nur zum Pandämonium der Literatur ernennen und alles Uebrige verbieten; aber, ihr guten Don Quixote's, euer Barbierbecken iſt kein Helm, und eure alte Roſinante, dieſe abgetriebene Revolutionsvogelſcheuche, iſt kein Pegaſus; eure Angeberei iſt kein Schwert des Geiſtes und euer Gewäſch keine Macht der Philoſophie. Seid froh, wenn ihr in euren eigenen Hoſen bleiben könnt und die Welt nicht zu regieren habt, die ihr nicht verſteht, vielweniger mit eurem Schlottergebein der fingirten Revolutionsangſt auszufüllen im Stande wäret. Die Wiſſenſchaft und in ihr die Gegenſätze des freibewegten Geiſtes, die Straußiſche Kritik und die Hegel'ſche Kritik der Straußiſchen Kritik, die Hegel'ſche Schule, die Savigny'ſche, die Schleiermacher'ſche, der Rationalismus, der Pietismus, alles was ein Princip hat und herausarbeitet, — das Alles hat ſcharf, ſchroff vielleicht, ſich auszuarbeiten, ſeinen Gegner zu ſuchen und durch die ganze Bewegung die Arbeit des Zeitgeiſtes zu leiſten. Was wollt ihr? den halliſchen Jahrbüchern verbieten zur Erſcheinung dieſer Arbeit, zum Bericht, zur plaſtiſchen, zur kritiſchen Darſtellung dieſes Proceſſes ein weſentliches Organ herzugeben? oder noch gründlicher, dieſe ganze Arbeit verbieten und eure Bornirtheit zur Regel des Geiſtes machen? Nehmt die Sonne vom Himmel, das iſt leichter, als dieſer Tollhausplan, den ihr ſehen laßt.

Die Aufgabe der Wiſſenſchaft iſt es, den Geiſt, alſo auch Religion und Staat zu erkennen, wie er iſt und geworden iſt, *nicht wie er ſein wird oder ſein ſoll.* Die Jahrbücher wollen eine Darſtellung dieſer werdenden Erkenntniß durch dazu eigens tauglich ſcheinende Formen herbeiführen. So iſt es nirgends ihre Aufgabe und nirgends ihre Abſicht, für die Zukunft zu ſorgen in dem Sinne des berliner politiſchen Wochenblattes, welches geiſtiggrün auf der Laubfroſchleiter ſitzt und anſagt, was es für Wetter werden wird, *was ſein ſoll und was gut wäre.* Dieſe Kategorie des *Sollens* dieſer albernen Aenderungs-, Abſetzungs- und Unterdrückungspläne iſt nicht unſere, nicht die wiſſenſchaftliche Art. Aber das iſt unſer Recht und unſer Amt, daß wir überall, was vom Geiſte herausgearbeitet worden, das Wirkliche, den *beſtehenden* Staat, die *beſtehende* Religion, die *beſtehende* Wiſſenſchaft erkennen und ſolche Erkenntniß zu Tage fördern. Wir hätten es nicht unternehmen können, mit dieſer Erklärung, wie wir es gethan, die Jahrbücher *den* deutſchen Gelehrten, welche ſich zu Mitarbeitern bekannt, vorzuſchlagen, wenn wir nicht gewiß gewußt hätten, daß dieſe Beſtrebung nur mit dem Sinne, dem Weſen und den Geſetzen des Staates und der Religion übereinſtimmte. Ich habe darauf in vielen Aufſätzen das Einſeitige, das Ausgeartete, z. E. Heinrich Heine's und Heinrich Leo's ſehr verſchiedenartige, aber gleich willkürliche und haltungsloſe Richtung bekämpft, ich habe gern Aufſätze aufgenommen, welche die Frömmigkeit, z. E. Dräſeke's, ehrten, welche die Begriffe erfaßten der wahren Kirche und des Cultus, wie wir Proteſtanten ſie erreicht haben, und wie dieſe z. B. die unvergleichliche Recenſion Vatke's über Rothe rechtfertigt, ich weiß, daß namentlich dieſe Vatke'ſche Recenſion über Rothe's Buch der höchſte Triumph des freien chriſtlichen Geiſtes über ſeine Drangſale der Zweifelbarkeit iſt, ich habe endlich ſelbſt unſere »hochgebildete religiös und politiſch nicht genug zu preiſende Gegenwart« in Schutz genommen gegen die Anklagen namentlich eurer hypochondern, unklaren und verwerflichen Reden, ich habe bei der Gelegenheit Preußen als den Träger und die Geſtalt des freieſten Geiſtes mit dem innigſten Gefühle ſeines Werthes und meines Glückes, in dieſer Zeit und dieſem Lande zu leben, anerkannt, und ich wiederhole den Ausdruck dieſer Erkenntniß und dieſes Gefühls. Was iſt nun hieran zu verdächtigen? Ich habe aber auch Gelehrte zu Mitarbeitern aufgefordert, die keine Hegelianer, ja, die in Divergenz mit Hegel ſind, namentlich Strauß und den genialen Viſcher, auf deſſen rationaliſtiſchen Aeußerungen jetzt Hengſtenberg Zeter ſchreiend herumreitet, namentlich Carové, deſſen Humanismus und deiſtiſche Ideale nicht im Sinne der Hegel'ſchen Religionsphiloſophie ausfallen; aber dieſe Standpunkte ſind höchſt gebildete Standpunkte der Gegenwart und zur Darſtellung derſelben weſentliche Momente. Die Jahrbücher für deutſche Wiſſenſchaft und Kunſt ſind keine Dogmatik und kein Katechismus, keine Lehre und kein Geſetz, ſondern Darſtellung der gegenwärtigen Entwickelung, in welcher die theologiſche Hauptbewegung um die Straußiſche Kritik ſtatt findet. Daher das Eingehen auf dieſelbe, und ebendaher wird nächſtens die Kritik den weiteren Proceß machen, nicht daß ſie Straußen ins Gewiſſen redete, wie Hengſtenberg und ſein Ableger im politiſchen Wochenblatte, ſondern daß ſie ſeinen Standpunkt wiſſenſchaftlich unterſucht. Strauß ſelbſt wird ſich am allerwenigſten dieſem Proceſſe entziehen, und es iſt von höchſtem Intereſſe, wie er darauf eingehen wird.

Um dieſe alſo verlaufende Literaturbewegung, die freilich die practiſch-politiſche und ins Gewiſſen ſchiebende Verketzerung durch ihr bloßes Daſein ſchon als die entſchiedenſte Rohheit darſtellt, zu beſeitigen, was thut das politiſche Wochenblatt? Es ſagt: *wir haben eine Revolution zu erwarten*, wir haben eine *preußiſche* Revolution zu erwarten, wir haben die preußiſche Revolution von der »*junghegelſchen Rotte*« zu erwarten. Ferner: Wie die Verbreiter der Lehren Montesquieu's, Rouſſeau's, Voltaire's, die in Flug- und Zeitſchriften an die Maſſe des Volks gelangten, Urſache der Revolution in *Frankreich* waren, ſo werden die »junghegelſchen Journaliſten und Schriftſteller« Urſache der Revolution in *Preußen* werden. »*Weil anfangs die Zeitſchriften, dieſe Organe des Volkes in ihrer Erſcheinung zu gering waren, achtete die* (franzöſiſche) *Regierung ihrer wenig oder gar nicht, und ſie erlebte das Grauenvolle.*« Alſo könnte ein altes Weib, welches die Karte darauf ſchlüge, das *Grauenvolle*, wenn es geſchehen ſoll, abwenden, alſo kann das politiſche Wochenblatt, wenn man ihm nur glaubt, die *preußiſche Revolution*, die es kommen ſieht und die es die Stirn hat, dem Staate ins Angeſicht zu prophezeihen, abwenden. Das iſt ſo ſtupid, daß es ſpaßhaft wird. Der anonyme Verf., der ganz à la Hengſtenberg alles auf »Tholuck's Anzeiger,« »Chriſtenverfolgung,« »Chriſtushaß,« »Irreligioſität,« »chriſtliche Juden und Heiden« u. ſ. w. zieht, iſt ein altes Weib, welches ſeine Zigeunerröcke zur Maske der Anonymität vors Geſicht nimmt, und dem Publikum in ſeiner traurigſten Blöße ſeine Wahrheit zeigt und die Zukunft ſehen läßt, denn es hat die Schamloſigkeit noch nicht ſo weit getrieben, daß es mit offenem Viſir hervorträte. Aber dieſe verhüllte ſchmähliche Geſtalt will *fromm*, will allein die *eigentlich fromme* und *chriſtliche* Geſtalt ſein; wie iſt es möglich, daß dieſe Frömmigkeit es vergeſſen konnte, daß Gott die Welt regiert, und daß die Revolutionen der Geſchichte, die unzähligen blutigen und unblutigen ſtaatlichen, religiöſen, ſittlichen und wiſſenſchaftlichen Umwälzungen ſeine Gerichte ſind? Die ungeheure Weltbewegung, der Orkan der franzöſiſchen Revolution, der durch die Flammen Moskau's, durch die Schneegefilde Rußlands, durch die Wüſten Aegyptens, durch die Gauen des deutſchen Vaterlandes zerſtörend und bildend umherfuhr, abgeſehen von alle dem, was er in den romaniſchen Ländern ergriff und niederwarf, und was ihm mit neuem, reinerem Geiſtesodem gefolgt iſt, oder in wüſter Wallung noch jetzt folgt in Spanien und Portugal z. B., — dies Ungeheure, wer hat es gemacht? Das politiſche Wochenblatt antwortet: »Die Journaliſten und Flugſchriften, welche einzelne halbwahre und jeder Deutung fähige Sätze aus den Schriften jener Männer (Voltaire's u. ſ. w.) herausnahmen, dieſe Stücke von Esprit mit dem Waſſer ihres Kleingeiſtes und der Lauge ihrer Bosheit verſetzten und ſo dem Volke darboten,« d. h. die dummen Jungen haben es gethan mit Rouſſeau's Pudelmütze und Voltaire's Allongenperücke, mit den mißverſtandenen Gedanken ſich ſelbſt mißverſtehender Verirrter, die ſie wie Perückenſtaub der Schafheerde der Franzoſen in die Augen geklopft. — Welch' ein Normalunſinn! welch eine bodenloſe Albernheit!

Ihr werdet mir wohl antworten, die Revolutionen der Geſchichte zu begreifen, das ſei nicht eure Aufgabe, ihr hättet ſie nur zu prophezeihen, ebenſo wie der Laubfroſch das Wetter nicht begreift, das er verkündigt. Lieben Freunde, ſo wenig Vernunft ihr immer habt, es iſt doch immer dies Wenige euer Unterſchied vom Laubfroſche. Ihr nehmt es mir alſo nicht übel, wenn ich in meiner Kritik euch immer auf dieſen euren Begriff, auf die Vernunft, ziehe, denn ſo ſchlecht ihr auch dabei fahrt, nur das iſt eure Ehre und eure Wahrheit.

Die perfide Recenſion macht es mir zum Vorwurfe der revolutionären Geſinnung, daß ich gegen Leo geltend gemacht, er müſſe die Revolutionen in der Geſchichte, als die nothwendigen Abſtoßungsknoten der Geiſtesentwickelung begreifen, es ſei nicht gegen die Revolutionen zu ſchreien und zu ſchimpfen, ſondern ſie ſeien in ihrem jedesmaligen Principe zu begreifen. Meine Worte ſind: »Niemand projectirt, niemand macht, niemand hindert eine wirkliche Revolution, ſie wird nicht gemacht, ſie macht ſich,« d. h., wenn ſie eintritt, ſo iſt dieſe Gewaltſamkeit der Entwickelung hiſtoriſch nothwendig. Wird man aber die Entwickelung nicht aufgehalten und gehemmt, im Gegentheile hat der Staat das reformirende Princip, wie Preußen, ſo giebt es keine Nothwendigkeit, ja nicht einmal eine Möglichkeit der Revolution. Und dieſe Anſicht ſoll revolutionär ſein? Die neueſte durchgreifende Umgeſtaltung, die Preußen erfahren hat, iſt die vom Anno 1806 beginnende völlige Abſtreifung der veralteten Lebensformen, die zunächſt der äußeren Gewalt wichen und den Staat in die härteſte Prüfung brachten. Hier zeigte ſich aber die innere Energie des Staates, der in dem Principe der freien Entwickelung ſteht. Er gab das erſte Beiſpiel in der Geſchichte, daß ein Volk die verlorene welthiſtoriſche Geltung aus ſeiner inneren Regeneration heraus wieder erobert. Das geiſtige, das wahrhaft berechtigte Princip war nicht das Napoleoniſche Frankreich, ſondern Deutſchland in Preußen, der Freiheitskrieg hat dieſen welthiſtoriſchen Beweis geführt, und wir Spätergebornen genießen die Ehre unſerer Väter. Aber nicht wahr, ihr Laubfröſche, auch die Schlacht von Jena würdet ihr verhindert haben, hätte man euch nur damals auf die Leiter ins politiſche Wetterglas geſetzt, welches jetzt alle Potentaten vor dem Fenſter ſtehen haben? Nun kann man ſich aber auch ruhig zu Bett legen und ſicher ſein, daß nichts Unrechtes paſſirt. Aber wie iſt es mit den Jeſuiten in Cöln, wie mit Joſeph Görres, wie mit Hannover? Da hättet ihr nun doch bei Zeiten dreinfahren und dieſe Uebelſtände nicht einreißen laſſen ſollen.

Armes Volk, von nämlicher Kümmerniß gepeinigt!
Wer hat das Glas in jenen Tagen etwa nicht gereinigt?

Revolutionen werden von Einzelnen weder gemacht, noch gehindert, und gerade am wenigſten von den Betheiligten vorhergeſehen. »Da zeigt ſich denn die Macht des Geiſtwüchſigen, fahre ich fort, das weltverzehrende Feuer, das wohl nicht ausgebrochen wäre, wenn die Ergriffenen gewußt hätten, wo es glimmte, das aber die am wenigſten merken, deren Kleider die Funken verſchleppen.«

So ſchreibt ein Privatdocent über die Revolution, ſagt die Zigeunerin, und meint, ärger könne ich mich ſelbſt nicht anklagen. Hier wäre nun der Ort geweſen zu zeigen, daß dieſe Auffaſſung der welthiſtoriſchen Revolutionen nicht richtig iſt; denn ſonſt hat der Privatdocent ganz Recht, wenn er ſo ſchreibt, und er wiederholt es, daß die Betheiligten es am wenigſten wiſſen, oder hat etwa Leo X. und Tetzel gewußt, welche weltverzehrende und papismusſtürzende Funken aus dem Ablaßkaſten ſprühten, den er umherſchleppte, in welches Fegefeuer die ſtagnirte Welt gerade durch dieſes Loskaufen aus dem Fegefeuer ſich ſtürzen würde? oder ihr, habt ihr es gewußt, daß J. Görres der Revolutionär wäre, für den H. Leo ihn jetzt erkannt hat? habt ihr gewußt, ihr klugen Verhüter der Revolution, daß ihr ſelbſt die Funken verſchleppt, die eben jetzt ausgetreten worden ſind durch die Wegführung der Jeſuiten? habt ihr es gewußt, daß ihr bei der Gelegenheit in den Koth getreten werden würdet, in welchem ihr jetzt ſitzt?

Es leuchtet jedem Menſchen von ſelbſt ein, daß die von mir angeführte Stelle über das Weſen der Revolutionen nichts weniger als gegen den preußiſchen Staat, daß ſie vielmehr durchaus für ihn iſt, wie ich denn dies in der Recenſion über Leo's Sendſchreiben näher ausgeführt habe. In Politicis iſt dieſer theologiſche Recenſent das Anklagen wohl noch nicht recht gewohnt, auch bieten die Jahrbücher dazu keinen Stoff dar, denn was ſich ja auf die politiſche Gegenwart einläßt, etwa die Vertheidigung des preußiſchen Landrechts in Nr. 159 ff. und alles Uebrige dergleichen iſt ſo wenig zur Anſchwärzung zu gebrauchen, daß es vielmehr die eclatanteſte Rechtfertigung der Gegenwart ſowohl als unſerer Auffaſſung derſelben iſt. Der Verläumder der halliſchen Jahrbücher hält ſich daher mehr im Allgemeinen an das Wort »Freiheit,« und wenn die Jahrbücher dieſe ausdrücklich in das preußiſche Landrecht, in den centraliſirenden Beamtenſtaat, in deſſen kirchliche und wiſſenſchaftliche Gegenwart ſetzen, ſo giebt das politiſche Wochenblatt zu verſtehen, »das ſei nicht ehrlich gemeint, vielmehr hätten die Jahrbücher noch eine zukünftige beſondere Entwickelung im Auge, obgleich ſie die gegenwärtige, wie ſie wirklich und beſtehend iſt, im Munde führen.« Wie man eine ſolche Anklage nennt, daß man Urſache hat, ſich das Geſicht zu verhüllen, wenn man ſie vorbringt, das weiß Jedermann in Deutſchland, der Ehre im Leibe hat, das wiſſen ſelbſt die, welche nur Perſidie und Nichtswürdigkeit treiben, denn ſie verhüllen ſich das Angeſicht vor der Welt. Es wäre aber nicht weiſe, wenn ich nicht die eigenen Worte des unſaubern Geiſtes herſetzte: »Hegel, ſagt er, hätte ſelbſt weſentlich zur wiſſenſchaftlichen Ueberwindung falſcher Staatstheorieen mitgewirkt; aber ſeine Schule würde immer mächtiger und unter ſeinen Schülern ſeien die in den Jahrbüchern auftretenden von der linken Seite mit Strauß an ihrer Spitze, die gefährlichen.« Ich habe oben bei Leo dieſen Unterſchied zwiſchen den Hegelianern, den Leute aufzubringen ſuchen, die nichts von der Sache verſtehen, ſchon abgewieſen und auch ſchon erklärt, warum die Jahrbücher keine einſeitige Parteirichtung, ſondern die erſcheinenden Gegenſätze darſtellen müßten. Das politiſche Wochenblatt fährt nun ſo fort: »Die Grundmauer alles hiſtoriſch Gewordenen[*] und durch die Sitte Geheiligten anwühlen[**], den Glauben verachten und das Wiſſen predigen[***], die Gediegenheit aber des wirklichen Wiſſens von Thatſachen verhöhnen[†], dem Staate das Princip ihrer ſelbſtiſchen Freiheitsmanie unterlegen und dadurch ihn gewinnen wollen, als ſeien ſie ſelbſt die Vernunft und Wahrheit, das ſind die Zwecke und Beſtrebungen dieſer unruhigen linken Seite.« Aber, ihr armen Schächer, behauptet denn der preußiſche Staat unfrei zu ſein oder iſt er etwa mir nicht gewonnen, der ich ſeine Freiheit und ſeine Segnungen genieße, der ich ſein loyales und ſeine Gedeihlichkeit erkennendes Mitglied bin, oder bin ich nicht die Vernunft und die Wahrheit, wenn ich in dem Geſetze des Staates, in der Sitte des Landes, in der Religion des Proteſtantismus mich ſelbſt, mein eignes Princip wiederfinde? Hier iſt nichts zu machen, ihr Ankläger, denn ſo wie es iſt, ſo iſt es recht, ſo wie es gemacht wird, ſo muß es gemacht werden.

---

[*] Doch wohl nicht den Beamtenſtaat, Preußen und den Proteſtantismus.

[**] Hier z. B. die Sitte der Verläumdung.

[***] Den Glauben allerdings hat man zu verachten, der nicht gewußt werden kann.

[†] Nun wiſſen wir plötzlich das wirkliche Wiſſen. Es enthält Thatſachen, das Kennen alſo iſt gediegener und wirklicher, als das Erkennen, z. B. des Hundes Kenntniß von ſeinem Herrn iſt gediegener, als des Herrn Begriff vom Hunde. Welche Klippſchule hat dieſe neue Erkenntnißtheorie auf ihrem Gewiſſen?

Gegen das Ende der Anklage wird richtig geſagt: »Wer da meint, Hegel habe das Chriſtenthum auflöſen und eine neue Stätte des nachdächtigen Geiſtes bereiten wollen, der hat ihn nie verſtanden.« Dann wird aber unrichtig hinzugeſetzt: »Er hat, wie jeder Philoſoph, die Welt und ihren Geiſt nach ſeiner Weiſe begriffen, und es iſt gut, Philoſophie, ja auch noch ſeine Philoſophie zu treiben zum Anfange in höhere Studien,« ohne Zweifel in die hündiſche »Wirklichkeit des Wiſſens von Thatſachen!« — Wo hat dieſe ſchäbige Recenſentengeſtalt von der Aufgabe der Philoſophie gehört, und wie kann ſie ſich vermeſſen, ein Wort über Hegel mitzureden aus ſolchen Phantaſieen? Der Schluß faßt ſodann die ganze Klage gegen die halliſchen Jahrbücher in eine Suppe zuſammen, welche alle verdächtigen Wörter, die es in Deutſchland giebt, ſo zuſammenquirlt: »Unſere Charakteriſtik ſchließt mit dem Urtheile, daß die Tendenz der bedeutendſten Aufſätze der Jahrbücher (ſollte der Leo'ſche über Ellendorf nicht darunter gehören?) eine auflöſende, unchriſtliche, unruhige, jungdeutſchliche ſei, freilich letzteres mit dem Vorzuge einer ſcheinbar wiſſenſchaftlichen Form.«

Die Zeiten haben ſich geändert. Als ihr 1830 oder kurz drauf das Schild erhobt gegen die unverſchämt andringende franzöſiſche Bewegung, die uns in Preußen nicht ergreifen durfte, da hattet ihr einen vernünftigen Operationsboden, es konnte erwünſcht ſcheinen, daß dem Trubel und dem unverſtändigen Gelärme entgegengetreten würde. Als ihr aber mit den verlaufenden Waſſern euch nicht ſelbſt verlaufen wolltet und nun auf dem Trocknen immer noch über Waſſer ſchrieet, da mußtet ihr das Trockne ſelbſt, den eigentlichen Boden der Gegenwart, die gegenwärtigen Inſtitutionen, die ihr anfangs zu ſchützen ſchient, für Waſſer halten, alle Folgen der franzöſiſchen Bewegungen, alle modernen Verfaſſungsmomente, die dadurch veranlaßt oder daraus entſprungen ſind, ja endlich ſogar die Reformation und ihre Folgen ſchien euch gegen das eigentlich Poſitive zu ſein. So — von dem Katholiken Jarcke geſtiftet und von der katholiſirenden Richtung getragen — kamt ihr auf die Oppoſitionsſeite und verlort allen Halt innerhalb unſerer eigenthümlichen, heimiſchen, preußiſchen, deutſchen Welt, die ihr nicht verſteht. Dies iſt euer Urtheil. Der Kern eurer Mitarbeiter hat euch verlaſſen, eure Legitimität iſt durch die Katholiken compromittirt, und die künftige, die nur prophezeihte Revolution iſt nichts als die unvorſichtige Aeußerung eurer Unzufriedenheit mit der Gegenwart, denn woher ſollte die Revolution der Zukunft kommen, anders als aus einer verderbten Gegenwart? Nicht aus der literariſchen Verderbtheit, nur aus der von Staat und Kirche ſelbſt könnte ſie kommen. Wie lange werdet ihr noch fortfahren können mit dieſem Gerede? Es iſt ein Zeichen der freien Diſcuſſion, daß ihr noch exiſtirt. Ein anderes Intereſſe habt ihr aber nun nicht mehr, als welches etwan ein Schaf mit zwei Köpfen, ein Hund ohne Gebiß, ein Haſe ohne Hinterläufe oder eine ähnliche Mißgeburt hat, welche darum intereſſant iſt, daß ſie dem Begriffe zum Trotz exiſtirt. Die halliſchen Jahrbücher erkennen alſo das verwirrte und verwirren ſollende, rein practiſche Treiben des politiſchen Wochenblattes, den ganzen von Haller'ſchen Wuſt nicht als Ferment der Gegenwart an. Es iſt practiſch und wiſſenſchaftlich längſt überwunden, dieſe Denunciation aber zurückzuweiſen, war ich mir ſelbſt und der Ehre der Mitarbeiter an den Jahrbüchern ſchuldig.

Zum Schluß nun will ich auch euch, obgleich ihr es eigentlich nicht verdient, daß man auf euer Beſtes denkt, noch eine Geſchichte erzählen, die ich eben in den »humoriſtiſchen Blättern des Herrn von Kobbe in Oldenburg« leſe: Ein alter holländiſcher *Oelmüller* fragte ſeinen Nachbar, den Notar, um eine Inſchrift auf ſein neues Haus. Der Notar ſchlug ihm vor aus den Sprüchen Salomonis: Beter is een gode name dan gode olie. Allein der Oelmüller hielt dies doch für undankbar gegen die Quelle ſeines Reichthums, das Oel, änderte alſo den Spruch dahin ab: Gode olie is beter dan een gode name (gutes Oel iſt beſſer als ein gutes Gerücht). Als ihr noch die Hoffnung nährtet durch eure Verdächtigung zu einträglichen Aemtern zu gelangen, konntet ihr euch mit der Möglichkeit eines guten Oels über ein gutes Gerücht tröſten; nun aber davon in keiner Weiſe mehr die Rede ſein kann, daß ihr hoffnungsvolle junge Leute wäret, nun ihr geholt und bezahlt ſeid, nun, dächt' ich, thätet ihr klüger den Spruch wieder herumzudrehen, ehrliche Leute, nicht anzuſchwärzen und über eure Thüren zu ſchreiben: »Ein gutes Gerücht iſt beſſer, als gute Salbe.«

4.

Die proteſtantiſche Reaction, Leo und Hengſtenberg gegen die Philoſophie.

1) *Die Hegelingen.* Actenſtücke und Belege zu der ſogenannten Denunciation der ewigen Wahrheit, zuſammengeſtellt von Dr. Heinrich *Leo*. Motto: Secundus abusus sermonis est, quando homines verbis utuntur alio sensu, quam ad quem ordinata sunt, atque ita decipiant alios. Hobbes Leviathan. 4¼ Seite Originaltext, 39¾ Seiten aus Büchern und Zeitſchriften abgedruckt. Halle, 1838. Bei Eduard Anton.

2) Evangeliſche Kirchenzeitung, Nr. 69., wider die Halliſchen Jahrbücher *).

Die Klage aus Nr. 2. hat zum Motto Jeſaias 34, 13—15, welches alſo lautet:

> 13. Und werden Dornen wachſen in ihren Paläſten, Neſſeln und Diſteln in ihren Schlöſſern, und wird eine Behauſung ſein der Drachen und Weide für die Straußen.
>
> 14. Da werden unter einander laufen Marder und Geier und ein Feldteufel wird dem andern begegnen, der Kobold wird auch daſelbſt herbergen, und ſeine Ruhe daſelbſt finden.
>
> 15. Der Igel wird auch daſelbſt niſten und legen, brüten und aushecken unter ihrem Schatten, auch werden die Weihen daſelbſt zuſammen kommen.

Mit welchem Intereſſe müſſen die Alten und die Jünglinge von der evangeliſchen Kirchenzeitung in Zukunft die Igel, die Feldteufel, die Marder, die Straußen, die Drachen und die übrigen wilden Thiere betrachten, wenn ſie nach Erfüllung dieſer Weiſſagung nun in jeglichem derlei Vieh einen verwandelten Philoſophen erblicken. Aber ich wundre mich, daß unſer Eberjüngling in ſeinem Zorn nicht lieber auf Jeſaias 13, 13—18 verfallen iſt, welche Stelle wörtlich alſo lautet:

> »Darum will ich den Himmel bewegen, daß die Erde beben ſoll von ihrer Stett durch den Grimm des Herrn Zebaoth und durch den Tag ſeines Zorns. Und ſie ſoll ſein, wie ein zuſcheucht Rehe und wie eine Heerd' ohne Hirten, daß ſich ein Jeglicher zu ſeinem Volk heimkehren und ein Jeglicher in ſein Land fliehen wird. Darum daß, welcher ſich da finden läſſet (in den Halliſchen Jahrbüchern), erſtochen wird, und welcher dabei iſt, durchs Schwerdt fallen wird; denn ſiehe ich will die Meder (das wäre dann Leo und die Hegelingen) über ſie erwecken, die nicht Silber ſuchen noch nach Gold fragen, ſondern die Jünglinge (»die junghegelſche Rotte«) mit Bogen erſchießen (oder nach Leo: »die allen Hegelianern wie Haſen hinter die Ohren ſchießen«) und ſich der Frucht des Leibes nicht erbarmen noch der Kinder ſchonen.«

---

*) Dem Vernehmen nach iſt der Verf. dieſer Chrie gegen die Hegel'ſche Philoſophie ein halliſcher eben von der Univerſität entlaſſener noch nicht examinirter Probejüngling, ſo daß Hengſtenberg ſelbſt als

Leo's Motto aus Hobbes wendet ſich nicht an den jüdiſchen Gott des Zorns und an den Grimm des Herrn, klagt vielmehr nur über die ſchwierige und unverſtändliche Sprache der Philoſophie, deren dunkler Sinn ihm Unheil zu weiſſagen ſcheint, und ich hätt' ihm daher rathen wollen folgendes eindringlichere Motto zu wählen:

Chor der Verſälteſten:
Gnädig ſeid, ihr Götter gnädig, wenn ihr meinem Vaterland
Mit den dunklen unverſtandnen Stimmen eine Schickung
bringt!
Mit den Frommen laßt mich wohnen, nicht des Frevlers
Gegenwart
Mich mit böſem Lohne büßen!

Sophokles Oedipus in Kolonos,
überſetzt von A. Ruge.

So ſind ſchon »die alten Heiden klüger geweſen,« als die heutigen Regierungen, welche auch ganz ſchrecklich dunkle Philoſopheme *) ohne ſich zu bekreuzigen ihren Gang gehen laſſen.

Leo's Broſchüre, welche das vorgeſchlagne Motto gewiß genommen hätte, wäre es dem Verfaſſer bekannt geweſen, iſt nun der Leviathan des Deus averruncus, dem die wilden Thiere jenes anderen Mottos, dieſe verwandelten Philoſophen, mittelſt der Handlung von Eduard Anton in den Rachen geliefert ſind, dergeſtalt daß Leo, was er in der Eile Anſtößigſcheinendes

---

Cenſor und Corrector dieſes wohlgeſinnten Exercitiums erſt die ächte Verdammungsweihe darein und darüber gegeben haben dürfte; wenigſtens bliebe es immer bedenklich, wenn Hengſtenberg dieſes hochgeſtellte Geſchäft einem mürriſchen der Philoſophie vernagelten Jünglinge, der zum erſtenmal den dürren Grauſchimmel der Verketzerung reitet, frei ſollte überlaſſen haben. Ich ignorire daher dieſes von Hengſtenberg durchlöcherte Individuum als ſolches und gehe auf den ſoliden Hintergrund, nämlich Hengſtenberg und den Geiſt der evangeliſchen Kirchenzeitung ſelbſt los.

*) In dieſem Punkte iſt übrigens die evangeliſche Kirchenzeitung andrer Meinung und erklärt, Alles zu verſtehen, was bis jetzt in den Jahrbüchern gedruckt worden iſt, wogegen ich mir einen beſcheidenen Zweifel erlaube.

und Ihmgottlosvorkommendes gefunden, aus einigen neuſten Schriften hat nachdrucken laſſen nebſt 4½ Seiten ſtockpietiſtiſcher Ein- und Ausleitung. Vom Verſtändniß oder von der Wiſſenſchaft aus iſt der Geſichtspunkt nicht genommen, ſondern vielmehr von dem Geſichtspunkt einer religiöſen Gedankenwelt, wie ſie etwan der ganz ſchlichte und einfältige Pietismus halliſcher Gewürzkrämer und Fuhrleute oder auch wohl weiblicher Mitglieder und Freunde der Conventikel zu faſſen im Stande ſein würden. Merkwürdig, wie ganz anders und ohne Gewiſſensbiſſe Hengſtenberg ſich cultivirt*) von Strauß die Eintheilung der Schule, von mir das beſſere Wort Hegeliter, von der neuen Literatur die artigen Späße, kurz von allen ſeinen Feinden die blanken Waffen der Fehde borgt, ſo weit ſein und ſeiner Mitarbeiter ſchwacher Arm ſie irgend zu regieren vermag; unbegreiflich alſo, daß Hengſtenberg aus ſeinem ſeinaufgeſtutzten und ganz modiſchen Verdammungskoſtüm und aus ſeinem Bewußtſein, wie nöthig ſelbſt der zornigſten Geſinnung zelotiſcher Frömmigkeit heut zu Tage einige Kultur ſei, dieſe Hegelingen, die im Sack und in der Aſche ſelbſt, mit Schande vor den Menſchen, die Käutze des Unheils verſcheuchen wollen, nicht widerrathen hat! O wie gut wäre in dieſer Angelegenheit eine Eiſenbahn zwiſchen Halle und Berlin geweſen, dieſes Werk einer gottvergeſſenen Induſtrie, die Hengſtenberg bis jetzt ſo ſehr verkennt, die aber auch der Verketzerungs-Induſtrie noch zu Statten kommen wird.

---

*) In dieſem Punkte denkt Leo nun wieder anders und verketzert die Kultur der Evang. Kirchenzeitung aufs Entſchiedenſte: vgl. Anmerk. zu S. 28, wo es heißt: »Wenn Göſchel und Bauer nun von der philoſophiſchen Größe des Hrn. Prof. Michelet ſo zurechtgewieſen werden, haben ſie nur eine gerechte Strafe dafür, daß ſie das Chriſtenthum gegen die Angriffe dieſer heidniſchen Philoſophie zu ſichern ſuchend, ſich ſelbſt zum Theil auf den Boden dieſer Philoſophie geſtellt haben. Es iſt wie wenn jemand die Revolution bekämpfen will mit den Waffen, die er der Revolution entlehnt. Gegen ſolche Leute wie die Hegelingen giebt es für den Chriſten keinen andern Kampf, als daß man ſie äußerlich, und ohne einen Zollbreit ihres Terrains anzuerkennen, abwehrt, wenn man ſie nicht mehr ignoriren kann. Für die innere Widerlegung ſorgen ſie dann ſchon hinlänglich von ſelbſt. Theils verſchlingen die Geburten der Hölle einander ohnehin, theils wird all ihr Denken, je ruhiger man es in ſich gewähren läßt, immer vollſtändiger Unſinn und Abſinn.« Damit wird Hengſtenberg geſtraft für die Worte, welche von ihm ausgegangen. Evangel. Kirchenzeitung Nr. 68.: »Der Glaube verſchmähe es nicht, von den gegen ihn ſtreitenden Philoſophen die Waffen, d. h. die Form zu nehmen oder nachzuahmen, und ſo den Feind mit ſeinem Rüſtzeug zur Unterwerfung zu zwingen.«

Wir behandeln dieſe Broſchüre von Leo nicht wegen ihrer Wichtigkeit und um ernſten Haders und großen Geſchreis willen, ſondern vielmehr darum, weil das Publikum erwarten kann, daß dieſe Angelegenheit, in einer leutſeligen Gemüthsverfaſſung beleuchtet, auch ihm zu einer harmloſen Befriedigung ausſchlagen möge, nicht aber mit Galgen und Rad das Ende gemacht werde, wenn es anders das Ende iſt.

Die Hegelingen ſind eine reſolute, reine *Ketzeranzeige*, und zwar iſt die Denunciation plaſtiſch herausgetreten, als eine *vierhändige* (was ich nicht auf die Affennatur ſecundärer Verketzerung, ſondern ganz einfach darauf gezogen wiſſen will, daß *vier* anzeigende *Hände* drin ſind); ſie ſind eine Anzeige, die eine plötzliche, höchſt überraſchende Rückkehr des Verfaſſers zu *philoſophiſchen* Schriften beweiſt. Alſo doch *ein* Erfolg, der den Halliſchen Jahrbüchern nicht abzuläugnen wäre! Nachdem Leo *eilf Jahre* die Sache unbeachtet hat hingehen laſſen, macht er ſich jetzt im zwölften wieder daran und ſtudirt das Allerneuſte, ein dickes mitunter ſehr klatſchhaftes Geſchichtsbuch von Michelet und ein ſtrenges Werk von Bayrhoffer: Idee und Geſchichte der Philoſophie. Er *zeigt* nun bei Michelet *mit vier coloſſalen Pietiſtenhänden*, die Herr Anton an den Rand hat malen laſſen müſſen, auf diejenigen Stellen, die er vorzugsweiſe für verrucht hält. So die erſte dicke Hand zeigt auf das Wort »Pantheismus« — hu! — die zweite auf den Satz: »Ewig iſt alſo allein das Denken, nicht der Leib und was mit deſſen Individualität zuſammenhängt.« Das Schauderhafte in dieſer Stelle erklärt Leo außer der Zeichenſprache auch durch »artikulirte« Töne, indem er ſagt: »Oder mit einfachen Worten: die individuelle Unſterblichkeit und Fortdauer der Seele nach dem Tode, der Glaube an welche gegenwärtig noch das ganze ſittliche Leben unſers Volkes durchdringt, iſt nach der Michelet'ſchen Auffaſſung der Hegel'ſchen Lehre von letzterer entſchieden abgewieſen und geläugnet, woraus denn nothwendig folgt, daß Chriſti Ausſprüche in dieſer Hinſicht abweichend interpretirt und Chriſti Auferſtehung und Himmelfahrt für Mythe erklärt werden müſſen.« Mit der dritten Hand ſodann zeigt er auf Michelet's Angriff gegen Göſchel, welchen ſehr ehrenwerthen und geiſtvollen Mann die Partei gern in den Dienſt der Verketzerung herüberziehen möchte; und mit der vierten endlich auf den Satz: »Gott iſt alſo nach Hegel nicht Eine Perſon, ſondern die Perſönlichkeit ſelbſt, das einzige wahrhaft Perſönliche.« Hierzu ſind wieder Worte geordnet, welche Zeugniß ablegen ſelbſt mit Spott und Hohn vor den Menſchen von der merkwürdigen Glaubens-Teinture eines halliſchen Porfeſſors im Jahre des Heils 1838. Er ſagt: »Prof. Michelet verläugnet den Gott, der Abraham bei den Eichen Mamres, und Moſes im feurigen Buſche perſönlich erſchien, und lehrt einen philoſophiſchen Wudan, der alle Perſönlichkeit bisher durchwub und weiter durchwäbt. Doch nein! ſogar der falſche Gott Wudan iſt noch ein dem Chriſtengott näher ſtehenderes (!), denn er iſt ein ſelbſtbewußtes Weſen dem alten germaniſchen Heidenthum zufolge. Der junghegeliſche Gott iſt eine ſelbſtbewußtloſe, nur im Geiſte der Individuen zum Bewußtſein, alſo eine nie zum individuellen Selbſtbewußtſein kommende Subſtanz (!) — Die Annahme eines ſolchen Gottes galt aber von jeher für Atheismus.«

Dann hören dieſe hiſtoriſch-merkwürdigen Hände auf, den Rand der aufgeſchriebenen Philoſopheme zu ſchmücken, und es kommen nur noch hin und wieder wohlgeſinnte, chriſtlich gemeinte Anmerkungen, wie die angezogenen, vor, welche den Beweis liefern, in wie weit nun dieſe plötzliche Erneuerung des Studiums der Hegel'ſchen Philoſophie unſern Leo gefördert in der Liebe ſowohl als in der Wahrheit. Die wichtigſte Anmerkung, die ich ohne Zweifel ſelbſt auf dem Gewiſſen habe, weil ich ihn aufgefordert, einen Unterſchied anzugeben zwiſchen Hegel und Junghegel, iſt nun folgende: »Hierin liegt alſo der Unterſchied zwiſchen Hegel und den Hegelingen, daß jener, indem er grade über die das religiöſe Bewußtſein des Volks untergrabenden Conſequenzen ſeiner Lehre ſich nicht klar ausgeſprochen, es denen, die ſein Andenken verehren, freigelaſſen hat, anzunehmen, er werde, wenn ihm dieſe Conſequenzen in ihrer Teufliſchkeit (!) entgegengetreten wären, wie ſie jetzt auftreten, entweder eingelenkt (nicht wahr?) oder einen andern nothwendigen Gang des Conſequirens (à la Leo ungefähr, dem es nicht ſchwer wird, auf derſelben Seite zweimal das Gegentheil zu conſequiren) gefunden haben; daß aber die Hegelingen die Frechheit haben, dieſe Conſequenzen als eine neue Religion vorzutragen und dennoch zugleich mittelſt einer betrügeriſchen Redeweiſe der bisher geltenden Religion unterzuſchieben.« Das iſt doch mal ein Wort! und wer den Unterſchied nun nicht einſieht, dem iſt wahrlich nicht zu helfen. Es wäre aber lieblos gegen die Verlagshandlung dieſes Leo'ſchen Werkes von 4¼ Seiten, wenn wir nicht auch Leo's »articulirte« Anklage noch mittheilen wollten, welche doch gewiß von hohem Intereſſe iſt, da ſie 1) auf Atheismus, 2) auf Straußianismus, 3) auf Unſterblichkeitsleugnung, 4) auf Erheuchelung des Chriſtenthums abzielt, in folgender höchſt eigenthümlicher Faſſung:

»Die früher nur allgemein ausgeſprochene Anklage gegen die junghegelſche Partei iſt aber nun articulirt folgende:

1) Dieſe Partei leugnet jeden Gott, der zugleich eine Perſon iſt. Sie verſteht unter Gott eine nicht mit eigenem Selbſtbewußtſein begabte Macht, welche (um mich eines religiöſen Ausdrucks des urdeutſchen Heidenthums zu bedienen) alle Perſönlichkeiten durchwädt, ohne anders als in den Perſönlichkeiten der Menſchen zum Selbſtbewußtſein zu kommen. Das heißt vom Standpunkte aller bisher aufgetretenen chriſtlichen Kirchen, auch von dem der evangeliſchen, dieſe Partei lehrt den Atheismus ganz offen.«

Dieſe wichtige Stelle kam ſchon in der obigen Anmerkung viel ſinnreicher und eindringlicher vor: »Die Eichen Mamre's: der feurige Buſch!!« — während hier alles Feuer fehlt und nur im Waſſer gewadtet wird.

2) »Dieſe Partei lehrt ganz offen, daß das Evangelium eine Mythologie ſei.

3) Dieſe Partei leugnet, daß es eine perſönliche Fortdauer des Menſchen nach dem Tode, eine Auferſtehung des Fleiſches, und eine perſönlich (!) wahrnehmbare Strafe des Böſen und Belohnung des Guten in Folge der Wiederkunft des Herrn zum Gericht gebe; dieſe Partei lehrt ganz offen eine Religion des alleinigen Dieſſeits.«

Nachdem ſie nun in dieſen drei Punkten wegen ihrer »ganz offenen« frevelhaften Lehre verklagt iſt, verdenkt ihr der 4te »articulirte« Ton, daß ſie dieſelben Frevel »verhüllt« vorträgt. Er lautet wörtlich ſo:

4) »Dieſe Partei, ohngeachtet ſie nun drei Grund- und Glaubensartikel aller in Deutſchland dermalen vorhandenen chriſt-

lichen Kirchen leugnet und mit Füßen tritt, giebt, vermittelſt einer Verhüllung ihrer gottloſen und frevelhaften Lehren in eine abſtoßende und nicht gemein verſtändliche Phraſeologie, ſich das Anſehen, als wenn ſie eine chriſtliche Partei ſei, und verſchafft ſich ſo die Möglichkeit, der Geſtattung chriſtlicher Eide und der äußeren Theilnahme an chriſtlichen Sacramenten.«

Alſo 1) ſie lehren ganz offen, das iſt ſchrecklich und gefährlich, aber 2) ſie lehren doch wieder nicht ſo ganz offen, ſie haben »eine Diebs- und Gaunerſprache,« eine »nicht gemeinverſtändliche Phraſeologie,« und das iſt eben ſo gefährlich, das iſt aber eben das Verruchte dieſer »junghegelſchen Rotte.«

»Zu dieſer Anklage, ſchließt der unglückliche Mann, fühle ich mich durch mein Gewiſſen gedrungen, und falls die Nation wirklich ſchon ſo allgemein verblendet ſein ſollte, darin eine niedrige Denunciation zu ſehen, würde ich mich damit tröſten, daß ich das Bewußtſein habe, hierin dem Herrn zu folgen, und die Pflicht habe, ihm nachzugehen nicht bloß durch Ehre vor den Menſchen, ſondern auch durch Schande vor denſelben.«

Alte und neue halliſche Freunde des Verf., kauft die Hegelingen, damit ſie unter uns bleiben:

> »Erbarmt euch Oedipus, des Jammerſchattens,
> Denn dies iſt nicht die alte Kraftgeſtalt!«

Nr. 2. Mit Hengſtenberg, dem evangeliſchen Großinquiſitor, nicht durch irgend eine Beſtallung, ſondern durch ſeine eigene Anmaßung, womit er die Zeitgenoſſen nach ihrer Chriſtlichkeit richtet, hat ſchon Hegel vor dieſem in der Vorrede ſeiner Encyklopädie zur 3ten Auflage ein ernſtes Wort geredet, und obgleich die »Kapuzinaden« ſeines »Volksblattes,« der Evangeliſchen Kirchenzeitung, keinen ehrenwerthen Gelehrten in Deutſchland einſchüchtern, es vielmehr zur Zeit noch eine Ehre iſt, von dieſem Gegner aller Kritik und Philoſophie geſchmäht und verdammt zu werden, zur Zeit auch noch keine Inhibitorien gegen die gelehrte Unterſuchung und wiſſenſchaftliche Freiheit, wie ſie beſteht, haben extrahirt werden können: ſo ſtellt es ſich doch als immer dringenderes Bedürfniß heraus, daß dieſe Richtung in dieſem ihren Vertreter und ſeinem Organ von neuem einer ernſten und gründlichen Prüfung unterworfen werde, jetzt vornehmlich, wo ihr Fanatismus nur noch einen höchſt beſchränkten Einfluß hat und ihrer geiſtlichen Inquiſition der weltliche Arm der Macht durchaus nicht dienſtbar werden will. *Eine gründliche Charakteriſtik Hengſtenberg's gehört zu den theologiſchen Bedürfniſſen unſerer Zeit.* Unſere Zeloten haben gegenwärtig nur die Hoffnung auf eine *Zukunft*, welche ihnen gehörte; dieſe Hoffnung laſſen ſie überall durchblicken und ſuchen dadurch eine Partei zu bilden, namentlich die Anſtellungsbedürftigen durch Hoffnung auf Protection und durch Furcht vor ihrer Verdammniß zum Bekenntniß zu bringen; es iſt aber wenig auf dieſe Hoffnungen zu ſetzen, der Eifer fällt über ſeine eigenen Füße und die Wuth des Fanatismus richtet ſich ſelbſt zu Grunde. Ich führe nur Leo's gegenwärtige Lage an. Hengſtenberg freilich hat ſich viel mehr erlaubt, viel länger die Verdächtigung, die Verfolgung, die Verdammung getrieben; aber dies Geſchäft gießt ſich bei ihm in Bußpredigten, in Bekehrungsbegeiſterung, in die Form der Glaubensrettung, die dem Theologen zukommt, ſo iſt es ſeinem Fache und ſeiner ſonſtigen Bildung nicht ſo fremd wie Leo, dem man dies gleich als Verirrung zurechnet. Mit *Hengſtenberg* iſt es daher noch nicht dahin gekommen, daß die öffentliche Meinung ſich dieſem Mißbrauche energiſch widerſetzte. Ebenſo hat Menzel lange Jahre ſein moraliſch fanatiſches Verdammungshandwerk getrieben; es gab ſogar eine Zeit, wo dieſe Weiſe viel Freunde und Bewunderer fand, dennoch iſt ihr Richter erſchienen, und die Verachtung, die ihm zukommt, hat ſich eingeſtellt. Hengſtenberg ſteht auf demſelben Boden des Fanatismus, und ſeine Zeit wird kommen, auch der religiöſe Fanatismus wird gerichtet werden, ohne daß hier die Religioſität, ſo wenig wie dort die Moral, einen Schaden davon hätte.

Es leugnet niemand, daß der Menzel'ſche Hintergrund, Moral und Patriotismus, wahr und berechtigt ſei, aber es weiß jetzt auch jedermann, daß die Unterſuchung des Moraliſchen und Patriotiſchen an jeglichem Buche kein wiſſenſchaftliches Geſchäft iſt. Die Moralität, der Patriotismus, die Religioſität iſt dem Innerlichſten und dem Gewiſſen zu überlaſſen. Ebenſo beſtreitet niemand die Wahrheit des Chriſtenthums, wenn er Hengſtenberg's Form nicht billigt. Das Chriſtenthum hat eben ſo wenig Hengſtenberg gepachtet, als Menzel die Moral und das deutſche Vaterland. Wie aber Menzel nur aus dem moraliſch-patriotiſchen Geiſte heraus, der nach den Freiheitskriegen herrſchte, ſeine Fahne aufpflanzen konnte, ebenſo hat Hengſtenberg an dem vertieften religiöſen Intereſſe unſerer Zeit einen Hintergrund und eine Stütze. Die Wahrheit ſeiner Richtung iſt die Wiederherſtellung des Glaubens an die bibliſchen und ſymboliſchen Bücher, welche von der neueren Philoſophie und überhaupt von dem gegenwärtigen Geiſte als der wahre Inhalt anerkannt werden. Die Philoſophie beſtreitet weder die bibliſche noch die dogmatiſche Wahrheit, im Gegentheil ſie rehabilitirt dieſelbe in dem gegenwärtigen Bewußtſein und in der Form dieſes Bewußtſeins. Die Philoſophie iſt die Sonne, welche im neuen Boden die ewige

Wahrheit neu hervortreibt zu einem anderen Blüthenflor. Sie nimmt daher nicht die alte Form ohne weiteres, ſondern nur die wirklich vermittelte Wahrheit auf; und obgleich ſie die Wahrheit vorfindet in der Bibel, im Symbol, in der Hiſtorie überhaupt, ſo hat ſie dieſelbe dennoch in ihrer eigenen Form ſelbſtſtändig zu erzeugen, ſelbſtſtändig, das heißt im Verlaufe der dialektiſchen Entwickelung des Geiſtes, welche eben nichts anderes iſt, als die Bewegung des Inhalts der chriſtlichen Philoſophie und daher bei aller Selbſtſtändigkeit der Form keine Gefahr läuft aus dem hiſtoriſchen Connex herauszufallen.

Niemand improviſirt eine Philoſophie, jedes Syſtem unſerer Philoſophie iſt eine nothwendig hervorgetriebene Erſcheinung des Geiſtes der Wahrheit und zwar der chriſtlichen Wahrheit (damit Hengſtenberg nicht bange wird), welcher ſich das Individuum nicht widerſetzen kann, und welche nun der Kant, Fichte oder Hegel nicht beliebig oder willkürlich zubereitet, ſondern als Diener des Geiſtes ausſprechen muß. Begriffe Hengſtenberg dies Verhältniß, ſo wäre ſeine Vorausſetzung, Symbol und Bibel, ihm nicht mehr die ſtarre Vorausſetzung, ſondern die ſich durch alle Zeiten und durch alle Geiſter hindurch ſelbſt fortſetzende Vorausſetzung. Wie könnte auch die Wahrheit, der Geiſt Chriſti, die chriſtliche, die ewige Wahrheit ſo ohnmächtig ſein, daß ſie bald untertauchte im Verlaufe der Zeiten, bald wieder hervorkäme, und dann irgend wie eines eigenen Großinquiſitors und eines chriſtlichen Terrorismus nöthig hätte, um ſich zu friſten? Das Chriſtenthum iſt der allgemeine und allmächtige Geiſt der Wahrheit, dem Hengſtenberg und ſeine kleinliche Sectirerei nicht den Staar zu ſtechen braucht, deſſen Geiſt zwar auch ihm zugänglich iſt, wenn er ſich wirklich ins neue Teſtament und in den Geiſt der ſymboliſchen Bücher vertieft, wenn er die Liebe ſtatt des Haſſes und den Glauben ſtatt des Zornes annimmt, deſſen Geiſt aber damit nicht ſein Privateigenthum geworden iſt, ja der ihm nur auf eine mangelhafte Weiſe gegeben iſt, wenn er die Wirkungen dieſes Geiſtes durch die Zeiten hindurch, die Fortſetzung dieſer Vorausſetzung nicht begreift, wie er ſie denn nicht begreift.

Iſt alſo die Wahrheit des Hengſtenberg'ſchen Standpunktes die, daß er am Symbol und an der heiligen Schrift den ewigen Inhalt wirklich beſitzt und mit Recht auf die Bibel und auf den dogmatiſchen Inhalt der ſymboliſchen Bücher ſich bezieht, ſo iſt ſeine Vermittelung mit dieſem Grunde der Wahrheit eine mangelhafte. Die heilige Schrift und ſtarr das geſchriebene Wort, ferner das Symbol mit allem Mangel und aller Zufälligkeit der Form ſtarr wie es vorliegt, die Dogmen in ihrer noch unvollkommenen Faſſung dem unaufgelöſten Widerſpruch der Vorſtellung, das alte Teſtament mit ſeinem noch nicht chriſtlichen Inhalte ohne Kritik aufnehmen — iſt eine Sache der reflectirten Caprice, denn es iſt der gegenwärtigen Bildung unmöglich von der Kritik und von der philoſophiſchen, d. h. ſpeculativen Vermittelung mit dem Inhalte abzuſehen. Dieſer capricirte Glaube mit ſeinem dogmatiſchen Ausgange, nicht aus dem Leben des gegenwärtigen Geiſtes, nicht aus der Innerlichkeit des unbefangenen Gefühles, ſondern von der bewußten Regel der antiquirten Orthodoxie ausgehend, iſt der falſche Glaube, der todte Buchſtabendienſt, den unſere Zeit verſchmäht. Deswegen iſt diejenige Form der Frömmigkeit, welche wirklich lebendig und wahr iſt, ohne eben ſpeculativ zu ſein, ein Gefühlseklekticiſmus, geht wirklich vom religiöſen Leben, vom Gemüth und ſeiner Bewegung durch das Göttliche aus, wie etwa bei Tholuck, und iſt nothwendig dieſe Form, wenn ſie nicht in die ſtarre, capricirte Unwahrheit Hengſtenberg's verfallen will. Hengſtenberg hat die Abſicht, das Geſetz im Symbol und die Worte der Schrift, ohne ein Titelchen aufzugeben, d. h. dann auch, ohne neue Formirung im gegenwärtigen Bewußtſein, feſtzuhalten, ſo den eigentlichen Behüter und Beſchützer der evangeliſchen Kirche zu machen, und demgemäß von dieſer vergeblich unveränderten Baſis aus alle Erſcheinungen auf ihre Chriſtlichkeit ins Auge zu faſſen und dieſe Chriſtlichkeit ſelbſt zu richten, das Angemeſſene zu loben, die Ketzer dagegen zu verdammen. Er hat daher den chriſtlichen Inhalt gar nicht mehr um ſeiner ſelbſt willen, ſondern der Verdammung wegen. Dies iſt die Pointe und das ganze Intereſſe der Evangeliſchen Kirchenzeitung. Sie friſtet ihr Leben nur von der Ketzerei, ſo daß ihr gar nichts Aergeres begegnen könnte, als wenn dieſe einmal ausginge. In dieſem Selbſterhaltungstriebe ſpäht ſie aufs Eifrigſte dem Häretiſchen in allen Kreiſen des Lebens und Wiſſens nach, und hat ſich in den traurigen Zeiten, da es in der Theologie keine gründlichen oder eclatanten Ketzer gab, an Göthe, Rahel, Bettina u. ſ. w. kümmerlich hinhalten müſſen. Da trat endlich Strauß auf! Welch ein neuer Aufſchwung für die Evangeliſche Kirchenzeitung! Sie war auch wirklich nicht ganz undankbar gegen dieſen Mann, ſie hat ſich oft ſehr freundlich über ſeine Ehrlichkeit ausgeſprochen; aber die ganze neuere Theologie, alle Bewegungen, welche von Hegel und Schleiermacher ausgegangen und die ſich in dieſem furchtbaren Ketzer incarnirt, konnten nun verdammt, eingeſchüchtert und in den Schooß der Hengſtenberg'ſchen alleinſeligmachenden Kirche zurückgeführt werden. »Dahin iſt es gekommen! Dahin mußte es kommen! Es giebt gar keine Rettung in der Mitte zwiſchen Strauß und mir, alſo zurück zum 17ten Jahrhundert.« —

Hengſtenberg iſt aber keineswegs bei der unveränderten Baſis ſtehen geblieben, er iſt kein naiver Orthodox, ſondern ein Orthodox aus Reflexion und mit Reflexion, oder mit andern Worten: Hengſtenberg iſt, eben weil aus Reflexion Orthodox, gar nicht mehr Orthodox, der Ketzerrichter ſelbſt wird zum Ketzer. »Der Glaube hat nicht verſchmähet, ſagt er oder läßt er ſagen, von den gegen ihn ſtreitenden Philoſophen die Waffen, d. h. die Form zu nehmen oder nachzuahmen und ſo den Feind mit ſeinem Rüſtzeuge zur Unterwerfung zu zwingen.« Das heißt aber nichts anders, als Hengſtenberg läßt ſich auf die gegenwärtige Bildung auf den gegenwärtigen chriſtlichen Geiſt, auf Philoſophie und Literatur ein, aber nur mit dem Abſehen, wie er das alles wohl für den Zweck ſeiner Polemik und Apologetik gebrauchen könne. Das nennt man aus Vorſatz, aus Reflexion verfahren. Während der naive und wahre Glaube ſich vollkommen ſelbſt genug iſt und ſelbſtgenugſam in ſich ruht, hat Hengſtenberg dagegen vielfältige Zwecke und Kriegspläne, iſt die vollkommenſte Unruhe und Angſt in ſeinem Glauben, wenn man ihm glauben darf. Er will die gegenwärtige Bildung haben, und zugleich von ihr abſtrahiren, ja er will ſie nur haben, um ſich ihr deſto nachdrücklicher widerſetzen zu können. Aber, vortrefflichſter Hengſtenberg, niemand kann aus der Haut fahren, und ſo iſt denn auch der gegenwärtige Orthodoxismus nicht mehr der wahre, und die Annahme der modernen Form in genialer, witziger, philoſophirender Manier iſt eine Annahme des gegenwärtigen Geiſtes ſelbſt, iſt nur der Beweis, wie dieſe Macht ſelbſt der Orthodoxie den Zopf herumdreht; und ſo hängt er euch nun ins Geſicht und ſtellt nur eure forcirte, reflectirte, unnatürliche Haltung deſto einleuchtender der Welt vor Augen.

Verſteht man unter Orthodoxie Altgläubigkeit, ſo ſitzt Hengſtenberg ſelbſt viel tiefer in der Ketzerei der gegenwärtigen Bildung, als er zugiebt, und wenn er über Witzreißerei und über Philoſophie ſchilt und wüthet, ſucht er ſelber zu philoſophiren, aber freilich höchſt ungebildet, und ſucht er ſelber Witze aufzutreiben, aber freilich meiſtentheils höchſt unglücklich und bedauerlich; während er ſtreng am Dogma zu halten behauptet, ſucht er ſelbſt das Dogma zu idealiſiren; während die Kritik der bibliſchen Schriften ihm ſonſt mit Unglauben indentiſch iſt, ſtellt er ſelbſt in ſehr eifrigen und gelehrten Schriften eine Kritik an mit dem im Voraus beſtimmten Zweck, dadurch alle Kritik zu vernichten. So ſtreitet er nur gegen den Satan, von dem er ſelber beſeſſen iſt, und wenn er ihn wirklich austriebe, ſo führe er nur ſelber aus ſeiner eigenen Haut. Verſteht man dagegen unter Orthodoxie das beſtimmt ausgeprägte Reſultat des Glaubens- und Wiſſensproceſſes der ganzen Zeit, ſo iſt Hengſtenberg nichts als ein Ketzer und ſeine Partei nichts als eine Secte der evangeliſchen Kirche, eben ſo ſehr wie der Katholicismus in unſerer Zeit dem Proteſtantismus, als der Orthodoxie, gegenüber eine Häreſie iſt. Hengſtenberg will ja nichts anderes, als was die katholiſche Kirche der proteſtantiſchen gegenüber fortwährend prätendirt, den geiſtigen Proceß der Jahrhunderte zu negiren in der Starrheit einer beſtimmten Tradition, und wie der Papſt den weſtphäliſchen Frieden nicht in ſeiner Rechtsgültigkeit anerkennt, ſo iſt auch Hengſtenberg geſonnen, manche wegen der ſchlechten Zeitumſtände ſtillſchweigend gemachten Conceſſionen in jedem Augenblick wieder zurück zu nehmen. — Wäre es nur nicht nöthig zu temporiſiren, wie Hengſtenberg dies von den Päpſten und Jeſuiten vortrefflich gelernt hat, ſo würde man die ganze wiſſenſchaftliche Theologie unſerer Zeit, wie ſie von Marheineke, Schleiermacher, Neander, Tholuck ausgeſprochen iſt, bannen, denn an unzähligen Punkten iſt von allen dieſen Männern die Orthodoxie in ihrer alten Form durchbrochen, vor allem iſt der Inſpirations-Begriff, auf den es in dieſem Streite mit Hengſtenberg beſonders ankommt, ein ganz anderer geworden. — Wer würde alſo noch in der orthodoxen Kirche bleiben? Nur Hengſtenberg und die von ſeiner Kirchen-Zeitung belehrten Prediger und auch ſie nicht einmal, da ſie, ohne es zu wiſſen, vom Geiſte unſeres Jahrhunderts inficirt ſind, ſo daß dieſe projectirte orthodoxe Kirche ganz leer ſtehen bliebe. — Schade nur, daß Hengſtenberg ſich ſchon 1830 bei der Anklage Schleiermacher's ſo ſehr die Finger verbrannte, namentlich damals durch Neander's Erklärung ſo außer allen Credit kam, daß er nun wohl ſo leicht nicht wieder an ein gründliches und umfaſſendes Ketzer-Gericht gehen möchte. Dies würde ihm auch in der That nur zu ſeiner eigenen Excommunication ausſchlagen, denn wer Alle excommunicirt, excommunicirt nur ſich von Allen. —

Näher auf Hengſtenberg's allerdings merkwürdige Geſtalt, namentlich nach der Seite der ſpeciellen hiſtoriſchen Ausführung einzugehen, iſt Sache der Theologen, denen es darauf ankommen muß, die Conſequenzen dieſer forcirten Vermittelung bis ins Einzelne zu verfolgen. Hier kam es uns nur darauf an, nach ſeinem Princip und nach deſſen Wahrheit und Unwahrheit zu fragen, und ſoll damit einer näher eingehenden Charakteriſtik des eifrigen Mannes von Fachgenoſſen kein Abbruch geſchehen ſein.

Nicht um der Philoſophie willen, die deſſen nicht bedarf, ſondern um des Glaubens ſelber willen iſt der Verunreinigung des Glaubens mit endlichen Zwecken, iſt dem Zelotismus der Verketzerung, iſt dem unchriſtlichen Haſſe aller Entwickelung und Geſtaltung des Chriſtenthums entgegenzutreten. Die Offenbarung iſt nicht vorüber, ſondern gegenwärtig, und es iſt eine gottloſe Frömmigkeit, welche die ganze Gegenwart verdammt, denn damit verdammt ſie dieſe lebendige und von Gott bieher fortgeführte Offenbarung ſelbſt.

Durch das von ihm inſpirirte Individuum verurtheilt nun Hengſtenberg in der Evangeliſchen Kirchenzeitung Nr. 69 alle Philoſophie; »denn, heißt es, ſie hat ja recht eigentlich in der hochmüthigen Menſchenſeele ihren Urſprung und behauptet, »»der Menſch dürfe und ſolle ſich ſelbſt des Höchſten für würdig achten, könne von der Macht und Größe ſeines Geiſtes nicht groß genug denken.«« (Das aus der Schule gelaufene von Hengſtenberg durchbrochene Individuum hält ſich an die ihm verſtändlichen Vorworte und Einleitungen.) Von dieſen Worten Hegel's geht es weiter zu der Erklärung, die Philoſophie ſei immer feindlich gegen das Chriſtenthum geweſen, obgleich keine einzige Philoſophie etwas durchaus Neues dagegen vorgebracht habe. »Der Kampf aber iſt immer geweſen, heißt es, und wird ſein, ſo lange noch der Hochmuth in der Welt iſt, ſo lange noch die Schlange aus dem Paradieſe ziſcht: Werde wie Gott! Gehorche nicht, glaube nicht, ſondern herrſche, ſei wiſſend!« Dann wird das Mittelalter gelobt. »Kam es da zu einem Bekämpfen, ſagt Hengſtenberg und ſein Prophet, ſtellte jemand unchriſtliche Lehren auf, ſo war er ein Ketzer, und Ketzer durften nicht öffentlich lehren.« Sie wurden vielmehr verbrannt. Nicht wahr? das war eine gute Sache! und wer hatte die Chriſtlichkeit oder Unchriſtlichkeit auszuſprechen? doch wohl wieder philoſophirende oder raiſonnirende Menſchen? und wer würde das in Berlin zu thun haben? doch ohne Zweifel Hengſtenberg? »Man kann nicht ſagen, läßt Hengſtenberg ſeinen Artikel gutmüthig weiter fortfahren, daß die Philoſophie darum ſchlechter daran geweſen wäre.« Aber wie weiß er dies? Müßte er nicht ſelbſt philoſophiren, um dies zu wiſſen, und iſt der Philoſophirende nicht ein Philoſoph, ein Marder, ein Strauß? Aber nicht einmal ein Straußenei, ja nicht einmal ein Marderei iſt der Verfaſſer dieſer Chrie gegen die Philoſophie. Freilich, wenn Hengſtenberg die Scholaſtik für eben ſo gut erklären läßt, als die jetzige Philoſophie, ſo iſt er ein ſchlechter Philoſoph; aber das hindert ihn nicht, die wahren Philoſophen verurtheilen zu laſſen; er will auch die Philoſophie überhaupt nicht abſchaffen, aber er will ſeine ſchlechte Philoſophie an die Stelle der wahren Philoſophie ſetzen. Den Verſuch wehrt ihm nun zwar niemand, aber weil es wiſſenſchaftlich unmöglich iſt, ſo wünſcht er die gute alte Sitte wieder herzuſtellen, wo das Geſetz der Kirche über die Lehren der Philoſophen entſchied, und da jetzt der Staat dies thut, ſo wünſcht Hengſtenberg vom Staate zum Richter über die Philoſophen und Theologen in Preußen ernannt zu ſein. »Guten Morgen, Herr Cardinal!« Nun ſei das Ungemach mit den Philoſophen einmal in der Welt, läßt er fortfahren, da wäre Hegel noch zu ertragen, der meinte es ehrlich und zerſtörte zwar auch, aber nur ohne es zu wiſſen, ſo in ſeiner Dummheit; auch ſei glücklicher Weiſe ſeine Sprache gleichgroßen Quaderſteinen ſo unhandlich und ſo unverſtändlich, daß ſie keinen Schaden anrichte und nur höchſt ſelten Einer die Mühe übernähme, dahinter zu kommen, bisweilen, wäre hier hinzuzuſetzen, auch trotz aller Mühe nicht einmal ihrer Zwei, und ſollte ſich auch einer auf den andern ſetzen oder ihn beſitzen, wie hier der Fall iſt, nicht dahinter kommen können. Sodann läßt Hengſtenberg mit Straußens, ſeines Erzfeindes, Eintheilung weiter die linke Seite oder die Junghegeliter als die ſchlimmen Himmelsſtürmer ſchildern, denn dieſe redeten das in Hegel Verborgene mit gemein verſtändlichen Worten gerade heraus, und obgleich es nichts weiter ſei, als Excerpt aus Hegel, ſo ſei es doch gemein verſtändlich und darum gefährlich. »Freiheit und nochmals Freiheit und wiederum Freiheit, das iſt der ewige Refrain ihrer neuen Marſeillaiſe. Aber ſie ſagen nicht, was ſie für eine Freiheit meinen.« Dies, mein Herr Inquiſitor Cardinal, iſt nicht wahr, und Sie wiſſen, daß es nicht wahr iſt, und wenn Sie es nicht wiſſen, ſo weiß es Ihr Jüngling, denn er hat »die Denunciation der Halliſchen Jahrbücher« vor ſich liegen, einen Aufſatz, worin ich »die politiſche und die wiſſenſchaftliche Freiheit, wie ſie gegenwärtig in Preußen beſteht,« bei Namen nenne. Indeſſen Sie ſelbſt wiſſen dies auch, und Sie ſind nur ſo frei, dies zu ignoriren, weil es nicht in Ihren Verdächtigungskram paßt. Eben ſo erlauben Sie Sich, meine Forderung an Erdmann, »daß er philoſophiſch nicht das Dogma als Norm und Aufgabe vorauszuſetzen, ſondern die Form des Dogmas zu überſchreiten und die Vorſtellung zum Begriff zu befreien habe,« verdrehen zu laſſen in einen Angriff auf den Kirchenglauben; Sie laſſen das Begreifen der hiſtoriſchen Revolution als ein gegenwärtiges Revolutioniren bezeichnen; Sie laſſen meine Recenſion der Heiniſchen Poeſie darum verwerfen, weil ſie nicht voll Verdammungs- und Fluch-Tiraden, ſondern, wo es ſich gehört, ſogar anerkennend iſt; kurz, ſo fromm Sie ſind, ſo gewiſſenlos laſſen Sie die Wahrheit verdrehen und die Geſinnung ſowohl, als die Thatſachen, die in den Halliſchen Jahrbüchern der Welt vor Augen liegen, verſchreien um dieſelben unter der frommen Firma ihres Volksblattes übelberüchtigt zu machen. Wie gut iſt es, daß dieſer Hengſtenberg nicht Vorſitzer eines Gerichtshofes iſt, wie er es wohl ſein möchte, denn welche Gerechtigkeit würde dieſer Ungerechte ausüben?! Er läßt ſodann über meine geringe Perſon reden, und die Behauptung ausgehn, weil ich nichts geſchrieben hätte, namentlich nichts Strenges, nichts in Hegel'ſcher »Quadernſprache,« ſo ſei mein Unterſchied von Hegel nicht nachzuweiſen; der Probejüngling reißt deshalb nur einen Bierwitz und macht die Sache in dem Gleichniß anſchaulich, wie der Wein verdürbe auf dem Bierfaſſe ſo verdürbe die Hegel'ſche Philoſophie bei mir. Indeſſen ſo raſch geht das nicht, guter Freund. Erſtlich ex ungue leonem, an einer Recenſion hatte er für das Princip genug, wenn Gott ihm überhaupt die Einſicht in philoſophiſche Dinge verliehen hätte, ſodann empfehl' ich ihm zu näherer Bemühung um dieſen Unterſchied meine »Neue Vorſchule der Aeſthetik,« woſelbſt er auch einige Terminologie, die er ſonſt ſo ſehr vermißt, antreffen wird.

Bei dem Vorwurf des Mangels an ſolider Schriftſtellerei gerath' ich mit meiner Erinnerung auch hier wieder auf den Oedipus in Kolonos, und will für dieſe Freunde meiner Schriftſtellerei gleich noch eine Probe daraus herſetzen, nämlich ein Gebet an den Höllenhund, welches Gebet auch jetzt noch ſeine Anwendung finden könnte, wenn ſich etwan irgend ein neuer Cerberus den Hegelſch geſchulten Jünglingen dieſer Friſt vor den Eingang ins Elyſium lagern ſollte:

Chor:

Furien der unterirdſchen Nacht,
Und du ungethümer Hüter,
Der, des Geifers Urgebieter,
Fürchterlich gelagert wacht
An des Hades ehrnem Thor
Und aus tiefer Schlucht hervor
Grellend bellt, du Sohn der Erde
Von dem Tartarus gezeugt,
Naht dem Fremdling ohne Fährde.
Wenn er zu euch niederſteigt.
Ihm den Eingang leicht zu machen,
Bitt' ich dich, den Immerwachen!

Lieſt man hier ſtatt Fremdling Jüngling, ſo ſehe ich nicht ein, was dieſe Strophe Unpaſſendes enthält. So ernſt die

Verdächtigung der Wiſſenſchaft zu nehmen iſt, und ſo ernſtlich der Vorwurf der Gottloſigkeit, des Aufruhrs, des Frevels, ſo völlig ſchlägt die Geſchichte ins Scherzhafte um, wenn Hengſtenberg und ſein Famulus meine Nichtzünftigkeit in der Philoſophie nachweiſen wollen. Gott ſtärke dieſen Geiſt zur Wahl von Aufgaben, wo die Bierwitze ausreichen, oder wo ſeine Meinungen und Vorſtellungen am Orte ſind, in der Speculation reichen ſolche Sprünge nicht über den Schwanz des Fuchſes hinaus.

Die Philoſophie nun und die Halliſchen Jahrbücher in den Geruch der Frömmigkeit zu bringen, wird nicht unternommen, ſie aber in den Geruch der Gottloſigkeit zu bringen, daß, ſo ſtark es auch unternommen wird, iſt völlig unmöglich, denn alle Anführungen daraus beweiſen allemal, auch noch ſo verdreht, das Gegentheil von dem, was die Ankläger beabſichtigen. Dieſe Anklagen ſelbſt bringen vielmehr nur die verrenkte Geſtalt derer ans Licht, die ſie unternehmen mit nicht geringer Verunglimpfung ihrer ſelbſt; und ſo bereiten ſie nur ſich die Grube, in welche das Gericht der Wiſſenſchaft ſie ſtürzt.

Freilich nicht umſonſt iſt das Wehegeſchrei vieler Leute von heut und geſtern; die Nemeſis, die unerbittlich waltet und in dem Proceß der wiſſenſchaftlichen Entwickelung den hohlen Geſtalten der Gegenwart ihr Urtheil ſpricht, blickt ſie ernſt und ſtrafend an aus dem Geiſte freier Wiſſenſchaftlichkeit, der unaufhaltſam durchdringt. Eure Ahndung iſt euer Gewiſſen, euer Gewiſſen aber richtet recht.

5.

Die katholiſche Reaction oder der religiöſe Sansculottismus in den Triariern von J. Görres.

Görres hat durch ſeine neuſten Angriffe auf Preußen, durch ſeinen Verſuch, den deutſchen O'Connel zu ſpielen und die Katholiken zu einer politiſchen Partei zuſammenzureden, zwar nicht eine wirkliche politiſche Wirkſamkeit erlangt, aber doch die Aufmerkſamkeit von ganz Deutſchland auf ſeine höchſt eigenthümliche Geſtalt von neuem hinübergewendet; er iſt dabei ſogleich darin von dem iriſchen O'Connel unterſchieden, daß er dem Proteſtantismus in ſeinem Princip gegenübertritt und das Katholiſche mit großem Kraftaufwande neu auf- und auslegt, wie er denn zwar gleich von vornherein im Athanaſius den praktiſchen Zweck herausſtellte, dennoch aber auf gut deutſch ſich bis über die Ohren in die Theorie vertiefte und nun in dieſen Triariern immer noch tapfer weiter hineindringt, ſo weit als es ſeinem Geiſt und der Weiſe der unfreien Vorſtellung gegeben iſt. Er zeigt außerdem an ſich ſelbſt in einer trüben Form den Durchgang durch die verſchiedenſten gewaltſamen Stellungen des Subjects zu Staat und Religion. Vom Jacobinismus gegen Katholicismus und ancien regime geht es mit fort zur Reaction des deutſchen, aber auch des romantiſch-myſtiſchen Geiſtes; die phantaſtiſche Liebhaberei der dunklen und im nur poetiſch beleuchteten Mittelalterlichkeit wirft ihn alſobald wieder in eine politiſche Oppoſition, vornehmlich gegen Preußen, welches ihm nicht mit Unrecht ein Haupthinderniß der Wiederherſtellung alter Herrlichkeit zu ſein ſchien; er ging alſo nicht lange mit, ſondern gerieth vielmehr gleich nach den Freiheitskriegen wieder in den ſchärfſten Widerſpruch gegen die politiſche Geſtaltung der neuſten Zeit. Es gab damals viel Unzufriedenheit, aber es blieb auch bei der abſtracten Verſtimmtheit ſolcher Leute, die außer dem lebendigen Oden des werdenden Lebens ſich ihren poetiſchen Götzen von Schenkendorf's hektiſcher Sehnſucht und von Görres' biederber Altflickerei zurechtſtutzen ließen. Allerdings war die eigenthümliche Sonderbarkeit der hiſtoriſch gutgeſchulten Manier in Görres' politiſchen Broſchüren nicht minder, als die Unverſchämtheit ſeiner Angriffe pikant; und die ſchäumende Romantik in allerlei Geſtalt freute ſich jedesmal, wenn er tapfer draufging und es ſo wenigſtens zum ſymboliſchen Einhauen auf die Gegenwart brachte. Mit Preußen hat er ſich nie verſöhnt, im Gegentheil, wir haben aus alter Zeit noch immer ein Hühnchen mit ihm zu pflücken, und zwar in der Art, daß ihm die verſchiedenen preußiſchen Feſtungen ganz vorzüglich und mit Recht ein Greuel ſind; dies war aber kein Hinderniß, daß die neue baieriſche Regierung, deutſch und freiſinnig, wie ſie eintrat, den Odyſſeus der deutſchen Romantik von ſeinen Irrfahrten erlöſte und nach München zog, wo er die Lehre von den fliegenden Mönchen und den ganzen Miſt der übrigen Kloſtermyſtik in Schrift ſtellte und uns damit zumuthete, dieſe ſeltſame Auflehnung gegen die wirkliche und lebendige Religioſität der Gegenwart zu bewundern. Wie Görres einſt der *Pöbelfreiheit*, ſo iſt er jetzt dem craſſeſten Pöbel- und *Köhlerglauben* mit ſeiner ganzen Wundermedaillen- und Mönchs-Mythologie zugethan, und es iſt in der That *der ächte Sansculottismus in der Religion*, wenn er den Aberglauben gegen den wirklichen Glauben, wenn er den Glauben der Schäfer, der alten Mütterchen, der Nonne von Dülmen, der rohen Kapuziner und ſonſtiger Bettelmönche, den Glauben der Facchini und der Lazzaroni, welche alle Heiligen in ihrer Zipfelmütze haben und wenn ſie die übrigen prügeln wollen den San Gennajo erſt herauslocken, wenn er dieſen höchſt gläubigen Glauben, die directe Fortſetzung der alten lapidatio templorum und ſonſtiger volksthümlicher Gebräuche und Glaubenſtücke der Heiden gegen den proteſtantiſchen Glauben, gegen die wahrhaft freie chriſtliche Religion geltend zu machen unternimmt. Es iſt in der That ſehr toll — und Görres und ſeine neuſten Bücher ſind wahre Cabinetsſtücke der tollgewordenen Romantik und der ſchmierigſten Myſtik. Dennoch iſt die Romantik, wie die Myſtik, eine Form der Religioſität, welche auch ohne Tollheit und ohne ſo gröbliche Verunreinigung, wie zum Theil bei Görres, beſteht. Görres ſelbſt hat Geiſt genug, um auch die wahre Romantik zu ergreifen und darzuſtellen, die Kreuzzüge des mittelalterlichen deutſchen Geiſtes in Kriegen, Bauten und Leben hat er mit großer Liebe verfolgt und hin und wieder meiſterhaft geſchildert; die myſtiſche Offenbarung des Ewigen an das Sinnliche und die Verklärung des Sinnlichen ſelbſt weiß er in ſinnreichen und wirklich wahren Beziehungen und Erſcheinungen ebenfalls geltend zu machen.

Hier aber liegt auch ſein weſentlicher Mangel, er begiebt ſich mit der Wahrheit in den Dienſt der unwahren Sinnlichkeit und der ſpielenden Manier beliebiger Vorſtellung. So hat er einen Aerger an allem Ernſte des Begriffs, an aller wirklichen Freiheit des Lebens und des Gedankens, an Preußen, am Proteſtantismus, an der Philoſophie; eben darum ſteht er dem tollſten Unſinne pöbelhafter Einbildungen offen, und weiß ſich in wüſten Gleichniſſen und mit ſcheinbarem Wortſchwulſt auch das Aberwitzigſte zurechtzulegen. Der Teufel mit ſeinen großen Thaten zieht ſich, wie ein ſchwarzer Faden, durch dieſe religiöſen Mißgeburten und wie er nun ſeine Leute kennt, ſo führt er ihn meiſt ironiſch und mit Humor auf, giebt ihm allerhand »euphemiſche Titel« und läßt es jedem Chriſtenmenſchen ſelbſt über, ob und wie er den alten Cameraden zuſtutzen will. Es wird ihm aber jeder zu Dank machen, der es nur recht klobig anfängt. Ein abſchreckendes und wirklich ſchauerliches Beiſpiel giebt er in der Vertheidigung und Auslegung der Transſubſtantiation, wo er ſagt: »der deſſen Wort früher, für den vegetativen Proceß eintretend, Waſſer in Wein verwandelt und Brot gemehrt, iſt hier in gleicher Weiſe für den höheren Lebensproceß eingetreten, und hat Brot und Wein, ohne beide in ſich aufzunehmen, doch in ſeinen Leib und ſein Blut transſubſtantiirt. Er hat alſo in beiden **gleichſam** ſeinen perſönlichen Leib nach außen erweitert und fortgeſetzt, damit, wenn er ihn im Tode hingegeben und wieder zu ſich genommen, er doch vermöge dieſer fließenden Expanſion auf Erden immerdar zurückbleibe, und indem er dem neuen Geſchlechte zur Speiſe dient (doch wohl wiederum nur **gleichſam**, da er ja nur **gleichſam** nach außen erweitert iſt), dies auch ſeinerſeits dadurch, daß es das Gegeſſene ſich aneignet, ſich ihm angeeignet finde.« So wird ohne den geringſten Anſtoß Chriſtus leiblich zur Speiſe für das Geſchlecht der Menſchen und ſo das Eſſen, die Verdauung und Aſſimilation dieſes Gegeſſenen mit Leichtigkeit zu einer religiöſen Handlung erhoben durch einige Gleichwie's und durch einige Zweckdeutung. Die bekehrende Kraft ſeiner katholiſchen Philoſophie muthet ſich Alles zu. Wir leſen weiter unten: »Das Bleiben der Accidentien iſt aber an der umgewandelten Subſtanz ebenſo wenig befremdlich, wie an der umwandelnden, und an denen, die ſie ſich durch die Nießung eingeleibt; weil,« (nun kommt eine charakteriſtiſche Beweisführung dieſer höchſt unnießlichen, ganz eingeleibten, eingefleiſchten und verleibten Procedur) »weil, was im Weſen an ſich vergeht, wohl in der Erſcheinung ſich reflectiren kann, keineswegs aber nothwendig reflectiren muß.« (Ich dächte, die Abgeſchmacktheit, die an ſich im Görres'ſchen Weſen iſt, könnte ſich nicht verleugnen und müßte ſich auch in ſeiner Erſcheinung überall ſich reflectiren, wie ſie es denn auch thut). »Daß aber ein ſolcher Reflex, fährt er fort, in der Mitumwandlung auch der Accidentien, in der Euchariſtie eintreten kann, davon giebt die Geſchichte der Heiligen, in der Glorificirung der Hoſtie und ſelbſt der mit ihr Geſpeiſten, hiſtoriſch ganz unverwerfliche Zeugniſſe in Menge.« Bei dieſem Erfolge der Transſubſtantiation iſt es erfreulich, daß die Glorificirung doch nur hiſtoriſch, nicht auch philoſophiſch bewieſen worden iſt, wobei wir aber freilich alle Proceßacten aus den Hexenproceduren als gleich gültige, vielleicht noch beſſer geltende hiſtoriſche Beweiſe in den Kauf zu nehmen haben, und, in Anbetracht der großen Macht des Teufels in dieſen Menſchenkindern, auch zur vollkommenen Zufriedenheit des alten Görres werden annehmen müſſen.

Görres hat an dieſen und vielen andern Beiſpielen beſonders in ſeiner Myſtik hinlänglich dargethan, daß er jede Verirrung auch des verrückteſten Aberglaubens unbedenklich entweder hiſtoriſch oder rhetoriſch, wenn man will auch poetiſch beweiſt, ein wirklicher Allerweltskauz oder vielmehr aller Käuze Kauz, bei deſſen Geſchicklichkeit es nur zu bedauern iſt, daß er wahrſcheinlich keine Zeit und Gelegenheit mehr finden wird, den neapolitaniſchen Cultus und die reiche Glaubenswelt ſeiner Freunde, der Lazzaroni, auszubeuten und auszudeuten. So weit nun aber die Poeſie und ein äſthetiſcher Cultus wirklich berechtigt iſt, dem Gemüthe den religiöſen Inhalt näher zu bringen, vertheidigt er, wenn gleich immer in derſelben verſchrobenen Manier ſeiner Afterpoeſie den katholiſchen Cultus in allen ſinnlichen Mitteln nicht übel, und es ſoll nicht geleugnet werden, daß ein wirklich äſthetiſch gereinigter und dann auf äſthetiſchen Mitteln mitbegründeter Cultus das Ziel, aber vornehmlich im Proteſtantismus das erreichte Ziel, iſt. Man ſollte doch meinen, die Peterskirche in Rom, die Sixtina und die Paulina mit ihren Lichtern, ihren Geſängen und ihrem Gepränge müßten es allem Andern zuvorthun, wenigſtens hat Baukunſt, Malerei, Muſik, Erleuchtung und was es ſonſt von ſinnlichem Effecte nur geben mag, hier ſein Möglichſtes gethan, aber es iſt ein dumpfes, ein jenſeitiges, ein äußerliches Procediren, woran mehr die Neugierde der fremden Ketzer, als die Maſſe des Volkes mit ſeiner Andacht Theil nimmt. Eine gemeinſame Andacht und eine wirklich ins Herz und Gemüth verlegte Feier hat dieſe Normalform des katholiſchen Cultus nicht. Der lateiniſche Geſang, der Geſang der Geſchulten und Verſchnittenen, das Lichterbrennen und Lichterlöſchen, die lateiniſche Meſſe, die ſtillen vierzigſtündigen Gebete der Geiſtlichen, der umleuchtete Sarg des Herrn, und alles dieſes ganz im Streite mit der Zeitfolge der Leidensgeſchichte, wie ſie in den heiligen Büchern erzählt wird, iſt völlig ein Fremdes, Objectivbleibendes. Jede Oſterfeier in jeder leidlich mit Orgel und Geſang unterſtützten proteſtantiſchen Gemeinde geht unendlich tiefer ins Herz und Gemüth, iſt eine viel würdigere religiöſe Feier, eine viel wirklichere und erhebendere Andacht, als jene vielbeſprochene und weltberühmte »Begehung« in der Hauptſtadt und der Mutterkirche des Katholicismus. Das angemeſſenſte Mittel in wirklich äſthetiſch ausgeführten und ausgezierten Gotteshäuſern iſt der Geſang der Gemeinde und ſeine Muſikbegleitung. Die Zierde und das Gebild darf nicht vom Gotteshauſe losgeriſſen und, ſelber zum Götzen erhoben, mit Gebet verehrt werden. Iſt dieſe Gefahr des Bilderdienſtes noch nicht überwunden, ſo iſt von den Bildern kein Gebrauch, ſondern vielmehr nur der Mißbrauch zu erwarten, daß ſie die Andacht nach Außen leiten, alſo *verleiten* und ſtören. Die Muſik dagegen bewegt die Empfindung, welche aber nicht dumpf dahinten bleibt, ſondern im Geſange der Gemeinde zu ihrem Ausdruck gelangt, welchen Ausdruck in ſeiner ganzen Fülle und Wahrheit dann erſt die Rede zur wahren Deutung des poetiſchen und religiöſen Weſens erheben kann. Dieſe tiefe Einſicht der Reformatoren, die in den gemiſchten Ländern auch den Katholiſchen zum Theil zu Gute gekommen, iſt der Grund ihres Widerſpruches gegen die ſtörenden Aeußerlichkeiten, gegen unverſtändliches und darum unempfundenes Geplärre, gegen widerliche Puppen, gegen nur äußerliche »Begehungen« mit Effecten von Lichterchen, Kleiderchen, Räucherfäßchen und Waſſerſprengungen. Das Recht der Muſik. namentlich als Mittel des Geſanges der Gemeinde, nicht als angeſtaunte Aufführung, die Selbſtzweck wäre, haben ſie nicht verkannt, denn die Muſik weiß ſich der Innerlichkeit der Andacht anzuſchließen, ſie zu heben und zu tragen, während die Sichtbarkeiten nicht mit Sicherheit ins Innere gehen, vielmehr, wo ſie energiſch und wenn auch nur ſcheinbar als Zweck auftreten, gar leicht eine unchriſtliche Aeußerlichkeit und einen heidniſchen Cultus herbeiführen. Der Heide will den Gott ſehen und küſſen und mit Händen greifen, den er anbetet, das Küſſen der Heiligenbilder iſt nur eine Fortſetzung davon; der Gott des Chriſten aber iſt ein Geiſt, und die ihm folgen, beten ihn an im Geiſt und in der Wahrheit. Der proteſtantiſche Gottesdienſt iſt der einzig wahre und ſeine Mittel ſind in der Sache ſelbſt, er iſt dieſe verwirklichte Verehrung Gottes, wie ſie Chriſtus mit jenen ewigen Worten verordnet, während dagegen der katholiſche Gottesdienſt, wo er nicht vom Proteſtantismus zu einer Reinigung mit fortgeriſſen iſt, bei dem »Gleichſam,« bei dem Gleichwie,« bei dem »Symbol,« bei der vorgemachten und aufgeführten, außer dem Gemüth und dem Geiſte der Gemeinde bleibenden »Begehung« ſtehen bleibt, und es dem Zuſchauer und Zuhörer überläßt, was er neben dem nur Aeußerlichen nun zufällig für ein nur Innerliches erleben wird. Hören wir doch nun unſere Gleichnißmacher ſelbſt. Er redet gegen Leo in ſeiner zugleich charakteriſtiſchen Hühnen- und Urſprache, dem wahrſcheinlich ächten Altdeutſch, alſo: »An die ſymboliſchen **Begebungen,** in Mitte der Lichterchen und unter der Umhülle der Kleiderchen, knüpft ſich die ganze Feier des würdigſten Gottesdienſtes, der je beſtanden(!); es knüpft ſich daran der ganze Feſtkalender, den die geſammte Chriſtenheit in ihrer immer ſich wiederholenden Umkreiſung der Sonne der Ewigkeit, jedes Jahr immer wieder aufs neue in allen ſeinen Häuſern und Zeichen und Aſpecten (doch wohl nur gleichſam?) durchläuft. Und wie es im Phyſiſchen geordnet iſt (nun kommt das beweiſende Gleichniß), daß jedesmal, wenn die Erde an einem beſtimmten Punkte ihres Umlaufs angelangt, an gewieſener Stelle beſtimmte Blüthen ihre Blumenkronen freudig (gleichſam freudig) öffnen, und vor dem Lichtgeſtirn ihre duftgefüllten Kelche (gleichſam) zum Dankopfer ausgießen: ſo wiederholt es ſich auch in dieſer anderen Jahresbahn. An geordneter Stelle erblüht nämlich (wiederum gleichſam) auch hier, dem in Gemeſſenheit(!) geneigten Lichtſtrahle jener höheren Sonne, in der Kirche über alle Erde immer auf's neue dieſelbe Feſtblume, die um Mitternacht knospend, und mit dem ſteigenden Geſtirn ſich mehr und mehr öffnend, um den Mittag den vollen Blätterſchmuck entfaltet und dann am Abend ihn wie zum Schlafe wieder zuſammenfaltet, um zur andern Mitternacht ihre Stelle einem anderen Blühen einzuräumen. Aus allen aber, wie ſie eine um die andere aufgeſproßt, windet ſich der Kranz zuſammen, in dem das gerettete Geſchlecht ſeit unfürdenklichen Zeiten, alljährlich in ſinnreicher Symbolik, Blüthe an Blüthe fügend, den Heilbringer und Lichtſpender in geheimnißvoller Blumenſprache ſeinen Dank ausſpricht.«

Dies die ſymboliſche durch mythologiſche Reminiſcenzen aufgeſtutzte Rechtfertigung der Lichterchen und der Umhülle der Kleiderchen an den Püppchen, den Kinderchen und den Prieſterchen. Er geht nun weiter zu den lateiniſchen Liederchen, die er aber nur überhaupt als Liederchen einführt, ſo daß man ſich nun nach Gefallen auch einen wirklich empfundenen Geſang der Gemeinde darunter fürſtellen mag.

»Wieder knüpft ſich an die Liederchen, die in dieſen **Begehungen** erſchallen, die ganze kirchliche Tonkunſt; ſei es, daß im Chorale ihre Harmonieen, in großen Tonmaſſen geſammelt, im würdig gehaltener Bewegung gleich dem ebbenden und fluthenden Meere (nicht beſſer?) vorſchreitend und rückſchreitend in großer Majeſtät aushallen; ſei es, daß ſie, in Begeiſterung geflügelt, gleich Springwaſſern in Pſalmen überhoch in zahlloſen Strahlen anſteigen, und im Rückfalle dann in einem Adernetze ſich zuſammenflechten, in dem die Töne verfangen, den ganzen Reichthum ihnen einwohnender Farbe zur Löſung auslaſſen müſſen; ſei es endlich, daß ſie, kleineren Quellbächen vergleichbar, in Feſt- und Marienliedern durch die kirchliche Aue rinnen, und jeden zu ihnen niederneigenden Halm und den ganzen Schmelz der Umgebung ſpiegeln.« Hier iſt es nicht zufällig, daß die Halme weder untergetaucht, noch mit dem lebendigen Waſſer getränkt und durchdrungen werden, denn es bleibt auch hier bei dem Vorhalten, dem Spiegeln, wie es die Aufführung, bei der ich nicht mitwirke, mir bietet. »Und es fluthet, ſpringt und rinnt« (hier kommen die drei Gleichniſſe zuſammen) »Reinigung, Sühne und Gnade in allen dieſen Strömungen, die Kirche aber ſteht am Quellbrunn und ſchöpft fort und fort; jeder erhält ſeinen Theil nach Bedürfniß, Maß und Verſtändniß, und jeder gewinnt ſein Genüge.«

Dies Letztere, worauf es eben ankäme, wird durch all die Waſſerbäche der Gleichnißmacherei, ſo allerliebſt ſchillernd ſie ſich anlaſſen, nicht dargethan, wie es denn auch nicht darzuthun iſt, daß der katholiſche Geſang, der weſentlich ohne gemüthliche Betheiligung der Gemeinde ſich mechaniſch oder in Aufführungen abſpinnt, zum Genügen führt. Darauf geht es an die Baukunſt, gegen die aber wohl ſchwerlich jemals ein Proteſtant weder in gothiſchem noch ſonſtigem wirklich berechtigten Zierrath proteſtirt hat.

»Die Bilderchen zuletzt, an ſie iſt die ganze bildende Kunſt gewieſen, und ſie hat gerade ihr Beſtes hier geleiſtet. Die Baukünſtler haben nämlich der Kirche über jenen großen Säulenſtellungen jene Unzahl von Domen aufgebaut; die Bildner haben dieſe innen und außen mit ergoſſenen, erhauenen und ergrabenen Bildern ausgeſchmückt« (wogegen die Proteſtanten nichts haben, wenn nur nicht zu ihnen, wie zu Idolen gebetet und vor ihnen ſich knieend und knixend niedergeworfen wird); »die Maler haben darauf ihren Formen- und Farbenreichthum an Altären, Wänden und Gläſern ausgelegt, und um alle die Herrlichkeit ſchmiegt ſich in reicher Fülle, wie der Blätterſchirm einer Palme, ſo der Glockenklang, der von der Höhe der Thürme ſich allumbreitet. Das iſt ein Reflex der Gottesſchöne, die ihrerſeits wieder die Gotteswahrheit umwebt; wo die eine in ganzer Reinheit zugegen iſt (ja wohl in ganzer Reinheit), muß ſich ſofort auch die andere ohne Verzug herzufinden, damit beide in rechter Güte ſich verbinden. Es iſt daher hier wieder um das Wahre und das Schöne beſchaffen, wie um das Wahre, das Geordnete und Gezüchtete; beide ſinken und ſteigen mit einander.

Wo alſo das Schöne, unter dem Vorwande, der Wahrheit ſich um ſo ungetrübter zu erfreuen, ſich wie im Muhamedanism beſeitigt findet, iſt es auch um die Wahrheit ſchwach beſtellt.«

Daß der Genuß des Schönen, das Poetiſche und das Rhetoriſche nicht vor der Unwahrheit, nicht einmal vor wiſſentlicher Verdrehung ſchützt, und daß der Geiſt, der in alle Wahrheit leitet, mit den ſchönen Tempeln und Gebilden nicht gegeben iſt, beweiſet Görres, indem er in ſeinen Gleichniſſen dieſes wohlgeſetzte, maleriſche und dennoch ſo unwahre und thörichte Gerede verführt, und beweiſet das *ſchöne* Griechenland, welches ja ſonach an ſeinen Bilderchen und an den Säulenordnungen ſeiner Tempel genug gehabt und des Chriſtenthumes nicht bedurft hätte. Wie das Chriſtenthum gleich anfangs die Bilder und die nur äußerliche Schönheit der Griechen mit Recht verneinte, ſo verneinte die Reformation mit Recht den viel geſchmackloſeren Puppendienſt und ſämmtliche nur ſymboliſche und nur äußerliche »Begehungen« eines verwahrloſten Katholicismus. Die wahre Schönheit aber, ſelbſt die bildende, von Raphael bis Thorwaldſen iſt nur aus dem freien Geiſte des Proteſtantismus wieder in die Bilder gekommen, ſo wie die ſchöne Andacht, die der großen Dome einzig würdige nur die proteſtantiſche iſt, die wahrhaft geiſtige Verehrung Gottes, welche alle Schönheit aus ihrer Aeußerlichkeit befreit, vergeiſtigt und verklärt in der *eigenen* Bewegung des überwältigenden Gemüths und ſeiner Andacht, welche die Sinnlichkeit wohl aufnimmt, aber auch verneint und überſliegt.

Dieſe Figur in altmanierirtem Styl, in Rhetorik, in Schwulſt, in Gleichnißmacherei, in liſtiger Sophiſtik oder dumpfem Selbſtbetrug, dieſer Renegat einer längſt vermoderten Romantik und widerlich handfeſten Myſtik, das iſt der alte Görres, mit dem wir es hier wiederum einmal zu thun haben; und das Intereſſe, welches wir an ihm nehmen, iſt allerdings vornehmlich ein Intereſſe der Seltſamkeit ſowohl ſeines Charakters und ſeiner Schreibart, als ſeiner ganzen Oppoſition.

Indem er aber einer veralteten Lebensgeſtalt ſeinen ebenfalls verdorbenen Oden einzublaſen verſucht, weckt er einen literariſchen Kampf auf, von welchem das erſprießliche Reſultat zu erwarten iſt, daß diejenige Bildung, welche der Principienfrage auf dem Boden der Religion vollkommen mächtig iſt, in ſeinem Verlaufe nun auch zur völligen Anerkennung ſich durcharbeiten werde; es iſt ihm daher Dank zu wiſſen, daß er mit ſeiner alten Widerſpruchscourage noch einmal vor ſeinem Lebensende in die Welt hinausgetreten iſt und gerufen hat: »Alſo Welfe oder Gibelline? wie der Sendbrief meint. Nein, ſag' ich, ſondern Katholik oder Proteſtant, wie es zuvor geweſen.«

Allerdings das iſt die Frage; und es war ihm daher ein ſchweres Spiel mit Marheineke, dem mittelſten und einzig wirklichen Triarier, der den freien proteſtantiſchen Geiſt mit ruhiger Stirn zum gewiſſen Siege heraufgeführt; es war dagegen ein Spiel wie der Katze mit der Maus gegen Leo, der ſeine proteſtantiſche Gewiſſensfreiheit unter andern auch darin ſetzt, daß er die ganze gegenwärtige proteſtantiſche Kirche preisgiebt, »die abhanden gekommene Gemeinde, die fehlende Zucht, den verlorenen Bann und die abgeſchaffte Buße« beklagt, dagegen aber manche Herrlichkeit des Katholicismus preiſt, namentlich die angebliche Einheit, der alſo ein ſo freiſinniger Proteſtant iſt, daß er unbedenklich katholiſche Reden führt; und es war endlich ein leichtes Spiel mit dem Dr. Bruno, dem niemand anders als der Widerſacher ſelbſt die ſchweren proteſtantiſchen Waffen beigelegt. Dieſen Dr.

Bruno hat ſich der alte Schlaukopf nicht umſonſt gewählt. Die Abenteuerlichkeiten des Mannes gehen in der That ſehr weit, weshalb ihn denn auch der alte vielgewiegte Kämpfer, humoriſtiſch angeregt, in ſeiner altfränkiſchen Witzmanier mit einem Schabernack über den andern höchſt ergötzlich zum Beſten hält. Der vordere und der hintere dieſer Triarier ſind, trotz alles Salutirens, womit Görres namentlich gegen Leo ſeine Feindſeligkeiten eröffnet, den er, je beſſer er ihn faſſen kann bei ſeinen katholiſchen Seiten oder bei ſeiner Unzufriedenheit mit dem Proteſtantismus, um ſo lieber zu unſerm alleroberſten Hauptmann erheben möchte, — beide ſind dennoch nur proteſtantiſche Velites, die anlaufen und rücklaufen, bisweilen einen richtigen Wurf thun, aber ohne Sicherheit des Gedankens tauſendmal über Stock und Block ſtolpern und nicht beſſer auf den Beinen ſind, als der große Haufe der Katholiſchen auch, die nun dieſen Namen plötzlich vertreten ſollen und gleichwohl der proteſtantiſchen Gedanken, welche im Laufe der Zeit über ſie gekommen ſind, ſich nicht entſchlagen können. Aber Katholik oder Proteſtant! ruft Görres in das Gewühl.

Gut, wir nehmen es an; und es ſoll uns nicht umſonſt ſo gut geboten ſein, daß alle Welt angedonnert wird mit dem alten Spruche: »Erkenne dich ſelbſt;« prüfe jeder, was er in ſeinem Herzen iſt, und ergreife frei die Fahne, die ſeine Inſchrift trägt! Wir ſind nicht beſorgt, daß die Wahrheit vor Görres' dumpfer Poſaune einſtürzen werde, wie weiland die Mauern von Jericho vor der altiſraelitiſchen Drommete. Alſo Katholik oder Proteſtant! Aber was ſcheidet auf einmal die Welt und was trennt ſo plötzlich die einigen Chriſten?

Dieſe Frage geht die neueſte Geſchichte an. Nachdem der Staat es zur Gleichgültigkeit gegen Katholiken und Proteſtanten gebracht, wohnten beide Theile in vollſter Toleranz ohne Verdacht neben einander und der Geiſt des neuen Weltprincips, welches die Reformation aufgeweckt, durchdrang alle Länder, die der germaniſchen Ehre theilhaftig ſind, katholiſche ſo gut, wie proteſtantiſche; die Staatsentwickelung, die Philoſophie, die Poeſie der neueſten Zeit ergriff die Herzen und die Geiſter ohne Unterſchied der Confeſſion; und als nun der Papſt und die Hierarchie, bei ihrem hohlen Daſein angelangt, kaum noch in Rechnung kamen: da traten proteſtantiſche Hiſtoriker und proteſtantiſche Theologen zuerſt dem Geiſte der Verachtung gegen die Päpſte und ihre Zeit entgegen, ſo wenig war unſere Zeit ihre Zeit; und es fürchtete niemand des Papſtes Wort und Macht, als man ſeinen Stuhl im Frieden wieder zurechtſtellte, ihn erſt wieder hinaufhob und dann leutſelig mit ihm redete und ſeinen Worten anderſeits das Ohr lieh. Das iſt die Zeit der Gleichgültigkeit. Dieſe Gleichgültigkeit faßt nun aber in ihrer Großmuth die Anerkennung einer ſelbſtſtändigen Macht in ſich, die nicht Staat iſt, vielmehr als Hierarchie in den Staat hineinreicht, ihre Geſetze gegen ſeine Geſetze ſtellt und ihrerſeits hartnäckig bei der Nichtanerkennung des Proteſtantismus verharrt, den die »allein« ſeligmachende Kirche nicht als gleichgeltend neben ſich duldet. Hiermit iſt die Gleichgültigkeit des Staates ſowohl, als des Geiſtes der Zeit überhaupt aufgehoben: die Indifferenz ſelbſt hat ſich die Differenz wieder aufgerichtet, und das eigene Thun der gleichgültigen Gegenſatzloſigkeit zeigt ſich als Bethätigung des Gegenſatzes ſelbſt. Allerdings iſt die Frage nun wieder die: Katholik oder Proteſtant?

Aber an wen geht dieſe »zuvorgeweſene« Frage? Die Menſchen ſind nicht mehr die alten, ſind denn nun noch die Namen die alten, wenn ſie ganz anderen Leuten beigelegt werden? Die Frage geht an das ganze gebildete Europa germaniſchen Stammes, deſſen Bildung und deſſen Staatsgeſtaltung dieſe Gegenſätze wirklich überwunden und zu ganz neuer Bedeutung gebracht hat in dem gegenwärtigen Zuſtande, wo es unmöglich iſt, das Ohr der Katholiſchen zu verſchließen gegen die Philoſophie der Proteſtanten, gegen die Poeſie der Proteſtanten, gegen den Geiſt, der die Welt regiert. Die Geſchichte iſt ihren Gang gegangen, und als der Katholicismus ſeinen Willen erlangt, als er mit den Jeſuiten Ferdinand's II., mit den Dragonaden Ludwig's XIV. und mit der pariſer Bluthochzeit grauſamen Andenkens ſeine Verſtocktheit gegen den Geiſt der Reformation bethätigt hatte: da mußte er ſelbſt, dieſer katholiſche Geiſt, die Aufklärung zur Welt bringen, die ſich in Frankreich tobend, rächend, wüthend, in Deutſchland gemeſſen und im Zaume des Geiſtes der Reformation auf den Thron ſetzte und die Wiſſenſchaft erfüllte. Dieſe Aufklärung hat uns nun zugleich darüber aufgeklärt, daß die Verſtocktheit der Väter an den Kindern heimgeſucht wird, und unſere Zeit iſt nicht aufgelegt, den Verſtand und ſeine Aufklärung mit Füßen zu treten, mag ſie es auch noch ſo ſehr überzeugt ſein, daß der Verſtand nicht das Ende der Weisheit iſt und daß der kahle Weltverſtand, die ſelbſtgenugſame Tugend, das hochfahrende Ich nur die Geburtsſtätte eines tieferen Geiſtes geworden ſind. Nur die Verſtocktheit verſchließt ſich gegen den geſunden Sinn und gegen die friſch-Luft der freien Bewegung. Allerdings iſt die willkürliche Bewegung ohne Vernunft noch nicht freie Bewegung; aber eben ſo wäre es eine wunderliche Vernunft, welcher die willkürliche Bewegung abhanden käme; ſo erhebt der Tänzer die willkürliche Bewegung zum freigeregelten Tanzſchritt, aber die Willkür iſt ihm darin nicht genommen. Die Freiheit der Aufklärung fing von vorne an und erbaute die Welt aus ſich, das iſt das Recht des Subjects, ſie machte das Geſetz des Subjects zum Geſetz der Welt, das iſt das *Unrecht* des Subjects, welches es darum nicht zum *objectiven Geiſte* kommen läßt, weil es beim Abbrechen vom Beſtande ſtehen bleibt, das iſt die *Willkür*, als das ewig uranfängliche Setzen des Fichte'ſchen Ichs und der franzöſiſchen Religions- und Staatsbildnerei, die ſich ſelbſt wieder zerſtört, indem die Schöpfung dem Schöpfer ſogleich zu einer Laſt wird, die er im Taumel der abſtracten Freiheit nicht dulden kann; dieſe Freiheit der Aufklärung iſt allerdings weder in Religion noch im Staate das Ideal oder die Aufgabe der Gegenwart; aber darum hat nun das Subject den Anſpruch nicht aufgegeben, überall mit ſeinem Wiſſen ſich ſelbſt bei der Sache zu betheiligen; denn die gegenwärtige Freiheit iſt das Sicheinsſetzen mit dem Geſetze, das Sichwiſſen der Vernunft im Staate ſowohl als im Dogma. Damit iſt es nothwendig geworden, daß es nun dem Subjecte muß gelingen können, das politiſche und religiöſe Geſetz als die Wahrheit ſeines Willens zu begreifen, wenn es ſich frei fühlen ſoll; daß heißt, alles wirklich geltende Geſetz und Dogma iſt Vernunft, und nicht nur überhaupt ein Gefäß der Vernunft, ſondern auch der Form nach aus der Bildung des gegenwärtigen Geiſtes wiedergeboren.

Die gegenwärtige Welt, die mit ihrem theuren Blute die Lehren der Geſchichte bezahlt, die mit Schmerz und mit Schrecken die abſtracte Freiheit überwunden, die gründlich den Kelch der Selbſterkenntniß ausgeleert und auf ſeinem leuchtenden Grunde des uranfänglichen Ichs allmächtiges Princip erblickt hat, — unſere Welt, welche aber auch den Staat als den objectiven Geiſt und die Geſchichte als die Manifeſtation der göttlichen Vernunft begriffen hat, ſie iſt nicht mehr des alten Papſtes Geſindehaus und des ſtarren Machtgebotes ſeiner Bullen gehorſames Kind, ſie weiß, daß ſie Vernunft und *ihre* Vernunft in ihrem Geſetze zu erwarten hat, ſie iſt mündig, wie ſie ſich auch nennt, katholiſch oder proteſtantiſch. Warum denn nun noch die Frage: Katholik oder Proteſtant? Darum, weil ſich jetzt die Gegenſätze zu reinigen und in der *wahren Selbſterkenntniß zur wahren religiöſen Freiheit zu erheben haben.* Der Streit dreht ſich gar nicht mehr um die Dogmen als ſolche und um die Schriftauslegung, ſondern es handelt ſich darum, welches Princip der gegenwärtigen Menſchheit entſpricht, ob das katholiſche oder das proteſtantiſche; und es fragt ſich, ob der gegenwärtige Gegenſatz noch derſelbe ſei, wie vom Anfange.

Zuerſt war der Gegenſatz ein *dogmatiſcher*, die höchſte Form der *Lehre* war die *dogmatiſche Vorſtellung* und praktiſch vornehmlich traf die Reform den Cultus und das Verhältniß von *Prieſter* und *Laien*, oder die Hierarchie. Die Hierarchie wurde nun in der franzöſiſchen Revolution nach allen Seiten zu Grunde gerichtet, und was man davon wieder aufgerichtet, dient jetzt nur dazu, das Bewußtſein über ſeinen wahren religiöſen Standpunkt zu ſchärfen und aufzuklären. Die Hierarchie kann ſich nicht wiederherſtellen, weil der Staat ſie nicht zu dulden braucht und ſie nicht dulden will, er aber kann darum von ihren Forderungen abſehen, weil das gebildete Bewußtſein überall hinaus iſt über dieſe Form der Knechtſchaft, nachdem es von dem katholiſchen Frankreich aus das Princip der Selbſtbetheiligung und der eigenen Einſicht mit der Aufklärung überkommen und nun weiter zu freier Religioſität über viele unlebendig gewordene Dogmen ſich erhoben hat. Wir haben gleich jetzt bei dem cölner Streite an den Schriften vieler einflußreicher und hochgeſtellter Katholiken geſehen, wie wenig ſie geſonnen ſind, den ganzen Aberglauben voriger Zeiten und den abſoluten Papſt anzuerkennen, des Fegefeuers, des Ablaſſes, der Heilsmedaillen gar nicht zu gedenken. Die *katholiſche Orthodoxie iſt bürgerlich und ſtaatlich* eine Unmöglichkeit geworden, und dennoch macht die Hierarchie und der Jeſuitismus den Verſuch, ſie wieder herzuſtellen und zwar durch das Regiment, von oben her, ſie wieder herzuſtellen. Görres wirft die Frage auf: Katholik oder Proteſtant, d. h. orthodox katholiſch oder nicht, denn alles, was nicht orthodox katholiſch iſt, nicht alle Dogmen und hierarchiſchen Schroffheiten des Katholicismus annimmt, verhält ſich proteſtirend und proteſtantiſch. So hat der ſtarre Katholicismus ſelbſt den Prüfſtein hervorgebracht, an welchem ſich offenbaren wird, ſowohl was der Papſt vermag, als auch was der wirkliche Inhalt des religiöſen Geiſtes unſerer Zeit iſt.

Der Gegenſatz iſt kein dogmatiſcher mehr, denn weder die Katholiken ſind katholiſch-, noch die Proteſtanten proteſtantiſch-orthodox, wenn man darunter das Feſthalten des alten, dem Dogma und ſeiner Form unbedingt unterworfenen Glaubens verſteht. Freilich bei uns lag die freie Vermittelung mit dem Dogma in der erſten Aufſtellung der Reformation, das ewige Fundament des Proteſtantismus iſt das Vertrauen zu dem Geiſte und ſeiner Entwickelung; daher dann auch ſogleich die Diſſidien nach verſchiedener Auslegung, Zerwürfniſſe, welche gleich im Anfange den Beweis führten, daß der Geiſt in ſeiner Entwickelung aus der einfachen Beſtimmtheit ſich in den Gegenſatz wirft, und daß er ſeine beſtimmte Faſſung ſo gut negirt als ſetzt, eben darum negirt, weil er ſie geſetzt; dennoch kam damals eine beſtimmte Faſſung des Dogmatiſchen zu Stande und der Unterſchied ſowohl vom Katholicismus, als innerhalb der neuen Confeſſionen wurde weſentlich mit dogmatiſchem Intereſſe feſtgehalten, drang auch bis in die Gemeinden hinein, denn es wurde häufig über die dogmatiſchen Abweichungen gepredigt und ſo zwar, daß an dieſem oder jenem Dogma das Heil und die Exiſtenz der Kirche und des wahren Chriſtenthums geknüpft ſchien. Das Princip hatte noch keine höhere Form ſeines Ausdrucks, als dieſe dogmatiſche, und die Welt war gezwungen, die Wahrheit als ein ohnmächtiges Ding zu betrachten, welches gar nicht wäre, wenn dieſe oder jene dogmatiſche Faſſung abhanden käme. Das fortgeſetzte Zerwürfniß lehrte ſodann die Macht der Wahrheit über und gegen die feſten Formen der Vorſtellung, bis es ſogar dahin kam, daß man den Formen ſelbſt keine Wahrheit mehr zutraute. Dies verſchulden allerdings die Dogmen großentheils nur darum, weil es überhaupt unmöglich iſt, den abſoluten Inhalt der Religion in Sätzen und Vorſtellungen feſtzuhalten, ohne durch ihn die widerſprechenden Beſtimmungen zur inneren Zerrüttung aufzuregen; und es war erſt die Hegel'ſche Dialektik und Logik dazu nothwendig, um einzuſehen, daß in dieſer Form, in der Dogmatik, die widerſprechenden Beſtimmungen nothwendig, und obgleich der unvermittelten Form nach unwahr, dennoch dem Inhalte nach, d. h. nach ihrer Anlage zur Vermittelung, als eine Geſtalt der Wahrheit wirklich anzuerkennen ſeien. Zum Theil verſchulden aber auch die Dogmen durch rohe Vorſtellungen, als z. B. der ewigen Höllenpein, der Auferſtehung mit Haut und Haaren und dergleichen ihren Mißcredit.

Die katholiſche Welt verhält ſich nun aber in gegenwärtiger Zeit den Dogmen gegenüber eben ſo, theils ſorglos, weil ihr die Wahrheit poetiſch und philoſophiſch näher getreten iſt, als dies in altfränkiſcher Vorſtellung möglich wäre, theils feindlich, weil die Willkür und Beliebigkeit der Satzungen ans Licht getreten, überall nur frei, d. h. mittelſt der Einſicht ſich ihnen befreundend, wie die proteſtantiſche Welt es längſt gethan; und ſo iſt *das proteſtantiſche Princip, ohne daß es eben dieſen Namen führte, dennoch in der That und Wahrheit das Princip der ganzen germaniſchen Welt* ſchon darum, weil jeder ſogleich den

Katholicismus verlaſſen könnte, ſobald er von ſeiner Orthodoxie ſich bedrückt fühlte.

Der Ruf von Görres zu den verſchiedenen Fahnen iſt daher kein anderer, als der Morgenruf zur Beſinnung und der Aufruf der freudigen Anerkennung, daß die ganze Gegenwart in der That und Wahrheit der Macht des freien Geiſtes freudig und vertrauungsvoll ſich hingegeben, und daß alle, welche Theil haben an der Bewegung des Weltgeiſtes nur noch der leere Name trennt.

An dieſem Namen ergreift nun die Hierarchie die gebildeten Katholiken. Wollt ihr die Religion eurer Väter verlaſſen und in gemiſchter Ehe mit den Ketzern leben? Aber die Religion der Väter, wenn ſie die katholiſche Orthodoxie ſein ſoll, iſt ſo gut mit ihnen zu Grabe gegangen, als die Lutheriſche Orthodoxie mit unſern Vätern, und haben die Dogmatiker es ſich gefallen laſſen, daß die Philoſophie auf ihrem eignen freien Wege zur Wahrheit gekommen iſt, ſo werden ſie nun auch nichts dagegen haben, daß die Philoſophie die Prüfung und Erklärung der Dogmen übernimmt. Indem alſo die Hierarchie auch nur den Namen nennt, muß ſie fortgehn zu der orthodoxen Forderung, und ſo gelangt ſie zu dem Widerſpruch mit der Wirklichkeit, welchen wir jetzt vor Augen haben. Freilich iſt auch der leere Name nicht ohne praktiſche Bedeutung, d. h. nicht gleichgültig, und ſo gedeiht die Sache dahin, daß die frühere Sorgloſigkeit aus der Sache heraus jetzt zu der Einſicht kommen muß, daß ſelbſt der leere Name nicht gleichgültig ſei. Wer einmal Katholik heißt, wird auch dafür angeſehen und ſeine Kinder haben immer wieder die Arbeit durchzumachen, die er ſelbſt hinterlegt hat, wenn er nicht ganz beſondere Sorge trägt, ihren Unterricht nach ſeiner Bildung einzuleiten. So fände denn ſchon hier bei allerhand Zufälligkeiten die Hierarchie einen

Anhalt, aber in der That nur einen zufälligen, während der nothwendige Gang des Geiſtes das Bewußtſein fort und fort auf freiere Stufen ſtellt. Es iſt daher von Seiten der Hierarchiſten und Jeſuiten weiter auf die Wirklichkeit des Lebens einzugehen, und da findet es ſich denn, daß außer den abhängigen Prieſtern auch noch eine gebundene, abergläubige, wenig vom hiſtoriſchen Geiſt bewegte Menge vorhanden iſt, welche nicht nur alle Dogmen völlig orthodox aufnimmt, ſondern noch ein gut Theil Geſpenſter-, Hexen- und andern Kram als Heirathsgut dazubringt. Damit ſoll nun alſo gewirthſchaftet werden und *Görres* vornehmlich ſtützt ſich, wie wir das ſchon oben ausgeführt haben, ganz unverholen auf dieſen fetten, inhaltsvollen *Köhlerglauben*. Es wäre aber wunderbar, wenn die Füße dem Kopfe nicht gehorchten, nur in ſchwerer Krankheit pflegt ſich das zu begeben, und es iſt nicht zu verkennen, daß *Görres* auch dieſe Einſicht gehabt hat, er ſucht alſo einige Benommenheit des Kopfes und einiges Fieber der Glieder zu entdecken, auch vielleicht aufzuregen, indem er den Katholiſchen vorhält, »*wie ſie vom Proteſtantismus gedrückt würden und wie jetzt überall die Zeit der Reaction des bedrückten Katholicismus ſei.*« Görres irrt ſich hier nur um ein Kleines, daß nämlich erſtlich das katholiſche Deutſchland kein erobertes und gemißhandeltes Irland, und daß es zweitens kein großes Pöbelland iſt, wie Irland. So hat der *katholiſche Sansculottismus* faſt gar keinen Boden und es iſt ſo wenig zu reagiren, daß vielmehr die Katholiken durch zu große Anerkennung der hiſtoriſch völlig unberechtigten hierarchiſchen Orthodoxie und durch deren Folgen, die Unterdrückung des Hermeſianismus ſich könnten beengt fühlen. So dient auch politiſch das cölner Ereigniß zur Beſinnung über die Principien.

Die aufgehobene Gleichgültigkeit gegen die Namen: Proteſtant und Katholik, iſt zuerſt die Einſicht, daß auch der leere Name nicht gleichgültig ſei, und ſodann der Anfang eines neuen geiſtigen Aufſchwungs, einer gründlichen Beſinnung über den wirklichen religiöſen Beſitz der Gegenwart und daraus einer tieferen Begeiſterung für die Macht der freien chriſtlichen Wahrheit.

Was wir Görres dabei zu verdanken haben, das ſei ihm gedankt; ſeine Verdächtigung der Abſichten unſeres Staates mit dem Katholicismus iſt aber ſo abſurd und ſo gegen alle Thatſachen, daß ſie, obgleich auch in dieſer Broſchüre Seite 27 und 28 aufs Verdrehteſte und in der That Unverſchämteſte wiederholt, dennoch keine andere Bedeutung als die für die Charakteriſtik des alten Agitators erlangen wird. Eben ſo charakteriſtiſch iſt ſein Einfall, der Proteſtantismus habe das Princip der Willkür, »da der Individualität ſouveräne Gewalt in religiöſen Dingen eingeräumt ſei,« welches ſchon ein Brudergedanke von Leo iſt, der ſeinen Urſprung in der Verzweiflung dieſer Leute am Geiſte hat, und die Macht des Geiſtes nicht ſehen und anerkennen kann, die gleichwohl der alte Görres, ſollte man meinen, am wenigſten zu verleugnen hätte; denn wer hat tiefer dringeſteckt in den verſchiedenſten allgemeinen Affectionen des bewegenden, wie des ſich widerſetzenden Geiſtes, als eben ſein Individuum? So hat es denn wohl keine Noth, daß irgendwo die Individuen ſouverän werden, wenn ſelbſt dieſes unbändige Görres'ſche Exemplar ſich alſo hat beugen und bändigen laſſen müſſen, nicht von irgend einem ſtarren Geſetz, ſondern von dem allgemeinen Geiſt, ſei es daß er auf der Seite der Sieger triumphirend oder auf der Seite der Beſiegten mit Widerſtreben ihm nachfolgte, wie eben jetzt mit ſeiner katholiſchen Orthodoxie. Es iſt auch ſo ſchlimm nicht gemeint, denn er widerlegt ſich ſelbſt bei der Gelegenheit, wo er die Macht und das Recht des deutſchen Geiſtes gegen Napoleon trotz der Verträge und trotz der Geſetze Weſtphalens und des Rheinbundes in Schutz nimmt, um darzuthun, wie es mit dem Privat- und Staatsrecht im Verhältniß zu dem Recht des Weltgeiſtes ſtehe. Denn dies iſt der Sinn ſeiner Rede gegen den Vorwurf, »er ſei ein Revolutionär,« wobei er nur den geringen Irrthum begeht, daß ſich ſchwerlich ein Anſpruch des hierarchiſchen Katholicismus als das Recht der Geſchichte und des fortſchreitenden Weltgeiſtes ausweiſen dürfte. Darum ſei es angenommen, was die Zeit uns bringt, aber zurückgewieſen, was uns Görres prophezeit und was hiſtoriſch unmöglich iſt: »die Rückkehr zum orthodoxen Katholicismus.« Die Herren vom Mittelalter und die Freunde der Vorzeit des deutſchen Chriſtenthums, welche wir Romantiker nennen, ſind vortreffliche Männer als Wegweiſer zu den Schätzen dieſer großen Zeit, die wir in allerlei Kunſt und Wiſſenſchaft, wie bisher den Geiſt der alten Welt, gewiſſenhaft zu verarbeiten daran ſind; aber ſo wenig wie der Zeusdienſt und die Dionyſien mit aller claſſiſchen Schwärmerei wiederaufgerichtet worden ſind, eben ſo wenig iſt Hoffnung da, daß wir jemals in die romantiſchen Jahrhunderte vor der Reformation zurückkehren, eben ſo wenig iſt Hoffnung da, daß der orthodoxe Katholicismus wieder zur Herrſchaft über die europäiſche Menſchheit gelangen werde. Man erklärt es ſich leicht, dieſes im altgermaniſchen Meth wüſttrunkene Gemüthsweſen, dieſe Hebebäume tollkühner Wuchtphraſen, womit ſie, rieſenhaft auslangend, im gegenwärtigen Staat und Chriſtenthum Breſche zu brechen ſuchen. Wie die Philologen das Heidenthum liebten, wie Schiller die Götter Griechenlands beſang und ihren Untergang in eine Elegie brachte, eben ſo geht es den Romantikern mit ihren Herrlichkeiten. Sie mögen ſie beſingen und preiſen, es hat nichts auf ſich, zumal ſie noch weit hin haben zu einem Geſange, wie jener Schiller'ſche iſt, der vielen antik Geſtimmten damals nicht wenig zu Herzen ging; praktiſch iſt nur der Geiſt der Gegenwart, und keine Poeſie und keine noch ſo ſyſtematiſche Verſtimmung irrt ſein Weben und Wirken.

Natürlich war *Leo's verſtimmter Sectengeiſt* und ſeine eben ſo *vorzeitlich* gerichtete Sehnſucht nicht geneigt, dieſen Geiſt der Gegenwart gegen ſeinen Bruder *Görres* zu vertreten; wir haben anderswo in dieſen Blättern ſeinen halbſchlächtigen Sendbrief näher darauf angeſehn. Hier iſt es nur intereſſant, wie naiv Görres die Leo'ſchen Verſtimmungen und katholiſchen Reden als eine Ohrenbeichte des Proteſtantismus an ihn aufnimmt und das reuige Sündenbekenntniß unſers verdüſterten Religionsverwandten gut prieſterlich belobt. So Seite 52, nachdem Leo's Klagelied angeführt iſt, welches behauptet, »die proteſtantiſche Kirche ſei ganz in den *Polizeiſtaat* herübergezogen, das Centrum ſei abhanden gekommen, denn die Gemeinde ſei nur noch im *polizeilichen* Sinne vorhanden, und im *evangeliſchen Sinne, wo ſie eine Eidgenoſſenſchaft ſein ſolle, beſiegelt im Glauben und im gemeinſchaftlichen Genuſſe der Sacramente zu wechſelſeitiger ſittlicher Wache und zu Unterſtützung der Armen und Schwachen, in dieſem Sinne ſei ſie längſt verſchwunden,*« welches Klagelied ſodann fortfährt: »chriſtliche Gemeinde und polizeiliche Gemeinde ſeien den Geiſtlichen ſo ſich deckende Begriffe, daß ſie, wo neben der letzteren ſich wieder ein Keim der erſteren, wie z. B. *in den Conventikeln*, zeigt, ſofort mit einem polizeilichen Lichtlöſcher darauf losfahren möchten und ſich entſetzt hätten über die kirchliche Rottirerei derjenigen, die außer der vortrefflichen polizeilichen Gemeinde noch nach einer beſonderen chriſtlichen verlangen.« »Das, ſagt *Görres*, ſind *wahrhafte*, *untadeliche Worte*, unmittelbar aus dem Beſtand der Dinge herausgegriffen.« Ja er fährt ſogleich einige Seiten darauf folgender Geſtalt weiter fort: »Dieſelbe Stelle, die wir oben angeführt, enthält in ihrem weiteren Verfolge, in Bezug auf Disciplin und Ordnung in der proteſtantiſchen Kirche, noch andere *merkwürdige Einräumungen*, die ein *löblicher Unmuth* über den *gegenwärtigen* Zuſtand der Dinge eingegeben.« Dieſer *löbliche Unmuth* kommt »*aus einem redlichen Gemüthe*.« S. 58 u. ſ. w. u. ſ. w.

Das war zu erwarten: daß ein Unmuth dem andern, daß eine Verkennung der Gegenwart der andern, daß ein laudator temporis acti dem andern gefällt, iſt gar kein Wunder; daß aber *Görres* ſo naiv ſich das Anſehn giebt, mit dieſen Leo'ſchen Bekenntniſſen den ganzen Proteſtantismus in der Beichte zu haben, das iſt eben ſo drollig, als einfältig auch in dem Sinne, als könnte irgend ein Katholik oder Proteſtant durch dieſen Pfiff ſich täuſchen laſſen; denn wer einmal überhaupt von *Görres*, von *Leo* und von der ganzen *löblichen unmuthigen Geſellſchaft* unſerer Tage, die ſich jetzt ſelber bei dem Geiſt der Tagesgeſchichte mit ihrem chroniſchen Uebel in die Cur des Sturzbades giebt, Notiz nimmt, der weiß es auch, daß er in dieſem »Brudergedanken« nicht zwei, ſondern nur einen und denſelben reactionären Gedanken vor ſich hat, das romantiſche Ei, aus dem der altdeutſche Phönix nach langer ſaurer Brut ſo vieler Brüder noch immer nicht hervorgehn will.

Leo läßt ſich gegen *Görres* auf den *dogmatiſchen* Unterſchied des Proteſtantismus und Katholicismus ein — und

Leo hat allerdings darin vollkommen Recht, daß auch die erſte dogmatiſche Faſſung des reformirten Chriſtenthums, namentlich die Rechtfertigung durch den lebendigen Glauben gegen die todte Werkheiligkeit und die Verwerfung der eben ſo todten Transſubſtantiationslehre zur wahrhaft geiſtigen und bedeutenden Vorſtellung führt. Denn ſelbſt der Abendmahlsſtreit brachte es zum Begriff der perſönlichen Gegenwart Chriſti als der wahrhaft geiſtigen Gegenwart, und was nicht vollkommen ausgedrückt werden kann, hat eben in dem Widerſpruch, welchen das Dogma herausbringt, den Trieb zur Vergeiſtigung. Die Gegenwart iſt perſönlich: Chriſtus wird gewußt und weiß ſich in der heiligen Handlung, in dieſer Andacht, dies Wiſſen und Gewußtwerden iſt als Gemüths- und Gefühlsſache der Genuß des Ewigen, die perſönliche Gegenwart iſt dieſe Gegenwart des Geiſtes, die im Gefühl unmittelbar iſt, der Geiſt aber iſt die ſelbſtbewußte Liebe, in welcher der Menſch erlöſt iſt, ſich frei, ſich eins mit Gott fühlt; nicht alſo das Andenken allein, ſondern die wirkliche Mittheilung des Geiſtes, der wirklich gegenwärtige Geiſt Chriſti erfüllt die Andacht des Abendmahls. So iſt denn beim Wein und Brodt nicht ſtehen zu bleiben. Dieſe können allerdings nur bedeutend ſein, und alle Verwandlung in eine andere Subſtanz, die nicht Geiſt wäre, alſo jegliches Stehenbleiben bei dem nur Subſtantiellen iſt ganz richtig von Leo bezeichnet als ein Beſitz, an welchem, die dabei bleiben, nicht mehr haben, »als die Mahomedaner an ihrem ſchwarzen Stein der Kaaba.« Die Vergeiſtigung des verſteinerten und veräußerlichten Inhalts lag ſchon in dem erſten dogmatiſchen Gegenſatz des neuen Chriſtenthums gegen das katholiſche, die dogmatiſche Faſſung ſelbſt aber bringt bei aller ungeheuerſten Arbeit, die damals die Theologen ſich mit ihr gemacht, den unendlichen Inhalt nicht zum angemeſſenen

Ausdruck. Das Ausſprechen fährt auch in der That nicht nothwendig in die Sache hinein, und es iſt ſelbſt dem ſpeculativen Ausdruck verwehrt, eine nothwendige Sicherung ſeines Verſtändniſſes mit ſich zu führen, darum weil über den Satz und ſeinen ſtarren Inhalt hinweg und ſogleich in die Totalität der Bewegung aufzugehn gefordert, dies aber nicht ohne das Aufſteigen des innern Lichtes, ohne Wiedergeburt aus dem Geiſt und aus der Wahrheit geleiſtet wird. Wenn aber Görres ganz befremdet fragt, was denn nun die Reformation in der Auffaſſung des Heiligen gefördert, ſo iſt auch dies nur dem zu offenbaren, der überhaupt die Wiedergeburt des lebendigen Geiſtes aus den erſtarrten Formen begreift, und wenn er ſie begreift, ſich darüber zu beſinnen keinen Anſtand nimmt. Der urſprüngliche Proteſtantismus, als der werdende, hat auch in der Form ſeines Werdens das welthiſtoriſche Recht gegen den Katholicismus, und es iſt bewundernswürdig, wie bewußt und ſicher dieſer Geiſt ſich in den Symbolen beſtimmte, wie er auch in der beſtimmten Vorſtellung des Dogma's ſeine höhere Weihe behauptete.

Die Bildung, welche dann ſpäter jene Beſtimmtheit zur ſtarren Regel und die ſtarre Regel zum Princip des Glaubens machte, dieſer ſeiende, feſtgewordene Proteſtantismus, iſt ſodann der Gegenſtoß gegen den lebendigen Glauben und treibt ihn zu höherer Geſtaltung aus ſeiner Starrheit wieder hervor, iſt ſomit allerdings hiſtoriſch berechtigt und hiſtoriſch zu begreifen, aber nimmermehr zum Princip des gegenwärtigen Streits zu machen. Das hat auch in der That Leo nicht gethan, weil ſich die Bedeutung der jetzigen katholiſchen Oppoſition und der Schrift von Görres zu ſichtlich in einem lebendigeren Kreiſe und auf dem Boden der heutigen Staats- und Lebensbildung bewegt. Görres aber hat Kluger Weiſe den dogmatiſchen Fehdehandſchuh aufgenommen und giebt ſich das Anſehn, als könne der mittelalterliche Katholicismus mit einiger poetiſch-rhetoriſch-dogmatiſcher Aufſtutzung nur ſo ohne weiteres wiederaufgerichtet werden. Das *lebendige Bewußtſein*, nicht die capricirte Doctrin, macht die Religion der Zeit, und wenn *Görres* mit ſeinen Gleichniſſen und in ſeiner vollſaftigen, bei aller Sonderbarkeit wirkſamen und geiſtvollen Sprache das ſtarre Dogma empfiehlt, ſo iſt damit der Boden des Lebens, des Gemüths, des Glaubens, die ganze Gedankenwelt der heutigen Katholiken nicht geändert und geſtaltet. Die Görres'ſche Form iſt zu original und individuell, um die ganze Religioſität der Katholiken in ſich hineinzuziehn, ſie iſt uns eben ſo abſtoßend und eben ſo anziehend wie ihnen; aber ſie hat dort eben ſo wenig eine dogmatiſche Wichtigkeit, als hier. Denn das *Dogma*, das vormals gebildete Dogma, iſt nicht mehr die Form, auf die es gegenwärtig ankommt. Nach allen Seiten hat der religiöſe Inhalt dieſe Form ausgebildet, alles mögliche Religiöſe in dieſem und jenem Leben iſt vorgeſtellt worden; aber wenn die Dogmatik uns zu vernehmen giebt, ſie wiſſe »von der Unſterblichkeit der menſchlichen Seele nicht nur, ſondern auch von dem dreifachen Zuſtande der Verſtorbenen, ihrem Verhältniß zu einander und zu den Lebenden auf Erden, von der Auferſtehung, vom Gericht, von der Sonderung der Guten und Böſen für die ganze Ewigkeit, vom Weltbrand, dem neuen Himmel und der neuen Erde« u. ſ. w.: ſo iſt es ganz vortrefflich, daß ein Mann, wie z. B. der Dr. Brenner auf dem blauen Umſchlag der Triarier, dies alles zu lehren verſpricht; es wird aber ſelbſt für die Katholiſchen nicht hinreichend ſein, daß die Sache nun ſo formirt und imaginirt worden iſt, daß die Kirche dieſe Vorſtellungen gefaßt hat, es iſt auch der *Glaube* und zwar der *lebendige Glaube*, der aus dem Subject und ſeiner geiſtigen Aneignung der Wahrheit entſpringt, dazu nöthig geworden. Dieſe freie proteſtantiſche Form des Religiöſen iſt ſehr leicht als allgemeines Beſitzthum der heutigen germaniſchen Welt zu erkennen, und das iſt die Form des Bewußtſeins, auf die es ankommt, trotz der unteren Regionen, die nur einen unbewußten und unvollkommenen Antheil an dem geſchichtlichen Proceß nehmen und darum etwan auch in jeglicher antiquirten Form ſichs gefallen laſſen möchten. Ein Streit der katholiſchen mit der proteſtantiſchen Orthodoxie über die in beiden dogmatiſch ausgeprägten religiöſen Vorſtellungen, und damit der größere Theil dieſer Broſchüre von Görres, hat daher nur ein ſehr precäres Intereſſe.

Wichtiger iſt der eigentliche Grundgedanke, der Widerſpruch im Princip: »Die Reformation ſei keine Verbeſſerung, ſondern eine Verderbniß der Kirche, dieſelbe demnach von Gott zwar zugelaſſen, aber nicht geſetzt, und ſo erkenne der Katholicismus wohl den Beſtand des Proteſtantismus an, erwarte aber ſeine dereinſtige Rückkehr in den Schooß der alleinſeligmachenden Kirche.« Könnte Görres dieſen Gedanken geltend machen, ſo wäre in der That Marheineke, gegen den dies nun gehen ſoll, ſo wäre die neuſte Geſchichte, ja ſo wäre Gott ſelbſt widerlegt; hier aber, edler Ritter, vor den Schranken dieſes Gerichts zerſplittert Eure Lanze, zerſchellt Euer Schwert und zerbricht all Euer ehernes Rüſtzeug; denn dieſe Rede iſt ein Frevel an dem Heiligſten ſelbſt, ſie iſt ein Frevel an der Offenbarung Gottes durch das lebendige Wort der heiligen Urkunden, welche erſt Luther's begeiſterte Arbeit eingeführt in die Tiefe des deutſchen Gemüthes; ſie iſt ein Frevel an dem Geiſte Gottes und ſeiner Wirkung, welcher in dem gewaltigen Auguſtiner dieſe Erfüllung des Lebens mit der heiligen Quelle, dieſe Vollendung ſeiner Offenbarung, die zweite, die nun erſt wahrhaft bei uns eingeführte und ſich wahrhaft ausführende Offenbarung ans Licht gegeben; ſie iſt ein Frevel an dem ſtrafenden Gott, welcher durch Luther die ſündhaften und ſchändlichen Krämer vertrieb, die mit den Gewiſſen der Menſchen, mit den Wundermedaillen und Ablaßzetteln papiſtiſchen Lugs und Trugs ein verruchtes Spiel verführten, welcher durch Luther den Antichriſt in Rom entlarvt, den geiſtlichen Tyrannen, welcher mit dem Schlamme des Menſchenwortes und der Menſchenwillkür das Himmelreich des freien Glaubens verſperrte; jene Rede iſt ein Frevel an dem Gott der Wahrheit, welcher den Götzendienſt der todten Werke aus ſeinem Tempel trieb und im ewigen Licht des freien Glaubens wiederkehrte zum Gericht der Finſterniß, der Geſpenſter und des Lügengeiſtes der Verwahrloſung, und welcher ſeitdem nicht abläßt in der Geſchichte ſein Gericht zu verwalten aus demſelben Geiſt, den er in den großen Tagen der Reformation geſetzt und mit den Zeichen ſeiner Macht verherrlicht.

Aber was heißt Setzen, was heißt Zulaſſen, was iſt Böſe und was von Gott? Oder iſt das Böſe, wie z. B. die Reformation es antraf und beſeitigte, wider Gott von Anfang und nicht von Gott geſetzt? Es wäre kein Leben und kein Geiſt, keine Geſchichte und keine Bewegung ohne den Widerſpruch. Woher nun das Entgegengeſetzte, wenn es nicht aus Gott geſetzt iſt? Gott iſt die Macht über Alles und der Schöpfer iſt der, welcher Alles geſetzt hat. So iſt auch das Böſe, als das Entgegengeſetzte, geſetzt; iſt es denn nun nicht dadurch gut, daß es von Gott, aus Gott heraus, geſetzt iſt? Das Entgegengeſetzte iſt nicht ewig, denn es iſt geſetzt; der entgegengeſetzte Geiſt iſt endlich und ſein Weſen, ſeine Wahrheit und ſeine Macht iſt das ewige Weſen, aus dem er iſt, ſein Sein aber iſt ſeine Endlichkeit, darum kann er nicht bleiben, ſondern iſt der endliche, der verſchwindende Geiſt. Das Bleibenwollen des Endlichen gegen den ewigen Geiſt, dieſes Sichſetzen und Widerſetzen, iſt die ohnmächtige Macht, welche ihr eignes Ende will, indem ſie ſich, das Endliche, d. h. welches zu beendigen iſt, will, dieſes iſt das Böſe. Und ſo iſt der Trieb des Böſen ſein eignes Urtheil, der Trieb durch ſich hindurch, über ſich hinaus in ſein Weſen zurück, aus dem es geſetzt und in dem es bewahrt iſt. Das geſetzte Entgegengeſetzte hebt ſo ſich ſelber auf. Gott iſt die Macht nicht bloß über, ſondern durch das Böſe, die Macht aus dem Böſen ſelbſt heraus. Der Menſch, von Gott geſetzt, mit Gottes Geiſt belebt und bewegt von dem Odem des Schöpfers, wenn er ſich ſteift, widerſetzt und in ſeiner Entgegenſetzung verhärtet, iſt böſe; aber er ſteift ſich, das heißt der endliche Geiſt ſucht ſich zum Princip zu machen, mit weſſen Macht und Bewegung? doch immer nur aus dem Geiſt und aus ſeinem Weſen, dem Vernunftweſen, denn nichts anders könnte ihn bewegen, als der Wille, die bewegte Vernunft, mag ſie immerhin Trieb und noch unvernünftige Wahl, noch Willkür ſein, ſo iſt ſie doch der Trieb, die Willkür der Vernünftigen, die noch willkürliche bewegte Vernunft; ſie wäre nun aber nicht böſe, wenn ſie in abſoluter Dunkelheit über ihr Weſen, etwa wie das Thier, in die Natur verſenkt, ſich bewegte und nicht in ihrer Bewegung ihrem Weſen entgegenginge mit dem Wiſſen von dem Weſen. Gleichwohl bewegt ſie ſich nur in ihrem Weſen und durch des Weſens ſich ſelbſt beſtimmende Macht, das Entgegengehn iſt die feindliche und die annähernde Bewegung in eins; ſo richtet die Bewegung des Böſen ſich ſelbſt aus ſich ſelbſt. Das Gewiſſen macht den Böſen, nur das Vernünftige wird böſe, und das Gewiſſen, indem es iſt, ſtellt es den verſchwindenden Geiſt dar und macht alſo das Böſe gut. Dies iſt zugleich die Geſchichte:

darum iſt die Weltgeſchichte das Weltgericht, und es iſt keinem Menſchen gegeben, auch dem Frevler Görres nicht und keinem jener widerhaarigen Schreier die es ihm nachlügen, die **ungeheure Macht des welthiſtoriſchen Gewiſſens**, welches in der Reformation zu Tage trat, aus dem Geiſt der Gegenwart zu tilgen und uns, die wir ſeiner Stimme folgen, dieſe Gewißheit des Sieges aus dem Buſen zu reißen. Es iſt dem reactionären Geiſt daher auch hier zu wiederholen: dieſes Gewiſſen iſt noch unſer Gewiſſen, dieſe Heiligung unſer Heil und dieſe Gerichte Gottes die ewige Macht und der gewiſſe »Untergang der Lügenbrut.«

Leipzig, gedruckt bei W. Haack

Das wahre Verhältniß

1.-/7

des
freien chriſtlichen Staates zur chriſtlichen Religion und
Kirche und deren Gegenſätzen, zur wiſſenſchaftlichen
Niederſchlagung der antiſocialen Richtungen und
Umtriebe der Gegenwart.
Von
Dr. K. Th. Bayrhoffer.
gr. 8. 1838. br. 6 Gr.

Ueber

Idee und Wirkung

1.-/7

der
proteſtantiſchen Kirchenvereinigung.
Aus dem Standpunkte der Religion und des Staats.
Von
Dr. K. Th. Bayrhoffer.
gr. 8. 1838. br. 6 Gr.

Aufruf

an das proteſtantiſche Deutſchland

wider unproteſtantiſche Umtriebe und Wahrung
der Geiſtesfreiheit
gegen
Dr. Heinrich Leo's Verketzerungen.
Von
Dr. G. O. Marbach.
Erſter Artikel. gr. 8. 1838. 8 Gr.

Inhalt:

1. Der Geiſt unſerer Gegenwart.
2. Die Gedanken der Reaction, eine Kritik des Sendſchreibens an J. Görres von H. Leo.
3. Die denuncirende Reaction. Leo und das Berliner politiſche Wochenblatt.
4. Die proteſtantiſche Reaction. Leo und Hengſtenberg gegen die Philoſophie.
5. Die katholiſche Reaction oder der religiöſe Sanskulottismus in den Triariern von J. Görres.

Leipzig, gedruckt bei W. Haack.

Anekdota

zur

neueſten deutſchen Philoſophie und Publiciſtik

von

Bruno Bauer, Ludwig Feuerbach, Friedrich Köppen, Karl Nauwerck, Arnold Ruge und einigen Ungenannten.

Herausgegeben

von

Arnold Ruge.

Erſter Band.

Zürich und Winterthur,
Verlag des Litterariſchen Comptoirs
1843.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Vorwort.

Die Anekdota ſind entſtanden durch die Cenſurnoth der Deutſchen Jahrbücher im Jahr 1842. Sie ſind die Darſtellung dieſer Lage, haben aber zugleich ſo viel ſelbſtſtändigen Werth, als ihnen ihr Inhalt ertheilt, und wir dürfen hoffen, daß dieſer nicht unbedeutend ſein werde. Die mit n. v. bezeichneten Aufſätze ſind „nicht vorgelegt“, die mit n. z. bezeichneten von der Leipziger Cenſur „nicht zugelaſſen“ worden.

Eine Fortſetzung der Anekdota möchte wohl nöthig werden: denn es iſt kaum zu hoffen, daß die wiſſenſchaftliche

Richtung, die in ihnen auftritt, mit der deutſchen Cenſur zu einer Ausſöhnung, noch viel weniger, daß die „trägen Deutſchen" ſo bald zu einer ehrenvollen Preßfreiheit kommen werden.

Arnold Ruge.

Cenſur.

I.

Aktenmäßige Darlegung der Cenſurverhältniſſe der Halliſchen und Deutſchen Jahrbücher in den Jahren 1839, 1841, 1842.

Vorbemerkung.

Ich theile in dem Folgenden meine eigenen Eingaben und Correſpondenzen, ſo wie die Beſcheide der Behörden auf dieſelben mit, und füge nichts hinzu, als was zur Verbindung der Documente ſowohl als zum Verſtändniß der Ereigniſſe unumgänglich nöthig erſcheint. Daß ich mir keine Redaction und Aenderung der eigenen und fremden Ausführungen erlaubt habe, verſteht ſich von ſelbſt. Der Verlauf würde dadurch entſtellt worden ſein.

Eben ſo ſehr verſteht es ſich von ſelbſt, daß ich nicht die rachſüchtige Abſicht habe, die Perſonen und die Behörden, welche, durch die Verhältniſſe gezwungen, die Cenſur vertreten, compromittiren und in ein nachtheiliges, mich ſelbſt dagegen, der ich die Cenſur im Princip angreifen muß, in ein glänzendes Licht zu ſetzen: obgleich ich allerdings ſehr wohl weiß, daß ich den Vortheil der guten Sache auf meiner Seite habe. Es handelt ſich hier um *anſchauliche Darſtellung* einer principiell höchſt wichtigen Frage. Mit dem allgemeinen Grundſatz der Preßfreiheit kommt man nicht weit; es iſt für die Entwickelung des Bewußtſeins nöthig, daß der Kampf der Principien in Perſonen und faßliche Verhältniſſe beiſpielweiſe verkörpert werde. Dazu ſollen die mitgetheilten Aktenſtücke dienen, und dazu werden ſie dienen. Je weniger ſie urſprünglich für die Oeffentlichkeit beſtimmt waren, um ſo reiner ſtellen ſie den Conflict unſerer Zeit dar; er iſt kein Zerwürfniß mit Perſonen oder Autoritäten, ſondern ganz rein der Principienkampf der *Cenſur* und der *Geiſtesfreiheit* oder der *Preßpolizei* und der *freien Wiſſenſchaft*. Das wird auch die gehaltene Faſſung der Dokumente darthun.

Arnold Ruge.

Die erſte bedeutende Beſchwerung des Journals war die Zurückweiſung einer ganzen bereits im Druck vorgelegten Woche, ausgefüllt von der (ſpäter in Mannheim unter dem Titel: „Philoſophie und Chriſtenthum“, erſchienenen) Abhandlung L. Feuerbachs: „Der wahre Geſichtspunkt, aus welchem der Leo-Hegelſche Streit beurtheilt werden muß.“

Meine perſönlichen Verhandlungen mit dem Herrn Cenſor Prof. Wachsmuth und dem Herrn Kreisdirector von Falkenſtein hatten das Reſultat, welches die Nachricht des nachfolgenden Briefes enthält.

Herrn Dr. A. Ruge, wohlgeboren, hier in Leipzig.

Verehrteſter Herr Doctor!

Im Gedränge von Berufsarbeiten habe ich heute früh nicht dazu kommen können, der mündlichen Mittheilung den ſchriftlichen Beſcheid des Cenſurcollegiums nachfolgen zu laſſen; wollen Sie dies gütigſt entſchuldigen! Uebrigens iſt jener von der

Ihnen ſchon bekannten vorläufigen Erklärung wenig verſchieden. Das Weſentliche davon iſt, daß der Abdruck des Aufſatzes nur bis zu den Worten (S. 492): „der nur dem religiöſen oder politiſchen Fanatismus eigen iſt“, geſtattet werden könne, daß aber dem Folgenden bis zu Ende des Ganzen wegen der darin enthaltenen ſcharfen Oppoſition nicht nur gegen die chriſtliche Orthodoxie, ſondern gegen Religion und Chriſtenthum überhaupt, auf den Grund des §. 8 der Cenſoreninſtruction, das Imprimatur zu verſagen ſei.

Der §. 8 lautet: „Nichts darf gedruckt werden, ... was das religiös und kirchlich Heilige herabwürdigt oder Spannung und gegenſeitige Unduldſamkeit zwiſchen den verſchiedenen Confeſſionen aufregt.“

Nochmals die Verſicherung meiner aufrichtigſten Hochſchätzung und die Bitte um ein geneigtes Andenken.

Leipzig, den 4. März 1839.

Ihr ganz ergebenſter
W. Wachsmuth.

Gegen dieſe Entſcheidung der Leipziger Cenſur wandte ich mich mit der folgenden Vorſtellung an das hohe Miniſterium in Dresden:

Geſuch um das Imprimatur der Anlage: „Der wahre Geſichtspunkt ꝛc.“

Hochgebietender Herr Staatsminiſter!
Gnädiger Herr!

Im Anfange des vorigen Jahres überreichte ich das erſte Heft der Halliſchen Jahrbücher. Den mächtigen Beiſtand Ew. Exzellenz, welchen ich im Jahre 1838 für die Zukunft von Ihnen erbat, ſehe ich mich heute wirklich in Anſpruch zu nehmen durch eine ganz unerwartete Cenſurhemmniß gezwungen. Es iſt die hochwichtige Frage geſtellt:

ob die orthodoxe und angeblich gläubige, wirklich aber ungläubige Theologie, und eben ſo die, eine Orthodoxie nur vorgebende, Hegelſche Philoſophie die Norm der Cenſur ſein ſollen?

Ew. Exzellenz haben die neueſte Weltbewegung als eine Strafe der erheuchelten zunächſt katholiſchen Orthodoxie, als eine Strafe der Anerkennung der längſt begrabenen Hierarchie gewiß ebenfalls angeſehen. Ein Gleiches bedroht uns jetzt innerhalb des Proteſtantismus ſelbſt. Ich geſtehe es, Hegels Zugeſtändniß, die Dogmatik mit der Philoſophie verſöhnt zu haben, iſt eine Täuſchung, und die orthodoxe Hegelſche Philoſophie iſt dieſelbe Calamität, welche die angeblich orthodoxe Theologie iſt, theils eine Täuſchung, theils eine gröbliche Unwahrheit und Heuchelei.

Ludwig Feuerbach, Sohn des berühmten Juriſten, aber ungleich genialer als ſelbſt ſein Vater, einer der ausgezeichnetſten Köpfe der jetzt lebenden Philoſophen, ſendet mir den anliegenden, wunderbar ergreifenden und wahrhaft entzückenden Aufſatz:

„Der wahre Geſichtspunkt des Leo-Hegelſchen Streites ꝛc. ꝛc.“,

und thut darin den weltbewegenden Schritt,

die chriſtliche und philoſophiſche (d. h. althegelſche) Heuchelei nachzuweiſen und mit dem Ausdruck der ungeſchminkten Wahrheit und Parrheſie abzuſtreifen.

Die Leipziger Cenſur, ſowohl der Cenſor Profeſſor Wachsmuth als das Cenſurcollegium, verſagen dieſem Artikel das Imprimatur.

Damit iſt die Heterodoxie der Gelehrſamkeit und der freien, nicht heuchleriſchen Wiſſenſchaft gehemmt, und es wäre der Zuſtand des Glaubens- und Wiſſensgerichtes faktiſch hergeſtellt, der Unglaube und die wiſſenſchaftlichen Zweifel, die das Princip des proteſtantiſchen freien Glaubens zuläßt, die Feuerbach ſelbſt aus Luthers Schriften und aus Herder, Schiller und Göthe citirt, dieſe Zweifel wären in die Form einer Geheimlehre zurückgedrängt.

Die Feuerbachſche Ausführung iſt rein gelehrt, mit vielen Citaten aus den Kirchenvätern der katholiſchen Zeit und aus den Schriften der Lutheriſchen Orthodoxie verſehen, — die Halliſchen Jahrbücher werden nur von den höchſtgebildeten Männern und von ſolchen Jünglingen geleſen, denen ohnehin alle Quellen der Heterodoxie, die Feuerbach in Leſſing, Schiller, Göthe, Herder namhaft macht, zu Gebote ſtehen, ja bekannt ſind. Den Glauben, ſofern er nicht in der Literatur, ſondern im Volke iſt, hat Feuerbach durchaus nicht zum Gegenſtande, ſondern nur

> die expreſſe Chriſtlichkeit der heuchleriſchen Theologie und und philoſophiſchen Halbheit.

So iſt alſo der ganze Artikel eine eben ſo rein wiſſenſchaftliche Angelegenheit, als das ebenfalls heterodoxe Buch von Strauß über das Leben Jeſu, welches ſelbſt in Preußen auf Neanders Gutachten nicht unterdrückt worden iſt.

Ich bitte, Exzellenz wollen dieſer principiell unendlich wichtigen Frage ein gnädiges Ohr leihen, und Ihren mächtigen Einfluß dahin richten, daß es den philoſophiſch von Hegel und Orthodoxie befreiten Männern nicht verwehrt werde,

> ihre wiſſenſchaftlich und gelehrt begründete Heterodoxie energiſch und wirkſam gegen die verderbte Heuchelei und den ſchwachköpfigen Selbſtbetrug dieſer Zeit entgegen zu ſetzen.

Jede Beſchützung des Todten und Unwahren führt zu ſolchen Lebenswirren, wie wir ſie in der Kolner Calamität vor uns haben. Ew. Exzellenz kennen den Gang der Geſchichte, und werden es ohne Zweifel wünſchenswerth finden, daß der Streit

> des wirklichen und erheuchelten Glaubens lieber auf dem

Gebiete der Wiſſenſchaft als auf dem des Lebens ausgefochten, lieber mit Dinte als mit Blut und Feuer, lieber mit der Feder als mit dem Schwerte entſchieden werde. Daß er aber jetzt nicht mehr vertagt werden kann, iſt gewiß. Der Bruch iſt da, der Zweifel lebt; er iſt nicht zu erſticken, ſondern nur im Geiſte und in ſeiner freien Bewegung zu beſiegen.

Bei der Petition um das Imprimatur für den genialen Streich, den Feuerbach in dieſem Aufſatze führt, würde ich jedoch gerne ſelbſt beantragen, die letzten vier Zeilen zu ſtreichen, auch bei Chriſtenthum gerne das Wort „ekluſive" hinzuſetzen, wo es, nackt genommen, den Mißverſtand erregen könnte, als ſei damit die ganze heutige Bildung und ihre wirkliche Religion gemeint, während Feuerbach überall nur das die Weltweisheit und Weltbildung ausſchließende Chriſtenthum meint.

Ew. Exzellenz würden mich unendlich glücklich machen, wenn ich in dieſer folgenreichen Angelegenheit, welche uns die Zukunft entweder zu öffnen oder zu verſchließen ſcheint, Ihren wirkſamen Schutz gegen ängſtliche und verdunkelte Anſichten ſonſt ehrenwerther Subalternen erfahren dürfte.

Ich unterzeichne mit der tiefſten Hochachtung Ew. Exzellenz

Halle, 5. März 1839.

unterthänigſter Diener,

Dr. Arnold Ruge.

Hierauf erfolgte die Entſcheidung:

Dem Miniſterium des Innern iſt die von den Redactoren der „Halliſchen Jahrbücher" unterm 4. dieſes Monats gegen das Leipziger Cenſurcollegium wegen Verweigerung des Imprimatur zu dem größern Theil eines von L. Feuerbach für dieſe Zeitſchrift beſtimmten Aufſatzes geführte Beſchwerde ſammt der Zuſchrift zugegangen, mit welcher die Beſchwerdeſchrift an des Herrn Staatsminiſters von Lindenau Excellenz geſendet worden iſt. Nach Prüfung des in Satzbogen zugleich eingereichten Aufſatzes mit der Aufſchrift:

„Der wahre Geſichtspunkt, aus welchem der Leo-Hegelſche Streit beurtheilt werden muß“,

ſo wie der von dem Cenſurcollegium in ſeinem darüber erforderten Berichte angeführten Gründe, kann das Miniſterium des Innern nicht umhin, es bei der Reſolution dieſer Behörde bewenden, und die Druckerlaubniß, inſoweit ſie nicht bereits ertheilt worden iſt, fortwährend verweigern zu laſſen, da durch die vorgeſchlagene Ausſcheidung oder Abänderung der Schlußſtelle, ſo wie anderer einzelner Stellen, die entgegenſtehenden Bedenken ſich nicht beſeitigen laſſen, und letztere hauptſächlich auch die Tendenz und die Hauptgedanken des ganzen zurückgewieſenen Theiles der Abhandlung treffen, welche darauf berechnet iſt, nicht ſowohl einzelne Dogmen des einen oder andern chriſtlichen Glaubensbekenntniſſes, als vielmehr die von allen Confeſſionen anerkannten Grund- und Hauptlehren des Chriſtenthums, wie ſie unbeſtritten von ſeinem Stifter gelehrt worden ſind, als unvereinbar mit der Philoſophie, ſo wie mit dem Staate, und als unhaltbar darzuſtellen. So wenig nun das Miniſterium des Innern einer freiſinnigen exegetiſchen und philoſophiſchen Kritik der kirchlichen Dogmen und der Auffaſſung des Chriſtenthums durch die Cenſur Feſſeln anlegen laſſen will, ſo wenig kann doch, wegen des davon zu erwartenden gemeinſchädlichen Eindrucks und der nachtheiligen Einwirkung auf Religioſität, Sittlichkeit und Gemüthsruhe, die Veröffentlichung einer dergleichen Beleuchtung der heiligſten Angelegenheiten der Menſchheit, beſonders in einer deutſch geſchriebenen und dem großen Publicum zugänglichen Zeitſchrift geſtattet werden und die Unterſtellung des vorliegenden Aufſatzes unter die Beſtimmungen §§. 8, 9 und 10 der allgemeinen Cenſoreninſtruction keinem Zweifel unterliegen.

Die von dem Centralcenſor an einen der Redactoren unterm 4. März dieſes Jahres erlaſſene Zuſchrift folgt beigehend zurück.

Dresden, am 18. März 1839.

Miniſterium des Innern:
Noſtitz und Jänckendorf.

An die Redactoren der „Halliſchen Jahrbücher“, die Doctoren Arnold Ruge
und Theodor Echtermeyer.

Die folgenden Jahre bis zum December 1841 fanden keine tief eingreifenden Störungen des Druckes Statt. Selbſt die umlaufenden Gerüchte eines Verbots der Zeitſchrift in Preußen beſtätigten ſich nicht; vielmehr wurde der Redaction im Mai des Jahres 1841 durch eine Kabinetsordre Sr. Majeſtät des Königs von Preußen die Verlegung des Drucks der Halliſchen Jahrbücher nach Halle oder unter preußiſche Cenſur anbefohlen und nur im Unterlaſſungsfalle das Verbot des Debits der Zeitſchrift in den preußiſchen Staaten ausgeſprochen. Die Publication dieſes Befehls, womit die Zeitſchrift unter preußiſcher Cenſur conceſſionirt war, fiel mit dem Umzuge der Redaktion nach Dresden zuſammen. Daher wurde es nöthig, die Halliſchen Jahrbücher aufzugeben und die deutſchen an ihre Stelle treten zu laſſen. Obgleich der Druck in Preußen unter dieſen Umſtänden nicht mehr die Bedingung der Conceſſion der Zeitſchrift ſein konnte und alles Polizeiliche nun lediglich der königl. ſächſiſchen Regierung anheim fiel, ſo hatte doch die Discuſſion über Zweck und Bedeutung einer Richtung, wie die der Jahrbücher, die bei dieſer Gelegenheit vor dem großen Publicum eröffnet wurde, die Spannung gegen dieſelben bedeutend erhöht. War doch in der Augsburger Zeitung ſogar ein Aufſatz erſchienen, welcher die Ueberſchrift trug: „Die preußiſche Regierung und die Halliſchen Jahrbücher“, und darin eine principielle Differenz angedeutet werden, die gar nicht geeignet war, das Auge der Polizei abzuſtumpfen. In den §§. 8, 9 und 10 der allgemeinen Cenſurordnung und ihrer ſtrengen Auslegung, kurz in der Cenſur ſelbſt lag allerdings, eben ſo gut wie in der preußiſchen Romantik, eine Differenz mit dem Geiſte der neuen Wiſſenſchaft. Dieſe Differenz brauchte nur in Anregung gebracht und die veraltete Maxime „unnachſichtlich“ im Sinne einer vergangenen Bildung, worin es ſich noch um den Streit religiöſer Confeſſionen und religiöſer Unruhen und Kriege handelte, geltend gemacht zu werden, und es litt keinen Zweifel, daß die Jahrbücher ganz anders cenſirt werden konnten, als dies bisher geſchehen war. Die Anregung blieb nicht aus. Die vorgeſetzte Behörde in Sachſen ſprach daher gegen Ende des Jahres 1841 in Folge dieſer Anregungen ihre Mißbilligung eben ſo ſehr über die bisherige Cenſur als über das Princip der Jahrbücher ſelbſt aus; und es erfolgte ohne weitere Veranlaſſung durch einen beſtimmten in Frage geſtellten Aufſatz und ohne Anfrage der Redaction folgender „Kanzleibeſcheid“:

Das königliche Miniſterium des Innern hat nicht länger es unterlaſſen dürfen, den Geiſt, in welchem die in Leipzig erſcheinenden „deutſchen Jahrbücher“ redigirt und cenſirt werden, zum Gegenſtande ernſter Erwägung zu machen. Wenn gedachtes Miniſterium ſeinem Einſchreiten deßhalb bis jetzt Anſtand geben zu können glaubte, ſo iſt dies in Berückſichtigung der §. 10 der allgemeinen Inſtruction der Cenſoren ausgeſprochenen Grundſätze geſchehen; in der Vorausſetzung, daß dieſe Zeitſchrift nach ihrer Tendenz und Sprache immer nur den Weg zu einem ſolchen Publikum ſuchen und finden werde, welchem gegenüber eine ſelbſt bis zum Uebermaß geſtattete und bis zum Mißbrauch geübte Schreibefreiheit mindere Nachtheile haben konne; in der Erwägung, daß die Wiſſenſchaft durch freie Rede und Gegenrede gefördert werde; endlich aber in Berückſichtigung des von der ſächſiſchen Staatsregierung feſtgehaltenen Grundſatzes, dem beſonnenen Fortſchreiten auf dem Gebiete der Wiſſenſchaft nicht hemmend entgegen zu treten. Man hat aber bereits wahrgenommen, daß dieſe Zeitſchrift ein immer größeres und nicht bloß ein wirklich wiſſenſchaftliches Publikum zu finden ſcheint, daß ſie auf der ganz eigentlich revolutionaren Bahn des Regirens, beſonders auch im Gebiete der Religionsphiloſophie und der Politik, mit den ihr unverkennbar zu Gebote ſtehenden reichen geiſtigen Mitteln, aber auch zum Theil mit eben ſo unverkennbarer Berechnung für Leſerkreiſe ohne eigentliche wiſſenſchaftliche Bildung immer weiter vorwärts ſchreitet, maß- und rückſichtlos ihren Krieg gegen alles Beſtehende mit ſcharfen Waffen fortſetzt, und es darauf ankommen laſſen zu wollen ſcheint, wie lange und wie weit man ſie auf dieſer Bahn vorwärts gehen laſſen werde.

Nur ungern würde das königliche Miniſterium des Innern Sich entſchließen, das hierländiſche fernere Erſcheinen einer Zeitſchrift zu verhindern, welche bei den intellectuellen Kräften, welche ſich für deren Redaction vereinigen, in mehrfacher Beziehung nützlich zu wirken berufen ſein könnte. Es will vielmehr zur Zeit die Hoffnung nicht aufgeben, daß die Redactoren und der Verleger derſelben zweckmäßigen Vorſtellungen Gehör geben, und ſogar der Nothwendigkeit, mit Hülfe der Cenſur unzuläſſigen Ausſchreitungen ſtrenger als bisher begegnen zu müſſen, durch Umſicht bei der Redaction zuvorzukommen wiſſen werden.

Der Cenſor der „deutſchen Jahrbucher“ iſt an ſeinem Theile unter Mißbilligung der von ihm zeither bewieſenen, die Grenzen, die die offentlich bekannt gemachte Inſtruction für Cenſoren geſteckt hat, in einzelnen Fallen wenigſtens uberſchreitenden Nachſicht, zu ſtrenger Beobachtung ſeiner Pflicht und zur Anfrage in zweifelhaften Fällen angewieſen worden: die Redaction aber wird, im Einverſtändniß mit dem königlichen Miniſterium des Innern und auf deſſen Verordnung vom $^1/_8$. d. M. von obiger Verfügung hierdurch mit dem Bemerken in Kenntniß geſetzt, daß ſie für den Fall, daß ſie nicht ſelbſt auch hauptſächlich den Anlaß dazu zu vermeiden wiſſen werde, die Unterdrückung gedachter Zeitſchrift in Sachſen herbeiführen würde.

Leipzig, am 10. Dezember 1841.

Königl. ſächſiſches Cenſurkollegium:
Falkenſtein.

Kanzleibeſcheid an den Herrn Dr. Ruge,
als Redacteur der deutſchen Jahrbücher
in Dresden.

Ferner die folgende Mittheilung des Herrn Cenſors:

Hochverehrter Herr Doctor!

Die Anzeige von Hoffmanns v. F. unpolitiſchen Liedern, der ich das Imprimatur habe verweigern müſſen, gibt mir Anlaß zu gegenwärtigen Zeilen. Es iſt immer ein fataler Uebelſtand, wenn ein ſchon abgeſetzter Artikel zurückgenommen werden muß, und darum ſehe ich es für räthlich an, Ihnen mitzutheilen, daß die Cenſur der Preußen betreffenden Artikel künftighin minder nachgiebiger als bisher zu ſein genöthigt iſt. Ich kann dabei nichts ändern, und wünſche, daß Sie, ohne der Tendenz der D. J. Eintrag zu thun, hierauf gefällige Rückſicht nehmen wollen. Sie wiſſen, wie leid es mir thut, einmal Gedrucktes zurückweiſen zu müſſen, und wie ſchwierig es oft iſt, zu modificiren. — Mit aufrichtiger Verehrung

ganz der Ihrige
W. Wachsmuth.

Leipzig, 15. Dez. 1841.

Herrn Dr. A. Ruge, Wohlgeboren,
zu Dresden.

Antwort an den Kreisdirektor von Falkenſtein.

Hochwohlgeborner
Herr Kreisdirector!

Ihre geehrte Mittheilung aus der Kanzlei des koniglichen Cenſurcollegiums in Betreff der deutſchen Jahrbücher vom 10. dies habe ich geſtern empfangen.

Ich kann unmöglich die wohlwollende Meinung des hohen Miniſterii verkennen, und werde an meinem Theile nichts verſäumen, um den Wünſchen deſſelben möglichſt nachzukommen, da ich ſowohl politiſch als moraliſch mit den Prinzipien des conſtitutionellen Sachſens mich nicht im Widerſtreit erblicken kann. Um daher die nähere Meinung Sr. Exzellenz nicht zu verfehlen, werde ich mich im Einzelnen zu unterrichten ſuchen, und mir zu dieſem Behufe eine Audienz bei dem Herrn Miniſter erbitten.

Ew. Hochwohlgeboren
Dresden, 22. Dez. 1841. ganz gehorſamſter
Dr. Arnold Ruge.

In der Antwort an Prof. Wachsmuth erklärte ich, die Umſtände berückſichtigen und ſtatt der Politik mehr die Religionsphiloſophie ins Auge faſſen zu wollen. Allein dieſe zeigte ſich gar bald eben ſo verfänglich, wie die Politik, und auch eine Auswanderung in die ruſſiſche und franzöſiſche Politik war nicht minder unzuläſſig, als die alte Heimath in der preußiſchen. Den Mißverſtand, in welchem Cenſor und Redaction eine Zeit lang gelebt, hoben die folgenden Zuſchriften des Leipziger Cenſurcollegiums und des Herrn Prof. Wachsmuth ſelbſt vollſtändig:

Obwohl zu erwarten geweſen wäre, daß die Redaction der Deutſchen Jahrbücher in Folge des Erlaſſes vom 10. Dezember v. J. ein anderes Verfahren einſchlagen und bemüht ſein werde, Tendenz und Ton der Zeitſchrift ſo zu regeln, wie es die beſtehenden preßpolizeilichen Vorſchriften erheiſchen, ſo iſt doch leider dieſe Erwartung nicht in Erfüllung gegangen; vielmehr geben faſt alle Nummern, die im Monat Januar erſchienen ſind, Belege dazu, daß auch jetzt noch die auf eine völlige Auflöſung aller kirchlichen und ſocialen Verhältniſſe hinarbeitende Richtung in einem alle Grenzen überſchreitenden Ton in dieſer Zeitſchrift ſich geltend macht. Es iſt daher das königliche Cenſurcollegium auf Anordnung des königl. Miniſteriums des Innern genöthigt geweſen, den Cenſor mit geſchärfter Anweiſung zu ſtrenger Erfüllung ſeiner bisher nur mit gar zu großer Nachſicht erfüllten Cenſorpflichten zu verſehen, eine Anweiſung, die um ſo unerläßlicher war, als in der That die ſchon früher ausgeſprochene Erwartung von Beſchwerden auswärtiger Regierungen bereits in Erfullung gegangen iſt. Das königliche Cenſurcollegium ſetzt die Redaction hiervon in Kenntniß, und hat es ſich dieſelbe lediglich ſelbſt zuzuſchreiben, wenn endlich doch noch das königliche Miniſterium des Innern Sich ſollte genöthigt ſehen, die ganze Zeitſchrift zu verbieten.

Leipzig, den 12. Februar 1842.

Königl. ſachſiſches Cenſurcollegium:
Falkenſtein.

Kanzleibeſcheid an Herrn Dr. Ruge,
als Redacteur der Deutſchen Jahrbücher, in Dresden.

Ew. Wohlgeboren

beehre ich mich ergebenſt zu benachrichtigen, daß eine an mich ergangene geſchärfte Rüge über die Cenſur der Deutſchen Jahrbücher von nun an mich in die unabweisliche Nothwendigkeit ſetzt, der geſammten Tendenz des Blattes, insbeſondere wie dieſe in dem gegenwärtigen Jahrgange ſich dargeſtellt hat, entgegen zu treten. Es iſt nicht die Rede von einzelnen Ausdrucken oder Sätzen, wenn auch hierin mir zur Laſt gelegt wird, zu indulgent geweſen zu ſein, ſondern von der Richtung, die ſich in einer Reihe von Artikeln dargethan hat. Ich habe deßhalb einen Brief an Herrn Dr. Ruge zu gefälliger Beförderung beigelegt; an Ew. Wohlgeboren aber richte ich die Bitte, mit der Buchdruckerei eine ſolche Einrichtung treffen zu wollen, daß, bei den nun vorauszuſehenden häufigen Anfragen beim königl. Cenſurcollegium und überhaupt bei der mir nothwendigen längern Ueberlegung, nicht erwartet werde, der Druck könne in der bisherigen Art fortgehen. Aendert ſich die geſammte Tendenz des Blattes, dann hört auch dieſe Befürchtung auf; wo aber nicht, ſo bitte ich Sie, nicht mir die unvermeidlichen häufigen Stockungen und Störungen zur Laſt legen zu wollen. — Mit vollkommner Hochachtung

Ew. Wohlgeboren

Leipzig, 16. Febr. 1842.

ergebenſter
W. Wachsmuth.

Herrn Buchhändler Otto Wigand
in hier.

Verehrteſter Herr und Freund!

Nochmals werde ich veranlaßt, mich direkt an Sie zu wenden, um Sie von einer neuen an mich ergangenen Rüge in Kenntniß zu ſetzen, und dadurch, wo möglich, peinlichen Conflicten bei der Cenſur im Einzelnen vorzubeugen. Wir ſind, ſcheint mir, zur Kataſtrophe gelangt. Die Blätter Nr. 1, 4, 7 Bl., 10 Bl., 19 Bl., 23, 24 rc. haben das große Mißfallen erregt, daß deßhalb die bedrohlichſten Mahnungen an mich erlaſſen worden ſind, und ich nunmehr erkennen muß, daß auch in nicht eigentlich politiſcher Richtung die Cenſur eine ganz andere als bisher werden ſoll. Ich geſtehe Ihnen offen meine Zweifel, ob Sie ohne vollkommene Aenderung der Tendenz das Blatt werden fortſetzen können. Findet die letztere Statt und die Zeitſchrift dabei ihr Gedeihen, dann meinen herzlichen Glückwünſch; im entgegengeſetzten Falle beklage ich mich im Voraus, derjenige ſein zu müſſen, der als Verderber ganzer Kolumnen oder gar Nummern in den Druck eingreift. Ich werde, da von mir erwartet wird, häufiger als bisher bei dem königl. Cenſurcollegium über bedenkliche Aufſätze Entſcheidung einzuholen, auch Herrn Wigand benachrichtigen, daß die Manipulation des Druckes eine andere Einrichtung bekommen muß, wenn nicht der eventuelle Aufenthalt der Anfragen oder eigene längere Ueberlegung Stockungen veranlaſſen ſoll. Gott befohlen! — Mit freundſchaftlicher Hochachtung und Ergebenheit

Leipzig, 16. Febr. 1842. ganz der Ihrige
W. Wachsmuth.

Herrn Dr. Arn. Ruge
in Dresden.

Hiemit waren wir nun bei der Tendenzcenſur angelangt, und es war die Forderung geſtellt, „Tendenz und Ton", alſo Prinzip und Charakter der Zeitſchrift zu ändern. Und warum? Lediglich darum, weil nicht die jetzige Philoſophie als Bildung der Menſchen, ſondern eine vergangene, die altproteſtantiſche und altpolitiſche Zeit als das „Beſtehende" aufgefaßt wurde. Die Unmöglichkeit, dieſe Forderung zu erfüllen, liegt vor Augen. Kein Menſch kann ſich die Seele ausreißen, ſo auch die Schriftſteller der Jahrbücher und die Redaction nicht. Es fragte ſich nur, wie verſteht die Cenſur ihre Forderung im Einzelnen, und was wird ſie ſtreichen, was dulden? Wir legten daher die zum Druck eingeſandten Manuſcripte als Manuſcripte dem Herrn Cenſor vor. Die Antwort folgt:

Ew. Wohlgeboren

beehre ich mich, die von Ihnen mir übergebenen Manuſcripte zurückzuſenden. Ich habe ein Blatt beigelegt, worauf mein vorläufiges Gutachten über das muthmaßliche Schickſal, das jene Manuſcripte, mit Ausnahme von Nr. 6, in der Zenſur haben werden, und bemerke noch, daß ich bei Nr. 2, 3 und 4 jedenfalls die Entſcheidung des k. Cenſurcollegiums einzuholen genöthigt ſein werde. Nochmals meinen beſten Wunſch, daß ſich die gegenwärtige Verwickelung bald und gut enden möge.

Hochachtungsvoll und ergebenſt

Leipzig, 25. Febr. 1842.

Ihr gehorſamſter

W. Wachsmuth.

Herrn Otto Wigand.

1) Leiden und Freuden des theologiſchen Bewußtſeins — nicht paſſirlich.

2) Zur Literatur über den Königsberger Verfaſſungsantrag — ſchwerlich und nur etwa theilweiſe paſſirlich.

3) Einleitung in die Dogmengeſchichte — nur theilweiſe.

4) Bremiſches Magazin — nur zum geringern Theil, vielleicht gar nicht.

5) Ueber zeitgemäße Reform des Tub. Seminars — großentheils.

6) Logiſche Unterſuchungen — Imprimatur.

7) Feuerbach, vorläufige Theſen — ſchon entſchieden.

Sodann ſpäter, den 4. März:

8) Neue Wendung der deutſchen Philoſophie. Das Weſen des Chriſtenthums von L. Feuerbach. Recenſion von Arnold Ruge. — Am Rande des erſten Abdrucks die Erklärung: „Das k. Cenſurcollegium hat dieſem Aufſatze das Imprimatur verweigert und zugleich erklärt, daß in der Folge jeder eine gleiche Tendenz ſo entſchie-

den ausſprechende Aufſatz unnachſichtlich zurückgewieſen werden müſſe. Wth"

9) 22. April. Die lit. Zeitung. Kritik von A. Ruge. Abgedruckt unter S. 11. Antwort wie folgt:

Werther Freund!

Empfangen Sie den beifolgenden zweiten Band der Geſchichte Frankreichs ꝛc. mit gewohnter Freundlichkeit! Der Buchbinder hat mich ein Paar Tage aufgehalten, und ſo hat ſich denn auch die Rückſendung Ihres Manuſcriptes (Nr. 9), mit dem ich zugleich das Buch an Sie gelangen laſſen wollte, verzögert. An das Imprimatur für jenes iſt nicht zu denken; ich würde Ihnen gar nicht einmal einen Dienſt geleiſtet haben, wenn ich es an das Cenſurcollegium gebracht hätte. „Schicket Euch in die Zeit." Ob es bald anders werden wird, hängt in vielen Beziehungen wol von Preußen ab; doch mit der Theologie hat es auch heimiſche Bedenken. — Leben Sie wohl!

Leipzig, 22. April 1842.

Ihr Ihnen aufrichtig ergebenſter
W. Wachsmuth.

Ich notirte ſogleich beim Empfange Folgendes auf den Brief, was ich hier nicht unterdrücken will:

„Alſo die „Theologie" und wieder die „Theologie" und zwar die „heimiſche", welcher der alte Carpzow noch im Leibe ſteckt, ſo rationaliſtiſch ſie auch angeſtrichen iſt. Aber was erreicht die Theologie dadurch:

> daß ſie aufhört, ein wiſſenſchaftliches und lebendig geiſtiges Intereſſe zu ſein! Wir können, nachdem ſie zu dieſem Geſtändniß ihrer Ohnmacht gekommen iſt, von ihr ſchweigen. Dieß hatte ohnehin von ſelbſt ſich gefunden – dieſes Schweigen – ſo wie die proteſtantiſche Wiſſenſchaft von der katholiſchen Theologie ſchweigt.

Es gibt werthvollere Intereſſen zu verhandeln; wie aber, wenn uberall das Princip der Theologie zum Herren der Cenſur erhoben würde? Wenn alle Cenſoren „Theologen“ würden?

„Es iſt dieß nichts anderes, als der Conflikt der Wiſſenſchaft mit der Cenſur überhaupt, der dann eintritt, — die theologiſche Cenſur hat überhaupt nur dieſen Sinn; und der Dilemann iſt eine welthiſtoriſche Aufgabe, deren Löſung nur gunſtig fur die Wiſſenſchaft ausfallen kann.

„Es iſt jetzt ohne Scheu das Princip der römiſchen Kurie proclamirt, und die letzte Freiheit, auf die wir Deutſche froh waren, *die des Geiſtes* und der Wiſſenſchaft, *dieſe taſten uns jetzt die Theologen an.* Weil ſie unfähig ſind, im offenen, ehrlichen Kampfe die Philoſophie zu beſtehen, ſo ſtecken ſie ſich hinter die Polizei. Sie erkennen, *daß* **ihr Loos und das Loos des Polizeiſtaates, des** *willkürlichen und praventiven* **Verfahrens nach** *ſubjectivem Ermeſſen, eins und daſſelbe iſt.* Arme Theologie: Geſetz und Freiheit ſind die Deviſen der Zukunft: die Willkür wird im Princip und überall aufgehoben werden: und du willſt durch eben dieſe Willkur deine Zukunft ſichern?

„Und in der That, es ſcheint, daß der alte Ungeiſt der ſächſiſchen Theologie, der dieß Land ſo ſehr zurückgebracht hat, noch einmal ſich erheben und wenigſtens im Stillen der Philoſophie entgegen arbeiten will. Der *ſächſiſche* Rationalismus ſtimmt natürlich mit dem *Berliner* Chriſtenthum überein gegen die Aufhebung der Theologie in Philoſophie oder, wie Feuerbach dieß naher ausdruckt, in Anthropologie. Dieſen Schritt der neuen Wiſſenſchaft ſcheinen die Geſetze aller Staaten unmoglich zu machen, während ihn das Geſetz der Entwickelung des Bewußtſeins unaufhaltſam herbeiführt. Die wahre Religion und ſelbſt das wahre Chriſtenthum — denn das iſt in der That Humanismus — und die wahre Erfüllung des Geſetzes iſt das neue Geſetz der Freiheit, das Preßgeſetz und die conſtituirte Geiſtesfreiheit als abſoluter Staatszweck. Das neue Geſetz hebt das alte auf. Das alte wird aber zum Unrecht gegen das Bedürfniß des neuen, dem um des alten willen nicht entſprochen werden ſoll.“

* * *

Obgleich nun die Ausmerzung auch der religions-philoſophiſchen Aufſätze aus den Jahrbüchern bewirkt war, ſo ſtand uns doch noch eine weitere Maßregel bevor; der folgende Brief zeigt ſie an:

Lieber Freund!

Eben erhalte ich Ihren und B. Bauers Brief. Ich fürchte, man läßt ſeinen dritten Theil nicht zu*), da es eben auf B. B. abgeſehen iſt. Nun, ich muß jedenfalls den Verſuch machen und Alles daran ſetzen. Im übrigen haben Sie wohl recht, daß *** mit dahinter ſteckt, und ** ſein ami. Beides Literaten, — da ſitzt der Knoten.

Schon am vorigen Sonnabend iſt mir feierlich die Conceſſion auf die Jahrbücher genommen. Ich wurde vor den Rath citirt, und auf miniſteriellen Befehl der Conceſſion verluſtig erklärt. Für jedes Nummero ſoll ich zweite Cenſur und Cenſurſchein nachſuchen.

Ich habe proteſtirt und vorgeſtern, wie gewöhnlich, ſechs Nummern ausgegeben. Es iſt ſofort Bericht erſtattet, um jeden Eclat zu verhüten, und möglicher Weiſe iſt noch nicht Alles verloren. Bleiben oder Wandern, das iſt die Frage. Für wen und was ſtreitet man aber? Blicken wir um uns und horchen wir, dann ſind wir weiße Raben. Die thörichten, verblendeten Menſchen! Faſt alle geben der Reaction recht, und das macht ſie immer kecker. Blicken ſie nach Portugal, ſie haben die Freiheit geſchlachtet. In Spanien gehts nicht viel beſſer. In England ſiegen trotz aller Vernunft die Torys. Guizot ſteht feſt und hat fortwährend die Majorität. Savigny iſt Miniſter! Puchta kommt nach Berlin. B. Bauer disponibel. Feuerbach auf einem Dorfe. Sie können in Dr. nicht einmal Bürger werden. Ich ſtehe faſt iſolirt; der Geſinnungsloſeſte iſt der Willkommenſte! — Mein lieber Freund, ſollen wir nicht lieber Champagner trinken und die Narren auslachen, als uns pro patria kaſteien und verfolgen laſſen?

---

*) Dieſe Befürchtung iſt unterdeſſen im Juni in Erfüllung gegangen.

Wollen Sie ſich eine heitere Minute machen, ſo leſen Sie im beiliegenden Heft der Revue.

10,000 Pfund Renten,

und dann die Briefe über Deutſchland, die ich mir im Franzöſiſchen verſchafft und hier deutſch mitgetheilt habe.

Meine beſten Grüße

Leipzig, 11. März 1842.

Ihr
O. Wigand.

Herrn Dr. A. Ruge in Dresden.

In dieſer Lage, wo die angedrohte Unterdrückung des Journals bereits entſchieden zu ſein ſchien, unternahm ich im Nachfolgenden eine Darlegung des ganzen Verhältniſſes an einen hochgeſtellten Staatsmann, weniger um eines unmittelbaren Erfolges als um der Beſeitigung mancher Vorurtheile willen, die mir durch die bisherigen Verhandlungen als ſolche und als weſentlich einwirkend bekannt geworden waren:

Ew. Excellenz haben mir zu wiederholten Malen eine Theilnahme zugewendet, die mich verpflichtet, aber auch aufmuntert, in einem ſo kritiſchen Augenblick, wie der gegenwärtige — ich denke dabei an die Beſeitigung der Jahrbücher durch die Cenſur — mich privatim gegen Sie auszuſprechen, um Ihre gute Meinung bei meinem jetzigen und künftigen Verhalten nicht zu verlieren. Ich bitte um die Erlaubniß, ganz offen zu reden. Es handelt ſich um ein Princip, und da iſt allemal die beſte Politik, keine Politik, als die ganze rückſichtsloſe Wahrheit zu haben, von der ich aber im Voraus weiß, daß Sie dadurch nicht beleidigt, auch nicht unangenehm berührt werden können.

Obgleich Sachſen ſich gezwungen ſieht, das Anathem zu verhängen, und Preußen ſo das Odium vermeidet, eine rein philoſophiſche Discuſſion polizeilich zu beſeitigen; ſo verkenne ich dennoch nicht, daß es der Genius der Zeit iſt, der vor dem kühnen Gedanken der Selbſterkenntniß in ſeinem Innerſten erzittert, und vor ſeiner eignen Hohlheit ſich entſetzt, der daher zu der Maßregel, ſich vor ſich ſelbſt zu verbergen, um ſeinen ungläubigen Glauben in Frieden zu genießen, greifen muß. Ich werde daher aus meiner Rechtfertigung vor dem Publikum keinen Gegenſtand der Oppoſition gegen die ſächſiſche Regierung machen, vielmehr die Sache ſo allgemein nehmen, wie ſie es in der That iſt.

Die Differenzen der Zeit ſind ſo ſcharf ausgebildet, daß man ſich über den practiſchen Conflict, wie er in dem Anathem der Chriſtlichkeit gegen eine philoſophiſche Zeitſchrift, alſo gegen die ächt proteſtantiſche Form der Geiſtesfreiheit vorliegt, nicht wundern kann; dennoch, obwohl die neue Regierung in Preußen ſehr entſchieden das romantiſche, reſtauratoriſche, antiphiloſophiſche Princip ergriffen hat, vermeidet man ſelbſt dort den Schein des Unfreien; und es kommt ſo die Erſcheinung zu Tage, daß man eben ſo gut der Preſſe als dem Katholicismus Conceſſionen macht. Dies beweist das Buch von Bülow-Cummerow, dies beweiſen die Königsberger und die Rheiniſchen, ja ſogar, ſo linkiſch ihnen auch die größere Freiheit ſteht, die Berliner Zeitungen; nicht minder beweiſ't den erwachten politiſchen Geiſt die ganze Berliner Societät, die höchſten Beamten gar nicht ausgenommen. Wir haben bei allen frommen Wünſchen der Romantik ſchon jetzt weſentliche Progreſſen vor uns, und noch viel weſentlichere zu erwarten, wenn erſt dies ganze Syſtem der Schwankung zu allen ſeinen Conſequenzen gekommen ſein wird.

In demſelben Augenblick nun, wo dieſe Preßrelaxation in Preußen mit großem Eclat vor ſich geht, ja noch mehr, wo das Miniſterium Eichhorn mit Hülfe der Schleiermacherianer und Rankianer eine eigne Anſtalt zur Widerlegung der Deutſchen Jahrbücher gegründet hat, die „literariſche Zeitung“, wo man alſo von äußerlichen Maßregeln abſtrahirt und ſich auf den literariſchen Boden begibt, — in demſelben Augenblick ergeht von der ſächſiſchen Cenſur an mich die Forderung, „Tendenz und Ton“ der Jahrbücher zu ändern, und es werden die Aufſätze von Feuerbach, Bruno Bauer und mir, alle „unnachſichtlich wegen ihrer Tendenz“, der Kritik der chriſtlichen Weltanſicht, ausgeſtrichen, ja, es iſt ſogar am vorigen Sonnabend dem Verleger feierlich vom Leipziger Rath die Conceſſion zu den Jahrbüchern entzogen worden, wie er mir meldet, und ihm aufgegeben, für jedes einzelne Blatt der Zeitſchrift einen beſondern Cenſurſchein einzuholen, wenn ich die Nachricht richtig verſtanden habe. Bevor ich noch von dieſem letzten Schritte gegen den Verleger unterrichtet war, begab ich mich, wie Sie die Güte hatten, mir zu rathen, zu dem Herrn Miniſter des Innern, überzeugte mich aber gar bald von der Unmöglichkeit, die Zurückziehung der Tendenzcenſur zu erlangen. — Steht dieſe feſt, ſo legt alſo der Staat, wie dies auch in Preußen geſchieht, das ganze Gewicht ſeiner Autorität in die Wagſchale, verwirft die neue Richtung der Philoſophie als eine „ſchlechte“, nennt ſie „Gift“ und „deſtructiv“, und bezeichnet ihr Princip als ein unmoraliſches, vor dem man ſich entſetzen müſſe, wie es ſonſt die Kirche mit den Ketzern that, die nicht anders-, ſondern ſchlechtdenkende Menſchen von ihr genannt wurden, Feinde Gottes, die man vernichten müſſe.

Das Gewicht des Staates iſt allerdings ein großes, ſeine Autorität die höchſte; niemand kann größer von ihr denken, als die neueſte Philoſophie, die alles Göttliche in ſeinen Schooß legt; aber es iſt ſehr bedenklich, in einer Angelegenheit von der Autorität Gebrauch zu machen, wo nicht die Autorität das Entſcheidende iſt, ſondern die letzten unumſchränkten Gründe der Vernunft, die freie Einſicht. Niemand wird es glauben, daß wir Philoſophen ſchlechte Menſchen ſind, darum, weil wir einſehen und beweiſen, daß das Höchſte, der Geiſt, perſönlich nur als Menſch die Erde beſchreitet und daß das Individuum ſterblich, unſterblich aber nur der Geiſt iſt. Denn dies, und nichts anders, iſt die neue Tendenz, der Atheismus und die Ketzerei, vor der alle Theologen ſich entſetzen und alle Bande der Geſellſchaft gefährdet ſein ſollen.

Politiſch ſind die Conſequenzen, der freie Menſch und die vernünftige Weltordnung in Staat und Geſchichte ſei die höchſte Erſcheinung des Göttlichen. Und hier fürchtet man nun Demokratie und Republik, als wenn die Philoſophie dieſe Form ohne den freien Menſchen, etwa in Schwyz und Uri, freier finden könnte, als wenn irgend ein Menſch, ohne geiſtig ſich ſelbſt zu befreien, alſo der blanke Pöbel, wie ihn die Natur, hoch oder niedrig erzeugt, frei ſein könnte! Welche Form der Staat annimmt, immer wird ihn die Bildung der Zeit beherrſchen, und wie ſehr auch die Theologen gegen die Philoſophie eifern, nie werden ſie etwas anderes predigen können, als was ihnen der Geiſt und die Bildung ihrer Zeit in den Mund legt. Dieſe Formen (der Predigt und Volkserziehung) zerſtört keine Philoſophie, jede aber durchdringt ſie. Die Tendenz der neueſten Philoſophie iſt keine andere, als die der Philoſophie überhaupt.

Ew. Excellenz ſtehen zu frei, um zu verkennen, daß mir bei dem Dilemma, die Tendenz der Philoſophie, dieſer ganzen, entſchloſſenen und offenen Philoſophie, oder die Jahrbücher aufzugeben, keine Wahl bleibt. Was wäre ich für ein Menſch, wenn ich für eine jährliche Einnahme mich ſelbſt aufgabe, wenn ich einen Augenblick ſchwankte, ob ich für die Wiſſenſchaft, der ich diene, Alles einſetzen und jeden Vortheil aufopfern ſoll? So ſteht nun die böſe Angelegenheit, und es iſt ein Conflict vorhanden, den wahrlich nicht ich, ſondern die freie Entwickelung der Gegenſtände herbeigeführt hat.

Soll ich aufrichtig ſein, ſo iſt dieſe Angelegenheit keine Sache der Kanzleien und Cenſurcollegien, ſondern des freien Staatsmannes. Die Deutſchen brauchen die Jahrbücher ſehr nöthig, und es wird tauſend Federn und die fähigſten und die feurigſten Köpfe in eine ſehr bittere Oppoſition werfen, wenn dieſe Beruhigung, daß wir hier doch nahezu eine freie Preſſe gehabt hätten — denn ſo ſieht man die Jahrbücher in der ganzen civiliſirten Welt an — hinwegfällt. Und ich wüßte nicht, wie der Druck der geiſtigen Welt unter der Cenſur augenfälliger und auch dem Trägſten fühlbarer gemacht werden könnte, als wenn man die Discuſſion, philoſophiſcher Probleme ſogar, unmöglich macht, und zwar jetzt erſt unmöglich macht, nun jedermann ſchon die Frage kennt, um die es ſich handelt: — Philoſophie oder Chriſtenthum.

Gewiß iſt es billig, die Wünſche der Regierung zu hören, und wenn die Umſtände drängen, principielle Fragen möglichſt zurückzuſtellen; aber von allen Seiten ſtürmen die Gegner ins Feld und ihre Parole füllt alle alten Literaturzeitungen: gänzlich zu verſtummen und das ausgeſprochene Princip nicht zu rechtfertigen — das iſt moraliſch unmöglich. Es iſt eine Ehrenſache, in der uns jetzt die Hände gefeſſelt, dem Gegner aber die ſieben Schwerter des alten Rugevit auf einmal in die Hände gegeben ſind. Welch' ein Zuſtand! und dazu der politiſche Bannſtrahl!

Ew. Excellenz würden mir gewiß einige Leidenſchaft in einem ſolchen Conflict zu Gute halten; dennoch verblende ich mich nicht mit exaltirten Gedanken und Hoffnungen. Die Wahrheit iſt immer unpolitiſch, immer bitter, immer unbequem. Glück macht man nur, wenn man ſie verhüllt. Aber der alte Sokrates ſchon hatte ſeinen Dämon, der ihn zu reden und zu forſchen trieb; dieſer Dämon lebt noch, er iſt die Ehre und das Gewiſſen; man muß ihm folgen und der Philoſophie treu bleiben. Ich hoffe daher, an Ihnen eine gütige Fürſprache zu finden, wenn ich mich genöthigt ſehe, mein Verfahren auch dem Publikum gegenüber zu rechtfertigen.

Dresden, den 13. März 1842.

Ew. Excellenz
unterthänigſter
Arnold Ruge.

. . .

Dem Verleger der Deutſchen Jahrbücher wurde die Conceſſion zu denſelben auf ſeine Vorſtellung an ein Hohes Miniſterium zurückgegeben, oder vielmehr neu ertheilt, da er ſie bisher auf die alte Conceſſion für die Halliſchen Jahrbücher herausgegeben hatte. Der Herr Cenſor aber blieb in einer ſehr gebundenen Stellung gegen das Cenſurcollegium, und wurde dadurch zu einer Cenſur aus einem Geſichtspunkt, der bei weitem nicht ſeiner Neigung und Ueberzeugung entſpricht, gezwungen. Möge dies der weitere Verlauf dieſer Mittheilungen, zuſammengehalten mit dem freieren und wahren Zuſtande, aus welchem die Cenſur durch die neueſten Maßregeln vom December 1841 und Februar 1842 herausgeworfen iſt, darthun.

Ich gebe zunächſt eine Cenſurprobe und die daran angeknüpfte Correſpondenz.

Cenſurprobe.

Aus Baden über die Stellung der Philoſophie.

NB. Die mit [ ] eingeſchloſſenen einzelnen Sätze und Wörter ſind von der Cenſur geſtrichen worden.

Seit einiger Zeit werden der Stimmen über den verwahrloſten Zuſtand der philoſophiſchen Studien auf den badiſchen Univerſitäten immer mehr laut. Der Zuſtand iſt augenfällig: die Urſachen dieſer betrübenden Erſcheinung liegen aber tiefer, als ſie gewöhnlich genommen werden. Zunächſt iſt das hauptſächlichſte Hinderniß die gegenwärtige oſtenſible Richtung, welche Süddeutſchland ſo gut als den Norden ergriffen hat und in Religion, Politik und Wiſſenſchaft Intereſſen eine [längſt vergangenen] Zeit verfolgt. Die Poeſie iſt noch Romantik, [die Religion nicht von dieſer Welt], die Wiſſenſchaft von ſcholaſtiſchen Elementen durchdrungen und die Politik ſehnt ſich nach altdeutſchen Herrlichkeiten und bewegt ſich im Sinne des Napoleoniſchen Polizeiſtaates. Daß in dem proteſtantiſchen Würtemberg reger Sinn für Wiſſenſchaft herrſcht, kann nicht geläugnet werden: aber ſtehen nicht einem Strauß, Reiff, Viſcher, Zeller in ihrem Wirken die Eſchenmayer, Ennemoſer, Kerner u. ſ. w., von dem ganzen übrigen Troß der Romantiker, Myſtiker, Ohrenbläſer, Gläubigen, Magnetiſeurs und Wiedertäufer gar nicht zu ſprechen, mit einem gewaltigen Anhange gegenüber, und ſind dieſe nicht verbündet mit der Macht der Gewohnheit, und unter der Gunſt des herrſchenden Juste milieu? Wir führen nur ein Beiſpiel an, um zu zeigen, daß Würtemberg nicht aus lauter Philoſophen zuſammengeſetzt. Am letzten Neujahrstage ſchloß ein Geiſtlicher [in Stuttgart, Albert Knapp der Dichter,] die Univerſität ins Kirchengebet ein [und lag ſeinen Herrn mit Seufzern an,] daß [er] die Schüler derſelben vor den Schlingen einer verderblichen „Philoſophie“ bewahren möge. Ein zweiter [machte es nach], nur in verblumterer Form. [Wie ſeltſam, aber doch welch ein merkwürdiger Beitrag zur Phyſiologie des Fanatismus! Gleichgültig, wie er in den Augen der Gebildeten damit erſcheinen muß, verwendet ein Prediger das Gebet ſelbſt, um bei den Laien in der Wiſſenſchaft die dunkle Vorſtellung zu erwecken von einem unbekannten, verderblichen Gifte, das in der Jugend ſchleiche, und mit dem es bereits ſo weit gekommen ſei, daß man dagegen wie gegen eine Landesſeuche in der Kirche beten muſſe. Läßt ſich dadurch nach Unten vielleicht der Wahn in Bewegung ſetzen, wie 1839 in Zürich, ſo iſt nach Oben die Hoffnung vorhanden, auf dieſem Wege die Beſorgniſſe von dem beunruhigenden und verſtörenden Einfluſſe der modernen Wiſſenſchaft zu vermehren, womit ſchleichende Ohrenbläſer das Gewiſſen der weltlichen Macht zu erfullen beſchäftigt ſind.] Will man hiezu noch die neuſten Berufungen an die Univerſität Tubingen rechnen, ſo wird man ſich leicht uberzeugen, daß die ſuddeutſche Politik ſchon ſo profan nicht mehr iſt, wie es darum vielen Leuten geſchienen hat, weil der Dr. Strauß ein Wurtemberger iſt. [Man wird einräumen, daß Heine jetzt uberall Recht hat, wenn er ſagt:]

[Wir haben die ſchönſten Pfaffen,
Wir zeugen uns immer mehr,
Und hören nicht auf zu ſchaffen,
Bis pfäffiſch iſt Alles umher.]

[Dann nehmen wir Spiß und Piſtolen
Und ziehn zu der Glaubensarmee;
Don Carlos wird ſich erholen,
Und das Volk hat ein Autodafe.

Was die Univerſitat Freiburg betrifft, ſo hat man auf ihr die Philoſophie förmlich geächtet. Ob Trentowski Philoſoph iſt oder nicht, wage ich nicht zu entſcheiden: wenn er es aber auch iſt, ſo hilft dies wenig oder nichts, wo, wie hier, die Theologen alles freiere Streben zu paralyſiren wiſſen. — Will die Regierung einmal die Profeſſuren fur Philoſophie und

Geſchichte, die ſchon längſt offen ſtehen, beſetzen, ſo wiſſen ſtets die geiſtlichen Räthe ſo zu agiren, daß es nicht geſchieht. Dank noch dem Himmel, daß die Regierungen in Baden und Würtemberg aufmerkſam genug ſind, ihre Univerſitäten nicht à la Würzburg reſtauriren zu laſſen. Denn immer noch beſſer leere Catheder, als eine Philoſophie, vorgetragen von katholiſchen Neuſchellingianern, den Neupythagoräern unſrer Zeit. Welcker nannte in der Kammer die Urſachen dieſer geiſtigen Stagnation bei ihrem wahren Namen, indem er darauf hinwies, „wie unter der Domination eines jeſuitiſchen Clerus von Lehrfreiheit nicht mehr zu reden, alſo auch eine wahre Univerſität unmöglich ſei.“ — Staudenmeier dringt nun einmal mit ſeiner katholiſchen Philoſophie durch, eine der ſeltſamen Ausgeburten der Verirrungen und zugleich das höchſte Idol unſrer verkehrten Zeit, welche vollkommen zu begreifen nur dann gelingt, wenn man auf ihre Keime in der ſogenannten Romantik und Naturphiloſophie zurückgeht und nachſieht, wie dieſe proteſtantiſchen Richtungen ſelbſt dem Katholicismus zu ſeinem Heile und Frommen, zu der Regeneration, in der wir ihn vor uns haben, ausſchlagen mußten. [Zu den Phantaſtereien der Romantiker brachte man den Spuk der katholiſchen Dogmatik, und die erſte Phaſe der Bildung war fertig; dann kam] Staudenmeier, ſtudirte aus Göſchel, Daub und Hegel Terminologie und ſchrieb eine Encyklopädie der Theologie, die [ſo katholiſch iſt, als nur je ein Pater Weishammel gepredigt, und wegen der Definitionen, die er zu ſeinem Gebrauche und zur größern Ehre Gottes aus den Hegelſchen Begriffsbeſtimmungen zuſammengezimmert hat], unter den katholiſchen Philoſophen als die höchſte Stufe der wiſſenſchaftlichen Entwicklung betrachtet wird, eine Weisheit, die alle fernere Philoſophie überflüſſig mache. Was den Mangel an Sinn für Philoſophie unter den Studirenden in Freiburg und Heidelberg überhaupt betrifft, ſo bezeichnete Welcker als eine der Haupturſachen davon dieſe, „daß die badiſchen Studirenden auf ihren ſogenannten Lyceen Logik und Pſychologie ſo lernen müßten, daß ſie mit Ekel gegen dieſe Disciplinen und gegen die Philoſophie überhaupt erfüllt wurden.“ Man braucht auch nur in das Lehrbuch der Logik, welches einen gewiſſen Gockel, Lehrer der Philoſophie am Lyceum in Karlsruhe, zum Verfaſſer hat, hinein zu ſehen, um ſich ſogleich zu überzeugen, daß Welckers Klagen gegründet ſind. In dieſen Lehrbüchern, die für den Gebrauch der Lyceen legaliſirt ſind, kann man die erbaulichſten Dinge leſen, welche alle für Philoſophie ausgegeben werden. So herrſcht in dem erwähnten Gockelſchen Buche eine Confuſion und Verkehrtheit in den Definitionen (denn auf dieſem Standpuncte vor dem Begriffe befindet man ſich natürlich durchaus) von Denken, Verſtand, Phantaſie, Vernunft, Mittelbarkeit und Unmittelbarkeit, daß der Schüler, wenn er ſolch Unweſen ernſtlich für Logik hält, keine größere Liebe zur Philoſophie gewinnen kann, als ihm Mephiſtopheles beizubringen für gut findet. Kommt er nun gar auf die Hochſchule und hört [die] äſthetiſche[n] Vorleſungen [eines Professor p. o. der Philoſophie] über Fauſt, und [aus dem Munde des Profeſſors ſelbſt die herrlichen] Expoſitionen zu der Stelle, „da wo Begriffe fehlen, ſtellt zu rechter Zeit ein Wort ſich ein“, daß ſolche Worte das cogito des Descartes, die Subſtanz des Spinoza, die Monade Leibnitzens, das Ich Fichte's ſeien u. ſ. w., wer wird ihm verdenken, daß er ſich um dieſe begriffloſen Worte, die ihm mit ſo viel Genialität verliehen ſind, nun nicht weiter kümmern mag? Wer noch keine Einſicht in die Philoſophie gewonnen hat, wie kann der wiſſen, daß dieſe Worte das Gerüſt einer großen Entwicklung ſind, der größten, welche der menſchliche Geiſt zu vollführen und nicht jeder Profeſſor der Philoſophie zu capiren vermochte? — Und ſo wirft natürlich der Zuhörer dieſe Worte in eine Kategorie zuſammen mit dem, was er auf dem Lyceum gelernt hat, in ſeiner „formalen Logik“ von Syllogismis Corleanis, cornutis, bicornibus, tricornibus, quadricornibus u. ſ. w., dem Galeniſchen Schema, den ſchönen Verſen:

Barbara, Celarent primae, Darii Ferioque;
Cesare, Camestres, Festino, Barocco secundae.
Tertia (grande sonans recitat) Darapti, Felapton,
Disamis et Datisi nec non Bocardo, Ferison.
Quart Bamalip, Calemes, Dimatis, Felapo, Fresison.

den Enthymemen, Epicheiremen u. ſ. w., womit man den geſunden Menſchenverſtand und das Gedächtniß der Lyceiſten zu Paaren treibt. — [Wagt es aber dennoch ein Student, ſich mit Philoſophie beſchäftigen zu wollen, ſo hört er freilich in den Collegien des Freiherrn von Reichlin-Meldegg über dieſe „Worte, denen die Begriffe, nach ſeinen Fauſtvorleſungen, fehlen“, nichts anderes, als was ſeine Anſicht beſtätigen muß, daß das Cogito, die Subſtanz, die Monade, das Ich, das Abſolute leere Worte ſeien. Das ſagt der Herr Freiherr freilich nicht, daß nicht die Philoſophen begrifflos geſprochen, ſondern er es ſo aufgefaßt, weil ihm ſelbſt die Begriffe fehlten: aber er ſagt es, und wie nahe ſteht ſeine Anſicht der natürlichen der Studenten? Wie bequem zu dem, wie freiſinnig iſt ſie! Der Herr Profeſſor und die Herren Zuhörer wollen natürlich von einem beſtimmten Syſtem nichts wiſſen, „um ihre Freiheit nicht zu verlieren“. Was iſt dies aber für eine Freiheit? Sollte es vielleicht die ſein, die Willkür, die eignen Einfälle und natürlichen Meinungen gegen die Gewalt der freien Objectivität des Gedankens zu ſichern und zwar durch Flucht vor dem Kampfe? Eine ſolche Muthloſigkeit iſt das Element, in dem die Philoſophie nicht gedeihen kann; ſie will Kampf, und nur das iſt ihr wahres Eigenthum, was ſie durch ihre Energie errungen. Erben oder ſich ſchenken laſſen, darf ſie nichts. Auf dieſe Weiſe iſt die Theologie reicher geworden, und nun pocht ſie auf ihre Schätze; aber auf einmal wird ſichs klar zeigen, daß die Theologie mit falſcher Münze bezahlt und ihr Geld ſich dem Empfänger in eitel Kohlen verwandelt. Zwar haben manche Theologen dies eingeſehen und ſelbſt gegen dieſe Falſchmünzerei geeifert, ſo daß die Vernünftigen von ihnen zur Philoſophie kamen, um das Wahre vom Unächten ſcheiden zu lernen. Aber für Heidelberg ſind dieſe Zeiten wiederum vorbei. Kein Daub und Paulus rivaliſiren mehr, ſondern die Herren Theologen treiben es gerade wie die Freiburger, nur daß keiner von ihnen an Talent dem dortigen Staudenmaier, der dazu eine Entſchiedenheit beſitzt, die ihn eines beſſern Looſes würdig machte, als ein chriſtkatholiſcher Philoſoph zu ſein, gleichkommt, und daß keiner von ihnen je etwas geſchrieben, das Staudenmaiers Hauptſchriften gleichzuſetzen wäre. Sie halten chriſtlichen Frieden und Einigkeit unter einander, um die Käufer zu täuſchen, daß bei ihnen echtes Geld ſei. Gegen die Philoſophie ſtellen ſie ſich freundlich, aber nur um Contrebande einſchmuggeln zu können.] Sie wollten bei der Vacanz des hieſigen philoſophiſchen Lehrſtuhls den halliſchen nachgerade verſchollenen Erdmann hieher berufen haben, damit die Hegelſche (!) Philoſophie vertreten ſei. [O sancta simplicitas!] Sie hätten es wohl auch durchgeſetzt, hätten ſie ſich mit einer noch poſitivern Partei vereinigen können, welche den Profeſſor Sengler von Marburg wünſchte, um durch ihn — in ähnlicher Weiſe wie in Marburg — der Philoſophie aufzuhelfen. Zwar hatte die Regierung, in Uebereinſtimmung mit [ehrlichern] Rathgebern aus der Facultät, den guten Gedanken durchgeführt, den frühern Erlanger Profeſſor Kapp zum Profeſſor zu ernennen, und mit ihm den Profeſſor Reichlin-Meldegg. Aber wird dies die allgemeinen Studien ſogleich heben können, da die Theologen, welche ſo großmüthig die Patronen der philoſophiſchen Facultät ſpielen, und in der That am meiſten auf Philoſophie angewieſen ſind, [über eigne Facultät ſo heruntergebracht haben, daß ſie] im verfloſſenen Sommerſemeſter, obwohl gerade unſre Zeit den frommen, chriſtlichen Tendenzen ſo beſonders hold iſt, nur zehn Theologie Studirende zählte? — [Es ſcheint ein eignes Stratagem der Theologen zu ſein, immer über den Zuſtand der philoſophiſchen Facultät zu jammern, um die Augen von der Blöße ihrer eignen abzulenken.] — Es iſt zwar wahr, daß man in Baden keinen Zudrang verſpürt zu der Gottesgelehrſamkeit, aber es kommen auch keine Auswärtigen, was doch in nichts anderm begründet ſein kann, als darin, daß die philoſophiſch-kritiſche Seite eben ſo wenig, als die philoſophiſche, durch einen der bedeutenden, Richtung und Epoche machenden Gelehrten in der hieſigen theologiſchen Facultät vertreten iſt. Zwar nehmen die Herren Kirchenräthe Ullmann und Umbreit [in ihren Studien ohne Kritik und in ihren Kritiken ohne Studien] lebhaft Antheil an den theologiſchen Wirren unſerer Zeit, [freilich nicht, um ſie klar zu machen, ſondern um ſie wo möglich noch mehr zu verwirren und dann der Welt weiß zu machen, das trübe Waſſer ſei klar.] Aber welche Richtung haben ſie, als die, daß ſie keine haben? Wer ſich näher für den Geiſt der Studien oder Kritiken intereſſirt, den erinnern wir nur an Müller gegen Feuerbach, ungefähr dieſelbe Kritik, wie weiland der ſelige Götze gegen Leſſing, oder an Ullmann's: *Hiſtoriſch oder Mythiſch?* oder an den Genius des Cultus von Seiſen u. ſ. w. Doch da ich von dem Genius des Cultus an den Cultus des Genius erinnert werde, ſo bringt dies mich auf den Dr. Carrière, den begeiſterten Apoſtel „der Romantik der Zukunft.“ Selbſt dieſer iſt hier noch nicht religiös genug; man legt ihm alle möglichen Hinderniſſe in den Weg, um ihn nicht zum Dociren gelangen zu laſſen; man ſchaudert vor dem Gedanken, daß ein junger Mann, der einmal mit der „deſtructiven Rotte der Hegelingen“ in Verkehr geſtanden, einen Lehrſtuhl in Heidelberg betrete. Während doch gerade Carrière in leztrer Zeit durch mehrere Schriften jeden Denkenden bedenklich machen mußte, ob er deſtructiv oder nicht vielmehr conſtructiv ſei, er, deſſen drittes Wort die Religion iſt, und der, wenn er auch von „freier Bewegung und Geſtaltung“ ſpricht, doch ſchwerlich über die Anſicht hinauskommt, daß wir uns damit „an das Chriſtliche anſchließen“ müßten. Er ſcheint ſich als Philoſoph „der nationalen Partei“ zu geriren, wie er dies vor einiger Zeit in der oberdeutſchen Zeitung erklärt hat. Wir meinen doch, ein ſolcher Philoſoph könne den chriſtlichen Heidelbergern, wenn nicht vielleicht Privatrückſichten durch ihn verlezt werden, nur willkommen ſein. Möchte er nur nicht das Unglück haben, die Philoſophie ebenſo über dem Poſitiven zu vergeſſen, wie die gute Oberdeutſche in ihrer „nationalen Stellung“ die Freiheit der Conſtitution bei der Urlaubsfrage. Sein Freund Oppenheim, der ſich in der juriſtiſchen Facultät habilitirte, ſcheint nach „ſeinen Studien über Politik“ auch erſt bis zur Nationalität gekommen zu ſein. Was jezt nicht alles deutſch national wird! Von den übrigen Docenten der philoſophiſchen Facultät zeichnet ſich ein Dr. Röth dadurch aus, daß er in den drei Curſen, ſeit welchen er ſich hier habilitirte, ſchon Vorleſungen über Chineſiſch, Sanskrit, Perſiſch, griechiſche und römiſche Literatur und Alterthümer, über Platon, die Aufgaben der Philoſophie und ihre Löſung, Logik und Gott weiß, was er Alles noch angekündigt hat. Die hieſigen Studenten ſind aber, wie es ſcheint, ſehr gleichgiltig gegen ſolche Univerſalgenie's, und wollten es ſogar anmaßend finden, daß er ſagte, Platon ſei bis jezt (alſo bis auf ihn) noch gar nicht verſtanden worden; er ſei die Einheit des Hellenismus und Orientalismus, ſeze alſo zu ſeinem Verſtändniſſe die perſiſche Literatur voraus. [Hätte der Herr Geheimerath Creuzer gewußt, daß Röth in dem Vermengen des Orientaliſchen mit dem Helleniſchen ſo ſtark iſt, vielleicht wäre Roth und nicht Spengel Profeſſor geworden.] Doch warum bei ſo unſchuldigen Leuten ſich ſo lange aufhalten? Dr. v. Beaulieu-Bonoeil beſchäftigt ſich in Staatswiſſenſchaften und Geſchichte. Er tritt nicht genug hervor. Er ſoll von Krauſe zu Hegel übergegangen ſein und ſich gegenwärtig auf einen veränderten Wirkungskreis vorbereiten. Uebrigens hat die Krauſiſche Philoſophie in der juriſtiſchen Facultät feſte Wurzel gefaßt, und wenn auch ein rüſtiger Arbeiter an Dr. Lindemann, der einem Rufe in die Schweiz folgte, verloren gegangen iſt, ſo kann man doch erwarten, daß in dem Freiherrn v. Leonhardi, dem Lieblingsjünger und Schwiegerſohne Krauſe's, die Krauſiſche Philoſophie hier einen neuen Vertreter finden werde. Leonhardi wird um ſo leichter für die Philoſophie wirken können, da ihm von der juriſtiſchen Facultät aus Zuhörer zukommen, während von der theologiſchen, wie ſchon oben bemerkt, in dieſer Hinſicht alle Hoffnung wegfällt. Kapp dagegen ſcheint der Univerſität nicht ſicher zu ſein. Er iſt ein Freund von Feuerbach, den er ziemlich bekannt gemacht hat, wenn er auf die Leiſtungen der Philoſophie der Gegenwart zu ſprechen kam, und dies kann denn auch den [Herren] Theologen und ihren Freunden nicht verborgen geblieben ſein. [Von dieſen Zuhörern aus andern Gründen, als um ſich zu belehren], muß der ungläubige Philoſoph denn auch in letzter Zeit Erfahrungen gemacht haben. Er ſchloß neulich ſeine Vorleſungen über Politik und Weltgeſchichte (Phil. d. Geſch.) mit den Worten Wallenſteins:

„Mit jedem Gegner wag' ich's, — den ich kann ſehen und ins Auge faſſen, — der ſelbſt voll Muth, auch mir den Muth entflammt; — Nicht, was lebendig, kraftvoll ſich verkündigt, — Iſt das gefährlich Furchtbare. Das ganz — Gemeine iſt's, das ewig Geſtrige, — Was immer war und immer wiederkehrt, — Und morgen gilt, weil's heute hat gegolten, — Denn aus Gemeinen iſt dies Volk gemacht, — Und die Gewohnheit nennt es ſeine Amme.“ —

„Auch der Muthigſte“, ſetzte er hinzu, „könne durch fortwährend im Finſtern ſchleichende Intriguen ermüdet, auch das freudigſte Wirken durch geheime Machinationen verbittert und die reinſte Thätigkeit ſo um manche Früchte betrogen werden.“

„Vielleicht habe er,“ fügte er hinzu, „das Katheder für lange Zeit zum letzten Male betreten, und werde ſich mit ſchweigender Verachtung zurückziehen, um ſeine Kräfte auf eine andere Weiſe zu verwenden.“ [Außer dem Haſſe der Theologen, welcher jeden in der Wiſſenſchaft entſchiedenen Charakter trifft], zog [er] ſich auch noch den Groll einiger Amtsbrüder in der philoſophiſchen Facultät zu, da er ſich im Intereſſe der Lehrfreiheit Carrière's mit Entſchiedenheit annahm, und einem Plane der Herren Ordinarii, durch Einführung halbjähriger Examina „den allgemeinen Studien aufzuhelfen“, durch ein Separatvotum an die Regierung mit Erfolg entgegen trat. Die Herren dachten wahrſcheinlich durch die projectirten Prüfungen, wie ſie in Baiern beſtehen, den allgemeinen Studien auch hier zu der Blüthe wie dort zu verhelfen. Es war deßhalb ſehr grob und uncollegialiſch von Kapp gehandelt, unumſtößlich darzuthun, daß ſolche Schulexamina die allgemeinen Studien nur unterdrücken und die Wiſſenſchaftlichkeit untergraben würden, um ſo die arrière-pensée des ganzen Plans ziemlich bloß zu legen, daß, weil die Ordinarii dann prüften, eine Art Zwang bewirkt werden würde, dieſe und nicht die Extraordinarien und Privatdocenten zu hören. Deßhalb halten auch manche der Herren ſo treulich gegen künftige Privatdocenten zuſammen. Müſſen ſie doch immer fürchten, das Beiſpiel werde ſich erneuern, welches der geiſtreiche Jolly gegeben, indem er in vollen Auditorien mit dem höchſten Beifalle Phyſik lieſt, [während die des ordentlichen Profeſſors Munke leer ſind]. Ja, die Jugend will Kraft, Freiheit und

Leben, und den Geiſt kann nur der anregen, der ihn ſelber beſitzt. — Amen!

(Auf dem Rand des Blattes machte der Cenſor noch folgende Bemerkung: „Dieſen Aufſatz ganz und gar zurückzuweiſen, habe ich Bedenken getragen; aber ob nach dem Wegfall ſo vieler unpaſſender Stellen der Abdruck noch gerathen ſein wird? Wch.")

Antwort auf die Beſchwerde des Verlegers an den Herrn Cenſor, die mir nicht zugänglich iſt.

Ew. Wohlgeboren

ſäume ich nicht, in Erwiederung Ihrer geehrten Zuſchrift auf Zweierlei aufmerkſam zu machen:

1) Daß ſtatt der an mich gerichteten Vorwürfe eine Reclamation bei dem königl. Cenſurcollegium der Sache und meinem Wunſche und Vorſchlage angemeſſener geweſen ſein würde.

2) Daß Ihr Begehren, ich möge die Cenſur der Deutſchen Jahrbücher aufgeben, vollkommen mit meinen Wünſchen übereinſtimmt — ich brauche wol keine Redensarten darüber zu verlieren — daß dies aber nicht in meiner Macht liegt, wenigſtens nicht ſo, wie Ew. Wohlgeboren die Sache ſtellen, daß aber eine Beſchwerde über und gegen mich mit angehängtem Geſuch um einen andern Cenſor bei der Oberbehörde hier in der Ordnung zu ſein ſcheint.

Leipzig, 22. Mai 1842.

Ganz ergebenſt

W. Wachsmuth.

N. S. Ich überlaſſe es nun noch Ihrer Beſtimmung, ob Sie die fragliche Nummer durch mich an das königl. Cenſurcollegium gebracht wiſſen wollen, oder, was ich als hier zweckmäßiger vorgeſchlagen habe, ſelbſt ſich an daſſelbe richten wollen.
Wch.

Dem Buchhändler Herrn Otto Wigand,
Wohlgeboren, hier.

Herrn Profeſſor Wachsmuth, Wohlgeboren,
Leipzig.

Dresden, 28. Mai 1842.

Hochgeehrter Herr Profeſſor!
Verehrter Freund!

Wigand hat mir bei ſeiner Durchreiſe nach Wien ſeine Correſpondenz mit Ihnen mitgetheilt und zugleich die Nachricht, daß Preußen in vier Wochen die Bücher über zwanzig Bogen freigeben werde. Ich hielt dies Letztere namentlich für wichtig genug, um dem Herrn Miniſter von ** meine Aufwartung zu machen und unſere Cenſurverhältniſſe von Neuem zur Sprache zu bringen. Der Herr Miniſter ſagte mir, daß man hier noch keine Mittheilung über eine ſolche Abſicht Preußens habe, hörte übrigens ſehr gern und war auch ſchon davon unterrichtet, wie Königsberg und der Rhein zu einer factiſchen Preßfreiheit gelangt ſind. Sie wiſſen, daß wir vor einigen Jahren auch in Sachſen in dieſem glücklichen Falle waren; Sie haben neuerdings dafür büßen müſſen, und nun ſtehen wir leider viel ſchlechter. Ich brachte einen Cenſurbogen von Ihnen mit, die Correſpondenz aus Baden Nr. 124, und legte ſie mit Ihren Aenderungen vor, um den Herrn Miniſter zu überzeugen, daß Sie durch die wiederholten Rügen unwiderleglich in ein unhaltbares Syſtem getrieben ſeien, und zwar, wie Jedermann wiſſe, gar ſehr wider Ihre Neigung und eigne beſſere Ueberzeugung. Ich legte es nicht darauf an, Sie, ſondern nur dieſe Lage einer ſo willkürlichen Cenſur anzuklagen; und Sie werden es mir auf mein Wort glauben, daß Se. Excellenz die Uebelſtände dieſer Form der Cenſur durchaus nicht verkannten. Der fragliche Aufſatz hat wenig Werth, der Autor iſt nicht abſolut. Andere dagegen, die jedes Wort wägen und genau berechnen, geſtatten mir ſolche Abdrücke ihrer Arbeiten nicht, und wir müßten unausbleiblich dabei zu Grunde gehen. Nun weiß ich wohl, daß

Sie nur eine gute Abſicht damit haben; Sie wollen retten, was möglich iſt. Aber geſtehen Sie ſelbſt, ich habe Ihnen ſeit der letzten Kriſis nichts weſentlich Verfängliches und nichts formell Verletzendes vorgelegt. Sie ſind wirklich mit der Correctur und mit Beſeitigung namentlich alles Antitheologiſchen zu weit gegangen. Ich habe dies Alles nur mit dem Herrn Miniſter beſprochen, um Sie und mich aus einer unerträglichen Lage herauszubringen und wo möglich ohne Lärm und Aerger und Zeitverluſt. Ich wollte daher nicht gleich mit der Thür ins Haus fallen und klagen. Der Herr Miniſter iſt ein Mann von Geiſt und freiem Blick. Ich verlaſſe ihn nie ohne geſteigerte Hochachtung, und werde daher auch diesmal ſeinen Rath befolgen, der ſchon darum, weil er von ihm kommt, gedeihlich ausſchlagen wird. Er ſagte mir, „ich möchte mich am liebſten mit Ihnen verſtändigen, zumal wir perſönlich in gutem Vernehmen ſeien; die Zeit ſei allerdings in einer unverkennbaren Kriſis; es werde aber am Ende der Vernunft nicht fehlen, daß ſie ſich durchſetze.“ Noch einige Wochen und Monate Geduld, und es wird ſich Alles beſſer einrichten. Die Symptome ſind unverkennbar deutlich. Ich will unterdeſſen gern das Meinige thun, und hoffe, daß wir wieder auf den alten guten Fuß kommen.

Die Jahrbücher ſind ſo nothwendig, daß ſie, in Sachſen unterdrückt, gleich anderswo wieder gegründet werden würden, ohne daß ich einen Finger darum zu rühren brauchte. Welche Verwirrtheit in der Jenaer Litteraturzeitung! Dieſe Cruſius und Bachmann und Fries! Welch' eine Unwiſſenheit über die weſentlichſten Dinge in der Halliſchen Litteraturzeitung und welche Verkommenheit in den Berliner Jahrbüchern! Es iſt niemand fähig, ohne das Princip der ſteten Flüſſigkeit der Entwicklung eine Litteraturzeitung zu halten, und dazu muß der Proceß mit Bewußtſein gemacht werden. Dies geſchieht bei uns bis jetzt, und da wir es einmal gezeigt haben, daß es geſchehen müſſe, iſt es auf immer entdeckt und erobert. Ein Blatt von dieſem Princip wird immer ſein, ſo lange Deutſchland nicht litterariſch vernichtet iſt; und Sie werden Glauben genug in Sich und mich und den ganzen Gelehrtenſtand ſetzen, daß dies nicht geſchieht. Man wartet nur auf einen honetteren Geiſt in Berlin, — und er wird aufleben, — um die Preſſe überall ſo frei zu geſtalten, wie in Königsberg und am Rhein. Ich lege Ihnen eine Nummer der Rheiniſchen Zeitung bei; leſen Sie nur den Schluß über Walesrode's Buch und „die Hegemonie in Deutſchland“, um Sich zu überzeugen, wie der Geiſt in Königsberg und am Rhein iſt, und wie weit wir in Sachſen überflügelt ſind.

Laſſen wir alſo durch das Bisherige die unterirdiſchen Götter verſöhnt ſein, und weiſen wir den Ruhm nicht von uns, auf dem unſre Wohlfahrt und unſre Macht ruht. Der Einzelne iſt nicht ohnmächtig, der an den guten Geiſt ſeines Volkes glaubt.

Hochachtungsvoll

der Ihrige
Dr. Arnold Ruge.

Antwort.

Hochverehrter Herr Doctor!
Hochgeſchätzter Freund!

Sie werden nicht müde, für Ihre Sache zu kämpfen; ich verkenne nicht, wie ehrenwerth ſolcher Eifer und Drang iſt, muß Ihnen aber auf Ihre letzte Mittheilung erwiedern, daß ich in meiner Stellung zu den Deutſchen Jahrbüchern und Schriften ähnlicher Tendenz nichts ändern kann und ich ihnen gegenüber auf dem bisherigen Standpunct bleiben muß, bis mir die zunächſt competente Behörde zu erkennen gibt, daß ich nicht in ihrem Sinne verfahre. Dazu aber läßt ſich nicht durch eigenmächtiges Abweichen von den jüngſten Normen, ſondern nur dadurch gelangen, daß Sie Reclamation gegen meine Cenſur bei der höhern Behörde erheben. Sie werden verſichert ſein, daß es mir nicht leid thut, wenn Sie bei ihr den Sieg über mich davontragen. Nur über Eins wollen Sie ſich nicht täuſchen: *den Anfeindungen der Theologie und des Chriſtenthums wird nimmermehr Raum gegeben werden; darin haben Sie nicht bloß die Cenſurbehörden wider ſich.* Eine Privatverſtändigung mit mir — die hier überdies nicht die erſte ſein würde — bringt bei den gegenwärtigen Umſtänden die Sache um nichts weiter: Sie mühen ſich vergebens ab: zu geſchweigen, was davon auf meinen Theil kommt. Daher bitte ich Sie, wenn Sie künftig ſich beſchwert fühlen, Ihre Schreiben direct an das königl. Cenſurcollegium zu richten und nicht mit mir, ſondern gegen mich gehen zu wollen. Mit Ihnen vollkommen einverſtanden, daß wir in einer Zeit der Kriſe leben — denn ich habe alle Tage den Glauben ſchwarz auf weiß in der Hand — aber eben ſo unvermögend, an dem, was jetzt hier beſteht, ſo viel zu ändern, daß ich Ihren Erwartungen entſprache, bitte ich Sie, meine perſönlichen Geſinnungen und Beziehungen zu Ihnen von dem Geſchäftscharakter zu trennen und ſich von der vollkommenen Hochſchätzung zu überzeugen, mit der ich mich unterzeichne als

Leipzig, den 3. Juni 1842.

Ihr Ihnen ergebenſter
W. Wachsmuth.

Wenige Tage nach Empfang dieſer Correſpondenz empfing ich die Nr. 148 und 149 der Jahrbücher mit dem Bemerken: „Dem Schluſſe (des Aufſatzes: Das Selbſtbewußtſein des Glaubens und die Offenbarung unſrer Zeit) von S. 590 (das Nächſte ꝛc.) an hat das königl. Cenſurcollegium das Imprimatur gänzlich verweigert. Wth.“

Darauf richtete ich die nachfolgende Vorſtellung an das hohe Miniſterium des Innern, um noch einmal den Verſuch zu machen, ob die deutlichſte Darlegung der Uebelſtände, die das Verfahren aus einer veralteten Bildung heraus mit ſich führt, nicht im Stande ſein ſollte, eine Aufhebung der Tendenzcenſur und der Verdachtserklärung ſpeciell gegen die Jahrbücher oder die Aufhebung der theologiſchen Cenſur zu erwirken:

An ein hohes Miniſterium des Innern in Dresden.

Geſuch um das von dem Leipziger Cenſurcollegium verweigerte Imprimatur der Anlage: Deutſche Jahrbücher Nr. 148 und 149. (Schluß des Aufſatzes: Das Selbſtbewußtſein des Glaubens und die Offenbarung unſrer Zeit.)

Einem Hohen Miniſterium des Innern

lege ich, nachdem die Deutſchen Jahrbücher durch die neue Leipziger Cenſur um eine große Anzahl der philoſophiſch werthvollſten Arbeiten verkürzt ſind, die erſte Beſchwerde über dieſe Leipziger Cenſur vor.

Das Einzelne iſt es nicht, um das es ſich handelt; ſein Zutagetreten zu hindern, liegt nicht in der Macht der Leipziger Cenſoren; nothwendige Geiſtesentwickelungen werden durch den Druck nur gefördert; es handelt ſich vielmehr einfach um das Princip der Cenſur, die jetzt geübt wird, überhaupt. Und iſt es nicht zu erreichen, daß die Tendenzcenſur und die unverantwortliche moraliſche Achtung der neuſten Philoſophie aufgehoben wird; bleibt nach wie vor die Dogmatik im Religiöſen und das Schweigen im Politiſchen das Princip der Cenſur, ſo muß dieſe Philoſophie und mit ihr die Initiative der Geiſtesbildung, wie zu Leibnitzens, zu Thomaſius und zu Fichte's Zeit, noch einmal aus Sachſen flüchten, und diesmal iſt es die philoſophiſche und politiſche Litteratur, um deren Auswanderung aus Leipzig es ſich handelt. Der Aufſchwung der preußiſchen Zeitungen gibt das Zeichen dazu. Dieſen letzten verzweifelten Schritt ſollte der Mittelpunct des Buchhandels nicht herbeiführen. Leipzig gehört Deutſchland an; es ſollte ſich vor localer Bornirtheit durch das Bewußtſein der geiſtigen Macht, die in einer freien Litteratur liegt, ſchützen. Ich ergreife dieſe Gelegenheit, Einem Hohen Miniſterium dieſen wichtigen Geſichtspunct in ein helles Licht zu ſetzen. Der Fall iſt ſelbſtredend genug. Der geſtrichene Aufſatz von S. 590 der Jahrbücher an iſt eine rein philoſophiſche Unterſuchung, völlig unzugänglich dem großen Publikum, und ſo entfernt von aller Aufreizung, daß er vielmehr verſöhnend beweiſt: „Der deutſche Geiſt ſcheine nicht einen ſolchen Untergang, wie der griechiſche zu ſeiner Zeit, erfahren zu ſollen.“ Ja, die Cenſur ſelbſt hat den Aufſatz völlig mißverſtanden; dies beweiſt das Streichen des *verſöhnenden* Schluſſes, nachdem die *Diſſonanzen* zwiſchen Philoſophie und Orthodoxie ſtehen geblieben ſind. Die Diſſonanz iſt da, und in dieſer Diſſonanz ſteckt alle Welt, Profeſſor Wachsmuth, die Herren vom Cenſurcollegium — ihre rationelle Confeſſion iſt bekannt — ja, ich getraue michs zu behaupten, jeder der Herren vom Miniſterium, die meine Vorſtellung leſen, ſind in dieſer Diſſonanz mit Krummacher und deſſen conſequenter Chriſtlichkeit begriffen; die ſächſiſchen Theologen von Ruf, den Herrn von Ammon und den Herrn Großmann an der Spitze, ſind es ebenfalls. Und wenn nun die Frage entſteht, wie wird ſich dieſe Diſſonanz löſen, und wenn ich nun dieſe Frage rein philoſophiſch, in ziemlich terminologiſcher Weiſe und ſchließlich verſöhnend löſe, ſo ſoll dies nicht paſſirlich ſein? Die Diſſonanzen ſind ja das Negative und die Verſöhnung derſelben das Poſitive.

Aber auch die einzelnen Bleiſtiftſtriche des Herrn Cenſors beweiſen eine totale Verirrung des Verſtändniſſes.

S. 590 iſt notirt: „daß Krummacher dem Philoſophen lächerlich ſei, aber vor ſich keine Komödie ſpiele, weil er die Umkehrung ſeines Bewußtſeins nicht wiſſe.“ Aus welchem Grunde kann dies anſtößig ſein? Soll etwa Krummacher das Princip ſein, wo bleibt dann der ſächſiſchen Theologen rationales Verhalten? Soll er nicht lächerlich ſein? Deſto ſchlimmer, wenn er ernſtlich zu nehmen wäre.

S. 591 iſt die Auflöſung „der Helleniſchen Religion und Sitte und des Helleniſchen Staates“ eingeklammert. Aber der Cenſor weiß doch, daß dieſe Auflöſung das Werk des Chriſtenthums iſt? Der Helleniſche Staat iſt Republik, die Sitte der Hellenen ſchöner Humanismus, die Religion der Hellenen Mythologie. Iſt dem Cenſor die Auflöſung dieſer unchriſtlichen, aber ſubſtanziellen Geſtalten des Geiſtes anſtößig? Alſo nicht die Religion oder der Begriff und die Wahrheit der Religion, ſondern jede Religion, auch der Zeus- und Bacchusdienſt, ſoll nicht aufgelöſt werden? Unmöglich!

S. 591. Die Anſtößigkeit „der größern Macht des Geiſtes als der Drommeten von Jericho“ habe ich nicht ergründet.

S. 591. „Die ironiſche Herrſchaft“ Gebildeter über Barbaren, ſo der Engländer in Oſtindien, der Jeſuiten in Paraguay, der ruſſiſchen Regierung über ihre barbariſchen Völker, iſt doch in Deutſchland unmöglich eine Sache, die nicht öffentlich erwähnt werden könnte.

S. 592. „Die Geiſtloſigkeit unſerer Politiker, die nicht den Geiſt und die Freiheit des Geiſtes, ſondern endliche beſchränkte Zwecke im Auge haben“, iſt eine Wahrheit, die doch wohl die allerunverfänglichſte iſt. Denn dieſe Politiker haben ja die ganze Welt der breiteſten Maſſe zu ihrer Stütze. Gefällt es aber dieſen Herren nicht, dieſe Stütze zu haben, wer wehrt es ihnen, Philoſophen zu werden? Die Politiker können die Philoſophen verachten, und in der That, in dieſer Verachtung haben ſie es weiter gebracht, als umgekehrt viele Philoſophen in der Verachtung jener geiſtloſen Politiker.

Warum ſtreicht der Herr Cenſor nun die „ohnmächtige“ Verachtung der Philoſophie gegen die beſchränkten Politiker? Und wenn die Philoſophie mächtiger wäre, als man ihr einräumt, wenn ſie Recht hätte; wird nicht der Grund der Geiſtloſigkeit angegeben und iſt ſeine Erkenntniß nicht ſeine Aufhebung? Alſo auch dieſe Verſöhnung einer gegenſeitigen Verachtung ſoll nicht ſein? Die Diſſonanz ſoll bleiben? Der Politiker ſoll ein practiſcher Philiſter, der Philoſoph ein unpractiſcher Idealiſt bleiben? Nimmermehr.

Nr. 149. „Die Welt iſt noch immer voller Barbaren, die ſich in den germaniſchen Jungbrunnen, wie einſt die Germanen und Romanen in den griechiſchen, ſtürzen möchten.“

Gegen welche Kategorie der Cenſurordnung verſtößt nun das? Sind die ruſſiſchen Steppenvölker und ſelbſt die ſonſtigen Slaven in Rußland und Oeſterreich gegen die Germanen keine Barbaren, und drängt die Barbarei des Slavismus nicht jetzt auf Deutſchland? Oder drängt ſie etwa ſchon ſo ſehr, daß die Cenſur es verhüten muß, den Slaven die Unannehmlichkeit zu bereiten, ihnen und uns dieſe Wahrheit zu ſagen? Und wenn nun vollends gezeigt wird, daß die Willkür des romantiſchen oder chriſtlichen Gemüthslebens, — das ſich denn doch wohl in Krummacher, Stephan, Ebel und Diſtel, Leo und Hengſtenberg jetzt und in den Augen des ſächſiſchen Chriſtenthums als Willkür ausgewieſen hat, — daß dieſe Willkür durch die Philoſophie und die hiſtoriſche Komödie unſerer Zeit darum zur Freiheit erhoben werden könne, weil jetzt die Philoſophie ſtaatenbildend und weltenbildend ſei — Sachſen iſt ja ſelbſt eben erſt aus der Theorie heraus neu conſtituirt — iſt dieſe Verſöhnung des ungeheuren Conflictes der alten und neuen Zeit, in dem wir leben, cenſurwidrig?

Betrachtet man alle die einzelnen Puncte, die ich erörtert, und die ganze Tendenz des Aufſatzes, ſo ergibt ſich mit Nothwendigkeit, daß nur aus einem fictiven, künſtlich angenommenen, der ganzen ſächſiſchen Bildung eben ſo gut als der neueſten Philoſophie entfremdeten Schematismus heraus dieſer Aufſatz von der Cenſur beanſtandet ſein kann. Jede Religion und jede Bildung, den Zeusdienſt, die Trommeten von Jericho, Krummacher, die Barbaren, die geiſtloſen Politiker — alles dies in Schutz zu nehmen, kann nimmermehr, weder die Cenſurvorſchrift, noch die Ueberzeugung des Cenſors mit ſich bringen. Es iſt ſchlimm, die Ueberzeugung des Cenſors zum Maßſtabe der Unterſuchung zu haben; ja es iſt unmöglich, ein ſolches Verhältniß zu ertragen; aber es iſt noch ſchlimmer, ein Geſpenſt, einen Schematismus, der jeden Aberglauben und jede Beſchränktheit, ja ſogar die Barbarei in Schutz nimmt, zur Grenze der Kritik zu haben.

Ich lege Einem hohen Miniſterium den Fall offen und ohne Rückhalt vor. Ich kenne die gewöhnlichen Bedenken, die zu jenem unſeligen Schematismus geführt haben, und ich bitte um die Erlaubniß, ſie beleuchten zu dürfen.

Es handelt ſich bei der Entſcheidung eines Hohen Miniſteriums um nichts Geringeres, als um die Geiſtesfreiheit; denn was iſt die Heuchelei unſerer Zeit, wenn nicht die Maxime, daß Cenſor und Autor aus einem ihnen fremden Geiſt heraus verfahren ſollen?

Die Wahrheit iſt nie gefährlich, die Vernunft nie ſchlecht; aber wehe denen, welche beiden ſich entgegen werfen: ἀνάγκη γὰρ, χρόνῳ ποτὲ ἐκ τῶν ψευδῶν ἀγαθῶν ἀληθὲς συμβῆναι κακόν, ſagt Ariſtoteles Polit. IV. 10. 5. Ausgabe von A. Stahr.

Das erheuchelte Syſtem geiſtiger und politiſcher Unterwerfung und Sclaverei iſt ein ſolches „Scheingut“ und das „wirkliche Uebel“ iſt die wirkliche Sclaverei, die Sclaverei aber der Staaten und der Einzelnen iſt ihr Untergang.

Die Cenſur, mit welcher in einem ſo erſchreckenden Grade

Ernſt gemacht wird, wie jetzt in Leipzig gegen die Deutſchen Jahrbücher und deren Princip der neueſten kritiſchen Philoſophie, iſt eine vollkommne capitis deminutio, eine entſchiedene Sclaverei der vielen Schriftſteller unter dem Einen Beamten. Kein Geſetz — denn das iſt nicht möglich — die reine Willkür und das ſubjective Ermeſſen des Cenſors oder des Collegiums ſtreicht die wichtigſten und werthvollſten Erörterungen aus. Ich habe gezeigt, wie ſehr die Herren Cenſoren mich mißverſtanden haben, denn es fehlen ihnen alle Vorausſetzungen zu dem richtigen Verſtändniß des einzig Poſitiven in den Negationen der Philoſophie; ſie ſind ſämmtlich keine Philoſophen, ſondern Fachmänner oder Beamte. Könnte ſich dieſe Unterjochung der Philoſophie allgemein durchſetzen, ſo wäre damit der Untergang des deutſchen Geiſtes vollbracht; aber ſie kann es nicht: und ſo iſt jene exceſſive Form einer ungeſcheuten Verachtung der Philoſophie, des Geiſtes und der Wahrheit außer dem Odium aller denkenden Menſchen auch noch mit der Schmach der Ohnmacht belaſtet.

Hätte man im Alterthum die Volksreligion und den alten Staat zum Princip einer Cenſur machen wollen oder können: wir hätten jetzt weder die Werke des Ariſtophanes, noch des Ariſtoteles und Plato, ja nicht einmal die unſchuldigen Philoſopheme Cicero's über ſeine Götter. Eine ſolche Cenſur iſt aber nie zur Macht der Zeit zu erheben; ſie kann reizen, ärgern, verkümmern, nie herrſchen. So iſt es auch jetzt. Die Kritik und die aus der Scholaſtik befreite Philoſophie bringt in tauſend Geſtalten ans Licht; die ganze Gegenwart iſt bereits davon erfüllt. Auch nur bis zu Strauß, ja nur bis zum Rationalismus brauchen wir mitzugehen, und der Sieg der autonomiſchen Vernunft iſt in der Theologie ſelbſt entſchieden; die Theologie iſt bereits eine rationale, eine Vernunftwiſſenſchaft, keine Offenbarungslehre mehr, d. h. „die Theologie iſt die Anthropologie", denn die Vernunft iſt das menſchliche Princip: Rationalismus und Humanismus iſt einerlei, und es iſt leicht zu begreifen, daß Feuerbach, der die Theologie als Anthropologie aufzeigt, nichts andres iſt, als die Offenbarung, das offene Ausſprechen deſſen, was der ganze theologiſche Rationalismus an ſich und innerlich ſchon zum Princip gemacht hatte, und was er darum zum Princip machen mußte, weil darin das Geheimniß auch der Orthodoxie beſteht, daß ſie zwar einen andern Gott (ein andres Princip) haben will, als den Geiſt, aber es nicht weiter bringt, als dazu, den Geiſt nach allen ſeinen Richtungen: des Gemüths, des Verſtandes, des Willens, zum Gott zu erheben.

Was will nun die Cenſur gegen dieſen Proceß ausrichten? Sie will es verhindern, daß die Theologie aufgelöst werde in Anthropologie. Aber da hätte die Cenſur gleich den Rationalismus amputiren müſſen, ja ſie hätte die ganze Schöpfung der Dogmatik verhindern müſſen; denn haben wir einmal die Dogmatik, ſo haben wir auch das Geheimniß der Götterbildung, die Werkſtatt, aus der der chriſtliche Gott geboren iſt. Die Theologen wußten, was ſie thaten, als ſie mit Feuer und Schwert für ihre Satzungen fochten; ſeit ſie aber aufhören, productiv zu ſein, haben ſie aufgehört zu ſein. Ihr Myſterium iſt verrathen, ſchon durch die Rationaliſten und die Aufklärung; und nun ſoll die Leipziger Cenſur die Theologie ſchützen, nun da die Theologen ſelbſt ſich die Axt an die Wurzel gelegt, ſoll die Stütze der Polizei den ſinkenden Baum halten? — Es iſt zu ſpät: es lebt kein Menſch mehr in Deutſchland, der ſich von den Theologen ſeinen Gott machen ließe, und die Theologen ſelbſt ſind zu beſcheiden, um ſich noch für Künſtler zu halten; ſie wollen nur Wiſſenſchaftler und Kritiker, gelehrte Menſchen, keine Kirchenväter und Heilige mehr ſein.

Man weiß es wohl, wie es mit den Theologen ſteht, aber „ſie ſind und ſie ſind nothwendig". Niemand negirt die

Praxis der Volksbildung; aber die Theologen können nichts anders lehren, als was ſie wiſſen. Und wenn ſie die alte Dogmatik wider Wiſſen und Willen verkündigten, wer würde ſich bekehren laſſen? Knüpfen die Lehrer nicht an unſer Bewußtſein an, ſo predigen ſie tauben Ohren; unſer Bewußtſein aber iſt kritiſch und rational bis unten herunter. Dieſem status quo kann ſich keine Macht der Erde entziehen. Man geht alſo wohl auf das Rationale und Kritiſche ein, aber man unterſcheidet. Die rationalen Theologen und die aufgeklärte Regierung fürchten die ganze Kritik, die ſchonungsloſe Aufdeckung aller Geheimniſſe unſers Glaubens und Wiſſens, die Komödie mit den überwundenen Geſtalten des Geiſtes. Gut, wir wollen unſrerſeits auf die Furcht eingehen. Der Theolog, der Rationaliſt iſt der ſchonende Kritiker, er taſtet die ψευδὰ ἀγαθά, „die Scheingüter“ des alten Glaubens nicht an; der Philoſoph iſt der ſchonungsloſe Kritiker, die Komödie die unverſchämte Bloßſtellung. — „Nur dieſe Form ſoll nicht ſein.“ Aber welche Ueberſichtigkeit und welche unbegründete Furcht! Erſtlich iſt dieſe Form ſchon; es iſt nichts gegen ihre Exiſtenz auszurichten, und die Spannung, in die ſie durch Verſuche der Unterdrückung geſetzt wird, gibt ihr nur neue Kraft. Sodann iſt ihre Exiſtenz ganz und gar nicht gefährlich. Z. E. in der Oper „Czar und Zimmermann“ wird der Burgemeiſter komödirt, d. h. es iſt kein Hochverrath, über den Burgemeiſter zu lachen; in dieſem Gelächter befreit der Menſch ſich von dem Gefühle der kleinen Tyrannei, die dergleichen Obrigkeit zu üben pflegte, die man aber im gebildeten Bewußtſein nicht mehr duldet. Iſt das nun eine Auflöſung aller bürgerlichen Ordnung? Iſt der Czar und Zimmermann, dieſe extremſte Kritik der Localobrigkeit, der Ruhe der Stadt Dresden, dem Anſehen der Obrigkeit durch die 40 oder 50 Aufführungen, welche dieſe beliebte Komödie in Dresden erfahren hat, gefährlich geworden? Kein Menſch in der Welt denkt an ſolche Abſurdität. Und doch iſt die Obrigkeit, der Burgemeiſter, eine ſehr ſubſtanzielle Geſtalt des Geiſtes in der bürgerlichen Geſellſchaft, deren Perſifflirung vielleicht in Hamburg, wo es noch „Wohlweisheiten“ nach altem Stil gibt, bedenklicher als in Dresden ſcheinen möchte. Aber welcher Menſch würde den Wohlweisheiten Recht geben, wenn ſie meinten, die Komödirung dieſer Geſtalt des Burgemeiſters höbe den Begriff des Burgemeiſters auf, wie man vorgibt, die Komödirung einer beſtimmten Religion höbe die Religion als Gewiſſenhaftigkeit gegen das Göttliche oder als Begeiſterung dafür überhaupt auf, — wer alſo würde den Hamburger „Wohlweisheiten“ Recht geben, wenn ſie ſich einer ſolchen Kritik, als in der Komödirung des Burgemeiſters von Saardam liegt, widerſetzten? Sie thun es auch gewiß nicht. Denn das Facit dieſer Erörterung iſt, daß die Kritik und ſelbſt die Komödirung, welche die allerärgſte Kritik iſt, nur eine theoretiſche Befreiung iſt. Nachdem die Soldaten den Cäſar als den calvum moechum im Triumph durch Rom geführt, wurde er erſt der Gründer des Cäſarenthums. Die Komödie zehrt vielmehr das Pathos der Praxis auf, als daß ſie es befördern ſollte. Aber im rein theoretiſchen Gebiete iſt ſie das Ende der Entwickelung. Wo ſie auftritt, iſt keine Praxis mehr nöthig, iſt die theoretiſche Befreiung bereits vorhanden. Wer ausgelacht werden kann, wird gewiß nicht todtgeſchlagen.

In dieſem Falle ſind wir mit der Orthodoxie, der es nimmermehr gelingen wird, ihre Scheiterhauſen, ihre Kirchenſtraſen u. ſ. w. wieder aufzurichten. Die Kritik kämpft ernſtlich gar nicht mehr mit ihr, ſondern nur mit ſich ſelbſt, mit kritiſchen Exiſtenzen, als dem Rationalismus und nicht minder der romantiſchen Reflexionstheologie; neuerdings mit der theologiſchen Form des Bewußtſeins überhaupt; die Orthodoxie iſt eine komiſche Figur, wie Krummacher, mit welcher der Kampf bereits ein Spiel, eine Komödie geworden iſt.

Soll die Theologie nicht polizeilich geſchützt werden, ſo hat man doch das Bedenken, ob man denn das Chriſtenthum ohne polizeilichen Schutz laſſen könne. Aber das Bedenken, man müſſe das Chriſtenthum polizeilich ſchützen, iſt weſentlich eins mit dem Polizeiſchutz der Theologie. Nennt man den ganzen gegenwärtig gebildeten Geiſt der chriſtlichen Völker chriſtlich: ſo iſt die Kritik, die in ihm ſich erzeugt hat, auch chriſtlich: und chriſtlich, menſchlich, wahr civiliſirt — das fällt dann alles zuſammen. Das Göttliche iſt reiner in dem philoſophiſchen, als in dem rohen Verſtande; die Religion, als Begeiſterung für dieſes Göttliche, iſt wahrer bei dem Gebildeten, als bei dem Ungebildeten. Dem Ungebildeten kann ſeine kraſſe Religioſität nur mit der Unbildung genommen werden. Solche Proceſſe ſind aber ewige Aufgaben; und es iſt Wahnſinn, an eine Ueberſtürzung der Bildung und eine zu ſchnelle Aufhebung der Rohheit Befürchtungen zu knüpfen. Die Wahrheit braucht keinen andern Schutz, als ſich ſelbſt, und ſie hat keinen andern; die Unwahrheit oder die ſchaal gewordene und abgeſtandene Wahrheit früherer Zeiten iſt durch keinen äußerlichen Schutz aufrecht zu erhalten. Nennt man alſo das Chriſtenthum dieſe unſere geiſtige Entwickelung, ſo braucht dieſe keinen Schutz der Cenſur. Nennt man aber die alte orthodoxe Dogmatik Chriſtenthum, ſo iſt dies bereits untergegangen. Dafür hat jeder den Beweis in ſeinem Bewußtſein, und es iſt nicht nöthig, Göthe's Fauſt und den Ausſpruch zu citiren:

Alles, was entſteht,
Iſt werth, daß es zu Grunde geht.

Nicht die Kritik, nicht die Philoſophie, ja nicht einmal die Komödie iſt das Gefährliche; das Gefährliche ſind einzig die ψευδὰ ἀγαθά, der Schein, die Heuchelei. Dieſe ſind Formen eines im Stillen ſchon exiſtirenden Verderbens, und der Untergang, das κακὸν ἀληθές, iſt ſodann nur ſeine Manifeſtation. — Ich habe es nicht unterlaſſen wollen, bei dieſer Gelegenheit das ganze Gewicht der großen Principienfrage unſerer Zeit Einem Hohen Miniſterium vorzuführen, um wo möglich die Entſcheidung zu erwirken: daß das Princip einer Tendenzcenſur und die Verdachtserklärung gegen die neuſte Philoſophie als der ganzen, vollen und freien Kritik aller Geſtalten des menſchlichen Geiſtes nicht mit den Intereſſen der Wiſſenſchaft, des Staates und der gebildeten Menſchheit zu vereinigen iſt, daß alſo die Cenſur, wenn ſie ja einmal ſein ſoll, mehr eine Notiznahme von den litterariſchen Projecten als eine Verhinderung der freien, wiſſenſchaftlichen Unterſuchungen ſein, ja daß bei aller Cenſur factiſch immer Preßfreiheit ſein müſſe, wenn nicht ein geiſtiges Verkommen und eine Alles auflöſende Ohnmacht der Staaten, das κακὸν ἀληθέστατον, das es geben kann, herbeigeführt werden ſoll.

Geſtützt auf obige ſpecielle und allgemeine Gründe, die meine aufrichtigſte und gutgemeinte Ueberzeugung ſind, bitte ich um Reformirung der vorliegenden Entſcheidung des Leipziger Cenſurcollegiums über die Nummern der Deutſchen Jahrbücher 148 u. 149, und damit um einen Anhalt zur Wiederherſtellung eines factiſch ehrenhaften und erträglichen Cenſurzuſtandes in Bezug auf ein rein kritiſches und der Entwickelung unſrer Litteratur bereits unentbehrlich gewordenes Organ.

Dresden, den 23. Juni 1842.

Eines Hohen Miniſteriums

unterthänigſter

Dr. Arnold Ruge.

Hierauf erhielt ich folgenden Beſcheid:

Die von dem Herrn Dr. Ruge unterm $^{23}/_{24}$. dieſes Monats an das Miniſterium des Innern gerichtete Eingabe iſt nach Ton und Inhalt nicht geeignet, um von dieſem, wie es gleichwohl zur Erörterung einer angebrachten Beſchwerde nöthig iſt, dem Leipziger Cenſurcollegium, gegen welches ſie gerichtet iſt, zugefertigt zu werden. Es würde aber auch die jedenfalls erforderliche Vernehmung und Prüfung der Gründe, aus welchen das Cenſurcollegium zu dem ganzen, von S. 599, Spalte 2 an in den anbei zurückfolgenden beiden Satzbogen befindlichen Schluſſe eines Artikels die Druckgenehmigung verweigert hat, in keinem Falle zu dem von Herrn Dr. Ruge gewünſchten Erfolge führen können, da der geſtrichene Schluß, wenn auch nicht in allen von dem Cenſor angezeichneten, doch in mehreren Stellen der Abänderung bedürfen würde, und nach den in der Vorſtellung enthaltenen Aeußerungen nicht zu erwarten iſt, daß derſelbe geneigt ſein möchte, ihnen eine alle Bedenken ausſchließende Faſſung zu geben, indem es bei einer ſolchen Umarbeitung eben darauf ankommen würde, die eigentliche Tendenz des ganzen Artikels aufzugeben.

Uebrigens iſt bei der jetzt vom Herrn Dr. Ruge ganz unverhohlen ausgeſprochenen Abſicht, das Chriſtenthum in ſeinen oberſten und weſentlichſten Grundſätzen zu bekämpfen, vorauszuſehen, und kann es ihn ſelbſt nicht befremden, daß ſeine Zeitſchrift fortwährend große Schwierigkeiten bei den Cenſurbehörden erfahren wird.

Je größer die Zuverſicht iſt, mit welcher Herr Dr. Ruge über den Erfolg dieſer ſeiner Angriffe ſpricht, deſto mehr wird er ſich ſelbſt ſagen können, daß und weßhalb die Regierung ſich verpflichtet fühlen müſſe, derartigen Verſuchen mit allen ihr zu Gebote ſtehenden geſetz- und verordnungsmäßigen Mitteln entgegen zu wirken, da ſie, ganz abgeſehen von den etwanigen endlichen Erfolgen dieſer Verſuche, den, wenn auch vorübergehenden nächſten, die öffentliche und Privatwohlfahrt bedrohenden Wirkungen derſelben, nämlich den Eindrücken zu begegnen hat, welche dergleichen Aufſätze auf einen Theil des Publicums, in deſſen Hände ſie gelangen, machen müſſen.

Dresden, am 27. Juni 1842.

Miniſterium des Innern:
Noſtitz und Jänckendorff.

An Herrn Dr. Arnold Ruge
hieſelbſt.

II.

Bemerkungen über die neueſte preußiſche Cenſurinſtruction.

Von einem Rheinländer.

Wir gehören nicht zu den Malcontenten, die ſchon vor der Erſcheinung des neuen preußiſchen Cenſuredicts ausrufen: Timeo Danaos et dona ferentes. Vielmehr da in der neuen Inſtruction die Prüfung ſchon erlaſſener Geſetze, ſollte ſie auch nicht im Sinne der Regierung ausfallen, gebilligt wird, ſo machen wir ſogleich einen Anfang mit ihr ſelbſt. Die Cenſur iſt die officielle Kritik; ihre Normen ſind kritiſche Normen, die alſo am wenigſten der Kritik, mit der ſie ſich in ein Feld ſtellen, entzogen werden dürfen.

Die im Eingang der Inſtruction ausgeſprochene allgemeine Tendenz wird gewiß Jeder nur billigen können: „um ſchon jetzt die Preſſe von unſtatthaften, nicht in der allerhöchſten Abſicht liegenden Beſchränkungen zu befreien, haben Se. Majeſtät der König durch eine an das königl. Staats-Miniſterium am 10. d. M. erlaſſene höchſte Ordre jeden ungebührlichen Zwang der ſchriftſtelleriſchen Thätigkeit ausdrücklich zu mißbilligen und unter Anerkennung des Werths und des Bedürfniſſes einer freimüthigen und anſtändigen Publicität uns zu ermächtigen geruht, die Cenſoren zur angemeſſenen Beachtung des Art. 2 des Cenſuredicts vom 11. October 1819 von Neuem anzuweiſen.“

Gewiß! iſt die Cenſur einmal eine Nothwendigkeit, ſo iſt die freimüthige, die liberale Cenſur noch nothwendiger.

Was ſogleich ein gewiſſes Befremden erregen dürfte, iſt das Datum des angeführten Geſetzes; es iſt datirt vom 11. Oct. 1819. Wie? iſt es etwa ein Geſetz, welches die Zeitumſtände zu derogiren zwangen? Es ſcheint nicht; denn die Cenſoren werden nur „von Neuem“ zur Beachtung desſelben angewieſen. Alſo bis 1842 war das Geſetz vorhanden, aber es iſt nicht befolgt worden, denn „um ſchon jetzt“ die Preſſe von unſtatthaften, nicht in der allerhöchſten Abſicht liegenden Beſchränkungen zu befreien, wird es ins Gedächtniß gerufen.

Die Preſſe — eine unmittelbare Conſequenz dieſes Eingangs — unterlag bis jetzt trotz dem Geſetze unſtatthafter Beſchränkungen.

Spricht dies nun gegen das Geſetz oder gegen die Cenſoren?

Das letztere dürfen wir kaum behaupten. Zwei und zwanzig Jahre durch geſchahen illegale Handlungen von einer Behörde, welche das höchſte Intereſſe der Staatsbürger, ihren Geiſt, unter Tutel hat, von einer Behörde, die, noch mehr als die römiſchen Cenſoren, nicht nur das Betragen einzelner Bürger, ſondern ſogar das Betragen des öffentlichen Geiſtes regulirt. Sollte in dem wohl eingerichteten, auf ſeine Adminiſtration ſtolzen preußiſchen Staate ſolch gewiſſenloſes Benehmen der höchſten Staatsdiener, eine ſo conſequente Illoyalität möglich ſein? oder hat der Staat in fortwährender Verblendung die untüchtigſten Individuen zu den ſchwierigſten Stellen gewählt? oder hat endlich der Unterthan des preußiſchen Staates keine Möglichkeit gegen ungeſetzmaßiges Verfahren zu reklamiren? Sind alle preußiſchen Schriftſteller ſo ungebildet und unklug, mit den Geſetzen, die ihre Exiſtenz betreffen, nicht bekannt zu ſein, oder ſind ſie zu feig, die Anwendung derſelben zu verlangen?

Werfen wir die Schuld auf die *Cenſoren*, ſo iſt nicht nur ihre eigne Ehre, ſondern die Ehre des preußiſchen Staats, der preußiſchen Schriftſteller compromittirt.

Es wäre ferner durch das mehr als zwanzigjährige geſetzloſe Benehmen der Cenſoren trotz den Geſetzen das argumentum ad hominem geliefert, daß die Preſſe andrer Garantien bedarf, als ſolcher allgemeiner Verfügungen für ſolche unverantwortliche Individuen; es wäre der Beweis geliefert, daß im Weſen der Cenſur ein Grundmangel liegt, dem kein Geſetz abhelfen kann.

Waren aber die Cenſoren tüchtig, und *taugte das Geſetz nicht*, warum es von Neuem zur Abhülfe der Uebel aufrufen, die es veranlaßt hat?

Oder ſollen etwa die *objectiven Fehler* einer Inſtitution den *Individuen* zur Laſt gelegt werden, um ohne Verbeſſerung des Weſens den Schein einer Verbeſſerung zu erſchleichen? Es iſt die Art des *Scheinliberalismus*, der ſich Conceſſionen abnöthigen läßt, die Perſonen hinzuopfern, die Werkzeuge, und die Sache, die Inſtitution feſtzuhalten. Die Aufmerkſamkeit eines oberflächlichen Publikums wird dadurch abgelenkt.

Die ſachliche Erbitterung wird zur perſönlichen. Mit einem Perſonenwechſel glaubt man den Wechſel der Sache zu haben. Von der Cenſur ab richtet ſich der Blick auf einzelne Cenſoren und jene kleinen Schriftſteller des befohlenen Fortſchrittes handhaben minutiöſe Kühnheiten gegen die ungnädig Behandelten, als eben ſo viele Huldigungen gegen das Gouvernement.

Noch eine andre Schwierigkeit hemmt unſre Schritte.

Einige Zeitungscorreſpondenten halten die Cenſurinſtruktion für das neue Cenſuredict ſelbſt. Sie haben geirrt; aber ihr Irrthum iſt verzeihlich. Das Cenſuredict vom 11. Oct. 1819 ſollte nur proviſoriſch bis zum Jahre 1824 dauern und — es wäre bis auf den heutigen Tag proviſoriſches Geſetz geblieben, wenn wir nicht aus der vorliegenden Inſtruktion erführen, daß es nie in Anwendung gekommen iſt.

Auch das Edict von 1819 war eine *interimiſtiſche* Maßregel, nur daß hier der Erwartung die beſtimmte Sphäre von fünf Jahren angewieſen war, während ſie in der neuen Inſtruction beliebigen Spielraum hat, nur daß der Gegenſtand der *damaligen* Erwartung *Geſetze der Preßfreiheit*, die der *jetzigen Geſetze der Cenſur* ſind.

Andre Zeitungscorreſpondenten betrachten die Cenſurinſtruction als eine Wiederauffriſchung des alten Cenſuredicts. Ihr Irrthum wird durch die Inſtruction ſelbſt widerlegt werden.

Wir betrachten die Cenſurinſtruction als den *anticipirten Geiſt* des muthmaßlichen Cenſurgeſetzes. Wir ſchließen uns darin ſtrenge dem Geiſt des Cenſuredicts von 1819 an, worin *Landesgeſetze* und *Verordnungen* als gleichbedeutend für die Preſſe hingeſtellt werden. (Siehe das angeführte Edict Art. XVI. Nr. 2.)

Kehren wir zur Inſtruktion zurück.

„Nach dieſem Geſetz, nämlich dem Art. 2“ ſoll die Cenſur keine ernſthafte und beſcheidene Unterſuchung der Wahrheit hindern, noch den Schriftſtellern ungebührlichen Zwang auflegen, noch den freien Verkehr des Buchhandels hemmen.“

Die Unterſuchung der Wahrheit, die von der Cenſur nicht gehindert werden ſoll, iſt näher qualificirt als eine *ernſthafte* und *beſcheidene*. Beide Beſtimmungen weiſen die Unterſuchung nicht auf ihren Inhalt, ſondern vielmehr auf etwas, das außer ihrem Inhalt liegt. Sie ziehen von vornherein die Unterſuchung von der Wahrheit ab, und ſchreiben ihr Aufmerkſamkeiten gegen einen unbekannten Dritten vor. Die Unterſuchung, die ihre Augen beſtändig nach dieſem durch das Geſetz mit einer gerechten Irritabilität begabten Dritten richtet, wird ſie nicht die Wahrheit aus dem Geſicht verlieren? Iſt es nicht erſte Pflicht des Wahrheitsforſchers direct auf die

Wahrheit loszugehen, ohne rechts oder links zu ſehen? Vergeſſe ich nicht die Sache zu ſagen, wenn ich noch weniger vergeſſen darf, ſie in der vorgeſchriebenen Form zu ſagen?

Die Wahrheit iſt ſo wenig beſcheiden als das Licht, und gegen wen ſollte ſie es ſein? Gegen ſich ſelbſt? verum index sui et falsi. *Alſo gegen die Unwahrheit?*

Bildet die Beſcheidenheit den Character der Unterſuchung, ſo iſt ſie eher ein Kennzeichen der Scheu vor der Wahrheit als vor der Unwahrheit. Sie iſt ein niederſchlagendes Mittel auf jedem Schritt, den ich vorwärts thue. *Sie iſt eine der Unterſuchung vorgeſchriebene Angſt das Reſultat zu finden*, ein Präſervativmittel vor der Wahrheit.

Ferner: die Wahrheit iſt allgemein, ſie gehört nicht mir, ſie gehört Allen, ſie hat mich, ich habe ſie nicht. Mein Eigenthum iſt die *Form*, ſie iſt meine geiſtige Individualität. Le style c'est l'homme. Und wie! Das Geſetz geſtattet, daß ich ſchreiben ſoll, nur ſoll ich einen andern als *meinen* Styl ſchreiben! Ich darf das Geſicht meines Geiſtes zeigen, aber ich muß es vorher in *vorgeſchriebene Falten* legen! Welcher Mann von Ehre wird nicht erröthen über dieſe Zumuthung und nicht lieber ſein Haupt unter der Toga verbergen? Wenigſtens läßt die Toga einen Jupiterkopf ahnen. Die vorgeſchriebenen Falten heißen nichts als: bonne mine à mauvais jeu.

Ihr bewundert die entzückende Mannigfaltigkeit, den unerſchöpflichen Reichthum der Natur. Ihr verlangt nicht, daß die Roſe duften ſoll wie das Veilchen, aber das allerreichſte, der Geiſt ſoll nur auf *eine* Art exiſtiren dürfen? Ich bin humoriſtiſch, aber das Geſetz gebietet ernſthaft zu ſchreiben. Ich bin keck, aber das Geſetz befiehlt, daß mein Styl beſcheiden ſei. *Grau in Grau* iſt die einzige, die berechtigte Farbe der Freiheit. Jeder Thautropfen, in den die Sonne ſcheint, glitzert in unerſchöpflichem Farbenſpiel, aber die geiſtige Sonne, in wie vielen Individuen, an welchen Gegenſtänden ſie auch ſich breche, ſoll nur eine, nur die *officielle Farbe* erzeugen dürfen! Die weſentliche Form des Geiſtes iſt *Heiterkeit, Licht*, und ihr macht den *Schatten* zu ſeiner einzigen entſprechenden Erſcheinung; nur ſchwarz gekleidet ſoll er gehen und doch gibt es unter den Blumen keine ſchwarze. Das Weſen des Geiſtes iſt *die Wahrheit immer ſelbſt* und was macht ihr zu ſeinem Weſen? *Die Beſcheidenheit.* Nur der Lump iſt beſcheiden, ſagt Göthe, und zu ſolchem Lumpen wollt ihr den Geiſt machen? Oder ſoll die Beſcheidenheit jene Beſcheidenheit des Genies ſein, wovon Schiller ſpricht, ſo verwandelt zuerſt alle eure Staatsbürger und vor Allem eure Cenſoren in Genies. Dann aber beſteht die Beſcheidenheit des Genies zwar nicht darin, worin die Sprache der Bildung beſteht, keinen Accent und keinen Dialect, wohl aber den Accent der Sache und den Dialect ihres Weſens zu ſprechen. Sie beſteht darin, Beſcheidenheit und Unbeſcheidenheit zu vergeſſen und die Sache herauszuſcheiden. Die allgemeine Beſcheidenheit des Geiſtes iſt die Vernunft, jene univerſelle Liberalität, die ſich zu *jeder Natur* nach *ihrem weſentlichen Character* verhält.

Soll ferner die *Ernſthaftigkeit* nicht zu jener Definition des Tristram Shandy paſſen, wonach ſie ein heuchleriſches Benehmen des Körpers iſt, um die Mängel der Seele zu verdecken, ſondern den *ſachlichen* Ernſt bedeuten, ſo hebt ſich die ganze Vorſchrift auf. Denn das Lächerliche behandle ich ernſthaft, wenn ich es lächerlich behandle und die ernſthafteſte Unbeſcheidenheit des Geiſtes iſt, gegen die Unbeſcheidenheit beſcheiden zu ſein.

Ernſthaft und beſcheiden! welche ſchwankenden, relativen Begriffe! Wo hört der Ernſt auf, wo fängt der Scherz an? wo hört die Beſcheidenheit auf, wo fängt die Unbeſcheidenheit an? Wir ſind auf die *Temperamente* des Cenſors angewieſen. Es wäre ebenſo unrecht dem Cenſor das Temperament, als dem Schriftſteller den Styl vorzuſchreiben. Wollt ihr conſequent ſein in eurer äſthetiſchen Kritik, ſo verbietet auch allzu ernſthaft und allzu beſcheiden die Wahrheit zu unterſuchen, denn die allzu große Ernſthaftigkeit iſt das Allerlacherlichſte, und die allzugroße Beſcheidenheit iſt die bitterſte Ironie.

Endlich wird von einer völlig verkehrten und abſtracten Anſicht der Wahrheit ſelbſt ausgegangen. Alle Objecte der ſchriftſtelleriſchen Thatigkeit werden unter der einen allgemeinen Vorſtellung „Wahrheit“ ſubſumirt. Sehen wir nun ſelbſt vom Subjectiven ab, nämlich davon, daß ein und derſelbe Gegenſtand in den verſchiedenen Individuen ſich verſchieden bricht und ſeine verſchiedenen Seiten in eben ſo viele verſchiedene geiſtige Charactere umſetzt; ſoll denn der Character des Gegenſtandes gar keinen, auch nicht den geringſten Einfluß auf die Unterſuchung ausüben? Zur Wahrheit gehört nicht nur das Reſultat, ſondern auch der Weg. Die Unterſuchung der Wahrheit muß ſelbſt wahr ſein, die wahre Unterſuchung iſt die entfaltete Wahrheit, deren aus einander geſtreute Glieder ſich im Reſultat zuſammenfaſſen. Und die Art der Unterſuchung ſollte nicht nach dem Gegenſtand ſich verändern? Wenn der Gegenſtand lacht, ſoll ſie ernſt ausſehen, wenn der Gegenſtand unbequem iſt, ſoll ſie beſcheiden ſein. Ihr verletzt alſo das Recht des Objects wie Ihr das Recht des Subjects verletzt. Ihr faßt die Wahrheit abſtract, und macht den Geiſt zum Unterſuchungsrichter, der ſie trocken protocollirt.

Oder bedarf es dieſer metaphyſiſchen Quälerei nicht? iſt die Wahrheit einfach ſo zu verſtehen, daß Wahrheit ſei, was die Regierung anordnet, und daß die Unterſuchung als ein überflüſſiger, zudringlicher, aber der Etiquette wegen nicht ganz abzuweiſender Dritter hinzukomme? Es ſcheint faſt ſo. Denn von vornherein wird die Unterſuchung im Gegenſatz gegen die Wahrheit gefaßt und erſcheint daher in der verdächtigen officiellen Begleitung der Ernſthaftigkeit und Beſcheidenheit, die allerdings dem Laien dem Prieſter gegenüber geziemen. Der Regierungsverſtand iſt die einzige Staatsvernunft. Dem andern Verſtand und ſeinem Geſchwätz ſind zwar unter gewiſſen Zeitumſtänden Conceſſionen zu machen, zugleich aber trete er mit dem Bewußtſein der Conceſſion und der eigentlichen Rechtloſigkeit auf, beſcheiden und gebeugt, ernſthaft und langweilig. Wenn Voltaire ſagt tous les genres sont bons, excepté le genre ennuyeux, ſo wird hier das ennuyante Genre zum excluſiven, wie ſchon die Hinweiſung auf „die Verhandlungen der Rheiniſchen Landſtände“ zur Genüge beweist. Warum nicht lieber den guten alten deutſchen Curialſtyl? Frei ſollt ihr ſchreiben, aber jedes Wort ſei zugleich ein Knix vor der liberalen Cenſur, die eure eben ſo ernſten als beſcheidenen Vota paſſiren läßt. Das Bewußtſein der Devotion verliert ja nicht!

Der geſetzliche Ton liegt nicht auf der Wahrheit, ſondern auf der Beſcheidenheit und Ernſthaftigkeit. Alſo alles erregt Bedenken, die Ernſthaftigkeit, die Beſcheidenheit und vor allem die Wahrheit, unter deren unbeſtimmter Weite eine ſehr beſtimmte, ſehr zweifelhafte Wahrheit verborgen ſcheint.

„Die Cenſur“, heißt es weiter in der Inſtruction, „ſoll alſo keineswegs in einem engherzigen, über dieſes Geſetz hinausgehenden Sinn gehandhabt werden.“

Unter dieſem Geſetz iſt zunächſt der Art. 2 des Edicts von 1819 gemeint, allein ſpäter verweist die Inſtruction auf den „Geiſt“ des Cenſuredicts überhaupt. Beide Beſtimmungen ſind leicht zu vereinen. Der Art. 2 iſt der concentrirte Geiſt des Cenſuredicts, deſſen weitere Gliederung und Specification ſich in den andern Artikeln findet. Wir glauben den citirten Geiſt nicht beſſer characteriſiren zu können, als durch folgende Aeußerungen desſelben:

Art. VII. „Die der Academie der Wiſſenſchaften und den Univerſitäten **bisher** verliehene Cenſurfreiheit wird auf fünf Jahre hiermit ſuspendirt.“

§. 10. „Der gegenwärtige einſtweilige Beſchluß ſoll vom heutigen Tage an fünf Jahre in Wirkſamkeit bleiben. Vor Ablauf dieſer Zeit ſoll am Bundestage gründlich unterſucht werden, auf welche Weiſe die im 18. Artikel der Bundesacte in Anregung gebrachten gleichförmigen Verfügungen über die Preßfreiheit in Erfüllung zu ſetzen ſein möchten, und demnächſt ein Definitivbeſchluß über die regelmäßigen Grenzen der Preßfreiheit in Deutſchland erfolgen.“

Ein Geſetz, welches die Preßfreiheit, wo ſie noch exiſtirte, ſuspendirt, und wo ſie zur Exiſtenz gebracht werden ſollte, durch die Cenſur überflüſſig macht, kann nicht gerade ein der Preſſe günſtiges genannt werden. Auch geſteht §. 10 geradezu, daß anſtatt der im 18. Artikel der Bundesacte in Anregung gebrachten und vielleicht einmal in Erfüllung zu ſetzenden Preßfreiheit proviſoriſch ein Cenſurgeſetz gegeben werde. Dies quid pro quo verräth zum wenigſten, daß der Character der Zeit Beſchränkungen der Preſſe gebot, daß das Edict dem Mißtrauen gegen die Preſſe ſeinen Urſprung verdankt. Dieſe Verſtimmung wird ſogar entſchuldigt, indem ſie als proviſoriſch, als nur für fünf Jahre geltend — leider hat ſie 22 Jahre gewährt — bezeichnet wird.

Schon die nächſte Zeile der Inſtruction zeigt uns, wie ſie in den Widerſpruch geräth, der einerſeits die Cenſur in keinem über das Edict hinausgehenden Sinn gehandhabt wiſſen will und ihr zu gleicher Zeit dies Hinausgehen vorſchreibt: „Der Cenſor kann eine freimüthige Beſprechung auch der innern Angelegenheiten ſehr wohl geſtatten.“ Der Cenſor kann, er muß nicht, es iſt keine Nothwendigkeit, allein ſchon dieſer vorſichtige Liberalismus geht nicht nur über den Geiſt, ſondern über die beſtimmten Forderungen des Cenſuredicts ſehr beſtimmt hinaus. Das alte Cenſuredict und zwar der in der Inſtruction citirte Art. 2 geſtattet nicht nur keine *freimüthige Beſprechung* der preußiſchen, ſondern nicht einmal der *chineſiſchen* Angelegenheiten. „Hieher", nämlich zu den Verletzungen der Sicherheit des preußiſchen Staats und der deutſchen Landesſtaaten, wird commentirt, „gehören alle Verſuche, in *irgend einem Lande* beſtehende Parteien, welche am Umſturz der Verfaſſung arbeiten, *in einem günſtigen Lichte* darzuſtellen." Iſt auf dieſe Weiſe eine *freimüthige* Beſprechung der chineſiſchen oder türkiſchen Landesangelegenheiten geſtattet? Und wenn ſchon ſo entlegene Beziehungen die irritable Sicherheit des deutſchen Bundes gefährden, wie nicht jedes mißbilligende Wort über *innere* Angelegenheiten?

Geht auf dieſe Weiſe die Inſtruction nach der liberalen Seite hin über den Geiſt des Art. 2 des Cenſuredicts hinaus — ein *Hinausgehen*, deſſen *Inhalt* ſich ſpäter ergeben wird, das aber *formell* ſchon inſofern verdächtig iſt, als es ſich zur Conſequenz des Art. 2 macht, von dem in der Inſtruction weislich nur die *erſte Hälfte* citirt, der Cenſor aber zugleich auf den *Artikel ſelbſt* angewieſen wird, — ſo geht ſie ebenſoſehr nach der *illiberalen Seite hin über das Cenſuredict* hinaus und fügt *neue Preßbeſchränkungen* zu den alten hinzu.

In dem oben citirten Art. 2 des Cenſuredicts heißt es: „ihr Zweck (der Cenſur) iſt, demjenigen zu ſteuern, was den *allgemeinen Grundſätzen* der Religion **ohne Rückſicht** auf die Meinungen und Lehren *einzelner* Religionsparteien und im Staate geduldeter Secten zuwider iſt."

Im Jahr 1819 herrſchte noch der Rationalismus, welcher unter der Religion im Allgemeinen die ſogenannte Vernunft-Religion verſtand. Dieſer *rationaliſtiſche Standpunkt* iſt auch der Standpunkt des Cenſuredicts, welches allerdings ſo inconſequent iſt, ſich auf den irreligiöſen Standpunkt zu ſtellen, während es die Religion zu beſchützen bezweckt. Es widerſpricht nämlich ſchon den allgemeinen Grundſätzen der Religion, ihre allgemeinen Grundſätze von ihrem poſitiven Inhalt und von ihrer Beſtimmtheit zu trennen, denn jede Religion glaubt ſich von den andern beſondern *eingebildeten* Religionen eben durch ihr *beſonderes Weſen* zu unterſcheiden und eben durch ihre *Beſtimmtheit* die *wahre Religion* zu ſein. Die neue Cenſurinſtruction läßt in der Citation des Art. 2 den *beſchränkenden Nachſatz* aus, durch welchen die einzelnen Religionsparteien und Secten von der Inviolabilität ausgeſchloſſen wurden, aber ſie bleibt nicht hierbei ſtehen, ſie liefert den folgenden Commentar: „Alles was wider die *chriſtliche* Religion im Allgemeinen oder wider einen *beſtimmten Lehrbegriff* auf eine *frivole, feindſelige* Art gerichtet iſt, darf nicht geduldet werden.“ Das alte Cenſuredict erwähnt mit keinem Wort der *chriſtlichen* Religion, im Gegentheil es unterſcheidet die Religion von *allen* einzelnen Religionsparteien und Secten. Die neue Cenſurinſtruction verwandelt nicht nur Religion in *chriſtliche* Religion, ſondern fügt noch den *beſtimmten Lehrbegriff* hinzu. Köſtliche Ausgeburt unſrer chriſtlich gewordnen Wiſſenſchaft! Wer will noch leugnen, daß ſie der Preſſe neue Feſſeln geſchmiedet hat? Die Religion ſoll *weder im Allgemeinen noch im Beſondern* angegriffen werden. Oder glaubt Ihr etwa, die Worte frivol, feindſelig machten die neuen Ketten zu Roſenketten? Wie geſchickt geſchrieben, *frivol, feindſelig!* Das Adjectivum frivol richtet ſich an die Ehrbarkeit des Bürgers, es iſt das exoteriſche Wort an die Welt, aber das Adjectivum feindſelig wird dem Cenſor ins Ohr geflüſtert, es iſt die geſetzliche Interpretation der Frivolität. Wir werden in dieſer Inſtruction noch mehrere Beiſpiele von dieſem feinen Tacte finden, der ein ſubjectives, das Blut ins Geſicht treibendes Wort an das Publikum und ein objectives, das Blut dem Schriftſteller aus dem Geſicht treibendes Wort an den Cenſor richtet. Auf dieſe Weiſe kann man lettres de cachet in Muſik ſetzen.

Und in welchen merkwürdigen Widerſpruch verfängt ſich die Cenſurinſtruction! Nur der halbe Angriff, der ſich an einzelnen Seiten der Erſcheinung hält, ohne tief und ernſt genug zu ſein, um das Weſen der Sache zu treffen, iſt frivol, eben die Wendung gegen ein nur Beſonderes als ſolches iſt frivol. Iſt alſo der Angriff auf die chriſtliche Religion im Allgemeinen verboten, ſo iſt nur der frivole Angriff auf ſie geſtattet. Umgekehrt iſt der Angriff auf die allgemeinen Grundſätze der Religion, auf ihr Weſen, auf das Beſondere, inſofern es Erſcheinung des Weſens iſt, ein feindſeliger Angriff. Die Religion kann nur auf eine feindſelige oder frivole Weiſe angegriffen werden, ein Drittes gibt es nicht. Dieſe Inconſequenz, in welche ſich die Inſtruction verfängt, iſt allerdings nur ein Schein, denn ſie ruht in dem Scheine als ſollte überhaupt noch irgend ein Angriff auf die Religion geſtattet ſein; aber es bedarf nur eines unbefangenen Blickes, um dieſen Schein als Schein zu erkennen. Die Religion ſoll weder auf eine feindſelige, noch auf eine frivole Weiſe, weder im Allgemeinen, noch im Beſondern, alſo gar nicht angegriffen werden.

Doch wenn die Inſtruction in offnem Widerſpruch gegen das Cenſuredict von 1819 die philoſophiſche Preſſe in neue Feſſeln ſchlägt, ſo ſollte ſie wenigſtens ſo conſequent ſein, die religiöſe Preſſe aus den alten Feſſeln zu befreien, in die jenes rationaliſtiſche Edict ſie geſchlagen hat. Es macht nämlich auch zum Zweck der Cenſur: „dem fanatiſchen Herüberziehen von religiöſen Glaubensſätzen in die Politik und der dadurch entſtehenden Begriffsverwirrung entgegenzutreten." Die neue Inſtruction iſt zwar ſo klug dieſer Beſtimmung in ihrem Commentar nicht zu erwähnen, aber ſie nimmt dieſelbe nichts deſto weniger in die Citation des Art. 2 auf. Was heißt fanatiſches Herüberziehen von religiöſen Glaubensſätzen in die Politik? Es heißt die religiöſen Glaubensſätze ihrer ſpecifiſchen Natur nach den Staat beſtimmen laſſen, es heißt das beſondere Weſen der Religion zum Maß des Staats machen. Das alte Cenſuredict konnte mit Recht dieſer Begriffsverwirrung entgegentreten, denn es gab die beſondere Religion, den beſtimmten Inhalt derſelben der Kritik anheim. Doch das alte Edict ſtützte ſich auf den ſeichten, oberflächlichen, von Euch ſelbſt verachteten Rationalismus. Ihr aber, die ihr den Staat auch im Einzelnen auf den Glauben und das Chriſtenthum ſtützt, die ihr einen chriſtlichen Staat wollt, wie könnt Ihr noch der Cenſur dieſer Begriffsverwirrung vorzubeugen, anempfehlen?

Die Confuſion des politiſchen und chriſtlich-religiöſen Princips iſt ja officielle Confeſſion geworden. Dieſe Confuſion wollen wir mit einem Wort klar machen. Blos von der chriſtlichen als der anerkannten Religion zu reden, ſo habt Ihr in Eurem Staate Katholiken und Proteſtanten. Beide machen gleiche Anſprüche an den Staat, wie ſie gleiche Pflichten gegen ihn haben. Sie ſehen ab von ihren religiöſen Differenzen und verlangen auf gleiche Weiſe, daß der Staat die Verwirklichung der politiſchen und rechtlichen Vernunft ſei. Ihr aber wollt einen chriſtlichen Staat. Iſt Euer Staat nur lutheriſch-chriſtlich, ſo wird er dem Katholiken zu einer Kirche, der er nicht angehört, die er als ketzeriſch verwerfen muß, deren innerſtes Weſen ihm widerſpricht. Umgekehrt verhält es ſich ebenſo, oder macht Ihr den allgemeinen Geiſt des Chriſtenthums zum beſondern Geiſt Eures Staates, ſo entſcheidet Ihr doch aus Eurer proteſtantiſchen Bildung heraus, was der allgemeine Geiſt des Chriſtenthums ſei. Ihr beſtimmt, was chriſtlicher Staat ſei, obgleich Euch die letzte Zeit gelehrt hat, daß einzelne Regierungsbeamte die Grenzen zwiſchen Religion und Welt, zwiſchen Staat und Kirche nicht ziehen können. Nicht Cenſoren, ſondern Diplomaten hatten über dieſe Begriffsverwirrung nicht zu entſcheiden, ſondern zu unterhandeln. Endlich ſtellt Ihr Euch auf den ketzeriſchen Standpunkt, wenn Ihr das beſtimmte Dogma als unweſentlich verwerft. Nennt Ihr Euren Staat allgemein chriſtlich, ſo bekennt Ihr mit einer diplomatiſchen Wendung, daß er unchriſtlich ſei. Alſo verbietet entweder die Religion überhaupt in die Politik zu ziehen, — aber das wollt Ihr nicht, denn Ihr wollt den Staat nicht auf freie Vernunft, ſondern auf den Glauben ſtützen, die Religion gilt Euch als die allgemeine Sanction des Poſitiven, — oder erlaubt auch das fanatiſche Herüberziehen der Religion in die Politik. Laßt ſie auf ihre Weiſe politiſiren, aber das wollt Ihr wieder nicht: die Religion ſoll die Weltlichkeit ſtützen, ohne daß ſich die Weltlichkeit der Religion unterwirft. Zieht Ihr die Religion einmal in die Politik, ſo iſt es eine unerträgliche, ja eine irreligiöſe Anmaßung, weltlich beſtimmen zu wollen, wie die Religion innerhalb der Politik aufzutreten habe. Wer ſich mit der Religion verbünden will aus Religioſität, muß ihr in allen Fragen die entſcheidende Stimme einräumen, oder verſteht Ihr vielleicht unter Religion den Cultus Eurer eignen Unumſchränktheit und Regierungsweisheit?

Noch auf andre Weiſe geräth die Rechtgläubigkeit der neuen Cenſurinſtruction in Conflict mit dem Rationalismus des alten Cenſuredicts. Dieſes ſubſumirt unter den Zweck der Cenſur auch die Unterdrückung deſſen, „was die Moral und guten Sitten beleidigt.“ Die Inſtruction führt dieſen Paſſus als Citat aus dem Art. 2 an. Allein wenn ihr Commentar in Bezug auf die Religion Zuſätze machte, ſo enthält er Weglaſſungen in Bezug auf die Moral. Aus der

Beleidigung der *Moral* und der guten Sitten wird eine Verletzung von „Zucht und Sitte und äußrer Anſtändigkeit“. Man ſieht: die *Moral als Moral*, als *Prinzip einer Welt*, die eignen Geſetzen gehorcht, *verſchwindet* und an die Stelle des Weſens treten äußerliche Erſcheinungen, die *polizeiliche Ehrbarkeit*, der *conventionelle Anſtand*. Ehre dem Ehre gebührt, hier erkennen wir wahre Conſequenz. Der ſpecifiſch chriſtliche Geſetzgeber kann die *Moral* als in ſich ſelbſt geheiligte unabhängige Sphäre *nicht anerkennen*, denn ihr inneres allgemeines Weſen vindicirt er der Religion. Die unabhängige Moral beleidigt die allgemeinen Grundſätze der Religion und die beſondern Begriffe der Religion ſind der Moral zuwider. Die Moral erkennt nur ihre eigne allgemeine und vernünftige Religion und die Religion nur ihre beſondre poſitive Moral. Die Cenſur wird alſo nach dieſer Inſtruction die intellectuellen Heroen der Moral, wie etwa Kant, Fichte, Spinoza als irreligiös, als die Zucht, die Sitte, die äußre Anſtändigkeit verletzend, verwerfen müſſen. Alle dieſe Moraliſten gehen von einem principiellen Widerſpruch zwiſchen Moral und Religion aus, denn die *Moral* ruhe auf der *Autonomie*, die *Religion* auf der *Heteronomie* des menſchlichen Geiſtes. Von dieſen unerwünſchten Neuerungen der Cenſur — einerſeits der Erſchlaffung ihres moraliſchen, andrerſeits der rigoröſen Schärfung ihres religiöſen Gewiſſens — wenden wir uns zu dem Erfreulicheren, zu den *Conzeſſionen*.

Es „folgt insbeſondere, daß Schriften, in denen die Staatsverwaltung im Ganzen oder in einzelnen Zweigen gewürdigt, erlaſſene oder noch zu erlaſſende Geſetze nach ihrem innern Werthe geprüft, Fehler und Mißgriffe aufgedeckt, Verbeſſerungen angedeutet oder in Vorſchlag gebracht werden, um deßwillen, weil ſie in einem andern Sinne als dem der Regierung geſchrieben, nicht zu verwerfen ſind, wenn nur ihre Faſſung anſtändig und ihre *Tendenz wohlmeinend* iſt.“ Beſcheidenheit und Ernſthaftigkeit der Unterſuchung. Dieſe Forderung theilt die neue Inſtruction mit dem Cenſuredict, allein ihr genügt die *anſtändige* Faſſung ebenſowenig wie die Wahrheit des Inhalts. Die **Tendenz** wird ihr zum Hauptcriterium, ja ſie iſt ihr durchgehender Gedanke, während in dem Edict ſelbſt nicht einmal *das Wort* Tendenz zu finden iſt. Worin ſie beſtehe, ſagt auch die neue Inſtruction nicht, wie wichtig ihr aber die Tendenz ſei, möge noch folgender Auszug beweiſen: „Es iſt dabei eine *unerläßliche* Vorausſetzung, daß die *Tendenz* der gegen die Maßregeln der Regierung ausgeſprochenen Erinnerungen nicht gehäſſig und böswillig, ſondern wohlmeinend ſei, und es muß von dem Cenſor der gute Wille und die Einſicht verlangt werden, daß er zu unterſcheiden wiſſe, wo das eine und das andre der Fall iſt. Mit Rückſicht hierauf haben die Cenſoren ihre Aufmerkſamkeit auch beſonders auf die Form und den Ton der Sprache der Druckſchriften zu richten, und inſofern durch Leidenſchaftlichkeit, Heftigkeit und Anmaßung *ihre Tendenz* ſich als eine verderbliche darſtellt, deren Druck nicht zu geſtatten.“ Der Schriftſteller iſt alſo dem *furchtbarſten Terrorismus*, der *Jurisdiction des Verdachts* anheim gefallen. *Tendenzgeſetze*, Geſetze die keine objectiven Normen geben, ſind Geſetze des Terrorismus, wie ſie die Noth des Staats unter Robespierre und die Verdorbenheit des Staats unter den römiſchen Kaiſern erfunden hat. Geſetze, die nicht die **Handlung als ſolche**, ſondern die *Geſinnung* des Handelnden zu ihren Hauptcriterien machen, ſind nichts als *poſitive Sanctionen der Geſetzloſigkeit*. Lieber wie jener Czaar von Rußland Jedem den Bart durch officielle Koſacken abſcheeren laſſen, als die Meinung, in der ich den Bart trage, zum Criterium des Scheerens machen.

Nur inſofern ich mich *äußere*, in die Sphäre des Wirklichen trete, trete ich in die Sphäre des Geſetzgebers. Für das Geſetz bin ich gar nicht vorhanden, gar kein Object deſſelben, außer in *meiner That*. Sie iſt das Einzige, woran mich das Geſetz zu halten hat; denn ſie iſt das Einzige, wofür ich ein Recht der Exiſtenz verlange, ein *Recht der Wirklichkeit*, wodurch ich alſo auch dem *wirklichen Recht* anheim falle. Allein das Tendenzgeſetz beſtraft nicht allein das, was ich thue, ſondern das, was ich *außer* der That meine. Es iſt alſo ein Inſult auf die Ehre des Staatsbürgers, ein Vexirgeſetz gegen meine Exiſtenz.

Ich kann mich drehen und wenden, wie ich will, es kommt auf den Thatbeſtand nicht an. Meine Exiſtenz iſt verdächtig, mein innerſtes Weſen, meine Individualität wird als eine *ſchlechte* betrachtet, und *für dieſe Meinung* werde ich *beſtraft*. Das Geſetz ſtraft mich nicht für das Unrecht, was ich thue, ſondern für das Unrecht, was ich nicht thue. Ich werde eigentlich dafür geſtraft, daß meine Handlung *nicht geſetzwidrig* iſt, denn nur dadurch zwinge ich den milden, wohlmeinenden Richter, an meine *ſchlechte Geſinnung*, die ſo klug iſt, nicht ans Tageslicht zu treten, ſich zu halten.

Das Geſinnungsgeſetz iſt *kein Geſetz* des *Staates* für die *Staatsbürger*, ſondern das *Geſetz einer Partei gegen eine andre Partei*. Das Tendenzgeſetz hebt die Gleichheit der Staatsbürger vor dem Geſetze auf. Es iſt ein Geſetz der Scheidung, nicht der Einung, und alle Geſetze der Scheidung ſind reactionär. Es iſt kein Geſetz, ſondern ein *Privilegium*. Der Eine darf thun, was der Andre nicht thun darf, nicht weil dieſem etwa eine objective Eigenſchaft fehlte, wie dem Kind zum Contrahiren von Verträgen, nein, weil ſeine gute Meinung, ſeine Geſinnung verdächtig iſt. Der *ſittliche Staat* unterſtellt in ſeinen Gliedern *die Geſinnung des Staats*, ſollten ſie auch in *Oppoſition* gegen ein *Staatsorgan*, gegen die *Regierung* treten;

aber die Geſellſchaft, in der *ein* Organ ſich alleiniger, excluſiver Beſitzer der Staatsvernunft und Staatsſittlichkeit dünkt, eine Regierung, die ſich in principiellen Gegenſatz gegen das Volk ſetzt, und daher *ihre ſtaatswidrige Geſinnung* für die allgemeine, für die normale Geſinnung hält, das üble Gewiſſen der Faction erfindet Tendenzgeſetze, *Geſetze der Rache*, gegen eine Geſinnung, die nur in den Regierungsgliedern ſelbſt ihren Sitz hat. Geſinnungsgeſetze baſiren auf der Geſinnungsloſigkeit, auf der unſittlichen, materiellen Anſicht vom Staat. Sie ſind ein indiscreter Schrei des böſen Gewiſſens. Und wie iſt ein Geſetz der Art zu executiren? Durch ein Mittel, empörender als das Geſetz ſelbſt, durch *Spione*, oder durch vorherige Uebereinkunft, ganze litterariſche Richtungen für verdächtig zu halten, wobei allerdings wieder auszukundſchaften bleibt, welcher Richtung ein Individuum angehöre. Wie im Tendenzgeſetz die *geſetzliche Form* dem *Inhalt widerſpricht*, wie die *Regierung*, die es gibt, gegen das eifert, was ſie ſelbſt iſt, gegen die ſtaatswidrige Geſinnung, ſo bildet ſie auch im Beſondern gleichſam die *verkehrte Welt* zu ihren Geſetzen, denn ſie mißt mit doppeltem Maß. Nach der einen Seite iſt Recht, was das Unrecht der andern Seite iſt. *Ihre Geſetze ſchon ſind das Gegentheil von dem, was ſie zum Geſetz machen.*

In dieſer Dialektik verfängt ſich auch die *neue Cenſurinſtruction.* Sie iſt der Widerſpruch, alles das auszuüben und den Cenſoren zur Pflicht zu machen, was ſie an der Preſſe als ſtaatswidrig verdammt.

So verbietet die Inſtruction den Schriftſtellern, die Geſinnung Einzelner oder ganzer Klaſſen zu verdächtigen, und in einem Athem gebietet ſie dem Cenſor, alle Staatsbürger in verdächtige und unverdächtige einzutheilen, in wohlmeinende und übelmeinende. Die der Preſſe entzogene Kritik wird zur täglichen Pflicht des Regierungskritikers; allein bei dieſer Umkehrung hat es nicht einmal ſein Bewenden. Innerhalb der Preſſe erſchien das Staatswidrige ſeinem Gehalte nach als ein beſonderes, Seite ſeiner Form war es allgemein, d. h. dem allgemeinen Urtheil preis gegeben.

Allein nun dreht ſich die Sache um. Das Beſondere erſcheint jetzt in Bezug auf ſeinen Inhalt als das Berechtigte, das Staatswidrige als Meinung des Staats, als Staatsrecht, in Bezug auf ſeine Form als Beſonderes, unzugänglich dem allgemeinen Licht, aus dem freien Tag der Oeffentlichkeit in die Actenſtube des Regierungskritikers verbannt. So will die Inſtruction die Religion beſchützen, aber ſie verletzt den allgemeinſten Grundſatz aller Religionen, die Heiligkeit und Unverletzlichkeit der ſubjectiven Geſinnung. Sie macht den Cenſor an Gottes Statt zum Richter des Herzens. So unterſagt ſie beleidigende Aeußerungen und ehrenkränkende Urtheile über einzelne Perſonen, aber ſie ſetzt euch jeden Tag dem ehrenkränkenden und beleidigenden Urtheil des Cenſors aus. So will die Inſtruction die von übelwollenden oder ſchlecht unterrichteten Individuen herrührenden Klatſchereien unterdrücken, und ſie zwingt den Cenſor, ſich auf ſolche Klatſchereien, auf das Spioniren durch ſchlecht unterrichtete und übelwollende Individuen zu verlaſſen und zu verlegen, indem ſie das Urtheil aus der Sphäre des objectiven Gehalts in die Sphäre der ſubjectiven Meinung oder Willkür herabzieht. So ſoll die Abſicht des Staats nicht verdächtigt werden, aber die Inſtruction geht vom Verdacht gegen den Staat aus. So ſoll unter gutem Schein keine ſchlechte Geſinnung verborgen werden, aber die Inſtruction ſelbſt ruht auf einem falſchen Schein. So ſoll das Nationalgefühl erhöht werden, und auf eine die Nationen erniedrigende Anſicht wird baſirt. Man verlangt geſetzmäßiges Betragen und Achtung vor dem Geſetze, aber zugleich ſollen wir Inſtitutionen ehren, die uns geſetzlos machen und die Willkür an die Stelle des Rechts ſetzen. Wir ſollen das Princip der Perſönlichkeit ſo ſehr anerkennen, daß wir trotz dem mangelhaften Inſtitut der Cenſur dem Cenſor vertrauen, und Ihr verletzt das Princip der Perſönlichkeit ſo ſehr, daß Ihr ſie nicht nach den Handlungen, ſondern nach der Meinung von der Meinung ihrer Handlungen richten laßt. Ihr fordert Beſcheidenheit, und Ihr geht von der enormen Unbeſcheidenheit aus, einzelne Staatsdiener zum Herzensſpäher, zum Allwiſſenden, zum Philoſophen, Theologen, Politiker, zum delphiſchen Apollo zu ernennen. Ihr macht uns einerſeits die Anerkennung der Unbeſcheidenheit zur Pflicht und verbietet uns andrerſeits die Unbeſcheidenheit. Die eigentliche Unbeſcheidenheit beſteht darin, die Vollendung der Gattung beſondern Individuen zuzuſchreiben. Der Cenſor iſt ein beſonderes Individuum, aber die Preſſe ergänzt ſich zur Gattung. Uns befehlt Ihr Vertrauen und dem Mißtrauen leiht Ihr geſetzliche Kraft. Ihr traut Euren Staatsinſtitutionen ſo viel zu, daß ſie den ſchwachen Sterblichen, den Beamten, zu Heiligen und ihm das Unmögliche möglich machen werden. Aber Ihr mißtraut Eurem Staatsorganiſmus ſo ſehr, daß Ihr die iſolirte Meinung eines Privatmanns fürchtet; denn Ihr behandelt die Preſſe als einen Privatmann. Von den Beamten unterſtellt Ihr, daß ſie ganz unperſönlich, ohne Groll, Leidenſchaft, Bornirtheit und menſchliche Schwäche verfahren werden. Aber das Unperſönliche, die Ideen, verdächtigt Ihr voller perſönlicher Ränke und ſubjectiver Niederträchtigkeit zu ſein. Die Inſtruction verlangt unbegrenztes Vertrauen auf den Stand der Beamteten, und ſie geht von unbegrenztem Mißtrauen gegen den Stand der Nichtbeamteten aus. Warum ſollen wir nicht Gleiches mit Gleichem vergelten? Warum ſoll uns nicht eben dieſer Stand das Verdächtige ſein? Ebenſo der Charakter. Und von vorn herein muß der Unbefangene dem Charakter des öffentlichen Kritikers mehr Achtung zollen, als dem Charakter des geheimen.

Was überhaupt ſchlecht iſt, bleibt ſchlecht, welches Individuum der Träger dieſer Schlechtigkeit ſei, ob ein Privatkritiker oder ein von der Regierung angeſtellter, nur daß im letztern Fall die Schlechtigkeit autoriſirt, und als eine Nothwendigkeit von Oben betrachtet wird, um das Gute von Unten zu verwirklichen.

Die Cenſur der Tendenz und die Tendenz der Cenſur ſind ein Geſchenk der neuen liberalen Inſtruction. Niemand wird uns verdenken, wenn wir mit einem gewiſſen Mißtrauen zu ihren weitern Beſtimmungen uns hinwenden.

„Beleidigende Aeußerungen und ehrenkränkende Urtheile über einzelne Perſonen ſind nicht zum Druck geeignet.“ Nicht zum Druck geeignet! Statt dieſer Milde wäre zu wünſchen, daß das beleidigende und ehrenkränkende Urtheil objective Beſtimmungen erhalten hätte.

„Daſſelbe gilt von der Verdächtigung der Geſinnung Einzelner oder (inhaltsſchweres Oder) ganzer Klaſſen, vom Gebrauch von Parteinamen und dergleichen Perſönlichkeiten.“ Alſo auch die Rubricirung unter Categorien, der Angriff auf ganze Klaſſen, der Gebrauch von Parteinamen — und der Menſch muß Allem wie Adam einen Namen geben, damit es für ihn vorhanden ſei —, Parteinamen ſind nothwendige Categorien für die politiſche Preſſe,

„Weil jede Krankheit zuvörderſt, wie Doctor Saſſafras meint,
„Um glücklich ſie curiren zu können,
„Benamſet werden muß.“

Dies alles gehört zu den Perſönlichkeiten. Wie ſoll man es nun anfangen? Die Perſon des Einzelnen darf man nicht angreifen, die Klaſſe, das Allgemeine, die moraliſche Perſon eben ſo wenig. Der Staat will — und da hat er recht —

keine Injurien dulden, keine Perſönlichkeiten; aber durch ein leichtes „oder“ wird das Allgemeine auch unter die Perſönlichkeiten ſubſumirt. Durch das „oder“ kommt das Allgemeine in die Mitte, und durch ein kleines „und“ erfahren wir ſchließlich, daß nur von Perſönlichkeiten die Rede geweſen. Als eine ganz ſpielende Conſequenz aber ergibt ſich, daß alle Controle der Beamten, wie ſolcher Inſtitutionen, die als eine Klaſſe von Individuen exiſtirt, der Preſſe unterſagt wird.

„Wird die Cenſur nach dieſen Andeutungen in dem Geiſte des Cenſuredicts vom 1. Oct. 1819 ausgeübt, ſo wird einer anſtändigen und freimüthigen Publicität hinreichender Spielraum gewährt, und es iſt zu erwarten, daß dadurch eine größere Theilnahme an vaterländiſchen Intereſſen erweckt und ſo das Nationalgefühl erhöht werden wird.“ Daß nach dieſen Andeutungen der *anſtändigen*, im Sinne der Cenſur anſtändigen, Publicität ein mehr als hinreichender Spielraum gewährt ſei, — auch das Wort Spielraum iſt glücklich gewählt, denn der Raum iſt für eine ſpielende, an Luftſprüngen ſich genügende Preſſe berechnet — geſtehen wir zu; ob für eine *freimüthige* Publicität, und wo ihr der *freie Muth* ſitzen ſoll, überlaſſen wir dem Scharfblick des Leſers. Was die *Erwartungen* der Inſtruction betrifft, ſo mag allerdings das *Nationalgefühl* in der Weiſe erhöht werden, wie die zugeſandte Schnur das Gefühl der türkiſchen Nationalität erhöht; ob aber gerade die ebenſo beſcheidene als ernſthafte Preſſe Theilnahme an den vaterländiſchen Intereſſen erwecken wird, überlaſſen wir ihr ſelbſt; eine magere Preſſe iſt nicht mit China aufzufüttern. Allein vielleicht haben wir die angeführte Periode zu ernſthaft begriffen. Vielleicht treffen wir beſſer den Sinn, wenn wir ſie als bloßen Haken in der Roſenkette betrachten. Vielleicht hält dieſer liberale Haken eine Perle von ſehr zweideutigem Werth. Sehen wir zu. Auf den Zuſammenhang kommt alles an. Die Erhöhung des

Nationalgefühls und die Erweckung der Theilnahme an vaterländiſchen Intereſſen, die in dem angeführten obligaten Paſſus als *Erwartung* ausgeſprochen werden, verwandeln ſich unter der Hand in einen *Befehl*, in deſſen Munde ein *neuer Preßzwang* unſerer armen ſchwindſüchtigen *Tagesblätter* liegt.

„Auf dieſem Weg darf man hoffen, daß auch die politiſche Litteratur und die Tagespreſſe ihre Beſtimmung beſſer erkennen, mit dem Gewinn eines reichern Stoffes auch einen würdigern Ton ſich aneignen, und es künftig verſchmähen werden, durch Mittheilung gehaltloſer, aus fremden Zeitungen entlehnter, von übelwollenden oder ſchlecht unterrichteten Correſpondenten herrührenden Tagesneuigkeiten, durch Klatſchereien und Perſönlichkeiten auf die Neugierde ihrer Leſer zu ſpeculiren — eine Richtung, gegen welche einzuſchreiten die Cenſur den unzweifelhaften Beruf hat.“

Auf dem angegebenen Weg wird *gehofft*, daß die politiſche Litteratur und die Tagespreſſe ihre Beſtimmung beſſer erkennen werden ꝛc. Allein die *beſſere Erkenntniß* läßt ſich nicht anbefehlen; auch iſt ſie eine erſt noch zu erwartende Frucht, und Hoffnung iſt Hoffnung. Die Inſtruction aber iſt viel zu practiſch, um ſich mit Hoffnungen und frommen Wünſchen zu begnügen. Während der Preſſe die Hoffnung ihrer künftigen Beſſerung *als neues Soulagement* gewährt wird, wird ihr zugleich von der gütigen Inſtruction ein gegenwärtiges Recht genommen. Sie verliert, was ſie noch hat, in Hoffnung ihrer Beſſerung. Es geht ihr wie dem armen Sancho Panſa, dem ſein Hofarzt alle Speiſe vor ſeinen Augen entzog, damit kein verdorbener Magen ihn zur Erfüllung der vom Herzog auferlegten Pflichten untüchtig mache.

Zugleich dürfen wir die Gelegenheit nicht vorbeigehen laſſen, den preußiſchen Schriftſteller zur Aneignung dieſer Art von anſtändigem Styl aufzufordern. Im Vorderſatz heißt es:

„Auf dieſem Wege darf man hoffen, *daß*." Von dieſem *daß* wird eine ganze Reihe von Beſtimmungen regiert, alſo, daß die politiſche Litteratur und die Tagespreſſe ihre Beſtimmung beſſer erkennen, daß ſie einen würdigern Ton, ꝛc. ꝛc., daß ſie Mittheilungen gehaltloſer, aus fremden Zeitungen entlehnter Correſpondenzen ꝛc. verſchmähen werden. Alle dieſe Beſtimmungen ſtehen noch unter dem Regiment der Hoffnung: aber der Schluß, der ſich durch einen *Gedankenſtrich* an das Vorhergehende anſchließt: „eine Richtung, gegen welche einzuſchreiten die Cenſur den unzweifelhaften Beruf hat", überhebt den Cenſor der langweiligen Aufgabe, die gehoffte Beſſerung der Tagespreſſe abzuwarten, und ermächtigt ihn vielmehr, das Mißfällige ohne Weiteres wegzuſtreichen. An die Stelle der *innern Cur* iſt die *Amputation* getreten.

„Damit dieſem Ziele näher getreten werde, iſt es aber erforderlich, daß bei Genehmigung neuer Zeitſchriften und neuer Redacteure mit großer Vorſicht verfahren werde, damit die Tagespreſſe nur völlig unbeſcholtenen Männern anvertraut werde, deren wiſſenſchaftliche Befähigung, Stellung und Character für den Ernſt ihrer Beſtrebungen und für die Loyalität ihrer Denkungsart Bürgſchaft leiſten." Ehe wir auf das Einzelne eingehen, zuvor eine allgemeine Bemerkung. Die Genehmigung neuer Redacteure, alſo überhaupt der künftigen Redacteure, iſt ganz der „*großen Vorſicht*", verſteht ſich der *Staatsbehörden*, der Cenſur anheimgeſtellt, während das alte Cenſuredict wenigſtens unter gewiſſen Garantien die Wahl des Redacteurs dem *Belieben des Unternehmers* überließ: „Art. 9. Die Obercenſurbehörde iſt berechtigt, dem Unternehmer einer Zeitung zu erklären, daß der angegebene Redacteur nicht von der Art ſei, das nöthige Zutrauen einzuflößen, in welchem Falle der Unternehmer verpflichtet iſt, entweder einen andern Redacteur anzunehmen, *oder* wenn er den ernannten *beibehalten will*, für ihn eine von Unſern oben erwähnten Staatsminiſterien auf den Vorſchlag gedachter Obercenſurbehörde zu beſtimmenden Kaution zu leiſten."

In der neuen Cenſurinſtruction ſpricht ſich eine ganz andere Tiefe, man kann ſagen Romantik des Geiſtes aus. Während das alte Cenſuredict äußerliche, proſaiſche, daher geſetzlich beſtimmbare Kautionen verlangt, unter deren Garantie auch der mißliebige Redacteur zuzulaſſen ſei, nimmt dagegen die Inſtruction dem Unternehmer einer Zeitſchrift jeden Eigenwillen und verweiſt die vorbeugende Klugheit der Regierung, die große Vorſicht und den geiſtigen Tiefſinn der Behörden auf innere, ſubjective, äußerlich unbeſtimmbare Qualitäten. Wenn aber die Unbeſtimmtheit, die zartſinnige Innerlichkeit und die ſubjective Ueberſchwänglichkeit der Romantik in das rein Aeußerliche umſchlägt, nur in dem Sinn, daß die äußerliche Zufälligkeit nicht mehr in ihrer proſaiſchen Beſtimmtheit und Begrenzung, ſondern in einer wunderbaren Glorie, in einer eingebildeten Tiefe und Herrlichkeit erſcheint, — ſo wird auch die Inſtruction dieſem romantiſchen Schickſal ſchwerlich entgehen können.

Die Redacteure der Tagespreſſe, unter welche Categorie die ganze Journaliſtik fällt, ſollen völlig unbeſcholtene Männer ſein. Als Garantie dieſer völligen Unbeſcholtenheit wird zunächſt die „wiſſenſchaftliche Befähigung" angegeben. Nicht der leiſeſte Zweifel ſteigt auf, ob der Cenſor die wiſſenſchaftliche Befähigung beſitzen kann, über wiſſenſchaftliche Befähigung jeder Art ein Urtheil zu beſitzen. Lebt in Preußen eine ſolche Schaar der Regierung bekannter Univerſalgenie's — jede Stadt hat wenigſtens einen Cenſor —, warum treten dieſe encyklopädiſtiſchen Köpfe nicht als Schriftſteller auf? Beſſer, als durch die Cenſur, konnte den Verwirrungen der Preſſe ein Ende gemacht werden, wenn dieſe Beamten, übermächtig durch ihre Anzahl, mächtiger durch ihre Wiſſenſchaft und ihr Genie, auf einmal ſich erhoben und mit ihrem Genicht jene elenden Schriftſteller erdrückten, die nur in einem Genre, aber ſelbſt in dieſem einen Genre ohne officiell erprobte Befähigung agiren. Warum ſchweigen dieſe gewiegten Männer, die wie die römiſchen Gänſe durch ihr Geſchnatter das Capitol retten könnten? Es ſind Männer von zu großer Zurückhaltung. Das wiſſenſchaftliche Publikum kennt ſie nicht, aber die Regierung kennt ſie.

Und wenn jene Männer ſchon Männer ſind, wie ſie kein Staat zu finden wußte, denn nie hat ein Staat ganze Klaſſen gekannt, die nur von Univerſalgenie's und Polyhiſtoren eingenommen werden können, um wie viel genialer müſſen noch die Wähler dieſer Männer ſein! Welche geheime Wiſſenſchaft müſſen ſie beſitzen, um Beamten, die in der Republik der Wiſſenſchaft unbekannt ſind, ein Atteſt über ihre univerſalwiſſenſchaftliche Befähigung ausſtellen zu können! Je höher wir ſteigen in dieſer Büreaukratie der Intelligenz, um ſo wundervollere Köpfe begegnen uns. Ein Staat, der ſolche Säulen einer vollendeten Preſſe beſitzt, lohnt es dem der Mühe, handelt der zweckmäßig, dieſe Männer zu Wächtern einer mangelhaften Preſſe zu machen, das Vollendete zum Mittel für das Unvollendete herabzuſetzen?

So viele dieſer Cenſoren Ihr anſtellt, ſo viele Chancen der Beſſerung entzieht Ihr dem Reich der Preſſe. Ihr entzieht Eurem Heer die Geſunden, um ſie zu Aerzten der Ungeſunden zu machen.

Stampft nur auf den Boden wie Pompejus, und aus jedem Regierungsgebäude wird eine geharniſchte Pallas-Athene hervorſpringen. Vor der officiellen Preſſe wird die ſeichte Tagespreſſe in ihr Nichts zerfallen. Die Exiſtenz des Lichts reicht hin, die Finſterniß zu widerlegen. Laßt Euer Licht leuchten und ſtellt es nicht unter den Scheffel. Statt einer mangelhaften Cenſur, deren Vollgültigkeit Euch ſelbſt problematiſch dünkt, gebt uns eine vollendete Preſſe, die Ihr nur zu befehlen habt, deren Vorbild der *chineſiſche* Staat ſchon ſeit Jahrhunderten liefert.

Doch die *wiſſenſchaftliche Befähigung* zur einzigen, zur nothwendigen Bedingung für die Schriftſteller der Tagespreſſe machen, iſt das nicht eine Beſtimmung des Geiſtes, keine Begünſtigung des Privilegiums, keine conventionelle Forderung, iſt das nicht eine Bedingung der Sache, keine Bedingung der Perſon?

Leider unterbricht die Cenſurinſtruction unſre Panegyrik. Neben der Bürgſchaft der wiſſenſchaftlichen Befähigung findet ſich die der *Stellung und des Charakters*. Stellung und Charakter!

Der Charakter, der ſo unmittelbar der Stellung folgt, ſcheint beinahe ein bloßer Ausfluß derſelben zu ſein. Die *Stellung* laßt uns vor Allem ins Auge faſſen. Sie ſteht ſo eingeengt zwiſchen der wiſſenſchaftlichen Befähigung und dem Charakter, daß man beinahe verſucht wird, an ihrem guten Gewiſſen zu zweifeln.

Die *allgemeine* Forderung der wiſſenſchaftlichen Befähigung, wie *liberal*! die *beſondere* Forderung der Stellung, wie *illiberal*! Die wiſſenſchaftliche Befähigung und die Stellung zuſammen, wie *ſcheinliberal*! Da wiſſenſchaftliche Befähigung und Charakter ſehr unbeſtimmt, die Stellung dagegen ſehr beſtimmt iſt, warum ſollten wir nicht ſchließen, daß das Unbeſtimmte nach nothwendigem logiſchen Geſetze ſich an das Beſtimmte anlehnen und an ihm Halt und Inhalt erhalten werde? Wäre es alſo ein großer Fehlſchluß des Cenſors, wenn er die Inſtruction ſo auslegte, die *äuſſere Form* der wiſſenſchaftlichen Befähigung und des Charakters, in der Welt aufzutreten, ſei die *Stellung*, um ſo mehr, da ſein eigner Stand ihm dieſe Anſicht als Staatsanſicht verbürgt? Ohne dieſe Auslegung bleibt es wenigſtens völlig unbegreiflich, warum wiſſenſchaftliche Befähigung und Charakter nicht hinreichende Bürgſchaften des Schriftſtellers ſind, warum die Stellung das nothwendige Dritte iſt. Käme der Cenſor nun gar in Conflict, fänden ſich dieſe Bürgſchaften ſelten oder nie zuſammen, wohin ſoll ſeine Wahl fallen, da einmal gewählt werden, da doch irgend wer Zeitungen und Journale redigiren muß? Die wiſſenſchaftliche Befähigung und der Charakter ohne Stellung können dem Cenſor ihrer Unbeſtimmtheit wegen problematiſch ſein, wie es überhaupt ſeine gerechte Verwunderung erregen muß, daß ſolche Qualitäten getrennt von der Stellung exiſtiren. Darf dagegen der Cenſor den Charakter, die Wiſſenſchaft bezweifeln, wo die Stellung vorhanden iſt? Er traute in dieſem Fall dem Staat weniger Urtheil zu, als ſich ſelbſt, während er in dem entgegengeſetzten dem Schriftſteller mehr als dem Staat zutraute. Sollte ein Cenſor ſo tactlos, ſo übelmeinend ſein? Es ſteht nicht zu erwarten, und wird gewiß nicht erwartet. Die Stellung, weil ſie im Zweifelsfall das entſcheidende Criterium iſt, iſt überhaupt das abſolut Entſcheidende.

Wie alſo früher die Inſtruction durch ihre Rechtgläubigkeit mit dem Cenſuredict in Conflict geräth, ſo jetzt durch ihre Romantik, die immer zugleich Tendenz-Poeſie iſt. Aus der Geldcaution, die eine proſaiſche, eigentliche Bürgſchaft iſt, wird eine ideelle, und dieſe ideelle verwandelt ſich in die ganz reelle und individuelle Stellung, die eine magiſche fingirte Bedeutung erhält. Ebenſo verwandelt ſich die Bedeutung der Bürgſchaft. Nicht mehr der Unternehmer wählt einen Redacteur, für den er der Behörde bürgt, ſondern die Behörde wählt ihm einen Redacteur, für den ſie ſich bei ſich ſelbſt verbürgt. Das alte Edict erwartet die Arbeiten des Redacteurs, für welche die Geldcaution des Unternehmers einſteht. Die Inſtruction hält ſich nicht an die Arbeit, ſondern an die Perſon des Redacteurs. Sie verlangt eine beſtimmte perſönliche Individualität, die ihr das Geld des Unternehmers verſchaffen ſoll. Die neue Inſtruction iſt eben ſo äußerlich, als das alte Edict; aber ſtatt daß dieſes das proſaiſch Beſtimmte ſeiner Natur gemäß ausſpricht, und begrenzt, leiht ſie der äußerſten Zufälligkeit einen imaginären Geiſt und ſpricht das bloß Individuelle mit dem Pathos der Allgemeinheit aus.

Wenn aber die romantiſche Inſtruction in Bezug auf den Redacteur der äußerlichſten Beſtimmtheit den Ton der gemüthvollſten Unbeſtimmtheit gibt, ſo gibt ſie in Bezug auf den Cenſor der vagſten Unbeſtimmtheit den Ton der geſetzlichen Beſtimmtheit. „Mit gleicher Vorſicht muß bei Ernennung der Cenſoren verfahren werden, damit das Cenſoramt nur Männern von erprobter Geſinnung und Fähigkeit übertragen werde, die dem ehrenvollen Vertrauen, welches daſſelbe vorausſetzt, vollſtändig entſprechen; Männern, welche, wohldenkend und ſcharfſichtig zugleich, die Form von dem Weſen der Sache zu ſondern verſtehen, und mit ſicherm Tact ſich über Bedenken hinwegzuſetzen wiſſen, wo Sinn und Tendenz einer Schrift an ſich dieſe Bedenken nicht rechtfertigen." An die Stelle der Stellung und des Charakters beim Schriftſteller tritt hier die erprobte Geſinnung, da die Stellung von ſelbſt gegeben iſt. Bedeutender iſt dies, wenn bei dem Schriftſteller wiſſenſchaftliche Befähigung, bei dem Cenſor Fähigkeit ohne weitere Beſtimmung gefordert wird. Das alte, die Politik ausgenommen, rationaliſtiſch geſinnte Edict erfordert in Art. 3 „wiſſenſchaftlich gebildete" und ſogar „**aufgeklärte**" Cenſoren. Beide Prädicate fallen in der Inſtruction fort, und an die Stelle der Befähigung des Schriftſtellers, die eine beſtimmte, ausgebildete, zur Wirklichkeit gewordene Fähigkeit bedeutet, tritt bei dem Cenſor die Anlage der Befähigung, die Fähigkeit überhaupt. Alſo die Anlage der Fähigkeit ſoll die wirkliche Befähigung cenſiren, wie ſehr auch der Natur der Sache nach offenbar das Verhältniß umzukehren iſt. Nur im Vorbeigehen bemerken wir endlich, daß die Fähigkeit des Cenſors dem ſachlichen Inhalt nach nicht näher beſtimmt iſt, wodurch ihr Charakter allerdings zweideutig wird.

Das Cenſoramt ſoll ferner Männern übertragen werden, „die dem ehrenvollen Vertrauen, welches daſſelbe erfordert, vollkommen entſprechen." Dieſe pleonaſtiſche Scheinbeſtimmung, Männer zu einem Amt zu wählen, denen man vertraut, daß ſie dem ehrenvollen Vertrauen, welches ihnen geſchenkt wird, vollſtändig entſprechen (werden?), ein allerdings ſehr vollſtändiges Vertrauen, — iſt nicht weiter zu erörtern.

Endlich ſollen die Cenſoren Männer ſein, „welche, wohldenkend und ſcharfſichtig zugleich, die Form von dem Weſen der Sache zu ſondern verſtehen, und mit ſicherm Tacte ſich über Bedenken hinwegzuſetzen wiſſen, wo Sinn und Tendenz einer Schrift an ſich dieſe Bedenken nicht rechtfertigen."

Mehr oben dagegen ſchreibt die Inſtruction vor:

„Mit Rückſicht hierauf" (nämlich die Unterſuchung der Tendenz) „haben die Cenſoren ihre Aufmerkſamkeit auch beſonders auf die Form und den Ton der Sprache der Druckſchriften zu richten, und inſofern durch Leidenſchaftlichkeit, Heftigkeit und Anmaßung ihre Tendenz ſich als eine verderbliche darſtellt, deren Druck nicht zu geſtatten." Einmal alſo ſoll der Cenſor die Tendenz aus der Form, das andere Mal die Form aus der Tendenz beurtheilen. War vorhin ſchon der Inhalt ganz verſchwunden als Criterium des Cenſirens, ſo verſchwindet jetzt auch die Form. Wenn nur die Tendenz gut iſt, ſo hat es mit den Verſtößen der Form nichts auf ſich. Mag die Schrift auch nicht gerade ſehr ernſthaft und beſcheiden gehalten ſein, mag ſie heftig, leidenſchaftlich, anmaßend ſcheinen, wer wird ſich die rauhe

Auſſenſeite ſchrecken laſſen? Man muß das Formelle vom Weſen zu unterſcheiden wiſſen. Jeder Schein der Beſtimmungen mußte aufgehoben, die Inſtruction mußte mit einem vollkommenen Widerſpruch gegen ſich ſelbſt enden; denn alles, woraus die Tendenz erkannt werden ſoll, empfängt vielmehr erſt ſeine Qualificirung aus der Tendenz und muß vielmehr aus der Tendenz erkannt werden. Die Heftigkeit des Patrioten iſt heiliger Eifer, ſeine Leidenſchaftlichkeit iſt die Reizbarkeit des Liebenden, ſeine Anmaßung eine hingebende Theilnahme, die zu maßlos iſt, um mäßig zu ſein.

Alle objectiven Normen ſind weggefallen, die perſönliche Beziehung iſt das Letzte und der Tact des Cenſors darf eine Bürgſchaft genannt werden. Was kann alſo der Cenſor verletzen? Den Tact. Und Tactloſigkeit iſt kein Verbrechen. Was iſt auf Seite des Schriftſtellers bedroht? Die Exiſtenz. Welcher Staat hat je die Exiſtenz ganzer Klaſſen vom Tact einzelner Beamten abhängig gemacht?

Noch einmal, alle objectiven Normen ſind weggefallen; von Seite des Schriftſtellers iſt die Tendenz der letzte Inhalt, der verlangt und vorgeſchrieben wird, die formloſe Meinung als Object, die Tendenz als Subject, als Meinung von der Meinung, iſt der Tact und die einzige Beſtimmung des Cenſors.

Wenn aber die Willkür des Cenſors — und die Berechtigung der bloßen Meinung iſt die Berechtigung der Willkür — eine Conſequenz iſt, die unter dem Schein ſachlicher Beſtimmungen verbrämt war, ſo ſpricht die Inſtruction dagegen mit vollem Bewußtſein die Willkür des Oberpräſidiums aus; dieſem wird ohne Weiteres Vertrauen geſchenkt, und dieſes dem Oberpräſidenten geſchenkte Vertrauen iſt die letzte Garantie der Preſſe. So iſt das Weſen der Cenſur überhaupt in der hochmüthigen Einbildung des Polizeiſtaates auf ſeine Beamten gegründet. Selbſt das Einfachſte wird dem Verſtand und dem guten Willen des Publicums nicht zugetraut; aber ſelbſt das Unmögliche ſoll den Beamten möglich ſein.

Dieſer Grundmangel geht durch alle unſere Inſtitutionen hindurch. So z. B. ſind im Criminalverfahren Richter, Ankläger und Vertheidiger in einer Perſon vereinigt. Dieſe Vereinigung widerſpricht allen Geſetzen der Pſychologie. Aber der Beamte iſt über die pſychologiſchen Geſetze erhaben, wie das Publicum unter demſelben ſteht. Doch ein mangelhaftes Staatsprincip kann man entſchuldigen; aber unverzeihlich wird es, wenn es nicht ehrlich genug iſt, um conſequent zu ſein. Die Verantwortlichkeit der Beamten müßte ſo unverhältnißmäßig über der des Publicums ſtehen, wie die Beamten über dem Publicum, und gerade hier, wo die Conſequenz allein das Princip rechtfertigen, es innerhalb ſeiner Sphäre zum rechtlichen machen könnte, wird es aufgegeben, und gerade hier wird das entgegengeſetzte angewandt.

Auch der Cenſor iſt Ankläger, Vertheidiger und Richter in einer Perſon; dem Cenſor iſt die Verwaltung des Geiſtes anvertraut; der Cenſor iſt unverantwortlich.

Die Cenſur könnte nur einen proviſoriſch loyalen Charakter erhalten, wenn ſie den ordentlichen Gerichten unterworfen würde, was allerdings unmöglich iſt, ſo lange es keine objective Cenſurgeſetze gibt. Aber das allerſchlechteſte Mittel iſt, die Cenſur wieder vor Cenſur zu ſtellen, etwa vor einen Oberpräſidenten oder ein Obercenſurcollegium.

Alles, was von dem Verhältniß der Preſſe zur Cenſur, gilt wieder vom Verhältniß der Cenſur zur Oberzenſur und vom Verhältniß des Schriftſtellers zum Obercenſor, obgleich ein Mittelglied eingeſchoben iſt. Es iſt daſſelbe Verhältniß, auf eine höhere Staffel geſtellt, der merkwürdige Irrthum, die Sache zu laſſen und ihr ein anderes Weſen durch andere Perſonen geben zu wollen. Wollte der Zwangsſtaat loyal ſein, ſo höbe er ſich auf. Jeder Punct erforderte denſelben Zwang und denſelben Gegendruck. Die Obercenſur müßte wieder cenſirt werden. Um dieſem tödtlichen Kreis zu entgehen, entſchließt man ſich illoyal zu ſein, die Geſetzloſigkeit beginne nun in der dritten oder 99ten Schichte. Weil dies Bewußtſein dem Beamtenſtaat unklar vorſchwebt, ſucht er wenigſtens die Sphäre der Geſetzloſigkeit ſo hoch zu ſtellen, daß ſie den Blicken entſchwindet, und glaubt dann, ſie ſei verſchwunden.

Die eigentliche *Radicalcur der Cenſur* wäre ihre *Abſchaffung*; denn das Inſtitut iſt ſchlecht, und die Inſtitutionen ſind mächtiger, als die Menſchen. Doch, unſre Anſicht mag richtig ſein oder nicht. Jedenfalls *gewinnen* die preußiſchen Schriftſteller *durch die neue Inſtruction*, entweder an *reeller Freiheit*, oder an *ideeller*, an Bewußtſein.

Rara temporum felicitas, ubi quae velis sentire et quae sentias dicere licet.

B.

Preßfreiheit.

1.

Die Rheiniſche Zeitung über Preßfreiheit.

Seit der Umwandlung der Cenſur in Leipzig, wie aus den von uns mitgetheilten Actenſtücken und aus der weſentlichen Verkürzung der Jahrbücher um die principiell eingreifendſten Aufſätze hervorgeht, iſt es dahin gekommen, daß die Fortſchritte zu neuen Geſichtspuncten häufig in politiſchen Zeitungen, namentlich in der „Königsberger“ und „Rheiniſchen Zeitung“ erſchienen ſind. Uns wurde ſogar die Anführung aus der „Rheiniſchen Zeitung“ über die Preßfreiheit, die wir bei Gelegenheit des Aufſatzes der Jahrbücher: „der diplomatiſche Stil“ in einer Anmerkung geben wollten, durch die Leipziger Cenſur inhibirt, alſo die Preußiſche Cenſur jener Zeitung nicht anerkannt. Wir holen unſer Citat hier nach, da jener Aufſatz, der ſich an die Debatten des Rheiniſchen Landtags anknüpft, die Frage nach der Preßfreiheit auf eine weſentlich neue und ſchlagend richtige Baſis ſtellt, überall daher, wo von Preßfreiheit in Zukunft die Rede iſt, wenigſtens ſeinem Principe nach gekannt und zum Grunde gelegt zu werden verdient. No. 130 und 132 Beiblätter. Es heißt dort: „Preßfreiheit iſt immer, es fragt ſich nur, ob ſie als Privilegium Einzelner oder als Privilegium des menſchlichen Geſchlechts exiſtirt und exiſtiren ſoll.“ „Die der Freiheit angemeſſene Exiſtenz iſt das Geſetz“, „die Cenſur iſt eine Vorſichtsmaßregel der Polizei gegen die

Freiheit; das Preßgeſetz dagegen iſt keine Repreſſivmaßregel, es iſt die Regel der Freiheit ſelbſt, die ſich zum Maß ihrer Ausnahmen macht. Die Cenſurmaßregel iſt kein Geſetz. Das Preßgeſetz iſt keine Maßregel." „Im Preßgeſetz ſtraft die Freiheit. Im Cenſurgeſetz wird die Freiheit beſtraft. Das Cenſurgeſetz iſt ein Verdachtsgeſetz gegen die Freiheit. Das Preßgeſetz iſt ein Vertrauensvotum, das die Freiheit ſich ſelbſt gibt. Das Preßgeſetz beſtraft den Mißbrauch der Freiheit. Das Cenſurgeſetz beſtraft die Freiheit als einen Mißbrauch. Sie behandelt die Freiheit als eine Verbrecherin; oder gilt es nicht in jeder Sphäre für eine Ehrenſtrafe unter polizeilicher Aufſicht zu ſtehen? Das Cenſurgeſetz hat nur die *Form* eines Geſetzes, das Preßgeſetz iſt ein *wirkliches* Geſetz. Das Preßgeſetz iſt *wirkliches* Geſetz, weil es poſitives Daſein der Freiheit iſt. Es betrachtet die Freiheit als den normalen Zuſtand der Preſſe, die Preſſe als ein Daſein der Freiheit, und tritt daher erſt in Conflict mit dem Preßvergehen, als einer Ausnahme, die ihre eigne Regel bekämpft und ſich daher aufhebt. Das Preßgeſetz erklart die Freiheit für die Natur des Verbrechers. Was er alſo gegen die Freiheit gethan, hat er gegen ſich ſelbſt gethan und die Selbſtverletzung erſcheint ihm als *Strafe*, die ihm eine Anerkennung ſeiner Freiheit iſt." „Der *Mangel einer Preßgeſetzgebung* muß als die Ausſchließung der Preßfreiheit aus der Sphäre der rechtlichen Freiheit betrachtet werden, *denn die rechtlich anerkannte Freiheit exiſtirt im Staate als Geſetz*." —

II.

Die Preſſe und die Freiheit.

Wir haben (Actenſt. A. I.) an einem Beiſpiele, wo es ſich um den reinen Ausdruck eines neuen Princips der reinen Wiſſenſchaft, der Philoſophie, handelte, gezeigt, was die Cenſur iſt und thut. Sie fragt nicht, iſt die Sache wahr und vernünftig berechtigt? Um dies zu können, müßte ſie wiſſenſchaftlich darüber verhandeln, alſo in denſelben Fehler verfallen, den ſie vermieden wiſſen will, ſie müßte ſich mit ihrer Anſicht, die um jeden Preis aufrecht zu erhalten ſein ſoll, in die Gefahr der Discuſſion begeben; ſie ſagt alſo, das Neue iſt nicht meine Anſicht, folglich iſt es „wider den Staat, die Religion und die gute Sitte“, hat eine „ſchlechte Tendenz“ und muß durch mich, die ich auf Zucht und Ordnung halte, beſeitigt werden.

Wir haben ferner (A. II.) bei Gelegenheit des neuen preuſſiſchen Cenſuredictes geſehen, was die Cenſur eigentlich will. Sie will die Geſinnung, die Tendenz ihres Princips, alſo der Parthei, die ſie ergriffen, gegen die Parthei des neuen Princips durch Verdachtserklärung und politiſche Achtung oder durch das Anſehen des Staats aufrecht erhalten oder durchſetzen.

Wir haben endlich (B. I.) auf die Ausführung der Rheiniſchen Zeitung, daß die Preßfreiheit immer vorhanden ſei, daß es nur darauf ankomme, ob ſie in Form des gerechten Geſetzes oder des Privilegiums der Cenſoren vorhanden ſei, hingewieſen.

Aus allen drei Puncten zuſammen laſſen ſich unſer Preßzuſtand und unſere Rechtsverhältniſſe in einem ſo weſentlichen Gebiete ſchon ziemlich vollſtändig erkennen. Im Gefühl ihrer Wichtigkeit wollen wir indeſſen die Preßfreiheit noch weiter zurückverfolgen. Wir ſtehen am Vorabende einer großen Umgeſtaltung der politiſchen Wirklichkeit, wenn wir anders jemals wie öffentliches Staatsleben und eine freie Preſſe erreichen und nicht für immer hinter England und Frankreich zurückbleiben ſollen. In ſolchen Zeiten iſt allemal die theoretiſche Orientirung und Bildung von der höchſten Bedeutung. Denn nur darum haben wir Deutſche 1813 und 1815 die volle bürgerliche Freiheit nicht errungen, weil wir in theoretiſcher Rohheit befangen waren. Der Rückſchlag auf das Nationale, den der Freiheitskrieg darſtellt, wurde überſchätzt, und das ganz expreß Deutſche geſtaltete ſich zu einem utopiſchen Altdeutſchthum, dem die wirklich vorhandenen politiſchen Vorausſetzungen unmöglich zugeführt werden konnten. Allerdings ſprach man im Freiheitskriege genug von der Freiheit; aber man verſtand unter frei damals durchgängig doch nur deutſch und unabhängig, das negative, nicht das poſitive Freiſein. Man iſt geworden, was man werden wollte. Der Wille aber reicht nie weiter, als die Einſicht, und man wollte nicht mehr, weil man weiter nichts wußte. Das Pathos des energiſchen Willens, die Begeiſterung und der Aufſchwung jener Zeit, war nicht voll vom freien Staat und von der freien Preſſe, eher noch von der Nationaleinheit. Natürlich. Nicht wieder unterjocht zu werden oder — was das Poſitive hierin iſt — nur überhaupt erſt einen völlig unabhängigen deutſchen Staat, eine wahrhaft ſouveraine deutſche Großmacht zu haben, das mußte freilich die Hauptſache ſein, damit zu allererſt eine Baſis des freien Staats gewonnen würde. Mit deſſen Freiheit aber machte man ſich freilich vor ſeiner Exiſtenz ſo wenig zu thun, daß man ſie nicht einmal im Kopfe, viel weniger im Herzen hatte. Ja, dieſes vom „Welſchthum“ unterſchiedene „Deutſchthum“ — nicht die Exiſtenz, ſondern das Weſen des „Thum“ ſollte verſchieden ſein — widerſprach ſogar den welſchen Principien, auf welchen die wirkliche Freiheit in Deutſchland, die preußiſche Regeneration von 1808 baſirt war; und was es mit den „ſtändiſchen“ Verfaſſungen, die vorzugsweiſe „deutſch“ ſein ſollen, auf ſich hat, weiß Jedermann. Sie ſind allerdings darin deutſch, daß ſie viele deutſche Provinzen, keinen ſouverainen Staat hervorbringen, und es gilt wieder das alte Lied:

Das liebe heil'ge röm'ſche Reich
Wie hält's nur noch zuſammen!

Hatte man nur erſt den deutſchen Staat glücklich vermieden, ſo war es freilich nicht ſchwer, die deutſche Freiheit zu vermeiden; und es hat lange gedauert, bis wir uns durch die Experimente der vielen deutſchen Staaten (Provinzen) darüber klar geworden ſind, daß Preußen der deutſche Staat ſei, daß wir alſo getroſt anfangen können, auf die Freiheit dieſes Staates zu denken, ja, daß dieſer Staat der wahrhaft freie, der nach Innen und Außen ſouveraine nur ſein zu wollen braucht, um der deutſche zu werden. Kurz wir kennen jetzt die Macht und den Inhalt der Freiheit um vieles näher, als vor 26 Jahren, und wenn wir erſt aufhören werden, vor ihr zu erſchrecken, ja wenn wir ſogar genöthigt ſein werden, ſie zu unſerm Schirm und Schild zu machen, dann werden wir hoffentlich noch einmal wieder das werden können, was wir werden wollen.

So wichtig iſt das Wiſſen und die Theorie. Wir müſſen alſo vor allen Dingen jetzt auch über die Preſſe vollkommen klar ſehen lernen, denn ſie ſteht immer zugleich mit dem freien

Staate auf der Tagesordnung. Die freie Preſſe iſt eine Form des freien Staates, beide ſind res publica. Man ſpricht daher in Preußen jetzt mit Recht von beiden. Es herrſcht aber eine große Verwirrung über dieſen wichtigen Gegenſtand: und da es nicht an Jeſuiten fehlt, welche die Verwirrung gefliſſentlich vergrößern, ſo wollen wir ſie mit möglichſtem Fleiß zu löſen ſuchen.

Man muß ſich zu dem Zweck die Fragen vorlegen: Was *iſt die Preſſe*? Was *die Cenſur*? Was *das Cenſirte* und was *die freie Preſſe*?

1. Was iſt die Preſſe?

Was anders als der Mund und das Ohr des Volkes zugleich? Sie iſt die Rede des Volkes an ſich ſelbſt; und dieſes Reden des allgemeinen Geiſtes mit ſich ſelbſt, was iſt es anders, als *Selbſtverſtändigung* oder *Denken*? Wir haben in der Preſſe nicht die Rede des Einzelnen an den Einzelnen, nicht die Beſprechung von Privaten und von ſolchen, die im Verborgenen ihren zu verbergenden Gedankengang verfolgten; wir haben in ihr den öffentlichen Ausdruck des *Geſammtdenkens*, und was das wahre Denken ſein ſoll, das wirklich Allgemeine, die explicirte und ſich ſelbſt durchſichtige menſchliche Gattung, das iſt die Preſſe reell. In ihr drückt eine Zeit und ein Volk nach allen Seiten hin ſich aus, das Zufällige und das verfehlte Streben hebt in ihr zu der wahren und durchdringenden Geſtalt ſich auf. Die öffentliche Vernunft richtet unerbittlich, das Ohr der Gattung zwingt den Mund der Gattung die wahren Töne zu ſuchen, und nur *der* Schriftſteller wird eine Macht, der dieſe Melodie und Harmonie der Vernunft zu treffen weiß. Man hat daher geſagt: Volkes Stimme Gottes Stimme, und drückt damit nichts anders aus, als die ſich ſelbſt regulirende und ſtimmende Thätigkeit des Geiſtes oder der Vernunft der Gattung.

Allerdings machen erſt die vielen Stimmen dieſe Eine Stimmung; aber indem ſie dies thun, bleiben ſie nicht die einzelnen, zufälligen Schreier, vielmehr entſcheidet das Gericht der Oeffentlichkeit und das ſich erklärende Zeitbewußtſein über die Achtbarkeit oder Verächtlichkeit der Einzelnen. Wer den Proceß der Geſchichte weſentlich zu beſtimmen die Kraft hat, iſt nicht zu verachten; für was er aber zu achten ſei, das lehrt die Zeit. Mit der Zeit nämlich wird durch das öffentliche Ohr ein neuer Inhalt des öffentlichen Mundes erzeugt und das iſt dann die Kritik, welche die Geſchichte fortführt, indem ſie ſich als das Wort beweiſ't, welches das neue Bewußtſein der Gattung ausſpricht.

Dies geſchieht in dem Organ des Geſammtdenkens (Reden und Hören, beides iſt daſſelbe Denken), der Preſſe. Sie iſt alſo das Element des Allgemeinen, der Ort, wo die Gattung ſich ſelbſt objectiwirt.

Weil hiernach die Kritik der Gattung, die Volksſtimme, nothwendig dazu gehört, um das öffentliche Wort des Einzelnen zum Ausdruck der Geſammtvernunft oder zur Macht der Zeit zu erheben; ſo iſt alle Geſcheidtheit des Einzelnen ohne dieſe Wiedergeburt nicht in Anſchlag zu bringen. Die Eitelkeit, ein beſſeres Wort, als das geltende, ſagen zu können, ſobald man es nur der Mühe werth hielte, — eine ſehr gewöhnliche Erſcheinung — beruht daher auf dem Irrthume, die bloße Möglichkeit eben ſo hoch und ſogar höher anzuſchlagen, als die Wirklichkeit, oder das zufällige Subject, wie es unmittelbar ſich findet, über das hiſtoriſche Subject zu ſetzen. Freilich iſt die Vernunft republicaniſch; ſie macht das hiſtoriſche Subject, aber das hiſtoriſche Subject iſt nicht der Zweck. Alle Subjecte und ihr Zuſammenwirken zu der Vernunft der Gattung ſind der Zweck; das hiſtoriſche Subject hat nur die Ehre, hervorſtechendes Mittel zu dieſem Zweck zu ſein; ein hervorſtechendes

Bayeriſche
Staatsbibliothek
München

Mittel der Vernunftrealiſirung können aber nicht die Vielen und nicht Jeder, der ſich geſcheidt dünkt, ſein. Die eitlen Subjecte verkennen, daß es auch darum ſich gar nicht handelt. Der Zweck iſt ja der republicaniſche, daß das Organ der Gattung die Function ihrer Selbſtverwirklichung ausübe, nicht der perſönliche, daß einzelne Subjecte hervorſtechen und hiſtoriſche Ehren empfangen, weshalb denn auch der wahre Stolz des freien Menſchen darin beſteht, daß er fortdauernd ſich als Tribunen jenes republicaniſchen Gemeinſinns betrachtet und das hiſtoriſche Subject in ſeiner allgemeinen Bedeutung (aber auch nur in dieſer) neidlos anerkennt.

Die Preſſe iſt jetzt die nothwendige Form, worin die Vernunft der Gattung ausgeſprochen und vernommen wird. *Dieſe Form* iſt daher für die Entwickelung der Gattung von der höchſten Wichtigkeit, ja, dieſe Entwickelung ſelbſt wird durch das Eintreten dieſer Form weſentlich modiſicirt.

Die Entwickelung der Gattung oder die Ausbildung der menſchlichen Vernunft hat ſich ohne die Preſſe, ja ſogar ohne die Schrift beholfen. Es war aber auch nur ein Behelf.

Das erſte Element der Verſtändigung, worin ſogleich die allgemeine Form des Verſtandes erreicht wird, iſt die *geſprochene Sprache*. Urſprünglich (und dieſe Urſprünglichkeit iſt noch vorhanden) bildet zu jeder Zeit die Familie ſie aus, dann das Geſchlecht, die Ortſchaft, die Stadt, der Stamm. *Die Freiheit der Sprache*, dieſe erſte Preßfreiheit, iſt nur durch die Sitte und die Natur beſchränkt, im Uebrigen iſt ihre Freiheit und Ordnung einzig die des Verſtandes ſelbſt. Da aber der Kampf mit der Schranke hier die Entwickelung macht, ſo iſt es intereſſant zu beobachten, wie die geſprochene Sprache als Element der Verſtändigung der natürlichen Zerſplitterung anheimfällt. Die natürliche Sprache, die es nicht weiter, als zum Sprechen bringt und die weitere Allgemeinheit der Schrift noch nicht hat, zerfällt in die unzähligen

Nüancen und Angewohnheiten der Familien und Ortſchaften. Jedes Dorf ſpricht ſeine eigene Sprache, könnte man ſagen, überall wo die Bildung der Schrift den zerſplitterten Naturwuchs nicht aufhebt, und auch neben der Schrift bleibt immer noch die natürliche Zerſplitterung, wenn auch ſchon mehr verwiſcht, als in den nur geſprochenen Sprachen. Ueberhaupt iſt *Dialekt*, wie der natürliche Verjüngungsquell, ſo auch die natürliche Zerſplitterung der Sprache; und es dürfte nicht ſchwer fallen, zwei deutſche Naturkinder aus ſehr abweichenden Dialekten zuſammenzubringen, die ſich einander kein Wort verſtehen. So lange ſich nun die Menſchen mit ihrer Verſtändigung untereinander an Natur und Localangewohnheiten gebunden ſehen, und alſo in kleine Kreiſe zerſplittert und in dieſen feſtgehalten werden, *wird allerdings die Entwickelung des Geiſtes ſo ſehr gehemmt, daß ſie kaum die Form der Geſchichte erreicht.* Dennoch ſind uns unzweifelhaft principielle Revolutionen aus der vorſchriftlicher Zeit überliefert worden. Wir brauchen nur an die griechiſche Götter- und Heldenſage zu erinnern.

Mit der *Schrift* tritt ſodann eine höhere Form der Freiheit ein. Die Schranken der Gewohnheit und der Natur werden nicht ſo empfunden, als die ſelbſtgeſetzten Schranken in dem durch die Schrift fixirten Gedanken und in dem ebenſo fixirten Willen, dem Geſetz. Die Empfindung der Schranke führt zur bewußten Ueberwältigung. Mit den Schranken, die der Geiſt ſich ſelber ſetzt, wird daher eine höhere, ſelbſtbewußte Freiheit und der ſtetige Stufengang der Geſchichte erzeugt.

Die Bildung der fixirten Sprache, der Schriftſprache, und der fixirten Sitte, des Geſetzes, iſt nun zugleich Geiſtesbildung in der Literatur und Staatsbildung in der weiteren Geſetzgebung, wie wir ſie bei den Römern und Griechen vor Augen haben. Es entſtehen Geſetze ſogar in Beziehung auf den Mißbrauch der Schrift. Doch wie nur *Sprechfreiheit*, ſo kennt man auch nur Schreibfreiheit. Man weiß, daß Sprache und Schrift unmittelbar freie Elemente der Selbſtverſtändigung der menſchlichen Gattung ſind. Der republicaniſche Zweck iſt unmittelbar anerkannt überall, wo die Tyrannis und das Ohr des Dionyſius, welche ihn bezweifeln, geſtürzt iſt. Dem republicaniſchen Zweck der Entwickelung, wie wir ihn ſo eben beſtimmt haben, entſpricht die Staatsform in den Städte-Republiken. Das Alterthum ſchafft die Königswürde, welche das hervorſtechende Subject zum Zweck macht, ab, ja, es gibt ſogar im Oſtracismus eine Form, das hervorſtechende Subject überhaupt zu beſeitigen, damit es nicht zur unverdaulichen Exiſtenz in dem republicaniſchen Proceß werde, der wahre Zweck der Entwickelung alſo unverrückt bleibe.

Wir haben nun (in den Staaten des Alterthums) erſt die Schrift, noch keine Preſſe, aber wir können ſehen, was ſie anrichtet, eine Revolution jagt die andere, d. h. die Schrift führt ſchon eine Entwickelung des Geiſtes in ſeinem eignen Elemente, eine Ueberwältigung ſeiner ſelbſtgeſetzten Schranken herbei. Sie ſchafft ihm ein Material, worin er ſich ſelbſt ſicher vor Augen hat und das erreicht, daß er durch die Bildung desſelben nur ſich ſelbſt bildet: die Künſte, die Wiſſenſchaften, die Staatsverfaſſungen in den geſetzlich fixirten Beſtimmungen ſind dies Material und dieſer Gegenſtand, der ſelbſt Geiſt iſt. Aber erſt die Form der Preſſe gibt dies Material in die Gewalt Aller und dehnt den Ort, das Element des Geſammtbewußtſeins, oder der Selbſtverſtändigung der Gattung, aus — für den Staat über Ortſchaft und Stadt, für Kunſt und Wiſſenſchaft über den Kreis weniger Bevorzugter und [illegible] hinaus. Die Quantität ändert hier weſentlich die Qualität. Zur Hervorbringung des wahrhaft Menſchlichen iſt der ganze Kreis der wahrhaft zu humaniſirenden Menſchheit nöthig.

Schon die Fixirung und Objectivirung des Geſprochenen durch die Schrift hatte eine weitere Entwickelung erfahren, nämlich zur unmittelbaren Begleitung der Rede — zur *Stenographie*. Ueberall wo die Menſchen im hellen Lichte des Selbſtbewußtſeins, d. h. in öffentlichen republikaniſchen Staaten um den wahren Ausdruck des Zeitgeiſtes in öffentlichen Reden kämpfen, tritt das Bedürfniß auf, dieſe öffentlichen Reden durch Stenographie zu erhalten, um ſie dann zu verbreiten. Man gewinnt durch Stenographie die Schnelligkeit der Rede wieder, ohne ihre Fixirung zu verlieren.)

Mit der Preſſe aber wird die *Vervielfältigung* des Fixirten und damit eine Verallgemeinerung des Ausdrucks der Gedanken erreicht, *welche die Oeffentlichkeit des Sprechens und Denkens, das Vernommenwerden und reelle Heraustreten des Innern auf den größten Kreis, die ganze hiſtoriſche Menſchheit, bringt*. Durch das Herbeiziehen der größten Verſammlung mitthätiger Menſchen iſt nun aber in der That ein höheres Element und ein vergeiſtigter Ort für die allgemeinen Angelegenheiten errungen; weshalb denn auch die Literaturbewegung den republikaniſchen Zweck, und den Oſtracismus ſogar, in ſich ſelbſt geſichert hat.

Eben die republicaniſche Form nun aber und der Oſtracismus gegen alle Subjecte und Bücher, die ſich an die Stelle der Vernunft zum Zweck erheben möchten, — das iſt es, was die Preſſe in Conflict bringt mit allen nichtrepublicaniſchen Subjecten und Inſtitutionen. Dieſe haben ſie an ihrer Aeußerlichkeit ergriffen; und die Form des unfreien Staates, der eine andere Ordnung, als die der freien Vernunft und ihrer Selbſtverſtändigung hat, alſo die äußerliche Ordnung des Polizeiſtaates, ſucht man auf die Preſſe zu übertragen. Der Zwieſpalt dieſer beiden ſchlechthin entgegengeſetzten Ordnungen iſt der Kampf der *Preſſe* mit der *Cenſur*.

Würde eine Erfindung gemacht, welche die Mittel der Gedankenfixirung und ihrer Verbreitung, wie ſie jetzt die Preſſe beſitzt, in die Gewalt jedes einzelnen Subjectes gäbe, ſo wäre jeder Verſuch, der Aeußerung des Geiſtes andere Schranken, als die perſönliche Berechtigung zu geben, vereitelt. Ohne dieſe Erfindung aber iſt die Staatsfreiheit der einzige Weg, die Geiſtesfreiheit zu erringen, die freie Preſſe daher ein Eigenthum republicaniſcher Staaten. Es iſt hier nun aber der Ort, die Natur der Cenſur bis auf den Grund zu durchſchauen. Alſo

2. Was iſt die Cenſur?

Iſt die Preſſe die Realiſirung der Geiſtesfreiheit, ſo iſt die Cenſur die Störung dieſer Freiheit oder eine Form der Willkür im höchſten Elemente der Freiheit, dem öffentlichen Denken, aus welchem der Inhalt, die Motive und die Selbſtgewißheit des öffentlichen Willens oder des freien Staatslebens zu nehmen iſt.

Durch die Preſſe wird öffentlich gedacht. Das öffentliche Denken iſt das wahrhaft realiſirte, das objective Denken. Zuerſt wird es mitgetheilt, dadurch ein Gemeinſames, und in dieſer Reibung findet es ſeine Läuterung. An der Oeffentlichkeit hat es ſein Gewiſſen und ſeinen Richter, die objective Vernunft, die es berückſichtigt und von der es wiederum berückſichtigt, kritiſirt wird. Das öffentliche Denken (ich mache hier der Kürze wegen keinen Unterſchied zwiſchen öffentlichem Fühlen, Anſchauen, Vorſtellen, Denken — Denken drückt den ganzen geiſtigen, vornehmlich theoretiſchen Proceß aus) hat alſo das Maß ſeiner Freiheit, Wahrheit und Sittlichkeit in ſich ſelber. Die Oeffentlichkeit des Denkens iſt der Terrorismus der Vernunft, wie das Licht des Tages und die Augen aller Menſchen der Terrorismus der Sitte, des Anſtandes und der Geſetzlichkeit im Leben. Das Tagesleben, das Licht der Sonne und der öffentliche Markt ſind die ſittlichen und ſicheren Punkte; erſt mit der Nacht und ihrem ungewiſſen Licht, erſt mit der Heimlichkeit, in die jeder Einzelne ſein Gelüſte hüllen kann, entſteht der eigentliche Spielraum für die Verletzung der Sitte und des Geſetzes. So ſehr iſt der Menſch dem Menſchen das Gewiſſen und der Gott. — Und warum iſt er dies? Weil der Menſch bei dem Menſchen die Vernunft vorausſetzt. Dieſe Vorausſetzung iſt das Gewiſſeſte von Allem und jedem Menſchen unauslöſchlich in die Seele geſchrieben. Das hiedurch geregelte Leben der Menſchen iſt die Erſcheinung, welche wir Selbſtregierung der Vernunft, die Autonomie des Geiſtes und zugleich ſeine Autokratie nennen; eben ſo wie die umgekehrte Vorausſetzung, daß der Menſch als unſittlich und unvernünftig zu nehmen ſei, eine tiefe Verdorbenheit des Gemüthes, das Einleben in eine gewiſſenloſe Doctrin der Nacht und der Willkür iſt. Freilich der Polizeiſtaat, welcher nur vereinzelte Menſchen, nur Privatperſonen kennt, kennt den Menſchen nur in ſeiner Entwürdigung — die durchgeführte Vereinzelung iſt die Thierheit. Den Menſchen als unſittlich und unvernünftig vorauszuſetzen iſt gewiſſenlos; denn jeder Menſch fühlt in der Geſellſchaft die Gegenwart der Vernunft als ſein eignes Gewiſſen. Mit jedem Act dieſer Gewiſſenloſigkeit erniedrigt der Menſch ſich ſelbſt. Dieſe anarchiſche Doctrin macht das Bewußtſein der Verbrecher zum Bewußtſein der Menſchheit und wenn ſie regiert, ſo regiert ſie im Namen des Verbrechens. Sie nimmt den Menſchen als den vereinzelten. Wenn die Macht mit ihrem Dunkel ihn des Lichts beraubt und aus dem vernünftigen Zuſammenhange herauswirft, ſo reißt dieſe gewiſſenloſe Maxime dem Menſchen am hellen Tage die Augen aus, und nachdem ſie ihm dieſelben an den Kopf geworfen hat, ruft ſie ihm zu: ſieh', wie unvernünftig du biſt! ohne mein Regiment wärſt du ein Thier und zwar ein toller Hund, der jeden biſſe, der ihm in den Weg käme. Sie hat ganz recht, dieſe Weisheit, wenn ſie ſagt, der vereinzelte Menſch wäre ein Thier:

aber ſie hat ganz unrecht, wenn ſie ſich mitten auf den Markt und in das helle Licht der Sonne hinſtellt, um dort mit der unverſchämteſten aller Lügen auftritt, nämlich mit der Behauptung: der Menſch im öffentlichen Leben und im öffentlichen Geiſt, alſo in Staat und Litteratur wäre ein vereinzelter; und dennoch iſt es dieſe gewußte und gewollte Unwahrheit, dieſe permanente Gewiſſenloſigkeit und Lüge, auf der alle Störung der Selbſtregierung der Vernunft, d. h. alle *Willkür* beruht.

Die Polizei, welche dieſe Störung zum Princip machen wollte, wäre alſo das allerverwerflichſte. Das richtige Princip der Polizei iſt nicht, die Selbſtregierung der Vernunft aufzuheben, ſondern ihr gegen Nacht und Nebel darin zu Hülfe zu kommen. Das Princip der *wahren Polizei* iſt, die Hinderniſſe der Oeffentlichkeit der Vernunft zu beſeitigen, nicht ſie ihr zu ſchaffen. Die Aufdeckung verbrecheriſcher Heimlichkeit, die Erleuchtung der Nacht, der phyſiſchen und der geiſtigen, die Straßen- und Verkehrsordnung, das Auge der objectiven Vernunft in der Nacht und im Gewühl der Planloſigkeit, wo der Zufall es anſtiftet — *dieſe* Polizeigeſchäfte beruhen alle auf der Vorausſetzung der Vernünftigkeit und richten ſich alle nur gegen die *natürlichen* Schranken der objectiven Vernunft, nicht gegen dieſe ſelbſt oder angeblich gegen deren *innere* Schranken, die das Tageslicht und das Selbſtbewußtſein in ſich ſelbſt aufheben und aufzuheben das Recht und den Ruhm haben. Beim hellen Sonnenſchein mit Gaslaternen herbeieilen, iſt eine überflüſſige, eine ohnmächtige, eine beleidigende und eine verrückte Anſtrengung.

Was thut nun die Geiſtespolizei der *Cenſur*?

Die Cenſur macht den Privatgedanken, das *innerliche*, *das geheime Denken*, *den vereinzelten Menſchen* und *ſeine Willkür* zum Princip Das iſt der Cenſor, der in ſeiner Heimlichkeit, in dem Dunkel ſeiner Vereinzelung den Schriftſteller, der ſich dem Fegefeuer der Oeffentlichkeit unterwerfen will, als einen ebenfalls vereinzelten Menſchen, als eine Geſtalt der Willkür behandelt. Die Cenſur kann das geheime Denken nicht hindern. Gedanken ſind zollfrei. Auch das mitgetheilte Denken durch Sprache und Schrift und viel vor der Geburt der Cenſur Publicirtes erreicht ſie nicht, ja, nicht einmal das gemeinſame Denken in den Zuſammenkünften der Menſchen. Aber ſie ſtört das öffentliche Denken, das wahrhaft allgemeine, das Denken der Gattung, ſie ſtört die Selbſtregierung des Denkens und die Autokratie der vernünftigen Menſchheit im Lichte des öffentlichen Denkens.

Ihr Princip iſt nicht das der wahren Polizei, alles ins Licht zu ſetzen, alles Verborgene ans Licht zu ziehen und die natürlichen Schranken des Vernehmens der Vernunft heben zu helfen. Sie iſt in einem Elemente, wo dieſe ſich ſelbſt aufheben; ſie erleuchtet die Sonne mit Gas: denn ſie traut der Sonne nicht, ſie hat Flecken auf ihr entdeckt: „ſie iſt gelehrt und weiſe“: ihr Princip iſt das Mißtrauen, ja, der permanente Verdacht gegen das öffentliche Denken, gegen das Denken der Gattung. Die Macht des Tageslichtes, die Macht der öffentlichen und objectiven Vernunft, die Macht des göttlichen Denkens und der Wahrheit — dieſe ſelbſt iſt ihr verdächtig. Ihr dünkt es gefährlich, daß die Wahrheit ſei, noch mehr, daß ſie herrſche. Vor dem Terrorismus dieſes unerbittlichen Regimentes bebt ſie zuſammen, und weil ſie in die Sonne nieſen muß, will ſie die Sonne ausnieſen. Welch’ ein Gedanke, welch’ ein Aberwitz!

Oder iſt die Wahrheit und das Wiſſen der Wahrheit wirklich zu fürchten? Für die Realiſirung der Vernunft — nein! für die Realiſirung der Unvernunft oder für das Beſtehen der Unvernunft, die etwa ſchon realiſirt wäre, ja! — Was folgt daraus? Wer die Wahrheit und das Wiſſen fürchtet, ja, wer auch nur meint, die Unwahrheit und das falſche Wiſſen könne das wahre überwältigen, der iſt im Widerſpruch mit der öffentlichen, mit der göttlichen Vernunft, mit der Vernunft als der abſoluten Weltmacht. Er glaubt nicht an ſich und ſein Syſtem; er hat das Gefühl, daß dies nicht objectiv vernünftig ſei, aber er glaubt doch auch nicht oder er glaubt eben darum nicht an die öffentliche Vernunft. Aber **Glauben** *muß* er doch noch haben, weil die Zukunft fortdauernd eintritt. Ihr muß er entgegen ſehen entweder mit Zuverſicht oder mit Furcht; denn er *weiß* ſie nicht. Wüßte er die Zukunft, ſo hätte er entweder nichts von ihr zu fürchten, oder wüßte er, daß er Alles zu fürchten hätte, ſo wären ſeine Bemühungen eine Narrheit. So aber, da er nichts weiter weiß, als daß keine Sündfluth die Zukunft hindert, unerbittlich einzutreten, muß er doch auf irgend einem Stützpunct ſich gegen ſie in Poſitur ſetzen, er muß an irgend etwas in ihr glauben. *Er glaubt alſo an die Cenſoren.* Sehr einfach, ſehr gut! Aber die Cenſoren, was ſind denn nun die Cenſoren? Man kann ſie ſehen, man kann ſie mit Händen greifen, man kennt ſie, ihnen kann man ſich anvertrauen, man kann ihnen Naſen geben; alſo was ſind ſie? Sie ſind einzelne, perſönlich bekannte Menſchen, nicht die ganze, gewaltige, unfaßbare Subſtanz der Menſchheit. Gut, Thomas, hier ſiehſt du die Nägelmale und die Achilleusferſe der Menſchheit, hier kannſt du das Ungeheuer der gigantiſchen, alles überwältigenden Vernunft an ſeiner empfindlichen Stelle faſſen; ohne viel Umſtände kannſt du es „an der Naſe“ faſſen und führen, wohin du willſt — du weißt *wohin*! Der Polizeiſtaat glaubt alſo, weil er ſie ſieht, an dieſe Cenſoren und ihre Bildung, wie er ſie vorfindet, und nun gibt er das, was Allen, was der Oeffentlichkeit und der Gattung gehört, dieſen vereinzelten Cenſoren: ihnen, die er bei der Naſe hat, gibt er *Preßfreiheit*. Sie ſind es, die da ſagen: Imprimatur! d. h. ſie haden den Geiſt, wie ein wildes Thier, im Kafig und laſſen ihn für Geld ſehen. Es iſt nicht ihr eigner Geiſt, den ſie im Käfig haben. Indem ſie alſo die Einzigen ſind, welche die Freiheit, d. h. welche es in ihrer Willkur haben, die öffentliche Vernunft ſagen zu laſſen, was ſie ſagt, und ſo in einem weſentlichen Gebiete den ganzen Geiſt und das göttliche Leben der Gattung zu verwalten und zu vertreten: können ſie das nicht poſitiv – dann müßten ſie allein öffentlich denken —, ſondern nur negativ, indem ſie dies Denken bewachen.

Wer nun ſo den Geiſt tractirt und das öffentliche Denken unter das Geſetz ſeines Mißtrauens und Verdachtes zu beugen verſucht, was thut er? Indem er nicht an den Geiſt, an die Macht der Wahrheit über die Menſchen und ihre Vernunft glaubt, verhält er ſich atheiſtiſch im ſchlimmſten Sinne und glaubt geradezu an die Uebermacht des Böſen, und obgleich er ſieht, daß nicht auf öffentlichem Markt, ſondern nur in der Vereinzelung der Heimlichkeit und der Macht böſe Leidenſchaften die Vernunft überwältigen, ja indem er wahrnehmen muß, daß die öffentlichen Leidenſchaften nur die erhabenen und göttlichen Leidenſchaften der Vernunft ſelbſt ſind, ſo ſoll dennoch die öffentliche Vernunft, ohne die Aufſicht der Cenſoren, ſogleich der Tummelplatz alles Böſen werden. Man kennt das Leben des Geiſtes und die Entwickelung der Vernunft nicht, darum fürchtet man es; oder man kennt beides und fürchtet es eben darum, ſo iſt man verrucht.

Doch überlaſſen wir dies Bewußtſein ſeinem eigenen Gewiſſen, und halten wir uns an die Thatſache.

Man greift alſo aus der Heimlichkeit heraus und durch vereinzelte Subjecte in die Entwickelung des öffentlichen Denkens ein und ſtört es. Die vereinzelten Subjecte ſind die Darſtellung der Willkür: erſt die Probe des Einzelnen am Allgemeinen gebiert die Freiheit. Die Störung des objectiven Selbſtreinigungs- und Selbſtregierungsproceſſes der Freiheit iſt die Unternehmung, den Geiſt und ſeine innere Geſetzmäßigkeit und Freiheit durch die *Willkur vereinzelter Subjecte* zu unterjochen; es iſt alſo der *Verſuch der Geiſtesknechtſchaft* und damit der Aufhebung aller wahren Staatsfreiheit, da es ohne die Freiheit des öffentlichen Denkens keine Freiheit des öffentlichen Willens geben kann.

Freilich iſt es unmöglich, mit dieſem Verſuch vollſtändig zum Ziel zu kommen. Es wäre die entehrteſte Nation und ihr Geiſt der verkommenſte und ohnmächtigſte, in welchem in der That und Wahrheit nicht dennoch, der Cenſur zum Trotz, die göttliche Selbſtkritik der öffentlichen Vernunft herrſchte und das zufällige Subject des Cenſors ſelbſt vor der Gewalt des öffentlichen Gewiſſens niederwürfe. Aber damit iſt das Princip der Cenſur nur um ſo mehr als ein unvernünftiges dargeſtellt: denn eben weil es unvernünftig und unwahr in ſich ſelbſt iſt, darum kann es nicht zu allen ſeinen Conſequenzen kommen, darum iſt es die Darſtellung der Unmöglichkeit und Ohnmacht ſeiner Abſichten.

Die Cenſoren, welche *zufällige* Individuen ſind, können die Gattung nicht kritiſiren; wenn ſie es könnten, wären ſie *hiſtoriſche* und nothwendige Subjecte. Dieſe aber werden nicht im Voraus durch die Behörden ernannt. Wir haben gezeigt, wie ſie von der Gattung ſelbſt creirt und wieder zurückgenommen werden.

Alſo Alles zuſammengefaßt: die Cenſur iſt die ſchreiendſte Form der Willkur, *die Aufhebung des ſittlichen Geiſtes* im Elemente des öffentlichen Denkens ſelbſt; ſie hat den unſittlichen Zweck, die Berechtigung und Selbſtgewißheit der Vernunft nicht nur nicht anzuerkennen, ſondern ihren Proceß ſogar mit frevelnder Hand zu *ſtören* und an die Stelle ſeines *nothwendigen* Verlaufs *die Willkür der zufälligen Subjecte zu ſetzen*.

8. Was iſt nun das Cenſirte?

Das Cenſirte iſt der *neue* Geiſt vor dem Forum des *alten*, wie dieſer in vereinzelten, zufälligen Subjecten exiſtirt. Den *neuen* Geiſt hat die *Subſtanz* des alten geboren; in ihm wird alſo der *ganze* Geiſt angetaſtet, die Freiheit deſſelben, das ſchlechthin Freie, er, der abſolut Alles beherrſchende Geiſt.

Wir haben geſehen, daß die Subſtanz oder der allgemeine Geiſt ſich durch die *hiſtoriſchen* Subjecte verwirklicht. Iſt alſo wohl die Cenſur des allmächtigen Geiſtes unmöglich, weil er auch die Cenſoren und die Schöpfer der Cenſoren beim Schopf nimmt und in den gemeinſamen „Kelch, aus dem ihm ſeine Unendlichkeit ſchäumt“, in die Geſchichte ſchleudert, ſo liegt darum nicht minder das Verhältniß vor, daß die *zufälligen* Subjecte den Verſuch machen, die *hiſtoriſchen* zu beherrſchen („die Wenigen, die was davon erkannt, hat man von je gekreuzigt und verbrannt“), wogegen die Möglichkeit, daß einmal ein Cenſor ein hiſtoriſches Individuum und umgekehrt die meiſten cenſirten Individuen zufällige ſein können, nichts beweiſet. Das Princip der Cenſur iſt einmal die bekannte, alſo die *vergangene* Bildung, die in dem Cenſor mit Augen geſehen wird, — und der wahre Conflict tritt erſt ein, wenn dieſer Standpunct einer weſentlich *neuen* Bildung, alſo ſeiner eigenen Negation, ſich zu widerſetzen hat.

Mit dieſem Verſuch oder vielmehr mit der Erkenntniß dieſes Verſuchs, das *zufällige* Subject einer geltenden Bildung, den Cenſor, zum Herrn und Meiſter einzuſetzen über das *hiſtoriſche* Subject, welches in Politik, Kunſt und Wiſſenſchaft ein neues Princip bringt, wird es offenbar, daß die Cenſur zugleich immer ein perſönliches *Recht* verletzt. Wir wiſſen aber ſchon, daß ſie das Recht in ſeinem Fundamente, die Freiheit im Princip verletzt: welche Perſonen ſie alſo trifft, mag ſie zufällige oder hiſtoriſche Subjecte ihrer Willkür unterwerfen, ſie verletzt in beiden das Recht, ihre Freiheit zu gebrauchen und nur für ihren wirklichen und im Gericht bewieſenen Mißbrauch verantwortlich zu ſein.

Dies führt auf die Nothwendigkeit ſowohl der freien Preſſe, welche die hiſtoriſchen Individuen angeht, als des Preßgeſetzes, welches den Mißbrauch der Preſſe durch zufällige Individuen angeht.

1. Preßfreiheit.

Die freie Preſſe und das Preßgeſetz kann man auch poſitives und negatives Geſetz der Preſſe nennen.

Die wahre Preſſe iſt die freie. Dies erhellt aus dem, was wir oben darüber geſagt. Die Preſſe, welche die Entwickelung des Geiſtes darſtellt, hat das poſitive Geſetz ihrer Freiheit an der Form der Entwickelung ſelbſt, alſo an der Selbſtbeherrſchung der Freiheit im Kampfe ihrer Seiten. Das Geſetz dieſer vernünftigen Dialektik ſucht die Philoſophie zu finden, die Hiſtorie darzuſtellen. Ihm zu vertrauen und ſich für ſeine Geltendmachung zu begeiſtern, iſt die wahre Religion. Die Preſſe ſteht, wie die Geſchichte überhaupt, unter dieſem Geſetze, ſelbſt wenn es verkannt und der Verſuch, es zu aboliren, durch die Cenſur unternommen wird. Die freie Preſſe aber entſteht, wenn es anerkannt wird, daß die geiſtige Entwickelung dieſe Autonomie haben ſolle.

Das Preßgeſetz hat dieſe Anerkennung zur Vorausſetzung; und es ſpricht ſodann aus, daß die Schriftſteller, wie jeder andere Menſch, verantwortlich ſind, aber nur für den Mißbrauch ihrer Freiheit.

Mißbrauch der Freiheit iſt das beſtimmte Verbrechen; Verbrechen die Verletzung der Freiheit, welche im Geſetz dafür erklärt iſt.

Hiedurch entſteht nun das umgekehrte Verhältniß gegen die

Cenſur. Das Preßgeſetz ſetzt die Freiheit und das Geſetz der Freiheit als Regel voraus und beſtraft die Ausnahmen von dieſer Regel, die Willkür. Umgekehrt ſetzt die Cenſur die Willkür voraus und beſtraft die Freiheit durch die Willkür. (Vergl. die oben angeführte Ausführung der Rheiniſchen Zeitung.)

Erſt durch die freie Preſſe und das ſie vorausſetzende Preßgeſetz wird das Reich der Freiheit reell und rechtlich aufgerichtet und die Preſſe mit dem ganzen Inhalt der politiſchen, wiſſenſchaftlichen und künſtleriſchen Welt lebendig erfüllt.

Einzig dieſer Zuſtand der freien Preſſe iſt ein ehrenhafter und einer civiliſirten Nation allein würdiger. Hier erſt tritt die öffentliche Tugend und Tapferkeit ein; hier erſt iſt der Mann ein ganzer Mann, der für ſeine Thaten einzuſtehen hat, der aber auch das volle Selbſtgefühl des Ganzen in ſeinen Worten und Thaten zum Ausdruck bringen kann. Ein ſolcher Ausdruck des öffentlichen Geiſtes iſt alsdann unverdächtig, hat den Glauben auch anderer Völker für ſich und gilt von Nation zu Nation, während die unfreien, cenſirten Völker weder ſich ſelbſt kennen, noch von den andern gekannt und anerkannt werden.

Die Unmöglichkeit, den jetzigen Zuſtand der Preſſe in Deutſchland zu halten, liegt in ſeiner Vernunftwidrigkeit, die wir ziemlich deutlich gemacht zu haben glauben; die Schwierigkeit, ihn zu heben, welche gleichwohl als drückendes Factum fortbeſteht, liegt in dem Scheine, als ſeien die Neuerer unter den Schriftſtellern, welche mit der Cenſur in Conflict gerathen, nur wenige prolatäre Individuen, beſitzloſe, übelwollende Unruhſtifter und verblendete Idealiſten, deren die beſonnene, auf ruhigen Erwerb und loyales Leben gerichtete Maſſe ſich nimmermehr mit ihren Sympathieen annehmen werde, und deren ſie ſich in der That bis jetzt nicht annimmt, ſelbſt wenn die Schriftſteller durch polizeiliche Zerſtörung ihrer

Arbeiten friſchweg und ohne rechtliches Gehör um ihr Eigenthum und um ihren öffentlichen guten Namen gebracht werden.

Dieſen Schein zu zerſtören und die ſonſt anerkannte Heiligkeit des Rechts auch in dieſer Sphäre geltend zu machen, dazu reicht auch die klügſte, überwältigendſte Darſtellung nicht aus. Dazu bedarf es der Durchdringung des bürgerlichen Lebens mit dem idealen Intereſſe der Politik und des Rechts überhaupt, kurz der völligen Aufhebung des geiſtloſen Hinlebens aller Menſchen unter Curatel und polizeilicher Aufſicht, dazu bedarf es eines hiſtoriſchen Umſchwungs. Je heftiger der Conflict der ſtreitenden Principien, der Freiheit und der Curatel, in der Theorie werden wird, um ſo näher rücken wir auch dem Ausbruch ihres Conflictes im bürgerlichen Leben, und mit dem Begriff des *freien Staatsbürgers* wird auch der Begriff des *freien Schriftſtellers* geboren werden, und der Schein aufhören, als ſeien die freien Schriftſteller nur darum ſo frei, weil ſie *bürgerliche* Prolatarier wären. So lange der Bürger Spießbürger, einer der nur leben will, bleibt, ſo lange hält er ſich für den glücklichen Hund und den Neuerer für den unglücklichen Wolf.

Es beſteht aber auch der Schein, als ſeien die cenſurwidrigen Schriftſteller *wiſſenſchaftliche* Prolatarier, eine Meinung, die eifrig genährt wird, weil man dadurch die Welt der Schriftſteller und Gelehrten ſelbſt in zwei feindliche Lager aus einander reißt.

Es iſt nichts dagegen zu ſagen, daß die Einzelheiten vieler gelehrten Forſchungen völlig unbefangen, daß ſolche Gelehrte in ihrer achtbaren Thätigkeit alſo völlig über die Cenſur erhaben oder unter ihrer Beachtung ſind und daher auch kein Intereſſe gegen die Cenſur haben mögen. Alles aber, was den Geiſt ſelbſt betrifft, das Recht, die Religion, die Philoſophie, mit einem Worte, alles Hiſtoriſche iſt nicht unbefangen. Und wenn es nicht ſchwer iſt, alle dieſe Disciplinen ebenfalls auf einen unbefangenen Fuß zu ſetzen, — man braucht ſich nur darauf zu beſchränken, von dem bisherigen Inhalte äußerlich Notiz zu nehmen und ſich in die ungeheure Ausbreitung des hiſtoriſchen Materials zu vertiefen, ohne dabei eine Kritik, eine Erkenntniß, eine Wiedergeburt dieſes todten Geiſtes eintreten zu laſſen —; ſo beweist dies nicht das Prolatariat und die Verächtlichkeit der philoſophiſchen Unruhſtifter, ſondern lediglich die Geiſtloſigkeit oder das gelehrte Prolatariat jener unbefangenen und in ihrer Unbefangenheit hochmüthigen Männer.

Die ſogenannte „reine“ Gelehrſamkeit“ ohne die Erkenntniß der Principien beruht auf einem Mangel an Kopf; und weil ein ſolches Individuum nicht klar über ſich werden kann, ſchiebt es den denkenden und unruhigen Köpfen den Mangel zu, den es bei ſich ſelbſt zu ſuchen hätte. Nicht daß die Gelehrten nicht denken, ſondern daß ſie wirklich und ernſtlich denken, das iſt ihm der Mangel. Dieſe „reinen“ Gelehrten ſind die natürlichen Gegner der Denker, und ihr Mangel des Kopfes wird gar leicht zu einem Mangel des Herzens, indem ſie ſich als die erbittertſten Verfolger derer beweiſen, die ſie als ihre Vorbilder ehren ſollten. So unrein iſt gemeiniglich dieſe „reine“ Gelehrſamkeit, die Geburtsſtätte der Cenſoren und aller Vertheidiger eines „ſoliden Status quo“ gegen jene Neuerer. Sie nennt ſich darum auch ſelbſt ſolid. Aber iſt dieſe „reine“ Gelehrſamkeit nicht immer rein, ſo iſt ihre Solidität niemals ſolid.

Die Solidität eines Handlungshauſes iſt die Zahlungsfähigkeit, nicht der Beſitz ſolcher Fonds, die gar nicht flott gemacht werden können; die wahre Solidität des Gelehrten iſt die geiſtige Zahlungsfähigkeit, das Liquidmachen des Gewußten, wobei er jedesmal zu beweiſen hat, daß die Sache nun auch wirklich ſein Eigenthum, ſein Erwerb, ſein Product, nicht etwa das Kapital eines Andern iſt. Solid und großhändleriſch ſolid ſind in der Wiſſenſchaft alſo nur die principiellen und fundamentalen Neuerer, eben jene Verachteten.

Auf die „reine und ſolide“ Gelehrſamkeit wird immer provocirt, wenn der Philoſophie die Kehle zugeſchnürt werden ſoll; und ſelten verfehlt dieſe Provocation ihre Wirkung. Es findet ſich irgend ein „reiner“ Gelehrter, der gegen jene Unreinen und Stänker zu Felde zieht.

Iſt nun ſchon das Bewußtſein der angeblich „ſoliden und reinen“ Gelehrten ein großes Hinderniß auch der wiſſenſchaftlichen Preßfreiheit, ſo iſt es der Amts- und „Brodgelehrte“ noch mehr. Seine Weisheit wächſt mit ſeinem Amte, ſeine Erfahrung mit ſeiner Praxis, und er überzeugt ſich in der Regel bis zum Fanatismus davon, daß mit der Theorie der Hund nicht vom Ofen zu locken ſei und daß alle Neuerungen in der Theorie auf Unwiſſenheit, in der Praxis auf „Unerfahrenheit“ zurückzuführen ſind.

Der Amts- und Brodgelehrte, der es ganz iſt, weiß nicht, daß er ein Glied eines Syſtems iſt und daß er ſelbſt mit ſeinem Dienſt und ſeiner Praxis theoretiſirt, indem er ja von vorn herein das Princip des Syſtems anerkennen muß, dem er dient. Aber freilich, wer theoretiſirt, ohne es zu wiſſen, iſt ein ſchlechter Theoretiker, er iſt das, was der „Praktiker“ für das einzig Richtige hält, ein gedankenloſer Menſch. Der Glockengießer aber ſagt:

„Den ſchlechten Mann muß ich verachten,
Der nie bedenkt, was er vollbringt.“

Die „Brodgelehrten“ ſind in demſelben Fall, wie die ſogenannten „reinen Gelehrten“: der Mangel ihres Kopfes wird nur zu häufig zum Mangel des Herzens. Sie laſſen ſich hinreißen erſt zur Antipathie gegen die Theorie, dann zur Verfolgung der „naſeweiſen, alles beſſer wiſſen wollenden Theoretiker, Idealiſten oder, wie Napoleon ſagte, Ideologen“, und bedenken nicht, wie ſehr ſie damit gegen das Heiligſte, was es gibt, den Geiſt und ſeine Ausbildung ſündigen.

Die Brodgelehrten bilden den Uebergang zu dem weitern Inhalte des Polizeiſtaates oder des Nothſtaates, wie ihn Hegel nennt, der nichts weiter ſei, als die bürgerliche Geſellſchaft und ihre äußere Ordnung, den wirklichen Staat und ſein Selbſtbewußtſein aber noch nicht erreicht habe. Die Brodgelehrten ſind „ſo practiſch“, mit ihrer Gelehrſamkeit weiter nichts zu wollen, als den ſoliden Erwerb und Lebensunterhalt:

„Man lebt, weil man exiſtirt.“

Faßt aber der „Beamte“ und der ſogenannte „reine“ Gelehrte leicht eine Verachtung gegen den philoſophiſchen und idealiſtiſchen Schriftſteller, ſo iſt, wie wir geſehen haben und noch alle Tage ſehen können, die Maſſe der bürgerlichen Geſellſchaft nur gleichgültig gegen ihn und ſein Loos, ſo lange ſie die Freiheit der Preſſe noch nicht durch Beſitz und practiſche Erfolge hat ſchätzen gelernt. Sie iſt eben deßwegen, weil ſie nur gleichgültig iſt, nicht für immer unempfänglich für das Ideale und die höheren Intereſſen. Sobald dieſe nur in der Form von geſchichtlichen und augenfälligen Ereigniſſen auftreten, ergreift die ganze unbefangene Welt ihre Fahne; und alsdann haben die Beamten und „die Reinen“ keine Mittel mehr, den Egoismus und die Geiſtloſigkeit in der Herrſchaft zu erhalten. Die unbefangene bürgerliche Geſellſchaft wird das Material, welches durch die hiſtoriſchen Umſchwünge ſich vergeiſtigt: und nur in einer ſolchen Vergeiſtigung — wie wir ſie in Frankreich durch die Revolution haben entſtehen ſehen — iſt es möglich, das Princip des Polizeiſtaates völlig zu überwinden und an die Stelle der Noth des Lebens die geiſtigen Intereſſen der Freiheit zum Pathos des tiefer gefaßten Staates zu erheben.

Die Schwierigkeit, den jetzigen Zuſtand der Preſſe in

Deutſchland zu heben, iſt daher allerdings ſehr groß. Nicht weil die Staatsmänner gar zu übelwollend wären, ſondern weil die Bequemlichkeit des Polizeiſtaates und ſein philiſterhafter Inhalt ohne große Nothſtände und ohne reelle Gefährdung der Perſonen und des Eigenthums (zu denen es aber durch die Conſequenzen des Status quo für die geſchichtliche Stellung des bloßen Polizeiſtaates nothwendig kommen muß) nicht in die Unbequemlichkeit der Freiheit aufzuheben ſein wird. Man hat dies auch ſo ausgedrückt, daß man eine freie Preſſe ohne freien Staat und einen freien Staat ohne freie Preſſe nicht haben könne. Dieſem Bedenken, daß die Freiheit überhaupt dort nicht ſein könne, wo man die Sclaverei haben *will*, iſt unbedingt beizuſtimmen. Das iſt eine Weisheit, die im Grunde weiter nichts ſagt, als: alle *öffentlich gewollte* Freiheit iſt Staatsfreiheit; da nun auch die Geiſtesfreiheit oder die Freiheit des öffentlichen Denkens *öffentlich gewollt* werden muß, ſo iſt wohl klar, daß die Preßfreiheit bei den Deutſchen ſo lange ad graecas Calendas vertagt werden wird, bis der freie deutſche Staat die Geburtswehen des Mutterſchoßes, in dem er jetzt noch ſchlummert, verarbeitet hat. Dies wird nicht ausbleiben; und wenn wir auch die Schwierigkeit, den Idealismus und die Freiheit zum Pathos der Mitwelt zu erheben, die Ehre an die Stelle der Gefühlloſigkeit, die Arbeit an die Stelle des Hinbrütens und die Geſpanntheit an die Stelle kurzſichtiger Sorgloſigkeit zu ſetzen, nicht verkennen: ſo iſt es doch gewiß, daß die Weltgeſchichte aus idealen Intereſſen und aus der Macht der Principien heraus bewegt wird, die Principloſigkeit und Gleichgültigkeit des Volkes alſo nur proviſoriſch ſein kann.

Arnold Ruge.

C.

Lehrfreiheit.

I.

Bruno Bauer und die Lehrfreiheit.

Die Lehrfreiheit hängt mit der Preßfreiheit genau zuſammen: das Buch und der Lehrſtuhl ſind zwei Gebiete, auf denen ſich die Eine Sache, die Geiſtesfreiheit, verwirklicht. Der Umfang beider Gebiete iſt aber beträchtlich verſchieden. In der Preſſe iſt ein Organ vorhanden, welches ſo univerſell wirkt, daß man bei dem Inhalt der Preßfreiheit nur an den Proceß des theoretiſchen Geiſtes überhaupt zu denken gewohnt iſt; in dem Lehrſtuhl dagegen erblicken wir ſogleich ein Staatsinſtitut, und das Wort Geiſtes- und Gewiſſensfreiheit, welches wir zum Princip der Lehrfreiheit machen, erinnert ſpeciell an den Proteſtantismus oder was einerlei iſt an die Theologie. Die Freiheit des Geiſtes iſt natürlich die Freiheit überhaupt, „Geiſtesfreiheit" aber drückt nur die Freiheit des proteſtantiſchen Glaubens und der proteſtantiſchen Wiſſenſchaft aus, obgleich es keinem Zweifel unterliegt, daß die Freiheit des Geiſtes das ganze Denken und Wollen, auch das nichtchriſtliche und unproteſtantiſche, angeht. „Geiſtesfreiheit", als hiſtoriſche Kategorie, gehört alſo dem Proteſtantismus ſpeziell an, und iſt als ſolche das Princip der Lehrfreiheit des Proteſtantismus. Unter der Herrſchaft des chriſtlichen Gewiſſens darf der Proteſtant lehren, was er weiß und will. Die Freiheit des Geiſtes dagegen, welche Princip der Preßfreiheit ſein muß, kennt nur das Gewiſſen der *Vernunft* und gehört dem Weſen des menſchlichen Geiſtes überhaupt an; ſie beruht auf der richtigen Erkenntniß des öffentlichen Denkproceſſes, unter deſſen Herrſchaft auf gleiche Weiſe der theoretiſche Geiſt, die Wiſſenſchaft, und der practiſche, Sittlichkeit und Staat, ſtehen. Seitdem nun das chriſtliche Gewiſſen und das Gewiſſen der Vernunft in Gegenſatz und in Kampf gerathen ſind, muß man es ausſprechen, daß die durch den Proteſtantismus errungene Gewiſſens- und Geiſtesfreiheit der Hiſtorie angehört und für unſer gegenwärtiges Bedürfniß nicht mehr ausreicht. Es iſt nicht genug, daß ich glauben kann, was ich will und vermöge meiner Bildung muß, daß man alſo in mein Gewiſſen nicht eindringt, ſondern daſſelbe frei ſich ſelbſt überläßt; es iſt nicht genug, daß ich unter der Herrſchaft des chriſtlichen Gewiſſens Theologie lehren und das Wort predigen darf, wie ich es verſtehe; es wird nothwendig zu fordern: daß ich auch eine Wiſſenſchaft lehren und eine Wahrheit verkündigen und verbreiten dürfe, die der Theologie und dem chriſtlichen Gewiſſen widerſpricht; es darf nichts nöthig ſein zu dieſer Erlaubniß, als die Fähigkeit, die Wahrheit öffentlich als Wahrheit behaupten und geltend machen zu können. Unſere Zeit iſt nicht mehr theologiſch, wie der Proteſtantismus, und eben darum weil ſie nicht mehr theologiſch iſt, nicht mehr in die Intereſſen der Theologie aufgeht, reicht auch die Lehrfreiheit, zu welcher die proteſtantiſche Theologie es gebracht hat, nicht mehr aus; vielmehr beſteht die Forderung einer neuen Form der Lehrfreiheit, deren Princip kein particular proteſtantiſches oder chriſtliches, ſondern das univerſelle rein menſchliche der Vernunft und deren Ordnung lediglich die freie Dialektik der Vernunft ſelbſt iſt.

Dies tiefer gefaßte Problem iſt *die* Lehrfreiheit, welche durch den Bruno Bauer'ſchen Fall in Anregung gebracht wird und deren Eroberung von nun an die Aufgabe ſein muß.

Der Proteſtantismus hat ſeine officielle Geſtalt in der Theologie; ſeine Grundſätze, ſeine Formen, ſein öffentliches Leben ruhen in der Hand der Theologen. Die Gewiſſensfreiheit der Theologen gewinnt daher gleich einen officiellen Anſtrich, ſie wiſſen wie ſie denken ſollen, ſie haben ein *chriſtliches* Gewiſſen, ihnen iſt die Bibel heilig und wenn ſie auch alles Einzelne vor der menſchlichen Vernunft fallen ließen, die Heiligkeit des Ganzen und, darauf gegründet, die Chriſtlichkeit ihres Gewiſſens können ſie nicht fallen laſſen.

Neben dieſem officiellen Proteſtantismus der Theologie läuft das gewiſſenloſe Volk nebenher. Die Nichttheologen haben keine Urſache, ſich fortdauernd zu erinnern, daß ihr Gewiſſen chriſtlich ſei; und ſobald der theologiſche Geiſt nicht mehr die Gemüther auch der Laien beherrſchte, erzeugte ſich eine Wiſſenſchaft, die kein anderes als das rein menſchliche Gewiſſen der Vernunft zu ihrer Vorausſetzung hatte und dieſe Wiſſenſchaft nahm die univerſelle Form an — in der Philoſophie.

Obgleich die Philoſophie die univerſelle Wiſſenſchaft iſt, ſo beſteht neben ihr die Theologie und zwar nicht etwa als eine beſondere Form in der allgemeinen Wiſſenſchaft, ſondern ausdrücklich *außer*, neben und trotz der allgemeinen Wiſſenſchaft.

Man ſuchte Theologie und Philoſophie aus einander zu halten, und wenn es auch nicht gelingen konnte, das Eindringen der Philoſophie zu verhindern, ſo hielt doch die Theologie den einen Satz feſt: die Schrift im Allgemeinen iſt heilig, und Theolog ſein, heißt ein chriſtliches Gewiſſen haben. Dies iſt ungefähr der Ausdruck des Rationalismus; und man muß zugeſtehn, daß die Haltung der Kantiſchen Philoſophie allerdings dieſe Wendung ſeiner *theologiſchen* Conſequenz, des Rationalismus, rechtfertigt. Wir werden das gleich ſehen.

Vorher wollen wir über die Lehrfreiheit aus der vergangenen kantiſchen Zeit die *philoſophiſche* Conſequenz des

Kantianiſmus, Fichte, hören. Während der Rationaliſmus ſich accommodirt, iſt Fichte vollkommen rückſichtslos, und fordert nicht nur unbedingte Freiheit, ſondern auch unbedingte Herrſchaft der Wiſſenſchaft. In ſeinen „Vorleſungen über die Beſtimmung des Gelehrten“ findet ſich nicht die allergeringſte Reſtriction der Vernunftfreiheit, obgleich er es wohl ahnet, daß die Rückſichtsloſigkeit und das Ignoriren noch nicht der Sieg über den Feind ſein möchte. Er ſagt ſehr antitheologiſch S. 83:

„Die Beſtimmung des Gelehrtenſtandes iſt die oberſte Aufſicht über den wirklichen Fortgang des Menſchengeſchlechtes im Allgemeinen und die ſtete Beförderung dieſes Fortganges. Ich thue mir Gewalt an, m. H., um von der erhabenen Idee, die jetzt aufgeſtellt iſt, meine Empfindungen noch nicht fortreißen zu laſſen, aber das muß ich doch im Vorbeigehen bemerklich machen, was diejenigen eigentlich thun würden, die den freien Fortgang der Wiſſenſchaft zu hemmen ſuchten. Ich ſage: thun würden; denn wie kann ich wiſſen, ob es dergleichen Leute gibt oder nicht (1794 im Jahre des Wöllner'ſchen Reſcripts an Kant und nachdem 1788 das Religionsedict in Preußen publicirt worden war)? Von dem Fortgange der Wiſſenſchaften hängt unmittelbar der ganze Fortgang des Menſchengeſchlechts ab. Wer jenen aufhält, hält dieſen auf. — Und wer dieſen aufhält, — welchen Charakter ſtellt derſelbe öffentlich vor ſein Zeitalter und vor die Nachwelt hin! Lauter als durch tauſend Stimmen, durch Handlungen ruft er der Welt und der Nachwelt in die betäubten Ohren: die Menſchen um mich herum ſollen, wenigſtens ſo lange ich lebe, nicht weiſer und beſſer werden; denn in ihrem gewaltſamen Fortgange würde auch ich, trotz alles Widerſtrebens, wenigſtens in etwas mit fortgeriſſen werden: und dies verabſcheue ich; ich will nicht erleuchteter, ich will nicht edler werden: Finſterniß und

Verkehrtheit iſt mein Element, und ich werde meine letzten Kräfte aufbieten, um mich nicht aus demſelben verrücken zu laſſen. — Alles kann die Menſchheit entbehren; alles kann man ihr rauben; nur nicht die Möglichkeit der Vervollkommnung. Kalt und ſchlauer als das menſchenfeindliche Weſen, das uns die Bibel ſchildert, haben dieſe Menſchenfeinde überlegt und berechnet und aus der heiligſten Tiefe herausgeſucht, wo ſie die Menſchheit angreifen mußten, um dieſelbe im Keim zu zerdrücken und — ſie haben es gefunden. — Die Menſchheit wendet unwillig von ihrem Bilde ſich weg.“

Fichte wußte wohl, daß es dergleichen gab, er kannte ſie ja perſönlich in Jena, Weimar, Dresden und Berlin, er wußte auch wie das Wort hieß, um deſſentwillen jene Feinde der Menſchheit die Suprematie der Wiſſenſchaft nicht anerkennen wollten, es hieß ſchon damals das chriſtliche Gewiſſen der Theologie; aber er ignorirte dieſe Exiſtenz, obwohl ſie ſich aufdringlich genug hervorthat. Das Ignoriren iſt daher eine Redensart, die unbedingte Herrſchaft der Wiſſenſchaft oder die Lehrfreiheit ebenfalls, das Nebeneinanderexiſtiren der beiden Gegenſätze liegt außer allem Zweifel, der Conflict konnte alle Tage ausbrechen. Hat Fichte und die Philoſophie nun geſiegt, weil ſie es ſagt? Gewiß nicht.

In Kant haben wir ſogleich den Beweis davon, ja ſogar einen wirklichen Conflict. Im October des Jahres 1794, kurz nach der Publication jener Fichteſchen Vorleſungen, die in der Michaelismeſſe erſchienen waren, erging an Kant folgendes Reſcript (Kants Werke ed. Roſenkranz Th. X. S. 252):

„Von Gottes Gnaden Friedrich Wilhelm, König von Preußen ꝛc.

Unſern gnädigen Gruß zuvor. Würdiger und hochgelahrter, lieber Getreuer! Unſere höchſte Perſon hat ſchon ſeit geraumer Zeit mit großem Mißfallen erſehen, wie Ihr Eure Philoſophie zu Entſtellung und Herabwürdigung mancher Haupt-

und Grundlehren der heiligen Schrift und des Chriſtenthums mißbraucht; wie Ihr dieſes namentlich in Eurem Buch: „Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft“, desgleichen in andern kleinen Abhandlungen gethan habt. Wir haben uns zu Euch eines Beſſeren verſehen; da Ihr ſelbſt einſehen müßt, wie unverantwortlich Ihr dadurch gegen Eure Pflicht, als Lehrer der Jugend, und gegen unſre, Euch ſehr wohl bekannten landesväterlichen Abſichten handelt. Wir verlangen des Eheſten Eure gewiſſenhafte Verantwortung, und gewärtigen nun von Euch, bei Vermeidung unſerer höchſten Ungnade, daß Ihr Euch künftighin nichts dergleichen zu Schulden kommen laſſen, ſondern vielmehr Eurer Pflicht gemäß, Euer Anſehn und Eure Talente dazu anwenden werdet, daß unſre landesväterliche Intention je mehr und mehr erreicht werde, widrigenfalls Ihr Euch, bei fortgeſetzter Renitenz, unfehlbar unangenehmer Verfügung zu gewärtigen habt.

Sind Euch in Gnaden gewogen.

Berlin, 1. Oct. 1794.

Auf Sr. Königl. Maj. allergnädigſten Spezialbefehl:
Wöllner.“

Dies die Antwort auf Fichte's Frage, ob es Leute gäbe, die den freien Fortgang der Wiſſenſchaft zu hemmen ſuchten.

Auch Kant „wandte ſeinen Blick unwillig von dem Bilde dieſer Leute“ und ſuchte, ſtatt den Handſchuh aufzunehmen, den Kampf zu vermeiden. Er erkannte in ſeiner Verantwortung die Differenz nicht an und — gehorchte. Kant ſchickte ſich in die Zeit. Als aber die Zeit beſſer wurde, publicirte er ſeine wahre Herzensmeinung und dieſe erkannte allerdings den Zwieſpalt an, ſuchte ihm aber nochmals auszuweichen und die doppelte Norm der Wiſſenſchaft einmal „das Statut“, als Norm der oberen Facultäten, das andere Mal „die Wahrheit“, als Norm der philoſophiſchen Facultät, feſtzuhalten. Da iſt wieder nebeneinander die Wahrheit, alſo das Univerſelle und ein

Statut, das noch außer der Wahrheit, alſo außer dieſem geiſtigen Univerſum ſeinen Grund und Boden haben ſoll. Dies Verhältniß entwickelt uns der große Mann in ſeinem „Streit der Facultäten“, einer Schrift, die auch heute noch ungemein leſenswerth iſt. Er zeigt die Nothwendigkeit und die Geſetzmäßigkeit des Streites unter ſo bewandten Umſtänden. „Statutariſche Vorſchriften der Regierung in Anſehung des öffentlich Vorzutragenden, ſagt er, werden immer ſein müſſen, weil die unbeſchränkte Freiheit, alſo ſeine Meinungen ins Publikum zu ſchreien, theils der Regierung, theils aber auch dieſem Publikum ſelbſt gefährlich werden müßte. Alle Satzungen der Regierung aber, weil ſie von Menſchen ausgehen, **wenigſtens** von dieſen ſanctionirt werden, bleiben jederzeit der Gefahr des Irrthums oder der Zweckwidrigkeit unterworfen; mithin ſind ſie es auch in Anſehung der Sanctionen der Regierung, womit dieſe die obern Facultäten verſieht. Folglich kann die philoſophiſche Facultät ihre Rüſtung gegen die Gefahr, womit die Wahrheit, deren Schutz ihr aufgetragen iſt, bedroht wird, nie ablegen, weil die obern Facultäten ihre Begierde zu herrſchen, nie ablegen werden.“

Es iſt leicht zu begreifen, daß ein „Statut“, welches nicht ſelbſt den Anſpruch macht, die Wahrheit zu ſein, wenig genirt. Die Juriſten z. B. können die Geſetze nur hiſtoriſch lehren und nur philoſophiſch kritiſiren, befolgt werden müſſen ohnehin alle Geſetze, ſo lange ſie gelten; die Mediciner aber haben gar kein Geſetz, ihre Wiſſenſchaft iſt Naturwiſſenſchaft, ihre Praxis aber keiner ſtatutariſchen Normirung fähig. Das einzige „Statut“, um das es ſich handelt, kann alſo nur das theologiſche ſein, und welches iſt dies? — Es iſt der Inhalt in dem Statut der theologiſchen Facultät, welcher die Form der Wahrheit für ſich in Anſpruch nimmt, alſo es ſind „die Haupt- und Grundlehren der heiligen Schrift und des Chriſtenthums“ aus dem Wöllner'ſchen Reſcript, es iſt mit Einem Wort die Schrift als die heilige Schrift, welche die Wahrheit enthalten und über die Wahrheit der Vernunft erhaben, eben darum aber die geheiligte ſein ſoll. Man muß dies beachten, und man wird die Colliſion in allen Statuten der theologiſchen Facultäten ſchon entdecken. Wir theilen das Jeniſche und das Berliner Statut, aus der Minerva vom Mai 1842 und aus Marheinekes Votum mit:

Das Jeniſche, §. 1: „Die theologiſche Facultät hat als Theil der Univerſität die Beſtimmung durch Vorleſungen und durch Pflege der ihr anvertrauten Anſtalten im Geiſt der evangeliſchen Kirche die gelehrte theologiſche Bildung zu fördern und tüchtige Männer für die chriſtlichen Lehrämter heranzubilden.“ Das Berliner, §. 1: „Die theologiſche Facultät hat die Beſtimmung, nach der Lehre der evangeliſchen Kirche ſowohl überhaupt die theologiſchen Wiſſenſchaften fortzupflanzen, als insbeſondere durch Vorleſungen und andre academiſche Uebungen die ſich dem Dienſt der Kirche widmenden Jünglinge für dieſen tüchtig zu machen.“ Für die Proteſtanten war „der Geiſt und die Lehre der evangeliſchen“ Kirche nur die Freiheit im Gegenſatz gegen den Katholicismus, für die Wiſſenſchaft, und von unſerm Bewußtſein aus angeſehen, iſt dieſer Geiſt und dieſe Lehre, deren Princip die heilige Schrift iſt, eine Reſtriction, eine Feſſel. So iſt die Colliſion vorhanden.

Dieſe Colliſion war aber auch ſchon zu Kants Zeiten und für Kant ſelbſt deutlich genug vorhanden; allein er vermeidet auch hier, wie oben gegen Wöllner, ſo hier gegen die heilige Schrift, den Kampf in letzter Inſtanz und — accommodirt ſich. Statt die Heiligkeit der Bibel zu negiren, wie er mußte, da es für ihn nicht zwei Wahrheiten geben kann, ſagt er S. 322: „Die Göttlichkeit ihres moraliſchen Inhalts entſchädigt die Vernunft hinlänglich wegen der Menſchlichkeit der Geſchichtserzählung, die gleich einem alten Pergamente hin und wieder unleſerlich, durch Accommodationen und Conjecturen im Zuſammenhange mit dem Ganzen müſſen verſtändlich gemacht werden, und berechtigt dabei doch zu dem Satze, daß die Bibel, gleich als ob ſie eine göttliche Offenbarung wäre, aufbewahrt, moraliſch benutzt, und der Religion, als ihr Leitmittel, untergelegt zu werden verdiene.“ Wie trefflich haben die Rationaliſten ſich dieſe Accommodation und dieſe Quaſigöttlichkeit der Bibel gemerkt!

Was für eine Lehrfreiheit alſo bringt dieſer Standpunct heraus? Für die Theologie keine andere, als eine ſcheinbare, denn daß ſie wenn auch nur die ſcheinbare Göttlichkeit der Bibel anerkennen muß, woran liegt das anders, als an der Schranke des eignen Bewußtſeins, welches dieſe Göttlichkeit nicht entbehren kann? woran anders liegt es, als an dem chriſtlichen Gewiſſen der Zeit? Und für die Philoſophie? Nun, die kann von der Bibel abſtrahiren, ſie braucht kein chriſtliches Gewiſſen zu haben, ſie iſt eben darin Philoſophie, daß ſie die Wahrheit rein aus der Vernunft zu entwickeln ſucht; aber freilich, wenn durchaus von der Bibel die Rede ſein muß, nun da haben wir's ja eben geſehn, wie ſie ſich ausſpricht und welche Forderungen von Staatswegen an ſie geſtellt wurden. Offenbar hat jene Zeit das Gefühl, daß ſie den letzten Schlagbaum der Erkenntniß, die Bibel, in Frage zu ſtellen nicht ſtark genug ſei, und wenn ſie ihre Heiligkeit im Weſentlichen aufgehoben ſieht, ſo erkennt ſie doch an, daß die Bibel, „gleich als ob ſie eine göttliche Offenbarung wäre“, gehalten werden müſſe.

Kann der Proteſtantismus Lehrfreiheit haben in dem Sinne, daß er nur das Gewiſſen der Vernunft anerkennt? Nein Dieſe Lehrfreiheit, wie alle Formen der wirklichen Freiheit des Geiſtes, wäre — eine Reformation des Proteſtantismus oder der Theologie, denn deren Vorausſetzung und Geſetz iſt das chriſtliche Gewiſſen. Dieſe Unmöglichkeit liegt in den Univerſitaten, der conſtituirten proteſtantiſchen Freiheit, ausgeprägt vor.

Die ganze Vorausſetzung der Facultätseintheilung und der Organismus der proteſtantiſchen Univerſitaten, den Kant zum Grunde ſeiner Abhandlung legt, leidet an einem unauflöslichen Dilemma, dem des beſchränkten practiſchen Zwecks und dem der unbeſchränkten Wahrheit. „Die theologiſche Facultät hat das ewige Heil (Seelenheil), die juriſtiſche das bürgerliche und die mediciniſche das leibliche Wohl der Menſchen zu beſorgen“, ſagt Kant, und nur der philoſophiſchen Facultät ſchreibt er das reine Intereſſe der Wahrheit zu. In Wahrheit denkt er nicht groß von der Manier, mit der alle drei obern Facultaten ſich dieſer Geſchafte entledigen. Er ironiſirt die Menſchen, welche dieſe Vormunder haben wollen und die Vormunder, welche ſich das zu Gute kommen laſſen. Er ſetzt wenig Hoffnung auf die Zunftgenoſſen, aber er findet, was das „burgerliche Wohl“ angeht, „eine Begebenheit in ſeiner Zeit, welche das Fortſchreiten des Menſchengeſchlechts zum Beſſern nicht nur beweiſet, ſondern ſelbſt ſchon ein ſolcher Fortſchritt iſt.“ Er fahrt fort S. 346: „Die Revolution eines geiſtreichen Volks, die wir in unſern Tagen haben vor ſich gehen ſehen, mag gelingen oder ſcheitern; ſie mag mit Elend und Gewaltthaten dermaßen angefüllt ſein, daß ein wohldenkender Menſch ſie auf dieſe Koſten nicht zum zweitenmal beſchließen würde, — dieſe Revolution, ſage ich, findet doch in den Gemuthern dieſer Zuſchauer eine ſolche Theilnehmung dem Wunſche nach, die nahe an Enthuſiasmus grenzt, und deren Aeußerung ſelbſt mit Gefahr verbunden war, die alſo keine andere, als eine moraliſche Anlage im Menſchengeſchlecht zur Urſache haben kann.“ Er kommt ſodann auf die beſte Verfaſſung, die er mit Ariſtoteles als die „republicaniſche“ bezeichnet und „wenn auch autokratiſch geherrſcht werde, ſo müſſe dies doch im Sinne des Republicanismus und nach einer Analogie mit demſelben geſchehen.“ (S. 340.) Er iſt alſo weit davon entfernt, das „bürgerliche Wohl“ von den Juriſten und ebenſo das „leibliche“ von den Aerzten zu erwarten; natürlich, — und daß er kein Freund der theologiſchen Zunft ſei, iſt überflüſſig zu erörtern. Aber er findet ſich mit allen ab, und eine Reform der Univerſitäten hat er nicht für nothwendig erachtet, während es doch auf der Hand liegt, daß eine Eintheilung der Wiſſenſchaften nach jenſeitigen, bürgerlichen und leiblichen Zwecken eine gänzlich verkehrte und unhaltbare iſt. Soll überhaupt die Wiſſenſchaft nach Zünften und Innungen betrieben werden, ſo iſt es wohl ganz klar, daß die philoſophiſche Facultät die einzige ſein müſſe und ihr Princip ganz allein die Univerſität ausfülle. Ein anderes Princip als die Wahrheit kann die Wiſſenſchaft nicht haben; bringt man es ihr auf, ſo würdigt man ſie zum Handwerk herab, und ſpannt den Pegaſus vor den Miſtkarren des gemeinen Bedürfniſſes. Das Wiſſenſchaftliche in den obern Facultäten iſt daher auch gar nichts andres, als das Philoſophiſche, und es wäre die Aufgabe, dem Handwerk ſeine angemaßte Würde zu entziehen und für die beſchränkten practiſchen Zwecke, ſo lange ſie in dieſer Form noch verpflegt werden müſſen, *Seminarien* zu gründen, oder die Univerſitäten bei ihrer jetzigen unwiſſenſchaftlichen Form zu belaſſen, dann aber rein wiſſenſchaftliche Anſtalten, lediglich mit dem Princip der philoſophiſchen Facultät über ſie zu erheben und der Jugend noch *Academien der freien Wiſſenſchaft* zuzubereiten, deren ſie ſich ſorglos überlaſſen könnte, nachdem ſie die Angſt des Brodſtudiums und die Examina für das Fortkommen hinter ſich hätte. Doch ſo lange die weſentlichen Fortſchritte der Menſchheit nicht zum Zweck erhoben werden und die Staaten an die Stelle des juriſtiſchen und theologiſchen Heils nicht das der Freiheit, alſo das wahrhaft menſchliche Heil ſetzen können, iſt es vergeblich, an eine Reform der Univerſitäten zu denken. Die Univerſitäten dienen den Zwecken des Proteſtantismus, dem Seelenheil der vereinzelten Individuen in jener Welt, dem Wohl der Privatleute in dieſer Welt und dem leiblichen Wohl dieſer Privatleute; ihre Reform wäre daher unmittelbar die Reform des Proteſtantismus ſelbſt.

Dieſe Reformation iſt aber allerdings in vollem Anzuge, weshalb denn auch Geiſt und Wiſſenſchaft nicht mehr das Monopol der Univerſitäten ſind. Da nun die proteſtantiſche Welt weſentlich eine theologiſche genannt werden muß, ſo iſt es ganz in der Ordnung, daß die Auflöſung derſelben an der Theologie ſelbſt zum Vorſchein kommt, die neueſte Entwickelung der Theologie iſt die Auflöſung der Theologie, die neueſte Entwickelung des Proteſtantismus die Auflöſung der proteſtantiſchen Welt.

Dieſe proteſtantiſche Welt hatte das ewige Heil und die ewige Wahrheit im Himmel, das Gewiſſen in der Bibel, die Geſchichte in Paläſtina und in den Anecdotenſammlungen der heiligen Urkunden; den Staat, die Gegenwart, die wirkliche Welt, dies „Jammerthal“ und dieſe „irdiſche“ Unweſentlichkeit, mochte nehmen, wem es zufiel. „Der Fürſt dieſer Welt“ brauchte auch ſeiner Seits nichts weiter, als — „ein chriſtliches Gewiſſen“, um die Gläubigen zu ſchützen in ihren Beſtrebungen „die ewige Seligkeit zu erwerben“. Die wahre Welt war die jenſeitige, der Staat ein nothwendiges Uebel, wie das Leben ſelbſt, „das irdiſche Jammerthal“ brachte es nur zum Nothſtaat, und der unſichtbaren Kirche ſtand ein geheimer Staat gegenüber. So iſt die Phantaſie auf der geiſtigen und der Egoismus auf der reellen Seite mit allen Gütern der Menſchheit und ihrer Freiheit durchgegangen, und nichts übrig geblieben, als die chriſtliche Moral und das Recht des Privatmannes; denn dieſes beides, die

„Gewiſſensfreiheit“ (die chriſtliche) und „ein ruhiges und zufriedenes Leben in aller Gottſeligkeit und Ehrbarkeit“, iſt es doch wohl, was der Nothſtaat ſchützen und gewähren ſoll und will. Der Proteſtant denkt den Staat als eine aparte Macht, die ganz von Außen über ihn verhängt iſt, und die auch ohne ſein Intereſſe und Zuthun ſich ſelbſt erhält, ja ſogar ihn noch ſchützend unter ihre Obhut nimmt, er denkt ſich den Staat ſo jenſeitig, wie ſeinen Gott und Himmel; die ganze Welt iſt in die ſcheelſten Abſtractionen aufgelöſ't.

Die ärgſte Ketzerei gegen den Proteſtantismus iſt daher, die Vernunft und die Freiheit der Menſchen zum Princip und Mittelpunct alles Heils zu machen, denn das heißt die Theologie und den ganzen Himmel abſchaffen, das Geheimniß des Staats an den Tag bringen, die Chriſten zu Menſchen und die Unterthanen zu Republicanern erheben.

Und wirklich ſind die Augen der Menſchen durch das jahrhundertlange Hinausſtarren ins Blaue ſo verdorben, daß ſie in der Rückkehr zu der directen, concreten, wirklichen Anſchauung der Welt und des Geiſtes nur einen bodenloſen Abgrund erblicken. Dennoch auf der andern Seite konnte das verkehrte Bewußtſein der mächtig bewegten Wirklichkeit gegenüber nicht Stich halten und Kant hat ganz Recht, wenn er den weſentlichen moraliſchen (geiſtigen) Fortſchritt an die franzöſiſche Revolution knüpft. Seitdem iſt der Proteſtantismus im Princip geſtürzt und das Programm der Zukunft iſt die Freiheit des menſchlichen Geiſtes, „die Menſchenrechte und die Republik.“

Daß die Jurisprudenz im proteſtantiſchen Staat verkümmern und gänzlich unter der Herrſchaft jenes theologiſchen Princips ſtehen müſſe, liegt am Tage: die Frage nach der Lehrfreiheit betrifft daher nur die Theologie und den theologiſchen Staatsbegriff, den auch Kant in ſeiner Abhandlung noch nicht verlaſſen hat, indem er eine der Wahrheit jenſeitige

Macht nach andern, als den Zwecken der Wahrheit ſelbſt, alſo doch wohl nach unwahren Zwecken, etwa des Egoismus und der Willkur, die Statuten der obern Facultäten feſtſetzen laßt. Alles beruht in dieſer Sache auf der Stellung des allgemeinen Bewußtſeins; und damit dies recht deutlich werde, wollen wir einen Altproteſtanten ſelbſt ſeine Anſicht vortragen laſſen. Wir kommen dadurch zugleich zu unſerm Ziele, denn die innern Widerſprüche dieſes Bewußtſeins heben es unmittelbar auf und geben uns die Nothwendigkeit des neuen Princips nur um ſo mehr zu fuhlen.

In Bran's Minerva vom Mai 1842 S. 312 findet ſich ein Aufſatz, welcher beweiſen will, „daß mit Bruno Bauer ganz ſo geſchehn, wie Rechtens ſei". Indem wir dies unmittelbar zugeben, bleibt uns nur zu unterſuchen übrig, ob der Zuſtand, welcher jetzt noch Rechtens iſt, denn auch vernünftig und vor der ebenfalls rechtmäßig etablirten Bildung unſerer Zeit ſtichhaltig ſei. Hören wir unſern Theologen. Er beweiſ't zuerſt: „Lehrfreiheit ſei nicht möglich. Die Staat müſſe anordnen, was in der Schule gelehrt werden ſolle, er allein konne wiſſen, was ſich mit ſeinem Zwecke verträgt, was nicht."

Es iſt deutlich, daß ihm der Begriff des Staats undeutlich vorſchwebt, d. h. er denkt ihn ſich proteſtantiſch und theologiſch als die jenſeitige Macht und „ſeine Zwecke" als verſchieden von den Zwecken der Lehre oder der Wiſſenſchaft, wahrend es doch klar iſt, daß der Staat, wenn er ſeine Zwecke wirklich am beſten verſteht, eine Wiſſenſchaft derſelben hat und dieſe Wiſſenſchaft frei exercirt, alſo Lehrfreiheit hat und ausübt. Lehrfreiheit hat immer irgend was in der Welt und wenn es wahr wäre, daß der Staat ſie für ſich in Anſpruch nähme, ſo hätte ſie freilich der Staat; und da der Staat, proteſtantiſch gedacht, der Fürſt und ſeine Beamten weſentlich andere Geſchäfte, als das Lehren haben, ſo übertragen ſie die Lehrfreiheit an eigens dazu beſtellte Beamten. Aber jedes

Wort kann eine Lehre ſein, und der Fürſt kann das Reden der Nichtdazubeſtellten nicht hindern, ja er kann nicht einmal die Worte ſeiner Beamten vorher anordnen. Es iſt auch in der That nicht wahr, daß er eine ſolche Abſurdität unternimmt. Die Sache verhält ſich vielmehr ſo, daß der Staat und der Fürſt ſelbſt ein Product des Bewußtſeins und alſo, da das Bewußtſein nicht auf dem Acker wächst, der Lehre iſt; die Schranken der Lehre ſind aber die Schranken des Bewußtſeins, und alle Anordnungen können nur dazu dienen das Bewußtſein auszudrücken, das ohnehin die Welt ſchon beſitzt; nicht einmal die Schranke desſelben können die Anordnungen als Schranke faſſen, dann müßte das Bewußtſein oder der Zeitgeiſt ſeine Schranke kennen, und das heißt ſie bereits hinter ſich haben. Kurz, die Anordnungen ſind in der Wiſſenſchaft und in der Lehre derſelben machtlos, wenn ſie mit dem Bewußtſein ſtreiten, und überflüſſig, wenn ſie es nur ausdrücken, da die Wiſſenſchaft ihr Bewußtſein viel angemeſſener, als in Anordnungen ſelbſt ausdrückt und dies Geſchäft kein Staatsgeſchäft iſt.

„Die Lehrfreiheit könne keine völlige Unbeſchränktheit ſein.“ Der Herr Profeſſor braucht um ſeine Schranke nicht beſorgt zu ſein. Er hat ſeinen Artikel nicht geſchrieben, wie es ihn gelüſtete und wie es ihm eine wüſte Willkür eingegeben, ſondern wie die Beſchränktheit ſeines Geiſtes, d. h. ſeine proteſtantiſche Bildung es ihm vorſchrieb und nothwendig machte. Eine wüſte Willkür, die mit dem Tollſten querein käme, gibt es im Geiſte nicht. Wer nicht verrückt iſt, ſteht unter der Herrſchaft der Vernunft ſeiner Zeit, wenn aber eine ganze Zeit verrückt ſein ſollte, ſo würde der Nichtverrückte ſo machtlos ſein, als der Tolle unter uns. Ließ ſich die Lehre und die Weisheit nicht anordnen, ſo läßt ſich die Tollheit nicht verbieten. Beides aber iſt auch ſehr überflüſſig, denn die Herrſchaft der Vernunft ruht doch nur in ihr ſelber. Die theoretiſche Unvernunft iſt der Irrthum. Der wird nicht durch Verbote beſeitigt, ſondern durch Erkenntniß. Iſt er erkannt und aufgedeckt, ſo verbietet er ſich von ſelbſt.

Der Theologe meint ferner, „einer könnte Verbrechen lehren“. Das kann er. Aber dagegen ſind nicht die Statuten der Univerſität, ſondern die Criminalgeſetze des Staats vorhanden.

Hat er S. 312 bewieſen: die Lehrfreiheit iſt unmöglich; ſo beweiſ't er 334: „die Lehrfreiheit iſt wirklich, der Miniſter Eichhorn hat ſie anerkannt, indem er die Facultätsgutachten über Bruno Bauer einforderte.“ Die Lehrfreiheit unter dem Geſetz des chriſtlichen Gewiſſens ſtimmt allerdings mit dem geheimen Zweck des geheimen Staats, weshalb *dieſe* Lehrfreiheit denn allerdings auch vorhanden iſt und der Miniſter nur fragt, „ob Bruno Bauers Buch unter der Direction des chriſtlichen Gewiſſens geſchrieben ſei“, und eine weitere Anordnung überhaupt nicht gemacht werden kann. Der Conflict iſt nun aber eben dieſer, daß B. Bauer kein anderes Gewiſſen, als das der Vernunft anerkennt und den Beweis führt, daß die Behauptung der Theologen, von dem Gewiſſen der Vernunft nicht weſentlich beherrſcht zu ſein, gewiſſenlos und „ſchamlos“ ſei. B. Bauer behauptet alſo, daß die Theologie innerlich, moraliſch bereits aufgelöſ't ſei, daß alſo auch ihre wirkliche Auflöſung in — directe menſchliche Vernunft und Wiſſenſchaft vorgenommen werden müſſe. Er unternimmt es. Die Theologie proteſtirt.

Ferner S. 336: „Theologie und Jurisprudenz ſind poſitive Wiſſenſchaften, die den letzten Beſtimmungsgrund ihrer Wahrheit in einer Feſtſtellung durch äußere Autorität haben.“ „Aber, heißt es S. 339, in der Theologie kommt alles auf *lebendige* Ueberzeugung von der *Wahrheit* des religiöſen Glaubens an“; alſo, ſollte man denken, kann der letzte Beſtimmungsgrund nur das eigne Denken ſein: aber nein, es wird fortgefahren, „und keiner kann religiöſer Volkslehrer ſein, der nicht einen lebendigen religiöſen Glauben beſitzt.“ „Daher kann die Theologie nicht ſolche Lehrer brauchen, welche die negative Richtung zu einem ſolchen Exceß treiben, wie Bruno Bauer.“ Richtig. So konnte der Pabſt Luthern auch nicht brauchen. Wenn aber der „Exceß“, d. h. das Verlaſſen des chriſtlichen Gewiſſens die Zeit für ſich gewinnt, wie dann? Es werden dann keine Lehrer mehr zu kriegen ſein, „wie ſie die Theologie braucht“, und die Welt wird Lehrer nehmen, wie ſie die Menſchheit und die Vernunft braucht.

Dieſen Streit der Theologie und der Vernunft drückt die Minerva weiter unten ſo aus: „Die practiſche Hauptbeziehung der Theologie iſt Sache des Gemüths und der Geſinnung, des Gefühls und der That; das Wiſſen iſt in ihr untergeordnetes Mittel, weil (!) die Gegenſtände desſelben einer höhern überſinnlichen Ordnung der Dinge angehören, die gar kein Object eines eigentlich wiſſenſchaftlichen Erkennens in beſtimmten Begriffen, Schlüſſen und Beweiſen iſt.“ Nie iſt der Vernunft ſchamloſer ins Geſicht geſchlagen worden, als indem diejenige Wiſſenſchaft, die ausdrücklich erklärt, daß ſie keine ſei und keine ſein könne, den oberſten Rang und die Herrſchaft über die andern in Anſpruch nimmt. Es iſt nicht zu verwundern, daß dieſer Widerſpruch jetzt aufgehoben werden ſoll, ſondern daß er ſo lange hat Stich halten können gegen das Recht der Vernunft.

In der Auffaſſung der Kirche tritt ſodann das politiſche Moment ein. Hier wird nun der Widerſpruch, der mit dem Staat entſtehen müßte, wenn ſich das chriſtliche Princip äußerlich realiſiren wollte, in die reine Phantaſie hineingetrieben. Der Proteſtant ſagt: die Kirche ſoll ſein, aber ſie ſoll kein Staat ſein, die Hierarchie ſoll eben aufgelöſ't werden. „Die Kirche iſt alſo die unſichtbare, das geiſtige Reich des Glaubens, der Glaube an Chriſtus ihr Symbol, die Schrift ſeine Quelle, die jeder ſelbſt auslegt, jeder iſt ſein eigner Prieſter, und Chriſtus das unſichtbare Oberhaupt der Kirche.“ So ſagt die Minerva, und das iſt ganz richtig. Dies Inſtitut iſt nicht drückend, ja es iſt „Gewiſſensfreiheit“ in ihm: „niemand unterwirft ſeine individuelle Ueberzeugung der Beurtheilung anderer“, wird aus Wieſe's Kirchenrecht citirt, und nur das Eine ſteht feſt, die Bibel, die er ſich auslegt, iſt ganz im Allgemeinen heilig.

Wir haben hier alſo eine Gemeinſchaft, die unſichtbar, ein Oberhaupt derſelben, welches ebenfalls unſichtbar und ein Geſetzbuch, welches nur ganz im Allgemeinen heilig iſt. Das Geſetz, welches im Einzelnen kein Geſetz iſt, überläßt alle Menſchen frei ſich ſelbſt. Die Religion iſt hier eine Sache der Innerlichkeit, jeder Einzelne hat ſie für ſich, und da im Proteſtantismus keine Gemeinſchaft vorhanden iſt, der ſich der Einzelne zu widmen hätte, da es nur auf ſein egoiſtiſches „Seelenheil“ ankommt, ſo gibt es im Proteſtantismus nur Einzelne, nur Privatleute und keine andere Freiheit als die „Gewiſſensfreiheit“, d. h. innerliche Privatfreiheit. Die einzige reelle Organiſation, zu der es gekommen, iſt die der Wiſſenſchaft (denn die „Seelſorger“ gehören der Staatsverfaſſung an). Statt des Kirchenſtaates, den der Proteſtantismus auflöſ't und in den weltlichen Staat aufgehen läßt, drängt er alſo zu einer Organiſation des unſichtbaren Reiches, und dies iſt das der Wiſſenſchaft, dargeſtellt durch die Univerſitäten und die Litteratur.

Dies Reich, das nun, da die Geiſtlichkeit als Kirchenſtaatsdienerſchaft ihren Sinn verlor, nothwendig ein geiſtiges werden und alles beherrſchen und umfaſſen mußte, erſcheint auf den erſten Blick als eine Auflöſung in gänzliche Anarchie, während früher das geiſtige Reich, die Hierarchie, wunderbar geordnet und regiert war. Aber die ſcheinbare Anarchie iſt die wirkliche Freiheit, in deren Bereich die Vernunft mit ſo unerbittlicher Sicherheit herrſcht, daß niemand in ihm eine

Macht zu erringen vermag, der ſie nicht verdient und jeder, der ſie verdient, ſie auch erringt. (Siehe oben die Abhandlung über die Preßfreiheit.)

Und was iſt nun die Lehrfreiheit?

Die Anwendung dieſes im Ganzen ſchon vorhandenen Verhältniſſes der abſoluten Vernunftherrſchaft auf die Univerſitäten. Wir brauchen dazu allerdings Univerſitäten, die von aller Rückſicht auf die Praxis völlig frei ſind, weil es von vorn herein das einzig richtige Verhältniß iſt, wenn von den Werkſtätten, wo ſich das neue Bewußtſein bildet oder wenigſtens bilden ſoll, die Praxis beherrſcht wird, nicht umgekehrt, wenn von practiſchen Inſtituten die Wiſſenſchaft und die Wahrheit beherrſcht werden.

Wird alſo das Princip der philoſophiſchen Facultät, die Wahrheit, zum allgemeinen erhoben, ſo iſt der Organismus der Univerſitäten der richtige. Die Zunftverfaſſung iſt dann aufgehoben. Jeder darf lehren, was er verſteht, und wir haben zwar ſpecielle Fächer in der Univerſitas, wie jetzt innerhalb der philoſophiſchen Facultät ſelbſt, aber dieſe Specialitäten, wie jetzt Philologie, Phyſik, Mathematik, Philoſophie ſelbſt, bilden keine Zünfte und Corporationen, ſie werden nur von den in ihnen ſich hervorthuenden Lehrern gebildet, und der Uebergang von einem Zweige zum andern koſtet nur die Mühe, ſeiner Herr zu werden und in ihm ſich geltend zu machen. Dies Verhältniß für die ganze Univerſität in Anwendung gebracht, iſt Aufhebung der Zünfte und Reform der Univerſitäten.

Das Individuum iſt hier zunächſt Docent, wenn es zeigt, daß es der überlieferten Wiſſenſchaft gewachſen iſt, ſie im Beſitz hat und mit ihr zu arbeiten weiß. Dies entſcheiden die bereits bewährten Docenten. Nun verſuche man es, ſich geltend zu machen. Eine weitere Controlle iſt nicht möglich, findet ſich auch nirgends wirklich vorgeſchrieben. Die öffentliche

Geltung des neu zugelaſſenen Docenten hängt rein von der Sache ab, da er keine Autorität iſt; und die wahre Macht gewinnt er doch nur durch die Anerkennung von Seinesgleichen in der Litteratur und durch ſeine Stellung zu dem öffentlichen Bewußtſein der Zeit. Von dieſem hängt das Bewußtſein der Zuhörer überall, wo es nicht von der practiſchen Rückſicht beſtimmt wird, entſchieden ab. Und dies iſt ganz in der Ordnung, da die Studenten über den Werth der Probleme nur dadurch aufgeklärt werden können, daß ſie dieſelben im öffentlichen Bewußtſein, wo ſie ſelbſt ſich an die Geſchichte anknüpfen, vorfinden.

Das Verhältniß der Univerſität zur Litteratur und zum öffentlichen Bewußtſein der gelehrten Welt überhaupt beweist, daß nicht mehr die Univerſitäten den öffentlichen Geiſt, ſondern dieſer die Univerſitäten beherrſcht, weßhalb denn auch die Preßfreiheit viel wichtiger erſcheinen muß, als die Lehrfreiheit. Die Bauerſche Angelegenheit iſt nur der Ausdruck dieſer Sachlage. Erſt mit der öffentlichen Geltung durch den Druck „der evangeliſchen Geſchichte der Synoptiker“ trat die Colliſion ein und wurde als ſolche behandelt.

Man hat Bruno Bauer nun gerathen, und die Minerva thut es auch, er möge in die philoſophiſche Facultät übergehen, ohne Zweifel weil man denkt, dieſe habe eben dem Princip nach Lehrfreiheit. Aber ſie hat ſie der Organiſation der Univerſitäten nach keineswegs. Sie iſt Zunft neben Zünften. Bruno Bauer würde in ihr über die Synoptiker, über Werth und Gehalt der Bibel nicht leſen dürfen, über Dogmatik nun vollends nicht, und wenn es wahr iſt, daß ſich für ſolchen Inhalt philoſophiſche Titel finden laſſen, ſo iſt es eben ſo wahr, daß die Nothwendigkeit eines ſolchen Schleichhandels nur wiederum die Lehrunfreiheit beweist, weil Zunftzwang und keine wahre und wirkliche Univerſitas Litterarum vorhanden iſt, wie z. B. in der Litteratur, wo Niemand fragt, iſt der

Verfaſſer denn vermöge ſeiner Zunft berechtigt, dieſen Gegenſtand zu behandeln, ſondern nur, iſt er vermöge ſeines Geiſtes und Wiſſens berechtigt.

Wir haben geſehen, daß die Lehrfreiheit des Proteſtantismus unter der Herrſchaft des chriſtlichen Gewiſſens und die darauf beruhende Zunftverfaſſung der proteſtantiſchen Univerſitäten mit dem Begriff der wiſſenſchaftlichen Freiheit in Colliſion getreten iſt. Dieſe Colliſion, die ſchon lange vorhanden, aber erſt durch die Litteratur der neuſten Philoſophie geſchärft und mit Entſchiedenheit anerkannt worden iſt, wurde durch Bruno Bauer in die Theologie ſelbſt und auf die Univerſität verpflanzt. Die Facultäten haben ſeine Schrift über die Synoptiker förmlich verdammt, und die Regierung ihn wegen Mangels an einem chriſtlichen Gewiſſen, nicht wegen wiſſenſchaftlicher Unfähigkeit, die theologiſche Licentiatur entzogen.

Die Angelegenheit iſt hiemit ein Gegenſtand des öffentlichen Bewußtſeins und die Colliſion eine hiſtoriſche Thatſache geworden, indem die Facultäten ſelbſt erklärt haben, daß nicht die Wiſſenſchaft und das rückſichtsloſe Gewiſſen der Vernunft, ſondern das chriſtliche Gewiſſen und die Rückſicht auf das Chriſtenthum ihr Princip iſt.

Allerdings löst B. Bauer die Theologie und die theologiſche Methode auf; aber dieſe Auflöſung zeigt zugleich, wie ſehr die Theologie ſelbſt ſchon in der Auflöſung begriffen iſt.

Nichts kann die Colliſion augenfälliger machen, als das Buch: „Hegels Lehre von der Religion und Kunſt; vom Standpunct des Glaubens aus beurtheilt. Leipzig, bei Otto Wigand, 1842“, welches B. Bauers Synoptiker förmlich auf dieſe Ketzerei verklagt. So S. 40: „Erſt bekämpft er die Theologen, welche die vier Evangelien fertig vor ſich liegen haben, d. h. die kirchlichen Theologen, die ſich bis auf unſere Zeit bemüht haben, unſere Augen für das heilige Wort

Gottes weiter zu machen. Wenn er ihre Kunſtgriffe, Lügen und Heucheleien, wie er ſich ausdrückt, aufgedeckt, ſo beginnt er denſelben Kampf gegen das theologiſche Bewußtſein, wie es ſich in denjenigen Theologen ausgeprägt hat, die nicht alle vier, ſondern nur drei oder zwei Evangelien vor ſich liegen hatten, d. h. gegen Johannes und Matthäus. Wenn er dieſe aufgelöſt und im Vorbeigehen auch dem Lucas einen Stoß verſetzt hat, kommt er zu Marcus, um deſſen noch religiöſe Reflexion und Plaſtik, wie er es nennt, d. h. im Grunde deſſen Truggewebe gleichfalls auseinander zu reißen und als bloß ſchriftſtelleriſches Machwerk zu beweiſen.“ „Iſt er ſo bis in das Heiligthum der Religion vorgedrungen, ſo ergötzt er ſich daran, daſſelbe zu profaniren und als ein freies, menſchliches Gebäude zu betrachten und den Leſern als ein ſolches zu beweiſen.“

„Bauer nennt die proteſtantiſche und überhaupt theologiſche Schrifterklärung „jeſuitiſch“. Die theologiſche Auslegung der Bibel, d. h. diejenige Auslegung, welche die Wahrheit der Schrift vorausſetzt, meint er, muß nothwendig jeſuitiſch ſein, weil

1) in der Bibel Beſtimmungen ſich vorfinden, die ſich widerſprechen und beide doch als gleich poſitiv anerkannt ſein wollen, alſo ihr Widerſpruch nur dadurch aufgelöſt werden kann, daß keine von beiden Seiten rein als ſolche anerkannt wird, d. h. jede von beiden in gleich illuſoriſcher Weiſe verflüchtigt oder gemißhandelt wird.

2) Muß dieſe Auslegungsart jeſuitiſch ſein, weil die Ausleger die ſtarren, poſitiven Angaben der Schrift als ewige, unerſchütterliche Wahrheiten betrachten, vorausſetzen und dennoch entweder in ihrer Menſchlichkeit überhaupt oder in den Anſichten der fortgeſchrittenen Zeitbildung, der ſie ſich doch nicht ganz haben verſchließen können, Vorausſetzungen beſitzen,

die den bibliſchen widerſprechen, die ſie aber dennoch nicht ganz aufgeben können, alſo trotz der bibliſchen Wahrheiten durchſetzen müſſen, d. h. weil ſie nun die bibliſchen Beſtimmungen in demſelben Augenblicke *verletzen*, wo ſie ſich den *Schein* geben, als wollten ſie dieſelben *auslegen* und ſogar *befeſtigen*, während ſie doch ihre modernen Anſichten durchſetzen und dieſe freilich wieder nicht rein ausſprechen und durchſetzen können, da ſie ja dieſelben mit den bibliſchen Beſtimmungen in Einklang ſetzen wollen.“ „*Das iſt der nothwendige Jeſuitismus der Theologen.*“

B. Bauer hat in den Synoptiken dies im Einzelnen nachgewieſen, und zuerſt ohne alle theologiſche Vorausſetzung die Compoſitionen der Evangelien, die wir vor uns haben, ihr Verhältniß zu einander, ihren Urſprung und ihren Inhalt unterſucht. Er hat, mit einem Wort, eine theologiſche Gewiſſenloſigkeit begangen, weil er die „*theologiſche*“ Gewiſſenhaftigkeit für Jeſuitismus und Unſittlichkeit erkennt; er iſt rein ſeinem wiſſenſchaftlichen, d. h. dem Gewiſſen der Vernunft gefolgt; und dieſe Lehrfreiheit, welche der Litteratur heutiges Tages nicht mehr ſtreitig gemacht, nur partiell und ohne Erfolg verkümmert werden kann, hat er in das veraltete Zunftweſen der Univerſität verſetzt, hat er innerhalb der theologiſchen Facultät ſelbſt geltend zu machen geſucht.

Die Facultäten haben dieſe ihre Zurückführung zur wahren Freiheit und Sittlichkeit verſchmäht; die Wunde iſt alſo offen, und die Frage war von nun an die: wird die menſchliche Freiheit und Sittlichkeit oder der theologiſche Jeſuitismus den Sieg davon tragen? Bis zu dieſer Tiefe ſchneidet die Colliſion ein. Es ſind zwei Welten, die in ihr auf Tod und Leben ſich begegnen: von der einen Seite die Welt der Humanität und der Vernunft, von der andern die Welt des ungekehrten Bewußtſeins oder der chriſtlichen Weltanſchauung, welche die Freiheit der menſchlichen Vernunft und damit das Princip der ganzen Freiheit, die das Herz unſerer Zeit bewegt, nicht anerkennt.

Die Reform der Univerſitäten, die Reform des jenſeitigen Staats, die Reform des ganzen abſtracten, hohlen und jenſeitigen Weltbewußtſeins, ein neues Leben und ein neuer Geiſt, die Welt der wahren Freiheit und Sittlichkeit — nichts Geringeres liegt in dieſer Colliſion zu Grunde; und es iſt ſchon aus der bloßen Exiſtenz der Colliſion, ſo wie aus dem Muthe, mit dem ſie herbeigeführt und geltend gemacht wird, zu ſehen, daß die neue Welt in den Köpfen der Menſchen, wenn auch noch nicht ſogleich in den Inſtitutionen und Lebensformen, bereits eine achtungswerthe Exiſtenz als Wirklichkeit gewonnen hat.

Es iſt möglich, daß Deutſchland an ſeinen verroſteten und unſittlichen Formen noch einmal und gründlich untergeht; ſeine Bildung aber und ſeine radicale Freiheit wird das Palladium aller Zukunft und aller Völker ſein, denn ſie iſt es ſchon.

Arnold Ruge.

II.

1842 n. Chr. und 399 v. Chr.

Die evangeliſch-theologiſche Facultät zu Bonn hat geklagt, daß der Licentiat Bruno Bauer in Schrift und Lehre Principien ausſpreche und durchführe, die von dem Beſtande der chriſtlichen Wahrheit in ihrer jetzigen Faſſung völlig abwichen und deßhalb dem Glaubensfundamente jeder theologiſchen Facultät und ihrer Aufgabe auf das Beſtimmteſte widerſprächen. Sie hat in Folge deſſen es für begründet erachtet, daß die Behörde ihm nicht bloß die Beförderung zu einer Profeſſur in einer theologiſchen Facultät verſage, ſondern auch die ihm verliehene Licenz als Privatdocent an der evangeliſch-theologiſchen Facultät zu lehren wieder entziehe. Widerſpricht nun wirklich Bruno Bauers Lehre dem Glaubensbeſtand der jetzigen evangeliſch-theologiſchen Facultäten? Ja. Iſt alſo die Bonner theologiſche Facultät nicht in ihrem guten Rechte, daß ſie klagte und auf Suſpenſion antrug?

In dem Staatsarchive zu Athen wurde noch in ſpäter Zeit folgende Anklage aufbewahrt: Melitos, des Melitos Sohn aus Pitthos, erhebt gegen den Sokrates des Sophroniskos Sohn aus Alopeke dieſe Schriftklage und beſchwört ſie mit dem Eid für Gefährde: Sokrates begeht ein Staatsverbrechen, indem er an die Staatsgötter nicht glaubt, dagegen andre neue Götter einführt; er begeht ein Staatsverbrechen auch, indem er die Jugend verdirbt. — Strafantrag: Tod. Gefährdete nun Sokrates wirklich den Glauben an die vaterländiſchen Götter, lehrte er die Jugend wirklich Dinge, die der alten hergebrachten Sitte widerſprachen? Ja. War demnach Melitos, des Melitos Sohn aus Pitthos, nicht in ſeinem guten Rechte, daß er klagte und auf den Tod antrug?

Die Heliaſten zu Athen und das Miniſterium des Cultus und des Unterrichts zu Berlin haben gerichtet: Sokrates wurde verurtheilt, Bruno Bauer iſt ſuſpendirt; die evangeliſch-theologiſche Facultät zu Bonn hat ihr Recht behauptet, wie Melitos des Melitos Sohn zu Athen.

Oder hatte Melitos nicht ein Recht, den Mann dem Staate als gefährlich anzuzeigen, der ſein Gewiſſen höher achtete, als die ſittlichen Mächte außerhalb ſeiner? Der Geiſt des atheniſchen Volks an ſich, ſeine Verfaſſung, ſein ganzes Beſtehen beruhte auf dem Sittlichen, auf der Religion, auf dem, was an und für ſich ein Feſtes, Beſtehendes. Sokrates aber legte das, was das Wahre iſt, in das Entſcheiden des innern Bewußtſeins; dies Princip lehrte er und brachte es in ein lebendiges Verhältniß. Und er ging umher und zupfte die Jugend bei den Aermeln und lehrte ſie Sitte, Herkommen und Geſetz ſelbſtſtändig zu prüfen, und jagte ihr die Schamröthe auf die Wangen, indem er ihr zeigte, wie ihr Wiſſen, ihr hergebrachter Glaube, die alten Vorſtellungen der Väter, die ſie für unumſtößlich, für heilig gehalten hatte, halt- und widerſtandlos, nichts als Irrthum wären. Und hatten nicht die Atheniſchen Heliaſten ein Recht, den Mann zu verurtheilen, der die Haltloſigkeit der Grundlagen des griechiſchen Staates und der griechiſchen Religion unwiderſprechlich nachwies?

Sie hatten ein Recht, und ſie haben es ausgeübt.

Wir aber kennen ein höheres Recht, einen höhern Richter. Die Weltgeſchichte iſt das Weltgericht. Die Weltgeſchichte aber hat anders gerichtet. Sie drückte das Brandmal der Schande auf Melitos Stirn und übergab ihn der Vergeſſenheit; ſie brach den Atheniſchen Staat und die Tempel ſeiner Götter, und ſprach den Fluch über die Verurtheilung des Sokrates; ſie ſchrieb des Sokrates Namen mit goldner Schrift in ihre Bücher und erhob ihn zu einem Heros der Menſchheit.

Wie? iſt denn die Weltgeſchichte eine ungerechte Richterin? Hatte nicht Melitos Recht zu klagen? Er hatte Recht, aber das Recht der Beſchränktheit; die Weltgeſchichte kennt nur das Recht der Freiheit. Man konnte Sokrates nicht widerlegen, ſeine Worte lehrten Wahrheit; aber dieſe Worte untergruben das Fundament, auf dem man feſtgewachſen war, auf dem man ſtehen und fallen ſollte; darum verklagte. darum verdammte man den Sokrates und — ging unter.

Hat nun nicht auch die evangeliſch-theologiſche Facultät zu Bonn ein Recht, den Mann anzuklagen, der nicht bloß durch Behauptungen, ſondern durch ſcharfſinnige Beweiſe die fundamentalen Sätze zerſtört, auf welchen das Gebäude der Theologie aufgeführt iſt, und der den jungen evangeliſchen Theologen Anſichten und Lehren mittheilt, die das Gegentheil der Theologie ſind? Sucht Bruno Bauer nicht nachzuweiſen, daß auch kein einziges Atom in den Evangelien geſchichtlich, daß vielmehr Alles freies ſchriftſtelleriſches Product der Evangeliſten iſt, daß die Evangeliſten in Einer Reihe ſtehen mit Homer und Heſiod, die nach Herodot den Griechen ihre Götter gemacht haben? Stellt er nicht das menſchliche Selbſtbewußtſein als den allmächtigen Schöpfer der heiligen Geſchichte auf? — Gewiß ſie hat ein Recht. Die evangeliſch-theologiſche Facultät zu Bonn hat das Recht des Melitos, Sohn des Melitos, zu Athen, das Recht der Beſchränktheit. Sie hat ihren Licentiat angeklagt und, ſo weit es von ihr abhing, verdammt; ſie ſelbſt aber — doch wir greifen der Weltgeſchichte nicht vor; ſie wird richten, und ſie wird nicht Jahrhunderte mit ihrem Urtheilſpruche warten, ſo wenig ſie bei den Athenienſern wartete; ihr Puls klopft ſchnell, raſch eilt ihr Fuß; noch kurze Zeit, und ſie hat gerichtet.

Ihr Männer von Athen, warum habt ihr alſo gehandelt? Es gab eine Zeit, wo ihr die unmittelbare Gegenwart und Forteriſtenz der Götter und Heroen in dem Geblüte eurer Edlen als die ſittliche Grundlage des Staates betrachtetet. Es gab dieſe Zeit und ſie ging vorüber. Und es kam eine Zeit, wo ihr die erwerbende Thatkraft des Mannes und den dadurch erkämpften materiellen Beſitz als die Baſis bürgerlicher Ordnung feſtſtelltet. Es kam dieſe Zeit, und ſie ging vorüber. Darauf folgte die Zeit, wo ihr den unbefangenen Sinn und praktiſchen Blick des Individuums als die wahre ſittliche Macht des Staates anſahet, und in dieſer Zeit glaubt ihr euch noch zu befinden. Nun ſeht, jetzt tritt ein Mann auf, und beweist euch, daß die Moralität, das Gewiſſen, daß der denkende Geiſt die ſittliche Grundmacht des Staates iſt; und ihr verdammt ihn als einen Revolutionär? Und es gab eine Zeit, wo ihr die dunkeln Mächte der Natur, die ſchaffenden, entzückenden und ſchreckenden Gewalten des Himmels und der Erde, geſtalt-, oft namenlos anbetetet. Und wiederum gab es eine Zeit, wo die ſchönen, heitern, plaſtiſchen Götter des Olymps die alten Gottheiten ſtürzten und das Regiment der Welt ihren widerſtrebenden Händen entwanden. Ihr aber glaubtet an die neuen Götter. Und ſie kamen herab und wandelten unter euch und vermählten ſich mit euren Töchtern, und ſie ſahen aus, wie ihr; ſie ſprachen, ſie ſcherzten und lachten; ſie zürnten und liebten und kämpften, wie ihr. Und nun ſpricht jener Mann, das, was in eurem Buſen lebt und euch zur Tugend treibt, vom Böſen zurückhält, das iſt die wahre göttliche Macht; und ihr verurtheilt ihn als einen Atheiſten? Iſt es ſo ſchwer, die Geſchichte zu verſtehen? Und doch, wer die Geſchichte nicht mehr verſteht, hört auf, eine Geſchichte zu haben. Doch warum reden wir zu den Todten?

Ihr Männer zu Bonn, warum habt ihr das gethan? Wir wollen euch nicht verweiſen auf die Stadien der Entwickelung der proteſtantiſchen Wiſſenſchaft, wie ſie geworden und was ſie geworden. Wir fragen nur: iſt das der unüberwindliche Glaube, das felſenfeſte Vertrauen auf die Macht der Wahrheit? Vergrabt ſie in die Tiefe der Erde, und ſie ſteigt in Blumen und Gräſern in die Höh'; ſchließt ſie in Stein und Erz, und ſie geſtaltet es zu ihrem Abbild; verhüllt ſie in die tiefſten Schlupfwinkel des Herzens, und ſie leuchtet aus den Augen hervor; bergt ſie in Thränen und Seufzer, und zu ihrer Zeit rollt ſie wie der Donner des Himmels. Wer wagt es, die Wahrheit zu unterdrucken, oder vielmehr, wer kann ſie unterdrücken? Sie macht jeden Verſuch zu Schanden, jeder Verſuch dient nur zu ihrer Befruchtung und Verherrlichung. Nun, ihr ſagt, ihr lehrt die Wahrheit; ihr lehrt ſie mit Glauben und Vertrauen; ihr flößt eurer Jugend eine Weisheit ein, die nicht bloß den Examinatoren muthig ins Auge zu blicken weiß, ſondern die auch der Fels des Lebens ſein ſoll, an welchem die tobenden Fluthen der widerwärtigſten Geſchicke, der bitterſten Nöthe und Gefahren machtlos zerſchellen ſollen. Ihr lehrt eine Weisheit, die nicht der trüben Abgeſchloſſenheit, dem finſtern Geheimniß ihre Erhaltung zu danken behauptet, ſondern die das Licht des Tages, die Luft des Lebens, den freien Blick des Geiſtes vertragen kann. Wie? und dieſe Weisheit fürchtet die Afterweisheit, die Lüge? Strahlt doch das Licht am hellſten in dem Schatten, glänzt doch der Weiſe am meiſten unter Thoren, ſiegt doch der Starke am leichteſten über die Schwachen. Glaubt ihr, Tugend zu beſitzen, ſo wünſcht euch die Röthe des Lebens, um ſie zu bewahren; glaubt ihr Vertrauen zu eurer Wahrheit zu haben, ſo wünſcht euch den Zweifel, wünſcht euch den Kampf mit der Lüge, um ſie zu erhärten. Kämpft auch der Gegner mit noch ſo viel Kraft, Gewandtheit und Scharfſinn, deſto glänzender der Sieg des wahren Princips; ihr wißt es ja, der Gegner ſteht auf einem falſchen Boden; alle ſeine glänzenden Mittel müſſen nur dazu beitragen, ſeinen Untergang und euern Triumph zu beſchleunigen; wollt ihr alſo nicht den Worten des weiſen Gamaliel folgen und ihn ruhig dulden, ſo kämpft, ihr wißt es ja, die Palme kann euch nicht fehlen; wiſſenſchaftliche Wahrheit kann durch den Kampf nur gewinnen, ſie wird durch ihn in einer Klarheit, einem Vertrauen, einer Energie erhoben, wie ſie ſie vor dem Kampfe nicht kannte.

Und hängt nicht an euerm Munde eine friſche, unverdorbene Jugend, deren wahrheitsdurſtige, unbefangene Natur noch helle Augen und offene Ohren für die lautere Wahrheit hat? Geſetzt aber, ſie würde durch die Scheingründe der Unwahrheit verwirrt, ſie würde durch die Schmeicheltöne menſchlicher Vernunft verlockt und berückt — wo könnte ſie gefahrloſer dieſer Gefahr ausgeſetzt werden, wo könnte man ſie ſorgloſer die genaue Bekanntſchaft des Erbfeindes machen ſehen, als da, wo ihr die würdigen Zeugen der Wahrheit ſtets zur Seite ſtehen, und wo ſie immer in den Stand geſetzt iſt, einen vergleichenden Blick in den Spiegel der Wahrheit zu werfen und den Rath des Verſtändigen zu vernehmen? Wenn die Spartaner ihren Söhnen trunkene Heloten vorführten, meinten ſie damit die Sittlichkeit der Jünglinge zu ſchwächen oder zu ſtärken? Nun wohl, es ſcheint, daß die evangeliſch-theologiſche Facultät nicht ſo viel Vertrauen auf ihren Glauben hat, als die Spartaniſchen Männer auf ihre Sittlichkeit hatten.

Haltet euch nicht für geſichert durch die weltliche Macht auf eurer Seite. Es iſt ſchon, von dieſer Macht anerkannt, geehrt und gefeiert, mit Aemtern und Titeln, mit Geld und Orden überhäuft zu werden; aber es iſt noch ſchöner, einzig auf ſeinem Gewiſſen ſtehend, trotz dieſer weltlichen Macht zu ſiegen. Wir haben geſehen, daß Sokrates, des Sophroniskos Sohn, aus Alopeke, von den Athenern verdammt wurde, und dennoch bezwang ſeine Weisheit die Athener und ihren Staat; wir haben geſehen, daß Jeſus von Nazareth, des Zimmermanns Sohn, im Namen des Kaiſers und des Hohenprieſters an das Kreuz genagelt wurde, und dennoch hat ſeine Lehre Rom und den Tempel überwunden; wir haben geſehen, daß Martin Luther, des Bergmanns Sohn aus Eisleben, von Kaiſer und Papſt geächtet und gebannt wurde, und dennoch, was Anderes hat das Reich und die Kirche gebrochen, als die Reformation? Wir haben geſehen, daß Ch. Wolf, daß Fichte vertrieben, daß Kant bedroht wurde, und wer hat geſiegt? Hat Wöllner und das Religionsedict geſiegt? Ihr lächelt und meint, hier ſei nicht vom Schierlingsbecher, vom Kreuz, von Bann und Aechtung, nicht von Vertreiben und Verfolgen die Rede. Ganz recht. Jede Zeit ſpricht ihre beſondere Sprache, jede hat ihre beſondern Straf- und Regierungsſyſteme; der Brauch iſt verſchieden nach der Temperatur der Köpfe und Zeiten, aber ſeine Bedeutung iſt ganz dieſelbe. Nennt ſich eine Wahrheit eine wiſſenſchaftliche Wahrheit, kann ihr dann wohl irgend eine Behauptung, irgend eine Erkenntniß ſchaden? Muß ſie nicht durch jede, wenn ſie auch noch ſo feindſelig ſcheinen ſollte, gewinnen an Klarheit und überzeugender Kraft? Verliert ſie dagegen nicht dieſe Macht der Ueberzeugung, wenn ſie neue wiſſenſchaftliche Behauptungen nicht mit ihren eignen Waffen bekämpft, ſondern zur äußerlichen Gewalt ihre Zuflucht nimmt? Gibt ſie ſich damit nicht ſelbſt auf, verzichtet ſie nicht auf ihre Realität? — Ihr habt euch ſelbſt ein Armuthszeugniß ausgeſtellt, und ſcheint ferner keinen Anſpruch mehr zu machen auf die Walhalla wiſſenſchaftlichen Ruhmes, ſondern auf das Hoſpital.

M. F.

D.

Politiſche Freiheit.

I.

Fichte und die Revolution.

Daß Fichte die „Wiſſenſchaftslehre" geſchrieben, daß er in Berlin „Reden an die deutſche Nation" und viele andere Vorleſungen gehalten, daß er bei ſeinen Lebzeiten als Atheiſt und nach ſeinem Tode als Demagog in Unterſuchung geweſen, wiſſen Alle, die von ihm gehört haben. Weniger bekannt iſt, daß er auch ein gewaltiges Buch über die franzöſiſche Revolution in die Welt geſandt hat, und von den Wenigen, die daſſelbe dem Namen nach kennen, haben es die Wenigſten geleſen. Und doch hat es bei ſeinem erſten Erſcheinen (1793) nicht geringes Aufſehen erregt, obgleich nur ein einziges deutſches Journal, die „Schleswig'ſche Monatsſchrift" das erſte Heft einer Anzeige würdigte; 1795 erlebte es eine zweite Auflage und wurde ſpäterhin zwar nicht die Veranlaſſung, wohl aber der eigentliche Grund zu den bekannten Verdächtigungen und Verfolgungen Fichte's. „Es iſt nicht mein *Atheismus*", ſchreibt er ſelbſt, „ſondern mein *Demokratismus*, den ſie gerichtlich verfolgen. Hier bedarf es keiner Muthmaßungen und keines Rathens. Die Triebfeder jener Anklage iſt klar, iſt notoriſch: nur daß Keiner den Namen des Dinges ausſprechen will. Ich bin überhaupt nicht gemacht, um hinter dem Berge zu halten, und ich will es beſonders hier nicht: indem ich dieſer Angriffe nunmehr müde bin, und für *dieſes*

Mal mir entweder Ruhe verſchaffen will für mein ganzes übriges Leben, oder muthig zu Grunde gehen. Ich alſo will es ſein, der den Namen dieſes Dinges ausſpricht. Ich bin ihnen ein *Demokrat*, ein *Jacobiner*, dies iſt's. Von einem ſolchen glaubt man jeden Gräuel ohne weitere Prüfung; gegen einen ſolchen kann man gar keine Ungerechtigkeit begehen. Hat er auch dieſes Mal nicht verdient, was ihm wiederfährt; ſo hat er es doch ein andermal. Recht geſchieht ihm auf jeden Fall, und es iſt *politiſch*, die das wenigſte Aufſehen erregende, die *popularſte* Anklage zu ergreifen."

Wie und wodurch die Schrift in der Folge faſt ganz in Vergeſſenheit gerathen, ergibt ſich leicht. Fichte ſelbſt hatte in ſeinen ſpäteren Verhältniſſen kein Intereſſe, dieſelbe wieder hervorzuziehen; auch hätte ſie während der Kaiſerzeit unmöglich Anklang finden können. Ob ſie übrigens vom deutſchen Reichstage oder einzelnen deutſchen Regierungen im Geheimen unterdrückt werden iſt, weiß ich nicht; doch ſcheint das aus einigen Aeußerungen Fichte's hervorzugehen. Jedenfalls iſt ſie jetzt beinahe als verſchollen zu betrachten, und ich habe Zuhörer und Verehrer Fichte's geſprochen, welche von ihr nicht einmal gehört hatten.

Es heißt alſo wahrlich nicht, den unberufenen Beſchwörer ſpielen, wenn man einmal wieder auf dieſelbe hinweiſ't. Sie verdient es, nicht blos ihres Urhebers, ſondern auch ihres Inhalts wegen. Sie iſt keine unſchuldige literariſche Merkwürdigkeit, ſondern — wenn wir einzelne Andeutungen und Entwickelungen Hegels ausnehmen — bis auf den heutigen Tag das Bedeutendſte, das Gründlichſte, das Radicalſte, was je ein Deutſcher über die franzöſiſche Revolution geſchrieben hat. Auch aus andern Gründen dürfte es zeitgemäß ſein, das Andenken an dieſelbe zu erneuen. Jetzt, wo der Drang nach freier politiſcher Entwickelung in uns Deutſchen lebendiger und ſich ſelbſt klarer iſt als jemals, wird die Stimme des reinſten, entſchiedenſten, charactervollſten deutſchen Philoſophen mehr Anklang finden und beſſer verſtanden werden als ehemals. Nicolai hat zwar prophezeit, daß nach dem Jahre 1840 Niemand mehr von Fichte reden werde und ſpäter dieſen Termin noch bedeutend verkürzt; indeſſen ſcheint gerade erſt etwa ſeit jenem Jahre das deutſche Volk dahin gekommen zu ſein, Fichte's Streben in ſeinem ganzen Umfange zu begreifen und zu würdigen, — zu begreifen, was es nicht blos in der Wiſſenſchaft, ſondern auch in der Religion und Politik, in Kirche und Staat heißt: Ich bin Ich.

Das Buch iſt, wie geſagt, im Jahre 1793 erſchienen, alſo nach der Hinrichtung Ludwigs XVI, das zweite Bändchen ſogar erſt nach dem Sturz der Gironde, mithin während der ſogenannten Schreckenszeit, als die meiſten übrigen Deutſchen ihre Sympathien für die Revolution bereits aufgegeben hatten, und es iſt bemerkenswerth, daß auch ſpäter, als der Terrorismus ſeine äußerſte Höhe erreichte, als der „Schrecken im Schrecken“ eintrat, Fichte niemals die Hoffnung aufgegeben hat, daß wenn der Sturm ausgetobt und die Leidenſchaften des Parteikampfes vorüber wären, ſich aus jener Umwälzung die wahre geſetzliche Freiheit und das rechte Mittel, ſie zu erhalten, entwickeln würden. Auch iſt es nur um wenige Monate früher verfaßt als gedruckt; er begann dasſelbe während ſeines Aufenthaltes zu Danzig und ſetzte es zu Zürich fort. Er ſchrieb es, wie er ſelbſt ſagt, „während er als Gaſt in einer kleinen nordiſchen Republik lebte, von welcher aus er in den Tagen, da ſie verſchlungen wurde, nach einer ſüdlich gelegenen Republik abreiſte, von Unwillen hingeriſſen über die Uebertreibungen, die ſich damals die Vertheidiger der geſetzloſen Willkür der Mächtigen erlaubten.“ Uebrigens iſt es nur Fragment und das dritte, von ihm verſprochene Bändchen, wie es ſcheint ohne ſeine Schuld, niemals erſchienen. Auch hat er ſich nicht auf dem Titel genannt, doch die Schrift ſelbſt nie abgeleugnet, wie er denn überhaupt gleich anfangs nur einſtweilen als Verfaſſer unbekannt bleiben wollte. „Ich gebe dem Publikum hiermit mein Ehrenwort“, heißt es in der Vorrede, „daß ich entweder noch bei meinem Leben ſelbſt, oder nach meinem Tode durch einen andern mich zu dieſer Schrift bekennen werde. Meine ſchriftſtelleriſche Grundregel iſt: ſchreibe nichts nieder, worüber du vor dir ſelbſt erröthen müßteſt und die Probe, die ich hierüber mit dir anſtelle, die Frage: könnteſt du wollen, daß dein Zeitalter, und, wenn es möglich wäre, die geſammte Nachwelt wüßte, daß du das geſchrieben haſt? Dieſer Probe habe ich gegenwärtige Schrift unterworfen, und ſie hat ſie ausgehalten. Mein Herz verböte mir alſo nicht, mich zu nennen. Daß aber zu einer Zeit, wo ein Gelehrter ſich nicht ſcheut, in einer Recenſion einen andern Gelehrten des Hochverraths anzuklagen, und wo es Fürſten geben könnte, die eine ſolche Klage aufnahmen, die Klugheit jedem, dem ſeine Ruhe lieb iſt, es verbiete, wird der Leſer einſehen.“

Zunächſt iſt die Schrift gegen Rehbergs viel geprieſene „Unterſuchungen über die franzöſiſche Revolution“ gerichtet, welcher die letztere nach den Principien des ſogenannten hiſtoriſchen Rechts beurtheilt und dabei ähnliche Grundſätze ausgeſprochen hatte, wie ſpäter H. von Haller, wenn auch nicht mit ſolcher Entſchiedenheit und Schamloſigkeit. Doch iſt ſie nur an wenigen Stellen eigentlich polemiſch, ſondern faſt durchgehends freie, poſitive Entwickelung. Beſtimmt war ſie nicht für die Schule, ſondern für das Volk; „denn die Lehre von den Pflichten und Rechten des Menſchen iſt kein Kleinod der Schule. Wozu ſind jene Einſichten, wenn ſie nicht allgemein ins Leben eingeführt werden? Und wie können ſie eingeführt werden, wenn ſie nicht wenigſtens der größeren Hälfte Antheil ſind? So wie es jetzt iſt, kann es nicht bleiben. Wollen wir mit dem Bauen warten, bis der durchgebrochene Strom unſere Hütten weggeriſſen habe? Wollen wir unter

Blut und Leichen dem verwilderten Sclaven Vorleſungen über die Gerechtigkeit halten? Jetzt iſt es Zeit, das Volk mit der Freiheit bekannt zu machen, die daſſelbe finden wird, ſobald es ſie kennt. Gewaltſame Revolutionen zu verhindern, gibt es ein ſehr ſicheres Mittel, aber es iſt das einzige: das Volk gründlich über ſeine Pflichten und Rechte zu unterrichten.“

Dieſem Zwecke gemäß iſt denn auch die Darſtellung durchaus nicht abſtract und ſchulgemäß, ſondern wie in Fichte's ſämmtlichen populären Schriften höchſt lebendig, anregend, ergreifend. Bekanntlich iſt ſeine Beredſamkeit nichts weniger als eigentlich rhetoriſch; er hat keine reiche Phantaſie und daher wenig Bilder und ſonſtigen Schmuck; er verſchmäht jegliche Kunſt, jede abſichtliche Ueberraſchung; er hat nur eine einzige Hülfsquelle: die Kühnheit und Energie des Gedankens und der Geſinnung, welche beide in ihm vollkommen Eins ſind. Sie allein ſind es, die mit unwiderſtehlicher Kraft ihn und den Leſer hinreißen und wie von ſelbſt die höchſten redneriſchen Effecte hervorbringen. Zu ſeinem glühenden Eifer für die Wahrheit, ſeiner jugendlichen Freiheitsliebe und eiſernen Conſequenz geſellt ſich bei ſeiner Betrachtung der franzöſiſchen Revolution noch der heilige Grimm gegen die entſetzlichen Mißbräuche der guten alten Zeit, gegen die ſchnöde Willkür und Unterdrückung der Menſchenrechte, gegen die Feigheit und Halbheit des in Egoismus und Privatrückſichten untergegangenen Geſchlechts, „das doch ja nichts an ſeiner bisherigen lieben Exiſtenz verrücken laſſen wollte.“ Wir könnten eine Menge Stellen anführen, wo ihn dieſer zur großartigſten redneriſchen Leidenſchaft erhebt; doch wir wollen nicht vorgreifen.

Die Hauptfrage, welche in dem Buche erörtert wird, iſt natürlich die nach dem Verhältniß des allgemeinen, vernünftigen, ewigen Rechts oder — um mit der erſten Nationalverſammlung zu reden — der „Menſchenrechte“ und des ſogenannten hiſtoriſchen Rechts, d. h. der Bevorrechtung. Iſt das Beſtehende, blos weil es beſteht, ſchon deshalb an und für ſich recht, gerechtfertigt, geheiligt und unantaſtbar? Hat mithin ein Volk das Recht, ſeine Verfaſſung zu ändern oder nicht? Und wenn es daſſelbe hat, was ergibt ſich hieraus für die bevorrechteten Stände, für Adel und Klerus?

Sehen wir, wie dieſe Fragen von Fichte beantwortet werden!

In der Einleitung unterſucht er zunächſt, nach welchen Grundſätzen man Staatsveränderungen zu beurtheilen habe. „Bei Beurtheilung einer Revolution können nur zwei Fragen, die eine über die Rechtmäßigkeit, die zweite über die Weisheit derſelben, aufgeworfen werden. In Abſicht der erſtern kann entweder im Allgemeinen gefragt werden: hat ein Volk überhaupt ein Recht, ſeine Staatsverfaſſung willkürlich abzuändern? — oder ins Beſondere: hat es ein Recht, es auf eine gewiſſe beſtimmte Art, durch gewiſſe Perſonen, durch gewiſſe Mittel, nach gewiſſen Grundſätzen zu thun? Die zweite ſagt ſo viel: ſind die zur Erreichung des beabſichtigten Zwecks gewählten Mittel am angemeſſenſten? Welche der Billigkeit gemäß ſo zu ſtellen iſt: waren es unter den gegebenen Umſtänden die beſten?“

Kann nun die erſtere Frage nach Erfahrungsſätzen, nach Sätzen, die wir hier auf Treu und Glauben, auf das Anſehen unſerer Väter und Lehrer angenommen, ohne Beweis angenommen haben, entſchieden werden? Nein, iſt die Antwort. „Denn wenn dieſe Sätze ſelbſt falſch wären, ſo müßte ja unſere auf ſie gegründete Antwort auch nothwendig unrichtig ſein. Diejenigen, nach deren Anſehen wir dieſes Meinungsſyſtem bildeten, nahmen ſie freilich für wahr an. Aber wie, wenn ſie irrten? Unſer Volk und unſer Zeitalter nimmt ſie freilich mit uns für wahr an. Aber wiſſen wir denn nicht, das in Conſtantinopel gerade das allgemein für wahr anerkannt wird, was man in Rom allgemein für falſch anerkennt?

Daß vor etlichen hundert Jahren in Wittenberg allgemein für richtig gehalten wurde, was man jetzt eben daſelbſt eben ſo allgemein für einen verderblichen Irrthum hält? Wir hielten vor zwanzig Jahren unausgepreßte Gurken für ungeſund, aus eben den Gründen, aus welchen bis jetzt noch die meiſten unter uns meinen: ein Menſch könne Herr eines andern Menſchen ſein, ein Bürger könne durch die Geburt auf Vorzüge vor ſeinen Mitbürgern ein Recht bekommen u. ſ. w.“

Aber nicht bloß Herkommen, Gewohnheit, Tradition und Autorität, ſondern auch unſere Neigung, unſer Intereſſe haben unwillkürlich Einfluß auf unſer Urtheil über das, was Recht iſt. „Bemüht, die Anſprüche unſers Eigennutzes andern und endlich auch uns ſelbſt unter einer ehrwürdigen Maſke vorzuſtellen, machen wir ſie zu rechtlichen Anſprüchen und ſchreien über Ungerechtigkeit, oft, wenn man nichts weiter thut, als uns verhindert, ſelbſt ungerecht zu ſein. Kein Adlicher, keine Militärperſon in monarchiſchen Staaten, kein Geſchäftsmann in Dienſten eines gegen die franzöſiſche Revolution erklärten Hofes ſollte deßhalb in dieſer Unterſuchung gehört werden. Nur der, der weder Unterdrücker noch Unterdrückter iſt, deſſen Hände und Erbtheil rein ſind vom Raube der Nationen, deſſen Kopf nicht von Jugend auf in die conventionellen Formen unſers Zeitalters gepreßt wurde, deſſen Herz eine warme, aber ſtille Ehrfurcht fühlt für Menſchenwerth und Menſchenrechte, kann hier Richter ſein. — Es iſt wahr, Ritter vom goldenen Vließ, der du nichts weiter biſt, als das — es iſt wahr, und niemand läugnet es dir ab, daß es für dich ſehr unbequem ſein würde, wenn die Achtung für deine hohe Geburt, für deine Titel und deine Orden ſich plötzlich aus der Welt verlören und du auf einmal bloß nach deinem perſönlichen Werthe geehrt werden ſollteſt; wenn Alles von deinen Gütern, deſſen Beſitz ſich auf ungerechte Rechte gründet, dir abgenommen werden ſollte; — es iſt wahr, daß du der verachtetſte und ärmſte unter den Menſchen werden, daß du in das tiefſte Elend verſinken würdeſt: aber verzeihe — die Frage war auch gar nicht von deinem Elende oder Nichtelende: ſie war von unſerm Rechte. Was dich elend macht, kann nie recht ſein, meinſt du. Aber ſiehe hier deine bisher von dir unterdrückten leibeigenen Sclaven; — es würde ſie wahrhaftig ſehr glücklich machen, ſelbſt dasjenige deiner Schätze, was du mit Recht beſitzeſt, unter ſich zu theilen; dich zu ihrem Sclaven zu machen, wie ſie bisher die deinigen waren; deine Söhne und Töchter zu Knechten und Mägden zu nehmen, wie du bisher die ihren dazu nahmſt; dich vor ſich her das Wild treiben zu laſſen, wie ſie es bisher vor dir trieben; — ſie rufen uns zu: der Reiche, der Begünſtigte gehört nicht zum Volke; er hat keinen Antheil an den allgemeinen Menſchenrechten! Das iſt *ihr* Intereſſe. Ihre Schlüſſe ſind ſo gründlich, als die deinigen. Was ſie glücklich macht, könne nie unrecht ſein, meinen ſie. Sollen wir ſie nicht hören? — Nun ſo erlaube, daß wir auch dich nicht hören.“

Auch aus der *Geſchichte* kann die Frage nach der Rechtmäßigkeit einer Revolution nicht beantwortet werden; denn auch ſie gibt uns nur Erfahrungsſätze; ſie lehrt nur, was geſchieht und geſchehen iſt, nicht aber, was geſchehen *ſolle*. Sie gibt uns nur Begebenheiten, Thatſachen, Handlungen, aber nicht die Norm, an welcher dieſelben geprüft werden müſſen, und eben auf dieſe Norm kommt es an. Ueberdies iſt jedes Zeitalter, jede Nation, jedes Individuum ein Anderes. „Oder will man über die Rechtgläubigkeit des Erzvaters Abraham nach dem preußiſchen Religionsedict, über die Rechtmäßigkeit der Ausrottung der Canaaniter nach den Manifeſten des Herzogs von Braunſchweig gegen die Pariſer urtheilen?“ Endlich aber hat doch auch die Geſchichte, wie alle Erfahrung, irgendwo ein Ende. Nach welchem Geſetze will man dann richten? „Oder hört hier, hört z. B. bei der erſten Entſchließung Adams die Betrachtung einer freien Handlung in Rückſicht des Sollens gänzlich auf, da dieſem ſeine Erfahrungen von den Präadamiten her, nach welchen er ſich hätte richten ſollen, doch unmöglich aufgezählt werden können?“

Das Reſultat dieſer erſten Unterſuchung iſt demnach folgendes: Die Frage nach der Rechtmaßigkeit einer Revolution läßt ſich nicht aus der Erfahrung, ſondern lediglich aus dem Begriffe des Rechts ſelbſt beantworten. „Bis auf die urſprüngliche Form unſers Geiſtes muß die Prüfung zurückgehen, und nicht bei den Farben deſſelben, welche Zufall, Gewohnheit, aus Irrthum unwillkürlich, oder von der Unterdrückungsſucht willkürlich ausgeſtreute Vorurtheile ihm anhauchen, muß ſie ſtehen bleiben. Sie muß — mit andern Worten — aus Principien *a priori*, und zwar aus practiſchen, und darf ſchlechterdings nicht aus empiriſchen geführt werden.“

Wir kommen zur zweiten Frage, zur Frage nach der Weisheit einer Staatsumwälzung, d. h. „ob die beſten, wenigſtens unter den vorhandenen Umſtänden beſten Mittel zur Erreichung des beabſichtigten Zwecks gewählt worden.“ Nach welchen Grundſätzen iſt dieſelbe zu entſcheiden?

Sie iſt natürlich eine doppelte; denn es handelt ſich erſtens um die Beurtheilung des Zweckes und zweitens der Mittel.

Welches iſt der Endzweck aller Staatsverbindung? Dieſe Frage, ſagt Fichte, auf welche ſich jene nach dem Zweck jeder Revolution zurückführen läßt, kann nur aus dem Sittengeſetze beantwortet werden, und iſt mithin ebenfalls rein aprioriſch.

Etwas anders verhält es ſich mit der Frage nach der Beurtheilung der Mittel. Hier hat die Erfahrung eine Stimme, namentlich die empiriſche Pſychologie und die practiſche Menſchenkenntniß überhaupt; denn es kommt darauf an, nicht bloß den urſprünglich reinen Menſchen, ſondern den durch Nationalität, Zeitalter, Klima, Beſchäftigung und durch ſinnliche Zuſatze aller Art beſtimmten Menſchen zu beurtheilen. Auch die Geſchichte iſt dabei zu Rathe zu ziehen, damit ſie Analogien liefere, aus welchen auf den vorliegenden Fall geſchloſſen werde. Gehört aber deßhalb die ganze Frage und in letzter Inſtanz vor deren Richterſtuhl? Keineswegs! Denn zuvörderſt bietet die Geſchichte, wie geſagt, nur immer ähnliche, nie völlig gleiche Urſachen, aus denen mithin nur auch ähnliche, nie gleiche Wirkungen gefolgert werden können. „Und ferner, worauf gründet ſich denn überhaupt eure Folgerung, daß ähnliche Urſachen ähnliche Wirkungen haben werden, wenn nicht auf ein allgemeines Geſetz der Nothwendigkeit? Oder wie, wenn ihr auf einen Fall kommt, der in eurer Geſchichte noch nicht da geweſen iſt, was macht ihr dann? Ich fürchte ſehr, daß das bei der Frage von den Mitteln, den einzig wahren Zweck einer Staatsvereinigung zu erreichen, wirklich der Fall ſei. Ich fürchte, daß ihr in allen bisherigen Staaten vergeblich nach einer Zweckeinheit ſuchen werdet — in ihnen, die der Zufall zuſammenfügte, an denen jedes Zeitalter mit ſchüchternem Reſpecte für die Manen der vorhergehenden flickte und ausbeſſerte — in ihnen, deren lobenswürdigſte Eigenſchaft es iſt, daß ſie inconſequent ſind, weil die Durchführung mancher ihrer Grundſätze die Menſchheit völlig zerdrückt, und jede Hoffnung eines einſtigen Auferſtehens in ihr vernichtet haben würde — in ihnen, in denen man höchſtens nur diejenige Einheit antrifft, die die verſchiedenen Gattungen der fleiſchfreſſenden Thiere zuſammenhält, daß das ſchwächere vom ſtärkeren gefreſſen wird, und das noch ſchwächere ſelbſt frißt. Ich fürchte, daß ihr über die Wirkungen mancher Triebfedern auf den Menſchen in eurer Geſchichte keine Nachricht finden werdet, weil die Helden derſelben ſie dem menſchlichen Herzen anzulegen vergaßen. Ihr werdet demnach mit einer Unterſuchung a priori euch — begnügen müſſen, wenn die a posteriori nicht möglich ſein ſollte.“

Vor welchen Richterſtühlen die Revolution ihr Urtheil zu empfangen hat, wüßten wir alſo. — Bis hieher hat, obgleich zuweilen etwas erregt, der Philoſoph geſprochen, die Principien der Unterſuchung feſtgeſtellt und der Vernunft vindicirt, was ihr gehört. Nun aber erhebt ſich der Redner, um die Empiriker nicht mehr zu widerlegen, wie jener, ſondern um ſie anzuklagen, — ſie, die „vielwiſſenden Sachkenner“, die fortwährend gegen die Anwendung urſprünglich vernünftiger Grundſätze im Leben declamiren und das Volk vor den leeren Vorſpiegelungen und hohlen Theorien der Philoſophen warnen. Angriff folgt jetzt auf Angriff, Schlag auf Schlag.

„Wo der eigentliche Streitpunct zwiſchen uns liegt“, heißt es unter Anderm, „das kann ich euch wohl mittheilen. Ihr wollt es freilich nicht ganz mit der Vernunft, aber auch nicht ganz mit eurem wohlthätigen Freunde, dem Schlendrian, verderben. Ihr möchtet wohl gern ein wenig vernünftig handeln, nur ums Himmels willen nicht ganz. — Ihr bleibt dabei, unſere philoſophiſchen Grundſätze ließen ſich einmal nicht ins Leben einführen; unſere Theorien ſeien freilich unwiderleglich, aber ſie ſeien nicht ausführbar. Das meint ihr denn doch wohl nur unter der Bedingung, wenn alles ſo bleiben ſoll, wie es jetzt iſt. Aber wer ſagt denn, daß es ſo bleiben ſolle? Wer hat euch denn zu eurem Ausbeſſern und Stümpern, zu eurem Aufflicken neuer Stücke auf den alten zerlumpten Mantel, zu eurem Waſchen, ohne einem die Haut naß machen zu wollen, gedungen? Wer hat denn geläugnet, daß die Maſchine dadurch völlig ins Stocken gerathen, daß die Riſſe ſich vergrößern, daß der Mohr wohl ein Mohr bleiben werde? Sollen wir denn Eſel tragen, wenn ihr Schnitzer gemacht habt? Aber ihr wollt, daß alles hübſch bei dem Alten bleibe: daher euer Widerſtreben, daher euer

Geſchrei über die Unausführbarkeit unſerer Grundſätze. Nun, ſo ſeid wenigſtens ehrlich und ſagt nicht weiter: wir können eure Grundſätze nicht ausführen, ſondern ſagt gerade, wie ihr's meint: wir wollen ſie nicht ausführen."

„Das Geſchrei über die Unmöglichkeit deſſen, was euch nicht gefällt, treibt ihr nicht erſt ſeit heute; ihr habt von jeher ſo geſchrieen, wenn ein muthiger und entſchloſſener Mann unter euch trat und euch ſagte, wie ihr eure Sachen klüger anzufangen hättet. Dennoch iſt, trotz eurem Geſchrei, manches wirklich geworden, indeß ihr euch ſeine Unmöglichkeit bewieſet. So rieft ihr vor nicht gar langer Zeit einem Manne zu, der unſern Weg ging, und bloß den Fehler hatte, daß er ihn nicht weit genug verfolgte: proposez-nous donc ce qui est faisable — das heiße: proposez-nous donc ce qu'on fait, antwortete er euch ſehr richtig. Ihr ſeid ſeitdem durch die Erfahrung, das Einzige, was euch klug machen kann, belehrt worden, daß ſeine Vorſchläge doch nicht ſo ganz unthunlich waren."

„Rouſſeau, den ihr noch einmal über das andere einen Träumer nennt, indeß ſeine Träume unter euren Augen in Erfüllung gehen, verfuhr viel zu ſchonend mit euch, ihr Empiriker; das war ſein Fehler. Man wird noch ganz anders mit euch reden, als er redete. Unter euren Augen, und ich kann es zu eurer Beſchämung hinzuſetzen, wenn ihr's noch nicht wißt, durch Rouſſeau geweckt, hat der menſchliche Geiſt ein Werk vollendet, das ihr für die unmöglichſte aller Unmöglichkeiten würdet erklärt haben, wenn ihr fähig geweſen wäret, die Idee deſſelben zu faſſen. Ihr werdet noch oft nöthig haben, euch die Augen zu reiben, um euch zu überzeugen, ob ihr recht ſeht, wenn wieder eine eurer Unmöglichkeiten wirklich geworden iſt."

„Wollt ihr die Kräfte des Mannes nach denen des Knaben meſſen? Glaubt ihr, daß der freie Mann nicht mehr vermögen werde, als der Mann in Feſſeln vermochte? Beurtheilt ihr die Stärke, die ein großer Entſchluß uns geben wird, nach der, die wir alle Tage haben? Was wollt ihr doch mit eurer Erfahrung? Stellt ſie uns etwas anders dar, als Kinder, gefeſſelte und Alltagsmenſchen?“

„Ihr eben ſeid die competenten Richter über die Grenzen der menſchlichen Kräfte! Unter das Joch der Autorität, als euer Nacken noch am biegſamſten war, eingezwängt, mühſam in eine künſtlich erdachte Denkform, die der Natur widerſtreitet, gepreßt, durch das ſtete Einſaugen fremder Grundſätze, das ſtete Schmiegen unter fremde Pläne, durch tauſend Bedürfniſſe eures Körpers entſelbſtet, für einen höhern Aufſchwung des Geiſtes und ein ſtarkes, hehres Gefühl eures Ich verdorben, — könnt ihr urtheilen, was der Menſch könne? — ſind eure Kräfte der Maßſtab der menſchlichen Kräfte überhaupt? Habt ihr je die goldenen Flügel des Genius rauſchen gehört? — nicht deſſen, der zu Geſängen, ſondern deſſen, der zu Thaten begeiſtert? Habt ihr ein kräftiges: ich will, eurer Seele zugeherrſcht? Fühlt ihr euch fähig, dem Deſpoten ins Angeſicht zu ſagen: tödten kannſt du mich, aber nicht meinen Entſchluß ändern? Habt ihr — könnt ihr das nicht, ſo weicht von dieſer Stätte; ſie iſt für euch zu heilig!“

Den Schluß der geſammten Einleitung macht dann eine Betrachtung, die zwar nicht eigentlich die Grundſätze der Beurtheilung, aber das Recht der öffentlichen Beurtheilung ſelbſt angeht. Darf man, ſoll man dem Publicum über Staaten und Staatsveränderungen, mithin auch über die franzöſiſche Revolution die ganze, volle, unverkurzte Wahrheit ſagen?

Wie die Antwort ausfallt, verſteht ſich aus Fichte's Denkweiſe und Charakter von ſelbſt. „Man erhebt“, ſagt er, „bei freien politiſchen Unterſuchungen jetzt wieder ein Geträtſch, wie man es ſchon ehemals bei religiöſen trieb, über exoteriſche und eſoteriſche Wahrheiten, d. h. — denn du ſollſt es nicht verſtehen, unſtudirtes Publicum, drum werden ſie ſich wohl hüten, es deutſch zu ſagen — d. h. alſo: von Wahrheiten, die ein Jeder wiſſen kann, weil eben nicht viel Tröſtliches daraus folgt, und von andern Wahrheiten, die, leider! eben ſo wahr ſind, von denen aber niemand wiſſen ſoll, daß ſie wahr ſind. — Siehe, liebes Publicum, ſo ſpielen deine Lieblinge dir mit, und du freuſt dich in kindlicher Unbefangenheit über die Broſamen, die ſie dir von ihrer reich beſetzten Tafel zufließen laſſen. Traue ihnen nicht; das, worüber du eine ſo herzliche Freude haſt, iſt nur das Exoteriſche; das Eſoteriſche ſollteſt du erſt ſehen, aber — das iſt nicht für dich."

„Das iſt auch eine von euren alten Untugenden, feige Seelen, daß ihr uns mit einer geheimnißvollen Miene ins Ohr flüſtert, was ihr aufgeſpürt habt: aber, aber — ſetzt ihr hinzu und macht ein kluges Geſicht, daß es ja nicht weiter auskommt, Frau Gevatterin! Das iſt nicht männlich; was der Mann redet, mag Jeder wiſſen."

„Die allgemeine Verbreitung der Wahrheit, die unſern Geiſt erhebt und veredelt, die uns über unſere Rechte und Pflichten unterrichtet, die uns die beſten Wege auffinden lehrt, wie wir die erſteren behaupten, und die Erfüllung der zweiten recht fruchtbar für das menſchliche Geſchlecht machen können, ſollte ſchädliche Folgen haben? Vielleicht für diejenigen, welche uns auf immer in der Thierheit erhalten möchten, damit ſie uns auf immer ihr Joch auflegen und zu ihrer Zeit uns ſchlachten können? Und welche denn auch für ſie, als etwa die, daß ſie dann ein anderes Handwerk ergreifen müßten? Fürchtet ihr dies als ein Unglück? Nun freilich, darin ſind wir mit euch nicht einig; wir fürchten dieſes Unglück nicht."

Gehen wir aus der Einleitung an das erſte Capitel!

„Hat überhaupt ein Volk das Recht, ſeine Verfaſſung zu ändern?“ lautet die Ueberſchrift. Sie iſt zugleich die eigentliche politiſche Lebensfrage unſerer Gegenwart.

Rouſſeau hat keineswegs geſagt — ſo hebt die Unterſuchung an —, daß alle bürgerlichen Geſellſchaften ſich der Zeit nach auf einen Vertrag gründeten. „Man ſieht es ja unſeren Staatsverfaſſungen und allen Staatsverfaſſungen, die die bisherige Geſchichte kennt, leicht an, daß ihre Bildung nicht das Werk einer verſtändigen Berathſchlagung, ſondern ein Wurf des Ungefähr oder der gewaltſamen Unterdrückung war. Sie gründen ſich alle auf das Recht des Stärkern; wenn es erlaubt iſt, eine Blasphemie nachzuſagen, um ſie verhaßt zu machen. Daß aber rechtmäßiger Weiſe eine bürgerliche Geſellſchaft ſich auf nichts anders gründen kann, als auf einen Vertrag zwiſchen ihren Mitgliedern, und daß jeder Staat völlig ungerecht verfahre und gegen das erſte Recht der Menſchheit, das Recht der Menſchheit an ſich ſündige, wenn er nicht wenigſtens hinterher die Einwilligung jedes einzelnen Mitgliedes zu jedem, was ihm geſetzlich ſein ſoll, ſucht, iſt ohne Mühe auch dem ſchwächſten Kopfe einleuchtend zu machen.“

„Kein Menſch kann verbunden werden, ohne durch ſich ſelbſt; keinem Menſchen kann ein Geſetz gegeben werden, ohne von ihm ſelbſt. Läßt er durch einen fremden Willen ſich ein Geſetz auflegen, ſo thut er auf ſeine Menſchheit Verzicht und macht ſich zum Thiere; und das darf er nicht. Bloß dadurch alſo, daß wir ſelbſt es uns auflegen, wird ein poſitives Geſetz verbindlich für uns. Unſer Wille, unſer Entſchluß, der als dauernd gefaßt wird, iſt der Geſetzgeber, und kein anderer. Ein anderer iſt nicht möglich. Kein fremder Wille iſt Geſetz für uns; auch der der Gottheit nicht, wenn er vom Geſetz der Vernunft verſchieden ſein könnte.“

„Das Gebiet der bürgerlichen Geſetzgebung umfaßt übrigens nur das durch die Vernunft Freigelaſſene; der Gegenſtand ihrer Verfugungen ſind die *veräußerlichen Rechte des Menſchen*."

„Entſteht nun bloß aus dem Willen der Contrahirenden im Vertrage die Verbindlichkeit geſellſchaftlicher Verträge und kann dieſer Wille ſich ändern, ſo iſt klar, daß die Frage: ob ſie ihren Vertrag ändern konnen, jener: ob ſie überhaupt einen Vertrag ſchließen konnen, völlig gleich iſt. Jede Veränderung des erſten Vertrags iſt ein neuer Vertrag, worin der alte in ſo oder ſo weit beſtätigt oder aufgehoben wird. Veränderungen und Beſtätigungen erhalten ihre Verbindlichkeit von der Einwilligung der Contrahirenden im zweiten Vertrage. Eine ſolche Frage läßt ſich mithin vernünftiger Weiſe gar nicht aufwerfen."

Hiermit wäre die Sache eigentlich abgethan. Es könnte dagegen aber noch ein Einwand gemacht werden, wie er denn gegen Rouſſeau's Theorie wirklich gemacht worden iſt, nämlich: „wie, wenn es aber eine Bedingung des Vertrags wäre, daß er ewig und unabänderlich ſei?" Gründlicher und richtiger ausgedrückt ſtellt ſich die Frage ſo: iſt eine Staatsverbindung, welche unabänderlich ſei, nicht etwa widerſprechend oder unmöglich? oder: widerſtreitet die Unabänderlichkeit irgend einer Staatsverfaſſung nicht der durchs Sittengeſetz aufgeſtellten Beſtimmung der Menſchheit?

Zur Beantwortung derſelben folgt nun eine umſtändliche Unterſuchung über den Endzweck aller geſellſchaftlichen Verbindung und die letzte Beſtimmung des Menſchen überhaupt. Jener Endzweck iſt die *Cultur* als „die Uebung aller Kräfte auf den Zweck der völligen Freiheit und Unabhängigkeit von allem, was nicht Wir ſelbſt, unſer reines Selbſt iſt." „Dieſe Cultur zur Freiheit iſt die einzig mögliche Beſtimmung des Menſchen, in ſo fern er ein Theil der Sinnenwelt iſt; welcher höchſte ſinnliche Endzweck aber wieder nicht Endzweck des Menſchen an ſich, ſondern letztes Mittel für Erreichung ſeines höheren geiſtigen Endzwecks iſt, der völligen Uebereinſtimmung ſeines Willens mit dem Geſetze der Vernunft. Alles, was Menſchen thun und treiben, muß ſich als Mittel für dieſen letzten Endzweck in der Sinnenwelt betrachten laſſen, oder es iſt ein Treiben ohne Zweck, ein unvernünftiges Treiben.“

Wir können die weitern Auseinanderſetzungen übergehen; der Schluß ergibt ſich ja von ſelbſt. Denn da die Cultur im ſteten Fortſchreiten iſt und ſich ſtufenweiſe realiſirt, ſo iſt die nothwendige Folgerung: „keine Staatsverfaſſung iſt unabänderlich; es iſt in ihrer Natur, daß ſie ſich alle ändern. Eine ſchlechte, die gegen den nothwendigen Endzweck aller Staatsverbindungen ſtreitet, muß abgeändert werden; eine gute, die ihn befördert, ändert ſich ſelbſt ab. Die Clauſel im geſellſchaftlichen Vertrage, daß er unabänderlich ſein ſolle, wäre mithin der härteſte Widerſpruch gegen den Geiſt der Menſchheit. Ich verſpreche, an dieſer Staatsverfaſſung nie etwas zu ändern, heißt: ich verſpreche, kein Menſch zu ſein, noch zu dulden, daß, ſo weit ich reichen kann, irgend einer ein Menſch ſei. Ich begnüge mich mit dem Range eines geſchickten Thiers. Ich verbinde mich und verbinde alle, auf der Stufe der Cultur, auf die wir hinaufgerückt ſind, ſtehen zu bleiben. So wie der Biber heute eben ſo baut, wie ſeine Vorfahren vor tauſend Jahren bauten; ſo wie die Biene heute ihre Zellen eben ſo einrichtet, wie ihr Geſchlecht vor Jahrtauſenden; ſo wollen auch wir und unſere Nachkommen nach Jahrtauſenden unſere Denkart, unſere theoretiſchen, politiſchen, ſittlichen Maximen immer ſo einrichten, wie ſie jetzt eingerichtet ſind. Und ein ſolches Verſprechen, wenn es auch gegeben wäre, ſollte gültig ſein? — Nein, Menſch du durfteſt das nicht verſprechen; du haſt das Recht nicht, auf deine Menſchheit Verzicht zu thun. Dein Verſprechen iſt rechtswidrig, mithin rechtsunkräftig.“

Alſo keine Staatsverfaſſung iſt unabänderlich und daß ſie es ſein ſolle, kann im bürgerlichen Vertrage nicht feſtgeſetzt werden, — dieſer Satz gilt im Allgemeinen, aber er hat noch außerdem eine ganz ſpecielle, terroriſtiſche Geltung für die bisherigen Staaten, d. h. für die abſoluten Monarchien. Denn es fragt ſich: haben dieſe wirklich die Cultur gefördert und iſt die Möglichkeit und Leichtigkeit der Cultur bei Gründung und Regierung der bisherigen Staaten Endzweck geweſen?

„Ich forſche gewiſſenhaft“, iſt die Antwort, „und finde — Alleinherrſchaft eures Willens im Innern — Verbreitung eurer Grenzen nach Außen als eure Zwecke. Ich beziehe den erſten als Mittel auf unſern höchſten Endzweck, Cultur zur Freiheit; und ich geſtehe, nicht zu begreifen, wie es unſere Selbſtthätigkeit erhöhen könne, wenn niemand ſelbſtthätig iſt, als ihr; wie es auf Befreiung unſeres Willens abzwecken könne, wenn niemand einen Willen haben darf, als ihr; wie es zur Herſtellung der reinen Selbſtheit dienen möge, wenn ihr die einzige Seele ſeid, welche Millionen Körper in Bewegung ſetzt. Ich vergleiche den zweiten Zweck mit jenem Endzwecke, und bin wieder nicht ſcharfſichtig genug, einzuſehen, was es unſerer Cultur verſchlagen könne, ob euer Wille an die Stelle noch einiger Tauſend mehr trete, oder nicht. Meint ihr, daß es den Begriff von unſerm Werthe um ein Großes erhöhen werde, wenn unſer Beſitzer recht viele Heerden beſitzt?“

„Damit nicht Eine Monarchie alles verſchlinge und unterjoche, ſagt ihr, müſſen mehrere Monarchien ſein, welche ſtark genug ſind, ſich das Gegengewicht zu halten, und damit ſie ſtark genug ſeien, muß jeder Monarch ſich im Innern der Alleinherrſchaft zu verſichern und von Außen ſeine Grenzen von Zeit zu Zeit zu erweitern ſuchen. — Wir dagegen folgern ſo: dieſes ſtete Streben nach Vergrößerung von Innen und Außen iſt ein großes Ungluck für die Völker; iſt es wahr, daß ſie es ertragen müſſen, um einem ungleich größern zu entgehen, ſo laßt uns doch die Quelle jenes größern Unglücks aufſuchen und ſie ableiten, wenn es möglich iſt. Wir finden ſie in der uneingeſchränkten monarchiſchen Verfaſſung; jede uneingeſchränkte Monarchie (ihr ſagt es ſelbſt) ſtrebt unaufhörlich nach der Univerſalmonarchie. Laßt uns dieſe Quelle verſtopfen, ſo iſt unſer Uebel aus dem Grunde gehoben. Wenn uns niemand mehr wird angreifen wollen, dann werden wir nicht mehr gerüſtet zu ſein brauchen; dann werden die ſchrecklichen Kriege und die noch ſchrecklichere ſtete Bereitſchaft zum Kriege, die wir ertragen, um Kriege zu verhindern, nicht mehr nöthig ſein. Ihr ſagt: da uneingeſchränkte Monarchien ſein ſollen, ſo muß ſich das menſchliche Geſchlecht ſchon eine ungeheure Menge von Uebeln gefallen laſſen. Wir antworten: da ſich das menſchliche Geſchlecht dieſe ungeheure Menge von Uebeln nicht gefallen laſſen will, ſo ſollen keine uneingeſchränkten Monarchien ſein Ich weiß, daß ihr eure Folgerungen durch ſtehende Heere, durch ſchweres Geſchütz, durch Feſſeln und Feſtungsſtrafe unterſtützt; aber ſie ſcheinen mir darum nicht die gründlichern."

Hierauf folgt eine lange glänzende Apoſtrophe, in welcher durchgeführt wird, daß allerdings die bisherigen Staaten und ihre Verfaſſung der Menſchheit und deren Ausbildung genützt, daß aber dies Reſultat keineswegs in der Abſicht der Regierenden gelegen, ſondern ſogar wider ihren Willen erfolgt ſei. Wir können uns nicht enthalten, da dieſelbe an einzelnen Stellen bis in den innerſten Lebenspunkt unſerer heutigen Zuſtände eindringt, ſie trotz ihrer Länge ganz wiederzugeben.

„Wenn wir alſo", lautet ſie, „nicht blos unter euren politiſchen Verfaſſungen, ſondern auch mit durch ſie an Cultur zur Freiheit gewonnen hätten, ſo haben wir euch nicht dafür zu danken, denn es war nicht nur euer Zweck nicht, es war ſogar gegen ihn. Ihr ginget darauf aus, alle Willensfreiheit in der Menſchheit, außer der eurigen zu vernichten; wir kämpften mit euch um dieſelbe, und wenn wir in dieſem Kampfe ſtärker wurden, ſo geſchah euch damit ſicher kein Dienſt. — Es iſt wahr, um euch volle Gerechtigkeit wiederfahren zu laſſen, ihr habt einige unſerer Kräfte ſogar abſichtlich cultivirt; aber nicht damit wir für unſere Zwecke, ſondern damit wir für die eurigen tauglicher würden. Ihr gingt mit uns ganz ſo um, wie wir mit uns ſelbſt hätten umgehen müſſen. Ihr unterjochtet unſere Sinnlichkeit und zwangt ſie, ein Geſetz anzuerkennen. Nachdem ihr ſie unterjocht hattet, bildetet ihr ſie zur Tauglichkeit für allerlei Zwecke: ſo weit war alles recht, und wäret ihr hier ſtehen geblieben, ſo wäret ihr wahre Vormünder der unmündigen Menſchheit geworden. Nun aber ſollte eure Vernunft und nicht die unſere, euer: Ich will, und nicht das unſere, der obere Beherrſcher ſein, welcher dieſer gezähmten und gebildeten Sinnlichkeit ihre Zwecke beſtimmte. Ihr ließet uns in mancherlei Wiſſenſchaften unterrichten, deren Form und Inhalt ſchon nach euren Abſichten eingerichtet waren, damit wir lenkſamer für dieſelben würden. Ihr ließet uns mancherlei Künſte lehren, damit wir euch und diejenigen, die euch umgeben, entweilen konnten, oder damit wir euch und den Werkzeugen der Unterdrückung in euren Händen, wo eure Hände ſelbſt nicht hinreichen konnten, den Prunk verſchafften, womit ihr die Augen des Pöbels blendet. Ihr unterwieſet endlich Millionen, — und das iſt das Meiſterſtück, worauf ihr euch am meiſten zu gute thut — in der Kunſt, ſich auf einen Wink rechts und links zu ſchwenken, an einander geſchloſſen wie Mauern ſich plötzlich wieder zu trennen, und in der fürchterlichen Fertigkeit zu würgen, um ſie gegen alles zu brauchen, was euern Willen nicht als ſein Geſetz anerkennen will. Das ſind, ſo viel ich es weiß, eure abſichtlichen Verdienſte um unſere Cultur."

„Dagegen habt ihr von einer andern Seite ſie abſichtlich gehindert, unſere Schritte aufgehalten, und Fußangeln auf unſere Bahn geworfen. Ich will euch nicht an die Thaten des Ideals aller Monarchien, derjenigen, die die Grundſätze derſelben am feſteſten und folgerechteſten ausdrückte, an das Papſtthum erinnern. Das iſt derjenige Unfug, an welchem ihr unſchuldig ſeid; ihr waret damals ſelbſt Werkzeuge in einer fremden Hand, wie wir's jetzt in der eurigen ſind. Aber in wie weit ſind denn, ſeitdem ihr frei ſeid, eure Grundſätze von den Grundſätzen eures großen Meiſters, dem nur wenige unter euch die ſchuldige Dankbarkeit zeigen, — doch ja! man fängt an, ſeine Pflicht zu erkennen und zu erfüllen —, abgewichen? Um den letzten Keim der Selbſtthätigkeit im Menſchen zu unterdrücken, um ihn blos paſſiv zu machen, laſſe man ſeine Meinungen von fremder Autorität abhängen, — war der Grundſatz, auf welchem dieſe fürchterliche Univerſalmonarchie aufgeführt war; ein Satz, der ſo wahr iſt, als je der Witz der Hölle einen erfand; ein Satz, mit welchem die unumſchränkte Monarchie unausbleiblich entweder ſteht oder fällt. Wer nicht beſtimmen darf, was er glauben will, wird ſich nie unterſtehen, zu beſtimmen, was er thun will; wer aber ſeinen Verſtand frei macht, der wird in Kurzem auch ſeinen Willen befreien. — Das rettet deine Ehre bei der richtenden Nachwelt, unſterblicher Friedrich, erhebt dich aus der Claſſe der zertretenden Despoten, und ſetzt dich an die ehrenvolle Reihe der Erzieher der Völker für Freiheit. Dieſe natürliche Folge unbemerkt ſich entgehen laſſen, konnte dein hell ſehender Geiſt nicht; doch wollteſt du den Verſtand deiner Völker frei; du mußteſt alſo ſie ſelbſt frei wollen, und hätten ſie dir reif für die Freiheit geſchienen, du hätteſt ihnen gegeben, wozu du unter einer zuweilen harten Zucht ſie nur bildeteſt. — Aber ihr Andern, was thut ihr? — Conſequent verfahrt ihr freilich, vielleicht conſequenter, als ihr ſelbſt es wißt: denn es wäre nicht das erſtemal, daß jemanden der Inſtinkt richtiger geführt hätte, als ſeine Folgerungen. Wenn ihr herrſchen wollt, ſo müßt ihr zuerſt den Verſtand der Menſchen unterjochen; hängt dieſer von eurer Willkür ab, ſo wird das Uebrige ihm ohne Mühe folgen. Neben uneingeſchränkter Denkfreiheit kann die uneingeſchränkte Monarchie nicht beſtehen. Das wißt ihr, oder fühlt es und nehmt eure Maßregeln danach. So erhob ſich, daß ich euch ein Beiſpiel anführe, aus der Mitte der Geiſtesſclaverei ein muthiger Mann, den ihr jetzt in eure Grüfte der Lebenden einmauern würdet, wenn er jetzt käme, und entwand das Recht, über unſere Meinungen zu ſprechen, der Hand des römiſchen Despoten, und trug es auf ein todtes Buch über. Das war für den erſten Anfang genug, beſonders da jenes Buch der Geiſtesfreiheit einen weiten Spielraum ließ. Die Erfindung mit dem Buche gefiel euch, aber nicht der weite Spielraum. Was einmal geſchehen war, ließ ſich nicht ungeſchehen machen: aber für die Zukunft nehmt ihr eure Maßregeln. Ihr zwängtet jeden in den Raum ein, den bei jenem Aufſchwunge der Geiſter der ſeinige eingenommen hatte, verpfähltet ihn hier, wie ein beſchwornes Geſpenſt in ſeinem Banne, mit Diſtinctionen und Clauſeln, bandet an dieſe Clauſeln ſeine bürgerliche Ehre und Exiſtenz und ſprachet: da du nun leider einmal hier biſt, ſo wollen wir dich wohl hier laſſen, aber weiter ſollſt du nicht kommen, als dieſe Pfähle geſteckt ſind, — und jetzt waret ihr unſerer Geiſtesſclaverei geſicherter, als je. Unſere Meinungen waren an einen harten, unbiegſamen Buchſtaben gebunden; hättet ihr uns doch lieber den lebendigen Meinungsrichter gelaſſen! Durch keinen Widerſpruch gereizt wäre er wenigſtens in einiger Entfernung dem Gange des menſchlichen Geiſtes gefolgt, und wir wären jetzt weiter. — Das war euer Meiſterſtück! So lange wir nicht begreifen werden, daß nichts darum wahr iſt, weil es im Buche ſteht, ſondern daß das Buch gut, heilig, wenn wir wollen, göttlich darum iſt, weil wahr iſt, was darinnen ſteht, werdet ihr an dieſer einzigen Kette uns feſthalten können.“

„Dieſem Grundſatze ſeid ihr hier, ihr ſeid ihm in Allem treu geblieben. Ihr habt nach allen Richtungen hin, die der menſchliche Geiſt nehmen kann, Grenzpfähle, „privilegirte Grundwahrheiten“ zu betiteln, geſteckt und gelehrte Klopffechter dabei geſtellt, die jeden, der über ſie hinaus will, zurücktreiben. Da ihr nicht immer auf die Unüberwindlichkeit dieſer gemietheten Kämpfer rechnen konntet, ſo habt ihr zu mehrerer Sicherheit einen bürgerlichen Zaun zwiſchen den Pfählen geflochten und Beſucher an die Pförtchen deſſelben geſetzt. Daß wir innerhalb dieſer Umzäunung uns herumtummeln, mögt ihr dulden; werft auch wohl, wenn ihr bei guter Laune ſeid, einige Schaupfennige unter uns, um euch an unſerer Geſchäftigkeit ſie aufzufangen, zu beluſtigen. Aber wehe dem, der ſich über dieſe Umzäunung hinauswagt; — der überhaupt keine Umzäunung anerkennen will, als die des menſchlichen Geiſtes. Schlüpft ja einer einmal hindurch, ſo kommt das daher, weil weder ihr, noch eure Beſucher etwas merken. Sonſt iſt alles, was darauf abzweckt, die Vernunft in ihre unterdrückte Rechte wieder einzuſetzen, die Menſchheit auf ihre eigene Füße zu ſtellen und ſie durch ihre eigene Augen ſehen zu laſſen, vor euren Augen eine Thorheit und ein Gräuel.“

„Dies wäre demnach unſere Abrechnung mit euch über die Fortſchritte in der Cultur, die wir unter euren Staatsverfaſſungen gemacht haben.“

Und nun die endliche Folgerung? — „Daß, wenn wirklich Cultur zur Freiheit der einzige Endzweck der Staatsverbindung ſein kann, alle Staatsverfaſſungen, die den völlig entgegengeſetzten Zweck: der Sclaverei Aller und der Freiheit eines Einzigen, der Cultur Aller für die Zwecke dieſes Einzigen, und der Verhinderung aller Arten der Cultur, die zur Freiheit mehrerer führen, zum Endzwecke haben, aller Abänderung nicht nur fähig ſind, *ſondern auch wirklich abgeändert werden müſſen.*“

Es muß uns hiernach faſt wundern, als Ueberſchrift des folgenden Abſchnitts die Frage zu leſen: „Iſt das Recht, die Staatsverfaſſung zu ändern, durch den Vertrag Aller mit Allen veräußerlich?“ — Denn die Antwort liegt ja nicht etwa bloß verhüllt im Vorigen, ſondern iſt bereits poſitiv ausgeſprochen. In der That iſt das ganze Kapitel, wie Fichte ſelbſt ſagt, nur geſchrieben, „um alle möglichen Einwendungen gegen die Unverlierbarkeit dieſes Rechts zu widerlegen, und namentlich den falſchen Schein aller Sophiſtereien aufzudecken, die man gegen das Recht des Bürgers, ſeine Conſtitution zu ändern, aus dem langen Verzeichniß der großen Wohlthaten ableitet, die er ihr zu danken haben ſoll.“ Einen eigentlichen Fortſchritt in der Unterſuchung enthält es alſo nicht, obwohl im Anfang Begriff und Bedeutung des Vertrages genauer als im früheren erörtert werden; die größere Hälfte iſt rein polemiſch.

In dem zweiten Bande wird nun die Anwendung der bisher entwickelten Principien der Beurtheilung auf die bevorrechteten Stände gemacht. „Bis jetzt ging unſer Weg die ebne Straße des Naturrechts; von nun an windet er ſich durch die finſtern Hohlwege gothiſcher Meinungen und durch die Hecken und die Büſche einer halbbarbariſchen Politik.“ Die Einleitung handelt „von den begünſtigten Volksklaſſen überhaupt, in Beziehung auf das Recht einer Staatsumwälzung“, die beiden folgenden Abſchnitte vom „Adel“ und der „Kirche“ insbeſondere.

Die Vorausſetzung iſt alſo, daß die gegenſeitigen Rechte und Verpflichtungen der begünſtigten und der übrigen Staatsbürger ſich auf Vertrag gründen, da ſie ſonſt jeder rechtlichen Baſis ermangeln würden, folglich ohne Weiteres aufgehoben und Gewalt mit Gewalt vertrieben werden könnte. Es fragt ſich nun, „ob bei Verträgen dieſer Art der wahre innere Werth der gegenſeitigen Leiſtungen als gleichgeltend zu betrachten, ob wirklich ein Tauſch von Vortheilen ſtattgefunden und nicht ein Theil von dem andern über alle Maßen bevortheilt worden iſt. Nach den oben feſtgeſtellten und entwickelten Grundſätzen findet jene Bevortheilung über alle Maßen ganz ſicher da ſtatt, wo ein unveräußerliches Menſchenrecht veräußert worden. Für ein ſolches iſt gar kein Erſatz möglich; ein ſolches dürfen wir nicht aufgeben, ſo lange wir nicht aufhören Menſchen zu ſein; ein Vertrag, in welchem es aufgegeben wird, iſt ſchon an ſich ungültig und nichtig. Sobald demnach der unbegünſtigtere Bürger anfängt zu merken, daß er durch den Vertrag mit dem begünſtigten bevortheilt ſei, ſo hat er völlig das Recht, den nachtheiligen Vertrag aufzuheben. Er entbindet jenen ſeines Verſprechens, und nimmt dagegen das ſeinige zurück. Er hebt entweder die Leiſtungen, zu denen jener ſich verpflichtet hat, ganz auf, weil er ihrer entbehren zu können glaubt, oder er denkt darauf, ſie um einen wohlfeilern Preis zu haben. Er findet es etwa nicht mehr ſo ehrenvoll für ſich, daß eine Handvoll Adeliger und Prinzen auf ſeine Koſten einen glänzenden Hofſtaat bilde, oder nicht mehr ſo zuträglich für das Heil ſeiner Seele, daß eine Schaar von Bonzen ſich von dem Marke ſeiner Ländereien mäſte, — oder er bietet etwa die wenigen ihm nöthigen Kriegsdienſte gegen erträglichere Bedingungen aus. Wer ihm die gelindeſten macht, dem wird er jene Leiſtungen übertragen.“

Die Begünſtigten werden hiergegen einwenden, daß ihre Rechte ſich auf keinen vorausgeſetzten Vertrag gründen, daß dieſelben vielmehr ihnen von den Vorfahren übergebene, veraltete Rechte ſind, — und die Antwort darauf lautet: „Es gibt keine angebornen Rechte, als die *allgemeinen Menſchenrechte*, und deren iſt keines ausſchließend. Ihre Rechte müßten demnach doch zuletzt, wenn gleich nicht von ihnen, dennoch von einem andern *erworben* ſein, der dieſelben auf ſie übertragen hätte; und zwar durch *Vertrag* müßten ſie erworben ſein, da kein Recht auf Perſonen anders erworben werden kann.“

Hiernach ſtellt ſich nun die Sache für den Begünſtigten noch viel ungünſtiger; denn er ſelbſt wird freilich, — wie dies bei der Rechtsvererbung der Fall iſt, — nach dem Tode des Erblaſſers gern in den Vertrag eingetreten ſein; „aber iſt wohl der Erbe und Stellvertreter des Bevortheilten eben ſo freiwillig in ihn eingetreten? oder konnte der Bevortheilte ganz willkürlich ſeine Verbindlichkeit auf einen andern übertragen, ohne bei ihm anzufragen, ob er ſie übernehmen wolle? oder, welches eben das heißt: verbindet dieſen ein fremder Wille? — Ein fremder Wille verbindet nie; das iſt der erſte Grund alles Vertragsrechtes. Mag doch hier immer der Begünſtigte läugnen, daß der Bevortheilte noch während ſeines Lebens, ſobald er wolle, ſeinen Vertrag aufheben dürfe; ſtirbt dieſer Bevortheilte, ſo hört doch dann ſeine Verbindlichkeit gewiß auf, weil er ihr gar kein Genüge mehr thun kann. Wer aus der Welt der Erſcheinungen herausgetreten iſt, iſt ſeiner Rechte darin verluſtig und ſeiner Verbindlichkeiten entledigt. Verfolge ihn doch der Begünſtigte in die andere Welt, und mache dort ſeine Anſprüche auf ihn geltend, wenn er kann; in dieſer iſt er einmal nicht mehr anzutreffen. Aber den erſten, den beſten zu ergreifen und ihm zu ſagen: ich hatte Anforderungen auf Jemanden; er hat durch ſeinen Tod ſich denſelben entzogen; mir muß Genüge geleiſtet werden; komm, Du ſollſt mir für ihn einſtehen — wie ſollte das angehen? — Aber er hat mich auf dich angewieſen, ſagſt du mir. — Dann bedaure ich, daß du dich hintergehen ließeſt; er hatte kein Recht über mich zu verfügen; das hat niemand, als ich ſelbſt. — Aber du biſt ſein Sohn. — Aber darum nicht ſein Eigenthum. — Er hat als Verwalter deiner Rechte, während deiner Unmündigkeit, dich in den Vertrag mit eingeſchloſſen. — Das durfte er wohl thun, bis auf den Zeitpunkt, wo ich mündig ſein würde, nicht aber länger. Jetzt bin ich mündig und Verwalter meiner Rechte ſelbſt, und gebe dir keins auf mich.“

Ganz von ſelbſt knüpft ſich hieran die Bekämpfung der ſcheußlichen Sophiſtereien Rehbergs, durch welche die Leibeigenſchaft als nothwendig erwieſen werden ſollte und der Heuchelei des Chriſtenthums, das für die Seele des Menſchen die zarteſte Sorgfalt trägt und doch die Sclaverei rechtfertigt. Dann folgt die Aufzählung der Rechte, welche veräußert werden können.

Zu dieſen gehört erſtens das Recht der Selbſtvertheidigung durch Zwang, das Kriegsrecht; doch mit zwei Einſchränkungen: „Wir müſſen uns das Recht vorbehalten, oder vielmehr es bleibt nothwendig, auch ohne ausdrücklichen Vorbehalt unſer, uns gegen einen ſchleunigen Angriff, der einen unerſetzlichen Beſitz, den unſeres Lebens in Gefahr bringt, und der das Erwarten fremder Hülfe unmöglich macht, ſelbſt, — und gegen den höchſten Vertheidiger unſerer Rechte immer in eigener Perſon zu vertheidigen. Ueber das erſte dieſer Rechte hat im Allgemeinen nie ein Zweifel ſtattgefunden; das zweite hat man in den mehrſten Staaten völlig unterſchlagen, und durch alle Mittel, beſonders durch Beredungskünſte, aus der chriſtlichen Religion entlehnt, zur ſtummen Ertragung alles Unrechts, das unſere Vertheidiger nicht rächen wollen, oder weil ſie ſelbſt es uns zufügten, nicht rächen können, zur willigen Hingebung unter die Hand unſers Scheerers oder Schlächters uns zu überreden geſucht; aber weil es unterdruckt wurde, iſt es darum nicht minder feſt gegründet. — Du vertheidigſt uns gegen alle Gewalt Andrer; das iſt recht und gut; aber wenn du nun entweder ſelbſt unmittelbar Gewalt gegen uns ausübſt, oder dadurch, daß du die verſprochene Vertheidigung unterläſſeſt, die wir ſelbſt nicht unternehmen dürfen, die Gewaltthätigkeiten Anderer zu deinen eignen machſt, wer ſoll uns dann gegen dich ſelbſt vertheidigen? Du ſelbſt kannſt nicht dein eigener Richter ſein; dürfen wir gegen dich uns nicht ſelbſt Recht verſchaffen, ſo haben wir das Recht der Selbſtvertheidigung, inſofern es ſich auf dich bezieht, völlig aufgegeben, und das dürfen wir nicht; denn nur die Arten dieſes Recht auszuüben, ob es z. B. durch uns ſelbſt oder durch einen Stellvertreter geſchehen ſolle, nicht aber das Recht ſelbſt iſt veräußerlich. *Ob* und *wie* dieſe Vertheidigung gegen die höchſte Gewalt in einem Staate ohne Unordnung und Zerrüttung möglich ſei, habe ich hier noch nicht zu unterſuchen: ich hatte blos zu zeigen, *daß* ſie ſtattfinde und nothwendig ſtattfinden *müſſe*.“

Wir übergehen, was von den übrigen veräußerlichen Rechten, namentlich der *Dienſtleiſtung* und des *Eigenthums* und von deren rechtlicher Zurücknahme geſagt wird. Das Princip, nach welchem bei Aufhebung des Vertrages die Entſchädigung des Begünſtigten geſchehen ſoll, ergibt ſich aus dem Obigen von ſelbſt, daß derſelbe nämlich in allen Fällen, in welchen ſeine bisherigen Vorrechte gegen ein allgemeines Menſchenrecht ſtreiten, gar keine Entſchädigung zu fordern hat, keine andere wenigſtens, „als daß wir ihn ſo lange ernähren, bis er gelernt haben wird, zu arbeiten und ſich ſelbſt zu ernähren.“

Hieran ſchließt ſich eine für die damalige und auch für unſere Zeit ſehr treffende Bemerkung. „Man hat unter uns wehmüthige Gefühle geſehen und bittere Klagen gehört über das vermeinte Elend ſo vieler, die aus dem größten Ueberfluß plötzlich in einen weit mittelmäßigern Zuſtand herabſanken, — von *denen* ſie beklagen gehört, welche in den glücklichſten Tagen es nie ſo gut hatten, als jene in ihrem größten Unſterne, und welche die geringen Ueberbleibſel vom Glück jener für ein beneidenswerthes Glück hätten halten dürfen. Die ungeheure Verſchwendung, die bisher an der Tafel eines Königs geherrſcht hatte, wurde in etwas eingeſchränkt, und Leute, die nie eine Tafel hatten noch haben werden, wie jene eingeſchränkte, bedauerten dieſen König; eine Königin hatte eine kurze Zeit lang Mangel an einigen Kleidungsſtücken, und diejenigen, welche ſehr glücklich geweſen wären, wenn ſie dieſen Mangel hätten theilen dürfen, beklagten ihr Elend. — Setzt man etwa bei dieſen Klagen ganz unbedingt das Syſtem voraus, daß nun einmal eine gewiſſe Klaſſe von Sterblichen, ich weiß nicht welches Recht habe, alle Bedürfniſſe, die die ausſchweifendſte Einbildungskraft nur irgend ſich erdichten könne, zu befriedigen; daß eine zweite nur nicht ganz ſo viele, als dieſe; eine dritte nur nicht ganz ſo viele, als die zweite, u. ſ. w. haben müſſe, bis man endlich zu einer Klaſſe herabgekommen, die das Allerunentbehrlichſte entbehren müſſe, um jenen höhern Sterblichen das Allerentbehrlichſte liefern zu können? Oder ſetzt man dieſen Rechtsgrund blos in die Gewohnheit und ſchließt ſo: weil Eine Familie bisher das Unentbehrliche von Millionen Familien verzehrt hat, ſo muß ſie nothwendig fortfahren, es zu verzehren? Eine auffallende Folgeloſigkeit in unſerer Denkungsart iſt es immer, daß wir ſo empfindlich für das Elend einer Königin ſind, die ein Mal kein friſches Linnen hat, und den Mangel einer andern Mutter, die dem Vaterlande auch geſunde Kinder gebar, welche ſie, ſelbſt in Lumpen gehüllt, nackend vor ſich herumgehen ſieht, ſehr natürlich finden. Solche Leute ſind es gewohnt, ſie wiſſen's nicht beſſer, ſagt mit ſtickender Stimme der ſatte Wollüſtling, während er ſeinen köſtlichen Wein ſchlürft; aber das iſt nicht wahr: an den Hunger gewöhnt man ſich nie, an widernatürliche Nahrungsmittel, an das Hinſchwinden aller Kräfte und alles Muths, an Blöße in ſtrenger Jahreszeit gewöhnt man ſich nie. Daß nicht eſſen ſolle, wer nicht arbeitet, findet man naiv; man erlaube uns, nicht weniger naiv zu finden, daß allein der, welcher arbeitet, nicht eſſen, oder das Uneßbarſte eſſen ſolle.“

Das Kapitel „vom Adel“ iſt der größeren Hälfte nach hiſtoriſch: es enthält Unterſuchungen über den Urſprung des Adels, beſonders bei den germaniſchen Völkern. Ausgegangen wird dabei von der höchſt wichtigen Unterſcheidung des *Adels der Meinung* und des *Adels des Rechts*. „Der erſtere iſt ſo alt als die Geſchichte und entſteht nothwendig, wo Menſchenſtämme in fortdauernde Verbindung mit einander kommen. Es gibt einen Gelehrten-Adel, einen Kaufmanns-Adel, einen Adel tugendhafter Großthaten u. ſ. w. Jeder, der ſeinem Namen eine gewiſſe Berühmtheit gibt, pflanzt mit dieſem Namen zugleich die Berühmtheit auf ſein Geſchlecht fort. Einen ſolchen Adel der Meinung gab es bei den Griechen und Römern zur Zeit ihrer Blüthe: aber keinen Adel des Rechts, und es zeugt von lächerlicher Unwiſſenheit, wenn man *dieſe Nobilität unſerm Adel* gleich ſetzt, denn von *Vorrechten*, etwa von einem ausſchließlichen *Rechte* auf die höchſten Magiſtratswürden u. dgl. kann bei derſelben gar nicht die Rede ſein. Und ferner, welch etwas ganz anderes war es, wenn ein Römer ſich einen Brutus, einen Scipio, einen Appius, oder Cimon ſich Miltiades Sohn nannte, als wenn der moderne Edelmann uns ſagt: Ich bin von Adel! *Beſtimmte* Thatſachen *beſtimmter* Männer gingen dann vor der Seele des Volks vorüber und knüpften ſich an den Mann, der durch ſeinen Namen oder durch den Namen ſeines Vaters das Andenken derſelben erneuerte. Aber was denken *wir* bei dem unbeſtimmten weitſchichtigen Begriffe: *Adel?* Etwas klares wenigſtens nicht. Oder, ſagt uns auch der moderne Edelmann ſeinen Namen: ich bin ein Herr von Y... oder ein Herr von X... oder ein Herr von Z..., ſo iſt er und wir dadurch meiſtentheils ſehr wenig gebeſſert. Wir ſind im Allgemeinen in unſerer vaterländiſchen Geſchichte weit weniger unterrichtet als die alten Völker, weil man uns ſo viel als möglich abhält, Antheil an öffentlichen Geſchäften zu nehmen: — und was wir allenfalls wiſſen, erregt unſere Theilnahme in weit geringerem Grade, weil es derſelben meiſt ſo wenig würdig iſt. Wenn wir denn nun von den Thaten der Ahnherrn des X... oder des Y... Hauſes ſehr genau unterrichtet wären, — was würden wir denn nun wiſſen? Vielleicht, daß der Eine bei einem Tourniere des Kaiſers Friedrich des Zweiten mitgefochten; ein Andrer einen Kreuzzug mitgemacht; in den neuern Zeiten ein Dritter Miniſter war, wie alle Miniſter zu ſein pflegen; ein Vierter General, wie alle Generale zu ſein pflegen; daß ein Fünfter als Geſandter einen Tauſchvertrag über einige Dörfer abgeſchloſſen, oder eine verſetzte Landſchaft eingelöst, daß ein Sechster in dem oder jenem Treffen brav gethan habe u. ſ. w."

Es folgen, wie geſagt, Erörterungen über den Urſprung unſeres heutigen Erbadels, wobei bis auf Tacitus, das Gefolgſchafts- und Lehnsweſen zurückgegangen wird. Als erſte Veranlaſſung zur Entſtehung eines „Adels des Rechts" bezeichnet Fichte die Erblichkeit der Lehen. „Noch immer aber gab nicht die Geburt den Adel, ſie gab das Lehn und das Lehn erſt gab den Adel." — „Um der Entſtehung eines Adels auf die Spur zu kommen, der nicht mittelbar durch etwas, das ſich vererben läßt, — durch Ländereien, ſondern unmittelbar durch die Geburt, — und nicht vermöge übernommener beſondrer Verbindlichkeiten, ſondern frei von allen Verbindlichkeiten, Vorrechte zu ererben vermeint, muß man in ein eben ſo finſteres, als verderbenes Zeitalter herabſteigen, wo die alte Barbarei ohne ihre alte Conſequenz fortherrſchte." Nachdem dieſes geſchehen und gezeigt worden iſt, wie die letzte endliche Veranlaſſung zur Entſtehung des heutigen Adels ein „Brett", nämlich das Wappen geweſen ſei, werden die verſchiedenen Anſprüche deſſelben einzeln durchgenommen und abgefertigt. Wir können nicht in das Einzelne eingehen, und heben deshalb nur folgende Stelle noch hervor: „Endlich fordert der Adel ausſchließend den Umgang des Fürſten, weil es wichtig für's Land ſei, daß denſelben Leute von guten Grundſätzen umgeben. Wäre dies richtig, ſo müßte das gerade Gegentheil desjenigen, was der Adel daraus ſchließen will, gefolgert werden. Dann gehörte der Umgang mit dem Fürſten unter die wichtigſten Staatsbedienungen, welche nach obigen Grundſätzen mit den größten und beſten Männern aus der geſammten Maſſe der Bürger und nicht blos aus dem Adel zu beſetzen ſind. Aber ich bekenne ſchon im Voraus, was ohnedem bald an den Tag kommen muß, daß kein Fürſt, auf deſſen gute Grundſätze und guten Willen ſehr viel ankommt, und den man, wie ein Kind vor böſen Einreden, hüten muß, mir ſonderlich gefalle. *Das Geſetz* muß durch den Fürſten herrſchen, und ihn ſelbſt muß es am ſtrengſten beherrſchen. Er muß nichts thun können, was dieſes nicht will, und muß alles thun müſſen, was dieſes will; er liebe nur, ſo Gott will, im Herzen das Geſetz, oder er beiße unwillig in den Zaum, der ihn hält und leitet. Der Fürſt als Fürſt iſt eine vom Geſetze belebte Maſchine, die ohne jenes kein Leben hat. Inſofern er Privatmann iſt, mag er oder die Geſellſchaft für ſeinen ſittlichen Charakter ſorgen; der Staat ſorgt blos für den Charakter des Geſetzes. Der Fürſt hat keinen Umgang, nur der Privatmann hat einen.“

Zum Schluſſe der ganzen Abhandlung über den Adel heißt es dann: „Es bleibt überhaupt kein *geſetzmäßiges* Mittel übrig, um dem Adel aufzuhelfen. Aber warum ſoll ihm denn auch aufgeholfen werden? *Rechtsanſprüche* hat der Adel als Adel, d. i. als der gegenwärtige, durch die Geburt beſtimmte Volkskörper gar nicht zu machen; denn ſogar ſein Daſein hängt vom freien Willen des Staats ab. Was hat der Staat nöthig, ſich auf ſeine Forderungen lange einzulaſſen? Fällt er ihm dadurch beſchwerlich, ſo hebt er ihn ſelbſt auf, und iſt dadurch aller ſeiner Anforderungen entledigt; denn was nicht iſt, kann auch keine Anſprüche machen.“

Fichte ſelbſt war mit dem, was er über den Adel geſagt, nicht ganz zufrieden. Schon 1794 ſchreibt er an Reinhold, daß er in dem betreffenden Kapitel Manches verändert wünſchte. Größeres Gewicht dagegen legt er auf den folgenden und letzten Abſchnitt „über die Kirche, in Beziehung auf das Recht einer Staatsveränderung“, in welchem er viel Neues geſagt zu haben glaube. Ob mit Recht, möge der Leſer beurtheilen.

Zunächſt wird der Begriff der unſichtbaren und dann der ſichtbaren Kirche feſtgeſtellt. Jede Kirche gründet ſich auf Vertrag; „denn es iſt phyſiſch und moraliſch unmöglich, daß ſie, wie etwa ein irdiſcher Staat, durch Unterjochung entſtehe. Die Unterwürfigkeit der Geiſter unter ein Glaubensbekenntniß zeigt ſich nicht, wenn ſie nicht freiwillig iſt. Zwei wenigſtens mußten den Anfang machen, ſich ihre beiderſeitige Unterwürfigkeit zu geſtehen, und die übrigen, die ſie etwa im Verdacht der gleichen Unterwürfigkeit hatten, zum Bekenntniſſe einladen; ſonſt wäre aus Millionen Menſchen nie eine Kirche entſtanden. Die erſte Vorausſetzung, ohne welche überhaupt kein kirchlicher Vertrag möglich wäre, iſt aber die: daß das ihm zu Grunde gelegte Glaubensbekenntniß ohne allen Zweifel die einzige und reine Wahrheit enthalte, auf welche Jeder, der die Wahrheit ſuche, nothwendig kommen müſſe; daß es der einzig wahre Glaube ſei: — die zweite, welche unmittelbar aus der erſten folgt: daß es in der Macht jedes Menſchen ſtehe, dieſe Ueberzeugung in ſich hervorzubringen, wenn er nur wolle; daß der Unglaube immer entweder auf Mangel an aufmerkſamer Beherzigung der Beweiſe oder auf muthwillige Verſtockung ſich gründe, und daß der Glaube von unſerm freien Willen abhänge. Daher gibt es in allen kirchlichen Syſtemen eine Glaubenspflicht; Pflicht aber kann nicht ſein, was nicht in unſerer Macht ſteht; das hat noch nie eine Kirche geläugnet.“

Das erſte Amt aber, welches die letztere hat, iſt das Richteramt, das Urtheilen an der Stelle Gottes. „Ohne dasſelbe kann ſie ſchlechterdings nicht beſtehen. Was ſie löſet, das muß auch im Himmel gelöſet ſein, und was ſie bindet, das muß auch im Himmel gebunden ſein. Ohne dieſes Richteramt verlangt ſie vergeblich eine Herrſchaft über die Seelen der Menſchen, drohet vergebens mit Strafen, von denen ſie geſteht, daß ſie dieſelben nicht zuerkennen kann u. ſ. w.“

„Sie ſoll alſo über die Herzensreinigkeit der Menſchen richten und ihnen nach Maßgabe derſelben Strafe und Belohnung austheilen. Da ſie aber deren Inneres nicht erforſchen kann, ſo entſteht für ſie eine neue Aufgabe, nämlich dieſe: ihr Glaubensbekenntniß ſo einzurichten, daß es ſich in äußern Folgen zeige, ob man von der Wahrheit deſſelben überzeugt ſei oder nicht, — ſich ſelbſt eine ſolche Verfaſſung zu geben, daß ſie von dem Gehorſame und der Ergebenheit ihrer Mitglieder aus ſicheren und unverdächtigen Merkmalen urtheilen könne. Damit ſie ſicher ſei, ſich nicht zu irren, wird ſie dieſe Merkmale ſo in die Augen ſpringend machen, als es ihr möglich iſt. Dies geſchieht auf zweierlei Art: durch harte Bedrückungen ihres Verſtandes und durch ſtrenge Gebote, die man ihrem Willen auflegt. Je abenteuerlicher, ungereimter, der geſunden Vernunft widerſprechender die Lehren einer Kirche ſind, deſto feſter kann ſie von der Ergebenheit ſolcher Mitglieder überzeugt ſein, welche das alles ernſthaft anhören, ohne eine Miene dabei zu verziehen, und es ihr lernbegierig nachſagen und mit Mühe und Arbeit in ihrem Kopf einprägen, und ſich ſorgfältig hüten, daß nicht ein Wörtchen auf die Erde falle. Je härter die Verſagungen und Selbſtverläugnungen, je grauſamer die Büßungen ſind, die ſie fordert, deſto feſter kann ſie an die Treue ſolcher Mitglieder glauben, welche ſich dieſem allem unterziehen, um nur mit ihr vereinigt zu bleiben; welche auf alle irdiſchen Güter Verzicht leiſten, um nur der himmliſchen theilhaftig zu werden. Nachdem ſie die Früchte des Glaubens in äußere Uebungen geſetzt hat, deren Beobachtung oder Unterlaſſung jedes gute Auge ſieht, hat ſie dadurch eine leichte Ausſicht in das Herz ſelbſt eröffnet."

„Unſern heutigen Eiferern für die Aufrechthaltung ihres allein ſelig machenden Glaubens, die großentheils nicht mit derſelben Ehrlichkeit eifern, muß ich hierbei eine Lehre geben, die den Verdruß, den ihnen die Durchleſung dieſes Capitels verurſachen könnte, reichlich erſetzt. — Wenn ſie ihren Glauben dadurch zu behaupten ſuchen, daß ſie etwa die abenteuerlichen Sätze aufgeben und ihn der Vernunft näher zu bringen ſuchen, ſo ergreifen ſie ein Mittel, das geradezu gegen ihren Zweck läuft. Geht den umgekehrten Weg! Jede Ungereimtheit, die in Anſpruch genommen wird, beweiſt kühn durch eine andere, die etwas größer iſt; es braucht einige Zeit, ehe der erſchrockene menſchliche Geiſt wieder zu ſich ſelbſt kommt und mit dem neuen Phantome, das anfangs ſeine Augen blendete, ſich bekannt genug macht, um es in der Nähe zu unterſuchen: läuft es Gefahr, ſo ſpendet ihr aus dem unerſchöpflichen Schatze eurer Ungereimtheiten ein neues; die vorige Geſchichte wiederholt ſich, und ſo geht es fort, bis an das Ende der Tage. Nur laßt den menſchlichen Geiſt nicht zum kalten Beſinnen kommen; nur laßt ſeinen Glauben nie ungeübt; und dann trotzt den Pforten der Hölle, daß ſie eure Herrſchaft überwältigen. — Laßt euch, o ihr Verfinſterer und Freunde der Nacht — laßt euch dieſen Rath durch die Vermuthung, daß er von einem Feinde komme, ja nicht verdächtig werden. Auch ſogar gegen euch iſt Tücke unerlaubt, ob ihr ſie gleich gegen uns braucht. Prüft ihn aufmerkſam, und ihr werdet ihn völlig richtig finden."

Hiernach wird mit Recht die katholiſche Kirche als allein conſequent anerkannt. „Die Lutheriſche Kirche iſt inconſequent und ſucht ihre Inconſequenz zu bemänteln; die reformirte iſt frank und frei inconſequent. Die reformirte Kirche hat kein Richteramt; die Lutheriſche hat bloß den Schein deſſelben. Der Lutheriſche Prieſter vergibt mir die Sünde mit der Bedingung, daß Gott ſie mir auch vergebe; er ertheilt Leben und Seligkeit mit der Bedingung, daß Gott ſie auch ertheile. Ich bitte, was thut er denn da Sonderliches? was ſagt er mir denn da, das mir nicht ein Jeder, das ich mir nicht ſelbſt eben ſo wohl hätte ſagen können, als er mir ſagt? Ich wollte beſtimmt wiſſen, ob Gott mir die Sünde vergeben habe; er ſagt mir, Er wolle ſie mir vergeben, wenn Gott ſie mir auch vergebe. Was bedarf ich ſeiner Vergebung? ich wollte die Vergebung Gottes. — Der Lutheriſche Prieſter gibt ſich alſo bloß den Anſchein, als ob er Segen ertheilen könne; er kann es nicht wirklich; Strafe auflegen darf er nicht einmal zum Schein. Er kann weiter nichts gegen die Sünde unternehmen, als ſie vergeben; behalten darf er ſie gar nicht, als vor der ganzen Gemeinde ins blaue Feld hinein. Er kann nur den Himmel verſprechen; mit der Hölle drohen darf er Keinem; ſein Mund muß immer in ein ſegnendes Lächeln gezogen ſein (d'un air bénin le pécheur il caresse).“

Dieſe Inconſequenz ergibt ſich auch noch auf einem andern Wege. „Ich will ſelig werden, das iſt mein letzter Endzweck; alle Kirchen verſichern, daß das nicht durch eigene Vernunft und Kraft, ſondern allein durch den Glauben an ſie möglich ſei; ich muß alſo, ihrer eigenen Verſicherung nach, ihnen glauben, wenn ich ſelig werden will. Alle drei Kirchen lehren, daß man in der römiſchen Kirche ſelig werden könne; trete ich, um ſelig zu werden, in die römiſche Kirche, ſo glaube ich allen dreien; ich werde demnach, nach Verſicherung aller dreier, ſelig. Die römiſche Kirche lehrt, daß man in den beiden übrigen Kirchen nicht ſelig werden könne; bin ich in einer von dieſen beiden und glaube dennoch ſelig zu werden, ſo glaube ich Einer Kirche nicht; ich werde demnach,

nach Verſicherung Einer Kirche, nicht ſelig. Der Glaube gründet ſich, der einſtimmigen Lehre aller Kirchen nach, nicht auf Vernunftgründe, ſondern auf Autorität. Wenn die verſchiedenen Autoritäten nicht *abgewogen* werden ſollen — das könnte nur durch Vernunftgründe geſchehen, deren Gebrauch unterſagt iſt —, ſo bleibt nichts übrig, als die *Stimmen zu zählen*. Wenn ich in der römiſchen Kirche bin, ſo werde ich durch alle Stimmen ſelig; wenn ich in einer andern bin, nur durch zwei, und durch eine verdammt. Ich muß, nach der Lehre aller Kirchen, die größte Autorität wählen; ich muß alſo, nach der Lehre aller Kirchen, in die römiſche Kirche treten, wenn ich ſelig werden will. — Kann den proteſtantiſchen Lehrern, welche kirchliche Grundſätze haben, dieſe leichte Folgerung entgangen ſein? Ich glaube, kaum. Ich glaube, daß ſie in ihrem Herzen Alle verdammen, die nicht denken, wie ſie, und daß ſie ſich nur nicht getrauen, es laut zu ſagen. Dann ſind ſie conſequent, und dafür gebührt ihnen ihr Lob.“

Nach dieſen und ähnlichen Auseinanderſetzungen über die beiden andern Gewalten der Kirche, nämlich die *geſetzgebende* und *ausübende*, ſchreitet die Unterſuchung weiter zur eigentlichen Hauptfrage: „Welches Verhältniß hat die Kirche zum Menſchen unter dem Naturgeſetze und unter dem Geſetze des Staats, welche Beziehung auf den Menſchen als ſolchen und als Bürger des Staats?“

Sie hat ein Verhältniß zum *Menſchen als ſolchen*, aber ſie ſteht in dieſem Verhältniß unter dem Gerichtshofe des Naturrechts. „Demnach iſt der Menſch frei, und Niemand hat das Recht, ihm ein Geſetz aufzulegen, als Er ſich ſelbſt. Die Kirche hat folglich kein Recht, Jemanden ihre Glaubensgeſetze durch phyſiſchen Zwang aufzudringen. Sie mag verdammen und mit den härteſten Flüchen belegen, wer ſich ihr nicht unterwerfen will; ſo lange dieſe Verdammungsurtheile im Gebiete der unſichtbaren Welt bleiben, wohin ſie gehören, — wer dürfte etwas dagegen haben? Sie flucht im Herzen, wie jener unglückliche Spieler, und dieſe Genugthuung kann man Jedem gönnen. Sobald aber dieſe Flüche Eingriffe in die Rechte des Andern in der ſichtbaren Welt zur Folge haben, ſo behandelt derſelbe rechtlich die Kirche als Feind und nöthigt ſie zum Schadenerſatz. Jeder kann demnach der Kirche den Gehorſam aufkündigen, ſobald er will, und die Kirche hat eben ſo wenig das Recht, ihn durch phyſiſche Mittel zu nöthigen, in ihrem Schooße zu bleiben, als ſie jenes hatte, ihn durch dergleichen Mittel zu nöthigen, in denſelben zu flüchten. Der Vertrag iſt aufgehoben; er gibt der Kirche ihren himmliſchen Schatz, den er noch nicht angegriffen hat, unverſehrt zurück, und läßt ihr die Freiheit, alle ihre Zornſchalen in der unſichtbaren Welt über ihn auszuſchütten; und ſie gibt ihm ſeine Glaubensfreiheit wieder. Alle phyſiſchen Strafen, welche die Kirche einem Menſchen wider ſeinen Willen auflegt, ſind nicht bloß den eigenen Grundſätzen der Kirche, — ſie ſind auch dem Menſchenrechte zuwider. Jeder Ungläubige, den bei fortdauerndem Unglauben die heilige Inquiſition hingerichtet hat, iſt gemordet, und die heilige apoſtoliſche Kirche hat ſich in Strömen unſchuldig vergoſſenen Menſchenblutes berauſcht. Jeder, den die proteſtantiſchen Gemeinen um ſeines Unglaubens willen verfolgt, verjagt, ſeines Eigenthums und ſeiner bürgerlichen Ehre beraubt haben, iſt unrechtmäßig verfolgt worden; die Thränen der Wittwen und Waiſen, die Seufzer der niedergetretenen Tugend, der Fluch der Menſchheit laſtet auf ihren ſymboliſchen Büchern.“

Hieraus ergibt ſich ſchon, wie das Verhältniß von Kirche und Staat beſtimmt wird: „Die Kirche hat ihr Gebiet in der unſichtbaren Welt und iſt von der ſichtbaren ausgeſchloſſen; der Staat gebietet nach Maßgabe des Bürgervertrages in der ſichtbaren und iſt von der unſichtbaren ausgeſchloſſen. Wenn beide ihre Grenzen kennen, und die Grenzen des andern reſpectiren, ſo können ſie nie in Streit gerathen.“

Auf das Entſchiedenſte erklärt ſich daher Fichte gegen die vielgeprieſene Einheit von Kirche und Staat. „Man hat“, ſagt er unter Anderm, „einen gewiſſen gegenſeitigen Bund der Kirche und des Staats erdacht, kraft deſſen der Staat der Kirche ſeine Macht in dieſer, und die Kirche dem Staate ihre Gewalt in der zukünftigen Welt freundſchaftlich leiht. Die Glaubenspflichten werden dadurch zu bürgerlichen, die Bürgerpflichten zu Glaubenspflichten. Man glaubte ein Wunder der Politik vollbracht zu haben, als man dieſe glückliche Vereinigung getroffen hatte. Ich glaube, daß man unvereinbare Dinge vereinigt und dadurch die Kraft beider geſchwächt habe. Ein Staat, der die Krücke der Religion borgt, zeigt uns nichts weiter, als daß er lahm iſt; wer uns um Gottes und unſerer Seligkeit willen beſchwört, ſeinen Befehlen zu gehorchen, der geſteht uns, daß er ſelbſt nicht die Kraft habe, uns zum Gehorſam zu nöthigen, ſonſt würde er es thun, ohne Gott zur Hülfe zu rufen. — Es ſteht ihnen allerdings wohl an, uns die Bezahlung in jenem Leben anzuweiſen, wenn ſie uns in dieſem Alles nehmen; oder uns mit der Hölle zu drohen, wenn wir uns ihren ungerechten Gewaltthätigkeiten nicht unterwerfen wollen. Was glauben ſie ſelbſt denn, indeß ſie ſo frank und frei ungerecht ſind? Entweder nicht Himmel noch Hölle; oder ſie denken für ihre Perſon die Sache mit Gott wohl abzumachen. Wie nun, wenn wir eben ſo klug ſind, als ſie? — Nirgends zeigt ſich dies auffallender, als in proteſtantiſchen Staaten. Eine und dieſelbe Perſon kann allerdings Fürſt ſein und Biſchof; aber die Verrichtungen des Fürſten ſind andere als die des Biſchofs, und keiner darf dem andern beiſtehen. In einer und derſelben Handlung kann man nicht beides zugleich ſein. Nun haben die proteſtantiſchen Fürſten ſich ſagen laſſen, daß ſie zugleich Biſchöfe ſeien, und eifrig, wie ſie ſind, wollen ſie auch ihre biſchöflichen Pflichten erfüllen. Die Reinigkeit des Glaubens liegt ihnen am Herzen, und dieſe wird, wenigſtens ihren geringen Einſichten nach, verfälſcht. Im gerechten Ingrimme tappen ſie um ſich, ergreifen, was ihnen in die Hände kommt und ſchlagen drein. Es war der Scepter, aber iſt denn der Scepter dazu? Der Hirtenſtab ſollte es ſein. Sind ſie Biſchöfe, ſo mögen ſie den Ungläubigen verfluchen, verdammen, des Himmels verweiſen und in die Hölle gefangen ſetzen; ſie mögen Scheiterhaufen errichten, auf denen Jeder ſich verbrennen könne, der gern verbrennt ſein will, um ſelig zu werden; aber die Macht des Staats dürfen ſie nicht gegen ihn brauchen, ſonſt fleht er den Staat um Schutz an. — Den Staat? Ach, in welche Hände ſind wir gerathen! Es iſt der Staat ſelbſt, der im Namen Gottes auf uns zuſchlägt."

Hierzu unter dem Text folgende Anmerkung: „Aber wenn es nun den Fürſten ein wahrer Ernſt wäre, für die künftige Seligkeit ihrer Unterthanen nach ihrer Art zu ſorgen, ſollte man dann nicht wenigſtens ihre guten Abſichten ehren? — Vielleicht; aber ihren Verſtand und ihr Gerechtigkeitsgefühl ſicher nicht. Jeder hat das Recht, die Mittel zu ſeiner Seligkeit ſelbſt zu ſuchen, zu prüfen, zu wählen, und er duldet mit ſeinem vollen Rechte keine fremde Hand auf dieſem ſeinem eigenthümlichen Boden. Und warum wollen denn wohl eigentlich die Fürſten ihre Unterthanen ſo gerne ſelig haben? Ob es wohl in der Regel aus bloßer reiner Liebe zu ihnen, oder ob es nicht bisweilen aus Selbſtliebe geſchieht? Wie kommt es doch, daß es meiſt eben die vierzehnten Ludwige und Ihresgleichen ſind, die ſo angelegentlich für Anderer Seligkeit ſorgen? Solche Fürſten wiſſen an ihren Unterthanen Alles zu brauchen. Die ſterblichen Leiber derſelben haben ſie Glied für Glied ſchon ſo hoch in Anſchlag gebracht, daß an dieſen weiter kein großer Gewinn zu machen iſt. — Aber, ſagt ihnen ihr Gewiſſensrath, haben Ihre Unterthanen nicht auch eine unſterbliche Seele? und auf dieſe willkommene Erinnerung entwerfen ſie geſchwind einen Plan, ſie noch im ewigen Leben zu benutzen, und ſelbſt dem lieben Gott die Seelen derſelben ſo theuer, als es gehen will, zu verhandeln.“

Mit der proteſtantiſchen Einheit von Kirche und Staat iſt es alſo Nichts. „Ueberhaupt, die proteſtantiſchen Gemeinen ſind, wie geſagt, entweder inconſequent, oder ſie geben ſich gar nicht für Kirchen aus. Es gibt kein Drittes; man muß ſich entweder in den Schooß der allein ſelig machenden römiſchen Kirche werfen, oder man muß entſchloſſen ein Freigeiſt werden. Und hat der Staat den letztern zu fürchten? — Ich ſehe wohl ein, warum ein weiſer Staat keinen conſequenten Jeſuiten dulden könne; aber ich ſehe nicht ein, warum er den Atheiſten nicht dulden ſollte. Der erſtere hält Ungerechtigkeit für Pflicht, das ſetzt den Staat in Gefahr; der letztere anerkennt, wie man gewöhnlich glaubt, gar keine Pflicht; das verſchlägt dem Staate gar nichts, als welcher die ihm ſchuldigen Leiſtungen durch phyſiſche Gewalt erzwingt, man mag ſie nun gerne vollbringen oder nicht.“

Sind nun aber Kirche und Staat ſolchergeſtalt von einander geſchieden, was folgt daraus für den Fall einer Revolution? welche Rechte hat ein Staat, der umgeſchaffen ward, gegen die Kirche und das bisherige kirchliche Syſtem?

Die Antwort iſt kurz dieſe: „Er darf Lehren der Kirche, die bisher von dem Bürgerrechte nicht ausſchloſſen, durchſtreichen, weil ſie ſeinen neuen Staatsgrundſätzen zuwider ſind: er darf von allen, die das Bürgerrecht begehren, die Verſicherung, daß ſie jenen Meinungen entſagt haben, und die feierliche Uebernehmung der neuen, jenen Lehren widerſtreitenden Verbindlichkeiten fordern: er darf alle, welche dieſe Verſicherung nicht geben wollen, von ſeiner Gemeinſchaft und von dem Genuſſe aller Bürgerrechte ausſchließen.“

Wie aber verhält es ſich mit den geiſtlichen Gütern? denn ſie ſind bei jeder Umwälzung die Hauptquelle des Streits zwiſchen Staat und Kirche geweſen, und waren es auch bei der franzöſiſchen.

„Die Kirche als Kirche“, antwortet hierauf Fichte, „kann nicht occupiren; was ſie demnach beſitzt, beſitzt ſie durch Vertrag, und zwar nicht durch Arbeitsvertrag — ſie kann nicht arbeiten —, ſondern durch Tauſchvertrag. Sie vertauſcht himmliſche Güter, die ſie im Ueberfluſſe beſitzt, gegen irdiſche, die ſie gar nicht verachtet. Die Kirche hat Beamte, die nicht vom bloßen Glauben leben, ſondern die zu ihrer Erhaltung auch noch irdiſcher Speiſe und irdiſchen Tranks bedürfen. Es liegt in der Natur jeder Geſellſchaft, daß die Mitglieder diejenigen erhalten, die ihre Zeit und Kraft zum Dienſte der Geſellſchaft anwenden; demnach ſind ohne Zweifel die Mitglieder der kirchlichen Geſellſchaft verbunden, ihre Beamte zu ernähren. Die Beiträge dazu gibt aber der Einzelne in der Hoffnung, durch die Gnade der Kirche ſelig zu werden; er vertauſcht alſo das, was er gibt, gegen den Himmel. Eben ſo offenbar iſt der Tauſchvertrag, wenn die Abtretung irdiſcher Güter an die Kirche unmittelbar zur Abbüßung kirchlicher Sünden oder unmittelbar zur Erkaufung höherer Seligkeiten des Himmels geſchieht.“

„Aus dieſer Art des Urſprungs der kirchlichen Güter fließt nun eine wichtige Folge. Kein Vertrag iſt nämlich vollzogen, bis von beiden Theilen geleiſtet worden iſt, was ſie zu leiſten verſprachen. Der Beſitzer der irdiſchen Güter hat an ſeinem Theile geleiſtet; aber nicht ſo die Beſitzerin der himmliſchen an dem ihrigen. Nur durch den Glauben eignet ſich der erſtere einen Beſitz zu, gegen den er nicht die bloße Hoffnung, daß er ſeine zeitlichen Güter der Kirche übergeben werde, ſondern den wirklichen Beſitz dieſer Güter der Kirche übergibt. Wer weiß, ob er den Glauben an die Kirche immer behalten und ob die Kirche den Willen haben werde, ihm Wort zu halten u. ſ. w.? — Hat man demnach bei irgend einem Vertrage das Recht der Reue, ſo hat man es offenbar bei einem Tauſchvertrage mit der Kirche. Kein Schadenerſatz! wir haben die himmliſchen Güter der Kirche nicht abgenutzt; die Kirche mag ſie zurücknehmen; ſie mag uns mit ihren Strafen, mit ihrem Banne, mit ihrer Verdammung belegen. Das ſteht ihr frei; wenn wir überhaupt nicht mehr an die Kirche glauben, ſo wird dies alles eben keinen großen Eindruck auf uns machen."

Mit der Erledigung dieſer Frage über die Einziehung der geiſtlichen Güter ſchließt das zweite Bändchen und zugleich die ganze Unterſuchung. Im dritten Heft ſollten die bisher dargelegten Grundſätze ſpeciell auf die franzöſiſche Staatsumwälzung angewandt und an ihr durchgeführt werden; doch iſt daſſelbe, wie geſagt, nicht erſchienen. Indeß rechtfertigt das Buch auch ſo ſeinen Titel: „Beitrag zur Berichtigung der Urtheile des Publikums über die franzöſiſche Revolution“; denn wenn das Publikum zu urtheilen verſteht, ſo wird es ſchon ſelbſt die Anwendung machen können.

Die gegebenen Auszüge bedürfen, denk' ich, keines Commentars und keiner Nachrede; ſie reden hinlänglich durch und für ſich ſelbſt. Was wir aus ihnen und aus der ganzen Schrift lernen können? — Wäre es auch nichts weiter, ſo iſt es doch dies: daß Ihr mit Unrecht die Hegelſche Philoſophie anklagt, ſie allein ſei, wie Ihr es nennt, atheiſtiſch und revolutionär. Der Fichte war doch auch ein Philoſoph; Ihr habt zu ſeiner Zeit von ſeiner Philoſophie Gebrauch gemacht, — und nun ſeht, wie er auf den contrat social zurückgeht, und die Menſchenrechte, die droits de l'homme inaliénables et imprescriptibles reclamirt; wie er die Kirche ganz aus der ſichtbaren Welt verdrängt, d. h. von ihr gar nichts wiſſen will! — Doch dafür iſt Fichte ja auch „verdächtig“ geweſen. — Allerdings! Doch mit dem Geweſen iſt nichts geſagt. Alle Philoſophie iſt verdächtig. Es lebe die Philoſophie!

Köppen.

II.

„Woher und wohin?

oder

Der preußiſche Landtag im Jahre 1840.“

(Die Kritik iſt geſchrieben Ende 1841.)

Dies iſt der Titel einer kleinen Schrift, welche ſchon im vorigen Jahre mit Eifer geleſen wurde und fortwährend ihre Friſche und Zeitgemäßheit behauptet. Sie iſt eine der vielen Naturſchilderungen des edlen Baumes Boruſſia, welchem eine Partei wohl Blätter, allenfalls auch einige Blüthen geſtatten, aber Früchte zu tragen verbieten will. Aber die Kunſt, welche die Natur verzwickt und verzwergt, dieſe der abſoluten Monarchie für Gärten und Staaten ſo geläufige Kunſt unterliegt zuletzt ihrem wohlverdienten Schickſale. Auch in Preußen wird ſie nicht ſiegen; denn ihr Sieg wäre Preußens Untergang. Preußen aber iſt nicht geartet, daß es ſich noch einmal ruhig hinlege, um zu ſterben.

Dieſe gewiſſe Erwartung iſt der Lebenshauch, welcher auch die oben genannte Abhandlung durchdringt. Die kräftige Sprache, mit welcher ſie gegen die Beamtenhierarchie und das Verwaltungsfieber und für eine freie Reichsverfaſſung auftritt, muß um ſo wirkſamer ſein, als ſie nach allgemeiner

Verſicherung von einem wahrhaft erleuchteten hohen Staatsbeamten herrührt, welcher mit treuem Gemüthe und raſtloſem Kopfe alle neuern Schickſale Preußens, Erniedrigung und Erhebung, mitteninne durchlebt hat. Er iſt mehr als Beamter, er iſt ein Staatsmann im edelſten Sinne. Der Unterſchied zwiſchen beiden Naturen iſt an ſich klar und zum Ueberfluſſe hiſtoriſch begründet. Beamten-Ideale waren es, welche das erhabene Wort ſprachen: „Ruhe iſt die erſte Bürgerpflicht!“ Hätten ſie Recht behalten, ſo wären wir noch franzöſiſch, oder auf dem geraden Wege, ruſſiſch zu werden, ſalls das Waffenglück uns gerade einmal den Rücken kehrte. Beamte jener Art haben zu allen Zeiten, was auch kam, immer eben weggeſchrieben und expedirt und ihren Gehalt bezogen. Staatsmänner aber, die Blüthe der Staatsbürger, waren es, welche ſich in böſer Zeit an die Spitze des Volkszornes ſtellten, und das Vaterland mit dem ganzen Reichthum ſeines Inhalts, vor allen Dingen die Ehre wieder eroberten. Dieſen Männern der That ſei auch das erſte Wort gegönnt.

Einen von ihnen hören wir nun wieder auf Reichsſtände dringen. Die neueſte Weiterentwickelung des preußiſchen Provinzialſtändethums iſt ein Palliativ, mit dem man die offene Wunde des Landes behandelt. Provinzialſtände, ſollten ſie auch die höchſte Vollkommenheit erreichen, vermögen kein Staatsleben zu gebären, keine allgemeinen Stände zu erſetzen. Ein mangelhaftes Princip, mag es noch ſo weit getrieben, noch ſo viel daran herum gekünſtelt und ausgebeſſert werden, bleibt immer im Weſen und Geiſte von dem „alleinſeligmachenden“ Principe verſchieden. Für den Staat iſt letzteres die ungeſtörte Verwirklichung der Menſchennatur, d. h. die Freiheit; ſie berechtigt uns zum veredelten Gebrauche jenes päpſtlichen Wortes. Die Freiheit iſt es, welche Nationen gegen inneres Verderben und äußeren Untergang ſchützt.

Sie mangelt aber da, wo die Nation an ihrem eigenen Staate nicht betheiligt, wo ſie von der Geſetzgebung ausgeſchloſſen iſt und keine Oberaufſicht über die Verwaltung ausübt. Dies iſt bloß durch Reichsſtände aus freier Volkswahl möglich. Mit Provinzial- und Kreisſtänden bleibt ein Volk innerlich unfrei und ſchwächlich.

Jahre lang ſind in Preußen die Nation und die Provinziallandtage gleichgültig an einander vorüber gegangen; auf dieſem Wege der einſeitigen, in den Sonderintereſſen Weniger wurzelnden Vertretung blieb die allgemeine politiſche Erziehung auf Null. Nur was vom Herzen kommt, geht zum Herzen; Geiſt fordert Geiſt. Auch ein Volk wird nur durch das Organiſche ergriffen und gehoben. Das Mechaniſche in Preußens öffentlichem Leben (ſo weit hievon die Rede ſein kann), das Aggregatmäßige der Volksvertretung, die Apotheoſe des Zufalls und der Dinge, welche nicht in dem Menſchen ſind, ſondern an ihm kleben, als der Geburt, des Ständethums und des Vermögens, — dies Alles wirkte bisher nicht anders, als es eben konnte. Die Vertretung genießen nicht Menſchen, Staatsbürger, Preußen, ſondern Ständler, Provinzbewohner, Schleſier, Weſtphalen, Pommern ꝛc. ꝛc. Die an Zahl und Gewicht für den Staat weitaus Erheblichſten, Bürger und Bauern, ſind zum Theil gar nicht vertreten, und die Vertretenen müſſen ſich gefallen laſſen, neben Adel und Grundbeſitz eine untergeordnete Stellung einzunehmen. Daher die nicht zu beſtreitende politiſche Lauheit in den meiſten preußiſchen Landſtrichen. Die Gefahren aber, welche in jener Atomiſtik, ſo wie in der von der Beamtenarmee vollzogenen anhaltenden Schematiſirung, Präparirung und Rubricirung eines friſchen, ſaftvollen Volksleibes liegen, drängen ſich in Maſſe dem einfachſten Nachdenken auf. Außerdem ſind ſie allergründlichſt hiſtoriſch begründet. Am ernſtlichſten drohen dieſe Gefahren da, wo ſich überhebende Selbſttäuſchung ſo weit verbreitet iſt. Zu ſchweigen von tadelnswerthen Beweggründen, gibt es manche Preußen, welche in aller Ehrlichkeit die vollendete Sonnenblume alles ſtaatlichen Organismus bei ſich zu Hauſe erblicken. Die edle deutſche Beſcheidenheit iſt allerſeits zu empfehlen; ſie und die einfache Betrachtung der Wirklichkeit weiſt jene Mißgriffe und Vorurtheile zurück, durch welche Schatten mit dem Namen Licht beehrt und die troſtloſe Aeuſſerlichkeit, das dürftig und klapperig Mechaniſche für freien Organismus ausgegeben wird.

Preußen hält ſeine Inſtitutionen in künſtlich-gewaltſamer Gefangenſchaft unter der Höhe der Zeit. Bis die, welche das Ruder führen, endlich zur Ueberzeugung von dem Vorhandenſein drohender Klippen gelangen und an die Möglichkeit ausländiſcher Stürme glauben, wird allem Anſcheine nach noch manches Wort laut werden müſſen, wenn überhaupt die Bekehrung durch dieſes friedliche inländiſche Verfahren, durch gewöhnliche Hausmittel erfolgen wird. Daß übrigens andererſeits alle diejenigen Preußen und Deutſchen, deren Herz mit ihrem Vaterlande zuſammengewachſen iſt, täglich vollſtändiger den Ernſt und die Nothwendigkeit einer freien Staatsverfaſſung würdigen, iſt eine in vielen Zügen handgreifliche Thatſache. Auch bei dem beſten Willen, und wenn man noch ſo gutmüthig iſt, wird man lieber nach dem Halt eines beſtehenden Staatsgeſetzes und des von Allen anerkannten Rechtes greifen, als nach der beweglichen Hand einer dem Barometer des täglichen Lebens unterworfenen Perſon. Und Gnade vollends iſt ein politiſches Surrogat, welches gemeiniglich dem Spender eben ſo wenig als dem Beſpendeten zur Ehre gereicht. Wozu auch Gnade, ſobald das Recht vollkommen ausreicht? Warum immer demüthiges Vertrauen fordern, da doch ohne Selbſtvertrauen ein Volk kraftlos wäre? Wenn das nunmehr in Gott ruhende „Politiſche Wochenblatt“ kurze Zeit vor ſeinem ſeligen Ende von der deutſchen Nation ſagte, daß in ihr „ein kindliches Vertrauen zu den väterlichen Abſichten ihrer Regierungen mit einem frommen Gottvertrauen Hand in Hand geht“, ſo knüpfen ſich an dieſe Vorſtellung viele Bemerkungen von ſelbſt an. Erwachſene Kinder wird es freilich wohl immerdar geben. Aber die Völker kommen in unſern Tagen mit der Kindlichkeit nicht aus. Kinder können nichts im Staate, ſie taugen nur für das „Himmelreich“. Auf der Erde braucht man Männer. Die Regierung allein kann und ſoll nicht Alles thun; auch ihre „väterlichſten Abſichten“ wären umſonſt, wenn das Volk ohne Selbſtgefühl und Selbſtthat bliebe. Eine einſichtige Regierung muß gerade dahin arbeiten helfen, daß die Bürger von der Ehre und Wohlfahrt ihres Staates ſo durchdrungen werden, wie Spartaner, Athener, Römer, Briten. Alſo die Kindlichkeit laſſe man endlich einmal fallen; ſie iſt ſelbſt als Bild untauglich. Das „fromme Gottvertrauen“ iſt eine höchſt zweideutige Sache; ſie bringt gar zu oft an den Bettelſtab und zur ſittlichen Entwürdigung, weil man nicht die Hände rührt, noch den Kopf gebraucht. Tüchtige Thätigkeit kann ohne eure vielbelobte Frömmigkeit beſtehen, dieſe ohne jene bringt es zu gar nichts. Und Betſtunden vollends ſind den leiblichen und geiſtigen Intereſſen geradezu verderblich.

Das ächte Vertrauen eines Volkes zu ſeiner Regierung hat wahrhaftig noch niemals gemangelt (die Geſchichte predigt es hundertfältig), ſo oft die Regierung nur irgend ernſtlich bewies, daß ſie das Recht über Alles ſtellte und nicht dem Volke ſein rein menſchliches, freies Daſein verkümmerte. Leider haben die Deutſchen mit ihrem „kindlichen Vertrauen“ ſehr herbe Erfahrungen gemacht; und den Reſt ihrer Kraft, mit welchem ſie Großes leiſteten und in der Arbeit neue Kräfte fanden, hatten ſie eben nicht dem Syſteme der „Väterlichkeit“ zu verdanken. Groß genug iſt deßhalb die Zahl derer, welche lieber wachen, als ſchlafen, bis ihnen der ausländiſche oder inländiſche Feind ſchon im Nacken ſitzt, welche Steffens *) ächtes Normannenwort im Buſen tragen: „Die Neigung zum Deſpotismus erſtirbt nie, und ſtets bewaffnet muß in jedem erſcheinenden Staate der wahre Bürger über ſeine Freiheit wachen; denn jede Erſchlaffung erzeugt Unterdrückung.“

Hiezu iſt vor allen Dingen eine gute Staatsverfaſſung erforderlich. Mit größter Wahrheit thut daher derſelbe Steffens in derſelben Schrift den Ausſpruch: „Ein jeder nicht conſtitutionelle Staat iſt ein interemiſtiſcher.“ In dieſer Geſinnung hat auch der edle Verfaſſer des „Woher und Wohin?“ ſeinen innerſten Staatsgedanken enthüllt. Seine Darlegung iſt in der Kürze folgende:

„Woher der Ruf: Allgemeine Stände!? So fragt ihr euch, ſo fragt ihr Andere. Fraget die Geſchichte, und ſie antwortet: Friedrich II fand ein ungebildetes, gedankenloſes und kein denkfähiges Volk vor. Zuerſt aus ſeinem Geiſte ging eine neue Gedankenwelt auf das Volk über, und die Macht des Geiſtes machte ſich geltend. Das Volk, hochbegeiſtert von dem ideenreichen Könige, folgte ihm blind, wohin er es führte. Aber Licht entzündet Licht.“ Des Königs Ideen ſollten ins Leben treten, Staatsdiener mußten ſeine Befehle vollſtrecken, und auch in ihnen machte ſich die Macht des Geiſtes geltend: es gingen einzelne Strahlen von dem Glanze des großen Geiſtes auch auf ſie über. Dies gab der Dienerſchaft in den Augen des Volkes größere Wichtigkeit und höhere Bedeutung, als ſonſt dem Vollſtrecker gegebener Befehle zu Theil wird. Dieſer Abglanz des Heiligenſcheines des Königs mußte zwar vor dem innern hellaufleuchtenden Lichte der Volksbildung, vor dem ſteigenden Culturzuſtande des Volkes immer matter zurücktreten. Allein, wie die Kirche an ihren Heiligen immerdar gern feſthält, ſo pflanzte ſich auch die Meinung

---

*) Die gute Sache. Leipzig 1819.

jenes Abglanzes von Geſchlecht zu Geſchlecht fort, bis das preußiſche Beamtentreiben den Höhepunkt erreichte, wovon Strauß gegen Streckfuß*) vollkommen richtig ſagt, daß die preußiſche Beamtenwelt wie im Sinne der katholiſchen Kirche handle; denn, wie der Geiſtliche dort nur für ſich, ohne Beziehung und Rückſicht auf die Gemeinde, den Gottesdienſt verrichte, ſo wähne der preußiſche Beamte, beſonders der dem Volke ferne ſtehende, daß der Staatsdienſt nur für ihn, und daß er nicht für das Volk, ſondern das Volk für ihn da ſei. Aber es kam ja mehr und mehr Licht ins Volk, es tagte immer heller auf, wie im Mittelſtande, ſo im Adel. Erſterer beruhigte ſich, der Erſcheinung jener Beamtenwelt gegenüber, zum Theil dadurch, daß er ſelbſt den Beamtenſtand zu bilden ſich bemühte.

Daſſelbe geſchah beim Dienſtadel, der ohne Vermögen und Grundeigenthum da ſtand.

Unerträglich dagegen mußte die Bevormundung von Seiten der Beamten dem unabhängigen Manne ſein, insbeſondere dem Grundadel, der eingedenk ſeiner früheren Herrſchaft ihnen gegenüber ſtand, zumal nachdem auch in der Stellung der Beamten noch ein Schritt weiter geſchah.

Die ſteigende Cultur nämlich äußerte auch inſofern ihren Einfluß auf die Beamtenwelt, daß ſie bald nicht mehr blinde Werkzeuge zur Vollführung eines fremden Willens ſein wollten, ſondern ſie glaubten eigne Gedanken und Meinungen über Staat und Staatsverwaltung aufſtellen und realiſiren zu können.

---

*) Der Aufſatz „Streckfuß und das Preußenthum von einem Würtemberger" rührt nicht von Strauß her; er iſt vielmehr von Echtermeyer zuerſt projectirt und dann, da die Sache Eile hatte, von uns gemeinſchaftlich ausgeführt, der Anfang von mir, das Ende von Echtermeyer geſchrieben. Der unterzeichnete „Würtemberger" ſollte nur den Conſtitutionalismus repräſentiren; es war nicht unſere Abſicht, die Vermuthung auf Strauß zu lenken.

A. Ruge.

So ſtellte ſich bald jeder Beamte als der Repräſentant einer ausübenden Macht, oder vielmehr als beſonderer Machthaber in dem ihm zugewieſenen Kreiſe dar, und es konnte nicht fehlen, daß dieſe Beamtenſtellung ſich dem Volke nur zu empfindlich geltend machte. Ueberdies kam noch hinzu, daß in dem früheren roheren Staatszuſtande eine Menge, das Volk unmittelbar berührende Angelegenheiten von den Ortsobrigkeiten oder den Gutsherren in Ordnung gehalten oder gewiſſermaßen patriarchaliſch verwaltet worden waren. Dieſer Zuſtand der Dinge ließ ſich nun allerdings wegen der damit verbundenen und oft ſchroff und hart hervortretenden Willkür bei zunehmender Cultur nicht mehr halten; er ſtand dem Bildungszuſtande des Volkes hemmend gegenüber. Statt nun aber durch eine beſſere Ordnung der Nationalverhältniſſe dieſen Angelegenheiten den angemeſſenen Weg einer in ihrem eignen Weſen begründeten Organiſation anzuweiſen, zog man ſie vor das Gouvernement, welches, dadurch aus ſeinem Kreiſe heraustretend, die geſtellte Aufgabe niemals zweckmäßig löſen kann. Die Folge war: das Volk ſah immer klarer ein, daß es fort und fort wie am Gängelbande geleitet, gleich einer Herde hierhin und dorthin geführt und ohne Grund und Zweck zu kennen, bald zu dieſer, bald zu jener Handlung aufgefordert und genöthigt wurde. —

Man erkannte immer mehr und mehr und immer allgemeiner, wie ſehr oft durch Einſeitigkeit einzelner Machthaber der Zweck des Staates verkehrt und verrückt werden, zumal wenn, wie nicht ſelten geſchah, zu ſolchen einſeitigen Tendenzen vom Volke überdies noch Leiſtungen und Beihülfe gefordert wurden. Es konnte daher nicht fehlen, daß dieſe Bevormundung mündiger Maſſen, im Geiſte der Beamtenhierarchie geführt, das Gefühl der Selbſtſtändigkeit des mündigen Theils des Volkes tief und ſchmerzlich verletzte. Um ſo mehr nahm man im Volke die Städteordnung mit hohem Enthuſiasmus auf, und mit um ſo größerer Sehnſucht ſah man einer Communalordnung und einer Volks- oder Ständerepräſentation entgegen, indem man hoffte und meinte, in dieſer die Mündigkeit des gebildeten Theils des Volkes wirklich auch anerkannt zu ſehen. Das Unglück der Jahre 1807—1813 und die Geſetze dieſer Zeit förderten dieſe Selbſtſtändigkeit des Volkes noch bedeutend mehr und brachten ſie in immer klareres Bewußtſein. Die ſchönſte Frucht davon und die herrlichſte Erſcheinung des erwähnten Geiſtes dieſer Zeit war die preußiſche Landwehr, nicht von Militär- oder Civilbeamten errichtet, ſondern aus dem Volke hervorgegangen und durch die Kraft des Volkes herangereiſt. Es war die Zeit der Erkenntniß gekommen.

Das Gouvernement erkannte nach dem Kriege im Jahre 1813 ſeinen neuen Standpunkt und es drängte ſich ihm ſelbſt die Abſicht auf, von ihm aus die Staatsorganiſation zeitgemäß zu entwickeln. Allein die Beamtenwelt, Civil- und Militär-Beamten, ſahen auch bald, daß in demſelben Grade, als die Selbſtſtändigkeit und Mündigkeit des Volkes zunehmen, und die Landſtände überhaupt an Wichtigkeit für den Staat gewinnen, die bisherige Beamtenwichtigkeit ſchwinden müſſe. Man fürchtete das ſchwere Gewicht der Landſtände werde in der Staatswage dem früheren Gewichte der Beamten ſeine große Bedeutung nehmen, und es trat ſomit eine planmäßige Reaction gegen die Zeit und ihre Forderungen im Gouvernement ein. Es folgten Schritte auf Schritte, um dem Beamtengewicht für immer ſeine Bedeutſamkeit zu erhalten: die Städteordnung wurde, ſoweit man es, ohne den Schein der Barbarei und Inconſequenz auf ſich zu laden, nur irgend vermochte, allmälig in der Richtung einer Beamtenordnung umgeklügelt und modificirt. Eine Communalordnung hielt man nicht für zeitgemäß. — Auf die Landwehr geſchahen von Zeit zu Zeit ſo heftige Angriffe, daß, obgleich ihr eigentlicher Charakter ſchon modificirt und ihr Grundton ſtark genug verſtimmt war, ſogar ihre Fortdauer zuweilen zweifelhaft ſchien. Ihre Aufhebung geradehin auszuſprechen, wagte man nicht; allein ſie erhielt je mehr und mehr Specialeinrichtungen, welche, ihrem Geiſte zuwider, ſie dem Beamtenmilitär immer näher bringen ſollten.

Die Provinziallandtage wurden von dem Volke mit wahrem Enthuſiasmus aufgenommen, weil ſie ein Beweis der Anerkennung der Mündigkeit des Volkes zu ſein ſchienen, und weil man glaubte durch ſie, neben der Beamtenſtimme, auch eine Volksſtimme an den Souverain bringen zu können; und man glaubte dies um ſo ſicherer, als die Richtung der Zeit es zu fordern ſchien. Allein die Richtung der Gouvernementsmänner, welche bei dieſer Volksſtimme Werkzeuge des Souverains waren, ließ ſie nicht aufkommen; ſie wurden gefürchtet und verdächtigt, und die Beamtengewalt wurde für die Bewahrung und Aufrechthaltung ihres vormundſchaftlichen Verhältniſſes immer mehr mit Angſt und Beſorgniß erfüllt. Als z. B. der preuſſiſche Landtag, bei der Bereitwilligkeit des Volkes, das Land auch mit der Volksmaſſe zu vertheidigen, den Souverain einſt bat, einige feſte Punkte im Lande zu etabliren, ſprachen ſich mehrere bedeutende, hohe Militärbeamten höchlich entfremdet und faſt empört darüber aus, daß Landſtände über ſolche Verhältniſſe auch nur eine Stimme haben wollten, oder wohl gar Anträge darüber machen könnten; ja ſie betrachteten den Antrag des Landtages ſogar als eine ſträfliche Anmaßung[*]. Ebenſo fanden Beſchwerden über Adminiſtrationsbeamten, und Anträge zu weiterer Entwickelung eines regeren Volkslebens keinen Anklang; ſie regten vielmehr die Reaction von Seiten der Beamtenwelt nur noch um ſo mehr auf und der Erfolg von dem Allen war:

---

[*] Proben ſolches verderblichen, die Nation zum Kretinismus verdammenden ſtupiden Hochmuthes ſind bekanntlich häufig genug. Entweihung der Schriftſtellerfeder iſt es, was in der Spener'ſchen Zeitung vom 23. Februar d. J. unter der Aufſchrift „Miscellen" gedruckt ſteht: „Unzeitig und taktlos war auch die Beleuchtung der Vertheidigungsloſigkeit Oſtpreußens gegen Rußland. Welcher Kluge wird die eigenen Schwächen dem Nachbar öffentlich aufdecken? Dergleichen Beſorgniſſe und Vorſchläge gehören nirgend, — außer mißbrauchsweiſe in der franzöſiſchen Deputirtenkammer —

> Das Volk kam bei aller Treue gegen den Souverain immer mehr in eine unheimliche Stellung.

So ſtand es in Preußen im Jahre 1840. Da fragte der König vor ſeiner Huldigung: „Welche früheren Zuſicherungen wollt Ihr, preußiſche Stände, beſtätigt haben?“ Und der Landtag antwortete: „Nur die Vollführung deſſen, was im Jahre 1814 und ſpäterhin in ſtändiſcher Hinſicht zugeſagt iſt, und zwar wünſchen wir Generalſtände, die auf Erfordern Rath geben, damit die oberſten Adminiſtrationsbeamten, der ſtändiſchen Verhandlung gegenüber, nicht wie bei den Provinziallandtagen, über den Landtag zu ſtehen kommen.“ So antworteten die Stände auf die Frage ihres Königs und mußten ſo antworten, denn der Fluch von Geſchlecht zu Geſchlecht würde ſie getroffen haben, hätten ſie jetzt vor ihres Königs Thron und Gottes Angeſicht die Wahrheit verleugnet und die Stimme ihres Gewiſſens und ihrer Ueberzeugung erſtickt.

Und wer gab dieſe Antwort? Nicht eigenthum- und heimatloſe Menſchen, nicht gedankenleere Jünglinge, nicht momentan aufbrauſende Geiſter, die nur blindhin nach Neuerungen haſchen. Begüterte Männer, Männer von Urtheil und gereifter Erfahrung, Männer in grauen Haaren ſtellten den Antrag, und zwar ſolche, die, wenn ihr Verlangen zur Anarchie oder auch nur entfernt zur Illoyalität hinführen könnte, da-

---

für die Oeffentlichkeit. Sie ſind von Rechtswegen die Geheimniſſe der Könige und ihrer Miniſter.“ Glaubt der Verf. denn, daß Rußland nicht weiß, wie es in Oſtpreußen ausſieht? Und ſind nicht die Bewohner Oſtpreußens die erſten, welche die Leiden des Krieges empfinden würden, alſo am meiſten bei der Frage betheiligt?

durch mehr verlieren würden, als das regierende Haus zu befürchten haben dürfte.

Dies letzte kann jederzeit und unter allen Umſtänden auf den Beiſtand anderer Souveraine rechnen, aber wenn ein wilder Sturm der Leidenſchaften im Volke ausbricht, ſo werden ſtets diejenigen, welche als Begüterte unmittelbar vor dem Volke, und demſelben am nächſten ſtehen, vor Allem als Opfer fallen, ehe noch fremde Hülfe eintreten kann. Solche Männer waren es, nicht Proletarier, ſondern die erſten Notabilitäten des Landes, voll Treue im Herzen gegen den Souverain, voll Eifer für ſein und ſeines Landes Beſtes, gewiſſenhaft in ihrer Pflicht: den Nachtheil, welchen jetzt der Souverain mit dem Volke durch die Beamtenhierarchie erleidet, abwenden zu müſſen; ſie waren es, welche den Antrag gemacht und ihrem Könige auf ſeine Frage geantwortet haben. Und gegen wen iſt der Antrag geſtellt? Mit nichten gegen den Souverain, wohl aber gegen die Werkzeuge des Gouvernements, welche die Culturentwickelung im Volke hemmen, das Volk in Unmündigkeit feſthalten wollen, und nur ſich allein, gleich den katholiſchen Prieſtern, als vollmündig betrachten. —

Wohin?

dürfte man nun fragen, würde der Antrag führen? Was würde die Folge einer Zuſammenberufung von Generalſtänden ſein? Sie würden allerdings die gewichtigſten Reſultate mit ſich führen; denn zunächſt und vor Allem werden die Generalſtände

1) die Verwaltung aller Angelegenheiten, welche nicht Gouvernements-, ſondern National- und Communalſachen ſind, ſich zueignen; dadurch wird aber eines Theils das Volk an Selbſtſtändigkeit, an Luſt und Fähigkeit zu guten Werken und nützlichen Unternehmungen gewinnen, andern Theils auch eine große Zahl der jetzigen Staatsbeamten entbehrlich werden. Die Generalſtände werden

2) Auskunft über die Verwaltung der Finanzen fordern, Verſchwendungen entgegentreten, die man ſich jetzt angeblich zum Beſten des Volks erlaubt, und eine einfachere Verwaltung erlangen. Die Zahl der Beamten wird ſomit auch auf dieſe Weiſe vermindert werden. Die Generalſtände werden

3) auch den Theil der Juſtizverwaltung, bei welchem es beſonders auf genaue Kenntniß der Landesverhältniſſe und beinahe auch nur auf geſunden Menſchenverſtand und natürliches richtiges Urtheil ankommt, in ihren Kreis ziehen, wodurch einerſeits eine beſſere Rechtsverwaltung eintreten wird, indem der Richter dann in den Stand kommt, die ihm verbleibenden richterlichen Geſchäfte nach Amt und Pflicht zu führen, und andererſeits eine abermalige Verminderung der Beamten erfolgen kann. Es werden

4) die Generalſtände auch den Antrag ſtellen und es ſich ſelbſt zur Aufgabe machen, daß die bewaffnete Macht mit dem Volke in engere Verbindung geſetzt und dem Volke ſomit wahrhaft vertraut gemacht werde. Die erſten Grade der militäriſchen Laufbahn werden dann um ſo mehr Sache des Volks ſein, und die Landwehr wird das Band bilden, welches das Volk beſtändig aufs engſte mit der bewaffneten Macht verbindet. Dies Alles wird dann

5) auch den Landſtänden die gebührende Weiſe und die in ihrem Weſen begründete Bedeutſamkeit in und für den Staat geben. Um ſo mehr werden in Folge deſſen die Civil- und Militärbeamten auch ſelbſt in ihrer Meinung in die Stellung gebracht, in welche die Natur der Sache und der Stand ihrer Verhältniſſe in ihrem Amte ſie hinweiſt. Zwei läſtige und unerträgliche Uebel: „Uebermuth und Servilität“ werden dann erdrückt, wenigſtens in enge Grenzen gewieſen. Auf den Charakter und die

Stimmung des Volkes aber wird dies den wohlthätigſten Einfluß ausüben. Dem Souverain ſelbſt gibt

6) die ſtändiſche Repräſentation für die Wirkſamkeit und Tüchtigkeit ſeiner Beamten unfehlbar den beſten, vielleicht den einzig bleibend wirkſamen Prüfſtein. Wer vor die Stände zu treten hat, wer Rechenſchaft über ſeine Verwaltung vor ihnen ablegen muß, kann nicht unwiſſend und kopflos ſein. Böſer Wille aber muß ſchnell zu Schanden werden. Um ſo ſicherer kann dann der Souverain darauf vertrauen, daß er ſtets zum rechten Amte den rechten Mann gewählt habe, und was für ihn und den Staat ein unſchätzbares Gut iſt, im öffentlichen Leben der ſtändiſchen Repräſentation finden alle Kabale und alle Polizeikünſte ſtets ein ſchnelles Ende. Nicht minder ſegensreich wirken

7) die Generalſtände auf den Geiſt der Geſetzgebung. Wer will und kann es leugnen, daß jetzt bei jeder vom Gouvernement ausgehenden Maßregel, ſtets das Mißtrauen erwacht, ob die Beamten die Lage der Sache richtig erkannt und die Verhältniſſe richtig erwogen haben? Ganz anders, wenn die Maßregeln von den Generalſtänden erörtert werden! In ihnen concentrirt ſich die Kenntniß der Verhältniſſe und Bedürfniſſe des geſammten Volkes, und auch darum haben ſchon die mit von ihnen ausgehenden Geſetze ſtets die Meinung des Volkes für ſich. — Nur durch Generalſtände kann und wird in unſerem Lande öffentliches Leben entſtehen und gedeihen. —

Iſt der Tag dazu angebrochen, ſo läßt die Sonne ſich nicht in ihrem Laufe gebieten. Schon im Jahre 1813 ſah man die erſte Morgenröthe eines ſolchen öffentlichen Lebens auftauchen, und die äußerſten Spitzen gen Oſt und Weſt ſind noch davon erleuchtet.

Daher kam damals, als der König rief, Alles, Jung und

Alt zu ſeinen Fahnen, ja fürwahr, in voller Treue kam man in Preußen des Königs Ruf zuvor. Tritt für uns erſt das volle öffentliche Leben ein, ſo ſind wir unüberwindlich, und unſer Thron ſteht dann auf einer Höhe da, auf der er nach dem Culturzuſtande des Volkes zu ſtehen verdient. Die Zeit der ſogenannten väterlichen und Patrimonialregierung, für welche das Volk aus einer Maſſe Unmündiger beſtehen und ſich beliebig leiten und führen laſſen ſoll, läßt ſich nicht zurückführen. Wenn man die Zeit nicht nimmt, wie ſie iſt, und das Gute daraus nicht ergreift, und in ſeiner Entwickelung fördert, dann ſtraft die Zeit!"

Solchen Worten, in welchen die Geſchichte und die Gegenwart ſelbſt ſpricht, läßt ſich nichts hinzufügen.

K. Neumarck.

III.

Ein Blick in die inneren Zuſtände des preußiſchen Staates nebſt einer Analyſe der „Vier Fragen" eines Oſtpreußen und kurzer Critik vier ſeiner Gegner. Berlin, 1841. Plahn.

Mancher glaubt, und in vielen „Berichtigungsartikeln" haben wir es hören müſſen, die preußiſche Verfaſſungsfrage ſei abgethan, rein abgethan. Dies iſt deshalb unrichtig, weil Preußen noch keine Reichsſtände hat. Die Güte einer Sache hängt nicht von ihrem ſofortigen Erfolge ab; der letztere iſt von jeher bloß der Maßſtab kleiner Seelen und enger Köpfe geweſen. Die Polen in Sibirien, in Frankreich, auf der ganzen Erde beweiſen nicht, daß die polniſche Nation recht- und exiſtenzlos ſei, ſondern umgekehrt, daß ihre Sache eine der lebenskräftigſten und geſichertſten iſt. Ein Volk, das Curtier und Winkelriede erzeugt, darf noch eine große Zukunft hoffen; die Tauſende, welche lieber in der Verbannung und dem Elende leben, als daß ſie um Gnade winſeln, können uns über Polen beruhigen, welches wohl vertagt, aber nicht verloren iſt. Nein, mit dem Erfolge läßt ſich nichts beurtheilen. Eine Sache iſt nicht gut, weil ſie Glück hat: ſie hat Glück, weil ſie gut iſt. Die Niederlagen, welche der Menſchheitsgenius zu erleiden ſcheint, ſind verſteckte Siege; der ſchließliche Triumph iſt deſto gewiſſer. Im engumkränzten Thalhorizont pflegt man jeden Erfolg für den letzten anzuſehen; aber nach ſechs Fehlſchüſſen kann der ſiebente treffen. Selten tritt etwas Großes auf einmal fertig und ſiegreich hervor; in der Regel mußte es vorher Prüfung, Leiden und Unterdrückung überſtehen. Die Burgen des Uebels müſſen belagert werden, und beim Sturm wird mancher friſche Haufen erfordert.

Die Ausbildung der monarchiſchen Einſeitigkeit Preußens zur politiſchen Freiheit und volksthümlichen Mannigfaltigkeit iſt ſchon in Umriſſen angedeutet; die öffentliche Intelligenz und das Staatsintereſſe wird ſie vollends herbeiführen. Gerade die mißglückten Verſuche und die Stimmen der Wüſte bürgen für das, was kommt; mit einigen Decreten und durch perſönliche Sympathien und Antipathien wird heutzutage das Schickſal der Nationen nicht mehr gemacht und protocollirt. Neben und unter der officiellen Chronik wogt die wahre Geſchichte in den Geiſtern und Gemüthern. Wohin dieſe Geſchichte zunächſt in Preußen ſtrebt, iſt leicht wahrnehmbar: zur freien Bewegung des Bürgers im Staate, von welchem er ſelbſt ein organiſcher Beſtandtheil iſt. Von allen europäiſchen Staaten iſt Preußen derjenige, welcher am wenigſten eine freie Staatsverfaſſung entbehren kann. Schon aus einem Grunde, welcher alle übrigen überflüſſig macht: die äußere Unabhängigkeit des überall offenen, ſo ungünſtig als möglich gelegenen Reiches iſt auf die Länge bloß durch die höchſte innere Kraftentwickelung möglich, und dieſe ſteht bloß durch eine freie Verfaſſung zu erreichen. Je freier das Vaterland, deſto heißer wird es von ſeinen Söhnen geliebt. Das Quantum von fünfzehn Millionen, wenn es, wie die Conſtellation der Großmächte es erheiſcht, doppelt und dreifach gelten ſoll, muß eine ausgezeichnete Qualität beſitzen; und von dieſer fehlt ihm noch beträchtlich viel. Preußen, dies Aggregat von ſehr disparaten Größen, wird mehr und mehr ein unmöglicher Staat, wenn ſeinen Bewohnern die Emancipation zu Staatsbürgern fortwährend vorenthalten wird.

Nachdem der preußiſche Verfaſſungsſtrom lange unter der Erde fortgefloſſen war, brach er in dem Antrage der preuſſiſchen Stände von 1840 wieder hervor, in größerer Stärke als je. Verſchwinden kann er nun nicht mehr. Die politiſche Richtung des Zeitalters, die wachſende Lebendigkeit des deutſchen Nationalgefühls wird nicht eher ruhen, bis ganz Deutſchland gleich anderen Ländern für das Staatsprincip der Neuzeit, das conſtitutionell-demokratiſche, gewonnen iſt. Die Autonomie des Geiſtes, welche der Proteſtantismus will, iſt auf das ſtaatliche Leben übertragen: Selbſtregierung der Bürger. Die Mitglieder eines Staates haben das Recht, Eſoteriker zu ſein; mit der abſoluten Monarchie bleiben ſie beſtändig Exoteriker und auf der niedrigſten Stufe des Staatenthums.

Die Erhebung Preußens in die Sphäre der Freiſtaaten (mit der Volksvertretung fängt der Freiſtaat an) iſt von verſchiedenen Seiten her in beredteſtem Ausdrucke als dringendes Bedürfniß verkündigt worden. Durchgebildete Provinzialſtände, welche ſich ihrer Ohnmacht zu entringen trachten, haben mit gleichem Ernſte, wie die publiciſtiſche Literatur, auf die Nothwendigkeit eines freien und öffentlichen Staatslebens hingewieſen. Alle Verhältniſſe Preußens, und vornehmlich der geiſtig-ſittliche Standpunkt ſeiner Bewohner, ſprechen dafür, daß dieſes Reich endlich einmal aus der Stufe des Mechanismus in die des Organismus verpflanzt werden muß. Der wahrhaft innerliche Fortſchritt eines Volkes iſt auf adminiſtrativem und polizeilichem Wege nicht erreichbar; er muß frei ſein, wie die innere Durchbildung des Individuums. Der Staat in höherem, edlerem Sinne wird an der Freiheit und Oeffentlichkeit erkannt; wo Menſchen nicht unter ihren eigenen Geſetzen leben, da iſt in Wahrheit noch kein Staat. Wenn dies früherhin in Bezug auf Preußen noch nicht klar genug war, ſo haben es die Erörterungen der Preſſe in das hellſte Licht geſetzt. Dies gilt nicht bloß von den Freunden des freien organiſchen Staatslebens, ſondern auch von den Vertheidigern der alten Zuſtände. Die letzteren ſind faſt ohne Ausnahme mit ſo unerhörter Schwäche und Sophiſtik aufgetreten, daß man ſie für arme Teufelsadvokaten halten mußte. Das, was ſie angriffen, haben ſie bloß noch mehr befeſtigt. Die Gegner des conſtitutionellen Preußens haben ſich um die Wette lächerlich, ja zum Theil ſogar verächtlich gemacht. Das erſtere durch ihre Meinungen und Gründe, das zweite durch Mißhandlung der Thatſachen, der wirklichſten Wirklichkeiten. Was hat man uns bei Gelegenheit des preußiſchen Verfaſſungsantrages nicht alles glauben machen wollen? Hier ſei nur ein Beiſpiel angeführt. Bekannt iſt der abgegriffene Kunſtgriff, mit welchem das Verlangen der gebildeten Preußen nach einer Conſtitution als bloßes Parteitreiben dargeſtellt wird. So hat man auch die Verhandlungen zu Königsberg und die daraus hervorgegangene Denkſchrift an den König verdächtigen wollen. Die ganze Sache ſoll nichts als die Kabale einer Faction ſein, welche die Landtagsmitglieder überrumpelt habe. Die tiefgewurzelte Ueberzeugung, das gediegene Benehmen reifer Männer ſänke demnach zu derſelben Erbärmlichkeit herab, wie eine ordinäre Hofintrigue. Hätten wir mehr Oeffentlichkeit, beſonders in Preußen, ſo würde die Nichtigkeit jenes Geſchwätzes noch viel beſſer durchſchaut werden, ja es hätte gar nicht aufkommen können, höchſtens durch Leute, welche vom Lügen und von der Moucharderie Profeſſion machen. Glücklicherweiſe reicht das bekannt Gewordene hin, um zu wiſſen, daß der preußiſche Verfaſſungsantrag der Ausdruck innerſter Ueberzeugungstreue war und gleichſam von ſelbſt, wie alles in ſich Wahre, ins Leben trat, ohne daß künſtliche Nachhelferei die reine That beſudelte. Menſchen von ſo redlichen Geſinnungen, wie die preußiſchen Stände, verſchmähen die Dunkelſchleicherei und die Manier der Polizei, welche ſo gern das Nichtſeiende ſetzt und macht, und das Seiende verneint und zerſtört. Daß die Königsberger That von 1840 in Abſichten und Mitteln gleich rein und berechtigt war, dieſe lichte Thatſache hat von keiner Verunglimpfung verdunkelt werden können. Heutzutage laſſen ſich die Menſchen nicht mehr die Geſchichte unter den Händen wegſtehlen. Der Unterzeichnete kann aus unmittelbarſter authentiſcher Quelle folgenden Hergang als thatſächlich verbürgen. Die preußiſchen Stände wollten ſich ihres guten Rechtes bedienen und einer heiligen Pflicht Genüge leiſten, indem ſie um vollſtändige Erfüllung des tief aus dem geſchichtlichen Leben der Zeit hervorgegangenen Verſprechens von 1815 baten. Ein förmlicher Antrag von Seiten eines einzelnen Abgeordneten wurde auf dem Huldigungslandtage gar nicht geſtellt. Es bedurfte eines ſolchen nicht, weil bei der vorherrſchenden Uebereinſtimmung der Geſinnung kein Zweifel darüber obwaltete, wie die vorgelegte königliche Frage zu beantworten ſei. Die Denkſchrift an den König vom 7. September, von einem Abgeordneten verfaßt, wurde zunächſt in dem betreffenden Ausſchuß gründlich erwogen, und ſowohl von dieſem als ſpäter in dem Plenum unter unweſentlichen Abänderungen angenommen. Iſt in dieſem legalen Verfahren eine Spur von Ueberrumpelung? Die Leute, welche es unbegreiflich und anmaßend finden, wohl gar den erſten Schritt zum Hochverrath darin erblicken, daß man eine andere als die officiell vorgeſchriebene Anſicht habe, mögen ſich vielmehr die Frage vorlegen, wie man ſich die Abneigung der Regierung, ihre Propoſitionen den Ständen ſchon vor deren Einberufung mitzutheilen, zu erklären habe? Bedenkt man die kurze Zeit ihres Beiſammenſeins und die Maſſe der vorgelegten Gegenſtände, ſo liegt das gedankenloſe Jaſagen nahe genug. Das Unzulängliche der Ueberlegung, Erörterung und Motivirung iſt die unvermeidliche Folge. Eine factiſche Ueberrumpelung iſt dabei unläugbar, mag die Abſicht der Regierung noch ſo rein ſein. Die Provinzialſtände ſelbſt konnten ſich meiſtens dieſen Uebelſtand nicht verhehlen und machten Vorſtellungen dagegen. In der That fanden ſie bei der Regierung Berückſichtigung; aber welche! In dem letzten rheiniſchen Landtagsabſchiede wird dem Geſuche wegen vorgängiger rechtzeitiger Mittheilung der Propoſitionen gewillfahrt, „ſo weit dieſelbe zweckmäßig erſcheine und Bedenken nicht entgegenſtanden.“ Dieſe Verwahrung iſt mehr als myſteriös.

Die politiſche Bildung der öſtlichen und anderer Preußen wird ihre ſtaatsrechtliche Exiſtenz erlangen, trotz aller ausgeſprengten Redensarten, als ſei es nichts mit ihren Verfaſſungswünſchen, und dieſe ſpukten nur in einigen neuerungsſüchtigen Köpfen. Gründlicher Irrthum und von hämiſcher Verdrehung nicht frei iſt z. B. die Anfeindung des Oſtpreußenthums in der Schrift: „Zur Literatur über den Königsberger Verfaſſungsantrag“, ſo wie bei dem Lobredner derſelben in der Leipziger Allgemeinen Zeitung vom 20. und 22. Juni 1841. An letzterm Orte wird „der von Oſtpreußen aus redende ſogenannte Liberalismus“ als ein „durchaus iſolirtes Phänomen“ behandelt; und getadelt wird „die Befangenheit ſeines Standpunktes, die Illoyalität ſeiner Mittel, die Einſeitigkeit ſeiner Argumente und der Mißbrauch der von ihm vorgeſchützten Autoritäten“ (Stein u. ſ. w., Hegelſche Philoſophie). Lauter unbegründete Beſchuldigungen. Das „iſolirte Phänomen“ iſt in Wirklichkeit das Titelblatt eines aus weltbekannten Gründen geheimgehaltenen Buches. Vier Wochen freier Preſſe — und die, welche es angeht, würden erſtaunen, wie allgemein verbreitet gewiſſe Ueberzeugungen nicht bloß in Oſtpreußen, ſondern im ganzen Reiche ſind. Denkende und fühlende Menſchen wollen nicht, daß der Staat eine Kaſerne ſei, ſie verlangen allſeitige freie Entwickelung: wie kann man ihnen „Befangenheit“ und „Einſeitigkeit“

Schuld geben? Dieſe Eigenſchaften ſind vielmehr das Erbtheil derer, welche keine Ahnung von der freien Perſönlichkeit Anderer haben, welche den Menſchen zu einem Dinge, das regiert wird, herabwürdigen, welche den Staat monopoliſiren. Das Gewicht des Vorwurfs der „illoyalen Mittel“ fällt von ſelbſt auf ſeine Urheber zurück, welche ſich bei hellem Tage ſolcher Anklage nicht entblöden. Was den „Mißbrauch der Autoritäten“ betrifft, ſo wäre es lächerlich, erſt beweiſen zu wollen, daß der conſequente Stein und der conſequente Hegel die entſchiedenſten Stützen des conſtitutionellen Syſtems ſind. Aber wozu einzelne Menſchen? Die Weltgeſchichte iſt die allerſtärkſte Autorität für die heutigen Beförderer des freien Staats. Sie haben einen ſo breiten Boden unter den Füßen, als er jemals dem Neuen und einer großen geſchichtlichen Conſequenz vergönnt war.

Die wahren Feinde des edlen, freien Staatslebens, wie es der Würde des menſchlichen Geiſtes entſpricht, ſind die Halben und die Heuchler. Halbheit entſpringt aus verſchiedenartigen Quellen, thut aber durch ihr Schaukelſyſtem immer Schaden. Heuchelei will den Schein und Ruhm des Fortſchrittes, aber nicht das Weſen deſſelben; ſie iſt unbedingt ſein gefährlichſter Feind. Dagegen die Freunde und Beförderer der ſtaatlichen Freiheit bilden zwei Klaſſen, eine poſitive und eine negative. Die erſtere kämpft offen und loyal in Wort und That; die andere iſt die unverholene Reaktion. Ihr Leichentuch von Schnee und Eis deckt die junge Saat der Freiheit. Ein kräftiger Druck ruft den Gegendruck hervor. Gewiſſe Begebenheiten, welche an und für ſich genommen von der betrübendſten Art waren, haben unter andern Ländern auch Deutſchland weiter gebracht. Derſelbe Fall iſt es auf dem Gebiete der Literatur; wer mag z. B. berechnen, wie viele freiſinnige Anſichten das Berliner politiſche Wochenblatt hervorgerufen und beſtärkt hat? Die Deutſchen Jahrbücher weihen ihm mehr als eine Thräne. In verwandter Weiſe haben ſich allem Anſchein nach die Flugſchriften, welche gegen die oſtpreußiſche Bewegung gerichtet wurden, das Wort gegeben, die Unumgänglichkeit einer friſchen und freien Verfaſſung für Preußen recht klar und offenbar zu machen. Sie würden noch mehr gewirkt haben, hätten ſich ihre Verfaſſer genannt. Auch das Eingangs genannte Schriftchen arbeitet im Weinberge des neunzehnten Jahrhunderts. Aus demſelben und über daſſelbe Folgendes.

Der Verf. beginnt mit ſehr freundlichen Worten über Oppoſition. Sie ſei überall, auch im Staate, unentbehrlich, wenn dieſer ein organiſches Ganzes ſein und ſich vor Einſeitigkeit hüten wolle. Die letztere führe zur Säbelherrſchaft oder zur Anarchie. Aber die rechte Oppoſition ſei eine vernünftige, des Erfolges gewiſſe. Iſt das nicht die liebe „officielle Oppoſition“, auch ein Beſtandtheil des ganzen Amphibienſyſtems, die liberale Schminke auf dem Polizeigeſicht! „Oppoſition muß ſein, aber ſie muß vernünftig ſein, d. h. eine zum Spaß, ein Eunuch. Am beſten wird ſie von einem beſoldeten Beamten verwaltet. Ein ſolcher „vernünftiger“ Oppoſitionsmann iſt die zeitgemäße Metamorphoſe des weiland Hofnarren. Dagegen „eine blinde, Alles über den Haufen rennende Kraft, welche nur agiren will und keine Reaktion duldet, iſt ein Unding, das das Mißlingen in ſich trägt und als todtgeboren gedacht werden muß.“ An welches Exemplar der Oppoſition denkt der Verf. hiebei? Meint er die Inſurrection gegen unerträgliche Tyrannei, ſo iſt ſie kein Unding, ſondern etwas ſehr Poſitives, auch wenn der volle Erfolg nicht ſogleich ſich einſtellt. Meint er aber jede feſte, entſchloſſene, aus Vaterlandsliebe unternommene Oppoſition, ſo iſt auch ſie kein Unding. Zu ſagen, ſie wolle keine Reaktion dulden, iſt geradezu albern. Jede ſeit längerer Zeit beſtehende Regierung hat für ſich in der einen Hand die Gewohnheit des

Gehorſams, in der andern die Beamtenſchaft und das Militär. Wer Oppoſition macht, und wäre es nur auf Einem Punkte, weiß nur allzu gut, wie wenig Spielraum die Action der Staatsgewalt ihm läßt. Die „blinde Kraft, welche nur agiren will und keine Reaction duldet“, iſt ein ſehr bekanntes Ding: die Staatsgewalt in unfreien Ländern. Der Verf., dem wir nicht Unrecht thun mögen, gibt dies ſelbſt zu: „Im Staatsleben ſinkt jede Oppoſition, die ſich des Mißlingens bewußt ſein muß, vonwannen ſie auch herkommen mag, zur leeren Agitation herab, die nur zerſtören, niemals wieder aufbauen kann, und die, in ihrer Art, deßhalb eben ſo einſeitig iſt, wie es Monarchen- oder Pöbeldeſpotie nur immer ſein können.“ Soll hier der Begriff der Oppoſition auch auf die Regierung übertragen werden, ſo kann dieſe unpaſſende Auffaſſung bloß Verworrenheit hervorbringen. Denn wenn gleich Regierungen ſich öfter dem Willen und Streben der Völker opponiren, ſo wiſſen dieſe recht gut, daß ſolche Oppoſition ihnen ſchwere Leiden bereitet und gewöhnlich blutige Opfer fordert. Deßhalb iſt jener Name viel zu mild und ungenügend. — Was ſollen wir aber mit dem Erfolge als Criterium? Die Rückſichtsloſigkeit auf den Erfolg iſt gerade das Kennzeichen des Edelſinnes und der Ueberzeugungstreue. Sie wirkt, weil ſie muß; Lohn oder Strafe, Glücks- oder Unglücksausſichten können ihre Handlungen nicht beſtimmen. Demnach iſt „leere Agitation“ vielmehr ſolche Oppoſition, welche dieſen Namen gar nicht verdient: Widerbellerei ohne Grund und aus Laune. Zum öftern iſt ſie die ehrloſe Lüge, welche abgekauft werden will und ihre fetten Schandtage in dem Allerheiligſten der geheimen Polizei beſchließt.

„Die „vier Fragen“ wurden bei ihrem Erſcheinen als ein Curioſum betrachtet“ (S. 3). Sehr fälſchlich und ſehr richtig urtheilte ſo das Publikum. Die Flugſchrift berührte ſehr viele wunde Stellen des preußiſchen Weſens und ſchlenderte eine Menge flagranter Wahrheiten in die Oeffentlichkeit. Daß man dieſe Wahrheiten mit Beſchlag legte, war für ſie eine Illumination, eine glänzende Rechtfertigung. In ſo fern die Flugſchrift mitten aus der Wirklichkeit hervorging, war ſie durchaus natürlich und gar nicht curios. Aber höchſt curios war es freilich, daß in einer Zeit und in einem Lande, wo die Menſchen ſyſtematiſch von aller Oeffentlichkeit und Freimüthigkeit in Staats-, auch anderen Sachen entwöhnt wurden, auf geſetzlichem und widergeſetzlichem Wege, ſich dennoch ein Mann fand, welcher Vaterlandsliebe genug beſaß, um die weit verbreitete Unbehaglichkeit und Unzufriedenheit in Worte zu faſſen. Es wäre allzu curios, wenn das getadelte Syſtem ihn unangefochten gelaſſen hätte. Ein ganz artiger deutſcher Prozeß hat ſich an ſeine Ferſe geheftet, u. ſ. w.

Unſer Verf. meint, die „Vier Fragen“ wären erſt durch die Gegenſchriften zu höherer Bedeutung gelangt. Aber es waren vielmehr die zur Sprache gebrachten Dinge, welche der Flugſchrift die mächtigſte Theilnahme ſichern mußten. Die Entgegnungen konnten nicht ungeſchickter ſein; der Verf. hat Recht, dies Schickſal der „guten Sache“ zu beklagen. Der „Oſtpreuße“ hat durch ſeine Gegner einen tüchtigen Zuwachs an Kraft erhalten. Wir wollen aber nicht ungerecht ſein. Wenn die Sache ſelbſt ungeſchickt iſt, was können ihre Vertheidiger anders ſein? Iſt es ja doch keine leichte Sache, das Verwerfliche, z. B. einen Staat ohne Staatsbürger und ein öffentliches Leben ohne Oeffentlichkeit, zu vertheidigen, das Unbegründete durch Gründe zu ſtützen. Scheingründe und Lügen ſind zwar ſehr wohlfeil; aber die Leute ſind großentheils ſchon ſo ſtörend klug, daß ſie jene Aſſignaten nicht an Zahlungs Statt annehmen wollen.

Die Polemik des Verf. gegen die „Vier Fragen“ iſt um nichts gewichtiger und treffender, als die theilweiſe von ihm getadelte der früheren Gegenſchriften. Ihm ſchrittweiſe folgen, verlohnt ſich nicht der Mühe. Deßhalb können einige Beiſpiele genügen, als Gradmeſſer ſeiner Intelligenz. Wir wählen ſolche Puncte, bei denen es mißlich iſt, die Antwort ſchuldig zu bleiben.

Bei Gelegenheit der Erörterung, welche der „Oſtpreuße“ über das Verhältniß der Bildungsſtufe des Volkes zu ſeinem Einfluß auf die Regierung gibt, nimmt unſer Verf. mit triumphirender Miene des Gegners Wahlſpruch: facta loquuntur, in die Hand und ſtreckt ihn in den vaterlandiſchen Sand mit folgender vernichtender Thatſache: „Wo gibt es eine freiere Verfaſſung, als im Nomadenleben, und wie ſteht es da um die Kultur?“ Zittert, ihr Freiheitsmänner! Nun wißt ihr, daß die Freiheit im umgekehrten Verhältniß zur Cultur ſteht, daß die reinen Deſpotien die allergebildetſten Staaten ſein müſſen. Vielleicht bleibt euch aber noch ein kleiner Ausweg vor dieſer fürchterlichen Conſequenz offen. Wie, wenn die Nomadenfreiheit gar keine wäre, wenigſtens eine von der civiliſirten Freiheit ſpecifiſch verſchiedene? Wie, wenn die rohe Naturkraft eben das wäre, was von der geſetzlichen Freiheit beſeitigt werden ſoll? Wie, wenn einem jeden Volke gerade ſo viel Freiheit gebührte, als es Cultur beſitzt, und wenn es je freier deſto civiliſirter wäre?

Die Beſchwerden des „Oſtpreußen“ wegen fehlender Publicität werden von unſerm Verf. auf die bekannte lächerliche Weiſe abgewieſen. Er pocht auf Artikel über den Geſundheitszuſtand der Schüler, über Poſtenreform u. dgl., auf Veröffentlichung ſtatiſtiſcher Angaben, z. B. der halben Zeitungsſpalte Budget, auf die Exiſtenz der drei Miniſterialblätter, auf die Zulaſſung vieler fremder Zeitungen, die ſich oft ſehr ſpeciell mit uns beſchäftigen! Angriffe auswärtiger Zeitſchriften auf Preußen würden oft in preußiſchen Zeitſchriften widerlegt. Man bedenke, welche ungeheure Preßfreiheit! Weiter: das Recht der Beſchwerdeführung ſchütze vollkommen gegen Beamtenvergehen. Eine neuentdeckte Wahrheit! Wozu dann noch die „papierne“ Publicität? Als Probe, zu welcher Bornirtheit die Unkenntniß des Auslandes und die egoiſtiſche Verliebtheit in ſein eigenes Philiſterium führe, kann die naive Art dienen, in welcher der Verf. endlich doch dem „Oſtpreußen“ das Schlachtfeld räumt. „Die ganze Klage des letztern über die Hemmung der Oeffentlichkeit in Preußen reducirt ſich auf den einfachen Satz: Die gewöhnlichen ſogenannten politiſchen inländiſchen Zeitungen, vorzüglich die Berliner, enthalten über wichtige, innere öffentliche Angelegenheiten wenig oder gar nichts.“ Nicht wahr, welche nicht der Rede werthe Kleinigkeit! Das iſt ja gerade der Jammer und die Unwürdigkeit, daß das Cenſurſyſtem uns den Staat, welcher uns ſelbſt gehört, aus der Preſſe wegescamotirt hat! Aber noch mehr. Der Verf. führt uns von einer Ueberraſchung zur anderen. Es iſt ihm nicht ganz klar, ob der Mangel an Oeffentlichkeit einzig und allein Schuld der Regierung ſei. Aber immer beſſer. Selbſt dies zugegeben, ſo iſt Folgendes die Löſung des erhabenen Räthſels: „Wir erlauben uns zu argumentiren, daß die Regierung den gemeinen Mann, der der größeſten Mehrzahl nach — vorausgeſetzt nämlich, daß er dafür Sinn und Neigung hat, was doch ſehr häufig nicht der Fall iſt — nur eine Zeitung leſen kann, nicht in einen Ideenkreis, der ihm und durch ihn der Geſammtheit gefahrbringend iſt, ziehen laſſen will. „Die Wahrheit iſt für den Weiſen.“ (Schiller in Don Carlos.) Man muß einräumen, daß der Verf. der Wahrheit ziemlich nahe gekommen iſt, ganz in der Einfalt ſeines Herzens. Die zärtliche Liebe und Sorgfalt der Regierung für das Wohl des gemeinen Mannes an Leib und Seele, ſie alſo machte aus den preußiſchen Zeitungen lauter Kirchhöfe? Das wäre ja dasſelbe Syſtem, als ließe man die Seinigen verhungern, damit ſie ſich nicht den Magen verderben.

Nein, du grundehrliche Seele, die Sache hängt noch anders zuſammen. Namenloſe Schüchternheit und Angſt vor öffentlicher Erörterung einerſeits, Bequemlichkeitsliebe und Hang zu unbeſchränkter, ungeſtörter Regiererei anderſeits hat den Deutſchen ihre politiſche Preſſe ſo mannigfach verkümmert und unterdrückt. Freilich mit Gradunterſchieden: deutſche, preußiſche und öſterreichiſche Zeitungen ſtellen drei Entwickelungsſtufen dar, das Helldunkel, die dunkle Helle und das Dunkel. Die Helle ſelbſt iſt mit der Cenſur unmöglich; ebenſo iſt ein Cenſurvolk politiſch unmündig und, dem beliebten Irrthum zufolge, am leichteſten zu regieren. Die geſchichtliche Wahrheit iſt, daß ein ſcharf überwachtes, überall controllirtes Volk das unzuverläſſigſte und ſchwächlichſte, und dabei zu unruhigen Bewegungen und Aufſtänden ſehr geneigt iſt. Die Geheimthuerei kann unmöglich Vertrauen erwecken. Wie wahr ſagte der Miniſter Graf Hertzberg in ſeiner in der Akademie der Wiſſenſchaften zu Berlin gehaltenen Rede (23. Aug. 1787): „Jeder Staat, der ſeine Handlungen auf Weisheit, innere Stärke und Gerechtigkeit gründet, verliert nicht, ſondern gewinnt, wenn er ſie ans helle Tageslicht bringt, und die Publicität iſt nur für ſolche Staatsverwaltungen gefährlich, welche finſtere und unterirdiſche Schleichwege lieben.“ Dieſe Worte führt unſer Verf. ſelbſt an; ſie bleiben aber bei ihm ein todtes Citat. Seinen „gemeinen Mann“ müſſen wir nun noch in Kürze ſeciren. Man bemerke den Widerſpruch: eigentlich gibt ſich der gemeine Mann nicht häufig mit Zeitungsleſen ab; damit aber die Wenigen, welche es thun, nicht einſeitig werden, duldet die Regierung gar keine Oeffentlichkeit über Inländiſches. Allein für eine lebendige Theilnahme an der einheimiſchen Politik kommt gar nicht in Betracht, was man den gemeinen Mann nennt. Die letztere Beziehung paßt bloß für Ungebildete und im materiellen Leben Befangene. Dem Verf. zufolge wären für die Regierung alle gebildeten Klaſſen gar nicht vorhanden; höchſtens könnte ſie für „die Weiſen" eine geheime cenſurfreie Wahrheitszeitung erlauben.

Seinen oberſten ſtaatsrechtlichen Glaubensartikel gibt der Verf. in Folgendem: „Ein guter, weiſer Fürſt iſt dem Volke, ein treues, loyales Volk dem Fürſten die allein denkbare Garantie. Wo die Güte und Weisheit des Fürſten, die Treue und Loyalität des Volkes fehlt, helfen alle geſchriebenen Verträge nichts. Letztere begünſtigen überhaupt nur das Feſthalten an dem Buchſtaben; und der Eid — jeder Theil weiß ihn zu ſeinen Gunſten zu deuten, und die Abhülfe liegt allein in der — materiellen Macht." Dieſe Anſicht mag für Kammerherren brauchbar ſein; für die tauſendfach verſchlungenen Intereſſen eines Volkes iſt ſie unnütz, ja unheilvoll. Ein Fürſt ſelbſt, welcher „gut und weiſe" iſt, begreift die Nothwendigkeit ſchützender Formen, deren ſich erforderlichen Falls ein Volk gegen Uebergriffe und Ungerechtigkeiten der landesherrlichen Gewalt bedienen könne. In Wahrheit ſind bloß die ſchlechten und thörichten Fürſten auf ihre Unumſchränktheit eiferſüchtig. Auf dem Standpuncte des Verf. dürfte aber gar kein Unterſchied zwiſchen guten und ſchlechten Fürſten gemacht werden. In der That geſchieht es auch nur pro forma. Für gewiſſe Menſchen und Sphären iſt der regierende Fürſt „gut und weiſe", ſo gut wie der Papſt unfehlbar iſt, ſo gut wie dem Communicirenden die Sünden vergeben werden. Daher die durch alle Jahrhunderte ſich gleich bleibende Geſtalt der fürſtlichen Geburtstags- und Huldigungsgedichte. Die Erſtgeburt iſt die wahre Quelle und Inhaberin der „Güte und Weisheit". Im einfachſten Ausdrucke lautet jenes öffentliche Recht des Familienſtaates: Jeder Fürſt iſt dem Volke die alleinige Garantie. Solche Folgerungen ſind unvermeidlich, wenn man einen unbegründeten Widerwillen gegen „geſchriebene Verträge" hat. Mit Unrecht wird oft vorausgeſetzt, daß Conſtitutionen keinen andern Zweck haben, als bloß den Sturz des Fürſten oder die Tyranniſirung des Volkes zu verhindern. Sie ſind vielmehr eben ſo ſehr für gewöhnliche Zeiten berechnet, als für außerordentliche Zufälle. Sie regeln und organiſiren die wechſelſeitigen Rechte zwiſchen Fürſt und Volk; nur unklare Köpfe, welche keine Ahnung vom jus haben, können behaupten, daß öffentliche Verhältniſſe nicht eben ſo ſehr der Feſtigkeit und geſetzlichen Ordnung bedürfen, als Privatverhältniſſe. Daß bei Conſtitutionen auch Umwälzungen Statt haben, wer wollte es läugnen? Aber erſchwert werden die letztern, wenn Conflicte auf dem Rechtswege ſich abmachen laſſen. Ein Land, welches keine Criminalgeſetze ſchreiben, drucken, fixiren wollte, müßte nach der abſolutiſtiſchen Theorie die wenigſten Verbrecher haben, indem es ſich auf die „Güte und Weisheit“ der Menſchen verließe. Iſt das ſchreckliche „Feſthalten an dem Buchſtaben“ gegründet, ſo muß man alle Geſetze abſchaffen, denn ſie alle begünſtigen es. Wohlverſtanden, der Buchſtabe kann nur von der Unredlichkeit gemißbraucht werden. Als Organ des Geiſtes aufgefaßt, kann er mit dieſem nicht in Widerſpruch ſtehen. — Die nothwendige Conſequenz des monarchiſchen Abſolutismus ſpricht der Verf. in aller Naivetät ſelbſt aus. Die „materielle Macht“ iſt die Seele aller Geſetze, der eigentliche Regent; denn ſchließlich bei Colliſionen zwiſchen dem Herrſcher und den Beherrſchten kommt alles darauf an, wer beſſere Fäuſte hat. Da liegt die ganze Rohheit, Geſetzloſigkeit und Barbarei der anſcheinend ſo liebreichen, von Milde und Rührung überſtrömenden Patrimonialidee offen zu Tage.

Die Einzelheiten, mit welchen der Verf. die „Vier Fragen“ zu entkräften glaubt, ſind ſo oberflächlich, ſo wenig probehaltig, daß ihre Widerlegung Luxus wäre. Sie widerlegen ſich durch handgreifliche Grundloſigkeit meiſtens ſelbſt.

Zum Schluſſe mag bloß noch erwähnt werden, daß der Verf. die Nichterfüllung des Reichsſtändeverſprechens von 1815 in der „Macht der Umſtände“ begründet findet. Gewiß, ſchon formell genommen, eine höchſt mißliche Erklärung. In welchem Lichte erſcheint ein Staat oder ein Privatmann, welcher ſich wegen Nichterledigung einer feierlichen Zuſage mit den Umſtänden entſchuldigt? Lähmender Zwang allein kann rechtfertigen. Prüft man aber die Beſchaffenheit der Umſtände ſelbſt, ſo weiſt ſich das Nichtvorhandenſein einer freien Reichsverfaſſung in Preußen als Ergebniß des freien Willens und veränderter Anſichten aus. Die politiſche Freiheit wurde den Preußen und überhaupt den Deutſchen von Oben her verheißen, weil die Völker ihre Mündigkeit erhärteten, zunächſt dadurch, daß ſie ihre Freiheit wieder eroberten und zugleich den Regenten ihre Throne retteten und ſicherten. Die Fürſten ſelbſt erkannten die Mündigkeit der Völker und ihre Berechtigung zu einem öffentlichen Staatsleben an. Iſt es in Preußen noch nicht dazu gekommen, ſo mögen dem Einen „Umſtände“ von Gewicht erſcheinen, welche für den Andern nicht maßgebend ſind. Im Gegentheil ſind „Umſtände“ eingetreten, welche die freie Staatsverfaſſung jetzt noch dringender empfehlen, als jemals. Vor allen nennen wir den einen „Umſtand“, daß die Bewohner Preußens noch mehr Mündigkeit und Fähigkeit zum Staatsbürgerthum haben, als in der Befreiungszeit. Die Fortſchritte in der Intelligenz möchten nun entſprechende politiſche Rechte genießen. Wenn in höheren Sphären ehemalige Anſichten ſich geändert haben, ſo ſteht dieſem Umſtande der andere Umſtand mit überwiegender Kraft entgegen, daß die Volksanſicht ſich nicht geändert hat. Beſonders iſt ſehr lebendig die Ueberzeugung, daß die politiſche Unfreiheit über kurz oder lang wieder zur alten Unmündigkeit führen müſſe. Daher die vielfachen deutſchen Bewegungen für einen allgemeinen Zuſtand von Freiheit und Recht.

Karl Nauwerck.

IV.

Der vaterländiſche Preuße.

Beifällige Erklärung.

Die Speneriſche Berliniſche Zeitung brachte in der Beilage ihrer Nummer vom 8. October 1840 einen „Nicht polemiſch“ überſchriebenen Artikel, voll Klarheit und Kraft, wie deren ſelten erſcheinen. Der Journalismus würde durch ſeine Alltäglichkeiten, durch die Menge mittelmäßiger oder geradezu lügneriſcher und gefährlicher Artikel die traurigſten Verwirrungen in der öffentlichen Intelligenz anrichten, raffte er ſich nicht von Zeit zu Zeit, ſich ſelbſt übertreffend, durch Artikel auf, welche ſich wie Etappen der Völkerweisheit, wie Signalſtangen und Leuchtthürme der geiſtigen Cultur unwiderſtehlich der Geſellſchaft bemächtigen. So etwa verzeiht man einem genialen Schauſpieler, der uns zuweilen rührt und hinreißt, ſeinen zweideutigen Lebenswandel.

Man muß bedauern, daß der oben genannte Aufſatz nicht in allen vielverbreiteten Zeitſchriften zugleich erſchienen iſt, welche ſich übrigens beeilen ſollten, ſich durch ihn zu bereichern. Er verdiente, in allen preußiſchen Hauspoſtillen, Catechismen und Exercirreglements als Anhang zu glänzen. Der Verfaſſer deſſelben (nach der Unterſchrift: „ein Preuße“) hat ſeine Sätze kurz und bündig hingeſtellt. In der That beweiſt die vaterländiſche Wahrheit ſich durch ſich ſelbſt: ihr allein iſt der Zirkelbeweis geſtattet, ſie überhebt ſich aller Gründe; deßhalb führt der Bezeichnete faſt gar keine an. Jedoch iſt es zuweilen gut, im Intereſſe der minder Unterrichteten, die Wahrheit noch mit Beweismitteln des Weiteren zu unterſtützen.

Der Aufſatz beginnt: „Preußen iſt das Land der Intelligenz; das iſt ein anerkannter, vielfach ausgeſprochener Satz. Aber Preußen iſt auch das einzige Land der Welt, wo wahrhaft geſetzliche Freiheit herrſcht. Dieſe Sätze ſtehen in Wechſelwirkung und unterſtützen ſich gegenſeitig im Beweiſe ihrer Gemeingültigkeit. Es liegt aber auch in ihnen und ganz vorzüglich im letzten der zureichende Grund, aus dem die Lehren der liberalen Propagandiſten „von den politiſchen Garantien“ und „von den conſtitutionellen Monarchien“ in Preußen verhallen.“ Das iſt jedem guten Preußen aus der Seele geſprochen; auch der beſcheidenſte muß es zugeben. Es iſt höchſt zweifelhaft, ob ſich auch in anderen, hauptſächlich deutſchen Ländern jene Intelligenz finde; in ſolcher Fülle wenigſtens, wie Preußen, beſitzt kein einziges ſie. Deßhalb nennt man bekanntlich allgemein Preuſſen „das Land der Intelligenz“; ſo wie man von einem Vaterlande der Pflanzen ſpricht: denn anderswo kommen ſie meiſtens nur verkrüppelt fort. Und die „geſetzliche Freiheit“, welche bloß in Preußen beſteht, iſt ſie nicht das A und O der politiſchen Weisheit, die Wurzel der Volkswohlfahrt, die Ueberſchrift eines real-idealen Staates? Die Freiheit unter polizeilicher Aufſicht iſt das Merkmal des vollkommenen Staates und der allgemeinen Zufriedenheit. Gewiß, der Anblick der grauſenvollen Blutbäder, der ewigen Bürgerkriege, der unaufhörlichen Wirren und Streitigkeiten über Freiheit und Ordnung, über Staatsgrundſätze und Wahlmodus in gewiſſen deutſchen und weſteuropäiſchen Ländern muß das tiefſte Mitleid einflößen. Treffend macht der Berliniſche Artikel bemerklich, daß „der Rechtszuſtand in Preußen nicht von Abſtimmungen und Parteien abhänge.“ Man ſehe dagegen in England und Frankreich, wie wandelbar die Geſetze, wie alle Verhältniſſe ſich kreiſelartig drehen, wie zweideutig und ſtraßenräuberiſch die Gerechtigkeit, wie die bürgerliche Geſellſchaft ſich zu Gas verflüchtige! Was heute erlaubt iſt, wird morgen verboten; man weiß häufig gar nicht, was gerade Rechtens iſt. In den Zwiſchenacten des Umſtürzens und Machens gibt es Stunden, Wochen, Monate lang gar keine Geſetze. Bei den Wahlverſammlungen in England iſt man des Lebens nicht ſicher; man thut wohl, bis an die Zähne bewaffnet, oder beſſer, gar nicht hinzugehen. Welcher Engländer das Unglück hat, Tory zu ſein, kann der ſich ſchmeicheln, von einem Whigminiſterium Amt und Brod, wäre es auch nur eine Dorfküſterei, zu erlangen, ja nur in ſeinem rechtlichen Beſitze geſchützt zu werden? Sicherheit des Eigenthums und der Perſon iſt im weſtlichen Europa bloße Einbildung. Möchten doch alle Nationen, namentlich die deutſchen Landsleute, welche den troſtloſen, unheilbeſäeten Weg der conſtitutionellen Verfaſſungsform eingeſchlagen haben, nicht allzu hohes Lehrgeld bezahlen, möchten ſie (falls es ihnen die geringe Intelligenz erlaubt) bald begreifen, wie unglücklich ſie ſind; möchten ſie zu der ſchönen Ueberzeugung der Preußen emporſteigen, welchen (wie „ein Preuße“ ſagt) „es hell und klar einleuchtet, daß ein Ausdruck im Leben ſegensreiche Bedeutung nicht haben könne (conſtitutionelle Monarchie), der aus Worten zuſammengeſetzt iſt, die unter ſich in einem innern, nie zu löſenden Widerſpruche ſtehen; in ihnen lebt es kräftig, daß in der Einheit die Macht ruhe; und mit Jauchzen und Jubel können ſie das königliche Wort entgegen nehmen, das ihrer Freiheit die ſicherſte Gewähr iſt.“ Ja, die Weiſen der Erde, die edelſten Völker haben jenen „Widerſpruch“ von jeher erkannt; ſingt doch ſchon Homer, die Blume der altgriechiſchen Cultur, gerade ſo wie ein Preuße ſingen würde:

> „Ohne Gedeihen iſt Vielherrſchaft; nur Einer ſoll herrſchen!“

Und Platon, in welchem die klaſſiſche Philoſophie gipfelte, hätte ſeinen bekannten Satz ſo ausdrücken können: der König iſt Philoſoph und der Philoſoph König. Aber jener „Widerſpruch“ iſt auch ein äußerlich-etymologiſcher. „Conſtitutionell“ erinnert an das „Zuſammengeſetzte“, an pures Flickwerk. Ein einfacher Blick auf ſolche Länder zeigt uns ein Chaos zahlloſer auseinanderfallender Atome, eine bodenloſe Anarchie, eine permanente offene Rebellion der Rotten des Ahriman gegen das gute Princip, während die abſolute Monarchie eine Wahrheit iſt, weil ſie von organiſcher Einheit durch und durch geſättigt und weil ihr Regierungsſyſtem ſchlechterdings das Höchſte iſt, was der menſchliche Geiſt in dieſem Fache leiſten kann. Die abſolute Monarchie hat ein Problem gelöst, eben ſo ſchwer, wie die Quadratur des Zirkels: eine Nation wie eine Compagnie exerciren zu laſſen, eine allgemeine Verbrüderung zu bewirken. In ihr leben die Menſchen in kindlicher Ruhe; über alle Verhältniſſe legt ſich der Schmelz idylliſcher Zufriedenheit. Das eben iſt das Große, Ewige der ächten reinen Monarchie, daß ſie die uralten Staatsfundamente, welche aus einer Zeit ſtammen, wo nach der rührenden wahrhaft hiſtoriſchen Völkerſage das Menſchengeſchlecht der Gottheit naher ſtand, durch alle Culturſtufen mithindurchnimmt, daß in ihr die unveränderliche Subſtanz der menſchlichen Natur, vor allen Dingen der unbedingte Gehorſam, das von Gott ſelbſt eingeſetzte patriarchaliſche Daſein, ungetrübt von abſtracten Chimären (z. B. der freien Staatsbürgerſchaft, Selbſtbeſteuerung, Rede- und Schriftfreiheit) alle Zeitalter überdauert. Jeder Familienvater in Preußen iſt ein Patriarch im altbibliſchen Sinne; er weiß genau, wo und in welcher Perſon verkörpert der

Staat zu finden iſt. Gott iſt Alleinherrſcher und regiert unumſchränkt ohne Kammern (ſie werden im erſten Buche Moſis gar nicht erwähnt): ſo muß es auch auf der Erde ſein, dem Abbilde des Himmels. Geſegnet ſind die Länder, in welchen das Wort des Königs noch heilig iſt, welche im Voraus von der Ueberzeugung beſeelt ſind, daß alle öffentlichen Angelegenheiten in der Hand Eines Mannes ſich eben ſo gut ſtehen, wie die katholiſche Glaubenslehre und Kirchenzucht, welche von den untrüglichen Päbſten Einheit und Unwiderlegbarkeit empfing. So kann denn der Berliniſche Artikel äußern: „Die Preußen dürfen es ſich ſagen, daß viele Geſetze und Einrichtungen ihres Landes dem Ideale gleichſtehen.“ Der Wahrheit zu Ehren muß man hinzufügen, erſtens, daß dieſer Satz gleich wahr bleibt, mag man das Ideal als göttlichen oder menſchlichen Gedanken faſſen; zweitens, daß das Idealiſche in Preußen nicht ganz und gar menſchlichen Erfolgen, ſondern etwas auch der climatiſchen Beſchaffenheit zu verdanken iſt. Die Realiſirung des Ideals ſticht am meiſten hervor in der zahlreichen Beamtenſchaft, welche in jeder Provinz eine förmliche Armee bildet. Wie reich muß ein Staat ſein, welcher ſo viele Menſchen Jahr aus Jahr ein pünktlich beſoldet! noch mehr, welcher die Hälfte ſeiner Einkünfte bloß für das Kriegsdepartement ausgibt! Das kann doch kein andres Land daran wenden! Und dieſer idealiſche Zuſtand wird gar nicht durch zu hohe Beſteuerung hervorgebracht; denn die vielfachen Beſchwerden über dieſelbe bei den untern Claſſen, wie Tagelöhnern z. B. in Schleſien, findet man in preußiſchen Journalen nirgends gedruckt, deshalb ſind ſie ſicherlich unbegründet. Wo nicht, ſo würden ſie gleich Anfangs erledigt worden ſein. — Der mehrerwähnte Aufſatz rühmt auch „den hohen Standpunkt, auf dem die Sittlichkeit und Volkstugend der Völker Preußens ſtehen“. — „Vieles bekunde dies, und namentlich die fortwährende Verminderung der Zahl der

Vergehungen gegen die Steuer- und Zollgeſetze." Je geiſtreicher, deſto poſitiver. Nicht nach hohlen Theorien läßt ſich die öffentliche Sittlichkeit beurtheilen; nein, ihr untrüglichſter Thermometer faſt iſt die Erfahrung über die Sittlichkeitsproportionen des Schmuggelhandels. Es iſt ſicher unnöthig, noch andere ſtatiſtiſche Notizen beizubringen, wie z. B. die anderswo unerhörte Wirkſamkeit der Mäßigkeitsvereine in Preußen. Wo gäbe es ſo viele *nüchterne* Leute als in dieſem Lande? Wo wäre endlich die Polizei, dies Geheimniß der wahren Staatskunſt, dieſe Locomotive der Sittlichkeit und des Pietismus, zahl- und ſegensreicher als dort?

Verſchweigen darf man übrigens nicht (die Unparteilichkeit erheiſcht es), daß hie und da in Preußen Klagen über zu *viele Freiheit* gehört worden ſind. Möchte dieſes Reich doch hierin ſeinen Idealen nicht untreu werden! Aber ſelbſt das verſtärkt den Beweis dafür, daß Preußen über die conſtitutionelle Entwickelungsſtufe längſt hinweg iſt; ſo wie ein Wunderkind ganze Capitel in der Grammatik überſpringen darf, weil es ſie ſchon von ſelbſt weiß. Ein preußiſcher Patriot ſchlug daher nach der Huldigung ein wenig ſchwärmeriſch vor, 1940 zu ſchreiben. Die preußiſchen Stände aber und andere, welche für Preußen eine allgemeine Volksvertretung fordern, worin ſie mit der früheren Willensmeinung Königs Friedrich Wilhelm III. als gute Royaliſten übereinſtimmen, aber, ſeit der Wind umſetzte, illoyal ſind, ſtecken in einem tiefen Anachronismus, indem ſie etwas ſuchen, was ſie ſchon ſeit Jahrhunderten in der Hand halten. Wer ſpannt denn auch Pferde vor einen Dampfwagen? Mit Recht behauptet der Berliniſche Aufſatz: „Es iſt gewiß und wahrhaftig wahr, was ein Berliner Correſpondent der Leipz. Allg. Zeitung in ſeinem Nachberichte (Nr. 269) über die Huldigungsfeierlichkeiten in Königsberg ſo ſceptiſch ausſpricht: „daß die Preußen den Ausſpruch ihres Königs, im Königsberger Landtagsabſchiede, *in ihrer*

Intelligenz mit Jubel aufgenommen hätten.“ Kraft ihrer Intelligenz unterſcheiden die Preußen den Glanz der Wahrheit vom falſchen Scheine u. ſ. w. Jede Bemerkung hiezu wäre überflüſſig; es war vorauszuſehen, daß das tiefgewurzelte von Streckfuß anatomirte Volksbewußtſein der Preußen, daß die unbeſchreibliche Begeiſterung für alles Vaterländiſche, welche auch des Eckenſtehers Bruſt durchglüht, aufs kräftigſte Beſtrebungen von ſich ſtoßen würde, welche Ausländiſches, ſchon als ſolches von der preußiſchen und namentlich der Berliniſchen Volksthümlichkeit Gehaßtes, in den preußiſchen Staat einzuſchwärzen Miene machten. Der bezeichnete Schriftſteller erinnert mit gutem Grunde, daß „die Preußen zu ihrer Erkenntniß keine Vergleichung mit nichtpreußiſchen Zuſtänden bedürfen; die Wahrheit ſtehe auf ſich ſelbſt“. Die Unvergleichlichkeit an und für ſich wahrer Zuſtände iſt außer aller Frage; das Glück des Liebenden kennt keiner außer ihm. Deßhalb war auch alles geſagt, wenn Delphi „der Nabel der Erde“ hieß; denn mehrere Nabel kann es nicht geben. Deßhalb nennt ſich auch China „das Reich der Mitte“, oder das „himmliſche Reich“, und verlacht das ausländiſche Gelächter. Das befremdet keinen, der Chinas wunderbar-weiſe Einrichtungen genauer kennt. Wer eine Ananas ißt, weiß, ohne einen Kürbis zu koſten, wie gut ſie ſchmeckt. Die vaterländiſche Wahrheit ſchwebt frei und hehr über der dicken Atmoſphäre der Unklarheiten und Lügen, gleichwie nach Pindar „der göttliche Vogel des Zeus ſich nicht um das Krächzen gemeiner Raben kümmert“.

Schließlich ſei erlaubt, eine Vergeſſenheit des Berliniſchen Artikels auszugleichen. Ausländiſche Tadler finden oft Anſtoß an den preußiſchen Cenſurgeſetzen; in ihrer Blindheit ſehen ſie nicht das Idealiſche in denſelben. Zuvörderſt ſollte man doch rühmend die gleichmäßige Gerechtigkeit anerkennen, mit welcher die Cenſur gegen das Mitglied der Academie der Wiſſenſchaften, wie gegen den neuerungsſüchtigen Handelscommis verfährt. Dann das Weſen der Cenſur ſelbſt betreffend, warum ſollten denn abgemachte und vollkommen klare Dinge, wie die Staatsgeſetze und Staatseinrichtungen, noch öffentlich beleuchtet werden? Die Regierenden wiſſen ja bereits alles dergleichen haarklein, was für die Köpfe der Regierten unnützer Ballaſt ſein würde. Wirklich ſind dieſe ſehr dankbar, daß ihnen alle Mühe des Denkens über öffentliche Angelegenheiten abgenommen wurde. Was dagegen noch unerledigt iſt, oder erſt geſchaffen werden muß, z. B. das Droſchkenweſen, die Erleuchtung der Hausnummern u. a. wird der freieſten und gründlichſten Unterſuchung eröffnet, verſteht ſich mit den gebührenden Einſchränkungen. Auch die notae censoriae von Louis Drucker erfreuen ſich von Seiten der Cenſur eines ausgedehnten Spielraums; ſind ſie politiſch, ſo ſchickt er ſie in die Leipziger Allgemeine Zeitung. Viele andere Dinge endlich werden von der Cenſur ſehr liberal behandelt, z. B. die mathematiſchen Wiſſenſchaften, das Intelligenzblatt, die Viſitenkarten u. a. Selbſt durch den Mißbrauch dieſer Schreibfreiheit, z. B. zweideutige Mottos auf Etiketten, hat die langmüthige Cenſur ſich nicht zur Verſchärfung der beſtehenden Verordnungen hinreißen laſſen. — Im Uebrigen iſt es handgreiflich, daß die Cenſur in Preußen (ſowie anderswo) die unerläßliche Bedingung der öffentlichen Wohlfahrt und Ruhe iſt, weil ſie dafür ſorgt, daß nur das Wahre und Heilſame bekannt gemacht wird. Beiſpielsweiſe hierfür ſei das leider wegen Metallſchwindſucht kürzlich zur Unſterblichkeit eingegangene Berliner politiſche Wochenblatt genannt, deſſen Widerſacher mit dem verdienten Maulkorbe einhergehen. Unbefangene Leute wiſſen, daß die Cenſur nicht gegen das intelligente Volk, ſondern bloß gegen einige Uebelwollende, welche natürlich nirgends fehlen, gerichtet iſt, gegen gewiſſenloſe Verführer, die das Volk vermittelſt Sophismen ſeiner ſonnenklaren durchdachten Einſichten berauben, ihm ſeine auf dem Felſen des Vertrauens ruhende unerſchütterliche Ueberzeugung erſchüttern wollen. Es iſt heilige Pflicht der hohen Behörden, ſolchen, wenn auch vereinzelten, Anſchlägen mit Ernſt und Kraft entgegenzutreten. Daher fühlt ſich Einſender dieſes glücklich in der Ueberzeugung, daß jeder preußiſche Cenſor einer Widerlegung des oben genannten Berliniſchen Artikels, ſollte überhaupt Jemand ſie unternehmen, die Druckerlaubniß verweigern würde.

Karl Nauwerck.

V.

Stimmen aus Preußen an Preußen. Fünf Geſpräche. Heidelberg 1841, bei Winter.

Wir haben jüngſt*) verſucht, die katholiſchen Röthe Preuſſens auf ihren Begriff zurückzuführen; vorliegendes Schriftchen zeigt, wie ſich ein ähnliches Bewußtſein über dieſen Gegenſtand immer mehr im Volke ausbreitet; und hätte auch der unbekannte Verfaſſer noch gründlicher und tiefer greifen und ſich ſchärfer und weniger breit ausſprechen können — was er geſagt hat, iſt doch verſtändig und verſtändlich geſagt, und man kann Vieles auch zwiſchen den Zeilen leſen; er ſei uns alſo willkommen. Nichts nimmt von unſern öffentlichen oder vielmehr geheim-öffentlichen Angelegenheiten mehr die allgemeine Theilnahme in Anſpruch als unſere Verhältniſſe mit Rom. Die unfreien Zuſtände, die Niederdrückung des politiſchen Lebens, die Cenſur, die Polizei, die romantiſch-pietiſtiſchen Tendenzen und was damit im Zuſammenhange ſteht — Alles dies drückt ſo empfindlich nur auf die edleren Theile des Volkes, daher denn auch unſere Gegner mit Recht behaupten, die „geſunde, ehrenwerthe Mehrheit der Nation“ ſei mit den preußiſchen Zuſtänden vollkommen zufrieden und fern von unſern Klagen.

---

*) In den deutſchen Jahrbüchern.

Denn allerdings bilden Bauer und Handwerksmann die bedeutende Mehrheit, ſie ſind ferner im Ganzen ehrenwerth und auch in der Regel geſund. Aber bei den proteſtantiſch-päpſtlichen Angelegenheiten fühlt ſich auch dieſe „geſunde, ehrenwerthe Mehrheit“ innigſt betheiligt, auch der gemeine Mann lauſcht begierig auf dahingehörige Neuigkeiten, der Katholik, weil ihm die Prieſter ſagen, es handle ſich um ſeine heilige Religion, der Proteſtant ſieht ſich in ſeinem proteſtantiſch-preußiſchen Stolze auf das Empfindlichſte verletzt. Wir haben den Papſt nun ſeit drei Jahrhunderten verachtet, ja es war ſo weit gekommen, daß man von ihm nicht mehr und beinahe daſſelbe, als vom Kaiſer von China ſprach, und jetzt iſt er plötzlich wieder ein großer Herr geworden, hält die Getreuen und die Abtrünnigen unausgeſetzt in Athem, lehrt den ſteifen preußiſchen Rücken Bücklinge und Kratzfüße machen und verſehen wir ein klein Wenig dabei, flugs geht's wieder unter dem Gelächter der Eminenzen von vorn; es ſei, heißt es, nicht canoniſch geweſen. Kurz, der große Völkerhirt läßt den nordiſchen Bären, der ſich nicht mitweiden laſſen will, wenigſtens zur Kurzweil tanzen. Es iſt, ſage ich, nichts allgemeiner, als das Bewußtſein dieſer ſchmachvollen Lage, und wir ſagen wahrlich nicht zu viel, wenn wir behaupten, daß die Art, wie ſich der preußiſche Staat dem Papſt gegenüber geſtellt hat, die Proteſtanten auf das Tiefſte kränkt und kränken muß, und daß die aufgeklärten Katholiken nicht minder mit großem Bedenken ſehen, was ſich ein Staat, der ſo ſtark, ſo mächtig ſein könnte, in dieſen Verhandlungen vergibt, bloß weil er ſeine Schwäche nicht einſehen will, und ſich ſcheut, eine bittere Arznei einzunehmen. Mit deinem beſten Fleiſch, Antonio, bezahlſt du deine Schulden? Nun ſieh', der alte Shylock wetzt das Meſſer und iſt bereit. Jammernd umſtehen dich deine Freunde, und Porcia, ſcheint es, iſt ſehr weit, ſehr weit.

Der Verfaſſer weiſt darauf hin, in wie verkommenem Zuſtande ſich das Papſtthum im vorigen Jahrhunderte und im Anfange des jetzigen befunden habe, ſchon längſt gegen den Verlauf der Weltgeſchichte in ſeinen reservatis ecclesiasticis proteſtirend, und ſchon längſt von ihr ſeiner wahren Bedeutung nach abſorbirt. Wie es dann allmälig wieder zu Anſehn und Macht gekommen, indem man angefangen, „die Handhabung der Feſſeln, welche ſich aus der Religion bereiten laſſen, als ein weſentliches Attribut jeder Staatsgewalt zu betrachten“, und wie dann die Furcht vor der Jacobinermütze den Triumph der Kapuze vollendet und der Papſt der wahre Repräſentant aller Legitimität geworden ſei. Darin liegt viel Wahres. Bekanntlich waren die nächſten Erben der Reformation die Fürſten. Ihre Macht erhielt dadurch einerſeits die ideelle Grundlage, andrerſeits eine Fülle materiellen Beſitzes; der Gegner, der bis dahin anerkannter Weiſe der Vertreter der Idee geweſen und als ſolcher auch die Schätze der Welt lieb gewonnen und errungen hatte, lag ohnmächtig am Boden. Und die fürſtliche Gewalt ſäumte nicht, das neue Terrain auszubeuten, die Macht der Stände, die Schranken der Verfaſſungen und Herkommen wurden immer mehr zu ohnmächtigen Schatten, und ſo arbeitete ſie ſich endlich zu dem gottverlaſſenen Grundſatze aus: l'état c'est moi, oder zu dem, wie ſich Wachler ausdrückt, „erblichen Taumelwahn der Stuarts von dem göttlichen Urſprunge und Rechte der monarchiſchen Gewalt“, ein Wahn, der ſich natürlich dem Statthalter Gottes gegenüber nicht hatte behaupten laſſen, der aber nach der Reformation in katholiſchen und proteſtantiſchen Ländern ſeine eigentliche Bedeutung bekam. Als endlich das freie Bewußtſein der Reformation auch die untern Schichten des Volkes durchdrang, da erfolgten, durch dieſe Grundſätze und ihre Conſequenzen hervorgerufen, je nach den verſchiedenen Volksbedürfniſſen Revolutionen, im ſiebenzehnten Jahrhundert in England, ich achtzehnten in Frankreich. Aber zwiſchen dieſen Revolutionen zeigte die Weltgeſchichte auch in einem glänzenden Beiſpiele, wie die Seelengröße, auch ohne durch die Revolution gezwungen zu ſein, fähig iſt, den Nimbus des hinaufgeſchraubten Fürſtenichs abzulegen und ihre Glorie nur in der weltbewegenden Idee und ihrer Thatkraft zu ſuchen. Dieſes leuchtende Meteor ſeiner Zeit, dieſer Morgenſtern einer beſſern Zukunft iſt Friedrich der Große, nach dem Maßſtabe unſerer Zeit immer noch ein Tyrann, neben den hochmüthigen Czaren, den Bourbons und Habsburgern ſeiner Zeit aber ein ſchlichter Bürger, der erſte ſeines Staates. Das Beiſpiel war gegeben, der Weg gezeigt, wie der Fürſt von ſeiner transſcendenten Höhe herab in den Schoß des Volkes ſteigen und zu einer gereinigtern und ideellern Exiſtenz wiedergeboren werden könne. Aber Selbſtverläugnung iſt ſchwer. Die franzöſiſche Revolution kommt, und muß auch Preußen revolutioniren. Aber ſchon längſt war die Kritik lebendig geworden; je härter der Druck, deſto ſchärfer der Zweifel; die Analyſe des Begriffs und die Betrachtung der Geſchichte fingen an, den Glanz des Purpurs und des goldenen Thrones zu zernagen — da flüchtete ſich das bedrängte Königthum hinter den Vorhang der Religion, und wo das „Allergnädigſte“ und das „Großmächtigſte“ nicht mehr ausreichte, da ſchützte das „von Gottes Gnaden“; die Kirche, früher nur eine Clientin, wurde jetzt hoffähig. Als nun aber gar unter den furchtbarſten Erſchütterungen aller Verhältniſſe der abſoluten Monarchie die Volksſouveränität, dem göttlichen Rechte die Menſchenrechte entgegen traten, und die Gottesgeißel unter dieſem neuen Paniere die Throne Europa’s fegte, da folgte zwar eine erzwungene, momentane Wiedergeburt der monarchiſchen Gewalt, aber auch um ſo entſchiedener, nachdem der Sturm ausgetobt, eine Reaction, ein um ſo ausgeſprocheneres Feſthalten am göttlichen Rechte, und das Königthum ward zum himmliſchen

Lehen. Nicht Frankreich allein, das ganze civiliſirte Europa hat ſeine Reſtauration gehabt, die plumpſte war freilich die der Bourbonen.

Dieſe Reſtauration beſtand in Deutſchland darin, daß man die gute alte Zeit und ihre Begriffe dem neoteriſtiſchen Sinne der Gegenwart möglichſt ſieghaft entgegentreten ließ, zwar nicht mehr mit Perücken und Zöpfen angethan, aber dem Weſen nach waren es die alten. Gegen die Franzoſen wurde ewiger Haß gepredigt, ein Haß, der zwar in den Leiden der jüngſten Vergangenheit hinreichende Entſchuldigung fand, deſſen Pflege aber und abſichtliche Unterhaltung völlig unchriſtlich war. Mit Abſcheu wurde auf die Gräuel der Revolution hingewieſen, aber Niemand erinnerte an die Gräuel, durch welche die Revolution hervorgerufen worden war, und wenn Maſſenbach im Jahre 1809 hatte ſchreiben können: „ich zog im Jahre 1792 in das Feld, in der Abſicht, meine Ausbildung zu befördern, und in der Ueberzeugung, dieſer Kampf der Könige gegen den Geiſt der Völker werde ein dem preußiſchen Staate nachtheiliges Reſultat hervorbringen.“ — „Dieſer Krieg war eine Folge der kleinen Anſicht, welche den Königen von den Urſachen der franzöſiſchen Revolution hingeſtellt worden war“, ſo wurden das allmälig läſtige, übel vermerkte, ja verpönte Anſichten, und je mehr man ſich von ſeinem Schrecken erholte, deſto mehr geſtalteten ſich die franzöſiſche Revolution und ihre Folgen zum Sündenfall der Gegenwart; jenſeits alſo das Paradies der Legitimität, diesſeits die Verſuche, die irritirte Menſchheit in den legitimen Naturzuſtand zurückzuführen.

Wer ſieht nicht, daß unter ſolchen Auſpicien die Hierarchie und an ihrer Spitze ſeine Heiligkeit für neue und wirkſame Operationen die günſtigſte Gelegenheit hatten. Der Papſt iſt bekanntlich ur-legitim, ur-conſervativ, ur-antirevolutionär, die herrſchenden Tendenzen ſtanden alſo zu ihm in einem Pietätsverhältniſſe, wie die Winde zum Aeolos (κεῖνον γὰρ ταμίην ἀνέμων ποίησε Κρονίων). Ueberdieß ſtützten ſich auch alle ſeine Forderungen auf die herrſchenden Principien, er war nur noch etwas deutlicher und entſchiedener in ſeinen Anſichten.

Bei dieſer Harmonie der Grundprincipien überſah man leicht die kleine Differenz, die von Anbeginn zwiſchen dem proteſtantiſchen Staate und dem Papſte obwaltet, vermöge welcher weder der erſtere den letzteren, noch der letztere den erſteren als eine wirkliche Macht anerkennen kann, ohne ſich ſelbſt aufzugeben, man überſah, wie geſagt, dieſen kleinen Streitpunkt, denn der Eine hatte die Macht, der Andere die Geduld. So ſchob man neue Grundmauern unter den alten Vatikan und die Concordate reiheten ſich um das verwitterte Gebäude, wie Strebepfeiler. Und über ein Kleines hatte ſich das Blättchen gewendet, jetzt hatte der Andere die Macht und der Erſtere zur Abwechſelung die Geduld.

Der Conflict zwiſchen Staat und Kirche erfolgte, als die letztere ihre Principien zu entwickeln begann. Man hätte glauben ſollen, der Staat ſei darauf vorbereitet geweſen; aber er war bei der Rehabilitation der römiſchen Kirche und des Papſtthums ſo ungemein unbefangen zu Werke gegangen, daß er ſich förmlich verblüffen ließ und durch einen unrechtlichen Schritt ſein gutes Recht im höchſten Grade gefährdete. Ganz natürlich, man war über ſein Verhältniß zur Kirche und namentlich zur römiſchen Kirche völlig im Unklaren, und meinte die ultima ratio der abſoluten Staatsgewalt könne zuletzt doch vor dem Riß ſtehen.

Unſer Verfaſſer iſt nun mit dem Verfahren des Staates nach ſeinem erſten Schritte gar nicht zufrieden und ſagt: „Wer einem geharniſchten Feinde einen Hieb verſetzt, dann plötzlich den Degen in die Scheide ſteckt und ihm zuruft: „Wir wollen Frieden halten!“ der hat es ſich ſelbſt zuzuſchreiben, wenn er nun wehrlos, wie er iſt, zu Boden geſchlagen wird.“ Dieſe Worte werden aber durch eine andere Stelle richtig ergänzt, wo es heißt: „Daß bloße Geduld (oder ſogenannte paſſive Reſiſtenz) kein hinreichendes Mittel gegen dieſes immer drohender auftretende Uebel ſei, müſſen die Ereigniſſe längſt gelehrt haben. *Aber freilich wäre ſie immer noch einem unzweckmäßigen, die Sache noch mehr verwickelnden Handeln vorzuziehen.*“ Hiermit ſind offenbar zwei Regierungsſyſteme bezeichnet; das erſtere ſteckte, erſchrocken, eine wunde Stelle des abſoluten Staates berührt zu haben, das gezogene Schwert eiligſt wieder in die Scheide und ließ nun den Sturm unendlicher Schmähungen über ſich ergehen; das zweite ſuchte auf eine möglichſt anſtändige Weiſe den Frieden zu vermitteln und hat es jetzt laut rheiniſchem Landtagsabſchied zu einem vorläufigen Frieden gebracht. Wie? davon hat noch nichts Officielles verlautet, was aber nicht-officiell darüber verlautet, klingt höchſt erbaulich. Doch wir brauchen uns leider nicht an das zu halten, was verlautet, wir haben genug an dem, was gewiß iſt: Preußen hat ſich von ſechs Millionen Gewiſſen losgeſagt und hat ſie der Legitimität, der Conſervation des Beſtehenden, den befreundeten katholiſchen Mächten, ſeinem eignen Katholicismus zu Gefallen, dem alten Prieſter in Rom überantwortet, um den in Preußen kein Hahn krähen würde, wenn dieſes Preußen etwas weniger engherzig ſein und ſeinen Bürgern die freie Stellung gewähren wollte, die ihrer Bildung zukommt, in welcher ſie dann die *Gewißheit* hätten, daß keine Willkür, kein partikuläres Belieben in ihr heiligſtes Eigenthum zu dringen vermöge, und alle Verſuchung verſchwunden ſein würde, ihre sacra über die Alpen flüchten. Die Herren Diplomaten ſind zufrieden ſechs Millionen Leichname mit ihren Geldbeuteln und Fäuſten der preußiſchen Monarchie erhalten zu haben, das Gewiſſen, dieſer

Bettel, gehört nicht zum Staate. Oder hat Preußen etwa nicht durch ſeine Conventionen und Concordate ſeine katholiſchen Unterthanen rechtlich ausgeſchieden aus ſeinem hiſtoriſchen Leben, hat nicht der Papſt vollkommnes Recht, gegen jede tiefere Erkenntniß, die den Geiſt frei macht von den Banden wüſten Aberglaubens und ſchläfriger Gedankenloſigkeit, die ihn mit jugendlichem Enthuſiasmus und männlichem Streben erfüllt und zu Thaten in Wiſſenſchaft und Leben führt, feierlich zu proteſtiren und ſie mit den Waffen ſeiner geiſtlichen Gewalt zu verfolgen, da ſie gegen ſein mittelalterliches Syſtem iſt und dieſelbe Hand, die dieſes durchbricht, auch ihm den Sitz aus dem goldenen Stuhle ſchlägt? Tritt nicht Preußen allen geiſtigen Fortſchritt, alle wiſſenſchaftliche Entwickelung, die es ſonſt ſo gepflegt und gefördert hat, in ſeinen katholiſchen Unterthanen rückſichtslos mit Füßen, indem es ſie unter die Auctorität des Papſtes ſtellt, dem nicht nur unſere Schulen und Univerſitäten ein Werk des Antichriſt's, ſondern unſere ganze geiſtige Bildung ein Vorhof der Hölle iſt? Iſt jetzt nicht jedem edlern, höhern, freieren Streben, welches jenem finſtern Auctoritätsglauben gefährlich werden könnte, in jedem fanatiſchen Pfaffen ein hütender Drache zur Seite geſetzt, der jede Regung belauern, jeden Aufſchwung lähmen kann? Iſt das väterlich vom Staate gehandelt? Und welche Früchte wird ihm das ſelbſt bringen?

Uebrigens iſt es unbegreiflich, wie Preußen dies eine Schlichtung der kirchlichen Angelegenheiten nennen kann, wenn es den Erzbiſchof von Droſte und einige andere Perſönlichkeiten zum Schweigen gebracht, wenn es den Papſt verſöhnt und etliche Sprengel wieder mit Kirchenfürſten beſetzt hat. Hat man denn die Sache im Princip erfaßt? oder ſind dieſe Zerwürfniſſe nur Zufälligkeiten geweſen, an die ſich andre Zufälligkeiten angereiht haben? Tauſende von Verlegenheiten und

Nöthen werden noch entſtehen, zunächſt für die Einzelnen, zuletzt für den Staat. Glaubt Preußen, daß es ſich den Forderungen des Weltgeiſtes weichlich entziehen könne, glaubt es, daß es ohne Weiteres ſein proteſtantiſches Princip aufgeben, oder wenigſtens ungeſtraft das feindliche Princip hätſcheln könne? „Adam, wo biſt du?“ ruft Gott der Herr und vergeblich verſteckt ſich der arme Sünder und entſchuldigt ſich mit ſeiner Nacktheit. Hinweg Großprahler, hinweg Fünfzehn-Millionen-Staat, der du unter den Großmächten der Erde ſitzen und über den Großtürken und die Weltangelegenheiten richten willſt, und nicht die Kraft haſt ein ſelbſtſtändiges Princip zu haben und durchzuſetzen. Vergeblich trotzeſt du auf deine phyſiſche Kraft, auf deine Heerverfaſſung, die dich in kurzer Zeit über Hunderttauſende gebieten läßt. Ein Geſetz — und Frankreich und Oeſtreich und alle Länder Europa’s haben dieſelben Vortheile, und deine numeriſche Macht iſt zuſammengeſchwunden, wie Schnee an der Sonne. Schon längſt biſt du kein Führer mehr der Weltgeſchichte, ſondern wirſt von ihr wie ein entmaſtetes Schiff getrieben, ſchon längſt biſt du beherrſcht von den Einflüſſen Rußlands und Oeſtreichs, du haſt bei deinen katholiſchen Unterthanen die freie Wiſſenſchaft dem römiſchen Stuhle geopfert, du ſtehſt im Begriff, die proteſtantiſche Wiſſenſchaft nach den ſtarren Dogmen der Kirche zu richten, du haſt dich zu Gunſten der Klöſter des Aargau’s erklärt, du ſuchſt dich der katholiſchen Hochkirche in England zu nähern, du fundirſt gemeinſchaftlich mit dieſer Hochkirche, die dich natürlich im Grunde ihres Herzens ebenſo wie die römiſche Kirche deſpicirt, einen Biſchofsſitz zu Jeruſalem, damit, wie du ſagſt, die, welche die Wiſſenſchaft oder „der Trieb nach chriſtlicher Erbauung nach Paläſtina führt“ einen Schutz und Anhalt finden, du trittſt die Gewiſſen deiner katholiſchen Bürger an den römiſchen Stuhl ab – deiner halbkatholiſch-mittelalterlichen Beſtrebungen in deinem Innern gar nicht zu gedenken — wozu bedürfen wir deiner im Rathe der Weltmächte, denn die katholiſchen Intereſſen werden ſchon, und reiner als von dir, von Oeſtreich vertreten. Hinweg vor dem flammenden Schwerte des Cherubim!

Traun, es kommt die Zeit, und kommt ſie auch langſam, ſo kommt ſie doch furchtbar ſchnell, und wenn es erſt die Linden in Berlin wiſpern, dann iſt's zu ſpät.

v. Rhein.

VI.

Zur Literatur über den Königsberger Verfaſſungsantrag. Leipzig 1831. 8. bei K. F. Köhler (aber gedruckt in Berlin bei F. Weidle). Mit dem Motto: — φιλοσοφοῦμεν ἄνευ μαλακίας —

Dieſe 167 Seiten lange Preisſchrift eines Anonymus ſoll, wie hin und wieder verſichert wurde, aus einer ganz beſondern, individuellen Veranlaſſung entſtanden ſein. Dergleichen Triebfedern kommen aber bekanntlich erſt in ſpätern Jahren ans klare Tageslicht. Wir ſelbſt verzichten auch gerne auf die Kenntniß ſubjectiver Schwachheiten und Täuſchungen. Aber was uns leid thut, und wodurch wir uns zu dieſer Anzeige des Buches getrieben fühlten, iſt die, wie durch Uebereinkommen, faſt vernachläſſigte Erwähnung deſſelben in allen kritiſchen Organen Deutſchlands. Es iſt zwar eine beliebte Methode, durch Ignoriren ſeine Verachtung auszudrücken; aber dazu iſt das in Rede ſtehende Buch doch viel zu gut. Außerdem rührt es von einem unbekannten Verfaſſer her, der nach ſeiner Verſicherung (ſ. Vorrede) „nur einzelne glückliche Tage zählt, die ihm eine helle, klar empfundene Stunde bringen: der ihren Genuß mit unausbleiblicher längerer Erſchöpfung büßt“; da wäre es doch zu hart, ihm ſolche glückliche Tage, in welchen er ſein Werk concipirt hat, noch zu trüben durch

Schweigſamkeit über den höchſten Ausbruch ſeiner geiſtigen Kraft.

Was die äußere Oeconomie des Büchleins betrifft, ſo zerfällt es in eine Vorrede (XXV S.), in eine Art von Prolog auf vier Seiten; dann folgen die eigentlichen Kerngründe nach fünf Abſchnitten vertheilt, und zwar: I. Abſchnitt. Gegenſatz politiſcher Anſichten und Entwickelung des politiſchen Syſtems in Preußen. II. Abſchnitt. Litterariſche Vertretung des politiſchen Syſtems in Preußen. III. Abſchnitt. Der Königsberger Brief. IV. Abſchnitt. Einige Betrachtungen vom Standpunct der Principienfrage in Preußen. V. Abſchnitt. Die Provinzialſtände. Schluß.

Der Anfang des Schluſſes hätte am bequemſten für den Leſer zu Anfang der ganzen Schrift geſetzt werden müſſen, damit dieſer ſogleich erfahren konnte, daß hier eigentlich zu den Todten geredet wird. Mit Schatten und Manen der Abgeſchiedenen hat übrigens der Verfaſſer wie ein Geiſterbanner viel Verkehr. Der Anfang des Schluſſes heißt aber: „Indem ich dieſe Skizze überſehe, in welcher mir die Gedanken um ſo bunter durcheinander gegangen ſind, je mehr mir die Sache am Herzen lag und je weniger es ich (Probe von Durcheinander) für zweckmäßig erachtete, in das Detail an denjenigen Puncten wenigſtens, wo ich angemeſſen unterrichtet bin, einzugehen, frage ich mich, ob ich mit meinem Urtheilsſtandpuncte (ein Lieblingswort des Verfaſſers) wohl zu allererſt den Geiſtern jener großen Helden des ſiebenjährigen Krieges, dem klaren, entſchiedenen und entſchloſſenen Sinne Winterfeld's, dem redlichen Herzen Ziethen's, und ſo weiter allen Manen unſerer edlen Helden jener Zeit und einer noch lebendigern ſpätern verantworten zu können hoffen darf, und auf das Zeugniß hin, was ich mir auf dieſe Frage ſelbſt gegeben habe, übergebe ich dieſes Schriftchen dem Publicum.“

Aus dieſer Mittheilung allein ſchon iſt man im Stande, den Verfaſſer nach ſeinem Standpunct gebührend zu rangiren. Er gehörte, hätten wir auch vierzehn politiſche Meinungsklaſſen, wie Rußland Rangſtufen, in die erſte und vornehmſte, welche nur wenige Wiſſende vereinigt. Denn dieſes geheimnißvolle Wiſſen, dieſe offenbarungsvolle Seligkeit und Ueberſchwenglichkeit patriarchaliſcher Weisheit beſitzt er in hohem Grade. Dabei aber verſchmäht er nicht, wie ſpäter nachzuweiſen iſt und in dem Angeführten ſchon eine Probe liegt, die ſchnöden Künſte der Sophiſten, die gleißneriſchen Blendwerke der Rhetoren. Er iſt mit einem Worte ein gewandter Gladiator in der Dialektik des Scheins, der doch zugleich den Andern die Gutmüthigkeit zutraut, ſie werden ihm aufs Wort glauben, ſobald er es auch nur auf Verſicherungen will ankommen laſſen. Der Contraſt beider Seiten iſt nicht zu überſehen, und wohl ebenfalls ein Werk kluger Berechnung. Bald fährt der Verf. hoch auf und dringt ein, bricht ſich mit jeder Waffe Bahn — ihm ſcheint weder Kirchenhülfe noch Staatsdrohung, weder Spott noch Schande, weder Hohn noch Verleumdung ſeinem Zwecke unangemeſſen; in allen zeigt er nicht geringere Gewandtheit des Gebrauchs, — dann wieder wird er herablaſſend, neigt ſich gnädig zu den Schwächen der Irrenden und Verführten, trennt den braven, treuen Haufen von den Uebelwollenden. Als Kunſtſtück betrachtet, wäre die Schrift lobenswerth — als Uebung in der Rhetorik und Sophiſtik. Fragen wir nun nach der Wahrheit derſelben, ſo erfordert dies ein weiteres Eingehen auf das Buch. Den Verſuch, es in einigen Hauptpuncten zu analyſiren, laſſen wir folgen. Es hat dies ſeine Schwierigkeit. Denn es genügt nicht, anzugeben, was der Verf. für Wahrheit des Staates und im Staate hält; man muß meiſtentheils ſeine Meinung aus den auf Schrauben geſtellten Sätzen herausklauben, ſie in verſtändliches Deutſch umſetzen, um zu begreifen, was unſer Räthſelſchmied ſagen und was er nur errathen wiſſen will.

An vielen Stellen aber muß gewiß jeder Verſtändige von dieſem rühmlichen, philologiſchen Vorhaben abſtehen, und ſich bei vorliegender Schrift, wie bei der Offenbarung Johannes, damit beruhigen, daß weitere Erklärungsverſuche unter die halben Narrheiten gerechnet werden dürften. Der Verf. mag dagegen, um uns ſeiner Sprache zu bedienen, ruhig fort argumentiren von ſeinem Urtheilsſtandpunct allererſtlich über die Trübung und Verwilderung des nationalen Affectes; vielleicht gelingt ihm dann, ſich klar zu machen, was ſeine Worte (S. 120) heißen ſollen:

„Unſere wichtigſte Garantie iſt ja, nächſt der urſprünglichen, dem in das Wohl unſers ſouveränen Regenten nothwendig eingeſchloſſenen Wohl unſerer Unterthanen, die klare, verſtändige Abgemeſſenheit der Verhältniſſe, in welchen die Lebensfunctionen unſers Staates in die intellectuelle und moraliſche Exiſtenz der Bevölkerung einzugehen vermögen, ſo daß es faßlich wird, nicht nur: wie viel Beſonderes iſt rechtens in Preußen? ſondern vielmehr: wie iſt dieſer ſouveräne Staat in ſeinen beſonderen Ordnungen rechtens? Zu welchem Behufe es denn vor allen Dingen nicht an tüchtigen Grundſätzen für die wichtigſten Grundfragen fehlen kann.“

Wir halten dieſe Worte allerdings nicht für gehüllt in Heraklitiſche Dunkelheit oder Johanniſche Offenbarungsverſchloſſenheit, dazu liefert das Buch andere Dinge, wohl aber in gründliche Confuſion geſteckt, und überlaſſen gerne jedem Andersdenkenden die Analyſe derſelben.

Zu vielen der Uebelſtände ſeiner Schrift hat ſich der Verf. aufrichtig freiwillig bekennt, obgleich wir darin nur den Kunſtgriff erblicken können, den Leſer dadurch in die Wahrheit und Richtigkeit des Uebrigen um ſo leichter hineintäuſchen zu können. Denn darum geſteht der Verf., daß der Aufſatz mit allen Mangeln ſeiner erſten Conception erſcheine, daß die Argumentation weder erſchöpfend noch hinlänglich begründend ſei, noch ſogleich zuſammenfaſſend und klar anordnend. Warum erſcheint er aber? fragt er ſich ſelbſt. „Weil die Freiheitsboten immer ſtärker ſprechen, immer deutlicher eine der Empörung zuführende Sprache reden.“ Man ſieht, worauf unſer Apologet der Dinge, wie ſie nun einmal ſind, ſich ſtützt. Auf die Verdächtigung ſeiner Gegner, als führte ihre Sprache zur Empörung. Da hört ſeine ſcheinbare Ehrlichkeit auf; er fällt aus ſeinem chriſtlich-väterlichen Ton in den chineſiſch-patriarchaliſchen, indem er „die politiſche Anſicht des Gegners, wenn irgend eine, in ihren Argumenten wenigſtens nicht nur kurzſichtig, ſondern auch einſeitig nennt, indem ſie, anſtatt die Intereſſen zwiſchen der Bevölkerung und dem Souverän aufzuklären, vielmehr den ſichtbar beſchränkten Unterthan wider die angebliche Beſchränktheit des Regierungsſyſtems ſprechen läßt, ja zu ſo unedlem Dienſt Wort und Zeugniß unſerer edeln Heroen aus den Tagen der härteſten Drangſal, der wundeſten Zeitläufte, mißbraucht, und das freilich, ſtatt aus der Prophetie ſolches Wortes unſerer Gegenwart eine in Wahrheit belehrende Aufklärung zu ſchaffen, nur dem redlichen Herzen verſtändiger Menſchen wehe thut.“

Klingt das nicht, wie der zur verdienten Bekanntſchaft gebrachte Paſſus eines renommirten Briefes, welcher da heißt: „und es ziemt dem Unterthanen nicht, die Handlungen des Staatsoberhauptes an den-Maßſtab ſeiner beſchränkten Einſicht anzulegen, und ſich in dünkelhaftem Uebermuthe ein öffentliches Urtheil über die Rechtmäßigkeit deſſelben anzumaßen“? Unſer Gewährsmann tritt etwas leiſer auf; er appellirt an das Mitleiden verſtändiger Menſchen, die aber doch in der Regel auch ſo geſchichtskundig ſind, daß ſie die Anführung von Verſicherungen und Betheurungen ſelbſt aus den wundeſten Zeitläuften in ihrer Wahrheit anerkennen, und die zugleich in der Einfachheit ihres Bewußtſeins die Anſtrengungen ein kirrenden Sophiſtik ruhig und ernſt von ſich abweiſen. Es gibt noch Tauſende von dieſen „ſichtbar beſchränkten Unterthanen“, welche, die Hand auf ihre Wundmale gelegt, ſchwören werden, daß ſie „das Wort und Zeugniß unſerer edeln Heroen aus den Tagen der härteſten Drangſal“ für nichts anders, als was es war, für untrügliche und unverfälſchte Wahrheit gehalten haben. Und nur das wird von ihnen zugegeben werden, wie es auch ſonſt ſchon ausgeſprochen wurde, daß ſich die Diplomaten damals in einer Begeiſterung, wie der eines Champagnerrauſches befunden hätten, aus dem ſie früher als die Völker erwacht wären.

Darum mag der Verf. vor allen Dingen es in Abrede ſtellen, „ob die politiſche Oppoſition im preußiſchen Staat, zunächſt in der Provinz Preußen, namentlich der ganze Geſellſchaftskreis, der ſich uns als Stein-Scharnhorſt'ſche Schule proclamirt, wirklich auch nunmehr noch im Sinn und Charakter des ſeligen Miniſters Freiherrn von Stein thätig iſt?“ Solche Verſicherungen, und die, welche er anſchließt, haben dieſelbe Beweiskraft, wie die entgegengeſetzten. Sie gewinnen dadurch nicht an Eindringlichkeit, daß er das wunderbare Verlangen ſtellt, Jeder, der Stein's Grundſätze vertheidige, müſſe auch den Standpunct des Verſtorbenen einnehmen. Man hat ſich bei uns viel kürzer gefaßt, indem man die Verbreitung der wieder abgedruckten Stein'ſchen Grundſätze verbot. Auch das möchte kein glänzendes Zeugniß von der Offenheit und innern Ueberzeugung des Verf., was ſeine Grundſätze betrifft, ablegen, daß er ſich zu der Aeußerung verleiten läßt, „die Anſichten Steins waren nie unmittelbares Reſultat ſeines Denkens und Thuns, ſeines Lebens.“ Verhält ſich das bei dem Verf. etwa anders? Oder will er glauben machen, daß wer heute noch in den Stein'ſchen Grundſätzen ſich bewegt, nicht auch dazu durch ſein Denken und Thun, durch ſein Leben gekommen iſt? Er ſetzt zwar überall Unmündigkeit voraus. Aber wer hat ihn zum Vormund derſelben beſtellt? Seine tiefe Weisheit etwa? Dieſe beſteht doch meiſt in der Berufung auf verſtorbene Zeugen, wie wenn er ausruft: „Was würde der brave deutſche Profeſſor Niebuhr zu den Tendenzen einer Zeitſchrift ſagen, welche von einer Landesuniverſität aus eine Oppoſition gegen die königliche Regierung übernehmen wollte?“ Oder: „Was würde der rechtſchaffene deutſche Freiherr von Stein ſagen u. ſ. w.?“ Wenn wir rückwärts gingen, könnte vielleicht die Berufung auf manche verſtorbene Autorität nicht ſo unnütz ſein; doch brauchte man dann nicht gerade Niebuhr und Stein um ihre Stimmen anzuflehen. Da träte ein großer Chor auf, und würde uns ganz andere Lehren in tauſendſtimmigem Wiederhall vortragen, als welche uns der Verfaſſer aufnöthigen will. Er würde uns nicht von Worten, von bloßen Verheißungen berichten, er würde uns ſeine Thaten vorhalten und uns fragen: Wie weit ſeid ihr durch die Opfer unſers Guts und Bluts in den höchſten Gütern menſchlichen Daſeins gefördert? Verharret ihr noch immer in den Trümmern des Alten und Neuen, was der Zufall fordern und geben wolle?

Es iſt eine ſchöne Sache um die Moral; bekanntlich haben die Jeſuiten die bequemſte; bei ihnen werden alle Rechtsfragen durch die vielen Pforten ihres caſuiſtiſchen Gebäudes nach Belieben ein- oder ausgelaſſen. Dem Verf. nun gefiel es, ſich auf den ſubjectiven Standpunct hoher Moralität zu ſtellen, und von da oben herunter den Königsberger Liberalen ihre Unterthanenpflicht ins Gewiſſen zu reden. Dieſe hatten ſich bekanntlich auf ein Geſetz vom 22. Mai 1815 berufen. Darüber läßt ſich der Verf. vernehmen: „Warum Se. Majeſtät der regierende König dieſes Geſetz förmlich aufzuheben nicht geruht, iſt mir unbekannt; indeſſen vermuthe ich, der

Grund liegt in derjenigen Interpretation, die Se. Majeſtät demſelben geben.“

Doch Conrad ſprach: ein Kaiſerwort
Soll man nicht brechn, noch deuteln.

An dieſe Abfertigung der Stein'ſchen Partei knüpft der Verf. den Nachweis „des edlen Irrthums Hegels“, womit er es aber nicht zu thun haben will, ſondern er geht nur auf „den unedlen der zweiten Hand aus, worunter er aber nicht ſeine würdigen Schüler verſtehen kann, ſondern einen baaren Charlatanismus, der ſich in einiger Entfernung mit der Hegelſchen Schule in Verbindung ſetzt.“ Man ſieht, der Mann meint es gut mit den Todten, will auch Niemand, der würdig, d. h. wohl in ſchon vorgerücktem Alter iſt, um die Ruhe ſeines Lebensabends bringen; aber für die böſe Jugend bewahrt er ſich nicht einmal den natürlichen Ton, der ihm doch ſonſt ſo leicht zu Gebote ſteht.

Dies hält der Verfaſſer für die Grundpfeiler unſerer geſetzlichen Anſprüche auf eine durch vernünftiges Recht geſicherte Gegenwart: Stein und Hegel; und er hat ſo unrecht nicht. Er verkennt aber gänzlich, daß beide Männer ſo gut wie ſie Anfangspunkte einer geiſtigen Entwickelung geworden ſind, deren Rechtmäßigkeit und innern Zuſammenhang er unabläſſig zu verdrehen ſucht, ſie eben ſo nur aus ihrer Zeit geboren werden konnten, und weil die Zeit für ihre Ideen reif war, oder ſie dieſe Gedanken des Weltgeiſtes in ſich zum Selbſtbewußtſein brachten, daß darum aber noch nicht mit dem Ende ihrer perſönlichen Verkündigung auch die Zeit der geiſtigen Freiheit zu Grabe getragen iſt.

Der Verfaſſer dagegen will uns glauben machen, als ob die Argumente, worauf ſich „die Königsberger liberale Literatur“ ſtützt, ohne Fundament darum wären, weil er ſie für nicht berechtigt erklärt, ſich auf Stein oder Hegel zu berufen. Er ignorirt abſichtlich die Anſtrengungen aller der wackern

Männer im Krieg und Frieden, die durch Wort und That ihr Leben geopfert haben für die Idee eines neu aufblühenden Staats, zu dem die Grundlagen vor länger als dreißig Jahren, weil die alten verfault waren, neu und ſtark mußten eingefugt werden. Damals und bis auf unſere Tage lachte kein „guter Patriot, der bei geſunden Sinnen war, über dieſen jämmerlichen Ton conſtitutioneller Lockpfeifen“, er lachte nicht, es koſtete ihm vielmehr blutige Thränen, „wenn man ihn an große Namen und an große Zeiten erinnerte und der Hochmuth wird ihn nicht bitter machen (denn es iſt wahres Selbſtbewußtſein), mit welchem er an jene unſere Noth und jene unſere Hülfe erinnert wird.“

Der Verfaſſer will um jeden Preis die Geheimnißlehre des Staats, welche dies oft nur für die beſtellten Wiſſenden iſt, bewahren; darum ſind ihm die Conſequenzen „der frommen Bußgedanken edler deutſcher Männer in der Noth eine grauenhafte Carricatur“. Darum heißt es: „Eine ſolche Bitterkeit verſtockter Ideen redet uns von hellerem Sinn und wackerer Geſinnung; von Staatsreformen, um unſeren verkommenen Charakter zu retten, ſie wendet ſich an den unzufriedenen Unterthan, der ſoll der geiſtige Retter des Vaterlandes werden.“ Zu dem leiblichen war er vollkommen gut genug, warum nicht auch zu dem geiſtigen? Woher ſoll denn überhaupt die Rettung, welcher Art ſie nun ſein mag, dem Staate kommen, als von den Unterthanen? Freilich „das arme Volk! Ueberall wird es in den Schloßhof geladen, wo die größten Laſten des Friedens und des Kriegs wegzutragen ſind; überall wird's aus demſelben gejagt, wo die größten Güter auszutheilen ſind, z. B. Licht, Kunſt, Genuß, ja bloße Feiertage. Wenn man nun fragt, wie viel Mann ſtark das Volk iſt, ſo ſchwindet gegen ſeine Volksmenge die regierende und gelahrte Mannſchaft ganz weg.“

„Mit welchem Rechte fodert irgend ein Stand den ausſchließenden Beſitz des Lichts — dieſer geiſtigen Luſt — wenn er nicht etwa eins aus dem Unrecht machen will, deſto beſſer aus dem Hellen herab zu regieren in Dunkel.“

„Da exiſtirt eine der älteſten Einwendungen — die wahre graue Kronbeamte des erſten Despoten-Throns machten — daß nämlich das Volk wie Pferde und Vögel, geblendet viel ſchöner in der Roßmühle und auf dem Vogelheerde dienen, ſowohl dem Selbſtintereſſe als dem Staatsintereſſe.“

„Dieſer böſe Alte vom Berge ſieht ſpitzbübiſch erſtlich voraus, daß das Sonnenlicht nur auf den Bergen nütze, in den Thälern aber ſchade“ (Jean Paul's Freiheitsbüchlein).

Dieſer angeführten Worte gehören noch der hoffnungsreichen Zeit Deutſchlands an, die um ſo hoffnungsreicher war, je ſtärker der Druck war, aus dem die Völker ſich und ihre Fürſten befreit hatten. Es ſind Nachklänge aus dem ſogenannten deutſchen Freiheitskriege, welche ihren idealen Urſprung von dem ſo heftig angegriffenen und vertheidigten Tugendbunde ableiteten. Was der Tugendbund durch das Volk zu erreichen bemüht war, das ſprachen die Herrſcher als „die heilige Allianz“ aus, beide Richtungen ſchienen zunächſt nur durch einen formellen Unterſchied getrennt zu ſein. Aber dies war auch nur ein Schein. Denn im Grunde war die Idee der heiligen Allianz nur der ſpäter mit größerem Nachdruck ausgeſprochene Wahlſpruch: Alles für, Nichts durch das Volk; wogegen die Richtung des Tugendbundes hauptſächlich auf ein ſelbſtſtändiges, bewußtes Leben des preußiſchen und überhaupt deutſchen Volkes für ihre innern und eigenen Intereſſen thätig geweſen war, als es darauf ankam, jenes Motto, das Napoleon mit eiſerner Conſequenz auf die höchſte Spitze zu treiben ſich den Anſchein gab, durch die für Freiheit und Recht begeiſterten Völker zu vernichten.

Und von dieſem Motto nun handelt eigentlich die ganze vorliegende Schrift. Der Verfaſſer thut ſich alle mögliche

Gewalt an, recht väterlich zu ſcheinen; aber er unterläßt es auch nie, wenn er Verhärtung oder Ungelehrigkeit bei dem Kreiſe ſeiner ihm bekannter gewordenen Kinder antrifft, ein ernſtes, zürnendes Wort fallen zu laſſen, und ſelbſt mit bitterem Hohn diejenigen aus ſeiner Nähe zu verbannen, die er nicht für ſeine Kinder anerkennt.

Darum iſt „ihm der bloße Gedanke an eine Conſtitution unerträglich, weit erträglicher ſind die imaginärſten Pläne aus den Zeiten einer großen Bewegung im Geiſte deutſcher Nation". Weil die Conſtitution nicht den Geiſt und die Kraft einer die Ehre des Staats vertretenden Politik zu heben vermag, iſt ebenfalls der Gedanke an ſie unerträglich. Nun hat aber die Grundlage und die Hoffnung einer Conſtitution ſchon dem preuſſiſchen Staat Geiſt und Kraft verliehen, die ehrenvollſte Stellung wieder einzunehmen. Jedoch dem Verfaſſer beliebt es, ſolche beſchwerliche Erinnerungen überhaupt zu ignoriren, oder mindeſtens zu verdrehen. Als Preußen in ſeiner Wiedergeburt lag (1810), ſchloß Woltmann ſeine Betrachtungen über den Geiſt der neuen preußiſchen Staatsorganiſation mit den Worten: „wenn mit einem Organ des Volkswillens die Verfaſſung der preußiſchen Monarchie begründet iſt, nur dann erſt wird, mit Beihülfe der Nation, Ein mächtiger Wille von dem Staatsrath aus, dieſer Einheit, dieſem Mittelpunkt der ganzen Verwaltung, die Ideen der neuen Staatsorganiſation zu einem nie ſtockenden Umlauf durch alle Theile des Staats treiben." Und wieder acht Jahre ſpäter hören wir von einem ächten Vaterlandsfreund die Worte*): „Und Friedrich Wilhelm III., der unglücklichſte und der glücklichſte ſeiner Dynaſtie, dem ſein Geſchick die Gelegenheit gab, mit den übrigen Tugenden ſeines Heldenſtammes noch Würde und Standhaftigkeit im Unglück in ihrem höchſten Glanze zu zeigen, dem es den hohen Genuß bereitete, das Vertrauen auf ſein Volk am Tage der Gefahr mit der heldenmüthigſten Erwiederung und Anhänglichkeit vergolten zu ſehen, der dieſes Volk, von ihm geleitet, Thaten verrichten ſah, die die Thaten der Vorzeit weit hinter ſich ließen; Friedrich Wilhelm III., gewöhnt, den Rath verſtändiger Diener zu hören, was ſollte er für ſeine Sicherheit zu beſorgen haben, was ſollte er von ſeinem königlichen Anſehen verlieren, wenn er durch eine Verfaſſung die Fortdauer dieſer glücklichen Verhältniſſe verbürgt. Nein! er gebe ſie uns, er gebe ſie bald und vollſtändig, und Europa wird keinen glücklicheren, keinen geliebteren, keinen größeren König ſehen.

---

*) Regent und Volk. Oder: welche Conſtitution muß der Preußiſche Staat haben? Berlin, 1816. 8.

Die Zahl ſolcher Stimmen aus jener Zeit ließe ſich bis zum Ueberdruß vermehren. Wir wollen nur auf eine aus dem Jahre 1820 noch hinweiſen, die über Friedrich Wilhelm III. ſich alſo vernehmen läßt*): „Er entfernte die Günſtlinge; Er berief die Mündigen in ſein Cabinet zurück; Er hob das Religionsedict auf; Er stellte die geiſtige Freiheit wieder her; Er weckte durch Beiſpiel und Wort den Fleiß und die Berufstreue im Staatsdienſte; Er widerrief die Herſtellung der Tabaksregie; Er hörte die Stimme ſeines Volks.

„Mit dieſem Herzen und Geiſte hat er zwei und zwanzig Jahre regiert, und mit demſelben Herzen iſt er jetzt im Begriffe, ſeinem Volke eine große Bürgſchaft der Zukunft zu geben. Die Weisheit des Monarchen wird einen neuen Bund ſchließen zwiſchen dem Throne und dem Volke; einen Bund, der nicht auf die Lebensdauer eines Königs, der auf die Lebensdauer des preußiſchen Volks und Staats geſchloſſen wird.

„Sein Volk erlebt jetzt den zweiten großen Tag in der Geſchichte der Völker. Das Jahr 1820 bringt ihm das Evangelium der Zukunft, den Tag der Gründung einer ſtändiſchen Verfaſſung.“

---

*) Abdruck von Genz Rede zur Thronbeſteigung Friedrich Wilhelms III. Mit einem Vorwort. Leipzig, 1820.

Dieſe Zuverſicht machte ſich zehn Jahre ſpäter wieder lebendig geltend. Und abermals zehn Jahre verfloſſen; und ſie war noch nicht abgeſtorben.

Weil nun aber ſolchem Drange des Rechtsgefühls immer mehr die öffentliche Aeußerung verſagt wurde, weil ein aufgezwungenes Verſtummen den Schein der Zufriedenheit und Ausſöhnung mit dem alt Hergebrachten und der um ſich greifenden Reaction gegen die Inſtitutionen der Neuzeit gab, darum kann der Verfaſſer zur Litteratur über den Königsberger Verfaſſungsantrag die Geſchichte Preußens ignoriren und „den Beruf des Staates darin finden, daß derſelbe die Conſequenzen ſeines Monarchismus mehr und mehr in edler ſcharfer Reinheit, Klarheit, Entſchiedenheit hervortreten laſſe, nicht zur Beugung, ſondern vielmehr zur Hebung und echten Erbauung des ſtaatsbürgerlichen Charakters.“ Das ſoll wahrſcheinlich wieder Ironie ſein.

Mit Uebergehung des Prologs, in welchem der Beamtenſtand der neueſte und geſegnetſte Bildungstrieb unſres Staates genannt wird, wenden wir uns zu den fünf Abſchnitten der Schrift, die, wie die fünf Finger einer krampfhaften Hand, die abſolute Monarchie nicht aufgeben können, weil ſolches die hiſtoriſche Nothwendigkeit verbiete.

Um den Gegenſatz aber in den Anſichten über das politiſche Syſtem Preußens nicht vollkommen zu ignoriren, läßt ſich der Verfaſſer dazu herab, einige Erklärungsgründe aufzubringen, warum ſich eine Verbreitung conſtitutioneller Ideen unter unſern Staatsbürgern finde. Dieſe Gründe aber ſchöpft er rein nur von der Oberfläche der Erfahrungen, wofür ihm „der hiſtoriſche Romantismus und philoſophiſche Rationalismus“ gelten müſſen, da er nicht im Stande iſt die Verbreitung ſolcher Richtungen aus dem innerſten Drange der modernen Weltgeſchichte zu begreifen. Nun habe ſich aber in dem Conflict der Ideen keine conſtitutionell-liberale Partei in Preußen bilden können. Dies iſt wieder eine von den vielen ſcheinbar gläubigen Verſicherungen des Mannes. Warum dies aber nicht möglich geweſen, gibt er nicht an; man müßte denn etwa als den vermuthlichen Hemmungsgrund anſehen ſeine feine Bemerkung: „daß nichts die moraliſche Stellung unſeres Regentenhauſes zum Volke ſchärfer bezeichne, als die Forderung einer Legitimität der Geſinnungen und nicht bloß der ſtaatsbürgerlichen Pflichtleiſtung.“ Man bemerke wohl, was Alles hinter dieſer feinen Bemerkung ſteckt. Der Mann verlangt Legitimität der Geſinnung als den character indelebilis eines preuſſiſchen Unterthanen, iſt alſo gezwungen, dies höher zu ſtellen als ſtaatsbürgerliche Pflichtleiſtung, was alle guten Preußen mit den Unterthanen anderer Herrſcher gemein haben. Daraus folgt, daß der Mangel jener Legitimität der Geſinnung den preußiſchen Unterthanen, reſp. Staatsbedienten ꝛc. annullirt.

Würde ein ſolcher Zuſtand des Staats nicht die qualvolle Dauer jener höchſten Spitze aus dem franzöſiſchen Revolutions-Terrorismus begründen? Darum hat der Verfaſſer wohl ſeine Seele ſalviren wollen, wenn er ſagt (S. 2): „Wie aber, wenn ſich ihm ſelbſt ein Widerſpruch erweiſen laſſen ſollte mit den centralen Gewalten unſeres Staates und ihren Influenzen, zu welchen ſich auch ein ſehr bedeutendes Maß des Irrthums, bis ganz nahe der völligen Abtrünnigkeit, noch immer zu bekennen vermag?“ Wohin er den Staat gern geführt haben möchte, erſieht man wenigſtens deutlich aus dem oben Angeführten; er will den Terrorismus preußiſcher Geſinnung, ganz ſo, wie er ſich dieſelbe vorſtellt. Und will ferner, ganz conſequent, „weil alles ſtaatsbürgerliche Intereſſe in Preußen rein in das königliche aufgehend und eben als königliches, als Intereſſe des königlichen Staates gedacht wird“ (von einem königlichen Intereſſe, das eben ſo in das Staatsintereſſe aufgehen muß, iſt natürlich keine Rede, das verſteht ſich ja von ſelbſt), „daß deßhalb auch in Preußen nicht der kleinſte Keim einer ſolchen Oppoſition (wie etwa 1840 die preußiſche war) geduldet werden darf: vernachläſſigte die Regierung von ihrer politiſchen Uebermacht Gebrauch zu machen, ſo wird es der Unterthan von ſeiner moraliſchen müſſen.“

Da wäre es dann freilich am beſten, man vertilgte das Wort Oppoſition und alle ſeine Synonymen aus der Sprache, wozu z. B. der Kaiſer von China unter ſo vielen Hoheitsrechten gleichfalls befugt iſt. Der Verfaſſer iſt vielleicht auf ſeinem eigenthümlichen „Urtheilsſtandpunkt“ ſchon längſt ohne Kenntniß der Geſchichte zu einer ſolchen chineſiſchen Anſicht gelangt, und will ſich nur abſichtlich nicht deutlicher ausdrücken. Er läßt uns nur ahnen, daß Liberalismus und Oppoſition daſſelbe ſei, und weil Beides unter einer väterlichen Herrſchaft nicht geduldet werden dürfe, malt er uns auch die Entbehrlichkeit des Liberalismus, wie folgt, zum Troſte der Geſinnungs-Legitimen aus: „Denn was ſoll uns den dieſer Liberalismus. Geſetzt, er fordert auch nicht zur Empörung auf, und es grauſet ihm vor dem Blutvergießen, ſonderlich wenn er ſich ſicher wüßte, es bliebe bloß bei dem ſeinigen; geſetzt ferner, er fordert uns auch nicht dazu auf, die öffentliche Meinung, die Converſation der geſellſchaftlichen Kreiſe und die Stimmung des Volks ſo lange zu treiben, bis ſie unverſehens dennoch in Gewaltthätigkeiten ausbricht; geſetzt endlich, er beabſichtigt auch nicht, uns entweder unſern ſtaatsbürgerlichen Pflichten, die denn doch überdies auch eine entſchiedene Geſinnung einſchließen (was der Verfaſſer ſonſt Legitimität nennt) untreu oder doch in unſeren ſtaatsbürgerlichen Leiſtungen läſſig zu machen: was ſollen wir doch mit einem Liberalismus, der uns geiſtiger Weiſe nicht da verharren läßt, wo wir mit Gut und Blut aushalten müſſen?“ Zergliedere, wer Behagen daran findet, dieſen Embryo von perfiden Vorausſetzungen und unreifen Ausdrücken.

Denn darin liegt gerade der plumpe Kunſtgriff der immer kriechenden Knechte des Abſolutismus, der übrigens ſchon zu abgenutzt iſt, als daß er noch irgendwo Glauben fände, als ob der Liberalismus nur negativ ſei, nur auf Zerſtörung ausginge. Allerdings hat die Freiheit erſt die Gewaltsherrſchaft zu überwinden, ehe ſie zu dem Genuß ihrer Güter führen kann. Da verlangen nun jene beſtallten Finkler der öffentlichen Meinung mit ernſter Miene im Antlitz, mit ſarconſchem Lächeln in ihrem vertrockneten Herzen, die Freiheit, der Liberalismus ſolle einem Volke Tugenden und Vorzüge verſchaffen, die ihm ſeine Natur verſagt hat; er ſoll ihm die angebornen Fehler nehmen; das kann, das will die Freiheit nicht, und dennoch iſt ſie des Volkes größtes Gut: ſeine Geſundheit.

„Wenn der Arzt einen Kranken zu heilen ſucht, kommt Ihr dann, um ihn zu fragen: warum heilt Ihr dieſen Mann, ehe Ihr reiflich überlegt, was Ihr nach der Heilung aus ihm machen wollt? Er iſt ein ſchwacher Greis, wollt Ihr einen kraftigen Jüngling aus ihm machen? Er iſt ein Bettler, wollt Ihr ihn zum reichen Manne machen? Er iſt ein Böſewicht, wollt Ihr ihn zum tugendhaften Menſchen machen? Er iſt ein Dummkopf, könnt Ihr ihm Geiſt verſchaffen? Er wohnt in der öden Lüneburger Haide, wollt Ihr ihn nach Neapel bringen? Der Arzt antwortet euch: ich will ihn heilen, wie er dann ſeine Geſundheit benutzen könne, benutzen wolle, das iſt ſeine Sache, das wird ſeine Beſtimmung entſcheiden. So auch ſpricht die Freiheit: ich gebe den Völkern ihre Geſundheit wieder, doch wie ſie die Freiheit benutzen wollen, benutzen können, das muß ich ihrem Willen und ihrem Schickſale überlaſſen. Wie ein geſunder Bettler, der an ſeiner ſteinernen Brodrinde kauet, glücklicher iſt, als der kranke reiche Mann, der an einem üppigen Tiſche ſchwelgt; ſie iſt ein freies

Volk und wohnte es im eiſigen Norden, ohne Kunſt, ohne Wiſſenſchaft, ohne Glauben, ohne alle Freuden des Lebens, und mit den Bären um ſeine Nahrung kämpfend — ſo iſt es dennoch glücklicher als ein Volk, das unter einem paradieſiſchen Himmel mit tauſend Blumen und Früchten ſchwelgt, die ihm der Boden, die Kunſt und die Wiſſenſchaft reichen, aber dabei der Freiheit entbehrt. Nur die Freiheit vermag alle Kräfte eines Volkes zu entwickeln, daß es das Ziel erreiche, welches ihm auf der Bahn der Menſchheit vorgeſteckt worden. Nur ſie kann die verborgen keimenden Tugenden eines Volkes an den Tag bringen, offenbaren, welche ſeine Gebrechen der Entartung, welche der Natur zuzuſchreiben, und ſeine geſunden Vorzüge von denjenigen trennen, die unter dem Scheine der Kraft nur eine Schwäche bedecken, die nichts als krankhafte Congeſtionen, geſetzwidrige Anmaßungen eines Organs uber das Andre ſind — ſo etwa wie die Häuslichkeit und der Transcendentalismus der Deutſchen."

„Ein Volk, das nicht frei iſt, das noch in ſeiner Regierung wie ein Fötus im Mutterſchoße ruhet, iſt gar kein ſelbſtſtändiges Volk; es iſt eine Hoffnung, aber keine Wirklichkeit. Und die Freiheit iſt auch die Ehre der Völker. — Alle Feinde der Freiheit reden die nämliche Sprache, denn ſie gehören zu einem Volk und der Eigennutz iſt ihr gemeinſchaftliches Vaterland. So oft ſie in einem Lande, das eine freie Verfaſſung hat, Mängel ſehen, ſchreiben ſie dieſe Mängel der freien Verfaſſung zu. So oft ſie in einem andern Lande, das unbeſchränkte Herrſcher hat, Vorzüge erblicken, ſagen ſie, dieſe Vorzüge wären die wohlthätigen Folgen der unumſchränkten Regierung."

Das iſt aber nicht die Rede unſers Verfaſſers; er liefert dazu nur die Parodien ſeiner ganzen Schrift, und es iſt gleichgültig, welche Stelle wir mittheilen. Wir wählen folgende: „Alles das, worauf die Nationen ihr Selbſtgefühl zu gründen vermögen (S. 149), abgeſehen von uralten Traditionen, die dem Nationalismus eigentlich nur als poetiſche Schöpfung angehören, verdanken ſie einem Wirken der Dynaſtien, das meiſt im Kampfe mit den Particularintereſſen der Stände auf das mühſamſte (oder willkürlichſte) die Kräfte zu einer politiſchen Exiſtenz in perſönlicher Lebensfülle zuſammenbrachte, zwar die nicht centralen Kräfte im Staate brach, die Macht allerdings in ſich vereinigte, aber auch an die Ehre des Hauſes, die ſich der Nation mittheilte und an eine Staatswirthſchaft aufwenden mußte, die dem gemeinen Weſen zu gute kam und ohne welche auch jene Macht zu einem geringen Schatten herabſank.“

„Die Leiden einer Nation unter der Regierung eines Königs ohne Charakter (Euphemismus) ſind unendlich groß; aber ich hoffe, daß Jeder, der aus der Geſchichte Zeugniſſe entnehmen will, mit mir damit übereinſtimmt, die unverhältnißmäßige Conſumtion des Staatsvermögens iſt noch eines der geringſten, und ſelbſt der Einfluß ſittenloſer Fürſten auf die Moralität der Nation (wie aber auf den Rechtszuſtand derſelben?), ihre Angriffe auf die Ehre des Privatmanns hat ohne das Hinzutreten anderweitiger Umſtände zwar ſchmerzliche, aber den Geiſt der Nation **nie** *herabwürdigende* Opfer gekoſtet. (Man ſieht deutlich, der Verf. hat keine ganz beſondern Geſchichtserfahrungen.) Kurz, daß manches Gute an Frucht, Blüthe, Keim dahin ſtirbt, das koſtet herbe Opfer genug; allein gerade dann entſchädigt der Gemeingeiſt und gibt dem zagenden Privatmann ſeine Faſſung zurück, — aber daß nichts Gutes lebt, daß ſich kein guter Geiſt regen und rühren kann, daß dasjenige, was ein ganzes Volk erhebt und erbaut, dahin ſinkt, das iſt das ſchlimmſte Leiden einer Nation unter der Regierung eines Fürſten ohne Charakter.“

„Dem aber wird ſo nicht abgeholfen, wenn den Fürſten die Macht zugemeſſen wird, mit der ſie ohne Schaden auch ihrer menſchlichen Schwachheit ſich hingeben können; denn das hindert ſie freilich nicht, große Männer zu ſein, wohl aber den Segen ihres Daſeins frei und gewaltig über das Land auszugießen.“

So weit die Parodie. Jetzt kehren wir wieder zur Ordnung zurück. Der erſte Abſchnitt wägt alſo die Kräfte und Maſſen der conſtitutionellen und inconſtitutionellen Preußen ab; die Wagſchale der erſtern ſchwebt oben in der Luft, weil, ſo viel politiſche Rationaliſten (ſonſt Räſonneurs genannt) es auch gibt, ſie das, was ſie ſind, nur der Herzensgroßmuth ihrer Regenten verdanken; denn „der preußiſche Staat iſt ja nur die Schöpfung der Dynaſtie; ihr Eigenthumsrecht an ihm hat eine durchaus beſondere Beſchaffenheit, die ſich ſtark und allgemein fühlt.“ Von dieſem ſtarken und allgemeinen Gefühl der Macht appellirt der Verf. weiter an die Geiſter der Ahnen, „mit denen ſich jeder königliche Herr über Gegenwart und Zukunft berathet.“ Der Verf. hört ſehr deutlich, was ſie ſagen, und führt ihre Reden auf vier Seiten (S. 9—12) an, die natürlich alle Schrecken einer nächtlichen Phantaſie reproduciren in dem Falle, daß der Erbe der Macht nicht in den Fußſtapfen ſeiner Ahnen fortwandelt. „Schlimm, wo dem ſo iſt; ſchlimmer, wer ſich's ſo machen wollte.“

Da läßt ſich der Verf. auf einem ihm ſelbſt gefährlichen Widerſpruche ertappen. Er fragt im Sinne der Ahnen: „Wem überläſſeſt du denn forthin die Sorge, dieſe vielen Völker des Landes zu einigen? Dem Triebe des Nationalintereſſes? Aber dein Preußen concentrirt ſich ja nicht durch eine eigene Nationalität.“ Dies iſt üblicher Weiſe ein Hauptargument gegen die der Macht bittere Arznei einer Conſtitution geworden, und dieſe hat ſich unabläſſig auf die hiſtoriſche Erfahrung von ihrer Heilkraft zu dieſem Zwecke berufen; ſie hat ihr Vermögen nachgewieſen, verſchiedene Stämme zu einem Volke, zu einem Staate einigen zu können. Aber iſt es denn wirklich nur eine Täuſchung der ſtatiſtiſchen Compendien, daß vierzehn Millionen Menſchen ſich Preußen nennen, und daß vom Memelſtrom bis Saarlouis das Lied erklingt: „Ich bin ein Preuße“? Oder geht nur die Caſuiſtik des Verf. ſo weit, auch den höchſten Stolz eines Vaterlandsfreundes zu verläugnen, wenn es ihm gerade bequem däucht?

Auf die Rede der Ahnen aber antwortet nun der einfache Unterthanenverſtand (dem ſonſt nicht verſtattet iſt, den Maßſtab ſeiner beſchränkten Einſicht ꝛc.); hier calculirt er recht verſtändig: „entweder wird ſo conſtitutionirt, daß der Energie des Fürſten daraus keine Hinderung erwachſen kann: wozu iſt denn die Conſtitution? oder es wird conſtitutionirt dergeſtalt, daß ein preußiſches Staatsſyſtem, welches in dieſer vom Leben losgeriſſenen Chartenförmigkeit noch viel ſchroffer daſteht, abgeſchloſſen wird; dann bleibt eigentlich alles, wie es iſt.“ Wer traut wohl ſolchen Scharfſinn einem einfachen Unterthanenverſtande zu? Aber der Verf. thut es, thut es noch auf drei Seiten, und gelangt daraus zu dem geſperrt gedruckten Schluß (S. 18): „Im höheren Intereſſe der Landeswohlfahrt, der Sicherheit des Staats, der Ruhe Europa's, ja des ferneren Gedeihens des chartenmäßig beſchränkt conſtitutionellen Staatenorganismus (wie werden ſich die conſtitutionellen Staaten Deutſchlands wundern!), wie er ſich bisher fixirt, auch namentlich des nationalen Vernehmens zwiſchen dem Hauſe Orleans und den franzöſiſchen Ständen, auf dem Grunde der revidirten Charte, liegt **nicht** die Conſtituirung Preußens, welche entweder an Kräften null und nichtig bleiben oder dem politiſchen Leben durch ganz Europa hin einen neuen Standpunct anweiſen müßte.“ Das iſt unfehlbar ein Abſchnitt aus dem geheimſten Capitel der höhern Staatsweisheit, und nur auf ſehr hohen Standpuncten zu begreifen.

Der Verf. führt uns noch auf derſelben Seite auf die ſteilſte Spitze der Gefahr von einer Conſtitution und läßt uns in den ſchrecklichen Abgrund hinabblicken, ſo daß den einfachen und ſichtbar beſchränkten Unterthanenverſtand Schwindel ergreifen muß: „Er würde doch ſchaudern, das Regiment in die Hände verwegener Sprecher und aus ihren treuloſen Händen in die noch leichtfertigeren frecher Zeitungsſchreiber zu übergeben und auf den Cours liberaler Chicanen zu ſtellen. Das würde ihm heißen, eine Revolution conſtatiren (conſtituiren?) wollen.“

Von dieſen Gründen, welche der Verfaſſer Verſtandesgründe gegen die Conſtitution nennt, führt er uns zu den hiſtoriſchen, deren Qualität er freilich ſich nach ſchon gegebenen Proben für ſeinen Appetit zurecht gemacht hat. Er kommt auf das Wiener Edict vom 22. Mai 1815 zu ſprechen. Das ſei aber zum Glück Preußens in die Provinzialſtände umgeſchlagen. „Und nur ſo weit reicht das königliche Verſprechen, das man ſo unwürdig auch heut noch mißbraucht, mit einem ſo unverſtändigen Trotz, daß es dieſen ſelbſt ſofort caſſirt.“ Und nun bleiben wir „des Königs wertheſtes, in ſeinem Intereſſe geſchirmtes, in ſeiner moraliſchen Würde geachtetes, in ſeiner intellectuellen Bildung geehrtes Eigenthum.“ Man bemerke wohl, wie der Verf. faſt ängſtlich bei allen ſolchen Belobungen des Unterthanenſtandes jede Andeutung, die nur wie „Recht“ klingen könnte, vermeidet. Wir haben kein Recht gegen die von Gott eingeſetzte Obrigkeit.

Kein Volk ſollte aber auch ferner ſo unbillig ſein, ſich über die Staatsökonomie Rechenſchaft verſchaffen zu wollen; denn „wer garantirt uns für ein tüchtiges Volk und wer für tüchtige Volksrepräſentanten?“ Da ſind doch gewiß beſſer die großen Individualitäten, die Impulſe großer Perſönlichkeiten. Dann folgen wieder ſtaatsökonomiſche Gründe, um das Verwerfliche der conſtitutionellen Verfaſſung ans Tageslicht zu bringen. Es ſcheint vielleicht, daß in ſolchem Durcheinander kein Gedankengang zu erkennen ſei. Wir verweiſen aber deßhalb getroſt auf den Verfaſſer, der es verantworten mag, da wir hier als ſein Diener kein Recht haben, uns über ſeine damit bezweckte Intention auszulaſſen.

Daß Preußen ſich nicht conſtitutioniren darf, deutet der Verf. weiter an, liegt in ſeiner Stellung zu Rußland und Oeſterreich. Wahrlich auch kein Compliment für die fünfte der Großmächte Europa's, die, muß ſie ihr Beſtehen erſt durch Anſchließen an andere Mächte ſichern, in England größere Sicherheit als in Rußland gefunden hat, an Frankreich aber einen geringern Gegenſatz als an Oeſterreich haben würde.

Endlich kommt der Verf. auf die *moraliſchen* und *intellectuellen* Gründe, warum es ſo, wie es iſt, beſſer iſt, als wenn Preußen ſich eine Conſtitution geben wollte; denn die Preußen ſind ja moraliſcher und intellectueller, als die Völker, welche unter conſtitutionellen Regenten, d. h. als die Franzoſen, weil es doch zu hart ſein würde, auch die übrigen deutſchen Brüdervölker mit Ausſchluß der Oeſterreicher ſo herabzuſetzen.

Das Ende des Abſchnitts enthält einige Aufforderungen an die Völker Europa's, ſich eine tüchtige Sittlichkeit anzuſchaffen, und die ziemlich alte Entdeckung, daß man der neuſten Philoſophie die Conſervation des Beſtehenden zugetraut, ſich aber getäuſcht habe; und darum tritt man ihr faſt feindſelig entgegen.

Der *zweite Abſchnitt* behandelt die litterariſche Vertretung des politiſchen Syſtems in Preußen, d. h. eigentlich, er handelt von der Cenſur. Wir erhalten darin ſogleich den intereſſanten Aufſchluß, daß der Verf. für ſeinen Theil, wie auch Niemand in ſeiner nähern Umgebung, die Erwartung gehegt habe, Se. Majeſtät der jetzt regierende König werde das Geſetz vom 22. Mai 1815 zur Ausführung bringen. Daß Er dies aber mit einem offenen Worte, was freilich anfangs nicht ganz klar eingeſehen wurde, ausgeſprochen habe, freut den Herrn Verfaſſer ungemein. „Es hat auch die Ablehnung dieſer Petition (um die Erfüllung jenes Geſetzes) dem Volke nicht das Mindeſte gekoſtet“, denn es war ſeit 25 Jahren hinreichend darauf vorbereitet. Nun folgt eine Betrachtung über die Stellung Preußens in politiſcher und ſtaatsrechtlicher Hinſicht zwiſchen Rußland und Frankreich, eine Abwägung der Influenzen beider Staaten auf den preußiſchen. Auch der Conflict mit der Kirche wird beachtet. Dies Alles zwingt die Regierung, „im verſtändigen Sinne populär zu ſein“. Es fragt ſich nur, wie dies geſchehen könne? „Es gibt in Preuſſen einzelne Documente einer officiellen Beamtenlitteratur.“ Auf dieſer Baſis müßten die Intereſſen des Staats auch allgemein beſprochen werden. Dies thut aber der Beamte in der Regel nicht, er müßte denn ſelbſt „ein Liberaler“ ſein; ſonſt „wird er nur bitter“ und bahnt dadurch den conſtitutionellen Ideen einen deſto leichtern Eingang. Nach einigen Reflexionen gelangt der Verf. zu der Frage von der Preßfreiheit, wobei er ſich als Anhänger des öſterreichiſchen Cenſurweſens zu erkennen gibt. Die Gefahren ſelbſt einer geſetzlich höchſt eingeengten Preßfreiheit deducirt er wieder aus den Erſcheinungen in gewiſſen conſtitutionellen Staaten mit ſo abſichtlich beſchränktem Verſtande, als ob er von geſtern oder heute wäre. Die eigene, preußiſche Geſchichte ignorirt er vollkommen. Er läßt es unerwähnt, daß unter allen europäiſchen Völkern, außer den Deutſchen, deren Treue und Ehrlichkeit ſchon die beſte Bürgſchaft für volle Preßfreiheit wäre, etwa noch die Ruſſen und Oeſterreicher an dem Gängelbande vorſichtiger Cenſoren ihre geiſtigen Spaziergänge zu machen haben.

Der Verf. hat eine gewiſſe Phantaſie. Er ſpricht von den Wirkungen der Preſſe „auf die dichte Wolke des Ideenmyſteriums in conſtitutionellen Staaten“, und entwirft in Folge deſſen — der weitere Zuſammenhang iſt uns nicht klar geworden — ein Stück Hogarth'ſches Gemälde, wie folgt:

„Vergebens wird man dann auch erinnern, dieſer Ideenſpuk habe ſich bei ſeinem Eindringen in das Familienleben und in die kleine Welt des ehrlichen Vertrauens die allerſchändlichſten Blößen gegeben; ehrliche deutſche Weiber hätten unſern idealen Trunkenbolden, wenn ſie frech waren, den Rücken gekehrt, und den ſtillen Schwärmern darunter in den Bart gelacht; einige Thörinnen aber, die ſich in das Spiel der Hölle eingelaſſen, wären entweder geblieben, was ſie waren, Buhlerinnen, oder ſie wären verdorrt an Leib und Seele, oder hätten ein ſo fürchterlich zerriſſenes Leben nicht zu tragen vermocht. Doch nicht einmal ihr unglückliches Ende mit dieſem klaren Zeugniß eines verruchten, ſeelenverderbenden Frevels habe die verkehrteſten Menſchen zur Beſinnung bringen können.“

Soll man rathen, was dieſes Knieſtück bedeuten ſoll? Es war im Allgemeinen von der freien Preſſe die Rede; dann wurde ein Paar Seiten lang myſtiſcher Rauch aus dem Weihgefäſſe des Verfaſſers gelaſſen, und nun ſteht der Leſer noch halb betäubt vor dieſem Gemälde. Worauf ſoll der ſichtbar beſchränkte Unterthanenverſtand anders fallen, als dies iſt eine Wirkung der Preßfreiheit, und daß er ſo ſcheinbar von ſelbſt auf dieſe Vermuthung geleitet wird, darin liegt gerade der Pfiff. Gegen ſolche Verſchlagenheit aber ſcheint gerade die bekannte Cabinetsordre Friedrich Wilhelms III. vom 20. Febr. 1804 gerichtet zu ſein, in der es heißt: „Eine anſtändige Publizität iſt der Regierung und den Unterthanen die ſicherſte Bürgſchaft gegen die Nachläſſigkeit und den böſen Willen der untergeordneten Offizianten, und verdient auf alle Weiſe befördert und geſchützt zu werden.“ In gleichem Sinne hatte Preußens großer Miniſter, Graf Herzberg, geſprochen: „Jeder Staat, der ſeine Handlungen auf Weisheit, Kraft und Gerechtigkeit gründet, gewinnt allemal durch die Publicität, wodurch jene ins helle Licht vor's Publicum geſetzt werden, und welche nur denjenigen Regierungen gefährlich iſt, welche dunkle und verſteckte Schleichwege lieben.“ Aber das iſt gerade das Sonderbare bei dem deutſchen Verlangen nach der noch gar nicht ſo lange verloren gegangenen Preßfreiheit, daß alle wahrhaft gebildeten und edlen Männer des Volks — wir begreifen darunter die erleuchteten Staatsbeamten ſowohl als die verſtändigen Bürger — von dem Werthe und der Nothwendigkeit einer mehr oder minder unbedingten Preßfreiheit durchdrungen waren und noch ſind, wie Tauſende von Zeugniſſen beurkunden, und daß dennoch Menſchen, wie der uns vorliegende Verfaſſer, *factiſch* Recht behalten. Derſelbe führt uns nur in ſeiner Weiſe einen weitläufigen Plan aus, wie der litterariſche Verkehr zum Beſten des patriarchaliſchen Staates betrieben werden müſſe. Es herrſcht darin eine ſo phantaſiereiche Imagination, daß ſich der klare Gedanke darunter gänzlich verloren hat. So viel wir aus acht Seiten (51—58) über dieſen Gegenſtand herausgebracht haben, ſoll der „litterariſch-ſociale Verkehr zwiſchen dem Privatmann und Beamten“ gelinde, gelaſſen, herzensfreundlich geführt werden; es ſoll aus ihm hervorgehen, „daß die Intereſſen der Regierung und der Unterthanen dieſelben ſind, und daß der Staat nicht *den ſich verintereſſirenden Factor*, ſondern das Individuum in ſeinem Schoße hegt.“

Unter dieſen Umſtänden, wenn ſie ſich herſtellen laſſen, „wollen wir — ſpricht der Verfaſſer — den preußiſchen Landſtänden aus ihrem vorgängigen, wohlmeinenden Antrag kein Arg machen; nachdem aber das Wort Sr. Majeſtät geſprochen iſt, laſſet uns thun, was zum gemeinſamen Frommen dienen kann, und nicht auf den Wegen der widerſinnigen Meinung herumtreiben.“

In dem *dritten Abſchnitte* wird der Königsberger Brief beſprochen. Ueber dies Document der Zeitgeſchichte iſt ſo hinreichend und erſchöpfend verhandelt, daß wir wohl vermuthen dürfen, unſer Verf. werde höchſtens aus dem Schrein ſeines Herzens einige ſalbungsvolle Reden darüber ausgießen. Er ſcheint aber den Verf. in perſönliche Affection nehmen zu wollen; er muß deſſen nähere Bekanntſchaft irgendwie gemacht haben, und läßt hier einige alte rancunes aus, das aber nur für die näher Betheiligten von Intereſſe ſein kann. Wir wollen uns nicht auf eine Analyſe der Analyſe des Briefs einlaſſen; wir könnten ſonſt wohl unſerm Herrn Verfaſſer den Hohn und das ironiſche Mitleiden, welches er über den Königsberger Briefſteller ausläßt, reichlich einbringen. Gelegenheit genug hat er dazu auf 35 Seiten gegeben, auf denen er eigentlich ein proſaiſches Spottlied über die Regenerationsepoche des preußiſchen Staates und ihrer fälſchlich gehofften Conſequenzen hat abdrucken laſſen.

So ganz ohne Witz erweiſet ſich der Herr Verfaſſer hierbei nicht, wie aus folgender Apoſtrophe zu entnehmen: „Arme Philoſophie, armer Logos der Geſchichte, wie haſt du dir dies Schickſal zugezogen, auf die Waſſermühlchen zu gerathen und ſo ganz armſelige Dienſte zu thun? Jenes halb witzige, halb kokette, oder geliebt es Jemand mehr, titanenhaftige Spiel mit dem Weltgeiſt hat dir nun die unausſtehliche Legion der Weltgeiſterchen über den Hals geführt.“

Der Verf. bekennt ſich im Verfolg ſeiner Analyſe dazu, daß ihm das Berliner politiſche Wochenblatt aus eigener Anſicht völlig unbekannt ſei. Incredibile dictu! Dagegen hat er die Bekanntſchaft mit Hengſtenbergs Kirchenzeitung gemacht. Den Schluß macht wieder eine väterliche Ermahnung, aber mit aufgehobenem Zeigefinger und ſtrengem Blick.

Der vierte Abſchnitt: „Einige Betrachtungen vom Standpunct der Principienfrage in Preußen“, holt zum vierten Male weit aus, um den Schein der Gründlichkeit über die ganze Unterſuchung zu verbreiten. Er hebt an mit Göttingen, „wo das hiſtoriſche Urtheil in Deutſchland allererſtlich zu ſoliden Fundamenten gedieh. Man ſieht auch ganz deutlich die Mittel, welche dort zuſammenfloſſen und die Betrachtung erbauten.“ Was nun dieſen „Urtheilsſtandpunkt“ unſers Verf. betrifft, ſei es erlaubt, ihn auf die Artikel über die Univerſität Göttingen in dieſen Blättern hinzuweiſen; vielleicht auch hat er ſich inzwiſchen eines Beſſern belehrt. Gegenwärtig deutet er noch auf die Gebrechen der philoſophiſchen Betrachtung der Weltgeſchichte hin, ſo wie auf einen „dritten Trieb, den man nicht mit Unrecht als den patriotiſchen bezeichnen kann.“ Dieſer tragt ſeine Blüthen und Früchte in der hiſtoriſch-juriſtiſchen und kritiſch-philologiſchen Schule. Als Heros beider Seiten, beide in einer vereinigt, ſteht Niebuhr da. Seinem Werke findet unſer Verf. kein zweites vergleichbar. Darüber läßt er ſich weiter aus, ſpricht noch einige Male von Blüthen und Früchten, um uns Deutſchen unſere ſtille Naturkraft anſchaulich zu machen, und gelangt dann zum vierten Triebe deutſcher Hiſtoriographie, der diplomatiſchen Quellenforſchung. Er will nämlich auf Betrachtungen vom Standpunct der Principienfrage in Preußen losſteuern, und dazu gehört allerdings ganz im Ernſte diplomatiſche Quellenforſchung. Aber, hilf Himmel! was nützen denn alle Quellen dem Gelehrten, wenn man die Ergebniſſe nicht darf an die Jugend des Volks bringen? Gewährt einmal die Reſultate unſerer deutſchen, reſp. preußiſchen Rechtsgeſchichte in einfacher, ſchlichter Form den Gemüthern der Jugend als geiſtige Nahrung, als Sporn zur Theilnahme an ihren vaterländiſchen Angelegenheiten, und ihr werdet ſtaunen über die Erfolge. Nur darf es freilich nicht in der Form geſchehen, die unſer Verf. ſich angeeignet hat, um unverſtändlich zu bleiben. Er will von zwei diplomatiſchen Schulen ſprechen, und thut das alſo: „Die ältere beweist mit den Thatſachen Conceptionen, von denen die Darſtellung ausgeht, Meinungen; die jüngere erklärt Thatſachen mit Conceptionen, zu denen die Darſtellung den nachdenkenden Leſer führen muß, mit ſimpeln Reflexionen;

ſie generaliſirt das Factum durch Abſtraction von ſeiner Individualität; ſie erfindet ihm einen Begriff dieſes Werthes.“ Er ſcizzirt nun beide Schulen etwas näher, und kommt, wie er glaubt, „ohne Bosheit“ zu dem Schluß, daß überhaupt „in allen den Richtungen unſerer hiſtoriſchen Litteratur der Beruf nicht gegeben war, eine Entwickelungsgeſchichte des Königthums in Europa zu ſchreiben.“ Eine Vergleichung der Politik mit der Phyſik führt ihn auf die Prinzipienfrage.

Was iſt nun leichter, als zu behaupten, weil wir in das Weſen des europäiſchen Königthums auf allen Pfaden hiſtoriſcher Weisheit, geſchweige denn der Philoſophie, noch nicht eingedrungen ſind, darum ſei über den Unterſchied zwiſchen der conſtitutionellen und abſoluten Monarchie, ſo wie über den Vorzug der einen vor der andern noch viel weniger zu entſcheiden. Das ließe ſich aber noch am leichteſten nachweiſen, daß der conſtitutionelle Staat ſeinen Credit in der Nomokratie gefunden habe; in dieſem Credit aber liege ein Irrthum, von dem der ſouveräne Staat vermöge ſeines moraliſchen Halts himmelweit entfernt ſei. Um moraliſch zu exiſtiren, müſſe er aber ein Regime von ſtrenger Diät und conſequenter Lebensordnung entwickeln.

Jetzt bricht plötzlich eine Caſſandra aus dem Verfaſſer heraus; wir befinden uns im Centrum ſeiner Streitkräfte, die aber keine Phalanx bilden; denn es ſind folgende:

„Das dürfen wir uns ſchlechterdings nicht verhehlen, daß wenn es uns hier in Preußen augenblicklich auch noch ſo leicht werden ſollte, der aus der Communication mit dem conſtitutionellen Staat herbeigetragenen Intereſſen Herr zu werden; wenn es uns Unterthanen ſelbſt auch noch ſo leicht werden ſollte, den Sinn allgemein zu wecken, in dem es ſich verträgt, mit voller Geſundheit an Herz und Geiſt zugleich königlicher Unterthan und ein deutſcher Ehrenmann zu ſein, kurz die Ehre des preußiſchen Staatsbürgerthums von dem überhand nehmenden krankhaften Gefühl eines unwürdigen Befindens unſerer Bevölkerung in dieſer ihrer pflichtmäßigen Stellung unbefleckt zu erhalten, daß wir dann noch einen weit radicalern conſtitutionsluſtigen Liberalismus vorfinden werden, wenn es uns nicht auch gelingt, den Credit des ideal-monarchiſchen Abſolutismus zu brechen, mag er ſich philoſophiſch oder religiös oder wie ſonſt argumentiren."

Der Verf. hat früher geſtanden, daß er nur einzelne glückliche Tage zähle, die ihm eine helle, klar empfundene Stunde bringen; darum wird uns daraus keine Mißdeutung entſtehen dürfen, wenn wir die Vermuthung ausſprechen, ſeine ſo eben angeführten Worte ſeien in einer unklaren, kranken Stunde von ihm concipirt. Warum will er den geſunden Wachsthum des preußiſchen Staats, der allerdings, wie der Herr Verfaſſer, ſeine Krankheitsanfälle hatte, aufhalten, warum verkennen, daß Preußen, als die Freiheit in Europa geſunken, weil die Völker ſich ihrer nicht würdig bewieſen, unbeſchränkte Macht zeitgemäß war, durch das Herrſchertalent dreier Regenten innerhalb eines Jahrhunderts zu einer europäiſchen Macht ſich erhob und erhielt? Das ſtolze Gebäude des Deſpotismus aber, das ſchönſte ſeiner Zeit, ſtürzte zuſammen vor dem Hauche eines durch Freiheit und Gleichheit ſtark gewordenen Volkes. Aus den Trümmern erhob ſich Preußen, als die Feſſeln im Innern gebrochen, durch des Volkes Kraft zu neuem Glanze, zu neuer Macht. So ſteht es da im europäiſchen Staatenſyſteme, neu geſchaffen, nicht durch den Corporalſtab, das Talent oder Feldherrngenie eines Mannes, ſondern durch das Talent ſeines Volkes für Nationalehre, Freiheit und Unabhängigkeit, — berufen zum Schutz und zur Erhaltung deutſcher Freiheit und Unabhängigkeit, wie ein Damm gegen des Auslandes drohende Barbarei, mehr gegen Rußland wie gegen Frankreich. So iſt die Erhaltung und Erſtarkung Preußens nicht nur nothwendige Lebensbedingung für Deutſchland, ſondern für Europa, im Intereſſe der Civiliſation, damit die Freiheit nicht untergehe in der alten Welt. Wie Preußen durch die ihre Zeit überflügelnde Intelligenz gegründet und emporgehoben, wie es die durch Intelligenz geweckte Volkskraft neu geſchaffen, ſo kann es nur blühen, wachſen und gedeihen unter dem Banner der Intelligenz, nur beſtehen, wenn es die beſte (d. h. die zeitgemäßeſte) Verfaſſung, die beſte Verwaltung und das beſte Heer hat. Was Preußen als europäiſche Macht neu geſchaffen, das Talent ſeines Volkes für Freiheit und Unabhängigkeit, kann es nur auf ſeiner Höhe erhalten; darum Entfeſſelung und Mobilmachung jeder geiſtigen und leiblichen Kraft, wie 1813, wo Preußen ſich an die Spitze der Völker, der Freiheit ſtellte. Einen andern Maßſtab anzulegen, andere Principien auszucalculiren, iſt durchaus kein Grund vorhanden. — „Die büraukratiſche Monarchie, behauptet der Freiherr von Stein, ſchadet der geiſtigen Entwickelung — ſie erſtarrt; — die freie conſtitutionelle Monarchie belebt, entwickelt, reißt den Menſchen aus dem trägen, ſelbſtſüchtigen Leben."

Wenn der Verf. will, daß ſolche Reden „dem redlichen, ſchlichten Unterthanenſinn ſchon unendlich nachtheiliger geworden ſind, als aller Demagogen Leichtſinn", ſo iſt das eben ſein Urtheilsſtandpunct, auf dem die Erſcheinungen im Leben der Völker wie durch gewiſſe Spiegel zu Zerrbildern entſtellt werden. „Doch das hehre Zeugniß der Geſchichte muß man nicht mißbrauchen; wer es mißbrauchen mag, der hat es auch niemals verſtanden", ſind ja die eigenen Worte des Verfaſſers.

Ueber die Art, wie die Unterthanen eines Staats zur treuen Dienſtpflicht auf dem Wege des öffentlichen litterariſchen Verkehrs angehalten werden müßten, war in dem Abſchnitt: „Der Königsberger Brief", des Langen und Breiten verhandelt. Hier nun geſchieht eigentlich daſſelbe, nur daß die Formen und Wege der Belehrung andere ſind, durch welche die Schule ihre Weisheit vergeblich an das Volk bringen möchte. Es iſt aber dem Verf. die Speculation, „deren Uebermacht ſtets aus krankhaften Zuſtänden der Geſellſchaft hervorbricht“, das Gift unſerer Zeit, welches wohl für einige Geiſter heilſame Nahrung liefern könne, im Ganzen aber, „wo nicht das einzige, doch das weſentlichſte Hinderniß geworden iſt, was das mißverſtändlich als willkürliche Reaction verſtandene Regierungsſyſtem in unſerm Staate gefunden hat.“

Aber der Verf. tröſtet ſich darüber mit ſeinem Argumente: „Welcher Kluge unter uns wäre ſo gar klug, zu zagen, daß er ſich einem Regiment fügen müſſe, bei dem ein Regent, wie der große Friedrich, beſtehen kann? Gerade dies Argument iſt das volksthümlichſte wider alle Einwendungen der Gegenpartei.“ Dem würden wir unbedingt beiſtimmen können, wenn wir noch in Friedrichs Zeiten lebten, wenn es nicht ſeine Perſon geweſen wäre, welche jenes Regiment in jenen Zeiten, und doch ſelbſt die letzten Regierungsjahre des großen Königs ausgeſchloſſen, volksthümlich gemacht hätte, und daß jenes Regiment doch niemals als Urſache dieſer Perſönlichkeit kann ausgegeben werden. Weil aber der Einzige das nicht gethan hätte, was ſeine Nachfolger nun auch nicht thun werden, ſo wird „das einfache Verſtändniß ſich auch in kurzer Zeit durchaus und überall geltend machen, — — darum verlohnt es ſich nicht der Mühe, viel zu reden.“

Wir hätten uns gleichfalls gern die Mühe erſpart, zu reden, wenn es dem Verf. nicht beliebt hätte, trotz ſeiner Einſicht in das Ueberflüſſige ſeiner Rede ſich doch ziemlich umſtändlich auszulaſſen. Wir benutzen aber ſeinen Wink, uns über das Folgende ſo kurz wie möglich zu faſſen. Wir übergehen ſein Räſonnement über Kirche und Staat, über Katholicismus und Proteſtantismus. Nothwendig muß der Verf. von ſeinem „Urtheilsſtandpunct“ aus catholiſiren, obgleich er von „wir deutſchen Proteſtanten“ ſpricht; er muß den ſymboliſchen Büchern ein geneigtes Herz und Gehör leihen. Von den ſymboliſchen Büchern zu dem Gedanken von dem großen, abſoluten Königthum des Herrn aller Herren iſt nur ein Schritt. Und nach ſolchen Prämiſſen erſcheint folgender Satz als unumſtößliche Wahrheit, wer nur den Glauben hat: „Ein Abſolutismus, wie er in Preußen behauptet wird, kann uns zu freien, edeln Kindern des Hauſes erheben oder zu ſchlechten Knechten herabwürdigen, die das Heil ihrer unſeligen Freiheit in der Empörung ſuchen, nicht ſo ſehr, wie die Regierung will, als noch vielmehr, wie wir ſelbſt wollen.“ (S. die Geſchichte von China.)

„Er iſt vorhanden, und ſteht darum ſicher, weil gar keine Macht da iſt, welche *berechtigt* wäre, ihm Widerſtand zu leiſten; auch der unbefangenſte Juriſtenverſtand müßte jeden *dahin einſchlagenden* Verſuch als Hochverrath, als Empörung qualificiren.“

Das ſind Axiome, die in ihrer ruhigen, contemplativen Würde auf ſich beruhen *müſſen*; denn jeder dahin einſchlagende ꝛc. — —

Wir wenden uns deßhalb lieber zu einer unverfänglichern Seite des Schriftchens, und geben zu den etwa unabſichtlich mitgetheilten Beiſpielen eines Styls, wie er nicht ſein ſoll, folgenden Muſterſatz: „Freilich (S. 135) können wir Se. Heiligkeit nicht zwingen, ſich auch ihrerſeits nach dem Zuſtande und dem Bedürfniſſe unſers Staates umzuſehen; wir aber werden uns jedenfalls bemühen müſſen, das Maß des Vernehmens richtig abzugrenzen, wenn unſere Regierung nur im mindeſten das Ziel, was ſie ſich geſteckt hat, eine dergeſtalt grundſätzliche Verwaltung, daß ſolche die Gemüther aus dem Motiv ihres Princips ſelbſt beſtimmt, erreichen will, wenn alſo, unter andern, die Lehrſtühle auf den Univerſitäten mit gutem Vertrauen ſollen beſetzt werden können und wenn der

Geiſt der Univerſitäten ſich wiederum mit dem Geiſte der mancherlei Aemter im Staat und in der Kirche endlich verſtehen ſoll.“ Und da wir einmal beim Abſchreiben ſind, noch folgende klaſſiſche Stelle:

„Höchſt wünſchenswerth für den Fortgang der Dinge muß es jedenfalls erſcheinen, dieſen plaſtiſchen Trieb (ein Bedürfniß nämlich auf die Regeneration noch lebendiger Körper im Staate) unter uns directeſt auf das Centrale in unſerm Staate ſich richten zu ſehen; jedes nicht ſchlechthin in dieſem Sinn organiſche Gewächs müßte unter den Zeitverhältniſſen ſich alsbald in ſelbſtſtändige Beziehungen und Miniatur-Conſtitutionirungen umſetzen, die zu den vielen Gebreſten einer in allen geſellſchaftlichen Verhältniſſen theils durch die außerordentlichſten Schickſale der Zeit, theils durch die außerordentlichſten Opfer begeiſterter Hingebung noch immer wunden Gegenwart nur neue bringen müßte.“

In ſolchen eigenthümlichen Wünſchen, Hoffnungen und Befürchtungen, die ſich in das Gewand einer ſchwerfälligen Dialektik gekleidet haben, bewegt ſich die Darſtellung von Anfang bis zu Ende.

Ueber den fünften Abſchnitt, der von den Provinzialſtänden handelt, haben wir ſchon im Eingange unſerer Anzeige die nothwendigen Andeutungen mitgetheilt. Der Verf. mußte von ſeinem „Urtheilsſtandpunct“ nothwendig zu den Conſequenzen kommen, mit denen er das Inſtitut des Provinziallandtags umgibt, „obgleich er befürchten muß, mit dieſer ſeiner Meinung ſehr allein zu ſtehen“. Denn das wichtigſte Moment im Daſein der Provinzialſtände könnte nach des Verf. Meinung dahin ausſchlagen, daß ſie „das Beſchwerde führende Corps“ würden. „Aber wer hat denn auch dies dem Provinziallandtage dictirt?“ Nach einigen „Argumenten“ gelangt der Verf. zu der Behauptung: „Se. Majeſtät der König ſelbſt würde das Land nicht wohl berathen, wenn er ſein Angenmerk darauf richten wollte, vor allen Dingen die Beſchwerden hinweg zu räumen." Auch dafür hat der Verf. ſeine Argumente. Ob als Argument für oder gegen ſein aufgeſtelltes Axiom, denn er ſpricht ſich darüber noch undeutlicher als gewöhnlich aus, führt er an: „Die rheiniſche Rechtsverfaſſung exiſtirt nach dem königlichen Willen; darüber hinaus hat die Frage hier kein Intereſſe.“ Die Rheinländer haben aber nicht ſo viel gethan für die Centralität des königlichen Staates, als dieſer für das rheiniſche Rechtsſyſtem. Als Verwarnung ſchließt der Verf. ſogleich an: „Im Intereſſe des königlichen Staates aber muß die nachdrückliche Wirkung des Provinzialtags geſucht werden; jede andere, die ſich zu einem momentanen Leben erkräftigen ſollte, muß nothwendig zu den allerheilloſeſten Zerwürfniſſen führen (S. 157).“ „Der Landtag aber iſt nur ein ſehr beſcheidenes Inſtitut in unſerm Staate, berufen ohne Blähung (!) zu ſeinem Nutzen gerade an der Stelle, wo ſich öffentliche und Privatintereſſen ihrer Natur nach ſondern, zu wirken; in dieſer ſeiner Beſchränkung und in dieſer ſeiner Beſtimmung iſt er eben ein Provinziallandtag“ ſagt der Verf. ſehr wahr.

Um dem Leſer nicht länger wehe zu thun, ſchließen wir mit des Verf. eigenen Worten, die aber zugleich das hohe Lied ſeiner Geſinnungsgenoſſen bilden; er ſpricht „von der höchſt ehrwürdigen Nationalität im deutſchen Volk, wie es in ſeiner trauten Einfalt, gering, ſchlecht und recht, ſtill für ſich hinlebt. Es iſt aber unſer Schickſal, wo wir klug zu thun anfangen (welche Beſcheidenheit, daß ſich der Verf. mit einſchließt), wo das Gemüth nicht mehr in vollen Tönen ſpricht, ſchlägt der Aberwitz die deutſchen Geiſter.“ „Ehren wir, ſag' ich, den vernünftigen, nüchternen Sinn unſers ächt deutſchen Nationaltemperaments ꝛc.“ Aehnliches hat vor Zeiten Wolfgang Wenzel der Welt veroffenbart in ſeiner Litteraturgeſchichte, und Börne darauf geantwortet: „Wir paſſiren zwar beträchtlich, ſind nur im Stillen fruchtbar, warten geduldig auf unſere Niederkunft und ſchlafen unſern guten deutſchen Pflanzenſchlaf; doch könnte es geſchehen, daß wir einmal im Schlafe ungebührlich mit den Blättern flüſtern; darum ſperrt uns ein, lieber Herr Vogt, um uns gegen unſere eigene Exaltation ſicher zu ſtellen. Thut das, lieber Herr!“

Rtg.

VII.

Der Adel und die Zeit.

Im Auguſt des vorigen Jahres *) haben wir den erſten Theil der Schrift:

> Zwei Kapitel aus einem Manuſcripte über deutſche Angelegenheiten. Leipzig, 1841.

einer Prüfung unterworfen; daß auch die zweite größere Hälfte derſelben einer ſolchen bedarf, könnte im neunzehnten Jahrhundert befremden, wenn man nicht wüßte und ſähe, daß alle geſchichtlichen Erſcheinungen noch lange nachher ihre Nachzügler haben, deren Muth zu größerer Bewunderung auffordert als ihre Einſicht. Das zweite Capitel der genannten Schrift handelt:

> „Ueber den deutſchen Adel und deſſen Reform in geſchichtlicher, ſtaatsrechtlicher, nationalökonomiſcher und politiſcher Beziehung mit Rückſicht auf die neueſten Erſcheinungen in Preußen."

Wer die Reformation und die Revolution in ihrem Grundſatze und geſchichtlichen Verlaufe auffaßt, deſſen Urtheil wird ſich zu dem Satze abſchließen: der Geiſt der Zeit iſt, die Zeit des Geiſtes zu verwirklichen. Es iſt wahr,

---

*) In den deutſchen Jahrbüchern.

die Form hat lange, ſehr lange geherrſcht; aber dies iſt ein Grund mehr, daß der Geiſt an ihre Stelle trete, daß die verborgenen Keime der ganzen Menſchheitsgeſchichte an's Tageslicht hervorkommen und mit Einſicht und Liebe gepflegt werden. Dieſe Selbſtprophezeiung der Geſchichte geht auf vollſtändige Entwickelung der Idee: Menſch. Die neuere Zeit iſt rüſtiger, als irgend eine, in dieſer Arbeit begriffen. Erſt die neuere Zeit hat den Menſchen entdeckt; und von Tage zu Tage begreift der Menſch ſich beſſer, nachdem er einmal ſich ſelbſt gefunden. Wo befand ſich denn vormals der Menſch? Er war begraben von der Form, dem Namen, der Aeußerlichkeit, der Hülſe; der Kampf gegen dieſe Feſſeln iſt die Bedeutung der neueren Zeit. Sie hält das ungeſchriebene Geſetz in der Menſchenbruſt als blendende, vernichtende Folie gegen die kleinen bürgerlichen Satzungen, ſie will den Geiſt von der Tyrannei der leeren ſich aufblähenden Form befreien, ſie erhebt das Herz und das natürliche Gefühl über die bloße Convenienz, die Offenheit über die Maske, die Wahrheit über die Lüge. Leider ſtecken wir noch tief in der geſellſchaftlichen Heuchelei. Wie viele Scheinexiſtenzen ſpreizen ſich mit erlogenem Gehalte, wie viele Staatstalente, wie viele Pedanten, wie viele Gecken verſperren unnütz den Raum! Es gibt Kirchengemeinſchaften, in denen einige plumpe Ceremonien und verſteinerte Glaubensformeln über die ewige Seligkeit entſcheiden. Es gibt „freie" Staatsverfaſſungen, welche den Werth des Menſchen auf der Geld- und Silberwage berechnen; auch das alltägliche Leben klebt vielfach an dieſer ſchmutzigen Rechenkunſt. Es gibt abſolute Monarchien, in welchen die officiellen Zeitungen den Millionen Unterthanen tagtäglich die hohnvolle Lüge, wie ſelig ſie unter dem „väterlichen Scepter" leben, in's Geſicht ſchleudern.

Sein oder Schein, darum handelt es ſich. Der größte Menſchenkampf iſt ewig zwiſchen Licht und Finſterniß, zwiſchen

Inhalt und Form, zwiſchen Wirklichkeit und Schatten, zwiſchen Geiſt und Materie. Hier liegt der Criſtalliſationspunkt aller Culturideen. Ehe dieſe anſchießen, dauert es lange. Sie ſind eben ſo ſelten, als die Eintagsfliegen häufig. Deßhalb wälzte ſich das Menſchengeſchlecht ſo mühſam, ſo ſchläfrig auf der Bahn der Entwickelung fort. Koſtet es nicht Jahrhunderte, bis ein längſt gehängter, geſpießter, geräderter, verbrannter Irrthum endlich, endlich wirklich und wahrhaftig todt iſt? Nicht genug. Dann geht er noch um. Nun, die Irrthümer der Menſchheit ſind Rieſen, und ihre Beſieger, die Culturgedanken, müſſen auch Rieſen ſein, Rieſen — nicht ſowohl an Tiefe des Denkens, als an Kraft, Geduld, Unerſchütterlichkeit. Wie Oxenſtierna zu ſeinem Sohne ſagte: „Da ſiehſt du, mein Kind, mit wie wenig Weisheit die Welt regiert wird, ſo ſpringt auch in die Augen, wie einfach die Gedanken ſind, welche die Welt weiter brachten. Der Gedanke Jeſu, der Gedanke Luthers, der Gedanke der Revolution, der Gedanke der neueren Philoſophie — was iſt er anders als der einfache Satz: Ein Menſch iſt ein Menſch?“ Dieſe triviale Wahrheit iſt noch wenig genug im Privatleben, weit weniger im öffentlichen anerkannt. Es iſt aber nicht die Schuld der Axiome, wenn die Piedeſtale ihrer Herrſchaft Leichenberge ſind.

Alſo die Idee des Menſchen, einerlei ob vom ſpeculativen Denken, oder von der empiriſchen Anthropologie erfaßt, iſt auch heute noch der Brennpunkt des öffentlichen Kampfes. Das Mittelalter hatte wohl Könige, Herzoge, Grafen, Ritter, Knappen, Prieſter, Mönche, Bürger, Leibeigene, aber keine Menſchen ſchlechtweg. Die gemeinſchaftliche Größe, welche allein jenen Ständen zum Grunde lag, das Menſchenthum, iſt erſt von der theoretiſchen und practiſchen Revolution des achtzehnten Jahrhunderts herausgeſondert und zum Generalnenner der Weltgeſchichte erhoben worden. Die organiſche Rechtsnivellirung für alle Mitglieder der menſchlichen Geſellſchaft iſt der Zweck aller heutigen Volksbewegungen. Freilich gab es auch in der Feudalzeit Rechte und Freiheiten, aber bloß Standesrechte und Befreiungen von der allgemeinen Pflicht. Je niedriger der Stand, deſto dünner das Recht, bis es ganz unten den Nullpunkt erreichte. Als man „Freiheiten“ hatte, kannte man eben deßhalb die Freiheit nicht. Unſere Zeit bildet ſich zum Antipoden des Mittelalters aus. Die Vergleichung mit letzterem zeigt auch, daß es mit der „Erklärung der Menſchenrechte“ noch mehr auf ſich hat, als indifferente Witzlinge und dienſteifrige Polizeiräthe meinen. Die Menſchenrechte beſagen eben, daß aus dem Kaſtenſtaate ein Menſchenſtaat hervorgehen, daß die Maſſe der Nation nicht mehr zum Nutzen und Vergnügen Eines oder einiger Menſchen vorhanden ſein ſoll. Die natürliche Ungleichheit der Stellungen ſoll nicht künſtlich und gefliſſentlich vergrößert, ſondern durch die auf den gemeinſamen Menſchenbegriff begründete Rechtsgleichheit ausgeglichen werden.

Deßhalb iſt der *Adelsſtand* mit der neueren Entwickelung unverträglich. Alle Beſtrebungen, jenes ſinkende, überlebte Inſtitut zu halten oder durch Reform zu kräftigen, ſind bloße Oscillationen, durch welche die Geſchichte ſich nicht aus ihrer Bahn weiſen läßt. Der Ausdruck Reform kann nicht beſtehen; etwas völlig Unbrauchbares verdient ſie nicht und iſt ihrer nicht fähig. Solche Altflickerei kommt doch nur auf bare Reſtauration hinaus, wobei man mit einem Satze in eine weit hinter uns liegende Zeit zurückſpringen will. Die ſchönſten Worte, daß der Adel nun wirklich eine Wahrheit ſein ſolle, wirken nicht mehr als die Zahlen, mit denen ſich einer auf dem Papier ein beliebiges Vermögen zuſchreibt. Die neueren Lebensregungen des Adels als ſolchen haben alle einen kläglichen Verlauf genommen. Wir ſehen wohl Zuckungen, aber es ſind die durch Galvanismus aus Gehängten gelockten. Alle dieſe Verſuche liefern den Beweis, daß die adligen Reformers ſich im Stoffe vergriffen haben. Die Adelskette von 1815 war ſchon todtgeboren, da ihr Programm von den Mitgliedern nicht mit ihren Unterſchriften beehrt wurde. Mit mächtigem Hiatus wurde verkündet, „es ſei die Beſtimmung des Adels, der erſte und gebildetſte Stand in Deutſchland zu ſein; in ihm ſolle der alterthümliche ritterliche Sinn erweckt und erhalten werden, damit jede geiſtige und körperliche Bildung bei dem Adel immer mehr fortſchreite. Man hoffe ein fröhliches Gedeihen und kräftiges Wachsthum der Verbindung. Aus demſelben würden ſich manche liebliche Blüthen und Früchte entwickeln, die für jetzt noch nicht zu ahnen ſeien.“ Dieſe Lieblichkeit würde der deutſchen Nation ausnehmend bitter vorgekommen ſein. Aber, wie Klüber ſagt, „es war vorauszuſehen, daß dieſe Wiener Congreßfrucht, welche vier Jahrhunderte zu ſpät kam, zur Reife nicht gedeihen werde“. Daſſelbe laßt ſich auch von den allerneueſten Bemühungen des Adelsvereines oder vielmehr der Adelszeitung ſagen, um welche ſich ein bekannter Baron ſo viele Verdienſte erworben hat. Es hat auch dieſe ritterliche That nichts verfangen wollen; das Zeitalter iſt zu proſaiſch, zu undankbar. Es widerſetzt ſich dem practiſchen Reſtaurationsweſen, verdirbt aber übrigens Keinem ſeine unſchuldigen Freuden. Wenn ein Glied des öffentlichen Lebens im Verfaulen und Vergehen iſt, ſo finden ſich immer zahlreiche Dienſtbefliſſene, welche daſſelbe Glied, welches ſie mit Salben und Binden behandeln, für ein kerngeſundes ausgeben, und das Publikum fleißig davon unterhalten. Ein reichbedachter Zweig der vornehmen Literatur ſind die vielen Adelslexica, Wappenbücher und Adelszeitungen. Zu allſeitigem Nutzen nennen wir einige Denkmäler der neueſten Sorgfalt für das Alte; v. Zedlitz-Neukirch, preußiſches Adels-Lexicon; Caſt, ſüddeutſcher Adelsherold; das bairiſche Adelsbuch; das polniſche Wappenbuch von Nieſiecki, neue Auflage u. a. Dieſe Literatur ſcheint wirklich einem dringenden Zeitbedürfniſſe zu entſprechen. Die veränderte geſellſchaftliche Stellung des Adels, und die Ahnung des Looſes, welches die Urne des Jahrhunderts für ihn noch bewahrt, ruft wohl die ägyptiſche Pietät hervor, welche ſein Andenken der wißbegierigen Nachwelt auf's genaueſte überliefert. Aber die neuen Entwickelungen gehen trotz der Mumien vorwärts; den Lebendigen gehört die Welt. Nur müſſen ſie nicht müde werden, das Todtengräberamt nebenbei zu verwalten. Es iſt Zeit, auch unſerem Adelsreformator dieſen Liebesdienſt zu erweiſen. Hören wir, was er will.

Er ſpricht zuerſt (S. 37—51) vom hohen Adel, beſonders von deſſen Reclamationen ſeit 1815. Die Geſchichte der Mediatiſirung iſt bekannt genug; die hohen Herren haben ſelbſt dafür geſorgt, daß gewiſſe Thatſachen und deren Nutzanwendung bei den Deutſchen nicht ſo bald in Vergeſſenheit ſinken können. Das deutſche Reich war ſchon lange ein wüſter Haufen ſouverainer Oligarchien unter einem Nominalkaiſer, welcher ſelbſt bloß der größte jener Oligarchen war. Da im lieben Deutſchland Alles in ſeliger Ruhe entſchlafen lag, ſo konnte uns der Schimpf nicht erſpart werden, daß fremde Hände mit unſerer Neugeſtaltung begannen. Wir können es nicht läugnen: unſere weſtlichen Feinde brachten uns die Recepte zu der Kraft, mit welcher wir ſie ſpäterhin beſiegten. Das Mediatiſiren war einer der gewaltigſten Hiebe, welche die Art der Revolution auf deutſchem Boden vollführte. Auch die Democratie weiß das οὐκ ἀγαθὸν πολυκοιρανία in Uebung zu bringen. Die Mediatiſirten aber konnten ſich nicht recht in die Zeit finden; und mit dem Wiener Congreſſe hofften ſie die Rückkehr der guten alten Zeit. Daß ſie für ihren Vortheil arbeiteten, wer möchte es ihnen verdenken? So ſpricht man wohl zu ihrer Rechtfertigung. Aber dieſer Vortheil, in die deutſche Sprache überſetzt, war der Nachtheil von Millionen Menſchen. Und deßhalb muß man Mangel an Vaterlandsliebe denen vorwerfen, welche in Wien lungerten und feilſchten, um alle ihre drückenden Privilegien zu retten und das alte Familienſchlaraffenthum wiederherzuſtellen. Obwohl ihnen nun die Reichsunmittelbarkeit nicht wieder zu Theil wurde, ſo blieb oder fiel ihnen doch mancher fette Biſſen zu, um den ſie ein rüſtiger Bürger oder Bauer, welcher alles, was er vom „Staate“ hat und noch darüber, baar bezahlt, nicht beneidet. Wenn die deutſche Nation ſich mit ein paar Zeilen in der Bundesacte begnügt hat, ſo können ſich die Mediatiſirten wahrlich nicht beſchweren, denen die Bundes- und die Schlußacte eine ſo weitläufige Zärtlichkeit gewidmet haben. Nach dem 14. Artikel der Bundesacte genießen die mediatiſirten oder ſtandesherrlichen Familien die größte Privilegirtheit im Staate, insbeſondere in Anſehung der Beſteuerung: ſie haben privilegirten Gerichtsſtand und ſind von aller Militärpflichtigkeit befreit; ſie ſind im Beſitz des größern Theils der Gerechtigkeitspflege, ferner der Polizei und des Patronats. Anderes, wie die Ebenbürtigkeit mit den ſouverainen Häuſern, iſt gleichgültig. „Indeſſen“, wie unſer Verfaſſer ſelbſt ſagt, „genügten dieſe Beſtimmungen noch keineswegs den Anſprüchen dieſer hohen Familien.“ Deßhalb ſuchten einige Mediatiſirte durch Separatunterhandlungen mit ihren Landesherren ihre Vorrechte zu erweitern. Der ſchlimmſte Punkt blieb die Auslegung des 14. Artikels der Bundesacte. Die deutſche Sprache iſt in öffentlichen Actenſtücken, mit Ausnahme vieler Polizeiſachen, gewöhnlich ſo höflich und ſchüchtern, daß von vorne herein der Sinn nicht recht klar iſt und man ſich das Vergnügen, Commentare zu machen, vorbehält. Dieſe Commentare ſind aber erſt dadurch vollkommen, daß ſie ſpäter noch einiger Interpretationen bedürfen. Demnach erhielt auch in Folge von Reclamationen der Standesherren gegen verſchiedene Regierungen, namentlich die würtembergiſche, der 14. Artikel der Bundesacte ſeine nähere Erklärung in dem 63. Artikel der

Schlußacte von 1820. Schon vorher in dem Beſchluſſe der Bundesverſammlung vom 24. Mai 1819 waren die deutſchen Regierungen ermahnt worden, ihre Unterhandlungen mit den Standesherren „ungeſäumt“ zu betreiben; die unerledigt bleibenden Punkte ſollten „innerhalb kürzeſter Zeitfriſt“ (d. h. „noch im Laufe der gegenwärtigen Sitzungen vor den Ferien, oder ſpäteſtens bei dem Wiederanfange der Sitzungen“) an den Bundestag gebracht werden. Man ſieht, daß die Standesherren mit einer ihrem Stande gebührenden aufmerkſamen Eile bedient wurden. Ein unſchätzbares Gut wurde ihnen in der Wiener Schlußacte zugewendet. Sie beſagt im 63. Artikel unter anderem: „Wenn gleich die über die Anwendung der in Gemäßheit des 14. Artikels der Bundesacte erlaſſenen Verordnungen oder abgeſchloſſenen Verträge entſtehenden Streitigkeiten in einzelnen Fällen an die competenten Behörden des Bundesſtaates, in welchem die Beſitzungen der mittelbar gewordenen Fürſten, Grafen und Herren gelegen ſind, zur Entſcheidung gebracht werden müſſen, ſo bleibt denſelben doch, im Falle der verweigerten geſetzlichen und verfaſſungsmäßigen Rechtshülfe, oder einer einſeitigen, zu ihrem Nachtheil erfolgten legislativen Erklärung der durch die Bundesacte ihnen zugeſicherten Rechte, der Recurs an die Bundesverſammlung vorbehalten; und dieſe iſt in einem ſolchen Falle verpflichtet, wenn ſie die Beſchwerde gegründet findet, eine genügende Abhülfe zu bewirken.“ Wer wollte dieſe Familien nicht glücklich preiſen, daß ihnen ein ſo vollſtändiger Rechtsweg frei gehalten worden iſt? Der Hannover'ſche Verfaſſungsſtreit hat in allen deutſchen Ländern eigene Bedenken hervorgerufen; man wünſcht auf's lebhafteſte, daß die Völker Deutſchlands bei der hohen Bundesverſammlung daſſelbe geneigte Gehör, wie die Standesherren, finden möchten. Zu Gunſten der letzteren iſt ſogar eine ſtändige Bundescommiſſion errichtet für alle wegen ungenügender Vollziehung des 14. Artikels der Bundesacte eingehenden Beſchwerden. Dieſe Commiſſion iſt ſchon ſtark genug beſchäftigt worden. Noch einmal, glücklich die Durchlauchten und Erlauchten, welchen in ihren Händeln mit den Landesherren die Appellation an die hohe Bundesverſammlung unverkümmert iſt und zu ſorgfältigſter rechtlicher Erörterung führt. In neueſter Zeit ſind ein Beiſpiel hievon mehrere Bundestagsbeſchlüſſe, in welchen die Beſchwerden der meiſten Standesherren des Großherzogthums Heſſen wegen der Grundrentenablöſung die bereitwilligſte Berückſichtigung gefunden haben. Dort wie anderswo (z. B. in Hannover) iſt den Standesherren die Landesgeſetzgebung, obgleich oder weil ſie mit den helleren und gerechteren Zeitanſichten Schritt hält, nicht gut genug; ſie verlangen mehr für ſich, als die gewöhnlichen Gutsbeſitzer. Sie richten ſich nach dem Evangelium: den Habenden wird gegeben. Die Privilegien und Monopole, mögen ſie noch ſo abgeſchmackt ſein, haben mit dem Salze wenigſtens die Aehnlichkeit, daß ſie immer durſtiger machen.

Nach dem hohen Adel handelt der Verf. vom niederen Adel (insbeſondere der ehemaligen Reichsritterſchaft), welchen die deutſche Bundesacte ebenfalls mit Vorrechten, ähnlich denen der Standesherren, bedachte. Der Verf. meint, durch die neuen Verfaſſungsurkunden ſei auch der niedere Adel „gleich den Nichtadeligen in ſeine ewigen Rechte eingeſetzt“. Mit der Ewigkeit iſt es wohl ſchlecht beſtellt; die „hiſtoriſche“ Schule ſollte doch ſelbſt am beſten wiſſen, daß Wandel und Vergänglichkeit in allen irdiſchen Dingen herrſcht. Will man es als ein beſonderes Recht betrachten, daß die Adeligen ihren Namen nach einer eigenen Methode ſchreiben, ſo kann ihnen daſſelbe unbedenklich in alle Ewigkeit verſtattet werden. Die Frage bleibt bloß, ob die größere Reichhaltigkeit der Benennung auch ein größeres Maß bürgerlicher Rechte einſchließe und rechtfertige. Der Verf. meint: „Da der Adel nicht mehr die kriegeriſche Kraft der Nation repräſentirt, ſo kann er heute nicht mehr ſein, was er ehedem war. Aber er kann in verjüngter Geſtalt auftreten, nützlich den Fürſten und wohlthätig den Völkern." Würde dieſe Verjüngung auf etwas anderes hinauslaufen, als daß der Adel in unſerer Zeit die Civilkraft der Nation repräſentiren ſolle? Der Nutzen des Adels für die Fürſten iſt wenigſtens zweideutig und nur da ſicher, wo dieſer ein bloßer Adels- nicht Volksfürſt iſt. Woran aber ſoll die Wohlthätigkeit des Adels für die Völker erkannt werden? In welchem Lande iſt der Adel etwas anderes geweſen als ein Inſtitut zur Benachtheiligung der ganzen übrigen Nation? Selbſt wenn gar keine Beſchädigung in der Abſicht lag, waren die regelmäßigen Wirkungen eines Standes mit mehr Rechten und weniger Pflichten, als andere Stände, unausweichlich.

Wie löcherig raiſonnirt wird, davon folgender Beleg: „Der Adel kann, ſeine Anſprüche auf Grund und Boden und auf größeres geiſtig-moraliſches Vermögen ſtützend, ſich an die Spitze der neuen und allgemeinen Staatsintereſſen ſtellen, und man wird ihm gern in jedem conſtitutionellen und weiſe regierten Staate alle die Vorrechte einräumen, die mit der Verfaſſung vereinbar ſind, und auch dem erworbenen, nicht ererbten Verdienſte freie Bahn laſſen. Rechtlich wird man es ohnehin finden, dem Adel den Verluſt ſolcher Rechte zu vergüten, in deren wohl erworbenem Beſitze er ſich bisher befand. Gerecht wird man ſeinen Schmerz über den Verluſt der Selbſtſtändigkeit nennen, beſonders wo das Opfer nicht für einen großen und würdigen Zweck gebracht werden mußte." Sieht man da nicht mehr Verkehrtheiten als Wörter? Die „neuen Staatsintereſſen" und das allgemeine Beſte ſind mit Adelsſtand unverträglich; will er alſo etwas bedeuten, ſo muß er in der Reformarbeit bei ſich ſelbſt anfangen, er muß ſich ſelbſt aufheben und das Schmarotzerthum auf allgemeine Koſten verſchmähen. Gibt es denn etwas Ignobleres, als unter nichtigen Vorwänden Prärogativen vor ſeinen Mitbürgern genießen? Was iſt das Obdach der Adelsprivilegien anderes als ein vornehmes Armenhaus? Aber die „Anſprüche"! Sehr wohl. Ein Bernſtorff, ein Stein und ihres Gleichen werden mit Jubel „an der Spitze der Geſchäfte" begrüßt; allein hätten ſie bloß Grund und Boden beſeſſen, ſo wären „ihre Anſprüche" ohne allen Grund und Boden geweſen. Wenn der Verf. nicht ſonſt als ernſtmeinend beglaubigt wäre, ſo müßte man in ſeinem „größeren geiſtig-moraliſchen Vermögen" des Adels einen guten Scherz erblicken. Noch öfter ſpricht er von dem „mit Grund und Boden gehörig dotirten und geiſtig hochſtehenden Geſchlechtsadel", als wenn das Beiſammenſein dieſer Eigenſchaften ſich von ſelbſt verſtände. Der Verf. ſollte aber nicht ſo oberflächlich ſein und lieber einen recht gründlichgelehrten anatomiſch-phyſiologiſchen Beweis des ſpecifiſchen Vorranges adliger Gehirne geben. Bis dieſer Beweis erſcheint, muß es ſchon bei der trivialen Wahrheit bleiben, daß die Natur bei der Austheilung ihrer Gaben nicht erſt Befehle von höchſten und hohen Stammbäumen einholt. Bezüglich auf das „Moraliſche", iſt althergebracht die Erfahrung, daß „adlige" Erziehung eine Quelle vieler Untugenden iſt, wenn gleich eine gute geſunde Natur den Sieg über ſolche verderbliche Einflüſſe erringen kann. — Der Verf. irrt ſich weiter, daß man dem Adel „gern" Vorrechte einräumen werde. Die Nation hat das größte Recht, ſich dadurch beleidigt zu fühlen; und Regierungen, die es „gern" thun, verſtehen weder ihres Volkes noch ihr eigenes Beſte. Mit der „Verfaſſung" ſind alle Vorrechte durchaus unvereinbar; ſie kennt nur Rechte. Zwiſchen Beiden iſt ein unermeßlicher Unterſchied; denn Rechte ſetzen Leiſtungen voraus, Vorrechte aber wollen Lohn ohne Arbeit und ſind mit Ungerechtigkeit gleichbedeutend. Deßhalb iſt es auch optiſche Täuſchung, daß neben „Vorrechten" das der Perſönlichkeit immanente Verdienſt „freie Bahn“ habe. Locomotiven und eingeſchirrte Pferde können keinen regelrechten Wettlauf halten. Welche niedrige Anſicht vom „Verdienſte“ enthüllt ſich in der Vorausſetzung, es gebe zwei Claſſen deſſelben, ererbtes und nicht ererbtes. Zum Helden oder zum pflichtgetreuen Manne hat ſich noch Niemand geſchlafen. „Verdienſt“ läßt ſich nicht forterben, ſo wenig wie ein Göthe ſeinen Genius vermachen kann. Wer aber Anſprüche erhebt bloß deßhalb, weil ſein Vater oder Ahn Verdienſt hatte, verdient wegen Mangels an Ehrgefühl bejammert, aber nicht erhört zu werden. Die adlige Verdienſttheorie iſt völlig ebenbürtig mit der orthodox-kirchlichen von der Rechtfertigung und Erlöſung des Menſchen durch die Verdienſte und Leiden Chriſti. Dieſe an Cretinismus gränzende und nur zu leicht alle wahrhafte Tugend untergrabende Lehre iſt bei den Katholiken noch um einige Grade kindiſcher ausſtaffirt, als Theorie von dem unerſchöpflichen Gnadenſchatze der Kirche, welcher aus den überſtrömenden Verdienſten Chriſti und aller Heiligen beſteht. — Auf die Theorie vom „wohl erworbenen Beſitze“ läßt ſich nichts erwiedern, als daß er eben ſo „wohl verloren“ iſt. Das Adelsinſtitut iſt nicht ſowohl durch Andere, als durch ſich ſelbſt und ſeine eigenen Frevel geſtürzt. Schon allgemein genommen, läßt ſich mit der Menſchheitsentwickelung und der Vernunfterſtarkung nicht rechten. Zahlloſe Dinge ſind ſchon dem „Gewonnen und Zerronnen“ anheimgefallen. Es gibt noch einen höheren Rechtscoder als die Verbriefungen, deren Urſprung gar oft eine verbrecheriſche Gewaltthat iſt, als die der Menſchennatur zuwiderlaufende Geſchlechter-Domination. Warum immer Entſchädigungsanſprüche für die Rechte erheben, welche der Adel gehabt hat? Oder wären nicht viel berechtigter die Entſchädigungsanſprüche wegen der Rechte, welche das Volk nicht gehabt hat? Und doch hat man nicht gehört, daß die Leibeigenen, als ihre Sonne aufging, Gegenrechnungen gemacht, Schmerzensgelder für die langen Generationen ihrer Ahnen gefordert hätten. Alſo laßt euch genügen an den genoſſenen Freuden eurer Vorfahren, und ſeid froh, daß die Leiden, mit welchen jene erkauft wurden, nicht an euch und euren Kindern heimgeſucht werden. Laſſet alſo die todten Rechte ruhen. Oder was wollt ihr billiger Weiſe mehr als allgemeine Gleichheit und freie Concurrenz? Erkennet doch, um wie viel gerechter die Völker und volksmäßigen Regierungen ſind, als eure einſt dominirende Kaſte. Man hat euch mit keinem bürgerlichen Banne vergolten. Im Gegentheil, muß manches Land noch ſagen. Leer iſt daher des Verf. Klage über den „Verluſt der Selbſtſtändigkeit“. Als der Adel nicht durch innerlich begründete Vorzüge, ſondern durch Stand und unter allen Umſtänden gültige Privilegien herrſchte, damals war er „unſelbſtſtändig“ im wahren Sinne; jetzt, da es heißt: Was leiſteſt du? iſt auch der Adlige erſt wahrhaft frei und ſelbſtſtändig. Das iſt freilich richtig, auf anderen ſtehen und ſie treten, dieſe Art „Selbſtſtändigkeit“ haben wir hinter uns. Der Teufel habe ſie ſelig! Der „Zweck“, für welchen ſie hat hinfahren müſſen, iſt wohl ſo „groß und würdig“, wie irgend einer, trotzdem, daß er dem Verf. nicht ganz einleuchten will. Ich kann ihm aber ein Mittel verſchreiben, welches ſeinen Kopf ſo hell machen würde, wie eine Hydrooxygengasflamme. Er wähle ſich irgend einen ordentlichen Bojaren zum gnädigen Herrn und lebe einige Jahre als deſſen Leibeigener. Ein kleines Opfer im Intereſſe ſocialer Experimente! Es müßten noch Wunder geſchehen, wenn der Verf. auch dann noch die „Selbſtſtändigkeit“ des Bojaren nicht würdigte.

Wandern wir mit dem Verf. weiter. Er findet, daß die ſeit der franzöſiſchen Revolution in Deutſchland erſchienenen Schriften über den Adel ſich ſelten „mit Unparteilichkeit“ über deſſen Weſen verbreitet hätten. Ihm muß es wohl ſo vorkommen; wirklich aber iſt Parteinahme gegen den Adelsſtand als Staatselement eigentliche Unparteilichkeit. Wenn Jeder ungeſtört ſeine Menſchen- und Bürgerrechte genießen darf, wer kann ſich da beklagen? Es wäre aber dürre Parteilichkeit, für einen eximirten Stand zu ſprechen.

Wunderlich motivirt iſt die Behauptung, die Amts- und die Geldariſtokratie ſeien die gefährlichſten, „weil ſich ihre Genoſſen für beſſer und tüchtiger halten, wie (als) Andere, bloß weil ſie mächtiger oder reicher ſind, wie dieſe.“ Als hätten die Adligen für gewöhnlich nicht auch eine ſehr ausgezeichnete Meinung von ſich ſelbſt; nur der Grund iſt zunächſt ein anderer: weil ſie höher geboren ſind. Wer von den dreien hat nun mehr Grund? Der Verf. klagt, die Ariſtokratien des Muthes und des Talentes und der grundbeſitzende, geiſtig hochſtehende Geſchlechtsadel würden unterdrückt. Welcher Miſchmaſch! Schlechten Dank werden ihm aber ſeine Clienten wiſſen, wenn er berichtet: „Wir ſehen jetzt dieſe drei factiſch edle und würdige Ariſtokratien auf die beklagenswertheſte Weiſe in den Vorzimmern jener anderen harren, welche die Ehrenſtellen und Würden an ambitiöſe und knechtiſche Individuen verleihen, und den Mammon in ihren Kiſten haben, der ſie zu Feldmarſchällen der Staatspapiere macht.“ Wenn Muth, Talent, Geburt, Grundbeſitz wirklich antichambriren und ſich unter die „ambitiöſen und knechtiſchen Individuen“ miſchen, ſo iſt das nicht „beklagenswerth“, ſondern verächtlich, niedriger, als Worte ſagen können. Glücklicher Weiſe gibt es noch Menſchen, welche der Verf. nicht in ſeinem obigen Fachwerke zu laſſen wüßte. Ein „geiſtig hochſtehender“ Mann, ſei er adliger oder bürgerlicher Geburt, iſt kein Schweifwedler; wenigſtens kann dies nicht als Regel gelten. — Seinen Tadel der Geldariſtokratie unterſtützt der Verf. mit einem Ausfalle Menzel's gegen dieſelbe. Letzterer möge es vor der Geſchichte verantworten, daß er behauptet: „Früher achtete man den Menſchen, jetzt nur noch das Geld.“ Gewiß wird noch heute das Reinmenſchliche lange nicht ſo geachtet, wie es ſein ſollte; aber zu welcher Zeit wäre es mehr für das erſte und wahre Criterium gehalten worden, als gerade ſeit der großen Revolution? Gewiß ſpielt das Geld oft genug eine unverdiente Rolle; aber in welcher Zeit wäre dies nicht der Fall geweſen? Die Metall- und Papierform macht es doch nicht allein; mit Gütern jeder Art ſind immer Anſprüche, auch die allerſchlechteſten, durchgeſetzt worden, bei Heiden und Chriſten, bei Morgen- und Abendländern. Die Wirkungen des neueren Geldſyſtems ſind aber zum Theil von weſentlichem Nutzen für die Geſellſchaft. Menzel ſagt ſelbſt: „Das Geld hat jenes Phantom der Ideologen, die allgemeine Gleichheit, wirklich in's practiſche Leben eingeführt, ſo weit dieſes möglich iſt. Geld iſt der Schlüſſel zu allem, und jeder Menſch kann ihn finden.“ Ich biete mich mit Vergnügen zum Adoptivvater dieſes Argumentes an, und bedaure bloß, daß es erſt in geringem Maße eine Wahrheit iſt. Aber die Entwickelung der Staats- und Geſellſchaftswiſſenſchaft wird hoffentlich die Mittel des Unterhaltes immer zugänglicher machen, ſo daß „jeder Menſch ſie finden kann“.

Indem der Verf. ſich nach geeigneten Gegengewichten der Geldariſtokratie umſieht, ſpricht er mit rührender Salbung aus, die Baſis des ſocialen Fortſchrittes müſſe „nicht in dem unruhvollen Treiben der ſogenannten liberalen Partei — ſondern in einer väterlichen, religiöſen, humanen, chriſtlichen Verwaltung der Monarchie“ ꝛc. aufgeſucht werden. Mit ſolchen Anſichten kann man es ſehr weit bringen, bloß nicht zu dem Ruhme eines Logikers und Hiſtorikers, die Philoſophie ganz aus dem Spiele gelaſſen. Zu allen Zeiten haben die Herrſchenden, mit Privilegien und Beſitzthümern Geſegneten eine natürliche Vorliebe für den status quo, eine erſchreckende Schlafſucht gehabt. Ausgebreitet iſt die Schule des Sancho Panſa, deſſen Philoſophie zum Princip hatte: „Geſegnet ſei der Mann, der den Schlaf erfand.“ Wenn nun die Menſchheit oder ein Volk weiter ſollte und wollte, ſo mußten wohl die Wachenden und Denkenden ſprechen und handeln. Wie ſollte dies aber ohne alle *Unruhe* abgehen? Sehr glaublich iſt es, daß man in höheren Sphären Unruhe empfindet, ſeine häusliche Bequemlichkeit über alles liebt. Aber bei *normalem* Verhalten, d. h. unter Leben und Beweglichkeit, würde man nichts von „Unruhe“ ſpüren und das „Treiben der Parteien“ würde höheren Orts ganz in der Ordnung erſcheinen. Der einfachſte Beleg hiezu, welchem es auch ſicherlich nicht an Legitimität mangelt, iſt, daß Regierungen, welche ihre Aufgabe kennen und wollen, am meiſten Lärm machen. Leopold, Joſeph und Friedrich waren ſehr unruhige Köpfe, würden aber wohl die Gunſt unſers Hrn. Verf. und aller derer beſeſſen haben, welchen dieſelbige Sache eine ganz andere iſt, je nachdem ſie einen Bürgerrock oder Hermelin anhat. Niedriger Charakter iſt es nicht bei Allen, es iſt häufig Beſchränktheit des Urtheils, bei andern beides, ſo zu ſagen, ſchwache Denkart. — Was für einen akephalen Fötus haben wir nun hier: „*väterliche, religiöſe, humane, chriſtliche Verwaltung der Monarchie*“! Und gar ſoll ſie mit eine Baſis ſein für „ſolide Socialverbeſſerung und Fortſchritt“! Alſo ſtatt des Neuen, Großen, was in dieſem Fache erfunden iſt und noch erfunden wird, ſoll wieder das alte Abgebrauchte, Zerfaſerte, Zerriebene dienen? Es hat ſich ziemlich überall ausgevatert und ausgekindert, zum Theil ſchon deßhalb, weil einige Monarchen ſelbſt nicht mehr Kinder wie ehemals ſind. Die beliebte Vergleichung des Staates mit einer großen *Familie* liegt in ihrer ganzen Unwahrheit und Unzweckmäßigkeit bloß. Die Prediger derſelben vergeſſen die allereinfachſte Conſequenz. Wenn die Kinder groß werden, ſo erlangen ſie Selbſtſtändigkeit und Freiheit: eben ſo die Kindeskinder. Warum ſoll es nun im Staate ewig und immerdar Kinder geben, und keine Bürger, die hineingehören? Der Patrimonialſtaat wäre heutzutage Verrath an den heiligſten Menſchen-Intereſſen, zumal wenn er ſich mit dem Polizeiſtaate amalgamirt, in welchem nicht einmal Kinderſtreiche zu machen erlaubt iſt. So viel für die Väterlichkeit. Was fangen wir mit der „humanen“ Monarchie an? Der Verf. iſt recht grauſam. Warum ſoll ein armer Fürſt nicht auch ſeine Sonderbarkeiten, ſeine Launen haben, wie jeder andere Menſch? Hat er doch noch mehr Gelegenheit hypochondriſch zu werden, als ſeine Unterthanen. Nur ein herzloſer Terroriſt kann auf ſolche Weiſe die perſönliche Freiheit des Fürſten beſchränken wollen, daß er Humanität von ihm verlangt. Hundertmal nützlicher und bequemer für Jedermann im Staate iſt eine geſetzliche Inſtitution, nach welcher für das Ganze gar nichts darauf ankommt, ob die oberſte Perſon human oder inhuman iſt. Dann gehen die Dinge ihren regelrechten Gang. Ich lobe mir den König von England, welcher alles ſein kann, was man will, Weib oder Kind, klug oder blödſinnig, welcher in aller Ruhe ſeine Partie Whiſt ſpielen und wenn er blutdürſtiger Natur iſt, Fliegen und Füchſe erlegen darf. Großbritannien ſieht zu, wenn es gerade Luſt hat; im Uebrigen arbeitet es weiter an ſeinem Weltwerke. Das Geſetz, das Staatsrecht iſt König im Lande; die regierende Majeſtät iſt ſein Sprachrohr, und der Premierminiſter richtet es, wohin er muß. So weit von der Humanität. Herein die Religioſität mitſammt der Chriſtlichkeit! Der Verf. ſcheint zu glauben, die doppelte Doſis ſei ſicherer. Wir haben aber an der einfachen ſchon zu viel. Chriſtlichkeit! Cui bono? Die Religion iſt ja reine Privatſache, mit der man das Staatliche nicht miſchen und trüben muß. Die Geſchichte ſagt uns, welche Qualität von Segnungen chriſtliche Könige über ihre Völker gebracht haben, und vollends die allerchriſtlichſten! Eifrige Religioſität hat einen giftigen Keim in ſich, welchen die Gelegenheit gar zu leicht aufſchießen läßt, den Keim der Unduldſamkeit, des Fanatismus. Der hochmüthigen „Chriſtlichkeit“ iſt Heidenthum und Indifferentismus weit vorzuziehen; mit dieſem iſt Freiheit und Glück Anderer weit verträglicher. Der Eine gottloſe Friedrich hat mehr geleiſtet, als viele Dutzende noch ſo chriſtlicher Könige. Freilich gibt es Menſchen, welche von ihm ſagen: Er war ein braver Mann und großer Könige; ſchade, daß er kein Chriſt war. Wir andere denken aber, daß er ohne den orthodoxen Zollſtempel noch größer da ſteht: ein König, welcher das Königthum untergrub, indem er an der Mündigkeit des Volkes arbeitete. Die Chriſtlichkeit iſt alſo mindeſtens entbehrlich: was vor Allem Noth thut, iſt der Feuereifer für die allgemeine Gerechtigkeit. Beſſer, als das Recht, iſt, nach Falck's Ausdruck, unter allen menſchlichen Dingen auch das Beſte nicht. Ein gerechter König vollbringt das Höchſte in ſeiner Stellung; er kann nicht mehr als gerecht ſein. Mit dieſer Eigenſchaft ausgerüſtet, ſtellt er ſich ſelbſt unter das Geſetz und unter das, was im Geſetze beſchützt werden muß, die Freiheit. Ein gerechter König iſt namentlich auch ein Anhänger des Heraklit, oder vielmehr aller ihres Namens würdigen Philoſophie überhaupt; er weiß, daß Alles in ewigem Fluſſe iſt, und läßt deßhalb jeder Manifeſtation des Geiſtes freien Lauf. Die Geſchichte der Völker hat ihr natürliches Gefälle; ihr künſtliche Betten graben, iſt unnütze Quälerei.

Will man wiſſen, welches „die große Frage des Tages“ ſei, ſo lernen wir vom Verf., ſie beſtehe darin, „ob man denen folgen ſoll, die Geld, oder denen, die Titel und Ahnen, oder denen, die Verſtand und Geiſt haben.“ Eine vortreffliche Claſſification, und ein tiefes, höchſt verwickeltes Problem! Unter den „preiswürdigen“ Schriftſtellern darüber nennt der Verf. Grävell und ſchließt ſich namentlich an deſſen Schrift an: „Der Baron und der Bauer, oder das Grundbeſitzthum“.

Der Verf. ſchildert S. 64 die traurigen Wirkungen der gewöhnlichen Erbfolge, welche „einen zahlreichen und verarmten Adel“ hervorbringen. Dadurch werde der Adelsſtand erniedrigt und die Standesehre (ein wahrer Puck von Druckfehler findet ſich: „Schandesehre“) zu Grabe getragen. „Egoismus, Habſucht, Ränkeſchmieden, Kriecherei und Hoffahrt durchdringen den fauligen Körper und reißen in der Genoſſenſchaft auch die beſſern Mitglieder häufig hin ꝛc. ꝛc.“ Deßhalb nun, wie aus vielen andern Gründen, bedürfen wir der Grävellſchen „Regeneration des Adels“. Hören wir, was er uns ſein ſoll: „Der Character des echten Adels beurkundet ſich in der Unabhängigkeit der ſämmtlichen Standesgenoſſen, welche das weſentliche Erforderniß iſt, damit ſie Regierung und Volk frei und durch ihr Standesanſehen vermitteln und jene abhalten können, dieſes zu bedrücken, das Volk aber verhindern, ſich an den Gerechtſamen der Regierung zu vergreifen.“ Dergleichen wird uns von Schriftſtellern gepredigt, welche die Vertheidiger der bürgerlichen Freiheit ſo gern hohle Theoretiker betiteln. Kann wohl etwas utopiſcher und unhiſtoriſcher ſein, als die obige Erwartung? Der „unabhängige“ Adel iſt noch niemals „eine feſte Stütze des Staates“ geweſen, ſondern lediglich die ſeines Standes; er hat immer nur für ſich ſelbſt geſorgt. Er hat, laut der Geſchichte, nicht für die „Erhaltung des Rechtszuſtandes“ gelebt, ſondern entweder mit Hülfe der Regierung das Volk unterdrückt oder gegen beide ſeine Macht gewandt, wie es gerade ſein Vortheil erheiſchte. Wo er einmal auf Seite des Volkes ſtand, da hat dieſes von der zweideutigen Verbindung nicht die erwarteten Früchte geärntet. Die Erfahrung von Jahrtauſenden iſt es nicht, welche folgende Meinung aus der Taufe gehoben hat: „Die Familiengröße des Adels liegt in dem Schutze, den er allen Staatsbürgern gewährt.“ Freilich der Pflanzer ſchützt auch ſeine Negerſclaven; der Hund ſchützt ſein Mahl gegen Angriffe. Ein wunderlicher Schutz, die perſönliche Gnade! Bloß objective Geſetze vermögen im Staate Schutz zu gewähren.

Nach Grävell muß ſich die Unabhängigkeit des Geſchlechtsadels offenbaren: 1) darin *), daß er ſeine politiſche Stellung Niemand verdankt, „ſondern ſie vermöge ſeiner Geburt durch Gott und die Conſtitution ſeines Landes erhält“. Gott iſt hier ſicherlich eine unbrauchbare Inſtanz; er hat andere Dinge zu thun, als die Geburt der Majoratsherren zu beaufſichtigen. Sonſt käme in dieſer Claſſe nicht ſo viel Schwächliches zur Welt. Wenigſtens müßt ihr doch, ſelbſt wenn ihr blind ſeid, ſehen, daß, ſoll einmal der deus ex machina auf der Erde umgehen, Jedermann bis zum Schweinejungen gleicherweiſe von Gottes Gnaden geboren iſt, daß Gott mit gleich ſpecieller Vorſehung Adelsgegner und Adelsreſtauratoren bedenkt, und daß derſelbige auch Conſtitutionen wachſen läßt, welche den Adel für gänzlich überflüſſig erklären. Mit dem göttlichen Urſprunge iſt es den Herren aber kein conſequenter Ernſt; ſie fügen „das Recht der Standeserhöhung“ hinzu. Man muß dem lieben Gott nachhelfen; die Verfertiger von Edelleuten ſtehen ihm ohnehin weit näher, als andere Menſchen. Die providentielle Zeugung wird alſo ſymboliſch nachgemacht; neun Minuten — und wir haben einen adeligen Majoratsherrn mehr. Ein undankbares Geſchöpf müßte dieſer ſein, wenn er der fraglichen Adelstheorie nachlebte, welcher zufolge er „ſeine Stellung Niemand verdankt“. — 2) Der Adelige muß in ſeinen äußeren Verhältniſſen unabhängig ſein, durch ſein Vermögen von allen Verbindlichkeiten frei bleiben und nicht nach Mehrerwerb trachten. Ohne Zweifel iſt ſolche Unabhängigkeit eine ſchöne Sache; warum ſie aber in ihrer Paſſivität noch künſtlich mit politiſchen Rechten zur

---

*) Dieſe Rubricirung iſt nicht vom Ref.

Belohnung ausgeſtattet werden ſoll, iſt mehr als dunkel. Das bloße Vermögen gibt keine Fähigkeit. — 3) Die Hauptbeſchäftigung des Adeligen ſoll ſein „ſeine eigne perſönliche Ausbildung und der Genuß veredelter Lebensfreuden.“ Es ſind Einrichtungen nöthig, welche es dem Adelsſtande möglich machen, edel zu ſein und edel zu handeln. Der Adelige ſoll nach „Gleichmuth des Gemüths“ und „Beſtändigkeit ſeiner Lage“ ſtreben. Sorgen und Verbindlichkeiten ſollen ihm fremd bleiben, „weßhalb in der That jedes Streben nach Erwerb und jedes Befaſſen mit allen Arten von ſpeculativen Unternehmungen nicht adelig iſt“. Da haben wir es, alte Melodie: dem Baron muß das Vergnügen eine Arbeit, dem Bauer die Arbeit ein Vergnügen ſein. Das iſt der offenere oder verſtecktere Hintergrund aller Adelstheorien. Die heiße Gier, immer reicher zu werden, ziemt Niemand, die Arbeit des Unterhalts wegen Jedermann; warum darin Unterſchied zwiſchen Adeligen und Bürgerlichen machen? Aber freilich, das ächte Adelsthum hatte niemals eine andere Religion, als die der Trägheit und des Genuſſes. Das „edel ſein und handeln“ hat den allerkläglichſten Anfang, wenn die unedle Forderung von Privilegien gleich vorangeſtellt wird. Auch ſind ja edle Handlungen gar nicht durch Vermögen und Ehre nothwendig bedingt. — 4) Wegen der allſeitigen Ausbildung ſeines Geiſtes und Characters muß der Adelige in Geſinnung, Anſichten und Handlungen durchaus frei und ſelbſtſtändig ſein. Ich wüßte nicht, warum dieſe der Würde der Menſchen gemäße Anforderung bloß auf den Adelsſtand beſchränkt werden ſollte. Vor allen Dingen aber geht aus der neueren Geſchichte hervor, daß kein Stand weniger, als der genannte, ſich edler Unabhängigkeit von allen materiellen Rückſichten befliſſen und die Selbſtſtändigkeit des freien Geiſtes angeſtrebt hat. Der große Haufe des Adels hat ſeit Jahrhunderten ſeine Ehre im Miniſterialismus und ſeinen Ruhm in Hofdienſten geſucht.

Deßhalb hat er auch ſeit Erſtarkung der abſoluten Monarchie das Meiſte zur Knechtung der Völker beigetragen, und die letzteren werden ihre koſtbare Erfahrung über die Wirkungen des Adels keiner luftigen Reſtauration des letzteren zum Opfer bringen. Auch im Schooße des Adels ſelbſt haben durchgebildete und wahrhaft unabhängige Geiſter dieſelbe Erkenntniß gehabt und bethätigt. — 5) „In ſeiner politiſchen Stellung vertritt der Adlige nur ſich ſelbſt.“ Von dieſer Wahrheit und Wirklichkeit hat die Welt ſich ſattſam überzeugen können: der Adelsſtand hat ſich nur äußerſt ſelten herabgelaſſen, für das allgemeine Staatswohl zu wirken. Wo es der einzelne Edelmann that, mußte er mehr oder weniger gegen ſeine eigene Corporation wiſſentlich oder unwiſſentlich arbeiten. — Daß der Adlige „nur allein ſeiner inneren Ueberzeugung und ſeiner Ehre nachzugehen hat“, iſt wieder nicht das Monopol eines Standes, ſondern eines jeden Ehrenmanns Sache.

Da wo der Verf. ſich über die geiſtigen und ſittlichen Eigenſchaften des Adels ausläßt, gibt er zu, daß die „Nothwendigkeit geiſtiger Bevorzugtheit“ nicht die Geiſtesanlagen, ſondern bloß deren Ausbildung betreffen könne. Wir ſehen hier ein Beiſpiel der ſelbſtmörderiſchen Argumentation unſers Utopiſten. Er weiß recht gut, daß die Genie's nicht auf Commando zur Welt kommen; aber nachträglich läßt ſich ſo etwas machen. Der Edelmann muß einmal nothwendig „geiſtig bevorzugt“ ſein. Was hilft aber aller Unterricht, wenn der künftige große Mann einfältig iſt? Wäre ich der Verf., ich würde gar nicht zugeben, daß die Dummköpfe ſich auch unter die adligen Geburten verirren; wäre ich noch Adelsmarſchall dazu, ſo würde ich während der neun Monate die feierlichſten Gebete an die göttliche Vorſehung richten laſſen, und die Trägerin des künftigen Majoratsherrn und Pfeilers der Monarchie müßte abwechſelnd dje neuteſtamentliche Verkündungsgeſchichte und Plutarchs Lebensbeſchreibungen leſen.

Doch vielleicht geſchieht dem Verſ. Unrecht; nämlich wenn ſein Vorſchlag, die Aufnahme in den Adelsſtand von Prüfungen abhängen zu laſſen, ernſt gemeint und zweckentſprechend iſt. Soll die Prüfung auf der Oberfläche bleiben, ſo iſt ſie überflüſſig und die adlige „Geburt“ ein hinlängliches Criterium des idealen Edelmannes; bringt die Prüfung aber wiſſenſchaftlich in Mark und Bein, ſo entſteht die gerechte Beſorgniß, der Adelsſtand möchte zu dünn bevölkert werden oder einer reichen Ergänzung aus den Nobodys bedürfen. Und dann wären ja nicht die gebornen Edelleute adelig, ſondern die Geburtsloſen. Was ſollte da aus dem Staate, ja aus der Menſchheit werden? Wäre es dem Verſ. mit der „geiſtigen Bevorzugtheit“ rechter Ernſt, ſo würde er dieſer den unbedingten Vorrang einräumen und den Grundbeſitz als gleichgültige Nebenſache betrachten. Die ſtaatsmänniſchen Talente, die großen Gelehrten, Dichter und Künſtler müßten dann in der „Baronie“ ſitzen. Aber das iſt wirklich ohnehin der Fall, und es bedarf nicht erſt des Namens und künſtlicher Ehrenrechte bei Männern, welche ihre hohe Stellung in der Geſellſchaft auf organiſche Weiſe errungen haben. — Ein blendendhelles Bild von den inneren Kopftheilen des Verſ. gibt ſein Catalog der Wiſſenſchaften, welche der Adel als Stand zu wiſſen nöthig habe: „Geſchichte und Statiſtik, namentlich ſpeciell die vaterländiſche Naturlehre und allgemeine Technologie, ausführlicher die Landwirthſchaft, Philoſophie, ganz beſonders Logik, Naturrecht und Moral, und die Staatswiſſenſchaft überhaupt, vorzüglich Staatswirthſchaft, Politik, Staatsregimentslehre, und jene Lehre, welche noch keinen Namen und keinen Catheder hat, ſich aber mit der Kenntniß, der Würdigung und der Beſchaffung der geiſtigen Güter beſchäftigt, und zu welcher Heinroth in ſeiner „Orthobiotik oder Lehre vom richtigen Leben“ eine herrliche Grundlage geliefert hat, werden den Umfang des Wiſſenswerthen ausmachen. Ein ſo ausgeſtatteter Edelmann wird auf ſeinem Platze ſtehen.“ Was denkt denn der Verf. vom Adel? Iſt man deßhalb Edelmann, um ſich den Kopf mit dieſem enormen Haufen Wiſſenſchaften zu zerplagen, wo die Theorie der Düngung an die Lehre vom Abſoluten grenzt? Das iſt viel zu viel; und beinahe hätte der Verf. noch eine neue Wiſſenſchaft hinzu erfunden. Sollen alle jenen Wiſſenſchaften in ſeinem Sinne verwandt werden, ſo müſſen ſie wenigſtens vorher geadelt werden. So wie ſie wirklich ſind, untergraben ſie das Adelsinſtitut; wenig über die Elemente hinaus brauchen die Edelleute davon zu wiſſen — und ſie blicken ſich einander an, wie römiſche Auguren. Geſchichte, Logik und Naturrecht können ſchon, jedes für ſich allein, alle ariſtokratiſchen Subſtanzen zu Gas verflüchtigen. Der Adel laſſe ſich ernſtlich vor unſerm Verf. warnen, welcher feiner als ein Jeſuit die Aqua Toffana gründlicher Wiſſenſchaftlichkeit dem Adelsthume beibringt. Viel nobleren Tact beweist Hr. von Chézy, welcher jüngſt ein Büchlein: „Die ſechs noblen Paſſionen“, geſchrieben hat. Dieſe ſind: 1. Das Waidwerk, 2. die ritterlichen Uebungen, 3. das Mäcenat, 4. die Galanterie, 5. das Spiel, 6. das Zechen. Warum aber nicht die heilige Zahl dieſer Pflichten gegen ſich ſelbſt voll machen? 7. die Unwiſſenheit. Ein Normaledelmann iſt ohne Ignoranz undenkbar; denn ſobald ihn die Wiſſenſchaft beſeelt, hört er auf, dem Ständethum zu huldigen, und erhebt ſich zur lichten Höhe des reinen Menſchenthums. — Der Verf. macht nach Grävell auf die Wichtigkeit der politiſchen Oeconomie aufmerkſam; genaue Bekanntſchaft mit dieſer die heilſamſten Wahrheiten lehrenden Wiſſenſchaft erfordere „der die Baronie auszeichnende hohe Beruf“. Möglich, daß dieſe Baronie, „zunächſt berufen, die großen Intereſſen des Familienverbandes zu wahren“, auf dem Monde gedeiht; auf der Erde iſt ſie noch niemals da geweſen, und ſelbſt Preußen würde dieſe Beglückung ablehnen. Man braucht nicht weit zu ſuchen, wenn man den Gebrauch, welchen die Baronie von der „politiſchen Oeconomie" macht, kennen will. Ueberall noch hat ſie nach dem Motto gelebt: Freiheit und Reichthum für uns, Knechtſchaft und Armuth für alles Volk. Nicht der Nationalverband, ihr eigener Familienverband iſt der Zweck, auf welchen ſie alles bezieht. Der ungariſche Edelmann zahlt gar keine Abgaben, weder directe noch indirecte. Die misera contribuens plebs iſt in Ungarn ein altes Ding und Wort. Eine wunderſchöne Wiſſenſchaft, die politiſche Oeconomie! Die engliſche Baronie ſorgt mit mütterlicher Zärtlichkeit für das Volk, welches ſich ein Vergnügen daraus macht, faſt den ganzen Staatsbedarf aufzubringen, während die Grundſteuer der Lords ſeit anderthalb Jahrhunderten immer bei *derſelben* geringen Summe geblieben iſt, trotz der unvergleichlichen Steigerung aller ſonſtigen Abgaben und des Werthes der Ländereien. Die Baronie von Großbritannien, die „edelſten Adelsgeſchlechter" (wie unſere Adelszeitung ſagen würde) ſind in ſchmutziger Habgier und gefühlloſer Rohheit weit unter dem verworfenſten Pöbel. Der Irländer verhungert mitten unter den reichen Kornfeldern ſeiner Muttererde; der Fabrikarbeiter Englands ſchnappt in vielen Diſtrikten vergebens nach dem Brode, welche ihm die noble Tyrannei zu hoch hängt. Vermuthlich ſind die Getreidemonopolgeſetze auch ein Ausfluß der lehrreichen und menſchenfreundlichen „politiſchen Oeconomie".

Außer den geiſtigen Gütern muß nach dem Verf. der Adel auch materielle haben; dies iſt denn wohl die Hauptſache. *Unbewegliches Vermögen* ſoll das Fideicommiß des Majoratsherrn ſein. Die politiſche Einrichtung, daß immer nur Einer aus dem Hauſe Adel und Vermögen bekommt, „ſichert davor, daß der Stand *nicht* durch Vererbung auf alle Kinder zu einer Kaſte ausarten kann, welche in dem falſchen Wahne, daß derſelbe durch das Blut vererbt werde und daß adeliges Blut ein edleres ſei, ſich auf eine thörichte und verderbliche Weiſe über alle anderen Bürger überhebt, und die Reinheit dieſes Blutes durch Ausſchließung zu bewahren ſtrebt. Gerade dieſer Kaſtengeiſt habe Unfrieden und ſchroffe Scheidung zwiſchen den verſchiedenen Ständen hervorgebracht.“ Wäre nur der Glaube an die Wohlthaten des Adelsinſtituts nicht ſo gründlich erſchüttert! Die Geſchichte gibt uns hundertmal mehr Actenſtücke, als wir brauchen, für die Wahrheit: daß Adel jeder Art, mit und ohne Majorate, ein ganz gemeines Kaſtenthum hervorbringt, welches zuletzt nur von der Macht der ſittlichen und Rechtsidee überwunden wird. Welche Plage für den Staat ein Heer unbemittelter Edelleute iſt, ſetzt der Verf. ſelbſt S. 64 auseinander. Auch klagt er die Adeligen, welche ſich gegen Majoratseinrichtungen erklären, „corporativer Tendenzen“ an. Wenig beſſer aber iſt es z. B. in England, wo die nachgebornen Söhne bekanntlich bei Erhaſchung von Staats- und Kirchenämtern meiſtens das Prävenire ſpielen. Das Kaſtenweſen gedeiht dort aufs Ueppigſte; ſchon deßhalb, weil alle Geſchlechtsverwandte an die Erbſchaftsreihe kommen können und ſich als Embryone der Baronie betrachten. Das Blutvorurtheil iſt dabei zwar etwas gemildert, aber reichlich durch das Standesvorurtheil erſetzt.

Der Beruf, welcher der Baronie, dem höchſten Stande, zugetheilt wird, nämlich die Vermittelung der übrigen Stände, iſt eine Phantaſterei. Schranken können bloß trennen, nicht vermitteln. Die Baronie beweist das gerade Gegentheil, den Waſſer- und Oelſtaat. Auch iſt ſie nicht „das wirkſamſte Gegenmittel wider die Beamtenariſtokratie und die Geldariſtokratie“. Das wahre Gegengift iſt die Mündigkeit des Volkes und die freie Bewegung in der Güterwelt. Die Baronie iſt weiter nichts, als noch eine Ariſtokratie zu den übrigen, noch eine auf Recht und Freiheit losgelaſſene Vampyrſchaar. Mancher Beamte übrigens wird ſich von der Liberalität des Verf. angeln laſſen, nach welchem „die höchſte Ausſicht und entſchiedenſte Belohnung für den verdienten Beamten immer ſein wird — baroniſirt zu werden“. — Wenn die Selbſtſucht und Habſucht mit Geld und beweglichem Vermögen in natürlicher Verwandtſchaft ſtehen, wie der Verf. behauptet, ſo muß er auch zugeben, daß das unbewegliche Vermögen mit denſelben Gebrechen zuſammenhänge. Wucher und Gier nach einem größern Reichthum kann ſich allerdings bei dem Bankier leichter entwickeln, als bei dem Majoratsherrn; aber an ſich genommen, iſt nicht das Vermögen, ſondern die Charakterbeſchaffenheit und die Ausſtattung der Beſitzenden mit Privilegien als wirkende Urſache anzuklagen. Die Erfahrung zeigt zur Genüge, daß z. B. in England beide Claſſen von Kröſuſſen in der Parforcejagd nach Mehr zu wetteifern verſtehen, nur eine jede auf eigene Weiſe. Die Majoratsoligarchie iſt, ohne Feudalbrille angeſchaut, nichts weiter, als eine romantiſch-illuſtrirte Geldariſtokratie. Von Gegengewicht der erſtern gegen die letztere reden, heißt ſo viel, als zwei Krankheiten ſtatt einer empfehlen. Schließlich indeſſen vertragen ſie ſich; der Verf. meint, daß auch den Geldleuten die Ehre der Baronie als höchſten Standes „einen Wunſch der Sehnſucht einflöße“.

Vier Stände gibt es; dieſe Notiz iſt höchſt dankenswerth. „Der Adel und die Baronie vertritt das Sein oder die Perſönlichkeit, nicht der einzelnen Individuen, ſondern im Familienverbande —; die drei andern Stände der Landbauer, Gewerbtreibenden und Gelehrten vertreten alles Haben, alles Beſitzthum und allen Lebensverkehr durch dasſelbe und mit demſelben“. Wieder ein genialer Wurf! Wörter ſind doch eine herrliche Erfindung; ſie laſſen alles mit ſich machen. Wenn man aber das Scheidewaſſer der Wirklichkeit darauf tröpfelt, ſo ſieht’s ſchlimm aus. Obige Vierſtände-Theorie vereinfacht ſich dann in den äußerſt leicht zu faſſenden Unterſchied von zwei Ständen, der Nichtsthuer und der Arbeiter. Soll der erſtere Stand der höhere ſein, weil Nichtsthun vornehmer iſt, als arbeiten? Perſönlichkeit! Wie kann von ihr die Rede ſein, wo Geburt, Vermögen und Erbrecht entſcheidet? Körperliche und geiſtige Thätigkeit den drei plebejiſchen Ständen: was bleibt denn für die Oberkaſte? Das hohle „Sein“ des Verf. iſt ein kümmerliches Vegetiren in Praſſerei. Das wahre Sein, die Würde der Perſönlichkeit kommt den drei arbeitenden „Ständen“ zu, welche nichts haben, wenn ſie nichts ſind. Die Barone aber ſollen Alles haben, wenn ſie auch nichts ſind; ſie ſollen, wie Epikurs Götter, in ſeliger Ruhe ewig genießen. Dieſe harmloſen Götter indeſſen kann man ſich noch gefallen laſſen; ſie beſtreiten ihren Aufwand aus eigenen Mitteln und laſſen die Erdbewohner ungeſchoren. Die Muſterbaronie aber iſt bloß eine ſchöne Wucherpflanze, und verpfuſcht den arbeitenden Klaſſen, der ganzen Nation ihren Staat. Ergebenſten Dank!

S. 80 ff. ſteht eine erbauliche Predigt für die faule Kategorie des „Althergebrachten“, und gegen die unbeſchränkte Theilbarkeit des Grundbeſitzes, dieſe gottloſe Tochter der Revolution. Die „objective, hiſtoriſch begründete Anſicht, welche feſte, ſittliche, eingewachſene Zuſtände für gewiſſe Claſſen will“, wird pflichtſchuldigſt geprieſen auf Koſten der „abſtract-ſubjectiven Anſicht“. Ein andermal: „eingelebte Sitten“, das „organiſch Erwachſene“. Folter, Inquiſition, Leibeigenſchaft und hundert Dinge ſonſt noch waren auch „eingelebt“, und wo ſind ſie jetzt? Wir kennen dieſes Wiedergekäue der Pſeudohiſtoriker; man riecht es auf meilenweit. Das Alte, da es ſo vielfach Knechtſchaft mit ſich brachte, können ſie am meiſten brauchen; im Grunde aber iſt Alter und Neuheit ihnen völlig einerlei, wenn nur die Selbſtſucht nicht zu kurz dabei kommt. Das nennen ſie dann objectiv, hiſtoriſch! Leben und Bücher haben das Empörende des Majeratsweſens, die unnatürliche Barbarei gegen alle Kinder (denn auch der Erbe empfindet oft genug die böſen Wirkungen dieſer Familieninſibulation) in das hellſte Licht geſtellt. Ueber das ganze Syſtem des Feudalismus, welcher den Menſchen zum Beſtandtheile der Scholle herabwürdigte und verthierte, iſt in den vorgeſchrittenen Ländern das hiſtoriſche Gericht ergangen. Der Verf. ſelbſt kann nicht umhin, das Wohlthätige in der Beſeitigung der Feudallaſten anzuerkennen; er muß es ſchon, weil doch auch die meiſten Regierungen in dieſem Sinne verfahren. Aber zu Gunſten ſeiner gehätſchelten Baronie muß der Feudalismus fortbeſtehen, wenigſtens ein tüchtiges Stück davon. Er bekrittelt die freie Theilbarkeit des Bodens aus den nichtigſten abgedroſchenen Gründen. Allzu ſehr verkleinernde Zerſchlagung des Bodens kann allerdings Mißſtände, namentlich Verſchuldung, herbeiführen. Aber es liegt auf der Hand, daß das richtige Maß von der Natur der Dinge ſelbſt zuletzt hergeſtellt wird. Man darf ohne alle Angſt zuſehen; die geſunde Vernunft und das materielle Intereſſe verhindern das Entſtehen werthloſer Parcellchen. Unberechenbar beſſer und wohlthätiger iſt ein Zuſtand, wo Viele kleine Grundſtücke haben, als wo Einer ſie alle allein beſitzt. Das Letztere iſt der Fluch Siciliens und anderer Länder; Barone und Pfaffen ſind dort wegen ungeheurer Ausdehnung ihrer Ländereien die Urſache des allgemeinen Elends an Leib und Seele. — Daß die Bodencultur durch die Parcellirung nicht erhöht ſei, iſt, milde geſagt, eine Behauptung der vollſtändigſten Unwiſſenheit. Der Verf. widerlegt ſich ſelbſt ſchon durch das Zugeſtändniß der Thatſache, daß dem Staate materielle Vortheile daraus erwachſen ſind. Wäre dies möglich, wenn nicht auch die Landeigenthümer mehr Wohlſtand erlangt hätten? Aber der „Eigennutz“ als beſtberathener Regulator des Güterumfangs iſt ihm durchaus anſtößig. Die Baronie hat ihn ſo benebelt, daß er uns mit Nebel überziehen möchte: „Nicht der Eigennutz, ſondern die Vernunft mit ihrer Geſetzmäßigkeit muß die Dinge und das Verhalten der Staatsbewohner beſtimmen und regieren.“ Was den Einzelnen nützlich und heilſam iſt, iſt es auch der Summe dieſer Einzelnen. Das iſt *Vernunft*. Der materielle Wohlſtand iſt die ſicherſte, die nothwendige Grundlage, auf welcher ein Volk zum Menſchengefühle gelangt und geiſtig-ſittliche Wohlfahrt gewinnt. Der Verf. foppt ſeine Leſer mit der Forderung, der Geſetzgeber müſſe „nicht auf den Eigennutz der Einzelnen, ſondern auf den Zuſtand der Mitbürger und der Geſammtheit der Staatskörperſchaft“ ſeinen Blick richten. Sind denn die „Einzelnen“ nicht auch „Mitbürger“, Theile der „Geſammtheit“? Freilich mögen viele Einzelne ſich nicht hergeben, daß ſie von ein paar Baronen ausgeſogen werden. Der bevorzugte Stand, das iſt die „Geſammtheit“, mit welcher der Verf. taſchenſpielert. „Keiner will dem allgemeinen Wohle ſeinen *Vortheil* opfern, noch die *Nachtheile* beachten, die einerſeits *ihm* und andererſeits der Geſammtheit aus der Beweglichkeit des Grundbeſitzes zufließen.“ Im Handumdrehen wird der Vortheil des Einzelnen in Nachtheil für ihn verwandelt! Unverbeſſerlicher Einzelner, der du nicht einſiehſt, welche Wonne es gewährt, Fußſchemel eines Barons zu ſein! Man kann dem Verf. nur rathen, daß er noch die hohe Schule der Sophiſtik beſuche; ſeine Dialektik iſt noch zu ungelenk. Davon zeugt auch dies: „Das bewegliche Grundeigenthum kommt *nicht immer* in die Hände der guten Landwirthe, *ſondern vornehmlich* in die der Capitaliſten und Speculanten“ ꝛc. ꝛc. Vorn im Satz iſt die Ausnahme Ausnahme, hinten iſt ſie Regel! Der Güterſchacher iſt allerdings ein Uebel, wie jeder Schacher; allein eine anſtändige Verwendung des freien Eigenthums iſt etwas ganz anderes. Uebrigens iſt die Baronie ebenfalls mit gemeiner Gewinnſucht ſehr vereinbar. Es gibt Majoratsherren, welche ſich von Geldmäklern und Güterſpeculanten durch nichts als noble Geburt unterſcheiden, wenn ſie auch ihr Majorat nicht antaſten können. Mancher adelige Gutsbeſitzer macht gute Geſchäfte in Aeckern, gerade wie ein Roturier. Wenn er ſeine Schulden damit deckt, deſto beſſer für die Gläubiger. Man muß ſich nur nicht ſtellen, als ſei die Großmuth und edle Uneigennützigkeit das Monopol des Adels oder ſeiner Blüthe, der Baronie.

Wenn der Verf. ſich ſelbſt treu bliebe, ſo würde er dem Grundbeſitze die Rückkehr in den alten Feudalismus geradezu empfehlen. Er täuſcht ſich ſelbſt, indem er ſich für einen Jüſte-Milieu zwiſchen den alten Feudallaſten und dem modernliberalen Syſteme unbeſchränkter Freiheit des Grundeigenthums erklärt. Iſt dieſe Freiheit eine halbe, bedingte, ſo wird ſich der Bauernſtand niemals aus ſeiner phyſiſchen und geiſtigen Bornirtheit erheben, und die drückende Domination der Gutsherren wird ſich verewigen. So gut wie alle andern Staatsangehörigen hat auch der Bauer ein Recht, Staatsbürger zu ſein, und nicht bloßer Untergebener eines Gutsherrn. Der Verf. ſtützt ſich unter andern Gewährsmännern auf Funcke: „Die aus der unbeſchränkten Theilbarkeit des Grundeigenthums hervorgehenden Nachtheile“. Derſelbe meint: „Der Bauer muß perſönlich frei ſein, und mithin die Leibeigenſchaft aufhören; allein zu weit gehet man, wenn man den Colonen außer aller Verbindung mit dem Gutsherrn bringt.“ Was bezweckt dies anders, als halbe Leibeigenſchaft? Die Erbunterthänigkeit iſt in jeder Geſtalt mit Ungerechtigkeit verknüpft und eine Sünde wider den heiligen Geiſt des Menſchen. Wir halten es in dieſem und verwandten Gegenſtänden mit Sièyes Wort: „Eine halbe Wahrheit iſt noch ein Irrthum.“ Jede Variation des Adelsſtandes kann die Herrſchaft einer Zeit zurückführen, wo man von la gent taillable et corvéable à merci et à volonté ſprach, wenn gleich der Verf. meint, „kein ächter Adeliger“ werde in dieſen Ton einſtimmen.

Die Frömmigkeit, ein Firniß, in welchen jetzt ſo viele Verhältniſſe eingetaucht, ein Stoff, aus welchem ſo mancherlei Fabrikate zugerichtet werden, wird auch bei der Aufrechthaltung des kraſſen Bauernthums nützlich verbraucht. Funcke u. A. ſprechen von einer „frommen“ Beziehung des Menſchen zum Bodenbeſitze, von inniger Verbindung des Ackerbaues mit der „Religion“, und gegentheilig von der „Gottentfremdung“ und falſchen Freiheit, dem Hochmuthe und Mangel an Vaterlandsliebe bei dem Gewerbs- und Handelsſtande. Die Nähe Gottes mache den Ackerbau fromm. Auf all' ſolches Gerede iſt nichts zu erwiedern, als erſtens, daß die ſittlichen Wirkungen des Landlebens auch ohne jene ſtiere Religioſität, und noch beſſer, erfolgen; zweitens, daß dieſer Vortheil, ſei er groß oder klein, bei der freieſten Allodialverfaſſung am gründlichſten zu erlangen ſteht; drittens, daß die Bauernfrömmigkeit gewöhnlichen Schlages eine dumpfe niedrige Stufe iſt, welche viel edlere, begehrenswerthere über ſich hat.

Da der Verf. die Baronie ſo wenig wie ſeinen Schatten los wird, ſo muß ſie auch die bute noire ſeines Kritikers bleiben. S. 87 leſen wir den erhabenen Ausſpruch: „Das Reich der Privilegien und der nur durch Geburt Bevorrechteten iſt dahin und darf nicht wiederkehren; aber die Baſis der Staaten, die tief verletzt iſt, muß wieder hergeſtellt werden durch eine für Wahrheit und gegen Willkür nach feſten Normen einwirkende Baronie.“ Sich ſelbſt widerſprechend läßt der Verf. hier die Wichtigkeit der „Geburt“ fahren. Dann ſtürzt ja auch ſein Kartenhaus der Baronie zuſammen. Aber — quandoque bonus dormitat Homerus. Die Baſis der Staaten iſt um ſo feſter, je weniger Rechtsungleichheit, je mehr freies Staatsbürgerthum in ihnen iſt. Einen tüchtigen Ballaſt von Privilegien hat die Neuzeit aus dem Hauſe geworfen. Das ſcheint dem Verf. ein bitteres Unrecht. Er könnte ſich mit dem Quantum, welches noch drinnen geblieben iſt, begnügen. Aber er möchte das Beſeitigte durch die Hinterthüre wieder einſchmuggeln, wenn auch unter der Maske einer nagelneuen Baronie.

Alles Mögliche bietet der Verf. für ſeine Adelsreform auf; die Poeſie. Er citirt das ſtaunende Gefühl des „Verſtorbenen“ beim Anblicke der impoſanten Burg Warwick mit ihren herrlichen Beſitzungen und tauſendjährigen Geſchlechtserinnerungen. Der Fürſt fragt: „Gibt es einen ſo unpoetiſchen Menſchen, in deſſen Auge nicht die Glorie dieſes Andenkens auch den ſchwächſten Repräſentanten eines ſolchen Adels noch heute umglänzt?“ Alle Achtung vor der Poeſie, aber noch größere vor der Wahrheit! Die fürſtliche Frage enthält viel Stoff zu einer Adelspredigt; doch laſſen ſich auch Volkspredigten damit verſorgen. Eine ſolche wäre etwa in drei Theilen; erſtens: Ein ſchwacher Sprößling wird von der Ahnenglorie nicht umglänzt, ſondern verdunkelt und in das reine Nichts geſchoben; zweitens, die „Glorie“ der alten Edelleute wird ihrerſeits gar zu häufig verdunkelt, wenn man ſie mit der wirklichen Geſchichte beleuchtet. Brutale Herren und abrütirte Knechte treten uns ſelbſt aus den dürftigſten alten Chroniken entgegen. Drittens, alle Stammbaumspoeſie, aller Nimbus nobler Heldenthaten iſt ärmliche und erbärmliche Proſa gegen diejenige Poeſie, welche im freieren Flügelſchlage des Genius der heutigen Menſchheit liegt.

Am Schluſſe ſeiner Schrift ſpricht der Verf. von den Verhältniſſen des Adels in Preußen. Obgleich er ſelbſt den kläglichen Zuſtand dieſes Landes, welcher den tiefen Sturz und die Regenerationsgeſetze hervorrief, näher bezeichnet, ſo bringt ihn doch dies nicht zur Beſinnung über ſeine Vorſchläge wegen eines neuen Magnatenthums. Von ſelbſt verſteht ſich, daß er ſich von den „höchſt bedeutſamen“ Standeserhöhungen bei Gelegenheit der Huldigung 1840 viel verſpricht. Die Haupttendenzen unſerer Zeit laſſen keinen Zweifel darüber, daß dergleichen Maßregeln vereinzelte machtloſe Verſuche bleiben werden. Unter dem Adel ſelbſt hat ſich, wenn gleich aus verſchiedenartigen Beweggründen, völlige Abneigung gegen Creirung von Majoraten kund gegeben. Bloße Titeländerung bei gewiſſen Perſonen aber iſt eine Beſchäftigung, die keines ſich ſelbſt achtenden Fürſten würdig ſein möchte. Hoffentlich wird ſich der Verf. in der Vorausſicht täuſchen, „daß durch den neueſten Vorgang in Preußen die Standeserhöhungen auch in andern deutſchen Staaten zunehmen werden“; bis jetzt iſt nicht viel davon zu ſehen, wenn gleich immer noch mehr als nöthig.

Der Erwähnung werth iſt noch des Verf. Wunſch, der deutſche Bundestag möge einen Beſchluß wegen voller Anerkennung des Adels und der Standeserhöhung eines beſtimmten Bundesſtaates in allen übrigen faſſen. Daneben möchte Ref. ſich noch den Vorſchlag erlauben, daß ebenfalls durch Bundesbeſchluß die volle Gültigkeit eines Staatsgrundgeſetzes im Inlande aufrecht gehalten werde. Dringender iſt dies offenbar, als jene Maßregel beim Adel, welcher wenigſtens im Inlande ſelbſt nicht angetaſtet wird.

— Die Adelsideen, welche im Kopfe des Verf. ſpuken, könnte er mit einigen Stellen ſeiner eigenen Schrift verſcheuchen. Er denke z. B. nur eine Stunde recht aufmerkſam über das Wort nach (S. 92), welches der ehemalige preußiſche Juſtizminiſter, Graf Danckelmann, in einer Miniſterialverſammlung ausſprach: „Hätte der König mich darum nur zu meiner Würde erhoben, weil ich Graf bin, ſo wäre ich auf der Stelle bereit, mir den Abſchied zu erbitten.“ Dieſe Erklärung, ſo hell wie Sonnenlicht, iſt unſerm Verf. zu dunkel. Man bewundere ſeine Geſchicklichkeit, Schlüſſe zu machen: „Solchen Männern gebührt der Ehrenplatz von Rechtswegen" (d. h. Männer, wie Graf Danckelmann, verdienen baroniſirt zu werden). „Sie beſtätigen die Wahrheit, daß der ächte Adel die Stütze des Thrones und der vermittelnde Stand zwiſchen Fürſt und Volk ſind. Nicht zu oft kann man die Wahrheit wiederholen: daß eine erbliche Monarchie ohne einen tüchtigen Erbadel ein Gebäude iſt, das in der Luft ſchwebt, und daß nur Wenigen gegeben iſt, ein ſolches Gebäude im Gleichgewicht zu erhalten." Demnach lehrt derſelbe Danckelmann, der nichts von ſeinem Grafenthum hält, daß weder Fürſt noch Volk ohne Adel auskommen können! Geſchichtliche Belege gibt es reichlich, daß Erbadel die Monarchie nicht vor dem Sturze bewahren konnte; im Gegentheil, er hat ihn regelmäßig befördert. Wenn ein Fürſt mit der Intelligenz und Tüchtigkeit ſeines Volkes Schritt hält, ſo kann er keine ſichrere Grundlage ſeines Thrones finden, als eben ſein Volk; er kann ohne Leibwache ruhig durch bevölkerte Straßen gehen und in der beſcheidenſten Hütte übernachten. Das Volk iſt ſeine Leibwache; dagegen jeder Adel, welcher den Fürſten vom Volke ſcheidet, erregt das gerechte Mißtrauen des letzteren. Die Beſtändigkeit der Dynaſtien hängt nicht von Adel und Militär ab, ſondern von ihrer eigenen Handlungsweiſe. Deſpotiſche oder auch nur reactionäre Fürſten erregen mehr und mehr den öffentlichen Haß und erarbeiten ſich ſelbſt häufig genug ihren Untergang. Da hilft ihnen kein Gott, nicht einmal ein noch ſo „tüchtiger Erbadel". Noch ergötzlicher indeſſen, als die Vorſtellung von den heilſamen Kräften des Erbadels für die Monarchie, iſt die von dem Verf. zu Hülfe gerufene Meinung Zachariä's, nach welcher der Erbadel dem Volke unentbehrlich iſt und zu einer Art Bürgerrettungsinſtitut wird. In deſſen Schrift: „Die Souveränetätsrechte der Krone Würtemberg in ihrem Verhältniſſe zu den ſtandesherrlichen Eigenthumsrechten des fürſtlichen Geſammthauſes Hohenlohe", heißt es: „Ein Volk, das, unter einer erblich-monarchiſchen Verfaſſung lebend, ſeine geſetzlichen Freiheiten ohne einen Erbadel bewahren zu können glaubt, vergißt die Nothwendigkeit, gegen eine Gefahr von Schutzmitteln Gebrauch zu machen, welche der Gefahr gleichartig ſind.“ Alſo similia similibus! Daß der Adel für ſeine eigene Freiheit herrlich gekämpft hat und Andere kämpfen laſſen, iſt z. B. aus Polens Geſchichte zum Ueberdruſſe bekannt. Daß er aber zum Held und Märtyrer der Gemeinfreiheit geworden, iſt ſelten geſchehen und gewöhnlich nur in einzelnen hohen Geſtalten. In der letzten polniſchen Revolution verwarf der Adel bekanntlich die vorgeſchlagene Emancipation der Bauern, die ſich doch gewiß tüchtig ſchlugen. Wie will man doch den Werth des Adelsinſtituts von jener Seite her aufputzen? Die Völker glauben nicht daran. Hof, Adel, Polizei und Armee — dieſe Tetrarchie hat aus der abſoluten Monarchie Jahrhunderte lang eine Geißel der Nationen gemacht. Die reine Deſpotie iſt der öffentlichen Freiheit viel weniger gefährlich, als wenn ſie netzartig einen zahlreichen Adel über das Volk ausſpannen kann. Ohne dieſen iſt ſie eben ſo leicht geſtürzt, wie entſtanden. Deßhalb wäre der chroniſche Adel als Schutzmittel gegen akute Deſpotie ungefähr dasſelbe, was permanente Diarrhöe, damit man nicht die Cholera bekomme. Die Tyrannei eines Mannes nebſt Anhang iſt ungleich leichter zu curiren, als dasſelbige Uebel, wenn hunderte von kleinen Tyrannen es repräſentiren. Ein Volk, welches noch Lebenskraft hat, erwartet die Beſchützung ſeiner Freiheit nicht von einem privilegirten Stande. Wenn irgendwo, ſo heißt es in dieſem delicaten Puncte: ſelbſt iſt der Mann. Die Julirevolution gibt dazu ein Beiſpiel von ſchärfſter Umgrenzung. Ueber das Therapeutiſche folgende Bemerkung. Dem Anſcheine nach verfuhren die Franzoſen homöopathiſch; in ſolchem äußerſten Falle wird Gewalt mit Gewalt curirt. Ihrer inneren Natur nach iſt aber dieſe Heilmethode reine Allopathie. Die bloß durch Tyrannei berechtigte Revolution iſt nichts weiter, als die Freiheit, das Recht, die Ordnung und das Wohl des Staates, aufgereizt und in Zorn gerathen. Die Tyrannei iſt ſelbſt Revolution gegen dieſe höchſten politiſchen Güter. Die Erhebung eines Volkes fur ſeine Freiheit iſt Negation der Negation, alſo die allerſtärkſte Poſition.

Alle Verſuche, die Nothwendigkeit und Nützlichkeit des Adels zu erhärten, müſſen an ſeinem Begriffe und ſeiner Geſchichte ſcheitern. Im neunzehnten Jahrhunderte iſt er vollends ein Anachronismus. Die norwegiſche Conſtitution hat es begriffen. Adel oder keiner, iſt eine Streitfrage, welche in der civiliſirten Welt ziemlich entſchieden iſt. Wozu brauchen wir Namen und Wörter? Ausgezeichnete Menſchen ſind ja ſchon als ſolche adelig; weßhalb noch die ausdrückliche Benennung? Nobilitas sola est atque unica virtus, ſagt Juvenal. Die, welche den Adel machen wellen, ſind Sacramentaliſten. Die Form der catholiſchen Taufe z. B. macht ſchon fromm und ſelig. Solche Leute ſtellen nach Prieſtermanier die Sache auf den Kopf. Sie machen aus zufalligen Aeußerlichkeiten Verdienſte. Sie fordern Vorrang ohne Arbeit, Genüſſe vor der Mühe. Aber das conſervative festina lente mag nichts davon wiſſen und ſagt: Erſt laßt eure Verdienſte ſehen, dann wird die Würde ſchon nachfolgen.

Was aber mit dem einmal vorhandenen Adel anfangen? Nichts einfacher. Man belaſſe ihm kein einziges Vorrecht, d. h. ungerechtes Recht; man fabricire keinen neuen. So wird der Adel ruhig zu Ende ſterben. Arzneimittel können nur ſeine Leiden verlängern. Geiſtlichen Troſt wird man ihm gern gönnen.

Karl Nauwerck.

Inhalt.

Seite

A. Cenſur.

I. Actenmäßige Darlegung der Cenſurverhältniſſe der Halliſchen und Deutſchen Jahrbücher 1839, 1841, 1842 . . . 3

II. Bemerkungen über die neueſte preußiſche Cenſurinſtruction, n. v. 56

B. Preßfreiheit.

I. Die rheiniſche Zeitung über Preßfreiheit. n. z. . . . 91

II. Die Preſſe und die Freiheit, von Arnold Ruge . . . 95

C. Lehrfreiheit.

I. Bruno Bauer und die Lehrfreiheit, von Arn. Ruge. n. v. 119

II. 1842 n. Chr. und 1599 v. Chr., von M. F. n. z. . 143

D. Politiſche Freiheit.

I. Fichte und die Revolution, von Friedrich Köppen. n. v. 153

II. Woher und wohin? oder der preußiſche Landtag im Jahre 1840. Kritik von Karl Nauwerck. n. v. 197

III. Innere Zuſtände Preußens nebſt einer Analyſe der „Vier Fragen“ eines Oſtpreußen und kurzer Kritik vier ſeiner Gegner. Kritik von Karl Nauwerck. n. z. . . . 212

IV. Der vaterländiſche Preuße, eine beifällige Erklärung, von Karl Neumerck. n. v. 228
V. Stimmen aus Preußen an Preußen, vom Rhein. n. 1 . 237
VI. Zur Litteratur über den Königsberger Verfaſſungsantrag, von Mg. n. 1. 247
VII. Der Adel und die Zeit, von Karl Neumerck. n. 1. 282

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Anekdota

zur

neueſten deutſchen Philoſophie und Publiciſtik

von

Bruno Bauer, Ludwig Feuerbach, Friedrich Köppen, Karl
Nauwerck, Arnold Ruge und einigen Ungenannten.

Herausgegeben

von

Arnold Ruge.

Zweiter Band.

Zürich und Winterthur,
Verlag des Literariſchen Comptoirs.
1843.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Druck von Fiſcher und Wittig

Inhalt

des zweiten Bandes.

Seite

E. Philoſophie.

- I. Neue Wendung der deutſchen Philoſophie, Kritik des Buchs: „Weſen des Chriſtenthums von Ludwig Feuerbach" von „Arnold Ruge. n. z. 3
- II. Vorläufige Theſen zu einer Reform der Philoſophie von Ludwig Feuerbach. n. z. 62

F. Theologie.

- I. Leiden und Freuden des theologiſchen Bewußtſeins von B. Bauer. n. z. . . . 89
- II. Bremiſches Magazin. Rez. von B. Bauer. n. z. . 113
- III. Kliefoths Einleitung in die Dogmengeſchichte. Rez. von B. Bauer. n. z. 135
- IV. Ammon Leben Jeſu. Rez. von B. Bauer. n. z. . 160
- V. Das alte neue Teſtament, von B. Bauer. n. z. 185

Vermiſchtes.

- VI. Die hiſtoriſche Komödie unſerer Zeit, von Arnold Ruge. n. z. . . . 194

Seite

VII. Luther als Schiedsrichter zwiſchen Strauß und Feuerbach. Kein Berliner. 206

VIII. Die philologiſche Kritik der deutſchen Jahrbücher. Aus Berlin. 209

IX. Das „chriſtlich-germaniſche“ Juſtemilieu, von Arnold Ruge. u. ſ. 215

X. Die chriſtliche Philologie, von M. F. u. v. 251

XI. Ueber Bohlens Autobiographie, von Karl Roſenkranz. Zur Vergleichung mit dem Abdruck in den deutſchen Jahrbüchern 275

E.

Philoſophie.

I.

Neue Wendung der deutſchen Philoſophie.

(Das Weſen des Chriſtenthums, von Ludwig Feuerbach. Leipzig, Otto Wigand, 1841.)

Feuerbach hat die Principien dieſer Schrift ſchon früher in ſeiner Geſchichte der neuern Philoſophie bei Gelegenheit von Leibnitz und Pierre Bayle 1838, in der „Kritik der poſitiven Philoſophie“ (Halliſche Jahrb. 1838), in dem Aufſatz „zur Kritik der Hegelſchen Philoſophie“ (Halliſche Jahrb. 1839) und in der Broſchüre „über Philoſophie und Chriſtenthum“ (1839) ausgeſprochen. Daß dies etwas weſentlich Neues und was es eigentlich ſei, wurde nicht ſogleich begriffen, wenn man auch von Subjectivismus, von Rationalismus und Mißverſtand der Geſchichte ſprach. Vielmehr, um den innerſten Sinn und das ganze Gewicht dieſer Principien dem Publicum, ſelbſt dem philoſophiſchen, nahe zu rücken, war erſt noch ihre Concentrirung und nähere Ausführung, wie ſie jetzt vor uns liegt, nothwendig. Erſt ſeitdem kommt Feuerbachs Bedeutung für die Weiterführung der Philoſophie und für die Geſchichte überhaupt mehr und mehr zum Bewußtſein. Wir haben hier die erſte wirkliche Kritik des Chriſtenthums vor uns.

Die practiſchen Bedenken, die die Sache von hinten anfangen und uns über eingebildete Verlegenheiten lamentiren laſſen wollen, welche aus dem Eingeſtändniß der enthüllten Wahrheit entſpringen ſollen, gehören nicht hieher; ſie gehören jenem rohen Bewußtſein an, welches noch etwas Anderes außer der Wahrheit für das Gute erklärt. Es handelt ſich hier um Philoſophie und um nichts als Philoſophie. Man könnte nun meinen, ſo ſtünde die Sache ſehr gut; denn wie viel alte und junge Männer gibt es nicht jetzt, die Philoſophen ſind? Aber ſo viele ſich auch Freunde der Wahrheit nennen, wenige werden es ſein. Die Kritik des Chriſtenthums iſt für Beruf, Fortkommen und geſellige Lage gar zu unbequem. Dennoch kann in dieſem Fall, obwohl er, wie eine Meſſerſcheide, zwei große Stromgebiete der Weltgeſchichte aus einander theilt, von nichts Weiterem die Rede ſein, als von dem Schickſal aller wahren Philoſophie. Die Pietiſten und die Rationaliſten, die Conſervativen und die Cenſur, als die Polizei des geiſtigen status quo — das iſt der alte Scheiterhaufen, nur in ſeine Elemente zerſplittert: fügt ſie in Eins zuſammen, gebt der Theologie ihren Willen, und ihr habt ihn wieder: und wie es nicht an Bauern fehlt, die den Rothſtift der Cenſur durch Werke führen, die ſie nicht verſtehen, ſo wird auch jener Bauer nicht fehlen, der das Holz zu dem neuen Glaubensfeuer herbeiträgt. Die moraliſche Verdammniß, wo es ſich um reine Erkenntniß handelt, das Einſchreiten mit polizeilichen Maßregeln gegen Philoſophie und Wiſſenſchaft iſt ganz die alte Maxime, nur verdünnt, verblaßt und humaniſirt. Man ſucht ſich ſo oder ſo die unbequeme Wahrheit vom Halſe zu ſchaffen. „Philoſophie, ſagt Feuerbach in ſeiner Kritik der Poſitiviſten, iſt Enttäuſchung — darum adſtringirend, bitter, herb, widerlich, unpopulär; die Speculation (der Poſitiviſten) dagegen iſt Selbſttäuſchung — darum gemüthlich, angenehm, populär, wie jede Illuſion.“ Noch mehr. Der Philoſoph iſt ein Irrenarzt, dem es in ſeiner Praxis nicht ſelten begegnet, daß die Kranſen ihm Stuhl und Bänke an den Kopf werfen, weil der Wahnſinn mit ihm nicht beſtehen könne und die Welt ohne Tollheit ſicherlich zu Grunde gehen würde. Darum nennen ſie die Philoſophie „deſtructiv" und „negativ", die Medicin derſelben „Gift" und „corroſiv". Sie haben recht. Indeſſen äußert ſich in neuſter Zeit die Krankheit weniger acut, als früher; die Maniaci ſind noch vorhanden, aber ſie dominiren nicht mehr, und die ſanftere, halb aus dem Traum geriſſene Majorität ſchämt ſich vor dem Zuſchlagen, findet es im Allgemeinen roh, und wenn ſie auch im Stillen manchem wahren Wort den Hals umdreht, ſo hat ſie wenigſtens öffentlich einen gewiſſen Reſpect vor den läſtigen Aerzten.

Hieraus erklärt ſich die Möglichkeit der heterodoxen Literatur als äußerliche Thatſache.

Die wiſſenſchaftliche Geneſis der jetzigen Heterodoxie brauchen wir nicht auf die ethiſche und politiſche Haltung der Zeit zurückzuführen, obgleich dieſe durch die unerhörten Zumuthungen ihrer ſchamloſen Reaction ſehr ſtark dabei betheiligt iſt, daß man den alten Inhalt ernſtlich und gründlicher als je ins Auge gefaßt; wir finden vielmehr die Gegenſätze, in der wiſſenſchaftlichen Literatur ſelbſt, rein als Stufen der Erkenntniß dargeſtellt, werden alſo in unſerer Kritik das Ethiſche möglichſt aus dem Spiele laſſen, und den Büchern und ihren Verfaſſern, die hieher gehören, keine anderen Motive zuſchreiben, als die Stellung ihres wiſſenſchaftlichen Bewußtſeins.

Neuerdings ſind vier Bücher erſchienen, die ein intereſſantes Verhältniß zu einander und zu der Hegelſchen Philoſophie haben, und, richtig geſtellt, Stufen der Geiſtesentwickelung, die jetzt vor ſich geht, bezeichnen: „Vatke über die menſchliche Freiheit", „Strauß chriſtliche Glaubenslehre in ihrer geſchichtlichen Entwickelung und im Kampfe mit der modernen Wiſſenſchaft", „die Poſaune des jüngſten Gerichts über

Hegel den Antichriſten und Atheiſten“, und „Feuerbachs Weſen des Chriſtenthums“.

In den beiden erſten Büchern von Vatke und Strauß ſpricht ſchon der Titel die Hegelſche Amphibolie, den „Kampf“ der „menſchlichen“ Freiheit mit dem übermenſchlichen Schattenreich der Theologie, aus. Bei Vatke ſiegt die Theologie, bei Strauß die Philoſophie. Es iſt noch nicht reiner Boden der Philoſophie, auch nicht der Geſchichte; Vatke's „menſchliche Freiheit“ hat es daher nicht mit dem Reinmenſchlichen und mit dem Proceß der Vernunft in der Welt zu thun, ſondern mit dem blauen Dunſt der Theologie; eben ſo in Strauß Dogmatik wird nicht und konnte nicht ausgegangen werden von der Wirklichkeit der totalen menſchlichen Entwickelung (und aus dieſer iſt doch immer erſt die Auflöſung der Theologie erklärlich), ſondern von dem beſchränkten Gebiet der Theologie und ihrer Phantaſieen. Das Intereſſe in beiden Büchern iſt nicht menſchlich, ſondern theologiſch. Allerdings löſt Strauß die Theologie auf; dieſe Arbeit in dieſer Weiſe iſt unendlich hoch anzuſchlagen, aber dennoch iſt ſeine Dogmatik das beſte Hülfs- und Handbuch für Theologieſtudirende; die Theologie hat einen ſtarken Magen, und ſie wird bald die Nothwendigkeit einſehen, ernſtlich auf Strauß zurückzukommen; ſeine Dogmatik zu übertreffen, wird ihr wenigſtens unmöglich fallen, die Weisheit der Sibylle alſo auch in dieſer zuſammengeſchwundenen Geſtalt dennoch zu acquiriren und Strauß auf irgend ein theologiſches Katheder zu berufen ſein. In der dritten Schrift: „der Poſaune“, wird allerdings von der Theologie nur fictiver Weiſe ausgegangen. Die Theologie wird in Wahrheit vielmehr vorausgeſetzt, als eine Denkungsart, mit der unſere ganze Zeit ſo gründlich fertig geworden ſei, daß ihr reiner und naiver Ausdruck auf das philoſophiſche und gebildete Bewußtſein nur eine grotesk-komiſche Wirkung hervorbringen könne. Das merkwürdige Buch mit ſeinen Stellen aus den Pſalmen, den Propheten, dem Hiob u. ſ. w. macht die Probe. Aber die Intention, die wenigſtens ſcheinbar vorliegt, das neue Princip, wodurch Hegel zu ſeinen Conſequenzen gebracht wird, ſchon in Hegel ſelbſt nachzuweiſen, gelangt nur halb zur Evidenz. Selbſt die Citate, die doch zu dem Zweck ausgewählt ſind, um die *Conſequenz* recht derb hervorzuheben, zeigen noch die Hegelſche *Inconſequenz* und Amphibolie auf. So wird im erſten Abſchnitt die Polemik Hegels gegen die Gefühlstheologie aus dem orthodoxen Standpunct und mit dem Object der Anbetung geführt, und dennoch folgt im eilften und zwölften Abſchnitt die Auflöſung aller Cultur in die wahre Objectivität des Geiſtes, wie ſie Hegel verſteht, nämlich die Sittlichkeit, den Staat und deren fürſichſeiende Exiſtenz, d. h. den Proceß des ſelbſtbewußten Geiſtes, in dem alles Object der Anbetung ſich in Geiſt und Selbſtbewußtſein auflöst. Dieſer Widerſpruch in unaufgelöster Geſtalt iſt dem Hegelſchen Standpunct eigenthümlich; er iſt er ſelbſt. Hegel macht mit ſeinem Princip des freien Selbſtbewußtſeins oder des Geiſtes, der abſolut iſt, der alten Welt gegenüber nirgends als in abstracto Ernſt. Was er in der Logik widerlegt, erkennt er in der Rechts- und Religionsphiloſophie wieder an. Dieſe Amphibolie ſteckt daher auch in der „Poſaune". Die „Poſaune" alſo, ſo extrem auch ihr verwegener Ton dem Pietiſten ins Ohr dröhnen mag, iſt dennoch auf der Linie der Hegelſchen Philoſophie ſtehen geblieben, während es keinem Zweifel unterliegt, daß ihr Verfaſſer, erhaben über ſein Buch, dem weſentlich neuen Standpunct der wirklichen reellen Freiheit angehört. Tauſende haben Hegel geleſen und ihn ſo geleſen, wie es Mode war, dies „nützlich-löbliche Geſchäft" zu betreiben; der Poſauniſt zeigt mit genialer Ironie, was alles aus Hegel herausgeleſen werden könne, wenn man die Augen dazu hat. Es iſt wie mit der Bibel, aus der nun ſchon ſo viele Jahrhunderte hindurch jede Zeit ſich ſelbſt heraus las, wenn ſie es darauf anlegte. Ein ſchlagendes Beiſpiel und zugleich eine große Lehre. Es genügt nicht, den Fortſchritt der Zeit in der Vergangenheit nachzuweiſen; das Neue muß ſich auf ſeine eigenen Füße ſtellen; denn alle Exegeſe eines Neuen aus dem Alten iſt ſchief, iſt eben der Fehler der Hegelſchen Zweideutigkeit und ſeines Doppelſinnes, der Fehler der Philoſophie, welche ſich in die überſchrittene chriſtliche und feudale Weltanſicht hineinlegt und bei dieſem Geſchäfte ſowohl ſich als jene Geiſtesſtufen falſch auslegt.

Doch die „Poſaune“, die ein Schalk geſchrieben, hat ohne Zweifel einen politiſchen oder, wenn man lieber will, einen ethiſchen Zweck, und dieſen mußte ſie nothwendig erreichen. Sie mußte es erreichen, den ſchreienden Widerſpruch der Philoſophie oder unſerer Zeit und Wiſſenſchaft mit der hiſtoriſch-überſchrittenen Zeit der chriſtlichen Welt auch dem Stupideſten anſchaulich zu machen. Sie iſt eigentlich eine Conſequenz Feuerbachs, die aber um der Ironie willen ſcheinbar einen Schritt zurück geht.

Hat nun der Verf. der „Poſaune“, obgleich er mit theologiſchen Hunden philoſophiſche Haſen zu hetzen vorgibt, weder die Stellung Hegels, noch die der Theologie, was die beiden Seiten ſeines Buchs ſind, verhält er ſich alſo zu ſeinem Buche offenbar ironiſch; ſo ſind dagegen Vatke und Strauß von ihren Büchern nicht zu trennen, am wenigſten Strauß, während man allerdings Vatke's Buhlen um das Zeugniß der „Uebereinſtimmung mit der wahren Frömmigkeit“, und das in dieſer Lage des wiſſenſchaftlichen und politiſchen Geiſtes, für eine Simulation und noch dazu die allererfolgloſeſte, die es geben kann, halten müßte, wenn nicht dieſe üble Gewohnheit ſchon von Hegel her ſo entſchieden zur andern Natur ſeiner legitimen und hyperlegitimen Söhne geworden wäre, daß ſie für das Ethiſche in dieſem ſklaviſchen Acte gar keine Empfindung mehr haben. Das war ein Standpunct des Bewußtſeins oder auch der Bewußtloſigkeit, des theologiſchen Duſels. Jetzt, ſeit Feuerbachs Buch erſchienen, iſt dieſe Naivität am Ende. Vatke's Buch erſchien faſt gleichzeitig, und hatte ſo das Unglück, in ein recht grelles Licht zu fallen. Statuirt man, wie Vatke, einen doppelten Geiſt, ſo gibt es keine menſchliche Freiheit. Die Frommen mögen vortrefflich, ſie mögen Engel ſein, wie die guten und ſchönen Kinder, aber frei ſind ſie nicht. Freiheit iſt mit Frömmigkeit, der Unterwürfigkeit unter ein entgegengeſetztes Selbſt, ſchlechthin unvereinbar; alle Taſchenſpielerſtückchen, die den theologiſchen, tranſcendenten Gott und den philoſophiſchen Begriff des Geiſtes vereinigen wollen, ſind verlorne Mühe. Hegel legt in der Rechtsphiloſophie der Lehre von der Freiheit, welche den ganzen ethiſchen Organismus ausfüllt, den Willen zum Grunde; die Explication des Willens iſt der metaphyſiſche Theil davon und die ſich ſelbſt beſtimmende Vernunft als die Gegenwart des Ewigen, das iſt ſeine große, die determinirte Entdeckung aller Freiheit. Dies meint Hegel ernſtlich. Er kennt nur Eine, nicht mehrere Freiheiten. Dieſe Grundlage kehrt bei Vatke wörtlich wieder; er hat ſie geſchickt wiederholt, bisweilen ſogar geſchickter, als er ſie vorfand; aber er macht einen ſeltſamen Gebrauch davon. Auf einer metaphyſiſchen Grundlage dieſer Art gibt es keine andre Subjectivirung und Verwirklichung der Freiheit, als das Reich der Sittlichkeit und der Geſchichte. Der Gott, dem dieſe Realität nicht gut genug iſt, wird tranſcendent, ohne damit eine beſſere zu erreichen. Freilich fallen Kunſt und Wiſſenſchaft in dieſe Objectivität hinein; das ganze Reich der Idealität und des Göttlichen, das man vordem der Kirche vindicirte, muß als eine Realiſirung der Freiheit begriffen werden; das Denken, das Bilden, der ſittliche Charakter, alles dies prätendirt aber auch nicht, eine vom freien und wahren Staate getrennte oder gar ihm entgegengeſetzte Freiheitsrealität zu ſein. „Gott mehr gehorchen, als den Menſchen“, iſt kein freies, ſondern ein unfreies Wort, denn es handelt ſich überall nur um den Einen Gehorſam Aller gegen die Vernunft; die Vorausſetzung, Menſchen, die nicht im Namen der Vernunft und der Freiheit gebieten, zu gehorchen, iſt die Vorausſetzung eines Sklaven. Die Kirche iſt nun aber ſchlimm daran. Der Staat und das Weltleben hat alles Göttliche an ſich geriſſen; es ruht in ſeinem Schooße, es kommt durch ihn und aus ihm zum Vorſchein. Dennoch trennt ſich die Kirche vom Staate. Sie prätendirt, auch nach Vatke, noch eine andre Objectivirung der Freiheit, als die des politiſchen Reichs der Sittlichkeit; ſie hat noch eine andre Gemeinde, als die Staatsgemeinde, die „religiöſe“, und einen andern Geiſt, als den freien, den „heiligen“. Aber die Freiheit der Religion und des heiligen Geiſtes iſt entweder ſchlechthin Freiheit des Geiſtes oder gar keine Freiheit. Vatke läßt uns zwiſchen dieſem Dilemma in der Schwebe, und ſtürzt den ganzen Apparat der alten tranſcendentalen Ethik, als da iſt „Sünde“, „Gnade“, „Gemeinſchaft der Heiligen“, „heiligen Geiſt“, „Kirche“, „Buße“, „Kirchenſtrafe“ neben „Staatsſtrafe“ und das Princip aller dieſer Formen, den tranſcendenten theologiſchen Gott, in die Welt der Freiheit, die er uns auslegt, hinein — eine ſehr unwohnliche Welt, in der ihm der Erzbiſchof von Canterbury und ſein College Hengſtenberg guten Morgen bieten werden, ehe er ſichs verſieht. Vatke traveſtirt die Philoſophie in Theologie, in die „ſüße Selbſttäuſchung“ der Speculation. Speculation iſt daher auch ſein Lieblingswort, ſein Ideal. Vatke iſt der talentvollſte, der ſpeculativſte Althegelianer; aber er iſt theologiſcher, als irgend ein Anderer.

Einen ſtarken Schritt weiter geht Strauß. Er erkennt die Unverträglichkeit der modernen Wiſſenſchaft oder der Philoſophie und der Theologie und erkennt ſie an. Er iſt ein Charakter in der Wiſſenſchaft; die Hegelſche Amphibolie faßt er ſcharf ins Auge, namentlich bei den theologiſirenden Schülern und deckt ſie unerbittlich auf. Er handelt nicht mit der „Frömmigkeit“, er zerſtört alle ihre Illuſionen und — „ſetzt an die Stelle der Dogmatik die Philoſophie.“ Dieſe Philoſophie iſt weſentlich die Hegelſche, nur daß die theologiſchen Vorſtellungen in die Begriffe der Gattung und der Subſtanz aufgelöſt werden, ſo Chriſtus, Gott und Unſterblichkeit des Individuums. Die Theologie behält nur die Geltung einer aufgelöſten Form, während ſie bei Hegel in den ironiſchen Partien eine gleichberechtigte, exiſtirende Form zu ſein ſcheint. Strauß Verfahren iſt eine Reinigung der Philoſophie. Aber dieſe Reinigung bleibt dennoch bei dem Hegelſchen Prinzip, namentlich im Verhältniß zur Religion ſtehen. Die Subſtanz, dieſer letzte Halt und Grund der Straußiſchen Philoſophie, bringt es nicht zum Kultus oder vielmehr iſt eine entſchiedene Ueberſchreitung alles Kultus. Der Kultus braucht die Perſon. Nun iſt nach Strauß der Erlöſer die Gattung und Gott die Allperſönlichkeit, alſo beide keine Perſonen; dennoch konnte Strauß in dem Bleibenden und Vergänglichen „ſich nicht entſchließen,“ den Kultus zu dem Vergänglichen zu zählen und er verfiel auf den „Kultus des Genius“. „Chriſtus iſt der religiöſe Genius.“ Blieb nun für Strauß der Kultus, ſo blieb er doch nicht als Kultus des Abſoluten, denn das Abſolute iſt ihm ja die Subſtanz, das abſolute Weſen, nicht die abſolute Perſon, die darum nicht abſolut ſein kann, weil ſie determinirt iſt. Das Zugeſtändniß des „Kultus des Genius“, des Divus ſtatt des Deus, iſt eine Inconſequenz, eine Halbheit, eine Conceſſion gegen die Theologie, die aber von dieſer eben ſo wenig als vordem die Conceſſionen Hegels und Leibnitzens angenommen wurden. Zwiſchen Begriff und Begriffloſigkeit gibt es keine Verträge. Indeſſen iſt „das Bleibende und Vergängliche“

überhaupt nur eine Conceſſion gegen die Begriffloſigkeit und ein hors d'oeuvre. Wichtiger iſt Straußens hegelſche Haltung in der Auffaſſung des Verhältniſſes von Religion und Philoſophie, auf der ſeine ganze Dogmatik ruht. „Die Begriffe der Philoſophie erſetzen im Gemüthe des Philoſophen die religiöſen Vorſtellungen. Er findet in ihnen „dieſelbe Befriedigung,“ ſagt Strauß. Aber beabſichtigen denn auch Religion und Philoſophie dieſelbe Befriedigung und die Befriedigung desſelben? Sind die „Begriffe“ im „Gemüthe“? Iſt das Gemüth das Vorſtellende oder das Begehrende? Allerdings ſtellt der Begehrende ſich vor, was er will, aber ſein Intereſſe iſt nicht das Vorſtellen und die Erkenntniß, die darin liegt, ſondern der Wille, der Wunſch dieſe Vorſtellung, an der kein Zweifel iſt, wie ſie auch ſei, zu realiſiren. Die Philoſophie will Wahrheit und wäre ſie der Tod, die Religion will Leben und Seligkeit und wären beide auch die unmöglichſten aller theoretiſchen Unmöglichkeiten, wo nur das Wunder uns helfen kann. Gewiß entgegengeſetztere Intentionen ſind nicht denkbar. Dies iſt das theologiſche und das philoſophiſche Bedürfniß, welches wir fortdauernd unterſchieden haben; das volle Bewußtſein und die ganze Selbſtverſtändigung der Zeit über dieſen Gegenſatz gibt aber erſt Feuerbachs Kritik des Chriſtenthums. Die Hegelſche Philoſophie und Strauß mit ihr ignorirt den religiöſen Tic, der „Seligkeit“, „Heil“ und „Glück“ will und wünſcht, alſo weſentlich praktiſch iſt und ſchiebt dem Religiöſen ein rein theoretiſches oder metaphyſiſches Intereſſe unter. Aber Strauß hat kein ireniſches Intereſſe mehr, wie Hegel und die alten Hegelianer. Das iſt der Unterſchied. Er betont es, „daß die Form den Inhalt affizire“, und zeigt deswegen vielmehr „die Differenz“ der Dogmatik und der Philoſophie oder der Philoſophie und des Chriſtenthums, als deren „Uebereinſtimmung“ auf. Er weiß ſehr wohl, daß weder die

Religion, noch die Dogmatik die Philoſophie erzeugt haben, und ſetzt daher die Philoſophie nur „an die Stelle“ der kirchlichen Heilsordnung, die für das Bewußtſein unſerer Tage eben leer und hohl geworden. Dennoch kann er dies natürlich nur für den Philoſophen bewirken, der ſelbſt in der Zerſtörung „ſüßer Illuſionen“, alſo in der „herben Wahrheit“ ſeine Befriedigung findet, und ſtellt daher das Problem auf: „ob der philoſophiſche Inhalt jemals Gemeingut werden könne.“ „Der Atheismus (Pantheismus iſt in dieſer Rückſicht, wo es auf die göttliche Perſon und Vorſehung ankommt, ganz dasſelbe.) ſagt Robespierre (Thiers III. 2. 10), iſt ariſtokratiſch. Die Idee eines höchſten Weſens, welches über der unterdrückten Unſchuld wacht und das triumphirende Verbrechen beſtraft, iſt ganz „volksthümlich“. Wäre kein Gott, ſo müßte man einen ſolchen erfinden. Jeder Philoſoph, jeder Einzelne kann darüber eine Meinung hegen, welche er will: wer es ihm zum Verbrechen anrechnen wollte, wäre ein Unſinniger; aber hundertmal unſinniger wäre der Staatsmann, der Geſetzgeber, der eines ſolchen Philoſophen Syſtem annehmen wollte. Der Convent fabricirt keine Bücher und Syſteme. Er iſt eine Staats- und Volksverſammlung.“ Robespierre bekennt in derſelben merkwürdigen Rede, daß er „eben kein Katholik“ und „nur ein getreuer Vertheidiger der Menſchheit“, alſo doch wohl ſo circa Philoſoph ſei; aber Robespierre iſt ein Staatsmann, der das laut denkt, was ſeine Nachfolger nur leiſe denken: „Verdacht und Polizei für uns, Glaube und ihre Diener für's Volk; ob wir einen Gott haben, das iſt nicht die Frage, aber das Volk braucht einen Gott,“ und der mit ihnen darin Recht hat, daß die Philoſophie, als ſolche, niemals Gemeingut, noch weniger Religion werden könne, denn ſie hat keinen Troſt für „die unterdrückte Unſchuld, weil ſie überhaupt nicht tröſtet, ſondern das Troſtloſe unerbittlich für troſtlos anerkennt; wahrlich, es gibt troſtloſe Menſchen, troſtloſe Zeiten und troſtloſe Völker, ſie können reell nur damit getröſtet werden, daß ſie aufhören es zu ſein. Dennoch iſt das Dilemma, ob die *Philoſophie* jemals *Gemeingut* werden könne, eine ganz ſchiefe Frage. Es wird dabei, gerade wie bei den Dogmen, die in ſcholaſtiſcher Manier mit Philoſophemen verglichen werden, im *gemeinen* Bewußtſein ein *wiſſenſchaftliches* Intereſſe für eine wiſſenſchaftliche Methaphyſik vorausgeſetzt. Die Wiſſenſchaft, *als ſolche*, oder der wirklich *philoſophiſche* Inhalt iſt nur das Gut und das Bedürfniß weniger wiſſenſchaftlich Geſinnter; dies Verhalten iſt ohne Zweifel mit Robespierre, wenn auch nicht in ſeinem Sinn der Denunciation, für excluſiv und ariſtokratiſch zu erklären; die große Mehrzahl der Menſchen (auch der Gelehrten und auch der ſogenannten Philoſophen) hat nur den Geſichtspunkt „der Seligkeit“, „des Heils“, „des Glücks“, des Fortkommens, der Stellung, mit einem Wort den *praktiſchen* Geſichtspunkt. Dieſer Geſichtspunkt, in den, namentlich als Ausgleichung der irdiſchen Ungleichheiten des Glücks und Heils, auch der religiöſe fällt, iſt *ſchlechthin Gemeingut*, ihn haben Alle und ſogar die Gemeinen, deren Gemeinheit nur dadurch aufgehoben werden kann, daß ſie begreifen, ihr *eignes* Heil ſei nur in der Bildung, der Sittlichkeit und *der Freiheit Aller* zu finden. Das religiöſe Heilsbedürfniß iſt ſo egoiſtiſch, als der irdiſche Glückſeligkeitstrieb; und das *Seelenheil* des Einzelnen, worauf es dem religiöſen Egoiſten einzig ankommt, iſt zum *geiſtigen* Heile der ganzen Menſchheit im freien Staate zu erweitern. Die Freiheit aber — oder das geiſtige und zugleich bürgerliche Heil, dieſer Inhalt der neuen Heilsordnung, iſt eine ſehr faßliche Sache für alle Menſchen. Sie wird ſicher Gemeingut werden, wenn auch immer einzelne Verbrecher und Diſſenters, wie natürlich, übrig bleiben müſſen. Bekanntlich führt man auch in die Realität der Freiheit wieder das Dilemma von bürgerlicher und geiſtiger Freiheit, gemeinen und idealen Intereſſen, ein und faßt die Kirche als die dem Staat entgegengeſetzte Form des Idealen, in welcher der gemeine Menſch zum Ungemeinen und Göttlichen ſich erhebt. Aber man vergißt, daß kein wahrer und freier Staat die Formen, in denen das Ideale und Göttliche das Leben durchdringt, aufheben, im Gegentheil, daß er dieſen Formen erſt ihren lebendigen und ungeſchmälerten Inhalt geben wird — unbedingt freie Kunſt, unbedingt freie Wiſſenſchaft, mit einem Wort die noch nicht realiſirte Geiſtesfreiheit. Wo der Staat die Geiſtesfreiheit noch nicht ertragen kann, iſt er ſelbſt noch geiſtlos und nicht frei. Ihm ſetzt ſich daher, weil er nur äußerliche Ordnung, Polizeiſtaat ſei, die Kirche als geiſtliche Ordnung entgegen, der Gegenſatz des Mittelalters, nur abgeſchwächt und der wahren Realität der Zeit zuwider. Auch ſchon im gegenwärtigen Kultus (der proteſtantiſchen Kirche) ſind es in Predigt und Geſang die Formen der Philoſophie und Poeſie, die dazu dienen den ariſtokratiſchen Zeitgeiſt mit der gemeinen Bildung zu vermitteln. Die Philoſophie iſt die wiſſenſchaftliche Form der Zeit, die gemeine Bildung die politiſche; der gleiche Geiſt geht durch beide hindurch, nur daß die gemeine Bildung das praktiſche Moment und, eben durch die Praxis aufgehalten, immer einen Schritt zurück iſt. Zur wahren Freiheit gehört alſo weſentlich, daß die idealen Intereſſen und die Initiative des theoretiſchen Geiſtes in einem Volk vorhanden und völlig ungehindert wirkſam ſind, um ſpäter als gemeine Bildung das Leben zu durchdringen und zu vergeiſtigen. Alſo noch einmal, die Philoſophie, als ſolche, wird nicht Gemeingut; wenn ſie Gemeingut wird, ſchlägt die Theorie in Praxis, die Wiſſenſchaft in gemeine Bildung, die man gewöhnlich Zeitgeiſt nennt, um; was früher ein Intereſſe der Erkenntniß war, wird jetzt ein Gegenſtand des Willens, des Gemüths, eine Lebensform, ein Intereſſe der That. Allerdings hat der Staatsmann ſich auf die Bildung ſeines Volks zu ſtützen, aber nichts Unſinnigeres, als wenn ein ſolcher zwiſchen ſich und der Zeit in der Art unterſcheidet, daß er, um „volksthümlich“ zu ſein, die vorgerückte Philoſophie einer zurückgebliebenen Bildung zum Opfer bringen müſſe, denn dies zerreißt den Zuſammenhang von Leib und Seele, von Materie und Geiſt: wie denn auch die Wiederherſtellung des Katholicismus in Frankreich, wozu Napoleon aus rein politiſchen, d. h. hier aus rein tyranniſchem Intereſſe, ſchritt, die unheilvollſte Maßregel genannt werden muß, die ergriffen werden konnte; denn jene Philoſophie, die ſchon Robespierre zum ſchlechten Katholiken gemacht, hat ſeitdem ihre Wirkungen noch unendlich erweitert, und ſtatt einer Vermittlung des Lebens und der Idee, hat dieſe Politik der Anerkennung des ungebildeten Bewußtſeins nur den verhängnißvollen Bruch des gebildeten und des katholiſchen Theils der Nation, den wir jetzt in Frankreich wahrnehmen, hervorgebracht.

Indem nun Strauß das Intereſſe des Glaubens oder der Religion als ein weſentlich theoretiſches (Sache der „Vorſtellung“) faßt, wird es ihm zur Aufgabe, die dogmatiſchen Probleme auf philoſophiſche zurückzuführen, die ſpeculirende Vorſtellung, denn ſo wird das Dogma angenommen, zum „ſpeculativen Begriff“ zu erheben. Während die orthodoxen Schüler Hegels die Philoſophie in die Dogmatik ausmünden laſſen, macht es Strauß umgekehrt; und es kann nicht fehlen, daß er dabei im Ganzen Hegel richtiger auslegt, obgleich er mit jenen weſentlich auf derſelben Baſis ſtehen bleibt, nämlich auf der Baſis der theoretiſchen Vergleichung von Religion und Philoſophie.

Hier gelangen wir nun zu Feuerbach. Die Religion iſt auch ihm Bewußtſein des Weſens, Selbſtbewußtſein, aber bewußtloſes Selbſtbewußtſein: ein wiſſenſchaftliches Intereſſe hat ſie nicht, eine intereſſeloſe Wahrheitsforſchung iſt ihr gänzlich fremd. Die chriſtliche Religion entſpringt aus dem Drange des Herzens und Gemüthes, ſein Weſen, von den Schranken der Wirklichkeit befreit, anzuſchauen, aus gemüthlichen Bedürfniſſen, aus dem practiſchen Intereſſe des Individuums an ſeinem „Heil". Feuerbach unterſucht die Geneſis der chriſtlichen Vorſtellungen, und erforſcht ſie demnach nicht nach ihrer metaphyſiſchen, ſondern nach ihrer pſychologiſchen oder anthropologiſchen Bedeutung.

Dies iſt der wahre, ſehr weſentliche Unterſchied Feuerbachs von Strauß und aller Hegelſchen, ſelbſt der ſogenannten Junghegelſchen Philoſophie, der in Bezug auf die letztere namentlich darin beſteht, daß Feuerbach an der Stelle der hiſtoriſchen Continuität des chriſtlichen Bewußtſeins den hiſtoriſchen Bruch der neuen Welt mit dem Chriſtenthum zur Vorausſetzung macht, den Bruch, der von der Philoſophie ausgeht und im 18. Jahrhunderte eintritt; ferner, daß Feuerbach nicht bloß, wie die ſogenannten Junghegelianer, die religiöſen Bedürfniſſe als eine der Philoſophie fremde Subſtanz ausſcheidet aus dem Philoſophiren, welches rückſichtslos von rein theoretiſchen Bedürfniſſen getrieben werde, ſondern daß er nun weiter poſitiv die einzig mögliche Religionsphiloſophie darin nachweist, daß man die religiöſen Bedürfniſſe ſelbſt zum Gegenſtande der Unterſuchung macht, alſo eine wirkliche Kritik der religiöſen Vernunft anſtellt, die Feuerbach früher einmal, des Gegenſatzes wegen, „die Kritik der unreinen Vernunft" genannt hat. Was ſich den Namen Junghegelſche Richtung vornehmlich von den Pietiſten verdient hat, war zunächſt darin allerdings neu, daß die Conſequenzen aus Hegel gezogen und ſeine Inconſequenz überall, auch im Politiſchen, aufgehoben werden ſollte; die poſitive Aufhebung eines weſentlichen Theils der Hegelſchen Philoſophie, nämlich der Religionsphiloſophie, gibt aber erſt Feuerbach in dem „Weſen des

Chriſtenthums“ unter der Form einer Phänomenologie der chriſtlichen Religion.

Indem damit die chriſtliche Religion in unbefangener Weiſe als ein hiſtoriſches Phänomen und der größte Theil ihrer Vorſtellungen als der Geſchichte bereits anheim gefallen betrachtet wird, bekommen wir ein rein philoſophiſches Object, bei deſſen wahrem Weſen wir eben nur der Wahrheit nach, nicht, wie der Religiöſe, mit Furcht oder Hoffnung, intereſſirt ſind.

Das ungebildete und in dieſem Falle vornehmlich das theologiſche Publicum pflegt bei einem ſolchen Buche noch beſonders nach der Intention zu fragen, wie man vor nicht langer Zeit noch bei jedem Gedicht zu fragen pflegte, wenn man es zu Ende gehört: „Und was iſt die Tendenz davon?“ Wollte man ſo von der Intention der Feuerbachiſchen Unterſuchungen reden, ſo könnte man ſagen, ſie ſei die umgekehrte der berühmten Reden Schleiermachers „über die Religion an die Gebildeten unter ihren Verächtern“, worin Schleiermacher Religion und Moral entſchieden trennt und den tranſcendenten Religionsſchwindel wieder zu begründen ſucht zu einer Zeit, wo derſelbe, wie dies auch der Titel des Buchs und das allgemeine Bewußtſein jener Periode ſagt, ziemlich herunter gekommen war. Es wurde nun wieder genial, religiös zu ſein, obgleich nach dem Sinn des alten Chriſtenthums religiös im Grunde niemand weniger war, als eben die willkürlich genialiſirenden Autoren dieſer Reſtauration, die Romantiker, Schleiermacher nicht ausgenommen. Umgekehrt richtet nun Feuerbach ſeine Reden über die Religion an die Gebildeten unter ihren Verehrern, weiſt ihren für tranſcendent und jenſeitig gehaltenen Inhalt als einen ethiſchen und durchaus menſchlichen nach, zeigt ihnen, daß es weder Bildung noch das aufrichtige Bewußtſein unſerer Zeit ſei, im Dualismus ſtecken zu bleiben, und ſtellt ſo gründlicher, als dies jemals früher geſchehen war und geſchehen konnte, die Einheit von Religion und Sittlichkeit wieder her. Ein Monismus folgt dem andern, wie bei Schleiermacher eine Trennung und ein Zwieſpalt dem andern. Feuerbach nennt, dieſer Geiſteskrankheit des reſtaurirten Chriſtenthums gegenüber, deſſen Vater Schleiermacher iſt, ſein Buch eine pſychiſche Pathologie, wendet ſich mit ſeiner Kritik aber nicht an das Neuchriſtenthum, welches nur eine Simulation ſei, „ſondern an das alte, klaſſiſche, ganze und entſchiedene Chriſtenthum, deſſen Geſpenſt der modernen Theologie im Kopf ſpuke“. Feuerbachs Standpunct iſt alſo dieſer, und er ſpricht es ausdrücklich aus, „daß die Geſchichte das Chriſtenthum bereits kritiſirt habe“ — die Unterſcheidung zwiſchen Dogmen und Chriſtenthum iſt eine leere Ausflucht; — die Aufklärung und ihre Philoſophie im achtzehnten Jahrhundert muß als die entſchiedenſte Ueberſchreitung des Chriſtenthums angeſehen werden. „Die Theologie iſt längſt zur Anthropologie geworden. Die Geſchichte hat realiſirt, zu einem Gegenſtande des Bewußtſeins gemacht, was an ſich das Weſen der Theologie war.“ Sein Buch erhebt nun dies hundertjährige hiſtoriſche Bewußtſein zum klaren Selbſtbewußtſein, zum wiſſenſchaftlichen Beweis.

Dieſe That iſt eine reife Frucht vom Baume der Erkenntniß, und nun „die pneumatiſche Waſſerheilkunſt“ Feuerbachs einmal angewendet iſt, kann Jeder das Ei des Columbus auf den Tiſch ſtellen. Die That iſt aber darum nicht weniger ehrenvoll. Denn zugegeben, was auch Feuerbach ſchon in der Broſchüre „Philoſophie und Chriſtenthum“ bemerkte, daß die ganze klaſſiſche Litteratur der Deutſchen und die ganze Geſchichte der neuſten Zeit bereits dieſen Inhalt hat; wie neu er demnach, namentlich den Hegelſchen Schwankungen und Transactionen gegenüber und in dieſer geſchloſſenen, wiſſenſchaftlich begründeten Form iſt — das zeigt zur Genüge der Horror und die Verleumdungen der Theologen, wie nicht minder die Verſtimmung der Hegelianer, dieſer modernen Scholaſtiker und

Knechte der Theologie über das befreiende Werk. Die Philoſophie und Geſchichte werden ſich indeſſen dieſen Schritt zu Nutze machen. Er iſt ſehr nöthig geweſen.

Wir leben in einer Zeit, wo die Humanität im Namen des Heiligen, welches jenſeits und von ihr geſchieden ſei, noch einmal geächtet, wo der überwundene Aberglaube von der Geiſtesſchwäche reſtaurirt, wo die Geſchichte im Namen der Geſchichte negirt werden ſoll. Die Humanität und alle ihre Conſequenzen geltend machen, das heißt alſo jetzt die Geſchichte vollziehen. Dies thut Feuerbach; ſeine Aeußerungen ſind eben ſo neu und überraſchend, als unwiderſtehlich wahr und einfach. Er tritt muthig in die Zukunft hinein, und durch die Negation des ganzen alten Standpunctes erwächſt ihm eine Fülle neuer und poſitiver Anſichten über Religion, Bildung und Geſchichte. Dies iſt im höchſten Sinne geſchichtlich; er ſchleppt die Schiffe, die ihn hertrugen an die neue Küſte, nicht mit ſich über Land, er trägt die Prometheusfeſſeln nicht mehr an ſeinem Arm und in ſeinem Gedächtniß: er verbrennt vielmehr die böſen Dünſte der Vergangenheit in der reinen Lebensluft des gegenwärtigen Selbſtbewußtſeins.

Das Princip iſt nun nicht mehr *das Abſolute der Phantaſie.* Die Philoſophie athmet erſt wieder auf, wenn ſie den Nebel des phantaſtiſchen Abſoluten durchbricht und die wahre Allgemeinheit, *die Gattung, die der Geiſt iſt,* auch im Ernſt als die erfüllte gegenwärtige Unendlichkeit nimmt, das Unendliche mithin nicht zweimal ſetzt, wie dies die theologiſirende Philoſophie thut. Das zweite Unendliche iſt die Phantaſie des Abſoluten, während die Logik ehrlich heraus ſagt, die wahre Unendlichkeit iſt die Einheit des Endlichen und Unendlichen. Eine Unendlichkeit ohne Realität iſt eine bloße Phantaſie. Was in Concretum durch Connivenz gegen die ungebildete Denkungsart der Theologie ſo ſehr verdorben wird, das ſpricht Hegel in Abſtracto auch an andern Orten eben ſo deutlich aus, z. E. Rechtsphil. S. 58: „Im freien Willen (der ſich ſelbſt beſtimmenden Intelligenz, welche nur in ihren Trägern, den Perſonen, wirklich iſt) hat das wahrhaft Unendliche Wirklichkeit und Gegenwart, — er ſelbſt iſt dieſe ſich gegenwärtige Idee." Und S. 59: „Es iſt die in ſich concrete und ſo für ſich ſeiende Allgemeinheit, welche die Subſtanz, die immanente **Gattung** oder immanente Idee des Selbſtbewußtſeins iſt; — der Begriff des freien Willens (der Freiheit), als das über ſeinen Gegenſtand übergreifende, durch ſeine Beſtimmung hindurchgehende Allgemeine, das in ihr mit ſich identiſch iſt." Die Beſtimmung des Allgemeinen, der Gattung, iſt die Realität im Einzelnen, im wirklichen Subject, und in dieſer Realität iſt jene Idealität der Gattung mit ſich identiſch, wahrhaft gegenwärtig. Kann man deutlicher ſein? Und doch wieder, nach der gemeinen Auffaſſung der Hegelſchen Freiheitslehre, ſollte man nicht fragen, iſt das Scherz oder Ernſt? Und ſollte man es glauben, daß unmittelbar neben dieſem Begriff der Freiheit S. 54 „das Chriſtenthum als Religion der Freiheit (doch wohl dieſer Freiheit?) und zwar wegen des Dogma von der Erbſünde (!!!)" proclamirt wird? Der Sinn der Erbſünde ſoll nämlich der ſein, daß Jeder ſich aus der Unmittelbarkeit der Natur herausarbeiten und alſo erſt durch Kampf ins Reich der Freiheit erheben müſſe. Und die Theologen? Sind ſie mit dieſer Erbſünde zufrieden? Laſſen wir ſie laufen, und ſtreiten wir's ihnen nicht ab, daß ihre Sünde wider den Geiſt und die Wahrheit allerdings die evidenteſte, gedankenloſeſte Erbſünde iſt, die es geben kann; Einer betet immer dem Andern nach, und unbeſehens tritt der Sohn die Erbſchaft des Vaters an. Aber wie iſt es mit Hegel? — Er hat die Unendlichkeit der Gattung gemeint und ausgeſprochen; er erkennt die Realität der Endlichkeit an als den realen Begriff, die Idee; aber er hat den Begriff nicht durchgeführt: im Gegentheil, ſeine Religionsphiloſophie und Politik ſtecken überall, wo ſie die Wahrheit als eine äußerlich gegebene beweiſen wollen, voller Scholaſtik. Statt das Recht und die Freiheit der Menſchen und der Vernunft zu beweiſen, quält er ſich, das Recht der Dogmatik und des mittelaltrigen Staates darzuthun. Darin liegt das Princip des ganzen conſervativen Wahnſinns, von dem unſre Politik und Geſchichte verpfuſcht werden ſoll, und es iſt dies der Punct, wo die Geiſtesphiloſophie geiſtlos und die Oppoſition zunächſt nothwendig wurde.

Im Großen beſteht dieſer Gegenſatz darin, daß die Philoſophie nicht bloß, wie Hegel dies ausdrückt, die Geſchichte ſyſtematiſirt und abſchließt, ſondern daß ſie auch durch den Abſchluß ſelbſt eine neue Aera heraufführt, in welchem Falle niemand augenſcheinlicher iſt, als Hegel mit ſeinem Syſteme ſelbſt. Er iſt ein wirklicher Abſchluß; aber je mehr er es iſt, deſto entſchiedener treibt er vorwärts in eine neue Welt hinaus. Wir haben dies anderswo bei Gelegenheit ſeines Naturrechts weiter ausgeführt. Hier iſt die Sache kurz ſo zu faſſen, daß mit dem Abſchluß auch die Reflexion auf den Abſchluß eintreten muß. Hegel will chriſtlich philoſophiren. Aber eine chriſtliche Philoſophie iſt Scholaſtik; erſt die Kritik des Chriſtenthums iſt wahre Philoſophie, freie Wiſſenſchaft. Die politiſche Welt des Mittelalters, die Mythen und die Götter der chriſtlichen Anſchauung, die Geheimniſſe ihrer Heilsordnung, alſo Staat und Religion des Mittelalters, werden nicht eher begriffen, als bis der Geiſt über ſie hinaus und, indem er in ihrer Subſtanz nicht mehr befangen, alſo kritiſch gegen ſie geworden iſt. Iſt es mit einer Welt ſyſtematiſch zum Abſchluß gekommen, ſo tritt ſie uns als Object gegenüber; wir finden uns in ihr Ende und dadurch über das Ende hinaus in den Anfang einer neuen Welt hinein. Dies iſt der Grund, weßwegen die Kritik des Hegelſchen Syſtems aus ſeinem eigenen Princip heraus an die Geiſtesphiloſophie ſich anknüpfen mußte, wie man denn auch äußerlich die Probe machen kann, daß ſeine Religions- und Rechtsphiloſophie die Praxis nicht befreit, ſondern vielmehr nur verwirrt hat, theils mit orthodoxen, ſchief interpretirten Formeln, theils mit den unreifen Dogmen über Corporations- und Ständefreiheiten im Gegenſatz zu der Freiheit des Menſchen.

Die menſchliche Freiheit iſt die Freiheit, der menſchliche Geiſt iſt der Geiſt, und ſo leicht es ſich begreifen läßt, daß dies in Wahrheit auch das Princip und der Sinn des Hegelſchen Syſtems ſei, wie dies namentlich am ſchlagendſten der Inhalt des „abſoluten Geiſtes“ bei Hegel beweist, deſſen Formen nicht etwa die Trinität, ſondern Religion, Kunſt und Wiſſenſchaft, alſo Producte des Menſchengeiſtes ſind; ſo ſehr verändert doch die ernſtliche Durchführung des wahren Freiheits- und Geiſtesbegriffs die ganze Stellung der Philoſophie zur Vergangenheit und Gegenwart. Für die Religionsphiloſophie beweist dies Feuerbachs Buch; für die Rechtsphiloſophie wird es weder an dem wiſſenſchaftlichen noch an dem hiſtoriſchen Beweiſe fehlen.

Das Ernſtmachen mit der Philoſophie iſt eine neue Philoſophie.

Πολλὰ τὰ δεινὰ κοὐδὲν ἀνθρώπου δεινότερον πέλει — tönt als ein altes Orakel zu uns herüber. Das Weſen des Menſchen, die Gattung, der Geiſt, iſt das wahre Weſen, das wahrhaft und wirkliche Unendliche. Die Phantaſien eines zweiten, höhern Unendlichen ſind keine Bereicherung der Wahrheit, nur eine Schwäche des Gedankens, der den Begriff der Exiſtenz unmittelbar als Weſen und das Weſen unmittelbar, ohne die Vermittlung der Endlichkeit, alſo leer und ohne Realität, als Exiſtenz zu haben wünſcht, und dieſen Wunſch ſich durch die Phantaſie eben ſo unmittelbar erfüllt. Der Begriff in dieſen Sätzen gehört Hegel, die Conſequenz Feuerbach. Aber die Conſequenz iſt wieder Begriff;

erſt der realiſirte Begriff iſt, nach Hegel ſelbſt, der wahre Begriff, die Idee

Es iſt nicht damit abgethan, eine Sache in Abſtracto zu wiſſen, ſo den Begriff, das Aperçû, zu haben, — wenn das wäre, ſo wäre eine ſuperkluge nordiſche Nation die freieſte auf dem Erdboden, während ſie jetzt in Wahrheit faſt die politiſch miſerabelſte iſt, — es gehört dazu, daß dies Aperçu bis ins Einzelnſte hinein durchgeführt, bewieſen und bethätigt werde. Wer zum Beiſpiel wüßte heut zu Tage nicht das Geheimniß aller Religionen und die Geneſis der Götter aller Völker und Zeiten? Hat nicht die Philoſophie beides längſt enthüllt? Sind nicht die olympiſchen Götter der objectivirte Volksgeiſt der Hellenen? Sind ſie nicht dadurch erſt wieder eine Wahrheit geworden, welcher die Negation ihrer empiriſchen Exiſtenz, ihrer thatſächlichen Perſonlichkeit, nicht den mindeſten Abbruch thut? Gut, das iſt der Begriff. Wer hat ihn durchgeführt durch alle Religionen? Niemand bis jetzt, und wo es nun vollends Jedermann für Pflicht und Pietät hielt, eine Ausnahme zu machen, beim Chriſtenthum, wer hat es ernſtlich und unbefangen der Kritik unterworfen? Zuallererſt Feuerbach und nur Feuerbach. Es iſt wahr, er iſt ungenirter, als viele Andre, ſelbſt als Hegel es geweſen; er iſt kein Augur, den die triumviri epulonum vom theologiſchen Tiſche wegjagen könnten, und er iſt eben ſo wenig ein philoſophiſcher Haruſpex, der auf ſeinem Katheder aus den Eingeweiden wahrſagt: aber wie leicht iſt es einem Menſchen, der eine neue Welt entdecken will, alles zu verkaufen, was er zu Hauſe hat?

Um zu einer Phänomenologie des Chriſtenthums zu gelangen, war, wie geſagt, ſehr vieles, ja alles Nöthige bereits vorbereitet. Am allermeiſten that die Einſicht, daß der chriſtliche Menſch der kosmopolitiſche, das Princip ſeiner Religion alſo ein allgemein menſchliches iſt, während dagegen die heidniſchen Religionen *natürliche, nationale*, ja ſogar *locale Götter* verehren, hatte doch der Huſten, das Fieber, die Faulheit, der Herd, der Priap, ja ſogar der abſtracte Phallus und alle möglichen Thiere nach Ort und Gelegenheit ihren Cultus! Verräth uns nun dort im Heidenthum der particulare Gott das Bewußtſein, welches ihn verehrte, ſo wird uns im Chriſtenthum der univerſelle Gott nicht minder den chriſtlichen Menſchen und ſein Bewußtſein offenbaren.

Feuerbach erörtert daher zuerſt das Weſen des Menſchen, ſodann der Religion und die Religion ſowohl in Uebereinſtimmung als in Widerſpruch mit dem Weſen des Menſchen.

„Die Religion, ſagt Feuerbach, unterſcheidet den Menſchen vom Thier, denn ſie iſt Bewußtſein, das Wiſſen, dem ſeine Gattung, ſeine Weſenheit Gegenſtand iſt.“ „Das Thier findet nur den Gegenſtand, nicht ſich in dem Gegenſtande; der Menſch dagegen hat in dem Bewußtſein der Gattung ſein eignes unendliches Weſen zum Gegenſtande.“ Darüber kann der Menſch nicht hinaus. *Vernunft, Wille, Liebe ſind die abſoluten Mächte.*“ „Jede Beſchränkung der Vernunft oder überhaupt des Weſens des Menſchen beruht auf der Täuſchung, worin das Individuum ſich unmittelbar mit der Gattung identificirt und ſeine Schranken zu Schranken der Gattung macht.“ „Der ſinnliche Gegenſtand iſt *außer* dem Menſchen, der religiöſe iſt *in ihm*; hier iſt das Bewußtſein *Selbſtbewußtſein*, der Gegenſtand des Subjects nichts anders als das *gegenſtändliche* Weſen des Subjects“, was oben die abſoluten Mächte genannt wurde.

„Wenn nun (S. 18) die Religion, das Bewußtſein Gottes, als das Selbſtbewußtſein des Menſchen bezeichnet wird, ſo iſt dies nicht ſo zu verſtehen, als wäre der religiöſe Menſch ſich direct bewußt, daß ſein Bewußtſein von Gott das Selbſtbewußtſein ſeines Weſens (der geiſtigen Subſtanz und der abſoluten Mächte derſelben) iſt; denn der Mangel dieſes Bewußtſeins begründet eben die differentia specifica der Religion. Die Religion iſt die *erſte* und zwar *indirecte Selbſterkenntniß* des Menſchen. Der Menſch verlegt ſein Weſen *außer* ſich, ehe er es in ſich findet. Das eigne Weſen iſt ihm zuerſt als ein anderes Weſen Gegenſtand. Der geſchichtliche Fortgang in den Religionen beſteht deßwegen darin, daß das, was früheren Religionen für etwas Objectives galt, als etwas Subjectives, d. h. daß, was als *Gott* angeſchaut und angebetet wurde, jetzt als etwas *Menſchliches* erkannt wird. Die frühere Religion iſt der ſpäteren Götzendienſt: der Menſch hat ſein *eigenes* Weſen angebetet. Der Menſch hat ſich verobjectivirt, aber den Gegenſtand nicht als ſein Weſen erkannt: die ſpätere Religion thut dieſen Schritt. Jeder Fortſchritt in der Religion iſt daher eine tiefere Selbſterkenntniß. Aber jede beſtimmte Religion, die ihre älteren Schweſtern als Götzendienerinnen bezeichnet, nimmt *ſich ſelbſt* — und zwar nothwendig, ſonſt wäre ſie nicht mehr Religion — von dem Schickſal, dem allgemeinen Weſen der Religion aus; ſie ſchiebt nur auf die *andern* Religionen, was doch — wenn anders Schuld — die Schuld der Religion überhaupt iſt. Weil ſie einen *andern* Gegenſtand, einen *andern* Inhalt hat, weil ſie über den Inhalt der früheren ſich erhoben, wähnt ſie ſich erhaben über die nothwendigen und ewigen Geſetze, die das Weſen der Religion conſtituiren, wähnt ſie, daß ihr Gegenſtand, ihr Inhalt ein übermenſchlicher ſei. Aber dafür durchſchaut der Denker das ihr ſelbſt verborgene Weſen der Religion. Dem Denker iſt die Religion *Gegenſtand*, was ſich ſelbſt die Religion nicht ſein kann. Und unſere Aufgabe iſt es eben, nachzuweiſen, daß der Gegenſatz des Göttlichen und Menſchlichen ein durchaus illuſoriſcher und der Inhalt der chriſtlichen Religion ein durchaus menſchlicher iſt. Die Religion, wenigſtens die chriſtliche, iſt das Verhalten des Menſchen zu ſich ſelbſt, oder richtiger; zu ſeinem (und zwar ſubjectiven) Weſen. Das göttliche Weſen iſt nichts anders, als das menſchliche Weſen, oder beſſer: das Weſen des Menſchen, verobjectivirt, d. h. angeſchaut und verehrt als ein anderes, von ihm unterſchiedenes, eignes Weſen — alle Beſtimmungen des göttlichen Weſens ſind darum menſchliche Beſtimmungen."

Auch Hegel behauptet die Einheit des menſchlichen und göttlichen Weſens, drückt ſich aber noch ſo aus: „Das Wiſſen des Menſchen von Gott iſt das Wiſſen Gottes von ſich ſelbſt", wodurch der Schein der Religion, als ſei Gott ein objectives Subject und dies Denken ein Denken zweier Subjecte, ſtehen blieb. Strauß in der Dogmatik hebt zwar den Schein des perſönlichen Gottes auf; aber ſelbſt bei dem Ausdruck: „Gott iſt nicht Perſon, ſondern Allperſönlichkeit", der in Wahrheit nur das Subſtantialitätsverhältniß ausdrücken ſoll, bleibt der Schein eines theologiſchen Gottes. Der Ausdruck ſtreift an Allgegenwart und dergleichen currente Vorſtellungen, die dem perſönlichen Gott eben ſo gut widerſprechen, und eben das Mythiſche, Undenkbare und Unſagbare dieſes Widerſpruchs gibt jenen theologiſchen Schein. Feuerbach iſt der erſte, welcher den Schein des Doppelweſens ſowohl aus dem philoſophiſchen Ausdruck als auch aus der Auffaſſung des religiöſen Inhalts entfernt, indem er den Beweis führt, daß die Religion nichts anders als das Weſen des Menſchen zum Inhalt habe, die Philoſophie alſo mit der Weſenseinheit beim Worte nimmt. Iſt das Weſen eins, das Wiſſen und der Geiſt nur Einer, ſo iſt die einfache oder die doppelte Exiſtenz in den unterſchiedenen Subjecten keine Verdoppelung des Weſens als ſolchen, ſondern dieſe Endlichkeit, dieſe Exiſtenzen des Weſens, die Subjecte, ſind nur die Realiſirung des Weſens. Die Religion will das Weſen doppelt haben, Gott, der unendlich höher iſt, als alle Vernunft; ſie will es ſo, ſie ſagt, wie ſie es haben will, und glaubt damit, daß ſie es ſagt, die Sache auch gemacht zu haben. Hegel dagegen ſetzt nur zwei Ausgangspuncte, die den Schein zweier Subjecte, Gottes und des Menſchen, geben, um dadurch, unbeſchadet der Weſenseinheit, die ſie Geiſt nennt, Friede mit der Theologie zu machen; aber die Theologie hat dieſen Frieden immer ſtandhaft zurückgewieſen. Der Religiöſe nennt die doppelte Exiſtenz, die er ſetzt, doppeltes Weſen; er ſetzt den Geiſt Gottes dem Geiſt des Menſchen entgegen, eine Terminologie, welcher ſich ebenfalls wieder die Hegelſche Speculation anſchließt mit dem „endlichen“ und dem „abſoluten Geiſt“ — aber auch wieder nur ſcheinbar, denn der abſolute iſt nur der freie Geiſt, der Geiſt im Elemente des Geiſtes, kein anderer, als der exiſtirende, endliche, reale, ſondern nur deſſen wahre Exiſtenz, deſſen wahre Determinirung, deſſen wahre Realiſirung. Kein Hegelianer von Verſtand wird dieſem widerſprechen; der gedankenloſe Haufe, der ſeine Theologie in dem einen, ſeine Philoſophie in dem andern Schubſack hat, kommt hier nicht in Betracht.

Feuerbach zerſtört nun den Schein, ſowohl den feineren der Speculation, als auch den gröberen der Theologie, indem er den Urſprung des religiöſen Scheins nachweiſt; denn der religiöſe Schein, die Verdoppelung des Weſens iſt es, was der Theologie oder der Dogmatik ſowohl ihr Princip als ihren Inhalt gibt, und dieſer Dogmatik zu Liebe wird die Speculation ihrem eignen Princip der wahren ernſtlichen Einheit und Abſolutheit des Geiſtes, als der Gattung, untreu, und hat wenigſtens den feineren Schein, den wir eben erörtert zur Welt gebracht. (Feuerb. Weſen des Chriſtenth. 311—315.)

Die Folgerungen aus dem wahren Ausdruck, auf den Feuerbach die Religion gebracht, ſind nun unendlich lehrreich, und treffen faſt überall ſo ſehr den Nagel auf den Kopf, daß ſchon die lichtvollen Conſequenzen die Richtigkeit des Princips, wenn dies noch nöthig wäre, würden vermuthen laſſen.

Uebrigens iſt es eine ſehr falſche Meinung, wenn man fürchtet, die Philoſophie, welche die Religion begreift, zerſtöre die Religioſität. Könnte die Philoſophie dies, ſo müßte ſie im Stande ſein, alles unmittelbare und unbewußte Verhalten zu den geiſtigen Mächten in die Wiſſenſchaft von denſelben zu verwandeln; und hätte ſie dies erreicht, ſo müßte ſie den Act des Geiſtes, welcher ſeinen ganzen gewußten Inhalt in den Entſchluß, den Willen und das Gemüthsintereſſe zuſammenfaßt, vor dem Denkacte, dem rein theoretiſchen intereſſeloſen Verhalten, nie aufkommen laſſen. Denn die Aufnahme der abſoluten Mächte des Geiſtes ins Gemüthsintereſſe und in den Willen iſt wiederum Religioſität, und deſto intenſivere und höhere, je mehr die Idee, ihre Subſtanz, zur Wahrheit gereinigt iſt. Wen aber die Reinigung der Idee und der Wiſſenſchaft nicht berührt, und das iſt doch augenſcheinlich eine hübſche Majorität, den berührt auch die Erkenntniß ſeiner, der unmittelbaren Form der Religioſitat nicht; ja ſelbſt in den hiſtoriſchen Völkern hat es ſich gezeigt, daß Heidenthum und Judenthum, der Kreuzweg und ſeine Dämonen, der Fetiſch und die Reliquie, um nicht erſt nach Reapel und Rußland ſuchen zu gehen, ſich erhalten hat. Und alles dies doch ohne Zweifel nur dem Bedürfniß vieler mitten in der Cultur roh gebliebener Menſchen; was für Angſt und Roth alſo um den Umſturz der Volksreligion? Es wird niemand auf den Märkten Hegel und Feuerbach dociren, und wenn es Alle, die es könnten, thäten, es würde ſie niemand anhören und noch weniger verſtehen. Dagegen kann die Vermittlung der wahren, höheren Religioſität mit der alten, hohl gewordenen Form des tranſcendenten Gottesdienſtes nur wünſchenswerth gefunden werden. Dieſe Vermittelung geht vor ſich in der Weiſe, wie immer die Philoſophie und Wiſſenſchaft zur allgemeinen Bildung wirk. Es wird alſo nöthig ſein, die Prediger nicht von der Philoſophie und die Philoſophie nicht von der Oeffentlichkeit abzuſperren, wenn nicht das erfolgen ſoll, was man verhüten will, die gänzliche Intereſſeloſigkeit an den höchſten Gütern der Menſchheit.

Auch iſt es nur nöthig, Feuerbachs Buch zu leſen, um ſich von der Abſurdität der theologiſchen Verdächtigungen zu überzeugen.

Sofern „die Religion mit dem Weſen des Menſchen übereinſtimmt“, dies iſt die erſte Unterſuchung, wird ſie die abſoluten Mächte des Geiſtes, Intelligenz und Gemüth, oder Vernunft, Wille, Liebe, zum Gott, d. h. zum Gegenſtand der Anbetung, erheben.

„Das Weſen des Verſtandes, das allgemeine, unperſönliche Weſen, iſt der Gott des Metaphyſikers, des Skeptikers, des Naturforſchers. Dieſer Gott iſt die ſtrenge Regel, das Geſetz, und als Weſen des Verſtandes rückſichtslos gegen die Schwächen des gemüthlichen Individuums.“

„Erſt in dem herzlichen und gemüthlichen Gott, in dem Gott der Liebe, findet der gemüthliche Menſch ſeine Befriedigung.“ „Die Anſchauung Gottes als eines ſelbſt menſchlichen, d. h. herzlichen Weſens iſt das Geheimniß der Incarnation.“ „Aus dem liebenden folgt unmittelbar der leidende Gott.“ „Paſſion iſt das être suprême des Herzens“; „der menſchliche und leidende Gott iſt Chriſtus“. Feuerbach geht ſodann die Vorſtellungen Gott der Vater, der Sohn, der Geiſt und die Mutter Gottes durch. „Der dreieinige Gott iſt der Gott des Catholicismus, des Mönchs- und des Anachoretenweſens. Dies hat das jenſeitige Familienleben nöthig: darum verliert in neuerer Zeit die Trinität ihre Bedeutung.“

Ferner in dem „Geheimniß der Vorſehung und Schöpfung aus Nichts, des Gebetes, des Glaubens und des Wunders“ erſcheint der abſolut oder als allmächtiges Weſen geſetzte Wille, aber der Wille des Gemüths, des Herzens, des

Wunſches, der Phantaſie, die Willkür. Allmacht ſelbſt iſt die Macht der Willkür oder der Einbildungskraft. Dies iſt das Princip der Subjectivität, durch das Chriſtenthum zum Weltprincip erhoben mit ausdrücklicher Abſtraction von der ganzen geſetzlichen Weltordnung." „Glaube iſt eins mit dem Glauben an Wunder, er iſt die Zuverſicht zu der Realität des Subjectiven, der Herzenswünſche. Wo der Glaube aufgeht, da geht die Welt unter." „Der Glaube und das Wunder, beide ſetzen den Wunſch des Herzens abſolut." „Das Wunder iſt nichts als ein realiſirter ſupernaturaliſtiſcher (natur- und geſetzwidriger) Wunſch, ſeine Macht nur Macht der Einbildungskraft."

Feuerbach zeigt nun, wie das entgegengeſetzte Princip das der Arbeit, der Bildung, des Verſtandes, die Befreiung von der Natur durch das Eingehn auf ihre Geſetze, nicht die Befreiung durch den bloßen Wunſch ſei; wie alſo das Chriſtenthum, aus ſeinem Princip der Willkür, der abſtracten Subjectivität und des unverſtändigen, von den Naturgeſetzen abſtrahirenden Gemüths heraus, ein der Bildung, dem innerſten Weſen der Wiſſenſchaft und der Arbeit den Geiſtes entgegengeſetztes Princip geltend gemacht." „Der Untergang der Bildung iſt daher (in der Geſchichte) der Sieg des Chriſtenthums und umgekehrt (in der neuern Zeit) der Untergang des chriſtlichen Syſtems der Sieg der Bildung, des Humanismus, der Philoſophie, der reellen Ueberwältigung der Natur und der Willkür", — dieſe beiden Kataſtrophen ſind der Untergang des Alterthums und des Mittelalters, letztere vollzieht ſich vollſtändig und gründlich erſt jetzt, indem ſie erſt jetzt mit vollem Bewußtſein geſchieht.

Weiter iſt „Chriſtus das ſelige Gemüth — die ſichtbare Gottheit, der perſönlich bekannte Gott, die ſeligſte Gewißheit, daß Gott iſt und ſo iſt, wie das Gemüth will und bedarf, daß er iſt. Erſt in Chriſtus iſt Gott wirklicher

Menſch." „Man kann die chriſtliche Religion die abſolute nennen, ſofern Gott, der an ſich nichts anders iſt, als das Weſen des Menſchen, auch als ſolches verwirklicht werde: als Menſch dem Bewußtſein Gegenſtand ſei: das iſt das Ziel der Religion." „Die Perſönlichkeit Gottes iſt ſeine Menſchheit. Gott iſt perſönliches Weſen, heißt: Gott iſt menſchliches Weſen: Gott iſt Menſch. Chriſtus iſt der Gott der Chriſten", „der Unterſchied des Chriſtenthums vom Heidenthum". „Die Chriſten vergöttern das menſchliche Individuum, machen es zum abſoluten Weſen. Den Heiden iſt nur die Intelligenz, die Gattung, der Geiſt, den Chriſten das Individuum unſterblich, göttlich. Chriſtus iſt der reelle Gott, das Ende der Geſchichte, das Weltende. Geſchichte beruht auf dem Unterſchiede des Individuums und der Gattung. Iſt das Ideal erreicht, ſo iſt die Geſchichte fertig." Alſo auch aus dieſem Ausdruck ſeines Princips beweist ſich der Widerſpruch des Chriſtenthums gegen die Geſchichte und ſelbſt in ſeiner gegenwärtigen von allen ſeinen Principien abgefallenen Geſtalt, wo nur der leere Name zur Fahne erhoben wird, iſt es die Negation aller Geſchichte, die ihre Kämpfer unter dieſem Banner verſammelt und Geſchichte macht, nicht dadurch, daß ſie ihren Zweck erreicht, ſondern dadurch, daß ſie ihr Geſchick erfüllt und in ihrem Untergange den wahren Inhalt des Zeitgeiſtes und der Weltbildung an den Tag bringt.

„Aus der Vernunft läßt ſich die unmittelbare Identität der Gattung und des Individuums nicht deduciren. Das thut nur die Phantaſie, die Wunder thut, alſo auch das Individuum ſchafft, welches zugleich die Idee, die Gattung, die Menſchheit in der Fülle ihrer Vollkommenheit und Unendlichkeit, d. h. die Gottheit iſt. Das größte Wunder alſo iſt der hiſtoriſch-dogmatiſche Chriſtus." „Erſt die Menſchen ſind der Menſch, und die Liebe, das Selbſtgefühl der Gattung die natürliche Verſöhnung: homo homini deus est."

Dagegen beweiſt ſich das ganze Chriſtenthum als Mönchsthum. „Chriſtus iſt ohne Sehnſucht und Geſchlecht", „wie der Chriſt kein Bedürfniß der Bildung hat, ſo auch nicht der irdiſchen Liebe." „Im Himmel ſpricht der Chriſt wie er denkt, der Himmel iſt ſein offnes Herz, dieſer aber ſchließt das Gattungsleben aus", das geſchlechtloſe Leben, das geſchlechtloſe, abſolut ſich ſelbſt genügende Individuum — dieſes Ideal iſt hier erreicht. „Der chriſtliche Himmel und die perſönliche Unſterblichkeit" ſind unter dieſem Geſichtspunkt zu betrachten. „Das eheloſe, aſcetiſche Leben iſt der directe Weg zum Himmel, zum himmliſchen, unſterblichen Leben. Der Himmel iſt nichts anderes als das abſolut ſubjective Leben." „Dem Glauben an perſönliche Unſterblichkeit liegt der Glaube zum Grunde, daß die Geſchlechtsdifferenz nur ein äußerlicher Anflug der Individualität iſt, daß an ſich das Individuum ein geſchlechtsloſes, abſolutes Weſen iſt." „Es iſt geſchlechtslos, gattungslos, bedürfnißlos, gehört nur ſich ſelbſt an, iſt göttliches abſolutes Weſen. Nur da, wo die Gattung mit dem Bewußtſein verſchwindet, wird das himmliſche Leben zur Gewißheit." „Wer daher in der Gattung, als einer Realität lebt, der hält ſein Sein für Andere, ſein gemeinnütziges, öffentliches Sein für das Sein, welches eins iſt mit dem Sein ſeines Weſens, für ſein unſterbliches Sein" — im Tode wie im Leben. „Erſt im Chriſtenthum gelangt das himmliſche Leben und die perſönliche Unſterblichkeit zu ihrem Princip. Das Individuum hat hier die Bedeutung des abſoluten Weſens — daraus folgt die Unſterblichkeit." „Perſönliche Unſterblichkeit und perſönlicher Gott iſt identiſch, beides iſt die abſolute Subjectivität oder das uneingeſchränkte Gemüthsweſen. „Der Himmel iſt die Länge und Breite des abſoluten Lebens (die Fülle ſeliger Individuen), Gott die Concentration deſſelben in einen Punkt." „Unſterblichkeit iſt Göttlichkeit, Gott unſterbliche Subjectivität."

„Unſterblichkeit iſt der letzte Wille, das Teſtament der Religion, unverhohlen iſt es hier die *eigne Exiſtenz*, um die es ſich handelt.“ „So iſt der *Menſch* der Anfang, der Mittelpunkt und das Ende der Religion.“ „Dies Kapitel enthält noch viele unendlich lehrreiche Ausführungen; zugleich intereſſirt es die Gegenwart um ſo mehr, je lebendiger in dieſen Anſchauungen das Chriſtenthum noch iſt, während manches andere wie Mönchsthum, Wunder, Dreieinigkeit, Mutter Gottes u. dgl. bereits entſchieden der fernen Vergangenheit oder zurückgebliebenen Völkern angehört.

Im zweiten Theil ſeines Buches behandelt *Feuerbach* „die Religion im Widerſpruch mit dem Weſen des Menſchen“.

„Die Uebereinſtimmung oder die Identität des Weſens der Religion mit dem Weſen des Menſchen iſt das Geheimniß der Religion, es iſt ihr ſelbſt Geheimniß“, die Enthüllung deſſelben würde den Religiöſen zum Philoſophen machen. „Der weſentliche Standpunkt der Religion iſt der *practiſche*.“ Der Religiöſe will nicht die Enthüllung *theoretiſcher* Geheimniſſe, — dieſe iſt ihm Frevel und Gräuel, er unterdrückt und verfolgt jeden, der es wagt ſeine Geheimniſſe zu verrathen, — er will die Erfüllung *practiſcher* Verheißungen. Der Chriſt will in ſeinem Gemüthe nicht beunruhigt ſein, er will nichts wiſſen, er will vor allen Dingen das Geheimniß ſeines eigenen Glaubens nicht wiſſen. „Die Religion iſt das Verhalten des Menſchen zu ſeinem *eignen* Weſen — darin liegt ihre Wahrheit — aber zu dieſem Weſen als einem *andern*, ja entgegengeſetzten Weſen — und darin liegt die Unwahrheit, das böſe Weſen der Religion.“ „Die Religion iſt *Heilslehre*. Sie knüpft an ihre Lehren Fluch und Segen, Seligkeit und Verdammniß. Selig wer glaubt, verdammt wer nicht glaubt. Sie appellirt nicht an die Vernunft, ſondern an die Affecte der Furcht und Hoffnung.“ „Was ich auch gar nicht zu bezweifeln getraue, das iſt keine Sache der Theorie, ſondern eine Gewiſſensſache." „Gott als Nomen proprium iſt nur Gegenſtand der Religion, nicht der Philoſophie, des Gemüths, nicht der Vernunft. Gott iſt das Weſen des practiſchen Standpunctes, er iſt der den Mangel der Theorie erſetzende Begriff, die Nacht der Theorie, die aber dadurch alles dem Gemüthe klar macht, daß in ihr das Maß der Finſterniß, das unterſcheidende Verſtandeslicht ausgeht, das Nichtwiſſen, das alle Zweifel löſt, weil es alle niederſchlägt, Alles weiß, weil es nichts Beſtimmtes weiß, weil alle Dinge, die dem Theoretiker imponiren, verſchwinden, im Auge der göttlichen Macht nichts ſind." „Weil die Religion von dem Weſen der Theorie, ihrem Standpunkt abſtrahirt, ſo beſtimmt ſie das ihr verborgne, nur dem theoretiſchen Auge gegenſtändliche allgemeine Weſen der Natur und der Menſchheit zu einem andern, wunderbaren, übernatürlichen Weſen, dem Begriff der Gattung zum Begriffe Gottes, der ein individuelles Weſen iſt, aber ſich dadurch von dem menſchlichen Individuum unterſcheidet, daß es die Eigenſchaften deſſelben im Maße der Gattung beſitzt." „Religion iſt das kindliche Weſen der Menſchheit. Urſprünglich iſt Gott das mit dem Menſchen identiſche Weſen. Chriſtus iſt anfangs Menſch." „Je mehr aber im Grunde und Weſen der Religion Gott ein vom Menſchen nicht unterſchiedenes Weſen iſt, um ſo mehr wird von der Reflexion über die Religion — von der Theologie der Unterſchied Gottes vom Menſchen hervorgehoben und die Identität geläugnet." Dadurch fällt alles Gewicht auf die äußerliche Exiſtenz. Die äußerliche Exiſtenz, der perſönliche Unterſchied, erreicht aber das Weſen nicht, zwei Menſchen ſind zwei Exiſtenzen, aber im Weſen darum nicht minder identiſch. „Nur indem ich Gott unmittelbar mit der Güte, Weisheit, Gerechtigkeit, Liebe identificire, ihn als die Realität der Gerechtigkeit beſtimme, beſtimme ich ihn durch ſich ſelbſt." Die äußere Realität, die Exiſtenz, hat nur äußerliche Wichtigkeit, die innere Realität iſt allein das Wahre, und ſie ſtellt ſich dar als Gattung des Vernunftweſens, des Göttlichen der Gattung, „während jede Religion, die ſich lediglich auf die Exiſtenz ihres Gottes, als auf eine empiriſche Wahrheit gründet, zu einer für die innere Geſinnung gleichgültigen Angelegenheit wird“. Der Ausdruck des Standpunktes, der alles Gewicht auf den exiſtirenden, von der Gattung unterſchiedenen Gott legt, iſt dieſer: „Wenn du nur glaubſt an Gott, glaubſt überhaupt, daß Gott iſt, ſo biſt du ſchon gerettet. Ob du dir unter dieſem Gott ein wirklich göttliches Weſen oder ein Ungeheuer, einen Nero oder Caligula denkſt, ein Bild deiner Leidenſchaft, deiner Rach- und Ruhmſucht, — das iſt eins — die Hauptſache iſt, daß du kein Atheiſt biſt.“ „Die Geſchichte der Religion hat dieſe Folgerung, die wir hier aus dem Begriffe der Exiſtenz ziehen, hinlänglich bewieſen. Hätte ſich nicht die Exiſtenz Gottes für ſich ſelbſt als religiöſe Wahrheit in den Gemüthern befeſtigt, ſo würde man nie zu jenen ſchändlichen, unſinnigen, gräuelvollen Vorſtellungen von Gott gekommen ſein, welche die Geſchichte der Religion brandmarken.“

„Der Glaube an die Exiſtenz Gottes iſt der Glaube an eine beſondere von der Exiſtenz der Menſchen und der Natur unterſchiedene Exiſtenz. Eine beſondere Exiſtenz kann ſich nur auf beſondere Weiſe conſtituiren. Dieſer Glaube iſt daher nur dann ein wahrer, lebendiger, wenn beſondere Wirkungen, unmittelbare Gotteserſcheinungen, Wunder geglaubt werden. Nur da, wo der Glaube an Gott ſich identificirt mit dem Glauben an die Welt, der Glaube an Gott kein beſonderer Glaube mehr iſt, wo das allgemeine Weſen der Welt den ganzen Menſchen einnimmt, verſchwindet natürlich auch der Glaube an beſondere Wirkungen und Erſcheinungen Gottes. Der Glaube an Gott hat ſich gebrochen, iſt geſtrandet an dem Glauben an die Welt, an die natürlichen, als die allein wirklichen Wirkungen. Wie hier der Glaube an Wunder nur noch der Glaube an hiſtoriſche, vergangene Wunder, ſo iſt auch die Exiſtenz Gottes hier nur noch eine hiſtoriſche, an ſich ſelber *atheiſtiſche* Vorſtellung.“

Die Exiſtenz des Göttlichen iſt die Realität, ſeine Endlichkeit ſeine Wirklichkeit, das exiſtirende Denken der Denkende, die exiſtirende Liebe die Liebenden, die exiſtirende Freiheit die Freien. Der Geiſt, die Vernunft, als der allgemeine Proceß, iſt ſo frei und ſo unfrei, als die einzelnen Menſchen, ſeine Träger, ſind: nur daß im Proceſſe ſelbſt die Schranken und Gegenſätze der Einzelnen aufgehoben und in dieſem Reſultat eine höhere Realität, freier denkende Menſchen, geboren werden. Die geiſtige Subſtanz, als Proceß der Gegenſätze, greift über die Einzelnen über, obgleich die Einzelnen den Proceß machen, aber das exiſtirende Individuum bemächtigt ſich dennoch der ganzen Subſtanz, das Moment iſt das Ganze und dennoch wird das Ganze erſt durch den Conflict der Momente, der Gegenſätze, geboren. Wenn der einzelne Menſch hiſtoriſch wird, ſo ſtellt er einen Gegenſatz der Zeit dar und darin die Menſchheit ſeiner Zeit, aber weder der eine Gegenſatz, noch der Einzelne erreicht je die reine Identität auch nur mit der Menſchheit *ſeiner* Zeit, der hiſtoriſchen Subſtanz. Dieſe iſt vielmehr der Proceß, der fortwährend über alle ſeine Beſtimmungen in den Einzelnen hinausgeht. Ein Individuum, welches zugleich die Exiſtenz im Proceß und der ganze Proceß, alſo zugleich Realität der Idee und unendliche Idee, wäre, widerſpricht der ganzen Oekonomie des Geiſtes, allen Geſetzen der Vernunft und der Wirklichkeit. Nur die Phantaſie vermag ſich ein ſolches Individuum vorzuſpiegeln, nur die Phantaſie, ſagt Feuerbach, bewahrt vor dem Atheismus, das Individuum mit den Prädicaten des Individuums im Maße der Gattung nicht denken zu können.

Aus der Exiſtenz folgt die Offenbarung. „Die Selbſtbezeugung der Exiſtenz, das authentiſche Zeugniß, daß Gott iſt, das bloß gedachte und vorgeſtellte Sein als wirkliches Sein, als *Thatſache*, iſt die *Offenbarung*." „Thatſache iſt was aus einem *Vernunftgegenſtand* zu einer *Gewiſſensſache* gemacht wird, was man nicht bekritteln, nicht anfaſſen darf, ohne ſich eines Frevels ſchuldig zu machen." „Das *Läugnen* unantaſtbarer Thatſachen hat dieſe Bedeutung, das *Verbrechen* der Ketzerei, ein Strafobject der weltlichen Obrigkeit zu ſein." „Die Thatſache iſt ſinnliche Gewalt, kein Grund; Thatſache paßt auf die Vernunft, wie die Fauſt auf's Auge." „Aber waren die Götter des Olymps nicht auch einſt Thatſachen? Galten nicht die lächerlichſten Mirakel der Heiden für Thatſachen? Waren nicht die Engel hiſtoriſche Perſonen; ſind ſie nicht wirklich erſchienen? Hat nicht einſt der Eſel Bileams wirklich geredet? Wurde nicht ſelbſt von aufgeklärten Theologen noch des vorigen Jahrhunderts das Wunder des ſprechenden Eſels eben ſo gut geglaubt, als das Wunder der Incarnation oder ſonſt ein anderes Wunder? O ihr tiefſinnigen, „chriſtlich-germaniſchen" Religionsphiloſophen, ſtudirt doch vor Allem die Sprache des Eſels Bileams, ich bürge euch dafür, daß ihr bei näherem Studium in dieſer Sprache euere *Mutterſprache* erkennen und finden werdet, daß *dieſer Eſel* ſchon vor Jahrtauſenden die „*tiefſten*" *Geheimniſſe eurer ſpeculativen Weisheit ausgeplaudert* hat." „Thatſache alſo iſt eine Vorſtellung, an deren Wahrheit man nicht zweifelt, weil ſie Gegenſtand des *Gemüths* iſt, welches wünſcht, daß *iſt*, was es wünſcht. Thatſache iſt, was zu läugnen verboten iſt, jede Möglichkeit, die für Wirklichkeit gilt, jede Vorſtellung, die für ihre Zeit, da wo ſie eben Thatſache iſt, ein Bedürfniß ausdrückt und damit eine unüberſchreitbare Schranke des Geiſtes; kurz, Thatſache iſt Alles, was nicht bezweifelt wird, aus dem einfachen Grunde, weil es nicht bezweifelt wird, nicht bezweifelt werden ſoll.“ „Der Gläubige ſetzt die *Offenbarung* dem *menſchlichen* Meinen und Wiſſen *entgegen*.“ „Aber in der Offenbarung ſpricht Gott nicht zu Thieren oder Engeln, ſondern zu Menſchen — alſo eine *menſchliche Sprache mit menſchlichen Vorſtellungen*.“ „Die Offenbarung beweiſt nur, daß der Unterſchied der menſchlichen und göttlichen Vernunft illuſoriſch, daß das Geheimniß der *Theologie* die *Anthropologie* iſt.“ „Der Glaube an die ſchriftliche Offenbarung iſt nur da ein wahrer, ungeheuchelter, wo die ganze heilige Schrift und alles, was darin ſteht, heilig iſt und geglaubt wird. Wo dagegen unterſchieden wird zwiſchen Menſchlichem und Göttlichem, Hiſtoriſchem und Ewigem, wo nicht Alles ohne Unterſchied wahr iſt, was in der Bibel ſteht, da wird das Urtheil des Unglaubens, daß die Bibel kein göttliches Buch iſt, ſchon in die Bibel hineingetragen; da wird ihr, indirect wenigſtens, d. h. auf eine verſchlagene, unredliche Weiſe der Charakter einer göttlichen Offenbarung abgeſprochen.“ „Daraus entſteht die ganze Sophiſtik der Theologie, die unzähligen, ſchamloſen Lügen, Pfiffe und Kniffe, Selbſttäuſchungen und Scheingründe“, zu denen der capricirte Offenbarungsgläubige ſeine Zuflucht nimmt. Es iſt „der Widerſpruch der Offenbarung“ ſelbſt, der in dieſem *böſen Weſen* der Theologie zu ſeinen Conſequenzen kommt. Feuerbach hat auch dies Geheimniß für alle Zeiten enthüllt, und dadurch vorläufig wenigſtens ſo viel erreicht, daß die Welt weiß, wie furchtbar groß die Zahl der modernen Jeſuiten und wie mächtig der Geiſt der Lüge über die Menſchen wird, wenn ſie der Vernunft zum Trotz eine veraltete, hohl gewordene Geſtalt des Geiſtes zum Herrſcher über ſich und eine neue Zeit erheben. Theolog zu ſein ohne Jeſuitismus, ohne unwürdiges Verdrehen und Verdecken der Wahrheit, iſt heut zu Tage nicht mehr möglich. Den letzten Verſuch, die wirkliche Vernunft und die chriſtliche Abſtraction von

Wirklichkeit und Vernunft zur Uebereinſtimmung zu bringen, hat die Hegelſche Philoſophie gemacht. Nachdem der Verſuch in der Theorie geſcheitert iſt, wird er vergebens zu einer Aufgabe der Praxis und der Politik gemacht: was enthüllt iſt, deſſen Verbergung wird vergebens gewünſcht und ohne Erfolg befohlen.

Der letzte und höchſte Widerſpruch, in den die Religion mit dem Weſen des Menſchen tritt, und der, weil ſie eben an ſich ſelbſt nichts anders iſt, als ein Verhalten des Menſchen zu ſeinem eignen Weſen, auch ihr eigner innerer Widerſpruch ſein muß, iſt in der Feuerbachiſchen Ausführung „der Widerſpruch von Glaube und Liebe“.

„Der Glaube iſt die *Macht der Einbildungskraft*, welche das Wirkliche zum Unwirklichen und das Unwirkliche zum Wirklichen macht — der directe Widerſpruch gegen *die Wahrheit der Sinne, die Wahrheit der Vernunft*.“ Die Sacramente ſtellen dies an äußerlichen Objecten dar: Waſſer, Wein und Brod werden durch die Einbildungskraft ihrer unmittelbaren Wirklichkeit entkleidet und äußern ſupranaturaliſtiſche Wirkungen. Die Taufe, ſo gut wie die coena domini, iſt ein Wunder. „Der Glaube verneint, was die objective Vernunft bejaht, und bejaht, was ſie verneint. Das Geheimniß des Abendmahls iſt das Geheimniß des Glaubens.“ „Die Negation der objectiven, ungemüthlichen Wahrheit, der Wahrheit der Wirklichkeit, der gegenſtändlichen Welt und Vernunft, — eine Negation, welche das Weſen des Glaubens ausmacht — erreicht im Abendmahl ihren höchſten Gipfel, weil hier der Glaube ein *unmittelbar gegenwärtiges, evidentes, unbezweifelbares Object negirt*, behauptend, *es iſt nicht*, was es laut des Zeugniſſes der Vernunft und der Sinne *iſt*; behauptend, es iſt nur Schein, daß es Brod, in Wahrheit iſt es Fleiſch.“

„Der Glaube hat eine *beſondere* Offenbarung: er iſt exclusiv, beſitzt allein die Wahrheit: er bornirt den Menſchen, und macht ſeine Sache zu einer Sache des Intereſſes, der Glückſeligkeit." „Der Gläubige iſt eine Perſon von Diſtinction. Gott iſt der Unterſchied zwiſchen ihm und dem Ungläubigen." „Der Glaube iſt gebieteriſch und beſtimmt. Was iſt chriſtlich? Das muß beſtimmt werden. Daher iſt das Dogma nothwendig, und das Dogma fahren zu laſſen, die entſchiedenſte Charakterloſigkeit, der ungläubige Glaube." „Der Indifferentismus flüchtet ſich aus der Beſtimmtheit des Dogma's hinter die Unbeſtimmtheit der Bibel." „Das Verdammen liegt im Weſen des Glaubens. Er ſchiebt alles in die Geſinnung. Der Ungläubige iſt verſtockt, iſt ungläubig aus Bosheit." „Im Glauben liegt ein böſes Princip." „Der Glaube iſt weſentlich intolerant — weſentlich, weil mit dem Glauben immer nothwendig der Wahn verbunden iſt, daß ſeine Sache die Sache Gottes ſei, ſeine Ehre die Ehre Gottes." „Die Hölle verſüßt die Freuden der ſeligen Gläubigen." „Der Glaube iſt das Gegentheil der Liebe", wie er der Widerſpruch der Vernunft iſt. „Nur wo Vernunft, da herrſcht Liebe. Die Vernunft iſt nichts anders, als die univerſale Liebe, und die Liebe, das univerſelle Geſetz der Intelligenz und Natur, nichts anders, als die Realiſirung der Gattung auf dem Wege der Geſinnung." „Chriſtus iſt die Liebe der Menſchheit zu ſich ſelbſt als ein Bild oder als eine Perſon, die aber nur die Bedeutung eines Bildes hat, nur eine ideale iſt." „Die Gattung iſt kein Abſtractum; ſie exiſtirt im Gefühle, in der Geſinnung, in der Energie der Liebe. Die Gattung iſt es, die mir Liebe einflößt. Ein liebevolles Herz iſt das Herz der Gattung. Alſo iſt Chriſtus, als das Bewußtſein der Liebe, das Bewußtſein der Gattung." „Wer alſo den Menſchen um des Menſchen willen liebt, wer ſich zur Liebe der Gattung erhebt, zur univerſalen, dem Weſen der Gattung adäquaten Liebe, der iſt

Chriſt, der iſt Chriſtus ſelbſt. Er thut, was Chriſtus that, was Chriſtus zu Chriſtus machte. Wo alſo das Bewußtſein der Gattung als Gattung entſteht, da verſchwindet Chriſtus, ohne daß ſein wahres Weſen vergeht; denn Er war ja der Stellvertreter des Bewußtſeins der Gattung, das Bild, unter welchem die Gattung dem Volke das Bewußtſein der Gattung als das *Geſetz* ſeines Lebens beibrachte.“

Dies iſt genug, um Inhalt und Standpunct des Feuerbachiſchen Werkes denen deutlich zu machen, die bisher noch zu keinem eignen Studium deſſelben gekommen ſind; zugleich haben wir dieſe weſentlich neue Form der Kritik des Chriſtenthums mit dem bisherigen Verfahren der Philoſophie in Verhältniß geſetzt; und es iſt anzuerkennen, daß die Kritik und Phänomenologie des beſtimmten und entſchiedenen, d. h. des wirklichen und inhaltsvollen chriſtlichen Glaubens, hiemit *vollendet* iſt.

Das begreift ſich leicht. Die Aufklärung iſt bereits dahin gelangt, der chriſtlichen Weltanſicht die menſchliche und vernünftige, der poſitiven Religion die Vernunftreligion entgegen zu ſetzen; ſchon die Aufklärung unterſchied *ſich* vom Chriſtenthum, und ſie hat es weit damit gebracht, ſo weit in der That, daß gegenwärtig ſelbſt die feurigſten Chriſten, die ächten Scheiterhaufenſchürer, dennoch aufgeklärt ſind, und ſo aufgeklärt ſogar, um zu begreifen, daß ſie noch unendlich weit hin haben, um andere als Polizeimaßregeln, alſo andere als humaniſirte und verdeckte, d. h. aufgeklärte Autodafe's ins Werk richten zu können, Amtsentſetzungen, Richtanſtellung, Preß- und Induſtriedruck, aber kein Verbrennen, kein Kopfabſchlagen, kein radicales „de vita!“ Die Aufklärung hat theoretiſch und practiſch den ungeheuern Schritt gethan, überall die *Humanität* zum Princip zu machen und ſie zum Siege über die gräuelvollen Inhumanitäten und Monſtroſitäten alter gläubiger und abergläubiger Zeiten zu führen.

Es iſt bekannt, wie viel Geiſt, Kraft und Blut dieſe ungeheure Umwälzung der denkenden und politiſchen Welt gekoſtet; dieſe Kämpfe ſind das erhabenſte Schauſpiel der Geſchichte. Die Aufklärung theilte ſich bei uns in die triviale und geniale. Das flache dogmatiſche Denken fand einen Gegenſatz an unſern großen Dichtern und Philoſophen; die einen ſetzten dem Verſtande die Leidenſchaft, der nüchternen Menſchheit die begeiſterte, der vernünftigen die ſchöne entgegen; die Philoſophen kritiſirten die Vernunft, ſuchten das Princip aller Dinge, das aus ſich die Welt ſetzt, und die moraliſche Weltordnung zu erkennen; ſie traten endlich der Ueberhebung der Natur und der Negation der Geſchichte, wie ſie die Aufklärung im Naturalismus und Humanismus aufgebracht haben ſollte, mit der Vernunft in Natur und Geſchichte, mit dem Princip der vernünftigen Entwickelung und der Entwickelung der Vernunft, der Methode, entgegen. Aber den Boden der Aufklärung hat ſeitdem weder die herrſchende Poeſie noch die geltende und eingreifende Philoſophie verlaſſen; die Autonomie des menſchlichen Geiſtes war und blieb Princip oder Baſis, je nach der Natur der geiſtigen Gebiete. Der einzige reine und entſchiedene Abfall vom neuen Weltprincip iſt die Ultraromantik, die Reſtauration. Denn diejenigen Romantiker, die auf dem Gebiete der Philoſophie und Poeſie bleiben, wie Novalis, Tieck und ſelbſt die Schlegel, ſo lange ſie theoretiſch ſich verhalten, ſind eben ſo aufgeklärt, als romantiſch; ſie werden den Geiſt des Humanismus nicht los, obgleich ſie mit Händen und Füßen gegen ihn ankämpfen und eine vollkommene Dogmatik dagegen ausprägen. Die Aufklärung negirt theoretiſch und practiſch das Chriſtenthum, das dem Humanismus widerſpricht; die Romantik ſucht den Humanismus zu negiren und die Myſterien der „chriſtlich-germaniſchen Tiefe“ gegen die „flache durchſichtige Vernunft“ wieder heraufzuführen, wenn nicht in der Praxis, ſo doch in der Phantaſie der Poeſie und Doctrin: die Philoſophie ſodann weiſt (es war dahin gekommen, daß dies nöthig wurde) die Vernunft im Chriſtenthum nach, und ſchreibt der Religion daſſelbe Intereſſe, wie der Philoſophie, das Intereſſe der theoretiſchen Vernunft und der Wahrheit zu — worin ſie zu weit geht.

Wir haben oben gezeigt, wie ſich Strauß und Feuerbach zu dieſer Vermittlung des chriſtlichen und philoſophiſchen Intereſſe's verhalten. Hier fragt es ſich, wie die Feuerbachiſche Kritik ſich zu der hiſtoriſchen Kritik durch die Aufklärung verhält.

Die Aufklärung ergründet das Weſen der Religion nicht. Sie kämpft als Philoſophie und Weltbildung nur gegen die Kehrſeite und den Widerſpruch des Chriſtenthums mit der Vernunft. Sie achtet es nicht der Mühe werth, die Myſterien der chriſtlichen Religion zu enthüllen. Dieſe Myſterien gelten ihr nichts mehr; ſie ſind ihr „unſinnig“, „widerſprechen der Vernunft“; es kommt nur darauf an, vernünftig zu ſein, alſo auch nur eine „Vernunftreligion zu haben“, obgleich es ſehr nahe liegt, daß nur das Gemüth und der practiſche Menſch ſich religiös verhalten kann, indem er das Göttliche mit unmittelbarer Erregung umfaßt bis zur Wolluſt der Hingabe und des Todes dafür. Seitdem hat die Philoſophie auch den Irrthum als eine Vernunftgeſtalt achten gelernt, und ſo iſt er nicht eher begriffen, als bis er erklärt iſt. Es kann keinem Philoſophen hinter Hegel beigehen, eine hiſtoriſche Erſcheinung zu verachten und unbeſehens zu verwerfen; ſo verfährt alſo auch Feuerbach nicht mit den Myſterien der Religion; im Gegentheil, er zeigt eben ſo ſehr die Uebereinſtimmung des Weſens der Religion als ſeinen Widerſpruch mit dem Weſen des Menſchen. „Die ſchöne Humanität der Hegelſchen Anſicht, die Religion als Form zu beſtimmen, in der die Wahrheit für alle Menſchen iſt“, auf die Strauß, Feuerbach gegenüber, ſo viel Gewicht legt, geht alſo nicht verloren: ſie wird nur ſo geleſen, daß man „*alle*“ betont und nicht unerörtert läßt, *wie* denn die Wahrheit für *alle* ſei: ſie iſt *für alle* in der Form des *practiſchen*, nicht des *reinen* oder *theoretiſchen* Intereſſes, nicht als *Wiſſen*, ſondern als *Wille* des Wiſſens. *Alle* fragen: wozu? Nur der *Philoſoph* iſt ſo unpractiſch, dies nicht zu thun; nur er vergißt es nie, daß der Geiſt und die reine Erkenntniß Selbſtzweck iſt. Wir haben das oben erörtert.

In unſerer Zeit iſt ſelbſt der ungeberdigſte Chriſt ſo ſehr von Humanismus inficirt, daß wir nicht umhin können, dies anzuerkennen. Schon die Hiſtorie alſo führt den Beweis, daß der Chriſt auf den Menſchen zurückzuführen ſei, und verbietet es Feuerbach, den Humanismus pure dem Chriſtenthum entgegenzuſetzen: er weiſt ihn vielmehr als ſein eigenes Princip nach, und zeigt nur an dem ganzen Standpunct der Religion, wie nothwendig die Trennung des eignen Weſens vom Menſchen in Entfremdung dieſes Weſens und alſo in ſein Gegentheil umſchlagen mußte. Alſo könnte man ſagen: Die Unterſuchung des böſen Weſens der Religion iſt hiſtoriſch; ſie betrifft vergangene Zeiten, und wo ſie unſre Zeit afficirt, da gilt es nur der Ohnmacht des Vergangenen, das noch exiſtirt aber nicht mehr lebt und ſich hoffentlich von ſeiner Niederlage durch den Humanismus der Aufklärung nie erholen wird. Feuerbachs Darſtellung iſt gerecht, denn ſie behandelt beide Seiten, das gute und das böſe Weſen der Religion, mit gleicher Gründlichkeit. Von einer Kritik kann man im Grunde nur dies verlangen; aber Feuerbach geht weiter, und weiſt eben ſo einleuchtend nach, wie das böſe Weſen, deß die Praxis durch die Aufklärung ſich bereits größtentheils entledigt hat, auch im Princip und mit vollem Bewußtſein zu vermeiden ſei, nämlich dadurch, daß der Menſch ſich vor der Entfremdung des Göttlichen, ſeiner eignen Subſtanz in den heiligen und abſoluten Mächten der Liebe, der Sitte und der Freiheit, hatte. (Die Erregung für den Gott, der des Göttlichen entkleidet wurde, iſt der Fanatismus und ſeine Formel dieſe gedankenloſe, leere: „Gott iſt Gott und Mahomet ſein Prophet!“ Mögen ſich unſre Fanatiker die Formel überſetzen, ich will nicht ſagen zu ihrem Unterricht, ſondern für vorkommende Fälle zu beliebigem Gebrauch, um unwiſſende Bauern und geiſtloſe Politiker mit einem wirkſamen Popanz in Angſt zu jagen.) Die Aufweiſung der göttlichen Subſtanz, obgleich ſie nicht Zweck der Kritik ſein konnte, iſt dennoch ihre Vollendung. Sie iſt die poſitive Baſis, der Hintergrund oder einfach der Grund der ganzen Kritik; ſie iſt das begriffene Weſen, während die Kritik der Aufklärung nur das begriffene Unweſen darſtellt. Beim Weſen handelt es ſich um die Subſtanz und um die Exiſtenz des Subſtanziellen. Dieſe Begriffe fallen dem gemeinen Volk der ganzen Theologen und halben Philoſophen ſchwer, ja unmöglich, denn ſie haben ſich gewöhnt an die alte Formel: „Gott iſt Gott“, und ſuchen das Göttliche dadurch zu begreifen, daß ſie ſichs möglichſt weit vom Leibe halten. So haben ſie nichts dagegen, daß der Menſch in Paläſtina der Gott ſei, daß aber das wahrhaft Menſchliche das Göttliche, daß die Liebe, die Vernunft, der freie Wille oder die Freiheit die göttliche Subſtanz und das göttliche Weſen ſei, und daß die Träger dieſer Subſtanz die Menſchen im Proceß der Geſchichte ſeien, dagegen ſtreiten ſie mit dem größten Eifer, wohl wiſſend, wie ungöttlich, unvernünftig, unbegeiſtert und unheilig ſie ſelbſt, deren Bruſt aus ſchlechtem Tone geformt iſt, ſolche zu ſchätzen haben. Noch höher, als der Gottmenſch in Paläſtina, iſt ihnen der Gott hinter den Wolken und die Herrlichkeiten der andern Sterne und Welten. „Johann, halte dich am Zaun, der Himmel iſt hoch!“, ſagen die Pommern. „Weit davon iſt ſicher vor'm Schuß!“ ſagen die Theologen und philoſophiſchen Hierodulen. Aber würden dieſe neuen Afterphiloſophen höhere und beſſere

Weſen werden, wenn man ſie nach Jeruſalem ſchickte? Faſt hat es den Anſchein, als glaubten ſie ſelbſt daran: aber es iſt ſehr zu fürchten, daß weder ſie durch Jeruſalem, noch Jeruſalem durch ſie beſſer werde, ſo nöthig es auch beiden Theilen wäre. Der Gott, deſſen Göttlichkeit die Ferne iſt, und wäre es die Ferne der Antipoden, ja des Mondes oder gar der Nebelſterne, iſt von philoſophiſcher Seite nur zu belächeln, und es ſoll den jungen Berliner „Thiermenſchen“, welche den „Herrn von Ferne“ behalten wollen, in ſich aber nichts Göttliches, ſondern nur das Thieriſche ihrer Menſchheit verſpüren, unbenommen ſein, dabei zu bleiben. Was ihnen der ferne Gott und die weggeworfene Göttlichkeit hilft, wird die Zukunft lehren. Maſtſchweine eſſen mit Comfort; aber ſie eſſen ſich todt, um erſt im Tode der Menſchheit zu nützen.

Feuerbachs Aufgabe war es nicht, philoſophiſche Mohren zu waſchen; nur wer die Entwickelung des Begriffes der Subſtanz und des wahren Weſens in der Philoſophie und vornehmlich in der deutſchen Philoſophie kennt und verſteht, iſt fähig, die Feuerbachſche Kritik zu würdigen und zu begreifen, daß dieſe Abrechnung mit einer hiſtoriſch vergangenen Welt im Princip unübertrefflich, weil treffend und in der Hauptſache vollendet, weil die nothwendige Conſequenz der bisherigen Philoſophie iſt. Allerdings hat dieſe Wendung der Sache nach allen Seiten hin den größten Einfluß, ſo vornehmlich auf die Geſchichte, der es nun nicht mehr ohne Weiteres hingehen kann, das chriſtliche Princip ein höheres Weltprincip zu nennen; es iſt vielmehr gar kein Weltprincip, ſondern ein über- und widerweltliches Princip.

Strauß hat vor dem Erſcheinen des Feuerbachiſchen Buchs in Bezug auf Feuerbach das Bedenken ausgeſprochen: „Soll denn nun die Religions- und Kirchengeſchichte wieder Geſchichte der menſchlichen Narrheit werden? und wie fährt die Geſchichte überhaupt dabei?“ (Chriſtl. Glaubenslehre S. 22.)

Dies Bedenken iſt das Bedenken der Hegelſchen Philoſophie, welche die vernünftige Entwickelung aller Geſchichte, die Macht der Vernunft in der Geſchichte und den Proceß der Vernunft in der Vernunft ſelbſt entdeckt hat. Aber die Hegelſche Philoſophie beantwortet auch ihr eignes Bedenken ſelbſt, indem in ihr die Bewegung des Weſens immer ſeine eignen Beſtimmtheiten, alſo auch die Vernunft ihre Stufen oder ſich ſelbſt in ihren hiſtoriſchen Geſtalten negirt. Ja, ſie kann nicht umhin, die Entwickelung auf wenige geiſtige, geſchichtliche Völker zu beſchränken. Wird das Princip einer geſchichtlichen Erſcheinung durch ein höheres Princip aufgehoben, ſo wird damit die Geſchichte bis dahin für den Theoretiker noch nicht zur Narrheit. Dagegen für den Practiker wird ſie es unbedenklich. Die Chriſten faßten das Heidenthum ſo und noch ärger: ſie nannten die alten Götter Teufel, wir Theoretiker nicht; uns ſind ſie wieder das vorgeſtellte Göttliche; wir finden Vernunft ſogar im Thier- und Fetiſch-Dienſt, d. h. wir erklären ihn. Und hat die griechiſche Religion ihre Entwickelung vom Naturdienſt zu den ethiſchen und von den ſtrengen zu den heitern Göttern — wie ſollte die Geſchichte der chriſtlichen Religion, die das Weſen des Menſchen zum Gegenſtande hat, Geſchichte der menſchlichen Narrheit werden? Allerdings würde die chriſtliche Religion, könnte ſie ihre Verheißungen und Verkündigungen unmittelbar erfüllen und den Kampf mit der Welt vermeiden, könnte ſie alſo ihr ſupernaturaliſtiſches Ideal wirklich erreichen, keine Geſchichte haben, ſondern der Himmel auf Erden ſein. Der Blick nach dem Paradieſe und zurück nach Paläſtina beweiſen dieſe Sehnſucht, mit der das Chriſtenthum aus der Geſchichte heraus will. Aber die Welt läßt den Himmel nicht zu Gute kommen; der Zweifel der Vernunft ſtürzt ſich in dieſe ſchönen Phantaſieen des Glaubens — ſo ſucht das Chriſtenthum ſelbſt als Papſtthum ſich vergebens mit Proteſtationen gegen alle Friedensſchlüſſe der Geſchichte zu entziehen. Die Weltgeſchichte zwingt auch das himmliſche Reich, Geſchichte zu haben; und ſollte der Glaube auch in der That und Wahrheit mit Welt und Vernunft kämpfen, wie er es denn augenſcheinlich genug thut, ſo iſt doch auch in ihm die Vernunft, wenn auch in verkehrter Geſtalt, immanent; ja ſelbſt ſein Widerſtand fördert den Geiſt zur tieferen Einkehr in ſich, und wäre es auch nur, um den Menſchen dieſen ſeinen Kampf mit ſeinen eignen dunkeln Gemüthsmächten, der Natur im Geiſt, verſtehen und würdigen zu lehren. Will man den Widerſpruch der Religion, wie er in der Praxis gegen die Vernunft auftritt, Narrheit nennen, ſo wird dies erlaubt ſein, ſobald man ihn practiſch zu negiren hat; ja es werden Fälle eintreten, wo man die Theſen anſchlägt: „Der Papſt iſt der Antichriſt“, „die Pfaffen ſind Jeſuiten und die Jeſuiten ſind aufzuheben“; aber dies hebt die Geſchichte nicht auf: es iſt nur der Uebergang in ein anderes Genus, der Uebergang von der *intereſſeloſen* Theorie und Geſchichtsbetrachtung *zu der mit Leib und Seele intereſſirten Praxis der actuellen wirklichen Geſchichte*. Wenn man Geſchichte *ſchreibt*, ſo iſt man Napoleon nicht böſe; wenn man Geſchichte *macht*, ſo iſt man vielleicht ſein tödtlichſter Feind, findet vielleicht alles ſchlecht, was er thut, nennt ihn einen Tyrannen, weil man ſein Princip negirt; man bekriegt den Feind der Freiheit und ſchlägt ihn todt. Allerdings hat die Aufklärung in dem „*böſen* Weſen“ des Chriſtenthums den Feind und Tyrannen der Vernunft, endlich in dem ſchwach gewordenen Tyrannen den Narren bekämpft. Wer die ganze bisherige Geſchichte und ihr Princip verfolgt, und als Narrheit bezeichnet, was die ungeheure Aufgabe der Aufklärung war, der verhält ſich *practiſch* zu ihr, der kämpft und ringt mit ihr. Erſt nach dem Siege — und in dieſem Falle iſt die jetzige Philoſophie dem mittelaltrigen Geiſte gegenüber — wird man gerecht gegen den

Feind. Der Feind wird Freund, und man erklärt sein Weſen ſo gut, als ſein Unweſen; man ſchilt ihn nicht, man begreift ihn. Strauß und die Hegelſche Philoſophie, beide haben einen Widerwillen gegen die Praxis, d. h. gegen die gegenwärtige Geſchichte; allein es iſt umſonſt; trotz ihrer wiſſenſchaftlichen Unparteilichkeit ſind ſie Partei denen gegenüber, welche dieſe ganze Wiſſenſchaftlichkeit verdammen, verfolgen und practiſch negiren wollen; von ihnen werden ſie geſcholten, ſie werden als Feinde behandelt von der Unvernunft, die ſie tyranniſiren, und Strauß hätte die Geſchichte chriſtlicher Narrheit (die aber doch noch Vernunft im Leibe hat) in Zürich ſehr fühlbar erfahren können, wenn er es vorgezogen hatte, jene Septembertage am Ort des Kampfes ſelbſt zu verleben. Die Philoſophie iſt trotz aller olympiſchen Ruhe, die ſich auch Feuerbach und Strauß nie haben nehmen laſſen, in den practiſchen Kampf, in die actuelle Geſchichte hineingezogen: man ſchreit über ihre „ſchlechte Geſinnung“, über ihre „Wuth zu zerſtören“; man ſucht die ganze Majorität der Dummheit und Narrheit gegen ſie aufzuwiegeln, und warum? Weil dieſe Philoſophie in der Wiſſenſchaft das erobert, was die Geſchichte bereits gewonnen hat; weil ſie alſo die letzte und höchſte Sanction einer neuen Epoche iſt; weil ſie Ernſt macht mit der Freiheit des Geiſtes und des Lebens, und weil dieſer Ernſt, man mag ihn noch ſo theoretiſch und auf der höchſten Höhe der Wiſſenſchaft halten, immer die factiſche Negation einer herrſchenden practiſchen Richtung, ſagen wir es geradezu, der reactionären Partei iſt, derjenigen Faction, welche die Reformation ſo gut als die franzöſiſche Revolution im Princip negirt, die Geiſtesfreiheit ſo gut als die politiſche Freiheit antaſtet. Dieſe Reaction mit ihren Schibolothen: „Chriſtenthum!“ und „hiſtoriſches Recht!“ kann die Philoſophie, d. h. das abſolute Recht der freien Wiſſenſchaft oder die geiſtige Freiheit, welche die Initiative aller Entwickelung verlangt, nicht ertragen. Die Philoſophie als ſolche iſt alſo der Feind des Biſchofs von Chartres ſo gut als der Berliner „Thiermenſchen“, und durch dieſe Kriegserklärung wird ſie, trotz dem, daß ſie rein und nur die Wahrheit will, oder vielmehr eben darum, weil ſie, rückſichtslos gegen die Unwahrheit, die ganze volle Wahrheit ausſpricht, zur practiſchen Partei herabgeſetzt — herabgeſetzt? ſagen wir lieber: erhoben: denn die Parteien *machen* die Geſchichte, und es iſt in Wahrheit eine Erhebung des Wiſſens, wenn es dem Proceſſe nicht nur zuſieht, ſondern mit voller Klarheit mitten drinne ſteht, und es iſt die Erhebung des Wiſſens zur Macht und damit zu ſeiner eigentlichen Beſtimmung. Die Philoſophie muß dieſen Kampf annehmen, und ſie muß ſiegreich aus ihm hervorgehen, wenn wir ein *geiſtiges* Volk bleiben, d. h. wenn wir nicht aus der *Geſchichte* der Menſchheit in die Annalen byzantiniſcher Barbarei verſtoßen werden ſollen.

Obgleich es demnach den Anſchein haben konnte, als ſei die Feuerbachiſche Kritik des Chriſtenthums mit der Aufklärung in demſelben Fall, und als trafe Feuerbach wirklich das Straußiſche Bedenken, denn die practiſche Bewandtniß, die wir oben erörtert, findet wirklich Statt: ſo iſt doch der unendliche Unterſchied von der Aufklarung vorhanden, daß dieſer practiſche Gegenſatz nur durch die grundlichſte *Erklarung*, durch die vollſtändigſte *wiſſenſchaftliche Enthüllung aller chriſtlichen Myſterien* hervorgerufen wird, und zwar ſolcher Myſterien, die, nach dem eignen Geſtändniſſe der jetzigen Maulchriſten, längſt der Geſchichte angehören. Was alſo ſchon die Aufklärung und die Geſchichte *negirt* hat, das *begreift* und *erklart* Feuerbach aus ſeinem eignen Princip. Das Verletzende für die ſcheinheiligen, lugneriſchen, politiſchen Chriſten unſerer Tage liegt alſo vielmehr darin, daß alle Welt nun erklart, wie *weſentlich* die von ihnen bei Seite geſchodenen Dogmen ſind, wie wenig dieſe Renommiſten alſo den Namen der Chriſten, mit dem ſie ſo viel heilloſen Spuk treiben, verdienen. Dies iſt das Kränkende, weßhalb ſich denn auch weniger die Ultra's und die Katholiken, die alle Dogmen mit Haut und Haar ſich gefallen laſſen, beſchweren, als die Mittelſorte derer, die noch auf Vernunft Anſpruch machen, und zu dem Muthe des Anachoretenthums aus der Vernunft und zu dem Entſchluſſe, die gebildete menſchliche Geſellſchaft zu verlaſſen und zu verachten, noch nicht hindurchgedrungen ſind. Allerdings gibt es nun keine Kirchengeſchichte mehr, die ſich loslöſen ließe von der Weltgeſchichte. Denn nur die Welt- und Geiſtesbildung iſt das treibende Princip der Geſchichte; käme der Kirche die Welt mit ihrer Reflexion nicht in die Quere, ſo hätte ſie keine Geſchichte, und es iſt eine ſehr beſchränkte Fiction, den Staat, die Welt und ihre Bildung und Arbeit nicht auch mitten in der Kirche, die Abſtractionen des Chriſtenthums nicht mitten im Weltleben und durch dieſen Conflict modificirt und entwickelt zu ſehen. Der Mangel dieſes Zuſammenhangs iſt der Hauptmangel der Straußiſchen Dogmatik: die Entwickelung der Dogmen für ſich fällt daher namentlich im zweiten Theile des Werks faſt ganz aus dem hiſtoriſchen Zuge heraus und in den kritiſchen hinein, und wenn das Werk beweist, daß die hiſtoriſche Kritik die einzig richtige iſt, ſo wird an ihm zugleich klar, daß eine dogmatiſche Entwickelung ohne die weltliche nicht zu Stande gebracht werden könne, und wenn ſie Jahrhunderte lang ſich abzuſperren vermag, eben für ſich weder Leben noch Intereſſe hat. Die Möglichkeit des Feuerbachiſchen Werkes, der einen Durchſchnitt des conſequenten und ganzen Chriſtenthums zum Gegenſtande nehmen und Luther ſo gut als Auguſtin und die alten Väter zu Gewährsmännern machen konnte und mußte, beweist nur, daß die Dogmatik für ſich keine Geſchichte hat, vielmehr ein geſchloſſenes Syſtem iſt, welches ſich nur in ſich bereichert und, von Außen geſtoßen und getrieben, bald dieſe, bald jene Seite erweiterte, die wahre innere Negativität der Entwickelung aber, den Zwieſpalt der Beſtimmtheit und der Idee, der Zeit und des Ideals der Zukunft, d. h. die Geſchichte nicht kennt, vielmehr ihr Ideal hinter ſich und in der abſoluten Verkündigung der Wahrheit längſt erreicht hat.

Feuerbach hat alſo in Wahrheit das große Verdienſt, der Weltgeſchichte ihre univerſale Bedeutung und dem Chriſtenthum ſeinen unhiſtoriſchen Charakter vindicirt zu haben. Dem Chriſten paſſirt die Geſchichte nur contre coeur; ſein Heil iſt nicht vorwärts, ſondern rückwärts zu ſuchen. Dies Princip wirkt alſo immer nur im Conflict mit dem Weltleben und wird nothwendig immer mehr von ihm überwunden; denn nur die reale Arbeit in der Ueberwindung der Natur, äußerlich und innerlich, führt die hiſtoriſchen Reſultate herauf. So hebt das Chriſtenthum für ſich mit all' ſeiner Nächſtenliebe weder die Tyrannei, noch die Unterthänigkeit, noch die Sklaverei auf. In der Phantaſie läßt man die Menſchen alle Brüder ſein, in der Praxis Herren und Knechte, und das chriſtliche Gewiſſen hat die Folter, die Knute, den Negerhandel, die Patrimonialgerichte u. ſ. w. ganz in der Ordnung gefunden, bis, im Widerſpruch mit dem Chriſtenthum, der Humanismus und die Weltbildung die Rechte der Menſchen proclamirten. Und nicht zufällig iſt dem Chriſtenthum dies begegnet: es „tröſtet die unterdrückte Unſchuld“, wie Robespierre ſich ausdrückt, alſo auch den Sklaven mit dem Himmel und läßt ihm auf der Erde ſeine Ketten. Hierüber vergleiche man die franzöſiſchen Aufklärer.

Indem aber die Illuſionen der „chriſtlich-germaniſchen“ Herrlichkeit und des „geſchichtlichen Charakters des Chriſtenthums“, indem die Proclamirung der unbeſehens überall hingeſetzten Entwickelung auf ihren wahren Werth zurückgeführt wird, bekommt allerdings auch die Herrlichkeit der Univerſalhiſtorie einen gewaltſamen Stoß. Nicht jeder Spätergeborne iſt nun der Träger der Wahrheit, nicht jedes Volk entwickelt ſich vorwärts, die Stufen der Freiheit ſind zugleich, die der Barbarei nicht minder durch die ganze Ausbreitung der Geſchichte. Iſt das geiſtliche Volk das geiſtige, das hiſtoriſche? Iſt es nicht vielleicht jetzt ſo gut wie je (ich brauche ſeine Rohheiten gegen die Wiſſenſchaft und Kunſt unſrer Zeit nicht zu citiren) das geſchichtswidrige, das barbariſche? Unſere gebildetſten Chriſten, welche Rollen würden ſie in Athen ſpielen einem Manne wie Perikles, Ariſtophanes, oder gar einem der großen Philoſophen gegenüber? Iſt nicht Sokrates und Plato und Ariſtoteles und Alexander auf einer Stufe der Bildung, wie ſie kein Chriſt, der ſein Princip feſthält, erreichen kann? Der Vorſprung des reinen Philoſophen beträgt Jahrtauſende, und dieſe armſeligen Chriſtenmenſchen, die nicht philoſophiren können, dieſe ungeheuren Anachronismen, ſind unſere Zeitgenoſſen? Welch' ein Schildkrötengang, wenn man die Menſchheit als ſolche gefördert finden will, wenn man ſagen will, der Geringſte iſt heute dem erſten Griechen voraus! Noch hat kein Volk der Erde ſo den Charakter des geiſtigen, freien und hiſtoriſchen Volkes wieder erreicht, wie die Griechen. Die Religion der Chriſten iſt ein Fortſchritt gegen die Religion der Griechen; aber die Bildung der Griechen hatte in ihren Heroen längſt das ganze Princip der Religion überſchritten; ſie hatte es zur Philoſophie und zur bürgerlichen und geiſtigen Freiheit gebracht; ſie hat darum das ungeheure Phänomen der komödirenden Kritik aller Geſtalten des Geiſtes, die höchſte Freiheit des Proceſſes, während wir nach Jahrtauſenden nicht einmal die ernſte Kritik der Philoſophie ertragen können. Das Princip des Chriſtenthums iſt ein religiöſer Fortſchritt und ein hiſtoriſcher Rückſchritt. Im Chriſtenthum geht Bildung und Freiheit unter: erſt das Wiedererwachen des

Alterthums bringt uns die Anfänge zu beiden zurück; noch aber ſind wir bei weitem nicht wieder eingeſetzt weder in die Rechte freier Menſchen und Staatsbürger, noch freier Künſtler und Philoſophen: welcher Kerker wäre für einen heutigen Ariſtophanes tief genug? Und da nun die Philoſophie die Scholaſtik negirt, muß ſie nicht flüchten aus ihrer Heimath? Vom Staate wollen wir gar nicht reden; de mortuis nil nisi bene! Und wir wagen es, der Geſchichte ins Geſicht zu ſehen? Ob die Deutſchen der Freiheit fähig, ob ſie nun das geiſtige, das hiſtoriſche Volk, die Griechen der Neuzeit ſind, dieſen Beweis haben ſie noch erſt zu führen. Denn bis jetzt iſt nicht einmal das Intereſſe dafür vorhanden; das Intereſſe der Freiheit iſt ihnen zu geiſtig. Die Cenſur negirt die Geiſtesfreiheit, der geheime Polizeiſtaat die politiſche Freiheit und alles Intereſſe für die höchſten Güter der Menſchheit: der Deutſche empfindet das kaum; er tröſtet ſich mit dem Privatrecht und mit dem Recht, ein geiſtloſes Wohlleben zu führen. Es gibt keine Majorität für die höchſten hiſtoriſchen Ehren; es iſt noch viel weniger der Fall, daß dies Intereſſe die Macht der Zeit wäre und die Deutſchen ſchon den Namen des geiſtigen Volks und Staates verdienen. Iſt das ein Fortſchritt gegen die Griechen und ihren Geiſt? Fahren wir getroſt fort, bei ihnen in die Schule zu gehen, und wähnen wir nicht zu zeitig, ihnen gleich zu ſein.

Dies ſind ungeheure Ketzereien gegen die Hegelſche Conſtruction der Entwickelung, ich gebe es zu: aber auch ſie ſtecken alle in Hegel. Wenn die Natur jetzt tiefer ergründet und weiter überwältigt iſt, ſo hat das nicht verhindert, daß die Feſſeln des Geiſtes geblieben ſind. Nehmen wir England, welch' ein Aufſchwung der Weltüberwindung und daneben welch' eine Rohheit in Religion und Philoſophie, und welche Lebensrohheit in ihrem Gefolge! Darf man die engliſche Rohheit neben den griechiſchen Geiſt ſtellen? Und dieſe Engländer haben wir noch um Vieles zu beneiden!

Die Geſchichte der neuen Zeit, welche durch die Weltüberwindung und die Befreiung des Geiſtes in ſich dem Ziel der freien, ſchönen und ganzen Menſchheit directer wieder zuſtrebt, hat noch weit hin, um in ihrem reicheren Material und ihrem großartigeren Umfange die ſtaunenswürdige Efflorescenz des Atticismus wieder zu erreichen. Das Princip der Subjectivität und des Gemüths, welches der unendliche Fortſchritt über den attiſchen Geiſt ſein ſoll, die Erhebung der Frauenliebe, die edlere Geſtalt der Familie, der Aufſchwung der Phantaſie, worin dieſe Welt dem Himmel geopfert wurde — alles dies gebiert eine menſchlich-werthvolle und große Welt; aber die Subjectivität zeigt ſich zugleich als Willkür und das Gemüth als die Rohheit des Geiſtes; erſt die Bildung der Subjecte zum freien Staate, erſt die Cultivirung des Gemüths zum freien Geiſte erzeugt die wahre Menſchheit.

Die Progreſſen der Geſchichte ſind zugleich als Regreſſen zu begreifen, und die ſpäteren Stufen können nur dann wieder mit Sicherheit die höheren ſein, wenn das Princip der Philoſophie und damit die Stetigkeit der Bildung geſichert iſt. Im Ganzen ſchlagen allerdings die Regreſſen zu Progreſſen aus; die Erbſchaft eines genialen Volkes kommt der Welt zu gute; es dauert aber bisweilen unendlich lange, bis ſie mit dem Pfunde wuchern lernt, das ſie hat, und viele Jahrhunderte nicht zu ſchätzen weiß. Im Einzelnen wird dagegen niemand das heutige Calabrien dem alten Großgriechenland, das heutige Sicilien dem alten gleichſetzen wollen, um von der Wiege der Freiheit, dem ſchönen Griechenland und der Levante, gar nicht zu reden; wo einſt die höchſte Cultur, herrſcht jetzt die furchtbarſte Barbarei.

Freilich ergibt ſich hieraus wiederum die Aufgabe, „die chriſtlich-germaniſche“ Rohheit, die Barbarei des Mittelalters und die Reſte dieſer Zuſtände in unſern Tagen nicht nur zu erklären und zu erkennen, ſondern auch im Namen der Menſchheit zu beſeitigen. Die wahrhaft hiſtoriſche Anſicht alſo, die das Recht der Menſchheit für das höchſte und unverjährbare erklärt, der Barbarei gegenüber es alſo unbedingt zum Princip erhebt, würde ſogleich Hiſtorie machen, wie ſie durchdränge, und das iſt zuzugeben, ſie weiß, wie unendlich viel verſäumt und verdorben wird mit jedem Tage, wo man noch der Barbarei und der Unvernunft eine legitime Exiſtenz einräumt. Sollte die „chriſtlich-germaniſche“ Reaction ihr Ziel, den Catholicismus und ſeine Barbarei, wirklich wieder erreichen, ſo wäre Europa in Gefahr, die Ehre des hiſtoriſchen Namens zu verlieren. Die Gefahr der Philoſophie iſt die Gefahr des geiſtigen Charakters; daran hängt die Geſchichte; trotzt nicht zu viel auf die Ewigkeit des Germanismus, er iſt noch gar nicht in ſeiner wahren und freien Form in die Geſchichte eingetreten, er iſt vielmehr augenſcheinlich von ihrer Höhe heruntergeſtürzt; ſeine Weisheit iſt ihm keine Realität und ſeine Realität nicht weiſe; er hat daher die Initiative der Geſchichte an die Franzoſen verloren, und worüber er ſich ſeit einem Vierteljahrhundert beſinnt — die politiſche und die geiſtige Freiheit — beides iſt ihm eben in dieſem Augenblicke ſo gründlich verleidet, als es dem Egoismus und dem geiſtloſen Philiſterthum nur immer verleidet werden kann. „Alſo — alſo — du glaubſt nicht an dein Volk!“ ſchreien die abſtracten Patrioten. Hier iſt nichts zu glauben, ſondern zu wiſſen. Wollt ihr Geſchichte haben, ſo habt ihr ſie; daß ihr ſie aber jetzt weder habt, noch haben wollt, iſt erſt zu begreifen, um die Sehnſucht nach ihr zu faſſen. Im neunzehnten Jahrhundert iſt es nicht genug, ein Culturvolk, ein Handels- und Gewerbsvolk zu ſein: ihr mußt ein geiſtiges Volk ſein, und den Geiſt nicht verfolgen, ſondern zur Herrſchaft bringen; es iſt nicht genug, als Spießbürger verwaltet, als Heerde geſchont und gehütet zu werden, nicht genug, zu eſſen und zu trinken und Kinder zu zeugen: ihr müßt Staatsbürger ſein, und nicht nur Staatsbürger, wie die engliſchen Ariſtokraten, ihr müßt Idealiſten ſein. Aber ich habe dies alles nicht geſagt, um irgend einen Philiſter zu bekehren — „bilde mir nicht ein“ ꝛc. ꝛc. — Es fragte ſich aber, wie es mit der Geſchichte und mit der Entwickelung ſtünde; und wir haben geſagt, der Genius Deutſchlands möge darauf antworten, nicht aus ſeinem wüſten „chriſtlich-germaniſchen“ Gemüthe, ſondern aus dem freien Geiſte der Griechen, mit dem er Jahrhunderte lang ſeine rohe Natur zu veredeln ſtrebt.

Man wende nicht ein, unſre Geſchichte ſei nicht der Begriff der Geſchichte. Der Begriff iſt die Freiheit, das iſt aus dem Geſagten leicht abzunehmen; ihre Exiſtenz iſt, wenn auch verkümmert, überall, wo Menſchen ſind; aber wie wir die Geſchichte der afrikaniſchen Neger weder erforſchen, noch beſchreiben, ſo iſt die Geſchichte, welche ihrem Begriff entſpricht und der Mühe werth iſt, nur die Geſchichte der geiſtigen Völker. Stehen wir ihr ſo nahe, daß wir dies begreifen, und ſo fern, daß wir noch nicht warm zu werden vermochten für dieſen Begriff, ſo ſind wir es in der That, bei denen in Ehre und Unehre vom Begriff der Geſchichte die Rede iſt.

Haben wir nun den Vorwurf gegen die neuſte kritiſche Richtung der Philoſophie, welcher in der Frage liegt, was wird bei ihr aus der Geſchichte? herumgedreht in die Antwort: aus ihr und durch ſie wird erſt die Geſchichte; während Hegel ſie abſchließt, fängt die Kritik Hegels und des Chriſtenthums (welches ſie ebenfalls in ihrem Weltende aufhebt) die wahre Geſchichte erſt an. Den Abſchluß einer Weltperiode darf man im Chriſtenthum ſowohl als im abſoluten Syſtem anerkennen; aber dies Ende muß nothwendig ein neuer Anfang ſein. Aus der Anerkennung eines Vernunftproceſſes in der Geſchichte muß die Kritik nothwendig die Erklärung der geweſenen Vernunft, die es alſo jetzt nicht mehr in der angemeſſenen Form iſt, hervorgehen laſſen; und es leuchtet ein, daß dieſes Begreifen der Vergangenheit ſchon das theoretiſche Daſein, d. h. die Forderung der Zukunft iſt. Darum muß jede Kritik, der ihr Geſchäft gelingt, die erkannte Geſchichte in werdende Geſchichte umſetzen: das Werden dieſer Erkenntniß iſt der Proceß ſelbſt. Der Vorwurf des ungeſchichtlichen Princips meint alſo vielmehr das allzu ernſtlich Geſchichtliche in ihm — weßhalb denn auch von andern Seiten das Ueberſtürzen der Bewegung, oder im Munde des geiſtigen Pöbels: „die Wuth des Zerſtörens“, „das alles zerfreſſende Gift der Philoſophie“, vorgebracht wird.

Die wichtigſte Poſition der Hegelſchen Philoſophie iſt die in ihrem Begriff der Entwickelung oder der Freiheit und der Geſchichte; wir mußten daher ernſtlich auf ihn eingehen und nachweiſen, daß er nicht aufgegeben, ſondern nur zu ſeinen Conſequenzen oder zu ſeiner Wahrheit fortgeführt werde. Minder wichtig iſt der Vorwurf des Subjectivismus, welcher dem Feuerbachiſchen Standpuncte gemacht wird. Philoſophie und Religion, beide ſind gleichmäßig daruber im Reinen, daß die Subjectivitat das wahre Weſen ſei; den Unterſchied der Auffaſſung hat Feuerbach nachgewieſen, eben ſo den Unterſchied der Objectivirung oder des Verhaltens der Subjecte zum Weſen. Subjectivität iſt der Proceß der ſelbſtbewußten Subſtanz: die Subjecte realiſiren ihn. Um alſo aus dem Subjectivismus eine Einſeitigkeit zu machen, muß gedacht werden entweder der Proceß als ein bloß formeller und leerer oder das Subject als das vom wahren Inhalt Abgetrennte, das bloß Empiriſche, der „Thiermenſch“, um mit einem begriffloſen Subjecte vom Subjecte, das ſeinem Begriffe widerſpricht, zu reden.

Es leuchtet ein, daß beide Abſtractionen Feuerbach nicht vorgeworfen werden können: weder iſt der Menſch bei ihm das empiriſche Subject oder der bloß natürliche Menſch, der noch nicht wirklich Menſch wäre, noch das Göttliche, die leere Bewegung, es iſt vielmehr das Reich der Freiheit und ſeine Realität in Liebe, Sitte und Geſchichte. Wenn aber geſagt würde, das Verhältniß des Geiſtes zur Natur ſei in der Kritik des Weſens des Chriſtenthums nicht erörtert, ſo gehört dieſe Frage nicht hieher, wenigſtens nicht weiter, als ſie in dem Capitel über die Natur in Gott erörtert iſt.

Die Theologen aber meinen es mit dem Subjectivismus ſehr einfach. Sie ſagen: „Gott iſt Gott ꝛc. ꝛc.“, und denken daran, die wahre Objectivität zu haben, d. h. ſie ſagen dasjenige noch einmal, was Feuerbach als ihren Gedanken nachweist, und ignoriren den Sinn und Inhalt, über den er ſie aufklärt; denn dieſer Inhalt, die abſoluten Mächte des Geiſtes, ſind ihnen keine Objectivität, d. h. ſie wiſſen dieſelben nicht ernſtlich als abſolute Mächte und als höchſte Realität zu begreifen. „Gegen die Dummheit kämpfen Götter ſelbſt vergebens.“ Die theologiſchen Objectiviſten wiſſen weder was Subjectivität, noch was die Objectivität des Subjectiven, noch überhaupt was die Natur ſolcher Reflexionsbeſtimmungen iſt. Ihr Einwurf hat gar keine wiſſenſchaftliche Dignität.

Eher könnte man die Frage gelten laſſen: was für ein Glaube bleibt, wenn das Ueberſinnliche und Göttliche nicht jenſeits iſt?

Aber wer läugnet denn das Jenſeits der Freiheit für den Sklaven, das Jenſeits der Liebe für den Rohen, das Jenſeits alles Göttlichen für den Unbeſchnittenen an Geiſt und Herz? O, es bleibt genug zu glauben übrig, und es gehört die ganze

Stärke der Philoſophie dazu, an die Realiſirung der Vernunft mitten in der Unvernunft zu glauben. Wir meinen dies ernſtlich. Jede Zeit hebt ſich ſelbſt auf: jedes Volk iſt in Gefahr, ſeine geſchichtliche Ehre zu verlieren, wenn es ſie beſitzt, und braucht alle ſeine Kraft, ſie zu erringen, wenn es ſie nicht beſitzt; in dieſem Kampf der Vernunft mit der Natur im Geiſte, mit dem unvernünftigen, egoiſtiſchen Gemüth, mit dem ſchlechten, nur das Gemeine, Ungöttliche, nicht das Ewige, Geiſtige begreifenden Willen, iſt der Glaube an die gegenwärtige und künftige Wirklichkeit und Uebermacht der abſoluten Mächte des Geiſtes eine Aufgabe, die unumgänglich gelöst ſein muß, um uberhaupt das Problem der Freiheit zu löſen, um überhaupt zu einer religiöſen Einigung des Individuums mit der Gattung, d. h. zu der höchſten geiſtigen Befriedigung zu gelangen.

Dieſer Glaube beſitzt im Negiren das Poſitive, im Untergang den Aufgang, im Ende den Anfang, im ſchnellſten Proceß die Ruhe der ewigen Wahrheit. Jede Beſtimmtheit iſt endlich, nur das Weſen ewig; dies ſchreitet von Geſchlecht zu Geſchlecht, von Jahrhundert zu Jahrhundert, von Volk zu Volk in ſeiner Selbſtverwirklichung fort: es erhebt die Menſchen und die Völker, die es begreifen, auf den Thron der höchſten Ehre, und ſtürzt in die Nacht der Barbarei, die ſein ewiges Walten verkennen und vor dem unerbittlichen Umſchwung ſeines Lichtes zaghaft zurückweichen.

Es iſt offenbart, aber es iſt verborgen nach wie vor. Dieſer Widerſpruch iſt der Trieb der Geſchichte, dieſe Noth die Luſt des Kampfes, ſeine Phaſen die Probleme der Zeiten, ihre Löſung die Jubelperioden großer Siege, und das Mitgefühl dieſer Kämpfe, dieſer Zweifel und dieſer Siege die Religion und die höchſte Befriedigung des Menſchen.

Arnold Ruge.

II.

Vorläufige Theſen zur Reformation der Philoſophie.

Das Geheimniß der Theologie iſt die Anthropologie, das Geheimniß aber der ſpeculativen Philoſophie — die Theologie — die ſpeculative Theologie, welche ſich dadurch von der gemeinen unterſcheidet, daß ſie das von dieſer aus Furcht und Unverſtand in das Jenſeits entfernte göttliche Weſen ins Diesſeits verſetzt, d. h. vergegenwärtigt, beſtimmt, realiſirt.

Spinoza iſt der Urheber der ſpeculativen Philoſophie. Schelling ihr Wiederherſteller, Hegel ihr Vollender.

Der „Pantheismus“ iſt die nothwendige Conſequenz der Theologie (oder des Theismus) — die conſequente Theologie; der „Atheismus“, die nothwendige Conſequenz des „Pantheismus“, der conſequente „Pantheismus“.*)

---

*) Dieſe theologiſchen Bezeichnungen werden hier nur im Sinne trivialer Spitznamen gebraucht. An ſich ſind ſie falſch. So wenig Spinozas und Hegels Philoſophie Pantheismus iſt — der Pantheismus iſt ein Orientalismus — ſo wenig iſt die neue Philoſophie Atheismus. — Ueber den nothwendigen Uebergang der halben Theologie zur ganzen, d. h. zum Pantheismus ſiehe § 112 meiner Geſchichte der Philoſophie von Baco bis Spinoza.

Das Chriſtenthum iſt der *Widerſpruch* von *Polytheismus* und *Monotheismus*.

Der Pantheismus iſt der *Monotheismus* mit dem *Prädicate* des Polytheismus, d. h. der Pantheismus macht die ſelbſtſtändigen Weſen des Polytheismus zu Prädicaten, Attributen des Einen ſelbſtſtändigen Weſens. So machte Spinoza das Denken, als den Inbegriff der denkenden Dinge, und die Materie, als den Inbegriff der ausgedehnten Dinge, zu Attributen der Subſtanz, d. i. Gottes. Gott iſt ein denkendes Ding, Gott iſt ein ausgedehntes Ding.

Die Identitätsphiloſophie unterſchied ſich nur dadurch von der ſpinoziſchen, daß ſie das todte, phlegmatiſche Ding der Subſtanz mit dem Spiritus des Idealismus begeiſterte. Hegel insbeſondere machte die Selbſtthätigkeit, die Selbſtunterſcheidungskraft, das Selbſtbewußtſein zum Attribute der Subſtanz. Der paradoxe Satz Hegels: „das Bewußtſein von Gott iſt das Selbſtbewußtſein Gottes“ beruht auf *demſelben Fundament*, als der paradoxe Satz Spinoza's: „die Ausdehnung oder Materie iſt ein Attribut der Subſtanz“, und hat keinen andern Sinn als: das Selbſtbewußtſein iſt ein Attribut der Subſtanz oder Gottes, Gott iſt Ich. Das Bewußtſein, welches der Theiſt im Unterſchiede vom *wirklichen* Bewußtſein Gott zuſchreibt, iſt nur eine Vorſtellung ohne Realität. Der Satz Spinozas aber: die Materie iſt *Attribut* der Subſtanz, ſagt nichts weiter aus, als die Materie iſt ſubſtanzielle göttliche Weſenheit; eben ſo der Satz Hegel's nichts weiter als: das Bewußtſein iſt göttliches Weſen.

Die Methode der reformatoriſchen Kritik der *ſpeculativen Philoſophie* überhaupt unterſcheidet ſich nicht von der bereits in der *Religionsphiloſophie* angewandten.

Wir dürfen nur immer das Prädicat zum Subject, und ſo als Subject zum Object und Princip machen — alſo die ſpeculative Philoſophie nur umkehren, ſo haben wir die unverhüllte, die pure, blanke Wahrheit.

Der „Atheismus“ iſt der umgekehrte „Pantheismus“.

Der Pantheismus iſt die Negation der Theologie auf dem Standpunkte der Theologie.

Wie nach Spinoza (Ethic. P. I. Defin. 3 u. Propoſ. 10.) das Attribut oder Prädicat der Subſtanz die Subſtanz ſelbſt iſt, ſo iſt auch nach Hegel das Prädicat des Abſoluten, des Subjects überhaupt das Subject ſelbſt. Das Abſolute iſt nach Hegel Sein, Weſen, Begriff (Geiſt, Selbſtbewußtſein). Das Abſolute aber, als Sein nur gedacht, iſt gar nichts anderes als Sein; das Abſolute, inwiefern es unter dieſer oder jener Beſtimmtheit, Kategorie gedacht wird, geht ganz in dieſe Kategorie, dieſe Beſtimmtheit auf, ſo daß es abgeſehen davon ein bloßer Name iſt. Aber deſſen ungeachtet liegt doch noch das Abſolute als Subject zu Grunde, hat das wahre Subject, das, wodurch das Abſolute nicht ein bloßer Name, ſondern Etwas iſt, die Determination doch noch immer die Bedeutung eines bloßen Prädicates, gerade wie bei Spinoza das Attribut

Das Abſolute oder Unendliche der ſpeculativen Philoſophie iſt, pſychologiſch betrachtet, nichts anderes als das nicht Determinirte, Unbeſtimmte — die Abſtraction von allem Beſtimmten, geſetzt als ein von dieſer Abſtraction unterſchiedenes, zugleich aber wieder mit derſelben identificirtes Weſen; hiſtoriſch betrachtet aber nichts anderes als das alte theologiſch-metaphyſiſche, nicht endliche, nicht menſchliche, nicht materielle, nicht beſtimmte, nicht beſchaffene Weſen oder Unweſen, — das vorweltliche Nichts geſetzt als Act.

Die Hegel'ſche Logik iſt die zur Vernunft und Gegenwart gebrachte, zur Logik gemachte Theologie. Wie das göttliche Weſen der Theologie der ideale oder abſtracte Inbegriff aller Realitäten d. i. aller Beſtimmungen, aller Endlichkeiten iſt, ſo die Logik. Alles was auf Erden, findet ſich wieder im Himmel der Theologie — ſo auch Alles, was in der Natur, im Himmel der göttlichen Logik: Qualität, Quantität, Maß, Weſen, Chemismus, Mechanismus, Organismus. Alles haben wir zweimal in der Theologie, das eine Mal in abstracto, das andre Mal in concreto — Alles zweimal in der Hegel'ſchen Philoſophie; als Object der Logik, und dann wieder als Object der Natur- und Geiſtesphiloſophie.

Das Weſen der Theologie iſt das transcendente, außer den Menſchen hinausgeſetzte Weſen des Menſchen; das Weſen der Logik Hegels, das transcendente Denken, das Denken des Menſchen außer den Menſchen geſetzt.

Wie die Theologie den Menſchen entzweit und entäußert, um dann das entäußerte Weſen wieder mit ihm zu identificiren, ſo vervielfältigt und zerſplittert Hegel das einfache, mit ſich identiſche Weſen der Natur und des Menſchen, um das gewaltſam Getrennte dann wieder gewaltſam zu vermitteln.

Die Metaphyſik oder Logik iſt nur dann eine reelle, immanente Wiſſenſchaft, wenn ſie nicht vom ſogenannten ſubjectiven Geiſte abgetrennt wird. Die Metaphyſik iſt die eſoteriſche Pſychologie. Welche Willkür, welche

Gewaltthat, die Qualität für ſich, die Empfindung für ſich zu betrachten, beide in beſondre Wiſſenſchaften entzwei zu reißen, als wäre die Qualität Etwas ohne Empfindung, die Empfindung Etwas ohne Qualität.

Der *abſolute Geiſt* Hegels iſt nichts andres als der *abſtracte* von ſich ſelbſt abgeſonderte, ſogenannte *endliche* Geiſt, wie das unendliche Weſen der Theologie nichts andres iſt als das *abſtracte* endliche Weſen.

Der abſolute Geiſt offenbart oder realiſirt ſich nach Hegel in der Kunſt, in der Religion, in der Philoſophie. Das heißt auf deutſch: der *Geiſt der Kunſt*, *der Religion*, *der Philoſophie iſt der abſolute Geiſt*. Aber die Kunſt kann man nicht von der menſchlichen Empfindung und Anſchauung, die Religion nicht von dem Gemüthe und der Phantaſie, die Philoſophie nicht vom Denken, kurz den abſoluten Geiſt nicht vom ſubjectiven Geiſte oder Weſen des Menſchen abſondern, ohne uns wieder auf den alten Standpunkt der Theologie zurück zu verſetzen, ohne uns den abſoluten Geiſt als einen *andern*, vom menſchlichen Weſen unterſchiedenen Geiſt, d. h. ein außer uns exiſtirendes Geſpenſt von uns ſelbſt vorzuſpiegeln.

Der „abſolute Geiſt“ iſt der „abgeſchiedene Geiſt“ der Theologie, welcher in der Hegel'ſchen Philoſophie noch als *Geſpenſt* umgeht.

Die Theologie iſt *Geſpenſterglaube*. Die *gemeine* Theologie hat aber ihre Geſpenſter in der ſinnlichen Imagination, die *ſpeculative* Theologie in der unſinnlichen Abſtraction.

Abſtrahiren heißt das *Weſen* der Natur *außer die* Natur, das Weſen des Menſchen *außer* den Menſchen, das *Weſen* des Denkens *außer den* Denk*act* ſetzen. Die Hegel'ſche Philoſophie hat den Menſchen ſich ſelbſt *entfremdet*, indem ihr ganzes Syſtem auf dieſen Abſtractionsacten beruht. Sie identificirt zwar wieder, was ſie trennt, aber nur auf eine ſelbſt wieder *trennbare*, *mittelbare* Weiſe. Der Hegel'ſchen Philoſophie fehlt *unmittelbare Einheit*, *unmittelbare Gewißheit*, *unmittelbare Wahrheit*.

Die unmittelbare, ſonnenklare, trugloſe Identification des durch die Abſtraction vom Menſchen entäußerten Weſens des Menſchen *mit* dem Menſchen kann nicht auf poſitivem Wege, kann nur als die *Negation* der Hegel'ſchen Philoſophie aus ihr abgeleitet, kann überhaupt nur *begriffen*, nur *verſtanden* werden, wenn ſie *als die totale Negation* der ſpeculativen Philoſophie begriffen wird, ob ſie gleich die *Wahrheit* derſelben iſt. Alles ſteckt zwar in der Hegel'ſchen Philoſophie, aber immer zugleich mit ſeiner *Negation*, ſeinem *Gegenſatze*.

Der *augenfällige* Beweis, daß der abſolute Geiſt der ſogenannte endliche, ſubjective Geiſt iſt, alſo jener nicht von dieſem abgeſondert werden kann und darf — iſt die *Kunſt*. Die Kunſt geht aus dem Gefühl hervor, daß das diesſeitige Leben das wahre Leben, das *Endliche* das *Unendliche* iſt — aus der Begeiſterung für ein *beſtimmtes*, *wirkliches* Weſen als das höchſte, das *göttliche* Weſen. Der *chriſtliche Monotheismus* hat kein Princip der *künſtleriſchen* und *wiſſenſchaftlichen Bildung in ſich*. Nur der *Polytheismus*, der ſogenannte Götzendienſt iſt die *Quelle der Kunſt und Wiſſenſchaft*. Die Griechen erhoben ſich nur dadurch zur Vollendung der plaſtiſchen Kunſt, daß ihnen unbedingt und unbedenklich die menſchliche Geſtalt für die höchſte Geſtalt, für die Geſtalt der Gottheit galt. Die Chriſten kamen erſt da zur Poeſie, als ſie die chriſtliche Theologie praktiſch negirten, das weibliche Weſen als göttliches Weſen verehrten. Die Chriſten waren im Widerſpruch mit dem Weſen ihrer Religion, wie ſie es vorſtellten, wie es Gegenſtand ihres Bewußtſeins war, Künſtler und Poeten. Petrarca bereute aus Religion die Gedichte, in denen er ſeine Laura vergöttert hatte. Warum haben die Chriſten nicht, wie die Heiden, ihren religiöſen Vorſtellungen adäquate Kunſtwerke? warum kein ſo vollkommen befriedigendes Chriſtusbild? Weil die religiöſe Kunſt der Chriſten ſcheitert an dem verderblichen Widerſpruch zwiſchen ihrem Bewußtſein und der Wahrheit. Das Weſen der chriſtlichen Religion iſt in Wahrheit das menſchliche, im Bewußtſein der Chriſten aber ein andres, ein nicht menſchliches. Chriſtus ſoll Menſch und wieder nicht Menſch ſein: er iſt eine Amphibolie. Die Kunſt kann aber nur das Wahre, Unzweideutige darſtellen.

Das entſchiedene, zu Fleiſch und Blut gewordene Bewußtſein, daß das Menſchliche das Göttliche, das Endliche das Unendliche, iſt die Quelle einer neuen Poeſie und Kunſt, die an Energie, Tiefe und Feuer alle bisherige übertreffen wird. Der Glaube an das Jenſeits iſt ein abſolut unpoetiſcher Glaube. Der Schmerz iſt die Quelle der Poeſie. Nur wer den Verluſt eines endlichen Weſens als einen unendlichen Verluſt empfindet, hat die Kraft zu lyriſchem Feuer. Nur der ſchmerzliche Reiz der Erinnerung an das, was nicht mehr iſt, iſt der erſte Künſtler, der erſte Idealiſt im Menſchen. Aber der Glaube an das Jenſeits macht jeden Schmerz zum Scheine, zur Unwahrheit.

Die Philoſophie, welche das Endliche aus dem Unendlichen, das Beſtimmte aus dem Unbeſtimmten ableitet, *bringt es nie zu einer wahren Poſition des Endlichen und Beſtimmten*. Das Endliche wird aus dem Unendlichen abgeleitet — das heißt: das Unendliche, das Unbeſtimmte wird beſtimmt, *negirt*; es wird eingeſtanden, daß das Unendliche *ohne Beſtimmung*, d. h. *ohne Endlichkeit Nichts* iſt, als die *Realität* des Unendlichen alſo das *Endliche* geſetzt. Aber das negative Unweſen des Abſoluten bleibt zu Grunde liegen; die geſetzte Endlichkeit wird daher immer wieder aufgehoben. *Das Endliche iſt die Negation des Unendlichen*, und wieder das *Unendliche die Negation des Endlichen*. Die Philoſophie des Abſoluten iſt ein *Widerſpruch*.

Wie in der Theologie der *Menſch* die *Wahrheit, Realität* Gottes iſt — denn alle Prädicate, die Gott als Gott realiſiren, Gott zu einem *wirklichen Weſen* machen, wie Macht, Weisheit, Güte, Liebe, ſelbſt Unendlichkeit und Perſönlichkeit, als welche den *Unterſchied* vom Endlichen zur Bedingung haben, werden erſt *in* und *mit* den Menſchen geſetzt — eben ſo iſt in der ſpeculativen Philoſophie die *Wahrheit des Unendlichen das Endliche*.

Die Wahrheit des Endlichen wird von der abſoluten Philoſophie nur auf *indirecte*, *verkehrte* Weiſe ausgeſprochen. Wenn das Unendliche nur iſt, nur *Wahrheit* und *Wirklichkeit* hat, wenn es *beſtimmt*, d. h. wenn es nicht als Unendliches, ſondern *Endliches* geſetzt wird, ſo iſt ja in Wahrheit das *Endliche* das *Unendliche*.

Die Aufgabe der wahren Philoſophie iſt nicht, das Unendliche als das Endliche, ſondern das Endliche als das *nicht*

Endliche, als das Unendliche zu erkennen, oder, nicht das Endliche in das Unendliche, ſondern das Unendliche in das Endliche zu ſetzen.

Der Anfang der Philoſophie iſt nicht Gott, oder des Abſoluten nicht das Abſolute, nicht das Sein als *Prädicat* der Idee — der Anfang der Philoſophie iſt das Endliche*), das Beſtimmte, das *Wirkliche*. Das Unendliche kann gar nicht gedacht werden *ohne* das Endliche. Kannſt du *die* Qualität denken, definiren, ohne an eine *beſtimmte* Qualität zu denken? Alſo iſt nicht das Unbeſtimmte, ſondern das Beſtimmte das Erſte, denn die *beſtimmte* Qualität iſt nichts andres als die *wirkliche* Qualität; der gedachten Qualität geht die wirkliche voraus.

Der *ſubjective* Urſprung und Gang der Philoſopie iſt auch ihr *objectiver* Gang und Urſprung. Ehe du die Qualität denkſt, *fühlſt* du die Qualität. Dem Denken geht das *Leiden* voran.

Das Unendliche iſt das *wahre Weſen* des Endlichen — das *wahre* Endliche. Die Speculation iſt nichts, als die *wahre* und *univerſale Empirie*. Einer der tiefſten und wahrſten Gedanken Hegels iſt der von ihm in der Geſchichte der Philoſophie, aber nur zufällig, bei Gelegenheit des Ari-

---

*) Das Wort Endlich brauche ich immer nur im Sinne der „abſoluten“ Philoſophie, welcher vom Standpunkt des Abſoluten das Reale, das Wirkliche als das Unwirkliche, Nichtige erſcheint, weil ihr das Unwirkliche, das Unbeſtimmte für das Reale gilt, ob ihm gleich andrerſeits wieder vom *Standpunkt der Nichtigkeit* aus das Endliche, das Nichtige, als das Reale erſcheint — ein Widerſpruch, der beſonders in der früheren Schelling'ſchen Philoſophie hervortritt, aber auch der Hegel'ſchen noch zu *Grunde* liegt.

ſtoteles geäußerte: „Das *Empiriſche* in ſeiner *Totalität* iſt das *Speculative*."

Das Unendliche der Religion und Philoſophie iſt und war nie etwas anderes, als irgend ein *Endliches*, irgend ein Beſtimmtes, aber *myſtificirt*, d. h. ein Endliches, ein Beſtimmtes, *mit dem Poſtulat, nichts* Endliches, *nichts* Beſtimmtes zu ſein. Die ſpeculative Philoſophie hat ſich *deſſelben Fehlers* ſchuldig gemacht, als die Theologie, — die Beſtimmungen der Wirklichkeit oder Endlichkeit nur durch die *Negation der* Beſtimmtheit, in welcher ſie ſind, *was ſie ſind*, zu Beſtimmungen, Prädicaten des Unendlichen gemacht.

Ehrlichkeit und Redlichkeit ſind zu allen Dingen nütze — auch zur Philoſophie. Ehrlich und redlich iſt aber nur die Philoſophie, wenn ſie die Endlichkeit ihrer ſpeculativen Unendlichkeit eingeſteht — eingeſteht alſo, daß z. B. das Geheimniß der Natur in Gott nichts anderes iſt, als das Geheimniß der menſchlichen Natur, daß die *Nacht*, die ſie in Gott ſetzt, um aus ihr das Licht des Bewußtſeins zu erzeugen, nichts iſt, als ihr eignes, *dunkles, inſtinktartiges* Gefühl von der Realität und Unentbehrlichkeit der Materie.

Der bisherige Gang der ſpeculativen Philoſophie vom Abſtracten zum Concreten, vom Idealen zum Realen iſt ein verkehrter. Auf dieſem Wege kommt man nie zur *wahren, objectiven* Realität, ſondern immer nur zur *Realiſation ſeiner eignen Abſtractionen*, und eben deßwegen nie zur wahren *Freiheit* des Geiſtes; denn *nur die Anſchauung der Dinge und Weſen in ihrer objectiven Wirklichkeit macht den Menſchen frei und ledig aller Vorurtheile*. Der Uebergang vom Idealen zum Realen hat ſeinen Platz nur in der practiſchen Philoſophie.

Die Philoſophie iſt die Erkenntniß deſſen, *was iſt*. Die Dinge und Weſen ſo zu denken, ſo zu erkennen, *wie ſie ſind* — dies iſt das höchſte Geſetz, die höchſte Aufgabe der Philoſophie.

Das, was iſt, ſo, wie es iſt — alſo das Wahre *wahr* ausgeſprochen, *ſcheint oberflächlich*; das, was iſt, ſo, *wie es nicht iſt* — alſo das Wahre *unwahr*, *verkehrt* ausgeſprochen, *ſcheint tief* zu ſein.

Wahrhaftigkeit, *Einfachheit*, *Beſtimmtheit* ſind die formellen Kennzeichen der *reellen* Philoſophie.

Das Sein, mit dem die Philoſophie beginnt, kann nicht vom Bewußtſein, das Bewußtſein nicht vom Sein abgetrennt werden. Wie die Realität der Empfindung die Qualität und umgekehrt die Empfindung die Realität der Qualität iſt, ſo iſt auch das Sein die Realität des Bewußtſeins, aber eben ſo umgekehrt das Bewußtſein die Realität des Seins — das Bewußtſein erſt das *wirkliche* Sein. Die *reelle* Einheit von Geiſt und Natur iſt nur das Bewußtſein.

Alle die Beſtimmungen, Formen, Kategorien, oder wie man es ſonſt nennen will, welche die ſpeculative Philoſophie vom Abſoluten abgeſtreift und in das Gebiet des *Endlichen*, *Empiriſchen* verſtoßen hat, enthalten gerade das *wahre Weſen* des Endlichen, das *wahre Unendliche*, die *wahren und letzten Myſterien* der Philoſophie.

Raum und *Zeit* ſind die Exiſtenzformen alles Weſens. Nur die Exiſtenz in Raum und Zeit iſt *Exiſtenz*. Die Negation von Raum und Zeit iſt immer nur die *Negation ihrer Schranken*, *nicht ihres Weſens*. Eine zeitloſe

Empfindung, ein zeitloſer Wille, ein zeitloſer Gedanke, ein zeitloſes Weſen ſind Undinge. Wer keine Zeit überhaupt, hat auch keine Zeit, keinen Drang zum Wollen, zum Denken.

Die Negation von Raum und Zeit in der Metaphyſik, im Weſen der Dinge hat die verderblichſten practiſchen Folgen. Nur wer *überall* auf dem Standpuncte der Zeit und des Raums ſteht, hat auch im Leben *Tact* und *practiſchen Verſtand*. Raum und Zeit ſind die erſten Kriterien der Praxis. Ein Volk, welches aus ſeiner Metaphyſik die Zeit ausſchließt, die ewige, d. h. *abſtracte*, von der Zeit abgeſonderte Exiſtenz vergöttert, das ſchließt conſequent auch aus ſeiner Politik die Zeit aus, vergöttert das rechts- und vernunftwidrige, antigeſchichtliche Stabilitätsprincip.

Die ſpeculative Philoſophie hat die von der *Zeit abgeſonderte Entwickelung* zu einer Form, einem Attribut des Abſoluten gemacht. Dieſe Abſonderung der Entwickelung von der Zeit iſt aber ein wahres Meiſterſtück *ſpeculativer Willkür* und der ſchlagende Beweis, daß die ſpeculativen Philoſophen es eben ſo gemacht haben mit ihrem Abſoluten, wie die Theologen mit ihrem Gotte, der alle Affecte des Menſchen hat *ohne Affect*, liebt *ohne Liebe*, zürnt *ohne Zorn*. Entwickelung ohne Zeit iſt ſo viel als Entwickelung *ohne Entwickelung*. Der Satz: das abſolute Weſen entwickelt ſich aus ſich — iſt übrigens nur *umgekehrt* ein wahrer, vernünftiger. Es muß alſo heißen: nur ein ſich entwickelndes, ſich zeitlich entfaltendes Weſen iſt ein *wahres*, ein *wirkliches*, ein *abſolutes* Weſen.

Raum und Zeit ſind die Offenbarungsformen des *wirklichen* Unendlichen.

Wo keine *Grenze*, keine *Zeit*, keine *Noth*, da iſt auch keine *Qualität*, keine *Energie*, kein *Spiritus*, kein *Feuer*, keine *Liebe*. Nur das *nothleidende* Weſen iſt das *nothwendige* Weſen. *Bedürfnißloſe* Exiſtenz iſt *überflüſſige* Exiſtenz. Was frei iſt von Bedürfniſſen überhaupt, hat auch kein Bedürfniß der Exiſtenz. Ob es iſt, oder nicht iſt, das iſt eins — eins für es ſelbſt, eins für Andere. Ein Weſen ohne Noth iſt ein Weſen ohne *Grund*. Nur was *leiden* kann, verdient zu exiſtiren. Nur das *ſchmerzensreiche Weſen* iſt *göttliches Weſen*. Ein Weſen *ohne Leiden* iſt ein Weſen *ohne Weſen*. Ein Weſen ohne Leiden iſt aber nichts anderes, als ein Weſen *ohne Sinnlichkeit*, *ohne Materie*.

Eine Philoſophie, welche kein *paſſives Princip* in ſich hat, eine Philoſophie, welche ſpeculirt über Exiſtenz *ohne Zeit*, über das Daſein *ohne Dauer*, über die Qualität *ohne Empfindung*, über das Weſen *ohne Weſen*, über das Leben *ohne Leben*, ohne Fleiſch und Blut — eine ſolche Philoſophie, wie die des Abſoluten überhaupt, hat, als eine durchaus *einſeitige*, *nothwendig* die Empirie zu ihrem Gegenſatz. Spinoza hat die Materie wohl zu einem Attribut der Subſtanz gemacht, aber nicht als ein Princip des Leidens, ſondern gerade deßwegen, weil ſie *nicht* leidet, weil ſie einzig, untheilbar, unendlich iſt, weil ſie in ſo fern die *nämlichen* Beſtimmungen hat, als das ihr *entgegengeſetzte* Attribut des Denkens, kurz, weil ſie eine *abſtracte* Materie, eine Materie *ohne Materie* iſt, gleichwie das Weſen der Hegelſchen Logik das Weſen der Natur und des Menſchen iſt, aber *ohne Weſen*, *ohne Natur*, *ohne Menſch*.

Der Philoſoph muß das im Menſchen, was *nicht* philoſophirt, was vielmehr *gegen* die Philoſophie iſt, dem abſtracten Denken *opponirt*, das alſo, was bei Hegel nur zur *Anmerkung* herabgeſetzt iſt, in den *Text* der Philoſophie aufnehmen. Nur ſo wird die Philoſophie zu einer *univerſalen, gegenſatzloſen, unwiderleglichen, unwiderſtehlichen Macht*. Die Philoſophie hat daher nicht *mit ſich*, ſondern mit ihrer *Antitheſe*, mit der *Nichtphiloſophie* zu beginnen [*]. Dieſes vom Denken unterſchiedene, unphiloſophiſche, abſolut *antiſcholaſtiſche* Weſen in uns iſt das Princip des *Senſualismus*.

Die weſentlichen Werkzeuge, Organe der Philoſophie ſind der *Kopf*, die Quelle der Activität, der Freiheit, der metaphyſiſchen Unendlichkeit, des Idealismus, und das *Herz* die Quelle der Leiden, der Endlichkeit, des Bedürfniſſes, des Senſualismus — theoretiſch ausgedrückt: *Denken* und *Anſchauung*; denn das *Denken* iſt das *Bedürfniß* des *Kopfes*, die *Anſchauung*, der Sinn das *Bedürfniß* des *Herzens*. Das Denken iſt das Princip der Schule, des Syſtems, die Anſchauung das *Princip des Lebens*. In der Anſchauung werde ich *beſtimmt* vom Gegenſtande, im Denken *beſtimme* ich den Gegenſtand; im Denken bin ich Ich, in der Anſchauung *Nicht-ich*. Nur aus der *Negation* des Denkens, aus dem *Beſtimmtſein* vom Gegenſtande, aus der *Paſſion*, aus der Quelle aller Luſt und Noth erzeugt ſich der wahre, objective Gedanke, die wahre, objective Philoſophie. Die Anſchauung gibt nur das mit der Exiſtenz *unmittelbar identiſche*, das Denken das durch die *Unterſcheidung*, die *Abſonderung* von der Exiſtenz vermittelte Weſen. Nur da alſo, wo ſich mit dem Weſen die Exiſtenz, mit dem Denken die Anſchauung, mit der Activität die Paſſivität, mit dem ſcholaſtiſchen Phlegma der deutſchen Metaphyſik das antiſcholaſtiſche, ſanguiniſche Princip des franzöſiſchen Senſualismus und Materialismus vereinigt, nur da iſt Leben und Wahrheit.

---

[*] Siehe hierüber, wie überhaupt über die Schellingſche und Hegelſche Philoſophie, meine in den Halliſchen Jahrbüchern (Sept. 1839) erſchienene Kritik der Hegelſchen Philoſophie, die, wie das damals freilich nicht anders zu erwarten war, aufs Leichtſinnigſte *überhudelt* wurde.

Wie die Philoſophie, ſo der Philoſoph und umgekehrt: die Eigenſchaften des Philoſophen — die ſubjectiven Bedingungen und Elemente der Philoſophie ſind auch ihre objectiven. Der wahre, der mit dem Leben, dem Menſchen identiſche Philoſoph muß gallo-germaniſchen Geblüts ſein. Erſchreckt nicht, ihr keuſchen Deutſchen, über dieſe Vermiſchung! Schon Anno 1716 haben dieſen Gedanken die Acta Philosophorum ausgeſprochen. „Wenn wir die Teutſchen und Franzoſen gegen einander halten, ſo haben zwar dieſer ihre ingenia mehr Hurtigkeit, jene aber mehr Solidität, und könnte man füglich ſagen, das temperamentum Gallico-germanicum ſchicke ſich am beſten zur Philoſophie, oder ein Kind, welches einen Franzoſen zum Vater, und eine Teutſche Mutter hat, müßte (caeteris paribus) ein gut ingenium philosophicum bekommen.“ Ganz richtig: nur müſſen wir die Mutter zur Franzöſin, den Vater zum Deutſchen machen. Das Herz — das weibliche Princip, der Sinn für das Endliche, der Sitz des Materialismus — iſt franzöſiſch geſinnt; der Kopf — das männliche Princip, der Sitz des Idealismus — deutſch. Das Herz revolutionirt, der Kopf reformirt; der Kopf bringt die Dinge zu Stande, das Herz in Bewegung. Aber nur wo Bewegung, Wallung, Leidenſchaft, Blut, Sinnlichkeit, da iſt auch Geiſt. Nur der *Esprit* Leibnitz's, ſein ſanguiniſches, materialiſtiſch-idealiſtiſches Princip war es, was zuerſt die Deutſchen aus ihrem philoſophiſchen Pedantismus und Scholaſticismus herausriß.

Das Herz galt bisher in der Philoſophie für die Bruſtwehr der Theologie. Aber gerade das Herz iſt das ſchlechterdings antitheologiſche, das im Sinn der Theologie ungläubige, atheiſtiſche Princip im Menſchen. Denn es glaubt an nichts Anderes, als an ſich ſelbſt, glaubt nur an die unumſtößliche, göttliche, abſolute Realität ſeines Weſens. Aber der Kopf, welcher das Herz nicht verſteht, verwandelt, weil Trennen, Unterſcheiden in Subject und Object ſeine Sache iſt, das eigne Weſen des Herzens in ein vom Herzen unterſchiedenes, objectives, äußerliches Weſen. Allerdings iſt dem Herzen ein anderes Weſen ein Bedürfniß, jedoch nur ein ſolches Weſen, welches Seinesgleichen, nicht vom Herzen unterſchieden iſt, nicht dem Herzen widerſpricht. Die Theologie läugnet die Wahrheit des Herzens, die Wahrheit des religiöſen Affects. Der religiöſe Affect, das Herz ſagt z. B.: „Gott leidet; die Theologie dagegen ſagt: Gott leidet nicht, d. h. das Herz läugnet den Unterſchied Gottes vom Menſchen, die Theologie behauptet ihn.

Der Theismus beruht auf dem Zwieſpalt von Kopf und Herz; der Pantheismus iſt die Aufhebung dieſes Zwieſpalts im Zwieſpalt — denn er macht das göttliche Weſen nur als transſcendentes immanent —; der Anthropotheismus ohne Zwieſpalt. Der Anthropotheismus iſt das zu Verſtand gebrachte Herz; er ſpricht im Kopf nur auf Verſtandesweiſe aus, was das Herz in ſeiner Weiſe ſagt; er ſetzt als abſolutes Weſen das Weſen, welches das Herz als einen weſentlichen Theil ſeiner ſelbſt erkennt. Die Religion iſt nur Affect, Gefühl, Herz, Liebe, d. h. die Negation, Auflöſung Gottes im Menſchen. Die neue Philoſophie iſt daher, als die Negation der Theologie, welche die Wahrheit des religiöſen Affects läugnet, die Poſition der Religion. Der Anthropotheismus iſt die ſelbſtbewußte Religion — die Religion, die ſich ſelbſt verſteht. Die Theologie dagegen negirt die Religion unter dem Scheine, als wenn ſie ſie ponirte.

Schelling und Hegel ſind Gegenſätze. Hegel repräſentirt das männliche Princip der Selbſtſtändigkeit, der Selbſtthätigkeit, kurz, das idealiſche Princip; Schelling das weibliche Princip der Receptivität, der Empfänglichkeit — erſt recipirte er Fichte, dann Plato und Spinoza, endlich J. Böhm — kurz, das materialiſtiſche Princip. H. fehlt es an Anſchauung, S. an Denk-, an Beſtimmungskraft. S. iſt Denker nur im Allgemeinen; aber wie es zur Sache kommt, im Beſondern, Beſtimmten, verfällt er in den Somnambulismus der Imagination. Der Rationalismus bei S. iſt nur Schein, der Irrationalismus Wahrheit. H. bringt es nur zu einer abſtracten, dem irrationalen Princip, S. nur zu einer, dem rationellen Princip widerſprechenden, myſtiſchen, imaginären Exiſtenz und Realität. H. ergänzt den Mangel am Realismus durch derbſinnliche, S. durch ſchöne Worte. H. drückt das Ungemeine gemein, S. das Gemeine ungemein aus. H. macht die Dinge zu bloßen Gedanken, S. bloße Gedanken — z. B. die Aſeität in Gott — zu Dingen. H. täuſcht die denkenden Köpfe, S. die nicht denkenden. H. macht die Unvernunft zur Vernunft, S. umgekehrt die Vernunft zur Unvernunft. S. iſt die Realphiloſophie im Traume, H. ſchon im Begriffe. S. negirt das abſtracte Denken in der Phantaſie, H. im abſtracten Denken. H. iſt als die Selbſtnegation des negativen Denkens, als die Vollendung der alten Philoſophie der negative Anfang der neuen: S. iſt die alte Philoſophie *mit der Einbildung der Illuſion*, die neue Realphiloſophie zu ſein.

Die Hegel'ſche Philoſophie iſt die Aufhebung des Widerſpruchs von Denken und Sein, wie ihn insbeſondere *Kant* ausgeſprochen, aber wohlgemerkt! nur die Aufhebung dieſes Widerſpruchs *innerhalb* des *Widerſpruchs* — *innerhalb* des *einen* Elementes — *innerhalb* des *Denkens*. Der *Gedanke* iſt bei H. das Sein; — der *Gedanke* das *Subject*, das *Sein* das *Prädicat*. Die Logik iſt das Denken im Elemente des Denkens, oder der ſich ſelbſt denkende Gedanke — der Gedanke als *prädicatloſes Subject* oder der Gedanke, der *zugleich Subject*, *zugleich das Prädicat von ſich* iſt. Das Denken aber im Elemente des Denkens iſt noch abſtractes; es realiſirt, es entäußert ſich daher. Dieſer realiſirte, entäußerte Gedanke iſt die Natur, überhaupt das Reale, das Sein. Was iſt aber das wahre Reale in dieſem Realen? Der Gedanke — welcher darum auch alsbald das Prädicat der Realität wieder von ſich abſtreift, um ſeine Prädicatloſigkeit als ſein wahres Weſen herzuſtellen. Aber eben deswegen iſt H. nicht zum Sein als *Sein*, zum freien, ſelbſtſtändigen, in ſich ſelber glücklichen Sein gekommen. H. hat die Objecte nur gedacht als *Prädicate* des ſich ſelbſt denkenden Gedankens. Der nun eingeſtandne Widerſpruch zwiſchen der *ſeienden* und *gedachten* Religion in der H.ſchen Religionsphiloſophie kommt nur daher, daß auch hier, wie anderwärts, der Gedanke zum Subject, der Gegenſtand, die Religion aber zu einem bloßen *Prädicate* des Gedankens gemacht wird.

Wer die Hegel'ſche Philoſophie nicht aufgibt, der gibt nicht die Theologie auf. Die Hegelſche Lehre, daß die Natur, die Realität von der Idee *geſetzt* — iſt nur der rationelle Ausdruck von der theologiſchen Lehre, daß die Natur von Gott, das materielle Weſen von einem immateriellen, d. i. abſtracten Weſen geſchaffen iſt. Am Ende der Logik bringt es die abſolute Idee ſogar zu einem nebuloſen „Entſchluß", um eigenhändig ihre Abkunft aus dem theologiſchen Himmel zu documentiren.

Die Hegel'ſche Philoſophie iſt der letzte Zufluchtsort, die letzte rationelle Stütze der Theologie. Wie einſt die katholiſchen Theologen *de facto* Ariſtoteliker wurden, um den Proteſtantismus, ſo müſſen jetzt die proteſtantiſchen Theologen *de jure* Hegelianer werden, um den „Atheismus" bekämpfen zu können.

Das wahre Verhältniß vom Denken zum Sein iſt nur dieſes: das Sein iſt Subject, das Denken Prädicat, aber ein ſolches Prädicat, welches das Weſen ſeines Subjects enthält. Das Denken iſt aus dem Sein, aber das Sein nicht aus dem Denken. Sein iſt aus ſich und durch ſich — Sein wird nur durch Sein gegeben, — Sein hat ſeinen Grund in ſich, weil nur Sein Sinn, Vernunft, Nothwendigkeit, Wahrheit, kurz Alles in Allem iſt. — Sein iſt, weil Nichtſein Nichtſein, d. h. Nichts, Unſinn iſt.

Das Weſen des Seins als Seins iſt das Weſen der Natur. Die zeitliche Geneſis erſtreckt ſich nur auf die Geſtalten, nicht auf das Weſen der Natur.

Das Sein wird nur da vom Denken abgeleitet, wo die wahre Einheit von Denken und Sein zerriſſen iſt, wo man erſt dem Sein ſeine Seele, ſein Weſen durch die Abſtraction genommen, und dann hintendrein wieder in dem vom Sein abgezogenen Weſen den Sinn und Grund dieſes für ſich ſelbſt leeren Seins findet; gleichwie nur da die Welt aus Gott abgeleitet wird und werden muß, wo man das Weſen der Welt von der Welt willkürlich abſondert.

Wer nach einem *beſondern* Realprincip der Philoſophie ſpeculirt, wie die ſogenannten poſitiven Philoſophen,

> Iſt wie ein *Thier* auf *dürrer* Heide
> Von einem böſen Geiſt im *Kreis* herum geführt,
> Und rings umher liegt *ſchöne, grüne Weide.*

Dieſe ſchöne, grüne Weide iſt die Natur und der Menſch, denn beide gehören zuſammen. Schaut die Natur an, ſchaut den Menſchen an! Hier habt ihr die Myſterien der Philoſophie vor euern Augen.

Die Natur iſt das von der *Exiſtenz ununterſchiedne*, der Menſch das von der Exiſtenz *ſich unterſcheidende Weſen*. Das nicht unterſcheidende Weſen iſt der Grund des unterſcheidenden — die Natur alſo der Grund des Menſchen.

Die neue, die allein poſitive Philoſophie iſt die *Negation aller Schulphiloſophie*, ob ſie gleich das Wahre derſelben in ſich enthält, iſt die Negation der Philoſophie *als einer abſtracten, particularen, d. h. ſcholaſtiſchen* Qualität: ſie hat kein beſonderes, kein abſtractes Princip, — ſie hat kein *Schibolet*, keine *beſondere* Sprache, keinen *beſondern* Namen, kein *beſonderes* Princip. Die neue Philoſophie iſt keine *abſtracte Qualität* mehr, keine *beſondere Facultät* — ſie iſt der *denkende* Menſch ſelbſt — der Menſch, der iſt und ſich *weiß* als das ſelbſtbewußte Weſen der Natur, als das Weſen der Geſchichte, als das Weſen der Staaten, als das Weſen der Religion — der Menſch, der iſt und ſich *weiß* als die *wirkliche* (nicht imaginäre) abſolute Identität aller Gegenſätze und Widerſprüche, aller activen und paſſiven, geiſtigen und ſinnlichen, politiſchen und ſocialen Qualitäten — weiß, daß das pantheiſtiſche Weſen, welches die ſpeculativen Philoſophen oder vielmehr Theologen vom Menſchen abſonderten, als ein abſtractes Weſen vergegenſtändigten, nichts andres iſt als ſein eignes unbeſtimmtes, aber unendlicher Beſtimmungen fähiges Weſen.

Die neue Philoſophie iſt die Negation eben ſo wohl des Rationalismus, als des Myſticismus, eben ſo wohl des Pantheismus, als des Perſonalismus, eben ſo wohl des Atheismus, als des Theismus; ſie iſt die Einheit aller dieſer antithetiſchen Wahrheiten als eine abſolut ſelbſtſtändige und lautere Wahrheit.

Die neue Philoſophie hat ſich bereits als Religionsphiloſophie eben ſo negativ, als poſitiv ausgeſprochen. Man darf nur die Concluſionen ihrer Analyſe zu Prämiſſen machen, um in ihnen die Principien einer poſitiven Philoſophie zu erkennen. Aber die neue Philoſophie buhlt nicht um die Gunſt des Publicums. Ihrer ſelbſt gewiß, verſchmäht ſie es, das zu ſcheinen, was ſie iſt; muß aber eben deßwegen unſrer Zeit, welcher in den weſentlichſten Intereſſen der Schein für Weſen, die Illuſion für Realität, der Name für die Sache gilt, das ſein, was ſie nicht iſt. So ergänzen ſich die Gegenſätze! Wo das Nichts für Etwas, die Lüge für Wahrheit gilt, da muß conſequenter Weiſe das Etwas für Nichts, die Wahrheit für Lüge gelten. Und wo man — komiſcher Weiſe gerade in dem Moment, wo die Philoſophie in einem entſcheidenden, univerſalen Selbſtenttäuſchungsact begriffen iſt — den bisher unerhörten Verſuch macht, eine Philoſophie lediglich auf die Gunſt und

Meinung des Zeitungspublicums zu gründen, da muß man auch ehrlicher und chriſtlicher Weiſe philoſophiſche Werke nur dadurch zu *widerlegen* ſuchen, daß man ſie in der Augsburger Allgemeinen Zeitung beim Publicum *verläumdet*. O wie ehrbar, wie ſittlich ſind doch die öffentlichen Zuſtände Deutſchlands!

Ein neues Princip tritt immer mit einem *neuen Namen* auf; d. h. es erhebt einen Namen aus einem niedrigen, zurückgeſetzten Stande in den Fürſtenſtand — macht ihn zur Bezeichnung des Höchſten. Wenn man den Namen der neuen Philoſophie, den Namen Menſch mit *Selbſtbewußtſein überſetzt*: ſo legt man die neue Philoſophie im Sinne der alten aus, verſetzt ſie wieder auf den alten Standpunkt zurück, denn das Selbſtbewußtſein der alten Philoſophie *als abgetrennt vom Menſchen* iſt eine *Abſtraction ohne Realität*. Der Menſch *iſt* das Selbſtbewußtſein.

Der Sprache nach iſt der Name Menſch wohl ein beſonderer, aber der Wahrheit nach der Name aller Namen. Dem Menſchen gebührt das Prädicat πολυώνυμος. Was der Mſench auch immer nennt und ausſpricht – immer ſpricht er ſein eigenes Weſen aus. Die Sprache iſt daher das Kriterium, wie hoch oder wie niedrig der Grad der Bildung der Menſchheit. Der Name Gottes iſt nur der Name deſſen, was dem Menſchen für die höchſte Kraft, das höchſte Weſen, d. h. für das höchſte Gefühl, den höchſten Gedanken gilt.

Der Name Menſch bedeutet insgemein nur den Menſchen mit ſeinen Bedürfniſſen, Empfindungen, Geſinnungen — den Menſchen als Perſon, im Unterſchiede von ſeinem Geiſte, überhaupt ſeinen allgemeinen öffentlichen Qualitäten — im Unterſchiede z. B. vom Künſtler, Denker, Schriftſteller, Richter, gleich als wäre es nicht eine charakteriſtiſche, weſentliche Eigenſchaft des Menſchen, daß er Denker, daß er Künſtler, daß er Richter u. ſ. w. iſt, gleich als wäre der Menſch in der Kunſt, in der Wiſſenſchaft u. ſ. w. außer ſich. Die ſpeculative Philoſophie hat dieſe Abſonderung der weſentlichen Qualitäten des Menſchen vom Menſchen theoretiſch fixirt und dadurch lauter abſtracte Qualitäten als ſelbſtſtändige Weſen vergöttert. So heißt es z. B. im Hegel'ſchen Naturrecht § 190: „Im Rechte iſt der Gegenſtand die Perſon, im moraliſchen Standpunkt das Subject, in der Familie das Familienglied, in der bürgerlichen Geſellſchaft überhaupt der Bürger (als bourgeois), hier auf dem Standpunkte der Bedürfniſſe iſt es das Concretum der Vorſtellung (?), das man Menſch nennt, es iſt alſo erſt hier und auch eigentlich nur hier vom Menſchen in dieſem Sinne die Rede.“ In dieſem Sinne alſo handelt es ſich auch, wenn die Rede iſt vom Bürger, vom Subject, vom Familienglied, von der Perſon, in Wahrheit immer nur von dem einen und ſelben Weſen, dem Menſchen, nur in einem andern Sinne, nur in einer andern Qualität.

Alle Speculation über das Recht, den Willen, die Freiheit, die Perſönlichkeit ohne den Menſchen, außer dem oder gar über dem Menſchen iſt eine Speculation ohne Einheit, ohne Nothwendigkeit, ohne Subſtanz, ohne Grund, ohne Realität. Der Menſch iſt die Exiſtenz der Freiheit, die Exiſtenz der Perſönlichkeit, die Exiſtenz des Rechts. Nur der Menſch iſt der Grund und Boden des Fichte'ſchen Ichs, der Grund und Boden der Leibnitz'ſchen Monade, der Grund und Boden des Abſoluten.

Alle Wiſſenſchaften müſſen ſich auf die Natur gründen. Eine Lehre iſt ſo lange nur eine Hypotheſe, ſo lange nicht ihre *natürliche Baſis* gefunden iſt. Dieſes gilt insbeſondere von der *Lehre der Freiheit*. Nur der neuen Philoſophie wird es gelingen, die Freiheit, die bisher eine *anti*- und *ſupranaturaliſtiſche Hypotheſe* war, zu *naturaliſiren*.

Die Philoſophie muß ſich wieder mit der Naturwiſſenſchaft, die Naturwiſſenſchaft mit der Philoſophie verbinden. Dieſe auf gegenſeitiges Bedürfniß, auf innere Nothwendigkeit gegründete Verbindung wird dauerhafter, glücklicher und fruchtbarer ſein, als die *bisherige Mesalliance* zwiſchen der Philoſophie und Theologie.

Der Menſch iſt das Ἓν καὶ πᾶν des Staates. Der Staat iſt die realiſirte, ausgebildete, explicirte Totalität des menſchlichen Weſens. Im Staate werden die weſentlichen Qualitäten oder Thätigkeiten des Menſchen in beſondern Ständen verwirklicht, aber in der Perſon des Staatsoberhaupts wieder zur Identität zurückgeführt. Das Staatsoberhaupt hat alle Stände ohne Unterſchied zu vertreten; vor ihm ſind ſie alle gleich nothwendig, gleich berechtigt. Das Staatsoberhaupt iſt der Repräſentant des univerſalen Menſchen.

Die chriſtliche Religion hat den Namen des Menſchen mit dem Namen Gottes in den Einen Namen des Gottmenſchen verbunden — den Namen des Menſchen alſo zu einem Attribut des höchſten Weſen erhoben. Die neue Philoſophie hat der Wahrheit gemäß dieſes Attribut zur Subſtanz, das Prädicat zum Subject gemacht — die neue Philoſophie iſt die *realiſirte Idee* — die *Wahrheit* des Chriſtenthums. Aber eben weil ſie das *Weſen* des Chriſtenthums in ſich hat, gibt ſie den *Namen* des Chriſtenthums auf. Das Chriſtenthum hat die Wahrheit nur im *Widerſpruche* mit der Wahr*heit* ausgeſprochen Die widerſpruchsloſe, reine, unverfälſchte Wahrheit iſt eine *neue Wahrheit* — eine neue, *autonomiſche That* der Menſchheit.

Bruckberg, 28. Jan 1842.

L. Feuerbach.

F.

Theologie.

I.

Leiden und Freuden des theologiſchen Bewußtſeins.

Wir haben auch unſere Propheten. Es ſind jene Männer, die mitten unter dem Druck der abſoluten Monarchie und der Prieſterſchaft von einer würdigeren Zukunft der Menſchheit ſprachen, in welcher es nicht mehr unſer höchſtes Ziel ſein würde, zu Kindlein, ſondern endlich einmal auch Männer zu werden.

Wir haben auch einen Patriarchen, den Patriarchen von Ferney. Wir haben viele Heilige, ſie ſprachen franzöſiſch; es ſind alſo wunderliche Heilige, und dennoch wird es die ewige Ehre des achtzehnten Jahrhunderts ſein, nach ihnen genannt zu werden.

Als die Zeit gekommen war, von der ſie nicht nur geweiſſagt, ſondern ſie auch geſchaffen hatten, und als die Welt nach den Geburtswehen dieſer Zeit der ungewohnten Anſtrengung für einen Augenblick — oder hat dieſer Augenblick ſchon etwas zu lange gedauert? — unterlag, fielen die Propheten einer ſchmählichen Vergeſſenheit anheim, vergaß Europa ſeine Heiligen, bekannte ſie Frankreich nur noch im Geheimen und brachten wir Deutſche uns in dem Brodem eines kindiſchen Myſticismus um den Verſtand. Wie dieſe Umkehrung möglich war, iſt ein Problem, das erſt noch zu löſen iſt und deſſen vollſtändige Löſung nothwendig iſt, wenn wir vor allen Gefahren eines ſolchen Rückfalls ſicher ſein wollen. Genug — hier geht uns nur das Factum an — wir wurden wieder Kindlein, und zwar, wie es bei ſolcher Unnatur nicht anders möglich war, recht altkluge, ſuffiſante Kindlein, die ihre Wohlerzogenheit erſt dann gehörig zu beweiſen und das Lob ihrer Informatoren zu gewinnen glauben, wenn ſie den Knecht Ruprecht, den man ihnen als das Fürchterlichſte von der Welt abgemalt hat, recht tapfer verhöhnen und verſpotten.

Wir wurden Kindlein und, wenn es hoch kam, Theologen. Man lehrte uns den Patriarchen des achtzehnten Jahrhunderts verachten; aber man hütete ſich auch wohl, uns dem Blick ſeines Adlerauges auszuſetzen — denn wir wären vergangen oder electriſirt und ſeine heiligen Bücher gab man uns nicht in die Hand.

Unſre Augen wurden ſtumpf gemacht, damit wir das Syſtem der Natur „nicht ſchauen“ möchten, und auf ein Ding, das wir nicht kannten, lernten wir vornehm herabſehen. Wir mußten über die Frivolität und Unſittlichkeit der franzöſiſchen Herren declamiren lernen, damit das Gewebe der Lüge und Heuchelei um ſo ſicherer uns umſtricken konnte. Die Selbſtverläugnung, ſittliche Energie und Begeiſterung, mit welcher jene Männer zeitlebens für die Wahrheit gedacht, gearbeitet und ſtudirt hatten, durften wir nicht kennen, nicht ahnen, weil wir überhaupt den männlichen und ſittlichen Ernſt der Freiheit und das Gefühl der Empörung gegen die Unwahrheit und Lüge nicht kennen lernen ſollten. Jedes Kindlein, jeder Theologe und Alles, Alles war Theologe, wie in jener glückſeligen Zeit von Byzanz — glaubte ſich dadurch bewähren zu müſſen, daß er über Männer ſchimpfte, die er nicht kannte und nicht kennen durfte, wenn er bleiben wollte, was er war — beamteter oder nicht-beamteter, officieller oder nicht-officieller Theologe.

Wie weit die Täuſchung ging, wie allgemein ſie war, konnen ſelbſt manche der philoſophiſch Gebildeten ſehr leicht erfahren, wenn ſie ſich fragen, ob ſie nicht — vielleicht jetzt noch — von der Unſittlichkeit jener Männer uberzeugt ſind, ob ſie nicht — auch jetzt noch — das Syſtem der Natur längſt unter ſich zu haben glauben oder ſogar unbeſehen — als ein plattes Ding behandeln.

Am deutlichſten aber zeigen ſich die Nachwirkungen dieſer Täuſchung, wenn man auf den Kampf eines Voltaire gegen die „prêtres“ und „théologiens“ mit einem vornehmen Lächeln herabſieht, wenn man mit jener widerlichen Lauheit der moraliſchen Indifferenz fragt, wozu uberhaupt dieſer Kampf gegen das theologiſche Bewußtſein dienen ſolle, oder wenn man erſchrickt und über die Ruckſichtsloſigkeit, welche die Dinge bei ihrem wahren Namen nennt, außer ſich kommt.

Die Sache liegt ſo, daß wir nicht einmal ſagen können, die Franzoſen hätten nur gegen die perſönliche Repräſentation des theologiſchen Bewußtſeins gekämpft, gegen welches wir uns in ſeiner Allgemeinheit, wie es eine Kategorie des Bewußtſeins iſt, zu wehren haben. Sie kannten vielmehr dieſe allgemeine Form auch recht wohl, und haben es als dieſe Kategorie bekämpft, welche ſich und nur ſich allein die Oberhoheit zuſchreibt, das Selbſtbewußtſein in allen ſeinen Schöpfungen in Staat, Kunſt und Wiſſenſchaft ausrotten will und ihren heiligen Bekennern im Kreuzzuge gegen die Freiheit des Selbſtbewußtſeins die Parole gibt: écrasez l'infame!

Der einzige Unterſchied zwiſchen ihnen und den Deutſchen reducirt ſich am Ende darauf, daß dieſe von ihnen zu lernen haben, und wenn ſie gelernt haben, die umfaſſenden Anſchauungen ihrer Lehrmeiſter wahrſcheinlich in eine verſtandigere Ordnung bringen und in der allgemeinen Erſcheinungswelt des Selbſtbewußtſeins ihnen einen feſtern Halt und Zuſammenhang geben werden.

Hegel war der einzige deutſche Mann der neuern Zeit, der da wußte, wo man Männer findet und von Männern Etwas lernen kann.

Das Leben, welches das theologiſche Bewußtſein führt, hat nach ihm, nach unſern Propheten und an ihm ſelbſt folgende Geſtalt.

1.

Die Angſt.

Das theologiſche Bewußtſein iſt zunächſt oder an ſich religiös; es iſt ſogar die erſte Forderung, die an daſſelbe geſtellt wird, daß es in dem Zuſtande des religiöſen Bewußtſeins ſich nicht nur überhaupt einmal befunden habe, ſondern in demſelben eingewurzelt ſei und beſtändig die nöthige Lebenskraft aus ihm ziehe.

D. h. das theologiſche Bewußtſein kann nicht ohne den Bruch und die Zerriſſenheit des Selbſtbewußtſeins beſtehen. Wenn nämlich das freie, menſchliche Selbſtbewußtſein alle die allgemeinen Beſtimmungen, die für den Menſchen gelten und die Menſchen unter einander verbinden, als Erzeugniß ſeiner eignen Entwickelung und als das einzig würdige Erzeugniß ſeines Lebens betrachtet, erkennt und immer in ſeiner innern allgemeinen und idealen Welt zuſammenhält, hat das religiöſe Bewußtſein, dieſelben von dem Selbſt des Menſchen losgeriſſen, in eine himmliſche Welt verſetzt, und ſo das unſtäte, ſchwankend und elend gewordene individuelle Ich mit dem allgemeinen, wahrhaften Ich, mit dem einzigen Ich, welches den Namen des Menſchen verdient, in Zwieſpalt geſetzt.

Dieſe Zerriſſenheit des Innern und Entfremdung gegen ſich ſelbſt iſt aber nur das erſte, ſubjective Erforderniß des theologiſchen Bewußtſeins. Wirklich theologiſch wird es nur durch die Reflexion, und was kann der einzige Gegenſtand dieſer Reflexion ſein? Jene allgemeinen Beſtimmungen des religiöſen Bewußtſeins! Auf dieſe reflectirt es, es ſucht ſie näher zu beſtimmen, zu geſtalten; es entſteht aus dieſer reflectirenden und geſtaltenden Thätigkeit wiederum eine Welt von allgemeinen Beſtimmungen, Dogmen, eine heilige Geſchichte der göttlichen Welt, eine Geſchichte des Reiches Gottes, alſo eine ſehr große und weitſchichtige Welt von göttlichen Geſtalten, Geſchichten, Kämpfen, Sätzen, Dogmen und Statuten.

Da nun aber das theologiſche Bewußtſein durchaus religiös ſein muß, ſo muß es auch in dieſer Schöpfung einer poſitiven, geſtalteten Welt zerriſſen, zwieſpaltig und elend ſich verhalten. Es weiß nicht und darf nicht wiſſen, daß dieſe poſitive Welt ſein Erzeugniß iſt, und daß ſie ihm nur deßhalb als eine fremde und jenſeitige göttliche Welt erſcheint, weil es im Grunde religiös iſt und zwar dieſer beſtimmten Religion angehört. Denn andere, frühere, untergegangene Religionen, wie z. B. die griechiſche oder römiſche für das chriſtliche Bewußtſein ſind, betrachtet es menſchlich, d. h. nicht mehr religiös, d. h. nicht mehr vom Standpuncte dieſer Zerriſſenheit und Entfremdung aus.

Ferner: da jene himmliſche, allgemeine oder überhaupt jenſeitige Welt — der heiligen Geſchichte, der heiligen Schrift, der Dogmen, der Geſchichte des Reiches Gottes — vom religiöſen Bewußtſein im Grunde herrührt, ſo iſt ſie in ſich ſelbſt verkehrt, zerriſſen, ſo iſt ſie nicht das plaſtiſche, menſchliche Kunſtwerk oder Geſetz, in welchem das Allgemeine und Einzelne, die Idee und das Beſtimmte oder der Umriß in Harmonie ſtehen, ſondern Beides, weil es eben das Werk einer zerriſſenen Anſchauung und nur die objective Darſtellung dieſer Zerriſſenheit iſt, ſteht es mit ſich im Widerſpruch. Die heilige Geſchichte, wenn man ihre Darſtellungen in der heiligen Schrift mit einander zuſammen bringt, ſteht in Widerſpruch mit den Geſetzen dieſer Welt und in Widerſpruch mit ihren eigenen Daten. In den Dogmen und Glaubensſtatuten läßt ſich der allgemeine Sinn, der Zweck, die Idee mit den einzelnen ſtatuariſchen Sätzen nicht in vollkommenen Einklang ſetzen, und die Geſchichte des Reiches Gottes überhaupt enthält Anſtöße und Räthſel, die nur unter der Kategorie der Myſterien unterzubringen ſind.

Der Widerſpruch, die Zerriſſenheit und die Entfremdung wiederholt ſich alſo wiederum in dieſer objectiven Welt, zu welcher ſich das unbeſtimmte religiöſe Bewußtſein geſtaltet hat.

Dieſe Welt iſt entſtanden durch die erſte, urſprüngliche Thätigkeit der Reflerion, d. h. des theologiſchen Bewußtſeins. Dieſes weiß aber und kennt nicht ſeine eigene Schöpferkraft; es betrachtet ſich dem Göttlichen gegenüber nur als empfangend, d. h. nur als religiös. Wie verhält es ſich alſo zu dieſer heiligen Welt? Religiös, d. h. wieder im Zuſtande der Entfremdung. Jene Welt als ſolche betrachtet es nicht nur als eine poſitiv gegebene, ſondern ausdrücklich ſtellt es ſich auch ſo zu derſelben, daß es ihre Harmonie, ihren allgemeinen Gehalt und die Widerſprüche für poſitiv gegebene erklärt. Die Harmonie der göttlichen Welt und die Widerſprüche, welche ihr gegenüber ſtehen, ſind ihm fremde Sachen. Es iſt das geplagte Bewußtſein des Widerſpruchs. Als ſolches muß es nun, wenn es ſich einen feſten Standpunct geben und in nähere Beziehung zu jener Welt ſetzen will — es iſt aber dazu gezwungen, da es ſich in dieſe Welt überhaupt erheben ſoll — auf die Seite der Widerſprüche, der Diſſonanz, der Endlichkeit ſtellen. Hier iſt ſein wahrer Ort, hier iſt es als Bewußtſein des Widerſpruchs zu Hauſe.

Seine Plage geht nun weiter, oder fangt erſt recht an. Vom Widerſpruch gefangen genommen und ihm in die Gewalt gegeben, muß es ſich nun mit ihm, mit dieſen fremden, ihm wenigſtens entfremdeten Sachen herumſchlagen, ohne Hoffnung, mit ihnen fertig zu werden.

Vom Widerſpruch kann es aber nur wiſſen, indem es zugleich Bewußtſein der Harmonie iſt — das iſt klar, und wir brauchen nicht einmal daran zu erinnern, daß es ſelbſt aus ſeiner religiöſen Tiefe dieſe Welt geſchaffen, ausgebildet und näher geſtaltet hat. Da es alſo an ſich ſelbſt dieſe Harmonie, da es Bewußtſein der Harmonie iſt, ſo muß es ſich von den Widerſprüchen befreien. Es muß die Harmonie auch als wirkliches Bewußtſein derſelben erzeugen.

Wie aber wäre ihm dieſer Beweis, daß es ſelbſt die Harmonie, daß es die wahre Energie der Harmoniſtik ſei, auch nur erträglich, — wir wollen nicht ſagen möglich, da für es, als theologiſches Bewußtſein eben dieſe Harmonie etwas Jenſeitiges, dem göttlichen Bewußtſein Zukommendes iſt? Allerdings, weil es an ſich, als menſchlich, das Bewußtſein und die Kraft der Harmonie iſt, ſucht es die Einheit jener jämmerlich zerriſſenen Welt herzuſtellen, die Harmonie hervorzubringen und in dieſer die Widerſprüche aufzulöſen. Aber ihm als theologiſchen und an ſich religiöſen Bewußtſein ſind beide Seiten gleich nothwendig, beide in gleicher Weiſe von Gott allein geſetzt, beide alſo gleich widerſprechend. Die Harmonie und Einheit iſt nur göttlich, wenn ſie widerſprechend iſt, d. h. wenn der Menſch ſie nicht anders als mit einem unauflöslichen Widerſpruch behaftet denken kann. Andererſeits die Widerſprüche ſind auch göttlich geſetzt, gehören zur Harmonie des göttlichen Rathſchluſſes, da ſie dazu beſtimmt ſind, unſerer fleiſchlichen Sicherheit zum Anſtoß zu dienen, uns zu ſtacheln, wenn wir oben hinaus wollen, und uns an unſere Schwäche und Ohnmacht zu erinnern. Der Widerſpruch iſt ſomit nicht nur durch den heiligen Buchſtaben und durch die ſtatutariſchen Glaubensſätze geheiligt, er iſt ſchlechthin zu unſerem Seelenheile nothwendig, er iſt an ſich ſelbſt unendlich werthvoll und wenn der Theologe ja einmal das Unglück haben ſollte, einen Widerſpruch zu löſen, ſo muß ſich aus der Löſung ſogleich ein neuer und hoffentlich ein größerer ergeben.

Als ſolcher kann aber der Theologe keinen Widerſpruch löſen. Etwas ſo Merkwürdiges und Atheiſtiſches gelingt oder vielmehr widerfährt ihm nur, wenn er aus der Philoſophie und weltlichen Wiſſenſchaft einzelne Beſtimmungen ſich aneignet und, was damit nothwendig verbunden iſt, ſie für ſeine himmliſche Welt verrückt macht, um ſie hier als Bindemittel anzubringen. Da die himmliſche Welt bei dieſem Geſchäft im Grunde dieſelbe bleibt und die „Lehrſätze“ aus den weltlichen Wiſſenſchaften auf den Kopf geſtellt werden, ſo iſt dafür allerdings geſorgt, daß die Quelle der Widerſprüche nicht verſiegt.

Der Theologe wäre nämlich unglücklich, wenn ſie verſiegte, da gerade aus ihr ſein Leben, ſein Ganzes, ſein Selbſt hervorquillt. Ohne dieſe gleich poſitive Geltung der Widerſprüche und der jenſeitigen Harmonie würde ſein theologiſches Bewußtſein als ſolches gar nicht mehr exiſtiren; wäre der Widerſpruch beider Seiten aufgehoben, ſo wäre die Theologie getödtet, und wollte etwa die Theologie ſelbſt die Vermeſſenheit begehen und das Rathſel löſen, ſo wäre es eben ſo als wollte jene Sphinx des Oedipus ſtatt die Menſchen zu quälen, freiwillig das Wort des Rathſels verrathen, ſich alſo freiwillig vom Felſen herabſtürzen und im Abgrund zerſchellen. Jeder Sieg, zu dem das theologiſche Bewußtſein — dieß geſchieht aber nur, wenn es dem böſen Drange der Welt nachgibt — getrieben wird, muß in einer freiwilligen Niederlage und Flucht enden, jede Löſung muß neue Schwierigkeiten und Widerſprüche erzeugen und wenn das theologiſche Bewußtſein ſich einmal zur Harmonie erhoben hat, muß es ſich in neue Qualen, neue Schmerzen, in einen verdoppelten Jammer ſtürzen.

Schon aus dieſen erſten, noch undeutlichen oder convulſiviſchen Bewegungen und Verrenkungen des theologiſchen Bewußtſeins iſt es klar, daß die Harmonie und die Widerſprüche an ſich nicht ſchlechthin und abſolut getrennt ſind, da jede Seite nur durch die andere iſt, jede die andere an ihr enthält und das Bewußtſein der einen nur durch die andere ſich bewußt wird. Indem jede Seite an der andern wiederſcheint, jede die andere an ihr hat, darin wäre alſo die Einheit von beiden geſetzt; das theologiſche Bewußtſein erfährt auch in der That dieſe Einheit; aber weil es eben theologiſch und damit religiös bleibt, erfährt es die Einheit als eine ihm jenſeitige, fremde und ohne ſeinen Willen geſetzte. Die Einheit der heiligen Welt ſtellt es ſich nur vor, ſomit als eine ſolche vor, die zu ihm noch in Gegenſatz ſteht, wenigſtens von ihm noch verſchieden iſt — kurz als eine ſolche, die nur im göttlichen Bewußtſein lebt und höchſtens erſt dann, wenn Alles offenbar wird und alle Dinge wiedergebracht werden, alſo erſt in der abſtracten, oder vielmehr abſolutiſtiſchen Zukunft, ihm, ſofern es chriſtlich und gläubig geblieben iſt, offenbaret wird.

Die Einheit, in welcher die allgemeine Regel der Harmonie und die hartnäckige Einzelnheit der Widerſprüche wirklich in Uebereinſtimmung geſetzt iſt, iſt demnach als dieſe bloß vorgeſtellte, im göttlichen Bewußtſein enthaltene. Gott hat die Regel, das Geſetz der Harmonie in ſeinem Beſitz, er hat die Widerſprüche mit Willen geſetzt, um das Fleiſch des Menſchen immer zu ſtacheln und vor der Fäulniß oder vor der Ueppigkeit und Lüſternheit zu bewahren, Gott hat alſo den Schlüſſel zu den Widerſprüchen, mit denen ſich der Theologe herumplagt. Gott weiß, wie man die Widerſprüche in jene Harmonie hineinſchieben müſſe, um ihr widerhaariges Weſen zu bändigen, um ihre Wildheit zu zähmen, um ihr Geſchrei zu beſänftigen.

Für die Vorſtellung und das theologiſche Bewußtſein hat alſo der Widerſpruch noch eine ſehr bedeutende Macht, noch Gültigkeit. Das theologiſche Bewußtſein iſt nicht nur an ſich — d. h. inſofern es nur nicht weiß, daß es ſelbſt dieſe ganze herrliche Welt geſchaffen und aus ſeinen Mitteln zugeſtutzt hat — die Macht der Einheit und Harmonie, ſondern es weiß auch dieſe Harmonie, aber als eine jenſeitige. Die Harmonie

Bayeriſche
Staatsbibliothek
München

iſt alſo ſchlechthin entzweit, in Disharmonie aufgelöſt, mit dem Kampf und Widerſpruch behaftet und es iſt nun zu ſehen, wie ſich das Bewußtſein in dieſer Welt des Zwieſpalts bewegt.

2.

Der Selbſtbetrug.

Durch die vollſtändige theologiſche Anerkennung, daß die Einheit der beiden widerſprechenden Seiten eine jenſeitige, eine nur göttliche ſei, iſt auch der Widerſpruch vollſtändig und ſeine Härte faſt unüberwindlich geworden. Nur Jenſeits, in Gott iſt dieſe Einheit und Gott hat die geiſtige Welt geſchaffen, in der die Harmonie und der Widerſpruch ſich bekämpfen. Gott hat die Bibel geſchrieben, die Gemeinde, ſeine Heerde, geleitet, er hat die Glaubensbeſtimmungen in der Schrift geoffenbaret und denen, die ſeinen Geiſt darin angerufen haben, die näheren Definitionen der dogmatiſchen Sätze mitgetheilt. Alles alſo, was der Theologe unter ſeine Hände bekommt, iſt ihm von einem fremden Willen gegeben und daß es ihm gegeben iſt, iſt ein Factum, an dem er nicht ſchuld iſt, ein Factum, das nun einmal und das überhaupt ſo und nicht anders geſchehen iſt. Die Bibel iſt ihm in die Hand gegeben, die Glaubensbeſtimmungen ſind ihm durch die Tradition zugekommen oder, wenn er es lieber hören will, aus der Schrift zugefloſſen oder zugeflogen oder ausgeſchwitzt.

Durch dieſe äußerliche, poſitive Form, in welcher dem theologiſchen Bewußtſein ſeine Welt offenbar wird, durch dieſe geſchriebene Bibel, durch dieſe Verſtandesſätze der Glaubens-Beſtimmungen iſt ihm ſeine göttliche Welt vollends eine verwunderliche und wunderſame Weisheit, vollends etwas unbegreiflich Feſtes und Poſitives geworden, die Widerſprüche der zahlloſen Einzelnheiten, die alle gleiche Bedeutung haben wollen, ſind fürchterlich und die Harmonie derſelben iſt ein unbarmherziges Myſterium.

Das theologiſche Bewußtſein kann die Einſicht in die Harmonie und Einheit nur hoffen und nur als eine jenſeitige hoffen. Es weiß nicht, daß es als Selbſtbewußtſein alle dieſe Dinge ſelbſt iſt, daß es als Bewußtſein alle dieſe Dinge ſelbſt gemacht, geſchrieben, gebildet und ausgearbeitet hat, daß es ſelbſt die Einheit der Harmonie und des Widerſpruchs, d. h. die exiſtirende Einheit iſt, die nur in ſich zu gehen braucht, um ſich zur ſelbſtbewußten Einheit zu machen.

Es hofft nur auf die Einheit, es glaubt im Jenſeits in die myſteriöſe Tiefe derſelben zu ſchauen, aber darf nicht ganz darauf Verzicht leiſten, die Einheit auch jetzt, wenn auch nur wie in einem Spiegel zu ſchauen. Jenes Jenſeits iſt an ſich nur das ſelbſtgemachte Jenſeits der Vorſtellung und muß als ſolches, da es nur eine ſubjective Beſtimmtheit und Form des theologiſchen Bewußtſeins iſt, auch jetzt ſchon auf dieſer Erde und in dieſem Jammerthal den Theologen tröſten, erquicken und in ſeinen Aengſten ſtärken. Dieſe Herzensſtärkung genießt der Theologe in der Sehnſucht, im Gefühl und in der Ahndung der Einheit der ärgerlichen Widerſprüche. Er hat in dieſer Ahndung, in dieſem Gefühl alſo auch nothwendtg ein Gefühl davon, daß ſein Bewußtſein ſelbſt die Einheit ſei, denn es iſt ja an ſich dieſe Einheit in der That. Da ihn aber ſein theologiſches Bewußtſein immer, auch in dieſer Erhebung und Vertiefung zur Einheit beherrſcht, ſo fühlt er dieſelbe immer nur als eine jenſeitige und zwar zunächſt, da er ſich für jetzt als Gefühlsmenſch verhält, nur als eine höchſt unbeſtimmte.

a. Das Gefühl der Harmonie.

Seine Erhebung zur Harmonie der Widerſprüche iſt daher am Ende nur ein Duſel, in welchem ihn der Gedanke des Einzelnen und jede beſtimmte wirkliche Reflexion verläßt. Seine Schwelgerei in der Harmonie beſteht in nichts Anderem als darin, daß er alle beſtimmten Töne in ein Chaos zuſammenfließen läßt, in dem ſie ihre Beſtimmtheit verlieren, oder er dreht ſich im Kreiſe und die einzelnen Farben verſchwimmen ihm zur Farbloſigkeit. Er verhält ſich nicht als Geiſt und zwar als ſelbſtbewußter Geiſt zu ſeinem Gegenſtande, ſondern den Spiritus und Branntwein ſeines Innern zündet er an und entzückt ſich an der matten Flamme deſſelben, welche alle Gegenſtände zu Geſpenſtern und Schemen macht und ihnen die lebendige Farbe nimmt.

In dieſem Duſel ſpricht der Theologe von der Freiheit des Geiſtes, der ſich in mannigfachen individuellen Geſtalten ausprägt, von der Harmonie der heiligen Schrift, die von den Widerſprüchen unverletzt bleibe, von dem Einen Geiſte, der die Formen wechsle, aber in dieſem Wechſel ſich immer als derſelbe erhalte.

In dieſem Rauſche iſt es in der That, daß ſich das theologiſche Bewußtſein als die Einheit der Widerſprüche empfindet und fühlt, aber in ſeinem nüchternen Zuſtande weiß es von dieſer Erfahrung Nichts mehr, die Einheit entzieht ſich ihm, ſobald es die Sache mit nüchternem Ernſte betrachtet, und nach dieſer unbeſtimmten Erhebung fällt es um ſo tiefer und elender in ſeine Jämmerlichkeit zurück. Statt die Einheit zu ergreifen und in ſich herabzuziehen, iſt es nur des Widerſpruchs habhaft geworden, ſtatt die Freuden der himmliſchen Harmonie zu genießen, iſt es nur noch ſicherer eine Beute der Qual geworden.

Eines aber iſt nach dieſem forcirten Spiritusrauſch geblieben oder vielmehr gewonnen. Die Einheit, nämlich dieſe trunkene Viſion der Einheit iſt entflohen, aber das Vergebliche der Anſtrengung hat doch ſeine wohlthätigen Folgen gehabt; das elende Selbſtgefühl iſt geſteigert, iſt gerade durch die erhöhte Qual geſteigert und wenn das theologiſche Bewußtſein erſt betete, träumte und ſchwelgte, ſo muß es jetzt, da der Ernſt fürchterlich geworden iſt, arbeiten.

b. Die Arbeit.

Das theologiſche Bewußtſein arbeitet! Und was für eine Arbeit! Die Hunderttauſende von Büchern, die das Reſultat dieſer Arbeit ſind, zeigen nur ſchwach von der Qual und von dem jämmerlichen Elend, welches ſie hervorgebracht hat. Das Elend jenes gequälten und zerknickten Selbſtgefühls iſt unendlich und gerade von denen wird es am meiſten anerkannt, am richtigſten gewürdigt werden, die am meiſten von den Menſchen, die es empfinden, gelitten haben und noch jetzt leiden, von den Bekennern der Freiheit und der Wiſſenſchaft. Die Scheiterhaufen, blutigen Schwerter, die Kerker, die glühenden Eiſen, die Zangen und Beile, welche den Bekennern der Menſchlichkeit beſtimmt waren und in moderniſirter Form noch beſtimmt ſind, zeigen von dem Ernſt und der blutigen und feurigen Anſtrengung, mit welcher das theologiſche Bewußtſein gearbeitet hat und noch arbeitet.

Wehe dem, der ſich nicht dazu geſtimmt fühlt, dieſe theologiſche Arbeit unbedingt anzuerkennen. Das Bewußtſein der Harmonie wird dem Theologen erſt durch das Gefühl der äußerſten Qual zur Energie, zu eigner Arbeit ſeiner Kraft. Es iſt alſo ein gewaltſames Bewußtſein, welches hier arbeitet und ſeine innere Gewaltſamkeit und Forcirtheit auch diejenigen fühlen laſſen muß, die ihm zwiſchen die Hände fahren wollen. Das theologiſche Bewußtſein iſt, indem es wirkliche Energie geworden iſt, Begierde, wildes Verlangen, Gewaltſamkeit geworden und äußert ſich als dieſelbe unmittelbare Begierde gegen ſeine Widerſacher.

Es arbeitet alſo! Aber wie iſt es ſo zu dieſer Arbeit getrieben worden? Durch die Qual, durch die Begierde, es fühlt ſich heißhungrig, alſo zugleich durch die Stärke, welche in ſich ſelbſt Erſchlaffung und Schwäche iſt, zu ſeiner Arbeit geſtachelt: es hat einen äußeren, ſteinharten Gegenſtand vor ſich, den es zermalmen möchte, es hat die Spannung der blinden Begierde auf dieſen Gegenſtand, d. h. es weiß nicht, daß es in ihm mit ſich ſelbſt und mit menſchlichem Weſen zu thun hat.

Der Bruch und das mitleiderregende Elend, welches dadurch in ſeine Arbeit kommt, hat folgende Geſtalt.

Die Widerſprüche als Gegenſtand der wilden Begierde, welche ſie mit Haut und Haaren verzehren möchte, bleiben ebendeshalb unüberwindlich, ſie bleiben objectiv beſtehen und nur die ſubjective Gewalt kann ſie ſcheinbar für das theologiſche Bewußtſein vernichten: der Gewalt aber, die ſie immer noch als poſitive Beſtimmungen, Sätze und Statute betrachtet, können ſie nicht unterliegen. Das theologiſche Bewußtſein kann ſie nicht wirklich beſiegen und in Harmonie bringen, weil es ſie nur als gegebene Gegenſtände — wenn auch Scandale betrachtet, als feſte, fremde Größen zu betrachten fortfährt und ſie nicht dahin zurückführt, wo ſie zu Hauſe ſind, ins Selbſtbewußtſein. Es macht nicht Ernſt damit, daß es die Harmonie der Widerſprüche iſt, kann alſo nur eine gebrochene Beruhigung, oder eine gewaltſame oder erheuchelte Harmonie zu Stande bringen. Handelte es anders und arbeitete es menſchlich, führte es die Gegenſätze des Dogma in das Selbſtbewußtſein zurück und die Widerſprüche der Schrift in das Selbſtbewußtſein der heiligen Schriftſteller, die ſie geſetzt haben, ſo wäre die Sache abgemacht: aber dann würde es ſeine eigne Sache verloren haben, es würde aufhören, das gebrochene Selbſtbewußtſein zu ſein, und es wäre dann nicht mehr das theologiſche Bewußtſein.

Als ſolches weiß es nicht, daß es in ſeiner Arbeit ſeine eigenen Productionen bearbeitet, dieſelben ſich aneignet und dahin zurückführt, wo ſie entſtanden ſind. Sondern nein! es behandelt die Widerſprüche wie hölzerne Klötze, wie Kieſelſteine oder wie Meteore, die man weder kauen noch verdauen kann und an deren Entſtehung, wenn ſie wie die Meteorſteine vom Himmel fallen, kein Menſch ſchuld iſt. Die Auflöſung der Widerſprüche, weil ſie nicht ernſtlich in den Geiſt zurückgenommen werden, bleibt daher eine gebrochene, unglückſelige Arbeit, und dieſer Bruch wird auch ſogleich in der Selbſtempfindung des theologiſchen Arbeiters hervortreten. Wenn es mit der Auflöſung der Widerſprüche ſo ſteht, daß die Harmonie doch noch nicht wirklich über ſie Gewalt bekommen hat, ſo iſt die Befriedigung des theologiſchen Bewußtſeins, die es aus ſeiner Arbeit zieht, ſelbſt gebrochen, getheilt und zerknickt. Seine Arbeit muß es für ſich ſelbſt verläugnen, vernichten, desavouiren und den Bruch damit nur noch erweitern.

Der Gegenſtand, mit dem es ſich beſchäftigte, die Bibel und das Dogma, beide mit ihren Widerſprüchen, iſt nicht ſein Eigenthum, iſt Nichts, was es mit Fug und Recht beherrſcht; — aber es bearbeitet doch dieſen Gegenſtand? Es greift doch ganz tüchtig in die bibliſchen Berichte ein, und bringt tauſende von Büchern hervor, in denen es die Harmonie jener Berichte den Ungläubigen beweiſt? Allerdings arbeitet es: aber ſeine Arbeit iſt in ihr ſelbſt gebrochen, da es den Gegenſtand als gegeben und als ſeiner Macht entzogen vorausſetzt. Es kann nur die Oberfläche jener Kieſel- oder Meteorſteine oder jener hölzernen Blöcke berühren, und unterſcheidet dieſe Oberfläche, welche den Einflüſſen der zufälligen Temperatur, des Naturwechſels, der individuellen Lage ausgeſetzt und dadurch bedingt iſt, von dem Kern, der hinter ihr verborgen iſt.

Wie nach dem beliebten und ſo geiſtreichen Ausſpruch unſerer heutigen Gottesgelehrten, wenn Gott in der Entwickelung der dogmatiſchen Welt ſich eine Kirche erbaut hat, der Teufel ſogleich eine Kapelle daneben errichtet, oder wie der böſe Feind in den Weizen Gottes ſein Unkraut ſäet, ſo iſt auch an der Bibel, wie dieſelben theuern Gottesgelehrten verſichern, das Menſchenwerk von Gotteswerk zu unterſcheiden. Der Kanon iſt göttlich, aber dieſer Kanon iſt zu unterſcheiden von dem menſchlichen Kanon, in dem er enthalten und verborgen iſt. Die Schrift enthält Gottes Wort, aber ſie iſt nicht ſelbſt, iſt nicht in ihrem ganzen Umfange Gottes Wort. Das Göttliche iſt alſo von der Schale, von dem Menſchlichen, Individuellen ꝛc., zu unterſcheiden und wo möglich abzulöſen.

Etwas Ganzes kennt das theologiſche Bewußtſein nicht und kann es ſelbſt nimmermehr werden. Es iſt der Bruch des Geiſtes an ihm ſelber, und wo es nur hinkommt, was es nur berühren mag — in Alles bringt es denſelben Bruch, der es ſelbſt in ſeinem eigenen Innern iſt. Wie jenem Alles, was er berührte, unter der Hand zu Gold wurde, ſo dem theologiſchen Bewußtſein Alles zu einem gebrochenen Weſen.

Als dieſer Bruch kann es demnach auch nicht über ſeinen Gegenſtand Herr werden; ja es darf nicht einmal, weil es als trübſelige Zerriſſenheit die Schwäche ſelbſt iſt, mit dem Unterſchiede, den es z. B. in der Schrift annimmt, Ernſt machen. Es greift nicht ernſtlich zu, wagt den Gegenſtand nicht rückſichtslos anzugreifen, kann alſo durch ſeine harmoniſtiſche Arbeit nicht zum Selbſtbewußtſein ſeiner Freiheit und Selbſtſtändigkeit kommen. Es iſt elend, gefangen, gebunden. Nie wagt es ernſtlich, den Kanon im bibliſchen Kanon zu unterſcheiden, nie das göttliche Wort von der Schale abzulöſen: jedesmal, wenn es auch nur die kleinſte Partie von dem wirklichen göttlichen Wort unterſcheiden ſoll, fällt es in Angſt, zittert es und nimmt es ſein früheres an ſich ſelbſt ſchon unbeſtimmtes Gerede von jenem Unterſchiede in ein noch unbeſtimmteres Gerede, in eine ſinnloſe Faſelei über die höhere

Einheit und Harmonie zurück. Der Gegenſtand bleibt im Dunſt der Heiligkeit ſtehen.

Das gemarterte Bewußtſein kann daher durch ſeine Arbeit, da ſie nur das oberflächliche Sichſelbſtpreisgeben des Heiligen iſt, nicht zur menſchlichen Befriedigung kommen; es kann nicht das Bewußtſein der menſchlichen Freiheit gewinnen oder ſich ſelbſt bewähren — natürlich, da es den Gegenſtand nicht in das Selbſtbewußtſein zurückführt, alſo ſelbſt auch nicht im Reſultat der Arbeit in ſein Inneres zurückkehrt. Noch im Reſultat iſt es ſich ſelbſt entfremdet; daß es alſo zu einem Reſultat, zu dieſer oder jener Löſung eines Widerſpruches ꝛc. gekommen iſt, iſt ihm ein fremdes Geſchehen, ein von ſeinem Willen, ſeinem Entſchluß fremdes Thun — kurz, ein Geſchenk; auch die Möglichkeit, daß es für dies Geſchenk empfänglich war, ſeine Geiſtesgaben ſind ein Geſchenk, eine Gabe Gottes, und indem es dies Geſchenk als ſolches anerkennt und die Entſagung auf alle innere Befriedigung vollendet, muß es danken. Es dankt.

c. Der Dank

„So ſchließe ich denn (Neander, Leben J. Ch., S. XIII) mit dem Danke gegen Gott, daß er mir die Kraft zu dieſer Arbeit verlieh, für alles Wahre, was in derſelben von ihm herrührt, und mit dem herzlichen Wunſche zu ihm, daß er ſie mit ſeinem Segen zu Beförderung ſeines Reiches begleiten möge.“

So ſchließen die meiſten Vorreden zu theologiſchen Büchern, und ſo müſſen alle ſchließen.

In dieſem Danke vollendet ſich aber der Selbſtbetrug des theologiſchen Bewußtſeins. Zunächſt brauchten wir es nur auf den Verſuch ankommen laſſen und zu ſehen, was der Theologe für ein Geſicht machen würde, wenn wir ſeinen Dank vollkommen ernſtlich nehmen und ſeine Entdeckungen mit der Formel citiren wollten: „Es hat dem Herrn aller Herren gefallen, dem Herrn N. N. folgende Löſung des berühmten Widerſpruchs zu offenbaren oder ihm die Kraft dazu gegeben, daß er dieſe oder jene Schwierigkeit endlich aus dem Wege ſchaffen konnte.“ Oder was würden dieſe Herren wohl ſagen, wenn wir, was doch nothwendige Folge des Ernſtes wäre, ihre Namen gar nicht erwähnen und bloß ſagen wollten: „Gott hat es in der letzten Oſtermeſſe möglich gemacht, daß wir uns endlich der Qual wegen jenes ſchrecklichen Widerſpruchs in jenem evangeliſchen Bericht überheben können?“

Dieſe Herren würden es uns entweder ſehr übel nehmen, wenn wir ihre Namen gar nicht erwähnen wollten — ſie halten alſo doch noch etwas auf ihre Perſon — oder ſie würden uns auslachen, daß wir die Sache ſo ernſt nehmen, oder — in der That aber würden alle dieſe Erſcheinungen eintreten — ſie würden uns als frivole Spötter denunciren — — als ob es etwas Frivoleres geben konnte, als jenen Dank, mit dem es ſo wenig ernſt gemeint iſt und welchen das theologiſche Bewußtſein ſelbſt vollſtändig auflöst.

In der That hat das theologiſche Bewußtſein in dieſem Danke ſich nicht aufgegeben, nicht aufgeopfert, nicht weggeworfen. Es hat ſelbſt gearbeitet, ſich ſelbſt abgequält, und gerade in dieſer Qual hat es ſich ſelbſt empfunden und genoſſen, und in den Schwingungen ſeines Innern, welche dieſe Qual zurückgelaſſen hat und in denen ſie noch nachvibrirt, genießt es ſich auch jetzt noch im Ergebniß ſeiner Arbeit. Dies Ergebniß iſt an ihm ſelbſt das Zeugniß ſeiner Anſtrengung und der Herold ſeines unſterblichen Verdienſtes.

Wehe dem, der ſich nicht dazu verſtehen wollte, dies Verdienſt anzuerkennen, zu proclamiren, oder ſich etwa gar unterſtünde, dieſe oder jene Löſung dieſes oder jenes bibliſchen oder dogmatiſchen Widerſpruchs elend und pitoyable zu finden.

Der Theologe hält auf ſeine Perſon große Stücke und hält ſie für nothwendig. „Die Zeichen der Zeit und die Ungewißheit menſchlicher Dinge fordern ihn auf (Neander, ebend. S. VIII), mit der Abfaſſung eines Lebens Jeſu Chriſti nicht mehr länger zu zögern. Er wendet das ſehr weltliche Mittel eines „geſchichtlichen Zuſammenſchauens“ an, um die Bruchſtücke des Lebens Jeſu (die in den Evangelien zerſtreut durch einander liegen) zur Einheit des Geſammtbildes zu verbinden“: und dieſe Arbeit führt er noch dazu aus „von dem Standpuncte der Entwickelungsſtufe des Lebens und der Wiſſenſchaft, der wir angehören“ (ebend. S. XI).

Hier, hier auf dieſer Erde findet er ſchon „Vorarbeiten für die Zeit einer neuen Schöpfung“ (S. X). Er hat „Schwierigkeiten insbeſondere in Hinſicht der chronologiſchen Anordnung“ zu überwinden. Aber er ſpricht ſich ſelber Muth zu: „Dies ſoll uns nicht abſchrecken von der Arbeit, ſondern zu einem neuen Anlaufe ermuntern“ (S. XI).

Er wendet ſelbſt „Forſchung“ an, ja er entzieht ſich nicht den kritiſchen Elementen der menſchlichen Natur und der Zeit“ (S. XIII), und ſtatt die Sorge dafür Gott zu überlaſſen, wie er thun müßte, wenn es ihm mit ſeinem Dank ernſt wäre, verſichert er endlich (Kirchengeſch. V, I, Vorwort S. X), daß „er ſeinen theologiſchen Standpunct mit Gründen der Wiſſenſchaft wohl zu vertreten wiſſen werde“.

Die Umkehrung iſt vollendet! Das theologiſche Bewußtſein hat ſich als ſelbſtſtändig erfaßt: es hat die jenſeitige Macht, der es erſt Dank abſtattete, zu einer Illuſion gemacht, und in ſich ſelbſt iſt es eingekehrt, um ſich in ſeinem Innern als die Auflöſung der Widerſprüche und als die Vermittelung der allgemeinen Harmonie und der widerſpenſtigen Maſſe der Einzelnheiten zu genießen.

Da aber dieſe Vermittelung noch theologiſch iſt, d. h. den Bruch des theologiſchen Bewußtſeins durch die zu Grunde liegende religiöſe Vorausſetzung beſtändig wieder erneuern, aufdecken und wo möglich noch erweitern muß, ſo kann ſie in ihrer wirklichen Erſcheinung und Durchführung ſich nur als die Beziehung der beiden Seiten darſtellen, mit welchen das theologiſche Bewußtſein als ſolches ſich herumſchlagen muß. Das realiſirte theologiſche Bewußtſein iſt der Mittler, welcher die Harmonie und den Widerſpruch der Einzelnheiten in Beziehung ſetzt.

3.

Der Mittler.

Er darf ſie aber als dieſer Mittler nur in Beziehung ſetzen: denn wäre die Entfremdung beider Seiten wirklich aufgehoben, ſo wäre es auch um das theologiſche Bewußtſein ſelbſt geſchehen. Er kann daher die Einheit der Harmonie und der widerſprechenden einzelnen Beſtimmungen nur vorſtellen; ja es iſt genug, wenn er über dieſe Einheit nur „Winke“ gibt, oder „Andeutungen“, oder „Aphorismen“. Dieſe Vorſtellung gibt er den Andern, die noch auf der Seite des Widerſpruchs, in der Endlichkeit gefangen ſind, und die nur, da ſie die Löſung ſich nur vorſtellen dürfen und können, ſie nur durch den Mittler erhalten können, ſich nicht ſelbſt vermitteln dürfen und ſie mechaniſch als etwas rein Gegebenes annehmen müſſen. Sie vertrauen dem Mittler unbedingt, folgen ihm, verehren ihn und flehen ihn um ſeinen Rath an, den er ihnen voll von Erbarmen und herzlicher Theilnahme auch nicht verſagt. „Er weiß mit Liebe und Weisheit die freien (?) Geiſter zu leiten“ (Neander a. a. O.). Die andern dürfen ſich nicht einbilden, daß ſie durch eigne Selbſtthätigkeit hinter die Sache kommen können, oder ſie dürfen nicht ernſtlich meinen, daß wir Alle den Geiſt haben, denn (Sack, die Göttlichkeit der Bibel, S. 45):

„Nicht feſt gebannt an eines Standes Weihe,
Doch wohnend gern in würd'ger Lehrer Sinn,
So wirkt der Geiſt durch aller Glieder Reihn.“

Der Rath des Mittlers erſtreckt ſich auf alle Unternehmungen derjenigen, denen er die Vorſtellung der Harmonie gibt; er weiſt ſie auf ihre Arbeiten an und „ermuntert“ ſie dazu — lateiniſch ſagt er, wenn das Werk vollendet iſt: opus me incitante susceptum. (Unter den zahlloſen Vorreden, die Neander zu den Arbeiten Anderer geſchrieben hat, ſiehe die ſo viel wir wiſſen neueſten zu den Vitae quatuor Reformatorum und zu dem Heptaplom des J. Bodin von Guhrauer.) Sein Rath und Dienſt iſt noch umfaſſender und erſprießlicher: er bringt es dazu, daß den Seinigen „von allen Seiten die öffentliche Anerkennung und Aufmunterung zu Theil wird, die ſie durch ihre Geſinnungen, Kenntniſſe, Arbeiten und Leiſtungen verdienen“ (Vorrede zur erſten Auflage der Geſchichte der Pflanzung und Leitung ꝛc. I, S. XI); er verſchmäht es nicht, um die „ſorgenfreie Lage“ der Seinigen bekümmert zu ſein (Vorrede zu Heptapl.); er wünſcht ihnen die Beweiſe der „großſinnigen Liberalität der theuern Stadt Hamburg“ (Geſchichte der Pflanz. II, S. III), ja er wünſcht ihnen auch treffliche „Verleger“ für ihre Schriften.

Der Arme, der aus dieſem Cultus einmal herauszutreten und an der Mittlerſchaft des Mittlers auch nur im leiſeſten zu zweifeln wagt! ſogleich wird ihm zugedonnert, daß es ihm an „Wahrheitsſinn“ fehle, und er wird hinweggetrieben aus der Kirche und hinausgeſtoßen zu denen, die von vorn herein rathlos und unmittelbar in der Welt umherlaufen!

Der Mittler als dieſer beſtimmte iſt aber nicht allmächtig, nicht allwiſſend, nicht allumfaſſend, nicht die abſolute Vermittelung, da er ſelbſt nur in ſeinem Bewußtſein die Beziehung der Harmonie und der Widerſprüche auf die Einheit iſt. Die Einheit iſt ihm ſelbſt nur eine Vorſtellung: die Mittlerſchaft iſt daher ein Progreß ins Unendliche, und dieſer beſtimmte Mittler, der Einmal als Gegenſtand der Verehrung ausgeſtellt war, nur eine vorübergehende, alſo wechſelnde Vorſtellung der Kategorie der Mittlerſchaft. Er muß daher auch zuweilen aufhören, Mittler zu ſein, muß durch die That beweiſen, daß die Einheit und Löſung ihm nur eine vorgeſtellte iſt, d. h. er muß ſich auf die Seite derjenigen ſtellen, welche im Mittler ihre Vorſtellung haben, er muß mit ihnen auch ſeinen Mittler, alſo einen Andern außer ihm verehren. Die Perſonen wechſeln, es ſind viele Rather, Helfer — die Dedicationen der theologiſchen Bücher ſind der index sanctorum. der Himmel der Heiligen — jeder muß Gegenſtand der Verehrung werden, ſo wie er dem Andern wieder den Gegendienſt leiſtet, ihn im Chor der Andern zu verehren. Mit Einem Wort, wir ſehen „den theologiſchen Cultus des Genius“ vor uns, den wir in einem früheren Aufſatze in dieſen Jahrbüchern geſchildert haben.

Schluß.

Nach ſo vielen und jammervollen Leiden iſt die Freude des theologiſchen Bewußtſeins vollendet.

Aber dieſer Gipfel der Freude iſt an ſich ſelbſt wieder der Punct, wo der Quell jener Leiden entſpringt. Kaum hat das theologiſche Bewußtſein aus dem Jammerthal dieſer Welt am Bach ſeiner Leiden entlang ſich auf dieſe Höhe heraufgefunden, ſo muß es ſich mit ſeinen Leiden wieder herunterſtürzen, um immer vor Neuem, alſo mit der Qual und Angſt des Siſyphus, ſich wieder hinaufzuarbeiten und dann zu ſehen, daß es zu ewiger Unſeligkeit verdammt iſt.

So lange es wenigſtens theologiſch bleibt und die nothwendige Entwickelung ſeiner ſelbſt nicht einſieht, nicht anerkennt und nicht zulaſſen will, iſt es die ewige Verdammniß des Geiſtes.

Im Hintergrunde des Schauſpiels, welches vom theologiſchen Bewußtſein aufgeführt wird, ſteht die Wahrheit, aber der Theologe als ſolcher erkennt ſie nicht und darf ſie nicht erkennen, weil er ſonſt ſein Bewußtſein aufgeben muß. Dafür tritt die Wahrheit wider ſeinen Willen hervor und „Baradautz! der Götze liegt am Boden“.

Wenn die Mittlerſchaft wechſelt und Ein Mittler dem Andern folgt, um die Ehre zu genießen, die er dem Andern erwieſen hat: was folgt daraus oder was iſt das im Grunde? Gewiß nicht, was der Theologe in ſeinem ſtarren, hölzernen Bewußtſein fixirt, immer nur Ein und daſſelbe, daß dieſer Mittler eifrig ſeine Ehre verlangt und von den Knechten zugewieſen bekommt; ſondern dies iſt nur die rohe oder marionettenartige Darſtellung deſſen, was in der Welt in ſeiner wahren, würdigen und großartigen Geſtalt ſich ausführt — das zum Puppenſpiel herabgewürdigte Schauſpiel, daß das Reich des Geiſtes ein allgemeines iſt, daß die Grenzen der einzelnen Territorien ſich berühren, die Genien ſich ergänzen, die Entwickelung fortſchreitet, und eben deßhalb, weil ſie dem allgemeinen Intereſſe dient, die früheren ſchöpferiſchen Geiſter nicht als todte Götzen für die Vorſtellung ſtehen, ſondern immerfort, auch nach dem Augenblick ihrer Herrſchaft noch, eine Geſchichte erleben läßt, welche das Urtheil über ſie ratificirt und ſie ſelbſt endlich, wenn ſie vollſtändig erkannt ſind, als Bürger in der Republik des Selbſtbewußtſeins verewigt.

Ebenſo wenn die Schaar der theologiſchen Anbeter vor dem Genius und Mittler kniet, ihrer eigenen Gedanken — ſo weit ſie noch welche hat — ſich entſchlägt und ſelbſt gedankenlos die Orakel des Mittlers nachbetet, ſeine Auflöſung der Widerſprüche bewundert und auswendig lernt: ſo iſt das allerdings auf dieſem theologiſchen Gebiete ein Anblick, der zum Erbarmen iſt. Im Grunde aber iſt dieſe Verzichtleiſtung auf den eigenen Willen, Rath und Gedanken die Anerkennung, daß der Geiſt nicht die ſubjective Willkür, nicht der bloſe, eigne Einfall, ſondern weſentlich allgemein iſt. Ich reſignire auf meine Einzelnheit, um mich als allgemein, aber damit auch die Genien und ihre Productionen als Beſtimmtheit meines, nämlich meines allgemeinen Selbſtbewußtſeins zu wiſſen.

Erhebe ich mich aber zu dieſer Form des Selbſtbewußtſeins, d. h. bleibe ich nicht auf dem Standpunct des brutalen Bewußtſeins ſtehen, ſo ſage ich nicht mehr nur, wie das theologiſche Bewußtſein, daß Ich die Harmonie der Widerſprüche und die Einheit der Harmonie und der Widerſprüche bin, ſondern das allgemein gewordene Ich iſt es wirklich, und beweist in der That, daß es dieſe Einheit iſt; denn es iſt und beweist ſich als die Macht, in welcher dieſe Harmonie und dieſe Widerſprüche entſtanden ſind.

Auch die Mittler helfen dem theologiſchen Bewußtſein Nichts; denn Jeder, wenn er wirklicher Theologe — theologus absolutus — werden will, muß auch Mittler werden, und jeder Mittler muß den Proceß des Bewußtſeins durchmachen, den wir beſchrieben haben. Da nun Ein Mittler — ins Unendliche — dem andern Platz macht, ſo muß in jedem die beſchriebene Qual von vorn anfangen und jeder muß ſomit dieſe Qual in ihrer perſönlichen Darſtellung und Vollendung anbeten und ihr als dem Höchſten huldigen.

Das Selbſtbewußtſein iſt ſelig. auch in ſeinen Arbeiten ſelig. Das theologiſche Bewußtſein iſt die ewige Qual, und ſelbſt ſeine Freuden ſind durch dieſe Qual vergiftet.

B. Bauer.

II.

Bremiſches Magazin für evangeliſche Wahrheit gegenüber dem modernen Pietismus. Erſtes Heft. Auch unter dem Titel: die verſchiedenen theologiſchen Richtungen in der proteſtantiſchen Kirche unſerer Zeit von Paniel. Bremen, bei Schünemann 1841. P. XVI. 288.

Als Krummacher im vorigen Jahre zu Bremen die Kanzel betrat, war das Erſte, was die gute bremiſche Gemeinde hören mußte, ein Donner gegen Hegel. Die bekannte Verfluchungspredigt enthielt auch ihren Fluch für Hegel und diejenigen, welche dem gottloſen Philoſophen zur Hölle folgen.

Jene Fluchpredigt Krummachers hat eine große Broſchüren-Literatur hervorgerufen. Dreißig Broſchüren liegen uns zur Hand. Die letzte iſt das erſte Heft einer Zeitſchrift, mit welcher der Rationalismus, der allein gegen Krummacher und ſeine Richtung aufgetreten war, ſeine Sache vollends zu retten und dem Pietismus den letzten Schlag zu verſetzen hofft.

Und dieſe Schrift — ſollte es möglich ſein? Ei, was! es verſteht ſich von ſelbſt und iſt nicht anders zu erwarten — enthält einen Donner gegen Hegel, der beinahe ſo ſtark, ſo nachdrücklich, ſo niederſchmetternd iſt, wie ihn nur der pietiſtiſche Fanatismus rollen laſſen konnte. Wir würden ſagen, es iſt ein Fluch gegen Hegel, wenn der Rationalismus vor dieſem Worte nicht eine wahrhaft heilige Scheu hätte. Im Grunde aber iſt es doch ein Fluch, weil der Donner religiös iſt, im Namen der Religion grollt und nichts weniger als eine wiſſenſchaftliche Waffe iſt. In dieſer plumpen Weiſe verdonnern kann nur die Religion, dieſer Kolophonium-Blitz ſcheint nur dem religiöſen Bewußtſein, namentlich aber dem rationaliſtiſchen Kraft zu haben; wir ſagen: dem rationaliſtiſchen, denn der ächte Supranaturaliſt weiß doch noch ſtärker zu blitzen, wenn er den Blitz ſeines erleuchteten Auges dem Philoſophen zuſchleudert.

Die Kraft des offenbarungsgläubigen Fluches erhellt auch daraus, daß er gedankenlos, ja, ſo zu ſagen, gewiſſenlos auf den Gegner geworfen wird. Da findet kein Zweifel, kein Bedenken, keine Art von Beweis, Auseinanderſetzung und dergleichen weltlichen Schwächen ſtatt, geradezu vielmehr, kurz und ſchlagend wird dieſe Art des Fluches ausgeſprochen. Der wahrhaft Gläubige iſt gewiß, daß es nur Eines Wortes bedarf, da die Kraft des Göttlichen, der Wille und die Allmacht Gottes mit ihm iſt. So wie der wahrhaft Gläubige will, ſo ſteht es da, ſo wie er verneint, ſo iſt es ein vernichtendes Nein, er iſt ein Zauberer: Ein Blick ſeines Auges hat es dem Gegner angethan!

Der rationaliſtiſche Gläubige dagegen hat keinen Glauben mehr: ihm ſcheint es Vermeſſenheit, wenn ein Menſch glauben wollte, ſein Wille könne ſo weit mit dem göttlichen Eins ſein, daß er löſen und binden könnte. Sein Gott hat nicht mehr die Kraft, das Gottloſe zu vernichten. Der Rationaliſt iſt in Allem zweifelhaft: ſcheut er ſich doch nicht, den Gedanken einer Allianz mit dem Gottloſen zu faſſen oder es wenigſtens zu beklagen, daß der Philoſoph nicht Luſt hat, ſich mit ihm gut zu ſtellen. Er macht daher weitläufige Anſtalten — ſie ſind wenigſtens weitläufig in Vergleich mit dem kurzen Prozeß, den der wahrhaft Gläubige mit der Philoſophie macht — er gängelt lange herum, zirkelt, mißt, vergleicht und ſpricht dann erſt ſein Verdammungsurtheil aus. Aber womit vergleicht er die Philoſophie? Mit den Ausſagen und Beſtimmungen ſeines religiöſen Bewußtſeins! Er verdammt alſo die Philoſophie aus religiöſem Intereſſe, d. h. er verflucht ſie. Der Fluch iſt der innere Sinn ſeiner Reden, ihre weltliche Form ſind Schmäh- und Schimpfworte.

Vorliegendes Heft des bremiſchen Magazins gibt uns Gelegenheit, an einem Beiſpiel dieſes Verhältniß des Rationalismus zur Philoſophie nachzuweiſen. Wir ergreifen dieſe Gelegenheit, weil uns die Zeit gekommen zu ſein ſcheint, daß der Rationalismus zum letztenmale mit der Philoſophie in Berührung gekommen iſt. Es iſt nur eine Epiſode des bremiſchen Streites, mit welcher wir unſere Leſer bekannt machen, oder nicht einmal eine Epiſode, ſondern ein Feldzug, den der Rationalismus gegen einen Feind unternommen hat, der ſich ihm in dieſem Kampfe noch nicht gezeigt hatte. Der Rationalismus hat aber dadurch eine Macht in den Kampf gezogen, die ſich eher oder ſpäter doch auf den Platz ſtellen mußte, um dem unnützen Blutvergießen ein Ende zu machen, das Recht der Verfluchung zugleich zu vertheidigen und zu ſtürzen und Herrn Paniel mit Herrn Krummacher zu verſöhnen. Wackere Herren, ihr werdet euch bald in die Arme fallen.

In einem folgenden Artikel werden wir den Gang des Bremiſchen Streites, die Stellung der Parteien, die Natur des Gegenſatzes und die Bedeutung des Kampfes ſchildern. Für jetzt ſei es genug an folgenden Bemerkungen, die wir vorauſchicken müſſen, um ſogleich eine Vorſtellung von der Ueberlegenheit zu geben, welche dem Rationalismus gegen die Philoſophie eigen iſt.

Krummacher predigte und verkündigte den Fluch über diejenigen, welche dem Evangelium ſeine Kraft geraubt, ja das von Gott gegebene, durch Wunder und Zeichen beſtätigte und in der heiligen Schrift verbürgte Evangelium mit einem andern vertauſcht hätten. Er berief ſich auf die heilige Schrift und dieſe gab ihm das Recht zu dieſem Fluche. Er fluchte, weil er mußte, weil es die Schrift ihm gebot. Herr Paniel fühlte ſich empört, daß an der Stätte, an welcher er das Evangelium der Liebe und Freiheit zu predigen gewohnt war, ein Fluch gehört, von der Hölle geſprochen wurde und ein Menſch die Anmaßung hatte, über ſeine Mitmenſchen das Urtheil der Vernichtung auszuſprechen. Er trat daher gegen den Eiferer auf und eiferte gegen den Prediger der Strafe und Rache — Zahn um Zahn, hieß es jetzt, Glied um Glied, Auge um Auge. Das Höllenfeuer löſchte Herr Paniel aus, den Fluch wußte er verſtummen zu machen, aber ſeinen Gegner brandmarkte er mit dem Feuer der theologiſchen Rache als einen Gegner der Religion. Das Schriftwort entzog er ſeinem Gegner, aber er bewies ihm zugleich aus der Schrift, daß er ein Feind des Wortes Gottes ſei und Menſchenſatzung an die Stelle deſſelben ſetzte. Kurz, es war eine Religions-Fehde, in welcher beide Theile von gleichen Vorausſetzungen ausgingen und beide gleiches Recht und Unrecht, noch dazu in demſelben Punkte Recht und Unrecht hatten.

Was den Krummacher und ſeine Partei betrifft, ſo bemerken wir hier nur beiläufig, daß die chriſtliche Religion allerdings den Haß und den Fluch gegen die Ungläubigen gebietet und in der Behauptung, daß ſie allein als dieſe beſtimmte Form des Bewußtſeins die Wahrheit iſt, nothwendig den Satz enthält, daß alle diejenigen, die ihre poſitiven Beſtimmungen angreifen oder nicht anerkennen, der Vernichtung und dem ewigen Tode, d. h. der Hölle und dem göttlichen Zorn preisgegeben ſeien. Krummacher hat Recht, aber er hat nur das Recht, welches der Sclave hat, der ſeine Feſſeln für die Attribute der Menſchheit erklärt und diejenigen bekämpft, welche nicht wie er gefeſſelt ſein wollen. Es iſt aber gegen die Natur des Menſchen Sclave zu ſein und Unrecht iſt es, wenn der Menſch Sclave ſein und bleiben will. Selbſt die chriſtliche Religion, obwohl ſie die Wahrheit in Feſſeln und Schranken iſt und als Religion ſein muß, kann es doch nicht verhehlen, daß die unendliche Allgemeinheit des Selbſtbewußtſeins ihr inneres und als Object des Glaubens angeſchautes Weſen iſt: ſie ſchließt daher durch ihre religiöſe Schranke nicht nur aus, ſie haßt und flucht nicht nur, ſondern ſie beſtrebt ſich ſelbſt, ihre Schranke aufzuheben und lehrt deshalb die Liebe gegen ihren Gegenſatz. Wenn der Fanatiker ſich auf die Religion beruft, die ihn allerdings berechtigt, warum ſperrt er ſich gegen den Zug der Liebe, welche den Haß überwinden will? Er folgt nur dem Gebot der Härte und übertritt das Gebot der Liebe. In jener Folgſamkeit hat er Recht, er hat ſogar Recht, wenn er mit dem einen Gebote das andere zum Schweigen bringt — denn religiöſe Gebote müſſen abſolut ſein und Alles ſich unterwerfen, — aber er hat doch Unrecht, wenn er eine Seite, die ſich thatſächlich in der chriſtlichen Religion vorfindet, überſieht und nicht anerkennt. Eben ſo hat der Gläubige Recht, daß er an den Ausſagen der Schrift, welche den Fluch lehren, feſt hält, aber er hat nur Recht als der Sclave dieſes beſtimmten Buchſtabens, und Unrecht iſt es von ihm, daß er Schriftſtellen überſieht, welche den Fluch im Segen aufheben. Flucht der Gläubige, Kraft der religiöſen und bibliſchen Berechtigung über diejenigen, welche die Satzungen der Religion und Bibel nicht befolgen oder ſie verändern, ſo trifft ihn ſelbſt der Fluch, da er nicht weniger ſehr deutliche Beſtimmungen der Religion und Bibel verletzt und umſtößt. Die Religion, die den Fluch lehrt, tritt ſich ſelbſt und ihrem Gebot der Liebe entgegen. Durch Eine Beſtimmung der Religion und Schrift berechtigt, hat der wahrhaft Gläubige relativ Unrecht gegen andere Beſtimmungen von beiden, aber jenes erſtere Recht iſt ſelbſt nur relativ und ein abſolutes Unrecht gegen menſchliche Freiheit und Vernunft.

Daſſelbe Verhältniß von Recht und Unrecht wird auf Seiten des Rationalismus ſtatt finden. Dem Prediger des Fluchs hält Herr Paniel das Evangelium der Liebe entgegen, er weiß alſo nicht, daß das Evangelium — wir wollen noch nicht ſagen, weil es religiös iſt, ſondern — als das chriſtliche, als dies gegebene Evangelium, auf welches ſich Herr Paniel beruft, den Fluch nicht nur kennt, ſondern auch lehrt, empfiehlt und gebietet. Um der Liebe willen läßt Herr Paniel dem Fluch Unrecht geſchehen, um der Liebe willen verfolgt und befeindet er den Fluchprediger, um der Liebe willen übt er Rache aus und vergißt er die Liebe. Herr Krummacher beruft ſich auf ein deutliches, unumſtößliches Schriftwort, wenn er den Ungläubigen den Fluch verkündigt: Herr Paniel dagegen beruft ſich auf die Sprüche des neuen Teſtaments, welche die Liebe gebieten, und hält es demnach für ſeine Pflicht, das reine, unverfälſchte Schriftwort gegen die ſchrecklichen „Pietiſten“ aufrecht zu erhalten. Er kämpft für die heilige Schrift und iſt gläubig davon überzeugt, daß ſie die Wahrheit enthalte und unter göttlicher Leitung abgefaßt ſei. Indem er aber für die Schrift eifert, widerfährt es ihm, daß er die Autorität, die er ihr in demſelben Augenblicke beilegt, auf das empfindlichſte nicht nur antaſtet, ſondern völlig umſtößt. Die Sprüche, welche den Fluch über die Ungläubigen ſchleudern, erklärt er gewaltſam gegen ihren Sinn dahin, daß ſie Nichts vom Fluche wiſſen. Sein Glaube an die Bibel iſt Unglaube, ſein Gehorſam gegen das Schriftwort in demſelben Augenblicke, in dem er gelobt iſt, gebrochen, ſeine Knechtſchaft iſt zugleich Empörung gegen den Buchſtaben. Endlich iſt Herr Paniel überzeugt, daß auch die religiöſen Beſtimmungen, wie ſie in der Vernunft gegeben ſind, Nichts vom Fluche wiſſen wollen, als ob es nicht, wenn einmal die Vernunft ins Spiel gezogen wird, auf den Begriff der Religion ankäme, und als ob nicht in dieſer, weil ſie die ewige Wahrheit des Geiſtes in eine enge Schranke zuſammenzieht, jeder, der außerhalb dieſer Schranke ſich halten will, als verloren, unberechtigt und dem Verderben preisgegeben betrachtet würde. Wer nun gar dieſe Schranke angreift, ſie verſetzen oder erweitern will, wird von ihr nothwendig zurückgeſchnellt, d. h. dem Fluche ausgeſetzt.

Der Rationaliſt kämpft alſo für die Liebe und verräth ſie an den Haß; er ſpricht für die Freiheit und gibt ſie dem Buchſtaben gefangen, er eifert für den Buchſtaben und tödtet ihn, er kämpft für die Vernunft und opfert ſie der religiöſen Beſchränktheit, er will die Religion aufrecht erhalten und nimmt ihr die ſtärkſte Schutzwaffe, die ſie gegen ihre Widerſacher hat, — er nimmt ihr den Fluch.

Das relative Recht, welches das Evangelium der Liebe dem Rationaliſten gegen den Fluchprediger gibt, vernichtet er ſelbſt wieder, indem er in Haß und Verfolgung ausbricht. Das Recht, welches ihm Vernunft und Freiheit anbieten, wirft er gegen den Lohn der Knechtſchaft weg und als der heuchleriſche Buchſtaben-Knecht, der ſeinen Herrn nicht einmal ruhig ſprechen läßt, geſchweige denn, daß er ſeinen Geboten folgte, begeht er gegen Freiheit und Vernunft ein abſolutes Unrecht. Nicht einmal den Fluch, von dem er doch nichts wiſſen will, läßt er wirklich fahren, auch er benutzt ihn, nachdem er ihn umgewandelt und in Lobſucht, Polterei und leidenſchaftliche Schmähung umgeſtaltet hat.

Von beiden Seiten bekämpft ſich die Leidenſchaft des Unrechts. Die Leidenſchaft und ihre Sprache iſt etwas Schönes: auch vom wiſſenſchaftlichen und menſchlichen Standpunkte aus kann ſtark, leidenſchaftlich geſprochen werden; es kann ſogar nicht ſtark genug geſprochen werden und wir müſſen noch manche Prüderie unſerer lateiniſchen Complimenten- und Gelehrten-Sprache ablegen. Dieſe Leidenſchaft gegen den Irrthum und gegen die Bornirtheit iſt aber etwas ganz anderes als das Toben, Schmähen und Poltern, mit welchem die einzelnen Geſtalten der Beſchränktheit ſich unter einander bekämpfen. Jene Leidenſchaft führt die Sprache des Sieges, dieſes Schmähen der Parteien iſt das Zeichen ihrer Schwäche, Gebundenheit und in der Unmöglichkeit, daß eine die andere beſiege, begründet.

Der Rationalismus wüthet und flucht noch gegen den Fluch, weil er von ihm noch nicht innerlich frei, weil er ihm noch in der That unterworfen iſt. In der religiöſen Schranke ſelbſt noch befangen fürchtet er noch ihre Gegenwirkung, wenn er ſie zum Theil überſpringen will. Er rüttelt an ihr, fühlt alſo ihre Gewalt und läßt dieſe Gewalt die Andern fühlen. Er iſt religiös, fürchtet den Fluch und flucht ſelber. Das wiſſenſchaftliche, freie Selbſtbewußtſein dagegen iſt über dem Tumult dieſer Verwirrung und über die Gräuel dieſes Kampfes zwiſchen Sclaven hinaus, da es den Fluch als nothwendigen Act der Religion anerkennt und die Religion als eine Form des Selbſtbewußtſeins begreift, welche ſeiner vollendeten Allgemeinheit Nichts mehr anhaben kann. Wer die Schranke vollkommen erkannt hat, fürchtet ſie nicht mehr.

Einem ſpätern Artikel bleibt die weitere Ausführung dieſer Dialektik beider religiöſen Gegenſätze vorbehalten. Für jetzt intereſſirt uns nur das Verhältniß, welches ſich der Rationalismus zur Hegelſchen Philoſophie gibt.

Unter Pauken- und Trompetenſchall, mit klingendem Spiel und mit fliegenden Fahnen ziehen wir durch die weite Breſche in die Feſtung des Poſitiven und Beſtehenden ein, zu deſſen eifrigſten Vertheidigern auch der Rationalismus gehörte. Und was thut dieſer in dem Augenblicke, wo er ſich uns auf Gnade und Ungnade ergeben muß? Er zeigt auf die Trümmer, die wir zerſchoſſen haben, auf die Feſtungswerke, die nicht mehr exiſtiren, die in Staubwirbel aufgeflogen ſind, und indem er uns auf das Gemäuer aufmerkſam macht, das nur noch in ſeiner Einbildung vorhanden iſt, glaubt er den Fortſchritten der Philoſophie Einhalt zu thun. Schießt, ſchießt doch nur, ruft er uns zu, dieſe Mauer, dieſen Thurm werdet ihr nicht treffen — und Mauer und Thurm ſind längſt gefallen. Bedauert den alten Mann, der kindiſch geworden und ſich in dem Maße an ſein altes Gemäuer und an ſeinen Kerker gewöhnt hat, daß er in ſeinen vier Wänden noch zu ſitzen meint, während er im Freien und unter dem weiten Himmel ſitzt. Er getraut ſich nicht, ſich zu bewegen, weil die Feſſeln, die er ſo lange Zeit getragen hat, ſich in ſein Fleiſch ſo tief eingedrückt haben, daß er ſie auch noch zu tragen meint, nachdem ſie ihm abgenommen ſind.

„Der Rationalismus, ſagt Herr Paniel S. 1, iſt nichts Anderes als die vernunftgemäße Auffaſſung des Chriſtenthums.“ Wir geben es nicht nur zu, ſondern in einem höhern Grade, als Herr Paniel und ſeine Genoſſen ſelbſt meinen und als man allgemein bisher die Sache anſah, erlauben wir uns die Behauptung aufzuſtellen und hoffen wir es auch mit der Zeit zur allgemeinen Anerkennung zu bringen, daß der Rationalismus die letzte Entwicklung und Vollendung des Chriſtenthums in religiöſer Hinſicht iſt. Um nur Eins, aber einen der Hauptpunkte zu erwähnen, ſo hat man es bisher ſehr mit Unrecht dem Rationalismus übel genommen, wenn er ſich bemühte, das Chriſtenthum von allem Localen und Temporellen, was ihm von ſeinem Urſprunge her anhaftete, zu befreien: dieſe ſeine Arbeit war eine wahrhaft religiöſe und diente zur religiöſen Vollendung des Chriſtenthums. Das Locale und Temporelle, welches dieſem anfangs eigen war, rührte zum Theil noch von lebendigen Volksintereſſen her, die als ſolche nicht nur beſchränkt an ſich waren, ſondern auch concreten Gebieten angehörten, die weit überſchritten und von der Religion abgeſondert werden müſſen, wenn dieſe ſich zu ihrer abſtracten Vollendung erheben ſoll. Um reine und abſtracte Religion zu werden und um als ſolche ſich von allen andern Gebieten des Geiſtes abzuſondern, muß das Chriſtenthum ſich von aller Verwicklung mit dem Volksweſen, mag dieſes auch immerhin wie das jüdiſche ein religiöſes ſein, von Staat, Kunſt und Wiſſenſchaft abſcheiden. Der Rationalismus iſt die religiöſe Kritik und Vollendung des Chriſtenthums. Dieſe Kritik lag ihm auch im Sinne, wenn er das Chriſtenthum zur „Weltreligion“ fortentwickeln wollte.

Auch der Widerwille des Rationalismus gegen die inhaltvollſten Dogmen iſt ächt religiös. Es iſt bekannt und allgemein zugegeben, daß im weiblichen Geſchlechte der reinſte und ungetrübteſte Ausdruck des religiöſen Bewußtſeins gefunden wird. Die Frauen ſind die geborenen religiöſen Virtuoſen — aber wiſſen ſie Etwas von den beſtimmten Dogmen, bekümmern ſie ſich auch nur darum oder ſtreiten ſie ſich über die beſondere Faſſung der Glaubensartikel? Sind ſie Dogmatiker oder auch nur dogmatiſch gebildet oder geſinnt? Nichts von alle dem — aber nur deshalb, weil ſie wirklich religiös ſind. So gibt auch der Rationalismus, der wie das Weib Nichts von Philoſophie wiſſen will, Nichts auf die kirchlichen Dogmen. Mit Recht, weil „ſie an und für ſich ſchon aus dialektiſcher Speculation hervorgegangen und ganz von ihr durchdrungen ſind“ S. 221. Was ſollen dem religiöſen Bewußtſein dieſe wiſſenſchaftlichen Elemente? Wie kann der Glaube mit der ſpeculativen Dialektik zuſammen beſtehen? Wie ſtimmt Chriſtus und Belial zuſammen? Hinweg mit der Philoſophie und Speculation! Der Glaube allein, die reine Religion muß übrig bleiben! Die Dogmen von der Trinität, von der Einheit der göttlichen und menſchlichen Natur ſind allerdings von der Religion nur empfangen und von der Philoſophie gezeugt, ſie ſind die religiöſe Faſſung von Gedanken, welche der

Speculation und dem reinen Intereſſe der Menſchheit an ihr ſelbſt entſprungen ſind. Wie ſie aber in dieſer religiöſen Faſſung entſtellt werden, ſo wird auch die Religion, die rein und allein Gottes Ehre zum Zweck haben ſoll, aus ihrer Richtung auf das Jenſeits abgelenkt, wenn ſie in Fragen gezogen wird, die im Grunde nur das Weſen des menſchlichen Geiſtes betreffen. Die Dogmen von der Trinität, von der Einheit der göttlichen und menſchlichen Natur ſind die religiöſe Antwort auf die Frage nach der Natur des Selbſtbewußtſeins. Die Religion aber, obwohl ſie an ſich die ſich ſelbſt entfremdete Betrachtung vom Weſen des Selbſtbewußtſeins iſt, muß ſich, um ihre Beſtimmung und Natur zu erfüllen und zu vollenden, immer mehr dem Selbſtbewußtſein entfremden, d. h. reines, unbeſtimmtes Bewußtſein werden, die Rückſicht auf das Selbſtbewußtſein von ſich abſtoßen und ſich nur dem Jenſeits als ſolchem zuwenden. Der Rationalismus mit ſeinem jenſeitigen Gott vollendet ſie zu dieſem reinen Bewußtſein.

Er iſt, wie es Herr Paniel S. 1 richtig ausdrückt, „nichts anderes als die vernunftgemäße Auffaſſung des Chriſtenthums.“ Wir ſagen „richtig“, weil die „vernunftgemäße Auffaſſung“ eines Gegenſtandes etwas ganz anderes iſt als ſeine Erkenntniß. Für die Auffaſſung bleibt der Gegenſtand immer noch reiner Gegenſtand und ſeinem Weſen nach unerkannt, für die Erkenntniß iſt der Gegenſtand nicht mehr eine fremde Macht, ſondern in die Macht und Unendlichkeit des Selbſtbewußtſeins hineingezogen. Wenn der Rationalismus das Chriſtenthum vernunftgemäß auffaßt, d. h. — wie wir bemerkten — fortbildet und vollendet, ſo kann er es — und daß er es thut, muß ihm zugeſtanden werden — vollkommen ſeinem Weſen gemäß auffaſſen und vollenden, aber er erkennt dieſes Weſen nicht, weil er es religiös auffaßt. Er kennt das Weſen, aber erkennt es nicht, er bringt es nicht zum Selbſtbewußtſein, ſondern läßt es als höchſten Gegenſtand des Bewußtſeins gelten.

Als eine religiöſe und zwar als die vollendetſte religiöſe Richtung wird nun der Rationalismus ſeinem Verhältniß zur Philoſophie folgende Geſtalt geben. So lange die Philoſophie ſelbſt noch die religiöſen Intereſſen für ihr Selbſtbewußtſein als poſitiv gelten läßt, und ſich demnach bemühen muß, ſich mit ihnen zu vergleichen und zu verſöhnen, muß er ihr mißtrauen. Nicht die Form allein, daß religiöſe Sätze in die philoſophiſche Dialektik hineingezogen und in allgemeine Gedankenbeſtimmungen umgeſetzt werden, ſondern auch der Inhalt iſt ihm anſtößig, da gerade diejenigen dogmatiſchen Sätze, auf welche er gar Nichts gibt, von der Philoſophie vorzugsweiſe behandelt werden. Weil ihm dieſe Sätze nicht zu Kopfe wollen, ſo glaubt er auch nicht, daß es der Philoſophie mit ihnen Ernſt ſei; ſeiner religiöſen Beſtimmtheit nach findet er ſich in der Philoſophie gar nicht wieder, und da er endlich als religiös an menſchliche Arbeit, Anſtrengung, Aufrichtigkeit und Tapferkeit nicht glauben kann, ſo iſt er überzeugt, daß alle Bemühungen der Philoſophie, ſich mit der Religion in Frieden oder Einklang zu ſetzen, nur erheuchelt und ſcheinbar ſeien. Die philoſophiſche Richtung iſt nicht chriſtlich, ſondern ſie gibt ſich nur für eine ſolche aus; es geſchieht nur unter der Hülle kirchlich-dogmatiſcher Formen, daß ſich der Hegelſche Rationalismus ausbildet, und iſt nun einmal das religiöſe Bewußtſein ſo weit gegangen, das religiöſe Kleid der Philoſophie nur für eine Hülle zu erklären, die etwas ganz anderes verbirgt, als ſie eigentlich erwarten laſſen ſollte, ſo geht es in ſeiner nothwendig gemeinen Betrachtung menſchlicher Dinge noch weiter, und ſcheut es ſich nicht vor der Behauptung, daß die Philoſophie nur um äußerlicher und weltlicher Zwecke willen den Schein der Uebereinſtimmung mit der Religion erheuchle. „Weil die Hegelſche Philoſophie gerade in einem Zeitpuncte und in einem Lande Geltung erſtrebte, in welchem die Reactionspartei die veraltete kirchliche Dogmatik wieder hervorgeſucht und für den allein wahren Glauben erklärt hatte, hielt es die ſpeculative Philoſophie für zweckmäßig und klug, ihre Speculationen an die Lehrſätze jener Dogmatik anzuknüpfen.“ Je nachdem es ihre ſonſtigen, weltlichen Intereſſen mit ſich brächten, könnte ſich dieſe Philoſophie an Alles anknüpfen, an jedwede beſtimmte Form des Beſtehenden, der Religion oder was es ſein mag. Nur mit Einem iſt es ihr allenfalls Ernſt, mit der Vernunft, die ihr „Alles und Jedes iſt. An was ſie ſich aber anknüpfe, iſt ihr gleichgültig“ (S. 220—221).

Man ſieht, beſonders delicat oder abſtract ſpricht Herr Paniel eben nicht. Selbſt wenn er mit ſehr ruhiger Miene ſpricht, ſind ſeine Worte derb wie ein Klotz, und in aller Seelenruhe wirft er ſie vor den Leſer hin; wie derb und maſſiv iſt z. B. jenes: „an was ſie ſich anknüpfe“. Es gehört eine ganz beſondere Derbheit und Geſundheit des Menſchenverſtandes dazu, wenn er ſo leicht mit Klötzen ſpielen, ſie verdauen und immer ſo naiv und unbefangen das Richtige treffen ſoll. Enorm aber wird das Gepolter der Klötze, mit denen der Rationaliſt um ſich wirft, wenn er die Philoſophie charakteriſirt, ihren Gegenſatz zu ſeinem religiöſen Bewußtſein ſchildert und zu dem Zwecke ihre Conſequenzen zieht. Die Ehrlichkeit, Tugend und chriſtliche Energie des Menſchenverſtandes legen ihr ganzes Gewicht in jedes Wort, welches dann der Rationaliſt der Philoſophie an den Kopf wirft. Die Hegelſche Schule, ſagt Herr Paniel S. 220, „hat nur Eines, für das ſie ſich intereſſirt und worauf ihr ganzes Streben gerichtet iſt, das abſolut Philoſophiſche nämlich und zwar insbeſondere das Idealiſtiſch-Pantheiſtiſche, die Identität des Denkens und Seins, die Einheit Gottes und der Natur, wobei jeder Gedanke und jede That des Menſchen eine Selbſtoffenbarung dieſer Gottnatur iſt und ſomit Gott erſt im Menſchengeiſte zum Bewußtſein ſeiner ſelbſt kommt.“ Man braucht eben kein beſonderer Kenner der Philoſophie und ihrer Sprache zu ſein, um ſogleich beim erſten Anblick zu bemerken, wie es dem religiöſen Eiferer nicht im mindeſten auf die Worte ankommt, und wie er im Stande iſt, die verſchiedenſten Beſtimmungen zuſammen zu werfen und dem Leſer die Wahl zu laſſen, welche er als richtig und treffend annehmen will. So ſagt Herr Paniel S. 223, die Hegelſche Philoſophie „iſt repriſtinirtes Heidenthum und mehr oder weniger ſublimirter Materialismus, jedenfalls aber durch und durch Pantheismus.“ Dann kommt das alte Lied (S. 224): „Gottes Geiſt und der Geiſt Hegels und ſeiner Schüler iſt vollkommen Eins. So apotheoſirt dieſe Art von Philoſophie den menſchlichen Geiſt und vergottert nicht nur den Menſchen, ſondern macht ihn zu Gott ſelber.“ Ferner: „Wie es nach der ſpeculativen Theologie Hegels keinen perſönlichen Gott und keinen perſönlichen Chriſtus gibt, ſo ſoll es auch keinen perſonlichen Menſchen geben. Die Frömmigkeit des Menſchen beſteht bloß darin, daß er ſich ſelber ganz und gar aufgibt, in keiner Weiſe mehr Ich ſein will und ſich mit der Idee Gottes oder dem Gottesbewußtſein rein identificirt“ (S. 229, 230).

Zu widerlegen ſind dieſe Anſichten durchaus nicht — aus mehr als Einem Grunde. Es iſt ſchon oft vorgekommen, daß man ſich wunderte und darüber wirklich räſonnirte, wenn die Art und Weiſe, wie der Standpunct der Freiheit und Philoſophie die Angriffe der Unfreiheit und Dummheit zurückzuweiſen ſuchte, nicht nur ſchwach, ſondern auch erfolglos ſchien. Man würde ſich aber nicht mehr wundern, wenn man bedächte, daß die Verrücktheit des Geiſtes wiſſenſchaftlich nicht widerlegt werden kann. Wer durchaus nicht vernünftig und frei ſein will, kann durch vernünftige Gründe nicht dazu gebracht werden. Mit einem Verrückten z. B. und einem Görres kann man entweder nur gleichfalls raſen oder in ganz anderer als in wiſſenſchaftlicher Weiſe umſpringen. Es wäre von der Wiſſenſchaft zu viel verlangt, wenn ſie mit der Dummheit dumm, mit der Verrücktheit verrückt werden ſollte: im gewöhnlichen Leben können der Irrenarzt oder der Seelſorger, denen es um das leibliche und geiſtige Heil dieſes beſtimmten Individuums zu thun iſt, für einen Augenblick auf die Ideen deſſelben eingehen, oder der Pädagog kann gegen den Eigenſinn fühlbare Argumente anwenden; die Wiſſenſchaft aber hat es mit dieſem einzelnen Individuum oder dieſem beſtimmten Standpuncte nicht zu thun und ſie kann ſich nicht einmal ihnen verſtändlich machen. Sie wird es allerdings nicht daran fehlen laſſen, und die Schranke eines Standpunctes, wenn es ſich der Mühe verlohnt und dieſe Schranke wirklich allgemeine, menſchliche Bedeutung hat, aufheben; aber ſie faßt dieſelbe dann als reine Kategorie und Beſtimmtheit des Selbſtbewußtſeins, und ſpricht demnach nur für diejenigen, welche die Kühnheit haben, ſich in die Allgemeinheit des Selbſtbewußtſeins zu erheben, d. h. in jener Schranke nicht mit aller Gewalt ſtehen bleiben wollen.

Damit iſt es bereits ausgeſprochen, daß ein Gegner der Philoſophie als dieſer Gegner und ſo lange er nicht Philoſoph ſein will, nicht widerlegt werden kann. Der religiöſe Eiferer als ſolcher bietet für die vernünftige Dialektik keine Handhabe dar. Auch die Zeit der Apologieen iſt vorüber, ſobald über das wirkliche Verhältniß der Philoſophie zur Religion keine Täuſchung mehr Statt findet. Wenn ſich die Philoſophie apologetiſch verhalten wollte, ſo würde ſie einerſeits den Gegner als abſolute Macht und andererſeits ihre eignen Beſtimmungen in der Form poſitiver Sätze als Wahrheit vorausſetzen, d. h. nicht nur zwei Wahrheiten annehmen, die gleichberechtigt wären, zweierlei Welten angehörten und ſich in einem Vergleich etwa verſtändigen müßten, ſondern ſie würde auch ihrer eignen Natur, die allem Poſitiven entgegen iſt, widerſprechen.

Der religiöſe, alſo beſonders der rationaliſtiſche Gegner der Philoſophie kann auch deßhalb nicht philoſophiſch widerlegt werden, weil er die beſtimmteſten Entwickelungen, die im Voraus ſeinen Ausſagen und Anklagen widerſprechen, ignorirt. Hegel hat ſehr oft in den ausführlichſten Erörterungen gerade diejenige Anſicht von dem Verhältniß zwiſchen Gott und Menſch, welche Herr Paniel in Anklageſtand verſetzt, als eine unrichtige Conſequenz ſeiner Philoſophie bezeichnet. Marheinecke in ſeiner Dogmatik hat mit dem gründlichſten Ernſte die Lehre von Gott abgehandelt, und gerade die Abſurdität, welche Herr Paniel der Philoſophie aufbürdet, die Behauptung, daß „der Menſch Gott mache und ihn in ſeinem Denken erzeuge“, als Abſurdität und als einen unbegründeten Schluß des Unverſtandes bezeichnet. Der Rationaliſt ignorirt alſo nicht nur, ſondern er entſtellt auch; er klagt nicht nur an und läßt die Entlaſtungszeugen nicht nur nicht zu Worte kommen, er führt auch falſche Zeugen vor. Eigentlich iſt es aber zu viel geſagt, wenn wir ſagen, der religiöſe Zelot ignorire; denn ignoriren kann man doch nur, wovon man Kenntniß, ſei es auch noch ſo oberflächliche Kenntniß, hat. Jener Eiferer kennt aber die Philoſophie nicht, hat ſie nie ſorgfältig und gründlich ſtudirt; er kennt ſie vielmehr nur aus den allgemeinen Vorſtellungen, die ſich über ſie in dem Kreiſe des frommen Publicums durch Hörenſagen und unter dem Einfluß der antiphiloſophiſchen Stimmung gebildet haben, und wenn er ein Paar Citate ehrenhalber, d. h. um ſeine gelehrte Ehre zu retten, beibringt, ſo kann man gewiß ſein, daß er das citirte Buch erſt in der Angſt des letzten Augenblicks zur Hand genommen hat.

Der religiöſe Eiferer iſt bei allem dem roh und barbariſch. Die religions-philoſophiſchen Bemühungen der letzten zwanzig Jahre, die Anſtrengungen eines Hegel, Marheinecke, Daub, die Philoſophie und Religion in Einklang zu ſetzen und zu verſöhnen, mag man betrachten wie man will, es mag auch ſein, daß die Kritik des religiöſen Bewußtſeins eine neue Wendung nehmen muß, um die Philoſophie von der Religion und ihren Angriffen zu befreien, in jedem Falle muß der Freund der Wahrheit in dieſen umfaſſenden Arbeiten eine der größten Erſcheinungen der Geſchichte, ja die größte Erſcheinung ſehen, welche die Geſchichte der Religion und Philoſophie bis jetzt aufzuweiſen hat. Zum letztenmale trafen die beiden Mächte, die bisher ihre combinirte Geſchichte unter Kampf und Zwietracht und unter momentanen Annäherungsverſuchen erlebt hatten, in der Einheit des Gedankens zuſammen, um einen ewigen Frieden zu ſtiften und ein Verſöhnungsfeſt zu feiern, welches ununterbrochen dauern und alle himmliſchen und irdiſchen Mächte vereinigen ſollte. Kennſt du, Eiferer, die Kraft des Gedankens, der ein ſo ungeheures Unternehmen für nicht zu groß hielt, ahneſt du etwas von der Kraft der Religioſität, welche der wirklichen Philoſophie ſich gewachſen fühlte und die Verneinung in ihrer Umarmung zu einer ewigen Bejahung umzuſchaffen hoffte? Nein! Er kennt Nichts davon, und ſo wenig hat er von dem Ernſt, von der Anſtrengung und geiſtigen Kraft, welche dieſe Arbeiten erforderten, eine Ahnung, daß er ſogar ihre Aufrichtigkeit bezweifelt, oder vielmehr es geradezu ausſpricht, daß jene religionsphiloſophiſchen Anſtrengungen nur heuchleriſch, jeſuitiſch und verſtellt waren. Die Anerkennung der Religion leiſtete nach ſeiner Vorſtellung die Philoſophie nicht im Ernſte, ſondern nur ſcheinbar und nur um weltlicher Zwecke willen, um unter dieſer Hülle ſich Geltung zu verſchaffen. So roh, ſo plump iſt dieſe Vorſtellungsweiſe, daß es dem Eiferer nicht einmal einfällt, die Philoſophie könnte vielleicht, wenn ſie einmal heucheln und ihre egoiſtiſchen Abſichten durchführen wollte, die Hülle der Religioſität nur deßhalb angenommen haben, um die Religion deſto ſicherer zu ſtürzen; nein! nur weltliche Herrſchbegierde und politiſche Augendienerei waren es, welche die Philoſophie der Religion in die Arme führten. Das religiöſe Verdächtigungsſyſtem beruht auf dem Unglauben an den Ernſt und die Aufrichtigkeit menſchlicher Arbeiten, und dieſer Unglaube iſt eben ſo roh, wie unmenſchlich.

Einen Vortheil aber hat der religiöſe Eiferer von ſeinem Mißtrauen gegen die Philoſophie, daß er ſich mit Vereinigungsverſuchen, die doch wieder der Trennung und der Zwietracht weichen müſſen, nicht täuſcht: doch wird ihm Niemand dieſen Vortheil beſonders hoch und als ein Verdienſt anrechnen, man müßte denn denjenigen gewandt und tapfer nennen, der ruhig zu Hauſe bleibt und dem Feinde nicht entgegen zieht. Der Religiöſe irrt nicht philoſophiſch, weil er überhaupt mit der Philoſophie nichts zu thun haben will. [Daß er aber ſchon durch ſeine Iſolirung irrt, daß ſeine Irrthümer entſetzlich ſind, daß er doch nicht ohne philoſophiſche Beſtimmungen exiſtiren kann und daß ihm immer die abgelebten philoſophiſchen Formen als Erbtheil zufallen und gewöhnlich nur ſein einziges Beſitzthum bilden, geht uns hier Nichts an.)

Sein Mißtrauen hilft aber dem Religiöſen noch weiter und gibt ihm ſogar eine Kraft, deren Bedeutung er ſelbſt nicht einmal ahnet. Eine beſtimmte Philoſophie — ſo iſt es auch mit der Hegelſchen der Fall — mag immerhin ihre ganze Kraft aufbieten und verſchwenden, um ſich mit der Religion in Einklang zu ſetzen, der Religiöſe merkt es doch, daß eben dieſe Kraft als philoſophiſch mit der Religion in Disharmonie ſteht, und er merkt es immer zuerſt. Er hat die feinſte Witterung für alles Philoſophiſche, und wo er einen philoſophiſchen Gedanken findet, iſt er von vorn herein überzeugt, daß derſelbe mit der Religion nicht beſtehen könne. Die Religiöſen ſind es immer zuerſt, die ein philoſophiſches Syſtem richtig beurtheilen, wenn ſie in ihm Pantheismus oder Atheismus wittern, und ihr Gefühl — man denke an die theologiſchen Controverſen gegen Carteſius oder Kant — iſt oft ſo ſein, daß ſie in der Philoſophie, die ſie gerade angreifen, ſchon die Conſequenz treffen, welche das folgende Syſtem ausbildet.

So iſt es auch mit der theologiſchen Kritik des Hegelſchen Syſtems gegangen. Hegel wandte die ungeheure Kraft ſeiner Ueberzeugung und Arbeitſamkeit darauf, die Einheit von Religion und Philoſophie nachzuweiſen; es half aber Nichts; die Theologen und Religiöſen hörten nicht auf, über Pantheismus und Vergötterung des Ich zu ſchreien. Sie hatten Recht. Damals, als ſie am lauteſten und ununterbrochen ſchrieen, wollte man es ihnen nicht zugeſtehen, was einfach daraus zu erklären iſt, weil man den betretenen Weg nicht verlaſſen konnte und auch nicht durfte, bis nicht alle Verſuche, Religion und Philoſophie zu verſöhnen, erſchöpft waren. Die große Arbeit, das unendliche Experiment beſchäftigte die Geiſter und machte ſie taub gegen das theologiſche Geſchrei. Jetzt aber, da der Weg bis an das Ende zurückgelegt iſt, wo es ſich zeigt, daß Religion und Philoſophie nicht mehr zuſammen wandeln können und daß ihr Verhältniß in anderer Weiſe zu ordnen iſt, muß den theologiſchen Eiferern zugeſtanden werden, daß Hegels Lehre Pantheismus, und im Grunde, d. h. wenn ſeine Conſequenz gezogen und ſein wahrer Sinn entwickelt wird, noch etwas Anderes iſt. Die Ehre des Syſtems muß offen bekannt werden, wenn ſie als ſolche durch alle Vermittelungsverſuche und Kämpfe ſiegreich ſich durchgeſchlagen und gerettet hat.

Auch dann, wenn die Religiöſen und Rationaliſten die Philoſophie des Pantheismus und der Vergötterung des Ich anklagen, ſind ſie nicht zu widerlegen. Früher, in der eigentlichen Periode dieſes Kampfes, konnte man ſich ernſtlich auf Widerlegungen der Art einlaſſen und ſich darauf berufen, daß die Immanenz nach der Lehre der Philoſophie die Transſcendenz nicht ausſchließe: aber man glaubte auch damals wirklich an die Transſcendenz, von der man ſo viel ſprach. Jetzt ſpricht man nicht einmal von ihr, weil der Glaube an Sie aus dem philoſophiſchen Wiſſen vertrieben iſt. Es kann alſo auch nicht dem religiöſen Ankläger gezeigt werden, daß die Philoſophie auch eine Transſcendenz und am Ende gar dieſelbe lehre, wie er ſie annimmt.

Dem Ankläger kann ferner deßhalb keine Apologie entgegengeſtellt werden, weil er ſeine Anklagen nach den Vorausſetzungen ſeines religiöſen Standpunctes ausdrückt, dieſe Vorausſetzungen aber gerade von dem Philoſophen nicht getheilt werden. Wenn der Philoſophie vorgeworfen wird, ſie lehre die Einheit von Gott und Welt, ſo wird ihr ſonderbarer Weiſe die Vorausſetzung einer Unterſcheidung zugemuthet oder in den Schuh geſchoben, an die ſie nicht denken kann. Eben-ſo, wenn ihr vorgeworfen wird, ſie vergöttere das Ich. Gegen dieſe Vorwürfe hilft keine Apologie, die in dem Sinne und zu dem Zwecke etwa geführt wird, damit ſich der Gegner zufrieden ſtelle und zu guterletzt zugebe, die Philoſophie laſſe ſeine Vorausſetzungen gelten. Sondern die einzige Widerlegung iſt diejenige, die für ihn ſo gut wie keine iſt, die das Uebel in ſeinen Augen nur noch größer macht und den Bruch zwiſchen ihm und der Vernunft vollendet.

Die wahre Widerlegung iſt die Fortbildung der Philoſophie und ihre Befreiung von allen poſitiven Vorausſetzungen, die ſie bisher noch mit ihren religiöſen Gegnern zu theilen ſchien. Die bloße Apologie bringt niemals weiter, die Gegner bringt Niemand aus ihrem Gegenſatz gegen eine beſtimmte Philoſophie, ſo lange ſie dieſe beſtimmte bleibt. Das angeklagte Syſtem muß vielmehr der philoſophiſchen Kritik unterworfen und von ſeiner Beſtimmtheit befreit werden. So wird es den Gegnern entriſſen, zu ſeiner eignen Wahrheit gebracht und ſein Sieg iſt dann auch entſchieden.

Gerade in dem Puncte, um welchen in den letzten Jahren am meiſten geſtritten iſt, geht das Hegelſche Syſtem ſeiner Vollendung entgegen, und der Anſtoß, den es dadurch einmal erhalten hat, wird es auch in den andern Disciplinen vollenden und ſeinem eignen, ewig wahren Princip gemäß ausbilden. Seine poſitive Anſchauung, nach welcher es die Allgemeinheit des Selbſtbewußtſeins von dieſem noch als eine ſubſtanzielle Macht zu unterſcheiden ſchien, wird durch die Kritik in das Selbſtbewußtſein und deſſen Bewegung, welche Alles umfaßt, weil das Selbſtbewußtſein die Einheit und Macht des Univerſum iſt, hineingezogen, und wenn der Proceß vollendet iſt, ſo komme nur der religiöſe und rationaliſtiſche Gegner mit ſeinen Anklagen und Einwürfen; er wird finden, daß eine Macht, die ihn und ſeine ganze Welt erkannt hat, ihm unerreichbar iſt. So wenig wird er gegen ſie etwas vermögen, als er ſchon jetzt, in dieſem Augenblicke, dem Selbſtbewußtſein die erkannte Religion, Kirche und Bibel entreißen wird. Die Widerlegung des religiöſen Gegners iſt die Kritik ſeiner transſcendenten Mächte.

Wir hatten oben erwähnt, wie Herr Paniel die „Klugheit“ der Philoſophie zu rühmen weiß; zum Schluß können wir noch bemerken, daß er auch den Punct getroffen hat, wo ſie ſich „unklug“ benimmt. „Es iſt von der philoſophiſchen Richtung, ſagt er S. 235, unklug gehandelt, ihren natürlichen Verbündeten (den Rationalismus) gegen die Beeinträchtigung der Geiſtesfreiheit ſchnöde desavouiren zu wollen.“ Schnöde! Wer wird die Wichtigkeit und Bedeutung des Rationalismus für die Kritik des beſtehenden und für die Entwickelung des religiöſen Bewußtſeins mehr und aufrichtiger anerkennen, als der philoſophiſch Gebildete? Wem wird es einfallen, die gründlichen, kritiſchen Arbeiten, die von Rationaliſten ausgegangen ſind, ſo weit ſie wirklich kritiſch ſind, nicht anzuerkennen, zu ſtudiren und aus ihnen zu lernen? Wenn ſie nur gründlich und kritiſch ſind! Aber von den ungründlichen, unkritiſchen Werken abgeſehen: der deutſche Rationalismus bilde ſich nur nicht ein, Alles zu ſein, Alles gemacht zu haben. Die Philoſophen haben die Hauptſache gethan, und dann erlaube er uns, von einem Volke zu lernen, deſſen Schärfe er doch nur platt gemacht hat. Leſe, ſtudire Herr Paniel die Franzoſen des vorigen Jahrhunderts, und entſcheide er dann, wo mehr gründlicher Ernſt, Schärfe, Geiſt und Freiheit zu finden iſt, bei den ſogenannten Fremden oder bei den guten deutſchen Rationaliſten.

Um Verbündete iſt es der Philoſophie nicht zu thun: ſie ſiegt, auch wenn ſie keine Verbündete unter den Gelehrten hat, oft auch, obgleich ſie Verbündete hat. Kritik iſt eine ihrer erſten Pflichten, und wenn ſie die Kritik gegen ſich ſelbſt und ihre eignen Anhänger richtet, ſo wird ſie wohl auch gegen ihre Widerſacher kritiſch ſein müſſen.

Der Rationalismus iſt aber ihr nächſter Gegner, weil er die reine Vollendung des religiöſen Bewußtſeins iſt. Mit dieſer Anerkennung wird auch Herr Paniel ſich zufrieden geben: — wie weit ſein relatives Recht in der Bremiſchen Verfluchungsgeſchichte geht, werden wir in einem folgenden Artikel aus einander zu ſetzen ſuchen.

B. Bauer.

III.

**Einleitung in die Dogmengeſchichte von Theodor Kliefoth.
X. 387. Parſim und Ludwigsluſt, Hinſtorff'ſche Hofbuchhandlung. ($1\frac{1}{3}$ Rthlr.)**

Eine wackere und vortreffliche Leiſtung! Vortrefflich wenigſtens iſt das Menſchliche in dieſem Buche, der Theil nämlich, welcher menſchlich geſtaltet, die menſchlichen Angelegenheiten, die er darſtellt, in ihrer Menſchenform wieder gibt, in welcher ſie uns allein anſprechen und als Geiſt von unſerm Geiſt erſcheinen können: wir meinen den Theil, welcher die Entwickelung des Dogma und des Symbols bis zu ihrer Auflöſung in den verſchiedenen Formen des theologiſchen Bewußtſeins darſtellt. Dieſe Abſchnitte wären faſt vollendet, wenn ihre Vorausſetzungen richtiger und die Ausſichten, die ſie zum Schluß eröffnen ſollen, feſter geſtaltet und nicht ſo nebelhaft und geſpenſtiſch wären, wie ſie es wirklich ſind. Der Boden, auf welchem der Herr Verfaſſer ſeine Arbeit gegründet, iſt unhaltbar, und die Weiſſagungen, mit denen er ſchließt, ſind ſchon in dem kurzen Zeitraume, ſeitdem ſie ausgeſprochen ſind, widerlegt und als falſch bewieſen. Auf einer neuen Grundlage und mit einem neuen Schluß wird die Arbeit von Neuem ausgeführt werden müſſen, und wird ſie dann ein anderes Ausſehen bekommen, ſo wird doch dem Herrn Verfaſſer das

Verdienſt bleiben, daß er mehrere der wichtigſten Grundlinien und Umriſſe zuerſt vorgezeichnet hat.

Wenn übrigens die Weiſſagungen des theologiſchen Bewußtſeins ſich immer ſo ſchnell als falſch beweiſen, dann hat es verloren und die Sache der Vernunft und Menſchheit hat gewonnen. Es iſt aber einmal nicht anders: in demſelben Augenblicke, wo es von theologiſchen Siegen weiſſagt, hat jenes Bewußtſein ſchon verloren, und die Philoſophie, Kritik und menſchliche Freiheit beweiſen ihm, daß ſie ihm weit zuvorgekommen ſind. Dieſe Widerlegung hat das Werk des Herrn Kliefoth in den letzten zwei Jahren bereits erfahren müſſen, und unſere Aufgabe kann nur darin beſtehen, daß wir in Kurzem nachweiſen, wie ſeine Lebenspuncte ſämmtlich ſchon todtlich getroffen ſind.

In drei Abſchnitten handelt der Herr Verfaſſer 1) „von der Geneſis und dem Begriffe des Dogma, 2) von der geſchichtlichen Entwickelung des Dogma und den Geſetzen derſelben, 3) von der Darſtellung der geſchichtlichen Entwickelung des Dogma oder der Dogmengeſchichte.“ Ueberall bietet er uns nicht nur eine Fülle von ſinnigen Bemerkungen, Reflexionen und Combinationen, Früchte ſeiner gründlichen Gelehrſamkeit und der lebendigen, plaſtiſchen Kraft, mit welcher er die Ergebniſſe ſeiner umfaſſenden Studien zu vereinigen und zu geſtalten wußte; er erfreut und belehrt uns nicht nur durch die anſpruchsloſe und oft künſtleriſche Weiſe, mit der er die einzelnen Stadien, Standpuncte und Formen in der Entwickelung des dogmatiſchen Bewußtſeins ſchildert, ſondern auch die Hauptgeſetze dieſer Entwickelung, ihren Verlauf und Zuſammenhang hat er im Weſentlichen richtig und erſchöpfend nachgewieſen. Nur der Anfang und das Ende, die Grenzpuncte, welche er dieſer Entwickelung geſetzt hat — alſo gar nicht unwichtige Dinge — ſind verfehlt, und allerwärts, wo es nicht zu vermeiden war, daß ſie mit der Mitte in Berührung und Verhältniß traten, hat es auch dieſe büßen müſſen. Die Mitte verräth den philoſophiſchen Geiſt, Anfang und Ende ſind Ausſagen des frommen und theologiſchen Bewußtſeins. Jene würde den Verfaſſer der „Undankbarkeit“ zeihen, wenn er nicht (S. 7) „bevorwortete, wie viel er für geiſtige Auffaſſung der Geſchichte und Verſtändniß wiſſenſchaftlicher Formen und Weiſen aus den Werken Hegels lernte“; Anfang und Ende ſind Ergebniſſe der Schleiermacherſchen Bildung, und ſtimmen namentlich, wenn ſie auch eigenthümlich geformt und ſelbſtſtändige Producte des Verfaſſers ſind, mit den Wünſchen, Reſultaten, Beſtrebungen und Gedanken derjenigen überein, die, von Schleiermacher angeregt, einer neuen Zukunft der Kirche entgegen ſehen und für dieſelbe zu wirken ſuchen. Wenn die Mitte des vorliegenden Werkes frei, liberal und menſchlich iſt, ſo thuen Anfang und Ende für dieſe Gebrechen Abbitte, ſo wie dieſe von der Mitte widerlegt, oder wenn ihr freier Raum zur Entwickelung gelaſſen wird, von ihr zerſprengt und in die blaue Luft, wo ſie hingehören, aus einander getrieben werden.

Mit Einem Worte: der Grundmangel dieſes vortrefflichen, ſo ſauber und mit ſo tüchtiger Intenſivität des Geiſtes ausgearbeiteten Werkes beſteht darin, daß es uns von freien Menſchen, ihrer freien Thätigkeit erzählt, die inneren Geſetze nachweist, welche dieſe Thätigkeit vernünftig beſtimmten und leiteten und eine That aus der andern erzeugten, daß es alſo die Dogmen, Symbole und die Auflöſung derſelben als freie menſchliche Thaten nicht nur bezeichnet, ſondern als ſolche auch nachweist, und dennoch dieſe Freiheit und die That ſelbſt wieder läugnet, indem es ein Material vorausſetzt, welches unabhängig von dem menſchlichen Selbſtbewußtſein gegeben, vom Himmel herabgefallen und, nachdem es die gottloſen Menſchen aufgelöst hatten, damit der Kreistanz von Neuem beginnen könne, wiederum vom Himmel gefallen war. In welche Widerſprüche aber muß ſich das theologiſche Bewußtſein, welches ohne jenen Grundwiderſpruch nicht beſtehen kann, verwickeln! Entweder begreift man nicht, warum die Wahrheit, wenn ſie doch einmal von den Menſchen nicht gefunden und geſchaffen werden konnte, nicht ſogleich von vorn herein fertig und vollkommen entwickelt, ſo daß die Menſchen ſie weder erſt zu formen noch unter ihren Zänkereien zu trüben und zu entſtellen brauchten, vom Himmel fiel. Oder konnte es einmal nicht anders ſein, als daß die Wahrheit als einfache Subſtanz den Menſchen gegeben wurde, ſo mußte ſie als himmliſche Subſtanz allmächtig ſein, welche die Menſchen widerſtandslos zwang, ihrer Entwicklung zu dienen. Alles Gerede von Freiheit, That, Willen wäre dann eine Lüge, und, was die Hauptſache iſt, dieſe Subſtanz müßte dann ſo übermächtig gewirkt haben, daß Irrthum, Streit, Abweichungen von dem Wahren unmöglich wären, und am allerwenigſten würde man es unter dieſer Vorausſetzung begreifen können, wie es die himmliſche Subſtanz in der Zeit der Aufklärung dahin kommen laſſen konnte, daß ſie ſelbſt mit allen ihren beſtimmten Formen, für deren Ausarbeitung ſie zwei Jahrtauſende aufgewandt hatte, den gottloſen Philoſophen als Beute und Kampfpreis anheimfiel. Die Geſchichte widerſpricht der theologiſchen Vorausſetzung, hätte dieſe Recht, ſo gäbe es keine Geſchichte, es müßte denn eine Geſchichte ſein, die es nur bildlich und im uneigentlichen Sinne iſt, wie man von einer Naturgeſchichte ſpricht; oder gibt es eine Geſchichte — und deren Stichworte: Freiheit, Werden, Entwickelung gebrauchen ſelbſt Theologen — ſo hat jene theologiſche Vorausſetzung Unrecht.

Da der Herr Verfaſſer an dieſem Punkte, wo es ſich um die wahre Grundlage ſeines Werkes handelte, am ſchwächſten iſt, ſo muß er ſich mit theologiſchen Halbheiten helfen: „Das Chriſtenthum, ſagt er, iſt zunächſt Subſtanz“, aber andererſeits iſt ſeine „Entwicklung nur geſchehen durch menſchliche Individuen und Subjecte“ — alles nur Redensarten und Behauptungen, welche den Hochmuth des Selbſtbewußtſeins, daß auch jene Subſtanz ſeine Schöpfung ſei, zurückweiſen ſollen. „Jene chriſtliche Subſtanz war es, heißt es dann auf jenem Standpunkte weiter, welche die ſubjective That und Kraft der Individuen ſich zum Organ aneignete.“ Organ! dieſe abgenutzte theologiſche Krücke! Was das aber doch für eine Subſtanz iſt, die ſich nicht ſelbſt aus ihr heraus ihre „Organe“ ſchaffen könnte. Wie ſtumpfſinnig, ohnmächtig und plump müßte dieſe „organloſe“ Subſtanz ſein! Hat denn aber die Subſtanz nicht ſogleich alles, was ſie zum Leben und — Tode braucht, an ihr ſelbſt, Leben, Glieder und was ihr gewiß noch viel lieber iſt, Bewußtſein und Selbſtbewußtſein, wenn ſie die Beſtimmtheit, Schöpfung und zugleich die Macht des Selbſtbewußtſeins ſelber iſt? Wozu alſo dieſe plumpe Fiction, welche die Subſtanz zu einem Formloſen — wer weiß was? vielleicht einem Gas und dergleichen — macht und den Menſchen zum Organ von Etwas, das mit ſeiner Natur urſprünglich nichts zu ſchaffen hat? Was iſt das für ein Menſch, der ſich zum Organ von etwas ihm Fremden macht oder vielleicht gar ſo ſchwach iſt, daß er ſich wider ſeinen Willen zu einem ſolchen Unding von „Organ“ gebrauchen läßt? Wozu alſo eine Fiction, welche Beiden, der vermeintlichen Subſtanz und dem „Organ“ nur Unrecht und Unehre zufügt und zufügen muß, weil ſie die Einheit, die kein Menſch ſcheiden ſoll, auflöſt und die beiden getrennten Hälften — dieſe armen Krüppel — nur ſehr ſchlecht, d. h. gar nicht wieder zuſammenbringen kann? Laßt doch endlich ab von dieſem Wortkram, dieſen Quälereien und verſtandloſen Sophismen. Wachſen Organe von außen her an? braucht eine Subſtanz umherzulaufen, um ſich Organe zu ſuchen, oder braucht ſie ſo lange im Winkel zu warten, bis das gute Glück ihr Organe zuführen kann? Nun, wenn das alſo nicht der Fall iſt, wenn wir da, wo wir Organe ſehen, auf eine innere Seele ſchließen, die in ihnen urſprünglich zu Hauſe iſt, wenn Eines nur mit dem Andern, keines ohne das Andere iſt, ſo ſprecht nicht mehr von einer Subſtanz, die vom Himmel gekommen iſt, als auf der Erde indeſſen, während ſie früher ſchlief, ihr die nothwendigen Glieder gewachſen waren. Wie könnte ſich dergleichen zuſammenfügen? Oder hätte ſich die Subſtanz falſcher, angeleimter oder angeſchnallter Glieder bedient? Guter Menſch, was wäreſt du dann bei deinen Leiden und Schmerzen in der Geſchichte geweſen! Ein falſches, geliehenes, angeſchnalltes Glied, ein hölzernes Bein, das man in den Ofen wirft, wenn es — und das geſchieht immer ſehr bald — ſich abgenutzt hat. O, die elenden Organe, die gliederloſe Subſtanz! Es iſt nur gut, daß es außerhalb der Sprache und des Bewußtſeins der Theologen nie ſolche Krüppel gegeben hat. Immer in dem Augenblicke, wenn die Philoſophie ein Princip aufgibt, kritiſch auflöſt und mit einem neuen vertauſcht, nimmt es die Theologie auf, um mit ihm Staat zu machen. Und für ſie iſt es in der That immer noch gut genug. Wenn die Schlange der Ewigkeit ſich verjüngt hat und in einem neuen Kleide prangt, hat die Theologie, dieſe heuchleriſche Magd Gottes, den abgelegten Schlangenpelz angezogen. Das iſt auch ein Grund, weshalb beide immer mit einander in Kampf liegen: die Theologie will nicht nur gottesgelahrt ſein, ſondern ſie behauptet auch, die wahre Uniform zu tragen, wie ſie den Kämpfern für die Wahrheit geziemt. Sie will nicht nur gläubig, ſie will auch wahr ſein. So iſt es allerdings an dem, daß Hegel die allgemeinen Mächte des Selbſtbewußtſeins als die Subſtanz deſſelben bezeichnet und — es iſt nicht nur eine Bezeichnung — als dieſe Subſtanz begreift. Sein Princip iſt aber in ihm ſelber die Kritik dieſes Standpunktes des Subſtantialitäts-Verhältniſſes, d. h. die ideale Macht, welche die Subſtanz zur freien Schöpfung, Darſtellung und Gegenwart des Selbſtbewußtſeins erhebt oder — wenn man will — herabſetzt. Es iſt wahr, er ſcheint manchmal zu viel Gewicht auf die Anerkennung der Subſtanz zu legen, aber es geſchieht dann gewöhnlich nur, weil er dem Rationalismus und deſſen ſubſtanzloſen Ich ein Gegengewicht aufſtellen will. Endlich iſt nicht zu läugnen, daß er in manchen Ausführungen allerdings viel zu ſehr im Subſtantialitäts-Verhältniß verweilt und nicht den gehörigen Rückweg zum Selbſtbewußtſein wiederfindet — das iſt aber nur ein Mangel, nach deſſen Ergänzung nicht weit umher geſucht zu werden braucht: ſie liegt im Hegelſchen Princip ſelbſt und in den glänzendſten entgegengeſetzten Ausführungen, die wir dem Meiſter ſelbſt bereits verdanken, mag nun dieſer Dank, wenn wirklich weiter gegangen wird, aus Mangel an Gedächtniß oder im Sturm des Weitergehens und in der Hitze des Gegenſatzes vergeſſen werden.

Kurz, die Kritik der Subſtanz vollendet ſich, das Selbſtbewußtſein wird frei und allmächtig, die Menſchheit kommt zu ſich ſelbſt und in demſelben Augenblicke ſehen wir in vorliegendem Werke, wie die Theologie das Wort der Subſtanz zur Loſung macht und die Irrthümer, die mit einem einſeitigen Princip verbunden ſind, durchmachen muß. Die Philoſophie erkennt in den allgemeinen Beſtimmungen des religiöſen Bewußtſeins die Schöpfungen des Selbſtbewußtſeins und die Ausſagen deſſelben über ſeine Natur, Einheit, Allmacht und innere Bewegungen; die Theologie erhebt dieſe Beſtimmungen zur Subſtanz, die ſich der Menſchen zu ihrer Entwickelung als der Organe bedient. Die Philoſophie macht die Religionsgeſchichte zu dem wieder, was ſie urſprünglich war, zu einem Act der Freiheit, in welchem es das Selbſtbewußtſein mit ſich ſelbſt zu thun hat, die Theologie macht ſie zu einem Naturproduct, welches ſo, wie es entſtand, entſtehen mußte, zu einem Product, deſſen Hervorbringung der Menſch unwillkürlich als Organ dienen mußte. Der Freiheit der Philoſophie muß jetzt die Theologie die Nothwendigkeit der Subſtanz entgegenſetzen.

Aber der Subſtanz widerfährt daſſelbe Schickſal, welches alle philoſophiſchen Beſtimmungen erleiden müſſen, wenn ſie von den Theologen zu ihrem Beſten angewandt und benutzt werden: ſie werden transſcendent, heilig geſprochen, in den Himmel erhoben und dadurch um ihren wahren, vernünftigen und menſchlichen Sinn gebracht. Man denke doch nur eine Subſtanz, die auf die Erde kommt, um zu „Organen“ zu gelangen! Der Theologe zertrennt, was Eines iſt, oder verdoppelt es zu einer himmliſchen und irdiſchen Geſtalt, oder er ſtellt es überhaupt dem Menſchlichen entgegen, um ihm in dieſem Gegenſatze die gehörige Verehrung zu ſichern. So macht es der Herr Verf. auch mit der heiligen Schrift. In der Geneſis des Dogma nimmt er nämlich im Ganzen und formell betrachtet richtig drei Momente an: das geiſtige, traditionelle und das wiſſenſchaftliche. Das geiſtige iſt die ſubjective Wirklichkeit der Subſtanz, d. h. die Gegenwart der Subſtanz in den Subjecten, die ſie ſich als „Organe“ angeeignet hat. Das traditionelle Moment iſt die in der Geſchichte hervorgebrachte „Geſtaltung“ des chriſtlichen Geiſtes, umfaßt als ſolches S. 44 „ein gedoppeltes: das bibliſche und das in der bisherigen geſchichtlichen Entwickelung der chriſtlichen Lehre gegebene“. Beides ſteht „inſofern in Einklang, als die ſpätere hiſtoriſche Lehrentwicklung ſich immer auf die in der Bibel gegebene ſubſtantielle Grundlage baſirt“; und beides ſteht wieder „inſofern in Differenz, als die Trübung der Lehrentwicklung durch die Sünde eine geringere oder größere Abweichung von dem ſchriftgemäßen in ſich ſchließt.“ Die Bibel iſt ſomit das „Heilmittel der chriſtlichen Erkenntniß“. Warum? Sie iſt S. 39 „vom heiligen Geiſte eingegeben und ihre Verfaſſer erzählen als Augenzeugen ꝛc. ꝛc.“ „Wenn ein gleichzeitig lebender Heide uns über die Geſetzgebung am Sinai oder über den Tod Chriſti berichtet hätte, ſo würde ſein Bericht nicht die Geltung der Schrift für uns haben können. Denn als Heide ſtand er nicht — wie die Berichterſtatter der heiligen Schrift — innerhalb dieſer Geſchichte, nicht unter der Gewalt ihres Geiſtes.“ Natürlich! Aber wozu ſoll auch dieſes theologiſche Kunſtſtück, dieſe theologiſche Autologie, die ſich wunders wie viel zu Gute weiß, dienen? Wen ſoll dieſe Escamotage in unſern Tagen noch täuſchen? Warum konnte ein Heide uns nichts von der heiligen Geſchichte erzählen? weil er nicht unter der Macht des Geiſtes derſelben ſtand? weil er von dieſem Geiſte nicht erfüllt war? Wozu dieſes leere Stroh dreſchen? Konnte er denn als Heide überhaupt auch nur Augenzeuge einer Geſchichte ſein, die eine rein geiſtige, innerliche war? Deshalb — darauf reducirt ſich der ganze Handgriff und Mechanismus dieſes wunderſchönen theologiſchen Kunſtſtücks — deshalb konnte er nicht zeugen wie ein Chriſt, weil er ein Heide, weil er kein Chriſt war. So wenig konnte er von einer heiligen chriſtlichen Geſchichte zeugen, als es einem Inder oder Perſer unmöglich war, von der Geburt des Zeus oder von den Kämpfen des Herakles zu zeugen. Die Schrift iſt Nichts als die erſte Urkunde des chriſtlichen Bewußtſeins und der Geſchichte, die mit dem Aufgang des chriſtlichen Princips im Innern der Gemeinde geſetzt und in derſelben geiſtigen Localität ausgeführt war. Wenn das kritiſche Selbſtbewußtſein hinter dieſes Geheimniß gekommen iſt, ſo muß auch die Betrachtung der Schrift innerhalb der Darſtellung der Dogmengeſchichte eine durchaus andere werden, als ſie bisher geweſen iſt. Einerſeits allerdings wird die Schrift als die Norm des dogmatiſchen Bewußtſeins anerkannt werden müſſen. Wenn aber dieſe Anerkennung ſelber ſchon nur in dem objectiven Sinne geleiſtet wird, daß gezeigt wird, wie und in welchen Formen das kirchliche Bewußtſein die Schrift als Regulativ ſeiner ſelbſt betrachtete und betrachten mußte, wenn ſich ferner zeigt, daß das kirchliche Bewußtſein vielfach gegen die Schrift verſtieß und ſich als den Herrn derſelben aufführte, wenn ſich als Grund dieſer Aufführung der Umſtand verräth, daß das kirchliche Bewußtſein nicht nur der Form, ſondern auch dem Inhalte nach eine weitere Entwicklung des chriſtlichen Princips iſt — dann iſt es klar, daß die Schrift ſelbſt der Dogmengeſchichte verfällt, einerſeits als Gegenſtand des gläubigen und kirchlichen Bewußtſeins, andererſeits als die erſte und noch unvollendete Darſtellung der Beſtimmungen, an welchen die Kirche zwei Jahrtauſende gearbeitet hat.

Es iſt nicht anders zu erwarten: wenn die Subſtanz, welche ſich im geiſtigen und traditionellen Momente des Dogma vermittelſt der angeeigneten Organe ihre erſten Geſtalten gibt und namentlich ſich zunächſt in Form von Reflexionen darſtellt, von außen der Menſchheit zugekommen iſt, dann kann auch das dritte und letzte Moment des Dogma, das wiſſenſchaftliche, welches die verſchiedenen in Gegenſatz vertretenen Reflexionen zur Einheit zuſammenfaßt, nur (S. 48) ein „formelles Element“ ſein. Conſequent, aber durch die neueſten Fortſchritte der Wiſſenſchaft völlig widerlegt. Jene Macht und allgemeine Beſtimmtheit, welche das gläubige Bewußtſein als ſeine Subſtanz betrachtet, iſt ja die innere Beſtimmtheit der Subjectivität ſelber, die Schrift iſt freie Schöpfung des Selbſtbewußtſeins, ſo frei wie die ſpätern Verſuche der Kirche, ihr Princip zur Form des Bewußtſeins zu erheben: ſo iſt nun auch die abſchließende Hervorbringung des Dogma nur der letzte entſcheidende Punkt in jener Bewegung, in welcher die Subjectivität ihre innere Beſtimmtheit zum Gegenſtand des Bewußtſeins zu machen ſuchte. Form wie Inhalt gehörte dem Selbſtbewußtſein an und der Inhalt exiſtirte für daſſelbe nur, indem es ihm dieſe beſtimmte Form gab. Die

Dogmen bildende Subjectivität iſt ſich dieſer ihrer ſchöpferiſchen Thätigkeit nur nicht bewußt, da ſie denſelben Inhalt, den ſie als Dogma ſchafft, auch in den frühern Formen, in denen er als unbefangene Vorausſetzung des Glaubens und als Buchſtabe der heiligen Schrift erſchien, als einen ſchlechthin von außen und ohne ihr Zuthun gegebenen betrachtet. Sie iſt nach allen Seiten gefangen, weil ſie religiös und poſitiv iſt. Ihre Thätigkeit kann demnach nicht einmal eigentlich wiſſenſchaftlich genannt werden, wenn dieſes Prädicat nur derjenigen Thätigkeit vorbehalten werden muß, welche vom Selbſtbewußtſein mit dem Bewußtſein, daß ſein Werk und ſein Gegenſtand es ſelbſt iſt, ausgeübt wird. Nach einer Seite hin hat daher der Herr Verf. Recht, wenn er die vermeintlich wiſſenſchaftliche Thätigkeit in der Ausbildung des Dogma formell nennt; denn in der That iſt dieſe Thätigkeit nur eine verſtändige — deshalb in ihr ſelbſt immer noch widerſprechende — Combination der Reflexionsgegenſätze. Das Dogma iſt nur ein Waffenſtillſtand der Gegenſätze und Widerſprüche, höchſtens ein in der Noth geſchloſſener Frieden, welchen die Noth bald darauf wieder bricht. Aber das kommt nur daher, weil die Gegenſätze, die es vereinigen will, falſch geſtellt, und weil ſie an ſich poſitiv ſind und weil es die poſitive Natur der Gegenſätze anerkennt und ſomit ſelbſt poſitiv bleibt. Es iſt eine Antwort auf eine falſch geſtellte Frage, eine Antwort, welche die Richtigkeit der Frage vorausſetzt und wiederum nur die Vorausſetzung der Frage conſequent und mathematiſch genau zuſammen und in Gleichgewicht bringt. Es iſt die Conſequenz der Inconſequenz, die Folge und Vereinigung einer an ihr ſelbſt unberechtigten Trennung. Nach dieſer Seite hin iſt die dogmenbildende Thätigkeit nur formell. Im Grunde aber iſt ſie die Fortſetzung und der poſitive Abſchluß einer Schöpfung, welche rein und allein aus der Kraft des Selbſtbewußtſeins hervorgegangen iſt.

Wie der Anfang ſo das Ende, nämlich das Ende, welches der Herr Verf. von der geſchichtlichen Entwickelung des Dogma erwartet. Seine Erwartung iſt richtig, ſie iſt in der Natur des dogmenbildenden Bewußtſeins, ſo wie in allen Elementen der gegenwärtigen Zeit begründet, ſie iſt ſogar zum Theil bereits eingetroffen und doch iſt ſie verfehlt, weil ſie ſich innerhalb der Schranken der poſitiven Intereſſen des dogmatiſchen Bewußtſeins hält und nicht den höhern Standpunkt anerkennt, auf welchem es ſich zeigt, wie dieſe Schranken gleich einem Nebelgebilde des anbrechenden Tages in der Klarheit, Gluth und Pracht des Tageslichtes ſich auflöſen und verſchwinden. Richtig iſt es, wenn er ſagt (S. 87), „daß die Entwickelung der Soteriologie (des dritten Dogmenkreiſes) im Proteſtantismus ſich in der Gegenwart vollendet habe und daß der kirchliche Geiſt in unſerer Zeit einer neuen kirchlichen und dogmatiſchen Entwickelung zuſchreite“ „In den vorigen drei Perioden, fährt er fort, ſcheint auf den erſten Blick der Inhalt des chriſtlichen Wiſſens erſchöpft. Wenn das objektive Heil, wenn der Zuſtand des Menſchen in der Sünde begriffen und nun auch eingeſehen iſt, wie dieſer Sünder durch das objective Heil von ſeiner Sünde befreit werde und wozu er dann gedeihe, ſo ſcheint der Kreislauf dogmatiſchen Wiſſens erſchöpft. Und doch iſt dem nicht ſo.“ Welche Lehre iſt alſo noch zu entwickeln? „Die Lehre von der Kirche“ erhalten wir zur Antwort.

Richtig! Die Entwickelung vom Gegenſtande des dogmatiſchen Bewußtſeins iſt erſchöpft oder ſie ſcheint erſchöpft zu ſein. Wenn nun aber, nachdem alle bisher gebildeten beſtimmten Dogmen ihre Auflöſung gefunden haben und, wie der Verf. trefflich gezeigt hat, in der Entwickelung des theologiſchen Bewußtſeins finden mußten, wenn nun alſo ein neues Dogma zur Geſtaltung und Anerkennung kommen ſollte, wird dieſem ein glücklicheres Loos zufallen? Wird es die Stürme und Gewitter der Geſchichte oder die nie ruhenden Angriffe des Selbſtbewußtſeins aushalten können? Wird es beſtehen, wie Granitberge Beſtand haben? Ein Geſchichtſchreiber, der in dem Maße wie der Herr Verf. auf die Zukunft reflectirt oder die Geſetze von der Entwickelung ſeines Gegenſtandes aufzuſuchen bemüht iſt, darf ſich nicht damit allein begnügen zu ſagen, daß die Lehre von der Kirche der Schlußſtein von der Entwickelung des Dogma iſt: er muß auch unterſuchen, welches Schickſal dieſem Schlußſtein bevorſteht, d. h. welche Mächte gerade bei ihm als dem Schlußſtein in Berührung treten und ſich bekämpfen.

Darin aber ſchon, daß die Lehre von der Kirche als Dogma oder als poſitive theologiſche Satzung auftritt, liegt der Keim ihrer Auflöſung. Dieſe Lehre muß nämlich deshalb zuletzt zur Sprache kommen, weil nach der Erſchöpfung der dogmenbildenden Thätigkeit und nach der Auflöſung der beſtimmten Dogmen, der Grund und Boden, aus welchem dieſe Dogmen hervorgegangen ſind, die Macht, welche ſie erzeugt und ſich in ihnen dargeſtellt hat, das Subject, welches ſich in ihnen objectivirt, das Selbſtbewußtſein, welches ſich in ihnen als Gegenſtand des Bewußtſeins betrachtet hat, nun als ſolches Gegenſtand der Betrachtung werden muß. Die Vorausſetzung der durchlaufenen Geſchichte, die Macht des ganzen vollendeten Proceſſes muß zuletzt zur Sprache kommen. Wie aber? wenn das Selbſtbewußtſein auch zuletzt noch, wenn es ſich als Vorausſetzung des dogmenbildenden Proceſſes und der geſammten kirchlichen Entwickelung betrachtet, ſich als eine jenſeitige und ihm ſelber fremde Macht betrachtet, iſt damit nicht der totale Widerſpruch des bisherigen Proceſſes vollendet und bis zu dem Punkte gediehen, wo er unerträglich geworden, aber auch ſeiner Auflöſung am nächſten gerückt iſt? Und weshalb war es ihm möglich, bis zu dieſer unerträglichen und ihm ſelbſt ſo gefährlichen Härte zu gelangen? Nicht nur deshalb, weil die dogmenbildende Thätigkeit ihrem Ende zueilt, ſondern die Entwickelung der Wiſſenſchaft, die Emancipation der Sittlichkeit, die zum Selbſtbewußtſein ihrer Freiheit gelangte Menſchlichkeit hat dazu beigetragen, daß das ſtatutariſche Bewußtſein ſeine poſitiven Intereſſen in dem vereinfachten aber damit fürchterlich gewordenen Widerſpruch zu vertheidigen gezwungen iſt. Es iſt damit der letzte Augenblick von dem Kampf des dogmatiſchen und freien Geiſtes eingetreten, die freie Sittlichkeit hat das letzte Bollwerk eines chimäriſchen Jenſeits zu erobern, d. h. den letzten Schein einer erträumten Objectivität aufzulöſen, und der Sieg, welcher Seite er angehöre, kann nicht zweifelhaft ſein.

Es iſt ſogar noch ſehr die Frage, ob die Lehre von der Kirche diejenige beſtimmte dogmatiſche Faſſung erhalten werde, welche der Herr Verf. erwartet. Wir wagen nicht zu viel, wenn wir behaupten, es ſei unmöglich. Ja, damals, als man noch Dogmen zu bilden verſtand, war es anders, da war die Macht der Erkenntniß in der Kirche vereinigt, da war das Intereſſe des Geiſtes an ihm ſelbſt und an ſeinen höchſten Gütern — er iſt aber ſelbſt ſein höchſtes Gut — in der Kirche am thätigſten und lebendigſten. Jetzt haben ſich die Zeiten geändert: das poſitive, kirchlich beſtimmte Bewußtſein hat ſeinen Inhalt verloren, es iſt an ihm ſelber unbeſtimmt geworden und hat am allerwenigſten die Kraft, dieſe Unbeſtimmtheit ſeiner ſelbſt zu geſtalten. Aus Nichts wird Nichts. Dieſes leere Bewußtſein kann nur ſeine Kirchlichkeit, Unfreiheit und die Nichtigkeit des Selbſtbewußtſeins behaupten, es kann die Nichtigkeit des Selbſtbewußtſeins decretiren, indem es ſich kurzweg auf den himmliſchen, jenſeitigen Urſprung der Kirche beruft oder vielmehr dieſen Urſprung rein und allein nur vorausſetzt, aber es wird nimmermehr ein Dogma erzeugen, welches eben ſo wie in den frühern Zeiten der Kirche die höchſten und ſtrebendſten Geiſter verſöhnt, befriedigt und vereinigt. Es wird nicht einmal den Schein von einem Dogma hervorbringen, da die Läugnung der Unendlichkeit des Selbſtbewußtſeins als dieſe reine, einfache, wenn auch noch ſo abſichtliche und angeſtrengte Läugnung keinen Gehalt beſitzt, den ſie formen könnte. Dieſes forcirte kirchliche Bewußtſein iſt der Widerſpruch, daß es die Beſchränktheit, welche allen kirchlichen Satzungen eigen iſt, rein als ſolche ohne allen Inhalt behauptet, Nichts als dieſe Beſchränktheit anerkennt, d. h. ſie als unendlich und allgemein ſetzt. Früher hatten ſich alle Intereſſen des Geiſtes in die Schranken des kirchlichen Bewußtſeins hineingedrängt oder das kirchliche Bewußtſein war nur die beſchränkte Auffaſſung der Unendlichkeit des Selbſtbewußtſeins, alles Feuer des Geiſtes, die Leidenſchaft der Menſchheit für ſie ſelbſt und für ihre Wahrheit war in das Dogma concentrirt, Staat, Kunſt, Wiſſenſchaft waren mit der kirchlichen Schranke verwickelt oder in ſie hineingeengt — alle dieſe Verwickelung, Einengung und Concentration hat aber aufgehört, nachdem das Selbſtbewußtſein ſich ſelbſt und ſeine Mächte von dieſen Schranken befreit oder — was daſſelbe iſt — nachdem es den Inhalt des kirchlichen Bewußtſeins ſo lange bearbeitet und ſeine Schranke hin und her gewandt hatte, bis er die Form des Menſchlichen erhielt und damit ſelbſt menſchlich geworden war. Die Kunſt ging voran, die Wiſſenſchaft folgte, der Staat wird nicht zurückbleiben, er hat nur den letzten Kampf zu beſtehen. Was iſt alſo nach dieſer Kataſtrophe aus dem kirchlichen Bewußtſein geworden? Die leere, inhaltsloſe, aber zum Abſoluten erhobene Schranke, als ſolche, wenn ſie ſich noch behaupten will. Als dieſe reine Beſchränktheit bildet es allerdings den Schluß der vorhergehenden Geſchichte, denn ein ſolcher Schluß beſteht immer darin, daß die allgemeine Beſtimmtheit eines Standpunktes ſich zuletzt rein als ſolche behauptet, während ſie von dem vorwärtsſchreitenden Geiſte begriffen, als Erſcheinungsform des

Selbſtbewußtſeins verſtanden und ihres Inhalts beraubt iſt. Daher kommt es auch, daß dieſe Beſchränktheit es nicht einmal zur Form des Dogma bringen kann: Sie kann ſich nur als Eifer gegen die Wiſſenſchaft, als Oppoſition gegen die Freiheit, als Poſtulat, Wunſch, Sehnſucht zu erkennen geben.

Der Herr Verf. bemerkt noch (S. 92—94), daß auch die jetzigen Staatsformen, nämlich der formell conſtitutionelle und der Polizeiſtaat, da ſie „das Gemüth" u. ſ. w. nicht befriedigen könnten, einer Ergänzung durch das kirchliche Bewußtſein bedürfen. Wiederum richtig! Sie bedürfen dieſer Ergänzung nicht nur, ſondern ſie finden dieſelbe auch als Oppoſition in ſich vor, der Polizeiſtaat als Oppoſition gegen ſeine ſuffiſanten Anmaßungen, mit denen er das Innere ſeinem Polizeimaß unterwerfen will, der conſtitutionelle Staat als Oppoſition, die er ſelbſt durch ſeinen beſchränkten Hochmuth berechtigt, wenn er ſeine beſtimmte poſitive Form als ewig und final betrachtet. Aber iſt denn dieſer oder jener Staat der Staat als ſolcher? Entwickeln ſich nicht die Staaten und reißen ſie, wenn ſie ſich entwickeln, nicht alle Kraft der Innerlichkeit in ſich hinein, ſo daß ſie dem Streben des Geiſtes nach dem Genuß ſeiner Unendlichkeit, einen Genuß, den ihm das kirchliche Bewußtſein niemals vollkommen gewähren wird, endlich ſeine volle Befriedigung geben werden? Endlich ſind der formell conſtitutionelle und der Polizeiſtaat, welche der Herr Verf. allein im Auge hat, nicht die einzigen Formen des Staats. Es werden Staaten aufſtehen — ihre Zeit wird nicht mehr lange ausbleiben, was die jetzigen Staaten in dem Vorgefühl ihrer dunkeln und ungewiſſen Zukunft recht wohl wiſſen — es werden Staaten kommen, die ſich zuverſichtlich auf die Freiheit des Selbſtbewußtſeins gründen werden. Sie werden die Sache des kirchlichen Bewußtſeins vollends entſcheiden. Es gibt viele Weiſſagungen der letzten fünfzig Jahre, die ihrer Erfüllung harren. Heil den Staaten, die ſich nicht fürchten werden vor dieſen Weiſſagungen.

Die Ausſicht auf die Ausbildung des Dogma von der Kirche iſt nicht das Einzige, womit der Herr Verf. den bisherigen Verlauf der Dogmengeſchichte ſchließen laßt. Er eröffnet uns noch eine andere, viel reichere Ausſicht. Nach ihm verläuft ſich nämlich — und im Weſentlichen iſt dieſe Eintheilung richtig — die geſchichtliche Entwickelung des Dogma in drei Stadien, deren erſtes die Bildung deſſelben, das zweite die ſymboliſche Einheit, das dritte die Auflöſung des Dogma iſt. Dem dritten Stadium gehören die Erſcheinungen an, die als theologiſche Richtungen bekannt ſind, Erſcheinungen, die am vollendetſten und durchgebildetſten in der proteſtantiſchen Kirche an das Licht getreten ſind — natürlich, weil die Ausbildung des Dogma in dieſer Kirche ſich vollendet hat. „Der Verlauf dieſes Stadiums (S. 153) bildet aber zwei neben einander fortlaufende Reihen von ganz verſchiedener Tendenz. Die eine Reihe bildet die allmälige Auflöſung des ſymboliſchen Dogma und die fortſchreitende Befreiung der Geiſter von ſeiner Autorität. Dieſe Reihe iſt ſtets auf die Vergangenheit gerichtet, geht von dem traditionellen Feſthalten an dem Symbol bis zu ſeiner Vernichtung durch die Kritik fort. Die zweite Reihe bildet das allmächtige Werden einer neuen dogmatiſchen Entwickelungsperiode. Dieſe Reihe iſt immer auf die Zukunft gerichtet, und geht von der Gleichgültigkeit an dem geſchichtlich geltenden Dogma und der Oppoſition wider daſſelbe zu der Anerkennung, aber auch Vervollkommnung deſſelben fort.“ Hat alſo die erſte Reihe die Auflöſung des Dogma im Auge und zum Reſultat, ſo die zweite „die Vollendung“ deſſelben. Die erſte ſchließt mit dem Rationalismus — der Herr Verf. läßt beide, den gewöhnlichen wie den „philoſophiſchen“ Rationalismus, dieſen Schlußpunct bilden — die zweite wird von dem Myſticismus eingenommen, der almälig ſeine erſte ungebildete Form ablegt und zum philoſophiſchen wird, der in Schleiermacher und in den Theologen, die in ſeinem Sinne fortarbeiten, ſeine letzte Darſtellung erreicht hat.

Wie bisher, laſſen wir uns auch hier nicht auf die Unterſuchung ein, ob der Herr Verf. überall im Einzelnen richtig abgetheilt habe. Wir fragen nicht einmal, ob nicht vielmehr ſtatt der Darſtellung von der geſammten Entwickelung des chriſtlichen Bewußtſeins in Einem Zuge, ſo daß die Geſammtdarſtellung die Dogmengeſchichte bildet, die Dogmengeſchichte in einem engern Sinne von der Symbolik und ſodann von der Geſchichte der Theologie zu unterſcheiden ſei: wir behalten auch hier das Ganze, das Princip im Auge, deſſen Faſſung ohnehin die Eintheilung, Anordnung und Methode der Darſtellung verändern muß.

So anziehend nun die Art und Weiſe iſt, in welcher uns der Herr Verf. die Reihe der deſtructiven Richtungen ſchildert, ſo mußte ſeine Darſtellung doch bei der vorausgeſetzten Anſchauung von der kirchlichen Subſtanz eine verfehlte werden. Es iſt richtig von ihm bemerkt, wenn er ſagt, daß in dieſen Richtungen die einzelnen Momente des Dogma ſich iſoliren und in dieſer Iſolirung behaupten. Aber falſch iſt es, wenn er darin Nichts als die Auflöſung des Dogma oder die Trübung, Entſtellung deſſelben und die Schwächung ſeiner urſprünglichen Kraft ſieht. Im Gegentheil, dieſe Zerſplitterung iſt die Stärkung der einzelnen Momente des Dogma, iſt ihre höchſte Entwickelung, ihre Conſequenz, alſo ein Recht, welches ihnen nothwendig widerfahren mußte. Dieſe Steigerung iſt, um es mit Einem Worte zu ſagen, die reine Darſtellung des religiöſen Princips, welches in den frühern Stadien noch viel zu ſehr mit weltlichen, profanen Intereſſen verflochten oder ſelbſt liberal behandelt war. Wie die Reformation hauptſächlich die abſtracte Losreißung des religiöſen Princips von Kunſt, Staat und Wiſſenſchaft, alſo die Befreiung deſſelben von jenen Mächten war, mit denen es ſich im Alterthum der Kirche und in der Hierarchie des Mittelalters verbunden hatte, ſo ſind auch die theologiſchen und kirchlichen Richtungen, welche aus der Reformation hervorgingen, nur die conſequente Durchführung dieſer Abſtraction des religiöſen Princips von den andern Mächten der Menſchheit. Selbſt wo der Schein noch ſo ſehr dagegen ſprechen ſollte, ſind ſie die Vollendung des religiöſen Bewußtſeins. Wir führen das auffallendſte Beiſpiel an. Im Vergleich mit der Art und Weiſe, wie der Rationalismus die Bibel behandelt, verfuhr man früher gegen dieſelbe frei, liberal, kühn. Aber er kämpft doch gegen die Bibel und ihre Autorität? Ja, aber wie der Knecht gegen den Herrn, und nur zu dem Zwecke, um dem Buchſtaben, den er noch übrig läßt und wie er ihn erklären zu müſſen glaubt, um ſo knechtiſcher ſich gefangen zu geben. Der Rationalismus iſt die Vollendung der bibliſchen, mit der Reformation eingeſchlagenen Richtung. Ferner: damals war es leicht, dem kirchlichen Princip der Transſcendenz zu folgen, als die Kette, welche den Menſchen dahinzog, mit Blumen umwunden war, als das Dogma noch Inhalt hatte, ſpeculative Elemente enthielt und ſelbſt einen pantheiſtiſchen Anklang hatte. Der Rationalismus dagegen hat das religiöſe Princip der Jenſeitigkeit rein als ſolches zur Herrſchaft gebracht, wenn er ſich nicht ſcheut, dem reinen Gedanken des Jenſeits als ſolchen als ein Knecht des höchſten, ihm unerreichbaren Weſens zu huldigen. So haben alle dieſe Richtungen die Beſchränktheit des kirchlichen Princips erſt vollendet und jede in ihrer Art zum Bekenntniß gemacht.

Es iſt alſo unrecht, wenn der Herr Verf. nicht auch die Vollendung des Dogma und der Elemente deſſelben in der Reihe der deſtructiven Richtungen anerkennt. Wird nun dieſe Anerkennung geleiſtet, ſo iſt die weitere Frage, wie die Vollendung des Dogma zugleich ſeine Auflöſung ſein kann. Nichts leichter! Zu jenen Richtungen treten die Beſtimmungen des religiöſen und kirchlichen Bewußtſeins als Werk der Abſicht, als Eifer des Willens, als gewolltes und geſchiedenes Princip und als wiſſenſchaftliche Bemühung und Leidenſchaft auf. Sie verrathen ſich jetzt als, was ſie ſind, als menſchliche, freie Schöpfung.

Der Herr Verf. wird wohl ſelbſt nicht erwartet haben, daß man ihm von philoſophiſcher Seite beiſtimmen werde, wenn er den gewöhnlichen und den philoſophiſchen Rationalismus zuſammenwirft und beiden dieſelbe Behandlung angedeihen läßt. Es bedarf nicht vieler Worte, um dem Herrn Verf. zu zeigen, daß er zwei ſehr verſchiedene Dinge verwechſelt hat. Rationaliſten wollen wir ſein, aber nicht theologiſche, ſondern philoſophiſche. Das iſt etwas ganz Anderes. Der theologiſche Rationaliſt iſt noch der Knecht der Macht, gegen die er kämpft, Knecht in einem Maße, wie es nie in der Kirche Knechte gegeben hat. Der philoſophiſche Rationaliſt iſt frei von dem Gegenſtande, weil er dieſen ſelber frei gelaſſen, weil er es im Gegenſtande nicht mehr mit dem Unding einer fremden Subſtanz, ſondern mit einer Beſtimmtheit des Selbſtbewußtſeins zu thun hat. Der theologiſche Rationaliſt läugnet oder erwürgt mit Gewalt das Poſitive, der philoſophiſche erklärt, wie es entſtanden iſt. Jener bewirkt die theologiſche Auflöſung des Dogma, d. h. eine Auflöſung, welche im Grunde die Tyrannei der kirchlichen Subſtanz herbeiführt; dieſer läßt ſich das Dogma in ſeinem Urſprunge, im Selbſtbewußtſein auflöſen und verſchafft der Menſchheit wieder ihre unveräußerlichen Rechte.

Der philoſophiſche Rationalismus kann noch in ſeinen erſten Stadien mit den theologiſchen Intereſſen verwickelt ſein und Alles gethan zu haben meinen, wenn er z. B. in den dogmatiſchen Beſtimmungen überhaupt nur vernünftige Gedanken nachweiſt: er kann nach dieſer Arbeit den dogmatiſchen Beſtimmungen noch ihre objective oder transſcendente Bedeutung laſſen, aber die Vernunft und das Geſetz ſeiner eignen Entwickelung treibt ihn weiter und läßt ihm keine Ruhe, bis er nicht allen Schein des Theologiſchen von ſich abgeſtreift und das Dogma als die religiöſe Selbſtbetrachtung des Selbſtbewußtſeins begriffen hat. Der Herr Verf. meint zwar (S. 223), „je mächtiger das rationaliſtiſche Princip ſich entwickelt, um ſo verwickelter werden natürlich die Colliſionen mit der Geſchichte und Empirie. Die Kritik wird immer gewaltthätiger (!), die Verkennung des einfachen geſchichtlichen Sinnes der Schrift wie des Dogma immer auffälliger, und immer drohender erhebt ſich eine Reaction von Seite der einfachen, nackten (!) Geſchichte, welche am Ende den ganzen Bau zuſammenſtürzt.“ In dieſem Sinne bemerkt der Herr Verf. weiter, daß Straußens Leben Jeſu das „Aeußerſte“ und „der Punct iſt, an dem die Kirche zur Beſinnung kommen und ſich wieder der Geſchichte zuwenden muß“. Die neueſte Entwickelung der Kritik wird den Verf. belehrt haben, daß ſeine Weiſſagung ein Fehlgriff war. Das Werk von Strauß iſt nicht das Aeußerſte, weil es noch theologiſch, noch orthodox, alſo auch noch gegen die Geſchichte gewaltthätig und noch nicht die reine Erkenntniß der Geſchichte war. Das Aeußerſte iſt aber nicht der Punct, wo die Rückkehr nothwendig iſt, ſondern die Wahrheit, welche der Menſchheit Raum und Möglichkeit zum Fortſchritt gibt. Nur die Wahrheit iſt extrem. Wenn nun die Schrift erklärt, ihre Entſtehung erkannt, ihre eigne Geſchichte verrathen iſt und „nackt“ daſteht, wo ſoll dann die Nothwendigkeit der „Umkehr“ herkommen? Gibt es außer der Geſchichte noch eine andere Geſchichte? Kann die Geſchichte ſich ſelbſt bekämpfen? Der ſubjective Eigenſinn, die Schwäche, die Furcht, die ſclaviſche Geſinnung können thun, was ſie wollen, ſie können auch noch kämpfen, und wenn ſie im Beſitz der äußern

Mittel ſind, zu unterdrücken ſuchen; aber was thut das der Menſchheit, wenn ſie ſich im Selbſtbewußtſein orientirt und ihre Allmacht erkannt hat? Sie hat eine neue Aera erreicht; ſie iſt, nachdem ſie alle ihre Mächte als ihre eigenen Schöpfungen erkannt hat, zum erſtenmale bei ihr ſelber angekommen, um nun einer neuen Entwickelung, über die ſie allein zu gebieten und zu walten hat, entgegen zu gehen.

Was nun die Anſicht des Herrn Verf. vom Myſticismus betrifft, ſo iſt uns dieſer Name hier ſehr gleichgültig; es verlohnt ſich auch kaum der Mühe, darauf aufmerkſam zu machen, wie der Verf. das eine Mal das Auftreten deſſelben mittelbar auf göttliche Cauſalität zurückführt, während er doch bald darauf (S. 239) bemerkt, daß er aus dem Gegenſatze gegen die Geſchichte hervorgegangen ſei (als ob das Geſetz des Gegenſatzes kein der Geſchichte immanentes ſei); ferner mögen ſich unſerthalben die Heiden Winkelmann und Leſſing immerhin verwundern, wenn ſie ſich in der Richtung begegnen (S. 257), die vom Myſticismus ausgegangen iſt —: genug, wir haben ſchon geſehen, daß in Schleiermacher und deſſen Anhängern die gegenwärtige philoſophiſche Ausbildung des Myſticismus, von welchem eine neue dogmatiſche Entwickelung zu erwarten ſei, gegeben iſt. Aber zweierlei haben wir an der Darſtellung des Verf. nothwendig auszuſetzen: 1) daß er nicht beide Ausſichten, die auf eine neue umfaſſende dogmatiſche Entwickelung und die andere auf die Vollendung des Dogma von der Kirche in Beziehung gebracht hat, und 2) daß er nicht das Verhältniß beſtimmte, in welchem die Auflöſung des Dogma durch die deſtructive Reihe des dritten Stadiums und die Vollendung deſſelben durch den philoſophiſchen Myſticismus zu einander ſtehen.

Wir haben aber das Fehlende ſchon beſtimmt. Die Auflöſung des Dogma, welche in der ſogenannten deſtructiven Reihe vor ſich geht, iſt ja an ihr ſelber die Vollendung deſſelben: wozu alſo eine andere Reihe, welcher die Vollendung vorbehalten ſein ſollte? Nur Eine Vollendung des Dogma und der kirchlichen Subſtanz gibt es, die außerhalb der deſtructiven Reihe fällt, das iſt die philoſophiſche Erkenntniß des Dogma, eine Erkenntniß, die weder Schleiermacher noch ſeine Nachfolger in den theologiſchen Facultaten gegeben haben. Als gläubiger Rationaliſt gehörte Schleiermacher der Richtung an, welche der Herr Verf. die deſtructive nennt, d. h. die Vollendung, welche er dem Dogma durch ſeine kritiſche Zerſetzung gab, war noch eine theologiſche. Nicht das freie, menſchliche Selbſtbewußtſein hat er zur Anerkennung gebracht, ſondern den Glauben als innere Beſtimmtheit des frommen Bewußtſeins ſuchte er auf den Trümmern der objectiven Welt des Dogma zur Herrſchaft zu erheben. Die Trümmer der reichen dogmatiſchen Welt fielen nicht in das Innere, das Selbſtbewußtſein wurde nicht zur allumfaſſenden Macht, die auch die jenſeitige Welt des Dogma in ihren Schooß nahm; als frommes Bewußtſein behielt vielmehr das Selbſtbewußtſein noch eine jenſeitige Macht über ſich, mochte dieſelbe auch noch ſo unbeſtimmt und im Vergleich mit der kirchlichen Subſtanz noch ſo arm ſein.

In welchem Verhältniß ſteht nun dieſer Schleiermacherſche Standpunct zu jener Anſicht von der Kirche, die wir oben characteriſirt haben? In der innigſten; er iſt mit ihr Eines und Daſſelbe, hat ſich wenigſtens in den jetzigen Anhängern Schleiermachers mit ihr in Eins geſetzt. Dieſe nämlich ſind es, welche das Princip und die Forderung des kirchlichen Lebens zu ihrem Bekenntniß gemacht haben. Das Abhängigkeitsgefühl Schleiermachers hat in der leeren Behauptung der kirchlichen Schranke und Beſchränktheit nur ſeine gerechte Fortbildung und Ergänzung gefunden.

Die neue dogmatiſche Entwickelung, welche der Herr Verf. vom philoſophiſchen Myſticismus erwartet, iſt auch bereits in der Schleiermacherſchen Richtung eingetreten. Dieſe Richtung iſt die Verſöhnung aller Elemente, die bisher in Zwieſpalt gelegen haben. Von Allem hat ſie Etwas in ſich aufgenommen, d. h. von Allem hat ſie Nichts. Sie iſt der vollendete Nihilismus in theologiſcher Geſtalt. Sie will Alles ſein und iſt Nichts. Sie hat ein Paar dogmatiſche Beſtimmungen beibehalten, aber bei Leibe nicht in ihrem alten Sinne; ſie übt wacker und fleißig die bibliſche Kritik, ruft aber Jedem zu: ja nicht zu weit! ſie ſchämt ſich des Alten, das Neue aber will ſie beſchränken; ſie treibt Geſchichte, ſucht überall die menſchliche Entwickelung und Thätigkeit auf, aber wiederum ruft ſie: ja nicht zu weit! die Geſchichte könnte ſonſt mit Haut und Haaren, von Anfang bis zu Ende, ein Werk des Selbſtbewußtſeins werden. Allen Regungen der Freiheit und Menſchlichkeit, in welche ſie ſelbſt verwickelt iſt, wirft ſie bei entſcheidenden Puncten den Kappzaum des Abhängigkeitsgefühls und des kirchlichen Sinnes um. Dieſe Richtung iſt Nichts Anderes, als die letzte, aber dürftige Vereinigung der kirchlichen Elemente, die ſich in den theologiſchen Beſtrebungen der letzten Vergangenheit iſolirt hatten, in der Schranke eines inhaltsloſen kirchlichen Lebens. Sie iſt alſo der theologiſche Abſchluß jenes Prozeſſes, in welchem die theologiſche Auflöſung und Vollendung des Dogma vor ſich ging.

Ihr ſteht gegenüber die Richtung, welche in keinem andern Sinne mehr eine Richtung iſt, als in demjenigen, in welchem der Menſchheit die Richtung auf ihre Fortentwickelung und Befreiung zuzuſchreiben iſt, der Richtung, welche wiſſenſchaftlich das Dogma aufgelöſt und vollendet hat. Aufgelöſt: inſofern das Dogma in ſeiner Entſtehung erkannt und in ſeine Heimath, in das Selbſtbewußtſein zurückgeführt iſt; vollendet: inſofern die dogmatiſchen Attribute des kirchlichen Jenſeits an dem Selbſtbewußtſein ihr Subject gefunden haben. In dieſer Richtung, weil ihr die ganze Zukunft angehört und weil die Wahrheit nicht reich, umfaſſend genug und nicht menſchlich genug gedacht werden kann, hat der Grundſatz der Schwäche: „nicht zu weit!“ ſeine Geltung verloren. Auf dieſem Standpuncte graut es nicht mehr der Menſchheit vor ihr ſelber, weil ſie weder hüben noch drüben mehr die geſpenſterhafte Erſcheinung ihrer ſelbſt iſt.

Und unter uns geſagt: auf dieſem Standpuncte erſt wird die wahre Auffaſſung und Darſtellung der Dogmengeſchichte zu Stande kommen.

B. Bauer.

IV.

Die Geſchichte des Lebens Jeſu mit ſteter Rückſicht auf die vorhandenen Quellen dargeſtellt von Dr. von Ammon. Erſter Band. Leipzig 1842. Vogel.

Wenn es dem Kritiker nur darum zu thun wäre, mit ſeinen Entdeckungen und Beweiſen Eingang zu finden, ſo kann es ihm nur lieb und erwünſcht ſein, wenn ſeine Leſer Schriften leſen, in denen der Gegenſtand nicht etwa in einer entgegengeſetzten Weiſe — denn alles innere Verhältniß kann zu gewiſſen Zeiten vollſtändig aufhören — ſondern in einer Weiſe behandelt iſt, die ſich außer allem Verhältniß zum Gegenſtand und zu den Forderungen der Zeit geſetzt hat und dem Leſer das Leib und Seele marternde Gefühl der Unbefriedigtheit gibt, ſo daß er von einer unwiderſtehlichen Gewalt gezwungen wird, zu dem reinen friſchen Quellwaſſer wieder ſeine Zuflucht zu nehmen. Leſet, leſ't! kann der Kritiker Allen zurufen, die auch nur den geringſten Zweifel in die Richtigkeit ſeiner Methode und Reſultate ſetzten, leſ't dieſe Schrift, deren Methode der meinigen nicht entgegengeſetzt, von der meinigen nicht einmal verſchieden iſt, ſondern nur durch das unendliche Urtheil — „der Tiſch iſt kein Elephant" — mit ihr zuſammengebracht werden kann, leſ't: — und der Kritiker kann gewiß ſein, daß die Leſer zugeben werden, die letzte Stunde ſei es in der That, die geſchlagen hat.

Demjenigen, dem es wirklich um ſeine Sache zu thun iſt, der gewiß iſt, ſie entſchieden zu haben, der von der Ueberzeugung durchdrungen iſt, daß die Menſchheit im Begriffe iſt, mit ihrer geſammten Vergangenheit Rechnung abzuſchließen und mit der ungetheilten Kraft ihres befreiten Selbſtbewußtſeins das Gebäude ihrer wahrhaft menſchlichen Zukunft aufzuführen, dem muß es aber allerdings darum zu thun ſein, daß die erkannte und bewieſene Wahrheit Eingang und Verbreitung findet. Bücher, wie das vorliegende ſind ganz dazu gemacht, um ihn zu unterſtützen und die Anerkennung ſeiner Sache zu ſichern: denn iſt es möglich, daß ſie ſelbſt noch im Augenblick der dringendſten und der letzten Kriſis erſcheinen und von ihren Verfaſſern in der guten Meinung von ihrer Tüchtigkeit ausgegeben werden, ſo muß es auch dem Indolenteſten klar werden, daß die Stunde der Entſcheidung gekommen iſt, ein Entſchluß gefaßt werden muß und die Unentſchiedenheit ein Frevel iſt, deſſen Strafe nicht ausbleiben wird.

Leſ't daher dieſe neue quellenmäßige Darſtellung der „Geſchichte des Lebens Jeſu“, leſ't ſie genau; wenn ihr euren Augen nicht traut, ſo leſ't ſie euch laut vor; leſ't ſie ſo, wie man jetzt alle Bücher leſen muß, die den Gegenſtand betreffen, deſſen Schickſal zugleich das Schickſal der Menſchheit iſt, oder wenn ihr ſie nicht leſen wollt, wenn ihr Beſſeres zu thun habt, ſo werde ich — obwohl unter ſchmerzlichen Qualen, da ich nicht vergeſſen kann, was ich Beſſeres indeſſen leſen oder arbeiten kann — euch zeigen, wie man ſolche Sachen leſen muß und was herauskommt, wenn man ſie aufmerkſam liest.

Die Zeiten unterſcheiden ſich nicht nur darin, wie ſie arbeiten, ſondern auch, wie ſie leſen. Jede Zeit arbeitet ſo, wie ſie liest, und ſie liest, wie ſie arbeitet. Die theologiſchen Arbeiten der vergangenen Friedensjahre — im Grunde aber waren nicht nur die letzten fünf und zwanzig Jahre, ſondern die vergangenen achtzehn Jahrhunderte Friedensjahre, da eine gemeinſame Vorausſetzung alle Parteien vereinigte — waren in ihrer Art nur möglich, weil man noch nicht wirklich leſen konnte, weil man im Zwielichte las und über alle Unbeſtimmtheiten und Widerſprüche ſorglos hinwegeilte. Jetzt leſen wir anders, weil wir anders arbeiten — wir wollen die Menſchheit endlich zu ſich ſelbſt bringen — weil wir anders ſehen — lange genug von Luftgebilden getäuſcht, müſſen wir unſere Augen anſtrengen, um den Hafen, dem wir endlich zuſteuern, nicht zu verfehlen. Sind die Schriften, durch die wir uns hindurcharbeiten müſſen, von ihren eigenen Verfaſſern und von den eifrigſten Anhängern und Verehrern derſelben ſo genau, wie von den neuern Kritikern geleſen? Wer hat ſie Wort für Wort, Satz für Satz, Wendung für Wendung ſtudirt wie wir? Wir mußten ſcharf ſehen, weil wir uns hindurcharbeiten und durch den unverwandten Blick die Geſpenſter verſcheuchen mußten, die uns umlagerten und den Weg verſperren wollten.

Immer, wenn ein neues Princip ſich durchgeſetzt und ſich über ſeine Vorausſetzungen wirklich erhoben hat, tritt in der erſten Zeit nach ſeinem Siege ein Augenblick ein, wo die Beſiegten ſich noch einmal erheben, von Neuem Widerſtand verſuchen, aber durch die Mattigkeit, ja durch die Ohnmacht des Angriffs zu guter letzt auch für diejenigen, die bis dahin noch ungläubig waren, die vollkommene Niederlage beweiſen. Die Beſiegten ſelbſt können nicht an ihre Niederlage glauben, weil ſie die Bedeutung des Neuen nicht verſtehen, ihre Schwäche, deren Gefühl ihnen doch nicht ganz fremd iſt, ſchreiben ſie lieber jedem andern Unfall, oder gar dem Zufall zu: nun wohl, durch ihren Verſuch, ſich dennoch zu behaupten, geben ſie ſelbſt den Anlaß dazu, daß ihnen an der Art und Weiſe ihres Benehmens ihre völlige Niederlage bewieſen wird.

Doch die Sache iſt ſchon weiter und über dieſen Augenblick hinaus. Die „hundert Tage“, die die Geſchichte einem geſtürzten Princip noch einmal ſchenkt, um es von ſeinem Untergang völlig zu überzeugen, ſind nur möglich, wenn das neue Princip ſelbſt noch Blößen gibt, die es für einen Augenblick ſtürzen, damit es belehrt und gewarnt ſeiner Herrſchaft einen feſten Grund gebe. Nach dem Auftreten von Strauß fallen „die hundert Tage“, in denen die Theologie ſich noch einmal erhob und die Bücher von Neander, Tholuck, Hoffmann, Lange waren es, die, wie es ſchien, der Theologie ihre Herrſchaft von neuem ſicherten, aber dieſen Schein nicht zur Wirklichkeit umzaubern konnten. Die Ohnmacht des Princips offenbarte ſich ſelbſt in den krampfhaften Anſtrengungen, mit denen es ſich zu behaupten ſuchte, die natürliche Sicherheit, mit der früher die Theologie ihre Fragen entſchied, war erſchüttert, der nervigte Arm, mit dem die heilige Wiſſenſchaft den gordiſchen Knoten durchhieb, hatte ſeine Kraft verloren, das Feuer im Auge des Glaubens war erloſchen, der turgor vitae war erſchlafft und wenn nun dennoch nur die früheren theologiſchen Wendungen wiederholt wurden, ſo war es unvermeidlich, daß troz der krampfhaften Haltung dieſer Streiter, die Schwäche jener Wendungen vollends an den Tag kam. Der Glaube hatte den Glauben an ſich ſelbſt verloren, wenn er auch den Anſchein hatte, daß er ſich durchaus nicht aufgeben wollte. Seine Sache war zu einer Verſtandesſache geworden, es fehlte ihm alſo die Zuverſicht und Begeiſterung, mit der er früher ſich ſelbſt betrachtete und ſich ſelbſt, wie ſeinen Gegnern imponirte. Er trat nur auf, ſprach und handelte noch einmal, um durch das Precäre ſeines Vortrags, durch das Schwankende ſeines Auftretens den aufmerkſamen Zuſchauer bei dieſem Kampfe zu der Einſicht zu führen, daß der Sprache und der Sache der Theologie dieſes Precäre und Schwankende überhaupt und weſentlich eigen ſei.

Ein wiſſenſchaftlicher Kampf iſt jezt nicht mehr möglich.

Die Kriſis iſt nicht mehr die theoretiſche der Principien, ſondern die practiſche, ob ein geſchlagenes Princip, welches durch ſeine Sprache und durch ſein ganzes Auftreten ſeine Niederlage beweiſt, in der wirklichen Welt herrſchen, ob es in einer Welt herrſchen ſoll, die es nicht mehr geiſtig beherrſcht, nicht mehr beherrſchen kann, oder ob das neue ſiegreiche Princip practiſche Anerkennung erhalten ſoll. Der Kampf kann nicht mehr wiſſenſchaftlich ſein, da das alte Princip das neue nicht mehr bekämpft, nicht mehr bekämpfen kann und nicht einmal im Stande iſt, auch nur auf Eine ſeiner Wendungen einzugehen. War in den letzten „hundert Tagen" der Kampf für den Glauben eine Verſtandesſache geworden und war es an den Tag gekommen, daß er im Grunde immer nur der Kampf des Verſtandes für ſeine bisherige geſchichtliche Schranke war, ſo iſt jetzt, da der Kampf aufgehört hat, die Schranke zur ruhigen Herrſchaft gekommen. Die Gluth und der Eifer des bisherigen Glaubens ſind vollkommen verſchwunden, die Beſchränktheit lebt und webt nur noch ruhig in ſich ſelbſt, und ſtatt wie früher nach außen zu fahren, arbeitet ſie ſich in ihren innern Zuckungen an dem Gedanken einer freien Welt ab, die ſie nicht mehr bekämpfen, nicht mehr ſcharf anſehen kann, die ſie nur dunkel ahnet und durch ihre dumpfe Contraction von ſich abzuwerfen ſucht. Dieſer Standpunct kann nur noch geſchildert werden, — aber er muß geſchildert werden, damit diejenigen, die noch ſchwanken, darüber zur Einſicht kommen, was ihr Loos iſt, wenn ſie nicht den Muth haben, fortzuſchreiten.

Man kann damit ganz zufrieden ſein, daß, ſo bald ein Verfechter oder vielmehr, da auf dieſer Seite kein Kampf mehr möglich iſt, ein Bekenner des Alten aufgetreten iſt: der alte Standpunct uns zeigt, weſſen er fähig iſt. Da es ferner nicht möglich iſt, daß auf jener Seite noch gar zu viel dergleichen Schriften erſcheinen werden — denn, ſobald es dieſer Richtung gar nicht mehr auf Erforſchung des Inhalts der Evangelien, überhaupt gar nicht mehr auf die Sache ſelbſt ankommt, ſo wüßten wir nicht, weshalb man ein Buch nach dem andern über denſelben Gegenſtand ſchreiben ſollte — da es in dem andern Falle, wenn die Zurückgebliebenen wirklich noch viele Bücher über denſelben Gegenſtand ſchreiben ſollten, vollkommen gleichgültig iſt, ob ſie ins Unendliche und noch zahlloſe Bücher ſchreiben — denn Bücher, die nicht mehr in der Entwickelung der Wahrheit und des wahren Bewußtſeins von der Sache ein inneres Glied bilden, gehören nicht mehr vor das Forum der Kritik und werden von der Geſchichte nicht einmal regiſtrirt — ſo iſt es gut, daß dieſe Art der Schriftſtellerei bald beginnt und das Einzige, was mit ihr vorgenommen werden muß, geſchehen kann: daß nämlich durch eine einfache Schilderung gezeigt wird, mit welcher Gleichgültigkeit von nun an dergleichen Erſcheinungen zu betrachten ſind.

Es iſt hart, daß auch nur an Einem Beiſpiel die Natur dieſes Standpunctes demonſtrirt werden muß, aber es muß geſchehen, damit der Triumph der Wahrheit vollendet werde, und wenn damit noch nicht genug geſchehen iſt, wenn vielmehr die theoretiſche Unklarheit und Leichtfertigkeit nicht aufhört, die Fortentwickelung der freien Wiſſenſchaft practiſch hindern zu wollen, ſo gelobe ich, nicht eher zu ruhen, nicht eher die Feder aus der Hand zu legen, als bis es ſo weit gekommen iſt, daß die Leichtfertigkeit eingeſteht, ſie ſei leichtfertig, die Gegner der Wiſſenſchaft zugeben, ſie hätten es nicht mehr mit der Wiſſenſchaft zu thun. Das Gelübde iſt ſchwer und grauſam, wie ſich jeder überzeugen wird, der nur Eine Seite in ſolchen Schriften lieſt, die das Alte der neuen Zeit in ihren Weg wirft — aber der Kritiker muß es ablegen und halten, ſollten auch ſeine beſten Jahre dadurch verſchwendet werden und ſollte er die Qualen des Tantalus leiden, wenn er ſich von den beſten Studien dadurch abgehalten ſieht.

Dieſe Art des Kampfes muß noch beſtanden werden und ſie iſt unausbleiblich, wenn die Vorausſetzungen, von denen achtzehn Jahrhunderte beſeelt und getragen wurden, abgelöſt von allem weiteren Inhalt, der ſich mit ihnen früher verband, verlaſſen von dem Enthuſiasmus, den ſie hervorriefen und der ſie wiederum werth und theuer machte, frei von aller Spannung, die ihnen geſchichtliche Bedeutung gab — kurz, wenn ſie als reine Vorausſetzungen des beſchränkten Verſtandes ohne das innere Feuer, das ihnen die frühere Geſchichte gab, ohne den Zuſammenhang mit dem Gemüthe, deſſen urſprüngliches Werk und Beſitzthum ſie früher waren, der Wiſſenſchaft, die ſie längſt erklärt und aufgelöſt hat, zu guter letzt noch einmal entgegen zu treten wagen. Verlieren wir unter ſolcher Arbeit unſere ſchönſten Jahre und vergeuden wir unſere beſten Kräfte, ſo haben wir uns nur als Individuen zu beklagen, aber aller Grund zur Klage verſchwindet, wenn wir bedenken, daß wir der Menſchheit Luft verſchaffen und ſie durch einen Raum hindurch, wo ſich die Stickluft von Jahrhunderten angeſammelt hat, ins Freie führen.

Wenn Männer, die ſich einer philoſophiſchen Bildung rühmen, aber Reſultate kritiſcher Schriften, die ſie ſelbſt nicht geleſen haben, kurzweg bemerken: „das war von jeher meine Meinung, ſo habe ich immer gedacht!“ ſo iſt gewöhnlich der Hintergedanke, den ſie bei dieſer Bemerkung hegen, der, daß es eigentlich unnütz ſei, dergleichen Sachen auszuführen, einen Kreis von Dogmen, an die ſie ſelbſt nicht mehr glauben, aufzulöſen, die heilige Schrift, die ſie nicht mehr leſen, zu kritiſiren. Allein ein Dogmenkreis, an den achtzehn Jahrhunderte glaubten, iſt nicht damit aufgelöſt, daß man an ihn kurzweg nicht mehr glaubt: die heilige Schrift iſt dadurch, daß man ſie nicht mehr lieſt, noch nicht in ihrem Urſprunge erklärt. Man ſtelle dieſen Leuten die Aufgabe, einen Abſchnitt der Schrift zu erklären, d. h. als menſchliches, freies Product zu erklären und man kann gewiß ſein, daß ſie uns mit den Artikeln der unbeſtimmten Religioſität oder mit den Machtſprüchen einer Theologie, die ſie längſt hinter ſich zu haben meinen, aufwarten werden. Sie werden durch ihre Mißgriffe ſelbſt den Beweis liefern, wie nothwendig es iſt, daß die Kritik ernſtlich und bis in das Einzelnſte durchgeführt wird, ſie beweiſen alſo auch, wie Unrecht ſie haben, wenn ſie ſich zugleich zu der Meinung derjenigen bekennen, welche der Anſicht ſind, es ſei Unrecht, oder gefährlich oder voreilig, geradezu auf die Religion und auf die heilige Schrift loszugehen. Durch die Unbeſtimmtheit ihrer Anſichten, durch den Mangel an aller inneren Feſtigkeit, durch ihre eigene Verwickelung mit einem Standpunkte, über dem ſie ſich weit erhaben glauben, beweiſen ſie nämlich, daß es abſolut nothwendig iſt, die Sache zur Entſcheidung zu bringen. Gefährlich iſt nur die Unbeſtimmtheit und das Schwanken der Ueberzeugung und die Täuſchung über ſich ſelbſt, daß man in einer Sache, deren wirklichen Urſprung man nicht kennt, ſich klar zu ſein meint. Voreilig endlich ſind noch niemals Schriften erſchienen, die ihren Gegenſtand gründlich und erſchöpfend behandeln; wann ſie erſchienen, war immer ihre Zeit da. Der ſchlagendſte Beweis ihrer Nothwendigkeit liegt immer wieder in der grenzenloſen Verwirrung der Anſichten, die zu der Zeit herrſcht, da ſie erſcheinen, in der Mattigkeit der Ueberzeugung, gegen die ſie auftreten müſſen und beſonders darin, daß die früheren kritiſchen Arbeiten ſelbſt noch dogmatiſch ſind, auf religiöſen Vorausſetzungen beruhen oder in dogmatiſche Sätze enden, überhaupt in der unklarſten Weiſe die entgegengeſetzten Principien noch in ſich vereinigen. Gerade dieſe kritiſchen Werke ſind der Gipfelpunkt der Verwirrung, ſie beweiſen am auffallendſten die Mattigkeit der Ueberzeugung, die Härte der Knechtſchaft und die religiöſen Vorausſetzungen offenbaren in ihren Raſonnements den fühlbarſten Druck. Dieſe Werke man denke an diejenigen von Strauß und Weiße — ſind der reinſte Ausdruck der Zeit, die der Vollendung der Kritik vorangeht und dieſelbe nothwendig fordert, da ſie die Freiheit des Selbſtbewußtſeins und die Befangenheit in religiöſen Vorausſetzungen in jedem Satze als vereinigt darſtellen und das Bedürfniß der Scheidung bis zu dem Punkte treiben, wo es unbedingt befriedigt werden muß. Es iſt eine ſehr falſche Vorſtellung, wenn man meint, der Kritiker ſtehe zur Religion und zum wirklichen Glauben in Spannung, es iſt ein ſinnloſer Vorwurf, wenn man ſagt, er ſei leidenſchaftlich und feindſelig geſinnt gegen den Glauben, die heilige Schrift und das Heilige überhaupt. Mit dem wirklichen Glauben hat er es gar nicht mehr zu thun, das Heilige haben Andere vor ihm profanirt, wenn ſie es mit ihren philoſophiſchen oder verſtändigen Raſonnements zu ſtürzen meinten: ſeine wahre Spannung iſt gegen jene zwitterhaften Werke gerichtet, die Leidenſchaft, die ihn zur Arbeit treibt, iſt durch den Widerſpruch und die Halbheit der früheren kritiſchen Arbeiten angeregt und wird durch den beſtändigen Kampf mit den Ungeheuern, die in der Verbindung des Glaubens mit der Philoſophie gezeugt werden, unterhalten, und eben dieſe Anſpannung öffnet ihm die Augen dazu, daß er in allen frühern theologiſchen Auffaſſungen, ja noch weiter bis in die theologiſchen Elemente, die ſich bereits in der Schrift finden, dieſelbe Vermiſchung des Glaubens und des Verſtandes, der Knechtſchaft und der Freiheit bemerken und verfolgen kann. Nur gegen dieſe Vermiſchung und Verwirrung, die ſich den Schein der Einheit und der Uebereinſtimmung mit ſich ſelbſt und mit dem Gegenſtande gibt, iſt ſeine Leidenſchaft gerichtet. Er will wirkliche Einheit, wirkliche Uebereinſtimmung mit ſich ſelbſt und mit dem Gegenſtande. Darum kennt er keine Leidenſchaft gegen den Gegenſtand, gegen die Religion und das Heilige: er hat ſie nur zu erkennen und zu erklären und indem er ſich rein theoretiſch zu ihnen verhält, haben ſie aufgehört, für ihn Religion und das Heilige zu ſein. Seine Leidenſchaft wird nur dann wieder erregt, wenn man ihm das Heilige als ſolches wieder aufzwingen will und es doch nicht anders als ſo kann, daß man ihm mit verſtändigen Gründen zuſetzt, alſo mit Gründen, die das Heilige, indem man es ihm als ſolches präſentirt und darbietet, vollſtändig profaniren.

Wo bleibt aber die Schrift, die endlich doch angezeigt ſein will? Es hat mit ihr durchaus keine Eile. Wir könnten ſie vollſtändig ignoriren, wie ſie alle neuern Arbeiten, die von Strauß, von Weiße und Wilke durchaus ignorirt hat. Ich könnte kurzweg ſagen, ihr Verfaſſer habe nirgends das Rechte getroffen, wie derſelbe, wenn er zuweilen einige Sätze aus meinen Schriften citirt, immer ſehr ſchnell mit der Bemerkung, ich hätte mich geirrt, bei der Hand iſt. Doch nein! ich könnte es nicht in derſelben Weiſe! Mir wäre es ſchlechterdings unmöglich eben ſo die Sätze des Verfaſſers mißzuverſtehen, wie er meine Ausführungen total mißverſtanden hat. Mir wäre es durchaus unmöglich, einen ſo ſchwankenden, unverſtändlichen und falſchen Bericht von ſeinen Arbeiten zu geben, wie er von den meinigen gegeben hat. Ich kann von ihm nicht ſagen, daß er irgend eine Frage, ſei es die geringſte oder die umfaſſendſte, „vielſeitig angeregt und betrachtet hat“, bin alſo auch nicht im Stande, von einer „Beleuchtung und Anregung“ dieſer Art dann vollſtändig abzuſehen.

Der Verfaſſer nennt (S. 69) „die Frage von den Quellen des Marcus“ eine ſolche, die „in der neueren Zeit von Wilke, Weiße und Bauer vielſeitig angeregt und beleuchtet worden iſt“. — Weiße's Schrift citirt er folgendermaßen: „Evang. Geſchichte I, 6 ff.“, die meinige ſo: „Krit. der Synopt. Vorrede S. XI ff.“, als ob wir nur hier und auf den folgenden Seiten dieſe Frage „anregten und beleuchteten“. — Was ſagt nun der ehrenwerthe Verfaſſer von unſern „Anregungen und Beleuchtungen“? Beleuchtet er ſie nun von ſeiner Seite wieder? Nicht im Geringſten. Gibt er einen ordentlichen Bericht von unſern Arbeiten? Nein! Gar keinen! Bezieht er ſich auf ſie in ſeiner Darſtellung der evangeliſchen Geſchichte? Gar nicht! Er thut, als ob ſie gar nicht da wären. Nachdem er geſagt hat, daß wir die Frage „angeregt und beleuchtet“ haben, compilirt er wie in der ganzen Einleitung, die von den Quellen der heiligen Geſchichte handelt, die Paragraphen der currenten Einleitungen in das neue Teſtament, er compilirt ſie noch dazu in einer ſehr unklaren, ſchwebenden und durchaus haltloſen Weiſe und kommt dann nach den unverſtändlichen Wendungen, in denen ſich ſeine Sprache bewegt, zu dem Glaubensſatze, daß Marcus von Matthäus und Lucas abhängig ſei. Strauß ſteht alſo mit dem Bekenntniß dieſes Glaubensſatzes nicht mehr allein: er kann ſich nun in ſeinem Abbilde beſchauen.

Aber ſpricht denn der Verf. gar nicht von unſeren Beweiſen? Sagt er nicht einmal, worin ihre Bedeutung liege? Nein!

Spricht er auch nicht davon, daß Lützelberger bewieſen hat, die Tradition vom Aufenthalt des Apoſtel Johannes zu Epheſus ſei unrichtig? Gar nicht! Trotz aller Beweiſe, daß Johannes nicht zu Epheſus reſidirt habe, trotz aller Beweiſe, daß das vierte Evangelium durch und durch, im Ganzen und bis in das geringfügigſte Detail das Werk eines ſpätern Pragmatismus iſt, oder nicht einmal trotz dieſer Beweiſe, denn er kann ihnen nicht Trotz bieten, da er ſie nicht etwa nur ignorirt, ſondern nicht einmal ſie anſehen und auffaſſen und über ſie berichten kann, ſpricht er von dem Aufenthalt des Apoſtels zu Epheſus und von dem Apoſtel Johannes, der das vierte Evangelium abgefaßt habe. Er ſpricht nicht nur ſo, als wäre in den letzten Jahren Nichts geſchehen, ſondern für den Standpunkt, auf dem er ſich befindet, iſt Nichts geſchehen.

Nicht einmal das iſt für dieſen Standpunkt geſchehen, daß Strauß die natürliche Erklärung der evangeliſchen Berichte, wie ſie von Paulus am roheſten durchgeführt iſt, geſtürzt hat — — wir ſagen: „am roheſten“: Strauß hat nämlich überſehen, daß alle theologiſche Erklärung natürlich iſt und Paulus nur eine beſondere Art der natürlichen Erklärung durchgeführt hat. Die theologiſche Erklärung der evangeliſchen Geſchichte beſteht weſentlich darin, daß ſie Vermittlungen in ein Gebiet bringt, das ſie ausſchließt, daß ſie erklären will, was unerklärlich bleibt, wenn es als empiriſches Factum gefaßt wird, daß ſie wirklichen Zuſammenhang da ſehen will, wo er nicht zu finden iſt, kurz, daß ſie verſtändige Kategorien in eine Welt bringt, in der ſie unmöglich ſind. Der Verfaſſer hat aber nicht nur nicht gelernt, daß alle bisherige Theologie mit ihren Vermittlungen, Erklärungen, Hebeln und Brechzangen aus der Welt der heiligen Geſchichte von der Kritik vertrieben iſt: er hat nicht einmal geſehen, daß die natürliche Erklärung in ihrer plumpeſten Form, in der Form, in der ſie Paulus vorgetragen hat, ihr Ende gefunden hat. Sein Buch iſt nur ein abgeſchwächter Nachdruck des Werkes von Paulus.

„Des Werkes von Paulus!“

Wenn man uns nämlich fragt: wozu alſo von einem Buche ſprechen, welches vollſtändig außerhalb unſerer Zeit ſteht, deſſen Verfaſſer die Beweiſe, die die letzten Jahre geliefert haben, nicht kennt und nicht kennen kann? Wozu ein ſolches Buch auch nur erwähnen, da ſeine Beurtheilung in den Werken gegeben iſt, die ſein Verfaſſer nicht ſtudirt hat und nach der Natur ſeines Standpunktes nicht ſtudiren konnte? Ein Buch, dem zu viel Ehre geſchieht, wenn es auch nur erwähnt wird? — wenn man je fragt, ſo antworten wir: im Gegentheil! Solche Bücher müſſen doch gehalten werden, da ſie ein Beweis ſind, wie weit die Macht der Kritik ſchon vorgeſchritten iſt. Sie beweiſen, daß die Theologie nicht mehr im Stande iſt, die Kritik zu bekämpfen, d. h. — denn einen andern Kampf kennen wir nicht — die Ausführungen der Kritik zu leſen, zu verſtehen, darzuſtellen und wirklich, in ihrer allgemeinen Grundlage und im Einzelnen zu bekämpfen. Die Theologie ſpricht es ſelber aus, daß ſie neben der Kritik nicht beſtehen kann, wenn ſie dieſelbe ignorirt. Wenn ſie neue Bücher hervorbringt, ſo darf der Kritiker nicht ſchweigen, wenn er auch nichts anders zu thun hätte als ihr in Erinnerung zu bringen, daß es Beweiſe gibt, die ſie nicht beachtet hat, Beweiſe, die das Weſen des Ganzen betreffen und auch nicht den geringſten, unſcheinbarſten Theil unverſchont gelaſſen haben, daß ſie außerdem mit Behauptungen und Wendungen aufgetreten iſt, über die ſie ſich in längſt erſchienenen Werken eines Beſſern zu belehren hat.

Das iſt ſchon viel, wenn es ſo weit gekommen iſt, daß man jeden Theologen, der mit einem Buche über die heilige Geſchichte aufzutreten wagt, mit der bloßen Frage: haſt du den Wilke, den Lützelberger, den Weiße, den Bauer geleſen? Ja, haſt du ſie denn wirklich geleſen? wirklich? wo ſind denn die Beweiſe? — mit einer Frage, die bei jedem Satze, bei jedem Worte, das er uns bietet, wiederholt werden muß, entweder in die Schule oder in ſein Nichts zurückſchicken kann.

Noch mehr aber iſt gewonnen, wenn die Sache ſo weit gediehen iſt, daß die Theologie nicht mehr Werke, ſondern nur noch Bücher hervorbringen kann. Werke repräſentiren ein wirkliches Glied in der Entwickelung einer geſchichtlichen Frage: Werke würden exiſtiren und ſich vervielfältigen auch ohne den Beiſtand der Druckerpreſſe, Werke haben ein männliches Weſen in Sprache, Haltung und Geberde und als männlich beweiſen ſie ſich, indem ſie zeugen und eine neue

Entwickelung hervorrufen. Bücher, die die Theologie jetzt nur noch produciren kann, ſind nichts als Nachdrucke, und zwar blaſſe Nachdrucke von Werken, die ſelbſt ſchon die Zeit abgeblaßt hat, Bücher exiſtiren nicht durch die Nothwendigkeit des geſchichtlichen Fortſchritts, ſie ſind Producte der Willkür und Schwäche derjenigen, die hinter dem Fortſchritt zurückgeblieben ſind, Bücher vervielfältigen ſich nur vermittelſt der Druckerpreſſe. Die Schrift von Paulus iſt ein Werk, die Dogmen, die Herr von Ammann in den Druck gegeben hat, ſind, weil es der Verfaſſer und der Buchbinder ſo haben wollten, ein Buch. Werke können nur durch gediegene Werke, die einen weiteren Fortſchritt der Geſchichte repräſentiren, widerlegt werden, indem ihr allgemeines Princip und ihre einzelnen Glieder — denn ſie bilden wirklich immer einen Organismus — an einer höhern Idee, alſo auch an einer vollendeteren Darſtellung der Idee gemeſſen werden. Bücher haben kein leitendes Princip außer der Willkür, ſie haben keine Glieder, ſondern nur dürre Blätter oder Bogen oder Theile. Werke können widerlegt werden, Bücher nicht, da ſie kein Princip haben, das der Rede werth wäre, denn falls ſie ſelbſt den Anklang an ein Princip enthalten, wie vorliegendes Buch den Anklang an das Princip der natürlichen Erklärung von Paulus, ſo iſt derſelbe matt und unrein. Aus Werken kann man lernen, wenn auch zuweilen nur durch ihre Widerlegung lernen: aus Büchern nicht. Werke regen ihre Zeit auf, Bücher bleiben ihr gleichgültig und werden bald von ihr vergeſſen.

Wozu ſprichſt du denn alſo von dieſem Buche? wird man wieder fragen. Nun, iſt es denn nicht merkwürdig zu ſehen, in welchem Zuſtande die Religion ſich darſtellen muß, wenn ſie ſich noch neben der Kritik behaupten will? Vorliegendes Buch bringt uns dieſen Zuſtand genügend zur Anſchauung, ſo genügend, daß ich ſtundenlang darüber ſprechen möchte. Aber dann ſprich doch endlich einmal von dem Buche ſelbſt! Ei! Ich habe ja von Anfang an darüber geſprochen, geſagt, was über dergleichen Sachen zu ſagen iſt. Wir haben aber noch Nichts von dem Inhalte gehört! Wie kann ich von Inhalt ſprechen, wenn keiner aufzufinden iſt?

Von ſolchen Büchern kann nur der Styl geſchildert werden.

Der Styl iſt zwar nicht nur der Menſch, ſondern auch der Inhalt ſelbſt. Der theologiſche Styl iſt die Theologie ſelber, wie ſie leibt und lebt und ihre innerſten Herzensgeheimniſſe verräth. Charakteriſirt jenen Styl und ihr habt die Theologie ſelbſt geſchildert. In den Zeiten aber, wenn eine geſchichtliche Erſcheinung ſich überlebt hat, wenn die Verhältniſſe ſich rings um ſie herum verändert haben und ſie ſich dennoch immer noch zu präſentiren wagt, ſo iſt ihre Sprache faſt nur noch Styl und völlig inhaltslos, ſo iſt ſie nichts mehr weiter als ihr Styl und dieſer ſo auffallend, daß er faſt jedes Ohr beleidigt und nicht mehr lange zu leben hat. Der Curialſtyl z. B., der Styl der Bevormundung und Knechtſchaft, wurde in den Zeiten, als die Freiheit ſich zu regen begann und die Menſchheit erwachte, als Styl die Sache ſelbſt, d. h. ſo inhaltlos und empörend, daß er an ſeiner Leerheit und an ſeinem Widerſpruch gegen die veränderten Verhältniſſe untergehen mußte.

Jede Seite in vorliegendem Buche iſt claſſiſch geſchrieben, zeigt uns die Vollendung des theologiſchen Styls und verdiente deshalb analyſirt zu werden. Aber wir können hier kein Werk über den theologiſchen Styl ſchreiben. Ich widerſtehe der Verſuchung, die drei Seiten zu analyſiren, die von den Quellen des Marcus handeln (S. 69—71), denn jede Seite iſt ſo herrlich und charakteriſtiſch und bietet ſich ſo aufdringlich der Kritik dar, daß es ſehr parteiiſch von uns wäre, wenn wir abſichtlich und mit Ueberlegung irgend eine Seite bevorzugen wollten. Wir greifen willkürlich in das Buch und fangen bei der Seite an, die ſich uns zufällig darbietet, bei der Seite, wo der Verf. „von dem Verhältniſſe des Täufers zu Jeſu“ handelt und namentlich den Bericht des vierten Evangeliſten von der Botſchaft der Juden an den Täufer beſpricht.

Ich erwähne nicht — da es ſich auf dieſem Standpuncte von ſelbſt verſteht —, daß der Verf. auf die neuerlich geführten Unterſuchungen über das Verhältniß des Täufers zu dem Werke Jeſu, auf die Beweiſe, welche die bisherige überlieferte Anſicht in jedem Puncte aufheben, nicht im Geringſten eingeht; ich werde auch nicht auf meine Kritik des vierten Evangeliums verweiſen, denn auf dem Standpuncte, auf welchem der Verf. ſteht, kann man gründliche Entwickelungen nicht leſen: — wie geſagt, nur den Styl, die Wendungen der vorliegenden Schrift werde ich an ein Paar Beiſpielen kenntlich machen.

Ich erwähne ferner nicht, daß die Schwierigkeiten und Widerſprüche, durch welche ſich der Bericht des Vierten, wie ich in meiner Schrift nachgewieſen habe, vollſtändig auflöſt, daher kommen und zu erklären ſind, daß der Vierte auf eine ſehr unglückliche Weiſe die ſynoptiſchen Angaben über die Stellung des Täufers, namentlich aber den Bericht des Lucas von der Erklärung des Täufers, er ſei nicht der Meſſias, als das Volk vermuthete, er könne am Ende der Geſalbte ſein, verarbeitet habe. Die Sache geht uns hier Nichts an, da wir es mit einem Standpuncte zu thun haben, für den ſie ſelbſt nicht da iſt.

So ſagt denn der Verf., „das große Synedrium“ habe jene Geſandtſchaft an den Täufer geſchickt — man höre nun, wie die Unwahrheit der Sache in dem Schwanken und Schweben der Sprache ſich ausdrückt! — „vielleicht mehr in deliberativer und prävenirender als inquiſitorialiſcher Abſicht, weil ſeit der Beſetzung des Landes durch die Römer der hohe Rath nicht allein dem Kaiſer und ſeinem Stellvertreter verantwortlich war, ſondern es auch in dem Intereſſe ſeiner Stellung lag, von meſſianiſchen Aufregungen des Volks, ſo weit es die Klugheit erlaubte, den möglichſten Vortheil zu ziehen". Nicht allein — — ſondern auch! Alſo das eine Motiv kam zu dem andern hinzu, und zwar in der Art, daß ſich beide mit einander wohl vertrugen, beide mit Einemmale dieſelbe Handlung herbeiführen konnten, und zwar ſo herbeiführen konnten, daß ſie ſich nicht ſtörend durchkreuzten? Was heißt hier „deliberative und prävenirende Abſicht"? Und wie verräth ſie ſich in dem Benehmen der jüdiſchen Abgeſandten, in den Fragen, die ſie dem Täufer vorlegen? Woher weiß der Verf., daß es damals, als Jeſus auftrat, „meſſianiſche Aufregungen des Volkes" gab? Weiß er uns aus dem Zeitalter Jeſu ein Beiſpiel zu erzählen, auch nur Einen einzigen Fall, woraus es hervorgeht, daß es „im Intereſſe der Stellung des großen Synedrium lag", „von meſſianiſchen Aufregungen" u. ſ. w. u. ſ. w.? Der Verf. will „das Leben Jeſu mit ſteter Rückſicht auf die vorhandenen Quellen darſtellen": aber müſſen nicht dieſe Quellen vorher kritiſch unterſucht werden? Iſt es nicht die erſte Frage in dem vorliegenden Falle, ob der Bericht des Vierten in ſich ſelbſt zuſammenhängt? Iſt es ſchon genug, wenn obenhin von „thatſächlichem Zuſammenhang der ganzen Erzählung und Darſtellung" geſprochen wird? Iſt es nicht ſehr die Frage, ob überhaupt etwas oder wie viel an jener Tradition iſt, daß das Synedrium Neuerer — der Verf. ſagt: „novaturirende Lehrer" — zur Rechenſchaft zu ziehen befugt war? Iſt dieſe Frage nicht dann wenigſtens unumgänglich, wenn der evangeliſche Bericht nicht als ein ſolcher erkannt iſt, der ſich durch ſich ſelbſt und durch ſeine inneren Widerſprüche auflöſt?

Wer wird an ſo kleinliche Fragen denken, wenn man wie der Herr Verf. ganz andere Hilfsmittel beſitzt und im Stande iſt, durch eine kühne Wendung die Sache zu entſcheiden.

„Demnach, fährt er S. 261 fort, ordnete das Oberpresbyterium von Jeruſalem an den Täufer am Jordan eine Deputation . . . ab, ihn über ſeine perſönlichen Anſprüche und die Abſichten zu vernehmen, die ſeinen Verſammlungen zu Grunde lägen.“ „Demnach!“ — und der Verf. hat uns nicht klar gemacht, welches die Verhältniſſe waren, die eine ſolche Botſchaft erforderten! Wir wiſſen no[illegible] Nichts davon, was denn jene „deliberative und präventirende Abſicht“ war, Nichts davon, wie die jüdiſche Obrigkeit aus „den Verſammlungen“ (!) des Täufers „Vortheil“ ziehen konnte. Der Verf. ſagt uns nicht einmal, was die Abgeſandten den Täufer fragten: er hat genug gethan, wenn er ebenſo wie der Evangeliſt ſogleich bemerkt: „der Täufer erwiederte unumwunden: ich bin nicht der Meſſias;“ d. h. ſtatt zu erklären, den Bericht zu unterſuchen, gibt ihn der Verf. einfach wieder. Doch nicht ganz in derſelben Weiſe, wie der Evangeliſt: der Verf. hat vorher räſonnirt, über die Stellung und die Abſichten des Synedrium geſprochen, wollte er ſich daher conſequent bleiben und zuſammenhängend ſprechen, verſtändig reden, ſo hätte er noch weiter räſonniren und die Antwort des Täufers erklären und motiviren müſſen. Es iſt aber klar, weshalb er es nicht that: er konnte es nicht: das unklare und haltloſe Räſonnement, das er vorher zum Beſten gab, konnte nicht fortgeführt werden, da es längſt ehe es als Uebergang zu der Sache ſelbſt, d. h. zu dem evangeliſchen Berichte dienen konnte, in ſich ſelbſt zerfallen war. Kann eine Rede, die weder Hand noch Fuß hat, fortſchreiten oder auch nur zur Nothdurft weiter kriechen?

Der Verf. ſagt zwar nachher (S. 262): „Die Antwort war ohne Furcht und Rückhalt aus dem Zuſammenhange des Geſpräches ſelbſt genommen, wie es die Abgeordneten eingeleitet hatten, und riß gleich den erſten Faden ihrer ſpähenden Erwartung ab.“ Der Verf. hätte uns aber ſagen ſollen, wie die Abgeordneten das Geſpräch eingeleitet hatten, welches der

Zuſammenhang des Geſpräches war — aber wie konnte er es, wie konnte er den Schein der Vermittelung zur Wirklichkeit erheben oder vielmehr das Richtige ſeines Geredes zur Sache führen, da er bei allem Räſonniren von dem Berichte ſo weit abhängig iſt, daß er ihn tautologiſch, aber mit einer Tautologie, die durch den Schein der Erklärung und Vermittelung nur verwirrt geworden iſt, wiedergibt? Im Berichte des Vierten erklärt der Täufer, er ſei nicht der Meſſias; ohne daß wir erfahren, wie er zu dieſer beſtimmten Antwort ſich bewogen ſehen konnte, bricht er die Verhandlungen ab, von denen uns nichts berichtet iſt: — aber ſind wir nun klüger geworden, wenn der Verf. von einem „Zuſammenhang des Geſpräches“ ſpricht und ihn uns nicht entwickelt, von einer „Einleitung des Geſpräches“ redet und ſie nicht analyſirt? Nein! Er revocirt in demſelben Satze ſein Gerede vom Zuſammenhang und von einer Einleitung des Geſpräches, wenn er von dem „erſten Faden jener ſpähenden Erwartung“ ſpricht, den der Täufer „gleich“ abriß! Iſt denn, wenn es gilt, „den erſten Faden einer ſpähenden Erwartung“ — „gleich abzureißen“, ſchon ein „Geſpräch“ gegeben, kann ſchon vom „Zuſammenhang des Geſpräches“ die Rede ſein, hätten die Abgeordneten Zeit gehabt, das Geſpräch einzuleiten? Iſt die Einleitung eines Geſpräches und der „erſte Faden einer ſpähenden Erwartung“ Eines und Daſſelbe?

Wie geſagt: in einem Zuſammenhange, wo es ſich gar nicht um die Sache handelt, wo es nur darauf ankommt, die Rechte der Sprache zu vertheidigen, verlohnt es ſich nicht der Mühe, zu bemerken, daß nur in der Schrift des Lucas die „Antwort“ des Täufers, er ſei nicht der Meſſias, Sinn und Bedeutung hat — denn hier vermuthete das Volk, er möchte am Ende ſelbſt der Meſſias ſein — daß nur hier, in der Schrift des Lucas, wirklicher, wenigſtens formell durchgeführter Zuſammenhang vorhanden iſt — denn das Volk kam durch die Predigt des Täufers auf ſeine Vermuthung — daß der Vierte den Bericht des Lucas ſehr ungeſchickt benutzt hat, indem er ihm eine Situation entlehnte, die er nicht wirklich ſchildert und herbeiführt — Alles das geht uns hier, wo wir es mit einer Schrift zu thun haben, die über, oder wenn man will, unter der Sache oder abſeits der ganzen Sache ſteht, Nichts, gar Nichts an. Gar Nichts!

Eigentlich haben wir genug — mehr als genug von dieſer Schrift geſprochen, da alle Sätze derſelben den ſo eben angeführten völlig entſprechen. Alle Sätze können wir doch nicht analyſiren, und wenn das nicht, ſo iſt es vollkommen gleichgültig, ob wir an fünfen oder an zehn oder an einer Mandel die Sprache des Verf. kenntlich machen, oder ob wir uns gar dazu verſtehen, die Sprachproben ſchockweiſe zu geben.

Wir könnten ſchließen. Doch wollen wir ſehen, wie weit unſere Geduld reicht. Den „Faden“ unſerer Geduld wollen wir nicht ſo „gleich“ reißen laſſen. Wir fahren in unſerer Analyſe fort, aber nur unter der Bedingung, daß die theologiſchen Leſer ſich nicht einbilden, ſie ſprächen und ſchrieben anders, als der Herr Verf., unter der Bedingung alſo, daß ſie in der Schreibart deſſelben ihren Styl wieder erkennen. Wollen ſie ſich zu dieſer Bedingung nicht verſtehen, ſo werde ich dennoch in dieſer Kritik fortfahren, aber ihnen die Aufgabe ſtellen, noch bei Zeiten mir den Theologen zu nennen, der in theologiſchen Verhandlungen menſchlich und zuſammenhängend ſchreibt; denn der Satz, daß der theologiſche Styl der Widerſpruch gegen Alles iſt, was Zuſammenhang, Aufrichtigkeit und Vernunft heißt, wird bald allgemeine Anerkennung gefunden haben.

Unmittelbar nach jenem herrlichen Satze, der uns mit dem „Faden einer ſpähenden Erwartung“ zu unſerm Erſtaunen bekannt machte, fährt der Herr Verf. fort: „Alle Karaiten und Myſtiker unter den Juden waren dem politiſch-theokratiſchen Meſſianism abhold und da auch der Täufer hierüber eſſeniſch dachte, ſo ſagte er ſich von allen Anſprüchen auf die Meſſiaswürde mit entſchiedener Feſtigkeit — welcher Pomp der Sprache! „mit entſchiedener Feſtigkeit“ — los.“

Es wäre lächerlich, wenn wir den Herrn Verfaſſer über die Entdeckungen, die er uns in dieſem Satze mittheilt — alle Sätze ſeines Buches wimmeln aber von Neuigkeiten dieſer Art — mit Fragen beſtürmen oder ihm bemerklich machen wollten, daß wir durch unſere Kritik für jeden Verſtändigen ſolche Träumereien unmöglich gemacht haben. Wir haben nicht einmal Zeit dazu, den Herrn Verf. zu fragen, woher er es weiß, daß der Täufer über „den p. t. Meſſianism“ eſſeniſch dachte, woher er es weiß, daß „alle Karaiten und Myſtiker unter den Juden dem p. t. Meſſianism abhold waren“ — unſere Sache iſt einzig und allein, dafür zu ſorgen, daß wir uns, ohne an unſerm Verſtande Schaden zu nehmen, durch den angeführten Satz hindurcharbeiten, oder zu zeigen, daß ſeine Gedankenloſigkeit ihn für uns unſchädlich macht. Wie? Wenn der Täufer dem „politiſch-theokratiſchen Meſſianism abhold“ war, mußte er ſich deßhalb „von allen Anſprüchen auf die Meſſiaswürde mit entſchiedener Feſtigkeit losſagen“? Was für ein Sprung! Kann nur derjenige Anſprüche von dieſer Art machen, der ſich den „Meſſianism“ als einen „politiſch-theokratiſchen“ vorſtellt? Wozu gibt es in der theologiſchen Sprache das treffliche Wort „geläutert“, das ſich ſonſt immer zur rechten Zeit, d. h. in Zeiten der Verlegenheit einſtellt? Konnte der Täufer nicht über den „Meſſianism“ „geläuterte“ Vorſtellungen haben, d. h. konnte es ihm — wenn wir einmal in das Reich des Nonſens einen theologiſchen Spaziergang machen ſollen — bei „geläuterten Vorſtellungen über den Meſſianism“ nicht möglich ſein, recht wohl auf den Gedanken zu kommen, er könnte der Meſſias ſein? Oder, wenn die jüdiſchen

Abgeordneten — wovon wir aber im Bericht des Vierten Nichts leſen — den „Meſſianism“ nur als den „politiſch-theokratiſchen“ kannten, mußte deßhalb der Täufer ſogleich ſo ſprechen, als ob er mit dem „Meſſianism“ gar Nichts zu thun haben wolle. Gab es denn keinen „geläuterten Meſſianism“ und konnte ſie der Täufer über ihn nicht belehren? Man ſieht, wir wollen nicht ſpringen wie der Herr Verf., wir wollen nämlich ſagen, daß Erſte, was der Täufer unter jener Vorausſetzung hätte thun müſſen, konnte ſich allein darauf beſchränken, daß er erklärte, er wolle mit jenem beſagten „Meſſianism“ Nichts zu thun haben: dann erſt, wenn er ſie eines Beſſern belehrt und über den wahren Meſſianism aufgeklärt hatte, konnte er — allenfalls auch „mit entſchiedener Feſtigkeit“ — erklären, daß er nicht der Meſſias ſei. Kommt es aber nun nicht bei dem Sprunge des Herrn Verf. von der Abneigung des Täufers gegen den beſagten „Meſſianism“ zu ſeinem Widerwillen, mit der „Meſſiaswürde“ etwas zu thun zu haben, darauf hinaus, daß der Täufer mit dem „Meſſianism“ überhaupt Nichts zu thun haben wollte?

Es mag theologiſche Sätze geben, in denen der innere Widerſpruch der Glieder nicht ſo grell oder plump, die Zuſammenhangsloſigkeit nicht ſo außerordentlich iſt, daß ſie einen Abgrund bildet, in welchen vor aller Welt Augen die Theile des Satzes ſich hinabſtürzen, es mag theologiſche Sätze geben, in denen Anfang und Ende ſich nicht ſo laut zanken, ſich nicht ſo augenfällig ein Bein ſchlagen und auf dem Boden herumtummeln, bis ſie ſich ganz und gar zerzauſt haben, Sätze, in denen Anfang und Ende ſich nicht ſo ſehr ohne alle Umſtände gegenſeitig zerfleiſchen oder — o Wunder! — auffreſſen: aber den erſten theologiſchen Satz möchte ich ſehen, wo dieſer Kampf wenn auch heimlicher und verſteckter nicht vorhanden wäre. Die Theologie zerſtört ſich ſelbſt, indem ſich alle ihre Ausſagen innerlich zerreiben. Es bleibt Nichts von ihr übrig.

Wir zerſtören ſie nicht: wir zeigen nur, daß ſie ſich ſelbſt umbringt. Sie iſt der Selbſtmord des Geiſtes. Je mehr es mit ihr zu Ende geht, deſto auffallender wird auch ihr Kampf mit ſich ſelbſt, deſto krampfhafter rafft ſie in ihren Sätzen das Entlegenſte zuſammen, um zu zeigen, daß ihre Ausſagen der Widerſpruch ſchlechthin, der Widerſpruch mit ihnen ſelbſt, der Widerſpruch gegen allen Zuſammenhang und gegen die Sache ſelbſt ſind.

Sollen wir weiter analyſiren? Ich dächte, es wäre genug. Wen ich nicht überzeugt habe, daß ein Standpunct, welcher fähig iſt, Sätze von der geſchilderten Art hervorzubringen, keine anderen hervorzubringen im Stande iſt, möge ſelbſt eine Seite im vorliegenden Buch beſtimmen, damit ich an ihr dieſelben Widerſprüche nachweiſe.

In einer kürzeren Manier will ich nur noch ein paar Sätze als Curioſa anführen. Man höre! „Als aber (S. 263) die Beauftragten mit einer ſtrengen Amtsmiene — (man denke!) — auf Antwort drangen, ließ ſich Johannes endlich bewegen, — (ſo? bewegen? ſich endlich bewegen?) — die Rolle des Herolds zu übernehmen — (zu übernehmen!) — der des Herrn Wege in der öden Wüſte vorbereite. Dieſer Beruf, noch dazu in ſolcher allgemeinen Haltung, war durchaus unverfänglich, namentlich in dem einſamen Thale des Jordan, wo kein anderer Lehrer des Geſetzes ſeine Stimme zu erheben pflegte.“ Alſo am Ende nur deshalb nicht verfänglich, weil hier „in dem einſamen Thale des Jordan“ keine Concurrenz zu fürchten war? Sonderbare Einſamkeit! ſonderbare Urſache, keine Concurrenz zu fürchten, wenn „ganz Judäa und Jeruſalem“ zum Täufer wallfahrte und die Meiſter Iſraels im Stich ließ! Sonderbare Einſamkeit, wenn „die Verſammlungen des Täufers“ das Synedrium allarmirten und zur Abſendung einer officiellen Botſchaft bewogen!

Lieber Leſer, höre nun, wie in zwei Sätzen die ganze

Frage über den bibliſchen Bericht über die Taufe Jeſu abſolvirt wird. Höre! „Warum hat Jeſus ſein öffentliches Lehramt mit einer feierlichen Untertauchung im Jordan begonnen, da er doch keiner ſittlichen Reinigung bedurfte? Dieſe Frage iſt zwecklos (!!), weil hier weder die Ablegung der Sündhaftigkeit (!) — (Ablegung der Sündhaftigkeit!) — noch die Prärogative der Sündloſigkeit in nächſter Ausſicht ſtand — (noch die Prärogative der Sündloſigkeit in nächſter Ausſicht ſtand!) — ſondern eine charakteriſtiſch-ſymboliſche Handlung — (ſondern eine charakteriſtiſch-ſymboliſche Handlung!) — die den Geiſt des neuen Lehrers eben ſo wohl als ſeine Lehre bezeichnete (Joh. 3, 5.) und ſchon im Voraus eine Grenzſcheide zwiſchen dem alten und neuen Bunde zog“ (S. 267). Mit dieſen beiden Sätzen iſt die Frage beantwortet und die Kritik, die ſo albern iſt, dergleichen Fragen gründlich behandeln zu wollen, völlig geſchlagen. Wie wichtig alſo ſind dieſe Sätze! Darum erwäge ſie, liebe Seele, recht genau, Wort für Wort, lies ſie zweimal, dreimal, analyſire ſie, unterſuche ihre Conſtruction, lerne ſie auswendig, ſchreibe ſie dir an die Wand und ſo oft du ſie vor dir ſiehſt, ſo denke daran, daß ſie das Meiſterſtück der Theologie ſind, daß ſie ächt theologiſch ſind, und rufe aus: Hebe dich hinweg von mir, Theologe!

Wer im Stande iſt, Sätze, wie die angeführten, zu ſchreiben, kann nicht anders ſchreiben; denn jene Sätze ſind Alles, was er über die Sache vorbringt, alſo nicht Nebenwerke, nicht verlorene Poſten, ſondern die geſammte Heeresmacht, über die er zu gebieten hat. Es iſt daher unnöthig und wäre Zeitverſchwendung, noch einige andere Sätze zu analyſiren.

Wir ziehen kurz und gut die Summe: der Herr Verf. hat uns den theologiſchen Styl in einer Form gezeigt, die wir faſt die Form der Vollendung nennen dürfen: dieſer Styl mußte ſo ſein, wie er wirklich iſt, wenn alle leitende Principien fehlen, wenn alle kritiſchen Unterſuchungen ignorirt werden, wenn die Abneigung gegen das Wunderbare der heiligen Geſchichte, überhaupt gegen das Heilige ſo groß geworden iſt, wie ſie es ſein muß, wenn noch in unſern Tagen die natürliche Erklärung an das Licht zu treten wagt. Das Schwankende und Unſichere der Schreibart verräth den Mangel an Muth — Muth iſt aber nur möglich, wenn tüchtige Principien leiten — die aufgedunſene Hohlheit iſt eine nothwendige Folge, wenn alle gründlichen Unterſuchungen ignorirt werden und der Schriftſteller ſich dennoch den Schein geben will, als gebe er das volle Reſultat einer Arbeit von Jahrhunderten oder Jahrtauſenden; das Schielende und Schwebende des Styls endlich iſt die gerechte Strafe desjenigen, der eine heilige Wundergeſchichte darzuſtellen und zu erklären hat und ſich den Schein gibt, als theile er uns die Sache ſelbſt mit, wenn er uns eine natürliche, ganz gewöhnliche Geſchichte ſchildert und zugleich die Forderung aufſtellt, wir ſollten dieſelbe als etwas ganz Beſonderes und Außergewöhnliches betrachten.

D. h. dieſer Styl, weil er innerlich falſch und nichts weniger als der Ausdruck der Sache iſt, iſt das Unpopulärſte, was es nur geben kann.

Es iſt leicht erklärlich, daß der Rationalismus malcontent wurde, als ihn die neuere Kritik aus ſeinem Traume von einer „Weltreligion“ weckte. Aber er mag grollen, wie er will: ſeine Miſſion oder vielmehr die Miſſion, mit der er ſich ſelbſt beehrte, als er ſich einbildete, ſeine geſchraubten Wendungen könnten die ganze Welt endlich einmal einengen, iſt ihm zum Heil der Welt abgenommen und die Zukunft wird darüber nur lächeln können, daß ein Styl von dieſer Art einmal für das Scepter der Weltherrſchaft ausgegeben wurde. Der Indier, der Chineſe ſollte ſich einem ſolchen Scepter unterwerfen? Die „quellenmäßige Darſtellung des Lebens Jeſu“, wie ſie uns der Rationalismus zu liefern nicht müde wird, ſollte Indiens und China's Literatur verdrängen? Wo denkt ihr hin! Mit den altdeutſchen Volksbüchern könnt ihr den Kampf nicht einmal aufnehmen. Ihr könnt es mit Nichts aufnehmen: am allerwenigſten mit dem Volke, mit dem, was das Volk will und was es geſchaffen hat.

Dem Volke gehört die Zukunft; die Wahrheit aber, weil ſie offen, unverſtellt, rückſichtslos und unerſchrocken iſt, iſt populär; ſie wird alſo mit dem Volke den Beſitz der Zukunft theilen oder vielmehr Beide, das Volk und die Wahrheit ſind Eines, ſind der Eine, allmächtige Herrſcher der Zukunft. Der Curialſtyl der Bevormundung wird nicht mehr vom Volke verſtanden: es will den Styl der Wahrheit, des Muths und der Einfachheit — es verlangt nach dem populären Styl, den es allein verſteht.

B. Bauer.

V.

Das alte neue Teſtament.

In Friedenszeiten würde man ſich lächerlich machen, wenn man über eine Recenſion, aus der man weiter Nichts hat lernen können, als daß der Verfertiger derſelben nun eben von der Sache Nichts verſteht, auch nur Ein Wort fallen laſſen wollte. Aber lächerlich würde es auch ſein, wenn man dem Feinde, den man aus allen Kräften bekämpft, die Meinung laſſen wollte, er könne, wenn er in ſeinen Büchern geſchlagen iſt, nachdem ſeine Bibliotheken vom Feuer der Kritik verzehrt ſind, in ſeinen Literaturzeitungen ſicher und ungeſtraft den Schein erregen, als gebiete er noch über einen wahren Schatz von Wahrheiten. In Kriegeszeiten würde man ſich durch eine Schonung und Verachtung dieſer Art lächerlich machen: noch mehr: eine Indolenz von dieſer Art wäre eine verbrecheriſche Halbheit, da ſie im Rücken der vordringenden Armee die wenn auch verrotteten Burgen beſtehen ließe, aus welchen der Feind doch noch zuweilen Ausfälle machen kann, wodurch er wenigſtens die zurückgebliebenen alten Weiber in Schrecken ſetzen kann. Und können alte Weiber durch ihr Geſchrei nicht auch zuweilen Schaden anrichten? Es wäre lacherlich, wollte man ſo indolent ſein und die alten Literaturzeitungen ignoriren. Sie ſind ja derſelbe Feind, den die philoſophiſche Kritik in den theologiſchen Bibliotheken bekämpft.

In dieſem Augenblicke habe ich weder Zeit noch Luſt, dem Recenſenten, der im letzten Januarheft der Halle'ſchen Literaturzeitung meine Schrift über die Synoptiker angezeigt hat, von allen ſeinen Wendungen zu zeigen, daß ſie theologiſch, alſo ſchamlos, alſo pöbelhaft ſind — weder Zeit, da ich jetzt an der Reinſchrift des dritten und letzten Bandes arbeite, in welchen ohnehin allen theologiſchen Wendungen ein Ende gemacht werden wird — noch Luſt, denn mein Aufſatz über die theologiſchen Schamloſigkeiten reicht zur Antwort noch hin, namentlich mag der Recenſent in No. IV dieſes Aufſatzes, im Abſchnitt über den Rationalismus ſich Raths erholen. Alſo ſpäter! Und ſpäter gewiß, denn jener Kritik des theologiſchen Bewußtſeins gehört auch die Kritik der Geſinnung, mit welcher der ächte Theologe — und der ächteſte Theologe iſt der Rationaliſt — die kritiſchen Werke aufnimmt.

Der Zweck jener Recenſion war, zu beweiſen, daß der Rationalismus ſich lächerlich machen und über den Beweis, daß Marcus der Urevangeliſt iſt, lachen muß. Der Zweck jener Recenſion war ferner, zu beweiſen, daß der Rationaliſt die Sache nicht aus ſich, ſondern aus dem Hundertſten und Tauſendſten, wo möglich aus dem Antediluvianiſchen, gewiß aber aus dem Entlegenſten erklären muß. Das iſt leicht, ſagt der Recenſent, um mich zu widerlegen, eine Sache aus ſich zu erklären! Ja wohl iſt es leicht, wenn die Methode gefunden iſt! wird der Vernünftige antworten. Es iſt ein leichtes Ding mit dem Ei des Columbus! Aber der Theologe, der Rationaliſt darf nicht, wenn er das Kunſtſtück mit dem Ei geſehen hat, daran denken, ſeine Quälereien aufzugeben. Er rollt — ein kleiner Siſyphus — das Ei ſo lange hin und her, bis es bricht.

Ich erkläre die Sache aus ſich ſelber. Aber thue ich das etwa, wie die bisherigen Kritiker der Evangelien mit ihren Methoden, daß ich immer nur Ein und daſſelbe Schema befolge und in tödtlicher Weisheit jedesmal nur Eine und dieſelbe Formel abſinge? In jedem Paragraphen erkläre ich die evangeliſchen Abſchnitte immer mit einer neuen Wendung der Einen Methode aus der Kraft des chriſtlichen Bewußtſeins, weil die evangeliſchen Abſchnitte ſelbſt von verſchiedenem Character ſind. Meine Methode weiß die innere Beſtimmtheit der beſtimmten Sache immer zu achten, zu erklären und durch dieſe Beſtimmtheit ſelbſt aufzulöſen. Ich bin nicht der Chemiker, der ſich einbildet, jede Farbe durch denſelben Handgriff aufzulöſen.

Jeden Abſchnitt muß ich nämlich deshalb mit einer neuen Wendung der Methode auflöſen, weil ich in jedem eine andere Beſtimmtheit des chriſtlichen Selbſtbewußtſeins — wenn ſie wirklich vorhanden iſt — ſehe, eine Beſtimmtheit, welche von dieſer oder jener Colliſion des chriſtlichen Selbſtbewußtſeins, von dieſer oder jener altteſtamentlichen Anſchauung hervorgerufen oder bedingt iſt.

Alſo iſt es mit der Erklärung der Sache aus ihr ſelbſt — wenn auch, ſo bald man die Methode gefunden hat, noch ſo leicht — doch wieder nicht ſo leicht, wie der Recenſent meint. Er wenigſtens hat nicht einmal geahndet, worin meine Methode beſteht. Als Theologe durfte er es nicht ahnden.

Er lacht darüber, daß ich es eine „lumpige Frage“ nenne, wenn ich den Abſchnitt aus ihm ſelbſt in jener Weiſe erklärt habe, nun noch wie der nothwendig inconſequente Mythiker, oder wie der Anhänger der Traditionshypotheſe, oder wie der Rationaliſt, kurz wie der Theologe fragen zu ſollen, ob dem Abſchnitt von der Stillung des Sturms nicht doch wohl irgend ein Factum, etwa daß ſich Jeſus einmal während eines Sturms muthig bewieſen habe, zu Grunde liege.

Ueber dieſe „lumpige Frage“ iſt es nun, daß ich hier noch ein Wort ſprechen will. Der Theologe zwingt uns, über lumpige Fragen zu verhandeln.

Was hätte wohl der Theologe gedacht, wenn ich ſchon in der Schrift über das vierte Evangelium jedesmal an ſeinem Orte bemerkt hätte, daß der Vierte hier die Schrift des Marcus, dort die des Lucas, und dort wieder die des Matthäus benützt habe. Wie ich jedem Bande meiner Schrift einen beſondern Brennpunct, ein beſonderes Intereſſe gegeben habe, ſo habe ich dem letzten das Intereſſe aufgeſpart, welches in der Löſung jener Frage nach dem Verhältniß des Vierten zu den andern dreien liegt.

Was hätte der Theologe geſagt, wenn er von mir hörte, daß das chriſtliche Princip ſo wenig in Form und Materie ſchöpferiſch war, daß alle ſeine Materialien aus dem A. T. genommen, daß dem N. T. ſogar die Worte und Conſtructionen der Sätze entlehnt ſind? Er würde mir — mir, der ich wie kein anderer auch in meiner Schrift über die Evangelien den Unterſchied des A. und N. T. entwickelt habe — den plumpen Vorwurf gemacht haben, daß ich das A. und N. T. zuſammenwerfe, mir, der ich immer zeige, wie die A. T.lichen Anſchauungen in der abſtracten Rede des N. T.lichen Princips ihres derben, aber immerhin doch volksthümlichen, alſo lebendigen Fleiſches beraubt werden. Dem letzten Bande habe ich auch dieſen Beweis aufgeſpart, daß das N. T. faſt ganz und wirklich aus dem A. zuſammengeſtellt werden kann. Ha! was ich hiemit dem Theologen fur einen Stoff zu plumpen Mißverſtändniſſen und Verdrehungen gebe!

Nun zu der lumpigen Frage!

„Und es entſtand ein großer Sturmwind, ſagt Marcus C. 4, 37. Die Wogen aber ſchlugen in das Schiff, ſo daß es ſchon voll wurde.“ Der Dichter in Pſalm 107 ſpricht von denen, die „die Werke des Herrn ſahen und ſeine Wunder im Meer — ſie waren nämlich zu Schiffe — wenn er einen Sturmwind erregte und die Wogen ſich erhoben und ſie — das A. T. iſt immer lebendiger und farbenreicher — gen Himmel fahren und in den Abgrund fahren und ihre Seele vor Angſt verzagte, daß ſie erſchüttert wurden und wankten wie ein Trunkener und wußten keinen Rath mehr und ſie zu dem Herrn ſchrieen in ihrer Noth und er ſie aus ihren Aengſten führete und gebot dem Ungewitter, daß es ſtille ſtand und die Wellen ſich legten" Pſ. 107, 24—29. „Und Jeſus, ſagt Marcus V. 39, bedrohete dem Winde und ſprach zum Meere: ſei ſtill, verſtumme! und es legte ſich der Wind und es ward große Stille." „Und es entſtand, heißt es Jonas 1, 4, ein großer Sturm und das Schiff lief Gefahr zerbrochen zu werden." „Da ſtand das Meer ſtille von ſeinem Wüthen" Jonas 1, 15. Daß Jeſus ſchlief als der Sturm wüthete, ſagen zwar auch Lucas und Matthäus, aber Marcus allein ſagt aus, daß Jeſus gerade „hinten auf dem Schiffe war und auf dem Kiſſen ſchlief"; Marcus nämlich hat den äſthetiſch nothwendigen Contraſt eben ſo wiedergegeben, wie er ihn an dem Orte fand, wo er ihn hernahm. „Jonas aber war in den Bauch des Schiffes heruntergegangen, hatte ſich niedergelegt und war in tiefem Schlaf." „Und ſie weckten ihn, ſagt Marcus, und ſprachen zu ihm: Meiſter, kümmert's dich nicht, daß wir umkommen?" „Da trat zu ihm (Jon. 1, 6) der Schiffsherr und ſprach zu ihm: was ſchläfſt du? Stehe auf und rufe deinen Gott an, damit er uns errette und wir nicht umkommen." Nach der Stillung des Sturms, Jon. 1, 16: *Καὶ ἐφοβήθησαν οἱ ἄνδρες φόβῳ μεγάλῳ καὶ..* Marc. 4, 41: καὶ ἐφοβήθησαν φόβον μέγαν καὶ....

Nun? Iſt und bleibt die Frage nicht lumpig? Iſt es nicht lumpig, an der Priorität des Evangelium Marci zu zweifeln? Zumal wenn nachgewieſen iſt, wie ſchlottrig die beiden Andern ihre Abſchrift verfertigt haben?

So ſind alle dieſe lumpigen Fragen beſchaffen, mit denen ſich die — nothwendig inconſequenten — Mythiker, die Anhänger der Traditionshypotheſe, die Rationaliſten, kurz die

Theologen abquälen und mit deren Qual ſie uns durchaus martern wollen.

Noch eine Frage von dieſer Art!

Die genannten Männer beſchäftigen ſich mit der Frage, ob nicht vielleicht — nein! ſie wollen uns einreden, daß dem Bericht von der Verfluchung des Feigenbaumes ein Wort Jeſu, etwa eine Parabel zu Grunde liege.

Die Parabel findet ſich im A. T. und Marcus hat ſie zuerſt zu einem Factum gemacht, Lucas hat aus dem Factum auf eigne Hand eine Parabel — eine ſehr ungeſchickte Parabel — gemacht und Matthäus hat den Bericht des Marcus ſchlecht abgeſchrieben.

„Ich habe geſehen einen Gottloſen, der war trotzig und breitete ſich aus und grünete wie ein friſcher Baum. Da ich vorüberging — — da ich vorüberging! — παρῆλθον Pſ. 37, 35, 36, ſiehe, da war er dahin; ich fragte nach ihm, da ward er nirgend gefunden.“

Wie viel hat Marcus noch von Strauß zu leiden gehabt, daß er am Tage nachher erſt: *nachdem Jeſus den Fluch ausgeſprochen, die Jünger, als ſie vorübergingen — als ſie vorübergingen!* bemerken läßt, daß der Baum bis auf die Wurzel verdorrt iſt.

Die Frage iſt zu lumpig.

Wie kommt Marcus zum Feigenbaum? Warum nicht, wie ſonſt, ein Weinſtock? Woher die Bemerkung des Marcus: denn es war nicht die Zeit der Feigen?

Antwort! Weil Jehova Iſrael wie eine vorzeitige Feige am Feigenbaum fand. Hoſeas 9, 10.

Habe ich alſo Unrecht, wenn ich jene Fragen der theologiſchen Kritiker, Mythiker u. ſ. w. lumpig nannte?

Ich bin am wenigſten dazu geneigt, die Hypotheſen und Principien, durch deren Aufſtellung ſowohl als Widerlegung die Wiſſenſchaft wächſt, lächerlich zu finden. Aber wenn ein unendlich höheres Princip, ja, wenn das einzig wahre Princip aufgetreten iſt und die alten Hypotheſen ſich dennoch mit altem wackelnden Kopf gegen das Neue und Wahre wie Helden benehmen wollen, ſo machen ſie ſich allerdings lächerlich. Wenn z. B. die Kritik den äußerſt ſpäten Urſprung der Evangelien beweiſt und der Nationaliſt noch ſeinen Unterſchied der Lehre Chriſti — (in den Evangelien) — und der Lehre über Chriſtus — (in den Briefen) — aufſtellt, um jene feſtzuhalten und dieſe verwerfen zu dürfen, ſo iſt das doch zu arg. Die ächten Pauliniſchen Briefe ſind lange vor den Evangelien geſchrieben und dieſe enthalten dasjenige als ſtarres, poſitives Dogma, was in den Briefen noch im Fluß der urſprünglichen Dialektik ſteht, ſie enthalten überhaupt Vieles, was aus den Briefen entlehnt iſt.

Bis jetzt mußte ich mich damit begnügen, die Evangelien durch ſich ſelbſt aufzulöſen. Die Beziehung auf die Briefe — alſo die Herſtellung des epiſtolariſchen Evangelium, des Gegenſtückes zum alten Neuen Teſtament — kann erſt nach jener Auflöſung folgen und kann erſt ſicher durchgeführt werden, wenn die Kritik der Briefe auch von den Feſſeln der rationaliſtiſchen Vorurtheile befreit iſt. Wegen der Flüſſigkeit des Stoffes wird dieſer Proceß nicht ſo viel Zeit erfordern wie die Kritik der Evangelien.

Von den intereſſanten Fragen, die bei dieſem Proceß über die (ſogenannten) pauliniſchen Briefe ſich erheben und deren Zahl bedeutend vermindern werden, will ich im Voraus Eine den Nationaliſten vorlegen.

Daß es ſinnlos iſt, wenn Paulus bemerkt (Philipp. 3, 5), er ſei am achten Tage beſchnitten worden, er ſei von Geburt ein Iſraelit, er ſei aus dem Stamme Benjamin, daß Paulus das Letztere nicht wiſſen konnte, daß nur ein ſpäterer im Stande war, dergleichen Fadheiten niederzuſchreiben, wird der Nationaliſt, der Theologe weder einſehen noch zugeben. Aber wir wären ſehr neugierig, was er wohl ſagen würde, wenn wir nun gar fragten: iſt nicht Paulus das Neſtküchlein unter den Apoſteln? iſt nicht Benjamin daſſelbe? Benjamin der Kleine? Βενιαμὶν νεώτερος ἐν ἐκστάσει? (Pſalm 68, 27.) Nun?

Im Zukunft rathe ich übrigens denjenigen, die mich zum Lob und Preis und Heil der Theologie recenſiren wollen, es nicht zu thun, wenn ſie nicht vorher gewiß ſein können, ihre Leſer durch Sprache, Klarheit der Gedanken und durch erhebende Ideen von der Macht ihrer Sache zu überzeugen. Am meiſten ſchaden ſie ſich, wenn ſie ganze Sätze aus meinen Büchern citiren. Das iſt unvorſichtig!

B. Bauer.

VI.

Die hiſtoriſche Komödie in unſerer Zeit.

(Der Schluß des Aufſatzes: „Das Selbſtbewußtſein des Glaubens oder die Offenbarung unſerer Zeit“. Deutſche Jahrb. 1842, Nr. 143 – 148.)

Dieſer Schluß eines Aufſatzes, der ſich an die Komödirung Schellings und Krummachers oder der chriſtlichen Philoſophie und des conſequenten Chriſtenthums in den beiden Büchern: „Schelling, der Philoſoph in Chriſto“ und „Hegels Lehre von Religion und Kunſt, vom Standpunct des Glaubens beurtheilt“, anſchloß, klärte den Titel des Aufſatzes dahin auf, daß der Glaube, der zur Selbſterkenntniß käme, über ſich ſelbſt lachen müßte, wie wir, die wir ihn kennen, ſo wie er in ſeiner wahren Geſtalt hervortritt, eine komiſche Erſcheinung in ihm finden müſſen. Dieſe Aufklärung über den Titel und über die zwei fraglichen Bücher ſtrich die Cenſur. Wir liefern hier die urſprüngliche Faſſung des Geſtrichenen als Document zu der Eingabe an das Miniſterium des Innern vom 23. Juni 1842; wollen jedoch, um das urſprüngliche Helldunkel, das in den Jahrbüchern leider nothwendig geworden war, hie und da zu lichten, einige eingeklammerte [ ] Zuſätze einſchieben. Da, wo die Recenſion in den Jahrbüchern abbricht, iſt gezeigt, daß die meiſterhafte Darſtellung in dem Buche: „Hegels Lehre ꝛc. ꝛc.“, die beiden Extreme, Philoſophie und conſequentes Chriſtenthum, mit der entgegengeſetzteſten Abſicht und Meinung jedesmal auf denſelben Punkt treibt und im härteſten Conflict der feindlichen Mächte meiſt wörtlich beide Theile dieſelbe Sache ausſprechen und begründen. Daran knüpft ſich der geſtrichene Schluß, wie folgt:

Das Nächſte bei dieſer Erſcheinung iſt nun die Frage, wie verhält ſich dieſelbe zum Selbſtbewußtſein unſerer Zeit? [welche Empfindung wird ein gebildeter und denkender Menſch bei dieſem Conflict der Extreme haben?] der Glaube [ſagt Feuerbach in ſeinem Weſen des Chriſtenthums], ſchaut ſein Weſen als ein fremdes an. [Nimmt man die Darſtellung der „Hegelſchen Lehre vom Standpunkte des Glaubens“ in die Hand, ſo muß man geſtehen:] Krummacher, Hegel und Feuerbach ſtimmen darin überein. Das Selbſtbewußtſein des Glaubens wäre alſo [Aufklärung über ſeine Selbſtentfremdung d. h.] unmittelbar ſeine Auflöſung und die Darſtellung und [anſchauliche] Entzündung eines ſolchen Prozeſſes [des aus der Geiſtesabweſenheit wieder zu ſich ſelbſt kommenden] — die Komödie.

Wenn Krummacher [der conſequente Gläubige] z. E. weiß, daß ſeine Umkehrung des Bewußtſeins eine Umkehrung iſt, und ſie dennoch vornimmt, ſo verhält er ſich ironiſch; wenn er es nicht weiß, ſo kann er einem Philoſophen zwar lächerlich ſein, aber für ſich ſelbſt ſpielt er keine Komödie, im Gegentheil, er redet durchaus im guten Glauben. Weder von Krummacher, noch von unſerm Autor können wir wiſſen, ob er heiter oder ernſthaft drein ſchaut, wenn wir ihn heute leſen laſſen, was er geſtern ſchrieb. Wir haben dies ſchon oben bemerkt. — Es iſt alſo dahin gekommen, daß es gar nicht mehr auf die Subſtanz [des Gedruckten] als ſolche ankommt, ſondern auf die Stellung, welche das Selbſtbewußtſein zu der Erſcheinung derſelben einnimmt. Nicht was geſagt iſt, ſondern mit welcher Meinung, mit welcher Miene, mit welcher Einſicht, mit welcher Bildung, mit welchem Bewußtſein es geſagt und gehört wird, darauf kommt es an; und wir leben in einer Zeit, welche ihr Selbſtbewußtſein [ihr humanes und vernünftiges, d. h. unchriſtliches Weſen] auf eine ſolche kritiſche Höhe gebracht hat, daß die Komödirung alles deſſen, was in daſſelbe als eine widerſprechende Erſcheinung hineinfällt, ſich unabweislich von ſelbſt entzündet. Nun ſind die entzündenden [chriſtlichen] Körper gerade jetzt ſehr aufdringlich; dies hat ſeine ernſte Seite, die ſogleich herausſpringt, wenn wir den Begriff der Komödie und ihr Verhältniß zu unſerer Zeit ins Auge faſſen. Die wahre Komödie iſt eben die hiſtoriſche. Aus dem Begriff, den Hegel von ihr aufſtellt und den er namentlich von Ariſtophanes entlehnt, ergibt ſich dies unmittelbar. Iſt in der Komödie der Menſch als Subject zum vollſtändigen Meiſter alles deſſen gemacht, was ihm ſonſt als der weſentliche Gehalt ſeines Wiſſens und Vollbringens gilt und ſchlagt dieſe Seligkeit und Wohligkeit des Selbſtbewußtſeins in der Komödie jenes „Gelächter“ auf, in welchem das Subject ſeinen Triumph feiert, daß es alles durch ſich und in ſich aufgelöst hat und über den Trümmern der Auflöſung, über dem Gräuel der Verwüſtung „ſicher in ſich daſteht“ Aeſth. 533; — nun ſo iſt dieſe Komödie eben die hiſtoriſche oder die Darſtellung einer Weltwende, indem eine Form des Geiſtes unter- und eine neue aufgeht.] Die bürgerliche Komödie mit zufälligen Perſonen und unhiſtoriſchen Verhältniſſen kann hier nicht in Betracht kommen; dieſe Form, die man Genre-Komödie nennen könnte, und deren Humor durch größere Individualiſirung und kühnere Auffaſſung des Charakteriſtiſchen im gemeinen Leben immer noch unendlich tiefer ſein kann, als er jetzt iſt, hat nicht die Kraft die geiſtige Subſtanz in den angemeſſenen Prozeß zu ſetzen. Es knüpft ſich an ſie nur das Alltagsintereſſe, das immer wiederkehrt und das überall und zu allen Zeiten, wenn auch noch ſo lokal und temporell modificirt, ſpielen kann, weil man weiß, daß dieſe Formationen keine Standpuncte des [ſich bildenden, ſondern nur des natürlichen] Geiſtes bedeuten und darſtellen. „Irrthum an allen Ecken“, „der Junker in der Reſidenz“, „die luſtigen Weiber in Windſor“ — welche Komödie in dieſen Verhältniſſen vorgeht, welches „Wiſſen und Vollbringen“ dieſe immer in die Idealität des Selbſtbewußtſeins auflöſen mögen; eine ſolche Auflöſung betrifft nicht das „weſentliche“ Wiſſen und Vollbringen des Geiſtes, nicht ſeine geſchichtliche Entwickelung. Die Komödie, welche dies höchſte Intereſſe haben ſoll, muß ſubſtantiellere Verhältniſſe und in den Perſonen ihre Träger betreffen, ihre Auflöſung muß eine hiſtoriſche Stufe des Geiſtes ergreifen; dies iſt die *hiſtoriſche Komödie*. Sie wird vornehmlich durch Ariſtophanes repräſentirt, doch iſt ohne Zweifel auch der Molliere'ſche Tartüffe hieher zu zählen und die ganze Voltaire'ſche Perſifflage [das Chriſtenthum], ſo wie die betreffenden Schriften von Lucian und des Don Quixote. *Die hiſtoriſche Komödie macht Geſchichte.* Sie wirft ſubſtantielle Exiſtenzen eines eben der Kritik unterliegenden Zeitgeiſtes in den Schmelztiegel ihrer Idealität [des Auflöſungsprozeſſes] ſie vollzieht einen Act der hiſtoriſchen Kritik, indem ſie dem Selbſtbewußtſein der Gegenwart eine Form gibt, in der es ſich ſelbſt ſtärkt und zur ſouveränen Entſcheidung über eine Exiſtenz getrieben wird, die zwar ihm ſelber angehört, aber [ſeinem gegenwärtigen Weſen und Wiſſen] doch bereits entfremdet iſt. So tritt das Ritterthum im Don Quixote, die Olympier und die Unterirdiſchen im Lucian, ſo Dionyſos und Herakles in den Fröſchen des Ariſtophanes, ſo die Dichter, die Staatsmänner und das Staatsweſen in ſeinen andern Komödien auf. Der Komödie iſt nichts heilig und unantaſtbar, denn ſie iſt abſolute Kritik und die Verflüchtigung oder Idealität aller Exiſtenzen, weil ſie das Selbſtbewußtſein des Weſens ihnen gegenüber iſt. Das ernſte Pathos der Aufhebung einer ſubſtantiellen Exiſtenz im Namen des geiſtigen Weſens oder der Idee — iſt Begeiſterung und als Selbſtgewißheit des Subjects im Kampfe für die Realiſirung der Idee Religion. Deren Verhalten iſt practiſch, während die Komödie ſich nur theoretiſch verhält und in ihrer halbgewiſſen Anſchauung alle Exiſtenzen ſpielend hinopfert und widerſtandslos überwältigt: Der komiſche Sieg iſt ein theoretiſcher und kann dem practiſchen um viele Jahre in der Entwickelung vorgreifen. So löst die ariſtophaniſche Komödie in den Leichtſinn und die Heiterkeit ihres Selbſtbewußtſeins die ſubſtantiellen Mächte des griechiſchen Geiſtes, der Hellenen Religion und Sitte, Götter und Staat auf. Komödiren iſt augenfälliges Kritiſiren, Gelächter iſt Kritik auf einen Blick; die Sache iſt abgethan, ſobald ſie erſcheint, wie ſie iſt, nämlich als confuſe Exiſtenz des Selbſtbewußtſeins. Aber dieſer Proceß geht nur in der Anſchauung, d. h. im Element des Theoretiſchen vor, und obgleich die Anſchauung der Zeit mächtiger iſt, als die Trommeten von Jericho, und nicht bloß „Eine Mauer“, ſondern alle Mauern, Tempel und Götter des ſchönen Griechenlandes umgeſtürzt hat; ſo brachte es doch Ariſtophanes nicht ſo weit, daß es nun gleich keine Götter des Olympes mehr gegeben, daß die altgriechiſche Verehrung derſelben neben der neuen (die Komödie war ja ſelbſt ein Theil der Dionyſien) mit einem Schlage aufgehört hätte. Eben ſo lebte das griechiſche Staatsbewußtſein noch eine gute Weile fort; und der komiſche Untergang, obwohl Ariſtophanes allerdings vor Gericht gezogen (und freigeſprochen) wurde, bewies ſich und wurde aufgenommen als das was er wirklich iſt, als nur ideell oder als die vorläufige Idealität jener Wirklichkeit, welche nur beweiſt, daß ihre Exiſtenzen geiſtlos, geiſtverlaſſen und daß ein neuer Geiſt im Geiſt geboren iſt. Macht man ſich die Sache noch deutlicher, ſo heißt dies: die

Majorität bleibt aus Gewohnheit in Praxi noch lange geiſtlos, wenn ſie auch ſchon im Herzen nicht mehr an dem alten Geiſte hängt und dem neuen im Spiel, d. h. nur ideell und als einer Theorie, der ſie keine Folge geben will, ihren Beifall ſchenkt. Die Komödie iſt vollſtändig vorhanden, ohne daß an ſie geglaubt wird, man wird ſich herzlich an ihr ergötzen und ſich dabei ſagen: das iſt zum Todtlachen wahr, aber es iſt nur Spaß, während der Weltgeiſt [die Weltgeſchichte] urtheilt: es iſt ſo ſehr durchſchaut, daß es dem Geiſte nur noch ein Spiel iſt, alſo: es iſt ſchon Spaß, man wird das nur Ideelle von dem ernſtlichen Ideell ſetzen oder die ſpaßhafte von der ernſtlichen Auflöſung in den neuen Geiſt unterſcheiden und man wird — ein doppeltes Bewußtſein haben. [Das haben wir jetzt.] Das doppelte Bewußtſein naiv haben, iſt Dummheit, es wiſſentlich haben und für ſeine egoiſtiſchen Zwecke gebrauchen, iſt Heuchelei. Je tiefer die Bildung und die kritiſche Aufklärung der Zeit, deſto ausgebreiteter iſt die Heuchelei. Für unſere Zeit iſt ſie das allgemeinſte Bewußtſein, welches es förmlich zu Inſtitutionen und Syſtemen gebracht hat: ganze Völker werden mit Ironie regiert; der Gebildete, der aus dem barbariſchen Syſtem barbariſcher Völker heraus herrſcht, kann nur mit dem wiſſentlich doppelten Bewußtſein herrſchen, es müßte denn ſein, er wollte, was man jetzt Thorheit nennt, die Barbaren bilden und ihr „Volksthum“ aufheben. In ſolchen Zeiten weitverbreiteter Heuchelei, wo wider beſſeres Wiſſen ein überwundener Geiſt zum Princip erhoben wird, ſpielt die Komödie der Tartüffe. Neben der Komödie, die mit dem Heuchler geſpielt wird, ſpielt er ſeine eigene ſelbſt. Dies iſt die Komödie des Heuchlers. Er bekennt aus egoiſtiſchen Abſichten und denkt die Welt zu düpiren, d. h. die Naivetät des doppelten Bewußtſeins dafür zu gewinnen, daß ſie nicht ihr Selbſtbewußtſein, ſondern ihre bisherige Gewohnheit für Ernſt nimmt, und im Ernſte für dasjenige auftritt, wofür er nur aus Politik ſich erklärt. Der Heuchler des alten Geiſtes kann wollen, daß der neue Geiſt oder das Selbſtbewußtſein am Glauben und an der alten Gewohnheit untergehe, weil das ſeinen Privatzwecken entſpricht; es iſt aber umgekehrt auch denkbar, daß der alte Glaube erheuchelt wird, um ihn zum Untergange ins Selbſtbewußtſein der Zeit zu bringen, weil das den Zwecken der Entwickelung und namentlich der Aufhebung des doppelten Bewußtſeins der Naivität entſpricht. Dieſe letzte Form iſt erheuchelte Heuchelei, denn der ſie ausübt, fällt nur ſcheinbar von ſeinem wahren Selbſtbewußtſein ab; er wird Künſtler und zwar der komiſche Künſtler, welcher die Heuchelei durch nichts anders, als durch ihre reine Darſtellung ins Selbſtbewußtſein auflöst. Iſt unſer Autor [von „Hegels Religion und Kunſt"] ein Komöde [und er iſt einer], ſo iſt er ein ſolcher.

Dieſelbe Auflöſung des alten Geiſtes, welche die Komödie darſtellt, beweiſt die Philoſophie. Plato und Ariſtoteles haben ſich vom Olymp und der Mythologie befreit; an die Stelle des mythiſchen und künſtleriſchen Geiſtes tritt der philoſophiſche; die Wahrheit iſt dem Einen das Reich der ewigen Ideeen, dem Andern der freie Proceß (der Entelechie). Ueberhaupt tritt im Griechenthum, dieſem ewigen Vorbilde einer wahrhaft geiſtigen Ausbildung, mit der Komödie und ihrer Befriedigung des Selbſtbewußtſeins der Uebergang aus der poetiſchen Formirung des Geiſtes in die kritiſche und philoſophiſche ein; und es iſt nun eine Form des Geiſtes erreicht, die eine ſchlechthin allgemeine Bedeutung hat, während die Poeſie und Mythologie eine helleniſch-particulare, an ſpecielle Exiſtenzen feſtgebundene bleibt.

Der philoſophiſche und der heitere Geiſt der Hellenen iſt dann ſpäter allerdings weltbildend geworden, er iſt es noch; aber er mußte ſein eignes Element, das ſchöne, humane Griechenthum auflöſen und das wilde Material des Abendlandes, eingetaucht in das Princip der Gemüthswillkür und romantiſcher [chriſtlicher] Umkehrung des Bewußtſeins, erſt überwältigen, um als von neuem befreiter Geiſt wieder Philoſophie und als „heiteres Beruhen des Geiſtes in ſich“ [bei der angeſchauten Auflöſung ſeiner alten Subſtanz, des Chriſtenthums) wieder Komödie zu werden.

In der That erlebt in unſern Tagen das Griechenthum ſeine Wiedergeburt nach einem langen gigantiſchen Weltkampf; wenn aber die ariſtophaniſche Komödie unmittelbar aus dem politiſch-äſthetiſchen Leben des Volkes hervorging, ſo ſcheint die unſrige vielmehr aus der Philoſophie entſpringen zu wollen. Nehmen wir nämlich an, daß die Philoſophie jetzt das Selbſtbewußtſein des deutſchen Geiſtes iſt — und wir werden es müſſen — ſo entzündet in ihm eine Geſtalt wie Krummacher nothwendig ein welthiſtoriſches Gelächter, und in dieſem Falle hätten wir an dem vorliegenden Buche contra Hegel und nicht minder an dem Tractätchen für Schelling nichts Geringeres — als die Wiedergeburt der hiſtoriſchen Komödie und in ihr die vollkommenſte Idealität oder geiſtige Auflöſung des romantiſchen [chriſtlichen] Geiſtes.

Der germaniſche Geiſt iſt hierin nur erhalten, ſofern er ſich von dem romantiſchen [chriſtlichen] unterſcheidet und alſo auch fähig iſt, jenen aus ſich auszuſcheiden. Uebrigens iſt bei jedem Kampf der Sieg in Gefahr, und es wäre nichts als Indolenz, wenn man ſich ohne weiteres bei dem Gedanken beruhigen wollte, daß der germaniſche Geiſt vor dem Untergange gefeit ſei. Im Gegentheil, er hat die höchſten Formen der Wirklichkeit, freien Staat und conſtituirte Geiſtesfreiheit, noch nicht einmal erreicht. Kein germaniſches Gemeinweſen ſichert ihm eine Form des Selbſtgefühls und Selbſtbewußtſeins, wo nun der rein germaniſche Geiſt in vollkommenſter Heiterkeit und Macht frei ſich bewegen könnte. Ja, wir ſtehen noch nicht einmal an dieſer Aufgabe; ſie ernſtlich zu denken iſt — Verbrechen, und in der ganzen politiſchen Bewegung der Wirklichkeit hat das Recht des freien Selbſtbewußtſeins noch keine geſetzliche, ſondern nur eine factiſche Exiſtenz. Oder wo wäre der Politiker, der es nicht lächerlich fände, einen andern, als einen ſogenannten practiſchen Zweck, den Dienſt eines womöglich perſönlichen Intereſſes, zu verfolgen? Die endlichen [kleinlichen, egoiſtiſchen] Zwecke und die ſogenannte Klugheit, ſie zu verfolgen — das iſt die geprieſene Politik. Ihr Princip iſt die Geiſtloſigkeit des Philiſterthums, ihre Stütze der Philiſter ſelbſt. Aus dieſer Geſtalt der Welt ſoll der Idealismus in Form einer Weltmacht erſt geboren werden, und wenn dieſer der reingermaniſche Geiſt oder der gereinigte Germanismus wäre, ſo könnte freilich zunächſt nicht von ſeinem Untergange, ſondern vorerſt nur von ſeinem Aufgange die Rede ſein. Will man aber, ſtatt des conſtituirten Idealismus zu gedenken, nur nach der Gefahr unſerer Wiſſenſchaft und unſeres innerlich freien Selbſtbewußtſeins fragen, ſo ſind wir ganz ähnlich daran wie die Griechen. Die Welt iſt noch immer voller Barbaren, und die Barbaren ſind noch immer begierig, ihre ganze wüſte Subſtanz, die durchgeführteſte rohſte Willkür ihres Gemüths- und Staatslebens, in den germaniſchen Jungbrunnen zu ſtürzen: und die Frage würde nur die werden: wird es dem philoſophiſchen Geiſt der Deutſchen vergönnt ſein, bei ſeinem eignen Material, der eignen inneren, der deutſchen Barbarei und Willkür, zu verharren und dieſe zu bezwingen, oder wird er ſich mühſam durch ein neues Mittelalter hindurch zu fremden Völkern und Welttheilen retten müſſen?

Dieſe hiſtoriſche Frage hängt gar ſehr an dem Umſtande, ob das naiv-doppelte Bewußtſein zur Theilnahme an dem Kampfe der Freiheit zu bewegen iſt, oder ob es den egoiſtiſchen Planen der Heuchelei und des modernen Jeſuitismus anheim fällt. Das iſt die Gefahr. Bei den Griechen wurde die Frage ſo ſcharf gar nicht geſtellt; Eins haben wir alſo vor den Griechen wirklich voraus: das philoſophiſche Selbſtbewußtſein [wir kennen die Gefahr], und ſelbſt die Komödie iſt in neueſter Zeit als ſtaat- und weltbildendes Princip bereits in Wirkſamkeit: die Kritik der hiſtoriſchen Barbarei unſers einheimiſchen Geiſtes hat ſich in einer weltbewegenden und welterneuernden Epoche poſitiv durchgeſetzt. [Die neueren Staatsbildungen beruhen auf der Philoſophie.] Gegen dieſe Nothwendigkeit der Vernunft reagirt die Willkür der Romantik [gegen die neue Zeit das Mittelalter, gegen den Humanismus das Chriſtenthum]; aber die Willkür iſt ſelbſt der flüſſige Proceß, in der Willkür des Geiſtes ſteckt die Vernunft, in dem Idealismus der Willkür der Idealismus der Freiheit; und ſo gut die Willkür den freien Geiſt bekämpft, ſo gut hat der freie Geiſt ſein Material an der Willkür. Es hat daher wohl den Anſchein, als hätte unſer romantiſches (oder chriſtliches) Material in ſeinem Princip der Willkür oder der abſoluten Subjectivität mehr Fähigkeit zur philoſophiſchen Befreiung, als der beſtimmte, in ſich geſchloſſene und vollendete Geiſt des Hellenismus in ſeinem Princip der Schönheit. Gegen die Kunſtgeſtalt kann man ſchon die Willkür, gegen die plaſtiſche Geſtaltung des Geiſtes die Innerlichkeit deſſelben als etwas Höheres geltend machen; gegen die Willkür ſelbſt nur die Freiheit. Der romantiſche (chriſtliche) Geiſt ſehnt ſich aus ſich heraus, er ſucht in ſeinem Jenſeits ſein Heil; er hat alſo allerdings die Anlage, aus ſich heraus zu gehen; und es iſt nun nur die Aufgabe, ihm zu zeigen, daß ſein Jenſeits nichts anderes iſt, als die wahrhaft menſchliche Freiheit, die ja in der That jenſeits ſeiner ſubjectiven Willkür liegt.

Mündete ſonach der griechiſche Geiſt in die Willkür des Gemüths, weil ſeine ſchöne Objectivität nicht anders flüſſig werden wollte; ſo ſcheint es jetzt, als müſſe die Willkür des Gemüths in die philoſophiſche Freiheit münden, und die heutige hiſtoriſche Komödie löst die Willkür in die Freiheit auf, weil ſie (die Komödie) die Philoſophie in ſich hat. Nicht das ſubjective Belieben des großen Haufens, nicht das naiv-doppelte Bewußtſein, ſondern nur das in der philoſophiſchen Freiheit ſtehende und für ſie entſchiedene Bewußtſein kann dieſe neueſte Komödie goutiren.

Die philoſophiſche Freiheit iſt nun aber — die Geſchichte hat es in unſern Tagen (durch die Staatsbildungen der franzöſiſchen Revolution) bewieſen — das Poſitive, der welterzeugende Mutterſchooß. Sie iſt alſo jetzt nicht bloß die Sicherheit des Geiſtes überhaupt — ſo erſcheint uns die griechiſche Philoſophie — ſondern in der freien Bewegung, die der philoſophiſche Geiſt gegenwärtig ſich erkämpft, handelt es ſich um die Sicherſtellung dieſes beſtimmten, von der Wiſſenſchaft zu machenden, Proceſſes, um die legitimirte Aufhebung dieſer beſtimmten Willkür in die Freiheit.

In der griechiſchen Philoſophie iſt der Geiſt überhaupt gerettet; nicht der helleniſche Geiſt: dieſer erträgt eine Geſtaltung von ihr aus nicht. Unſere Philoſophie dagegen hat von jeher an dem willkürlichen Geiſt des romantiſchen Gemüthslebens, deſſen Begriff es iſt, ſich fortdauernd aus ſich zu befreien, ein biegſames Material der Geſtaltung gehabt; unſerer Philoſophie ſcheint daher gerade in dieſem Kampfe ihr beſtimmter Proceß und das Element deſſelben geſichert zu ſein; und die Komödie findet einen Boden, der ſie ertragen kann, die Auflöſung der Willkür iſt ſofort die Freiheit. Nicht das Selbſtbewußtſein als Willkür oder abſolute Subjectivität, wie bei den Griechen, ſondern das Selbſtbewußtſein als Freiheit oder conſtituirte geiſtige Welt bricht hier in das Gelächter der Komödie aus. —

Und ſo legen wir denn die Feder bei Seite mit dem

Gefühl, daß wir nie einen Gegenſtand von fundamentalerer Wichtigkeit in Anregung bringen konnten, als hiemit geſchehen iſt. Der Kampf und die Bewegung braust vor unſeren Ohren, im ſeinem tiefſten Innern iſt das Geiſterreich erregt. Das Schickſal des deutſchen Geiſtes iſt dem Muthe unſerer Männer, der Hingebung unſerer Jugend anvertraut. Erinnern wir uns der Griechen! Wir werden ein unſterbliches Volk ſein, wenn wir uns ſelbſt nicht verlaſſen.

Arnold Ruge.

VII.

Luther als Schiedsrichter zwiſchen Strauß und Feuerbach.

Strauß und Feuerbach! Wer von Beiden hat Recht in der neulich angeregten Frage vom Begriffe des Wunders? St., der auf den Gegenſtand noch als Theolog, darum befangen, oder F., der ihn als Nicht-Theolog, darum frei betrachtet? St., der die Dinge anſieht, wie ſie in den Augen der ſpeculativen Theologie erſcheinen, oder F., der ſie ſieht, wie ſie ſind? St., der es zu keinem entſcheidenden Urtheil über das Wunder bringt, noch eine beſondere, vom Wunſche unterſchiedene Macht des Geiſtes durch das Wunder hindurch ahndet — gleich als wäre nicht der Wunſch eben dieſe von ihm aus geahndete Macht des Geiſtes oder Menſchen, nicht z. B. der Wunſch, frei zu ſein, der erſte Actus der Freiheit — oder F., der kurzen Prozeß macht und ſagt: das Wunder iſt die Realiſation eines natürlichen oder menſchlichen Wunſches auf ſupranaturaliſtiſche Weiſe? Wer von Beiden hat Recht? Luther — eine ſehr gute Autorität, eine Autorität, die alle proteſtantiſchen Dogmatiken ſammt und ſonders unendlich überwiegt, weil die Religion bei ihm eine unmittelbare Wahrheit, ſo zu ſagen Natur war — Luther entſcheide.

Luther ſagt zum Beiſpiel — denn es ließen ſich unzählige ähnliche Stellen aus ihm anführen — über die Erweckung der Todten bei Lucas 7: „Unſers Herrn Jeſu Chriſti Werk ſollen wir anders und höher anſehen, denn der Menſchen Werk, denn um der Urſachen willen ſind ſie auch uns fürgeſchrieben, daß wir an denſelben Werken erkennen ſollen, was er für ein Herr ſei, nämlich ein ſolcher Herr und Gott, der helfen kann, da ſonſt niemand vermag zu helfen, alſo daß kein Menſch ſo hoch und tief gefallen ſei, dem er nicht aushelfen könne, es ſei auch die Noth, wie ſie wolle.“ „Und was iſt bei unſerm Herre Gott unmöglich, daß wir's nicht getroſt auf ihn wagen ſollten? Er hat ja aus nichts Himmel und Erden und alles geſchaffen. Er macht noch alle Jahre die Bäume voll Kirſchen, Spillinge, Aepfel und Birnen, und bedarf nichts dazu. Unmöglich iſt's unſer einem, wenn im Winter der Schnee liegt, daß er ein einiges Kirſchlein aus dem Schnee bringen ſollte. Aber Gott iſt der Mann, der alles kann zurecht bringen, der da lebendig machen kann, was todt iſt und ruffen dem, was nicht iſt, daß es ſei, Summa, es ſei ſo tieff gefallen, wie es wolle, ſo iſt's unſerm Herre Gott nicht zu tieff gefallen, daß er's nicht könnte empor heben und aufrichten. Das iſt noth, daß wir ſolche Werke an Gott erkennen und wiſſen, daß ihm nichts unmöglich iſt, auf daß, wenn es übel zugeht, wir lernen auf ſeine Allmächtigkeit unerſchrocken ſein. Es komme der Türke oder ein ander Unglück, daß wir denken, er ſei ein Helfer und Retter da, der eine Hand habe, die allmächtig iſt und helffen könne. Und das iſt der rechte, wahrhafftige Glaube.“ „An Gott ſoll man keck ſein und nicht verzagen. Denn was ich und andere Menſchen nicht vermögen und können, das kann und vermag er. Kann ich und andere Leute mehr nicht helfen, ſo kann er mir helffen und mich auch vom Tode erretten, wie der 68. Pſalm ſagt: Wir haben einen Gott, der da hilfft, und den Herrn Herrn, der vom Tode errettet. Daß alſo unſer Herz immer keck und getroſt ſei und an Gott feſthalte. Und das ſind Herzen, die Gott recht dienen und ihn lieben, nämlich die unverzagt und unerſchrocken ſind." „In Gott und ſeinem Sohn Jeſu Chriſto ſollen wir keck ſein. Denn was wir nicht können, das kann er; was wir nicht haben, das hat er. Können wir uns nicht helffen, ſo kann er helffen und will es ſehr gern und willig thun, wie man hier ſiehet." (Luthers Werke. Leipzig 1732. S. 442—445.) In dieſen wenigen Worten habt ihr eine Apologie der ganzen Feuerbach'ſchen Schrift — eine Apologie von den Definitionen der Vorſehung, Allmacht, Creation, des Wunders, des Glaubens, wie ſie in dieſer Schrift gegeben ſind. O ſchämt Euch, ihr Chriſten, ihr vornehmen und gemeinen, gelehrten und ungelehrten Chriſten, ſchämt Euch, daß ein Antichriſt Euch das Weſen des Chriſtenthums in ſeiner wahren, unverhüllten Geſtalt zeigen mußte! Und Euch, ihr ſpeculativen Theologen und Philoſophen rathe ich: macht Euch frei von den Begriffen und Vorurtheilen der bisherigen ſpeculativen Philoſophie, wenn ihr anders zu den Dingen, wie ſie ſind, d. h. zur Wahrheit kommen wollt. Und es gibt keinen andern Weg für Euch zur Wahrheit und Freiheit, als durch den Feuer—bach. Der Feuerbach iſt das Purgatorium der Gegenwart.

Kein Berliner.

VIII.

Die philoſophiſche Kritik und die deutſchen Jahrbücher.

Brief an einen Rheinländer aus Berlin. Anfangs Januar.

Wir könnten die Männer, die ſich an die Spitze der neueſten philoſophiſchen Bewegungen geſtellt haben, und die Andern, die ſich von allen Seiten her, ſowohl vom Standpunct des Glaubens, als der Theologie als einer mäßigen Philoſophie aus den philoſophiſchen Exaltado's widerſetzen, ruhig ihren Kampf ausfechten laſſen. Man zwingt uns aber, wenn nicht zur Theilnahme, doch zu einer geſpannten Aufmerkſamkeit, da namentlich die Gegner der Bewegung jede Gelegenheit benutzen, um in den öffentlichen Blättern das Publicum auf das zerſtörende Treiben jener Männer aufmerkſam zu machen und dagegen das Juſtemilieu ihrer Geſinnung, ihrer Arbeiten anzupreiſen.

Noch zuletzt brachte die Oberdeutſche Zeitung Nro. 21 einen Aufſatz, in welchem ſie die deutſchen Jahrbücher — die Art, mit der ſie es that, werden wir ſogleich kennen lernen — angriff und in derſelben Zeit kam uns eine Correſpondenz-Nachricht der Cöllner Zeitung in die Hand, in welcher uns gemeldet wurde, daß Ruge in Dresden ſehr zurückgezogen lebe, daß er mit den Männern, die auf der Baſis der geoffenbarten Religion den Fortſchritt wollten, keinen Umgang habe, und daß ſich auch Echtermayer bewogen gefühlt habe, ſich von ihm zurückzuziehen.

Charakteriſch iſt es, wie alle ſolche Aufſätze und Nachrichten von dem Gegenſtande ihrer Anklage ſprechen. Einmal ſtellen ſie die Bemühungen der philoſophiſchen Kritiker als „zerſtörend“ dar — als ob ſie es zugeben dürften, daß durch die Kritik dasjenige, was ſie für wahr halten, zerſtört werden könnte! — oder als gefährlich — ſchönes Bekenntniß ihrer Stärke, wenn ſie ſo ſprechen, als hätten ſie nicht die Macht, alle Angriffe der Philoſophie im Voraus zu paralyſiren und unſchädlich zu machen! — und dann wenn ſie über Zerſtörung, Gefahr, Schädlichkeit mehr als zu viel declamirt haben, ſtellen ſie die Bemühungen ihrer Gegner als ein bloßes „Schulgezänke dar, welchem das Volk ſeine Theilnahme nicht ſchenke“. Warum ſprechen, ſchreiben und declamiren ſie alſo ſo viel über ſolches Schulgezänke? Warum ziehen ſie durch die öffentlichen Blätter das Volk in dieß vermeintlich unwürdige oder lächerliche Gezänke hinein? Warum vertrauen ſie nicht auf die Kraft ihrer Arbeiten und Bemühungen? Warum laſſen ſie nicht die Gegner das Schickſal ihrer Richtigkeit erfahren? Weil ſie auf ihr Juſtemilieu nicht vertrauen, weil ſie ſich bewußt ſind, daß ſie weder die Kraft der Bewegung, noch jene andere urſprüngliche Kraft beſitzen, welche dazu gehört, das Alte, den alten Glauben der Väter, den wirklichen Glauben der Kirche, das Erkenntniß der ſymboliſchen Schriften in dem vollen Ernſt des Alten feſtzuhalten. Man frage jene klugen Männer und Ankläger der Reihe nach herum: glaubt ihr, was die Väter glaubten, was die Kirche vorſchreibt, was die ſymboliſchen Bücher lehren? und man wird hören, daß ſie Nichts davon glauben, daß ſie auch mit philoſophiſchen Grübeleien ſich abgeben und nur darüber erzürnt ſind, daß jene Andern ſie in der Kühnheit der Kritik überflügeln.

Wir verhalten uns in dieſer Angelegenheit völlig unparteiiſch, d. h. wir erkennen die beiden Gegenſätze an: die Feſtigkeit des wirklichen Glaubens — aber wohl verſtanden: des wirklichen ernſten Glaubens und die Feſtigkeit und Entſchloſſenheit der Kritik! Warum? weil die Männer des Alten und der Bewegung ihre Perſon vergeſſen, weil ſie nur für ihre Sache leben, weil ſie auf beiden Seiten die Selbſtverläugnung üben und ihre Perſon einem höhern Intereſſe aufopfern. Der Gläubige, aber wohlgemerkt! der wirklich Gläubige, opfert ſeine Privatanſichten, ſeine Privatmeinungen, Bedenken und Zweifel dem erhabenen Gebot der Kirche auf; der Mann der Bewegung, der eine neue Zeit ſchaffen, einen neuen Grund des geſammten Lebens legen will, gibt ſeine Perſon, ſeine Privat-Neigungen, ſein Privat-Wohl preis, indem er ſich von den bisherigen Grundlagen des Lebens ablöst und Gefahr läuft, von allen Seiten angegriffen, verfolgt, verkannt zu werden und endlich ſeines Unternehmens wegen als Opfer zu fallen.

Den Mittleren, den klugen Männern der Mäßigung mag es mit ihrer Ueberzeugung Ernſt ſein; aber ſie haben in der That keine Sache, kein Intereſſe, mit dem es ihnen Ernſt iſt. Es iſt ihnen nur Ernſt mit ihrer Klugheit, ihrer Geſundheit, mit jenem Strichelchen, welches ſie in ihrer Erfindſamkeit herausgebracht und gezogen haben, und über welches, wie ſie durchaus befehlen, die Geſchichte nicht hinausgehen ſoll. Aber ſie beſitzen weder den wahren, einfachen und unverfälſchten Glauben, noch die Kühnheit eines unerſchrockenen Denkens; um den Glauben und um das Denken iſt es ihnen nicht zu thun, ſondern um das unklare Gemiſch und Gebräue, welches ſie aus einem jämmerlich verdünnten Glauben und aus einem abgeſtandenen, trägen und dicken Denken zuſammengeſetzt haben.

Deutſches Volk! dieſes Gebräue ſollſt du trinken? damit ſollſt du dich ſtärken, mit einem Getränk, welches weder (Joh. 7, 38) aus dem himmliſchen Strom des lebendigen Waſſers geſchöpft iſt, noch das irdiſche Quellwaſſer des Denkens iſt? Nein! Klar, friſch und rein und an der Quelle geſchöpft, alſo urſprünglich muß in jedem Falle das Getränk ſein, welches dich ſtärken und erquicken ſoll! Jene Mixturen einer ſelbſtgefälligen Klugheit werden dir nicht munden.

Die Männer der kritiſchen Bewegung werden wohl darauf reſignirt haben, daß ſie auf jedem Schritt und Tritt von dem Beifall der Maſſe werden begleitet werden. Der Maſſe, an welche die Oberdeutſche Zeitung in jenem Aufſatze appellirt, ſchenkt zwar anfangs, wenn etwas Neues auftaucht, demſelben eine augenblickliche Aufmerkſamkeit, aber wenn der Ernſt der Bewegung größer wird, tritt ſie zurück, wird ſie ſchwankend, oft irre, und erſt wenn das Reſultat fertig auftritt, wird ihre Theilnahme wieder lebhafter erregt, weil ſie ſich nun für oder gegen entſcheiden muß.

Es gehört daher ein großer ſittlicher Ernſt dazu, wenn Männer eine Aufgabe übernehmen ſollen, deren Durchführung ſie ſo vielen Gefahren und ſelbſt der Gefahr, daß ſie für längere Zeit allein daſtehen, ausſetzt. Dieſe Sittlichkeit iſt durchaus anzuerkennen. Die größte Prüfung, die ſie beſtehen müſſen, beſteht darin, daß ſelbſt Leute, die mit ihnen anfangs gemeinſam arbeiteten, aus Indolenz, Schwäche, Klugheit der Berechnung zurücktreten — ja wohl gar auf die andere Seite hinüber geworfen werden.

Der genannte oberdeutſche Correſpondent ſagt, daß die neueren Kritiker mit „Gehäſſigkeit“ vom Chriſtenthum reden. Wir dachten aber doch, daß Männer, die ihr ganzes Leben, Beſtehen und Lebensglück daran ſetzen, das Chriſtenthum nicht zu ſchmähen, ſondern zu erkennen und in ſeinem Urſprunge zu erklären, anders behandelt werden müſſen. Die einzige Behandlung, die ſie verdienen, iſt die, daß man ſie in Werken widerlegt, nicht in Zeitungsartikeln ſchmäht. Jener Artikel ſagt, daß ein Gerede, wie es der Kritiker über die Wahrheiten des Chriſtenthums verführt, „auch von (!) der griechiſchen oder mohamedaniſchen Religion unerträglich ſein würde.“ Erſtlich lerne der oberdeutſche Correſpondent beſſer ſchreiben, ſodann weiſe er nach, daß der Kritiker über die Wahrheiten der chriſtlichen Religion gehäſſig ſprechen und dann ſage er, ob ſie die griechiſche oder mohamedaniſche Religion auch gehäſſig behandeln. Anklagen von der Art darf ein Mann, dem es noch um die Sache zu thun iſt, nicht ſo leichtſinnig aufſtellen oder gar in Zeitungen ſetzen, die doch manchen Leſer haben, welcher die angeklagten Männer und ihre Schriften nicht kennt.

Was wir aber als gewiß ausſprechen können — als gewiß, weil es der Schluß des genannten Artikels beweiſt — iſt die Thatſache, daß es dem Verfaſſer deſſelben nicht um die Menſchheit, nicht um die Kirche, nicht um die heiligen Evangelien zu thun iſt, ſondern um die Schrift eines der ſchwächſten Anhänger der Hegel'ſchen Philoſophie, um eine Schrift, der er gern die Anerkennung verſchaffen möchte, welche ihr die Menſchheit leider bis jetzt verſagt hat. Am Schluß des Artikels wird nämlich von dem ewigen Evangelium geſprochen, welches erſcheinen würde, wenn „dem Menſchengeſchlechte durch Ausbildung (!) der geoffenbarten Wahrheiten in (!) Vernunfterkenntniſſe (!) geholfen“ werde. Nun, dieß „abſolute Evangelium“ oder wie es ſein Verfaſſer noch ſehr beſcheiden genannt hat, die „Beiträge“ zu dieſem Evangelium ſind bereits erſchienen, von eben jenem ſchwächſten aller Hegelianer der Menſchheit geſchenkt, und es kommt nun bloß darauf an, ob die Menſchheit will, daß ihr geholfen werde. Will ſie es nicht, ſo iſt es nicht die Schuld jenes oberdeutſchen Correſpondenten.

Und was wir endlich auch als gewiß ausſprechen können — jeder, wer dazu Luſt hat, kann ſich durch den Augenſchein davon überzeugen, und wir werden es bald beweiſen — iſt die

Thatſache, daß eben jenes „abſolute Evangelium“ nichts als ein fehlerhafter, oberflächlicher Auszug aus Hegels Religionsphiloſophie iſt. Der kenntnißloſe Verfaſſer dieſes Auszugs hat ſich nicht einmal die Mühe genommen, die zweite Ausgabe des Hegel'ſchen Werkes zu benutzen. Solche Compilationen will die Oberdeutſche Zeitung dem geſammten deutſchen Volk als die Beiträge zu dem ewigen Evangelium empfehlen. Solche Leute will ſie uns empfehlen, damit wir die ächten, geſchichtlichen Evangelien oder die vermeintlichen Mißhandlungen, welche dieſelben durch die Kritik erfahren haben ſollen, vergeſſen. Wir danken fur dieſen Erſatz. Wir bleiben bei den alten Evangelien, wenn gleich nicht ohne Kritik.

IX.

Das „chriſtlich-germaniſche“ Juſtemilieu.

Die Berliner „litterariſche Zeitung“. 1842. Januar und Februar.

Bis zum Januar dieſes Jahres war die „litterariſche Zeitung“ (Verlag von Duncker und Humblot, redigirt von einem Herrn Brandes) zwar nicht ohne Freundſchaft und Feindſchaft, aber doch weſentlich ein ſolides, anſpruchsloſes Intelligenzblatt, wohlfeil und vielverbreitet, obgleich es keineswegs alle Erſcheinungen der Litteratur vollſtändig regiſtrirte; ſeitdem hat der böſe Geiſt der deutſchen Jahrbücher auch über dieſes Beſtehende Macht gewonnen. Wir finden in einer Reihe von leitenden Artikeln die principielle Polemik, in den Ueberſchriften die epigrammatiſche Methode, ja in den Artikeln ſelbſt die Ausdrucksweiſe und die Stichworte der Jahrbücher nachgeahmt und neben einigen wenigen, immer wiederkehrenden, romantiſchen Dogmen ſehr häufig ſogar die Fahne „der freien Wiſſenſchaft“, „des Proteſtantismus“, „der freien Entwickelung“, ſelbſt „des Conſtitutionalismus“ aufgepflanzt. Ohne Zweifel iſt das Eine Ernſt und das Andere nur der Lockvogel. Jedenfalls aber ſind die höchſten Zwecke unmittelbar ins Auge gefaßt, und um dieſe zu erreichen, um das Princip, dem es gilt, näher zu beſtimmen, ſehen ſich die jüngeren und älteren Herren, denen wir den Aufſchwung der litterariſchen Zeitung verdanken und deren Namen bei dem fortſchreitenden Ruhme des Unternehmens gewiß nicht immer ungenannt bleiben werden, genöthigt, die deutſchen Jahrbücher im Einzelnen vielfältig anzugreifen; ja, ſo ſehr ſie auch im Ganzen von unſerer Methode erbaut zu ſein ſcheinen, ſie leben und weben ganz in dieſer Diſputation gegen uns. Das iſt ſehr zu erkennen, und wenn ſie auch bisweilen etwas verlaut werden, ſo ſind wir doch natürlich die Letzten, die dieſen Eifer für die Wahrheit mißbilligen, im Gegentheil wir rufen dem Gegner die Ermunterung des Römers zu:

macte nova virtute, puer, sic itur ad astra!

nicht, indem du gehängt wirſt, wie etwa Leo den Nachſatz commentiren würde, ſondern indem du begreifſt, daß niemand zur Unſterblichkeit aufſteigt, der nicht einen principiellen Kampf hindurchführt. Die litterariſche Zeitung hat das eingeſehen, und es iſt daher nur ein augenblicklicher Gedächtnißfehler, wenn auf der dritten Seite den Jahrbüchern vorgeworfen wird, ſeit dem Manifeſt gegen die Romantik ſei ihre Oppoſition *abſtract principiell* geworden. Wie könnte man in Wahrheit principiell ſein, ohne von allem zu abſtrahiren, was mit dem Princip unverträglich iſt? Wer für die weiße Roſe ficht, dem wird die rothe nicht dienen; wer aber denkt, er könne es mit beiden Theilen halten, der wird ſich zwiſchen zwei Stühle ſetzen. Alſo

„Nur offen, wie ein Mann: für oder wider!
Und die Parole: Sklave oder frei!“

Wie nun die litterariſche Zeitung im Allgemeinen die deutſchen Jahrbücher zu ſchätzen weiß — man ehrt niemand höher, als wenn man von ihm lernt und ſeine Maximen adoptirt — ſo müſſen auch wir ſie im Ganzen loben. Es iſt anzuerkennen, daß aus dieſer Gegend, wo man ſich ſonſt immer nur Götzens eiſerne Hand und den Index Prohibitorum zu denken pflegt, die *litterariſche* Gegnerſchaft beliebt wird.

Dieſe Tendenz iſt im Allgemeinen die richtige, und wenn die anonymen Herren auch ihre Mittel überſchätzen ſollten, ſo iſt es doch gewiß, daß dieſe Mittel die einzigen ſind. Die Einſicht der Menſchen iſt keinem äußerlichen Mittel zugänglich, und außerdem, da einige von unſern Gegnern den Plato geleſen haben, ſo wiſſen ſie, Gleiches wird nur von Gleichem erkannt. Wäre nun dieſe Gleichheit wirklich vorhanden, ſo würde neben der litterariſchen Gegnerſchaft in der litterariſchen Zeitung niemals die Klage bei der Obrigkeit aufgekommen ſein: es wäre das Bedürfniß dazu gar nicht vorhanden geweſen. Wie die Sache aber jetzt liegt, fängt jeder Aufſatz, wenn auch nur indirect, mit dieſer Klage an und endigt mit ihr.

Wir wollen dieſes fremdartige Element, dieſe alte Krankheit der Theologie, die Wiſſenſchaft ins Gewiſſen der Polizei zu ſchieben und auf Theſen mit dem Fluch zu antworten, vorwegnehmen, und, um nicht zu ermüden mit dieſem heutzutage ſchon ſo ziemlich abgenutzten Artikel, nur den erſten Aufſatz — das Programm eines maßgebenden Mannes, der mit den großen Stiefeln des ſchwäbiſchen Hanemann vorangeht, — darauf anſehen. Gleich S. 1 klagt: „das Unweſen des neueſten Denkens mache ſich ſelbſt zum Gott, um Alles, was bisher dem Menſchen heilig war, zu vernichten“; ferner „die Bekenner der neueſten Denkrevolution gebehrden ſich in Geſinnung, Praxis (?) und Theorie auf gleiche Weiſe revolutionär“ d. h. ſind Hochverräther; und S. 2: „Jene Koryphäen unſerer Philoſophie (Kant, Fichte ꝛc.) wollten keineswegs die ganze bisherige Bildung und Wiſſenſchaft zerſtören“, natürlich ſoll man ergänzen: aber dieſe neuen Denkrevolutionäre wollen es, und das iſt unrecht, obgleich es nicht ſchwer iſt, zu entſcheiden, wem die bisherige Bildung und Wiſſenſchaft unbequem iſt, ob den neuen Philoſophen oder den Männern von chriſtlicher Teinture. S. 4:

„wo ſindet ſich thatſächlich eine größere Preßlicenz gegen Kirche und Staat, als in dieſen undeutſchen Jahrbüchern?“ S. 5: „die Treue gegen die Idee, während ſie den Menſchen aus der bisherigen Sklaverei des Göttlichen zu retten vorgibt“ — (iſt die Idee nicht das Göttliche und die Treue nicht das Band des Individuums mit ihm?) — „löſt ſie in Wahrheit alle menſchlich-geſelligen Bande ſowohl des Staats- als des Privatlebens“; S. 6: „möge der Ernſt der deutſchen Wiſſenſchaft die Keime“ (des Böſen oder der Auflöſung) „wenigſtens in ihrem Gebiete zertreten, ehe es zu ſpät iſt!“ Der letzte Satz heißt auf deutſch: „Ich that das Meinige, Kardinal, thun Sie das Ihrige!“ welch ein Wink liegt in dem ſehnſüchtigen „Wenigſtens“? und die vorigen Sätze klagen alle theils bei der Cenſur oder über die Fahrläſſigkeit der Cenſur, theils bei der religiöſen Inquiſition, theils ſogar beim Criminalgericht auf Ketzerei und Hochverrath. Da dieſen Klagen nur polizeilich Folge gegeben worden iſt durch eine verſchärfte Cenſur in Leipzig und ſpeciell der deutſchen Jahrbücher, während in Preußen ſo weſentliche Preßerleichterungen eingetreten ſind, daß der Druck oppoſitioneller Schriften ſich jetzt gewiß nach Berlin ziehen wird, ſo haben die Klagen freilich nicht viel gefruchtet, zumal wenn man bedenkt, daß der Ankläger in der Hauptſache, der Klage auf revolutionäre Praxis und Verbrechen gegen die geſellige Ordnung, thatſächlich abgewieſen worden iſt; und da die „Bekenner der neueſten Denkrevolution“ in Familie, Geſellſchaft und Staat als gute, ja zum Theil als öffentlich ausgezeichnete Bürger leben, ſo iſt die Klage auf Löſung aller menſchlich-geſelligen Bande ꝛc. kein gutes Zeugniß für die Einſicht und den guten Willen des Schriftſtellers; es haben ihm daher auch nur die ausgemachteſten Pinſel geglaubt.

Was aber hier in der „litterariſchen Zeitung“ dieſe Klagen Störendes haben, das iſt, wie geſagt, das Verlaſſen des litterariſchen, des wiſſenſchaftlichen Bodens, das Herausfallen aus dem Widerlegen einer Philoſophie in ein ganz anderes Genus, nämlich in die moraliſch-politiſch-religiöſe Verdächtigung. Iſt dies in einer wiſſenſchaftlichen Discuſſion ſtörend, ſo iſt es überall bedenklich. Hat der Verf. niemals die Reden von Robespierre geleſen und den übeln Eindruck empfunden, den es macht, wenn die Gegner nicht grade und offen, ſondern mit Verdächtigung ihrer Geſinnung und Tugend, mit Inſinuationen der Gefahr des Vaterlandes bekämpft werden? Verdächtigung greift Platz, wo man nichts, oder ſogar das Gegentheil weiß, wo man die Phantaſie ängſtlichen Menſchen, nicht ihre Vernunft in Anſpruch nehmen will. Verdächtigen iſt ein moraliſcher Fehler: Das Gefühl für den Vorwurf der Gehäſſigkeit und der kleinen Seele darf dem edeln Menſchen nie abgehn: es iſt ein politiſcher Fehler: Gehäſſigkeit und niedrige Geſinnung können nicht herrſchen, ſie dienen immer, ſie werden nur verwendet, wie die Meute auf das Wild; und ſelbſt die Reſignation, nichts ſein zu wollen, als dieſe Meute, findet nirgends eine andere Anerkennung und Ehre, als die der Jäger ſeinen Hunden zukommen läßt: — er unterhält ſie. Ihr Männer und jungen Leute von Berlin, ihr wollt litterariſch opponiren, und ihr verdächtigt? Stellt dieſen Uebelſtand ab, das fordert eure Ehre!

Oder ſollten die Berliner, die wir hier vor uns haben, nicht gebildet genug ſein, um anders, d. h. mit reinem Intereſſe für die Controverſe, zu verfahren? Es iſt ja ſo leicht. Wir ſollen geſagt haben: das Denken iſt der Gott. Ihr laßt es nicht gelten. Gut, ſo zeigt, daß der Gott nicht das Denken ſei und lehrt uns, was göttlicher ſei, als Vernunft, Verſtand und Wiſſenſchaft. Wenn das Denken der Gott iſt, ſo, fürchtet ihr, werde Alles was bisher dem Menſchen heilig geweſen, vernichtet. Gut, das dürft ihr fürchten, aber heilig iſt die Liebe, heilig die Wahrheit, heilig die gute Sache der Menſchheit, heilig iſt mit einem Worte alles was den Menſchen zum Menſchen macht, — vernichtet nun das Denken, welches der Gott ſein ſoll, dieſes Heilige, und wenn bisher etwas Anderes für heilig gegolten hätte, wäre es die Schuld ſolches Heiligen oder des Denkens, daß es vernichtet wurde? Wenn ihr alſo *alles* Heilige in Bauſch und Bogen nennt, ſo verdächtigt ihr nur. Geht ein auf die Sache, ſagt, *welches* Heilige wird durch das göttliche Denken vernichtet? *Welche* Bildung, *welcher* Staat, *welche* Kirche, *welche* geſellige Ordnung wird von der Denkrevolution angegriffen und zerſtört? Und wenn ihr die beſtimmte Sache genannt habt, die euch am Herzen liegt, dann vertheidigt dieſe Sache, vertheidigt die Dogmen gegen Strauß und die altchriſtliche Weltanſicht gegen Feuerbach, vertheidigt den Abſolutismus oder den Staat des Mittelalters gegen die neue Conſtituirung eines wahrhaft freien Gemeinweſens; dagegen aber ſchreit nicht in's Blaue hinein von „Auflöſung aller menſchlichen Bande“, burdet uns nicht eine Abſurdität auf, die nicht einmal den Räuberbanden gelingt, denn auch die „Bande“ der Räuber untereinander ſind noch menſchliche. Wenn man aber ſagt, eines Menſchen Denkungsart ſei ſchlimmer als die der Räuber und Diebe, und iſt nicht im Stande, dies eben ſo öffentlich zu beweiſen, als man es behauptet hat; ſo — nun, meine Herrn, was thut man in einem ſolchen Falle? Ich ſage doch nicht zu viel, wenn ich behaupte, man bringe ſich dadurch um den öffentlichen Credit, verſteht ſich, wenn man vorher einen gehabt hat. Und dieſe Gefahr ſolltet ihr nicht vermeiden wollen durch das einfache nicht relatoriſche Eingehn auf den jedesmaligen *beſtimmten* Gegenſtand der Controverſe? — Wer ſeinen Vortheil verſteht, wird ſich dieſen Fingerzeig zu Nutze machen.

Wenn wir geſagt haben, daß Verdächtigung und moraliſch-politiſche Anklagen in einer wiſſenſchaftlichen Controverſe ein ſtörender Artikel ſind, ſo geſtehen wir damit zu, daß unſre Gegner neben der Anklägerei allerdings auf eine wirkliche Controverſe ausgehn und ſie ſcheinen, je weiter ſie kommen, deſto mehr von der urſprünglichen Unart zurückzukommen. Das iſt recht.

In der Controverſe ſelbſt wäre es freilich zu wünſchen geweſen, wir hätten namhafte ebenburtige Gegner von philoſophiſcher Orientirung gefunden; aber wir wollen auch dieſe, wie ſie nun eben ſind, nicht verachten: nützt es nicht uns, ſo nützt es doch vielleicht ihnen, daß wir zeigen, welche Kenntniſſe und welche Erkenntniß ihnen noch abgeht, um, ganz abgeſehen von der Kunſt, die erſt den Autor macht, in ſo wichtigen Dingen öffentlich zu reden.

Der Aufſatz Nro. 1 über die „Denkrevolution“ iſt, wie alle übrigen, nicht auf der Höhe der Principien, die wahren Pointen, um die es ſich jetzt handelt, werden verfehlt, und es tritt die Confuſion ein, daß der Verfaſſer ſich und ſeine Wiſſenſchaft fur frei erklärt, in demſelben Augenblick, wo er die abſolute Unfreiheit an den Tag legt. Dies iſt das allgemeine Phänomen in dem bisher uns zu Geſicht Gekommenen. Es im Einzelnen nachzuweiſen, wird nicht ohne Intereſſe, und ſelbſt von practiſcher Wichtigkeit ſein, da eine große Majorität des Publicums und darunter politiſch einflußreiche Männer in demſelben Falle ſich befinden und viele davon vernünftigen Gründen nicht unzugänglich ſind. Wir entſchuldigen hiemit unſre Ausführlichkeit uber dieſe ſonſt, d. h. wiſſenſchaftlich, völlig unbedeutenden Schriftſteller.

Nr. 1 alſo beginnt: „Kein anderes Volk hat, wie das deutſche, der Erforſchung der göttlichen Dinge ſich hingegeben; nur „im Geiſt und in der Wahrheit“ wollte es das Heilige verehren, darum ſuchte es die Wahrheit mit tiefem Ernſt und untrennbar vom Heiligen, von der göttlichen Offenbarung.“ Dies verräth eine völlige Unkenntniß unſerer Litteratur und

Philoſophie. Kants Kritiken der Vernunft und der Urtheilskraft ſind völlig getrennt von der göttlichen Offenbarung; Fichte verlegt in ſeiner „Kritik aller Offenbarung“ das Urtheil über die Göttlichkeit derſelben in die menſchliche Vernunft, und ſeitdem er vollends Gott als die moraliſche Weltordnung beſtimmt hatte, wurde er von den Eiferern ſeiner Zeit ein Atheiſt genannt. Daß alſo die Unterſuchung der Wahrheit in Deutſchland „abgetrennt von der göttlichen Offenbarung geführt worden iſt“, hätte alſo Nro. 1 leicht lernen können. Auch Hegel iſt doch ein Deutſcher, er iſt ſogar ein Berliner geweſen, und liegt darum auch in der That dem Gedächtniß unſers Autors näher. Er hat daher bei ſeinem erſten Satze nur nicht an ihn gedacht, und wo er ſeiner ſich erinnert, auf der zweiten Seite, da denkt er nicht mehr an ſeinen erſten Satz. Er ſagt nämlich S. 2 ſelbſt: „Hegel habe die Uebereinſtimmung zwar behauptet, es ſei aber ſehr bald der Verdacht entſtanden, daß in einem Syſtem, welches darauf ausgehe, die Unwahrheit des gemeinen Bewußtſeins nachzuweiſen, die Uebereinſtimmung des religiöſen und ſpeculativen Bewußtſeins nicht begründet ſein könne.“ Mit dem Verdacht, dem theologiſchen Zweifel, beginnt nun der Fortſchritt von der Kenntniß des Herrn 1 zur Erkenntniß. Er ſagt S. 2. Die Grundanſicht des Hegelſchen Syſtems wäre: „Das Abſolute (Gott) iſt nicht zu denken als eine jenſeitige Perſönlichkeit — dieſe iſt eine abſtracte endliche Vorſtellung — ſondern als Proceß, als Einheit des Unendlichen und Endlichen, als hindurchproceſſirend durch alle Gegenſätze, als wirklich exiſtirend in Natur und Geiſt. Dieſe Beſtimmungen waren zunächſt nicht gegen die chriſtliche Idee Gottes gerichtet.“ Nicht? Hm! alſo wäre der chriſtliche Gott nicht perſönlich, nicht jenſeitig, nicht erhaben über alle Vernunft und nichts weiter, als die natürliche und geiſtige Wirklichkeit? Das wäre ein ſehr biegſames Chriſtenthum; ſo kann der Mann es alſo wohl nicht gemeint haben. Ohne Zweifel liegt der Accent auf dem Worte „*gerichtet*“, auf der *Abſicht*. Hegel *wollte* das nicht, es geſchah ihm unverſehns, und wenn er auch mit jener Faſſung des Abſoluten noch ſo ſehr „abgetrennt von der göttlichen Offenbarung“ und „der chriſtlichen Idee Gottes“ daſteht, er war zu gut dazu, um anders denken zu *wollen*, als es ſein Beichtvater erlaubte; auch ſoll ſich's gar bald gezeigt haben, daß es nicht ging, ſo zu denken, wie Hegel es leider wirklich that. „Weder das ſpeculative, noch das chriſtliche Bewußtſein konnte ſich mit dieſem Gedanken *befriedigen*. Man konnte denſelben nicht realiſiren“ (ein koloſſaler Einfall, den Gedanken des Abſoluten noch expreß zu realiſiren! etwa wie man einen Wechſel realiſirt?), „ohne Gott zugleich in die Endlichkeit herabzuziehn“ (aber das iſt ja eben der Witz davon, das hat ja Hegel nicht nur nicht vermeiden, ſondern ausdrücklich thun *wollen*!) „und noch mehr wird es *anſtößig*, daß Gott *erſt* im menſchlichen Selbſtbewußtſein der *allwiſſende* (?) ſein ſollte.“ Hegel hat dies nun freilich nicht geſagt, ſondern irgend einer, der nicht denkt, hat ſich dies ſchenken laſſen; das abſolute Wiſſen und die Allwiſſerei iſt bei Hegel nicht daſſelbe; was aber zugegeben werden muß, das iſt dies, es iſt nicht bloß „anſtößig“, es iſt ſogar abſtößig und negirt die ganze Anſchauungsweiſe der Vorzeit, wenn Hegel den ſelbſtbewußten Geiſt, d. h. den Menſchen, die höchſte Realität des Abſoluten nennt. Und dennoch, fragen wir bei dieſem deus terminus noch einmal, dennoch ſollen alle deutſchen Denker „in der Erforſchung der göttlichen Dinge von der Offenbarung oder von der Theologie ſich nicht abgetrennt haben“? Und noch einmal, iſt dies Mangel an Kenntniß oder an Verſtand? iſt es philoſophiſch-theologiſche Unwiſſenheit oder chriſtlich-germaniſcher Duſel?

Der chriſtliche Deutſche — wir wollen unſern Unbekannten der Kürze wegen ſo nennen — fährt fort, wie er angeſaugen, ganz au naturel, und ſchiebt alles Unheil den Franzoſen in die Schuhe. Er ſagt: „Wenn bei unſern Nachbarn die Ueberkultur ein negatives, Gott läugnendes Denken erzeugte, ſo fand dies bei den Weiſeſten und Beſten, ja, bei dem ganzen Kerne unſerer Nation keinen Beifall: der Deutſche verachtete ein Denken, welches auf gleiche Weiſe die Würde des Menſchen und ſeinen göttlichen Urſprung verläugnete," d. h. die Deutſchen drückten ihre Verachtung ungefähr folgendermaßen aus: Schiller dichtete die Götter Griechenlands, Göthe die Braut von Korinth, Leſſing edirte die wolfenbüttler Fragmente und Friedrich der Große zog Voltaire an ſeinen Hof. Wir wollen einen Nachtwandler, der ſo tief in ſeiner chriſtlich-germaniſchen Tarnkappe ſteckt, daß er nicht nur ſelbſt unſichtbar iſt, ſondern auch die ganze große Welt der Edelſten und Beſten unſichtbar macht, nicht erſt fragen, bei wem die großen Deutſchen, die ihre Zeit beherrſchten, in die Schule gingen, von wem Friedrich, von wem Göthe gelernt; wir theilen ihm bloß die Notiz mit, daß es all dieſen Männern auf viel reellere Dinge ankam, als auf's „Läugnen und Verläugnen", als auf den ganzen verſchimmelten Kram der Obſcuranten, und daß ſie gerade dadurch die „Edelſten und Beſten" geworden ſind. Wir geſtehen es gerne, wenn wir ſo anfangen, dergleichen neuchriſtlich, neugermaniſche Phantaſien zu leſen, ſo wundern wir uns wohl, daß dieſe Herren unſere ganze Litteratur nicht geleſen zu haben ſcheinen; wenn wir aber fortfahren, was freilich einen großen Kampf mit der Langenweile koſtet, ſo hört dieſe Verwunderung in der Ueberzeugung auf, daß ſie auch das Geleſene ſo gut als nicht geleſen haben und, wie die Haſen, mit offenen Augen ſchlafen.

Nachdem wir alſo belehrt ſind, wie entſchieden bisher das franzöſiſche Unweſen von den Deutſchen verachtet worden, daß es weder ihre Höfe, weder ihre Sitten, ja nicht einmal ihre Gedanken erreicht habe, heißt es dann weiter: „Und doch iſt in *Deutſchland* ſelbſt ein ſolches Unweſen (er meint „das von der Offenbarung getrennte Denken“) *jetzt* aufgeſtiegen; aus *unſerer* Philoſophie glaubt er ſeinen Urſprung ableiten zu können“ — wirklich, das iſt ſchändlich, das iſt mehr, es iſt undeutſch! — „und gibt ſich ſelbſt für die höchſte Macht nicht nur des Denkens, ſondern auch des Lebens und alles Seins“ — *nicht nur*? iſt denn nicht das Denken der Souverain des Lebens und des Seins? Das weiß ja jeder Kaufmann, der ſeine Gedanken zu Gelde macht und jeder denkende Landwirth und Schafzüchter. Wißt ihr es aber anders, und iſt euch der Lebendige mehr als der Denkende; nun, ſo verehrt die Läuſe auf euerm Kopfe und haltet euers hohlen Schädels träges Sein für höher als den Kopf des Ariſtoteles! Ueber das Unweſen! — „es macht ſich ſelbſt zum Gott, um Alles, was bisher dem Menſchen heilig war, zu vernichten.“ In der That, wenn es wahr iſt, wie der Menſch, ſo ſein Gott, dann könnte man verſucht werden an den Vernichtungsverſuch zu glauben durch eine ſolche Unkenntniß und eine ſolche geiſtige Unfähigkeit, die von der erſten Stadt unſers Vaterlandes ausgeht; doch gemach! ihr Herrn, „wir wollen uns unterſtehn, euch das zu wehren!“

In den nächſten Sätzen ſeines Programms gegen die Denkrevolution wird der chriſtliche Germane etwas menſchlicher, aber nur, um damit ſeinem eigenen Princip der göttlichen Offenbarung geradezu ins Geſicht zu ſchlagen. „Es ſei jetzt ein hitziger Kampf, man müſſe den gemeinſamen Ausgangs- und Mittelpunct der geiſtigen Entwickelung feſthalten“, — gut! man höre ihn! — „dieſer iſt kein anderer als — man erwartet die Offenbarung und die Erlöſung der Heiden und Germanen durch die Wunder in Judäa“, aber der Mann läßt ſich hinreißen zu ſagen: — „kein anderer als der Schatz der errungenen Bildung, die Subſtanz der gemeinſamen Vernunft; nur in ihrer realen Durchdringung (nicht „Auflöſung“ — als wenn nicht jede realiſirte Durchdringung eine Auflöſung wäre! hat der Verf. ſeine Kinder nie Semmelmilch eſſen ſehen?), kann der Geiſt ſeinen hohen wiſſenſchaftlichen Beruf erfüllen, nur in ihr kann er fortſchreiten und die wahre Freiheit erreichen.“ Wiſſenſchaftlicher Beruf, wahre Freiheit des Geiſtes in ihm und der Schatz unſerer Bildung, alſo auch unſerer heidniſchen Philoſophie und Poeſie? Das alles iſt unſer? Das willſt du uns laſſen, du Guter? Wie ſchön! Aber iſt denn der „chriſtlich germaniſche“ Menſch frei in ſeinem Geiſte, iſt er nicht vielmehr abhängig von der Offenbarung und ihren Prieſtern? Iſt „die Subſtanz der gemeinſamen Vernunft“ nicht im Streite mit dem Wunder der Offenbarung? Iſt die „Anſtößigkeit“ und „Verdächtigkeit“ eines in heutiger Vernunft ſehr maßgebenden Denkens nicht von dem Verf. ſelbſt ausgeſprochen worden? Wir fürchten, dies geht nicht zuſammen. Thut nichts, wenn es nicht geht, antwortet unſer Germane, und wäre es die baarſte Unmöglichkeit, wie ſie es wirklich iſt, zugleich die freie Wiſſenſchaft und die Herrſchaft der Offenbarung zum Princip zu machen, wer alle andern Wunder glaubt, den ſollte dies eine geniren? und iſt nicht dieſe Confuſion, der unvermittelte Streit des Weltlichen und Geiſtlichen, der Weltvernunft und der heiligen Glaubensherrſchaft (Hierarchie), „die chriſtlich-germaniſche“? Bei alledem „will die litterariſche Zeitung mit möglichſter Schärfe“ (nemo ultra posse), „und ohne Parteieifer“ (wir haben einige Proben dieſer Unparteilichkeit vorgelegt) „die Herrſchaft und Würde der freien Wiſſenſchaft zu fördern ſuchen“ (ungefähr dieſelbe Aufgabe wie die der Jahrbücher; nur etwas anders gelöſet, weshalb es denn auch gleich weiter heißt:) „Jener drohenden Auflöſung gegenüber beginnen wir das Werk im feſten Vertrauen auf die Unbeſieglichkeit und ewige Jugend des chriſtlich-deutſchen Geiſtes.“ Amen! Aber wie iſt mir? geht denn das mit rechten Dingen zu? In demſelben Augenblick, wo er mit dem chriſtlich-deutſchen Geiſt die freie Wiſſenſchaft ſtützen will, ſpricht er ja die Furcht aus, daß die Freiheit, welche dieſe Wiſſenſchaft ſich nimmt, den Untergang und die Auflöſung des chriſtlich-germaniſchen Geiſtes herbeiführen werde. Iſt das nicht ungefähr ſo, als wenn einer fürchtete erſchoſſen zu werden und dann ſagte; ſchieß nur zu, ich werde deine Kugel mit meinem Kopfe pariren!

Doch im Ernſt, was iſt Freiheit der Wiſſenſchaft und was die germaniſche Chriſtlichkeit? Es wird viel Mißbrauch mit dieſen weitſchichtigen Begriffen getrieben, daß ſie aber hier ſogar zuſammengeſpannt werden konnten, war nur darum möglich, weil beide ganz unbeſtimmt und regungslos daliegen. Sobald man ſagt was ſie ſind und ſie beim Namen ruft, hört dieſer Friede auf, jedes ſtößt das andre ab, jedes iſt die Fahne einer andern Zeit. Die Freiheit des Wiſſens iſt das auf ſich ſelbſt geſtellte Denken, wobei alle Geſchichte und alle Natur oder die Erfahrung nur die zu überwältigende, nicht die normirende Vorausſetzung iſt, oder die Freiheit, die das Denken iſt, *erzeugt ſich ſelbſt* aus ihrer eignen Erfahrung und Natur und Geſchichte. In der Hiſtorie wird dies Verhältniß erſt da erreicht, wo die Autorität äußerer Macht in den Proceß des Wiſſens nicht eingreift und ihre Vorurtheile nicht zu ſeinen Geſetzen macht. Dies iſt der Begriff der freien Wiſſenſchaft im Gegenſatz zur gedankenloſen Kenntniß und zur abhängigen Scholaſtik. Chriſtlich-germaniſcher Geiſt iſt als *hiſtoriſche* Kategorie zu faſſen, ſo bezeichnet ſie den Geiſt des Mittelalters, der noch erſt zur Geiſtesfreiheit aufſtrebt. Die Form des mittelaltrigen Kampfes und alſo auch die hiſtoriſche Kategorie des chriſtlich-germaniſchen Geiſtes iſt gegenwärtig überwunden. Will man den Kampf unſerer Zeit bezeichnen, ſo kann man nicht ſagen, es ſei jetzt das Weltliche und Geiſtliche noch gegeneinander; im Gegentheil, es weiß jetzt jeder, daß der Geiſt des Menſchen nur noch mit ſeinen natürlichen Schranken zu kämpfen hat, für die ſupranaturaliſtiſchen zeigt er weder Ohr, noch Intereſſe mehr: die Freiheit hat eine politiſche Bedeutung, Geiſtesfreiheit in der Form, jeden möglichen Glauben hegen zu dürfen, iſt ein längſt errungenes Beſitzthum. — Soll dagegen das chriſtlich-germaniſche zu einer noch heute gültigen Beſtimmtheit gemacht werden, ſo verflüchtigt es ſich in den ganz allgemeinen Ausdruck: Zuſtand des Geiſtes und der Bildung im gegenwärtigen Deutſchland. Aber wie nun? Soll die Philoſophie und die Poeſie nicht dazu gehören, und wenn dieſe, wie beide Theile nicht umhin können zu geſtehn, weder chriſtliche noch germaniſche, ſondern ſchlechtweg menſchliche Vernunft ſind, in Frankreich ſo gültig als in Deutſchland, wie wird es da mit der Kategorie „des chriſtlich-germaniſchen Geiſtes?“ Man denkt ſich darunter wohl das deutſche Gemüth, die deutſche Treue und die deutſche Frömmigkeit — aber alles dies drückt ein moraliſches Verhalten, keinen Gegenſatz zur Philoſophie aus. Jenachdem ich philoſophire, wird mein Gemüth, meine Treue, meine Religion einen andern Inhalt haben. Im Gemüth faßt der Menſch Intereſſe für die Realiſirung der Wahrheit oder des Göttlichen, in der Treue fällt er von dieſem Intereſſe nie ab, und in der Religion glaubt er daran, daß die Wahrheit uber allen Widerſtand ſiegen und der Tag des Edlen endlich kommen werde, nicht am Ende der Tage, ſondern für jede Phaſe der Idee oder des Ideals der Menſchheit, wenn das deutlicher iſt, zu ihrer Zeit. Dies chriſtlich-germaniſche Verhalten — wenn das gemeint wird — iſt aber wiederum ein ſehr allgemeines, ſogar ſehr franzöſiſches, wenigſtens wüßten wir kein Volk auf Erden, welches heldenmüthiger an der Realiſirung der Freiheit gearbeitet; Ehre dem Ehre gebührt! ja, und Religion dem Religion zukommt! denn mit der Maulreligion ohne allen beſtimmten Inhalt auf dem Faulbett einer ſtrohernen Metaphyſik ohne Kampf, ohne Helden, ohne Märtyrer iſt es nichts. — Sollte es aber mit dem chriſtlich-germaniſchen ſo gemeint ſein, daß am Ende nur ganz im Allgemeinen der deutſche Charakter damit ausgedrückt würde, ſo iſt dieſer freilich unbeſieglich und ewig jung, mag er durch Auswanderung nach Rußland oder nach Nordamerika verſetzt, mag er unter den ſchlimmſten Eroberer hingeworfen werden, ja, es könnte ſich ſogar ereignen, daß der deutſche Charakter noch einmal darin geſetzt werden müßte, daß dieſes Volk allen Begriff von Staat und Freiheit bis auf ein Minimum verlöre; und immer würde in ihm noch das Chriſtliche und das Germaniſche zu entdecken ſein; die Duldung des Aeußerſten wäre chriſtlich und die politiſche Apathie werden diejenigen am allerwenigſten undeutſch finden, bei denen es als Glaubensartikel feſtſteht, daß nichts heilloſer ſei als politiſche Parteien und politiſche Kämpfe für die Principien der Parteien. Aber bei alledem, meine Herrn, Sie haben ja Patriotismus, Sie intereſſiren Sich für die deutſche Ehre, alſo aſſociren wir uns und geben wir es nicht zu, daß die Deutſchen ſo tief herunterkommen, nichts weiter zu ſein als Germanen und Chriſten, erinnern Sie Sich, „es iſt die Wahrheit, die da frei macht“, auch die Germanen und die Chriſten. Alſo „fürcht' dich nit, Pfäfflein!“ löſ' in Gottes Namen deine chriſtlich-germaniſchen Vorſtellungen in Philoſophie auf, die Menſchen werden dadurch nur menſchlicher, das Menſchliche göttlicher werden.

Wie alle chriſtlichen Germanen, ſo ſchlägt ſich auch dieſer, obgleich das Mittelalter an blutigen Köpfen und Gräueln reich genug iſt, vornehmlich mit dem Popanz der Revolution herum. Wozu das? wenn einer unbefugter Weiſe Revolution macht und ihr fangt ihn, ſo hängt ihn, ihr habt das Recht, wenn ihr regiert. Aber die gewaltſamen definitiven Conflicte der Principien — und das ſind die Revolutionen in der Weltgeſchichte — mit eingedrückten Augen wegdisputiren zu wollen, iſt vergebliche Mühe; eben ſo wenig können wir darin ein Unglück finden, daß jedes ernſtliche Geltendmachen eines neuen Princips, ſei es in der Wiſſenſchaft, ſei es im Staat, ſobald es ſich durchgreifend zeigt, eine Revolution genannt wird. Das *gewaltſame* Durchſetzen des Neuen beſteht darin, daß nie und nimmer das Alte gutwillig untergeht, ſo wenig, daß der *definitive* Conflict nie das gänzliche Ende des Beſiegten, ſondern nur der entſcheidende Gang um die Herrſchaft iſt. Wenn aber unſer Germane meint, die hiſtoriſchen „Revolutionen erzeugten nichts Neues“ oder noch allgemeiner, „das Wegräumen des Alten gäbe keine Entwickelung“, ſo kann er ſich von der Unhaltbarkeit ſeiner Anſicht ſogleich überzeugen, wenn er ſich nur alle ſeine alten Zähne ausziehn läßt. Er wird zwar, wenn er ſchon gezahnt hat, keine neuen Zähne bekommen; aber ſowohl in ſeiner Sprache, als in ſeinem Eſſen wird eine enorme Entwickelung eintreten, ja es wird vielleicht ſogar das Zahnfleiſch den Dienſt der Zahne übernehmen aus reinem Patriotismus, denn es wird ſich keine Vorwürfe zu machen haben über die Wegräumung der „deſtructiven“ „corroſiven“ Zähne, dieſer Demagogen, „die nur Luſt am Zerſtören haben“ und „nichts Neues ſchaffen konnen“, die nichts im Sinne haben, als die „ungedeihliche Oppoſition der Unterſten gegen die Oberen“ und dadurch allen „Naturwuchs“, den ſie zwiſchen ſich kriegen, „auflöſen“. Ein bloßes Wegräumen, ein reines Zerſtören gibt es nicht, eben ſo wenig etwas, das *nur negativ* wäre, wie hier von der Revolution geſagt wird. In politiſchen Parteikämpfen iſt die bloße Negation am allerwenigſten auch nur vorzuſtellen. Denn da in ihnen ein Princip das andere wegräumt, ſo thut es dies nur, um ſich ſelbſt an deſſen Stelle zu ſetzen; dies Negiren iſt am alleraugenſcheinlichſten ein Poniren. Auch ſollte man denken, die franzöſiſche Revolution wäre doch die letzte, der man die Erzeugung eines neuen abſprechen könnte und ſollte es auch nur eines neuen „chriſtlich-germaniſchen Geiſtes“ ſein, denn der war doch vorher rein ausgegangen, und erſt Ruhr und ſpäter die chriſtlichen Althegelianer haben ihn wieder in der Leute Mund gebracht, verſteht ſich ſeit die Freiheitskriege und unſer romantiſche Aufſchwung dem Deutſchthum und dem Intereſſe für die Zeit ſeiner Glorie wieder auf die Beine geholfen; und à propos! iſt der Freiheitskrieg, der uns alle neu geboren hat, denn keine Revolution?

In der Philoſophie macht unſer conſervirte Deutſchthümler die Entdeckung „Hegels Denken verſchmähe die Subſtanz der Erfahrung und geſunden Vernunft“ und ſtellt ſich vor, daß der Denker nichts erfährt oder alles ignorirt, was er durch Geſchichte und eignes Leben in Erfahrung gebracht, endlich daß die Vernunft nicht geſund ſein müſſe, welche ſich mit dem gemeinen Bewußtſein überwürfe. Darum „geräth Hegels *Denken* in eine *bedenkliche* Stellung“, es wird ganz *nachdenklich* und ſtutzig über ſich ſelbſt bei dieſen Verhaltungen. „Es *will* mit dem Chriſtenthum“ — welches auch ſeinerſeits mit der natürlichen Erfahrung und ihren Geſetzen und mit der geſunden menſchlichen Vernunft gebrochen hat — „übereinſtimmen, und thut es nicht“. Dadurch entſteht die rechte Schule, *die will*, und die linke, *die's nicht thut*. „Die letztere, an deren Spitze ſich Strauß ſtellte, führte die ſpeculative Anſicht conſequent durch. Sie folgerte (!): exiſtirt Gottes Geiſt wirklich nur *im* Selbſt des Menſchen, nicht *über* (!) dieſem als ſchlechthin abſoluter Geiſt, ſo kann, da hiemit Gott der Vater aufgegeben iſt, auch der geoffenbarte Sohn nur als mythiſches Product des gläubigen Geiſtes der Gemeinde angeſehen werden; die Idee der Menſchheit iſt das Erlöſende.“ Strauß wird in derſelben Weiſe verſtanden, wie oben Hegel. Freilich konnte die Entſtellung und Trivialiſirung der Straußiſchen Anſicht durch nichts leichter erreicht werden, als daß ſie in den Katechismus überſetzt wurde. Feuerbach ergeht es noch ſchlimmer. Er ſoll nun wieder aus Strauß „folgern“ (!) und ihm erſtlich der Menſch das höchſte Weſen, dann dieſer wiederum *bloß* Naturweſen, der *phyſiſche* Menſch ſein, der zwar Vernunft und Liebe vor den Thieren voraushabe, „durch dieſe aber, welche die neue Lehre nur von der fleiſchlichen, natürlichen Seite allein anerkennt“ (die Vernunft von der fleiſchlichen Seite!!) „nur mit den gräulichen Illuſionen der Religion bethört ſein“. Unſer Germane iſt zwar nicht eben ein offener Kopf; da aber Feuerbach ſehr deutlich ſchreibt und in ſeiner Kritik des Chriſtenthums keine Metaphyſik, ſondern eine Enthüllung der religiöſen Myſterien und des Inhaltes der Theologie vorgenommen hat, dergeſtalt daß auch ein mäßiger Verſtand die Weisheit der Theologie als eine rein menſchliche erkennen kann, indem der ganze Inhalt als Abſtraction von dem Weſen des Menſchen nachgewieſen iſt; ſo leidet es keine Zweifel, daß der Berichterſtatter den Feuerbach nicht einfach mißverſtanden, ſondern *wiſſentlich* und *gefliſſentlich entſtellt* hat. Das wahre und das erheuchelte oder eingebildete Chriſtenthum, deſſen Unterſchied Feuerbach der verdorbenen Zeit vor Augen hält, kann Jeder unterſcheiden, es würde dieß ſelbſt ein Blinder können, der nur mit Händen zu fühlen verſtände, welches ein härenes Gewand und welches ein moderner Frack iſt; eben ſo der Satz: die Theologie iſt nichts und weiß nichts, als die Anthropologie, läßt auch bei dem ſchwächſten Verſtande keinen Zweifel übrig, wie es damit gemeint ſei, und es iſt eine ſeltſame Tactik, wenn man nun, ſtatt zu zeigen, was die Theologie denn noch mehr ſei, der Kritik der Theologie zum Vorwurf macht, daß ſie nicht weiter komme, als zum — Menſchen. Uebrigens iſt das Weſen des Menſchen nach Feuerbach nicht *ohne* den phyſiſchen Menſchen, aber es iſt die Menſchheit in dem Verſtande, wie ſie Vernunft und Geiſt iſt. Daß die Naturbaſis der Vernunft der phyſiſche Menſch und deſſen Grund die Natur unſerer Phantaſie ſei, das iſt nach Feuerbach, wie nach Hegel und nach aller Philoſophie der Fall, nur freilich nicht nach den Phantasmagorien derer, die nur darin reich ſind, daß ſie ſich immer in den eignen Beutel lügen. Von dem abſoluten Proceß Hegels ſoll aber die Philoſophie durch Feuerbach zum phyſiſchen Menſchen heruntergekommen ſein. Iſt dies keine philoſophiſche Antwort, ſo könnte man doch ſagen, es ſei eine philoſophiſche Frage, nämlich nach dem Unterſchied, der hier vorliegt. Der Hegel'ſche Proceß des wahrhaft unendlichen Weſens, welches der ſelbſtbewußte Geiſt und deſſen Subjectivität ſei, iſt durch Feuerbach nicht negirt, ſondern nur auf ſeinen unzweifelhaften Ausdruck gebracht worden, d. h. es lauert ſeitdem hinter dem Hegel'ſchen Proceß nichts abſolut Abſolutes mehr, kein unbekannter Gott, ſondern nichts anders, als der reale Geiſt, das Weſen der Menſchheit iſt dahinter. Es iſt hinter Hegel wie hinter der Weisheit der Theologie nicht mehr, als ſie beide ſelbſt ſagen und Feuerbach hat ihnen nur, wie die Pythia dem Sokrates zugerufen: „erkenne dich ſelbſt!“ Dies Denken ſo ſpeciell angewendet und ausgebeutet, dieſe Selbſterkenntniß der Theologie und Scholaſtik, dieſe Kritik mit ihrem unauslöſchlichen Erfolge — das iſt Feuerbachs Verdienſt. Im übrigen iſt es den „Denkrevolutionären“ auch vor dem Erſcheinen von Feuerbachs Weſen des Chriſtenthums nie eingefallen, einen doppelten Geiſt zu denken, einen göttlichen und einen menſchlichen, der Monismus und die Autonomie des Geiſtes iſt der Begriff ſeiner Freiheit: aus dieſem Begriff folgt Feuerbachs Kritik unausbleiblich und wer das Princip der Freiheit zugibt, kann ſich der Anwendung deſſelben nicht entziehen. Wer es aber vermag etwas Höheres zu denken, als den Geiſt, der unternehme es, der vollbringe es, et erit mihi magnus Apollo.

Der Germane wenigſtens kommt nicht über Feuerbach hinaus: ſo ſehr er ihn verabſcheut, er ſchreibt ihn doch nur ab, wo er etwas Poſitives ſagen will. Er definirt die Liebe S. 5 ganz wie Feuerbach am Schluſſe ſeines Buches, als das Band des menſchlichen Lebens, er nennt das Gewiſſen, „das Bewußtſein des Menſchen von ſeinem Weſen“, „dieſe göttliche Stimme, die ihn zum Guten, Menſchlichen zurückrufe“. Weiß er nicht, daß er den Humanismus damit proclamirt, ſo weiß er doch wie Feuerbach die Religion und das Gewiſſen beſtimmt; und indem er ihn abſchreibt und ſelbſt nur das als Subſtanz proclamirt, was Feuerbach dafür aufſtellt, ja es mit Feuerbachs eignen Worten proclamirt, ſagt er ihm nach, er gäbe den Geiſt den niederen Mächten preis und wolle einen Kultus (!) einrichten – „den Kultus des Eſſens, Trinkens und Waſſerbades“, ſo verſteht er angeblich den genialen Schluß Feuerbachs über die geiſtige Waſſerkur, die dem Menſchen das zweite Geſicht von den Augen nehme und ihn die natürlichen Dinge in ihrer wahren Dignität faſſen lehre. Welch ein ohnmächtiger Hokuspokus! — Eben ſo wie Feuerbach werden die Jahrbücher verlacht. „Dieſen Ketzern keine Treu' und Glauben!“ nicht wahr? Merzt er bei Feuerbach Vernunft und Liebe, dieſe Kleinigkeit, aus und nimmt ſie für ſich, läßt er „das Bewußtſein des Menſchen von ſeinem Weſen“ Feuerbach nie geſagt haben, um Feuerbach nur das Thier übrig zu laſſen; ſo wirft er mir als eine ganz beſondere Gottloſigkeit Mißhandlung Arndts vor und läßt meine Anerkennung des Mannes ohne Weiteres ungeſagt ſein, ja er hat die Stirn, dieſelben Seiten zu citiren, wo dieſe Anerkennung zu leſen iſt, wo es heißt: „Bei alledem“ (obgleich Arndt die franzöſiſche Freiheit haßt und die Principien der Revolution als undeutſch verwirft, obgleich er jetzt der Reaction angehört) „bleibt ihm immer das unſterbliche Verdienſt, ein ganzer Mann, wie wenige, ein Mann von tiefſter Religioſität und unbeugſamer Tugend zu ſein, der an die Idee geglaubt“ (ein Beiſpiel der Treue gegen ſie) „als die gemeine Welt an ihr verzweifelt, der Alles verkauft, und nur dem Einen Stern, der Freiheit, nachgefolgt zu einer Zeit, als die Nacht der Unterdrückung ſternenleer über den Häuptern ſeiner blöden Zeitgenoſſen zu lagern ſchien, der darum dem Herzen der Nation, das er einmal mit der Erfüllung ſeines Glaubens ſo im Innerſten bewegte, ewig theuer und nahe ſein wird.“ Kann ein ſterblicher Menſch höher gehalten werden? Und dennoch ſoll ich dieſen Mann damit „beſchmutzt“ haben, daß ich die Ideen ſeiner Zeit, denen ich damals ſelbſt ergeben war, in der unſrigen veraltet finde? ſoll ich „mit hohlem Worte dem Manne der That gegenüber mich ſpreizen?“ O, ihr habt Treu' und Redlichkeit, ihr ſeid deutſche Männer, ihr ſeid Männer Gottes, ihr fälſcht nicht, ihr habt Religion, ihr habt Gewiſſen, euch ſchlägt das Gewiſſen — aber ihr habt ein dickes Fell. Trotzt nicht zu ſehr darauf! Auch Arndts Thaten waren nur geiſtige Thaten, auch Arndts Waffe war nur die Feder, auch Arndts Worten ſtand ein ſolches Fell gegenüber, wie jetzt den Philoſophen; aber es kam die Zeit, da die Ohren der Menſchen feinhörig wurden, und da die ſich verkrochen, die früher in der Sonne geſtanden. „Heute mir, morgen dir!“ ſchrieb Franz I über die Thüre ſeines Kerkers. Aber nein! das iſt zu viel, ihr habt kein Heute und kein Morgen, ihr exiſtirt nicht, ihr ſeid jenes Schattens Traum von Anno 13, keine Menſchen: ihr habt kein Herz, ihr hättet Arndt ſonſt gelobt, als er noch ein Demagoge war, ihr habt keinen Geiſt, keine Idee und keine Treue gegen ſie, ihr ſeid — Franzoſen — denn ſo, wie ihr ſeid, ſo denkt ihr euch doch ungefähr die Franzoſen. Nehmt's nicht übel! ihr ſagt, wir ſeien Jacobiner; gut, nun ſind wir doch von einer Nation, was bleibt euch alſo übrig, als Franzoſen zu ſein? Und wahrlich, wenn unſere Hierarchie und Ariſtocratie fortfährt, die Philoſophie und die Bildung von ſich zu ſtoßen, wie ſie es jetzt thut, ſo wird das Verhältniß franzöſiſch werden. „Verachte nur Verſtand und Wiſſenſchaft“ ꝛc.

Eine ſo offenbare Unwahrheit, wie die, daß die Jahrbücher mit dem jungen Deutſchland und einer „libertiniſtiſchen Weltanſicht“ (S. 6) zuſammenhielten, kann unſern Gegnern bei niemand nützen. Lebt denn der Pilot nicht mehr?

Nachdem dies Genre von gewiſſenloſer Polemik ungeſchickt genug verfühet iſt, erfahren wir zum Schluß: „die Religion“ (wir wollen religiosus bloß mit gewiſſenhaft überſetzen) „habe in unſerer Zeit zu tiefe Wurzeln geſchlagen, als daß die Denkrevolution durchdringen könne.“ Ich dächte das alte Sprichwort: „Lügen haben kurze Beine!“ wäre ſchon erfüllt. Wollt ihr Religion haben, ſo lernt in unſerer Zeit das glauben, was Arndt in der ſeinigen glaubte, daß die Vernunft und die Freiheit, nicht das ſchlechte Subject, unſterblich ſind, und daß ihr zwar untergehen werdet, daß aber, wenn etwas „Gutes und wahrhaft Menſchliches“ in euch iſt, auch ihr euer Theil, wie gering es auch ſei, an dem Unſterblichen habt.

Die zweite Nummer iſt ein wahrer Ständer des Ständethums und des wüſten Germanismus; ſie iſt gegen den Aufſatz der Jahrbücher: „der proteſtantiſche Abſolutismus und ſeine Entwickelung“ gerichtet. Der ſtändiſche Mann greift die Nothwendigkeit des Abſolutismus an: der große Churfürſt hätte es auch anders machen können. Ihm iſt die hiſtoriſche Nothwendigkeit, wie ſie die Hegelianer tractiren, fatal. Er hat den Inſtinct, die Geſchichte ſei das Reich der Freiheit und nicht der Nothwendigkeit, aber er vergißt den Unterſchied der werdenden und der vollzogenen Geſchichte. So lange die Frage noch offen iſt, ſehen wir die Menſchen frei gegen einander handeln; ſobald aber die Begebenheit vollzogen iſt, kann die Frage nur noch die ſein, warum mußte ſie ſich ſo und nicht anders vollziehen. Nicht nur die Hegelianer fragen ſo, auch unſer Ständer altgermaniſcher Freiheit und Willkür kann ſich dieſer Frage nicht entziehen und die Reform der Stände, die er S. 34 gefordert, hält er S. 35 für unmöglich; weil er dies aber in ſeiner eigenen Sprache ausdrückt, ſo meint er etwas Anderes geſagt zu haben, als die Philoſophen, die das Unmögliche erſt gar nicht fordern. Er findet die Sprache der Philoſophie deshalb zu vornehm und ſtrömt ſeine Indignation in moraliſche Vorwürfe aus: „der Aufſatz in den Jahrbüchern ſei hochmüthig, arrogant, voll leidenſchaftlichen Schreibtalents, würdige die erſten litterariſchen Dignitäten herab, trete Stenzel mit philoſophiſchen Stiefeln in den Koth“ u. ſ. w. Eben ſo ärgert es ihn, wenn geſagt wird: „wer nicht von Fach ſei, könne bei Stenzel das Poſtweſen und die Zölle ꝛc. uberſchlagen“. Wir leugnen ja nicht, daß es Geſchichten gibt, in denen Theer, Wagenſchmiere, Schweineborſten und dergleichen Dinge eine weſentliche Rolle ſpielen; aber geſetzt, dies wäre in dem Leben unſers unbekannten Gegners der Fall, und er brächte es nun ſelbſt noch einmal zu einer Geſchichte, wenn auch nur zu einer Biographie, wird er uns zumuthen in der Beſchreibung derſelben auch die Verwaltungsgeſchichte ſeines Vermögens mitzuleſen? „Anſtatt ruhig, wie er es wünſcht, die Frage aufzuwerfen, ob denn nicht die Verwaltungsgeſchichte im abſoluten Staate Hauptmoment ſei“, halte ich mich „hochmüthiger und leidenſchaftlicher Weiſe“ an den geiſtigen Motor. Die Beruhigung bei den Mitteln und ihrer Verwaltung iſt die Sache des Spießbürgers; die Ueberſpanntheit, nach dem wirklich Abſoluten im abſoluten Staate zu fragen, d. h. nach dem geiſtigen Inhalt, — wodurch er ſich von der aſiatiſchen Despotie oder dem Sklavenverhältniß, der Nichtanerkennung des Menſchen und des Geiſtigen unterſcheidet, — alſo ſich klar zu machen, wo liegt hier Selbſtbeſtimmung und Selbſtgefühl des Staates und iſt ſein Inhalt nun wirklich mehr, als ſtändiſches Privatintereſſe, alſo wirklich das Abſolute, das Geiſtige, das Welthiſtoriſche — das iſt Sache des Philoſophen, auch des Geſchichtsſchreibers, wenn er kein Philiſter iſt und nicht, wie jener Chineſe, zu fürchten hat, daß nach dem Tode ſeine Seele in ein Poſtpferd verwandelt werde. Aber weil ich das Poſt- und Verwaltungsweſen nicht zur Hauptſache mache, findet der ehrenwerthe Herr mir gegenüber, daß ich „flache Allgemeinheiten“ rede, findet, daß der große Churfürſt, obgleich er allen Reſpect vor ihm hat, zu gut wegkommt, findet, „daß die Stände (hinc illae lacrymae) hätten biegen, nicht brechen ſollen“. — Aber denken denn dieſe Poſtpferde, mit denen die altadeligen Thoren jetzt in unſerer Litteratur umherfuhrwerken, daß auch ihr Stand in die Stände kommen wird, und wenn ſie keinen Stand haben, was gehen ſie die Stände an? Le cheval est un animal généreux! — Er fährt fort: „Regenerirt mußte das Alte werden zu neuen Schöpfungen, reformirt, nicht revolutionirt.“ So? „hätte“, „mußte“, alſo wirklich? — Der große Churfürſt hat mit ſeiner Revolution keine neue Ständeverfaſſung, aber eine weſentlich neue Geiſtesverfaſſung geſchaffen, nicht bloß die Staatseinheit, ſondern auch das Staatsprincip. Die Staatseinheit erkennt denn auch unſer Feind des Brechens der Sonderintereſſen an, ſeine eigne Expoſition reißt ihn zu dieſer Inconſequenz hin. Aber wenn die Philoſophie die Geneſis des Abſolutismus erklärt, d. h. ſeine hiſtoriſche Berechtigung nachweist, warum überſieht unſer Freund des Biegens, daß ſie auch ſeine hiſtoriſche Auflöſung und die Geneſis des freien Gemeinweſens in der Hiſtorie als einen vernünftigen und nothwendigen Proceß darſtellt und darſtellen muß, weil die Prämiſſen der Entwickelung nicht aufzuheben ſind? Iſt es nicht komiſch, daß die Berliner litterariſche Zeitung für die Freiheit, die Philoſophen hingegen für den Abſolutismus ſtreiten ſollen? Aber die Stände: die Corporationen, der Adel, die Geiſtlichkeit, die Bauern — dieſe Freiheit ſpuckt den Germanen im Kopfe; die Freiheit des Menſchen dagegen, in Specie des *Staatsbürgers* iſt ihnen eine blaſſe Allgemeinheit. Daß dieſe blaſſe Allgemeinheit in der preuſſiſchen Stadt- und Wehrverfaſſung bereits eine Realität iſt, hindert nicht, ſie als eine Unmöglichkeit nach allen vier Winden zu proclamiren. Man überſieht, daß Vernunft und Freiheit nicht das Specifiſche, Individuelle, Nationelle, Provinzielle, in jedem Stande Verſchiedene ſind. Allerdings hat jeder Menſch und jedes Volk ſeinen Charakter; aber nicht jeder Charakter iſt preiswürdig, der des Indifferentismus gegen unſere öffentliche Angelegenheiten, wie wir ihn ohne Widerrede jetzt haben, am allerwenigſten. Es iſt ein großes Geſchrei nach Nationalität, in dieſer Form iſt Jahns „Volksthum“ endlich legitim geworden; aber die mit dieſem Schlachtruf ſich als Freiheitshelden träumen, überlegen ſich nicht, daß die Freiheit *allgemein* iſt und daß der Charakter des Individuums, ſei es Staat oder Menſch, die Vernunft in ihrem Weſen (der Freiheit) nicht ändern dürfe, das Specifiſche alſo nur die Form des Naturells betrifft: ob der Menſch hitzigen oder ruhigen Charakters iſt, er wird darum nicht morden, nicht ſtehlen dürfen, ob ein Volk beweglich oder langſam iſt, ſeine Behörden werden daraus kein Recht der Unterdrückung ableiten können: nur im Gemüth, nicht in der Vernunft und Freiheit ſpecificiren ſich die Menſchen und die Völker. Man verweiſt auf die Wirklichkeit, auf Abhängigkeit von der Natur, dem Element, der Beſchäftigung; aber Localgeiſt, Sitte und ſonſtiges Specifiſches und Eigenthümliches, wenn es der Vernunft widerſpricht, läßt es keine Freiheit zu, und nur die Völker, welche aus ſolchem Naturgeiſt in die allgemeine, d. h. wirkliche Vernunft ſich zu erheben vermögen, ſind der geiſtigen und politiſchen Freiheit, wie ſie unſre Zeit intereſſirt, fähig. Eben ſo iſt Stand und Standesart zu überwinden und in allgemeine Bildung — das verſchrieene „Nivellement“ der Vernunft — zu erheben, um im jetzigen Staatsleben ſich Geltung zu verſchaffen. Stände zu machen, iſt abſurd. Selbſt Stände, welche Stände hießen, würden keine *ſein*. Seitdem der Abſolutismus den allgemeinen Staat erzeugt und alle ſtaatswidrigen Selbſtſtändigkeiten aufgefreſſen hat, kann kein Vertreter etwas anders vertreten als den Staat. Dieſer gibt ſich und ſein Selbſtgefühl nicht wieder auf. Hoffe das niemand. Stände fällt weder ins Ohr noch ins Intereſſe, Klang und Gewicht hat nur der Repräſentant. Und der erſte preuſſiſche Staatsmann, welcher die Macht und den Muth hat, jedes Ding beim rechten Namen zu nennen, und jede Inſtitution, die aus unſern liberalen Antecedenzien folgt, ganz ernſtlich ohne die Reſtrictionen des Mißtrauens aus- und einzuführen, wird die wahre Gliederung der Nation nicht nur entdecken, ſondern ohne alle Plage mit verſchwundenen Ständen und Reſurrectionsrecepten auch in Ausführung bringen. Dieſer Schritt liegt ſo nahe, daß ihn jedermann kennt, und er wird nur darum nicht gethan, *weil es gefahrloſer ſcheint, nichts, als Alles zu thun*. Die Wünſche der chriſtlich-germaniſchen Faction freilich, welche auf Wiederbelebung des hiſtoriſch Untergegangenen hinauslaufen und das glorreiche Altengland zum Muſter aufſtellen, ſind ſehr gefahrlos, weil ſie ſehr unmöglich ſind. Dennoch ſind gerade dieſe Phantasmagorien der Mittelpunct aller politiſchen Weisheit der litterariſchen Zeitung, und nachdem No. 1 intonirt hat mit dem chriſtlich-deutſchen Geiſt, ſchreien alle die hoffnungsvollen jungen Männer der folgenden Nummern, wie abgerichtete Staare hinterher: Corporationen! Stände! und wahrſcheinlich ſind ſie zu jung, um die Beobachtung zu machen, wie unfähig ſelbſt die noch beſtehenden Corporationen z. E. die Facultäten der Univerſitäten ſind, auch nur ihre ganz ſpecifiſch gelehrten Rechte geltend zu machen. Ja, wenn ſo einem Corporationsſchreier die Corporation unbequem wird, weil ſie etwa noch eine altrationaliſtiſche Majorität hat, ſo legt er derweile ſeine Theorie bei Seite, wirkt ſich ein richtiges, modernes, centraliſirendes, alles nivellirendes Mandat aus und treibt die Corporation zu Paaren. Haben nun ſchon die noch beſtehenden Corporationen kein Leben und keinen Lebensmuth; welche Jungmühle ſoll beides vollends den untergegangenen einflößen? — O ihr Thoren! an Geſpenſter zu glauben iſt Aberglauben, an die Realiſirung der Freiheit unſerer Zeit nicht zu glauben iſt irreligiös; oder denkt ihr, daß Aberglaube Religion ſei?

Auch in No. 3 kehren die unglücklichen Pointen aus No. 1 wieder, jener traurige Autor wird ſogar als ein ſehr geiſtvoller wiederholt citirt. No. 3 führt mit löblichen Eifer aus, daß Schleiermacher viel theologiſcher und chriſtlicher philoſophirt habe (S. 59), als Hegel (ohne Zweifel rechnet No. 3 Schleiermachers Glaubenslehre, in welcher Schleiermacher ſelbſt das Theologiſiren und Philoſophiren ſo hübſch unterſcheidet, nicht zu ſeinen Philoſophemen, oder iſt es ein chriſtliches Philoſophem, wenn man, wie die Schleiermacher'ſche Glaubenslehre, „die Perſönlichkeit Gottes, die Dreieinigkeit, die Wunder, die Schöpfung in der Zeit und den perſönlichen Teufel leugnet, die Unſterblichkeit nicht beweiſt und die Sünde für ein nothwendiges Naturproduct erklärt?" und iſt nicht Hegel mit dem wichtigſten dieſer Artikel, der Dreieinigkeit, viel ſäuberlicher gefahren? O Iſaſchar! (cf. deutſche Jahrb. 1842. S. 600, wo auch Iſaſchar, der beinerne Eſel citirt iſt) er bürdet Hegel, ſecundum No. 1, ebenfalls die Abſurdität auf, als habe er von Vorſtellung und Erfahrung, von Natur und Geſchichte abſtrahirt in dem Sinne, daß er rein aus dem Denken geſchöpft (S. 60), wobei man ſich das Denken ungefähr als eine hohle Phantaſie vorſtellt. „Schleiermacher dagegen beſtrebt ſich, das gegebene Bewußtſein (doch nicht etwa das chriſtliche?) höher zu entwickeln." Und wir dagegen ſind der Meinung, daß dies hier von N. 1 dem No. 3 „gegebene“ Bewußtſein ſich erſt ſelbſt „höher entwickeln“ müſſe, bevor es die philoſophiſchen Probleme auch nur zu treffen im Stande iſt. Das gemeine und rohe Bewußtſein ſetzt Gott und die Vorſtellungen der Kinderlehre voraus, — das mag es thun; aber die Philoſophen unſerer Zeit darnach zu meſſen, iſt mehr als naiv, es verdient eine augenblickliche Anſtellung in einer jetzigen philoſophiſchen Facultät. Wollen übrigens Miniſter und Räthe Schleiermachers Philoſophie gelten laſſen, ſo mögen ſie ſich vorſehen, daß nicht der alles verheerende Feuerbach auch aus dieſem Schleier der Wahrheit, dem doppelten Bewußtſein des Theologen, hervorquillt. Wo wäre die Selbſttäuſchung der Theologie deutlicher, als in Schleiermachers Philoſophemen? Gebt der Philoſophie einen Finger und ſie hat die Hand. Schleiermacher iſt ſo gut ein Vater der Deſtructiven, als der Pietiſten.

Intereſſanter iſt No. 4, die gegen Leo zu Felde zieht, in ihm das Extrem ihrer eignen Richtung öffentlich desavouirt und ihm ein förmliches Glaubensbekenntniß des romantiſchen Juſtemilieu gegenüberſtellt. Wenn Leo vorgeworfen wird, und das von einem chriſtlich-germaniſchen Menſchen, er habe ohne wiſſenſchaftliches Intereſſe gearbeitet, nur aus ſecundären Quellen geſchöpft und lediglich eine Parteiſchrift, kein Werk der Gelehrſamkeit zu Stande gebracht, er habe ferner ſehr anzüglich von den Jacobinern geredet und ſie Beſtien und Schweine geſcholten: ſo kann Leo darauf antworten: „wer ſagt euch denn, daß ich ein Intereſſe des Wiſſens und der Erkenntniß, zumal ſo ſcheußlicher Dinge, als der Revolution habe? das Eine, was ich davon zu wiſſen brauche, daß ſie ſcheußlich iſt, das weiß ich. Ein weiteres Wiſſen und vollends die ſogenannte philoſophiſche Erkenntniß wäre Fürwitz und Baalsdienſt menſchlicher Eitelkeit; das mögen andre treiben, ich will nur das Eine: wirken in majorem dei gloriam! ich will die Hierarchie, und um zu dieſer zu gelangen will ich die Revolution nicht erkennen, ſondern verfluchen und dem Abſcheu meiner Zeitgenoſſen überliefern.“ Das iſt die conſequente altgermaniſche Chriſtlichkeit. Das Extrem iſt allemal die aufgeſchloſſene Wahrheit der Richtung. Leo macht die Kirche zur Herrin über Geiſt, Leben und Wiſſenſchaft. Dieſes gebildete und humane Weſen unſerer neuchriſtlichen Germanen dagegen, dieſe zahme Juſtemilieu-Romantik, will ebenfalls die Kirche, aber daneben noch mit der Wiſſenſchaft, mit der Philoſophie, mit der Freiheit, mit allen Conſequenzen des Proteſtantismus Menage machen, kurz Zeitgenoſſe ſcheinen ohne es zu ſein, aber auch umgekehrt chriſtlich-germaniſch ſcheinen und es eben ſo wenig ſein. Man würde dieſes Schein- und Schattenweſen, das in unſerer Politik vielfältig ſein Spiegelbild hat, nicht zu erdichten wagen, wenn es nicht in ſeiner ganzen vollen Deutlichkeit ſich ſelbſt producirte. Das Glaubensbekenntniß, welches es ſowohl Leo, alſo der Hierarchie, als der Philoſophie entgegenſtellt, iſt daher ſehr merkwürdig. Es lautet: „Wir blicken vorwärts, nicht zurück; gegen Revolution und Reaction ſtreiten wir für die Reform“ — das wäre vortrefflich, wenn es nur möglich und nicht jede Reform bei dem jetzigen Dilemma entweder dem Princip der franzöſiſchen Revolution oder der altgermaniſchen Reaction angehörte! Das Glaubensbekenntniß offenbart dies ſogleich ſelbſt, es heißt: „wir wünſchen freiſinnige Inſtitutionen des Staats“ — nun kommen ſie: — „Selbſtſtändigkeit der Corporationen und der einzelnen Individuen in ihnen, ſo weit dies möglich iſt“; — und wenn es wieder Corporationen gäbe und wenn ſie wieder ſelbſtſtändig wären, ſo ſelbſtſtändig als die alten Zünfte, Städte und Adel, wären denn damit freiſinnige Inſtitutionen gewonnen? — „wir ſehnen uns nach einem neuen, friſchen Leben in der Kirche“, — ihr braucht nur alle fleißig hineinzugehen oder, wenn ihr Prediger ſeid, ſo zu predigen, daß ihr die Leute intereſſirt und die Herzen aller Hörer zwingt, wer ſich aber nach dem Leben nur ſehnt, der iſt todt, wenigſtens fehlt ihm das Leben; dieſer Ausdruck iſt alſo zum wenigſten von ſehr bedenklicher Art; — das Credo fährt fort: „wir kämpfen für Freiheit der Discuſſion über vaterländiſche Intereſſen“; — bravi! — „unſere Sache iſt die der freien Wiſſenſchaft“; — Corpo di Baccho!! — „die es ſich bewußt iſt, daß ſie zu keinen dem Chriſtenthum feindlichen Reſultaten gelangen kann“; — ah ſo! — „die ſich aber weder in die dogmatiſchen Feſſeln der Theologen legen läßt“, — aber wo bleibt dann das Chriſtenthum und ſein Credo, auf welches ihr confirmirt ſeid? — „noch ſich vor der terroriſtiſchen Herrſchaft eines abſoluten Syſtems beugt“. — Aber ihr werdet doch euer eignes Syſtem, hier z. B. dieſes Glaubensbekenntniß nicht in demſelben Augenblick, wo ihr es ausſprecht, mit deſtructiver Hand wieder umreißen? es wird euch doch wenigſtens ſo lange, als ihr redet, für vollendet, für abſolut gelten? wie bodenlos wäre ſonſt eure Zerſtörungsſucht, wie correſiv das Gift eurer negativen Denkungsart! — „Wir ſuchen unſre Gegner nicht auf Einer Seite, rings umgeben ſie uns ꝛc.“ — O ihr Tollkühnen, haltet ein! es wird Alles zu Grunde gerichtet werden, wenn ihr erſt ins Geſchirr geht, und ich fürchte, ihr geht mit zu Grunde, denn eure gefährlichſten Gegner ſeid ihr ſelbſt; haltet ein! und wenn ihr uns nicht ſchonen wollt, wüthet nicht gegen euch ſelbſt! der Staat hat ein Recht auf euer Leben und eure Kräfte! — Welche Sätze! welche Töne! Eine Wiſſenſchaft, die herausbringen muß, was dem Chriſtenthum nicht feindlich iſt! Armer Copernikus, armer Galilei, unglücklicher Spinoza, und ihr Verlornen, Fichte, Hegel, Strauß, Feuerbach, hört auf! ſo war es nicht gemeint, als von der Geiſtesfreiheit des Proteſtantismus die Rede war! Wer die poſitive Religion und die freie Wiſſenſchaft in Einem Athem als abſolute Mächte proclamirt, der braucht wahrlich nach Feinden um ſich und außer ſich nicht zu ſuchen, in ſeinem eignen confuſen Gehirne ſchlagen ſie ſich auf Tod und Leben mit einander herum. Nur wenn man dieſe Mächte beide zu leeren Redensarten aushöhlt, liegen ſie friedlich auf Einem Lager, auf dem Faulbett der Unwiſſenheit und Beſinnungsloſigkeit; beſinnt man ſich aber darüber, daß die Wiſſenſchaft weder Oben noch Unten, weder Himmel noch Hölle, ſondern nur Geiſt und Univerſum anerkennt, ſo begreift ſich's leicht, wie übel der Naturforſcher dran wäre, welcher nur das entdecken wollte, was der religiöſe Menſch, in Europa etwa der Chriſt, glaubt. Beſſer wußte es der Papſt, der den Galilei einſperrte und auf ſeinen Knieen ſchwören ließ, daß ſich die Erde nicht bewege, beſſer weiß es unſer Freund Leo, der den Servet mit Recht verbrennen läßt, wie gefährlich die Wiſſenſchaft dem chriſtlich-germaniſchen Geiſte war und iſt, beſſer, als dieſe lauwarmen Allerweltsromantiker, die wohl den Damen beim Thee eine ſolche liebenswürdige Eintracht aller Gegenſätze, eine ſolche paradieſiſche Unſchuld des Denkens, aber ſchwerlich dem wiſſenſchaftlichen Publikum unſerer Tage weiß machen werden. In der That, zu unſerer Belehrung hat die litterariſche Zeitung dieſen vierten, den Glaubensartikel, nicht ausgehen laſſen; und es wandelt uns allerdings eine gewiſſe Scham an, daß wir von ſolchen Manifeſtationen der Berliner Reformpartei, wie ſie hier vorliegen, wenn auch nur ſcherzhaft Notiz nehmen. Indeß gehört es einmal jetzt mit dazu; alſo noch einen, aber damit auch den letzten führt vor die Schranken, ihr Diener der Dike und des ſtrafenden Komos!

Nro. 5 und 8, der Austritt aus der Kirche und das prolongirte Mittelalter ſcheinen denſelben Verfaſſer zu haben. Man nennt mir einen jungen Mann von beweglichen Principien Namens D . . . Daß dieſe beiden Aufſätze anonym geblieben ſind, wird ſeinem Rufe keinen Schaden bringen. Der Austritt aus der Kirche hat wiederum nur die Pointen aus

Nro. 1) Den Vorwurf des Parteimachens, des Uebergehens aus der Theorie in die Praxis, den chriſtlich-germaniſchen Staat, jetzt bereits einen alten Bekannten von uns, und das Manifeſt gegen die Romantik, wodurch wir „abſtract principiell“ geworden ſind.

„Die Jahrbücher haben für Theorie nichts geleiſtet, im Gegentheil am Liebſten durch wildes Räſonniren über Perſonen, Thatſachen und Zuſtände zu eklatiren getrachtet.“ Iſt das derſelbe Herr D., der uns über Perſonen, Thatſachen und Zuſtände der Univerſität Berlin zu ſeiner Zeit Materialien anbot? oder iſt es ein Unterofficier mit ſeinem: „nicht räſonnirt!“ und iſt der Inhalt aller Theorien der Welt ein anderer, als die Gedanken der Perſonen, der Gehalt der Thatſachen, das Weſen der Zuſtände? Eklatirt ein ſolches Räſonnement, wie z. E. das über Heine, über Ranke, über Juſtinus Kerner, über Streckfuß, über die Romantiker, und hätte dann keinen theoretiſchen Werth für künftige Zeiten, an wem würde der Fehler liegen, doch wohl nur an der theoretiſchen Richtigkeit des Beräſonnirten? So iſt es aber hier nicht, mon cher; die von den Jahrbüchern beräſonnirten Perſonen haben mit wenigen Ausnahmen, wozu Sie ſelbſt ſich gewiß freiwillig rechnen werden, eine theoretiſche Wichtigkeit, und einige Räſonnements der Jahrbücher werden ſogar den ſonſt kurzlebigen Perſonen und Zuſtänden zu einem längeren Gedächtniß verhelfen. Sie ſagen weiter: „Die Jahrbücher können nur Partei machen. All ihr Schreien gilt dem ſolcher Mühen würdigen Plane, ſich eine Partei im deutſchen Volke zu bilden, die von ihnen alles gläubig (!) aufnimmt und es dann ſpäter durch die Maſſe ausführt.“ Und das Parteimachen für eine offen vertheidigte Sache wäre verwerflich? Wer ſagt denn das und wer glaubt es? Iſt Peel, iſt Palmerſton, iſt Canning, iſt Pitt, iſt Washington dem Jünglinge nie durch den Kopf gegangen? Hat er nie von den Gracchen gehört? Hat ihm nie das Herz höher geſchlagen, wenn die großen Worte der Freiheit aus Luthers, aus Guſtav Adolphs, aus Mirabeau's Munde ertönten und eine Welt in ihrem Innerſten freudig erſchütterten? Wohin haben Sie Sich verirrt, werther Herr, daß Sie die Heroen aller Zeiten, die es vermocht, ihr Volk um ihre Wahrheit zu ſammeln und die Menſchen für ihre höchſten Angelegenheiten ſo zu begeiſtern, daß ſie Partei dafür ergriffen, für nichts achten! Wer für eine große Sache Partei machen könnte und thäte es nicht, ſobald er es könnte, verriethe die Menſchheit und ſeinen eignen Nachruhm.

Der zweite Vorwurf des Uebergehens in die Praxis iſt mit dem des Parteimachens ziemlich derſelbe. Was aber den Austritt aus der Kirche betrifft, ſo wäre die Erklärung eines Philoſophen, daß er nothwendig ſei, practiſch, wenn dadurch eine conſtituirte Partei entſtünde, die ſich die geſetzlichen Conſequenzen dieſes Schrittes erkämpfte, mit einem Wort die Civilehe und eben ſo ſtatt der Taufe den rein civilen Act der Aufnahme in die Staatsgeſellſchaft; ſo lange aber nur aus einer philoſophiſchen Ueberzeugung heraus die Conſequenz gezogen wird, iſt es mit dieſer Forderung nicht anders als mit der Forderung der Geſchwornen, der Conſtitution, der Preßfreiheit, lauter Conſequenzen der Theorie, die ſelbſt ſo lange Theorie bleiben, bis ſie von Staatswegen ſanctionirt und durch die Majorität erobert ſind. Den Austritt aus der Kirche, ſofern nicht die Kirchengemeinde mit geſetzlichen Acten beauftragt iſt, hat aber jeder Proteſtant ſehr wohlfeil darin, daß er nicht hineingeht. Ein ſolches Verhältniß, wenn auch aus andern Gründen, war ſchon bei Sir John Falſtafs Zeiten im Gebrauch, und wenn ich über Herrn D. richtig berichtet bin, ſo iſt derſelbe nicht viel anders daran, als Sir John, er ſoll nur in den allerdringendſten Fällen die Kirche beſuchen, und da er dies nicht aus philoſophiſchen Gründen unterläßt, ſo können es nur die Gründe Sir John's ſein, die ihn dazu bewegen. Doch verbürg' ich in Ermanglung genauer polizeilicher Ermittelung meine Nachrichten nicht durchaus; und falls Herr D. ſich durch Zeugniſſe glaubhafter Geiſtlicher über ſeine Kirchlichkeit ausweiſen kann, ſo ſoll es mir eine Freude ſein, ihn in ſeiner frommen Qualität anzuerkennen. Wenn Herr D. aber dennoch meint, jener Philoſoph habe mit ſeiner Erklärung einen practiſchen Effect machen, etwa eine kirchliche Spaltung anſtiften wollen, ſo iſt das ſehr unüberlegt. Eine Geſellſchaft verlaſſen heißt, ſie ſich ſelbſt überlaſſen; dagegen kann ſie nichts haben. So tritt man aus einer Staatsgeſellſchaft aus, wenn man in ein anderes Land auswandert. Man wird immer im Staat leben; mit der Kirche aber hat es eine andere Bewandtniß. Sofern ſie nicht Staatsgemeinde, iſt ſie eine Sache der Innerlichkeit und man hat ihre Gemeinſchaft verlaſſen, ſobald man ihre Ueberzeugungen verlaſſen hat, wobei es nicht geleugnet werden kann, daß die durch Staatsgeſetze erzwungenen Acte, wenn ſie eine ausdrückliche Deklaration der Ueberzeugung mit ſich führen, den Ungläubigen zu derſelben Heuchelei zwingen, worein einer verfällt, der ſich zum Credo bekennt und weder die jungfräuliche Empfängniß, noch die Höllenfahrt glaubt.

Der Hauptpunct in der Confuſion unſers Freundes D. iſt aber der Begriff von Theorie und Praxis, deren Geheimniß eben ein logiſches iſt. Sie gehen ſchlechthin in einander über. Jede wirkliche Wiſſenſchaft iſt Praxis und jede Praxis verwirklichte Theorie. Schon die Arbeit um die Kenntniß und Erkenntniß iſt die Praxis, ſeine innern und äußern Schranken aufzuheben und ſodann hat jedes Gedankenſyſtem den Zweck, nicht nur „ſich eine Partei in der Nation zu machen", ſondern die ganze Welt des Geiſtes zu erobern. Alſo iſt es freilich die augenſcheinlichſte Praxis, wenn man ſeine Theorie publicirt. Wird daher von „theoretiſcher Geiſtesbewegung", von „wiſſenſchaftlicher Theorie“ geſprochen, ſo bezieht ſich dies lediglich auf die Form der ſyſtematiſchen und gelehrten Bildung, in dieſem ſpeziellen Falle auf den Unterſchied der Schriftſteller in den deutſchen Jahrbuchern und in der litterariſchen Zeitung z. B. der Herren Feuerbach, Strauß, Bauer und der Herren D., G., P. und ꝛc. Iſt Ihnen die Sache nun deutlich, meine Herren?

Mit derſelben Unwiſſenheit, womit das Gerede über Theorie und Praxis verfuhrt wurde, wird der jetzige Staat ein chriſtlicher genannt und unſer ganzes Leben auf chriſtliche Weltanſicht gebaut S. 107. Der Glaube, auf den der Chriſt getauft wird, heiſcht: „der Welt und ihren Lüſten zu entſagen“, der conſequente Chriſt entſagt der Familie, er entſagt der bürgerlichen Geſellſchaft, dem Reichthum und ſeinen Lockungen, der weltlichen Ehre und dem weltlichen Ruhm, und der Krieg iſt höchſtens als Kreuzzug chriſtlich. Wir wollen nicht genauer darauf zurückkommen, wie wenig unſer Gegner in all dieſen delicaten Puncten ein Chriſt ſein möchte, genug, er iſt kein Eremit und hat der Welt und ihren Lüſten nicht entſagt; er ſetzt aber ſeiner Weisheit die Krone auf mit der Erklärung: „er betrachte theoretiſch die deutſchen Jahrbücher als aus der chriſtlichen Kirche und dem *chriſtlich-germaniſchen* Staate ausgeſchieden.“ Das iſt doch einmal ein Reſultat! aber er könnte die Jahrbücher auch practiſch ſo *betrachten* und es wäre oſtenſiv beſſer, wenn er ſich auf die *practiſche* Betrachtung, d. h. auf ſeinen Vortheil beſchränkte und der Theorie ihren Lauf ließe durch ſolche Köpfe, die von dem ſeinigen *theoretiſch* verſchieden ſind. Aber wäre es nicht für Herrn D. ſelbſt ein Vortheil, aus dem chriſtlich-germaniſchen Staat ausgeſchieden zu ſein und auf einer etwanigen Reiſe ohne Kampf mit den Wegelagerern des chriſtlichen Germanenthums zum Ziel zu kommen? — In der Praxis benutzen dieſe Herren alle Vortheile der „ſchnöden Welt“, in der

Theorie alle Vortheile des neuen Chriſtenthums. Das wäre ſehr klug, wenn es nicht kreuzdumm wäre, Leuten mit offnen Augen und am hellen Tage des 19. Jahrhunderts den Frack für die Kutte verkaufen zu wollen.

In demſelben Genre[*], wie die bisher charakteriſirten, gehen die andern Artikel gegen die Jahrbücher fort und da jedes Genre gut iſt, excepté le genre ennuyeux, dies vorliegende aber, zumal in repetitione zu der Ausnahme gehört, ſo ſchließen wir hiemit die Quellen, die unſre Wieſen zu überſchwemmen beſtimmt ſind.

Allah iſt groß, aber der litterariſche Zeitungsverein nicht ſein Prophet. Beklagen wir ihn, daß er ſich diesmal ſo ſehr vergreifen mußte, und hoffen wir ſo glücklich geweſen zu ſein, ihm die Urſache ſeines Mißgriffs zu verdeutlichen.

Arnold Ruge.

---

[*] Eben erhalte ich die zwei erſten Nummern des Aufſatzes über „das Princip des Proteſtantismus" und will es nicht verſchweigen, daß hiemit ein beſſerer Anſatz genommen und bei allem Juſtemilieu zwiſchen Poſitivismus und Kritik ein Ton angeſchlagen wird, der, von Verdächtigung und handgreiflichem Obſcurantismus ferngehalten, und bei einer moderaten Aufklärung und halben Liberalität Anklang finden möchte, ſofern überhaupt die apologetiſche Theologie in unſern Tagen noch ein Publicum außer der Theologie hat. Es verſteht ſich, daß auch in dieſem beſſern Genre der Widerſpruch des Princips, wie wir ihn oben beleuchtet haben, zum Grunde liegt. So lange die Bildung der Herren Twesten, Trendelnburg und Ranke, die ſich in dieſen Verſuchen theils mittelbar, theils unmittelbar ausſpricht, nicht überſchritten wird, läßt ſich keine Löſung dieſes Zwieſpalts und überhaupt keine Stellung erreichen, die eine andere principielle Bedeutung hätte, als die der Principloſigkeit.

X.

Die chriſtliche Philologie. Das Ziel der Gymnaſialbildung, eine Rede von Dr. C. A. Moritz Axt. — Wetzlar.

Daß falſche Freunde weit gefährlicher, als entſchiedene Feinde ſind, iſt eine leidige Erfahrung, die ſchon Viele gemacht haben, und welche die chriſtliche Kirche in Kurzem in ſich ſelbſt erleben wird, wenn ſie nicht mehr auf ihrer Hut iſt, als ſie bis jetzt bewieſen. Es iſt nicht zu läugnen, daß die Kirche in großer Bedrängniß iſt. Erbitterte Widerſacher ſind gegen ſie aufgeſtanden und haben ſie auf ein ſo ungünſtiges Terrain gedrängt, daß ſie Regen, Wind und Sonnenſchein gegen ſich hat. Die Kirche kann nicht ſagen: cogito, ergo sum, denn die Kirche denkt nicht und braucht auch nicht zu denken; ſie kann alſo nur ſagen: sum. Das wäre genug, wenn nicht die Gegner ſchrieen, das ſei bloße vis inertiae. Die Argumentationen der Gegner widerlegen kann die Kirche auch nicht, denn der Glaube läßt ſich nicht auf Argumente ein, und thut er es, ſo glauben die Gegner nun erſt rechtes Recht zu haben, und, was noch weit gefährlicher iſt, er verſchleppt bei dieſen Feldzügen immer mehr oder weniger feindliche Elemente in den Schooß der Kirche, die dann nicht ermangeln zur wuchernden Saat innerer Zwietracht zu werden. Doch, ſo groß dieſe Gefahren ſind, ein glücklicher Coup — und die Feinde können zum Schweigen gebracht ſein: aber bei weitem gefährlicher dünkt es uns, daß die Kirche ſo wenig argwöhniſch in der Aufnahme neuer Bundesgenoſſen iſt, die ihr jetzt unter dem Banner der Chriſtlichkeit von allen Seiten zuziehen, deren Chriſtlichkeit aber nichts weniger als erwieſen iſt. Die chriſtliche Philoſophie, die chriſtliche Medicin, die chriſtliche Aeſthetik, der chriſtliche Staat — das ſind ja ſo unerhörte Erſcheinungen, daß ſchon ihre Neuheit Zweifel an ihrer Berechtigung erwecken ſollte.

Der chriſtlichen Philoſophie iſt man zwar noch früh genug auf die Spur gekommen; die Wächter der Kirche waren hier zu ſehr auf ihrer Hut und mit vollem Rechte. Sie proteſtirten mit lauter Stimme gegen dieſen Eindringling, und die Zeit lehrte nur zu bald, wie ſie die wahren Gänſe des Capitols geweſen waren. Die chriſtliche Philoſophie ſteht bereits entlarvt in ihrer Scheinheiligkeit da und kann Niemand mehr irre machen. Aber ein nicht minder gefährlicher Feind iſt der chriſtliche Staat, um ſo mehr, als ſich ihm gerade die Kirche völlig in die Arme werfen zu wollen ſcheint. Möge doch die Kirche bei Zeiten ihre Augen öffnen, möge ſie ſich nicht blenden laſſen von dieſem weltlichen Glanz, dieſer weltlichen Macht mit ihren Kanonen und Bajonetten. Dieſer chriſtliche Staat, wie er ſich nennt, iſt er denn nicht ſtets ein Feind der Kirche geweſen? Man ſage nicht, das habe ſich ſeit der Reformation geändert. Im Mittelalter war es offene Feindſchaft, nach der Reformation falſche Freundſchaft. Welche war vorzuziehen? War die Kirche vor der Reformation oder nach der Reformation ſtarker, reiner, angeſehener? Die ſchönen Kirchengüter, die die Kirche ſo unabhängig vom Staate erhielten, wo ſind ſie? Die Macht der Diener der Kirche, wo iſt ſie? Die Demuth der Laien, wo iſt ſie? Alle die ſogenannten Bildungsanſtalten des Staates, was haben ſie anders bewirkt, als daß die Kirche jetzt kaum weiß, wie ſie ihre Blöße decken ſoll gegen die Kinder dieſer ſogenannten Bildung? So iſt's unter dem Patronat des Staates mit der Kirche geworden. Und nun kommt dieſer hohe Patron mit dem Banner der Chriſtlichkeit und erklärt ſich zum Vaſallen der Kirche. Soll man, kann man dem Dinge trauen? Wird die Kirche ſo ohne Weiteres, ohne alle Prüfung, ohne ſichere Bürgſchaft dieſen Staat als den ihrigen betrachten, der bis jetzt eine Art von Ehre darin geſucht hat, die Gewiſſensfreiheit zu ſchützen, der ſogar einmal hat fallen laſſen, ſeinetwegen könnte Jeder nach ſeiner Façon ſelig werden; der bis jetzt die Menſchen nicht nach Tugend und Frömmigkeit, ſondern nach Adel und Grundbeſitz, ja ſogar nach Kenntniſſen und Weltbildung abgeſchätzt hat; der ſo wenig die Selbſtſtändigkeit der Kirche geachtet hat, daß er ſich die Beſetzung ihrer Lehrämter und die Erziehung der Jugend angemaßt hat, der — doch es genügt, die Kirche gewarnt zu haben. Mögen die treuen Wächter Zions vor Allem ihr Auge ſchärfen, um die Motive der plötzlichen Zuthulichkeit des Staates zu erkennen, mögen ſie ſich vor dieſem mächtigen Gegner hüten — wir wollen unterdeß gegen einen kleinern Feind zu Felde ziehen, der aber groß genug iſt, der Kirche, wenn man ſeine Bosheit nicht bei Zeiten entlarvt, unberechenbaren Schaden zuzufügen.

Wir meinen die chriſtliche Philologie. Nur in Zeiten, wo Wölfe in Schafskleidern herumſchleichen und Schafe ſich durch Wolfspelze Autorität zu verſchaffen ſuchen, nur in Zeiten der vollendetſten Begriffsverwirrung können ſich dergleichen Prätenſionen an das Tageslicht wagen. Chriſtliche Philologie! Warum nicht lieber chriſtliches Heidenthum? Ich glaube, jeder Philolog wird über dieſe contradictio in adjecto lächeln; ſoll die Kirche dergleichen als baare Münze hinnehmen? Doch laſſen wir unſre abſtracte Verwunderung, betrachten wir vielmehr das Werkchen, das dazu Veranlaſſung gegeben. Es iſt eine Schulrede, durch die ſich Herr Moritz Axt als Director am Gymnaſium zu Wetzlar eingeführt hat, eine Rede, die er zwar nur vorher meditirt, nicht ausgearbeitet und erſt ſpäter „auf vielfaches Verlangen" niedergeſchrieben zu haben vorgibt, für die er aber natürlich, auch wenn wir dieſes glauben, volle Verantwortlichkeit und Zurechnungsfähigkeit hat.

Daß Leute von niederer Geburt, wenn ſie ſich in die höhere Geſellſchaft einzuſchieben verſuchen, ſich allerhand Feſtkleider zuſammenborgen und Fragmente nobler Phraſeologie zulegen, und gerade dadurch ſchon Argwohn gegen ihre Aechtheit erregen —

Gemurmel.

Das iſt ein Schalk — der's wohl verſteht —
Er lügt ſich ein — ſo lang es geht —
Ich weiß ſchon — was dahinter ſteckt —

Das beſtätigt ſich auch hier; denn es muß natürlich jedem unbefangenen Leſer gleich ſehr auffallend ſein, daß ein Philolog, der ſonſt nur mit allerhand heidniſcher Gelehrſamkeit ausſtaffirt einherſtolzirte, ſich jetzt in einen dichten Mantel von Bibelſprüchen hüllt und in Phraſen ſpricht, wie: „beglückende und erhöhende Anſchläge hinausführen", „daß ein Bleibendes, für alle Folgezeit Gültiges, Fertiges geordnet iſt und ſich herausſtellt", „dem heiligen Geiſte die Bahn in die Herzen bereiten", Phraſen, die in dem Munde frommer, wahrhaft kirchlicher Männer ſo erbaulich klingen, einen Philologen aber offenbar in ein ſehr zweifelhaftes Licht ſtellen. Doch das iſt freilich erſt zu erweiſen; Herr Art behauptet das Gegentheil. Verfolgen wir daher dieſes ſcheinheilige Räſonnement, zeigen wir, mit wie unzureichender Legitimation dieſer philologiſche Eindringling verſehen, in welche Widerſprüche er ſich verwickelt, wie er in ſcheinbarer Naivetät die unkirchlichſten Behauptungen aufſtellt, die, gelänge ihre Einſchmuggelung, alle kirchliche Einheit, ja die ganze Exiſtenz der Kirche aufheben müßten.

„Die Vorweihe zur chriſtlichen Wiſſenſchaft, ſagt er, ſei die Aufgabe des Gymnaſiums. Glühende, ewige Liebe zur Wahrheit in den Gemüthern der Knaben und Jünglinge anzufachen, allerwärtsher, wo ſich Gott offenbart hat, dem heiligen Geiſte die Bahn in die Herzen zu bereiten, ſonderlich aber ſie durch die Vorhalle des klaſſiſchen Alterthums in die Kirche Chriſti zu führen, und in ihnen den befreienden, erlöſenden, beſeligenden Glauben an Chriſtus in aller Lauterkeit zu entzünden. Im Folgenden ſucht nun Herr Art die ſchreienden Widerſprüche, die zwiſchen Chriſtenthum und Wiſſenſchaft, und im Beſondern zwiſchen klaſſiſchem Alterthum und chriſtlicher Kirche beſtehen, auf ſehr ſchlaue Weiſe zu beſeitigen. Es ſoll ihm aber nicht gelingen. „Die Wahrheit, ſagt er, welche von der Wiſſenſchaft geſucht wird, iſt eine einige Wahrheit; ſie iſt der Inbegriff, die Harmonie aller einzelnen Wahrheiten, ſo viele in der Schöpfung ruhen und in die Erſcheinung treten, mögen ſie dieſe oder jene Seite des durch Menſchennamen zerſtückten ſelbſt auch einigen Menſchengeiſtes bewähren; Gott aber iſt die Wahrheit.“ Der chriſtliche Leſer braucht natürlich nicht erſt darauf aufmerkſam gemacht gemacht zu werden, wie hier ſchon der leibhaftige Pantheismus zu ſpuken anfängt. Doch er fahre fort zu leſen: „Die Wiſſenſchaft, d. i. die Betrachtung und Erkenntniß der Dinge, des einzelnen als des Einen, ſucht mithin Gott; und dieſe Anſtalt iſt den Anfangsgründen derjenigen Fertigkeit und Kunſt gewidmet, welche das Leben erklärt. Die Erforſchung des Gottes, in welchem wir leben, weben und ſind, von welchem, durch welchen, für welchen Alles iſt; das Jagen und Ringen nach der Heiligung iſt der Gegenſtand und das Geſchäft der chriſtlichen Wiſſenſchaft; ſie ſucht Gott im Sein und Leben, in der Natur und im Geiſte, in den Werken und Stimmen der Weiſen und Künſtler, in der Geſchichte aller Völker und Zeiten, vor Allem aber im Evangelium.“ Da haben wir den entlarvten Mephiſtopheles:

Und fragt ihr mich, was es zu Tage ſchafft:
Begabten Mann's Natur und Geiſteskraft.

Wir aber antworten Herrn Art:

Natur und Geiſt — ſo ſpricht man nicht zu Chriſten.
Deshalb verbrennt man Atheiſten,
Weil ſolche Reden höchſt gefährlich ſind.
Natur iſt Sünde, Geiſt iſt Teufel,
Sie hegen zwiſchen ſich den Zweifel,
Ihr mißgeſtaltet Zwitterkind.

Die Wiſſenſchaft, ſagt Herr Art, ſucht Gott, die chriſtliche Wiſſenſchaft ſucht ebenfalls Gott. Welches iſt alſo der Unterſchied? Wiſſenſchaft gab es ſchon im Alterthume; wozu brauchen wir das Chriſtenthum? Gegenſtand beider iſt die Wahrheit. Gut. Aber iſt die Wahrheit des Chriſtenthums die der Wiſſenſchaft, die Wahrheit der Wiſſenſchaft die des Chriſtenthums? Iſt das Chriſtenthum nicht eine ſpecifiſche Wahrheit, eine Wahrheit, die anderen Wahrheiten entgegengeſetzt, ja feindlich entgegengeſetzt iſt? Iſt nicht das Reſultat des Chriſtenthums die Verehrung eines außerweltlichen Gottes, iſt nicht das Reſultat der Wiſſenſchaft der Cultus des weltlichen Menſchen? Man höre: „Die Reſultate der Natur- und der Geiſtesphiloſophie, der Mathematik, Phyſik und Chemie, der Infiniteſimalcalcul Newton's und Leibnitzens wurden zu bedeutenden Werkſtücken an dem Lehrgebäude der Glaubens- und der Sittenlehre der heutigen Menſchheit, ja zu Eckſteinen an dem Gebäude der ſpeculativen Theologie. Was aber die Wiſſenſchaft ausbeutet, deſſen Einflüſſen kann ſich nimmer die populäre Gotteslehre und die Meinung des Volkes entziehen. Was die Luft für die Körper und ihre Geſundheit iſt, das iſt die Atmoſphäre der Wiſſenſchaft für die Geiſter und ihre Geſundheit. Die Schiffe des Columbus brachten nicht allein einen neuen Welttheil und ſeine köſtlichen Erzeugniſſe zurück, ſondern auch eine unſichtbare, ungeheure Kraft von Merkmalen für den Gottesbegriff; der Gottesbegriff aber iſt das Centrum der Volkscultur. Als Savary im Jahre 1700 die erſte Dampfmaſchine lehrte, ſchlenderte er zugleich gewaltige Momente zur Heiligung und Verſchönung des Lebens und der Sitten in die Welt hinaus, und er verwaltete — ein Apoſtelamt für das Evangelium.“ „Chriſtenthum iſt wahre Philoſophie, und wahre Philoſophie Chriſtenthum.“

O, wir kennen ſie recht gut, die Reden der geiſtreichen Frommen, wie ſie jetzt Mode ſind, ſie verſtehen ſo vortrefflich das miscere utile dulci, ſie ſind ſo fromm, ſie beten und ſingen ſo andächtiglich, ſie ſprechen ſo ſchön in den Worten der Schrift, ſie tragen Jeſum Chriſtum, den eingebornen Sohn Gottes, auf den Lippen, ſie ſind ſo gläubige Seelen — aber ſie ſind nicht beſchränkt, nicht einſeitig und geiſtesarm, behüte Gott! ſie ſind dabei auch gebildeten Geiſtes, aufgeklärte Köpfe, ſie glühen für Kunſt und Wiſſenſchaft, ſie ſehen darin eine wahre Förderung des Chriſtenthums, ſie verachten die retrograden Beſtrebungen der Fanatiker und Dunkelmänner, die alle Lichter der Erde ausputzen möchten, damit nur die Sonne des Himmels deſto heller leuchte, ſie wiſſen vortrefflich zu unterſcheiden zwiſchen Luft und Finſterniß, und ſo glauben ſie ſich durch die Ambroſia der Bibellehre und den Nektar der Menſchenweisheit zur „Gottähnlichkeit“ heraufzufüttern:

Eritis sicut Deus, scientes bonum et malum
(„Folg' nur dem alten Spruch und meiner Muhme, der Schlange,
Dir wird gewiß einmal bei Deiner Gottähnlichkeit bange!“)

Daß aber dieſe Menſchenweisheit im ſchärfſten Widerſpruche ſteht mit dem Gotteswort, daß die Wiſſenſchaft die heftigſte Feindin des Chriſtenthums iſt und mit tauſend Schwertern in den Eingeweiden der chriſtlichen Kirche wühlt, davon ſcheinen ſie keine Ahnung zu haben. Den aufrichtigen Freunden und Dienern der Kirche, die, das Evangelium in der Hand, mit Feuer und Schwert die Kinder dieſer Welt, wenn ſie ſich nicht bekehren, vertilgen wollen, rufen ſie entgegen: ſie ſeien trübe Fanatiker, lichtſcheue Pfaffen! Die rückſichtsloſen Vorkämpfer der Wiſſenſchaft nennen ſie Libertins, Atheiſten, Wühler, Zertrümmerer der Ordnung, Revolutionärs. Und ſie ſelbſt?

[illegible]

Wer beweist denn den Wächtern der Kirche, einem Krummacher, einem Hengſtenberg u. A., daß ſie unkirchlich verfahren, wer widerlegt ſie durch die Schrift? Und wer beweist denn einem Strauß, einem Feuerbach, einem Bauer, daß ſie unwiſſenſchaftlich verfahren, wer widerlegt ſie durch den Geiſt? Auf, ihr chriſtlichen Weiſen, oder ihr wiſſenſchaftlichen Chriſten, öffnet die Schleußen eurer Beredſamkeit, laßt euer Licht leuchten, zeigt die Schärfe eures Verſtandes und die Feſtigkeit und die Gluth eures Glaubens. Zeigt, daß ihr nicht bloß Kinder des flachen Rationalismus, Unkraut „in dem Boden des Aufklärichts gewachſen" ſeid. Auf, ihr ritterlichen Romantiker, hier verdient euch eure Sporen. Aber daran kranken wir ja nun ſchon ſeit Jahrhunderten, an dieſer Halbheit, dieſer Heuchelei, dieſer Scheinheiligkeit. Dieſe Noth hat uns Luther und die Reformation ins Haus gebracht. Wie lauſchte die Menſchheit ſo begierig den verführeriſchen Worten: Seid frei, prüfet, forſchet, denket, treibt die Wiſſenſchaften, klärt euren Geiſt auf — ſo ſüße Töne flüſterte einſt die Schlange vom Apfelbaume — und man gehorchte um ſo unbedenklicher, da ja auf der andern Seite der Glaube, der unbedingte Glaube an die Dogmen und Satzungen der Kirche gepredigt und auf's Strengſte gefordert wurde. Nun, die Saat iſt natürlich mit der Zeit aufgegangen, verhehlen wir es uns doch ja nicht, das Chriſtenthum, das eigentliche wahre Chriſtenthum iſt in den letzten Jahrhunderten durch und durch morſch und gebrechlich geworden und der wahre, ſtarke Glaube durch die Weisheit der Welt verwaſchen und verblichen. Das ſehen auch unſere wahrhaft kirchlichen Männer immer mehr ein. Zuerſt erkannten ſie freilich nur das Verderben und den Verfall der Jetztzeit, ſie blickten daher mit Verlangen hinter die franzöſiſche Revolution, ein Ereigniß, das allerdings in hohem Grade zur Entwickelung des Giftſamens beigetragen hatte. Aber es bedurfte nur eines Blickes, um auch die Zone der Aufklärung eiligſt zu verlaſſen, und ſich nur um ſo vertrauensvoller den ſymboliſchen Büchern und der Reformation in die Arme zu werfen. Doch auch hier war ihres Bleibens nicht. Mag auch die Reformation ein noch ſo großes Gewicht auf den Glauben legen, ſie hat ja in der prüfenden, forſchenden Vernunft, in der Subjectivität des Gewiſſens ihre einzige Berechtigung, ſie muß daher auf dieſe Vernunft, auf dieſes ſubjective Gewiſſen auf der andern Seite ein ebenſo großes Gewicht legen. Wie nun, wenn dieſe beiden in Widerſpruch gerathen, gerathen müſſen? Alſo auch in der Reformation iſt der Boden des Friedens nicht gewonnen. Epiſodiſch treten nun die Sympathien für die engliſche Kirche ein, aber ſie können natürlich nur als Spielart wahrhaft chriſtlicher Beſtrebung gelten; weit conſequenter ſind ſchon ächt katholiſche Schritte, z. B. die Gründung eines Bisthums am heiligen Grabe; doch wird das Alles nicht vorhalten, überall werden ſich ſchon Spuren des ſproſſenden Zweifels entdecken laſſen, wenn man nicht noch weiter zurückgeht. Und das iſt auch ſchon geſchehen. Viel mehr Halt gibt bereits der heilige Auguſtinus und als fernes Ideal fängt ſchon an die „urſprüngliche Gemeinde“ in ihrer patriarchaliſchen Einfachheit und Herzenseinfalt mit Teufel und Dämonen dem vom Zweifel beunruhigten Herzen aufzugehen. Und man wird ſich nicht länger täuſchen können, der wahre chriſtliche Glaube, die wahre chriſtliche Geſinnung iſt nur und einzig auf dieſem Wege wieder zu erobern, denn das, was ſich heut zu Tage für chriſtliche Geſinnung und Glauben ausgibt, iſt ſo von dem ätzenden

Geiſte der Wiſſenſchaft und der ſogenannten Aufklärung zerfreſſen, iſt ein ſolches Gewebe von Inconſequenz und Lüge, daß es ſich unmöglich noch lange in ſeinen zahlloſen Blößen wird halten können.

Nein, Wiſſenſchaft und Glaube können, dürfen nicht länger Hand in Hand gehen. Entweder Wiſſenſchaft, oder Glaube. Die Wahl kann nicht zweifelhaft ſein.

Unter den Wiſſenſchaften iſt aber vorzugsweiſe eine, die mehr als andere den chriſtlichen Glauben untergraben und die jetzige Miſerabilität mit herbeigeführt hat: die Philologie, die Alterthumswiſſenſchaft, gerade die Wiſſenſchaft, die nach Herrn Art die chriſtliche Lehre fördern, oder vielmehr — man denke! *ergänzen* ſoll. Herr Art nehme es uns nicht übel, daß wir die Sache mit dem klaren Worte benennen, wie es ihr zukommt; bei einiger Reflexion wird er ſich ſelbſt über ſeine Behauptung keine Illuſionen machen können. Denn was hilft es, wenn er S. 17 ſagt: „Die Predigt vom Gekreuzigten iſt fortan, ſeitdem ſie erſchollen, der beſtändige Mittelpunkt alles geiſtigen Lebens auf Erden; von ihr aus und nach ihr werden rückwärts und vorwärts alle ſittlichen Erſcheinungen bemeſſen; auf ihr zunächſt ruht die ganze Höhe des modernen Cultus.“ Das Chriſtenthum ſcheint ihm demnach nicht genug zu ſein, es ſcheint einer Vervollſtändigung durch die Philologie zu bedürfen, denn S. 19 fährt er fort: „Allein, was das Bedeutendſte iſt, das Evangelium dringt als Idee mit Uebermacht auf den reinen Geiſt; der Kreis ſeines Lebens und Wirkens *erſcheint* nur als ein innerlicher, alles Aeußerliche *ſcheint* hier vor dem Geiſte als Nichts zurückzutreten. Wohl ſoll das Innere in das Aeußere herausgearbeitet werden und ſich in jeder Lebensbeziehung darſtellen; aber der Abſtand zwiſchen dem Geiſtigen und Sinnlichen, zwiſchen dem Gedanken und dem Leben *erſcheint* allzuſchroff und weit; die Forderung des Geiſtes allzugroß, die Verſöhnung des Unendlichen mit dem Jrdiſchen und Wirklichen unmöglich. Da iſt denn *leicht* die Folge, daß das Chriſtenthum gar nicht als ein thätiges, alle Erſcheinung ergreifendes Princip des Lebens betrachtet wird; es zieht ſich zurück in die Tiefe des Gemüths als überſchwengliche, wenig fruchtbare Beſchaulichkeit, gleichſam als erhaben über die Gegenwart mit ihren materiellen Beſtrebungen und Verſtandesberechnungen, die es ja eben ſeiner reinigenden Kraft unterwerfen ſoll: oder es hängt äußerlich todt und loſe im Gedächtniſſe, wenn es nicht ganz ignorirt wird. Da tritt nun das Alterthum zwiſchen die chriſtliche Idee und das Leben der Gegenwart und vermittelt den Bund zwiſchen beiden, indem es die Idee in das Leben hinüberleitet, das Leben in die Idee hinüber verklärt.“

Der Freund der chriſtlichen Kirche kann nicht verkennen, wie das Trügeriſche dieſes Räſonnements beſonders in dem Worte „erſcheint“ culminirt. Warum ſagte Herr Art nicht lieber: iſt? Dann würde die Kirche ſofort gewußt haben, wie ſie mit ihm daran wäre. *Erſcheint* oder *ſcheint* das Evangelium nur theoretiſch, nur einſeitig, ſo wird es auch wohl in ſich ſelbſt die Mittel haben, dieſen Schein zu überwinden, ohne zu den Werken der Heiden ſeine Zuflucht zu nehmen, und der Chriſt hat dieſe Mittel nachzuweiſen und flüſſig zu machen. Iſt aber das Chriſtenthum wirklich einſeitig, trägt es denſelben gebrechlichen Charakter, hat es ſeine Schwächen, ſeine Einſeitigkeiten, ſeine Widerſprüche in ſich, wie andere geſchichtliche Erſcheinungen, kann und muß es alſo durch dieſe ergänzt werden, hat das Chriſtenthum nicht einen ſpeciell göttlichen Character, ſteht es nicht den andern geſchichtlichen Thatſachen als etwas Abſolutes gegenüber — und das iſt wirklich Herrn Art's Meinung, denn er ſagt (S. 18), „daß in *jeder* Periode der Gottes- und Menſchengeſchichte ein Bleibendes, für alle Folgezeit Gültiges, *Ewiges* geordnet ſei und ſich herausſtelle, da Gott Nichts umſonſt thue“ —

ſo möge Herr Art zuſehen, wo ſein Chriſtenthum, wo ſeine kirchliche Geſinnung geblieben iſt; die chriſtliche Kirche wird aber wiſſen, was ſie von ſolchen Herren zu denken hat, die es für bequemer halten, auf zwei Stühlen zu ſitzen.

Herr Art fährt noch eine Weile fort, ſich in dieſer zweideutigen Weiſe über das Chriſtenthum auszuſprechen, ſagt (S. 23), daß die Aeußerungen der chriſtlichen Idee von der Art ſeien, daß ſie dem Irrthume das Chriſtenthum leicht als einen Gegenſtand paſſiver Hinnahme, als eine bloße Gemüthsſtimmung, als etwas ganz Transſcendentes, ſeine eigentliche und wahre Sphäre lediglich als ein Einſtiges und Jenſeitiges erſcheinen laſſen u. ſ. w. Genug, es ereigne ſich leicht, daß der Buchſtabe den Geiſt überwältigt, daß die Geſchichte, das Factum, ein ungebührliches Uebergewicht gewinnt über den Gedanken u. ſ. w. „Darum zur ewigen Erläuterung dieſer Wahrheit ward dem Evangelium das an Form und Geiſt ihm verwandte Alterthum bewahrt und als Begleitung durch die Gegenwart aller Zeiten beigeſellt; denn in ihm ſind die Umriſſe aller praktiſchen Tugenden verzeichnet, welche das Chriſtenthum zum lebendigen, ſeelenvollen Gemälde auszuführen hat. Die Alten gaben die Methode der Tugend; den reellen Inhalt das Chriſtenthum ſelbſt. Das Alterthum deutet die Werke an, welche der chriſtliche Glaube ausüben ſoll." Himmelſchreiend! Alſo ſo weit iſt es mit dem heutigen Chriſtenthum gekommen, daß es die Menſchen zum Irrthume zu verleiten ſcheint; daß es dieſen Schein nicht ſelbſt mehr beſeitigen, dieſen Irrthum nicht aus ſeinen eigenen Mitteln bekämpfen kann, daß es ſeine Zuflucht zum Alterthume nehmen muß, dem es die Macht genommen, das es als die Welt der Sünde, der ſchönen Laſter nachgewieſen, das es als ſeinen Todfeind verfolgt und deshalb vernichtet hat; daß es nun, um die grollenden Manen des Abgeſchiedenen zu verſöhnen, erklären muß, das Alterthum ſei ihm an Form und Geiſt verwandt, daß es ihm von Gott und Rechtswegen als ein alter ego zur gegenſeitigen Ergänzung für alle Zeiten beigeſellt ſei? Nennt man das noch Chriſtenthum? Oder iſt es vielmehr ein aus etlichen chriſtlichen Elementen, einigen Phraſen einer oberflächlichen Philoſophie und allerhand modern-wiſſenſchaftlichen Ingredienzen gemiſchtes Gebräu, das jetzt unter der Firma der chriſtlichen Wiſſenſchaft verkauft und mit Behagen von den aufgeklärten Frommen und frommen Aufgeklärten, dieſen Zwillingsbrüdern des Rationalismus, geſchlürft wird?

Der Beweis nun, daß Chriſtenthum und Alterthum verwandt in Form und Geiſt ſind, und daß eins das andere ergänzt, wird von der chriſtlichen Philologie ſehr leicht geführt. „Die beſte, die göttliche Menſchlichkeit (S. 25) erſcheint vorzüglich in der Werkthätigkeit für den Nächſten, für das Gemeinſame; hier hat das Chriſtenthum nur den Begriff des Nächſten und des guten Werkes an ſich hie und da zu läutern und ihm die rechte Geſinnung unterzulegen, dann iſt das Alterthum ein vollkommenes Muſter für Chriſtenthat, für thätige Chriſtenliebe, für thätige Liebe zu Gott, eine Beiſpielſammlung für den Satz Johannis: So jemand ſpricht, ich liebe Gott“ u ſ. w. „Wie die Alten für das, was ihnen Freiheit, Ehre, Vaterland, Geſetz nnd Gerechtigkeit war, für das, was ihnen als heilig und göttlich erſchien, duldeten und ſtarben, daran lerne der Chriſt Schmach und Tod leiden für ſeinen König, für die Gerechtigkeit, die in Chriſto Jeſu iſt, zur Ehre Gottes.“ „Wie die Griechen die Welt der Erſcheinungen furchtlos und beharrlich durchſpürten und betrachteten, ebenſo furchtlos und beharrlich ergründe der Chriſt alle Dinge.“ „Wie der Griechen ſchöne Rede in kunſtreich überredenden Worten menſchlicher Weisheit geſchah; ebenſo ſchön und kunſtreich führe der Chriſt die Beweiſung des Geiſtes und der Kraft.“ „Wie der Grieche die Holdſeligkeit und Anmuth, die Schönheit in Weſen und Form, alle Lebenserſcheinungen hindurch, beachtete und erzielte in Ahnung des heiligen Geiſtes, ſo beachte und erziele der Chriſt, alle Lebenserſcheinungen hindurch, in Weſen und Form, die Holdſeligkeit und Anmuth, die Schönheit, in der Fülle des heiligen Geiſtes“ u. ſ. w.

Alſo dazu bedurfte es eines außerordentlichen Gnadenactes Gottes, dazu bedurfte es des Umſturzes aller Ordnung der Natur, dazu bedurfte es der Lügenſtrafung aller menſchlichen Denkgeſetze, dazu bedurfte es der Zertrümmerung einer ganzen Welt, ihrer Bildung und Inſtitutionen, um eine Idee ins Leben zu rufen, welche die Begriffe der Werkthätigkeit und Liebe des Alterthums etwas zu läutern und zu erweitern und ſich dann ihrerſeits durch einige Tugenden des Alterthums zu vervollſtändigen hatte? Es iſt das der gewöhnliche Kunſtgriff des Rationalismus, wodurch er ſich noch als chriſtlich zu legitimiren ſucht, daß er die Liebe und die Moral als den weſentlichen Inhalt des Chriſtenthums geltend zu machen ſucht. Wo bleibt dann aber der Glaube an den Sohn Gottes, empfangen vom heiligen Geiſt, geboren von der Jungfrau Maria, gelitten unter Pontio Pilato, gekreuzigt, geſtorben, begraben, niedergefahren zur Höllen, am dritten Tage wieder auferſtanden von den Todten, aufgefahren gen Himmel, ſitzend zur rechten Hand Gottes, von dannen er kommen wird zu richten die Lebendigen und die Todten? Iſt dieſer Glaube eine bloße leere Hülſe des Chriſtenthums, oder iſt er der wahre Kern, das wahre Herz deſſelben, und ſteht dieſer Glaube nicht dem Alterthum, ſteht er nicht der von der Alterthumswiſſenſchaft, der Philoſophie und allen möglichen Culturverſuchen zerrütteten Gegenwart und ihrer Faſſungskraft ſchroff gegenüber? Aber wir kennen ſie recht wohl dieſe Januspolitik:

„Est aliquid, solo de uno geminare triumphos!“

Und die Kirche wird ſie auch erkennen. Sprüche aus der Schrift gegen dieſe rationaliſtiſche Halbheit anzuführen, iſt vergeblich, denn auch ſie weiß ſich und ihre gleißenden Sentenzen mit Sprüchen zu ſchmücken, wir ſehen es ja hinlänglich in den Schriften der Bremer Kirchenfehde, wo die Ungläubigen wie die Gläubigen ſich auf die Schrift berufen zu können glauben. Aber wer will, wer kann folgendes läugnen:

Der chriſtliche Glaube iſt etwas weſentlich Beſonderes, was ſich von der allgemeinen Vernunft gar ſehr unterſcheidet. Das Chriſtenthum tritt im höchſten Grade feindſelig auf gegen das Alterthum, wie ſich dieſes nicht minder feindſelig verhält gegen das Chriſtenthum. Das Chriſtenthum negirt die Welt als das Endliche, das Schlechte, das Sündliche — das Alterthum lebt und webt in der Welt, ja es vergöttert die Welt, denn ſeine Götter ſind nichts, als die Abſtractionen ſinnlicher Exiſtenzen. Der Chriſt beſchäftigt ſich mit ſich, ſeinem Innern und deſſen Heile — das Alterthum mit der Welt. Deshalb iſt in dem Chriſtenthume die Subjectivität das Höchſte — in dem Alterthume dagegen die objective Welt; dem Chriſten iſt das Gewiſſen etwas Heiliges — den Alten die Sitte. Leiden iſt das höchſte Gebot des Chriſten — Genießen das der Alten; daher verſchmäht auch der wahre Chriſt Bildung, Ehre, Hab' und Gut, ja ſogar die Ehe; nicht irdiſches Glück, ſondern Unglück, Leiden, Krankheit führt ihn zu Gott — dagegen winkt den Alten die Natur mit ihren Freuden, ſie werfen ſich ihr in die Arme, ſie ſind ihre Kinder und wollen ſie ſein. Wie daher das ganze Princip der Alten dem chriſtlichen Principe, wie die Natur der Bibel, die Bibel der Natur widerſpricht, ſo bekämpfen ſich die claſſiſche Welt und die chriſtliche auf das Erbittertſte. Die claſſiſche Bildung geht unter durch das Chriſtenthum, die letzten Koryphaen des antiken Geiſtes remonſtriren gegen die chriſtliche Bildung, ja es muß ſich ſogar das Chriſtenthum, um ſeinen rechten Boden zu gewinnen, ein ganz neues Gefäß, das frei geblieben von aller claſſiſchen Kultur, in den Germanen aufſuchen. Dieſe Gegenſätze ſpringen dem unbefangenen Beobachter ſogleich ins Auge, ſie ſind auch im Weſentlichen Herrn Art nicht fremd, wie ſich aus mehreren Stellen ergibt. Er hat aber Gründe zu ſagen, das ſcheine nur zu ſein, obgleich er ſich darin ſelbſt widerſpricht: nein, dieſe Widerſprüche ſind wirklich vorhanden, das Princip des Chriſtenthums iſt wirklich excluſiv gegen Geiſt und Welt der Alten, das iſt nicht ſein Schein, ſondern ſein Weſen: nennt nun Herr Art dieſes einſeitig, will er es durch das Princip der antiken Welt ergänzen, ſo habe ich nichts dagegen, er beliebe nur dieſe Verbindung nun auch nicht mehr einſeitig Chriſtenthum zu nennen, da er ſie mit demſelben Rechte Alterthum oder Claſſicität benennen könnte, und behabe ſich ſelbſt nicht als frommen Chriſten und Glied der chriſtlichen Kirche. Das Chriſtenthum weist nicht auf das Alterthum hin, das ganze Chriſtenthum iſt in ſeinen Dogmen enthalten, und was nicht für Chriſtus iſt, das iſt gegen ihn. Chriſtus ſchickt ſeine Apoſtel aus, die Heiden zu Chriſten zu machen, Herr Art will die Chriſten durch das Heidenthum vervollkommnen. Herr Art iſt alſo gegen Chriſtus.

Wir wollen hier nicht weitläufiger mit dem Verf. rechten, daß er in ſeinen Parallelen immer nur die Griechen erwähnt, da doch in dem claſſiſchen Unterrichte der Römer eine weit wichtigere Stellung einnehmen. Wollte aber Hr. A., ich weiß nicht, ob ſich ſelbſt oder das Publikum täuſchen, ſo war dieſe einſeitige Berückſichtigung der Griechen freilich in ſeinem Intereſſe, da die Conſequenzen des antiken Princips am ſchroffſten und unverkennbarſten in den Römern hervortreten und hier gerade einen ſolchen Widerſpruch gegen das Chriſtenthum darlegen, wie er ſich nicht wohl durch die chriſtliche Philologie hätte verwiſchen und beſchönigen laſſen.

So wahr aber nun dieſe allgemeinen Züge des Alterthums ſind, ſo wahr iſt es auch, daß eben gerade ſie in der Literatur der Griechen und Römer verarbeitet und zu einem großen Reichthum von Ideen und Conſequenzen entwickelt ſind; ſie ſind das Mark und der belebende Odem dieſer Schriften, und dieſe ſind wiederum als die Blüthen und Früchte, als das Gelungenſte, Vollkommenſte und Ausgearbeitetſte dieſer Principien oder überhaupt der geſammten claſſiſchen Bildung zu betrachten. Es kann demnach auch gar nicht zweifelhaft ſein, daß dieſe auf dem Boden des Alterthums gewachſene Nahrung ganz und gar nicht geeignet ſein kann, chriſtliche Regungen in der Bruſt der Jugend hervorzubringen, oder überhaupt das Chriſtenthum zu fördern. Wie wir gegen dieſen ſogenannten claſſiſchen Unterricht ſchon deshalb bedenklich werden ſollten, weil Chriſtus ſelbſt, der doch am beſten wiſſen mußte, zu welchen Einſeitigkeiten und Irrthümern ſeine Lehre führen könnte, eben ſo wenig, als ſeine Apoſtel, die claſſiſche Literatur der chriſtlichen Jugend empfohlen hat, ſo wird dieſes Bedenken bei einer ſelbſt oberflächlichen Prüfung der Heterogeneität bei den Kulturprincipien noch weit entſchiedener. Die Jugend wird offenbar durch die claſſiſchen Studien mit Ideen erfüllt, die nicht bloß ſie ſelbſt nicht, ſondern überhaupt Niemand mit dem eigentlichen, wahren Chriſtenthume vereinigen kann, ein Umſtand, der um ſo gefährlicher iſt, als in ihr an ſich das ſinnlich-natürliche Element vorwiegend iſt. Man laſſe ſich doch ja nicht durch allerhand Sentenzen täuſchen, die man aus den heidniſchen Dichtern und Proſaikern gezogen, und die in ihrer Abgeriſſenheit ganz erbaulich chriſtlich klingen; man halte ſich vielmehr an die unbeſtreitbare Thatſache, daß die heidniſche und die chriſtliche Bildung ganz verſchiedene, auf verſchiedenem Boden gewachſene und feindſelig einander gegenüberſtehende Principien haben. Man laſſe ſich nicht täuſchen durch die Ausſprüche des modernen, durch die Wiſſenſchaft und namentlich auch durch die Alterthumswiſſenſchaft ſo unendlich verkümmerten und corrumpirten Chriſtenthums, das freilich kaum noch eine Ahnung von dem hat, was ſeiner Reinheit gebührt, man blicke vielmehr in die Zeiten zurück, wo „die Braut Chriſti noch eine keuſche, unbefleckte Jungfrau war, wo ſie noch nicht in die Dornenkrone ihres himmliſchen Bräutigams die Roſen und Myrten der heidniſchen Venus einflocht“, und man wird ſich meiner Behauptung nicht entziehen können, daß der Stoff, an dem wir unſre Jugend auf den Gymnaſien bilden und erziehen, daß die claſſiſche Literatur, wie ihre Verfaſſer, nicht nur dem Chriſtenthume fremd iſt, ſondern auch ſchnurſtracks widerſpricht.

Der claſſiſche Unterricht hat aber nicht bloß dieſe ſtoffliche Seite; beinahe noch wichtiger und noch weit gefährlicher iſt ſeine formelle Seite. Durch Nichts wird der jugendliche Geiſt ſo geweckt, entwickelt und emancipirt, als durch die claſſiſchen Studien; durch Nichts wird jenes ſo gefährliche Abſtrahiren, Reflectiren, Diſtinguiren, Combiniren, das Prüfen, das Zweifeln, das Urtheilen zu größerer Selbſtthätigkeit hervorgerufen, durch Nichts werden jene Denkkategorien der Jugend geläufiger, durch Nichts wird ſie daher mehr in den Strudel der Logik und Dialectik gezogen, durch Nichts wird die Pietät vor dem Beſtehenden, vor den geheiligten religiöſen Vorſtellungen, vor dem Glauben mehr erſchüttert und aller ihrer Fundamente beraubt, als durch die Beſchäftigung mit den alten Sprachen. Menſchen erziehen dieſe studia humanitatis, aber Chriſten — nein, das heißt dem Glauben der Kirche zu viel zugemuthet. Es iſt ein Beweis von dem Verfall des modernen Chriſtenthums, daß es ſo unbefangen die Philologie in den Schulen neben ſich herwandeln ſah und ganz unbemerkt zu laſſen ſchien, wie dieſer Feind immerfort Unkraut unter ſeinen Waizen ſäete; es hätte doch ſehen ſollen, wie von jeher gerade die Philologen faſt in der Regel Verächter der Kirche waren, wie aus ihren Pflanzſchulen gerade die gefährlichſten Feinde des chriſtlichen Glaubens hervorgingen, und wie überhaupt ſeit der Vertreibung der Barbarei, wie ſich dieſe Menſchen ausdrücken, mit den renatis litteris allen Neuerungen in Religion und Glauben Thor und Thür geöffnet worden iſt. Von ihrem naſeweiſen Fürwitz gingen die Bedenken aus, daß das neue Teſtament in corruptem Griechiſch geſchrieben ſei, ſie wieſen auf die vielfältigen Codices hin, die zu Verfälſchungen führen mußten, ſie wollten ächte von unächten Schriften geſchieden wiſſen u. ſ. w., ſie haben daher die Laufgräben gegen die Feſtung eröffnet, ihre Jünger haben ihre Mauern erſtürmt, und der Kampf ſcheint bald entſchieden zu ſein. Jeder Knabe hat jetzt ſchon ſeine Zweifel, und woraus ſteigen dieſe Zweifel, wie vergiftende Dünſte, auf? Aus dem Chriſtenthume doch gewiß nicht, nein, ſondern aus den heidniſchen Studien. Der Rachedämon des Alterthums zieht jetzt wie ein verpeſtender Samum durch die chriſtliche Kirche; jetzt erſt? Nein, ſchon längſt; die ſchwachen Gläubigen hielten ihn für ein wohlthuendes, erquickendes Säuſeln, ſie ſchnappten gierig nach dieſem Humanitäts-Aether, ſie meinten, das bringe zweckmäßige Luftſtrömungen in die Kirche. Wenige Kirchendiener ahneten die Gefahr und warnten davor, die Geſchichte hat ſie nicht aufgezeichnet, denn auch ſie kämpft ſchon längſt gegen die Kirche. Die Warnungen wurden nicht gehört, die Ahnungen haben ſich erfüllt. Schwachheit, Schläfrigkeit, Feigheit, eine große Niederlage iſt über die Gläubigen gekommen, während die Altäre wanken und die Fundamente der Kirche berſten.

Ich will die Philologen nicht gerade beſchuldigen, daß ſie mit Bewußtſein dem Glauben und der Kirche geſchadet haben, aber eine dunkle Ahnung mögen ſie wohl davon gehabt haben, daß ihre Sache mit der chriſtlichen Religion eigentlich nicht viel zu thun habe; denn ſie haben ſich namentlich in neueſter Zeit entſchieden geweigert, ſich unter die Curatel der Kirche zu ſtellen, was ſchon Argwohn hätte erregen ſollen, und ſodann pflegten ſie bis jetzt auch immer als Zweck der Gymnaſialbildung die Erziehung durch Religion und Wiſſenſchaft zu nennen, es wohlweislich dem ſubjectiven Ermeſſen überlaſſend, dies als eine Hendiadys zu nehmen oder nicht. Zu Erklärungen darüber muß es aber natürlich kommen, wenn die Philologen geradezu als chriſtliche Philologen auftreten, ſich Förderer und Mehrer der Kirche nennen und ihr Treiben auf den Schulen als chriſtliche Wiſſenſchaft bezeichnen. Mag das nun aus Unklarheit, oder aus Rückſichten geſchehen, ſo kann es doch nur zu der größten Begriffsverwirrung führen. Wollen wir das Chriſtenthum regeneriren, ich meine nämlich nicht bloß was die Aufklärung unter Chriſtenthum verſteht, Liebe und Moral, ſondern namentlich den chriſtlichen, unerſchütterlichen Glauben, der ſich in den Dogmen und in der Kirche darſtellt, ſo haben wir vor allen Dingen zu prüfen, was iſt heute noch rein chriſtlich, was iſt noch unverletzt und unangetaſtet geblieben, was iſt noch nicht von den fremdartigen und feindſeligen Elementen durchzogen und zerfreſſen, und welches ſind dieſe fremden und feindlichen Elemente? Finden wir dann wirklich noch einen reinen, unvermiſchten, chriſtlichen Kern, ſo muß dieſer als die Operationsbaſis betrachtet werden. Von der andern Möglichkeit will ich lieber nicht ſprechen.

Eine artige Myſtiſication hat uns aber Herr Art bereitet, indem er auch wieder ganz naiv zu verſtehen gibt, daß ſein Vertrauen zu der Wirkſamkeit dieſer Verbindung von Alterthumswiſſenſchaft und Chriſtenthum keineswegs groß ſei und keine glänzenden Erfahrungen gemacht habe. Wäre das möglich? Ja wirklich, wir leſen es mit klaren Worten geſchrieben. S. 15 verſichert er uns nämlich, daß „keine Faſer am ganzen Menſchen ſei, kein Gliedlein, kein Gedankenatom, welches nicht vom Chriſtenthum ergriffen und in den Bereich ſeiner erweckenden oder beſchwichtigenden, ſeiner heiligenden Gewalten gezogen werde“, mit einem Worte alſo, daß unſre ganze Lebensluft mit chriſtlichen Elementen geſchwängert ſei. Nun weiß Jedermann, daß ſeit der Reformation beinahe Nichts eifriger betrieben worden, als die Alterthumswiſſenſchaften, wie ſie als die Baſis aller tiefern Bildung angeſehen worden und deshalb von Kindesbeinen an die Thätigkeit und geiſtige Anſtrengung der Jugend in Anſpruch genommen haben. Man ſollte nun nach Herrn Art vermuthen, daß die Verbindung und gegenſeitige Durchdringung dieſer beiden Factoren, die ſich ja beide ſo ſchön ergänzen, ſtützen und ſtärken ſollen, ein ganz vortreffliches, probehaltiges Reſultat hätten haben müſſen, oder wenigſtens, da das bekanntlich in Bezug auf den chriſtlichen Glauben nicht der Fall iſt, daß Herr Art ſeiner Anſicht gemäß einen Schleier über dieſes Reſultat gedeckt hätte. Aber nein, er kennt die Nichtswürdigkeit der jetzigen Zeit und ſpricht ſie auch ohne Rückhalt in folgender Parallele zwiſchen der alten und der modernen Welt aus: „Die Alten ſind entweder warm oder kalt, wie das Evangelium die Menſchen verlangt, um bei ihnen Eingang zu ſinden: die moderne Welt iſt gewöhnlich weder warm noch kalt. Die Alten haben große Laſter, aber auch große Tugenden: die moderne Welt iſt oft für beide zu ſchwächlich oder zu feig, während es keineswegs fehlt an einer reichen Saat der widerwärtigſten Gemeinheit, der rohſten Brutalität und Beſtialität, des ſcheußlichſten Raffinements. In den Alten toben gewaltige Leidenſchaften, aber ſie brechen hervor; ſie wollen ſich nicht bemänteln und übertünchen; da iſt denn Hoffnung, daß aus einem Saulus ein Paulus werde. Die Alten ſind Kinder und doch vom Scheitel bis zu den Zehen Männer; ſie geben ſich, wie ſie gewachſen ſind; in ihnen liegt die Menſchheit klar ohne alle Beſchönigung, in ihrer Nacktheit vor Augen. Die moderne Welt iſt vielfach Unnatur, Verbildung, Verzwicktheit; hier iſt das Meiſte Form, Dreſſur, Verlebtheit, Poeſie; hier iſt faſt Alles gedeckt, verſteckt, verheimlicht, verklauſulirt, verhalten, berechnet.“

Was bedürfen wir weiter Zeugniß? Wir haben es ſelbſt gehört aus ſeinem Munde.

Wir würden uns anders über die heutige Zeit ausgeſprochen haben, ſtimmen aber im Allgemeinen vollkommen mit Herrn Art überein. Die Verderbtheit, die Halbheit, die Lüge vom Standpunct des chriſtlichen Glaubens aus betrachtet iſt ſehr groß. Man möge aber nur zuſehen, was dieſe Zuſtände herbeigeführt, den Glauben zerfreſſen, die Lüge zur Mode gemacht hat, und man wird ſich wenigſtens nicht mehr verſucht ſollen, die Humanitätsſtudien als brauchbare Werkzeuge zur Förderung des Chriſtenthums zu betrachten. Freilich iſt das Chriſtenthum, wie alle Religion, Product des menſchlichen Geiſtes und der jedesmalige Gott der Spiegel deſſelben; iſt die Theologie nichts als Anthropologie, gibt es keinen außerweltlichen Gott, ſondern iſt das menſchliche Selbſtbewußtſein die Verwirklichung Gottes, iſt daher die völlige Emancipation dieſes Selbſtbewußtſeins, die Freiheit und Herrſchaft der Vernunft wahrhaft göttliche Praxis, wie die modernen Sirenen ſingen — dann gibt es keine kräftigendere und nahrhaftere Speiſe, keinen Quell, der mehr capiti utilis, utilis alvo erfriſchte und erquickte, der mehr die Keime der geiſtigen Freiheit entwickelte und die unklaren Nebel verſcheuchte, als die ſogenannten claſſiſchen Studien. Der Chriſt aber dient, der Chriſt leidet, der Chriſt glaubt und ordnet ſeinem Glauben all ſein Denken und Wiſſen unter; daß hierzu die Alterthumswiſſenſchaft nicht führt, nicht führen kann, beweist ihr Princip und beweist die Erfahrung mehrerer Jahrhunderte.

Es iſt unbegreifliche Verblendung, wenn die proteſtantiſchen Frommen — die katholiſchen ſind in dieſem Puncte weit vorſichtiger und conſequenter — ſo ſcheele Blicke auf die realiſtiſche Thätigkeit und die materiellen Tendenzen gegenwärtiger Zeit werfen, daneben aber das Griechiſche und Lateiniſche als beſondre Bedingungen wahrer Gründlichkeit und Solidität den Schulen empfehlen. Ich bin zwar weit entfernt, das Teufliſche zu verkennen, das in dieſen Realien, in dieſem materiellen Treiben liegt. Aber es läßt ſich eben gar nicht verkennen, Jedermann ſieht es, Niemand kann ſich darüber täuſchen und dieſe Erkenntniß treibt ſogleich als Kehrſeite davon die Gegenmittel herauf; ein practiſcher Beleg kann das Wupperthal ſein, das zwar einerſeits dem Mammon und den Mächten der Erde verfallen iſt, auf der andern Seite aber auch eine deſto größere Glaubenstiefe und Wahrhaftigkeit entwickelt. Aus den Realſchulen, aus den Fabriken und Induſtrieanſtalten gehen daher auch nicht die Revolutionärs und die gefährlichen Feinde des Glaubens hervor; ſie wachſen in den Gymnaſien, ſie ſtählen ihre Arme in der Paläſtra der Alterthumswiſſenſchaft, ſie ſind die Zöglinge jener studia humanitatis. Will man alſo das gläubige Gemüth erhalten, ſo fange man endlich einmal an die Alterthumsſtudien in ihren materiellen und formellen Reſultaten zu fürchten. —

Nachdem wir nun hier unſre Anſicht über die trügeriſchen Prätenſionen der chriſtlichen Philologie ausgeſprochen haben, ſind wir es der Gerechtigkeit ſchuldig zu verſichern, daß ſich Herr Art in Bezug auf Politik überaus loyal ausſpricht, daß ſeine Idee von der Monarchie feſt gegen Hieb und Stich und von der Art iſt, daß ſelbſt die Stuarts und die Bourbons nichts dagegen einzuwenden haben würden. Er ſagt S. 26: „Der Chriſt lerne Schmach und Tod leiden für den, von dem allein wahren Gott und ſeinem Sohne, dem Verleiher und Ordner aller Herrſchaft eingeſetzten König und Herrn, deſſen Wille die Freiheit des Volkes, die Freiheit ſelbſt und der Inbegriff aller Geſetze, das Geſetz ſelbſt iſt, als der verwirklichte Begriff der Staatseinheit, der Grund und die Seele der freien weder ariſtocratiſch, noch democratiſch, noch hierarchiſch verſtümmelten Monarchie, der allein an ſich vernünftigen und von der Geſchichte zu ſolcher Geltung für alle Folgezeit herausgeſtellten Volksverfaſſung, des irdiſchen Widerſcheines von der grenzenloſen Gottesmonarchie des Alls, von der großen Geſammtfamilie der Menſchheit und der Geiſter."

Da dieſes aber noch nicht klar genug ſein dürfte, ſo fleht das Schlußgebet Gott an, daß wir den König „ehren, lieben und heilig achten als die leibhaftige, lebendige Summa aller menſchlichen Ordnung, als den Abglanz ſeiner ewigen Vatergüte, ſeiner höchſten Vernunft, als ſeinen Statthalter auf Erden, als das ſichtbare Haupt ſeiner chriſtlichen Staatsgemeinſchaft."

Ich glaube kaum, daß das chriſtlich ſein dürfte, wiſſenſchaftlich iſt es ſicherlich nicht; da aber das Politiſiren eine unfruchtbare Sache iſt, bei der nicht viel herauskommt, ſo wollen wir es dahingeſtellt ſein laſſen. Das ſcheint aber gewiß, Herr Art iſt noch einmal zu etwas Großem beſtimmt.

F.

XI.

Autobiographie des ordentlichen Profeſſors der orientaliſchen Sprache und Literatur zu Königsberg, Dr. **Peter von Bohlen**, herausgegeben von Johannes Voigt. Königsberg 1841.

(Zum Behuf des Vergleichs mit dem Abdruck in den deutſchen Jahrbüchern.)

Da dieſe Jahrbücher in der lebendigen Zeit wurzeln und an der Erwirkung einer Zukunft, welcher ſich die Gegenwart nicht zu ſchämen habe, arbeiten helfen, ſo könnte es beim erſten Hinblicke den Anſchein haben, als ob ihnen ein Profeſſor der orientaliſchen Sprachen ziemlich weit aus dem Wege liege. Freilich pflegen die orientaliſchen Studien, wie ſie gewöhnlich betrieben werden, eine ganz abgeſonderte, ſomnambüle Stellung zu behaupten. Aber wie alle geiſtige Arbeit, können ſie in den engſten Zuſammenhang mit der Gegenwart treten. Die ſcheinbar entlegenſten und trockenſten Disciplinen laſſen ſich für die Bedürfniſſe der Alles aufzehrenden Zeit verwenden. Heraldik und Sphragiſtik z. B. dürfen noch größeren Anſpruch machen, als Schauder zu erregen; man muß ſie nur zu nehmen wiſſen. Iſt es nicht ſchon ein großes gedankenreiches Reſultat der Heraldik, aus ihr zu lernen, daß ſie überflüſſig iſt? Das geht ſo weit, daß man die heraldiſche und alle einſchlägliche Literatur einer ſchärfern polizeilichen Ueberwachung empfehlen darf:

denn wie die Freigeiſterei von Niemand beſſer, als von den Kerkern der Inquiſition gepredigt wurde, ſo gebiert die Heraldik, theils durch ihre Zärtlichkeit für die große Familie der Raubthiere, theils durch ihre kühnen Behauptungen und ihren reizenden Styl, ſehr leicht nivellirende und der Menſchenklaſſifikation feindliche Köpfe. Der Geiſt des Widerſpruchs geht um, ſuchend, wen er verſchlinge. Noch mehr, die orthodoxen Heraldiker ſelbſt werden in der Regel ſo begeiſtert für Tinkturen und Deviſen, daß ſie mit ihrem Meduſenkopfe die Zeitgenoſſen noch weiter als ohnehin in die Nachwelt forttreiben. Troſtlos, daß die dürrſten Reiſer am Baume der Wiſſenſchaften eine ſo gefährliche Wirkung haben, man mag ſie verbrennen oder mit Grünem aufputzen. Aber in der Welt iſt nichts, was nicht ſeine Beziehung auf das Innerſte des Menſchen, auf den Alles begehrenden Geiſt, hätte.

Anderes Beiſpiel die Naturwiſſenſchaften. Der geſtirnte Himmel läßt ſich nicht beſteuern; obwohl er es verdiente, da ihn das alte Teſtament mit Recht für einen Ketzer erklärt, und da er die Liebe zur Freiheit nährt. Die unvernünftigen Thiere aber und die lebloſen Produkte der Erde ſcheinen ſehr harmlos und ſogar eine nützliche Beſchäftigung, damit die Gelehrten nicht zuviel an ſich und die andern Menſchen denken. Allein ſelbſt von dieſer Seite haben die Freunde des glaubensvollen und ſprachloſen Staatslebens keine Ruhe. Die Naturwiſſenſchaften haben der Scholaſtik den Gnadenſtoß gegeben und das Kirchenthum unterwühlt. Man denke an Kopernikus und Galilei, an die Phyſiologie, die Geologie und alle Disciplinen, welche das Logiſche über den Glauben ſtellen. Hat alſo die Unvernunft auch ihren Verſtand, ſo muß man es höchſt verſtändig finden, daß Rom die Naturforſcherverſammlungen für indirekte Demagogie hält und ſeine Landeskinder durch Beſuchsverbot vor der Anſteckung durch die Ungläubigen ſchützt. Lambruſchini, welchen der Prinz von Canino nicht erſt naturwiſſenſchaftlich zu rubriciren brauchte, weiß recht gut, daß das Reich der Gnade und das Reich der Natur ſich zu einander wie Ormuzd und Ahriman verhalten, und daß das zweite keine Gnade vor dem erſteren finden darf. Bei uns zu Lande ſieht man dem Treiben der Naturforſcher viel zu leichtſinnig und gleichgültig zu; dieſe Leute kommen jährlich zuſammen, ohne daß irgend Gebete und geiſtliche Lieder dabei vorfallen. Die gewinnende Außenſeite der Naturwiſſenſchaften iſt pfirſichartig; der Kern enthält Blauſäure, von der ein Tropfen ein Dutzend Bibelverſe und einen Theologen Mittelgut tödtet. Man glaube nur nicht, daß die Naturwiſſenſchaft bloß dem katholiſchen Weſen gefährlich ſei; ſie iſt es auch der proteſtantiſchen Dogmatik, weil beide Kirchen, wie ſie ſind, auf derſelben Grundlage ruhen und zu Einer Familie gehören. Die evangeliſchen Chriſten und die Frommen aller Art ſind in ihrem Gewiſſen zum Hannibalshaſſe gegen die Phyſik und Naturgeſchichte verpflichtet. Denn dieſe Wiſſenſchaften ſägen die Pfähle, auf denen die theologiſchen Waſſerbauten ruhen, rein durch, gerade wie die Teufel, welche noch dazu Hörner und Schwänze haben; damit auch die Ironie nicht fehle.

Aber die Staatsmänner und Volksregierer, welche magna vi brachia tollunt, um einen weltreformirenden Handwerksburſchen zu trepaniren, warum geben ſie nicht beſſer Acht auf die Naturforſcherei? Da ſtecken in erſchreckender Mächtigkeit Lager von Liberalismus, der ſich aufmacht und mit falſchen Päſſen überall frei umhergeht und das Vaterland an den Rand des Abgrundes bringt. Die Mineralogie z. B. hat viele ſtaatsgefährliche Elemente, auch die Zoologie hat demagogiſche Ideen. Aus der letztern lernt man unter anderm, daß ein Animal, wenn es Hunger hat, ſei es auf Fleiſch oder auf eine Konſtitution, ſehr böſe werden kann. Die ganze Phyſik und Naturgeſchichte iſt von der Sucht nach feſten Geſetzen geplagt, ſie will überall Gründe (weshalb Lichtenberg den

Menſchen das Urſachenthier nennt) und wittert nach dem Gegentheile von Willkür. Der Stein ſogar will ſein eigener Herr ſein, er lebt autonomiſch und iſt auf ſeine Freiheit noch eiferſüchtiger als der rheinpreußiſche Adel. Alle ungezählten Naturgeſchöpfe huldigen dem Principe der ungeſtörten geſetzlichen Freiheit und opfern dem Moloch der freien Individualität unter dem Schutze der herrſchenden Verfaſſung. Könige der Thiere exiſtiren nur in der Fabel. Alle halbwegs geſcheuten Thiere würden es ſich verbitten, wenn ſie heute eine glatte, morgen eine wollige Haut tragen, bald zwei, bald hundert, bald gar keine Augen haben, bald in dieſe bald in jene Klaſſe wandern ſollten. Wenn nun die Menſchen auch nach feſten Staatsgrundgeſetzen lüſtern ſind und es ihnen ſehr läſtig, ja verderblich erſcheint, daß der Staat alle Augenblicke ſich hergeben oder befürchten muß, umgeſchaffen zu werden, ſo iſt das doch ein ſehr bedenklicher Hang. So viel kann die Naturwiſſenſchaft verſchulden. Der Schluß liegt ſo nahe: die vernunftloſen und lebloſen Kreaturen haben Geſetze, welche ihrem Weſen entſprechen; iſt es nicht viel mehr recht und billig, daß vernünftige Menſchen bei lebendigem Leibe Geſetze haben, die ihrem Weſen angemeſſen ſind? Die Nothwendigkeit hat ihre ſchützenden Geſetze, ſoll die Freiheit vogelfrei ſein? Der Naturforſcher ſieht ein, daß Gott ſelbſt konſtitutionell regiert, denn das Univerſum hat die klarſte und unverbrüchlichſte Verfaſſung, und die Schöpfung braucht nicht alle Morgen zu zittern, daß chevalereske Kometen den ehrbaren Planeten zu Leibe gehen, und fürſtliche Sonnen als Brandſtifter und Revolutionärs durch den Raum fahren. Daraus ziehen viele Staatsbürger die Folgerung: Nun, dann wäre es einem Könige wohl auch das Dringlichſte, nicht ohne geregelte, unſer aller Freiheit reſpektirende Verfaſſung zu regieren; denn unmöglich kann er glauben, daß ſeine gebrechliche Phyſis und ſeine wandelbare Pſyche, welche wie bei uns allen nicht gegen

Krankheit und Wahnſinn geſchützt ſind, uns ein unumſtößliches Geſetz erſetzen. Wenn die Naturwiſſenſchaften auf dieſe Weiſe mit den Staatswiſſenſchaften zu konſpiriren fortfahren, ſo müſſen ſie der ſtrengſten dreifachen Cenſurlinie überantwortet werden.

Eine ähnliche Bewandtniß hat es mit den orientaliſchen Studien; wenigſtens für den ſtillen bürgerlichen Gewerbsbetrieb der Kirche und Theologie ſind ſie ſehr unruhige Nachbarn. Es gab eine Zeit, da die Orientaliſten bloße Handlanger und Kammerfrauen der sacrosancta theologia waren. Der arme Maracci durfte den Koran nur mit dem begleitenden Steckbriefe einer refutatio veröffentlichen. Vom Hebräiſchen zu ſchweigen, erſtaunte damals das Publikum über die arabiſchen und ſyriſchen Fetzen, mit denen ſich die Exegeſe ſchmückte. Aber im vorigen Jahrhunderte wies die allgemeine Erſchütterung der theologiſchen Dinge auch den Orientalien eine andere Stellung an. Eine Wirkung ihrer Emancipation war, daß ſie ſeitdem durch ihre merkwürdigen Entdeckungen einen beherrſchenden Einfluß auf die Theologie ausgeübt haben. Natürlich die Wiſſenſchaft vom Oriente überhaupt, nicht die bloße Linguiſtik, iſt gemeint. Durch ſelbige hat die Theologie, deren unbewehrte Grenzen von ſo verſchiedenen Feinden übertreten worden ſind, immer mehr Land verloren. Je mehr Wiſſenſchaft, deſto weniger unbegriffener Glaube; je mehr Einſicht in das Weſen des menſchlichen Geiſtes, deſto weniger angemuthete unverdauliche Dogmatik. Deshalb verdienen auch diejenigen Forſcher, welche den fernen Orient erhellten, unſere Hochachtung, nicht bloß weil ſie uns Neues kennen, ſondern auch weil ſie uns Altes vergeſſen lehrten. Unter ihnen hat ſich Bohlen einen rühmlichen Platz erworben, und deshalb machen wir auf ſeine Autobiographie, welche auch in allgemein menſchlicher Hinſicht Intereſſe gewährt, aufmerkſam. Wie ſo manche Lichter der Wiſſenſchaft, hatte dieſer Mann ſich aus dunkler Armuth emporgearbeitet und eine bunte Reihe von Lebenszuſtänden durchgemacht. Seinen mühelos angebornen Adel adelte er durch Arbeit und gelehrte Thaten.

Peter von Bohlen (geb. 1796, geſt. 1840) war Sohn eines armen Bauers von Pommerſcher Abkunft im Jeverlande. Als ſolcher ackerte er, hütete Pferde und half beim Schmuggel. Darauf wurde er hintereinander geplagter Schneiderlehrling, Diener und Schützling des franzöſiſchen Generals Guiton, Domeſtik des Admirals L'Hermite, Gaſthofskellner in Hamburg, und Kaufmannsdiener. Endlich brach er ſich Bahn durch die Stadien eines wüſten Vielleſers, Autodidakten und Verſemachers, und ſah ſich mit 21 Jahren und einem Barte als glücklichen Tertianer des Hamburger Gymnaſiums. Von Freunden unterſtützt, ſtudirte er in Halle und Bonn, und wurde Königsberger Profeſſor. Auf dem Gipfel ſeines Glückes war ihm nur kurze Friſt vergönnt. Nach vielem häuslichen Unglücke, namentlich dem Verluſte der Gattin, wurde er ſelbſt ein Opfer der Schwindſucht. Aber er hatte *gelebt*, und folglich nicht vergebens.

Die Stadt, in welcher zunächſt Bohlen lehrte, was ihn der Geiſt gelehrt, muß die Theilnahme für dieſen Gelehrten erhöhen. Königsberg hat die ſchönſten Anſprüche auf die Dankbarkeit der deutſchen Nation. In Oſtpreußen erhielt ſich noch am längſten ein Reſt der alten politiſchen Freiheit, und zu einer Zeit, als es ſich ziemlich allenthalben zum Sultanat geſtaltet hatte, und die Freimüthigkeit gegen Fürſten ein theurer Artikel war, fanden die preußiſchen Stände für gut, dem Könige Friedrich Wilhelm I. auf deſſen Verbot, ſie ſollten ſich aller Beſchwerden und Mahnungen an alte Verheißungen enthalten, zu antworten: „Gott der Vater geſtatte es, ihm Beſchwerden vorzutragen und ihn an ſeine Verheißungen zu erinnern, mithin werde er, der König, es auch wohl nicht ungnädig nehmen, wenn ſie zunächſt um die Beſtätigung ihrer althergebrachten verfaſſungsmäßigen Rechte und Privilegien bäten.“ Ebenfalls war es Königsberg, wo in unſern Tagen wiederum die preußiſchen Stände, wie ſie es in alter Zeit unzählige Male gethan, in würdiger Weiſe, einfach, aber mit der Beredſamkeit des Rechtes, einen König an die Erfüllung eines großen Verſprechens, an die Lebensfrage des preußiſchen Reiches erinnerten. Einſt wird die Geſchichte das unvergängliche Verdienſt der Oſtpreußen, daß ſie das wieder eingenickte Preußen weckten und ihm die öffentliche Entwickelung der Volkskraft an's Herz legten, im wahren Lichte anerkennen. Allem Vermuthen nach iſt den nordöſtlichen Preußen noch eine große Aufgabe vorbehalten; denn unter allen Altpreußen ſind ſie weitaus die politiſch Gebildetſten. In Bezug auf Königsberg iſt folgende Aeußerung Bohlens bemerkenswerth: „Der oſtpreußiſche Adel und vornehmlich die Elite deſſelben, welche ſich in der alten Reſidenzſtadt concentrirt, iſt zu gebildet, um einem trennenden Kaſtengeiſte zu huldigen, und wo dieſer etwa in kleinen Kreiſen, beſonders unter den eingedrungenen militäriſchen Elementen, ſich geltend machen möchte, da bleibt zum mindeſten die allgemeine Geſelligkeit von ſolcher partiellen Abſonderung völlig unberührt. Da ferner der Handel faſt niemals ausſchließlich in Königsberg dominirt hatte und ohnehin ſeit der unglücklichen Kriegsperiode leider mehr als unbedeutend geworden war, ſo konnte auch von einer ſchroffen kaufmänniſchen Ariſtokratie, deren brutaler Hochmuth noch unerträglicher als Ahnenſtolz iſt, keine Rede ſein, ſondern es traf ſich oft, daß gerade der wohlhabendſte Mann ſich auch durch Bildung und Humanität am meiſten auszeichnete. Verletzungen der äußern Formen können bei der königsberger Kaufmannſchaft ſchon um deswillen nicht vorkommen, weil hier eine gewiſſe Bildung, welche unbemerkt aus den gelehrten Anſtalten, den vielen Landescollegien und mannigfachen Inſtituten ihre Nahrung zieht, alle Stände durchdrungen hat, und weil dieſe Stände durch die ungezwungenſte Geſelligkeit und durch gemeinſamen Umgang in einander verſchmelzen.“

Außer ſeinem politiſchen Gehalte iſt Königsberg die große Metropole der deutſchen Revolution, nämlich der des philoſophiſchen Gedankens, geweſen. In einer ſolchen Stadt mußte die freie Wiſſenſchaft immer ein Aſyl finden. Wahr, daß Königsberg auch Muckerthum erzeugte, aber gerade dieſes ſetzt dort als mächtigen Gegenpol die unerſchrockenſte theologiſche Forſchung voraus. Auch Bohlen iſt trotz ſeiner kurzen Wirkſamkeit für dieſe Univerſität von Bedeutung geweſen, ſo wie ſie für ihn. Allem Anſchein nach wird es nicht gelingen, die königsberger Theologie in Erbauungsſtunde zu verwandeln. Der „geſunde Sinn“, den die Männer der Macht jedesmal am Volke rühmen, ſo lange daſſelbe ſeine Mußezeit beim Spielzeug verbringt und ſeinen Staat den Prieſter-Beamten überläßt, hat in den königsberger Studirenden ſehr auffallende Repräſentanten gefunden. Von dieſen Lernenden kann Mancher etwas lernen, beſonders bei der gegenwärtigen Konſtellation. Auf dem Platze Berlin (Avis für die betreffende Handelswelt) iſt der Marktpreis des Artikels Frömmigkeit im Steigen. Viel Angebot, doch für jetzt noch mehr Nachfrage. Erſteres wird aber wohl ſo ſtark werden, daß letztere endlich nicht mehr wiſſen wird, wohinaus damit.

Das Gegentheil von der Frömmigkeit, die ſich auf Flaſchen ziehen oder von England verſchreiben oder nach Paläſtina, indem man noch Geld zugibt, verpacken läßt, erblicken wir in Bohlens tiefem Gemüthe, welches ſich als edle Menſchenliebe und oft unter der Form unerſchütterlichen Gottvertrauens ausſprach, ſo wie in ſeiner unbedingten Geiſtesehrlichkeit. Er war ein naiver, tapferer Forſcher, ein wahrhaft frommer Forſcher, froh und ſtumm, möchte ich ſagen: ſtumm über ſeine Verdienſte, kein Trompeter ſeiner Chriſtlichkeit, laut für die ausgehülſte und begriffene Wahrheit. Wäre es nicht auffallend, wenn ein ſolcher Mann von beſchränkten Theologaſtern nicht wäre angefeindet und angegeifert worden?

Die wichtigſten unter Bohlens zahlreichen wiſſenſchaftlichen Arbeiten ſind: „Das alte Indien mit beſonderer Rückſicht auf Aegypten“ (2 Bde. Königsberg 1830.), und: „Die Geneſis, hiſtoriſch-kritiſch erläutert“ (Königsberg 1835.). Da Bohlen die Bibel innerhalb des Menſchenthums und der Wiſſenſchaft ſtellte und ſie ihm kein begriffslos angebeteter Fetiſch war, ſo widerfuhr ihm, wie Andern auch, die Ehre der herzlichſten Verketzerung. Rückſichtsloſe Unterſuchung trifft immer auf Weſpenneſter. Das Licht aber zur richtigen Würdigung der Bibel kam Bohlen zumeiſt aus der tüchtigen Anſchauung vom ganzen Oriente überhaupt; von der arabiſchen, perſiſchen und indiſchen Welt hatte er eine ausgezeichnete Kenntniß erworben.

Die Studien des Orients leiſten die treueſten Dienſte, um ſich auch bei uns in Europa zu orientiren. Die menſchlichen und die „göttlichen“ Dinge gehen mit ihren Wurzeln in den Orient zurück. Der Patriarchalismus und Animalismus der Orientaliſchen Menſchheit iſt es, welchen eine rührige und Macht beſitzende Partei uns täglich als Muſterwirthſchaft anempfiehlt und möglichſt ins Leben, oder vielmehr in die Geſetzbücher, einführt. Die Geſchichte und Statiſtik des Morgenlandes iſt gegen ſolche Beſtrebungen ein wirkſames Gegengift. Oberherrſchaft einer Familie, eines Scheich begreift ſich allenfalls in den einfachſten Verhältniſſen, wo der Staat noch nicht angefangen hat, wo das Geſetz in der Geſtalt der Sitte und des Gebrauchs auftritt und der ſchlichte Stammangehörige eine Art Selbſtpolizei handhabt. Dort iſt das Leben ſo einfach, ſo durchſichtig, ſo unentfaltet, daß die unvollkommenſte, weil den meiſten Mißbräuchen ausgeſetzte, Form der Regierung, die monarchiſche (beziehungsweiſe oligarchiſche) dort ausreicht. Der Scheich iſt übrigens auch kein Kind und kein

Blödſinniger. Seine Gewalt ſteht ferner unter dem mächtigen Einfluſſe des Stammgeiſtes und der Stammesmoral, und findet darin ihre Umſchränkung. Davon weit verſchieden iſt der orientaliſche Deſpotismus; in ihm iſt die Willkür des Einen an kein Geſetz Gebundenen das einzige, oberſte Geſetz. Was aus dem Orient geworden iſt, unter Mitwirkung des Deſpotismus, weiß Jeder; und die morgenländiſche Geſchichte iſt wohl lehrreich genug, um gegen die europäiſche Variation jenes Thema's warnend aufzutreten. Unſere abſoluten Monarchien haben mit den orientaliſchen die Verwandtſchaft, daß in beiden das Staatsrecht ein unbeſtimmtes Chaos bleibt: dagegen das Privatrecht iſt bei uns feſter und heiliger und wird von der willkürlichen Gewalt weniger häufig verachtet. Rechtswidrigkeiten kommen übrigens auch in conſtitutionellen Monarchien vor; Deutſchland darf nicht weit danach ſuchen. Die Rechtswidrigkeit iſt aber doppelter Art. Erſtens kann das ausdrückliche Geſetz verletzt werden; was ſo fühlbar und der Macht ſelbſt gefährlich iſt, daß gemeiniglich Verdrehung und Beſchönigung zu Hülfe genommen wird. Viel ſchlimmer und ſchwerer zu heilen iſt die andere Art Rechtswidrigkeit, welche entweder mit dem poſitiven Geſetze in Einklang ſteht, oder auf einem ganz leergelaſſenen Tummelplatze vor ſich geht. Der unwürdigſte Zuſtand iſt da, wo durch das Geſetz ſelbſt die Geſetzloſigkeit Rechtens iſt. Wer wird z. B. unſern deutſchen Inquiſitionsproceß für einen wahrhaften Schutz der bürgerlichen Rechte halten? Gar nicht einmal von den nur zu häufigen poſitiven Ungerechtigkeiten zu ſprechen, iſt nicht ſchon der ungebührlich verſpätete Spruch eine verſchleierte Rechtloſigkeit?

Wie aus der friſcheſten Gegenwart, ſo läßt ſich auch aus den zerbröckelnden Trümmern des Orients lernen, daß der Zuſtand größerer oder geringerer Geſetzloſigkeit für die bürgerliche Geſellſchaft auflöſend wirkt. Unſere Patriarchaliſten ſind freilich der Meinung, daß die phyſiſche Herrſchaft und Unterthänigkeit uns heilſamer, und der höchſte Wille Einer Perſon eine lebendige Rechtsquelle ſei. Aber nach *geſetzlicher Ordnung* ſehnt ſich unſer neueres Staatsweſen. Allerdings haben wir z. B. in Preußen viele, unermeßlich viele Geſetze. Wenn die Referendarien ſie alle wiſſen ſollten, ſo würde kaum Einer ſeinen geſunden Verſtand behalten. Aber wir haben nicht überall die rechten Geſetze, und bei allem Ueberfluſſe zu wenige. Wir brauchen dringend ein Geſetz, welches uns von dem die perſönliche Freiheit zuſammenſchnürenden Ballaſte von Geſetzen und Polizeiverordnungen befreit, ein Geſetz, durch welches das Staatsbürgerthum erlaubt, ja nothwendig wird. In dieſer Beziehung hält uns die chineſiſch-japaniſche Welt einen Spiegel vor, den wir werthſchätzen mögen. Der Orient überhaupt gibt uns den größeren Theil der Naturgeſchichte der Knechtſchaft; lernen wir auch aus ſeiner Unmündigkeit mehr Freiheit und Würde.

Wenden wir uns zur Kirche und Theologie, ſo ſind die Studien des Orients für ſie von höchſter Bedeutſamkeit geworden. Zahlreich ſind hier die Berührungen. Das Chriſtenthum iſt ein Kind des orientaliſchen Geiſtes, und muß aus ihm heraus begriffen werden. Unſer Kirchenthum unterſcheidet ſich von dem orientaliſchen nur ein wenig im Grade: beide haben zu ihrem Mittelpuncte die äußerliche jenſeitige Autorität. Die neuere abendländiſche Entwickelung, wo und in wie weit ſie die Freiheit des individuellen Geiſtes bezweckte, und erreichte, ſteht weſentlich außerhalb und über dem ſtarren Kirchenthum. Die Geſchichte und Statiſtik mancher morgenländiſchen Religion kann uns zeigen, erſtens, daß alles, was kein Werden hat, todt iſt, und das Einbalſamiren wohl Leben heucheln, aber nicht erſetzen kann, daß demnach die chriſtliche Religion und Kirche dem geſchichtlichen Geſetze des Lebens, d. h. der Veränderung, des Vergehens und der Neugeburt, eben ſo unterliegt wie alle andern; zweitens, daß das Pointiren der Gläubigkeit, die Prätenſion der Frömmigkeit die letztere völlig aufhebt, da das Weſen der Frömmigkeit gerade in der Unbefangenheit beſteht. Die moderne Chriſtlichkeit, die im Frömmigkeitsſtolze ausgeſprochene Unſittlichkeit, unſer wiſſentliches oder ſich ſelbſt belügendes Phariſäerthum, die raffinirte wollüſtige Asceſe und die ſeraphiſche Liebe, alles dies gehört dem Verfall und der Fäulniß der Kirche an. Die Urbilder davon liefert uns der Orient, deſſen Geſchichte auch allem dergleichen das Urtheil ſpricht. Nicht das Kirchenthum, ſondern die ſittliche Macht iſt die lebendige Seele der religiöſen Geſellſchaften. Die chriſtlichen Eiferer werden beſchämt durch Leute, wie Mehemed Ali, Vorſteher der Derwiſche zu Salonichi, welcher zu einem Reiſenden*) ſagte: „Wir ſind alle Gottes Kinder, Chriſten, Türken, Juden u. ſ. w. Es iſt nur Ein Gott; Chriſtus, Muhamed, Moſes ſind Lehrer und Propheten. Ohne Gott kann Niemand einen Finger rühren. Er weiß es, warum er die Welt ſo eingerichtet hat. Wir aber müſſen uns alle wohlthun unter einander, nicht haſſen.“

Man ſieht an dieſem Ausſpruch, daß auch der Orient Züge von Verehrung des ſittlichen Geiſtes bewahrt hat. Im Allgemeinen muß das Studium der morgenländiſchen Religionen uns Beſcheidenheit lehren und den Hochmuthsteufel des ausſchließlichen Seligmachens austreiben helfen. Die engherzige, gedankenloſe Beſchränktheit ſo vieler Theologen und Pfarrkinder in der eigenen Nationalität und Kirchlichkeit muß vor dem aufgerollten großartigen Gemälde eines ganzen Welttheils mit ſo verſchiedenen Sitten und Religionen, wie Aſien, betroffen werden; vielleicht, daß ſie darüber auch nachzudenken beginnen. Ueberhaupt ſchon lehrt die zünftige Theologie den Denker nichts weiter, als daß ſie ihm nicht genügt; weßhalb Brougham die Theologie definirte als die Kunſt zu lehren, was keiner weiß. Aber gar die theologiſche Anmaßung, welche aus einer Reihe gleichartiger Zuſtände einzelne Dinge und Zeiten herausgreift und dieſer eine angeblich nirgends ſonſt vorhandene Göttlichkeit vindicirt, ſperrt ſich gegen die Geſetze der allgemeinen Menſchheitsentwickelung und insbeſondere gegen die Geſchichte des Orients. Die letztere zerreibt die chriſtliche Offenbarungstheorie zu Staub. Daß das Chriſtenthum etwas ſpecifiſch Geoffenbartes, und das Göttliche durch Pachtcontract an Eine Kirche übergegangen ſei, findet ſchon darin ſeine widerlegende Parodie, daß alle Religionen daſſelbe Lied ſingen. Gar zu ſeltſam wäre es auch, wenn alle Religionen nur vorhanden wären, damit ſie der chriſtlichen Glaubigkeit als Gegenſtand des Mitleids, der Verachtung und des Spottes dienten. Sähe man ein, daß die fremden Völker auch für ſich ſelbſt eine Bedeutung haben, ſo würde das Miſſionsunweſen weniger graſſiren, und die kindiſche Vorſtellung z. B. des Miſſionärs Medhurſt wegfallen, welcher es höchſt traurig findet, daß die jährlich ſterbende Million Chineſen nicht ſelig werde. Auch die muhamedaniſche Welt iſt wohl noch mehr als bloßes Brennholz für die Hölle; eben ſo darf man den Buddhaismus, die verbreitetſte aller Religionen, nicht über die Achſel anſehen. Das Kirchenthum des ganzen Orients iſt dem unſrigen viel zu ähnlich, als daß man nicht ſchon deßhalb mit dem Verdammen zu ewiger Pein etwas vorſichtig und ſparſam ſein ſollte. Der Katholicismus namentlich kann dem Buddhaismus kaum den Bruderkuß verweigern. Oder was ſind die Ceremonien und die Betwindmühlen der Buddhaiſten anderes, als die Seligkeitsmaſchine der römiſchen Tauſendkünſtler?

---

*) Ritter Prokeſch von Oſten, deſſen Intelligenz bei dieſer Gelegenheit unter der türkiſchen blieb.

In der That, ohne den Orient zu befragen, würden die Occidentalen in zu vielen Räthſeln ſtecken bleiben. Manches Thun und noch mehr Laſſen können wir vom Oriente lernen.

K. Nauwerck.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

An die Hohe Zweite Kammer
der Sächſiſchen Ständeverſammlung.

Beſchwerde

über die durch ein Hohes Miniſterium des Innern
angeordnete
und am 3. Januar 1843 ausgeführte

Unterdrückung der Zeitſchrift:

„Deutsche Jahrbücher
für
Wissenschaft und Kunst,"

überreicht

von dem Redacteur **Dr. Arnold Ruge** in Dresden
und
dem Verleger **Otto Wigand** in Leipzig

Braunſchweig.
Druck und Verlag von Friedrich Otto.
1843.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Es giebt jetzt in Sachſen nichts Wichtigeres, als die Blicke einer Hohen Kammer auf

das Geſetz und die Polizeiverordnungen
über die Preſſe

zu richten.

Der Zuſtand des Buchhandels und der Preſſe, in dem wir leben, ſteht mit der Verfaſſungsurkunde im Widerſpruch.

Der §. 35. beſtimmt: „Die Angelegenheiten der Preſſe und des Buchhandels werden durch ein Geſetz geordnet werden, welches die Freiheit derſelben, unter Berückſichtigung der Vorſchriften der Bundesgeſetze und der Sicherung gegen Mißbrauch, als Grundſatz feſtſtellen wird.“

Die Verfaſſungsurkunde des Königreichs Sachſen iſt am 4ten September 1831 publicirt worden, und wir ſind noch im Jahre 1843 ohne Preßgeſetz, wir ſind factiſch noch immer den polizeilichen Verordnungen, dem Ermeſſen der Verwaltungsbeamten, der Willkür der Cenſur, der Confiscation ohne Urtel und Recht, der Unterdrückung und den Verboten auf bloßen Miniſterialbefehl preisgegeben — preisgegeben mit unſern Capitalien, mit unſern Erwerbszweigen, mit den Früchten langjähriger, ausdauernder und von der Gelehrtenwelt anerkannter Arbeiten. Wir ſchweigen von dem Recht der freien Wiſſenſchaft und von dem Rechte des Gelehrten, neue Gedanken in die Welt zu bringen und die Ehre dieſer Thaten zu genießen — denn dieſes Recht ſcheint noch lange nicht auf der Tagesordnung zu ſtehen in einer Welt, wo man grade aus der Neuheit der Gedanken das Recht zur Unterdrückung eines Geſchäftes und eines Erwerbszweiges herleitet, alſo eines Eigenthums — deſſen Anerkennung und Sicherheit ſonſt doch die civiliſirten Staaten ſich ſo ſehr zur Ehre rechnen. Kurz, die Schriftſteller und die Buchhändler entbehren der Wohlthat eines geſetzlichen Zuſtandes.

Wir, die Unterzeichneten, haben den ganzen Druck dieſer Geſetzloſigkeit und Unſicherheit fünf Jahre lang ertragen, bis wir ihm endlich im ſechsten vollſtändig erlegen ſind. Wir bringen unſern Fall vor die Hohe Kammer nicht ohne einige Hoffnung, daß dieſelbe die Unhaltbarkeit des jetzigen exceptionellen und der Willkür preisgegebenen Zuſtandes aufs Klarſte beweiſen und endlich, nach 11 Jahren, dazu beitragen wird, eine rechtliche Sicherheit ſo vieler Staatsbürger durch die Erfüllung der verfaſſungsmäßigen Beſtimmung des §. 35. herbeizuführen.

Wie lange ſoll auch der Widerſpruch des Lebens und des Geſetzes noch aufrecht erhalten, und damit immer tiefer das Bewußtſein der Geſetzlichkeit in den Gemüthern der Menſchen und in dem Gewiſſen ganz beſonders der Beamten unterwühlt werden? Das iſt ein unſittlicher, ein höchſt bedenklicher, ein — gefährlicher Zuſtand! — Die Verfaſſungsurkunde iſt unſer Geſetz; die Preßpolizeiverordnungen, die Cenſur, die

Confiscation, die Verbote durch Polizeibefehl, die nach dem §. 35. der Verfaſſungsurkunde nicht ſein ſollen, ſind aber ſchon im 12ten Jahr unſre Praxis im Leben. Sie exiſtiren, ſie ſind das Geltende. Iſt nun alſo das Geſetz im §. 35. eine Realität? kann ich mich darauf berufen? werde ich darnach behandelt?

Noch mehr, der §. 154. der Verfaſſungsurkunde ſpricht mit klaren Worten aus: „Alle Geſetze, Verordnungen, Obſervanzen, welche mit einer ausdrücklichen Beſtimmung der gegenwärtigen Verfaſſungsurkunde im Widerſpruche ſtehen, ſind in ſoweit ungültig.“

Sind nun die ganzen Preßpolizeiverordnungen und Alles, was in ihrem Gefolge iſt, nicht im Widerſpruche mit dem §. 35? Und doch ſind ſie über ein Dezennium — welch' eine Ewigkeit! — das geltende, der §. 35. aber das noch nicht geltende, und das heißt doch wohl das vorläufig ungültige?

Die alten Verordnungen, die mit der Verfaſſungsurkunde im Widerſpruche ſind, ſollen nach §. 154. nicht mehr gelten; durften nun 1836 und 1838 noch „neue“ Preßpolizei-Verordnungen erlaſſen, noch die Cenſur beſtätigt werden und das Geſetz noch heute fehlen?

Man wird die Hinderniſſe aufzählen, die es nicht zu Stande kommen ließen. Was nothwendig iſt, geſchieht ſchnell, und wer über die Prinzipien klar iſt, dem wird ihre Feſtſtellung leicht. Wie ſchnell iſt die Verfaſſungsurkunde zu Stande gekommen! und es waren 11 volle Jahre nicht hinreichend, um ein Preßgeſetz zu ſchaffen? Iſt es etwa nicht nothwendig? O, es iſt das Dringendſte von Allem da, wo aller geſetzlicher Boden fehlt, wo die deſtructive Tendenz der polizeilichen Willkür über geiſtiges und äußerliches Vermögen der Staatsbürger nach Belieben ſchaltet, das Geſetz zu ſchaffen; und hätte die Berathung deſſelben ſtatt Wochen Monate gekoſtet, die neuen Entwürfe wieder Monate, und das Ganze ſelbſt ein volles Jahr, es wäre nicht zu viel geweſen, denn was iſt ein Jahr Arbeit gegen 11 Jahre eines ſolchen Zuſtandes! Oder an was ſollen wir glauben? — an die § §. 35. und 154. der Verfaſſungsurkunde, die uns frei erklären, oder an die Preßpolizeiverordnungen, die uns beherrſchen und im Widerſpruche mit dem deutlichen Geſetze über uns und das Unſrige verfügen?

Repräſentanten des ſächſiſchen Volks in dieſer Hohen Kammer, es iſt Ihnen ſo klar als uns, wenn es auch nicht jeden Einzelnen von Ihnen ſo ſchmerzlich getroffen, daß der Boden des Rechts und des Geſetzes in dieſem Felde noch nicht vorhanden iſt. Wir vertrauen auf Sie, Sie werden nicht noch einmal auseinander gehn, ohne unſern Leiden ein Ende, den Geſetzen Realität und der Preſſe die Freiheit gegeben zu haben; und ſollte unſere Beſchwerde zu dieſem glücklichen Reſultate mitwirken, ſo würden wir unſere Verluſte gern verſchmerzen, ja wir würden ſtolz darauf ſein, fürs gemeine Beſte gelitten zu haben.

Die Baſis unſerer Beſchwerde.

Leider iſt der Boden unſerer Beſchwerde kein anderer, als die factiſch geltenden Preßpolizeiverordnungen ſelbſt. Wir betreten ihn jetzt. Aber welch ein Boden! Kann man denn auf ihm fußen? Wollte man es nur mit einiger Sicherheit können; ſo müßten doch dieſe Verordnungen ſelbſt etwas Feſtes und etwas reell Feſtgeſetztes ſein, d. h. ſie müßten ſo eingerichtet und angewendet werden, daß ſie nicht ihre eignen Beſtimmungen und Inſtitute überall wieder aufhöben. Aber dies iſt nicht der Fall. An die Verordnungen kann ſich niemand halten, denn ſie ſelbſt weiſen immer aus ſich heraus und auf die Perſonen hin. Alles iſt in das Ermeſſen der Perſonen, d. h. in die Willkür der Cenſoren, des Kreisdirectors, endlich des Miniſters geſetzt. Können die Perſonen machen, was ihr Ermeſſen mit ſich bringt, nun ſo haben die Verordnungen nichts verordnet, ſie ſind in den weſentlichſten Puncten ſo eingerichtet, daß ſie ſich ſelbſt aufheben. So heißt es §. 56 der Preßpolizeiverordnungen von 1836:

> „Zur Herausgabe einer ſolchen neuen Zeitſchrift, die, vermöge ihrer Tendenz, nicht blos für die Gelehrtenwelt, ſondern für das größere Publicum beſtimmt iſt, oder welche Politik und Tagesgeſchichte und Urtheile darüber in ihren Bereich zieht, bedarf es auch fernerhin der Conceſſion. Geſuche darum ſind bei der Kreisdirection anzubringen, welche ſie, mit Abgabe ihres Gutachtens über den jedesmal einzureichenden Plan der Zeitſchrift und die Perſönlichkeit des Redacteurs, dem Miniſterium des Innern vortragen wird. Letzteres wird bei Ertheilung einer dergleichen Conceſſion jedesmal den Vorbehalt des Widerrufs ausſprechen ꝛc.“

Alſo wiſſenſchaftliche Journale brauchen keine Conceſſion; aber nun kommt ſogleich §. 57 und erklärt: Ob aber ein Journal ein wiſſenſchaftliches ſei, darüber entſcheidet in zweifelhaften Fällen das Ermeſſen des Kreisdirectors. Und zum Ueberfluß entſcheidet noch außerdem über jedes, auch das wiſſenſchaftlichſte Werk das Ermeſſen des Cenſors. Der Sinn aller dieſer Verordnungen iſt alſo immer der, daß nicht ſie, ſondern die Anſichten, das Ermeſſen der Perſonen das Entſcheidende ſind. Sie ſetzen nichts feſt, als daß nichts feſtgeſetzt, d. h. daß nichts Geſetz, ſondern Alles dem perſönlichen Ermeſſen anheimgeſtellt, d. h. Willkür iſt. Die Willkür thut heute dies und morgen das Gegentheil. Und ſo iſt es denn auch den Jahrbüchern begegnet, daß man ſie zuerſt für wiſſenſchaftlich, dann aber, obgleich ihre Kritik grade die göttlichſten und höchſten Angelegenheiten der Menſchheit betraf, für nicht wiſſenſchaftlich, für unrein, ja ſogar für wiſſenſchaftlich unfrei erklärte, ſie alſo 4½ Jahre ohne Conceſſion und ½ Jahr mit Conceſſion auf Widerruf erſcheinen laſſen wollte.

Wir haben hiemit ſchon das Beiſpiel gegeben, daß auch die Anwendung der Verordnungen nur ihre eigne Aufhebung darſtellt. Man kann nach ihnen das Entgegengeſetzteſte thun, wie es grade paßt, d. h. man kann thun, was man will, die Verordnungen ſind gar kein Hinderniß. Nicht zu gedenken, daß die Cenſuren auf der Einen Seite ſtreichen, was ſie auf der andern ſtehen ließen, in Einem Vierteljahre dulden, was ſie in dem andern verwerfen; — die Cenſur hat keinen beſtimmten Zweck, ſie kann alſo auch keinen erreichen: der unbeſtimmte

Zweck aber, das Gefährliche zu unterdrücken, ändert ſich alle Tage, nach Gelegenheit alle Viertelſtunden, denn in Schkeudiz iſt der Conſtitutionalismus, der in Leipzig geſetzlich iſt, bereits gefährlich; wahrhaft gefährlich wird aber nur das ſein, was nicht mehr zu unterdrücken iſt, vielmehr die Cenſur ſelbſt aufhebt, und die Cenſur wird aufgehoben durch nichts anderes, als durch den richtigen Begriff von geiſtiger und bürgerlicher Freiheit, der es nicht duldet, daß ein Staatsbürger der Willkür eines Beamten und ſeinem Ermeſſen überliefert wird. — Nicht zu gedenken alſo, daß die Cenſur die conſtituirte Willkür ſelbſt iſt, und darum entweder die Verzweiflung des Beamten an ihrer Aufgabe oder die Maxime, fünf grade ſein zu laſſen, erzeugen muß; — die Verordnungen ſelbſt trauen der Cenſur nicht, ſie enthalten ſelbſt das Gefühl, daß die Cenſur doch zu nichts diene und daß der Gedanke, durch ſie das Gefährliche zu unterdrücken, nichts als eine Phantaſie ſei, denn trotz der Cenſur kann noch die Conceſſion entzogen werden (§. 56. und 57. der Preßpolizeiverordnungen von 1836), und trotz der Cenſur und der verſchärften Cenſur, unter der wir geſeufzt, ſind die deutſchen Jahrbücher unterdrückt worden. Die Verordnungen erklären alſo ſelbſt die Cenſur für unzulänglich, ſie reſpectiren das Imprimatur des königlichen Beamten nicht, ſie haben noch andere Perſonen bei der Hand, die das „Ermeſſen“ des Cenſors durch ein „entgegengeſetztes Ermeſſen“ wieder aufheben können. Sie ſetzen die Cenſur ein, weil ſie den Schriftſtellern nicht trauen, aber ſie trauen auch der Cenſur nicht, darum ſetzen ſie die Confiscation des Cenſirten, die Verbote u. ſ. w. ein.

Dies iſt der Boden, auf den wir hinausgeworfen ſind. Und wie können wir anders in dieſem Reich einander aufhebender Ermeſſen, als ihren Widerſpruch, der uns hin und her reißt, dieſe leidigſte Willkür, die es geben kann, aufs Schmerzlichſte empfinden? Und wenn wir nun in allen unſern pecuniären, bürgerlichen und geiſtigen Intereſſen, in unſerer Ehre, in unſerer ganzen Stellung zur Welt durch das letzte Ermeſſen, das unſer Werk ohne Urtel und Recht, ohne Unterſuchung und Vertheidigung, ohne irgend ein anderes Geſetz, als das ſeiner einſeitigen Auffaſſung, unterdrückt, verletzt ſind, wenn wir außerdem beweiſen können, daß dies Ermeſſen nur auf Irrthum und Misdeutung baſirt iſt, was bleibt uns übrig zu thun? Nichts, als auf dem Boden dieſer Verordnungen eine Beſchwerde zu führen, deren poſitiver Erfolg leider ſehr zweifelhaft ſein muß. Und welch' ein Glück, daß die Stände des Königreichs grade verſammelt ſind, ſonſt hätten wir drei Jahre warten können, um mit unſerer Beſchwerde auch nur zu Worte zu kommen.

In dem ſchwankenden Boden der Polizeiverordnungen, auf den unſere Beſchwerden gründen müſſen, liegt unſere Schwäche: aber darin, daß dieſer Boden abſoluter Willkür ſchon ſeit eilf Jahren gar nicht mehr beſtehen ſollte und dennoch fortdauernd beſteht, darin liegt unſere Stärke. Die Regierung war moraliſch verpflichtet, wenn das Geſetz der Conſtitution noch nicht vorhanden war, möglichſt ſo zu verfahren, als wäre es vorhanden geweſen; und die Hohe Kammer darf, mit der Verfaſſungsurkunde in der Hand, ein moraliſches Gewicht in die Wagſchale werfen, dem die Preßpolizeiverordnungen nichts entgegenzuſetzen haben. Wir hoffen darauf.

Unſere Beſchwerde iſt nun dieſe:

Wir haben ſeit dem Jahr 1838 eine wiſſenſchaftliche Zeitſchrift zuerſt unter dem Titel: „Halliſche Jahrbücher für deutſche Wiſſenſchaft und Kunſt, redigirt von Ruge und Echtermeyer, verlegt von Otto Wigand“, herausgegeben. Der Verleger ſuchte ohne Mitwirkung der Redaction, die damals im Auslande war, um Conceſſion nach, indem er den Proſpect übergab, welcher bündig und klar die Abſicht ausſprach: „Das Journal wolle die Geſchichte des gegenwärtigen deutſchen Geiſtes mit ſeiner Kritik begleiten und ſich weſentlich von den bisherigen Litteraturzeitungen unterſcheiden, indem es zu den Kritiken freie Ueberſichten, Charakteriſtiken geiſtig bedeutender Männer der Gegenwart und Correſpondenzen über wiſſenſchaftliche und Kunſtanſtalten zu bringen gedächte.“ Die Kreisdirection in Leipzig antwortete hierauf durch einen Beſcheid vom 20. Oct. 1837, wie folgt (wir legen das Original bei):

> „Auf das bei der Königl. Kreisdirection unmittelbar von dem Buchhändler Hrn. Otto Wigand allhier unterm 18ten dieſes Monats eingereichte Geſuch um Conceſſion zu der von ihm in Verlag übernommenen Litteraturzeitung, unter dem Titel: Halliſche Jahrbücher für deutſche Wiſſenſchaft und Kunſt, wird derſelbe hierdurch beſchieden, daß, da die fragliche Zeitſchrift, nach dem übergebe-

nen Proſpectus, eine rein wiſſenſchaftliche Tendenz hat, es zu deren Herausgabe nach Maaßgabe des §. 56. der Preßpolizeiverordnung vom 13. Oct. 1836 einer beſondern Conceſſion der Regierungsbehörde nicht bedarf. Leipzig, 20. Oct. 1837. Königl. Sächſ. Kreisdirection A. v. Falkenſtein.“

Als darauf im Jahr 1841 eine Cabinetsordre Sr. Majeſtät des Königs von Preußen an die Redaction erging, des Inhalts: „daß ihr Journal der preußiſchen Cenſur unterworfen, widrigen Falls aber in den preußiſchen Staaten verboten werden ſollte;“ gab die Redaction, von der nun der Dr. Echtermeyer zurücktrat, den Titel: „Halliſche Jahrbücher“ auf, und ſetzte nach ihrer Ueberſiedelung nach Dresden das Journal unter dem Titel: „Deutſche Jahrbücher für Wiſſenſchaft und Kunſt“ fort, ohne alle Aenderung der Tendenz und Einrichtung. Eine Conceſſion war alſo auch jetzt noch unnöthig, wurde auch nicht in Anſpruch genommen. Im Anfang des Jahres 1842 traten wegen der Kritik politiſcher und religions-philoſophiſcher Werke (namentlich über Preußen, und Feuerbach, Weſen des Chriſtenthums) Cenſurverſchärfungen und endlich ſogar die Auflage der Nachcenſur jedes Blattes durch die Kreisdirection ein, das bekannte Einholen des Cenſurſcheines. Als der Verleger ſich gegen die letztere Maßregel, als eine gar nicht begründete Neuerung, mit einer Beſchwerde auflehnte, ergriff man den Ausweg, ihm ohne weitere Rückſicht auf die Redaction „eine Conceſſion auf Widerruf“ zu ertheilen, die der Verleger zwar factiſch angenommen, die aber von der Redaction weder jemals gekannt, noch anerkannt worden iſt, da die Zeitſchrift nie aufgehört hat, eine wiſſenſchaftliche zu ſein und dem urſprünglichen Proſpectus getreu zu bleiben. Unterdeſſen ſtrich uns die Cenſur eine große Anzahl der werthvollſten Kritiken, deren politiſche oder religionsphiloſophiſche Principien ihr gefährlich ſchienen, bis in den letzten drei oder vier Monaten wieder Alles, was wir verlegten, ohne irgend eine Ausnahme durchpaſſirte. Seit der Mitte des Jahrs 1842 bis zu dem Verbot hat weder die Cenſur, noch die höhere Behörde ſich gegen uns ausgeſprochen.

Da am 3. Januar 1843 ließ plötzlich, auf Befehl des Hohen Miniſteriums des Innern, die Kreisdirection zu Leipzig durch den dortigen Magiſtrat alle Druckvorräthe und Manuſcripte in der Härtelſchen Druckerei, wo die Jahrbücher gedruckt wurden, ſo wie die bereits erſchienenen vier erſten Wochenlieferungen der Zeitſchrift vom Jahre 1843, die ſich noch auf dem Lager des Verlegers befanden, mit Beſchlag belegen, und theilte zugleich dem Verleger das Verbot des ferneren Erſcheinens der Zeitſchrift und die Zurückziehung der ihm 1842 verliehenen Conceſſion mit.

Die Leipziger Zeitung vom 4. Januar brachte eine Motivirung dieſes Schrittes (wir legen den Abdruck in der Leipz. Allgem. Zeitung vom 5. Jan. bei). Dieſe Motivirung erklärt:

> „Die Verwarnungen ſeien fruchtlos geweſen, *eine liberale Cenſur* aber, wie die ſächſiſche Regierung ſie wolle, reiche nicht hin, der beharrlichen Gefliſſentlichkeit in Verfolgung unzuläſſiger Tendenzen zu begegnen, beſonders bei einer Zeitſchrift, welche rein wiſſenſchaftliche

> Zwecke vorgiebt, dieſen Plan aber nach und nach immer mehr überſchreitet. Es bleibe daher nur das letzte geſetzliche Mittel, die Unterdrückung der Zeitſchrift, übrig."

Was ſagt dieſer Paſſus? Zunächſt erfahren wir, daß die polizeiliche Maßregel ein geſetzliches Mittel iſt; ſodann, die Cenſur ſoll „liberal" ſein; wenn ſie das erſte Mal liberal iſt, ſo wird ſie verſchärft und ſtreicht ganze Wochenlieferungen reinphiloſophiſcher Abhandlungen, wenn ſie aber dann zum zweiten Male wieder liberal wird, ſo zeigt ſich, daß „der Gefliſſentlichkeit ſchlechter Tendenzen" nur durch eine Unterdrückung der ganzen Zeitſchrift geſteuert werden kann. Und dies wird dann ohne Weiteres ins Werk gerichtet, nicht ſowohl wegen beharrlicher Schlechtigkeit (denn „erſt gegen den Schluß dieſes Jahres, ſagt die Motivirung, kamen wieder beſonders anſtößige Artikel vor") als weil — doch wohl eben der Jahresſchluß ein paſſender Moment zu dieſem „letzten" gewiſſermaßen ſchließlichen „geſetzlichen Mittel" war. Der immmer wiederkehrende Grund ſowohl zu der Conceſſion auf Widerruf, als zu dieſem Widerrufe und zur Unterdrückung der Zeitſchrift ſelbſt iſt: „ſie habe aufgehört, eine reinwiſſenſchaftliche zu ſein." Dieſen Grund alſo haben wir zu widerlegen, und das iſt glücklicher Weiſe nicht ſchwer. Es wird kein Menſch in der Welt die Jahrbücher für eine andere, als reinwiſſenſchaftliche Zeitſchrift erklären, und wenn der Verf. der Verbotsmotivirung es thut, ſo wird ihm niemand, der nur einige Sachkenntniß hat und unpartheiiſch urtheilt, bei ſtimmen. Die „freie und die reinwiſſenſchaftliche“ Erörterung, die wir nach der Motivirung verlaſſen haben ſollen, was iſt ſie? In Wahrheit doch keine andere, als die philoſophiſche, die unreinen oder practiſchen Wiſſenſchaften ſind Medicin, Juriſterei und Theologie. Dieſe werden ſtudirt, um angewendet und exercirt zu werden; die Philoſophie zunächſt nicht. Wir können aber, wenn wir philoſophiren, nicht in der blauen Luft bleiben, wir denken immer über den Menſchen oder über die Natur, alſo über die Geſchichte der Menſchheit, über Staat und Welt nach. Was iſt nun Unreines daran? Dies iſt aber der Punct, um den ſich Alles dreht. Wir haben Gedanken zu Wege gebracht, die denen der Herren von der alten Welt etwas ſtark widerſprechen. Dies ſoll nicht ſein. Und nun verbietet man unſere Zeitſchrift als eine **nicht** wiſſenſchaftliche, weil es klar aus den Verordnungen ſelbſt hervorgeht, daß wiſſenſchaftliche Zeitſchriften weder der Conceſſion auf Widerruf, noch alſo auch einem ſolchen Widerrufe ſelbſt unterworfen werden ſollen.

Wir gründen hierauf unſere Beſchwerde, und bitten um den Ausſpruch der Hohen Kammer, daß unbeſchadet alles Philoſophirens über Politik, Geſchichte und Religion, dennoch die Annahme, als ſei unſere Zeitſchrift nicht eine reinwiſſenſchaftliche, eine reine Fiction, der Grund einer Verleihung ſowohl als einer Entziehung der Conceſſion durchaus nicht vorhanden, zur Fortſetzung der deutſchen Jahrbücher alſo nichts weiter als nur die Unterwerfung unter die proviſoriſch angeordnete Cenſur nöthig ſei.

Weitere Motive und ſächliche Vertheidigung.

Zunächſt iſt die Sprache der Jahrbücher nur den philoſophiſch Gebildeten vollkommen zugänglich, der Abſatz hat daher die Zahl von 600 Exemplaren nie erreicht.

Sodann iſt es vollkommen unbegründet, daß eine Aufreizung der Maſſe, wie dies die Verbotsmotivirung zu verſtehen geben will, durch ſolche Kritiken, wie ſie hier publicirt worden ſind, bezweckt werden könne und bezweckt worden iſt. Gleichwohl iſt es die Abſicht jeder Philoſophie, die ganze Welt zu gewinnen: dieſe Praxis iſt kein Vorwurf; aber ihre Form, die kritiſche, hat keine andere Waffen, als die Gründe der Vernunft, und dieſe durch ein Verbot unterdrücken, ſtatt ſie zu widerlegen, iſt eine Verletzung der Vernunft ſelbſt, ja es iſt ein Zeichen von ſehr ſchwacher Vernunft, überhaupt in den Vernunftgründen eine Gefahr für die höchſten Güter der Menſchheit zu erblicken; denn dieſe höchſten Güter ſelbſt ſind in nichts anderem, als in der Vernunft oder, wie man dies ja ſchon ſeit Jahrtauſenden ausdrückt, im Geiſt und in der Wahrheit begründet. Die Jahrbücher haben aber nie anders, als mit vernünftigen Gründen ihre Sache geführt. Das iſt notoriſch genug, und wenn in der Motivirung des Verbotes von einem Verlaſſen der „reinen Wiſſenſchaft“ die Rede iſt, ſo wird damit auch in der That nur die Kritik der gegenwärtigen Politik und Religion gemeint, es wird nicht gemeint, daß die Kritiker von Politik und Religion keine Wiſſenſchaft beſäßen, ihre Lehren nicht gelernt hätten, aber man giebt zu verſtehen, es ſei keine Sache der Wiſſenſchaft, dieſelben zu beurtheilen und nach Gelegenheit zu verurtheilen, während es doch offenbar eine ſchlechte Wiſſenſchaft wäre, die immer nur die alten Lehren wieder aufwärmte. Die Motivirung will ſolche Kritiken, welche die bisherigen Lehren der Religion und Politik verurtheilen oder negiren, als Grund des Verbotes geltend machen. Das iſt des Papſtes Grund gegen Luther, gegen das Copernikaniſche Syſtem u. ſ. w. Die Motivirung ſchließt:

> „Die Zeitſchrift habe nach und nach immer mehr das Feld **freier** wiſſenſchaftlicher Erörterung verlaſſen, und ſei auf ein mit der geſetzlichen Ordnung völlig unvereinbares practiſches Gebiet getreten, auf welchem ſelbſt die überſpannteſten Anſprüche an freie Bewegung der Preſſe ihre Grenze zu finden hätten.“

Wir rechnen den Herrn Verfaſſer doch gewiß mit Recht zu den vorzüglich, wenn auch nicht grade „frei“ wiſſenſchaftlichen Männern; aber wir ſehen mit Bedauern, daß ſelbſt auf dieſer Höhe der Wiſſenſchaftlichkeit der wirkliche Sinn unſerer vornehmſten Ausführungen auch nicht von ferne erreicht iſt, geſchweige denn, daß wir deutlich genug geworden wären, um die unwiſſenſchaftlichen Menſchen in Maſſe für uns zu gewinnen. Wir wollen dies beweiſen.

1) Die politiſchen Vorwürfe der Motivirung ſind nichts als Misverſtändniſſe.

Der Hauptvorwurf trifft die politiſchen Kritiken. Er lautet in der Motivirung des Verbots (Leipz. Zeitung, 4. Jan.): „Seitdem [die Redaction ſich nach Sachſen gewendet] ſah man die allem Beſtehenden feindſelige Tendenz dieſer Zeitſchrift nach und nach immer mehr ſich ausbilden und enthüllen. Sie ſtellte ſich nach allen Richtungen hin zur Aufgabe „die Negation“, ein Verneinen ohne Maß und Ziel, ein Unterwühlen aller Fundamente des chriſtlichen Staates, welchen dieſes Blatt ebenfalls und vorzugsweiſe „negirt.“

Dieſer Vorwurf iſt eben ſo verbreitet, als unwahr und unmöglich. Man bedenke nur das unbedachtſame Wort: „Allem Beſtehenden feindſelig!“ und mit dieſem Wahnſinn, wenn er möglich wäre, ſollte die Redaction fünf Jahre lang die Unterſtützung der ausgezeichnetſten Geiſter der Nation genoſſen, den Beifall eines großen, des intelligenteſten Theils der Deutſchen ſich erworben haben? „Allem Beſtehenden feindſelig!“ Der Redacteur der deutſchen Jahrbücher iſt Bürger zweier Städte geweſen, er hat das Zeugniß für ſich, daß er der Stadt Halle als ihr Repräſentant weſentliche Dienſte geleiſtet, und die Stadt Dresden hat keinen Anſtand genommen, auf dieſe Präcedenzen hin, ihn jetzt zum Stadverordneten zu erwählen; und nun ſoll das Publicum glauben, er ſei allem Beſtehenden feindſelig? er könne mit klarem Bewußtſein die Negation der Menſchheit und der Vernunft, denn die ſind doch wohl der reellſte Beſtand, viele Jahre lang verfolgt haben? — Die Sache iſt ſo ernſt, als ſie abentheuerlich iſt. Eine übelunterrichtete Parthie unſerer Zeitgenoſſen denkt ſich den Philoſophen, ſobald er ihre Vorurtheile abgelegt, ſo vertilgend, wie das Feuer von Sodom und Gomorrha, und ſie ſagt nun nicht, dieſer Menſch denkt anders als wir, die wir gar nicht denken, ſondern ſie nennt ihre Vorurtheile „alles Beſtehende." — Sie haben es gehört, meine Herren, „die deutſchen Jahrbücher ſollen ein Unterwühlen aller Fundamente des chriſtlichen Staates zur Aufgabe gehabt haben." Welch' eine Anklage! Der chriſtliche Staat ſoll doch wohl unſer Staat, der reell beſtehende ſein. Was ſind denn nun ſeine Fundamente? Die Ehe, die Familie, das Eigenthum, Recht und Geſetz, die bürgerliche Gemeinſchaft der Land- und Stadtgemeinden. Nun? und dieſe Fundamente unterwühlen die Jahrbücher? Hat mein Nachbar links oder rechts einen beſſern bürgerlichen Ruf als ich? Haben die Schriftſteller und der Redacteur der deutſchen Jahrbücher die Ehe angefeindet, die Familie verwahrloſ't, das Eigenthum, die Rechte und Geſetze des Landes freventlich angegriffen, die Gemeinden, zu denen ſie gehörten, geſtört, verwirrt, ja auch nur übel berathen? Meine Herren, dieſe Anklage iſt furchtbar, ſie iſt öffentlich ausgeſprochen, und ſie iſt falſch. Fordern Sie alle Glieder der Familien des Redacteurs und Verlegers, die denn doch das Unterwühlen ſyſtematiſch betrieben haben müßten, vor Ihre Schranken, rufen Sie die Städte auf, wo wir öffentlich gelebt, in öffentlichen Aemtern gewirkt haben, und es wird kein Menſch wider uns zeugen, auch bedarf es weiter nichts, als der Nennung unſerer Namen in dieſer Hohen Verſammlung, um das ganze Phantaſiegewebe des „Unterwühlens der Staatsfundamente“ zu zerreiſſen.

Aber man wird ſagen, ſo ſei es nicht gemeint geweſen. Man wird zugeben, perſönlich und thatſächlich thäten wir nichts dergleichen, man müßte uns ſonſt vor den Gerichten des Landes, nicht vor dem Publicum verklagen; aber unſere Schriften, wird man behaupten, ſeien ſo unterwühlend. — Zuerſt ſind wir gottlob noch bei Verſtande, und es iſt uns nicht begegnet, daß wir fünf Jahre lang theoretiſch alles das hätten unterwühlen ſollen, was practiſch uns und allen Vernünftigen das Heiligſte und Theuerſte iſt, die Bande der menſchlichen Geſellſchaft. Sodann aber ſchlage man die Jahrbücher auf, und man wird finden, wie unwahr es iſt, daß wir theoretiſch jemals gegen die Gerechtigkeit, gegen die Wahrheit, gegen die Vernunft, gegen die Sittlichkeit, gegen die Freiheit der Menſchen oder gegen die oben genannten Fundamente des Staates, die alles das darſtellen und ausfüllen, gepredigt hätten. Im Gegentheil, wir haben in denſelben Nummern, die als gefährlich mit Beſchlag belegt ſind, von der Umwandlung der Frivolität in Religion, von der Reform der Erziehung und von der Aufhebung alles Pöbels durch dieſe Erziehung gehandelt, wir haben die Ehe und ihre Sittlichkeit in Schutz genommen gegen den Gedanken, daß auch die ſchlechte Ehe unauflöslich ſein müſſe, wir haben die Liederlichkeit einer ganzen Zeitrichtung wie die der frivolen Poeſie und des verkommenden öffentlichen Geiſtes mit Erfolg bekämpft. Alle Ausführungen der deutſchen Jahrbücher unterwühlen nicht nur nicht, ſie vertheidigen die wahren Fundamente des Staates, die in der Vernunft des Menſchen begründet ſind; und wehe denen, die ſich auf etwas anderes ſtützen wollen, als auf dieſe Vernunft und ihre Befreiung von Aberglauben und Unvernunft.

Die Anklage auf eine antiſociale Tendenz der Jahrbücher und auf ein Unterwühlen der ſittlichen Fundamente des Staates iſt eine falſche, und wir weiſen ſie mit eben ſo viel Ernſt im Angeſichte der Welt zurück, als ſie von dem Verfaſſer des gedachten Correſpondenzartikels der Leipz. Zeitung vom 4. Jan. mit Leichtſinn und Misverſtand öffentlich gegen uns erhoben worden iſt.

Von den ſocialen Vorwürfen gehen wir fort zu den politiſchen, zu der Verfaſſungsfrage: und hier auf einem bekannten und vielbetretenen Felde, dem eigentlichen Kampfplatze unſerer Zeit, finden wir die Misdeutungen unſerer Gedanken und Abſichten nicht minder ſchneidend. Es heißt in der Motivirung des Verbots (l. c.): „Die Jahrbücher verwerfen alle und jede monarchiſche, ſelbſt die conſtitutionelle Regierungsgewalt. Denn aller Conſtitutionalismus iſt ihnen eine Halbheit und die Idee des gemäßigten Fortſchrittes eine Thorheit. Voll Geringſchätzung gegen das „charakterloſe und indifferente“ Volk der Deutſchen, bewundern ſie vor Allem Frankreich, jedoch nicht deſſen Regierung, die ſie entſchieden verwerfen, ſondern die in einem Theile des Volks ſich kundgebende, der Auflöſung und dem Umſturze zugewendete Richtung.“

Was enthalten dieſe Verwürfe? Das Eine Wort: die Jahrbücher ſind republicaniſch geſinnt. Aber wenn das der Fall wäre, folgte denn daraus die Verwerfung der Monarchie und alles Conſtitutionalismus? England iſt eine Monarchie, und die Regierungsgewalt republicaniſch, Nordamerika eine Democratie, und die Regierungsgewalt conſtitutionell; liegt es alſo nicht auf der Hand, daß ſo allgemeine Stichwörter für ſich gar nichts entſcheiden? kommt es nicht vielmehr auf die beſtimmte Lage und Verfaſſung eines Volks an, wenn ſolche Ausdrücke, wie monarchiſche oder conſtitutionelle Regierungsgewalt, einen Sinn haben ſollen?

Die Kritik unſerer deutſchen Zuſtände iſt aber ſicherlich kein Uebel, ſo wenig wie jede Selbſterkenntniß des Einzelnen; und wenn wir ihnen Halbheit vorwerfen, ſo iſt das wahrlich nichts, als die reine Wahrheit. Wir wollen nur bei unſerm eignen Falle ſtehn bleiben und fragen, ob unſer Preßweſen etwa ein „gemäßigter Fortſchritt“, ja, ob überhaupt in ihm ſeit 1831 irgend eine Spur von Fortſchritt iſt; und wenn dies Schwanken zwiſchen Preßerleichterung und Unterdrückung ſelbſt des Cenſirten keine Halbheit und keine Folge unſerer conſtitutionellen Halbheit, d. h. des nicht realiſirten und nur projectirten Preßgeſetzes (cf. § 35 der Verf. Urk.) ſein ſoll; ſo ſage man, daß es eine Ganzheit, nämlich eine gänzliche Verkennung aller theoretiſchen und politiſchen Freiheit, ein ganz unconſtitutioneller, ein ganz conſtitutionswidriger Zuſtand ſei, und wir wollen dem nicht widerſprechen. Im Gegentheil, wir beklagen uns laut darüber, daß dem ſo iſt: und dieſe Welt wird zu Grunde gehn, wenn ſie für ſolche Klagen kein Ohr, für ſolche Zuſtände keine Entrüſtung, für ihre Abhülfe keinen Verſtand mehr hat.

Aber wollen denn die Jahrbücher die Conſtitution aufheben? Wollen ſie eine deutſche Republik haben?

Die Jahrbücher haben ſich deutlich genug darüber erklärt, daß nicht durch die Verfaſſungsformen das Bewußtſein, ſondern umgekehrt durch das Bewußtſein die Verfaſſungsformen erzeugt werden. Wie die Menſchen den Staat denken und wollen, ſo wird er, denn ſo iſt er immer geworden, ſo lange die Welt ſteht. Wir wollen das Bewußtſein der Menſchen reformiren, und wir haben dabei die unausgeführten Geſetze unſerer Verfaſſungsurkunde ganz und gar auf unſerer Seite. Wären die Menſchen ſo weit, dieſe Geſetze wahrhaft zu würdigen, keinen Tag hätten wir länger im Widerſpruch mit ihnen — eine Cenſur.

Da wir nun in Deutſchland eben wegen des fehlenden politiſchen Bewußtſeins uns ein wenig ſtark im Argen fühlen und alle Vorſpiegelungen von unſerer Herrlichkeit und Stärke ſehr gefährlich finden; ſo haben die Jahrbücher die Nothwendigkeit einer totalen Reform dieſes Bewußtſeins ausgeſprochen, und grade das iſt es, was unſer Ankläger in der Leipziger Zeitung uns zum Vorwurf macht. Ihn erſchreckt „der Democratismus, in den der Liberalismus aufgelöſ't werden ſoll“, obgleich wir in demſelben Aufſatze, der hier in Frage ſteht, dieſen Democratismus ſchon 1807 in Preußen, und zum großen Heile dieſes Staates, auch ohne daß er dem Königthume gefährlich geworden wäre, vorfinden. Der Verfaſſer der gedachten Correſpondenz in der Leipziger Zeitung vom 4. Jan. denkt aber ſogleich an die Emeute, und läßt uns ſagen, „wir wollten die Maſſen in Bewegung ſetzen“, während unſer Aufſatz nur ſagt: „die confeſſionellen Wirren in Preußen hätten keine Maſſen mehr in Bewegung geſetzt und auch in Zürich habe dies nur die hinzugetretene Politik gethan.“ Die Jahrbücher verſprechen ſich nichts von einer maſſenhaften Bewegung mit Händen und Füßen; aber ſie verſprechen ſich Alles von einer Geiſtesbewegung, wie beredte Schriftſteller und Dichter ſie im Volke für das Wahre und Edle zu entzünden wiſſen; und zu dieſer Bewegung wird es kommen und immer mehr kommen, wenn die Deutſchen nicht aus dem Buch der Geſchichte ausgetilgt ſein wollen. Was wir aber wirklich ſagen und als die democratiſchen Aufgaben unſerer Zeit ausſprechen, und worin der Verfaſſer der Verbotsmotivirung (Leipz. Zeitung vom 4. Jan.) das Hauptmotiv findet, ſind folgende drei von ihm angeführte Puncte: Die practiſchen Aufgaben unſerer Zeit ſeien,

„1) die Kirche in die Schule zu verwandeln und eine wirkliche, allen Pöbel abſorbirende Volkserziehung daraus zu organiſiren;
2) das Militairweſen damit zu verſchmelzen;
3) das gebildete und organiſirte Volk ſich ſelbſt regieren und ſelbſt Juſtiz handhaben zu laſſen im öffentlichen Leben und im öffentlichen Gericht.“

Die Realiſirung dieſer Aufgaben wäre die Auflöſung des Liberalismus, der die Freiheit nur liebt, in Democratismus, der die wirkliche reelle Freiheit ſelbſt iſt. Keine einzige unter allen dieſen Aufgaben iſt aber eine Gefährdung der Verfaſſung, ſondern nur ihre Fortbildung, noch eine Abſchaffung des Königthums, ſondern nur eine Verſtärkung ſeiner Macht, denn kein

König iſt mächtiger, als der, welcher an der Spitze eines völlig freien Volkes ſteht. Außerdem ſind in Sachſen die Fragen, wie der Pöbel aufzuheben, wie die Volksbewaffnung einzurichten, wie die vollkommene Oeffentlichkeit des Staats- und Gerichtsweſens herbeizuführen ſei, ſo wenig zu verpönen, daß ſie ja größtentheils in dieſer Sitzung von der Hohen Kammer ſelbſt geſtellt worden ſind, oder noch geſtellt werden ſollen.

So unbegründet und lediglich aus Misverſtand entſprungen ſind die politiſchen Vorwürfe, die man uns macht. Wir kommen

2) zu den religiöſen Vorwürfen.

Wir wollen die Anklage laut ausſprechen und ihr ohne allen Rückhalt antworten. Die Philoſophie wünſcht nirgends verborgen, ſondern überall vernommen zu werden, und ſie überläßt es getroſt der Welt, zwiſchen ihr und ihren Gegnern zu wählen.

Hier iſt die Klage:

„Das Chriſtenthum,“ ſagt die Correſp. der L. Z. l. c.,
„aller Confeſſionen, ja ſogar ein vom rationaliſtiſchen Stand-
„puncte aus aufgefaßtes Chriſtenthum gilt ihnen als Machwerk
„der Theologen. Alle Theologie iſt ihnen aber blos Anthro-
„pologie. Den Glauben an ein höchſtes Weſen löſen ſie in
„eine Vergötterung des Selbſtbewußtſeins auf, und kennen
„keine andere Religion mehr, als die der Freiheit.“

Und hier meine Antwort:

Ja, wir kennen keine andere Religion, als die der Freiheit, aber dieſe iſt weder ſo neu, noch ſo ſchlimm, noch auch ſo unchriſtlich, als die Anklage zu verſtehen giebt. Als die Menſchen in Aegypten den Ochſen und in Kanaan den Gid anbeteten, war dies freilich nicht die Freiheit und die Menſchlichkeit, ſondern die Rohheit und die Naturkraft, die ſie als höchſtes Weſen verehrten. Als aber das Chriſtenthum verkündigte, Gott iſt Menſch geworden, Gott iſt Geiſt und die Kraft des Geiſtes, nicht die Kraft der Natur iſt Gott, da, meine Herren, ſchon da begann die Religion der Freiheit, ſchon von der Zeit an kennt die Menſchheit, die dieſer Lehre Gehör giebt, keine andere Religion mehr, als die Freiheit. Die Menſchheit fragt ſich von nun an: iſt meine Vernunft frei, oder bin ich zu allem von Außen beſtimmt, iſt die Wahrheit ein Product meiner Vernunft, oder ein Geſchenk irgend eines geiſtigen Weſens außer der Vernunft. Und die Fragen, ob die Wahrheit erfunden oder erarbeitet, ob der Menſch frei, oder von einem höheren Weſen zum Himmel wie zur Hölle prädeſtinirt ſei, dieſe und alle andern Fragen der Theologie ſind nichts anders, als Fragen der Freiheit. Daß aber die Religion ein Werk der Menſchen iſt, wiſſen wir, denn wir kennen ihre Stifter. Menſchenwerk iſt Freiheitswerk, und nicht das ſchlechteſte, ſondern das edelſte aller denkbaren Werke und Producte. Für die Theologen, mag man ſonſt ihr Freund oder Feind ſein, ſpräche man alſo in der That keinen Vorwurf aus, wenn man ſagte, daß ſie die Religion gemacht haben, ſie müſſen ſie vielmehr machen, ſo lange ſie können, d. h. ſo lange die Fragen, die ſie aufſtellen, die Welt noch intereſſiren und ergreifen.

Warum widerſprechen wir nun den Theologen und den Chriſten, wenn doch beide ebenfalls nur die Freiheit zur Religion haben?

Sie fragen nur darnach, ob der *einzelne Menſch* frei iſt, ob er ſelig wird, ob er ewig lebt, ob er die Wahrheit von ſich oder von Gott hat, und wenn hier auf Erden dieſer und jener weder frei, noch glückſelig iſt, ſo, ſagen ſie, wird er beides in Zukunft, im Himmel ſein.

Wir fragen dagegen nach der Freiheit des *politiſchen Menſchen* oder der ganzen Menſchheit im Staate, und ſagen, es iſt nicht die Aufgabe, den Menſchen auf die Zukunft und auf den Himmel zu vertröſten, wenn er von den höchſten Gütern der Erde, von Geiſtesbildung und Befreiung ſeiner Vernunft ausgeſchloſſen iſt, ſondern der wahre Sinn des Chriſtenthums iſt der Himmel *auf Erden*. Die Verwahrloſung der Menſchheit, die noch beſteht, iſt durch Erziehung und durch gemeinſchaftliche begeiſterte Anſtrengung aller derer, die ſich als Menſchen fühlen, aufzuheben. Das iſt die Aufklärung des Pöbels, die uns die Leipziger Zeitung zum Vorwurf macht, die aber, wenn auch die Negation eines beſtehenden, doch nichts anderes iſt, als die wahre Realiſirung des Chriſtenthums ſelbſt. Es giebt keine andere Seligkeit, als die Befreiung des Menſchen zur wahren Humanität, und es iſt dies nur möglich in dem wahrhaft freien humanen Staatsweſen, wie es unſre Zeit erſtrebt. Der einzelne Menſch kann nicht wirklich frei werden, der Menſch iſt immer nur ſo frei, als die Geſellſchaft, die er bildet und von der er gebildet wird. Dem Privatmanne aber, der hier duldet und unterdrückt wird, dafür Freiheit und Seligkeit nach dem Tode zu verheißen, das iſt keine Löſung der Schwierigkeit. Aber es iſt von dem größten Intereſſe, daß der Menſch den Gedanken nie aufgiebt, die Erde ſelbſt zum Himmel zu machen. Die Freiheit, die Brüderſchaft, die Liebe der Menſchen, die Gleichheit in der Vernunft und Menſchlichkeit iſt unabläſſig ſchon hier auf Erden, in dem irdiſchen Reiche, dem Staate, zu erſtreben; und alles das iſt ſo wenig eine Zerſtörung des wahren Chriſtenthums, daß es vielmehr erſt ſeine eigentliche Verwirklichung ſein wird.

Das Chriſtenthum legt alles Göttliche *in den Menſchen* und ſetzt den Himmel *auf die Erde*. Man hat ihm nicht geglaubt, man iſt ihm nicht gefolgt. Nun kommt die Philoſophie und ſagt, ihr kennt nichts Höheres, als den Geiſt. Der Menſchengeiſt, wie ihn die Arbeit der Weltgeſchichte hervorbringt, iſt dieſer Geiſt, und alles Hohe und Göttliche ſein Werk; befreit alſo den Menſchengeiſt, arbeitet an ſeinem ewigen Werke der Erkenntniß ſeiner ſelbſt und der Natur: und ihr habt die wahre Ausführung der hohen Gedanken des Chriſtenthums. Verſteht es ſo, und ihr verſteht es erſt richtig. So ſpricht die neueſte Philoſophie. Welch' eine Verblendung alſo, mit der Motivirung des Verbotes der Jahrbücher zu meinen, die Philoſophie kenne kein höchſtes Weſen! Im Gegentheil, nur ſie kennt und erkennt in Wahrheit ein ſolches; aber freilich geht es ihr darin nicht beſſer, als dem Stifter des Chriſtenthumes: auch deſſen Gedanken hat man von je verkümmert und verkannt, und alle die verfolgt, die ihren wahren Sinn unter die Leute brachten. Dies geſchieht nun mit dem Beweiſe der neueſten Philoſophie, daß die Lehre von dem Weſen Gottes nichts anders iſt, als ein Spiegelbild vom Weſen des Menſchen. Wie der Menſch, ſo ſein Gott. Aber die Philoſophie iſt keine „Vergötterung“ des Menſchen; denn die Philoſophie vergöttert gar nichts, für ſie giebt es keine Vergötterung, keine Götterbildnerei mehr: ihr Cultus, der einzige, den es giebt, iſt einzig die Cultivirung des menſchlichen Geiſtes, das Denken und ſeine Frucht, die Freiheit.

So ſteht es mit der Religion der Freiheit. Möge die Menſchheit nicht abermals Jahrtauſende brauchen, um ſie zu begreifen und ihre Wohlthaten zu genießen. Möge ſie jedenfalls näher daran ſein, als der Verfaſſer der Verbotsmotivirung der deutſchen Jahrbücher, dem die neueſte Philoſophie ein Verbrechen und die Religion der Freiheit ein Frevel zu ſein ſcheint. Er hat uns verurtheilt, wir wollen ihn nur beklagen, daß ſein Geiſt mitten im Lichte unſerer Zeit von ſolcher Finſterniß umgeben iſt.

Dies iſt unſere Antwort auf die religiöſen Vorwürfe.

Und hiemit haben wir hoffentlich die Motive des Verbots in allen ihren Mißverſtändniſſen hinlänglich beleuchtet. Es iſt klarer, als die Sonne, daß wir den Boden der Wiſſenſchaft ſo wenig verlaſſen haben, daß wir vielmehr ſelbſt für den Herrn Verfaſſer der Verbotsmotivirung immer noch viel zu gelehrt geredet; und man will uns das Reden verboten haben, weil wir zu practiſch geredet?! O, arme Welt, wenn dies dein letztes Wort und das Maß deines Geiſtes und Verſtandes ſein ſollte! Das ſei ferne; und ſo kommen wir auf die Formel unſerer Bitte, die wir oben vorgetragen, zurück.

Sachſen iſt dieſe Genugthuung der Philoſophie ſchuldig. Es iſt jetzt dahin gekommen, daß wir dies zu hoffen wagen dürfen, und es wäre nur das von Innen heraus erobert, was ſonſt von Außen doch hereinbricht. Nur zwei Beiſpiele. Mit Thomaſius wurde durch die ſächſiſche Orthodoxie die Aufklärung von Leipzig vertrieben. Wo iſt jetzt dieſe ſächſiſche Orthodoxie? Iſt der Rationalismus nicht ſiegreich in Sachſen eingezogen und Stephan nach Amerika gewandert?

Mit Fichte wurde der Glaube an den freien deutſchen Geiſt aus Sachſen nach Berlin vertrieben. Er iſt zurückgekehrt, und auf den Schlachtfeldern von Leipzig hat dieſer Glaube ſeine Trophäen aufgerichtet. — Und nun die neue Philoſophie, um derentwillen man die Jahrbücher unterdrückt? — Man kann ſie gehen heißen, aber man kann ihr die Wiederkehr nicht wehren. Eine große, eine hiſtoriſche Genugthuung iſt hier möglich, wenn die Vertreter des Volks die Freiheit des Geiſtes ſchützen, und den geiſtlichen und weltlichen Polizeiübergriffen zunächſt durch eine Erklärung gegen das Verbot der deutſchen Jahrbücher, und ſodann — was freilich die Hauptſache bleibt — durch die Freiheit der Preſſe und ihre geſetzliche Ordnung ein Ziel ſetzen.

Wir ſehen vertrauungsvoll dem Votum einer Hohen Kammer über unſere Angelegenheit, die nicht bloß die unſrige, ſondern eine wahrhaft allgemeine iſt, entgegen.

Den Erlaß des Hohen Miniſteriums des Innern zur Un-
kung der deutſchen Jahrbücher, welchen der Rath in Leip-
n Verleger publicirt hat, als Baſis unſerer Beſchwerden
chrift beizulegen, ſind wir außer Stande, da der Rath
zig als Publicationsbehörde uns auf unſer Anſuchen um
ft des betreffenden Erlaſſes abſchläglich beſchieden hat

Einer Hohen Kammer

gehorſamſte

Dr. Arnold Ruge, in Dresden.
Otto Wigand, Buchhändler in Leipzig.

den, den 28. Januar 1843.

Zwei Jahre in Paris.

Studien und Erinnerungen

von

Arnold Ruge.

Erſter Theil.

Leipzig.
Verlag von Wilhelm Jurany.
1846.

Zwei Jahre in Paris.

Inhalt.

Seite

1. Das Tagebuch 1
2. Abreiſe von Dresden 2
3. Nürnberg 5
4. Bruckberg 13
5. Nach Würzburg 16
6. Auf dem König Ludwig 25
7. Köln und Belgien 29
8. Paris und die Geſchichte 45
9. „Sociale“ Bekanntſchaften 62
10. Cabet und der Humanismus 69
11. Dezamy und die Preßfreiheit 77
12. Flora Triſtan und die union ouvrière 93
13. Der Salon der Democratie pacifique 103
14. Fourier und das Problem der bürgerlichen Geſellſchaft 114
15. Die Alliance intellectuelle mit den Franzoſen . . 135
16. Audienzen bei Lamennais und Louis Blanc . . 146
17. Victor Schölcher und ſeine Schriften über die Antillen 159

Seite
18. Ledru=Rollin über die Situation der Partheien . . . 191
19. Die Reaction 201
20. Ein Stück Revolution 229
Spartacus, Oper in drei Acten 235
21. Jugend und Volk 285
22. Eine Fahrt in die Touraine 347
23. Rückkehr nach Paris 370
24. Helvetius und wir 376
25. Die preußiſche Conſtitution und die Schriftſteller-Expulſion. Beide zurückgenommen 387
26. Die Stellung der Deutſchen. Privatſpionage. Spionenriecher 415
27. Abſchied von Paris 428

1.

Das Tagebuch.

Es iſt nicht für Alle, was wir erlebten; für Dich aber, mein theurer Freund, will ich den friſchen Eindruck wiedergeben. Du biſt mit mir in gleichem Fall. Dieſe Menſchen, dieſe Hoffnungen, dieſe neue Welt und ihre wahrſcheinliche Zukunft, die immer auch die unſrige beſtimmt, Alles was wir davon erkannt, findeſt Du der Erinnerung werth. Weder die Geringfügigkeit, noch die Neuheit der Thatſachen iſt ein Hinderniß, ſie mit Dir zu beſprechen, und ſelbſt ein Dritter, der nach unſerer Privatcorreſpondenz greift, wird nicht viel profanirt und manche Kleinigkeit der Mühe werth finden. Auch die größte Zeit gilt in ihrer nächſten Nähe für klein und iſt es. — Nur hiſtoriſche Perſonen nenn' ich bei Namen; Characteren dagegen, die ihre Geſchichte noch vor ſich haben, will ich die Mühe, ſich unſterblich zu machen, wie es ihnen ſelber paſſend erſcheint, nicht verkürzen. Ich benenne ſie ſo, daß Du ſie wiedererkennſt und ſie ſelbſt ſich womöglich geſchmeichelt fühlen. Das Gedächtniß iſt gerecht, welches die Härten der Erfahrung in den milden Duft der Ferne hüllt; ſo treten wir zurück, um den wahren Eindruck eines Bildes zu gewinnen. Dabei wird immer noch Vieles mangelhaft bleiben. Findeſt Du alſo Fehler der Auffaſſung und der Mittheilung, ſo berichtige ſie; die Fehler des Charakters dagegen, die Du als unverbeſſerlich kennſt, nimm in den Kauf, wie bisher.

2.

Abreiſe von Dresden.

Was mich aus dieſem ſchönen Thal vertreibt? Iſt hier nicht klaſſiſcher Boden? Hat hier nicht Napoleon, der Tyrann, noch einmal über die verbündeten Barbaren geſiegt? Sind hier nicht die Philiſter bis zur Liebenswürdigkeit human? Iſt dies nicht preußenfreies Land und ſteht nicht die Preßfreiheit in ſeinem Geſetz?

Mich vertreibt dieſe Preußenfreiheit und dieſe Preßfreiheit. Die deutſche Preſſe iſt durch den großen Meierhof, den der letzte Krieg aus Preußen wiedergeboren hat, zu einer dienſtlichen Anſtalt gemacht worden. Die Flucht der Denker und Künſtler, denn ihre Lebensluft iſt Freiheit, folgt nun von ſelbſt.

„Aber, ſagt ihr, ſie haben nicht nöthig ihre Perſon, ſie brauchen nur ihre Werke zu flüchten.“

Die eigentliche, die überall drückende Cenſur iſt der beſchränkte Volksgeiſt. Ueberall muß man in die Wüſte fliehn, um ihn los zu werden, überall das Element der Fremde hereinziehn, um ihn zu befrein; oft iſt er nur durch Kanonendonner, durch Kreuzzüge und Völkerwanderungen aus ſeinen Banden zu reißen; bisweilen, wie im Freiheitskriege, iſt er der Sturmwind der Geſchichte ſelbſt, der ihn befeſtigt und neue Kraft in ſeine ſtarre Wurzel gießt. Was der Krieg nicht vermochte, vielleicht iſt es dem ſtillen Frieden gelungen, vielleicht hat der Genius unſers Jahrhunderts eine friedliche Miſchung vorbereitet. Und kein Volk iſt ſo arm, ſelbſt das unſrige nicht, daß es nicht einen befreienden Hauch zu den andern hinüberſenden könnte, und keins ſo reich, daß ihm die Fremde nichts zu gewähren hätte. —

Dies iſt der Weg nach Frankreich, die Schwelle einer neuen Welt. Sei ſie die Verwirklichung unſerer Träume! Am Ende unſerer Fahrt finden wir das große Thal von Paris, die Wiege des neuen Europa's, den weiten Zauberkeſſel, in dem die Weltgeſchichte ſiedet, aus dem ſie immer von Neuem hervorſprudelt.

Laß uns dahin! laß uns entfliehn! Ja, ich fliehe. Warum ſollt' ich Dir es nicht geſtehn? Mich drückt ein unerträglich Joch. Mich ärgert die ſchöne Natur, die dies Geſchlecht erträgt, ich fühle mein Herz beengt bei dem Anblick dieſer gedrückten Geſtalten, die ihre Seele verkauft und nur ihren Magen behalten haben, die nicht zuſammenhalten und nicht handeln, wie lebendige Menſchen, nein, an denen die Zeit nun ſeit dreißig Jahren unempfunden, wie an Mumien, vorüberrauſcht, die nicht das Ohr des Dionyſius fürchten, denn ſie haben nichts zu ſagen, was er nicht hören könnte, die vielmehr alle ihre Ohren nach oben kehren, um zu hören, wie ſie reden ſollen. Alle Völker verjüngen ſich durch innere Kämpfe, nur das unſrige wird immer fauler, immer ſchwachköpfiger, immer engherziger. Das alte wüſte Reich, das immer, mit und ohne Geleitsbriefe, ſeine Befreier verfolgte, iſt weder vor dem Schwedenkönig, noch vor dem Korſen genug verſchwunden. Es iſt wieder auferſtanden mit ſeinem blinden Troß. Altdeutſchland liegt wie der Alp auf jeder freien Bruſt. O laß uns fliehn! Nur Einen Zug freier Luft, nur Einen Ruf aus voller Bruſt, nur Ein Echo von den Kerkermauern unſrer alten Genoſſen! — Doch nein, es wäre thöricht, ſo viel zu hoffen. Ich fordere nicht, daß Eisbären die Maiſonne preiſen und als wimmernde Sproſſer ins junge Laub fliegen. Lebt wohl!

3.

Nürnberg.

An den Ruinen dieſer alten Stadt war ich geſättigt und überſättigt, eh' ich ſie wiederſah. Ich liebe weder unſre rohen Vorfahren, noch den Nachlaß ihrer Rohheit. Von den Päbſten und Kaiſern zu hören, iſt faſt byzantiniſch und nun vollends ihre Gräber und ihre barbariſchen Geſichter zu ſehn, ihre Marterkammern und ihre Burgen zu beſuchen, das widert mich an. Die alten Nürnberger ſind nicht beſſer, als die übrigen Germanen in Chriſto. „Sie hängten keinen, eh' ſie ihn hatten", ſagt man, um ihre Unſchädlichkeit zu rühmen, aber ſie haben ohne Zweifel immer noch genug gehabt und gehängt. Weder ihre Galgen-, noch ihre Burgberge, weder ihre Kirchen-, noch ihre Kloſterruinen ziehn mich an; und wenn ich dennoch ihre Höh'n und Thürme beſteige, ſo verderben ſie mir nur die Ausſicht von den ſchönen Punkten, wo ein finſtrer Geiſt ſie erbaute.

Nürnberg vereinigt alle möglichen Delicateſſen unſers wüſten Alterthums; und ich wäre gleich gegangen, wie ich gekommen bin, mit zugedrückten Augen; aber ich finde in dieſen Ruinen einen einſamen Menſchen, der mich ungemein intereſſirt. Es iſt der Dr. Pollio. Er iſt viel freier, viel politiſcher, viel praktiſcher, als ſeine Bücher und hat noch eine ſchriftſtelleriſche Zukunft, die man jetzt nicht vermuthet. Wie ſelten ſieht man ſolche Männer! Ich verſchiebe meine Abreiſe, um ihn weiter zu hören. Auch Du mußt ihn ſehn. Nimm Deinen Hut, komm', präge

Dir ſeinen Blick, ſeine Züge, ſeine Bewegungen, ſeine aufgeregten Geſpräche ein, ſie verdienen es.

„Und wovon ſpricht er?"

Von ſeinen Entdeckungen über die Greuel des chriſtlichen Mittelalters, über Blutaltäre in den Kapellen, über Kinder, die als Sühnopfer fielen, über —

„Führe mich nicht hin. Laß uns weiter fliehn zu freieren Menſchen, die auch die Erinnerung der religiöſen Greuel los ſind. Und wenn es ſolche nicht giebt, ſo wollen wir nicht zu den Menſchen, ſo wollen wir ſie ſelber fliehn."

Für dieſe Stimmung, die auch mich überwältigt, ſo oft der Fanatismus der Religion oder der Politik neue Opfer ſchlachtet, finden wir allerdings nur einzelne Oaſen in der Welt der Dichtung und wenige Weiſe und Dichter in der Wirklichkeit. Ganze Völker, auch nur ganze Partheien, die unbefangen, gebildet und frei wären, würden wir umſonſt ſuchen. Wer mit ihnen und ihrer Geſchichte ſich einläßt, der hat auch mit ihren Göttern und mit den Greueln ihres Wahns zu thun. Suchſt Du aber nur Einzelne, die ſchöne Werke der Kunſt und befreiende Gedanken hervorbringen, die ſelbſt die wüſten Schätze der Geſchichte in Waffen gegen ihre Ungeheuer verwandeln, ſo laß Dich zu Pollio führen. Er ſoll die chriſtlichen Barbaren für heute in ihren Särgen, den Burgen, Kirchen und Klöſtern, ruhen laſſen und Dir von Haſis Liedern die ſchönſten und muthwilligſten, die er überſetzt hat, vorleſen. Haſis — Du denkſt an Göthe oder gar an Rückert, den Philiſter. O nein, Du wirſt ihn näher kennen und nun erſt recht verſtehn und lieben lernen, dieſen freien Menſchen, der nicht ſeine Poeſie und die edlen Triebe ſeiner Jugend im Wuſt des Lebens und Wiſſens erſtickt, ſondern umgekehrt alle Eitelkeit der Schulweisheit und alle Glorie männlicher Erfolge mit dem heitern Feuer der Poeſie und mit dem Leichtſinn der ewigen Jugend läutert. Komm, laß uns Haſis Lieder und franzöſiſchen Wein bei dieſem edlen Schenken ſprudeln.

Wir gingen, fanden uns perſiſch bewirthet und vergaßen mitten in Nürnberg unſer düſtres Vaterland. Vielleicht ſammelt ſich in ſpäterer Zeit einmal ein größerer Kreis von Freunden des perſiſchen und des deutſchen Haſis. Aber warum zögert Pollio, uns ſeine Studien und ſeinen Haſis mitzutheilen? Hält er etwa die Periode der Auferſtehung Altdeutſchlands noch nicht für geſchloſſen? Zweifelt er, das deutſche Gemüth werde den Uebermuth, der alles Ehrwürdige in einem ſchäumenden Becher niederſtürzt und nun in nackter Jugend daſteht, für Poeſie erkennen? Vielleicht hat er Recht. Was ſoll ein einſamer Dichter des Uebermuths unter Millionen, in denen der religiöſe Unmuth Fleiſch und Blut geworden? Sie nennen die Freiheit von ihren rohen Vorſtellungen Frevel. Heine macht einen Verſuch mit ſeinen Satiren. Seine Stoffe ſind die Ketten, in denen das deutſche Herz ſich windet, er ſprengt ſie allen aus der Bruſt; macht er es ihnen zu Dank? Er miſtet ihren Augiasſtall mit dem Strom ſeiner Ironie; verlangen ſie nicht, der Strom ſolle nicht ſtinken, ſondern duften, wie ein Veilchenbeet unter dem Winde? Was würde erſt der perſiſche Heine für ein Schickſal haben?

Doch der Verſuch ſollte gemacht werden. Vielleicht gelänge er dennoch, und unſer Freund, der jetzt, wie alle denkende Deutſche, mit mancherlei Verſtimmung kämpft, würde durch den Erfolg aufgeheitert. Denn es könnte ſich wohl ereignen, daß man Hafis Ketzereien unbefangen genöſſe, eben weil ſie nur perſiſche, keine deutſche Ketten zerreißen. Ich munterte ihn auf. Ohne Kampf ſei ein Erfolg kein Erfolg mehr.

„Sie glauben, ſagte er zu mir, an eine Befreiung der Deutſchen aus eignen Mitteln? Ihre Zeit iſt vorüber. Jahrtauſende haben ſie beherrſcht und gemißbraucht. Die Deutſchen verſtehen nichts von menſchlichen Dingen und bürgerlicher Freiheit. Selbſt als ſie vor dreißig Jahren einen großen Aufſtand für die Freiheit machten und den größten Tyrannen aller Jahrhunderte beſiegten, war es nur ein Religionskrieg. Sie fochten für die Sache des Mittelalters, wie immer; und was die Coalition ohne ihren Enthuſiasmus vergeblich verſucht hatte, alle Mißbräuche und ſelbſt die verhaßteſten Menſchen wieder einzuſetzen, dazu borgten ſie dem Teufel und ſeiner Großmutter jetzt ihre Hochgefühle, ihre Dichter, ihr Blut und ihren Gott. Deutſchland befrein, das iſt jetzt auch dem Blödeſten klar, heißt Deutſchland von ſich ſelbſt befrein. Es kann ſich ſelbſt nicht brauchen. Die Franzoſen müſſen es nehmen, damit die Ruſſen es nicht behalten."

Mit dieſer Unzufriedenheit waren wir ziemlich einverſtanden, dagegen überraſchte uns ſeine Unzufriedenheit mit der neuſten Philoſophie, vornehmlich mit Feuerbach. Und worüber war er unzufrieden? Geht ihm die Kritik der „ſyriſchen Religion", wie er das Chriſtenthum nennt, zu weit? Iſt ihm die Erhebung ihrer Götter auf den gemeinſamen Olymp der humanen Unſterblichen eine Profanirung? Im Gegentheil, alles dies ſcheint ihm vielmehr noch eine Verheimlichung des böſen Weſens der „ſyriſchen Richtung". „Sie iſt die Woge der Geſchichte, rief er aus, welche das Menſchengeſchlecht mit einem ungeheuren Sturz in den Abgrund ſchleuderte; dieſer Abgrund iſt das Mittelalter, und ſelbſt eine zweitauſendjährige Arbeit hat nicht ſo weit gefüllt, um die armen Menſchen nun endlich wieder ans freie Tageslicht emporzuheben. Wäre gegen den Aberglauben mit der Philoſophie aufzukommen, das Alterthum und ſeine Bildung hätten ſich nie vor der Religion und ihren Greueln zurückgezogen. Feuerbachs Kritik der Religion iſt gut, aber die Religion kritiſiren, heißt ſie auf einem Schlachtfelde ſuchen, wo ſie gar keine Armee hat. Das Gebiet der Wiſſenſchaft gehört von Anbeginn ihren Gegnern, ohne daß ſie darum ihre Herrſchaft über das Volk verkümmert ſähe. Die

Pfaffen ſind Demagogen. Um die Religion aufzuheben, muß man ſich nicht an die Gelehrten, ſondern an das Volk unmittelbar wenden.“

Das heißt ihm eine neue Religion predigen, wenn Sie nicht etwa das ganze Volk in Gelehrte verwandeln wollen. Dieſe Aufhebung der Religion wäre die Aufhebung des Volks oder des Pöbels, wenn Sie wollen.

„Gewiß; und es giebt keine andre Aufhebung der Religion. Aber ſelbſt um dahin zu gelangen, daß die Gebildeten ihre Bildung allgemein machen, iſt es nöthig, dieſe ſelbſt vom Aberglauben zu befrein; und viel wirkſamer, als durch Philoſophie, wäre dies durch Geſchichte und zwar durch die geſchichtliche Beleuchtung des Aberglaubens und ſeiner abſchreckenden Praxis ſelbſt zu unternehmen. Andere haben gezeigt, daß viele Geſchichten Mythen ſind, ich werde beweiſen, daß viele Mythen, ja, daß aller Aberglaube, von dem Todtenvogel, der an das Fenſter der Kranken fliegt, bis zu dem Rattenfänger von Hameln, wahre Geſchichte iſt.“

Es iſt mir nicht erlaubt, ſeine Entdeckungen, wie er ſie mir mittheilte, im Einzelnen zu veröffentlichen, auch würden ſie ohne die Beweiſe eben keine Entdeckungen ſein. Doch iſt es hiemit nicht anders, als mit Hafis; wir warten bereits zwei Jahre auf Beides. Er — ſollte ſie ins Publicum werfen und wirken laſſen. Er ſei hiermit nochmals daran gemahnt. Poeſie und Geſchichte — allerdings Das ſind die Formen, in denen ein neuer Geiſt ins Volk hinabdringt; aber die Philoſophie, die das Land der Zukunft zuerſt betritt, iſt darum nicht überflüſſig.

4.

Bruckberg.

In einem Waldthal bei Ansbach fand ich Bruckberg, das ich ſchon 1837 geſucht und verfehlt hatte. Die Markgrafen von Bayreuth unterhielten hier einen Park und ein Jagdſchloß. Jetzt ſind die Müßiggänger verſchwunden und das Schloß, wo Ludwig Feuerbach ſein berühmtes Werk über das Weſen des Chriſtenthums verfaßt hat, iſt der Wiſſenſchaft und dem Kunſtfleiß zugefallen. Das fränkiſche Bayern, Bayreuth und Ansbach iſt norddeutſch durch Bildung und Sitte. Man findet zu einem guten Gegenſatz gegen die wüſten Altbayern freie und tapfre Männer darin, aber man findet hier leider auch denſelben verrätheriſchen Abfall an unſre Feinde, wie in Berlin. Wer erinnerte ſich nicht an Erlangen, dieſe Eiterbeule von Franken, dieſe Mutter einer eigenthümlich gearteten Pietiſtenpeſt? Aber Erlangen iſt der neue Ablaßkaſten. Wie aus jenem das Fegefeuer der Reformation, ſo geht aus dieſem der Feuerbach des Humanismus hervor. Wie wir Tetzels Kaſten neben Wittenberg, ſo mögen unſre Nachkommen das Pietiſtenneſt Erlangen neben Bruckberg ſtellen. Nicht wahr, ich thue der Reformation Unrecht, ich vergleiche niedres Geſträuch mit hohen Pinien? Allerdings, wie hoch dieſe Ruthen wachſen werden, das wiſſen wir noch nicht; aber eins wiſſen wir: der Bruch mit der innerlichen Knechtſchaft iſt jetzt viel gründlicher, als er damals war; und wenn auch zunächſt nur die Gelehrten befreit wurden, ſo iſt doch das Volk nicht ſo unbetheiligt, als Pollio ſich vorſtellt. Selbſt eine neue Religion, oder eine Doctrin, die ſich unmittelbar an das Volk, an ſeine Leiden, ſeine Bedürfniſſe und ſeine Wünſche wendet, wird jetzt nicht anders als auf dem Grunde rein menſchlicher, wirklicher Intereſſen gebaut werden können. Alle ſocialiſtiſchen Secten, ſelbſt die, welche noch mit altreligiöſen Beſtandtheilen verſetzt ſind, wie der Fourierismus, beweiſen dies.

Gleich die erſten Schriften von Feuerbach ſind im Kampf mit dem Erlanger Geiſt; ſie enthalten aber neben der particularen Polemik gegen den Pietismus ſchon die Grundzüge ſeiner letzten univerſellen Kritik des Chriſtenthums. Allerdings hat die Zeit und die Arbeit die Gedanken geklärt und geſchärft. Aber Feuerbach iſt ein Charakter, der gleich ganz und beſtimmt hervortritt. Seine ſcharfen, ſtrengen Züge ſind in allen ſeinen Schriften ausgeprägt, aber eben ſo ſehr auch die Bildung und die Humanität, die künſtleriſche Selbſtbeherrſchung, womit er jene Strenge mildert und jene Schärfe plaſtiſch beherrſcht. Er weiß die Franzoſen zu ſchätzen; und hat ihre Schule nicht vergeblich beſucht. Sein Pierre Bayle geht dem Weſen des Chriſtenthums vorauf. Wir verabredeten ein Wiederſehn in Paris.

5.

Nach Würzburg.

Nach Würzburg, ſagt meine Karte. Nur mit Widerſtreben, als hätt' ich mir ſelbſt einen Zwangspaß dictirt, folg' ich dem Ruf des Wagenführers, der mich in die Beichaiſe führt. Wohl erinnere ich mich des ſchönen Thals und der ſonnigen Weinberge von Würzburg, wo wir uns als Knaben gegen die Tyrannen verſchworen, um unſre Jugend in den königlichen Staatsgefängniſſen zu verleben. Es war ein ſchöner Moment. Wir träumten die Erde frei und die Menſchen, die dieſes Paradies bewohnten, grüßten wir alle mit Einem verjüngenden Wink unſrer Phantaſie als griechiſche Republikaner. Doch erinnere ich mich auch des Rückwegs von dem berühmten Stein in die Stadt. Ein Arzt, der jetzt einen Namen in ſeinem Fach hat, vertheidigte die Heilkraft der Fettmännchen. Dies ſind kleine Wachsfiguren, welche man in den Kapellen über die Altäre hängt, um zu geneſen. Die Kur iſt einfach, wie alle Religion. Wer es im Arm hat, der hängt einen Arm, wer im Bein, ein Bein an die heilige Stätte; und, ſagte der Arzt, es hilft.

„Und Du willſt Deutſchland von den Tyrannen befrein? Du verſchwörſt Dich für die Freiheit?“ fuhr ich ihn an. Es gab einen Tumult, und obgleich die Fettmännchen ſchließlich unterlagen, ſo leuchtete mir doch klar ein, dieſe Elemente, ſelbſt unter uns, zu entdecken, war ein böſes Zeichen für die Zukunft. Ein Humoriſt raunte mir begütigend ins Ohr: „Laß dem Bayer ſeinen Spuk, er geht nur deſto tapferer drauf, wenn es gilt. Denn ſollten ſie ihm ja den Kopf abſchlagen, ſo läßt er nur einen Schafskopf in die Kapelle hängen, und alles iſt wieder heil!“

Mit der Vernunft, rief ich aus, käme man doch weiter und könnte ihn ſelbſt über den proviſoriſchen Verluſt des Kopfes beruhigen, denn er hat keinen zu verlieren; aber möchteſt Du mit ſolchen Stieren in einer Republik ſein? Am Ende würden wir uns die Republikaner noch erſt machen müſſen, wenn wir die Republik gegründet hätten!

„Auf jeden Fall, und ich finde darin kein unangenehmes Geſchäft, angenehmer wenigſtens ſicherlich, als die Gründung des undankbaren Freiſtaates, in deſſen Fundamente wir unſre Köpfe, wie elende Denkmünzen, mit einmauern laſſen wollen.“

Wir lachten und blieben bei unſerm ſchwierigen Vorſatz. Die Zeit hat uns nun freilich gelehrt, daß auch die Nichtbayern in Deutſchland noch leidliche Stiere waren und unter ihrem Freiheitskriege allerdings nur die Wiedereroberung ihres alten Joches verſtanden hatten. Für mich aber behielt das ſchöne Würzburg immer den Beigeſchmack der Fettmännchen und es war mir unheimlich zu Muth, als der Ansbacher Poſtzug mich nun nach 20 Jahren noch einmal die Straße zu dieſen Antediluvianern führte.

Ich träumte ſo vor mich hin, wechſelnd zwiſchen Erinnerung und Erwartung, als plötzlich meine Nachbarin gegenüber mich erinnerte, daß der Regen einen reißenden Strom in unſre Beichaiſe ſtürzte. „Helfen Sie, rief ſie mir zu, wir erleben hier ſonſt eine Sündfluth."

Ich ſchloß das Fenſter mit der Bemerkung: Wenn auch eine Fluth, doch wohl keine Sündfluth, denn ich wüßte nicht, was wir geſündigt hätten!

„Wir ſind allzumal Sünder", ſagte die ſtattliche Dame.

Sie nehmen alſo doch die Damen aus, un

der That, von den Sünderinnen iſt nicht die Rede; der heilige Schriftſteller iſt galant.

„Um Gottes Willen, was ſagen Sie?! Gewiß ſtimmen Sie mit dem Dr. Feuerbach überein, der Sie an den Wagen begleitete!“

Was hab' ich denn geſagt?

„Sie glauben nicht an Gott, Sie glauben nicht, daß er das Gras auf dem Felde wachſen läßt und die Thiere des Waldes behütet, Sie glauben nicht, daß Chriſtus in die Welt gekommen iſt, um die ſündigen Menſchen zu erlöſen.“

Aber, meine verehrte Dame, wenn mich auch Feuerbach an den Wagen begleitet hat, ſo folgt doch daraus durchaus noch nichts für meinen theologiſchen Charakter.

„Aber für Ihren antitheologiſchen; auch ſah ich das gleich aus Ihrer Bemerkung über die Sündfluth.“

Ich muß geſtehn, daß ich nicht gelehrt genug bin, um alle dieſe theologiſchen Probleme zu löſen; aber ich dächte doch, an eine Wiederholung der Sündfluth nach der Erlöſung zu glauben, wie Sie dies ſo eben thaten, wäre nicht minder ketzeriſch, als an gar keine Sünder und an bloße natürliche Fluthen zu glauben.

„Sie verſpotten mich, und ich errathe jetzt, wer Sie ſind. Hier haben Sie Ihre Karte verloren; richtig!“ und ſie las mir meinen Stand und Namen vor.

Sie ſehn, fiel ich ein, daß ich ein unbefangener Menſch und kein Theologe bin. Nun aber kommt die Reihe an Sie. Erlauben Sie mir nun auch Ihre Karte.

„Ich bin die Conſiſtorialräthin X.“

Aber, meine verehrte Frau Conſiſtorialräthin, warum haben Sie mir das nicht gleich geſagt! So hätte ich weder von der Sündloſigkeit der Damen, noch von der Galanterie der heiligen Schriftſteller geſprochen.

„Nun, laſſen wir das gut ſein. Sie ſind immer noch leidlich discret geweſen; und wenn Sie wirklich beſſer von den Frauen denken, als von den Männern, ſo wäre es doch unpolitiſch von mir, dies Bekenntniß nicht für chriſtlich anzunehmen. Iſt es ja doch ein Sündenbekenntniß, wenn auch nur ein halbes, für die halbe Menſchheit nämlich.“

Sie fahren immer weiter links vom Glauben.

Man merkt Ihnen die Lectüre weltlicher Schriftſteller, Humoriſten und Dichter an. Lieben Sie Göthe?

„Am meiſten von Allen und vornehmlich ſeine jugendfriſchen, einfachen, klaren Gedichte.“

Und plötzlich war die Frau eine Frau und die Conſiſtorialräthin verſchwunden, und als wäre ſie 18 Jahre jung und hätte ſelbſt den gottloſen Göthe heirathen können, ſo gab es nun nichts weiter, als Kunſt, Wahrheit und Natur.

„Ach, die Zeit war ſchön, rief ſie aus, als immer die neuſten Dichtungen von Göthe und Schiller ganz Deutſchland entzückten! Was haben wir jetzt dafür? Ich ſelbſt, die ich ſonſt ſo unbeſorgt um alle Fragen des Himmels war, wenn es ſich nicht etwa um ein ſchönes Gedicht an den Mond und die Sterne handelte, bin jetzt in die Theologie hineingerathen, und ich geſtehe es Ihnen gern, es war mir ein wohlthuender Scherz, als Sie dieſe Streitfragen ſo menſchlich auf die Seite ſchoben. Nicht wahr, man hat daneben noch genug zu denken und zu dichten, zu forſchen und zu ſorgen?“

Ohne Zweifel genug, denn es iſt nicht weniger, als die ganze wirkliche Welt, die übrig bleibt.

„Auch bin ich entſchloſſen, meine Söhne nicht Theologie ſtudiren zu laſſen.“

Hier hielt der Wagen; wir waren an der Station. Ein langer hagerer Mann trat mit einem Regenſchirm an den Schlag, entſchuldigte ſich tauſendmal und erklärte, nur ſeine Ueberſichtigkeit ſei Schuld, daß er die Frau Conſiſtorialräthin X. nicht gleich in den Hauptwagen geführt und ſich ſelbſt in die Beichaiſe geſetzt habe. Er komme nun ihr ſeinen Platz abzutreten und den Fehler wieder gut zu machen. Es ſeien lauter Damen im Wagen.

Aber die Frau Conſiſtorialräthin ſuchte alle möglichen Ausflüchte, um bei uns zu bleiben, ja, ſie verheimlichte es nicht, daß wir ein Geſpräch begonnen hätten, welches ſie ſehr anziehe; zudem ſeien die Wagen ja gut und dicht. Aber ſie mußte ſich ergeben. Mit ſichtlichem Bedauern verließ ſie die weltliche Beichaiſe, um das Kloſterleben des Hauptwagens anzutreten.

Es war Abend, unſer neue Gefährte, ein langer Ansbacher Regierungsrath beſorgte den Umzug der Frau Conſiſtorialräthin, die wir in der That ungern verloren. Die Beichaiſe der Station fuhr unterdeſſen vor, und zwei Münchner Handwerker nahmen mit mir vorläufig Platz darin. Der kleinſte ſetzte ſich rückwärts, aber er bemerkte ſehr bald, daß er ſtark gebückt ſitzen mußte, und wir freuten uns im Voraus über die Probe, auf die der Regierungsrath ſeine Galanterie geſtellt ſehn würde. Er kam; und es war ihm wirklich unmöglich, ſich in ſeine neue Lage zu ſchicken. Verzweifelt ſchwankte er nach allen Seiten mit Kopf und Schultern; es ging nicht. Nun erwachte ſein Regierungsrathsbewußtſein. Er ſprang aus der Beichaiſe und rief: „Wo iſt der Poſtmeiſter?“ — Er iſt in der Stadt. — „Ich will ihn ſehn.“ — Es iſt weit von hier. — „So holt mir den Wagenmeiſter!“ — Wozu? — „Ich bin der Regierungsrath Pp. aus Ansbach.“ — So, Sie ſind der Herr Regierungsrath. Nun, was befehle Sie dann? — „Ich befehle, daß man geräumige Beichaiſen giebt, und verlange ſogleich ſtatt jener Mauſefall einen ordentlichen Wagen.“ — Der Wagen iſt ordentlich; wir habe 'aber nit auf ſo große Leut g'rechnet, als wie der Herr Regierungsrath ſein. Für kleine Leut geht er lang gut. Nun, wir wolle Ihne den große Wagen des Herrn Poſtmeiſters hole. — Man ſetzte nun den großen Wagen in Bewegung; aber es entſtand ſofort ein furchtbares Hühnergeſchrei. Die Hühner waren in dem Wagen ſchon zur Ruhe gegangen und wurden nun plötzlich im erſten Schlafe aufgeſchreckt. Dies verzögerte unſre Abfahrt merklich. Sollten wir mit einiger Sicherheit die Plätze der Hühner einnehmen, ſo mußte natürlich der Wagen vorher gründlich beleuchtet werden. Und ſo geſchah es. Der Einfluß des Herrn Regierungsrathes half alle Schwierigkeiten überwinden; und wir gelangten in dieſer und andern vielfach verwünſchten Beichaiſen und auf halsbrechenden bairiſchen Wegen wirklich nach Würzburg. Die Straßen wurden beſſer, je näher wir der Stadt kamen. Der Regierungsrath erklärte uns die Sache. Hier war es die Stadt, welche die Straßen baute, oben die Regierung, und es iſt bekannt, daß die Kunſt, Kirchen- und Königsbauten in München die Straßenbauten ſehr verkürzen. Damit jedoch das Verhältniß der Bayern untereinander durch etwaniges Umwerfen nicht geſtört werde, hat der König befohlen, daß es wieder, wie zu Zeiten des Reichs Oberbayern und Unterbayern geben ſoll, je nachdem ſie zu liegen kommen; auf die Fremden iſt keine Rückſicht genommen.

6.

Auf dem König Ludwig.

Du ſiehſt, wir ſind immer noch in Deutſchland, es ſind noch mehr als dreißig Meilen bis Mainz, ja, das liebe Vaterland, an dem man nach Schloſſer trotz Pfaffen, Junkern, Despoten, Hofräthen, Profeſſoren, Geſchichtſchreibern und dreißigjährigem Frieden dennoch nicht verzweifeln darf — er ſagt nicht warum — iſt nur noch bairiſcher geworden. In Würzburg, als der König Ludwig früh Morgens nach Frankfurt und Mainz abfuhr, fand ich ſchon alle Straßen voll Capuziner und andrer Mönche, von denen in dieſer Stadt der Fettmännchen vor zwanzig Jahren kaum eine Spur zu finden war. So ſchreiten wir fort, oder wie Hoffmann dies ausdrückt: „den Michel, den ſchläfert ihr nie wieder ein!" Zwei lange Züge Pfaffen begaben ſich auf den König Ludwig und fuhren den Main umſonſt hinunter, um die Saat des jungen Bayerns an beide Ufer bis Aſchaffenburg hinunter auszuſtreuen. Die Paſſagiere murrten, die Conducteure fluchten; die Mönche verneigten ſich grinſend, und zogen ſämmtlich in die erſte Cajüte, aus der ſie nur hervorkamen, um ſich auf ihrer Station ausſetzen zu laſſen.

Neugierig, was ſie wohl treiben und reden möchten, ſtieg ich in die Höhle hinab. Die meiſten ſaßen und ſchliefen, einige tranken Bier, andere bewegten die Lippen und verſchloſſen dazu von Zeit zu Zeit die Augen, noch andere laſen mit großer Eil' und Anſtrengung ihre Gebete ab. Ich ſetzte mich zwiſchen zwei trinkende Capuziner, und zog ein kleines Buch hervor: „die Glorie der heiligen Jungfrau von Euſebius Emmeran", in dem erotiſche Marienlieder geſammelt ſind und ein hübſcher Kupferſtich die Jungfrau mit dem Knaben heiter wie Venus und Amor darſtellt.

Der eine meiner Nachbarn redete mich mit den freundlichen Worten an: „Sie ſind auch ein Gelehrter?"

Nicht ſehr gelehrt, aber ich leſe allerlei. Dies ſind fromme Gedichte über die Thaten der heiligen Jungfrau. —

„Leſen Sie mir ein hübſches vor."

Ich las, wie die Jungfrau ſich in die verſchmähte Frau eines böſen Mannes verwandelt und ihn zuerſt gegen ſich, die fingirte, dann gegen die wirkliche Frau zur Liebe bewegt.

Er fand das Gedicht vortrefflich, und ich gab ihm das Buch triumphirend mit dem Herausgeber über die gelungene Myſtification. Er nahm es, beſah von allen Seiten den Einband, freute ſich über das Titelkupfer, und verließ dann plötzlich ſeinen Platz und mich.

Verwundert ſah ich ihm nach. Da raunte mir lächelnd der andre Nachbar ins Ohr: „Er iſt nur ſo ins Kloſter gekommen, weil es noch fehlt, er kann nicht leſen.“

Wie? Er begrüßte mich doch als einen Collegen in der Gelehrſamkeit.

„Nun ja, weil er in den Orden gekommen iſt, findet er ſich zum Gelehrten erhoben.“

Ich ſah nun wohl, daß nicht er, ſondern ich myſtificirt war. Und Sie, fuhr ich fort zu meinem neuen Ordensbruder, wie gefallen Sie Sich in dieſer Geſellſchaft?

„Lieber Herr, ich heule mit den Wölfen. Ich bin ein Uhrmacher, und als mein Geſchäft nicht ging, bot ſich mir die Gelegenheit zu dem neuen Kloſter.“

Alſo auch Sie ſind nur proviſoriſch im Orden?

„Proviſoriſch? nein, wenn nicht etwa die ganzen Klöſter proviſoriſch ſind. Unterdeſſen lebt man mit.“ Sie betteln.

Ich ſteckte meinen Emmeran in die Taſche, erhob mich aus der Cajütenluft, die nicht angenehm duftete, und ließ mir auf dem Verdeck die ſchönen Punkte des Mainthals erklären. Von Werthheim bis Aſchaffenburg ſtreiften wir den Speſſart mit ſchönen Waldungen und links und rechts am Fluſſe große Parkanlagen der Ariſtokraten, der Löwenſtein u. ſ. w., die zu ihrer Zeit das Land genommen und jetzt dieſe romantiſchen Ufervillen beſitzen.

König Ludwig indeſſen wird ſie alle übertreffen. In Aſchaffenburg baut er ganz etwas Beſonderes, die pompejaniſche Villa nämlich, in der man das große Moſaik, Alexander und Darius, gefunden. Auch das Moſaik läßt er reproduciren; nur den Veſuv, der über dem Garten raucht, wird er nicht herſtellen können. Sollte aber einmal auch die deutſche Erde vulkaniſche Launen entwickeln, ſo werden alle ſeine Werke ihr Pompeji erleben.

Der König Ludwig fuhr reißend ſchnell den Main hinunter. Aſchaffenburg und Frankfurt verſchwanden noch bei Tage. Wir hatten Bayern von der Bruſt, wir fuhren dem Rhein und Frankreich zu; wir athmeten wieder freiere Luft. Nun wurd' es Abend. Ueber dem Taunus, dorthin, wo Frankreich liegt, ſtanden dicke ſchwarze Wolken. Sie wurden von der untergehenden Sonne angezündet, Feuergarben ſchoſſen nach allen Seiten empor und bildeten allmälig einen weiten glühenden Krater, in dem ein großer ſchwarzer Hund, das Symbol unſers Hundethums, verbrannte; und plötzlich ſtand auch der ganze obere Himmel, der ſich über Deutſchland ausgeſpannt, in den ſchönſten goldenen Wolkenflammen. Das Phänomen vor uns, die Nacht hinter uns, ſo fuhren wir dahin.

7.

Köln und Belgien.

Die Kölner ſind keine Pariſer, aber ſie ſind näher bei Paris, als bei Berlin. Sie ſind keine Revolutionshelden, aber ſie wagen zu exiſtiren, was man unter dem weiß und ſchwarzen Leichentuch Preußens außerdem nur noch in Oſtpreußen wagt. Als der Entwurf, ſie dafür, wie die andern Preußen geſetzlich zu ſtrafen von ihren Vertretern verworfen ward, fuhren ſie in hellen Haufen nach Düſſeldorf, und zündeten mit Fackeln ein Freudenfeuer an. Fackeln, Toaſte, Aufzüge ohne alle Erlaubniß, ohne alle Polizei! unerhört! Indeſſen die Rache ſchlief nicht. Das Militair hatte ſcharfe Patronen bekommen, und die Kölner waren in Ungnade erklärt. O, man kennt die Frevler! Starke Forts liegen ganz in der Nähe, die Hauptwache auf dem Markt iſt befeſtigt, und wenn die Soldaten wollen, ſo können ſie allen ihren Nachbarn die Fenſter einſchießen, abgeſehn von den Bomben, welche ihnen aus den Forts zu Hülfe eilen würden. Und warum ſollten die Soldaten nicht wollen? Die Preußen haben ſo lange kein Pulver verbrannt, daß ſie das erſte Mal, wo ſich Gelegenheit bietet, ſchon aus Neugierde ſchießen werden, um es knallen zu hören.

„Dieſe Leute ſchießen nicht auf uns,“ ſagte ein dicker Kölner, mit dem ich der Patrouille begegnete.

Erlauben Sie mir, daß ich vorher bei Seite geh; alsdann treten Sie dort unter den Haufen Kölner und rufen Sie ganz laut, was Sie ganz heimlich denken; und Sie werden Sich ſogleich überzeugen, ob Sie Recht haben.

Er ſah mich verdutzt an und fragte, was er denn dächte.

Sie denken, daß Sie allein bleiben würden mit ihren Gedanken und daß die Soldaten an gar nichts denken, als an das Kommando.

Er fluchte leiſe vor ſich hin und ſagte noch leiſer zu mir: „Sie haben Recht, aber dennoch vive la Republique!“ und wir traten in das Gaſthaus.

Nichts geht über die Kölner bei Tiſch, beim Wein und bei der Taſſe Kaffee nach Tiſch. Erſt hier thauen ſie auf. Sie ſind politiſch, ſie verfechten ihr Recht, ſie ſtehn den armen Leuten bei, ſie laſſen den Katholicismus flott werden und erinnern ſich der Zeit, als Köln zur franzöſiſchen Republik gehörte. Ich lernte hier mitten unter ihnen den Communiſten-Rabbi Moſes kennen. Er iſt ein langer hagerer Mann mit wohlwollendem Blick und etwas hahnenmäßig vorgebogenem Halſe. Die graue Kutte vollendete ſein Prieſteranſehn. Als im Laufe des Geſprächs mein dicker Republikaner zugab, er für ſeine Perſon mache ſich nichts aus der Religion, fragte er ihn: „Wenn ihr ſelbſt keine Religion braucht, warum ſchreit ihr denn gegen die Gottloſigkeit der Rheiniſchen Zeitung, die ihr im Uebrigen lobt?“

„Was wir hier ſagen, antwortete er, ſetzen wir noch lange nicht in die Zeitungen. Wir brauchen keine Religion, wir haben Bildung; aber eine Zeitung kommt in aller Welt Hände, und der gemeine Mann muß Religion haben.“

Das erinnert mich, fiel ich in den angehenden Streit ein, an die Magdeburger Händel zwiſchen Dräſeke und Sintenis, die ſchließlich durch zwei Sackträger geſchlichtet wurden. Dräſeke, der Biſchof, behauptete, Chriſtus wäre ein Gott, und Sintenis, der Paſtor, er wäre ein Menſch. Darüber gerieth Alles in Aufruhr. Die Kanonen wurden geladen, die Wachen verdoppelt, die Musketiere und Füſeliere bekamen Patronen und jeder Chriſtus, wie der auf der Dresdner Brücke, ſeinen Poſten. Man fürchtete, der gemeine Mann würde die Religion verlieren. Dieſer beängſtigende Zuſtand dauerte eine Weile fort. Da kam der Burgemeiſter eines Abends vom Rathhauſe und belauſchte zwei Sackträger, die vor ihm hergingen. „Was hältſt Du davon, Bruder, ſagte der eine, meinſt Du, daß der Paſtor Sintenis Recht hat, oder glaubſt Du, daß es einen Gott giebt?" — Ich eigentlich nicht, war die Antwort, denn ſonſt müßte mehr Ordnung auf der Welt ſein. — „Ich gebe Dir Recht, fing der erſte wieder an, ich glaube es auch nicht, und für uns könnte er predigen was er wollte, aber der gemeine Mana muß Religion haben. Sonſt ginge alles drunter und drüber." Der Burgemeiſter eilte ſogleich zum Commandanten, erzählte ihm was er gehört hatte; und dieſer ließ die Kanonen abfahren. „Es iſt nicht mehr nöthig, fügte er hinzu, der Geiſt unſers Staats hat ſich wieder einmal bewährt: jeder Preuße trägt ſeinen Gensdarmen in der Bruſt. Hat er keine Religion, ſo hat er Erziehung."

„Das war in Altpreußen, rief mein Nachbar aus, dort ſind die Leute wohlgezogen, wir Neupreußen dagegen ſind ungezogen."

Sie mögen ſo ungezogen ſein, wie Sie wollen; den gemeinen Mann, der das Unterſte zu Oberſt kehrt, ſuchen Sie hier, wie dort vergebens.

„Sie vergeſſen die Communiſten," bemerkte er mir.

Ich fragte den Rabbi, der neben mir ſaß, ob die Communiſten revolutionär wären.

„Revolution, ſagte der Rabbi, iſt ein abgenutztes politiſches Mittel, Emeuten ſind Tollhausſtreiche, Straßenſiege überflüſſig. Die Gütergemeinſchaft hat ſchon jetzt die Majorität. Wir werden an einem ſchönen Morgen ein Pronuntiamento machen, alle Menſchen werden ſich die Augen reiben und aus dem böſen Traum erwachen, der ihnen vorſpiegelte, als ſeien alle Schätze dieſer Welt verzaubert. Sie werden ſich nach dem Kopfe greifen und nur ihren Zopf, das Privateigenthum, vermiſſen, dafür aber einen völlig gemeinnützigen Schädel ohne allen Eigenſinn und Egoismus in der Hand halten. Die Welt iſt unſer. Ein Trompetenſtoß von London bis China, vom Nordpol bis ans Cap der guten Hoffnung, der nichts enthält als den einfachen Ausdruck: totale Gemeinſchaft! und die Sache iſt gemacht. Alsdann werden wir nur einige wenige Eigenſinnige, verſtockte Banquiers, Juden, Capitaliſten, Land- und Hauseigenthümer zu köpfen haben. Denn es kann in der Gemeinſchaft jeder denken was er will, wenn er nur ökonomiſch rechtgläubig und für die Abſchaffung des Privateigenthums und des Geldes iſt."

Der Rabbi ſah ſich zufrieden um. Mir ſchien er ſehr liebenswürdig. Im Fluge bekehrte er die böſe Welt. Sein Glaube war feſtgegründet auf der Thatſache, daß die meiſten Menſchen nichts haben, alſo vom Mammon auch nicht verdorben ſind. Und ſeine energiſchen Entſchlüſſe betrafen ja nur Wenige. Die Geldmenſchen würden ſich zum großen Theil bekehren. Denn es iſt leicht zu begreifen, daß die Reichen im Grunde am meiſten gewinnen. Sie ſichern Alles im Ganzen, es kann ihnen abſolut nichts mehr verloren gehn, und daß niemand Noth leiden ſoll, iſt ja der erſte Grundſatz, den die Oberaustheiler nie verletzen dürfen.

Die neue Wiſſenſchaft, die Theorie der neuen Geſellſchaft, war hier in einem Deutſchen verkörpert, und wenn auch die Franzoſen und Engländer eigentlich die Erfinder ſind, ſo war doch dieſe leibhaftige Exiſtenz, der fleiſchgewordene und unter uns wohnende Socialismus, nicht zu verachten. So intereſſirte er mich. Er wollte zurück nach Paris, um ſein Syſtem (er hatte ſchon früher eine „Philoſophie der That" entdeckt) dort theils zu vollenden, theils einflußreichen und thatfähigen jungen Deutſchen mitzutheilen. Vielleicht intereſſirte auch ich ihn in dieſer Hinſicht, ſo ſchmerzlich ich ihn auch ſpäter „durch meine Unfähigkeit zur ſocialiſtiſchen Praxis der Deutſchen in Paris“ enttäuſcht habe. Wir wurden alſo Reiſegefährten, und ich war auf dem Meere der Zukunft eingeſchifft unter dem kundigſten Piloten, den es bis jetzt unter uns giebt.

Am andern Tage fuhren wir nach Belgien, das uns leider noch einmal in eine vorweltliche Realität tauchte. Hier ſaß der Rabbi Moſes, ein Kind Iſraels vom neuſten und beſten Schnitt, dem „ſocialen“, dort eine Nonne, hier ich ſelbſt, des Rabbi's hoffnungsvoller Reiſegefährte und überall war unſer Char à banc ſchwarz geſä't voll belgiſcher Pfaffen.

Mich verdroß die Geſellſchaft. „Stoßen Sie Sich nicht an dieſen Aeußerlichkeiten, begütigte mich der Rabbi, Belgien iſt ſocial, es hat ein entwickeltes Proletariat, und dieſe coloſſalen Bauten, auf denen wir mit Dampf durch die Berge und über die Thäler ſtürmen, befördern nur den faulen Zuſtand der „alten Geſellſchaft“. Der Katholicismus beweiſ't nichts.

Die ſociale Realität, die unhaltbar iſt, wird auch ihre Idealität, die Religion, in ihren Sturz verwickeln. Sobald die Maſſen die ſociale Wahrheit der ſolidariſchen Gemeinſchaft der Güter begreifen, wird überall die neue Ordnung der Geſellſchaft etablirt.“

Und wann denken Sie, fragte ich ihn, daß wir das neue Etabliſſement beziehn können?

„Sie ſuchen ſich die neue Wahrheit mit Späßen vom Halſe zu halten, ſo verwies er mir meine vorlaute Frage. Ich mache die Bemerkung, daß man überall, wo die Philoſophie der That oder der radicale Socialismus nicht begriffen wird, mit frivolen Witzen auftritt. Uebrigens könnten Sie wohl wiſſen, daß Fichte, Hegel und Fourier, um Sokrates gleich gar nicht zu citiren, ebenfalls die Poſſenreißer gegen ſich hatten. Aber warum widerſetzen Sie Sich? Sie ſind ein Hegelianer, ein Bourgeois, ein Capitaliſt, ein Reactionär ...“

Nun, nun, guillotiniren Sie mich nur nicht gleich! Ich rede im vollen Ernſt. Da Sie ein „Philoſoph der That“ ſind, ſo ſind Ihre Gedanken Ausführungen und Ihre Vorſtellungen Einrichtungen.

„Aber wie können Sie von mir verlangen, daß ich Ihnen angeben ſoll, wann der Communismus durchgeſetzt ſeyn wird?"

Weil ich den Egoismus habe, das allgemeine Glück zu erleben, und weil ſeit den Tagen der erſten Chriſten ſo viel Zeit verſtrichen iſt, ohne daß die Gemeinſchaft der Güter und des heiligen Geiſtes realiſirt werden konnte.

„Sie ſind ein Egoiſt!"

Sie ſchelten mich; aber ſo wohlfeil kommen Sie nicht davon. Sie ſollen mich glücklich machen, das verlang' ich; und ich will es durchſetzen, denn Sie werden doch auf mich eben ſo viel Rückſicht nehmen, als auf irgend einen, der es noch gar nicht verlangt.

„Nun ſo werden Sie alſo Theil nehmen an der neuen Geſellſchaft."

Das verſteht ſich. Aber ich komme nun auf meine Frage zurück, ob denn ſchon Anſtalten dazu gemacht werden?

„Die werden gemacht."

Wodurch?

„Durch Propaganda."

Der Theorie?

„Der Theorie.“

Nun, ſo ſind Sie doch wahrlich nicht praktiſcher, als wir Theoretiker. Unſre Praxis iſt ebenfalls die Propaganda und, was Sie auch ſagen, unſre Reformen ſind jedenfalls näher, als die Ihrigen.

„Das glaub' ich nicht. Das Gerede von Freiheit und politiſchen Reformen iſt abgenutzt. Mit der Republik, den Geſchwornen, der freien Preſſe kommt man immer nicht weiter, als zur Tyrannei der Beſitzenden und zur Sklaverei der Mehrheit. Alle, auch die radicalſten politiſchen Reformen ſind ohnmächtig gegen die Grundübel der Geſellſchaft und intereſſiren die Welt nicht mehr. Der Inhalt alles und jedes Intereſſes iſt die Socialreform.“

Als wenn Gütergemeinſchaft und Organiſirung der Arbeit oder Erhebung jeder Arbeit zu einer bewußt geſelligen That oder Reform der bürgerlichen Geſellſchaft und Erhebung aller ihrer Functionen zu Geſellſchaftsfunctionen — keine politiſche Revolution wäre! Und als ob irgend ſonſt wer dieſe Einrichtungen treffen könnte, als die Democratie!

„Armer Zurückgebliebener!“ ſagte mir ſein fanatiſcher, aber milder Blick. Und er hätte die Worte hinzugefügt, „die Thaten" ſeines Blicks, wenn wir nicht ſo eben auf der Douane der franzöſiſchen Grenze angelangt und durch dieſe unangenehme Realität der „alten Geſellſchaft" unterbrochen worden wären.

Ich habe die Reiſe und die Unterredung mit meinem Freunde Moſes, dem Rabbi, zuſammengezogen. Das Intereſſe an der neuen Religion des Communismus, die jetzt ſchon alle Eigenſchaften der alten entwickelt: — ihre Einfalt, das diplomatiſche Geheimniß: „ſelig ſind die Armen an Geiſt", ihre Illuſionen, das tauſendjährige Reich der ſeligen Gemeinſchaft, die vor der Thür iſt, ihren Fanatismus, der nur die Ungläubigen ſchlachtet, und endlich auch ihre Wahrheit, der Menſch iſt der Gott oder er iſt das Princip der Welt, ihrer Verfaſſung und Geſchichte — dies Alles feſſelte mich ſo an den Kern des Rabbi, daß ich die Wunder Belgiens, ſeine Hauptſtadt und ſelbſt meine übrigen Reiſegefährten in der Wirklichkeit faſt eben ſo ſehr zurückſetzte, als hier in der Erinnerung. Ein Kaufmann meiner Bekanntſchaft, der neben mir ſaß und dem ich übrigens ſehr zugethan war, ſchmollte mir faſt darüber. Er hatte ſich an unſerm Geſpräch nur mäßig erholt, er war kein

Naturforſcher der geiſtigen Affectionen unſerer Zeit, die vollendete Ausbildung der neuen Epidemie, welche der Rabbi darſtellte, ließ ihn daher kälter als mich, und ſchließlich erklärte er die Sache für ökonomiſch unmöglich. „Denn, ſagte er, geben wir dem ſchönen Traum des Communismus nach und laſſen die große Socialrevolution in Deutſchland gelungen ſein, machen wir die vielen Caſernen und Polizeigefängniſſe des deutſchen Bundes der freien Fürſten und Städte zu einem einzigen Hauſe, in dem Alles Ein Herz und Eine Seele, Ein Heerd und Ein Vermögen iſt; — jede Grenze, die Ihnen, wie hier die franzöſiſche, ein zweites großes Haus entgegenſetzt, ſchafft das Privateigenthum, das geſonderte Familiengut, wieder, durch die Grenze entſtehn zwei große Egoiſten. Aber wenn wir uns den Traum aus den Augen reiben, ſo haben dieſe beiden großen Egoiſten, die durch die Volksgrenze entſtehn, an jedem Menſchen, der ſeinen Platz in der Diligence und ſonſt in der Welt einnimmt, ein entſprechendes begrenztes, abgeſperrtes, halsſtarriges Weſen, das ſeine Mauthlinie wohl mit Humanität geltend machen, aber durch alle Humanität, ſelbſt durch das höchſt humane Köpfen aller Widerſpenſtigen nicht aufheben kann; jeder Kopf erhebt ſeinen Eingangszoll von den Gedanken und Willensmeinungen des fremden Kopfes, jeder Kopf, auch der Nichtgeköpften, bewieſe nur den alten Streit des Einzelnen mit dem Ganzen, der Menſchheit mit ſich ſelbſt. Die Diſſonanz iſt ſo ewig als die Harmonie, denn die eine wird immer aus der andern gemacht. Und der Handel, dem unſer Reiſegefährte ſo feind iſt und den ich zu betreiben das Schickſal habe, worauf beruht er anders, als auf der verſchiedenen Schätzung der Dinge an verſchiedenen Orten und von verſchiedenen Perſonen? So lange es verſchiedene Oerter und verſchiedene Bedürfniſſe giebt, wird keine Macht der Erde ihn aufheben, wie ſehr auch unſer vortreffliche Reiſegefährte es wünſcht und hofft. Uebrigens kein Handel ohne Treu und Glauben; ich reſpectire daher alle geſetzlichen Bedingungen, auch die Douanen. So ſehr es den Einzelnen auch reizt, den viel größeren Vortheil der durchgeſchlichenen Waaren zu genießen, ſo treulos iſt dieſe Fälſchung der allgemein anerkannten Werthbedingung; der Handel benutzt die Verhältniſſe, er verfälſcht ſie nicht, der Handeltreibende wetteifert in der Befriedigung der Bedürfniſſe ſeines

Publicums mit andern Kaufleuten, er betrügt ſie nicht."

Verächtlich blickte der Rabbi auf die „Krämerſeele", „dieſen 5 und mehr procentigen Dieb", herunter und ſchlug ſeinen grauen Palletot um ſeine Lenden. Das Gewand bauſchte ſich gewaltig. Wir ſtiegen aus und wieder ein. Es waren keine Cigarren gefunden, ausgenommen bei einem Juden im Coupé des Wagens. Wir hörten ihn mit großem Geſchrei behaupten, 100 Stück wären ſein Reiſebedürfniß, als man ihm nur etwa 5 davon ließ und die übrigen mit vieler Heiterkeit confiſcirte. Alles lachte über den Vorfall und der Kaufmann behauptete: „Juden und Weiber paſchen immer".

Hier unſer Rabbi gewiß nicht, erwiederte ich, und klopfte ihm auf ſeine gefüllten Taſchen.

Er wandte ſich, wie ein Regenwurm, den man an die Sonne thut, aber es war nichts zu machen: trotz ſeiner neuen Socialtheorie, mußte er die alte Maxime des Kaufmanns beſtätigen. Er hatte alle Taſchen voll Brüſſeler Cigarren und unterſchied ſich von ſeinem Glaubensgenoſſen im Coupé nur durch ein beſſeres Geſchick. Uebrigens war es mir leicht, ihn ſo unſchädlich zu verrathen, denn ich hatte den Einkauf bei Kats, dem democratiſchen Cigarrenhändler in Brüſſel, mit angeſehn.

Der Kaufmann aber wurde nun grauſam gegen den Feind alles Profits und ſagte: „Alſo während Sie uns gewöhnliche Kaufleute Krämerſeelen nennen und in unſerm loyalen Gewinn eine Beraubung der Menſchheit ſehn, ergeben Sie Sich Selbſt dem Schmuggel! ei, ei! das heißt ja ungefähr wie bei den chriſtlichen Predigern: thut nach meinen Worten, aber nicht nach meinen Thaten!“

Er ſuchte zwar zu beweiſen, daß man die alte Geſellſchaft durch jedes Mittel auflöſen und ſolche Mißbräuche wie die Douanen, gar nicht anerkennen müſſe; aber die Cigarren zeugten wider ihn. Immer riefen wir ihm zu: „Sie ſind ein Handelsmann, ein Profitmacher, ein Egoiſt, ein Speculant!“ und er konnte diesmal nicht ſagen, daß der Spaß nicht ernſt wäre.

Doch hier endigt unſre Unterhaltung. Der Wagen donnert auf den klaſſiſchen Pflaſterſteinen der Barricaden, mit denen edle Herzen vor 15 Jahren die Dummheit und Niederträchtigkeit der Menſchheit vergeblich abzudämmen ſuchten; der Strom rauſcht ſchon wieder über ganz Europa hin, und je höher die Bildung geſtiegen, deſto empörender iſt ſein Durchbruch, deſto verruchter ſein Lauf. Wird die ökonomiſche Revolution glücklicher ſein, wenn ſie ſein wird? Verzeihe mir der Rabbi meine Zweifel.

8.

Paris und die Geſchichte.

Paris! und Du biſt nicht dabei! Daß ich Dich hier nicht herumführen kann! Aber es ſoll noch geſchehn; Du ſollſt dieſe große neue Welt noch einmal mit Deinen eignen Augen entdecken und ſelbſt ſagen, daß Du vorher noch nichts geſehn haſt. Ich hatte es nicht darauf angelegt, hier zu ſehn und zu ſtaunen; auch laß ich mich nicht leicht aus der Faſſung bringen. Ich wollte Menſchen ſehn und wußte im Voraus ungefähr, was ich finden würde. Aber ich geſtehe Dir, daß ich nun erſt die ganze Wichtigkeit dieſer ungeheuren Stadt begreife. Der Kaufmann iſt ſehr liebenswürdig. Er hat mich den ganzen Tag herumgeführt und zwar ſtiegen wir zuerſt auf den

Mont Martre. Die Häuſer gehn ganz hinauf, und oben ſieht eine kleine häßliche Kirche mit dem Telegraphen. Leider ließ man uns nicht hinauf, denn oben, wo man auf der einen Seite das Thal von Montmorency, auf der andern Paris ſieht, muß es ſchön ſein. Wir mußten nun eins nach dem andern nehmen. Eine Frau gab uns den Schlüſſel zu dem Calvaire (ſo heißt Kirche und Garten), und die Anweiſung, wie wir auf die Pariſer Seite hinauskönnten. Die Pfaffen heulten in der Kirche, wie ſie zu thun pflegen, und viele ganz nagelneue Stationen von Scenen aus der Leidensgeſchichte waren abgebildet, um Proceſſionen und andern Götzendienſt wieder herzuſtellen. Seltſam nimmt ſich dieſer kleine Anfang des Alten aus gegen die ungeheuren Umgeſtaltungen der Revolution, die man hier unter den Füßen hat, und die immer noch fortgehn. Dieſer ganze Berg und gut das halbe Paris gehörte den Pfaffen und ihren Klöſtern. Man hat dies Geniſte von der Erde vertilgt, Straßen entſtehn auf dem alten Kloſtergrunde und Menſchen bewohnen und genießen was ſonſt dem traurigen Götzen geopfert wurde und ſeinen widrigen Dienern zu Gute kam. Nur das kleine

Fleckchen des Calvaire mit dieſem ſehr beſchränkten Proceſſionsgarten hat das böſe Princip behauptet Alles Andere iſt Privat- oder Gemeindegut geworden. Die Bauplätze gleich hinter dem Garten, die am ſchönſten liegen, fanden wir aber noch nicht zugänglich. Erſt allmälig wird ſich die Straße ſo hoch herauf ziehn. Der harte Boden, ſich ſelbſt überlaſſen, bildet ein Diſtelfeld voll mannshoher Stauden. Es iſt ſchwer ſich durchzuwinden. Aber hier, welch' ein Anblick! Die Sonne trat aus einer Wolke und warf ihren vollen Glanz in das ungeheure Theater, grade als es ſich vor uns aufthat. Wir konnten es mit Einem Blick nicht faſſen, die Ausdehnung der Stadt läuft rund herum, ſie macht einen Halbkreis, deſſen Enden auf beiden Seiten ſich uns entzogen. Zur Linken vor uns hin erblickten wir die waldigen Anhöhn, die den großen Keſſel mit umſchließen, in dem Paris liegt. Was wir vor uns haben, ſo weit das Auge trägt, iſt Alles Paris, der Geſichtskreis ſeine Grenze.

Nicht weit vom Mont Martre mündet die Eiſenbahn des rechten Ufers in die Stadt. Wir ſtiegen ein und blieben nicht lange unter Häuſern, dann fuhren wir über den Fluß und in einem großen

Bogen an ihm hin. Eine halbe Stunde ſo raſch, als die Räder laufen können, und wir ſind in St. Cloud. Aber was hatten wir erreicht? Nur wieder einen Punkt, auf dem wir uns am Ende von Paris befanden. St. Cloud, Boulogne, Auteuil, Paſſy, Paris, ein ununterbrochenes Meer von Häuſern, Eine Stadt. Die Ausſicht von St. Cloud übertrifft Alles, was ich bisher geſehn habe. Denn was iſt es am Ende, wenn wir das Meer groß und die Berge impoſant finden? wenn aber ſolche Strecken eine einzige große Wohnung der Menſchen geworden ſind, ſo iſt damit eine Eroberung über die Natur und eine Macht des Menſchenlebens vor die Augen geführt, deren welthiſtoriſche Bedeutung man gar nicht zu kennen brauchte, um von ihrem Anblick ergriffen zu werden. Wien und Rom ſind groß, ihre Lage iſt ſchön, ſchöner vielleicht, als die von Paris; aber leider vergißt man es nie, wenn man ſie anſieht, daß ſie von Eſeln bewohnt und nur ſpärlich durch Menſchen coloniſirt ſind, während hier, und nur hier der Brennpunkt des europäiſchen Geiſtes, das Herz der Weltgeſchichte vor uns liegt.

Freilich iſt Paris lange Zeit nicht beſſer geweſen, als Wien und Rom, und die Geſchichte, die hier gemacht wurde, war nichts als das Alberne in jeder Form. Es iſt leider noch genug davon übrig. Gleich dieſe Waſſer von St. Cloud, zu denen ſich heute die Menge verſammelt, was ſind ſie anders, als eine ohnmächtige Dummheit, für Müßiggänger ins Werk geſetzt und von Narren ausgedacht? Selbſt die luſtige Menge, die Park und Raſen am Sonntage in Beſitz nimmt und den losgelaſſenen Fontainen zujauchzt, verſöhnt uns nicht mit dieſen Reſten der verrückten Roccocozeit. In Verſailles iſt das Alles noch unſinniger. Und man ſieht es erſt recht, nun Gras in ſeinen breiten Straßen wächſ't. Der Magiſtrat von Verſailles, ſagte neulich der Charivari, hat beſchloſſen, täglich 30,000 Fußgänger von Paris zu miethen, um das Gras in den Straßen dieſer königlichen Stadt zu dämpfen.

Ueberhaupt iſt ſeit Athen und Rom die Geſchichte der Menſchen eine Geſchichte ihrer Abſurditäten geworden und die wieder humaniſirte Weltbewegung noch ſehr jung. Sie beginnt mit der Revolution, denn die Revolution war die erſte Erinnerung daran, daß es einmal Helden, Republikaner und freie Menſchen in der Welt gab. Es war ein ſchöner Traum! War es mehr? Und wenn wir Zeitgenoſſen dieſer großen Rückkehr zur Geſchichte der Menſchheit ſind, iſt es nicht um ſo ſchlimmer, daß der Traum ein Traum blieb, und daß wir ihn nun nicht einmal mehr zu erzählen wagen? Kein deutſcher Geſchichtſchreiber verſteht die Bedeutung der großen Begebenheit, an der ſich zu ihrer Zeit alle Herzen erwärmten und die edelſten Geiſter zu der Hoffnung eines „Fortſchrittes der Menſchheit“ ſich aufrichteten. Kant und Klopſtock haben uns dieſe Hoffnung hinterlaſſen, Schiller und Göthe ihren Verluſt, und was wir Deutſche ſelbſt ſpäter mit großem Geſchrei vollbracht, iſt weit unter der Kühnheit der Revolution. Wer hätte es damals gewagt, an die freiſten Menſchen, die Alten, zu erinnern? Wir erinnerten uns des Mittelalters, „es war ein Kreuzzug, war ein heil’ger Krieg“ und darum das Grab ſein Lohn, das „heilige Grab“ der Freiheit und „die heilige Allianz“ für die Wiederherſtellung der alten Grabesruhe unterjochter, ungeſchichtlicher, entmenſchter Völker. Ewige Schande über die bornirten Deutſchthümler und die myſtificirten Franzoſenfreſſer!

Ich habe den Traum der Freiheit noch zu gut im Gedächtniß, um dies Erwachen aus ihm nicht unerträglich zu finden: aber leider iſt die Poeſie der wenigen Momente in der Geſchichte, die wahrhaft lebenswerth und unſterblich ſind, jetzt tief begraben unter der Proſa des zweckloſen Daſeins, in dem wir feſtſitzen. Die Welt iſt damit zufrieden und die Leute lieben es, ſich zu rühmen, „wie ſehr ſie fortſchreiten“. Sie ſchreiten fort, indem ſie den einzigen Fortſchritt, den der Menſch machen kann, die Hingabe an die Vernunft, verläugnen.

Ohne Zweifel, ihr Vortrefflichen, kommt ihr eurem Ziel immer näher; iſt es nicht dem, welches ihr wollt, ſo iſt es doch dem, welches ihr nicht wollt. Seid ihr damit zufrieden, warum ſollte man nicht ſagen, ihr — ſchrittet fort?

„Iſt denn kein Fortſchritt in der Welt, kein Plan in der Geſchichte, die ein ewiger Wille regiert? Hat nicht jedes Volk ſeine Miſſion?“ ſagen die Göttlichen. „Erfaßt der Weltgeiſt, der durch alle Völker dargeſtellt wird, nicht immer tiefer ſich ſelbſt?“ ſagen die Menſchlichen.

Vortreffliche und große Worte: „der Fortſchritt der Weltplan, der ewige Wille, und gar die Miſſionen der Völker!" Sind die Miſſionäre Hunnen, Germanen, Araber, Ruſſen und Türken, ſo können ſie mitunter ſehr ungelegen auftreten; und der „Weltgeiſt, der immer klüger wird", ſollte es endlich dahin gebracht haben, ſich von einigen Schlauköpfen nicht mehr bei der Naſe herumführen zu laſſen.

„Es iſt Vernunft in der Welt, ſagt Hegel, noch mehr, die Welt iſt ein vernünftiges Syſtem und die Menſchenwelt iſt es ausdrücklicher, als die Natur, ſie iſt es mit Bewußtſein. Die Weltgeſchichte iſt der Fortſchritt im Bewußtſein der Freiheit."

Eben deswegen, weil die Menſchenwelt ſich mit Bewußtſein vernünftig conſtituirt, kann ſie ſich auch mit Bewußtſein ihrer Vernunft, ihrer Menſchenwürde begeben und blickt nur um euch, ob ſie von dieſer Freiheit nicht reichlich Gebrauch macht. Scheint ſie nicht grade jetzt in Europa das Bewußtſein dieſer Freiheit auf die Spitze getrieben zu haben? Giebt es noch eine diplomatiſche Note, die dies nicht bewieſe? Die blinde Vernunft der Natur wird nie verletzt, die ſehende der Menſchenwelt überall unter die Füße getreten.

„Und was folgt daraus? Siegt die Vernunft nicht dennoch überall? Iſt es nicht das Gewiſſeſte von Allem, daß der Widerſtand gegen die geiſtige Entwickelung nur ein Mittel zu ihrer Beförderung iſt?“ hör' ich den Chor der Fortſchrittsgläubigen ſingen. — Ja, ihr habt Recht!

Wenn ihr die geiſtige Entwickelung ſo allgemein nehmt, daß ſie nur den Verlauf der Geſchichte, wie er auch ausfällt, bedeutet, ſo könnt ihr freilich nicht fehlen. Gelingt ihr die Republik nicht, ſo gelingt ihr das Kaiſerreich, ſchlägt dieſes fehl, ſo ſind es die Bourbonen, und findet ſichs, daß der Zeitgeiſt auch ſie nicht will, dann iſt es das Syſtem eines alten Fuchſes, der den Hahn der erſten Revolution noch ungeboren kannte und jetzt ſein Junges in der Geburt zu erwürgen ſucht. Gelingt der geiſtigen Entwickelung endlich, wie bei uns in Preußen und Deutſchland weder bürgerliche, noch litterariſche Freiheit, um von der Emancipirung der unterſten Klaſſen gar nicht zu reden, ſondern nur Despotismus und Religion; nun ſo iſt es das Glück der bürgerlichen Ruhe und die fromme Ergebenheit in jedes Geſchick, zu dem der Geiſt ſich entwickelt hat. Wollt ihr dies

Reſultat unſrer nichtswürdigen Zeit annehmen, ſo hab' ich nichts mehr zu ſagen, die Geſchichte entwickelt ſich allerliebſt und „der Fortſchritt" iſt enorm. Nie war die Welt weiter — von der Freiheit und von der Geltung vernünftiger Principien entfernt.

„Wenn ſie ſich nicht weiter davon entfernen könnte, ſo müßte ſie mit jeder neuen Minute mehr zu ihr zurückkehren."

Dieſe Mathematik eurer faulen Hoffnung und ein minutenweiſes Zurückkehren zum Beſſern würde mich über unſre Lage nicht tröſten, wenn überhaupt ein ſittlicher Fortſchritt die Aufgabe der Menſchheit wäre. Die Menſchheit kann ſich vom Druck der Natur und von der Unwiſſenheit befrein, Wiſſenſchaft und Civiliſation ſchreiten durch neue Entdeckungen fort; iſt aber die Freiheit die Kraft des Geiſtes und des ſich ſelbſt klaren Willens, iſt ſie der edle Charakter und die ſiegreiche Vernunft, die Exiſtenz des wahren Menſchen, ſo ſchreitet die Geſchichte nicht zur Freiheit fort, ſondern ſie ſtrahlt auf allen Punkten von Sternen der Freiheit. Hoffen wir für unſre Zeit; ihr ſcheint der Ehrgeiz zu fehlen, es der Vorzeit gleich zu thun.

„Iſt es nicht möglich, die Menſchen fortſchreitend zu veredeln in ihren Geſinnungen und Entſchlüſſen; ſo iſt es doch klar, daß die Befreiung der Menſchen vom Druck der Unwiſſenheit und aus der Noth der Natur unmittelbar eine Humaniſirung der Menſchenwelt mit ſich führt; die milderen Sitten ſind nach Jahrhunderten, ja nach Decennien zu unterſcheiden."

Seitdem wir aus der Barbarei wieder auftauchen und zur Humanität zurückſtreben. Noch mehr, die Völker, welche ſich die Bildung und Civiliſation, die ſie hinter dem Rücken ihrer Herren errungen haben, nicht wieder entreißen laſſen, werden ihre geſelligen und natürlichen Feſſeln ſprengen; aber der Menſch, welcher aufhört eines Menſchen Knecht und ein verwahrloſ'tes Weſen zu ſein, iſt darum noch kein ſittlich freies. Sonſt wären die Könige, die Reichen und die Gelehrten die edelſten und beſten Naturen — vollkommene Menſchen. Das Gegentheil iſt jetzt in aller Welt Munde. Die Wiſſenſchaft, die Erfindung und Benutzung der Naturkräfte hat zu einer grauſamen Tyrannei der Reichen über die Armen, zu einer viel ausgedehnteren und gehäſſigeren Verwahrloſung der Menſchheit geführt, als je eine vorhanden war. Aber die Wiſſenſchaft iſt der Speer des Achilles, der die Wunden, die er ſchlug, auch zu heilen vermag. *Weder die Bildung Aller, noch die Sicherung des Einzelnen gegen den blinden Einbruch der Naturnoth iſt ein unlösbares Problem.* Die Leiden des ausgeſetzten, blinden, verwahrloſ'ten, heimathloſen Oedipus werden alsdann der Menſchheit erlaſſen, ihre Arbeiten dagegen ſich zu Herculesarbeiten der Geſammtheit, zu ſyſtematiſchen Angriffskriegen auf die ſpröden Domainen der Natur erheben, wenn auch nicht zur Beſänftigung aller Beſtien und aller Klimate, wie Fourier prophezeiht. Aber ſchon hiemit würden wir uns vor der Hand begnügen, denn es wäre mehr als „ein Fortſchritt im Bewußtſein", es wäre ein Fortſchritt im Beſitz der Freiheit, ohne daß darum der Kampf des Menſchen mit ſich, die Ausbildung und die Mißbildung der ſittlichen Naturen wegfiele.

Ueberhaupt iſt die Geſchichte ein Kampf der Menſchen mit einander, kein Naturphänomen, das man von ſelber herankommen läßt und dem man müßig zuſieht, und Paris das lehrreichſte Beiſpiel, daß die Sache des edleren Theils nie geſichert, die Befreiung des

Unterdrückten, ſelbſt wenn er für den Augenblick den Sieg in der Hand hatte, immer noch problematiſch, der Kampf der nobeln und der niederträchtigen Charaktere ein ewig erneuerter iſt. Für den Augenblick hat nun die Niederträchtigkeit es davongetragen. St. Cloud und dieſes Schloß, auf deſſen Terraſſe wir ſtehn, iſt ihr klaſſiſches Hauptquartier, aber es iſt auch der tarpejiſche Felſen, und die Stadt zu ſeinen Füßen das Tribunal für die Verräther. Nur ſchade, daß ihre Herrſchaft viele Decennien, ihr Sturz nur wenige Minuten dauert. Napoleon uſurpirte hier den Beſitz Frankreichs, er erzürnte hier den Genius der Menſchheit, ſeine Uſurpation war ſein Sturz, Karl X. verſpielte hier am glatten Whiſttiſch die Krone, und wenn die jetzige Dynaſtie in ihrem Spiel mit dem Volk auf die Kanonen der Forts reducirt ſein wird, dann iſt wieder St. Cloud und der Mont-Valérien gewiß ihre letzte Zuflucht. Allerdings, Paris iſt unwiderſtehlich. Dies Volk iſt reich an Lieb und Haß; und es beweiſ't ſich edel in beiden; die Autorität der Stadt iſt der Wille Frankreichs, das hieher unaufhörlich ſeine beſten Kräfte ausſtrömt. Gegen den edlen Charakter dieſer gewaltigen Stadt gäb' es nur dann einen endlichen Sieg, wenn es gelänge, ſie um ihren Charakter zu bringen. Bis dahin ſind alle Erfolge nur die Stufen, auf denen die Höhe des Sturzes erſtiegen wird. Wer ſich aber damit beruhigen will, der bedenk' es wohl, ſo lange die Stufen fortgehn, iſt der tarpejiſche Felſen wirklich das Kapitol. Er beunruhige ſich immerfort über den langen Athem des Erfolgs und tröſte ſich nie mit dem bevorſtehenden kurzen Moment des Sturzes. Er hoffe nicht, er arbeite, er glaube nicht nur an die Erfolge des böſen Princips, die er vor ſich ſieht, er widerſetze ſich ihnen. Ich kenne viele Pariſer, die ſich dadurch rühmlich vor den Deutſchen auszeichnen, daß ſie nicht, wie wir, den Feind ſeinem Schickſal überlaſſen, ſondern ihm ſein Schickſal zu bereiten ſuchen; und dieſe ſind beſſere Hiſtoriker, als die weiſen Männer, die nach hundert Jahren den Sieg jeder Parthei für den Fortſchritt zu Buche bringen. Eine vernünftige Geſchichte hätte eben ſo viel Tragödien als Triumphe des guten Princips zu berichten: die Geſchichte wird nicht eher wieder vernünftig geſchrieben, als bis man hierüber im Reinen iſt.

Die europäiſche Geſchichte knüpft ſich noch immer an die Geſchichte von Paris. Die Stadt wird nicht wieder, wie in der erſten Revolution, gegen die Provinzen auftreten, es iſt nicht einmal wahrſcheinlich, daß ſie ihren verlornen Maire wiederbekommt, weil das Bedürfniß der Einheit in der Staatsgewalt, welches zu der jetzigen Stadtverfaſſung geführt hat, immer daſſelbe bleiben wird: aber ob die Stadt 12 Mairieen in 12 Arrondiſſements und ſtatt eines ſelbſtgewählten Maire's einen Seinepräfecten hat, den die Staatsregierung ernennt; das geiſtige Uebergewicht von Paris bleibt daſſelbe, und je weniger die Provinzen zu fürchten haben, von einem Stadtintereſſe benachtheiligt und beherrſcht zu werden, um ſo eher geben ſie ſich hin, wenn Paris in einem großen Partheiintereſſe das Wort führt.

Für Deutſchland iſt Paris nicht minder wichtig, als für die Departemente. Unſre Siege und unſre Niederlagen erleben wir in Paris. Selbſt unſere Philoſophie, worin wir jetzt einen Schritt voraus ſind, wird nicht eher zur Macht werden, als bis ſie in Paris und mit franzöſiſchem Geiſte auftritt. Die Partheien gehn durch die Völker und die Völker haben kein höheres Intereſſe, als das Intereſſe ihrer Partheien. Ein Volk und ſeine Geſchichte iſt nicht mehr werth, als ſeine Partheien. Wohin kann es nun die Parthei der Freiheit bringen? Bei uns Deutſchen zu der Einſicht, daß die Anſtrengungen der Menſchheit überall den freien Menſchen zum Princip und zum Zweck haben, nicht gegen ihn ſelbſt gewendet werden dürfen; bei den Franzoſen zu der Praxis dieſes Humanismus. Der militairiſche und der pfäffiſche Geiſt, beide opfern den freien Menſchen auf, ihr Princip iſt das Commando und der Glaube; dieſe beiden böſen Principien werden in Frankreich durch den Bonapartismus und ſeine Verwandlung in das ſtarke und centrale Telegraphenregiment und durch den Katholicismus und ſeine Abſchwächung in aufgeklärte Religioſität vertreten. Sie werden angegriffen durch die Democratie und die freie Zuſammenwirkung, durch den freigelaſſenen Kampf der Anſichten in der Preſſe und durch die Erziehungsfrage, die, von den Prieſtern angeregt, dazu beſtimmt iſt die Prieſter aufzuheben. Sobald nämlich die Principien in Frankreich die Höhe der deutſchen Philoſophie erreicht haben, wird die ganze Religionsfrage eine Erziehungsfrage, nur durch Bildung befreit man die

Menſchen, und man wird in Frankreich den Muth haben, ſowohl die militairiſche, als die religiöſe Rohheit zu zerſtören und durch democratiſche Organiſation das Commando, durch Volksbildung den religiöſen Aberglauben zu erſetzen. Wie immer, ſo ſpricht auch jetzt die Reaction aller Orten das Stichwort der neuen Zeit zuerſt aus, es iſt die *Erziehung*. Die Bildung hat die Revolutionen erzeugt, die Verbildung ſoll ihnen die Quelle verſtopfen. In Preußen werden Schulen und Univerſitäten mit Obſcuranten angefüllt, in der Schweiz führt man Krieg gegen die Jeſuitenerziehung, in Frankreich verlangen die Prieſter Freiheit des Unterrichts. In Frankreich wäre ihnen zu antworten mit der gänzlichen Ausſchließung von allem Unterricht, denn in Frankreich iſt es kein Geheimniß mehr, daß ſie nichts wiſſen und nur ihre eigne Herrſchaft lehren und predigen wollen. Um dies öffentliche Geheimniß wirkſam zu machen, iſt nur noch nöthig, daß die Myſterien der Religion, auch die der aufgeklärten Religion, den Franzoſen ſo unwiderleglich enthüllt werden, wie dies jetzt in Deutſchland geſchehen iſt. Wird dann das freie Individuum, wie es bei dem praktiſchen Talent der Franzoſen nicht ausbleiben kann, wirklich der Staatszweck, ſo erhebt ſich die Erziehung zur vornehmſten öffentlichen Function und alle militairiſchen und prieſterlichen Müßiggänger, alle ihre Ehren und Würden werden in ihr nützlich verwendet. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß weder die durchgreifende theoretiſche, noch die univerſelle praktiſche Befreiung ohne democratiſche Organiſation möglich iſt. Die Inſtitutionen, welche die Beherrſchung und Ausbeutung der Menſchen, eben ſo wie die, welche ihre Befreiung und ihr wahres Wohl zum Zweck haben, hängen an einander, wie die Ringe einer Kette. Der letzte Ring der europäiſchen Kette iſt in Paris befeſtigt, d. h. er iſt in der Hand der Democratie.

9.

„Sociale“ Bekanntſchaften.

Du ſiehſt, wie Paris mich anzieht, und grade im Gegenſatz zu den Nationalen dieſſeit und jenſeit des Rheins möcht' ich etwas für die Verbrüderung der deutſchen und franzöſiſchen Befreier thun. Wir brauchen nicht wähleriſch zu ſein, alle Nüancen der Oppoſition, ja ſogar noch die ehrlichen Conſervateurs des Juli-Frankreichs ſind befreiende Männer für Deutſchland. Schwieriger iſt es für uns, den Franzoſen genießbar zu werden; und es könnte ſich wohl ereignen, daß wir nur mit dem alleräußerſten Extrem zu einer Verſtändigung gelangten; nur die Communiſten ſind dem totalen Humanismus, welcher die ſittliche Welt wie von allem Uebermenſchlichen ſo von allem Untermenſchlichen, und die natürliche von allem Uebernatürlichen reinigt, zugänglich. Bei alledem ſind es nicht die Communiſten, die ich hier ſuche, ſie können keine Schriftſteller in dem Journal, welches wir projectiren, abgeben, und ich meines Theils habe es noch nicht zu dem Glauben an die allein und alles ſeligmachende Gütergemeinſchaft bringen können.

Aber ich ſtoße bei jedem Schritt auf die Socialen und heute find' ich ſogar in der „Democratie pacifique“ die Ankündigung, ich ſei nach Paris gekommen, um „die ſociale Wiſſenſchaft“ (Fouriers Syſtem) zu ſtudiren. Es iſt etwas daran, nur choquirt es mich, der ich bisher alle Menſchen für Socialiſten gehalten habe, daß hier plötzlich der Socialismus erfunden und ein ganz neues Syſtem ſein ſoll; und ich habe geraume Zeit gebraucht, um mich in dieſe Uſurpation einigermaßen hineinzufinden. Indeſſen wird es immer von Zeit zu Zeit nöthig, mit der ganzen Vergangenheit zu brechen, und ſo ſei es denn drum: *wir leben noch nicht recht zuſammen und haben die wahre Form der Geſellſchaft noch erſt zu verwirklichen.* Jedenfalls kann man nur dabei gewinnen, immer in beſſere Geſellſchaft zu kommen. Schafft die ſchlechte ganz ab und laßt von der guten niemand ausgeſchloſſen ſein. Der Communiſtenrabbi, ein liebenswürdiger guter Menſch, ſorgte dafür, daß ich mit „ſocialen Männern von Ruf" bekannt wurde und zunächſt kam „der Pariſer Correſpondent", der in dem Communiſtenbericht aus der Schweiz auftritt, in unſre Geſellſchaft, dann beehrte mich Madame *Flora Triſtan*, die Verfaſſerin der Londner Spaziergänge und der Union ouvrière, mit ihrem Beſuch und endlich lernte ich Herrn *Victor Conſiderant*, den Hauptredacteur des Fourieriſtiſchen Organs der Democratie pacifique, und Herrn *Cabet* und *Dezamy*, die zwei communiſtiſchen Notabilitäten, kennen, ehe ich noch daran gedacht hatte, meine urſprünglichen Beſuchspläne bei nichtſocialen oder nur halbſocialiſirten

Schriftſtellern, die in Deutſchland Autoritäten und Namen geworden ſind, ins Werk zu ſetzen.

Der Rabbi unterrichtete damals „den Pariſer Correſpondenten“, einen Mann von geringen Fähigkeiten, aber von großem Eifer, und der darum nur deſto glücklicher von der Einen Idee lebt: „Wenn wir nur erſt Gütergemeinſchaft haben!“ Er denkt ſich alles Glück erreicht und alle Fähigkeiten aufs Höchſte geſteigert, ſo wie der Communismus realiſirt iſt. Als wir zuſammen bei Franconi im Circus die Damen mit Kühnheit und Grazie auf den Pferden tanzen ſahn, rief er aus: „Vortrefflich und im Communismus werden alle Weiber ſo tanzen können.“ Er gehörte nicht zu den Brod- und Eiſenpredigern, er ſetzte kein finſtres Geſicht auf und lud die Proſelyten, die er zu machen ſuchte, nicht zu dem puritaniſchen Sauertopf der Entbehrung. Fourier hatte ihn tolerant gegen die Genußſüchtigen geſtimmt und er theilte Apfelſinen, Ananas, Champagner, Bananen, Auſtern und indianiſche Vogelneſter an alle Communiſten aus, wie er alle zu Franconi in die Lehre thun wollte. Disponirte er über Talent und Geſchmack ohne Verſtand, ohne Rückſicht auf die Waden, auf den Schwindel und auf den Magen der künftigen Communiſten, ſo that er es mit deſto mehr Humor, und es hörte ſich hübſch an, wenn er naiv und heiter von der glücklichen Zukunft ſprach, wie die Kinder uns oft erzählen was ſie alles haben und thun werden, wenn ſie groß ſind. Unterdeſſen verſchmähte er vorläufig auch ſchon die Apfelſinen der „alten Geſellſchaft“ nicht und unterwarf ſich für ſeine Perſon den Pariſer Sitten ſogar in der „freien Liebe“. Er hielt das tauſendjährige Reich des Communismus, wo die Liebe gänzlich frei, die Güter ehrlich verwendet und richtig ausgetheilt, die Talente vollkommen entwickelt ſein werden, allerdings für nahe herbei gekommen, aber er glaubte auch, „die Gewalt thun, reißen es zu ſich“. Die gemeinen Communiſten ſind ökonomiſche Chriſten, die Prediger des Communismus ökonomiſche Pfaffen, theils heitre, wie dieſer, den der Himmel des Communismus und das Elend der Armen dieſer ſchlechten Welt, „der alten Geſellſchaft“, nicht hinderte ſich gütlich zu thun und ſeinen Humor dabei zu haben, theils fanatiſche, die jetzt ſchon ihre Bannflüche gedruckt und ungedruckt ausgehen laſſen und ihre Bullen mit der Guillotine ſiegeln. Neuerdings um die hierarchiſche Stufenleiter zu vollenden, iſt auch noch ein Meſſias des Communismus aufgetreten. Er heißt **Kuhlmann** und verkündigt: „die neue Welt“ in Lauſanne, wo ihn als den, der da kommen ſollte, ſein Johannes, **Auguſt Becker**, ſchon vor 6 Monaten verkündigte. Unter den franzöſiſchen Communiſten fand ich die heitern, humanen und philoſophiſchen Naturen vorherrſchend. **Cabet** und **Dezamy** beſtätigen dieſe Bemerkung. Der „Pariſer Correſpondent“, der übrigens ſeinen Namen mit der That führt, denn er correſpondirt nach allen Himmels- und Weltgegenden mit einem unverwüſtlichen Eifer, iſt bei alledem nicht ohne prieſterliches Talent und exercirt ſogar unmittelbar eine Art Sittenpolizei, die ſich aber, da der Communismus den ſonſtigen Charakter aus dem ökonomiſchen entſpringen läßt, nur auf den Beutel und auf die ökonomiſche Rechtgläubigkeit der Communiſten und Communiſtengenoſſen richtet. Er nahm mich ſehr freundlich für einen exoteren Anhänger, warf mir meine Verſchwendung vor und meinte, ich könnte wohl monatlich 20 Franks erübrigen und zum Druck communiſtiſcher Schriften, es war von **Weitlings** Evangelium der armen Sünder die Rede, beiſteuern.

Ich ſah ihn verwundert an; er verzog keine Miene. Ich muß geſtehn, fuhr ich ſodann heraus, daß ich nicht darum der deutſchen Polizeiaufſicht und Cenſur aus dem Wege gereiſ't bin, um hier von Ihnen ſogar meine Wirthſchaft controlliren zu laſſen. Ich verbitte mir dies Intereſſe an meinen Privatangelegenheiten.

„Es giebt keine Privatangelegenheiten mehr, und man muß ſich gegenſeitig beaufſichtigen.“

Ich Sie und Sie mich? Aber ich intereſſire mich nicht für Sie, wenigſtens nicht genug, um Ihre femme und Ihre Menage in Ordnung zu halten.

„Männer von gleichen Principien müſſen ſich für einander intereſſiren.“

Welche Principien meinen Sie?

„Die Gütergemeinſchaft.“

Ich bin nicht für die Gütergemeinſchaft, am allerwenigſten mit Ihnen, weder Ihr Princip, noch die Art und Weiſe, wie Sie es zu realiſiren ſuchen, gefällt mir. Und ſelbſt wenn wir in den Principien harmonirten, ſo wäre mir das noch lange kein Beweggrund, mich perſönlich mit Ihnen zu befaſſen.

Ich ging zornig davon.

Und doch hatte der naive Mann nur darin Unrecht, daß er ſo naiv war. In der That, man wird es niemandem wehren, einen zu beobachten und zu cenſiren, aber man wird jedem das Haus verbieten, der ſich mit dieſer Abſicht ankündigt. Und es iſt nicht das geringſte Hinderniß des Communismus, daß es unerträgliche Menſchen und unverträgliche Charaktere giebt.

10.

Cabet und der Humanismus.

Der Rabbi führte mich zu dem Exdeputirten und Advocaten Cabet, dem Verfaſſer der **Voyage en Icarie**, eines communiſtiſchen Romans, in dem eine modificirte Gemeinſchaft des Lebens und der Oekonomie, eine Verwaltung aller Güter und Geſchäfte von Staats wegen mit Beibehaltung der Familie und der republikaniſchen Organiſation des Ganzen beſchrieben wird. Cabet war 1830 nicht ohne Einfluß. Der König zog ihn zu Rathe und ſuchte ihn zu gewinnen. Cabet erklärte ſich ſchon damals gegen die Bourgeoiſie und verlangte, der König ſolle ſich auf die Maſſe, auf den **Peuple**, ſtützen und die radicale Demokratie vorbereiten. Louis Philipp hielt das für unmöglich. Die Maſſe ſei zu einer ſolchen Stellung weder vorbereitet, noch aufgelegt. Cabet beſchwor ihn und ſchwur, daß es gehn würde. Er drang nicht durch, doch blieb er noch auf gutem Fuß mit dem König und nahm bald darauf die ſchwierige Sendung nach Corſica an, um dort als Generalprocurator die Jury einzuführen. Später kam es zum Bruch, und jetzt iſt Cabet in der extremſten Oppoſition, die er aber als geſchickter Advocat rechtlich zu begründen und in den Schranken der Legalität zu erhalten ſucht. Keine Nummer ſeines Monatsblattes, des „Populaire“ erſcheint, in der er nicht die sainteté de la famille proclamirte und gegen Gewalt und Verſchwörung proteſtirte. Es ſtand der Toulouſer Communiſtenproceß bevor. Cabet war im Begriff als Vertheidiger mehrerer Angeklagten nach Toulouſe zu gehn und hielt ſich feſt überzeugt, daß ihre Unſchuld vollkommen erwieſen werden würde. Die Freiſprechung erfolgte auch wirklich, nur wurde Cabet auf jede Weiſe am Plaidiren verhindert, ja, man fürchtete ihn ſo ſehr, daß man ihm ſogar, als er ſich freiwillig auf die Bank der Angeklagten ſetzte, das Wort verweigerte. Er ſollte mit Gewalt aus der Sache gehalten werden. Gleichzeitig erreichte er ſeinen Zweck. Die ganze communiſtiſche Parthei, die durch den Ausgang des Proceſſes in eine viel günſtigere Lage kam, mußte ihre Augen auf ihn richten, und wenn der Communismus im Stande wäre, die arbeitenden Klaſſen, auch nur in den Städten für ſich zu gewinnen (die 130,000 Unterſchriften zu Ledru-Rollins Arbeiterpetition ſind freilich eine zu geringe Theilnahme), ſo würde Cabet ſich an der Spitze einer unwiderſtehlichen Heeresmacht befinden. Vor der Hand iſt indeſſen die Communiſtenparthei ſehr ſchwach, und völlig außer Stande, ſich auf ihre eignen Füße zu ſtellen, oder gar eine Revolution zu beginnen. Alle franzöſiſchen *Socialiſten*, die überhaupt eine Revolution wünſchen und erwarten, richten ihre Blicke auf die Bewegung der *politiſchen* Partheien. Sie glauben zwar, daß ſie die Erben, aber nicht, daß ſie die Väter der bevorſtehenden Revolution ſein werden. Es verſteht ſich, daß die Legalität Cabets ſich nur auf die factiſche Haltung, nicht auf die Anſicht bezieht. Es giebt keinen Franzoſen, für den das Geſetz eine andere, als eine proviſoriſche Geltung hätte; die Franzoſen haben daher alle den Vorzug voraus, daß ſie ihre Geſetze von ihrem Leben, nicht ihr Leben von ihren Geſetzen beherrſchen laſſen. Iſt die Charte nie zur Wahrheit geworden, ſo iſt es die Septembergeſetzgebung eben ſo wenig; zwiſchen beiden aber liegt die franzöſiſche Freiheit, die Bildung, die Haltung und die Praxis des humanſten Volks der Erde. Cabet iſt ganz Franzoſe, ein bejahrter Mann und noch feurig, wie ein Jüngling, mit einem freundlichen, geſcheidten, ja, ſchlauen und ſceptiſchen Geſicht. Er macht ſich keine Illuſionen über die Schwierigkeit ſeiner Aufgabe, Alles zu monopoliſiren, zu confisciren, zu adminiſtriren und ſodann den Ertrag gerecht zu verwenden, vorher aber jeden Einzelnen zur Erzeugung dieſes Ertrags anzuſtellen. Denn ſo ausführlich ſeine Reiſe nach Icarien iſt, ſo zweifelhaft bleibt immer das Wie und Wo; ſo ſehr ſich die Anhänger des Communismus vermehren mögen, ſo weit iſt immer doch dieſe Secte noch von der Majorität und ſchließlich von dem Siege dieſer Majorität entfernt. Aber Cabet iſt nun einmal feſt überzeugt, daß nur auf dem Wege der communauté alle Menſchen zu Menſchen gemacht werden können und darum will er dieſen Weg einſchlagen. Er fühlt auch, daß mit dem kahlen

Dogma der Gütergemeinſchaft nichts anzufangen iſt; darum hat er ſich daran gemacht, die neue Einrichtung ausführlich und genau zu beſchreiben. Er ſpricht die Probleme der Zeit mit großer Schärfe aus und ſagte unter andern: „das Einfache iſt überall das Wahre; es wird darum nicht früher entdeckt, wie denn der wirkliche Menſch erſt jetzt gefunden und geltend gemacht wird.“ — Es intereſſirte ihn nicht wenig, daß wir Deutſche endlich mit großem Apparat von Gelehrſamkeit auch dort angekommen ſeien, wo im Grunde ſchon das 18te Jahrhundert ſtünde, und er hörte mich aufmerkſam an, als ich ihn über die Entwickelung des deutſchen Geiſtes und über die Nothwendigkeit unſerer theoretiſchen Gründlichkeit unterhielt. Mit großer Geſchicklichkeit hob er jede wichtige Wendung der Sache hervor und vor allen Dingen intereſſirte ihn die Behauptung, daß es gefährlich ſei, die Metaphyſik, wie die Franzoſen und Engländer gethan, bei Seite zu laſſen; man müſſe vielmehr die Metaphyſik durch ſich ſelbſt aufheben und alle ihre Myſterien auf den einfachen, wahren Grund zurückführen, den phyſiſchen und den geiſtigen, indem man die Menſchenwelt aus der Natur des Menſchen und die Natur aus ſich ſelbſt erklärte.

„Man nimmt alſo der Wiſſenſchaft den myſteriöſen Hintergrund, und was man nun nicht erklären und begreifen kann, was fängt man damit an?“ fragte er.

Es bleibt ein wiſſenſchaftliches Problem, das man nur wiſſenſchaftlich löſen kann; es iſt kein Myſterium, das irgend ein Betrüger durch übervernünftige Taſchenſpielerei offenbaren könnte, um es dann immer noch, offenbart wie es iſt, als Geheimniß verehren zu laſſen.

„Das iſt ſehr richtig; aber wenn man ſo bei Ihnen die Wiſſenſchaft realiſirt und die Gedankenwelt vernünftig conſtituirt, was thut man zur Realiſirung des Menſchen und zur vernünftigen Einrichtung der Geſellſchaft?“

Nichts oder doch ſo gut als nichts, im Gegentheil, man ſucht auch die Wiſſenſchaft wieder unvernünftig und die Verfaſſung der Geſellſchaft möglichſt ruſſiſch zu machen.

„Sie ſprechen von der Regierung. Die unſrige iſt nicht beſſer und wenn ſie nicht Rußland, ſondern nur unſer altes Königthum im Kopfe hat, ſo wüßt' ich nicht, was wir voraus hätten. Wir haben Preßfreiheit und man nimmt die Bücher weg, die der regierenden Klaſſe nicht gefallen, wir dürfen Journale ſchreiben, aber die Parthei, welche nicht wenigſtens eine halbe Million Franks anzulegen hat, iſt von der journaliſtiſchen Oeffentlichkeit ausgeſchloſſen, die Parthei der Armen alſo, die Maſſe des Volks, wird unterdrückt, kommt nicht einmal zu Worte. Ich meinte alſo mit meiner Frage nicht die Regierungen, ich meinte unſre Parthei.“

Sie exiſtirt nicht in Deutſchland, antwortete ich.

Erſchrocken fiel mir der Rabbi ins Wort und erklärte, es gäbe allerdings bereits viele Communiſten in Deutſchland.

Aber gewiß keine communiſtiſche Parthei, erwiederte ich.

„Und Sie Selbſt, ſind Sie nicht Communiſt?“ fragte Cabet mich, augenſcheinlich ein wenig verwundert.

Ich begriff, daß ich mit meiner deutſchen Partheiloſigkeit in eine ziemlich ſchiefe Stellung gerathen war. Cabet und der Rabbi wollten und mußten deutſche Communiſten und eine Ausbreitung des Communismus in Deutſchland haben, und wenn ich ſelbſt nicht ein Beweis der deutſchen Propaganda ſein wollte, womit konnt' ich meinen Beſuch, um nicht zu ſagen meine Exiſtenz rechtfertigen? Ich faßte mich indeſſen ſchnell und da ich einmal die Wahrheit geſagt hatte, ſo wollte ich dabei bleiben und antwortete: „Dieſe praktiſche Frage des Humanismus liegt uns ſo fern, daß wir ſie uns noch nicht einmal aufgeworfen haben, wir ſage ich im Namen der philoſophiſchen und politiſchen Oppoſition. Im Princip jedoch ſind wir mit Ihnen einig, wir erklären, wie Sie, den wirklichen Menſchen für das Princip und den Zweck der Geſellſchaft; aber wir ſind über die Art und Weiſe, wie die Geſellſchaft zu dieſem Zweck conſtituirt ſein müſſe, noch nicht im Reinen. Wir können vor der Hand nichts weiter thun, als einzeln human ſein, an einer Theorie, wie man mit Einem Schlage alle humaniſiren könne, fehlt es uns aber durchaus noch. Ich bekenne daher meine Unwiſſenheit, aber auch meinen Eifer, ſie aufzuheben, und werde mir Ihre Werke und die der übrigen Syſtematiker von Ruf zu verſchaffen ſuchen.“

Hiemit war der freundliche Mann vollkommen zufrieden, ja, unſre Unterredung war ihm ſo wichtig, daß ich beim Weggehn ihm noch einmal Alles recapituliren mußte. Er hielt ein förmliches Schlußverhör mit mir und es hatte ganz den Anſchein, als wolle er ſich Punkt für Punkt notiren, was ich ihm mitgetheilt hatte.

11.

Dezamy und die Preßfreiheit.

Cabet iſt ſehr eiferſüchtig auf ſeine Suprematie und vergaß in ſeinem Streit mit Dezamy, der in allen Punkten offener und ehrlicher radical iſt, die Brüderlichkeit, in der Kritik der Flora Triſtan die Galanterie; man ſollte denken, keine Geſellſchaft von Gleichen würde ihm gefallen, in der er nicht der Erſte wäre. Indeſſen vielleicht ſind die bittern Ausfälle communiſtiſcher Schriftſteller gegen ihre Brüder, die weiter gehn oder zurückbleiben, nur eine Sünde der „alten ſchlechten Geſellſchaft", welche verſchwindet, ſobald „die gute Geſellſchaft" realiſirt iſt.

Dezamy beſuchte mich wiederholt, er war mit mir zu Tiſche und wir haben bis zuletzt einen angenehmen Verkehr unterhalten. Er iſt Materialiſt und ſucht die Welt aus ſich ſelbſt zu erklären, er giebt weder ein Chriſtenthum nach ſeiner Interpretation, noch eine Geſetzlichkeit nach Cabets Zuſchnitte vor, er läugnet es nicht, daß mit dem Privateigenthum auch die Privatwirthſchaft der Familie aufhören und an die Stelle der Ehe die „Liebesbündniſſe“ treten würden. Kurz er giebt alle Conſequenzen des Princips der totalen Gemeinſchaft offen zu. Cabet iſt alt und wartet auf ſeine Zeit wie einer, der ſich mit unzeitigen Pronunciamento's die Finger ſchon verbrannt hat, Dezamy dagegen iſt jung, ſeine Sache reißt ihn hin und er vertraut der Wahrheit genug, um ſie laut zu verkündigen. Er ſagt eben ſo wenig, als Cabet, wir wollen durch einen Aufruhr zum Ziele kommen; aber ſeine ganze Art zu reden iſt ein Aufruhr gegen die gäng und gebe Denkungsart der Franzoſen, die es viel ſchrecklicher finden, wenn ein Menſch ſich Atheiſt und unchriſtlich, als wenn er, wie Lamartine und Thiers, ſich einen Sohn der Revolution nennt, ſie fürchten die Philoſophie mehr, als die Pflaſterſteine, und je weiter ſie ſich in der Liebe den Zügel ſchießen laſſen, um ſo ſtrenger halten ſie es im Bekenntniß mit der sainteté de la famille. Und ſie haben nicht Unrecht: ein principloſes Factum iſt nichts, das Factum eines Princips iſt Alles. Die Geſellſchaft der Cabetiſten in Toulouſe wurde frei geſprochen, Dezamys Almanach de l'organisation sociale von 1844 verurtheilt und weshalb? wegen gottloſer Doctrinen. Die Strafe war Vernichtung des Büchelchens, 300 Franks Buße und 8 Wochen Gefängniß. Als dies Urtheil bekannt wurde, nahm ſich kein politiſches Journal des Communiſten an. Ich hatte den äußerſt anſtändig gehaltenen Almanach geleſen und ſprach verſchiedenen Redacteurs der oppoſitionellen Blätter über das Gefährliche, wenn man Tendenzproceſſe aufkommen laſſe, aber die Antwort war überall dieſelbe: „er iſt nicht von unſerer Parthei", und der Geſichtspunkt der Gerechtigkeit ſchien für dieſen Fall gar nicht zu exiſtiren. Ja, der Charivari, der doch wahrlich nicht zu den Heiligen gehört, ging ſo weit, daß er Felix Pyats Verurtheilung wegen Injurien gegen J. Janin mit der von Dezamy zuſammenſtellte. Der eine habe einen ſchlechten Schriftſteller vernichtet, der andre vernichte alle Grundlagen der Geſellſchaft, die Religion, das Eigenthum und die Familie und der erſtere werde zu 2000 Franks Strafe und zu 6 Monat Gefängniß, der andere zu einer Kleinigkeit verurtheilt. Vielleicht könnte man den ganzen Almanach in Deutſchland mit dem Imprimatur irgend eines vernünftigen Cenſors drucken, ſo gehalten, ja zum Theil doctrinär iſt er abgefaßt; aber die Franzoſen haben Robespierres Anathem gegen *gottloſe* Philoſophie und die Verurtheilung des Communiſten Baboeufs noch im Kopf, und die Partheien ſind gleich ungerecht nach unten und nach oben. Einige Beiſpiele aus dem Almanach und aus dem Charivari mögen dieſe Begriffe des Erlaubten und Unerlaubten veranſchaulichen.

Die Herausgeber des Almanach ſagen: „Vernunft und Einheit (rationalisme et unité) iſt unſer Princip.“ Die Einheit ſowohl geſellig, als auch metaphyſiſch genommen. Dezamy fährt fort: „Die Urſache, Stütze und Anfang von Allem was iſt, war und ſein wird, der einzige, der conſtante und univerſelle Grund von Allem was geſchieht, im Böſen, wie im Guten, iſt die *Natur*, ein ewiges, univerſelles, einziges Weſen, unbegreiflich in ſeinem letzten Grunde, aber handgreiflich in ſeiner Exiſtenz; und ſeine Manifeſtationen ſind im Ganzen und Weſentlichen harmoniſch, geſetzmäßig, gerecht und wohlwollend.“

Dieſe unbegreifliche und wohlwollende Natur iſt nicht einmal ganz ohne Myſticismus, ſie iſt „unbegreiflich“ und nicht ohne die gewöhnlichen allerhöchſten Entſchließungen, die „gerecht“ und „wohlwollend“ ſind, ſie iſt auf keinen Fall ſchlimmer, als die Principien unſerer officiellſten Philoſophieen; und wie machen die verworfenen Schriftſteller, die ſogar der Charivari gottlos findet, Natur und Vernunft geltend? Sie ſagen: „Wir publiciren dieſes kleine Buch, um die Wiſſenſchaft von der Geſellſchaft ins Volk zu verbreiten. Es enthält in der Kürze den Plan, wie die univerſelle Gemeinſchaft einzurichten wäre. Das Syſtem, welches wir der Prüfung der öffentlichen Discuſſion unterwerfen, iſt keine Theorie, die mit Abſtraction von den Elementen der jetzigen Geſellſchaft gefaßt wäre und ſich nur in Anwendung bringen ließe nach einer vorbereitenden Uebergangsperiode, kein Syſtem, deſſen Triumph nur möglich wäre in Folge eines großen Umſturzes und einer blutigen Kataſtrophe. Im Gegentheil, wir haben die Elemente der jetzigen Geſellſchaft ſorgfältig ſtudirt und erwogen, wir haben alle Schäden, die das Unglück des Menſchengeſchlechts nach ſich ziehn, gemuſtert; und aus dieſem Studium, aus dieſer ſtrengen Prüfung iſt für uns die feſte Ueberzeugung entſprungen:

das Syſtem der Gemeinſchaft wird vollkommen ausführbar ſein, ſobald nur ſeine Richtigkeit und ſeine Vortrefflichkeit durch die öffentliche Meinung anerkannt ſind.“

Der erſte Aufſatz wendet ſich darauf unmittelbar an die arbeitenden Klaſſen. „Arbeiter, ſo beginnt er, Alles um euch her verbeſſert ſich, nur eure Lage nicht. Soll das ſo bleiben? Nein. Wie wollt ihr es ändern? Aendert euch ſelbſt, geht aus eurer Gleichgültigkeit heraus, lernet wollen, nachdenken, ſtudiren, und macht eure Rechte geltend. Brüder, hört die befreundeten Stimmen, die aus eurer Mitte ertönen. Zieht die Löſungen der geſelligen Probleme in Betracht, die wir hier geben und, wir zweifeln nicht daran, ihr werdet bald die Gewißheit erlangen, daß die Uebel, die euch niederdrücken, wie groß und ſchrecklich ſie immer ſein mögen, gänzlich getilgt werden können.“

„Wir lieben die Gewalt nicht, die uns regiert, aber wir rufen euch nicht zu den Waffen. Dennoch aber iſt unſre Lehre nicht Entſagung, nicht Selbſtverleugnung, nicht Aufopferung, wir gehören nicht zu denen, die ein Glück jenſeit des Grabes hoffen. Das Glück iſt auf der Erde im Schoße der Welt, die uns umgiebt, wir werden euch die Mittel zeigen, es zu verwirklichen. Und dies bedenkt, meine Brüder, es iſt hier in dieſem Leben, wo wir das Glück zu ſuchen haben; denn, ſprechen wir es offen aus, nach dem Tode iſt nichts mehr zu hoffen.“

Der Verfaſſer, Herr Navel, ein Arbeiter, zeigt dann weiter, daß alle Revolutionen den untern Klaſſen nichts nutzten, nur darum nicht, weil dieſe nicht die nöthigen Kenntniſſe beſäßen, um an der Leitung der öffentlichen Angelegenheiten Theil zu nehmen. „Die Einrichtung der Geſellſchaft, fährt er fort, iſt die einzige Urſache des Uebels, dieſe müßt ihr ſtudiren, dieſe reformiren. Und welches iſt die beſte Einrichtung der Geſellſchaft? Nach langem und ernſthaftem Studium dieſer Frage bleibt uns kein Zweifel übrig: es iſt die Gleichheit der Lage und die Gemeinſchaft der Güter. Alle müſſen in derſelben äußern Lage, in demſelben geſelligen Verhältniß ſein, heißt, allen muß dieſelbe Leichtigkeit ſich zu entwickeln und zu erhalten, dieſelbe Möglichkeit frei ihre Kraft zu üben, gegeben werden. Und damit dies möglich ſei, dürfen nicht Einzelne die Früchte und die Quellen des natürlichen und geſelligen Producirens in Beſchlag nehmen. Daher die Gemeinſchaft der Güter."

Ein anderer Arbeiter, Namens Gay, läßt ſich ſodann über die Ehe aus. Er ſagt: „Die ganze Menſchheit iſt Eine Familie, dieſe Familie aber iſt nicht conſtituirt und iſt es nie geweſen. Unſre Aufgabe iſt es alſo jetzt, ſie zu conſtituiren und zwar durch einen Geſellſchaftsvertrag, der ganz dem der Ehe entſpricht, und wodurch das Glück der Gemeinſchaft allen und jedem unter uns geſichert wird. In dieſer großen Familie hört die kleine auf. Die Individuen der beiden Geſchlechter werden die Freiheit ihrer beſonderen Zuneigung, zu der ſie von Natur beſtimmt ſind, behaupten und hierin durch keine Unterſchiede und künſtliche Ungleichheiten gehemmt ſein. Und die frei Verbundenen ſind ſelbſt durch die Erziehung ihrer Kinder nicht an einander gefeſſelt, wenn ihre Charaktere und Neigungen aus einander gehn. Die Kinder ſind ſo wenig ein Eigenthum als die Frau, ſie werden von der Geſellſchaft erzogen. Der Mann wird der Bruder, der Freund und der Liebhaber, nicht mehr der Herr der Frau ſein." Dies iſt die viel beſprochene

Emancipation der Frauen. „Und die Liebesbündniſſe werden dauerhafter und angenehmer, als jetzt ſein; denn da die Unabhängigkeit der Frau thatſächlich und rechtlich vorhanden iſt, ſo wird man, um den Gegenſtand ſeiner Liebe nicht zu verlieren, alle mögliche Liebenswürdigkeit und eine ununterbrochene Anhänglichkeit beweiſen; während unzertrennlich Verbundene ſich nicht fürchten rückſichtslos gegen einander zu ſein.“

„Und wozu ſollte die Ehe in der zukünftigen Geſellſchaft noch dienen? Jetzt freilich, wo alles getheilt iſt, wo die Menſchen unaufhörlich im Kampf, in Concurrenz, in Nebenbuhlerſchaft leben, iſt eine kleine Gemeinſchaft, die Familie, der einzige Zufluchtsort, wo wir einen wahren Freund, einen treuen Genoſſen finden können. Hat aber die univerſelle Gemeinſchaft und Brüderſchaft, die wir vorſchlagen, nicht mehr, als jede unvollſtändige Gemeinſchaft, die Eigenſchaft, alle Menſchen in treue und eifrige Freunde zu verwandeln? Der Einzelne wird nach und nach mit aller Welt befreundet, und dieſe Freundſchaften werden reiner ſein, als irgend eine in der jetzigen Welt, und je größer ihre Zahl wird, deſto glücklicher wirſt du ſein, ſicher gegen die Leiden der ſittlichen Welt, deſto feſter wird die menſchliche Familie vereinigt ſein.“

Dies ſind in der Kürze „die furchtbaren Lehren“ des jungen Dezamy und ſeiner Freunde Navel und Gay. Sie verdienten gewiß weder Gefängniß, noch Verbot. Man kann es nicht beſſer mit der Welt meinen, als ſie es thun, man kann nicht klarer und unverfänglicher ſeine Anſicht und ſeinen Zweck ausſprechen, man könnte auch den dümmſten Schreier, ſo ſcheint es, mit ſo viel Humanität und Liebenswürdigkeit zum Schweigen bringen; und es wäre gegen „den verrufenen Communismus“ nichts in der Welt zu ſagen, wenn er möglich wäre. Leider iſt eine Welt von Brüdern und die Einheit der Menſchheit in Einer Familie nichts — als ein Traum. Der Separatismus iſt der unzertrennliche Gegenpol des Communismus. Der poſitive Pol der Freundſchaft exiſtirt nicht ohne den negativen der Feindſchaft, die Liebe nicht ohne den Haß, die Einheit nicht ohne die Zwietracht. Aber wenn der Communismus des Lebens und der Güter unmöglich iſt, wenn die Eigenthümlichkeit und das Eigenthum der Einzelnen ſich nothwendig überall gegen die Einigkeit und Einheit

Aller empört; warum fürchtet man den Communismus ſo ſehr?

Auch das Chriſtenthum iſt unmöglich, ja ſeine Unmöglichkeiten ſind noch viel augenſcheinlicher, wo ſie nicht wörtlich dieſelben ſind, wie die des Communismus, nämlich *allgemeine* Liebe und *ungeſtörte* Eintracht; aber die Unmöglichkeit ſeiner Forderungen und Verheißungen hat das Chriſtenthum nicht gehindert, die Welt zu beherrſchen. Auch das Chriſtenthum ſchien theoretiſch und praktiſch ohne Zukunft zu ſein, als es auftrat; aber die *Weltverhältniſſe* wurden in Kurzem ſo verzweifelt, daß Alles ſich in das *Himmelreich* flüchtete, um wenigſtens in Gedanken die „ſchnöde Welt" los zu werden. In *Gedanken* iſt nun auch der Communismus möglich; er kann alſo überall, wo die Wirklichkeit unerträglich wird, und man muß geſtehn, daß ſie es für die arbeitenden und armen Volksklaſſen vielfältig bis zum Uebermaß geworden iſt, ſeine Anhänger finden; er kann ſich im Kampf und im Siege zum Fanatismus ausbilden und wie das Chriſtenthum, trotz aller Bruderliebe, mit Feuer und Schwert dareinfahren. Seine Täuſchungen und ſein Fanatismus ſind nicht anders aufzuheben, als *durch freiwillige Aufnahme der Unterdrückten in die Reihe der Freien.* Dies iſt es, was die bevorzugte Klaſſe nicht will, und darum beſtrafte ſie die menſchenfreundlichen Schwärmereien des Almanach de l'organisation sociale als ein Verbrechen gegen die öffentliche Ordnung.

Vergleichen wir einen Augenblick einige Proben der ungeſtraften Preſſe mit dieſer verurtheilten. Wir wollen nur den Charivari, der an Keckheit von ſeinem Vorgänger, dem Figaro, und von ſeinem Nachfolger, dem Corſaire-Satan, oft noch überboten wird, anführen, weil der Charivari es war, der es für nöthig hielt dem verurtheilten Schriftſteller ſtatt ſeines brüderlichen Beiſtandes noch einen Fußtritt in den Kauf zu geben.

Am 4. Juli 1844 nach dem Scheitern der plötzlichen Dotationsforderung des Moniteur enthält der Charivari einen Artikel, welcher den cenſirten Ohren der Deutſchen fürchterlich klingen müßte, wenn auch die Vignette, ein Teufel, der durch den Anfangsbuchſtaben kuckt und höhniſch die Handbewegung des Zahlens macht, nicht davor ſtünde. Er heißt: „Kein

Zauber mehr! — In der denkwürdigen Sitzung, wo die Kammer in den Bettelſack der Civilliſte geſpuckt hat, ſagte Herr Cherbette: heutzutage giebt es keinen Zauber mehr. Kaum war dies Wort über ſeine Lippen, ſo begann Herr Guizot auf ſeiner Bank zu rucken und zu geſticuliren, um möglichſt deutlich die Meinung auszudrücken: Es giebt noch Zauber genug; es giebt welche. Ich habe ſie geſehn, ſapperlot!“ —

„Die Bemerkung Cherbette's iſt darum nicht minder treffend und vernünftig; es iſt eine von den wenigen Wahrheiten, die in der Kammer geſagt werden. Ja, es gehört zum Charakter unſerer Zeit, daß ſie alle Fetiſche der Vergangenheit bei Seite geworfen, und nicht glaubt, bevor ſie unterſucht hat. Alle Flügelſchläge Guizots ſind vergeblich dagegen. Es iſt ein Unglück. Aber Guizot iſt nicht der Mann ſich viel um Thatſachen zu kümmern; er zieht es vor, ſie nach ſeinen Theorieen zu biegen und wenn ſie fehlen, welche zu erfinden. Es giebt noch Zauber, er braucht ſie, er hat ſie geſehn. Wir möchten wiſſen wo und wann?“

„Weil Cherbette's Wort ſich auf das Königthum bezog, ſo wollen wir das Königthum nehmen. Vordieſem war ein König von Frankreich kein Menſch, ſondern ein Weſen, welches mitten inne ſchwebte zwiſchen Menſch und Gott, unfehlbar, wie der Pabſt, und ewig, wie der Ewige. Der König iſt todt, es lebe der König! Dieſer Ruf ſagte Alles. Der König hatte allen Reichthum, allen Geiſt, alle Schönheit. Er blendete wie die Sonne. Man wagte ihn nicht anzuſehn, und Ludwig XIV. hatte Zeit zu leben und zu ſterben, niemand an ſeinem Hofe wurd' es gewahr, daß der Monarch einäugig war. Ein einziger Menſch, der Engländer Lord Argyle bemerkte dieſen Fehler und verzeichnete ihn in ſeinen Memoiren. Wenn man jetzt weiß, daß Ludwig XIV. einäugig war, ſo verdankt man dies Lord Argyle."

„Zeigt mir heutzutage einen ſolchen Zauber; er hat ſich eben ſo verloren und faſt zu derſelben Zeit, wie das Geſchlecht der Möpſe."

„Wenn der größte Heiligenſchein, der erſte nach politiſchen Begriffen, zerſtört iſt, welcher andre exiſtirt denn noch?"

„Der miniſterielle? Denkt Herr Guizot, daß man ihn für den Groß-Lama hält? Fragt Herrn Guizot ſelbſt, ihn, der ſo gröblich zerzauſt wurde in der berühmten Sitzung: „Ich bin in Gent geweſen.“ Fragt die Miniſter der Reſtauration, ſie, die 1830 zwiſchen zwei Gensdarmen ihr Urtheil empfingen!“

„Oder wär' es die Pairie, die uns blendete? Noch geſtern traf ich einen Mann aus der Provinz, der feſt überzeugt war, ſeit 1830 wäre das Luxenburg geſchloſſen und das théâtre de Bobino in ſeinem ehmaligen Sitzungsſaal etablirt.“

„Nein, es giebt keine Blendwerke mehr, weder über den König, den man für einen Menſchen, wie einen andern anſieht, noch über die Miniſter, noch über Herrn Pasquier; und Frankreich iſt für immer von dem politiſchen Götzendienſt geheilt, der verderblichſten Krankheit, von der eine Nation befallen werden kann.“

Und nun, nachdem alle politiſchen Altäre umgerannt ſind, kommt der Witz noch hinterdrein, mit dem die geſcheiterte Dotation ausgeläutet wird:

— „Wenn der Intendant der Civilliſte arm iſt, ſo gehört er wenigſtens nicht zu den verſchämten Armen.

— Herr Montalivet behauptet, die Civilliſte ſei 30 Millionen ſchuldig für einen Kanal, den ſie gebaut. Sie hat doch ſonſt nicht die Gewohnheit, ihr Geld ins Waſſer zu werfen.

— Nach dem Moniteur hilft ſich der Hof nur durch Anleihen. Vielleicht in ſeiner Politik, die ſcheint freilich immer eine geborgte zu ſein."

Welcher Galgen wäre hoch genug für einen deutſchen Schriftſteller, der dieſe „unehrerbietigen", „böswilligen", „hochverrätheriſchen" Dinge von deutſchen Groß-Lama's geſagt hätte; aber den Franzoſen iſt das Privateigenthum und der Theismus viel heiliger, als der König und alle Würden des Reichs. Bei uns iſt es umgekehrt: Jeder weiß, was er zu verlieren hat. Wir Deutſche haben kein Geld und keinen Glauben, wir wären ganz ruinirt, wenn wir nun auch noch unſere Könige verlören, die beides haben; während es in Frankreich viel Leute giebt, die es ſehr vortheilhaft fänden, die ganze Civilliſte zu ſparen.

Gleich nach ſeiner Verurtheilung beſuchte mich Dezamy und lud mich ein, mit ihm zu ſeinen Freunden nach England zu reiſen.

„Und ſind Sie nicht genöthigt ins Gefängniß zu gehn?" fragte ich ihn.

„„Ich werde es nach meiner Rückkehr thun,"" antwortete er ruhig, als ob ſich dieſe Freundlichkeit der Juſtiz ganz von ſelbſt verſtünde. Er verſteht kein Wort engliſch, aber natürlich verſtehn die Engländer franzöſiſch; ſo hätt' ich ihm wohl nützlich werden können, wenn ich mit ihm gegangen wäre, und ich ſelbſt hätte viel dabei gelernt; aber ich mußte wegen eines heftigen Schnupfenfiebers, mit dem ich mich acclimatiſirte, das Zimmer hüten.

12.

Flora Triſtan und die union ouvrière.

Flora Triſtan iſt in der Blüthe ihrer Jahre geſtorben. Wahrſcheinlich war ihr früher Tod eine Folge der unſeligen Schußwunde, die ihren Mann 15 Jahr auf die Galeeren brachte, und an der ſie im Winter 43 auf 44 fortdauernd litt. Im Sommer 43, als ich ſie kennen lernte, war ſie geſund und muthiger, als viele Männer. Vornehmlich mit den friedlichen Fourieriſten grollte ſie. Einmal fand ich einen der Redacteure der „Democratie pacifique" bei ihr, der ſeine Anſicht, die ſociale Umgeſtaltung des Erdkreiſes ſei unter jeder Regierungsform möglich, mit ſeinem gewohnten Aberglauben vertheidigte. Sie hörte ihn lächelnd an und er empfahl ſich, indem er die Hoffnung ausdrückte, ſie werde ſich noch überzeugen. Kaum hatte er die Thür hinter ſich, ſo wandte ſie ſich ungeduldig zu uns andern, die wir noch im Salon waren, und rief aus: „Dieſe Menſchen! ſie haben kein Blut in den Adern, kein Feuer im Herzen! Sie glauben an nichts, nicht einmal daran, daß dieſes ſchmachvolle Syſtem, unter dem wir jetzt ſeufzen, noch einmal vor dem Unwillen des edlen Frankreichs zuſammenſtürzen wird. Keine zwei Jahre geb' ich ihm noch Zeit. Seine Tage ſind gezählt; und wenn es ſeit 1830 in jeder Unverſchämtheit gewachſen iſt, ſo iſt auch in dieſen 14 Jahren eine Generation mitaufgewachſen, die das Neſt der Revolution, unſer ſchönes Vaterland, von dieſer Kuckucksbrut zu befrein entſchloſſen und im Stande iſt." Sie ſtand auf. Ihre große Geſtalt und ihre edlen Züge, belebt durch feurige ſchwarze Augen, machten ihre Rede doppelt wirkſam. German, ein deutſcher Poet, der neben mir ſaß, rief mir zu: „Welch ein Weib! ſie wird die Fahne nehmen und voranziehn! erſt jetzt begreif' ich die Franzoſen!"

„Fourier, fuhr ſie fort, iſt ein großer Mann, er hatte das Recht die Revolution und ihr Product unſre jetzige Geſellſchaft zu tadeln, aber er hat uns dieſe Schwachköpfe hinterlaſſen, die ſeinen Fehler, die Ungerechtigkeit gegen die Revolution und gegen die Eroberung einer freien Verfaſſung, verewigen wollen.“

Der Poet warf ihr vor, in ihren Schriften ſpräche ſie nicht ſo entſchieden; ja, ſie verſuche, ſelbſt unter den jetzigen Verhältniſſen, unmittelbar etwas für die arbeitenden Klaſſen zu thun, ganz im Geiſte Fouriers.

„Man muß immer etwas thun, ſagte ſie, aber man muß nie vergeſſen, was zu thun man verhindert wird. Und eins der drückendſten Hinderniſſe iſt grade dies, daß wir nicht ſchreiben können, wie wir denken. Jedes Wort aus voller Bruſt wär' eine Brandfackel in das Syſtem, die gleich erſtickt werden müßte.“

Aber man muß ſie hineinſchleudern, meinte der Poet.

„Nicht eher, ſagte ſie, als bis man ſicher iſt, daß ſie unlöſchbar zündet. Sie ſind kein Schriftſteller, ſonſt würden ſie nicht fordern, daß man aufhören ſollte zu exiſtiren, ehe man noch angefangen.“

Der Salon füllte ſich nach und nach. Es kamen einige junge Leute, die Litteraten waren, und ſo viel deutſche und franzöſiſche Handwerker, daß eine Verſammlung von 15 bis 16 Perſonen zuſammen und alle Stühle beſetzt waren. Sie eröffnete ihre „erſte Seſſion", zu der ſie auch uns eingeladen hatte.

Die Handwerker waren elegante und geſcheidte Leute. Die Triſtan kannte ſie ſchon länger. Auf ihren Beſuchen in den Schenken und Verſammlungsörtern, wo ſie gemeinſchaftlich mit ihnen unmittelbar dem alten Trink- und Fehdeunweſen der Geſellenverbindungen entgegengewirkt hatte, waren dieſe Bekanntſchaften gemacht, und es handelte ſich nun darum Bildungsklubbs zu gründen, in denen dieſe jungen Leute die Lehrer und Seminarvorſteher ſein ſollten. Die Union ouvrière, welche die Triſtan projectirte, war auf alle Arbeiter in ganz Frankreich berechnet. Sie meinte, es müſſe eine ungeheure Summe zuſammen kommen und Bildungs- und Verſorgungsanſtalten über ganz Frankreich zu gründen ſein, wenn nur jeder von den 14,000,000 Arbeitern jährlich 2 Franks beiſteuerte. Dabei wollte ſie mit der Organiſirung der Union in Sectionen eines großen Bildungsvereins beginnen; die Beiträge und die Etabliſſements ſollten erſt ſpäter folgen. Die Triſtan und zwei junge

Männer, die ſich ſchon vorher mit ihr verſtändigt, (ſie waren keine Handwerker, ſondern Literaten), trugen dieſen Plan vor und fragten nun die Notabeln, wie er wohl auszuführen wäre und ob ſie die Errichtung von Bildungsvereinen für den richtigen Anfang einer allgemeinen union ouvrière hielten. Die Deutſchen nahmen nur negativ Theil, obgleich ſie die Discuſſion ſehr wohl verſtanden und auch durch die Sprache nicht eben genirt waren; die geſetzlichen Verhältniſſe, welche ſie gänzlich in die Discretion der Polizei geben, geſtatteten ihnen nicht, wie es hier nöthig wurde, bis an die Grenze des Erlaubten mit Schriften und Verſammlungen vorzudringen. Die Franzoſen dagegen gingen gründlich auf den Vorſchlag ein. Alle meinten, die Hauptſchwierigkeit ſei die, daß die Arbeiter nicht unmittelbar ſelbſt die Geſchäftszweige, die ſie beſorgten, für ihre Rechnung übernehmen und einrichten könnten, ja daß nicht einmal allgemeine Verbindung zu Verſorgungs- und Arbeitnachweiſungsbureaux geduldet würden. So bliebe nur die Literatur und die freie perſönliche Einwirkung zur Aufklärung der allgemeinen Intereſſen übrig, wenn man nicht gradezu den Septembergeſetzen gegen Coalition und

Bayerische
Staatsbibliothek
München

verbotene Zuſammenkünfte trotzen wolle. Einer bemerkte, die Feindſeligkeit der Eigenthümer und Arbeitgeber rufe umgekehrt eine Feindſeligkeit gegen das Eigenthum und gegen die Unternehmer hervor; und wie die Frage jetzt läge, ſähe er kein anderes Auskunftsmittel, als, wie dies auch ſchon Proudhon gethan hätte, das Eigenthum und ſeine abſolute Berechtigung gradezu anzugreifen. Nur unter dieſer Vorausſetzung, daß nämlich alle Arbeiter gradezu in ihrem eignen Namen, als coaliirte Gewerke, ihre Geſchäfte betrieben, ſei die union ouvrière zu einer erfolgreichen Unternehmung zu machen.

Die Triſtan bemerkte, die Bildung, welche zu dieſer Einſicht und einer ihr gemäßen Einrichtung (organisation) der Arbeit gehöre, müſſe man erſt erzeugen, brauche daher die Bildungsvereine.

Neben mir auf dem Sopha ſaß ein großer Mann mit ſchwarzen Locken und einem ausgebildeten Geſicht. Er war ein Hutmacher. Mit ſeinen ſchwarzen Fingern langte er ein großes Manuſcript aus der Bruſttaſche hervor und ſagte:

„Es ſind zwei Wege, die hier vorgeſchlagen werden, der eine geht von allgemeinem Bedürfniß aus, der andere von der Noth des Einzelnen; der eine führt zur Bildung Aller, der andre zur Verbeſſerung der äußern Lage eines Jeden. Wir ſind auf den erſteren hingeſtoßen, weil uns der zweite verſperrt iſt. Ich habe erwartet, daß die Discuſſion dieſen Verlauf nehmen würde, wir können uns nicht bewegen ohne an die Gitter unſers Käfigs unſern Kopf zu ſtoßen und doch müſſen wir uns aus Leibeskräften regen und anſtrengen, um nicht in dem unerbittlichen Strudel der Induſtrie zu Grunde zu gehn. Wären die praktiſchen Aſſociationen zur Aushülfe und Arbeitsfindung nicht unterdrückt worden, wie die der Hutmacher und Schneider, ſo würden ſich die Bildungsvereine leicht daraus entwickelt haben und die Vereinigung verſchiedener Vereine durch den Vortheil, den ſie mit ſich führt, ſehr bald bewirkt worden ſein. Jetzt freilich ſind wir aus dem natürlichen Geleiſe heraus geworfen und da es wenig Meiſter giebt, die, wie ich, das Intereſſe der Geſellen für das ihrige erklären, ſo iſt ein Kriegszuſtand eingetreten, in dem allerdings guter Rath theuer iſt.

Um ſo mehr Anerkennung verdient Madame Flora Triſtan für ihren Verſuch einer union ouvrière auf friedlichem Wege und für die Vorſchläge, die in ihrem Büchelchen enthalten ſind. Ich habe dieſelben mit großer Aufmerkſamkeit geleſen und wiederholt bedacht. Aber ich muß leider bekennen, daß ich durchaus mit meinen jungen Freunden, die bereits geſprochen haben, übereinſtimme: von einem rein theoretiſchen Intereſſe aus ſind die Arbeiter nicht zu vereinigen, einen allgemeinen Geſichtspunkt kann der nicht faſſen, dem ſeine eigne perſönliche Noth keine Ruhe läßt. Ich halte daher den Plan der Madame Flora Triſtan, die von dem Allgemeinen ausgeht und alle Einzelnen für die gemeine Sache unmittelbar intereſſiren will, für unmöglich. Ich habe meine Gedanken und die Vorſchläge, die ich für ausführbarer halte, aufgeſetzt. Darf ich ſie vorleſen?“

Er las uns eine lange durch und durch vernünftige und wirklich praktiſche Abhandlung vor, die in keinem Punkte von ſeiner Frage abwich, wie die union ouvrière zu begründen und das Intereſſe auch der Roben für die Bildung zu gewinnen wäre. „Laßt den Arbeiter, der nie mehr verdient, als er braucht, hieß es unter andern, für ſein directes Intereſſe und Bedürfniß monatlich, ja wöchentlich 2 Franks beiſteuern;

er kann ſie geben und er giebt ſie. Verlangt nur 2 Franks das ganze Jahr für ein Inſtitut, das er nicht unmittelbar braucht; er hat ſie nicht übrig. Welche Inſtitute braucht der Arbeiter? Die Verbindungen, die ihn zum Miteigenthümer ſeiner Arbeit machen. Wird er Geld haben, ſolche Inſtitute zu gründen? Es iſt nicht zweifelhaft, und dieſe Aſſociationen werden wiederum reich genug ſein, um alle Vorſchläge zu Bildungs-, Verſorgungs-, Sicherungsanſtalten aufzunehmen und durchzuführen.“

„Daß Madame Flora Triſtan ihren Verſuch mache, könne nicht ſchädlich ſein; er jedoch glaube nicht an den Erfolg und ſchlage dagegen vor, die praktiſchen Vereine für das wirkliche Bedürfniß, ſoviel die ungerechten und tyranniſchen Geſetze gegen die Arbeiter und zu Gunſten der Unternehmer dies erlaubten, zum Ausgangspunkt zu nehmen. Die Sache ſei freilich weit ausſehend; aber ſelbſt um irgend einmal eine Revolution für die Befreiung der unterdrückten arbeitenden Klaſſen benutzen zu können, müſſe man dieſen Weg einſchlagen.“

Die Verſammlung war überzeugt, und das Reſultat gleich der erſten Sitzung fiel im Grunde gegen den Plan der edelmüthigen Dame aus. Gleichwohl verſprachen alle die jungen Leute und ſelbſt der Hutmacher ihre Mitwirkung zu dem Verſuch, und ſie ſelbſt reiſ'te am andern Morgen ab, um in allen Hauptſtädten Frankreichs Vorſteher zu den Bildungs- und Unterſtützungsvereinen aufzuſuchen und anzuſtellen.

Als ich ſie ſpäter einige Monate vor ihrem Tode ſprach, geſtand ſie ſelbſt, ihr Plan ſei vor der Hand geſcheitert und ſie habe ſich überzeugt, daß man ihn ſo unmittelbar nicht ins Werk richten könne. Doch war ſie nach wie vor eifrig thätig, und gab mir ein zweites Exemplar ihres kleinen Schriftchens, um es ins Deutſche zu überſetzen. In Deutſchland, wo niemand die Prätenſion macht, nicht unterdrückt zu werden, würde es wenig Anklang finden. Man braucht bei uns nicht erſt Septembergeſetze zu erlaſſen, um eine allgemeine Arbeitervereinigung zu unterdrücken, der deutſche Gebrauch, die Geſindeordnung und die Polizei reichen vollkommen dazu aus. Flora Triſtan ſtarb auf einer zweiten Reiſe in die Provinz.

13.

Der Salon der Democratie pacifique.

Der Vater aller der Gedanken und Syſteme, welche jetzt die franzöſiſche Welt unter dem Namen des Socialismus bis in ihre unterſten Schichten durchdringen und in der Literatur vielfältig ohne Bewußtſein über ihren Urſprung zum Vorſchein kommen, iſt Fourier. Er ſpielt eine ähnliche Rolle in der franzöſiſchen Welt, wie Hegel in der unſrigen; allen Partheien leiht er ſeine Waffen. Seine Polemik gegen die Philoſophie und Revolution gefällt den Reactionären, ſeine Kritik der Civiliſation, des Handels, der Familie, der Moral und Politik den Revolutionären. Wie man von Hegel nicht ſagen kann, ob er für oder gegen iſt, wenn es ſich um einen entſchiedenen Conflict der Partheien handelt, jede kann ihn für ſich citiren, die tyranniſche ſo gut als die republikaniſche; eben ſo iſt es mit Fourier. Unter Fouriers Schülern findet man ebenfalls die Analogieen wieder. Die orthodoxen und gelehrten Schüler verweiſen auf ſeine Science ſociale, als auf die Löſung aller Räthſel und wer nicht poſitiv in der Terminologie und in der Richtung, der hier alle Probleme folgen, arbeitet, der wird es nie dahin bringen, daß ſie ihm zugeſtehn, er hätte die Science begriffen. Derſelbe Fall bei unſern bemooſ'ten Schulhäuptern; und eben ſo wie bei uns haben ſich in Frankreich die jüngeren oder kühneren Charaktere gegen den Meiſter gewendet und Folgerungen aus ihm gezogen, die zugleich ſeine Kritik ſind. Der Communismus iſt nichts als die Aſſociation einſeitiger Weiſe zu all ihren Conſequenzen gebracht, und wenn „die neue Ordnung der Geſellſchaft“ bei Fourier ein gordiſcher Knoten iſt, ſo zerhaut ihn der Communismus mit dem Einen Alexanderſtreich der Gütergemeinſchaft.

Als ich einigermaßen dieſen Zuſammenhang entdeckt hatte und doch die Fourieriſchen Schriften noch nicht alle und nicht ſo genau kannte, um gleich für eingeweiht gelten zu können; fürchtete ich mich vor der Geſellſchaft der Fourieriſten, ſo ſehr ſie mich auch intereſſirten, vornehmlich der edle und einfache Victor Conſiderant, den ich durch meinen Freund, den Rabbi, bereits kennen gelernt hatte. Später, als ich die Unmöglichkeit entdeckte, den Anforderungen der Schule zu genügen, ohne ihr Anhänger zu ſein, fiel dieſe Furcht weg und ich konnte, unter der Vorausſetzung die Science immer noch vor mir zu haben, frei mit ihnen verkehren. Die Fourieriſten, die Alles von der Ausbreitung ihrer Schule, von dem Studium der Fourierſchen Lehre, die wirklich wie eine Offenbarung verehrt wird, erwarten, ſind weniger dem Fanatismus ausgeſetzt, als die Communiſten, die ungeduldig den Augenblick herbeiwünſchen, wo ſie die Welt mit Einem Schlage glücklich machen können und deshalb über jeden, der an ihrer Panacee zweifelt, ſich erbittern. Ich habe jedoch bemerkt, daß unter den Franzoſen ſelbſt die revolutionären Communiſten bei weitem toleranter und humaner ſind, als die betrunkenen deutſchen Schreier, die plötzlich aus den Feſſeln unſerer todten Welt in dies luftige Element verſetzt wurden. Dieſe haben den theoretiſchen Proceß nicht mitgemacht, in dem die Franzoſen zu Hauſe ſind, ſie bekommen die Dogmen als fertige Reſultate, und ſelbſt die kritiſchen Köpfe, deren übrigens ſehr wenige ſind, müſſen die Wirkung erfahren, plötzlich auf einen Punkt geworfen zu ſein, wo die Ungeduld, von der Doctrin die Probe zu machen, ausbricht und der Fanatismus der Propaganda, der Haß gegen „Indolenz“, „Unwiſſenheit" und „Unglaube" die weitere Stufe wird. „Das Kreuz iſt euch lange genug gepredigt. Nehmt es auf euch und ziehet hin, das gelobte Land des abſoluten Glücks zu erobern!" So denken dieſe, während die Franzoſen theils die Gutmüthigkeit haben, ihre Erfindungen immer von Neuem vorzutragen, theils die Vernunft, einzuſehn, daß die politiſche Entwickelung und die nächſten Probleme der Freiheit: Republik und Theilnahme Aller an der Organiſirung des Ganzen unerläßlich ſind, um die Probleme des Glücks oder das geſellige Heil wirklich auf die Tagesordnung zu bringen.

Ueberhaupt iſt in einem fremden Lande das deutſche Element noch ungenießbarer als zu Hauſe. Erſt in der zweiten und dritten Generation verliert in der Regel der Deutſche in Belgien, Nordamerika und Frankreich die Ringe ſeiner Ketten, mit denen er in der erſten gewöhnlich entweder prahlt, oder wie ein Raſender um ſich ſchlägt. Selbſt in der Schweiz erheben ſich wenige aus ihrer zähen, unpraktiſchen, confuſen Subſtanz, der ſie entronnen ſein und dennoch immer noch angehören möchten, die ſie haſſen, wenn ſie fliehn, und die ſie anbeten, wenn ſie entflohen ſind.

In dem Salon der „Democratie pacifique“ war es vornehmlich die franzöſiſche geſellige Sitte und ihre unendlich über die unſrige erhabene Form, wodurch die Schulfuchſerei des Fourierismus ſo gut als beſeitigt wurde. Man verkehrt völlig frei, man lieſ't, wenn man will, man ſpielt Schach, man ſieht zu, man disputirt, man hört es mit an, man politiſirt, man beräth ſich; und man hat bei dem ganzen Verkehr Zuſtände zur Vorausſetzung, die von uns Deutſchen zu den unerhörten Dingen gerechnet werden. Die Oppoſition iſt öffentlich, ihre Berathungen ſo gut, als ihre Maßregeln werden nicht verborgen und ihre freien Journale, wenn ſie entſchieden und gründlich in einer Sache auftreten, haben das ganze Gewicht des motivirten Volkswillens. Hier alſo kommen freie Männer zuſammen, und jedes Wort, womit eine öffentliche Schwierigkeit gelöſ't wird, findet einen fruchtbaren Boden.

Victor Conſiderant hat eine Vorliebe für die Deutſchen. Der Fourierismus, der ſich ſogleich auf den ganzen Erdkreis erſtreckt, begünſtigt natürlich die Annäherung der beiden Nachbarvölker bei allen ſeinen Anhängern. Ich fand daher mit dem Plan einer

Alliance intellectuelle der Deutſchen und Franzoſen in einem Organ, von Schriftſtellern beider Nationen geſchrieben, den günſtigſten Boden. Doch hatte ich das Vorurtheil gegen mich. Die legitimen Fourieriſten dachten ſich ſo ungefähr, daß ich in den deutſchen Jahrbüchern zur Empörung aufgefordert und deswegen mit Recht zum Schweigen gebracht worden wäre. Sie verſtehn faſt alle nicht deutſch genug, um unſre im Franzöſiſchen unbegreiflichen Verhältniſſe an der Quelle zu ſtudiren. Sie ſchüttelten daher ungläubig den Kopf, als ich ihnen ſagte, es werde Alles unter der Autorität und mit der ſpeziellen Erlaubniß der Regierung veröffentlicht und es würde z. B. ihrem Blatte ſchon wegen ſeines Titels der Eingang in die königlich preußiſchen Staaten verboten, ja, es ſei uns ſogar daſſelbe Heft unſerer Zeitſchrift, welches die Regierung vorher mit ihrem Erlaubnißſtempel zum Druck befördert, hinterher weggenommen und ohne alle Entſchädigung zurückbehalten worden.

„Dann allerdings haben Sie das Recht eine Revolution zu machen,“ riefen mehrere Stimmen zugleich.

Das Recht? Wozu hätten wir nicht alles das Recht? antwortete ich lächelnd und ergrimmt zugleich.

Leider iſt es in politiſchen Dingen noch nicht dahin gekommen, daß nicht das Unrecht die Macht und das Recht nur die Feigheit auf ſeiner Seite hätte. Auf dieſem Gebiete exiſtirt nichts als die Willkür, gezügelt durch ihren eignen Vortheil, der es mit ſich bringt, die einfältigen Maſſen nicht hinter dieſes Geheimniß der hohen Region kommen zu laſſen.

„Und dennoch, glaube ich, ſagte ein junger Mann von feiner Geſichtsbildung, Fourier hat Recht, wenn er die Socialreform und das Glück Aller unter jeder Regierungsform für möglich erklärt.“ —

Sie würden alle dadurch überflüſſig werden, bemerkte ich.

„Sie würden dies erſt einſehn, fuhr er raſch darein, wenn ſie ſelbſt einwilligen müßten, ſich für überflüſſig zu erklären, indem ſie für all’ ihre alte Thätigkeit den Stoff verlören.“

„Würde ich in Berlin, fragte Conſiderant, Zuhörer finden, wenn ich über Fourier Vorträge hielte? Ich habe eine Reiſe dahin vor.“

Ohne Zweifel, erwiederte ich mit voller Ueberzeugung, würden Sie ein ſehr großes Auditorium haben, um ſo größer da Sie franzöſiſch ſprechen müßten.

„Die Sprache wäre alſo kein Hinderniß?"

Im Gegentheil; auch würde man Ihnen gewiß die Erlaubniß zu den Vorträgen eben darum nicht verweigern, und es iſt ein ſo guter Gedanke, daß Sie ja nicht auf ſeine Ausführung verzichten dürfen, antwortete ich.

Leider iſt es nicht dazu gekommen. Victor Conſiderant iſt ein ſo ſchöner, einnehmender und humaner Mann, daß ſein Auftreten eine äußerſt günſtige Wirkung hervorbringen und viele Vorurtheile gegen die franzöſiſchen Doctrinen und Charaktere mit der Wurzel ausrotten würde. O, wie viel haben die Franzoſen vor uns Deutſchen voraus? Sie ſind ſicher überall, wohin ſie kommen von allen Gebildeten verſtanden zu werden; ein Deutſcher würde in ganz Paris nicht zehn Franzoſen finden, die einem deutſchen Vortrage folgen könnten!

Dies Geſpräch hatte einen großen Kreis um uns verſammelt. Man erfuhr, daß ich ein deutſcher Schriftſteller und erſt vor Kurzem angekommen ſei. Von verſchiedenen Seiten erkundigte man ſich ſogleich nach dem Stande der Fourierſchen Wiſſenſchaft in Deutſchland, und ich ſah mich genöthigt zu geſtehn, daß in dieſer ausführlichen ſyſtematiſchen Form die ſogenannten „ſocialen Fragen“ ſo gut als gar keine Exiſtenz hätten, um ſo wünſchenswerther, ſetzte ich hinzu, wäre Herrn Conſiderants Reiſe nach Berlin. Dagegen hätte ſich die communiſtiſche Fortbildung dieſer Fragen durch Schriften und perſönliche Ueberlieferung nach Deutſchland verpflanzt, es wäre aber ſchwer zu ſagen, wie viel Boden ſie gewonnen; die Unterdrückung der deutſchen Preſſe mache aus der Stärke aller Partheien ein Geheimniß.

Beſſere Nachrichten brachte ein Arzt, der aus Neuorleans zurückkam und nach mehrjähriger Abweſenheit heute Abend zum erſten Mal ſeine Freunde wieder ſah. Nachdem er von der großen Theilnahme der Amerikaner jener Gegenden für den Fourierismus erzählt hatte, kam er auf deſſen Schickſal in Frankreich und freute ſich über den Aufſchwung der Schule und ihres Journals; erfuhr aber gar bald, daß man wenig Hoffnung hegte, noch weiter vorzudringen, und viel eher an eine Ueberflügelung durch den Communismus glaubte.

„Ohne Zweifel, ſagte ein Mann, der mich von dieſem Augenblick an vorzugsweiſe intereſſirte, wird man erſt praktiſch die Unmöglichkeiten der communiſtiſchen Abſtractionen erfahren müſſen, um dann ſpäter zu dem verwickelteren Syſtem Fouriers, welches ſich grade auf die individuellen Verſchiedenheiten der Menſchen und ihrer Neigungen ſtützt, zurückzukehren.“

Ich gerieth mit ihm in ein Geſpräch über meine Bemerkung, daß man bis jetzt auch noch kein Phalanſtère habe zu Wege bringen können.

Als er mir antwortete, fiel er plötzlich ins Deutſche. Er ſprach den Pfälzer Dialekt ganz geläufig und war ein Belgier von Geburt. Als Schumacher hatte er in Deutſchland gearbeitet, jetzt war er Meiſter und Vorſteher einer großen Werkſtatt in Paris. Er zeigte mir ſeine Hände, denen man allerdings ſein Tagewerk noch anſah, und ſagte: „Sie ſehn, daß auch unter uns Handwerkern die Lehren Fouriers Freunde finden, ſo complicirt ſie auch ſind, und obgleich aus Mangel an großartigen Verſuchen, die Praxis bis jetzt nicht dafür entſchieden hat. Ich meines Theils verdanke dieſer Lehre meine Bildung, meine Beruhigung, meine Erholung und den angenehmen Kreis meiner Freunde, in dem Sie mich finden; und wenn wir ſelbſt zugeben, daß unſer Syſtem noch nicht vollendet iſt, ſo dürfen wir doch an ſeiner Fruchtbarkeit für die Menſchheit nicht zweifeln. Sie begegnen Fouriers Ideen überall, wohin Sie blicken, nur die Rohheit des Globe (des Guizotſchen Particularorgans, das Granier de Caſſagniac, der Vertheidiger der Negerſklaverei, redigirt) konnte neulich Fouriers geniale Schilderungen einer neuen Welt neben die plumpen Dogmen ſeiner Moral ſtellen, um ſie zu verketzern. Dagegen iſt die Wahl Conſiderants in den Gemeinderath von Paris das ſicherſte Zeichen, wie ſehr das unbefangene Publicum die Aufrichtigkeit und den guten Kern des Syſtems zu ſchätzen weiß. Ich will nicht weiter davon reden, daß die Literatur überall mit und ohne Bewußtſein von den Ideen Fouriers erfüllt iſt, Sie wiſſen es ſelbſt.“

Hätte man nie vorher an die Fruchtbarkeit der Science ſociale für die Menſchheit geglaubt, ſo wäre dieſer Schuhmacher allein hinreichend geweſen, um ſie zu beweiſen. Wir unterhielten uns noch lange und zuletzt trat ein Freund von mir, der ſich eifrig mit Feuerbach beſchäftigt hatte, herzu und kritiſirte Fouriers mangelhafte Theologie oder vielmehr ſeinen theologiſchen Mangel. Dieſer ganze Gedankenkreis war dem Schuhmacher fremd und man ſah deutlich, wie unbequem er es empfand, die Sprache und Vorſtellungsweiſe, in die er ſich eingelebt, in Zweifel gezogen zu ſehn. Doch ließ er der Discuſſion ruhig ihren Lauf und hörte mit großem Intereſſe zu, als der amerikaniſche Arzt und einige jüngere Leute Fourier bei weitem rationeller erklärten, als gewöhnlich geſchieht. Bei dem großen theoretiſchen Intereſſe der Fourieriſten war dies Geſpräch ein Ereigniß und mehrere von ihnen erklärten, man müſſe die Kritik des Herrn Feuerbach ſtudiren.

Wir begleiteten den Schuhmacher nach Hauſe und verſprachen ihm beim Abſchiede, uns öfter in dem Salon der Fourieriſten zu treffen.

14.

Fourier und das Problem der bürgerlichen Geſellſchaft.

Ich hatte mir Fouriers Werke mitgenommen und machte die Entdeckung, daß immer noch Manches davon auch das deutſche Publicum lebhaft intereſſiren müßte, wenn man es ſo treu, wie möglich mittheilte. Man iſt zu doctrinär oder zu feindſelig mit ihm umgegangen, man hat ſeine Stärke oder ſeine Tollheit allein genommen und in beiden Fällen ein ganz falſches Bild von ihm gegeben.

Mir fiel zuerſt ſeine Abhandlung von dem freien Willen in die Augen, die ſich allerdings nach deutſchen Begriffen wunderlich genug ausnimmt und gleichwohl die Grundlage der ganzen „ſocialiſtiſchen Richtung" geworden iſt. Fourier nimmt nicht den möglichen, den metaphyſiſchen, ſondern den wirklichen, den exiſtirenden freien Willen. Er ſagt:

„Halb kommt er Gott, halb dem Menſchen zu; erſt die Attraction passionelle ſchafft ihn. Ehe dieſe Ordnung der Objectivität, dieſer Wille Gottes, des Grundes aller Bewegung, entdeckt und realiſirt iſt, giebt es keinen freien Willen."

„Die Philoſophie will alles der Vernunft, die Theologie alles Gott zuwenden, was iſt daraus entſtanden? — Robespierre und Torquemada."

„Gott iſt jetzt nicht frei, weil ſieben Achtel der Menſchen nicht Menſchen ſind. Der Menſch kann im Sinne, er kann aber auch gegen den Sinn Gottes handeln."

„Wenn man einem Hungrigen ſagte: „Ich erlaube dir dies Brot zu eſſen, nimmſt du aber eine Krume davon, ſo ſchieß ich dir vor den Kopf;" könnte man ſagen, daß er freien Willen hätte? In dieſer Lage ſind ſieben Achtel der Menſchen in der barbariſchen und civiliſirten Geſellſchaft. Wenn wir, ohne die Vernunft zu fragen, dem natürlichen Antrieb, wohin er uns zieht, nachgeben, ſo werden wir geſtraft; und wenn wir der Vernunft folgen, die uns empfiehlt, unſrer Leidenſchaft zu widerſtehn, ſo werden wir doppelt gequält durch Zwang und Bedürfniß. — Wahrlich einen beſſern Begriff, als wir Civiliſirte, hatte jener Wilde vom freien Willen. Der König von England fragte ihn (er war Häuptling): „„Gehorchen Dir Deine Unterthanen gut?"" Er antwortete: „„Warum nicht? Ich gehorche ihnen ebenfalls gut."" Die Freiheit hat zwei Seiten. Im freien Willen müſſen Paſſion und Raiſon zuſammenſtimmen."

„Die Civiliſirten haben keinen freien Willen, ſie haben ihn nur negativer Weiſe. Nun iſt aber das Problem, den poſitiven und zuſammengeſetzten freien Willen zu erreichen. Dieſen kann uns alſo die Civiliſation nicht geben und wir werden ihn nur erlangen durch das Heraustreten aus der Civiliſation und durch das Eingehn in die neue geſellige Ordnung, welche dem Volke Luxus, Bequemlichkeit, Vergnügungen und folglich den Geſchmack an der guten Ordnung und Liebe zu der Einrichtung der anziehenden Arbeit ſichert und alle Zuflucht zum Zwange unnöthig macht.“

„Mit vollem Recht beklagt ſich der Menſch, daß er unglücklicher iſt, als die Thiere, die bei ihrer einfachen Attraction und ihrer „Passion pure“ ſich völlig hingeben und ihres freien Willens genießen können; während wir, die wir zu dem zuſammengeſetzten freien Willen oder zu der combinirten Wirkung der Leidenſchaft und der Vernunft beſtimmt ſind, keinen Genuß haben, weder von der einen, noch von der andern. Einige Ausnahmen, die ſich höchſtens auf den achten Theil der Menſchheit erſtrecken, dienen nur dazu den allgemeinen Mangel zu beſtätigen.“

„In den jetzigen Ordnungen der Geſellſchaft, der Wildniß, der Barbarei und der Civiliſation exiſtirt kein freier Wille. In der Wildniß exiſtirt blos politiſche Freiheit, die Geſellſchaft iſt unthätig; in der Civiliſation exiſtirt blos eine induſtrieuſe Geſellſchaft, keine Freiheit.“

Eine Aufgabe, wie den (libre arbitre composé et positif) zuſammengeſetzten und poſitiven freien Willen können die Civiliſirten nicht löſen. Vorher muß man die neue Ordnung der Dinge beſchreiben, um zu ſagen, wo dieſe Wohlthat genoſſen werden kann. Sie iſt dieſer Zuſtand der Harmonie der Triebe, in dem die Genüſſe unendlich vervielfältigt und die Arbeiten in Genüſſe verwandelt ſind durch den Wetteifer und den Reiz der induſtriellen Ordnungen, wo alſo auch der ärmſte Menſch in jedem Augenblick ſeine Genüſſe zu wählen hat. In der Harmonie genießt auch der Aermſte ein zehnfaches Glück. In der Harmonie iſt keine moderirende Vernunft mehr nöthig, weil die Moderation von ſelbſt aus dem Ueberfluß des Vergnügens folgt.“

„In der Civiliſation iſt die vollkommene Freiheit für Wenige. Sie müſſen zugleich Geſundheit, Reichthum, Klugheit und Sicherheit haben. Nur einige wenige Epikuräer erreichen dies Ziel, wenn auch nur für einige Zeit, denn es giebt kein beſtändiges Glück in der Civiliſation.“

„Es giebt 12 Ausgänge aus der Civiliſation (er beſchreibt ſie II, 140), die bis jetzt noch nicht entdeckt waren. Alles, was uns bisher Weisheit ſchien, iſt Unſinn, wenn man es auf die Formen der Geſellſchaft bezieht, die noch zu entdecken waren. Und ſo können wir die Albernheiten, welche uns unſre gelehrten Sekten über die Freiheit, die politiſchen Rechte, die Rechte des Menſchen, den freien Willen vortragen, auf ihren wahren Werth zurückführen.“

„Die Philoſophie und die Theologie bringen die ſieben Plagen hervor: Armuth, Schurkerei, Unterdrückung, Gemetzel, übertriebene Unordnung in der Witterung, neue Seuchen und den cercle vicieux. In der Civiliſation hat der Menſch nicht die Freiheit zu eſſen, wenn ihn hungert, obgleich er ſich von einem Ueberfluß von Eßwaaren umringt ſieht.“

Von der Revolution, welche ihm eine Folge der Philoſophie iſt, zählt er ſogar ſechszehn böſe Folgen auf, unter andern, daß man die Juden in die Bürgerſchaft aufgenommen und die Corporationen abgeſchafft.

„Der Gelehrteſte in der civiliſirten Politik iſt der größte Neuling in der ſocialen.“

„1821 hätte man mit den Türken die Peſt extirpiren können. Statt deſſen duldet man, daß die Peſten ſich kreuzen.“ „1788 kannte man nur Eine Peſt, jetzt kennt man ihrer 4: die orientaliſche Peſt, das gelbe Fieber, den Typhus und die Cholera. 1822 drang ſie von Bagdad nach Aleppo vor.“

„Die Witterungsunordnung vermehrt ſich und nie waren die Erdbeben furchtbarer. Aleppo, Java, Chili, Sicilien wurden die Opfer. 1822 hatte keinen Winter, 1823 keinen Frühling. Dieſe Unordnung, die ſeit 10 Jahren anhält, iſt die Wirkung einer lésion aromale (Sache und Wort ſind Fouriers Privateigenthum), die der Planet durch die zu lange Dauer des Chaos der Civiliſation, Barbarei und Wildniß erfahren hat. Werden die Philoſophen nach ihrer Gewohnheit antworten, dieſe Uebel ſeien unzertrennlich von der Civiliſation?“

„Die vier ſophiſtiſchen Wiſſenſchaften ſind Politik, Metaphyſik, Moralismus und Oekonomismus.

„Was haben dieſe ſocialen Charlatane gegen die politiſchen Geißeln, Revolutionen und Staatsſchulden, für Mittel gewußt? Volksrepräſentation, welche die Schulden nur vermehrt und Unterdrückung, welche die Revolutionen aus der Aſche wieder hervorruft. Statt deſſen hätte man den revolutionären Geiſt in neuen Intereſſen abſorbiren müſſen, die mächtig genug ſind, die demokratiſchen Chimären in Verachtung zu ſtürzen. Das wird die Wirkung der Aſſociation ſein."

„Bei dem mindeſten Verſuch der Aſſociation wird man den falſchen Liberalismus der Revolution ſtürzen ſehn, er wird lächerlich werden, er der zugleich die perſönlichen und das Geſammtintereſſe Aller verräth."

„Der wahre Liberalismus muß ſich mit allen Formen der civiliſirten Regierungen vertragen, muß auf induſtrielle Verbeſſerungen ſpeculiren und nie auf die Aenderung der Adminiſtration und der Aemter. Er iſt das Gegentheil von dem civiliſirten oder revolutionären Liberalismus, der nur die Regierung erobern und dem Volk ſeinen Bettelſack laſſen will. Statt der Miniſter, ſollte man die Philoſophen verantwortlich machen."

„Die Wiſſenſchaften haben nichts fur das geſellige Glück gethan, ſo lange ſie nicht für unſer vornehmſtes Bedürfniß geſorgt haben, das Bedürfniß des abgeſtuften Reichthums, wodurch dem Armen ein anſtändiges Minimum geſichert wird. Die ſociale Theorie wäre nur ein neuer Vorwurf für die Vernunft, wenn ſie uns nur die Wiſſenſchaft und nicht den Reichthum, der unſer erſtes Bedürfniß und unſer einſtimmiger Wunſch iſt, gäbe."

Wir wollen Fourier nicht beim Wort nehmen, wir rücken es ihm nicht vor, daß der „Reichthum" noch nicht gegeben iſt und noch lange nicht von Allen erreicht ſein wird; es iſt ſchon ein großes Verdienſt, den Hauptmangel der Geſellſchaft, den ökonomiſchen, nicht für eine Naturnoth zu halten, ſondern ihn für einen Mangel der Einrichtung und für einen Gegenſtand der Wiſſenſchaft zu erklären. Es iſt hiemit ähnlich, wie mit dem Schatz, der in jenem Weinberge geſucht wurde. Als man ihn nicht gefunden hatte, war der ganze Weinberg umgegraben und als man wieder zur Cultur der Reben zurückkehrte, der Schatz gefunden. So iſt ja auch hier die „Wiſſenſchaft", oder die Arbeit, zu einem gerechten Syſtem der bürgerlichen Geſellſchaft und zu einer Vernunft in dem Syſtem ihrer Arbeit zu gelangen, der „Reichthum" ſelbſt. Die ſocialen Theoretiker graben nach dem Schatz; unmittelbar finden ſie ihn nicht; ihre Theorieen aber wühlen den ganzen Weinberg Frankreichs um bis tief hinunter, ſie intereſſiren, ſie cultiviren, ſie humaniſiren das Volk; und wenn auch nicht gleich für den Erdkreis: für die gebildeten und hiſtoriſchen Völker iſt das Problem einer Geſellſchaft, die den Menſchen zum Princip erhebt und jeden Einzelnen in viel höherem Grade, als es jetzt der Fall iſt, der geſelligen Noth entreißt, ohne Zweifel zu löſen. Da er nun ſelbſt Philoſoph geworden iſt, er der Arzt ſein wollte, da man auch ihn längſt von allen Seiten einen Charlatan geſcholten hat, ſo wollen wir den Philoſophenfeind Fourier unter die Philoſophen aufnehmen; die ſocialen deutſchen Schreier, die alle ſeine Weisheit ausgeſchrieben und wüthend auf ſeinen Steckenpferden vor uns umherreiten, werden ſich am wenigſten gegen dieſe Aufnahme ſträuben, denn wer wollte ſeinen Vater nicht geehrt ſehn? Ich habe die Hauptſattelpferde unſerer Meſſiaſſe des Socialismus unterſtrichen, es fehlt nur noch die „Concurrenz“, „der Handel, der ein Betrug iſt“, „die Agiotage“ und „die freie Liebe“.

Uebrigens iſt es niemandem zu verdenken, wenn er die Schilderungen Fouriers von der beſſeren Welt eifrig ergreift und denen zürnt, die ſich der Einführung ſo glücklicher Verbindungen widerſetzen. Könnte der Reformator nur die Hälfte von dem halten, was er verſpricht, ſo wäre es immer ſchon des Verſuches werth. Fouriers Princip iſt indeſſen ſehr zu berückſichtigen. Er geht davon aus, daß jede Neigung und jedes Talent berechtigt ſei, man brauche nur dafür zu ſorgen, daß es ſeine Sphäre, ſeinen Gegenſtand nicht verfehle. Der Genuß falle alsdann in die Arbeit und die Vereinigung beider löſe das Problem des Glücks. Die Haupturſache der verfehlten Beſtimmung liege in der Erziehung, die weder Neigung noch Talent der Kinder berückſichtige und von vornherein den Menſchen verdürbe. Seine Ausführung über die Paſſionen der Kinder (z. B. in den quatre mouvements 103—104) ſind ausgezeichnet. Er zeigt, wie ſelbſt ihre Spiele zum großen Nutzen der Geſellſchaft verwendet werden könnten.

„Dies Princip läßt ſich nur in einer eigends darauf angelegten Aſſociation, dem Phalanſtère verwirklichen, nicht in der Civiliſation, deren Charakter die zerſtückelte unorganiſirte Induſtrie iſt." Das Phalanſtère iſt die Wohnung der aſſociirten Commune von etwa 400 Familien, ſo eingerichtet, daß jede Neigung ihre Arbeit und jede Arbeit die entſprechende Neigung trifft. Es iſt zugleich ackerbautreibende und induſtrielle Aſſociation.

„Die Menſchheit hat in den Jahrtauſenden, die ſie exiſtirt, die „Association industrielle et agricole“ noch nicht erreicht. Sie exiſtirte und exiſtirt in „Sauvagerie, Patriarchat, Barbarei und Civiliſation“. Die Civiliſation beruht auf der Arbeit und Induſtrie, aber der Industrie morcelée und ihre entwickeltſte Form iſt die Concurrenz, oder die commercielle und induſtrielle Anarchie. Die großen Monopoleurs und Eigenthümer haben einen neuen commerciellen und induſtriellen Feudalismus gegründet. Und daran ſind die Philoſophen ſchuld.“ „In einer Generation haben ſie zweimal die Bewegung der Geſellſchaft rückgängig gemacht.

1) 1793 als ſie durch das Uebermaß der politiſchen Freiheit Europa mit reißender Schnelligkeit zur Barbarei zurückführten

2) und heutzutage, wo ſie durch das Uebermaß der Handelsfreiheit uns wieder zu einem neuen Feudalismus zurückführen.“

„Das ſind die traurigen Folgen unſers Vertrauens auf dieſe wiſſenſchaftlichen Charlatans, die keinen andern Zweck haben als Controverſen zu erheben, um durch den Verkauf ihrer Bücher ihren Unterhalt zu finden. Die Philoſophie mußte irgend eine Chimäre in Credit bringen, um die theologiſchen Discuſſionen, die ſie aus dem Wege geräumt hat, zu erſetzen; und nun hat ſie auf das goldene Kalb, den Handel, ihre Augen geworfen, um aus ihm den Gegenſtand des ſocialen Götzendienſtes und ſcholaſtiſcher Debatten zu machen.“

„Aber was iſt der Handel? Die Lüge und ihr ganzer Anhang, Banqueroute, Agiotage, Wucher und Betrug von allen Arten.“ — „Die Gilde der Kaufleute iſt nichts anders in der geſelligen Ordnung, als eine Truppe von verſchwornen Piraten, ein Schwarm von Geiern, welche die landwirthſchaftliche und Manufacturinduſtrie verſchlingen und die Geſellſchaft in jedem Sinne in Sklaverei ſtürzen.“ (Quatre mouv. 340).

„Man müßte die freie Concurrenz, die Unabhängigkeit des Kaufmanns, durch die ſociale Concurrenz, die ſolidariſche Verbindung und die Unterordnung des Handelsſtandes unter die Intereſſen der Producenten, alſo der Manufacturarbeiter und Landbebauer, erſetzen.“

Die Separatwirthſchaft will er durch gemeinſamen Tiſch (wie die Syſſitien der Griechen), die ausſchließliche Ehe durch völlig freie Neigung beider Theile und durch gänzliche Emancipirung der Frauen erſetzen; aber er ſchlägt nicht vor, daß man in der Civiliſation irgend eine Inſtitution der Aſſociation vorwegnehmen ſolle. Wie die Wilden aus der Civiliſation nur Einzelnes aufnähmen und dadurch nur ſchlechter als die reinen Wilden und nicht ſo gut als die Civiliſirten würden, ſo wäre es auch, wenn man einzelne Inſtitutionen, z. E. die freie Liebe aus der höheren Stufe der Aſſociation in die niedere der Civiliſation einführen wollte, bevor das Princip der neuen Geſellſchaft durchgängig zur Anwendung gekommen wäre.

Fouriers Kritik der Ehe, der öffentlichen Hochzeiten, der Hahnreiwirthſchaft und ſeine Beſchreibung der zukünftigen natur- und vernunftgemäßen oder freien Einrichtungen enthält eben ſo viel Komiſches und Uebertriebenes, als Wahres und Schlagendes. Eben ſo ſeine Kritik der Civiliſation überhaupt. Die unläugbare Richtigkeit ſeiner Forderung einer natur-

und vernunftgemäßen Einrichtung der jetzt ſich ſelbſt und ihrem guten Glück oder auch ihrem böſen Geſchick überlaſſenen bürgerlichen oder induſtriellen Welt giebt ihm ein ſtarkes Selbſtgefühl und wie er in der Beſchreibung künftiger und fremder Welten, ja in der Conſtruction der Jahrtauſende, die noch kommen werden, ſich übernimmt, ſo thut er es auch im Selbſtgefühl, wenn er in den Quatre mouvements ausruft: „Ich allein werde 20 Jahrhunderte politiſcher Schwachköpfigkeit zu Schanden gemacht haben, mir allein werden die jetzigen und künftigen Generationen die Eröffnung eines unendlichen Glücks verdanken. Vor mir hat die Menſchheit mehre tauſend Jahre verloren in einem thörichten Kampf gegen die Natur; ich zuerſt habe mich vor ihr gebeugt, als ich die Attraction, das Werkzeug ihres Willens, ſtudirte. Sie hat dem einzigen Sterblichen, der ihr opferte, zugelächelt und mir alle ihre Schätze überliefert."

Das Richtige im Fourierſchen Syſtem iſt die Forderung: den Fluch von der Arbeit zu nehmen und ſie dadurch zum Genuß zu erheben, daß man die Neigung überall auf ihren Gegenſtand hinlenkt. Das Unmögliche wird aber ſogleich ausgeſprochen, wenn er irgend einer geſelligen Einrichtung die vollkommene Verwirklichung dieſer Forderung zumuthet. Eine Harmonie ohne Disharmonie läßt ſich da nicht erreichen, wo, wie in der Menſchenwelt, der Irrthum in der Wahl unvermeidlich iſt. Könnte ſich niemand in der Wahl ſeines Berufes vergreifen, ſo wäre jeder nur für Eins und dafür mit unzweifelhafter Gewalt, mit der Macht des Inſtincts, mit der Nothwendigkeit der Schwere, mit der Sicherheit eines Naturereigniſſes, zu dem alle Bedingungen feſtſtehn, hingezogen. Das iſt bei dem Menſchen nicht der Fall. Eben weil er von Natur univerſell iſt, kann er ſich willkürlich für dies oder das beſtimmen und die wenigen, die unter der Herrſchaft eines entſchiedenen, ſie ganz beherrſchenden Inſtinctes ſtehn, die Talente und Genie's für eine einzige Specialität, ſind nicht die Regel, ſondern die Ausnahmen.

Die Aſſociation Aller auf der Baſis der Attraction paſſionelle und einer detaillirten Pſychologie gründen zu wollen, iſt daher eben ſo unrichtig, als der Paſſion des Individuums, dem Egoismus und dem ſpecifiſchen Beruf des Einzelnen den Weg zu verrennen mit dem Communismus aller Arbeit und alles Genuſſes.

Nicht für jeden Menſchen läßt ſich eine ſpecifiſche Befähigung ausmitteln, manche ſind zu allem Möglichen einigermaßen, zu nichts eminent befähigt.

Eben ſo wenig kann man allen die gleiche Arbeit und den gleichen Genuß gewähren. Wen der Gegenſtand anzieht, wen er hinreißt, der arbeitet und genießt in dieſer Arbeit hundertfach vielleicht, wofür ein anderer weder Sinn noch Kraft hat.

Wären alle Menſchen paſſionirt oder ſpecifiſch befähigt und ließe ſich dieſe ſchlummernde Kraft überall mit Sicherheit in Bewegung ſetzen; ſo wäre der Fourierismus längſt realiſirt.

Ließe ſich der Egoismus und die Eigenthümlichkeit der beſondern Naturen beſeitigen; ſo ſtünde dem Communismus nur noch die Natur mit ihrer Ausdehnung und Ortsverſchiedenheit entgegen.

Das Commune oder Gemeinſchaftliche iſt die univerſelle Natur des Menſchen, das Separate iſt die ſpecifiſche Befähigung oder die individuelle Exiſtenz der Menſchennatur in jedem Einzelnen.

Wollte man das Problem alles menſchlichen Zuſammenwirkens franzöſiſch ausdrücken, ſo könnte man ſagen, es ſei eine Vermittlung des Fourierismus und des Communismus oder des Princips der Individualität und der Gemeinſchaftlichkeit in der Conſtituirung der arbeitenden Menſchheit.

Alle Arbeit, zu der jeder fähig iſt, kann das Gemeinweſen unter alle vertheilen, auch die Leiſtungen nach den Alters- und Geſchlechtsunterſchieden abſtufen; jede Arbeit aber, die eine ſpecifiſche iſt und ein intenſiveres Verhältniß des Arbeitenden zu ſeinem Gegenſtande erfordert, muß außer der allgemeinen Leiſtung dem Einzelnen freigegeben werden, der ſich grade dazu gezogen fühlt.

Wird die ſpecifiſche Thätigkeit (z. E. die künſtleriſche) Genuß durch die Attraction paſſionelle, ſo werden es die allgemeinen Leiſtungen durch das Sentiment universel, durch den Gemeinſinn, oder durch den geſelligen Trieb, mit Vielen und im Großen für das Ganze zu wirken. Fourier hat ſchöne Ausführungen über die armées industrielles und über die Macht des Enthuſiasmus und des Wetteifers in ſolchen Vereinigungen.

Soviel iſt klar, und darin hat der edle Eugène Buret in ſeinem gründlichen Werk „über die Noth der arbeitenden Klaſſen in England und Frankreich“

ganz richtig geurtheilt, die ganze Sphäre der bürgerlichen und induſtriellen Welt, deren Princip bisher das Laisser-faire und die Anarchie war, muß mit Plan und Bewußtſein und im menſchlichen Intereſſe aller Betheiligten geordnet und conſtituirt werden.

Wie ſoll anders die Sklaverei der Induſtriebevölkerung und das Elend dieſer Maſſen aufgehoben werden, um nicht zu fragen, wie ſoll beiden Erſcheinungen unſerer Zeit, die ſchon ganze Länder mit ihrer Geißel verwüſten, vorgebeugt werden? Wie ſoll die Menſchheit ſich vor einen neuen furchtbaren Sturz in die Barbarei retten? fragt Buret, und rühmt mit Recht von Fourier, „daß er das große und mächtige Wort, das Wort Aſſociation ausgeſprochen, und weil er mit bewunderungswürdiger Einſicht erkannt habe, daß die Feindſeligkeit der ökonomiſchen Intereſſen, die Trennung des Capitals und der Arbeit, die wahre Urſache all unſrer Uebel ſei, ſo habe er geſchloſſen, das einzige Mittel ſie zu heben ſei, die entgegengeſetzten Intereſſen durch Aſſociation in eine innige ſolidariſche Gemeinſchaft zu vereinigen.“

Der Staat, der die Freiheit will, muß die Sklavenarbeit und ihre Urſachen aufheben, ſelbſt mit Verletzung der Einzelnen, ſelbſt mit Beſchwerung Vieler, die jetzt nicht mitarbeiten. Die ſolidariſche Gemeinſchaft wird im Stande ſein, die Noth derer, die jetzt verwahrloſ't werden, aufzuheben, aber ſie wird ebenfalls die, welche jetzt fühllos für ſich leben, bei dem Gemeinwohl ernſtlich betheiligen, und in die allgemeine Noth eben ſo ernſtlich verwickeln, als bei der allgemeinen Arbeit betheiligen.

Es gab eine Zeit, wo die Soldaten gemiethet wurden, und ſie ſchlugen ſich für wenige Groſchen muthig einander todt. Es iſt jetzt dahin gekommen, daß jeder Bürger Soldat iſt und daß ſchon darum die leichtſinnigen Todtſchlägereien beſeitigt ſind. Auch erobert man nicht mehr Land und Leute, wo die Freiheit hingedrungen iſt. Nur für Barbaren und bei Barbaren giebt es noch etwas zu erobern. An die Stelle der brutalen Gewalt der Eroberung durch die Waffen muß die Eroberung durch die Arbeit der civiliſirten Welt treten, an die Stelle der Militairarmee tritt die induſtrielle Armee. Die Befreiung der induſtriellen Armee aus dem Söldnerſtande, die Nobilitirung der Arbeit und die Aufhebung des induſtriellen Feudalismus unſerer Zeit, gegen den Fourier eifert, muß um jeden Preis, nur nicht um den der Humanität und Freiheit ſelbſt, errungen werden.

Hätte man einem Bürger aus dem ſiebenjährigen Kriege geſagt: hebt die Soldateska auf, das geht aber nicht anders, als daß ihr das ganze Volk zu einem einzigen Heer organiſirt; er würde geglaubt haben, einen Wahnſinnigen zu hören.

Eben ſo klingt es jetzt, wenn man ſagt: Hebt die Sklavenarbeit auf, indem ihr alle ſie übernehmt und die Noth, indem ihr euch ſolidariſch dagegen verbindet.

Iſt eine ſolche Conſtituirung auf dem Wege der Wiſſenſchaft, der Erfindung und der Geſetzgebung zu erreichen? Oder wird eine Revolution, die fürchterlichſte von allen, mit Barbarei beginnen, um die exiſtirende Barbarei aufzuheben, und mit Barbarei endigen, wie die Befreiung und Verwüſtung des ſchönſten Landes der Welt, der Inſel Haiti?

Ueber dieſe Alternative kann nur die Hiſtorie entſcheiden. Selbſt die ſonnenklare Wahrheit wird nicht eher gehört und begriffen, als bis ſie mit unerbitt licher Nothwendigkeit erzwungen wird. Die Vernunft wird zur Gewalt. Glücklich, wenn darüber die Gewalt nicht die Vernunft verliert.

15.

Die Alliance intellectuelle mit den Franzoſen.

Du ſiehſt mich gleich von Anfange an in die ökonomiſchen Theorieen der Socialiſten verwickelt; ſie ſind unvermeidlich. In der Praxis ſowohl, als in der Theorie drängt Alles darauf hin, Mittel zu finden, um die höchſte Entwickelung der Civiliſation und Induſtrie vor dem Untergange durch ihre eignen Exceſſe zu bewahren, und die neuen Sklaven, die ſie hervorgebracht, zu emancipiren. Man hat es noch nicht weiter gebracht als zu Theorieen, vielleicht eben darum, weil die Theorieen ſelbſt noch nicht weit genug ausgebildet ſind. Dies Verhältniß iſt mehr deutſch als franzöſiſch. So weit ihm die Theorie einleuchtet, überſetzt der Franzoſe ſie ſogleich in ſeine Verhältniſſe, und die ſocialiſtiſche Richtung iſt wahrlich nicht ohne Theilnahme geblieben bei den edlen Naturen, die ihr Leben nach der Wahrheit einrichten wollen, wenn ſie ihnen aufgegangen iſt; aber die ſocialiſtiſche Wahrheit ſelbſt iſt ſpröder gegen die Verwirklichung, als es früher z. B. die Aufklärung war. Iſt es nun möglich mit dieſer Richtung, d. h. mit irgend einer Sekte derſelben die Vermittlung des deutſchen und franzöſiſchen Geiſtes zu unternehmen? — Es wird nichts leichter bei uns eingeführt, als was in Paris erfunden iſt und wären es auch Deutſche geweſen, die es in dieſer Hauptſtadt der europäiſchen Welt ans Licht gebracht, es empfiehlt ſich durch ſeinen Geburtsort. Ohne Zweifel wird daher auch der „Socialismus“ ſeine Reiſe nach Deutſchland fortſetzen und dort eine gute Weile „die neuſte Richtung“ ſein. Will man aber mehr als eine Doctrin und eine Sekte, will man die ganze Geiſtesentwickelung der Franzoſen berückſichtigt wiſſen, ſo bieten ſich ſogleich die größten Schwierigkeiten dar. Die Franzoſen ſind daran gewöhnt, nur in beſtimmten Partheiorganen aufzutreten, keine berühmte Perſon iſt ohne Partheifarbe und jede würde ſich ſogleich etwas zu vergeben glauben, wenn ſie mit einer andern nur wenig anders nüancirten Größe zuſammenwirkte.

Unter den Franzoſen lebt jeder für die Verwirklichung ſeiner Partheizwecke. Können wir Deutſche in einer Publication für Deutſchland und Frankreich irgend einen beſtimmten franzöſiſchen Partheizweck annehmen? Die liberalen Politiker ſind dynaſtiſch, fromm und poſitiviſtiſch, und wenn ſie für ſich weder katholiſch, noch orleaniſtiſch denken, ſo halten ſie doch dafür, daß es politiſch ſei, ſo zu reden und zu ſchreiben ſo lang es irgend möglich iſt. Sollen wir für oder wider Guizot, für Thiers oder Odillon Barrot wirken?

Die Republikaner ſind allerdings ſchon univerſeller, aber ſie ſind national und wenigſtens zur Hälfte katholiſch, ſie haben gar keinen Sinn für eine wirklich univerſelle Politik. Hatte Guizot gegen ſie nicht Recht, wenn er bei ſeiner Reiſe nach Gent die Parthei über die Nation ſetzte? und waren nicht wirklich die Bourbonen beſſer für die Freiheit, als Napoleon? Die Reſtauration der Bourbonen iſt die Reſtauration der Revolution.

Alle Zwecke der politiſchen Partheien, obgleich ſie uns Deutſche weſentlich intereſſiren müſſen, ſind zu enge geſteckt, als daß wir mit dem Plan einer geiſtigen Vereinigung direct auf ſie eingehn könnten. Wir müſſen die berühmten und tüchtigen Männer der freien Richtung zu überzeugen ſuchen, daß für beide Nationen ein anderer Geſichtspunkt, als für die Eine zu faſſen ſei. Was kann einleuchtender ſein, als daß für uns ſelbſt das **Journal des débats** noch ein freies Journal und viele ſeiner Mitarbeiter für Deutſchland befreiende Schriftſteller wären? Ich hatte wenig Mühe, dieſe Anſicht geltend zu machen, auch verſprachen wirklich verſchiedene Schriftſteller von ſehr verſchiedener Farbe ihre Mitwirkung zu den „deutſch-franzöſiſchen Jahrbüchern", und würden ohne Zweifel ihr Wort gelöſ't haben, wenn das Project nicht aus andern Urſachen geſcheitert wäre. Denn ſo wenig die Franzoſen politiſch auf die Deutſchen geben, ſo ſehr ſteht unſre Literatur bei ihnen in Achtung. Sie würden ſich gewöhnt haben in einem univerſelleren Intereſſe und, abgeſehn von ihrer Stellung in der franzöſiſchen Welt, zu der deutſchen zu ſprechen.

Aber es gelang uns ſelber nicht, die allgemeine Haltung einer formell freien und nicht unmittelbar in das franzöſiſche Partheiweſen verwickelten Publication anzunehmen und zu behaupten. Gleich die erſten Hefte fielen in den entſchiedenſten Communismus, alſo in die Richtung einer Sekte, die in Frankreich ſehr ſpeciell abgegrenzt und von bedeutenden Talenten faſt gar nicht unterſtützt iſt, in Deutſchland dagegen eine ziemlich unmotivirte Erſcheinung bildet und höchſtens von einer kleinen Handwerkerpropaganda getragen wird. Dazu kamen gleich in den erſten Bogen noch einige für Deutſchland allerdings zu ſtarke Perſönlichkeiten zum Vorſchein. Als nun der Faden abriß — die Verlagshandlung ließ uns im Stich —, war es vornehmlich wegen dieſes Inhalts nicht möglich ihn wieder anzuknüpfen. Die vorliegenden Hefte ſchreckten die Buchhändler ab. Dazu überzeugte ich mich ſehr bald, daß unter den zunächſt erreichbaren deutſchen Mitarbeitern auf andere, als craß ſocialiſtiſche Schriftſteller, die noch dazu nur unpopuläre Ausführungen über längſt bekannte communiſtiſche Themata brachten, nicht zu rechnen war. Dennoch bemühte ich mich in Hoffnung auf eine Entwicklung aus dieſer Gährung, die mit dem Fortarbeiten ſelbſt eintreten würde, nach zwei ablehnenden Antworten von eingeſchüchterten Verlegern, um einen dritten, als plötzlich mein Mitredacteur, ein auflöſendes, ſophiſtiſches Naturell, deſſen praktiſche Talente ich ſehr überſchätzt hatte, mir erklärte, er könne mit mir, da ich nur Politiker, er aber Communiſt ſei, nicht weiter gemeinſchaftlich arbeiten. Vom September 1843 bis zum März 1844 hatte er dieſen Fortſchritt zum „craſſen Socialismus" zurückgelegt, gegen den er noch in ſeinem Briefe (Jahrbb. S. 37) ſich ſehr vernünftig ausließ.

Ich hätte nun auf einer neuen Baſis ein neues Journal herausgeben können; aber ich hätte es eine gute Weile allein ſchreiben müſſen, wenn ich es nach meinem Sinne haben wollte; und immer war der Erfolg, die Sammlung der nöthigen ſchriftſtelleriſchen Kräfte aus Deutſchland, um unſre Seite würdig zu vertreten, ſehr zweifelhaft. Die Deutſchen bilden ſo viel Partheien, als ſie Köpfe zählen, und die Niederlage der Oppoſition in der Literatur hat das Uebel noch ärger gemacht, vornehmlich durch den communiſtiſchen und ſophiſtiſchen (abſolut kritiſchen) Tollwurm, der Alles das zur Maxime erhebt, was von jeher für unverträglich mit dem Beſtande einer Parthei gegolten hat unter andern die Treuloſigkeit und die Zankſucht ſelbſt. Und erſt wenn das Fieber des „craſſen Socialismus" ausgetobt und die univerſell politiſche Richtung eine größere Menge tüchtiger Köpfe unter den Deutſchen ergriffen hat, wird das Project, eine Pariſer Revue mit den Franzoſen zuſammen zu gründen, wieder aufgenommen werden können. Dabei verſteht es ſich von ſelbſt, daß die Probleme der „Socialen“ einen ſehr weſentlichen Theil der Politik bilden würden.

Unterdeſſen werden auch die Franzoſen ihre Furcht vor unſerer gottloſen Philoſophie verloren haben. Theils bilden ſich entſprechende Richtungen unter ihnen, z. E. Herrn Comte's poſitive Philoſophie, d. h. das Syſtem der wirklichen Wiſſenſchaften, und die Humanitaires, wie ſie ſich in Dezami's Almanach ausſprechen, endlich gewinnt Voltaire immer mehr Boden in den untern Schichten der Geſellſchaft; theils neigt die Philoſophie am College de France in Quinet und Michelet, ja ſogar in der Couſinſchen Schule, die ihnen bei der Sorbonne gegenüberſteht zu demſelben Ausgang, den die deutſche Philoſophie genommen hat. So bereitet ſich die Möglichkeit einer literariſchen Gemeinſchaft auch außer dem politiſchen Gebiet, in der principiellen Region vor. Dies iſt ſehr wichtig. Denn die formelle Selbſtbeherrſchung und die wiſſenſchaftliche univerſelle Haltung, die ich in dem Plan zu den deutſch-franzöſiſchen Jahrbüchern vorſchlug, wird zu jedem künftigen Unternehmen der Art die Hauptbedingung bleiben. Paris aber iſt ein dankbarer Punkt. Der Plan verdient noch immer realiſirt zu werden, und da nur Geld und ein halbes Dutzend freier junger Männer dazu nöthig iſt, ſo gehört ſeine Ausführung durchaus nicht zu den Unmöglichkeiten. Ein ſolches Unternehmen iſt nicht blos ein oppoſitionelles. Selbſt wenn Deutſchland es zu derſelben Freiheit, wie Frankreich, bringt, bleibt dieſe Vermittlung beider Literaturen und ihr Ausgang von Paris eine ungemein wünſchenswerthe Sache; könnte ſie jetzt durchgeſetzt werden, ſo wäre es eine Eroberung, die kaum ihres Gleichen hätte und die man zum zweiten Mal zu verſuchen, ſich nicht gereuen laſſen dürfte.

Vielleicht ereignet es ſich, daß die Franzoſen von ihrer Seite die Deutſchen heranziehn. Die Revue indépendante ſteht uns am nächſten und es bedürfte nur einer geringen Modification ihrer Direction, um die deutſche Philoſophie mit der franzöſiſchen Freiheit in Staat und Literatur zu vereinigen. Ob es alsdann gerathen ſein würde, deutſche Originalbeiträge zu veröffentlichen oder Ueberſetzungen und Bearbeitungen deutſcher Einſendungen zu liefern, müßte von der Redaction nach ihren Mitteln und Verbindungen entſchieden werden. An einem Intereſſe des Publicums würde es weder für die eine, noch für die andre Form fehlen.

Unter den Deutſchen in Paris gehört Heine zu den talentvollſten. An einer periodiſchen deutſchen Publication in Paris nahm er das regſte Intereſſe. Er hat einen ſichern Tact für das befreiende Element einer philoſophiſchen Richtung, ohne eben ein tieferes Studium daraus zu machen. Proſaiſch kann er deshalb nicht nachhaltig wirken, in ſeinen Poeſieen dagegen iſt er nach Göthe der freiſte Deutſche. Allerdings vergreift er ſich hin und wieder, weil er von Feſſeln befrei'n will, die nur gelöſ't, nicht abgeworfen werden können. Keine Form der Poeſie braucht nöthiger die Feinheit und die Decenz, als die übermüthige Satire; man verzeiht ihr jeden Uebermuth, wenn ſie ihn mit Anſtand ausübt, man wendet ſich gegen ſie, ſobald ſie die Form verletzt. Vor ſeiner Reiſe nach Hamburg, als die „deutſch-franzöſiſchen Jahrbücher" eingingen, ließ Heine mehrere kleine Satiren in das tendenz- und bewußtloſe Blättchen „Vorwärts“ drucken und bemühte ſich, aus dieſer Publication etwas zu machen. Er gab in der That dadurch den Anſtoß zu den ſpäteren Schickſalen dieſes kleinen Freibeuters. Zuerſt bewog er mich, einen Brief an die „New-Yorker Schnellpoſt“, als ich ihn eben abſenden wollte, dem „Vorwärts“ mitzutheilen, und drang ſehr in mich, die Leitung des Blättchens zu übernehmen, ja, er wollte ſogar, wenn ich ein Gleiches thäte, zur neuen Begründung und Fortführung eine Summe beiſteuern. Sowohl die Vergangenheit des Blättchens, als auch ſeine wahrſcheinliche Zukunft, die ſchwerlich eine Wirkung über Paris hinaus verſprach, ließ mir die Sache als unpaſſend erſcheinen. Dagegen übernahm Bernays, der früher eine Zeitlang die Mannheimer Abendzeitung redigirt hatte, die Leitung des „Vorwärts“, er übernahm ſie, d. h. er hatte ſich auf eine merkwürdige Weiſe durch die ſtärkſten und directeſten Angriffe der urſprünglichen Redaction imponirt. Ich habe ſolche Erfolge, die gegen alle Kriegsregeln ſind, früher für unmöglich gehalten und eben deswegen eine Weile auch an fernere Eroberungen des kleinen regſamen Menſchen geglaubt. Dieſe waren aber von der niederſchlagendſten Art. Das Blatt wurde allerdings etwas, es wurde communiſtiſch; aber der Exceß und die Ohnmacht erſchienen unter ihm und dem ſpäteren Redactionscomite als der Charakter deſſelben, bis zuletzt die Herren Redacteure ihre Liebesabentheuer beſchrieben und aus der Aufrichtigkeit, mit welcher die armen Betrogenen bloßgeſtellt und bezeichnet wurden, eine „ſociale“ Maxime machten. Seltſamer Weiſe erhitzte ſich die deutſche Diplomatie wegen einiger Neckereien gegen hohe Häupter ſo ſehr, daß ſie es im Laufe des Jahrs 1844 zu einer Verurtheilung des Redacteurs und im Januar 1845 zu der bekannten Verweiſung von zwölf deutſchen Schriftſtellern aus Paris brachte.

Muß man ſonſt bedauern, daß die Franzoſen ſo ſchwer zu einer gründlichen Kenntniß unſerer Verhältniſſe und Literatur zu bringen ſind, ſo war es in dieſem Falle ein Vortheil, daß ſie die Blößen der deutſchen Schriftſteller in Paris nicht bemerkten und bei der Vertreibung ſich einfach an das Tyranniſche der Maßregel hielten. Hätten ſie die ganze Lage der Sache gekannt, ſie würden geſagt haben, die Tyrannei hat diesmal der guten Sache einen Dienſt geleiſtet, denn ſie hat die Blamage der extremen Oppoſition und ihre völlige Discreditirung zerſtört.

16.

Audienzen bei Lamennais und Louis Blanc.

Um Dich nicht zu ermüden, ſollte ich Dir billiger Weiſe zur Abwechslung wieder einmal eine Erzählung einſchieben. Ich will es thun. Die Vorfälle bei einigen Audienzen, welche ich mir erbat, um franzöſiſche Schriftſteller für die Jahrbücher zu gewinnen, gehören hieher.

Wir hielten es für möglich, Lamennais zu einem Briefe über unſern Plan zu bewegen und denſelben im erſten Heft mitzutheilen. Wir baten ihn um eine Audienz und er ſchrieb uns eine freundliche Antwort, die zugleich als Einlaß bei ihm dem Pförtner vorgezeigt werden ſollte. Er wohnt hinter der Madelaine in der ſchönen rue Tronchet, aber im ſechſten Stock. Als wir nach ihm fragten, hieß es, er ſei nicht zu Hauſe, und wir erinnerten uns noch zur rechten Zeit unſeres Billets, um unſere Reiſe, wie man in Paris mit Recht die Geſchäftsgänge nennt, nicht vergeblich gemacht zu haben.

Lamennais iſt ein kleiner hagerer alter Mann, der bei all ſeiner Ketzerei ſehr lebhaft an den Geiſtlichen erinnert; und ein entſchiedenes Docentenbewußtſein, welches an die Stelle des glühenden Predigerglaubens getreten iſt, mildert dieſen Eindruck nur, es löſcht ihn nicht aus.

Als er uns aufmerkſam angehört hatte, ſagte er: Sie werden bei uns nicht zum Ziele kommen. Sie mußten ſich an eine beſtimmte Parthei anſchließen, und ich wüßte Ihnen keine zu rathen, wie ich denn ſelbſt im Grunde zu keiner ganz mich bekennen könnte.

Wir bemerkten, er habe nur Frankreich, wir aber beide Nationen im Auge, und wenn auch er uns zurückweiſen wolle, wo man denn ein univerſelleres Freiheitsintereſſe ſuchen ſolle?

Dieſem Einwurf widerſtand er nicht, bat ſich unſer Programm aus und verſprach, ſich darüber in einem Briefe an die Redaction auszulaſſen.

Es iſt wahr, wir konnten eine wirkliche Mitwirkung von ihm nicht erwarten, und obgleich wir nichts weiter vorbrachten, als das Princip, die Wiſſenſchaft frei vom Glauben zu halten und in der ſittlichen Welt den Menſchen zum letzten Zweck zu erheben; ſo machte ihn doch ſchon das ſtutzig. Er gab zwar zu, daß auch er zu dieſem Reſultat gelange, aber vermuthlich auf einem ganz andern Wege als wir, und um uns zu verſtändigen, fügte er hinzu, „erlauben Sie mir ein wenig Metaphyſik".

Er trug uns nun in einer ſehr fließenden Vorleſung, die faſt zwei Stunden währte, ſeine Metaphyſik vor, die merkwürdiger Weiſe eine Art Religionsphiloſophie war und mit der althegelſchen Art zu philoſophiren die entſchiedenſte Aehnlichkeit hat. Die Conſtruction und der Inhalt der Trinität beſchäftigte ihn zuletzt, und wie ſie bei Hegel zu Momenten des dialektiſchen Proceſſes und der Gott zum Begriff wird, ſo wird bei Lamennais die Trinität zur égalité, fraternité und liberté. Die Dialektik iſt die Freiheit und dieſe Trinität iſt es nicht minder, freilich die eine deutſch-theoretiſch, die andere franzöſiſch-politiſch; wundern darf man ſich aber ſchon jetzt darüber, daß beide Männer ſich ſo viel mit den theologiſchen Masken herumſchlagen, während ſie ſich ihrer menſchlichen Geſichter ſehr wohl bewußt ſind und doch auch am

Ende nicht vermeiden können, ſie dem Publicum zu zeigen, wie ſie ſind.

Dazu kommt, daß beide nichts von einander wußten, als ſie gleichzeitig ähnliche Operationen mit den Dogmen vornahmen. Solche Richtungen gehn aus der Weltbewegung, an der ſich die Nationen betheiligen, hervor, ohne daß man ſpäter den gleichmäßigen Urſprung ſogleich erkennt. Die Conſtruction der religiöſen Dogmen iſt ſeither immer toller geworden; aber ſie hat das Intereſſe eingebüßt und der Erklärung und Vermenſchlichung der alten Vorſtellungsformen das Feld geräumt. Wir haben ſchon bemerkt, daß auch hieran beide Völker gleichzeitig arbeiten und zum großen Theil unabhängig von einander. Die beiden Literaturen durchdringen nämlich ſich bei weitem nicht in einem ſolchen Grade, daß jede Geiſtesſchwingung der einen in der andern ſogleich klar und deutlich empfunden würde.

Lamennais entließ uns mit dem wiederholten Verſprechen, uns über unſern Plan ausführlich zu ſchreiben; als er ihn geleſen hatte, kam er jedoch auf ſeine urſprüngliche Anſicht zurück und fügte nur noch hinzu, wir möchten uns erſt durch Thaten bewähren, um ſodann die gleichartigen Elemente der franzöſiſchen Welt anzuziehn.

Frankreich iſt dem Franzoſen die Welt, ſie iſt es zu ſehr; und Lamennais würde ſchwerlich in Hegels Religionsphiloſophie, wenn er ſie läſe, ein befreundetes Element erkennen.

Lamennais vereinigt das jugendliche Feuer mit den Bedenklichkeiten, die dem vorgerückten Alter eigen ſind. Er hielt eine neue Revolution für unvermeidlich; die Wirkungen der Freiheit durchdrängen zu ſehr das ganze Volksleben, als daß die dynaſtiſchen Illuſionen von einer Wiederherſtellung des alten Königthums daran nicht ſcheitern müßten; dennoch ſei es ſehr zu fürchten, daß auch die bevorſtehende Revolution wieder ſcheitere. Das Volk wiſſe zwar die Tyrannei zu ſtürzen, aber es ſei nicht vorbereitet auf die dauerhafte Einrichtung der Freiheit.

Auch mit der Jugend in der demokratiſchen Parthei war er nicht zufrieden; er drückt ſich ſehr ſtark aus über die Gährung aller der Elemente, die ihm fremd und widerwärtig entgegen kommen, obgleich ſelbſt die extremſten ihre Keime in ſeinen eignen

Schriſten, vornehmlich in den „Worten des Glaubens“ nachweiſen könnten.

Beſonders iſt ihm Louis Blanc mit ſeinen despotiſchen Gedanken, daß man unter Umſtänden der Dictatur bedürfe und keine abſolute Preßfreiheit geſtatten könne, ſehr wenig zu Sinn; und wirklich hat Lamennais gegen alle diejenigen Recht, welche die Freiheit durch das Regime der Tyrannei einzuüben gedenken und 1793 darin noch übertreffen, daß ſie die Dictatur nicht als Nothſtand, ſondern als dauernden Zuſtand zur Durchſetzung einer Doctrin im Auge haben.

Louis Blanc findet indeſſen für ſeine Dictaturmaximen wenig Anklang in der demokratiſchen Parthei; deſto mehr gilt er als einer der gewandteſten Schriftſteller und als ausgezeichneter Redner.

Wenn die Parthei eine Zukunft hat, ſo darf man an der ſeinigen nicht zweifeln. Dieſe Parthei iſt diejenige Fraction der republikaniſchen, welche vermittelſt der republikaniſchen Inſtitutionen die „Socialreform“ herbeiführen will, und Louis Blanc gehört zu den Schriftſtellern und Politikern, welche das „ſociale“ Element aus dem theoretiſchen Sektenleben in die politiſch-exiſtirende Region, den Journalismus, die Kammer u. ſ. w. und in die formelle und eingreifende Literatur aus den doctrinären und gelehrten Speichern einführen. Nächſt der George Sand iſt Louis Blanc in dieſer Arbeit der glücklichſte Autor.

Wie dieſe ganze Parthei, ſo iſt ſich auch Louis Blanc über die „Socialreform“ nicht klar. Man will nur die Intereſſen und Rechte des Volks, welches unter dem Mittelſtande, der Bourgeoiſie in Verlaſſenheit und Unterdrückung lebt; aber man will weder den Fourierismus, noch den Communismus und hat doch keine beſtimmte Anſicht, die man jenen Syſtemen gegenüberſtellen könnte. Nur darin hat man Recht gegen beide Sekten, daß man alle Reformen der menſchlichen Geſellſchaft als Reformen des Staats behandelt und die ſociale Sektirerei zu einer politiſchen Parthei zu erheben ſucht.

Die untern Schichten der Geſellſchaft in den Staat zu erheben durch das allgemeine Stimmrecht, und zum Zweck des Staats das Wohl Aller zu machen, das iſt es, was der demokratiſchen Parthei zunächſt als Aufgabe vorſchwebt. Sie ſchlägt der Revolution nicht ins Geſicht, wie die Fourieriſten, ſie hängt nicht all ihre Hoffnung an eine Unmöglichkeit, wie die Communiſten; ſie hat die Tradition der Revolution und den Inſtinkt der Freiheit, welcher alle franzöſiſchen Herzen durchzieht, für ſich. Aber ihr Programm iſt einigermaßen leer und formell. Wenn Alle ſtimmen dürfen und die Demokratie realiſirt iſt; nun ſo fragt es ſich, wofür werden ſie ſtimmen und wie weit wird ihre Einſicht reichen? Ohne Zweifel ſo weit und noch weiter vielleicht, als die Einſicht der nordamerikaniſchen Republikaner; aber wie wird man das Wohl Aller verſtehn, und wie es realiſiren?

Man iſt noch weit davon entfernt, die ökonomiſchen, die Erziehungsfragen und die religiöſen Schwierigkeiten (die den Geiſt hindern zu den directen Aufgaben der Menſchheit zu gelangen), kurz alle politiſchen Probleme, welche das öffentliche Leben in Frankreich hervortreibt, im Sinne des humanen Princips zu löſen. Das iſt der theoretiſche Mangel, an welchem die demokratiſche Parthei in allen ihren Organen, ſowohl in der Journaliſtik, als in den Werken der Einzelnen, empfindlich leidet. Gewinnt die Parthei den nöthigen theoretiſchen Inhalt und die geiſtigen Kräfte, wodurch ſich dieſer Mangel aufhebt, ſo gehört die

Zukunft ihr, denn ihr Princip iſt ohne allen Zweifel die Aufgabe der Geſchichte. In der Kammer wird ſie ſyſtematiſch nur von der äußerſten Linken, von Arago, Joly und Ledru-Rollin, zufällig etwa von Lamartine vertreten, in der Journaliſtik durch die „Reforme“ und die „Revue indépendante“. So werthvolle und eingreifende Sachen von Zeit zu Zeit in dieſen beiden Organen der politiſch avancirteſten Richtung erſchienen ſind; im Ganzen haben ſie Mühe ſich zu halten, und es iſt immer noch mehr die Hoffnung, als die Wirklichkeit von der ſie leben. Den genannten Notabilitäten iſt dieſe Lage ſehr wohl bekannt, um ſo höher muß man die Ausdauer ſchätzen, mit der ſie ihre Thätigkeit fortſetzen.

Wir kommen auf Louis Blanc zurück. Er geht in ſeiner Kritik der Gegenwart, welche ſich durch ſeine Geſchichte der zehn Jahre von 1830—1840 hindurchzieht, nicht über Fourier hinaus und findet hier, wie in ſeinem Büchelchen über die Organiſation der Arbeit den Grund alles Uebels in der freien Concurrenz; nur daß er, wie die demokratiſche Parthei, der er angehört, die beſtimmte politiſche Fehde gegen den ehemaligen dritten, jetzt einzigen, d. h. regierenden Stand, die Bourgeoiſie, erhebt, während dagegen Fourier die Civiliſation überhaupt angriff. Freilich iſt es nicht der ganze Mittelſtand oder die Bourgeoiſie im eigentlichen Verſtande, welche herrſcht; die Oppoſition gegen die Bourgeoiſie wird daher leicht eine zu weitgreifende Phraſe; und hierin liegt nicht zum geringſten Theil der Grund zu der Unpopularität, unter welcher die Parthei ſeufzt.

In ſeinen Erklärungen am Anfang und am Ende der zehn Jahre bezeichnet Louis Blanc uns ſehr deutlich dieſe Stellung und alle die Mängel, an der ſie leidet. „In der magiſchen Geſchichte Napoleons und des bewaffneten Volks ſcheint die Bourgeoiſie gänzlich von der Bühne zu verſchwinden. Wenn man jedoch ſchärfer hinblickt, wird man gewahr, daß in Sachen des Handels, der Induſtrie, der Finanzen Napoleon das Werk der conſtituirenden Verſammlung fortgeſetzt hat. Die im Princip des Gewährenlaſſens verborgene Tyrannei hat er aufrecht erhalten und befeſtigt. Er hat das Princip der Theilung des Eigenthums geheiligt. Er hat nichts gethan, um den individuellen Credit durch den des Staats zu erſetzen. Mit Einem Wort, er hat alles das befeſtigt, was heute die Grundlage der Bourgeoiſie-Herrſchaft iſt.“

Louis Blanc hält offenbar ein einziges ungetheiltes Staatseigenthum und eine gleiche Betheiligung Aller dabei für das Richtige; die Herrſchaft aber, welche durch den Privatcredit und das große Privateigenthum erzeugt wird, für die aufzuhebende Tyrannei.

Dies iſt der deutlichſte Ausdruck der politiſch-ökonomiſchen Oppoſition; es iſt zugleich die ſchärfſte Hervorhebung ihrer Schwierigkeit: wie nämlich iſt die gleiche Betheiligung am Staatsvermögen zu erreichen? Würde nichts weiter verlangt, als die Sicherung jedes Einzelnen im allgemeinen Vermögen, ſo wäre die Aufgabe immer noch ſchwierig genug, aber doch nicht gleich logiſch unmöglich gemacht.

Durch die Vorrede zu der Ueberſetzung ſeines Werkes von G. Fink, welche im Literariſchen Comptoir in Zürich erſchienen iſt, kam ich mit ihm in näheren Verkehr. Ein Bekannter von mir hatte ſie überſetzt; wir beſuchten ihn, und er hörte die ganze kleine Abhandlung, die ſich viel weniger auf ſein Buch, als auf die deutſche Politik bezieht, mit großer Geduld zu Ende. Als die Vorleſung beendigt war und wir ihn um ſein Urtheil fragten, ſagte er: „Ihr Aufſatz iſt reich von ſchönen Sachen, aber ſehr gelehrt und unendlich lang! In Frankreich lieſ't ſo etwas Anſtrengendes nur der Proletarier und der Gelehrte, und wo finden Sie ein Organ, um es dieſen beiden Arten von Leſern vorzulegen? Vielleicht, aber auch nur vielleicht in der Revue indépendante. Machen Sie den Verſuch." Der Verſuch mißlang. Zugleich verſprach er einen Aufſatz über die intellectuelle Allianz mit Deutſchland, wovon in meiner Vorrede die Rede war, für das deutſch-franzöſiſche Journal, vor dem ich ihm den Plan mittheilte. Dieſer Aufſatz erſchien ſpäter in der Revue indépendante und enthielt die beſtimmteſten Erklärungen gegen die neudeutſche gottloſe Philoſophie. Louis Blanc beantwortet die Frage nach der Autonomie oder Heteronomie der Welt etwas brüsk mit ſeinem eignen Bedürfniß nach einem perſönlichen Gott, den man ſich übrigens nach Belieben mit oder ohne Bart denken könne, denken aber müſſe man ihn. Unſre Frommen werden von dieſer Frömmigkeit nicht ſehr erbaut ſein; und ſie werden ſehr Recht haben. Die Metaphyſik aller jetzigen Deiſten unter den Franzoſen, die bei der fixen Idee von Urſache und Wirkung angekommen iſt, kann eines ſchönen Morgens zu der weiteren Kategorie der causa sui, oder dem Weſen, welches ſeinen Grund in ſich ſelbſt hat, fortgehn; und es iſt dann ſehr wahrſcheinlich, daß die gottloſen Franzoſen die Welt darunter verſtehn werden, weil ſie dieſe zunächſt unter Händen haben.

Louis Blanc wird die Geſchichte der großen Revolution ſchreiben. Er wird ſie, wie es heißt, in Oppoſition mit Thiers und aus dem Standpunkte Robespierre's ſchreiben; aber er wird Robespierre viel von ſeinen Intentionen leihen, wenn er einmal mit ihm zufrieden ſein will. Die Dictatur, der politiſch nothwendige Gott, das Volk der Zweck und die Verfügungen von Staatswegen über Alles zum allgemeinen Wohl ſind ohne Zweifel die Anknüpfungspunkte. Es wäre aber für die Franzoſen eben ſo nützlich, ihnen die Verehrung vor Robespierre, als die vor Napoleon zu nehmen; und Thiers hat in der Dialektik, an der ſeine revolutionären Größen untergehn, mehr hiſtoriſche Weisheit entwickelt, als in ſeinem Syſtem politiſche: Thiers Hiſtorie der Revolution iſt daher ſchwerer anzugreifen, als ſeine Politik.

Uebrigens iſt Louis Blanc noch jung und bildungsfähig; die Arbeit ſelbſt wird ihn vielleicht auch über Robespierre hinausbringen zum großen Nutzen für ſein Werk und ſeine Parthei. Er hat das Talent, ſich vor einem großen Publicum gerecht zu machen, und ich geſtehe gern, ich habe mir ſeinen Vorwurf: trop serieux et infiniment long, was wir Deutſche faſt immer ſind, ernſtlich zu Herzen genommen; das Publikum mag entſcheiden, ob mit Erfolg.

17.

Victor Schölcher und ſeine Schriften über die Antillen.

Die freiſte Bildung unſerer Zeit iſt nicht die, welche bei der Empörung gegen die Vorzeit und ihre Götzen ſtehn bleibt, ſondern die Ausprägung des eignen humanen Gehaltes in Sitten, Kunſtwerken und Thaten. Göthe's Humanität hat die Kritik des 18ten Jahrhunderts hinter ſich, ſein Griechenthum den Kampf mit den Griechen oder vielmehr mit den Drachen, die ihre Schätze hüten, und ſeine Poeſieen, ſo ſehr ſie auch mit dem Zopfweſen ſeiner Zeit kämpfen, treten nicht polemiſch oder ſatyriſch auf, ſie verbreiten lebendige Bilder einer neuen Welt in die alte. Dies Verfahren läßt den Kampf nicht liegen, im Gegentheil, es benutzt den Sieg, es ſchließt das Intereſſe gegen den Feind nicht aus, es ſchließt den Kampf ſogar ein, läßt aber mehr den Künſtler, den Geſchichtſchreiber, den Beobachter als den Partheimann hervortreten. Es giebt wenig Franzoſen, welche die Revolution ſo zur Grundlage machten, wie Göthe das 18te Jahrhundert, es giebt überhaupt ſehr wenig Schriftſteller, welche über der Revolution nicht die Humanität des 18ten Jahrhunderts vergäßen; und Paris verſtimmte mich faſt, als ich hier, ſelbſt unter den vorgerückteſten Männern ſo viel nationales und religiöſes Nebelweſen entdeckte. Von Talenten, wie Eugen Sue, der in ſeiner Bildung nichts als ein gottſeliger deutſcher Bedienter iſt, nicht zu reden, ſo iſt z. B. die George Sand religiös und romantiſch umnebelt und der Klarheit des 18ten Jahrhunderts ſo abgeneigt, wie der Kälte, dem Unpoetiſchen, dem Herzloſen. So kommt die Quelle ihrer Freiheit und ihrer herzerhebenden Größe vielen Franzoſen jetzt vor, und ſie preiſen ſich glücklich dieſe Zeit überſtanden zu haben, ohne ſie zu verſtehn.

Einer von den wenigen Männern, welche das 18te Jahrhundert und die ganze politiſche Emancipation zugleich zur Grundlage machen, ein ruhiger, plaſtiſcher Charakter, eine wahrhaft humane Geſtalt iſt Victor Schölcher, einer der Notabilitäten der social-demokratiſchen Parthei. Schölchers Name und Abſtammung iſt deutſch; er ſelbſt iſt es nicht. Unſre Sprache iſt ihm fremd; er wuchs in Paris auf, wohin ſein Vater aus dem Elſaß eingewandert war. Unabhängig durch ein anſehnliches Vermögen lebt er ganz der Wiſſenſchaft und der Freiheit. Seine Reiſen nach den Antillen und im vorigen Winter nach dem Orient, und ſeine Werke „über die franzöſiſchen, die fremden Colonieen und Haiti" haben ihn zu einer Autorität in der Sklavenfrage gemacht. Dieſe Sache iſt für ihn nicht eine Specialität: die Sklavenfrage iſt die Freiheitsfrage und das ethiſche ſowohl, als das theoretiſche Intereſſe ein ganz allgemeines. Schon Alexander Humboldt, den Schölcher anführt, faßt die Sache ſo: „die Schriften von Las Caſas, ſagt er, ſchließen alles das in ſich, was in neuſter Zeit gegen die Befreiung der ſchwarzen und weißen Sklaven in beiden Welten eingewendet worden iſt. Die langen

Streitigkeiten über die Abſchaffung der Negerſklaverei, über die Freilaſſung der Leibeigenen, und über die allgemeine Verbeſſerung des Zuſtandes der arbeitenden Klaſſen bieten immer daſſelbe traurige eintönige Gemälde dar von dem Kampf der Intereſſen, der Leidenſchaften und des Elends der Menſchen." Nun hat aber die Sklavenfrage durch die engliſchen Philanthropen eine friedliche Löſung erhalten, die ungemein lehrreich iſt, und wodurch die freien Neger der engliſchen Colonieen zwiſchen die revolutionär-befreiten Schwarzen von Haiti und die Sklaven der ſpaniſchen und franzöſiſchen Colonieen treten. Die engliſchen Philanthropen waren allerdings durch die Religion mit den Negern der engliſchen Colonieen, die von proteſtantiſchen Miſſionären bekehrt und mit ihnen zugleich von den Pflanzern gemißhandelt wurden, in ein näheres Verhältniß getreten, als aus der bloßen Sympathie mit unbekannten Menſchen jenſeits des Weltmeers entſpringt, es war ein Parthei- und Sektenintereſſe vorhanden; aber das Recht des Menſchen ſchlechthin, der kein Sklave ſein darf, blieb doch immer der Grundton des Philanthropismus. Seitdem iſt die ſocialiſtiſche Schule und die furchtbare Entwickelung der induſtriellen Sklaverei in England (man vergleiche die Londner Spaziergänge der Triſtan, Eugen Buret über das Elend der arbeitenden Klaſſen in Frankreich und England und Engels die arbeitenden Klaſſen in England) dazu gekommen, und die Frage der Sympathie, der Religion und der Humanität eine Frage des unmittelbaren Intereſſes, ja, der unmittelbaren Noth geworden. Die Emancipationsfrage hat ſich von den Colonieen in das Mutterland verpflanzt, und die Vorgänge auf den Antillen nehmen nun den Charakter theils eines bloßen Vorſpiels, theils eines warnenden Beiſpiels an. Haiti z. B. zeigt um 1789 eine ſchwindelnde Höhe der Boden- und Fabrikcultur, des Luxus und des Handels, alles in kurzer Zeit durch Sklavenarbeit hervorgebracht, und dann durch die Grauſamkeit und Rohheit der Pflanzer und ihres Gehülfen des Henkers Napoleon, als ſie die Sklaverei wieder herſtellen wollten, einen Rückfall faſt bis zur Verwilderung. Erſt das verwüſtete Haiti ſollten die armen Befreiten erben.

Schölcher iſt Socialiſt, Republikaner und von der Religion emancipirt. Wir haben daher in ſeiner Auffaſſung jener Verhältniſſe eine ganz freie. Die Darſtellung iſt einfach, klar und ſo objectiv, daß ſeine eigne Meinung, obgleich er ſie nirgends verhehlt, nie ſtörend eingreift, ſondern überall aus den Thatſachen hervorſpringt. Die klaſſiſche Ruhe ſeiner Schriften iſt ein treues Bild ſeiner perſönlichen Erſcheinung; und wenn die Ruhe, die methodiſche Feſtigkeit, der Ernſt und die Gründlichkeit deutſche Tugenden ſind, ſo macht Schölcher ſeinem Urſprunge Ehre, während die gebildete Form und das große, freie Intereſſe, der humane Beruf und die freie Bewegung in ihm die edlen Producte Frankreichs und ſeiner Hauptſtadt ſind.

Schölcher iſt ein großer, ſchöner Mann, von einnehmendem Weſen, entſchieden, aber mild, kein Philoſoph, aber klar, kein Enthuſiaſt und dennoch ganz und ohne Rückhalt Republikaner. Aber er hat viele Fehler ſeiner Parthei, auch ganz abgeſehn von ihrer religiöſen Unklarheit, abgelegt. Weder haßt er die Engländer, noch liebt er Napoleon; weder die despotiſchen Menſchheitsbeglücker, noch die humanen Kopfabſchneider ſind ſeine Leute; und wenn er für die Gleichheit der Menſchen iſt, ſo findet er keinen Geſchmack an der Gleichheit unter dem eiſernen Joch eines Syſtems, das die Freiheit ignorirt, ſondern nur an der gleichen Achtung der freien und humanen Perſönlichkeiten, deren Erzeugung in allen Verhältniſſen der menſchlichen Geſellſchaft obliegt. Er beträgt ſich mit unerſchütterlicher Feſtigkeit nach dieſer Maxime und hat nicht, wie das ſo leicht in der unterdrückten Parthei vorkommt, den Hang zu einem gewaltſamen Verfahren und zu dem Axiom: Rohheit gegen Rohheit, Tyrannei gegen Tyrannei! obgleich er ſehr gut weiß, daß die Eroberungen und Uebergänge nicht mit der Sammtbürſte gemacht werden. Eben ſo ſehr wie gegen den Deſpotismus im Namen der Freiheit, iſt er gegen die Willkür, die man jetzt grade von den Socialiſten in der Form von Anarchie und Prophetenthum viel anpreiſen hört; er ſchickt ſich in die Majorität ſelbſt mit dem Bewußtſein, ihr in der religiöſen Frage, in der Stellung zu England, in ſeinem Urtheil über Napoleon und 1793 — und auf beides kommt gegenwärtig ſehr viel an — voraus zu ſein. Wäre die ganze Parthei der „Reforme" zu der Freiheit und Humanität, wie Schölcher gelangt, und ſobald ſie dahin gelangte, ſo wäre ſie in Wahrheit das, was ſie jetzt noch erſt werden will.

Ich beſuchte ihn einmal zur Zeit, als die Jeſuiten- und Erziehungsfrage in der Schweiz heftig diſcutirt wurde mit einem Freunde, dem der Unterſchied von Willkür und Freiheit, wie Allen, die nur den Inſtinkt, nicht die Logik des Republikanismus haben, bisweilen läſtig wurde. Sie werden zur Willkür verleitet, weil die wahre Willkür, die Wahl der vernünftigen Intelligenz oder die vernünftige Selbſtbeſtimmung allerdings die Bedingung aller Freiheit iſt.

„Wenn die Luzerner Bauern, ſagte er, die Jeſuiten wollen, ſo hat man kein Recht, ſie ihnen zu nehmen; wenn ich mein Kind von den Jeſuiten erziehen laſſen will, ſo muß es mir freiſtehn, oder der Staat iſt eine Tyrannei.“

Weder der Wille der Luzerner Bauern, noch Ihr väterliches Belieben iſt die Freiheit, antwortete ihm Schölcher.

„Und was iſt denn die Freiheit?“

Sie ſind Philoſoph, ſagte Schölcher zu mir, darauf müſſen Sie antworten. Ich denke, wir geben weder unſre Wiſſenſchaft, noch unſre Cultur auf, wenn die Jeſuiten und die Bauern es für gut finden.

Gewiß nicht, fuhr ich fort, denn die Freiheit iſt ja die vernünftige Welt und der vernünftige Menſch; weder ein Kind mit ſeinen Launen, noch ein Bauer mit ſeinen vorweltlichen Einfällen, noch ein Jeſuit mit ſeinem Widerſpruch gegen die Geſchichte, noch ein Vater mit jeſuitiſchen Gelüſten ſind frei. Alle dieſe haben kein Recht, ſich gegen die Wiſſenſchaft und Bildung unſrer Zeit aufzulehnen. Ein Geſetz aber, welches dieſe Bildung von allen Bürgern forderte, wäre nichts als der Ausdruck der Freiheit. Wo freilich die Aufklärung noch nicht in den Geſetzen iſt, da mag es nöthig ſein, daß man ſich mit den Jeſuiten und ihrem Anhang herumſchlägt; wo aber die Welt vernünftig organiſirt iſt, da darf niemand ſein Kind weder zur Rohheit, noch zur Oppoſition gegen die Aufklärung erziehn laſſen. Eben daß die Einzelnen dies nicht dürfen, beweiſ't, daß die Freiheit eine Realität iſt.

„Sie wollen alſo die Aufklärung, nennen Sie ſie nun Vernunft oder Atheismus oder Proteſtantismus oder Wiſſenſchaft, gleichviel, zum Princip machen und jeden dazu zwingen, der unter Ihren Geſetzen lebt? Iſt das Freiheit? Iſt das nicht das baare Gegentheil davon?" erwiederte unſer Gegner.

Aber nein, ſagte Schölcher. Sie vergeſſen ja, daß die Vernunft das Geſetz Aller iſt und daß die, welche ſich ihm nicht entziehn, der hiſtoriſchen Fortbildung der Menſchen Recht geben müſſen. Dieſer Zwang, der Zwang der Vernunft, oder der Fortbildung und Aufklärung der Menſchheit, iſt nicht zu vermeiden, ſo wie Sie nicht ſagen können, daß fünf gerade ſei.

„Nun dann giebt es keine Freiheit,“ ſagte jener.

Nein, in Ihrem Sinne nicht, antwortete Schölcher. Die Freiheit iſt das Product der Geſchichte und der Ausdruck der menſchlichen Bildung. Die Freiheit iſt ein logiſcher Zwang, den man darum nicht als Zwang empfindet, weil er die Befriedigung unſerer vernünftigen Natur und die Genugthuung ihrer Entwickelung iſt. Wer ſich gegen die allgemein gewordene Wahrheit ſträubt, den kann kein Menſch befrein. Sträubt man ſich alſo gegen die Entdeckung z. E. der Wahrheit, daß fünf nicht gerade ſei, und empfindet in der allgemeinen Anerkennung derſelben ein fremdes Zwangsgeſetz, ſo iſt man freilich nicht frei, ſo wenig, als es die Jeſuiten und die Luzerner Bauern ſind. So lange ſolche Capricen unſchuldig bleiben, iſt nichts einzuwenden, ſobald ſie aber weſentlichere Dinge betreffen und, alsdann die Welt nach ſich einrichten und wieder zu ihrer Einfalt zurückſchrauben wollen, ſo iſt der Krieg unvermeidlich.

„Krieg? alſo Sie appelliren mit all Ihrer Vernunft und Humanität doch wieder an die rohe Gewalt und an das Argument der Kanonen?“

Die Gewalt iſt nicht roh, welche die Rohheit aufhebt, erwiederte ich, während es umgekehrt eine ſchmähliche Rohheit des Gemüths wäre, wenn man der ſyſtematiſchen Verderbniß der Menſchheit durch die Reaction ohne Empörung und Krieg ihren Lauf laſſen wollte.

„Ja, Sie haben Recht, rief hier unſer Gegner aus; es kommt auf den Inhalt an; ſonſt dürfte man keine Idee mit dem Degen in der Fauſt durchführen.“

Dieſer Ausgang unſers Jeſuitenkriegs erregte große Heiterkeit, und einer der Anweſenden bemerkte, „bei dem Degen erinnert unſer Freund ſich jedesmal, daß man ihn unter Umſtänden ziehn darf, während er das Recht der brutaleren Kanonen immer noch erſt bewieſen haben will.“

Schölchers Schriften über die Antillen ſollten auch in Deutſchland beachtet werden; obgleich wir keine

Colonieen beſitzen, ſo haben wir doch genug zu emancipiren und vor allen Dingen den einfachen Satz zu lernen, daß Reichthum, Luxus und Pracht auf einem andern Wege als auf dem der Sklaverei vieler Millionen zu ſuchen ſind oder, wenn es ſein muß, mit allem Reichthum der Erde die Freiheit nie zu theuer erkauft wird.

In Frankreich giebt es Vertheidiger der Sklaverei, wie bei uns der patriarchaliſchen Leibeigenſchaft, und beſonders ſeit die Concurrenz von allen Seiten angegriffen und das traurige Loos des armen, freigelaſſenen und verlaſſenen Arbeiters hervorgehoben iſt, hat die Reaction die Stirn zu behaupten, der Sklave in Amerika ſei beſſer daran, als der Proletarier in Europa. Sie hat vergeſſen, was Mirabeau den Creolen antwortete, die das Glück der Sklaven prieſen: „Warum fürchtet ihr denn die Abſchaffung der Sklaverei? Wenn die Sklaven ihre alte Lage der neuen vorziehn, ſo werden ſie freiwillig zu euch zurückkehren.“ Und Schölcher ſagt ſehr richtig: „Fragt jede Mutter, was ſie für ihr Kind wähle. Die Creolen ſagen: die Schwarzen verlangen keine Freiheit; aber ſie belohnen große Dienſte mit Freilaſſung und müſſen alle ihre Kähne bewachen, damit die Neger nicht auf die engliſchen Inſeln entfliehn, weit übers Meer und mit der entſchiedenſten Lebensgefahr. Aber es iſt wahr, die Sklaverei entwürdigt den Menſchen: die Neger halten die Weißen für höhere Weſen, für die natürlichen Herren und ſich für die natürlichen Diener. Sie verlieren durch die Sklaverei das Selbſtgefühl. Ebenſo iſt es ja mit den weißen Sklaven z. B. in Rußland. Ein ruſſiſcher Herr begehrte die Liebe ſeiner Leibeignen. Sie flieht. Er ſchickt zwei andre auf ihre Verfolgung; ſie bringen ſie zurück und wer waren dieſe Beiden? Der Bruder und der Verlobte des Opfers." — Es iſt ſehr ſchwer, daß der Menſch ſich über ſeine Verhältniſſe erhebt, ſind doch die Deutſchen nicht einmal im Stande ſich politiſch zu emancipiren! um ſo mehr muß man die Neger bewundern, die während der ganzen Zeit der Sklaverei auf allen Inſeln und auf dem Feſtlande, auf St. Domingo im Gebirge Neyba, in Jamaica auf den blauen Bergen förmliche Staaten von Flüchtlingen (Maronen) bildeten. Die freien Republiken der geflüchteten Neger an der Grenze von Guiana führten glückliche Kriege mit den Holländern und machten einmal zur Vergeltung gefangene Holländer bei ſich zu Sklaven; und die Maronen auf St. Domingo waren die Befreier ihrer Brüder.

Die Neger leben als Sklaven im Concubinat, aber Schölcher belegt es mit vielen Beiſpielen, wie heilig ſie ihr Verhältniß und überhaupt die Blutsverwandtſchaft halten. Er zeigt uns die Intelligenz und natürliche Gutmüthigkeit der Schwarzen im vortheilhafteſten Lichte; aber auch die unerhörte Erniedrigung, Verderbniß und Brutalität, in die Herren und Sklaven zugleich durch dies ſchmähliche Verhältniß geſtürzt werden; und ſagt den Creolen, ſeinen Gaſtfreunden auf den franzöſiſchen Inſeln, ganz unverholen: „Jede Empörung der Sklaven iſt in meinen Augen nicht nur gerecht, ſondern auch ehrenwerth. Der Sklave, der ſeine Ketten bricht, um welchen Preis es auch ſei, hebt eine Ungerechtigkeit auf und ehrt die allgemeine Sittlichkeit, die in der Unterjochung ſeiner Perſon total verletzt war."

Die Engländer haben ihre Neger emancipirt; die Dänen bereiten die Emancipation entſchieden vor; aber die Franzoſen, wenn ſie auch Napoleons verabſcheuungswürdige Maxime, den Negern unauflösliche Ketten zu ſchmieden, aufgegeben haben, verzögern dennoch von Jahr zu Jahr die Maßregel der Befreiung. Sie fürchten für ihren Handel und führen das Beiſpiel von Jamaica an, deſſen Production um die Hälfte geſchwunden iſt, ſeit die Sklavenarbeit aufhört.

Schölcher beweiſ't, daß hieran niemand anders, als die Coloniſten auf Jamaica ſelbſt ſchuld ſind, die bei der allmälig eintretenden Befreiung die Uebergangszeit bis zur gänzlichen Emancipation der Neger aufs Grauſamſte mißbrauchten, und ſchließlich entſchieden feindlich mit ihnen aus einander gingen. Wer nur irgend konnte, kehrte nicht zur Hacke des Herrn zurück, und es entſtanden ganze Dörfer von kleinen freien Eigenthümern unter der Begünſtigung der Miſſionäre und Philanthropen.

Hieraus entwickelte ſich der bekannte Mangel an Arbeitern auf den Fabrikgehöften von Jamaica, und das engliſche Gouvernement kam auf den Gedanken, den Sklavenhandel ſo ungefähr zu erneuern durch „die freie Einwanderung" der Befreiten von den Sklavenſchiffen u. ſ. w. Hier iſt nun Schölcher keineswegs für die Engländer und fordert Frankreich auf, dieſen neuen officiellen Sklavenhandel, unter welcher Form es auch ſei, zu hindern.

Was hat nun die engliſche Regierung im Auge, wenn ſie Jamaica auf dieſe Weiſe aufhelfen will? Den Uebelſtand, daß dort die Arbeit theurer und die Arbeiter glücklicher geworden ſind. Iſt dies ein Unglück? Und Schölcher ruft aus: „Da die politiſche Weisheit in Europa dahin gekommen iſt, uns vierzig Arbeiter, die Hungers ſterben, auf Einen Fabrikanten, der in Caroſſen fährt, zu geben; ſo wollen wir vergnügt ſein, daß in Jamaica der Bauer nicht von der Gnade des Gutsherrn und Fabrikbeſitzers abhängt.“ Die Antillen ſind die glücklichſten Länder der Welt. Sie bringen von ſelbſt hervor, was der Menſch braucht, und dennoch ſind die Schwarzen alle ohne Ausnahme der Arbeit treu geblieben, nur freilich, ſo viel ſie konnten, für ſich ſelbſt. Rechnet man, ſagt Schölcher, die Producte der kleinen Freien und den durch ſie geſteigerten Verbrauch im Lande ſelbſt, ſo bringt Jamaica noch immer zwei Drittel von dem hervor, was es vor der Befreiung leiſtete. Die franzöſiſchen Creolen aber ſchreien, da ſeht ihrs (und ſie finden Gehör damit), wenn ihr die Neger emancipirt, ſo arbeiten ſie nicht:

„Es ſcheint ihnen gerecht, ſagt Schölcher, die Menſchen als Sklaven zu behalten, weil dieſe Menſchen in der Freiheit keinen Zucker machen würden.“

Schölcher behauptet, das Klima der Antillen ſei durchaus geſund für jeden, der nur mäßig und vernünftig lebe, und es würde das Beſte ſein, durch europäiſche Einwanderer, die ihre Rechte beſſer als die Neger zu wahren wüßten, den liegenden Fabriken der Zuckerpflanzungen wieder aufzuhelfen. Vielleicht iſt es noch beſſer, ſie liegen zu laſſen, bis ſich die Sache von ſelbſt wieder ausgleicht. Mit Proclamirung der Antheilswirthſchaft könnte jeder verlegene Pflanzer gewiß Arme genug finden; denn die Arbeiter haben ſich ihm ja blos entzogen, weil ſie bei ſeiner Arbeit ihre Rechnung nicht fanden, oder nicht für ſich arbeiten konnten. Statt ſich aber der Gerechtigkeit zuzuwenden, denken die Pflanzer von Jamaica nur darauf, ſich neue Sklaven zu verſchaffen, und Lord Palmerſton, der edle Whig, hat ihnen in dieſem noblen Verlangen gewillfahrt.

Um übrigens zu beweiſen, daß Jamaica an ſeiner jetzigen Lage ſelbſt ſchuld iſt, kommt Schölchern die kleine Inſel Antigua trefflich zu Statten. Als hier die Parlamentsacte über die Aufhebung der Sklaverei ankam, fand ein vernünftiger Gutsbeſitzer, Salvage Martin, die vielen Uebelſtände, die in der feſtgeſetzten Uebergangszeit lägen, müſſe man durch unmittelbare gänzliche Freilaſſung beſeitigen, und wenn einmal, ſagte er, das Recht der Neger auf Freiheit verkündigt worden, iſt es ein Verbrechen, ſie ihnen länger vorzuenthalten. Er trug ſeine Meinung einem Freunde und dieſer der geſetzgebenden Verſammlung vor; es gab eine große Aufregung, aber die Wahrheit drang endlich durch; und man hatte das erfreulichſte Reſultat, das ſich denken läßt.

Die Befreiung ging ohne alle Erſchütterung vor ſich; das Verhältniß der Weißen und Schwarzen hat ſich nur verbeſſert, die Arbeit ſich geſteigert, die Production ſich vermehrt, die Verbrechen ſich verringert, die Strafen ſich bis zu einem ſelbſt in Europa unerhörten Grade humaniſirt; und alles dies in Folge des Einen freien und vernünftigen Entſchluſſes, der Gerechtigkeit ganz und augenblicklich zu gehorchen.

Bei Gelegenheit der humaniſirten Geſetzgebung und Strafmethode auf Antigua, ſagt Schölcher: „Man weiß jetzt durch die Philanthropen, daß das

Geſetz den Schuldigen nicht ſtrafen, ſondern beſſern ſoll. Iſt ein Menſch ein Verbrecher, ſo iſt er es aus Irrthum, man muß ihm alſo ſeinen Irrthum zeigen, nicht ihn brutal züchtigen, und iſt dieſer Satz wahr, ſo iſt dem Verbrecher den Kopf abſchneiden mehr als ein Act der Barbarei, es iſt ein Act der Dummheit.“

Schölcher iſt nach der Erfahrung auf Antigua für die unmittelbare und gänzliche Abſchaffung der Sklaverei, und hat den franzöſiſchen Kammern dies jedesmal, wenn die Frage wiederkehrte, aber leider bis jetzt vergeblich zu Gemüthe geführt.

Immer werden es aber zuletzt die Neger ſein, welche mit harter Arbeit und furchtbaren Leiden dieſe ſchönen Länder erwerben und wo ſie am grauſamſten leiden, dort am erſten. Auf Jamaica hat der Druck ſie weiter gebracht, als auf Antigua die Milde; die furchtbaren Kataſtrophen von Haiti haben die ganze Inſel, dieſes Paradies der Welt, in ihren Beſitz gebracht. Sie wiſſen ihn nicht zu benutzen? Man ſagt es. Schölcher iſt andrer Meinung, und wenn ſie es nicht wüßten, ſie ſind frei, und beſſer ein Wilder in der Freiheit, als ein Sklave in der Civiliſation.

Ich geſtehe es, erſt durch Schölcher habe ich den neuſten Verlauf der Haitiſchen Angelegenheiten verſtanden und die unwiſſende Verzweiflung an den Schwarzen aufgegeben. Schölcher giebt uns die Gewißheit, und die neuſten Ereigniſſe beſtätigen ſeine Anſicht, daß die Civiliſation auch ohne die Europäer ſich wieder ermannen wird, ſeitdem in der Regierung die ächten Neger an die Stelle der Mulatten getreten ſind.

Die Gewalt iſt der Typus, den die Geſchichte dieſer Inſel ſeit der Entdeckung durch die Europäer annimmt. Das idylliſche Volk der Indianer wurde vertilgt. Die Flibuſtier nehmen die Inſel ein. Dieſer Antheil wird der franzöſiſche. Man ſchickt ihnen Weiber aus dem loſen Volk von Paris, über welches die Polizei disponirte. Erſt 1728, wo die Inſel förmlich Domaine des Staats wird, beginnt hier der afrikaniſche Sklavenhandel. Domingo hebt ſich durch den ruchloſeſten Verbrauch von Menſchen ſo ſehr, daß es 1789 mit 700,000 Sklaven die Producte für zwei Drittel des ganzen auswärtigen Handels von Frankreich hervorbringt. Ein mäßig alter Mann hat den Anfang und das Ende dieſes Flors ſehn können.

Aus einem Zeitgenoſſen der Blüthe dieſer menſchenmörderiſchen Civiliſation führt Schölcher an: „Jeder franzöſiſche Coloniſt lebt wie ein Fürſt auf ſeinem Gut in einem prächtigen Hauſe, geziert mit Geräthen, die viel ſchöner ſind, als wir ſie in den Paläſten unſrer Gouverneurs finden; ſie führen einen reicheren Tiſch, als unſre Großen, ihre Alcoven und Zimmer ſind herrlich überſpannt und mit reich überzogenen Betten für ihre Freunde oder für Reiſende verſehn. Barbiere und Perrückenmacher ſtehn zu ihren Dienſten und ordnen ihre Toilette. Dazu haben ſie drei oder vier Kutſchen, mit denen ſie ſich zu einander begeben und ins Schauſpiel der nächſten Stadt fahren, wo ſie dann zuſammenkommen, üppig leben und ſich von den Neuigkeiten aus Europa unterhalten."

Außer dieſen Pflanzern gab es kleine Weiße, Mulatten und Schwarze. Die Mulatten ſind freigelaſſene Sprößlinge der Pflanzer und beſitzen beim Ausbruch der Revolution ein Drittel des beweglichen und ein Viertel des unbeweglichen Werthes der Inſel. Die Revolution bewegt die vier Klaſſen im verſchiedenſten Sinn.

Die Herren von Land und Leuten verſtanden wie überall, ſo auch hier, unter Freiheit nur Unabhängigkeit (vom Mutterlande), nur die blieb ihnen zu wünſchen übrig.

Die kleinen Weißen verſtanden unter Freiheit die Gleichheit (mit den Großen), das Wort des Bürgers: ſie wollen nicht nur einige, ſondern alle politiſchen Rechte.

Die Mulatten, die ſich excludirt fühlten, verlangten überhaupt politiſche Rechte. Sie waren nur bürgerlich frei, wie jetzt die Preußen.

Die Schwarzen endlich lernten bei dieſer Gelegenheit das Wort des Sklaven, die Freiheit im prägnanten und eigentlichen Sinn, ausſprechen. Sie beſannen ſich zu Menſchen. Man hatte ſie bisher in einem ſo viehiſchen Zuſtande erhalten, daß ſie die Freiheit weder zu wünſchen, noch zu denken wagten. „In ihrem Herzen liegt die menſchliche Würde im tiefſten Schlaf und erwacht erſt bei dem Waffenlärm ihrer Herren. Die Echo's der Freiheit wiederholen ſich unabhängig von dem Willen derer, die ihren Ruf erheben.“

Die erſten und die letzten Märtyrer in dem blutigen Drama, welches jetzt beginnt, werden die Mulatten. Als die Nationalverſammlung 1790 alle Freien für politiſch berechtigt erklärt, wagt der Gouverneur das Geſetz nicht auszuführen, denn die Coloniſten haben zwei Mulatten blos wegen Petitionen um politiſche Rechte grauſam hingerichtet. Endlich, nachdem die kleinen Weißen ſich dem Gouverneur und den Truppen angeſchloſſen, erleiden die Coloniſten eine Niederlage. In der Verwirrung, die hieraus folgt, fliehen viele Sklaven in die Wälder. Bukmann, ihr erſter Anführer, begeiſtert ſie mit einer prophetiſchen Rede und der Schwarm bricht in die reiche Ebene des Caps unter dem Ruf: Rache! Rache! Die Sklaven ziehn ſiegreich ein in die Sitze des Luxus und Despotismus, die ſie ſelber gebaut, und werfen die Feuerbrände in das Werk ihrer Hände, das ſie verwünſchen. Nun rücken die Colonialtruppen heran. Die Neger werden geſchlagen man verfolgt ſie unmenſchlich. Bukmann fällt. Aber die Grauſamkeit treibt neue Banden in die Wälder, mit denen Jean François und Biaſſou ein Schrecken der Inſel wurden. Endlich, als die Spanier, vereinigt mit dieſen Banden, von der Landſeite, die Engländer, verbunden mit den Pflanzern, von der Seeſeite anrückten, und der Conventsdeputirte Sonthonar keine andre Rettung, als durch die Schwarzen ſah, proclamirte er in Einverſtändniß mit mehreren Coloniſten, die dem Mutterlande treu geblieben waren, die Freiheit aller Neger, die unter die Fahnen der Republik treten würden. Die Engländer ſuchten nun die Inſel zu erobern. Die Spanier, wie geſagt, hatten die Banden von Jean François und Biaſſou in Sold, unter ihnen war Touſſaint Louverture Oberſt, als Sonthonar die Freiheit proclamirte. Touſſaint bewog 5000 Neger, ihm zu den Fahnen der Republik zu folgen.

Hier iſt nun der Ort, wo die Civiliſationsfrage ſich anknüpft. Die Geſellſchaft war in der vollkommenſten Auflöſung, und die Conventsdeputirten mußten darauf denken, zugleich den äußern Feind zu ſchlagen und die innere Ordnung wieder herzuſtellen. Die Engländer nahmen die Städte und Forts an der Küſte. Polverel, der College von Sonthonar, kam alſo auf die Idee, daß man ſich auf dem Lande durch Wiederherſtellung der Cultur halten und mit neuen Mitteln verſehn müſſe. Er publicirte im Mai 1794 ein Culturreglement, deſſen Princip die Aſſociation der Eigenthümer und der Arbeiter iſt. Den Arbeitern gehört der vierte Theil des Bruttoertrags. Die Arbeit wurde darauf ſogleich wieder aufgenommen, was die Schwarzen ohne Beſorgniß thun konnten, denn am 4. Februar 1794 hatte der Convent die Abſchaffung der Sklaverei in allen Colonieen beſchloſſen.

Zugleich ging der Krieg fort. Touſſaint ſchloß die Engländer immer enger ein und vertrieb ſie zuletzt aus allen ihren Poſitionen. Am Fieber und in den Schlachten ſollen ſie 45,000 Mann verloren haben. Die Expedition hatte ihnen 7500 Millionen Franken gekoſtet.

Sobald der Krieg beendigt war, machte ſich Touſſaint an die Weiterführung des Polverelſchen Culturplans. Er wollte die Freiheit und zugleich die Wiederherſtellung der alten Blüthe, deren Erinnerung ihn reizte; aber er verfuhr zur Erreichung dieſer Zwecke mit einer eiſernen Tyrannei. Dieſe entfremdete ihm viele Herzen, und als nun auch noch ſein Nebenbuhler im Süden, der Mulatte Rigaud, ſich auf ſeine Raçe zu ſtützen ſuchte, wurde damit der Grund zu der Raçenfeindſchaft und in Folge derſelben zu der furchtbaren Verſunkenheit gelegt, aus der erſt die letzten Revolutionen, die 1844 und 1845 gegen Boyer und ſein Demoraliſirungsſyſtem losbrachen, die Republik wieder erheben werden. — Touſſaint ſiegte über alle ſeine Feinde, auch über Rigaud; aber es war ihm nicht vergönnt, trotz der Vernichtung Rigauds und der Bändigung der Mulatten, der Beſiegung der Engländer und Spanier, der Amneſtirung und Zurückberufung der Coloniſten, der Wiederherſtellung der Arbeit und der Conſtituirung der ganzen Inſel, ſein Werk zu behaupten und zu vollenden. Es trat ein Ereigniß ein, welches die Feſtigkeit ſeiner Schöpfung auf die grauſamſte Probe ſtellte und ihn ſelbſt die üblen Folgen ſeiner gutgemeinten Tyrannei, dieſes revolutionären Kaiſerſchnitts, um die Freiheit mit Gewalt hervorzubringen, empfinden ließ.

Die Coloniſten in Paris, die nicht unter einem ehemaligen Sklaven leben wollten, bewogen Bonaparte und vor allen Joſephine, die ihre Creolengedanken noch immer im Kopf hatte, ihre Parthei zu ergreifen. Der erſte Conſul entſchloß ſich, die Schwarzen zu unterwerfen, die Sklaverei wiederherzuſtellen und die „Legitimität wieder ins

Leben zu rufen", wie dieſe Räuber ſich ausdrückten, die nichts Geringeres im Sinn hatten, als alle Neger auf Domingo mit Weib und Kindern zu tödten und die Inſel von der afrikaniſchen Küſte aus wieder zu bevölkern. Sie ſprachen dies in ihren Broſchüren unumwunden aus. Bonaparte ſchickte nach und nach 50,000 Mann von der Armee Moreau's, die er in Europa los ſein wollte, unter Leclerc nach Haiti.

Als die Weißen erſchienen, zündeten die Generale, die Touſſaint treu geblieben, die Städte an und zogen in die Wälder und Berge. Viele aber, und vornehmlich die Mulatten, fielen von ihm ab und Leclercs lügenhaften Proclamationen gelang es endlich, einen Frieden und eine Abdankung Touſſaints zu Wege zu bringen. Aber Bonaparte's niederträchtiger Zweck war damit noch nicht erreicht, man überfiel Touſſaint auf ſeinem Landſitz, man ſchleppte ihn nach Frankreich und ließ ihn in einem feuchten Kellergefängniß zu Grunde gehn, man proclamirte endlich mit dürren Worten die Wiederherſtellung der Sklaverei.

Jetzt erhoben ſich Mulatten und Neger vereinigt zu einem Krieg auf Tod und Leben: die Städte, die

Pflanzungen, die Häuſer, die Bäume, alles wurde zerſtört; die Franzoſen fanden überall nur die Wüſte und ihre brennende Sonne; das Fieber raffte ſie hin und ſie konnten die Neger in den Wäldern und Bergen nicht erreichen. Die Inſel wurde eine Wüſte, aber die Weißen auf immer von ihr vertrieben. Weiter, als bis zu dieſem Punkte pflegt das Intereſſe der Europäer an Haiti und ſeiner Entwickelung nicht mitzugehn. Das iſt die Urſache des Mißverſtändniſſes. Denn nun beginnt erſt die wahre Löſung des Problems, ob die Unabhängigkeit zur Freiheit werden wird.

Nach mancherlei Schwankungen zwiſchen den Schwarzen und den Mulatten, war das Syſtem der letztern, das Gehnlaſſen und die Verweichlichung durch Boyer und Petion über das Syſtem der Neger, die mehr oder minder Touſſaints Verfahren zur Richtſchnur behielten und ſich dadurch ſchließlich immer eben ſo verhaßt machten, als er es gethan hatte, zur Herrſchaft gelangt. Was erſt zur Erlangung der Herrſchaft nöthig geweſen war, das wurde es nun zur Erhaltung noch viel mehr. 60,000 Mulatten ſollten 600,000 Schwarze beherrſchen. Die

Trennung und das Mißtrauen trat in jeder Hinſicht ein und die gelben Ariſtokraten ſagten ſich fortdauernd: „wenn wir nicht eng zuſammen halten, werden die Neger uns verſchlingen.“

Schölcher zeigt, daß Petion und Boyer, die an der Spitze dieſer Mulattenariſtokratie ſtanden, nicht anders handeln konnten und daß ſie ſyſtematiſch die Kraft lähmen, die Entwickelung hindern und den intellectuellen und den moraliſchen Mord ausüben mußten, um nur zu exiſtiren. Es iſt jedoch Alles umſonſt geweſen, die Schwarzen haben ſich noch einmal befreit und ein furchtbares Gericht über die Mulatten ergehn laſſen; die Neger haben nun das Ruder des Staats noch einmal, gewiß zum letzten Mal erobert. Und man hat gezweifelt, ob die Neger culturfähig wären? Nachdem die europäiſchen Flibuſtier des 19ten Jahrhunderts mit Feuer und Schwert ihre Cultur zerſtört? Nachdem die Mulatten, in denen das verdorbene Pflanzerblut die gewiſſenloſeſten Herrſchaftsmaximen erzeugte, ſie um ein halbes Jahrhundert betrogen? Und dennoch werden ſie jetzt ihr verwüſtetes und viermal erobertes Vaterland und ihr verwahrloſ'tes Volk wieder emporbringen. Schölchers Bericht über den Zuſtand der Inſel, ſo niederſchlagend er ſein mag, wird jedem, der ihn lieſ't, die Ueberzeugung davon geben. Nicht die ſchwarzen Proletarier, ſondern ihre Herren und ihre Herrſcher haben den Zuſtand erzeugt, auf den man mit Bedauern herabſieht, und erſt jetzt kommt die Zeit, wo von einem Aufſchwung der Neger aus eignen Mitteln die Rede ſein kann. Nichts zeugt mehr für die unüberwindliche Macht des Freiheitsgefühls, als die unerhörten Kämpfe und die völlig einzig daſtehenden Siege der Neger über die furchtbarſten Armeen Frankreichs und Englands, über die ſchlauſte Verführung, den ſchwärzeſten Betrug ihrer Brüder der Mulatten, ja, über ihre eigne Verſunkenheit.

Schölcher ſagt von den Sitten und dem Charakter der Neger: „Je mehr man dies Volk ſtudirt, deſto mehr wird man für daſſelbe eingenommen. Es hat ganz die Eigenſchaften der Jugend, eine natürliche und einfache Güte, die bis zur Liebenswürdigkeit geht, eine Heiterkeit, die etwas Närriſches hat und ein außerordentliches Wohlwollen für jedermann. Selbſt die Soldaten ſind hier freundlich, und wenn ſie auf Poſten ſtehn und jemand eine Freundlichkeit erweiſen wollen, ſo präſentiren ſie. Die Naivetät des geſunden Menſchenverſtandes zeichnet die Neger aus. So geht es ihnen nicht in den Kopf ihre Tage und Nächte irgend jemand, für welchen Preis es auch ſei, zu verkaufen."

„Hier, wie in den engliſchen Colonieen, beklagen ſich die Reichen über nichts bitterer, als daß ſie niemand finden können, der ſie bedienen will."

„Sie ſind zutraulich, wie die Kinder, und kennen weder Große, noch Kleine, kommen zu Euch, als wären ſie bei ſich zu Hauſe, und denken nicht daran, daß ſie läſtig werden könnten." — „Giebt einer einen Ball, ſo muß er Wache vor die Thür ſtellen, damit nicht alle Welt am Tanze Theil nimmt. Sie begreifen nicht, wie man ſie ausſchließen könne und das Ende vom Liede iſt gewöhnlich, daß ſie die verſchloſſenen Thüren mit Steinwürfen beehren, aber ſie ſchlagen ſie nicht ein." „In einem Lande ohne alle Polizei, ohne Patrouillen, ohne Moral, ohne Religion, ohne Erziehung hört man weder von Raub, noch von Mord und in funfzehn Jahren ſind Todesſtrafen nur in politiſchen Affairen vorgekommen."

Die Antillen und Haiti ſind das lehrreichſte Feld für die Forſchungen und Verſuche über die Geſtaltung der menſchlichen Geſellſchaft auf ganz neuen Grundlagen. Weder das polizeiliche Verfahren Touſſaints, der jeden von Staatswegen zum Fleiß und zur Tugend anhielt, noch das entgegengeſetzte Syſtem Boyers, der jeden ſeinem Privatbelieben und ſeiner Willkür überließ, hat ſich als haltbar bewieſen. Vielleicht wird ſich Polverels Syſtem jetzt mit mehr Milde wiederaufnehmen laſſen, da die politiſchen Kriſen alle widerhaarigen Elemente vertilgt haben. Gewiß iſt es, die höhere Bildung der Intelligenz und des Gemüths, die wirkliche menſchliche Freiheit, iſt nur zu erreichen durch die wahre Vereinigung der Gebundenheit Aller mit der perſönlichen Selbſtſtändigkeit. Die Gebundenheit der Maſſen und die Willkür Weniger, wie in der Sklaverei und in den Despotieen, bringt nur eine faule, niederträchtige, ja verabſcheuungswürdige Menſchengeſtalt hervor: die Creolen und die Sklaventreiber, den Adel und die Polizeiſchergen der Herrſchenden. Die Gebundenheit Aller dagegen wäre nur partielle Gebundenheit eines jeden, die allgemeine Verpflichtung zu dem gemeinſamen

Zweck ließe eben darum jedem noch den nöthigen Raum für ſeine Willkür und für die eigenthümliche, nicht zu berechnende und in Anſpruch zu nehmende Auslebung ſeiner Perſönlichkeit.

18.

Ledru-Rollin über die Situation der Partheien.

Doch kehren wir zurück von den Antillen nach Paris. Ich wohnte dieſer Tage einer Verſammlung zur beſſern Begründung des zweiten Journals der demokratiſchen Parthei, der „Reforme", bei. Einer von meinen franzöſiſchen Freunden, ein Advocat, nahm mich mit und verſprach mir, vielleicht werde Louis Blanc ſprechen, gewiß aber ſollte ich manche intereſſante Männer ſehen. Es war der Salon eines Deputirten, die Einführenden ſtellten vor, die Bekannten wurden von dem Bedienten vor ihrem Eintritt genannt. Eine anſehnliche Geſellſchaft verſammelte ſich, Männer in Blouſen und im Frack, im Winterrock und wie es grade kam; aber es ſprachen nur wenige und gut nur Ledru-Rollin. Seine Rede hat mich ſehr intereſſirt, und die Verſammlung wurde wiederholt zu lautem Beifall hingeriſſen. Er hat ein ſchönes Organ und eine impoſante, kühne Figur; beim Sprechen iſt er faſt zu lebhaft, die Geſticulationen hageln dicht aufeinander, immer von oben herab, nicht als wollte er Eins einprägen und das Andre nur zur Einführung benutzen, nein, es ſchien, als ſollte ſeine ganze Rede durch und durch, mit Gewalt und ohne Nachlaß eindringen wie ein Sturm und Hagelwetter.

„Es giebt nur zwei Partheien im Lande, ſo ungefähr ſprach er ſich aus, die unſrige, welche die Freiheit für Alle will, und die herrſchende Klaſſe, die ſie nur für ſich will. Dieſe, die Bourgeoiſie, hat lange von der Furcht vor den Maſſen gelebt und ſich darum dem jetzigen Syſtem der Beherrſchung des eigentlichen Volks (peuple) gänzlich in die Arme geworfen. Dies Syſtem, meine Herren, kommt jetzt zu ſeinen Conſequenzen. Die Furcht ſind ſie los, denn ſie haben überall geſiegt, aber durch die Folgen ihrer eignen falſchen Principien werden ſie niedergedrückt und die Bourgeoiſie beginnt die Fehler des Syſtems einzuſehn, weil ſie ſelbſt unter ihnen erliegt, weil die Segnungen des Friedens nach Außen und im Innern nicht eintreffen, weil der Preis der verkauften Freiheit nicht gezahlt wird. Die Kräfte Frankreichs werden gewaltſam zuſammengepreßt und ſeinen Ideen, ſeinen Thaten, ſeinem Ruhme nicht nur, auch ſeinem Handel ſieht es alle Wege verſperrt, und dies iſt es, was die Bourgeoiſie trifft. Blicken Sie um ſich, meine Herren, Montevideo wird geopfert, Haiti iſt eine Wüſte geworden, überall kommt England uns zuvor, Belgien wendet ſich Deutſchland zu, und ſelbſt in Afrika, wo wir herrſchen müßten, iſt es England, dem vorzugsweiſe alle Wege geöffnet ſind. Die moraliſchen und materiellen Niederlagen, welche die Herrſchaft des jetzigen Syſtems begleitet haben, und ſeiner Natur nach fortdauernd begleiten werden, fangen ſchon an den Bürger und ſeine Intereſſen zu drücken, der Ruin des Handels fällt zuletzt auf ihn, und ſo erleben wir es denn, daß die Bourgeoiſie ſelbſt von ihrem eignen Regiment abfällt. Sie wendet ſich nicht unmittelbar zu unſrer Parthei, die ſie nicht begreift, nur Einzelne ziehn die große Zukunft des Volkes den kleinlichen Erfolgen innerhalb jenes engen Kreiſes der Privilegirten vor; aber ſie kämpft gegen die Erniedrigung und Erſtickung Frankreichs, ſie rafft ſich auf nd ſie bringt den Herzſchlag dieſer edlen Nation wieder zum Leben zurück.

Worin ſtimmten die Lenker unſerer Schickſale ſeit 1830 mit der Bourgeoiſie überein? In ihrem Glauben an das Geld. Worin ſind ſie jetzt ſehr verſchieden daran? In ihren Erfahrungen über denſelben Gegenſtand. Die Haltung der Kammer und die Stimmung der Nationalgarde belehren uns hinlänglich über die eingetretene Veränderung. Die Auflöſung des Bourgeoiſieregimentes durch ſich ſelbſt, bereitet dem Princip der Demokratie, der univerſellen Freiheit und der edlen muthigen Politik die Stätte. Die Zukunft gehört dem Volke. Es iſt aber nicht vernünftig, daß irgend einmal durch einen ganz beſondern Glücksfall das Volk in ſeine Erbſchaft eingeſetzt werde; die Parthei des Volkes muß mit Bewußtſein handeln und weder ihre Gegenwart, noch ihre Zukunft dem Zufall und dem Glück anheimſtellen. Es ſind große Fehler gemacht, gewaltige Niederlagen erlitten, ſchöne Kräfte vergeudet worden. Alles das iſt zu vermeiden und es kann nicht beſſer vermieden werden, als durch reifliche und mehrſeitige Diſcuſſion unſerer Principien und wahren Intereſſen. Die Befeſtigung von Paris, der größte Fehler unſerer Parthei (ohne den National wäre ſie nie durchgeſetzt worden) muß uns zur Warnung dienen. Wir brauchen daher ein zweites großes Organ, wir dürfen keine Anſtrengung ſcheuen, es zu ſichern und ſeinen Einfluß auszudehnen. *Ein* Organ kann die Parthei nicht ausdrücken, am allerwenigſten die größte von allen Partheien, die unſrige. Und erſt wenn ſämmtliche Organe einer Parthei übereinſtimmen, darf man darauf rechnen, daß die ganze Richtung und das Gewicht einer großen Maſſe auftreten wird, erſt dann werden Uebereilungen vermieden und abentheuerliche Kämpfe ohne Sympathie unmöglich gemacht. Haben die Conſequenzen des officiellen Syſtems ſeinen Untergang vorbereitet, ſo iſt es doppelt nothwendig, daß die Conſequenzen der demokratiſchen Principien, *nämlich das politiſche Hervortreten der populären Parthei in ihrer ganzen Ausbreitung*, ihren Sieg vorbereiten. Das iſt es, wozu wir jetzt durch Ausbreitung und beſſere Begründung unſers Journals, der „Reforme“, einen Schritt thun müſſen, damit wir uns in den Momenten, wo gehandelt werden muß, nicht unvorbereitet und rathlos finden.“

Merkwürdiger Weiſe haben die Ereigniſſe durch die völlige Spaltung der conſervativen Politiker in zwei feindliche Lager dieſe Kritik, die weit vor die Adreßdebatte fällt, glänzend und ſchnell beſtätigt; und man muß ſich wundern, wie die Regierungsparthei auch nur die Sitzung von 1845 hat zu Ende führen können, ohne daß eine weitere Auflöſung erfolgt iſt.

So wenig dies Ereigniß die Oppoſition überraſchte, ſo unerwartet war es den Conſervateurs, ſie ſprachen den Tag vor ihrer Niederlage oder Lähmung, wie man ſich ausdrücken will, von dreißig bis vierzig Stimmen Mehrheit, Rothſchild hatte das Diner zur Feier des Sieges in Bereitſchaft, aber nur den fremden Diplomaten hat es geſchmeckt, Guizot und ſeinen Collegen war über dem Plötzlichen und Kläglichen, was in dem ganzen Vorfalle lag, aller Appetit vergangen, Guizot erſchien nicht zum Eſſen.

Selbſt Rothſchild (der eine zu bedeutende Rolle in der jetzigen Politik, wenn auch immer nur von ferne, ſpielt) hatte ſich über die Macht des Geldes getäuſcht, und wenn ſeitdem das Miniſterium Guizot noch fortlebt, ſo iſt es auf dem Boden eines Vulcans, deſſen Schlund es eben mit ſeinen Füßen zu verſchließen denkt. Die Principien, die Gedanken und wären ſie ſo falſch, wie ſie den Conſervativen erſcheinen, haben wieder einmal über alle Herrlichkeiten und Realitäten dieſer Welt geſiegt, und höhniſch fragen die Gegner des gelähmten Syſtems: „womit wollt ihr kämpfen? denkt ihr, daß die Börſe euch vertheidigen wird? Geht, bei allem Gelde ſeid ihr banquerott an Sympathie und werdet es immer mehr!“

Indeſſen iſt die Sache ſo mit zwei Worten nicht abgemacht, und die Oppoſition urtheilt einſeitig, wenn ſie in dem jetzigen Syſtem nichts als ein reines Geld- und Corruptionsſyſtem erblickt. Die Reichen herrſchen über die ungeheure Majorität des Volks, und ihre Stellung hat allerdings einige Aehnlichkeit mit der Stellung Boyers und der Mulatten zu den Negern; aber der Kampf beider Seiten, der Reaction und der Revolution, der Conſervateurs und der Oppoſition bewegt ſich auf dem Boden der Freiheit. Die Preſſe, die Debatte, die Wahlen, die Jury, das öffentliche legitime Leben der Partheien, die Wiſſenſchaft und die Kunſt, die Civiliſation und die Geſchichte Frankreichs ſind für beide die gleichen Prämiſſen, eine mächtige Bildung und ein heroiſcher Inſtinkt des Volks ihr

Element. Es iſt nicht zweifelhaft, die Oppoſition hat eine außerordentliche Majorität im Volke und in den Journalen, die Conſervateurs ſind durch ihre letzte Niederlage faſt zum Gelächter geworden, „ces imbecilles de conservateurs, ſagte ein alter General, dans ce moment ils peuvent tout, parceque le ministère ne se saurait passer d'une seule voix;“ es iſt deshalb auch mit der größten Sicherheit auf einen Aufſchwung zu freieren Maximen zu rechnen; aber ſo wenig Journale die Conſervateurs haben, ſo impoſant iſt ihre politiſche Preſſe durch den Reichthum der Materien, die Kenntniß des Auslandes und die Vertretung des unmittelbaren Möglichen, wie dies Alles in den „Débats“ erſcheint. Die „Débats“ geben der Oppoſition ein Beiſpiel, welchen Einfluß die Preſſe durch Concentration der Kräfte und durch richtige Schätzung der jedesmaligen Situation gewinnen köne.

Wüßte ſich z. B. der „Siècle“ eine ſolche Redaction und ſo viel Sachkenntniß zu erwerben, als das „Journal des Débats“ hat; welchen Mittelpunkt müßte er bei ſeiner ungeheuren Verbreitung abgeben? Aber vielleicht iſt es grade ſeine jetzige ſeichte Haltung, die ihm ſeine große Ausbreitung verſchafft; und dann bewieſen allerdings ſeine 40,000 Abonnenten nicht für, ſondern gegen das geiſtige Gewicht der Oppoſition. Das charaktervollſte Blatt iſt der „National", nur wird er etwas grämlich, weil ſich die Entwickelung ſo lange hinaus ſchiebt und er nicht genug junge Kräfte an ſich zieht, um neues Leben in den Kampf zu bringen. Meiſterhaft und oft vollendet ſind die Premiers Paris von Marraſt, vornehmlich bei intereſſanten Kammerſitzungen.

Kann dem „Journal des Débats" kein einzelnes Journal der Oppoſition die Wage halten, ſo ſind ihm alle zuſammen weit überlegen, und ſo wie Frankreich eine Regierung der Majorität und im Sinne ſeiner Revolution erhält, werden alle Vorausſetzungen der Oppoſition richtig und alle Weisheit und Kenntniß des Auslandes, auf denen die jetzige Politik ruht, falſch ſein. Die Politik Frankreichs würde alsdann den Charakter der nordamerikaniſchen annehmen und Alteuropa durch eine Verwandlung des Poltrons in einen feſten Mann nicht wenig außer Faſſung bringen.

Die Vereinigung aller Partheien und Nuancen der Oppoſition, wenigſtens der gleichartigen Oppoſition iſt auf den Todestag Louis Philipps von allen

Seiten projectirt, diſcutirt und bis auf einige Kleinigkeiten von Differenzen feſtgeſetzt. „Am Todtenbette Louis Philipps werden ſich alle Partheien (der Oppoſition) ein Rendezvous geben," und zwar wird unmittelbar ein neues Syſtem, allgemeines Stimmrecht und totale Abdankung der abgenutzten Kammern, in Antrag gebracht werden, und die Durchſetzung dieſes Antrags wird man nicht durch einen Handſtreich in Paris, ſondern durch Pronunciamento's der Provinzen projectiren. Dieſer Plan war nicht ſehr gefährlich, ſo lange die Conſervateurs und die Bourgeoiſie, die Nationalgarde und das Syſtem einig waren; ſeitdem aber durch die Auflöſung der herrſchenden Parthei alles Gewicht des gegenrevolutionären und friedlichen Syſtems in die Perſon des Königs gefallen und die Progreſſiſtenparthei die nationale geworden iſt, wird der Tod des Königs die Löſung des Problems. Nach ihm muß jeder, der regieren will, ſo gut wie er es auch mußte, mit der Majorität anfangen, und es iſt gewiß, daß die Majorität diesmal nicht mit der Acclamation der Maſſe und der Zuſtimmung der alten Deputirtenkammer erlangt werden kann.

19.

Die Reaction.

Die Conſervateurs wollen zum Theil weder die Reaction, noch die Jeſuiten; viele ſind Voltairianer für ihre Perſon und wenn ſich die Jeſuiten als die Verkörperung ihres Princips ihnen vor die Augen ſtellen, ſo erzürnen ſie ſich, wie das „Journal des Débats“. Einer von ihnen, den ich öfter beſuchte, entließ eines Morgens ſeine beiden Söhne mit einem jungen Pfaffen zugleich, als ich hereintrat. Es war Sonntag und ich fragte ihn: haben denn die Jungen heute nicht frei? „Ja wohl! aber ich ſchicke ſie in die Kirche; junge Leute müſſen Religion haben.“ Sie ſchicken ſie? warum nehmen Sie ſie nicht ſelber mit? „Weil ich nicht hineingehe. Wir haben Principien und Charakter, wir brauchen keine Religion; aber die Kinder, die Weiber und die Maſſen, die kommen ohne Religion nicht aus.“ — Kennen Sie den Satz von Göthe: „„Wer Wiſſenſchaft hat, der braucht keine Religion, wer keine Wiſſenſchaft hat, der habe Religion.““ — „Der iſt mein Mann, alles was ich von ihm kenne, gefällt mir ſehr.“ — Aber glauben Sie nicht, daß man die Wiſſenſchaft allgemein machen könne, ſo wie Sie ja ihre Kinder ſelbſt aus der Religion herausziehn, indem Sie ſie in die Wiſſenſchaft einführen laſſen? — „Es kommt darauf an, wie weit ſie's bringen.“ — Sie ſind eigentlich kein rechter Conſervateur; aber Sie ſind ein Staatsmann und es iſt wahr, Sie ſind, wie Guizot, für den Katholicismus, nicht weil er wahr iſt, oder weil Sie ſelbſt Katholik wären, ſondern weil der Katholicismus exiſtirt; ich glaube, Sie würden auch die Schlangen conſerviren, wenn es eine ſolche Landplage in dem ſchönen Frankreich gäbe. — „Sie thun uns Unrecht, politiſch muß man vieles ſein, was man perſönlich nimmermehr wäre. Guizot iſt ein großer Mann weil er die Situation verſteht und nichts unternimmt, was ihr widerſtreitet; alle ſeine Pläne ſind Möglichkeiten, darum ſetzt er ſie durch, er will die freie geiſtige Bewegung, zweifeln Sie nicht daran, aber er will nicht mit dem Kopf durch die Wand. Guizot und ſein Syſtem ſind jetzt das einzig Mögliche.“ — Und doch ſind ſo viele Möglichkeiten unterblieben und ſo viel Unmögliches iſt gemacht werden, ich nenne Ihnen nur die unterbliebenen Eiſenbahnen und die unternommenen Befeſtigungen von Paris. — „Die Befeſtigungen hielt ich ebenfalls lange Zeit für gefährlich, die Eiſenbahnen halt' ich noch dafür.“ — In der That! — „Die Befeſtigungen, dacht' ich zuerſt, überſtiegen unſere Geldkräfte, ich ſehe jetzt, daß wir ſie bezahlen können. Auch fürchtete ich, der Pöbel von Paris würde ſie in Zeiten der Gefahr beſetzen und dann der guten Parthei vollends überlegen ſein, er hat Frankreich ſchon einmal mit Paris terroriſirt; jetzt aber fürcht' ich nicht mehr, daß die Feſtungswerke nicht von den Unſrigen zu behaupten wären.“ — Und die Eiſenbahnen? — „Werden Paris immer mehr zum einzigen Mittelpunkt aller Bewegung, alles geiſtigen und alles induſtriellen Verkehrs machen; und die Sitten von Paris werden durch ſie in alle Winkel des Reichs verbreitet werden.“ — Und alles das halten Sie für ſchädlich? — „Für verderblich.“ — Und doch werden die Eiſenbahnen jetzt gebaut. — „Man kann dem Schwindel nicht widerſtehn.“ — Merkwürdig! denn laſſen Sie uns einmal reſumiren. Sie wollen die Religion, aber Sie erziehn ihre Söhne zur Wiſſenſchaft; Sie möchten die Centraliſation Frankreichs in Paris aufheben und befeſtigen es gegen die Departements: wer die Baſtillen auch hat, er centraliſirt, indem er von ihnen aus herrſcht; und die Eiſenbahnen, die nicht gebaut werden müßten, werden gebaut. Sollte man nicht ſagen, Sie conſervirten überall nichts anders, als die Revolution! — „Nichts iſt revolutionärer, als die Dialektik. Grade die fehlt uns noch, und ich ſehe wohl, ich muß mich vor Ihnen in Acht nehmen, ſonſt überzeugen Sie mich noch, daß ich ärger als Voltaire und Diderot bin.“ — Alſo, wie Göthe ſagt, ein anderes Geſpräch, Liebetraut!— „Selbander werden wir die Politik nicht los; gehn wir alſo zu den Damen.“

Aber hier kamen wir vom Regen in die Traufe. Die Damen waren in großer politiſcher Aufregung. Vergebens ſuche man den Anſtand bei Hofe wieder herzuſtellen, es habe ſich alle Tradition davon verloren. Geſtern ſei Madame Th.... im Salon der Königin erſchienen und habe ſich mit einer Nachläſſigkeit und Unaufmerkſamkeit in den Armſtuhl geworfen, als ſäße ſie an ihrem Kamin, faſt wäre ſie eingeſchlafen. — „Vielleicht iſt es hohe Politik, ſagte mein Wirth, man will das Königthum demüthigen.“ Ganz gewiß iſt es ungezogen, erwiederte die Dame heftig; hätte man ſie nicht hinausführen können? — „Das wäre unpaſſend, es wäre ſogar unmöglich geweſen; der König hat mehr Rückſichten zu beobachten, als ein Privatmann; er iſt daher am meiſten ausgeſetzt und am wehrloſeſten gegen Unſchicklichkeiten. Die alte Etiquette muß durch Gewandtheit, oft durch Geduld erſetzt werden.“

Es wurden nun mehrere Beiſpiele erzählt, wie der König unpaſſenden Anreden gewandt ausgewichen wäre und wie er ſeinen Salon zu dirigiren wiſſe. Man fühlte einen gelinden Luftzug von Verſailles; aber ich blieb unempfindlich gegen ihn und murmelte in den Bart: Alſo nicht einmal das alte Königthum können ſie wieder erreichen! — „Nicht einmal!“ rief erſchrocken die Dame, und mein conſervativer Freund, um den Frieden zu erhalten, drohte mir mit dem Finger, und ſagte: „Wo die Frauen Parthei ergreifen, verſtehen ſie keinen Scherz.“ — Sagt Göthe, ſetzte ich hinzu. — „Sagt er auch das? rief er aus, nun ſo will ich ihn nicht weiter leſen, man riskirt ſeine Eigenthümlichkeit dabei.“

Als ich aufbrach, begleitete er mich. „Sie müſſen unangenehm berührt werden von den vielen Erſcheinungen, welche an die alte Zeit erinnern, fing er an, und ich wundere mich nur über Ihren Humor dabei. Wir gehn reißend ſchnell und ich geſteh' es Ihnen, wenn das ſo fortgeht, ſo wird die ältere Linie wieder möglich. Nur Eins, woran mich grade die Kapelle Ludwigs XVI. hier erinnert, halten Sie es für möglich, daß der Hof am Todestage Ludwigs XVI. mit dem Adel der Faubourg St. Germain Trauer angelegt und nicht empfangen hat?“ — Mingit in patrios cineres. Ich bin neugierig auf ſeine Memoiren; er hat doch viel mitgemacht, wenn er nur nicht die ganze Revolution überſchlagen hätte! Doch iſt dieſe Reaction nicht darnach, um den Humor über ihr zu verlieren. Ihr Franzoſen ſeid darin ſehr zu loben, daß ihr eure Abſichten und Verhältniſſe jederzeit ſehr deutlich macht. Jede Parthei tritt ſcharf hervor und ſelbſt ganze Epochen tragen ihre Deviſen an der Stirn und ſprechen in ihnen ihr Schickſal aus. Nehmen Sie nur die Umſchriften ihres Geldes. Als Napoleon's Uſurpation auf den Münzen hervortrat, war der Aufſchwung Frankreichs in Gefahr, er fühlte es wohl und ſchrieb um ſeine Münzen: Dieu protège la France! Der Heuchler wußte freilich, daß dies ſchon zu ſpät war, denn Gott hätte Frankreich gegen ihn ſchützen müſſen, und dieſer Fehler war ſchon gemacht. Aber ſagen Sie, kann man deutlicher ſein Schickſal ausſprechen? Eben ſo die Bourbons, als ſie die Lilien und alle ihre Dummheiten wieder mitgebracht hatten, ſchrieben ſie wieder auf die Münzen: roi de France, und um ihren Rand: Domine, salvum fac regem! Herr, rette den König! d. h. der König iſt in Gefahr! Es handelte ſich nur um den König, und es iſt wahr, hätte der Herr als Irrenarzt einſchreiten und die fixe Idee des roi de France kuriren wollen, der König wäre außer Gefahr und geſund wie ein anderer Menſch geweſen. Der Geiſteszuſtand dieſer Menſchen ſpricht ſich nicht nur in ihren Zügen aus, ſie klagen ihn in der Umſchrift ihrer Thaler ſo lange ſie leben aller Welt. Dieſer Fehler war ſchon bei ihrer Geburt gemacht, es war ihr Schickſal, ein öffentliches Geheimniß! — Die Uſurpation Louis Philipps ſtellt nun das Verhältniß Napoleons wieder her. Gleich erſcheinen auch dieſelben Deviſen. Wenn man dieſen Polyphemskopf anſieht, ſo ſollte man fürchten, er würde Frankreich verzehren. Es handelt ſich wieder um das Schickſal Frankreichs. Es iſt in Gefahr. „Die Freiheit und ihre theuerſten Intereſſen ſtehn auf dem Spiel, nehmt euch vor mir in Acht!“ Das iſt die Deviſe der Epoche; ſobald man ſie von beiden Seiten vollſtändig realiſirt hat, tritt eine neue Epoche ein, und ich fürchte nicht, daß ihre Deviſe minder deutlich ausfallen werde, als die der bisherigen, eben ſo wenig fürchte ich, daß man aber nichts wirklich Neues erfinden, ſondern nur zum Irrenhauſe der alten Bourbonen zurückkehren werde. — „Vielleicht ſind wir weniger erfinderiſch, als unruhig, ſagte er. Das Geſchmackloſe überfällt uns in Ermangelung des Neuen; ich erſchrecke, wenn ich dieſe verwünſchten Roccocoſachen ſich unter die einfachen Formen des griechiſchen Stils drängen ſehe. Ich bin auch hierin conſervativ und ſehe in der jetzigen Mode nur das ohnmächtige Gelüſt, nicht die wirkliche Kraft der Neuerung!“ — Sehn Sie, wie wir im Grunde übereinſtimmen! auch will das Roccocounweſen nicht recht faſſen, es verſchwindet ſchon wieder. Die Schwanzperücken locken umſonſt in den Läden einiger exaltirten Friſeurs, und die Puderköpfe junger Damen ſind offenbar voreilig zum Vorſchein gekommen; eben ſo die leichtfertigen Kleiderſchnitte, welche ſogar die Knospe der Bruſt wieder entblößen, wie unter Ludwig dem XV. Eher wird die prüde Tracht und die ſtrenge Sitte ſich noch ſteigern. Dieſe ſind im Syſtem, die Puder- und Frivolitätsexceſſe ſcheinen mir dagegen legitimiſtiſche Oppoſition zu ſein. — „Es giebt gewiſſe Formen, die man nicht verlaſſen kann, ohne dem Unſinn und der Unſittlichkeit anheimzufallen, ſagte mein Begleiter, dies ſpricht für mein Princip.“ — Ich conſervire mit Ihnen die Formen der Vernunft und Natur.

Unterdeſſen waren wir bei der Madelaine angekommen, ich wies auf den griechiſchen Tempel und ſeine reinen Formen; wie hat man ſie mißbraucht! rief ich aus, und führte ihn zu den unglücklichen Heiligen, die Thiers in die Niſchen rund um das Gebäude hat ſetzen laſſen, als er Miniſter des Innern war.

Er gab mir zu, daß dieſe Heiligen alle ohne Ausnahme unnatürlich, verſchroben, kurz entſtellte Menſchen wären; „aber, ſetzte er hinzu, Sie werden nicht ſagen wollen, das Chriſtenthum ſei unfähig, wirkliche Kunſtwerke hervorzubringen. Sie müßten Raphael und alle die großen italieniſchen Meiſter läugnen.“

Das brauchte ich noch nicht zu thun. Raphael aber war ein Verehrer der Alten und was Reines und Schönes in ſeinen Compoſitionen gefunden wird, iſt grade das Nationale und Humane. Die Mutter mit dem Kinde an der Bruſt iſt wahrlich keine Jungfrau und das Kind, wenn es ein wirkliches Kind bleibt, kein Chriſtus. Wo es aber einen überkindiſchen Ausdruck erhält, wo es dem Johannes oder den Gläubigen Audienz giebt, wo es ſtrenge und aberweiſe ausſieht, wie auf dem Arm der Sixtiniſchen Madonna, da wird ſelbſt Raphael unnatürlich, und das iſt der Fehler des chriſtlichen Princips, das Widernatürliche. Jeder chriſtliche, jeder fromme Blick iſt ſeelenlos. Das klügſte iſt die Augen niederzuſchlagen, ſie zu verdrehen iſt nur eine halbe Maßregel. Wie mit den Augen, ſo iſt es mit jeder Gebehrde. Vom Knieen bis zum Aufblicken in den Himmel mit rückwärtsgeworfenem Kopfe giebt es keine fromme Gebehrde, die den Menſchen nicht verunſtaltete. Alle Gegenſtände der Heiligenmalerei, die nicht etwa auch unbefangen und einfach menſchlich genommen werden können, ſind daher Carricaturen. Sie können ſchön gemalt ſein, wie die von Correggio, aber die Energie der Carricatur wird dadurch nur erhöht; es gehört eine große Verbildung dazu, Correggio's Figuren ernſthaft zu nehmen, und es wird eine Zeit kommen, wo man ſelbſt die milderen und der Wahrheit näherſtehenden Heiligenbilder, ja die allermenſchlichſten, die von Raphael und Murillo nicht mehr rein finden wird von Geſchmackloſigkeit und Verzerrung. Uebrigens fühlen ſelbſt die verblendetſten Kunſtjünger ſehr gut, worin Raphael's und Murillo's Größe zu ſuchen iſt, und ſie würden dieſelbe Energie und Wahrheit der Natur gerne anwenden, wenn ſie es nur vermöchten. Aber man erſchrickt vor dem böſen Zeitgeiſt, wenn man auf den Ausſtellungen dieſe Legion von Heiligenbildern ſieht; die Maſſe läßt ſich hinreißen von den Trompetenſtößen der Reaction und von dem Aberglauben, die großen Maler wären groß, weil ſie Heilige, nicht weil ſie die Heiligen unheilig gemalt hätten. — „Ich verſtehe wenig von dieſen Dingen, aber ich ſehe wohl, Sie ſchwimmen auch hier gegen den Strom.“ — Gefallen Ihnen die Nonnen und die Mönche, die Coſtüme, das Behaben, die Tonſur, oder empört Sie der Anblick dieſer finſtern Züge der frères ignorantins und ähnlicher Geſellſchaften, welchen wir im Faubourg St. Germain begegnen? — „Ich würde den Frack auch gegen dieſes Roccoco conſerviren, und finde allerdings eine drohende Gefahr in dem Ultramontanismus und ſeiner unverſchämten Aufdringlichkeit. Wir wollen die Religion, wie ich Ihnen geſagt habe, aber wir werden es am Ende nicht dulden können, daß man ihre Exceſſe wieder herſtellt.“

Hier trennten wir uns. Er ging in eine Bureauſitzung der Deputirtenkammer, um das Miniſterium Guizot aufrecht zu erhalten, wozu jede einzelne Stimme nothwendig war; ich ſetzte meine Entdeckung der Manifeſtationen reactionärer Gelüſte, die mitten in Paris pikanter, als irgendwo ſein müſſen, fort.

Da es grade Sonntag war, fuhr ich in die Kirche Notre-Dame und hörte die Predigt des Dominicaners Lacordaire an. Hier hatte ich die Blüthe der chriſtlichen Bewegung. Die Kirche war weithin gefüllt, aber freilich nicht voll, man miethete ſich Stühle, Gläubige und Kritiker, Neugierige und Schöne, alles ſaß durcheinander; und die Stimmung, daß er ſchön ſpreche, ein Beifallsgemurmel in den Pauſen, war allgemein. Man findet den Bürgerſtand in Maſſe hier; Arbeiter und niedere Klaſſen gar nicht; die Anknüpfung der Geiſtlichkeit mit dem Proletariat iſt wiederholt verſucht worden, aber gänzlich mißlungen. Der Pater Lacordaire ſuchte uns mit Vernunftgründen zu beweiſen, daß die Wahrheit der Religion breiter, höher und wahrer (plus large, plus haute, plus vraie) wäre, als die Wahrheit der Wiſſenſchaft, ein ſeltſames Unternehmen, und, wie geſagt, er war glücklich darin, ja, er vergaß das Gewagte ſeiner Poſition ſo gänzlich, daß er am Schluß ſeiner Rede die Philoſophen folgendermaßen anredete: „Eure Erfolge habt ihr gehabt, die unſrigen kommen nun an die Reihe. Seht dieſen Tempel an! Vor funfzig Jahren hattet ihr ſeine Heiligen zerſchlagen und ſeine Altäre umgeſtürzt; wir haben ſie wieder aufgerichtet, gebt uns noch funfzig Jahre, und wir wollen ſehn, wo ihr mit eurer Philoſophie geblieben ſeid, Frankreich iſt katholiſch und die Welt wird Frankreich folgen!"

Welche Dummheiten, aber er iſt ein Patriot, ſagte mein Nachbar und machte ſeine Schreibtafel zu. Er berichtete über die Predigt.

Könnten die Jeſuiten und die übrigen Pfaffen es in der Deputirtenkammer und in dem politiſchen

Frankreich ſo weit bringen, als ſie es bei einem Theil des Hofes und Miniſteriums gebracht haben; ſo würden ſie noch früher todtgeſchlagen, als es jetzt wahrſcheinlich geſchehen wird. Sie ſpielen ein verwegenes Spiel; denn ſie ſind die Spitze der Reaction und werden bei jedem Sturme von den Maſſen verfolgt, von den Conſervateurs preisgegeben.

Nach dem Thiersſchen Bericht werden Sie in der Unterrichtsfrage den Kürzern ziehn, ſagte ich einmal zu einem Pfaffen, als dieſe Sache grade verhandelt wurde. — „Allerdings wohl," meinte er. — Und an ein Vordringen in die politiſche Sphäre iſt für Ihre Parthei nicht zu denken. — „Wir ſuchen die künftige Generation für den Glauben zu gewinnen und Sie werden zugeben, daß wir große Fortſchritte machen, beſonders beim weiblichen Geſchlecht." — Hoffen Sie darauf nicht, die Männer werden eher wieder eine Revolution machen, als bis die Reaction dieſes ferne Ziel erreicht hat; und dann ſind Sie verloren. — „Ich für mein Theil, erwiederte er, wäre nicht in Verlegenheit, wenn die Functionen aufhörten, die ich jetzt beſorge; ich würde in profanen Wiſſenſchaften unterrichten oder mich zur Induſtrie wenden. Jetzt aber, wo die Meſſe ſo geſucht und die heiligen Handlungen ſo reichlich honorirt werden, wo die Reichen ſelbſt die Abläſſe in Faſtenzeiten wieder löſen und theuer löſen, jetzt wäre es thöricht an der Religion zu verzweifeln und ihren Dienſt aufzugeben.“

Seltſames Volk das! dachte ich bei mir ſelbſt. Sogar die Pfaffen glauben nur an ihren Kram, weil er noch geht, und er geht noch, weil ſie ihn wieder zu Markt bringen. Alles hat ſeine Politik. So ſoll der König, der notoriſcher Weiſe an nichts glaubt und innerlich dem 18ten Jahrhundert vollkommen treu geblieben iſt, bei Gelegenheit der Vertreibung der Redacteure des deutſchen Blättchens „Vorwärts“ geäußert haben: „Man muß Paris purificiren von den deutſchen Atheiſten!“ — Die jetzige franzöſiſche Aufklärung hält ſich ſelbſt für gefährlich, wie jener in der Komödie, der ausruft: „Haltet mich, oder ich werde wild!“ Und der Katholicismus eilt herzu, um dies ſeltſame Geſchäft zu vollziehn.

Das Banquierviertel von Chauſſée d'Antin hat ihm dafür eine goldene Kirche, die Notre-Dame de Lorette gebaut, möglichſt geſchmacklos, aber golden und elegant. Einen eleganten jungen Pfaffen hörte ich hier den Banquiers die Unſterblichkeit verſprechen; er ſetzte alle die Fälle, wie ſchrecklich es wäre, wenn ſie es nicht wären, nur das fiel ihm nicht ein zu bedenken, wie ſchrecklich es iſt, daß ſie leben und er dazu.

Die Verbindung des Geldes und des Pfaffenthums iſt jedermann bekannt, ſie ſpringt aber auch mit einer ſeltenen Unverſchämtheit grade in Paris in die Augen. Die goldenen Kirchen vervielfaltigen ſich, und Klöſter, die Millionen koſten, ſteigen eins nach dem andern aus der Erde auf. Obgleich das Geſetz gar keine religiöſen Geſellſchaften kennt und anerkennt, obgleich ſie geſetzlich gar nichts beſitzen oder erwerben können, ſo beſitzen ſie factiſch viele Millionen. Die Jeſuiten, die Capuziner, die Nonnen ſind mir in Extrapoſtkutſchen begegnet, ohne Zweifel um das Aufſehn auf den Meſſagerieen zu vermeiden, und weil es eben am Gelde zu bequemerem Fortkommen nicht fehlt, ſo oft es ſich darum handelt, die Zwecke der großen Verſchwörung der Reaction auszuführen.

Aus den niedern Ständen wirbt man die Pfaffen heerdenweiſe an, beſonders auf dem Lande, die frères ignorantins und die meiſten Abbés tragen den Stempel ihrer Abkunft auf dem Geſicht. Klaſſiſch iſt in dieſer Hinſicht Horace Vernets Portrait eines ſolchen frère, womit er auf der letzten Ausſtellung einen großen Erfolg hatte. Das knechtiſche ſtupide Geſicht, das einfache Handwerkszeug des einfältigen Mannes, ſeine Nägelſchuh, ſein Brettſtuhl, ſein Tiſch, ſein Crucifix und die abgebrockelte Wand — Alles charakteriſirte den neuen Apoſtel, wie ſie die Verräther der neuen Bildung improviſiren. Viel ſeltener ſind die gebildeten Abbés der vorrevolutionären Zeit; die Literatur, die ſonſt ihre Domaine war, iſt ihnen faſt ganz entriſſen und die altlegitimiſtiſchen Salons, die den Witzreißer und Tiſchwurzer nicht entbehren wollen, ſind meiſt in großer Verlegenheit und müſſen oft von den Bauern, die jetzt als Abbés verkleidet, bei ihnen auftreten, eine Predigt über ihre Verſchwendung anhören, wenn ſie nach ihrer Art nichts thun, als anſtändiger Weiſe auf einen guten Tiſch halten. Sind die Auſtern und die Hühner noch die alten, die ſie vor der Emigration waren, ſo ſind es die Abbés bei weitem nicht mehr. Dieſe ſtupiden Regimenter von Pfaffen könnten ſehr gefährlich werden, wenn eine große fanatiſche Landbevölkerung zu ihren Dienſten wäre. Die Revolution hat aber zu tief eingegriffen und die politiſchen und ökonomiſchen Verhältniſſe überall zu ſehr zur Herrſchaft gebracht, als daß die Vendée wiederherzuſtellen oder gar allgemein zu machen wäre. Auf die niedern Klaſſen der Städtebevölkerung wirkt dieſer neue Katholicismus nur durch die „chriſtlichen Schulen“ der frères ignorantins, der intelligente Theil der Arbeiter in den Städten iſt der Kirche gänzlich entfremdet. „Die katholiſche Kirche, ſagt Buret, war früher der Tempel, das Muſeum und die Oper des Volks. Jetzt hat die Religion die moraliſche Leitung des Volks verloren, mit den Privilegien, deren Stütze ſie war, iſt ſie gefallen. Das Volk hatte ſein Vertrauen zu ihr verloren, mit Bedauern entfernte es ſich von der katholiſchen Kirche und ihren Feſten; es blieb von dieſem Tage an ohne Tempel, ohne Altäre, aber auch ohne poetiſchen Troſt, ohne künſtleriſchen Genuß. Unglücklicher Weiſe begreifen wir nur zu gut den Sturz des Katholicismus; aber wer ſollte nicht mit uns bedauern, daß dem Volke ſein Verluſt durch nichts erſetzt wurde? Der Menſch bedarf der Erholung, der Erhebung, der Gemüthsbewegung; warum denkt man nicht darauf, ſeit die alten Tempel des Katholicismus von den arbeitenden Klaſſen mit dem

Rücken angeſehn werden, der neuen Geſellſchaft neue Feſte und neue Tempel zu eröffnen? Die Politik und die Philoſophie haben die Arbeiter emancipirt; ſie haben feierlich ihre Rechte proclamirt und ihre Anſprüche auf Gleichheit legitimirt; aber ſie haben noch nicht darauf gedacht, ſie öffentlich in ihren Obliegenheiten zu unterweiſen und in der Erfüllung derſelben zu unterſtützen.“ „Man läßt eine feurige und enthuſiaſtiſche Bevölkerung ihre Gemüthsbewegung in den Aufſtänden und ihre Volksfeſte in den Revolutionen und Gefechten finden.“

Dies iſt im Allgemeinen richtig; wenn daher die Rede davon iſt, der Katholicismus und die Prieſter gewönnen wieder einen Einfluß in Frankreich, ſo iſt dies, ſo enorme Geld- und Menſchenkräfte auch an ihn verſchwendet werden, doch nur ein Einfluß bei denen, die ihn aus reiner politiſcher Doctrin wollen, während ſie ſehr gut wiſſen, daß ihn im Grunde niemand mehr brauchen kann, am wenigſten ſie ſelbſt.

Aber man unterſcheidet ſehr weiſe Katholicismus und Religion und die Mehrzahl der gebildeten Antikatholiken, die unaufhörlich ausrufen, der Katholicismus iſt todt, denken wie Buret, der an derſelben

Stelle, die ich eben angeführt, ſagt: „Es liegt ein tiefer Sinn in dem verbrauchten Wort: das Volk braucht eine Religion. Die Religion iſt die Erklärung des menſchlichen Geſchicks, die Poeſie des irdiſchen Daſeins, die tröſtende Verſprechung einer beſſeren Zukunft. Wer hat nun mehr Intereſſe zu hoffen und zu glauben, als der Arme?“ —

„„Ich begreife das Unendliche nicht, ſagte ein Freund zu mir, mit dem ich öfters philoſophiſche Spaziergänge machte, nur der Glaube an Gott erklärt mir die Welt und mich ſelbſt; nur die Unſterblichkeit kann mich tröſten über die Mängel, denen die Menſchheit erliegt. Kein Held und keine Tugend ohne dieſe Erhebung!““

Und doch war es grade die großartigſte Erhebung aller Zeiten, die franzöſiſche Revolution, welche die ganze europäiſche Menſchheit wieder mit dem Glauben an ihre eigne edlere und höhere Beſtimmung erfüllt und welche der Helden ſo viele erzeugte, daß man ſie nicht mehr zählen kann. Die Helden dieſer Epoche ſind „Freigeiſter“. Wenn aber der Glaube an Gott die Welt und den Menſchen erklärte, ſo wäre alle Wiſſenſchaft und alle Arbeit des Denkens und

Forſchens überflüſſig. „Das Unendliche, ſo nennen die Franzoſen das Abſolute, iſt unbegreiflich.“ Statt nun aber zu ſagen, folglich bleibt es ein Problem, bis es eben begriffen iſt, oder ſtatt einzuwenden, ſo begriffe man von dieſem Unendlichen doch wenigſtens ſeine Unbegreiflichkeit, ſtatt deſſen appelliren auch die Aufgeklärteſten an den Glauben, und ſprechen es raſch aus, daß der Glaube was anders ſei, als ein Begreifen. Glauben iſt Denken, wenn auch ein noch ſo dunkles oder ſecundäres. Denn glaub' ich dir deine Welterklärung durch deinen Gott, ſo denk' ich dir doch mindeſtens deinen Gedanken darüber nach; der den Glauben erfunden hat, hat ihn erdacht. Ich habe mich mit verſchiedenen ſehr intelligenten Männern über dieſe Punkte unterredet; aber faſt nie konnte ich es dahin bringen, daß ſie mir zugaben, es ſei verkehrt, zu glauben, was man nicht wiſſe, vielmehr müſſe man das noch nicht Begriffene problematiſch ſein laſſen und nur darauf hinarbeiten, daß die richtige Faſſung des Problems ſeine ſpätere Löſung durch die Arbeit der Wiſſenſchaft vorbereite.

Daher denn der Satz: man braucht eine Religion. Braucht man eine Religion, ſe braucht man auch

Prieſter; und wenn man einmal Prieſter braucht, ſo liegen den Franzoſen die katholiſchen am nächſten. Damit iſt der Knoten von Neuem geſchürzt; das Princip der Reaction liegt alſo in dem Abfall der franzöſiſchen Bildung von der radicalen, univerſellen und ausſchließlichen Wiſſenſchaft; in ihrer Verzweiflung an der Löſung aller Probleme durch den Verſtand und in dem Rückfall aus der Aufklärung des 18ten Jahrhunderts zu der Romantik des 19ten. Mit unerhörter Schnelligkeit iſt dieſe Romantik bis zum craſſeſten Jeſuitismus und dem widerlichſten Mönchs-, Nonnen- und Verdummungsunweſen zurückgekehrt. Und man ſchreit gegen die Jeſuiten und gegen die illegalen Klöſter! Man ſollte den reactionären, den vernunft- und freiheitswidrigen Charakter aller Religion begreifen, und zu der freien Quelle der freien Geſetze einer glorreichen Epoche zurückkehren. Wie nahe ſtreift z. B. Buret an der Wahrheit hin, und warum gelingt es ihm nicht, ſie ganz zu faſſen? Weil er ſichs nicht klar macht, daß die Religion die Räthſel des Daſeins nicht zu löſen, ſondern nur in ihre dunklen Schleier zu hüllen vermag; weil den Franzoſen bei all ihrer Freude an der Logik und an logiſcher Schärfe und Klarheit, dennoch die tiefere Logik, die Kritik der Kategorieen, wie des Unendlichen, der Religion, der Wiſſenſchaft fehlt, weshalb ſie unter Logik nur Folgerichtigkeit und Conſequenz, nicht aber Erörterung der allgemeinen Begriffe und ihrer Verhältniſſe verſtehn.

Der Aberglaube, mit ihrer jetzigen Romantik und Unentſchiedenheit weſentlich über das 18te Jahrhundert hinaus zu ſein, iſt ſo allgemein, daß er mir ſogar auf der Polizeipräfectur begegnete. „Damals, ſagte der Chef eines der Bureaus, war es recht, tabula rasa zu machen, jetzt iſt auf dieſem Grunde ein neues freies Gebäude errichtet; und wir müſſen nicht die Arbeit unſrer Vorfahren wiederholen, ſondern poſitiv fortführen. Aber das conſtitutionelle Syſtem und vor allen die gegenwärtigen Miniſter, die ſelbſt aus den Reihen der Gelehrten hervorgegangen ſind, laſſen jede gelehrte Discuſſion unbedingt frei, in der Ueberzeugung, daß daraus ſchließlich nur das Wahre hervorgehen könne.“

Dies iſt formell ganz richtig. Es fragt ſich nur welches iſt die „poſitive Fortführung der Arbeit des 18ten Jahrhunderts“ und was nützt die „tabula rasa“, wenn alles Wegraſirte wieder zum Vorſchein kommt und gepflegt ſtatt ausgereutet wird? Doch berührt es ein deutſches Ohr ſehr angenehm, ſelbſt auf der Polizei die Revolution und die freie wiſſenſchaftliche Discuſſion anerkannt zu finden. Ein Berliner Polizeibeamter könnte dies höchſtens in ſeinen vier Pfählen und im tiefſten Vertrauen ſagen, obgleich die Berliner zu aberweiſe ſind, als daß es noch einen einzigen aufgeklärten Beamten geben ſollte, der dies nicht alles wüßte und bei Gelegenheit auch auf's Beſte vortragen könnte.

Für Deutſchland iſt die Bedeutung der Reaction ſehr klar. Jede Berufung auf die Geſchichte iſt ihre Stimme, jede Berufung auf die Vernunft iſt die Stimme der Freiheit. Wir wollen unſre ganze Geſchichte nicht, in Frankreich iſt dies anders. Wollte man es daher im deutſchen Sinne nehmen, ſo wären in Frankreich alle Partheien reactionär; jede beruft ſich auf eine Periode in der franzöſiſchen Geſchichte, die Bourgeoiſie auf die conſtitutionelle Conſtituante, die Volksparthei auf den Convent, und ſelbſt die Socialiſten finden in Baboeuf einen Patriarchen; alle ſind aber eben ſo ſehr Neuerer, denn ſelbſt die Legitimiſten, die einen wirklichen Erfolg im Auge haben, modificiren ihr Syſtem nach der Epoche. Der Begriff der reinen Reſtauration iſt daher eine Privatſache geworden, und nur von wenigen Emigrantenfamilien wird er in ſtupider und hochmüthiger Fortſetzung ihrer vorrevolutionären Lebensweiſe kümmerlich verwirklicht. In Verſailles findet man dies Petrefact allerliebſt dargeſtellt durch die Oelung Karls X. in Rheims und den unglücklichen, nicht gemalten, ſondern lebendigen Violinſpieler, der vor den Hôtels im Pudercoſtüme ſeine Entrechats ſchlägt; auf dem Theater iſt Bouffé in den Variétés ein unübertrefflicher Marquis und feiner galanter Alter aus der guten Zeit des „guten Tons und der geſchmackvollen Lebensart". Ohne Zweifel iſt es die Kunſt des Komikers, aber ein wenig auch der Gegenſtand, der das Publicum anzieht. Man ſchätzt ſelbſt dieſe Glorie Frankreichs, wie man denn von ganz vernünftigen Leuten Ludwig XIV. immer noch „le grand roi" nennen hört. Hin und wieder klagt wohl Einer, die ſonſt ſo feinen Franzoſen wären grob geworden, der Geſchmack und der Witz verlöre ſich; aber dieſe Periode iſt ein für allemal durch die Revolution ausgelöſcht.

Die Reaction, die einen ernſtlichen Widerſtand gegen die Ausbildung der freien Principien leiſtet, knüpft ſich an wirkliche lebendige Exiſtenzen, an die Doctrinärs, das Militair, die Beamten, die Geldmänner, die Philiſter und alles was ſeiner Natur nach von dem Idealen nicht durchdrungen wird. Sie hat viel Bewußtſein und bedeutende Talente in ihrem Dienſt. Mit dem größten Aufwande iſt z. B. die Verſailler Gallerie für dieſen Zweck eingerichtet. Die Zeit der Republik verſchwindet faſt, die Reſtauration und das Mittelalter dagegen iſt reich bedacht und vor Allen Napoleon, der Tyrann und Reſtaurateur des dummſten Hof- und Herrenthums. Nichts iſt widerlicher, als Napoleon und ſein Hof, nichts flacher, trivialer und troſtloſer, als die gemalten Reſultate der Julirevolution, dieſe undurchdringliche Maſſe von Philiſtern, Louis Philipp überall an ihrer Spitze. Was nur von Poeſie in den afrikaniſchen Kriegen, in der Beſchießung von St. Juan d'Ulloa und in Napoleons Kriegsthaten zu finden iſt, das hat Horace Vernet hervorgehoben. Er verſöhnt einigermaßen mit der Abſicht, die man ſonſt überall zu ſeiner Verſtimmung merkt, man nimmt die Prinzen und den

Kaiſer in den Kauf; aber der gute Eindruck hält nicht lange vor. Der „Ruhm Frankreichs“, wie er in Verſailles dargeſtellt wird, enthält nur zu viel von ſeiner Schande, und es würde nicht anders werden, wenn man auch den großen König und ſeine Maitreſſen beſeitigte.

Denſelben Eindruck, wie Verſailles, den einer ohnmächtigen Todtenbeſchwörung macht überall die jetzige Reaction. Selbſt in der Mode fällt ſie mit ihren Intentionen durch. Man möchte z. B. gern den jardin des plantes wieder jardin du roi, die Miniſter wieder Excellence genannt haben, das Monſeigneur zur Unterſcheidung von Monſieur wieder einführen, die Bälle in Escarpins, die Nachahmung der Prinzen, die Unterwürfigkeit des Betragens, die Wichtigkeit der Geiſtlichkeit ſind fromme Wünſche; ſelbſt ſolche Kleinigkeiten ſind nicht zu erreichen. Die Dynaſtie möchte gern das Gefühl los ſein, daß ſie nur zur Miethe in den Nationalpalläſten wohnt. Sie ſperrt ſich ab in St. Cloud und in Trianon, ſie ſchließt alle Abende den Tuileriengarten und jagt die Fußgänger, die über die Brücke kommen, auf den wüſten Carouſſelplatz; aber die Palläſte ſind zu oft erobert und die Parks werden alle Feſttage von den Maſſen occupirt, als gehörten ſie ihnen, und es giebt kein Factum, welches mächtig genug wäre, der demokratiſchen Auffaſſung die Wage zu halten. Frankreich iſt durch und durch demokratiſirt und ſelbſt was man bisher noch anerkannte, das Geld, hat durch ſeine unverſchämte Aufdringlichkeit eine ſehr erbitterte Oppoſition hervorgerufen. Früher waren der Prunk und das rückſichtsloſe Schlaraffenleben der Ariſtokratie hergebrachte Rechte; jetzt ſind dieſe Dinge anſtößige Unverſchämtheiten und dennoch treten ſie möglichſt grell hervor. Es hat ſich eine neue Klaſſe von Tagedieben gebildet, die der neuen revolutionären Zeiteintheilung folgt, des Abends zu Tiſche geht und ſich den ganzen Tag frei erhält, aber nicht zum Arbeiten, ſondern zum Schlafen. Man iſt die Nacht in Geſellſchaft, kommt gegen Morgen heim und ſchläft bis Mittag, man frühſtückt im Schlafzimmer, vielleicht im Bett, es wird zwei Uhr, nun fährt man ſpazieren, alsdann wird neue Toilette gemacht, gegeſſen und die Nacht von Neuem in Geſellſchaft verlebt. Nichts ſteht in grellerem Widerſpruche mit dem Ernſt unſrer Zeit und ihrer Probleme, als dieſer Leichtſinn und dieſe Leerheit eines abſolut nichtigen Treibens; aber wie die Ephemeriden fliegen ſie ſorglos über die Wogen hin, von denen ſie verſchlungen werden, wie ihre Sonne ſinkt; und die Sonne einer funfzehnjährigen Reaction gegen die Freiheit iſt am Untergehn. Weder die Septembergeſetze, noch die Verderbniß der Jury, noch die Baſtillen und die Auflöſung der Nationalgarde werden die Geburt der Demokratie, die in Fleiſch und Blut der Franzoſen übergegangen iſt, hindern können. Inſofern möchte allerdings, wie die Zeit der conſtitutionellen Monarchie zum zweitenmal über Frankreich gekommen iſt, auch die Zeit des Convents ſich wiederholen. Was ſchon in den Menſchen und ihren Sitten lebt, muß auch zur Geltung kommen.

20.

Ein Stück Revolution.

Mag nun die Reaction ihren Lauf nehmen bis ſie umſchlägt. Ich will, nach ächt deutſcher Art, Dir ein Stück Revolution in Gedanken vorführen.

Bei meinem erſten Aufenthalt in Paris machte ich einen Spaziergang durch den Garten der Tuilerien, der mich lange mit einer Arbeit, die du gewiß nicht von mir erwarteſt, beſchäftigt hat. German, der deutſche Dichter, führte mich zu der Statue von Spartacus, die der Künſtler Foyatier grade am 29ſten Juli 1830 vollendet und darauf vor dem mittleren Pavillon des Schloſſes, wo der König wohnt, aufgeſtellt hat. Die zerriſſene Feſſel an der Linken, das kurze Schwert in der Rechten, beide Arme mit geballter Fauſt übereinander, im Geſicht den Entſchluß des Losbruchs, ſo ſteht der große Gladiator, der Rom an den Rand des Untergangs brachte, da. Mancher geht vorüber und bemerkt das bedeutungsvolle, ſchöne Kunſtwerk nicht. Mir ſelbſt war dies ſchon einigemal begegnet. Mein freundlicher Führer ließ mich jetzt Alles entdecken, was in dem dargeſtellten Moment, in dem prägnanten Ort der Aufſtellung und in dem Zuſammentreffen der Tage des Juli mit der Beendigung der Statue liegt, und ich muß geſtehn, daß ich mich lebhaft ergriffen fühlte. Der Eindruck beherrſchte mich noch, als wir nach Hauſe kamen und einen jungen Muſiker vorfanden, der uns geſtand, er trage ſich ſchon lange mit der Idee einer Oper, und wünſche einen Text, der das Publicum anſpräche und zugleich ſeiner eignen Gemüthsrichtung gemäß wäre.

„Sie haben recht, rief ich aus, daß Sie die Zeit und zugleich ſich ſelbſt befriedigen wollen. Da kommen wir eben aus dem Garten der Tuilerien, welch' ein Stoff, dieſer Spartacus! Zumal jetzt, wo man es ſo ſehr begreift, daß alles höhere Intereſſe ſich in der totalen Aufhebung der Sklaverei concentrirt. Die Sklaven müſſen ſchon jetzt alle Schlachten beſtehn, man futterte ſonſt mit ihnen die Fiſche, jetzt die Kanonen; ſie werden einmal ihren eignen Krieg führen und gewinnen.“

„Machen Sie mir den Text, ich will ihn gewiß componiren, daß Sie zufrieden ſein ſollen,“ ſagte der Muſiker. Und ich war von dem Einfall ſo hingeriſſen, daß ich es ſogleich verſprach.

Aber ich hatte mir die Sache viel leichter gedacht, als ich ſie bei der Ausführung fand. Zunächſt waren hier die Bücher nicht gleich zur Hand und erſt in Dresden fand ich in Florus und in Plutarchs Craſſus die Geſchichte. Ein Freund, mit dem ich die Sache beſprach, nahm lebhaften Theil daran und entwarf ſogar einen Plan, aus dem ich manches adoptirt habe. Plutarch nennt Spartacus einen Thracier, wir ließen ihn lieber einen Germanen ſein und dachten es uns ſehr paſſend mit den wirklichen Zerſtörern der Römerherrſchaft dieſen geſcheiterten Befreiungsverſuch der Kriegsgefangenen, unter denen ausdrücklich die Germanen genannt werden, in Verbindung zu bringen. Nun war ſchon in Paris ein Anfang gemacht. In den hellen Mondnächten des Septembers beſuchte ich mit meinem poetiſchen Freunde häufig den Revolutionsplatz. Der Ort regte die Erinnerung an die bewegteſte Zeit der franzöſiſchen Befreiung auf, wir kamen eines Abends auf die Marſeillaiſe und aus unſern Geſprächen über die Muſik, über den gewaltigen Eindruck, den die Marſeillaiſe auf dem Pariſer Theater zuerſt gemacht hatte und über die Form, die man einer Freiheitshymne in unſerm Revolutionsdrama geben müſſe, entſtand ein Chor, den ich dem Componiſten mittheilte, und den er uns nach einiger Zeit aufführte. Den erſten Act der Oper hat er ſeit längerer Zeit in Händen und die Muſik vollendet; die zwei andern konnte ich ihm noch nicht mittheilen, da ich ihn ſeitdem aus dem Geſicht verloren. Ich laſſe das Ganze hier nun abdrucken, und löſe damit mein Wort. Vielleicht erweckt ihm die Publicität einen Rivalen; vielleicht auch nicht; denn die Muſiker ſind zu ſehr an die Herren gebunden, um die Befreiung der Sklaven zu ihrem Thema zu machen.

Ich habe auch noch ſo meinen Plan bei der Veröffentlichung des Textes. Die Operntexte ſind in Verachtung und werden nur von den Proletariern, nie von den Ariſtokraten der Poeſie gemacht. Es iſt alſo die ungefährlichſte und anſpruchloſeſte Art, ſich unter die Schönen zu miſchen und zugleich an die Stelle des vielgeräucherten und dadurch vielfach verdorbenen Ichs der Lyrik zu ſetzen. Vielleicht hört die Verachtung der „ſchlechten" aber „glücklichen" Oper und die Schaam, ihr Texte unterzuſchieben, auf, wenn man die Möglichkeit einſieht, auf dieſe Weiſe ſeine Gedanken und Gefühle mit Pauken und Trompeten unter die Menſchen zu bringen, und da ſo viel poetiſches Talent und ſo viel Freiheitseifer in der Jugend ſteckt, ſo wird mein Stück hoffentlich bald übertroffen und die Muſik in das Bereich des neuen Geiſtes hineingezogen werden. Um das Bewußtſein der Menſchen auf einer größeren Ausbreitung zu befrein, iſt durchaus die poſitive Arbeit nöthig, welche in plaſtiſchen Formen eine neue Zeit vergegenwärtigt. Daß man daher jetzt an die dramatiſche Poeſie denkt, iſt ſehr richtig, daß man die Oper verachtet, ſehr verkehrt.

Nun iſt freilich nur die Pariſer Bühne und auch dieſe nicht immer für aufregende Muſik zugänglich, aber ſie iſt tonangebend, und wenn die Deutſchen den freien Inhalt nicht ertragen können, ehe er in Paris berühmt geworden iſt, ſo müßte man die deutſchen Texte deswegen nicht ungeſchrieben laſſen, ſondern ſie ſo lange in's Franzöſiſche überſetzen, bis unſere Einrichtungen unſern Gedanken nachkommen. Noch wahrſcheinlicher iſt aber der alte Hergang, daß die Poeſie eben als Poeſie geduldet wird, wie man Schillers revolutionäre Dramen geduldet hat, ohne weder die deutſche Inquiſition, noch irgend eine andere Inſtitution des Despotismus in Gefahr zu bringen. In die deutſchen Köpfe geht viel neben einander hinein, und je beſſer ſie's in der Phantaſie haben, deſto nichtswürdiger laſſen ſie ſich die Wirklichkeit gefallen. Ich halte daher ſelbſt den Zauber der Muſik mit einem radicalen Text verbunden noch nicht für eine Chance der deutſchen Emancipation. Im Gegentheil; doch hier iſt die Oper.

Spartacus.

Oper in drei Acten.

Perſonen.

Spartacus, Oberfeldherr der Befreiungsarmee.
Oenomaus,
Crixus,
Caſtus,
Anführer der empörten Gladiatoren und übrigen Sklaven.
Burrhus, Laniſta in Lentulus' Fechterſchule.
Gratidius, ein junger Römer.
Lucia, Tochter des Lentulus.
Sabina, ihre Sklavin.
Craſſus, Dictator.
Lentulus, Magiſter equitum.
Cato, Senator.
Arioviſt, Herzog der deutſchen Bundesgenoſſen.
Merowig, Herzog der Franken.
Chor der Gladiatoren und Sklaven.
Chor der Senatoren.
Chor der Germanen.
Centurio und Soldaten.

Erſter Act.

1.

Lentulus' Fechterſchule in Capua.

Burrhus der Laniſta (Gladiatorenaufſeher).

Trinkt, Männer, trinkt,
Bis alle Lebensſäfte
Vom Wein ſind angefacht. :|:
Trinkt tapfer, trinkt —
Und ſammelt neue Kräfte,
Daß ihr mir Ehre macht. :|:

Crixus u. Oenomaus (verſchworne Gladiatoren. Beiſeit).

So wiſſen wir beim Blinken
Des Weins doch was wir trinken
Den Zorn, den du entfachſt. :|:
O lehre du uns denken,
So werden wir dich henken,
Daß du uns Freude machſt. :|:

Burrhus.
(Toaſt.)

Dem Herrn, der uns beſitzet,
Dem hocherhabnen Herrn,
Dem unſre Waffe blitzet

Dem all ſein Blut ſo gern
Ein jedes Herz verſpritzet,
Dank dieſem edlen Herrn!
Er giebt uns dieſen Schmaus zum Lohn,
Weil Spartacus, mein tapfrer Sohn,
Zehnfach in Rom den Kranz errungen,
Was keinem Fechter je gelungen.
Dem Herrn mit ehrfurchtsvollem Ton
Dafür die Danklibation!

Chor der Gladiatoren (beiſeit).

Dem Herrn und dir wir finden ſchon
Für euch die Danklibation!

Pyrrhus.

Trinkt, Männer, trinkt,
Bis alle Lebensſäfte
Vom Wein ſind angefacht. :|:
Trinkt tapfer, trinkt
Und ſammelt neue Kräfte,
Daß ihr mir Ehre macht.
Auch ihr mir Ehre macht! (ab.)

2.

Chor.

Trinklied der verſchwornen Gladiatoren.

Nur drauf und dran! von der Welt iſt gut
ha, ha, ha!
Was ſich verzehren läßt,
ja, ja, verzehren läßt.
So nimmt man auch uns und unſer Blut

Als Nachtiſch zu dem Feſt,
als Nachtiſch zu dem Feſt.
Tauch ein das Schwert, tauch ein!
Heut ſollſt du Sieger ſein;
Doch morgen fällt ein ander Loos,
Dem Tod war keiner je zu groß,
Und morgen biſt du ſein,
Schenk ein, Herzbruder, ſchenk ein!
Zur Freude den Wein?
Nein Blut ſoll er ſein
Und feurige Loh in den Adern
Mit unſern Tyrannen zu hadern,
Zur Rache den feurigen Wein!
Gießt Feuer ins Blut hinein,
Gießt Wuth in die Herzen mit Wein!
Wein, Wein!
Wein, feurigen Wein!

3.

Crixus und **Oenomaus** (treten vor).

Crixus.

So hat denn unſre Hoffnung ſich erfüllt.

Oenomaus.

Der Bruderbund blieb unenthüllt.

Crixus.

Und Spartacus, ſein Haupt und Schwert,

Oenomaus.

Iſt bald bekränzt zurückgekehrt.

Crixus.

O nahe Rettung ſchwinde nicht!

Oenomaus (indem er Lucia kommen ſieht).

O meiner Liebe Hoffnungslicht!

4.

Lucia (kommt mit Sabina, ihrer Sklavin, und einem Sklaven, der Früchte trägt. Zu ihrem Gefolge).

Theilt dieſe Früchte freundlich aus,
Ich bring' ſie zu dem Siegesſchmaus.

Chor der Gladiatoren (erhebt ſich).

Iſt doch des Menſchen Sonne
Ein freigebornes Weib!
Lauſcht ihrer Stimme Wohllaut,
Seht ihren ſchönen Leib,
Seht ihren ſeelenvollen Blick
Und fühlt voraus der Freiheit Glück,
Die Herrn frei zu beerben
Und ſolch ein Weib zu werben.

5.

Lucia und Oenomaus.

Lucia.

Zu End' iſt unſer Glück,
Mein Vater kehrt zurück.
Er bringt Gäſte,
Beſtellt ſich Feſte
Und giebt mich einem jungen Freund —

Ich hab' um dich und mich geweint.
Wärſt du doch eines Römers Kind,
Wir flöhn noch heute Nacht geſchwind!

Oenomaus.

Die gute Zeit wird wiederkehren,
Willſt du nur Liebesglück gewähren;
Und meines Lebens Strom und Ende
Gäb' ich in deine ſchönen Hände.

Lucia.

Sobald die Nacht den Sternenſchleier zieht —

Oenomaus.

Und unter ihm kein Späheraug' uns ſieht;

Lucia.

Laß deinen kühnen Männertritt mich hören.

Oenomaus.

Sollſt du mich Venus' Dienſt und ſüßes Opfer lehren.
(Lucia mit Gef. ab.)

6.

Spartacus

(in Kränzen und Gladiatorenrüſtung mit einem Gefolge von Fechtern).

Seid mir gegrüßt, zu neuem Leben,
Zu neuem Kampfe mir vereint!

Chor.

Er kommt, mit Siegesglanz umgeben;
Heil uns, daß unſer Held erſcheint!
Heil unſerm Hoffnungsſtern!

Er zog ſo düſter und ſo fern,
Jetzt ſteigt er ſtrahlend auf
Im Siegeslauf.
Heil Spartacus, dem Sieger, Heil!

Spartacus.

Nun denn ſo gebt uns unſer Theil!
(nimmt den Becher)
Ihr kühnen Zecher,
Bei dieſem Gelag
Den ſchäumenden Becher
Bringt unſerm Tag!

Chor.

Den ſchäumenden Becher
Bringt unſerm Tag!
Wird erſt ſein freies Auge wach,
Winkt er zu ſchönerem Feſtgelag
Und anderm Wein die Zecher;
Bringt ihm den ſchäumenden Becher!

7.

Spartacus. Crixus. Oenomaus.

Spartacus.

Wie ſteht's um unſre Sache?

Crixus.

Drei Freunde von der beſten Art,
Die ſich mit freien Frau'n gepaart,
Sie fielen als Opfer der Rache.
Doch größerm Ungemache

Entſchlüpfte der Bruderbund.
Mit treuverſchloßnem Mund
Sind ſie am Kreuz verſchieden.

Spartacus.

Dafür am Kreuz! O keinen Frieden
Mit dieſer Henkersbrut!
Wir Sklaven, wir die Millionen,
Wir woll'n die Frevel ihnen lohnen,
Wir wollen Blut um Blut!
Wir ſind der Menſchheit Mark und Kern.
Verrucht, verfault ſind unſre Herrn,
Sind Herrn genannt und immer doch
Mit uns in Einem Sklavenjoch
Bei wenigen Herrn.
Den keimenden Kern
Der Menſchheit frei zu machen,
Wolln wir den Sklavenkrieg entfachen.
Hört mich!
Mit der Germanen wilder Kraft vereint
Wird uns der Sturz des Römerreichs gelingen.
Du, Crixus, biſt, wie ich, Germane; — auf!
Entflieh ſogleich im Wirrwarr dieſes Feſtes,
Hier iſt ein Brief an Arioviſt von mir.

Crixus.

So wollen wir das große Werk beginnen.
Glück ſei mit uns; ich eile gleich von hinnen.

(ab.)

8.

Ein Sklave (mit einem Briefe an Oenomaus).

Es droht Gefahr, es geht was vor,
Man nennt euch überall!
Lies dieſen Brief von Lucia.

Oenomaus (lieſt).

„Sie haben unſre Lieb' entdeckt.
Schon morgen führt Gratidius mich fort.
Komm ſchleunig, laß uns gleich auf Rettung denken.“

Spartacus.

Was willſt du thun?

Oenomaus.

Ich muß zu ihr.

Spartacus.

Vor ihrem Vater kannſt du ſie nicht retten.

Oenomaus.

So fluchen wir gemeinſam unſern Ketten.

Spartacus.

Geh. — doch als Spåher, nicht als Liebesheld,
Dein Blut gehört der Freiheit und der Welt.

(Oenomaus und Sklave ab.)

9.

Spartacus.

O Deutſchland, o mein Vaterland,
Der Freiheit Heiligthum!
Die Feſſel ſchändet meine Hand
Und Sklave heißt mein Ruhm!

Wann ſtehſt du auf und ſtürzeſt die Despoten
Hinab zu deinen freigefallnen Todten?
Schwellt an, ihr feſſelloſen Stürme
Germaniens, und brauſt
Den Racheruf durchs Land, — wild thürme
Sich Schaar auf Schaar! Es hauſ't —
Ich hoffe drauf — in deiner Waldesnacht,
Mein Vaterland, der Rachegeiſt. — Erwacht
Ihr freien Söhne der Teutonen!
Die ſchnöden Herrn entwürdigt frohnen,
Die Sklaven, ſie brechen die Ketten entzwei;
Eilt, Deutſche, zu Hülf' uns herbei,
Eilt, eilet zu Hülf' uns herbei!
Als Italiens Gluth und Staub
Sich gegen euch gewendet,
Und euren waldgewohnten Blick
In heißer Schlacht geblendet:
Da gewannen
Die Herrn und Tyrannen
Uns Kinder als Sklaven zur Beute; —
Doch die Schlacht wir erneuern ſie heute.
Hört uns, Germanen, eure eignen Söhne,
Der Kinder Nothruf und der Freiheit Töne!
O führe, Grirus, theurer Flüchtling, führe
Die freien Männer von den Alpen her,
Indeß ich hier die Aufruhrtrommel rühre
Und Sklaven donnre wach und ins Gewehr!

10.

Spartacus und Oenomaus.

Oenomaus (kommt zurück).

Mein Spartacus, ſie ahnden unſern Plan.

Spartacus.

Was iſt geſchehn? Was haſt du ſelbſt gethan?

Oenomaus.

Wir ſind bewacht und überall umringt.

Spartacus.

Ich hoffe doch, daß Crixus' Flucht gelingt.

Oenomaus.

Auch mein gewohnter Ausgang iſt bewacht,
Kaum konnt' ich unvermerkt zurück mich ſchleichen.
Die Zeit iſt koſtbar, jeden Augenblick
Kann der Centurio bei uns erſcheinen.

Spartacus.

Was kann er wiſſen, Unglückſeliger?

Oenomaus.

In ſeine Hand fiel Crixus und dein Brief.
Sie wiſſen's nun, daß wir verſchworen ſind.
Und unſer Hülferuf an die Germanen
Wird jenen Cimber- und Teutonenſchrecken
In ihren Römerherzen neu erwecken
Und ſie zu raſchem Henkersgriff ermahnen.

Spartacus.

Ha! düſtres Schickſal! — doch es ſei;
Nur durch ſich ſelber wird der Sklave frei.

Und wenn ſich jetzt die Rache nicht vollendet;
Eins iſt gewiß, die Knechtſchaft wird geendet.
Noch iſt es Zeit, verſäumt kehrt ſie nicht wieder,
Gieb mir mein Schwert und waffne unſre Brüder!

Zuſammen.

Spartacus da Capo.

Oenomaus.

O ſtrenges Schickſal, günſtig ſei
Dein Wurf den Sklaven, laß ſie frei,
Laß die gerechte Rache ſie vollenden
Und deinen Zorn auf die Bedrücker wenden.
Noch iſt es Zeit, verſäumt kehrt ſie nicht wieder,
Zum freien Schwert! und rettet euch, ihr Brüder!

Spartacus.

Weißt du die ſcharfen Fechterwaffen?

Oenomaus.

Ich kann uns hundert Schwerter ſchaffen.

Spartacus.

So laß die beſten Männer in den Waffenſaal
Den Eingang ſich eröffnen, und beim Mahl
Die Uebrigen ſich unverdächtig halten,
Die Luſt wird ſich zum blut'gen Ernſt entfalten.

(Oenomaus ordnet einige Zecher ab).

Chor der Zecher.

Zur Freude den Wein?
Nein, Blut ſoll er ſein
Und feurige Loh' in den Adern
Mit unſern Tyrannen zu hadern.

Zur Rache den feurigen Wein!
Gießt Feuer ins Blut hinein,
Gießt Wuth in die Herzen mit Wein!
Wein, Wein!
Wein, feurigen Wein!

Spartacus.

Der Wein ſoll ſich in Gift verkehren
Und jeder Tropfen Blut in Haß.
Will ſich die Freiheit neu gebären,
Muß erſt der Moſt des Haſſes gähren
In Männerbruſt ohn' Unterlaß.
Ja, Rache ſei geſchworen
Der Tyrannei,
Aus ihr wird neu geboren
Die Welt und frei.

Oenomaus.

Die Luſt wird ſich in Leid verkehren,
Die Lieb' ertränken blut'ger Haß.
Im tiefſten Krater ſeh' ichs gähren,
Neu ſich die alte Welt gebären
Aus dem Vulkan ohn' Unterlaß.
Ja, Rache ſei geſchworen
Der Tyrannei,
Aus ihr wird neu geboren
Die Welt und frei.

11.

Burrhus
(von bewaffneten Römern begleitet).

Hier bring' ich ſcharfe Fechterwaffen
Für Oenomaus und für dich,
Siegreicher Spartacus!
Die Tapferſten und Beſten
Weiht ſeinen theuren Gäſten
Der edle Lentulus.
Ihr werdet auf den Tod gepaart
Beim feſtlichen Mahle fechten.
Dort feiern Weſen höhrer Art,
Als ihr, nach Römerrechten
Den Ehepact — Gratidius
Mit Lucia, des Lentulus
Glücklich bewahrtem Kinde.
Sie war mit dem Hausgeſinde
Des Vaters ſo gut, ja viel zu gut! —
Verſpritzt nun für ſie euer Blut!
Hier gilt nicht zärtliches Girren,
Nur Muth; laßt den Gladius ſchwirren!
(Er reicht dem Spartacus und Oenomaus die kurzen Schwerter.
Die Römer ſchließen ſie in einen Halbkreis, um ſie abzuführen.)

Oenomaus (indem er den Zechern mit dem Gladius winkt).
Für Lucia, ja wohl für unſer Licht
Und unſre Liebe!

Spartacus.
Nein, ich nicht!

Mit dieſen Kränzen iſts genug, ſeht her,
Ich weiß ein beſſres Ziel für meine Wehr!
(ſtößt Burrhus nieder.)

Und nun erwache
Für deine Sache,
Für dein ewiges Recht,
O Sklavengeſchlecht!
Auf zur Wehr
Rings umher!

(Spartacus ſtößt den Anführer der Wache nieder. Oenomaus hat die Zecher herbeigewinkt. Sie fallen über die Römer her. Dieſe fliehn.)

11.

Spartacus.

Seid kühn, ihr Sklaven, brecht einmal
Die Ketten eurer Noth,
Und löſet endlich eure Qual
In Freiheit oder Tod!
Immer mehr
Ins Gewehr!
Und die Trommeln laſſet rühren
Und mit Hörnern blaſet Sturm!
Zum Sturm
Soll unſer Zorn uns führen,
Der Zorn ſoll Hauptmann ſein;
Haut ein, haut ein, haut ein!

Chor.

Immer mehr ꝛc. Dann: Du ſollſt der Hauptmann ſein ꝛc.

(Während der Waffenſaal von inwendig aufgebrochen wird und alle ſich bewaffnen.)

Spartacus.

Des Lebens Luſt und all ſein Glück
Hat uns die Welt entwandt,
Wir fordern unſer Theil zurück,
Die Waffen in der Hand!

Chor.

Immer mehr ꝛc.

Spartacus.

Unmenſchlich iſt die Menſchenwelt.
So weit die Erde rund,
Iſt ſie für uns noch nicht beſtellt,
Sind wir noch nicht im Bund!

Chor.

Immer mehr ꝛc.

Spartacus.

Gedüngt von unſrer Väter Blut,
Beſtellt von unſrer Hand
Iſt der Tyrannen ſchnödes Gut,
Dies fluchbeladne Land!

Chor.

Immer mehr ꝛc.

Spartacus.

Des Sklaven menſchlich Angeſicht
Verhüllet blut'ger Schweiß.
Wir wollen durch zum ew'gen Licht,
Uns wird die Seele heiß!

Chor.

Immer mehr ꝛc.

13.

Centurio mit Römern.

Stellt euch hier, ergreift die Sklaven,
Laßt ſie nicht entfliehn!

Spartacus.

Auf! das Glück iſt mit den Braven;
Streckt ſie kunſtrecht hin!
(Die Römer werden überwältigt und fliehn.)

14.

Spartacus (zurückkehrend).

Den Menſchennamen und ſein Glück,
Sie haben's uns entwandt;
Wir fordern unſer Theil zurück,
Die Waffen in der Hand!

Wir brechen kühn mit einem Mal
Die Ketten unſrer Noth
Und löſen kämpfend unſre Qual
In Freiheit oder Tod.

Chor (der ſich wieder ſammelt).

Immer mehr
Ins Gewehr!
Und die Trommeln laſſet rühren
Und mit Hörnern blaſet Sturm,
Zum Sturm
Soll heißer Zorn uns führen;
Du ſollſt der Hauptmann ſein.
Haut ein! haut ein, haut ein!

(Während des letzten Chors wirft Spartacus die Fackel in die Fechtſchule und ſetzt die ganze Schlachtordnung zum Abmarſch in Bewegung. Die Fechterſchule geht in Flammen auf.)

Zweiter Act.

1.

Der Garten in Lentulus' Villa. Ausſicht auf das brennende Capua.

Lucia.

Welche Nacht! welch ein Entſetzen!
Capua macht zum Tag die Nacht!
Alles ſtill! — — Mit einem Male
Pfeifen gellende Signale
— — durch die Nacht!
Und Feuer am Feuer erwacht,
Schießt auf in roſige Garben!
Erbarmen, ihr Götter, Erbarmen! —
Welche Nacht! welch ein Entſetzen
Trägt die Fackeln durch die Nacht?

2.

Lucia. Sabina.

Sabina (kommt).

Wir ſind des Todes, wir ſind ganz allein!
Entfloh'n ſind alle Sklaven!
Horch, Getöſe, wie fernes Meer
Grollt von dem wilden Aufruhr her!

Und das ganze Land iſt in Flammen!
Sie brennen Alles zuſammen.

Lucia.

Und wo ſind Lentulus und unſre Gäſte?

Sabina.

Sie ſind in Waffen fort nach Capua,
Wo Spartacus und Oenomaus ſich
Mit hundert Fechtern aus der Stadt befreit.

Lucia.

Oenomaus? — Nun verſteh' ich
Deine Kühnheit, deinen Stolz,
Dies Geheimniß deiner Allmacht
Ueber mein bethörtes Herz!
In meinen Armen ſchlief der Schrecken,
An meinem Buſen die Furienſchaar;
Jetzt ſeh' ich's furchtbar ſich entdecken —
Verrath! Gewalt und Todesgefahr!
Er iſt entfloh'n? Er will nur *ſich* befrei'n?
Nein, er iſt mein, iſt mein! —
Hier ſprech' ich meinen Zauberſegen
Und lenk' ihn um auf ſeinen Wegen.
Bei Deinem Schwur und Liebesglück,
Du kehrſt zu mir, zu mir zurück!

Sabina.

In dieſen offnen Todesrachen?

Lucia.

Zu mir, da woll'n wir Hochzeit machen.

3.

Lucia. Sabina. Gratidius.

Gratidius (kommt).

So find' ich dich, mein Stern der Nacht,
Den Venus' Huld mir zugedacht!

Lucia.

Frei will ich ſein, zieh dich zurück!
Hinweg, mit deinem Räuberblick!

Gratidius.

Mein Wille iſt jetzt dein Geſchick.
Du biſt nicht frei, dein Vater lebt,
Und meiner Hand, die ſich erhebt,
Vertraut er dich gebietend an;
So biſt du mir jetzt unterthan.

(ſucht ſie fortzuführen.)

Lucia (zieht einen Dolch).

Ich bin nicht Sklave, wer ſterben kann,
Den überwältigt kein Tyrann.

Gratidius.

Ha, welch ein Weib! Durch dieſes Abentheuer
Werd' ich in Rom der ſingulärſte Freier.

4.

Zu den Vorigen Oenomaus u. Fechtergefolge.

Die Fechter

(von allen Seiten durch Thür und Fenſter der Villa in den Gartenſaal).

Herein, herein
Ins Herrenhaus,

Schließt ſchnell die Reih'n,
Laßt nichts hinaus;
Schlagt jedes Mannsbild nieder,
Nehmt Blut um Blut, ihr Brüder,
Doch ſchont die zarten Leiber
Der freien ſchönen Weiber.

Gratidius (zieht das Schwert).

Jetzt raſch zu mir!

Lucia (eilt zu Oenomaus).

Mein Vetter iſt hier!

Oenomaus.

Ja, ſtaune mich nur an!
So ſieht die Rache aus,
Sie faßt euch Mann für Mann,
Und wälzt von Haus zu Haus
Ihre unerbittlichen Flammen.

Die Fechter.

Haut dieſen Römer zuſammen!
Schlagt jedes Mannsbild nieder,
Nehmt Blut um Blut, ihr Brüder!
(hauen Gratidius nieder.)

5.

Lucia. Oenomaus. Chor.

Bin ich gerettet in deinem Arm?
Welche Menſchen! ein ſcheußlicher Schwarm!
Sie duften von Blut und Brand.

Oenomaus.

Das Blatt hat ſich gewandt,
Jetzt drücken wir die Daumen nieder,
Wir haben auf Tod erkannt.

Lucia.

Sei du ein Menſch, ſei du es wieder!

Oenomaus.

Ich war es nie, ich war ein Knecht,
Und jetzt bin ich ein Rächer.
Ich ſuch' in der Nacht das ewige Recht
Bei den Fackeln der lodernden Dächer,
Ich ſuche das fühlende Herz mit dem Stahl,
Haß iſt meine Liebe, mir bleibt keine Wahl.

Lucia.

O Tod und Graus!

Oenomaus.

Zieh' mit uns aus!
Steh' du an meiner Seite,
Des gleichen Todes Beute,
Des gleichen Sieges froh.

Fechterchor.

Auf, ſchürt das Stroh,
Daß lichterloh
Dies goldne Neſt verglühe
Und die Feuerroſ' erblühe.

Lucia.

Mein wohnlich Dach,
Der Funke ſprüht,
Der dich verzehren will,
Wer wehrt mir nun das Wetter ab,
Wo halt' ich Flüchtling ſtill?
O, nimm mich mit, erbarme dich,
Liebſt du mich denn nicht mehr?

Oenomaus.

Du wohnlich Dach,
Der Funke ſprüht,
Der dich verzehren will.
Wer wehrt ihr nun das Wetter ab,
Wo halt' ich mit ihr ſtill?
Doch flieh' mit mir, ermanne dich,
Wir trennen uns nun nicht mehr!

Lucia.

Ich flieh' mit dir, umfaſſe dich,
Wir trennen uns nimmermehr!

Fechterchor.

Auf, ſchürt das Stroh,
Daß lichterloh
Das goldne Neſt verglüht
Und die Feuerroſ' erblüht!

6.

Lucia. Sabina. Oenomaus.

Lucia.

In die Nacht hinaus
Bei Wetter und Graus!
Wir Armen, wir Müden,
Wo finden wir Frieden?

Oenomaus.

Eingeſtürzt das Haus,
Der Dienſt iſt aus.
Da ſuchen die Müden
Im Kriege den Frieden!

Sabina.

In die Nacht hinaus
Bei Wetter und Graus
Wir Armen, wir Müden,
Wo finden wir Frieden?
(alle ab.)

7.

Die Sklaven, auf dem Veſuv eingeſchloſſen.

Spartacus.

Wie ſoll ich noch einmal entfliehn?
Wie den Fuß aus der Schlinge ziehn?

Crixus (kommt).

Hier bin ich wieder, neugeboren,
Der Tod hat ſeinen Fang verloren.

Spartacus.
Wie kamſt du los, und wie zu uns Gefangnen?

Crixus.
Durch Devomaus, und er ſandte mich,
Die Römer auszuſpähn, die euch die Ausflüg'
Aus dieſem hohen Neſte all verſperrt.
Er wartet unſer unten bei Pompeji.

Spartacus.
O ſpotte nicht, wie kämen wir hinab?

Crixus.
Die Sommawand iſt unbewacht,
Aus rothem Weidig flechten wir
Uns Leitern bis hinab. — Gieb Acht!
Hörſt du?

Chor der Sklaven (im Hintergrunde).
Wir flechtem die Leiter der Flucht,
Wir fügen die Sproſſen,
Und raſch und entſchloſſen
Durchfliehn wir die Schlucht!
Seid ſtill, ganz ſtill!

Spartacus.
O Heil vom Himmel —
Nein, von dir, von dir,
Du Vater dieſer Töne!

Chor.
Wir flechten der Freiheit Leiter.
Wir führen die Braven
Hinab zu den Sklaven,

Wir führen den Aufſtand weiter!
Seid frei, ſeid frei!
Wir flechten die Leiter der Rache!
Bei nächtlicher Weile,
Mit täuſchender Eile,
Steigt ſachte! daß Niemand erwache!
Stoßt zu! ſtoßt zu!

(Das Abſteigen beginnt, die Sklaven verſchwinden, der Geſang verhallt.)

8

Craſſus und ſeine Freunde beim Gelage mit Weibern. Ueppiger Tanz mit den Mädchen. Würfelſpiel. Lentulus kommt.

Lentulus.

Die Republik iſt in Gefahr!

Craſſus.

Du Herzensfreund, iſt es wahr?
So laßt uns zechen und küſſen,
Sie werden mich rufen müſſen.

Lentulus.

Wo kein Rath mehr zu finden iſt?
Nicht Tapferkeit, noch Liſt
Hält dem Sklavenſtrom die Wage.
Er ſchwillt von Tag zu Tage.
Ganz Italien iſt ſein,
Er bricht in die Alpen ein.

Craſſus.

So laßt uns zechen und küſſen,
Bis wir ausziehn und fechten müſſen.

Pflegt euch und ehrt den Bacchus hoch
Und legt Euch zu den Schönen.
Bald werden wir unſern Genius
Mit Ruhmesglanz verſöhnen.
Jetzt laßt uns jubeln und ſchrei'n
In den hellen Tag hinein!

Chor der Männer und Mädchen

In den hellen Morgen hinein
Laßt uns { trinken,
lieben, } jubeln und ſchrei'n!
Alt-Rom, wir jubeln dich jung
Unſer Craſſus kommt wieder in Schwung!
Alt-Rom, wir jubeln dich jung!

9.

Cato mit Senatoren.

Stille vor den Senatoren,
Stille und ſteht auf!
Craſſus iſt erkoren,
Der Sklaven Verwüſtungslauf
Als Dictator zu dämmen.
(zu Craſſus)
Brich ab dies Schlemmen,
Sei General,
Befiehl zu hemmen
Dein Bacchanal,
Und rette mit ſtrenger Hand
Das Vaterland.

Craſſus (ironiſirend).

Den Kehraus ſpielt auf,
Ihr Dirnen, entflieht,
Nur im eilenden Lauf
Einen Reigen noch zieht
Um Cato's ſtrenge Gebehrden
Und ſeine edlen Gefährten.

(Der Tanz leert den Saal von den Tänzern und Tänzerinnen. Craſſus erhebt ſich, das Schwert in der Hand, und wirft die Toga ab.)

Craſſus.

Bringt mir den Kriegsrock,
Tretet vor, Lictoren!

(zu der Verſammlung)

Schließt einen Kreis,
Den Kriegereid geſchworen!

Alle nach Cato's Vorgang.

Wir dienen dem Vaterland
Und folgen dir unverwandt,
Bis wir's gerettet
Und die Sklaven gekettet.

Craſſus.

Du, Lentulus, führeſt die Reiter,
Du, Cato, die vorderſten Streiter.
Lictoren, voran!
Und Mann für Mann
Folgt mir auf des Forums Plan.

Die Adler frei!
Das Volk herbei!
Wir wählen das Heer
Zu Schutz und Wehr!

Cato und die Senatoren.

Lictoren, voran!
Und Mann für Mann
Folgt ihm auf des Forums Plan.
Die Adler frei!
Das Volk herbei!
Wir wählen das Heer
Zu Schutz und Wehr! (Alle feierlich ab.)

10.

Lager der Sklaven in Mutina, nach der Schlacht, in der beide Conſuln geſchlagen ſind. Scene iſt das Forum.

Oenomaus und Lucia.

Oenomaus.

Die Conſuln ſind beſiegt,
Italien liegt
Zu unſern Füßen, in unſrer Macht
Iſt der Alpen Wacht;
Und reich und herrlich prangſt du, meine Braut;
Hab' ich dem Muth und Glück zu viel getraut?

Lucia.

Dem Muthe? nein! Dem Siege? nein!
Der Liebe? nein! denn ich bin dein!
Der Freiheit? o, ich fürchte für ihr Leben,
Sieh dieſe Räuber und ihr wüſtes Streben!

Komm, laß uns flieh'n!
Gewitter zieh'n
Herauf mit Donner und Verderben;
O komm, daß wir ſo jung nicht ſterben!

Oenomaus.

Nein, hier ſteht Spartacus, der Held,
Er bändigt jedes Wetter;
Der Menſchheit Hort und Retter
Trägt er im Buſen eine Welt —
Gleich, ohne Sklaven, glücklich, frei,
Wer wagt es nicht und blieb dabei?

Lucia.

Auch mir erbebt das Herz in der Bruſt
Vor Hoffnung und vor Siegesluſt,
Denk' ich der Helden, —
Und horch, es melden
Die Tubatöne den Triumphzug an; —
So ſei denn Furcht und Sorgen abgethan!

II.

Triumphzug. Spartacus als Imperator auf dem Siegeswagen. Die Fechter in Römerwaffen. Die Römer gefangen als Gladiatoren gepaart.

Siegeschor.

Wir haben die Ketten geſchmolzen,
Wir goſſen aus ihnen die Bolzen
Für den Feind, für den Feind.

Wir haben ihre Roſſe genommen,
Und ſind wie die Windsbraut gekommen
In den Feind, in den Feind.

Wir ſchlugen die römiſchen Heere
Und nahmen die wuchtigen Speere
Von dem Feind, von dem Feind.

Wir führen den Sieger im Kranze
Und in Feſſeln zu ſeinem Glanze
Unſern Feind, unſern Feind.

12.

Leichenſpiele und Schlußaufzug.

Spartacus
(nachdem der Zug ſich geordnet, vor dem Triumphwagen).
Ihr freien Männer, denn nun ſeid ihr frei,
Die Conſuln ſind bei Mutina beſiegt,
Und kriegsgefang'ne Römer zieh'n herbei
Zum Stoß, wo Crixus' Leiche liegt;
Sie werden kämpfen zu ſeiner Ehr'; —
Doch, freie Männer, ihr ſeid mehr,
Als Römer: ihr wollt nicht Tyrannen ſein,
Ihr ſiegtet, um die Sklaven zu befrei'n.
Das iſt der Sieg, und das des Sieges Ziel,
Und neuer Kampf folgt dieſem Leichenſpiel.

(Kriegeriſches Ballet und Leichenſpiele um den gefallenen Crixus. Alsdann Schluß mit dem Siegesmarſch Nr. 11 und dem abziehenden Triumphzug.)

Dritter Act.

1.

Zelt des Spartacus bei Rhegium.

Spartacus (zu den verſammelten zwölf Führern).
Ihr Feldherrn, im Befreiungsheer
Regt ſich ein böſer Geiſt;
Die Fechter ſchüren ihn mehr und mehr:
Canicius, du weißt,
Und, Caſtus, du, die ihr die Fechter führt,
Woher der Unmuth dieſer Tapfern rührt.

Caſtus.
Drei Jahre zieh'n wir ſiegreich durch das Land,
Und darben in der Fülle ſeiner Schätze:
Du bändigſt uns und feſſelſt unſre Hand,
Daß ſie den Unterworfnen nicht verletze.
So iſt er frei und wir noch immer Sklaven,
Im Sturme wir und er im ſichern Hafen.
Spartacus.
Wollt ihr den Krieg, ſo wollt auch ſeinen Zwang.
Caſtus.
Wir woll'n die Arbeit, aber auch den Dank.
Führ' uns nach Rom und gieb es uns zur Beute,
Und allen Unmuth ſtill' ich dir noch heute.

Spartacus.

Rom — ihr verkennt's — iſt uns zu ſtark,
Wir brauchen der Germanen Mark,
Um dieſe Königin der Welt zu zwingen:
Ich hoffe, meine Botſchaft ſoll gelingen.

Caſtus.

Wir ſind uns ſelbſt genug,
Wir wollen ſelbſt den Lohn;
's iſt ſchon ein übergroßer Zug,
Das theilt von ſelber ſchon.

Spartacus.

Ich rechne nicht nach Beute, noch Genuß;
Ich will den Sieg, und will aus ihren Ketten
Mit Einem Stoß und ſichrem Schluß
Des Kriegs die Welt erretten;
Und dieſe Männer wollen es mit mir.

Caſtus.

Wir aber wollen —

Spartacus.

Wie? gebietet ihr?
Ich will's, und ich befehl' es ſo,
Der Plan iſt mein, ich hab' euch nun verſtändigt;
Und brennte die Empörung lichterloh,
Ich will, daß ihr das Feuer zähmt und bändigt.

Caſtus.

O hüte dich vor dem Tyrannenloos,
Es gleicht bei einem Haar dem Sklavenende;
Und dünkeſt du dich vorher rieſengroß,

Fühlſt du nur ſchmerzlicher die Schickſalswende.
(Caſtus und Canicius ab.)

2.

Geſandtſchaft der großen Armee der Sklaven.
Siegreicher Führer, Feldherr unſrer Wahl,
Uns ſchickt zu dir das große Heer der Freien;
Wir waren Sklaven, du im Fechterſaal,
Wirſt du den Fechtern, wirſt du uns dich weihen?
Es bricht das kleine Fechterheer den Bund.
Dort zieh'n ſie hin, mit Trommeln und mit Fahnen;
Bleibſt du uns treu? thu' deine Meinung kund!
Spartacus.
Sie treulos? ſie? die Fechter, die Germanen?
Geſandtſchaft.
Zehntauſend Schwerter fallen von uns ab.
Spartacus.
So rüſtet euch, wir treten auf ihr Grab:
Wenn ſie den Feind ermüdet, folgen wir.
Ich ſchwör's! und ihr, von Neuem ſchwört es mir:
Die Freiheit retten wir und ſtürzen Rom!
Geſandtſchaft und Feldherrn.
Auf, für die Freiheit! auf, und wider Rom!
(alle ab, außer Spartacus.)

3.

Lager der Römer.

Craſſus. Lentulus.
Craſſus.
Ein böſes Wort! doch muß ich dir es ſagen.

Lentulus.

Haſt über meine Reiter du zu klagen?
Sind ſie vom Sklavenſchrecken angeſteckt?

Craſſus.

Nein, eine Sklavenlieb' hab' ich entdeckt.

Lentulus.

Du ſprichſt von Lucia.

Craſſus.

Sie lebt und liebt.

Lentulus.

Sie lebt? wer iſt's, der dir die Nachricht giebt?

Craſſus.

Cethegus traf ſie bei den Bundsgenoſſen
In Männertracht, doch hat er ſie erkannt.
Nachdem er glücklich den Vertrag geſchloſſen,
Hat Spartacus zu Arioviſt geſandt.
Dein Oenomaus war es und dein Kind.

Lentulus.

O, ſei nicht grauſam, deine Worte ſind
Tödtliche Dolche für mein Vaterherz!
Es iſt nicht möglich, ſag', es war nur Scherz!

Craſſus.

Nein, nein, Cethegus kann ſich nicht betrügen;
Er hing zu oft an ihren ſchönen Zügen.

Lentulus.

Schamloſes Kind, dem Römerbrauche
Haſt du getrotzt, Verlorne du!
Doch o! du lebſt! dein ſanftes Auge

Wend' mir noch einmal leuchtend zu!
Laß mich verſtohlen dich umfaſſen,
Wo uns kein Römeraug' entdeckt;
Ich, nein, ich will dich nicht verlaſſen,
Dich, nun vom Tode mir erweckt!

Craſſus.

Es iſt ein dummes Vorurtheil,
Sie liebt doch nur den Mann,
Und wählet leicht das wahre Heil,
Wenn man's ihr bieten kann.

4.

Die Vorigen. Cato.

Cato.

Die Schlacht iſt entbrannt,
Schon kommen gerannt
Die feigen, flüchtigen Züge.
Auf, Römer, ermannt
Euch zur Zucht und ſträflichen Rüge.
Halt ein, Dictator, den Strom,
Dich rufet dein Amt und Rom.
(Alle drei ab.)

5.

Spartacus. Oenomaus. Lucia in Männerrüſtung.

Spartacus.

Heil uns! da ſeid ihr endlich wieder!
Hat Merowig, der König der Germanen,

Und Arioviſt, der Held, euch Gunſt gewährt?
O ſag's, ſie ſteigen von den Bergen nieder,
Und grad' auf Rom und für die Freiheit bahnen
Sie ſich den Weg und uns, die ſie's gelehrt!

Oenomaus.

Die Deutſchen zieh'n zu Craſſus' blut'gen Fahnen.
Er bat vor uns der Hülfe Gunſt begehrt;
Nun liefert deutſche Treue den Tyrannen
Zu Henkern all die kampfgewohnten Mannen.

Lucia.

Und nicht genug, der Fechter ganze Macht
Fiel vor der Stadt in mörderiſcher Schlacht
Mit unverwandtem Blick, bewährte Helden,
Und keiner floh, das Unglück dir zu melden.

Spartacus. (Dann Oenomaus und Lucia mit ihm.)
Du goldner Hoffnung ſüßes Licht,
Mein Leben, o verlöſche nicht!
Der Freunde Wahn, nicht Feindes Macht,
Hat dieſes Schickſal uns gebracht.
O Freiheit, Freiheit, wende du,
Die Freunde deiner Fahne zu!

6.

Caſt'us (aus der Gefangenſchaft der Germanen zurückgekehrt, ſich vor Spartacus niederwerfend).
Ich biete dir mein ſchuldig Haupt.
Du ſiehſt den Stamm gebrochen und entlaubt,

Der noch vor kurzem trotzig ſeine Krone
Hoch über dich erheben wollt', o ſchone
Den Frevler nicht,
Den das Gewicht
Der blut'gen Schuld erdrücken würde.
Nimm mir das Leben, nimm mir dieſe Bürde!

Spartacus (hebt ihn auf).

Unſel'ger, kommſt du von den Todten?

Caſtus.

Mich ſendet Arioviſt als Boten.

Spartacus.

Der deutſche Fürſt?

Caſtus.

Ich fiel in ſeine Hand.
Er hat zu ſpät als Brüder uns erkannt.
Doch höre, was durch mich er dir verkündet:
Zwei Monde ſei er Craſſus noch verbündet;
Flöh'ſt du hinüber nach Siciliens Küſte,
Verging' die Friſt wohl, wo er fechten müßte.

Spartacus (zu Oenomaus).

So ſende du den Schiffen auf der Höhe
Von Rhegium, den Räubern aus Cilicien,
Ein Boot, biet' ihnen Gold genug und lade
Sie ein, uns aufzunehmen, während ich
Mit Caſtus geh', ins Lager der Germanen.

(Alle ab.)

7.

Zelt der Germanen.

Arioviſt und Craſſus.

Craſſus (kommt).

Seid mir gegrüßt, Germanen, Bundsgenoſſen,
Der Sklaven Blüthe, ihr Germanencorps,
Das ſchon viel edles Römerblut vergoſſen,
Habt ihr vertilgt, ihr thut es uns zuvor.
Die Wüthenden, ihr habt ſie kalt empfangen,
Seid tapfer tödtend in den Tod gegangen.

Arioviſt.

Wie willſt du nun den Krieg zu Ende bringen?

Craſſus.

Wir müſſen ſie mit Wall und Mauer zwingen.
Von Meer zu Meer will ich die Schanzen ziehn.

Arioviſt.

Wir pflegen nicht den graden Kampf zu flieh'n,
Und fechten nur mit Speeren, nicht mit Hacken.

Craſſus.

Der Römer größten Feind gilt es zu packen.
Und hielt ich ihn ſchon ſicher bei den Haaren,
Ich würde doch vor ihm mich ſorgſam wahren.

Arioviſt.

Mehr als dich ſelber ehrſt du Spartacus,
Den Löwen, — und du ſcheuſt den freien Schuß.

8

Arioviſt. Craſſus. Caſtus. Spartacus.

Caſtus.

Dies iſt der Fürſt und Herzog der Germanen.

Spartacus.

Herzog, von Spartacus geſendet kamen
Wir in dein Zelt. Wir ſind von Einem Namen,
Ein Cimber ich und Caſtus ein Teuton,
Du ſiehſt in mir des tapfern Herols Sohn.

Ariovist.

Des Herols, meines Ohms?

Spartacus.

Deſſelben, ſieh mich an.
(Sie begrüßen ſich.)

Craſſus.

Ha! ich erkenne dieſen Mann,
Ich kenn' ihn aus dem ſiegsgewiſſen Blick,
Womit er ſtolz durch Roms Arena ſtieg.
Lictoren, greift ihn, denn ihr legt den Strick
Um Spartacus und end'gt dieſen Krieg.
(Lictoren treten vor.)

Spartacus.

Ja, ich bin Spartacus.

Ariovist.

Mein Vetter und mein Gaſt.

Spartacus.

Der Römer Feind, den du in Händen haſt.

Ariovist.

Geheiligt als Geſandter ſeines Heers.
(Stößt in ſein Horn. Zu den erſcheinenden Kriegern:)
Geleitet uns zurück zum Rand des Meers.

Und du, leb' wohl, und glaub' an unſre Treue,
So ſehr ich dieſes Bündniß auch bereue.
(Die Deutſchen mit Spartacus ab.)

9.

Craſſus.

O über dieſe Bären!
Viel Römerleichen wären
Durch ſeinen Fang geſpart;
Nun da er mir entronnen,
Wird nun der Kampf begonnen
Mit dieſer Sklavenart.

(Craſſus ab.)

10.

Vor Spartacus Zelt.

Arioviſt mit ſeinem Geleit und Spartacus.

Arioviſt.

Ja, ich erkenn's, gerecht iſt deine Sache.

Spartacus.

Die Freiheit ſelbſt und ſpäte, heilige Rache!

Arioviſt.

Doch unſer Wort iſt eurem Feind verpfändet.

Spartacus.

Iſt denn kein Gott, der deinen Starrſinn wendet?!
Hier ſiehſt du mich zu deinen Füßen,
Das Loos der Welt in deiner Hand.
Soll ſie für deinen Irrthum büßen

Mit Blut und Schmach von Land zu Land?
Laß ſich dein freies Herz ermannen,
Brich deinen Eidſchwur den Tyrannen!

Arioviſt.

Steh auf! entflieh!
Das Schickſal reißt uns fort.
Wir brachen nie
Das eingeſetzte Wort.
Auf und entflieh
Zum ſichern Inſelport.

(Arioviſt mit Gefolge ab.)

11.

Spartacus.

Dies ſtarre Volk iſt nicht zu wenden, —
Taub bleibt's der Freiheit! — O mein Herz!
Gieß in den Fluch all deinen Schmerz,
Den ich ihm nach will ſenden.
Du ſollſt auf ein Jahrtauſend hin
Für jede Knechtſchaft fechten
Und nie den faulen Sklavenſinn
Erheben zu dem Rechten!
Von Pfaffen und von Herrn gebeugt,
In Schmach verendet, wie gezeugt,
Sollſt du zuletzt der Sklaven Sklave ſein, —
Dies Loos ſei dein!

(ab ins Zelt.)

12.

Die Sklaven, am Ufer von Rhegium die Schiffe erwartend.

Seht die wandernden Wellen
Schwellen und überſchwellen,
Grüßen zu uns herauf.
Ueber die ſchäumenden Bogen
Kommen die Schiffe gezogen.
Grüßt ſie zum glücklichen Lauf!
Hurrah! ſie nehmen uns auf!

13.

Spartacus aus ſeinem Zelt.
Oenomaus und **Lucia** vom Meeresufer.

Oenomaus.

Ich ſandt' einen Nachen mit Gold
Zu der Räuber Flotte.
Sie nahmen den Freundſchaftsſold
Und entfliehn uns zum Spotte
Am Ufer vorüber
Zur Inſel hinüber.

Spartacus.

Hier ſchlägt uns Treu' im Solde der Tyrannen,
Dort flieht Verrath mit unſerm Sold von dannen;
Doch ſeh' ich Wolken ſchwarz ſich thürmen:
Euch bringt das Wetter, euch die Nacht
Den Untergang. Mit Nacht und Stürmen
Verbünd' ich ſtürmend meine Macht.

Lucia.

Nacht, du deckſt die Augen
Im Tod mit deinem Flor; —
So bedeck' mit dem Mantel des Todes
Der Tyrannen verbündetes Corps!

Nacht, du zeugſt die Menſchen,
Brichſt junge Seelen los,
In der Liebe verborgenem Wirken,
In der Ruh' ſtillwaltendem Schooß;

Heut' bring' freie Kinder
Aus deinem Schooß hervor,
Und begrüße nur glückliche Menſchen
Mit des Morgens jubelndem Chor!

Oenomaus.

Schon hör' ich deine Stimme,
Nachtwandler, Sturm;
Ergreif' mit vollem Grimme
Schiff, Wall und Thurm!

O Sturm, führ' unſre Schaaren
Im letzten Strauß
Durch lauernde Gefahren
Bei Nacht und Graus!

Spartacus.

So gürtet euch und aus den Beſten
Nehmt eine tapfre Schaar zur Hand,
Wir dringen ſtürmend zu dem feſten
Prätorium, des Craſſus Sand.
Gedenkt des Sieges am Veſuv,
Wo Nacht und Muth die Freiheit ſchuf.

Alle drei (zuſammentretend).
O Sturm, führ' unſre Schaaren
Im letzten Strauß
Durch lauernde Gefahren
Bei Nacht und Graus.
(ſie weihen ſich)
Bei der Freiheit, bei der Liebe Flammen!
Wir ſtehen feſt und treu zuſammen,
Erwerben einig in der Nacht der Noth
Den Sieg der Freiheit oder freien Tod.

14.

Zelte der Germanen.

Volksverſammlung bei Fackeln in der Nacht.

Merowig. Arioviſt.

Arioviſt.
Verſammelte Krieger, das Schickſal fügt,
Daß wir uns Rom verbündet.
Aufs treue Wort, das niemals lügt,
Iſt dieſer Bund gegründet;
Ob auch die Welt zu Grunde geht,
Das Bündniß gilt, die Treu' beſteht.

Merowig.
Die Wahrheit löſ't der Lüge Bund.
Rom bringt das Loos der Tyrannei,
Und Spartacus mit kühnem Mund
Spricht alle Menſchen gleich und frei.
Nur Freiheit bindet, nur Freiheit eint:
Treu' dem, der treu mit ihr es meint!

Arioviſt.

Stimmt nun, ob auch der edle Franke
Zur neuen Meinung hingewandt,
Ob mein herkömmlicher Gedanke
Von euch für Recht wird anerkannt.
Die Wahl iſt groß, hier liegt die Ehre,
Mein Namen und mein Herzogsſchwert;
Dort lockt der Freiheit neue Lehre,
Seht was ihr wählt, wen ihr entehrt!

(Die große Mehrheit ſtürzt auf ſeine Seite, man giebt ihm ſein Schwert zurück, hebt ihn auf den Schild und trägt ihn triumphirend fort. Man hört Schlachtgeſchrei in der Ferne. Die Hörner rufen.)

Chor (im Abmarſchiren).

Wir weihen uns aufs Neue
Der Ehr' und deutſchen Treue.

15.

Merowig.

Der Wahnſinn ſiegt — es iſt vorbei! —
Ich höre Getümmel und Kriegsgeſchrei. —
Sitzt ihnen ſchon die Rach' im Nacken
Für den Verrath am höchſten Gut,
Sie bei dem blinden Schwur zu packen,
Zu baden ſie im freien Blut?
Ob ſie nun fallen oder ſiegen,
Sie werden immer unterliegen.

ab).

(Die Bühne bleibt eine Weile leer, man hört Kriegsmuſik hinter der Scene, das Getümmel verhallt, der Morgen dämmert.)

16.

Das Lager der Römer. Die Sonne geht auf. Verwüſtung der Schlacht. Craſſus von der einen Seite, Lentulus von der andern.

Craſſus.

Hier ſtrauchl' ich über Leichen,
Hier war der Streit entbrannt,
Kein Wanken und kein Weichen,
Und von des Wüthrichs Hand
Fiel, wie von Blitzes Streichen
Was gegen ihn gerannt.
Das Feld iſt unſer, Arioviſt erſchien
Zu rechter Zeit und dämpfte ihn.
Iſt Spartacus gefunden?

Lentulus.

Man ſah ihn noch voll Wunden
Und auf den Knieen ſtreiten,
Und muthig ihm zur Seiten
Den ſchönen Jüngling hier.
Dort liegt er, ſieh! (erkennt Lucia) Weh mir!

Craſſus.

's iſt Lucia, dein Kind! ſo iſt es wahr,
Sie theilte Sieg mit ihnen und Gefahr!

Lentulus.

Mein armes Kind,
Du wollteſt ſie befrein:
Frei ſollte das Geſind'
Und keine Herren ſein.

O könnt' ich dich ins Leben rufen,
Ich wollt' auf allen meinen Hufen
Das Volk befrein,
Und dir die Obhut übergeben!
Dein Tod verödet mir das Leben!

17.

Die Vorigen. Arioviſt mit der Armee.

(Merowig und die Franken tragen die Erſchlagenen, Spartacus und Oenomaus.)

Merowig.

Wir haben uns ſelbſt getödtet,
Von deutſchem Blut geröthet
Iſt euer Feld.

Arioviſt.

Wir haben euch Wort gehalten;
Jetzt möge das Schickſal walten,
Ob euer, ob unſer die Welt.

Chor der Deutſchen.

Tragt ſie von dannen
Und grabt ſie ein
Was ſie begannen
Soll Wahrheit ſein!
Wir haben's zu Herzen genommen,
Wir geh'n, um wiederzukommen.

(Mit Trauermarſch ab.)

21.

Jugend und Volk.

Du wirfſt mir vor, ich ſpräche nun ſchon ſo lange von den Franzoſen und noch hätte ich Dir nicht geſagt, ob ſie mir gefielen oder mißfielen.

Welch' ein Vorwurf! verſteht ſich die Liebenswürdigkeit der Franzoſen nicht von ſelbſt? Waren ſie nicht die Lehrer der guten Lebensart für ganz Europa?

Doch im Ernſt, ich rede lieber von den Einzelnen, als von Allen und hab' es mir längſt abgewöhnt, Deutſche und Franzoſen, Italiener und Engländer wie Bären, Füchſe, Tiger und Bulldoggs zu unterſcheiden.

Man hält die Engländer für frei, die Italiener für ſklaviſch; man irrt ſich ſehr. In Rom iſt zur Carnevalszeit ein großes Gedränge in der Straße, die der Corſo heißt. Es gehört eine beſondere Geſchicklichkeit und bisweilen nicht geringe Geduld dazu, einen Wagen durch dieſes Chaos zu führen. Hier ſah ich einmal einen Engländer fortwährend ſeinen italieniſchen Kutſcher mit Anordnungen und Zurufen plagen. Der Kutſcher hörte nicht auf ihn, der Lord wurde wüthend, ſprang auf und ſchalt. Da drehte ſich der Wagenlenker herum, präſentirte ihm Zügel und Peitſche und ſagte: „Wollen Sie den Kutſcher machen, hier nehmen Sie! Wollen Sie nicht oder können Sie nicht, ſo reden Sie mir nicht drein!“ Der Lord ſetzte ſich verdutzt in ſeinen Wagen zurück und ſchwieg. — In Italien iſt ein hündiſches Dienſtverhältniß gar nicht Sitte. Die Dienerſchaft ſcherzt und unterhält ſich auf gleichem Fuß mit der Herrſchaft. Ich fuhr einmal in die Campagna hinaus. Vor dem Thor begegnete uns der Fürſt Piombino. Das iſt der reichſte Mann in Rom, ſagte der Kutſcher. Neulich hat er einen merkwürdigen Proceß verloren. Den muß ich Ihnen erzählen. Und nun hielt er ſtill, ſetzte ſich herum und trug mir den ganzen Hergang vor. Wir brachten wohl eine Viertelſtunde mit der Erzählung hin.

Wollte man nun einen Mann mit ſo humanen Anſprüchen von oben herab anſehn, er würde natürlich Widerſtand leiſten, und ſo kommt es, daß mancher unſanft berührt wird, der ſeine Vorurtheile nicht zu Hauſe läßt.

In Frankreich findet man das Gefühl der perſönlichen Würde noch ausgebildeter. Der preußiſche

Poſtillon, der mich über die Grenze fuhr, blies niemand aus dem Wege, der vor uns fuhr oder uns entgegenkam. „Es iſt keine Ordnung in dieſem Lande, ſagte er zu mir, jeder ſetzt ſeinen Kopf auf, ſie reſpectiren nicht einmal die königliche Poſt!“

Ein Burſche, der während der Zeit meines Aufenthalts in meinem Hauſe als „Valet de pied“ diente, hatte noch ein zweites Haus, wo er dieſelben Dienſte leiſtete. Eines Tages kündigte er mir an, jetzt habe er jenes zweite Haus verloren. Das thut mir Leid, antwortete ich, da Sie den Lohn brauchen. „Und ich bin herzlich froh, daß es aus iſt, ſagte er; ſie hielten mich wie einen Fremden und commandirten mich wie einen Soldaten.“ Zu uns dagegen gewöhnte er ſich ſo ſehr, daß er die Intereſſen des Hauſes wahrnahm, als wären ſie ſeine eignen. Er nahm ſich der Kinder aus freien Stücken an, führte ſie auf die Promenaden und lehrte ſie die Polka tanzen, und mit ſchwerem Herzen nahm er Abſchied von ihnen, als wir Paris verließen.

Die deutſchen Dienſtboten werden ſehr geſucht, weil ſie nicht die Anſprüche der Franzoſen machen und überhaupt beſſere Dienernaturen ſind. In den

Franzoſen ſteckt ein Freiheitsgefühl, das ihnen ſehr zur Ehre gereicht, mit dem aber alle diejenigen in Conflict gerathen, welche das alte Dienſtbotenverhältniß nicht aus dem Sinn ſchlagen können. Eine Zwiſchenſtufe zwiſchen dem alten patriarchaliſchen und dem neuen humanen Verhältniß des Geſindes als Mitglieder und Gehülfen in der Familie iſt das reine Geldverhältniß, welches allerdings ſehr häufig vorkommt und dann natürlich immer eine Art von Kriegszuſtand darſtellt. Im Allgemeinen ſind die franzöſiſchen Dienſtboten freier ſituirt und machen mehr Anſprüche, als die unſrigen. Die deutſchen Familien, denen dies unbequem fällt, leiten daraus ſehr mit Unrecht Vorwürfe gegen den franzöſiſchen Charakter ab.

Eben ſo ſtellt ſich der deutſche Philiſter vor, die Franzoſen hätten keinen Sinn für Familie und liebten ihre Kinder nicht. Ganz das Gegentheil wird man überall finden. Die Kinder werden mit großer Sorgfalt und Liebe gepflegt. Es liegt in der Sitte, ihnen alles Mögliche einzuräumen. Sie occupiren die ſchönſten Plätze in den öffentlichen Gärten, vornehmlich im Palais royal und in dem Tuileriengarten. Allerliebſte Spiele hat man ihnen erfunden, ſo einfach und ſo ſinnreich zugleich, daß man ſich wundern muß, ſie nicht ſogleich überall nachgeahmt zu finden. Ein ganz neues Schauſpiel ſind dem Fremden die Tänze dieſer kleinen Geſellſchaft, die ſie in den Promenaden der öffentlichen Gärten mit lautem Geſang ausführen und wozu ſich bekannte und unbekannte ohne Weiteres zuſammenthun. Nichts iſt humaner, als dieſe freundliche Duldung und Pflege der Kinderwelt und ihrer Intereſſen. Herzzerreißend ſticht dagegen ab die Verlaſſenheit der kleinen Savoyarden, die die Kamine reinigen und die man oft in ihren ſchwarzen Anzügen ſchlafend auf den Trottoirs der überfüllten Straßen antrifft, und das Schickſal der noch zarteren Kinder, die an den Brücken und an frequenten Plätzen Schwefelhölzer verkaufen, und dort in bitterlicher Kälte bis tief in die Nacht hinein aushalten müſſen, und meiſt ſtehend mit ihren offnen Käſtchen auf der Bruſt einſchlafen. Eugen Sue hat das Mitleid für die armen Kleinen durch ſeine Schilderung ihrer Leiden und Gefahren lebhaft aufgeregt, auf eine gründliche Hülfe aber warten ſie noch immer vergebens. Man überläßt die Kinder der Armen in verwerflicher Sorgloſigkeit ihrer

Noth und der grauſamen Speculation, die ihre Verlaſſenheit und ihr zartes Alter mißbraucht.

Eben ſo fehlt eine genügende und von Staatswegen durchgeführte Schuleinrichtung. Ueberall begegnet man Privatunternehmungen, die zum Theil ſehr ſchön und zweckmäßig, zum Theil aber auch äußerſt mangelhaft ſind. Ein allgemeiner Mangel, der auch die Colléges (Gymnaſien und Realſchulen) trifft, iſt die geringe Beſoldung der Lehrer, die außerdem noch eine weit ſchwierigere Stellung zu den Kindern haben, als die Lehrer in Deutſchland, weil die franzöſiſchen Knaben viel lebhafter und unbändiger und die Mittel, Disciplin zu erhalten, viel beſchränkter ſind. Wie das Princip des franzöſiſchen Lebens das Selbſtbewußtſein, den Trotz und den Uebermuth begünſtigt, alſo die poſitive Seite des Charakters hebt, ſo iſt das ganze Getreibe, in dem wir in Deutſchland aufwachſen, gegen den Charakter, gegen die Hoffnung, jemals ſein Recht durchzuſetzen, gerichtet. Der Geiſt unſerer Jugend iſt ſklaviſch gegen den der franzöſiſchen; nun denke man ſich in dieſen Schulſälen voll wilder Burſche, Lehrer, die von der Privatſpeculation herbeigezogen, alſo noch abhängiger und gedrückter ſind, als bei uns, und man wird ihre üble Lage ganz begreifen. In den Colleges iſt eine ſoldatiſch-mönchiſche Ordnung, Uniformirung, Verſammlung nach der Trommel, ſtrenge Arbeitsſtunden, Spaziergänge in Reih und Glied eingeführt. Mit der Turnerei und deren freierer Disciplin wär' ihnen ſehr aufzuhelfen, zumal da ſie alle die ſchönſten Plätze haben; ſie konnte bisher aber nur in der Form einer ganz beſondern Kunſt Boden faſſen, nicht als allgemeines Erziehungsmittel. Die Colleges ſind ſämmtlich große öffentliche Penſionate, zu denen gewöhnlich aber auch Stadtſchüler für ſich und Privatpenſionate mit ihren größeren Eleven Zutritt haben. Die große Maſſe der Schüler macht den Unterricht zu einer Art Vorleſung ſchon für die unteren Klaſſen und es entſteht der Uebelſtand, daß nicht jeder Knabe ſpeciell herangezogen und bemerkt, ja daß nur die hervorragenden cultivirt werden. Was alsdann von der Maſſe die Examina nicht beſteht, verfällt von Neuem den Privatinſtituten zur Befähigung für eine ſpätere Prüfung. Alle Schulen haben ihre Kränze und Preiſe, ja ſogar Decorationen, die auf mehrere Wochen verliehen werden, und der Wetteifer der Schüler wird zugleich der der Inſtitute. Hiegegen hat man ſich nun beſonders aufgelehnt und es iſt dahin gekommen, daß man viele Preiſe in einer Anſtalt für einen Mißbrauch und für ein Reſultat der Abrichtung befähigter Schüler in einzelnen Disciplinen anſieht. Dies iſt eins von den ſtereotypen Märchen, auf denen die deutſchen Donquirots triumphirend über die verkehrten Franzoſen umhertraben. Man macht aus jeder Uebertreibung ein Factum. Und es wäre nicht der größte Mangel der Colléges und Penſionate: wer Eins gut weiß, weiß Alles. Aber ſo viel der jetzige Zuſtand auch zu wünſchen übrig läßt, dennoch liegt in dem ganzen Syſtem der Colléges, in der gleichen Verpflegung, Disciplinirung und Anleitung großer Maſſen, die von den Familieneingriffen möglichſt befreit ſind, in ihrer Verbindung mit der Publicität und in dem Uebergang aus ihnen in die Kriegs-, Marine- und Induſtrieſchulen, ferner in ihrer Fortſetzung nach unten durch die Inſtitute ein ſehr richtiges Princip, das Princip des conſtituirten Jugendlebens, und es iſt nur nöthig, das Ganze zur Staats- und Nationalſache zu machen, die mönchiſch oder klöſterlich-ſoldatiſche Form durch eine humanere und civilere zu erſetzen, das Lehrerperſonal nobler und beſſer zu verſorgen, und einen großen Schritt zur Reform der bürgerlichen Geſellſchaft zu thun. Aber man iſt von der Anerkennung der Pflicht, *jeden Menſchen, auch den ärmſten, von Staatswegen zu erziehn*, noch ſo weit entfernt, daß noch nicht einmal der erſte Schritt, alle Schulen zu öffentlichen zu machen und ſo die bezahlenden Aeltern vor Prellerei zu ſchützen, gethan iſt. Im Weſentlichen herrſcht auf dieſem Felde, wo die Saat der Zukunft geſäet wird, der Zufall und die Anarchie; und die junge Welt iſt ihrem guten Genius, wenn ſie von wohlhabenden Aeltern, ihrem böſen Schickſal, wenn ſie von armen geboren ward, anheimgeſtellt. Der freie Sinn der Jugend iſt ein unſchätzbares Element und unter den jetzigen Verhältniſſen die beſte Bürgſchaft gegen die Rückkehr einer *pfäffiſchen* Beherrſchung, welche man auch hier mit großer Unverſchämtheit als Heilmittel gegen die Anarchie in Vorſchlag bringt, während es hier, wie überall, nicht darauf ankommt, daß Pfaffen oder andre Bevorzugte, ſondern *daß die Humanität herrſcht* und das Princip der Gleichheit in den Inſtitutionen realiſirt wird. Die Revolution, die

1844 gegen die Pfaffen im College Stanislaus ausbrach, bewies, wie wenig der Jeſuitismus bei den jungen Leuten gefaßt hatte; und die Veranlaſſung gab eine Art Kirchenſtrafe gegen einen Schüler der obern Klaſſe. Zuerſt wurden die Lehrer hinausgeworfen, dann unter dem Schutz der municipalen Autorität ſiebzig Schüler, die rebellirt hatten; das Reſultat war aber immer, daß dieſes Inſtitut, welches vorzugsweiſe unter der Leitung der Pfaffen ſteht, einen bedeutenden Verluſt erlitt.

Die Katholiken haben freilich eine beſonders darauf berechnete Methode, von ihrer Religion abzuſchrecken. Sie ſchellen und bimmeln unaufhörlich mit ihrem Betglöcklein, ſie occupiren Nacht und Tag damit und wen ſie nicht dahin bringen, daß er ſie vergißt, den müſſen ſie gegen ſich aufbringen. In einer Pariſer Penſion, die ein Abbé leitete, mußten die Kinder vierzehnmal des Tags beten. Hier hörte ich folgendes Geſpräch zwiſchen einem katholiſchen und einem proteſtantiſchen Knaben an. Beide waren etwa neun Jahr. Der kleine Proteſtant war von der Religion dispenſirt und ging in den Garten oder in's Bett, wenn die andern ſich mit Beten kaſtei'ten. „Du biſt ſehr glücklich, ſagte der Katholik, du brauchſt gar nicht zu beten.“ — O, ich thu' es doch, antwortete der andre. — „Nun, wann denn?“ — Des Nachts im Schlaf. — „Sagt' ich nicht, daß du glücklich wärſt!“ wiederholte der arme Junge.

Wie die Phyſiognomie der Schulen, ſo iſt auch die der Univerſität himmelweit von der deutſchen verſchieden. Der franzöſiſche Student iſt kein privilegirtes und doch ganz ſpeciell rechtloſes Weſen, wie der deutſche, er iſt nicht beſtimmt, die Tyrannei paſſiv zu lernen, um ſie dann activ als Beamter wieder auszuüben. Er occupirt ſeine Hörſäle nicht für ſich allein, um die Myſterien des Brodſtudiums heimlich davon zu tragen, die Hörſäle füllen ſich mit Männern aus allen Klaſſen, der gemeine Soldat und der Miniſter ſitzen auf derſelben Bank, wenn der Vortrag beide anzieht, und ſogar Damen finden ſich ein, wo man in Deutſchland gewiß nur Fachmenſchen antrifft, in den Laboratorien der Chemie, auf der Sternwarte, ja ſogar im anatomiſchen Theater.

Bei Edgar Quinet und Michelet im College de France haben die Damen einen Halbkreis von Stühlen vor den Bänken, die vom Lehrſtuhl bis an die gegenüberſtehende Wand hoch emporſteigen. Der ungemeine Andrang zu den Vorleſungen macht es nöthig, daß man ſich mindeſtens eine Stunde vor dem Anfang einfindet. Natürlich iſt die Unterhaltung in dieſer Zwiſchenzeit ſehr ſtürmiſch, bisweilen kommen von Oben förmliche Lawinen herunter und das Gedränge ſieht halsbrechend aus, die Ungeduld macht ſich in Trommeln und Pfeifen, und die Beklommenheit in dem Ruf: Fenſter auf! Luft. Das Fenſter iſt oben in der Decke; öffnet es ſich nun zu weit, ſo bricht gar bald ein empfindlicher Zug herein und es bildet ſich eine Reaction, die ihre Stimme erhebt und: Fenſter zu! ſchreit. Dieſer Kampf, denn die Parthei der freien Luft wehrt ſich, beluſtigt dann eine Weile; aber nicht dauernd genug, um die Damen, die ſich nun auch einfinden, vor aller Anfechtung zu ſchützen. Tritt eine junge und ſchöne herein, ſo wird ihr bisweilen ein ſtürmiſcher Beifall geklatſcht, und ſelbſt ſolche, die weniger gut empfangen wurden, können ſich durch eine kühne Wendung, womit ſie ihren Stuhl erreichen oder durch die gute Art, womit ſie den erſten Sturm aushalten, noch die Gunſt dieſes heitern Publicums erwerben. Es gehört Muth dazu, unter dieſen Umſtänden die Vorleſung zu beſuchen; und dennoch ſind die Stühle der Damen immer beſetzt.

So vollſtändig dies muthwillige Publicum ſich ſelbſt überlaſſen iſt, ſo gutmüthig, anſtändig und nobel dirigirt es ſich.

Ein Sturm des Beifalls empfängt den gefeierten Redner. Er ſetzt ſich, beruhigt allmälig die Menge und trägt nun vor mit einer Freiheit in der Auswahl ſeiner Gegenſtände, die einen ſyſtematiſch gewöhnten Deutſchen zuerſt beängſtigt und nur allmälig durch irgend eine plötzliche hinreißende Wendung über den bewußten Gang des Vortrags wieder beruhigt. Quinet hat ungleich mehr Talent, als Michelet, der im übrigen mit ihm die gleiche oppoſitionelle Stellung einnimmt. Er iſt ein poetiſcher Philoſoph. Seine Oppoſition gegen die Eklektiker und Doctrinärs trifft gradezu das herrſchende Syſtem und die mächtigen Perſonen. Dies machte ihn populär, exponirte ihn perſönlich, förderte aber zugleich ſeine Entwickelung bis an die Grenze des Radicalismus; — noch ein Schritt und er wird gezwungen, das Wort des Räthſels auszuſprechen, das ihm immer auf den Lippen ſchwebt und immer wieder in einer Umhüllung romantiſcher Nebel verſchwindet.

Wie viele Franzoſen, ſo verwechſelt auch Quinet das Intereſſe der Revolution mit dem Intereſſe des franzöſiſchen Patriotismus. Dies iſt kein Fehler, ſo lange Frankreich und die Revolution identiſch ſind, es wird einer, ſobald ſie ſich trennen. Merkwürdig, wie fein das Auditorium dies fühlte! Quinet zeigte, daß die Revolution mit ihrem univerſellen Princip eine neue Religion, die der Freiheit, in die Welt gebracht und nicht gegen, ſondern für alle Völker gekämpft und gelitten habe, eine zweite Erlöſung. Mit dem rauſchendſten Beifall wurde dieſe Ausführung aufgenommen. Darauf kam er auf Napoleon und hier, wo nun das Schisma des Patriotismus und der Freiheit eintritt, Quinet aber dennoch vorzugsweiſe die Größe des Mannes hervorzuheben ſuchte, zeigte ſich die vollſtändigſte Kälte des Auditoriums. „Er hat ſchön geſprochen, ſagte mein Nachbar; aber das war recht; man darf das Lob des Tyrannen nicht beklatſchen, auch nicht in dem Munde eines ſo wohldenkenden Mannes, wie Edgar Quinet."

Der Glaube iſt der Glaube an die Zukunft der

Menſchheit, die Religion iſt die Religion der Freiheit; die Revolution hat an die Stelle der Kirche die Menſchheit geſetzt; die deutſchen Philoſophen übernahmen die Fortſetzung Voltaire's und des 18ten Jahrhunderts; Galilei, Kepler und Copernicus ſind die Propheten und Evangeliſten der neuen Zeit: Alles das iſt vortrefflich; und Quinet ſpricht es aus. Woran ſcheitert er nun? Warum ſpricht er das Princip der neuen Zeit nicht aus? Warum ſagt er nicht, die *Menſchheit iſt nicht* die Kirche, der Glaube an die Zukunft iſt nichts, als die Lebenskraft und das Selbſtgefühl der Menſchen, *die Religion der Freiheit* iſt *keine* Religion, ſie iſt der Aufſchwung des edlen Geiſtes, der nur in der Arbeit der Befreiung ſein Glück und ſeinen Genuß findet? Warum ſagt er nicht, daß Befreiung, theoretiſch angeſehn, Erkenntniß, praktiſch angeſehn, Arbeit iſt? Warum? Es fehlt den Franzoſen die logiſche Arbeit, die, wir dürfen es ſagen, die Deutſchen ausgeführt haben, es fehlt die Erklärung der Religion, ihres Begriffs und ihrer Geſchichte; und ſelbſt ein ſo klarer Kopf, wie Comte, der die Philoſophie in die Syſtematiſirung der poſitiven Wiſſenſchaften aufhebt, alſo von dieſer

Seite allen Rückfall abſchneidet und die *theologiſche* Philoſophie unmöglich macht, was thut er mit der Religion? *Er läßt ſie nur zur Seite.* Daſſelbe thut der franzöſiſche Staat; und der Katholicismus wuchert nun als Schmarozerpflanze auf ihm fort. Der franzöſiſche Geiſt iſt noch in den Banden des Katholicismus, ſo ſehr er ſich auch gegen ſie ſträubt. Sein Sträuben ſelbſt iſt der Beweis davon, und wenn nun „die Religion im Allgemeinen", „die Unſterblichkeit", „die Weltregierung" unter dem Namen des „*aufgeklärten* Katholicismus" erſcheinen, wenn ſelbſt die ganze Religion zur „Religion der Freiheit" umgewandelt wird; ſo nutzt das Alles nichts, um den Fuß aus der Schlinge zu ziehn. Die feinere Schlinge wird nur die feſtere; und es tritt an die Stelle der alten Religion und ihrer Handgreiflichkeit die neue Unklarheit des Gefühls, der Hingabe, der Aufopferung, während nichts klarer ſein kann, als daß Erkenntniß und Arbeit oder Wiſſenſchaft und Praxis die Religion und den Cultus oder den Glauben und ſeine Bethätigung zu erſetzen haben, und die Conſtituirung oder Darſtellung der edlen und ſchönen Gefühle nur von der menſchlichen Kunſt zu leiſten iſt.

Die Welt iſt jetzt dahin gekommen, daß ſie ſich auf Wiſſenſchaft und Kunſt im Gegenſatz zu jeder anderen Welterklärung und Welterbauung berufen kann. Philoſophie und Poeſie haben die höchſten Intereſſen der Menſchheit in ſich hineingezogen, und beide liefern den Beweis, daß dieſe Intereſſen in der reinmenſchlichen Form nur gewinnen.

Wenn die Franzoſen zu dieſer Reinigung der Principien zurückkehren — und ſie werden es thun — ſo iſt das für die ganze Welt von der größten Bedeutung. Jetzt freilich begegnete es Quinet in derſelben Vorleſung, wo er ausrief: „Der Katholicismus iſt todt!“ daß er zugab, „als die Päbſte „Heilige“ geweſen wären, hätten ſie mit Recht die Welt beherrſcht, jetzt da ſie nur Menſchen ſeien und Menſchen, die der Entwickelung der Welt Trotz böten, wäre ihre Exiſtenz eine Anmaßung.“ — Wer wollte die Gefahr laufen, daß wieder einmal ein Pabſt unter die Heiligen verſetzt wird? Oder vielmehr warum verſetzt Quinet nicht lieber gleich alle Heiligen unter die Pickelhäringe, als daß er auf eine Abgeſchmacktheit einen welthiſtoriſchen Accent legt? Weil ihm die Entſagung oder die katholiſche Aſceſe noch im Kopfe brummt.

Uebrigens iſt weder der Standpunkt, noch die Kunſt dieſer Vorleſungen hinter den deutſchen zurück, die man die freiſten nennen muß. Kein Deutſcher darf ſeine Dialektik mit dem herrſchenden Syſtem in Widerſtreit bringen, und wenn er es unternimmt, ſo wird er bald beſeitigt. Dieſer Widerſtreit iſt aber hier, ſobald er Principien betrifft, die reelle Dialektik und es heißt die Höhe der Zeit inne haben, wenn man einen ſolchen Platz auszufüllen vermag. Die jetzigen Miniſter, Guizot an der Spitze, haben zu ihrer Zeit dieſelbe Oppoſition auf ihrem Katheder unterhalten, und wenn man jetzt auch noch ſo ſehr ihr Gegner iſt, ſo muß man doch anerkennen: ſie haben nicht nur ihre Perſonen, ſondern auch ihre Gedanken zur Herrſchaft gebracht. Die reelle oder die geſchichtliche Dialektik bringt aber nothwendig auch einen neuen Inhalt hervor, wie Quinets Beiſpiel beweiſ't. Die Stellung zwingt den Mann, ſein Material neu zu ſchaffen, und es iſt nirgends die todte, trockne Notiz, die er vortragen darf, er iſt gezwungen, als Künſtler zu verfahren; ſein Zweck, eine große und weitgreifende Wirkung auszuüben und die unerbittliche Sitte der franzöſiſchen Welt bringt dies ſo mit ſich. Quinets künſtleriſches Talent, welches kein gewöhnliches iſt, vermehrt ſeine Wirkung bedeutend, es iſt in der That ein Genuß, ihn zu hören, und ich gebe gern zu, daß ich die Form und ihre Schönheit noch lange nicht ſo verſtand, wie die Franzoſen.

Wenn die deutſchen Studenten durch ihren Beifall den Ruf eines Profeſſors machen, ſo machen die franzöſiſchen ein Publicum, ſie ſind eine Macht; und wenn der Lehrer eingreifend wirkt, um den ſie ſich ſammeln, ſo haben ſie ihren Theil an ſeiner Bedeutung im öffentlichen Leben. Mit dieſem ſetzen ſie ſich in Einklang, von ihm hängen ſie ab, und es wäre ihnen nicht möglich, falſch zu urtheilen, weil man ſie unmittelbar, in den Vorleſungen und in der Literatur, controllirt. Aber ſie haben Bildung genug, um keinen Unwürdigen auf den Schild zu heben. Dies Verhältniß iſt in Deutſchland ein Greuel. Die Autorität ſoll nicht von unten, nicht aus der Maſſe kommen und doch läßt es ſich nicht vermeiden. Die Maſſe iſt es, die ſogar ihre Feinde ſtützt und erhebt.

Souverain iſt ſie überall; aber in Frankreich hat das Volk das Bewußtſein ſeiner Souverainität.

Bei den verſchiedenen öffentlichen Feſten iſt mir die Haltung des Volks, wenn es ſich in Maſſe verſammelt, intereſſant geweſen. Es iſt unmöglich ſich einen feineren Tact, eine größere Gutmüthigkeit und ein geſetzteres, anſtändigeres Verhalten zu denken, als man bei ſolchen Gelegenheiten auf den öffentlichen Plätzen findet; und die Phyſiognomie des Volks iſt bei verſchiedenen Gelegenheiten ſehr verſchieden.

Am abſtoßendſten wird jeder Deutſche den unerhörten Lärm der Jahrmärkte und die Ausgelaſſenheit der Maskenbälle finden. Die Maskenaufzüge auf den Straßen und die Maskenbälle ſcheinen aber am Abſterben zu ſein und die wilde, ſchamloſe Verſammlung der großen Oper gleicht mehr einer abſichtlichen Traveſtirung der Maskerade, als einer Beluſtigung, an der man noch wirklichen Antheil nimmt. Das Publicum, welches ſich dort verſammelt, iſt es überhaupt gewohnt, den Tanz zu traveſtiren und die Liebe hündiſch darzuſtellen. Nur dem oberflächlichſten Beobachter könnte es begegnen, dieſe Orgien der Roués aller Arten für Volksſache zu halten. Dem eigentlichen

Volk ſind dieſe Frivolitäten fremd; und man braucht in ſeiner Mitte keine Verletzung des Anſtandes zu fürchten.

Mit der größten Sorgfalt und Galanterie nimmt man ſich der Frauen und Kinder an, und es bietet ſich gar häufig Gelegenheit dazu. Denn ſelbſt in das gefährlichſte Gewühl werden die Kinder mitgenommen und wagen die Damen ſich hinein. Am erſten Mai, dem Namenstage des Königs (fête du roi), war ich neugierig, ob die Menge ſich geneigt oder abgeneigt zeigen würde. Es wäre unmöglich geweſen, irgend eine andere Gemüthsverfaſſung zu entdecken, als die von vielen gleichgültigen Spaziergängern. Kaum, daß man ſich lebhaft unterhielt. Ein charakteriſtiſcher Ausdruck war dies allerdings, vorzüglich wenn man die Juliſeſte, die bald darauf folgten, damit verglich. Hatten ſich am erſten Mai die Menſchen nicht im geringſten gehindert, ſo war das Gedränge jetzt überall, ſelbſt auf dem ungeheuren Concordeplatz, ſehr empfindlich. Die Pforten des Tuileriengartens und die Eingänge der elyſeiſchen Felder paſſirte man mit Lebensgefahr und feſtgekeilt in einem Strudel, der ſtoßweiſe ſich hindurchwand. „Nehmt eure Taſchen in

Acht!" riefen junge Leute, die ohne Zweifel von großen Abentheuern mit Spitzbuben träumten; ich muß geſtehn, daß ich die gefürchteten Galeerenſklaven und Galgenphyſiognomieen nirgends entdeckt habe. Shawls und Tücher blieben wohl im Gedränge haften, wenn zwei Ströme ſich entgegenkamen, unſere Taſchen aber fanden wir unberührt, als wir uns ſelber gerettet ſahn. Gerettet, — denn wir kamen aus demſelben Ausgange des Concordeplatzes, wo bald nachher mehrere Menſchen erdrückt wurden. Von dem Anfange der Verwickelung wurden wir ſelbſt ergriffen. Mit großer Heiterkeit und mit noch größerem Unverſtand hatte ſich plötzlich eine Kette von Männern und Frauen gebildet, die dem Strome entgegenarbeiteten; zwei ungeheure Maſſen ſtießen nun aufeinander und durchbrachen ſich gegenſeitig; auf der Grenze dieſer beiden Ströme ſind die Unglücklichen unter die Füße gekommen. Wir wurden ſo ſchnell unter den Bäumen der elyſeiſchen Felder fortgeriſſen, daß wir von dem Geſchrei nichts hörten und erſt am folgenden Tage die Nachricht in den Zeitungen laſen. Das Unglück iſt gewiß nicht auf die Rechnung böswilliger Menſchen zu ſetzen, vielmehr war es der Muthwille und die

Ausgelaſſenheit, ſich dem dickſten Gedränge entgegenzuwerfen, woraus die widerſtreitenden Richtungen in der Maſſe und die Verwirrung der Einzelnen entſtand. Wer in ſolchen Augenblicken die Ruhe verliert und eine einzige falſche Bewegung macht, gefährdet ſich und ſeine Umgebung. Die Geduld, ſich in gedrängter Maſſe fortzubewegen, kann man übrigens von den „ungeduldigen“ Pariſern lernen.

Es iſt wahr, das Feuerwerk und die Beleuchtung der elyſeiſchen Felder war viel großartiger, als am Namenstage des Königs; aber die Verſchiedenheit in der Volksſtimmung entſprang ohne Zweifel aus der Bedeutung des Feſtes. Viel mehr Männer in Blouſen, viel mehr Scherz und Ausgelaſſenheit auf allen Punkten und wo einer vom Lande war, der noch kein Feuerwerk mit angeſehn hatte, da zeigten es ihm ſeine Freunde mit großer Aufopferung. Einen kleinen ſtämmigen Bauer nahmen zwei Freunde auf die Schultern und hielten ihn die ganze Zeit über ihre Köpfe empor. Sie riefen immer aus ihrem Verſteck herauf: „ſieh es Dir ordentlich an, ſieh' nur ruhig! nicht wahr, es iſt ſchön!“ Die Kinder und die Frauen wurden überall gehoben und an die beſten Plätze geführt.

Doch wäre dieſe Verſammlung noch immer nicht geeignet geweſen, einen Begriff von der impoſanten Arbeiterbevölkerung der Stadt Paris zu geben, welche hier den Stand der Zukunft, le peuple, qui n'est rien, et qui doit être tout, repräſentirt. Erſt das Leichenbegängniß Lafitte's und die ungeheure Ausdehnung der Boulevarts, wo das Volk ihn ſchweigend und theilnehmend erwartete, zeigte eine würdige Erſcheinung der demokratiſchen Hauptſtadt. An dieſem Tage waren die Blouſen bei weitem überwiegend und die Maſſen vom Boulevart du Temple bis zur Madelaine ſo dicht gedrängt, daß kein Wagen paſſiren konnte, — eine furchtbare Macht, ſo viel tauſend ſtarke Männer, meiſt edle, ernſte Köpfe, die alle das Eine Gefühl der Trauer um Lafitte und zugleich um die verlornen Früchte ihres eignen Sieges belebte. Es waren viele Soldaten und ſogar einige Batterieen im Gefolge des Leichenzugs; aber dieſe Vorſicht hätte Louis Philipp nicht gerettet, wenn die Bevölkerung von Paris geſonnen geweſen wäre, ſeine Sünden an Lafitte und an der Julirevolution zu rächen. Glücklicher Weiſe für ihn haben ſie reellere Abſichten, als ſo einen Moment der Rache zu genießen. Dies wußte er wohl, alle Viertelſtunden ließ er ſich Nachricht geben, und alle Viertelſtunden erhielt er eine neue Beruhigung durch ſeine Adjutanten. So fühlte er an dieſem Tage zwanzigfach die Wahrheit des modernen Frankreichs, daß er nicht durch Gottes, ſondern durch die Gnade von Paris König der Franzoſen iſt. Ein alter Soldat, der im Juli mit gegen das Volk gefochten hatte, ſtand neben mir. Im Verlauf unſrer Unterhaltung geriethen wir natürlich auf das Thema der drei Tage. „Man ſagt gewöhnlich, es wären zu wenig Truppen in Paris geweſen, glauben Sie das ja nicht; es war zu viel Zorn im Volk,“ belehrte er mich, „wenn Paris ernſtlich will, ſo wüßte ich keine Armee, vor der es ſich zu fürchten brauchte. Sie ſehn es ja! wären dieſe Maſſen feindlich geſinnt, ſie würden die Regimenter des Gefolges erdrücken.“

Man hegt in Deutſchland den Aberglauben, die „leichtfüßigen“ Franzoſen wären ſchwach und weichlich. Sie ſind im Gegentheil vielleicht gewandter und ſtärker, als die Deutſchen. Der Elaſticität und Spannkraft ihres Geiſtes entſpricht ihr Körper vollkommen. Mit Eleganz und Leichtigkeit überwinden ſie die größten Schwierigkeiten. Mit Tollkühnheit machen ſie oft aus dem Gewöhnlichſten eine Gefahr. Es iſt die Gefahr, die ſie reizt. Wie ſich der Deutſche ſeiner Ruhe und Beſonnenheit, ſo rühmt ſich der Franzoſe ſeiner Tapferkeit, für den Ruhm des Gemüths hat er den der Sympathie. Ein Feiger geſcholten zu werden, iſt das Stichwort zum Duell, wie auf deutſchen Univerſitäten der theoretiſche Schimpf der Dummheit, und nächſtdem kann man nichts Schlimmeres ſagen, als: er iſt ein herzloſer Menſch, dies iſt eben ſo beleidigend, als der deutſche Vorwurf der Niederträchtigkeit.

Begegnet irgend einem Menſchen ein Mißgeſchick, ſo ſind ſogleich eine Menge hülfreicher Hände da, und ſehr uneigennützig, ja mit Aufopferung helfen ſie aus. Ein Freund erzählte mir, er ſei im Regen auf dem Boulevart gegangen und habe geſehen, wie von der einen Seite ein Mann mit einem großen Spiegel, von der andern ein Mädchen mit vorgehaltenem Schirm zuſammenſtießen. Die Spitze des Schirms fuhr in den Spiegel; der Spiegel ſprang in Stücke. Wer ſollte ihn bezahlen? Der Träger erklärte, er müſſe ſich an das Mädchen halten. Das Mädchen weinte; es konnte die Summe nicht zahlen. Sogleich trat einer von den Umſtehenden auf, zog ſeinen Hut und ſammelte. Es waren im Regen und zu Fuß keine Vornehme und Reiche zugegen, dennoch kam die Summe im Nu zuſammen. — Ein andrer meiner Bekannten war am Quai, als ein Kind ins Waſſer fiel. „Hebt mir meine Brieftaſche auf!" ſagte ein eleganter Mann zu den Umſtehenden, die er gar nicht kannte und die durch ihr Aeußeres ihn leicht abſchrecken konnten, ſprang in den Fluß, zog das Kind hervor und fand ſeine Brieftaſche und ſeine Banknoten treulich aufbewahrt.

Die Banditenmärchen und die Angſt, in Paris betrogen zu werden, ebenſo die Verfälſchungsgeſchichten ſind meiſt ſehr übertrieben und größtentheils Phantaſie. In dem Nachwinter von 1845 füllten ſich die Journale mit Straßenräubergeſchichten. Viele wurden widerlegt, einige wenige beſtätigt; keine einzige war für Paris charakteriſtiſch, mit Ausnahme der Ermordung des Buchhändlers aus der Paſſage Vivienne, die auch vor die Aſſiſen kam. Eine elegant gekleidete Dame hatte eine Broſchüre von ſeinem Tiſch entwendet. Es handelte ſich nur um zehn Sous. Er führt ſie zum Polizeicommiſſair. Hier zieht ſie einen Dolch, erſticht ihn und flieht; — natürlich daß ſie arretirt wurde. — Ein Fall jedoch aus früherer Zeit, mag er nun wahr ſein oder nicht, der mir mitgetheilt wurde, verdient erwähnt zu werden. Eines Abends bei Regenwetter hatte ſich eine alte Frau hinter einen Baum der elyſeiſchen Felder in Schutz begeben. Es war finſter und ſpät. Ganz nahe bei ihrem Baum, ſie erkennt die Geſichtszüge, halten zwei Männer einen dritten an und verlangen ſeine Börſe. Er hat nur Ein Fünffrankenſtück, das giebt er willig hin. Aber das iſt den Räubern nicht genug und ſie beſchließen, ihn zu ermorden und auf die Morgue zu tragen, wo ſie Zwei Fünffrankenthaler erhalten. Der Unglückliche bittet kläglich um ſein Leben; ſie hören nicht, und ermorden ihn grauſam zu den Füßen der Alten, die in Todesangſt und regungslos daſitzt. Kaum ſind ſie mit dem Todten fort, ſo eilt ſie auf die Polizei und erzählt den gräßlichen Vorfall. Der Beamte nimmt ſie mit auf die Morgue und ſchärft ihr ein, ihm ein Zeichen zu geben, wenn ſie die Mörder erkennte. Zugleich hatte er für Zeugen geſorgt. Im Laufe des Morgens erſchienen nun die Mörder mit der Leiche, erzählen, wo ſie dieſelbe gefunden hätten und verlangen ihre Zwei Thaler. „Allerdings, ſagt der Beamte, die kommen Euch zu, da habt Ihr ſie," und legt Einen Thaler auf den Tiſch. Die Mörder bemerken, ſie bekämen Zwei. „Ja, dieſen Thaler und jenen, den ihr bei ihm gefunden habt." Die Räuber erſchrecken, verlieren den Kopf und fallen, Gnade bittend, vor ihm nieder. — Dieſe Scene und die Morgue dazu, man kann ſich nichts denken, das ſchauerlicher wäre. Ich weiß es nicht, ob die Geſchichte wahr iſt; ſie zu erfinden, wäre nicht leicht, wenn ſie aber geſchehen iſt, ſo muß ſie zu ihrer Zeit vor den Aſſiſen und in der Gazette des Tribunaux vorgekommen ſein.

Dieſe Oeffentlichkeit von Allem was vorkommt und auch noch von manchem, was erdichtet iſt, läßt die Franzoſen viel verbrecheriſcher erſcheinen, als die Deutſchen, welche ihre meiſten Sünden verheimlichen.

Jedoch iſt es richtig, daß den Franzoſen ſein heißes Blut eher zum Extrem treibt, weshalb er aber auch unendlich viel weiter kommt, als der Deutſche.

Ihre Raufereien ſind nicht ſo gewöhnlich Dolchduelle, als die der Italiener; ſie werden aber leichter blutig, als bei uns. Gleich im Anfange unſeres Aufenthalts in Paris fiel eine ſolche Scene unter unſerm Fenſter vor. Das Haus bildete die Ecke von zwei Straßen und beherbergte daher einen Marchand de Vin. Ein ſtarker Cabrioletführer gerieth mit einem viel ſchwächeren Collegen in Streit, ſie verließen den Laden und es kam zu Thätlichkeiten auf der Straße. Der Stärkere benutzte ſeine Uebermacht auf eine brutale Weiſe; aber plötzlich ſahn wir ihn ſtürzen und ſich die Seite halten, ſein Gegner hatte ihm einen Meſſerſtich verſetzt. Eine Verwirrung und ein Getümmel der Umſtehenden benutzte der Kleine und verſchwand. Glücklicher Weiſe war der Stoß nicht in der ſchlimmſten Richtung gegangen. Der Getroffene erhob ſich, beſtieg ſein Cabriolet und fuhr ſcheltend von dannen. Noch am andern Tage zeichnete ein großer Blutfleck auf dem Pflaſter den Kampfplatz aus. Wir dachten an die blutigen Scenen, die Eugen Sue ſchildert, und der Vorfall ſchien uns zu beweiſen, daß unſere Straße zu den „unſichern" gehöre. Hatte ſie doch kein Gaslicht, war des Abends gewöhnlich ſehr menſchenleer, und ganz in der Nähe der rue Plumet und anderer Winkelei, die Sue benutzt.

Wenn man die Myſtères de Paris geleſen hat und mit dem friſchen Eindruck dieſer widerwärtigen Geſpenſterwirthſchaft nach Paris kommt, ſo denkt man in jeder einſamen Gaſſe einem Gurgelſchneider zu begegnen und wenn dann ja ein Trunkener oder ein Bettler ins Haus kommt, ſo iſt er ſicher der Kundſchafter einer großen Diebsbande, welche in der Nacht über die Hofmauer ſteigen, die Fenſter erklettern, die ſchwachen Thüren erbrechen und alles ermorden wird. Dazu kamen nun noch die Nachrichten von der Bande der Eſcarpes und die Aufhebung eines ganzen Tapis franc am Boulevart, das Luftmachen um das Hotel de Ville herum, wo man ganze Straßen wegbrach; man brauchte nur einige Entdeckungsreiſen in dieſe ſonn- und luftloſen, immer kothigen Winkelgaſſen zu machen, einigen verdächtigen Geſichtern in Blouſenjacken zu begegnen, und Eugen Sue war beſtätigt. Wer einmal am Fieber der Myſtères de Paris leidet, der braucht ziemlich lange Zeit, um ſich zu überzeugen, daß er wirklich noch unerſtochen umhergeht und daß Paris bei der Menge ſeiner Diebe und Mörder immer noch keine Räuberhöhle, ſondern ein ziemlich ſicherer Aufenthaltsort iſt. Die Bourgeois und die Ouvriers ſind hier vollkommen ſo ehrlich und zuverläſſig als in Deutſchland, und wenn ſie handeln, ſo prellen ſie nicht, ſie verführen nur zum Kaufen. Darin ſind ſie aber auch Meiſter. Wen ſie einmal in ihren Laden hineingelockt haben, der müßte ein Stoiker von Tugend ſein, wenn er nicht dreimal mehr kaufen ſollte, als er ſich vorgeſetzt; und da man Alles auch aus den entfernteſten Gegenden ins Haus geſendet bekömmt, ſo iſt es gar nicht nöthig, daß man ſich eigends mit Geld verſehn hat. Ebenſo iſt es in Cafés und bei den Reſtaurants; wie man ſich auf das Geringſte einläßt, was mehr als der gewöhnliche Brauch iſt, ſo wird man mit einem koſtſpieligen, unberechenbaren Ueberfluß ausgeſtattet. Dieſe Verführung, nicht die Prellerei, vertheuert den Aufenthalt in Paris, und ſie geht einem auf Schritt und Tritt nach, ſie beſchränkt ſich nicht auf die Läden und die öffentlichen Orte, ſie benutzt den Schmutz der Straßen, den Regen und die Hitze des Tags, die frühe und die ſpäte Zeit, die Wißbegierde der Alten und die Neugierde der Kinder, die Politik, die Verbrechen, das Mitleid, die Langeweile, das Spiel und den Ernſt, kurz jede Handhabe des menſchlichen Herzens und der menſchlichen Bedürfniſſe und es verſteht ſich von ſelbſt, daß die Verführung, welche man vorzugsweiſe verführeriſch nennt, hier eine beſondere Ausbildung und Eleganz annimmt. Doch das iſt hier nicht mein Thema, auch iſt es bekanntlich aus allen, auch aus dem ſocialen Geſichtspunkt viel beſſer beſprochen, als ich es vermöchte.

Wenn man in Frankreich vom Volk (peuple) ſpricht, ſo hat man faſt immer den Gegenſatz der Bourgeoiſie oder der herrſchenden Klaſſe im Sinn, wie in Deutſchland Volk und König Gegenſätze ſind. Indeſſen wird die Unterſcheidung je nach dem Geſichtspunkt des Sprechenden noch weiter getrieben. Der politiſche Sinn des Peuple iſt die ſouveraine Maſſe überhaupt und alle, die nicht alle politiſchen Rechte haben, ſind danach von den Rechten des Peuple ausgeſchloſſen; es handelt ſich darum, den Begriff des ſouverainen Volks zu realiſiren und den Gegenſatz der Herrſchenden und der Beherrſchten, der Bevorzugten und der Beeinträchtigten aufzuheben. In dem Manifeſt der Reform, welches wir weiter unten anführen, wechſeln die beiden Bedeutungen, die politiſche und die bürgerliche mit einander ab. Sonſt braucht man auch nation für das Ganze, ſagt aber nur souveraineté du peuple. Die Socialiſten haben den Unterſchied der politiſchen

Berechtigung nun ſo ziemlich in den Hintergrund gedrängt und den Unterſchied der bürgerlichen Lage hervorgehoben. Nach ihnen iſt Bourgeois der Reiche, und es gehört zum Peuple jeder Arme, vornehmlich der vom Lohn lebende Arbeiter. Peuple wird ſo ziemlich le peuple des ouvriers. Von ihm muß man aber wiederum das eigentliche Proletariat, die Bettler, die Proſtituirten, die Verbrecher, unterſcheiden, und erſt in den Fabriken, wo der Lohn ihn und die Seinigen nicht mehr ernährt, wird der ouvrier zum prolétaire herabgedrückt.

Die Aufhebung des Proletariats und überhaupt der Abhängigkeit der Arbeiter oder der modernen Sklaverei würde nun allerdings die politiſche Frage mit löſen, denn jede Ungleichheit würde neue Proletarier, neue Abhängigkeit, neue Sklaverei erzeugen. Die Aufhebung aller Unterdrückung der Menſchen, — ſei es durch die Gewalt der Bevorzugten, ſei es durch die Ungunſt der Natur und der geſelligen Anarchie, daß ſie unterdrückt wurden, — iſt nothwendig die Schöpfung einer neuen Verfaſſung, alſo einer neuen politiſchen Welt, nur mit dem Unterſchiede, daß in ihr die Bewegung der Freiheit nicht von der ſpeciellen

Lage eines jeden Individuums abſtrahirte, ſondern eben darin beſtünde, jedes Individuum zu befrein. Die Socialiſten fordern mit Recht, die vereinigte Kraft Aller ſolle den Einzelnen nicht ſeinem böſen Geſchick überlaſſen, ſondern vielmehr das böſe Geſchick der Einzelnen, ſofern es ein geſelliges, nicht ein rein phyſiſches iſt, aufheben.

Wie verhält ſich nun das Volk, le peuple, der ouvrier und der prolétaire, zu dieſer Forderung, die ſeinen eigenen Zuſtand betrifft? Iſt die Maſſe der Arbeiter und der niedern Bourgeoiſie, denn nur dieſe können eine ſittliche Macht bilden, für die politiſche, für die Fourieriſtiſche oder für die communiſtiſche Löſung des Problems? Jeder, der ſich für Politik intereſſirt, wirft ſich dieſe Frage auf, und jeder beantwortet ſie in ſeinem Sinne, denn ſein ganzes Syſtem fiele zuſammen, wenn er dies nicht könnte. Die wirkliche Beantwortung der Frage durch die geſchichtliche Probe wird alſo eine Generalkritik enthalten. Ich habe den Populaire von Cabet („journal mensuel en attendant qu' il soit hebdomadaire“) vom 16. Auguſt 1845 vor mir liegen. Die bevorſtehenden Wahlen und die Kriſis, welche der conſervativen Parthei dadurch bereitet wird, bringt „den großen Tag“ augenſcheinlich etwas näher. Cabet reſumirt, wie gewöhnlich, alle Verbrechen der Conſervateurs und alle Anzeichen, die er in der Preſſe für den endlichen Sieg des Communismus findet; aber er beweiſ't damit nur, daß der Communismus noch nicht geſiegt hat. Cabet (und die Communiſten machen es hierin alle wie Cabet) würde ſich die wachſende Macht des Communismus nicht erſt von den politiſchen Journalen erzählen laſſen, wenn er ſelbſt etwas Reelles davon wüßte, ſein Journal würde nicht ſeit vier Jahren darauf warten, ein wöchentliches zu werden, es würde aller Koſten zum Trotz ein tägliches ſein, wenn alle Arbeiter Communiſten wären, wie dies neulich die Democratie pacifique behauptete. Freilich müßten ſie, um Cabets Journal zu dem ihrigen zu machen, auch noch ſpeciell für die „association communautaire icarienne“ ſein, und der Communismus hat ſchon ſo viel Sekten, als er Verkündiger zählt; die Apoſtel befehden ſich bitterlich und die Sekten thun das gleiche. Auch muß die Furcht vor dem Communismus in der politiſchen Welt ſehr nachgelaſſen haben, da ſelbſt die beängſtigenden Gemälde der Democratie pacifique von der

Gefahr vor einer communiſtiſchen Revolution keinen Eindruck gemacht und keine Verfolgung der Communiſten hervorzurufen vermochten. Der Communismus hat, wie der Fourierismus, den Charakter einer Schule angenommen, nur daß ſeine Form populärer und mehr Religion als Wiſſenſchaft iſt. Er macht daher mehr *Proſelyten*, als die Fourieriſten *Schüler*. Er braucht blos das Bekenntniß der alleinſeligmachenden Gütergemeinſchaft, alles Uebrige iſt gleichgültig, während der Fourierismus ein langwieriges Studium und die Anerkennung eines detaillirten Syſtems der neuen geſelligen Einrichtung erfordert. Wäre der Fourierismus mit dem Verdienſt, die ſocialen Probleme in viele Köpfe gebracht zu haben, zufrieden, ſo müßte er ſeine Erfolge viel höher anſchlagen, als er thut, und hätte über den Erfolg des Communismus nicht zu klagen, ſondern ſich zu freuen, denn der Communismus mag immerhin, wie Cabet alle Monat wiederholt, Thomas Morus, Mably, Plato und Chriſtus (er könnte noch Hugo Grotius und den Göttinger Hugo hinzuſetzen) unter ſeine Ahnen zählen; in ſeiner jetzigen Geſtalt iſt er ein Kind des Fourierismus. Das Volk, ſo ſehr es auch mit ſeiner Noth zu kämpfen hat, iſt weder für die eine noch für die andere Löſung der Proletariatsfrage entſchieden. Wären die Köpfe der ganzen Arbeiter-Bevölkerung auch nur in Paris unter Einen Hut zu bringen, ſo würden wir bald einen Verſuch des Syſtems erleben, das ſie ergriffen hätten; ſo wie die Sachen jetzt liegen, iſt nur Eins gewiß, die unterdrückte Schicht der Bevölkerung fühlt dieſen Druck als ein Unrecht, und was wirklich faſt in allen Köpfen ſteckt, das iſt das Beſtreben, dieſem Zuſtand ein Ende zu machen.

Doch ſelbſt über die Verbreitung des Selbſtgefühls unter die niedern Klaſſen macht man ſich vielfältig Illuſionen. Die Verbindungen der Geſellen gegeneinander, ihr Kneipenleben und ihre blutigen Fehden ſind keineswegs durch ſocialiſtiſche oder politiſche Clubbs verdrängt. Sogar der Populaire, der doch gern die ganze Welt zu Communiſten machte, theilt in dem citirten Auguſt-Blatt die blutige Schlägerei auf der Eiſenbahn bei Arles mit, wo die „Devorants“ den „Loups“ eine förmliche Schlacht geliefert; die Maßregel der Zimmerleute gegen die Meiſter iſt iſolirt geblieben. höchſtens treten einzelne Parthieen in andern Gewerken ebenfalls mit Beſchwerden auf; immer aber ſind die Beſchwerden eine Sache der einzelnen Gewerke und noch nirgends Sache der ouvriers im Ganzen: es fehlt alſo noch an allem Gemeingefühl in dieſer Sphäre. Die ouvriers ſind eine wiſſenſchaftliche Kategorie, ſie ſind noch nirgends als Stand und für die Emancipation ihres Standes handelnd aufgetreten, ſelbſt in der Lyoner Bewegung nicht. Alle Bewegungen für einen beſſeren Lohn ſind Symptome der Noth, aber zu gleicher Zeit des Mangels an politiſchem oder ſocialiſtiſchem Bewußtſein der arbeitenden Klaſſe als eines Ganzen. Sie agirt noch nicht in Maſſe, weil ſie die Einheit der Intereſſen aller Arbeiter noch nicht im Kopf hat. Sie befehdet ſich ſogar noch ſelbſt in ihren verſchiedenen Verbindungen, das Militär rechnet ſich noch nicht zu den ouvriers, und wo der Arbeiter auftritt, agirt er getrennt nach den Gewerben. Er will Lohnarbeiter bleiben, nur um einen beſſern Lohn. Bei alledem verſteht es ſich von ſelbſt, daß nirgends mehr Aufklärung und reelle Bildung unter den arbeitenden Klaſſen herrſcht als in Frankreich.

Iſt aber auch das Selbſtgefühl der arbeitenden Klaſſen als eines Ganzen, das ſolidariſch verbunden wäre, noch ſehr unklar, ſo wird doch von allen Seiten anerkannt, daß für die Verbeſſerung ihres Zuſtandes etwas gethan werden müſſe. Cabet kann ſogar die Debats dafür citiren; freilich, nachdem ſie zugegeben, „vielen Arbeitern fehle ſelbſt das Nothwendige zu Kleidung, Nahrung und Wohnung", fügen ſie hinzu: „aber wer ſich vermäße, Alles in Einem Tage, oder in Einem Jahr, oder ſelbſt in zwanzig und in funfzig Jahren zu leiſten, was hier nöthig iſt, wäre ein Narr oder ein Feind des öffentlichen Weſens. Die Verbeſſerung des Zuſtandes der Arbeiter iſt ein langſames Werk und von langen Athem." Die Debats ſetzen das Princip der Lohnarbeit als ein unumſtößliches voraus, wie dies auch alle bisherigen Forderungen der Arbeiter ſelbſt thun. Aber es iſt merkwürdig genug, daß die Debats nur ſo viel zugeben.

Noch mehr Conceſſionen nach der Seite des Socialismus machen die Oppoſitionsblätter. Das Manifeſt der conſtitutionellen Linken für die bevorſtehenden Wahlen, klagt das Miniſterium an, „daß es blinder und unkluger Weiſe jede politiſche, ökonomiſche oder ſociale Reform zurückweiſe". Nur

Thiers und das linke Centrum ſprechen von ſolchen Dingen nicht, und die radicale Oppoſition wirft der conſtitutionellen Linken vor, ſie ließe ſich von Thiers düpiren und wolle nur ein Miniſterium Thiers an die Stelle des Miniſteriums Guizot ſetzen. Sie ſelbſt publicirt in der Reforme vom 15. Juli ein Manifeſt, welches reellere Forderungen, als einen bloßen Miniſterwechſel enthält und alles Gewicht auf die ſociale Frage legt. Der Populaire citirt es ausführlich; die Reforme publicirt es nochmals im beſondern Abdruck und unterzeichnet von den zum größten Theil auch in Deutſchland berühmten Mitgliedern ihres Redactionscomités: F. Arago, Ledru-Rollin, Joly, Etienne Arago, Louis Blanc, F. Flocon, V. Schölcher, C. Baune, A. Dupoty, A. Guinau, Ach. Lemaſſon, Mecurt, Vallier, Leſſeré, Léoutre. Es heißt:

„Während auf der einen Seite alle politiſchen Freiheiten eine nach der andern zu Grunde gehn, erhebt ſich auf der andern die ſociale Frage und breitet ſich aus über die Regierung, über den Staat und die ganze Geſellſchaft.“ Darauf publicirt die Reforme „die Hauptwahrheiten der Demokratie, zu denen ſie ſich bekennt“, folgendermaßen:

„Alle Menſchen ſind Brüder. — Wo die Gleichheit nicht exiſtirt, iſt die Freiheit eine Lüge. — Die Geſellſchaft könnte nicht beſtehn ohne die Ungleichheit der Fähigkeiten und die Verſchiedenheit der Functionen; aber größere Fähigkeiten dürfen nicht größere Rechte verleihen; ſie legen größere Pflichten auf. — Dies iſt das Princip der Gleichheit: ſeine nothwendige Form iſt die Aſſociation. — Der Endzweck der Aſſociation iſt zur Befriedigung der intellectuellen, moraliſchen und materiellen Bedürfniſſe Aller zu gelangen durch Anwendung ihrer verſchiedenen Fähigkeiten und durch Vereinigung ihrer Anſtrengungen.

Die Arbeiter ſind Sklaven geweſen, ſie ſind Leibeigene geweſen, ſie ſind jetzt Lohnarbeiter; man muß darnach trachten, ſie in den Stand der Aſſociés zu erheben.

Dies Reſultat kann nicht anders erreicht werden, als durch die Wirkſamkeit einer demokratiſchen Regierung. — Eine demokratiſche Regierung iſt eine ſolche, die die Volksſouverainität zum Princip, allgemeine Stimmgebung zu ihrem Urſprunge, und zu ihrer Aufgabe die Verwirklichung der Freiheit, Gleichheit und Verbrüderung hat.

Die Regenten in einer richtig conſtituirten Demokratie ſind nur Mandatarien des Volks; ſie müſſen alſo verantwortlich und abberufbar ſein. — Die öffentlichen Functionen ſind keine Auszeichnungen, ſie dürfen keine Privilegien ſein: ſie ſind Pflichten. — Da alle Staatsbürger ein gleiches Recht haben, an der Ernennung der Volksmandatarien und an der Bildung des Geſetzes Theil zu nehmen, ſo muß jede öffentliche Function honorirt werden, damit dieſe Rechtsgleichheit nicht illuſoriſch werde.

Das Geſetz iſt der Wille des Volks, formulirt durch ſeine Mandatarien. Alle müſſen dem Geſetz gehorchen; aber alle haben das Recht, es laut zu beurtheilen, damit man es ändere, wenn es ſchlecht iſt.

Die Freiheit der Preſſe muß aufrecht erhalten und geheiligt werden, als Garantie gegen mögliche Irrthümer der Majorität und als nothwendiges Werkzeug für den Fortſchritt des menſchlichen Geiſtes.

Die Erziehung der Staatsbürger muß gemeinſchaftlich und unentgeltlich geſchehn. Der Staat hat dafür zu ſorgen. Jeder Bürger muß die militäriſche Erziehung durchmachen. Keiner kann ſich durch Geld loskaufen von der Pflicht, das Vaterland zu vertheidigen.

Der Staat muß die Initiative ergreifen zu *induſtriellen Reformen*, welche geeignet ſind, eine ſolche *Organiſation der Arbeit*, wodurch der Arbeiter zu dem *Stande des Aſſociirten* erhoben wird, herbeizuführen. — Der Arbeiter hat denſelben Anſpruch auf die Erkenntlichkeit des Staats, wie der Soldat. Dem kräftigen und geſunden Bürger ſchuldet der Staat Arbeit, dem alten und ſchwachen Hülfe und Schutz.“

Giebt uns die „Reforme“ die Grundzüge einer künftigen Politik, ſo enthält *Lamartine's* Manifeſt, welches er in ſeinem Journal, le Bien public, publicirt, eine ſcharfe und kühne Kritik der gegenwärtigen Politik, die ebenfalls mit der Forderung der Socialreform endigt. Es erklärt:

„So groß der Zwieſpalt der Meinungen und Partheien immer ſein mag; über eins iſt alle Welt ſo ziemlich im Reinen: darüber, daß die Regierung eine verhängnißvolle Richtung eingeſchlagen hat, und daß der jetzige Zuſtand nicht länger geduldet werden kann.“ — „Aber Thiers wäre noch ſchlimmer, als Guizot. Thiers hat das Syſtem durch alle ſeine Phaſen begleitet, alle ſeine Mittel angenommen, ſich gelehrig in alle dynaſtiſchen Nothwendigkeiten gefügt. Unter ſeiner heuchleriſchen Verwaltung ſehen wir immer das ſüßeſte Wort die gehäſſigſte Sache verhüllen; überall finden wir eine Inſtitution eine Sitte, eine Freiheit, die im Wege war, angegriffen, getroffen, zerſtört, nicht gradezu ins Geſicht und von vorne, nein hinterrücks, mit einer verborgenen Waffe, und durch Minengänge. Er hat uns die Septembergeſetze, das Geſetz über die gerichtlichen Anzeigen gegeben. Paris und Frankreich hat den Souffleur des Regentſchaftsgeſetzes, den Vater der Baſtillen nicht vergeſſen.“ Lamartine verlangt noch einmal, wie ſchon früher in ſeiner berühmten Rede, eine Aenderung des Syſtems. Er zählt alle nöthigen Reformen auf und ruft endlich aus: „führt das Volk (le peuple) zur Sittlichkeit durch Unterricht; emancipirt es ſocial und politiſch, und beruft die Gerechtigkeit und die Bruderliebe zur Herrſchaft! Aber eilt! Die jetzige Lage darf nicht fortdauern. Eilt! Denn das Unbehagen iſt allgemein; das Mißvergnügen grollt und gar bald könnte es eine Geſtalt annehmen und einen mächtigen Ausdruck gewinnen. Seit funfzehn Jahren ſind ſo viel Hoffnungen betrogen, ſo viel Ausſichten verſchloſſen, ſo viel Verſprechungen verfälſcht oder verletzt, daß ohne einen rohen Ausbruch zu entſchuldigen, im ſchlimmſten Fall viele Menſchen ihn jetzt begreifen würden.“

Aber vielleicht würde es wenig beweiſen, wenn die conſtitutionelle Linke, wenn die Reforme oder die äußerſte Linke und wenn Lamartine die einzigen wären, die von der Socialreform oder von der Emancipirung der Arbeiter (des peuple) ſprächen; daß dagegen ſelbſt die Regierung und die Jeſuiten nur durch die ſocialen Ideen zu einer Anknüpfung mit dem Volk gelangen können, beweiſ't unwiderleglich dafür, daß dieſe Ideen faſſen und mit der Zeit Epoche machen werden. Das Manifeſt der Reform iſt das Manifeſt der Zukunft.

Die Democratie pacifique vom 18. Auguſt bringt mit unglaublicher politiſcher Naivetät einen Artikel über „das Werk des heiligen Franz Xaver“, worin ſie das Patronat der Kirche über die Arbeiter oder „die Prieſter des Peuple“ lobt. Cabet citirt dies merkwürdige Actenſtück und kritiſirt es mit großer politiſcher Ueberlegenheit. Beweiſ't es die Macht der ſocialen Richtung über die Gemüther der Arbeiter, ſo beweiſ't es zugleich die religiöſen Umtriebe der Regierung und die politiſche Unſchuld der Fourieriſten. Das Document ſagt: „Es ſcheint, daß im Jahr 1842 die Miniſter des Innern und der Culte den Erzbiſchof von Paris aufforderten, ſich mit der Verſittlichung der unruhigſten Arbeiterklaſſe, der Fabrikarbeiter in Maſſe zu beſchäftigen. Die Sache bot große Schwierigkeiten dar. Die Arbeiter gingen nicht in die Kirche. In St.-Margaretha z. E. im Faubourg St.-Antoine unter einer Bevölkerung von 80,000 Arbeitern ſah man an großen Feſttagen nicht mehr als zwei- bis dreihundert Frauen. Der Abbé Maſſard, ein eifriger, aufopfernder Mann und populärer Redner, ſchlug damals Hrn. Haumet, Pfarrer von St.-Margaretha einige Mittel vor, um die Arbeiter zu bewegen, daß ſie das Wort des Evangeliums anhörten. Es wurde ein Plan aufgeſetzt und dem Erzbiſchof vorgelegt; er nahm ihn ſehr gern an und die Miniſter des Innern und der Culte billigten ihn. Der Plan, auf die Anziehung baſirt („die Anziehung, l'attrait, iſt der Köder auf den die Democratie pacifique beißt), beſtand darin:

1) Die Arbeiter einmal im Monat, Sonntags von 7—10 Uhr Abends zu verſammeln und wäre es auch außer der Kirche.

2) Die gewöhnlichen Kirchenlieder, franzöſiſche Geſänge mit Chor und Orgelbegleitung zu ſingen, moraliſche Vorleſungen über ſociale Oekonomie zu halten, populäre und religiöſe Poeſieen vorzutragen, wiſſenſchaftliche Probleme zu erklären, Lobreden auf nützliche Männer zu halten und religiöſen Unterricht zu geben durch Erläuterung eines dogmatiſchen oder moraliſchen Capitels.

3) Einen Reſervefonds zu bilden, um ſechs Monat nach der Aufnahme den Kranken beizuſtehn und Auslagen für Beleuchtung ꝛc. zu decken.

4) Alle Monat eine Lotterie zu veranſtalten, worin die Preiſe geſchichtliche und fromme Bücher ſein ſollten.

5) Subſcriptionen für die Ausbreitung des Glaubens zu ſammeln.

Dies „„Werk““ hat zum Generalvorſteher den Erzbiſchof, zum natürlichen Präſidenten den Pfarrer jedes Kirchſpiels und zum dirigirenden Prieſter einen Vicar des Kirchſpiels.

Der Beitrag war funfzig Centimes den Monat; Diplome ſollten an alle vertheilt werden, welche die Verſammlungen unter dreizehnmal zwölfmal beſuchten.

Man verlangte keine Verpflichtung zu religiöſen Uebungen; alle Culte und alle Stände waren zugelaſſen.“

„Man hat zuerſt die Ordens-Brüder benutzt, um die Arbeiter heranzuziehn, ſie in ihren Wohnungen zu verſammeln und zu organiſiren; darauf iſt man in der Kirche zuſammengekommen; man hat im Faubourg St.-Antoine begonnen und ſodann faſt in allen Sprengeln von Paris ähnliche Verbindungen geſtiftet; mehr als 15,000 Arbeiter ſind auf dieſe Weiſe angeworben; die Verbindung heißt das Werk; zu ihrem Patron hat man den heiligen Franz Xaver, den Freund des heiligen Ignaz von Lovola, Stifters der Jeſuiten, gemacht; man hat talentvolle Redner angeſtellt; die Edelleute aus dem Faubourg St.-Germain ſind als Ehrenmitglieder eingetreten und zahlen ſechzig Franks jährlichen Beitrag; die Biſchöfe kommen nach Paris, wohnen den Verſammlungen bei und gründen ähnliche „„Werke““ in ihrer Diöceſe; in Lille hält das „„Werk““ eine Schenke für ſeine Mitglieder.“ Soweit die fromme Democratie pacifique, das gute Kind, das ſeine Phalanſtères alſo nöthigenfalls auch mit den Jeſuiten zuſammen einrichten würde. „So iſt alſo der Schleier gehoben, ruft Cabet aus, und was man lange vermuthete, iſt nun gewiß! Der Miniſter iſt der Gründer und der Leiter, der Erzbiſchof und die Pfarrer ſind die Inſtrumente. Aber liebt das Miniſterium die Arbeiter, und will es ſie wirklich verſittlichen? Giebt es die Geſetze und Inſtitutionen, welche das Recht und das Intereſſe des Volks (peuple) verlangt? Erlaubt es die Aſſociationen und Verſammlungen anderswo, als in den Kirchen und unter der Leitung der Prieſter? Sagt es zu den Kammern, daß ſie ſich damit zu beſchäftigen hatten, den Arbeitern Arbeit und Brot zu geben? Hat es die Petition der Arbeiter, um eine Unterſuchung ihrer Lage angenommen? Nimmt es die Zimmerleute in Schutz, die einen Lohn verlangen, von dem ſie leben können? — Man läßt die Brauſeköpfe der drei Tage in Afrika umkommen; man demoraliſirt die andern durch Disciplinartorturen und gewöhnt ſie an Grauſamkeit; man bemächtigt ſich der unruhigen Arbeiter von Paris und lockt ſie in die Kirchen; ... und die Democratie pacifique billigt dieſe Aſſociationen der Arbeiter unter der Vormundſchaft der Prieſter! Sie nennt dieſe Prieſter die Prieſter des (Peuple) Volks! Der Tempel des Herrn, ſagt ſie, iſt wieder zum Hauſe des Volks geworden; koſtbare erſte Keime einer ſocialen (?) Vereinigung!.. Ehre dafür euch, junge Prieſter! ſetzt eure Sendung fort!“..

Welch' eine Verwirrung! Und wer wollte es den armen Arbeitern verdenken, daß ſie nicht wiſſen, welche Fahne ſie ergreifen ſollen, um aus ihrer Noth heraus zu kommen, wenn ſelbſt die Gelehrten par excellence, die Generalpächter der ſocialen Wiſſenſchaft, die unerhörte Dummheit begehen, in der jeſuitiſchen Propaganda und in dem „Oeuvre de Saint-François Xavier“ den Anfang der alleinſeligmachenden „Aſſociation ſociale“ zu erblicken!

Ich glaube es nicht, daß die Pfaffen 15,000 Arbeiter in ihre Werkſtunden gelockt haben, eben ſo wenig, wie ich es glaube, daß irgend eine progreſſiſtiſche Parthei 40,000 Arbeiter zur Dispoſition hat und daß ſie mit 80,000 ohne Weiteres ſiegen würde. Wenn aber Lamartine's Manifeſt wahr iſt, ſo ſind ſie viel Tauſende gar nicht nöthig, um Frankreich den nächſten Schritt ſeiner Geſchichte thun zu laſſen. Ich glaube nicht an die Sprünge, in denen die weſentlichen Stufen des politiſchen Lebens übergangen und alle Prämiſſen der Gegenwart ignorirt werden können. Macht Deutſchland eine Revolution, ſo kommt es dahin, wo Frankreich jetzt ſteht; macht Frankreich eine Revolution, ſo vollendet es die Demokratie, es macht eine politiſche Umwälzung, ehe es zu der Emancipation der niedern Klaſſen gelangt; England iſt das einzige Land, welches unmittelbar durch einen Armenkrieg mit dieſer Emancipation beginnen könnte; nur in England ſtehen Arme und Reiche auf dem Kriegsfuß, der bei einem gegebenen Anlaß den Einzelnen mit unerbittlicher Nothwendigkeit hierhin oder dorthin wirft. Die niedern Klaſſen in Frankreich ſind noch nicht zu dieſer Erbitterung und Abgeſchloſſenheit gelangt; im Gegentheil, das Princip ihrer Befreiung kommt ihnen aus den ſocialiſtiſchen Schulen und wird von der politiſchen Parthei der Demokratie in ihrem Namen adoptirt. In der Preſſe, in der Deputirtenkammer, ja ſogar unter den Pairs haben ſie ihre Vertreter, ſie ſind alſo bei den politiſchen Kämpfen betheiligt und es fällt keinem Franzoſen ein, dies Intereſſe aufzugeben.

Hätte man die Aſſociationen nicht unterdrückt, ſo läge jetzt die Entwickelung der niedern Klaſſen klar vor jedermanns Augen, und es wäre nicht dies Buhlen aller Partheien, um die Gunſt der unbekannten gefürchteten Macht, ſondern eine offene Partheiung unter den Leuten ſelbſt entſtanden. Man denkt ſich jetzt die niedern Klaſſen als eine einzige Angriffsmaſſe, und man concentrirt ſie allerdings in dem Einen Gefühl der Unterdrückung durch jede neue Beſchließung, durch jede ungerechte Verurtheilung.

Aus der Mitte der franzöſiſchen Arbeiter erging neulich in der Gazette de France eine Erklärung gegen die religiöſen Unklarheiten der Democratie pacifique, von denen wir oben ein Beiſpiel angeführt. Die Arbeiter nennen ſich humanistes und faſſen das Verhältniß mit einer Klarheit und Schärfe, die großen Eindruck gemacht hat. Die Kritik der Religion iſt in die deutſchen und von ihnen aus auch in die franzöſiſchen Geſellſchaften der Arbeiter gedrungen. Alle dieſe Vereine haben theils durch den Socialismus, theils durch den Einfluß der deutſchen Philoſophie einen faſt akademiſchen Charakter angenommen. Deutſche Profeſſoren würden dieſen Disputationen mit Nutzen beiwohnen und die Uebermacht des geiſtigen Conflicts über ihr ungeſtörtes Sumpfleben begreifen. Im erſten Juniheft der Revue independante hat nun auch Herr Adolph de Ribbentropp eine kurze Darſtellung von Feuerbach's Weſen des Chriſtenthums. mitgetheilt, wodurch die Aufmerkſamkeit der franzöſiſchen Philoſophen endlich wieder auf dieſen Gegenſtand zurückgeführt wird.

Zur Zeit Börne's und noch ſpäter hatten die Handwerkervereine der Deutſchen, die hier erwähnt zu werden verdienen, den Hambach-Frankfurter Charakter: deutſchpatriotiſch und burſchenſchaftlich liberal, aber unter einem despotiſch verfügenden „Brennpunkt“. Der Grundſatz des unbedingten Gehorſams gegen den „Brennpunkt“ führte eine Trennung der Geſellſchaft herbei; von fünfhundert fielen über vierhundert ab und richteten ſich nun vollkommen republikaniſch ein. Zehn

Mitglieder bildeten eine „Gemeinde", zehn Gemeindevorſteher bildeten einen „Gau", jeder „Gau" ſandte Einen in die „Halle". Die „Halle" wählte aus ſich einen „Vorſtand" und einen „Beiſtand", die „Beiſtände" aller „Gauen" wählten eine „Beihalle". Der „Vorſtand" hatte die geiſtige Leitung, der „Beiſtand" die Controlle, die „Beihalle" die Finanzen und das Secretariat, auch die Schlichtung etwaiger Streitigkeiten durch Ehrengerichte. Dieſer Verein hat es etwa auf tauſend Mitglieder gebracht die ſich aber ſeit den Septembergeſetzen nicht in Maſſe verſammeln dürfen.

Sie bringen durch kleine Abgaben Geld zu Büchern auf, die ihnen zuſagen, um ſie circuliren zu laſſen und in ihren Geſellſchaften den Inhalt zu discutiren. Es verſteht ſich, daß die ſocialen Probleme vornehmlich die Gütergemeinſchaft, als das beſte Mittel, um zur Aufhebung der Sklaverei der Arbeiter zu gelangen, und die Religionsfrage die Gegenſtände ihrer Erörterung abgeben. Die Neulinge aus Deutſchland ſind immer für die Herrlichkeiten ihrer Heimath und erzählen, wie alle Deutſche, vom Hiſtoriker bis zum Stiefelputzer, fortdauernd von ihren allergnädigſten Herren, je kleiner das Ländchen iſt, deſto mehr; einige ſind ſogar fanatiſch legitim und gottſelig. Leider verliert ſich dies hier ſehr bald, ohne daß eine andere Bekehrung, als die Luft der Freiheit, die ſie einathmen, nöthig wäre. Nur ein Beiſpiel. Ein großer ſtarker und feſter Zimmermann kommt nach Paris und hört von einem freiſinnigen und freigeiſtigen Schriftſteller. Man giebt ihm ſein Buch. Entrüſtet erſcheint der Geſell nach der Lectüre bei ſeinen Genoſſen und erklärt, er würde den Schändlichen, der alles Heilige mit Füßen träte, todtſchlagen. Aber kaum ſind einige Wochen vergangen, ſo findet ſich derſelbe Teutone unter den eifrigſten Anhängern der „Ebenistes"; nach dieſen nämlich nennen ſich die freiſinnigen Handwerker, die vom Chriſtenthum emancipirt ſind, und ſich dabei auf Feuerbach gründen. Ihnen gegenüber ſtehen die „Tailleurs", die mit Weitling, deſſen Ruhm ſie ſich aneignen, am Chriſtenthum feſthalten. Die Ebeniſtes wollen die Republik und durch die Republik moraliſche Bildung und Aufhebung der Sklaverei; die Tailleurs haben die Myſtik auch in die Politik gebracht und denken an unmittelbare myſteriöſe Emancipation ohne Rückſicht auf den Staat. Der Staat wird aufgehoben, wie von den erſten Chriſten die Welt; und die Gütergemeinſchaft iſt nach ihnen, wie die Kirche und die Hierarchie nach der Anſicht der Chriſten, kein Staat. Zwiſchen beiden Partheien muß es nothwendig zum Bruch kommen, wenn nicht die intelligenteren Ebeniſten die Oberhand gewinnen. In den Discuſſionen der Letztern wird übrigens, auch wenn kein Tailleur für das Chriſtenthum auftritt, die Sache deſſelben durch beſtellte Reſpondenten vertheidigt. Es iſt intereſſant zu bemerken, daß die weichlicheren Schneider für und die ſtarken Gewerke, die ſich zu den Ebeniſten (Tiſchlern) halten, gegen das Chriſtenthum ſind. Entſchieden in den craſſeſten Myſticismus ſind die deutſchen Communiſten im Waadtlande verſunken. Nicht nur, daß ſie an Weitlings Verſprechen: „es werde nächſtens ein Meſſias auftreten“, glauben, ſie haben ihren Meſſias bereits wirklich gefunden. Ihr Hauptſchriftſteller Auguſt Becker ſchließt ſeine Broſchüre: „Was wollen die Communiſten?“ mit den Worten: „Freunde, Brüder, Communiſten, Junghegelianer, Jungſchweizer und Nationale! Kuhlmann iſt der Mann, der uns vereinigen wird, nicht nur äußerlich durch ſchöne Worte, ſondern auch im Geiſt und im Herz durch die Kraft der Wahrheit!" — Er hört auf zu discutiren, er predigt; er löſ't kein Problem, er prophezeiht, und nicht „Worte", ſondern „Geiſt und Herz" ſollen Alles unmittelbar leiſten. Erſt ſpielten ſie mit der Religion, jetzt finden ſie ſchon, daß dies die bequemſte Weiſe iſt, mit allen Schwierigkeiten fertig zu werden. Sie ediren *) jetzt in Lauſanne „die fröhliche Botſchaft von der religiöſen und ſocialen Bewegung" und Kuhlmann hat in halbbibliſcher Sprache „die neue Welt oder das Reich des Geiſtes in der Wirklichkeit" in Genf drucken laſſen. Das Vorwort, doch wahrſcheinlich wieder von dem Becker dieſer neuen Religion, ſagt: „Es fehlte an einem Manne, in deſſen Munde all unſre Leiden und all unſer Sehnen und Hoffen mit Einem Wort, Alles was unſere Zeit im Innerſten bewegt, zur Sprache würde. Dieſer Menſch, den unſre Zeit erwartet, iſt aufgetreten. Es iſt der Dr. Georg Kuhlmann aus Holſtein."

---

*) Edirten — der Canton Waadt hat ſich bereits dieſer Propheten entledigt, die auf Koſten der deutſchen Handwerksburſchen in Lauſanne ꝛc. lebten und dieſen durch ihre Predigten die Köpfe verrückten. Anm. d. Correctors.

Ueber dieſe Zumuthung ſind in Paris ſelbſt die Schneider ſtutzig geworden und vielleicht emancipirt ſie dieſer extemporirte Meſſias von dem Glauben an die eingelernte Autorität, womit ſie ihr Zunftgenoſſe gefeſſelt.

Während die Franzoſen immer wieder auf den Boden der politiſchen Wirklichkeit zurückkehren, ſind die Deutſchen jeden Augenblick geneigt, ins religiöſe Traumgebiet abzuirren. Selbſt die hyperkritiſchen Schriftſteller des deutſchen Communismus verfallen in die Seuche des Myſticismus der abſoluten Unbeſtimmtheit. Sie predigen mit großem Geſchrei und erbittertem Fanatismus. „In Zukunft ſoll ſein:

Kein Egoismus, ſondern Gemeinſchaft;

Kein Eigenthum, ſondern Gütergemeinſchaft;

Kein Geld, ſondern unmittelbare Befriedigung aller Bedürfniſſe;

Kein Staat, ſondern Geſellſchaft;

Keine Regierung, ſondern Anarchie;

Keine Ehe, ſondern freie Liebe;

Keine Abſtimmung, ſondern Uebereinſtimmung!"

Der Geiſt iſt über ſie gekommen und hat die Siegel von allem Beſtimmten abgelöſ't, damit es frei werde.

Und wie iſt das Alles zu machen? Das darf man nicht fragen, antworten ſie, oder ein Prophet, ein großer Mann, der da kommen ſoll, ein Dictator wird es ſagen und einrichten, oder, was noch der vernünftigſte Troſt iſt, die Arbeit der Discuſſion wird hervorbringen was die neue Welt bedarf.

Und warum verfallen die deutſchen Kritiker in dieſen Fehler, lauter blaue Unmöglichkeiten zu fordern und die Franzoſen über ihre Verſuche, das Wie und Wo nachzuweiſen, nicht anzuerkennen, ſondern zu verhöhnen? Der gemeinſame Fehler aller dieſer myſtiſchen Unbeſtimmtheiten rührt daher, daß die Deutſchen das Gebiet der Phantaſie und des Gedankens, nicht die Form des Willens, der Entſchließung dieſes allgemeinen Phantaſie- und Denkweſens zu einer beſtimmten wirklichen Exiſtenz vor Augen haben. Im Gebiet der Erkenntniß iſt nothwendig Anarchie vorhanden und ein ſolches Chaos iſt die Preſſe und jede discutirende Verſammlung. Eine gleiche Erkenntniß Aller iſt ſo unmöglich, als Ein Ort für Alle; und wo man etwas Allgemeines erobert hat, wie in den Wiſſenſchaften, da ſucht Jeder ſich auf die Schultern des Andern zu ſchwingen, um nun weiter zu ſehn und dann ſeinerſeits wieder eine neue Stufe zu bilden. Wer nur daſſelbe ſieht, wie das ſchon Entdeckte, der ſieht gar nichts.

Im Gebiet des gemeinſamen Handelns dagegen iſt jede wirkliche Geſellſchaft ein Staat und jede agirende Vereinigung von einem Gemeinwillen beherrſcht; den Gemeinwillen durch Discuſſion hervorbringen heißt die Anarchie der Discuſſion durch die Probe von ihrem Reſultat aufheben. In der Discuſſion will Einer Alle vereinigen, weil Alle auseinander ſind. Er wird nie weiter kommen, als die Mehrzahl zu gewinnen. Das Schreien gegen die Majorität iſt daher nichts anders als eine Wehklage über den alten Satz: ſo viel Köpfe, ſo viel Sinne! und will nicht den meiſten Köpfen ihr Recht verſchaffen, als Individuen zu zählen und als eine in ihnen realiſirte Ueberzeugung den Ausſchlag zu geben; ſondern dies Geſchrei ſowohl bei den Socialiſten, als bei den Serviliſten, ſowohl bei den kritiſchen Atheiſten, als bei den gläubigſten Lamadienern verbirgt — das Gelüſt der menſchenverachtenden Tyrannei. Die Majorität als Reſultat der Discuſſion iſt die einzig mögliche Form, den Einzelnen und das Ganze frei zu vereinigen.

Die „freie Liebe“ nun vollends hat nichts erlebt und nie geliebt. Liebe bindet, ſchon der Blick des Auges knüpft die geiſtigen Ketten, und vollends der Kuß macht leibeigen. Was ich nur habe, um es wegzuwerfen, wem ich nicht mit ganzer Seele angehöre, das lieb' ich nicht. Die einzige Freiheit der Liebe, von der die Rede ſein kann, iſt das freie Aufgehn ineinander; ein Gegenſatz gegen die Ehe iſt ſie nicht. Das Scheitern der Wirklichkeit an dem Ideal der Liebe beweiſ't nichts, wenigſtens nicht mehr, als die Thatſache, daß die Liebe als Ehe und nur als Ehe wirklich und wahrhaft exiſtirt.

Doch genug von dem deutſchen Volk in Frankreich; aber es mußte von ihm die Rede ſein, denn es iſt, ſo wie es iſt, ein Product und ein ſehr intereſſantes der productiven Stadt Paris.

Im nächſten Abſchnitt wirſt Du mich auf einem Ausfluge in die Provinz begleiten.

22.

Eine Fahrt in die Touraine.

Der ganze Sommer von 1844 war unfreundlich; einzelne ſonnige Tage benutzten wir, die ſchöne Umgegend von Paris zu beſuchen; aber vergebens warteten wir auf feſtes Wetter, wie wir es zu einem Ausflug ans Meer wünſchten. Endlich verabredeten wir, die Loire hinabzufahren, vorher aber mit einem Freunde zur Weinleſe nach Orleans und in die Touraine zu gehen. Der October brachte ſeine ſchönen Tage, wie ſich's zur Weinleſe gehört, und wir fuhren mit Dampf vier volle Stunden in den Süden hinein, in ein beſſeres Klima, aber einen ominöſen Weg, denn wir kamen über Savigny und den heiligen Michel nach Orleans. Welch' eine Fülle der Romantik: Savigny, St.-Michel und Orleans! Aber auch welch' eine Fülle der Gegenwart und der Natur, dieſer beiden Erzfeinde der himmliſchen Phantaſieen! Die ſchönen Wälder, Thäler, die reichen Kornfelder der Bauce, die Paris ernähren, Villen und Weinberge flogen wie im Traume vorüber, und wir dachten es uns noch üppiger und ſüdlicher, als es war. Hier entdeckten wir eine Pinie auf dem Berge und eine Palme im Garten, Oelbäume und Feigen überall; aber alle vorläufigen Herrlichkeiten feſſelten uns wenig, wir waren geſpannt auf die altberühmte Stadt und der Loire vielgeprieſ'nen Strand. Endlich tauchten ſie auf. Sie täuſchten uns nicht. Mit einem prachtvollen breiten Strom zieht die Loire an Orleans vorüber, durch die üppige, ſchöne Ebene voll Reben und Fruchtbäume.

Unſer Freund führte uns zu einem Hugenottenprediger von ſeiner Bekanntſchaft. Die ganze Familie empfing uns aufs freundlichſte, man beſchloß, das ſchöne Wetter ſogleich zu benutzen; und nun beſuchten wir die Parks, die Schlöſſer, die Weinberge und die Source du Loiret, die ſo mächtig aus dem Boden hervorſprudelt, daß man ſogleich mit Booten auf dem klaren Baſſin herumfährt, aus dem der Loiret breit und klar abfließt. Alle dieſe Schlöſſer und Parks, auch der Park um die kryſtallhelle Source du Loiret, ſind ausgeboten und zum Verkauf geſtellt und Monſieur ... n, unſer Gaſtfreund, bedauerte ſehr, daß ſie wahrſcheinlich der Bande noire in die Hände fallen, die Schlöſſer in Ställe und die Parks in Felder verwandelt würden. Noch ſind die Schlöſſer geputzt, man wehrt dem Graſe, welches durch die Spalten der wenig betretenen Quadern dringt und den Baumchen, die auf den bemooſ'ten Vorſprüngen Wurzel ſchlagen, noch ſind die Blumen gepflegt, die Miſtbeete gewartet, die Wege bekieſ't und vom Laube geſäubert; aber der Herbſt der Weltgeſchichte hat ſie angehaucht, und der Caſtellan, der uns empfing, ſah uns forſchend an, ob wir vielleicht zur Bande noire gehörten, den Todtengräbern dieſer unhaltbaren Herrlichkeiten; er ware vergnügt, wenn ein reicher Kaufmann Orleans für eine Vorſtadt von Paris und dennoch ſein Schloß für eine paſſende Campagne erklärte. Eine beſcheidnere Villa am Ufer der Loire, aber faſt ſchöner gelegen, als die Schlöſſer, empfahl uns Herr ...n eifrig; man könnte dabei gewinnen, ſelbſt mit dem Winzer, der ſie jetzt gepachtet hatte, und es wäre eine proteſtantiſche Familie mehr in Orleans. „Verrathen Sie ſich nicht, ſagte mein Reiſegefährte, er weiß zwar, daß ich vieles nicht glaube, aber er verzweifelt noch nicht an mir, an Ihnen wurde er verzweifeln, wenn er Alles erführe." Herr ...n verſteht kein Deutſch und kannte meine ketzeriſchen Fehden mit den deutſchen Gläubigen nicht. Ich hielt es allerdings für das Beſte, die Theologie zu vermeiden und das proteſtantiſche Intereſſe als unſern gemeinſamen Boden vorauszuſetzen; doch wurde es nicht leicht, alle Klippen zu umſegeln, und ſehr oft ſchien es, als wäre ich ſchon geſcheitert, während ich es doch durchſetzte, daß Herr ... n mich fortdauernd für beſſer hielt, als meinen Begleiter, der ſich's nicht verſagen konnte, ſeinen Atheismus von Zeit zu Zeit hervortreten zu laſſen. Wir waren freilich in einer großen Verſuchung. Bei Tiſch wurde gebetet, und der Käſe, die Butter, der Honig, der Wein, alles einzeln eingeſegnet; ſodann kam die Rede immer wieder auf die Katholiken und die Proteſtanten. Herr ... n und ſein College, den wir beſuchten zeigten uns alle proteſtantiſchen Anſtalten, erzählten uns, wie viele Katholiken ſich ſchon bekehrt hätten, und waren in allem Ernſte der Meinung, ganz Frankreich werde in kurzer Zeit reformirt werden. Sie hielten viel auf Guizot und das jetzige Miniſterium, noch mehr aber auf den König von Preußen „Ihr König iſt ein großer Mann", ſagte Herrn ... ns College, „er wird alle Confeſſionen in dem wahren Chriſtenthum vereinigen und die Welt glücklich machen.“ Ich hatte Mühe, ernſthaft zu bleiben und fragte in der Verlegenheit: „„wie haben Sie das hier mitten in Frankreich erfahren?““ — „O, ſagte er, wir unterrichten uns über Alles, was unſere heilige Sache betrifft, und wir Franzoſen haben dies um ſo leichter, weil wir Preßfreiheit genießen.“ — „„Sie ſind für die freie Preſſe?““ fragte ich überraſcht. — „Und Sie nicht?“ erwiederte er. „„Es werden nur um ſo mehr gottloſe Bücher gedruckt,““ warf ich ihm ein. — „Die Wahrheit ſiegt,“ ſagte er mit großer Zuverſicht; und nun führte er uns in ſeine Zimmer, wo die Verfolgungen der Hugenotten unter dem großen König, der ihre Verſammlungen mit Dragonern geſprengt, in Oelgemälden dargeſtellt waren. Unter freiem Himmel ſah man ſie verſammelt und auf den Felſenhöhen die Wachtpoſten ausgeſtellt, um Signale zu geben, ſowie ſie die Dragoner erblickten. „Viele Märtyrer ſind für die gute Sache gefallen, ihr Blut hat ſie befeſtigt! Vergleichen Sie dieſe Zeit mit der unſrigen, wo die Mutter unſers künftigen Königs proteſtantiſch und der erſte Miniſter reformirt iſt. Und welch' ein Glück für Deutſchland, daß ihm in dem Könige von Preußen ein neuer

Guſtav Adolph geboren iſt!" — Herr . . . n hatte mich aufmerkſam beobachtet, und als wir Fremde beim Herausgehen unter großer Heiterkeit einige deutſche Worte wechſelten, erkundigte er ſich bei mir nach dem Könige, ob es etwa nicht wahr wäre, was ſein College über ihn geäußert. Ich antwortete, dies wäre ein ſehr reiches Thema und verſprach ihm Alles genau zu erklären heut Abend beim Thee oder morgen auf dem Dampfſchiff, wenn wir zuſammen die Loire hinunterführen.

„Wenn Sie jetzt nicht heucheln wollen, ſind Sie ſen," ſagte mein Begleiter. Ich erklärte, ich würde ihm Alles ſagen. „Das giebt ein Unglück, er erträgt es nicht." — Merkwürdig, rief ich aus, wie gänzlich abgeſchnitten, und in ſich verkommen dieſes Hugenottenthum hier exiſtirt! Sie kennen weder Frankreich, noch Deutſchland, weder die Progreſſen der Reformation, noch die der Revolution und noch ſeltſamer iſt es, daß ſie die Anſtrengungen der Regierung und des Hofes für die Wiederherſtellung des Katholicismus nicht merken. — Sie ſind blind, ſagte er, wie jede Sekte, die ſich in ihren Pferch einſchließt. Eben ſo, wie dieſe

Hugenotten, denken die Communiſten Frankreich werde in einigen Jahren communiſtiſch ſein.“

Kaum waren wir beim Thee verſammelt, ſo ergriff Herr ... n das Wort und mahnte mich an mein Verſprechen.

Ihr Herr College, fing ich an, denkt ſich die Bewegung in Deutſchland als eine Sache der verſchiedenen Confeſſionen und das preußiſche Chriſtenthum als ihre Vereinigung zu einer einzigen.

„Gewiß. Und ich wüßte mir die Sache ebenfalls nicht anders zu denken,“ ſagte er.

Denken Sie ſich den Streit von Gläubigen und Ungläubigen, und unter den Ungläubigen die Mehrzahl mit ganz andern Dingen beſchäftigt, als mit der Religion.

„Iſt es möglich? Es wäre alſo in Deutſchland noch ſchlimmer als in Paris? Ich habe von Strauß gehört; aber man ſagte mir, Strauß hätte keine Kirche gegründet, ſondern nur ungläubige Bücher geſchrieben, von denen Herr Littré das bekannteſte überſetzt habe.“

Wir lachten laut auf. Indeſſen wer weiß, ſagte ich, was Herr Strauß gethan hätte, wenn die Bewegung nicht mächtiger geweſen wäre als er. Dann erzählte ich: Als Kant die Vernunft über die Bibel ſetzte, und meinte, es ſei manches Gute in dem Buche, was man benutzen könne, griffen die Theologen eifrig nach der Vernunft und nach dem Guten in der Bibel, und die Leute unterſchieden zwiſchen einem vernünftigen und einem unvernünftigen Chriſtenthum.

„Das heißt Proteſtantismus und Katholicismus,“ fiel er ein.

Nein, es heißt Vernunft und Glauben, berichtigte ich ihn.

„O welch' ein Greuel!“ rief hier der fromme Mann.

Die Rationaliſten nannten ſich zwar Vernunftgläubige, fuhr ich in meiner unpartheiiſchen Geſchichte fort, es iſt nun aber gar bald dahin gekommen, daß man den Glauben ganz bei Seite geſetzt und die Vernunft allein beibehalten hat.

„Die Unglücklichen! und giebt es ihrer Viele?“ fragte er ſehr beſorgt.

Viele? ſagte ich mit hiſtoriſcher Grauſamkeit.

Selbſt der König von Preußen bedient ſich der Vernunft.

„Ich habe ihn für gläubig gehalten, und für einen König nach dem Herzen des Herrn,“ ſagte Herr . . . n mit Bedauern.

Er thut was er kann, ſo ſuchte ich der König zu vertheidigen. Zunächſt iſt er kein Theolog, der dem Volk neue Götter machen könnte; auch geht dies allemal langſam, denken Sie nur, wie langſam die verſchiedenen Bilder und Kapellen der Katholiken in Schwung gekommen ſind. Und ſodann iſt den Deutſchen jetzt ſchon nicht anders mehr beizukommen, als durch Verſtand, Vernunft und Wiſſenſchaft Sie ſind nicht dabei geblieben, mit Strauß alle wunderbaren Geſchichten der Bibel für Märchen zu erklären, ſie haben ſich grades Wegs an das Chriſtenthum ſelbſt gemacht und alle ſeine Geheimniſſe für menſchliche Erfindung erklärt, den Gott und den Himmel, das ewige Leben und die ewige Seligkeit für nichts als für Gedanken und Wünſche der Menſchen. Das Wahre am Chriſtenthum, ſagen dieſe neuen Heiden, iſt die Verherrlichung des Menſchen und ſeiner Welt.

„Alſo ſie beten den Menſchen an?" fragte er betroffen.

Nicht mehr! ſie beten gar nicht, berichtete ich.

„Sie beten nicht mehr! o mon Dieu! und es ſind keine Barbaren?"

Es iſt doch beſſer, daß ſie gar nicht beten, als wenn ſie Götzen anbeteten. —

„Allerdings! Nun, und was thut der König von Preußen?"

Er betet und wünſcht das Chriſtenthum wieder herzuſtellen.

„Großer Gott, dahin alſo iſt es gekommen! Nicht von einer Vereinigung der Confeſſionen, von einer Wiederherſtellung des Chriſtenthums, von einer Miſſion an die Abtrünnigen iſt die Rede! Und was thut der König? Sie ſagten, er bediente ſich der Vernunft."

„„Die Herren verſtehn ſich nicht,"" fiel mein Reiſegefährte ein.

„O wir verſtehn uns vollkommen, ſagte der Gaſtfreund und — zu mir gewendet — es iſt mir ſehr lehrreich geweſen, was Sie mir mitgetheilt haben. Es iſt wahr, die Gottloſigkeit iſt groß, aber ſein Sie ruhig, das Chriſtenthum, das wahre, iſt ewig und die Pforten der Hölle werden es nicht überwältigen.“

Er ſegnete darauf den Zwieback, den Thee, den Rum und den Zucker, und, fügte er hinzu, „da wir doch von den Götzenbildern der Katholiken geſprochen haben, morgen will ich Sie zu der ſchwarzen und weißen Madonna führen. Da kann man ſehn, wie tief Aberglaube und betrügeriſche Prieſter den Menſchen erniedrigen.“ Jetzt wurde er ſeinerſeits aufgeklärt und redete ſo radical, daß ich erſchrak, denn er haßte „den Götzendienſt der Katholiken“.

Als wir den andern Tag in die Kirche kamen, führte er die Damen umher, und erklärte ihnen alles das Unweſen. Hier war er nun der Ketzer, jeder Zoll an ihm war Vernunft, ſtolz ſchritt er an dem Meßgeklingel vorüber, er verbeugte ſich nicht einmal, nur ein wenig beſchleunigte er ſeine Schritte, als er unmittelbar in die Schußlinie des Allerheiligſten gerieth. Um keinen Preis hätte er ſich in den Götzendienſt verwickeln laſſen, der freilich abſchreckend genug war. Die Gläubigen, eine Maſſe unglücklicher Krüppel und Greiſe, lagen auf dem Boden der ſchachbretartig mit Marmor getäfelten Kirche vor dem Bilde der ſchwarzen Madonna. Sie hat kein Negerprofil, trägt den ebenfalls ſchwarzen Knaben im Arm und iſt aus glänzendem Marmor, der ſogleich an die ägyptiſchen Sculpturen erinnert, nicht ungeſchickt gemacht. Die weiße Madonna war in ihrer Niſche ziemlich verlaſſen, ſie hat ein volles Geſicht, und allerdings etwas abſchreckend Blaſſes und Kaltes, wenn man eben von der Aegyptierin herkömmt. Es iſt nämlich nachgewieſen, daß die ſchwarzen Madonnen aus Iſisbildern entſtanden ſind *).

Eine arme alte Frau betete eifrig ihren Roſenkranz. Ihre Einſamkeit in der Kapelle der weißen Madonna hob ihre Leiden noch hervor.

---

*) Sauppe in ſeiner Ausgabe des von Roß aufgefundenen Iſishymnus ſagt: „Viele Beiſpiele beweiſen, daß die Tempel der griechiſchen Götter und Göttinnen von den männlichen und weiblichen Heiligen der chriſtlichen Kirche eingenommen wurden. Man veränderte die Namen der Götter und behielt die heiligen Bilder und das Heiligthum bei. Als ich daher zuerſt dieſen Hym-

„„Und dieſer armen Alten ſollen wir ihren letzten Troſt rauben?!““ ſagte mein Reiſegefährte mit ſeiner gewöhnlichen Menſchenliebe, dem ganzen Reſt ſeines Chriſtenthums.

„Glauben Sie wirklich, daß dieſe kalten Steine beſſer tröſten, als ein vernünftiger Arzt und eine paſſende Krankenpflege?“ erwiederte ich ihm. „Ich friere ſchon, wenn ich dieſen Marmorboden und die blaſſe Madonna nur anſehe, wie muß erſt die arme Frau frieren, die am Boden liegt!“

„„Sie denken zu wenig von der Macht des Geiſtes. Ihr Wahn erhebt die Frau über Kälte und Schmerz.““

„Ich vermuthete nicht, daß Sie es auf den Stoicismus, Leiden zu erdulden und zu ignoriren, abgeſehn hatten, ich dachte, Sie verſtünden unter „Troſt“

---

aus auf Jſis las, fiel mir das Gnadenbild der ſchwarzen Mutter Gottes zu Einſiedeln in der Schweiz ein, zu der jetzt alljährlich ſo viel tauſend Menſchen mit Gebet und Geſchenken wallfahrten. Es hat ſich nämlich herausgeſtellt, daß jene ſchwarzen Bilder der Jungfrau Maria ſonſt Jſisbilder waren. Und ſo könnte man ſagen, daß die Germanen, über deren Jſiscultus Tacitus ſich wunderte, noch jetzt die Jſis anbeten.“ Und die Franzoſen machen es nicht beſſer.

eine Minderung oder Aufhebung der wirklichen Uebel, an denen die Frau leidet.“

„„Keine Philoſophie und keine Staatsweisheit kann den Tod aufheben.““

„Der Glaube kann es eben ſo wenig; ob man ſich aber im Wahn oder mit Vernunft zum Sterben entſchließt, ob man ſich durch Hoffnung oder durch Tapferkeit über den Schmerz und das Bittere dieſer Nothwendigkeit erhebt: die Aufraffung zu dieſer Erhebung wird durch keine Veranſtaltung und keine Vorſpiegelung überflüſſig, wenn es darauf ankommt, mit Bewußtſein und mit Anſtand zu ſterben. Gewöhnlich wird man indeſſen bei dieſer Gelegenheit in einen Proceß verwickelt werden, der einem wenig zu denken und noch weniger darzuſtellen übrig läßt.“

Herr ...n unterbrach uns mit der Frage, worüber wir uns ſo eifrig unterhielten? Mein Reiſegefährte erzählte ihm, wir ſprächen vom letzten Troſt und ich hätte ihm ſo eben einen merkwürdigen Fall dieſer Art mitgetheilt. Ein Profeſſor, der zugleich Pfarrer war, wurde zu einer ſterbenden alten Frau gerufen. Nachdem er ſie über ihre Sünden beruhigt und ihr das

Abendmahl gereicht hatte, fragte ſie ihn: Alſo, Herr Profeſſor, ich kann mich darauf verlaſſen, nach dem Tode ins ewige Leben einzugehn? — Liebe Frau, antwortete er ehrlich, wenn ich das wüßte, wäre ich klüger als ich jetzt bin; das muß jeder ſelbſt ausprobiren.

O, que c'était déplacé, rief unſer Prediger wiederholt aus, und die Geſchichte beluſtigte ihn aufs Aeußerſte, während ihn die Theorieen, die ungefähr das Nämliche enthielten, ſo ernſtlich erſchreckt hatten.

Noch mehr Humor entwickelte er ſpäter in Paris, wo er unſern Beſuch erwiederte. Unſere Kinder, ein Mädchen und ein Knabe von fünf bis ſechs Jahren, die ſich ſehr zugethan waren, fand er beiſammen, und als wir ihm vorſchlugen, ſie zu trauen und die Kleinen einwilligten, nahm er die Ceremonie im Scherz vor: und die Kinder nannten ſich fortan nicht anders, als im vollen Ernſt: mon mari und ma femme; ja bei unſerer Abreiſe von Paris wollten ſie ſich durchaus nicht verlaſſen, weil ſie ordentlich getraut und wirklich Mann und Frau wären, und als wir ihnen verſprachen, daß wir bald wiederkämen, nahmen ſie mit der größten Zärtlichkeit und nicht für lange, wie ſie ſagten, von einander Abſchied. Solche Wirkung hatte der ſcherzhafte Segen. Ich glaube nicht, daß ein deutſcher Frommer ſo viel Humor gehabt hätte, als unſer Hugenotte. — Doch kehren wir nach Orleans zurück. Er zeigte uns auch die hiſtoriſchen Merkwürdigkeiten, das Haus und die Statue der Johanna, den Palaſt Karls VII. und der Agnes Sorel, die jetzt freilich keine Parade mehr machen.

Am anderen Tage nahmen wir Abſchied. Wir gaben die Weinleſe auf, ließen unſre Freunde zurück und fuhren die Loire hinab auf einem der Dampfboote, die zur Beruhigung des Publicums die Inexplosibles heißen.

Die Ufer der Loire werden immer ſchöner, je weiter man hinunterfährt. Schon Blois reizt zum Ausſteigen; aber die höheren Ufer, die üppigere, gartenartige Cultur, die Schlöſſer und Villen, die, wie Ménars le chateau, welches die Pompadour bewohnt hat, von oben herab den Fluß beherrſchen, beginnen erſt hinter Blois. Bis dahin waren wir durch Weiden- und Pappelalleen, durch Weinfelder und Wieſen hinabgefahren; der ſchöne, breite Strom, die milde Luft und der friſche, ſanfte Charakter des Landes hatte uns erfreut, aber der Ruhm der Loire ſchien uns bei weitem noch nicht erreicht. Von nun an übertraf ſie alle unſere Erwartungen. Schöne Inſeln umfließt ihr klarer Strom, und, zum See erweitert, rückt ſie ihre reichen, maleriſchen Ufer in eine feenhafte Ferne. In einer kleinen Fähre hatte ſich ein Reiter mit ſeinem Schimmel eingeſchifft; durch die Ferne verſchwanden die Umriſſe der Fähre, das Pferd ſchien auf dem Waſſerſpiegel zu ſtehn, und doch war der Fährmann erſt auf der Mitte des Stroms uns gegenüber. So breit der Fluß ſich ausdehnt, überall ſind die ſchönſten Brücken, hängende und maſſive, hinübergeführt. Bei Meung tragen drei hohe ſchlanke Säulen, denn Pfeiler könnte man nicht mehr ſagen, eine weitgeſpannte, luftige Brücke, der **Pont de Mer** ruht auf fünf Säulen, er iſt noch ätheriſcher als die Brücke von Meung. Bis Tours durchkreuzten wir acht Brücken und an der von Amboiſe, wo der Fluß und die Gegend ſich in ihrer ganzen Pracht entfalten, zählten wir neunzehn Bogen, die in der Mitte von einer waldbewachſenen Inſel unterbrochen werden. Die Brücke von Mer erinnert mich an ein Abentheuer. Ein Jäger von ariſtokratiſchen Prätenſionen fuhr bis dahin mit uns hinunter. Als er im Boot war, fehlte ihm der Hund. Die Schiffer ſtießen den Nachen vor den Rädern des Dampfbootes fort, der Hund hatte gezaudert und blieb auf dem Verdeck, als jene ſchon fortſchaukelten. Der Jäger fluchte und forderte, lockte und winkte. Es war zu ſpät. Die Matroſen gaben alſo dem zaudernden Hühnerhunde einen Stoß, und er plumpte allerliebſt hinein, beſpritzte ſeinen Herrn und ſchwamm unter dem allgemeinen Beifallsjauchzen der Dampferequipage neben dem Boote ans Land. Eine ganz abſurde Wuth ergriff den Jäger, er ſchalt die Matroſen Bettler, Lumpe und Unverſchämte und es fehlte nicht viel, ſo griff er zu ſeiner Flinte. Wir hatten noch unſre Freude an ihm, als er auf der luſtigen Brücke hoch über unſern Häuptern erſchien und der Hund noch fortfuhr, ſein Bad auf ihn abzuſchütteln und uns für ſeine unverdienten Angriffe an ihm zu rächen. Ce bougre d'aristocrate! rief ein Matroſe aus, il éstime mieux son chien, qu'un chrétien! Halb dachte er im Stil der Revolution, halb in dem der Vendée, auf die wir zuſteuerten.

Je näher wir Tours rückten, deſto ſchöner erhoben ſich die Uferfelſen, ein rothes Geſtein. Neben bedeckten die Höhen und wuchſen auf den natürlichen Dächern der armen Winzer, die vielfältig ihre Wohnungen in dieſe Felſen gehauen hatten und ihre Eſſen ins Rebenfeld hinaufführten. Die unregelmäßigen Fenſter und die kleinen Thüren dieſer Troglodyten des neunzehnten Jahrhunderts verkümmern nicht nur den äſthetiſchen Eindruck, ſie fallen einem ſchwer auf die Seele, wie die Lumpen der Lazaroni in Neapel; die reichſte Natur und mitten in ihrem Ueberfluß der Menſch verwahrloſ't, der ihn erzeugt! Ein kleiner Franzoſe, mit dem ich darüber ſprach, ging lebhaft auf die Sache ein. „Ja, Sie haben Recht, rief er aus, man müßte dies nicht dulden, und wenn wir unſre nächſte Revolution machen, ſoll ſich hoffentlich ihr Motto herumdrehn und ganz Frankreich in den Ruf einſtimmen: Krieg den Hütten, Schlöſſer für Alle! Man muß die Wohnungen der Menſchen nicht zerſtören, man muß ſie erſt ſchaffen!"

Sie ſind Socialiſt, ſagte ich zu ihm.

Monsieur, qui ne serait pas socialiste!

Er ſetzte ſich auf die Bank, zog eine Parthie loſer Manuſcriptblätter hervor, begann darin zu leſen und ſchlief in der milden Octoberſonne ein. Die Blätter fielen aufs Verdeck und der leiſeſte Wind hätte ihm ſeine Arbeit entführt. Ich empfand dieſe Gefahr ſehr lebhaft, nahm die Blätter zuſammen und hob ſie ihm auf. Er dankte mir ſehr freundlich. „Sie ſind nicht mein, fügte er hinzu, ſondern gehören einem berühmten Autor an. Die Sand hat ſie mir zur Durchſicht zurückgelaſſen, ſie iſt auf dem Lande und ich bin auf der Reiſe zu ihr, um ſie ihr zurückzugeben und einige Wochen in ihrer Geſellſchaft zu verleben.“ Als er hörte, daß ich die Schriftſtellerin und verſchiedene ſeiner Pariſer Freunde perſönlich kannte, wurden wir nähere Reiſegefährten, und er belohnte mir den kleinen Dienſt mit aller möglichen Auskunft, die wir in Tours nöthig hatten.

Die Engländer bewohnen in der ganzen Welt die ſchönſten Punkte, die Chiaja in Neapel, die rue Rivoli in Paris, Interlaken in der Schweiz, und ſo auch die Touraine und vornehmlich Tours ſelbſt. Und es iſt ein beneidenswerther Aufenthalt. So ſanft und freundlich, wie das Land und das Klima, iſt auch das Volk; ſelbſt die Sprache gewinnt noch in ſeinem Munde. Man verſchluckt hier weniger Silben als in Paris, man nimmt ſich die Zeit, ſie alle hervorzubringen, man iſt gerecht gegen den Ausdruck und ſtürzt nicht zum Ziel des Gedankens mit Verachtung des Weges, der dahin führt, wozu ſonſt das Franzöſiſche ſo leicht verleitet. In der Touraine ſpricht man gelaſſen, ſanft und klaſſiſch; ſelbſt die Damen nehmen dieſe löbliche Selbſtbeherrſchung an, und es hat mir den Eindruck der Poeſie hinterlaſſen, wie ſie in pauvre diable, étoile polaire und ähnlichen Verbindungen die unterſtrichenen, ſonſt ſtummen Endungen belebten.

Das Geſicht der Tourainer iſt rund, die Haut nicht braun, aber die ſanfte Schwärze der Augen und des Haars verbindet ſich mit dem Teint zu einer ſolchen Harmonie, daß man in der ganzen Erſcheinung die Empfindung eines Normaltypus menſchlicher Geſichtszeichnung genießt, und ſpäter überall mit großer Leichtigkeit das milde ſchöne Tourainegeſicht unter Frankreichs übrigen oft ſehr ſcharfen Geſichtsbildungen wiedererkennt.

Die Stadt iſt nicht groß, aber elegant. Die Heerſtraße nach Bordeaux, die ſie breit und grade theilt, erhebt ſich über die Brücke hinüber nach Paris und in entgegengeſetzter Richtung nach Bordeaux zu hoch hinauf; man iſt in Verlegenheit, welcher Höhe man den

Vorzug geben ſoll, bis man ſich überzeugt, daß die Richtung nach Bordeaux durch die Wieſen, die der Cher bewäſſert, und durch den Rückblick auf die Stadt und das Loireufer den Charakter des Landes am beſten erkennen läßt.

Auf einem Umwege durch Gärten und Dörfer, in denen, wie in Norddeutſchland der Flieder, ſo hier die Feigen und die Pfirſiche um die Häuſer wucherten, gelangten wir zu den Ueberreſten des Schloſſes, wo Ludwig XI. ſeine Galgen und Kerker angelegt, um das ſchöne Frankreich unter Einen Hut zu bringen. Die Baſtillen waren damals kleiner und ſpecieller gemeint, als ſie es jetzt ſind. Ein Bauer hat ſie in Beſitz und zeigt den Thurm, die Zimmer und die Gefängniſſe des Tyrannen. Kühe graſ'ten in ſeinem Garten und auf ſeinen Verließen. Der Ort war für ein Geringes zu kaufen. Man muß ſich wundern, daß ihn nicht längſt ein Engländer als Reliquie an ſich gebracht, vorzüglich da die Lage und die Ausſicht auf Tours, die Ebne, die Loire und ihre Ufer ſo ſchön iſt, daß man es nicht begreift, wie in dieſer Umgebung eine ſo niederträchtige Gemüthsſtimmung, als die jenes Henkerkönigs ſich hat erhalten können;

und ſind die Geſpenſter ſeiner Opfer nicht längſt erblaßt? — Doch nein, auch ich möchte dieſen Ort nicht bewohnen. Die meiſten Erinnerungen der Hiſtorie, die Ruinen der Burgen, Kirchen, Klöſter, Gräber und ſelbſt die Ueberbleibſel des Alterthums, die kein Künſtler mit dem Hauche ewiger Jugend belebt, verdienen das Loos, welches die alles verjüngende Zeit ihnen bereitet. Ruinen hebt man auf für die Neugierde, und viele ſind nur Pranger der Menſchheit, je entehrender, deſto lockender für die Menge, je grauſamer, deſto pikanter. Um aber in der Marterkammer ſich wohnlich einzurichten, muß man eine Henkernatur ſein; um ein altes Raubneſt wieder herzuſtellen ein Räuber von Inſtinkt und Liebhaberei; die Engländer haben Recht, daß ſie die Galgenſtätte Ludwigs XI. nicht bewohnen mögen.

Die Weinleſe war vorüber, die letzten ſchönen Tage hatten uns begünſtigt, und als der Regen auch hier ſein Recht behauptete, wurde uns der Abſchied um ſo leichter; wir kehrten raſch in die Heimath, nach Paris, zurück. Ja, in die Heimath!

23.

Rückkehr nach Paris.

Nirgends auf der Welt wird man ſchneller heimiſch als in Paris. Alles Schöne, was die Stadt bietet, eignet man ſich an, jeden Uebelſtand fühlt man mit, an der Arbeit, dieſe gewaltige Wohnung der Menſchen zu vermenſchlichen nimmt man Theil ſo viel man es vermag, und die Sprache der freiſten und humanſten Sterblichen, die einzige, die jetzt für unſre innigſten Herzenswünſche mit Nachdruck laut wird, dieſe Sprache, der Schrecken unſerer Feinde, wenn ſie ihren Ton erhebt, ſie ſpricht jedem zu Herzen, der es empfindet, daß die deutſche Zunge despotiſirt, geknebelt und entehrt, daß ihr Zorn ohnmächtig, ihre Freiheitslieder ein Kinderſpott, ihre Weisheit die Rede eines Geſangenen und ihr einziger Nachdruck die Willensmeinung unſerer Kerkermeiſter iſt.

Paris, geläſtert von den Schergen aller Art, geſchmäht von den rohen Landsknechten des Deutſchthums, geflohn von den beſchränkten Naturfreſſern aus der Patriarchenwelt, Paris feſſelt mehr, als irgend eine andere Heimath es vermöchte. Ehe wir es betreten und wenn wir es längſt verlaſſen, leben unſre beſten Gedanken und Wünſche in ihm.

Die Rückkehr zu dieſem Herzen der Welt war uns eine große Befriedigung, und je entſchiedener wir uns auf die Nothwendigkeit, es im Frühling zu verlaſſen, vorbereitet, deſto mehr wußten wir den Augenblick zu ſchätzen. Wir durchkreuzten den ganzen Faubourg St.-Germain vom Jardin des Plantes, wo die Orleanser Bahn mündet, bis zu dem Boulevart der Invaliden, in deſſen ſtiller Umgebung wir wohnten. Das linke Seineufer, an dem dieſer Stadttheil liegt, hat einen theoretiſchen, unbefriedigenden, vorweltlichen Charakter. Die Gegend, wo das Volk wohnt, iſt ſchrecklich vernachläſſigt, ſelbſt um das Pantheon herum fehlte es noch vor Kurzem an Gasbeleuchtung, die Wohnung der Gelehrſamkeit, das Quartier latin, ſteckt nicht minder in ſchmutzigen Winkeln und die Paläſte und Gärten der alten Ariſtokratie ſind öde und todt, wie der Kirchhof. Mit der Zeit wird der Abbruch vieler Kothlöcher in der innern Stadt einen großen Theil der Bevölkerung nach den einſamen Boulevarts des Faubourg St.-Germain und in die luftigen neuen Straßen hinauswerfen; die Häuſer ſind ſchon im Entſtehen. Für jetzt aber iſt dieſer Theil von Paris nicht eigentlich Paris. Wir beſchloſſen daher, ihn für die letzte Zeit unſers Aufenthalts zu verlaſſen, und in das Herz der Stadt zu ziehn, um den Winter mitten im lebhafteſten Gewühl des rechten Ufers zuzubringen.

Die Phyſiognomie der großen Stadt des rechten Ufers iſt eine ganz andere, als die des Faubourg St. Germain. Hier füllen ſich ſelbſt die ungeheuren Strecken und Flächen der Boulevarts, der elyſeiſchen Felder, des Concorde- und Carouſſelplatzes unaufhörlich mit Menſchen; als wir zuerſt durch die rue Richelieu fuhren, fragten die Kinder, ob hier Jahrmarkt wäre, ſo drängen ſich die Wagen und die Fußgänger in dieſer Pulsader von Paris; und wenn man im Tuileriengarten unter den Bäumen nach der Stadt hinhört, ſo ſchlägt ein weit verbreitetes Getöſe, wie von der bewegten Meeresbrandung oder von einem großen Waſſerfall an unſer Ohr. In dieſer ununterbrochenen Erſchütterung der Luft verlernt man die Stille des Landes und der Natur; und wie man in ausgeſtorbenen Schneeregionen der Gebirge die

Töne der Natur und die Bewegung der lebendigen Welt vermißt, die man verlaſſen hat, ſo wirkt nach einer längeren Gewohnheit des geräuſchvollen Paris das Land auf unſere verwöhnten Nerven. Auf das eintönige Land iſt aber dies Geräuſch wieder angenehm.

Wir fanden eine ſonnige Wohnung im Quartier Chaussée d'Antin am Place St.-George in der rue notre dame de Lorette, der Straße der Banquiersmaitreſſen, die man von dieſer Gegend Loretten nennt, und dem Gartenpalais des Herrn Thiers gegenüber. Die hohe Lage ließ uns die Diogeneslaterne von St.-Cloud, den Invalidendom, Valle de Grace und ſogar die Tuilerieen aus dem Fenſter erblicken; aber ſo klar und kalt der Winter war, der Horizont wurde nur im Herbſt und Frühjahr frei, und ſo ſchön die Ausſicht ſein konnte, ſo ſelten war ſie es. Bei dem neblichten und dunſtigen Wetter von Paris begreift man die Gleichgültigkeit der Menſchen gegen eine ſchöne Lage. Der Nebel und der feine Regen herrſcht wochenlang, er bringt die Seine vom Meer herauf, führt ſeinen Seegeſtank noch mit ſich und iſt bisweilen ſo dick und undurchdringlich, daß man ſich an den Häuſern hinfühlen muß und ſelbſt die ſchmalen Straßen, wo ſie belebt ſind, mit Lebensgefahr paſſirt. An einem ſolchen Tage war es, als die Sitzungen der Deputirtenkammer eröffnet wurden. Der König fuhr in abſoluter Sicherheit vor den Schüſſen der Aufrührer, in dem dickſten Strich des Nebels am Quai entlang, nach dem Palaſt Bourbon; aber das Syſtem ſelbſt ſollte diesmal einen tödtlichen Streich empfangen. Der Nebel um des Königs Weisheit hat ſich verzogen; man ſieht es jetzt deutlich: die Parthei, die ihn trägt, iſt nie in ſeiner Hand geweſen, ſondern er immer in der ihrigen; denn nun die Parthei ihre Mittel erſchöpft und inneres Zerwürfniß ihre Macht gebrochen hat, weiß auch der König keinen Rath. Nur, wenn er ſtirbt, ehe das Schickſal der Conſervateurs ſich vollendet, wird er ſeinen Ruf mit ins Grab nehmen und erſt ſeinen Nachfolgern die Früchte dieſer furchtſamen, engherzigen und gedankenloſen Politik zu erndten geben.

Louis Philipp hat das Gefühl von der Unzulänglichkeit ſeines Syſtems. Die Befeſtigung von Paris ſoll die Feſtigkeit des Beſtehenden hervorbringen. Ohne dieſe morſche Stütze vermißt man ſie. Napoleons Beiſpiel, daß der Abfall von der Idee des

Jahrhunderts mit Kanonen nicht durchzuſetzen iſt, hat dieſe Menſchen nichts gelehrt; und wenn ſie ganz Paris mit geheimen Gängen unterhöhlten, um bei einem Aufſtande in die Forts zu flüchten; es wäre umſonſt: man regiert die Welt nicht unter der Erde und hinter den Schanzkörben, ſondern oben im Licht der Ideen und durch die Köpfe der Menſchen. Ueber die Kaninchengänge, die nun vollends der Rathloſigkeit und Furcht die Krone aufſetzen, bin ich ſo lange zweifelhaft geweſen, bis mir Jemand verſichert hat, er ſei ſelbſt darin geweſen, und habe Gelegenheit gehabt, den unterirdiſchen Gang von den Tuilerien durch den Garten unter der Allee des Feuillants hindurch und bis nach den elyſeiſchen Feldern hinauf zu verfolgen. Er würde bis zur Enceinte führen, die Enceinte aber mit allen Forts durch Eiſenbahnen in Verbindung ſtehn. Der ganze Plan iſt aber ſo lächerlich, daß man ſo lange daran zweifeln ſollte, bis man ſelbſt in dem Gange geweſen und die Rettungsanſtalten mit eignen Augen geſehn hätte, Vorkehrungen, die ungefähr eben ſo praktiſch wären, wie der Regenſchirm mit dem Blitzableiter, zumal wenn das Geheimniß, wie alle Geheimniſſe in Paris, verrathen würde.

24.

Helvetius und wir.

Als ich mich eingerichtet in meiner neuen Wohnung am Fuß des Montmartre und mit friſchem Eifer die großen Franzoſen ſtudirte, welche die Väter unſerer weltbewegenden Bildung ſind, fiel mir Stirners Buch „der Einzige und ſein Eigenthum" in die Hände und zugleich das Urtheil eines Weiſen von der bequemen Art, die jede neue Erſcheinung, um ſie zu beſeitigen, für eine alte erklärt. Hegels Philoſophie hat man lange damit zu beſeitigen geſucht, daß man ſie für einen aufgewärmten Neuplatonismus erklärte; und nun ſoll Stirners „ſeltſames Buch" nichts als eine Combination aus Fichte und Helvetius ſein! Wenn die Combination keine Mißgeburt und die Reproduction keine Verpfuſchung iſt, ſo hat die Arbeit immer noch ſo viel Verdienſt, als der reproducirte Geiſt Macht und Gültigkeit. Aber die Auflöſung aller Gedanken und aller ſittlichen Mächte in die Macht des empiriſchen Egoiſten, dieſes wirklichen „Hanſen", wie Stirner ihn nennt, iſt ſehr verſchieden von dem Fichtiſchen Idealismus, deſſen Ich eine Kategorie iſt und dieſer Egoismus Stirners, der ein Werkmeiſter aller Gedanken und ſittlichen Geſtalten und ihr ſophiſtiſcher Souverain iſt, unterſcheidet ſich durch ſeinen Univerſalismus „von dem Intereſſe, deſſen Geſetzen, nach Helvetius, die moraliſche Welt folgt“, ſehr weſentlich. Allerdings begreift ſchon Helvetius die allumfaſſende Formationsthätigkeit des wirklichen Individuums, „jeder, ruft er aus, iſt ſich ſeine Welt, die Uebrigen ſind ihm nichts“; aber, fügt er ſehr weiſe, obgleich nicht gegen ſich gewendet und in einer ganz andern Verbindung hinzu: „für die meiſten Menſchen ſchließen die Principien keine Conſequenzen in ſich.“ Helvetius war geiſtreich genug, um die Macht des Individuums über die intellectuelle und ſittliche Welt in ein ſchlagendes Aperçú zu faſſen; aber ſeine Zeit war noch nicht zu dem gründlichen Bruch mit der Autorität gelangt, wie die unſrige. „Alle Götter, ausgenommen der unſrige, ſagt er, ſind von Menſchen gemacht“, „die Religion iſt ein Gut, der Fanatismus ein Uebel“; ſo denkt er. Aber er fragt nicht, wie ſich Religion und Fanatismus unterſcheiden? Und antwortet nicht: Beide opfern die Erde dem Himmel oder die Wirklichkeit der Phantaſie, die Religion in

Gedanken, der Fanatismus in der That. „Verlaß Vater und Mutter, opfre Weib und Kind, laß es fahren dahin, ſie habens kein'n Gewinn"! predigt der Religiöſe. Der Fanatiker thut es.

Es giebt Augenblicke, wo der vernünftige Menſch daſſelbe thut, wie der Fanatiker, aber nicht aus denſelben Motiven, nicht im Joch der Phantaſie, ſondern in der Gewalt der Wirklichkeit und ihrer Conflicte. Mache deine Phantaſie zur Wirklichkeit und die Wirklichkeit zur Phantaſie; ſo läufſt du alle Gefahren der Religion und des Fanatismus auch in dem Gebiet der alltäglichſten Dinge. So unklar Helvetius ſich über das Weſen der Religion iſt, ſo viel klarer iſt er ſich über das Verhältniß des Despotismus zur ſittlichen und intellectuellen Weltbewegung. Hierin und in der klaſſiſchen Form übertrifft er unſere jetzige Oppoſition, die es viel zu ſehr vergißt, daß ſie nur Einen Feind, den Despotismus, und nur eine Waffe, die weltbewegende Form hat. Helvetius iſt ein ächter Franzoſe, ſeine geiſtreiche Schrift über den Geiſt, ſo veraltet ſie in ihrem doctrinären Theil iſt, ſo ſehr paßt ſie in ihrer genialen und ſprichwörtlich abgerundeten Lebensweisheit noch heute. Was er über den Despotismus und ſeinen ärgſten Feind, den klaſſiſchen Schriftſteller, ſagt, ſollte Deutſchland mit goldenen Buchſtaben auf die Thore aller ſeiner Hauptſtädte graben. „In Despotieen iſt das Privatintereſſe nie das öffentliche. Jeder Anwalt der öffentlichen Sache und der Freiheit iſt ein Geächteter. Man ehrt die Niederträchtigkeit, man belohnt die Mittelmäßigkeit, ihr vertraut man faſt alle öffentlichen Aemter an. Die Jugend fordert man nur dem Namen nach und die Wahrheit nur unter der Bedingung, daß man klug genug ſei, ſie zu verſchweigen.“ Zu dieſem Behuf müſſen die Cenſoren ſie kennen, um ſie nicht ins Publicum kommen zu laſſen, und die Redactionen der Zeitungen über ihre Gefährlichkeit aufgeklärt ſein, um Dinge zu lügen, wodurch das Urtheil des Publicums von der blutigen Fährte der Wahrheit abzubringen iſt. — „Die Juriſten und Theologen, ſagt Helvetius, ſind die Diener der Despoten. Hätte die Peſt (dies führt er aus Gordon an) Orden und Penſionen zu vergeben, ſo würden ſich Theologen finden, die ſchlecht genug, und Juriſten, die niedrig genug wären, zu behaupten, daß die Herrſchaft der Peſt von Gott und Rechtswegen beſtünde und daß ſich ihr zu widerſetzen und ihren böſen Einflüſſen ſich zu entziehn, Hochverrath wäre.“ — In den franzöſiſchen Colonieen haben die katholiſchen Prieſter die Sklaverei aus dem Chriſtenthum bewieſen und den Sklaven gepredigt: „Seid unterthan euren Herren, die Gewalt über euch haben!“ — „Der Despotismus tödtet ſelbſt die Gedanken. Welcher Menſch wagt zu denken bei einem Volke, das der willkürlichen Gewalt unterworfen iſt? Die Furcht, die Ungewohnheit und ſelbſt die Gefahr zu denken, führt bald die Unfähigkeit herbei. Man denkt wenig in den Ländern, wo man ſeine Gedanken verſchweigt. Vergebens würde man ſagen, dort ſchwiege man aus Klugheit, um glauben zu machen, daß man darum nicht weniger dächte. Es iſt gewiß, daß man darum nicht mehr denkt und daß die edlen und muthigen Gedanken ſich nie in den Köpfen erzeugen, die dem Despotismus unterworfen ſind.“

Wie iſt aus dieſem Kerker des Geiſtes zu entkommen? Man müßte der Welt die Hoffnung nehmen, wenn einmal alle Köpfe untergebracht und alle Völker despotiſirt wären. Und ſelbſt bei dem Auftauchen Einzelner gewinnen die Maſſen zunächſt wenig. „Dumme überzeugt man nur durch Dummheiten“,

„wir ſchätzen nur die Gedanken, die den unſrigen entſprechen", „große Männer erregen ſo lange das Gelächter der Welt, bis ſie ihre Bewunderung erregen".

Helvetius und ſeine Freunde waren in einer ganz ähnlichen Lage der Welt und ihren Herren gegenüber, als es die jetzige Bildung und ihr Ausdruck, die Preſſe, bei uns iſt. Selbſt die Sprache, den gemeinſamen Boden der Denkenden, mußten ſie ſich erſt ſchaffen, „die Faulheit des Leſers zwingt den Schriftſteller zur Klarheit. Die Metaphyſik muß ihre Schleier ablegen und aus einer Wiſſenſchaft der Worte eine Wiſſenſchaft der Sachen werden." „Um einen vollſtändigen Erfolg zu haben, muß man mit dem ſchönen Ausdruck die Wahl der Gedanken verbinden." Warum ſtürzt jetzt eine ſolche Fluth von niederträchtigen Literaten in das hohle Bette der deutſchen Preſſe? Weil der Druck die Gedanken vertilgt und die wenigen Denker, die ſich gerettet, es verſäumt haben, den Grazien zu opfern. Es iſt unſer dringendſtes Bedürfniß, nun auch unſrer Seits, wie damals die Franzoſen, die Metaphyſik und die Gelehrſamkeit in der durchſchlagenden ſchönen Form zu realiſiren. Alsdann wird „Luſt und Schmerz“ das übrige thun, die Wiſſenſchaft „der Sachen“ erzeugen und Helvetius zu einem glücklichen Propheten machen: „Luſt und Schmerz herrſchen über den Menſchen, über ſeine Gedanken und Thaten; ſie zeugen ſeine Leidenſchaften, regen ſeine Abneigungen, ſeine Freundſchaften, ſeine Zärtlichkeiten, ſeinen Muth auf, ſie entzünden ſeine Begierden, ſeine Furcht, ſeine Hoffnung, ſie entſchleiern ihm Wahrheiten und ſtürzen ihn in Irrthümer. Endlich aber, nachdem ſie tauſend abſurde und einander widerſtreitende Syſteme der Sittlichkeit und der Geſezgebung erzeugt haben, *werden ſie ihn eines Tages die einfachen Principien entdecken lehren, an deren Entwickelung die Ordnung und das Glück der ſittlichen Welt geknüpft iſt.*“

Unter uns und in der neuſten Zeit bringt es *Börne* den großen Franzoſen am nächſten. Er iſt immer Künſtler und nie damit zufrieden, die Wahrheit zu ſagen, er ſucht auch das Herz des Leſers zu treffen und ſeinen Witz zu beſchäftigen. Mit Helvetius hat er die geiſtreiche Form, den reichen Inhalt und die richtige Würdigung des Despotismus gemein. Er gelangte aber dadurch zu einer großen Wirkung und bei der ganzen Jugend zu dem Anſehn eines Klaſſikers und eines edlen Charakters: Beides mit vollem Recht und er wird fortwirken, ſo lange ſeine Worte wahr ſind. Leider iſt dies ſchon lange und wird noch länger währen; wo man ihn aufſchlägt, überall ſollte man ſagen: das hat er geſtern geſchrieben, denn noch heute paßt es in allen Punkten. Er iſt der einzige berühmte Autor unter uns, der ſich frei der Wahrheit in die Arme wirft, der ſich weder möglich erhalten, noch von ſeiner Furchtbarkeit Gewinn ziehn will. Er zieht den Literaten aus, und wird Tribun, er wirft den Ehrgeiz weg und ergreift die Fahne des ewigen Ruhms. So lange die Erinnerung des ſchönen Aufſchwungs von 1830 und des ſchmählichen Rückfalls der Deutſchen dauert, ſo lange wird Börne der Einzige ſein, in dem ſich die Welt das Gefühl unſerer Schmach wiederholt; denn er mußte die Deutſchen erſt lehren, daß die Scham eine Tugend und die Niederträchtigkeit ein Laſter iſt. Man hat ihn verfolgt mit den Hetzhunden und mit den Hofhunden der ſchnöden Preſſe jener Zeit; Pedanten, Patrioten und Literaten vereinigten ſich zu Einem Chor, um ihn zu beſchimpfen. Er iſt der freiſte Deutſche ſeiner Zeit und ſeine Zeit iſt bei den Deutſchen noch nicht gekommen. Nur die Franzoſen haben ihn öffentlich geehrt und ſeinem Namen auf dem Père la chaise ein Denkmal geſetzt, worauf unter der Weihe der Freiheit die Gallia und Germania ſich die Hände reichen; ein edler franzöſiſcher Künſtler hat ihn verſtanden und „die deutſche Jugend, ſagte ein Aufſeher des Kirchhofs, wallfahrtet zu dem Grabe dieſes deutſchen Dichters“. Ja wohl des Dichters, deſſen Wirklichkeit wir immer noch nicht erreicht; deſſen Gedanken ſogar den meiſten Deutſchen zu kühn ſind, um ſie, ſelbſt in ſeinem Munde, für Ernſt zu nehmen; denn ein Republikaner iſt ihnen ſo lange ein Narr, bis er ihnen als Heros erſcheint, was übrigens im Munde unſerer Zeitgenoſſen derſelbe Titel iſt, nur aus weiterer Ferne zugerufen.

So frei Börne politiſch denkt, ſo ſehr war er noch befangen in dem Gegenſtoß ſeiner Zeit gegen den Humanismus und die Philoſophie; wie Helvetius verſteht er die Religion nicht. Den Ernſt, den Eifer, die Geſinnung, den Charakter nimmt er für Religion. Deswegen verkannte er die freien Elemente in Göthe und Hegel; deswegen ſtand er unter Jean Pauls Einfluß; deswegen legt er auf Witz, Humor und Ironie, als auf die geiſtreichen Formen der Kunſt, ein Gewicht, unter dem die univerſelle Schönheit ſeiner Form leidet. Das Geiſtreiche iſt particular, der permanente Witz eine Manier, Humor eine beſondere Stimmung, Ironie eine ſuperiore Haltung, die der Polemik vortrefflich dienen kann; der Schönheit aber that das grelle Schlaglicht des Witzes leicht Abbruch. Börne's Stellung iſt nun vorzugsweiſe polemiſch, man freut ſich jedes geſchickten Stoßes, es gelingt ihm faſt immer, ſeinen Witz zu motiviren, nur ſelten bricht er ungehörig damit hervor; aber die ganze Färbung ſeiner Rede iſt durch den Witz entſchieden. Iſt dies ein Mangel, hör' ich die erſtaunten Verehrer des Witzes ausrufen, war Börne's Waffe nicht um ſo eindringlicher, je ſchärfer er ſie geſchliffen? — Iſt Pfeffer etwas Schlechtes, iſt das Salz zu entbehren? aber ihr geiſtreichen Freunde des Witzes, ihr werdet begreifen, daß man nicht Alles in Pfeffer und Salz ißt. Wollt ihr Geiſt, ſo ſeid ihr ſicher, daß der Witz ſein Sohn iſt; aber ihr müßt euch gewöhnen, den Geiſt und ſeine ſchönen Formen auch in milderen Geſtalten zu erkennen, und es iſt für Deutſchland nichts nöthiger, als den Gegenſatz von Geiſt und Pedanterei in einer Literatur aufzuheben, die weder pedantiſch geiſtreich, noch geniale oder liederliche Pedanterei iſt, vielmehr von einer unerbittlichen Strenge des guten Geſchmacks, die das Publicum ausüben muß, beherrſcht wird. Wo ein ſolches Ehrengericht noch nicht gegründet wurde, da wird es immer von Neuem möglich, daß Pedanten die größten Genies beſchimpfen, wie dies Börne zu ſeiner Zeit begegnete, und daß die rohſten Naturknollen, wie das teutoniſche Geſchlecht von Anno „friſch, frei, fröhlich, fromm“, als Götterbilder in die deutſche Ruhmeshalle kommen. Hätte man es für möglich halten ſollen, daß noch Börne's Franzoſenfreſſer und in unſerer geknechteten Zeit der Ruhm Deutſchlands und das Geſchrei gegen die Franzoſen, gegen die Revolution, gegen die Länderräuber, gegen die Philoſophie und Poeſie, wie es neulich der alte Vorturner Kortüm in den Heidelberger Jahrbüchern anſtimmte, und die ſchleswig-holſteiniſchen ſchwarzrothgoldnen Brudergefühle, die in Würzburg erklungen, noch einmal ganz von vorne beginnen und alle die weltkundigen Illuſionen als neue Evangelien predigen würden? Sollte man nicht jedem Schulknaben einen Franzoſenfreſſer zum Neujahr ſchenken, um endlich die Genugthuung zu erleben, daß ein allgemeines Gelächter ausbricht über jeden, der nach einer dreißigjährigen Erfahrung, wie die unſrige, noch einmal die alten Deviſen von 1813 und 15 auf unſre Fahnen ſtickt, die einzige Freiheit aber, die wir erkämpften, die philoſophiſche und poetiſche, mit den Kolbenſchlägen von Waterloo bedient?

Börne's Kampf iſt fortzuſetzen; und es käme nur darauf an, Altdeutſchland in allen ſeinen wüſten Organen zu beſingen und dem neuen Geiſt eine freie, univerſelle, unwiderſtehliche Form zu ſchaffen. Jeder Schriftſteller, der die Feder aufnimmt, iſt dem Genius des Jahrhunderts verpflichtet; ſeine Ehre läuft Gefahr, noch iſt ſie zu retten.

25.

Die preußiſche Conſtitution und die Schriftſteller-Expulſion Beide zurückgenommen.

Die Bekanntſchaften, welche der Winter mir zuführte, brachten mich, nachdem ich viele Monate ganz ſtill meinen Studien gelebt hatte, wieder in die Politik. Ehe noch in Deutſchland eine Sylbe laut wurde, waren in Paris alle Details über die preußiſchen Conſtitutionspläne bekannt. Die Neuigkeit machte einigen Eindruck, ſie war poſitiv, und da der König ſelbſt die Einwendungen des Herzogs der Reaction, des Fürſten Metternich, überſtanden hatte, ſo zweifelte man nicht mehr. „Sie werden in Preußen eine Conſtitution haben, ſagte mir ein alter deutſcher Ariſtokrat, deſſen Bekanntſchaft ich gemacht hatte, man will die berathenden Provinzialſtände in Berlin verſammeln; was denken Sie davon?"

„„Das erſte Wort dieſer Berathung würde ſein, daß man, um zu berathen, vorher Ein Preußen conſtituiren müſſe.""

„Allerdings, die verſchiedenen Provinzen können nicht Ein Intereſſe berathen, wenn jede ein anderes hat. Sie halten alſo die Conſtitution für unmöglich. Ich ebenfalls."

„„Eine Conſtitution ohne Conſtituirung iſt unmöglich. Eine wirkliche Conſtituirung Preußens"" —

„Wäre eine Revolutionirung Deutſchlands" —

„„Und der europäiſchen Politik.““

„Die Beamten, der Adel, das Militair, die Geiſtlichkeit — Alles würde in Frage geſtellt. Man würde alle Aemter umſonſt verwaltet, keinen Vorzug der Geburt anerkannt, kein ſtehendes Heer beſoldet und nur Schullehrer, keine Geiſtliche angeſtellt wiſſen wollen. Sie haben dies furchtbare Wort einmal ausgeſprochen; ich fürchte, es hat ſich in viele Köpfe eingeprägt.“

„„Ich wüßte nicht, was Sie perſönlich dabei zu befürchten hätten; und für Ihre Anſichten können Sie noch weniger beſorgt ſein, denn nur ſo weit, als es möglich wäre, würde die Reform gehn, und ſo viel ich weiß, ſind Sie nur gegen die unmöglichen Reformen.““

„Wenn dieſe Reformen möglich ſind, ſo iſt unſer Stand aufgehoben. Auch der Hof — Sie wiſſen, daß ich ſonſt kein Freund der Orleans bin, — hält die Pläne des Königs von Preußen für ſehr gefährlich; und die kleinen conſtitutionellen Prinzen in Deutſchland haben ſämmtlich ihre Bedenken ausgedrückt.“

„„Sollte dies nicht grade ein Motiv für den König von Preußen ſein, bei ſeinem Plane zu verharren.““

„Ich fürchte es ſehr; er iſt noch nicht ohne Ehrgeiz.“

Die franzöſiſchen Zeitungen beſprachen die Sache, zuerſt der Siècle, dann der National, ſpäter das Journal des Debats. Man glaubte nicht an eine wirkliche Befreiung und für einen Schein zum Schein, ein Wort zu den vielen Worten hinzugefügt, wollte man ſich nicht intereſſiren.

Endlich kamen auch die deutſchen Zeitungen mit großen Lobgeſängen und beſcheidenen Zweifeln; aber nun war ſchon alles glücklich wieder vorüber.

„Der Prinz von Preußen hat energiſch proteſtirt und der König ſeinen Plan ſuspendirt,“ ſagte mir derſelbe Mann, der dieſen Plan noch kurz zuvor für eine verhängnißvolle Realität gehalten hatte.

Unterdeſſen erſchien die kleine klaſſiſche Broſchüre von Dr. Joh. Jacoby: „Das königliche Wort Friedrich Wilhelms IV“. Die Debats brachten eine Ueberſetzung davon und erklärten ſich ſehr freimüthig über den erfreulichen Fortſchritt des politiſchen Geiſtes in Deutſchland; „ſolche und ähnliche Manifeſtationen, ſagten ſie, bewieſen die Vorbereitung des preußiſchen Volks auf eine Bewegung in freieren Formen, als die bisherigen ſeien.“ Die franzöſiſche Sprache gab den Documenten nur noch mehr Schärfe und Nachdruck und die Autorität des Journals der regierenden Parthei hob die Sache der preußiſchen Conſtitutionellen. Faſt hätte ich geglaubt, die Landtage und die Städte würden, mit dem königlichen Wort und dem Landrecht in der Hand, ſich die Freiheit erobern, als Menſchen und freie Weſen zu denken, zu reden und ſich ſelbſt zu beſtimmen. Der Erfolg hat gezeigt, wie weit ſie von dieſem Ziel noch entfernt ſind.

Die Diplomaten, ſelbſt die kleinſten deutſchen, waren gleich darüber einig geweſen, daß es auch diesmal noch nicht nöthig ſein werde, den alten Weg, hinter der Wahrheit und Freiheit vorbei, zu verlaſſen; doch war es intereſſant zu ſehn, wie ſehr ſie die „unbeſonnene Anregung der Conſtitutionsfrage in Preußen“ fürchteten. Es iſt dies für die kleinen liberalen Fürſten dieſelbe Gefahr, als es für die Proteſtanten wäre, wenn der Pabſt mit ſeiner ganzen Kleriſei plötzlich vernünftig würde; alle Conſiſtorialräthe und Pfaffen wären für ewige Zeiten verloren; aber auch ſie werden ſagen: „Rome ne recule pas!“ und im Nothfall würden ſich Leute finden, die päbſtlicher als der Pabſt wären.

Unterdeſſen bereitete ſich die Auflöſung der conſervativen Parthei in der Kammer vor, eine ganz unerwartete Bewegung ergriff grade die faulſte Region des politiſchen Lebens; die Conferenzen bei unſerm Nachbar Thiers wurden lebhafter und das linke Centrum dachte ſchon an ein liberales Programm und an die Vertheilung der Miniſterien. Man konnte darin den erſten Schritt zur Befreiung von dem alten funfzehnjährigen Syſtem ſehen, und wenn man auch von Thiers nichts Gutes zu erwarten hatte, ſo lag doch in der Situation ſelbſt die Nothwendigkeit, der Oppoſition Zugeſtändniſſe zu machen.

Mitten in dieſen Verwickelungen, die ich fürs Erſte noch ſehr theoretiſch anſah, reiſ'te ich auf einige Wochen nach Süddeutſchland und Zürich. Aber gleich nach meiner Rückkehr ſollte ich perſönlich für das Schickſal der Miniſter intereſſirt und ſo wider alles

Erwarten praktiſch bei der Verwickelung betheiligt werden.

In Zürich fand ich die Gegner der Pietiſten und Jeſuiten voll Hoffnung; eine Aenderung der reactionären Politik durch Entfernung der Septemberparthei aus der Regierung ſtand bevor und ich eilte Ende Januar, kurz vor der großen entſcheidenden Volksverſammlung gegen die Jeſuiten, mit der Ueberzeugung nach Paris zurück, daß im Anfange der guten Jahreszeit unſer Umzug nach Zürich, den ich wünſchte, kein politiſches Hinderniß finden würde.

Ich kenne in der deutſchen Welt keinen reizenderen Punkt, als Zürich. Man hat hier Land und Stadt, Bildung und Natur vereinigt, man iſt mit der deutſchen Bewegung in ſteter Verbindung; nur muß man von der hieſigen Welt keine Philoſophie verlangen, ſelbſt dieſe Politik iſt nicht für uns. Ein Deutſcher kann hier nur zuſehn, unſer altes Loos. — Ich beſtieg in Mühlhauſen mit einem ſehr cultivirten Courrier die Poſtchaiſe.

Bisher war der Winter gelind und ohne Schnee. In den Vogeſen empfingen uns die erſten Flocken, indeſſen hinderten ſie, ſo dicht ſie auch fielen, die Fahrt nicht; und mit gewohnter Schnelligkeit erreichte die Malle Paris.

In einer kalten Januarnacht trat ich in meine Wohnung, und beſchloß, von der angreifenden Fahrt, auf der ich mir zum Ueberfluß einen Fuß ſehr ſchmerzhaft beſchädigt hatte, auszuruhn.

„Man hat nach Ihnen gefragt“, ſagte der Portier. — Laſſen Sie niemand zu mir; ich bin ſehr ermüdet und angegriffen, antwortete ich. — „Es war der Herr Commiſſair und er hat mir anbefohlen, wenn Sie zurückkehrten, es ihm ſogleich zu melden.“ — Gut, ſo ſagen Sie ihm, um eilf Uhr wäre ich zu ſprechen. —

Um eilf Uhr erſchien ein ſehr freundlicher Commiſſair mit ſeinem Schreiber, bat ſich eine Unterredung mit mir allein aus, entſchuldigte ſich, daß er mir etwas Unangenehmes (une nouvelle facheuse) mitzutheilen habe, und überreichte mir die Copie eines Vertreibungsdecrets folgenden wunderlichen Inhalts:

„Polizeipräfectur. Wir Pair de France, Prefet de Police, Nach dem Erlaß (décision) des Miniſters des Innern vom 11. Januar 1845, welcher befiehlt, den Herrn Ruge (Arnold), gebürtig aus Preußen, vom franzöſiſchen Boden zu vertreiben, wo ſeine Gegenwart geeignet iſt, die Ordnung und öffentliche Sicherheit zu ſtören,

Und auf Grund des Artikels VII des Geſetzes vom 28. Vendémiaire des Jahres VI, nöthigenfalls auch des Art. II des Geſetzes, welches den 21. April 1832 erneuert worden iſt,

Haben beſchloſſen und beſchließen wie folgt: Der genannte Herr Ruge iſt gehalten, Paris 24 Stunden nach Mittheilung des Gegenwärtigen und Frankreich in möglichſt kürzeſter Friſt zu verlaſſen. Und es iſt ihm verboten in Zukunft zurückzukehren unter Androhung der geſetzlichen Strafen.

Es werden alle nöthigen Maßregeln ergriffen werden, um die Ausführung dieſer Verfügung zu ſichern.

Gegeben zu Paris, den 13. Januar 1845.

Der Pair von Frankreich, Präfect der Polizei.

gez. G. Delaſſert.

Auf den Rand iſt geſchrieben: Gebilligt: Paris, den 16. Januar 1845. Der Miniſter des Innern. gez. Duchâtel.

Für die Abſchrift: Der Generalſecretär der Polizeipräfectur.“

Als ich beſcheinigt hatte, daß mir um 11 Uhr dies merkwürdige Document mitgetheilt worden ſei, ſagte der freundliche Ueberbringer des brutalen Befehls: „heute zählt nicht mit. Sie haben alſo Zeit bis übermorgen Mittag, Ihre Maßregeln zu nehmen. Uns, die wir Ihre Nachbarn ſind, iſt bekannt, daß Sie in jeder Hinſicht vorwurfsfrei gelebt, auch Ihr Umgang iſt uns bekannt. Ich vermuthe daher ein Mißverſtändniß. Sind Sie ein Preuße?“

Nein, ich bin ein Sachſe, obgleich ich in Preußen geboren bin.

„Und Sie ſtehn gut mit Ihrer Geſandtſchaft?“

Ohne Zweifel.

„Nun, da dürfen Sie nicht verzweifeln, und am Ende, wir ſind hier nicht in Rußland.“

Er empfahl ſich mit der Verſicherung, „daß er nicht hoffte, ich würde in dieſem Wetter" — es war plötzlich der ärgſte Winter eingetreten — „zur Reiſe genöthigt ſein, nicht einmal nach St.-Cloud oder Verſailles, wo man ja im Uebrigen noch ſo gut als in Paris wäre."

Ich hatte ſo viel Humanität nicht erwartet. Sollte man nicht ſagen, in Paris wird man mit mehr Rückſicht zum Thor hinausgeworfen, als in Deutſchland zum Hofrath ernannt?

Ich wandte mich natürlich an meinen Geſandten. Auch die Sachſen ſind freundliche Leute, zudem war es abſurd, meine harmloſe Exiſtenz, da ich ſeit mehreren Monaten nichts mehr drucken ließ und das Journalproject längſt geſcheitert war, für ſtaatsgefährlich zu erklären; ich erlangte alſo durch die Geſandtſchaft einen Aufſchub von der Präfectur, und wandte mich mit einer Reclamation an den Miniſter, worin ich nachwies, daß hier nothwendig ein Mißverſtändniß ſtattfinden müſſe, und daß ich über die Thatſachen gehört ſein wolle, um ihn darüber aufzuklären; ich ſei übrigens kein Preuße und wünſchte, daß der Miniſter ſich bei der ſächſiſchen Geſandtſchaft von meinen Verhältniſſen unterrichten möchte.

Aber die Miniſter waren in dieſen Tagen völlig unzugänglich; ſelbſt bei Rothſchilds Diner erſchienen ſie nicht, und an eine Audienz war nicht zu denken, da ſie grade die Hauptſchlacht in der Kammer verloren hatten und den bekannten zweiten Verſuch vorbereiteten.

Unterdeſſen hatte ich Aufſchub bis zur Antwort von Duchâtel, und erfuhr den wahren Zuſammenhang, der dieſer iſt: Schon als die deutſch-franzöſiſchen Jahrbücher erſcheinen ſollten, hatte der preußiſche Geſandte Herrn Guizot zu einer Maßregel gegen die Redaction zu beſtimmen geſucht, war aber nicht damit durchgedrungen. Später, als das „Vorwärts“ in die Hände der Communiſten gerieth, wurden nun Guizot wiederholt Ueberſetzungen der chokanteſten Artikel vorgelegt, welche die ungeſchickteſten Schriftſteller, die man ſich vorſtellen kann, hier veröffentlichten. — „Das iſt ärger als 1793 irgend etwas geſchrieben worden iſt!“ ſoll Guizot ausgerufen haben. Es war nicht ſchwer, Alles von den deutſchen Philoſophen abzuleiten, dieſe Meinung hatte ſogar die Tuilerieen erreicht, und ich hörte von dem deutſchen Hochtory, deſſen ich oben erwähnt, der König habe ausgerufen: „Il faut purger Paris des philosophes allemands!“ Jetzt waren die Philoſophen reif, es handelte ſich nur darum, ob welche da wären. Guizot hatte indeſſen gemeint, es ſchiene doch vornehmlich nur ein Autor zu ſein, der alle dieſe Dinge vorbrächte, man müſſe ihn zur Verantwortung ziehn, und erſt wenn das nicht wirkte, die allgemeine Vertreibung eintreten laſſen. Hiezu ſcheint ſich der Herr Miniſter förmlich verpflichtet zu haben. Als daher die Fortſetzung des unglücklichen „Vorwärts“ in Monatsheften angekündigt und dadurch die Caution, zu der es angehalten wurde, umgangen war, nahm man eine Liſte derer an, die vertrieben werden müßten, und es ſcheint, daß die Namen aus den Nummern des „Vorwärts“, ohne Rückſicht darauf, ob ſie für oder gegen die incriminirte Richtung geſtimmt, ausgezogen worden ſind. Daher kam das Heterogenſte und Feindſeligſte in einen Topf und in gleiche Verdammniß, denn das Blättchen war zu verſchiedenen Zeiten in ganz verſchiedenen Händen geweſen.

Merkwürdig, daß ich zugleich mit dem Ausweiſungsdecret einen Brief voller Vorwürfe über meine anticommuniſtiſche politiſche Denkungsart von dem

Rabbi erhielt. Dieſes Spiel des Zufalls amüſirte mich, und ich antwortete ihm:

„Mein edler Freund! Vor einigen Tagen, als ich aus der Schweiz zurückkam, den 22ſten, fand ich Ihren Brief vor, der mir bitter mein politiſches Intereſſe und meine communiſtiſche Intereſſeloſigkeit vorrückt. Ich will Ihre Illuſionen nicht ſtören. Die meinigen wurden unſanft berührt, indem ich mit Ihrem Briefe zugleich einen Befehl von Herrn Duchâtel erhielt, in vier und zwanzig Stunden Paris und in kürzeſter Zeit Frankreich zu verlaſſen. Ich habe ſogleich Ihren Brief als Zeugniß für meine zurückgebliebenen Ueberzeugungen benutzt, und Sie ſehn, wie gute Dienſte er geleiſtet, denn ich bin noch hier. Indeſſen iſt der Proceß noch nicht gewonnen. Der ſächſiſche Geſandte erkennt mich zwar als Sachſe an; aber der preußiſche hat, wie es ſcheint, über alle möglichen Sorten von Menſchen hier in Paris verfügt; es ſollen zwölf Schriftſteller ſein, die vertrieben ſind. Ich muß geſtehn, daß ich dieſe Legion hier nicht entdecken kann, ſelbſt wenn ich Ihren Schüler X. mitrechne. Dieſe Vertreibung iſt ein Meiſterſtück des Unſinns von allen Seiten. Man konnte die Preßfreiheit, die Oppoſition und die nobeln Stichwörter des Humanismus nicht mehr beſchmutzen und discreditiren, als dies das armſelige „Vorwärts" that; man hätte B. u. ſ. w. noch belohnen ſollen für dieſen Vorſchub, den ſie dem deutſchen Syſtem leiſteten, und nun vertreibt man dieſe Männer! Von mir red' ich nicht, denn Sie wiſſen, daß ich nicht mitgewirkt, und nur aus Verſehn mit todtgeſchlagen werde. Auch Heine iſt auf der Liſte geweſen und German, die beide naturaliſirt ſind. Wie ſummariſch und revolutionär! ganz à la Fouquier! Unterdeſſen iſt das Miniſterium Guizot im größten Gedränge, und es leidet keinen Zweifel, daß auf parlamentariſchem Wege nichts mehr zu erreichen iſt. Selbſt das Mittel der Dienſte und Gefälligkeiten verſagt. Man fällt ab und wendet ſich der Zukunft zu. — Dieſe Verwickelung iſt jetzt noch intereſſant. Es iſt eine décomposition complète der Conſervativen, und Sie wiſſen, daß es dann raſch fortgeht — zuerſt ein Miniſterium Cabet, dann eine Gemeinde Dezamy und endlich Ihre Harmonie: die Erfüllung aller Wünſche: Schönheit und Zufriedenheit: Tuſch!

Daß Sie Stirner nicht nur leſen, ſondern ſogar kritiſiren, iſt vortrefflich, nur werden Sie ſich leicht täuſchen. Sie ſcheinen es nämlich nicht gemerkt zu haben, daß er au fond daſſelbe will, wie Sie, nur kommt er von der andern Seite. Während Sie vom Ganzen ausgehn, kommt er als Einzelner und verlangt, daß es jeder ſo machen ſolle. Und was für eine göttliche Chymie! Er hat es dahin gebracht, daß er alle Begriffe und alle Subſtanzen auflöſ't, Er, der Schöpfer! Und dieſen Vortrefflichen wollen Sie nicht gelten laſſen? — Im Ernſt, das Kritiſche im Buch hat großes Verdienſt und die Form iſt vollendet, in manchen Parthieen wenigſtens. Schon das iſt ein Fortſchritt, daß er menſchlich für Menſchen, und nicht, wie ſonſt unſre Philoſophen und ſogar Sie ſelbſt, für Götter und fahrende Scholaſten ſchreibt.

„Iſt irgend ein Lob, iſt irgend eine Tugend, dem trachtet nach!“ —

Ich wollte durch Cöln reiſen. Nun ſeh' ich aber, daß Sie es in Preußen noch nicht dahin gebracht haben, ſo unſichere Leute, wie mich, richtig würdigen zu laſſen. Man thut mir die Ehre an, mich zu dem „Berge“ zu rechnen; und ehe ich mich mit irgend einer reactionären Schrift blamirt habe, hilft mir bei dieſen Menſchen all Ihre Protection nichts. So werd' ich denn wohl nicht ſo ſchnell, wie ich Paris verlaſſen muß, nach Preußen kommen.

Von Dresden, oder wohin ich im April wandere — denn eher denke ich nicht zu gehn — hören Sie dann wieder von mir; und ich geb' Ihnen meine Adreſſe, Sie erhalten mir Ihre gute Geſinnung, Mr. le bourgeois, Bürgermeiſter der Gemeinde der Zukunft, Rabbi aller redreſſirten Querköpfe und mein vortrefflicher Stubengenoſſe in der rue St. Thomas du Louvre! Mir dünkt das zehn Jahr zu ſein. So füllt ſich hier die Zeit! Ich gehe ſehr ungern weg und werde wiederkommen, wenn erſt das Geld abgeſchafft iſt. Die Hunde, die Geldmenſchen! Nicht wahr? Es iſt abſurd, daß die verkehrte Oekonomie wie eine Waſſerhoſe den Menſchen, mich z. E. beim Schopf faßt und wider Willen nach Sachſen führt. Doch nein, j'aime les Saxons, mes frères en humanité. Laſſen Sie ſich nur nicht bei den Ohren kriegen von meinen vormaligen Compatrioten. Sie haben grün gelb gemacht und nun vollends Püttmann! Iſt Püttmann auch nach Brüſſel geflüchtet, oder lügen die Zeitungen? — Ich grüße Sie herzlich! Nehmen Sie ſich in Acht vor dem Communiſtenſchuß! Dieſe Doctrin macht verrückt, wenn einer immer, ohne links und rechts zu ſehn, in ihrem Geleiſe fortrutſcht. Ich gebe zu, daß auch die Verrücktheit exiſtiren kann, wie das Juden- und Chriſtenthum genug beweiſ't; aber außer der Realität in der Phantaſie. Nur da ſind alle Schädel von kaukaſiſchem Adel."

So ermahnten wir uns gegenſeitig, verſteht ſich ohne Erfolg!

Nach ungefähr vierzehn Tagen ſchlug mir Herr Duchätel meine Forderung, gehört zu werden, rund ab und befahl, ſein Decret auszuführen. Ich wunderte mich über die Ohnmacht meines Geſandten; aber ich hätte nichts von dem Geſchäftsgange der wohllöblichen Polizei-Anſtalt verſtehn müſſen, um aus dem bisherigen Verlauf den Schluß zu ziehn, daß meine Sache nun verloren ſei. Ich erklärte, daß ich dies Reſultat nicht erwartet hätte und daher ganz unvorbereitet wäre. Man bewilligte mir einen neuen Aufſchub; und ich ſuchte durch die Vermittlung eines Freundes ein Aſyl in Sèvres, feſt entſchloſſen, vor der guten Jahreszeit nicht zu reiſen.

Der freundliche Mann, der mir ſein Haus anbot, lud uns zu Tiſche. Ich mußte ihn von der deutſchen

Philoſophie unterhalten und den Stand meiner Angelegenheit auseinanderſetzen. Der Geſandte hatte mir ſagen laſſen, „er wolle es ſchon bewirken, daß man mich bis zur guten Jahreszeit in Ruhe ließe“. Ne fiez vous pas des diplomates! ſagte unſer Wirth, und rieth mir eifrig, mich an einen Deputirten zu wenden. Daſſelbe that Louis Blanc. Herr Thiers, mein Nachbar, war mir der nächſte, und er intereſſirte ſich allerdings aufs Freundlichſte; allein es war unglücklicher Weiſe am Vorabende der Miniſterſchlacht; ſo mußte er die Sache vertagen. Indeſſen fiel das Miniſterium, ſo war es gut, fiel es nicht, ſo konnte er ſpäter wohl etwas thun. Endlich wurde ich durch meinen Freund German Herrn Hunoldſtein bekannt, der mit den Conſervateurs ſtimmt und deshalb allerdings am beſten interveniren konnte. Er verſprach es mir.

Gleichwohl blieb ich in der Ungewißheit bis zum 22. Februar, wo zugleich der neue Aufſchubstermin abgelaufen war. Ich ſteckte das nöthige Geld ein, nahm meinen Mantel und fuhr auf die Präfectur, wohin ich eingeladen war, um im Nothfall mein Aſyl in Sèvres aufzuſuchen. Es ſchien jetzt ernſtlich gemeint zu ſein. Denn der Geſandte, von dem ich die verſprochene Verwendung für einen nochmaligen Aufſchub verlangt hatte, ſchlug mir jetzt ſeinen Beiſtand ab; ich hatte ſein Bedauern, daß ich bei zwölf Grad Kälte reiſen müßte, ſo eben beim Beſteigen des Fiacres in Empfang genommen.

„Auch du, Brutus?!“ „Ne vous fiez pas des diplomates!“

Auf der Präfectur empfing man mich ſehr freundlich. Der Büreauchef erſchien, theilte mir die angenehmſten Dinge mit, und unter andern die Erlaubniß, dazubleiben, vorausgeſetzt, daß ich fortführe, wie bisher, en étranger inoffensif zu leben. Er kannte jetzt „meine ehrenvolle Stellung, wie er ſagte, in der deutſchen Literatur, und der Miniſter wolle der freien wiſſenſchaftlichen Discuſſion kein Hinderniß in den Weg legen, nur verſtünde es ſich von ſelbſt, daß die Fremden einige Rückſicht zu nehmen hätten.“ Ich wünſchte eine Abſchrift von dem Billet des Miniſters an die Präfectur. Die durfte er mir nicht geben, er warf die Stückchen von dem, was er notirt gehabt, ins Kaminfeuer und begann ein Geſpräch über die Philoſophie des achtzehnten Jahrhunderts und über die Revolution, in dem er ſich als einen Freund der Aufklärung zeigte. Dann gratulirte er mir nochmals zu der glücklichen Wendung dieſer Angelegenheit: und ich fuhr allerdings hundertmal lieber auf den Platz St.-George, als nach Sèvres, wo man bei weitem nicht die Vertheidigungsmittel gegen den unerwarteten Winter hatte, die ich ihm hier entgegenſetzen konnte.

Den vernünftigen Ausgang dieſer abſurden Geſchichte verdankte ich der Verwendung des Herrn Hunoldſtein, dem ich ſogleich perſönlich meinen Dank dafür ausdrückte. Um aber der öffentlich gewordenen Nota cenſoria der Polizei, die für Deutſchland, wenn ſie begründet und nicht ein lächerliches Taſchenſpielerſtück der bekannten Generalpoltrons von Europa war, ſo viel hieß, als hängt ihn! — um dem Verweiſungsdocument ein Nichtverweiſungsdocument entgegenſetzen zu können, mußte ich meinem Beſchützer noch einmal beſchwerlich fallen, und bat ihn um Auswirkung einer Abſchrift des Befehls an die Präfectur und der Erlaubniß, den weſentlichen Inhalt davon, zur Berichtigung der Zeitungsgerüchte, in den Journalen mitzutheilen. Ich hielt es für unpaſſend, dies in der franzöſiſchen Preſſe zu thun, wenn der Miniſter etwa wünſchen ſollte, daß es unterbliebe.

Ohne Zweifel kennt Herr Duchâtel die liebenswürdige Infectionsfähigkeit aller deutſchredenden Polizeiämter für die Expulſionskrankheit zu wenig, um meine Zumuthung zu verſtehn. Er hatte geantwortet, „was dieſe deutſchen Schriftſteller beträfe, ſo wäre einer nicht beſſer als der andere; und ſo möchten denn auch die andern dableiben, die noch nicht gegangen wären.“ Ich weiß nicht, ob ſie außerdem hätten gehn müſſen; genug am 13. März erklärte der kleine Moniteur, „er ſei autoriſirt zu der Nachricht, daß den Herrn &c. und mir der fernere Aufenthalt in Paris bewilligt werde.“ Und in der That, ſchlechte deutſche Schriftſteller ſind nirgends zu fürchten, am wenigſten aber in Paris.

Gegen die Wendung, einer ſei nicht beſſer als der andere, iſt nichts zu ſagen. Ein Schriftſteller muß ſich die Kritik, auch des Polizeiminiſters, gefallen laſſen; er hat dagegen kein andres Mittel, als die Antikritik, die ich aber in dieſem Fall für überflüſſig halte.

Uebrigens iſt es keineswegs gleichgültig, wie man von dem Polizeiminiſter beurtheilt wird. Es giebt in Deutſchland und in Skandinavien ſogar naive Leute, die ſogleich an ihren eignen Augen irre werden, wenn die Behörde geurtheilt hat. Ich erfuhr dies mit Oehlenſchläger.

Dieſer war den Winter in Paris und Hebbel, unſer gemeinſchaftlicher Freund, machte uns mit einander bekannt. Einige andere junge Deutſche fanden wir bei dem Skalden, unter andern einen früheren Mitarbeiter an den deutſchen Jahrbüchern, den Dr. E. aus Stuttgart. Oehlenſchläger hat ein gutes Stück in die Welt hineingelebt, er iſt mit Reichard in Halle, mit Göthe und Schiller in Weimar, mit Hegel, und Fichte zuſammengeweſen und wie Louis Philipp aus der Revolution, ſo iſt er aus unſerer klaſſiſchen Literatur noch übrig, ein Mann, der die Quellen vieler Thaten, dieſe großen Köpfe, geſehn und ſinken geſehn. Nach der Verſchwendung mit Köpfen, die wir an dem Ende des achtzehnten Jahrhunderts bewundern, verehren wir die ſchönen Reſte, deren Zeit nun auch heranrückt. Oehlenſchläger gehört ganz jener naiven Künſtlerwelt an, in der die Poeſie, noch ungebunden und ſicher vor dem Lärm des Marktes, in phantaſtiſchen Hainen ihre Gefühle ergoß und ihre Helden großzog oder fallen ließ; aber er hat etwas vom Nachwuchs der Romantik an ſich. Die Quellen der deutſchen Humanität, die Griechen und die Franzoſen, der Süden und ſein ungetrübter Himmel, den keine Götterdämmerung umhüllt, ſind ihm fremd und nicht verſtändlich. Er lieſ't Göthe mit Entzücken, aber er entſetzt ſich, wenn er ſein Griechenprofil ohne Schleier erblickt.

Wir kamen bald auf den Unſterblichen; und Oehlenſchläger hatte zwei hübſche Gedichte an ihn gemacht, die er uns vortrug. Das eine auf Göthe's Beſuch bei dem Dresdner Schuſter war zuſtimmend, das andre über die Elegieen und ſonſtige italieniſche Schwärmereien war ein Tadel der ungermaniſchen und unpatriotiſchen Geſinnung des Dichters.

Hierüber entſpann ſich ein Geſpräch, und ich erfuhr zu meiner Verwunderung, daß Oehlenſchläger den klaſſiſchen Urſprung und den Heimathzug, mit dem Göthe dem Süden und ſeiner Vollendung des Menſchenbildes zuſtrebt, daß er den Rauſch in der Erfüllung ſeiner langjährigen Sehnſucht, daß er den

Aufſchwung, mit dem er grade hier die reine Form der Iphigenia findet — kurz daß er den ganzen Göthe in ſeinem Princip nicht kannte. Bei der Braut von Corinth und bei allen möglichen andern Gelegenheiten die Stellung des Dichters zu der chriſtlichen Welt zu merken, war ihm eben ſo wenig gelungen. Er gab es nicht zu, daß wir Nordländer unvollkommene Bildungen der Natur wären, daß die blonde Farbe und die plumpen Geſichtszüge, dicke ſtumpfe Naſen und ungeſchlachter Wuchs klimatiſche Mängel ausdrückten, und daß Göthe alſo in ſeinem künſtleriſchen Intereſſe für die Südländer und ihre vollendetere Bildung ganz richtig geurtheilt.

Merkwürdiger Weiſe war ihm dieſe ganze Auffaſſung bei Göthe eine leiſe Verirrung, in meinem Munde aber eine arge Ketzerei, und doch hatte ich mich wohl gehütet, den chriſtlichen Differenzpunkt, den er mit großer Energie gegen mich wandte, auch nur anzuregen. Ich glaubte einen ſehr übeln Eindruck auf ihn gemacht zu haben; und ſo ſehr ich gewünſcht hätte, der Empfehlung Hebbels zu entſprechen, das Unglück war geſchehn. Der Patriotismus und das germaniſch-ſkandinaviſche Princip ſchlug in helle

Flammen auf. Als wir Abſchied nahmen, bat ich um ſeinen Gegenbeſuch, dachte aber ſicher umſonſt zu bitten, und entſchuldigte mich nachher ſo gut ich konnte bei meinem Begleiter über geſellige Ungeſchicklichkeit, die ich begangen.

Zu meiner Verwunderung hatte Oehlenſchläger am andern Tage daſſelbe gethan, und auch ſeinerſeits ſich ſchuldig bekannt. Glaubten wir beide etwas wieder gut machen zu müſſen, ſo fanden wir uns ſpäter deſto beſſer ineinander; und ich ſah ihn bei ſich und bei mir, ohne daß neue Conflicte ausgebrochen wären; im Gegentheil, die Jugendfriſche und der Humor, die Productivität in ſeinen Jahren (er theilte mir ein Drama mit, welches er hier vollendete: die Entdeckung Amerika's, des Weinlandes durch die Skandinavier), Alles dies intereſſirte mich ſehr für ihn, und er ſeinerſeits verlor alle Scheu vor mir, er ſagte mir es ſelbſt.

Nun kam die abſurde Expulſionsgeſchichte und zerriß mit einem Zuge die ganze Freundſchaft.

Als ich die erſte Antwort, die abſchlägliche, eben auf der Präfectur in Empfang genommen hatte, begegnete mir der Dr. E. im Palais royal.

Hier entſpann ſich folgendes Geſpräch: „Alſo iſt es doch wahr? Sie ſind auch mit auf der Proſcriptionsliſte?“ Ja, ich überzeuge mich immer mehr davon, ſo wenig Urſache ich habe, es zu glauben. — „Ich werde Schritte für Sie thun.“ — Was wollen Sie thun? — „Ich gehe gleich zu P. P., der ſoll zum König fahren, und ihm ſagen, daß hier eine unverantwortliche Ungerechtigkeit geſchieht, da er Sie kennt, kann er für ſein Wort einſtehn.“ — Wenn P. P. lieber mit Guizot ſprechen wollte; der Befehl zur Vertreibung der Schriftſteller iſt auf preußiſchen Betrieb und vom Miniſterium des Auswärtigen gekommen. — „Nein, nein, man hat den König ſelbſt ins Spiel gebracht, verlaſſen Sie ſich darauf; und man muß ihn ſelbſt aufklären. Wenn P. P. nicht will, ſo muß Oehlenſchläger gehn. Er kennt Sie, und der König hat ihn wiederholt empfangen, eine eigenhändige Einladung hab' ich ſelbſt geſehn, dazu iſt Oehlenſchläger aller Politik fremd.“ — Ja, das weiß Gott, neulich erzählte mir ein Franzoſe, er hätte gefragt, warum die Miniſter abgehn müßten, wenn ſie die Majorität verlören! — „Eben darum paßt er ſich dazu, Sie zu vertreten.“ — E. hatte ſich ſehr verrechnet. P. P. lag am Podagra darnieder und Oehlenſchläger hatte ihm erklärt: er theile meine Anſichten nicht und genau genommen kenne er weder den König, noch mich. Er war erſchrocken, mit ſolchen Leuten auch nur bekannt geweſen zu ſein. „Es iſt unerhört, ſagte E., ich bin ihm böſe". — Er fürchtete vielleicht, wie jener, der ſich in der Revolutionszeit ans Schaffot herangedrängt hatte, als amateur mitgeköpft zu werden. — E., der viel in den Salons herumkam, erzählte mir, es hätte ſich eine Art öffentliche Meinung gebildet durch Deutſche und Franzoſen, die mit meinen Verhältniſſen bekannt wären, und Duchâtel habe wiederholt Gelegenheit gehabt, die Wahrheit zu hören. Leider hab' ich Oehlenſchläger nicht wieder geſehn, um ihm zu ſagen, daß ich ſeine Einmiſchung in die Politik ſelbſt nicht erwartet und die Bewahrung ſeiner Unſchuld nicht übelgenommen. Und Oehlenſchläger iſt ein dramatiſcher Dichter! — was würde er erſt ſein, wenn er ſich auf die Politik und die Polizei verſtünde?

26.

Die Stellung der Deutſchen. Privatſpionage. Spionenriecher.

Glücklicher Weiſe waren nicht alle meine Freunde däniſch naiv und ſächſiſch diplomatiſch geweſen; und ſo konnte ich nun ruhig den Frühling in Paris erwarten; der Arm des „europäiſchen Gensd'armen" war aufgehalten, die lange Hand des Perſerkönigs zog ſich zurück; aber wie nahe war ich daran, meine Vorliebe für Frankreich mit der Verbannung aus ſeinen Grenzen, meine gute Meinung von ſeiner Freiheit mit dem Genuß ſeiner tyranniſchen Polizeigeſetze zu büßen! Zum Ueberfluß und um der Ironie die Krone aufzuſetzen, mußte der Vorwand der Verbannung, die projectirte und angekündigte Revue der Vorwärtſer, mir gänzlich fremd und das Geſetz, das mich treffen ſollte, ein Geſetz der Republik gegen die Emigranten und Royaliſten ſein!

Die Maßregel war nur unter Guizot möglich; die Aufhebung derſelben nur in Frankreich. Ich ſchätze die Genugthuung höher, als die Beleidigung und habe durch dieſe Erfahrung meine Achtung vor dem noblen Charakter der Franzoſen nur noch mehr befeſtigt. Kein Franzoſe, der mir ſeinen Beiſtand zugeſagt, nur ein Deutſcher, der mir ihn vor allen andern ſchuldig war, hat mich getäuſcht. Die Oppoſitionsjournale erhoben ſich ſämmtlich gegen die Verweiſung von Schriftſtellern, gegen die man nicht nur die gewöhnlichen, ſondern auch noch die Septembergeſetze zur Verfügung hätte. Die „Reforme“ widmete der Sache einen eignen Premier Paris, und es bildete und verbreitete ſich eine Anſicht, welcher das Miniſterium am Ende Gehör gab. Als ich jedoch mit einem Manne, der die Kammer ſehr genau kennt und ſchon oft trefflich kritiſirt hat, über die Möglichkeit einer Interpellation ſprach, war er entſchieden dagegen. „Sie ſind ein deutſcher Philoſoph, in der Kammer kennt Sie niemand, Herr Guizot kann ſagen, was er Luſt hat oder was die Diplomaten ihm weiß gemacht; und man wird es glauben. Ja, wären Sie *ein polniſcher General*, ſo ließe ſich eher etwas erreichen.“ Es iſt wahr, erſt wo Deutſchland aufhört, an der polniſchen Grenze, fängt für viele Franzoſen das Intereſſe wieder an, und Mizkiewicz iſt ihnen vollkommen verſtändlich, wenn er in ſeinen

Vorträgen nur von Slaven und Franzoſen ſpricht, und die Exiſtenz der Deutſchen vollkommen ignorirt. Aber an wem liegt die Schuld? An uns, die wir in dieſer Welt nicht exiſtiren und es nicht einmal ſo weit bringen, als die Polen, daß wir den vergeblichen Verſuch machten, als Volk zur Welt zu kommen. Indeſſen ich gab mich zufrieden, daß ich kein „polniſcher General“ und nur ein Tirailleur der deutſchen Freiheit war; vielleicht giebt es bald ein gutes Jahr, in dem auch bei uns Helden reif und ihr Name in der ganzen Welt berühmt wird, wie der Rheinwein von 11 und 19.

Die Unbekanntſchaft der Journale mit unſern Verhältniſſen verleitete ſie auch in dieſer Geſchichte zu Mißgriffen. Ein alberner Induſtrieritter auf Zeitungsartikel hatte ſogar die Unverſchämtheit, nach meiner Abreiſe einen Brief unter meinem Namen in den Corſaire-Satan zu ſetzen, worin er mich erklären läßt, „ich ginge nach Deutſchland zurück, denn ich zöge dieſem Frankreich ſogar die deutſchen Regierungen vor“. Die Berechnung, ich würde dies Blatt außer Paris nicht leicht zu Geſicht bekommen, und alſo nicht reclamiren, iſt richtig geweſen; aber „Lügen haben kurze Beine", ſie laufen nicht weit, auch wenn man ſie gehn läßt.

Nicht leicht würde man anderswo einen ſo frechen Einfall haben; hier wird er durch die ſatiriſchen Blätter erzeugt und es kommen unter dieſer Form allerliebſte Späße zum Vorſchein. In meinem Fall jedoch ſcheint wenig Humor, aber viel Artikelnoth gewirkt zu haben.

Ueberhaupt genoß ich eine Zeitlang das unglückliche Glück, der Gegenſtand einer impertinenten Spionage von Neuigkeitskrämern zu ſein; man beſuchte mich harmlos, unterhielt ſich mit mir und erzählte dann, wo es am übelſten angebracht war, die Geſpräche, meiſt in Perſönlichkeiten und Beleidigungen verwandelt, wieder. Dieſes Geſchäft trieben nur Deutſche mit Deutſchen. Ich vermied ſie, ſobald ich einige unangenehme Erfahrungen der Art gemacht hatte, gänzlich und beſchränkte mich auf wenige Freunde unter den Deutſchen in Paris und auf die Fremden, welche von Deutſchland her ſchon ein Verhältniß zu mir angeknüpft hatten. Das Mißtrauen gegen die Aushorcher und Ausbeuter, die jeder hier perſönlich und aus Börne's nachgelaſſenen Briefen im Contrefey kennen lernen kann, ſteigerte ſich bei mir vielleicht bis zur Ungerechtigkeit. So kam während der Verwicklungen mit der Polizei ein junger Menſch ins Haus — wir trafen uns eben vor der Loge des Portiers — und fragte nach mir. Er war Franzoſe und mir völlig unbekannt.

„Erlauben Sie mir einige Augenblicke im Vertraun“, redete er mich an.

Ich nahm ihn mit auf mein Zimmer.

Hier begann er nun ſich zu entſchuldigen, daß er ſich in meine Angelegenheiten miſche, indeſſen er komme, um mir einen Dienſt zu erweiſen, und ich möge mich ihm mit vollem Vertraun eröffnen.

Dummer, dachte ich, kann es doch einer nicht anfangen, der noch nie ein ſolches Geſchäft getrieben hat; es iſt klar, er will ſich Stoff zu einem Bericht ſammeln. Ich ſagte, mit einem völlig Unbekannten könnte ich doch unmöglich über meine Angelegenheiten reden.

„Ich heiße Michel Desj........, doch was nutzt Ihnen der Name, den Sie doch nicht kennen. Ich war bei der * Geſandtſchaft und bin jetzt im Dienſte des Miniſteriums des Auswärtigen. Sie haben Herrn Guizot eine Abſchrift ihrer Vorſtellung an Herrn Duchâtel zugeſendet. Sie ſagen darin — hier las er mir eine Stelle aus meinem Briefe vor — Sie ſehn, daß ich Ihre Sache kenne.“

Nun, ſo wiſſen Sie auch, daß ſie bereits entſchieden iſt.

„Allerdings weiß ich, daß man Sie nicht anhören will.“

Nun, und?..

„Und dennoch wird man Ihnen Genugthuung geben. Ich wünſche Ihnen nützlich zu ſein, was haben Sie mir noch zu eröffnen, das ich für Sie geltend machen könnte?“ hier zog er ſehr vertrauensvoll ſeine Schreibtafel hervor.

Welch ein Eſel! dachte ich. Die Papiere auf dem Miniſterium enthalten Alles, ſagte ich, und ſetzte meinen Hut auf.

„Sie waren im Begriff auszugehn, ich will Sie nicht abhalten, nur noch Eins, wenn Ihre Angelegenheit in einigen Wochen zu Ihrer Zufriedenheit erledigt wird, ſo verſäumen Sie es nicht, Herrn Guizot zu ſchreiben und ſich unſerer Unterredung zu erinnern.“ Er empfahl ſich.

Eine Speculation von der dummſten Art! Er denkt ſich die Möglichkeit, daß die Maßregel zurückgenommen wird, und wird dann ſicher dazu beigetragen und dafür eine Belohnung haben wollen.

Ich war verſtimmt, daß ich mich nur überhaupt mit ihm eingelaſſen hatte. Wie ſah der Menſch auch aus! ein räudiger Mouchard.

Es iſt möglich! und dennoch kam er nicht wieder, um Geld zu verlangen, und dennoch — was eben die Hauptſache war — traf ſeine Prophezeihung ein, die er zu einer Zeit ausſprach, als ich durchaus an keinen vollſtändigen Erfolg glaubte. Vielleicht war er ein ehrlicher Mann und ich ein mißtrauiſcher Thor!

Gleichwohl gehörte ich nie zu denen, die überall Polizeiſpione wittern. Die mich beläſtigt hatten, waren ſicher lauter Privatſpione. Es gehört ein gewiſſes Conſpirationsbewußtſein dazu, um immer die Spione im Sinne zu haben. Die fixe Idee, überall von Mouchards umgeben zu ſein, iſt aber eine weit verbreitete Geiſteskrankheit, die vornehmlich die Deutſchen ergreift, welche ſich hier in die Politik werfen und auf dem unbekannten Terrain unſicher fühlen.

Einmal nannte mir jemand einen Schriftſteller als preußiſchen Spion.

Sein Sie kein Thor, antwortete ich ihm, es giebt keine preußiſchen Spione. Die Preußen bezahlen keine.

Die unbezahlten ſind die gefährlichſten, ſagte er ſchlau, und doch hatte er ganz gewiß keine Geheimniſſe, die in Gefahr geweſen wären, an die Preußen verrathen zu werden.

In Preußen iſt es wiederholt vorgekommen, daß Aeußerungen an öffentlichen Orten von Horchern denuncirt und von Royaliſten als Duellprovocation aufgenommen wurden. Dies iſt in Paris nicht zu befürchten. Delatoren und Majeſtätsverbrecher ſind gar keine Kategorieen mehr. Was ein Gegenſtand der Spionage ſein kann, ſind nicht die Gedanken und die Reden, denn die treten ſo ſtark als ſie heimlich gedacht werden, auch öffentlich hervor, es ſind die Conſpirationen, die Pläne und die geheimen Verſammlungen, die über zwanzig Perſonen ſtark ſind.

Die Spionenriecher coquettiren alſo immer mit einer ſolchen Gefährlichkeit, wenn ſie ein gutes, und ſie ſind in der Regel in tauſend Aengſten, wenn ſie ein böſes Gewiſſen haben. Sie verbrennen alle ihre Schriften, die nur nach ihrer Couleur riechen, und verſenden alle ihre Briefe, ſobald die Polizei ſich im Geringſten auf ſie dirigirt. Jene kleinen Ungeſetzlichkeiten unterjochen das Herz dieſer Haſen, und die Polizei ſpielt mit ihnen Katz und Maus, ſo oft ſie will. Ueberhaupt ſind es die Conſpirationen, welche dem Menſchen die Friſche des Zorns, die Unmittelbarkeit der Wuth, den unwiderſtehlichen Reiz der Entſchloſſenheit, der in Momenten der Entſcheidung die Unbefangenen hinreißt, aus der Seele ſpielen und ihn dagegen bis über die Ohren in Ränke, Politik, Befürchtungen und fixe Ideen von perſönlicher Wichtigkeit ſtürzen. Den Conſpirationen iſt die Polizei immer überlegen, keine Verſchwörung iſt zu fürchten, die nicht auf dem Schlachtfelde im Angeſichte der Gefahr geboren und in demſelben Augenblick realiſirt wird; keine Faction hat Ausſicht auf den Sieg, die nicht vorher dem großen Publicum all ihre Geheimniſſe verrathen und all ihre Pläne plauſibel gemacht.

Wenn dies irgendwo, ſo iſt es zehnfach in Paris wahr. Vielleicht iſt es die Preſſe und das öffentliche Staatsleben, viel wahrſcheinlicher aber der franzöſiſche und ſpeciell der Pariſer Charakter, der gar keine Geheimniſſe exiſtiren läßt. Jedem Menſchen, der nur einige Verbindungen hat, iſt es hier möglich, Alles zu erfahren, was er wiſſen will, wie vielmehr der Polizei!

Man erinnere ſich nur, was einem überall begegnet, wo man in Paris eine Verbindung anknüpft. Wenn man unbekannt herein tritt, ſo iſt es das Nächſte, daß man von Kopf bis zu Fuß gemuſtert wird. Nach dem Aufzuge bildet ſich nun ein Vorurtheil, ſind aber erſt der Portier, die Nachbarn, die Dienſtleute, der Epicier, das Café, der Weinhändler bekannt, dann giebt es nichts ſo Intimes, Familiäres und Verborgenes, das nicht ſogleich zu entdecken wäre. Und es wäre ſehr roh und abſurd, gleich alle dieſe Leute als Spione zu bezeichnen, nicht einmal die Portiers, deren ohnehin eine große Anzahl Deutſcher iſt, darf man dafür halten. Warum? weil es Luxus wäre. Ihr Müſſiggang und ihr eignes Intereſſe führt ſie darauf, ſich möglichſt genau von allen Verhältniſſen des Hauſes zu unterrichten. Wer ſich nun mit ihnen bekannt macht und nicht ganz ungeſchickt im Fragen iſt, der erfährt gewiß die Wahrheit viel beſſer umſonſt, als für Geld. Will aber die Polizei ſie wiſſen, ſo hat ſie in den meiſten Fällen nur zu befehlen.

Es iſt daher gar nicht zweifelhaft, daß die Polizei alle Vereine, ihre Vorſteher, ihre Verſammlungen, ihre Stimmung und — ihre Planloſigkeit kennt, und ſie eben darum duldet, weil ſie ſie kennt. Dies wiſſen nun die Conſpirateurs ihrerſeits ebenfalls und daher der Popanz: Spion! Spion kann jeder ſein, der eifrigſte am erſten: vielleicht iſt er ein Heuchler. Spion iſt der Ketzer in dieſer gedrückten Kirche; denn es kommt nicht mehr darauf an, ob er das öffentliche Geheimniß ſagt, ſondern ob er noch an das Geheimniß glaubt. Dadurch organiſirt ſich eine Spionage auf Spione und wenn einer ſeinen Verdacht nur einigermaßen motivirt, ſo ſchützen den Denuncirten alle ſeine Präcedenzien nicht. So klagte mir ein Republikaner, der in den Hauptſchlachten ſeiner Parthei eifrig mitgefochten und der in ſeiner ganzen Phyſiognomie den Zorn über das herrſchende Syſtem permanent erklärt hatte, auch ihn habe man als Spion in Verdacht gehabt und behandelt. Ein deutſcher Buchdrucker, der von Haus aus vermögend und zufällig mit einem Menſchen von der ruſſiſchen Geſandtſchaft bekannt war, mußte ein ruſſiſcher Spion, ein Oſtpreuße ein preußiſcher ſein; und wer das Unglück hat, eine Ruſſe zu ſein, der iſt ein Spion als ſolcher. Nichts rettet ihn. Hat er viel Geld, ſo iſt es gewiß, leidet er Hunger, ſo iſt es noch viel gewiſſer, ſpricht er gar nicht, ſo horcht er, ſpricht er viel, ſo holt er aus. „Aber wenn es ganz gewiß iſt, daß er von Rußland aus verfolgt wird, daß er Noth leidet und daß er für die Doctrinen der Bewegungsparthei nicht nur Intereſſe, ſondern auch Verſtand genug hat", wandte ich einmal einem ſolchen Ankläger ein. „„Die Ruſſen ſind ungemein pfiffig", war die Antwort. Wie ſollte ein Dummkopf, und wie ein reicher Mann ſich bei den Demokraten Vertraun erwerben, und daß die Verfolgung, die hieher und nicht nach Sibirien führt, nur Schein iſt, verſteht ſich doch wohl von ſelbſt. Kotzebue lebt immer noch."" — Daß im Grunde auch Kotzebue nichts zu verrathen hatte, und daß Deutſchland viel weiter wäre, wenn Kotzebue 1819 auch nur wirklich freie Doctrinen zu notiren gehabt hätte, bedachte er nicht.

In den Kreiſen, wo der „philiſtröſe Codex“ der Treue in geſchlechtlichen, pecuniären und perſönlichen Verhältniſſen für aufgehoben erklärt und eine Art Freibeuterei zur ſtillſchweigenden Maxime erhoben wird, bleibt dem „Spion“ der einzige verſtändliche Vorwurf.

So abſurd in den meiſten Fällen die Spionenfurcht iſt, weil eben Alles ſich von ſelbſt verräth und nichts außer der öffentlichen Geltung zur Macht gelangen kann, ſo nothwendig führt der offene Kampf der Partheien und die Conſtituirung verſchiedener Feldlager gegen einander die Spionage als ein Kriegs- und Vorſichtsmittel herbei. Die Partheien, die legitim ſind, beobachten ſich einander und wie die Regierungspartheі die Pläne der Oppoſition, ſo muß die Oppoſition die Pläne der Regierung ausforſchen. Die Oppoſition hat ihre Anhänger in der Regierung und die Regierung ihre Anhänger in der Oppoſition. Dieſe gegenſeitige Beobachtung ſucht zwar jede Seite möglichſt aufzuheben; allein in der Ueberzeugung von der Unmöglichkeit zum Ziel zu gelangen, richtet man ſich hier und dort ſo ein, daß ſelbſt das Geheime allenfalls öffentlich werden kann, was es denn ohne Zweifel auch wird. Weil man die Nothwendigkeit dieſer Controlle zugiebt, ſo hat ſie nicht den Anſtrich, den man der Polizeiſpionage (dem Mouchardweſen) giebt. Geſchieht die Ausforſchung der Gegner durch principielle Anhänger, ſo iſt ſie ein ehrenvolles Kriegsmittel, geſchieht ſie durch käufliche Schergen, ſo iſt ſie niederträchtige Spionage. Wenn zwei daſſelbe thun, ſo iſt es darum noch nicht daſſelbe. Delicat bleibt die Commiſſion aber immer; und der Feind wird den principiellen Spion im gegebenen Fall ſo hoch hängen, als den gekauften.

27.

Abſchied von Paris.

Wir nahmen jetzt Abſchied von Paris. Vor unſern Freunden mußten wir es faſt verbergen; beſonders die Franzoſen, die hier aufgewachſen ſind, halten: Paris verlaſſen und der Welt Lebewohl ſagen für völlig gleichbedeutend. Einer meiner jüngeren Freunde beſchwor mich, ihm wenigſtens zu verſprechen, daß ich wiederkäme, alle meine Gründe ließ er nicht gelten oder verſprach mir, auch die reellſten Schwierigkeiten zu beſeitigen. Il ne faut pas quitter Paris! Denken Sie nicht daran, ich geb' es nicht zu.

Mir ſchien ſeine Sprache ſehr freundſchaftlich, aber nicht ſo ernſtlich gemeint, als ſich nachher zeigte. Am Abend vor unſerer Abreiſe kam er zu mir, und war nicht wenig erſchrocken, dieſe ernſtlichen Zurüſtungen zum Rückzuge in die Barbarei anzutreffen.

„Sie ſind ſehr treulos, aber ich habe die Frage ernſtlich überlegt und die Mittel entdeckt, um Sie zurückzuhalten;“ und hier machte er mir einen Vorſchlag zu einem Geſchäft, welches uns beide in kürzeſter Zeit in eine Lage verſetzen ſollte, die auch in Paris eine vollkommen unabhängige wäre.

Ich hatte große Mühe zu widerſtehn, zumal da ich für den Augenblick den Plan nicht beurtheilen konnte und in jedem Fall ein eignes Studium und ſogar einige Erfahrung dazu nöthig war. Endlich entſchloß ich mich, beide Intereſſen zu vereinigen und vorläufig nach der Schweiz zu gehn, ſpäter aber den Vorſchlag ernſtlich zu erwägen.

„Sie wollen nach der Schweiz? rief er aus. Haben Sie denn die Journale nicht geleſen?"

Nein! über den Zurüſtungen zur Reiſe hab' ich es geſtern und heute verſäumt. Aber warum? iſt die Schweiz untergegangen?

„So ungefähr! Der Bürgerkrieg iſt ausgebrochen, die Jeſuiten in Luzern haben die Freiſchaaren gänzlich vernichtet, die liberale Parthei iſt verloren."

Ich bin zu ſtark engagirt, ſowohl in Zürich, als hier, um zurücktreten zu können. Der Schritt iſt bereits gethan, auch wenn ich noch nicht abgereiſ't bin.

„Verlieren Sie Ihr Geld und retten Sie Ihr Leben!"

Ich hatte große Mühe, die Uebertreibung ſeiner Beſorgniſſe darzuthun, und ſo ſpät es war, wir machten uns auf, um die Abendzeitungen zu kaufen und ſodann einen Zürcher Freund, der weit von uns wohnte, aufzuſuchen. Auf dieſer Ausflucht ſammelte ich die nöthigen Materialien, um ihn zu überzeugen, daß weder die Schweiz, noch die liberale Parthei in der Schweiz verloren und die Reiſe jetzt nicht gefährlicher, als zu einer andern Zeit wäre. Darauf wiederholte ich mein Verſprechen, und nun durft' ich reiſen. Am andern Morgen verließen wir die Stadt durch daſſelbe Thor, welches wir im Herbſt nach Orleans paſſirt.

Er hat Recht. Der Abſchied von Paris iſt, wie der Abſchied vom Leben, ein Rückzug aus der Welt.

Die wirkliche Freiheit und das wirkliche Leben können alle Symptome eines erwachenden Lebens in dem Fötus der deutſchen Freiheit nicht erſetzen. Die Stille des deutſchen Landlebens belehrt uns, daß hier die neue Woge der Menſchenbewegung ſich nicht erheben wird. Die zähen Köpfe der Deutſchen beginnen von Neuem ihre endloſen Kämpfe für die Erlaubniß, ſich den Himmel zu denken, wie ſie wollen und ihre vergeblichen Verſuche zu ſagen was ſie denken, ja ſie überſetzen ſogar durch die ſocialen Sectirer die praktiſchen Probleme der Franzoſen und Engländer in blaue Metaphyſik und machen aus der Politik eine neue Religion. Auch dieſe Bewegung erhebt ſich in die ſpeculative Traumwelt der Deutſchen; die Weisheit der ſocialen Prieſter in Iſrael verwirft, ja ſie verhöhnt die politiſche Freiheit des Denkens, Redens und Handelns, wie die Normen der Behandlung der Menſchen, weil keine politiſche Freiheit, keine Garantie der Rechtsverhältniſſe die Armuth aufhebt: und kaum haben ſie dieſe Doctrin vorgetragen und ihre politiſche Unſchuld dadurch bewieſen, daß ſie dieſe ganze Welt als eine verkehrte ſchildern, ſo verbrennen ſie ſich die klugen Finger an den Decreten der Polizei. Handgreiflicher läßt ſich freilich der politiſche Charakter des Socialismus nicht in Erfahrung bringen; und die Polizei hat ganz recht: iſt die Doctrin von der Einrichtung der wahren Welt nicht dazu beſtimmt ein Traum zu bleiben, wie die Religion, verſucht ſie es die bürgerliche Gleichheit wirklich einzurichten, ſei es nun mit oder ohne Gütergemeinſchaft, ſo gründet ſie einen neuen und zerſtört den alten Staat. Der alte Staat ruht auf der Sklaverei der Arbeit; die allgemeine Aufhebung der Sklaverei iſt alſo ein fundamentaler politiſcher Act, er iſt politiſcher als es irgend einer vor ihm war, er ſtellt das Verhältniß des Alterthums, wo jeder ganz dem Staate angehörte vollkommener wieder her, als es exiſtirt hat, indem er auch die Sklavenarbeit zu einem Staatsgeſchäft erhebt. Die Conſtituirung aller Arbeit zu freien öffentlichen Geſchäften wäre die Gründung der vollkommenſten Republik.

Wer aber alles zugleich erreichen will, erreicht nichts. Die theilweiſe Emancipation, ſelbſt das Zurückgehn mit den reformatoriſchen Bemühungen auf die Punkte, bei denen das Bewußtſein der Maſſen ſtehen blieb, wie dies in der jetzigen deutſch-religiöſen Bewegung geſchieht, iſt daher nicht zu bekämpfen und zu verfolgen, eben ſo wenig die Befreiung der Preſſe und die theilweiſe Emancipation von der Juriſtentyrannei durch die Jury; ja, ſchon der Entſchluß der Juriſten, ihre Herrſchaft vor den Augen aller Welt und darum weniger ungenirt, als bisher auszuüben, verdient Unterſtützung ſelbſt von denen, die überzeugt ſind, daß man den Begriff von Verbrechen und Strafe gänzlich aufheben und alles Recht auf den Einen Anſpruch des Menſchen, mit und durch alle andern ſich zu verwirklichen, zurückführen müſſe.

Die franzöſiſche Wirklichkeit und die deutſche Möglichkeit der Freiheit rücken ſich immer näher, je tiefer die Emancipation nach unten greift; ohne den idealen

Aufſchwung, der ſich nur in den Köpfen der Gebildeten erzeugt, iſt aber die materielle Befreiung ſo wenig möglich, als die Idee ohne Intereſſirung der Maſſen realiſirt werden kann. Praktiſch ſind alſo die Socialiſten, wenn ſie die Discuſſion unter die Arbeiter bringen. Es iſt die Pflicht des Politikers, und Frankreich ertheilt hierin alle Tage den beſten praktiſchen Unterricht, über den letzten Problemen und Zwecken die Anknüpfung an die Gedanken, welche der Welt geläufig ſind, nicht zu verſäumen, die Pflicht des Schriftſtellers, reelle Probleme der Freiheit in geläufige Gedanken ſeiner Zeit zu verwandeln.

Dies Geſchäft und ſeine Befriedigung, wenn es wirklich gelingt, könnte uns in der deutſchen Welt den Verluſt der franzöſiſchen in Vergeſſenheit bringen, denn es wäre der Anfang dazu, die Deutſchen in Franzoſen zu verwandeln. Nichts Geringeres, als dieſen Frevel, unternimmt von nun an jeder, der für die Freiheit und für Alle ſchreibt.

Druckfehler.

S. 3 Z. 6 von u. ſtatt: iſt er lies: iſt es.
— 11 — 11 — u. — hat nicht — hat ihn nicht
— 89 — 3 — o. — Oberbette — Überbette
— 241 — 7 — o. — gib' — geh'
— 260 — 9 — o. — Eingeſtürzt — Einſtürzt
— 260 — 11 — o. — die Müden — wir Müden
— 266 — 11 — o. — wagt — wagt'
— 266 — 15 — o. — der Helden — des Helden
— 277 — 10 — o. — Wird nun — Wird neu
— 279 — 2 — u. — Macht — Nacht
— 280 — 3 — u. — Sand — Stand
— 282 — 2 — o. — auch — euch
— 293 — 2 — o. — und — um

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Druck der Teubner'ſchen Officin in Leipzig.

Zwei Jahre in Paris.

Studien und Erinnerungen

von

Arnold Ruge.

Zweiter Theil.

Leipzig.
Verlag von Wilhelm Jurany.
1846.

Zwei Jahre in Paris.

Inhalt.

Seite

Unſre letzten zehn Jahre 1

Zuſchrift 3

1. Ueberſicht 11
2. Schelling 20
3. Hegel 27
4. Strauß 42
5. Bruno Bauer 50
6. Ludwig Feuerbach 57
7. Die Zeit vor der Kritik des alten Syſtems . 67
8. Die Halliſchen und Deutſchen Jahrbücher . . 74
9. Die Rheiniſche Zeitung 88
10. Cenſurflüchtige Bücher 90
11. Populäre Oppoſitions-Literatur: Publiciſtik und politiſche Poeſie 96

Seite

12. Kritik des Liberalismus, Socialismus und Humanismus 101
13. Der Egoismus und die Praxis: Ich und die Welt 117
14. Schluß 133

Briefe 135
1. An die Mannheimer Abendzeitung 137
2. An die New-Yorker Schnellpoſt 160
3. An eine Pariſer deutſche Zeitſchrift . . . 174
4. Aus Karlsbad 187
5. Aus Paris 190
6. An den Telegraphen in Hamburg 209
7. An einen Leipziger Patrioten 220

Der Patriotismus 237
Vorwort 239
1. Befreundung der Deutſchen und Franzoſen . . 247
2. Beſtehende Freundſchaft 251
3. Unterſchied der geiſtigen Vermittlung und der reactionären Verbindung 253
4. Einheit der Völker in ihrem wahren Intereſſe . 255
5. Das Weſen der Vaterlandsliebe und des Patriotismus 261
6. Die Volkseigenthümlichkeit 267
7. Freiheit. Kriterium der Eigenthümlichkeit . . 271
8. Die Unabhängigkeit des Volks 274

Seite
9. Eigenthümlichkeit und Unabhängigkeit ſind rohe Namen der Freiheit 279
10. Der wahre Grund des Selbſtgefühls 281
11. Auflöſung der Revolution in die Reform der bürlichen Geſellſchaft 285
12. Erſt die totale Befreiung der Menſchen iſt auch die Aufhebung der Religion 290
13. Patriotiſmus und Humaniſmus 292
14. Der Patriotiſmus und die Parthei 295
15. Der Patriotiſmus iſt eine Form der Religion . 302
16. Menſchenopfer und Arbeit. Cultus und Cultur . 302
17. Das Militär als Prieſter und Opfer . . . 305
18. Bürgermilitär und zur Landwehr conſtituirter Patriotiſmus 309
19. Preußiſcher und deutſcher Patriotiſmus . . . 313
20. Die patriotiſchen Epigonen und ihre Doctrin . 318
21. Die Patrioten als conſtituirte Reaction . . . 320
22. Die Confuſion des Schweizer Nationaliſmus . 322
23. Die Einfalt des deutſchen Patriotiſmus . . . 326
24. Der Patriotiſmus der drei freiſten Völker . . 332
25. Der Patriotiſmus der Engländer 334
26. Der nordamerikaniſche Patriotiſmus 336
27. Der franzöſiſche Patriotiſmus 338
28. Schluß 343
Aphoriſmen 347
1. Machiavelli über Reformen 349
2. Freiheit, befreite Natur 350

Seite
3. Freiheit und Recht 352
4. Der Mensch, eine Skizze 358
5. Aus Timons Buch der Redner 374
  a. Parlamentarische Beredsamkeit in verschiedenen Ländern 375
  b. Thiers 386

Unſre letzten zehn Jahre.

Ueber

die neuſte deutſche Philoſophie

an

einen Franzoſen.

Inhalt.

Zuſchrift.
1. Ueberſicht.
2. Schelling.
3. Hegel.
4. Strauß.
5. Bauer.
6. Feuerbach.
7. Die Zeit vor der Kritik.
8. Die Halliſchen und Deutſchen Jahrbücher.
9. Die Rheiniſche Zeitung.
10. Cenſurflüchtige Bücher.
11. Populäre Oppoſitionslitteratur: Publiciſtik und politiſche Poeſie.
12. Kritik des Liberalismus, Socialismus und Humanismus.
13. Der Egoismus und die Praxis: Ich und die Welt.
14. Schluß.

Zuſchrift.

Ich überreiche Ihnen ein kleines Heft über unſere Philoſophie. Sie haben mich veranlaßt, es zu ſchreiben. Sie erinnern Sich unſerer Unterredung über die bevorſtehende Revolution, über die Vorurtheile, welche zu beſiegen, über die Probleme, welche zu löſen wären, um durch die Befreiung aus alten Feſſeln nicht unmittelbar in neue, vielleicht noch härtere zu fallen. Sie bemerkten: „Lamennais hat ganz recht, wenn er befürchtet, wie Sie mir erzählten, die Revolution könne noch einmal ſcheitern. Die Franzoſen ſind theoretiſch, die Deutſchen ſind praktiſch unfrei. Die Deutſchen brauchen die Franzoſen, aber vielleicht noch nöthiger haben wir Franzoſen die Deutſchen, ihre Philoſophie und vornehmlich ihre Kritik der Religion. Es iſt augenſcheinlich, daß eine gründliche Umbildung der franzöſiſchen Welt ohne die Kritik der Religion, ohne die Verwandlung der Religion in Wiſſenſchaft, der Kirche in die Schule, der Mildthätigkeit gegen Einzelne in Gerechtigkeit gegen Alle, nicht möglich iſt. Die Umbildung der Geſellſchaft oder die Revolution will das religiöſe Problem der Glückſeligkeit nicht in der Phantaſie, ſondern in der Wirklichkeit löſen. Für dieſen gewaltigen Aufſchwung aus der alten Trägheit iſt das Gemüth der Menſchen nicht eher zu gewinnen, als bis ihm die Tröſtungen und Verheißungen der Religion ſämmtlich als Täuſchungen erſchienen ſind. Frankreich hat den Klerus aus der politiſchen Welt entfernt; es hat ihn weder aus den Taſchen, noch aus den Gemüthern der Franzoſen vertrieben. Frankreich täuſcht ſich, Frankreich verliert ſich durch Religion. Der Vampyr liegt ſaugend an ſeinem Herzen. Selbſt die Gegner des Katholicismus, die Voltairianer, ſind noch Katholiken. „Der Katholicismus iſt todt, ſagen ſie, aber wir ſind nicht ohne Religion, wir können uns die Welt nicht erklären ohne den Gott und die unbegreifliche Unendlichkeit, die *über* alle Vernunft *erhaben* iſt;" und in der Praxis ſtrotzen alle Reden und Gedanken von „Hingebung", „Aufopferung" und „Edelmuth", den moverniſſirten Ausdrücken für den alten Inhalt der Asceſe. Iſt dieſer Denkweiſe die unerklärte Welt ein wiſſenſchaftliches Problem? iſt ihr das Princip der Moral der wirkliche lebendige Menſch, der alle Zwecke erreicht, wenn er ſeine eignen erreicht? Gewiß nicht. Und dennoch — kann der Menſch mehr erkennen, als die reelle Theorie ihn lehrt, kann er mehr thun, als alle ſeine Kräfte an ſeine Zwecke ſetzen? Der fremde Zweck und die fremde Vernunft ſind die beiden Schmarotzerpflanzen auf dem Felde des Denkens und des Handelns. Weiter iſt nichts nöthig, als die Aufopferung des wirklichen Menſchen für eine zukünftige Herrlichkeit, und wäre ſie die ſchönſte Republik, um die chriſtliche, und ſodann die katholiſche Moral wieder herzuſtellen. Robespierre und Torquemada opfern Einem Götzen; dem Moloch ihrer Phantaſie warfen ſie die Kinder der Wirklichkeit in den Rachen. Weiter iſt nichts nöthig, als die doppelte Vernunft, die göttliche und die menſchliche, um die ganze katholiſche Dogmatik daraus herzuleiten. Wer ſeine Vernunft dem Unbegreiflichen gefangen giebt, der kann nichts dagegen haben, daß man in den Tempeln ihres Herrn knieet, daß man in Sack und Aſche ſich vor ihm krümmt, und auf die Sack- und Kuttenträger hört, die einen dazu anhalten. Kurz, wir Franzoſen werden die Pfaffen und den Katholicismus nicht los, ehe wir die ganze Religion und ihr doppeltes Geſicht erkannt, enthüllt und aufgehoben. Hierin müſſen wir Deutſche werden, Deutſche, die jeden Tag die Verweltlichung aller ihrer Prieſter, die Verwandlung der illuſoriſchen Wiſſenſchaft in die wirkliche decretiren könnten. Unſere Philoſophen und Voltairianer ſind nicht weiter, als es der deutſche Proteſtantismus und ſeine Syſteme, die Kantiſche und Hegelſche Philoſophie, waren; ſie ſind immer noch religiös, immer noch auf der Linie des alten freiheitswidrigen Princips, des Chriſtenthums."

„Die deutſche Kritik des Chriſtenthums iſt die nothwendige Vorausſetzung aller Befreiung. Erſt ſie ſtellt den Menſchen auf ſeine eignen Füße und verweiſ't ihn wieder auf ſeinen eignen Kopf. Sie ſpart ihm die unfruchtbare Arbeit der hohlen Theologie, und wirft alle ſeine Kräfte auf die Wirklichkeit ſeiner eignen und der natürlichen Welt. Allerdings abſtrahirt in Frankreich die politiſche und wiſſenſchaftliche Arbeit ſchon lange von der Theologie; aber die Theologie exiſtirt als vulgäre Philoſophie und die Pfaffen als Lenker unzähliger Unmündigen jedes Alters und jedes Geſchlechts. Wir dürfen in Frankreich die Pfaffen nicht verachten, weil ſelbſt die frei'ſten Philoſophen noch religiös, und folglich noch pfäffiſch ſind. Und dennoch verachtet man ſie. Dies iſt ſehr gefährlich. Ein Republikaner, der ſonſt ein ſcharfes Urtheil hat, und das Lager der Feinde durchaus nicht gering achtet, ſagte mir neulich, „„der Katholicismus iſt ein Tambour ohne Armee.““ Ohne Armee? Und die Nation bezahlt 80,000 Pfaffen, bezahlt ſie gut, und bezahlt ſie freiwillig? Außer den 36 Millionen aus der Staatscaſſe werden die Meſſen, die Traunungen, die Einſegnungen und die Betbrudererziehung theuer bezahlt, werden fortdauernd große Vermächtniſſe entgegengenommen, täglich neue Beſitzungen gekauft und neue Klöſter gegründet. Und geſetzlich braucht niemand weder die Trauung, noch die Taufe, noch die Einſegnungen; geſetzlich ſind weder die Klöſter erlaubt, noch die Stiftungen möglich. Das Geſetz iſt atheiſtiſch, wie Odillon Barrot ſagte; Frankreich iſt katholiſch. Seine Sitten ſind durch ſeine freien Geſetze nicht frei geworden. Und dieſes Frankreich ſollte gottlos ſein? Die bigotten Times haben ſich ſehr geirrt, als ſie dieſen Vorwurf ausſprachen. Die große Nation wagt es nicht und ihre Geſchwornen erlauben es nicht, frei zu denken und die Religion zu kritiſiren. Alle Bücher, die es thun, werden ergriffen, und die Autoren verurtheilt. Allerdings ſcheint das niedere Volk um ſo ſkeptiſcher zu werden, je frömmer ſich die höhern und mittlern Klaſſen aufführen. Aber eben dieſe Lage unſers Volks beweiſ't nur, daß uns Franzoſen die gründliche Fortführung der Kritik des 18. Jahrhunderts fehlt. Ich behaupte daher, wir bedürfen der Deutſchen und vor allen Dingen der Theilnahme an ihren neuſten Unterſuchungen über die Religion; und noch einmal wird es wahr: **pour délivrer la France, il faut la déchristianiser!**"

Ich habe mir ſeitdem Ihre Worte überlegt. Sie wiſſen, ich gehöre nicht zu denen, die in dem Bekenntniß des Atheismus eine Befreiung erblicken. Der Atheismus iſt ſo religiös, wie Jacob, der mit Gott ringt, der Atheiſt nicht freier, als ein Jude, der Schinken ißt, und ein Muhamedaner, der Wein trinkt. Wie dieſe Ketzereien den Juden und den Muhamedaner, ſo charakteriſirt das Bekenntniß des Atheismus den Theologen, der Kampf gegen das Chriſtenthum den Chriſten. Anders, als das jüdiſche Schinkeneſſen, verhält ſich der unbefangne Genuß dieſer Speiſe; anders, als die Losſagung von Gott und Chriſtenthum, verhält ſich die unbefangene Wiſſenſchaft von der Natur und vom Menſchen. Dieſe kann ſogar die Religion zum Gegenſtande haben, ohne mit ihr behaftet zu ſein, und je freier ſie von ihr iſt, um ſo weniger hat ſie mit ihr zu ringen und zu kämpfen. Frei wird man von einer Religion, wenn man ſie vergißt, oder wenn man ſie wie ein Theoretiker betrachtet und ergründet.

Da nun die Franzoſen das Chriſtenthum noch nicht vergeſſen können und ſehr Unrecht thun, es ignoriren zu wollen, wo es noch in gutem Andenken iſt, wie Sie ſehr richtig ausführten, ſo geb' ich Ihnen zu, daß nichts übrig bleibt, als ſich gründlicher mit der theoretiſchen Behandlung der Religion zu beſchäftigen. Ich gebe Ihnen ferner zu, daß die deutſche Theorie weiter iſt, als die franzöſiſche, und ich möchte zur Ausgleichung mitwirken. Vielleicht gelingt es mir, ſo deutlich, ſo faßlich und ſo gedrängt zu ſchreiben, als es die Franzoſen verlangen.

Laſſen Sie Sich alſo in der Kürze die Memoiren der deutſchen Philoſophie unſrer Zeit, wie ich ihre Entwickelung mit erlebt habe, vortragen. Ich ſchreibe nicht aus einer Bibliothek in die andre. Mir ſind die Bücher geläufig, ohne daß ich zu ihnen zurückkehre, und die Autoren ſtehn mir lebendig vor Augen. Ich hoffe, daß dieſes Verhältniß ein günſtiges iſt.

Urtheilen Sie nun, und benutzen Sie meine Schrift für die Franzoſen, wenn ſie ihnen brauchbar ſcheint. Für die Deutſchen, die in der Unkenntniß ihrer Philoſophie den Franzoſen gleich kommen, und das iſt bei Weitem die Mehrzahl, habe ich dann zugleich und vielleicht mit eben ſo geringem Erfolge geſorgt.

„Ich rechne auf wenig Leſer, ſagt einmal Diderot, und werbe nur um einige Stimmen. Wenn dieſe Blätter niemand gefallen, ſo können ſie nur ſchlecht ſein, aber ich würde ſie nichtswürdig finden, wenn ſie aller Welt gefielen."

Wollen Sie mir Ihre Stimme geben?

Paris, im Februar 1845.

Arnold Ruge.

1.

Ueberſicht.

Die Julirevolution rief in Deutſchland politiſche Bewegungen hervor; aber ſie half den deutſchen Proteſtanten nicht aus dem Traume ihrer „wiſſenſchaftlichen Freiheit", mit welchem ſie nun ſchon ſeit Jahrhunderten über den Despotismus ſich tröſten, den ihr Syſtem hervorgebracht. Man darf behaupten, dieſe Befriedigung war es, welche 1830, namentlich in Preußen, wo das Hegelſche Syſtem ſoeben ſeine höchſte Blüthe erreicht, alle denkenden Köpfe von der Bewegung fern hielt und die gedankenloſe Agitation der Maſſen, für das herrſchende Syſtem gefahrlos, ja lächerlich machte.

Der engliſche Proteſtantismus hat eine Revolution und eine große weltbeherrſchende Nation erzeugt, der nordamerikaniſche eine Republik und eine neue Welt, der deutſche hat den Fürſten und Großen die ganze ſichtbare Welt zu ſäculariſiren gegeben und ſich mit der unſichtbaren Kirche begnügt, er hat das öffentliche Leben für ewige Zeiten hingegeben und ſich mit dem Privatleben und der ewigen Dauer dieſer Erbärmlichkeiten getröſtet. Wir haben den Ruhm wirkender Menſchen verloren und den Hochmuth eines unfruchtbaren Wiſſens dafür behalten.

Mit dem Scheitern der Bauernkriege verlor der deutſche Proteſtantismus ſeinen demokratiſchen und thatkräftigen Herzſchlag; er machte ſeitdem alle Menſchen zu Mönchen „in der Gemeinde der Heiligen", zu Spießbürgern im Leben und zu Theologen in der Wiſſenſchaft. Die Theologie führte unbeſtritten das Scepter über dieſe blutloſen Geiſter; ſie hat mit ihrem Circeſtab unſre Gelehrten ihrer Menſchheit entäußert und ganze Bibliotheken, die jetzt nur noch des Verbrennens werth ſind, mit ihrem Wahnwitz angefüllt. Die proteſtantiſche Scholaſtik iſt noch werthloſer, als die katholiſche; die unpolitiſchen Jeſuiten des Privatlebens ſind noch gefährlicher, als die politiſchen Jeſuiten des Staatslebens: das Staatsleben aufheben, iſt ein größeres Verbrechen, als es nur verderben. Die Aufklärung in Frankreich konnte daher den verderbten Staat wieder herſtellen; was konnte ſie in Deutſchland, wo alle Staaten in Landgüter untergegangen, alle Menſchen in Hörige verwandelt waren? — Sie wollte auch hier die Wiſſenſchaft genießbar und alle Welt vernünftig machen, ſie gewann Friedrich II. und den Kaiſer Joſeph. Aber die Freude war von kurzer Dauer, und der Rückfall des Regimentes an den einfachen „Landesherrn“ und die unaufgeklärten „Seelenhirten“ deſto empfindlicher. Die beſten Köpfe ſtanden unter dem Befehl ihrer Herren, die Alles, auch die Gelehrten beſaßen. Selbſt Dichter, wie Schiller und Göthe, nicht blos Univerſitätslehrer, wie Kant und Fichte, gehörten zur Hof- und Staatsdienerſchaft der deutſchen Privatkönige. War nun die Wiſſenſchaft und Kunſt frei? Schiller rief aus: „Freiheit wohnt nur in dem Reich der Träume“ und dem großen Kant wurde durch den elenden Wöllner befohlen, bei der Theologie zu bleiben. Später ſodann, als der Philoſophie nichts mehr befohlen wurde, war ſie nicht kühn genug von dem alten Wege abzuweichen, im Gegentheil ſie bewies nun nur, daß Vernunft in der Welt ſei, wie ſie ſei. Alle Philoſophen, die Syſteme entwarfen, von Schelling und Hegel bis auf den letzten Poſitiviſten, führten nur die Theologie und die religiöſen Vorausſetzungen weiter aus. Was die Gelehrſamkeit Ketzeriſches enthielt, war ein Erwerb der Naturwiſſenſchaften; und wenn die Philoſophie es nicht überſehn konnte, ſo ſuchte ſie es mit ihrem Syſtem der modificirten Theologie in Einklang zu bringen, ſie hörte darum nicht auf, Theologie zu ſein, alle Probleme in der Speculation zu löſen und den ewigen Frieden allen Denen zu verkündigen, die ſich in dieſe Regionen erheben würden.

Die Väter unſerer Syſteme ſind die heiligen Väter des Proteſtantismus.

Und was war das Product dieſer deutſch-proteſtantiſchen Entwickelung? Das Leben verlor an den Mönchsſtand der Gelehrten ſeine Kraft, an den Dienerſtand der Actenmänner ſeine Lebendigkeit und an das Privatweſen der Spießbürger ſeine Geſchichte. Es giebt keinen Ehrgeiz und keine große Leidenſchaft, keine Thatkraft und keine Charaktere, keine Geſchichte und kein Volksleben in Deutſchland, ſelbſt Handel und Induſtrie nahmen bis vor Kurzem Theil an der allgemeinen Abſpannung.

Sollte nun eine Befreiung vor ſich gehn, und ſie war dringend nöthig; ſo mußte vor allen Dingen der Kopf der deutſchen Geſellſchaft ſich aus den Schlingen des Dienſtes und aus dem Bann der Theologie befrein, zumal in einem Lande, wo alles Gewicht auf die Wiſſenſchaft gelegt und alle Freiheit nur in ihr geſucht wurde. Dies iſt in der letzten Zeit geſchehn. Die Freiheit der neuen Wiſſenſchaft und Kunſt in Deutſchland beſteht in der Loslöſung der Schriftſteller vom Hof- und Staatsdienſt und in der Kritik der ganzen bisherigen Theorie, deren populäre Form das Chriſtenthum, die wiſſenſchaftliche das Hegelſche Syſtem iſt. Dieſe Befreiung iſt allmälig vor ſich gegangen und noch im Werke.

Die Kritik des alten Syſtems verläuft innerhalb der Hegelſchen Philoſophie. Sie verweilt mit großer Ausführlichkeit bei der Theologie, kommt erſt ſpäter auf die Unterſuchung der Religion ſelbſt und hat nur in vereinzelten Angriffen die Politik und die unmittelbare Wirklichkeit erreichen können.

Das weſentliche Intereſſe der eigentlichen oder dogmatiſchen Schule Hegels, die das Syſtem nur ausbreitete, nicht modificirte, war ohne Widerrede das theologiſche. Sie zeugte berühmte Theologen, wie Marheineke und Daub; und die erſten Kritiker, die abfielen, ſind ebenfalls berühmte Theologen. Das Syſtem hatte den ſeligen Himmel der Speculation und das unſelige Leben der Welt im „gemeinen Bewußtſein“ mit ächt chriſtlicher Unterſcheidung einander gegenübergeſtellt. Darum ſind auch die Ausführungen von Strauß, die wenigſtens in der faßlichen Form zum „gemeinen Bewußtſein“ zurückkehren, der Anfang des Abfalls, ſo ächt hegelſch ſie auch ihrem Inhalte nach blieben. Sobald dieſer erſte Anſtoß gegeben iſt, geht die Bewegung raſch weiter. Das berühmte „Leben Jeſu von Strauß“ findet ſeine Kritik in Bauers Schriften und das ganze chriſtliche Syſtem in „Feuerbachs Weſen des Chriſtenthums“. Dies Buch iſt ſchon nicht mehr theologiſch. Die „Halliſchen und Deutſchen Jahrbücher“ greifen ſodann nicht nur in die religiöſe Gegenwart, ſondern überall unmittelbar in die Wirklichkeit ein. Sie gewinnen eine politiſche Bedeutung. Mit ihnen hängt die „Rheiniſche Zeitung“ zuſammen, das erſte unabhängige Journal in Deutſchland. Die Dichter der Oppoſition, die Publiciſten, die kritiſchen Bücher, unter denen neuerdings „Stirner, der Einzige und ſein Eigenthum“, ſich auszeichnet, vermehren ſich von Tag zu Tage. Die Zeit des Hegelſchen Friedens und des alten Glaubens iſt vorüber. Die Zeit des alten Syſtems, ja die Zeit der Syſteme überhaupt iſt vorüber. Ein Syſtem feſthalten und aus dem Fluß der Zeit heraustreten, iſt Ein Begriff. Jedes fertige Syſtem ſpricht ſein eignes Todesurtheil. Es iſt immer das Ende ſeiner Welt. Wie Ariſtoteles die griechiſche, ſo beendigt Hegel die chriſtliche Welt. Was nun folgt, kann nur Auflöſung, — Kritik ſein. Wir leben in dieſer Kriſis, und es iſt umſonſt, im Namen der alten Götter ſie zu verbieten. Iſt ſie in der einen Form gewaltſam aus der Oeffentlichkeit zurückgedrängt, ſo bricht ſie in hundert neuen Geſtalten wieder hervor. Denn der Kopf wurde nun einmal aus der Schlinge gezogen und ſeine Erfindungen ſind unerſchöpflich.

Mit der Befreiung aus der officiellen Theorie hält das Aufgeben der officiellen Praxis gleichen Schritt. Eine Reihe muthiger Gelehrter und Dichter hat der alten Macht der Dienſthierarchie die neue Macht der Preſſe entgegengeſetzt und ſich ohne Weiteres emancipirt. In Wiſſenſchaft und Dichtkunſt ſind demokratiſche, freie Talente aufgeſtanden, die unbeſtritten durch eigne Mittel und gegen die Autorität eine neue Wendung des ganzen Denkens und Dichtens der Nation hervorgebracht.

Dieſe Loslöſung, ein ganz neues Phänomen in Deutſchland, geſchah von beiden Seiten. Je bedeutender die Schriften der Philoſophen und Dichter erſchienen, um ſo gewiſſer wurden die Autoren vom Staatsdienſt ausgeſchloſſen; und wenn ſie zuerſt zurückgeſtoßen wurden, ſo haben ſie im Laufe der Zeit ſelbſt erkannt, daß ſie ihre Stellung nothwendig außer den Reihen der abhängigen Dienerſchaft nehmen müſſen, ja, der Conflict iſt ſo ſchneidend geworden, daß immer mehr zu der Einſicht kommen werden, die Atmoſphäre der Unterthanen überhaupt ſei freien Werken des Denkens und Dichtens nicht günſtig. Das Schickſal der Philoſophen und Schriftſteller des 18. Jahrhunderts wiederholt ſich an ihnen. Ohne Zweifel wird früher oder ſpäter auch der Erfolg ihrer Schriften ihnen und der Welt eine gleiche Genugthuung bereiten, wie jenen Männern und ihren Nachkommen.

Wir haben den Verlauf der theoretiſchen Befreiung, welche die letzten zehn Jahre in Deutſchland vor ſich gegangen, kurz angedeutet. Um ihn vollkommen verſtändlich zu machen, iſt es nöthig auf Hegel einzugehn und das Syſtem ſeiner Welt und Zeit mit einigen Worten zu zeichnen. Wie Hegel den Kern der deutſchen Reactionsperiode, ſo enthält er auch ſchon das Princip ihrer Auflöſung.

Seines Vorläufers dagegen, der das „Abſolute" nur als Traumredner und Viſionär verkündigt, der es nie erreicht und entwickelt, der aber das Unglück hat, den wirklichen Entdecker und Darſteller der abſoluten Welt und ſich ſelbſt zu überleben, wollen wir hier nur um ſeines franzöſiſchen Renommées willen erwähnen. Schelling iſt für Deutſchland kein

Philoſoph mehr, ſondern nur noch ein Verräther der Philoſophie.

2.

Schelling.

Man hegt in Frankreich den Aberglauben, daß Schelling ein Philoſoph ſei, ja, noch mehr, daß Schelling noch lebe und wirke; und man darf ſich darüber nicht wundern, da viele Deutſche, denen man Sachkenntniß zutraut, den Thaumaturgen Schelling, den Meſſias der Unvernunft, immer noch als großen Philoſophen im Munde führen. Und dennoch, was iſt unphiloſophiſcher, als Bayern, Preußen und Schelling?

Es iſt jetzt ſehr leicht zu begreifen, daß Schelling überall nur das zu thun gewünſcht hat, was Hegel wirklich erreichte. Was iſt Schelling in Berlin und was war Hegel? Die Befriedigung, die Schelling nur verſpricht, Hegel gewährte ſie wirklich. Hegels Arbeit wurde von allen Partheien als Wiſſenſchaft anerkannt; Schellings Bemühungen werden von keiner Parthei für etwas anders, als für religiöſe und politiſche Dienſte ausgegeben, für gute von der einen, für ſchlechte von der andern.

Schelling hat nie der Wahrheit, immer nur ſich gedient, und keinen ſchlechtern Dienſt kann ein Menſch, der auf Ruhm denkt, ſich erweiſen. Ein Menſch, der nur ſich will, den werden alle andern nicht mehr wollen, ſobald ſie ſeine Abſicht merken, denn ſeine Abſicht iſt klein in jedem Fall. Sein Princip der intellectuellen Anſchauung, zu dem nur eine ganz beſondere Befähigung gelangt, nämlich ſein Genie, iſt von Anfang an das böſe Princip der Eitelkeit, der Genie- und Originalitätsſucht, der Abſonderung von der gemeinen und allgemeinen Vernunft, der Abfall von den gemeinſamen Intereſſen der Freiheit. Dieſer Abfall iſt aber zugleich eine Schwäche des Verſtandes.

Schelling iſt ein ſecundärer Menſch, der durchaus Original ſein will; Schelling iſt ein Schriftſteller, der mancherlei bearbeitet und angeregt hat, aber er iſt kein Syſtematiker; er hat der Welt ſeine Form nicht aufdrücken können, denn er hat keine eigne Form; Schelling hat den Ehrgeiz, Alles allein ſein und thun zu wollen, und doch die Geiſtesſchwäche, in allen ſeinen Arbeiten nur fremde Gedanken zu Tage zu fördern. Seine erſten Schriften hingen von Fichte ab, und als er ſich von Fichte entfernt hatte, war Spinoza ſeine Quelle; ſein Buch über die Freiheit iſt nur ein verderbter Jacob Böhm, und ſeine neuſten Vorleſungen in Berlin, die übrigens ſchon alte Münchner Waare ſind, geben nur die verderbte Hegelſche Logik als „negative Philoſophie“ und die eben ſo verderbte chriſtliche Dogmatik als „poſitive Philoſophie“ wieder. Er hat kein Erfinderverdienſt, er fordert es nur, und je mehr er klagt, daß andre ihm ſeine Gedanken ſtöhlen, um ſo entſchiedener holt er alles, was er denkt, von andern, und nur den völlig Unwiſſenden gegenüber gelingt es ihm, durch die unverſchämteſten Verdrehungen der Originale ſeine Quellen zu verbergen. Dies Verfahren iſt mit zunehmendem Alter immer troſtloſer ausgefallen, und die fixe Idee des Gedankendiebſtahls — als wenn man jeden Gedanken nicht je eher, je lieber, wenn er nur wirklich der Mühe werth iſt, in allen Köpfen ſähe! — hat ihn vor das ordinäre Gericht geführt, um ſich dort belehren zu laſſen, daß

Gedanken kein gemeines Mein und Dein ſind. Die Prätenſion eines Philoſophen und dieſes Ende! Die Prätenſion, mit der jüngſten geiſtigen Gegenwart fertig zu werden und die Niederlage durch den älteſten ſeiner Gegner! Paulus und „der geſunde Menſchenverſtand" reichen vollkommen aus, um dieſen Taſchenſpieler zu entlarven.

Die Schwachköpfe, welche die Anhänger der Vernunft für eine Parthei erklären, irren ſich nur darum nicht, weil ſie exiſtiren. Sonſt iſt die Vernunft allgemein, wie die Gedanken dazu beſtimmt ſind Gemeingut zu ſein. Wir verdenken es darum auch Schelling nicht, daß er ſich überall zulangt, ja, wir ſetzen ſein Verdienſt darin, daß er ſo gut eingedrungen, wir tadeln nur, daß er, mit dem Mehlſack auf dem Rücken, nicht zugiebt, er ſei in der Mühle geweſen. Am glücklichſten war ſeine Combination Fichte's und Spinoza's, obgleich es immer nur der alte Dudelſack der Theologie und der alte Nebel ihrer Phantaſie iſt — hinter dem 18. Jahrhundert eine Schwäche, darauf zurückzukommen und ein vergebliches Bemühen die Welt dahin zurückzuführen. Die Zeit der Myſterien iſt für immer vorbei. Schelling verſteht ſein Jahrhundert nicht. Was kümmert es ihn? Iſt das die Sache eines großen Philoſophen? Iſt es genial, keine andern Probleme zu kennen, als das Jahrhundert? Schelling marodirt in allen Zeiten und Richtungen umher, in den Mythologieen des Orients, bei der Weisheit eines fabelhaften Urvolks, oder in den Myſterien der ſamothrakiſchen Kabiren ſucht er die großen Löſungen; und im Verborgenen feiert er ſeine Myſterien, während Hegel am hellen Tage die Fragen der heutigen Welt beantwortet. Hegel ſtirbt. „Gebt mir Raum, ruft Schelling aus, gebt mir einen Ort in der Metropole der Wiſſenſchaft, und ich will alle Zweifel löſen, ich bin dazu aufgeſpart.“ Und was geſchieht? Er leiert nach wie vor ſeine Mythologie, preiſ't die Weisheit der aſiatiſchen Prieſter und thut endlich Buße bei den Prieſtern des Chriſtenthums — aber freilich auf ſeine Weiſe, indem er ihren Troſt für ſeine Entdeckung ausgiebt. Nichts iſt bekannter, als der chriſtliche Troſt, nichts alſo unverſchämter, als nun auch dieſen ſein zu nennen; aber Philoſophie iſt es nicht. Auch iſt Schelling nur wieder in der Leute Mund gekommen, weil die Obſcurantenparthei in Preußen gewünſcht hat, man möchte die Deſertion der Vernunft, die Schelling zu proclamiren die Stirn hat, für Philoſophie halten.

Alles philoſophiſche Verdienſt iſt ein kritiſches, ein neues Urtheil über den wiſſenſchaftlichen Proceß. Schelling iſt dies nie gelungen. Und jetzt myſtificirt er die Welt wiſſentlich und prahlt mit ganz nagelneuen Principien, während er die allerälteſten aus Bibel und Kirchenvätern vorträgt. Feuerbach nennt ihn mit Recht den neuen Caglioſtro und Kapp hat ſeinen Liſten und Pfiffen ein eignes Buch gewidmet. Was Schelling Verdienſtliches hat, ſein ſtyliſtiſches Talent, ſeine Fähigkeit, ſich Fremdes anzueignen und es über den Leiſten ſeiner Genieſucht und Myſterienwuth zu ziehn, das iſt zugleich ſein Fehler, ein Fehler der Intelligenz und des Charakters in Einem. „Er, das Genie, und das Geheimniß ſeiner tiefen Weisheit", mit dem er ſich durch ein halbes Jahrhundert von den Wundern der aparten Intellectualanſchauung bis zur Berlin-Münchner Offenbarungsphiloſophie hinſchleppt, das iſt ſein einziger ihm eigner Gedanke. Und mit dieſem hat es die umgekehrte Bewandtniß, wie mit wahren Gedanken. Seitdem alle Leute dahinter gekommen ſind, iſt er allein damit geblieben. Jeder Vernünftige erkennt ſeine Abhängigkeit von der Geſellſchaft und der Arbeit der ganzen Menſchheit willig an. Die Zeit der Eitelkeit und der Vergötterung eitler Originale iſt vorüber: ein Unglück für den alten Mann, daß er ſeine Zeit, die Zeit des Götzendienſtes mit dem Genie, überlebt hat.

Von ſeiner anregenden Wirkung auf die Naturwiſſenſchaften ſind jetzt faſt nur noch Verirrungen und Phantasmagorieen übrig, von ſeiner Geiſtesphiloſophie ſind die Reſultate die Berliner Verrücktheiten.

Schelling hat immer ein Syſtem geſucht, gefunden hat er es nicht. Er fühlte wohl dunkel, daß die Zeit gekommen war, wo man die ganze bisherige Welt ſyſtematiſiren und der Nachwelt ſie als eine eingemachte Frucht überliefern müſſe; aber ſein Geiſt war nicht fähig, dieſe koloſſale Arbeit durchzuführen. Er iſt und bleibt Dilettant und Gaſt an fremden Tiſchen, Diener vergangener Götter. Er bringt es nicht über das Formationstalent hinaus, er verſteht nicht einmal die Männer, deren Gedanken er als ſein Eigenthum vorträgt, denn er verdirbt ſie.

3.

Hegel.

Ganz anders Hegel. Dieſer iſt um ſo mehr, je weniger er ſcheinen will, während Schelling um ſo mehr ſcheinen will, je weniger er iſt. Hegel hat wirklich die ganze bisherige Geiſteswelt ſyſtematiſirt, und ſein Syſtem iſt der Schluß des Proteſtantismus, in den das Chriſtenthum ausläuft. Es iſt noch Theologie und vom Leben losgelöſ'te Theorie, zu gleicher Zeit aber die Theorie der bisherigen Welt und darum im Keime auch überall die Kritik derſelben.

Sein Syſtem hat drei Theile: Logik, Natur- und Geiſtesphiloſophie.

Man ſollte nun denken, die Logik oder die Gedankenwelt müſſe doch Geiſt und ihr Inhalt könne nichts anders, als Geiſt und Natur ſein. Gewiß, ſagt Hegel, aber beides „an und für ſich", beides in Abſtracto, beides „im Schattenreich des Gedankens“, die Logik iſt Alles, aber Alles noch einmal in einer himmliſchen, jenſeitigen Welt, „im Aether des reinen Denkens“, „die Logik iſt die ſpeculative Theologie“. Dies ſagt Hegel ſelbſt, und es iſt nun nur nöthig, die Theologie richtig zu verſtehn, um die Logik zu verſtehn.

Sie iſt wirklich nichts anders, als Geiſt und Natur noch einmal, aber in der unbeſtimmteſten und allgemeinſten Faſſung, wie der Himmel der Theologie nur die wiederholte Welt iſt. Jeder Gedanke der Logik, jede „Kategorie“ iſt Alles, wenigſtens jeden dritten Terminus, der die differenten Gegenſätze aufhebt, nennt Hegel ſelbſt eine Definition des Abſoluten.

Die Logik beginnt mit dem „Sein“ und endigt mit der „Idee“. Und nicht nur das „Sein“, das „Daſein“, das „Werden“, das „Weſen“; auch der „Begriff“, das „Urtheil“, der „Schluß“, und die „Idee“ ſind bei Hegel Alles. Der Begriff iſt der Inbegriff, die Totalität der Gegenſätze und alle Dinge ſind das Urtheil oder eine Darſtellung der gegeneinander wirkenden Gegenſätze, der Schluß iſt die Zuſammenſchließung des Allgemeinen und Einzelnen und die Idee die realiſirte Allgemeinheit, der exiſtirende Begriff, z. B. das lebendige, denkende Weſen. Das Syſtem aller Gedanken, welche Kategorieen, d. h. ſolche univerſelle Formen ſind, macht nun die Hegelſche Logik aus.

Dies Werk iſt eine große That. Denn es enthält alle bisherigen Principien aller früheren Philoſophieen, alle Gedanken, die jemals als Keime oder Principien der ganzen Welt behauptet worden ſind, in einer ſolchen Verbindung, daß man zugleich die Berechtigung des Gedankens an ſeiner Stelle und den höheren, concreteren Gedanken, in den er ſich nothwendig auflöſ't, dargethan findet. Die Bewegung von einem Gedanken zum andern iſt unaufhörlich, bei nichts beruhigt ſich die Dialektik, jedes neue Wort iſt Kritik des vorigen, aber nur um ſeinerſeits wieder kritiſirt zu werden von dem folgenden.

Dieſe unaufhörliche Bewegung der Gedanken, die Denkbewegung, hat nun ihre beſtimmte Form und „Methode“. Auf die „Methode“ legt das Syſtem den Accent, ſie iſt das Geheimniß ſeiner Entſtehung. Sie iſt ſehr einfach, allerdings; aber man macht ſich doch eine falſche Vorſtellung, wenn man die Dialektik mit der Formel: Theſe, Antitheſe, Syntheſe von beiden erklärt. Allerdings iſt dieſe Formel das Gerippe des logiſchen Denkens bei Hegel: das Leben, wodurch es erſt ſein wahres Anſehn gewinnt, iſt aber die doppelte Wendung des Denkenden einmal zurück auf den errungenen Inhalt und ſodann vorwärts auf den neuen Inhalt, welcher nichts anders, als dieſe Reflexion ſelbſt iſt. Nehmen wir ein Beiſpiel. „Sein“, „Nichts“, „Werden“ ſind die erſte Kategorie der Hegelſchen Logik d. h. „ein reiner Gedanke, der durch ſeine Momente hindurch ſich entwickelt“. Die Logik mag etwa beginnen: „Das Sein iſt Alles, und es iſt nichts, das nicht wäre“. Man reflectire nun darauf. Was iſt geſagt? Offenbar, „daß alſo das Sein, wenn es Alles mögliche iſt, das Allerunbeſtimmteſte iſt, von dem man zugeben muß, es ſei im Grunde das Beſtimmungsloſe, d. h. das Inhaltsloſe, alſo das Nichts ſelbſt“. Reflectire ich nun wieder darauf, daß ich alſo, indem ich das Sein beſtimmen wollte, nichts beſtimmen konnte, und indem ich das Nichts beſtimmen wollte, nur wieder die Beſtimmung des Seins zum Vorſchein brachte, die Beſtimmungsloſigkeit nämlich, ſo iſt zwar eine Syntheſe der Gegenſätze, Sein und Nichts, gewonnen worden, aber zugleich ein neuer Gedanke; denn ich ſehe, daß ich an meiner Operation nichts anders habe, als dieſe Bewegung des Gedankens, die Reflexion ſelbſt. Das gleichmäßige Abſtoßen, welches wir an beiden Punkten, beim Sein ſowohl als beim Nichts, erfuhren, giebt die reine, hin und her gehende Bewegung, die Reflexion, oder das Werden (die Geneſis des Gedankens ſelbſt). Das iſt Hegels erſte Kategorie. Vor der Bewegung des Werdens — vom Nichts zum Sein, „Entſtehen", und vom Sein zum Nichts, „Vergehen", — iſt kein Gedanke möglich. Denken iſt dieſe Bewegung der Reflexion. Sie iſt Entſtehen und Vergehen in Eins, denn jeder neue Gedanke iſt die Aufhebung eines alten. Der innerſte Kern des Hegelſchen Syſtems iſt die revolutionäre Kritik — die Freiheit.

Wir haben die Dialektik Hegels, deren Geheimniß ſo einfach als ſinnreich iſt, hiemit zugleich veranſchaulicht und gerechtfertigt. Sie iſt keine Grille, ſie iſt eine Nothwendigkeit, das Geſetz des Denkens ſelbſt; denn es iſt klar, daß der Denkende dieſe Operation nicht vermeiden kann und alle Gedankenreduction von der Fähigkeit abhängt, den Gegenſtand ins Auge zu faſſen und die Auffaſſung von Neuem zum Gegenſtande zu machen.

Doch verlieren wir uns nicht in den logiſchen „Aether“, von dem die armen Deutſchen, wie Optimusträumer, dreißig Jahre im Kreiſe herumgetrieben worden ſind, ohne den Tag der reellen Freiheit auch nur in dieſem himmliſchen Gebiete des Philoſophirens zu erblicken. Und doch! War das Denken ſchon immer revolutionär und gegen alles **Beſtehende**, ſo iſt vollends die „Methode“ des Denkens die conſtituirte Revolution. Dieſen Anſpruch auf die Sympathie der Franzoſen hat das deutſcheſte, das abſtracteſte Syſtem.

Hegel hat alle Gedanken in der Allgemeinheit der Kategorieen zu faſſen geſucht; und er hat durch das Syſtem derſelben eine große Erfahrung für alle künftigen Denker gewonnen, die Erfahrung, wie ſich die Kategorieen zu einander verhalten, wie ſie aus einander abgeleitet werden können und **daß jedes Syſtem einſeitig iſt, welches nicht die Gedankenbewegung ſelbſt, ſondern den ein-**

zelnen beſtimmten Gedanken zum Princip macht.

Richtig verſtanden wäre alſo die „Dialektik" ſelbſt, welche nichts anders als das Denken und die ewig fließende Kritik iſt, die Auflöſung aller Syſteme. Es fehlt nur, daß der auflöſende Denker, *der Menſch der Geſchichte, der Schöpfer eines ewig jungen Geiſteslebens*, an die Spitze geſtellt werde. Wer es vermag, entdeckt eine neue Welt; es iſt immer eine zu finden. Dieſe Folgerung macht die neuſte Philoſophie in Deutſchland. Wir haben daher eine menſchlichere, weniger überſchwengliche Logik bei ihr zu ſuchen, eine Logik, die ſich darüber nicht täuſcht, daß ihr Inhalt immer Natur und Geiſt, d. h. die äußere Natur und die Menſchennatur ſein wird, eine Logik, die alle Wirklichkeit durchdringt, alſo von der Natur zum Menſchen aufſteigt und das ausdrücklich thut, was *Hegel* bei aller Ueberſchwenglichkeit des „reinen — d. h. von aller Beſtimmtheit und exemplificirenden Gemeinheit gereinigten — Denkens" dennoch thun muß, eine Logik freilich, die keine mehr iſt.

Wir wollen die irdiſche Natur der himmliſchen

Logik bei Hegel mit wenig Worten aus ihrer Verborgenheit hervorziehn. Hegel behandelt im erſten Theil das Sein, im zweiten das Weſen, im dritten die Subjectivität oder den Begriff.

Die Lehre vom Sein hat zum Hintergrunde die unorganiſche Natur und ihre Bewegung. Die Lehre vom Weſen iſt abſtrahirt von den chemiſchen und phyſikaliſchen Proceſſen, in denen die Bewegung ſchon den Schein der Autonomie und Selbſtbeſtimmung hat. Die ſubjective Logik im dritten Theil behandelt den freien Proceß des denkenden Weſens, welches das wahre Weſen, oder des Selbſtbewußtſeins, welches das wahre Sein, die ſich ſelbſt beſtimmende Freiheit iſt. Hier im dritten Theil iſt nun nicht vergeſſen, die beiden erſten Theile als Exiſtenz, wenn auch nicht als volle Verwirklichung, des Begriffs nachzuweiſen ſowohl in der freien Bewegung der Himmelskörper, als in den ſich ſelbſt erzeugenden Naturproceſſen. Den „verwirklichten Begriff“ nennt Hegel Idee. Deren erſte Erſcheinung iſt das Thierleben, weil in ihm ſchon eine, wenn auch dunkle Selbſtbeſtimmung vorhanden iſt; ihre volle Verwirklichung iſt aber natürlich erſt das Menſchenleben.

der ſelbſtbewußte und ſich frei beſtimmende Menſch, der Geiſt iſt. Deſſen Freiheit iſt das Abſolute, welches von ſich ſelbſt anfängt und ſich ſelbſt zum Ziel hat.

Dieſe Skizze, ſo flüchtig ſie iſt, beweiſ't genug. Hegel iſt gezwungen, ſich an Natur und Menſch zu halten, ſo ſehr er ſich auch bemüht eine zweite gereinigte Realität, die logiſche, hervorzubringen; und ſein logiſches Syſtem iſt ganz richtig, wenn man überall die wahre Realität ausdrücklich geltend macht.

Dies alterirt aber die ganze Sache. Es iſt mit der Logik, wie mit der Theologie. Auch deren Prädicate Gottes ſind, wie Feuerbach ihr bewieſen hat, nur Prädicate der Natur und des Menſchen. Macht man ſie aber bewußter Weiſe als ſolche geltend, ſo iſt die ganze Weisheit der Theologie vernichtet, d. h. man hat ihr bewieſen, daß ſie, um etwas zu wiſſen, wirklich Naturwiſſenſchaft und Erkenntniß des Menſchenlebens, ſeiner Geſchichte und ſeiner Geſetze werden müſſe. Indem die Hegelſche Logik ihren Inhalt verſchweigt, giebt ſie ſich den Schein, als hätte ſie noch einen aparten Inhalt für ſich. Während alſo in Wahrheit das Sein und das Weſen, welches ſich zum Selbſtbewußtſein erhebt, nichts anders iſt, als die natürlichen Proceſſe, die im Menſchen freier Proceß werden und ſo im Leben und Wirken des Menſchen die Freiheit, oder das Abſolute, darſtellen; gewinnt die Logik durch ihre Abſtraction den Anſchein einer übermenſchlichen und übernatürlichen Welt.

Feuerbach in ſeinem „Weſen des Chriſtenthums“ zeigte: das Weſen des chriſtlichen Gottes iſt nichts anders, als das Weſen des Menſchen (und könnte man hinzuſetzen, das Weſen der Natur), aber im Jenſeits vorgeſtellt.

Es iſt nun klar, daß die Hegelſche Logik durch unſere Erklärung, eben ſo wie in dieſem Beweiſe Feuerbachs die Theologie, völlig aufgelöſ't wird. Was wird ſie nun, wenn wir ſie aus ihrer himmliſchen Einſamkeit in die Wirklichkeit herabziehn? Sie löſ't ſich auf in die Durchdringung oder Kritik der ſyſtematiſirten Wiſſenſchaften. Natürlich iſt die Syſtematiſirung dabei nicht als Vollendung zu denken, ſondern als Encyklopädie, wodurch die Wiſſenſchaften in Zuſammenhang treten und in einander überführen. Nichts konnte die Erweckung der Wiſſenſchaften aus dem Schlaf der Vereinzelung und aus der Beſchränktheit aparter Kategorieen beſſer vorbereiten, als die Hegelſche Logik, die Alles in Einen Fluß auflöſ't. Dieſer Gewinn iſt feſtzuhalten. Die Gelehrſamkeit wird daher auf die allgemeinen Gedanken der Logik und auf die Kritik derſelben in der Dialektik immer wieder zurückkommen oder ſie wird in Unordnung und Verwahrloſung viel überflüſſige Arbeit unternehmen, ſie wird ſich, wie jetzt die Franzoſen, unnöthiger Weiſe mit den Gegenſätzen des Göttlichen und Menſchlichen, des Nothwendigen und Freien, des Unendlichen und Endlichen, ja ſogar der Urſache und Wirkung herumſchlagen, und wenn ſie vollends den dichteriſchen Ausdruck „die ewigen Geſetze“ ausſpricht, ſo wird ſie glauben, die ganze Welt der „endlichen Erſcheinungen“ tief unter ſich zu haben. Es iſt allerdings wichtig zu unterſuchen, was die Gedanken „an und für ſich“ ſind, wenn man von jedem abſtracten Gedanken ins Blaue getrieben, von jeder Kategorie, die aus der Converſation auftaucht oder in einer Wiſſenſchaft zur Sprache kommt, wie von einem Irrlicht umhergeführt wird. Iſt aber z. E. die Einheit des Endlichen und des Unendlichen (ihre Differenz iſt die

Hauptmal der Franzoſen) einmal beweiſen, ſo iſt die Vornehmheit des Unendlichen kein Hinderniß mehr für die Wiſſenſchaft.

Die Philoſophie löſ't ſich auf, aber nur in der Kritik aller Wiſſenſchaften; und dieſe Kritik wird immer ein Princip geltend zu machen haben, ſie wird immer die Seite der Erkenntniß der bloßen Kenntniß gegenüber vertreten, immer die Seite des Allgemeinen an dem Einzelnen geltend machen; ſie wird aber ihre Einheit mit der Empirie, mit dem Leben, mit der Auffaſſung der Natur und des Menſchenlebens nie wieder aus den Augen verlieren; ſie wird aufhören Theologie oder zweites Geſicht zu ſein.

Iſt nach Hegel die Logik die Welt im Gedanken, ſo iſt ihm die Natur umgekehrt das außer ſich gekommene Gedankenſyſtem, der äußerlich gewordene Geiſt. Die Weſen der Natur ſind Exiſtenzen der Kategorieen, wodurch freilich die Kategorieen weſentlich modificirt werden, ſo iſt bei Hegel Quantität die logiſche Kategorie, Raum und Zeit ihre natürliche Modification. Es iſt klar, daß hier Wiederholungen unvermeidlich ſind. Hegels Naturphiloſophie macht daher wieder den Eindruck der Logik, hat die Natur der Logik und leidet an der logiſchen Abſtraction. Sie hat wenig Wirkung hervorgebracht, weniger, als ſie in der That verdiente, da ſie viel unverdautes Gerede der philoſophirenden Naturforſcher hinwegräumt.

Drittens die Einheit der Aeußerlichkeit und des Selbſtbewußtſeins, des logiſchen und natürlichen Weſens, iſt bei Hegel der „Geiſt", das Menſchenleben, der Menſch. Hegel nimmt den Menſchen im dritten Theil ſeines Syſtems, der Geiſtesphiloſophie, zuerſt als natürliches und ſpirituelles Subject, den „ſubjectiven Geiſt" (den Einzelnen), ſodann als die Menſchenwelt, den „objectiven Geiſt" in Geſellſchaft, Staat und Geſchichte; drittens als den ſich ſelbſt hervorbringenden, in ſich ſelbſt lebenden Geiſt — der ſeine Subjectivität ſelbſt, ſein Anſchaun, Vorſtellen und Denken, zur wahren Objectivität erhebt, d. h. zu ſeinem Gegenſtande macht — den „abſoluten Geiſt", deſſen Exiſtenz Religion, Kunſt und Wiſſenſchaft iſt. Die Religion iſt die Imagination, die Kunſt die Darſtellung, die Wiſſenſchaft die Erkenntniß des freien Weſens.

Nichts beweiſ't deutlicher, als der Inhalt des „abſoluten Geiſtes", bei Hegel, daß hier nur vom Menſchenleben und ſeinen Producten die Rede iſt. Dennoch ſollte es der Theologie, dieſer Erzfeindin des Menſchengeſchlechts, gelingen, aus dem „Geiſt“ und dem „Abſoluten“ einen neuen Götzen zu meißeln und ſowohl das Wort „Geiſt“, als den Ausdruck „das Abſolute“ in den Nebel der Abſonderlichkeit und Uebermenſchlichkeit einzuhüllen.

Iſt das höchſte Weſen (das freie) der Menſch oder iſt es dem Menſchen fremd und nicht von dieſer Welt? Wer hätte es denken ſollen, daß ein Syſtem, wie das Hegelſche, dieſe Frage, die Frage der Unwiſſenheit und Harthörigkeit gegen alle Wiſſenſchaft, noch einmal aufkommen laſſen würde? Ja, noch mehr! Wer hätte *Hegel* zutrauen ſollen, daß er trotz ſeines Syſtems dennoch mit der Theologie und ihrem blauen Dunſt ſich zu vertragen geneigt ſein könnte? Er hat es gethan, und wie ihn ſein Syſtem ſelbſt dazu verführen konnte, geht aus dem hervor, was wir über den theologiſchen Geiſt ſeiner Logik bemerkt haben. Er hat durch ſeine Religionsphiloſophie und durch die Anerkennung der abſurden Scholaſtik *Göſchels* (eines jetzt verſchollenen pietiſtiſchen Juriſten in Berlin) den Anſtoß gegeben zur völligen Verirrung ſeiner Schule in Theologie. Die erſte Phaſe ſeines Syſtems, die Schule im eigentlichen Sinn, iſt die theologiſche. Der böſe Geiſt des Proteſtantismus, der den Menſchen nur als Privatmenſchen kennt — mit der Religion, die ihm den Himmel verſpricht, nachdem ſie ihm die Erde (den Staat) entriſſen, mit der Kunſt, die er in ſeinem „Kämmerlein", und mit der Wiſſenſchaft, die er in ſeinem Kopfe ganz privatim ausführen kann — dieſer böſe Geiſt hat das Hegelſche Syſtem bei ſeiner Schwäche, der Abſtraction, gefaßt und lange feſtgehalten, bei der Abſtraction vom Menſchen. Und doch iſt in Wahrheit der Menſch das Princip und der ganze Inhalt der „Geiſtesphiloſophie", ein Name, mit dem ſich die Hegelſche Philoſophie ſo gern nennen hört.

Wir wollen nun zeigen, wie allmälig die Stärke dieſer Philoſophie, die humane, directe und wahre Auffaſſung, ſich geltend macht und alle Gebiete des Menſchenlebens wieder für ſich in Anſpruch nimmt. In dieſer Kriſis iſt die deutſche Philoſophie jetzt begriffen.

4.

Strauß.

Wie theologiſch die Hegelſche Schule geworden war, kann man daraus abnehmen, daß ein rein theologiſches Buch den Anſtoß zu ihrer Fortbildung gegeben. Der Doctor David Friedrich Strauß in Tübingen ſchrieb ein „Leben Jeſu“, worin er nachwies, daß an den Berichten der Evangelien gar nichts Hiſtoriſches ſei. Er erklärte die Entſtehung der Evangelien aus dem dichteriſchen Gemeingeiſt der erſten Chriſten und ſagte, die Evangelien ſind Mythen, Producte des Geiſtes der Gemeinden, der gar nicht auf das Factum, ſondern auf die bedeutungsvolle Dichtung ausgeht. Gegen die Gottheit Chriſti, welche von den orthodoxeren Hegelianern behauptet wurde, wandte er den Satz: „die ganze Fülle der Idee, was doch die Gegenwart Gottes im Chriſtus wäre, ſchütte ſich niemals in das einzelne Exemplar, ſondern immer nur in die Gattung aus.“ Die Menſchheit läßt er als realiſirte Gottheit gelten, aber die Gottheit iſt ihm eben darum noch ein Gegenſtand, ein philoſophiſches Problem, was ſie doch im Grunde ſchon bei Hegel nicht mehr iſt. Wir haben es gezeigt. Aber Strauß hatte nicht den Muth, Hegel untheologiſch zu faſſen und unter dem „abſoluten Geiſt" den Menſchengeiſt, die Kopfthätigkeit des Einzelnen, ohne Weiteres zu verſtehn.

Während er die „Gattung der Menſchheit" mit der „Fülle der Idee" ausſtattet, begegnet es ihm, daß er aus ihr einen unperſönlichen oder vielmehr „allperſönlichen Gott" macht. Dieſer „allperſönliche Gott", dieſe göttliche Menſchheit, iſt nur wieder das alte Geſpenſt der Theologie, er iſt die Menſchheit noch einmal, die himmliſche, gedachte, nicht die empiriſche Maſſe, er iſt eine Phantaſie, wenn er überhaupt etwas iſt; und eben ſo die „mythenbildende Gemeinde" neben den wirklichen Evangelienſchreibern iſt nur eine neue, wenn auch humaniſirte Auflage der Inſpiration. Strauß iſt Hegelianer oder theologiſcher Philoſoph. Ganz deutlich wurde dies Verhältniß in ſeinem zweiten großen Werk: „Die chriſtliche Glaubenslehre im Kampfe mit der modernen Wiſſenſchaft". Hier löſ't er alle Dogmen in Hegelſche Metaphyſik auf. Er geht von der Vorausſetzung aus, daß Dogmatik und Philoſophie Eine und dieſelbe Abſicht, nämlich die wahre Theorie, verfolgen, er ſtellt daher am Schluß ſeiner hiſtoriſch-kritiſchen Betrachtung jedes Dogma's die Frage: was ſagt die Philoſophie dazu? und beantwortet ſie philoſophiſch ſo gut es geht.

Aber die Philoſophie hat auf die Probleme der Dogmatik nichts zu antworten, es ſind nicht ihre Probleme. Die Dogmen der Religion haben Troſt, Glück und Seligkeit zum Zweck; die Unterſuchungen der Philoſophie die Wahrheit. Der Menſch wünſcht dem Tode zu entgehn. Die Religion ſagt: Du lebſt nach dem Tode in alle Ewigkeit fort. Mit dieſem Wunſche kann ſich niemand an den Philoſophen wenden. Wenigſtens kann er keine andere Antwort erwarten, als die, wenn du geſtorben biſt, ſo biſt du wirklich todt. Keinem Manne, der die Wiſſenſchaft ſucht, kann es beigehn, eine ſo unerbittliche Realität, wie den Tod, für Schein oder bloßen Spaß zu erklären. So populär die Tröſtungen der Religion ſind, ſo unpopulär ſind die herben Realitäten der Wahrheit; aber es wird jetzt von den Unglückſeligſten am beſten begriffen werden, daß Tröſtungen, die keine Wahrheit und Realität ſind, der reellen Beſeitigung des Unglücks nur im Wege ſtehn. Es wäre die ſchlimmſte Art, eine Krankheit zu heilen, wenn man ſich damit tröſtete, daß man ſie gar nicht hätte.

So verſchieden die Wirkungen der Religion und Philoſophie ſind, ſo entgegengeſetzt iſt auch ihre Abſicht. Der Religiöſe wird ſich jede Wahrheit verbergen, die ſeinen Wünſchen zuwider iſt; der Philoſoph wird ſich jeden Wunſch verſagen, welcher der Wiſſenſchaft zuwider iſt. Die Religion iſt die Theorie des Unwiſſenden, die Hoffnung des Unglücklichen, die Vertröſtung des Unterdrückten; die Philoſophie iſt die Theorie des Unterrichteten und die Denkungsart des freien Menſchen.

Der Widerſpruch von Religion und Philoſophie iſt Strauß nicht entgangen. Im Gegenſatz zu den ältern Hegelianern ſpricht Strauß die Unvereinbarkeit des Chriſtenthums und der Philoſophie offen aus, — ein großer, ein Aufſehn erregender Schritt; aber er war immer noch ſo ſehr Theologe oder Chriſt geblieben, daß er der Philoſophie zumuthete, auf die Fragen des religiöſen Menſchen zu antworten, und an die Stelle der Dogmen oder kirchlichen Zuſagen und Vertröſtungen philoſophiſche Antworten und Auflöſungen zu ſetzen. Allerdings antwortete er aus der Hegel'ſchen Philoſophie heraus, aber alle ſeine Fragen ſind theologiſch, alle ſeine Probleme ſind Probleme der Theologie, z. B. die Perſönlichkeit Chriſti, die Perſönlichkeit Gottes, die Dreieinigkeit, die Unſterblichkeit. Er „kämpft" mit der Dogmatik. Sein Bewußtſein reicht nicht weiter — und hierin iſt er ein ächter Schwabe — als bis zur Verneinung aller jener Fragen, die ihn höchlich intereſſiren und wirkliche Probleme für ihn ſind. Ihm wird die Dogmatik problematiſch. Dazu aber, daß man in Beziehung auf alle jene Dinge oder Phantaſieen auch ganz untheologiſche Fragen ſtellen könne, daß es ſich nicht blos um eine untheologiſche Antwort, ſondern auch um eine untheologiſche Frage handle, daß man z. B. fragen könne, wie iſt der menſchliche Geiſt zu jenen phantaſtiſchen Problemen gekommen, warum muß der religiöſe Menſch ſo fragen, wie er thut, — dazu erhob ſich Strauß nicht. Er hätte alsdann ſeine Form der Beantwortung nicht unternehmen ſeine Dogmatik nicht ſchreiben können. Es iſt bekannt, daß Feuerbach, und wir haben ſchon angedeutet, wie, dieſe Sache weitergeführt. Bevor wir näher darauf zurückkommen, müſſen wir die Wirkung der Straußiſchen Schriften auf Deutſchland hervorheben.

Das „Leben Jeſu" erſchien in einer Menge Auflagen, die fünfte iſt jetzt im Buchhandel. Die ganze rationaliſtiſche, von Kant ausgegangene Parthei der Theologen, und dieſe iſt bei weitem die zahlreichſte im proteſtantiſchen Norden von Deutſchland, zog neue Nahrung und Kraft aus der klaren und rationellen Darſtellung, wodurch ſich das „Leben Jeſu" ſo ſehr empfiehlt. — Die Kritik ſeiner eignen Schwächen, namentlich ſeiner Abfindung mit der Unvernunft und ſeiner Verſuche, alle Wunder der Bibel natürlich zu erklären, ließ ſich der Rationalismus gern gefallen um den Preis, daß Strauß ſeinem Erzfeind, dem philoſophiſchen und pietiſtiſchen Obſcurantismus einen empfindlichen Stoß verſetzte. Geſchah es doch immer im Namen der Vernunft, alſo des rationaliſtiſchen Princips. Und daß Strauß der Theologie immer noch eine Hinterthür offen ließ, das fühlte jeder Theologe. Es iſt die Natur der Theologen, überall dieſe Hinterthür im Auge zu haben. Wird etwas über die Religion geſchrieben, was den alten Schleier lüſtet; ſo fragen ſie nicht, iſt die Sache wahr, ſondern wo bleiben wir, wenn ſie wahr iſt? d. h. giebt es eine Hinterthür, zu der wir wieder herein können, wenn man uns zum Thore hinaus wirft? Dies thaten allerdings auch die Rationaliſten. Die Parthei dagegen, die gar nicht hinausgeworfen ſein wollte, die ſich ſo eben erſt durch Hegel und die Pietiſten in Beſitz der Zeitrichtung geſetzt zu haben glaubte und in nächſter Zeit die preußiſchen Angelegenheiten ganz in ihre Gewalt zu bringen hoffte, die Obſcuranten, welche die Herrlichkeit des wiederhergeſtellten Chriſtenthums unſerer frommen Väter predigten, dieſe Parthei hatte viel ernſtere Gedanken bei den Straußiſchen Büchern, ſie ſah darin ein Hinderniß ihrer Herrſchaft und zog daher, als man in Berlin den Antrag auf ein Verbot des „Lebens Jeſu" ablehnte, mit einer unglaublichen Fluth von Schriften dagegen zu Felde. Aber ſie hatte nur die Genugthuung, daß ſie geſprochen hatte; die Wirkung der Straußiſchen Schrift wurde dadurch nicht geſchwächt, im Gegentheil bedeutend verſtärkt. Es war ein erſter Athemzug der Freiheit, den alle Welt mit Wolluſt empfand und genoß, den man um ſo eifriger einſog, je mehr Mühe die alte Kerkerluft ſich gab, ſtatt ſeiner einzudringen.

Aber nicht nur die alten Theologen, auch die jungen Hegelſchen Philoſophen, die avanciren wollten, ſuchten an dem Drachen Strauß ihre Sporen zu verdienen. Strauß war das Schlimmſte, was man damals denken konnte, und es iſt vorgekommen, daß ein unglücklicher Ruſſe, der in Deutſchland orthodoxer Profeſſor geworden war, Strauß eigens in Augenſchein nahm, um ſich zu überzeugen, ob er noch einem Menſchen ähnlich ſähe.

Dieſe Herren, Theologen und Philoſophen, als da ſind Hengſtenberg, Tholuck, Göſchel, ja ſogar Hinrichs und Roſenkranz, hätten gerne Strauß, ſowohl aus der Philoſophie, als aus der Theologie, hinausgeworfen. Sie hielten dafür, daß man draußen nicht exiſtiren könne; und er war, philoſophiſch ausgedrückt, ein Störenfried, ins Theologiſche überſetzt, ein Teufel. Glücklicher Weiſe hatte die Jugend andere Geſichtspunkte, als dieſe Männer der Vorzeit, und Strauß riß alle ſtrebenden Köpfe mit ſich fort.

War die Herrlichkeit der Theologie, deren Myſterien, z. B. die Dreieinigkeit, Hegel und ſeine Schule eifrig wieder hergeſtellt, zweifelhaft geworden, ſo wurde nun auch das Hegelſche Syſtem wankend. Dies iſt der wichtigſte Erfolg der Straußiſchen Kritik. Sie iſt die Rückkehr zum Verſtande aus einer trunken und toll gewordenen Speculation, ein erſter Halt der reactionären Geiſtesbewegung in Deutſchland. Die Revolution und ihr Princip, die directe menſchliche Vernunft, wurde durch Strauß in der Theologie wieder hergeſtellt zu einer Zeit, als der Rationalismus für immer beſiegt zu ſein ſchien. Da nun das proteſtantiſche Deutſchland mit allen ſeinen Inſtitutionen ein Machwerk der Theologie iſt; ſo mußte die Bewegung die ernſthafteſten Folgen haben. Sie hat ſie gehabt; ſie iſt völlig politiſch geworden.

5.

Bruno Bauer.

Schon Bauer in ſeinem Werk: „Kritik der evangeliſchen Synoptiker“ giebt der Bewegung eine praktiſche Wendung, ſo theologiſch die Frage auch iſt, die er behandelt. Mit Deutſchland ſich beſchäftigen, heißt, ſich mit der Theologie beſchäftigen, und namentlich bei dieſem Schriftſteller muß man die Geduld des Leſers noch für das alte Thema in Anſpruch nehmen: Bauer, der Feind der Theologie, quält ſich, die Theologen und die Welt mit — Theologie. Bauers Werk iſt ein Fortſchritt über das „Leben Jeſu". Hatte Strauß die Evangelien Producte des mythenbildenden Geiſtes genannt, ſo war die Frage nach der Thätigkeit der wirklichen Autoren, nach ihren Geſichtspunkten und Motiven, nach dem Werth oder Unwerth ihrer Arbeit, nach dem äſthetiſchen oder ſonſtigen Gehalt ihrer Werke ganz bei Seite geſchoben. Der mythenbildende Geiſt, wer iſt das? Der Geiſt der Gemeinde. Aber wie kommt er zum Vorſchein? Schreibt dies allgemeine Weſen ſelbſt? Und wenn es nur durch die Einzelnen zum Vorſchein kommen, in unſerm Falle zu Papier gebracht werden kann; ſo iſt es doch klar, daß die Kritik ſich an dieſen Schriftſteller halten und was er geſchrieben als ſein Werk zu beurtheilen hat; mit Einem Wort, dies myſtiſche Weſen, „der mythenbildende Geiſt der Gemeinde", wird zur ſchriftſtelleriſchen Thätigkeit wirklicher Menſchen.

Indem Bauer dem Strauß dieſe Betrachtungsweiſe entgegenſetzt, gelangt er zu einer menſchlichen Behandlung der Evangelien. Während Strauß in ihrem Urſprunge immer noch einen dunkeln Hintergrund beſtehn und jede Unvernunft ſinnvoll ſein läßt, macht ſich Bauer an die rückſichtsloſe Kritik der Schriftſteller und ihrer Werke. Den Ausdruck Diderots: „Dieſe Werke ſind keine Meiſterſtücke der Kunſt; die Evangeliſten haben geſchrieben, wie ſie es verſtanden“, hat Bauer im Einzelnen bewährt. Er zeigt, daß die übrigen den Marcus abgeſchrieben und aus welchen Gründen ſie ihn verändert. Dieſe Gründe ſind überall, wenn nicht bloßes Ungeſchick der Schriftſteller, dogmatiſche und theologiſche Abſichten. Wenn ſich die Vorſtellungen, die ſich an den Grundgedanken des Meſſias anknüpfen, nach irgend einer Seite weiter bilden, wenn z. B. ſeine natürliche Geburt oder Empfängniß, die Marcus berichtet, einem ſpätern Schriftſteller des Heilandes nicht würdig ſcheint, ſo wird es nöthig eine neue Geſchichte ſeines Urſprungs zu ſchreiben. Der Gläubige verlangt die übernatürliche Zeugung, ſie muß alſo geſchehn ſein, und es iſt nun die Sache des theologiſchen Schriftſtellers, den Hergang hiernach zu berichtigen. Es giebt für dieſe Köpfe gar keinen andern, als den theologiſchen oder dogmatiſchen Hergang, d. h. die Doctrin, durch deren Ausbildung die Theologen ſelbſt den Glauben in Bewegung ſetzen. Wer eine Doctrin im Auge hat, achtet nie das Factum. Noch weniger, als der Politiker, thut es der Dogmatiker, der es von vorn herein und mit himmliſchen, d. h. phantaſtiſchen Thatſachen zu thun hat. Dieſe ereignen ſich nicht, ſie müſſen immer erdacht werden. Das Nachdenken über das Vorhandne, aus dem das Neue hervorgeht, kann aber nur durch Einzelne, die ein beſonderes Intereſſe an der Sache haben, hier die Theologen, vollbracht werden, und der Eindruck, den dieſe Erfinder auf die Menge machen, hängt davon ab, wie weit ſie darauf vorbereitet iſt und ſchon durch die Natur des früher Gegebenen zu der Fortbildung hingedrängt wurde. Uebrigens verſteht es ſich, daß auch Marcus, der Urevangeliſt, als Theologe geſchrieben hat. Das Weſen der Theologie wird hierdurch der letzte Gegenſtand der Evangelienkritik. Dieſe Kritik, die mit zürnender Hand das Unweſen der Theologie enthüllt und all ihre tauſendjährigen Sünden an der Wahrheit und Vernunft bitter rügt, von einem Docenten der Theologie ſelbſt gelehrt und veröffentlicht, brachte die Pfaffen und ihre Freunde in Aufruhr und diesmal nicht, wie gegen Strauß, in einen literariſchen, ſondern in einen polizeilichen. Natürlich. Bauer hat den Boden des Chriſtenthums und der Theologie ganz verlaſſen, er greift die Evangelien, die Quelle der Religion, die Geburtsſtätte unſerer Götter, ja, er greift die Religion ſelbſt an.. Das Chriſtenthum iſt ein Product der Theologie (Theopoeſie hätte er ſagen können) und der theologiſchen Phantaſieen und Abſichten, ſagt der Abtrünnige. Hiegegen können die Theologen nicht mehr disputiren. Sie können ihrem Gegner auf ſein profanes Gebiet nicht folgen. Sie können dem Ungläubigen nicht beweiſen, daß ſie ihre Weisheit nicht von Menſchen haben und nicht zugeben, daß dieſen Menſchen ſo viel Menſchliches begegnet ſei, als Bauer ihnen nachweiſ't. Außerdem, welche Wirkung muß dieſe Lehre haben? Ein Theologe, der keiner mehr iſt, der würde der Schüler Bauers ſein; ſoll alſo die Theologie aufhören zu exiſtiren? Es iſt Hochverrath gegen die Kirche, ihre Diener vom Glauben zu befrein. Der Staat wurde alſo aufgefordert, gegen dies Attentat einzuſchreiten.

Man hat Bauer ſein Recht, an der Univerſität Bonn gegen die Theologie zu lehren, entzogen. Seine Schriften dagegen ſind im Buchhandel vorräthig. Die Theologen halten ſie für weniger ſchädlich, als die Vorleſungen, da ſie nicht populär ſeien, und da die Studenten, welche Theologen zu bleiben entſchloſſen ſind, keine Veranlaſſung hätten, die Aufhebung der Theologie zu ihrem Studium zu machen. Sie hätten dieſen Troſtgrund auch dem Docenten entgegenſetzen können. Bauers Zuhörer haben ſich nicht abhalten laſſen, Pfarrer zu werden, da ſie einmal ein anderes Geſchäft nicht verſtanden.

Die Abſetzung des Licentiaten Bauer hat daher weniger eine theologiſche, als eine politiſche Bedeutung. Sie war das officielle Geſtändniß des Proteſtantismus, daß ſeine Univerſitäten die Lehr- und Geiſtesfreiheit — dieſes vielgeprieſene Reſultat der Reformation — keineswegs ertragen können, daß der Proteſtantismus alſo, da die Literatur bekanntlich ſchon lange unter Cenſur ſteht, in Deutſchland überhaupt keine Freiheit (weder vom Aberglauben noch von der Autorität) hervorgebracht hat.

Bauer ſtellte an den Proteſtantismus die Forderung: „wenn die Forſchung in der Schrift frei ſein ſoll, wie ihr ſagt, ſo müßt ihr auch jedes Reſultat der Forſchung frei laſſen“. Er negirt nun die Schrift ſelbſt in Folge ſeiner Forſchung. Dies iſt ein Bruch. Allein mit der Kritik ſeiner Quelle, war Bauer dem proteſtantiſchen Chriſtenthum noch immer nicht auf den Grund gekommen. Selbſt die Negation der Theologie iſt ein theologiſches Geſchäft. Wer, wenn er kein Jude iſt, wird ſich die Mühe nehmen, den Talmudismus zu negiren? Bauers Schickſal iſt beklagenswerth. Warum hat er auch die Theologie zum Studium gemacht? Dieſer Geier frißt an ſeiner Leber, und ſelbſt der Atheismus war nicht Herkules genug, um ihn zu erlegen. Luther kämpfte mit dem Teufel, er kämpft mit Gott.

6.

Ludwig Feuerbach.

Das Wort des Räthſels zu löſen und das Chriſtenthum wirklich zu erklären und zu enthüllen, war Ludwig Feuerbach vorbehalten. Ungefähr gleichzeitig mit der erſten Hälfte der Bauerſchen Ausführungen erſchien das merkwürdigſte und wichtigſte Buch der deutſchen philoſophiſchen Literatur unſerer Zeit, ein Werk, welches zugleich die Conſequenz und die Kritik des Hegelſchen Syſtems und der ganzen bisherigen chriſtlichen Welt darſtellt, „das Weſen des Chriſtenthums von Ludwig Feuerbach".

Dies Buch löſ't die ganze übermenſchliche Welt in die wirkliche auf. Der Menſch kann nicht über den Menſchen hinaus. **Homo homini deus.** Das höchſte Weſen iſt der Menſch, die Theologie iſt Anthropologie. Sie weiß nichts, als was ſie vom Menſchen weiß. Das Chriſtenthum ſetzt des Menſchen Gefühl, ſein Denken, den Wunſch ſeines Herzens, ſeine Verhältniſſe, an denen er hängt, kurz den ganzen Menſchen in den Himmel, d. h. es ſetzt ihn jenſeits der Wirklichkeit noch einmal. Der Gott und der Himmel des Chriſten iſt der Menſch und ſeine Welt, wiederholt als Gebilde ſeiner Phantaſie und als Product ſeiner Herzenswünſche.

Feuerbach greift nicht die Conſtitution und Urkunde des Chriſtenthums an, wie Bauer, er fragt nicht, wie Strauß, welchen wiſſenſchaftlichen Werth haben die Dogmen der chriſtlichen Religion, ſondern welchen Urſprung im Menſchengeiſt, welchen Zweck, welche Bedeutung und welchen Sinn hat alle Religion überhaupt und welchen die chriſtliche insbeſondre.

Dies iſt die richtige, die philoſophiſche Frage. Sie ſetzt nicht voraus, daß Philoſophie und Chriſtenthum denſelben Zweck haben. Sie unterſucht das Weſen und den Zweck beider. Erſt ſo wird die Religion wirklich ein Gegenſtand der Wiſſenſchaft. Man erfährt, was ihr Inhalt, welches die Art ihn zu gewinnen, und welches der Trieb des Menſchengeſchlechts zu dieſer Arbeit war.

In der Religion, ſagt Feuerbach, macht der Menſch ſich ſein Weſen objectiv. Die Religion unterſcheidet den Menſchen vom Thier, dem die Fähigkeit, ſein eignes Weſen zum Gegenſtande ſeiner Anſchauung, Vorſtellung, Achtung, Anbetung zu machen abgeht. Aber der Religiöſe weiß nicht, daß der Gegenſtand ſeiner Anbetung nur ſein eignes Weſen, der Gott nur der Menſch, jenſeits der Wirklichkeit gedacht, iſt. Dies Verhältniß, dieſe Selbſttäuſchung der Religion, iſt folgenreich. Indem der Religiöſe ſein eignes Weſen zum Gegenſtande der Anſchauung hat, darin aber ein fremdes Weſen empfindet, entfremdet er ſich nothwendig ſein eignes Weſen und macht es zum Unweſen. Daher der Fanatismus und alle Greuel der Religion, die inhumane Gottheit und der aufgeopferte Menſch, gleichviel ob man ihn ſchlachtet, verbrennt, entmannt, caſteit oder zum Sünder macht.

Es iſt klar, daß Strauß und Bauer der Sache nicht an die Wurzel gekommen waren. Sie ſind Ketzer, immer einer ſchlimmer als der andre, aber die Ketzer ſind die wahren Theologen, ſagt Bauer ſelbſt. Allerdings iſt Bauer der totale und darum der letzte Ketzer, aber er iſt als ſolcher immer der letzte Theologe. Er negirt die ganze Theologie, er haßt die Theologen namenlos, er verfolgt ſie grauſam; aber er thut dies mit dem Fanatismus der

Theologie, wenn auch der umgekehrten; er iſt fanatiſch für den Atheismus, er iſt abergläubiſch für den Unglauben; er erfährt die Weltgeſchichte an der Geſchichte ſeiner Perſon, ſeine Leiden ſind die Löſungen aller Fragen. Als er abgeſetzt wurde, ein Leiden, welches er mit Sehnſucht erwartete, war die Theologie gerichtet. Sie köpfte ſich ſelbſt, das iſt wahr, aber das jüngſte Gericht der Feuerbach'ſchen Kritik war ſchon über ſie ergangen, und Bauers: „hängt euch!“ erſchien nun nur noch die Formel für das große Publicum. Die Wahrheit ſollte, wie Hegel ſagt, fürs Bewußtſein und in Bauer incarnirt werden. Leider iſt die Theologie überhaupt kein populärer Gegenſtand. Ihre Aufhebung wurde daher keine Thatſache des allgemeinen Bewußtſeins und Bauers Geſchichte blieb ein gelehrtes Experiment. — Als Bauers Schriften von der Berliner Cenſur angefochten wurden, „war die Cenſur gerichtet“, aber die zähe Berliner Welt behauptete ihre Unterwerfung, und Bauer veränderte auf Befehl ſeine Bücher. Er iſt der Märtyrer der Cenſur, wie er das Opfer der Theologie war. Theologie und Cenſur iſt am Ende Ein Gewiſſen und Ein Bekenntniß. Iſt die Welt erſt los davon, ſo braucht man nur die richtige Gebehrde zu dem alten Inhalt zu machen, und er wird ſatiriſirt ſein. Dieſe Methode hat Bauer denn auch gegen beide ergriffen, er hat, wie Krummacher, theologiſch und, wie ein Geheimer Rath, preußiſch geſchrieben. Aber der Jeſuit, der Theologe, der Ketzer und wäre er der Märtyrer, ja, wäre er wie Bauer, der Meſſias des Atheismus, iſt nicht frei. — Frei iſt erſt der Mann der Wiſſenſchaft, der mit dem Secirmeſſer und der Lupe in der Hand das Weſen und das Unweſen ſeines Gegenſtandes gleich unpartheiiſch darſtellt.

Dies iſt Feuerbachs Fall; und ſein Buch beleuchtet gleichmäßig die Wiſſenſchaft von den Religionen der Völker, und die Kritik der Wiſſenſchaften, die Philoſophie ſelbſt.

Hebt dieſe Kritik die Theologie wirklich auf, wie ſie es denn in der That unwiderleglich thut, ſo iſt damit zugleich jede theologiſche oder chriſtliche Form des Wiſſens und Lebens, jeder Zwieſpalt einer wirklichen und imaginären (jenſeitigen) Welt, aufgehoben. Die Immanenz (gegen die Transcendenz), die Realität der Welt, die wirkliche

Exiſtenz des Menſchen und der Natur, wird die einzige Aufgabe aller Wiſſenſchaft und aller Praxis.

Was folgt nun daraus? Aufgehoben wird zu allererſt die theologiſche Philoſophie. Ihr apartes Gebiet neben der verlaſſenen Wirklichkeit der empiriſchen Wiſſenſchaften, die ſich dem Denken entfremden und zum todten Material herabſinken, läßt ſich nicht länger behaupten. Sodann verliert der bisherige excluſive Staat durch die aufgehobene Religion ſeine Baſis.

Das gemeine Menſchenleben iſt Privat- und Erwerbsleben; das politiſche Leben ſchwebt über ihm mit ſeinem Himmel und ſeinem Gott, dem Könige. Dieſer Himmel der Politik iſt eine unbekannte Welt verborgener Staatsdiener, verlaſſen von dem allgemeinen Intereſſe und in Deutſchland einfach der ausſchließliche, geheiligte Beſitz des irdiſchen Gottes und Herrn. Dieſer Staatsgott, der König, iſt allerdings nur der wiederholte Privat- und Erwerbsmenſch, aber als übermenſchliches Weſen (Majeſtät **Divus Augustus**) getrennt von der gemeinen Menſchenwelt. Die nothwendige Folge einer Kritik, welche den Menſchen zum Princip der intellectuellen und ſittlichen Welt macht, iſt die Aufhebung dieſes Zwieſpaltes zwiſchen Staatsleben und Menſchenleben, die Politiſirung aller Menſchen — alle bilden die Polis — und die Humaniſirung des Staats — jeder iſt der Zweck des Staats. Der Menſch darf nirgends mehr Mittel, er muß überall Zweck ſein, der Dienſt, welcher das Individuum einer Abſtraction aufopfert, hört auf. Es giebt keine übermenſchlichen Weſen und geheiligte Perſonen, es giebt aber auch keine Unmenſchen, keine Ketzer und keine Verworfenen mehr, ſobald jeder alle Privilegien des Menſchen genießt.

So erſcheint die gelungene Kritik des Chriſtenthums theoretiſch und praktiſch als Grundlage einer neuen Welt. Allerdings der Anfang der neuen Zeit, der erſte Bruch mit dem Chriſtenthum, iſt die Aufklärung und vornehmlich die der großen franzöſiſchen Schriftſteller, Voltaire, Rouſſeau, Helvetius, Diderot, deren Einfluß auf Göthe und Hegel und folglich auch auf die jetzige deutſche Geiſtesbewegung am Tage liegt und deren Realiſirung die franzöſiſche Revolution iſt. Schon die Aufklärung wendet ſich gegen das Chriſtenthum und den alten Staat, ſeine Realiſirung. Sie zeigt, daß darin der Menſch dem Aberglauben und ſeiner Verwirklichung, dem Despotismus, geopfert wird. Sie greift den Gott der Juden und Chriſten moraliſch an. Boulanger, in ſeinem „enthüllten Chriſtenthum“, ſagt: „Die Verbrechen, womit das Chriſtenthum mehr, als alle andere Religionen ſich beſchmutzt hat, entſprangen aus dem Wunſche, dem wüſten, despotiſchen Gotte, den es von den Juden geerbt, zu gefallen. Der unſittliche Charakter dieſes Gottes mußte nothwendig dem Betragen derer, die ihn anbeteten, zur Richtſchnur dienen.“ Die Aufklärung rettet den Menſchen aus dem Rohſten heraus, ſie wird kritiſch gegen die verſtaubten Heiligthümer und macht eine Gaſſe für die Freiheit.

Aber ſie kommt dem Weſen aller Religion nicht bei, und ſie entdeckt nicht den Wurm des Chriſtenthums und des Mittelalters. Er iſt dieſer, theoretiſch und praktiſch, im Denken und im Leben das Weſen des Menſchen für unerreichbar, ja, vielmehr jeden wirklichen Menſchen für einen Unmenſchen, für einen Sünder und für polizeiwidrig zu halten. Die

Erklärung der Religion (und das Chriſtenthum iſt die höchſte Form der Religion) aus dem Weſen des Menſchen — der *theoretiſche Humanismus* — und die Ableitung aller Conſtituirung der menſchlichen Geſellſchaft aus dem Anſpruch aller Einzelnen auf die wahrhaft menſchliche Exiſtenz — der *praktiſche Humanismus* — endlich die Vereinigung beider Seiten: der wahre Cultus, der nichts anders, *als die wahre Cultur der Menſchen und ihrer Welt iſt*, — dieſe Löſungen des großen Problems der Geſchichte fehlten jenem Anfange der neuen Zeit.

War die Aufklärung des 18. Jahrhunderts ihres Gegenſtandes überall noch nicht gründlich Meiſter geworden, ſo fehlte noch vielmehr, daß ſie der Menſchen ſicher geweſen wäre. Durch den innern Widerſtand hergebrachter Vorſtellungen gerieth ſie ſchon mitten in der Revolution in Gefahr und jede Conſtituirung der Freiheit erwies ſich als ein Abfall von ihr, als Tyrannei unter dem republikaniſchen, als Despotismus unter dem kaiſerlichen und als Reſtauration der alten Zeit unter dem bourboniſchen Regiment. Die deutſche Theorie- und Glaubenswelt läuft der franzöſiſchen Politik und Praxis ganz parallel.

Gegen unſere theoretiſche Reſtauration und ihre bewußten und unbewußten Anhänger tritt nun Feuerbach mit einer wirklichen und erſchöpfenden Erklärung und Enthüllung des alten Syſtems auf. Der wahre Sinn der Aufklärung iſt, dies zu leiſten. Die Erkenntniß des Chriſtenthums und aller ſeiner Conſequenzen in Staat und Geſellſchaft iſt die reelle Aufhebung des Mittelalters, und macht die wirkliche Durchführung des Humanismus der Revolution erſt möglich. Die humane Seite des Chriſtenthums iſt direct geltend zu machen, die inhumane, welt- und menſchenverkennende und verachtende direct aufzuheben.

Die Zeit der Religion iſt vorüber, die Religion wird realiſirt und ihr Zweck erfüllt. Sie ſuchte das Weſen des Menſchen, und ſie war die Zeit der Täuſchung über ſein wahres Weſen. Ihre Erfüllung, durch die ſie überflüſſig gemacht wird, wäre, das Weſen des Menſchen wirklich zu verherrlichen, d. h. in den einzelnen Individuen reell darzuſtellen, nichts Geringeres alſo als die Aufgabe der Geſchichte ſelbſt, der Fortſchritt der Freiheit. Soweit führt uns dieſe Kritik.

7.

Die Zeit vor der Kritik des alten Syſtems.

Wir haben die deutſche Geiſtesbewegung in der Theologie vom Entſtehen der Kritik des chriſtlichen und Hegelſchen Syſtems bis zur Begründung des humaniſtiſchen Princips begleitet. Wir blickten nicht rechts, noch links, und hielten unſern Faden feſt; wir wollen jetzt einen Augenblick zurückgehn, um dieſe Geſchichte durch die profanen Elemente und die übrigen Repräſentanten der Zeit zu vervollſtändigen und zu beleben.

Die frühſte Auffaſſung der Hegelſchen Philoſophie iſt, wie wir ſchon bemerkt haben, entſchieden conſervativ, ſie iſt reactionär, ſie athmet entſchieden den Geiſt der Reſtauration. Die Wiederherſtellung des Chriſtenthums, dieſe Aufgabe der Jeſuiten, machten die Nachkommen der Aufklärer jetzt ſelbſt zu ihrer Aufgabe; und wenn ja einer ein wenig vom Glauden abwich, wie Roſenkranz, der einmal ein Semeſter keinen perſönlichen Gott hatte, und Richter, der gegen die Unſterblichkeit ſchrieb, gleich fiel ein Schwarm hochtrabender Dialektiker über den Aufrührer her und bewies ihm (weiter war nichts nöthig), daß er Hegel nicht verſtanden habe. So wurde der arme Richter völlig todtgeſchlagen, und als Strauß, der mit ſeiner Revolution durchdrang, ſich ſpäter ſeiner annahm, da war er nicht wieder ins Leben zurückzubringen. Roſenkranz aber, der weicher und biegſamer iſt, unterwarf ſich dem Joch. Hinrichs gab ihm ſeinen Gott, und Göſchel, der ſelbſt nur als der lächerlichſte Ausleger Göthe's, den er zum Chriſten ſtempelt, unſterblich ſein wird, gab ihm die Unſterblichkeit wieder. Die „Einheit der Philoſophie und des Chriſtenthums", die „Wahrheit und Schönheit des Despotismus" — Hegel ſelbſt vertheidigte ihn in der Staatszeitung wegen ſeiner Ungenirtheit, Verbeſſerungen einzuführen —, ja, die „Vernünftigkeit und Vortrefflichkeit jeder Unvernunft und jedes Mißbrauchs", z. E. der Sklaverei bei Göſchel, endlich die Polemik gegen den „geſunden Menſchenverſtand" und die „Aufklärung" — beide waren polemiſche Stichworte — konnte man auf allen Gaſſen hören.

Dieſer paradieſiſche Friede, der in den oberſten Regionen des Geiſtes herrſchte, durchdrang von dort her die ganze deutſche Welt, und wehe dem, der einen Keim des Unfriedens gebracht hätte! Das Wort Freiheit war verpönt, man hörte und ſah es nirgends: höchſtens ſprachen die Logiker in ihren unverſtandenen und unenthüllten Myſterien davon.

Eine Anzahl Schriftſteller, das ſogenannte junge Deutſchland, wollte aus Frankreich allerhand Neues in die Literatur einführen. Sie ſprachen von einer ſocialen Umgeſtaltung, Emancipation der Frauen, dem Recht der Sinnlichkeit u. ſ. w. Sie wurden vernichtet von dem allgemeinen Unwillen der Philiſterwelt. Der Oberphiliſter Menzel in Stuttgart klagte beim Bundestage und bei allen Autoritäten in Deutſchland, und drang durch. Sein Dudelſack iſt gemeinverſtändlich; er hat auf ſeiner geiſtigen Tonleiter nur zwei Wörter, Moral und Vaterland. Und die Moral iſt bei ihm nicht etwa ein Syſtem der Gegenſtände des Gewiſſens, das Vaterland nicht etwa das Volk und ſein ganzer Reichthum an That und Wiſſen, nein, beide Kategorieen ſind dieſem Strohkopf nur wüſte Interjectionen, und er hat ſie allen Gegnern des Philiſterthums und des fanatiſchen Teutonismus ſo lange an den Kopf geworfen, bis Strauß in einer meiſterhaften Charakteriſtik auch von ihm und der Geltung ſeiner Rohheit die Deutſchen befreite. Das „junge Deutſchland" wäre den äußerlichen Verfolgungen nicht erlegen, im Gegentheil es wurde dadurch nur der Gegenſtand einer allgemeinen Aufmerkſamkeit; aber es zeigte ſich als eine haltloſe, zu frühzeitig geborne Frivolität. Die einzelnen Schriftſteller fielen vom Princip der Oppoſition ab, unterwarfen ſich der Gewalt, eröffneten kleinliche perſönliche Streitigkeiten und wußten durch keine durchgreifende That weder der Kunſt, noch der Sache der Freiheit ihre Namen theuer zu machen. Sie ſind Perſonen, welche die Literatur zum Geſchäft und ihre perſönliche Geltung zum Zweck haben. Man rechnet Heine und Börne mit Unrecht zu dieſem „jungen Deutſchland". Börne iſt in allem das Gegentheil von der Charakterloſigkeit dieſer Schriftſteller, eine edle, klaſſiſche Figur, deſſen kunſtvolle Schriften einen tiefen Eindruck auf Deutſchland hinterlaſſen haben und grade jetzt von Neuem hervortreten. Er iſt die Spitze und der geiſtreichſte Ausdruck des politiſchen Liberalismus in unſerer Sprache. *Heine* iſt kein Charakter und kein Partheichef in der Literatur; aber ſeine witzige Auflöſung des hohlen Pathos, ſeine Satire in einer verwahrloſ'ten Zeit hat Epoche gemacht; und da die politiſche Poeſie durch die Schwäche des deutſchen Geiſtes nicht in politiſche Proſa überſetzt werden kann, ſo müſſen ſeine politiſchen Satiren noch einmal Epoche machen. Sie ſind jetzt die *wahre* politiſche Poeſie. Wenn die Niederträchtigkeit allgemein iſt, giebt es nur Eine Poeſie, die *Satire*. Das junge Deutſchland hat ſich wohl an *Heine* angeſchloſſen, aber es war im Irrthum, wenn es dachte, von *Heine* könne eine Schule ausgehn. Der Witz hat kein anderes Princip, als ſich, und leider fehlte dies Princip dem „jungen Deutſchland".

Wäre aber auch in dem „jungen Deutſchland" nicht dieſer Grad von Geiſtes- und Charakterſchwäche verkörpert geweſen, den ſein Zerfahren, ſein Abfall von der Oppoſition und ſeine poetiſche Nichtigkeit uns darſtellt; es konnte doch für Deutſchland keine Freiheit des Denkens und Empfindens auf dem frivolen Boden ſchöngeiſtiger Literatur erobert werden, wenigſtens damals nicht. Mit ſaurem Schweiß hatte man ſich ſeit den Freiheitskriegen die Knechtſchaft im Politiſchen, im Religiöſen, im Philoſophiſchen erarbeitet und zurechtgeſtutzt. Die Kenntniß des Einzelnen befreite die Fachgelehrten eben ſo wenig, als die vereinzelte Frivolität und der perſönliche Witz die Ungelehrten.

So lebte denn die deutſche Welt im ſtillen Sumpfe allgemeiner Knechtſchaft unbewegt, unentzweit. Die härteſten Gegenſätze ſtießen, ja, berührten ſich nicht. Es war nöthig, daß die Bewegung, die Partheiung, der Zweifel, die Kritik, das Gefühl der Freiheit im Gegenſatze zu dem officiellen Tode Deutſchlands aus den Reihen der Gelehrten ſelber hervorging und die ſoliden Wälle dieſer ſchweren Köpfe mit dem groben Geſchütz der Philoſophie und Gelehrſamkeit ſelber umſtürzte. Dies hat die jüngſte Generation der Philoſophen geleiſtet. Die Schriftſteller, die zuerſt in den Halliſchen und Deutſchen Jahrbüchern ſich vereinigten, haben eine neue Bewegung hervorgebracht, die nun wieder menſchlichen und freien Thaten den

Boden geebnet. Die Gegenſätze ſind ſcharf geſchieden. Die Reaction und ihre ſchamloſen Vorkämpfer, die in der Zeit der Verſumpfung Autoritäten waren, ſind dem allgemeinen Unwillen preisgegeben, ihr ſonſt unbefangener Ruf hat ſich in Vergeſſenheit und Verachtung verwandelt. Wir erinnern an Göſchel, Leo, Görres. Aber eben ſo ruht ein ſcharfer Haß auf denen, die auf der Seite der Bewegung das Extrem und die vorderſte Reihe bilden und dadurch dem Philiſter ſeine Ruhe ſtören, daß er ſich für oder wider erklären muß. „Ich habe mich immer ferne gehalten und werde mich auch ferner ferne halten", rief ein alter Profeſſor in Halle aus, als der Streit der Philoſophen mit den Pietiſten ausbrach; und einige Monate ſpäter wurde er als Rädelsführer der philoſophiſchen Parthei von dem Miniſter mit einem Verweiſe beſtraft und ihm für die Zukunft „die Beleidigung der Pietiſten" unterſagt. So ſchnell breitete die Bewegung ſich aus.

Sobald ſie dem großen Haufen und alſo auch den Miniſtern deutlich wurde, erklärte ſich die Staatsgewalt überall gegen die neue Philoſophie. Man hätte ſie als rein gelehrte Angelegenheit in lateiniſcher oder griechiſcher Sprache geduldet, aber man war entſchloſſen, einer Befreiung der Maſſen zuvorzukommen. Man haßte die Philoſophie ſchon lange, aber man heuchelte Liebe zu ihr; und nur unter dem Schutz dieſer Heuchelei wurde ſo viel geiſtige, namentlich literariſche Befreiung möglich, als in den letzten Jahren bewirkt worden iſt.

8.

Die Halliſchen und Deutſchen Jahrbücher.

Die Kritik auf allen Gebieten, auf dem der Kunſt, der Wiſſenſchaft, überhaupt der geiſtigen Wirklichkeit — die Begleitung der werdenden Geſchichte mit der Theilnahme des Praktikers und mit der Kritik des Philoſophen, dieſe Aufgabe des Journals ging weiter als die Tragweite der gelehrten und politiſchen Zeitungen unſerer Vorzeit, um von dem jetzigen Zuſtande zu ſchweigen. Zugleich war es hier nicht blos auf die Kritik der Theologie und Schulphiloſophie abgeſehn. Die Jahrbücher, welche von 1838—43 erſchienen und im Jahr 1843 (eben ſo wie die Rheiniſche Zeitung) durch eine polizeiliche

Maßregel unterdrückt wurden, machten von Anfang an die Entwicklung zum Princip. Sie wollen die Geſchichte mitleben und mitmachen, ſie ſtellen daher an ſich ſelbſt die Zeit dar. Eben ſo angeregt, als fortreißend werden ſie die bewußte Praxis der hiſtoriſchen Dialektik, eine bis dahin unerhörte Erſcheinung. Immer hatte der Localgeiſt irgend einer Univerſität, immer eine fertige Farbe die gelehrten Zeitungen beherrſcht, nie war weder eine Redaction, noch ein Kreis von Mitarbeitern kühn genug, die Kritik der prüfenden Zeit ſelbſt ans Ruder zu ſtellen. Dies iſt der Vorzug der Jahrbücher. Ihre Geſchichte iſt ein Stück Zeitgeſchichte.

Es war zuerſt die grobe Reaction, mit der die Jahrbücher in Kampf geriethen. Gegen die katholiſchen und proteſtantiſchen Jeſuiten ergriffen ſie die Fahne der „proteſtantiſchen oder philoſophiſchen Freiheit“. Die deutſchen Jeſuiten hatten damals in Berlin unter ganz beſonderer Protection ein Reactionsjournal, „das politiſche Wochenblatt“, geſtiftet. Die katholiſchen Ultra's, Jarcke in Wien, Görres und Philipps in München und die proteſtantiſchen Reſtaurateurs, Leo in Halle, Radowitz und andre Obſcuranten in Berlin vertheidigten Don Karlos, die Kirche und den Adel. Daneben wirkte die reine Prieſterparthei in „Hengſtenbergs evangeliſcher Kirchenzeitung“. Dieſer Richtung waren die Jahrbücher ſogleich verdächtig, ſchon darum, „weil ſie nicht todt wären, wie die althegelſche Literatur, ſondern im Gegentheil eine ſehr gefährliche Lebenskraft des philoſophiſchen Geiſtes in Deutſchland verriethen“. Der ſchamloſeſte Schreier für allen Unſinn der deutſchen Vorzeit war der halliſche Profeſſor Leo, ein verbiſſener, unfläthiger Scribent, aber lebhaft, keck und raſch mit der Feder. Seine Schriften ſind philoſophiſch und künſtleriſch roh, aber ſie hatten ihm, vorzüglich unter den Katholiken, einen Ruf erworben und die Proteſtanten wenigſtens betroffen gemacht durch Paradoxieen, wie das Lob Alba's, die Polemik gegen die Reformation und die Kapuzinaden gegen die Revolution. Mit dieſem Vorkämpfer der gröbſten politiſchen und religiöſen Reaction gerieth das Journal gleich bei ſeiner Eröffnung in eine Fehde, die unter dem Namen „der leohegelſche Streit“ ein ſehr ausgebreitetes Intereſſe erregte. Die unmittelbare Folge davon war eine Aufklärung der Jugend und eine Sammlung der beſten Köpfe gegen die Reaction. Leo aber kam dabei gelegentlich um den Ruf ſeiner Schriftſtellerei, ja, ſogar ſeiner Gelehrſamkeit und exiſtirt jetzt nur noch als pſalmodiſche Ruine in den heiligen Hallen des Pietismus. Qui bene latuit, bene vixit! werden ſie auf ſeinen Denkſtein ſchreiben.

Dieſer Kampf hatte eine förmliche Charakteriſtik des Pietismus zur Folge. Feuerbach ſagte bei dieſer Gelegenheit, das Chriſtenthum ſei immer gegen die Wiſſenſchaft geweſen. Sein Aufſatz wurde von der Cenſur geſtrichen und erſchien ſpäter ſelbſtſtändig unter dem Titel: „Philoſophie und Chriſtenthum".

Für den Augenblick wurde hier die Kritik der religiöſen Welt abgebrochen. Dagegen eröffnete das Journal eine Ueberſicht und Beurtheilung der literariſchen Romantik unter dem Titel: „Proteſtantismus und Romantik", welche die letzten funfzig Jahre der deutſchen Geiſtesentwickelung unter dieſem Geſichtspunkt, d. h. dem des Rückfalls von der Aufklärung faßte. Die deutſche Romantik iſt Reſtauration des Chriſtenthums unter den Formen der Bildung, Aufklärung, Genialität, Poeſie und ſelbſt der Philoſophie. Sie iſt Combination zweier unverträglicher Elemente, die wir in ihrer reinſten und ſchroffſten Geſtalt am Hegelſchen Syſtem weiter oben nachgewieſen haben. Die Kritik in den Jahrbüchern zeigte ſich damals aber noch zu ſehr in der Hegelſchen Philoſophie befangen, um dieſe einfache Löſung auszuſprechen. Indeſſen war es grade die philoſophiſche Umhüllung, welche die Veröffentlichung der Kritik möglich machte. Ihre Wirkung auf die gebildete Welt in Deutſchland wurde aber nur bedeutender und fühlbarer durch den Zeitgeiſt, den ſie zu brechen hatte. Jeder griff in ſeinen Buſen und erkannte, daß er — ein Romantiker war. Die romantiſche oder chriſtliche Geiſtesverdunkelung beherrſchte damals bei uns, wie jetzt in Frankreich, Alles, ſelbſt die Philoſophie, ſelbſt noch dieſe Kritik der Romantik, welche die Jahrbücher unternahmen. Dieſe Kritik war aber zum Bedürfniß der Zeit geworden. Die „Tiefen", die „Ueberſchwenglichen", die „Unergründlichen", die Jacobi, Hamann, Jean Paul, Schlegel, Tieck und vor allen Novalis und Schelling mußten ans Licht gezogen und in ihrer Blöße dargeſtellt werden. Die Aufſätze gegen die Romantik wurden in einer weſentlich politiſchen Abſicht geſchrieben. Es kam darauf an, das Abendroth des philoſophiſchen Preußens zu benutzen und mit ihm das romantiſche oder reactionäre Syſtem, noch ehe es förmlich die Zügel des erſten deutſchen Staats ergriffen, zu beleuchten, um einer noch unbefangenen Zeit das Princip ihrer officiellen Zukunft (Schelling und Tieck ſind jetzt in Berlin) klar zu machen. Direct politiſche Kritik war noch verfänglicher, als direct religiöſe, mußte daher Anfangs vermieden werden, auch zeigte ſich die ſchriftſtelleriſche Welt noch nicht dazu aufgelegt und gerüſtet. Indeſſen gelang es, in einem Aufſatze über das „Preußenthum“ das Princip der Regierung, wenn auch wieder nur verhüllt, auszuſprechen. Wir nannten Preußen „katholiſch“, das freie Princip dagegen, von dem es abfiele, den „Proteſtantismus“. Seitdem hat Preußen die Aufgabe der Jeſuiten, Wiederherſtellung des Chriſtenthums und des Mittelalters, unverhohlen zu der ſeinigen gemacht, und es iſt umſonſt geweſen, mit der einfachen Forderung aufzutreten, Preußen, der proteſtantiſche Staat, müſſe vielmehr die ungehemmte Entwickelung der Wiſſenſchaft und des Lebens beabſichtigen und befördern. Warum dieſe Forderung nicht durchdrang, iſt jetzt bereits aller Welt klar. Durch die Aufklärung über Religion und Staat, ſodann durch die franzöſiſche Revolution, die Verwirklichung dieſer Aufklärung, findet ſich der Proteſtantismus mit dem Katholicismus auf Eine Linie des Widerſtandes zurückgeworfen. Der Prieſter beider Confeſſionen, ja, wenn man will, jeder Chriſt verfolgt jetzt die Aufgabe der Jeſuiten. Die Wiſſenſchaft hebt die Religion, die Freiheit jede Domaine, jede Herrſchaft auf. Die Religion kann die Unterſuchung, der Herr die Emancipation nicht gewähren laſſen, noch viel weniger befördern.

Solche Gegenſätze ſprach man damals in Deutſchland noch nicht aus und wenn man es that, ſo verhüllte man ſie in die vornehmſten metaphyſiſchen Formeln. Wir verſuchten es. Aber ſchon die eingehüllte Form, in welcher das Journal dieſe Fragen erörterte, hatte ein allgemeines Alarm-Geſchrei der Reaction zur Folge. Die Augsburger Allgemeine Zeitung ſtellte die Jahrbücher geradezu der preußiſchen Regierung gegenüber, als Macht gegen Macht, und erzeugte dadurch den höchſten Grad des Unwillens, deſſen der beleidigte Hochmuth eines Jahrhunderte lang unbeſtrittenen Despotismus fähig iſt. Kurz nach der Thronbeſteigung des jetzigen Königs von Preußen erſchien ein Cabinetsbefehl an die Redaction, den Druck der Zeitſchrift von Leipzig nach Preußen zu verlegen. Das hieß ſie unter die Cenſur ihrer erbittertſten Gegner ſtellen, eine Forderung, welche die Redaction zur Auswanderung nach Sachſen zwang.

In Sachſen hat es die Selbſtverläugnung der Gelehrten nicht ſo weit gebracht, daß die Cenſur eine Wahrheit wäre, wie in Preußen. Aus den „Halliſchen" wurden die „Deutſchen Jahrbücher". Sie erſchienen vom Juli 1841 noch anderthalb Jahr und den erſten Monat des Jahres 1843.

Sie begannen damit, auf „Feuerbachs Weſen des Chriſtenthums" aufmerkſam zu machen, und ſetzten die kritiſche Begleitung der Zeitgeſchichte in allen Gebieten fort. Aber „der König Artaxerxes hat einen langen Arm", und die Dresdner werden nie antworten, wie die Athenienſer. — Das Syſtem der neuen „preußiſchen Regierung", möglichſt zur „guten alten Zeit" zurückzukehren, den Adel durch Bildung neuer Majorate, die Pfaffen durch Herſtellung kirchlicher Geſetze und aller Sitten, wie der ſtrengen Sonntagsfeier, zu heben, dagegen den philoſophiſchen Geiſt und die Sympathieen für politiſche Freiheit zu unterdrücken, wurde in kurzer Zeit ins Werk gerichtet. Das proſaiſche Königthum Friedrich Wilhelms III. war nicht genug, es folgte ihm das romantiſche, das chriſtliche, das völlig perſönliche, und dieſes fand noch genug revolutionäre Ueberreſte in den Geſetzen und in der Wiſſenſchaft auszurotten. Vornehmlich wurde nun die factiſche Preßfreiheit, welche bis dahin Gelehrte, Dichter und Philoſophen in Deutſchland genoſſen hatten, bedenklich. Denn das Syſtem der Regierung, einmal mit dem Zeitgeiſt in Widerſpruch, lief Gefahr, in der Discuſſion überwältigt zu werden.

Wie verhielten ſich nun zu dieſem Conflict des Gehorſams und der Discuſſion die kleinen conſtitutionellen Staaten? Man hätte vermuthen ſollen, ſie würden ſich auf die Seite der Befreier neigen, da in ihnen die Oppoſition geſetzlich iſt; allein ſie ſchlugen ſich mehr oder weniger auf die entgegengeſetzte. In ihnen iſt weniger die conſtitutionelle Dialektik, als das Princip der perſönlichen und ausſchließlichen

Souverainität aller deutſchen „Landesherrn“ eine Wahrheit. Und dies erklärt ſich ganz einfach aus unſerm Charakter. Die gelehrte Erklärung unſerer Privatpolitik aus beſondern Geſetzen, aus dem Einfluß Oeſterreichs und Preußens beim Bunde oder aus den geheimen Wiener Conferenzbeſchlüſſen vom 12. Juni 1834 iſt überflüſſig. Schon im Tacitus ſind die Deutſchen, wie noch jetzt im 19. Jahrhundert, ohne allen Zweifel Royaliſten. Germaniam a principio reges habuere. So war denn der endliche Fall eines Journals vorherzuſehn, welches ſich ohne Umſchweif eine geiſtige Souverainität uſurpirte und trotz des rohſten Cenſurdrucks zur wirklichen Befreiung von alten übelbegründeten Autoritäten ſo viel gewirkt hat.

Die Jahrbücher hatten den Zorn, der über ſie ausbrach, reichlich verdient. Es war nicht bei dem Ausklopfen der alten Univerſitätsperücken, nicht bei der Erſchütterung des Glaubens an ihre ſtille Weisheit, nicht bei den Kritiken des Pietismus, der Romantik und der Reaction geblieben; — eine Beurtheilung der preußiſchen Geſchichte, welche die nothwendige Entwickelung dieſes Staates zur Demokratie und die Lebensgefahr nachwies, in die bisher noch jeder Verrath des herrſchenden Zeitgeiſtes Preußen geſtürzt hatte, wiederholte Kritiken der chriſtlichen Religion und des chriſtlichen Staates, deren Auflöſung in menſchliche Bildung und Freiheit exiſtire und bevorſtehe, endlich eine „Selbſtkritik des Liberalismus“, der theoretiſchen Freiheitsliebe, und die Forderung, ihn in Demokratismus zu verwandeln, in die wirkliche Löſung der praktiſchen Probleme unſerer Zeit, z. E. die Aufhebung der Kirche in die Schule und des Pöbels durch Nationalerziehung — dieſe Dinge ſchienen dem altdeutſchen (jetzt neupreußiſchen) Syſtem der Religion und Politik unerträglich — wie ſie es denn auch ſind — und führten im Januar 1843 zur Unterdrückung des Journals durch die ſächſiſche Regierung.

Das Januarheft wurde weggenommen und der Weiterdruck verboten, eine Maßregel, die weder das Imprimatur des Cenſors, mit dem das Heft erſchienen war, noch das Eigenthum des Redacteurs und Verlegers anerkannte. Eine fünfjährige Arbeit hatte den Ruf des Journals begründet; man fällte den Baum, als er anfing, Früchte zu tragen, und ein großes Publicum zu gewinnen. Die ſächſiſche Kammer der Abgeordneten nahm ſich dieſes idealen Eigenthums nicht an, und erklärte, die Regierung ſei vollkommen in ihrem Rechte. Die Kammer hatte im Allgemeinen für Preßfreiheit geſtimmt; aber im beſtimmten Fall ſanctionirte ſie die Cenſurordonanzen und zugleich die Maßregel, welche auch die Cenſur noch für eine unerträgliche Freiheit erklärte und die cenſirten Blätter wegzunehmen befahl, ja, den ferneren Druck des Journals, ſelbſt unter Cenſur, verbot. Natürlich. Die Willkür, der jedesmalige Entſchluß der Regierungen, iſt das Geſetz Deutſchlands, vornehmlich im Gebiet der Preſſe. Die Preſſe enthält alle Macht, denn ſie enthält die Gedanken des Volks, die alten und die neuen; die Willkür, der Preſſe gegenüber, enthält nur den Willen und den Wunſch, daß die neuen unter dieſen Gedanken nicht exiſtiren und wenn ja exiſtiren, nicht allgemein und öffentlich exiſtiren möchten. Daß dieſer Wille durchgeſetzt wird, iſt die Macht der Autorität. Sie beruht auf den noch vorherrſchenden Gedanken der Vorzeit, dieſe erheben die Willkür zur Macht. Sobald dieſe Gedanken erblaſſen, gleichviel ob im Stillen oder in der Oeffentlichkeit, verwandelt ſich die Macht der Autorität in die Ohnmacht der Willkür.

Der Wille der Autorität iſt ſehr einfach, ſie will exiſtiren. Sobald die Gedanken der Freiheit oder der werdenden Welt eben ſo einfach werden, verwandeln ſie ſich ihrerſeits in den Willen einer neuen Autorität. Für den Augenblick exiſtirt die Cenſur, weil es die deutſche Welt noch nicht zu dem einfachen Gedanken gebracht hat, daß die formulirte Willkür der Regierenden noch kein Geſetz der Freiheit, ſondern nur die geſetzliche Sklaverei iſt. Erſt der förmlich regulirte Sturz des alten Syſtems durch die Oppoſition des neuen iſt ein Geſetz der Freiheit, weil die organiſirte Befreiung. Aber das Denken iſt eine Function, die ſich ſo oder ſo vollzieht, es iſt der Verdauungsproceß des Kopfes, dem keine Autorität, ſobald ſie in ihn verwickelt iſt, widerſteht. Es war daher der gröbſte Mißgriff mit der Willkür der Autorität in das innerſte Getreibe dieſes Proceſſes einzugreifen. Was habt ihr erreicht? Habt ihr die neuen Gedanken vertilgt? O nein. Ihr habt nur die neuen Principien geächtet und der Welt keinen Zweifel über eure eignen übrig gelaſſen. Während früher

Gelehrſamkeit und Philoſophie, Geiſt und Kunſt von der Autorität als ihr wertheſtes Inſtrument angeſehn, als ihr Ruhm gepflegt wurde, iſt jetzt die Aechtung des freien Gedankens, der ſich neue Bahnen bricht und noch entſchiedener die Verfolgung ſeiner kunſtgemäßen und populären Form proclamirt worden. — Ihr wollt es ſo, ihr befehlt es. Aber wie könnt ihr hoffen, dem Denken und dem Leben zu widerſtehn, ihr, die ihr ſelbſt nur ſein Product, nur eine alte Formel ſeiner Function ſeid?

Das Verhältniß der Autorität und des emancipirten Denkens der literariſchen Oppoſition beweiſ't nur die Schwäche der erſteren und die Macht der letzteren. „Wie, Zeus, du greifſt nach deinem Blitz? Du haſt alſo Unrecht!'" Und als Zeus einmal anfing Unrecht zu haben, hatte er auch ſchon keinen Blitz mehr.

9.

Die Rheiniſche Zeitung.

Noch ſchärfer und unmittelbarer, weil im ſpeciellen Fall, traten Oppoſition und Regierung einander gegenüber in der Zeitungspreſſe. Der neue Geiſt fand ein politiſches Organ in der „Rheiniſchen Zeitung“, und die preußiſche Regierung erfuhr ſehr bald, daß ſich auch hier, auf unmittelbar praktiſchem Boden eine Intelligenz von ihr losgelöſ't hatte, welcher mit der bloßen Cenſur nicht beizukommen war. Die Lage Kölns, wo die Zeitung erſchien, die Rückſichten, welche die Rheinprovinz verlangt, machten die Oppoſition nur noch bedenklicher. Hatte nun zwar die Oppoſition die Genugthuung, ihre Kräfte zu erproben und einen großen Leſerkreis zu gewinnen, ſo fehlte doch auch hier noch die Beſinnung des Publicums und der Entſchluß der öffentlichen Meinung, ihr Organ vor der Polizei zu ſchützen. Die Zeitung fiel, als ſie eben im Begriff ſtand einen großen Aufſchwung zu nehmen, im April 1843. Aber die Oppoſition war ein ſo entſchiedenes Bedürfniß der Zeit geworden, daß ſie ſogleich auf andere Organe überging. Die „Deutſchen Jahrbücher" wurden durch die „Jahrbücher der Gegenwart", die in Tübingen erſchienen und durch eine preßfreie „Vierteljahrsſchrift" in Leipzig, die Oppoſition der „Rheiniſchen" durch die Kölniſche Zeitung fortgeſetzt. Nur fehlte dieſen Erſatzmännern das bewußte Princip und die conſequente Verfolgung des Ziels. Ohne ſie iſt ein neuer Geiſt nicht in die Welt zu ſetzen und man ſieht nur auf dieſem Wege ſich ausbreiten, was die frühere Bewegung, die vielleicht etwas zu ſehr über den Köpfen der Maſſe vor ſich ging, erworben hat. Die Haltpunkte der Bewegung ſind die eigentliche Realiſirung derſelben; je weiter man ſcheinbar zurückgeht, deſto tiefer nach unten, deſto mehr in die Maſſe drängt man den Kampf. Eine völlige Aufhebung der principiellen oder abſtracten Oppoſition iſt der Augenblick, wo ſich nothwendig der brutale Krieg von beiden Seiten entſpinnt, wie dies die Geſchichte Deutſchlands im Jahr 1844 auch ſogleich bewieſen hat. Die Exceſſe der Oppoſition werden immer durch die Exceſſe der Gewalt hervorgerufen; die organiſirte Oppoſition dagegen iſt ein Regierungsmittel, weil ſie neue Gedanken und neue Kräfte zur Verfügung des allgemeinen Willens und ſeiner Repräſentantin, der Autorität, ſtellt.

10.

Cenſurflüchtige Bücher.

Dem Bruch zwiſchen Religion und Philoſophie war der Bruch zwiſchen Autorität und Philoſophie gefolgt, und nicht nur daß die Philoſophie in die Oppoſition geworfen, ſie war auch in die Acht erklärt worden. Allerdings ließ ſich in den Köpfen der philoſophiſchen Schriftſteller das einmal angeregte politiſche Bedürfniß nicht mehr beſeitigen: die Oppoſition, wenn auch gedämpft, beſchnitten, eingeſchüchtert und verderbt, ſetzte ſich in Deutſchland fort durch die Preßfreiheit der Bücher über zwanzig Bogen und durch die Gunſt der milderen Cenſur, die hie und da gefunden wird; aber die entſchiedene Sprache anders als im alten Syſtem denkender Männer konnte für den Augenblick nur im Auslande laut werden.

Eine Ergänzung zu den „Deutſchen Jahrbüchern“ bilden die „Anekdota“, Cenſurflüchtlinge voll religiöſer und politiſcher Heterodoxie. Selbſt die Polemik gegen officielle anonyme Schriftſtellerei mußte dieſen Weg nehmen. Die Unverträglichkeit der wiſſenſchaftlichen Freiheit und aller officiellen Vorausſetzungen Deutſchlands wird hier actenmäßig und praktiſch bewieſen. — Von Anfang an zu einem Aſyl für deutſche verbotene Früchte waren ferner die „Ein und Zwanzig Bogen aus der Schweiz“ beſtimmt. Zürich aber hing damals 1843 und 1844 zu feſt am preußiſchen Syſtem, um dies Aſyl zu dulden. Es entſtand daher der Plan, eine Alliance deutſcher und franzöſiſcher Schriftſteller zu bewirken und in Paris ein Journal zu gründen, das ſowohl in den Principien, als in der direct eingreifenden Publiciſtik völlig frei wäre. Dieſer Plan iſt geſcheitert. Weder ein beſtimmter Kern deutſcher Schriftſteller, noch eine franzöſiſche Richtung, die geeignet geweſen wäre zur Vereinigung mit der neuſten deutſchen Philoſophie, hat ſich gefunden. Von den „deutſch-franzöſiſchen Jahrbüchern“, die nach dieſem Plane unternommen wurden, iſt nur ein Heft erſchienen, ohne franzöſiſche Beiträge, aber zum großen Theil in der engliſch-franzöſiſchen Richtung des ſogenannten So-

cialismus. Er hat allerdings eine innere Verwandtſchaft mit der humaniſtiſchen deutſchen Philoſophie. Er iſt praktiſcher Humanismus, der Humanismus des gemeinen Lebens. Sein Problem iſt weſentlich ökonomiſch. Er hat die Erde und ihre Güter, die Exiſtenz und ihre Bedingungen, den wirklichen Menſchen und ſeine Wirkſamkeit, ſeine Arbeit, im Auge. Er verachtet die Theologie, die Philoſophie und die Politik, da alle drei ſich unfähig erwieſen hätten, dem Menſchen *wirklich*, d. h. in ſeiner *ökonomiſchen* und *ſittlichen* Lage zu einer freien Exiſtenz zu verhelfen. Hat die deutſche Kritik ſich gegen Theologie und Philoſophie gerichtet, ſo läßt *Fourier*, der Vater des Socialismus, zwar die theologiſche Denkweiſe beſtehn, aber er verfolgt die Metaphyſiker und nennt die Philoſophen die Urheber der Civiliſation, der Revolution und aller Störungen in der phyſiſchen und moraliſchen Welt, er ſchreibt ihnen ſogar die Peſt und das ſchlechte Wetter zu; ſeine Kritik der *Civiliſation*, der unorganiſirten und ſeparatiſtiſchen Induſtrie, welcher er die *harmoniſche, naturgemäße Aſſociation aller Arbeit* entgegenſetzt, iſt die Grundlage aller ſpätern

„ſocialiſtiſchen Unterſuchungen". Die Quatre mouvements erinnern an „Hegels Phänomenologie", mit der ſie merkwürdiger Weiſe in demſelben Jahr erſchienen ſind. Aber ſie faſſen den Geiſt unter einer andern Geſtalt, als Hegel. Sie kritiſiren und conſtruiren, ſchildern und prophezeien eine ökonomiſche, eine induſtrielle Welt. Sie kritiſiren den Menſchen der Civiliſation und ſchildern die Menſchenwelt einer oder vieler höheren Stufen, in denen die Civiliſation aufgehoben ſein werde. Der „Communismus" iſt eine Conſequenz der Fourierſchen Aſſociation, des Vereins von Arbeitern, er iſt die totale Aſſociation, die vollkommene Gemeinſchaft aller Kräfte, aller Arbeit und aller Producte der Arbeit. Der Communismus iſt der conſequente Fourierismus nach der Seite der Aſſociation.

Es iſt offenbar, daß die Emancipation des civiliſirten und die Aufklärung des religiöſen Menſchen im „Humanismus" ihr gemeinſchaftliches Princip und in der Glückſeligkeit oder der wahrhaft menſchlichen Exiſtenz ihren gemeinſamen Zweck haben.

Dieſe Vereinigung der deutſchen und franzöſiſchen Kritik ſtellt ſich in dem Fragment der „deutſch-franzöſiſchen Jahrbücher" dar. Vielleicht wird dieſe Publication dazu dienen, die von Fourier angeregte Kritik unſerer bürgerlichen Geſellſchaft, und ſeinen Vorſchlag zu einer ſolidariſchen Verbindung gegen ihre Uebelſtände, wenn auch nicht die Träume ſeines und der folgenden Syſteme, den Deutſchen zu empfehlen. Die Kritik der Societät iſt eben ſo berechtigt, als die ſocialiſtiſchen Sekten voreilig und beſchränkt ſind.

Die Fortſetzung der deutſchen Kritik durch die Aufnahme des praktiſchen Elements der Franzoſen und durch die Benutzung der freien Preſſe des Auslandes war eine logiſche und hiſtoriſche Nothwendigkeit; ſie iſt für Deutſchland eben ſo wichtig, als für Frankreich die logiſche Kritik und Durchbildung Deutſchlands. Die Studien und Arbeiten, die aus dieſem Drange der Vermittlung und Weiterbildung beider Völker hervorgehn, werden, wenn auch lange verbannt, doch ſchließlich immer wieder zu dem Herzen Deutſchlands zurückſtrömen, je mehr die Bücher auf der Höhe der Bildung ſtehn, um ſo gewiſſer. Klaſſiſche Schriften ſind dem Volk nicht zu entreißen, nothwendige Wahrheiten nicht zu verbergen.

Und hierauf kommt es an. Feuerbach hat in ſeiner kleinen Schrift „Philoſophie der Zukunft“ die theologiſche und ſpeculative Philoſophie kritiſirt und für die Zukunft einen empiriſchen und gemeinnützigen Charakter der Wiſſenſchaft gefordert. Und in der That, die officielle Wiſſenſchaft und ihre Pflegeſchulen, die Univerſitäten, ſind charakterlos geworden. Wie zur Zeit Leſſings fällt der Schwerpunkt des neuen Weltſyſtems außer ihrer beſchränkten Sphäre. Von ihnen und ihren bisherigen Formen kann der Fortſchritt zu neuen Principien nicht gemacht werden. Denn dieſer Fortſchritt iſt die Erneuerung der ganzen alten Welt ſelber geworden. Es handelt ſich um Erhebung der Religion zur Wiſſenſchaft und des Rechts zur Bildung und Humanität, (es iſt nicht zweifelhaft, daß alles Recht durch Sitte erſetzt werden kann, wie denn ſchon jetzt die humanen Charaktere faſt nie in Rechtshändel gerathen) des Staats und ſeines Gegenſatzes, der bürgerlichen Geſellſchaft, zu einem allumfaſſenden und alles durchdringenden Gemeinweſen, das nicht aufhört **res publica** zu ſein, aber jeden Einzelnen zu ſeinem Zweck hat, und Organiſation der ganzen Geſellſchaft und ihrer Functionen iſt, endlich um Erhebung der excluſiven Schulweisheit zu univerſeller Weltweisheit. Nicht daß die Arbeit des Lebens und der Wiſſenſchaft am Ende wäre, nein, aber ihre alten Organe ſind es. Aus ihren Gräbern ſchaun ſie wie Mumien in den Strom neuer Menſchen und Ideen, der an ihnen vorüberzieht, den ſie nicht hindern, aber gegen den ſie durch ihre Haltung proteſtiren.

Die officielle Literatur giebt uns daſſelbe Bild: die ausländiſche Oppoſition iſt daher eine Lebensbedingung des jetzigen Deutſchlands. Sie zeigt ſich auch in der populären, der publiciſtiſchen und poetiſchen Form.

11.

Populäre Oppoſitions-Literatur: Publiciſtik und politiſche Poeſie.

Das deutſche Bürgerthum hat für den Augenblick die Gewaltſtreiche gegen die Befreiung des Geiſtes nicht empfunden, der Liberalismus der Volksvertreter ſie nicht gehindert, im Gegentheil er hat ſie ausgeführt; und nicht der gottloſe Philoſoph, nein, „der arme, geplagte Cenſor“ erſcheint ihm als der Märtyrer in dieſem Conflict, deſſen Schlachtruf und Waffenlärm über den Köpfen der Philiſterwelt geiſterhaft verhallt. Dagegen ſind die Wirkungen der theoretiſchen Emancipation auf die ſchöne Literatur und auf den denkenden Theil der Nation ſchon jetzt unverkennbar und unwiderſtehlich. Die Bewegung hat wie die Publiciſtik und die Zeitungen, ſo auch die Belletriſtik, die ein Organ des Zeitgeiſtes für die Maſſe iſt, ergriffen. Es verſteht ſich, daß darneben der alte Wuſt in ſeiner ganzen Breite fortexiſtirt. Ein Bodenſatz unerhörter Unwiſſenheit und Nichtswürdigkeit bildet die Maſſe des alten gemeinen Handwerks, denn das iſt die Schriftſtellerei eines verdungenen Journalismus und verkäuflicher Schöngeiſterei. Solche Schriftſteller von Handwerk ſuchen einen Ruf als Stiliſten, um ſich dann, welcher Sache es auch ſei, möglichſt theuer zu verkaufen. Genz und Friedrich Schlegel in Wien, die Hofpoeten und Romantiker in Berlin ſind ihre Vorbilder. Aber dieſer verderbten Literatur des alten Regiments gegenüber iſt jetzt eine Literatur des Volks, eine oppoſitionelle Literatur von populärem Charakter und eine Poeſie, die man vorzugsweiſe politiſch nennt,

Bayerische Staatsbibliothek München

entſtanden. Die „Vier Fragen“ von Jacoby, das „Königliche Wort Friedrich Wilhelms III.“ und „Preußen im Jahr 1845“ von demſelben, Walesrode's „unterthänige Reden“, Püttmanns „Bürgerbuch“, eine meiſt communiſtiſche Sammlung, Heinzens Büreaukratie, ſelbſt Bettinens romantiſches „Buch, welches dem Könige gehört“, ſind Beiſpiele davon. Die meiſten dieſer Autoren wurden gerichtlich verfolgt, aber dadurch mußte unter den jetzigen Verhältniſſen die Bedeutung ihrer Oppoſition ſich nur erhöhen. Vornehmlich die Lyrik hat dieſen Weg eingeſchlagen und als politiſche Poeſie, wie einſt Beranger unter der Reſtauration, eine hinreißende Wirkung ausgeübt.

Sobald die Lage der Gegenwart, ſowohl durch die Kritik des alten Syſtems, als durch die Schritte der Gewalt gegen alle Freiheit enthüllt war, wurde der edlere Theil des Volkes von Entrüſtung über die entwürdigende politiſche Lage ergriffen. Es traten Dichter auf, welche die Oppoſition in allen Formen zu Worte brachten, und der Zug dieſer Entrüſtung iſt ſo mächtig, daß neuerdings Freiligrath, ein ſonſt unbefangener Dichter, mit einem förmlichen

„Glaubensbekenntniß“ zur Oppoſition übergetreten iſt. Hier iſt das Leben, jenſeits der Tod und die Vergeſſenheit. Die Gedichte von Herwegh, Prutz, die Cenſurflüchtlinge, die Gedichte eines Autodidakten (Keller) im deutſchen Taſchenbuch von 1845, die Satiren von Heine (Neue Gedichte und das Wintermärchen) und von Hoffmann von Fallersleben — ſchlagen alle Töne an von dem bacchantiſchen Jubel über den Anbruch einer neuen Zeit und dem Ruf zu den Waffen für ihre Realiſirung bis zu dem Zorn und Spott über den deutſchen Philiſter und ſeine Leiden. Der Aufſchwung war im Anfange allgemein, faſt konnte man ihn legitim nennen. Nach dem Zuſammenſinken des öffentlichen Geiſtes in die alte Gebundenheit iſt nun nur noch die Satire übrig, und mit ihrem Lorbeer ſehen wir Heine noch einmal auf die Bühne treten. Herwegh und Prutz haben ſich, in Epigrammen der erſte, in einer Komödie der zweite, ebenfalls zur Satire hinreißen laſſen. Dieſe Producte ſind ſchwach im Vergleich mit ihrer poſitiven Lyrik und verſchwinden vor dem Heiniſchen Witz und vor dem Hoffmannſchen Humor. Man hat alle dieſe Dichtungen verboten und die Dichter verfolgt, ſelbſt Herweghs Triumph ſchlug um: in Folge ſeines Briefes an den König wurde er aus Preußen, wegen der ein und zwanzig Bogen, die er redigirte, aus Zürich verwieſen, es gelang ihm nicht, ſich in die Realität der Proſa zu überſetzen; — man hat Hoffmann ſeiner Profeſſur entſetzt und Prutz aus Weimar vertrieben, ja, wegen ſeiner Komödie ihn in Preußen peinlich angeklagt. Aber dieſe Verfolgungen konnten die Wirkungen dieſer Poeſieen nicht ſchwächen, im Gegentheil ſowohl die epigrammatiſch-ironiſchen Chanſons von Hoffmann, als die liberalen Recitationen von Prutz und die revolutionären Ritornelle und epigrammatiſchen Hymnen von Herwegh werden darum nur deſto eifriger geleſen, geſungen, recitirt und beherzigt. Gegen nichts iſt die Gewalt ohnmächtiger, als gegen die Poeſie. Die Poeſie, welche die Menſchen ergreift, iſt ſchon im Herzen der Menſchen, ſie formt nur den Zeitgeiſt. Eben ſo ohnmächtig aber iſt die Poeſie gegen die Gewalt. Mit dem Blumenſtengel ihres Zauberſtabes ſchlägt man keinen Schädel ein. Der Zorn des Dichters iſt nur — Poeſie, nur Gedanke und ſein Spott vollends folgt nur dem Triumphator auf das

Capitol. Die Begeiſterung des Dichters gehört dem Künſtler, die Satire dem Sklaven, einem Menſchen, der ſich drein ergiebt, und für den eine übermächtige Realität, und wäre es die der Dummheit ſelbſt, nur im Spiel, nicht im Ernſt zu beſiegen iſt.

Die Gefahr des Staats iſt nicht die, daß ein neuer Zeitgeiſt formirt wird, wie durch die Dichter, auch nicht die, daß er geſchaffen wird, wie durch die Verhältniſſe und die Denker, die ſie erkennen; die Gefahr der Autorität iſt ihre Unfähigkeit, den neuen Geiſt zu befreien und ſich ſeiner zu bedienen, ſtatt ihn von ſich zu ſtoßen und dadurch eine feindliche Autorität ſich gegenüber zu ſtellen.

12.

Kritik des Liberalismus, Socialismus und Humanismus.

Politiſch wichtig ſind Schriften, wenn ſie beweiſen, daß die Revolution bereits in den Köpfen der Menſchen iſt, und wenn die Kühnheit der Publiciſten und Dichter ihren Boden und ihren Schutz in einem großen, gleichgeſinnten Publicum findet. Philoſophiſch wichtig kann aber grade ein Werk ſein, welches ſich erſt ſelbſt ſeinen Boden zu bereiten hat und von gar keiner Maſſe geſchützt und getragen wird. In dieſem Falle iſt Stirners Schrift „der Einzige und ſein Eigenthum", eine Oppoſition des „Egoismus" gegen den „Liberalismus", der Macht und Geltung des wirklichen Individuums gegen die allgemeinen Mächte, die nur von dem Individuum geſchaffen ſind, die es aber bisher zu ſeinen Herren erhoben. „Ihr ſeid alle unfreiwillige Egoiſten, ich bin es mit vollem Bewußtſein, ruft er aus, und ich will euch beweiſen, daß ihr nicht beſſer thun könnt, als es auch zu ſein, wenn ihr überhaupt etwas ſein wollt. Was wolltet ihr bisher? Die Fremdheit, die euch imponirt wurde, die euch knechtete, den Herrn im Himmel und auf der Erde, in welcher Geſtalt er auch auftrat, ſei es als abſoluter Geiſt, als abſoluter König oder als abſoluter Staat, dieſe Fremdheit wolltet ihr in Eigenheit verwandeln; iſt euch dies gelungen? Laßt ſehn!"

„Feuerbach in ſeinem „„Weſen des Chriſtenthums"" hebt die Fremdheit des Gottes auf und weiſ't in ihm den Menſchen nach, er nennt den Menſchen das höchſte Weſen. Der Menſch, die Menſchheit, der Begriff des Menſchen, iſt mir eben ſo jenſeitig, eben ſo fremd, als irgend ein anderes höchſtes Weſen. Der wahrhaft wirkliche, aus der geſpenſtiſchen Fremdheit befreite Menſch bin ich, dieſer empiriſche, der ich als einziger hier lebe und exiſtire."

Hatte Feuerbach bisher den Ruhm genoſſen, der gefährlichſte Feind der Theologen und der Religion zu ſein, ſo nennt ihn Stirner jetzt ſelbſt einen — „Pfaffen". „Nach Vernichtung des Glaubens, ſagt er, wähnt Feuerbach in die ſichere Bucht der Liebe einzulaufen. Er lehrt „„das höchſte und erſte Geſetz muß die Liebe des Menſchen zum Menſchen ſein. Homo homini Deus est — dies iſt der oberſte praktiſche Grundſatz — dies der Wendepunkt der Weltgeſchichte."" Eigentlich iſt aber nur der Gott verändert, der Deus, die Liebe iſt geblieben; dort Liebe zum übermenſchlichen Gott, hier Liebe zum menſchlichen Gott, zum Homo als Deus. Alſo der Menſch iſt mir heilig. Und, fährt Feuerbach fort: „„Alles wahrhaft Menſchliche iſt mir heilig! Die Ehe iſt durch ſich ſelbſt heilig, und ſo iſt es mit allen ſittlichen Verhältniſſen. Heilig iſt und ſei dir die

Freundſchaft, heilig die Ehe, heilig das Eigenthum, heilig das Wohl jedes Menſchen, aber heilig an und für ſich ſelbſt.““ Hat man da nicht wieder den Pfaffen? Wer iſt ſein Gott? Der Menſch! Was das Göttliche? Das Menſchliche! So hat ſich allerdings das Prädicat ins Subject verwandelt, und ſtatt des Satzes, Gott iſt die Liebe, heißt es, die Liebe iſt göttlich, ſtatt, Gott iſt Menſch geworden, — der Menſch iſt Gott geworden u. ſ. w. Es iſt eben nur eine neue Religion. Feuerbach ſagt: Alle ſittlichen Verhältniſſe ſind nur da moraliſche, ſie werden nur da mit ſittlichem Ernſt gepflogen, wo ſie durch ſich ſelbſt (ohne religiöſe Weihe durch den Segen des Prieſters) als religiöſe gelten. Feuerbachs Satz: die Theologie iſt die Anthropologie heißt nur, die Religion muß Ethik ſein, die Ethik allein iſt Religion.“

Indem Feuerbach die Religion aufhebt, kommt er bei der Ethik, dem Reich der Sittlichkeit an, und dieſes nimmt er, wie er es findet, er hält es heilig. Statt deſſen haben bekanntlich die Socialen das Reich und Regiment der beſtehenden Sittlichkeit, die „alte Geſellſchaft“ und alle ihre Inſtitutionen, Eigenthum, Ehe, Staat und bürgerlichen Verkehr, unter aller Würde gefunden und rückſichtslos kritiſirt. Vornehmlich aber ging dieſe Kritik darauf hinaus, die *Vereinzelung*, die Concurrenz der Einzelnen, ſodann den Grund aller Separatwirthſchaft, das *Eigenthum*, und endlich den *Einzelnen* ſelbſt, den Egoiſten, den Privatmenſchen, gänzlich aufzuheben. Dieſe Forderungen ſind in ihrer ganzen Strenge in der That eben ſo unmöglich, als die Forderung des Chriſtenthums, die Welt aufzugeben. Der Humanismus erreicht ſo wenig „das wahre Menſchenthum", den wirklichen „Gattungsmenſchen", als der Chriſt ein „Heiliger", ein „Chriſtus" wird; und obgleich der Communismus bereits als Sekte conſtituirt iſt, ſo ſucht er dennoch die abſolute, alleinſeligmachende Gemeinſchaft aller Menſchen erſt am Ende der Tage, wenn das Dogma der Gütergemeinſchaft der einzige Gedanke aller Völker ſein wird; ſelbſt das Phalanſterium blieb nur ein ſchöner Traum der Fourierſchen Socialiſten. Aber den *beſtehenden* Staat, die *beſtehende* Geſellſchaft greifen die Fourieriſten und Communiſten an; den *politiſchen* Staat laſſen die Fourieriſten bei Seite, die Communiſten negiren ihn als die Conſtituirung des „alten Unweſens“; beide aber wollen eine „neue Geſellſchaft“, beide gehn auf eine neue, eine „wirkliche Organiſation“ aus.

Kein „Staat“, ſondern „Geſellſchaft“, nicht die „alte Sittlichkeit“, ſondern eine „ſociale Sittlichkeit“, rufen die Socialen. Keine „Geſellſchaft“, ruft Stirner aus, ſondern „freie Vereinigung von Egoiſten“, keine „Religion“, keine „Sittlichkeit“, keinen „Geiſt“, kein „herrſchendes Gedankenreich“, keinen „Glauben“, das Alles trägt die Fremdheit, das Geſpenſtiſche, den Leichengeruch an ſich; es war meine Thätigkeit, es war mein Eigenthum, ich nehme es an mich zurück, ich löſe es auf in ſein Nichts. Wie ich den Glauben durch den Unglauben beendigte, ſo beendige ich das Denken durch die Gedankenloſigkeit, und wie ich nicht der Menſch, ſo bin ich eben ſo wenig der Geiſt. Menſch, Geiſt, Denken, Glauben, Sitte ſind meine Eigenſchaften, ich bin mehr als alle; ich bin der Schöpfer aller Gedanken und der Meiſter meines Verkehrs. Was kümmert mich die Geſellſchaft, wenn ich mich nicht ihrer bedienen oder mich mit andern zu einem Verein vereinigen will. Wie ich mir das Abbrechen des Denkens durch einen Ruck meiner Glieder, ſo behalte ich mir die Auflöſung des Vereins durch mein Weggehen vor, ich binde mich an nichts, an keine ewige Wahrheit, an kein Geſetz, nicht einmal an meinen eignen Willen von geſtern, ich bin heute, was mir heute gefällt zu ſein." — Die unverſchämteſte Willkür als Doctrin!

Aber dieſe Polemik gegen die allgemeinen Mächte hat die wahre Seite: daß in der That das ganze Reich des Geiſtes oder die Menſchenwelt — Staat, Geſellſchaft, Sitte, Geſetz, Sprache, Gedanken, Glauben, Verkehr — nur ein Product, eine „Eigenſchaft" des Einzelnen, oder ſein Verhalten zu andern iſt. Es iſt dies Alles ſein **„Eigenthum"**, ſeine Macht, er kann es brauchen und mißbrauchen, ſchaffen und vernichten nach ſeiner Kraft und Willkür. Seine Willkür reicht ſo weit, als ſeine Kraft. Die ganze bisherige Weltrichtung dagegen opferte den Einzelnen dem Allgemeinen, den Wirklichen ſeinem Weſen, den Schöpfer ſeinem Werk. Dem widerſetzt ſich dieſer entſchloſſene, ganze — kühne **„Egoismus"**.

Beachten wir zuerſt ſein Recht, nur ſo können wir ihm Recht widerfahren laſſen.

Es iſt leicht zu begreifen, daß der Egoismus das Princip aller Thaten immer war und ſein wird, am meiſten grade da, wo man ihn am eifrigſten verläugnet. Es iſt nicht falſch, daß ich mich will, es kommt nur darauf an, daß mein Inhalt des Wollens werth ſei; und alle Anſtrengung von der größten zur kleinſten hat dies zu erproben. Der Egoismus iſt ſo wahr, wie das Ich, das er will, und ſo falſch und verfehlt, als dieſe Exiſtenz nur immer ſein kann.

Mit dieſem Bewußtſein, das wir andern, die wir doch auch mit dabei ſind, ohne Zweifel haben, dürfen wir den Egoiſten ungeſcheut ſeine Sache führen laſſen. Wir könnten ſeine Rede überhören, wir könnten ſie mit einem „Ruck“ in den Papierkorb befördern, wir könnten ſeinen Gedanken, was er uns ſelbſt verrathen hat, „die Gedankenloſigkeit“ als Gegengift appliciren — wir könnten ihm zum Trotz Communiſten, Chriſten, Liberale und Humane bleiben: aber wir würden immer nur ſeinem Ich das unſrige, ſeinem Egoismus den unſrigen entgegenſetzen. Wir würden und wir werden durch unſern

Widerſtand ihn die Probe machen laſſen, wie viel wie wenig er vermag.

Das Syſtem, welches den Menſchen zum Princip macht und ſeine „Rechte“, ſeine „Exiſtenz“ und ſein „Weſen“ ins Auge faßt, beginnt mit der Revolution. Stirner bemerkt: „Der politiſche Liberalismus will den freien Staat, der ſociale die wahre Geſellſchaft, der humane den wahren Menſchen.“

„Der Liberalismus in allen jenen Formen iſt nur die Fortſetzung der alten chriſtlichen Geringachtung des Ichs, des leibhaftigen Hanſen; der Chriſt hält ſich an meinen Geiſt, der Liberale an meine Menſchlichkeit.“

„Der Liberalismus verläuft in folgenden Wandlungen:“

„Der Einzelne **iſt** nicht der Menſch, darum gilt ſeine einzelne Perſönlichkeit nichts: alſo es ſei fortan kein perſönlicher Wille, keine Willkür, kein Befehl, keine Ordonanz, — der Staat ſei Herr und ſein Wille das Geſetz.“

„2) Der Einzelne **hat** nichts Menſchliches, darum gilt kein Mein und Dein oder Eigenthum, nur die

Geſellſchaft (die Gattung, Menſchheit) habe Eigenthum.“

„3) Da der Einzelne weder Menſch iſt, noch Menſchliches hat, ſo ſoll er überhaupt nichts ſein, ſoll als Egoiſt mit ſeinem Egoiſtiſchen durch die Kritik vernichtet werden, um **dem** Menſchen, „dem nun erſt gefundenen“, Platz zu machen.“

„Der politiſche Liberalismus oder das Bürgerthum will einen unperſönlichen Herrſcher, Gleichheit vor dem Geſetz und dem Staate.“

„Der ſociale Liberalismus will Gleichheit vor dem höchſten, einzigen Eigenthümer, der Geſellſchaft, vor ihr ſind alle gleiche — Lumpen.“

„Der humane Liberalismus hebt alles Private auf, er bekämpft die „Eigenheit“ principiell. Vor dem Menſchen ſind alle Einzelnen gleiche — Egoiſten, Unmenſchen. Er ruft uns zu, werde eine neue Creatur, werde — Menſch!“

„Hebt der politiſche Liberalismus den Eigenwillen auf, ſo flüchtet dieſer ins Eigenthum; hebt der Socialismus das Eigenthum auf, ſo flüchtet es in die Eigenheit. Der Egoismus alſo muß bekämpft werden.“

Der Egoiſt aber „*empört ſich*“ und erwiedert: „Der Menſch iſt ein Spuk und ein Geſpenſt, er iſt der letzte böſe *Geiſt*, der täuſchendſte und vertrauteſte, der ſchlimmſte Lügner mit ehrlicher Miene, der Vater der Lügen. Ich will nichts von ſeiner Herrſchaft wiſſen, und ſein und haben alles, was ich ſein und haben kann, ganz unbekümmert darum, ob es menſchlich oder unmenſchlich iſt, genug, daß es in meiner Macht ſteht, daß *ich* es will und vermag.“ „Recht iſt, was *mir* recht iſt.“

„Was iſt Recht? *Staatswille, Staatsgewalt.* Der *eigne* Wille iſt verbrecheriſch gegen den Staatswillen, die *eigne* Gewalt Empörung.

Was iſt ſocial? *Der Wille der Geſellſchaft* und ihre Dispoſitionen. Der *eigne* Wille iſt die Auflöſung der *Gemeinſchaft*.

Was iſt human? Die Gattung, *der* Menſch. Alles Eigne, Beſondre, Private iſt unmenſchlich.“

Der Humanismus, der mit keinem Einzelnen zufrieden iſt, findet alle „unmenſchlich“, — wir ſind allzumal Unmenſchen vor *dem* Menſchen —, der Socialiſt, der gegen alle Inſtitutionen der „alten Geſellſchaft“ iſt, findet die ganze Welt „unvernünftig“

Hegel nannte Alles was iſt vernünftig. Stirner nennt „jeden wie er iſt, vollkommen, die ganze Welt aber wie ſie denkt, ein Tollhaus". Wer hat nun Recht? Das Sprichwort ſagt, der Lebende hat Recht. Wir wollen alſo Stirner den Uebelſtand, daß er im Tollhauſe der einzige Geſcheidte und doch alle vollkommen ſind, wie ſie ſind, nicht verrücken, ein jeder Menſch hat ſeinen Wurm; wir wollen vielmehr zuſehn, worin er lebendig iſt und, indem er Bewegung in die Geſchichte bringt, Recht hat. Die Gattung und das Ideal der Humanen, die richtig organiſirte Geſellſchaft und die verſöhnte, die vollkommene Welt der Socialen iſt nicht zu erreichen. Es iſt aber auch nicht die Aufgabe des Einzelnen ein Ideal, die Gattung vorzuſtellen. Schon dadurch, daß er wirklich lebt und wirkt, iſt er mehr als die Gattung, mehr als das Ideal und der Begriff, er iſt ihre Realität und ihr Werkmeiſter. „Die Idee, ſagt Hegel, iſt mehr als der Begriff, ſie hat die Exiſtenz vor ihm voraus." Die Exiſtenz des Begriffs iſt der Begreifende. Wenn Stirner nun alles Gewicht auf den Einzelnen, den wirklichen, lebendigen Menſchen legt, ſo iſt dies richtig. Der Humanismus und Socialismus *meint* dies ebenſalls zu thun, aber *Stirner* zeigt, daß ſie mit ihrem Allgemeinen, mit der Menſchheit und der Gütergemeinſchaft dem Einzelnen nicht zu dem Seinigen verhelfen, im Gegentheil ihn um das Seinige und um ſich ſelbſt bringen; und dieſem ecraſirenden Allgemeinen gegenüber macht er den „empörten Egoiſten" geltend.

Ueberall iſt der Egoismus die Auflöſung aller „Bande", und wenn er wirklich zum Bewußtſein der Einzelnen kommt, ſo werden ſie keine Revolution machen, ſie werden ſich „*empören*". Keine Umwälzung und Umgeſtaltung des Beſtehenden und Allgemeinen ſteht durch die Egoiſten bevor; „aber ein großes, ſtolzes *Verbrechen* — grollt ſchon im fernen Donnern". „Die Communiſten ſagen, die Welt gehört den Arbeitern, der Egoiſt antwortet, ſie gehört dem, der ſie zu nehmen weiß. Was hätte man am Gemeingut? Immer doch jeder nur ſeinen Antheil, mag er ihn erbetteln, wie ein Lump, oder nehmen wie ein Ritter. Was der Communismus will, das iſt ſchon. Die Güter dieſer Welt theilt die Staatsgewalt aus und es iſt nur nöthig, gut mit ihr zu ſtehn, um nicht vergeſſen zu werden. Wer aber zurückſtehn muß, dränge ſich vor, wer beraubt wird, „*erobere*" ſich was er braucht. Die Proletarier werden nie zu dem Ihrigen kommen, wenn ſie es nicht zu nehmen wiſſen. Niemandem kann man geben, was er braucht. Nur ich kann wiſſen, was mir dient. Vertheilung iſt das Princip der Lumpengeſellſchaft; Selbſtverwerthung die Hülfe des Egoiſten. Nur *die* Arbeit kann organiſirt werden, die jeder kann oder lernen könnte. Die *eigne* Arbeit, ſchon des Virtuoſen, noch weniger des Künſtlers und Denkers kann nicht organiſirt werden, ſie iſt in keine Verfaſſung zu bringen, ich mache ſie, wie ich will und kann."

„Eben ſo wenig, wie alle Geſchäfte und alle Güter, die der ſociale Liberalismus octroyirt oder ausgetheilt haben will, kann es die Freiheit werden, die der liberale Politiker zugetheilt haben will. So wäre Preßfreiheit, die gegeben würde, nur Preßerlaubniß, Gedankenfreiheit, die gegeben würde, nur Denkerlaubniß. *Meine* Preſſe, *meine* Gedanken ſind erſt der Mühe werth, ſie aber ſind immer in Empörung gegen die beſtehenden, mir fremden Gedanken. Was iſt die Wahrheit? Die

Wahrheit iſt mein *Eigenthum*, meine Macht, ich ſelbſt, der ich ſie hervorbringe. Auch die Geſchichte, in welcher ſich die Wahrheiten entwickeln, iſt *mein*, mein Genuß, nicht ich ein Inſtrument der Geſchichte. Die Macht der Wahrheiten über mich, iſt meine *Ohnmacht* gegen ſie.“ „Es heißt nicht mehr, die Wahrheit ſiegt oder die Geſchichte; niemals hat die Wahrheit geſiegt, ſondern ſtets war ſie mein *Mittel*, ähnlich dem Schwerte. Die Wahrheit iſt todt, ein Leichnam; lebendig iſt ſie nur, wie meine Lunge, in dem Maße meiner Lebendigkeit. Die Wahrheiten ſind Material, wie Kraut und Unkraut, ob Kraut oder Unkraut, darüber liegt die Entſcheidung *in mir*.“

Wie entſcheidet ſich der Kampf der Wahrheiten? „Die Gedanken ſind im Recht, in der Gewalt gegen die Gedanken der Regierung, aber im Unrecht, in der Ohnmacht, ſobald die Denkenden nichts als Gedanken ins Feld führen — die egoiſtiſche Macht ſtopft den Denkenden den Mund. Erſt der Kampf der Egoiſten auf beiden Seiten bringt Alles ins Klare.“

Man beſtreitet nun zwar nicht die Realität des

Egoiſmus, aber man beſtreitet ſeine Berechtigung, man findet ihn „ſündig" und „unmenſchlich".

„Was die Religion den Sünder nennt, das nennt die Humanität den Egoiſten. Aber der Egoiſt, vor dem die Humanen ſchaudern, iſt ſo gut ein Spuk, als der Teufel einer iſt. Es giebt keinen Sünder und keinen ſündigen Egoismus."

„Geh mir vom Leibe mit deiner Menſchenliebe! Schleiche dich hinein, du Menſchenfreund, in die „Höhlen des Laſters", verweile einmal in dem Gewühl der großen Stadt, wirſt du nicht überall Sünde und Sünde und wieder Sünde finden? Wirſt du nicht jammern über die verderbte Menſchheit, nicht klagen über den ungeheuren Egoiſmus? Wirſt du einen Reichen ſehn, ohne ihn unbarmherzig und egoiſtiſch zu finden? Du nennſt dich vielleicht ſchon Atheiſt, aber dem chriſtlichen Gefühle bleibſt du treu, daß ein Kameel eher durch ein Nadelöhr gehe, als daß ein Reicher kein Unmenſch ſei. Wie viele ſiehſt du überhaupt, die du nicht unter die „egoiſtiſche Maſſe" würfeſt? Was hat alſo deine Menſchenliebe gefunden? Lauter unliebenswürdige Menſchen! Und woher ſtammen alle? Aus dir, aus deiner Menſchenliebe! Du haſt den Sünder im Kopfe mitgebracht, darum fandeſt du ihn, darum ſchobſt du ihn überall unter. Nenne die Menſchen nicht Sünder, ſo ſind ſie's nicht: du allein biſt der Schöpfer der Sünder: du, der du die Menſchen zu lieben wähnſt, du grade wirfſt ſie in den Koth der Sünde, du grade ſcheideſt ſie in Laſterhafte und Tugendhafte, in Menſchen und Unmenſchen, du grade beſudelſt ſie mit dem Geifer deiner Beſeſſenheit, denn du liebſt nicht die Menſchen, ſondern den Menſchen. Ich aber ſage dir, du haſt nie einen Sünder geſehn, du haſt ihn nur — geträumt."

13.

Der Egoiſmus und die Praxis: Ich und die Welt.

Wir träumen und verbrennen den Sünder nicht mehr, wir ſchelten den Egoiſten keinen Unmenſchen, im Gegentheil vor dem Schaffot, welches in unſern Tagen den Verbrecher vernichtet, ſchaudern wir wie vor dem Scheiterhaufen, auf dem ſonſt der Sünder geläutert wurde; und wenn die Welt die chriſtlichen und revolutionären Henker verwirft, ſo giebt auch ſie im Grunde ſchon zu, daß der Fanatiſmus der Religion und der Sittlichkeit ein und daſſelbe Unrecht an dem Egoiſten verübt, den er über ſeinen Leiſten zieht. Es giebt Länder, wo das religiöſe Verbrechen ſich ſelbſt überlaſſen und das politiſche organiſirt iſt, indem man Einrichtungen getroffen, wie Sitte, Geſetz, Verfaſſung und Regierung durch die Einzelnen, die Oppoſition dagegen machen, abgeändert werden; ja, ſelbſt die bürgerlichen Criminalſtrafen erkennt man allmälig ſogar in Deutſchland für einen Reſt des alten Sündertraumes und in Frankreich für ein Vermächtniß des tugendhaften Terrorismus. In Nordamerika ſind die Quäker ſo weit gegangen, den Einzelnen ganz zu conſerviren und den Verbrecher, wie früher den Teufel aus ihm auszutreiben, indem ſie ihn zur Religioſität und bürgerlichen Tugend zu bekehren ſuchen. Weil ſie ſich als Ketzer verbrecheriſch fühlten, hatten die Quäker einen Widerwillen gegen die Criminalſtrafen; aber ſie ſetzten, wie jede Geſammtheit, die nicht untergehn will, thun muß, der Gewalt der Egoiſten ihre eigne Gewalt entgegen. Stirner hofft, wie die Kirchenſtrafen, ſo würden auch die Criminalſtrafen abgeſchafft werden. Ohne Zweifel wird man dahin kommen, die Gewalt des

Einzelnen nicht mehr zu fürchten; nur aus Furcht iſt man ſo grauſam, daß man *ſtraft*, aber nie wird man aufhören, der Gewalt die Gewalt entgegenzuſetzen. Mit welcher Bildung dies geſchieht, ob mit einer quäkeriſchen, einer terroriſtiſchen, einer bürgerlichen, einer befangenen oder unbefangenen, nur das iſt der Unterſchied. Sieht man z. B. in jedem Meſſerſtich die Gefahr jedes Herzens, ſo wird man den Mörder terroriſtiſch verfolgen; hat man dagegen das Herz, den einzelnen Fall als einen einzelnen zu beurtheilen, ſo wird man ihn des Aufhebens nicht werth finden; die Gewalt gegen den Friedensbruch wird ſich auf ein Minimum beſchränken.

Stirner ſagt, der „Verbrecher iſt der Egoiſt“, das „Verbrechen der *eigne* Wille gegen den Staats*willen*, gegen den *allgemeinen* Willen, es iſt die *Gewalt* des Einzelnen gegen die *Staatsgewalt*“. Iſt die Gewalt des Egoiſten eine Verurtheilung des Staats, ſo iſt die Gewalt des Staats gegen den Egoiſten — *die Kritik des Egoiſten*.

Der „Egoiſt“ verläßt den gemeinſamen Boden; er ſprengt alle Bande, die ihm ein fremder Wille auferlegt, er tritt eben ſo aus der anerkannten Gedanſengemeinſchaft heraus; er iſt für ſich, er iſt „einzig“ er iſt ein Narr.

Wir könnten, wenn er ganz wäre, was er ſagt, der „Einzige“, nicht mehr mit ihm ſtreiten, ja, nur er exiſtirte und wir nicht. Aber ſo weit ſind wir noch nicht. Was iſt er alſo? Er iſt höchſtens ein Einzelner, wie ich, ſofern er Egoiſt iſt. Was können wir in dieſer Form, ich und er, mit einander anfangen? Wir können uns ſtoßen und Gewalt anthun, wir haben nur das gemeinſam, daß wir beide dieſe ſpröden, gänzlich losgelöſ'ten Einzelnen ſind. Aber warum ſchreibt denn der Egoiſt ſein Buch? Was giebt er ſich dieſe nutzloſe Mühe mit der Sprache, den Gedanken und ſonſtigen Allgemeinheiten? Er wird dadurch nicht was er werden will, der „Einzige“, er wird vielmehr Gemeingut. Er vervielfältigt ſogar ſein Buch, er breitet ſeine Gedanken über die Andern aus; er wird „transcendent“, er hat ein „Geſpenſt“ in die Welt geſetzt, und je mehr „Geiſt“ in ſeinen Ausführungen ſprudelt, um ſo ärger iſt der Kobold, den er zu Wege bringt. Dieſer „Einzige“ konnte nicht geboren werden, ohne ein Allerweltsmenſch zu werden, als er ſich, den „Einzigen“, vom Stapel ließ, fuhr er wie ein Tropfen erbarmungslos ins allgemeine Meer.

Daß wir ihn haben, iſt ſchon genug, um ihn zu vernichten, daß wir mit ihm reden können, iſt ſchon ſeine Widerlegung. Er iſt alſo weder der „Einzige", noch dieſer gänzlich losgelöſ'te und auf ſich ſelbſt geſtellte Einzelne. Er führt nur die Sache des Einzelnen in einer Welt, wo dieſer in der That ſich ſelbſt entfremdet und in dem Ocean des Allgemeinen ſpurlos und bedeutungslos verſchwommen und verwaſchen iſt.

Wäre Deutſchland ein Land der Praxis, wo die Einzelnen, ſo weit ſie es vermögen, zur Geltung kommen und ſich verwerthen, ſo würde auch dort der Egoismus ſo augenſcheinlich und ſo bewußt exiſtiren, daß eine Theorie deſſelben ſehr überflüſſig wäre. Wo aber die Einzelnen nur noch theoretiſch und auch das nicht einmal nach Herzensluſt — ſie werden ſogleich politiſche Verbrecher — hervortreten dürfen, da iſt der Schrei unſers Egoiſten nach Exiſtenz ein Zeichen mehr für den Untergang des alten Geiſtes. Sein Buch iſt ein kühner Morgenruf in dem Lager der ſchlafenden Theoretiker. Steht auf, handelt, ſeid ihr ſelbſt, kommt zu euch und braucht Gewalt, ruft er ihnen zu, denn das Recht iſt Gewalt, die Exiſtenz iſt Gewalt, und der Egoiſt, der ſeinen Kopf aufſetzt, ein — Verbrecher, ein Empörer! — Sein Buch iſt allerdings ſelbſt nur Theorie, es hat keine Partheimaſſe hinter ſich, die es bewegen könnte, es bildet auch keine Parthei, es löſ't alle auf, die exiſtiren; aber es beendigt eine bedeutende Entwicklungsreihe, den Verlauf der deutſchen Philoſophie oder die theoretiſche Bewegung der Deutſchen, und während die Publiciſten und Dichter die praktiſche Bewegung der Maſſen wirklich beginnen, tritt im Egoismus die Philoſophie ſelbſt aus dem Kopf ins Herz und ins Blut. Hegel würde ſagen „das Allgemeine nimmt ſich in den einfachen Entſchluß zuſammen, ſich ſchlechterdings zur Exiſtenz zu bringen“. Es iſt nicht das Fichtiſche allgemeine Ich, es iſt der exiſtirende wirkliche Stirner, auf den der Autor es abſieht.

Nach dieſer Exiſtenz ringt und arbeitet die ganze Generation, welche die Erbſchaft Hegels angetreten hat.

Nach ihrem wahren Inhalt — wir haben es gezeigt — iſt die Hegelſche Geiſtesphiloſophie *Humanismus*.

Nach ihrer wahren Methode iſt ſie *Kritik*, Auflöſung aller Gegenſätze und fixen Ideen.

Der Dialektik der logiſchen Kategorieen folgt die Dialektik der *realen* Kategorieen. Der Forderung des Begriffs „Menſch" folgt der Anſpruch des *realen* Menſchen, *ſich* geltend zu machen, und von ſich aus die Welt zu geſtalten.

Die *reale* Dialektik iſt die Auflöſung der geſchichtlich conſtituirten Gegenſätze, Proteſtantismus und Katholicismus, Chriſtenthum und Menſchenthum, Reaction und Revolution, und der wirklich im Reich der Sittlichkeit, d. h. der bisherigen Menſchheit fixirten Ideen: Kirche und Staat, Geſellſchaft und Privatweſen, Familie und Individuum, eben ſo der Religion, Kunſt und Philoſophie. (Es verſteht ſich, daß dieſe Auflöſung, wie alle Dialektik, nur eine Metamorphoſe, nicht eine Vernichtung darſtellt. Es giebt keine Vernichtung, ſie iſt logiſch unmöglich: alles Vergehen iſt unmittelbar Entſtehen; aber die Grauſamkeit der realen Dialektik gegen die Exiſtenz iſt ſo wenig zu läugnen, als es für den, der ins Meer ſucht, ein [illegible] iſt von den Füchſen verachtet und in Füchſe verwandelt zu werden.) Die geſchichtlichen Gegenſätze ſind verſchwindende Begriffe, in den einzigen Annexionen der Menſchheit verſchwinden nur die Grenzen und diese ihre beſtimmte Geſtalt. Der reale Menſch, ſagt Stirner, bin ich, der Einzelne, der — „Egoiſt“.

Der wahre Egoiſt — und um den handelt es ſich doch nun — iſt der Einzelne, der ſich durchſetzt, ſich bewährt; und wie kann er dies? Indem er wieder ein Allgemeines ſchafft und die Maſſen auf ſeine Seite bringt. Das Allgemeine exiſtirt als Mittheilung der Einzelnen an einander. Der Egoismus ſelbſt iſt nur der Hunger, die Andern ſeine Speiſe. Der Egoiſt, der Einzelne, der ſich ausleben will, kann ſich nicht mit dem Wiſſen begnügen. Sein Wiſſen iſt einſames Verzehren der Welt. Er hat nun zwar die Gedanken der andern Menſchen im Kopfe, aber er weiß noch nicht, wie ſie ihn aufnehmen werden, wenn er ſich ihnen mittheilt. Der geſellige Drang aus dieſer Einſamkeit in die Welt iſt der praktiſche Trieb, der Wille. Der Egoiſt alſo, der ſich durchſetzt, durchdringt in einem doppelten Sinne, nehmend und gebend, die Maſſe, die ihm entgegenſteht. In dieſer Arbeit hebt ſich ſeine Iſolirung von ſelber auf, und er erfährt, daß er mit ſeiner Gewalt in der Gewalt der Maſſe iſt.

Der Hochmuth, als wäre der Einzelne etwas für ſich, iſt eine theoretiſche Täuſchung. Die Arbeit des Theoretikers nämlich ſcheint eine einſame zu ſein, ſie ſcheint es, ſie iſt es nicht, da ſie ja immer einen Dialog mit ſeinen Vorgängern und eine Parlamentsrede an ſeine Nachfolger vorſtellt. Der Praktiker iſt dieſer Täuſchung weniger ausgeſetzt; er hat bei ſeiner Arbeit das Publicum und ſeinen Widerſtand immer vor Augen. Er braucht darum nicht aufzuhören, Egoiſt zu ſein, aber er kann ſich darüber nicht täuſchen, daß er immer gehalten iſt, wenn er ſeinen Zweck erreichen will, den der Andern zu befördern, am liebſten Einen Zweck für ſich und mit ihnen zu verfolgen.

Der Egoismus erzeugt die Praxis, die Praxis die Parthei und die Parthei kritiſirt, verwirft oder bewährt den Egoismus.

In einem vorzugsweiſe wiſſenſchaftlichen und darum unpolitiſchen und unpartheiiſchen Lande, wie Deutſchland, erzeugt der Schein der Iſolirung des Gelehrten eine eben ſo ſcheinbare literariſche Anarchie oder vielmehr den Fortſchritt, der das Anſehn fortdauernder Uſurpation hat. Die Arbeit bleibt verborgen und es ſcheint alle That in dem kahlen Auftreten mit einem neuen Pronunciamento zu liegen. Seit dem Sturz der Hegelſchen Alleinherrſchaft hat das Publicum dieſe Meinung. Die Willkür iſt allerdings vorhanden, jeder prüft und entſcheidet, der will; die Uſurpation aber iſt eben ſo ſehr nur Schein, als die Iſolirung es war, denn kein Pronunciamento faßt und wirkt, welches nicht mit Nothwendigkeit aus der Lage der Sachen hervorgeht. Erſt die Annahme des Fortſchritts macht ihn zum Fortſchritt. In dieſer Probe erfährt allerdings der Theoretiker ganz daſſelbe Schickſal, wie der Praktiker, nur nicht ſo augenſcheinlich: ſeine Parthei kommt nie in Maſſe zum Vorſchein, es müßte denn ſein, daß ſie praktiſch würde.

Dieſe Trennung des Einzelnen von der Maſſe macht aber einen bedeutenden Unterſchied. Sie bringt eine völlige Unſicherheit der Selbſtſchätzung hervor; der iſolirte Menſch verliert ſein Gewiſſen, der *losgelöſ'te* Egoiſt wird *haltungslos*. Die theoretiſche Willkür, welche niemals die Probe ihrer Berechtigung und Geltung macht, iſt daher haltungs- und gewiſſenloſe Dialektik, die alles beweiſ't, was ihr gut dünkt, ſie iſt — **Sophiſtik.**

Stirner proclamirt ſie mit dürren Worten. Seine Wahrheit oder ſeine Macht an den andern zu erproben, davon will er nichts wiſſen. „Die Wahrheit exiſtirt nur in *meinem* Kopfe. Woran erkenne ich ſie, als an der *Ohnmacht*, daß *ich* ihr nichts anhaben kann." Und um die „*dienſtbare* Kritik, die immer eine Wahrheit zu ihrem energirenden Myſterium hat", von der „*eignen*" Kritik zu unterſcheiden, ſagt er: „Der Kritiker *dient* immer einem Princip; *ich* aber, wenn ich kritiſire, habe nicht einmal mich im Auge, mache mir nur ein Vergnügen, *amüſire mich nach meinem Geſchmacke*. Je nach meinem Bedürfniß zerkaue ich die Sache oder ziehe nur ihren Duft ein."

Hiemit iſt die Willkür der Dialektik proclamirt, die Dialektik, die ſich weder an eine Vorausſetzung hält, noch einen Erfolg abwartet, die anknüpft, wie ſie will, und ausläuft, wie ſie will, ihren Standpunkt wählt, bald bei den Königlichen, bald bei den

Republikanern, in Wahrheit aber nirgends ihren Grund hat, als in dem jedesmaligen „Vergnügen und Belieben" des Kritikers. Dieſe Dialektik iſt nicht die erſte Arbeit an dem Problem der Geſchichte, ſie iſt zum Spiel des Geiſtes, zur Frivolität, zur **Sophiſtik** geworden, eine Erſcheinung, welche die Auflöſung der deutſchen theoretiſchen Welt darſtellt.

Aber die Erklärung der Sophiſtik iſt auch ihre Widerlegung; die Auflöſung der theoretiſchen Welt der Uebergang in die praktiſche; und kann ſich die Sehnſucht der Deutſchen nach Verwirklichung ihrer innerlichen jenſeitigen Welt deutlicher ausſprechen, als darin, daß man all dieſe Herrlichkeiten zertrümmert und ins Feuer wirft — mit Humor, nur zum Vergnügen? Stirners ganzes Buch athmet dieſen Leichtſinn. Es iſt darum auch das erſte leichte, genießbare und vollkommen für Jedermann geſchriebene philoſophiſche Werk.

Die Sophiſtik, „das Vergnügen des einſamen Wahrheitskauers", iſt aufgehoben, wenn ſeine Opiumsbude erbrochen, der Schwelger ans Tageslicht gezogen und von der Hitze des reellen Kampfes ergriffen wird. Die prüfende Zeit bringt jedem ſein Urtheil, und ob er die Wahrheit der Epoche wirklich erfaßte, das offenbart ſein Ausgang, wenn er einen hat. Wer aber wirklich iſolirt und ohne Wirkung auf die Welt wäre, dem bliebe zu allen Zeiten das Spiel ſeines Geiſtes, das „Kauen oder das Riechen der Sachen“ unbenommen, aber wir geben nicht zu, daß Egoiſten in dieſer Bedeutung exiſtiren, noch viel weniger, daß ſie als ſolche auch nur ein — Buch publiciren könnten. Denn dies wäre doch gewiß ein Hervortreten, ein Verſuch der Gewalt über die Menſchen, eine Bewährung ihrer ſelbſt, in der ſie allgemein würden. Der Egoiſt, der ſich nur theoretiſch amüſirt und ſeiner dialektiſchen Laune, wie ſie über ihn kommt, den Zügel ſchießen läßt, iſt ein Sophiſt; der Egoiſt, der ſich in der Praxis bewährt und durch die wiederholte Erſcheinung den Menſchen ſein inneres Geſetz zu fühlen giebt, iſt ein Charakter. Der Charakter des Sophiſten dagegen iſt die Charakterloſigkeit, ſein Schickſal die Wirkungsloſigkeit. Die Berliner Sophiſten von beiden Seiten thun Alles mögliche, um die Philoſophie in ihr Schickſal zu verwickeln. Wir brauchen Charaktere, ihnen dies zu wehren. Eben ſo wenig wie der „*Einzelne*“ gegen das Allgemeinwerden, kann ſich der „*Eigner*“ vor der „Fremdheit“ wahren. Oder ſollte *Stirner* wirklich kein „Princip“, *keine „energirende Wahrheit“* zu *ſeinem Herrn* haben? Iſt er ſich nicht ſelbſt die Wahrheit und iſt nicht der Egoismus ſein „Princip“?

Er wehrt ſich gegen alles Beſtimmte, er will die Auflöſung permanent, die Thätigkeit nicht ſtagnirt, das Setzen, nicht das Geſetz, das Erſcheinen, nicht die Exiſtenz, das Conſtituiren, z. E. des Vereins, nicht die Einrichtung, die Conſtitution. Er wird Stuhl und Tiſch zerſchlagen, weil ſie da ſind, aber er wird ſich dadurch nur zu einer neuen — *Einrichtung* nöthigen. Die „*Fremdheit*“ und die todte Beſtimmtheit iſt nicht in dem Maße los zu werden, daß *ich* immer alles in mir und in meiner Gewalt habe. Die Producte der Einzelnen, Sitte, Staat und Geſellſchaft imponiren ſich dem Egoiſten, und thun ihm Gewalt an, wie das Revolutionstribunal ſeinem Gründer Danton, und um das „Tranſcendente“ in ſeiner aufdringlichſten Geſtalt zu faſſen: Weder die Anderen wird der „*Einzige*“ los, noch der „*Egoiſt*“ den *Zweck*, dem er nachjagt. Und wenn es ſein „Zweck“, ſein „Ideal“, ſein „Begriff“ iſt, bei ſich zu Hauſe zu ſein, nicht ſich ſelbſt zu entfremden, ſo iſt dieſer *Zweck* immer ein Jenſeitiges, ein Fremdes, ehe er ihn erreicht und erarbeitet hat, und iſt er in Einem Felde zum Ziel gekommen, ſo wird ſich ihm ſogleich ein neues aufthun, in dem er von Neuem die fremde Welt ſich anzueignen hat. Es iſt Fanatismus, den Einzelnen durch Confrontation mit ſeinem Begriff zu vernichten. Es iſt Rohheit, ohne Begriff von ſich, ohne Ideal und ohne Zweck zu ſein.

Die Aufhebung der fremden, der jenſeitigen Welt erreicht nicht, wer ſich ganz aus der Affaire zieht und „ſeinem Vergnügen nachgeht“, eben ſo wenig wer im Traum ſeines „Wahrheitskauens“ die Welt für ein „Tollhaus nimmt“; ſie erreicht nur, wer ſich in die Welt ſtürzt und, indem er ſich ins Allgemeine auflöſ't, ſich den andern genießbar macht.

Nicht alſo mein *Egoismus*, ſondern *mein in Thätigkeit aufgelöſ'ter Egoismus* iſt die Aufhebung der „*Fremdheit*“, die mich unaufhörlich zum

Kampf, wie der Hunger zum Verzehren der Speiſen, herausfordert. Der Egoismus iſt der unbefangene Ausgangspunkt eines jeden Menſchen. Wie ſollte es auch anders ſein! und ſeltſam genug, daß man dieſen Punkt, von dem aus die Welt bewegt wird, angreift! Der praktiſche Egoismus verwirklicht ſich in der Welt; der theoretiſche die Welt in ſich. Der erſte iſt nichts ohne den letzteren, er aber iſt die Probe von ihm. Das „Kauen“ der Wahrheit genügt nicht, ſie will verdaut und in den geſellig wirkſamen Menſchen verwandelt ſein. Nur wer den Inhalt ſeiner Zeit verdaut hat, der wird mit Recht und mit Erfolg ſich in ſeiner Zeit verwirklichen. Der Egoismus alſo iſt wahr, je nachdem er iſt; und wenn Stirner ſagt: „Jeder ſuche ſich zu verwerthen“, ſo ſchließt dies allerdings Alles ein, denn niemand kann mehr Werth bei andern geltend machen, als er wirklich vorher in ſich aufgenommen.

14.

Schluß.

Aus der bisherigen Darſtellung iſt klar, daß die Bewegung des deutſchen Geiſtes bei einem Wendepunkt angekommen iſt, von dem nun eine wirkliche Geſchichte beginnen wird. Die theoretiſche Befreiung iſt nirgends in der Welt ſo gründlich vorhanden und fortdauernd im Werke, als in Deutſchland. Die Geburt der wirklichen, der praktiſchen Freiheit iſt der Uebergang ihrer Forderung auf die Maſſe. Dieſe Forderung iſt das Symptom der verdauten Theorie und ihres Durchbruchs in die Exiſtenz. Erſt das Selbſtgefühl Aller flößt einer Nation die Haltung ein, welche eine Selbſtbeherrſchung hervorbringt.

Praktiſch liegt Deutſchland für den Augenblick noch unter einem harten Druck. Es hat ſich, Alles ineinander gerechnet, noch von dem ganzen Mittelalter zu befreien, die Inquiſition, die Folter, die Leibeigenſchaft, die Hörigkeit, die beſeſſenen und die beſorgten Seelen gar nicht ausgenommen. Iſt nun aber einmal, wie hier, der Kopf der Geſellſchaft im Klaren, ſo wird jede Noth und jeder Druck eine hinreichende Belehrung für die Maſſe, die Hand der Geſellſchaft. Das alte Syſtem zerſtört daher ſich ſelbſt, indem es durch ſeine unerbittliche Laſt die Noth ſteigert und die Intelligenz ächtet. Das Feuer der Freiheit iſt angezündet; es wird von der deutſchen Erde verbannt, aber es brennt unterirdiſch fort, wenn man es auf der Oberwelt erſtickt, und ſammelt ſich, bis mit einem Erdbeben ſeine Eruption erfolgt, und die Oberfläche der bisherigen Welt, die es zuſammendrückte, verwandelt wird.

Das Ende der *theoretiſchen* Befreiung iſt die *praktiſche*. Die Praxis aber iſt nichts anders, als die Bewegung der Maſſen im Sinne der Theorie, der Herzſchlag der ewig jungen Welt.

Briefe.

Inhalt.

1. An die Mannheimer Abendzeitung. Zur Erinnerung an Theodor Echtermeyer.
2. An die New-Yorker Schnellpoſt.
3. An eine Pariſer deutſche Zeitſchrift.
4. Aus Karlsbad.
5. Aus Paris.
6. An den Hamburger Telegraphen. Ueber die neueſte deutſche Poeſie.
7. An einen Leipziger Patrioten.

1.

An die Mannheimer Abendzeitung.

Zur Erinnerung an Theodor Echtermeyer.

Paris, 25. Mai 1844.

Theodor Echtermeyer iſt jung geſtorben (geb. 12. Aug. 1806, geſt. 8. Mai 1844), aber er iſt alt genug geworden, um ſeine Wirkſamkeit bedeutend und ſeine Pläne empfehlungswerth zu machen. Weder was er geleiſtet, noch was er unvollendet hinterlaſſen hat, darf mit ihm zu Grabe gehn; ſeine Freunde werden hierin ſeinen Glauben an die Unſterblichkeit retten, wenn ſie ſonſt auch den Verluſt nur um ſo ſchmerzlicher und ernſthafter empfinden, weil ſie ſichs nicht verbergen, daß es ein Verluſt für immer iſt. Vor wenigen Monaten ſchien er noch völlig geſund zu ſein; und nun plötzlich überraſcht uns die Nachricht von der

Wiederkehr eines alten Uebels, das ihm den Tod
brachte.

Solche Nachrichten regen die Erinnerung an ge
meinſame Schickſale und Thaten lebhafter auf und
dieſe, ſcheint es mir, verdient auch dem Publicum
mitgetheilt zu werden. Daß ſie friſch niedergeſchrie
ben, wird ihr nicht ſchädlich ſein, und wenn ein Irr
thum mit unterläuft, ſo werden unſre gemeinſamen
Freunde ihn berichtigen, jetzt, wo ſie ſich ohne Zwei
fel noch lebhaft mit ihm beſchäftigen.

Seine geſelligen und gemüthlichen Tugenden brach
ten es mit ſich, daß man auf die angenehmſte Weiſ
mit ſeinen früheren Verhältniſſen, Freunden, Stu
dien und Thaten bekannt wurde. Er wußte derglei
chen auf allgemeine Geſichtspunkte zu beziehen un
wies den Zeitlagen in der Geſchichte, ſo wie de
Oertlichkeit, aus der ein Menſch hervorgeht, ein
große, vielleicht eine zu große Bedeutung zu für ſein
geiſtige Richtung und Wirkſamkeit. Ueber die jet
namentlich in Preußen herrſchende Parthei pflegte e
zu ſagen: ſie ſind alle am Ende des vorigen Jahr
hunderts unter dem Einfluß der Reaction gegen di
große franzöſiſche Revolution geboren. In den Fre

heitskriegen haben ſie den Triumph ihres Geſtirns erlebt; aber ſie ſind abgelebt und altersſchwach ans Regiment gekommen. Die nächſte Generation wird wieder revolutionär ſein und nicht durch das Ausſterben, ſondern durch Beſiegung ihrer Gegner zur Herrſchaft gelangen. — Die Gegend zwiſchen dem Taunus und dem Odenwald nannte er poetiſch, Sachſen gelehrt, den Norden kritiſch disponirt. In der Literaturgeſchichte fand er eine Menge Belege zu ſeiner Anſicht. Er ſelbſt iſt ein Sachſe und ſtammt aus Liebenwerda. Man darf nicht ſagen, daß er ſeiner Regel nicht entſprochen habe. Er liebte zu erzählen, daß er als Kind ſich langſam entwickelt habe, ja, er legte ein beſonderes Gewicht darauf, daß er ſich alles mühſam erarbeiten müſſe, und Allem, was neu auf ihn eindringe, einen hartnäckigen Widerſtand entgegenſetze. Nur ſolche Naturen — er pflegte Hegel dabei anzuführen — kamen dann auch zu einem ſichern Beſitz der verſchiedenen Bildungsſtufen, die ſie nicht oberflächlich durchliefen, ſondern wohnlich für ſich einrichteten. Er faßte nicht ſchwer auf, aber er ließ ſich nicht leicht hinreißen und behauptete ſeine Stellung oft ſogar noch hartnäckig, wenn ſie offenbar ein verlorner Poſten geworden und von allen Seiten überflügelt war. Aber eben dieſer Widerſtand machte ſeinen Beitritt zu einer Richtung fruchtbarer, als die Anhängerſchaft vieler leicht erregter und leicht herumgewendeter Geiſter. Er las viel und las mit Kritik, er ſprach gern über ſeine Lectüre und entwickelte in ſeinen Geſprächen eine Fülle von Gedanken. Was er zu Hauſe excerpirt und notirt, entdeckt und combinirt hatte, das trug er mit großer Beredtſamkeit auf Spaziergängen ſeinen Freunden vor. Er war ein peripatetiſches Talent; dagegen reizte ihn die Schriftſtellerei weniger. In Schulpforta hatte er ſeine Studien gemacht und war von ſeinen Genoſſen wegen ſeines kritiſchen und erfinderiſchen Weſens der Denker genannt worden. Was man damals in Pforta beſonders pflegte, die lateiniſche Eleganz, hatte er ſich vollkommen angeeignet. Die Liebhaberei hielt vor, und er verfaßte auch noch ſpäter bei Gelegenheit lateiniſche Diſtichen von großer Vollendung. Ueberhaupt beſaß er viel Sinn für poetiſche und proſaiſche Form, ja, er hatte das kritiſche Talent zu einer ſolchen Empfindlichkeit ausgebildet, daß er ſich ſelbſt, wenn er ſchrieb, nie genug thun konnte und von den hinreißendſten Producten großer Meiſter, namentlich Göthe's, nie ſo verblendet wurde, daß er die Schwächen überſehn hätte. Gegen die Mathematik war er eingenommen; die griechiſche Literatur lag ihm ferner. Die Verbindung der lateiniſchen und der deutſchen Welt in der Poeſie des Mittelalters hat ihn dagegen fortdauernd aufs Lebhafteſte beſchäftigt. Auf der Univerſität Halle vermochte die Juriſterei ihn nicht aus ſeiner gewohnten Lectüre herauszureißen; er theilte ſeine Zeit zwiſchen der deutſchen Literatur und einem tapfern Jugendleben, in dem er ſich zum Anführer eines Corps aufſchwang und durch Charakter und Muth auszeichnete. Auf der Berliner Univerſität vergeiſtigte ſich ſein Leben, ſo wie der Kreis ſeiner Freunde und der Einfluß ſeiner Lehrer. Hatte er bisher der romantiſchen Schule eifrig angehangen und alle ihre Dogmen und Traditionen aufgenommen, ſo lernte er nun durch Hegel und Stuhr eine freiere Welt kennen. Der Kreis ſeiner Studiengenoſſen führte ihn ſogar zu einer literariſchen Thätigkeit. Er nahm lebhaften Antheil an einem kleinen Blatt, welches damals in Berlin Glück machte, der Staffette. Manche Sonnette, Epigramme, Traveſtieen und Aufſätze erſchienen hier von ihm meiſt pſeudonym. Mit Simrock zuſammen unternahm er die Herausgabe „der Quellen zum Shakeſpeare", die Simrock nachher, wie es ſcheint, allein fortſetzte.

Echtermeyer hatte längere Zeit, als man gewöhnlich pflegt, auf der Univerſität zugebracht, und je weniger er ſich für ein Geſchäft abgerichtet — alles Geſchäftliche war ihm zuwider —, um ſo mehr hatte e gelernt. Nun galt es aber ſich zu entſchließen un den (durch eine Abhandlung über den mythiſchen Virgil) erworbenen Doctortitel zum Erwerb zu benutzen. Er unterrichtete an dem Gymnaſium zu Zeitz, wo ſein Vater wohnte und ein humanes heiteres Familienleben ihn feſſelte, beſonders ſeit ſeiner Verlobung mi einer ſehr liebenswürdigen und reichen jungen Dame. Dennoch bewog ihn ein Freund, der von Zeitz an da Pädagogium zu Halle berufen war, ihm dorthin z folgen. Er fühlte ſich in eleganter Form und feine Sitte wohl; aus dieſem Grunde hegte er ein Vorurtheil für die Ariſtokratie. Das ariſtokratiſche Inſtitu des Pädagogiums ſagte ihm daher anfangs zu, un die Erziehung und conventionelle Vorbildung der Zöglinge gewährte ihm einen willkommenen Boden fü äſthetiſch-literariſchen Unterricht, wie er ſonſt auf Gymnaſien nicht angebracht ſein würde. Die jungen Leute benutzten ſeine Vorträge eifrig; und wenn auch die Maſſe nicht immer folgte, ſo fand er doch einzelne fähigere Köpfe, die ihm ihre ganze Richtung verdanken und ſich der Anregung durch ihn immer noch mit enthuſiaſtiſcher Anerkennung erinnern. Der deutſche Unterricht veranlaßte ihn zu einer Gedichtſammlung für die Schule, die ſich weit verbreitete, und ſeine Studien der lateiniſchen Poeſie und Verskunſt zu der Herausgabe einer Palaestra musarum in Verbindung mit ſeinem Collegen Seyffert, der ſpäter das Unternehmen allein fortführte. Er hatte die Gewohnheit, mit großem Eifer Pläne vorzubereiten und die Ausführung ins Werk richten zu helfen, dann aber bei der Arbeit zu ermüden, und auf etwas Neues zu denken, bevor das Alte erledigt war. Alle ſeine Studien und Unternehmungen ſind Aphorismen in dieſem Sinne; und eben darum, weil er, wie man ſagt, nie fertig wurde, verlangte er die Unſterblichkeit, um ſich auszuleben. Bei den Jahrbüchern wiederholte ſich ſpäter dieſelbe Erſcheinung. Noch in Halle, als der Muſenalmanach, den wir 1840 und

1841 zuſammen redigirten, aufhörte, machte er den Plan zu einem literariſchen Taſchenbuch und eröffnete eine Correſpondenz mit mehreren Schriftſtellern, die auch ihre Unterſtützung zuſagten. Aber ihm ſelbſt wuchs ſeine Arbeit, die das Taſchenbuch eröffnen ſollte, „die lateiniſche Poeſie des Mittelalters“, über den Kopf und aus dem Aufſatz ſollte nun ein Buch werden. Darüber aber unterblieb das Taſchenbuch und das Buch obendrein.

Unter den Lehrern des Halliſchen Pädagogiums befanden ſich zu Echtermeyers Zeit Adolph Stahr und Moritz Fleiſcher, die ſpäter als Schriftſteller bekannt wurden, und mit Echtermeyer in vertrautem Verhältniß lebten. Auch wir fanden uns dort zuſammen. Die Anſtalt iſt überhaupt ein Uebergangsaufenthalt für die Mehrzahl der Lehrer. Es ſind immer junge Leute daran thätig, die nun eine weitere Beſtimmung ſuchen und deshalb je länger je unzufriedner werden. Sie nannten damals das Pädagogium die Barke und ihre Unzufriedenheit die Barkitis oder Seekrankheit. Echtermeyer wurde nicht von ihr ergriffen. Theils weil er ſich vortheilhaft zu verheirathen und ſo am Orte zu bleiben die Ausſicht hatte, theils weil er von Natur, wie geſagt, einem ariſtokratiſchen Zuge nachgab, war er legitim und redete in der Regel dem Vorſtande, einem pedantiſchen Manne, gegen die Empörer das Wort; er führte dafür den Namen Content. Doch änderte ſich dies Verhältniß, als ein neuer Vorſtand auf ſeine Thätigkeit weniger Gewicht legte, ſeine Unterſtützung vielmehr augenſcheinlich geringer anſchlug, als die der gewöhnlichſten Stockphilologen, und als endlich durch den Verluſt ſeiner Frau ſein Gleichmuth auch von dieſer Seite erſchüttert wurde. Er wäre nun gern vom Pädagogium zur Univerſität gegangen, aber die geſellige und dialogiſche Form, ſeine Kenntniſſe mitzutheilen, war damals noch nicht das Ideal des Miniſteriums, er hatte nicht die nöthigen Bücher geſchrieben, und die Förmlichkeiten, mit denen man von vorn anfängt und ſich in das Recht, Vorleſungen zu halten, eindisputirt, waren ihm zuwider.

Aus dieſer Gemüthsverfaſſung entſprangen allerlei literariſche Pläne. Er hatte ſchon früher einmal mit Roſenkranz zuſammen eine ähnliche Zeitſchrift, wie das Morgenblatt, gründen wollen; es kam nun wieder zur Sprache, aber die Zeit hatte eine ernſthaftere

Phyſiognomie angenommen und der alte Kreis von Kunſtfreunden war aus Halle verſchwunden. Unſere Freunde hatten uns faſt alle verlaſſen, wir waren mehr als früher auf einander angewieſen und pflegten unſere Studien und Entwürfe täglich zu beſprechen. Er ließ ſich gern über Kunſt, vorzüglich die neue Malerei und die Göthiſche Periode der Poeſie aus. Von der Staffette her hatte er immer noch eine Vorliebe für ein journaliſtiſches Organ, um gelegentliche Studien, auch ohne ſie gleich zu Büchern anzuſchwellen, fruchtbar zu machen.

Unterdeſſen verknöcherte die althegeliſche Richtung immer mehr und obgleich Echtermeyer damals zu den Orthodoxeſten gehörte (er machte ſich einmal anheiſchig, Tag und Stunde der Geburt Chriſti als eine philoſophiſche Nothwendigkeit zu deduciren), ſo empörte ihn doch die Tyrannei der Berliner Jahrbücher, die auch den letzten Hegelianer nicht kritiſiren laſſen wollten, wenn er nur bekannte. Ich ſchrieb unter dieſen Umſtänden eine Kritik der damaligen Literaturzeitungen und veröffentlichte ſie in den „Blättern für literariſche Unterhaltung“. Echtermeyer freute ſich über den Aufſatz. Er kam ſogleich zu mir und bemerkte, es fehlte nur das Poſitive bei der Sache, daß man es nämlich nun ſelbſt beſſer machte. Ich antwortete ihm, daß ich vor einer ſolchen Arbeit alle mögliche Furcht hätte, daß ſie nothwendig jeden, der ſie unternähme, fortdauernd in Athem erhalten und an den Geſchäftstiſch feſſeln werde. Er machte dagegen geltend, daß unſre Unabhängigkeit uns grade die Verpflichtung auferlege, den Schritt der Befreiung zu thun, den wir für nothwendig erkannt hätten. An Stoff und jungen Kräften werde es gewiß nicht fehlen, denn dieſer Ton, der jetzt in der gelehrten Journaliſtik herrſche, müſſe Vielen eben ſo unerträglich ſein, als uns. Endlich, obgleich nicht ohne Beſorgniß für das Gelingen, willigte ich ein; wir nahmen den Abdruck der Kritik der Literaturzeitungen, den ich zur Hand hatte, fügten noch einen kurzen Proſpect unſers Planes hinzu und ſandten beides an Otto Wigand in Leipzig. Wigand übernahm den Verlag unter der Bedingung, daß wir uns bei Gewinn und Verluſt des Unternehmens zur Hälfte betheiligten, wobei es auch die zwei erſten Jahre blieb. Die Sache kam nun in Gang. Echtermeyer wollte die Charakteriſtik der Univerſität Halle, eine Kritik der

Leiſtungen in der deutſchen Literaturgeſchichte, über Göthe und ſein Zeitalter und über die Tradition und Doctrin der Romantik ſchreiben. Er hatte auch alle dieſe Themata nicht blos vorbereitet, ſondern wirklich auszuführen begonnen, als eine Anſchwellung ſeines linken Arms einen ſo gefährlichen Charakter zeigte, daß die Amputation nothig wurde. Dies war im Februar 1838, wo er ſich nun in allen ſeinen Plänen geſtört und in der Theilnahme an der Redaction gleich beim Beginn der Arbeit unterbrochen ſah. Er verreiſ'te für den Sommer zu ſeiner völligen Wiederherſtellung nach Nizza, wo er Seebäder nahm. Unterdeſſen war der ſogenannte Leohegelſche Streit ausgebrochen und die ganze Pietiſtenparthei mit Denuntiationen gegen die Jahrbücher aufgetreten. Sie ſahen die Gefahr gleich beim Entſtehen, aber Altenſtein, der damalige preußiſche Miniſter des Unterrichts, folgte ihnen nicht, verſicherte vielmehr die Redaction ſeines Beifalls und wünſchte nur die Perſönlichkeiten beſeitigt. Aber bei der [illegible]hen Ausſicht auf Altenſteins Tod war der politiſche [illegible] des Pietismus nicht zweifelhaft. Die Jahrbücher mußten nothwendig in die Oppoſition geworfen werden, ſo wenig die Hegelianer damals auch daran glaubten. Sie waren das Glück der Legitimität zu lange gewohnt, um dieſe Wendung nicht unbequem zu finden, ich wartete mit Spannung darauf, wie Echtermeyer bei ſeiner Rückkehr dieſe Lage der Sachen aufnehmen würde. Zu meiner Freude erhielt ich einen Brief von ihm aus Süddeutſchland, worin er mir von Herzen beiſtimmte und erklärte, die Reiſe habe ihn völlig auf die „linke Seite der Hegelſchen Schule“ geworfen, er kehre mit neuem Muth und entſchiedener Oppoſitionsluſt zurück. Er ſchilderte den guten Eindruck der Zeitſchrift aufs Publicum, wie er ihn an verſchiedenen Orten beobachtet, und verſprach uns den beſten Erfolg.

Die Baſis der damaligen Oppoſition war das proteſtantiſche Princip, aus welchem die freie Wiſſenſchaft folge. Wir zeigten, daß Preußen dieſes Princip, wodurch es groß geworden ſei, verließe, wir blieben nicht dabei ſtehn, den Pietismus als den neuen Jeſuitismus zu charakteriſiren; wir beſchloſſen überhaupt, „den Proteſtantismus von der Romantik“ zu reinigen und ein förmliches „Manifeſt“ gegen den

Abfall von ſeinem Princip zu erlaſſen. Dies geſchah, und „der Begriff der freien Wiſſenſchaft und Kunſt“ wurde der „Romantik“ entgegengeſetzt. An dieſem Oppoſitions- und Operationsplan hatte Echtermeyer den entſchiedenſten Antheil; es war das Aeußerſte, was man innerhalb des alten Syſtems der Hegelſchen Philoſophie und des Proteſtantismus thun konnte, und es iſt allerdings richtig, daß Echtermeyer dieſe Bahn nicht verlaſſen, vielmehr fortdauernd gegen Feuerbach, dem ich von Anfang an beiſtimmte (cf. den Anfang der Anekdota ꝛc.), zu behaupten ſuchte; aber man iſt ſehr im Irrthum, wenn man meint, die Hegelſche Form der Oppoſition würde auf die Länge geduldet worden ſein. Sie war nur momentan und in der erſten Ueberraſchung möglich. Als Feuerbach 1838 über den Leohegelſchen Streit den Aufſatz: „Philoſophie und Chriſtenthum“ an die Redaction ſandte, erlangten wir allerdings darum das Imprimatur nicht, weil dieſer Gegenſatz deutlicher war, und als wir nun den Feind vornehmer und myſtiſcher „Romantik“ nannten, paſſirten wir zwar die Cenſur in Leipzig, aber nicht den Zorn in Berlin. er zeigte ſich 1841 als die eigentliche Cenſurſchwierigkeit. Man wollte gar keine Oppoſition, keinen Kampf und kein Leben, vielmehr nur den Tod der lautloſen Monarchie und das Grab des ſtillen Glaubens. Die Philoſophie ſollte wie bisher nur die Theorie der Monarchie und die Auslegung des Chriſtenthums ſein.

In Hegel iſt die Oppoſition noch verborgen; wir brachten ſie zwar zum Vorſchein, aber es war immer noch, wenn auch Kritik, doch Hegelſche Kritik; der wahre Ausdruck und die ganze Schärfe des Gegenſatzes eines neuen Bewußtſeins gegen die alte Welt fehlte uns noch: wir täuſchten die Wächter nur darum, weil wir noch zu ihrem Feldlager gehörten. Erſt Feuerbachs Kritik, die „Humanismus“ und „Chriſtenthum“ entgegenſetzte, brachte die durchgreifende Löſung des Problems der theoretiſchen Freiheit. Feuerbach bewies: die theoretiſche Freiheit iſt durch Befreiung vom Katholicismus nicht zu erlangen, ſie iſt Freiheit von der Religion: der Menſch kann ſein wahres Weſen nicht einmal erkennen, ſo lang er es außer ſich ſucht. Wie er es erreichen könne — dieſe Frage war natürlich keine deutſche Aufgabe, und eine Conſequenz der theoretiſchen Freiheit, bei welcher jene Zeit noch nicht angelangt war.

Aber nicht einmal die Conſequenzen der Hegelſchen Oppoſition traten alle hervor. Wir hatten „die romantiſchen Politiker“ bis ans Ende unſers Manifeſtes verſpart, und als Echtermeyer, der dieſe Parthie, die ihm neu war, unternommen, ſeine Studien im Pulte liegen ließ und nicht verarbeitete (es iſt eine allerliebſte Charakteriſtik Leo's darunter), überholte die Geſchichte den ganzen Standpunkt durch „Feuerbachs Weſen des Chriſtenthums“ und in praktiſcher Hinſicht durch die Kritik von Geſellſchaft und Staat, die der engliſch-franzöſiſche Socialismus liefert und deren Principien im Allgemeinen ſchon 1842 die Aufmerkſamkeit Deutſchlands erregten. Beide Themata, Feuerbachs Kritik und die Demokratie, wurden bekanntlich die Veranlaſſung zur Unterdrückung der Jahrbücher. Aber die theoretiſche und praktiſche Freiheitsfrage, einmal aufgeworfen, läßt ſich nicht durch Klugheit bei Seite ſchieben. Die Gegenparthei zieht die Conſequenzen, wenn der verhüllte Angriff es vermeidet, und ſchon die Kritik der literariſchen Romantik hat den Jahrbüchern die regierende Romantik nie verziehen. Sobald ſie die Zügel ergriffen und größere Sorgen beſeitigt hatte, fiel der Blitz auf unſere ketzeriſchen Häupter. Echtermeyer vor dieſem Blitzſtrahl ſicher ſtellen zu wollen, was ſeine Freunde unter den Philiſtern zu ihrer eignen Genugthuung zu verſuchen pflegen, heißt ſeiner Ehre zu nahe treten, und auf den Pfiff hören, eine literariſche Freiheit, ſei keine politiſche. Echtermeyer verkannte die Rolle der Philoſophie und Literatur keineswegs, er war auch politiſch zur Linken übergegangen und erkannte fortdauernd die Nothwendigkeit an, die romantiſche Politik, deren Kritik er im Weſentlichen niedergeſchrieben hatte, noch vor dem Tode des vorigen Königs von Preußen zu enthüllen. Wenn er nicht dazu kam, ſo war es nur ſein gewöhnlicher Fehler, nicht abſchließen zu können; und wenn er in der allerletzten Zeit von ſeinem Republikanismus ſchwieg und an der Oppoſition keinen thätigen Antheil mehr nahm, ſo hat das Gründe, die kein Geheimniß ſind, die man ja aber in Deutſchland zu ihrer Zeit ſelbſt Kant und Schiller verzieh, warum jetzt nicht ihm? So lange er noch mitredigirte, kannte er keine Rückſicht der Furcht und ſchon in Halle dachte er nicht daran, daß wir je wieder zur Verſöhnung mit der officiellen Richtung gelangen könnten. Wie er es liebte, weit ausſehende Pläne zu machen, ſo verfiel er damals auf die Idee: „In Dresden die Gründung einer Akademie der freien Wiſſenſchaft zur Vereinigung aller Kräfte der neuen Reformation (denn ſo nannte er unſre Zeit) zu veranlaſſen. Jede Zeit habe ihrem Princip einen neuen Brennpunkt, wie die Reformation Wittenberg, erobert, die unſrige müſſe es nicht unterlaſſen. Kein Ort ſei dazu geeigneter, als Dresden.“ War Preußen verloren, ſo konnte vielleicht in Sachſen die freie Philoſophie wieder legitim werden. Die geiſtige Macht, die nach Preußens innerlichem Abfall vom Proteſtantismus am Wege lag, zu ergreifen, der „freien Wiſſenſchaft“ jetzt, wo ſie mehr als je die Welt beherrſcht, eine Stätte zu bereiten, durch dasſelbe Princip, deſſen Verrath Sachſen einſt ſo tief geſtürzt hatte, ſich wieder zu erheben — war es ein ſo unmöglicher Gedanke, war es nicht vielmehr eine bloße Conſequenz der Geſchichte ſelbſt? Wir glaubten einen Augenblick das Beſte. Echtermeyer entwarf ein Memoire, worin er ausführte, „es ſei die Aufgabe Sachſens, den Ruhm und die Macht der geiſtigen Freiheit, die Preußen von ſich ſtieße, ſich anzueignen und Thomaſius und Fichte's Vertreibung durch eine entſchloſſene Rückkehr zum Fortſchritt wieder gut zu machen". Ich machte aus dem Entwurf, als die Arbeit ins Stocken gerathen wollte, eine Eingabe, und überreichte ſie in Dresden dem Miniſter Carlowitz. Als dieſer einige Wochen darauf ſtarb, brachte Lindenau, der ſein Departement für die Zwiſchenzeit übernommen hatte, die Sache ins Geſammtminiſterium. Der Verlauf war nicht zweifelhaft, obgleich die beſſeren Köpfe nothwendig von der Wichtigkeit und Wahrheit der Angelegenheit ergriffen werden mußten. Im Ganzen iſt Sachſen hinter der preußiſchen Bildung zurückgeblieben; es konnte jetzt unmöglich mit einem Male die äußerſten Conſequenzen ſich aneignen. Seinen Politikern fehlt der Muth der Exiſtenz, weil ihnen die Einſicht in die Mittel fehlt, wie dazu zu gelangen wäre. Bei alledem ſind ſeit der Julirevolution in Sachſen die politiſchen Formen humaner, als in Preußen. Der Aufenthalt in Halle wurde für uns immer unangenehmer, beſonders ſeit dem Scheitern der conſtitutionellen Bewegung von 1840; und ſo beſchloſſen wir, uns nach Sachſen zu wenden.

Echtermeyer ging ein halbes Jahr früher, und dieſe Trennung der Redaction hatte einen andern Erfolg, als die erſte; ſie führte ſeinen völligen Rücktritt herbei. Zufällig iſt es, daß die preußiſche Cabinetsordre gegen die Jahrbücher in dieſe Zeit fällt. Echtermeyer nahm noch Theil an der Erklärung, die Redaction könne den Druck nicht nach Preußen verlegen, wie es ihr befohlen wurde, weil ſie ſich nach Dresden überſiedele, eben ſo an der Veränderung des Titels. Eine principielle Differenz war nicht hervorgetreten, wohl aber eine geſchäftliche. Echtermeyer dachte auf neue Unternehmungen, namentlich ſein literariſches Taſchenbuch, er arbeitete dafür und verſäumte die Redaction, ſowohl die Correſpondenz, als ſeine Arbeiten. Selbſt ſeine genauſten Freunde wandten ſich um Antworten auf ihre Briefe zu mir, ſo Stahr, Fleiſcher und Stuhr. Das Journal litt allerdings darunter und der Verleger machte dies mit Recht geltend; indeſſen glaubte Echtermeyer genug gethan zu haben, wenn er auch nur einen theoretiſchen Antheil nähme. Als er nun aber nach Dresden vorausgegangen war, fiel auch dieſer weg und er ſah ſich thatſächlich außer Wirkſamkeit geſetzt. Aus dieſem Grunde trat er zurück. Wir haben indeß ſpäter in Dresden immer noch über einzelne Fragen mit einander verhandelt. Vornehmlich wurde nun Feuerbach's Kritik der Religion ein Differenzpunkt. Nach ſeiner alten Methode des Widerſtandes blieb er Hegelianer, ja, er war diesmal mehr als hartnäckig, er hatte die Ungerechtigkeit, das Buch zu verwerfen, ohne es zu leſen. Die Bücher von Bauer las er ebenfalls nicht, und ſo entging ihm allerdings die Freude an der jüngſten Bewegung der Zeitſchrift. Er pflegte zu behaupten, man hätte die Theologie und nun vollends die Politik bei Seite laſſen und ſich auf die ſchöne Literatur und unverfängliche Gelehrſamkeit beſchränken können, während er doch ſelbſt nur zufällig die Kritik der beiden verfänglichen Gebiete, der Juriſterei und Theologie, im Pulte zurückbehalten hatte.

Echtermeyer hatte einen realiſtiſchen Zug. Er wollte ſogleich die Früchte der Arbeit genießen. Er ſuchte daher die Fragen immer ſo zu faſſen, wie ſie unmittelbar eine Antwort auf der gegenwärtigen Baſis zuließen. Dieſer praktiſche Sinn mit ſeinem weiten Geſichtskreis, denn er ſah weiter, als er unmittelbar wollte, hätte an einer paſſenden Stelle viel nützen können. Dem Privatmann und Schriftſteller nützt er nichts. Um die Welt durch ſeine Gedanken zu gewinnen, hat man ſich um ihre Launen nicht zu bekümmern. In ſeinen Gedanken iſt nothwendig jeder ſo kühn, als er es vermag, und was Einer denkt, will er auch ſagen. Echtermeyers realiſtiſcher und legitimiſtiſcher Tic war eine Schranke ſeiner Entwickelung, über die ihn die Bewegung der Welt ſchon einmal hinausgeriſſen hatte, und die er das zweite Mal nur durch die gewaltſamſten Mittel feſthielt.

Obgleich er nun allerdings die letzte Wendung der Jahrbücher nicht zu der ſeinigen machte, ſo reicht doch ſchon die allererſte, an der er Theil nahm, hin, um ihm die Ehre zu ſichern, von den Philiſtern als Gegner und von den Chriſten als ein Verlorner betrachtet zu werden. Patroclus wird bei den Griechen begraben werden. Alle ſeine Verſuche, die er nicht hätte machen ſollen, ſich mit den Trojanern in der alten Burg des hinfälligen Priamus zu verſöhnen, ſind daher auch geſcheitert, und es iſt um ſo vergeblicher, wenn ſie ihn nach ſeinem Tode für ſich reclamiren, da ſie ihm ſein Leben nie verzeihn werden.

Seine Freunde werden ſich ſeiner Papiere annehmen. Die Ausführungen über Göthe, die romantiſchen Juriſten, die lateiniſche Poeſie im Mittelalter enthalten manche Gedanken und Entdeckungen, die nur einer geſchickten Freundeshand bedürfen, um das Andenken des Verſtorbenen auf eine eindringlichere Weiſe zu ſichern, als ich es hier vermochte.

Ein ſchmerzvolles Uebel hat ſeine Tapferkeit, die der größten Aufgabe würdig geweſen wäre, noch einmal auf eine harte Probe geſtellt. Die Zeit iſt ſchlecht, wo ein ſolcher Menſch für Nichts tapfer iſt und für Nichts ſtirbt; aber wir tröſten uns damit, daß er für die Freiheit gelebt hat.

2.

An die Redaction der „deutſchen Schnellpoſt für europäiſche Zuſtände, öffentliches und ſociales Leben Deutſchlands“ in New-York.

Meine Herren, Sie beehren uns mit einer Zuſendung Ihres Journals, die wir mit böſem Gewiſſen empfangen. Das Büreau der „deutſch-franzöſiſchen Jahrbücher“ iſt aufgehoben, und ohne Zweifel meinten Sie mit Ihrer Addreſſe nicht dieſen oder jenen Schriftſteller, ſondern das Inſtitut. Ihre Nummer vom 4. Mai hat mich vollends überzeugt, denn in ihr werfen Sie durch die Hand eines pariſer S. die Schriftſteller ſämmtlich in „die Flammen des hölliſchen Pfuhls“, verſteht ſich in effigie, denn in Wahrheit werden Sie uns die elyſeiſchen Felder nicht ſtreitig machen. Meinen verbindlichſten Dank!

Darf ich nun noch einige undankbare Worte hinzufügen? — Ihr Correſpondent iſt ein ſehr unabhängiger Mann. Er iſt in ſeiner Bildung unabhängig, nicht blos von der pariſer Schule,der Revolution und von der alten und neuen franzöſiſchen Philoſophie, —

er macht es den Schriftſtellern der „deutſch-franzöſiſchen Jahrbücher" zum Vorwurf, ſie hätten, was zeither in den einzelnen Richtungen von Republikanismus, Freigeiſterei und Communismus ſich kund gab, ſyſtematiſirt" —; er hält auch nichts von Hegel und den Hegelianern, nichts von Strauß und den Gegnern des Chriſtenthums in Schwaben, nichts von Bauers antichriſtlicher Exegeſe, nichts von Feuerbachs Kritik des Chriſtenthums, nichts endlich von den Deutſchen Jahrbüchern und der Rheiniſchen Zeitung, „die einem Verbot der preußiſchen und ſächſiſchen Regierung unterlagen", ja, er hält überhaupt nichts von ſo gottloſen Schriften, die nach dem Urtheilsſpruche des Berliner Gerichtshofes (er meint die Polizei) in einer Papiermühle zerſtampft wurden". Er hat ſich nur in der Addreſſe ſeines Briefes verſehn, der ohne Zweifel ein leitender Artikel für die preußiſchen Amtsblätter werden ſollte. Man darf alſo nicht behaupten, dieſer S. hätte kein „deutſches Gemüth", keinen Sinn für „Ordnung", Cenſur und „deutſche Ehre", keinen Widerwillen gegen „Freigeiſterei" und jede Art von „Republikanismus". Die Schriftſteller der „deutſch-franzöſiſchen

Jahrbücher“ oder, wie er den Titel ins Deutſche überſetzt, der „teuto-galliſchen Revüe“, ſind ihm nur „Frevler am Vaterlande und Patriotismus“, „an Religion und Chriſtenthum“, „am Eigenthum und an der Behaglichkeit“, „Ueberläufer ohne nationales Ehrgefühl, ohne Form, ohne Witz, ohne Wiſſenſchaft“. — Geſtehn wir, dieſer S. iſt ein poſitiver S., der Alles mit Einem Schrei des Entſetzens gerettet, der das Capitol entſetzt hat! — Sie ſahen ſeine That in New-York, Sie publicirten ſie: ich darf alſo annehmen, daß Sie dem Theile von Deutſchland, welcher durch die Hegelſche Philoſophie und gottloſe Hegelſche Schriftſteller vertreten wird, nicht ſehr geneigt ſind; die Parthei der officiellen Religion und Politik dagegen nicht nur für die herrſchende, ſondern auch für die beſſere halten. Warum ſollte auch ein nordamerikaniſcher Republikaner, wenn er ein Deutſcher iſt, mit den Republikanern, warum ein deutſch-amerikaniſches Blatt „für ſociales Leben“ mit den Socialiſten ſtimmen? Der Deutſche iſt „treu“, er wird ſelbſt in Nordamerika noch für den König fechten, vor deſſen Bilde Deutſche, die von Freiheit ſprachen, knieend Abbitte thun mußten; er wird mit nordamerikaniſcher Preßfreiheit die Cenſur, die

Verbote, ja das Einſtampfen der Bücher und Journale vertheidigen. Was iſt dieſe Treue? Was die Fortſetzung dieſer Deutſchheit in Amerika? Sprechen Sie es aus, ich habe es zu oft geſagt, ich will an dieſem Wort nicht heiſer werden.

Aber, meine Herren, Sie wollen nach ihrem Titel „das öffentliche und ſociale Leben Deutſchlands“ beleuchten, und was Sie davon in unſerer Revüe finden, dem kehren Sie den Rücken, weil es böſe Dinge ſind? Wenn man leuchtet, muß man ſehn wollen, auch das Unangenehme, auch das Gefährliche, ja ſelbſt das Verderbliche. Viel verderblicher als ein böſer Herr iſt nun ein verderbtes Volk. Ich habe mir die Mühe genommen, in der „Zeitungsſchau“ nur Einen Monat lang die gröbſten Kopfloſigkeiten, Schmeicheleien und Niederträchtigkeiten der deutſchen Zeitungen zu notiren. Wem dieſe Citate nicht genügen, mit dem — „ſtreiten Götter ſelbſt vergebens“. — Sie rechnen ferner ohne Zweifel zur deutſchen „Oeffentlichkeit“ die deutſche Literatur; und Sie expediren gleich eine Menge Bücher und Journale und ein Dutzend Schriftſteller, deren Werke zum Theil — ich will nur Hegel, Heine, Strauß und Feuerbach citiren

— in der Geſchichte des deutſchen Geiſtes Epoche machen, auf das Geſchrei einer capitoliniſchen Wache zu den Höllenpfuhl? — Ich glaube, meine Herren, Sie haben ſich übereilt, und Ihr correſpondirendes S. hätte in dieſer Sache ſeine Kenntniſſe und ſeine Kräfte bedenken ſollen.

Iſt das „Nationalgefühl“ in Deutſchland vorhanden, wenn ein S. in Paris ausruft: „ich bin Patriot!“? — Iſt Deutſchland „eine Nation“, wenn ein S. es findet? — Iſt „die Religion kein Wahn, iſt das Chriſtenthum wahr“, weil S. daran glaubt und weil ſogar alle Menſchen, die nicht Heiden, Juden, Muhamedaner und Philoſophen ſind, es auch thun? Iſt endlich „das Eigenthum und die Behaglichkeit“ eine Wahrheit, weil S. ſie proclamirt und das Geſetz ſie beſchützt? — Alle Menſchen, welche kein Eigenthum beſitzen und in „unſerm friedlichen, behaglichen Zeitalter“ ſich unbehaglich fühlen, werden die letzte Frage nicht überflüſſig finden; und da Sie, meine Herren, als Demokraten auf die Majoritäten einiges Gewicht legen, ſo werden auch Sie bedenklich werden.

Laſſen Sie dieſe Dispoſition nicht ungenuzt vorübergehn, und ſollten Sie dadurch in der „Behaglichkeit unſers Zeitalters" geſtört werden. Wir haben Ihnen Thatſachen citirt; Sie warfen das Buch von Sich. Sind die Thatſachen die Schuld des Anklägers oder des Thäters? Wir haben namentlich die Deutſchen überall redend eingeführt, Sie Selbſt lieferten durch das Wiener Conferenzprotokoll vom 12. Juni 1834 einen Beitrag; und nun ſtrafen Sie den Ankläger, weil er die Verbrechen in den Mund nimmt, die der Schuldige verübt hat? Oder wollten Sie mit dem Protokoll vom 12. Juni 1834 die deutſche Freiheit beweiſen?

Es wäre wohl der Mühe werth, die deutſche Nation und ihren Patriotiſmus, die Religion und ſogar das Eigenthum mit der Diogeneslaterne Ihrer demokratiſchen Preßfreiheit (aber was nutzt dem Blinden die Laterne?) in Augenſchein zu nehmen.

Hat ſich etwa Amerika nicht darüber zu beklagen, daß dort mehr, wie hier, das Eigenthum den Menſchen beherrſcht? Die ſocialiſtiſche Schule fragt, wer ſoll herrſchen? Und ſie antwortet: der Menſch. Wer beherrſcht werden? Die Dinge. Die Beherrſchung der Dinge nennt ſie Arbeit, die Direction der

Arbeit Vernunft, die Leitung der Vernunft Bildung. (Allerdings wird auch der Menſch und die Geſellſchaft ein Gegenſtand der Arbeit, aber nicht, wie die Sachen, als Mittel, ſondern als der Zweck.) Durch die „Organiſation der Arbeit“ in dieſem Sinne wird die Geſellſchaft organiſirt, aber nun nicht mehr im Namen des Eigenthums, ſondern im Namen des Menſchen. Es giebt alsdann keinen Menſchen mehr, der einem *fremden* Zweck diente; — *die Socialiſten wollen die Sklaverei aufheben*. Es iſt nicht möglich, ſagen Sie? — Es iſt logiſch, es iſt nothwendig, es iſt Reſultat der Geſchichte, antworten Ihnen die Socialiſten. Und Sie werden geſtehn, daß die Geſchichte, die Logik und die Noth drei Dinge ſind, die Eiſen brechen. Das Sprichwort meint, Noth allein ſei es im Stande. Dieſe Frage iſt mit dem Blindekuhſpiel der „Behaglichkeit“ nicht zu beſeitigen; und Sie würden Sich weniger geirrt haben, wenn Sie die Aufſätze der Jahrbücher und die Schriften der Engländer und Franzoſen darüber verglichen hätten. *Sie wollten nicht ſehn*; Sie wollten „glücklich und behaglich“ ſein.

Noch weniger Zweifel hegen Sie über unſer frevelhaftes Verfahren mit der Religion. Sie bedachten nicht, wie das religiöſe Syſtem mit der modernen Sklaverei zuſammenhängt. Die Religion iſt eingeſtandener Maßen das Syſtem einer Welt, aus welcher der Menſch Erlöſung hofft und wünſcht. Sie iſt der Seufzer des Armen, des Unterdrückten. In Deutſchland wurde dieſer Seufzer permanent erklärt und aus der Religion ein politiſches Syſtem gemacht, welches hinterher auch die Philoſophie als richtig zu beweiſen geſucht hat. Das deutſche Syſtem ſagt: „Der Menſch iſt Sklav und ſeine Erlöſung der Tod; der Tod aber iſt die Seligkeit, der Himmel ſelbſt; ſein verdrießliches Ausſehn iſt nur Scherz.“ Da Sie Sich nun für Deutſchland intereſſiren, ſollte es nicht der Mühe werth ſein, die Kritik dieſes Syſtems, die in Deutſchland durch nichtreligiöſe Schriftſteller vorgenommen wurde und viel gründlicher, als im 18. Jahrhundert, ausgefallen iſt, näher in Betracht zu ziehn, als es in Ihrer Correſpondenz aus Paris und in der Stampfmühle der Berliner Polizei geſchehen konnte? Deutſchland hat ſich damit befaßt, es hat ſeine ganze chriſtliche Vergangenheit revidirt, und es giebt jetzt in Deutſchland ſo viel religionsfreie Gedanken, daß nicht mehr alle Köpfe, die ſie hegen, eingeſtampft werden können. Sie fragen erſchrocken, was wird aus uns armen Deutſchen, wenn wir keine Religion haben? Sie werden freie und vernünftige Menſchen, denen die Probleme der Glückſeligkeit geſellige, die des Wiſſens gelehrte Aufgaben ſind und deren Sitten darum nicht ſchlechter ſein werden, weil ihre Gedanken klarer ſind. Aber Sie wollen nicht klar ſehen, Sie ſind gegen die „Freigeiſterei". — Laſſen Sie Sich einen Cenſor aus dem Berliner Conſiſtorium kommen, aber laſſen Sie ihn nicht mitſchreiben, er könnte ein Hegelianer ſein. —

Sie wollen vielmehr „die deutſche Nation und das deutſche Nationalgefühl" mit dem alten Syſtem der Religion und Politik. Denken Sie, daß man ſich in Deutſchland für die Augsburgiſche Confeſſion und für die Wiener Bundesacte mit dem Anhange des Protokolls vom 12. Juni 1834 begeiſtern könne? und ſcheinen Ihnen dieſe Documente, die übrigens ihre Wirkung gethan haben, dazu geeignet, eine „deutſche Nation", eine „gemeinſchaftliche Mutter", an deren Magna Charta ein „Hochverrath" möglich wäre, zu conſtituiren? Wenn es möglich iſt, ſo wiſſen Sie doch wohl, wer ihn begangen hat. Die Patrioten haben keine Urſache, auf den deutſchen Staat, auf die Urkunden und auf die Ausführung ſeiner Freiheit ſtolz zu ſein. Und wenn ſie ſich auf das jetzige Vaterland nicht berufen können (denn die deutſchen Geſetze und Syſteme haben alle Deutſche zu verantworten, nicht blos ihre anderthalb Miniſter); wofür ſchwärmen ſie denn? Für das künftige Vaterland? Aber, meine Herren, das wäre ja das revolutionirte; denn Sie werden Sich doch nicht vorſtellen, daß die Herren der Deutſchen ſich eines guten Morgens in Frankfurt verſammeln und ihre Fahnen freiwillig an das deutſche Volk ausliefern? Sein Sie Patrioten für welchen Staat ſie wollen, aber bedenken Sie, wer Patriot ſein will, ohne Staat und ohne Freiheit — dem ſpukt es im Oberſtübchen, und er wäre ein Hochverräther an ſeinem beſtimmten Staat, wenn er nicht wie jener Narr wäre, dem in ſeinem Wahnſinn alle Schiffe der Athenienſer gehörten. Glücklich wer ſo reich iſt; — aber was nutzt ihm die Laterne der freien Preſſe? Gebt ihm einen Gensd'armen mit, der ihm zeigt, wo er zu Hauſe gehört.

Endlich den Patriotismus ſelbſt, der das Vaterland ſchaffen will durch „den gemäßigten Fortſchritt“, den „ſtellen wir auf das Schamloſeſte blos“, rufen Sie uns zu. Zeigen Sie mir dieſen Schöpfer, und ich werde mich ſehr für ſeine Pläne intereſſiren; aber vergeſſen Sie nicht, daß der ſchaffende Lingam nicht allmälig procedirt, im Gegentheil zur Schöpfung der überſpannteſten Turgeſcenz, der unmäßigſten Leidenſchaft, der Gewalt gegen die „gemeinſame Mutter“ nöthig hat. — Doch geben wir die Schöpfung des deutſchen Staats mit den ſchlaffen Segeln des „gemäßigten Fortſchritts“ zu. Wenn Sie die deutſche Freiheit erreicht haben, ſo werden Sie immer nur bei der menſchlichen angelangt ſein; wozu alſo das arme Beiwort, wenn Sie das Hauptwort haben, dieſes Zauberwort, das alle Dummköpfe mit Griechenſchädeln verſorgt, denn leider werden die Barbaren nicht frei werden. Ich würde ſelbſt patriotiſch ſein gegen die Barbaren, die unſre Einheit zerſtören, die unſre Gedanken einſtampfen, unſre Journale und ihre Preſſen zerreißen, unſre Meetings zerſprengen; aber ich würde freundlich gegen alle Völker geſinnt ſein, bei denen die Freiheit ein Aſyl fände, ich würde keinen andern Hochverrath kennen, als den an unſrer gemein-

ſamen Freiheit. — Wem liegt dies Gefühl näher, als dem Deutſchen, der in der nordamerikaniſchen Republik freigeworden iſt? Und die Preſſe des freien Nordamerika's wird benutzt, um einen Apologeten jeder Unterjochung zu Worte zu bringen — der Unterjochung unter alle Stichworte des officiellen Deutſchlands: „Chriſtenthum, Patriotismus, deutſche Ehre, deutſches Gemüth, deutſche Treue", wie ſie das Protokoll vom 12. Juni, Maßmann und die guten Preußen nur immer im Munde führen? Wehe über Amerika, wenn es die Freiheit nicht anders verſteht, als unſre Despoten und ihre Schleppenträger! Wo hatten Sie Ihre Augen, als Sie dieſen Boruſſen für einen Griechen anſahn?

Und nun noch ein Wort über Ihre Zuthat. Sie haben Sich hinreißen laſſen, meine Herren, in dem Ausdruck: „der Untergang der Jahrbücher erinnert mich an den Untergang Polens" eine Unbeſcheidenheit zu finden. Sie ſind Demokraten und Sie denken, *ich* hätte die Jahrbücher *gemacht*? Sie ſind in Deutſchland erſchienen, dieſe Jahrbücher, aber ſie waren ein demokratiſches Inſtitut, lediglich dazu beſtimmt, „die Entwickelung des deutſchen Geiſtes mitzumachen, die Fortſchritte aufzunehmen und darzuſtellen". Sie haben es notoriſcher Weiſe gethan. Wenn ſie nun untergingen, was hatte die Gewalt in ihnen zertreten? Die deutſche, d. h. die theoretiſche und kritiſche Geiſtesentwickelung in dieſer öffentlichen bewußten Form. Und das ſoll an das Zertreten einer Volksgeſchichte nicht einmal erinnern? Oder iſt Ihnen, den Patrioten, nun plötzlich Polen theurer, als die deutſche Freiheit, die einzige, die Deutſchland bisher beſaß, die theoretiſche? Geben Sie zu, meine Herren, dieſer Hochmuth iſt nur der Ausdruck einer Thatſache, deren Anerkennung wir nicht bei den Huronen, aber bei der Geſchichte in Antrag bringen. Und wenn Sie nun, als „Männer der politiſchen Praxis", wünſchen, Deutſchland möge ſich in Zukunft revolutionär, ſtatt kritiſch, praktiſch ſtatt theoretiſch befreien, ſo iſt das vielleicht ein Fortſchritt; es bleibt aber zweifelhaft, ob dieſe Befreiung ohne jene unterdrückte eine reelle ſein würde, und auch das iſt eine Analogie mit dem Untergange Polens. Denn auch die Polen werden nicht frei ſein, wenn ſie von den Ruſſen befreit ſind, dann müſſen ſie ſich erſt von ſich ſelbſt, von den dicken Schädeln ihrer Pfaffen, von der Verblendung ihres Adels und von der Verwahrloſung ihres Pöbels befrein. — Und die Deutſchen, wenn ſie ihre Revolution gemacht hätten? — würden nur noch einmal, wie nach den Freiheitskriegen, die Frage zu beantworten haben, ob ſie wiſſen, was Freiheit iſt. Die Theorie iſt der Anfang und das Ende aller Freiheit.

Sie ſehn, meine Herren, wie menſchlich wir enden, und wie wenig wir „heute 1793 an der Tagesordnung und Robespierre auf der Höhe glauben“. Die Höhe iſt heute nicht der Fanatismus, nicht der Patriotismus, nicht der Rigorismus und nicht die Aſceſe des Berges, ſondern die Humanität und ihre Probleme. Die deutſche Philoſophie kehrt nicht zu Robespierre und Rouſſeau, nicht zu Voltaire und Diderot zurück; aber nur in ihr iſt Deutſchland weiter, als Frankreich 1789 und 93. Die Acten liegen vor; und wenn Sie Sich bei näherer Einſicht derſelben, wie ich hoffe, überzeugen, daß die deutſche Philoſophie und die Schriftſteller, welche aus ihr hervorgegangen, eine nicht ganz verächtliche Exiſtenz des deutſchen Geiſtes und ſeiner Oeffentlichkeit bilden; ſo werden Sie künftig entſchiedene Gegner ihrer Unterdrücker und gerechtere Zuſchauer ihrer Thaten ſein, als Sie es in Ihrem Blatte vom 4. Mai waren.

Darauf hin auf Wiederſehn!

Paris, den 10. Juni 1844.

Arnold Ruge.

3.

Offene Antwort

an den Redacteur einer pariſer deutſchen Zeitſchrift auf ſeinen „offenen Brief“ an mich.

Wie viel, mein Herr Redacteur, bürden Sie mir auf, und wie viel mehr noch ſich ſelber! Sie unterzeichnen Sich „ein einfacher Naturmenſch“, Sie haben Rouſſeau ernſthaft genommen, und plötzlich wollen Sie nun alle Geheimniſſe der gelehrten, civiliſirten und humaniſirten Welt wiſſen, und mich, ſo unvorbereitet ich bin, rufen Sie zu dieſem Zweck auf den Lehrſtuhl aller dieſer Myſterien auf einmal? Haben Sie überlegt, was wir beide dabei wagen? Doch Sie wollen es, und ich, muß ich nicht Rede ſtehn, da Sie Gewalt brauchen?

Sie finden, und vielleicht mit Recht, es war nur die Schuld unſerer philoſophiſchen Ungeſchicklichkeit, daß wir die „ſächſiſchen Volksvertreter“, ja, daß wir das „deutſche Volk“ nicht gewonnen. Das iſt nun verſäumt. Aber Sie verlieren den Muth nicht; Sie hoffen, ein Briefwechſel zwiſchen uns, den Geſcheiterten, und Ihnen, dem noch nicht Geſcheiterten, könne zur „endlichen Ergründung der Wahrheit führen“. Das iſt ſchön! Sie denken, wie Alexander, die Wahrheit brauche nur publicirt zu werden, um die Welt in Beſitz zu nehmen. Er ſchrieb an Ariſtoteles: „Und nun haſt du, Treuloſer, aller Welt verrathen, was unſer Geheimniß bleiben ſollte?“ Sie wiſſen die Antwort: — „Geſagt iſt es wohl, aber ſei unbeſorgt, es bleibt nach wie vor ſo gut als ungeſagt;“ — und Sie blieben bei Ihrem Glauben! Auch ich wünſchte, Alexander hätte Recht. Immer hab' ich mich geärgert über Göthe's ironiſches Lob:

„Er hoffte, daß es wirke, wachſe, fromme,
Und daß der Tag des Edlen endlich komme.“

und über den Anfang des Fauſt:

„Bilde mir nicht ein, ich könne was lehren,
Die Menſchen zu beſſern und zu bekehren.“

Dieſe Ariſtokraten! Aber ich will Ihnen ſagen, womit ich mich über Göthe und Ariſtoteles, über „die ſächſiſchen Volksvertreter“, ja ſogar über Ihre Kälte gegen die Philoſophie tröſte. Es giebt doch eine Propaganda; und Göthe und Ariſtoteles, alle beide glauben daran. Göthe publicirte ſeine Gedichte; ſo weit ging ſeine Schwachheit gegen die Maſſe, und ſie hat mehr Erfolg gehabt, als ſeine Sprödigkeit. Ariſtoteles bekennt an einem andern Orte: „immer urtheile die Maſſe am richtigſten.“ Und damit keine Autorität fehle, ſagt der Chriſtengott bei Göthe: „Der Menſch in ſeinem dunklen Drange iſt ſich des rechten Weges wohl bewußt,“ das heißt doch, der dumme Inſtinkt des großen Publicums iſt keine ſchlechte Kritik. Ja, die Götter ſind immer Demagogen geweſen, nie wählten ſie ihre Miliz unter den Philoſophen, immer unter den Dummen. Was war der Erfolg? Sie haben die Welt beherrſcht. Wenn die Klugen uns beiſtimmen, ſo müſſen wir bedenklich werden, ſie wollen auf unſre Schultern ſteigen; wenn die Dummen es thun, ſo haben wir gewonnen. — Götter und Menſchen ſind einig; was halten wir uns noch dabei auf? Es giebt eine Propaganda, ein „Vorwärts“, wenn Sie wollen.

Die erſte Schwierigkeit iſt nun gehoben. Da ſtoße ich auf eine zweite, die größer iſt. Es iſt Ihr „Wunſch". Sie ermahnen mich zur „Mäßigung". „Mißmuth, Erbitterung über die Kälte des Publicums hätten uns das Volk vollends entfremdet." Ich rede nur von meiner ſpeciellen Schuld. Schien es bei der erſten Schwierigkeit am Volk zu liegen, ſo liegt es jetzt an mir, an meiner Galle, an meinem böſen Temperament. Wenn es wahr iſt, was ſoll ich mit mir anfangen? Aber ich glaube, es iſt nicht wahr! und ich bin ſo glücklich, daß es ſich hier nicht um einen organiſchen Fehler meiner Perſon, ſondern um einen öffentlichen Bruch unverträglicher Mächte handelt. Die „ſächſiſchen Volksvertreter", welche die Unterdrückung ſelbſt der cenſirten Gottloſigkeit billigten, und der Miniſter, der ſie anordnete, waren eben ſo unmäßig in ihrem Syſtem, als die Schriftſteller in der Veröffentlichung von Principien, auf denen Sachſen nicht gegründet iſt. „Man hätte noch lange fortfahren können, ſagte mir ein kluger Freund, es war nicht nöthig, ſo deutlich zu werden und das Kind mit dem Bade zu verſchütten." Er hatte Recht. Wenn man ſo ſchreibt, daß es niemand merkt, wo man hinaus will, ſo wird man weder die Miniſter, noch die Volksvertreter zu Gegnern haben. Aber die Unmäßigkeit, ſich verſtändlich zu machen, kann der Schriftſteller nicht ablegen, ohne ſich das Publicum noch ärger, als durch die deutlichſten Grobheiten zu entfremden. Mit den Grobheiten hat es übrigens ſeine Bewandtniß. Jeder nimmt ſich aus, wenn man alle ſchilt, und denkt ſich ſogleich unter die Reformiſten. Dieſe Fiction iſt die angenehmſte Sinnesänderung, und ſie iſt zu allen Zeiten mit dem beſten Erfolge veranlaßt worden.

Paul Louis Courrier ſagt den Franzoſen der Reſtauration: „Ihr ſeid unglücklich, wenn ihr nicht dienen könnt, ihr ſeid ein Volk von Bedienten!“ Und als man Helvetius wegen ſeines Buches über den Geiſt verfolgte, ſchrieb ihm Voltaire:

„Votre livre est dicté par la saine raison;
Partez vite, et quittez la France.“

Sie werden nicht ſagen, dies wären Schmeicheleien. Die Franzoſen haben darauf geantwortet mit der Vertreibung der Bourbons und mit der Freiheit der Preſſe. Und wie viel Grobheit, wie viel Zorn, wie viel Erbitterung, wie viel Wuth können erſt die Deutſchen ertragen! Börne hat das ganze Alphabet durchgeſcholten, man lieſ't ihn jetzt von vorne, und hat den „Franzoſenfreſſer" neu aufgelegt. Börne wird nicht eher veralten, als bis ihm die Deutſchen ſo geantwortet, wie die Franzoſen ihren Tadlern. Börne muß ſo lange fortgeſetzt werden, bis die Wahrheit keine Grobheit, und die Deutlichkeit keine Unmäßigkeit mehr iſt. Ihr Wunſch, die Vorwürfe zu entfernen, iſt vortrefflich; um ihn zu erfüllen, wenden Sie Sich aber mit Unrecht an mich: reformiren Sie den Sumpf, der dieſe Pflanzen erzeugt, und Sie ſind am Ziel. Wenn Sie dies aber mit der Feder thun wollen, ſo werden Sie nicht leicht eine wirkſamere finden, als die ſtählerne Feder des edlen Börne. Schimpfen Sie, aber ſchimpfen Sie klaſſiſch, es iſt das letzte Mittel, um den Schimpf zu entfernen.

Vielleicht aber iſt die Zeit des Pamphlets noch nicht gekommen. Offenbar ſpielen in dieſem Augenblick die Doctrinen eine größere Rolle, als die Leidenſchaften, die Leiden eine größere, als die Empörung über die Uebelthäter; man ſieht die Quellen der menſchlichen Verwahrloſung in den Verhältniſſen, nicht in den Einzelnen. Und dies führt mich auf den wichtigſten Theil Ihres offenen Briefes vom 22. Juni, auf Ihre „Bitte".

Sie bitten (denn „wünſchen“ darf ich wegen Ihrer Eintheilung nicht ſagen) zweierlei. Zuerſt ſoll ich Ihre Zweifel heben, die Sie ausſprechen, und dann Ihnen ſagen, „was an die Stelle des Beſtehenden zu ſetzen wäre“. Und es iſt nicht zu verkennen, daß Sie die letzte Frage mit Allen, die ſie thun, für eine ſolche halten, wie ſie der Kaiſer dem Abt von St. Gallen aufgab. Hans Bendix, der gemeine Mann, wird ſie diesmal vielleicht ernſthaft beantworten.

Zuerſt, Ihre Zweifel, ob die neue Philoſophie in Deutſchland gewirkt, ob ſie nicht noch deutlicher hätte werden können, als ſie geworden iſt, haben wir ſchon berührt. Setzen wir noch hinzu: Wenn eine Philoſophie ganz deutlich werden will, ſo muß ſie ganz frei ſein. Die Zeit der Auswanderung aus den alten Verhältniſſen kommt mit unerbittlicher Nothwendigkeit heran. Denn die alten Verhältniſſe ertragen keine neuen Principien. In der Schweiz, in Kehl, in Holland, in England, in Berlin ſind die wichtigſten Werke der franzöſiſchen Aufklärung gedruckt worden. In Frankreich wurde das Syſtem der Natur, das 1770 in London erſchienen war, auf Befehl des Parlaments verbrannt, und die Anklageacte ſagt: „Man müſſe der Kühnheit der Philoſophie, die nichts Beſtehendes heilig hielte, eine Grenze ſetzen. Das Gift dränge nicht nur in die Herzen der Gebildeten, es hätte ſeinen Weg gefunden zu den Putztiſchen der Damen, ja zu den Hütten der Armuth. Und ſei der Arme früher elend und gläubig geweſen, ſo habe man ihm jetzt das Elend gelaſſen und die Hoffnung entriſſen. Frankreich laufe Gefahr den Ruhm des reinſten Chriſtenthums, den es ſo viele Jahrhunderte bewahrt, zu verlieren; es ſei in den Händen einer haltungsloſen, troſtloſen Philoſophenſekte, die alle Fundamente der Geſellſchaft untergraben würde, wenn das Parlament nicht mit einer heilſamen Strenge dem Uebel ein Ziel ſetzte.“ Wollen Sie Sich die Mühe nehmen, die „Leipziger Zeitung“, Januar 1843, nachzuleſen, ſo werden Sie denſelben Inhalt, nur ſchlechter ſtiliſirt, weil ein kleiner Staat natürlich keine großen Styliſten hat, wiederfinden. Die wirklich freien Werke der deutſchen Aufklärung können nicht mehr in Deutſchland gedruckt, kaum können ſie dort gedacht, aber deſto beſſer können ſie dort geleſen und verſtanden werden. Wer verſteht ſich am beſten auf die Töne der Freiheit? Wer in Ketten iſt. Wer am beſten auf den Druck der Gefangenſchaft? Wer ihr entronnen iſt. Die Vertreibung der freien Literatur aus Deutſchland iſt kein Beweis ihrer Wirkungsloſigkeit. Jetzt erſt beginnt ihre Stärke, weil ihre Wahrheit und Deutlichkeit. Nach den Verhältniſſen ſich einrichten heißt lügen, ſo lange die Verhältniſſe nicht nach der Wahrheit eingerichtet ſind.

Wenn Sie fragen, was an die Stelle des Beſtehenden geſetzt werden ſoll, ſo *beſteht* ja die Kritik ebenfalls. Sie täuſchen Sich über das Poſitive. Jede Kritik iſt poſitiv, wenn ſie nicht gewiſſenlos und leer, wenn ſie alſo wirklich Kritik iſt. Sie ponirt ein Princip, ſie macht ein Bewußtſein geltend, welches ſchon exiſtirt, und nicht nur im Kopfe des Kritiſirenden, ſondern auf dem Grunde ſeines Gegenſtandes exiſtirt. Was iſt nöthig, um den Staat, die Religion, die Philoſophie, die bürgerliche Geſellſchaft zu verändern, als ſie zu kritiſiren und die Menſchen mit der Kritik zu gewinnen? Iſt die Kritik der alten Philoſophie nicht unmittelbar eine neue? Iſt die Aufhebung der Mängel, an denen die bürgerliche Geſellſchaft leidet, nicht unmittelbar die vermenſchlichte Geſellſchaft? Kritiſiren heißt die *Mängel* der Sache ſignaliſiren aus der Kenntniß der wahren Natur der Sache. Die Kritik führt die Sache zu ihrer wahren Natur zurück. Da der Staat die jetzige Organiſation der Geſellſchaft iſt, ſo iſt die Kritik der alten Geſellſchaft zugleich Kritik des Staats; und indem das Princip einer neuen Organiſation ausgeſprochen wird, geſchieht weiter nichts, als es ſucht ſich ein neues Bewußtſein an die Stelle des alten in die Köpfe der Menſchen zu ſetzen. Wollen Sie das neue weniger poſitiv nennen, als das alte? Es iſt kein Grund vorhanden. Die Sachſen ſind nicht poſitiver, als Karl der Große, der ſie bekehrt, und die jetzigen Sachſen, die ſich nicht von Chriſten zu Menſchen bekehren wollen, ſind nicht poſitiver, als die Philoſophen, die es vergeblich verſucht haben. Das Poſitive in allen menſchlichen Dingen iſt die menſchliche Natur. Ihre Entwickelung erzeugt neue Einrichtungen. Aber Sie wollen nicht dieſe Wahrheit, ſondern Sie wollen die neue Einrichtung kennen lernen, die jetzt bevorſteht? Ehe ſie gemacht iſt? Das iſt voreilig. Ihre Baſis iſt ja das neue Bewußtſein, welches die Majorität erſt ſucht, noch nicht gewonnen hat, welches ſich noch nicht an die Stelle des alten ponirt hat. Dieſer Hergang aber iſt kein Sturz ins Leere. Das Leere hat überhaupt keine Macht. Die Aufhebung der *Philoſophie* kann nur durch die *Wiſſenſchaft*, die Aufhebung der *bürgerlichen* Geſellſchaft nur durch die *menſchliche* Geſellſchaft geſchehn. Denn weder die *Dummheit* kann der Philoſophie, noch die *Beſtialität* der Civiliſation beikommen. Endlich die Religion. Was kann die *Religion* aufheben? Auch ſie kann nur aufheben, wer ſie *realiſirt*. Und wie kann man ſie realiſiren? Wenn man weiß, was ſie iſt, was ſie *weiß*, und was ſie *will*. Kein vernünftiger Menſch wird ſich vor einem Abgrund fürchten, wenn er ſich dieſe Fragen beantwortet.

Der Menſch ſucht das wahre Weſen und verehrt es; Religion iſt alſo ein Verhalten des Menſchen zu ſeinem *wahren Weſen*, das *richtige* Verhalten zu demſelben iſt ihre Reform.

Das Verhältniß des Menſchen zu ſeinem wahren Weſen umfaßt alle Verhältniſſe. Die Religion *weiß* deshalb, daß ſie die allgemeine Theorie von Allem iſt, und ſie *will* mit dieſem Verhältniß das wahre Weſen erreichen, d. h. ſie *will* die Glückſeligkeit.

Wenn ſie nun kritiſirt wird, ſo geſchieht ihr kein Unrecht, im Gegentheil, „ſie wird zu ihrer wahren Natur zurückgeführt", indem unterſucht wird, was das wahre Weſen des Menſchen iſt. Und was iſt es? Es iſt der Menſch, der in der Geſellſchaft vernünftig und frei geworden iſt, die humane Exiſtenz des Menſchen. Der wahre Menſch iſt ſein *wahres Weſen*. Das wahre Weſen iſt das höchſte Weſen.

Der Menſch iſt Product der Natur und der Geſellſchaft. Die Religion, *inſofern ſie Theorie iſt*, verwandelt ſich daher gegenwärtig in die Wiſſenſchaft von Natur und Menſch; die Religion, *inſofern ſie Praxis iſt*, verwandelt ſich in die Aufgabe der menſchlichen Geſellſchaft. Die Glückſeligkeit hört auf, nur eine *Hoffnung* des Menſchen zu ſein, ſie wird eine menſchliche Realität und ein geſelliges Problem.

Die Entdeckung, daß der Menſch das höchſte Weſen, die vollkommenſte Exiſtenz iſt, die Theorie, daß er nichts weiß, als durch die Wiſſenſchaft, die Praxis endlich, daß er ſein Glück nirgends ſucht und findet, als in der menſchlichen und wirklich vernünftig organiſirten Geſellſchaft; — dieſe drei Formen der aufgelöſ'ten, d. h. der realiſirten Religion liegen jedem

Menſchen unſerer Zeit ſo nahe, daß ſie ihn ohne directe Beziehung auf die Religion durchaus nicht überraſchen; ſie exiſtiren bereits überall, es fehlt nur die Beſinnung über dieſe Thatſache.

Die Welt iſt nur darum irreligiös, weil ſie ſich mit der Realiſirung der Religion ſo ernſtlich beſchäftigt, wie noch nie zuvor, und ſie iſt nur dort noch religiös, wo man an dieſer Realiſirung verzweifelt oder frevelt.

Das Conſervativſte iſt den Menſchen zu conſerviren, das Poſitivſte ihn zu poniren, und das Negativſte ſich dieſem Unternehmen zu widerſetzen.

Ich weiß nicht, ob ich deutlich geworden bin, obgleich ich das Gefühl habe, in aller Kürze oft genug trivial geweſen zu ſein, da die Gegenſtände weder neu, noch unzugänglich, im Gegentheil durchgängig ſchon Eigenthum eines großen Publicums ſind. So viel aber iſt gewiß, daß aller Fortſchritt an dieſe Fragen ſich anknüpft. Nachdem Sie alſo einmal auf ſie eingegangen ſind, ſollten Sie die Ereigniſſe, die Bücher die Syſteme, die Menſchen, die das großartige Leben der Hauptſtadt täglich in ſeinem Fluſſe vorüberführt, auf die Principien des deutſch-franzöſiſchen Humanismus beziehn. Dies würde von ſelbſt ein intereſſantes

Detail herbeiführen, und wäre für Deutſchland vollkommen neu, während der Liberalismus in Frankreich und Nordamerika mit der freien Preſſe nichts anzufangen weiß, was er nicht in Deutſchland mit der Cenſur auch könnte.

Uebrigens bin ich nicht jung genug, um mir vorzuſtellen, daß ich Sie ſo mit zwei Worten bekehrt und verwandelt hätte, und, ernſtlich, nicht aus jenem ariſtoteliſchen Grunde, nein, vielmehr braucht der Menſch nur Zeit, um ſich an die Wahrheit zu gewöhnen. Was hat die Unwahrheit für ſich, als ihr Alter? Leben Sie wohl!

Paris, den 6. Juli 1844. Arnold Ruge.

4.

Aus Deutſchland und aus Paris.

Karlsbad, den 20. Juli 1844.

Aus der Ueberſchrift, lieber Freund, erräthſt Du, warum ich nicht komme; und wieder iſt mir durch mein altes Uebel ein Lebensplan vereitelt. Ich muß den Aerzten gehorchen und meine Sparpfennige, ſtatt ſie zur Erweiterung meines Weltbewußtſeins zu verwenden, in lauwarmem Waſſer verbaden und vertrinken. Dazu würg' ich nun auch noch an Deiner Philippica. Ich kann Dich nicht widerlegen, wenn Du unſre jetzigen Zuſtände mit ſchwarzen Farben malſt; ſie ſind ſchwarz. Aber — ich ſtehe und falle mit meiner Nation; ich kann ſie nicht verlaſſen in dem Augenblick, wo ſie, in ihrer Weiſe, mächtiger als je um die Freiheit kämpft. Danton ſagt: „Ich kann das Vaterland nicht an den Sohlen mitnehmen,“ und er hatte Recht. Wer das Vaterland aufgiebt, der verliert den Boden unter den Füßen; bedenk' es wohl! Und wie kannſt Du Dich mit Heine und ſeiner Frivolität befreunden und verbünden? Iſt plötzlich der Frevel kein Frevel mehr, weil er eine Waffe iſt? Und iſt nun auch das Vaterland kein Heiligthum mehr? Weh Dir, wenn wir in deutſcher Zunge ſingen: odi profanum vulgus et arceo! Ich erinnere Dich an Fichte, den edelſten Freund der Freiheit, den Deutſchland je beſeſſen. Der Egoismus, die Verderbniß, die elende Schwäche, die Feigheit und die Niedertracht, mit einem Worte die Schmach war unendlich größer, als jetzt — damals, als er ſeine Reden an die deutſche Nation hielt und ſchrieb. Und wie ſprach er? „Die Schuld ſoll nicht vorgerückt werden.“ Er ſchalt und ſchmähte, er höhnte und ſpottete nicht; er ſprach einfach von den Mitteln der Rettung und war erhaben über allen Zorn. Und welches war die Wirkung? Die Briefe Förſters an Körner (in der Pandora) und das rothe Herzblut vieler Tauſende geben die Antwort darauf. Jede Zeit will ihren Glauben, jeder Glaube ſeinen Kampf. Eine Freiheit iſt zu erobern; nun iſt ſie noch nicht in der Welt. Die Gewalt iſt da, die ihr im Wege ſteht. Man muß daran glauben, dieſe Gewalt zu überwältigen und ich nenne es Patriotismus, mit dieſer Zuverſicht den Einen Punkt, den wir zu erſtürmen haben, im Auge zu behalten. Wir können nur von Preußen reden, Preußen iſt die Achillesferſe Deutſchlands; hier iſt das alte deutſche Unweſen tödtlich zu treffen, denn hier ſind die Geiſter bereits bis auf den Grund revolutionirt, ſie ſind philoſophiſch geworden; nur die Gewalt hält den Deckel des Dampfkeſſels nieder, und glaube mir, die Gewalt iſt in Preußen ſchwächer, als je: Alles deutet auf eine glückliche, der Freiheit günſtige Entwickelung. Du denkſt zu geringe von Deutſchland. Je härter der

Druck, deſto ſtärker der Gegendruck. Die Götter haben ihre Herzen verhärtet und ihnen den Verſtand genommen. Die Berliner Geiſtreichen, vom Philoſophen bis zum Dichter Seiner Majeſtät, ſind zum Spott der Einfältigen geworden, und der König ſieht alle ſeine Pläne in den Brunnen fallen. — Die Mainzer Advocatenverſammlung iſt aufgeſchoben. Auch das nicht! Sie wollen den Frieden nicht; nun ſo werden ſie den Krieg haben; und ſo friedlich auch jetzt noch alles ausſieht; er wird ausbrechen, wie ein Gewitter und auch die trägſten Köpfe in Flammen ſetzen. Erinnere Dich an meine Worte.

Dein

N. N.

5.

Paris, den 28. Juli 1844.

Sehr übel, mein alter Freund, ſeid Ihr daran! Ihr wißt alles weiſe zu deuten und bedenkt nicht: la folie la plus incurable, c'est de se croire sage. Die Schwäche der preußiſchen Regierung, die Verſchiebung der Mainzer Advocatenverſammlung, der

Kinderſpott Tieck und Schelling — ja, ſie exiſtiren; aber was ſagt Ihr dazu? Was ſagen Eure Organe? Du meinſt, ſie repräſentiren Euch nicht? Wenn Eure Zeitungen nicht ein großes Publicum repräſentirten, ſo würden ſie nicht von ihm geleſen werden. Was ſagen ſie nun und was können ſie ſagen? Die Wahrheit? Sie iſt gottlos. Die Freiheit? Sie iſt Hochverrath. Und in dem Fall Eurer Zeitungen ſeid Ihr alle: „Die Schuld ſoll nicht vorgerückt werden!“ Gott bewahre, „das Vaterland iſt heilig, ein Frevler, der ihm nicht alles Gute nachſagt!“ Niemand unter Euch kann es ſagen, ja, er wagt es nicht einmal zu denken, was für eine Revolution Ihr zu machen habt. Und doch müßtet Ihr dies wagen. Erſt Eure Revolution wäre Eure Freiheit. Man muß alſo lügen, wenn man in Deutſchland von der Freiheit ſpricht. So ſteht es. Ihr wißt es ſehr gut. Euer Zuſtand gefällt Euch nicht; aber Ihr wollt mit ihm weder ernſthaft geſcholten, noch frevelhaft verſpottet ſein. Ein Neger auf Guadeloupe wollte nicht Sklave genannt ſein. Meinſt Du, daß es beſſer iſt, als wenn er ſich's klar gemacht hätte, daß er einer war? Angenehmer iſt es vielleicht, Sklave zu ſein und es zu läugnen, als es zu ſein und es zu empfinden; aber zur Aufhebung der Sklaverei führt die Abläugnung ihrer Exiſtenz gewiß nicht. Jede Sklaverei, oder wenn das Wort zu hart klingt, jeder Despotismus, jede Herrſchaft entwürdigt die Menſchen, macht ſie wirklich ſchlecht und verdirbt ſie bis in ihre Gedanken hinein. Ihr preiſ't die Fortſchritte der Freiheit, wenn der Druck nachläßt, und lobt den Druck, wenn ſein Gewicht ärger wird; bis zum Princip des Drucks, das Eure eigne Indolenz iſt, erheben ſich Eure Gedanken nicht. Die Neger denken, ſie beſtehlen ihre Herren, wenn ſie fortlaufen, und die nicht fortlaufen, halten ſich für moraliſch. Ihr wollt Euer Vaterland, ſo wie es iſt, gelobt haben und wer es verläßt, verräth es. Fahrt nur fort zu zürnen, wenn man Euch Sklaven nennt; es iſt viel bequemer, als ſich frei zu machen. Ja, dies ſchreckliche Ereigniß iſt ohne Weiteres unmöglich, ſo lange es niemand will: und die Hoffnung eines jüngſten Gerichtes, dem alle Freunde der Freiheit und Weisheit aus dem Fenſter herab zuſehn, und in welchem der preußiſche Romulus mit Donner und Bliz zum Himmel fahren wird, ſoll ich doch nicht für ſtaatsgefährlich halten? — Das Problem der menſchlichen Freiheit iſt in Deutſchland, wie in Guadeloupe gelöſ't; ja, es iſt noch beſſer gelöſ't. Jeder, Du nicht ausgenommen, liebt ſeinen Herrn; was ſollte aus Euch werden, wenn Ihr auch nur Einen verlört? Ihr fühlt es, und in der Gefahr würden neue Fichte's auftreten und Reden mit eben ſo herzzerreißenden Erfolgen halten, als es der alte Fichte in Berlin gethan. Fichte wußte früher, damals als er für die franzöſiſche Revolution ſchrieb, was Freiheit iſt; in Berlin hatte er es natürlich vergeſſen, in den Reden an die deutſche Nation weiß er nur noch was „Nationalität" iſt. Dieſe Nationalität, „nicht den Franzoſen, die ſich ſelbſt nicht verſtehn, ſondern Euch ſelbſt, dem ſelbſtbewußten Urvolk, das ſogar die Wurzeln ſeiner Sprache verſteht, zu gehören", die habt Ihr nun. Ihr wißt es nun doch, wer die Freiheit und ſich ſelbſt am Beſten verſtanden, wem die Franzoſen und wem das Urvolk gehört? Worin beſteht alſo der Fichtiſche Triumph? „Welch' eine ungeheure Wirkung hatten ſeine Reden?" Es iſt ſeitdem klar geworden, daß nicht mehr Napoleon, ſondern Mieg und Phiſeldeck, Ompteda und Schmidt, Schuſter und Schneider und wie die Wiener und Frankfurter Amphiktyonen weiter heißen, Euch Geſetze geben. Menſchen alſo, die in der Geſchichte der Menſchheit gar nicht exiſtiren, ſind jetzt Eure Herren! Hättet Ihr doch Napoleon behalten! Wenn Ihr jetzt nur Einen Napoleon hättet! Ja, wahrhaftig, wäre Fichte nicht zur rechten Zeit am Lazarethfieber geſtorben und hätte das wirkliche Product des deutſchen Urverſtandes kennen gelernt, ſelbſt Fichte wäre bei Napoleon geblieben. Faſt möcht' ich Göthen ſeine Reiſe (von 1813) nach Böhmen verzeihn; er kannte die Deutſchen; und wer will es ihm verdenken, wenn er dachte: „es iſt nicht wahr, daß Ihr mit den Klötzen eher fertig werdet, als mit dem Storch." Willſt Du Dich übrigens belehren, in welcher Intention ſchon damals der deutſche Freiheitskrieg geführt worden iſt, ſo lies nicht Körners Leier und citire nicht Förſters Harlequinsſchwert, ſo lies die Memoiren, die ſie ſchon jetzt die Stirn haben zu publiciren. Allerdings, die Geſchichte iſt alt genug: man könnte endlich wiſſen, was daran iſt.

Du drohſt mir mit einer Ausſtoßung aus der deutſchen Nation. Haſt Du je gehört, daß man einem drohte, man werde ihn zum Gefängniß hinaus werfen? Und wenn Danton ein Recht hatte, müde zu ſein und ſich auf der Guillotine zur Ruhe zu legen, ſo war es nach der Arbeit der Revolution. Wo lebt ein Deutſcher, der ihm dieſe welthiſtoriſche Erſchöpfung nachgähnen, den großen Gedanken, ich will in meiner Welt untergehn, ihm nachzudenken das Recht hätte? Auch hat die Welt ſeitdem ſich weit herum gedreht. Dein Punkt, den Du erſtürmen willſt, iſt überall in jedem Herzen, in jedem Kopf; und es könnte wohl kommen, daß Du mit benannten Zahlen, wie Preußen und ſein Regiment eine ganz falſche Rechnung angeſetzt hätteſt. Ja, es wäre nicht unpaſſend geweſen, wenn Du wirklich Dein Weltbewußtſein, ſtatt Deiner Poren und Nieren, hätteſt erweitern können.

Man verachtet, man haßt, man verläßt noch die Deutſchen nicht, wenn man ſich über ſie und mit ihnen keine Illuſionen macht. „Die Menſchen, ſagt ein geiſtreicher Franzoſe, ſind was ſie ſein können; jeder Haß gegen ſie iſt ein Unrecht: ein Narr trägt Narrheiten, wie ein Wildling Holzäpfel.“ Ein unterjochtes Volk kann unmöglich eine wahre und freie Literatur, es kann, wie geſagt, nicht einmal freie Gedanken im Kopf haben; und man muß ſich erinnern, daß dies zu allen Zeiten der Fall war, um ſeine Zeit in der Ordnung zu finden, ſelbſt wo man mit dieſer Ordnung ein Ende machen will. Lord Cheſterfield ſchrieb über den Geiſt der Geſetze: „Es iſt ſchade, daß der Präſident Montesquieu, ohne Zweifel wegen des Miniſters, nicht den Muth gehabt hat, Alles zu ſagen. Im Ganzen merkt man wohl, was er denkt, aber er drückt ſich über gewiſſe Dinge nicht deutlich und nicht ſtark genug aus. Man würde beſſer wiſſen, was er denkt, wenn er in London geſchrieben hätte oder als Engländer geboren wäre.“ Weder Montesquieu noch Helvetius wagt zu ſeiner Zeit den franzöſiſchen Despotismus Despotismus zu nennen, immer citiren ſie dazu die Aſiaten, ja, der letztere widerruft alles, was in ſeinen Discours gegen das Chriſtenthum wäre, obgleich ſein ganzes Buch dagegen iſt, wie dies die Pfaffen auch ſogleich ganz richtig rochen. So hat Kant nie ſeinen Republicanismus, Hegel nie ſeine Freiheit von der Religion rein herausgeſagt. Warum? Weil ſie in Deutſchland lebten. Der Boden macht frei, den ein freies Volk bewohnt. Jeder Sklave, der in England landet, iſt frei, — verſteht ſich, ſo weit er es zu ſein vermag. **Habent sua fata liberti.** Iſt die politiſche Freiheit noch nicht die ganze Freiheit, ſo iſt ſie ohne Zweifel ihr Anfang und ihre Bedingung. Was könnte ich nun für meine patriotiſchen Freunde in Deutſchland thun? Es wäre vor allen Dingen gut, wenn Ihr entnationaliſirt und ich will nicht ſagen engliſirt oder franzöſirt, ſondern humaniſirt würdet, um dann als Schwärmer nicht auf Einen dummen Punkt, wie Berlin, ſondern auf tauſend Punkte leuchtend und zündend loszuplatzen. Was ich alſo thun würde, wenn ich die Fonds einer paſſenden literariſchen Civilliſte hätte, um Euch zu dotiren? Ich würde Euch alle in Hamburg als Sklaven einſchiffen und in Havre de Grace als Emancipirte ans Land ſetzen. Wer wohl den Danton ſpielen und ſeinem Kopfe das nicht zutrauen würde, was ſeine Schuhſohlen ihm verſagten? Kein Einziger, ſelbſt Du nicht, der Du es jetzt freilich nicht vermeiden kannſt, „mit Deiner Nation zu ſtehen und zu fallen" — ſofern ſie nämlich ſteht und alſo einen Fall zu befürchten hat.

Ueber Heine biſt Du eben ſo ſehr im Dunkeln, als über die Nationalität. Ein lebendiger Heine iſt beſſer, als ein todter Fichte. Und wenn man auch Heine's Zeit nicht liebt, ſie zu läugnen iſt vergeblich. Heine's politiſche Satiren ſind darum gut, weil jetzt Stoff zur Satire vorhanden und er witzig genug iſt, ihn zu benutzen. Zur Freiheit, die nicht exiſtirt, kann man ſich nur ironiſch verhalten, wenigſtens ſo lange es klar am Tage liegt, daß niemand ſich bei ihrer Realiſirung die Finger verbrennen will. Heine hat eine Menge hübſche Satiren gemacht und eine Menge in Petto. Er muß mit dieſem Genre jetzt nothwendig noch einmal in Schwung kommen. Dieſe Zeit iſt wieder ſein Er iſt einer, der jetzt dichten kann. Er hat keinen Enthuſiasmus und er braucht ihn ſo wenig zu ſeinen Witzen, als Ihr zu ſeiner Lectüre. Freilich wenn die Witze an der Tagesordnung ſind, ſo iſt die Freiheit herunter, ſo iſt der Welt die Poeſie über die Ohren gezogen und eine Schellenkappe daraus gemacht; die Exiſtenz des Charivari beweiſ't die Verunglückung der Julirevolution. Aber wollt Ihr nun auch den Charivari nicht? Wollt Ihr Eure nackte, bewußt- und witzloſe

Miſere? Uebrigens iſt Heine nicht ohne Sympathie. Lies ſein Lied: „Die armen Weber“; und Du wirſt ſehn, daß ſelbſt die Verwerfung der Deviſe des Freiheitskriegs einen ſehr poſitiven, einen ſehr tragiſchen Inhalt gewinnt. Du meinſt, das wäre wieder frevelhaft? Umgekehrt, dieſe Deviſe iſt ein Frevel an der Menſchheit, mit ihr wurde ſie um ihre Befreiung geprellt; nur mit der Auslöſchung dieſes Fleckens kann die deutſche Sonne wieder hell werden.

Aber ich vergeſſe, daß man Euch, und vollends wenn Ihr in Karlsbad ſeid, dergleichen zu denken und zu leſen verbietet; noch mehr, ich vergeſſe, daß Ihr dies nicht übel nehmt. Ihr findet keinen Schimpf darin, Ihr, ſo erwachſen Ihr ſeid, wenn man Euch offen ſagt: „ich will, daß Ihr darüber im Dunkeln bleibt oder gar von der guten Preſſe getäuſcht werdet.“ Ich könnte Euch zurufen: Wie unwürdig! Und wäre es eine Inſel in der Südſee, die keinen Gedanken, ja keine Pflanze zur Welt brächte, man müßte es übel nehmen, ſie nicht entdecken zu dürfen! Ach, es wird ſobald kein Zuruf fruchten! — Dennoch ſind unſre Geſchicke nicht ſo getrennt. Was werden ſoll das fügt ſich. Alſo auf Wiederſehn in Deutſchland, ſo oder ſo!

Ja, Gedanken haben Flügel,
Schweben luſtig her und hin ꝛc. —

Du kennſt das Lied. — Es iſt jetzt nicht mehr nöthig, daß ſie in London, ſie können auch in Paris zur Welt kommen; viele ſind ſchon geboren und wollen nur überſetzt ſein; andere liegen noch ungezeugt in der Luft; ein Glücklicher kann ſie einathmen und ſpäter vielleicht auch in Deutſchland zum Vorſchein bringen; drucken kann er ſie nur in den Ländern, welche ihre Revolution gemacht haben.

Dein
Arnold Ruge.

6.

An den Telegraphen in Hamburg.

Ueber die neueſte deutſche Poeſie.

Exiſtirt Heine wirklich wieder? Die Gefahr wider den Willen Viſchers und Gervinus', zweier Profeſſoren, welche Thaten verlangen, Gedichte herauszuben, mußte ihm bekannt ſein. Man erfährt in Paris

Alles, ſogar was Einem bevorſteht, man ſieht die Gefahr immer vor Augen, und ſo wird man denn zur Tapferkeit gezwungen, wenn man irgendwie zu exiſtiren hat. Ja, Heine iſt wieder da. Allerdings war er vor Kurzem noch „ein Verſtorbener“, er ruhte in Gott, oder vielmehr im Faubourg-Poiſſonnière; — wie hübſch hätte ſich der Titel ausgenommen: „Gedichte eines Wiedergebornen!“ — Nun beweiſ't Viſcher ſo eben, daß Percy und Gervinus ganz recht haben, wenn ſie heut zu Tage „lieber zwei Kätzlein wären, und Miau ſchrieen, als dichteten“, und unterdeſſen trifft Heinen das Unglück, ſeine ironiſchen Leichentücher auseinander zu ſchlagen, an der Hand des neuen Weltgeiſtes, der den Menſchen in allem Ernſt erlöſen will, aus dem Grabe hervorzugehn und bei Campe in Hamburg mit einem Bande „neue Gedichte“ und einer Separatausgabe von „Deutſchland, ein Wintermärchen“, zu erſcheinen. „Hat er damit ſeine Exiſtenz bewieſen?“ fragt Gervinus, „weder die Heidelberger, noch die Göttinger Bibliothek wird ihn anſchaffen.“ — „Und wenn er“, fährt Viſcher fort, „ſeine Exiſtenz bewieſen hätte, dadurch, daß er exiſtirt, und ich glaube, ſelbſt Strauß wird keinen andern Beweis verlangen; iſt jetzt ein Dichter möglich, jetzt, wo jeder, ſelbſt die Könige und die Profeſſoren, Form haben?“ Und grollend ſtürzt er ihn wieder zu den Todten und ruft ihm nach: „Auch Mörike mußte ſterben, und war mehr als Du!“ Ja, wenn das Publicum zehntauſend Wintermärchen vergriffe; „was!“ würden die Profeſſoren rufen, „die Maſſe ſoll urtheilen, zehntauſend competente Kunſtrichter wollt ihr einſetzen? Welch ein Jacobinerunſinn! Es giebt höchſtens Einen in jedem Jahrhundert, im vorigen war es Leſſing in Wolfenbüttel, jetzt iſt es Viſcher in Schwaben. Allerdings konnte vor einigen Jahren auch von Gruppe in Berlin die Rede ſein; Gruppe iſt aber jetzt für die Regierung und mit ernſteren Dingen beſchäftigt, beide „„dichten auch ſelbſt nicht mehr, ſie ziehen das Miauen vor““ und thun, wie Percy, politiſche Thaten. Nur Viſcher alſo kann ſagen, was daran iſt.“ Gut, mag er ſich ausſprechen. Mein Schickſal reißt mich hin. Ich ſympathiſire nicht mit Percy, der die Katzenmuſik für eine Strafe des Muſikanten, nicht für eine Züchtigung deſſen hält, dem ſie dargebracht wird. Richtig verſtanden iſt die Katzenmuſik allerdings an der Zeit ich unterſcheide mich aber vorzüglich darin von Gervinus, Percy und Viſcher, daß ich die Katzenmuſik für culturfähig, ja ſogar für eine Dichtungsart halte. Armer Percy, du entrinnſt dem Apollo nicht. Du hätteſt noch in ein andres Genus übergehen müſſen, miau'n iſt immer noch eine Darſtellung Deines Innern, und ſo bleibſt Du, und die Dir nachmiau'n immer noch Dichter — ob ſchlechte oder gute, wer ſoll darüber entſcheiden, wenn Viſcher darüber ſchweigt? Und Viſcher ſchweigt über die ſchlechten Dichter, denn er denkt, ſchlechte Dichter ſind keine Dichter. So verwickelt ſich gleich die einfachſte Sache, wenn man ſich mit der deutſchen Gelehrſamkeit einläßt! Doch laßt einmal ſehen! Hat Klopſtock, hat Leſſing, hat Herder, hat Göckingk, hat Bürger nicht ſchlechte Gedichte verfaßt? Hat Göthe nicht die Geſchwiſter, den Bürgergeneral, den Groß-Cophtha, den zweiten Theil von Fauſt, die Wanderjahre, den Champagner Feldzug gemacht? — und jetzt, verdammt mir einmal dieſe Männer, die Dichter! ſtreicht ſie mir, wenn ihr könnt, aus dem Codex poetarum, und wenn Gervinus, dieſer ehrwürdige podex poeseos teutonicae, der all ihre gräulichen Jahrhunderte abgeſeſſen, immer noch dick genug bleibt, wollt ihr mir damit etwas beweiſen? Jedenfalls habe ich alſo jetzt die Frage ſehr vereinfacht. Gebt Acht! wenn das Unglück will, daß wieder einmal ein Dichter exiſtirt und geleſen wird, ſo frag' ich nicht mehr, iſt jetzt einer möglich, ſondern iſt dieſer wirkliche Dichter ein guter oder ein ſchlechter.

Heine's neueſte Satiren ſind meiſt gelungen und das feine Genre iſt klaſſiſch, die Exceſſe dagegen und die directen Trümpfe, z. B. der X iſt ein „deutſcher Lump", ſind ſchlechter Geſchmack, der Witz iſt Poeſie, und ſein Princip, das ihm jetzt erſt ſelbſt vollkommen klar geworden, iſt ſo poſitiv, als die Menſchheit ſelbſt. Das Menſchliche, was ihm dabei begegnet, die poetiſche Eitelkeit und der — „kluge Egoismus" ſind uns bekannt. Heine hatte immer einen humanen Inſtinkt. Man wende ſeinen Spott nicht ein, es iſt des Skandals genug, wenn man das Menſchliche in jedem Sinne hervorhebt, und für unſern Ironiker gab es allerdings eine Zeit, wo er dem Menſchen zu wenig und dem Schwein im Menſchen zu viel zutraute. Etwas von dieſem Unglauben hängt ihm noch immer an. Er hat ſich zwar zu den neuen „Menſchheitserrettern" geſchlagen, aber die Geſchichte hat ihre Schwierigkeiten, die er nicht verkennt, im „Wintermärchen" ſpricht er ſich aus. Heine erzählt:

Die Sonne ging auf bei Paderborn,
Mit ſehr verdroſſner Gebehrde.
Sie treibt in der That ein verdrießlich Geſchäft —
Beleuchten die dumme Erde!

Hat ſie die eine Seite erhellt,
Und bringt ſie mit ſtrahlender Eile
Der andern ihr Licht, ſo verdunkelt ſchon
Sich jene mittlerweile.

Der Stein entrollt dem Syſiphus,
Der Danaiden Tonne
Wird nie gefüllt, und den Erdenball
Beleuchtet vergeblich die Sonne! —

Und als der Morgennebel zerrann,
Da ſah ich am Wege ragen,
Im Frührothſcheine, das Bild des Mann's,
Der an das Kreuz geſchlagen.

Mit Wehmuth erfüllt mich jedesmal
Dein Anblick, mein armer Vetter,
Der Du die Welt erlöſen gewollt,
Du Narr, Du Menſchheitsretter!

Sie haben Dir übel mitgeſpielt,
Die Herren vom hohen Rathe.

Wer hieß Dich auch reden ſo rückſichtslos
Von der Kirche und vom Staate!

Zu Deinem Malheur war die Buchdruckerei
Noch nicht in jenen Tagen
Erfunden; Du hätteſt geſchrieben ein Buch
Ueber die Himmelsfragen.

Der Cenſor hätte geſtrichen darin,
Was etwa anzüglich auf Erden,
Und liebend bewahrte Dich die Cenſur
Vor dem Gekreuzigtwerden.

Und als ihn ſeine Mutter fragt:

„Mein liebes Kind, wie denkſt Du jetzt?
Treibſt Du noch immer aus Neigung
Die Politik? zu welcher Parthei
Gehörſt Du mit Ueberzeugung?“

da antwortet er ihr und den Partheien, damit ſie wiſſen, wie ſie mit ihm daran ſind:

Die Apfelſinen, lieb Mütterlein,
Sind gut, und mit wahrem Vergnügen
Verſchlucke ich den ſüßen Saft,
Und laſſe die Schalen liegen.

Als Heine zuerſt auftrat, war ſein Geſichtskreis viel enger, als jetzt. Natürlich. Was konnte ein deutſcher Jüngling von 1820 anders bezweifeln, als die Treue der Mädchen? Höchſtens noch die Romantik der deutſchen Freiheit und ihrer Dichter. Allerdings war es gefährlich, die Liebe zu läugnen, aber die Damen leſen nicht alle, und wenn ſie leſen, ſo glauben ſie den gedruckten Blasphemieen weniger, als dem lebendigen Cultus. Sie helfen ſich, wie die andern Götter auch. Dieſe Erfahrung machte Heinen immer kühner, er warf die Götter in ihrem eignen Hauſe zur Thür hinaus; er glaubte mehr an Göthe und Ariſtophanes, als an die Vornehmſten unter den Juden, ſeinen Vorfahren und „Vettern". Er zweifelte an Preußen und glaubte länger als vier Wochen an Frankreich. Sein Zweifel auch an dieſer Realität bereitet ihm ſodann ſeinen Winterſchlaf in Paris. Die dumme Welt dagegen nimmt ihre Hoffnungen ernſt; auch wenn ſie darum betrogen wird. Wir Deutſche hatten es keine Urſache, dennoch trat bei uns eine Zeit des Selbſtvertrauens ein, und wie nahe waren wir daran, den öffentlichen Willen zu einem noblen Entſchluſſe zu bringen. Er beſann ſich auf ſeinen Mai von 1815 und wollte nun in ſeinen alten Tagen die Freiheit heirathen. Schöner Traum! In dieſer Spannung iſt Heine's ehrenrühriger Zweifel beſiegt. Ein jugendlicher Schwung ergreift die deutſche Poeſie. Im Triumph durchzieht ſie, mit der rothen Mütze geſchmückt, das alte ehrbare Deutſchland, es entſteht eine ganz neue Gattung, die Oppoſition verkauft ihr Leder und wird Poeſie, — Poeſie in einem Jüngling ohne Fehl und Tadel; dem Tyrtäus unſrer deutſchen Wolkenſchlacht. Die poetiſche Gemüthsbewegung ſteigerte ſich zu einer bedeutenden Höhe und Kraft, doch eben ſo ſchnell, ja noch viel ſchneller, als es geſtiegen war, fiel das Freiheitsthermometer. Die ganze deutſche Preſſe war plötzlich von ihrem Enthuſiasmus bekehrt, als die Polizei ſich gegen ihn erhob. Es iſt verdrießlich, aber es iſt wahr, die Freiheit, die nicht bis in die unterſte Proſa des Lebens hinabſteigt, bleibt nur Poeſie. War die Oppoſition des Philiſters nicht ſehr verfänglich, ſo war es die luſtige Form der Poeſie noch weniger. Als es ſich nun aber darum handelte, die Poeſie, den neuen „Menſchheitserretter“, zu faſſen, da zeigte ſich die Schwierigkeit. Wie kommt man der Poeſie bei? Kann man ſie mit dem Dichter über die Grenze bringen? Viel beſſer war ihr Stachel im Lande ſelbſt gebrochen worden. Durch den allgemeinen Beifall, durch Audienz und Feierlichkeit hatte ſie ihren revolutionären Charakter eingebüßt — es war des Guten zu viel geworden —, jetzt gewann ſie ihn wieder. Nur war es freilich klar, daß die alte Zuverſicht, die alle Herzen im Fluge gewonnen hatte, nach dieſem Sturz in die Proſa verſchwinden mußte. In dieſer Lage — die gemeine Wirklichkeit hat auch das Gebiet der Geſchichte überſchwemmt und zu dem Privatmenſchen konnte man ohne die tödtlichſte Langeweile nicht zurückkehren; — was bleibt dem Dichter übrig, wenn er nicht elegiſch, wie Jeremias, ſich an die Waſſerbäche Babylons ſetzen und vergebliche Thränen in den Strom ſchütten will, was anders, wenn er noch kämpfen will, als die Katzenmuſik der Satire?

Heine hat geſchwankt, ſich mehr als beiläufig einzulaſſen; ſo nah ihm der Lorbeer hing, denn ſeinen Beruf zur Komödie kennt er. Aber er hatte ein Vorurtheil. Er dachte, „*man dürfe nichts ausrichten wollen*“. Hätte Einer wirklich Berangers Lorbeern in Deutſchland errungen, er würde ſchmerzlich bekehrt worden ſein; jetzt hat er ſich wenigſtens zum Ariſtophanes verſtanden; richtiger wäre es aber allerdings, auch klüger wäre es geweſen, wenn die Tendenz, ſowohl unſer Ariſtophanes zu ſein, als mit Ariſtophanes die totale Perſiflage zu entſchuldigen, weggeblieben wäre. Der Witz rechtfertigt ſich immer durch ſich ſelbſt, er hat nie, auch im Scherze nicht, die Schwachheit, Autoritäten zu citiren, und die Tendenz, die der ganze Menſch und eine ganze Zeit iſt, nur dieſe rechtfertigt einen Dichter. Gelingt es ihm, dieſe Richtung zu treffen, ſo wird er ſelbſt mit ſchlechten Producten gute Erfolge haben.

Wäre Göthe's Zeit nicht auf die Humaniſirung des Philiſters, auf die Emancipation des geſelligen, gelehrten, gebildeten Privatmenſchen gerichtet geweſen, ſeine Poeſie wäre nicht gerechtfertigt, nicht verſtanden, nicht einmal geduldet worden; Puſtkuchen und die weſtphäliſchen Eichelchriſten hätten geſiegt. Und jetzt, wie ſollte ſich die Komödie verſtändlich machen, und wie den Sieg gewinnen, wenn nicht alle die hohlen Exiſtenzen, die uns in den Weg gerückt werden, jeden Menſchen von einiger Einſicht zum Satiriker machten?

Man hat die deutſche Flotte, den Kölner Dom, die Conſtitution, die Preßfreiheit, den liberalen König, den erwachenden Michel und eine Menge anderer

Probleme der deutſchen Politik beſungen. Die Gedichte fanden Beifall, ſogar die des kosmopolitiſchen Nachtwächters. Aber welches war die einzig reelle Löſung aller dieſer Probleme? Heine's Lied an den Nachtwächter enthält ſie, es iſt — die ironiſche. Die Probleme ſind ſelbſt Ironie. Der Dichter thut weiter nichts, als daß er die Wirklichkeit treu wieder giebt, und was dahinter ſteckt, hervorhebt.

Dieſe Löſung der deutſchen Qual iſt einzuſehen (ſie iſt verſtändlicher, als es z. B. „die Poſaune des jüngſten Gerichts" gegen Hegel werden konnte), ſie war daher ſehr bald in Jedermanns Munde, ſie war ſo einfach, daß man ſich wunderte, den Columbus, der ſie entdeckte, nicht ſelbſt geſpielt zu haben. Das Gedicht gewann alle Welt, verſteht ſich, immer mit Ausnahme derer, die, wie Talleyrand zu ſeiner Zeit, die Ironie als Monopol haben und das wahre Verſtändniß der Dinge nicht vor dem Schluß der Börſe auskommen laſſen möchten. Und wirklich gehört dieſe kleine Satire, die in den „neuen Gedichten" zuerſt vollſtändig mitgetheilt wird, wegen ihrer klaſſiſchen Reinheit von allem directen Exceß, zu den vollendeten ihrer Art, und die Art — ſo die nationalen Probleme zu loſen — iſt neu. Sie machte darum ſo viel Eindruck. „Immer wollen die Menſchen die neueſten Dichtungen hören.“ Neue Dichtungen erweitern ihren Geſichtskreis. Die epigrammatiſche Form, die in dem Nachtwächterliede ganz ſo, wie in Heine's frühern Witzgedichten herrſcht, iſt in dem „Wintermärchen“ zu einer totalen Ironie erweitert.

Heine's Ironie hat ſich nicht geändert, ſie iſt die totale, die abſolute Kritik, nur ihren Gegenſtand nimmt ſie in eine andere Sphäre, als früher, und die Monotonie ihrer Form hat ſie durch eine ſcheinbare Harmloſigkeit und durch die allergrößte, faſt proſaiſche Leichtigkeit des Verſes erſetzt. Heine hatte immer das Princip, ſeine Verſe nicht zu zwingen; hier läßt er ſie nun vollends machen, was ſie wollen.

Die abſolute Kritik in der Poeſie iſt die abſolute Komödie, die Komödirung von Allem. Die gewiſſenloſe Dialektik, auch eine Gabe unſrer liebenswürdigen Zeit, iſt nirgends berechtigt, als in der Komödie, der man es mit Freuden zugeſteht, daß ſie keinen andern Zweck hat, als ihren Witz, wenn ſie dieſen nur weder verfehlt, noch verdirbt.

Heine unterſcheidet ſich eben dadurch von den übrigen politiſchen Dichtern, daß ſie ihren Witz in den Dienſt einer beſtimmten Richtung geben, er aber in ſeiner Komödie keinen Glauben und keine Treue hat. Bei alledem iſt Heine außer ſeiner Komödie nicht principlos, und ſeine Komödie ſelbſt iſt, wie alle Komödie, revolutionär. Der alte Barbaroſſa wirft ihm das auch vor.

Heine verhält ſich zu den jetzigen Göttern, wie Ariſtophanes zu den alten. Schon in ſeiner frühern Periode war er frei von aller Mythologie; er hat den Göthiſchen Menſchen der romantiſchen Reaction nicht geopfert, er opfert ſchon damals nur dem irdiſchen Gott. Wir erinnern uns hier des ſuperioren Witzes, mit dem er aus Italien wieder nach Oeſtreich kommt:

> Schöner Süden, wie verehr' ich
> Deinen Himmel, deine Götter,
> Seit ich dieſen Menſchenkehricht
> Wiederſeh' und dieſes Wetter!

Leider verlor er ſpäter den Menſchen und ſeine Herrlichkeit ſo ſehr aus den Augen, daß er auch die Götter des ſchönen Südens nur noch nominell verehrte. Es iſt durchaus nicht zweifelhaft, daß er ſich über den letzten Grund und die poſitive Berechtigung einer Ironie gegen Alles lange nicht klar wurde. Erſt die Vermenſchlichung der deutſchen Philoſophie, die er verſteht, gewinnt ſeine volle Sympathie, während er der Hegelſchen Philoſophie und den Urwäldern ihrer Dialektik, wo er ſich nicht durchfinden konnte, nur mit Mißtrauen anhing.

Wie Ariſtophanes in ſeinen Parabaſen zum Publicum herabſteigt und Parthei ergreift, ſo thut er es in ſeiner Vorrede. Er antwortet den Nationalen, die ihm Verrath am Vaterlande und dergleichen Kataſterkategorieen an den Kopf werfen: „Pflanzt die ſchwarzrothgoldne Fahne auf die Höhe des deutſchen Gedankens, macht ſie zur Standarte des freien Menſchenthums, und ich will mein beſtes Herzblut für ſie hingeben.“ Dies iſt doch in thesi ganz vortrefflich! Ferner: „Elſaß und Lothringen kann ich freilich dem deutſchen Reiche nicht ſo leicht einverleiben, wie Ihr es thut, denn die Leute in jenen Landen hängen feſt an Frankreich, wegen der Rechte, die ſie durch die franzöſiſche Staatsumwälzung gewonnen, wegen jener Gleichheitsgeſetze und freien Inſtitutionen, die dem bürgerlichen Gemüthe ſehr angenehm ſind, aber dem Magen der großen Menge noch

Vieles zu wünſchen übrig laſſen. Indeſſen, die Elſäſſer und Lothringer werden ſich wieder an Deutſchland anſchließen, wenn wir das vollenden, was die Franzoſen begonnen haben, wenn wir dieſe überflügeln in der That, wie wir es ſchon gethan im Gedanken, wenn wir uns bis zu den letzten Folgerungen deſſelben emporſchwingen, wenn wir die Dienſtbarkeit bis in ihrem letzten Schlupfwinkel, dem Himmel, zerſtören, wenn wir den Gott, der auf Erden im Menſchen wohnt, aus ſeiner Erniedrigung retten, wenn wir die Erlöſer Gottes werden, wenn wir das arme, glückenterbte Volk und deſſen verhöhnten Genius (?) die geſchändete Schönheit wieder in ihre Würde einſetzen, wie unſre großen Meiſter geſungen und geſagt, und wie wir es wollen, wir, die Jünger — ja, nicht blos Elſaß und Lothringen, ganz Frankreich wird uns dann zufallen, ganz Europa, die ganze Welt, — die ganze Welt wird deutſch werden!" — Wenn, ja wenn! —

Die Philoſophie kennt das ganze Gewicht aller der Wenns und Abers, weil ſie ſelbſt weder deutſch iſt, noch ein Gewicht darauf legt, es zu werden, das Deutſchthum iſt ohne Weiteres der Ironie preiszugeben; Heine's Intereſſe für die Vermenſchlichung der Welt iſt aber darum nicht zu bezweifeln, in dieſem Intereſſe findet er ſich ſelbſt verjüngt und entſpricht einer Hoffnung und einem Bedürfniſſe unſerer Zeit — dem Bedürfniſſe der totalen Befreiung von allen Illuſionen unſrer heuchleriſchen Welt. Heine fand die Demagogie dumm, er findet den Humanismus wahr; und *er iſt inſofern Philoſoph, als er die Sprödigkeit der Wirklichkeit, die er ironiſirt, nicht gegen die Wahrheit des Princips kehrt*, in deſſen Namen einzig und allein die Komödie gemacht werden kann, denn ſelbſt der Witz, ihr einziger Zweck, hat immer zur Vorausſetzung — *den wahren, vernünftigen Menſchen*.

Auf deutſche Zuſtände iſt die Anwendung der geraden Vernunft natürlich von der ſchlagendſten Wirkung, ſo die Unterredung mit den Hamburgern und die Ermahnung, welche die Hammonia an den Dichter ergehen läßt:

> Ja, daß es uns früher ſo ſchrecklich ging
> In Deutſchland, iſt Uebertreibung:
> Man konnte entrinnen der Knechtſchaft, wie einſt
> In Rom, durch Selbſtentleibung.

Gedankenfreiheit genoß das Volk,
Sie war für die großen Maſſen,
Beſchränkung traf nur die g'ringe Zahl
Derjen'gen, die drucken laſſen.

Bleib bei uns in Deutſchland, es wird dir hier
Jetzt beſſer, als eh'mals munden:
Wir ſchreiten fort, du haſt gewiß
Den Fortſchritt ſelbſt gefunden.

Aber daß alle Ironie nichts hilft, verſteht ſich von ſelbſt; ſonſt bliebe der Kölner Dombau gleich wieder liegen, und Schelling ginge zurück nach München.

Heine fährt durch den Teutoburger Wald. Hier überlegt er, was aus uns geworden wäre, wenn Herrmann die Schlacht verloren hätte.

In unſerm Vaterland herrſchten jetzt
Nur römiſche Sprache und Sitten,
Veſtalen gäb' es in München ſogar,
Die Schwaben hießen Quiriten!

Der Hengſtenberg wär' ein Haruſpex
Und grübelte in den Gedärmen
Von Ochſen. Neander wär' ein Augur,
Und ſchaute nach Vogelſchwärmen.

Der Schelling wär' ganz ein Seneca,
Und käm' in ſolchem Conflict um;
Zu unſerm Cornelius ſagten wir:
Cacatum non est pictura.

Da ihn, den Dichter, ſeine Reiſe nicht in die goldne Aue führt, ſo träumt er ſich dorthin. Wie konnte er auch von Deutſchland reden, ohne auf den Kiffhäuſer und den Kaiſer Rothbart zu kommen! Die Sache nimmt einen ſo ernſthaften Anfang, daß man faſt für die Komödie fürchtet.

Aber es wendet ſich Alles zum Guten. Er geht mit dem Kaiſer durch ſeine Waffenſäle umher, und dieſer fragt ihn nach Neuigkeiten.

Er hatte ſeit dem ſiebenjährigen Krieg
Kein Sterbenswort erfahren.

Er frug nach Moſes Mendelsſohn,
Nach der Karſchin, mit Intereſſe
Frug er nach der Gräfin Dubarry,
Des fünfzehnten Ludwigs Maitreſſe.

O Kaiſer, rief ich, wie biſt Du zurück!
Der Moſes iſt lange geſtorben,
— — — — — — —

Die alte Karſchin iſt gleichfalls todt,
Auch die Tochter iſt todt, die Klenke;
Helmine Chezy, die Enkelin,
Iſt noch am Leben, ich denke.

Nun erzählt er ihm weiter, wie die Dubarry guillotinirt wäre und Ludwig der Sechszehnte desgleichen. Rothbart erkundigt ſich ganz betroffen, was das ſei, guillotiniren. Heine erklärt ihm die ganze Mord-Maſchine.

Dann fährt der Kaiſer Heinen an. Dieſer wird nun auch hitzig.

Es giebt nichts, das heiterer und liebenswürdiger verliefe, als dieſe Vermenſchlichung der alten Kiffhäuſer Schnurre. Wäre es doch eben ſo leicht, ganz Altdeutſchland zu humaniſiren! Allerdings, wer leicht anfaßt, hebt auch leicht; und die Alles enthüllende altende Zeit wird noch manches neue Sommer- und Wintermärchen ans Licht bringen müſſen, ehe die alten Märchen weichen.

7.

An einen Leipziger Patrioten.

Paris, den 18. October 1844.

Lieber Freund, Sie ſchreiben mir: „Knüpfen Sie mit dem Vaterlande wieder an, laſſen Sie Ihre nächſte Schrift die Brücke ſein zu dem Herzen Ihrer alten Freunde, theilen Sie mit uns die Schmerzensſtunden unſerer Verirrungen, unſers Kampfes; aber den Muth nicht verloren, Deutſchland ſchreitet mehr als jemals vorwärts!"

Alſo auch Sie ſind noch vaterländiſch? Auch Sie ſtecken noch im altdeutſchen Fegefeuer des Volksthums, und mich denken Sie ſich in der Hölle von Paris, ſo ungefähr als einen Ueberläufer in Kriegszeiten? Auch Sie denken noch, daß an der Pleiße ganz andere Kämpfe beſtanden werden, als an der Seine, und plötzlich haben Sie es vergeſſen, daß wir 1840 in Leipzig der Frankfurter Poſt entgegen gingen, um zu hören, wie *unſer* Schickſal in *Paris* ſich gewendet? Vielleicht denken Sie an das Wort im Tell: „An's Vaterland, an's theure, ſchließ dich an ꝛc.", aber Sie vergeſſen, daß im Tell das Vaterland die Freiheit iſt, die Freiheit von Habsburg, die Parthei der Schweizer Revolution. Doch wir wollen ſchon in's Klare kommen. Und wenn ich allerdings nicht den Muth habe, alle deutſchen Mohren weiß zu waſchen, dieſe bürgerlichen Mohren, die es nur dem Adel zu erlauben ſcheinen, in Paris zu wohnen, ſo habe ich doch den Muth, zu hoffen, daß der officielle Patriotismus nicht im Stande ſein wird, über die unpatriotiſche Freiheit zu triumphiren. Daß es ſich darum auch jetzt wieder handelt, ſeien Sie überzeugt. Alexander triumphirte mit dem Griechenthume über die griechiſchen Republiken, Napoleon mit dem Franzoſenthume über die Revolution, und als das Deutſchthum ſich vollends dazu geſellte, da war auch Napoleon noch ein Jacobiner und ein Thronräuber, gegen alle Familienpacte. Aber von allen Beiſpielen, wie gefährlich es iſt, das Vaterland in Bauſch und Bogen zur Fahne zu machen, iſt der Freiheitskrieg das ſchlagendſte. Man muß im Vaterlande die Wahl ſeiner Sympathieen haben, und lägen ſie auch jenſeits der Grenzen. Wäre alſo das Vaterland, der alte deutſche Michel in Perſon, mit mir über den Fuß geſpannt, ich wüßte nicht, wie ich mit ihm „wieder anknüpfen“ ſollte, während ich mit meiner Parthei, den Humaniſten im Schooße des Vaterlandes, nicht erſt wieder anzuknüpfen brauche, denn ich habe nicht mit ihnen gebrochen. Perſonen müſſen ſich in einander finden, wenn ſie auskommen wollen; Principien können nicht capituliren. Die Nationalen proclamiren die Nation in Bauſch und Bogen, der Humanismus dagegen, der den Menſchen in der ganzen ſittlichen Welt zum Princip und ſeine Verwirklichung zur Herzensſache macht, iſt ein Princip, welches dieſe Vaterlandsſöhne nicht aufkommen laſſen können, ohne zu Grunde zu gehen. Umgekehrt geht die Freiheit zu Grunde, ſobald man den Deutſchen loben muß, weil er ein Deutſcher iſt. Hätte ich alſo wirklich das Herz meiner Freunde verloren, weil ich nach wie vor gegen die Deutſchen, die keine Menſchen ſind, geredet, weil ich aus Theilnahme für das wahre Deutſchland das verkehrte angegriffen, oder weil ich in den Franzoſen die Ergänzung der Deutſchen, und umgekehrt, finde: wären alſo mit einem Wort meine Freunde aus freien Männern verſtockte Patrioten geworden, ſo müßte ich mir ihren Verluſt gefallen laſſen. Das Princip kann man auch ſeinen

Freunden nicht opfern; wer es opfert, wurde nie von ihm geleitet. Was iſt das Princip anders, als die Seele, der Kern, das Herz, das Ich, der urſprüngliche, ſich ſelbſt bewegende Punkt einer Entwickelung? — Der Patriotismus iſt die Seele von 1813. Schon 1820 war ſie ausgehaucht; und die damals zu jung waren, um es zu glauben, wanderten in die Gefängniſſe derer, die nicht ſo „überſpannt“ waren, die Sterblichkeit dieſer guten Seele zu verkennen. Auch die Seele unſerer Parthei ſucht es dahin zu bringen, die ganze Nation zu bewegen; wenn ſie ſo weit iſt, werden wir Patrioten.

Uebrigens bricht man nicht mit dem Vaterlande, wenn man gegen ſeinen einſtweiligen Zuſtand und gegen den Patriotismus, der in jeder Niederlage einen Sieg erblickt, Oppoſition macht. Im ſchlimmſten Falle wartet man es ab, bis das Vaterland ſich beſinnt und die Oppoſition zur Regierung kommt. Wer das Vaterland quand même zum Princip macht, der hat kein Princip; wer aber gegen eine verkehrte Lebensart in ſeinem Vaterlande zu Felde zieht, ſagt weiter nichts, als daß er die richtige zu Ehren bringen will.

Warum halten Sie mir alſo die alte Gorgonenmaſke des Vaterlandes vor die Augen, während überall in ganz Europa doch nur von der Einen Freiheit, von der Emancipation des Menſchen in jeder Sphäre die Rede iſt? Ich gebe Ihnen nicht Schuld, daß Sie kein Herz für den Menſchen und die Humaniſirung ſeiner Exiſtenz hätten, weil Sie Fourier nicht kennen, weil Sie etwa die Phalanſtères noch nicht einrichten, die Gütergemeinſchaft mit Dezamy und Cabet, die Abſchaffung des Geldes mit Horaz und Weitling noch nicht zugeben wollen — nehmen Sie ſich Bedenkzeit; aber ich gebe Ihnen Schuld, daß Sie mit den Wölfen heulen und jetzt aus dem Vaterlande ein Princip machen, jetzt, wo dies Verfahren reactionär iſt, jetzt, wo Körner, der uns laut in die Ohren ſang, daß es gerettet ſei, ſchon vermodert iſt. Verwechſeln Sie doch 1844 nicht mit 1813, Menzel nicht mit Themiſtokles, und die Deutſche Allgemeine Zeitung nicht mit den Thermopylen. Wann darf das Vaterland zum Princip werden? Wenn es in Gefahr iſt. Wird die Exiſtenz eines Volkes bedroht, ſo muß das Selbſtgefühl dieſes Volks die Seele ſeiner Befreiung werden. Aber eine ſolche Bewegung iſt nicht ſehr fruchtbar, wenn ſie nur zur Behauptung der Exiſtenz, nicht zu dem Zeitalter des Perikles führt. So haben ſich die Deutſchen gegen Napoleon behauptet. Nun exiſtiren ſie ſeit vielen Jahren wieder für ſich, ſie ſind ihre eignen Herren, und wenn einer unter ihnen Herr, der andre Diener iſt, ſo ſind doch Beide Brüder in Teut und gleich vor Gott. Iſt es nun aber wohl in der Ordnung, ſich bei dieſer glorreichen Thatſache zu beruhigen? Entſteht nicht vielmehr die Frage: Ihr, durch das Blut von Hunderttauſenden losgekauft, was habt ihr ſeitdem mit eurer Unabhängigkeit angefangen? Es iſt das Gefährlichſte, was man thun kann, wenn man eine Nation auf den kahlen Gedanken ihrer Exiſtenz bornirt, wenn man ihr die Selbſtſtändigkeit für Freiheit und den Unterſchied von andern Nationen für Ehre verkauft; und ganz beſonders für die Deutſchen iſt dies gefährlich. Ja, wäre es noch der Unterſchied von den Polen, Ruſſen, Türken und dergleichen öſtlichem Unweſen! aber der Unterſchied von den freien noblen Völkern des Weſtens, von den Franzoſen namentlich, was iſt das für ein Titel des Selbſtgefühls? Nennen Sie das Wort „Vaterland“ mit Vorſicht, Sie ſind ein Hannoveraner, und wenn wir Beide Deutſche ſind, und ſächſiſche Staatsbürger insbeſondere, wann wird man unſre Anſprüche auf die große deutſche Gemeinde realiſiren, und was können wir dazu thun, die ſächſiſchen Vaterlandsblätter zum deutſchen Moniteur zu erheben? Es liegt eine tiefe Ironie in dem Namen des Deutſchen. Weil es Niemand eigentlich iſt, und keiner ſeine wirkliche Geltung in ihm findet, ſo mag er nun von Teut kommen, nach Luden und dem König Ludwig, oder von Deut, nach Jahn und Jacob Grimm, Beide, der alte Teut und der kleine Deut, ſind nur Phantaſieſtücke („das" iſt keinen Deut werth", heißt ſo viel, als es iſt gar nichts werth). Deutſche hieße alſo ein Volk, das nicht mehr, oder das noch nicht exiſtirt. Nimmt man die Sache ernſthaft, ſo giebt es nichts Hochverrätheriſcheres, als ein reeller Deutſcher ſein zu wollen, der mehr als ein Deut iſt. Ich, meines Orts, habe dieſe Luſt gebüßt. Nehmen Sie ſich in Acht. Man iſt jetzt noch im Unklaren; aber eine Angelegenheit, in die ſchon die Etymologie eines Laien ein ſo furchtbares Licht bringen kann, iſt nicht dazu beſtimmt, ein Myſterium zu bleiben.

Im Ernſt, das Vaterland hat uns geopfert, jetzt wollen wir es ſchlachten und in die Jungmühle thun.

An die Stelle des Vaterlandes gehört die Parthei. Darin hat die Reformation ganz recht, und wenn am Ende die Revolution das Selbſtgefühl der Nationen wieder angeregt hat: ſo iſt es klar, daß wir jetzt wieder zur Reformation kommen, wir ſuchen die wirkliche, irdiſche Erlöſung des Menſchen in allem Volk; des Menſchen Sohn ſoll nirgends eine Waiſe, ſondern überall der gutgezogene und wohlgebildete Sohn der menſchlichen Geſellſchaft ſein. Nicht die Einheit aller möglichen Richtungen, wie ſie eine ganze Nation ausfüllen, ſondern der Sieg einer beſtimmten Richtung über eine andere iſt jetzt wieder unſere Herzensſache. Es giebt keine Nation, die in Maſſe reformatoriſch wäre. Man kann es alſo mit keiner Nation in Maſſe halten. Geſtehen wir uns, daß wir gegen einen freien Franzoſen nicht für einen deutſchen Reactionär Parthei nehmen würden, und umgekehrt, die freien Franzoſen ziehen ihre Pfaffen und Spießbürger keineswegs den deutſchen Progreſſiſten vor. Wer würde mit Hengſtenberg und Haſſenpflug, mit Tholuck und Leo, gegen die Republikaner, oder auch nur gegen die Conſtitutionellen zu Felde ziehn? Wenn ich Bülau's Leipziger Zeitung leſe, was nicht oft geſchieht, ſo fühle ich erſt, wie ſehr ich den National und den Charivari liebe, obgleich ich weder mit dem Patriotismus, noch mit der Religioſität, noch mit der Schellenkappe dieſer Oppoſition zufrieden bin. Aber hier iſt doch eine Anknüpfung der Aufklärung möglich. Denn im Grunde wollen ſie jede Emancipation, es kommt nur darauf an, ſie ihnen begreiflich zu machen. Was aber will Bülau, Kolb, was will Rellſtab? Ich glaube ſie wollen nicht einmal die Juden emancipiren, und wenn ſie vollends ſich ſelbſt emancipiren ſollten, ſie würden an der frechen Verletzung aller Geſetze, aller Formen und alles Anſtandes ſterben. Geben Sie mir zu, daß die Sympathieen unſerer freien und unſerer gefeſſelten Landsleute ſich an keine Staats- und Volksgrenzen kehren, ſo will ich Ihnen zugeben, daß auch ohne ausgebildete Partheien ſchon ein Kampf in Deutſchland exiſtirt. Die Partheien ſind dort die ſogenannten Richtungen. Dieſe Richtungen herrſchen nicht; ſie haben Einfluß, ſie dürfen exiſtiren, ſie dürfen eigentlich nicht exiſtiren; ſie dürfen bis auf einen gewiſſen Punkt ſagen, wo ſie hinaus wollen, ſie dürfen eigentlich alles, nur dies nicht ſagen, ſie dürfen viele tauſend Bücher auf die Meſſe ſchicken, aber keines darf den Titel führen: Emancipation aller Richtungen. Denn über allen ſchwebt der oſtenſible Patriotismus mit ſeiner Waffenſtillſtandsfahne. „Schweigt, ihr bringt das Vaterland in Gefahr!“ ruft die bevorzugte Richtung ihren Aſchenbrödelſchweſtern zu, und überall, wo es ihr wirklich gelingt, das Vaterland vorzuſchieben, ſuspendirt ſie die innere Bewegung. Die Fahne der Freiheit iſt die belebende Sonne, ſie erzeugt das Mannigfaltige und bunte Durcheinander; die Fahne des Vaterlandes iſt der Schnee, der Alles gleich und todt macht. Selbſt die franzöſiſche Nation als das einzige Heiligthum der Freiheit hinzuſtellen, iſt eine That der überſüchtigſten Phantaſie. Nirgends tritt die Reaction ſchamloſer, reicher, impoſanter, augenfälliger, empörender auf, als in den Straßen von Paris und in den hesperiſchen Gärten des ſchönen Frankreichs; und dennoch, bei allem politiſchen und religiöſen Rückſchritt ſeit 1830, ſind es immer noch die Franzoſen, welche die Revolution vertreten, und bei allem äußern Anſchein der Philiſterei ſind ſie es, die innerlich mit jugendlichem Feuer die Befreiung und Verwirklichung der Menſchen fortſetzen. Sie? nein, nicht ſie, ſondern ihre Bewegungsparthei. — Die

Frage der totalen Emancipation geht durch alle Völker Europa's. Dieſe Fortſetzung der Revolution muß hie oder da durch einen großen Sieg bezeichnet werden. Aber wo? Man könnte ſich leicht verrechnen, wenn man den Ort vorherbeſtimmen wollte; doch liegt die Reformation des ganzen bürgerlichen Lebens denen am nächſten, die an den ſchreiendſten Uebelſtänden leiden, den Engländern. Nirgends haben die Herren mehr Urſache zum Patriotismus und die Sklaven zum Principienkriege, als in Großbrittannien. „Vertheidigt Großbrittannien und Irland", ſagen die Patrioten der Times, des Standard und des Chronicle. „Bringt uns Waffen und laßt uns den Tag der Befreiung begrüßen", ſagen die Sklaven der grünen und der weißbordigen Inſel. Die Erhaltung des Vaterlandes iſt die Bedingung ſeiner ſelbſtſtändigen Entwickelung; allerdings, aber ſie iſt zugleich die Erhaltung aller Mißbräuche des alten Regiments. Die Schlacht von Jena, wäre ſie gewonnen worden, hätte ſie nicht das alte Preußenthum mit all ſeinen Greueln und Rohheiten bis auf unſere Zeiten propagirt? Die Nationen ſind nicht dazu beſtimmt, ſich abgeſondert zu entwickeln; ihre Befreiung aus dem allgemeinen Fluß der Geſchichte wäre ihre härteſte Sklaverei. So iſt es gegenwärtig nicht zu verkennen, daß England die Revolution und ihre Conſequenzen mit ſeiner hölzernen Mauer nicht für immer von ſich entfernt, im Gegentheil, daß es ſie eben durch ſeine Schiffe, ſeinen Handel und ſeine Induſtrie bei ſich eingeführt hat. Das Pulver liegt da; wer die Lunte heranbringt, das iſt das Geheimniß der Geſchichte. Nirgends aber wird es deutlicher, als in Großbrittannien, wie ſehr das Weſen des Patriotismus mit dem Weſen des Menſchen in Streit geräth. Altengland conſerviren, heißt die Unterdrückung conſerviren, Altengland auflöſen, heißt den Menſchen retten, der überall in England und Irland der Verwahrloſung und dem Untergange aufs Empörendſte preisgegeben iſt. Aber nicht blos in England iſt jetzt für die Mehrzahl das Vaterland des Menſchen ein unbekanntes Utopien, ein verlornes Paradies, das gelobte Land, das wir erſt von den Höhen der franzöſiſchen Revolution in der Ferne ſehn.

So ſteht es jetzt mit dem Patriotismus aus.

Denken Sie darum nicht, daß ich lieber in der Fremde als zu Hauſe, lieber unter unbekannten als unter befreundeten Menſchen wohne. Glücklich wer heimiſch wurde unter wahren Menſchen! Aber iſt dies nun noch die alte Heimath? Wird mit der alten Bedeutung des Vaterlandes, das uns an die Scholle feſſelt und, ohne Unterſchied der Partheien, alle in den Einen großen Hexenkeſſel der Landesgrenzen zuſammenrührt, auch die alte Bedeutung der Heimath, der ſüßen Gewohnheit dieſes beſtimmten Daſeins, des leiſen Gehörs für jeden Ton der Sprache und für jede Stimme der Natur verworfen? Sein Sie unbeſorgt, alle dieſe Genüſſe wird den Liebhabern kein Neid verkürzen. Das Heimweh iſt der Patriotismus des Naturmenſchen, ſein Gefühl iſt ſo berechtigt, als ſeine Exiſtenz, es iſt nichts, als der Text ſeiner Exiſtenz in Muſik geſetzt, eben ſo berechtigt, als das Selbſtgefühl einer Nation, die aus ihrer gewohnten Weiſe aufgeſtört wird. Die Störer, wie die Franzoſen in Spanien und Deutſchland, können ſehr recht haben, eben ſo ſehr, als der Nachtwächter, der uns bei Gelegenheit vor Tage aus dem Schlaf bläſ't; aber der Geſtörte wird immer unbehaglich drein ſchauen. Das Gefühl iſt unwiderleglich und unwiderſtehlich; ſind ſeine Bedingungen, die Bildung und die äußere Lage, gegeben, ſo iſt auch das Gefühl gegeben. Wo es einmal vorhanden iſt, behauptet es ſich der Gewalt und der Vernunft zum Trotze; aber die Bildung, die den Menſchen verändert, revolutionirt auch ſeine Gefühle, und ſo bedauernswürdig ein Menſch wäre, der mit ſeinen geſelligen Gefühlen ſich nicht über das Heimweh erhöbe, ſo verächtlich wäre eine Nation, die mit ihrem Freiheits- und Selbſtgefühl nicht über den Patriotismus hinauskäme. Das einzig richtige Selbſtgefühl einer Nation iſt das Bewußtſein, daß ſie eine humane Nation iſt, und ihr Streben gegen fremde Nationen wird dann immer darauf hinauslaufen, ſich in der Humanität mit ihnen zu vereinigen.

Wo alſo iſt das Vaterland zu ſuchen? In der Gemeinſchaft freier Menſchen. Wo die Heimath? In der Parthei, deren Princip uns belebt.

Die Heimath des Menſchen iſt nicht Berg und Thal. Den Menſchen erzeugt und ihn befriedigt nur die wirklich menſchliche Geſellſchaft, dieſe zweite Welt, dieſe Natur in der Natur. Das Heimweh des Gebildeten iſt darum ein anderes, als das des Schweizers nach ſeinen Bergen und Kühen. Wäre der freie Menſch in der ſchönſten Villa des Pauſilipp geboren, ſie würde ihn nicht feſſeln, wenn nur im öden Sande der Mark, oder unter dem grauen Himmel von London und Paris die Freiheit und eine Gemeinſchaft gleichgeſinnter Menſchen zu finden wäre.

Was mich betrifft, ſo wiſſen Sie, ich bin kein Neapolitaner, ich habe meine Freunde mit meiner Ortsveränderung nicht beleidigen wollen. Sie können keinen Verrath darin ſehen, weder an ihnen, noch an der Freiheit, daß ich den Plan faßte, durch eine literariſche Verbindung mit Frankreich den Geſichtskreis der deutſchen literariſchen und politiſchen Welt zu erweitern. Nichts deſtoweniger mißbilligen einige unter ihnen „die Abſtraction vom Vaterlande", „die Flucht vor den deutſchen Kämpfen" — als wenn man nicht ſelbſt in China und Aegypten für Deutſchland kämpfen könnte! — Eben ſo wenig, wie es ein Vorwurf iſt, daß ein Deutſcher in Deutſchland bleibt, eben ſo wenig iſt es ein Unrecht, wenn er nach Frankreich geht, und vollends nach Paris, wo die Adern der ganzen civiliſirten Welt in einem großen Pulsſchlage zuſammenfließen.

Schon durch das Studium dieſer neuen Welt gewinnen die Deutſchen, die den Plan ergriffen und die fähig ſind, etwas für ſeine Ausführung zu thun; und wenn die Form, in der dieſe Studien benutzt werden mögen, zum Theil noch problematiſch iſt, ſo bleibt der Plan darum nicht minder richtig. Eine deutſche Büchermeſſe wird Paris nicht haben: was hier gedruckt wird, hat in Deutſchland immer eine Schwierigkeit des Umlaufs zu überwinden, die ſtörend iſt; dennoch darf es nur eine nothwendige Schrift ſein, dennoch darf es nur als vollendetes Kunſtwerk erſcheinen, und es wird ſeinen Weg machen, wie das centralſte Leipziger Buch.

Paris gehört der Welt. Die Form ſeines Lebens hat eine Macht der Befreiung, die jeder bildungsfähige Menſch wohlthätig empfinden muß. Der humane Inſtinkt giebt dem Pariſer vieles von ſelbſt, was die Menſchen der Provinz und der Fremde ſich nur mit großer Mühe aneignen. Ueber Religion, Philoſophie und Leben finden Sie hier Uebereinſtimmung mit Männern, denen die deutſche Arbeit in dieſen Fragen ganz fremd iſt. Das Leben hat ſie befreit. Diejenige Gründlichkeit, die alle ihre Studien im Schiffsbauch des Buches mit ſich führt, verſteht man hier nicht mehr; und iſt es nicht richtig? müſſen nicht zuletzt die gründlichſten Denker den leichteſten Weg zum Verſtändniß der Menſchen ſuchen, um die Welt bis auf den Grund zu bewegen? Hören Sie einen Vortrag von Arago, leſen Sie eine Belehrung von ihm über was Sie wollen; und Sie werden wiſſen, was ich meine. Die deutſchen Wagner und Kärner werden aber nicht ſagen wollen, daß darum ihr Meiſter in Paris ſeine Sache nicht verſteht.

Wer viel Ballaſt und viele Illuſionen los ſein will, wer liebenswürdige, wahrhaft humane Geſtalten zu achten weiß, wen die Bewegung der Weltverhältniſſe und das raſche Leben einer gewaltigen Kraftverdichtung anzieht, wen die ſeltenen Documente einer großen Vergangenheit und die merkwürdigen Keime eines neuen Lebens mitten in dem alten Geſellſchaftskörper intereſſiren, der wird Paris nie ausſtudiren und es ſicher, wenn die Pflicht ihn fortzieht, nicht ohne Bedauern verlaſſen, ein Heimweh, das keine Beleidigung für irgend einen Ort enthält, denn es giebt keinen, der mit Paris rivaliſiren könnte.

Sein Sie patriotiſch für Leipzig und Dresden, wie ich es auch bin, aber ſein Sie nicht patriotiſch gegen Paris.

Der Patriotismus.

Wer iſt noch patriotiſch?

Die Reaction.

Wer iſt es nicht mehr?

Die Freiheit.

Motto.

Nations, mot pompeux pour dire barbarie,
L'amour s'arrête-t-il ou s'arrêtent vos pas?
Dechirez ces drapeaux! une autre voix vous crie:
L'égoisme et la haine ont seuls une Patrie:
La Fraternité n'en a pas.

Lamartine.

Inhalt.

Vorwort.
1. Befreundung der Deutſchen und Franzoſen.
2. Beſtehende Freundſchaft.
3. Unterſchied der geiſtigen Vermittlung und der reactionären Verbindung.
4. Einheit der Völker in ihrem wahren Intereſſe.
5. Das Weſen der Vaterlandsliebe und des Patriotiſmus
6. Die Volkseigenthümlichkeit.
7. Freiheit. Kriterium der Eigenthümlichkeit.
8. Die Unabhängigkeit des Volks.
9. Eigenthümlichkeit und Unabhängigkeit ſind rohe Namen der Freiheit.
10. Der wahre Grund des Selbſtgefühls.
11. Auflöſung der Revolution in die Reform der bürgerlichen Geſellſchaft.
12. Erſt die totale Befreiung der Menſchen iſt auch die Aufhebung der Religion.
13. Patriotismus und Humanismus.
14. Der Patriotismus und die Parthei.
15. Der Patriotismus iſt eine Form der Religion.
16. Menſchenopfer und Arbeit. Cultus und Cultur.
17. Das Militär als Prieſter und Opfer.

18. Bürgermilitär und zur Landwehr conſtituirter Patriotismus.
19. Preußiſcher und deutſcher Patriotismus.
20. Die patriotiſchen Epigonen und ihre Doctrin.
21. Die Patrioten als conſtituirte Reaction.
22. Die Confuſion des Schweizer Nationalismus.
23. Die Einfalt des deutſchen Patriotismus.
24. Der Patriotismus der drei freieſten Völker.
25. Der Patriotismus der Engländer.
26. Der nordamerikaniſche Patriotismus.
27. Der franzöſiſche Patriotismus.
28. Schluß.

Vorwort.

Seit der franzöſiſchen Revolution läuft die Geſchichte nun über ein halbes Jahrhundert, und wir haben es nur wieder dahin gebracht, daß faſt überall die Freiheit Hochverrath und die Wahrheit Ketzerei iſt. Die Welt muß die Freiheit gegen die Herren und die Wahrheit gegen die Unwiſſenden wieder zu Ehren bringen.

Wird ſie es vermögen? Wer ſollte nicht zweifelhaft werden in Zeiten, wie die unſrigen? Aber die Menſchheit hat ſchon genug geleiſtet, um unſer Zutrauen zu verdienen. Was jetzt unmöglich ſcheint, ein Reich freigebildeter, unbeherrſcht lebender Menſchen, war einſt wirklich, und die damalige Wirklichkeit beherrſcht die jetzige, ſie hat in jedem edlen Herzen ihre Wohnung, in jedem denkenden Kopfe ihren Anhänger. Oder gab es für die Menſchheit eine andere Zeit der

Größe, der Schönheit, des geiſtigen Aufſchwungs, als die Zeit der Republik? Sind die wenigen Jahrhunderte der griechiſchen und römiſchen, ſind die wenigen Jahre der franzöſiſchen Republik nicht mehr werth, als die ganze übrige Geſchichte? Sie ſind die Zeiten wirklicher Menſchen und beweiſen dem gemeinen Troß, daß nur in ſeinen Schädeln, allerdings einer verdrießlichen Realität, das Utopien der Freiheit und Wahrheit liegt.

Das trübe Land und das wüſte Volk der Germanen hat ein Jahrtauſend Zeit gebraucht, um ſich einigermaßen, wenn nicht politiſch, doch religiös aufzuklären. Die Griechen in beiden Sphären zu erreichen, dahin haben ſie noch weit, und wenn Göthe die Romantik los iſt, ſo verehren ihn viele Tauſende, die es nicht merken. Noch hat kein deutſcher Dichter Göthe's religionsfreie Humanität wieder erreicht, ein ſicheres Zeichen, wie weit wir ſeit funfzig Jahren — gekommen ſind. Es iſt ſehr natürlich. Die Religion iſt die Philoſophie des unverſöhnten, des unterdrückten, des unglücklichen, des ungebildeten, des verzweifelnden Menſchen. Nur freie Männer haben keine Religion. Sucht bei Sokrates, bei Platon, bei Perikles, bei

Ariſtoteles, ja, ſucht bei den Schülern der Griechen unter uns, die es wirklich ſind, ſucht bei Göthe und Hegel Religion: ihr ſucht den Geiſt, den ihr begreift.

Aber deſto mehr, werdet ihr ſagen, liebten die alten und die neuen Republikaner ihr Vaterland. Sie liebten es, denn ihr Vaterland war die Republik. Nur der alte und der neue Republikaner kann das Vaterland an ſeinen Sohlen nicht mit ſich nehmen; denn draußen iſt die Barbarei. Der tyranniſirte Menſch hat kein Vaterland, denn draußen iſt die Menſchheit; und der Menſch der civiliſirten Welt, der Civilmenſch, hat keine Urſache zur Vaterlandsliebe. Die Zeit des civiliſirten Induſtriemenſchen bricht die antike Periode des Aufſchwungs, den die franzöſiſche Republik freilich mehr in den Gedanken Einzelner, als in der Durchbildung Aller nahm, wieder ab, und hebt damit auch den Patriotismus wieder auf, der nur Sinn hat als Begeiſterung für ein freies humanes Gemeinweſen, das von den Barbaren gefährdet iſt.

Der civiliſirte Menſch hat keinen Patriotismus, alle klaſſiſchen Erinnerungen erzeugen ihn nicht. Sein Vaterland iſt überall, wo er ſeine Intereſſen findet, ubi bene ibi Patria iſt ſein Spruch. Der Menſch der wirklichen Humanität, ſo lange ſie nicht in ein bevorzugtes Volk conſtituirt iſt, hat ſein Vaterland überall, wo er die Freiheit findet; ſein Spruch iſt homo sum, humani nihil a me alienum esse puto.

Faſſen wir einen Augenblick die Civiliſation ins Auge. Der Patriotismus fällt in ihr nicht als freie Geſinnung, ſondern als Handwerkstic ganz allein dem Militair zu; alle Civilſtände ſind frei von ihm.

Zuerſt die Gelehrtenwelt. Ab Jove principium. Sie iſt die allgemeine. Die Thaten des Denkens und des Wiſſens geſchehn für alle Völker. Der Humanismus des Gelehrten iſt aber ſehr abſtract. So gewiß die Thaten, die der Gelehrte vollbringt, human ſein, zum wenigſten einen allgemeinen Charakter haben müſſen, ſo roh kann der Gelehrte und ſelbſt der Philoſoph in Sitte und Charakter ſein. Aber es iſt Sitte aller Gelehrten, Weltbürger zu ſein.

Eben ſo allgemein, wie die Gelehrtenwelt, iſt die des Glaubens, das Chriſtenthum, das kosmopolitiſche Chriſtenthum; es iſt der tranſcendente Humanismus. Nimmt man ihm die Tranſcendenz, ſo iſt es wahr.

Mit der Liebe, die doch jedem civiliſirten Menſchen beim Glauben in den Sinn kommt, iſt noch weniger anzufangen, als mit dem Denken und Glauben, um ſie für den Patriotismus zu gewinnen. Die Blutsunterſchiede ſind nur die Pole des Magnets, die Wahlverwandtſchaft der Liebe, die in dem fremden ihr anderes Ich entdeckt. Die Liebe und das Princip der Familie iſt ſo unpatriotiſch, wie die ganze Civiliſation, die darauf gegründet iſt. Die Civiliſation, indem ſie das Privatleben zum Zweck macht, hat die öffentliche Freiheit vernichtet und dagegen die heimliche Praxis der Liebe — die Erzeugung des Fürſten, zur höchſten öffentlichen Angelegenheit erhoben. Die Civiliſation, die ſich ſeit der Auflöſung des Staates oder der Republik, die Familie zum Zweck und zum Herrn geſetzt, ſie ſtellt die Dynaſtieen ſo entſchieden weltbürgerlich, daß ſie von Vater und Mutter immer zweien Nationalitäten angehören. Sind die Völker noch nicht verbrüdert, ſo ſind es wenigſtens ihre Herren.

Der Dynaſtie folgt der Adel. Er wohnt überall, er heirathet überall hin. Der Adel aller Culturvölker hängt feſt zuſammen. Er regiert mit den Dynaſtieen die jetzige Welt, er ſucht ſelbſt Dynaſtieen im Kleinen zu gründen, durch Autonomie und Majorate, das hindet ihn aber an keine Grenze, wenn er weiter greifen kann, und er hat — kein Vaterland.

Der Handelsſtand, wenn er ſein Ideal erreicht, führt Welthandel, und das Haus iſt um ſo größer, je mehr Comptoire es in aller Fremde hat.

Ja, ſogar der Handwerker, wenn man ihn nicht feſtbindet an die Grenzpfähle der Polizeiſtaaten, wandert, ſo weit der Himmel blau iſt, denn ſeine Arbeit braucht man überall, und er wird ſich nie beſinnen, dort zu arbeiten, wo er es am vortheilhafteſten findet.

Der Bauer dagegen, der es nicht zum Edelmann gebracht hat, der Handwerker, dem es an Kühnheit, und der Krämer, dem es an Ausbreitung fehlt, ſind die verkümmerten Geſtalten der civiliſirten Stände. Für ſie iſt die Heimath ihr Dorf, aber das Heimweh iſt keine Vaterlandsliebe, es iſt keine politiſche Geſinnung, es iſt ein Naturtrieb. Gegen ihn iſt nichts zu ſagen. Er gehört aber auch nicht in die Epoche der Civiliſation, ſondern in die Vorzeit. Wer aber am entſchiedenſten aus der Civiliſation entſpringt, die Handels- und Fabrikbevölkerung iſt überall die entſchiedenſte Gegnerin des Patriotiſmus. Sie fühlt ſich ſowohl mit ihrer Noth, als mit ihren Erfolgen ganz außer der Staatsſphäre. Sie kennt nur die bürgerliche Geſellſchaft, die überall iſt und nirgends abſchließt.

Erſt die Revolution, welche einen Anlauf nahm, die ganze Weltordnung der Civiliſation aufzuheben, vom Privatweſen zum öffentlichen, und durch die Republik zum Humanismus zu gelangen, brachte der Welt das Recht zum Patriotismus zurück. Nur wo man die Freiheit zu vertheidigen glaubte, war man patriotiſch. Gönne man daher jetzt, wo die Freiheit aufgehört hat zu exiſtiren, auch dem Patriotismus ſeine Ruhe.

Man hat gemeint, wir befänden uns mit unſerer Kritik in einer ganz beſondern Lage. Dies iſt nach dem eben angeführten ein Irrthum, welcher nur den verführen kann, der die allgemeine Lage der gegenwärtigen Welt nicht begreift. Die Civiliſation hat Recht, den Patriotismus aufzuheben, aber ſie hat Unrecht, nicht den Humanismus an ſeine Stelle zu ſetzen. Sie will den Staat nicht zum Zweck, ſondern zum Mittel: das iſt richtig, ſie will aber auch den Einzelnen nicht zum Zweck, ſondern zum Mittel; das iſt unrichtig, und ſie verliert darüber alle vernünftigen Zwecke und verfolgt lauter unvernünftige. Die politiſchen Fragen, welche jetzt in Frankreich unter dem Namen des Socialismus verhandelt werden, und vor allen Dingen als Kritik der Civiliſation bedeutend ſind, haben für Deutſchland ein großes Intereſſe. Dieſe praktiſchen Probleme müſſen bei uns nationaliſirt werden; und vielleicht wird es ſich zeigen, daß die franzöſiſche Politik bei aller Phantaſtik der ſogenannten Utopiſten doch mehr fruchtbare Gedanken enthält, als die deutſche Theologie. Mit dieſer Rettung franzöſiſcher Denker, die ſchon begonnen hat, iſt zugleich die Rettung des politiſchen Denkens in Deutſchland gewonnen. Umgekehrt iſt es nirgends nöthiger, als in Frankreich, die Theologie auch theoretiſch zu überwinden, und es iſt leicht zu erkennen, daß die regſamſten Geiſter der Nation auf den Punkt hingedrängt werden, wo das Wort des Räthſels hervorſpringt. Merkwürdig ſind in dieſer Hinſicht Herrn Comte's Bücher zu Vorleſungen; auch Quinet rückt der radicalen Kritik des Chriſtianismus unaufhaltſam entgegen.

Wir werden mit den Franzoſen zuſammenkommen, ſo oder ſo.

1.

Befreundung der Deutſchen und Franzoſen.

Man verklagt die deutſchen Franzoſenfreunde bei der deutſchen Preſſe, man fordert ſie vor die Vehme dieſes heimlichen Gerichts. Welcher Gottloſigkeit ſind ſie ſchuldig? Sie haben keinen Patriotismus. Welchen Frevel haben ſie vor? Die Befreundung der Deutſchen und Franzoſen.

Der deutſche Patriot fürchtet dieſe Freundſchaft. Sie iſt Frevel an ſeinem Glauben, Verletzung ſeiner Liebe, Auslöſchung ſeines Haſſes, wenigſtens der Phantaſie von alledem, mit einem Wort, Zerſtörung ſeiner Welt, denn ſie wäre die Aufhebung des vielbeſprochenen „Deutſchthums“ und „Franzoſenthums“ auf einmal, ja, ſie wäre noch viel mehr, als die Zerſtörung des Aberglaubens an die eigne Vortrefflichkeit und des Unglaubens an fremdes Verdienſt; ſie wäre Bildung und Freiheit.

Man fürchtet ſich in Deutſchland diesmal, wie immer, mit Recht, wenn in Frankreich von der Freiheit die Rede iſt, wäre dieſe Freiheit auch nur die Vereinigung freier Männer.

Es ſind nun aber die franzöſiſche Revolution und die deutſche Philoſophie, beide nicht wie ſie ſind, ſondern wie ſie ſich bilden, die ſich jetzt vereinigen. Ihre Fortbildung geſchieht, indem ſie ſich in ein neues Element auflöſen. Erſt die aufgelöſ'te Philoſophie und die aufgelöſ'te Revolution, das denkende und emancipirte Volk, ſind wahrhaft furchtbar für die Gegner der freien Menſchheit.

Wie kann ſich die Philoſophie, und wie vollends die Revolution auflöſen? Die Philoſophie auflöſen heißt nicht das Denken abſchaffen, ſondern es allgemein machen; es iſt ziemlich deutlich, daß man jetzt darauf ausgeht; die Revolution des Staatslebens, der Geſchäftsformen des Gemeinweſens, erweitert ſich eben dadurch zu einer Reform der ganzen bürgerlichen Geſellſchaft, der Formen aller Geſchäfte, der Einrichtung aller Arbeit, die eine Einrichtung verträgt. Das Denken der Maſſe iſt Befreiung der Maſſe. Die Maſſe muß wiſſen, daß ſie in Knechtſchaft lebt, ſie muß wiſſen, wie ſie frei werden kann, und ſie muß ſelbſt zur Ausführung der allgemeinen Einſicht wirken. „Arbeiter, meine Brüder ſagt ein franzöſiſcher Reformer, ſtudirt, denkt, überlegt die Löſungen der ſocialen Fragen, die wir vortragen, und ſogleich werdet ihr die unzähligen Plagen, die auf euch laſten, verſchwinden ſehn.“ Jede nicht allgemeine Befreiung iſt nur eine neue Knechtſchaft. Iſt der *Menſch* ein denkendes Weſen, ſo iſt es *jeder* Menſch. Das philoſophiſche Denken war ein Privilegium und die revolutionäre Freiheit excluſiv. Man hat daher die Revolution *unmenſchlich* und die Philoſophie *ungenießbar* gefunden. Die Philoſophie war ungenießbar, aber warum? weil ſie *theologiſch* war. Die Unmenſchlichkeiten der Revolution ſind wahr genug, aber ſie ſind *religiös*. Sind die Verdächtigen nicht Ketzer? Iſt das Revolutionstribunal nicht ein Glaubensgericht? Der *Fanatismus* der Tugend und die *Opfer* fürs Vaterland tragen ſogar noch religiöſe Namen. Der oben citirte Franzoſe ſagt dagegen: „Wir predigen euch keine *Reſignation*, keine *Selbſtverläugnung*, keine *Opfer*, wir hoffen kein Glück jenſeits des Grabes. Das Glück iſt auf der Erde mitten unter unſrer Umgebung zu ſuchen.“ Die Revolution war gegen die Religion; aber mit den Stichworten der Aſceſe und des Menſchenopfers, die der Geiſt unſrer Zeit mit Recht verwirft, war ſie es vollſtändig in religiöſer Form. Sie hat daher auch Frankreich nicht von den religiöſen Vorurtheilen befreit, ſondern grade durch den Terrorismus, ihre höchſte Spitze, grade durch Robespierre, den Prieſter der Tugend und des Schreckens, des guten und des böſen Gewiſſens, die religiöſe Bewegung wieder hergeſtellt, die dann Napoleon mit ſeiner gewöhnlichen Plumpheit ganz wieder in das alte katholiſche Unweſen hinein ſtürzte. Zwar iſt die Prieſterparthei immer noch eſoteriſch, aber alle officiellen Partheien in Frankreich ſind noch heutiges Tages religiös, und erſt in der nichtvertretenen Maſſe, die keine Tagespreſſe und keine Deputirte hat, trifft man Freiheit von dem unwiſſenſchaftlichen Glauben und das Beſtreben, durch die denkende Maſſe jeden Menſchen von allen geiſtigen und materiellen Feſſeln zu befrein. Was thun alſo die Ankläger der Revolution und der Philoſophie, indem ſie die Freiheit durch die Unmenſchlichkeit der Revolution und das Denken durch die Ungenießbarkeit der Philoſophie zu beſeitigen ſuchen? Sie klagen über die religiöſen Erſcheinungen, die in der Praxis den Menſchen fanatiſch, in der Wiſſenſchaft ſcholaſtiſch gemacht. Die wahre Auflöſung der Revolution und Philoſophie wird nur die Freiheit menſchlich und das Denken allgemein machen.

Die deutſchen Patrioten, von den älteſten Teutonen bis auf die jüngſten chriſtlichen Germanen, ſind Ankläger der franzöſiſchen Revolution und der deutſchen Philoſophie; vor der Bildung und Befreiung aller Menſchen werden ſie ſich vollends *entſetzen*. Und wer iſt wieder ſchuld an dieſem Entſetzlichen? Die Franzoſen, die Unruhe des franzöſiſchen Geiſtes, der die Geſchichte nicht aufhören läßt und nun ſelbſt die ehrbare deutſche Philoſophie in ihren Strudel hineinzieht. Darum fürchten die deutſchen Patrioten eine Befreundung der Deutſchen und Franzoſen. Das Geſpenſt der „tiefen" Nacht fürchtet den Hahnenſchrei des „gemeinen deutlichen" Morgens.

2.

Beſtehende Freundſchaft.

Indeſſen nicht vor allen Franzoſen fürchten ſich unſre Patrioten, und nicht alle Franzoſen bedürfen noch erſt der Befreundung mit den Deutſchen. In Coblenz, auf den Höhen von Valmy und ſpäter in Verona waren Franzoſen und Deutſche über die Unterdrückung der Freiheit vollkommen einig. Das iſt dageweſen; aber ihre kanoniſirte Verbrüderung für Alles, was „heilig" iſt, vom Pabſt bis zu dem letzten Seelenverkäufer, exiſtirt noch in dieſem Augenblick. Die Verſtändigung der Deutſchen und Franzoſen über die Reaction läßt nichts zu wünſchen übrig, als den Wunſch der Progreſſiſten, es ihnen gleich zu thun.

Nur die deutſchen Patrioten ſtellen ſich ſeltſam zu der Sache. Ueber die Congreſſe und Coalitionen aller möglichen Mächte, über die Congregationen und Conſpirationen gegen die Freiheit, über die Bündniſſe, Conferenzen und Beſchlüſſe zu ihrer Unterdrückung hat man ſich in Deutſchland nicht beunruhigt; nun aber eine Vereinigung deutſcher und franzöſiſcher Schriftſteller für die Freiheit zur Sprache gebracht wurde, erſchrecken alle deutſchen Patrioten und ſchreien über die Unnatur eines ſo muttermörderiſchen Unternehmens. Und welcher Klytemneſtra ſteht ihr bei? Um nicht Oreſte zu werden, behaltet den Aeghiſt, und wenn ſie euren Vater hängen, ſo hängt euch aus Pietät daneben.

Auch der Patriotismus alſo macht einen Unterſchied in ſeinem Haß, wie wir in unſrer Liebe der Franzoſen. Dieſe Inconſequenz iſt menſchlich; vielleicht machen wir ſie ſpäter zum Princip und thun das mit Bewußtſein, was die Patrioten aus dunklem Inſtinkt thun.

3.

Unterſchied der geiſtigen Vermählung und der reactionären Verbindung.

Allerdings iſt die Vereinigung des deutſchen und franzöſiſchen Progreſſes eine andere, als die der Reactionäre.

Es iſt hundert Jahre her, als ein Heiliger von der Sorte der Verzückten oder des böſen Weſens (convulsionaires), Abraham Chaumeir, auf den Voltaire wiederholt zu ſprechen kommt, die Encyclopädiſten vor Gericht zog und ihr Werk als „Gift (venin) gegen den Staat, die Religion und die guten Sitten" denuncirte. Dieſelben Stichwörter, dieſelben Maßregeln, ein hundertjähriger Apparat gegen Vernunft und Freiheit,

— weiter braucht es nichts, um die Reactionäre diesſeits und jenſeits des Rheins zu vereinigen. Ueber Maßregeln gegen die Freiheit der Menſchen können ſich die Herren von Preußen, Rußland und Oeſtreich verſtändigen, eine intellectuelle Allianz zwiſchen ihnen iſt überflüſſig, weil die Intelligenz, die ſich mit der Negation des ganzen freien Geiſterreiches beſchäftigt, ſich dadurch zugleich ſelber die Mühe des Lernens ſpart. Die Progreſſiſten haben es nicht ſo leicht. Nicht für den formulirten Unverſtand, ſondern für das Verhältniß neuer Formen, nicht für das Feſthalten des alten Geleiſes einer abgemachten Sache, ſondern für die Löſung neuer Probleme ſuchen ſie ſich zu vereinigen. Ihre Allianz iſt keine polizeiliche, ſondern eine wiſſenſchaftliche, keine politiſche Verbindung, ſondern eine geiſtige Befreundung. Sie kennen das Ziel nur ganz im Allgemeinen; — um es zu erreichen, ſchlagen ſie die verſchiedenſten Wege ein, und die Freundſchaft hat hier vielmehr die Bedeutung, daß jeder die verſchiedenen Wege des Andern beachten und kennen lernen, als daß er gradezu daſſelbe mit ihm thun ſollte. Dennoch iſt dieſe Arbeit der geiſtigen Vermittlung, ſobald ſie nur wirklich begonnen hat, viel mächtiger, als die Decrete der Reaction mit ihrer hundertjährigen Einförmigkeit. Jede platzende Rakete der intelligenten Aufſchwünge zündet ſo viel neue Lichter an, als ſie zerſtiebende Funken ſprüht.

4.

Einheit der Völker in ihrem wahren Intereſſe.

Das Intereſſe einer geiſtigen Vereinigung, d. h. das intellectuelle Intereſſe aneinander, haben nur die politiſchen Völker, ſolche, die ſelbſt denken und handeln. Ein politiſches Volk z. B. ſind die Preußen nicht zu nennen. Menſchen, die gemeinſchaftlich weder denken, noch handeln, ſondern nur verwaltet und commandirt werden, ſind noch kein politiſches Volk. Preußen intereſſirt nicht als Volk, nur als Macht. Wodurch intereſſirt uns ein Volk? Durch ſeine Arbeit für die Freiheit, d. h. durch ſeine Arbeit an ſich und ſeinem Geſammtbewußtſein. Nur zwei Völker, die ſich in dieſer Arbeit begegnen, können ſich wirklich und mehr als äußerlich vereinigen. Sie können ihre Ideen austauſchen und ihre Schickſale mit einander theilen.

Die politiſchen Völker, die wirklich herrenlos ſind, können über vermeintliche Intereſſen ſtreiten, über ihr wahres Intereſſe, die Freiheit, werden ſie einig ſein und die Ausbildung der Freiheit für ihre gemeinſame Aufgabe anerkennen. Eine ſolche Gemeinſchaft wäre die Aufhebung des Patriotismus.

Helvetius (de l'Esprit discours II. 25.) ſagt: „In der That, wenn die Verſchiedenheit der Intereſſen der Völker ſie gegen einander in einem Zuſtande des ewigen Krieges hält; wenn die Friedensbündniſſe, die zwiſchen den Völkern geſchloſſen werden, eigentlich nichts weiter ſind, als Waffenſtillſtände, die man mit der Zeit vergleichen kann, die nach einem langen Kampfe zwei Kriegsſchiffe ſich nehmen, um ſich wieder auszurüſten und den Kampf von Neuem zu beginnen; wenn die Völker ihre Eroberungen und ihren Handel nur auf Koſten ihrer Nachbarn ausbreiten können; endlich wenn das Glück und die Vergrößerung eines Volks faſt immer an das Unglück und die Schwächung eines andern geknüpft iſt: ſo iſt es einleuchtend, daß die Leidenſchaft des Patriotismus, eine Leidenſchaft, die ſo wünſchenswerth, ſo tugendhaft und ſo achtbar an einem Staatsbürger iſt, durchaus, wie dies auch das Beiſpiel der Griechen und Römer beweiſ't, die allgemeine Liebe umſchließt.

Um dieſe Tugend zu erzeugen, müßten die Nationen durch Geſetze und gegenſeitige Verträge ſich vereinigen, wie die Familien, die einen Staat ausmachen, daß das Sonderintereſſe der Völker einem allgemeinen Intereſſe unterworfen würde und endlich die Liebe zum Vaterlande in den Herzen verlöſchte, zugleich aber das Feuer der allgemeinen Liebe ſich entzündete — eine Vorausſetzung, die ſich noch lange nicht verwirklichen wird.

Helvetius macht das Intereſſe des Menſchen (l'amour de soi) zum Princip der Geſetzgebung oder der moraliſchen Welt, und hier nimmt er die Liebe zum Vaterlande, ja ſogar die Liebe zur Menſchheit ohre Unterſuchung an. Er mußte fragen, wie verhält ſich Liebe und Intereſſe? Das Intereſſe jedes Einzelnen iſt die Freiheit oder die Lebensthätigkeit, in der ſich der Menſch ſelbſt hervorbringt und befriedigt. Das Intereſſe der Völker, ſobald es erkannt iſt, kann kein anderes ſein, nur durch die Befriedigung des einzelnen wirklichen Freiheits- und Humanitätsintereſſes kann das allgemeine Intereſſe erreicht werden. Die wahren

Intereſſen des wirklichen Egoismus der Einzelnen und der Völker, die den wahren Inhalt ihres Ichs wollen, fallen daher mit der *Freiheit* zuſammen. Auch giebt Helvetius zu, „daß im Gebiet des Geiſtes das Intereſſe der Nationen kein ſtreitendes ſei; Einſicht und Wiſſenſchaft erwirbt ein Volk nicht auf Koſten ſeiner Nachbarn“; Freiheit eben ſo wenig.

Was alſo iſt das Hinderniß der Vereinigung? Die *vermeintlichen* Intereſſen und die Unklarheit über die *wahren* Intereſſen der Völker, woraus ein *falſcher Haß* und eine *falſche Liebe*, ein *falſcher Egoismus* und eine *falſche Hingebung* entſteht.

Welches iſt das Intereſſe der Franzoſen? *Allen* Franzoſen, und alle machen doch erſt das Volk, kann es nur daran liegen, daß jeder Einzelne frei ſeine Beſtimmung erreiche. Die Gefahr Frankreichs iſt die Reaction zu Theorieen und Einrichtungen, die nicht *jeden* Franzoſen, ſondern irgend eine Clique und Klaſſe zum Zweck des Ganzen machen, das dynaſtiſche, prieſterliche, bürgerliche Vorrecht.

Welches andere Intereſſe könnten *alle* Engländer haben? Und welches iſt die Gefahr Englands? Das vermeintliche und falſche Land-, Induſtrie- und Handelsintereſſe, deſſen Befriedigung keinem Menſchen zu Gute kommt und alle mit einander und mit der Fremde dazu in Krieg ſtürzt. Von dem Intereſſe der Deutſchen wollen wir gar nicht reden, da ſie es ſelbſt nicht wagen, auch nur daran zu denken und in unerhörter Gedankenloſigkeit und Indolenz die Todesgefahr der ruſſiſchen und reactionären Verhöhnung aller ernſtlichen Freiheit für ihr Glück erklären. Wer aber in Deutſchland denkt, kann der anders denken, als daß ſeine eigne perſönliche Freiheit und die Anerkennung jedes Einzelnen als den Zweck aller Vereinigung von Menſchen mit dem Intereſſe anderer Völker nicht ſtreiten könne?

Hält man den Raub und das Stegreifweſen für ſein Intereſſe, ſo ſchlägt man ſich auf allen Wegen und hat überall ſtreitende Intereſſen.

Seit man den Raub ganz aufgehoben und alle Wege geſichtet hat, iſt das Intereſſe Aller und jedes Einzelnen zugleich gewahrt. Die Räuber ſelbſt, die doch ſonſt öfters todtgeſchlagen wurden, wenn ſie auch eben ſo oft todtſchlugen, haben dabei gewonnen. Sie ſind Menſchen geworden.

Hält man die Piraterei und das Flibuſtierweſen für ſein Intereſſe, ſo iſt die See das ungaſtliche Pontos. Man hat ſie gaſtlich gemacht, und die Humaniſten, Philanthropen und Civiliſirten, die ſichern Verkehr und menſchliche Grundſätze wollen, haben die Seeräuber und Sklavenführer vertilgt, um das vermeintliche Intereſſe Einiger durch das wahre Intereſſe Aller zu erſetzen.

Man wende dies auf die Barbarei unſerer Induſtrieſklavenhalter an, und der gleiche einfache Satz gilt noch einmal. Die Aufhebung alles Pöbels in ſolidariſcher Vereinigung Aller zu den Zwecken der Humanität und Freiheit iſt ganz dieſelbe Sache.

Das Intereſſe Aller iſt das Intereſſe jedes Einzelnen. Gegen dieſe triviale Wahrheit verſtoßen alle, die eine Feindſeligkeit der Intereſſen gegen einander zum Princip, ſtatt zur Ausnahme von der Regel machen.

Entſpringt nun die Vaterlandsliebe und der Patriotismus, wie Helvetius meint, aus dem ſtreitenden Intereſſe der Völker, welches iſt dann ihr Weſen?

5.

Was iſt das Weſen der Vaterlandsliebe und des Patriotismus.

Alle Völker feiern die Vaterlandsliebe und den Patriotismus, vornehmlich aber iſt die Vaterlandsliebe eine Tradition der Naturvölker, der Patriotismus der Republiken. Die Naturmenſchen hängen an der Heimath, ſie ſind mit ihr verwachſen, ſie verlieren in der Fremde die „Wurzeln ihrer Kraft", die Gegenſtände ihrer Gewohnheit, Bekanntſchaft, Zuneigung, das Verſtändniß der Menſchen, den verdorbenen, aber gewohnten Dialekt des Dorfes, der Landſchaft; ſie entbehren in der Heimath Alles, weil ſie nicht im Allgemeinen zu Hauſe ſind; daher das Heimweh, das Gefühl der Verlaſſenheit, die Sehnſucht nach dem gewohnten Element; der Fiſch auf dem Trocknen wünſcht ſein Waſſer, dem Süßwaſſerfiſch ſchmeckt der Ocean, dem Seefiſch der Teich nicht; ſelbſt Zugfiſche und Zugvögel, die ihr heimiſches Element verlaſſen, haben nur einen zeitweiligen Zweck dabei, es zieht ſie mächtig heim, ſobald er erreicht iſt. Der Menſch und ſein Heimweh geht natürlich ins Geiſtige mit ſeiner Sehnſucht, die Freunde, die Aeltern, die Geſpielen, die Geliebte ziehn ihn an, und je jünger er iſt, deſto poetiſcher faßt ihn dieſer Zug. Er opfert ihm oft ſeine ganze Zukunft, er widmet ihm eine ſklaviſche Arbeit von endloſer Dauer, und er antwortet am Ende ſeiner Tage dem mahnenden Gewiſſen: dieſe Liebe war ein ſchöner Moment, ich habe als freier Mann ſie und alle ihre Folgen über mich genommen. Die Einhauſung durch das Heimweh feſſelt die Bevölkerungen auch da, wo ſie von der Natur hart mitgenommen werden.

Das Heimweh iſt kein Princip, es iſt ein Naturtrieb. Die Vaterlandsliebe, die mehr iſt, die aus der Region des Triebes und des dunklen Zuges heraus tritt, was iſt ſie? Liebe zum Volk? Giebt es ein Liebesverhältniß zum Volk? In der Phantaſie, ja; in Wahrheit, nein!

Wie man eine Vorſtellung, Gott, die Tugend, das Recht nicht lieben, nur haben und hegen kann, eben ſo wenig kann man eine Geſammtheit, mehrere Menſchen, die man nur zuſammen denken, nicht zu Einem faßbaren, ergreifbaren und ergreifenden Gegenſtand — und ein ſolcher iſt der Liebesgegenſtand — machen kann. Die Gedankeneinheiten oder Abſtractionen Menſchheit, Gattung, Volk, Vaterland liebt man nicht, man liebt nur *dieſen* Menſchen. Die Menſchenliebe iſt ein Kind der Gottesliebe, beide ſind Phantaſieen, religiöſe, unklare, unmögliche Vorſtellungen, wie Liebe zur Wiſſenſchaft ebenfalls keine Liebe, ſondern nur der Wiſſensdrang, der Eifer zu kennen und zu erkennen, nicht aber das lebensvolle, zeugungsmächtige Verhältniß von Menſch zu Menſch, von mir zu dir und dir zu mir iſt.

Die Liebe hat immer nur Sinn im einzelnen Fall, denn ſie iſt eine Werkthätigkeit, ein Bezeigen und ein Erfahren. Eine Liebe von morgen und übermorgen kann heute noch Haß ſein, eine Liebe von dieſem Augenblick kann im nächſten die tödtlichſte Feindſchaft werden.

Die allgemeine Menſchenliebe hat daher keinen andern vernünftigen Sinn, als die gebildete, humane, vernünftige, wohlwollende Gemüthsverfaſſung im Gegenſatz zu einem brutalen, rohen, unvernünftigen und gehäſſigen Charakter. Dieſe allgemeine Menſchenliebe ſchließt den Haß des Einzelnen, der ihn verdient hat, nicht aus. Als allgemeiner Charakter iſt ſie natürlich gleichgiltig, bis einer ihre Liebe oder ihren Haß verdient hat; ſie hat aber nicht nur das Vorurtheil, ſie hat die Einſicht, daß die Weltbildung es in unſern Tagen ſo weit gebracht hat, ja, daß von Natur jeder Menſch gut und wohlwollend geartet iſt. Den Menſchen zieht es zum Menſchen. Dies iſt der Grund jedes realiſirten Verhältniſſes der Liebe, die Möglichkeit dieſer ſchönſten Wirklichkeit.

Dem Romantiker iſt die *wirkliche* Liebe nicht tief genug. Die Phantaſie *aller möglichen* Liebe iſt ihm mehr, als das reichſte, ſchönſte Leben des Liebenehmens und des Liebegebens. Es iſt ſeine Natur, roh und lieblos gegen jeden wirklichen Menſchen zu ſein, weil er die phantaſtiſche Gewißheit hat, daß er Alle im Allgemeinen überſchwenglich liebt. Aber wer ſich einbildet im Allgemeinen zu lieben, der kennt die Energie der einzelnen wirklichen Liebe nicht, und wehe dem, der ſie nicht kennt, all ſein Schwelgen in unklaren Phantaſieen bringt ihm keinen Augenblick der wahren Wirklichkeit, all ſeine ſchönen Worte, ſeine große Tugend, rettet ihn nicht vor der Härte, der Rohheit und der Liebloſigkeit. Es iſt das Geſchick derer, die im Allgemeinen die Tugend verehren, im Einzelnen ihr ins Geſicht zu ſchlagen. Die Gottesfürchtigſten thun die gottloſeſten Thaten.

Wer liebt, hat kein Syſtem der Liebe.

Wer gut zu handeln gewohnt iſt, ſpreizt und quält ſich wenig mit Maximen.

Wer das Allgemeine verſteht, dem verdreht es den Kopf nicht, im Gegentheil, der weiß, daß es nur im einzelnen Fall Realität und Werth hat. Der verlangt es auch nicht dorthin als Fahne aufzupflanzen, wo es nothwendig zum leeren Phantom und zur tönenden Phraſe werden muß.

Man laſſe alſo die Liebe zur Menſchheit und zum Volk ruhig laufen und liebe dafür den Einzelnen, der es verdient und bedarf, man wird tauſendfach an Energie gewinnen, was man an Phantaſie verliert.

Einen directern Sinn als die Vaterlandsliebe hat der Patriotismus. Die Vaterlandsliebe iſt die naturwüchſige, gemüthliche, gewohnheitsmäßige Anhänglichkeit an Heimath und Bekannte, an die Seinigen. Dieſe Anhänglichkeit, im Einzelnen realiſirt, kann Liebe werden, im Ganzen und als Richtung auf das Vaterländiſche zugleich iſt ſie nicht weiter als zu einer unbeſtimmten Gefühlsbewegung, Sehnſucht, Schwärmerei, ja Krankheit zu bringen. (Die Krankheit iſt überall das Gefühl des Mangels.) Der *Patriotismus iſt das politiſche Gefühl* der Einheit mit den Seinigen, die Seinigen als Volk genommen. *Er iſt das Selbſtgefühl eines Volks* (d. h. der ſämmtlichen Glieder deſſelben) *im Gegenſatz zu einem andern.*

Sein Selbſtgefühl *ohne* die Empfindung des Gegenſatzes wäre nichts weiter als ſein geſundes und freies Leben. Man hat geſagt, der Geſunde empfindet ſich nicht, und doch führt jede Anſtrengung, alſo jeder Gebrauch ſeiner Geſundheit, Ermüdung, Hunger und Durſt, — kurz eine ſchmerzliche Selbſtempfindung oder einen *innern Gegenſatz* herbei. Beim Volke wären dies die innern Partheikämpfe, deren Verlauf man ſich ebenfalls normal und geregelt denken kann. Will man es alſo genau nehmen, ſo iſt auch das poſitivſte Selbſtgefühl durch das Gefühl des Gegenſatzes, wenn auch des überwundenen, bedingt; und man könnte das Selbſtgefühl, welches ſeinen Gegenſatz in ſich hat und überwindet, ein poſitives, dasjenige, welches ihn außer ſich hat und ihn darum nie völlig überwinden kann, ein negatives nennen. Der Patriotismus, deſſen Selbſtgefühl immer ein fremdes Volk ſich gegenüber haben muß, wäre daher auch immer ein negatives Selbſtgefühl.

Sind die Unſrigen in Gefahr, ſo iſt es leicht ſich für ſie und gegen die Fremden zu entſcheiden. In dem einfachen Verhältniß, wo jeder Fremde ein Feind und ein Räuber iſt, wird dies Gefühl nie fehlen. Alsdann aber macht das Unſrige dem Feinde eine Fauſt, wenn er droht und kämpft, wenn er kommt, beides iſt nur negativ; dieſem Patriotismus fehlt aller Inhalt. Eigen und fremd, Freund und Feind ſind die Gegenſätze, die nicht mehr bedeuten wollen, als hier und dort, Rücken und Front. Ich ſtehe, wo ich zu Hauſe bin.

6.

Die Volkseigenthümlichkeit.

Man hat dieſen Mangel ſehr wohl empfunden und daher, beſonders in der Zeit nationaler Begeiſterung gegen die Weltmacht des franzöſiſchen Kaiſerreichs, nach einer poſitiven Auffaſſung des Patriotismus mit großem Kraftaufwande geſucht. Die poſitivſte und einfachſte Form, unter der man ſich den Gegenſtand des Patriotiſmus gedacht hat, iſt die Nationalität, die Eigenthümlichkeit des Volkes, das „Volksthum“. Mit dieſer Vorſtellung iſt unendlich viel Mißbrauch getrieben worden. Je einleuchtender es iſt, daß jedes Volk, wie jeder Menſch, etwas Eigenthümliches, ſeinen aparten Charakter hat, um ſo mehr glaubte man darauf bauen zu können; aber was iſt denn die vielgeprieſene Eigenthümlichkeit? Doch gewiß nichts weiter, als der Unterſchied der Exiſtenz. Auch den Eigenthümlichſten wird man kein anderes Weſen, nur einen andern Menſchen nennen. Wo ſteckt denn nun die Eigenthümlichkeit? Sie kann im Körper, in der Form des Lebens, und im Ausdruck der Gedanken ſtecken, wichtige Dinge allerdings — Naturbaſis, Sitte und Sprache. Aber auf den körperlichen Unterſchied wird man doch kein Gewicht legen, ſo lange er in den Grenzen der Menſchlichkeit bleibt. Der Patriotiſmus, der es thäte, wäre nichts, als Raçenſtolz und die Rohheit der Weißen in Amerika, die den Schwarzen und ihren Nachkommen die menſchliche Ebenbürtigkeit abſprechen. Ferner die verſchiedenen Sitten und Moden ſind ſchon durch die Bildung weltmänniſch uniformirt; nur ausgeſonderte Barbaren und iſolirte Diſtricte behalten ihren eignen Kleiderſchnitt und eine ſtationäre Lebensweiſe. Eine deutſche Nationaltracht wieder herzuſtellen, haben daher die Teutonen von 1813 und 15 zwar ganz conſequent, aber vergebens unternommen. Selbſt *die Verſchiedenheit der Sprachen* ſucht die Geſchichte durch eine Art Weltſprache, die franzöſiſche, zu beſeitigen. Der körperliche Unterſchied, der den Unterſchied des Bluts und des Naturells hervorbringt, bleibt im Grunde der einzige, der dem Strom der Weltbewegung ernſtlich widerſteht. Seine Aufhebung durch Miſchung hat keinen Beſtand und geſchieht immer nur hin und wieder durch Zufall, obgleich grade jetzt die Völker leicht zu nennen wären, deren träges Temperament eine ſyſtematiſche Miſchung mit feurigerem Blute ſehr wohlthätig empfinden würde. Will man weiter gehn, als die *natürliche* Eigenthümlichkeit des Blutes und Naturells, (die übrigens noch innerhalb deſſelben Volkes wieder dieſelben Unterſchiede hervortreibt), will man den *formellen* Unterſchied von *Sprache und Sitte*, der auch zwiſchen civiliſirten Völkern noch übrig bleibt, geltend machen, ſo wird die

Frage größtentheils eine äſthetiſche, denn des gleichen Inhaltes von Vernunft und Freiheit wird der fremde Volksgeiſt ohne Zweifel fähig ſein. Hat doch ſelbſt die Religion, ſobald ſie im Chriſtenthum den Menſchen und ſeine Eigenſchaften in den Himmel erhob, die Grenzen der Völker überſchritten! Unſerer Bildung gegenüber erſcheint nun die Himmelfahrt des Menſchen als Aberglaube und Caprice, die Vorſtellungen der Dogmatik als das Reich des Zufalls und der Phantaſie. Hier alſo hätte die Eigenthümlichkeit noch das meiſte Recht. Wenn einmal der Zufall im Reich der Gedanken herrſcht, ſo macht jede Confeſſion ebenbürtig und man wird in jeder Façon ſelig: jeder alſo mag ſo eigenthümlich denken, als es ihm beliebt; erſt im Himmel macht er die Probe ſeiner Gedanken. Wo aber die Wahrheit ernſtlich für alle ſein und durchgeſetzt, die Freiheit immer realiſirt werden ſoll, da iſt jede Eigenthümlichkeit des Gedankens gehalten ſich allgemein zu machen. Eine Form, die ſich von der Wahrheit unterſchiede, eine Caprice, die der Freiheit widerſpräche, wäre immer nur zu beſeitigen.

7.

Freiheit. Kriterium der Eigenthümlichkeit.

In der Freiheit haben die verſchiedenen Völker ihr gemeinſames **Weſen.** Von ihm wird ihre eigenthümliche **Exiſtenz** kritiſirt und geläutert.

Die Freiheit iſt nicht national. So wenig als nationale oder ganz eigenthümliche Gedanken wahr wären, eben ſo wenig würde eine nationale Freiheit, die ſich von der menſchlichen unterſchiede, eine wirkliche Freiheit ſein. Wer einem Herrn gehört, iſt überall ein Sklave. Es giebt verſchiedene Sklaven, es giebt immer nur Eine Freiheit, die Arbeit an dem hiſtoriſchen Problem einer jeden Zeit, welche das Volk als conſtituirtes Gemeinweſen ausführt. Wenn man ſagt, und man hat es genug geſagt, der Ruſſe, der Preuße, der Oeſtreicher, der Türke iſt auf ſeine Weiſe frei, ſo fragt es ſich, ob dieſe Weiſe human und vernünftig, ob ſie nicht grade eine Form der Knechtſchaft iſt. Daß ſie exiſtirt, giebt ihr keinen Freibrief der Gültigkeit, und ſich bei dem Mangel aller Freiheit auf die Eigenthümlichkeit ihrer Exiſtenz zu berufen, iſt entweder eine Dummheit oder eine Ironie. „Eine ganz eigenthümliche Freiheit", ſagte der franzöſiſche Geſandte, als ihm der Kaiſer Paul einmal die ruſſiſche Freiheit ſo beſchrieb: „In meinem Reiche iſt Niemand etwas, als mit dem ich rede, und nur ſo lange, als ich mit ihm rede." Dennoch hat man ſich mit der *volksthümlichen Freiheit* immer in jener Alternative zwiſchen Aberwitz und Witz befunden, und man befindet ſich noch darin, erklärt in allem Ernſt die *Eigenthümlichkeit* ſelbſt der Barbaren für ihre Freiheit und nimmt ſich aus nationaler Theorie ſogar der türkiſchen Nationalität an. Die Augsburger Allgemeine Zeitung vom 31. Januar 1844 läßt ſich aus Conſtantinopel ſchreiben: „Zu Salonichi hat die Hinrichtung eines Türken ſtattgefunden, der ſich im Zuſtande des Rauſches öffentlich über den Propheten, über den Koran und den Islam überhaupt unehrerbietige Aeußerungen erlaubt hatte. Daß dieſer Fall den Eifer Stratford Cannings noch mehr weckt, iſt natürlich, doch ſcheinen ſeine Collegen ſich Mühe zu geben, *um ihn in den Schranken der Mäßigung zu halten.*" Die Inſtructionen, die der engliſche Botſchafter in Angelegenheiten der wegen Rücktritts vom Islam zur chriſtlichen Kirche hingerichteten Renegaten erhalten hat, ſollen fulminant ſein. Schonender ſcheinen die andern Mächte vorgehn zu wollen." „Schonender" gegen die Barbarei, — „in den Schranken der Mäßigung" gegen die Verrücktheit! Handelt es ſich denn hier um eine Pfeife Tabak? Gott bewahre, antwortet die patriotiſche Zeitung, „um die Nationalität der Türken" und um die unmäßige Humanität Lord Aberdeens, der die religiöſe Gurgelſchneiderei ſeines barbariſchen Minorennen nicht wieder einreißen laſſen will. Aber, ſetzt ſie hinzu, die Gurgelſchneiderei iſt „religiös und national", „ſie beruht auf einem uralten Aberglauben des Volks, welches die größten Gefahren für das Reich von den Abtrünnigen erwartet". Die Gefahren des Reichs ſind dageweſen, die „ſchonenden" Mächte haben ſie herbeigeführt und benutzt; aber ſie ſchonen den Aberglauben, weil er „uralt" iſt und obgleich, ſo berichtet die Zeitung ſelbſt, „der Fall in Salonichi, ſogar auf die Moslemin den übelſten Eindruck gemacht hat," — das heißt doch, obgleich jener Aberglaube nicht nur uralt, ſondern auch gar nicht mehr am Leben iſt, nicht einmal mehr „national" iſt, ſondern nur irgend einmal es *geweſen* ſein ſoll, alſo vollſtändig der türkiſchen hiſtoriſchen Rechtsſchule angehört. Wir haben geſagt, es giebt Deutſche, die ſich der *türkiſchen* Nationalität annehmen, wir ſind hinter der Wahrheit zurückgeblieben, wir überzeugen uns jetzt, es giebt Deutſche, und ſie ſind Normalpatrioten, die der *todten* türkiſchen Nationalität gegen die lebendigen Türken das Wort reden. Die *Eigenthümlichkeit* dieſer Nationalitätstheorie iſt ihre vollſtändige *Unabhängigkeit* von der allgemeinen Vernunft; eben ſo kann die *eigenthümliche* Freiheit eines Volkes nur in ſeiner *Unabhängigkeit von der allgemeinen Weltbewegung* beſtehn, ein Glück, welches der deutſche Patriotiſmus in allem Ernſt zu erreichen ſucht.

8.

Die Unabhängigkeit des Volks.

Das *eigenthümliche* Volk fühlt ſich *anders*, als die andern Völker, das *unabhängige* Volk fühlt ſich *frei* von ihnen. Die Unabhängigkeit iſt ein weiterer Ausdruck des negativen Selbſtgefühls eines Volks, das man als Patriotismus geprieſen hat. Die Unabhängigkeit iſt die Exiſtenz des Volks. Soll es ſich für ſeine eigne Exiſtenz nicht intereſſiren?

Jeder will vor allen Dingen exiſtiren. Dies iſt wieder unendlich einfach; aber wer mit ſeiner Exiſtenz nichts anzufangen weiß, wer nicht frei und menſchlich zu exiſtiren verſteht, der intereſſirt ſich mit Unrecht für ſeine Exiſtenz, und wenn er umkommt, wird man ihn ohne Schmerz begraben. Als die Revolution allgemeine Principien geltend machte, widerſtanden ihr die *eigenthümlich* und *unabhängig* von der Revolution fühlenden Völker; aber wie früher der Gedanke des himmliſchen Menſchen, ſo überwältigte jetzt der humane Gedanke, den irdiſchen Menſchen zu befrein, die Abſonderung, die Revolution drang ſiegreich über die Grenzen der Völker hinüber. Sie hätte ihrem Princip nach die Freiheit bringen müſſen, ſie hat ſie auch immerhin gebracht, ſo gut ſie ſich bringen ließ und ſo lange ſie ihrem Principe getreu, ſelbſt ohne Herren war, aber ſie verletzte *das Selbſtgefühl der Völker*, oder vielmehr ſie rief es durch ihren Druck erſt hervor. War früher die Herrenloſigkeit der

Bürger, der Staat und ſeine Verfaſſung, Freiheit geweſen, ſo wurde es jetzt: die Aufhebung der Eroberung.

Die *Volkseigenthümlichkeit* und *Unabhängigkeit* wurden nun die Parole, und der bloße Name des Volks zum Ruf der Freiheit, ja, dieſer Schrei nach Exiſtenz ward der Inhalt einer lyriſchen Begeiſterung, vor der jede andere erloſch. Es gab 1813—15 nichts Großes und Schönes, das der **Name** *deutſch* nicht einſchloß, obgleich die ganze Vergangenheit der deutſchen Geſchichte, die ganze **Wirklichkeit**, ſo weit ſie deutſch war und iſt, nur den Kampf der Deutſchen gegen Freiheit und Bildung enthielt (die italieniſchen Städte können ein Lied davon ſingen) und eben im Begriff ſtand, den Sieg der Reaction und der Barbarei in Europa zu entſcheiden. Die wüſte Aufregung der eroberten und aufgeſtörten Völker, die nicht ihre *politiſche Freiheit*, ſondern nur ihre *Unabhängigkeit* von der allgemeinen Weltbewegung, nicht ein *gemeinſames Freiheitsprincip*, ſondern nur die *Eigenthümlichkeit ihrer heimiſchen Knechtſchaft* zu vertheidigen hatten, — die geiſtloſe Völkerwanderung der Freiheitskriege, in denen man nichts haßte, als die Fremden, und kein anderes Recht kannte, als das Hausrecht, — dies bedauerliche eingebildete Selbſtgefühl einer nicht exiſtirenden Nation lebt noch als Nachklang in dem Gemüthe der übriggebliebenen deutſchen Patrioten und iſt bekannt als die Verlegenheitspolitik derer, welche die Ehre haben, ſie zu commandiren.

Iſt die Eigenthümlichkeit eine ſchlechte Art von Freiheit, ſo iſt die Unabhängigkeit und das Hausrecht nicht viel beſſer. Das Hinauswerfen der Fremden mag national, es mag nothwendig, es mag ſogar ſchwer ſein und viel Blut koſten, eine wirkliche Befreiung iſt es nur dann, wenn die Hausbewohner gebildete Menſchen und die Eindringlinge Barbaren ſind. Aber es iſt nicht nöthig, daß die Vertheidiger des Hauſes frei ſind, es iſt nicht nöthig, daß ſie wirkliche Menſchen ſind, um das Haus tapfer und erfolgreich zu vertheidigen. Einen Feind, der in mein Haus dringt, können meine Hunde vertreiben. Es iſt brav von ihnen; ihre Aufregung gegen den Fremden iſt ſogar eine juriſtiſche; ihre Liebe zum Hauſe, ihren Zorn gegen jeden, der nicht hinein gehört, ihre Kampfluſt gegen den Feind, ihren Gehorſam gegen den Hausherrn, das alles hat ſchon Plato in ſeinem Staate als die hündiſchen Tugenden ſeiner Wächter bezeichnet. Aber dieſe ganze häusliche Aufregung ändert nichts in dem Princip des Hauſes, im Gegentheil, der Hausgeiſt hat in ihr nur ſeine Probe beſtanden, und die Hunde ſich nur gezeigt, wie ſie ſein ſollen. So ehrenwerth ſie ſind, menſchliche Würde, ein menſchliches Princip haben ſie nicht erobert; und wenn ſie für die Befreiung ihres Hauſes gefallen wären, ſie wären nicht als Helden, ſondern als Hunde gefallen. Es iſt hart, aber es iſt wahr; die Thatſache iſt brutal, aber es iſt vergeblich, ſie zu läugnen. Es iſt kürzer, die Opfer in den Himmel, als die Ueberlebenden auf der Erde zur Würde freier Männer zu erheben, und keine Lehre kann den Herren hündiſcher Nationen beſſer gefallen, als die, welche die nationale Freiheit und die Ausübung des Hausrechtes hoch erhebt und unmittelbar als Freiheit preiſ't. Abdel Kader iſt ein Barbar, Algier war ein Raubſtaat; aber wenn Abdel Kader, ſei es auch mit Hülfe der Löwen und Hyänen, ſein Hausrecht auszuüben im Stande wäre, es würden ſich Leute finden, die ſich in den arabiſchen Patriotismus hineindächten und ihn und ſeine Alliirten mit „Heil euch im Siegerkranz!“ verherrlichen, wie man die Koſacken und Baſchkiren im Freiheitskriege jubelnd begrüßte, ihre Tugenden pries, ja ſogar ihre Lieder ſang. Alſo die Völker ſollen ihre Unabhängigkeit, ihre nationale Exiſtenz nicht vertheidigen? Wenn ſie eine ſchlechte und barbariſche iſt, nein! Die Unabhängigkeit der Völker hat keinen Werth, wenn die Völker werthlos ſind. Es handelt ſich um den Inhalt, um die Principien, die man vertheidigt, und nicht, daß ſie national, ſondern daß ſie wahr ſind, giebt ihnen ihren Werth. Man wird die Freiheit gegen jede Nation, am allermeiſten gegen ſeine eigne vertheidigen; es iſt roh, den Fremden, weil er fremd iſt, niederzuſchießen; es iſt die höchſte Bildung, in ſeinem eignen Hauſe nichts Freiheitwidriges exiſtiren zu laſſen.

9.

Eigenthümlichkeit und Unabhängigkeit ſind rohe Namen der Freiheit.

Wenn wir nun weder dem Selbſtgefühl, welches ſich Sinn für Eigenthümlichkeit, noch dem, welches ſich *Selbſtſtändigkeits*- und *Unabhängigkeits*gefühl nennt, ohne Rückſicht auf den Inhalt einen Werth zuſchreiben, ſo iſt damit natürlicher Weiſe nichts gegen das exiſtirende Individuum und nichts gegen ſeine ſelbſtſtändige Eigenthümlichkeit eingewendet; der Reichthum des Lebens ſind die vielen Individuen, die es bilden, die Mannigfaltigkeit der Charaktere, in denen es ſich bewegt; aber dieſer Reichthum wäre die Armuth ſelbſt, wenn die Individuen nicht alle in Einer Arbeit, in dem Leben der Einen Freiheit zuſammenträfen, dieſe Mannigfaltigkeit wäre das Chaos und die Wüſte ſelbſt, wenn die Charaktere nicht alle für die Aufgabe des Ganzen wirkten, ſondern jedes Individuum nur für ſich exiſtiren, ſeine Exiſtenz und ſeine möglichſt eigenthümliche Exiſtenz zum Zweck erheben wollte. Wir haben alſo gezeigt, *daß es eine rohe Auffaſſung der Freiheit iſt, wenn man nichts als die unabhängige und die individuelle Exiſtenz zu ihrem Princip macht.*

10.

Der wahre Grund des Selbſtgefühls.

Die Aufhebung des Patriotismus, die daraus folgt, iſt nun dieſe. Es fragt ſich zuerſt, iſt das Selbſtgefühl wirklich das Gefühl des **Volks**? Dies iſt die politiſche Frage und die Antwort natürlich, daß dies nur in der vollkommenen Demokratie der Fall ſein könne. Sodann fragt ſich weiter: iſt das Selbſtgefühl **des Volks** wirklich auf den Grund **des freien Menſchen** gebaut? Das iſt die menſchliche, die Bildungsfrage, und die Antwort eben ſo natürlich, daß dies bis jetzt noch von keinem Volke, ſelbſt von dem nordamerikaniſchen nicht geſagt werden könne. Nur der Grund der wirklichen politiſchen Freiheit und zugleich der wirklichen Humanität und Bildung iſt der wahre Grund zum Selbſtgefühl für die Einzelnen und für die Völker.

Nicht alſo aus dem Gegenſatz gegen andere freie Individuen, ſondern aus der Ehre und Genugthuung, mit ihnen übereinzuſtimmen, entſpringt das wahre Selbſtgefühl; und wenn alsdann noch von Patriotismus geſprochen werden ſollte, ſo würde er nicht in dem Haß, ſondern in der Hochachtung freier Völker gegen einander beſtehn. Aber der Patriotismus würde dadurch zur Bildung, zur Freiheit ſelbſt, und zwar zur Freiheit von den Schranken der Naturrohheit, die Volk von Volk trennte.

Die Eigenthümlichkeit wird von Niemand höher geachtet, als von dem, der auf ſie eingeht. Sie wird verletzt von dem, der es vergißt, daß er nicht die einzige Eigenthümlichkeit vorſtellt.

Die Individuen erlangen ihren Werth und Inhalt nur in der Geſellſchaft, wie die Geſellſchaft ihre Mannigfaltigkeit und ihr Leben durch die Individualitäten, die ſie in ſich vereinigt. Der freie Menſch macht ſich an die Arbeit, den Fremden verſtehn zu lernen, ſich mit ihm zu verſtändigen, der Patriot dagegen, grade er, der ſo großes Gewicht auf die Individualität und Eigenthümlichkeit legt, weiß mit der fremden Eigenthümlichkeit nichts anzufangen, als ſie zu haſſen und gelegentlich todtzuſchlagen. Das eine iſt Rohheit, das andere Bildung. Die Differenz zwiſchen den Individuen löſen, heißt ſie aus der Vereinzelung, vom Zufall, von den phyſiſchen und ſittlichen Schranken ihrer eignen Exiſtenz erlöſen. Die Vereinzelung erzeugt das Reich des Zufalls, die Noth der Exiſtenz, die Vereinigung dagegen das Reich der menſchlichen Freiheit, die Vernunft und die Befriedigung der Vernunft. Die Arbeit an den geſelligen oder politiſchen Problemen iſt die Freiheit. Der Patriotismus iſt das Princip der vereinzelten, differenten Volksindividualitäten, der rohen Volksgeiſter, die beſtändig gegen einander in Harniſch ſind. Das gereinigte, aus der Rohheit der alten Volksgeiſter entbundene Freiheitsprincip, welches jetzt zu gleicher Zeit die ganze civiliſirte Welt ergreift und in England, Frankreich und Deutſchland ſich zu geſtalten und zu einer klaren Faſſung hindurch zu arbeiten ſucht, iſt der Humanismus (le principe humanitaire).

Gleichzeitig mit den engliſchen und franzöſiſchen Socialiſten hat die deutſche Philoſophie den Menſchen zum Grund und Zweck der Religion und Politik, der Theorie und Praxis des Menſchenlebens erhoben. Die Philoſophie iſt ihrer Natur nach univerſell, die bürgerliche Geſellſchaft ebenfalls. Beide ſtimmen in der Arbeit, dem Menſchen ſeine eigne freie Welt zu erbaun, überein, und ſobald dies Factum zum Bewußtſein kommt, hebt ſich die Trennung von Theorie und Praxis auf, man kennt nur noch den einfachen Zweck, Verwirklichung des freien Menſchen und Vermenſchlichung ſeiner Welt; und überall, wo für dieſen Zweck gemeinſchaftlich gearbeitet wird, da iſt, wenn nicht das Vaterland, nur mehr als dies, das Bruderland.

Dieſe Alliance der Geiſtesrichtung in Deutſchland, England und Frankreich, die vorhanden iſt, ſtumpft den Patriotismus, den Nationalhaß und die Naturrohheit der verſchiedenen Völker ab.

Nun muß man zwar zugeſtehn, was unſre Gegner ſo glücklich macht, es fehlt noch viel, um ein geläufiges Verſtändniß des neuen humanen Grundes der Dinge auch nur bei den Deutſchen und Franzoſen, den vorzugsweiſe denkenden Völkern, hervorzubringen, noch weniger iſt für die Verwirklichung der Humanität oder univerſellen Freiheit geſchehn, — dies iſt eben die Arbeit, — aber die thatſächliche Vereinigung in demſelben Princip iſt vorhanden, ſie erzeugt das neue Verhältniß, welches die Nationalen als Verfall, die Humanen als den größten Fortſchritt bezeichnen.

11.

Auflöſung der Revolution in die Reform der bürgerlichen Geſellſchaft.

Die Revolution hat einen großen Schritt vorwärts gethan. Sie hat in der ſocialiſtiſchen Richtung der Engländer und Franzoſen die *Kritik* gegen ſich ſelbſt gekehrt. Dieſe Richtung, deren Bedeutung nicht mehr zu verkennen iſt, ſteigt aus der *Staatsregion* in die *bürgerliche Geſellſchaft* (wir theilen hier mit Hegel ein) herab, d. h. ſie befaßt ſich ernſtlich mit ihr und will die *bürgerliche* Geſellſchaft, „das Syſtem der Bedürfniſſe und der Arbeit", in die *menſchliche* Geſellſchaft, die ihre Bedürfniſſe vorherſieht und ihre Arbeit nach dem wahren Bedürfniß der Freiheit und Humanität einrichtet, auflöſen, oder vielmehr die Auflöſung der bürgerlichen Geſellſchaft, die in disparate, dem Zufall überlaſſene Individuen auseinanderfällt, aufheben, und die Conſtituirung, nicht nur der allgemeinen, ſondern aller Geſchäfte der Menſchen unternehmen. Sie ſagt: „die jetzige bürgerliche Geſellſchaft, auch wie ſie in Frankreich aus der Revolution hervorgeht, iſt das Syſtem der Concurrenz ſtreitender Intereſſen der ſich ſelbſt überlaſſenen Privatmenſchen. Die Revolution wollte die Freiheit erzeugen und ſetzte die freigelaſſene bürgerliche Geſellſchaft als die Bedingungen der Freiheit voraus, aber die Herrſchaft des Zufalls, unter der ſich hier die Menſchen befinden, enthält nur die Bedingungen einer neuen harten Knechtſchaft, eines Feudalismus der Induſtrie, der an Rohheit und Härte den mittelalterlichen Feudalismus weit übertrifft." Iſt die bürgerliche Geſellſchaft nicht frei, ſo iſt es auch die politiſche nicht. Die Unabhängigkeit und Freigelaſſenheit der bürgerlichen Geſellſchaft iſt keine Freiheit. Im Gegentheil, frei iſt, wer ſtatt des Zufalls die Vernunft zum Herrſcher hat. Daß die Revolution die Bedingungen der Freiheit vorausſetzt, daß ſie fingirt, der Menſch könne auch bei der Unmöglichkeit einer menſchlichen Exiſtenz frei ſein, iſt der Selbſtbetrug der Revolution. Ihre gegenwärtige Selbſterkenntniß und Selbſtkritik beſteht nun darin, daß ſie die Bedingungen der Freiheit, die menſchliche Exiſtenz aller Mitglieder der bürgerlichen Geſellſchaft, erzeugen will, um die Freiheit zu erzeugen, (wobei es ſich von ſelbſt verſteht, daß die Erzeugung aller Bedingungen die Geburt der Freiheit, und die Geburt der Freiheit die ganze Freiheit ſelbſt iſt). — Dies giebt der Revolution einen univerſellen Charakter. Sie gewinnt dadurch von Neuem die Fähigkeit, die ganze Welt bis in die völlig unpolitiſche Geſellſchaft hinunter zu intereſſiren und in Bewegung zu ſetzen. Denn die jetzige bürgerliche Geſellſchaft, mit der es die künftige Revolution oder Reform (denn es verſteht ſich von ſelbſt, daß Revolution nichts anders heißt, als principielle oder radicale Umgeſtaltung geſelliger Formen) ausdrücklich zu thun hat, die aber der alten Revolution hinter ihrem Rücken entſtand und ihr darum auch unvermerkt über den Kopf wuchs, ſie iſt der unmittelbare Zuſammenhang, der ſich durch die politiſche Unterſcheidung der Menſchheit, die Staaten, hindurchzieht, der allgemeine Boden der civiliſirten Welt.

Abgeſehn nun davon, daß die bürgerliche Geſellſchaft in England und in der ganzen Fabrikwelt ſchon in der Auflöſung begriffen iſt und überall an der großen Menſchenverwahrloſung, die ſie in ſich trägt, einen äußerlichen Schaden zeigt, ſo fühlt ſie auch ſelbſt ihre eigne Unzulänglichkeit. Sie will den Zufall, den ſie zum Princip hat, nicht anerkennen, ſie ſetzt der *unſittlichen Weltverwirrung*, unter der ſie erliegt, eine *moraliſche Weltordnung* entgegen, die ſie in Ausſicht ſtellt. Sie ergänzt den Mangel der wirklichen Exiſtenz durch die Phantaſie einer jenſeits zu hoffenden Vollkommenheit. Die unerbittliche Noth durch den beſchwichtigenden Glauben, die Laſt des Lebens durch die Phantaſie der Religion. In der Religion wiederholt ſich die Wirklichkeit, ſie erhebt den Menſchen und ſeine Verhältniſſe in den Himmel; aber nicht die handfeſte, anſtößige Realität, die uns niederdrückt, ſondern aus dem gefügigen Duft der Phantaſie bildet ſich dieſe zweite Welt, als lockende Fata Morgana am Firmament der wirklichen. Die Auflöſung aller religiöſen Phantaſieen, Wünſche und Decrete in die ihnen zum Grunde liegende menſchliche Wirklichkeit iſt durch die deutſche Philoſophie, durch Feuerbachs Weſen des Chriſtenthums, vollzogen. Die Auflöſung der diesſeitigen wirklichen Welt, der *bürgerlichen* Geſellſchaft in die *menſchliche*, der verwahrloſ'ten Menſchheit in die wahre und geſunde, der Sklavenarbeit in freie, vernünftig conſtituirte, oder

„organiſirte Arbeit" iſt das Problem des „Socialismus" in England und Frankreich. Er findet die Auflöſung der Societät vor, und darum fordert er die Societät, „die Aſſociation", eine Kritik und eine Forderung, mit der Fourier ſchon im Jahre 1808 auftrat, deren ganze Bedeutung aber erſt die heutigen engliſchen Zuſtände klar gemacht haben. Nicht nur die Götzen des Gläubigen, auch die Fetiſche der Praktiker hat die Geſchichte ans Licht gezogen, und ſie wandern zuſammen in den Schmelzofen ihrer Menſchenſchmiede.

Wer beide Erſcheinungen verſteht, wer den Myſterien der *Religion* und den Myſterien *der verwahrloſ'ten Geſellſchaft*, nachdem beide enthüllt ſind, auf den Grund zu ſehen vermag, dem wird es nicht entgehn, wie die Zeit in den drei Ländern gearbeitet hat. Die Einheit des deutſchen und des engliſch-franzöſiſchen Humanismus braucht nicht erſt hergeſtellt, ſie braucht nur erkannt zu werden. Beide ſind die Erfüllung der Menſchenwelt mit ihrem wahren Inhalt. Der religiöſe Inhalt als Eigenthum und Inhalt der Menſchenwelt macht das Glück und ſeine Verheißung, die Wahrheit und ihre Praxis zu einem Gegenſtand des irdiſchen Strebens, zu einer menſchlichen

Function, der Inhalt der Freiheit, auf alle Menſchen vertheilt, macht das politiſche Privilegium zu einem allgemeinen Beſitz. Was die Revolution wollte, die Freiheit, das kann nur die Conſtituirung und Organiſation der ganzen bürgerlichen Geſellſchaft, der Arbeit jedes Alters und jeder Klaſſe erreichen.

12.

Erſt die totale Befreiung der Menſchen iſt auch die Aufhebung der Religion.

Wie religiös die Revolution noch war, läßt ſich daraus abnehmen, daß erſt die Auflöſung der Revolutionsfreiheit in die Freiheit der ganzen bürgerlichen Welt die wirkliche Aufhebung der Religion ſein würde. Die freigelaſſenen Menſchen, die ihrer größten Maſſe nach in die Sklaverei der Natur und der Induſtrie gerathen, leben in einer zu inhumanen Welt, als daß ſie die formale des theologiſchen Idealismus entbehren könnten. „Wer ſollte den Unterdrückten tröſten, fragt Robespierre, wenn es keinen Gott gäbe?“ So lange die menſchliche Geſellſchaft ihr Verſprechen, die Unterdrückung aufzuheben, nicht gelöſ't hat, iſt die Verheißung, daß es ſpäter einmal geſchehn ſolle, nicht überflüſſig. Dies iſt die Religion. Man löſ't ihr Problem nicht, wenn man das Illuſoriſche ihrer Verheißung erkennt, ſondern wenn man ſie mit ihrer Verheißung beim Worte nimmt und aus ihrem Morgen ein Heute macht. Die Religion wird erſt dann überflüſſig, wenn die verwahrloſ'te Menſchheit aus einer Wirklichkeit befreit iſt, in welcher der Selbſtverluſt ihres Weſens ihr Schickſal und das vergebliche Ringen, es wieder zu gewinnen, ihr Troſt iſt. Wer die Religion nöthig hat, der wird Religion haben. Sie iſt ein Product der Noth, und die Noth, die harte Nothwendigkeit nennt ſchon Hegel das Princip der „bürgerlichen Geſellſchaft". So lange die bürgerliche Geſellſchaft eine in ſich unbefriedigte Exiſtenz bleibt, beſteht die Religion neben der Kritik. Die Kritik, auch die ſocialiſtiſche, iſt nur theoretiſche Aufhebung der Theorie des „Nothſtaates". Die praktiſche Aufhebung dieſer religiöſen und ſocialiſtiſchen Theorie der Nothdurft iſt die, daß man ſie überflüſſig macht. Die Kritik der Religion durch die deutſche Philoſophie kann den engliſch-franzöſiſchen Socialiſten ſo ohne Weiteres zu ihren Zwecken nicht dienen, und auf der andern Seite iſt die Arbeit der Socialiſten Theorie geblieben und noch nicht ſo weit gediehen, daß ſie die deutſche Kritik der Religion ohne Weiteres berichtigen und durch Reformirung der Wirklichkeit, *aus deren Noth und Mangel die Religion ſich erzeugt*, die reelle Verſöhnung der *Welt* mit ſich ſelbſt bewirken könnte. Ohne Zweifel iſt die Verwirklichung dieſes Princips eine weit ausſehende Sache; auch wird es nie möglich ſein, den Abfall von der wiſſenſchaftlichen in die phantaſtiſche Welterklärung und von der Organiſation in Desorganiſation zu verhindern; nichts deſtoweniger muß die Geſchichte des Menſchengeſchlechts dieſe Aufgabe fortdauernd verfolgen, und jede theilweiſe Löſung des Problems, jede neue ernſtliche Proclamirung des Princips ſogar iſt eifrig zu ergreifen.

13.

Patriotismus und Humanismus.

Die Humanitätstheorieen haben im Völkerrecht, im Strafverfahren, im Weltverkehr Unglaubliches geleiſtet. Die Theorieen des Humanismus wirken ſchon jezt gegen den religiöſen und patriotiſchen Fanatismus. Sie heben den Patriotismus im Princip auf und beſeitigen die alte rohe Differenz der Völker unter einander. Dagegen bildet ſich in den Völkern eine neue, und dieſe wird vielleicht heftiger ausgefochten werden, als alle früheren Streitigkeiten. Die neue Differenz iſt die totale, der Streit des Begriffs oder der Beſtimmung des Menſchen mit ſeiner Exiſtenz. Es fragt ſich nicht mehr, iſt dieſer Menſch ein Deutſcher oder ein Franzoſe, ſondern iſt der Deutſche, der Franzoſe ein Menſch, ein freier Menſch, und er ſoll es nicht nur dem Namen nach ſein, man verlangt ſeine humane, ſeine freie Exiſtenz. Die wirklichen, die freien Menſchen ſollen keine Ausnahme von der Regel, ihre Erzeugung nicht das Privilegium einer Nation ſein. Nicht irgend eine Nation, ſondern die Menſchheit in allen Nationen nimmt die fähigen Köpfe, die rühmlichen Thaten und die Ehre der Freiheit für ſich in Anſpruch. Noch mehr, nicht für die Größe Eines Menſchen, ſondern für die Freiheit aller, nicht für die Abgeſchmacktheit der Privatgenies, ſondern für die Bildung geſelliger Genies, nicht für die Eitelkeit einer Nation, ſondern für die Verwirklichung des freien

Menſchen in ihr, nicht für die Kleinlichkeit eines individuellen oder nationalen Vorzugs, ſondern für die Größe der Propaganda im Dienſte des Humanismus ſchlägt das Herz des neuen Weltpulſes.

Die Aufhebung des Patriotismus in Humanismus iſt eine Form des gegenwärtigen Freiheits-Problems, eine Frage, die zur Aufräumung der Köpfe und zur Erweiterung der Herzen discutirt zu werden verdient. Die Ereigniſſe kommen der Auflöſung des Patriotismus, dieſer politiſchen Religion der bisherigen Welt mit aller Macht zu Hülfe. Welche Nation iſt mit ſich ſo in Bauſch und Bogen zufrieden, daß ſie auf ſich pochen ſollte? Und wo es geſchieht, was folgt daraus? Haben die Deutſchen ſich nicht ſelbſt verſpottet wegen ihres hohlen Rheinliedsenthuſiasmus? Und wie geht es bei den Franzoſen zu? Man blicke nur um ſich. Selbſt die Republikaner, werden ſie nicht lediglich durch den Patriotismus, ſo oft ſie ihn herauskehren, auf die Seite der Reaction geworfen? Wir erinnern nur an die Fragen der Rheingrenze und der Befeſtigung von Paris. Beide ſind patriotiſche Fragen und beide ſind durch den Patriotismus z. E. des National vollkommen nach dem

Wünſche der Reaction gelöſt worden. Wenn die Franzoſen den Rhein verlangen, ſo können die Deutſchen ihren Franzoſenhaß wieder in Schwung bringen. Wenn aber das Princip der Freiheit den Rhein erreicht, ſo iſt die Reaction verloren. Worin beſteht nun der Fehler dieſer Freiheitsfreunde? In ihrer Unklarheit über das Weſen des Patriotismus, der ſie mit dem Geſpenſt der Fremde ſchreckt und irre macht. Nicht die Fremden (les étrangers) ſind ins Auge zu faſſen, ſondern die Gegner (les ennemis), wo ſie auch ſind. Hat die Reaction die Ufer der Seine im Beſitz, ſo wird von hier aus keine Seele erobert. Hat die Freiheit das Herz von Frankreich, ſo hat ſie alle Herzen in Europa erobert. Der Patriotismus hat den Feind in der Fremde und vergißt über dieſer Vorſtellung den einheimiſchen Feind, den er vor ſich und den principiellen Freund, den er in der Fremde hat.

14.

Der Patriotismus und die Parthei.

Der Patriotismus gewinnt nur dann einen vernünftigen Sinn, wenn die Parthei, welcher die Nation folgt, ihren Feind Aug' in Auge ſich gegenüber hat, und in ihm den Gegner der „guten Sache", gleichviel ob fremd oder bekannt, angreift d. h. wenn er aufhört national zu ſein und principiell oder human wird. Die Differenz der Kämpfenden iſt alsdann eine menſchliche, die Partheiung. Die Partheiung iſt die menſchliche Differenz, weil ſie die Differenz der Anſichten und Gedanken iſt; die Individualiſirung und Nationaliſirung der Menſchen iſt die rohe Differenz, die Differenz der Exiſtenz.

Der Patriotismus nimmt die Völker als Partheien und abſtrahirt von den Partheien in den Völkern; der Humanimus ſetzt die Partheien über die Völker, aber er abſtrahirt darum nicht von der Individualität der Völker, er erkennt ſie vielmehr an als Genoſſen in der gemeinſamen Arbeit der Befreiung des Menſchen von der verſchiedenen volksthümlichen Verwahrloſung, in der er lebt.

Der Patriotismus ſetzt die Völker auf den Kriegsfuß, der Humanismus will auf dem Friedensfuß die menſchliche Entwickelung, die Bildung der beſten Geſellſchaft aus der allgemeinen Vereinigung bewirken;

aber der Humanismus wird ſeinem Willen zuwider grade durch die Verwirklichung des Menſchen den Krieg entzünden. Der humaniſirte Menſch wird ſich mit dem brutalen, die Parthei des menſchgewordenen Volks mit den Barbaren um den Beſitz der Welt ſtreiten. Dieſer Streit wäre für die Humanität und in ihrem Sinne nur die Darlegung ihrer ſelbſt, nichts als der Beweis ſo zu ſagen der Identität ihrer Perſon. Sie würde aus ihrem Inhalt Tagesfragen machen und in der Discuſſion die Köpfe der Menſchen nicht herunterſchlagen, ſondern zurechtrücken. Dieſe Form des Kampfes, der geregelte Partheikampf, wäre eine Aufhebung der Barbarei. Die Barbaren geben ſie nicht zu. Und ſie haben nun ihrerſeits ebenfalls nichts weiter zu thun, als *ihre Exiſtenz zu behaupten*, um die Waffe der Vernunft in die der Brutalität, die Schärfe des Gedankens in die Schärfe des Schwertes und den Kopf des Menſchen in den Knopf ihrer Zielſcheibe zu verwandeln. Die Exiſtenz des Menſchen zwingt den Barbaren nicht zu ihrer Anerkennung, — der Boden der Vernunft iſt über ihm, man müßte ihm ſeine Barbarei nehmen, um ihn hinaufzuſchaffen; — aber der Barbar braucht den Menſchen nur an ſeiner Exiſtenz zu ergreifen, um ihn zum barbariſchen Kampfe zu zwingen, — die Exiſtenz iſt der gemeinſame Boden des Vernünftigen und des Unvernünftigen.

Die Barbarei behauptet ihre Exiſtenz als Princip; ſie kennt kein anderes Princip, als ihre Exiſtenz. Aber es zeigte ſich erſt in unſerer Zeit und durch das Hervorziehen des Menſchen hinter allen Exiſtenzen der Religion, der Philoſophie und der politiſchen Welt, daß die barbariſche Exiſtenz das Princip der bisherigen Welt, der verfloſſenen Geſchichte und ihres officiellen Beſtandes iſt. Die Humanität ſelbſt war es, welche durch ihren Gegenſatz die Barbarei nöthigte, ſich zum Princip zu machen. Erſt durch die humaniſtiſche Kritik wurde ſie zum Kampf für „alles Beſtehende“ aufgeſtachelt. „Alles Beſtehende“ unbeſehens, ſo drückt ſie ihr weſentliches Intereſſe aus, das iſt ihr Schlachtgeſchrei. Ganz natürlich. Denn ſeitdem ihr bewieſen wurde, ihr höchſtes Weſen ſei das Unweſen, der karikirte Menſch und ihre freiheitswidrigen Inſtitutionen nur die Ausführung dieſer Karikatur in der Welt, die Sklaverei und Verwahrloſung vieler Millionen eine unerträgliche Schmach für unſer Jahrhundert; ſeitdem iſt ſie dieſem Beweiſe zwar nicht gefolgt, aber doch an der Wahrheit ihrer Sache zweifelhaft geworden, ſie glaubt nur noch an die *Wirklichkeit* ihrer Exiſtenz, d. h. „*alles Beſtehenden*". Erſt in der Brutalität des Factums erkennt die Reaction ſich wieder, und nur dies, nur die *rohe Exiſtenz* hat ſie der Revolutionirung der geiſtigen Welt und, ſofern ſie Theil daran hat, ihres eignen Innern entgegenzuſetzen. Nicht aller Beſtand, ſondern der Beſtand der Wahrheit und Freiheit iſt zu conſerviren. Die conſervative Barbarei will „*alles Beſtehende, weil es beſteht*", aber ſie geſteht der bildenden und befreienden Vernunft keinen Beſtand zu, ſie macht im Gegenſatz zu ihr aus der Exiſtenz ein Princip. Die große Maſſe der Menſchen, die nur leben will, um zu leben, *macht die Exiſtenz zum Zweck*; und die jetzige bürgerliche Geſellſchaft, welche durch dieſe blinde Maſſe gebildet wird, *kennt nur den Kampf um die Exiſtenz*. Daſſelbe *Princip*, denſelben *Zweck* und denſelben *Kampf* proclamirt der Patriot. Mit dem Beſtand der Landesgrenzen vertheidigt er *jeden* Beſtand, den ſie einſchließen, und mit der Ausſchließung des humaniſtiſchen Volks ſchließt er auch den Humanismus aus. Ginge der Patriot, z. B. der deutſche, auf den Grund der nationalen Exiſtenz zurück, ſo würde er finden, daß erſt die Auflöſung der vorhandenen Wirklichkeit die Begründung der wahren Exiſtenz wäre, er würde z. E. begreifen, daß der Deutſche, wie er iſt, noch kein freier Menſch iſt, würde alſo den Humanismus nicht bekämpfen, ſondern ihn aus ſeiner eignen Nationalität erzeugen, indem er die Parthei des freien Menſchen ergriffe und in ſeinem Volk ausbreitete.

Und in der That, der Partheigeiſt führt uns über die Völker hinaus. Er iſt der Aſſociationstrieb zur Arbeit für die Probleme der Freiheit, der Eifer der geſelligen Arbeit, die belebte, die begeiſtete, die animirt in ſich arbeitende Menſchheit ſelbſt. Er führt den Menſchen zum Menſchen durch die Verhandlung ſtreitiger Anſichten und Abſichten. Der Patriotismus hingegen iſt der Geiſt der Abſonderung, der Trennung des Menſchen vom Menſchen durch den blauen Dunſt des allervorzüglichſten und höchſten Volksweſens, deſſen wahre Exiſtenz die allertraurigſte von der Welt ſein kann. So iſt das deutſche Volk in der Wirklichkeit mit den Feſſeln eines politiſchen und bürgerlichen Helotismus, in der Vorſtellung des Patrioten dagegen mit allem Hohen und Herrlichen geſchmückt. Der Cultus dieſes tranſcendenten Phantaſieweſens und die blinde Feindſchaft gegen die Verehrer eines fremden Volksgottes, dieſe Trennung des Menſchen vom Menſchen iſt religiös. Iſt die Partheiung eine **menſchliche** Differenz, ſo iſt die patriotiſche Differenz eine **religiöſe.** Der Patriot kämpft für eine „heilige Exiſtenz", der Partheimann für ein politiſches Problem. Der Patriot verfolgt in dem Fremden einen Unmenſchen, der Partheimann wendet ſich in ſeinem Gegner an den Menſchen. Der Partheimann ſtreitet für einen beſtimmten Inhalt, der Patriot, der nicht in den Partheimann übergegangen iſt, für ſein Volk unbeſehens mit jedem Inhalt, mit Einem Wort für „Alles Beſtehende" in ſeinem Lande. Der Patriot kann aber nicht Parthei ergreifen, ohne von der Religion für ſeinen Volksgötzen abzufallen; denn die Parthei hat ihre nächſten Feinde im eignen Volke. Aus ſeinem blinden Nationalismus den bewußten Humanismus der Parthei zu erzeugen muß er ſich verſagen. Wenn ein Franzoſe die Meinung des deutſchen Patrioten ausſpricht, ſo ſtimmt dieſer ihr darum nicht bei, weil es ein Franzoſe geſagt. Wir werden weiter unten ein Beiſpiel anführen.

15.

Der Patriotismus iſt eine Form der Religion.

Der Patriot bringt die Zeugungskraft, womit er den Menſchen und die allgemein menſchlichen Probleme ſeiner Zeit und ihre Löſungen durch den Partheikampf hervorbringen könnte, dem *Götzen* einer phantaſtiſchen Volksexiſtenz zum *Opfer*. Der Patriotismus iſt die *irdiſche Religion* der iſolirten Volksungethüme, er iſt der Geiſt der in ſich verſchloſſenen conſervativen Barbarei, der Enthuſiasmus der Reaction, der die Exiſtenz des Menſchen daran ſetzt, um die Exiſtenz vielleicht eines Unweſens, deſſen Herrlichkeit er ſich aber vorſpiegelt und anbetet, zu retten.

16.

Menſchenopfer und Arbeit. Cultus und Cultur.

Dieſer *irdiſchen Religion* des unpartheiiſchen Patrioten iſt eben ſo wie der *himmliſchen* des unpolitiſchen Privatmenſchen die Exiſtenz eines ganz allgemeinen, unbeſtimmten und phantaſtiſchen Unweſens Gegenſtand des Cultus und des Menſchenopfers. Selbſt in der humanſten *Religion* opfert der Menſch ſich dem Götzen, den er aus ſeinem Weſen ſich gemacht, er opfert ſeinen graden Verſtand der Verkehrtheit einer Phantaſie, die Vernunft der Verrücktheit, und die Verrücktheit iſt die totalſte Selbſtaufopferung, die es giebt. Im *Patriotismus*, der in ſeinem Volk keine freiconſtituirte Parthei hat, vertheidigt der Menſch eine verwahrloſ'te Wirklichkeit, indem er ſich einer eingebildeten Vortrefflichkeit zum *Opfer* bringt. Der Menſch würde *nicht geopfert*, wenn er mit Bewußtſein Parthei ergriffe, wenn er ſeinen eignen Zweck auf ſeine eigne Gefahr durchzuſetzen ſuchte; aber er iſt von vornherein geopfert, wo er nur zum Mittel dient, die Gefahr vor einem Götzen, deſſen Sturz ſeine eigne Rettung wäre, abzuwenden. Der Patriotismus iſt nothwendiger Weiſe die Abwendung von den Principien, der Humanismus die Anwendung derſelben. Die Abwendung der Principienkämpfe und ihrer Partheiung iſt *Aufopferung* des höchſten Gutes, der vernünftigen Entwickelung des

Menſchengeſchlechts; die Anwendung der Principien dagegen iſt — die Arbeit.

Dies iſt der Unterſchied. An die Stelle des Opfers der religiöſen Welt — und die ganze bisherige Welt iſt religiös — tritt die Arbeit der humanen Welt, der Cultus verwandelt ſich in Cultur. Der Menſch, indem er die neue wahre Welt erſchafft, arbeitet überall an der Erreichung ſeines Weſens, nie an der Wegwerfung ſeiner ſelbſt, er arbeitet an ſich ſelbſt. In dieſer Arbeit verzehrt ſich allerdings ſeine Exiſtenz, er wagt ſich immer an ſich ſelbſt, er ſetzt ſich ſelbſt aufs Spiel, wenn die Ereigniſſe dies Spiel herbeiführen. Aber er kämpft nie, wie der Patriot, für einen fremden Zweck gegen einen fremden Feind. Der Zweck iſt immer er ſelbſt, der Feind immer ſein eigner, der ſeiner Arbeit als ein Gegenſtand der Ueberwältigung entgegentritt. Das Opfer für den fremden Götzen wird zur Arbeit für den Menſchen ſelbſt, das Schlachtfeld zum Kampfplatz, der Rauſch des Fanatismus zum Feuer der Action. Nur im Namen des Götzen kann die Aufopferung des Menſchen verlangt werden. Nur ſeinen Schweiß, nicht ſein Blut hat der Menſch in menſchlichen Verhältniſſen für ſeine höchſten Zwecke zu vergießen. Im Schweiß der Arbeit löſ't die kalte Exiſtenz des Menſchen ſich zum warmen Leben auf. Das Blut des Opfers löſ't die Exiſtenz in den Tod, der Schweiß der Arbeit löſ't ſie ins Leben auf. Schweiß vergießen iſt demokratiſch, Blut vergießen ariſtokratiſch. Das kalte Blut der Ariſtokratie darf wohl verſpritzt werden, aber es zu verſchwitzen iſt unanſtändig. Das Wort „Schweiß" gilt für plebejiſch. Aber die Menſchenverachtung, die in dem Schimpfnamen „Pöbel" und „plebejiſcher Schweiß" liegt, ſetzt die Aufopferung des Menſchen voraus, ſie iſt religiös. Die Religion hat den Schweiß für die Wirkung ihres Fluches erklärt. Sie ahndete ihren Feind. Der Schweiß des Angeſichts zerſtört die Glorie der Religion, er bricht aus, wo das äußere Glorienfeuer ins Innere zurückgenommen und durch die Arbeit lebendig geworden iſt. Der Schweiß des Menſchen, in ſeiner eignen Arbeit vergoſſen, tritt an die Stelle des Blutes, welches für andere vergoſſen ward; und auch das Blut, welches in Zukunft vergoſſen wird, fließt nur als Schweiß in der allgemeinen Arbeit für die Verwirklichung des Menſchen.

Der Zufall, der die Adern ſtatt der Poren öffnet, gehört mit in die allgemeine Rechnung. Auch wenn er nicht mehr Princip der Geſellſchaft iſt, bleibt ihm der Einzelne in dem blinden Zuſammenſtoß der Dinge erreichbar. Den Zufall als Zufall nehmen, das eben heißt den *Begriff des Opfers* gänzlich beſeitigen. Wie bei dem Ausdruck Opfer und Arbeit, ſo wird man die altpatriotiſche Sprache überall auf ihren wahren Sinn zurückführen, wenn man der religiöſen That die einfach menſchliche, der verſchrobenen Forderung die wahre, ins Geleis der Vernunft zurückgerückte, entgegenſetzt.

17.

Das Militär als Prieſter und Opfer.

Wir haben den Patriotismus und ſeinen Opferdienſt Religion genannt. Das *Militär* iſt der Prieſterſtand dieſer Religion und zugleich das *Opfer*. Die Prieſter in jeder Religion haben das Menſchenopfer nicht nur an denen, die ſie zum Altar führen, ſondern auch an ſich ſelbſt zu vollziehn. Als Prieſter vollzieht der Soldat die Liebe und den Haß des Vatrioten und er thut dies, indem er ſich für den Patriotiſmus hinter ſeinem Rücken zum Opfer bringt. Aber auch ohne die Grenzhekatomben der Völkerſchlachten, auch ohne den Tod in der Schlacht opfert der Soldat alle ſeine Verhältniſſe, abſtrahirt er von ſeinen weſentlichen Zwecken, ergreift er den Müßiggang ſtatt der Arbeit, lebt er ein Mönchsleben der Entbehrung und des Cölibats. Ebenſo der chriſtliche Prieſter, auch der heutige, der ſich nicht mehr geißelt und verſtümmelt, iſt zugleich Opfer. Cölibat und Mönchsthum erklärt nur die Ertödtung des Fleiſches permanent, welche der Prieſter der Cybele ein für alle Mal vollzog. Aber die Aufopferung der Geſchlechtstheile, welche die heidniſchen und katholiſchen Prieſter, verrichten, iſt nur ſcheinbar das ärgſte; ſie bleibt immer nur ein partielles Opfer gegen die Aufopferung der Vernunft, worin der gebildete Prieſter ſeinen ganzen Menſchen hingiebt. Und wenn dieſer die Vernunft gebraucht, um die Vernunft zu verdammen, ſo vollzieht er das Opfer noch heute vor dem ſtaunenden Volke, wie einſt im Dienſte der großen Mutter ſeine Vorfahren. Die Jahrtauſende haben es nicht dahin gebracht, die Menſchenopfer aufzuheben und ſollten zuletzt die Prieſter auch nur ſich ſelbſt zum Opfer bringen, ohne das Volk mit ſich fortzureißen und ohne ſelbſt noch Religion zu haben. Doch verlieren wir unſern Gegenſtand nicht. Das Militär, welches von der Geſellſchaft abgeſondert iſt, der Militärſtand, ſteht im Dienſte eines fremden Weſens. Sein Dienſt iſt nicht ein Theil ſeiner allgemeinen geſelligen Arbeit, ſondern ein Opfer für ein Gemeinweſen, aus dem er ausgeſondert iſt. Das Gemeinweſen, welches nicht wirklich das allgemeine Weſen aller Arbeit iſt, trägt davon die Schuld, und weil alle Klaſſen der gegenwärtigen Welt in dem Zwieſpalt zwiſchen der eignen Arbeit und der Arbeit im Dienſte eines fremden Weſens ſtehn, ſo werden genau genommen alle fortdauernd geopfert. Beim Militär, dem Stande des Patriotismus, wie bei der Prieſterſchaft, dem Stande der Religion, iſt dies Verhältniß nur ſchroffer gezeichnet. Hier iſt das Opfer die einzige Arbeit. Dennoch iſt die Arbeit der bürgerlichen Geſellſchaft keine freie, nur in der Arbeit, worin man von ihr abſtrahiren kann, mit der man nichts gewinnen, nur einen rein menſchlichen Zweck der Vernunft, der Freiheit erreichen will, verhält man ſich frei. Die bürgerliche Geſellſchaft opfert überall den Menſchen ſeinem Bedürfniß, die weſentlichen Zwecke dem Zweck der Exiſtenz, die reelle, menſchliche Exiſtenz der kahlen, todten äußerlichen. Dieſe Arbeit der bürgerlichen Geſellſchaft nur für den Erwerb iſt Sklavenarbeit und Sklavenarbeit iſt Menſchenopfer.

18.

Bürgermilitär und zur Landwehr conſtituirter Patriotiſmus.

Die wahre Auflöſung des Militärs wäre die in die Arbeit der menſchlichen Geſellſchaft, die jetzt nur noch als Ausnahme geübt wird. Es wäre die Aufnahme des militäriſchen Müßiggangs oder der Friedensübungen in die Spielzeit des Menſchenalters und der militäriſchen Anſtrengung, ſofern die exiſtirende Barbarei den Krieg noch nöthig macht, in die allgemeine Arbeit der Staats-Geſellſchaft. Dies wäre denn wieder die Belebung einer todten Exiſtenz durch das Fluidum ihres wahren Weſens. Die Aufhebung des Militärs in die bürgerliche Geſellſchaft, wie ſie zum Beiſpiel Nordamerika erreicht hat, beweiſ't dagegen nur, daß damit kein Princip aufgehoben iſt. Die Demokratie realiſirt im Gegentheil den Patriotismus und nimmt ihm alle Illuſion bis auf die Vertheidigung der bürgerlichen Geſellſchaft ſelbſt. Den Krieg aller Sonderintereſſen, als Geld gegen Geld, gegeneinander, das Princip des bezahlten und verkauften Menſchen, ja, ganz conſequent die wirkliche Sklaverei — dieſe ganze proſaiſche Abſtraction von dem Weſen des Menſchen vertheidigt der Amerikaner als bürgerlicher Soldat, und dieſen Inhalt, der ſeinem Humanismus ins Geſicht ſchlägt, muß er mit Patriotismus gegen die Fremden aufrecht erhalten. Die Aufhebung des Militärs in die bürgerliche Geſellſchaft kann die Fehler der bürgerlichen Geſellſchaft nicht verbeſſern. So iſt ebenfalls in Preuſſen der Patriotismus als Landwehr conſtituirt. Dieſe Landwehr hat gar keinen Werth für die Freiheit und gar keinen andern Inhalt, als den Patriotismus der Unabhängigkeit, d. h. ſie hat nichts zu denken und noch viel weniger etwas anders zu thun, als im vorkommenden Fall das Land, des Landesherrn, d. h. das Privateigenthum des Königs und ſeiner Mitbeſitzer zu vertheidigen. Wo übrigens die Officiere noch einen eignen Stand und den ſtehenden Stock der Armee bilden, wo eine Armee fortdauernd unter Waffen ſteht, da iſt das Militär noch nicht civiliſirt. Die Civiliſirung des Militärs oder die Aufhebung des Militärs in die bürgerliche Geſellſchaft iſt daher immer ſchon ein großer Schritt, er iſt das Aeußerſte, was auf der Baſis der alten Welt erreicht werden kann. Denn das Militär iſt ein Inſtitut, welches die Trennung des Menſchen vom Menſchen, die Feindſchaft der Völker gegen die Völker, des politiſchen oder regierenden Menſchen gegen den regierten, die Gewalt ſtatt der Vernunft zur Vorausſetzung hat. Legt man nun die politiſche Gewalt ins Volk, ſo hebt man die Vorausſetzungen des abgeſonderten Militärſtandes bis auf den techniſchen Stock des Inſtituts auf; aber die Miliz, die nun entſteht, wird erſt recht alle Bornirtheit des Patriotismus zur Blüthe bringen. Der Geiſt jedes Militärs iſt der Patriotismus, der die Feindſchaft der Völker proclamirt, er iſt aber auch die conſervative Barbarei, die den Cultus des unvernünftigen Beſtandes der Dinge gegen die Forderung der Menſchheit, die von ihm erdrückt wird, mit Gewalt aufrecht erhält und es iſt nun zuletzt einerlei, ob die bürgerliche Geſellſchaft dieſe Gewalt in eigner Perſon oder durch einen permanenten Ausſchuß ausübt. Der höchſte Gipfel, den dies Princip erklimmen kann, iſt der Militärſtaat, der das Militär ſelbſt und durch das Militär die ganze übrige Geſellſchaft ſeinem Götzen, dem Militärchef zum Opfer bringt, wie in Preußen und Rußland. Wir haben ſchon geſagt, daß die preußiſche Landwehr nur der conſtituirte Patriotismus iſt; man könnte die ganze preußiſche Verfaſſung aus dieſem Geſichtspunkt auffaſſen und ſie erklärt ſich mit ihrer Beamten=Aſceſe und Landjunkerbaſis nur aus ihm. Sie galt auch darum, ſo lange man noch den Patriotismus als Freiheit empfand, für eine freiſinnige, und ihre Volksbewaffnung hat ſogar den Engländern und Franzoſen imponirt. So meinte die Times, in einem Lande, wo jedermann Soldat iſt, ſei es gewagt, die Organe der öffentlichen Meinung zu unterdrücken. Es wäre gewagt, wenn jedermann dächte, es iſt nichts dabei gewagt, wenn nur jedermann Soldat iſt.

19.

Preußiſcher und deutſcher Patriotismus.

Iſt in Preußen durch den Patriotismus nur die Conſtitution der conſervativen Barbarei erreicht worden, ſo hat es Rußland noch nicht einmal bis zum Patriotismus gebracht. Der Patriotismus iſt der Volksgeiſt in ſeinem Selbſtgefühl, wie es nun auch ſei. Rußland hat gar keinen Geiſt, auch nicht die Begeiſterung für die Landesgrenzen und den Landesherrn. Der Ruſſe hat einen unmittelbaren Herrn und höchſtens Religion. Der Krieg Rußlands gegen Napoleon war Religionskrieg. Allerdings hörte er nicht auf, es zu ſein, als er ſich nach Deutſchland zog, aber die Religion nahm hier nun die Form des Patriotismus an. „Mit Gott für König und Vaterland!“ iſt die Deviſe des deutſchen Patriotismus von **1813**, dafür begeiſterte man ſich, und ſelbſt die Freiheit, die man damals im Munde führte, obgleich ſie nur apokryphiſch vorhanden und von dem König von Preußen eigenhändig aus der Deviſe geſtrichen war, bedeutete nichts weiter, als was jene königliche Verbeſſerung, nur deutlicher, auch ſagt, die Befreiung des Königs und ſeines Landes von den Franzoſen. Der Ruſſe, der nach Deutſchland kam, war nicht patriotiſch erregt, er brachte keinen Enthuſiasmus, ſondern nur ſeine Rohheit und ſeine andächtige Unterwürfigkeit mit. Der Deutſche dagegen enthuſiasmirte ſich für Volk und Vaterland und dachte ſich beides als den Inbegriff alles Schönen und Großen. Nun iſt es zwar richtig, dies Volk und dieſes Vaterland war nur eine Verheißung der Dichter, eine zukünftige Welt, eine reine Phantaſie, nicht beſſer alſo als der Himmel der Religion: es giebt kein deutſches Volk, nur eine Revolution könnt' es ſchaffen; — aber der Enthuſiasmus, der ſeinen Gegenſtand nicht gefunden hat, ſuchte ihn doch auf dieſer Welt, es war ſeine eigne Welt, das deutſche Volk. Es gab eine deutſche Literatur, warum ſollte es nicht auch ein deutſches Volk geben können? Arndt rief aus:

So weit die deutſche Zunge klingt
Und Gott im Himmel Lieder ſingt,

ſoll Deutſchland ſein. Dieſe Realität hielt nicht Stich, das exiſtirende, ſprechende, ſingende Volk wurde kein politiſches, freies, wirkliches Volk, und als es ſich zeigte, daß in der Gegenwart der Patriotismus ſeinen Gegenſtand vergeblich ſuchte, wandte man ſich zur Vergangenheit, zur Herrlichkeit und Größe der deutſchen Geſchichte. Auch hier betrogen, denn die deutſche Geſchichte iſt gewiß keine menſchliche Freiheit, iſt der deutſche Patriot inne geworden, daß die kahle, proſaiſche Exiſtenz unvernünftiger Zuſtände der Inhalt jener Grenzen iſt, die er mit ſeinem Blut erkaufte. Wir haben geſehn, was die Folge davon war. Man erhob die Exiſtenz zum Princip und die Heiligkeit alles Beſtehenden zur Parole. Der deutſche Patriot hat ſich auch dieſen Inhalt und dieſe Deviſe gefallen laſſen. Dahin iſt es mit dem deutſchen Patriotismus gekommen und dahin mußte es kommen. Der deutſche Patriotismus war von Anfang an gegen die Zukunft, gegen die Revolution und gegen Frankreich, das Land der Revolution, gerichtet. Er kommt aus Rußland. Sein Geburtshelfer iſt die ruſſiſche Nationalreligioſität, die Andacht der Unterwürfigkeit und er ſelbſt iſt nichts anders als der religiöſe Enthuſiasmus für die Nationalität und darum die Unterwerfung unter das Deutſchthum. Der Patriot unterwirft ſich von vornherein, wie er ſich von vornherein opfert, indem er ausruft: nicht mit freiem Bewußtſein für mich und meine menſchliche Beſtimmung, ſondern „mit Gott für König und Vaterland!" d. h. wir wollen die Franzoſen vertreiben, dann ſind wir frei, dann haben wir unſer Vaterland wieder. „Der deutſche Michel, der ſein Vaterland ſucht" und es für den König findet. Die Ruſſen haben kein Vaterland und ſuchen auch keins, ſie haßten darum auch die Franzoſen nicht, ihr Gott und ihr Winter haben den Feind vernichtet. Die Deutſchen von 1813 haßten die Franzoſen und ſuchten durch ihre Vertreibung ein Vaterland zu gewinnen. Das Vaterland war das Land ihrer Landesväter, die „Freiheit Deutſchlands" nichts als eine Phantaſie Deutſchlands. Der Haß der Franzoſen im Intereſſe ihrer Landesväter und im Bündniß mit Rußland und Oeſtreich iſt das „Volksgefühl" der Deutſchen, der bekannte Ausdruck: „wir laſſen uns kein Dorf nehmen!" und „ſie ſollen ihn nicht haben!" ihr „Vaterlandsgefühl". Sie reden und fühlen, ſie dichten und denken im Namen ihrer Herren und Gebieter, die die Dörfer und Flüſſe haben. Das Elſaß der Franzoſen ärgert ſie, die deutſchen Oſtſeeprovinzen der

Ruſſen, die Beſitzungen der Dänen und der Holländer in Deutſchland oder Helgoland unter England genirt ſie nicht. Sie haſſen nur die Franzoſen und wenn ſie die Ruſſen nicht lieben, ſo iſt doch der gemeinſame Despotismus ein enges Band mit ihnen, und der Gehorſam ihrer Regierungen gegen den Zaren eine Thatſache, die ſie täglich empfinden. Die Unterdrückung der Preſſe auf Rußlands Vorſtellungen, die Preußen, die ungeſtraft nach Sibirien geſchickt wurden, die Erneuerung des Cartelvertrags — und dies erniedrigende Verhältniß empört niemand, im Gegentheil, die Allianz der barbariſchen Völker und die materielle Wucht derſelben iſt das Einzige, womit die leere und phantaſtiſche deutſche Nationalität ihr Selbſtgefühl gegen Frankreich aufrecht erhalten kann. Da das deutſche Volk nicht exiſtirt und die exiſtirenden deutſchen Völker ohne Freiheit und politiſches Bewußtſein exiſtiren, ſo kann der Deutſche ſich das Gefühl ſeiner Exiſtenz nur von Außen holen. Allerdings iſt die Illuſion des Deutſchthums und das Spiel, welches die einzigen politiſchen Realitäten in Deutſchland, die größten Gutsherren, ſich mit ihm erlaubt, längſt aufgedeckt, und eine Wiederholung des alten Patriotismus in der Nation nicht denkbar; den nächſten Krieg müſſen ſie ohne Patriotismus führen. Die Illuſion aber, als wäre das Verhältniß noch immer das alte, wird von den Epigonen der Freiheitskriege, einer ziemlich ausgebreiteten und ſehr brutalen Parthei, die jetzt das Heft in Händen hat, unterhalten, indem ſie die Literatur und Journaliſtik, die ſie gänzlich monopoliſirt hat, als die Oeffentlichkeit des deutſchen Volks proclamiren läßt.

20.

Die patriotiſchen Epigonen und ihre Doctrin.

Ihre Doctrin iſt alt, ja ſie iſt veraltet, wir müſſen ſie hier aber unſers Themas wegen wiederholen. Sie ſagen: „wir fürchten Frankreich, den Reichsfeind an der Grenze, der unſre Provinzen haben will; wir haſſen Frankreich, den Repräſentanten der Revolution, der uns wider unſern Willen befreien will; und wir wollen in allen Dingen anders ſein, als die Franzoſen, denn wir ſind eine andere Raçe, wir ſind Germanen und jene ſind Romanen.“ Einer der Verrückteſten in der Parthei erklärt die Franzoſen gradezu für Affen.

Der Patriotismus der Epigonen, — die Studenten traten zuerſt als der Nachwuchs der Freiheitskriege auf — erweckte im Anfang einige Sympathie im Volke. Er war damals in der Oppoſition, als der Sohn vom Hauſe, den man vor die Thür geſetzt, und er ging in ſeinem Zorn bis zur Conſpiration und Revolte fort, er zog den Degen gegen die kahle Realität des Despotismus, um die Illuſion der Nationaleinheit durch eine Revolution zur Wahrheit zu machen und eine eben ſo illuſoriſche, nämlich eine ſpecifiſch germaniſche Freiheit zu erzeugen. Selbſt die Revolutionärs unter den Patrioten wollen und kennen die Freiheit nicht, ſie ſind deutſch und knechtiſch geſinnt, Feinde der deutſchen Philoſophie aus Ignoranz und der franzöſiſchen Revolution aus deutſcher Biederkeit. Dazu ſind ſie nun plötzlich mit all ihren Theorieen legitim geworden und nur noch de facto Revolutionärs. Der deutſche Patriotismus iſt endlich mit all ſeinen Illuſionen und hohlen Redensarten ſogar auf den Thron gekommen und, ſo weit es einem ſolchen Geſpenſt möglich iſt, zur Regierung gelangt.

21.

Die Patrioten als conſtituirte Reaction.

Er proclamirt nun die Einheit Deutſchlands als eine realiſirte und die gegenwärtige Verfaſſung Deutſchlands als die germaniſche Freiheit. Alle ſeine Jugendträume ſind dem Patrioten in Erfüllung gegangen, nur eins möchte er noch erreichen. Um auch die Erinnerung an ſeine revolutionären Ausſchweifungen los zu werden, löſ'te er jetzt ſeinen deutſchen Patriotismus gern in chriſtliche Religion auf. Erſt in der Andacht der totalen Unterwerfung laſſen den Deutſchen ſeine Träume von menſchlicher Freiheit das Glück genießen, daß die Wirklichkeit ſchön iſt, weil ſie deutſch iſt. Indeſſen, mit dieſen Träumen verliert der Menſch immer ſeine Kraft, ſie waren die Locke Simſons, mit der er den Philiſter überwindet. Dies iſt auch das Schickſal der deutſchen Patriotenparthei. Seitdem ſie ganz mit der Reaction und dem despotiſchen Regiment zuſammenfällt, iſt ihre Kraft dahin. Man hat ihre Illuſionen für Betrug, die deutſche Einheit für Zerfall, die Freiheit für Unterdrückung erkannt; und der Patriotismus der Epigonen iſt nur noch eine ohnmächtige Erinnerung.

Die Parthei fühlt dies ſelbſt. Sie legt daher viel mehr Gewicht auf Religion, Polizei und Conſpiration, als auf nationale Aufregung. Die Verſchwörungen haben nicht aufgehört, aber ſie haben aufgehört hochverrätheriſch zu ſein, ſie ſind officiell geworden; und nie iſt eine jeſuitiſch-abgefeimte Leitung mit einer ſtupid fanatiſchen Abſtufung durch faſt alle Regierungen und Regierungsmittel hindurch enger verſchworen geweſen, als jetzt; nie ſind die edelſten und letzten Formen der Freiheit ſchamloſer zerſtört worden, als in dieſem Augenblick. Ja, der Despotismus und die Reaction hat ſogar Verräther im Lager der Philoſophie ſelbſt gefunden und ſie zur Myſtificirung der Welt, zum Meuchelmorde des Geiſtes ſelbſt gedungen. Und ſo frech ſind ſie geworden, daß ſie dort, wo ſie nicht unmittelbar regierten, ſogar kleine Revolutionen und Emeuten gewagt und durchgeführt haben — große Momente, wo die Conſpiration die Möglichkeit erprobt, daß ſie im äußerſten Falle denn doch noch durch national-religiöſe Aufregung zu wirken vermögen.

22.

Die Confuſion des Schweizer Nationalismus.

Die Züricher Septemberrevolution von 1839 macht eine ſolche Probe, während für gewöhnliche Zeiten und namentlich für die gedeihliche Conſtitution Deutſchlands anſtatt des Patriotismus und der nationalen Aufregung ſchon der nationale Charakter ausreicht. Dieſer ſcheint der reactionären Doctrin aber auch ſo unumgänglich nöthig, daß ihn ſogar die Schweizer angenommen haben, die Schweizer, die alles andere eher haben könnten, als das myſtiſche Gut des Volksthums. Ein Schweizer, Namens Bluntſchli, in Zürich zugleich als Profeſſor des hiſtoriſchen Rechts und als Politiker des Septemberrechts von 1839 bekannt, hat als angehender Rector der Univerſität eine Rede gehalten, aus der uns die Augsb. Allg. Zeitung vom 22. Februar 1844 unter andern folgende merkwürdigen Worte mittheilt: „Die Univerſität Zürich muß immer mehr ein nationales Inſtitut werden. Nur ein vorzugsweiſe nationales Inſtitut kann unter einem Volke, das, wie die Schweizer, einen entſchieden *nationalen* Charakter hat, für die Dauer Feſtigkeit erlangen.“ Noch nationaler als national und ein *Volk*, das einen *nationalen* Charakter hat! So leſen wir; dürfen wir unſern Augen trauen? Man muß die Schweizer Conſervateurs kennen, um es für möglich zu halten, daß eine ſolche Sprache noch einen Sinn haben könne. Er iſt der abſurde Inhalt des Patriotismus, die myſtiſche Eigenthümlichkeit auf eine abſurde Formel gebracht. Er will ſagen, die Zopf-Schweizer können die Fremden nicht leiden und ſetzen allem Fremden, ſelbſt der Gelehrſamkeit eines auswärtigen Profeſſors den Haß ihres Schweizerthums entgegen. Worin beſteht nun die Nationalität dieſes „vorzugsweiſe nationalen Volks?“ Die Deutſchen reden doch ihre eigne Sprache; die Schweizer reden alle möglichen fremden und reden ſie ſchlecht. Die Deutſchen haben doch alle Eine Verfaſſung, den Despotismus; die Schweizer haben in jedem Canton eine andere, ſogar an einem Könige fehlt es ihnen nicht, und in Luzern regieren die Jeſuiten das ſchweizeriſche Paraguai. Was iſt alſo die Nationalität der Schweizer? Ihre Nationalität iſt die, keine zu haben, und ihre Eigenthümlichkeit grade die Mannigfaltigkeit von tauſend und abertauſend Localcapricen. Dieſe vollkommenſte Auflöſung der phyſiſchen und politiſchen Nation, dieſen Mangel aller Einheit der Form (man müßte denn die Tagſatzung eine Einheit nennen), wie aller Einheit des Princips, ja, dieſen Krieg aller Formen und aller Principien gegen einander, — das nennen ſie Schweizerthum, das iſt das *Nationale*; und wenn die Nationalität in dieſem Mangel aller Nationalität beſteht, in dieſer naturwüchſigen Confuſion, in dieſer abſoluten Ohnmacht, zu einem gemeinſamen Geiſte, zu einer auch nur leidlich gleichmäßigen Bildung zu gelangen und dadurch unter andern Völkern als eine eigenthümliche Maſſe etwas zu bedeuten — dann allerdings iſt es wahr, „die jetzige Schweiz hat einen vorzugsweiſe nationalen Charakter". Herr Bluntſchli, ſo beſchränkt er iſt, kennt dieſen Vorzug, einen Zuſtand, den jeder Freund der Schweiz hinwünſchen ſollte, wo der Pfeffer wächſt. Die Reaction in der Schweiz, welcher Bluntſchli eifrig dient, finden wir eng verbunden mit Deutſchland, ſie iſt weſentlich deutſch, ſeitdem das Deutſchthum ſich förmlich zur Reaction conſtituirt hat. Der Schweizer Nationalismus iſt der Sohn des deutſchen, aber der in Confuſion ausgeartete.

Die Nationalitätsmyſtik, die ſich in Deutſchland erzeugen mußte, weil das Volk nicht zu erreichen war und man es doch nicht aufgeben wollte, mußte in der Schweiz noch unendlich myſtiſcher und myſteriöſer werden, da ihren drei Völkern ſogar die Möglichkeit des Einen Volksthums abgeht, während es Deutſchland nur an der politiſchen Einheit fehlt. Der Deutſche findet in den vielen Staaten die deutſche Einheit und in dem Einen Despotismus die deutſche Freiheit — eine etwas ſtarke Phantaſie allerdings, aber die des Schweizers iſt doch noch ſtärker: er findet in den drei Nationen die Eine Nationalität und in der unendlichen Getheiltheit der Verfaſſungen das Individuum der Schweiz und ſeine Eigenthümlichkeit. In jedem Canton, in jeder Stadt, in jedem Dorf und auf jeder Alp vor allen Dingen ein eigenthümliches Leben, Natur, Natur! Die Eigenthümlichkeit des Naturwuchſes iſt die fixe Idee dieſer Zuſtände und ihrer Träger, und da Freiheit des Menſchen und natürlicher Zerfall der Naturſöhne ſich ſtreiten, ſo ſoll die Eigenthümlichkeit jedes widerſpenſtigen Atoms ſeine Widerſpenſtigkeit rechtfertigen. Wir haben im Großen von dieſer Anſicht geſprochen. Hier wird nicht blos die

Exiſtenz, hier wird die Caprice derſelben zum Princip gemacht. Dieſer eigenthümliche Nationalitätsbegriff iſt im Stande, die Heugabeln der Bauern gegen den Fremden, der mit neuen ketzeriſchen Principien heranrückt, in Bewegung zu ſetzen, aber nicht mächtig genug, um aus disparaten und naturwüchſig verunſtalteten Elementen eine Nation zu machen.

23.

Die Einfalt des deutſchen Patriotismus.

Der deutſche Patriotismus, eben ſo unfähig, eine Nation zu Wege zu bringen, als der ſchweizeriſche Nationalismus, ſagten wir ſei klarer; ſeine theoretiſche Aufgabe erſchöpft ſich in der einfachen Forderung, nicht Franzoſe zu ſein, ſeine praktiſche, die er ſeit vielen Jahren hinter ſich hat, in Franzoſenfreſſerei. Die Augsburger Allg. Zeitung verdient auch hier benutzt zu werden, ihre Belege haben den Vorzug neu zu ſein, wenigſtens zu beweiſen, daß ſich eine veraltete Sache bis in die neuſte Gegenwart herauf zu halten vermocht. Am 24. Februar 1844 verbreitete ſich die Redaction ſelbſt über Louis Blancs Aufſatz: „die intellectuelle Allianz Deutſchlands und Frankreichs". Zuerſt iſt Louis Blanc in jenem Aufſatz religiös und findet, daß die jetzige deutſche Kritik der Religion nur eine Rückkehr zum 18. Jahrhundert der franzöſiſchen Literatur ſei. Dieſer Irrthum, der in Frankreich allgemein iſt, rührt davon her, daß die heutigen Franzoſen ihr 18. Jahrhundert vergeſſen und unſre neuſte Philoſophie noch nicht haben kennen gelernt. Es ſind viel Ideen untergegangen, und es ſind andere, die eben ſo viel werth ſind, in den Köpfen unſerer Alliirten noch nicht aufgegangen. Sie ſind daher religiös und kämpfen praktiſch mit der Religion, mit den Jeſuiten und den übrigen politiſchen Geſtalten jener Welt, anſtatt der Sache, die eine Theorie iſt, auch theoretiſch beizukommen. Dies iſt nun ganz der Fall derjenigen Deutſchen, die dem 19. Jahrhundert angehören, ohne die Philoſophie deſſelben zu kennen. Die Redaction der Augsburger Allg. Zeitung iſt ſo gut religiös, als Lamartine, Lamennais, Pierre Leroux und Louis Blanc es iſt; und doch redet ſie gegen dieſe Männer. Sie giebt ebenfalls „die Conſequenzen des Hegelianismus der äußerſten Linken" (von Feuerbach, der den Menſchen zum Princip macht und den Hegelianismus für Theologie erklärt, hat ſie noch nichts vernommen) nicht zu; Louis Blanc geht noch weiter, „er warnt ſogar davor“, und dennoch rümpft die Redaction die Naſe! Warum? Die religiöſen Franzoſen ſind aus denſelben Gründen nicht für Hegel, nicht für Strauß und die Linke, nicht für Feuerbach und den Humanismus, aus denen der Redacteur der Augsburger Allgemeinen Zeitung nicht dafür iſt, weil ſie den Verlauf und den Inhalt dieſer Unterſuchungen nicht kennen. Warum iſt alſo der Redacteur gegen die, mit denen er übereinſtimmt? Weil ſie *Franzoſen* ſind.

Ferner verdenkt es die Redaction der Augsburger Allgemeinen Zeitung Louis Blanc, „daß er, ohne ein Wort deutſch zu verſtehn, ſich über Kant, Fichte, Hegel zu Gericht ſetzt“, — und die Redaction? Sie verſteht deutſch, ſie verſteht vielleicht alle deutſchen Worte, aber von der deutſchen Philoſophie verſteht ſie dennoch kein Wort; ſie iſt alſo jedenfalls noch übler daran, als Louis Blanc, wenn ſie über dieſen Gegenſtand zu reden hat. Sie läßt ſich daher auch fortdauernd einen Berliner Taſchenſpieler als den König der Philoſophen verkaufen. Und von wem? Von irgend einem Schwaben oder von irgend einem Berliner. So namenlos dieſe Jünglinge ſind, ſie ſind ihr Autorität; aber „Louis Blanc hat für ſie keine Autorität", ſelbſt da nicht, wo er ihren Helden lobt. Warum nicht? Weil er ein Franzoſe iſt.

So weit alſo geht der Widerwille gegen die Franzoſen, daß die Redaction gegen ſie ſtimmt, ſelbſt wenn ſie mit ihnen übereinſtimmt, daß ſie ihr keine Autorität ſind, ſelbſt wo ſie ſie für ihre Lieblingsmeinungen citiren könnte! Ja, ſie geht noch weiter, ſie nimmt ſogar die deutſchen Philoſophen, die von den ſchlauen Franzoſen gemißbraucht und ausgebeutet würden, in Schutz und „bedauert ihre Unerfahrenheit in ſolchen Händen". Sind dieſe franzöſiſchen Männer nicht fromm, und ſind die deutſchen Philoſophen nicht gottlos, ſind ſie nicht für die Conſequenzen der deutſchen Philoſophie, und ſind die Franzoſen nicht dagegen? Müßte die Redaction alſo nicht umgekehrt jene religiöſen Männer gegen die deutſchen Philoſophen in Schutz nehmen? Warum thut ſie es nicht? Weil es Franzoſen ſind.

Nur eins, ſo ſchließt die Redaction ihre Anmerkung, eine Anmerkung, die alle ihre andern Anmerfungen in ſich enthält, denn ſie hat, wie ein Pferd in der Mühle, nur immer dies eine zu bemerken, wo der Pfahl des Patriotismus ſteckt, um den ſie ſich dreht, — „nur eine beachtenswerthe Lehre enthält jener Artikel. Sogar bei der Alliance intellectuelle will Louis Blanc die Rheingrenze. Das mit einigen andern Kleinigkeiten von gleichem Belang wäre alſo der Preis jener Alliance.“

Wer hat den Preis zu zahlen? Herr Kolb? nein! Herr Altenhöfer, ſein Mitredacteur? auch nicht! Aber dieſe Patrioten ſagen und fühlen mit ihren Herren und den Herren der Rheinprovinzen: „Wir geben kein Dorf von Deutſchland her!“ Sie reden, als exiſtirte das heilige römiſche Reich deutſcher Nation noch immer und als wäre jeder von ihnen Reichskanzler. Sie ſagen: „ich geb' es nicht her; ich will ſo ſchöne Provinzen nicht verlieren“. Eben ſo will auch Louis Blanc und der National den Rhein haben, weil ſie Patrioten ſind und weil ihnen der Kaiſer und das Reich noch im Kopf ſtecken. Die Patrioten hüben und drüben klammern ſich an die Vergangenheit an. Denn ihre Zeit iſt um. Nicht die Völker haben Terrain zu gewinnen und zu verlieren, ſondern die Principien, und dieſe ſetzen ſich keine Grenzen.

Die Patrioten von 1813 und 15 wollen noch fechten; ſie haben blutige Träume und rufen wie der alte Capulet: „Wo iſt mein langer Degen? Frau, gieb mir meinen langen Degen her!“ Die franzöſiſchen Patrioten wollen die Verträge von 1815 zerreißen und die Ufer des Rheins wieder erobern. Warum nehmen ſie ſie nicht? Weil ſie die Ufer der Seine nicht im Beſitz haben. Das jetzige Frankreich hat officiell das Syſtem der Fremde in ſich aufgenommen, es erobert nicht, es iſt ſelbſt erobert. Das Frankreich, welches die Principien der univerſellen Befreiung aller Menſchen noch einmal zu den ſeinigen machte und glücklicher als das erſte Mal in ſich realiſirte, würde keine neuen Grenzen brauchen, um die Welt zu gewinnen. Nicht die Grenze, ſondern der eigne Kern iſt die Quelle der Macht, nicht die Schranke des Landes, ſondern die Schranke des Kopfes iſt zu beſeitigen, nicht ein neuer Völkerkampf, ſondern der Streit der Principien iſt auszufechten, der Patriotismus alſo nicht aufzuregen, ſondern in die Principienfragen aufzuheben. Trachtet am erſten nach der Freiheit, ſo wird euch das andere alles von ſelbſt zufallen. Es giebt nur Ein Gebiet, das erobert werden muß, das ihrige. Das Vaterland der Freiheit iſt das einzige, für das ein denkender Menſch ſich erwärmen kann, und der geächteten Freiheit ein Vaterland zu erobern, das iſt die einzige Eroberung, auf die er denken darf. Dieſe Aufgabe kann ſich wiederholen; die Völker haben jetzt für einander einzuſtehn. Ein Syſtem, Eine Richtung der Zeit durchdringt ſie alle, ſo weit die Civiliſation reicht. Wie ſie alle dem jetzt herrſchenden Syſtem, — in dem die Sachen höher ſtehn, als die Menſchen, und die Menſchen wie Sachen verwaltet werden, — unterworfen ſind, ſo iſt das neue Syſtem ihre gemeinſame Aufgabe. Nichts iſt ſchwieriger, als die Humaniſirung der Civiliſation, nichts iſt gewiſſer, als daß ſie vorgenommen werden muß. Die Zeit bringt Roſen.

24.

Der Patriotismus der drei freiſten Völker.

„Mein Land iſt das Land der Freiheit!“ ein gerechtes Selbſtgefühl! aber Freiheit iſt ja nicht Eines

Landes Eigenthum. Der Patriotismus der Franzoſen der Engländer, der Nordamerikaner hat daher den gemeinſamen Sinn, daß er ein Princip der Freiheit einſchließt, und dies hat er vor dem der Deutſchen voraus. Sind die Deutſchen mit den Barbaren gegen die freien Völker im Bündniß, ſo ſind dieſe Völker für ihre Principien im Gegenſatz zu den Barbaren. Mit der Bildung und Befreiung der Völker kommt dieſer Gegenſatz nothwendig zum Vorſchein. Schon Thucydides ſagt: „Homer habe das Wort Barbar noch nicht gebraucht, weil ſich die Hellenen noch nicht unter Einem Namen, als ihren Gegenſatz ausgeſchieden.“ Dem Convent war die Fremde und die Coalition die Welt der Barbaren, welche der Freiheit ſelbſt den Krieg machten. Die Marſeillaiſe ſchildert ſie wie wilde Thiere; und dieſe Anſicht war richtig, obgleich Göthe im Gefolge des Herzogs von Braunſchweig war, und ſie wird wieder richtig ſein, ſobald in Frankreich das Princip einer neuen Epoche bekämpft wird. Die Franzoſen, Engländer und Nordamerikaner ſind die freiſten Völker, ſie haben Urſache zum Selbſtgefühl, zum Stolz auf ihre Geſchichte; dennoch iſt der Patriotismus dieſer freiſten Völker nur der Ausdruck ihrer

Bornirtheit, ſo lange ſie ſich nicht gradezu mit einem Princip der Menſchheit identificiren können, und zwar mit einem kämpfenden, von der Barbarei bedrohten.

25.

Der Patriotismus der Engländer.

Worauf ſind die Engländer ſtolz? Auf ihre Herrſchaft über wilde Völker? Wenn ein Princip darin iſt, ſo iſt es nicht ehrenvoll. Die ganze See- und Weltherrſchaft beruht auf dem Handel, auf dem Eigennutz, auf der Ausbeutung der Welt. Es iſt die großartigſte Form der Civiliſation oder der bürgerlichen Geſellſchaft, aber auch die ſchneidendſte, die mit Kanonen ihren Opiumhandel aufrecht erhält, eine Civiliſation, die von den Aſiaten, die ſie beherrſcht, nicht ganz mit Unrecht Barbarei genannt wird. Was beweiſ't die See- und Weltherrſchaft? Die rohe Macht der Civiliſation. Aber vielleicht beruht das Selbſtgefühl der Engländer auf ihrer Volksfreiheit im Lande? Das Volk iſt ſo wenig frei, daß es kaum im Lande leben kann; der Adel und die Reichen ſind aber kein Princip der Freiheit, im Gegentheil der Unterdrückung.

Die herrſchende Klaſſe beutet England aus, wie ſie Indien und China ausbeutet; ſie richtet das arme Volk zu Grunde, in Irland und in England ſtirbt es vor Hunger und Elend, und alles das im Dienſt der Lords und Fabrikanten. Dieſe menſchenfeindliche Klaſſe herrſcht, ſie iſt mächtig, und dieſer engliſche Nationalſtolz hat allerdings mehr Inhalt, als der deutſche Patriotismus. England agirt als Nation und iſt die mächtigſte auf der Erde, ſo lange Frankreich nicht zu ſich ſelbſt oder Nordamerika zu ſeinen Jahren kommt; aber die Macht Englands iſt die rohe Macht, die Rohheit des alten Germanismus, der die Welt beſitzen will, der alten Gefolgsmänner, die Land und Leute unter ſich theilen. Und dieſe Macht, dieſe Erfüllung des widerwärtigen germaniſchen Realismus, dieſes Bewußtſein des Löwen und des Einhorns wäre eine gerechte Urſache zum Selbſtgefühl und zum Stolz einer Nation? Beſchämt ſollte England ſein über die bodenloſe Verwahrloſung des Menſchen nicht nur in England und Irland, ſondern in ſeinem ganzen Reich, wo die Sonne über den Heloten nicht untergeht. Kein Patriotismus hat es nöthiger, in Humanismus aufgelöſt zu werden, als der engliſche, und keiner ſcheint dieſer Auflöſung näher zu ſein. Der engliſche Socialismus iſt das Kind des craſſen engliſchen Realismus und der Vater alles Socialismus. Niemand hatte mehr Recht, ſein Vaterland ein Stiefvaterland zu nennen, als der verwahrloſ'te Menſch im reichen England; er hat es gethan, und ſeine Klage iſt anhängig bei dem Geſchwornengericht ſeiner Peers in der ganzen Welt der Geſchichte.

20.

Der nordamerikaniſche Patriotismus.

Von dem engliſchen wenden wir uns zu dem nordamerikaniſchen Patriotismus. Er iſt der demokratiſche Stolz. Das Volk ſelbſt herrſcht nur hier. Es herrſcht über die Wilden, über ſeine Sklaven, es kämpft mit der Natur, es nimmt die Welt in Beſitz durch Handel, Schifffahrt und Coloniſation; aber mittelſt der Civiliſation Beſitz zu ergreifen, das hat es von ſeinem engliſchen Urſprunge und von ſeiner deutſchen Natur. Der entfeſſelte, völlig blosgelegte Egoismus iſt vom ſtärkſten Selbſtgefühl begleitet, die Freiheit des Demos iſt ſeine gänzliche Herrenloſigkeit, aber er iſt ſelbſt Herr. Die

Vertreibung der Wilden, der Beſitz der Schwarzen und ſonſt der Kauf und Verkauf von allem, was exiſtirt, iſt eine Aeußerung ſeiner Kraft und Herrſchaft. Die Macht und Geltung der Nation iſt die Macht der Demokratie, die Macht des völlig entfeſſelten Civiliſationsmenſchen, und dieſe Macht iſt noch fortdauernd im Wachſen, ſie nimmt ihr Selbſtgefühl aus dieſem Aufſchwung. Aber der Demos macht ſich in ſeiner ganzen Naturwüchſigkeit zum Princip, und wenn er dem politiſchen Druck Altenglands und Deutſchlands entwandert iſt, den Druck ſeiner eignen inhumanen, rohen Natur und der disparaten, auf den Zufall geſtellten Geſellſchaft, den ewigen erbitterten Kampf aller gegen alle hat er deſto empfindlicher bei ſich zu Hauſe. Die Selbſtſtändigkeit und der Kampf der Vereinzelten gegen einander, eine Concurrenz, wobei ſie ſich ſelbſt in die Luft ſprengen, ein Krieg, der einmal ſogar bis zum Duell auf Locomotiven geführt haben ſoll, iſt von Jugend auf die Welt des Nordamerikaners. Schon ſein Friede bildet ihn für den Krieg, er kämpft und erobert immer, ſowohl im Gewühl ſeiner Handels- und Gewerbswelt, als in der Coloniſation der wilden Natur und im Conflict mit wilden Völkern und Beſtien.

Aber dieſer Friedenskrieg und ſeine Rohheit, ſeine Kraft und ſeine ungeheuren Erfolge ſind immer ein ſehr inhumaner Grund des nordamerikaniſcher Patriotismus. Seine Bornirtheit macht ſchon jeden gebildeten Europäer, der einigermaßen Idealiſt ſein kann, ſtutzig, und der realiſtiſche Humanismus nennt ſie die Bornirtheit der bürgerlichen Geſellſchaft, welche nicht die menſchliche Geſellſchaft, ſondern den iſolirten Menſchen und ſein make money zum Princip macht.

27.

Endlich der franzöſiſche Patriotismus.

Er iſt der Stolz der Revolution. Er ſteht dem Humanismus am nächſten; er war ſo lange mit ihm identificirt, als die Revolution ſich für die Befreiung und Rettung der Menſchheit erhob. Nur in dieſen großen Momenten hat das Feuer des humanen Enthuſiasmus exiſtirt und iſt auch die gemeinſchaftliche Arbeit der Menſchen für ihren eignen Zweck eine Thatſache geweſen. Im Grunde aber hatte die Revolution vom Menſchen, den ſie ausdrücklich vom Staatsbürger unterſcheidet, in den droits de l'homme et du citoyen nur den nordamerikaniſchen Begriff. Sie läßt ihn auswandern aus der feudalen Knechtſchaft des Mittelalters und, in der neuen Welt angekommen, mag er nun ſelbſtſtändig und frei werden, ſo gut es gehen will: help yourself. Die Bewegung der bürgerlichen Geſellſchaft als die Arbeit und Angelegenheit des Ganzen zu conſtituiren, konnte den Männern jener Zeit ſchon darum nicht beikommen, weil ſie die Freiheit entſchieden nur in der Conſtituirung des Staats neben der unconſtituirten oder ſich ſelbſt überlaſſenen bürgerlichen Geſellſchaft ſuchten. Können wir jetzt wohl ſagen: Um den Menſchen frei zu machen, muß man ihn erſt ſchaffen, ihn mit all ſeinen Bedingungen zum Menſchen bilden; ſo ſetzt die Revolution den freien Menſchen mit allen ſeinen Bedingungen, der Exiſtenz und der humanen Arbeit voraus, obgleich ſie in all ihren convulſiviſchen Anſtrengungen und in ihrem abſoluten Verdacht nur das Gefühl ausdrückt, daß dieſe Vorausſetzung irrig und ſehr übel begründet ſei. Die Tugend, die ſie fordert, muß ſie überall vermiſſen, denn eben die Untugend ihrer Zeit hat die Revolution erzeugt. Das Material war nur phantaſtiſch und enthuſiaſtiſch, nicht ſogleich auch reell umgeformt. Man hatte noch keine neuen Menſchen, wenn man das Blut der alten vergoß. Man hatte den Egoismus nicht aufgehoben, wenn man das Opfer proclamirte, ja, man war mit dem Blute der Opfer ſelbſt noch mitten im alten Syſtem, im Molochdienſte der altreligiöſen Welt, welche ſich nicht darauf verſteht, das Ich zu bilden, ſondern nur es zu vertilgen. Es iſt nicht zweifelhaft, daß die Revolution den Humanismus zum Princip hat, aber es iſt gewiß, daß ſie ihn noch inhuman verſtand und in ihren Inſtitutionen nur ſehr unvollkommen erreicht hat. Die Demokratie der Schreckensperiode, — die man denn doch als die höchſte Realität der Revolution anerkennen muß, ſie iſt ſiegreiche und wirklich herrſchende Demokratie, — opfert alles und alle der kalten Tugend. Die Tugend iſt ein menſchlicher, ein ſittlicher Begriff, wenn ſie Menſchenarbeit, kein Menſchenopfer verlangt; aber der terroriſtiſche Tugendheld iſt ein Mönch, kein Menſch; und das Opfer des Menſchen aus Tugend iſt eben ſo unmenſchlich, als das Opfer des Menſchen aus Religion. Danton und die ſittlichen Menſchen, Desmoulin und die Materialiſten ſind daher Repräſentanten einer fortgeſchrittenen Auffaſſung des Humanismus, deren die Revolution im Ganzen noch nicht fähig war. Die Tugend, welche die Sinnlichkeit und das ganze materielle Weltweſen für ein Unweſen hält und hochmüthig zurückſtößt, iſt nichts, als Untugend. Dieſe Untugend war in der Revolution ein politiſcher und intellectueller Mangel, ein welthiſtoriſcher Mangel, der ſich aber jetzt erſt fühlbar macht und aufheben will. Die Conſtituirung nicht nur des Staats, ſondern ſeines ganzen Materials, die Aufhebung aller excentriſchen Bewegungen im Staat, die Conſtituirung alſo der ganzen bürgerlichen induſtriellen Welt, iſt eine Aufgabe, welche die alte Revolution nicht faſſen konnte und deren Löſung auch für einen neuen Aufſchwung der Menſchheit vielleicht noch unerreichbar bleibt. Es fehlte jener Zeit nicht an Kühnheit, aber es fehlte der Welt an der Entwicklung der Verhältniſſe bis zu dieſem Punkt, und ſo blieb die Welt religiös und ſpiritualiſtiſch. Ihr Reich iſt nicht von dieſer Welt. Die Tugend und die Freiheit ſcheinen unmöglich zu ſein; denn alle Untugend und die eiſerne Unterdrückung entſprang von Neuem aus der Revolution. Nicht einmal ihr Ideal, die nordamerikaniſche Demokratie, hat die Revolution erreicht, der revolutionäre Patriotismus konnte daher noch viel weniger der humane bleiben, als es der nordamerikaniſche und engliſche iſt, er wurde der militairiſche, der Tugendheld (Robespierre) wurde der Kriegsheld (Bonaparte), die bürgerliche Tugend der kriegeriſche Ruhm. Der Held erklärte nun auch die conſtituirte Staatsfreiheit für überflüſſig und der militairiſche Patriotismus iſt unmittelbar wieder der alte principloſe. Für Frankreich im Allgemeinen konnte man ſich allerdings auch unter den Fahnen eines Imperators intereſſiren. Man ſetzte ſeine Größe in die Erweiterung ſeiner Grenzen und ſeine Arbeit in das kriegeriſche Talent, dies zu bewirken.

Der Geiſt des Patriotismus iſt militairiſch und das Militair der conſtituirte Patriotismus. Wir haben dies erörtert. Mit Napoleon ſind wir daher wieder bei der Realität der alten Welt angelangt. Die Realität der neuen Welt hatte ſich durch die Revolution nicht begründet. Die menſchliche Exiſtenz und das wirklich menſchliche Leben aller Menſchen war nicht erreicht, der Realismus der alten Welt, von dem Kaiſer bis zum Bettler, von dem Pabſt bis zum letzten Prieſter, die alte Politik und die alte Religion, die alte Theorie und die alte Praxis ſtellte ſich wieder her

Die Conſequenz war unerbittlich und bis auf Namen und Perſonen kam das alte Regiment wieder über das neue Frankreich eben darum, weil es nicht reell, nicht durch und durch neu geworden war.

28.

Schluß.

Patriotismus und Religion ſind auch in Frankreich der Ausdruck der alten Ordnung der Dinge. Sie iſt die Unordnung der Menſchenwelt, in welcher die Dinge über die Menſchen herrſchen, in welcher die verwahrloſ'te Exiſtenz **in** der Welt und das vollkommene Weſen **außer** der Welt die dämoniſchen Principien bilden und — „Menſchenopfer fallen unerhört".

Die neue Ordnung der Menſchenwelt iſt dagegen noch einmal das Problem geworden, für deſſen Löſung Frankreich ſeine Erfahrung, ſeine Talente und ſeine Kühnheit aufbietet. Dieſe Aufgabe iſt frei von patriotiſcher Beſchränktheit. Deutſchland dagegen hat nicht politiſch, es hat nur wiſſenſchaftlich agirt, es hat keine radicale Parthei, aber es hat ein radicales Bewußtſein erzeugt. Die deutſche Philoſophie war patriotiſch, als Deutſchland noch die Freiheit der Philoſophie proclamirte; ſie hat den Patriotismus ablegen *müſſen*, weil kein Grund, auch kein theoretiſcher mehr für ihn vorhanden war, ſie hat ihn abgelegt, weil ſie ſeine Grundloſigkeit und die Illuſion, auf die er überall gegründet iſt, erkannt hat; aber ſie weiß es, daß in ihrem Princip, und alſo im Aufgeben des Patriotismus ſelbſt, einzig und allein die Ehre Deutſchlands vor dem Richterſtuhl der Geſchichte gerettet iſt, während der zurückgebliebene Patriotismus alle Schande zu ſeinem Inhalte nimmt und die einzige Ehre ſeines Vaterlandes, die philoſophiſche Arbeit, die Löſung der *theoretiſchen Sklaverei* des Menſchengeſchlechtes *ausſtößt, verfolgt und verwünſcht*.

Es iſt für das Princip des Humanismus unumgänglich nothwendig, wie dies auch geſchieht, ſich an alle geſchichtliche Nationen zugleich zu wenden, um in allen ſich eine Parthei zu bilden. Aber dieſe That iſt ſelbſt Princip, ſie iſt daher eben ſo freiwillig, als ſie nothgedrungen war.

Selbſt der Patriotismus für ein menſchgewordenes Volk wird ſobald nicht möglich — und eher wird die

Humaniſirung des Patriotismus überhaupt nicht möglich. Mag alſo der Patriotismus bleiben, wo er hingehört, und untergehn, wo ſeine Zeit vorüber iſt, wir können ihn ſo wenig bedauern, als wir die Religion und den Cultus all ihrer geſtorbenen Götter bedauern. Man wird ſich nicht opfern, nein; aber wir haben geſehn, daß die Arbeit freier Menſchen an die Stelle der aufgeregten Opfer tritt, ja, die Geſchichte ſelbſt, — nennen wir nur Mirabeau und Carnot, — hat ſchon hervorragende Männer erzeugt, die eine ſolche Arbeit ohne Fanatismus öffentlich ausgeführt; alſo wird Niemand zweifelhaft ſein, ob dieſe Arbeit, wenn ſie allgemein wird, die Penaten der neuen Freiheit rettet oder in Gefahr bringt.

Jetzt exiſtirt dieſe Freiheit ohne Haus und Heerd, jetzt iſt ſie in Gefahr; aber dieſe Gefahr alterirt ſie keinen Augenblick. In den Köpfen derer, die ſie in aller Fremde für ſich gewinnt, entzündet ſie ihr ewiges Feuer, ſicher daß es die ganze geſchichtliche Welt ergreifen und all ihre böſen Schäden ausbrennen wird.

Nur einen Schaden giebt es, den keine ſittliche Weltordnung curiren kann, den phyſiſchen, der die Geſchichte ſelbſt klimatiſch beſchränkt, und nur dieſen Unterſchied der Menſchen laſſen wir dem Patriotiſmus übrig. Wenn er ſich behaupten will, muß er zuletzt mit ihm der Bildung und Verſittlichung der Welt entgegentreten.

Wer alſo iſt noch patriotiſch?

Die Reaction.

Wer iſt es nicht mehr?

Die Freiheit.

Aphorismen.

Inhalt.

1. Marchiavelli der Reformen.
2. Freiheit, befreite Natur.
3. Freiheit und Recht.
4. Der Menſch, eine Skizze.
5. Aus Timons Buch der Redner.
   a. Parlamentariſche Beredſamkeit in verſchiednen Ländern.
   b. Thiers.

Aphorismen.

1.

Machiavelli I decade de Tit. Liv. LXXV. ſagt: „Les changements heureux, qui peuvent éprouver les monarchies, les republiques et les religions sont ceux, qui les ramènent à leurs principes“: d. h. zurückführen auf ihre Wahrheit, ihre Abſicht, ihren Sinn, ihren Zweck. Die wahre Auflöſung der alten Form oder die Veränderung (der Form) iſt alſo die tiefere Realiſirung. Die Religion z. E. die Religion macht den Menſchen ſelig — im Himmel durch den Tod. Sie ſetzt voraus, daß er hier, im Leben, nicht ſelig ſei. Läßt man den Menſchen hier zu ſich ſelbſt kommen, ſeinen Zweck erreichen und ſeine Exiſtenz genießen, ſo iſt er gegenwärtig ſchon ſelig, der Himmel oder die Religion iſt verwirklicht. Den

Zweck „die Freiheit“ ſtellt auch ſchon die Religion auf: Freiheit oder Befreiung iſt aber nicht der Tod, ſondern die Arbeit der Selbſtbefreiung, das Leben, die Realiſirung des Menſchen durch Bildung ſeiner ſelbſt und der Welt.

2.

Freiheit, befreite Natur.

Der Menſch iſt Natur, die Natur wird Menſch. Die Menſchennatur iſt das Element einer eignen Welt, die auf ſich ſelbſt beruht. Der Menſch iſt das Weſen der Natur, welches frei geworden iſt. Das Thier iſt ein unfreies Naturweſen. Die Selbſtbeſtimmung des Thiers iſt ſeine willkürliche Bewegung in der Natur. Dieſe giebt noch keine Freiheit, keine zweite Natur, keine **eigne** Welt. Die freie Bewegung geht über die erſte Natur hinaus, ſie iſt Bildung der Menſchennatur. Der Freie bringt ſich und ſeine Welt hervor. Seine Selbſtbeſtimmung iſt ganz die ſeinige; ſie erhebt ſich zum Selbſtbewußtſein und gründet ihm eine eigne Welt.

Das Weſen des Menſchen, ſeine Eigenthümlichkeit, wodurch er ſich nur vom Thier unterſcheidet, iſt die Freiheit; ſie iſt das Leben und die Thätigkeit der Menſchenwelt. Erſt das Product dieſes Lebens und dieſer Thätigkeit iſt der wirkliche Menſch. Er iſt das freie Weſen, das einzige Weſen der Freiheit. Der Menſch iſt erſt dadurch Menſch, daß er ſich und ſeine Welt **hervorbringt.** Er iſt frei, d. h. er ruht auf ſeiner eignen Thätigkeit. Er geſtaltet die Natur und bildet ſich ſelbſt, d. h. er macht die Natur und die Menſchenwelt zu dem, was ſie ſein ſollen. Das Thier läßt die Natur und ſich ſelbſt, wie ſie ſind. Will man Natur und Freiheit einander entgegenſetzen, ſo iſt die Natur, die bleibt, wie ſie iſt, der Gegenſatz zu der Natur, die zur menſchlichen Bildung erhoben wird. Das wahre Menſchenbild, der wahre Menſch, iſt das Princip und der Zweck, der Anfang und das Ende der Freiheit. Die Freiheit iſt die befreite Natur, die befreite Natur iſt der Menſch. Gäb' es keine befreite Natur, ſo exiſtirte keine Freiheit, gäb' es kein Weſen, welches die befreite Natur in eigner Perſon darſtellte, ſo gäb' es keine Möglichkeit, die Natur zu befreien.

3.

Freiheit und Recht.

Das Weſen des Menſchen iſt die *Freiheit*.

Das freie Weſen iſt der *Menſch*.

Die *Freiheit* verwirklicht ſich, wo ſie ſich *perſonificirt*; ſie wird unmöglich gemacht überall, wo ſie von der Perſon getrennt wird. Außer dem *wirklichen Menſchen*, ſelbſt unter den Namen „des freien Willens, der wollenden Intelligenz, der verwirklichten Vernunft", iſt die Freiheit außer ihrem *Weſen*. Wer „das Weſen der Freiheit" in das Syſtem der Vernunft, wer es in das Geſetzbuch, in die Sammlung der Rechte, in die Verfaſſungsurkunde ſetzt, trennt das Weſen von ſeiner Wirklichkeit. Das *Weſen* der Freiheit iſt nichts, als ihre *wahre Exiſtenz* und ihre wahre Exiſtenz *der wirklich befreite Menſch*. Nicht die Idee, die thätige Intelligenz, ſondern der intelligent-thätige Menſch iſt *das freie Weſen*. Um die Befreiung des Menſchen zu erreichen, iſt es nicht genug, daß man ſich in ſeine Gedanken, in ſeine Intelligenz zurückzieht, es müſſen alle

Bedingungen erzeugt werden, die den wirklichen Menſchen bilden, alle Verhältniſſe aufgelöſ't werden, die ſeinem Weſen zuwider ſind.

Hegel nennt „die Idee des Rechts, den Begriff und die Verwirklichung des Rechts Freiheit“. Was iſt das *Recht?* Die gefeſſelte Freiheit, die Beſtimmung der Schranken, nicht das Hervortreiben des wahren Weſens der Menſchen. *Privatrecht*, *Familienrecht*, *Staatsrecht*, *Völkerrecht* — in allen das *äußerliche* Verhältniß von Individuen und Geſellſchaften, die ſich einander fremd ſind und in ſtreitigen Intereſſen, auf dem Gebiet des Mein und Dein bewegen. Verſteht man aber unter Freiheit die Forderung des ganzen Menſchen, ſich zu verwirklichen, ſich in jeder Hinſicht zum Menſchen zu machen, ſeine wahre Wirklichkeit zu erreichen, die Geſetze ſeines Weſens zur Erſcheinung, ſeine geſetzmäßige Erſcheinung zur Realität zu bringen; ſo iſt dies offenbar ein zu vornehmer Inhalt für das Recht. Wir kennen das Recht, wir leben ihm nach, das heißt im beſten Fall wir ſtoßen uns nicht an ſeine Schranken, wir finden uns in ſeine Verbote und Vorſchriften. Die Verwirklichung des Rechts bringt es nur zur negativen Freiheit. Wenn der freie Menſch nicht ſchon exiſtirt, das Recht kann ihn nicht hervorbringen. Das Recht bringt überhaupt nichts hervor, auch die eifrigſten Anhänger des Rechts haben es nicht ſchöpferiſch genannt. Und doch muß das Freie ſich ſelbſt hervorbringen. Die Freiheit iſt die Selbſtbefreiung, die Producirung des wahren Menſchen, in dem die Erſcheinung ſeines Weſens mit den Geſetzen ſeines Weſens zuſammenfällt. Was das Recht und die Rechtswiſſenſchaft nur wollen, muß wirklich realiſirt werden.

Was will das Recht und die Theorie des Rechts? Die Freiheit. Was erreichen ſie? Die Regulirung ſtreitiger Intereſſen, die Feſtſtellung der Schranken, in denen jeder von dem andern getrennt iſt. Wer in dieſe Trennung des Menſchen vom Menſchen ſein Weſen ſetzt, kann die Freiheit in der Menſchenwelt nicht begründen; wer die Freiheit ſo verſteht und verwirklicht, verſteht ſie falſch und verwirklicht nur eine äußerliche Ordnung, deren Inhalt zufällig ganz gut, aber auch das grade Gegentheil aller Freiheit ſein kann, ohne dem Rechte Eintrag zu thun. Das Halten der Staatsgeſetze erhält den Staat und ſeine Bürger, den Einzelnen befreien kann es nicht. Wie iſt alſo die Freiheit, welche das Recht nur will, nicht erreicht, zu realiſiren? Die wahren Freiheits-Geſetze ſind die innerlichen Geſetze des Menſchen und ſeiner Welt, und man bringt ſie zur Exiſtenz, indem man den wirklichen lebendigen Menſchen zum geſetzmäßigen, zum Menſchen, wie er ſein ſoll, erhebt. Die Entwickelung der totalen Humanität iſt die Geſchichte, das Leben der Menſchheit, in welchem ſie ſich von ihrer Unwahrheit befreit und ihre Wahrheit, d. h. ihre freie Exiſtenz hervorbringt.

Die Geſetze, welche der Menſchenwelt zum Grunde liegen, ſind nicht poſitives Recht, ſie ſind die Formen der wahren Erſcheinung des Menſchen. Die Formen des poſitiven Rechts ſind nicht freie Formen des lebendigen Menſchen, ſondern fixirte Formen des todten Willens. Das poſitive Recht ſucht das Leben zu mumiſiren und ſeine künftige Erſcheinung im Voraus zu beſtimmen. Es iſt nicht der Wille, der ſich im beſtimmten Fall, ſondern der ſich im Voraus erzeugt, es iſt eine Sammlung äußerlicher Regeln, welche die äußerliche Ordnung, die Ordnung der Dinge betrifft. Es gilt und exiſtirt, weil es befohlen iſt —

in der Deſpotie; weil es von der Mehrheit *beſchloſſen* iſt — in der Republik; endlich weil es der allgemeine Ausdruck einer beſtimmten Ordnung der Dinge iſt. Die Ordnung der Dinge in Regeln zu faſſen, iſt kein überflüſſiges Geſchäft; aber erſt die Unterordnung aller Dinge unter den Zweck, *den freien Menſchen in jedem Individuum zu verwirklichen*, kann *poſitive Geſetze* hervorbringen, die *den Geſetzen der Freiheitsproduction* nicht im Wege ſtehn. Die geſetzmäßige Erzeugung der Freiheit, überall wo ſie erreicht wird, macht die Regeln der äußerlichen Ordnung überflüſſig, wie die freie Production der Gedanken die Regeln der Logik und Grammatik überflüſſig macht. Wir ſchelten weder die Grammatik noch die Logik, wenn wir ſie hinter uns haben; wir machen es eben ſo mit dem Recht. Nur das *Individuum* hat ein Recht. Es hat nur **Ein** Recht, ſeine volle Geltung und Bedeutung, ſeine freie Menſchheit zu erreichen. Es braucht nur dies Eine *Recht*. Es will kein anderes. Denn alles Recht, dem dies Kriterium des Einen Rechts fehlt, iſt Unrecht. Es erlangt ſein Recht, die *Geltung*, die ihm zukommt. Sein Recht iſt alsdann der *Anſpruch*, der realiſirt iſt, das Recht wird das Rechte, die Gerechtigkeit. Individuen gegen Individuen iſt Naturzuſtand. Individuum als Individuum iſt eine logiſche Fiction. Sein Anſpruch iſt das menſchliche Verhältniß. Seinen Anſpruch berichtigen und den berichtigten erfüllen heißt es befreien. Man muß dem Menſchen ſeine Anſprüche erſt ſchaffen, um ihn aus der Natur herauszureißen. Die Freiheit iſt darum ſo ſchwer zu realiſiren, weil jeder ſie ſich aus ſich, in ſich und mit den andern aus ihnen und in ihnen erzeugen muß. Die Freiheit iſt die zweite Welt, der Gattungsproceß, das Erzeugen, Erſchaffen der zweiten Welt, der Menſchenwelt. Die natürliche Gattung iſt — ein Naturproduct, die menſchliche Gattung iſt die durch Arbeit, Kunſt und Wiſſenſchaft geſchaffene und auf ſich ſelbſt beruhende Menſchenwelt, ihre erſte Form Familie, ihre weitere Geſellſchaft und Staat und Geſchichte. Die Vereinigung der drei letztern erhebt jede Thätigkeit zu einer Staatsfunction, jede Wirkſamkeit zu einer hiſtoriſchen, und es iſt klar, daß die Selbſterzeugung der freien Menſchheit nicht eher geſichert iſt, als bis dieſe höchſte Function von allen mit Bewußtſein und in geordneter Weiſe vollzogen wird. Die Störungen dieſer Arbeit durch Natur und Unvernunft können, wenn ſie nicht der Weltuntergang ſelbſt ſein ſollen, nur Diſſonanzen ſein, an denen ſich die Kraft des wahren Verlaufs deſto kräftiger wiederherſtellt.

Gegenwärtig iſt die Diſſonanz der vorherrſchende Ton. Ganze Völker hören nie den Silberton der Freiheit. Rußland. Deutſchland.

4.

Der Menſch, eine Skizze.

Wir haben an der Menſchenwelt das allermannigfaltigſte Gewühl vor uns; und es iſt klar, der Menſch iſt dieſe Menſchen**welt**. Darum iſt es ſo gefährlich für die jungen eifrigen Humaniſten, das Räthſel der Sphinx Philoſophie mit dem einſilbigen Worte „Menſch" zu beantworten. Das einfache Wort hat einen vielfachen Sinn, und wer ihn nicht entdeckt, der hat an ſeiner Löſung nur wieder ein neues Räthſel.

Die Philoſophie nimmt den vielnamigen Menſchen wie ſie ihn findet. Sie findet ihn getheilt und zerriſſen, ſie ſagt, auch die Theile beſtehen für ſich und „es iſt, nach Hegels Rechtsphiloſophie, das Größte, was den neuen Staat auszeichnet, daß er die Particularität **freiläßt** und zum Allgemeinen zurückführt". Fouriers Kritik der Civiliſation, die ſteigende Noth der Civiliſation und das öffentliche Bewußtſein der freiſten Culturvölker haben darauf geantwortet, daß der „freigelaſſene Menſch des neuen Staats verlaſſen und das Allgemeine eine Privatſache ſei. Man darf es überall bezweifeln, ob das „Freilaſſen" Freiheit erzeugt, ob das Loslaſſen aus dem allgemeinen Verbande der Menſchen, den der Staat bilden ſoll, ein Gewinn iſt; und alle Gedanken, die ſeitdem auf Organiſation der Geſellſchaft, auf Aſſociation und Gemeinſchaft des Menſchenmaterials der Civiliſation ausgegangen ſind, finden „die Particularitäten oder die Freigelaſſenen nicht genug und nicht richtig auf das Allgemeine zurückgeführt". Aber dieſe Kritik würde nicht wohl thun, wenn ſie den Reichthum des zerlegten und zerriſſenen Menſchen der Philoſophie überließe. Sie muß vielmehr dem vielnamigen Menſchen in allen ſeinen Zuſtänden zu ſeinem wahren Sinn verhelfen.

Wie der moderne Menſch „freigelaſſen“ iſt, ſo nimmt und nennt ihn zuvörderſt die Hegelſche Philoſophie, d. h. ſie nimmt ihn als freien Theil, ja ſie theilt ihn wieder und behandelt zuerſt den *körperlichen* und *natürlichen* Menſchen, ſodann das *Subject*, den *empfindenden*, *denkenden*, *wollenden* Menſchen, die *Perſon*. Allerdings wird ſie von vornherein wenigſtens *die Perſon* vor ſich haben. Sie ſucht aber das einfache Princip, und die Perſon iſt ein verwickeltes Weſen, ein vieldeutiger Name. Mit ihr beginnt z. B. die Politik und ebenſo beginnt die Religion mit ihr, jenachdem die himmliſchen oder die irdiſchen Perſonen uns intereſſiren. Wir vereinfachen allerdings die Sache, indem wir *die religiöſen Perſonen*, die keine Beſtien ſind, wie der Avis oder das Krokodil, demaskiren und, nachdem wir ſie als unſers gleichen erkannt, nur *den Menſchen der Politik*, den Menſchen, wie ihn die Erde trägt, übrig behalten, aber nun fährt die Philoſophie fort, ihm immer complicirtere Namen zu geben. In jedem Gebiet der Freiheit heißt er anders. Hegels Metaphyſik der Freiheit im Anfange ſeiner Rechtsphiloſophie und Fouriers Abhandlung „du li-

bre arbitre" haben das mit einander gemein, daß ſie ſagen: „die Freiheit exiſtirt nur in der vernünftig organiſirten Geſellſchaft", ſie gehn darin aus einander, daß Hegel die Vernunft, Fourier die Unvernunft der beſtehenden Organiſation beweiſ't, Hegel conſtruirend, Fourier kritiſirend mit der Civiliſation verfährt. Für Hegel exiſtirt die Freiheit, nach Fourier „exiſtirt das libre arbitre weder für Gott noch für die Menſchen auf dieſer Welt, bevor nicht die ewigen Geſetze der Attraction erkannt und in Wirkſamkeit geſetzt ſind". Wenn Hegel alle politiſchen Exiſtenzen rechtfertigt, ja wenn er mit ziemlicher Rohheit alle Kritik, die ſich andre Leute, als vom Staat angeſtellte Profeſſoren in politiſchen Dingen erlauben, ja wenn er am Ende jede andere als ſeine Auffaſſung für vorlaute Meinung erklärt; — ſo iſt dies die Angſt, die ihn im Bewußtſein ſeiner eignen ruheloſen Dialektik befällt. Wo findet ſich die politiſche Wahrheit, wenn jede Zeit die andere Lügen ſtraft, wenn das Gericht der Geſchichte das Weltgericht, alſo die ewige Dialektik das Schickſal alles deſſen iſt was iſt, „mag es noch ſo vernünftig ſein, ſo lang' es iſt"? Hegel antwortet ſeiner eignen und der Angſt aller geſetzten Leute: „das Poſitive iſt das was iſt, alles was iſt, iſt vernünftig“ und hoffte auf die Dummheit der Leute, die ihn auch nicht getäuſcht hat, daß das Widerſprechendſte zu gleicher Zeit iſt, z. E. Monogamie und Polygamie, Freiheit und Sklaverei. Es iſt wenig tröſtlich, ſich ſo zu helfen, noch troſtloſer, ſich ſo helfen zu können, während der ehrliche Dialektiker ſagen mußte, weder der angeſtellte Profeſſor, noch der anſtellende Staat ſind mehr als Momente in dem großen ewigen Gährungsproceſſe, ſiehe das Ende meiner Rechtsphiloſophie. Nichts iſt poſitiv als die ruheloſe Arbeit des Univerſums ſelbſt. Tröſtet euch das nicht, ſo hängt euch! Was Hegel in der Vorrede nicht ſagt, das thut er im Text, trotz aller Mühe, die er ſich auch darin giebt, das Poſitive und den einzig wahren Kosmos als fertigen Gegenſtand des Beobachters zu fixiren. Die Freiheit exiſtirt. Gut! aber wie? Hegels exiſtirende Freiheit iſt zuerſt der freie Menſch, die Perſon, die darum frei iſt, weil ſie denkt und will und ſich ſelbſt regiert. Sie gehört ſich alſo ſelbſt, ſie iſt Eigenthümer, zunächſt von ſich, von ihrem Körper, dann von andern Aeußerlichkeiten und

Privateigenthümer mit Ausſchluß der andern. Dies ſind die „Freigelaſſenen". In ihrem Verkehr mit einander abſtrahiren ſie zunächſt von dem Element, in dem ſie ſchwimmen. Als Privatperſon iſt der Menſch *Empfänger*, *Veräußerer*, *Contrahent* über Sachen, *geſetzlich* oder *verbrecheriſch*. In ſeinen Gedanken über dieſe Verhältniſſe und alles was ſich daran knüpft iſt er ein *Menſch von Gewiſſen* oder *ohne Gewiſſen*, moraliſch oder unmoraliſch. Er zieht ſich ſeine Handlung zu, *ſofern er ſie gewußt und gewollt*. Endlich liebend und geliebt gelangt die Perſon oder der *Privatmenſch* zum Beſitz und in den Beſitz einer andern Perſon und zur Erzeugung nicht blos von Sachen, ſondern von Menſchen; er hört auf *Privatmenſch* zu ſein, er wird Glied einer Gemeinſchaft, *Familienmenſch*. Alle andere Geſtalten des Menſchen waren noch abſtract, das ſehen wir jetzt ein, ſie waren iſolirt, nur eingebildet, *erſt das Familienglied* iſt der **wirkliche** *Menſch*, wie er exiſtirt, das Privateigenthum wird *Familiengut*, es iſt gemeinſam.

Auf den erſten Blick ſcheint Eine Familie ſchon menſchlich exiſtiren zu können; allein es leuchtet ein, daß ſie es nicht kann, wenn ſie alle die Bedürfniſſe, die wir durch die Civiliſation kennen gelernt, befriedigen, ja, wenn ſie nur das Haus des Waldes und das Dach des natürlichen Himmels verlaſſen will. Erſt die Arbeit der vereinigten Familien reißt den Menſchen aus der wilden Natur heraus, erfindet ihm ſeine eigne Welt bis auf die Sprache, Sinn und Verſtand. Die Philoſophie nennt den Arbeiter — Bürger, Mitglied der bürgerlichen Geſellſchaft. Was der Menſch braucht, der Gegenſtand ſeines Bedürfniſſes, die **Producte,** ſind nicht ohne weiteres ſein Eigenthum, ſie ſind Reſultate der allgemeinen Arbeit. Durch die Arbeit wird die Menſchenwelt hervorgebracht, „hier ergiebt ſich erſt der Menſch“ ſagt Hegel. Er hat recht. Sein wahres Weſen iſt, daß er ſein eignes Product iſt. Das Thier hat die geringe Oekonomie ſeiner Kräfte ſogleich mit den Organen in ſeiner Gewalt, der Menſch macht, bildet ſich, er lernt jede Bewegung, jede Geſchicklichkeit, der Menſch erfindet, erdenkt, erarbeitet ſich ſelbſt und alle ſeine Wunder. Er ſelbſt und alles Große unter der Sonne iſt das Product ſeiner Welt, der bürgerlichen Geſellſchaft oder der gemeinſamen Arbeit. Der Menſch iſt dieſe Geſellſchaft. Sie iſt ſein Name ſofern er groß und mächtig, frei und Herr ſeiner Noth iſt. Vor ihr exiſtirt er nicht, vielmehr iſt die Familie, ſeine Wiege, ſofern ſie menſchlich iſt und menſchliche Dinge in Beſitz hat, nur denkbar als ihr Product.

Man nimmt die Familie gewöhnlich als das urſprüngliche Atom der Geſellſchaft, ſie iſt es eben ſo wenig, als die Perſon. Sie beruht auf ihrem Vermögen, ihren Kräften. Sie hat alle von der Geſellſchaft.

Die freigelaſſenen Familien, die freigelaſſenen Privatleute, ſind nicht in Wahrheit frei, ſie ſind es nur durch ein Decret, durch eine Fiction, durch eine Abſtraction von ihrem eignen Urſprunge, ſie ſchließen ſich gewaltſam von einander aus, ſie laſſen ſich los von einander, ſie ſetzen ſich der Natur aus mitten in der Geſellſchaft, ſie ſind ausgeſtoßen, ohne hinaus zu können, blos um einer leidigen Meinung willen. Dieſe Meinung iſt der Irrthum der Selbſtgenügſamkeit, der Schein der Freiheit an dem Freigelaſſenen. Die Familien ſind ſo ſolidariſch für einander verbunden als die Glieder der Familie. Die Wahrheit dieſes Factums, die Einrichtung nach dieſer Nothwendigkeit mit vollem Bewußtſein, hebt die Uebelſtände der reinen Loslöſung, aus der man nur gelegentlich und zufällig, nicht permanent und nach dem Geſetz, das in der Sache liegt, zu dem Ganzen zurückkehrt und von dem Ganzen gehalten wird. Wer von der Menſchenwelt freigelaſſen wird — eine Ironie — der muß ſich auf die Sachen, auf die Außenwelt ſtützen. Der neue Staat hat dieſe Freilaſſung verſucht. Er hat dem Freigelaſſenen ſeine eignen Sachen garantirt. Dies Decret des Staats ſchafft den Begriff Eigenthum, den garantirten Beſitz; die Geſellſchaft garantirt den Beſitz, um freizulaſſen. Wenn ſie nicht weiter geht, verkennt ſie ihre Aufgabe, zu befreien. Sie hält alsdann den Freigelaſſenen für frei. Dies iſt eine Täuſchung. Der Freigelaſſene wird nur unabhängig, nicht frei, und unabhängig von der Menſchenwelt kann er nur werden in einer Fiction, nicht in der Wirklichkeit; aber die Fiction kann es dahin bringen, daß ihrem Geſpenſt, dieſer unmöglichen Unabhängigkeit die reelle Gemeinſchaft, die Menſchenwelt aufgeopfert wird. Die Unabhängigkeitsſucht kennt die Freiheit nicht. Sie nimmt das Caput mortuum, das garantirte Product, für die lebendige Bewegung, für die ſchöpferiſche Thätigkeit des Menſchen, nur ſie befreit. Freiheit iſt die zweite Welt, welche die Menſchheit in der natürlichen Welt hervorbringt. Sie iſt dies ihr eignes Product. Wie befreit ſich der Menſch? Hegel ſagt, „indem er ſich aus der rohen Natur befreit und ſeine wahre Natur erreicht". Und wie erreicht er dieſe? Indem er ſich in die Arbeit der Geſellſchaft wirft. Hier cultivirt er die rohe Natur außer ſich und in ſich. Selbſt den Erwerb des eignen Leibes, des gereinigten aus dem Fell und Schmutz der Natur befreiten, des gehorchenden, des cultivirten, des ſchönen Leibes, er verdankt ihn der Geſellſchaft und ihrer Bewegung der Arbeit. Die Arbeit des Menſchen in jeder Hinſicht iſt die Producirung des Menſchen durch die Producirung aller ſeiner Bedingungen, ſie iſt unter dieſem, dem einzig wahren Geſichtspunkt die Befreiung. Eine Freilaſſung aus der Befreiung — die Fiction des Privatmenſchen, der ſich auf ſeine ihm garantirte Privatſache ſtützt — iſt die Schöpfung der Sklaverei. Von der Bewegung der Menſchenwelt befreit zu ſein iſt Privatleben, Beraubung des höchſten Gutes, Verbannung aus dem Leben in den Tod. Dieſe Bewegung im Gegentheil iſt der einzige Genuß und das höchſte Intereſſe. Ihre Ordnung die Freiheit, die Vereinigung zu dieſer Ordnung der Staat. Die Theorieen, welche die Menſchen mit oder ohne Beſitz, mit oder ohne garantirte Sachen, ſich ſelbſt überlaſſen und die Ordnung der Freiheit nicht als durchgreifende Ordnung für alle und über Alles verſtehn, führen zur Verwahrloſung und Sklaverei. Die Einzelnen, die vortheilhafter geſtellt ſind und die Verhältniſſe, die blind zufahren, werden die Herren der Maſſen. Nur wenigen ſind die nöthigen oder gar überflüſſigen Sachen garantirt, nur zufällig, wie ſie einer grade hat oder erlangt, während der wahre Sinn der Freilaſſung der wäre: jedem genug zu garantiren und ihn alsdann gewähren zu laſſen. Das ganze Verhältniß iſt gleich dem natürlichen freigelaſſenen Leben der Thiere, es iſt vom Bewußtſein über die ganz andere Natur des Reichs der Freiheit vollſtändig entblößt. Das Reich der Freiheit fordert eine geſellige Ordnung, entworfen aus dem Geſichtspunkt, jeden Einzelnen wirklich zu befreien oder zu ſeiner Selbſtbefreiung anzuleiten.

Offenbar iſt ohne Vereinigung, ohne Einheit des Bewußtſeins, ohne Gemeinwillen keine Geſellſchaftsordnung zu erreichen. Vor dem Staate giebt es keine Geſellſchaft. Jede Geſellſchaft, die ſich vollkommen auf ſich ſtützt und nach eignem Willen bewegt, jede ſouveraine Geſellſchaft iſt Staat. Die ſouverainen Geſellſchaften ſind Privatgeſellſchaften gegen einander.

Der Begriff der Souverainität hat denſelben Urſprung wie die Unabhängigkeit des freigelaſſenen Privaten, den garantirten Beſitz, die ausgeſonderte Sache, den feſtgeſetzten Willen, Geſetz und Vertrag.

Was iſt das Geſetz? Iſt es nur der fixirte Wille? Der Wille im Ganzen iſt die Activität der geſelligen Vernunft und deren conſtante Formen die Sitte. Denn Sitte iſt die Form, in der ſich die geſellige Bewegung und Arbeit wiederholt. Was iſt in dieſer Bewegung das Geſetz? Es iſt der Ausdruck der Sitte, der geſelligen Ordnung. Die Geſetze der menſchlichen Geſellſchaft ſind die allgemeinen Formen ihrer vernünftigen Erſcheinung. Die **wahre** Erſcheinung iſt **das Geſetz**, wie der wahre Menſch das Weſen des Menſchen. Von der wahren Erſcheinung abzuweichen iſt *ungeſittet*, dem weſentlichen Ausdruck eines vernünftigen Verhältniſſes in der Societät nicht entſprechende Handlungen treten unter die Cenſur der Geſellſchaft: die *Convenienz*. Die Geſetze der Freiheit ſind keine Decrete, ſondern Lebensformen. Anders die Geſetze des Despoten. Sie ſind ſeine Einfälle und haben die Befriedigung ſeiner Launen, Pläne, Wünſche zum Zweck. Seine Befehle ſind die Geſetze der Unterthanen. Die einzige *Form*, die ſie nöthig haben, iſt, daß ſie *publicirt* werden. Die Geſetze des beherrſchten Menſchen ſind die *bekanntgemachten Befehle* ihrer Herren. Die Bekanntmachung bindet die Willkür. Sie ſagt laut und beſtimmt, was ſie *jetzt* will. Morgen will ſie es vielleicht nicht mehr, und es iſt verdrießlich, daß die Leute wiſſen, was geſtern gewollt wurde. Daher die Noth ſelbſt mit den *ſogenannten* Geſetzen, mit den öffentlich gewordenen Formeln der allerhöchſten Befehle und Entſchließungen, der *jetzigen* Willkür mit einer *früheren*.

Iſt die wahre Erſcheinung des Menſchen erreicht, ſo iſt ihre geſellſchaftliche Exiſtenz das Geſetz, *das Geſetz wird Menſch*, die *gute Geſellſchaft* ſtellt dies dar. Das Geſetz realiſiren, heißt es perſonificiren. Dieſelbe Bewandtniß hat es mit dem Eigenthum. Der Zweck des Eigenthums iſt den Menſchen zu befreien. Durch die bloße Unabhängigkeit wird dieſer Zweck nicht erreicht. Das Eigenthum wird alſo eine Eigenſchaft des Arbeiters oder des „Menſchen der bürgerlichen Geſellſchaft", wie Hegel ſich ausdrückt, werden müſſen, um befreiend zu wirken, d. h. das Eigenthum wird perſonificirt und in Wirkſamkeit geſetzt.

Das Eigenthum als Eigenſchaft des Arbeiters in einem beſtimmten Material und auf eine ihm und ſeines Gleichen eigene Art, erzeugt den Stand. Was iſt der Stand? Specifiſche Arbeit. Wodurch ſpecificirt ſich die Arbeit? Durch Neigung und Geſchick, durch Schickſal trotz der Abneigung, indem die Noth den einzelnen ergreift und ihn an einem Punkt feſſelt, wo er zufällig zu wirken vermag. Dies Letztere iſt gegen das Weſen des freien Standes, der die Wahl ſeiner Arbeit einſchließt. Was iſt die Wahrheit des Standes? Die Realiſirung ſeines wahren Zwecks. Sein wahrer Zweck iſt, durch die ſpecifiſche Neigung der verſchiedenen Menſchen alle Arbeiten der Geſellſchaft zu leiſten. Das Auge und die Aufmerkſamkeit des Menſchen richtet ſich auf eine beſtimmte particulare Sache. Man braucht dieſe Sache. Sogleich beſtimmen ſich Menſchen dazu, ſie hervorzubringen. Die Hervorbringung iſt *für* den Menſchen, nicht *wider* ihn. Es kommt darauf an, daß die Geſellſchaft als ſolche überall die Unternehmerin ſei und jeden Arbeiter in ſeinem Werk auch ſeine eigne Freiheit erhalten und finden laſſe. Jedes Werk iſt gleich nöthig und gleich ehrenvoll, ſobald es ein Bedürfniß der Menſchen iſt. Die Staatsgeſellſchaft unternimmt es für das Bedürfniß, die Einzelnen vollenden es in der Gewißheit, einem Freiheitsbedürfniß zu entſprechen. Der Stand wird frei, wenn Jeder unmittelbar für das Staatsunternehmen arbeitet, dem ſeine Kräfte entſprechen. Wer auf dieſe Weiſe eine beſtimmte Arbeit ausführt, weiß, daß für ſie das Bedürfniß vorhanden iſt, ſo wie er umgekehrt der Sorge für ſeine eignen Bedürfniſſe durch die entſprechende Arbeit eines andern Standes ſicher iſt. Sein Stand entreißt ihn dem Zufall und der Noth. Der *Stand* iſt daher eine höhere Form des Eigenthums, nicht Loslaſſung des Einzelnen, ſondern

Sicherung ſeiner Thätigkeit, d. h. ſeiner Perſon und Freiheit im Allgemeinen Vermögen. Er hat durch ſeine beſtimmte Production ſein Schickſal im Syſtem der Bedürfniſſe geſichert. Aber er wäre dem Zufall überlaſſen, wenn ſeine Kräfte nicht vom Staat herbeigezogen, ſondern von Privatmenſchen ausgebeutet würden. Induſtrie und Ausbeutung der Arbeit zu Privatzwecken. Die Arbeit iſt der Menſch, ſeine Bethätigung, ſeine Verwirklichung; die Ausbeutung des Menſchen zu einem Zweck, der nicht ſein eigner iſt, bringt die Sklaverei hervor.

Die freie Arbeit der ganzen vereinigten Geſellſchaft iſt dagegen die Geſchichte, und der höchſte Genuß jedes Individuums iſt die directe Theilnahme an dieſer Arbeit. Jedes Geſchäft iſt fähig, direct für die Geſellſchaft zu wirken. Die Geſchichte hat die verſchiedenen Staatsgeſellſchaften erzeugt, ſie erreichen aber erſt ihren Zweck, wenn jede Staatsgeſellſchaft in bewußter Ordnung die geſammte Arbeit durchdringt und jedem Einzelnen die Theilnahme an der Geſchichte, d. h. der allgemeinen Bethätigung der Menſchheit zu ihrem Zweck der Selbſtbefreiung ſichert.

Was wollen die *verſchiedenen* Staaten erreichen? Den Reichthum der Menſchheit, den Menſchen und ſeine mannigfaltige, reiche Welt. Die *verſchiedenen* Staaten haben nur *Einen Zweck*, die Befreiung des Menſchen unter den verſchiedenen Verhältniſſen ſeines Daſeins, *den Menſchen als Product der Weltgeſchichte. Der Menſch macht ſich, indem er Geſchichte macht, und er macht Geſchichte, indem er alle Völker der Erde humaniſirt und befreit.* Da zu dieſem Zweck jedes Geſchäft nöthig iſt, ſo iſt *jeder* ein Befreier und ein zu Befreiender.

5.

Aus dem Buch der Redner von Timon.

a) Ueber die Urſachen, welche in jedem Lande eine eigenthümliche Beredſamkeit hervorbringen.

b) Charakteriſtik Thiers.

Bemerkung.

Viele Bücher der formverſtändigen Franzoſen reizen zum Ueberſetzen, wenn man ſie mit Sinn für die Form geleſen hat. Cormenin (Timon) hat ſeine Schwächen in der Sprache und in den Gedanken, aber er hat bei alledem ein hinreißendes Talent und verdient, daß man ihn wieder ſtudirt, wie er die andern mit großer Feinheit gehört, geleſen und dargeſtellt hat. Sein letzter Mißgriff, von den Pfaffen die Rettung der Freiheit zu erwarten, hat ihm ſeinen gewaltigen Credit ſehr erſchüttert, um ſo mehr muß man zu ſeinen klaſſiſchen und beſſer gerichteten Sachen zurückſchauen. Ich theile ein paar Studien aus ihm mit, die auch ſachlich für manchen von Neuem intereſſant ſein, mir aber vornehmlich formelles Intereſſe eingeflößt haben; obgleich der Geſchmack nicht rein und die Form nicht einfach genug iſt, ſo iſt es doch ungemein bildend, all dieſen Feinheiten und Sprüngen nachzugehn, ohne ihre Energie einzubüßen.

a) Timon, über die Urſachen, welche in jedem Lande eine eigenthümliche parlamentariſche Beredſamkeit hervorbringen.

Vier Dinge ſind bei der parlamentariſchen Beredſamkeit zu beachten: der Charakter der Nation, der Geiſt der Sprache, die geſelligen und politiſchen Bedürfniſſe der Zeit und die Phyſiognomie des Auditoriums.

Wenn der Charakter der Nation, wie bei den Amerikanern, ſchweigſam und kalt iſt, ſo wird man ſie nur mit Mühe in Bewegung bringen. In Geduld ergeben werden ſolche Leute ſich eben ſo wenig mit Reden als mit Hören bemühen. Sie werden ſich ganze Stunden lang hinſetzen, um einem Redner zuzuhören, als wäre es zum Rauchen oder zum Trinken.

Wenn dagegen der Charakter einer Nation reizbar und lebhaft iſt, wie es die Franzoſen ſind, ſo braucht man ſie nur zu berühren, und ſie werden ſich verletzt glauben, man braucht ihnen nur leicht auf die Achſel zu klopfen, und ſie werden ſich umwenden. Lange Reden langweilen uns, und wenn der Franzoſe ſich langweilt, ſteht er auf und geht fort. Kann er nicht fortgehn, ſo bleibt und plaudert er, kann er nicht plaudern, ſo gähnt er und ſchläft ein.

Sodann muß man den Geiſt der Sprache beachten.

Wenn die Sprache ziſchend, hart und nicht ſehr wähleriſch iſt, wie die engliſche, ſo wird man ſich weniger an den Stil, als an die Sachen halten. Man wird ſich weder an Verſetzungen, noch an Zuſammenſetzungen von Worten ſtoßen. Wenn der Geiſt der Sprache es erlaubt, den Sinn des Satzes in der Schwebe zu laſſen, und das Wort, welches ihn regiert, ans Ende zu ſetzen, ſo wird man dadurch die Aufmerkſamkeit der Zuhörer beſſer unterhalten. Man darf gewöhnliche Bilder, Sprichwörter, niedrige und alltägliche Ausdrücke gebrauchen, wenn ſie nur treffend ſind. Was die Rede an Reinheit und Anſtand verliert, wird ſie an Natürlichkeit und Kraft gewinnen.

Wenn die Sprache feierlich und weich iſt, wie die ſpaniſche und italieniſche, wird man den Wohlklang des Ausdrucks und die Harmonie der Endigungen ſuchen. Bei Völkern von muſikaliſcher Stimmung will das Ohr geſchmeichelt und die Seele ausgefüllt ſein. Wenn aber die Sprache edel, elegant, gebildet, correct, durchgearbeitet und philoſophiſch iſt, wie die franzöſiſche, ſo werden, um ſie öffentlich zu reden, ſorgfältige Vorbereitungen und eine lange Uebung nöthig ſein. Wäre der Vortrag zu bedächtig, ſo würde man in Eintönigkeit, wäre er zu beeilt, ins Stammeln verfallen. Man vermeide die überflüſſigen Worte, wie die müſſigen Beiwörter, welche den Erguß des Gedankens aufhalten und den Gang der Rede ſtören, und vergeſſe nicht, daß der Geiſt einer franzöſiſchen Verſammlung ſchnell genug iſt, um den Sinn einer Wendung zu faſſen, ehe ſie noch ausgeführt iſt, und die Abſicht zu errathen, ehe ſie noch völlig gereift iſt; empfindlich genug, um ſich an Wiederholungen zu ſtoßen, ſelbſt bei der geſchickteſten Abwechſelung des Ausdrucks, und rein genug, um durch die geringſte Neuerung verletzt zu werden, es müßte denn ſein, daß ſie in einem glänzenden Rahmen erſchiene, oder mit unwiderſtehlicher Nothwendigkeit von den Umſtänden ſelbſt erzwungen würde.

Die Zeit, wo man ſpricht, iſt das dritte, was man ſorgfältig in Betracht ziehen muß.

Wenn es ſich darum handelt, eine veraltete und ſchon wankend gewordene Ordnung der Dinge aufzulöſen, wenn die Volksſtimmung murrend und drohend die Nationalverſammlung umgiebt, wenn das Vaterland, die Freiheit, die Verfaſſung in Gefahr ſind, dann erhebt ſich die Rede, der Ausdruck ſchwillt an, belebt, erhitzt ſich, und die leidenſchaftliche Unordnung der Gefühle und Gedanken iſt die beredteſte und mächtigſte Form. Die Zuhörer vereinigen ſich mit dem Redner, erzürnen und erweichen ſich, kommen mit ihm in Aufruhr und zur Ruhe, um ſich von Neuem zu erzürnen und zu beſänftigen. Die Gewaltſamkeit des Ausdrucks, der Schwulſt der Bilder, der Zorn und der Ungeſtüm der redneriſchen Bewegung werden verziehen und ausgelöſcht vor der gefährlichen und unglückſchwangeren Größe des Augenblicks. Die Partheien, im Kampf gegen einander, hören nicht, ſie handeln, ſie erörtern nicht, ſie ſchlagen eine Schlacht. Dann trifft man lieber ſtark, als richtig, und wenn ein Kopf der Einſatz einer Rede iſt, ſo unterhält man ſich nicht damit, einen Satz ſchön zu ſetzen, und man ſtudirt nicht darauf, wie ein Fechter im Circus, mit Grazie unter dem Schwert ſeiner Gegner zu fallen.

So war unſre revolutionäre Beredſamkeit, die man nicht aus der Ferne, nach den Regeln des Geſchmacks beurtheilen oder mit kaltem Verſtande prüfen darf, ohne die Unruhe der Zeit und die ungewöhnlichen Wendungen der Volksſtimmung, die tödtlichen Partheifeindſchaften und die Reactionen von Außen, die Aufregung der Geiſter, die Neuheit, die Größe der Ereigniſſe und die drohende Gefahr des Vaterlandes in Anſchlag zu bringen.

Aber wenn die Zeiten ruhig ſind, wenn der Feind ſich von den Grenzen zurückgezogen hat, wenn der Staat ſich in Ueberfluß und Wohlſein befindet, wenn die Partheien ſich nicht mehr einander aufreiben, um ſich die Herrſchaft und den Sieg zu entreißen, wenn das Amt des Vertreters nicht mehr wie ein gefahrvoller Poſten in Anſpruch genommen wird, ſondern als eine reiche Quelle von Ehre und Vortheil, und wenn der Kampf nur noch auf dem wieder befeſtigten Boden der Principien und des Rechtes beſteht, ſo würde die theatraliſche Anwendung dieſer Mittel und dieſer declamatoriſchen Figuren nur noch lächerlich ſein, weil ſie nicht mehr nothwendig und natürlich wäre; ſie würde Eiskälte finden, wo ſie Feuer gefunden; ſie würde Lachen erregen, wo ſie Thränen hervorgerufen. Jeder Epoche ihre Beredſamkeit.

Eine andere, die vierte Bedingung der Rede iſt ſorgfältig Acht zu geben, vor wem man ſpricht.

In der That, vor einer Kammer darf man nicht ſprechen, wie man vor dem Volk ſprechen würde. Das Volk liebt ausdrucksvolle Bewegungen, die man von weitem und über die Köpfe weg wahrnimmt. Es liebt eine feurige und erſchütternde Stimme. Seid natürlich vor ihm und macht nicht den Schauſpieler.

Wenn du Thränen in deinen Wimpern fühlſt. Redner vor dem Volk, halte ſie nicht zurück! Wenn eine Bewegung des Unwillens in deiner Bruſt pocht, laß ſie hervorbrechen und ſich ausbreiten! Sei wahr, aufregend, leidenſchaftlich. Frage, antworte und frage noch einmal. Suche nicht nach Wortverbindungen, ſondern nach der Verbindung der Gedanken, oder vielmehr ſuche ſie nicht, wenn du ſie finden willſt; auch die Leidenſchaft hat ihre Logik und ſogar eine ſtrengere und hinreißendere, als der Verſtand. Ergreifende Bilder, raſche Aufregung, von Ruhe unterbrochen, das iſt die Beredſamkeit, welche in jedem Lande für das Volk paßt. In Frankreich, dem Lande des Witzes, füge ein wenig Ironie, bittre oder feine, hinzu.

Iſt deine Entwickelung zu trocken oder zu metaphyſiſch, ſo wird ſie das Volk nicht verſtehn. Ermüde ſeine Aufmerkſamkeit nicht mit der Entdeckung der abſtracten Beziehung deiner Folgerungen. Laß deine Gedanken nicht im Zuſtande des Skeletts, noch daß man an ihnen die Muskeln, die Sehnen und die Knochen zählen kann, ſondern bedecke ſie mit Fleiſch, daß ſie fortſchreiten, ſich entfalten, ſich färben und daß man den Puls ihres Lebens fühlt.

Bilder ſchmeicheln der Phantaſie des Volkes ſo ſehr! Leidenſchaftliche Bewegungen gehen ihm ſo leicht zu Herzen! Sprich ihm vom Vaterlande, von der Gerechtigkeit und von der Freiheit, wenn du willſt, daß er dich hört, dir in die Arme fliegt und von Herzen dein iſt. Das Vaterland! es iſt oft das einzige Gut, das es beſitzt. Die Gerechtigkeit! es will ſie für die andern, denn es will ſie für ſich. Die Freiheit! ſie iſt ſein Bedürfniß, ſein Recht, ſeine Kraft, und durch ſie wird es einmal die Herrſchaft über den Erdkreis erringen. Ja, das Volk iſt beſſer, als die, welche es verleumden. Wenn es ſich verirrt und auf den Abgrund zuſtürzt, ſo läuft man ihm nach, thut ihm das Gebiß in den Mund und führt es zurück; wenn man ihm ſagt: murre nicht, ſo ſchweigt es; du haſt Unrecht, ſo erwidert es, das iſt wahr; du darfſt nur die Vernunft hören, und es hört ſie; du darfſt dich nicht rächen, und es ſteckt ſein Schwert wieder in die Scheide; du mußt kämpfen und ſterben fürs Vaterland, und es kämpft und ſtirbt.

Nicht ſo eine Verſammlung reicher Leute, die den Geſchmack verloren hat ſowohl an den Gemüthsbewegungen, als an den Genüſſen des Geiſtes und der

Sinne. Die meiſten haben verſchiedenen Regierungen gedient, verſchiedene Eide geleiſtet, verſchiedene Glückszuſtände durchgemacht; unglücklich im eigentlichen Sinn, haben ſie die Illuſionen der Jugend, der Freiheit und der Tugend verloren! Ihr Herz iſt geſchändet, ihr Leben verbraucht. Die, welche viel Gut und Geld haben, quälen ſich weniger mit dem Wunſch, zu gewinnen, als mit der Furcht, zu verlieren; die, welche Aemter haben, wollen ſie behalten; die, welche keine haben, wollen, daß man ihnen eins giebt. Bei dieſer Geiſtesverfaſſung brauchen die Miniſter nur drei Federn ſpielen zu laſſen: den Egoismus, die Habſucht und die Furcht, und mit dieſen drei Federn ſetzen ſie alle Arme und Beine ſo vieler armen Marionetten in Bewegung. In ihrer parlamentariſchen Komödie ſind alle Rollen verabredet und vertheilt, und der Souffleur iſt auf ſeinem Poſten. Man weiß im Voraus, wer auftreten, was geſagt, was unterlaſſen, was hintertrieben, ja, ſelbſt, was beſchloſſen werden wird. Die Parolen ſind gegeben, die Stimmen ſind eingetragen in das Regiſter des Buchhalters, und die Stimmkaſſe von dem Miniſter Unternehmer des Schauſpiels geplündert, lange bevor die weißen Kugeln in der Urne erklingen und der Vorhang fällt.

Man muß es nur geſtehn, die redneriſchen Wendungen und ihre klangreiche und ausgebildete Schönheit dient nur dazu, der literariſchen Eitelkeit unſerer Ohren und Augen zu ſchmeicheln. Ohne Zweifel kann eine ſchöne Rede, die über feſtgeſtellte Meinungen ſchlechterdings gar nichts vermag, bisweilen die ſchwankenden Extremitäten einer Parthei, die nur noch durch einen ſeidnen Faden daran hängen, wieder befeſtigen. Aber es iſt nicht ausgemacht, daß ein feines Raiſonnement, ein Witz, eine unerwartete Zahl nicht dieſelbe Wirkung hervorbringen ſollte. Wer ſich auf die Dialektik und auf die Kunſt, Zahlen zu gruppiren, verſteht, hat unſre Verſammlungen mehr in der Hand, als die Redner, denen man von vorn herein mißtraut und gegen die jeder wie gegen Zauberer auf ſeiner Hut iſt.

Die Beredſamkeit thut ihre ganze Wirkung, ihre große, hinreißende, aufregende Wirkung nur beim Volk. Da iſt O'Connell, der größte, vielleicht der einzige Redner unſerer Zeit! Welch ein Koloß! Wie er ſich in ſeiner ganzen Höhe aufrichtet! Wie ſeine donnernde Stimme die Wogen der Menge beherrſcht und lenkt! Ich bin kein Irländer, ich habe O'Connell nie geſehn, ich habe ſeine Sprache nicht gelernt, wenn ich ihn hörte, würd' ich ihn nicht verſtehn. Und warum werd' ich dennoch von ſeinen Reden, ſo ſchlecht überſetzt, ſo verblaßt, ſo verſtümmelt, ſo entblößt von allem Glanz des Stils, der Gebehrden und der Stimme ſtärker bewegt, als von allem, was ich in meinem Vaterlande gehört habe? Weil ſie unſerer Redekunſt, die ſich mit Umſchweifen plagt, in gar nichts gleichen, weil die Leidenſchaft, die wahre Leidenſchaft ſie eingiebt, die Leidenſchaft, die alles ſagen kann und alles ſagt; weil er mich vom Ufer wegreißt, mit mir fortrollt und mich in ſeinen Strom hineinzieht. Er zürnt und ich zürne; er erhitzt ſich und ich fühle mich in Flammen; er weint und die Thränen fallen mir aus den Augen; das Wort, das ihm von Herzen geht, dringt mir zu Herzen; auf ſeinen Flügeln erhebt er mich und erhält mich in dem heiligen Entzücken der Freiheit! Unter dem Eindruck ſeiner großen Beredſamkeit verabſcheue und verwünſche ich mit einem wüthenden Haſſe die Tyrannen dieſes unglücklichen Landes, als wäre ich ein Mitbürger O'Connells und ich bin nahe daran, das grüne Irland faſt eben ſo ſehr zu lieben, als mein Vaterland.

Aber was vermöchte ſelbſt O'Connell in unſern Verſammlungen des Monopols? In dem Augenblick, wo ſie ſich der Bewegung hingeben wollten, würden unſre beamteten Deputirten ſich am Kleide gezupft fühlen und ihre Gattinnen in Thränen herbeieilen ſehn mit Schneider- und Hutrechnungen, die Gaſtwirthe mit der Quittung der Miethe, die Speiſewirthe mit der Note und die Lehrer ihrer Söhne und Töchter mit der vierteljährlichen Penſionsforderung. So ſeid denn beredt gegen Leute, welche ſchon die Feder erhoben haben, um das Beſoldungsregiſter zu unterzeichnen, und ſtrengt euch tapfer an, dieſe beamteten Deputirten zu rühren, die mit der ganzen Fülle ihrer Lunge den heroiſchen Ausruf thun: „Nur mit dem Leben entreißt man uns unſern Gehalt!“

b) Thiers.

Thiers wurde bei ſeiner Geburt nicht auf dem Schooß einer Herzogin gewiegt.

Arm geboren, brauchte er Glück. Von unbekannter Herkunſt, brauchte er einen Namen. Er ſcheiterte als Advocat; da wurde er Literat und warf ſich kopfüber mehr aus Noth, als nach ſeinem Geſchmack in die liberale Parthei. Dann wurde er ein Bewunderer Dantons und der Männer vom Berge, und ſteigerte ſeinen berechneten Fanatismus bis zu begeiſterten Uebertreibungen. Von Bedürfniſſen geplagt, wie es den Leuten mit lebhafter Phantaſie begegnet, verdankte er den Anfang ſeiner freien Lage Lafitte, ſeinen Ruf ſeinem eignen Talent. Bei alledem würde Thiers, ohne die Revolution von 1830, heute vielleicht weder Wähler, noch wählbar, noch Deputirter, noch Miniſter, noch ſelbſt Akademiker ſein; er wäre alt geworden in der literariſchen Achtung irgend einer Sippſchaft.

Seitdem hat Thiers die Rollen gewechſelt: er hat ſich zum Schriftſteller, zum Gönner, zum Lobredner von Dynaſtieen, zur Stütze von Privilegien, zum Anordner und Vollſtrecker unerbittlicher Befehle gemacht; er hat unwiderruflich ſeinen Namen verbunden mit dem Belagerungszuſtand von Paris, mit der Kanonirung von Lyon, mit den Großthaten in der Straße Transnonain, mit den Deportationen auf Mont-Saint-

Michel, mit den Baſtillen, mit den Geſetzen gegen die Aſſociationen, die öffentlichen Ausrufer, die Aſſiſen und die Journale; mit allem, was die Freiheit gefeſſelt, mit allem, was die Preſſe verhunzt, mit allem, was die Jury verfälſcht, mit allem, was die Patrioten decimirt, mit allem, was die Nationalgarden aufgelöſ't, mit allem, was die Nation entſittlicht, mit allem, was die edle und reine Julirevolution in den Koth gezogen hat.

Seine Freunde, Dupont de L'Eure, Carrel, Lafitte, er hat ſie verlaſſen; ſeine freiſinnigen Lehren, er hat ſie verleugnet; er iſt für die Dynaſtie ein Inſtrument geweſen, gut zu allem, geſchickt zu allem, eins von denen, die biegen und nie brechen, die ſich biegen bis ihre beiden Enden zuſammenſtoßen und ſich, wie ein Pfeil, wieder aufrichten, ſo ſchmiegſam ſind ſie.

Ohne Zweifel haben ariſtokratiſche Miniſter mehr Schmeichelei in den Worten; aber ſie haben mehr Unbeugſamkeit des Charakters. Sie verſtehn ſich beſſer darauf, mit Anmuth den Kopf und den Rücken zu werfen. Sie werden ſich bis zur Erde beugen, um den Hut ihres Herrn aufzuheben aber ſie werden ſich mit ſtolzer Stirne wieder erheben. Sie verhandeln mit den Königen, wie ein Edelmann mit dem andern. Sie achten ſich höher, als ein Portefeuille. Auch wählen die Könige, vielleicht aus Herrſcherinſtinkt, ihre Miniſter lieber unter den Bürgern, als unter den Edelleuten. Sie wiſſen, daß dieſe ihnen nur als Diener, jene faſt immer als Bediente dienen werden.

Wenn es ſich daher ereignet, daß in einer Monarchie ein Mann von geringer Herkunft, aber von Talent, mehr eine gelehrte, als moraliſche Erziehung genoſſen hat, und nun auf den Armen des Glücks zur höchſten Macht emporgeſtiegen iſt; ſo wird ſeine Erhebung ihm bald den Kopf verdrehn. Weil er ſich auf der Höhe, zu der er gelangt iſt, allein findet, und nicht weiß worauf er ſich ſtützen ſoll, da er weder eignes Anſehn, noch Umgebung hat, einer vom Volk nicht mehr iſt und ſein will, und, was er auch wünſchen und thun mag, ein edler und großer Herr nicht ſein kann; ſo wird er ſich zu den Füßen ſeines Königs legen, er wird ſie ihm drücken, er wird ſie ihm lecken und nicht wiſſen, durch welche knechtiſche Krümmungen, durch welche unterthänige Schmeicheleien, durch welche heuchleriſche Hingebung, durch welche Kniebeugungen und Fußküſſe er ihm ſeine Demuth und tiefſte Verehrung bezeugen ſoll. Perſonen von dieſer Sorte ſind wie die zur Hölle beſtimmten, die einen Pact mit dem Teufel gemacht haben. Sie ſind von ſeinen Klauen gezeichnet, und wenn ſie den Kopf verwenden, einen Ring ihrer Kette zerreißen, einen Schritt thun wollen, ſo ruft der hölliſche Meiſter, dem ihr Leib ſich überliefert und ihre Seele ſich verkauft hat, ihnen zu: her zu mir!

Lauf, mein Pinſel, hier brauch' ich weder die Leinwand zuzurichten und auszuſpannen, noch den Zirkel zur Hand zu nehmen; lauf nach Herzensluſt! ich will Thiers zeichnen, wie er redet, weniger gut ohne Zweifel, als er redet; ich will ihn öffentlich hinſtellen, wie er vor mir ſteht, mit dem untern Theil des Geſichts beginnen, mit den Augen aufhören, und, damit er deſto ähnlicher werde, vorübergehn, hingehn, kreuzen, wiederkommen, mich verirren, mich wiederfinden, mich nochmals verirren und ihn nach dem Leben zeichnen.

Thiers, im Detail genommen, hat eine breite und intelligente Stirn, lebhafte Augen, ein feines, geiſtreiches Lächeln. Von Anſehn iſt er unterſetzt, nachläſſig, gemein. Jn ſeinem Geplauder hat er etwas von der Gevatterin, in ſeinem Gange vom Gaſſenjungen. Seine näſelnde Stimme zerreißt das Ohr. Der Marmor der Tribüne geht ihm bis an die Achſel und entzieht ihn faſt den Zuhörern. Man muß hinzufügen, daß niemand an ihn glaubt, ſogar er ſelbſt nicht, grade er nicht! Phyſiſches Mißgeſchick, Mißtrauen ſeiner Feinde und Freunde, Alles hat er gegen ſich und dennoch wenn dieſer kleine Mann ſich der Tribüne bemächtigt hat, richtet er ſich ſo bequem darauf ein, hat er ſo viel Geiſt, ſo viel, daß man ſich fortreißen läßt zu dem Vergnügen, ihn anzuhören, auch wenn man ſelbſt nicht ohne Geiſt ſein ſollte.

Gewöhnlich ſenkt er den Kopf aufs Kinn, wenn er auf die Stufen zuſchreitet, aber wenn er ſie erſtiegen hat und ſpricht, dann, nach einem kurzen Schweigen, erhebt er ſein Haupt ſo vollſtändig wieder, richtet er ſich ſo hoch auf ſeinen Fußſpitzen auf, daß er die ganze Verſammlung beherrſcht.

Obgleich er faſt alle Abſätze ſeiner Reden beginnt: „Erlauben Sie mir, meine Herren“, oder: „Jch bitte um Jhre Nachſicht“, ſo ſetzt er ſich doch vollkommen über die Erlaubniß hinweg und hält ſich über die Nachſicht aller

Welt unendlich erhaben. Aber es giebt ſo viel eitle Leute in der franzöſiſchen Kammer! man muß ſo demüthig mit ihnen thun! und mittelſt dieſer kleinen Vorſicht erlaubt man dann alles zu wagen und alles zu ſagen. Dies iſt der Freibrief für viele Unverſchämtheiten.

Man kann nicht ſagen, daß Thiers in Witzſprüngen und lebhaften Raupen, wie Dupin, verfährt, noch daß er die ernſte Beredſamkeit Odillon Barrots oder den ſpottenden Sarkasmus Mauguins, oder den wallenden Redefluß Sauzets, oder das überlegene Raiſonnement Guizots beſitzt; es iſt eine beſondre Art des Talents, welches keinem andern weder in der Nähe noch von Ferne gleicht.

Es iſt, wenn man will, keine Rede, es iſt Geplauder, aber ein lebhaftes, glänzendes, leichtes, geläufiges, angeregtes, untermiſcht mit Zügen aus der Geſchichte, mit Anekdoten und feinen Bemerkungen, und alles dies wird geſagt, abgebrochen, getheilt, verbunden, entwirrt und wieder vereint mit einer unvergleichlichen Geſchicklichkeit der Sprache. Der Gedanke erzeugt ſich ſo ſchnell in dieſem Kopfe, daß man ſagen möchte, er iſt da, eh' er noch gefaßt wurde.

Die weiten Lungen eines Rieſen würden nicht ausreichen, um die Worte dieſes geiſtreichen Zwerges zum Vorſchein zu bringen. Die Natur, immer aufmerkſam und billig in ihren Ausgleichungen, ſcheint es, wollte bei ihm die ganze Macht der Männlichkeit in die ſchwachen Organe der Stimme vereinigen.

Sein Wort fliegt wie der Schwalbenflügel und durchbohrt dich ſo raſch, daß du dich verwundet fühlſt, ohne zu wiſſen, woher der Pfeil kam.

Man könnte in ſeinen Reden tauſend Widerſprüche aufſtechen; aber er läßt uns weder Raum, noch Zeit dazu.

Er verwickelt uns in das Labyrinth ſeiner Erörterungen, wo tauſend Wege ſich kreuzen und wieder kreuzen und zu denen er allein den Faden hält.

Er nimmt die Frage, die man für erſchöpft hielt, von einer Seite wieder auf, die man nicht bemerkt hat, er erneuert ſie aus ſo ſinnreichen Gründen!

Nie wird man finden, daß es ihm irgendwie fehlt: er iſt eben ſo fruchtbar, eben ſo ſchnell in der Vertheidigung, als im Angriff, in der Erwiderung, als in der Erörterung. Ich weiß nicht, ob ſeine

Antwort immer die gründlichſte iſt, aber ich weiß, ſie iſt immer die ſcheinbarſte.

Bisweilen hält er plötzlich inne, um auf Unterbrechungen zu erwidern, und er ſchießt ſeinen Pfeil mit einer Schlagfertigkeit und Geſchwindigkeit ab, die beſtürzt macht.

Wenn eine Theorie mehrere Seiten hat, falſche und wahre, ſo gruppirt, ſo miſcht er ſie, ſo läßt er ſie mit ſo geſchickter Hand vor euch ſpielen und ſtrahlen, daß ihr die Zeit verliert, das Blendwerk im Vorübergehn zu faſſen. Ich weiß nicht, ob die Unordnung ſeiner Stegreifreden, ob die unzuſammenhängende Häufung ſo vieler entgegengeſetzter Behauptungen, ob das wunderliche Gemiſch aller dieſer Ideen und Töne eine Wirkung ſeiner Kunſt iſt; aber er iſt von allen Rednern am leichteſten zu widerlegen, wenn man ihn lieſ't, am ſchwerſten, wenn man ihn hört. Er iſt der unterhaltendſte von all unſern politiſchen Roués, der ſchärfſte unſrer Sophiſten, der ſubtilſte und unfaßbarſte unſrer Taſchenſpieler. Er iſt der Bosko der Tribüne.

Er bittet, er fleht immer, man möge ihn die Wahrheit ſagen laſſen. Um Gottes Willen! ſage nicht ſo viel, daß du ſie ſagen willſt, ſage ſie!

Er iſt verwegen und dann furchtſam. Er will handeln, er läuft, er will ſich überſtürzen und dann ſieht man ihn ſich verbergen, ſich zurückziehn — in ſeine Stärke, wie er ſagt. Er bemerkt alle Punkte der Schwierigkeit und löſ't keinen einzigen. Er nimmt den Globus in ſeine Hände, eben ſo gut könnte er die Stimmurne nehmen, und hält euch einen geographiſchen Vortrag. Er zeigt die Meridiane, die Hemiſphären, den Aequator, die Wendekreiſe und alle Theile. Er bezeichnet die Küſten, ſondirt die Golfe, erreicht und bemerkt die Vorgebirge, die Klippen, die Häfen, die Städte, die Gebirge und die Mündungen der Flüſſe. Er umſegelt die Welt und kehrt zu uns zurück nach Hauſe, nachdem er viel geſehn, viel geredet, viel gereiſ't und wenig fortgekommen, viel gelehrt und wenig gelernt.

Schlüge man ihm den Befehl einer Armee vor, er würde ihn nicht ablehnen; und in der That, ich weiß nicht, ob er nicht die Schlacht gewinnen würde. Ich ſchwöre es, mit meinen eignen Ohren habe ich Generale, die von ihm eingenommen waren, ſagen gehört, ſie würden gern unter ſeinem Befehle dienen. Ihr lacht! Nicht doch, ich rede im Ernſt, und hätte er vier Zoll mehr und das Laden in zwölf Tempo's gelernt, er wäre der kleine Corporal und ein Stück Napoleon geworden.

Zieht ihn ja nicht aus ſeiner Illuſion, ich bitt' euch, wenn er auf der Tribüne in ſeinen ſtrategiſchen Dispoſitionen ſich abarbeitet und ausbreitet. Denn dann hält er ſich wirklich und ehrlich für einen General nicht von einem einfachen Armeecorps, ſondern für den Obergeneral, und, wenn es ſein muß, auch für einen Admiral; ſo ſehr, daß er, um von Griechenland nach Aegypten zu ſegeln, die Flotte nach Toulon zurückkehren laſſen wird, damit er ſie, wie Napoleon, unmittelbar vor ſeinem Tubus habe. Ein andermal wird er grade auf Soult losgehn und kühn zu ihm ſagen, daß er mit ſeiner Armee aus Genua nicht zu dem Thore nach Frankreich, ſondern zu dem nach Italien hinausgezogen ſei; und wenn Soult in der Schlacht von Salamanca verwundet wurde, ſo wird er unter Beifallklatſchen der Kammer behaupten, daß es am linken und nicht am rechten Schenkel geweſen ſei, wie Soult bisher geglaubt hatte, und er wird es ihm ſo gut beweiſen, daß der alte General, um ſich von der Sache beſſer zu vergewiſſern, unwillkürlich den Finger in das Loch ſeiner Wunde legen wird.

Bisweilen wird er über ſich ſelbſt gerührt und dann weiß niemand beſſer, als er, das Opfer zu ſpielen. Oder er nimmt die Sprache des grämlichen Cato an und zieht einen tiefen Seufzer aus der Bruſt über die Verkehrtheiten der öffentlichen Meinung. Auch den Süßen ſpielt er vortrefflich, und in dem Augenblick, wo ihr denkt, er liebkoſ' euch, kratzt er euch. O, der kleine Verräther!

Er liebt den Beſitz der Gewalt, nicht um der Gewalt ſelbſt, ſondern um der Annehmlichkeiten willen, welche ſie gewährt. Guizot hat den Hochmuth der Gewalt, Thiers die Sinnlichkeit; weil er zwei Drittel ſeines Lebens den Genüſſen des Glücks entfremdet war. Jetzt verſchlingt er ſie mit der Gier und Selbſtſucht eines Ausgehungerten.

Thiers iſt ein Dämon von Geiſt; der ſitzt ihm, glaub' ich, in allen Falten ſeiner Lippen und ſelbſt in ſeinen Nägelſpitzen. Seine Conſtitution gleicht der von Voltaire; er iſt gebrechlich, zart, beweglich.

Er hat die Launen und den Eigenſinn eines Kindes neben dem Anſpruch auf den Ernſt eines Philoſophen. Er iſt mehr Literat, als Staatsmann, und mehr Künſtler, als Literat. Er wird ſich ſehr für eine hetruſciſche Vaſe begeiſtern, wenig für die Freiheit.

Er hat, wie ein Mann der Regierung, Einfälle großer Pläne, und wie eine Frau, Verwegenheit in Kleinigkeiten.

Sein Muth iſt etwas ähnliches, wie der Muth ſchwächlicher und kränklicher Leute, dieſer fieberhafte Muth mit Rückſchlägen, der in Nervenzufällen und Ohnmacht endet. Solche Zufälle dürft ihr nur auf dem Sopha haben. In der Politik muß man nicht in Ohnmacht fallen.

Ein großer Redner, ein unſicherer Miniſter! Die That kühlt ihn ab und heftet ihn an ſeinen Seſſel; die Rede dagegen erhitzt ihn und reißt ihn fort.

Sein Enthuſiasmus von ehedem für unſre großen Revolutionärs war nur ein jugendlicher, ein Schülerenthuſiasmus, mit dem ſich, ohne ſein Wiſſen, der Aerger, daß er damals nichts war und die unbeſtimmte Hoffnung, eine bedeutende Perſon zu werden, vermiſchte.

Aber der Mißbrauch der miniſteriellen Genüſſe hat ſein Conventstemperament bald verweichlicht. Er iſt, vier bei vier, die Treppen hinuntergeſtiegen, welche von dem Oberſtock in den Salon führen, und hat ſich auf den ſchönen Sophas mit goldenen Franſen eingerichtet, als hätte er nie auf Stroh geſeſſen, vornehm durch Inſtinkt, wie andre durch Geburt und Gewohnheit.

Miniſter oder nicht, in oder außer Frankreich, dieſe Eigenheiten verlaſſen ihn nicht. Indeſſen hätte er ſich vielleicht weniger ausſchreien und durch die ganze Welt aufkleben laſſen können, wenn er als einfacher Privatmann zu ſeinem und unſerm Vergnügen reiſ'te. Der gute Geſchmack überläßt dieſe Art Ankündigungen den Thierbuden, den Schauſpielerinnen und Prinzeſſinnen.

Vor dieſem brachten die Bürgermeiſter und Schöppen den Herzogen von Montbazon und Montmorency die Schlüſſel ihrer Herrſchaften in goldenen Schüſſeln. Heutiges Tags equipirt man Linienſchiffe, löſ't die Kanonen und ſetzt den Telegraphen in Bewegung für die Montbazons vom Dintefaß und die Montmorencys von der Gerichtskanzlei. Ihnen fehlt nur noch, daß ſie ſich von Reitknechten mit dem Falken auf der Fauſt und von Ehrencavalieren und Pagen begleiten ließen.

Skeptiſch aus Sorgloſigkeit in der Moral, in der Religion, in der Politik und in der Literatur, wird Thiers von keiner Wahrheit tief ergriffen: es giebt keine aufrichtige und gründliche Hingebung an die Sache des Volks, die er nicht belächelte. Ein glänzender Stoff, der ſchillert und alle Farben in der Sonne ſpielt, ohne ſelbſt eine eigne Farbe zu haben und deſſen dünnes Gewebe den Tag hindurchſcheinen läßt.

Fordert keine Ueberzeugung von ihm, er zweifelt; keine Beweiſe der Wahrheit, ſein Temperament widerſetzt ſich ihnen. Er ſoll ſich nicht luſtig machen? Aber wenn ihm alles ſpaßhaft iſt! Er ſoll euch nicht verhöhnen? Aber wenn er nun auch ſich ſelbſt verhöhnt!

Vertraut ihm, wenn ihr wollt, die Marine, den Krieg, das Innere, die Juſtiz, die Diplomatie, aber ſtellt keine Millionen, und vor allem keine Hunderte von Millionen zu ſeiner Dispoſition, denn er wird ſie, wie Waſſer, durch das Sieb ſeiner Finger laufen laſſen. Mit ſeiner Leichtfertigkeit im Geldausgeben verbindet er eine Art, Rechenſchaft davon abzulegen, die nicht Jedermanns Sache iſt, und die er ſehr witzig die Kunſt die Zahlen zu gruppiren genannt hat.

Genau ließe ſich die Fähigkeit ſeines politiſchen Appetits nicht bemeſſen. Nur ſo viel kann man verſichern, er war und würde im kommenden Fall noch weit mehr ſein ein ungeheurer Vertilger von Menſchen, Pferden, Schiffen, Kriegsgeräth und Thalern. Man ſollte nicht meinen, wenn man dieſen kleinen Menſchen ſieht, daß er einen größern Magen als ein andrer hat. Aber, wie Gargantua, könnte er in Einem Biſſen das fetteſte Budget verſchlingen.

Als Miniſter iſt er ſchmiegſam und zäh zugleich iſt er gleichgültig und entſchieden, weicht er nur, um wieder zu kommen, giebt er euch nur nach, um euch wieder zu faſſen, läßt er euch keine andre Wahl, als die ihr nicht umhin könnt, ihm zu bieten; und am Schluß ſeiner Conceſſionen findet ihr immer dieſe: thut das Eine oder das Andre, wenn ihr nur das Andre nicht thut: gebt mir dies oder das, wenn ihr mir nur das gebt, was ich von euch verlange.

Uebrigens liebe ich dieſen natürlichen, lebhaften, freieinherſchreitenden Plauderer. Er unterhält ſich mit mir, und declamirt nicht. Er pſalmodirt nicht immer in derſelben Tonart, wie die predigenden Brüder von der Doctrin. Freilich auf die Länge macht auch er mit ſeinem Geſchwätz mich aufſäſſig. Aber es iſt eine Art Gezwitſcher, die mich immer noch erquickt nach der oratoriſchen Monotonie, dieſer ewigen Langeweile, der ärgſten Qual für einen Zuhörer und parlamentariſchen Märtyrer, der verdammt iſt, ſie auszuhalten von Mittag bis ſechs Uhr Abends.

Er thut mehr, als bewegen, mehr, als überzeugen; er intereſſirt, er vergnügt ein Volk, welches von allen am liebſten vergnügt, noch einmal vergnügt, und immer, ſelbſt bei den ernſthafteſten Dingen, unterhalten und vergnügt ſein will.

Thiers trifft auf ſeinem Wege bei jedem Schritte Blumen, Rubine, Perlen, Diamanten. Er braucht ſich nur zu bücken, er hebt ſie auf und thut ſie zuſammen; und in demſelben Augenblick nehmen ſie unter ſeinen Händen die Form einer Guirlande, einer Spange, eines Ringes, eines Armbandes, eines Diadems an; ſo viel Reichthum, Fruchtbarkeit und Glanz hat dieſer Geiſt.

Er denkt ohne Anſtrengung, er ſchafft ohne Erſchöpfung. Er verfährt ohne Ermüdung ſeinen Gang und iſt der ſchnellſte Ideenreiſende, den ich kenne. Die Zeiten gehn in ſeinem Gedächtniſſe vorüber in ihrer Ordnung und Geſtalt, und die Natur, welche die Andern ſuchen, kommt zu ihm, ohne daß er ſie ruft, mit aller Pracht ihrer Majeſtät und mit aller Anmuth ihres Lächelns. Habt ihr auf den Dampfbooten, die unſre Ströme furchen, dieſen Spiegel hängen geſehn, aus dem das Ufer widerſcheint? Er bildet ab, während das Schiff dahineilt, und läßt reißend ſchnell die ſchönen Dörfer, die Kirchen mit ihren leichten Thurmſpitzen, die grünen Wieſen, die belaubten Berge, die rauſchenden Segel der Schiffe, die blonden Aehren unbeweglicher Kornfelder, die Heerden im Thal, die Wolken am Himmel, die Thiere und die Menſchen vorüberfliegen. Das iſt Thiers: eine Art parlamentariſcher Spiegel, giebt er die Leidenſchaften anderer, ſelbſt ohne Leidenſchaft, wieder. Er weint und hat keine Thränen im Auge; er durchbohrt ſich mit einem Dolch und es koſtet ihm keinen Tropfen Blut. Lauter Komödie! Aber was für eine Komödie und was für ein Komödiant! welche Natur, welche Beweglichkeit, welches Feuer der Nachahmung! welche unerwartete Abwechſelung des Tons! welche Durchſichtigkeit, welche Klarheit des Stils! welche Grazie der Nachläſſigkeit in dieſer Sprache! Komödiant, du betrügſt mich! und du willſt mich betrügen. Bewunderungswürdig ſpielſt du deine Rolle, aber es iſt nur eine Rolle. Das alles weiß ich, und dennoch laß ich mich von deiner Verführung hinreißen; ich gebe nach, ſo lange du ſprichſt, bin ich unter deinem Zauber, und faſt zieh' ich es vor, den Irrthum in deinem Munde, als die Wahrheit in dem eines andern zu hören.

Wie ſchön war er in ſeiner Baſtillenrolle! Ja, ich habe Allem beigewohnt, was im Theater des Palaſtes Bourbon vorzügliches geſpielt worden iſt, Dramen, großen Opern, komiſchen Opern, Vaudevilles und Gelegenheitsſtücken. Aber ich muß geſtehn, die Befeſtigungen von Paris ſind die erſtaunlichſte von allen Myſtificationen und Entwickelungen, die ich je geſehn habe. Nie ſpielte ein beſſerer Schauſpieler ein tolleres Intermezzo. Er coſtümirte und figurirte ſich in dieſer Rolle mit ſo viel Kunſt, mit ſo ſinnreichen Phantaſieen, er belebte ſo ſehr die Scene, machte allen Zuſchauern mit Händegeſchwindigkeit und Augenverblendung ſo viel Täuſchung vor, daß ſelbſt die, welche gekommen waren, um ihn auszupfeifen, nicht umhin konnten, zu rufen: Bravo! vortrefflich geſpielt! ja, vortrefflich! und am Ende eskamotirte er ſo geſchickt, daß er die Kammer unter ſeinem Becher hatte, und als er ihn dann aufhob, war keine Kammer mehr da — und der Streich vollführt.

Thiers hat mich oft an eine Frau ohne Bart erinnert, an eine unterrichtete, geiſtreiche Frau, die auf der Tribüne nicht ſteht, ſondern ſitzt, eine Unterhaltung über tauſend Dinge ſtickt und mit leichter Grazie von einem zum andern ſpringt, ohne daß man ihren immer bewegten Lippen die Arbeit ihres Geiſtes anſieht.

Er iſt geſchmeidiger als eine Feder vom allerfeinſten Stahl. Er ſpannt ſich an und ab, ſenkt und erhebt ſich mit ſeinem Gegenſtande. Er windet ſich um jede Frage in Spiralgängen vom Stamm bis zum Gipfel. Er ſteigt herauf und herunter und wieder herauf, hängt ſich an die Zweige, duckt ſich ins tiefſte Laub, erſcheint, verſchwindet und macht tauſend Sätze hin und her mit der liebenswürdigen Beweglichkeit eines Eichhörnchens.

Bei dem erſten Sonnenſtrahl, der durch das Glas des Gewölbes ſchlüpft, läßt er ſein Façettenprisma in die Augen der parlamentariſchen Lerchen ſpiegeln, die umherflattern und in ſeine Schlingen fallen.

Er würde Silber aus einem Felſen ziehn. Wo die andern nur ſtoppeln, da erndtet er.

Er ſchlägt mit den Flügeln, er entfaltet ſich und ſchillert bald in Purpur, bald in Gold und Himmelblau. Er redet nicht, er girrt, er girrt nicht, er flötet, er flötet nicht, er modulirt; und Farbe und Melodie iſt ſo blendend, daß man zweifelhaft bleibt, was man mehr bewundern ſoll, ſeine Stimme oder ſein Gefieder.

Thiers, giebt man ihm nur einen Nachmittag zur Vorbereitung, wird euch drei Stunden hinter einander unterhalten über Baukunſt, Poeſie, Recht, Seeweſen, Strategie, obgleich er weder Baumeiſter, noch Dichter, noch Juriſt, noch Seemann oder Militair iſt. Er mußte die älteſten Sectionsvorſteher in Erſtaunen ſetzen, wenn er mit ihnen über die Verwaltung ſprach. Wie man ihn ſprechen hörte von Bögen, Steinſchichten, Abfall, hydrauliſchem Mörtel, hätte man ihn für einen Maurer, wenn nicht für einen Baumeiſter halten ſollen. Er würde mit Gay-Luſſac über Chemie disputiren und

Arago lehren, ein Teleſkop auf Venus oder Jupiter zu richten.

Seine Rede über den Zuſtand Belgiens iſt ein Meiſterſtück hiſtoriſcher Erörterung. In der Angelegenheit mit Ancona ſprach er über ſtrategiſche Poſitionen, Baſtionen, Polygone, Angriffsfronten und Schanzen, winkel zur Erbauung der Genieoffiziere. Man hätte ihn für einen Mann von Fach, für einen Gelehrten halten ſollen.

Schöne Künſte, Kanäle, Landſtraßen, Finanzen, Handel, Geſchichte, die Preſſe, hohe Politik, Stadtſtraßen, Theater, Krieg, Literatur, Religion, Municipalitäten, Sittlichkeit, Vergnügungen, große Angelegenheiten, kleine, mittelmäßige, — ihn irrt es nicht; er iſt Allem gerecht. Er iſt auf Alles vorbereitet, weil er auf nichts vorbereitet iſt. Er redet nicht, wie die andern Redner, weil er redet wie Jedermann. Die andern Redner bereiten ſich mehr oder minder vor, er redet aus dem Stegreif. Die Andern halten Reden, er plaudert, und wie ſoll man gegen einen Menſchen auf ſeiner Hut ſein, der wie ich und du plaudert, ja, beſſer als ich und du, als irgend einer? Die andern Redner laſſen ein Stückchen Kothurn aus den Couliſſen ſcheinen, und im Spiegel ſieht man ihren Helmbuſch wehen. Sie ſind geſchnürt, geputzt und mit den Fußſpitzen ſchon vor; ſie warten nur, daß der Vorhang aufgehe, um aufzutreten. Thiers dagegen werdet ihr in Strümpfen finden und ihm zurufen: Auf, ſputen Sie Sich, das Haus füllt ſich, das Publicum wird ungeduldig und erwartet Sie; nehmen Sie Ihre Maske und ſpielen Sie, was Sie wollen, einen Miniſter, einen General der Armee, einen Künſtler, einen Puritaner, aber ſpielen Sie! Thiers nimmt ſich nicht die Zeit, ſich die Stirn zu trocknen und ein Glas Zuckerwaſſer zu trinken. Er kleidet ſich nicht einmal wieder an, er tritt auf, er grüßt, er richtet ſich ein, er probirt vor den Zuhörern, er improviſirt die Charaktere, ſpinnt den Dialog aus, löſ't die Verwicklung und lernt ſeine Rolle, indem er ſie ſpielt; er ſpielt bisweilen zwei zugleich, dreht ſich herum, wirft ſeine Maske weg, nimmt eine andre wieder, und immer derſelbe, iſt er immer verſchieden, immer in Scene, immer ein vollkommener Schauſpieler.

Eins habe ich ihm jedoch vorzuwerfen: er lacht bisweilen, wenn er zu ſehr im Zuge iſt, beim Herunterſteigen von der Bühne: Ein guter Schauſpieler aber, der das Publicum über die Wahrheit ſeiner Rolle in der Illuſion erhalten will, darf nie über die Farce lachen, die er eben geſpielt hat. In dieſer Beziehung, das geb' ich zu, hat Thiers noch Fortſchritte zu machen.

Wenn er weniger ſchnell ſpräche, würde er weniger gehört werden. Aber er überſtürzt ſeine Worte mit ſolcher Zungenfertigkeit, daß das Verſtändniß der Kammer ihm weder vorauseilen, noch auch nur folgen kann. Unter dieſem Geſichtspunkt iſt ſein Fehler eine Fähigkeit, und er iſt mehr Künſtler, als er es ſein will. Es iſt wahr, er geht manchmal ſchließlich in ſeinen Einzelheiten unter, er verirrt ſich rechts und links ſo weit von ſeinem Ziel, daß es ihm begegnet zu keinem Schluß zu gelangen. Sollte aber nicht auch das, im vorkommenden Fall, eher eine Geſchicklichkeit, als ein Fehler ſeiner Kunſt ſein?

Einmal im Zuge, könnte er, ohne abzuzäumen, fortgaloppiren von Morgen bis in die Nacht.

Hätte der Allmächtige vorausſehen können, daß er eines Tags Thiers ſchaffen würde, ohne Zweifel hätte er den Umſchwung von Tag und Nacht verlängert, und um ihm mehr Zeit zum Reden zu geben, hätte er die Erde ſtatt in vier und zwanzig Stunden in acht und vierzig ſich herumdrehn laſſen.

Selten ſind dieſe großen Plauderer große Politiker. Oft begegnet es ihnen, daß ſie ſagen, was ſie nicht hätten ſagen ſollen, und umgekehrt. Gewöhnlich ſind ſie eitel, unbeſonnen, zuverſichtlich, hochmüthig. Wenn man ſie zum Reden bringt, was ſie nie abſchlagen, ſtürzt man ſie in die Schlingen der Indiscretion. Ein Staatsmann muß zurückhaltender ſein.

Faſt wäre ich verſucht zu glauben, Thiers hat zu viel Geiſt, um Miniſter zu ſein. Wollt ihr regieren, ſo ſeid mißtrauiſch gegen die Leute, die zu viel und vor allen, die zu gut reden!

Jede Regierungsform hat ihre Fehler. In der repräſentativen führen die Redner allein die Majoritäten, und die Majoritäten allein machen die Miniſter. Jeder einflußreiche Miniſter muß Redner ſein, aber jeder Miniſter, der ein Redner iſt, kann ohne Beruf zum Staatsmann ſein. Colbert und Sully waren keine Redner: ſie hätten zu unſrer Zeit nicht Miniſter ſein können. J. J. Rouſſeau konnte öffentlich nicht zwei Sätze zuſammenbringen. Talleyrand wäre ſtecken geblieben nach einer Rede von einer Viertelſtunde. Chateaubri-

und ſtotterte, und Montesquieu hätte wahrſcheinlich als Redner nicht gegen den letzten Schreiber des letzten Rechtsbeiſtandes von Brives-la-Gaillarde Stand gehalten.

Gewiß, Dupin präſidirt, redet, macht Anträge wie es ſein muß, und doch, um den grünen Tiſch der Miniſter würde er nicht zwei Gedanken in richtiger Folge haben und in fünf und vierzig Minuten fünf und vierzig Mal ſeine Meinung ändern. Thiers hat mehr Haltung, iſt wenig unbeſtändig, weniger beißend, weniger wandelbar. Er wird ſeine Maximen nicht in Epigramme bringen. Er wird ſeine Collegen nicht mit einem Wiz todt machen. Aber hat er den Geiſt der Beharrlichkeit, der Herrſchaft, der Feſtigkeit, der Weisheit, der in großen Angelegenheiten nöthig iſt? weicht er nicht zu leicht dem Gebot eines Syſtems, der Laune einer Idee? iſt er nicht bald zu unentſchloſſen, zu wankelmüthig, bald zu hitzig, zu entſchieden? hat er nicht mehr Feuer, als Urtheil? wirft ihn nicht ſeine Künſtlerphantaſie in falſche Bahnen? läßt er ſich nicht blenden und beſtimmen mehr durch die Größe der Sachen, als durch ihren Nutzen, mehr durch das Abentheuerliche, als durch das Mögliche? Er glaubt nicht an die Hingebung der Tugend, noch an die Wunder

der Ehre; feſt glaubt er nur an die Macht des Goldes; dieſes Geld würde er tonnenweiſe verſchwenden, um einen Triumphbogen zu bauen, oder zu irgend einer thörichten Eroberung. Er weiß es nicht, daß das Gold des Schatzes der Lebensſaft und das Blut des Volkes iſt; daß dieſes Blut koſtbar iſt und daß man es ſchonen muß; daß die Haushaltung die erſte politiſche Tugend iſt, und die beſte Regierung im Ganzen genommen diejenige, welche am wenigſten koſtet. Guizot und ſeine Schule haben unſere Seelen ausgedörrt. Thiers und ſeine Schule würden unſre Taſchen leeren. Der eine nimmt uns das Bißchen Tugend, der andre das Bißchen Geld, das wir noch haben. Beide, mit Hülfe der Camarilla, haben ſo gut gewirkt, daß es unter uns keine politiſche Redlichkeit mehr giebt, und wir an nichts mehr glauben, an nichts mehr eine Ueberzeugung haben, und ich denke mein Vaterland nicht zu verleumden, wenn ich ſage: Dank dieſen Herren, das officielle Volk Frankreichs iſt jetzt das weichlichſte, gemeinſte, ſervilſte und corrumpirteſte in Europa.

Habt ihr etwa Thiers in den Bureaux der Kammer geſehn? Habt ihr die Hülfsquellen dieſes glänzenden und erfinderiſchen Geiſtes bewundert? Habt ihr ihn gegen Salvandy über die ſpaniſche Frage kämpfen ſehn? Es war der Kampf des lebhaften, flinken, kühnen Taureadore mit einem koloſſalen, ſchweren Stiere. Salvandy, ganz aufgeputzt, ſchwitzte und blies in ſeiner Beweisführung. Thiers, mit dem Degen um ſeinen Kopf und ſeine Weichen herum, brachte ihm tauſend Wunden bei. Endlich ergriff er ihn bei den Hörnern und warf ihn zum großen Gelächter der Zuſchauer auf den Kampfplatz.

Die Bereiter von Franconi ſchwenken auf ihren Pferden verſchiedene bunte Fähnchen, um der Menge ein Blendwerk vorzumachen. Was dieſe auf ihren Rundritten im Circus thun, das thut Thiers in ſeinen Reden auf der Tribüne.

Wenn er merkt, daß ſeine Rede langweilt, und daß man zu gähnen beginnt, wendet er ſich plötzlich gegen die Rechte, die im geringſten nicht dieſes Ausfalls gewärtig iſt, und ſchleudert ihr aus unmittelbarer Nähe einige aufgewärmte Redensarten, die er bereit hat, über den Sieg bei Jemappes und die dreifarbige Fahne zu. Die quaſirevolutionäre Wendung verfehlt nie ihre Wirkung, und die Säbelſchlepper heben den bügelloſen Reiter wieder auf, der ſich dann ſchnell in ſeinem Sattel zurechtſetzt.

Ein ander Mal wird es ſich darum handeln, ob Thiers durch Ordonnanz ohne die Kammern und ohne Geſetz Regimenter ſchaffen durfte. Nur das wird die Frage ſein. Gut! Thiers wird dieſe conſtitutionelle Frage mitten durchbrechen und eine excentriſche Spitze vorſchieben auf den Heroismus der Offiziere der Armee, um ſich von ihren Kameraden in der Kammer Beifall klatſchen zu laſſen. Man wird über dieſe gute Wendung lachen. Lachen Sie, meine Herren, lachen Sie, ſo viel Sie wollen; vor allen aber lachen Sie über ſich ſelbſt und auf Ihre eignen Koſten, denn er hat ſeine Sache gewonnen, die nicht die Ihrige iſt.

Vordem pflegte ſeine Fiſtelſtimme ſich zu ſenken, gerührt zu werden und ſich in Thränen zu baden, wenn er von ſeinem König, von den Tugenden ſeines Königs, ſeinen würdigen Miniſtern und ihrer edlen und väterlichen Verwaltung ſprach. Beiläufig, was ſagt ihr von dieſer edlen und väterlichen Verwaltung, die die Freiheit der Discuſſion erdroſſelt und uns die liebenswürdigen Septembergeſetze zuerkannt hat? Thiers wird des Abends in ſeiner kleinen Opernloge weidlich lachen, und wie ſehr muß er überzeugt ſein, daß wir gute Leute ſind!

Er hat ſo viel miniſterielles Talent neben ſo viel Unbeſtändigkeit, ſo viel redneriſche Mittel neben ſo viel Unbeſonnenheit, daß man ihn eben ſo wenig gebrauchen als zur Seite laſſen kann. Thiers iſt eine Hülfe, die immer eine Verlegenheit ſein wird.

Heute aufs Faſten geſetzt, morgen wieder in Thätigkeit und Dienſt genommen, wird er mit Unterbrechungen die parlamentariſche Armee commandiren können. Aber nie wird er eigne Soldaten haben, wie Guizot, Odillon-Barrot und Berryer; denn man kann ihn nicht wieder erkennen, weder an der Form ſeines Zeltes, das er bald auf dieſem Gebiet, bald auf jenem aufſchlägt, noch an der Farbe ſeiner Fahne, die ein wenig vom Roth, vom Weißen und vom Blauen hat, aber weder roth, noch blau, noch weiß iſt.

Die Menſchen ohne politiſche Moral ſind wunderbar geſchickt, Verſammlungen ohne Principien zu regieren. Uebrigens läßt man in Frankreich Leuten von Geiſt Alles hingehn, ſelbſt ihre Principien zu wechſeln. Nur den Dummen iſt es nicht erlaubt unbeſtändig zu ſein.

Ich habe mich geirrt (und wer hätte ſich nicht mit mir geirrt?), als ich ſagte, ungeachtet ſeines Talentes würde Thiers nie zu der erſten Stelle im Staat gelangen, weil ihm das Anſehn mangelte. Anſehn kommt von einer hohen Rechtſchaffenheit, wie ſie Dupont de l'Eure hatte; Anſehn kommt von einem politiſchen Charakter, der ſich nie verleugnet hat, wie ihn General Lafayette hatte; Anſehn kommt von einem großen Vermögen, durch lange Arbeit erworben, wie Caſimir Périer ſeins; Anſehn kommt von einer altherkömmlichen Gönnerſchaft und von einer fürſtlichen Freigebigkeit, wie ſie Lafitte beſaß; Anſehn kommt von einer hohen Würde und ſelbſt, man muß es bei dem Vorurtheil unſerer kranken Sitten zugeben, von einer hohen Geburt, wie die des Herzogs von Broglie; Anſehn kommt aus militairiſcher Subordination, aus dem Glanz der Siege und der Dienſte, die ein glorreicher Degen geleiſtet, wie der des Marſchall Gérard; Anſehn kommt aus der Berühmtheit der Vorfahren oder aus perſönlichem Gewicht, wie das von Mole; Anſehn kommt von einem würdigen und anſpruchsloſen Leben, wie das Royer-Collards; Anſehn kommt endlich aus der Grazie des Benehmens und dem feinen

Weltton im Ausdruck ſeiner Gedanken, wie ihn Talleyrand beſaß, und er iſt nicht zu verachten in einem Lande, wo der unwandelbare Gedanke ſeine Befehle an das Kabinet erläßt und wo die Miniſter nichts weiter ſind, als Ausfertiger und Gehülfen. Nun denn, auf welche dieſer verſchiedenen Arten von Anſehn macht Thiers Anſpruch? Wir wären in großer Verlegenheit, es zu ſagen, und er nicht minder.

Und dennoch iſt Thiers zweimal Premierminiſter geweſen, obgleich es ihm an Anſehn fehlt, und was noch außerordentlicher iſt, er fiel in Ungnade und wurde nicht zur Unterhaltung der Sultaninnen als Geſandter nach der Türkei geſchickt.

Auch haben die Doctrinärs, die, ſeit der erſten Zeit der Reſtauration, ihn in ihren Sold genommen, ihn nie in Ehren gehalten. In demſelben Augenblick, wo ſie ihm ſchmeichelnd mit der Hand über den Rücken fuhren, fürchteten ſie ſeine Katzenſprünge und ſeine Krallen. Sie ließen ihn nicht neben ſich auf ihrem Sopha ſitzen. Sie hielten ihn ſich vom Leibe. Sie betrachteten ihn als einen Mann ohne Beſtändigkeit und ohne Principien, mit ihnen verbunden durch gemeinſchaftliche Miſſethaten, der aber nicht auf der

Höhe ihrer Lehre war und deſſen Kleid, wenn auch noch ſo gut gebürſtet, immer in irgend einem Winkel ſeiner Aufſchläge mehr als einen Flecken revolutionären Schmutzes blicken ließ.

Thiers ſeinerſeits unterwarf ſich ihrem hochmüthigen Joch mit Widerſtreben; er bog, wandte und bückte ſich vor ihnen, aber nur um ſie von unten zu faſſen. Verborgen in ihrer Höhle grub er an ihrem Sturz. Mit Händen und Füßen arbeitete er unter dem Gebäude ihrer Größe, der Maulwurf des Miniſteriums.

Thiers hatte in dieſer Zeit merkwürdige Fortſchritte in der Religion gemacht. Man ſprach bei Hofe und auf der Tribüne nur noch von Gott und ſeinen Engeln, vom Paradies und der heiligen Jungfrau, von der heiligen Kirche, den heiligen Segnungen des Himmels, den heiligen Myſterien, den heiligen Wundern, und der Vorſehung in ihrer Anwendung auf die Politik. Das war im Munde der ſeltſamen Menſchen, die dieſe Worte ausſprachen, eine neue Art Läſterung. Die Philoſophen aus der (Miniſter-) Straße von Grenelle knieten demüthig auf Gold- und Purpurſtoffen und der Atheismus war gottesfürchtig geworden. Wie könnt ihr denken, daß man damit nicht die Dynaſtie retten ſollte?

Uebrigens iſt Thiers, wenn auch kein Heiliger doch kein ſchlechter Menſch; er hat weder die Kraft zu lieben, noch zu haſſen. Man kann ihn zu Exceſſen treiben; er ſchreitet nicht von ſelbſt dazu. Wenn er leichtſinnig von Charakter und cyniſch in ſeinen Entſchlüſſen iſt, ſo verdankt er dieſe Fehler ſeiner ſchlechten Erziehung: wo hätte er ſein Betragen lernen ſollen? aber er wird nicht das Schlechte um des Schlechten willen thun.

Auch für einen Geldmenſchen halt' ich ihn nicht; er ſucht es nicht für ſich; und ich ſag' es aus Ueberzeugung; es gehört faſt Muth dazu, es zu ſagen: denn ich war lange Zeit vom Gegentheil überzeugt.

Auch das muß ich ſagen, Thiers hat ſein Portefeuille aus ehrenwerthen und ſelbſt nach ſeinem Geſichtspunkt folgerichtigen Gründen aufgegeben; er hat ſich nicht ohne Würde und Uneigennützigkeit benommen' und weder er, noch Guizot haben beim Austritt dieſe unedlen Naturen nachgeahmt, die ſich bis zu den Schenktiſchen der Hofküche herabließen.

Endlich halte ich Thiers, ich wiederhole es, für einen Mann von bewundernswürdigem Geiſt, von einer Leichtigkeit der Mittel, einer Biegſamkeit der Form, einer Klarheit, einer Schlagfertigkeit, einer Feinheit und zugleich Natürlichkeit, die um ſo mehr gefällt, je ſtärker ſie neben dem anſpruchsvollen Pomp der Tribüne abſticht.

Aber auch welch eine Ziererei, immer von ſeiner Redlichkeit zu ſprechen! welche grauſame und abſcheuliche Ironie, ſeine Treue gegen die Julirevolution zu rühmen, die er ſo oft verrathen hat! er, der Bewunderer des Convents, der ſich dem Schweif einer faſt legitimiſtiſchen Majorität anſchloß! er, hervorgegangen aus den Reihen des Volks, der für die Erblichkeit der Pairie focht! er, der Lobredner des Republikaners Danton, der ſich auf ſeine beiden Knie niederwarf, um mit den Schuhriemen ſeines Königs zu ſpielen und ſich zum Vertrauten der kleinen Geheimniſſe des Hofgeſindes machte! er, der mehr, als jeder andere, ein Mann der Tribüne hätte bleiben müſſen, und der ſich darin gefiel und beſchränkte, die verdächtige Handhabung der geheimen Fonds und der Telegraphen zu übernehmen!

Thiers hat geglaubt, ein Emporkömmling des Hofs, ein Pilz, im revolutionären Koth emporgeſchoſſen, würde zur Höhe einer Eiche aufſteigen und fortdauernd die Tuilerien mit ihrem Schatten beſchützen. Aber wenn das Gewitter vorüber iſt, kriechen die Pilze wieder in die Erde zurück. Die Könige bedienen ſich uns geringer Leute nur wenn ſie uns brauchen oder große Furcht vor uns haben. Nur mit den Ariſtokratieen verbinden die Monarchieen ſich gut. Sie ſind die Zweige und Blätter deſſelben Baums, ſie bilden zuſammen nur Ein Leben und ziehen ihre gemeinſame Nahrung aus demſelben Miſt. Das iſt es, was Thiers überſehn hat, und das macht ſeinem Verſtande wenig Ehre.

Nach ſeiner erſten Entlaſſung hat Thiers zwiſchen Scylla und Charybdis gerudert und mit einer unglaublichen Steuerfähigkeit die Linke vermieden, ohne in die Rechte zu fallen. Seine damaligen Reden, die er im Voraus gelernt und aufs Aeußerſte ausgearbeitet hatte, ſind kleine Meiſterſtücke zum Gebrauch miniſteriellen Ehrgeizes. Er läßt in ihnen der dynaſtiſchen Oppoſition mit einem liebkoſenden Wohlwollen den Werth ſeiner neuen Freundſchaft fühlen. Er verſichert in ihnen, im Vorbeigehn, Molé, daß er halb und halb auf ſeine vornehme Protection rechnen könne, er beugt in ihnen Guizot unter dem Spott ſeiſes Abfalls, aber alles dies mit Katzenſchritten und mit verdeckten Worten. Wer es richtig verſtand, für den hieß dies, für beide Partheien würd' es ein Glück ſein, auf ihn zurückzukommen. Aber zu unſicherer Bundesgenoß für die eine, zu neu für die andre, war Thiers der Oppoſition nicht liberal, den Doctrinärs nicht königlich genug.

Gegen meine Gewohnheit dehne ich meine Schilderung ein wenig in die Länge. Aber muß ich es nicht thun? Ich ſtehe bei dem redſeligſten unſer Redner, und ich habe verſprochen ihn ähnlich wiederzugeben. Wenn ich indeſſen anfange euch zu langweilen, ſo ſagt es nur, und ich lege die Feder weg. Aber ich glaube nicht, daß der Maler oder vielmehr ſein Gegenſtand euch ſchon ermüdet, und ich will das miniſterielle Zwiſchenreich, bei dem ich angelangt bin, benutzen, um ihn zuſammenzufaſſen.

Zu allem bereit, zu arbeiten, zu Tiſche zu ſitzen, zu ſchwatzen, zu ſchlendern, aufzuwachen, zu ſchlafen; zu allem geſchickt, zum Rechnen, zu den Finanzen, zu der Geſchichte und Geographie, zur Strategie, zur Wiſſenſchaft, zu den ſchönen Künſten, zu den angewandten Wiſſenſchaften, zur ſocialen Oekonomie, zu den öffentlichen Arbeiten, zu den politiſchen Speculationen; an nichts zweifelnd, wenn nicht bisweilen an ſich ſelbſt; bedürftig der andern, die ſeiner bedürfen; weder zu conſtitutionell, um den Hof zu erſchrecken, noch zu monarchiſch, um den Conſtitutionellen zu mißfallen; Mann der Umſtände in einem Lande der Umſtände; Mann des Augenblicks in unſern Regierungen des Augenblicks; ohne Glauben an irgend etwas in einer Geſellſchaft, wo man an nichts glaubt, als wäre ſie ganz nach ſeinem Bilde gemacht; der geſchickteſte von den Schriftſtellern und Staatsmännern allen, die je auf die fliegenden Lafetten der journaliſtiſchen Artillerie geſtiegen ſind; zauberiſcher, univerſeller unendlicher Redner; Künſtler in Geſchäften, über jeden Künſtler hinaus; ein Verächter der Charten und Geſetze, um ſie ungeſtraft verletzt zu haben, ein Verächter der Menſchen, um ſie, ich wollte ſagen beſtochen, ich werde höflicher ſagen, verführt zu haben; mit der Barke ſeines Glücks unter dem Winde aller Syſteme und mit allen Segeln zugleich auf der Fahrt, ſollte er auch den Augenblick darauf gegen tauſend Klippen ſcheitern; ehrgeizig und überſättigt, waghalſig und zitternd; mit einem Anlauf, als wollte er den Raum verſchlingen und plötzlich vor einem Kieſel auf dem Anſtand; ausſchweifend in Ideen, Planmacher, Mittelſucher, Werber für Abentheuer; unächt in den Principien, wie der, dem er dient; ſo entzweit und ſo vermiſcht mit allen Coterieen, mit allen Staatsgeheimniſſen, mit allen Schritten, mit allen Rückſchritten, mit jeder Schwachheit, jeder Furcht, jeder Kleinlichkeit, mit dem ganzen Geſinde und der ganzen Bedientenſtube des jetzigen Regiments und ſo angeheftet, ja angeklebt an alle Seiten und Gebeine deſſelben, wie das Gewand des Neſſus, daß das Regiment ihn nicht davon loslöſen könnte, ohne Stücken von ſeinem eignen Leibe abzureißen und ſein eignes Inneres zu zerfleiſchen; endlich ein wahrer Franzoſe, ein Franzoſe unſers Jahrhunderts, ſo wie man ſagt, daß wir ſie brauchen und wie ſie vielleicht gar nicht anders ſein können; — ſo wird Thiers, mag er Miniſter, Deputirter oder Staatsbürger ſein, in der Sorte von Monarchie, unter der wir leben, immer *einer der bedeutendſten Männer, ja der bedeutendſte von allen ſein* — das Wort iſt geſprochen, und ich bleibe dabei.

Ich für mein Theil hätte gewünſcht, Thiers möchte nicht ſo viel hin- und herfahren durch alle die Pfützen ſeiner Premierminiſterien, wo ich zu meinem Verdruß mich ſchon wieder finde; und ich überlaſſ' euch zu überlegen, was entſtehn würde, wenn man ſich in den Kopf ſetzte, die Stellungen und Verdienſte ſeiner Collegen klaſſificiren, vergleichen, aufzählen, beſtimmen und bewundern zu wollen. Wirklich, das iſt zum Verirren, und um die Verwirrung zu vermehren, überfüllen ſogleich, wenn die Compagnie Thiers fällt, Bilanzen und Verwaltungsrechnungen das Büreau der Kammer. Miniſter, Directoren, Chefs, Commis, ſelbſt die Kaſſendiener, alle eilen, ſich auf der Tribüne, in den Journalen und auf dem Schatzamt einzeichnen und entlaſten zu laſſen. Thiers, der Rechnungsleger Oberſter, fordert das Wort fünf und zwanzig Mal hinter einander, klaubt wie ein Sachwalt jeden Artikel durch, behauptet, klarer als Barere zu ſein, maskirt einen Aufwand, übergeht eine Null und disputirt gegen einen Centime. Und dann ſetzt er nach und nach ſeinen Kopf auf, ſtreckt ſeine kleinen Arme aus, und droht mit dem Zorne der Götter und der Verachtung des Menſchengeſchlechts jedem, der an ſo viel Genie und ſo viel trefflichen Erſparniſſen etwas zu tadeln finden ſollte.

Nach ſeinem Beiſpiel keift und ficht nun jeder der angeblich verantwortlichen Genoſſen dieſes donnernden Agamemnon für ſein kleines Stück Miniſterium. Er denkt, daß ganz Frankreich die Augen auf ihn gerichtet hat und daß ſchon die Nachwelt ſich darüber beunruhigt. Kriecht wieder in eure Buden, ihr Wortkrämer, der parlamentariſche Nachtwächter hat geblaſen, und jeder geh' zu Bette! Gute Nacht!

Geht! Ich bitt' euch, was ſollten der Nachwelt dieſe elenden Portefeuillesſtreitigkeiten zwiſchen dem „Obgleich“ und „Weil“, zwiſchen Peter und Paul, zwiſchen Johann und Jacob? Um dieſe großen Miniſterien der Bewunderung unſerer Enkel zu empfehlen und ihnen Leuchtthürme am Ufer der Zeit zu errichten, hat man alle Tage des Gregorianiſchen Kalenders erſchöpft. Da iſt der 2. November, der 13. März, der 11. October, der 22. Februar, der 6. September, der 15. April, der 12. Mai, der 1. März, der 29. October ..., der ich weiß nicht mehr welcher andre ſovielſte des Monats ſo und ſo, aller Monate, die Gott geſchaffen hat. Glücklicher Weiſe iſt es allen den Leuten nicht in den Kopf gekommen, ſich das Miniſterium des heiligen Polykarpus, des heiligen Turias, des heiligen Nicolas, des heiligen Pacosmus, des heiligen Bonaventura zu nennen; ſonſt hätten ſie zuletzt in ihrem guten Zuge, in dem ſie ſind, alle Heiligen des Paradieſes herbeigezogen.

Uebrigens die Namen, die Datums, die Principien, die Syſteme und die Perſonen kümmern Thiers gar nicht; damit beſchäftigt er ſich nicht. Entlaſſen oder fortgeſchickt, immer iſt er auf dem Anſtand fürs Miniſterium, ſelbſt wenn er auf nichts zu zielen ſcheint und ſich im Geleite der Kammer hält, immer iſt er bereit auf ſeine Beute loszubrechen. So iſt er das zweite Mal, und ich habe meinen Theil daran gehabt, durch zwei Abſtimmungen zwiſchen durch wieder in die Gewalt geſchlüpft. (Geſetz über die Dotation Nemours.)

Aber ſeine unerbittlichen Präcedenzien haben ihn in ihre Kette geſchnürt, und er iſt ſchwach geweſen, weil er es ſchon einmal war, unconſequent, weil er ſchon einmal unconſequent war; im Aeußern ſchwankend voñ England zu Rußland und von Rußland zu England, und im Innern vom Volk zum Hofe und von dem Hofe zum Volke, ohne zu wählen und ſich entſcheiden zu können.

Auch daran iſt ein wenig das Parlament ſchuld. Wer kann ſich eine Vorſtellung von der Herrſchaft des Geredes in den franzöſiſchen Kammern machen? Man täuſcht, man erſchüttert ſie, und ſie vergeſſen alle Fehler, alle früheren Thaten, alle Verbrechen ſogar. Sie werden den Beiſpielen, den Zahlen, der Erfahrung, der Logik widerſtehn. Sie werden den ſtudirten Kunſtgriffen der Redner und Sophiſten nicht widerſtehn, dies iſt ihnen unmöglich. Die Repräſentativregierung erzeugt die Günſtlingswirthſchaft des Wortes. Man macht einen Diplomaten aus einem Mann von 40 Jahren, weil ſein Zungenband richtig befeſtigt iſt und er tauſend Redensarten vorbringen kann, aber was für einen Diplomaten!

Als Thiers Miniſter des Auswärtigen war, hat er ſich wie ein Kind geirrt und faſt in allen Stücken. Er hat nicht begriffen, daß zwiſchen despotirten und conſtitutionellen Regierungen nur übertünchter Friede und heuchleriſche Allianzen ſtatt finden. Er hat nicht begriffen, daß wenn die Regimenter Europa's das Gewehr im Arm behielten, dies darum geſchah, weil ein Vulkan der Freiheit unter den Thronen der abſoluten Könige grollt und donnert. Die Furcht iſt bei ihnen ſtärker, als der Ehrgeiz. Ohne Zweifel ziehn ſie die Uſurpation der Anarchie vor, aber ſie ziehn die Legitimität minder der Uſurpation vor.

Nur die Principien machen die Revolutionen und die Revolutionärs. Nur die Principien machen die Monarchieen, die Ariſtokratieen, die Republiken, die Kammern. Nur die Principien machen die Moral, die Religion, den Frieden und den Krieg. Die Principien regieren die Welt.

In der That, Thiers behauptet, daß es keine Principien giebt, das heißt, er, Thiers, hat keine, nichts weiter.

Er hatte ſich ſchon 1837 über Spanien getäuſcht, das nach ſeiner Meinung ſich nicht allein gegen die Carliſten vertheidigen konnte, und er hat ſich 1840 von Neuem getäuſcht, als er meinte, Syrien müſſe ſich allein gegen die Engländer vertheidigen.

Es war erſt Sommer und er wollte im nächſten Frühling Krieg führen; aber Aegypten wäre erobert, Mehemet Ali enthauptet, Algier blokirt und Frankreich überzogen worden ſchon im Herbſt. Der letzte Pflaſtertreter im Miniſterium des Aeußern hätte das vorausgeſehn, nur Thiers nicht.

Sodann hätte er den Kanonen die Ideen entgegenſetzen müſſen; und Thiers hatte weder Ideen, noch Kanonen. Endlich dachte er Louis Philipp einen Streich zu ſpielen und Europa in Schrecken zu ſetzen, darum verſteckte er das parlamentariſche Regiment hinter das perſönliche und Frankreich hinter eine Laube. Iſt das eine kühne Politik!

Thiers hat uns geſagt, und ich glaub' es ihm, daß ihn ſeine Verantwortlichkeit nicht ſchlafen ließe. Deſto ſchlimmer, Herr, und eben darin liegt das Uebel. Ein Miniſter muß nach Mitternacht immer ſchlafen. Alexander, Condé und Napoleon mußte man am Morgen der Schlacht von Arbela, von Rocroy und von Auſterlitz aus tiefem Schlafe wecken. Freilich hat Thiers ſo viel ich weiß noch nicht eine von jenen Schlachten gewonnen.

Ein Miniſter muß alle Gefahren des Staats ins Auge faſſen, ohne in Verwirrung zu gerathen und aus einem hohen und feſten Geſichtspunkt; nur dazu iſt er

Miniſter. Man ſage nicht, Thiers ſei durch den Hof beherrſcht worden. Schlechte Ausflucht! Er hatte nur die Wahl, entweder die geheime Macht, die ihn unterdrückte, zu überwinden, oder ſeine Entlaſſung zu nehmen. Unglücklicher Weiſe weiß Thiers immer erſt nach dem Ereigniß, daß er das hätte thun ſollen, was er nicht gethan, und das laſſen, was er gethan hat. Er fährt immer zu zeitig ab, um zu ſpät anzukommen.

Mit Einem Wort, er hat in ſeinem letzten Miniſterium ſeine Gegner mehr geſchont, als ſeinen Freunden gedient. Er hat ſich mit einer Majorität des Materials und Inventariums begnügt, ſtatt der Majorität der Sympathieen und Principien. Er hat weder die Schlingen ſeiner Untergebenen zu vermeiden, noch den Schmeicheleien ſeines Herrn zu entgehn gewußt; er wußte weder die Kammer aufzulöſen, noch ſie zuſammenzuberufen; weder eine Alliance anknüpfen, noch aufgeben; weder zur rechten Zeit die Flotte vorrücken zu laſſen, noch ſie zurückzurufen; weder die gemäßigten und milden Worte, die beſänftigen, anzuwenden, noch eine ſo feurige und entſchloſſene That zu thun, um einzuſchüchtern; weder zu unterhandeln, noch zu ſiegen, noch zu regieren.

Er mußte die Quadrupel-Allianz brechen, mit Lanzenſtößen die Barrieren des Rheins eröffnen, die Linienſchiffe der engliſchen Flotte bis auf den Grund raſiren, die dreifarbige Fahne auf den Forts von Alexandrien aufpflanzen, im Triumph den franzöſiſchen See des mittelländiſchen Meers durchziehn, und aus ſeinem miniſteriellen Füllhorn Ströme von Reichthum und Glück über ſein Volk ausſchütten: und er läßt uns als einziges Vermächtniß die elendeſte Verachtung und den Spott der Koſacken und Panduren, wie der Bedienten und Boxer von London, die Reſtauration des perſönlichen Regiments, den Rückfall in die Septembergeſetze, fünfhundert Millionen Schulden, die ruinirenden und aufreibenden Feigheiten des bewaffneten Friedens und die Baſtillen um Paris, um Paris, das dumm genug war, ihn machen zu laſſen und noch dummer, ihm Beifall zu rufen!

Wenn Thiers durch einen Seiltänzerſprung wieder auf den Wagen des Miniſteriums gelangt, ſo muß man ſich allerdings vor ſeinen Phaetonsfahrten in Acht nehmen, und ich bekenne, ich für mein Theil werde nichts weniger als ruhig und immer bereit ſein auszurufen: Landleute haltet euer Korn zuſammen, die Auflagen werden ſich verdoppeln; Familienväter, umarmt eure Söhne, vielleicht zum letzten Mal, ſie werden marſchiren; Rentiers, verkauft eure Anweiſungen, die Fonds ſinken; Soldaten, zieht eure Degen, es wird Blut fließen; Lieferanten, das Waſſer trübt ſich, macht eure Reuſen zurecht; König, welcher Würfel des Glücks iſt auf dem Grunde deines Bechers? und du, o Freiheit, das Gewehr in die Hand und auf deiner Hut!

Weil der geiſtreichſte Menſch von all unſern Männern von Geiſt uns dahin geführt hat, ſo bitt' ich alle Abende Gott, daß er uns einen wahren Dummkopf zum Regenten giebt. Wenn wir dabei nicht weniger ſchlimm daran ſein werden, ſo werden wir wenigſtens anders dran ſein.

Und doch, Thiers hat nicht nur alle mögliche Geiſtesfähigkeit, die man nur haben kann; er iſt auch Franzoſe ſo ſehr als irgend ein Bürger unſers Landes. Er hat ein ſo tiefes, ſo edles, ſo wahres Nationalgefühl, daß mir wider Willen der Vorwurf ſeiner Fehler auf der Zunge erſtirbt; aber Frankreich, welches er ſo unwürdig täuſchte, Frankreich, welches von ſeinen unvergleichlichen Talenten den Triumph ſeiner Waffen und die Wiederherſtellung ſeiner Freiheit erwartete, Frankreich, ſtrenger als ich, erhebt ſich, um ihn anzuklagen, und ich höre, wie es alſo ſpricht zu ihm und ſeines Gleichen:

„Männer des Juli, euch die ich aus eurer Dunkelheit hervorzog, euch die ich bei der Hand nahm „und von Stufe zu Stufe auf den Gipfel der Macht „führte, was habt ihr aus meiner Ehre gemacht? „Warum bin ich das Gelächter Europa's geworden? „Warum, während die erbitterten Völker mit feſtem „Aug' auf ihre Unterdrücker ſehn, leb' ich nicht mehr „in ihren Hoffnungen, ja, nicht einmal mehr in ihrer „Erinnerung? Warum zittert mein Name nicht mehr „auf ihren Lippen, wenn ſie ſtill für ſich die heiligen Worte der Freiheit ſprechen? Habe ich denn „mein reinſtes Herzblut nur vergoſſen, um den „Triumph meines Princips zu büßen durch den bittern Hohn über ſeine Folgen? Unabhängigkeit, Freiheit, Vaterland, Ehre, Tugend, alles habt ihr nach „dem Gewicht des Goldes gewogen. Ihr habt eure „feige Angſt dieſen Verſammlungen eingeflößt, die „einſt vierzehn Armeen auf den Feind warfen; dieſen „Bürgern, aus denen die Helden unſrer großen Kriege

„hervorgingen; dieſen getäuſchten Geſchäftsmännern, „die euch nicht eher werden zu würdigen wiſſen, als „nachdem ihr ſie zu Grunde gerichtet und ins Verderben geſtürzt habt. Ihr ſeid hingegangen und habt „an den Grenzen Europa's einen kleinen König gebeten, er möge in Gnaden das Gold unſerer Künſtler „und Landleute annehmen, und man hat euch übers „Meer fahren ſehn, den Tribut in der Hand, das „höhnende Amerika auf den Knieen um die Verzeihung des General Jackſon und die Vergeſſenheit „unſerer Siege zu betteln! Fahret fort, eure Schöpfung „zu erniedrigen; hängt ihr das prächtige Flittergold „der Polizei und des Börſenſpiels um; macht die „Kammerdiener bei euren kleinen Prinzen; ſpielt die „Marquis des Oeil-de-Boeuf mit nägelbeſchlagenen „Schuhen und Schwüren aus der Schenke; ſpielt die „Tapfern und die Sieger mit den Marabuts des „Propheten und den Soldaten des Pabſtes, während „die Lanze eines öſtreichiſchen Panduren euch vor „Furcht verſteinert; fürchtet euch allenthalben, über „Alles und vor Allem; verweiſ't in den Schooß der „Zukunft die Reform des Parlaments, das gleiche „Stimmrecht, die Erleichterung der Abgaben und die

„Organiſirung der Induſtrie; ſteckt eure Theorieen in „die Regimenter unter den Schutz eurer Gensdarmen; hängt über unſre Häupter den düſtern und „heimlichen Schrecken eurer Confiscationen und Exile „übers Meer auf; verletzt die Heiligkeit und Unſchuld „unſers häuslichen Heerdes; berechnet auf dem Polſterkiſſen eurer Sopha's den Kaufpreis für das Gewiſſen eines Chartenwächters oder eines Beſoldeten; „aber Dank der Rechtſchaffenheit des Volkes! Dank „ihr! vor ihm werdet ihr das Schauſpiel eurer Abtrünnigkeit und die Peſt eures Beiſpiels nicht ausſtellen!

„Geht! die Liebe zur Freiheit, die unter eurem „unreinen Athem welk wird und in ſeinem Herzen „verlöſcht, wird zu ihrer Zeit ſich ſchon wieder zu entfachen wiſſen; und was ihr auch thun mögt, um „dies edle Volk zu verdummen, es wird ihm noch „Verſtand genug übrig bleiben, um all das Uebel zu „begreifen, das ihr ihm zugefügt, und noch Gerechtigkeit genug, um euch zu beſtrafen!"

Nein, Frankreich, ſage nicht, daß du ſie beſtrafen willſt, denn ſie ſind ſchon genug beſtraft! Dies Vernunftgeſetz, das ſie verletzt haben, fällt auf ſie zurück mit dem Gewicht eines Berges; dieſe Miniſterbank, wo ſie ſitzen, iſt für ſie nur eine Bank der Dornen und Schmerzen geweſen; dieſe officiellen Feſte der Gewalt haben ſie ſehr ſchnell geſättigt; dieſe Kelche des politiſchen Taumels, die ſie auf Einen Zug geleert, haben auf dem Rand ihrer Lippen nur die Hefe der Bitterkeit zurückgelaſſen; dieſe Unglückstage um den grünen Teppich des Miniſtertiſches ſind nur durch Verrechnungen, Rivalitäten und Hinterhalte bezeichnet; dieſe Nächte voll Alpdrücken, die ſie unter dem vergoldeten Getäfel ihrer Paläſte zugebracht, wiegen die Nächte des Armen in ſeiner Hütte nicht auf; dieſe ſchlüpfrigen Majoritäten verliefen ſich unter ihren Händen; dieſe falſchen Freunde haben ſie verrathen; dieſer Fürſt, deſſen Fußſtapfen ſie küßten, hat ſich von ihnen zurückgezogen; dieſes Volk, das ſie unterdrückt haben, verleugnet ſie; dieſe Preſſe, die ſie unter ihren Füßen zertraten, hat ſich gegen ſie gewendet, wie der Stachel des Scorpions.

Nein, Frankreich, ſage nicht, daß ſie nicht genug beſtraft ſind! Es iſt genug, dich ſo klein und demüthig zu ſehn, dich ſonſt ſo groß und glorreich! dich ſo hinkend und nachzügleriſch zu ſehn, die du einſt wie eine Königin im Vordertreffen der Völker einhergingſt! dich ſo furchtſam hingeduckt und niedergekauert in dein Baſtillenneſt zu ſehn, dich, die ſo hoch in ihren Adlerfängen den europäiſchen Schlachtendonner trug!

Nein, gewiß, ſie haben deine Wege nicht gekannt! Nein, es iſt wahr, ſie haben ſich mit deinem ſtolzen und männlichen Geiſte nicht erfüllt! Aber nichts deſto weniger, in all ihren Verirrungen ſind ſie nie an deinem Glück verzweifelt; ihre Herzen, wie die unſrigen, ſind voll von dem Gefühl deiner Unabhängigkeit und Größe. Altes Frankreich, Wiege unſerer Vorfahren, Land der Freiheit, Vaterland, Vaterland! ewiger Traum unſrer Herzen, ſie lieben dich, ich bezeug' es, wie wir dich lieben, wie man dich lieben muß, wie wir unſre Söhne, unſre Mütter lieben, wie den ehrwürdigen, heiligen Gegenſtand unſrer reinen, unſterblichen Zuneigung! Sie würden ihr Gut und Leben hingeben, wie wir, um dir zu dienen, dich zu retten! O, du mußt ihnen viel verzeihn, ſie haben dich viel geliebt! Laß uns alſo zur Sühne ihrer Vergangenheit dir unſern Schmerz und ihre Opfer, unſre Hoffnungen und ihre Reue darbringen! Schließe ſie, wie uns, ich beſchwöre dich, an deinen mütterlichen Buſen; ſie kehren zu dir zurück, ſie lieben dich, ſie ſind deine Kinder, fluch' ihnen nicht!

* * *

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Druck der Teubner'ſchen Officin in Leipzig

Druckfehler.

S.	8	Z.	1	von	o.	ſtatt:	aller	lies:	alter	
—	106	—	13	—	o.	—	an mich	—	in mich	
—	117	—	8	—	u.	—	Wie	—	Wir	
—	128	—	4	—	o.	—	erſte	—	ernſte	
—	154	—	9	—	o.	—	habe	—	habe immer	

Polemiſche Briefe

Von

Arnold Ruge.

Mannheim.
Verlag von J. P. Grohe.
1847.

Inhalt.

1. Sechs lächerliche Brieſe an Stephan Schütze 5
2. Eine motivirte Correſpondenz 24
3. Sendſchreiben an die Schriftſteller der lit. Zeitung . . 72
4. Ein Briefwechſel von 1843 113
5. Annales de l'Allemagne et de la France . . . 143
6. Plan der deutſch-franz. Jahrb. 145
7. Offne Brieſe zur Vertheidigung des Humanismus . . 161
   1. Document 161
   2. Document 162
   1. Brief. Antwort auf die Anklage des Staatsanwaltes 168
   2. „ An Frau Schulz und Wilhelm Schulz . 186
   3. „ Wilhelm Schulz an A. Ruge und andre Negative 204
   4. „ An Wilhelm Schulz 211
   5. „ W. Schulz an A. Ruge 218
   6. „ An W. Schulz 222
   7. „ An W. Schulz 224
   8. „ Gratulationsſchreiben an die Berliner Academie 228
   9. „ Dankadreſſe der liberalen Baiern an ihre Befreierin 231
   10. „ Adreſſe an die Oppoſition des vereinigten Landtags in Berlin 232
   11. „ An Magiſter Helbig 235
   12. „ An Herrn Guſtav Julius 249
   13. „ An den Redacteur d. Mannheimer Abendzeit. 251
   14. „ An R. E. Prutz 252
8. Literaturbrieſe 283
   1. Brief. An den Redacteur des Literatur- und Kunſtberichts 283
   2. „ An denſelben 295
   3. „ An denſelben 300
   4. „ An eine Dame 315
9. Drei Brieſe über die deutſch-religiös-politiſche Bewegung von 1845 322
   1. Brief. An den Redacteur der Oppoſition . . . 322
   2. „ An denſelben 344
   3. „ An denſelben 351
10. Drei Brieſe über den Communismus 365
   1. Brief. An den Redacteur der Oppoſition . . . 365
   2. „ An ... zu ...r 399
   3. „ An den Redacteur der conſtitutionellen Staatsbürgerzeitung 405

I.

Sechs lächerliche Briefe über das Lächerliche.

An den Herrn Hofrath Stephan Schütze in Weimar.

1835.

1.

Ew. Wohlgeboren haben ſich ſeit längerer Zeit für das Lächerliche intereſſirt, alſo auch ohne Zweifel die Bemerkung gemacht, daß man ſich bei Briefen über das Lächerliche von vornherein reſigniren muß, lächerliche Briefe zu ſchreiben; und warum nicht? Braucht man doch nur gefliſſentlich ſich lächerlich zu machen, um es ſo gut als gar nicht zu ſein, wenigſtens das Gelächter der Leute nicht übel zu empfinden. Nur wenn man nicht mitlachen kann, wird man pikirt. Ich ſetze alſo voraus, daß Ew. Wohlgeb. in Ihrem Aufſatze:*) „Ueber das Verhältniß des Lächerlichen zum Komiſchen", aus dem angegebenen Grunde überzeugt waren, uns die Heiterkeit einer lächerlichen Erſcheinung zu bereiten, ſelbſt wenn darin nichts Lächerliches und gar nichts über das Lächerliche vorkommen ſollte, denn in dieſem Falle ſei doch die ganze Abhandlung lächerlich. Ich meines Orts gedenke mich derſelben Gewißheit zu getröſten. Der Gegenſtand bringt es mit ſich, daß man ihn auf jeden Fall zur Erſcheinung bringt, wenn man über ihn ſchreibt, ſelbſt wenn man hundert Meilen vorbeiſchießen ſollte; dann nämlich an ſich ſelbſt.

---

*) Bl. für litt. Unterh. 1834. No. 270.

Erlauben Sie mir die Bemerkung, daß hiermit, wenn die Sache ihre Richtigkeit hat, ſchon etwas über des Lächerliche geſagt ſein müſſe.

Aber werden Sie fragen, wie komme ich zu der Ehre? etwa bloß wegen meines Intereſſes für die Sache, oder warum ſonſt?

Sie werden es leicht vergeſſen haben; aber vielleicht erinnern Sie ſich nun wieder daran. Sie waren ſo gütig, mir, als ich in Rom war, einen Brief wegen meiner im halliſchen Katalog angekündigten Vorleſungen über das Komiſche zu ſchreiben, in der Vorausſetzung, daß ein Docent Das ganz beſonders gut verſtünde, worüber er eine Vorleſung angekündigt, während doch jeder Sachverſtändige ganz das Gegentheil weiß; denn was gewährte dem Docirenden eine Vorleſung noch für ein Intereſſe, wenn er im Voraus ſchon Alles wüßte, was er ſagen ſoll; im Gegentheil er weiß es nicht und redet dann auf dem Katheder die Weisheit ſo ganz eigentlich in ſeinen eignen Kopf hinein, er redet weſentlich zu ſich ſelber und zu ſeinem eignen Verſtändniß, wobei er deßhalb auch nur einen einzigen Uebelſtand zu befahren hat, nämlich den, daß er ſich ſelber nicht verſteht und ſich eben ſo wenig fragen kann als ihn ſeine Mitzuhörer (commilitones), die es aber darin beſſer haben als er ſelbſt, daß ſie an was Anderes denken, wenn ſie nicht mit fortkönnen, während er unterdeſſen an nichts denkt. Aber was ich ſagen wollte, Sie ſchrieben damals an mich in dieſer irrigen Meinung, die auch wirklich in dieſem Punkt irrig geweſen wäre, wenn ſie es nicht vielmehr darin wäre, daß ich jene Vorleſung gar nicht angekündigt, ſondern daß dieß ein vortrefflicher Freund in meinem Namen und hinter meinem Rücken, während ich ſelbſt hundert Meilen davon war, gethan hatte, wiederum in der irrigen Meinung, ich, der ich doch ein gutgelaunter und bisweilen ſcherzhafter Menſch ſei, müßte es ganz beſonders gut zu ſagen wiſſen, was das Spaßhafte, das Lächerliche, das Komiſche denn eigentlich ſei; grade als wenn der Bauer am beſten zu ſagen wüßte, was die Erde, und der Nachtwächter, was der Mond, oder der Lampenputzer was Licht und Finſterniß denn eigentlich ſei.

Ich wußte es alſo damals noch keineswegs, was das Komiſche ſei, war auch gar nicht befugt, es zu wiſſen, und ich weiß es in der That noch jetzt nicht, hoffe aber, daß es mir hier beim Briefſchreiben einfallen ſoll, oder ich komme wirklich in die Verlegenheit der klugen Leute von Profeſſion, daß ich zwar rede, mir aber nichts dabei denke. Außerdem habe ich noch nicht Praxis genug, um mich bei den Vorleſungen, die ich nun wirklich über den Gegenſtand halten werde, mit Ruhe dieſem Phänomen zu unterziehen. Ich ſchreibe daher in der Angſt dieſe Briefe an Sie; entſchuldigen Sie mich. Ich bin der Ihrige.

2.

Ew. Wohlgeb. ſehen aus dem vorigen Briefe zugleich den Grund, warum ich Ihnen erſt jetzt und nicht mit umgehender Poſt geantwortet; denn wenn die Höflichkeit gebot, zu antworten, ſo gebot das Selbſtbewußtſein, zu ſchweigen, woraus Sie gütigſt abnehmen werden, daß ich echt deutſch, d. h. etwas plump geſinnt bin.

Wie ſoll ich nun aber mit der Plumpheit einer ſo feinen Sache als das Lächerliche offenbar iſt, beikommen, denn es ſchlüpft allen Menſchen durch die Finger; ſie haben es und können's ·nicht faſſen. Aber ich vergeſſe, was wir darüber ſchon feſtgeſtellt haben, nämlich daß ich in dieſem Puncte unbeſorgt ſein kann; denn wenn das Lächerliche mir entgeht, ſo entgehe ich ihm gewiß nicht, und wenn ich auch gern zugebe, daß durch den letzten Fall im Grunde weiter nichts als ein Exempel gewonnen würde, ſo iſt, wie Sie wiſſen, damit ſchon viel gewonnen, weil ja das Lächerliche in concreto darin iſt; und Sie werden dies um ſo eifriger mitbehaupten, weil in Ihrer ganzen Abhandlung über das Verhältniß des Lächerlichen zum Komiſchen von ihnen kein einziges lächerliches Beiſpiel beigebracht wird, ausgenommen die ganze Abhandlung ſelbſt. Sie finden lächerlich: 1) eine alte Kokette, die ſich für jung hält und mit Blumen ſchmückt; 2) Trauerleute, denen beim Leichenzuge der Wind die Mäntel über den Kopf weht oder den Hut in die Lüfte führt; 3) einen kleinen Kerl mit einem großen Hut; 4) einen Menſchen, der im Graſe ſchläft und den eine Kuh oder ein Schwein beriecht. Die wirklich lächerliche Begebenheit von dem Paſtor, welcher anheben will und ſechsmal nießen muß, citiren ſie anderswoher. Ich finde Ihre vier Beiſpiele nicht lächerlich. Um darüber zu lachen, müßte man ſie erſt durch Witz lächerlich machen. Z. B. 1: die Dame wolle damit ſagen, daß ſie noch im Flor ſei; 2: der Wind verhülle ihnen das Angeſicht mit dem Mantel wie einſt dem Agamemnon der Künſtler, weil ihre Trauer ſo groß ſei, daß ſie nicht ausgedrückt werden könne; 3: der Mann wolle zeigen, daß er ein großer Kopf ſei; 4:

wie fein es iſt, wenn Brüder einträchtig bei einander wohnen. Ich kann mich irren, aber ich dächte, ſo machte ſich die Sache ſchon eher; was meinen Sie? Was haben Sie nun anders mit der Ausführung gewollt, als daran die Natur des Lächerlichen zeigen? Und in der That, dies thun Sie damit, daß Sie beim Abhandeln ſehr gut wiſſen, wie mit Nothwendigkeit etwas Lächerliches erfolge, auch wenn Sie von ganz andern Dingen reden ſollten und nur vorgeblich auf das Lächerliche ausgehen. Sie kennen zu gut ſeine ſchlüpfrige Natur, als daß Sie es ernſtlich feſtzuhalten unternehmen ſollten.

Aber wie, wenn wir wiederum Beide dahin einverſtanden wären, daß das wirklich Lächerliche Jedermann hätte und es nur nicht feſtzuhalten wiſſe; haben wir damit nicht ſchon eine zweite Bemerkung über ſeine Natur gemacht? Ich dächte allerdings ja. Wenn es Jedermann hat, wenn Jedermann das wirklich Lächerliche auch lächerlich findet, ſo muß offenbar das Lächerliche Gegenſtand des gemeinen Bewußtſeins ſein, womit aber keineswegs geſagt ſein ſoll, daß der Belachte nicht etwa grade von dieſem allgemeinen Bewußtſein ausgeſchloſſen ſei. Denn grade wer über ein wirklich Lächerliches nicht mitlacht, wird ſchon dadurch ſelbſt lächerlich.

Und närriſch genug ergiebt ſich aus Brief 1, daß, wenn man ſich lächerlich macht, man kein Bewußtſein über ſein Thun hat, und aus dieſem zweiten Briefe, daß alsdann das gemeine Bewußtſein es findet.

Aber es wird mir bei dieſer Bewußtloſigkeit des Lächerlichen und bei dem Bewußtſein des Lachens ſo ernſthaft zu Muthe, daß ich fürchte, ich möchte mir einbilden, was Rechtes entdeckt zu haben, und damit aus der Heiterkeit der Unwiſſenheit in den Hochmuth der Allerweltweisheit verfallen, welcher ſich doch nur für gelehrte Juden ſchickt, die es noch vom Schachern her haben, daß ſie auf ihre Waare nichts kommen laſſen dürfen. Hol ſie der Satan! Uns aber erſcheine er nur als komiſche Perſon und allenfalls als Profeſſor der Aeſthetik, indem er uns ſagt, was ihn zu ſeiner oftgebrauchten komiſchen Maske berechtigt. Denn wir reden ja hier vom Komiſchen wie die gemeinen Leute, denen Lächerlich und Komiſch vorläufig noch ganz für einerlei gilt. Au plaisir!

3.

Ew. Wohlgeb. werden mich, wenn Sie es mit den beiden vorigen Briefen genau nehmen, für einen Hegeliter halten. Denn, werden Sie ſagen, iſt das nicht die allertaſchenſpieleriſchte Dialektik, wenn in 1 das Reſultat iſt: zum Lächerlichen gehöre das Unbewußte, und in 2 zu demſelben Dinge gehöre auch das allgemeine Bewußtſein, und es ſei alſo zu behaupten, was ich wahrlich unternehmen muß, das Lächerliche ſei das Bewußtſein eines Unbewußten? Aber wozu dieſer abſtracte Kohl ohne Fett und Salz? werden Sie ſagen. Freilich, wenn der Ausdruck auch wahr ſein ſollte, man thut beſſer, das Gericht gleich genießbar aufzutragen, nicht erſt über Tiſch den Salat zu machen, weil „dies Zeug hier" kein Menſch lieſt, wenn er nur den kleinen Finger darum rühren muß, geſchweige denn ſein ſomnolentes Gehirn. Alſo ich bitte Ew. Wohlgeb. um unſerer Verſtändigung willen zu berückſichtigen, daß in jedem Lächerlichen Zweierlei enthalten iſt, *eine Perſon*, die ausgelacht wird, und eine andere, die es bewerkſtelligt, daß jene erſte es wird, eine *belachte* und eine *lachende Perſon*. Denn erlauben Sie mir einmal, ich ſetze den Fall, daß der Lächerliche allein auf der Welt iſt, d. h. daß Der, welcher Lachen erregen würde, wenn ihn Jemand als einen ſolchen gewahr würde, gar keinem Menſchen begegnen könnte; nicht wahr, ſo kann ſeine Lächerlichkeit niemals verwirklicht werden und gleicht vollkommen den weſtfäliſchen Staatsobligationen, die auch nicht realiſirt werden können, folglich gar nicht Das ſind, was ſie in Wahrheit ſein ſollen? Es wäre alſo ſonnenklar, daß zu dem wirklich Lächerlichen eine Perſon gehört, welche darüber lacht. *An ſich* alſo *exiſtirt* das Lächerliche gar nicht, es iſt ein Wechſel auf Sicht, und ſeine Exiſtenz iſt der Augenblick, wo er honorirt wird, ſein *wirkliches Daſein der Augenblick, wo er realiſirt*, verwirklicht wird.

Daß man doch gleich in Weitläufigkeiten geräth, wenn man auch nur unverſehens anfängt zu philoſophiren. Die gemeinen Leute ſagen mit Recht, wenn einer ſich in weitläufige Reden verwickelt: der philoſophirt wie der Krebs im Theer; ein für meine Theorie ſehr verfänglicher Ausdruck, denn wenn ihn nun Einer lächerlich findet, ſo werde ich behaupten müſſen, der im Theer philoſophirende Krebs ſei eine Perſon.

Ich wünſche Ihnen gute Nacht, um mir die Sache zu beſchlafen. Es iſt wunderbar, was Einem Alles im Schlafe aufzugehen pflegt, ordenlich als wenn der Geiſt während deſſen heimlich an den himmliſchen Ort ſeiner Herkunft auswanderte und einiges

Ewige aus dem „Wiſſenswürdigſten der Philoſophie", einem Buche, welches grade jetzt Bedürfniß iſt, herabſtöhle. Man könnte bei dieſer Gelegenheit auf eine ſpeculative Begründung des Diebſtahls und ſeiner Göttlichkeit kommen, welche dem Hochmuth unſerer Criminaljuſtiz gewaltig ins Geſicht ſchlüge. Doch um mich nicht wieder munter zu ſchreiben: ſchlafen Sie wohl!

4.

Ew. Wohlgeb. haben vielleicht geleſen, daß Gottfried Hermann*) es neulich gemein gefunden hat, wenn Göthe's „Iphigenie" mit den Worten endet: „Lebt wohl!" was würde . erſt ſagen, wenn Thoas geſagt hätte: Schlafen Sie wohl! Und gleichwohl wie erhaben kann dieſer Ausdruck werden in einem Zuſammenhange wie z. B. der des vorigen Briefes! In der That! an ſich iſt ein Ausdruck und eine Handlung gar nichts, weder lächerlich noch erhaben, es kommt auf den Zuſammenhang an, in den ihn die Auffaſſung ſetzt.

Aber warum das noch wiederholen? iſt es nicht im vorigen Briefe ſchon hinlänglich ausgemacht? Wir ſind ſogar ſchon dahin übereingekommen, wenn Sie Sich gefälligſt erinnern wollen, daß das Lächerliche nur im Augenblick der Auffaſſung exiſtire. Es hat alſo nur ein Daſein in dem Augenblicke, wo es der lachenden Perſon zum Bewußtſein kommt, und nun waren wir ſchon im zweiten Briefe darüber einig, daß Jedermann das Lächerliche zwar habe, daß es ihm aber wie ein Aal durch die Finger ſchlüpfe und ſich nicht feſthalten laſſe. Allerdings, wenn es kein anderes Daſein hat als in der Geiſtesthätigkeit des Lachenden, ſo hat es freilich keine andre Dauer als dieſe Gegenwart des Geiſtes, und deren plötzliches Aufleben: das iſt ſeine blitzartige Natur. Man kann es nicht anders als höchſt geheimnißvoll finden; denn ſagen Sie ſelbſt, wie werden Sie es anders nennen wollen, als den eigentlichen Schöpfungsact ſelbſt, als die eigentliche Darſtellung der plötzlichen Erſcheinung eines vorher nicht Dageweſenen, wenn es lediglich in der erwachenden Geiſtesthätigkeit des Lachenden ſein Daſein hat? Und zwar führt dieſe Geiſtesthätigkeit des Lachenden das Bewußtſein mit ſich über den Zuſtand des Belachten, denn eben indem ihn dieſer zum Bewußtſein kommt, lacht er.

---

*) Proem zur Ausgabe der „Iphign. Tauric." von Eurip.

Aber, Verehrteſter, werden Sie hier mit Unwillen ausrufen, was haben wir denn nun eigentlich gewonnen, da wir ja eben dieſen Zuſtand des Belachten, wie Sie ſich vorſichtig ausdrücken, um nicht zu ſagen des Lächerlichen, noch durchaus nicht näher kennen gelernt, alſo nach meiner Anſicht vom Lächerlichen durch Ihr Gerede noch gar nichts wiſſen?

Ja, das iſt es, darum kündigt ſich's auch gleich ſo an dies Gerede als lächerliche Briefe, und wir haben zugegeben, ſie ſeien lächerlich, wenn ſie ſich das Anſehen gäben, als wüßten ſie etwas vom Lächerlichen zu ſagen, während ſie doch, wie ſich eben zeigt, in der That und Wahrheit nichts Anderes thun als wie der Krebs im Theer, ſie wiſſen weder von dieſem ihrem Thun noch von ſeinem Gegenſtande etwas. Ich habe dieſen Ausgang vorhergeſehen und bin nun der Ihrige in vollkommenſter Lächerlichkeit.

5.

Ew. Wohlgeb. ſind ohne Zweifel ungehalten über das Schlußbekenntniß des letzten Briefes; denn, werden Sie ſagen, iſt das eine ernſthafte Antwort auf einen Einwurf, der meine Grundanſicht darlegt, daß hier die Rede ſein müſſe nicht vom Lachen, ſondern von dem Lächerlichen; aber ich gebe Ihnen zu bedenken, ob Sie nicht allzu gütig gegen das Lächerliche ſind, wenn Sie ihm ein ernſthaftes Daſein zuſchreiben, während dasſelbe gar nichts Anderes in Anſpruch nimmt als eben das Scheindaſein des Augenblicks und ſo zuerſt ſeine Exiſtenz in der Zeit als bloßen Schein bezeichnet, dann aber auch: wo meinen Sie, daß es ſeinen Ort habe? Offenbar hat es ebenfalls nur den Schein eines Ortes, denn bedenken Sie, es ſchwebt ja zwiſchen den beiden Perſonen, dem Lacher und dem Ausgelachten, in der Mitte, und wenn es wahr iſt, daß es in der Auffaſſung des Lachenden ſein Daſein, in dem Zuſtande des Belachten aber ſeine Entzündung habe, ſo wird ebenſo gut umgekehrt geſagt werden können, ſein ruhendes Daſein, ſeine Möglichkeit ſtecke in dem Zuſtande der lächerlichen Perſon, ſeine Entzündung und Bewegung aber im dem Geiſte des Lachenden. Alſo was für einen Ort ſoll es nun haben? Iſt es etwa ein Exempel der Allgegenwart? Denn fingiren Sie, daß ich lächerlich werde vor allen Leuten, ſo iſt meine Lächerlichkeit in mir und allen Andern, welche mit mir zuſammengenommen die Gemeinſchaft der Geiſter ausmachen. Aber da dieſer Einfall theologiſch zu werden droht, ſo wollen wir ihn laufen laſſen und etwa Haſen und ſeine Jäger hinterdrein ſchicken; hier ſei die Rede von zeitlichen und räumlichen Dingen, die wir beſſer verſtehen als die Theologen; nur hat die Sache eine ſchlimme Wendung für uns genommen; denn erlauben Sie einmal, iſt uns nicht ſoeben das Lächerliche aus Raum und Zeit entwiſcht, da es weder eine Dauer noch einen Ort hat? Ich komme darauf zurück: es iſt höchſt myſteriös. Wenn aber das Lächerliche ſo durchaus ein Schein- und Vexirdaſein hat, wo ſollen wir's ergreifen als bei den Exiſtenzen, die es mit ſich führen, den beiden Perſonen, d. h. ihren geiſtigen Zuſtänden, wie man den Schatten eines Menſchen nicht anders einfangen kann, als wenn man ihn ſelbſt, den Träger des Schattens, beim Schopf nimmt? Wir wenden uns alſo von dem Lachenden zu dem Lächerlichen, d. h. der verlachten Perſon; und Sie haben ganz richtig bemerkt, daß wir nun den Zuſtand deſſelben unterſuchen müſſen. Sie werden aber nichts dabei zu erinnern finden, daß die beiden Herren, mit denen wir jetzt das Vergnügen haben, uns zu unterhalten, Herr Lacher und Herr Lächerlich, nur in Betracht kommen, inſofern ſie unſterbliche Geiſter ſind; wie kämen ſie auch dazu, ein Weſen, das außer Raum und Zeit iſt, zu erzeugen, wenn ſie ſelbſt als Geiſter nicht ebenſo vornehm wären, denn bei dem vornehmſten aller Ariſtokraten, dem Herrn von Haller confuſen Andenkens, Gleiches wird nur von Gleichem gezeugt. Ich hoffe nicht, daß Sie hier den Vorſchlag thun werden, den Herrn von Haller und ſeinen Zuſtand, da der doch gewiß ein lächerliches Subject ſei, zu unterſuchen; denn, wie geſagt, um ein lächerliches Subject zu ſein, muß man ein vernünftiges ſein; wir könnten alſo ebenſo gut den Krebs von oben zum Beiſpiel nehmen, denn von beiden Individuen muß man erſt fingiren, daß ſie Vernunſt haben, um ſie wirklich lächerlich zu finden. Sie finden es vielleicht auffallend, daß ich ſo die Fähigkeit des Krebſes und des Herrn von Haller zum Lächerlichen retten möchte; indeſſen Sie finden es auch wohl nicht, darum weil ſchon Jean Paul in der „Vorſchule“ geſagt hat, eben weil man dem Lächerlichen Verſtand zuſchreiben müſſe, ihn für denſelben alſo fingiren, wenn er keinen hätte, eben darum könnte man nur die klügern Thiere lächerlich finden, welcher Ausdruck freilich wohl dahin zu ändern iſt: die Thiere, welche irgendwie in den Fall kommen, den Schein der Vernunft zu zeigen, wobei die Maſſe ihres Geiſtes gleichgültig iſt, weil ſie bei allen gleich Null iſt.

Es ergiebt ſich alſo, wie es ſcheint, daß der Zuſtand des Belachten ein Geiſteszuſtand iſt, welcher Geiſteszuſtand im Geiſte des Herrn Lachers iſt und bewegt wird; dieſes geiſtige Weſen in dieſer ſeiner Modification und reſpective Agitation iſt das Lächerliche, von dem wir uns unterhalten.

Und dieſen Anfang aller Unterſuchung über die Sache, werden Sie zürnen, wollen ſie uns für ein Reſultat verkaufen?

Reſultat? Sie ſcherzen, Verehrteſter. Die Geiſtesbewegung, welche das Lächerliche, und die, welche das Schreiben lächerlicher Briefe iſt, fühlt ſich nur als freie Bewegung und iſt wie das Leben der ſeligen Götter: ſo bleibt es ewig, nur dies Leben ohne alles Reſultat und Ende. Ich könnte daher, wie es einem ehrbaren Docenten wohl anſteht und ziemet, ein ſchrankenloſes, immer wieder auflebendes Gerede führen, weil es der Gegenſtand ſo mit ſich bringt; aber das ſei ferne von mir. Wie Sie ſehen, ich bin, indem ich ſchließe, Ihr gehorſamſter Diener.

6.

Ew. Wohlgeb. haben mir die Erlaubniß gegeben, über den Geiſteszuſtand des Herrn Lächerlich Unterſuchungen anzuſtellen, und es könnte ſcheinen, daß dazu ſchon eine gewiſſe Grundlage im Vorigen vorhanden wäre, wenn wir ausmachten, dieſer Zuſtand ſei ein unbewußter, auch ſchon darum, weil der Verlachte ſich regelmäßig gegen das Gelächter ſträubt, während ihm der Lachende gegenüber ſein Recht zum Gelächter geltend macht und wider ſeinen Willen geltend macht. Offenbar geſchieht alſo dem Herrn Lächerlich Gewalt, und er wird dieſe Gewaltthätigkeit des oder der Herren Lacher auf ſeinem Standpuncte für unrecht und gottlos halten. Es fragt ſich alſo, wer hat Recht? Dieſe Frage iſt alt, und es giebt in der Welt zwei Parteien (ich zähle unter beiden Freunde und Bekannte); die eine ſagt: Nicht gelacht, nur gelächelt, als Zeichen heiterer Bewegtheit, oder gar: odi profanum vulgus u. ſ. w.; die andere lacht nach Gelegenheit, daß die Bänke brechen und hält dies für ihr beſtes Privilegium. Was fangen wir mit ihnen an, da wir Beide als Philoſophen doch offenbar neutral ſind? Ich dächte, wir ſagten, ſie ſeien die beiden Seiten des Lächerlichen, die beiden Träger deſſelben, alſo die einen die Herren Lächerlich und Comp., die andern die Herren Lacher und Söhne; die Einen haben eine eine große Niederlage, die Andern kaufen dieſe aus und fabriciren daraus ihre ſehr populäre Waare. Und von dieſer Waare ſagt wirklich Jeder, der ſie kauft und der ſie verkauft, wie die Juden im „Jahrmarkt“; Es iſt was

Schönes, es iſt allerliebſt! Alſo was Schönes, was Allerliebſtes wäre das Lächerliche? So finden Sie denn auch wohl den Zuſtand des Herrn Lächerlich ſchön und allerliebſt? könnten Sie mir einfallen.

Aber ich bitt' um Vergebung. Wir haben ſoeben geſagt und doch wohl nicht mit Unrecht, aus dem Zuſtande der Lächerlichen werde das Lächerliche erſt durch die Thätigkeit der Lacher fabricirt; dieſelben machen alſo aus dieſem Zuſtande erſt das Schöne, woraus denn folgen würde, daß grade der Zuſtand des zu Belachenden, bevor er wirklich lächerlich gemacht iſt, kein ſchöner, vielmehr ein nichtſchöner, ein unſchöner und, wenn Sie wollen, ein häßlicher ſei. Ob wir vielleicht voreilig von Einem zum Andern fortſpringen? Ich fürchte mich in dieſen Regionen, wo einem die Geiſter der Häßlichkeit wie Fledermäuſe um die Ohren ſchwirren und der Geiſt der Schönheit wie Nachtigallenſchlag und Blüthenduft die Sinne einzunehmen droht. Gewiß iſt es, daß Lächerliche iſt ein äſthetiſcher Begriff, hat auf irgend eine Weiſe mit der Schönheit zu thun, weil es ein erſcheinender Geiſt iſt. Der Zuſtand nun der Herren, die belacht werden ſollen, iſt ein noch nicht lächerlicher, alſo ein noch nicht ſchöner; aber iſt ein Nichtſchönes ein Häßliches? Ein Nichtſchönes iſt ein ſolches, welches den Geiſt der Schönheit vollkommen verlaſſen hat, ein Häßliches aber das umgekehrte Schöne, die karikirte Erſcheinung. Was aber den Geiſt der Schönheit vollkommen von ſich ſtößt, ſollte das nicht gezwungen ſein, zum Gegentheil des Schönen zu werden? Alles, was ſchön iſt, würden Sie gewiß mit mir ſagen, iſt es nur durch die Erſcheinung des ewigen Geiſtes, durch ſein Hinaustreten als Erſcheinung, alſo durch die

Vergeiſtigung des Geiſtloſen oder des äußern Daſeins; und wenn davon das Widerſpiel exiſtirt, ſo daß nicht der Geiſt das Daſein ſich gleichmacht und es dadurch beſiegt, ſondern daß er ſeinerſeits von dem Unweſen beſiegt wird, ſo iſt dies der Widerſpruch, daß der Geiſt zugleich Geiſt iſt und zugleich ſich ſelbſt leugnet, denn wer ſoll ihn beſiegen als er ſich ſelbſt, da ja das geiſtloſe Daſein gar keine Macht und Gewalt über ihn hat? Alſo das Häßliche wäre das Unweſen, welches ſich als unabhängig vom Geiſt als deſſen Sieger darſtellt und immer wieder ſelbſt Geiſt, folglich der Geiſt im Abfall von ſich iſt. In Allem iſt Schönheit, worin die Herrſchaft des Geiſtes zur Anſchauung kommt, in Allem Häßlichkeit, worin der Geiſt in Aufruhr gegen ſich erſcheint; und dieſe Beiden ſind die Herren der Welt, es giebt nichts außer ihren beiden Reichen. Aber was hab' ich gethan? Iſt es denn nothwendig, daß wir Haare ſpalten? Wenn Sie es wünſchen, ſo ſoll der Herr, welcher zu belachen iſt, kein häßlicher, ſondern ein bloß noch nicht ſchöner ſein, aber das iſt er denn doch offenbar, was ſagen Sie? War nicht ſein Geiſteszuſtand ein *unbewußter*, und ziemt es ſich für den Geiſt, im Unbewußtſein zu verharren? So lange er alſo noch im Zuſtände der bloßen Fähigkeit zum Lächerlichen verharret, iſt dieſer ſein Zuſtand ein ihm ſelbſt unziemlicher. Zum Begriff des Geiſtes gehört doch offenbar das Wiſſen von ſich, der Unbewußte aber *weiß nicht von ſich*; er iſt alſo in Geiſtesabweſenheit. Dieſer *angeſchaute Selbſtverluſt* iſt das Subject, welches im Begriff ſteht, lächerlich gemacht zu werden; ſo nämlich ſieht ihn Der, welcher lachen will, und indem dieſer nun gegen ihn verfährt, thut er ihm das Unrecht an, daß er den angeſchauten Selbſtverluſt recht bemerklich macht, indem er das Bewußtſein hervorhebt, welches doch jenem als einem Wiſſenden nothwendig zugeſchrieben werden muß, welches aber thatſächlich nicht hat.

So wird der innere Widerſpruch erſt lebendig, denn er war ruhend, war nur möglich, nicht wirklich und thätig, ſo lange der darin Befangene ſich ſelbſt vergaß. Es iſt aber eine Gewaltthat, den in ſeinem Widerſpruch Ruhenden zu dieſer Bewegung und Belebung desſelben zu zwingen. Darum lehnt natürlich Herr Lächerlich dieſe Zumuthung ab, und Herr Lacher begnügt ſich damit, das Publicum auf ſeine Seite zu ziehen, indem Jedermann die Grundlage des Komiſchen, nämlich Herrn Lächerlich's Geiſt, doch als vernünftigen kennt und ihm daher das Selbſtbewußtſein aufnöthigt oder aufbürdet, wie Jean Paul ſagt, er mag es nun annehmen oder nicht. Nimmt er es an, ſo lacht er mit, und wird ſich ſelbſt zum Gegenſtande des Gelächters; nimmt er nicht an, ſo lachen die Andern nur deſto lauter darüber, daß er gegen ſein beſſeres Intereſſe ſeinen Zuſtand nur noch einmal wiederholt.

Die gewaltſame Hineinſtellung des Selbſtbewußtſeins ins Unbewußte iſt die Auffaſſung und Rectificirung des verworrenen Geiſtes in Eins, die Thätigkeit alſo, *die damit den Schöpfungsact des Schönen vollzieht. Das Lächerliche wäre demnach die flüchtigſte Geſtalt des Schönen*: der Blitz des Geiſtes in das Dunkel des Reiches der Häßlichkeit oder des confundirt erſcheinenden Geiſtes, die Geburt des Schönen in der Anſchauung, d. h. die angeſchaute Geburt des Schönen. Und die Thätigkeit oder die Zeugung dieſes Blitzes der Schönheit, das iſt der

Witz. Die obigen Beiſpiele, in denen ich Ihre Beiſpiele zu emendiren verſuchte, zeigen noch außerdem, daß man auch da, wo gar nichts zu lachen iſt, den Gegenſtand und die bewegende Thätigkeit zugleich erzeugen könne.

Ein Beiſpiel des einfachen Lächerlichen iſt jener Jägerhauptmann, welcher von ſeiner Compagnie zu den Füſelieren verſetzt wird und nun von den Jägern Abſchied nimmt mit den Worten: „Kameraden, ich ziehe jetzt den grünen Rock aus und den blauen an, aber mein Herz wird ewig grün bleiben!“ Wenn wir in ſein Bewußtſein eingehen und nicht unbilliger- und gewaltſamerweiſe das unſrige gegen ihn gebrauchen und ihm aufbürden, ſo werden wir nicht lachen, und es iſt wohl möglich, daß die Compagnie ſogar gerührt war. Wenn er es dagegen mit unſerem Bewußtſein geſagt, alſo zu der Confuſion die Auflöſung im Hinterhalt gehabt hätte, ſo wäre es ein Witz geweſen: woraus Sie zugleich ſehen können, wie wohlfeil confuſe Leute es haben, ſich das Anſehn von Witzbolden zu geben.

Derſelbe Fall iſt in jenem alten Beiſpiel bei Kant, wo der Indianer einen Engländer eine ſtark überſchäumende Flaſche öffnen ſieht und nun in gewaltige Verwunderung ausbricht. „Aber was iſt dabei ſich zu verwundern?“ fragt der Engländer. Der Indianer ſagt: „Ich wundere mich auch nicht darüber, daß es herausgeht, ſondern darüber, wie ihr es hineingebracht habt.“ Er hätte ganz Recht, wenn man den Schaum als ſolchen hineinbringen ſollte. Mit dieſem Bewußtſein wäre er witzig geweſen.

Ein drittes Exempel des Lächerlichen: Eine Dame hielt ſich mehrere Hunde; um ſie nun zur Anſtändigkeit zu erziehen, pflegte ſie die Fenſter zu öffnen, wenn die Hunde ſich vergeſſen hatten, und ſie dann ſo lange zu prügeln, bis ſie aus dem Fenſter ſprangen. Nun begegnete es ihr einmal ſelber, die Hunde alſo, welche das Signal kannten, in der Meinung, es werde wieder Schläge ſetzen, fuhren alle auf und ſprangen durch die Fenſterſcheiben.

Dies Beiſpiel iſt ſchon verwickelter; theils nämlich iſt es lächerlich, daß die Hunde ſich ſelbſt den Fehler andichten, während man doch annehmen muß, daß ſie ihre Unſchuld wiſſen; theils aber auch iſt die Dame lächerlich, wenn wir ihr andichten, ſie habe die Hunde überhaupt abrichten wollen, auf ein gewiſſes Zeichen durchs Fenſter zu fahren.

Alle guten Dinge ſind drei, und es ſei damit genug, beſonders da die verſchiedenen Wochen- und Intelligenzblätter ſo reichlich für Beiſpiele des Lächerlichen ſorgen in den Anzeigen, welche die naive Formloſigkeit uns darin zu machen pflegt.

Sie werden aber nicht mit Unrecht behaupten, daß ich denn doch in dieſem letzten Briefe endlich aus dem Ton gefallen ſei und mit einer gewiſſen Einbildung vornehme Dinge vorzutragen verſucht hätte. Sie haben Recht, das Lächerliche iſt viel vornehmer, als es ſich gern das Anſehn giebt und Sie werden mich daher entſchuldigen, wenn ich zwar durchaus den Anlauf von ihm ſelbſt zu nehmen verſuchte, dann aber wider Willen und Erwarten in die ätheriſchen Gegenden des Schönen und des freien Geiſtes und in die Verſunkenheit des Häßlichen und des verwirrten Geiſtes, der ſich ſelbſt vergißt, hineingeriſſen wurde:

Beſen, Beſen,
Seid's geweſen!

Verſuche ſich's Jeder, dieſen Zauber loszubinden, und wie er mit ihm umſpringt oder ſich ſelber von ihm muß mitſpielen laſſen. Ich meines Theils beſcheide mich wie zu Anfang; und ſo kann mir hoffentlich nichts weiter begegnen, als daß ich mich durch alle ſechs Anſchreiben bei Ihnen, Herr Hofrath, aufs beſte empfohlen habe als der Ihrige hochachtungsvoll und ganz ergebenſt.

2.

Eine motivirte Correſpondenz.

Actenſtücke zur Unterdrückung der deutſchen Jahrbücher.

Vorbemerkung.

Ich theile in dem Folgenden meine eigenen Eingaben und Correſpondenzen, ſo wie die Beſcheide der Behörden auf dieſelben mit, und füge nichts hinzu, als was zur Verbindung der Documente ſowohl als zum Verſtändniß der Ereigniſſe unumgänglich nöthig erſcheint. Daß ich mir keine Redaction und Aenderung der eigenen und fremden Ausführungen erlaubt habe, verſteht ſich von ſelbſt. Der Verlauf würde dadurch entſtellt worden ſein.

Eben ſo ſehr verſteht es ſich von ſelbſt, daß ich nicht die rachſüchtige Abſicht habe, die Perſonen und die Behörden, welche, durch die Verhältniſſe gezwungen, die Cenſur vertreten, compromittiren und in ein nachtheiliges, mich ſelbſt dagegen, der ich die Cenſur im Princip angreifen muß, in ein glänzendes Licht zu ſetzen: obgleich ich allerdings ſehr wohl weiß, daß ich den Vortheil der guten Sache auf meiner Seite habe. Es handelt ſich hier um anſchauliche Darſtellung einer principiell höchſt wichtigen Frage. Mit dem allgemeinen Grundſatz der Preßfreiheit kommt man nicht weit; es iſt für die Entwickelung des Volksbewußtſeins nöthig, daß der Kampf der Principien in Perſonen und reelle Verhältniſſe verkörpert werde. Dazu ſollen die mitgetheilten Aktenſtücke dienen, und dazu werden ſie dienen. Je weniger ſie urſprünglich für die Öffentlichkeit beſtimmt waren, um ſo reiner ſtellen ſie den Conflict unſrer Zeit dar; es iſt kein perſönliches Zerwürfniß mit den Autoritäten, ſondern ganz rein der Principienkampf der Cenſur und der Geiſtesfreiheit oder der Preßpolizei und der Philoſophie. Das wird auch die gehaltene Faſſung der Dokumente darthun.

Arnold Ruge.

Die erſte bedeutende Beſchwerung des Journals war die Zurückweiſung einer ganzen bereits im Druck vorgelegten Woche, ausgefüllt von der (ſpäter in Mannheim unter dem Titel: „Philoſophie und Chriſtenthum“, erſchienenen) Abhandlung L. Feuerbachs: „Der wahre Geſichtspunkt, aus welchem der Leo-Hegelſche Streit beurtheilt werden muß.“

Meine perſönlichen Verhandlungen mit dem Herrn Cenſor Prof. Wachsmuth und dem Herrn Kreisdirector von Falkenſtein hatten das Reſultat, welches die Nachricht des nachfolgenden Briefes enthält.

Herrn Dr. A. Ruge, Wohlgeboren, hier in Leipzig.

Verehrteſter Herr Doctor!

Im Gedränge von Berufsarbeiten habe ich heute früh nicht dazu kommen können, der mündlichen Mittheilung den ſchriftlichen Beſcheid des Cenſurcollegiums nachfolgen zu laſſen; wollen Sie dies gütigſt entſchuldigen! Uebrigens iſt jener von der Ihnen ſchon bekanten vorläufigen Erklärung wenig verſchieden. Das Weſentliche davon iſt, daß der Abdruck des Aufſatzes nur bis zu den Worten (S. 492): „der nur dem religiöſen oder politiſchen Fanatismus eigen iſt", geſtattet werden könne, daß aber dem Folgenden bis zu Ende des Ganzen wegen der darin enthaltenen ſcharfen Oppoſition nicht nur gegen die chriſtliche Orthodoxie, ſondern gegen Religion und Chriſtenthum überhaupt, auf den Grund des § 8 der Cenſoreninſtruction, das Imprimatur zu verſagen ſei.

Der § 8 lautet; „Nichts darf gedruckt werden, ... was das religiös und kirchlich Heilige herabwürdigt oder Spannung und gegenſeitige Unduldſamkeit zwiſchen den verſchiedenen Confeſſionen aufregt."

Nochmals die Verſicherung meiner aufrichtigſten Hochſchätzung und die Bitte um ein geneigtes Andenken.

Leipzig, den 4. März 1839.

Ihr ganz ergebenſter
W. Wachsmuth.

Gegen dieſe Entſcheidung der Leipziger Cenſur wandte ich mich mit der folgenden Vorſtellung an den Miniſter von Lindenau in Dresden:

Geſuch um das Imprimatur der Anlage: „Der wahre Geſichtspunkt ꝛc."

Hochgebietender Herr Staatsminiſter!
Gnädiger Herr!

Im Anfange des vorigen Jahres überreichte ich das erſte Heft der Halliſchen Jahrbücher. Den mächtigen Beiſtand Ew. Excellenz, welchen ich im Jahre 1838 für die Zukunft von Ihnen erbat, ſehe ich mich heute wirklich in Anſpruch zu nehmen durch eine ganz unerwartete Cenſurhemmniß gezwungen. Es iſt die hochwichtige Frage geſtellt:

> ob die orthodoxe und angeblich gläubige, wirklich aber ungläubige Theologie, und eben ſo die, eine Orthodoxie nur vorgebende, Hegelſche Philoſophie die Norm der Cenſur ſein ſollen?

Ew. Excellenz haben gewiß ebenfalls die Kölner Streitigkeiten als eine Strafe der erheuchelten zunächſt katholiſchen Orthodoxie, als eine Strafe der Anerkennung der längſt begrabenen Hierarchie angeſehen. Ein Gleiches bedroht uns jetzt innerhalb des Proteſtantismus ſelbſt. Ich geſtehe es, Hegels Zugeſtändniß, die Dogmatik mit der Philoſophie verſöhnt zu haben, iſt eine Täuſchung, und die orthodoxe Hegelſche Philoſophie dieſelbe Calamtät, welche die angeblich orthodoxe Theologie iſt, theils eine Täuſchung, theils eine gröbliche Unwahrheit und Heuchelei.

Ludwig Feuerbach, Sohn des berühmten Juriſten, aber ungleich genialer als ſelbſt ſein Vater, einer der ausgezeichnetſten Köpfe der jetzt lebenden Philoſophen, ſendet mir den anliegenden, wunderbar ergreifenden und wahrhaft entzückenden Aufſatz:

> „Der wahre Geſichtspunkt des Leo-Hegelſchen Streites ꝛc. ꝛc.“,

und thut darin den weltbewegenden Schritt,

> die chriſtliche und philoſophiſche (d. h. althegelſche) Heuchelei nachzuweiſen und mit dem Ausdruck der ungeſchminkten Wahrheit und Parrheſie abzuſtreifen.

Die Leipziger Cenſur, ſowohl der Cenſor Herr Profeſſor

Wachsmuth als das Cenſurcollegium, verſagen dieſem Artikel das Imprimatur.

Damit iſt die Heterodoxie der Gelehrſamkeit und der freien, nicht heuchleriſchen Wiſſenſchaft gehemmt, und es wäre der Zuſtand des Glaubens- und Wiſſensgerichtes faktiſch hergeſtellt, der Unglaube und die wiſſenſchaftlichen Zweifel, die das Princip des proteſtantiſchen freien Glaubens zuläßt, die Feuerbach ſelbſt aus Luthers Schriften und aus Herder, Schiller und Göthe citirt, dieſe Zweifel wären in die Form einer Geheimlehre zurückgedrängt.

Die Feuerbachiſche Ausführung iſt *rein gelehrt*, mit vielen Citaten aus den Kirchenvätern der katholiſchen Zeit und aus den Schriften der Lutheriſchen Orthodoxie verſehen, die Halliſchen Jahrbücher werden nur von den höchſtgebildeten Männern und von ſolchen Jünglingen geleſen, denen ohnehin alle Quellen der Heterodoxie, die Feuerbach in Leſſing, Schiller, Göthe, Herder namhaft macht, zu Gebote ſtehen, ja bekannt ſind. Den Glauben, ſofern er nicht in der Literatur, ſondern im Volke iſt, hat Feuerbach durchaus nicht zum Gegenſtande, ſondern nur

> die expreſſe Chriſtlichkeit der heuchleriſchen Theologie und philoſophiſchen Halbheit.

So iſt alſo der ganze Artikel eine eben ſo rein wiſſenſchaftliche Angelegenheit, als das ebenfalls heterodoxe Buch von Strauß über das Leben Jeſu, welches ſelbſt in Preußen auf Neanders Gutachten nicht unterdrückt worden iſt.

Ich bitte, Exzellenz wollen dieſer principiell unendlich wichtigen Frage ein gnädiges Ohr leihen, und Ihren mächtigen Einfluß dahin richten, daß es den philoſophiſch von Hegel und Orthodoxie befreiten Männern nicht verwehrt werde,

> ihre wiſſenſchaftlich und gelehrt begründete Heterodoxie energiſch und wirkſam gegen die verderbte Heuchelei und den ſchwachköpfigen Selbſtbetrug dieſer Zeit entgegen zu ſetzen.

Jede Beſchützung des Todten und Unwahren führt zu ſolchen Lebenswirren, wie wir ſie in der Kölner Calamität vor uns haben. Ew. Exzellenz kennen den Gang der Geſchichte, und werden es ohne Zweifel wünſchenswerth finden, daß der Streit

> des wirklichen und erheuchelten Glaubens lieber auf dem Gebiete der Wiſſenſchaft als auf dem des Lebens ausgefochten, lieber mit Dinte als mit Blut und Feuer, lieber mit der Feder als mit dem Schwerte entſchieden werde. Daß er aber jetzt nicht mehr vertagt werden kann, iſt gewiß. Der Bruch iſt da, der Zweifel lebt; er iſt nicht zu erſticken, ſondern nur im Geiſte und in ſeiner freien Bewegung zu beſiegen.

Bei der Petition um das Imprimatur für den genialen Streich, den Feuerbach in dieſem Aufſatze führt, würde ich jedoch gerne ſelbſt beantragen, die letzten vier Zeilen zu ſtreichen, auch bei Chriſtenthum gerne das Wort „exkluſive“ hinzuſetzen, wo es, nackt genommen, den Mißverſtand erregen könnte, als ſei damit die ganze heutige Bildung nnd ihre wirkliche Religion gemeint, während Feuerbach überall nur das die Weltweisheit und Weltbildung ausſchließende Chriſtenthum meint.

Ew. Exzellenz würden mich unendlich glücklich machen, wenn ich in dieſer folgenreichen Angelegenheit, welche uns die Zukunft entweder zu öffnen oder zu verſchließen ſcheint, Ihren wirkſamen Schutz gegen ängſtliche und verdunkelte Anſichten ſonſt ehrenwerther Subalternen erfahren dürfte.

Ich unterzeichne mit der tiefſten Hochachtung Ew. Excellenz

Halle, 5. März 1839. unterthänigſter Diener,
Dr. **Arnold Ruge.**

Hierauf erfolgte die Entſcheidung:

Dem Miniſterium des Innern iſt die von den Redactoren der „Halliſchen Jahrbücher“ unterm 4. dieſes Monats gegen das Leipziger Cenſurcollegium wegen Verweigerung des Imprimatur zu dem größern Theil eines von L. Feuerbach für dieſe Zeitſchrift beſtimmten Aufſatzes geführte Beſchwerde ſammt der Zuſchrift zugegangen, mit welcher die Beſchwerdeſchrift an des Herrn Staatsminiſters von Lindenau Excellenz geſendet worden iſt. Nach Prüfung des in Satzbogen zugleich eingereichten Aufſatzes mit der Aufſchrift:

„Der wahre Geſichtspunkt, aus welchem der Leo-Hegelſche Streit beurtheilt werden muß“,

ſo wie der von dem Cenſurcollegium in ſeinem darüber erforderten Berichte angeführten Gründe, kann das Miniſterium des Innern nicht umhin, es bei der Reſolution dieſer Behörde bewenden, und die Druckerlaubniß, insoweit ſie nicht bereits ertheilt worden iſt, fortwährend verweigern zu laſſen, da durch die vorgeſchlagene Ausſcheidung oder Abänderung der Schlußſtelle, ſo wie anderer einzelner Stellen, die entgegenſtehenden Bedenken ſich nicht beſeitigen laſſen, und letztere hauptſächlich auch die Tendenz und die Hauptgedanken des ganzen zurückgewieſenen Theiles der Abhandlung treffen, welche darauf berechnet iſt, nicht ſowohl einzelne Dogmen des einen oder andern chriſtlichen Glaubensbekenntniſſes, als vielmehr die von allen Confeſſionen anerkannten Grund- und Hauptlehren des Chriſtenthums, wie ſie unbeſtritten von ſeinem Stifter gelehrt worden ſind, als unvereinbar mit der Philoſophie, ſo wie mit dem Staate, und als unhaltbar darzuſtellen. So wenig nun das Miniſterium des Innern einer freiſinnigen exegetiſchen und philoſophiſchen Kritik der kirchlichen Dogmen und der Auffaſſung des Chriſtenthums durch die Cenſur Feſſeln anlegen laſſen will, ſo wenig kann doch, wegen des davon zu erwartenden gemeinſchädlichen Eindrucks und der nachtheiligen Einwirkung auf Religiöſität, Sittlichkeit und Gemüthsruhe, die Veröffentlichung einer dergleichen Beleuchtung der heiligſten Angelegenheiten der Menſchheit, beſonders in einer deutſch geſchriebenen und dem großen Publicum zugänglichen Zeitſchrift geſtattet werden und die Unterſtellung des vorliegenden Aufſatzes unter die Beſtimmungen §§. 8, 9 und 10 der allgemeinen Cenſoreninſtruction keinem Zweifel unterliegen.

Die von dem Centralcenſor an einen der Redactoren unterm 4. März dieſes Jahres erlaſſene Zuſchrift folgt beigehend zurück.

Dresden, am 18. März 1839.

Miniſterium des Innern:
Noſtitz und Jänckendorf.

An die Redactoren der „Halliſchen Jahrbücher", die Doctoren Arnold Ruge
und Theodor Echtermeyer.

Die folgenden Jahre bis zum December 1841 fanden keine tief eingreifenden Störungen des Druckes Statt. Selbſt die umlaufenden Gerüchte eines Verbots der Zeitſchrift in Preußen beſtätigten ſich nicht; vielmehr wurde der Redaction im Mai des Jahres **1841** durch eine Kabinetsordre Sr. Majeſtät des Königs von Preußen die Verlegung des Drucks der Halliſchen Jahrbücher nach Halle oder unter preußiſche Cenſur anbefohlen und nur im Unterlaſſungsfalle das Verbot des Debits der Zeitſchrift in den preußiſchen Staaten ausgeſprochen. Die Publication dieſes Befehls, womit die Zeitſchrift unter preußiſcher Cenſur conceſſionirt war, fiel mit dem Umzuge der Redaktion nach Dresden zuſammen. Daher wurde es nöthig, die Halliſchen Jahrbücher aufzugeben und die deutſchen an ihre Stelle treten zu laſſen. Obgleich der Druck in Preußen unter dieſen Umſtänden nicht mehr die Bedingung der Conceſſion der Zeitſchrift ſein konnte und alles Polizeiliche nun lediglich der königl. ſächſiſchen Regierung anheim fiel, ſo hatte doch die Discuſſion über Zweck und Bedeutung einer Richtung, wie die der Jahrbücher, die bei dieſer Gelegenheit vor dem großen Publicum eröffnet wurde, die Spannung gegen dieſelben bedeutend erhöht. War doch in der Augsburger Zeitung ſogar ein Aufſatz erſchienen, welcher die Ueberſchrift trug: „Die preußiſche Regierung und die Halliſchen Jahrbücher", und darin eine principielle Differenz angedeutet worden, die gar nicht geeignet war, das Auge der Polizei abzuſtumpfen. In den §§. 8, 9 und 10 der allgemeinen Cenſurordnung und ihrer ſtrengen Auslegung, kurz in der Cenſur ſelbſt lag allerdings, eben ſo gut wie in der preußiſchen Romantik, eine Differenz mit dem Geiſte der neuen Wiſſenſchaft. Dieſe Differenz brauchte nur in Anregung gebracht und die veraltete Maxime „unnachſichtlich“ im Sinne einer vergangenen Bildung, worin es ſich noch um den Streit religiöſer Confeſſionen und um religiöſe Unruhen und Kriege handelte, geltend gemacht zu werden, und es litt keinen Zweifel, daß die Jahrbücher ganz anders cenſirt werden konnten, als dies bisher geſchehen war. Die Anregung blieb nicht aus. Die vorgeſetzte Behörde in Sachſen ſprach daher gegen Ende des Jahres 1841 in Folge dieſer Anregungen ihre Mißbilligung eben ſo ſehr über die bisherige Cenſur als über das Princip der Jahrbücher ſelbſt aus; und es erfolgte ohne weitere Veranlaſſung durch einen beſtimmten in Frage geſtellten Aufſatz und ohne Anfrage der Redaction folgender „Kanzleibeſcheid.“

Das königliche Miniſterium des Innern hat nicht länger es unterlaſſen dürfen, den Geiſt, in welchem die in Leipzig erſcheinenden „deutſchen Jahrbücher“ redigirt und cenſirt werden, zum Gegenſtande ernſter Erwägung zu machen. Wenn gedachtes Miniſterium ſeinem Einſchreiten deßhalb bis jetzt Anſtand geben zu können glaubte, ſo iſt dies in Berückſichtigung der §. 10. der allgemeinen Inſtruction der Cenſoren ausgeſprochenen Grundſätze geſchehen; in der Vorausſetzung, daß dieſe Zeitſchrift nach ihrer Tendenz und Sprache immer nur den Weg zu einem ſolchen Publikum ſuchen und finden werde, welchem gegenüber eine ſelbſt bis zum Uebermaß geſtattete und bis zum Mißbrauch geübte Schreibefreiheit mindere Nachtheile haben könne; in der Erwägung, daß die Wiſſenſchaft durch freie Rede und Gegenrede gefördert werde; endlich aber in Berückſichtigung des von der ſächſiſchen Staatsregierung feſtgehaltenen Grundſatzes, dem beſonnenen Fortſchreiten auf dem Gebiete der Wiſſenſchaft nicht hemmend entgegen zu treten. Man hat aber bereits wahrgenommen, daß dieſe Zeitſchrift ein immer größeres und nicht bloß ein wirklich wiſſenſchaftliches Publikum zu finden ſcheint, daß ſie auf der ganz eigentlich revolutionären Bahn des Regirens, beſonders im Gebiete der Religionsphiloſophie und der Politik, mit den ihr unverkennbar zu Gebote ſtehenden reichen geiſtigen Mitteln, aber auch zum Theil mit eben ſo unverkennbarer Berechnung für Leſerkreiſe ohne eigentliche wiſſenſchaftliche Bildung immer weiter vorwärts ſchreitet, maß- und rückſichtslos ihren Krieg gegen alles Beſtehende mit ſcharfen Waffen fortſetzt, und es darauf ankommen laſſen zu wollen ſcheint, wie lange und wie weit man ſie auf dieſer Bahn vorwärts gehen laſſen werde.

Nur ungern würde ſich das königliche Miniſterium entſchließen, das hierländiſche fernere Erſcheinen einer Zeitſchrift zu verhindern, welche bei den intellectuellen Kräften, welche ſich für deren Redaction vereinigen, in mehrfacher Beziehung nützlich zu wirken berufen ſein könnte. Es will vielmehr zur Zeit die Hoffnung nicht aufgeben, daß die Redacteren und der Verleger derſelben zweckmäßigen Vorſtellungen Gehör geben, und ſogar der Nothwendigkeit, mit Hülfe der Cenſur unzuläſſigen Ausſchreitungen ſtrenger als bisher begegnen zu müſſen, durch Umſicht bei der Redaction zuvorzukommen wiſſen werden.

Der Cenſor der „deutſchen Jahrbücher“ iſt an ſeinem Theile unter Mißbilligung der von ihm zeither bewieſenen, die Grenzen, die die öffentlich bekannt gemachte

Inſtruction für Cenſoren geſteckt hat, in einzelnen Fällen wenigſtens überſchreitenden Nachſicht, zu ſtrenger Beobachtung ſeiner Pflicht und zur Anfrage in zweifelhaften Fällen angewieſen worden; die Redaction aber wird, im Einverſtändniß mit dem königlichen Miniſterium des Innern und auf deſſen Verordnung vom $^{1}|_{8}$. d. M. von obiger Verfügung hierdurch mit dem Bemerken in Kenntniß geſetzt, daß ſie für den Fall, daß ſie nicht ſelbſt auch hauptſächlich den Anlaß dazu zu vermeiden wiſſen werde, die Unterdrückung gedachter Zeitſchrift in Sachſen herbeiführen würde.

Leipzig, am 10. Dezember 1841.

Kanzleibeſcheid an den Herrn
Dr. Ruge, als Redacteur
der deutſchen Jahrbücher
in Dresden.

Königl. ſächſiſches
Cenſurkollegium:
Falkenſtein.

Ferner die folgende Mittheilung des Herrn Cenſors:

Hochverehrter Herr Doctor!

Die Anzeige von Hoffmanns v. F. unpolitiſchen Liedern, der ich das Imprimatur habe verweigern müſſen, giebt mir Anlaß zu gegenwärtigen Zeilen. Es iſt immer ein fataler Uebelſtand, wenn ein ſchon abgeſetzter Artikel zurückgenommen werden muß, und darum ſehe ich es für räthlich an, Ihnen mitzutheilen, daß die Cenſur der Preuſſen betreffenden Artikel künftighin minder nachgiebig als bisher zu ſein genöthigt iſt. Ich kann dabei nichts ändern, und wünſche, daß Sie, ohne der Tendenz der D. J. Eintrag zu thun, hierauf gefällige Rückſicht nehmen wollen. Sie wiſſen, wie leid es mir thut, einmal Gedrucktes zurückweiſen zu müſſen, und wie ſchwierig es oft iſt, zu modificiren. — Mit aufrichtiger Verehrung

ganz der Ihrige.

Leipzig, 15. Dez. 1841.

Herrn Dr. A. Ruge, Wohlgeborn,
zu Dresden.

W. Wachsmuth.

Antwort an den Kreisdirektor. von Falkenſtein.

Hochwohlgeborner
Herr Kreisdirector!

Ihre geehrte Mittheilung aus der Kanzlei des königlichen Cenſurcollegiums in Betreff der deutſchen Jahrbücher vom 10. dieſes habe ich geſtern empfangen.

Ich kann unmöglich die wohlwollende Meinung des hohen Miniſterii verkennen, und werde an meinem Theile nichts verſäumen, um den Wünſchen deſſelben möglichſt nachzukommen, da ich ſowohl politiſch als moraliſch mit den Prinzipien des conſtitutionellen Sachſens mich nicht im Widerſtreit erblicken kann. Um daher die nähere Meinung Sr. Exzellenz nicht zu verfehlen, werde ich mich im Einzelnen zu unterrichten ſuchen, und mir zu dieſem Behufe eine Audienz bei dem Herrn Miniſter erbitten.

Ew. Hochwohlgeboren

Dresden, 22. Dez. 1841.

ganz gehorſamſter
Dr. Arnold Ruge.

In der Antwort an Prof. Wachsmuth erklärte ich, die Umſtände berückſichtigen und ſtatt der Politik mehr die Religionsphlioſophie ins Auge faſſen zu wollen.

Allein dieſe zeigte ſich gar bald eben ſo verfänglich, wie die Politik, und auch eine Auswanderung in die ruſſiſche und franzöſiſche Politik war nicht minder unzuläſſig, als die alte Heimath in der preußiſchen. Den Mißverſtand, in welchem Cenſor und Redaction eine Zeit lang gelebt, hoben die folgenden Zuſchriften des Leipziger Cenſurcollegiums und des Herrn Prof. Wachsmuth ſelbſt vollſtändig:

Obwohl zu erwarten geweſen wäre, daß die Redaction der deutſchen Jahrbücher in Folge des Erlaſſes vom 10. Dezember v. J. ein anderes Verfahren einſchlagen und bemüht ſein werde, Tendenz und Ton der Zeitſchrift ſo zu regeln, wie es die beſtehenden preßpolizeilichen Vorſchriften erheiſchen, ſo iſt doch leider dieſe Erwartung nicht in Erfüllung gegangen; vielmehr geben faſt alle Nummern, die im Monat Januar erſchienen ſind, Belege dazu, daß auch jetzt noch die auf eine völlige Auflöſung aller kirchlichen und ſocialen Verhältniſſe hinarbeitende Richtung in einem alle Grenzen überſchreitenden Ton in dieſer Zeitſchrift ſich geltend macht. Es iſt daher das königliche Cenſurcollegium auf Anordnung des königl. Miniſteriums des Innern genöthigt geweſen, den Cenſor mit geſchärfter Anweiſung zu ſtrenger Erfüllung ſeiner bisher nur mit gar zu großer Nachſicht erfüllten Cenſorpflichten zu verſehen, eine Anweiſung, die um ſo unerläßlicher war, als in der That die ſchon früher ausgeſprochene Erwartung von Beſchwerden auswärtiger Regierungen bereits in Erfüllung gegangen iſt. Das königliche Cenſurkollegium ſetzt die Redaction hiervon in Kenntniß, und hat es dieſelbe lediglich ſich ſelbſt zuzuſchreiben, wenn endlich doch noch das königliche Miniſterium des Innern ſich ſollte genöthigt ſehen, die ganze Zeitſchrift zu verbieten.

Leipzig, den 12. Februar 1842.

Kanzleibeſchied an Herrn
Dr. Ruge, als Redacteur
der deutſchen Jahrbücher, in Dresden.

Königl. ſächſiſches
Cenſurcollegium:
Falkenſtein.

Ew. Wohlgeboren

beehre ich mich ergebenſt zu benachrichtigen, daß eine an mich ergangene geſchärfte Rüge über die Cenſur der Deutſchen Jahrbücher von nun an mich in die unabweisliche Nothwendigkeit ſetzt, der geſammten Tendenz des Blattes, insbeſondere wie dieſe in dem gegenwärtigen Jahrgange ſich dargeſtellt hat, entgegen zu treten. Es iſt nicht die Rede von einzelnen Ausdrücken oder Sätzen, wenn auch hierin mir zur Laſt gelegt wird, zu indulgent geweſen zu ſein, ſondern von der Richtung, die ſich in einer Reihe von Artikeln dargethan hat. Ich habe deßhalb einen Brief an Herrn Dr. Ruge zu gefälliger Beförderung beigelegt; an Ew. Wohlgeboren aber richte ich die Bitte, mit der Buchdruckerei eine ſolche Einrichtung treffen zu wollen, daß, bei den nun vorauszuſehenden häufigen Anfragen beim königl. Cenſurcollegium und überhaupt bei der mir nothwendigen längern Ueberlegung, nicht erwartet werde, der Druck könne in der bisherigen Art fortgehen. Aendert ſich die geſammte Tendenz des Blattes, dann hört auch dieſe Befürchtung auf; wo aber nicht, ſo bitte ich Sie, nicht mir die unvermeidlichen häufigen Stockungen und Störungen zur Laſt legen zu wollen. — Mit vollkommner Hochachtung

Ew. Wohlgeboren

Leipzig, 16. Febr. 1842. ergebenſter
Herrn Buchhändler Otto Wigand W. Wachsmuth.
in hier.

Verehrteſter Herr und Freund!

Nochmals werde ich veranlaßt, mich direkt an Sie zu wenden, um Sie von einer neuen an mich ergangenen Rüge in Kenntniß zu ſetzen, und dadurch, wo möglich, peinlichen Conflicteen bei der Cenſur im Einzelnen vorzubeugen. Wir ſind, ſcheint mir, zur Kataſtrophe gelangt. Die Blätter Nr. 1, 4, 7 Bl, 10 Bl., 19 Bl., 23, 24 ꝛc. haben das große Mißfallen erregt, daß deßhalb die bedrohlichſten Mahnungen an mich erlaſſen worden ſind, und ich nunmehr erkennen muß, daß auch in nicht eigentlich politiſcher Richtung die Cenſur eine ganz andere als bisher werden ſoll. Ich geſtehe Ihnen offen meine Zweifel, ob Sie ohne vollkommene Aenderung der Tendenz das Blatt werden fortſetzen können. Findet die letztere Statt und die Zeitſchrift dabei ihr Gedeihen, dann meinen herzlichen Glückwunſch; im entgegengeſetzten Falle beklage ich im Voraus, derjenige ſein zu müſſen, der als Verderber ganzer Kolumnen oder gar Nummern in den Druck eingreift. Ich werde, da von mir erwartet wird, häufiger als bisher bei dem königl. Cenſurcolleginm über bedenkliche Aufſätze Entſcheidung einzuholen, auch Herrn Wigand benachrichtigen, daß die Manipulation des Druckes eine andere Einrichtung bekommen muß, wenn nicht der eventuelle Aufenthalt der Anfragen oder eigene längere Ueberlegung Stockungen veranlaſſen ſoll. Gott befohlen! — Mit freundſchaftlicher Hochachtung und Ergebenheit

Leipzig, 16. Febr. 1842. ganz der Ihrige

Herrn Dr. Arn. Ruge W. Wachsmuth.
in Dresden.

Hiemit waren wir nun bei der Tendenzcenſur angelangt, und es war die Forderung geſtellt, „Tendenz und Ton", alſo Princip und Charakter der Zeitſchrift zu ändern. Und warum? Lediglich darum, weil nicht die jetzige Philoſophie und Bildung der Menſchen, ſondern eine vergangene, die altproteſtantiſche und altpolitiſche Zeit als das „Beſtehende" aufgefaßt wurde. Die Unmöglichkeit, dieſe Forderung zu erfüllen, liegt vor Augen. Kein Menſch kann ſich die Seele ausreißen, ſo auch die Schriftſteller der Jahrbücher und die Redaction nicht. Es fragte ſich nur, wie verſteht die Cenſur ihre Forderung im Einzelnen, und was wird ſie ſtreichen, was dulden? Wir legten daher die zum Druck eingeſandten Manuſcripte als Manuſcripte dem Cenſor vor. Die Antwort folgt:

Ew. Wohlgeboren

beehre ich mich, die von Ihnen mir übergebenen Manuſcripte zurückzuſenden. Ich habe ein Blatt*) beigelegt, worauf mein vorläufiges Gutachten über das muthmaßliche Schickſal, das jene Manuſcripte, mit Ausnahme von Nr. 6, in der Zenſur haben werden, und bemerke noch, daß ich bei Nr. 2, 3 und 4 jedenfalls die Entſcheidung des k. Cenſurcollegiums einzuholen genöthigt ſein werde. Nochmals meinen beſten Wunſch, daß ſich die gegenwärtige Verwickelung bald und gut enden möge.

---

*) 1) Leiden und Freuden des theologiſchen Bewußtſeins — nicht paſſirlich.

2) Zur Literatur über den Königsberger Verfaſſungsantrag — ſchwerlich und nur etwa theilweiſe paſſirlich.

Hochachtungsvoll und ergebenſt

Leipzig, 25. Febr. 1842. Ihr gehorſamſter

Herrn Otto Wigand. W. Wachsmuth.

Werther Freund!

Empfangen Sie den beifolgenden zweiten Band der Geſchichte Frankreichs ꝛc. mit gewohnter Freundlichkeit! Der Buchbinder hat mich ein Paar Tage aufgehalten,

---

3) Einleitung in die Dogmengeſchichte — nur theilweiſe.

4) Bremiſches Magazin — nur zum geringern Theil, vielleicht gar nicht.

5) Ueber zeitgemäße Reform des Tüb. Seminars — großentheils.

6) Logiſche Unterſuchungen — Imprimatur.

7) Feuerbach, vorläufige Theſen — ſchon entſchieden.

Sodann ſpäter, den 4. März:

8) Neue Wendung der deutſchen Philoſophie. Das Weſen des Chriſtenthums von L. Feuerbach. Recenſion von Arnold Ruge. — Am Rande des erſten Abdrucks die Erklärung: „Das K. Cenſurcollegium hat dieſem Aufſatze das Imprimatur verweigert und zugleich erklärt, daß in der Folge jeder eine gleiche Tendenz ſo entſchieden ausſprechende Aufſatz unnachſichtlich zurückgewieſen werden müſſe. Wth“

9) 22. April. Die lit. Zeitung. Kritik von A. Ruge — nicht zuläſſig.

und ſo hat ſich denn auch die Rückſendung Ihres Manuſcriptes (Nr. 9), mit dem ich zugleich das Buch an Sie gelangen laſſen wollte, verzögert. An das Imprimatur für jenes iſt nicht zu denken; ich würde Ihnen gar nicht einmal einen Dienſt geleiſtet haben, wenn ich es an das Cenſurcollegium gebracht hätte. „Schicket Euch in die Zeit!" Ob es bald anders werden wird, hängt in vielen Beziehungen wol von Preußen ab; doch mit der Theologie hat es auch heimiſche Bedenken. — Leben Sie wohl!

Leipzig, 22. April 1842.

An Hrn. Ihr Ihnen aufrichtig ergebener
Dr. A. Ruge. W. Wachsmuth.

Ich notirte ſogleich beim Empfange Folgendes auf den Brief, was ich hier nicht unterdrücken will:

„Alſo die „Theologie" und wieder die „Theologie" und zwar die „heimiſche", welcher der alte Carpzow noch im Leibe ſteckt, ſo rationaliſtiſch ſie auch angeſtrichen iſt. Aber was erreicht die Theologie dadurch? daß ſie aufhört, ein wiſſenſchaftliches und lebendig geiſtiges Intereſſe zu ſein! Wir können, nachdem ſie zu dieſem Geſtändniß ihrer Ohnmacht gekommen iſt, von ihr ſchweigen. Dies hätte ohnehin von ſelbſt ſich gefunden — dieſes Schweigen — ſo wie die proteſtantiſche Wiſſenſchaft von der katholiſchen Theologie ſchweigt. Es gibt werthvollere Intereſſen zu verhandeln; wie aber, wenn überall das Princip der Theologie zum Herren der Cenſur erhoben würde? Wenn alle Cenſoren „Theologen" würden?

„Es iſt dies nichts anderes, als der Conflikt der

Wiſſenſchaft mit der Cenſur überhaupt, der dann eintritt, — die theologiſche Cenſur hat überhaupt nur dieſen Sinn; und dies Dilemma iſt eine welthiſtoriſche Aufgabe, deren Löſung nur günſtig für die Wiſſenſchaft ausfallen kann.

„Es iſt jetzt ohne Scheu das Princip der römiſchen Kurie proclamirt, und die letzte Freiheit, auf die wir Deutſche ſtolz waren, die des Geiſtes und der Wiſſenſchaft, dieſe taſten uns jetzt die Theologen an. Weil ſie unfähig ſind, im offenen, ehrlichen Kampfe die Philoſophie zu beſtehen, ſo ſtecken ſie ſich hinter die Polizei. Sie erkennen, daß ihr Loos und das Loos des Polizeiſtaates, des willkürlichen und präventiven Verfahrens nach ſubjectivem Ermeſſen, eins und daſſelbe iſt. Arme Theologie: Geſetz und Freiheit ſind die Deviſen der Zukunft; die Willkür wird im Princip und überall aufgehoben werden: und du willſt durch eben dieſe Willkür deine Zukunft ſichern?

„Und in der That, es ſcheint, daß der alte Ungeiſt der ſächſiſchen Theologie, der dies Land ſo ſehr zurückgebracht hat, noch einmal ſich erheben und wenigſtens im Stillen der Philoſophie entgegen arbeiten will. Der ſächſiſche Rationalismus ſtimmt natürlich mit dem Berliner Chriſtenthum überein gegen die Aufhebung der Theologie in Philoſophie oder, wie Feuerbach dies näher ausdrückt, in Anthropologie. Dieſen Schritt der neuen Wiſſenſchaft ſcheinen die Geſetze aller Staaten unmöglich zu machen, während ihn das Geſetz der Entwickelung des Bewußtſeins unaufhaltſam herbeiführt. Die wahre Religion und ſelbſt das wahre Chriſtenthum — denn das iſt in der That Humanismus —

und die wahre Erfüllung des Geſetzes iſt das neue Geſetz der Freiheit, der conſtituirte freie Staat und die conſtituirte Geiſtesfreiheit als abſoluter Staatszweck. Das neue Geſetz hebt das alte auf. Das alte wird aber zum Unrecht gegen das Bedürfniß des neuen, dem um des alten willen nicht entſprochen werden ſoll.“

* * *

Obgleich nun die Ausmerzung auch der religionsphiloſophiſchen Aufſätze aus den Jahrbüchern bewirkt war, ſo ſtand uns doch noch eine weitere Maßregel bevor; der folgende Brief zeigt ſie an:

Lieber Freund!

Eben erhalte ich Ihren und B. Bauers Brief. Ich fürchte, man läßt ſeinen dritten Theil nicht zu*), da es eben auf B. B. abgeſehen iſt. Nun, ich muß jedenfalls den Verſuch machen, und Alles daran ſetzen. Im übrigen haben Sie wohl recht, daß *** mit dahinter ſteckt, und ** ſein ami. Beides Literaten, — da ſitzt der Knoten.

Schon am vorigen Sonnabend iſt mir feierlich die Conceſſion auf die Jahrbücher genommen. Ich wurde vor den Rath citirt, und auf miniſteriellen Befehl der Conceſſion verluſtig erklärt. Für jedes Nummero ſoll ich zweite Cenſur und Cenſurſchein nachſuchen.

Ich habe proteſtirt und vorgeſtern, wie gewöhnlich, ſechs Nummern ausgegeben. Es iſt ſofort Bericht erſtattet, um jeden Eclat zu verhüten, und möglicher

---

*) Dieſe Befürchtung iſt unterdeſſen im Juni in Erfüllung gegangen.

Weiſe iſt noch nicht Alles verloren. Bleiben oder Wandern, das iſt die Frage. Für wen und was ſtreitet man aber? Blicken wir um uns und horchen wir, dann ſind wir weiße Raben. Die thörichten, verblendeten Menſchen! Faſt alle geben der Reaction recht, und das macht ſie immer kecker. Blicken ſie nach Portugal, ſie haben die Freiheit geſchlachtet. In Spanien gehts nicht viel beſſer. In England ſiegen trotz aller Vernunft die Torys. Guizot ſteht feſt und hat fortwährend die Majorität. Savigny iſt Miniſter! Puchta kommt nach Berlin. B. Bauer disponibel. Feuerbach auf einem Dorfe. Sie können in Dr. nicht einmal Bürger werden. Ich ſtehe faſt iſolirt; der Geſinnungsloſeſte iſt der Willkommenſte! — Mein lieber Freund, ſollen wir nicht lieber Champagner trinken und die Narren auslachen, als uns pro patria kaſteien und verfolgen laſſen?

Wollen Sie ſich eine heitere Minute machen, ſo leſen Sie im beiliegenden Heft der Revue.

10,000 Pfund Renten,

und dann die Briefe über Deutſchland, die ich mir im Franzöſiſchen verſchafft und hier deutſch mitgetheilt habe.

Meine beſten Grüße

Leipzig, 11. März 1842. Ihr

Herrn Dr. A. Ruge in Dresden O. Wigand.

In dieſer Lage, wo die Unterdrückung des Journals bereits entſchieden zu ſein ſchien, unternahm ich im Nachfolgenden eine Darlegung des ganzen Verhältniſſes an einen hochgeſtellten Staatsmann, weniger um eines unmittelbaren Erfolges als um der Beſeitigung mancher Vorurtheile willen, die mir durch die bisherigen Verhandlungen als weſentlich einwirkend bekannt geworden waren:

Ew. Excellenz

haben mir zu wiederholten Malen eine Theilnahme zugewendet, die mich verpflichtet, aber auch aufmuntert, in einem ſo kritiſchen Augenblick, wie der gegenwärtige — ich denke dabei an die Beſeitigung der Jahrbücher durch die Cenſur — mich privatim gegen Sie auszuſprechen, um Ihre gute Meinung bei meinem jetzigen und künftigen Verhalten nicht zu verlieren. Ich bitte um die Erlaubniß, ganz offen zu reden. Es handelt ſich um ein Princip, und da iſt allemal die beſte Politik, keine Politik, als die der ganzen rückſichtsloſen Wahrheit zu haben, von der ich aber im Voraus weiß, daß Sie dadurch nicht beleidigt, auch nicht unangenehm berührt werden können.

Obgleich Sachſen ſich gezwungen ſieht, das Anathem zu verhängen, und Preußen ſo das Odium vermeidet, eine rein philoſophiſche Discuſſion polizeilich zu beſeitigen; ſo verkenne ich dennoch nicht, daß es der Genius der Zeit iſt, der vor dem kühnen Gedanken der Selbſterkenntniß in ſeinem Innerſten erzittert, und vor ſeiner eignen Hohlheit ſich entſetzt, der daher zu der Maßregel, ſich vor ſich ſelbſt zu verbergen, um ſeinen ungläubigen Glauben in Frieden zu genießen, greifen muß. Ich werde daher aus meiner Rechtfertigung vor dem Publikum keinen Gegenſtand der Oppoſition gegen die ſächſiſche Regierung machen, vielmehr die Sache ſo allgemein nehmen, wie ſie es in der That iſt.

Die Differenzen der Zeit ſind ſo ſcharf ausgebildet, daß man ſich über den practiſchen Conflict, wie er in dem Anathem der Chriſtlichkeit gegen eine philoſophiſche Zeitſchrift, alſo gegen die ächt proteſtantiſche Form der Geiſtesfreiheit vorliegt, nicht wundern kann; dennoch, obwohl die neue Regierung in Preußen ſehr entſchieden das romantiſche, reſtauratoriſche, antiphiloſophiſche Princip ergriffen hat, vermeidet man ſelbſt dort den Schein des Unfreien; und es kommt ſo die Erſcheinung zu Tage, daß man eben ſo gut der Preſſe als dem Katholicismus Conceſſionen macht. Dies beweiſt das Buch von Bülow-Cummerow, dies beweiſen die Königsberger und die Rheiniſchen, ja ſogar, ſo linkiſch ihnen auch die größere Freiheit ſteht, die Berliner Zeitungen; nicht minder beweiſt den erwachten politiſchen Geiſt die ganze Berliner Societät, die höchſten Beamten gar nicht ausgenommen. Wir haben bei allen frommen Wünſchen der Romantik ſchon jetzt weſentliche Progreſſen vor uns, und noch viel weſentlichere zu erwarten, wenn erſt dies ganze Syſtem der Schwankung zu allen ſeinen Conſequenzen gekommen ſein wird.

In demſelben Augenblicke nun, wo dieſe Preßrelaxation in Preußen mit großem Eclat vor ſich geht, ja noch mehr, wo das Miniſterium Eichhorn mit Hülfe der Schleiermacherianer und Rankianer eine eigne Anſtalt zur Widerlegung der Deutſchen Jahrbücher gegründet hat, die „literariſche Zeitung“, wo man alſo von äußerlichen Maßregeln abſtrahirt und ſich auf den literariſchen Boden begiebt, — in demſelben Augenblick ergeht von der ſächſiſchen Cenſur an mich die Forderung, „Tendenz und Ton“ der Jahrbücher zu ändern, und es werden die Aufſätze von Feuerbach, Bruno Bauer und mir, alle „unnachſichtlich wegen ihrer Tendenz“, der

Kritik der chriſtlichen Weltanſicht, ausgeſtrichen, ja, es iſt ſogar am vorigen Sonnabend dem Verleger feierlich vom Leipziger Rath die Conceſſion zu den Jahrbüchern entzogen worden, wie er mir meldet, und ihm aufgegeben, für jedes einzelne Blatt der Zeitſchrift einen beſondern Cenſurſchein einzuholen, wenn ich die Nachricht richtig verſtanden habe. Bevor ich noch von dieſem letzten Schritte gegen den Verleger unterrichtet war, begab ich mich, wie Sie die Güte hatten, mir zu rathen, zu dem Herrn Miniſter des Innern, überzeugte mich aber gar bald von der Unmöglichkeit, die Zurückziehung der Tendenzcenſur zu erlangen. — Steht dieſe feſt, ſo legt alſo der Staat, wie dies auch in Preußen geſchieht, das ganze Gewicht ſeiner Autorität in die Wagſchale, verwirft die neue Richtung der Philoſophie als eine „ſchlechte", nennt ſie „Gift" und „deſtructiv", und bezeichnet ihr Princip als ein unmoraliſches, vor dem man ſich entſetzen müſſe, wie es ſonſt die Kirche mit den Ketzern that, die nicht anders », ſondern ſchlechtdenkende Menſchen von ihr genannt wurden, Feinde Gottes, die man vernichten müſſe.

Das Gewicht des Staates iſt allerdings ein großes, ſeine Autorität die höchſte; niemand kann größer von ihr denken, als die neueſte Philoſophie, die alles Göttliche in ſeinen Schooß legt; aber es iſt ſehr bedenklich, in einer Angelegenheit von der Autorität Gebrauch zu machen, wo nicht die Autorität das Entſcheidende iſt, ſondern die letzten unumſchränkten Gründe der Vernunft, die freie Einſicht. Niemand wird es glauben, daß wir Philoſophen ſchlechte Menſchen ſind, darum, weil wir einſehen und beweiſen, daß das Höchſte, der Geiſt, perſönlich nur als Menſch die Erde beſchreitet und daß das Individuum ſterblich, unſterblich aber nur der Geiſt iſt. Denn dies, und nichts anders, iſt die neue Tendenz, der Atheismus und die Ketzerei, vor der alle Theologen ſich entſetzen und alle Bande der Geſellſchaft gefährdet ſein ſollen.

Politiſch ſind die Conſequenzen, der freie Menſch und die vernünftige Weltordnung in Staat und Geſchichte ſei die höchſte Erſcheinung des Göttlichen. Und hier fürchtet man nun Demokratie und Republik, als wenn die Philoſophie dieſe Form ohne den freien Menſchen, etwa in Schwyz und Uri, frei finden könnte, als wenn irgend ein Menſch, ohne geiſtig ſich ſelbſt zu befreien, alſo der blanke Pöbel, wie ihn die Natur, hoch oder niedrig erzeugt, frei ſein könnte! Welche Form der Staat annimmt, immer wird ihn die Bildung der Zeit beherrſchen, und wie ſehr ſich auch die Theologen gegen die Philoſophie ereifern, nie werden ſie etwas anderes predigen können, als was ihnen der Geiſt und die Bildung ihrer Zeit in den Mund legt. Dieſe Formen (der Predigt und Volkserziehung) zerſtört keine Philoſophie, jede aber durchdringt ſie. Die Tendenz der neueſten Philoſophie iſt keine andere, als die der Philoſophie überhaupt.

Ew. Excellenz ſtehen zu frei, um zu verkennen, daß mir bei dem Dilemma, die Tendenz der Philoſophie, dieſer ganzen, entſchloſſenen und offenen Philoſophie, oder die Jahrbücher aufzugeben, keine Wahl bleibt. Was wäre ich für ein Menſch, wenn ich für eine jährliche Einnahme von... mich ſelbſt aufgäbe, wenn ich einen Augenblick ſchwankte, ob ich für die Wiſſenſchaft, der ich diene, Alles einſetzen und jeden Vortheil aufopfern ſoll? So ſteht nun dieſe böſe Angelegenheit, und es iſt ein

Conflict vorhanden, den wahrlich nicht ich, ſondern die conſequente Entwickelung der Geſchichte herbeigeführt hat.

Soll ich aufrichtig ſein, ſo iſt dieſe Angelegenheit keine Sache der Kanzleien und Cenſurcollegien, ſondern des freien Staatsmannes. Die Deutſchen brauchen die Jahrbücher ſehr nöthig, und es wird tauſend Federn und die fähigſten und die feurigſten Köpfe in eine ſehr bittere Oppoſition werfen, wenn dieſe Beruhigung, daß wir hier doch nahezu eine freie Preſſe gehabt hätten — denn ſo ſieht man die Jahrbücher in der ganzen civiliſirten Welt an — hinwegfällt. Und ich wüßte nicht, wie der Druck der geiſtigen Welt unter der Cenſur augenfälliger und auch dem Trägſten fühlbarer gemacht werden könnte, als wenn man die Discuſſion philoſophiſcher Probleme ſogar unmöglich macht, nun jedermann ſchon die Frage kennt, um die es ſich handelt: — Philoſophie oder Chriſtenthum.

Gewiß iſt es billig, die Wünſche der Regierung zu hören, und wenn die Umſtände drängen, principielle Fragen möglichſt zurückzuſtellen; aber von allen Seiten ſtürmen die Gegner ins Feld und ihre Parole füllt alle alten Literaturzeitungen: gänzlich zu verſtummen und das ausgeſprochene Princip nicht zu rechtfertigen — iſt moraliſch unmöglich. Es iſt eine Ehrenſache, in der uns jetzt die Hände gefeſſelt, dem Gegner aber die ſieben Schwerter des alten Rugevit auf einmal in die Hände gegeben ſind. Welch' ein Zuſtand! und dazu der politiſche Bannſtrahl!

Ew. Excellenz würden mir gewiß einige Leidenſchaft in einem ſolchen Conflict zu Gute halten; dennoch verblende ich mich nicht mit exaltirten Gedanken und Hoffnungen. Die Wahrheit iſt immer unpolitiſch, immer bitter, immer unbequem. Glück macht man nur, wenn man ſie verhüllt. Aber der alte Sokrates ſchon hatte ſeinen Dämon, der ihn zu reden und zu forſchen trieb; dieſer Dämon lebt noch, er iſt die Ehre und das Gewiſſen; man muß ihm folgen und der Philoſophie treu bleiben. Ich hoffe daher, an Ihnen eine gütige Fürſprache zu finden, wenn ich mich genöthigt ſehe, mein Verfahren auch dem Publikum gegenüber zu rechtfertigen.

Dresden, den 13. März 1842.

Ew. Excellenz

unterthänigſter

Arnold Ruge.

* * *

Dem Verleger der Deutſchen Jahrbücher wurde auf ſeine Vorſtellung an ein Hohes Miniſterium eine widerrufliche Conceſſion zu denſelben ertheilt, da er ſie bisher als ein rein wiſſenſchaftliches Journal ohne alle Conceſſion herausgegeben hatte. Der Cenſor aber blieb in einer ſehr gebundenen Stellung gegen das Cenſurcollegium, und wurde dadurch zu einer Cenſur aus einem Geſichtspunkt, der bei weitem nicht ſeiner Neigung und Ueberzeugung entſpricht, gezwungen. Möge dies der weitere Verlauf dieſer Mittheilungen, zuſammengehalten mit dem freieren und wahren Zuſtande, aus welchem die Cenſur durch die neueſten Maßregeln vom December 1841 und vom Februar 1842 herausgeworfen iſt, darthun.

Antwort auf eine Beſchwerde des Verlegers an den Cenſor.

Ew. Wohlgeboren

ſäume ich nicht, in Erwiederung Ihrer geehrten Zuſchrift auf Zweierlei aufmerkſam zu machen:

1) Daß ſtatt der an mich gerichteten Vorwürfe eine Reclamation bei dem königl. Cenſurcollegium der Sache und meinem Wunſche und Vorſchlage angemeſſener geweſen ſein würde.

2) Daß Ihr Begehren, ich möge die Cenſur der Deutſchen Jahrbücher aufgeben, vollkommen mit meinen Wünſchen übereinſtimmt — ich brauche wol keine Redensarten darüber zu verlieren — daß dies aber nicht in meiner Macht liegt, wenigſtens nicht ſo, wie Ew. Wohlgeb. die Sache ſtellen, daß aber eine Beſchwerde über und gegen mich mit angehängtem Geſuch um einen andern Cenſor bei der Oberbehörde hier in der Ordnung zu ſein ſcheint.

Leipzig, 22. Mai 1842.

Ganz ergebenſt

W. Wachsmuth.

N. S. Ich überlaſſe es nun noch Ihrer Beſtimmung, ob Sie die fragliche Nummer durch mich an das königl. Cenſurcollegium gebracht wiſſen wollen, oder, was ich hier zweckmäßiger vorgeſchlagen habe, ſelbſt ſich an daſſelbe richten wollen. Wth.

Dem Buchhändler Herrn Otto Wigand,
Wohlgeboren, hier.

Herrn Profeſſor Wachsmuth, Wohlgeboren,
Leipzig.

Dresden, 28. Mai 1842

Hochgeehrter Herr Profeſſor!

Verehrter Freund!

Wigand hat mir bei ſeiner Durchreiſe nach Wien ſeine Correſpondenz mit Ihnen mitgetheilt und zugleich die Nachricht, daß Preußen in vier Wochen die Bücher über zwanzig Bogen freigeben werde. Ich hielt dies Letztere namentlich für wichtig genug, um dem Herrn Miniſter von Lindenau meine Aufwartung zu machen und unſere Cenſurverhältniſſe von Neuem zur Sprache zu bringen. Der Herr Miniſter ſagte mir, daß man hier noch keine Mittheilung über eine ſolche Abſicht Preußens habe, hörte übrigens ſehr gern und war auch ſchon davon unterrichtet, wie Königsberg und der Rhein zu einer factiſchen Preßfreiheit gelangt ſind. Sie wiſſen, daß wir vor einigen Jahren auch in Sachſen in dieſem glücklichen Falle waren; Sie haben neuerdings dafür büßen müſſen, und nun ſtehen wir leider viel ſchlechter. Ich brachte einen Cenſurbogen von Ihnen mit, die Correſpondenz aus Baden Nr. 124, und legte ſie mit Ihren Aenderungen vor, um den Herrn Miniſter zu überzeugen, daß Sie durch die wiederholten Rügen unwiderleglich in ein unhaltbares Syſtem getrieben ſeien, und zwar, wie Jedermann wiſſe, gar ſehr wider Ihre Neigung und eigne beſſere Ueberzeugung. Ich legte es nicht darauf an, Sie, ſondern nur dieſe Lage anzuklagen; und Sie werden es mir auf mein Wort glauben, daß Se. Excellenz die Uebelſtände dieſer Form der Cenſur durchaus nicht verkannten. Der fragliche Aufſatz hat wenig Werth, der Autor iſt nicht abſolut. Andere dagegen, die jedes Wort wägen und genau berechnen, geſtatten mir ſolche Abdrücke ihrer Arbeiten nicht, und wir müßten unausbleiblich dabei zu Grunde gehen. Nun weiß ich wohl, daß Sie nur eine gute Abſicht damit haben; Sie wollen retten, was möglich iſt. Aber geſtehen Sie ſelbſt, ich habe Ihnen ſeit der letzten Kriſis nichts weſentlich Verfängliches und nichts formell Verletzendes vorgelegt. Sie ſind wirklich mit der Correctur und mit Beſeitigung namentlich alles Antitheologiſchen zu weit gegangen. Ich habe dies Alles nur mit dem Herrn Miniſter beſprochen, um Sie und mich aus einer unerträglichen Lage herauszubringen und wo möglich ohne Lärm und Aerger und Zeitverluſt. Ich wollte daher nicht gleich mit der Thür ins Haus fallen und klagen. Der Herr Miniſter iſt ein Mann von Geiſt und freiem Blick. Ich verlaſſe ihn nie ohne geſteigerte Hochachtung, und werde daher auch diesmal ſeinen Rath befolgen, der ſchon darum, weil er von ihm kommt, gedeihlich ausſchlagen wird. Er ſagte mir, „ich möchte mich am liebſten mit Ihnen verſtändigen, zumal wir perſönlich in gutem Vernehmen ſeien; die Zeit ſei allerdings in einer unverkennbaren Kriſis! es werde aber am Ende der Vernunft nicht fehlen, daß ſie ſich durchſetze.“ Noch einige Wochen und Monate Geduld, und es wird ſich Alles beſſer einrichten. Die Symptome ſind unverkennbar deutlich. Ich will unterdeſſen gern das Meinige thun, und hoffe, daß wir wieder auf den alten Fuß kommen.

Die Jahrbücher ſind ſo nothwendig, daß ſie, in Sachſen unterdrückt, gleich anderswo wieder gegründet werden würden, ohne daß ich einen Finger darum zu rühren brauchte. Welche Bornirtheit in der Jenaer Litteraturzeitung! Dieſe Cruſius und Bachmann und Fries! Welch' eine Unwiſſenheit über die weſentlichſten Dinge in der Halliſchen Litteraturzeitung und welche Verkommenheit in den Berliner Jahrbüchern! Es iſt niemand fähig, ohne das Princip der ſteten Flüſſigkeit eine Litteraturzeitung zu führen, und dazu muß der Prozeß mit Bewußtſein gemacht werden. Dies geſchieht bei uns bis jetzt, und da wir es einmal gezeigt haben, daß es geſchehen müſſe, iſt es auf immer entdeckt und erobert. Ein Blatt von dieſem Princip wird immer ſein, ſo lange Deutſchland nicht litterariſch vernichtet iſt; und Sie werden Glauben genug in Sich und mich und den ganzen Gelehrtenſtand ſetzen, daß dies nicht geſchieht. Man wartet nur auf einen honeteren Geiſt in Berlin, — und er wird aufleben, — um die Preſſe überall ſo frei zu geſtalten, wie in Königsberg und am Rhein. Ich lege Ihnen eine Nummer der Rheiniſchen Zeitung bei; leſen Sie nur den Schluß über Walesrode's Buch und „die Hegemonie in Deutſchland", um Sich zu überzeugen, wie der Geiſt in Königsberg und am Rhein iſt, und wie weit wir in Sachſen überflügelt ſind.

Laſſen wir alſo durch das bisherige die unterirdiſchen Götter verſöhnt ſein, und weiſen wir den Ruhm nicht von uns, auf dem unſre Wohlfahrt und unſre Macht ruht. Der Einzelne iſt nicht ohnmächtig, der an den guten Geiſt ſeines Volkes glaubt.

Hochachtungsvoll

der Ihrige

Arnold Ruge.

Antwort.

Hochverehrter Herr Doctor!
Hochgeſchätzter Freund!

Sie werden nicht müde, für Ihre Sache zu kämpfen; ich verkenne nicht, wie ehrenwerth ſolcher Eifer und Drang iſt, muß Ihnen aber auf Ihre letzte Mittheilung erwiedern, daß ich in meiner Stellung zu den Deutſchen Jahrbüchern und Schriften ähnlicher Tendenz nichts ändern kann und ich ihnen gegenüber auf dem bisherigen Standpunct bleiben muß, bis mir die zunächſt competente Behörde zu erkennen gibt, daß ich nicht in ihrem Sinne verfahre. Dazu aber läßt ſich nicht durch eigenmächtiges Abweichen von den jüngſten Normen, ſondern nur dadurch gelangen, daß Sie Reclamation gegen meine Cenſur bei der höhern Behörde erheben. Sie werden verſichert ſein, daß es mir nicht leid thut, wenn Sie bei ihr den Sieg über mich davontragen. Nur über Eins wollen Sie ſich nicht täuſchen: *den Anfeindungen der Theologie und des Chriſtenthums wird nimmermehr Raum gegeben werden; darin haben Sie nicht bloß die Cenſurbehörden wider ſich.* Eine Privatverſtändigung mit mir — die hier überdies nicht die erſte ſein würde — bringt bei den gegenwärtigen Umſtänden die Sache um nichts weiter: Sie mühen ſich vergebens ab: zu geſchweigen, was davon auf meinen Theil kommt. Daher bitte ich Sie, wenn Sie künftig ſich beſchwert fühlen, Ihre Schreiben direct an das königl. Cenſurcollegium zu richten und nicht mit mir, ſondern gegen mich gehen zu wollen. Mit Ihnen vollkommen einverſtanden, daß wir in einer Zeit der Kriſe leben — denn ich habe alle

Tage den Glauben ſchwarz auf weiß in der Hand — aber eben ſo unvermögend, an dem, was jetzt hier beſteht, ſo viel zu ändern, daß ich Ihren Erwartungen entſpräche, bitte ich Sie, meine perſönlichen Geſinnungen und Beziehungen zu Ihnen von dem Geſchäftscharakter zu trennen und ſich von der vollkommenen Hochſchätzung zu überzeugen, mit der ich mich unterzeichne als

Leipzig, den 3. Juni 1842.

Ihr Ihnen ergebenſter
W. Wachsmuth.

Wenige Tage nach Empfang dieſer Correſpondenz empfing ich die Nr. 148 und 149 der Jahrbücher mit dem Bemerken: „Dem Schluſſe (des Aufſatzes; Das Selbſtbewußtſein des Glaubens und die Offenbarung unſrer Zeit) von S. 590 (das Nächſte ꝛc.) an hat das königl. Cenſurcollegium das Imprimatur gänzlich verweigert. Wth."

Darauf richtete ich die nachfolgende Vorſtellung an das hohe Miniſterium des Innern, um noch einmal den Verſuch zu machen, ob die deutlichſte Darlegung der Uebelſtände, die das Verfahren aus einer veralteten Bildung heraus mit ſich führt, nicht im Stande ſein ſollte, eine Aufhebung der Tendenzcenſur und der Verdachtserklärung ſpeciell gegen die Jahrbücher alſo die *Aufhebung der theologiſchen Cenſur* zu erwirken:

An ein hohes Miniſterium des Innern in Dresden.

Geſuch um das von dem Leipziger Cenſurcollegium verweigerte Imprimatur der Anlage: Deutſche Jahrbücher Nr. 148 und 149. (Schluß des Aufſatzes:

Das Selbſtbewußtſein des Glaubens und die Offenbarung unſrer Zeit.)

Einem Hohen Miniſterium des Innern

lege ich, nachdem die Deutſchen Jahrbücher durch die neue Leipziger Cenſur um eine große Anzahl der philoſophiſch werthvollſten Arbeiten verkürzt ſind, die erſte Beſchwerde über dieſe Leipziger Cenſur vor.

Das Einzelne iſt es nicht, um das es ſich handelt; ſein Hervortreten zu hindern, liegt nicht in der Macht der Leipziger Cenſoren; nothwendige Geiſtesentwickelungen werden durch den Druck nur gefördert; es handelt ſich vielmehr einfach um das Princip der Cenſur, die jetzt geübt wird, überhaupt. Und iſt es nicht zu erreichen, daß die Tendenzcenſur und die unverantwortliche moraliſche Aechtung der neuſten Philoſophie aufgehoben wird; bleibt nach wie vor die Dogmatik im Religiöſen und das Schweigen im Politiſchen das Princip der Cenſur, ſo muß dieſe Philoſophie und mit ihr die Initiative der Geiſtesbildung, wie zu Leibnitzens, zu Thomaſius und zu Fichte's Zeit, noch einmal aus Sachſen flüchten, und diesmal iſt es die philoſophiſche und politiſche Literatur, um deren Auswanderung aus Leipzig es ſich handelt. Der Aufſchwung der preußiſchen Zeitungen gibt das Zeichen dazu. Dieſen letzten verzweifelten Schritt ſollte der Mittelpunct des Buchhandels nicht herbeiführen. Leipzig gehört Deutſchland an; es ſollte ſich vor localer Bornirtheit durch das Bewußtſein der geiſtigen Macht, die in einer freien Literatur liegt, ſchützen. Ich ergreife dieſe Gelegenheit, Einem Hohen Miniſterium dieſen wichtigen Geſichtspunct in ein helles Licht zu ſetzen. Der Fall iſt ſelbſtredend genug. Der geſtrichene Aufſatz von S. 590 der Jahrbücher an iſt eine rein philoſophiſche Unterſuchung, völlig unzugänglich dem großen Publicum, und ſo entfernt von aller Aufreizung, daß er vielmehr verſöhnend beweiſt: „Der deutſche Geiſt ſcheine nicht einen ſolchen Untergang, wie der griechiſche zu ſeiner Zeit, erfahren zu ſollen.“ Ja, die Cenſur ſelbſt hat den Aufſatz völlig mißverſtanden; dies beweiſt das Streichen des verſöhnenden Schluſſes, nachdem die Diſſonanzen zwiſchen Philoſophie und Orthodoxie ſtehen geblieben ſind. Die Diſſonanz iſt da, und in dieſer Diſſonanz ſteckt alle Welt, Profeſſor Wachsmuth, die Herren vom Cenſurcollegium — ihre rationelle Confeſſion iſt bekannt — ja, ich getraue michs zu behaupten, jeder der Herren vom Miniſterium, die meine Vorſtellung leſen, ſind in dieſer Diſſonanz mit Krummacher und deſſen conſequenter Chriſtlichkeit begriffen; die ſächſiſchen Theologen von Ruf, die Herrn von Ammon und den Herrn Großmann an der Spitze, ſind es ebenfalls. Und wenn nun die Frage entſteht, wie wird ſich dieſe Diſſonanz löſen, und wenn ich nun dieſe Frage rein philoſophiſch, in ziemlich terminologiſcher Weiſe und ſchließlich verſöhnend löſe, ſo ſoll dies nicht paſſirlich ſein? Die Diſſonanzen ſind ja das Negative und die Verſöhnung derſelben das Poſitive.

Aber auch die einzelnen Bleiſtiftſtriche des Herrn Cenſors beweiſen eine totale Verirrung des Verſtändniſſes.

S. 590 iſt notirt: „daß Krummacher dem Philoſophen lächerlich ſei, aber vor ſich keine Komödie ſpiele, weil er die Umkehrung ſeines Bewußtſeins nicht wiſſe.“ Aus welchem Grunde kann dies anſtößig ſein? Soll etwa Krummacher das Princip ſein, wo bleibt dann der ſächſiſchen Theologen rationales Verhalten? Soll er nicht lächerlich ſein? Deſto ſchlimmer, wenn er ernſtlich zu nehmen wäre.

S. 591 iſt die Auflöſung „der Helleniſchen Religion und Sitte und des Helleniſchen Staates" eingeklammert. Aber der Cenſor weiß doch, daß dieſe Auflöſung das Werk des Chriſtenthums iſt? Der Helleniſche Staat iſt Republik, die Sitte der Hellenen ſchöner Humanismus, die Religion der Hellenen Mythologie. Iſt dem Cenſor die Auflöſung dieſer unchriſtlichen, aber ſubſtanziellen Geſtalten des Geiſtes anſtößig? Alſo nicht die Religion oder der Begriff und die Wahrheit der Religion, ſondern jede Religion, auch der Zeus- und Bacchusdienſt, ſoll nicht aufgelöſt werden? Unmöglich!

S. 591. Die Anſtößigkeit „der größern Macht des Geiſtes als der Drommeten von Jericho" habe ich nicht ergründet.

S. 591. „Die ironiſche Herrſchaft" Gebildeter über Barbaren, ſo der Engländer in Oſtindien, der Jeſuiten in Paraguay, der ruſſiſchen Regierung über ihre barbariſchen Völker, iſt doch in Deutſchland unmöglich eine Sache, die nicht öffentlich erwähnt werden könnte.

S. 592. „Die Geiſtloſigkeit unſerer Politiker, die nicht den Geiſt und die Freiheit des Geiſtes, ſondern nur beſchränkte Zwecke im Auge haben", iſt eine Wahrheit, die doch wohl die allerunverfänglichſte iſt. Denn dieſe Politiker haben ja die ganze Welt der breiteſten Maſſe zu ihrer Stütze. Gefällt es aber den Herren nicht, dieſe Stütze zu haben, wer wehrt es ihnen, Philoſophen zu werden? Die Politiker können die Philoſophen verachten, und in der That, in dieſer Verachtung haben ſie es weiter gebracht, als umgekehrt viele Philoſophen in der Verachtung jener geiſtloſen Politiker. Warum ſtreicht der Herr Cenſor nun die „ohnmächtige“ Verachtung der Philoſophie gegen die beſchränkten Politiker? Und wenn die Philoſophie mächtiger wäre, als man ihr einräumt, wenn ſie Recht hätte, wird nicht der Grund der Geiſtloſigkeit angegeben und iſt ſeine Erkenntniß nicht ſeine Aufhebung? Alſo auch dieſe Verſöhnung, die Aufhebung einer gegenſeitigen Verachtung ſoll nicht ſein? Die Diſſonanz ſoll bleiben? Der Politiker ſoll ein practiſcher Philiſter, der Philoſoph ein unpractiſcher Idealiſt bleiben? Nimmermehr.

Nr. 149. „Die Welt iſt noch immer voll Barbaren, die ſich in den germaniſchen Jungbrunnen, wie einſt die Germanen und Romanen in den griechiſchen, ſtürzen möchten.“

Gegen welche Kategorie der Cenſurordnung verſtößt nun das? Sind die ruſſiſchen Steppenvölker und ſelbſt die ſonſtigen Slaven in Rußland und Oeſterreich gegen die Germanen keine Barbaren, und drängt die Barbarei des Slavismus nicht jetzt auf Deutſchland? Oder drängt ſie etwa ſchon ſo ſehr, daß die Cenſur es verhüten muß, den Slaven die Unannehmlichkeit zu bereiten, ihnen und uns dieſe Wahrheit zu ſagen? Und wenn nun vollends gezeigt wird, daß die Willkür des romantiſchen oder chriſtlichen Gemüthslebens, — das ſich denn doch wohl durch Krummacher, Stephan, Ebel und Diſtel, Leo und Hengſtenberg ſelbſt in den Augen des ſächſiſchen Chriſtenthums als Willkür ausgewieſen hat, — daß dieſe Willkür durch die Philoſophie und die hiſtoriſche Komödie unſerer Zeit darum zur Freiheit erhoben werden könne, weil jetzt die Philoſophie ſtatenbildend und weltenbildend ſei — Sachſen iſt ja ſelbſt eben erſt aus der Theorie heraus neu conſtituirt — iſt dieſe Verſöhnung des ungeheuren Conflictes der alten und neuen Zeit, in dem wir leben, cenſurwidrig?

Betrachtet man alle die einzelnen Puncte, die ich erörtert, und die ganze Tendenz des Aufſatzes, ſo ergibt ſich mit Nothwendigkeit, daß nur aus einem fictiven, künſtlich angenommenen, der ganzen ſächſiſchen Bildung eben ſo gut als der neueſten Philoſophie entfremdeten Schematismus heraus dieſer Aufſatz von der Cenſur beanſtandet ſein kann. Jede Religion und jede Bildung, den Zeusdienſt, die Drommeten von Jericho, Krummacher, die Barbaren, die geiſtloſen Politiker — alles dies in Schutz zu nehmen, kann nimmermehr weder die Cenſurvorſchrift, noch die Ueberzeugung des Cenſors mit ſich bringen. Es iſt ſchlimm, die Ueberzeugung des Cenſors zum Maßſtabe der Unterſuchung zu haben; ja es iſt unmöglich, ein ſolches Verhältniß zu ertragen; aber es iſt noch ſchlimmer, ein Geſpenſt, einen Schematismus, der jeden Aberglauben und jede Beſchränktheit, ja ſogar die Barbarei in Schutz nimmt, zur Grenze der Kritik zu haben.

Ich lege Einem hohen Miniſterium den Fall offen und ohne Rückhalt vor. Ich kenne die gewöhnlichen Bedenken, die zu jenem unſeligen Schematismus geführt haben, und ich bitte um die Erlaubniß, ſie beleuchten zu dürfen.

Es handelt ſich bei der Entſcheidung eines Hohen Miniſteriums um nichts Geringeres, als um die *Geiſtesfreiheit*; denn was iſt die *Heuchelei unſerer*

Zeit, wenn nicht die Maxime, daß Cenſor und Autor aus einem ihnen fremden Geiſt heraus verfahren ſollen?

Die Wahrheit iſt nie gefährlich, die Vernunft nie ſchlecht; aber wehe denen, welche beiden ſich entgegen werfen: ἀνάγκη γάρ, χρόνῳ ποτὲ ἐκ τῶν ψευδῶν ἀγαθῶν ἀληθὲς συμβῆναι κακόν, ſagt Ariſtoteles in ſeiner Politik.

Das erheuchelte Syſtem geiſtiger und politiſcher Unterwerfung und Sclaverei iſt ein ſolches „Scheingut“ und das „wirkliche Uebel“ iſt die wirkliche Sclaverei, die Sclaverei aber der Staaten und der Einzelnen iſt ihr Untergang.

Die Cenſur, mit welcher in einem ſo erſchreckenden Grade Ernſt gemacht wird, wie jetzt in Leipzig gegen die Deutſchen Jahrbücher und deren Princip der neueſten kritiſchen Philoſophie, iſt eine vollkommene capitis deminutio, eine entſchiedene Sclaverei der vielen Schriftſteller unter dem Einen Beamten. Kein Geſetz — denn das iſt nicht möglich — die reine Willkür und das ſubjective Ermeſſen des Cenſors oder des Collegiums ſtreicht die wichtigſten und werthvollſten Erörterungen aus. Ich habe gezeigt, wie ſehr die Herren Cenſoren mich mißverſtanden haben, denn es fehlen ihnen alle Vorausſetzungen zu dem richtigen Verſtändniß des einzig Poſitiven in den Negationen der Philoſophie; ſie ſind ſämmtlich keine Philoſophen, ſondern Fachmänner oder Beamte. Könnte ſich dieſe Unterjochung der Philoſophie allgemein durſetzen, ſo wäre damit der Untergang des deutſchen Geiſtes vollbracht; aber ſie kann es nicht: und ſo iſt jene exceſſive Form einer ungeſcheuten Verachtung der Philoſophie, des Geiſtes und der Wahrheit außer dem

Odium aller denkenden Menſchen auch noch mit der Schmach der Ohnmacht belaſtet.

Hätte man im Alterthum die Volksreligion und den alten Staat zum Princip einer Cenſur machen wollen oder können: wir hätten jetzt weder die Werke des des Ariſtophanes, noch des Ariſtoteles und Plato, ja nicht einmal die unſchuldigen Philoſopheme Cicero's über ſeine Götter. Eine ſolche Cenſur iſt aber nie zur Macht der Zeit zu erheben; ſie kann reizen, ärgern, verkümmern, nie herrſchen. So iſt es auch jetzt. Die Kritik und die aus der Scholaſtik befreite Philoſophie dringt in tauſend Geſtalten ans Licht; die ganze Gegenwart iſt bereits davon erfüllt. Auch nur bis zu Strauß, ja nur bis zum Rationalismus brauchen wir mitzugehen, und der Sieg der autonomiſchen Vernunft iſt in der Theologie ſelbſt entſchieden; die Theologie iſt bereits eine rationale, eine Vernunftwiſſenſchaft, keine Offenbarungslehre mehr, d. h. „die Theologie iſt die Anthropologie", denn die Vernunft iſt das menſchliche Princip; Rationalismus und Humanismus iſt einerlei, und es iſt leicht zu begreifen, daß Feuerbach, der die Theologie als Anthropologie aufzeigt, nichts andres iſt, als die Offenbarung, das offene Ausſprechen deſſen, was der ganze theologiſche Rationalismus an ſich und innerlich ſchon zum Princip gemacht hatte, und was er darum zum Princip machen mußte, weil darin das Geheimniß auch der Orthodoxie beſteht, daß ſie zwar einen andern Gott, (ein andres Princip) haben will, als den Geiſt, aber es nicht weiter bringt, als dazu, den Geiſt nach allen Richtungen: des Gemüths, des Verſtandes, des Willens, zum Gott zu erheben.

Was will nun die Cenſur gegen dieſen Proceß ausrichten? Sie will es verhindern, daß die Theologie aufgelöſt werde in Anthropologie. Aber da hätte die Cenſur gleich den Rationalismus amputiren müſſen, ja ſie hätte die ganze Schöpfung der Dogmatik verhindern müſſen; denn haben wir einmal die Dogmatik, ſo haben wir auch das Geheimniß der Götterbildung, die Werkſtatt, aus welcher der chriſtliche Gott geboren iſt. Die Theologen wußten, was ſie thaten, als ſie mit Feuer und Schwert für ihre Satzungen fochten; ſeit ſie aber aufhören, productiv zu ſein, haben ſie aufgehört zu ſein. Ihr Myſterium iſt verrathen, ſchon durch die Rationaliſten und die Aufklärung; und nun ſoll die Leipziger Cenſur die Theologie ſchützen, nun da die Theologen ſelbſt ſich die Axt an die Wurzel gelegt, ſoll die Stütze der Polizei den ſinkenden Baum halten? — Es iſt zu ſpät: es lebt kein Menſch mehr in Deutſchland, der ſich von den Theologen ſeinen Gott machen ließe, und die Theologen ſelbſt ſind zu beſcheiden, um ſich noch für Künſtler zu halten; ſie wollen nur Wiſſenſchaftler und Kritiker, gelehrte Menſchen, keine Kirchenväter und Heilige mehr ſein.

Man weiß es wohl, wie es mit den Theologen ſteht, aber „ſie ſind und ſie ſind nothwendig". Niemand negirt die Praxis der Volksbildung; aber die Theologen können nichts anderes lehren, als was ſie wiſſen. Und wenn ſie die alte Dogmatik wider Wiſſen und Willen verkündigten, wer würde ſich bekehren laſſen? Knüpfen die Lehrer nicht an unſer Bewußtſein an, ſo predigen ſie tauben Ohren; unſer Bewußtſein aber iſt kritiſch und rational bis unten herunter. Dieſem ſtatus quo kann ſich keine Macht der Erde entziehen. Man geht alſo wohl auf das Rationale und

Kritiſche ein, aber man unterſcheidet. Die rationalen Theologen und die aufgeklärte Regierung fürchten die *ganze* Kritik, die *ſchonungsloſe* Aufdeckung aller Geheimniſſe unſers Glaubens und Wiſſens, die Komödie mit den überwundenen Geſtalten des Geiſtes. Gut, wir wollen unſrerſeits auf die *Furcht* eingehen. Der Theolog, der Rationaliſt iſt der *ſchonende Kritiker*, er taſtet die ψευδῆ ἀγαθά, „die Scheingüter" des alten Glaubens nicht an; der Philoſoph iſt der *ſchonungsloſe Kritiker*, die Komödie die *unverſchämte Bloßſtellung*. — „*Nur dieſe Form ſoll nicht ſein.*" Aber welche Ueberſichtigkeit und welche unbegründete Furcht! Erſtlich *iſt* dieſe Form ſchon; es iſt nichts gegen ihre Exiſtenz auszurichten, und die Spannung, in die ſie durch Verſuche der Unterdrückung geſetzt wird, gibt ihr nur neue Kraft. Sodann iſt ihre Exiſtenz ganz und gar nicht gefährlich. Z. E. in der Oper „Czar und Zimmermann" wird der *Burgemeiſter* komödirt, d. h. es iſt kein Hochverrath, über den Burgemeiſter zu lachen; in dieſem Gelächter befreit der Menſch ſich von dem Gefühle der kleinen Tyrannei, die dergleichen Obrigkeit zu üben pflegte, die man aber im gebildeten Bewußtſein nicht mehr duldet. Iſt das nun eine Auflöſung aller bürgerlichen Ordnung? Iſt der Czar und Zimmermann, dieſe extremſte Kritik der Localobrigkeit, der Ruhe der Stadt Dresden, dem Anſehen der Obrigkeit durch die 40 oder 50 Aufführungen, welche dieſe beliebte Komödie in Dresden erfahren hat, gefährlich geworden? Kein Menſch in der Welt denkt an ſolche Abſurdität. Und doch iſt die Obrigkeit, der Burgemeiſter, eine ſehr ſubſtanzielle Geſtalt des Geiſtes in der bürgerlichen Geſellſchaft, deren Perſifflirung vielleicht in Hamburg, wo es noch „Wohlweisheiten“ nach altem Stil gibt, bedenklicher als in Dreſden ſcheinen möchte. Aber welcher Menſch würde den Wohlweisheiten Recht geben, wenn ſie meinten, die Komödirung dieſer Geſtalt des Burgemeiſters höbe den Begriff des Burgemeiſters auf, wie man vorgiebt, die Komödirung einer beſtimmten Religion höbe die Religion als Gewiſſenhaftigkeit gegen das Göttliche oder als Begeiſterung dafür überhaupt auf, — wer alſo würde den Hamburger „Wohlweisheiten“ Recht geben, wenn ſie ſich einer ſolchen Kritik, als in der Komödirung des Burgemeiſters von Saardam liegt, widerſetzten? Sie thun es auch gewiß nicht. Denn das Facit dieſer Erörterung iſt, daß die Kritik und ſelbſt die Komödirung, welche die allerärgſte Kritik iſt, nur eine theoretiſche Befreiung iſt. Nachdem die Soldaten den Cäſar als den calvum moechum im Triumph durch Rom geführt, wurde er erſt der Gründer des Cäſarenthums. Die Komödie zehrt vielmehr das Pathos der Praxis auf, als daß ſie es befördern ſollte. Aber im theoretiſchen Gebiete iſt ſie das Ende der Entwickelung. Wo ſie auftrit, iſt keine Praxis mehr nöthig, iſt die theoretiſche Befreiung bereits vorhanden. Wer ausgelacht werden kann, wird gewiß nicht todtgeſchlagen.

In dieſem Falle ſind wir mit der Orthodoxie, der es nimmermehr gelingen wird, ihre Scheiterhaufen, ihre Kirchenſtrafen u. ſ. w. wieder aufzurichten. Die Kritik kämpft ernſtlich gar nicht mehr mit ihr, ſondern nur mit ſich ſelbſt, mit kritiſchen Exiſtenzen, als dem Rationalismus und nicht minder der romantiſchen Genialitätstheologie; neuerdings mit der theologiſchen Form des Bewußtſeins überhaubt; die Orthodoxie iſt eine komiſche Figur, wie Krummacher, mit welcher der Kampf bereits ein Spiel, eine Komödie geworden iſt.

Soll die Theologie nicht polizeilich geſchützt werden, ſo hat man doch das Bedenken, ob man denn das Chriſtenthum ohne polizeilichen Schutz laſſen könne. Aber das Bedenken, man müſſe das Chriſtenthum polizeilich ſchützen, iſt weſentlich eins mit dem Polizeiſchutz der Theologie. Nennt man den ganzen gegenwärtigen gebildeten Geiſt der chriſtlichen Völker chriſtlich; ſo iſt die Kritik, die in ihm ſich erzeugt hat auch chriſtlich; und chriſtlich, menſchlich, wahr civiliſirt — das fällt dann alles zuſammen. Das **Göttliche** iſt reiner in dem philoſophiſchen, als in dem rohen Verſtande; die Religion oder die Begeiſterung für dieſes Göttliche iſt wahrer bei dem Gebildeten, als bei dem Ungebildeten. Dem Ungebildeten kann ſeine kraſſe Religioſität nur mit der Unbildung genommen werden. Solche Proceſſe ſind aber ewige Aufgaben; und es iſt Wahnſinn, an eine Ueberſtürzung der Bildung und eine zu ſchnelle Aufhebung der Rohheit Befürchtungen zu knüpfen. Die Wahrheit braucht keinen andern Schutz, als ſich ſelbſt, und ſie hat keinen andern; die Unwahrheit oder die ſchaal gewordene und abgeſtandene Wahrheit früherer Zeiten iſt durch keinen äußerlichen Schutz aufrecht zu erhalten. Nennt man alſo das Chriſtenthum dieſe unſere geiſtige Entwickelung, ſo braucht dieſe keinen Schutz der Cenſur. Nennt man aber die alte orthodoxe Dogmatik Chriſtenthum ſo iſt dies bereits untergegangen. Dafür hat jeder den Beweis in ſeinem Bewußtſein, und es iſt nicht nöthig Göthe's Fauſt und den Ausſpruch zu citiren:

Alles, was entſteht,
Iſt werth, daß es zu Grunde geht.

Nicht die Kritik, nicht die Philoſophie, ja nicht einmal die Komödie iſt das Gefährliche; das Gefährliche ſind einzig die ψευδῆ ἀγαθά, der Schein, die Heuchelei. Dieſe ſind Formen eines im Stillen ſchon exiſtirenden Verderbens, und der Untergang, das κακὸν ἀληθές, iſt ſodann nur ſeine Manifeſtation. — Ich habe es nicht unterlaſſen wollen, bei dieſer Gelegenheit das ganze Gewicht der großen Principienfrage unſerer Zeit Einem Hohen Miniſterium vorzuführen, um wo möglich die Entſcheidung zu erwirken: daß das Princip einer Tendenzcenſur und die Verdachtserklärung gegen die neuſte Philoſophie als der ganzen, vollen und freien Kritik aller Geſtalten des menſchlichen Geiſtes nicht mit den Intereſſen der Wiſſenſchaft, des Staates und der gebildeten Menſchheit zu vereinigen iſt, daß alſo die Cenſur, wenn ſie ja einmal ſein ſoll, mehr eine Notiznahme von den literariſchen Producten als eine Verhinderung der freien, wiſſenſchaftlichen Unterſuchungen ſein, ja daß bei aller Cenſur factiſch immer Preßfreiheit ſein müße, wenn nicht ein geiſtiges Verkommen und eine Alles auflöſende Ohnmacht der Staaten, das κακὸν ἀληθέστατον, das es geben kann, herbeigeführt werden ſoll.

Geſtützt auf obige ſpecielle und allgemeine Gründe, die meine aufrichtigſte und gutgemeinte Ueberzeugung ſind, bitte ich um Reformirung der vorliegenden Entſcheidung des Leipziger Cenſurcollegiums über die Nummern der Deutſchen Jahrbücher 148 u. 149, und damit um einen Anhalt zur Wiederherſtellung eines factiſch ehrenhaften und erträglichen Cenſurzuſtandes in Bezug auf ein rein kritiſches und der Entwickelung unſrer Literatur bereits unentbehrlich gewordenes Organ.

Dresden, den 23. Juni 1842.
Eines Hohen Miniſteriums
unterthänigſter
Arnold Ruge.

Hierauf erhielt ich folgenden Beſcheid:

Die von dem Herrn Dr. Ruge unterm 23. dieſes Monats an das Miniſterium des Innern gerichtete Eingabe iſt nach Ton und Inhalt nicht geeignet, um von dieſem, wie es gleichwohl zur Erörterung einer angebrachten Beſchwerde nöthig iſt, dem Leipziger Cenſurcollegium, gegen welches ſie gerichtet iſt, zugefertigt zu werden. Es würde aber auch die jedenfalls erforderliche Vernehmung und Prüfung der Gründe, aus welchen das Cenſurcollegium zu dem ganzen, von S. 599, Spalte 2 an in den anbei zurückfolgenden beiden Satzbogen befindlichen Schluſſe eines Artikels die Druckgenehmigung verweigert hat, in keinem Falle zu dem von Herrn Dr. Ruge gewünſchten Erfolge führen können, da der geſtrichene Schluß, wenn auch nicht in allen von dem Cenſor angezeichneten, doch in mehreren Stellen der Abänderung bedürfen würde, und nach den in der Vorſtellung enthaltenen Aeußerungen nicht zu erwarten iſt, daß derſelbe geneigt ſein möchte, ihnen eine alle Bedenken ausſchließende Faſſung zu geben, indem es bei einer ſolchen Umarbeitung eben darauf ankommen würde, die eigentliche Tendenz des ganzen Artikels aufzugeben.

Uebrigens iſt bei der jetzt vom Herrn Dr. Ruge ganz unverhohlen ausgeſprochenen Abſicht, das Chriſtenthum in ſeinen oberſten und weſentlichſten Grundſätzen zu bekämpfen, vorauszuſehen, und kann es ihn ſelbſt nicht befremden, daß ſeine Zeitſchrift fortwährend große Schwierigkeiten bei den Cenſurbehörden erfahren wird.

Je größer die Zuverſicht iſt, mit welcher Herr Dr. Ruge über den Erfolg dieſer ſeiner Angriffe ſpricht, deſto mehr wird er ſich ſelbſt ſagen können, daß und weshalb die Regierung ſich verpflichtet fühlen müſſe, derartigen Verſuchen mit allen ihr zu Gebote ſtehenden geſetz- und verordnungsmäßigen Mitteln entgegen zu wirken, da ſie, ganz abgeſehen von den etwanigen endlichen Erfolgen dieſer Verſuche, den, wenn auch vorübergehenden nächſten, die öffentliche und Privatwohlfahrt bedrohenden Wirkungen derſelben, nämlich den Eindrücken zu begegnen hat, welche dergleichen Aufſätze auf einen Theil des Publicums, in deſſen Hände ſie gelangen, machen müſſen.

Dresden, am 27. Juni 1842.

Miniſterium des Innern:
Noſtitz und Jänckendorff.

An Herrn Dr. Arnold Ruge
hieſelbſt.

3.

Ein polemiſches Sendſchreiben.

An die Schriftſteller der „literariſchen Zeitung“ im Januar und Februar.

1842.

Bis zum Januar dieſes Jahres war die „literariſche Zeitung“ (Verlag von Duncker und Humblot, redigirt von einem Herrn Brandes) zwar nicht ohne Freundſchaft und Feindſchaft, aber doch weſentlich ein ſolides, anſpruchsloſes Intelligenzblatt, wohlfeil und vielverbreitet, obgleich es keineswegs alle Erſcheinungen der Literatur vollſtändig regiſtrirte. Seitdem hat der böſe Geiſt der deutſchen Jahrbücher auch über dieſes Beſtehende Macht gewonnen. Wir finden in einer Reihe von leitenden Artikeln die principielle Polemik, in den Ueberſchriften die epigrammiſche Methode, ja in den Artikeln ſelbſt die Ausdrucksweiſe und die Stichworte der Jahrbücher nachgeahmt und neben einigen wenigen, immer wiederkehrenden, romantiſchen Dogmen ſehr häufig ſogar die Fahne „der freien Wiſſenſchaft“, „des Proteſtantismus“, der freien Entwickelung“, ſelbſt „des Conſtitutionalismus“ aufgepflanzt. Ohne Zweifel iſt das Eine Ernſt und das Andere nur der Lockvogel. Jedenfalls aber ſind die höchſten Zwecke unmittelbar ins Auge gefaßt, und um dieſe zu erreichen, um das Prinzip, dem es gilt, näher zu beſtimmen, ſehen ſich die jüngeren und älteren Herren, denen wir den Aufſchwung der literariſchen Zeitung verdanken und deren Namen bei dem fortſchreitenden Ruhme des Unternehmens gewiß nicht immer ungenannt bleiben werden, genöthigt, die deutſchen Jahrbücher im Einzelnen vielfältig anzugreifen; ja, ſo ſehr ſie auch im Ganzen von unſerer Methode erbaut zu ſein ſcheinen, ſie leben und weben ganz in dieſer Disputation gegen uns. Das iſt ſehr anzuerkennen, und wenn ſie auch bisweilen etwas vorlaut werden, ſo ſind wir doch natürlich die Letzten, die dieſen Eifer für die Wahrheit mißbilligen, im Gegentheil wir rufen dem Gegner die Ermunterung des Römers zu:

macte nova virtute, puer, sic itur ad astra!

nicht, indem du gehängt wirſt, wie etwa Leo den Nachſatz commentiren würde, ſondern indem du begreifſt, daß niemand zur Unſterblichkeit aufſteigt, der nicht einen principiellen Kampf hindurchführt. Die literariſche Zeitung hat das eingeſehen, und es iſt daher nur ein augenblicklicher Gedächtnißfehler, wenn auf der dritten Seite den Jahrbüchern vorgeworfen wird, ſeit dem Manifeſt gegen die Romantik ſei ihre Oppoſition abſtract principiell geworden. Wie könnte man in Wahrheit principiell ſein, ohne von allem zu abſtrahiren, was mit dem Princip unverträglich iſt? Wer für die weiße Roſe ficht, dem wird die rothe nicht dienen; wer aber denkt, er könne es mit beiden Theilen halten, der wird ſich zwiſchen zwei Stühle ſetzen. Alſo

„Nur offen, wie ein Mann: für oder wider!
Und die Parole: Sklave oder frei!"

Wie nun die literariſche Zeitung im Allgemeinen die deutſchen Jahrbücher zu ſchätzen weiß — man ehrt niemand höher, als wenn man von ihm lernt und ſeine

Maximen adoptirt — ſo müſſen auch wir ſie im Ganzen loben. Es iſt anzuerkennen, daß aus dieſer hochminiſteriellen Gegend, wo man ſich ſonſt immer nur Götzens eiſerne Hand und den Index Prohibitorum zu denken pflegt, die litterariſche Gegnerſchaft beliebt wird. Dieſe Tendenz iſt im Allgemeinen die richtige, und wenn die anonymen Herren auch ihre Mittel überſchätzen, ſo iſt es doch gewiß, daß dieſe Mittel die einzigen ſind. Die Einſicht der Menſchen iſt zu gewinnen, es iſt alſo ganz richtig, daß man die Leute mit Gründen, ſtatt mit Polizeiſoldaten zu überzeugen ſucht, und außerdem, da einige von unſern Gegnern den Plato geleſen haben, ſo wiſſen ſie, Gleiches wird nur von Gleichem erkannt. Wäre nun dieſe Gleichheit wirklich vorhanden, ſo würde neben der litterariſchen Gegnerſchaft in der „litterariſchen“ Zeitung niemals die Klage bei der Obrigkeit aufgekommen ſein: es wäre das Bedürfniß dazu gar nicht vorhanden geweſen. Wie die Sache aber jetzt liegt, fängt jeder Aufſatz, wenn auch nur indirect, mit dieſer Klage an und endigt mit ihr.

Wir wollen dieſes fremdartige Element, dieſe alte Krankheit der Theologie, die Wiſſenſchaft ins Gewiſſen der Polizei zu ſchieben und auf Theſen mit dem Fluch zu antworten vorwegnehmen, und, um nicht zu ermüden mit dieſer heutzutage ſchon ſo ziemlich abgenutzten Klage, nur den erſten Aufſatz — das Programm eines maßgebenden Mannes, der mit den großen Stiefeln des ſchwäbiſchen Hanemann vorangeht, — darauf anſehen. Gleich S. 1 klagt er: „das Unweſen des neueſten Denkens mache ſich ſelbſt zum Gott, um Alles, was bisher dem Menſchen heilig war, zu vernichten"; ferner „die Bekenner der neueſten Denkrevolution gebehrden ſich in Geſinnung, Praxis (?) und Theorie auf gleiche Weiſe revolutionär", d. h. ſind Hochverräther; und S. 2: „Jene Koryphäen unſerer Philoſophie (Kant, Fichte ꝛc.) wollten keineswegs die ganze bisherige Bildung und Wiſſenſchaft zerſtören", natürlich ſoll man ergänzen: „aber dieſe neuen Denkrevolutionäre wollen es, und das iſt unrecht", obgleich es nicht ſchwer iſt, zu entſcheiden, wem „die bisherige Bildung und Wiſſenſchaft" unbequem iſt, ob den neuen Philoſophen oder den Männern von chriſtlicher Teintüre; S. 4: „wo findet ſich thatſächlich eine größere Preßlicenz gegen Kirche und Staat, als in dieſen undeutſchen Jahrbüchern?" S. 5: „die Treue gegen die Idee, während ſie den Menſchen aus der bisherigen Sklaverei des Göttlichen zu retten vorgiebt" — (iſt die Idee nicht das Göttliche und die Treue nicht das Band des Individuums mit ihm?) — „löſt ſie in Wahrheit alle menſchlich-geſelligen Bande ſowohl des Staats- als des Privatlebens"; S. 6: „möge der Ernſt der deutſchen Wiſſenſchaft die Keime" (des Böſen oder der Auflöſung) „wenigſtens in ihrem Gebiete zertreten, ehe es zu ſpät iſt! Der letzte Satz heißt auf deutſch: „Ich that das Meinige, Kardinal, thun Sie das Ihrige!" welch ein Wink liegt in dem ſehnſüchtigen „Wenigſtens"? und die vorigen Sätze klagen alle theils bei der Cenſur oder über die Fahrläſſigkeit der Cenſur, theils bei der religiöſen Inquiſition, theils ſogar beim Criminalgericht auf Ketzerei und Hochverrath. Da dieſen Klagen nur polizeilich Folge gegeben worden iſt durch eine verſchärfte Cenſur in Leipzig und ſpeciell der deutſchen Jahrbücher, während in Preußen ſo weſentliche Preßerleichterungen eingetreten ſind, daß der Druck oppoſitioneller Schriften ſich jetzt gewiß nach Berlin ziehen wird, ſo haben die Klagen freilich nicht viel gefruchtet, zumal wenn man bedenkt, daß der Ankläger in der Hauptſache, der Klage auf revolutionäre Praxis und Verbrechen gegen die geſellige Ordnung, thatſächlich abgewieſen worden iſt; und da die „Bekenner der neueſten Denkrevolution“ in Familie, Geſellſchaft und Staat als gute, ja zum Theil als öffentlich ausgezeichnete Bürger leben, ſo iſt die Klage auf Löſung aller menſchlich-geſelligen Bande ꝛc. kein gutes Zeugniß für die Einſicht und den guten Willen des Schriftſtellers; es haben ihm daher auch nur die ausgemachteſten Pinſel geglaubt.

Was aber hier in der „litterariſchen Zeitung“ dieſe Klagen Störendes haben, das iſt, wie geſagt, das Verlaſſen des litterariſchen, des wiſſenſchaftlichen Bodens, das Herausfallen aus dem Widerlegen einer Philoſophie in ein ganz anderes Genus, nämlich in die moraliſch-politiſch-religiöſe Verdächtigung. Iſt dies in einer wiſſenſchaftlichen Discuſſion ſtörend, ſo iſt es überall bedenklich. Hat der Verf. niemals die Reden von Robespierre geleſen und den übeln Eindruck empfunden, den es macht, wenn die Gegner nicht grade und offen, ſondern mit Verdächtigung ihrer Geſinnung und Tugend, mit Inſinuation der Gefahr des Vaterlandes bekämpft werden? Verdächtigung greift Platz, wo man nichts, oder ſogar das Gegentheil weiß, wo man die Phantaſie ängſtlicher Menſchen, nicht ihre Vernunft in Anſpruch nehmen will. Verdächtigen iſt ein moraliſcher Fehler: Das Gefühl für den Vorwurf der Gehäſſigkeit und der kleinen Seele darf dem edlen Menſchen nie abgehn: es iſt ein politiſcher Fehler: Gehäſſigkeit und niedrige Geſinnung können nicht herrſchen, ſie dienen immer, ſie werden nur verwendet, wie die Meute auf das Wild; und ſelbſt die Reſignation, nichts ſein zu wollen, als dieſe Meute, findet nirgends eine andere Anerkennung und Ehre, als die der Jäger ſeinen Hunden zukommen läßt: — er unterhält ſie. Ihr Männer und jungen Leute von Berlin, ihr wollt litterariſch opponiren, und ihr verdächtigt? Stellt dieſen Uebelſtand ab, das fordert eure Ehre!

Oder ſollten die Berliner, die wir hier vor uns haben, nicht gebildet genug ſein, um anders, d. h. mit reinem Intereſſe für die Controverſe, zu verfahren? Es iſt ja ſo leicht. Wir ſollen geſagt haben: das Denken iſt der Gott. Ihr laßt es nicht gelten. Gut, ſo zeigt, daß der Gott nicht das Denken ſei und lehrt uns, was göttlicher ſei, als Vernunft, Verſtand und Wiſſenſchaft. Wenn das Denken der Gott iſt, ſo, fürchtet ihr, werde Alles was bisher dem Menſchen heilig geweſen, vernichtet. Gut, das dürft ihr fürchten, aber heilig iſt die Liebe, heilig die Wahrheit, heilig die gute Sache der Menſchheit, heilig iſt mit einem Worte alles was den Menſchen zum Menſchen macht, — vernichtet nun das Denken, welches der Gott ſein ſoll, dieſes Heilige, und wenn bisher etwas Anderes für heilig gegolten hätte, wäre es die Schuld ſolches Heiligen oder des Denkens, daß es vernichtet würde? Wenn ihr alſo alles Heilige in Bauſch und Bogen nennt, ſo verdächtiget ihr nur. Geht ein auf die Sache, ſagt, welches Heilige wird durch das göttliche Denken vernichtet? Welche Bildung, welcher Staat, welche Kirche, welche geſellige Ordnung wird von der Denkrevolution angegrifſen und zerſtört? Und wenn ihr die beſtimmte Sache genannt habt, die euch am Herzen liegt, dann vertheidigt dieſe Sache, vertheidigt die Dogmen gegen Strauß und die altchriſtliche Weltanſicht gegen Feuerbach, vertheidigt den Despotismus oder den Staat des Mittelalters gegen die neue Conſtituirung eines wahrhaft freien Gemeinweſens; dagegen aber ſchreit nicht in's Blaue hinein von „Auflöſung aller menſchlichen Bande", bürdet uns nicht eine Abſurdität auf, die nicht einmal den Räuberbanden gelingt, denn auch die „Bande" der Räuber unter einander ſind noch menſchliche. Wenn man aber ſagt, eines Menſchen Denkungsart ſei ſchlimmer als die der Räuber und Diebe, und iſt nicht im Stande, dies eben ſo öffentlich zu beweiſen, als man es behauptet hat; ſo — nun, meine Herren, was thut man in einem ſolchem Falle? Ich ſage doch nicht zu viel, wenn ich behaupte, man bringe ſich dadurch um den öffentlichen Credit, verſteht ſich, wenn man vorher einen gehabt hat. Und dieſe Gefahr ſolltet ihr nicht vermeiden wollen durch das einfache nicht delatoriſche Eingehn auf den jedesmaligen beſtimmten Gegenſtand der Controverſe? — Wer ſeinen Vortheil verſteht, wird ſich dieſen Fingerzeig zu Nutze machen.

Wenn wir geſagt haben, daß Verdächtigung und moraliſch-politiſche Anklagen in einer wiſſenſchaftlichen Controverſe ein ſtörender Artikel ſind, ſo geſtehen wir damit zu, daß unſre Gegner neben der Anklägerei allerdings auf eine wirkliche Controverſe ausgehn und ſie ſcheinen, je weiter ſie kommen, deſto mehr von der urſprünglichen Unart zurückzukommen. Das iſt recht.

In der Controverſe ſelbſt wäre es freilich zu wünſchen geweſen, wir hätten namhafte ebenbürtige Gegner von philoſophiſcher Orientirung gefunden; aber wir wollen auch dieſe, wie ſie nun eben ſind, nicht verachten: nützt es nicht uns, ſo nützt es doch vielleicht ihnen, daß wir zeigen, welche Kenntniſſe und welche Erkenntniß ihnen noch abgeht, um, ganz abgeſehen von der Kunſt, die erſt den Autor macht, in ſo wichtigen Dingen öffentlich zu reden.

Der Aufſatz Nro. 1 über die „Denkrevolution" iſt, wie alle übrigen, nicht auf der Höhe der Principien, die wahren Pointen, um die es ſich jetzt handelt, werden verfehlt, und es tritt die Confuſion ein, daß der Verfaſſer ſich und ſeine Wiſſenſchaft für frei erklärt, in demſelben Augenblick, wo er die abſolute Unfreiheit an den Tag legt. Dies iſt das allgemeine Phänomen in dem bisher uns zu Geſicht Gekommenen. Es im Einzelnen nachzuweiſen, wird nicht ohne Intereſſe, und ſelbſt von practiſcher Wichtigkeit ſein, da eine große Majorität des Publicums und darunter politiſch einflußreiche Männer ſich in demſelben Falle befinden, und viele davon vernünftigen Gründen nicht unzugänglich ſind. Wir entſchuldigen hiemit unſre Ausführlichkeit über dieſe ſonſt, d. h. wiſſenſchaftlich, völlig unbedeutenden Schriftſteller.

Nr. 1 alſo beginnt: „Kein anderes Volk hat, wie das deutſche, der Erforſchung der göttlichen Dinge ſich hingegeben; nur „im Geiſt und in der Wahrheit" wollte es das Heilige verehren, darum ſuchte es die Wahrheit mit tiefem Ernſt und untrennbar vom Heiligen, von der göttlichen Offenbarung." Dies verräth eine völlige Unkenntniß unſerer Litteratur und Philoſophie. Kants Kritiken der Vernunft und der Urtheilskraft ſind völlig getrennt von der göttlichen Offenbarung; Fichte verlegt in ſeiner „Kritik aller Offenbarung" das Urtheil über die Göttlichkeit derſelben in die menſchliche Vernunft, und ſeitdem er vollends Gott als die moraliſche Weltordnung beſtimmt hatte, wurde er von den Eiferern ſeiner Zeit ein Atheiſt genannt. Daß alſo die Unterſuchung der Wahrheit in Deutſchland „abgetrennt von der götlichen Offenbarung geführt worden iſt“, hätte Nro. 1 leicht lernen können. Auch Hegel iſt doch ein Deutſcher, er iſt ſogar ein Berliner geweſen, und liegt darum auch in der That dem Gedächtniß unſers Autors näher. Er hat daher bei ſeinem erſten Satze nur nicht an ihn gedacht, und wo er ſeiner ſich erinnert, auf der zweiten Seite, da denkt er nicht mehr an ſeinen erſten Satz. Er ſagt nämlich S. 2 ſelbſt: „Hegel habe die Uebereinſtimmung zwar behauptet, es ſei aber ſehr bald der Verdacht entſtanden, daß in einem Syſtem, welches darauf ausgehe, die Unwahrheit des gemeinen Bewußtſeins nachzuweiſen, die Uebereinſtimmung des religiöſen und ſpeculativen Bewußtſeins nicht begründet ſein könne.“ Mit dem Verdacht, dem theologiſchen Zweifel, beginnt nun der Fortſchritt von der Kenntniß des Herrn 1 zur Erkenntniß. Er ſagt S. 2. Die Grundanſicht des Hegelſchen Syſtems wäre: „Das Abſolute (Gott) iſt nicht zu denken als eine jenſeitige Perſönlichkeit — dieſe iſt eine abſtracte endliche Vorſtellung — ſondern als Proceß, als Einheit des Unendlichen als Endlichen, als hindurchproceſſirend durch alle Gegenſätze, als wirklich exiſtirend in Natur und Geiſt. Dieſe Beſtimmungen waren zunächſt nicht gegen die chriſtliche Idee Gottes gerichtet.“ Nicht? Hm! alſo wäre der chriſtliche Gott nicht perſönlich, nicht jenſeitig, nicht erhaben über alle Vernunft und nichts weiter, als die natürliche und geiſtige Wirklichkeit? Das wäre ein ſehr biegſames Chriſtenthum; ſo kann der Mann es alſo wohl nicht gemeint haben. Ohne Zweifel liegt der Accent auf dem Worte „gerichtet“, auf der Abſicht. Hegel wollte das nicht, es geſchah ihm unverſehns, und wenn er auch mit jener Faſſung des Abſoluten noch ſo „abgetrennt von der göttlichen Offenbarung“ und „der chriſtlichen Idee Gottes“ daſteht, er war zu gut dazu, um anders denken zu wollen, als es ſein Beichtvater erlaubte; auch ſoll ſich's gar bald gezeigt haben, daß es nicht ging, ſo zu denken, wie Hegel es leider wirklich that. „Weder das ſpeculative, noch das chriſtliche Bewußtſein konnte ſich mit dieſem Gedanken befriedigen. Man konnte denſelben nicht realiſiren“ (ein koloſſaler Einfall, den Gedanken des Abſoluten noch expreß zu realiſiren!) „ohne Gott zugleich in die Endlichkeit herabzuziehn“ (aber das iſt ja eben der Witz davon, das hat ja Hegel nicht nur nicht vermeiden, ſondern ausdrücklich thun wollen!) „und noch mehr wird es anſtößig, daß Gott erſt im menſchlichen Selbſtbewußtſein der allwiſſende (?) ſein ſollte.“ Hegel hat dies nun freilich nicht geſagt, ſondern irgend einer, der nicht denkt, hat ſich dies ſchenken laſſen; das abſolute Wiſſen und die Allwiſſerei iſt bei Hegel nicht daſſelbe; was aber zugegeben werden muß, das iſt dies, es iſt nicht bloß „anſtößig“, es iſt ſogar abſtößig und negirt die ganze Anſchauungsweiſe der Vorzeit, wenn Hegel den ſelbſtbewußten Geiſt, d. h. den Menſchen, die höchſte Realität des Abſoluten nennt. Und dennoch, fragen wir bei dieſem deus terminus noch einmal, dennoch ſollen alle Denker „in der Erforſchung der göttlichen Dinge von der Offenbarung oder von der Theologie ſich nicht abgetrennt haben“? Und noch einmal, iſt dies Mangel an Kenntniß oder an Verſtand? iſt es philoſophiſch-theologiſche Unwiſſenheit oder chriſtlich-germaniſcher Duſel?

Der chriſtliche Deutſche — wir wollen unſern Unbekannten der Kürze wegen ſo nennen — fährt fort, wie er angefangen, ganz au naturel, und ſchiebt alles Unheil den Franzoſen in die Schuhe. Er ſagt: „Wenn bei unſern Nachbarn die Ueberkultur ein negatives, Gott läugnendes Denken erzeugte, ſo fand dies bei den Weiſeſten und Beſten, ja, bei dem ganzen Kerne unſerer Nation keinen Beifall; der Deutſche verachtete ein Denken, welches auf gleiche Weiſe die Würde des Menſchen und ſeinen göttlichen Urſprung verläugnete,“ d. h. die Deutſchen drückten ihre Verachtung ungefähr folgendermaßen aus: Schiller dichtete die Götter Griechenlands, Göthe die Braut von Korinth, Leſſing edirte die wolfenbüttler Fragmente und Friedrich der Große zog Voltaire an ſeinen Hof. Wir wollen einen Nachtwandler, der ſo tief in ſeiner chriſtlich-germaniſchen Tarnkappe ſteckt, daß er nicht nur ſelbſt unſichtbar iſt, ſondern auch die ganze große Welt der Edelſten und Beſten unſichtbar macht, nicht erſt fragen, bei wem die großen Deutſchen, die ihre Zeit beherrſchten, in die Schule gingen, von wem Friedrich, von wem Göthe gelernt; wir theilen ihm blos die Notiz mit, daß es all dieſen Männern auf viel reellere Dinge ankam, als auf's „Läugnen und Verläugnen“, als auf den ganzen verſchimmelten Kram der Obſcuranten, und daß ſie gerade dadurch die „Edelſten und Beſten“ geworden ſind. Wir geſtehen es gerne, wenn wir ſo anfangen, dergleichen neuchriſtlich-neugermaniſche Phantaſien zu leſen, ſo wundern wir uns wohl, daß dieſe Herren unſere ganze

Litteratur nicht geleſen zu haben ſcheinen; wenn wir aber fortfahren, was freilich einen großen Kampf mit der Langenweile koſtet, ſo hört dieſe Verwunderung in der Ueberzeugung auf, daß ſie auch das Geleſene ſo gut als nicht geleſen haben und, wie die Haſen, mit offenen Augen ſchlafen.

Nachdem wir alſo belehrt ſind, wie entſchieden bisher das franzöſiſche Unweſen von den Deutſchen verachtet worden, daß es weder ihre Höfe, weder ihre Sitten, ja nicht einmal ihre Gedanken erreicht habe, heißt es dann weiter: „Und doch iſt in Deutſchland ſelbſt ein ſolches Unweſen (er meint „das von der Offenbarung getrennte Denken") jetzt aufgeſtiegen; aus unſerer Philoſophie glaubt es ſeinen Urſprung ableiten zu können" — wirklich, das iſt ſchändlich, das iſt mehr, es iſt undeutſch! — „und gibt ſich ſelbſt für die höchſte Macht nicht nur des Denkens, ſondern auch des Lebens und alles Seins" — nicht nur? iſt denn nicht das Denken der Souverain des Lebens und des Seins? Das weiß ja jeder Kaufmann, der ſeine Gedanken zu Gelde macht und jeder denkende Landwirth und Schafzüchter. Wißt ihr es aber anders, und iſt euch der Lebendige mehr als der Denkende; nun, ſo verehrt die Läuſe auf euerem Kopfe und haltet euers hohlen Schädels träges Sein für höher als den Kopf des Ariſtoteles! Ueber das Unweſen! — „es macht ſich ſelbſt zum Gott, um Alles, was bisher dem Menſchen heilig war, zu vernichten." In der That, wenn es wahr iſt, wie der Menſch, ſo ſein Gott, dann könnte man verſucht werden an den Vernichtungsverſuch zu glauben durch eine ſolche Unkenntniß und eine ſolche geiſtige Unfähigkeit, die von der erſten Stadt unſers

Vaterlandes ausgeht; doch gemach! ihr Herrn, „wir woll'n uns unterſtehn, euch das zu wehren!“

In den nächſten Sätzen ſeines Programms gegen die Denkrevolution wird der chriſtliche Germane etwas menſchlicher, aber nur, um damit ſeinem eigenen Princip der göttlichen Offenbarung geradezu ins Geſicht zu ſchlagen. „Es ſei jetzt ein hitziger Kampf, man müſſe den gemeinſamen Ausgangs- und Mittelpunct der geiſtigen Entwickelung feſthalten“, — gut! man höre ihr! — „dieſer iſt kein anderer als“ — man erwartet die Offenbarung und die Erlöſung der Heiden und Germanen durch die Wunder in Judäa, aber der Mann läßt ſich hinreißen zu ſagen: — „kein anderer als der Schatz der errungenen Bildung, die Subſtanz der gemeinſamen Vernunft; nur in ihrer realen Durchdringung (nicht „Auflöſung“ als wenn nicht jede realiſirte Durchdringung eine Auflöſung wäre! hat der Verf. ſeine Kinder nie Semmelmilch eſſen ſehen?), kann der Geiſt ſeinen hohen wiſſenſchaftlichen Beruf erfüllen, nur in ihr kann er fortſchreiten und die wahre Freiheit erreichen.“ Wiſſenſchaftlicher Beruf, wahre Freiheit des Geiſtes in ihm und der Schatz unſerer Bildung, alſo auch unſerer heidniſchen Philoſophie und Poeſie? Das alles iſt unſer? Das willſt du uns laſſen, du Guter? Wie ſchön! Aber iſt denn der „chriſtlich germaniſche“ Menſch frei in ſeinem Geiſte, iſt er nicht vielmehr abhängig von der Offenbarung und ihren Prieſtern? Iſt „die Subſtanz der gemeinſamen Verzunft“ nicht im Streite mit dem Wunder der Offenbarung? Iſt die „Anſtößigkeit“ und „Verdächtigkeit“ eines in heutiger Vernunft ſehr maßgebenden Denkens nicht von dem Verf. ſelbſt ausgeſprochen worden? Wir fürchten, dies geht nicht zuſammen. Thut nichts, wenn es nicht geht, antwortet unſer Germane, und wäre es die barſte Unmöglichkeit, wie ſie es wirklich iſt, zugleich die freie Wiſſenſchaft und die Herrſchaft der Offenbarung zum Princip zu machen; wer alle andern Wunder glaubt, den ſollte dies eine geniren? und iſt nicht dieſe Confuſion, der unvermittelte Streit des Weltlichen und Geiſtlichen, der Weltvernunft und der heiligen Glaubensherrſchaft (Hierarchie), „die chriſtlich-germaniſche“? Bei alledem „will die litterariſche Zeitung mit möglichſter Schärfe“ (nemo ultra posse), „und ohne Parteieifer“ (wir haben einige Proben dieſer Unparteilichkeit vorgelegt) „die Herrſchaft und Würde der freien Wiſſenſchaft zu fördern ſuchen“ (ungefähr dieſelbe Aufgabe wie die der Jahrbücher; nur etwas anders gelöſet, weshalb es denn auch gleich weiter heißt:) „Jener drohenden Auflöſung gegenüber beginnen wir das Werk im feſten Vertrauen auf die Unbeſieglichkeit und ewige Jugend des chriſtlich-deutſchen Geiſtes.“ Amen! Aber wie iſt mir? geht denn das mit rechten Dingen zu? In demſelben Augenblick, wo er mit dem chriſtlich-deutſchen Geiſt die freie Wiſſenſchaft ſtützen will, ſpricht er ja die Furcht aus, daß die Freiheit, welche dieſe Wiſſenſchaft ſich nimmt, den Untergang und die Auflöſung des chriſtlich-germaniſchen Geiſtes herbeiführen werde. Iſt das nicht ungefähr ſo, als wenn einer fürchtete erſchoſſen zu werden und dann ſagte: ſchieß nur zu, ich werde deine Kugel mit meinem Kopfe pariren!

Doch im Ernſt, was iſt Freiheit der Wiſſenſchaft und was die germaniſche Chriſtlichkeit? Es wird viel Mißbrauch mit dieſen weitſchichtigen Begriffen getrieben, daß ſie aber hier ſogar zuſammengeſpannt werden konnten, war nur darum möglich, weil beide ganz unbeſtimmt und regungslos daliegen. Sobald man ſagt was ſie ſind und ſie beim Namen ruft, hört dieſer Friede auf, jedes ſtößt das andre ab, jedes iſt die Fahne einer andern Zeit. Die Freiheit des Wiſſens iſt das auf ſich ſelbſt geſtellte Denken, wobei alle Geſchichte und alle Natur oder die Erfahrung nur die zu überwältigende, nicht die normirende Vorausſetzung iſt, oder die Freiheit, die das Denken iſt, *erzeugt ſich ſelbſt* aus ihrer eignen Erfahrung und Natur und Geſchichte. In der Hiſtorie wird dies Verhältniß erſt da erreicht, wo die Autorität äußerer Macht in den Proceß des Wiſſens nicht eingreift und ihre Vorurtheile nicht zu ſeinen Geſetzen macht. Dies iſt der Begriff der freien Wiſſenſchaft im Gegenſatz zur gedankenloſen Kenntniß und zur abhängigen Scholaſtik. Chriſtlich-germaniſcher Geiſt iſt als *hiſtoriſche* Kategorie zu faſſen; ſie bezeichnet den Geiſt des Mittelalters, der noch erſt zur Geiſtesfreiheit aufſtrebt. Die Form des mittelalterlichen Kampfes und alſo auch die hiſtoriſche Kategorie des chriſtlich-germaniſchen Geiſtes iſt gegenwärtig überwunden. Will man den Kampf unſerer Zeit bezeichnen, ſo kann man nicht ſagen, es ſei jetzt das Weltliche und Geiſtliche noch gegeneinander; im Gegentheil, es weiß jetzt jeder, daß der Geiſt des Menſchen nur noch mit ſeinen *natürlichen Schranken* zu kämpfen hat, für die ſupranaturaliſtiſchen zeigt er weder Ohr, noch Intereſſe mehr: *die Freiheit hat eine politiſche Bedeutung*, Geiſtesfreiheit in der Form, jeden möglichen Glauben hegen zu dürfen, iſt ein längſt errungenes Beſitzthum. — Soll dagegen das Chriſtlich-germaniſche zu einer noch heute gültigen Beſtimmtheit gemacht werden, ſo verflüchtigt es ſich in den ganz allgemeinen Ausdruck: Zuſtand des Geiſtes und der Bildung im gegenwärtigen Deutſchland. Aber wie nun? Soll die Philoſophie und die Poeſie nicht dazu gehören, und wenn dieſe, wie beide Theile nicht umhin können zu geſtehn, weder chriſtliche noch germaniſche, ſondern ſchlechtweg menſchliche Vernunft ſind, in Frankreich ſo gültig als in Deutſchland, wie wird es da mit der Kategorie „des chriſtlich-germaniſchen Geiſtes?“ Man denkt ſich darunter wohl das deutſche Gemüth, die deutſche Treue und die deutſche Frömmigkeit; — aber alles dies drückt ein moraliſches Verhalten, keinen Gegenſatz zur Philoſophie aus. Jenachdem ich philoſophire, wird mein Gemüth, meine Treue, meine Religion einen andern Inhalt haben. Im Gemüth faßt der Menſch Intereſſe für die Realiſirung der Wahrheit oder des Göttlichen, in der Treue fällt er von dieſem Intereſſe nie ab, und in der Religion glaubt er daran, daß die Wahrheit über allen Widerſtand ſiegen und der Tag des Edlen endlich kommen werde, nicht am Ende der Tage, ſondern für jede Phaſe der Idee oder des Ideals der Menſchheit, wenn das deutlicher iſt, zu ihrer Zeit. Dies chriſtlich-germaniſche Verhalten — wenn das gemeint wird — iſt aber wiederum ein ſehr allgemeines, ſogar ſehr franzöſiſches, wenigſtens wüßten wir kein Volk auf Erden, welches heldenmüthiger an der Realiſirung der Freiheit gearbeitet; Ehre dem Ehre gebührt! ja, und Religion dem Religion zukommt! denn mit der Maulreligion ohne allen beſtimmten Inhalt auf dem Faulbett einer ſtrohernen Metaphyſik ohne Kampf, ohne Helden, ohne Märtyrer iſt es nichts. — Sollte es aber mit dem Chriſtlich-germaniſchen ſo gemeint ſein, daß am Ende nur ganz im Allgemeinen der deutſche Charakter damit ausgedrückt würde, ſo iſt dieſer freilich unbeſieglich und ewig jung, mag er durch Auswanderung nach Rußland oder nach Nordamerika verſetzt, mag er unter den ſchlimmſten Eroberer hingeworfen werden, ja, es könnte ſich ſogar ereignen, daß der deutſche Charakter noch einmal darin geſetzt werden müßte, daß dieſes Volk allen Begriff von Staat und Freiheit bis auf ein Minimum verlöre; und immer würde in ihm noch das Chriſtliche und das Germaniſche zu entdecken ſein; die Duldung des Aeußerſten wäre chriſtlich und die politiſche Apathie werden diejenigen am allerwenigſten undeutſch finden, bei denen es als Glaubensartikel feſtſteht, daß nichts heilloſer ſei als politiſche Parteien und politiſche Kämpfe für die Principien der Parteien. Aber bei alledem, meine Herren, Sie haben ja Patriotismus, Sie intereſſiren Sich für die deutſche Ehre, alſo aſſociren wir uns und geben wir es nicht zu, daß die Deutſchen ſo tief herunterkommen, nichts weiter zu ſein als Germanen und Chriſten, erinnern Sie Sich, „es iſt die Wahrheit, die da frei macht“, auch die Germanen und die Chriſten. Alſo „fürcht' dich nit, Pfäfflein!“ lös' in Gottes Namen deine chriſtlich-germaniſchen Vorſtellungen in Philoſophie auf, die Menſchen werden dadurch nur menſchlicher, das Menſchliche göttlicher werden.

Wie alle chriſtlichen Germanen, ſo ſchlägt ſich auch dieſer, obgleich das Mittelalter an blutigen Köpfen und Gräueln reich genug iſt, vornehmlich mit dem Popanz der Revolution herum. Wozu das? wenn einer unbefugter Weiſe Revolution macht und ihr fangt ihn, ſo hängt ihn, ihr habt das Recht, wenn ihr regiert. Aber die gewaltſamen definitiven Conflicte der Principien — und das ſind die Revolutionen in der Weltgeſchichte — mit eingedrückten Augen wegdisputiren zu wollen, iſt vergebliche Mühe; eben ſo wenig können wir darin ein Unglück finden, daß jedes ernſtliche Geltendmachen eines neuen Princips, ſei es in der Wiſſenſchaft, ſei es im Staat, ſobald es ſich durchgreifend zeigt, eine Revolution genannt wird. Das *gewaltſame* Durchſetzen des Neuen beſteht darin, daß nie und nimmer das Alte gutwillig untergeht, ſo wenig, daß der *definitive* Conflict nie das gänzliche Ende des Beſiegten, ſondern nur der entſcheidende Gang um die Herrſchaft iſt. Wenn aber unſer Germane meint, die hiſtoriſchen „Revolutionen erzeugten nichts Neues" oder noch allgemeiner, „das Wegräumen des Alten gäbe keine Entwickelung", ſo kann er ſich von der Unhaltbarkeit ſeiner Anſicht ſogleich überzeugen, wenn er ſich nur alle ſeine alten Zähne ausziehn läßt. Er wird zwar, wenn er ſchon gezahnt hat, keine neuen Zähne bekommen; aber ſowohl in ſeiner Sprache, als in ſeinem Eſſen wird eine enorme Entwickelung eintreten, ja es wird vielleicht ſogar das Zahnfleiſch den Dienſt der Zähne übernehmen aus reinem Patriotismus, denn es wird ſich keine Vorwürfe zu machen haben über die Wegräumung der „deſtructiven" „corroſiven" Zähne, dieſer Demagogen, „die nur Luſt am Zerſtören haben" und „nichts Neues ſchaffen können", die nichts im Sinne haben, als die „ungedeihliche Oppoſition der Unterſten gegen die Oberen" und dadurch allen „Naturwuchs", den ſie zwiſchen ſich kriegen, „auflöſen". Ein bloßes Wegräumen, ein reines Zerſtören gibt es nicht, eben ſo wenig etwas, das *nur negativ* wäre, wie hier von der Revolution geſagt wird. In politiſchen Parteikämpfen iſt die bloße Negation am allerwenigſten auch nur vorzuſtellen. Denn da in ihnen ein Princip das andere wegräumt, ſo thut es dies nur, um ſich ſelbſt an deſſen Stelle zu ſetzen; dies Negiren iſt am alleraugenſcheinlichſten ein Poniren. Auch ſollte man denken, die franzöſiſche Revolution wäre doch die letzte, der man die Erzeugung eines Neuen abſprechen könnte und ſollte es auch nur eines neuen „chriſtlich-germaniſchen Geiſtes" ſein, denn der war doch vorher rein ausgegangen, und erſt Stuhr und ſpäter die chriſtlichen Althegelianer haben ihn wieder in der Leute Mund gebracht, verſteht ſich ſeit die Freiheitskriege und unſer romantiſcher Aufſchwung dem Deutſchthum und dem Intereſſe für die Zeit ſeiner Glorie wieder auf die Beine geholfen! und à propos! iſt der Freiheitskrieg, der uns alle neu geboren hat, denn keine Revolution?

In der Philoſophie macht unſer conſervirte Deutſchthümler die Entdeckung „Hegels Denken verſchmähe die Subſtanz der Erfahrung und geſunden Vernunft" und ſtellt ſich vor, daß der Denker nichts erfährt oder alles ignorirt, was er durch Geſchichte und eignes Leben in Erfahrung gebracht, endlich daß die Vernunft nicht geſund ſein müſſe, welche ſich nicht dem gemeinen Bewußtſein überwürfe. Darum „geräth Hegels Denken in eine bedenkliche Stellung", es wird ganz nachdenklich und ſtutzig über ſich ſelbſt bei dieſen Vorhaltungen. „Es will mit dem Chriſtenthum" — welches auch ſeinerſeits mit der natürlichen Erfahrung und ihren Geſetzen und mit der geſunden menſchlichen Vernunft gebrochen hat — „übereinſtimmen, und thut es nicht". Dadurch entſteht die rechte Schule, die will, und die linke, die's nicht thut. „Die letztere, an deren Spitze ſich Strauß ſtellte, führte die ſpeculative Anſicht conſequent durch. Sie folgerte (!): exiſtirt Gottes Geiſt wirklich nur im Selbſt des Menſchen, nicht über (!) dieſem als ſchlechthin abſoluter Geiſt, ſo kann, da hiemit Gott der Vater aufgegeben iſt, auch der geoffenbarte Sohn nur als mythiſches Product des gläubigen Geiſtes der Gemeinde angeſehen werden; die Idee der Menſchheit iſt das Erlöſende.“ Strauß wird in derſelben Weiſe verſtanden, wie oben Hegel. Freilich konnte die Entſtellung und Trivialiſirung der Straußiſchen Anſicht durch nichts leichter erreicht werden, als daß ſie in den Katechismus überſetzt wurde. Feuerbach ergeht es noch ſchlimmer. Er ſoll nun wieder aus Strauß „folgern“ (!) und ihm erſtlich der Menſch das höchſte Weſen, dann dieſer wiederum blos Naturweſen, der phyſiſche Menſch ſein, der zwar Vernunft und Liebe vor den Thieren voraushabe, „durch dieſe aber, welche die neue Lehre nur von der fleiſchlichen, natürlichen Seite allein anerkennt“ (die Vernunft von der fleiſchlichen Seite!!) „nur mit den gräulichen Illuſionen der Religion bethört ſein“. Unſer Germane iſt zwar nicht eben ein offener Kopf; da aber Feuerbach ſehr deutlich ſchreibt und in ſeiner Kritik des Chriſtenthums keine Metaphyſik, ſondern eine Enthüllung der religiöſen Myſterien und des Inhaltes der Theologie vorgenommen hat, dergeſtalt daß auch ein mäßiger Verſtand die Weisheit der Theologie als eine rein menſchliche erkennen kann, indem der ganze Inhalt als Abſtraction von dem Weſen des Menſchen nachgewieſen iſt; ſo leidet es keinen Zweifel, daß der Berichterſtatter den Feuerbach nicht einfach mißverſtanden, ſondern wiſſentlich und gefliſſentlich entſtellt hat. Das wahre und das erheuchelte oder eingebildete Chriſtenthum, deſſen Unterſchied Feuerbach der verdorbenen Zeit vor Augen hält, kann Jeder unterſcheiden, es würde dies ſelbſt ein Blinder können, der nur mit Händen zu fühlen verſtände, welches ein härenes Gewand und welches ein moderner Frack iſt; eben ſo der Satz: die Theologie iſt nichts und weiß nichts, als die Anthropologie, läßt auch bei dem ſchwächſten Verſtande keinen Zweifel übrig, wie es damit gemeint ſei, und es iſt eine ſeltſame Tactik, wenn man nun, ſtatt zu zeigen, was die Theologie denn noch mehr ſei, der Kritik der Theologie zum Vorwurf macht, daß ſie nicht weiter komme, als zum — Menſchen. Uebrigens iſt das Weſen des Menſchen nach Feuerbach nicht ohne den phyſiſchen Menſchen, aber es iſt die Menſchheit in dem Verſtande, wie ſie Vernunft und Geiſt iſt. Daß die Naturbaſis der Vernunft der phyſiſche Menſch und deſſen Grund die Natur unſers Planeten ſei, das iſt nach Feuerbach, wie nach Hegel und nach aller Philoſophie der Fall, nur freilich nicht nach den Phantasmagorien derer, die nur darin reich ſind, ſich immer in den eignen Beutel zu lügen. Von dem abſoluten Proceß Hegels ſoll aber die Philoſophie durch Feuerbach zum phyſiſchen Menſchen heruntergekommen ſein. Iſt dies keine philoſophiſche Antwort, ſo könnte man doch ſagen, es ſei eine philoſophiſche Frage, nämlich nach dem Unterſchied, der hier vorliegt. Der Hegel'ſche Proceß des wahrhaft unendlichen Weſens, welches der ſelbſtbewußte Geiſt und deſſen Subjectivität ſei, iſt durch Feuerbach nicht negirt, ſondern nur auf ſeinen unzweifelhaften Ausdruck gebracht worden, d. h. es lauert ſeitdem hinter dem Hegel'ſchen Proceß nichts abſolut Abſolutes mehr, kein unbekannter Gott, ſondern nichts anders, als der reale Geiſt, das Weſen der Menſchheit iſt dahinter. Es iſt hinter Hegel wie hinter der Weisheit der Theologie nicht mehr, als ſie beide ſelbſt ſagen und Feuerbach hat ihnen nur, wie die Pythia dem Sokrates zugerufen: „erkenne dich ſelbſt!“ Dies Denken ſo ſpeciell angewendet und ausgebeutet, dieſe Selbſterkenntniß der Theologie und Scholaſtik, dieſe Kritik mit ihrem unauslöſchlichen Erfolge — das iſt Feuerbachs Verdienſt. Im übrigen iſt es den „Denkrevolutionären“ auch vor dem Erſcheinen von Feuerbachs Weſen des Chriſtenthums nie eingefallen, einen doppelten Geiſt zu denken, einen göttlichen und einen menſchlichen, der Monismus und die Autonomie des Geiſtes iſt der Begriff ſeiner Freiheit; aus dieſem Begriff folgt Feuerbachs Kritik unausbleiblich und wer das Princip der Freiheit zugibt, kann ſich der Anwendung deſſelben nicht entziehen. Wer es aber vermag etwas Höheres zu denken, als den Geiſt, der unternehme es, der vollbringe es, et erit mihi magnus Apollo

Der Germane wenigſtens kommt nicht über Feuerbach hinaus; ſo ſehr er ihn verabſcheut, er ſchreibt ihn doch nur ab, wo er etwas Poſitives ſagen will. Er definirt die *Liebe* S. 5 ganz wie Feuerbach am Schluſſe ſeines Buches, als das Band des menſchlichen Lebens, er nennt das Gewiſſen, „*das Bewußtſein des Menſchen von ſeinem Weſen*“, „dieſe göttliche Stimme, die ihn zum Guten, *Menſchlichen* zurückrufe“. Weiß er nicht, daß er den Humanismus damit proclamirt, ſo weiß er doch wie Feuerbach die Religion und das Gewiſſen beſtimmt; nnd indem er ihn abſchreibt und ſelbſt nur das als Subſtanz proclamirt, was Feuerbach dafür aufſtellt, ja es mit Feuerbachs eignen Worten proclamirt, ſagt er ihm nach, er gäbe den Geiſt den niederen Mächten preis und wolle einen Kultus (!) einrichten — „den Kultus des Eſſens, Trinkens und Waſſerbades", ſo verſteht er angeblich den genialen Schluß Feuerbachs über die geiſtige Waſſerkur, die dem Menſchen das zweite Geſicht von den Augen nehme und ihn die natürlichen Dinge in ihrer wahren Dignität faſſen lehre. Welch ein ohnmächtiger Hokuspokus! — Eben ſo wie Feuerbach werden die Jahrbücher verdreht. „Dieſen Ketzern keine Treu' und Glauben!" nicht wahr? Merzt er bei Feuerbach Vernunft und Liebe, dieſe Kleinigkeit, aus und nimmt ſie für ſich, läßt er „das Bewußtſein des Menſchen von ſeinem Weſen" weg, um Feuerbach nur das Thier übrig zu laſſen; ſo wirft er mir als eine ganz beſondere Gottloſigkeit Mißhandlung Arndts vor und läßt meine Anerkennung des Mannes aus, wo es heißt: „Bei alledem" (obgleich Arndt die franzöſiſche Freiheit haßt und die Principien der Revolution als undeutſch verwirft, obgleich er jetzt der Reaction angehört) „bleibt ihm immer das unſterbliche Verdienſt, ein ganzer Mann, wie wenige, ein Mann von tiefſter Religioſität und unbeugſamer Tugend zu ſein, der an die Idee geglaubt." (ein Beiſpiel der Treue gegen ſie) „als die gemeine Welt an ihr verzweifelt, der Alles verkauft, und nur den einen Stern, der Freiheit, nachgefolgt zu einer Zeit, als die Nacht der Unterdrückung ſternenleer über den Häuptern ſeiner blöden Zeitgenoſſen zu lagern ſchien, der darum dem Herzen der Nation, das er einmal mit der Erfüllung ſeines Glaubens ſo im Innerſten bewegte, ewig theuer und nahe ſein wird." Kann ein ſterblicher Menſch höher gehalten werden? Und dennoch ſoll ich dieſen Mann damit „beſchmutzt" haben, daß ich die Ideen ſeiner Zeit, denen ich damals ſelbſt ergeben war, in der unſrigen veraltet finde? ſoll ich „mit hohlem Worte dem Manne der That gegenüber mich ſpreizen?“ O, ihr habt Treu' und Redlichkeit, ihr ſeid deutſche Männer, ihr ſeid Männer Gottes, ihr fälſcht nicht, ihr habt Gewiſſen, euch ſchlägt das Gewiſſen — aber ihr habt ein dickes Fell. Trotzt nicht zu ſehr darauf! Auch Arndts Thaten waren nur geiſtige Thaten, auch Arndts Worten ſtand ein ſolches Fell gegenüber, wie jetzt den Philoſophen; aber es kam die Zeit, da die Ohren der Menſchen feinhörig wurden, und da die ſich verkrochen, die früher in der Sonne geſtanden. „Heute mir, morgen dir!“ ſchrieb Franz I. über die Thüre ſeines Kerkers. Aber nein! das iſt zu viel, ihr habt kein Heute und kein Morgen, ihr exiſtirt nicht, ihr ſeid jenes Schattens Traum von Anno 13, keine Menſchen: ihr habt kein Herz, ihr hättet Arndt ſonſt gelobt, als er noch Demagoge war, ihr habt keinen Geiſt, keine Idee und keine Treue gegen ſie, ihr ſeid — Franzoſen — denn ſo, wie ihr ſeid, ſo denkt ihr euch doch ungefähr die Franzoſen. Nehmt's nicht übel! ihr ſagt, wir ſeien Jacobiner; gut, nun ſind wir doch von einer Nation, was bleibt euch alſo übrig, als Franzoſen zu ſein? Und wahrlich wenn unſere Hierarchie und Ariſtocratie fortfährt, die Philoſophie und Bildung von ſich zu ſtoßen, wie ſie es jetzt thut, ſo wird das Verhältniß franzöſiſch werden. „Verachte nur Verſtand und Wiſſenſchaft“ ꝛc.

Eine ſo offenbare Unwahrheit, wie die, daß die Jahrbücher mit dem jungen Deutſchland und der „libertiniſtiſchen Weltanſicht“ (S. 6) zuſammenhielten, kann unſern Gegnern bei niemand nützen. Lebt denn der Pilot nicht mehr?

Nachdem dies Genre von gewiſſenloſer Polemik ungeſchickt genug verführt iſt, erfahren wir zum Schluß: „die Religion" (wir wollen religiosus bloß mit gewiſſenhaft überſetzen) „habe in unſerer Zeit zu tiefe Wurzeln geſchlagen, als daß die Denkrevolution durchdringen könne." Ich dächte das alte Sprichwort: „Lügen haben kurze Beine! wäre ſchon erfüllt. Wollt ihr Religion haben, ſo lernt in unſerer Zeit das glauben, was Arndt in der ſeinigen glaubte, daß die Vernunft und die Freiheit, nicht jedes elende Subject, unſterblich ſind, und daß ihr zwar untergehen werdet, daß aber, wenn etwas „Gutes und wahrhaft Menſchliches" in euch iſt, auch ihr euer Theil, wie gering es auch ſei, an dem Unſterblichen habt.

Die zweite Nummer iſt ein wahrer Ständer des Ständethums und des wüſten Germanismus; ſie iſt gegen den Aufſatz der Jahrbücher: „der proteſtantiſche Abſolutismus und ſeine Entwickelung" gerichtet. Der ſtändiſche Mann greift die Nothwendigkeit des Abſolutismus an: der große Churfürſt hätte es auch anders machen können. Ihm iſt die hiſtoriſche Nothwendigkeit, wie ſie die Hegelianer tractiren, fatal. Er hat den Inſtinct, die Geſchichte ſei das Reich der Freiheit und nicht der Nothwendigkeit, aber er vergißt den Unterſchied der werdenden und der vollzogenen Geſchichte. So lange die Frage noch offen iſt, ſehen wir die Menſchen frei gegen einander handeln; ſobald aber die Begebenheit vollzogen iſt, kann die Frage nur noch die ſein, warum mußte ſie ſich ſo und nicht anders vollziehen. Nicht nur die Hegelianer fragen ſo, auch unſer Ständer altgermaniſcher Freiheit und Willkür kann ſich dieſer Frage nicht entziehen und die Reform der Stände, die er S.

34 gefordert, hält er S. 35 für unmöglich; weil er dies aber in ſeiner eigenen Sprache ausdrückt, ſo meint er etwas Anderes geſagt zu haben, als die Philoſophen, die das Unmögliche erſt gar nicht fordern. Er findet die Sprache der Philoſophie deshalb zu vornehm und ſtrömt ſeine Indignation in moraliſche Vorwürfe aus: „der Aufſatz in den Jahrbüchern ſei hochmüthig, arrogant, voll leidenſchaftlichen Schreibtalents, würdige die erſten litterariſchen Dignitäten herab, trete Stenzel mit philoſophiſchen Stiefeln in den Koth“ u. ſ. w. Eben ſo ärgert es ihn, wenn geſagt wird: „wer nicht von Fach ſei, könne bei Stenzel das Poſtweſen und die Zölle ꝛc. überſchlagen“. Wir leugnen ja nicht, daß es Geſchichten giebt, in denen Theer, Wagenſchmiere, Schweineborſten und dergleichen Dinge eine weſentliche Rolle ſpielen; aber geſetzt, dies wäre in dem Leben unſers unbekannten Gegners der Fall, und er brächte es nun ſelbſt noch einmal zu einer Geſchichte, wenn auch nur zu einer Biographie, wird er uns zumuthen in der Beſchreibung derſelben auch die Verwaltungsgeſchichte ſeines Vermögens mitzuleſen? „Anſtatt ruhig, wie er es wünſcht, die Frage aufzuwerfen, ob denn nicht die Verwaltungsgeſchichte im abſoluten Staate Hauptmoment ſei“, halte ich mich „hochmüthiger und leidenſchaftlicher Weiſe“ an den geiſtigen Motor. Die Beruhigung bei den Mitteln und ihrer Verwaltung iſt die Sache des Spießbürgers; die Ueberſpanntheit, nach dem wirklich Abſoluten im abſoluten Staate zu fragen, d. h. nach dem geiſtigen Inhalt, — wodurch er ſich von der aſiatiſchen Despotie oder der Sklavenzucht, der Nichtanerkennung des Menſchen und des Geiſtigen unterſcheidet, — alſo ſich klar zu machen, wo liegt hier

Selbſtbeſtimmung und Selbſtgefühl des Staates und iſt ſein Inhalt nun wirklich mehr, als ſtändiſches Privatintereſſe, alſo wirklich das Abſolute, das Geiſtige das Welthiſtoriſche — das iſt Sache des Philoſophen, auch des Geſchichtsſchreibers, wenn er kein Philiſter iſt und nicht, wie jener Chineſe, zu fürchten hat, daß nach dem Tode ſeine Seele in ein Poſtpferd verwandelt werde. Aber weil ich das Poſt- und Verwaltungsweſen nicht zur Hauptſache mache, findet der ehrenwerthe Herr mir gegenüber, daß ich „flache Allgemeinheiten" rede, findet, daß der große Churfürſt, obgleich er allen Reſpect vor ihm hat, zu gut wegkommt, findet, „daß die Stände (hinc illae lacrymae) hätten biegen, nicht brechen ſollen". — Aber denken denn dieſe Poſtpferde, mit denen die altadeligen Thoren jetzt in unſerer Literatur umherfuhrwerken, daß auch ihr Stand in die Stände kommen wird, und wenn ſie keinen Stand haben, was gehen ſie die Stände an? Le cheval est un animal généreux! — Er fährt fort: „Regenerirt mußte das Alte werden zu neuen Schöpfungen, reformirt, nicht revolutionirt." So? „hätte", „mußte", alſo wirklich? — der große Churfürſt hat mit ſeiner Revolution keine neue Ständeverfaſſung, aber eine weſentlich neue Geiſtesverfaſſung geſchaffen, nicht bloß die Staatseinheit, ſondern auch das Staatsprincip. Die Staatseinheit erkennt denn auch unſer Feind des Brechens der Sonderintereſſen an, ſeine eigne Expoſition reißt ihn zu dieſer Inconſequenz hin. Aber wenn die Philoſophie die Geneſis des Abſolutismus erklärt, d. h. ſeine hiſtoriſche Berechtigung nachweiſt, warum überſieht unſer Freund des Biegens, daß ſie auch ſeine hiſtoriſche Auflöſung und die Geneſis des freien Gemeinweſens in der Hiſtorie als einen vernünftigen und nothwendigen Proceß darſtellt und darſtellen muß? Die Prämiſſen der Entwicklung ſind nicht aufzuheben. Iſt es nicht komiſch, daß die Berliner literariſche Zeitung für die Freiheit, die Philoſophen hingegen für den Abſolutismus ſtreiten ſollen? Aber die Stände: die Corporationen, der Adel, die Geiſtlichkeit, die Bauern — dieſe Freiheit ſpuckt den Germanen im Kopfe; die Freiheit des Menſchen dagegen, in Specie des Staatsbürgers iſt ihnen eine blaſſe Allgemeinheit daß dieſe in der preußiſchen Stadt- und Wehrverfaſſung bereits eine Wirklichkeit iſt, hindert nicht, ſie als eine Unmöglichkeit nach allen vier Winden zu proclamiren. Man überſieht, daß Vernunft und Freiheit nicht das Specifiſche, Individuelle, Nationelle, Provinzielle, in jedem Stande Verſchiedene ſind. Allerdings hat jeder Menſch und jedes Volk ſeinen Charakter; aber nicht jeder Charakter iſt preiswürdig, der des Indifferentismus gegen unſere öffentliche Angelegenheiten, wie wir ihn ohne Widerrede jetzt haben, am allerwenigſten. Es iſt ein großes Geſchrei nach Nationalität, in dieſer Form iſt Jahns „Volksthum“ endlich legitim geworden; aber die mit dieſem Schlachtruf ſich als Freiheitshelden träumen, überlegen ſich nicht, daß die Freiheit allgemein iſt und daß der Charakter des Idividuums, ſei es Staat oder Menſch, die Vernunft in ihrem Weſen (der Freiheit) nicht ändern dürfe, das Specifiſche alſo nur die Form des Naturells betrifft: ob der Menſch hitzigen oder ruhigen Charakters iſt, er wird darum nicht morden, nicht ſtehlen dürfen, ob ein Volk beweglich oder langſam iſt, ſeine Behörden werden daraus kein Recht der Unterdrückung ableiten können: nur im Gemüth, nicht in der Vernunft und Freiheit ſpecificiren ſich die Menſchen und die Völker. Man verweiſt auf die Wirklichkeit, auf Abhängigkeit von Natur, dem Element, der Beſchäftigung; aber Localgeiſt, Sitte und ſonſtiges Specifiſches und Eigenthümliches, wenn es der Vernunft widerſpricht, läßt es keine Freiheit zu, und nur die Völker, welche aus ſolchem Naturgeiſt in die allgemeine, d. h. wirkliche Vernunft ſich zu erheben vermögen, ſind der geiſtigen und politiſchen Freiheit, wie ſie unſre Zeit intereſſirt, fähig. Eben ſo iſt Stand und Standesart zu überwinden und in allgemeine Bildung — das verſchrieene „Nivellement" der Vernunft — zu erheben, um im jetzigen Staatsleben ſich Geltung zu verſchaffen. Stände zu machen, iſt abſurd. Selbſt Stände, welche Stände heißen, würden keine ſein. Seitdem der Abſolutismus den allgemeinen Staat erzeugt und alle ſtaatswidrigen Selbſtſtändigkeiten aufgefreſſen hat, kann kein Vertreter etwas anderes vertreten als den Staat. Dieſer giebt ſich und ſein Selbſtgefühl nicht wieder auf. Hoffe das niemand. Stände fällt weder ins Ohr noch ins Intereſſe, Klang und Gewicht hat nur der Repräſentant. Und der erſte preußiſche Staatsmann, welcher die Macht und den Muth hat, jedes Ding beim rechten Namen zu nennen, und jede Inſtitution, die aus unſern liberalen Antecedenzien folgt, ganz ernſtlich ohne die Reſtrictionen des Mißtrauens aus- und einzuführen, wird die wahre Gliederung der Nation nicht nur entdecken, ſondern ohne alle Plage mit verſchwundenen Ständen und Reſurrectionsrecepten auch in Ausführung bringen. Dieſer Schritt liegt ſo nahe, daß ihn jedermann kennt, und er wird nur darum gethan, weil es gefahrloſer ſcheint, nichts, als Alles zu thun. Die Wünſche der chriſtlich-germaniſchen Faction freilich, welche auf Wiederbelebung des hiſtoriſch Untergangenen hinauslaufen und das glorreiche Altengland zum Muſter aufſtellen, ſind ſehr gefahrlos, weil ſie ſehr unmöglich ſind. Dennoch ſind gerade dieſe Phantasmagorien der Mittelpunkt aller politiſchen Weisheit der literariſchen Zeitung, und nachdem No. 1 intonirt hat mit dem chriſtlich-deutſchen Geiſt, ſchreien alle die hoffnungsvollen jungen Männer der folgenden Nummern, wie abgerichtete Staare hinterher: Corporationen! Stände! und wahrſcheinlich ſind ſie zu jung, um die Beobachtung zu machen, wie unfähig ſelbſt die noch beſtehenden Corporationen z. E. die Facultäten der Univerſitäten ſind, auch nur ihre ganz ſpecifiſch gelehrten Rechte geltend zu machen. Ja, wenn ſo einem Corporationsſchreier die Corporation unbequem wird, weil ſie etwa noch eine altrationaliſtiſche Majorität hat, ſo legt er derweile ſeine Theorie bei Seite, wirkt ſich ein richtiges, modernes, centraliſirendes, alles nivellirendes Miniſterialreſcript aus und treibt die Corporation zu Paaren. Haben nun ſchon die noch beſtehenden Corporationen kein Leben und keinen Lebensmuth; welche Jungmühle ſoll beides vollends den untergegangenen einflößen? — O ihr Thoren! an Geſpenſter zu glauben iſt Aberglauben, an die Realiſirung der Freiheit unſerer Zeit nicht zu glauben iſt irreligiös; oder denkt ihr, daß Aberglaube Religion ſei?

Auch in No. 3 kehren die unglücklichen Pointen aus No. 1 wieder, jener traurige Autor wird ſogar als ein ſehr geiſtvoller wiederholt citirt. No. 3 führt mit löblichem Eifer aus, daß Schleiermacher viel theologiſcher und chriſtlicher philoſophirt habe (S. 50), als

Hegel (ohne Zweifel rechnet No 3 Schleiermachers Glaubenslehre, in welcher Schleiermacher ſelbſt das Theologiſiren und Philoſophiren ſo hübſch unterſcheidet, nicht zu ſeinen Philoſophemen, oder iſt es ein chriſtliches Philoſophem, wenn man, wie die Schleiermacher'ſche Glaubenslehre, „die Perſönlichkeit Gottes, die Dreieinigkeit, die Wunder, die Schöpfung in der Zeit und den perſönlichen Teufel leugnet, die Unſterblichkeit nicht beweiſt und die Sünde für ein nothwendiges Naturproduct erklärt?“ und iſt nicht Hegel mit dem wichtigſten dieſer Artikel, der Dreieinigkeit, viel ſäuberlicher gefahren? No. 3 meint mit No. 1, Hegel habe von Vorſtellung und Erfahrung, von Natur und Geſchichte abſtrahirt in dem Sinne, daß er rein aus dem Denken geſchöpft (S. 60), wobei man ſich das Denken ungefähr als eine hohle Phantaſie vorſtellt. „Schleiermacher dagegen beſtrebt ſich, das gegebene Bewußtſein (doch nicht etwa das chriſtliche?) höher zu entwickeln.“ Und wir dagegen ſind der Meinung, daß dies hier von No. 1 dem No. 3 „gegebene“ Bewußtſein ſich erſt ſelbſt „höher entwickeln“ müſſe, bevor es die philoſophiſchen Fragen auch nur zu treffen im Stande iſt. Das gemeine und rohe Bewußtſein ſetzt Gott und die Vorſtellungen der Kinderlehre voraus, — das mag es thun; aber die Philoſophen unſerer Zeit darnach zu meſſen, iſt mehr als naiv, es verdient eine augenblickliche Anſtellung in einer jetzigen philoſophiſchen Facultät. Wollen übrigens Miniſter und Räthe Schleiermachers Philoſophie gelten laſſen, ſo mögen ſie ſich vorſehen, daß nicht der alles verwüſtende Feuerbach auch aus dieſem Schleier der Wahrheit, dem doppelten Bewußtſein des Theologen, hervorquillt. Wo wäre die Selbſttäuſchung der Theologie deutlicher, als in Schleiermachers Philoſophemen? Gebt der Philoſophie einen Finger und ſie hat die Hand. Schleiermacher iſt ſo gut ein Vater der Deſtructiven, als der Pietiſten.

Intereſſanter iſt No. 4, die gegen Leo zu Felde zieht, in ihm das Extrem ihrer eignen Richtung öffentlich desavouirt und ihm ein förmliches Glaubensbekenntniß des romantiſchen Juſtemilieu gegenüberſtellt. Wenn Leo vorgeworfen wird, und das von einem chriſtlich-germaniſchen Menſchen, er habe ohne wiſſenſchaftliches Intereſſe gearbeitet, nur aus ſecundären Quellen geſchöpft und lediglich eine Parteiſchrift, kein Werk der Gelehrſamkeit zu Stande gebracht, er habe ferner ſehr anzüglich von den Jacobinern geredet und ſie Beſtien und Schweine geſcholten: ſo kann Leo darauf antworten: „wer ſagt euch denn, daß ich ein Intereſſe des Wiſſens und der Erkenntniß, zumal ſo ſcheußlicher Dinge, als der Revolution habe? das Eine, was ich davon zu wiſſen brauche, daß ſie ſcheußlich iſt, das weiß ich. Ein weiteres Wiſſen und vollends die ſogenannte philoſophiſche Erkenntniß wäre Fürwitz und Baalsdienſt menſchlicher Eitelkeit; das mögen andre treiben, ich will nur das Eine: wirken in majorem dei gloriam! ich will die Hierarchie, und um zu dieſer zu gelangen will ich die Revolution nicht erkennen, ſondern verfluchen und dem Abſcheu meiner Zeitgenoſſen überliefern.“ Das iſt die conſequente altgermaniſche Chriſtlichkeit. Das Extrem iſt allemal die aufgeſchloſſene Wahrheit der Richtung. Leo macht die Kirche zur Herrin über Geiſt, Leben und Wiſſenſchaft. Dieſes gebildete und humane Weſen unſerer neuchriſtlichen Germanen dagegen, dieſe zahme Juſtemilieu-Romantik, will ebenfalls die Kirche, aber daneben noch mit der Wiſſenſchaft, mit der Philoſophie, mit der Freiheit, mit allen Conſequenzen des Proteſtantismus Menage machen, kurz Zeitgenoſſe ſcheinen ohne es zu ſein, aber auch umgekehrt chriſtlich-germaniſch ſcheinen und es eben ſo wenig ſein. Man würde dieſes Schein- und Schattenweſen, das in unſerer Politik vielfältig ſein Spiegelbild hat, nicht zu erdichten wagen, wenn es nicht in ſeiner ganzen vollen Deutlichkeit ſich ſelbſt producirte. Das Glaubensbekenntniß, welches es ſowohl Leo, alſo der Hierarchie, als der Philoſophie entgegenſtellt, iſt daher ſehr merkwürdig. Es lautet: „Wir blicken vorwärts, nicht zurück; gegen Revolution und Reaction ſtreiten wir für die Reform“ — das wäre vortrefflich, wenn es nur möglich und nicht jede Reform bei dem jetzigen Dilemma entweder dem Princip der franzöſiſchen Revolution oder der altgermaniſchen Reaction angehörte! Das Glaubensbekenntniß offenbart dies ſogleich ſelbſt, es heißt: „wir wünſchen freiſinnige Inſtitutionen des Staats“ — nun kommen ſie: — „Selbſtſtändigkeit der Corporationen und der einzelnen Individuen in ihnen, ſo weit dies möglich iſt“; — und wenn es wieder Corporationen gäbe und wenn ſie wieder ſelbſtſtändig wären, ſo *ſelbſtſtändig* als die alten Zünfte, Städte und Adel, wären denn damit freie Inſtitutionen gewonnen? — „wir ſehnen uns nach einem neuen, friſchen Leben in der Kirche“, — ihr braucht nur alle fleißig hineinzugehen oder, wenn ihr Prediger ſeid, ſo zu predigen, daß ihr die Leute intereſſirt und die Herzen aller Hörer zwingt, wer ſich aber nach dem Leben ſehnt, der iſt todt, wenigſtens *fehlt* ihm das Leben; dieſer Ausdruck iſt alſo zum wenigſten von ſehr bedenklicher Art; — das Credo fährt fort:

„wir kämpfen für Freiheit der Diſcuſſion über vaterländiſche Intereſſen“: — bravi! — „unſere Sache iſt die der *freien Wiſſenſchaft*“ — Corpo di Baccho!! — „die es ſich bewußt iſt, daß ſie zu keinen dem Chriſtenthum feindlichen Reſultaten gelangen *kann*“; — ah ſo! — „die ſich aber weder in die dogmatiſchen Feſſeln der Theologen legen läßt“, — aber wo bleibt dann das Chriſtenthum und ſein Credo, auf welches ihr konfirmirt ſeid? — „noch ſich vor der terroriſtiſchen Herrſchaft eines abſoluten Syſtems beugt“. — Aber ihr werdet doch euer eignes Syſtem, hier z. E. dieſes Glaubensbekenntniß nicht in demſelben Augenblick, wo ihr es ausſprecht, mit deſtructiver Hand wieder umreißen? es wird euch doch wenigſtens ſo lange, als ihr redet, für vollendet, für abſolut gelten? wie bodenlos wäre ſonſt eure Zerſtörungsſucht, wie corroſiv das Gift eurer negativen Denkungsart! — „Wir ſuchen unſre Gegner nicht auf Einer Seite, rings umgeben ſie uns ꝛc.“ — O ihr Tollkühnen, haltet ein! es wird Alles zu Grunde gerichtet werden, wenn ihr erſt ins Geſchirr geht, und ich fürchte, ihr geht mit zu Grunde, denn eure gefährlichſten Gegner ſeid ihr ſelbſt; haltet ein! und wenn ihr uns nicht ſchonen wollt, wüthet nicht gegen euch ſelbſt! der Staat hat ein Recht auf euer Leben und eure Kräfte! Welche Sätze! welche Töne! Eine Wiſſenſchaft, die herausbringen *muß*, was dem Chriſtenthum *nicht feindlich* iſt! Armer Copernikus, armer Galilei, unglücklicher Spinoza, und ihr Verlornen, Fichte, Hegel, Strauß, Feuerbach, hört auf! ſo war es nicht gemeint, als von der Geiſtesfreiheit des Proteſtantismus die Rede war! Wer die *poſitive* Religion und die *freie* Wiſſenſchaft in Einem Athem als abſolute Mächte proclamirt, der braucht wahrlich nach Feinden um ſich und außer ſich nicht zu ſuchen, in ſeinem eignen confuſen Gehirne ſchlagen ſie ſich auf Tod und Leben mit einander herum. Wenn man dieſe Mächte beide zu leeren Redensarten aushöhlt, liegen ſie friedlich auf Einem Lager, auf dem Faulbett der Unwiſſenheit und Beſinnungsloſigkeit; beſinnt man ſich aber darüber, daß die Wiſſenſchaft weder Oben noch Unten, weder Himmel noch Hölle, ſondern nur Geiſt und Univerſum anerkennt, ſo begreift ſich's leicht, wie übel der Naturforſcher dran wäre, welcher nur das entdecken wollte, was der religiöſe Menſch, in Europa etwa der Chriſt, glaubt. Beſſer wußte es der Papſt, der den Galilei einſperrte und auf ſeinen Knieen ſchwören ließ, daß ſich die Erde nicht bewege, beſſer weiß es unſer Freund Leo, der den Servet mit Recht verbrennen läßt, wie gefährlich die Wiſſenſchaft dem chriſtlich-germaniſchen Geiſte war und iſt, beſſer, als dieſe lauwarmen Allerweltsromantiker, die wohl den Damen beim Thee eine ſolche liebenswürdige Eintracht aller Gegenſätze, eine ſolche paradieſiſche Unſchuld des Denkens, aber ſchwerlich dem wiſſenſchaftlichen Publikum unſerer Tage weiß machen werden. In der That, zu unſerer Belehrung hat die literariſche Zeitung dieſen vierten Glaubensartikel nicht ausgehen laſſen; und es wandelt uns allerdings eine gewiſſe Scham an, daß wir von ſolchen Manifeſtationen der Berliner Reformpartei, wie ſie hier vorliegen, wenn auch nur ſcherzhaft, Notiz nehmen. Indeß gehört es einmal jetzt mit dazu; alſo noch einen, aber damit auch den letzten führt vor die Schranken, ihr Diener der Dike und des ſtrafenden Komos!

Nro. 5 und 8, „der Austritt aus der Kirche“ und

„das prolongirte Mittelalter“ ſcheinen einen und denſelben Verfaſſer zu haben. Man nennt mir einen jungen Mann von beweglichen Principien Namens D… Daß dieſe beiden Aufſätze anonym geblieben ſind, wird ſeinem Rufe keinen Schaden bringen. „Der Austritt aus der Kirche“ hat wiederum nur die Pointen aus Nro. 1: Den Vorwurf des Parteimachens, des Uebergehens aus der Theorie in die Praxis, den chriſtlich-germaniſchen Staat, jetzt bereits einen alten Bekannten von uns, und das Manifeſt gegen die Romantik, wodurch wir „abſtract principiell“ geworden ſind.

„Die Jahrbücher haben für die Theorie nichts geleiſtet, im Gegentheil am Liebſten durch wildes Räſonniren über Perſonen, Thatſachen und Zuſtände zu eclatiren geſucht.“ Iſt das derſelbe Herr D., der uns über Perſonen, Thatſachen und Zuſtände der Univerſität Berlin zu ſeiner Zeit Materialien anbot? oder iſt es ein Unterofficier mit ſeinem: „nicht räſonnirt!“ und iſt der Inhalt aller Theorien der Welt ein anderer, als die Gedanken der Perſonen, der Gehalt der Thatſachen, das Weſen der Zuſtände? Eklatirt ein ſolches Räſonnement, wie z. E. das über Heine, über Ranke, über Juſtinus Kerner, über Streckfuß, über die Romantiker, nnd hätte dann keinen theoretiſchen Werth für künftige Zeiten, an wem würde der Fehler liegen, doch wohl nur an der theoretiſchen Richtigkeit des Veräſonnirten? So iſt es aber hier nicht, mon cher; die von den Jahrbüchern beräſonnirten Perſonen haben mit wenigen Ausnahmen, wozu Sie ſelbſt ſich gewiß freiwillig rechnen werden, eine theoretiſche Wichtigkeit, und einige Räſonnements der Jahrbücher werden ſogar den ſonſt kurzlebigen Perſonen und Zuſtänden zu einem längeren Gedächtniß verhelfen. Sie ſagen weiter: „Die Jahrbücher können nur Partei machen. All ihr Schreien gilt dem ſolcher

Mühen würdigen Plane ſich eine Partei im deutſchen Volke zu bilden, die von ihnen alles gläubig (!) aufnimmt und es dann ſpäter durch die Maſſe ausführt.“ Und das Parteimachen für eine offen vertheidigte Sache wäre verwerflich? Wer ſagt denn das, und wer glaubt es? Iſt Peel, iſt Palmerſton, iſt Canning, iſt Pitt, iſt Washington dem Jünglinge nie durch den Kopf gegangen? Hat er nie von den Gracchen gehört? Hat ihm nie das Herz höher geſchlagen, wenn die großen Worte der Freiheit aus Luthers, aus Guſtav Adolphs, aus Mirabeau's Munde ertönten und eine Welt in ihrem Innerſten freudig erſchütterten? Wohin haben Sie ſich verirrt, werther Herr, daß Sie die Heroen aller Zeiten, die es vermocht, ihr Volk um ihre Wahrheit zu ſammeln und die Menſchen für ihre höchſten Angelegenheiten ſo zu begeiſtern, daß ſie Partei dafür ergriffen, für nichts achten! Wer für eine große Sache Partei machen könnte, und thäte es nicht, ſobald er es könnte, verriethe die Menſchheit und ſeinen eignen Nachruhm.

Der zweite Vorwurf des Uebergehens in die Praxis iſt mit dem des Parteimachens ziemlich derſelbe. Was aber den Austritt aus der Kirche betrifft, ſo wäre die Erklärung eines Philoſophen, daß er nothwendig ſei, practiſch, wenn dadurch eine conſtituirte Partei entſtünde, die ſich die geſetzlichen Conſequenzen dieſes Schrittes erkämpfte, mit einem Wort die Civilehe und eben ſo ſtatt der Taufe den rein civilen Act der Aufnahme in die Staatsgeſellſchaft; ſo lange aber nur aus einer philoſophiſchen Ueberzeugung heraus die Conſequenz gezogen wird, iſt es mit dieſer Forderung nicht anders als mit der Forderung der Geſchwornen, der Conſtitution, der Preßfreiheit, lauter Conſequenzen der Theorie, die ſelbſt ſo lange Theorie bleiben, bis ſie durch die Majorität erobert und von Staatswegen ſanctionirt ſind. Den Austritt aus der Kirche, ſofern nicht die Kirchengemeinde mit geſetzlichen Acten beauftragt iſt, hat aber jeder Proteſtant ſehr wohlfeil darin, daß er nicht hineingeht. Ein ſolches Verhältniß, wenn auch aus andern Gründen, war ſchon bei Sir John Falſtafs Zeiten im Gebrauch, und wenn ich über Herrn D. richtig berichtet bin, ſo iſt derſelbe nicht viel anders daran, als Sir John, er ſoll nur in den allerdringenſten Fällen die Kirche beſuchen, und da er dies nicht aus philoſophiſchen Gründen unterläßt, ſo können es nur die Gründe Sir John's ſein, die ihn dazu bewegen. Doch verbürg' ich in Ermanglung genauer polizeilicher Ermittelung meine Nachrichten nicht durchaus; und falls Herr D. ſich durch Zeugniſſe glaubhafter Geiſtlicher über ſeine Kirchlichkeit ausweiſen kann, ſo ſoll es mir eine Freude ſein, ihn in ſeiner frommen Qualität anzuerkennen. Wenn Herr D. aber dennoch meint, jener Philoſoph habe mit ſeiner Erklärung einen practiſchen Effect machen, etwa eine kirchliche Spaltung anſtiften wollen, ſo iſt das ſehr unüberlegt. Eine Geſellſchaft verlaſſen heißt, ſie ſich ſelbſt überlaſſen; dagegen kann ſie nichts haben. So tritt man aus einer Staatsgeſellſchaft aus, wenn man in ein anderes Land auswandert. Man wird immer im Staat leben; mit der Kirche aber hat es eine andere Bewandtniß. Sofern ſie nicht Staatsgemeinde, iſt ſie eine Sache der Innerlichkeit und man hat ihre Gemeinſchaft verlaſſen, ſobald man ihre Ueberzeugungen verlaſſen hat, wobei es nicht geleugnet werden kann, daß die durch Staatsgeſetze erzwungenen Acte, wenn ſie eine ausdrückliche Deklaration der Ueberzeugung mit ſich führen, den Ungläubigen zu derſelben Heuchelei zwingen, worin einer verfällt, der ſich zum Credo bekennt und weder die jungfräuliche Empfängniß, noch die Höllenfahrt glaubt.

Der Hauptpunct in der Confuſion unſers Freundes D. iſt aber der Begriff von Theorie und Praxis, deren Geheimniß eben ein logiſches iſt. Sie gehen ſchlechthin in einander über. Jede wirkliche Wiſſenſchaft iſt Praxis und jede Praxis verwirklichte Theorie. Schon die Arbeit um die Kenntniß und Erkenntniß iſt die Praxis, ſeine innern und äußern Schranken aufzuheben und ſodann hat jedes Gedankenſyſtem den Zweck, nicht nur „ſich eine Partei in der Nation zu machen“, ſondern die ganze Welt des Geiſtes zu erobern. Alſo iſt es freilich die augenſcheinlichſte Praxis, wenn man ſeine Theorie publicirt. Wird daher von „theoretiſcher Geiſtesbewegung“, von „wiſſenſchaftlicher Theorie“ geſprochen, ſo bezieht ſich dies nur auf die Form der ſyſtematiſchen und gelehrten Bildung, in dieſem ſpeziellen Falle auf den Unterſchied der Schriftſteller in den deutſchen Jahrbüchern und in der litterariſchen Zeitung z. B. der Herren Feuerbach, Strauß, Bauer von den Herren D., G., P. und ꝛc. Iſt Ihnen die Sache nun deutlich, meine Herren?

Mit derſelben Unwiſſenheit, womit das Gerede über Theorie und Praxis verführt wurde, wird der jetzige Staat ein „chriſtlicher“ genannt und unſer ganzes Leben auf chriſtliche Weltanſicht gebaut S. 107. Der Glaube, auf den der Chriſt getauft wird, heiſcht: „der Welt und ihren Lüſten zu entſagen“, der conſequente Chriſt entſagt der Familie, er entſagt der bürgerlichen Geſellſchaft, dem Reichthum und ſeinen Lockungen, der weltlichen

Ehre und dem weltlichen Ruhm, und der Krieg iſt höchſtens als Kreuzzug chriſtlich. Wir wollen nicht genauer darauf zurückkommen, wie wenig unſer Gegner in all dieſen delicaten Punkten ein Chriſt ſein möchte, genug, er iſt kein Eremit und hat der Welt und ihren Lüſten nicht entſagt; er ſetzt aber ſeiner Weisheit die Krone auf mit der Erklärung: „er betrachte theoretiſch die deutſchen Jahrbücher als aus der chriſtlichen Kirche und dem chriſtlich-germaniſchen Staate ausgeſchieden.“ Das iſt doch einmal ein Reſultat! aber er könnte die Jahrbücher auch practiſch ſo betrachten und es wäre offenbar beſſer, wenn er ſich auf die practiſche Betrachtung, d. h. auf ſeinen Vortheil beſchrankte und der Theorie ihren Lauf ließe durch ſolche Köpfe, die von dem ſeinigen theoretiſch verſchieden ſind. Aber wäre es nicht für Herrn D. ſelbſt ein Vortheil, aus dem chriſtlich-germaniſchen Staat ausgeſchieden zu ſein und auf einer etwanigen Reiſe ohne Kampf mit den Wegelagerern des chriſtlichen Germanenthums zum Ziel zu kommen? — In der Praxis benutzen dieſe Herren alle Vortheile der „ſchnöden Welt“, in der Theorie alle Vortheile des neuen Chriſtenthums. Das wäre ſehr klug, wenn es nicht kreuzdumm wäre, Leuten mit offnen Augen und am hellen Tage des 19. Jahrhunderts den Frack für die Kutte verkaufen zu wollen. Aber practiſch mag es wohl ſein.*)

---

*) Eben erhalte ich die zwei erſten Nummern des Aufſatzes über „das Princip des Proteſtantismus“ und will es nicht verſchweigen, daß hiemit ein beſſerer Anſatz genommen und bei allem Juſtemilieu zwiſchen Poſitivismus und Kritik ein Ton angeſchlagen wird, der, von Verdächtigung und handgreiflichem Obſcurantismus ferngehalten, und bei einer moderaten Aufklärung und halben Liberalität Anklang finden möchte, ſofern überhaupt die

In demſelben Genre, wie die bisher charakteriſirten, gehen die andern Artikel gegen die Jahrbücher fort und da jedes Genre gut iſt, excepté le genre ennuyeux, dies vorliegende aber, zumal in repetitione zu der Ausnahme gehört, ſo ſchließen wir hiemit die Quellen, die unſre Wieſen zu überſchwemmen beſtimmt ſind.

Allah iſt groß, aber der litterariſche Zeitungsverein nicht ſein Prophet. Beklagen wir ihn, daß er ſich diesmal ſo ſehr vergreifen mußte, und hoffen wir ſo glücklich geweſen zu ſein, ihm die Urſache ſeines Mißgriffs zu verdeutlichen.

Arnold Ruge.

---

apologetiſche Theologie in unſern Tagen noch ein Publicum außer der Theologie hat. Es verſteht ſich, daß auch in dieſem beſſern Genre der Widerſpruch des Princips, wie wir ihn oben beleuchtet haben, zum Grunde liegt. So lange die Bildung der Herren Tweſten, Trendelnburg und Ranke, die ſich in dieſen Verſuchen theils mittelbar, theils unmittelbar ausſpricht, nicht überſchritten wird, läßt ſich keine Löſung dieſes Zwieſpalts und überhaupt keine Stellung erreichen, die eine andere principielle Bedeutung hätte, als die der Principloſigkeit.

4.

Ein Briefwechſel von 1843.

M. an R.

Auf der Treckſchuit nach D. im März 1843.

Ich reiſe jetzt in Holland. So viel ich aus den hieſigen und franzöſiſchen Zeitungen ſehe, iſt Deutſchland tief in den Dreck hineingeritten und wird es noch immer mehr. Ich verſichere Sie, wenn man auch nichts weniger als Nationalſtolz fühlt, ſo fühlt man doch Nationalſcham ſogar in Holland. Der kleinſte Holländer iſt noch ein Staatsbürger gegen den größten Deutſchen. Und die Urtheile der Ausländer über die .... ſche Regierung! Es herrſcht eine erſchreckende Uebereinſtimmung, niemand täuſcht ſich mehr über dies Syſtem und ſeine einfache Natur. Etwas hat alſo doch die neue Schule genützt. Der Prunkmantel des Liberalismus iſt gefallen und der entſchiedenſte Despotismus ſteht in ſeiner ganzen Nacktheit vor aller Welt Augen.

Das iſt auch eine Offenbarung, wenn gleich eine umgekehrte. Es iſt eine Wahrheit, die uns zum wenigſten die Hohlheit unſers Patriotismus, die Unnatur unſers Staatsweſens kennen und unſer Angeſicht verhüllen lehrt. Sie ſehen mich lächelnd an und fragen, was iſt damit gewonnen? Aus Scham macht man keine Revolution. Ich antworte: die Scham iſt ſchon eine Revolution; ſie iſt wirklich der Sieg der franzöſiſchen Revolution über den deutſchen Patriotismus, durch den ſie 1813 beſiegt wurde. Scham iſt eine Art Zorn, der in ſich gekehrt. Und wenn eine ganze Nation ſich wirklich ſchämte, ſo wäre ſie der Löwe, der ſich zum Sprunge in ſich zurückzieht. Ich gebe zu, ſogar die Scham iſt in Deutſchland noch nicht vorhanden; im Gegentheil, dieſe Elenden ſind noch Patrioten. Welches Syſtem ſollte ihnen aber den Patriotismus austreiben, wenn nicht dieſe poſthume Don Quixotiade? Die Komödie des Despotismus, die mit uns aufgeführt wird, iſt ihm jetzt eben ſo gefährlich, als es einſt den Stuarts und Bourbonen die Tragödie war. Und ſelbſt, wenn man dieſe Komödie lange Zeit nicht für das halten ſollte, was ſie iſt, ſo wäre ſie doch ſchon eine Revolution. Der Staat iſt ein zu ernſtes Ding, um zu einem Poſſenſpiel gemacht zu werden. Man könnte vielleicht ein Schiff voll Narren eine gute Weile vor dem Winde treiben laſſen; aber ſeinem Schickſal triebe es entgegen eben darum, weil die Narren dies nicht glaubten. Dieſes Schickſal iſt die Revolution, die uns bevorſteht.

R. an M.

Berlin, im März 1843.

„Es iſt ein hartes Wort und dennoch ſag' ich's, „weil es Wahrheit iſt: ich kann kein Volk mir denken, „das zerriſſener wäre, als die Deutſchen. Handwerker „ſiehſt Du, aber keine Menſchen, Denker, aber keine „Menſchen, Herren und Knechte, Jungen und geſetzte

„Leute, aber keine Menſchen. — Iſt das nicht ein „Schlachtfeld, wo Hände und Arme und alle Glieder „zerſtückelt unter einander liegen, indeß das vergoſſene „Lebensblut im Sande zerrinnt?“ Hölderlin im Hyperion. — Dies das Motto meiner Stimmung und leider iſt ſie nicht neu; derſelbe Gegenſtand wirkt von Zeit zu Zeit ähnlich auf die Menſchen. Ihr Brief iſt eine Illuſion. Ihr Muth entmuthigt mich nur noch mehr.

Wir werden eine politiſche Revolution erleben? wir, die Zeitgenoſſen dieſer Deutſchen? Mein Freund, Sie glauben, was Sie wünſchen. O, ich kenne das! Es iſt ſehr ſüß zu hoffen und ſehr bitter, alle Täuſchungen abzuthun. Es gehört mehr Muth zur Verzweiflung, als zur Hoffnung. Aber es iſt der Muth der Vernunft, und wir ſind auf dem Punkte angekommen, wo wir uns nicht mehr täuſchen dürfen. Was erleben wir in dieſem Augenblick? Eine zweite Auflage der Karlsbader Beſchlüſſe, eine durch das Weglaſſen der verſprochenen Preßfreiheit vermehrte und durch das Verſprechen der Cenſur verbeſſerte, — ein zweites Mißlingen der politiſchen Freiheitsverſuche, und diesmal ohne Leipzig und Belleallianee, ohne Anſtrengungen, von denen auszuruhn wir Urſache hätten. Jetzt ruhen wir aus vom Ausruhn; und zur Ruhe bringt uns die einfache Wiederholung der alten despotiſchen Maxime, das Abſchreiben ihrer Urkunden. Wir fallen aus einer Schmach in die andere. Ich habe vollkommen daſſelbe Gefühl des Drucks und der Entwürdigung, wie zur Zeit der Napoleoniſchen Eroberung, wenn Rußland der deutſchen Preſſe eine ſtrengere Cenſur verordnet; und wenn Sie darin einen Troſt finden, daß wir jetzt dieſelbe Offenherzigkeit, wie damals genießen, ſo tröſtet mich das durchaus nicht. Als Napoleon in Erfurt zu den deutſchen Gratulanten, die ihn mit notre prince anredeten, ſagte: je ne suis pas votre prince, je suis votre maitre; wurde er mit rauſchendem Beifall aufgenomen. Und hätte ihm der ruſſiſche Schnee nicht darauf geantwortet, die deutſche Entrüſtung ſchliefe noch heute. Sagen Sie mir nicht, dieſes unverſchämte Wort ſei blutig gerächt worden, reden Sie mir nicht ein, die zufällige Rache wäre nothwendig erfolgt, alle Völker ſeien abgefallen von dem nackten und bloßen Despotismus, ſobald er ſich ganz enthüllt hätte. Ich will ein Volk ſehen, das ohne alle anderen Völker ſeine Schmach fühlt; ich nenne Revolution die Umkehr aller Herzen und die Erhebung aller Hände für die Ehre des freien Menſchen, für den freien Staat, der keinem Herrn gehört, ſondern das öffentliche Weſen ſelbſt iſt, das nur ſich angehört. So weit bringen es die Deutſchen nie. Sie ſind längſt hiſtoriſch zu Grunde gegangen. Daß ſie überall mit zu Felde gelegen, beweiſt nichts. Es wird den eroberten und beherrſchten Völkern nicht erſpart, ſich zu ſchlagen, aber ſie ſind nur Gladiatoren, die ſich für einen fremden Zweck ſchlagen und, wenn ihre Herren den Daumen niederdrücken, ſich erwürgen. „Seht, wie das Volk ſich für uns ſchlägt!“ ſagte 1813 der König von Preußen. Deutſchland iſt nicht der überlebende Erbe, ſondern die anzutretende Erbſchaft. Die Deutſchen zählen nie nach kämpfenden Parteien, ſondern immer nur nach der Seelenzahl, die dort zu verkaufen iſt.

Sie ſagen, die liberale Partei iſt entlarvt. Es iſt wahr, es iſt ſogar noch mehr geſchehn. Die Menſchen fühlen ſich verſtimmt und beleidigt, man hört Freunde und Bekannte unter einander räſonniren, überall redet man hier von dem Schickſal der Stuarts und wer ſich fürchtet, unvorſichtige Worte zu ſagen, der ſchüttelt wenigſtens den Kopf, um anzuzeigen, daß eine gewiſſe Bewegung in ihm vorgehe. Aber alles redet und redet nur: iſt auch nur Einer da, der ſeinem Unwillen zutraute, daß er allgemein ſei? Iſt ein Einziger ſo thörigt, unſre Spießbürger und ihre unvergängliche Schaafsgeduld zu verkennen? — Fünfzig Jahre nach der franzöſiſchen Revolution und die Erneuerung aller Unverſchämtheiten des alten Despotismus, das haben wir erlebt. Sagen Sie nicht, das neunzehnte Jahrhundert erträgt ihn nicht. Die Deutſchen haben dies Problem gelöſt. Sie ertragen ihn nicht nur, ſie ertragen ihn mit Patriotismus, und wir, die wir darüber erröthen, grade wir wiſſen, daß ſie ihn verdienen. Wer hätte nicht gedacht, dieſer ſchneidende Rückfall vom Reden ins Schweigen, vom Hoffen in die Hoffnungsloſigkeit, von einem menſchenähnlichen in einen völlig ſklaviſchen Zuſtand würde alle Lebensgeiſter aufregen, jedem das Blut zum Herzen treiben und einen allgemeinen Schrei der Entrüſtung hervorrufen! Der Deutſche hatte nichts, als die Geiſtesfreiheit, die der Menſch, der einem andern leibeigen iſt, immer noch haben kann, und auch dieſe iſt ihm nun entriſſen; die deutſchen Philoſophen waren ſchon früher Diener der Menſchen, ſie redeten und ſchwiegen auf Befehl, Kant hat uns die Dokumente mitgetheilt; aber man duldete die Kühnheit, daß ſie in abſtracto den Menſchen für frei erklärten. Jetzt iſt auch dieſe Freiheit, die ſogenannte wiſſenſchaftliche oder die principielle, die ſich beſcheidet, nicht realiſirt zu werden, aufgehoben und es haben ſich Leute genug gefunden, die Taſſo's Glauben predigen:

Glaubt nicht, daß mir
Der Freiheit wilder Trieb den Buſen blähe.
Der Menſch iſt nicht geboren frei zu ſein.
Und für den Edlen iſt kein ſchöner Glück,
Als einem Fürſten, den er ehrt, zu dienen.

Wollten wir einwenden: und wenn er ihn nicht ehrt? ſo wiederholen ſie: frei zu ſein, iſt er nicht geboren. Es handelt ſich um ſeinen Begriff, nicht um ſein Glück. Ja, Taſſo hat recht, ein Menſch der einem Menſchen dient, und den man einen Sklaven nennt, kann ſich glücklich fühlen, er kann ſich ſogar adelig fühlen, die Geſchichte und die Türkei beweiſen es. Zugegeben alſo, daß nicht Menſch und freies Weſen, ſondern Menſch und Diener ein Begriff iſt, ſo iſt die alte Welt gerechtfertigt.

Gegen das Factum, daß die Menſchen zum Dienen geboren und ein Beſitzthum ihrer angebornen Herren ſeien, hatten die Deutſchen 25 Jahre nach der Revolution nichts einzuwenden. Im deutſchen Bunde ſind die deutſchen Fürſten zuſammengetreten, um ihren Privatbeſitz von Land und Leuten wieder herzuſtellen und die „Menſchenrechte" wieder abzuſchaffen. Das war antifranzöſiſch, man jauchzte ihnen zu. Nun kommt die Theorie dieſes Factums hinterher und warum ſollte Deutſchland ſie nicht ohne Unwillen anhören! Warum ſich nicht über ſein Schickſal mit dem Gedanken tröſten, es muß ſo ſein, „der Menſch iſt nicht geboren, frei zu ſein?"

Und ſo iſt es, dies Geſchlecht iſt wirklich nicht geboren frei zu ſein. Dreißig Jahre, politiſch verödet und unter einem ſo entwürdigenden Druck, daß ſelbſt die Gedanken uud die Gefühle der Menſchen von der geheimen Polizei der Cenſur beaufſichtigt und geregelt wurden, haben Deutſchland politiſch nichtiger hinterlaſſen, als es je geweſen. Sie ſagen, das Narrenſchiff, welches ein Spiel von Wind und Wellen iſt, wird ſeinem Schickſal nicht entgehn und dieſes Schickſal iſt die Revolution. Aber Sie ſetzen nicht hinzu, dieſe Revolution iſt die Geneſung der Narren, im Gegentheil, ihr Bild führt nur auf den Gedanken des Unterganges. Aber ich gebe Ihnen auch den Untergang nicht zu, der noch erſt zu erwarten wäre. Phyſiſch geht dies brauchbare Volk nicht unter, und geiſtig oder mit ſeiner Exiſtenz als freies Volk iſt es längſt am Ende.

Wenn ich Deutſchland nach ſeiner bisherigen und gegenwärtigen Geſchichte beurtheile; ſo werden Sie mir nicht einwerfen ſeine ganze Geſchichte ſei verfälſcht und ſeine ganze jetzige Oeffentlichkeit ſtelle nicht den eigentlichen Zuſtand des Volkes dar. Leſen Sie die Zeitungen, welche Sie wollen, überzeugen Sie ſich, daß man nicht aufhört — und Sie werden zugeben, daß die Cenſur niemanden hindert aufzuhören, — die Freiheit und das Nationalglück zu preiſen, welches wir beſitzen; uud dann ſagen Sie einem Engländer, einem Franzoſen oder auch nur einem Holländer, daß dies nicht unſre Sache und unſer Character wäre.

Der deutſche Geiſt, ſo weit er zum Vorſchein kommt, iſt niederträchtig, und ich trage kein Bedenken zu behaupten, wenn er nicht anders zum Vorſchein kommt, ſo iſt dies lediglich die Schuld ſeiner niederträchtigen Natur. Oder wollen Sie ſeine Privatexiſtenz, ſeine ſtillen Verdienſte, ſeine ungedruckten Tiſchgeſpräche, ſeine Fauſt in der Taſche ſo hoch anſchlagen, daß ihm die Schmach ſeiner gegenwärtigen Erſcheinung durch die Ehre ſeiner Zukunft noch einmal abgewaſchen werden könnte? O, dieſe deutſche Zukunft! Wo iſt ihr Same geſät? Etwa in der ſchmachvollen Geſchichte, die wir bisher durchlebt? Oder in der Verzweiflung derer, die von Freiheit und geſchichtlichen Ehren einen Begriff haben? Oder gar in dem Hohn, den fremde Völker über uns ausſchütten und grade dann aufs empfindlichſte uns zu fühlen geben, wenn ſie es am beſten mit uns meinen? Denn den Grad politiſcher Fühlloſigkeit und Verkommenheit, zu dem wir wirklich herabgeſunken ſind, können jene ſich gar nicht vorſtellen. Leſen Sie nur die Times- über die Unterdrückung der Preſſe in Preußen. Leſen Sie, wie freie Männer reden, leſen Sie, wie viel Selbſtgefühl ſie uns noch zutrauen, uns, die wir gar keins beſitzen, und bedauern Sie Preußen, bedauern Sie Deutſchland. Ich weiß, daß ich dazu gehöre; glauben Sie nicht, daß ich mich der allgemeinen Schmach entziehn will. Werfen Sie mir vor, daß ich es nicht beſſer mache, als die andern, fordern Sie mich auf, mit dem neuen Princip eine neue Zeit heraufzuführen und ein Schriftſteller zu ſein, dem ein freies Jahrhundert folgt, ſagen Sie mir jede Bitterkeit, ich bin darauf gefaßt. Unſer Volk hat keine Zukunft, was liegt an unſerm Ruf?

M. an R.

Köln, im Mai 1843.

Ihr Brief, mein theurer Freund, iſt eine gute Elegie, ein athemverſetzender Grabgeſang; aber politiſch iſt er ganz und gar nicht. Kein Volk verzweifelt; und ſollt' es auch lange Zeit nur aus Dummheit hoffen, ſo erfüllt es ſich doch nach vielen Jahren einmal aus plötzlicher Klugheit alle ſeine frommen Wünſche.

Doch, Sie haben mich angeſteckt. Ihr Thema iſt noch nicht erſchöpft, ich will das Finale hinzufügen, und wenn Alles zu Ende iſt, dann reichen Sie mir die Hand, damit wir von vorne wieder anfangen. Laßt die Todten ihre Todten begraben und beklagen. Dagegen iſt es beneidenswerth, die erſten zu ſein, die lebendig ins neue Leben eingehen; dies ſoll unſer Loos ſein.

Es iſt wahr, die alte Welt gehört dem Philiſter. Aber wir dürfen ihn nicht wie einen Popanz behandeln, von dem man ſich ängſtlich wegwendet. Wir müſſen ihn vielmehr genau ins Auge faſſen. Es lohnt ſich, dieſen Herrn der Welt zu ſtudiren.

Herr der Welt iſt er freilich nur, indem er ſie, wie die Würmer einen Leichnam, mit ſeiner Geſellſchaft ausfüllt. Die Geſellſchaft dieſer Herren braucht darum nichts weiter als eine Anzahl Sklaven und die Eigenthümer der Sklaven brauchen nicht frei zu ſein. Wenn ſie wegen ihres Eigenthums an Land und Leuten Herren im eminenten Sinne genannt werden, ſind ſie darum nicht weniger Philiſter, als ihre Leute.

Menſchen, das wären geiſtige Weſen, freie Männer Republikaner. Beides wollen die Spießbürger nicht ſein. Was bleibt ihnen übrig zu ſein und zu wollen?

Was ſie wollen, leben und ſich fortpflanzen (und weiter, ſagt Göthe, bringt es doch keiner), das will auch das Thier, höchſtens würde ein deutſcher Politiker noch hinzuzuſetzen haben, der Menſch *wiſſe* aber, daß er es wolle, und der Deutſche ſei ſo beſonnen, nichts weiter zu wollen.

Das Selbſtgefühl des Menſchen, die Freiheit, wäre in der Bruſt dieſer Menſchen erſt wieder zu erwecken. Nur dies Gefühl, welches mit den Griechen aus der Welt und mit dem Chriſtenthum in den blauen Dunſt des Himmels verſchwindet, kann aus der Geſellſchaft wieder eine Gemeinſchaft der Menſchen für ihre höchſten Zwecke, einen demokratiſchen Staat machen.

Die Menſchen dagegen, welche ſich nicht als Menſchen fühlen, wachſen ihren Herren zu, wie eine Zucht von Sklaven oder Pferden. Die angeſtammten Herren ſind der Zweck dieſer ganzen Geſellſchaft. Dieſe Welt gehört ihnen. Sie nehmen ſie, wie ſie iſt und ſich fühlt. Sie nehmen ſich ſelbſt, wie ſie ſich vorfinden; und ſtellen ſich hin, wo ihre Füße gewachſen ſind, auf die Nacken dieſer politiſchen Thiere, die keine andere Beſtimmung kennen, als ihnen „unterthan, hold und gewärtig“ zu ſein.

Die Philiſterwelt iſt *die politiſche Thierwelt*, und wenn wir ihre Exiſtenz anerkennen müſſen, ſo bleibt uns nichts übrig, als dem status quo einfacher Weiſe recht zu geben. Barbariſche Jahrhunderte haben ihn erzeugt und ausgebildet, und nun ſteht er da als ein conſequentes Syſtem, deſſen Princip die *entmenſchte Welt* iſt. Die vollkommenſte Philiſterwelt, unſer Deutſchland, mußte alſo natürlich weit hinter der franzöſiſchen Revolution, die den Menſchen wieder herſtellte, zurückbleiben; und der deutſche Ariſtoteles, der ſeine Politik aus unſern Zuſtänden abnehmen wollte, würde an ihre Spitze ſchreiben: „der Menſch iſt ein geſelliges, jedoch völlig unpolitiſches Thier,“ den Staat aber könnte er nicht richtiger erklären, als dies Herr Zöpfl, der Verfaſſer des „konſtitutionellen Staatsrechts in Deutſchland“, bereits gethan hat. Er iſt nach ihm ein „Verein von Familien", welcher, fahren wir fort, einer allerhöchſten Familie, die man Dynaſtie nennt, erb- und eigenthümlich zugehört. Je fruchtbarer die Familien ſich zeigen, deſto größer der Staat, deſto mächtiger die Dynaſtie, weßwegen denn auch in dem normaldynaſtiſchen Preußen auf den ſiebenten Jungen eine Prämie geſetzt iſt.

Die Deutſchen ſind ſo beſonnene Realiſten, daß alle ihre Wünſche und ihre hochfliegendſten Gedanken nicht über das kahle Leben hinausreichen. Und dieſe Wirklichkeit, nichts weiter, acceptiren die, welche ſie Despotiſiren. Auch dieſe Leute ſind Realiſten, ſie ſind meiſt ſehr weit von allem Denken und von aller politiſchen Größe entfernt, gewöhnliche Offiziere und Landjunker, aber ſie irren ſich nicht, ſie haben Recht, ſie, ſo wie ſie ſind, reichen vollkommen aus, dieſes Thierreich zu benutzen und zu beherrſchen, denn Herrſchaft und Benutzung iſt Ein Begriff, hier wie überall. Und wenn ſie ſich huldigen laſſen und über die wimmelnden Köpfe dieſer hirnloſen Weſen hinſehen, was liegt ihnen näher, als der Gedanke Napoleons an der Bereſina? Man ſagt ihm nach, er habe hinuntergewieſen auf das Gewimmel der Ertrinkenden und ſeinem Begleiter zugerufen: Voyez ces crapauds! Dieſe Nachrede iſt wahrſcheinlich eine Lüge, aber wahr iſt ſie nichts deſto weniger. Der einzige Gedanke des Despotismus iſt die Menſchenverachtung, der entmenſchte Menſch, und dieſer Gedanke hat vor vielen andern den Vorzug, zugleich Thatſache zu ſein. Der Despot ſieht die Menſchen immer entwürdigt. Sie erſaufen vor ſeinen Augen und für ihn im Schlamm des gemeinen Lebens, aus dem ſie auch, gleich den Fröſchen, immer wieder hervorgehen. Drängt ſich nun ſelbſt Menſchen, die großer Zwecke fähig waren, wie Napoleon vor ſeiner Dynaſtietollheit, dieſe Anſicht auf, wie ſollte ein ganz gewöhnlicher König in einer ſolchen Realität Idealiſt ſein?

Das Princip der abſoluten Monarchie iſt der verächtliche, der entmenſchte Menſch; und Montesquieu hat ſehr unrecht, die Ehre dafür auszugeben. Er hilft ſich mit der Unterſcheidung von Monarchie, Despotie und Tyrannei. Aber das ſind Namen Eines Begriffs, höchſtens eine Sittenverſchiedenheit bei demſelben Princip. Wo das rein monarchiſche Princip in der Majorität iſt, da ſind die Menſchen in der Minorität, wo es nicht bezweifelt wird, da gibt es keine Menſchen. Warum ſoll nun ein Mann, der abſoluter König iſt und keine Proben davon hat, daß er problematiſch wäre, nicht lediglich ſeiner Laune folgen? Und wenn er es thut, was kommt dabei heraus? Widerſprechende Abſichten? Gut, ſo wird nichts daraus. Ohnmächtige Tendenzen? Sie ſind immer noch die einzige politiſche Wirklichkeit in einem ſolchen Staat. Blamagen und Verlegenheiten? Es giebt nur Eine Verlegenheit, das Herunterſteigen vom Thron. So lange die Laune an ihrem Platze bleibt, hat ſie Recht. Sie mag dort ſo unbeſtändig, ſo verächtlich ſein, wie ſie will; ſie iſt immer noch gut genug, ein Volk zu regieren, welches nie ein anderes Geſetz gekannt hat, als die Willkür ſeiner Könige. Ich ſage nicht, ein kopfloſes Syſtem und der Verluſt der Achtung im Innern und nach Außen werde ohne Folgen bleiben, ich nehme die Aſſecuranz eines ſolchen Staatsſchiffes nicht auf mich; aber ich behaupte, ſein Steuermann wird ſo lange ein Mann ſeiner Zeit ſein, als die verkehrte Welt die wirkliche iſt.

Faſſen wir Preußen und ſeine letzte Bewegung ins Auge. Hier iſt die Geſchichte das Leben des Königs. Der jetzige König rechtfertigte ſchon bei der Huldigung in Königsberg meine Vermuthung, daß nun die Frage rein perſönlich werden würde. Er erklärte ſein Herz und ſein Gemüth für das künftige Staatsgrundgeſetz der Domäne Preußen, ſeines Staates; und in der That, der König iſt in Preußen das Syſtem. Er iſt die einzige politiſche Perſon. Seine Perſönlichkeit beſtimmt das Syſtem ſo oder ſo. Was er thut, oder was man ihn thun läßt, was er denkt, oder was man ihm in den Mund legt, das iſt es, was in Preußen der Staat denkt oder thut. Es iſt alſo wirklich ein Verdienſt, daß der jetzige König dies ſo unumwunden erklärt hat.

Nur darin irrte man ſich eine Zeit lang, daß man es für erheblich hielt, welche Wünſche und Gedanken der König nun zum Vorſchein brächte. Dies konnte in der Sache nichts ändern. Der Philiſter iſt das Material der Domäne und ihr Herr immer nur der König der Philiſter; er kann weder ſich noch ſeine Leute zu freien wirklichen Menſchen machen, wenn beide Theile bleiben was ſie ſind.

Der König von Preußen hat es verſucht, mit einer Theorie, die wirklich ſein Vater ſo nicht hatte, das Syſtem zu ändern. Das Schickſal dieſes Verſuches iſt bekannt. Er iſt vollkommen geſcheitert. Ganz natürlich. Iſt man einmal bei der politiſchen Thierwelt angelangt, ſo gibt es keine weitere Reaktion, als bis zu ihr, und kein anderes Vordringen, als das Verlaſſen ihrer Baſis und den Uebergang zur Menſchenwelt der Demokratie*).

---

*) Das Jahr 1847 hat die Betheiligung des Volks und die Verwandlung der Philiſter in Politiker zum Vorſchein gebracht.

Der alte König wollte nichts Extravagantes. Er wußte, daß der Dienerſtaat und ſein Beſitz nur der proſaiſchen, ruhigen Exiſtenz bedurfte. Der junge König war munterer und aufgeweckter, von der Allmacht des Monarchen, der nur durch ſein Herz und ſeinen Verſtand beſchränkt iſt, dachte er viel größer. Der alte verknöcherte Diener- und Sklavenſtaat widerte ihn an; er wollte ihn lebendig machen und ganz und gar mit ſeinen Wünſchen, Gefühlen und Gedanken durchdringen; und er konnte das verlangen, er in *ſeinem* Staate, wenn es nur gelingen wollte. Daher ſeine liberalen Reden und Herzensergießungen. Nicht das todte Geſetz, das volle lebendige Herz des Königs ſollte alle ſeine Unterthanen regieren. Er wollte alle Herzen und Geiſter für ſeine Herzenswünſche und langgenährten Pläne in Bewegung ſetzen. Eine Bewegung iſt erfolgt; aber die übrigen Herzen ſchlugen nicht wie das ſeinige, und die Beherrſchten konnten den Mund nicht aufthun, ohne von der Aufhebung der alten Herrſchaft zu reden. Die Idealiſten, welche die Unverſchämtheit haben, den Menſchen zum Menſchen machen zu wollen, ergriffen das Wort, und während der König altdeutſch dachte, meinten ſie neudeutſch philoſophiren zu dürfen. Allerdings war dies unerhört in Preußen. Einen Augenblick ſchien die alte Ordnung der Dinge auf den Kopf geſtellt zu ſein, ja, die Dinge fingen an, ſich in Menſchen zu verwandeln, es gab ſogar namhafte Menſchen, obgleich die Namensnennung auf den Landtagen nicht erlaubt war; aber die Diener des alten Despotismus machten dieſem undeutſchen Treiben bald ein Ende. Es war nicht ſchwer, die Wünſche des Königs, der für eine große Vergangenheit ſchwärmt, mit den Abſichten der Idealiſten, welche lediglich die Folgen der franzöſiſchen Revolution, alſo zuletzt doch immer eine Ordnung der freien Menſchheit ſtatt der Ordnung der mittelalterlichen Gebundenheit wollen, in fühlbaren Conflikt zu bringen. Als dieſer Conflikt ſchneidend und unbequem genug geworden und der Zorn des Königs hinlänglich aufgeregt war, da traten die Diener zu ihm, die früher den Gang der Dinge ſo leicht geleitet hatten und erklärten: der König thäte nicht wohl, ſeine Unterthanen zu unnützen Reden zu verleiten, ſie würden das Geſchlecht der redenden Menſchen nicht regieren können. Auch der Herr aller Hinterruſſen war über die Bewegung in den Köpfen der Vorderruſſen unruhig geworden und verlangte Wiederherſtellung des alten ruhigen Zuſtandes. Und es erfolgte eine neue Auflage der alten Aechtung aller Wünſche und Gedanken der Menſchen über menſchliche Rechte und Pflichten, d. h. die Rückkehr zu dem alten verknöcherten Dienerſtaat, in welchem der Sklave ſchweigend dient und der Beſitzer des Landes und der Leute lediglich durch eine wohlgezogene, ſtillfolgſame Dienerſchaft möglichſt ſchweigſam herrſcht. Beide können, was ſie wollen, nicht ſagen, weder die einen daß ſie Menſchen werden wollen, noch der andere, daß er keine Menſchen in ſeinem Lande brauchen könne. Schweigen iſt daher das einzige Auskunftsmittel. Muta pecora, prona et ventri obedientia.

Dies iſt der verunglückte Verſuch, den Philiſterſtaat auf ſeiner eignen Baſis aufzuheben: er iſt dazu ausgeſchlagen, daß er die Nothwendigkeit der polizeilichen Brutalität und die Unmöglichkeit der Humanität für den Despotismus aller Welt anſchaulich gemacht hat.

Und hier bin ich nun mit unſerer gemeinſamen Aufgabe, den Philiſter und ſeinen Staat ins Auge zu faſſen, fertig. Sie werden nicht ſagen, ich hielte die Gegenwart zu hoch, und wenn ich dennoch nicht an ihr verzweifle, ſo iſt es nur ihre eigene verzweifelte Lage, die mich mit Hoffnung erfüllt. Ich rede nicht von der Unfähigkeit der Herren und von der Indolenz der Diener und Unterthanen, die alles gehn laſſen, wie es Gott gefällt; und doch reichte beides zuſammen ſchon hin, um eine Kataſtrophe herbeizuführen. Ich mache Sie nur darauf aufmerkſam, daß die Feinde des Philiſterthums, mit einem Wort alle denkenden und alle leidenden Menſchen zu einer Verſtändigung gelangt ſind, wozu ihnen früher durchaus die Mittel fehlten, und daß ſelbſt das paſſive Fortpflanzungsſyſtem der alten Unterthanen jeden Tag Rekruten für den Dienſt der neuen Menſchheit wirbt. Das Syſtem des Erwerbs und Handels, des Beſitzes und der Ausbeutung der Menſchen führt aber noch viel ſchneller, als die Vermehrung der Bevölkerung zu einem Bruch innerhalb der jetzigen Geſellſchaft, den das alte Syſtem nicht zu heilen vermag, weil es überhaupt nicht heilt und ſchafft, ſondern nur exiſtirt und genießt. Die Exiſtenz der leidenden Menſchheit, die denkt, und der denkenden Menſchheit, die unterdrückt wird, muß aber nothwendig für die paſſive und gedankenlos genießende Philiſterwelt ungenießbar und unverdaulich werden.

Von unſerer Seite muß die alte Welt vollkommen ans Tageslicht gezogen und die neue poſitiv ausgebildet werden. Je länger die Ereigniſſe der denkenden Menſchheit Zeit laſſen, ſich zu beſinnen und der leidenden, ſich zu ſammeln, um ſo vollendeter wird das Produkt in die Welt treten, welches die Gegenwart in ihrem Schooße trägt.

B. an R.

Petersinſel im Bielerſee, Mai 1843.

Ihren Brief aus Berlin hat mir unſer Freund M. mitgetheilt. Sie ſcheinen über Deutſchland unmuthig geworden zu ſein. Sie ſehen nur die Familie und den Philiſter, der in ihre engen vier Pfähle mit all ſeinen Gedanken und Wünſchen eingepfercht iſt, und wollen an den Frühling nicht glauben, der ihn hervorlocken wird. Lieber Freund, verlieren Sie nur den Glauben nicht, nur Sie nicht. Bedenken Sie, ich, der Ruſſe, der Barbar, geb' ihn nicht auf, ich gebe Deutſchland nicht auf; und Sie, der Sie mitten in ſeiner Bewegung ſtehn, Sie, der Sie die Anfänge derſelben erlebt haben, und von ihrem Aufſchwunge überraſcht wurden, Sie wollen jetzt dieſelben Gedanken zur Ohnmacht verurtheilen, denen Sie früher, als ihre Macht noch nicht erprobt war, alles zutrauten? O, ich geb' es zu, es iſt noch weit hin, bis das deutſche 1789 tagt! wann wären die Deutſchen nicht um Jahrhunderte zurück geweſen? Aber es iſt darum jetzt nicht die Zeit die Hände in den Schooß zu legen und feig zu verzweifeln. Wenn Männer, wie Sie, nicht mehr an Deutſchlands Zukunft glauben, nicht mehr an ihr arbeiten wollen, wer wird dann glauben, wer handeln? Ich ſchreibe dieſen Brief auf der Rouſſeau-Inſel im Bielerſee. Sie wiſſen, ich lebe nicht von Phantaſieen und Phraſen; aber es zuckt mir durch Mark und Bein bei dem Gedanken, daß ich grade heute, wo ich Ihnen und über einen ſolchen Gegenſtand ſchreibe, an dieſen Ort geführt bin. O, es iſt gewiß, mein Glaube an den Sieg der Menſchheit über Pfaffen und Tyrannen iſt derſelbe Glaube, den der große Verbannte in ſo viel Millionen Herzen goß, den er auch hieher mit ſich genommen. Rouſſeau und Voltaire, dieſe Unſterblichen, werden wieder jung; in den begabteſten Köpfen der deutſchen Nation feiern ſie ihre Auferſtehung; eine große Begeiſterung für den Humanismus und für den Staat, deſſen Princip nun endlich wirklich der Menſch iſt, ein glühender Haß gegen die Prieſter und ihre freche Beſchmutzung alles Menſchlichgroßen und Wahren durchdringt wieder die Welt. Die Philoſophie wird noch einmal die Rolle ſpielen, die ſie in Frankreich ſo glorreich durchgeführt; und es beweiſt nichts gegen ſie, daß ihre Macht und Furchtbarkeit den Gegnern früher klar geworden iſt, als ihr ſelber. Sie iſt naiv und erwartet zuerſt keinen Kampf und keine Verfolgung, denn ſie nimmt alle Menſchen als vernünftige Weſen und wendet ſich an ihre Vernunft, als wäre dieſe ihr unumſchränkter Gebieter. Es iſt ganz in der Ordnung, daß unſere Gegner, welche die Stirn haben zu erklären, wir ſind unvernünftig und wollen es bleiben, den praktiſchen Kampf, den Widerſtand gegen die Vernunft durch unvernünftige Maßregeln eröffnen. Dieſer Zuſtand beweiſt nur die Uebermacht der Philoſophie, dies Geſchrei gegen ſie iſt ſchon der Sieg. Voltaire ſagt einmal: Vous, petits hommes, revêtus d'un petit emploi, qui vous donne une petite autorité dans un petit pays, vous criez contre la philosophie? Wir leben für Deutſchland in dem Zeitalter Rouſſeau's und Voltaire's und „diejenigen unter uns, welche jung genug ſind, um die Früchte unſerer Arbeit zu erleben, werden eine große Revolution und eine Zeit ſehen, in der es der Mühe lohnt geboren zu ſein.“ Wir dürfen auch dieſe Worte Voltaire's wiederhohlen ohne zu befürchten, daß ſie das zweite Mal weniger, als das erſte durch die Geſchichte beſtätigt würden.

Jetzt ſind die Franzoſen noch unſere Lehrer. Sie haben in politiſcher Hinſicht einen Vorſprung von Jahrhunderten. Und was folgt alles daraus! Dieſe gewaltige Litteratur, dieſe lebendige Poeſie, dieſe menſchenbildende Kunſt, dieſe Durchbildung und Vergeiſtigung des ganzen Volkes, lauter Verhältniſſe, die wir nur von ferne verſtehn! Wir müſſen nachholen, wir müſſen unſerm metaphyſiſchen Hochmuthe, der die Welt nicht warm macht, die Ruthe geben, wir müſſen lernen, wir müſſen Tag und Nacht arbeiten, um es dahin zu bringen, wie Menſchen mit Menſchen zu leben, zu reden, frei zu ſein und frei zu machen — wir müſſen — ich komme immer darauf zurück, unſere Zeit mit unſeren Gedanken in Beſitz nehmen. Dem Denker und Dichter iſt es vergönnt, die Zukunft vorweg zu nehmen und eine neue Welt der Freiheit und Schönheit mitten in den Wuſt des Untergangs und des Moders, der uns umgiebt, hineinzubauen.

Und Angeſichts alles deſſen, eingeweiht in das Geheimniß der ewigen Mächte, welche die Zeit aus ihrem Schooße neu gebären, wollen Sie verzweifeln? Verzweifeln Sie an Deutſchland, ſo verzweifeln Sie nicht nur an ſich ſelbſt, Sie geben die Macht der Wahrheit auf, der Sie ſich gewidmet. Wenig Menſchen ſind edel genug, ſich ganz und ohne Rückhalt dem Weben und Wirken der befreienden Wahrheit hinzugeben, wenige vermögen dieſe Bewegung des Herzens und des Kopfes ihren Zeitgenoſſen mitzutheilen; wem es aber einmal gelang der Mund der Freiheit zu werden und die Welt mit den Silbertönen ihrer Stimme zu feſſeln, der hat eine Bürgſchaft für den Sieg ſeiner Sache, die ein anderer nur durch eine gleiche Arbeit und ein gleiches Gelingen erreichen kann.

Nun geb' ich es zu, wir müſſen mit unſrer eignen Vergangenheit brechen. Wir ſind geſchlagen worden und wenn es auch nur die rohe Gewalt war, die der Bewegung des Denkens und Dichtens ein Hinderniß in den Weg warf, ſo wäre dieſe Rohheit ſelbſt unmöglich geweſen, wenn wir nicht ein abgeſondertes Leben im Himmel der gelehrten Philoſophie geführt, wenn wir das Volk auf unſerer Seite gehabt hätten. Wir haben ſeine Sache nicht vor ihm ſelbſt geführt. Anders die Franzoſen. Man würde ja auch ihre Befreier unterdrückt haben, wenn man es vermocht hätte. —

Ich weiß, Sie lieben die Franzoſen, Sie fühlen ihre Ueberlegenheit. Das iſt genug für einen ſtarken Willen in einer ſo großen Sache, um ihnen nachzueifern und ſie zu erreichen. Welch ein Gefühl! Welch' eine namenloſe Seligkeit, dieſes Streben und dieſe Macht! O, wie beneid' ich Sie um Ihre Arbeit, ja ſelbſt um Ihren Zorn, denn auch dieſer iſt das Gefühl aller Edlen in Ihrem Volk. Vermöcht' ich es nur mitzuwirken! Mein Blut und Leben für ſeine Befreiung! Glauben Sie mir, es wird ſich erheben und das Tageslicht der Menſchengeſchichte erreichen. Es wird nicht immer die Schmach der Germanen, die beſten Diener aller Tyrannei zu ſein, für ſeinen Stolz rechnen. Sie werfen ihm vor, es ſei nicht frei, es ſei nur ein Privatvolk. Sie ſagen nur was es iſt; wie wollen Sie damit beweiſen, was es ſein wird?

War es in Frankreich nicht ganz derſelbe Fall, und wie bald iſt ganz Frankreich ein öffentliches Weſen und ſeine Söhne politiſche Menſchen geworden. Wir dürfen die Sache des Volks, auch wenn es ſelbſt ſie verließe, nicht aufgeben. Sie fallen von uns ab, dieſe Philiſter, ſie verfolgen uns; deſto treuer werden ihre Kinder unſerer Sache ſich hingeben. Ihre Väter ſuchen die Freiheit zu morden, Sie werden für die Freiheit in den Tod gehn.

Und welch' einen Vorſprung haben wir vor den Männern des 18ten Jahrhunderts? Sie ſprachen aus einer öden Zeit heraus. Wir haben die ungeheuren Reſultate ihrer Ideen lebendig vor Augen, wir können practiſch mit ihnen in Berührung kommen. Gehn wir nach Frankreich, ſetzen wir den Fuß über den Rhein, und wir ſtehn mit Einem Schlage mitten in den neuen Elementen, die in Deutſchland noch gar nicht geboren ſind. Die Ausbreitung des politiſchen Denkens in alle Kreiſe der Geſellſchaft, die Energie des Denkens und Redens, die in den hervorſtechenden Köpfen nur darum zum Ausbruch kommt, weil die Wucht eines ganzen Volks in jedem ſchlagenden Worte empfunden wird — alles das können wir jetzt aus lebendiger Anſchauung kennen lernen. Eine Reiſe nach Frankreich und ſelbſt ein längerer Aufenthalt in Paris würde uns von dem größten Nutzen ſein.

Die deutſche Theorie hat dieſen Sturz aus allen ihren Himmeln, der ihr jetzt widerfährt, indem rohe Theolegen und dumme Landjunker ſie wie einen Jagdhund an den Ohren ſchütteln und ihrem Lauf die Wege weiſen, reichlich verdient. Gut für ſie, wenn dieſer Sturz ſie von ihrem Hochmuthe heilt. Es wird ganz auf ſie ankommen, ob ſie ſich nun aus ihrem Schickſale die Lehre ziehen will, daß ſie in einſamer dunkler Höhe verlaſſen und nur im Herzen des Volks geſichert iſt. Wer gewinnt das Volk, wir oder ihr? das rufen dieſe obſcuren Caſtraten den Philoſophen zu. O Schande über dieſe Thatſache! aber auch Heil und Ehre den Männern, die nun dennoch die Sache der Menſchheit ſiegreich hinausführen.

Hier erſt beginnt der Kampf, und ſo ſtark iſt unſre Sache, daß wir wenige zerſtreute Männer mit gebundenen Händen durch unſern bloßen Schlachtruf ihre Myriaden in Furcht und Schrecken ſetzen. Wohlan, es gilt! und eure Banden will ich löſen, ihr Germanen, die ihr Griechen werden wollt, ich der Scythe. Sendet mir eure Werke! Auf Rouſſeaus Inſel will ich ſie drucken und mit feurigen Lettern noch einmal an den Himmel der Geſchichte ſchreiben: Untergang den Perſern!

R. an B.

Dresden, im Juni 1845.

Erſt jetzt erhalt' ich Ihren Brief; aber ſein Inhalt veraltet nicht ſo ſchnell. Sie haben Recht. Wir Deutſche ſind wirklich noch ſo weit zurück, *daß wir nur erſt wieder eine menſchliche Litteratur hervorbringen müſſen*, um die Welt theoretiſch zu gewinnen, damit ſie nachher Gedanken hat, nach denen ſie handelt. Vielleicht können wir in Frankreich, vielleicht ſogar mit den Franzoſen eine gemeinſame Publication unternehmen. Ich will mit unſern Freunden darüber correſpondiren. Uebrigens haben Sie ſichs mit Unrecht ſo ſehr zu Herzen genommen, daß ich in Berlin verſtimmt war. Alle andern ſind deſto ſelbſtzufriedener; und ein einziger Wunſch, den ſich die herrſchende Frömmigkeit erfüllt, wiegt eine Welt voll Verſtimmung auf. Glauben Sie nicht, daß ich dieſe umfangreichen Wünſche verkenne. Das Chriſtenthum z. E. iſt doch ſo zu ſagen Alles. Nun iſt es wiederhergeſtellt, der Staat iſt chriſtlich, ein wahres Kloſter, der König iſt „ſehr chriſtlich" und die königlichen Beamten ſind „die allerchriſtlichſten." Ich geb' es zu, dieſe Leute ſind nur fromm, weil die Frömmigkeit unter dieſen Umſtänden die beſte Partie iſt. Aber für den Augenblick, wer ſollte nicht finden, daß es gut ſteht im Reiche Gottes? und ich hätte gewiß an der allgemeinen Herrlichkeit den heiterſten Antheil genommen, wenn ich nicht bedacht hätte, daß eine enttäuſchte Verſtimmung allemal beſſer iſt, als eine enttäuſchte Selbſtzufriedenheit. Sie werden ſagen, ich hätte den Eulenſpiegel, der im Voraus über den kommenden Berg verſtimmt war, mit Nutzen geleſen; die Berliner haben ihn auch geleſen, ſie leſen ihn immer, wenn ſie ihre Geſchichte leſen, aber ohne Nutzen: und ſo bleiben ſie denn dabei. ihre Eulenſpiegeleien wären gute Witze. Selbſt ihr Chriſtenthum intereſſirt ſie nur als ein guter Witz, als eine geniale Wendung. Es iſt pikant, ſich zu allen Verrücktheiten des Aberglaubens zu bekennen und dabei einen heilen Rock zu tragen; es iſt pikant jetzt ſich reden zu hören im Stil des heiligen römiſchen Reichs mit „Gruß und Handſchlag zuvor," oder in dieſer unheiligen Zeit mit dem Datum von irgend einem heiligen Tage zu unterzeichnen, und da es nicht möglich iſt, auch aus den heiligen Oertern, etwa von St. Johann im Lateran und vom Vatikan zu datiren, ſo iſt es wenigſtens pikant, die unheiligen Oerter, die Friedrich und Voltaire entweiht, durch heilige Stiftungsurkunden, die dort entſtehn, zu ſühnen.

Doch ich will nicht noch einmal die Gefahr laufen, unter Palmen zu wohnen, auch in der Phantaſie nicht. Lebewohl, Berlin! Ich lobe mir Dresden. Hier iſt Alles erreicht, hier wird Alles genoſſen, was Preußen mit der ganzen Anſtrengung ſeines offiziellen Witzes nicht wiedergewinnen kann. Die Stände, die Innungen, die alten Geſetze, die Geiſtlichkeit neben der Weltlichkeit, der katholiſche Prälat in der Kammer der Reichsräthe, die kurzen Hoſen und ſchwarzen Strümpfe auch der lutheriſchen Geiſtlichen, die Eheſcheidungen mit geiſtlichem Zuſpruch und die Macht des Conſiſtoriums bei ſolchen Gelegenheiten, die ſtrenge Sonntagsfeier und 16 Groſchen bis 5 Reichsthaler Strafe für jeden Sabbathſchänder, der grobe Arbeit verrichtet, ein Verein gegen die Thierquälerei aber keiner gegen die Schornſteinfegerei, keiner gegen die Verwahrloſung der Menſchen — doch nein, um nicht ungerecht zu ſein, ſo muß man ſich erinnern, daß ein ehrlicher Chriſt, der Ernſt mit dem Humanismus machte und die Kinderquälerei der Armen durch ein ſehr ingeniöſes Mittel theilweiſe abſchaffte, nicht an ſeiner Unfähigkeit, ſondern an der Vortrefflichkeit des bereits Beſtehenden geſcheitert iſt. Sachſen trägt alle Herrlichkeit der Vorzeit verjüngt in ſeinem Schoße; man ſtudirt es lange nicht genug, dieſes Eldorado der alten Juriſterei und Theologie, dieſes heilige römiſche Reich en miniature, deſſen verſchiedene Kreiſe, Städte und Corporationen noch einen Anflug der alten Unabhängigkeit bewahren und deſſen Univerſität Leipzig längſt unabhängig war von dem eiteln Lauf der geiſtigen Bildung in dem wüſten, weiten Deutſchland, geſchweige denn in Europa. Aber ich ſage nicht, daß die ſächſiſche Nation keine Fortſchritte macht. Ich will Ihnen eine Geſchichte erzählen. Die Juden ſind ſchlechte Chriſten, ſie nehmen daher keinen Theil an den Freiheiten des übrigen ſächſiſchen Volkes, ſie haben keine Ehrenrechte und dürfen dies und das nicht thun, was getaufte Menſchen dürfen. Nun war vor dieſem die Brühlſche Teraſſe der Brühlſche Garten. Er hatte bei der Brücke, wo jetzt die Treppe iſt, eine ſchroffe Mauerwand, und war von der andern Seite geſchloſſen. Eine Schildwache ließ an vielen Tagen Niemanden hinein, an allen aber keine Juden und keine Hunde. Eines Tages kam eine Generalsfrau mit einem Hunde auf dem Arm und wurde von der Schildwache wegen des Hundes zurückgewieſen. Entrüſtet beſchwerte ſich die Frau bei ihrem Manne, dem General, und es erſchien ein Parolbefehl, welcher die Inſtruction der Schildwachen gegen die Hunde aufhob. Die Hunde gingen nun von Zeit zu Zeit in den Brühlſchen Garten; aber die Juden? — nein, die Juden noch nicht. Nun beſchwerten ſich die Juden und verlangten den Hunden gleichgeſtellt zu ſein. Der General war in der größten Verlegenheit. Sollte er ſeinen Befehl zurückziehn, deſſen revolutionäre Conſequenz er nicht geahndet hatte? Seine Frau beſtand auf dem Rechte ihres Hundes und auch der Hunde ihrer Freundinnen. Die Sache war ſchon zur Sitte geworden und die Juden, das ſah der General vor

Augen, würden furchtbar ſchreien, wenn man ihnen das Privilegium der Hunde, welches ſie doch im ganzen Mittelalter genoſſen, jetzt im 19ten Jahrhundert nicht zugeſtände. Der General entſchloß ſich alſo, auf ſeine Verantwortung auch die Juden in den Brühlſchen Garten zu laſſen, wenn er nicht wegen Anweſenheit des Hofes geſchloſſen war. Die Indignation war groß, aber der alte Krieger bot ihr Trotz. Nun kamen die Ruſſen. Der Generalgouverneur Repnin fand 1813 gar keinen Hof vor. Er dachte auch wohl, es käme vielleicht keiner wieder, und machte aus dem Brühlſchen Garten die Brühlſche Terraſſe mit der großen Treppe und dem freien Zugange, den ſie jetzt hat. Dies empörte das Herz aller Normalſachſen; und wären die Ruſſen nicht ſo viel populärer geweſen als die Preußen, es wäre eine Empörung ausgebrochen. So aber ließ das Volk ſich hinreißen, ja es ſchoß ſogar die herrſchaftlichen Faſanen im großen Garten todt und ließ ſichs gefallen, daß die Ruſſen auch dieſen Spaziergang, der früher den Faſanen reſervirt war, den Menſchen eröffneten. Einer aber, der normalſte von allen Sachſen, ein churfürſtlicher Geheimer Rath, der noch lebt, hat den Ruſſen ihre unpaſſende, alles zerſtörende Neuerungsſucht nie vergeſſen. Er erkennt weder die Brühlſche Teraſſe noch den großen Garten an. Er geht nie „die ruſſiſche Treppe" hinauf oder hinab, er kommt immer durch das legitime Pförtchen des ehemaligen „Brühlſchen Gartens", bringt nie einen Hund oder einen Juden mit und geht in der „Faſanerie" nie anders als auf dem Mittelwege, der auch in der alten guten Zeit dem Publikum zu Fuß, außer der Brutzeit der Faſanen, offen ſtand.

Gewiß iſt der conſervative Chriſt vernünftig, und wären alle Deutſche Normalſachen oder gäb' es keine Ruſſen, die von Zeit zu Zeit kommen, um ihnen ihre Spaziergänge zu eröffnen oder gäb' es keine Franzoſen, die Ihnen bei Jena die Zöpfe abſchnitten, oder endlich gäb' es keine Preußen und keine Neuerungsſucht in den Köpfen ihrer chriſtlichen und heidniſchen Könige; — man lebte nirgends ruhiger als in Dresden. So aber ſind für unſer ſächſiſches Vaterland bei aller Herrlichkeit von Innen immer noch große Erſchütterungen von Außen zu fürchten. —

Die Welt iſt vollkommen überall.
Wo der Menſch nicht hinkommt mit ſeiner Qual.

F. an R.

Bruckberg, im Juni 1843.

Die Briefe und litterariſchen Pläne, die Sie mir mittheilen, haben mir viel zu Denken gegeben. Meine Einſamkeit bedarf dergleichen, verſäumen Sie nicht, Ihre Sendungen zu wiederholen. Der Untergang der deutſchen Jahrbücher erinnert mich an den Untergang Polens. Die Anſtrengungen weniger Menſchen waren umſonſt in dem allgemeinen Sumpf eines verfaulten Volkslebens.

Wir kommen in Deutſchland ſo bald auf keinen grünen Zweig. Es iſt Alles in Grund und Boden hinein verdorben, das eine auf dieſe, das andre auf jene Weiſe. Neue Menſchen brauchten wir. Aber ſie kommen diesmal nicht, wie bei der Völkerwanderung aus den Sümpfen und Wäldern, aus unſern Lenden müſſen wir ſie erzeugen. Und dem neuen Geſchlecht muß die neue Welt zugeführt werden in Gedanken und im Gedicht. Alles iſt von Grund aus zu erſchöpfen. Eine Rieſenarbeit vieler vereinten Kräfte. Kein Faden ſoll am alten Regimente ganz bleiben. Neue Liebe, neues Leben, ſagt Göthe; neue Lehre, neues Leben heißt es bei uns.

Der Kopf iſt nicht immer voraus; er iſt das mobilſte und ſchwerfälligſte Ding zugleich. Im Kopfe entſpringt das Neue, im Kopf haftet auch am längſten das Alte. Aber dem Kopf ergeben ſich mit Freuden Hände und Füße. Alſo vor allen Dingen den Kopf geſäuert und purgirt. Der Kopf iſt Theoretiker, iſt Philoſoph. Er muß nun das herbe Joch der Praxis, in das wir ihm herunterziehn, tragen und menſchlich in dieſer Welt auf den Schultern thätiger Menſchen hauſen lernen. Dies iſt nun ein Unterſchied der Lebensart. Was iſt Theorie, was Praxis? Worin beſteht ihr Unterſchied? Theoretiſch iſt, was nur noch in meinem Kopfe ſteckt, practiſch was in vielen Köpfen ſpuckt. Was viele Köpfe eint, macht Maſſe, macht ſich breit und damit Platz in der Welt. Läßt ſich ein neues Organ für das neue Princip ſchaffen, ſo iſt das eine Praxis, die nicht verſäumt werden darf.

R. an M.

Paris, im Auguſt 1843.

Der neue Anacharſis und der neue Philoſoph haben mich überzeugt. Es iſt wahr; Polen iſt untergegangen, aber noch iſt Polen nicht verloren, ſo klingt es fortdauernd aus den Ruinen hervor und wollte Polen ſein Schickſal ſich zur Lehre dienen laſſen und ſich der Vernunft und der Demokratie in die Arme werfen (das hieße freilich aufhören Polen zu ſein), — es wäre wohl zu retten. „Neue Lehre, neues Leben", ja! wie Polen der katholiſche Glaube und die adelige Freiheit nicht rettet, ſo konnte uns die theologiſche Philoſophie und die vornehme Wiſſenſchaft nicht befreien. Wir können unſere Vergangenheit nicht anders fortführen, als durch den entſchiedenſten Bruch mit ihr. Die Jahrbücher ſind untergegangen, die hegelſche Philoſophie gehört der Vergangenheit an. Wir wollen hier in Paris ein Organ gründen, in dem wir uns ſelbſt und ganz Deutſchland völlig frei und mit unerbittlicher Aufrichtigkeit beurtheilen. Nur das iſt eine wirkliche Verjüngung, es iſt ein neues Princip, eine neue Stellung, eine Befreiung von dem engherzigen Weſen des Nationalismus und ein ſcharfer Gegenſtoß gegen die brutale Reaction der wüſten Volksungethüme, welche mit dem Tyrannen Napoleon auch den Humanismus der Revolution verſchlangen. Philoſophie und nationale Beſchränktheit, wie war es möglich auch nur im Namen und im Titel eines Journals beide zuſammenzubringen? Noch einmal, der deutſche Bund hat die Wiederherſtellung der deutſchen Jahrbücher mit Recht verboten, er ruft uns zu: keine Reſtauration! Wie vernünftig! Wir müſſen etwas Neues unternehmen, wenn wir überhaupt etwas thun wollen. Ich bemühe mich um das Merkantiliſche bei der Sache. Wir zählen auf Sie. Schreiben Sie mir über den Plan der neuen Zeitſchrift, den ich Ihnen beilege.

R. S. Ich theile den franzöſiſchen und den deutſchen Proſpect mit. Der franzöſiſche iſt früher nie mitgetheilt worden; der deutſche iſt ein Document, welches ſich darum nicht als unwahr erwieſen hat, weil die Ausführung ſeinen Forderungen nicht entſprach, im Gegentheil die Forderungen ſind wahr und die Ausführung iſt wahrheitswidrig geweſen. Zur Ausführung eines ſolchen Plans gehören nicht zwei, drei Schriftſteller; die Schuld fällt ebenſo auf die Leſer und überhaupt auf die Deutſchen in Deutſchland, als auf die tobenden Communiſten in Paris. Beide waren von der wahren Politik und von der wahren Freiheit zu entfernt, als daß ihnen eine freie Publiciſtik hätte genug thun können oder gar ein Bedürfniß geweſen wäre. Jetzt iſt dies hoffentlich ſchon anders; wenigſtens ſcheint mir das Bedürfniß der Bildung und Freiheit, wenn ich die deutſchen Zeitungen anſehe allgemein zu ſein; — aber ſie ſind im Begriff ſich zu bilden:

„es bildet ein Talent ſich in der Stille“.

Wir haben alſo die beſten Hoffnungen auf Talente.

5.

Annales de l'Allemagne et de la France

Revue Critique.

PROGRAMME.

Le but des *Annales de l'Allemagne et de la France* est de donner la solution philosophique et politique des divers problèmes qui remuent aujourd'hui partout la société en Europe.

Enfouie dans ses livres et ses systèmes, l'Allemagne s'isole trop des événements. Les gouvernements, qui craignent avant tout le développement de la vie nationale, ne cessent de la pousser dans la voi stérile de de ses réves métaphysiques.

Les *Annales* éviteront cet écueil. Elles marcheront vers les faits à travers les idées. La philosphie les conduira toujours dans les régions de la politique. Elles ne se contenteront point de poursuivre à l'écart des conceptions solitaires; elles chercheront surtout à se mêler à la vie actuelle, pour la modifier et la transformer autant qui'l est possible.

L'accord de la science et des faits, l'harmonie des idées et des insututions, tel sera le but principal de cette Revue.

Par son caractère philosophique, elle se ratachera surtout à l'Allemagne. Ses tendances sociales et ses instincts pratiques la rapprocheront de la France.

L'alliance et l'union de la France et de l'Allemagne sont le voeu le plus cher de ce travail. C'est dans ce milieu qu'l faut chercher l'avenir de l'Europe. La liberté des nations modernes, une liberté active et vivante, doit sortir de l'union salutaire et féconde des deux pays.

Les *Annales de l'Allemagne et de la France* contiendront des articles écrits dans la langue des deux nations. Ces articles comprendront en général:

1° L'examen des systèmes politiques, religieux ou sociaux qui peuvent exercer une influence utile ou dangereuse sur l'avenir des sociétés;

2° Une revue des journaux, où l'on trouvera l'appréciation calme, mais juste et sévère, des écrits périodiques de notre temps, des inspirations qui les dirigent, de leur but et de leur tendances, ainsi que de leur action sur l'esprit public;

3° La critique des livres qui se publieront de l'un et l'autre côté du Rhin.

6.

Plan der Deutſch-Franzöſiſchen Jahrbücher.

Dieſe Zeitſchrift iſt eine kritiſche, aber ſie iſt keine deutſche Literaturzeitung. Wir werden Ausführungen von Franzoſen und Deutſchen bringen:

1. Ueber Menſchen und Syſteme, die von Einfluß und Bedeutung ſind, über Fragen des Tags, Verfaſſung, Geſetzgebung, Staatsökonomie, Sitte und Bildung. Die himmliſche Politik des Mittelreichs wird aufgehoben und die wirkliche Wiſſenſchaft von den menſchlichen Dingen an die Stelle geſetzt;

2. Eine Revue der Zeitungen und Zeitſchriften: Bezeichnung ihres Verhältniſſes zu den Ploblemen unſerer Zeit;

3. Eine Revue der alten Buchlitteratur und Belletriſtik in Deutſchland; ebenſo eine Revue derjenigen Bücher beider Nationen, durch welche die neue Epoche, in die wir eintreten, begonnen und fortgeführt wird.

Unſere Arbeit iſt einige Monate unterbrochen worden, wir ſetzen ſie jetzt auf einer neuen Grundlage fort.

Als im vorigen Jahre die deutſchen Regierungen der althergebrachten Freiheit zu philoſophiren ein Ende machten, und die Schriften unterdrückten, welche die Welt mit den Gedanken der neueſten Philoſophie bekannt machten, erfuhren ſie, wo die Sache zur Sprache kam, den Beifall der Volksvertreter und ſonſt überall die Gleichgültigkeit der großen Maſſe des Volks. Dieſe Erfahrung hat gezeigt, wie weit in Deutſchland die Philoſophie noch davon entfernt iſt, Nationalſache zu ſein. Sie muß es werden. Die Gleichgültigkeit der Maſſen, die Anfeindung der Ununterrichteten unter den Gebildeten muß aufhören, der Widerſtand derer, die von Amtswegen dem Gebrauch und der Realiſirung der Vernunft entgegen ſind, muß gebrochen werden. Ein Volk iſt nicht eher frei, als bis es die Philoſophie zum Princip ſeiner Entwicklung macht; und es iſt die Aufgabe der Philoſophie, das Volk zu dieſer Bildung zu erheben.

In Deutſchland war die Heuchelei, als ſei die Wiſſenſchaft gleichgültig gegen das Leben, und wenn das nicht, als ſei doch wenigſtens ihr Himmel für die Maſſe der Menſchen unerreichbar, nicht zu beſiegen. Unter vernünftigen Verhältniſſen wird der Kern der Wiſſenſchaft Eigenthum Aller in der Form der Praxis und des allgemeinen Bewußtſeins. Ein praktiſcher Gedanke, ein weltbewegendes Wort ſind aber in Deutſchland unmittelbar Attentate auf Alles, was heilig und über den Pöbel erhaben iſt. Heilig und vornehm, nicht menſchlich und frei, iſt die deutſche Wiſſenſchaft ſo gut als der deutſche Staat, und Verrath an beiden, die Menſchheit ohne Rückhalt in ihren Beſitz zu ſetzen. Dieſer Verrath muß jetzt begangen werden.

Man könnte ſagen, er muß fortgeſetzt werden, denn der Anfang iſt in der That ſchon gemacht. Die Ereigniſſe der letzten Jahre haben die Philoſophie zu einer politiſchen Bedeutung erhoben, die ſie in Deutſchland bisher noch nie erreicht, und den Glauben an eine Literaturwelt, in der die ſeligen Götter des gelehrten und künſtleriſchen Olymps ein abgeſchiedenes Leben führen, nicht wenig erſchüttert. Die Menſchheit intereſſirt jetzt nicht mehr das entfernte Wetterleuchten einer Weisheit, die jenſeits des gewöhnlichen Horizontes arbeitet, nicht mehr die lautloſe Buchhaltung der Litteratur über die zu Grabe gegangenen Geiſter, ſondern weſentlich das wirkliche Wetter, in das wir unſere Köpfe hinausſtrecken, der Aufruhr oder die ruhige Strömung der ganzen gegenwärtigen Athmoſphäre, der Kampf ſtrebender und widerſtrebender Elemente in ihr, — das Leben dieſer reellen in ſich arbeitenden Menſchenwelt.

Für dies Intereſſe thätig zu ſein, iſt die Aufgabe aller fähigen Menſchen unſerer Tage. Der große Gedanke einer weltgewinnenden Literatur der Aufklärung wird nun erſt in ſeinem ganzen Umfange verwirklicht werden; alle Kunſt und aller Geiſt, aller Ehrgeiz und alle Arbeit, die nicht verloren ſein will, wird er in ſeinen Dienſt nehmen, um mit unwiderſtehlicher Gewalt die Freiheit der Wiſſenſchaft und des Staates zu einer Herzensſache der gebildeten Völker zu machen.

Wir haben uns dieſer Aufgabe gewidmet. Iſt die deutſche Bewegung für den Augenblick in eine Bücherwelt zurückgeſchleudert, die ſich das Anſehn giebt, als ginge ſie die Geſchichte und die Revolution, in der wir leben, nichts an; ſo werden wir dieſe Heuchelei und Indifferenz abſtreifen und mit vollem Bewußtſein politiſche Zwecke verfolgen. Wir werden Alles auf die Freiheit beziehn. Eine indifferente Gelehrſamkeit giebt es für den Philoſophen nicht. Philoſophie iſt Freiheit und will Freiheit erzeugen; und wir verſtehn unter Freiheit die wirklich menſchliche, d. h. *politiſche Freiheit*, nicht irgend einen metaphyſiſchen blauen Dunſt, den man ſich auf ſeinem Studirzimmer vormachen kann, und wäre auch dies Zimmer ein Gefängniß.

Wir werden damit anfangen, eine kritiſche Zeitſchrift zu ſchreiben, und wir denken, ihr dieſen Namen dadurch zu verdienen, daß wir in ihr eine philoſophiſche und publiciſtiſche Darſtellung der Kriſen unſerer Zeit geben.

Den Mitarbeitern an der Kritik, die wir beabſichtigen, iſt unbedingt die Anknüpfung an jedes Problem der Zeit, auch abgeſehen von einer beſtimmten literariſchen Erſcheinung deſſelben, freigeſtellt. Alles, was ſich auf die große Umwälzung bezieht, die in der alten Welt vor ſich geht, *in möglichſt prägnanter und künſtleriſch abgerundeter Form zum allgemeinen Bewußtſein zu bringen*, dieſe Aufgabe, welche die Franzoſen ſchon ſo oft und mit ſo ſchlagendem Erfolge gelöſt, gilt nun auch für uns. Der deutſche Contrat ſocial und die deutſche Frage: Was iſt Deutſchland, und was muß es werden? Die deutſche Politik für's Volk — alle dieſe Schriften werden geſchrieben werden. Die Lorberen der unſterblichen Franzoſen müſſen uns nicht ſchlafen laſſen.

In der That verhält ſich der Charakter ſolcher Schriften, die aus der Bewegung des öffentlichen Lebens entſpringen und wieder den Urſprung einer neuen Epoche enthalten, zu deutſchen Gedanken und Schriften wie das Tagesleben zum Traume. Die Kühnheit der Abſicht, die Kunſt der Ausführung und die Größe des Erfolgs ſind bei uns auf gleiche Weiſe unmöglich.

Dies führt uns zu Frankreich. Jede Verweltlichung der Wiſſenſchaft, jede Verbindung derſelben mit der Politik iſt unmittelbar Verbindung mit Frankreich. *Gegen Frankreich ſein und gegen Politik, gegen Politik und gegen Freiheit ſein, iſt in Europa daſſelbe.* Frankreich iſt das politiſche Princip, das reine Princip der menſchlichen Freiheit in Europa und Frankreich iſt es allein. Es hat die Menſchenrechte proclamirt und erobert, es hat ſeine Eroberung verloren und wiedergewonnen, es kämpft in dieſem Augenblick um die Realiſirung der großen Principien des Humanismus, welche die Revolution in die Welt gebracht. Hiedurch hat dieſe Nation eine kosmopolitiſche Sendung: was ſie für ſich erkämpft, das iſt für alle gewonnen. Der Nationalhaß gegen Frankreich iſt daher mit dem blinden Widerwillen gegen die politiſche Freiheit völlig gleichbedeutend. In Deutſchland kann man das Maß des Verſtandes und der ſittlichen Befreiung bei jedem Menſchen daran prüfen was er über Frankreich urtheilt. Je trüber der Verſtand, je unterwürfiger die Denkungsart eines Deutſchen iſt, deſto ungerechter und unwiſſender wird ſein Urtheil über Frankreich ausfallen. Die Größe und ſittliche Kraft einer Nation, die ſich und ganz Europa alle Freiheit erobert hat, welche die Welt jetzt genießt, wird er unſittlich, die Aufhebung ſeines eignen Princips, des Philiſterthums, wird er gemüthlos nennen, und Sinn für Familienglück wird er den gottloſen Franzoſen nun gar nicht zugeſtehn. Wer in Deutſchland die Franzoſen verſteht und anerkennt, iſt ſchon ein gebildeter, ein freier Mann. Ganz natürlich. Die wirkliche Vereinigung des deutſchen und franzöſiſchen Geiſtes iſt ein Zuſammentreffen in dem Principe des Humanismus, und einer ſolchen Vereinigung geht die Verſittlichung des Individuums durch Aufhebung des rohen Nationalhaſſes und der unwiſſenden Schmähſucht, nicht minder die Erkenntniß der gegenſeitigen wiſſenſchaftlichen, geſelligen und politiſchen Tugenden vorauf. Beides iſt eine geiſtige Befreiung. Und auch darin beſchämen uns die Franzoſen. Sie haben ſich ihr zu einer Zeit, als ſie Urſache hatten uns zu haſſen, freiwillig ergeben. Sie ſtudiren uns, ſie achten uns, ja ſie überſchätzen uns und unſre überweltliche Wiſſenſchaft; und wenn ſie die weltliche Wendung der neueſten Epoche nicht kennen, ſo wird es ſich gar bald zeigen, daß ſie erſt hier wirklich mit uns zuſammenkommen. Wir dürfen, wenn auch in der Freiheit, doch nicht in der Bildung hinter ihnen zurückbleiben; und wenn es eine Zeit gab, wo Leſſing Deutſchland vom Joch des franzöſiſchen Geiſtes befreien mußte, ſo iſt ohne Zweifel jetzt das Studium der franzöſiſchen Geiſteswelt, ihrer Eleganz und Bildung für uns eine Befreiung von endloſem Wuſt und Vorurtheil, ein Schutz gegen alle eroberungsſüchtigen und tyranniſchen Mißbräuche des Nationalgefühls, und endlich, wenn man ſo viel hoffen darf, ein Sporn zur Erkämpfung politiſcher Freiheit und eines öffentlichen Staatslebens. Die reellſte Vereinigung beider Nationen iſt die Vermittlung ihrer Bildung; ja, eine ſolche Vereinigung iſt der Sieg der Freiheit.

Wir Deutſche haben viel Zeit verloren mit Aufſtöbern, Ausklopfen und Ausbürſten unſers alten Krams in Religion und Politik. Wir haben uns zum Theil die Augen dabei verdorben und ſind überſichtige Romantiker geworden. Aber wir haben auch einen Ordnungsſinn und einen logiſchen Scharfblick aus dieſer Arbeit gewonnen, der uns in metaphyſiſchen und phantaſtiſchen

Regionen zum ſichern Compaß dient, während die Franzoſen in ihnen ohne Steuer vor Wind und Wellen treiben. Selbſt Lammenais und Proudhon, die im Politiſchen ſo unübertrefflich klar und ſcharf ſind, machen hievon keine Ausnahme, der Saint-Simoniſten und der Fourieriſten gar nicht zu gedenken.

Uns Deutſche hat, ſo ſeltſam es den Ununterrichteten auch klingen mag, von der Willkür und Phantaſtik das Hegelſche Syſtem befreit. Indem es die ganze transcendente Welt aller bisherigen Metaphyſik als ein Vernunftreich conſtituirte, ließ es uns nur übrig, die Transcendenz der Vernunft aufzuheben, um den Vortheil ihrer logiſchen Sicherheit und Conſequenz zu genießen. Aus dem Himmel des Hegelſchen Syſtems auf die Erde, die der directen menſchlichen Vernunft gehört, gelangt man ausgerüſtet mit dem Pilotenverſtande, der die Himmelscharte ſelbſt zu ſeiner Orientirung auf der Erde benutzt. Dieſe Himmelscharte iſt uns Deutſchen die Logik des Hegelſchen Syſtems, ſie, die ſelbſt das ganze Syſtem in himmliſcher, abgeſchiedener Form noch einmal iſt.

Es macht einen gewaltigen Unterſchied, ob man unmittelbar zur menſchlichen Freiheit und zu den Forderungen des reinen Humanismus gelangt, oder ob man die ganze himmliſche Wirthſchaft, in welcher die alte Menſchheit noch befangen iſt, den ganzen romantiſchen Wuſt in Religion und Politik, vorher ſyſtematiſch, d. h. philoſophiſch durchgemacht und an jedem Punkte überwunden hat. Die Freiheitsforderung derer, die aus der Hegelſchen Philoſophie hervorgehn, iſt daher nicht ein bloßer Wille, ſondern ein motivirter Wille, nicht ein liberaler guter Wille, ſondern eine nothwendige

Conſequenz, nicht ein Produkt des Zufalls, ſondern ein Ergebniß der Geſchichte des deutſchen Geiſtes, eine Form ſeines Bewußtſeins über ſeine ganze bisherige Arbeit, der nun nichts mehr entgegenzuſetzen iſt. Denn was dieſem Zeitgeiſte entgegengeſetzt werden könnte, die Vergangenheit oder ſeine bisherige Arbeit und ihre Herrlichkeit; eben dieſe durchſchaut zu haben, iſt ſein Verdienſt. Früher konnte ein ſolches Unternehmen gelingen; denn damals war in Deutſchland die Freiheitsforderung ſo wüſt und ungebildet, daß ſie ſelbſt gar nichts anders enthielt, als eben jene unbedingte Verehrung der Vergangenheit. Zunächſt aber, als man dieſen Gedanken ausführen wollte, war die Vergangenheit die alte Beamtendespotie, dann, als dieſe ſich wieder durchgeſetzt hatte, konnte man, ſo ſchien es, noch einen Schritt weiter zurückthun und die Romantik oder das chriſtlich-germaniſche Reſtaurationsprincip zur Reformirung des Beamtenſtaates anwenden. Dies iſt aber ſchon ein verunglückter Verſuch zu nennen. Seitdem ſich zwei deutſche Könige vergeblich mit dieſer Reform zum Mittelalter zurückzuarbeiten verſucht haben, iſt die Ohnmacht der Romantik in der Politik ſchlagend bewieſen. Gewonnen iſt aber wenigſtens ſo viel damit, daß die Scheidung des Geiſtes der Reſtauration und der Revolution unwiderruflich vollzogen wurde. Und die Revolution hat alle moraliſche und intellektuelle Gewalt auf ihrer Seite. Bei jedem wahren Wort, das im Namen der Freiheit geſprochen wird, erbebt der morſche Raritätenkaſten der Vorzeit, und ſeine Bewohner und Vertheidiger fühlen, daß es der Drommeten von Jericho nicht bedarf, um ihn niederzuſchmettern. Dieſe Angſt hat uns in Deutſchland das Wort verboten. Das Verbot iſt der Ausdruck der Todfeindſchaft, aber auch der Todesfurcht und eben darum die Bürgſchaft unſerer Zukunft. Eine ſolche Niederlage iſt ſchon der Sieg.

Freilich wenn die Franzoſen dies hören, werden ſie ſagen: „In einem dreißigjährigen Kampfe nicht weiter gekommen zu ſein, als bis zu dieſem Punkt, daß in ſeiner Todesangſt der alte Despotismus ſich zur gänzlichen Vernichtung aller freien Regung des öffentlichen Geiſtes aufgerafft und die Freiheit nichts als dieſe ſtille Hoffnung auf ein zukünftiges Geſchlecht übrig behalten hat, das heißt in der That viel Zeit und alles Terrain verlieren.“ — Ja, wir geben es zu, der Wechſel auf die Zukunft iſt ſo gut und nicht beſſer als die Zukunft ſelbſt, eine Realität, die für uns wenigſtens immer ſehr zweifelhaft bleibt. Wir konnten dieſe Thatſache nicht bündiger eingeſtehn als damit, daß wir daran verzweifeln mußten, bevor wir den gaſtlichen Boden Frankreichs betraten, auch nur die freie Sprache und die Veröffentlichung unſerer Gedanken wieder in unſere Gewalt zu bekommen. Und dennoch iſt die Mühe in dem Gebiet der reinen Principien nicht umſonſt aufgewendet, die Arbeit in der überweltlichen Region, der wir Deutſche ſo große Kräfte gewidmet, nicht verloren. Dieſe Mühe und Arbeit führt, durch die wiederholte Erkenntniß und Erklärung des alten, zu der radikalſten Eroberung des neuen Princips; ihre Früchte den Franzoſen zugänglich machen, heißt die große Umwälzung, die ſie durch die Philoſophie des 18ten Jahrhunderts und durch ihre Revolution gemacht, für immer ſicher ſtellen. Wir ſichern ſie, wenn es uns gelingt ſie mit der neueſten deutſchen Philoſophie bekannt zu machen, gegen alle Verführung jener wildaufgewachſenen Genialität und zügelloſen Phantaſie, der grade die Franzoſen mit einer edlen Unbeſonnenheit ſich zu überlaſſen pflegen, wie dies des geiſtvollen Chateaubriands und Lamenais' chriſtliche Schwärmereien und die romantiſchen Gelüſte eines großen Theils der jetzigen franzöſiſchen Jugend hinlänglich beweiſen. Haben wir Deutſche uns an der Freiheit verſündigt, als wir die größte That der Weltgeſchichte, die Revolution, im Dienſte des Despotismus bekämpften, ſo wird es eine Sühne ſein, wenn jetzt die deutſche Philoſophie den franzöſiſchen Geiſt vor den Lockungen, die ihm drohen, bewahren kann — Lockungen, denen die guten Deutſchen ſeit den Freiheitskriegen ſo ſchmählich erlegen ſind. Der Naive, der die Irrwege der religiöſen und poetiſchen Phantaſtik nicht kennen gelernt, der ſie in jener metaphyſiſchen Himmelscharte nicht genau verzeichnet und für immer charakteriſirt weiß, iſt nie ſicher. Auf die metaphyſiſche Naivität der Menſchen haben von jeher die Prieſter, welche die Stirn hatten, der Welt Myſterien zu offenbaren, die ſie ſelbſt weder wußten noch glaubten, ihr Syſtem gebaut. Auf dieſer Naivetät ruhte das ganze Syſtem der mittelalterlichen Heiligthümer, denen der Menſch und ſeine Freiheit zum Opfer gebracht wurde. Die Deutſchen haben den Ruhm, dieſer düpirten und entmenſchten Zeit vorzugsweiſe anzugehören. Den Sturz von den lichten Höhen der griechiſchen Menſchheit in die düſtre Tiefe der chriſtlich-germaniſchen Gemüthsroheit, wem anders als der metaphyſiſchen Einfalt uuſerer Vorfahren hat die Welt ihn zu verdanken? Und dieſe tauſendjährige Einfalt ſollte die Revolution überleben und ſelbſt durch den Zuſammenſturz des ganzen alten Reichsplunders nicht gewitzigt werden! — Als die Deutſchen im Anfange dieſes Jahrhunderts ihre Unabhängigkeit wieder erobert hatten, wandten ſie ſich dieſem Plunder wieder zu, und was ſie von dem alten Unweſen in der Wirklichkeit nicht erreichen konnten, deſſen erinnerten ſie ſich wenigſtens mit unglaublicher Sehnſucht und Gemüthlichkeit. Eine gute Weile haben ſie ſich ihrer kaiſerlich-päpſtlichen Herrlichkeit erinnert, dann aber mitten in dieſer Erinnerung iſt ihnen das Verſtändniß derſelben aufgegangen, und die neueſte Philoſophie bietet die Erſcheinung dar, daß nun auch die Deutſchen mit den Illuſionen ihrer Vergangenheit brechen und im Namen der unverjährlichen Menſchenrechte dem „chriſtlich-germaniſchen" Mittelalter den Krieg erklären. Dies iſt eine Genugthuung für Frankreich, es iſt ferner, wie geſagt, eine Arbeit, die ihm poſitiv zu Gute kommen muß, und es iſt endlich die Vereinigung des deutſchen und franzöſiſchen Volks in demſelben humanen Princip, eine unwiderſtehliche Allianz der Freiheit beider Völker, deren gemeinſames Schickſal von nun an unumſtößliche Thatſache ihres politiſchen Bewußtſeins iſt.

Die Rückkehr der Deutſchen zu dem Grundgedanken der franzöſiſchen Revolution trägt uns von der andern Seite eine Realität entgegen, die wir mit unglaublicher Ueberſichtigkeit bis jetzt vernachläſſigt haben. Frankreich iſt das Land, welches ſeit der Revolution an der Realiſirung der Philoſophie arbeitet, Frankreich iſt ein durch und durch philoſophiſches Land. Wenn man ihm vorwerfen kann, daß es übrr die Praxis manchmal die Principien aus den Augen verloren habe, ſo muß man geſtehn, daß es mit bewundernswürdigem Muth und Geiſt immer wieder zu ihnen zurückgekehrt iſt, und ſein ganzes Leben mit ihnen geſchwängert hat wie kein andres Volk dies bis jetzt vermochte. Der

Boden dieſes Landes iſt daher geweiht; eine klaſſiſche, eine männliche, eine ganz ungeheuchelt wahre Litteratur, hinreißend durch Form und Inhalt, hat ſich auf ihm erzeugt. Wir Deutſche haben wenig oder nichts dergleichen. Ja, wir fühlen noch nicht einmal das Bedürfniß, die geiſtige Speiſe, die man uns täglich auftiſcht, nur unverfälſcht und ehrlich bereitet zu genießen. Unſere Literatur und unſer politiſches Leben iſt durch und durch verderbt und wenn ja ein Schriftſteller und Politiker naiv genug iſt, dem Syſtem der verkehrten Welt, in der Alle für Einen und Viele für Wenige geſchaffen ſind, ehrlich anzuhängen, ſo iſt dies eine Wahrhaftigkeit und eine Aechtheit des Ausdrucks, die nichts werth, eine Einfalt, die ſo gefährlich iſt, wie irgend eine. — Wie können wir uns retten aus dieſem größten Elend, das über eine Nation kommen kann, aus der ſittlichen Verwahrloſung ihrer ganzen Oeffentlichkeit?

Wir müſſen uns die freie und wahre Oeffentlichkeit ſuchen, wo ſie zu finden iſt; und da die deutſche Nation zu ſtumpf iſt, um für Preßfreiheit die Stimme, welche durchdringt, den allgemeinen energiſchen Ruf zu erheben; nun, ſo müſſen wir im Auslande ſchreiben und drucken wie die Franzoſen vor ihrer Revolution dies auch gemußt.

Es handelt ſich für uns Deutſche darum, ein Beiſpiel wahrer Preßfreiheit vor Augen zu haben, eine Anſchauung zu gewinnen von der Freiheit, die ſich ſelbſt beherrſcht und Geſetze auferlegt, von einer Freiheit, die vor nichts zurückbebt, als davor, ſich ſelber und den ewigen Geſetzen der Vernunft ungetreu zu werden, von einer Freiheit, die, ſelbſtgewiß und unerbittert, dem Knirſchen des gefeſſelten Sklaven entſagt, die Welt nicht verwüſten und ihr nicht ins Geſicht ſchlagen, ſondern ſie gewinnen, ſie hinreißen, ſie über ſich ſelbſt erheben will, von einer Freiheit, die in der Schönheit ihr Geſetz und in der Wahrheit ihr Maß und Ziel findet. Ja, ihr Herrn, um dieſe Freiheit. Ihr habt uns lange umhergezerrt und unter die Füße getreten, ihr habt unſre Arbeiten unbarmherzig verdorben und vertilgt, ihr habt unſern Zorn über eure Rohheit und Unwiſſenheit zur Wuth entflammt, und dann, wenn ihr auch den Ausdruck gerechter Leidenſchaft wieder verfälſcht hattet, dann zeigtet ihr zuletzt noch mit Fingern auf uns und charakteriſirtet uns nach unſern Schriften, wie ſie eure Beamten in den Druck gegeben und eure freie Preſſe ſie verſtanden hatte. Das iſt kein Kampf, das iſt eine Verhöhnung des Gefeſſelten, ein Spiel mit des Menſchen Recht und Ehre. Genug dieſes Spiels für uns und für euch. Fürchtet ihr uns, ſo thut es; aber ihr habt nichts für uns zu fürchten, für die ihr bisher ſo väterlich ſorgtet. Wollt ihr kämpfen, jetzt iſt Luft und Sonne gleich; aber wenn wir jetzt erſcheinen, wie wir ſind, nicht wie die Cenſur uns friſirte oder die Liſt gegen ſie uns vermummte, ſo habt ihr nicht zu fürchten, daß wir uns nun in einem minder vortheilhaften Lichte zeigen.

Wir finden die Preßfreiheit vor; wir treten plötzlich in ſie ein, wir, denen ſelbſt unter Cenſur zu ſchreiben nicht mehr vergönnt ſein ſollte. Es iſt ein Sprung, der ungeheuerſte, den es geben kann, von der entwürdigendſten Stellung zu der ehrenvollſten, von der gänzlichen Unterdrückung zur vollkommenen Freiheit. Aber dieſer Sprung iſt natürlich. Die alten Verhältniſſe wollten uns nicht mehr ertragen, weil wir ihnen entwachſen waren; und wir werden es beweiſen, daß wir im Mutterleibe der deutſchen Finſterniß ſtark genug geworden ſind, um mit einem Male das Licht der Welt zu erblicken und die Luft der freien Atmosphäre ein- und auszuathmen.

Unſere Preßfreiheit wird uns, wir hoffen es, unſterbliche Werke aus der Werkſtatt der neuen Generation zuführen. Sie iſt wirkliche Freiheit, ſobald ſie auftritt als die Frucht ernſter und hingebender Studien der Philoſophie und der Form: ſie wird aber auch euch, der alten Generation der Unterworfenen, eine Preßfreiheit, zum mindeſten gegen uns, bringen. Hütet euch, daß dieſe nicht ein wüſtes Nebelbild der wahren, ein rohes altdeutſches Geſpenſt ohne Sitte, Verſtand und Schönheit werde. Nehmt all eure Kräfte zuſammen; und wenn ihr als Gegner der Freiheit nicht frei ſein könnt, ſo ſucht wenigſtens die Ehre wohlgezogner und gutgeſchulter Diener zu erwerben. Wenn ihr ohne Gemeinheit polemiſiren und ohne Rohheit unſre Gegner ſein, wenn ihr euch deutſch ohne Brutalität, patriotiſch ohne Verworfenheit, loyal ohne Verrath an den ewigen Rechten der Menſchheit zeigen könnt; ſo wird auch euch dies neue Verhältniß befrein; wo nicht, ſo iſt es nicht unſere Schuld, daß ihr die Gelegenheit verſäumtet, die wir euch bieten.

Wie aber auch die Form der deutſchen Preßfreiheit, die uns gegenübertritt, ausfallen mag, ihr Inhalt iſt bekannt und ihre Abſicht hat alle Welt verſtimmt. Ja, wenn der ganze Helikon herniederſtiege und die Grazien allen Schriftſtellern von der guten deutſchen Preſſe ihren Gürtel borgten; es würde ihnen nicht gelingen die allgemeine Verſtimmung über das Syſtem, dem ſie dienen, zu beſchwichtigen. Die Entwürdigung des deutſchen Namens wird zu allgemein und um ſo ſchmerzlicher empfunden, da ſie unmittelbar auf die Hoffnungen von 1840 und 41 folgt und buchſtäblich eine ganze Nation eben ſo ſchnell aus ihrem Himmel herabſtürzt, als ſie ſich in ihn erhoben hatte. Es iſt nöthig, daß die gefühlte Entwürdigung auch zu Worte kommt und daß ſie deutlich und leſerlich für zukünftige Geſchlechter in das große Buch der Geſchichte eingetragen wird. Aber damit iſt es nicht genug; es bedarf einer Enthüllung des alten Syſtems, die von Innen herauskommt und mit der Wiederherſtellung der menſchlichen Freiheit nicht nur ebenfalls ein neues politiſches Syſtem begründet, ſondern damit eben ſo ſehr Epoche macht, wie die planmäßige Unterjochung der Menſchheit, die den größten Theil der bisherigen Geſchichte einnimmt mit dem ihrigen.

Die Zeit, der Kritik einen ſolchen d. h. den direkten und weſentlichen Inhalt zu geben, iſt gekommen. Alle Anzeichen, ſowohl die Beeiſerung der Welt um die Erkenntniß ihrer Lage und die Luſt der Aufklärer an ihrer Arbeit, als auch die Bemühungen derer, die beides zu fürchten haben, beweiſen die Nähe einer reellen Kriſis. Hier erinnern wir uns des Zurufs eines Freundes: Seht, ſagte er, alle Fenſter des alten Deutſchland bis unter's Dach und ſelbſt die Dachfenſter der Philoſophen ſind zugeſtopft, damit die Sonne der Revolution vorüber und ohne die Herzen der Menſchen erquickt und ihren Sinn befreit zu haben, wieder untergehn könne. Wohlan, heben wir das Dach von dem finſtern Gebäude und laſſen wir das Sonnenlicht in alle Winkel ſcheinen.

Dies beabſichtigen wir durch unſere Kritik und dies, meine Herrn, iſt eine neue Epoche.

Es geht hiemit nicht eine perſönliche Vermittlung durch vereinzelte Individuen mit der neuen Welt der Revolution vor ſich, nein, es iſt jetzt ein Princip aus Deutſchland nach Frankreich und aus Frankreich nach Deutſchland gekommen; die Fraterniſirung der Principien aber iſt die Einkehr einer ganzen Nation bei der andern. Die Individuen ſind nur berufen, den allgemeinen Willen zu vollziehn. Je mehr die deutſche Philoſophie politiſch geworden iſt, um ſo ſtärker zeigten ſich die Sympathieen des Volks. Dieſe, die ſie zu Hauſe zurückläßt, wird ſie bei ihrer Rückkehr doppelt wiederfinden. Das Intereſſe des deutſchen und franzöſiſchen Geiſtes aneinander iſt in einer augenſcheinlichen Spannung, dieſe Spannung aber eine entſchieden freundliche.

7.

Offene Briefe

zur Vertheidigung des Humaniſmus.

I. Document.

An den Buchhändler Herrn W. J. zu Leipzig.

Nachdem der Staats-Anwalt unterm 6. **März curr.** darauf angetragen hat, gegen die in **Ihrem Verlage** erſchienene Schrift:

> „Zwei Jahre in Paris. Studien und Erinnerungen von Arnold Ruge. Erſter und zweiter Theil. Leipzig **1846**.“ —

nach § **11**. No. **2**. der Verordnung vom **23. Februar 1843** ein Debitverbot zu erlaſſen, wird Ihnen die angebrachte Klage abſchriftlich mit der Aufforderung **zugefertigt**, ſich binnen vierwöchentlicher präcluſiviſcher **Friſt** darüber zu erklären. Alle in der **Klage behaupteten** Thatſachen, auf welche in der Gegenausführung **nicht** geantwortet wird, werden für zugeſtanden, **nicht angebrachte** Einwendungen aber für ausgeſchloſſener **achtet** werden.

Berlin, d. 8. Sept.
1846.

Das Königlich Preußiſche
Ober-Cenſur-Gericht.
Bode.

2. Document.

Berlin, den 6. März 1846.

Antrag

des Staats-Anwaltes auf ein zu erlaſſendes Debitverbot gegen die zu Leipzig 1846 im Verlage von Wilhelm Jurany erſchienene Schrift, unter dem Titel:

Zwei Jahre in Paris. Studien und Erinnerungen von Arnold Ruge. Zwei Bände in 8. von reſp. 434 und 439 Seiten.“

Hohes Ober-Cenſur-Gericht!

Das ſeitwärts bezeichnete Werk fließt über von Anklagen gegen das deutſche Volk; es iſt eine dem franzöſiſchen Nationalgeiſte von einem Deutſchen dargebrachte Huldigung.

Die zwangloſe Form, worin es theils als Tagebuch, theils als Sammlung einzelner Aufſätze und Briefe ans Licht tritt, iſt kein Zeichen von Ungebundenheit des Stoffs.

Die freiere Form der Einkleidung und die übrige Darſtellungsweiſe, ſogar in Einzelnheiten des Styls, vergegenwärtigen — ohne Aufopferung des eigenen Gepräges — die Kunſt und die geſchmackvolle Manier ſiſcher Schriftſteller.

Jene Freiheit der Form thut der Einheit des Gedankens nicht Eintrag.

Dieſer Gedanke nennt ſich Humanismus (principe humanitaire), z. B. II. 283. 65. u. ſ. w.

Daß Deutſchland um der Entwickelung dieſes Gedankens halber, an theoretiſcher Freiheit den Franzoſen voranſtehe, wogegen es von letzteren in der practiſchen Freiheit weit überflügelt ſei — dieſe Behauptung, ſo wie die daran geknüpfte Forderung eines geiſtigen Bündniſſes zwiſchen beiden Völkern (alliance intellectuelle), ziehen ſich nebenher durch das ganze Werk.

Vorzugsweiſe davon erfüllt iſt das Tagebuch des erſten Theils.

Dagegen beginnt der zweite mit einer genetiſchen Entwickelung des humaniſtiſchen Princips auf deutſchem Boden,

S. 1. bis 134.

und ſchließt in den Aphorismen von Seite 349 bis 374 mit einer philoſophiſchen Erörterung des Verfaſſers über den poſitiven Inhalt jenes Princips und deſſen Darſtellbarkeit oder Realiſirung im Leben. —

Die Hauptelemente einer Theorie ſind ihre Begründung und ihr practiſches Ziel.

Schon auf Seite 290 II. hat nun in practiſcher Beziehung der Verfaſſer wörtlich geäußert:

> „Was die Revolution (nämlich die erſte franzöſiſche) wollte, die Freiheit, das kann nur die Conſtituirung und Organiſation der ganzen bürgerlichen Geſellſchaft, der Arbeit jedes Alters und jeder Klaſſe erreichen."

In dem letzten der hier fraglichen Aphorismen behauptet er weiter:

> Die Theorien, welche die Menſchen mit oder ohne Beſitz, mit oder ohne garantirte Sachen, ſich ſelbſt überlaſſen, und die Ordnung der Freiheit nicht als durchgreifende Ordnung für Alle und über Alles verſtehen, führen zur Verwahrloſung und Sklaverei.

S. 368.

Endlich aber ſo verwirft er (S. 373)

„Induſtrie und Ausbeutung der Arbeit zu Privatzwecken," nachdem er kurz vorher (S. 372)

„die Geſellſchaft als ſolche überall zur Unternehmerin aller Arbeit geſetzt hat."

Ob nun, nach dieſen und ähnlichen Aeußerungen (z. B. S. 368), die communiſtiſchen und ſocialiſtiſchen Wortführer in Deutſchland, ungeachtet ſie mehr als Ein Mal ſatiriſirt werden,

I. S. 34 ꝛc.

nicht doch etwa den Verfaſſer, ſeines practiſchen Endziels halber, zu den ihrigen rechnen werden, bleibe dahin geſtellt.

So viel aber iſt gewiß, daß die Begründung ſeiner humaniſtiſchen Theorie mit dem philoſophiſchen Ausgangspunkt des deutſchen Communismus zuſammenfällt.

Es bedarf hierüber nur weniger Worte. Was nämlich der Aufſatz Bd. II. S. 1 bis 134, der ſich

„ein kleines Heft über unſere Philoſophie"

nennt, von dieſer, insbeſondere ihren neueren Richtungen, entwickelt, dazu haben Belege in ziemlich entſprechender Reihe, bis auf Max Stirner herunter, dem Königlichen Ober-Cenſur-Gerichte vorgelegen.

Hier kommt es nur darauf an, zu erinnern an „die Philoſophie der Zukunft" von Ludwig Feuerbach (conf: S. 95.)

Sie iſt als ein außerhalb Deutſchland erſchienener Verlagsartikel in deutſcher Sprache, rückſichtlich der Debitzuläſſigkeit in den hieſigen Staaten, mit den diesſeitigen Cenſurgeſetzen ſeiner Zeit verglichen worden.

Wenn nun auch die genannte Brochüre als wiſſenſchaftliche Kritik der bisherigen Philoſophie, namentlich der Hegel'ſchen Logik, zum Debit verſtattet wurde, ſo iſt gleichwohl ſchon damals auf den Anknüpfungspunkt, der von da her für die communiſtiſchen Theorien des Tages hergenommen werden könnte, hingewieſen worden.

Die damalige Muthmaßung hat die Zeit beſtätigt. Die neueſten communiſtiſchen Producte ruhen auf Feuerbachiſchem Grunde. Auf eben dieſem Grunde ruhet die vorliegende humaniſtiſche Theorie. Die Auflöſung aller Theologie in Anthropologie iſt hier wie bei *Feuerbach* die *erſte* Forderung, das eſſentielle Thema.

Feuerbachs „Weſen des Chriſtenthums“ wird mit beſonderer Vorliebe beleuchtet, aber der Kampf gilt aller Religion überhaupt.

Man ſoll ſie vergeſſen.

Selbſt in dem Bekenntniß des Atheismus wäre *die* Befreiung, welche der Verfaſſer wünſcht, noch nicht gefunden,

Bd. II. S. 8.

vielmehr ſoll dieſes Bekenntniß nur dem „Juden“ gleichſtellen, „welcher Schinken ißt.“

„Anders als das Jüdiſche Schinkeneſſen“ — ſo heißt es wörtlich —

„verhalte ſich der unbefangene Genuß dieſer Speiſe — — frei werde man von einer Religion, wenn man ſie vergeſſe.“ — —

S. 9.

Die Conſequenz des Verfaſſers läßt alſo in der That Nichts zu wünſchen übrig, die mehrmalige Wiederkehr der gleichen Idee (S. 56. 61.) wohl gar vermuthen, daß er hiermit als der Erſte auf dem äußerſten religionsfreien Standpunkte ſich wiſſe und auf die Eroberung Werth lege.

Von der Religion zum Staate koſtet es nur einen

Schritt (S. 62). Insbeſondere die Monarchie fällt mit der Religion, „legitim“ mit „gottſelig“ (I. 340.), unter gleichen Bann.

Nach dem religiöſen Leben und der Entleerung des transcendenten Himmels geht der Verfaſſer an das „politiſche Leben mit ſeinem Himmel und ſeinem Gotte, dem Könige.“

„Dieſer Himmel der Politik,“ ſagt er, „iſt eine unbekannte Welt verborgener Staatsdiener, verlaſſen von dem allgemeinen Intereſſe, und in Deutſchland einfach der ausſchließliche, geheiligte Beſitz des irdiſchen Gottes und Herrn.“

Dieſer Staatsgott, der König u. ſ. w. u. ſ. w.“

Soviel von dem allgemeinen Standpunkte des vorliegenden Buchs. Es dürfte dadurch der Uebergang auf die Begründung des oben rubricirten Antrags ſich am Bequemſten vermitteln.

Nach den dieſſeitig beſtehenden Strafgeſetzen muß nämlich behauptet werden, daß der Verfaſſer bei ſchriftſtelleriſcher Kühnheit nicht ſtehen geblieben, ſondern daß ſein Buch, nach den beiden Seiten der Polemik, theils gegen Religion, theils gegen das monarchiſche Princip, als Landesgrundgeſetz, den objectiven Thatbeſtand derjenigen Verbrechen enthält, welche

1) § 214. Tit. 20 Thl. II. des allgemeinen Landrechts: als Läſterung der im Staate aufgenommenen Religionsgeſellſchaften;

2) § 151. ibid.
als frechen unehrerbietigen Tadel oder Verſpottung der Landesgeſetze und Anordnungen im Staate,
cfr. art. XVI. Nr. 2. der V. vom 18. October 1819.

qualificirt und verpönt hat.

Nicht bloß nämlich, daß Bd. II. S. 4 und 64. der katholiſche Cultus, und reſp. das Chriſtenthum, unter den Bildern eines „Vampyrs," eines „Wurmes" vorgeführt worden (cfr. auch I. 404.), ſondern zumal der Wiederabdruck der S. 205 und 296 befindlichen Blasphemie fällt unter das sub. I. angeführte Geſetz.

Dagegen iſt baare Verſpottung der Monarchie ſchon oben da geweſen.

Wie dort der Fürſt als „Staatsgott" bezeichnet wurde, ſo als „Götze" an einer anderen Stelle (II. 312.), und zwar hier in unmittelbarer Beziehung auf den Preußiſchen Staat.

Unſere Deviſe der Freiheitskriege wäre ein Spott und ein Frevel.

I. 387.

II. 199. 313.

Despotismus und härtere Namen müſſen für das monarchiſche Princip ſich hergeben; ſogar mit weſtindiſcher Pflanzerherrſchaft (II. 193.) wird es verglichen.

I. 53 370. 379.

II. 171 189. 325.

Entſprechend wird Deutſchland ein „Gefängniß" und, um hier gleich das äußerſte Ende der beſchimpfenden Reihe zu ſetzen, ein „Hundethum" genannt,

I. 29. 195.

die bürgerliche Freiheit aber, der Preußen inſonderheit, mit der der Mulatten auf Hayti zur Zeit der franzöſiſchen Pflanzer in Parallele geſtellt.

I. 180.

Zur Verſtändigung endlich über die antimonarchiſche Beziehung der bisher angeführten Stellen, wo ſie irgend zweifelhaft wäre, werde noch angeführt, daß der Verfaſſer an mehreren anderen für die Republik ſich deutlich genug erklärt,

I. 39. 106. 304. 384.
II. 241.

und ſeine geſetzwidrigen Aeußerungen über die Monarchie wohl zweifelsohne den ihm auch ſonſt beſonders verdrüßlichen Preußiſchen Staat

I. 2. 3. 29—31. 350. ff. 390. 415.
II. 79. 81. 82. 190. 191. 254. 255.
271. 310. 323.

zur Hauptzielſcheibe nehmen.

Nach allem dieſem aber iſt der gehorſamſte **Antrag:**

das rubricirte Buch, unter Vernichtung der in Beſchlag genommenen Exemplare, zu verbieten;

aus § 7. (zweiter Abſatz) der Verordnung vom 30. Juni 1843 gerechtfertigt und begründet. gez. v. **Lüderitz.**

I. Brief.

Antwort auf die Anklage des Staatsanwaltes von Lüderitz an den Präſidenten und die Räthe des Königl. Preuß. Obercenſurgerichts in Berlin.

Herr Präſident, hochgeachtete Herren, Sie fordern den Buchhändler Wilh. Jurany auf, eine Gegenausführung zur Vertheidigung meines Buches, welches der Staatsanwalt bei Ihnen anklagt, vom 8. Sept. an binnen 4 Wochen einzuſenden.

In Ihrer Aufforderung liegt eine Anerkennung der Gleichheit aller Menſchen und der Gelehrſamkeit der Buchhändler, von der ich wünſchte, daß ſie ſo wahr wäre, als ſie ohne Zweifel wohlmeinend iſt. Aber wenn

Sie einige Buchhändler perſönlich und ihre Verlagscataloge aus eigener Anſchauung kennen, was ich bei Ihrer Stellung vermuthe; ſo werden Sie mir zugeben: die Herren können den Inhalt ihres Verlages unmöglich verantworten, aus dem einfachen Grunde, weil ſie ihn nicht kennen. Ihre Meinung ging alſo wohl dahin, Herr Jurany ſollte mir, dem Verfaſſer, die Klage zur Beantwortung mitheilen. Dies iſt nun auch geſchehen; aber, wegen meiner damaligen Entfernung von Leipzig erſt nach Ablauf der Friſt, die Sie geſetzt.

So lag es denn freilich nicht in den Worten Ihrer Aufforderung, daß der Autor ſein Werk vertheidigen ſollte, Sie forderten den Buchhändler dazu auf; noch war es mir möglich, dem Schickſal, ungehört verurtheilt zu werden, durch eine ſachgemäße Auslegung Ihrer Aufforderung zuvorzukommen: ich erfuhr die Aufforderung zur Vertheidigung und die Verurtheilung wegen der abgelaufenen Friſt in demſelben Augenblick.

Aber ich glaube nichts deſto weniger mit Erfolg ſprechen zu können. Ihr Verfahren und die öffentliche Lage der Sache ſind es, die mich dieß glauben laſſen.

Ihr Verfahren, Herr P., h. H., hat eine Tendenz auf die Jury. Sie bilden vermuthlich eine Jury von Sachverſtändigen; ich ſage, vermuthlich, weil ich nicht die Ehre habe, Sie perſönlich oder als Autoren zu kennen, weil aber in Preußen unendlich mehr Männer Autoren ſein könnten (ich führe die elegant geſchriebene Klage des Herrn von Lüderitz zum Beweiſe an), als es deren öffentlich ſind; Preußen iſt eine Nation von Kritikern. Der Name Staatsanwalt, die Anklageform, die Aufforderung des Beklagten, und wenn nicht gerade des Beklagten, doch des Inſtrumentes, mit dem er ſich vergangen, des Buchhändlers, — Alles dieß giebt dem Obercenſurgericht eine Tendenz auf das wahre Rechtſprechen durch eine Jury. Es fehlt freilich Ihrem Inſtitute zur Vollendung des Schwurgerichts daß die Mitglieder Gemeindeglieder, nicht beſoldete Richter, ſondern zu dem jedesmaligen Spruch gewählte Mitbürger (Peers) des Angeklagten wären; es fehlt, wie die Einſetzung von Gemeinde wegen, ſo auch die Verhandlung öffentlich vor und in der Gemeinde; es fehlt endlich Ihrer Cenſur der rein-theoretiſche Character, denn Sie verfügen und executiren eine Strafe. Man könnte alſo ſagen, es fehle Ihrem Verfahren Alles, wodurch es ein Gericht, und Alles, wodurch es eine Cenſur würde. Cenſur wäre öffentliche wiſſenſchaftliche Kritik, Gericht öffentliches Verfahren vor den Geſchworenen. Ich ſage dieß nicht; im Gegentheil, das Obercenſurgericht ſcheint mir hervorgegangen zu ſein eines Theils aus dem Bedürfniß nach dem wahren Gerichtsverfahren durch die Jury und den Anklageproceß, anderen Theils aus der Einſicht, daß uns jetzt in der Literatur alle wahrhaft kritiſchen Organe fehlen, und die allgemeinen Literaturzeitungen durch ein energiſch cenſirendes Inſtitut ergänzt werden müßten. Nur freilich iſt die Energie der Cenſur ein wenig zu energiſch ausgefallen, — ſie vernichtet practiſch mit den Flammen oder mit der Stampfmühle, — und die Anwendung der wahren Gerichtsformen zu eingeſchränkt geblieben, — man vermißt diejenigen Formen, welche dem Verfahren, ſoweit menſchliche Einſicht reicht, die Unmöglichleit einer Ungerechtigkeit ſichern. Es müßte nicht vorkommen, daß ein Autor unaufgefordert und ungehört verurtheilt würde.

Weil ich alſo, meine Herren, in Ihrem Verfahren eine Tendenz auf das Richtige erblicke, und dieß grade vermöge meiner Principien, in denen Sie eine Tendenz auf das Unrichtige ſehn, ſo will ich es nicht für unmöglich halten, daß ich in meiner Gegenausführung gegen den Herrn Staatsanwalt Sie überzeuge.

Auch die öffentliche Lage der Sache, ſagte ich, ließe mich glauben, daß ich nicht ohne Erfolg reden würde.

Es wird Ihnen, Herr Präſident, hochgeachtete Herren, in Ihrer Stellung nicht entgangen ſein, daß die gefährlichſten Schriften diejenigen ſind, welche im Grunde gar nicht mehr geſchrieben zu werden brauchen, Schriften, die zwei, drei Sätze enthalten, und am Tage nach der Manifeſtation ihrer Entbehrlichkeit von Leuten redigirt werden, die man nie vorher kennt.

Meine Schrift hat dieſen Charakter nicht. Sie iſt zwei Bände ſtark, ſie hat nur die Abſicht, eine geiſtige, allerdings ebenfalls ſchon vollzogene Befreiung zu redigiren und darzuſtellen, für welche aber die Majorität oder gar die Weltbewegung zu gewinnen, im Augenblick noch gar nicht unternommen wird. Der Widerſtand der Welt iſt alſo von vorn herein entſchieden, und gebe ich es nicht ſelbſt zu, daß der Glaube an alles Mögliche noch lange die Welt regieren werde?

Bei dieſer Lage der Dinge, die ich darum eine öffentliche nenne, weil es ja bekannt genug iſt, daß ſelbſt Göthe's und Schillers Popularität dem Humaniſmus weder die Mehrheit, noch auch nur eine leidlich mächtige Partei verſchafft, vermuthe ich für unendlich harmlos paſſiren zu dürfen. Denn außerdem, daß es nur wahr iſt, was ich ſage, und darum wenig geeignet, den Troß zu verführen, hat ſelbſt Ihre Verfolgung — meiner Schrift nur eine mäßige Anzahl von Käufern erworben. Was ſind einige tauſend Exemplare unter vierzig Millionen Menſchen, die das bücherleſende Deutſchland bevölkern?

So ſteht dieſe Angelegenheit. Gelingt es mir nun, die ſchwachbegründeten Anklagen des Herrn Staatsanwaltes zu entkräften, ſo vermuthe ich, werden Sie, Herr Präſident, hochgeachtete Herren, es viel angemeſſener finden, mein Buch für gänzlich unverfänglich zu erklären, und es dadurch ſchließlich in den großen Strom der Vergeſſenheit, den unſere gegenwärtige Literatur bildet, zu verſenken, als es in einer cause célèbre ganz neuer Art zu einer unauslöſchlichen Publicität zu bringen. Sie erinnern ſich, daß ſelbſt die Wolfenbüttler Fragmente nicht eher beachtet wurden, als bis ihre Vertheidigung gegen den verdammenden Hauptpaſtor das Intereſſe für ſie angefacht.

Und hiermit gehe ich zur Vertheidigung meiner Schrift ſelbſt über.

Herr Präſident, meine Herren, der Herr Staatsanwalt beginnt ſeine Klage mit dem Vorwurf: „mein Buch fließe über von Anklagen gegen das deutſche Volk, es ſei eine dem franzöſiſchen Nationalgeiſt von einem Deutſchen dargebrachte Huldigung."

Anklagen gegen das deutſche Volk? Ich gebe es zu, ſie ſind darin, aber ſollte es nicht eben ſo erlaubt ſein, das deutſche Volk, als die deutſchen Schriftſteller, das einzige Volkliche an dieſem Volke, anzuklagen? Wenn man die Klage bewieſe, gewiß. Und wenn man ſie nicht beweiſet? Eine unbegründete Klage wird der Richter mit Unwillen zurückweiſen, zumal wenn er, wie hier das deutſche Volk, Richter und Beklagter in Einer Perſon iſt. Der Herr Staatsanwalt beginnt damit, als Volksanwalt aufzutreten, und endigt damit, dem Volke das Richteramt über mein Buch zu entziehen, indem er darauf anträgt, daß man es „vernichte." Hat er gefürchtet, das Volk werde ſich ſelbſt ſchuldig bekennen und mich freiſprechen? Oder liegt ihm das deutſche Volk mehr in der Feder, als am Herzen?

Ferner, „ich huldigte den Franzoſen?" Ja, ich huldige ihnen, weil ſie um die Freiheit ſich verdient gemacht, und ich halte dafür, daß es einem Deutſchen nicht minder erlaubt iſt, dem franzöſiſchen „Nationalgeiſt", als einem Manne, einer liebenswürdigen Dame zu huldigen. „Ein Deutſcher klagt das deutſche Volk an, und huldigt dem franzöſiſchen Nationalgeiſt", dieſer „geſchmackvolle" Gegenſatz mußte geſchrieben werden, und Herr von Lüderitz hat darüber meine Feindſchaft gegen allen Nationalismus, welche mir grade Gerechtigkeit gegen alle Nationen zu ſein ſcheint, überſehen.

Im Uebrigen weiß ich ſeine Anerkennung, mein Buch ſei „in der geſchmackvollen Manier franzöſiſcher Schriftſteller" eine conſequente Durchführung des humaniſtiſchen Grundgedankens, ſehr zu ſchätzen; begegnet es mir doch auf dieſe Weiſe, daß der Staatsanwalt im Staate der Intelligenz mich beſſer verſteht, als die Volkstribunen in der Oppoſition.

Der Herr Staatsanwalt verſteht den Humanismus, er nimmt ihn nicht an, wie die Preußen die politiſche Freiheit verſtehn und ſie ebenfalls nicht annehmen; er ſieht vielmehr mit Schrecken die Folgen, den Socialismus und den Communismus, daraus hervorgehn.

Alles dieß iſt nun freilich nicht zu vermeiden, auch für ihn nicht. Wer das Weſen des Chriſtenthums will, und wäre er der Staatsanwalt von Lüderitz, kann den

Humanismus nicht verwerfen. Vielleicht nennt er ihn Menſchenliebe, vielleicht Chriſtenpflicht, der Sache kann er nicht entgehn. Wer aber die Sache, das Weſen des Humanismus will, muß den Socialismus und ſeine wahre Abſicht, die bürgerliche Geſellſchaft ſo zu conſtituiren, daß die Culturzwecke ohne Verwahrloſung der arbeitenden Klaſſen erreicht werden, annehmen. Und wer dieß zugiebt, muß dem Communismus zugeben, daß alle Menſchen Arbeiter und Niemand Sklave ſein müſſe.

Der Herr Staatsanwalt iſt ein Chriſt, was braucht er mehr, als ein conſequenter Chriſt zu ſein, um Communiſt zu werden. Er fürchtet aber, und ohne Zweifel mit Recht, Nichts für ſeine, Alles für meine Conſequenz, und äußert: „die Wortführer des Communismus, ſo ſehr ich ſie auch aufzöge, möchten mich zu den Ihrigen rechnen.“ Das fürcht' ich nicht. Dieſe Wortführer kennen und wollen eben ſo wenig das Weſen des Communismus, als die Pfaffen das Weſen des Chriſtenthums. Die Einen verſprechen uns Gütergemeinſchaft, die Andern die ewige Seligkeit, und beide wiſſen ſehr gut, daß ſie ihr Verſprechen nicht halten werden.

Wenn der Herr Staatsanwalt mir vorrückt: „Ich verwürfe die Induſtrie und eine Arbeit, welche zu Privatzwecken ausgebeutet wird,“ ſo ſcheint er zu verſtehn, ich verwürfe alle Induſtrie und alle Arbeit, oder iſt der Herr Staatsanwalt, der doch ſelbſt zu einem öffentlichen Zweck arbeitete, als er die Klage niederſchrieb, gegen die Arbeit zu öffentlichen Zwecken? Der Menſch, der für den gemeinſamen Zweck Aller arbeitet, ſteht nicht im Dienſte eines fremden Zweckes, iſt nicht willenloſes Mittel oder Sklave. Dieſen Unterſchied hob ich hervor, als ich gegen die Ausbeutung des Arbeiters zu fremden Zwecken ſprach. Der Herr Staatsanwalt wird vielleicht einwenden, immer arbeiteten Alle im Intereſſe des Gemeinweſens, die nur wirklich und richtig arbeiteten. Das werden wir ihm zugeben, und nur verlangen, daß Alle wirklich und richtig arbeiten, was ſie aber nur können, wenn ſie ihre Arbeit als Staatsfunction anſehn und alſo decretiren, daß und wie ſie es ſein ſolle.

Um dieſe Aufklärung und um die Dekrete, welche ſie nöthig macht, wird man ſich freilich mit Communiſten und Nichtcommuniſten noch lange herumſtreiten. Vielleicht werden vorher noch alle Leute Staatsanwälte, erklären das Gemeinweſen für ihre eigene Angelegenheit, und überſetzen den Staat, gleichviel ob mit oder ohne erbliches „Staatsoberhaupt“, mit Republik, ohne daß ſie darum über die Befreiung und Nobilitirung aller Geſchäfte einig wären.

Iſt es mit dem Staate bei uns noch nicht dahin gekommen, daß ſich Jeder ſeiner annimmt und ihn, weil er res publica iſt, als ſeine Sache behandelt; ſo iſt es mit der Religion deſto entſchiedener der Fall. In ihr arbeitet Jeder, ſogar der Herr Staatsanwalt, der doch vermuthlich Juriſt iſt; und obgleich ich ihm auch hier widerſprechen muß, finde ich doch, daß er die Sache wenigſtens eben ſo gut behandelt, als irgend ein ordinirter Prieſter thun würde. Er findet in meinem Buche: „der Kampf gelte aller Religion überhaupt. Man ſolle ſie vergeſſen. Selbſt in dem Bekenntniß des Atheismus wäre die Befreiung, die ich wünſchte, noch nicht gefunden. Anders, als das jüdiſche Schinkeneſſen, verhalte ſich nach mir der unbefangene Genuß dieſer

Speiſe, — frei werde man von einer Religion, wenn man ſie vergeſſe.“

Und der Herr Staatsanwalt ſieht ſich genöthigt, den Atheismus, weil er doch ein Bekenntniß iſt, „l'athéisme est le dernier mot du théisme“ in Schutz zu nehmen. Während er mir die Berliner Eitelkeit zutraut, nur über das Aeußerſte hinüber noch etwas Extremes erfinden zu wollen; hätte er ruhig meinen Satz herum drehn und ſagen ſollen: ich meinte alſo: „Eine Religion, die man nicht verlieren will, muß man vor allen Dingen nicht vergeſſen.“ Religion überhaupt, Gemüthsbewegung für irgend ein Princip der ſittlichen Welt, das man aufrecht erhalten oder realiſiren will, wird nur Der überflüſſig finden, der Nichts durchſetzen will. Neue Principien, neue Religionen. Das Bekenntniß hat die Bequemlichkeit, daß nun die Parole des Kampfes formulirt iſt, und ich gebe zu, daß den Kämpfenden auf der anderen Seite die Parole des Atheismus beſſer gefällt, als die des Humanismus. Der Atheismus iſt ihr letztes Wort, ihre eigne Vorſtellung, die ſie verſtehn; der Gedanke dagegen, die Welt aus ſich zu erklären, iſt poſitiv wiſſenſchaftlich, und die Forderung, jeden einzelnen Menſchen zum Zweck des Gemeinweſens zu machen, poſitiv politiſch; der Humanismus iſt alſo viel unbequemer, als der Atheismus, er iſt nicht mehr Theologie, er iſt Wiſſenſchaft und Politik. Sein Bekenntniß iſt ein einziges, aber inhaltſchweres Wort, die Formulirung ſeines Inhaltes wäre alles Wiſſen und alle Bewegung der ſittlichen Welt — die werdende Geſchichte. Es iſt alſo keine Narrheit und keine Berliner Eitelkeit, wenn ich behaupte: man müſſe über dem Weſen des Chriſtenthums, um bei dieſer Anknüpfung ſtehen zu bleiben, ſein Unweſen vergeſſen, und die Welt unbefangner Weiſe und poſitiv nach der Wahrheit betrachten und conſtituiren.

Lebte der Herr Staatsanwalt nicht unter dem Einfluß der berliner Bildung, ſo würde er dieſes Princip nicht für „religionsfrei“ halten. Im Gegentheil er würde entdecken, daß die ganze religiöſe Bewegung unſerer Tage daſſelbe ausdrücklich zu ihrem Inhalte hat, und daß nicht „der Mangel aller Religion“, ſondern die Verbindung der politiſchen und (religiös) aufgeklärten Gemüthsbewegung, d. h. eine neue Religion der wahre Widerſacher der alten iſt.

Freilich hat dieſe Religion keine Bekenntnißdocumente; ſobald ſie aber durchdringt, muß ſie nothwendig zu Decreten fortſchreiten; aber dieſe Decrete werden keine Concilienbeſchlüſſe, ſondern politiſche Inſtitutionen, keine Dogmen, ſondern decretirte Bildungsformen ſein. Sie werden's ſein, denn ſie ſind's. Von dieſer Religion bin ich durchaus nicht frei.

Ich verlaſſe hier die Kritik und Charakteriſtik, die der Herr von Lüderitz von meinem Buche entwirft, und komme zu der eigentlichen Klage.

Es iſt gewiß nicht leicht, die im Landrechte verpönte

> „Läſterung im Staate aufgenommener Religionsgeſellſchaften“

zu vermeiden. Auch der humanſte ſagt ja wohl einmal: „der Jude!“ oder: „das iſt um katholiſch zu werden!“ ſoll er nun gleich vor Gericht?

Außer der „Läſterung der im Staate aufgenommenen Religionsgeſellſchaften“ giebt die Klage mir auch noch den jetzt ſo berühmt gewordnen Paragraphen ſchuld:

frechen, unehrerbietigen Tadel oder Verſpottung der Landesgeſetze und Anordnungen im Staate.“

Es wird eine ſaure Zeit für die Redner, Dichter und Schriftſteller, wenn dieſe Paragraphen eine Wahrheit werden. Denn man iſt weit davon entfernt, ſie bisher auch nur gegen Einheimiſche ausgeübt zu haben. Und vollends Fremde! die durften unerhört frei ſchreiben. So verſtößt mein großer Landsmann, der Sachſe Wolfgang Goethe (er hat ſeine Heimath ohne Zweifel in Weimar), gegen alle beide Paragraphen in unendlich vielen Stellen vornehmlich ſeines Fauſt. Nicht nur, daß er den ganzen Himmel auf die Bühne bringt, während es verboten iſt, die Mitglieder der Königlichen Familie auftreten zu laſſen, und dem Teufel über Gott humoriſtiſche Verſe in den Mund legt; es heißt im Dialog einmal ſogar:

Die Kirche, alſo die officielle Religionsgeſellſchaft, könne unrecht Gut verdauen,

und in der Antwort:

Ein Jud' und König kann es auch.

Hier, Herr Präſident, hochgeachtete Herren, haben Sie in zwei Zeilen alle die Verbrechen, die der Herr Staatsanwalt in meiner Schrift findet, und noch zehnmal ſtärker. Ich ſtelle Gott und König in Parallele; aber wo ſetz' ich den König mit dem Juden auf Eine Linie? Wo ſag' ich etwas ſo Starkes, wie: Kirche, König und Juden könnten ungerechtes Gut verdauen?

Nach der Gewohnheit unſerer außerpreußiſchen Literatur ſeit Leſſing, Schiller und Göthe glaub' ich nicht, daß es politiſch iſt, aus den angezogenen Paragraphen des Landrechtes eine neue Richtſchnur für Dichter und

Philoſophen zu machen, weil — es hundert Jahre zu ſpät iſt.

Dennoch will ich die kurze und beiläufige Begründung der „Läſterung“ und die ausführlichere „der Verſpottung der Landesgeſetze“, die der Herr Staatsanwalt giebt, nicht unerwidert laſſen.

Der völlig ungenügende Beweis für „Läſterung der Religionsgeſellſchaften“ iſt dieſer: „Nicht blos, daß B. 2. S. 4 und 64 der katholiſche Cultus, und reſp. das Chriſtenthum unter dem Bilde eines „Vampyrs“, eines „Wurmes“ vorgeführt werden (cf. auch I. 404), ſondern zumal der Wiederabdruck der S. 205 und 206 befindlichen Blasphemie (aus Heine's Wintermährchen) fällt unter das sub 1 eingeführte Geſetz.“

Keine einzige dieſer Stellen fällt darunter. Die erſte heißt: „Frankreich hat den Clerus aus der politiſchen Welt entfernt; es hat ihn weder aus den Taſchen, noch aus den Gemüthern der Franzoſen vertrieben. Frankreich täuſcht ſich, Frankreich verliert ſich durch Religion. Der Vampyr (der Klerus und die Superſtition, die ihn hält), liegt ſaugend an ſeinem Herzen.“ Iſt der franzöſiſche Klerus und die franzöſiſche Superſtition „eine in Preußen recipirte Religionsgeſellſchaft?“

S. 64 ſage ich: „die Aufklärung entdeckte den Wurm (will ſagen den Fehler) des Chriſtenthums und des Mittelalters nicht.“ Heißt nun das: „ich ſtellte das Chriſtenthum unter dem Bilde eines Wurmes dar?“ Der Wurm des Herrn Staatsanwaltes bei dieſer Behauptung iſt der, daß er ganz etwas Anderes lieſt als ich ſchreibe, womit ich nun doch nicht behaupte, daß er ein Wurm ſei, oder ihn unter dem Bilde eines Wurmes vorführe.

Die Stelle I, 404 hat noch den meiſten Schein, ſie heißt: „Ich gebe zu, daß auch die Verrücktheit exiſtiren kann, wie das Juden- und Chriſtenthum genug beweiſt; aber außer der Realität in der Phantaſie.“ Aber ſoll ich es jetzt noch beweiſen, daß die chriſtliche Phantaſie des Mönchweſens, der Weltverachtung, der Teufels-Verſuchungen u. ſ. w. Verrücktheit iſt? Ein Menſch, welcher der Welt entſagen und ſein Fleiſch kreuzigen will, iſt ohne Zweifel verrückt. Das Weſen des Chriſtenthums, den Humanismus, nenne ich dagegen ſo wenig eine Verrücktheit, daß ich ihn vielmehr nach dem Beiſpiel von Leſſing, Herder, Goethe, Schiller und — Feuerbach zum Princip mache. Aber eben ſo ſehr die Hervorhebung des Weſens, als die Verwerfung des Unweſens, iſt nach dem Herrn Staatsanwalt verpönt.

Herr Präſident, hochgeachtete Herren, die Klage muthet Ihnen zu, das Weſen zu verdammen und das Unweſen in Schutz zu nehmen, Sie werden es nicht thun. Noch viel weniger werden Sie mir die Anführung der Heiniſchen Lieder, die im Wintermährchen mit Cenſur erſchienen ſind, zur Laſt legen.

Obgleich ich notoriſch gegen die Anſichten aller im Staate aufgenommenen Religionsgeſellſchaften bin, ſo habe ich doch eben ſo offenbar nicht das mindeſte Intereſſe, ſie zu „läſtern“, da ich ſie ja „zu vergeſſen ſuche“, und der Herr Staatsanwalt hat dieſen Klagepunkt ohne alle Begründung gelaſſen.

Der zweite Punkt iſt eben ſo wenig begründet; „frecher, unehrerbietiger Tadel oder Verſpottung der Landesgeſetze und Anordnungen im Staate“ kann nur ſpeciell „im preußiſchen Staate“ gegen beſtimmte preußiſche Inſtitutionen und von preußiſchen Unterthanen ausgehn, um das bezeichnete Vergehn zu bilden.

Abgeſehn davon, daß ein Mitglied eines conſtitutionellen Staates nicht gehalten ſein kann, die Inſtitutionen einer abſoluten Monarchie mit Verehrung zu beſprechen; ſo befaſſe ich mich nirgends mit beſtimmten preußiſchen Landesgeſetzen, ſondern mit Principien. Dies giebt der Klage eine merkwürdige Wendung.

Der Herr Staatsanwalt nennt das monarchiſche Princip „Landesgrundgeſetz“ in Preußen. Preußen iſt allerdings nicht conſtitutionell; aber ſind denn weder das Geſetz vom 22. Mai 1815, noch die Provinzialverfaſſung, noch die Städteordnung mehr „Landesgrundgeſetz?“ Iſt die Beſtimmung über die Genehmigung neuer Anleihen durch die Reichsſtände aufgehoben? Ich glaub' es nicht. In Preußen wäre alſo doch nicht mehr ſo einfach „das monarchiſche Princip“, ſondern weitläufige Urkunden „Landesgrundgeſetz.“ Der Herr Staatsanwalt mußte mir aber die Kritik eines Princips unter dem Namen des Tadels von Geſetzen zur Laſt legen, darum, ſcheint es, vergaß er — alle Landesgrundgeſetze Preußens, die gültigen und die ungültigen, die unzweifelhaften und die bezweifelten mit einander — allerdings etwas ſtark für einen Mann des Geſetzes!

Wo alſo das Wort: „König“, „Despotie“ und dergleichen vorkommt, da ſieht er einen unehrerbietigen Tadel der — „Landesgeſetze.“ Die abſolute Monarchie iſt weder in Preußen Grundgeſetz, noch irgendwo Factum, ſie iſt nur Doctrin; ihre volle Realität iſt ja überhaupt unmöglich. Den wirklichen König und die wirklichen Geſetze Preußens greiſe ich aber nirgends an;

immer hab' ich es mit einem Syſtem, mit einer Doctrin zu thun.

Ich ſage ſo: der Himmel der Politik iſt eine unbekannte Welt verborgner Staatsdiener (geheimer Räthe und Miniſter), verlaſſen von dem öffentlichen Intereſſe, und in Deutſchland einfach der ausſchließliche, geheiligte Beſitz des irdiſchen Gottes und Herrn." „Dieſer Staatsgott, der König" u. ſ. w. Nur der Ausdruck: „irdiſcher Gott" und „Staatsgott" iſt meine Folgerung. Alles Uebrige iſt aus der Wiener Bundesacte, aus den geheimen Wiener Conferenzbeſchlüſſen von 1834, kurz aus der Sprache der officiellen Doctrin unſers unpolitiſchen Vaterlandes geſchöpft; der Ausdruck: „irdiſcher Gott" iſt aber keineswegs meine Erfindung, „die Götter der Erde" circuliren in vielen Gedichten, und der Name iſt nur ein andrer Ausdruck für „Majeſtät, allerhöchſter, allergnädigſter König und Herr." In der Monarchie „ſtellt man Alles dem Könige anheim", wie im Glauben „der Vorſehung", verſteht ſich nicht wirklich, ſondern nur im Bekenntniß, wie ein Jeder ſchwimmt, wenn er ins Waſſer fällt und das Schwimmen verſteht, alſo nicht erwartet, daß ihn ſein Schutzengel herausziehen werde. Noch im Tode iſt der König nicht ſelig, ſondern „höchſtſelig", und ruht nicht im Grabe, ſondern „in Gott." Wie würde ein Profeſſor der Beredtſamkeit den „höchſtſeligen König" nennen? doch ohne Zweifel Divum Augustum; und der lebende Gott iſt die Majeſtät. Dieſe Terminologie iſt bekannt, und es iſt erlaubt, den royaliſtiſchen Cultus ſeine Conſequenzen ziehen zu laſſen.

Der König, dem „Alles anheimgeſtellt wird," gleichviel ob es möglich iſt oder nicht, iſt abſolut, er iſt der „Staats-Gott." Der conſtitutionelle Fürſt hingegen und das Staatsoberhaupt des Landrechtes ſind Functionäre, keine Götter. Weder nach dem Landrecht, noch nach den Landesgrundgeſetzen in Preußen, ſondern nur nach der royaliſtiſchen Doctrin einer nicht übermäßig ſtarken Partei iſt der König der „Staatsgott;" nicht nach den deutſchen Conſtitutionen, ſondern nur nach den „geheimen Conferenzbeſchlüſſen" unbefugter Diplomaten und nach ähnlichen ſehr zweifelhaften Actenſtücken iſt es der Fürſt in irgend einem conſtitutionellen deutſchen Lande.

Mit meiner Characteriſtik zeichnete ich alſo nur eine Doctrin, und zwar eine Doctrin, die den Geſetzen zum Trotz ſich aufdrängt, nicht die Geſetze, die unter ihr leiden, ignorirt und abgeſchafft werden, und am Allerwenigſten die Landesgrundgeſetze in Preußen greiſe ich an; ihre vollſtändige Erfüllung würde ich vielmehr für eine vortreffliche Sache halten. Aber ich klage nicht den Herrn Staatsanwalt, ich klage das deutſche Volk darüber an, daß es ſeine Verfaſſungsgeſetze nicht realiſirt; meine alſo, wenn der Herr von Lüderitz über dem „monarchiſchen Princip" alle wirklich exiſtirenden Verfaſſungsgeſetze vergißt, ſo iſt das nur zum 15ten Millionen-Theil ſeine Schuld.

Dieſelbe Bewandtniß, wie mit dem royaliſtiſchen Staatsgotte, hat es mit dem „Götzen, dem ſich der Militärſtaat zum Opfer bringt." Die ganze Unterſuchung, aus welcher dieſe Stelle angeführt wird, iſt eine principielle, und wiederum nicht ein poſitives Geſetz, ſondern ein Syſtem greiſe ich an. Ich halte das Militärweſen für unvereinbar mit der menſchlichen Verfaſſung friedlich verbundener freier Völker. Der Gott des Militärcultus iſt mir ein fremder Gott, ein Götze. Freilich iſt das

Militär „eine Anordnung im Staate,“ aber was die Noth gebietet, wie die Bewaffnung, kann der Menſch bedauern und dennoch thun. So hören wir große Feldherren die Kriege bedauern, die ſie führen mußten. Warum? Weil ſie das inhumane Princip des Krieges verwarfen. Der Herr Staatsanwalt kann überzeugt ſein, daß ich im Nothfall in meiner Compagnie fechten werde, wie ein Anderer, ohne daß ich darum meine Anſicht von der Sache ändere. „Noth bricht Eiſen!“ eine andere Vertheidigung des Militärs und des Krieges kenne ich nicht.

Die übrigen Vorwürfe fallen noch viel weniger unter die Vergehen gegen die Landesgeſetze. Der Herr Staatsanwalt drückt nur ſein Mißfallen darüber aus, daß ich nicht Royaliſt und nicht Patriot in ſeinem Sinne ſei. Es kränkt ihn, daß ich Deutſchland ein „Gefängniß“ nenne und in dem Wolkenhund, der in dem feurigen Krater des Abendhimmels verſinkt, „das Symbol unſeres Hundethums“ verſinken ſehe. Der Eine wünſcht, daß unſer Hundethum untergehe, der Andre wünſcht es conſervirt zu ſehn. Das iſt Geſchmackſache.

Eben ſo unverfänglich iſt meine Anſicht: „Die Mulatten auf Hayti, die ſich excludirt fühlten (als die Weißen frei wurden) verlangten überhaupt politiſche Rechte. Sie waren nur bürgerlich frei, wie jetzt die Preußen.“ Warum ſoll ich „die bürgerliche Freiheit der Preußen nicht mit jener bürgerlichen Freiheit der Mulatten vergleichen?“ Ich ſage nicht, daß die Preußen gelb ſind. Oder iſt der Herr Staatsanwalt empfindlich darüber, daß die Mulatten ſchon vor 50 Jahren das verlangten, was jetzt erſt die Preußen erſtreben: politiſche Rechte? Bin ich dafür verantwortlich? Eher iſt es der Herr Staatsanwalt, der die Conſtitutionsfrage in ſeinem Vaterlande hätte beſſer fördern ſollen. Ich habe zu meiner Zeit gethan, was ich vermochte. Aber vielleicht ſind wir, wie ich ſchon oben bemerkt, Beide gleich unſchuldig. Der Ehrgeiz, die Intelligenz, der dreißigjährige Friede, die Times, die Débats, die Landtage, die Städte, das Beiſpiel Frankreichs und Englands, der eigene Untergang im Jahre 1806 — Alles war umſonſt. Und der Herr Staatsanwalt will mir einen Vorwurf daraus machen, daß den Preußen noch immer die politiſchen Rechte, die Reichsverfaſſung, die Jury und die Preßfreiheit fehlt? Denn einen andern Sinn hat mein Vergleich der „bürgerlichen Freiheit der Mulatten und der Preußen“ nicht. Endlich ſind meine republikaniſchen Sympathien nicht gegen die Landesgeſetze. Geſetzlich gehört Preußen ſelbſt ſchon unter die conſtitutionellen Staaten, factiſch ſind ſeine Städte republicaniſch organiſirt, und es verſteht ſich wohl von ſelbſt, daß freie Staatsverfaſſung und Republik ein und daſſelbe iſt, wie denn Jedermann England für eine Republik erklären wird, unbeſchadet der Rechte Ihrer huldreichen Majeſtät.

Herr Präſident, hochgeachtete Herren, ſind die Gründe, die der Herr Staatsanwalt angiebt, die wahren Gründe für das Verbot meiner Schrift, ſo habe ich gezeigt, daß ſie nichtig ſind.

Iſt aber nicht das Geſetzwidrige, ſondern das Mißfällige, das Unpatriotiſche, der Humanismus, die ſorgfältige Form, welche ich den freien Principien zu geben ſuchte, der Grund für die Unterdrückung meines Buches; dann, meine Herren, trag' ich ſelbſt darauf an, es verdient es, und ich verlange kein beſſeres Zeugniß ſeines Werthes, als ein Verbot von Ihnen aus ſolchen Gründen.

A. Ruge.

2. Brief.

Ueber den „**Briefwechſel eines Staatsgefangenen mit ſeiner Befreierin von Wilhelm Schulz**“ an die Frau Befreierin und den Herrn Befreiten.

Meine Drohung geht in Erfüllung, verehrte Frau. Ihr Herr Gemahl hat ſich an einem neuen Hochverrath betheiligt, an dem Hochverrath gegen die Philoſophie und, wie ſich von ſelbſt verſteht, Sie noch einmal in ſein Schickſal verwickelt; ich drohte ihm dafür mit einem Sendſchreiben und ſchreibe jetzt nicht nur an ihn, ſondern auch noch an Sie. Sie haben ihn nicht gewarnt, im Gegentheil, Sie muntern ihn auf; Sie können ihn alſo auch diesmal nicht befrein, und ich eile Ihre Stelle einzunehmen, um, wenn es möglich iſt, ihn aus einer noch viel ſchlimmern Feſſel, als der äußerlichen, aus den Ketten ſeines verſtockten Herzens zu befrein. Soll ich nun ſagen, auch Ihr ſchönes Herz wäre verſtockt? Nein! die Damen haben das Recht Feinde der Philoſophie, fromm und gläubig zu ſein. Hab' ich Ihnen nicht geſtanden, wie mich die betende Albaneſerin, die der Maler Zeller mit aus Rom gebracht, entzückt hat? Ich ſtelle mir vor, daß ein ſchönes Mädchen, wie dies gemalte, mitten unter uns in aller Unſchuld ehrlich glaubt und ehrlich betet. Ein frommes Gretchen, vortrefflich! Ein frommer Fauſt, ein Unſinn!

Sind alle Männer Fauſte? fragen Sie mich. Sind alle Mädchen Gretchen? antwort' ich Ihnen. Aber der Fauſt iſt nicht umſonſt vor vielen Jahren geſchrieben und die Nachfolger Göthe's ſind ihm verpflichtet; und Ihr Herr Gemahl ſollte ſich neben dem Brutus, auch den Fauſt in den Kopf ſetzen. Er kämpft für die Freiheit und gegen die Cäſaren, er hat den Degen gegen Napoleon geführt; jetzt aber, ſo lang' er die Feder führt, muß er für die Freiheit in jedem Sinne kämpfen. Um uns, die wir die Philoſophie auf die Fahne der Zeit weben, verſchrieben zu ſein, braucht er ſeine Adern nicht zu öffnen, er braucht keinen Pakt zu machen, er braucht nur geſchrieben zu haben, wie er gethan, in ſeinem und in keines Andern Namen. Darum iſt er der Philoſophie verantwortlich.

Doch will ich es Ihnen anvertrauen, daß ich bei alledem Ihren Briefwechſel mit großem Intereſſe geleſen habe. Freilich weiß man es vorher, daß er davon kommt, aber bis auf den letzten Augenblick wartet man ängſtlich darauf, daß es gelingt. Beinahe hätte es einmal der Nachbar gehört und dann wieder der Sergeant vor der Zeit das loſe Gitter zerbrochen. Endlich, nachdem uns Odyſſeus die Kämpfe und Fahrten geſchildert, die er gegen und für die teutſche Freiheit vor Olims Zeiten beſtanden, nachdem er uns gründlich und weiſe, immer mit ſeinen gewohnten Hieben gegen die nichtgeleſenen Philoſophen, über das Lächerliche belehrt und dann ſelbſt, ein praktiſcher Philoſoph, faſt zu viel Humor in ſeiner Klauſe entwickelt — endlich ſchlägt er Feuer vor Ihrem Fenſter; alle Fenſter, Mauern, Gräben und Wälle ſind paſſirt und Sie tragen ihn im Strickbeutel über den Rhein.

Man hätte Urſach zu glauben, dieſe Erfahrungen, ſelbſt dieſes Glück würde ihn von der deutſchen Einheit und von den Deviſen des Freiheitskrieges, die ihn alle drei nur in die Dinte gebracht, kuriren. Nein! Ein Deutſcher iſt unverwüſtlich. Er reagirt ſelber mit gegen die Philoſophie und predigt dagegen Religion und Poeſie. Als wenn es eine Religion und eine Poeſie geben könnte ohne die radikalſte Philoſophie, ſobald man nicht Mondkälber verehren und Mährchen für ewige Dichtung hinnehmen will.

Erlauben Sie mir daher, verehrte Freundin, daß ich ihm zuſetze und ihn herumzuwenden ſuche, wo er von unſerm gemeinſamen Princip, der Freiheit, abfällt. Wir aber wollen uns das Göttliche und das Unſterbliche in einen Vers bringen. Ich weiß, Sie halten etwas darauf.

Das Göttliche.

Grauſam walten die Götter, ſie ſcheuen die goldene Freiheit;
Nur wo ſich Menſchen befrei'n, herrſchet ein edles Geſchlecht.

Das Unſterbliche.

„Eins iſt allen gewiß, der Tod — doch bin ich unſterblich“?
Sterblicher, faſſe nur Muth: ſprich ein unſterbliches Wort!
Oder ſind Worte dir minder, als Thaten, geläufig; ſo handle,
Wirf ein unſterbliches Werk in die vergängliche Welt!
Sollte ſich aber dein Herz um des Daſeins Kürze betrüben;
Nun ſo zeugt ja die Roſ' ewig in Roſen ſich fort.

Und nun komm ich zu Ihnen, Sie neuaufgelegter Hochverräther! Ich verhafte Sie im Namen Sr. Majeſtät, des alten Hegel und klage gegen Sie wegen beleidigter Philoſophie. Die Haft, in die ich Sie nehme, iſt aber nur die Haft Ihrer eignen Vernunft und die Strafe ſoll nichts anders ſein, als die Anwendung Ihrer eignen Abſicht auf Ihre abfälligen Thaten.

Wenn man Ihr Buch aus der Hand legt, ſo muß man geſtehn: es iſt nicht zweifelhaft, daß Sie überall die Freiheit wollen, es iſt aber eben ſo gewiß, daß Sie oft genug gegen ſie verſtoßen. ſie wollen den Liberalismus und Rationalismus definitiv. Sie widerſetzen ſich alſo der Bildung, die hinter dem Rücken des Liberalismus und Rationalismus vor ſich gegangen iſt, und halten die Hegel'ſche Philoſophie und ihre Ausbildung für eine Kalamität, ja, nicht einmal das, ſondern für eine ſehr ohnmächtige Schulweisheit. Sie polemiſiren daher, wie früher Börne und Menzel, gegen Hegel und die Philoſophie, die er angeregt, und machen dem gegenüber, das „Volk" und das „Leben" zum Princip. Sie vergeſſen, wohin Menzel gekommen iſt; Sie bedenken nicht, daß Börne jetzt entweder ganz anders denken, oder ebenfalls in die Reaktion gerathen müßte, wozu er allerdings mit ſeiner Vertheidigung der poſitiven Religion den beſten Anfang gemacht hatte. Dennoch iſt es richtig, Börne meinte mit der Religion, was Sie ebenfalls damit meinen, die Gemüthsbewegung des Volks für eine große allgemeine Angelegenheit; Sie prophezeihen der Freiheit nicht eher Erfolg, als bis ſie wieder, wie in den Freiheitskriegen, religiös wird. Richtig verſtanden, iſt dies richtig. Religion und Poeſie ſind Ihnen urkräftige Bewegungen. Philoſophie eine ſpätere Reflexion; Sie legen auf den Impuls und auf das Geniale ein großes Gewicht. Warum ſollten Sie es nicht thun?

Wenn Sie nun mit der Religion eine richtige Abſicht haben können, ſo iſt es auch mit dem „Volk" und dem „Leben" der Fall. Ein Politiker kann nur mit dem Volk, wie er es vorfindet, operiren, er muß ſein Vorurtheil ſo gut, als ſein Urtheil in Anſchlag bringen. Und die Schule korrigirt ſich durch das „Leben"; im Leben ſetzt ſich die Schule fort, und die Welt iſt weiſer, als der Weltweiſe, denn ſie enthält ja auch ſeine Nachfolger, die ihn überſehn. Aber weder Religion, noch Volk, noch Leben hätte einen menſchlichen Werth ohne Philoſophie, und keins wäre im Stande für ſich die Freiheit zu Wege zu bringen. Die Schweizer Urkantone enthalten einen wohlgebauten, noblen Menſchenſchlag, ſie haben Religion im Ueberfluß, ein Volksregiment und ein Volksleben, wie es wenigſtens der Form nach nicht demokratiſcher ſein kann; aber es fehlt ihnen die wiſſenſchaftliche, die philoſophiſche, die eigentlich menſchliche Bewegung, darum iſt ihre Religion, ihr Leben und ihre Demokratie nichts werth, nichts als eine Rohheit. Was wäre auch das für ein Forſcher, der bei der Weisheit des alltäglichen Lebens ſteh'n bliebe? was für ein Politiker, der ſich mit dem Zuſtande des Volks, mit dem status quo ſeiner Bildung zufrieden gäbe? Welch' eine Freiheit endlich, die mit der religiöſen Gemüthsbewegung für das höchſte Gut identiſch bliebe und nicht zu einer tieferen Auffaſſung des Idealen fortſchritte, nicht von Zeit zu Zeit eine ganz neue Einrichtung auf dem Grunde einer neuen Gedankenwelt vornähme?

Die Ausdrücke Leben, Volk und Religion müßten Sie als Formen und Gefäße der Einen Freiheit und die Freiheit nie ohne Philoſophie oder wiſſenſchaftlich durchgearbeitete Vernunft denken. Sie unterlaſſen nicht nur, dieſen Zuſammenhang nachzuweiſen, ſie dringen ſogar auf die Trennung und polemiſiren gegen „die Schulphiloſophie", d. h. gegen die Schulung Ihrer

„Religion“, Ihres „Volks“ und Ihres „Lebens“ in der Philoſophie.

Es begegnet Ihnen daher, daß Sie mit der Rohheit des Volks gegen die Philoſophie zu Felde ziehen, ja, daß Sie ſogar die franzöſiſche Reſtauration des Katholizismus in der Ordnung finden, und alſo unter Religion ganz einfach Rohheit und Aberglauben, Kirche und Pfaffenthum verſtehn. Sie glauben, ich thu' Ihnen Unrecht? Schlagen Sie Ihren Briefwechſel S. 318 auf und leſen Sie:

Nachdem Sie erzählt, wie die Soldaten verſchiedener Konfeſſionen Anm. 13 und 15 ſich aufgezogen, fahren Sie fort: „ſolche Plänkeleien greifen jedoch nie den Kern der religiöſen Ueberzeugungen im Volk an. Die negative Schulweisheit wird es nie dermaßen auf den Kopf ſtellen, daß ihm bei dieſer Operation die Ueberzeugungen vom Daſeyn eines höheren ordnenden und geſetzgebenden Weſens in den Dreck fallen, während es eine Weltordnung vor Augen ſieht; am wenigſten wird es ſich einreden laſſen, daß der Menſch aus dem unbeſtimmten Gedankenſchleim eines ſogenannten bewußtloſen Geiſtes herausgekrochen ſei.

Davon überzeugt man ſich leicht, wenn man das Volk in ſeiner Weiſe über die höchſten Dinge ernſtlich philoſophiren hört. Vielleicht kennſt Du jene Anekdote von zwei Mainzer Schiffleuten, wovon der Eine Atheiſt war, der andere das Daſein Gottes vertheidigte? Sie fuhren eines Abends auf dem Rhein. „Siehſt du da oben den Mond und die Sterne?“ fragte der Vertheidiger. „Ja,“ antwortete der Atheiſt. „Ei nun,“ rief Jener im theologiſchen Eifer, „ſind denn die dahin ge-....?!“ Die leidige Prüderie der Mode verbietet mir zwar, das Schlagwort des Mannes im Briefe an eine Dame zu wiederholen. Du wirſt indeß ſchon merken, daß dieſer energiſche Widerſacher der negativen Philoſophie vom pictum non est cacatum in ſeiner Weiſe Gebrauch gemacht hatte. Das iſt die Philoſophie des Volks. Freilich erhebt es ſich nie in's Nichts des „reinen Denkens,“ ſondern treibt ſich immer nur in der „ſchlechten Vorſtellung“ herum. Aber dabei wird es ſein Bewenden haben. — Das Volk mag ſich wohl ſtoßweiſe gegen Pfafferei und Heuchelei ereifern; es hat ſogar einmal in Frankreich Kirche und Kirchenthum über den Haufen gerannt; aber da es ſich nüchtern geſprungen, ſtand es wieder auf dem Boden der Rekigion, um die Kultur im Kultus von neuem zu beginnen.“

Iſt es möglich? So tief ſteckt Ihnen der Pfaff im Leibe! Sie gerathen in Widerſpruch mit Sich ſelbſt. Und ſelbſt in der angeführten Stelle, worin das Lob der Rohheit und der Reaktion eben nicht am beſten riecht, ſprechen Sie in einem Athem von der Hartnäckigkeit des Volks im Feſthalten der Vernunft, wie Sie ſie wünſchen, und der Unvernunft, die Sie entſchieden verwerfen. Sie denken es ſich als etwas Vernünftiges, daß das Volk bei dem moſaiſchen Glauben von der Welt- und Menſchenſchöpfung bleibt, und den neuen Beweis dafür, daß die Sterne nicht ge.... wären, hal- Sie für eine Volksphiloſophie von der beſten Art. Dagegen können Sie nach dem übrigen Inhalt Ihres Briefwechſels das Feſthalten der Franzoſen am Katholizismus nur unvernünftig finden. Sie ſind Proteſtant und haben den Erfolg der Philoſophie erlebt, daß aller Glaube bis auf den an Gott und Unſterblichkeit, für die Sie Ihre Lanzen fortdauernd brechen, in Aufklärung verſchwunden iſt. Warum triumphiren Sie alſo über die Wiederherſtellung des Katholizismus in Frankreich? Weil Ihnen im Allgemeinen die religiöſe Reaktion behagt, obgleich Sie im beſondern kein Freund des 6. September in Zürich ſind. Ueber die Wiederherſtellung des alten Kulturbodens im franzöſiſchen Kultus möchten Sie ſich aber doch bedeutend irren. Leſen Sie den Schluß von Eugene Buret über die arbeitenden Klaſſen in Frankreich und England, leſen Sie die offiziellen Berichte über die Einrichtung des „Werks des heiligen Franz Xaver“, leſen Sie die franzöſiſchen Journale, ſo oft die Angelegenheit des Kultus, was nur ſelten der Fall iſt, zur Sprache kommt, und Sie werden finden, daß in Frankreich die untern Klaſſen, d. h. die Maſſen, die Kirchen nicht beſuchen und namentlich in den großen Städten nicht ſo ohne Weiteres zur „Kultur des alten Kultus“ zurückgekehrt ſind.

Wundern könnte man ſich, daß Sie die Deutſchen wie man eine Hand umwendet, mit der „Volksphiloſophie“ des poſitiven Sternſch. . . . es beglücken, da wir doch nicht erfahren, daß der Atheiſt im Schiffe auf dem Rhein nun überzeugt worden ſei. Sie laſſen ihn nur zugeben, daß er die Sterne ſieht und das Schifferargument ſcheint ſtärker auf Sie, als auf ihn gewirkt zu haben. Wenigſtens kann ich Ihnen eine Geſchichte, auch von zwei Schiffleuten auf dem Rhein, auch bei Mainz, (vielleicht waren es dieſelben) erzählen, die ganz umgekehrt ausfällt. Alſo: Zwei Mainzer Schiffleute fuhren einmal auf dem Rhein. Der Wind kam auf und ſtieß ihr Boot um; der Eine hielt ſich, der andere ſchien verloren. Da rief ihm der Gerettete zu: Johann, bet' zu Gott! — „I hunn's Seil", antwortete Johann, der augenblicklich berechnet hatte, daß er beſſer thäte, ſich unter dieſen Umſtänden an das Seil, als an die Metaphyſik zu halten. Sie ſehn, es fahren nach Ihren und nach meinen Nachrichten immer zwei Gegner in Metaphyſicis auf dem Rhein, und es ſcheint, daß abwechſelnd der Gläubige und der Ungläubige Recht hat. Welches iſt alſo die Volksphiloſophie? Aber Sie haben ſich vorzugsweiſe damit beſchäftigt; ich gebe Ihnen diejenige zu, welche Sie wählen. Wenn Sie aber mit dieſer Volksphiloſophie die Schulphiloſophie zu widerlegen gedenken, ſo reſtituir' ich nur das von Ihnen herumgedrehte Dictum: cacatum non est pictum.

Sie wiſſen dies recht gut; aber es ſchreckt Sie nicht ab. Sie ſind ein Freund des einfältigen Glaubens und ein Feind der neunklugen Freunde der Weisheit. Sie machen alle Sterbliche unſterblich und werfen die wahrhaft Unſterblichen in's Narrenhaus. Sie glauben an das Volk, wie es Gott geſchaffen hat; und an Hegel und Ariſtoteles, an Plato und Voltaire glauben Sie nicht. Sie könnten Voltaire und Plato wegen des Weltbaumeiſters und wegen der Unſterblichkeit für ſich citiren und wenn nicht den Heiden Ariſtoteles, doch den göttlichen Hegel, wo er das Chriſtenthum rechtfertigt; aber Sie thun es nicht. Sie rufen aus: Hebet euch von mir, ihr Philoſophen, ihr Schulfüchſe, die ihr keinen Einfluß auf das Volk habt! Das Volk glaubt doch an ſeine Pfaffen, es hat ſie in Frankreich wiederhergeſtellt.

„Das Volk, ſagen Sie, wenn es die Weltordnung vor Augen ſähe, werde immer an ein höheres, ordnendes, geſetzgebendes Weſen denken.“ Natürlich, ſo lange das Volk nur in der theologiſchen Welterklärung unterrichtet wird. Aber Sie für Ihre Perſon wiſſen doch, daß dieſe eben gar nichts erklärt. Sie haben die unerklärliche Weltordnung vor Augen und Sie erklären ſie durch den unerklärlichen Weltordner. Sind Sie das Unerklärliche nun los geworden? Sie haben in Ihrer abſtrakten, negativen, alle wiſſenſchaftliche Welterklärung negirenden Katechismusphiloſophie von der reellen Erklärung der Welt abſtrahirt, um dann eine göttliche Perſon zu ſtatuiren, von deren Erklärung Sie wiederum von vornherein abſtrahiren müſſen, weil ſie unbegreiflich iſt. Was haben Sie alſo gewonnen? Sie ſehn von der Welt weg und ſehn auf Gott hin; nun aber ſehn Sie erſt recht in die Sonne, an der Sie vor lauter Licht gar nichts ſehn. Und dies Verfahren, das Unerklärliche durch ein abſolut Unerklärliches verſtändlich zu machen, finden Sie darum vernünftig, weil es durch die Herrſchaft der Theologen über den Volksverſtand unauslöſchliche Tradition geworden iſt? Eben ſo klug ſind die Indier, welche die Welt, damit ſie nicht in's Bodenloſe falle, auf dem Rücken eines Elephanten ruhen laſſen. Von der Erklärung, wie der Elephant ſich denn nun halte, abſtrahiren dieſe Volksphiloſophen, wie Sie von der Erklärung, wie Ihr Schöpfer entſtanden ſei, ja, wie er wirke, da gegenwärtig nachdem die Natur einmal im Zuge iſt, offenbar nichts mehr für ihn zu thun übrig iſt.

Dann kommen Sie auf Ihren Skrupel zurück, den Sie ſchon wiederholt mit großem Eifer ausgeſprochen haben, „der bewußte Menſch könne nicht aus dem Unbewußten hervorgehn, das Bewußtloſe nicht in's Bewußtſein überſchnappen.“ Sie überſetzen ſich die Schwierigkeit, den Menſchen aus der Natur entſpringen zu laſſen in einen Ausdruck, der Ihnen abſurd genug ſcheint, um durch ſeine bloße Erſcheinung alle Welt zu bekehren. Menzel ſagte einmal, Hegel habe ſich, den Profeſſor im ſchwarzen Frack, auf ſeinem Katheder für Gott erklärt. Menzel glaubte ohne Zweifel, nun hätte er dieſen Verrückten vernichtet. Es iſt ſo ziemlich umgekehrt gekommen; aber Menzels Beiſpiel hat Sie nicht abgeſchreckt, den Satz zu fabriziren, die Philoſophen dächten: „daß der Menſch aus dem unbewußten Gedankenſchleim eines ſogenannten bewußtloſen Geiſtes herausgekrochen ſei.“ So denkt niemand, als Sie ganz allein.

Aber, wie Menzel ſich darauf verließ, daß ſein Gott für Hegel's Frack und Katheder zu groß ſein werde, ſo haben auch Sie Ihren ſiegsgewiſſen Hintergedanken. Sie denken „Gott hat nothwendig die beiden erſten Menſchen gemacht, erſt nachher läuft auch dies Stück Natur in ſeinem eignen Geleiſe von ſelbſt fort.“ Aber iſt denn die Philoſophie eine Kosmogonie? Wenn Sie ſich die Frage aufwerfen: iſt der Menſch überhaupt einmal nicht geweſen und dann entſtanden? *Wann*, *wie* und *wo* iſt er entſtanden? Und wenn Sie damit den Urſprung des Menſchengeſchlechts meinen; ſo begreift ſich leicht, daß die Frage eine empiriſche (wenn auch nicht, wie Sie feuriger ſagen würden eine „empyriſche“) iſt. Meinen Sie dagegen die Entſtehung des Bewußtſeins in jedem Einzelnen von uns, ſo iſt Ihnen leicht zu beweiſen, daß alles Bewußtſein aus dem Bewußtloſen entſpringt. Wer ſich einer Sache bewußt *wird*, muß nothwendig vorher derſelben ſich *nicht* bewußt geweſen ſein. Daß aber das Bewußtſein nicht im Allgemeinen, ſondern *immer nur im ſpeziellen*

Fall entſtehen kann, werden Sie zugeben. Eben ſo die Natur nimmt am Bewußtſein nur Theil, indem ſie in den Organismus des Menſchen aufgelöſt wird. So wirkt ſie aber auch entſchieden, als Leben- und als Tod-gebend, als Nahrung und als Gift. Dieſe Frage überſieht die Philoſophie, und ſie iſt empiriſch kein Problem mehr. Die empiriſchen Probleme dagegen ſind noch nicht reif zu philoſophiſchen Löſungen. Nicht über problematiſche Thatſachen, erſt über bekannte kann ich philoſophiren. Erſt was wir kennen können wir erkennen oder begreifen.

Wollen Sie alſo etwas über den Urſprung des Menſchengeſchlechts, über die Möglichkeit eines Anfangs der Menſchenwelt, über die Wahrſcheinlichkeit, daß ſie einmal wirklich auf unſerm Planeten angefangen habe oder umgekehrt über die Wahrſcheinlichkeit, daß die Menſchen mit der Erde nothwendig gegeben ſeien, wiſſen; ſo müſſen Sie die Phyſiker, die Naturforſcher, die Geologen, die ſich um die Geſchichte der Erde oder gar des Kosmos bemühen, fragen; der Philoſophie würden Sie mit Unrecht ſolche Fragen nach Thatſachen ſtellen.

Worin liegt nun Ihr Fehler? Offenbar darin, daß Sie ſich zutrauen, ein Problem der empiriſchen Wiſſenſchaft durch Ihre theologiſche Vorſtellung und durch die ebenfalls theologiſche Vorſtellung, die das Volk „in ſeiner Weiſe“ von der Sache hat und die Sie ganz richtig im Weſentlichen mit der Ihrigen identiſch finden, zu löſen. Aber erledigt denn Ihre und des Volkes Vorſtellung die Sache? Iſt es eine Erklärung, wenn der ſelbſtbewußte Menſch von dem ſelbſtbewußten Gott gemacht iſt? Bringt dies Sie und das Volk nicht vielmehr immer wieder auf den indiſchen Elephanten? Denn wer hat den ſelbſtbewußten Gott gemacht? Und iſt es leichter, daß ein ſelbſtbewußter Gott, als daß Alles wird, wie wir es werden ſehn? Iſt es nicht tauſendmal leichter zu begreifen, daß Alles mögliche iſt, als daß eben im Anfange gar nichts iſt und dann plötzlich Alles zum Vorſchein kommt? Iſt Ihnen der Anfang geläufig zu begreifen? und wenn er es nicht iſt, warum laſſen Sie ſich von ihm chikaniren? Iſt es jetzt nicht leichter zu begreifen, daß die Himmelskörper frei im Aether ſchwimmen, ſich um ſich und um einander wälzen, als daß der Elephant ſie trägt?

Sobald Sie ſich alle dieſe Fragen vorgelegt haben, werden Sie auf Ihre hochmüthige, religiöſe, volksphiloſophiſche, proktophantaſtiſche Erklärung verzichten und, wie jeder kultivirte Menſch, das Problematiſche problematiſch nennen — und wenn tauſend Theologen es erklärt hätten, — bis die Wiſſenſchaft darüber entſcheidet, wie über den welttragenden Elephanten, den himmelſtützenden Atlas und den unteren Hades.

Was haben Sie alſo mit dem Kern der religiöſen Volksmeinung vertheidigt? Nichts anders, als die Zähigkeit des Volks bei ſeinen Vorurtheilen zu bleiben, wenn es nämlich immer von neuem darin eingeſchult wird. Wären nicht ſo viel unwiſſende Obſkuranten Volkslehrer, das Volk würde bald vernünftig denken; denn es iſt leichter vernünftig, als unvernünftig denken. Wo liegt alſo die Schwierigkeit, die Bildung allgemein zu machen? In der Unwiſſenheit der Pfaffen. Und Sie wollen ſich dafür ereifern, daß dieſe Schwierigkeit beſtehen ſoll? Ich glaube es nicht. Mit ihrem Hohn alſo gegen die wiſſenſchaftliche Philoſophie im Namen der „Volksphiloſophie“ — ſagen wir einfach der Pfaffenlehre —

ſind Sie nicht in den rechten Ton gefallen; denn wer wird über eine miſerabele Geſchichte triumphiren?

Wenn ſich das Volk für ſeine Vorurtheile begeiſtert, und wären es auch die Dogmen des Rationalismus, ſo iſt dieſe Religion nicht beſſer, als die des Bauern, der ſein Scheit Holz zu Huſſens Richtſtätte ſchleppt.

Wenn ſich dagegen das Volk für die Freiheit, für eine große Zeitfrage begeiſtert, ſo iſt das ein förderlicher Aufſchwung: die befreienden Gedanken ſind in die Köpfe der Menge gekommen. Das Volk muß für ſeine Bildung, nicht für ſeine Dummheit Partei ergreifen, wenn es zu etwas Gutem kommen ſoll.

Folgt das Volk ſeinem dummen Inſtinkt und dem Antrieb der Pfaffen, ſo erfolgt eine Bewegung, wie die Zürcher vom 6. Sept. 1839; folgt es ſeinem noblen Inſtinkt und dem Antriebe der Philoſophie, ſo erfolgt eine Bewegung, wie die großen franzöſiſchen Befreiungen.

So richtig alſo Ihre Meinung iſt, die Freiheit müſſe zur Volksreligion werden; ſo gefährlich iſt Ihr Eifer für veraltete Vorurtheile und für religiöſe Dogmen.

Ich habe Ihnen nun widerſprochen, ich theile Ihren Glauben nicht; habe ich Ihnen darum „Atheismus“ gepredigt? Nein, ich predige überhaupt nicht, und am allerwenigſten würde ich von einem atheiſtiſchen Dogma erwarten, da ich gegen das Dogma überhaupt bin. Mich kümmert die theologiſche Kontroverſe gar nicht, eben ſo wenig der theologiſche Schimpfname. Ich habe das Recht darüber hinaus zu ſein, da unſere ganze klaſſiſche Literatur, namentlich unſere größten Dichter, da die Naturforſcher, wie z. B. Humboldt in ſeinem Kosmos, da alle Philoſophie ſchlechthin über den beſchränkten Standpunkt des Glaubens hinaus iſt. Der Vorwurf des „Atheismus“ iſt ein bornirtes theologiſches Schimpfwort, unter aller Würde der Wiſſenſchaft und Humanität. Und eben darum iſt Ihre Lehre ſo gefährlich, weil Sie aus dem Glauben, welcher es auch ſei, eine Gewiſſens-, eine Staats- und eine Polizeiſache machen, weil ſie Vernunft und Wiſſenſchaft verachten und aus Glaubens- und Gewiſſensrückſicht zu verbieten im Stande wären. Die Theorie iſt aber ſchlechthin anarchiſch und muß über alle Polizei, auch über die Glaubenspolizei erhaben ſein.

Ihnen zu zeigen, daß Sie den „Glauben und ſeine Satzungen“ in unſerer Zeit nicht mehr zum Princip machen dürfen, daß vielmehr Wiſſenſchaft und Philoſophie unſere Zeitgenoſſen befreien und bewegen müſſe, war der Mühe werth. Ein Schriftſteller iſt dem Zeitgeiſt verantwortlich und Ihnen darf man zugeſtehen, daß Sie mit vielen andern Schriftſtellern eine ausgebreitete Anſicht vertreten, nämlich den Liberalismus, der alle Probleme der Freiheit unabhängig von der neueſten Philoſophie und Wiſſenſchaft zu löſen denkt, und daher immer geneigt iſt, alles was über dieſem Horizonte liegt, gleich den ärgſten Obſkuranten, mit Holla und Huſſa zu verfolgen. Ich hab' es erlebt, daß ein Advokat in Dresden, der ſich für ſehr liberal hält, mit dem Fuß auf die „5 Wälzer der deutſchen Jahrbücher“ wies, „die er nicht geleſen hätte“ und auf ihre Unterdrückung noch nachträglich antrug. Der liberale Fuß dieſes würdigen Mannes ſteht allen denen zu Gebote, die einen neuen Bildungsmorgen verſchlafen haben und dann zornig werden, wenn die Sonne ihnen in's Geſicht ſcheint.

Anders wie mit dieſem öffentlichen, dem Partei- und gelegentlich Regierungs-Glauben, iſt es mit dem harmloſen Privatglauben.

Der Unſterblichkeitsglaube hat ſchon mehr dieſen Charakter, denn es iſt klar, daß er weſentlich ein Privatbenefiz iſt. Sie denken z. B. unſterblich zu ſein. Wer ſollte was dagegen haben? Halten Sie ſich in Gottes Namen für den ewigen Juden, denken Sie eine Ausnahme von der Regel zu machen, denken Sie, das Leben jedes Thieres uud jeder Pflanze ſei allerdings nur in der Fortzeugung, das des Menſchen dagegen ſei unmittelbar zu erhalten; der Tod wird Sie zeitig genug belehren, daß Sie unter den Lebendigen das Schickſal der Thiere zu erdulden haben, ſo wie Sie, gleich allen andern Körpern, vom Kirchthurm herunter fallen würden, wenn Sie ſich überbögen und Ihrer Schwere überließen. Wenn Sie aber aus dem Gefühl des eignen Werthes die Fortdauer des Lebens ableiten, ſo iſt das zu wenig verlangt, Sie müſſen daraus die Geltung eines geiſtigen Werthes in der Geſchichte der Menſchheit, Sie müſſen den unſterblich fortwirkenden Geiſt daraus ableiten. Die Menſchenwelt hat der Menſch ſich geſchaffen, die Erhaltung und Fortwirkung der Thaten des Einzelnen in ihr, iſt die Unſterblichkeit, die edle Männer ſchon vor der Erfindung des Chriſtenthums gekannt und erſtrebt haben.

Dieſe, die Fortdauer der Werke großer Männer vertheidigen Sie wiederum mit vollem Recht. Sie wollen daher den wahren Sinn des Chriſtenthums retten und verwirklichen. Sie unterſcheiden mit Feuerbach, einem Ihrer Hauptfeinde, das jenſeitige dogmatiſche und das dieſſeitige Chriſtenthum, die Liebe. Richtig verſtanden, iſt das allerdings richtig. Aber Sie irren ſich, wenn Sie dieſe chriſtliche Liebe die Praxis der Freiheit nennen. Es iſt gerade umgekehrt. *Die Freiheit iſt die Praxis der Liebe.* Denn das allgemeine Wohlwollen, das Prinzip des Humanismus, die Liebe, wird erſt eine Realität, wenn die Welt in Sitte und Geſetz nach ihr konſtituirt und bewegt iſt. Dieſe Form und dieſe Bewegung in derſelben nennen wir die Freiheit. Zu dieſer Aktivität und Praxis iſt das allgemeine Wohlwollen der chriſtlichen Humanität und Liebe nur der innerliche Anfang der Geſinnung.

Dieſen und alle Ihre übrigen Fehler würden Sie vermieden haben, wenn Sie nicht mit der Philoſophie über den Fuß geſpannt wären. So aber, indem Sie ſich von der *Schule* frei halten wollen, fallen Sie in den Zug einer früheren Richtung, der nicht minder den Charakter einer Schule hat, freilich nur für den Beobachter, der nicht ſelbſt bewußtlos darin verwickelt iſt. Ihre Schule, die ich Ihnen ſo oft vorgehalten habe, erſtreckt ſich bis auf den Stil herunter. Er iſt aus der aufgeklärten, populären Demagogenſchule und da die religiöſe Bonhommie hinzukommt, ſo iſt Claudius und der Erlanger Schubert überall durchzufühlen. *Sie ſind der Wandsbecker Bote im Frack und reden einen forcirten Volkston.* Zum Beiſpiel: „Wir meinten, daß es Unrecht ſei, wenn Fürſten *vom Schweiße* des Landes praſſen, oder einzelne Reiche und Vornehme **gar** üppig und ſchwelgeriſch leben könnten, ſo lange noch irgend ein *ehrlicher* Bürgers- und Bauers**mann** *Hunger und Kummer* leiden müſſe.“ Ferner: „mit dem Treiben im Jahr 1832 *war's* auch noch nicht beſonders *weit her. Zwar waren* damals *von allen gro-*

ßen Mäulern die Schleußen aufgezogen, und der Liberalismus ſpritzte auf gut Glück nach allen Richtungen umher.“ — Leſen Sie dergleichen ungehobelte, mit Fleiß in die idealiſirte d. h. verderbte Bauernſprache überſetzte Paſſus noch einmal und ſchlagen Sie dann den Wandsbecker Boten und Schubert nach, und Sie werden entdecken, daß Sie eine Schule haben „**gar** altfränkiſch ausſtaffiret, in deren ſtattlich friſirtem Zöpflein Sie zwar wohl mit **eitel** Schalkheit im Nacken, jedoch immer, wenn auch in Ihrer Weiſe, **ſattſam** dreſſirt einhergehen.“ Sie nolens volens Schulfuchs Sie! Noch eine Stelle: „das liberale und radikale und demokratiſche und **ſonſtige** Treiben bleibt **eitel** Pfuſcherei, ſo lange die ſogenannten Vorkämpfer der Volksrechte in Eigendünkel und Eigenwillen jämmerlich zerfahren ſind, ſo lange es die Volksmaſſen noch nicht fühlen und wiſſen, daß ſie den höchſten aller hohen Willen, eines Gottes der Liebe ſelbſt erfüllen, indem ſie ihr menſchliches Recht. und ihre Freiheit von großen und kleinen Räubern zurückfordern, ſo lange noch die Begeiſterung für die Freiheit keine religiöſe geworden iſt.“ — Die Begeiſterung für die Freiheit aus Begeiſterung für die Autorität des höchſten aller freien Willen predigen iſt „eitel Pfuſcherei“ in einer „jämmerlich zerfahrenen“ und „ſonſtigen“ Philoſophie: der Speck dieſes Stils aber, mein verehrter Freund, ſcheint mir ſo ranzig, daß mit ihm das Sauerkraut des lieben deutſchen Vaterlandes wohl nicht gar füglich mehr geſchmelzt werden kann.“ — Hol' der Teufel Ihren Zopf und ſchreiben Sie, wie Ihnen der Schnabel gewachſen iſt*). **Arnold Ruge.**

---

*) Herr Schulz machte ſich dieſen Fingerzeig zu nutze und antwortete in einem moderneren Stil in der Augsb. Zeitung.

3. Brief.

An Hrn. Dr. Arnold Ruge, und andere Negative.

Augsb. Zeitg. vom 10. Aug.

Geehrter Herr!

In der „Oppoſition" (Mannh. H. Hoff 1846) haben Sie ſich am „Briefwechſel eines Staatsgefangenen mit ſeiner Befreierin. Mannh., F. Baſſermann 1846" auf Ihre Weiſe kritiſch verſucht, und an meinem Antheil kein großes Gefallen geäußert. Um ſo beſſer. Ich war ſo frei über die hitzigen Anhänge. einer flüchtigen Schulweisheit zu lachen, die ſich überall hin negativ verhalten, beſonders gegen die Weisheit ſelbſt. Ich hatte meinen Spaß am Treiben jener Confuſionsthierchen, die aus der Hegelſchen Hinterlaſſenſchaft ausgekrochen ſind, und in ihrem Waſſertropfen die verkehrte Welt ſpielen. Durch das Sonnenmikroscop ſieht man wohl dieſem Schattenſpiel an der Wand behaglich zu, ohne daß man mit Feuer und Schwert dreinfahren möchte; und ohnehin ſind ja die negativen HH. Philoſophen ſo gütig ſich einander ſelbſt aufzufreſſen. Sie aber, der Sie von den Halliſchen Jahrbüchern an die neue Weltgeſchichte datiren, hatten in Ihren „Zwei Jahren in Paris" eine andere Meinung über die erlöſende „Kritik", als ich im „Briefwechſel". Dieſer verhielt ſich alſo zu Ihren „Zwei Jahren", wie die Ohrfeige zu ihrem Object, und es müßte mir leid ſein, wenn Sie das Reiſegeld, das Sie mit auf den Weg erhielten, leichtweg eingeſteckt hätten, ohne nur die poſitiven Ohren Ihres negativen Hauptes zu ſchütteln. Vor allen aber bin ich Ihnen dafür dankbar, daß Sie mich auf dem Wege der „Reaction“ ertappten. Alle Welt will nun ſelbſt ſehen, wie weit es mit der leidigen Reaction gekommen und das kann meinem liberalen Verleger und mir nur angenehm ſein.

Das wichtigſte Corpus delicti iſt für Sie mein eigenes Corpus, worin ſich in myſtiſcher Verborgenheit ich weiß nicht in welcher Zelle ein „Pfaff“ aufhalten ſoll. Gut! Kommen wir dem wahren Pfaffen auf die Spur. Ich ſagte: „Das Volk mag ſich wohl ſtoßweiſe gegen Pfafferei und Heuchelei ereifern; es hat ſogar einmal in Frankreich Kirche und Kirchenthum über den Haufen gerannt, aber da es ſich nüchtern geſprungen, ſtand es wieder auf dem Boden der Religion um die Cultur im Cultus von neuem zu beginnen.“ Das heißt für alle, die in Paris das Deutſche nicht verlernt haben: das Volk empört ſich zuweilen gegen Pfafferei und Heuchelei, ohne darum die Religion ſelbſt von ſich zu ſtoßen, wie negative Menſchen in ihrer „Bornirtheit“ träumen. Zwar hat es ſogar einmal die Kirche über den Haufen geworfen, aber u. ſ. w. Und von dieſer Stelle aus haben Sie den „Pfaffen“ entdeckt? Erlauben Sie, Herr Doctor, von welcher Seite und mit welchem Perſpectiv haben Sie mir in den „Leib“ geſehen? Wir andern mit geſunden Augen ſehen bei Ihrem Commentar nichts, als daß auch der Nihilismus ſeine Pfaffen, daß auch die „Kritik“ ihre Jeſuiten hat.

Sodann haben Sie mir ſtark „zugeſetzt“, weil ich keinen Trauerflor trage, obgleich die Franzoſen nach ihrer Revolution keine Proteſtanten geworden. Sie Schulmeiſter ohne Schüler! Doch Sie werden mir verzeihen. Ich gebe Ihnen mein Wort, ich bin nicht ſchuld, daß die Franzoſen katholiſch ſind. Sie wollten es nicht anders; ſie haben da wieder angeknüpft, wo ſie abgebrochen hatten. Und bedenken ſie doch auch, es war ja nicht anders möglich. Wie hätten die Franzoſen ſchon ſo aufgeklärt ſein können? *Sie* waren ja damals noch keine „zwei Jahre in Paris.“

Der philoſophiſche Nihilismus und der Communismus ſind die Zwillingsbären, die aller Orten, wo ſie ſich einfreſſen mit ihrer aufdringlichen Volksfreundſchaft die heilige Sache der Befreiung des Volks von Geiſtesdruck und Leibesnoth gefährden und verpfuſchen. Sie ſind kein Anhänger des Communismus. Was hingegen Ihren nihiliſtiſchen Antheil an der Wiſſenſchaft betrifft, ſo konnten Sie zwei Jahre lang bemerken, daß Sie mit *Ihrer* Philoſophie, die Sie ſeltſam genug mit *der* Philoſophie oder mit der *deutſchen* Philoſophie verwechſelten, in Frankreich ſchlechte Geſchäfte gemacht haben. Daß es Ihnen mit den Artigkeiten, die Sie dem deutſchen Volke geſagt, nicht beſſer ging, gab ſich von ſelbſt. Sie kamen dann in die Schweiz, wo man am wenigſten geneigt iſt, ſich von der negativen Weisheit die „Pforten der Vernunft“ öffnen zu laſſen. Man weiß es zu gut, daß durch *dieſe* Pforten die Vernunft ausziehen, und mit klingendem Spiel der Jeſuitismus einziehen würde. So haben Sie nun wirklich das Ziel Ihres Ehrgeizes erreicht. Sie regieren, wo Sie auch ſind, in partibus infidelium.

Was haben Sie auch gethan, ſeit Sie mit der „Anarchie Ihres *theoretiſchen* Geiſtes“ die Romantik aus der Poeſie zu vertreiben ſuchten, um ſie in die Logik einzuführen? Was iſt der Kern Ihrer Wiſſenſchaft? Sie beſteht aus *einer* Ausrufung: „der Menſch ſoll zum Princip gemacht werden!" Völlig einverſtanden. Nur hätten Sie zur Verkündung dieſes Princips nicht nöthig gehabt auf die Welt zu kommen. Eine „Deviſe" für etwaige künftige Weisheit haben Sie alſo wohl zu Stande gebracht, aber — weiter nichts. Sie könnten ſie etwa zur Inſchrift auf einem Wirthshausſchilde gebrauchen. Allein wenn der wahrheitsdurſtige Wanderer einkehren wollte, um bei Ihnen Vernunft zu ſchnapſen, er fände nur die leeren Wände, und vor allem — den Wirth ſelbſt nicht zu Hauſe. Können Sie ſich unter dieſen Umſtänden wundern, daß Sie einen Kunden nach dem andern verlieren?

Nicht anders ſteht es mit der Lehre Ihres Freundes Feuerbach. Mann braucht nur ſeine „Erläuterungen und Ergänzungen zum Weſen des Chriſtenthums (Leipzig 1846)" zu leſen, um verſichert zu ſein, daß das „Feuer", welches das Chriſtenthum verzehren ſollte, durch den nebenfließenden „Bach" ſelbſt glücklich gelöſcht iſt. Seine Lehre iſt freilich auch die Leuchte Ihrer Nacht. Aber ſie iſt der Mond, der dem Chriſtenthum nur noch die Hörner des letzten Viertels weiſt, und es iſt natürlich genug, daß bei dem abnehmenden Licht zugleich die Zahl der Mondſüchtigen abnimmt.

Auf was läuft dieſe neue Wiſſenſchaft in Ihrer ganzen Breite hinaus, als auf den grundfalſchen Gedanken: weil ſich der Menſch Gott denkt und vorſtellt; iſt Gott nur ein Gedanke, nur eine Vorſtellung des Menſchen? Die Frage aber, ob ſich der Glaube an Gott in Wiſſen verwandeln laſſe, iſt gleichbedeutend mit der: ob es nothwendig iſt, für den Menſchen, dem der Verſtand nicht ſtillſteht, daß er ſich Gott als exiſtirend denke? Die Nothwendigkeit des Denkens iſt das Wiſſen, daß Gott ſei. Für die Beantwortung iſt alſo erſt erforderlich, daß der ganze Menſch in ſeiner geiſtigen und ſinnlichen Thätigkeit, und im Verhältniſſe der einen zur andern in's Auge gefaßt werde. Die Philoſophie F.'s iſt aber bis zur Stunde nichts weiter als eine Umgehung der Frage. Da haben wir wieder die leere Tafel, an der nur einige allzu genügſame Gäſte ſitzen, welche die Luft mit Löffeln eſſen, und ſich dann für die ſolide Mahlzeit bedanken. Denn F. macht es gerade ſo wie Sie, oder Sie wie er. Er ſagt: der Menſch ſoll Princip ſein Er ſagt auch: „Gegenwärtig handelt es ſich noch nicht darum, den Menſchen darzuſtellen." (Grundſ. d. Philoſophie der Zukunft, S. IV.) Er hat ihn wirklich nicht dargeſtellt. Aber gerade darum gilt es in Lehre und Leben, und bis zu dieſer Darſtellung hat die negative Philoſophie nichts dargeſtellt. Hätte doch F. mit ſeinem eigenen Princip angefangen! Bei dem redlichen Streben, das ihm auch ſeine Gegner nicht abſprechen, hätte er ſchwerlich ſein „Weſen des Chriſtenthums" jemals geſchrieben.

So iſt es aber mit dieſer ganzen himmelſtürmenden Reiterei. Sie haben Mann für Mann den Schwanz ſtatt des Zaumes in der Hand. Und das iſt der Humor davon, daß im geſtreckten Gallop dieſe große philoſophiſche Retirade unter dem Schlachtruf: „Vorwärts!" von ſtatten geht.

Zur Theilnahme an dieſer Blocksbergsparthie hatte ich von jeher um ſo weniger Neigung, als alle Welt deutlich erkannte, daß dort keine Hexenmeiſter beiſammen waren. Mein Weg geht in anderer Richtung. Im

Hinblick auf die Tauſende, welche weiſer als ich und mit gleich redlichem Eifer für Wahrheit und Freiheit den lebendigen Gott verkündeten, im Hinblick auf die Millionen, die im Glauben an ihn die Macht der Begeiſterung, den Muth des Lebens und des Sterbens geſchöpft, habe ich die urewigen Quellen des Menſchengeiſtes, aus welchen dieſer Glaube gefloſſen, in mir ſelbſt zu entdecken geſucht. Nicht blindlings habe ich mich dem Urtheil der Menge unterworfen. Aber ich habe auch jeden Zweifel bezweifelt, der mir aufſtieß, und mit dieſer Skepſis bin ich zu der freudigen Gewißheit gelangt, daß meine weſentliche Ueberzeugung Hand in Hand geht mit dem Glauben des Volks.

Was ich mir in mühevoller geräuſchloſer Arbeit errungen, werde ich wohl ſpäter veröffentlichen. Etwa unter dem Titel:

„Der Fortſchritt von der negativen Schulphiloſophie. Ein anthropologiſcher Beweis vom Aberglauben der Gottesläugnerei und vom Unſinn der Religionsfreſſerei.

Sie ſehen alſo, daß nach meiner Anſicht die gewiſſenhafte Prüfung deſſen was den Inhalt des Volksglaubens bildet, mit der Wiſſenſchaft des Menſchen, alſo gerade da beginnen muß wo Ihre Weisheit ein Ende hat. Ob es mir gelingen wird für die Darſtellung meiner Ueberzeugung die paſſende Form zu finden, weiß ich nicht. Es wird zum Theil davon abhängen, ob mein Stil in dem Grade „veraltet" iſt wie Ihre Philoſophie. Für alle Fälle dürfen Sie jedoch verſichert ſein, daß ich mich vor Phraſen hüten werde die in jedem Stil, auch in dem Ihrigen, nur lächerlich ſind, wie etwa: „Wir wollen unſere ganze Geſchichte nicht!“

Vorerſt habe ich anderes zu thun, und ich werde mir Zeit nehmen für meine Aufgabe. Sie können ſich inzwiſchen mit Ihrer „neuen“ Philoſophie an der „neueſten“ verſuchen, welche die „neue“ weit überflügelt hat. Stoff dazu finden Sie übrig genug, z. B. in „Die ſpeculative Idee Gottes und die damit zuſammenhängenden Probleme. Eine kritiſch-dogmatiſche Unterſuchung von Dr. J. U. Wirth. Stuttg. J. G. Cotta'ſche Buchh. 1845.“ Es iſt alſo keine Gefahr im Verzug, und ich bilde mir überhaupt nicht ein, daß es noch meiner Stimme bedürfe. Der ganze lange und langweilig gewordene Hocuspocus der deutſchen negativen Philoſophie geht ohnehin ſeinem Ende ſichtbar entgegen. Und wollen noch muthwillige Thoren dem Glauben allzu nahe treten, der unerſchütterlich feſthält am Vaterlande und an Gott, ſo weiß ihnen das Volk ſelbſt zu reimen: die Schande und den Spott.

Zum Schluſſe noch meinen aufrichtigen Beifall für Ihren in der Hauptſache allerdings überflüſſigen Aufſatz: „Die gegenwärtige deutſche Bewegung. Eine Rettung der Religion.“ Zwar iſt für Sie die Religion auch jetzt noch eine bloſe „Deviſe:“ und wären „Lichtfreunde“ und „Deutſch-Katholiken“ einfältig genug ſich nur zu der von Ihnen „geretteten“ Religion zu bekennen, ſie wären unrettbar verloren. Allein gleichwohl laſſen Sie nach den Erfahrungen Ihrer letzten Jahre die ſchwachen Symptome einer möglichen Heilung gewahren. Sie reden von den religiöſen „Schnurren“ in Deutſchland mit mehr Reſpect, als Sie nach vorliegenden Proben früher gethan haben würden. Nur hätten Sie ſich die „nachträglichen“ Luftſtreiche gegen **Gervinus** und ſeine „Miſſion der Deutſch-Katholiken“ erſparen, Sie hätten die vielen geſchmackloſen **Zopfſpäße**, die Sie ſich gegen ihn erlaubten, ja nicht in den Mund nehmen ſollen. Damit haben Sie nur gezeigt, daß **Ihr** Zopf nach der naturgemäß bei Ihnen vorherrſchenden **negativen** Richtung **in** den Kopf gewachſen und aus dem böſen Maul wieder herausgewachſen iſt.

Später mehr. Bis dahin — mit aller Achtung für Sie als Menſch und als „Deviſe“ Ihr

Hottingen bei Zürich,
4. Auguſt 1846.

Wilh. Schulz.

4. Brief.

An den poſitiven Volksphiloſophen Wilhelm Schulz in Hottingen.

H. H.

Ihre Antwort in der Augsburger Zeitung vom 10. Auguſt auf meinen Brief in der Oppoſition macht Ihrer Frömmigkeit Ehre; und wenn Sie im Eifer für die Religion Ihre philoſophiſche Fähigkeit überſchätzen und den guten Geſchmack beleidigen, indem Sie aus der Sprache des Prieſters in die des Harlekins verfallen, ſo können Sie für ſich anführen, daß noch heiligere Männer, als Sie, im religiöſen Eifer den Verſtand und die Haltung verloren haben s. i. m. h. g. Bei der unterhaltenden Abwechſelung, mit der Sie Poſſen und Salbung vorbringen, verfolgen Sie den guten Zweck, das Daſein Gottes angenehm und volksthümlich in der Augsburger Zeitung zu beweiſen. Es iſt Ihnen gelungen, und kein Orden, keine Fakultät hat mehr zur Ehre Gottes thun können, im Gegentheil, faſt immer ſind dieſe Hochwürdigen ſo ungründlich, das Daſein Gottes vorauszuſetzen. Für den Glauben alſo thun Sie mehr, als man erwarten konnte. Mich dagegen behandeln Sie durchaus ungerecht, wenn Sie einen langen Brief an mich richten, und dennoch meine Exiſtenz in Abrede ſtellen, wenn Sie ſagen, ich hätte durch mein Schreiben an Sie Ihrem Buche, dem Briefwechſel eines Staatsgefangenen mit ſeiner Befreierin, die fehlenden Leſer verſchafft, Ihnen alſo zu der gewünſchten Exiſtenz verholfen, und dann fragen, was ich gethan hätte? Iſt Ihre Exiſtenz nicht etwas Poſitives? Und denken Sie, daß es eine ſo leichte Aufgabe war, einem Buche, wie dem Ihrigen, Leſer zu verſchaffen?

Aber Sie laſſen vermuthen, ich hätte dieſe gute That wider Willen gethan, meine wahre Abſicht dagegen, in Frankreich, in Deutſchland und in der Schweiz, „den Menſchen zum Princip zu machen,“ ſei an allen drei Orten geſcheitert. Glauben Sie das nicht. Zuerſt, was meinen guten Willen betrifft, ſo wünſche ich Ihnen viele und eben ſo aufmerkſame Leſer, als ich einer war, nur freilich kann ich es nicht hindern, daß Ihnen dieſe Aufmerkſamkeit läſtig wird, da Sie ſelbſt noch nicht mit ſich im Reinen ſind, ob Sie ein Pietiſt oder ein Farçeur ſein wollen. Sodann giebt es in Frankreich, in Deutſchland und in der Schweiz Männer genug, welche die „Deviſe“ des Humanismus mit mir theilen und mehr damit anzufangen wiſſen, als ſie nach Ihrem Vorſchlage draußen auf das Wirthshausſchild zu ſchreiben um dann drinnen in der Schenke ſich mit dem Volk in den inhumanſten Glaubensphantaſien zu berauſchen, und gegen die Philoſophie zu fanatiſiren. Dieſe Männer werden ſich wundern, daß ein ſo guter Chriſt, wie Sie, nachdem „Chriſtus als wahrer Gott und Menſch“ exiſtirt hat, noch nöthig findet, die Exiſtenz Gottes in der Zeitung zu annonciren.

Und ich wundere mich ſelbſt über Sie, der Sie die Religion gründlicher retten wollen, als ich, daß Sie ſo zurückhaltend ſind, nur die Exiſtenz irgend eines Gottes zu verkündigen, während doch ſchon die Millionen Chriſten und Feuerbach, die Sie citiren, uns ſagen, wie Gott exiſtirt, wo er erſchienen iſt, wie er gelebt, geſtorben, gen Himmel gefahren und wieder auf der Welt zu erwarten iſt. Sie wiſſen auch wirklich mehr, als Sie mitgetheilt. Sie erinnern ſich, daß Sie mir einmal offenbart: „Das Univerſum ſei ein Organismus und Gott ſeine Seele!“ Ohne Zweifel hat Herr J. U. Wirth, den Sie in Ermangelung anderer Philoſophen zu ſtudiren ſcheinen, Sie in dieſer Vorſtellung noch befeſtigt. Auf die Gefahr hin, ſich mit den „Tauſenden, welche wie Sie ſagen, weiſer ſind, als Sie, und mit den Millionen, die im Glauben an den lebendigen Gott die Macht der Begeiſterung und den Muth des Lebens und Sterbens geſchöpft“, zu veruneinigen, hätten Sie doch dieſen Glauben an das Weltthier oder den Weltrieſen mittheilen ſollen. Sie würden dann die Leſer der Augsburger Zeitung überzeugt haben, daß Sie allerdings nur im Weſentlichen, nämlich in Ihrer Feindſchaft gegen die Schulphiloſophie, d. h. in Ihrer Unwiſſenheit mit den Millionen der Gläubigen übereinſtimmen. Denn dieſe glauben an den Gott, der nach der Bibel und nach Feuerbach wahrer Menſch geworden iſt.

Sie ſagen: „Sie halten unerſchütterlich feſt am Gott und am Vaterlande.“ Vortrefflich. Aber an welchem Gott und an welchem Vaterlande? Halten Sie unerſchütterlich feſt an dem Hegelſchen Gotte J. U. Wirths, den Sie anführen oder an Ihrem Weltthier, oder iſt es jetzt, wie ſichs gehört, und wie die Generalſynode in Uebereinſtimmung mit Ihrem Herrn Schwager, dem Generalſuperintendenten Sartorius in Königsberg vorſchreibt, „Chriſtus, der ſich geſetzt hat in der Höhe zur rechten Hand der Majeſtät?“ Wenn Sie ein Chriſt ſein wollen, müſſen Sie erſchüttert ſein.

Eben ſo unerſchütterlich halten Sie feſt am Vaterlande, ohne uns zu ſagen an welchem? An Baſelland, wo Sie ein abweſender Bürger ſind? oder an Deutſchland, wo Sie aus dem Gefängniß entſprungen ſind? Hätten Sie nur halb ſo feſt an Deutſchland gehalten, als Deutſchland an Ihnen, Sie wären jetzt ſtatt eines mit Eclat ausgebrochenen, ein ſtill entlaſſener — Darmſtädter. Sie glauben feſt an das Vaterland, und doch vertrauen Sie ſich ihm nicht an, Sie fliehen es vielmehr; ja Sie kamen nur dadurch zur Welt, daß Sie Ihr Vaterland flohen, und Sie, der Sie nach Ihrem Buche und als Darmſtädter fortfahren müſſen es zu fliehen, Sie behaupten feſt daran zu halten?

Sie ſcheinen der Anſicht zu ſein, man könne ſeinen Freunden ſeine Anhänglichkeit nicht beſſer ausdrücken, als wenn man ſie flieht. Wenigſtens haben Sie es mit den Gläubigen, die Sie jetzt ſo ſalbungsvoll als Ihre Genoſſen begrüßen, indem „Ihre weſentliche Ueberzeugung mit dem Glauben des Volkes Hand in Hand geht“, 1839 den 6. Sept. eben ſo gemacht, wie früher mit dem deutſchen Vaterlande; Sie haben ſie geflohen. Ihr „Glaube gab Ihnen den Muth dazu,“ und Sie ergriffen „unerſchütterlich“ das Heldenpanier. Als „das Volk“ „ſeinen Glauben“ zu vertheidigen nach Zürich gezogen kam, den poſitiven Pfarrer Hirzel an ſeiner Spitze, um mit den Heugabeln der „Volksphiloſophie“ über Strauß und die „negativen Schulphiloſophen“ Gericht zu halten und „wieder auf den Boden der Religion zu ſpringen;“ da ergriffen Sie mit Ihrem Ritter Follen von Sonneck la Mancha zuſammen entſchloſſen die Flucht, ließen Weib und Katze „unerſchütterlich“ im Stich, und waren noch in Baden im Aargau, drei Meilen vom Schlachtfelde, der feſten Ueberzeugung, daß Sie mit „dem Glauben der Tauſende,“ die in Zürich die Philoſophie negirten, nicht „Hand in Hand gingen;“ noch weniger hatten Sie Luſt, „in dieſem Glauben zu ſterben,“ Sie zogen es vor, „dem Volke“ auszuweichen, Ihre Virtuoſität im Entweichen noch einmal zu bewähren, als Philoſoph am Leben zu bleiben, und „auch ein Unſterblicher“ in der deutſchen Literatatur zu werden. Sie hatten alſo damals „die Glaubensquellen in ſich noch nicht entdeckt,“ die Sie ſpäter „mit dem Urtheil der Menge“ verſöhnt, und Ihnen eine „Unerſchütterlichkeit“ wie Pittſchaft, dem „Unaufhaltſamen,“ gegeben?

So intereſſant Ihre Methode iſt, Anhänglichkeit, Unerſchütterlichkeit und Tapferkeit auszudrücken, ſo ſchwierig iſt es, Sie immer richtig zu interpretiren. Dennoch glaube ich Sie ganz verſtanden zu haben, auch bei Gelegenheit Ihres Lobes der Glaubensreſtauration in Frankreich. Wenn Sie wirklich zum Chriſtenthum zurückgekehrt ſind, und den Molochdienſt des Weltrieſen verlaſſen haben, was ſträuben Sie ſich dagegen, die

Reſtauration gelobt zu haben? Sie wollen nur geſagt haben, „das Volk ſtoße nie die Religion ſelbſt von ſich,“ „wenn es ſich müde geſprungen,“ werde es wieder fromm, „ein kleines Lämmchen, weiß wie Schnee,“ ꝛc., und gleich im folgenden Satz fahren Sie fort: „die Franzoſen knüpften da wieder an, wo ſie abgebrochen hatten,“ das heißt doch wohl, ſie wurden wieder katholiſch? Und Sie behaupten, ich hätte Sie falſch ausgelegt, indem ich Sie ſo verſtanden, wie Sie in Ihrem zweiten, nicht wie Sie in Ihrem erſten Satze ſich ſelbſt erklären? Mit einer kühnen Wendung fragen Sie mich, „von welcher Seite und mit welchem Perſpectiv ich Ihnen in den Leib geſehen?“ Von der Seite Ihres ſchwachen Kopfes, der nicht drei Zeilen ſeinen Vorſatz feſthält, der ausreißt, wenn das Volk ſeine Principien realiſirt, und ſich für unerſchütterlich liberal hält, indem er zum erſten Mal öffentlich in der Augsburger Zeitung ein Gebet herſagt. Und das Perſpectiv? Sind jene Briefe an Ihre Frau Gemahlin und dieſes ſalbungsvolle Poſſenſpiel in der Augsburger Zeitung, das Sie in dem kaiſerlichen Hotel „des geflügelten Eſels“ empfangen und keineswegs an einem „liberalen“ Verlagsorte zur Welt gebracht. Wenn Sie es alſo vorziehn, daß Ihr Inneres nicht ans Licht gezogen, Ihre Freude an der rohen Volksphiloſophie, Ihre Verwandſchaft mit den Sternſchnuppen und Sternſch .....“ nicht bekannt werde, was ich Ihnen nicht verdenken würde, ſo geben Sie dem Publikum nicht das „Perſpectiv“ Ihrer confuſen Briefe in die Hand. Mit aller Anſtrengung Ihrer Witzworte erreichen Sie immer nur, der Bajazzo, nie der Tribun des Volks zu werden, mit dem Sie ſich nur in der Rohheit ſeiner Vorſtellungen, nicht in dem Bedürfniß, ſich aus ihnen zu befreien, identificiren.

Sie haben jezt öffentlich Buße gethan, Sie verſprechen in einer eigenen Schrift, wenn Sie Zeit und einen Verleger dazu finden, die Atheiſten zu vernichten, die Gnade iſt bei Ihnen zum Durchbruch gekommen; Sie können alſo, wenn Sie wollen, dem Zug „Ihres deutſchen Herzens“ folgen und ruhig nach Darmſtadt zurückkehren. Denn Sie ſehen es doch wohl, daß die Deviſe: „friſch, frei, fröhlich, fromm,“ die „deutſche Einheit,“ „Gott und Vaterland,“ „Jahn und Arndt,“ die „Rückenwelle“ und die „Bauchwelle“, der „Ger“ und der „Dauerlauf,“ der „Wettlauf“ und der Weltlauf nicht mehr, wie 1819 und 20, in der Oppoſition ſind? Auch daran könnten Sie die neue Wendung der Dinge erkennen, daß Sie in der Augsburger Zeitung verfolgte Bücher verfolgen helfen, und Ihre eigene Verfolgungsfähigkeit kaum noch damit motiviren können, daß Sie die Liberalität Ihres Verlegers und Ihre Sympathie für den Profeſſor Gervinus hervorheben. Oder ſind Sie dennoch unmöglich, und müſſen Sie Darmſtadt fliehen, weil Sie ein Feind der deutſchen Fürſten ſind? Die deutſchen Fürſten werden mir beipflichten, daß Sie auch ihnen mit Ihrer Flucht nur Ihre Achtung und Anerkennung ausgedrückt haben. Was Sie alſo auch thun mögen; man wird in Deutſchland alle Ihre Handlungen eben ſo richtig auszulegen wiſſen, als ich es hoffentlich in dieſer Zuſchrift gethan habe. Gott befohlen und welchem Gott Sie wollen! Wie immer der Ihrige.

Zürich, den 1. Sept. 1846. **Arnold Ruge.**

5. Brief.

Herrn Dr. phil. Arnold Ruge in Leipzig.

Hottingen bei Zürich, den 14. Jan. 1847.

Geehrteſter Herr:

Der beſondere Zweck dieſes Schreibens erfordert es, daß ich mir über Ihren Brief an mich hier keine Bemerkungen erlaube, die nicht nothwendig zur Sache gehören.

Wie ich auch gegen Sie geſchrieben, ich habe nie Ihren Charakter verdächtigt, ich habe das in den Häuſern über Sie und von Ihnen unvollſtändig Zuſammengehörte niemals auf den öffentlichen Markt ausgetragen. Dieſes Fehlers machen Sie ſich ſchuldig durch Hinweiſung auf einen Vorfall (Epigonen, Bd. III., S. 263), den Sie, ſo viel ich mich erinnere, von mir ſelbſt und meiner Frau erwähnen hörten. Es verhält ſich damit, wie folgt:

Am Tage der züricher Septemberrevolution, 6. Sept. 1839, hatte auch ich mit vielen Anderen mir das Schauſpiel ſehr nahe beſehen und, ſo gut es ging, mit den deutſchen Bekannten meiner Nachbarſchaft gegen etwaigen Angriff die Anſtalten der Nothwehr getroffen. Der blutig gewordene Ernſt der Sache war bereits vollſtändig vorüber, als am folgenden Tage eine Volksverſammlung in Zürich gehalten wurde. Nach ſolchen Verſammlungen wird mitunter über den Durſt getrunken. Auch war in jenem Herbſt 1839 etwas Fremdenhaß an der Tagesordnung, und ich war als Verfaſſer einiger, den Septembriſten mißliebiger Artikel in den öffentlichen Blättern denuncirt worden. So hätte es geſchehen können, daß mich ein wohlwollender Denunciant dem weiteren Wohlwollen berauſchter Bauern empfohlen hätte. Ich begab mich alſo am 7. Sept. nach Baden, machte von da einen Ausflug nach der *romantiſchen* Habsburg und war am Montag bei guter Zeit wieder in Zürich. Meine Frau war in der Stadt zurückgeblieben. Warum Das? Vor Allem, weil ſie keine Luſt hatte, mitzureiſen; weil ſogar die Frauen *der* Männer, die durch die Revolution geſtürzt wurden, unbeſorgt und unangefochten in der Stadt blieben; weil ihr, mir und meinen Bekanten auch nicht von ferne die Möglichkeit in den Sinn kam, daß ein der politiſchen Gegenpartei angehörender Züricher ſo niederträchtig ſein könne, eine Frau zu inſultiren oder inſultiren zu laſſen. So war es denn auch. Daß aber überhaupt nach jener Volksverſammlung ſelbſt nicht die geringſten Verſuche zu Exceſſen vorfielen, gereicht dem züricher Volke zur großen Ehre; und ſo konnte man ſpäter, *wie Sie es wohl ſelbſt von mir gehört haben*, über jenen, wahrſcheinlich unnöthigen Abſtecher nach Baden in unbefangen heiterer Laune ſcherzen und lachen. Aber möglich wäre es immerhin geweſen, daß es einige betrunkene Bauern verſucht hätten, mit mir ein Disputatorium „zur Vertheidigung des Humanismus“ zu halten, wozu ich nicht die geringſte Neigung ſpürte.

Von dieſer einfachen Geſchichte, über die Sie in einem Kreiſe von Bekannten ſprechen hörten, von welchen Keiner den Anderen der Klatſcherei fähig hielt, haben Sie Notiz genommen und ein Bruchſtück davon für die Leſer der Epigonen zurechtgemacht. Sie haben dieß auf eine Weiſe gethan, um dieſe Leſer glauben zu machen, als habe ich mich, weiß Gott, welcher Gefahr entzogen und meine Frau oder, wie Sie ſich geſchmackvoll ausdrücken, „Frau und Katze im Stich gelaſſen" und irgend einer Gefahr preisgegeben.

Sie wiſſen, daß ich meiner Frau, als meiner Befreierin, mehr als gewöhnlichen Dank ſchuldig bin, und begreifen alſo, daß mir dieſe öffentliche Inſinuation nicht eben ſo gleichgültig ſein kann, als alles Andere, was Sie gegen mich ſchreiben mögen. Ich habe mir nun die Mühe gegeben, Ihnen die Bedeutung jenes Vorfalls auseinanderzuſetzen und verlange von Ihnen, was Sie mir und ſich ſelbſt ſchuldig ſind: eine öffentliche Erklärung, wodurch Sie ſich von dem Verdacht reinigen, als hätten Sie meinem Charakter und meiner Ehre irgendzu nahe treten wollen. Natürlich kann ich nicht darauf warten, ob oder wann wieder ein Band der Epigonen erſcheint. Sie werden alſo Ihre Erklärung innerhalb vier Wochen vom Datum dieſes Briefes an in ein geleſenes öffentliches Blatt einrücken laſſen, und mich gefällig davon benachrichtigen, daß dieß geſchehen ſei. Ziehen Sie es aber vor, mir dieſelbe zuzuſenden, damit ich ſelbſt die Bekanntmachung beſorge, ſo verſpreche ich Ihnen, daß Nichts einfließen ſoll, was nicht zur Sache gehört, oder was für Sie verletzend ſein könnte. Das aber verſteht ſich ja von ſelbſt, daß Sie eine dem Zweck entſprechende Form wählen und ſich auch vor jedem Schein einer Beleidigung gegen mich zu hüten wiſſen. Thäten Sie es nicht, ſo wäre ich gleichfalls zu einer Veröffentlichung genöthigt, die Ihnen ſchwerlich angenehm ſein möchte.

Sollten Sie die ſchuldige Ehrenerklärung mir verweigern, ſo werden Sie mir die alsdann noch übrig bleibende Genugthuung nicht verſagen. Da ich in meinen Jahren nicht wohl mit dem Degen mehr herumkratzen kann, ſo giebt ſich die Art der Waffe von ſelbſt. Vielleicht wäre es Ihre Pflicht als Familienvater geweſen, den Anlaß zu Ehrenhändeln möglichſt zu vermeiden; aber ein beſonnener Mann mußte ja die nothwendigen Folgen einer Provocation, wie Sie ſich gegen mich erlaubten, im Voraus ermeſſen. Auch darf ich Sie verſichern, daß ich gleichfalls in Verhältniſſen lebe, die mich keineswegs geneigt machen, den leichtfertigen Duellanten zu ſpielen, und jedem empfindlichen Literaten, der ſich etwa beleidigt halten will, mit der Piſtole in der Hand entgegenzutreten. Indem ich Ihnen alſo, trotz der Art Ihrer Polemik gegen mich, die Wahl zwiſchen Ehrenerklärung und Zweikampf laſſe, werden Sie darin ein Zeichen meiner noch nicht verſchwundenen Achtung für Sie erkennen.

Um überflüſſiges Hin- und Herſchreiben zu vermeiden, bemerke ich Ihnen, daß gegenwärtig meine Frau ſchwer krank und zwar entſchieden auf dem Wege der Beſſerung iſt, aber zur vollen Geneſung noch einer Sommerkur im Bade Pfeffers bedarf. Bis dahin darf ch ſie nicht verlaſſen. Aber längſtens von Anfang Auguſts an ſtehe ich zu Ihren Dienſten. Sie wiſſen, daß ch Ihnen höchſtens bis nach Straßburg entgegenreiſen kann. Ziehen Sie aber Schaffhauſen oder einen anderen Ort an der Schweizergrenze vor, ſo iſt mir dieß m ſo lieber.

Ein unmittelbar unter meiner Adreſſe einlaufender Brief, deſſen Inhalt ich meiner Frau verheimlichen müßte, könnte ihr unnöthige Beſorgniſſe machen und ihre Krankheit verſchlimmern. Ich erſuche Sie alſo, mir Ihre

Antwort unter Couvert an meinen Freund Gottfried Keller zu ſchicken, der mir dieſelbe ſogleich zuſtellen wird. Er iſt darum auch der Einzige, dem ich von meinem Schritte gegen Sie Kenntniß geben mußte.

Ihr ergebenſter

Wilh. Schulz.

6. Brief.

Herrn Wilhelm Schulz in Hottingen bei Zürich.

Leipzig den 19. Jan. 1847.

H. H.

Wünſchen Sie unſern Streit, dem Sie, nicht ich, die rückſichtsloſe Wendung des Spottes gegeben, fortgeſetzt; ſo will ich Ihren Brief vom **14.** im **4ten Bande** der Epigonen abdrucken laſſen und beantworten.

Wünſchen Sie hingegen die Acten zu ſchließen, ſo erinnern Sie ſich, daß Sie in Ihrem Briefe ſelbſt „die Flucht vor den Septembriſten, bei denen man Sie denuncirt hätte,“ zugeſtehen. Alſo Sie ſind geflohen.

Erwarten Sie nicht, daß ich Sie ſchone, ſo lange Sie beißen, aber ſein Sie überzeugt, daß Sie es ganz in Ihrer Hand haben, dieſe Unannehmlichkeit zu vermeiden. Die Nachricht von der Krankheit Ihrer Frau Gemahlin haben wir mit Bedauern ſchon früher durch Frau H. gehört. Ihrem Wunſche, deshalb meine Antwort durch H. G. K. gehen zu laſſen, entſprech' ich ſehr gern.

Arnold Ruge

R. S., den 15. Mai 1847.

Meine Antwort machte meinem Correſpondenten ſeine Lage nicht klar. Er wiederholte ſeine Herausforderung und annoncirte, als ich ſeine Briefe nicht mehr annahm, in der Augsburger Zeitung ſeinen Geiſt und ſeinen Muth und meinen Mangel an beiden, weil ich ſeinen Befehlen nicht entſprochen *).

---

*) Dieſe Annonce wird die Mittheilung der obigen beiden Documente und meine Antwort vom 15. Mai rechtfertigen. Herr Schulz drückt nämlich ſeinen Wunſch, den Streit fortzuſetzen (13. April, Augsb. Ztg.), folgendermaßen aus:

„Die Leſer der Allg. Ztg. kennen die geiſtreiche Satire, mit welcher ein in Zürich lebender Deutſcher, Dr. W. Schulz, das Unweſen von Marr und Conſorten gegeißelt hat, und ſie erinnern ſich vielleicht auch der älteren Fehde deſſelben mit A. Ruge, die in Züricher Blättern begonnen, in den Epigonen fortgeſetzt ward. Wenn es erfreulich iſt, daß unter den ausgewanderten oder verbannten Deutſchen ſelbſt Stimmen ſich erhoben, das unwürdige Treiben ſo vieler ihrer Landsleute im Auslande, namentlich in der Schweiz, zu verdammen und dort zur Rehabilitation des deutſchen Namens behülflich zu ſein, ſo kann auch der andere Streit wegen des literariſchen Charakters beider Männer auf die öffentliche Aufmerkſamkeit Anſpruch machen. Dieſer Streit iſt durch eine Inſinuation A. Ruge's, daß W. Schulz, um ſich aus einer Gefahr zu ziehen, ſeine (kürzlich verſtorbene) Frau der Gefahr preisgegeben habe, zu einer perſönlichen Ehrenſache geworden, die geforderte Ehrenerklärung oder Genugthuung wurde jedoch wiederholt verweigert. Darauf hat W. Schulz folgende „vorläufige Abfertigung" erlaſſen, um deren Aufnahme die Allgem. Zeitung gebeten wird: „Durch gewohnheitsmäßige und verläumderiſche Klatſcherei hatte mich Hr. Dr. Arnold Ruge zu einer Ausforderung genöthigt, war jedoch zu feig, den für jeden Ehrenmann unvermeidlich gewordenen Zweikampf anzunehmen. Darüber ſpater das Nahere, wenn ich, nach ſchmerzlichem Verluſt, der mich betroffen, wieder einmal in der

Ich bin ihm alſo die verſprochene öffentliche Antwort auf ſeinen Brief vom 14. Jan. noch ſchuldig. Hier iſt ſie:

7. Brief.

An den Volksphiloſophen Wilhelm Schulz in Hottingen.

Leipzig, den 15. Mai 1847.

H. H.

Sie haben Katzenberger's Badereiſe, um ſeinen Recenſenten durchzuprügeln, mit Nutzen geleſen. Sie möchten ihm nachahmen; nur daß Sie es ſich bequemer machen und den Recenſenten zu ſich entbieten, um dann die Handgreiflichkeiten, und zwar Ihres Alters wegen, mit Piſtolen eintreten zu laſſen.

Dieſer Uebergang zu andern Waffen als womit Sie den böſen Streit in der Augsburger Zeitung begonnen, dieſe Flucht von dem urſprünglichen Schlachtfelde, würde mir ſchmeichelhaft ſein, wenn ein Sieg über Ihre geiſtigen Waffen ein Sieg wäre. Es ſchickt ſich nicht, über einen Mann zu ſiegen, deſſen Exiſtenz man dem Publicum erſt beweiſen muß.

Laune bin, meinen nicht zu verehrenden Gegner, den traurigen Ritter der negativen Philoſophie und negativen Courage, öffentlich auszulachen. Bis dahin mag es meinethalben die „Mannheimer Abendzeitung" mit noch ſo vielen Waſchweibern von „Dresden," oder anders woher, verſuchen den Haſenpelz des Herrn Ruge, ſogar ohne ihn naß zu machen, in ein Löwenfell umzuwaſchen.

Hottingen bei Zürich, den 8. April 1847.

Dr. Wilh. Schulz."

Ich hatte dieß auch nicht im Sinn. Ich wollte Sie vielmehr als ein poſitives Beiſpiel verworrener Widerſetzlichkeit gegen die Philoſophie benutzen. Und da Sie ſich freiwillig vordrängten und in der Augsburger Zeitung Ihre Frömmigkeit neben Ihrem burlesken Charakter zur Schau ſtellten, ſo mußte ich annehmen, daß Sie ſelbſt ſich in der Rolle eines frommen Harlekins gefielen. Dieſe Rolle iſt jetzt allerdings ſehr in Ehren. Was hab' ich alſo mehr gethan, als Ihrer Intention nachgeholfen? — Und ſo wenig bin ich aufgelegt, Sie umzubringen, daß ich Sie vielmehr unſterblich — zu einem unvergeßlichen Hanswurſt — machen wollte.

Sie ſind mit meiner Leiſtung nicht zufrieden. Sie helfen noch einmal in der Augsburger Zeitung nach und erklären ſich für „einen geiſtreichen, tapfern, aber betrübten Mann", mich hingegen für das Gegentheil von alledem, weil ich auf Ihre Aufforderung nicht in den Poſtwagen geſtiegen bin um mich mit Ihnen in Schaffhauſen zu ſchlagen.

Sie ſcherzen, wie gewöhnlich. Die Schlägereien in der Phantaſie beweiſen Nichts. Zu den wirklichen Kämpfen hingegen, in denen Sie die Scharte vom 6. oder 7. September auswetzen können, findet ſich ja in der Schweiz alle Jahre die beſte Gelegenheit. Warum ziehen Sie nicht mit den übrigen Bürgern von Baſelland gegen die Jeſuiten, wenn Sie das Bedürfniß zu Kriegsthaten haben? Warten Sie noch eine andere Gelegenheit auf demſelben Gebiete ab, wo Sie einmal ſo unglücklich debütirten, und zeigen Sie ſich dann beherzter und ſiegreich.

Uebrigens hat es Nichts zu ſagen mit Ihrer Flucht nach Baden. Auch Napoleon iſt geflohen; aber ein guter Feldherr kehrt mit neuen Kräften auf den Kampfplatz zurück. Es ſoll mich freuen, von Ihren Kriegsthaten zu hören. Im Ernſt! Auch ein Narr kann ſich den Dank des Vaterlandes verdienen, und man wird ſein Andenken ehren, wenn er auch mit einem Purzelbaum in die Schanze ſpringt. Thun Sie das. Da Sie unſterblich zu leben gedenken und für den Augenblick in einem freudenloſen Alter ſtehen, ſo können Sie nur dabei gewinnen.

Viel ernſthafter, als Ihre Forderung nach Schaffhauſen, wäre Ihre Forderung, Ihnen Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen, wenn ich Ihnen öffentlich Unrecht gethan hätte.

Ich würde es gern gethan haben. Ihnen aber iſt in keiner Hinſicht zu viel geſchehen, und Ihr eigener Brief beweiſt es.

Sie finden mit Unrecht, „ich wäre Ihrem Charakter und Ihrer Ehre zu nahe getreten.“

Was für eine andere Ehre, als Ihren Charakter können Sie haben? Ihrem Charakter aber war ich nichts Anderes ſchuldig, als ihn wahr zu ſchildern. Das hab' ich gethan. „Sie flohen die Frommen, deren Frömmigkeit Sie theilen, und ließen Ihre Frau im Stich“, d. h. Sie ließen ſie dort zurück, wo Sie nicht bleiben zu können glaubten. Ich habe nicht geſagt, daß Ihre Frau dort gefährdet geweſen, da ich offenbar der Meinung bin, daß ſogar Sie ſelbſt mit einem frommen Anlauf, ſei es in der Zeitung, wie Sie ſpäter gethan, ſei es in einem zeitgemäßen mündlichen und öffentlichen Gebet, ſogleich Ihre Brüder, die frommen Volksphiloſophen des 6. Sept. hätten gewinnen können. Sie ließen Ihre Frau im Stich, wie man ſeinen Schuh im Stich läßt, oder ſeine Börſe; es folgt nur, daß Sie Eile hatten. es folgt nicht, daß ein ſolcher Gegenſtand genommen, viel weniger, daß er gefährdet wird. Ich habe übrigens nicht umſonſt geſagt: „Sie ließen Weib **und Katze** im Stich;“ denken Sie, daß ich gemeint habe, die Bauern würden Ihre Katze erſchlagen? Sie Kopfloſer:

Was alſo bleibt bei der Geſchichte, die in der That Ihre Principloſigkeit für immer charakteriſirt, zweifelhaft? Ihre Frau haben Sie nach Ihrer eigenen Erzählung, wenn auch mit ihrer Bewilligung, im Stich gelaſſen. Bleibt alſo nur noch zu ermitteln, ob Sie die Katze nicht mitgenommen — „nach der romantiſchen Habsburg.“

Darin übrigens irren Sie ſich, daß Ihre Flucht Ihr Familiengeheimniß geweſen, es müßte denn ſein, daß ganz Zürich Ihre Familie wäre, eine Phantaſie, die Ihnen doch wohl am Allerwenigſten beigehen ſollte.

Alles in Allem, wie Ihr Charakter, ſo iſt auch Ihre Ehre Ihre eigene Sache. Das Publikum, deſſen Anſicht von Ihrem Charakter Ihre Ehre bildet, wird Sie nach Ihren Leiſtungen richten. Suchen Sie eine honette Exiſtenz zu ſein, und es wird Sie Niemand ſtürzen können, am Allerwenigſten mit Erdichtungen, oder mit Beleidigungen, die keinen Grund haben. Fahren Sie aber fort mit Ihren Albernheiten; und Sie werden ſelbſt die Leſer der Augsburger Zeitung gegen ſich haben.

„Das Volk irrt ſich ſelten in ſeinem Urtheil, nie in ſeinem Gefühl,“ ſagt ein großer Engländer. Ihre Volksphiloſophie ſollte ſich das geſagt ſein laſſen.

Arnold Ruge.

8. Brief.

Gratulationsſchreiben an die Berliner Academie der Wiſſenſchaften.

Leipzig 10. Juni 1847.

Hochgeachtete Herren von der Academie!

Obgleich ich nicht das Unglück habe, in Ihren ehrwürdigen Kreis zu gehören, ſo nehme ich doch Theil an Allem, was die Gelehrtenrepublik und ihren geheimen Senat betrifft. Die Verſpätung meiner Zuſchrift, hochgeachtete Herren, beweiſet nichts dagegen. Ich glaubte den Zeitpunkt abwarten zu müſſen, wo Sie Ihre natürliche Stellung wiedererlangt, und in die abſolute Vergeſſenheit zurückgekehrt wären, aus der Sie ein vorwitziges entartetes Mitglied, welches ohne Zweifel in Nordamerika zu dieſer Verworfenheit politiſcher Infection gereiſt iſt, aufgeſtört hatte.

Ich ergreife daher die Feder nicht, wie die pöbelhaften Publiciſten, welche von dem flachen Dogma leben, Alles müſſe öffentlich ſein, und die Forſchungen der Gelehrten der gemeinen Maſſe offenbart werden, ich verlange nicht, daß Sie uns das Gelingen oder Mißlingen Ihrer grammatiſchen Lucubrationen, Ihrer Quellenlectüre, Ihrer aſtronomiſchen Calcule, Ihrer mikroſcopiſchen Betrachtungen, Ihrer teleſcopiſchen Beobachtungen mittheilen, und Menſchen, wie Arago oder Laplace, zum Muſter nehmen ſollen; ich begreife Ihre tiefe Zurückgezogenheit aus dem planetariſchen Tagesleben in die Fixſternregion der Academie, und den vollendeten Selbſtgenuß einer Gelehrſamkeit, an der dieſe Welt keinen Theil, von welcher das öffentliche Weſen keine Gefahr und nur Ihr geheimer Senat Nutzen hat.

Es war daher von Anfang an meine Meinung, daß ſie in Ihrer berühmten angemeſſen formirten Zuſchrift an die allerhöchſte Stelle unſerer preußiſch ſublunaren Welt ganz Recht hatten, als Sie ſich beſchwerten, daß man Sie an Dingen betheiligt, die nicht in Ihren Geſichtskreis gehörten, und als Sie mit Indignation die Zumuthung zurückwieſen, öffentliche Perſonen oder gar freiſinnige und politiſche Charaktere ſein zu ſollen.

Einer aus Ihrer Mitte hatte es vergeſſen, daß über der Thür Ihres Sitzungsſaales für den Hellſehenden und Eingeweihten die Inſchrift ſteht: Qui bene latuit bene vixit! das heißt: Es iſt nicht in der Ordnung, hier weder das Pulver, noch die Locomotiven, noch ethiſche Ideen zu erfinden, welche die Welt umgeſtalten, im Gegentheil unſere erhabene Körperſchaft verachtet die Menſchenwelt, und verräth ihr weder die Geheimniſſe der Natur, noch die ihrer eigenen, angeblich ewigen Ordnung, der ſogenannten moraliſchen Weltordnung, in welcher ein verſtorbener Philoſoph jeden Menſchen zum Mitgliede, Staatsbürger und Politiker machen wollte.

Die Unachtſamkeit Ihres vorlauten Mitgliedes hat ſich gerächt. Und nicht nur über Ihre eigne Rückkehr in Ihre unſichtbare Kirche, auch über die Ausſtoßung dieſes Abtrünnigen in die profane Welt bring' ich Ihnen meinen Glückwunſch dar.

Darf ich noch einen Rath hinzufügen? Laſſen Sie ſich weder durch den vorübergehenden Ruhm der Oppoſitionsredner auf dem vereinigten Landtage ſtören, noch durch den politiſchen Zopf des Herrn Profeſſor Gervinus anziehen; im Gegentheil bleiben Sie der verborgene Pol nach dem dieſer profeſſorale Zopf fortdauernd ſich richtet, ohne ihn je zu erreichen, denn auch Zöpfe können ſich compromittiren und ſelbſt Hofräthe unmöglich werden. Hüllen Sie ſich alſo gegen dieſe Frühlingszugluft des deutſchen Geiſtes in Ihre academiſchen Fuchspelze und ſetzen Sie ungeſtört in Ihren Fauteuils den irdiſchen Schlummer fort, bis der himmliſche Sie in eine noch bequemere Lage und zur vollendeten Sicherheit gegen die Aufdringlichkeit der ſittlichen Menſchenwelt erhebt.

Mit dieſem wohlmeinenden Ausdruck meiner Geſinnung, und mit der Befriedigung meines wiederholten Glückwunſches wegen Ihrer Rückkehr in Ihr himmliſches Reich

Arnold Ruge.

9. Brief.

Dankadreſſe der liberalen Baiern an ihre Befreierin.

Gegeben in unſerer Verſammlung im Bockkeller, 1. Mai 1847.

Sennora!

Wir ſind Deutſche und ſeit 25 Jahren liberal; unſere kühnſten Wünſche in all dieſer Zeit waren, den Bürgermeiſter für uns zu gewinnen, die Jeſuiten zu ſtürzen und die Polizei durchzuprügeln; aber wir haben nie anders geglaubt, als daß eine himmliſche Huldgöttin erſcheinen und uns, was wir ſelbſt nicht vermöchten, gewähren würde. Wir ſind alſo von Ihrer Erſcheinung, ſchöne Dame, nicht im Geringſten überraſcht; aber Sie haben unſere kühnſten Wünſche übertroffen, Sie haben mehr als den Bürgermeiſter für unſere Sache gewonnen, Sie haben nicht nur unſere, Sie haben ſogar —ſche Gensdarmen geprügelt und — die Morgenröthe, roſenfingrige Eos, iſt in Ihrem Gefolge, die Morgenröthe, wenn nicht der Freiheit, doch des Liberalismus.

Wir wagen Ihren Entſchließungen nicht vorzugreifen, Sennora, aber wir hoffen nicht indiſcret zu ſein, wenn wir außer Herrn v. Abel noch einige andere berühmte Staatsmänner und Jeſuitenfreunde Ihrer Rückſicht empfehlen. Daß die Deutſchen überall unſern Glauben, unſere Hoffnung und unſer Vertrauen haben, könnte nur ein Grund mehr für Sie ſein, auch dort kräftig einzuſchreiten.

Hochachtungsvoll und ganz ergebenſt:
Die liberalen Bavaren.

10. Brief.

Adreſſe an die Oppoſition des vereinigten Landtages in Berlin.

Leipzig, 11. Juni 1847.

Hochgeachtete Herren!

Der 3. Februar enthielt den 31. Mai und die glorreichen Tage des Juni. Wir kannten den Tag der Debatte, wir kannten die Kämpfer, wir kannten ihre Charaktere und ihre Bildung nicht, aber wir wußten, daß der Tag anbrechen, die Charaktere ſich entwickeln, die politiſche Bildung zum Vorſchein kommen werde. Dies iſt nun geſchehen. Sie, meine Herren, haben gethan, was ich in einer kleinen Schrift ſchon vor dem 11. April*) von dem Landtage erwartete: „Sie haben die Geſchichte der vereinigten Preußen begonnen“, Sie haben die große politiſche That gethan, der Nation ihr Selbſtgefühl wiederzugeben und die verlorenen Sympathien der freien Deutſchen wieder zu gewinnen. Sie haben das faſt Unmögliche möglich gemacht, und aus den allerſchwierigſten Prämiſſen eine Entwickelung abgeleitet, die für alle Zeiten Ihre Namen dem Andenken der Nachwelt ſichert.

Sie haben die Alternative, competent oder nicht competent, juriſtiſch und ſpitzfindig zu nehmen glücklich vermieden. Sie konnten nicht ſagen, Sie wären competent, aber ſie mußten es ſein, um es zu werden. Dieſer Zirkel, meine Herren, der in allen Anfängen liegt, hat Ihnen eine Zeitlang ein embryoniſches Anſehen gegeben und das Intereſſe der Welt erkalten laſſen: der Sieg der Schwierigkeiten über Ihr Genie und Ihren Muth ſchien unzweifelhaft. Es iſt anders gekommen. Sie haben ausgeharrt und die Schwierigkeiten der Lage ſelbſt zu Ihren Bundesgenoſſen gemacht. Als ſchon der Spott ſich erhob und der Untergang der deutſchen Ehre definitiv zu ſein ſchien, da war es Ihr Votum über die Garantie einer Finanzoperation, welche den ganzen Ernſt der Lage klar machte, und die Räthe der Krone, die ſich über dieſe Lage nicht täuſchten, ſondern ſelbſt auf die Erledigung der Rechts- und Principienfrage antrugen, haben mit ſo viel Takt gehandelt, daß ſie es verdienen, verantwortlich zu ſein, da es ſich zeigt daß ſie es ſein können. Ich ſage Nichts von den Entſchlüſſen Sr. Majeſtät über die Bildungsfähigkeit des erſten Entwurfs, und wenn es irgendwo wahr geworden iſt, daß nicht „ein beſchriebenes Blatt“, ſondern die wirkliche parlamentariſch und politiſch eingelebte Ordnung die Freiheit iſt, ſo iſt es dies geworden an dem jetzt verſammelten vereinigten Landtage, deſſen Wirkſamkeit, Gewicht und reelle Anregung weit über Alles hinausgeht, was ihm nach den Verordnungen vom 3. Februar erlaubt und möglich ſchien.

---

*) Die neue Lage Preußens ſeit dem 3. Febr. 1847. Leipz. Otto Wigand.

Dies iſt die Gewalt der Logik, die in der ethiſchen Welt zum Vorſchein kommt, ſobald die öffentliche Vernunft und die bewieſene Gerechtigkeit in den Debatten der Parlamente das Princip wird.

Dennoch, meine Herren von der Oppoſition, bring' ich Ihnen für Ihre Haltung, Ihren Muth und Ihren Geiſt eine öffentliche Huldigung dar. Denn Sie ſind der Sauerteig, der die wohlthätige Gährung erzeugte; Sie haben die Bewegung aus dem alten Zauberkreiſe der blinden Welt in den neuen Umkreis der ſelbſtbewußten Politik und der öffentlichen Ordnung des Gemeinweſens mit ſicherem Schritte eingeleitet, und ſelbſt den Argwohn einer nothwendigen Zögerung nicht geſcheut, als ein extremer aber nichts bewegender Schritt, ein Verzweifeln oder ein Schmollen mit der Krone, zu dem Ungeduldige riethen, von den verderblichſten Folgen hätte ſein müſſen.

Nun fragen Sie mich, wer mich beruft, Ihnen meine Herren, einen Dank zu ſagen, den keine Volksgemeinde mir aufträgt? Dies, hochgeehrte Herren, iſt keine Schwierigkeit. Möge die Welt, der ich meine Adreſſe vor Augen lege, ihr entgegentreten, wenn ſie ſich nicht ziemt; aber ich bin außer Sorgen, ſie wird es wiſſen, weshalb ſie vollkommen in der Ordnung iſt.

Nur das Eine, und dies füg' ich meinem Danke noch hinzu: Ich begrüße Sie alle als Autoren und als Genoſſen in der Arbeit, vor dem Publicum ſeine theuerſten Intereſſen zu verhandeln. Ihre Jugend in dieſer Arbeit hat Sie nicht gehindert, klaſſiſche Thaten zu thun; Ihre Stellung aber hat unſer Geſchäft geadelt, und wir hoffen, daß die Pariaſtellung rechtloſer Autoren, confiscirter Geiſteswerke und verketzerter Oppoſitionsgedanken ein Ende nehmen und das vortreffliche Factum, daß Sie die großen Gegenſätze unſerer Zeit durch die Staatszeitung ſelbſt unverkürzt und unbemäntelt zur Publication brachten, der erſte Schritt zur völligen Befreiung der öffentlichen Discuſſion ſein wird, wie er das erſte Beiſpiel derſelben geweſen iſt.

Arnold Ruge.

---

11. Brief.

An den patriotiſchen Magiſter K. G. Helbig in Dresden.

Verehrter Freund und Vaterlandsſohn, aus der 7. Nr. der Unterhaltungsblätter von 1846 ſehe ich, Sie dulden noch immer meine Perſon, und verwerfen nur meine Anſichten. Sie werden aus meiner Zuſchrift entnehmen, daß ich Ihnen dieſelbe Gerechtigkeit widerfahren laſſe. Unſere gegenſeitige Duldung und Verwerfung ſetzt ſich aber wider mein Erwarten in dieſer Oeffentlichkeit fort: ich wußte nicht, daß Sie ein Autor für die „literariſche Unterhaltung" ſind, noch viel weniger konnt' ich vermuthen, daß Sie zur philoſophiſchen Kritik fortgeſchritten wären, da Sie zur Zeit unſerer perſönlichen Bekanntſchaft von aller Philoſophie völlig entblößt waren.

Die Deutſchen ſind alſo doch entwickelungsfähig; Ihr Fortſchritt, verehrter Freund, zu einem eleganten Schriftſteller und zur entſcheidenden öffentlichen Stimme über ein philoſophiſches Buch, denn dafür halt' ich das meinige trotz ſeines dilettantiſchen Aeußern, hat mich überzeugt. Sie erreichten alſo den Zweck Ihrer Kritik vollkommen, ich glaube wieder an Deutſchland, und meine Gottloſigkeit, die mir in der Praxis nicht hinderlich war, ſelbſt einen ſo frommen Freund, wie Sie, zu erwerben, hab' ich nun auch theoretiſch ſo entſchieden abgelegt, daß ich ſeit Ihrer Kritik, alſo nun ſchon bald ein Jahr, ſogar an gegenwärtige Wunder glaube. Ich gehe alſo weiter, als die berühmteſten Haruſpices unſerer Zeit, die der Gegenwart keine Wunder mehr zutrauen.

Was konnten Sie mir Angenehmeres erzeigen, als daß Sie mit dieſem Erfolge gegen mich ſchrieben? Die wenigen Unannehmlichkeiten, die Sie mir ſagen, indem Sie mich „grob" und „roh" nennen, verſchmerze ich leicht über dem Nutzen, daß meine Seele gerettet iſt, und daß Sie mir nun eine gleiche Offenherzigkeit erlauben werden.

Sie halten es mit meiner Perſon, wie ich mit der Ihrigen, deren Liebenswürdigkeit, da ſie Niemand bezweifelt, ich nicht erſt anzuerkennen brauche: Sie ſuchen nur meine ausgearteten Schriften und auch dieſe nur kritiſch zu vernichten. Sie erklären ſich alſo gegen das Verbieten meiner Bücher. Aber Sie ſind ſo unvorſichtig, mir das Verbrechen der beleidigten Nation ſchuld zu geben, ohne zu bedenken, daß noch gar keine Nation exiſtirt, wie uns neulich die Times und die Debats nicht mit Unrecht zu Gemüthe geführt. Hiedurch verderben Sie Alles wieder, was Sie mit der Bevorwortung der Preßfreiheit gut gemacht haben. Ganz ähnlich, wie die hohe zweite Kammer, ſind Sie im Allgemeinen für Preßfreiheit, und verfolgen den einzelnen Schriftſteller, indem Sie Alles gegen ihn aufregen, was für die deutſche Nation im Embryo und in der Phantaſie, aber gegen die Geburt der deutſchen Nation in die politiſche Wirklichkeit ſich begeiſtert. Bei dieſer Partei klagen heißt immer ein practiſches Ketzergericht berufen.

In Ihrer theoretiſchen Cenſur nennen Sie mein Buch ein unglückliches. Das Publicum hat mich in dieſen 10 Monaten einigermaßen getröſtet, und Sie ſelbſt führen, wenn auch ohne es zu wiſſen, durch Ihre Kritik den Beweis, daß ich dießmal ein glücklicher Schriftſteller war. Wie wäre mein Buch in Ihre Hände gekommen, wenn es nicht weſentlich von dem ſchweren Kaliber der Logiken, der Kritiken der Vernunft, der Wiſſenſchaftslehren und der Rechtsphiloſophien, Werken, die Ihnen unzugänglich ſind, ſich unterſchiede, und dieſe Materien zugänglicher machte? Freilich, Sie ſind nicht genug überraſcht, die Probleme der theoretiſchen und politiſchen Freiheit endlich einmal auch in Ihrem Kopfe ſich bewegen zu ſehn; aber was beweiſ't dieß? Nichts weiter, als daß Sie im Denken noch unerfahren, in der Auffaſſung noch ſchwach ſind und in die merkwürdige Begebenheit, daß jetzt die letzten und höchſten Aufgaben des forſchenden Geiſtes Gemeingut werden, ſich nicht zu finden wiſſen. Sie wären ſonſt freudig erſchrocken über Ihre plötzliche Befreiung und Standeserhöhung.

Ich weiß es, Sie haben nicht den Ehrgeiz, ein ganzer Menſch und ein Freier in jedem Sinne zu werden. Aber wollten denn die Juden Chriſten werden? Oder würde es noch Sklaven auf der Welt geben, wenn ſie Alle es nicht mehr ſein wollten? Immer muß man die Menſchen wider ihren Willen befreien. Die Götze's und die Puſtkuchen ſind unſterblich.

Unterdeſſen will ich zufrieden ſein, daß Sie mich nur ſo weit gelten laſſen, als Sie mich kennen. Was Sie verletzt, iſt nur das Unerkannte; und geht Ihnen ſpäter einmal über dieſen unbekannten Reſt ein Licht auf, ſo bin ich überzeugt, werden wir noch zu einer totalen Freundſchaft gelangen. Doch ich gebe Ihnen die Schwierigkeit der Sache zu. Sie kennen nicht Einen Philoſophen, wie darf ich hoffen, daß Sie meine Auffaſſung der ganzen neueſten Philoſophie als ein richtiges Ergebniß der deutſchen Geſchichte kennen lernen ſollten? Sie geben die Philoſophie überhaupt nicht zu, Sie vernichten ſie mit den Reſultaten der Kinderlehre

Ihrer Vaterſtadt; wie ſollten Sie das Reſultat der Philoſophie, die Freiheit, zugeben?

Aus dieſem Grunde finden Sie auch die Anſicht, „daß die wiederhumaniſirte Weltbewegung erſt mit der franzöſiſchen Revolution beginnen ſoll,“ „roh“ und völlig unverſtändlich. Sie vergeſſen, daß ſchon Luther auf das Urchriſtenthum, daß dann die Revolution auf die antike Weltbewegung, alſo noch einen Schritt zurückging, daß alſo doch wohl in der mittelalterigen Geſchichte ſelbſt ein zureichender Grund liegen müſſe, warum die Reformation ſowohl, als die Revolution, total mit ihr bricht. Nicht die Aufhebung, ſondern die Beibehaltung der religiöſen und politiſchen Sklaverei des Mittelalters muß man eine „Rohheit“ nennen. Wählen Sie.

Ein weiterer Vorwurf gegen meine Schrift iſt „das Lob der Franzoſen auf Koſten der Deutſchen.“ Sie dichten mir es an. Wenn ich den Franzoſen unſere Freiheit in Philoſophie und Poeſie zuſchriebe, ſo lobte ich ſie auf unſere Koſten; Vorzüge, die uns zukommen, gäb' ich ihnen. Wenn ich aber die geſellige, die ſtiliſtiſche, die politiſche Freiheit der Franzoſen den Deutſchen zuwenden möchte, wenn ich ihnen dieſe Vorzüge unſerer Nachbarn rühme, ſo dächte ich, wäre es eher meine Intention, die Deutſchen durch die Vorzüge der Franzoſen zu bereichern, als umgekehrt, die Franzoſen auf unſere Koſten zu heben.

Dieſer Vorwurf iſt ſo abſurd, daß ich ihn für Ironie halte. Wie denn überhaupt die Moral der deutſchen Preſſe ſeit 1819 ſo fein ausgebildet iſt, daß man in jeder ungeſchickten Feindſeligkeit eine verſteckte Freundſchaft erwarten darf.

Wenn zum Beiſpiel meine Freunde ausrufen: Sie hätten neue Myſtères de Paris von mir erwartet, ſo wollen ſie damit ohne Zweifel ſagen, es ſei lächerlich, die alleröffentlichſte Stadt für geheim, die allerbekannteſten Verhältniſſe für unbekannt zu halten. Sollte ihnen aber die Entdeckung entgangen ſein, daß es kein größeres Myſterium in Paris giebt, *als das Myſterium der allgemeinen Bildung angewendet auf die Philoſophen und andere Gelehrte in Deutſchland*, ſo kann ich ihnen nur rathen, dieſe Entdeckung noch nachträglich zu machen. Es iſt unglaublich viel mit dieſer Kleinigkeit zu machen, die Kleinigkeit ſelbſt aber koſtet viel Zeit, wie der Zuſtand unſerer Preſſe genügend beweiſt.

Nun will ich Ihnen nicht vorwerfen, verehrter Freund, daß Sie meine Anmaßung eines freien Inhaltes und einer freien Form verkennen. Sie laſſen Sie mich entgelten. Aber der Merkwürdigkeit wegen citire ich das Organ des Unterrichtsminiſteriums in Berlin, in dem der Recenſent meines Buches ſtiliſtiſch und politiſch naiv genug iſt, Cormenins berühmte Characteriſtik des Herrn Thiers für meine Arbeit zu halten. Dieſer heiligen Einfalt in der deutſchen Hauptſtadt iſt freilich ganz Frankreich und noch etwas mehr ein Myſterium.

Heine, der mit ſeinen Späßen ſehr oft den Nagel auf den Kopf trifft, ſoll geſagt haben: „ich wäre nach Paris gekommen, um deutſch zu lernen.“ Ja, ſo iſt es, und ich geſtehe ſogar, daß mich Heine's Beiſpiel ermuntert hat. Auch Sie, der Sie gewiß im Stil unterrichten, ſind mit meiner Form nicht unzufrieden, ſo oft Sie nur der Gegenſtand nicht unangenehm berührt. Dazu kommt noch das Zeugniß des Herrn Staatsanwalts von Lüderitz. Darf ich aus ſo competenten Urtheilen nicht ſchließen, daß mir mein Plan gelungen iſt, in unſerer ſcholaſtiſch und romantiſch verderbten Zeit einen weſentlichen Vorzug des 18. Jahrh. und der Franzoſen wieder gewinnen zu helfen, den Vorzug, *die Fragen der Wiſſenſchaft und die Reſultate der Philoſophie zumal in eine künſtleriſche Form zu bringen*? Vielleicht wenden Sie mir ein, *Humboldts Kosmos* habe dieß ſchon viel beſſer geleiſtet. Aber vergeſſen Sie nicht, daß *Humboldt* viel länger, als ich, bei den Franzoſen in die Schule ging, und außerdem noch für einen ſchönen Geiſt des 18. Jahrhunderts, für einen Zeitgenoſſen und Freund unſerer großen Dichter gelten muß, während das jetzige wiſſenſchaftliche Deutſchland durch Teutonenthum und Metaphyſik weit in die Wüſte der Darſtellung hinein verſchlagen wurde.

Dies Verhältniß zu *Humboldt* iſt intereſſant genug, um es hier noch etwas weiter zu erörtern. *Humboldt* hat faſt alle ſeine Bücher franzöſiſch verfaßt, er iſt in Paris förmlich heimiſch geworden, Niemand hat ihn darum verklagt, der Glückliche! Und doch hat er ganz wörtlich meine Anſicht von der Vermittelung des franzöſiſchen und deutſchen Geiſtes ausgeſprochen. Zuerſt citirt er *Goethe*, der den Deutſchen vorwirft, „ſie beſäßen die Gabe, die Wiſſenſchaft unzugänglich zu machen." Dann ſagt er, geben Sie wohl acht, edler Freund und Franzoſenfreſſer, ſeine eigene Anſicht: „Unſere Nachbarn jenſeits des Rheins beſitzen ein unſterbliches Werk, Laplace's Entwickelung des Weltſyſtems, in welchem die Reſultate der tiefſinnigſten mathematiſch-aſtronomiſchen Unterſuchungen verfloſſener Jahrhunderte *abgeſondert von den Einzelnheiten der Beweiſe*, vorgetragen werden. Der Bau des Himmels erſcheint darin als die einfache Löſung eines großen Problems der Mechanik. Und wohl noch nie iſt die Exposition du système du monde *ihrer Form wegen* der Ungründlichkeit beſchuldigt worden." *Humboldt* verlangt, man ſolle dieſem Unſterblichen nacheifern, und thut es ſelbſt unverdroſſen." Das Gerüſte, ſagt er, ſoll nicht ſtehen bleiben, damit uns nicht der Anblick des Gebäudes dadurch entzogen werde." Jetzt ſteinigen Sie dieſen Verräther am deutſchen Namen! Aber Sie können auch zugleich dieſen Gottloſen ſteinigen, der den Bau des Himmels mit Laplace erklärt und Schellings Ausſpruch: „die Natur ſei dem begeiſterten Forſcher die heilige, *ewig ſchaffende* Urkraft der Welt, die alle Dinge aus ſich ſelbſt erzeugt und werkthätig hervorbringt" nicht mit Friedrich Heinrich Jacobi als atheiſtiſch verfolgt, ſondern lobend annimmt und dem Könige von Preußen ein ſolches Buch mit gutem Erfolge widmet. Noch einmal: der Glückliche! ruf' ich aus, der wegen derſelben Lehren und Thaten geprieſen und geehrt wird, um deretwillen wir Vermögen, Freiheit und Leben zu verlieren Gefahr laufen, und von aller Welt, ſelbſt von unſern Freunden, verfolgt werden. *Hättet Ihr Verſtand, wir hätten daran ein großes Kapital!* Ihr merktet, daß ein Buch wie Humboldts Kosmos, ein zweites Système de la nature iſt, Ihr verſtündet dieſe Freiheit des vortrefflichen Veteranen des 18. Jahrh., Ihr ſchriet nicht gegen die Reiſenden, die ſich in fremden Ländern umſehen und zu bilden ſuchen; Ihr begrifft was das poſitive in den großen Schriftſtellern unſerer Nation iſt, und Ihr verfolgtet die, welche ſich dieſer Bildung widerſetzen, nicht die, welche ſich ihr anſchließen. O, S. S.!

Wenn aber die Jugend jetzt ſich rettet, wenn wir das Beiſpiel unſerer Veteranen aus der klaſſiſchen Zeit und der Franzoſen zugleich uns zu Herzen nehmen, ſo iſt das eine Rückkehr aus der Romantik zur Freiheit, womit eine weſentliche Umkehr des Bewußtſeins angedeutet wird. Die alten Klaſſiker, auch Humboldt, haben die Romantik *vor* ſich, ſie ſind indifferent gegen ſie; wir haben ſie *hinter* uns, und gehn aus dem Kampfe mit ihr hervor. *Wir* mußten das negative Princip der Willkür und Naturrohheit erſt in allen Gebieten durch Kritik überwältigt haben, bevor wir *eine poſitive Darſtellung der totalen Gemüths- und Principienfreiheit geben konnten.* Das iſt es, was ich verſuchte; das iſt es was uns nun noch ferner gelingen muß.

Fühlen Sie dieſen Geiſt aus meiner Schrift ſich anwehen, ſo erſchrecken Sie immerhin: Sie finden ſich aus allen Himmeln Ihres geiſtigen Dunſtkreiſes herausgeworfen. Ich aber habe mich nie glücklicher gefühlt, als in dem Bewußtſein dieſer Befreiung, eine Befriedigung, die ich gern ſo Vielen als möglich mittheilen wollte. Darum gab ich mir, nach dem Beiſpiele der Franzoſen, dieſe Mühe mit der Form.

Die neue Freiheit iſt nun aber nicht mehr die deutſche Geiſtesfreiheit des 18. Jahrhunderts. Nicht, wie Humboldt mit höfiſcher Feinheit als ein neuer Tityrus, ſagt: „die vollendete Humanität des Staates gewährt uns dieſe Wiſſenſchaft;“ umgekehrt, *dieſe Wiſſenſchaft ſoll uns nun erſt die vollendete Humanität des Staates gewähren*, eine Realität, deren Forderung jetzt jedes unſerer Worte und Werke durchdringt, die aber das deutſche 18. Jahrh. noch lange nicht zu denken wagte, wie Sie aus Schillers äſthetiſchen Briefen, aus Goethes politiſcher Verzagtheit und ſelbſt aus Humboldts Kosmos ſich leicht überzeugen können.

Freie Schriften waren im 18. Jahrh. eine Vorwegnahme der Geiſtesfreiheit. Die Welt blieb noch lange dunkel, die Romantiker beweiſen es mit dem Glück ihres Obſcurantismus.

Freie Schriften ſind jetzt eine Vorwegnahme der vollen ganzen Freiheit, auch der politiſchen. Sie ſind eine Darſtellung der Gemüthsverfaſſung, wie ſie nach dem gelungenen Kampfe ſein wird. Sie ſind ganz abnorme Exiſtenzen in einer Zeit, welche von der Romantik regiert und revolutionirt wird. Was die katholiſchen Jeſuiten in der Schweiz, das thun die proteſtantiſchen in Deutſchland. Eine in ſich beruhigte Anſchauung der Dinge iſt daher eine Vorwegnahme des Sieges über dieſe trübe Gährung; und grade dieſe Vorwegnahme der erreichten Freiheit muß die ganze befangene Welt empören. Dennoch und grade darum hielt ich ſie für eine wohlthuende Erſcheinung, und wenn Sie das Ende erleben. werden Sie es einſehn.

Dieſen Werth leg' ich meiner Schrift bei, und ungefähr thut es der Herr Staatsanwalt von Lüderitz auch; es muß alſo doch ſo etwas wirklich darin ſein, obgleich Sie es nicht gemerkt haben. Der Luftzug bläſt Sie unangenehm an, weil Sie nicht das Bedürfniß haben mit ihm zu ſegeln, vielmehr ihm entgegen zu rudern.

Leſen Sie nun die Reiſe in die Touraine noch einmal und achten Sie auf ihren ethiſchen Inhalt. Die nürnberger Scenen mit Daumer, deſſen Hafis, beiläufig geſagt, durch dieſe Anregung ans Licht getreten iſt, widern Sie an. Treten Sie ein wenig aus Ihrem Kloſtergange zu uns in die Sonne, und das Bild wird Ihnen beſſer beleuchtet erſcheinen. Und was Daumers Zukunft betrifft, die Sie ſo höhniſch negiren, ſo empfehle ich Ihnen den Hafis, der ſchon im 13. Jahrh. klüger war, als leider viele deutſche Magiſter im 19., und deſſen kunſtvolle Nachbildung die Verächter Daumers immer einige Selbſterkenntniß in ſchriftſtelleriſchen Dingen lehren könnte.

Das hiſtoriſche Stück meines Buches „unſere letzten zehn Jahre,“ welches das vierte Buch meiner Geſchichte der deutſchen Poeſie und Philoſophie ſeit Leſſing, die ich ſo eben publicire, bilden ſoll, finden Sie nicht neu. Es wäre beſſer für Sie, wenn Ihnen wirklich dieſer Inhalt ſo geläufig wäre, als Sie zu verſtehen geben möchten. Man würde Sie dann nicht zu den ſächſiſchen Magiſtern, ſondern zu den deutſchen Humaniſten, nicht zu den Widerbellern gegen die Reform des Bewußtſeins, ſondern zu den Befreiern unſers Jahrhunderts zählen. Sie würden Hegel nicht bloß von Hörenſagen kennen, und die lebenden Philoſophen nicht gering achten, weil ſie noch nicht, wie er, im Mauſoleum modern, ſondern in der jetzigen Weltbewegung thätig ſind.

Am Meiſten wundre ich mich über Ihre Inconſequenz im Patriotismus. Wenn Sie für Alles ſind, was deutſch iſt, ohne Unterſchied, bloß weil es deutſch iſt, was ſind Sie gegen mich? Oder bin ich kein Deutſcher? Warum alſo ſind Sie mein Gegner? Doch wohl nur, weil Ihnen Ihre Partei theurer iſt, als unſer gemeinſames Deutſchthum? Aber ſein Sie unbeſorgt, ich werde mich ſchon für Deutſchland intereſſiren, wenn ſich erſt Deutſchland auf die Seite meiner Partei ſchlägt, und vielleicht erleb' ich den Sieg der Vernunft und der Freiheit, wo Sie jetzt freilich mit dem Siege der Reaction Sich brüſten. Dann mögen Sie Ihrerſeits Ihre Sympathien in Rom oder in Petersburg ſuchen, wenn Sie es nicht vorziehn, ſich zu unſerer Partei zu bekehren — aus Patriotismus.

Für den Augenblick iſt es wahr, Ihre Partei triumphirt, ſie hat die Preſſe in dieſen Zuſtänden für ſich. Und es iſt wahr, die Preſſe, ſelbſt die verfälſchte oder cenſirte, iſt eine mächtige Waffe. Es läßt ſich daher wohl denken, daß die dumpfe romantiſche Gährung, die man jetzt unterhält, der Nationalismus ohne politiſche Nation, der Glaube ohne großen Gegenſtand, die Begeiſterung ohne geiſtigen Aufſchwung, das Freiheitsgefühl ohne Freiheit, der Communismus ohne Gemeingeiſt — über die beſonnene Seite des Geiſtes, über die klare Philoſophie, über die freie Poeſie, über die politiſche Einſicht und über die nächſten practiſchen Aufgaben der wirklichen Staaten den Sieg davonträgt. Dieſe Gährung enthält aber alle Elemente der Freiheit; und je wüſter die Form der gemüthlichen Aufregung iſt, deſto unvermeidlicher wird grade ſie die Zerſtörung anrichten, die ſie abwenden ſoll. Die Philoſophie würde Nichts zerſtören, als den Irrthum; der religiöſe Fanatismus wird den Kopf mitſammt dem angeblichen Irrthum herunterſchlagen; die Bewegung für die Freiheit würde nichts zerſtören, als despotiſche Formen, die die ihr im Wege ſtehn, die patriotiſche Bewegung wird dieſe Formen beibehalten und europäiſche Schlachtfelder für ihre Erhaltung mit Leichen bedecken; der wahre Gemeingeiſt würde humane Geſetze und Allen gleiche Freiheit geben, der Mangel alles Gemeingeiſtes wird die Privatrebeit des Communiſmus erzeugen, in dem man keine andere Gemeinſchaft mehr kennt und achtet, als die Gemeinſchaft des Eigenthums. Ich ſage nicht, daß die Reaction in Deutſchland Galizien wiederholen könnte; nein, die wüſte Gährung ohne alle Aufklärung iſt in Deutſchland unmöglich; aber die Greuel des Kampfes werden Sie für möglich halten, wenn Sie Sich überlegen, was in der letzten Zeit für unglaubliche Vorübungen dazu gemacht wurden.

Die jetzige deutſche Preſſe, in dem gewaltſamſten Zuſtande der ſich denken läßt, wird allerdings einen großen Theil der kommenden Verwirrung verſchuldet haben. Ich gehöre zu Denen, die ihren Druck empfinden, ohne ihm für den Augenblick ein genügendes Gegengewicht halten zu können. Sie und Ihre Genoſſen erklären uns friſchweg für „Feinde des Vaterlandes“ und Sie thun dieß im Namen Ihrer Partei, die das Vaterland in die Taſche ſteckt, und ſelbſt die Stimme des Vaterlandes unterdrückt. Es iſt überflüſſig dieſe Thatſachen zu verrathen, aber wir würden ein Vaterland haben, wenn wir ſie abſtellten.

Die cenſirte Preſſe wirft mir endlich vor, und Sie ſprechen es ihr nach, ich wollte ihren Ueberzeugungen Gewalt anthun. Was heißt Gewalt gegen Ueberzeugungen brauchen anders, als die Ueberzeugungen durch Cenſur am Hervortreten hindern? Dennoch ſind es die cenſirten Zeitungen, die fortdauernd behaupten, die Oppoſition wolle Andern ihre Ueberzeugung aufdrängen. Die zarten Gemüther der Reactionäre verlangen, man ſolle vor ihren Ohren keinen Widerſpruch laut werden laſſen. Ihre Ohren ſind geheiligt, wie ihre Ueberzeugungen. Sie binden ſich nicht, wie Odyſſeus, an den Maſtbaum ihres Schiffes, ſie verſtopfen ſich die Ohren bei dem Sirenengeſange der Oppoſition. Und Sie, mein Freund, Sie, deſſen Ohren ich trotz unſeres vielfachen Verkehrs, wie Ihre Kritik beweiſt, ungeſtutzt gelaſſen, Sie beten dieſen Vorwurf nach? Allerdings loben Sie vorher meine Verdienſte um die Culturentwickelung durch unſere kritiſchen Siege „über die Finſterlinge,“ dann aber fahren Sie fort: „Als er nun aber die Conſequenzen ſeines Princips ohne alle Rückſicht auf die Eigenthümlichkeit und Bedürfniſſe des Menſchen, ohne Beachtung ſeiner naturgemäßen Entwickelung (!) immer weiter verfolgte, als er mit einem oft brutalen Terrorismus ſeine und ſeiner Genoſſen Anſichten Allen **aufdrängen** wollte, als die kräftige Sprache der Jahrbücher immer roher, immer verletzender wurde, da wendeten ſich viele von Denen, die ihn lieb gewonnen hatten, wenn nicht von ihm, doch von ſeinen Anſichten ab.“ „Viele ſeiner Anſichten und die Form, in der er ſie ausſprach, wurden ihnen widerwärtig.“ Wo haben Sie Ihre Logik? Drängt man ſeine Anſichten damit auf, daß man ſie den Leuten widerwärtig macht? Wenn die Widerwärtigkeit einmal erzielt war, ſo war doch gewiß das Aufdrängen nicht mehr zu fürchten! Aber wenn ich „gewollt“ hätte, was jeder Sprechende will, daß alle ſeine Anſicht annehmen, iſt das ein Verbrechen? Und wenn es eins wäre, welch' ein einfaches Verfahren gegen ſolch' ein „terroriſtiſches Journal,“ es zuzuſchlagen und ſeine Anſichten nicht mehr zu leſen! Sind Sie nie darauf verfallen?

Eine theoretiſche Aufdringlichkeit iſt ſchwer zu begreifen, und die Dummheit, wie man ſich terroriſirt fühlen könne, wo nicht einmal die Gefahr des Anhörens vorhanden iſt, begreift man nur von der jetzigen Journalpreſſe, die uns allerdings nichts Anderes zu hören giebt, als eine wahrhaft erſchreckende Miſère. Ein Terrorismus der Vernunft hingegen, der die Faſeler dergeſtalt einſchüchterte, daß ſie jeden Satz, ehe ſie ihn niederſchreiben, dreimal, ja zehnmal überlegten, wäre wahrlich eine ſehr verdienſtliche Einrichtung, und, im Vertrauen geſagt, Sie ſelbſt würden dadurch nicht unglücklich gemacht werden, wenn Ihnen anders Ihre Ehre als öffentlicher Denker etwas werth iſt.

Sie ſtrengen ſich an, der Welt zu beweiſen, ich würde mich ſelbſt um den Credit gebracht haben, wenn die Staatsgewalt mir die Zeit dazu gelaſſen hätte. Welch' ein überflüſſiges Unternehmen! Iſt es nicht einerlei, ob der Staat das Verdienſt hat, oder ich, wenn das gute Werk „die Zerſtörung meines Terrorismus, der ſeine Anſichten aufdrängen wollte" nur gethan iſt? So war es noch ein Glück, daß man mich abthat. Sie reden mir zu, wie der Henker dem Don Carlos, als er ihm den Strick um den Hals legte und begütigend zu ihm ſagte: „Das geſchieht Alles zu Deinem Beſten!" Auch Don Carlos wäre ſpäter von ſelbſt geſtorben. Aber Sie bedenken dergleichen nicht, weil es jetzt keinen Vernunftterrorismus giebt, der Sie ſchüchtern macht, wo es ſo delicate Behauptungen gilt, wie die Lebens- oder Todesausſicht der theoretiſchen Freiheit.

Ich glaubte daher, Sie wieder einmal erſchrecken zu müſſen. Möge es nur wirken! Denn was ich am Meiſten wünſche von allem Zukünftigen, iſt, daß die heilige Scheu vor Recht und Vernunft in den Gemüthern der Menſchen, vorzüglich der Mächtigen, wiederhergeſtellt werde; und damit Sie nicht glauben, daß ich ſelber unbedacht ſchreibe: ich rechne Sie zu den Mächtigen. Vor der Macht des Aberglaubens und der Confuſion habe ich allen Reſpect. Genehmigen Sie den Ausdruck deſſelben, der dieſer Brief und, wenn Sie wollen, auch das Buch iſt, dem Sie jene Macht ſo ſiegreich entgegenſetzten.

A. Ruge.

12. Brief.

An Herrn Guſtav Julius.

H. H.

Die Leute ſagen, Sie wären ein Ueberläufer; ich ſehe nur, daß Sie die Jeſuiten mit Nutzen ſtudirt haben und nicht gelaufen ſcheinen Sie mir zu ſein, Sie haben Sich hinübergewunden. Die höchſte Freiheit freilich, die Freiheit von allen Parteien und Principien, die Sie zuletzt mit dialectiſchem Rauſche genoſſen, haben Sie nun wieder eingebüßt. Dies intereſſirt mich. Sie ſind nun etwas Beſtimmtes, und ich wollte dieſe Gelegenheit ergreifen, Ihnen darüber meinen Glückwunſch zukommen zu laſſen, Ihre Ausſtellung gegen mich in den Grenzboten aber, daß ich doch immer noch und ganz ähnlich wie die Chriſten, ja faſt mit denſelben Stichwörtern religiös wäre, Ihnen jetzt ſelber zu bedenken geben. Wer Partei hat, der hat die Religion ſeiner Partei. Erwärmen Sie ſich für das royaliſtiſche Princip, und Sie werden einſehen, warum „*ich noch immer* religiös bin.“

Auch darin hat Ihre Recenſion in den Grenzboten Recht, daß die Democraten im Grunde daſſelbe wollen, wie die Jeſuiten. Beide wollen das Volk in ihrem Sinne denken und handeln laſſen, und beide wollen zuletzt durch die Erziehung zum Ziele kommen. Nur iſt freilich die Erziehung der frommen Väter und die Erziehung der Democraten, ſei es in Athen, ſei es in Nordamerika, ein wenig verſchieden.

Wenn man aber ſo liebevoll auf das reiche Detail der Hiſtorie, wäre es auch die des reformirten Katholicismus und der merkwürdigen Geſellſchaft, der Sie ſich gewidmet, einzugehen weiß: ſo kann man die Gegenwart und das Alterthum, die Wahrheit und die Freiheit leicht vergeſſen, es iſt zu entſchuldigen: ein großes Princip wird klein in der Liebe zum Detail und im Gewühl des Geſchäftslebens.

Ohne Zweifel werden Sie Sorge tragen, daß zu dem reichen Stoff, den Sie jetzt dem Publicum in der „Zeitungshalle“ vorlegen, ein ähnliches Intereſſe, wie Ihr allerneueſtes, das Intereſſe zu der Maſſe dieſes Stoffes ſelbſt, angeregt werde.

Ich verkenne das Schwierige dieſer Herkulesarbeit keineswegs. Sie haben das umgekehrte Intereſſe, wie der Heros in den Ställen des Augias. Aber die Realität hat Recht, und wäre es die des Miſtes, deſſen Wegſchwemmung durch die Methode des Alciden gegen alle Regeln der Oeconomie iſt.

Sie werden nächſtens vielleicht meine geſammelten Schriften zu Geſicht bekommen; ich hoffe, Ihre Stellung iſt mittlerweile ſo befeſtigt, daß Sie der Polemik gegen mich gar nicht mehr bedürfen. Und da Sie den Stoff aus dieſer Sammlung, ſo wie er iſt, nicht gebrauchen können, ſo ſcheiden wir hier wohl von einander, bis Sie einmal wieder changiren. Die Politik eines Kenners der Jeſuiten iſt keinesfalls im Voraus zu berechnen.

Leben Sie wohl.

A. Ruge.

---

13. Brief.

An den Redacteur der Mannheimer Abendzeitung.

Hochgeehrter Herr Redacteur!

In Ihrer Zeitung vom 18. Jan. wiederholt Herr Obermüller ſeine Notiz: „ich hätte den Franzoſen, unter der Bedingung, daß ſie meine Philoſophie annähmen, Deutſchland bis zur Elbe angeboten.“ Herrn Obermüller haben ſeine vielen Irrfahrten irre im Oberſtübchen gemacht; aber die Notiz über dieſe apokryphiſche Diplomatie, welche ſo viel hübſches Land wie eine Semmel zugiebt, wenn die Philoſophie nur genommen wird, iſt doch in das Frankfurter Journal übergegangen. Dieſe Zeitung ſetzte nichts hinzu, um den Eindruck der Obermüllerſchen Komik nicht zu ſtören. Sie hatte nicht Unrecht. Man muß ſehr vorſichtig ſein mit abſolutem Unſinn. Hätte Herr Obermüller ſpäter geſagt: „I habs g'wußt!“ ſo hätte er einen Witz gemacht. Sie wagten daher viel, als Sie ihn ernſthaft nahmen. Er hat keinen Freund gehabt, er wiederholt *ernſthaft* ſeine Nachricht. Jetzt kann man dem Mannh. Journal ſein Beileid bezeugen, es dachte einen *Obermüller* zu bekommen, und bekam einen Ober—ſackträger, dem ich den

Mond, den Sirius und die Inſel Helgoland anbiete, wenn er Menſchenverſtand annehmen will. Sie werden mit mir überzeugt ſein, daß ich nichts dabei riskire.

Anfangs 1847. **Arnold Ruge.**

14. Brief.

Vortrefflicher Prutz!

Als ich im Mai des vorigen Jahres Dir einen Theil meiner geſammelten Schriften widmete, hatte ich noch keine Ahnung davon, daß Du in dem heißen Kampfe der rohen und humanen Welt, den wir erleben, „die patriotiſche Partei“ ergreifen, dem Humanismus einen Abſagebrief (den Brief: Vaterland? oder Freiheit?) ſchreiben und mir wegen meines Angriffes auf das Princip der Reaction — denn das ſind ja die rohen Volksgeiſter und ihr übelbegründetes Selbſtgefühl, es iſt der Patriotismus der nichthumaniſirten Völker — den Fehdehandſchuh in's Geſicht werfen würdeſt; eher hätt' ich an Menzel oder an die Augsburger Zeitung gedacht! Es iſt geſchehen; ich nehme Deinen Handſchuh auf. Ich berühre Deinen Schild und ſage Dir: Patriot, Dein „freies Vaterland“ iſt nicht frei; Deine „patriotiſche Partei,“ die das Vaterland beherrſcht, wußte ſeine Feſſeln nicht zu löſen.

Vaterländiſch und human ſind Gegenſätze; um ſo ſchlimmer, da ſie es nicht ſein ſollten.

Vaterländiſch iſt der Unterthan ohne politiſches Recht; human wäre der Staat freier Bürger.

Vaterländiſch iſt die Inquiſition und das heimliche Gericht durch beſoldete Diener des Landesherrn; human wäre das Gericht auf offenem Markt vor geſchworenen Bürgern.

Vaterländiſch iſt die Cenſur und die Unzurechnungsfähigkeit des Autors, das Verbot der Schriften und Vorleſungen; human wäre jedes Menſchen Recht frei zu ſchreiben und zu reden und für ſein Wort ſelber einzuſtehen — nur vor den geſchworenen Richtern, ſeinen Mitbürgern.

Vaterländiſch iſt die Proklamirung neuer „Religionsedicte“; human wäre die Fahne Friedrichs II., Leſſings, Kants und Göthe's.

Wenn Dein „freies Vaterland“ exiſtirt, und Du dringſt ja ſo ſehr auf die Exiſtenz, wie kannſt Du für dieſe Freiheit patriotiſch ſein? Wenn Du aber nur für das künftige, einmal zu befreiende Vaterland patriotiſch biſt, ſo wärſt Du ja für das ganze Programm des Humanismus, was alſo ſchreibſt Du gegen mich, der ich es proklamire? — Patriot, Liebhaber des zukünftigen Vaterlandes, mache ein Lied „an die zukünftige Geliebte,“ wie Klopſtock, als er keine hatte, aber ſage nicht, daß Du verliebt biſt, Du willſt es erſt werden.

Das Vaterland fehlt uns; darüber klag' ich mit Dir. Dagegen „die patriotiſche Partei“ iſt vorhanden; ſie iſt vorhanden in Arndt, Jahn, Görres, Menzel, Kolb, Bülau, einigen Hochgeſtellten und vielen Freiwilligen von 1813 und 1815. Patrioten ohne Patria!

Eine neue patriotiſche Partei wirſt Du nicht gründen.

Jede neue Partei, die jetzt exiſtiren will, muß die humanen Freiheitsformen im Staat, in der Preſſe, in Kunſt und Wiſſenſchaft, im Kultus und im Gericht auf ihre Fahnen ſchreiben, und in Deutſchland nicht im Allgemeinen Deutſchland, ſondern die beſtimmten Reformen in den wirklichen Staaten, wodurch freie Männer geſchaffen werden, wollen und ausführen. Jede Partei, die dies nicht thut, fällt auf die Seite der alten „patriotiſchen Partei,“ die dies unterlaſſen hat.

Das allgemeine Gerede von Deutſchland und ſeiner Herrlichkeit iſt hinderlich; die Einſicht hingegen, daß jene Reformen, die bei fremden Völkern realiſirt ſind, jedes Menſchen Erbtheil und Eigenthum ſeien, iſt förderlich. Das Wort „Deutſchland“ bedeutet jetzt nichts anderes, als die Abweſenheit der humanen Staats- und Geiſtesformen, die wir oben aufgezählt. Das Wort „menſchliche Freiheit“ hingegen bedeutet in allen Punkten, daß wir, wie jeder Menſch, welche Sprache er auch ſpricht, jene Formen nicht entbehren können, und wo die Anfänge dazu vorhanden ſind, ſie möglichſt rationell ausbilden müſſen.

Und über dieſes einfache, aber gerade jetzt unendlich wichtige Dilemma gerathe ich mit Dir in Streit? Du, ein Freund der Griechen, trittſt auf die Seite des Naturwuchſes, die Menſchen ſind Dir „die Nervenenden der Erde,“ Du läßt Dich einſchreiben bei „der patriotiſchen Partei“ und lehnſt Dich auf gegen die Humanität, das Einzige, wodurch die Griechen Griechen ſind?

Das Princip trennt, täuſche Dich darüber nicht! Iſt es Dir Ernſt mit dem „patriotiſchen Naturwuchs“ und der ganz aparten „deutſchen“ Freiheit, ſo gratulir’ ich unſern Gegnern zur Acquiſition Deiner Feder, nicht aber Deiner Feder zur nuen Farbe; und ſo ſchmerzlich mir es iſt, ich wiederhol' es, „würden alle meine Freunde aus freien Männern verſtockte Patrioten, ſo müßt' ich mir ihren Verluſt gefallen laſſen. Das Princip kann man auch ſeinen Freunden nicht opfern; wer es opfert, wurde nie von ihm geleitet. Was iſt es anderes als das Herz, die Seele, das Ich, der urſprüngliche ſich ſelbſt bewegende Punct der Entwickelung? — Der Patriotismus iſt die Seele von 1813. Auch die Seele unſerer Partei ſucht es dahin zu bringen, die ganze Nation zu bewegen; wenn ihr dieſer Gegenſtoß gelungen iſt, ſo werden wir „Patrioten," — aber Patrioten der Humanität und eines neuen Völkerrechtes, des Rechtes der humaniſirten freien Völker.

Die Auflöſung des Patriotismus in Humanismus iſt weiter nichts als die Auflöſung des Dialektes in die Kulturſprache. Ein gebildeter Berliner ſpricht ſchön, der Berliner Dialekt iſt abſcheulich. Der gebildete Berliner verliert den Charakter der Gaſſe, aber er verliert den Charakter nicht, wenn er die Schriftſprache rein und ohne hörbaren Dialect ſpricht, im Gegentheil, er zeichnet ſich dadurch ſehr eigenthümlich vor den Millionen aus, die es zu dieſer Bildung nicht bringen können.

Nicht der Untergang der Dialekte, die Zähigkeit der lokalen Mißtöne und habituellen Rohheiten, das iſt das Unangenehme, das Verderben der wahren Erſcheinung, der Schönheit.

In der Politik iſt es nicht anders. Die nationale Zähigkeit braucht nicht gepflegt zu werden. Unkraut verdirbt nicht, ſo kalt auch der Winter iſt.

Aber der Stolz unſerer vorgeſchrittenen Zeit, die einzige Entſchuldigung, wenn wir dem Alterthum in's

Geſicht ſehn müſſen, iſt, daß Ein **menſchliches** Princip alle Kulturvölker in einen **großen Bund** vereinigt hat.

Die Auflöſung des Patriotismus in Humanismus iſt die Freiheitsfrage der neueſten Geſchichte.

Sie iſt **es** nicht nur bei den Philantropen, Socialiſten, Republikanern. Sie iſt **es** auch in der großen Politik.

Alle wirkliche Politik iſt ſchon jetzt **Kosmopolitik**. Sie iſt es in England, in Rußland, in Frankreich; ſie war es in der heiligen Allianz. Die Kulturvölker ſind nicht ohne den Rath der Amphiktionen geblieben.

Nun löſet die heilige Allianz durch den Bruch der Verträge mitten im Frieden, den die einſeitige Aufhebung Krakaus offenbar gemacht, das Völkerrecht von 1815 ſelber auf; die Engländer und Franzoſen ſtehen ihr gegenüber und haben mit lauter Stimme gegen dieſe Verletzung des allgemeinen Rechtes in Europa proteſtirt.

Wir ſprechen hier nicht von der Gefahr, den Coder der Menſchheit, den die großen Friedensſchlüſſe ſanktioniren, willkürlich aufzuheben. Uns intereſſirt nicht der gefährdete Angreifer auf das Geſetz, ſondern die Wiederherſtellung des Völkerrechtes, du concert des nations. Eine Neubildung ſteht ihm bevor. Die Völker müſſen ſich wieder in Einem Princip und in einer beſtimmten Faſſung deſſelben vereinigen; aber es iſt keine zweite heilige, es iſt nur noch eine humane Allianz möglich. Das anerkannte Princip der menſchlichen Freiheit und nur dieſes, nicht das Bekenntniß der chriſtlichen Dogmen und die Verkennung der ethiſchen Wahrheit das Chriſtenthum enthält, vermag von jetzt an den ongreß der Völker zu conſtituiren.

Die Patrioten vergeſſen die inneren Freiheitsgeſetze er dem Namen des ganzen Volks, und die Freiheits- ſetze der ethiſchen Welt über ihr einzelnes Volk.

Uebrigens macht kein Princip an der Grenze der ölker Halt, ſelbſt das patriotiſche nicht, denn es ver- lgt ja den Feind in ſein Land hinein; und die ver- rperten Principien, die Parteien, haben immer die ölker durchdrungen; Hippias war bei dem Perſerkönig, die Emigranten bei dem Herzog von Braunſchweig, e Royaliſten bei dem alten Blücher, Guſtav Adolph r die Deutſchen, Cromwell für die franzöſiſchen Pro- ſtanten, Lafayette für die amerikaniſche Freiheit, Tho- as Payne und Clootz im franzöſiſchen Convent und ein orſe der Bravo des 18. Brumaire in St. Cloud. Am lerwenigſten kann die Freiheit ſich Grenzen ſetzen, ſo nge noch eine menſchliche Seele nicht gewonnen iſt.

Darum iſt das Chriſtenthum wohlthätig geworden, eil es die Völkerfamilie, das Völkerrecht und den kon- tuirten Weltfrieden möglich gemacht hat. Das Chri- enthum iſt eine Form des Humanismus, die religiöſe. ie Freiheit iſt ein andere, die politiſche.

Gegen dieſe neue Form des Humanismus, die aller- ngs auf einen Univerſalſtaat, in dem alle Völker nur rovinzen ſind, ausgehn muß, opponirte ſich in den oalitionen der Zorn der rohen Volksgeiſter Europa's nd ſiegte über den Verräther der Freiheit, über Na- oleon, er ſiegte im Namen des „Völkerrechts.“ Vor- efflich! aber die Völker legten zu viel Gewicht auf ihre nonyme, unſägliche Individualität, auf ihr Volksthum, uf ihre Natur, auf den rohen Dialekt, auf die aparte

Sitte, auf die alte Krankheit ihrer angeſtammten Geſetze; ſie vergaßen die Freiheit, ihre gemeinſame Aufgabe, ſie verſäumten die politiſchen Formen, die den Menſchen erſt ſein wahres Weſen erreichen laſſen.

Es gibt ſeitdem nach den beiden Principien der „Naturwüchſigkeit“ und der „Freiheit“ zwei große Parteien. Dieſe kämpfen in allen europäiſchen Kulturſtaaten mit einander und werden zuletzt durch einen großen ernſten Prinzipienkampf

das neue Völkerrecht des politiſchen
Humanismus gründen.

Das Völkerrecht von 1815 iſt „die heilige Allianz.“ Deutlicher konnte man den alten Humanismus, durch den die aufgehetzten Volksgeiſter wieder verſöhnt werden mußten, nicht ausſprechen.

Der Form nach that auch „die heilige Allianz,“ was dem Rathe der Völker zukommt, ſie ordnete die europäiſchen Verhältniſſe; aber ſie ordnete ſie nicht im Sinne der Freiheit, ſondern als ihre Gegnerin. Es iſt klar, daß erſt der Kongreß aller Kulturvölker der Erde, von dem freien Inhalt ausgefüllt, der richtige wäre.

Und dieſe Erſcheinung iſt nicht unmöglich, vortrefflichſter Naturfreund, ja, ſie iſt ſchon jetzt als unvermeidlich anzuſehen, wenn ſie auch den impoſanten Rath der Amphiktionen, der in Aachen, Wien und Verona ſaß, bei Weitem überſtrahlen wird.

Nicht alſo die Aufgabe des Humanismus, in allen Verhältniſſen dem Menſchen zu ſeinem Rechte zu verhelfen, iſt eine unmögliche; wohl aber iſt es die des Patriotismus, auf Ein Volk den Accent zu legen, durch die gleiche Religion und Kultur der Völker Europa's ſchon längſt geworden. Selbſt die Empörung der Völker gegen die „große Nation" hatte darin Recht, daß ſie dieſe Unmöglichkeit bewies, und die vereinigten Völker wären eine Erſcheinung des wahren Princips, der Menſchheit, gegen das falſche, der ausſchließlichen Nationalität, geweſen, hätten die vereinigten Völker die Freiheit und Bildung gehabt, welche dem wahren Menſchen zukommt. Aus ihrem lignum wurde kein Mercurius.

Das Allgemeine, von dem jede ethiſche Realität (der Menſch, die Familie, die Gemeinde, der Staat) ihren Werth empfängt, iſt die Humanität, ein anderer Name für Vernunft und Freiheit.

Die Nationalität hat dieſe Bedeutung nicht; ſie iſt im Gegentheil der Unterſchied der Nationen und der nationalen Menſchen. Die Nation alſo erhebt ſich zur Würde einer wahren ethiſchen Exiſtenz nur, wenn ſie ein humaner, ein freier, vernünftig geordneter Staat von freien Menſchen iſt. Die Nationalität der freien Nation iſt Humanität, wie der Dialekt des gebildeten Berliners reine Schrift- oder Kulturſprache iſt, und wie ſelbſt die lingua Toscana in bocca Romana nichts Anderes als dieſe Reinigung bedeutet.

Ich komme jetzt zu Dir zurück, mein naturwüchſiger Philoſoph. Du biſt ein großer Uebelthäter, der Du die Verwirrung Deiner unklaren Tiraden in dieſe Beſtimmungen hineinträgſt, die Jedermann durchſchauen muß, der als Politiker auftritt.

Wenn ein Mann wie Menzel oder ſonſt einer der vielen altdeutſchen Ueberreſte für den Geiſt der Freiheitskriege und die durch ihn geſicherte Reaktionsperiode ſchreibt; ſo antwortet man dieſer Vergangenheit und ihren Perücken mit Verachtung, dreht ihnen den Rücken und ſchaut hinaus in die neue Periode nach den friſchen Locken ihres Simſons. Wenn aber ein junger Mann, deſſen Name einen guten Klang in der befreienden Literatur hat, ſeine Feder in die alte Lauge des „Naturwuchſes“ taucht und die Baum-, Fluß-, Felſen- und Landkartenpolitik, die uns ſeit 30 Jahren zum Narren hat, in einer neuen Schwulſtrede wiederholt, ſo würde es zweckmäßig ſein, den Sirenengeſang des jungen Feindes auf die Noten der Philoſophie zu ſetzen, auch wenn er weniger herausfordernd geſungen wäre als der Deinige; und ich hoffe, Du ſollſt mit der Deutlichkeit und auch wenn Du willſt mit der Kunſtmäßigkeit meiner Antwort zufrieden ſein.

Mein Dilemma war: Wer iſt noch patriotiſch? Die Reaktion. Wer iſt es nicht mehr? Die Freiheit. Du ſchreibſt gegen mich, aber Du wiederholſt nicht meine Frage. Du fragſt nicht, wie ich, kann man jetzt noch patriotiſch ſein oder muß nicht vielmehr Jeder, der frei ſein will, allen Patriotismus ſo lange ablegen, bis er Urſache hat, ihn zu faſſen, nämlich bis er den freien Staat gegen die Barbaren vertheidigt, wie ich denn auch den „humanen Patriotismus“ der franzöſiſchen Republik gerechtfertigt fand. Ich ſagte mit Einem Wort: „Der Patriotismus iſt das Selbſtgefühl der Republik, Vaterlandsliebe das Heimathsgefühl der Naturvölker.“

Es iſt alſo doch klar, daß ich nicht den ehrlichen Patriotismus, zu dem man durch die Lage des Staats genöthigt iſt, ſondern den verrückten und den verruchten Patriotismus, den man für jeden Staat und den man gegen die Freiheit haben will, den erheuchelten und den unbegründeten, angreiſe, wobei es ſich von ſelbſt verſteht, daß mit dem Siege des Humanismus aller Grund zum kriegeriſchen Patriotismus wegfällt und mit der innern Konſtituirung des menſchlichen freien Gemeinweſens nur ein Gefühl der Geſundheit oder der ungeſtörten Lebensbewegung übrig bleibt, auf welches man kein Gewicht legt, wenn man nicht krank iſt, das aber darum nicht minder das höchſte Gut iſt.

So lautet meine Frage, ſie lautet in meiner Abhandlung über den Patriotismus und gegen den inhumanen Patriotismus wörtlich ſo; und meiner Antwort auszuweichen, iſt nur möglich durch die Aufſtellung einer ganz neuen Frage, die freilich ſo einfältig iſt, daß ſie kein Menſch jemals gethan hat, der ſeine fünf Sinne beiſammen hält, am allerwenigſten ich.

Du fragſt: Vaterland? oder Freiheit? Und Du antworteſt: „das freie Vaterland" und „die patriotiſche Partei."

Du haſt Dir nicht überlegt, daß „mein Vaterland mein Staat" heißt. Die Fiktion von einer reinen Stamm- und Sprachgenoſſenſchaft, von einem Zuſtande vor der Zeit, wo mehr oder minder rationelle Staaten die ganze Erde in Beſitz nahmen, wäre viele tauſend Jahre zu ſpät. Wenn ich in England „mein Vaterland" verliere, kann ich es in Nordamerika wiedergewinnen, ſeitdem nämlich Nordamerika ein Staat iſt. Du ſiehſt, nur der Sklave hat kein Vaterland, und der Staat iſt natürlich entweder die Freiheit oder er iſt kein Staat, ſondern eine Pflanzung, ein Beſitzthum. Die verſchiedenen Pflanzer oder Guts- und Sklavenherren bilden dann aber immer wieder einen Staat. Sie haben ein Vaterland, nicht ihre Sklaven. Vaterland? oder Freiheit? konnteſt Du alſo wohl fragen, denn Du haſt es gethan. Ich aber nicht, denn mit Deiner und aller teutoniſchen Geographen Erlaubniß, es iſt Unſinn: Vaterland iſt Staat und Staat iſt Freiheit oder er iſt kein Staat. Die Amphiktionen in Frankfurt oder in Verona waren eine republikaniſch konſtituirte Gemeinſchaft. Mit dem Unſinn, den Du mir aufbürdeſt, als wollte ich eine Freiheit ohne Vaterland gründen, ziehſt Du nun gegen mich aus, und obgleich ich Dir durchaus nicht widerſpreche, wenn Du Deine Frage abſurd findeſt, ſo muß ich doch dafür herhalten. Du ziehſt die ganze Rüſtung der naturwüchſigen und deutſchtollen Harlekinade an und reiteſt die revolutionsfreſſeriſche Roſinante der Reaction. Du beginnſt mit der gewöhnlichen Ironie gegen die Jakobiner folgendermaßen:

„Hebert hat geſprochen, der Convent hat abgeſtimmt; il n'y a plus de Dieu! Das Vaterland exiſtirt nicht mehr! Nationalgefühl, wie bornirt! Patriotismus? welch ein zurückgebliebener Standpunkt!"

Ja wohl, wie bornirt! und mehr als zurückgeblieben, zurückgekommen und heruntergekommen! Der Convent mit ſeinen Glaubensdekreten ſcheint Dir dumm zu ſein, ohne Zweifel weil er kein Concilium von Theologen war, denn von denen biſt Du es doch gewohnt, daß ſie die Eigenſchaften Gottes feſtſetzten? Ich dächte, ſie hätten noch im vorigen Jahre ein Glaubensbekenntniß dekretirt. Und das Vaterland? das geographiſche Deutſchland exiſtirt, Du überzeugſt Dich alle Jahre davon, indem Du es an verſchiedenen Orten inſpicirſt, aber daß der Staat Deutſchland nicht mehr exiſtirt, das habe nicht ich dekretirt, das hat auch der Convent nicht dekretirt. Wenn Du Dir's aber genauer überlegſt, wirſt Du finden, daß allerdings die Dekrete des Convents unter andern auch eine Urſache davon ſind. Und ob das Nationalgefühl, das Bewußtſein der Stammgenoſſen *bornirt* ſei? Es iſt ja die Bornirung auf dieſen Stamm. Aber der Patriotismus, den Du ſehr gewählt einen „*Standpunkt*“ nennſt, wenn er dem *deutſchen Staate*, der nicht mehr vorhanden iſt, gilt, ſo iſt er freilich zurückgeblieben, ein Phlegma, kein Spiritus; gilt er aber dem kommenden Staate, ſo warne ich Dich, mit dieſem Spiritus in Deutſchland nicht unvorſichtig umzugehn. Als Redensart iſt er eine Gaukelei, als Ernſt iſt er ein dreißigfacher Hochverrath.

Du fährſt fort mich zu traveſtiren: „*Es gibt* kein anderes Vaterland als die Freiheit, kein anderes Nationalgefühl als das Bewußtſein der Bildung und Humanität.“ Ich habe geſagt, *es ſollte geben* und das iſt ſo richtig, daß auch Du es noch einmal begreifen wirſt, wenn Du erſt eine Freiheit erlebſt oder Dir überlegſt, daß der Deutſche z. B. doch nur auf ſeine Bildung und Humanität ſtolz ſein kann, nicht auf das Land, bevor er ſeine Fluren und ſich in ihnen kultivirt hatte. Einen Eichelfreſſer aus Eberswalde würdeſt doch auch Du mit ſeinem Nationalgefühl etwas *unmenſchlich* und darum ungehörig finden oder ziehſt Du im Ernſt das eberhafte Nationalgefühl dem humanen vor?

Du läßt mich fortfahren: „Dem freien Franzoſen fühl' ich mich mehr Bruder als dem unfreien Deutſchen,“ ich ſage nicht „mehr Bruder“, ich nenne den Einen meinen Freund, den Andern meinen Feind. Du redeſt fort: — „ob auch zehnmal eine deutſche Mutter mich geſäugt“ Ich erwidre: „Ich bin vielleicht gar nicht geſäugt, jedenfalls nur *Einmal* in dieſer allerdings „naturwüchſigen“ Lage geweſen.“ Du rufſt aus: „Deutſche Luft habe mich genährt;“ ich bemerke, die Luft kommt bei mir nicht ſowohl in den Magen als in die Lunge. Du rückſt mir vor, daß die „deutſche Sprache mich gebildet habe; ich ſage: Leider iſt es mehr die lateiniſche geweſen als die deutſche und dieſe wieder hat mich ein Schwede gelehrt; überhaupt erinnere ich mich mehr durch die Menſchen, durch dieſen Schweden und durch meine deutſchen Mitſchüler, die aber alle plattdeutſch ſprachen, gebildet zu ſein, als durch die Sprache direkt, obgleich ich gern zugebe, daß ich dieſer Sprache ſo viel Geſchmack verdanke, um auf „das Säugen" keinen Werth zu legen, „mehr Bruder" nicht geſagt zu haben, und die Feder überhaupt nicht gedankenlos laufen zu laſſen, weswegen denn nur die Sätze, die Du mir andichteſt, nicht meine eignen, in jedem Worte eine Ungeſchicklichkeit und in jeder Wendung eine Lächerlichkeit enthalten.

Du läßt mich fortfahren, d. h. Du fährſt fort mich in's Preußiſche zu überſetzen: „Ja, überhaupt, wer es gut meint mit den Deutſchen, dieſen dickköpfigen, abergläubigen, knechtiſchen Deutſchen, dieſer Incarnation der „Niederträchtigkeit." der reiche uns die Hand und helfe uns, ſie zu Franzoſen zu *machen*."

„*Werdet* Franzoſen, *werdet* politiſch," das hab' ich geſagt. Eine weitere Anſtrengung z. B. aus deutſchen Individuen franzöſiſche zu erzielen und zwar durch „Handreichung" dies zu bewirken — oder wie denkſt Du Dir die Sache? — hatt' ich nicht im Sinne. Gewiß denkſt Du an die Kühnheit der franzöſiſchen Einquartirung, aber dieſe, das begreifſt Du, können nur Nationalfranzoſen und jeder nur auf ſeine Hand wenigſtens ohne männliche Handreichung ausführen. Das „Franzoſen*machen*," von dem Du phantaſirſt, geht mich nichts an, das ſpirituelle Franzöſiſch*werden*, das jeder mit ſich ſelbſt vernehmen ſoll, wirſt Du aber doch nicht gefährlich finden. Es iſt zu ſchwierig, um gleich allgemein zu werden und unſern unpolitiſchen „geſunden Pflanzenſchlaf“ zu unterbrechen.

„Die Deutſchen, dieſe Inkarnation „der Niederträchtigkeit.“ So hinterindiſch läßt Du mich fortfahren.

Du haſt nach „Deiner „konkreten“ fleiſchlichen Phantaſie „die Inkarnation“ ſelbſt gemacht und die „Niederträchtigkeit“ ohne Weiteres aus der Augsburger Zeitung citirt. Wahrſcheinlich iſt Dir der hölliſche „Ort, von dem Du vorſichtig nur wenig adoptiren möchteſt,“ nicht ſelbſt unter die Augen gekommen, Du biſt ſonſt nicht ſo „niederträchtig,“ eine ſolche Zeitungslüge Deinem beſten Freunde wiſſentlich noch einmal an den Hals zu werfen. Ich habe zu der Lüge und zu der Wirkung der Lüge geſchwiegen; ich dachte: wem's juckt, der kratze ſich! und das iſt nun auch reichlich geſchehn. Mir war es nicht darum zu thun, den Leuten die Krätze zu erhalten, ſondern daß ſie zum Arzt laufen ſollten, um ſich heilen zu laſſen. Dies konnten meine Freunde von ſelber wiſſen, meinen Gegnern aber durfte ich nicht hoffen, die Krankheit klar und meine Kur begreiflich zu machen. Sie halten den Ausſatz für eine Zierde der Haut und die „Niederträchtigkeit“ für einen Beweis von guter Erziehung. Darum ließ ich die Lüge laufen und vermuthete nicht, daß ſie mit ihren kurzen Beinen auch nur ſo weit kommen würde. Die Wahrheit ſtand ja gedruckt im Buche an dem „Orte, von dem Du ſie hätteſt adoptiren ſollen.“ Die Stelle heißt: „Der deutſche Geiſt, ſo weit er zum Vorſchein kommt, iſt niederträchtig.“ — Das geht auf die Zeitungen und die Politik, nicht auf die deutſche Philoſophie und Poeſie, ich proklamire alſo nicht, wie

Du ſehr gut weißt, „den Inhalt des deutſchen Geiſtes als Niederträchtigkeit.“ Du hätteſt jene Stelle leſen ſollen; da Du es nicht gethan, ſo lies ſie nachträglich. Das Wort „niederträchtig“ kommt nämlich in einem Drama vor, deſſen Rollen ich an verſchiedene Briefſteller vertheilt hatte, von denen einige die Deutſchen, ihre Gegenwart und ihre Zukunft angreifen, andere ſie vertheidigen. Die Briefe der verſchiedenen Charaktere ſind bis auf den letzten alle von mir verfaßt, obgleich wirkliche Briefſtellen theilweiſe benutzt wurden. Nun iſt es zwar richtig, daß ich meine eigne Chiffre unter die hoffnungsloſen und anklagenden Briefe geſetzt; aber die Widerlegung der Anklagen hab' ich ebenfalls geſchrieben, und die ſehr naheliegende Bemerkung auf das „niederträchtig,“ daß ich ja ſelber mit zur Familie gehörte, dieſe, edler Prutz, ſteht ſogar unter meiner Chiffre. Nun, was ſagſt Du dazu? Ich weiß Deine Schauſpiele nicht auswendig, wenn ich aber irgend einen Teufelskerl daraus citirte und dann dem Publikum den Prutz als ſo ein loſes Maul denuncirte, was würdeſt Du ſagen? Ich an Deiner Stelle verachtete eine ſolche Dummheit, wie ich die Lüge der Augsburger Zeitung bis heute verachtet und ignorirt habe. Dir wollte ich aber doch den Staar ſtechen. Ich denke, von Dir hätte ich ſo viel Sorgfalt erwarten können, daß Du mich ſelbſt laſeſt und ſo viel Verſtand, daß Du einen Dialog verſchiedener Charaktere nicht dem Autor zurechneteſt.

Indem Du Dir in Deiner Sprache wiederholſt, was ich in der meinigen ganz richtig geſagt, „erſchrickſt Du.“ Nicht ohne Beſorgniß denkſt Du daran, ob mich ganz Deutſchland nicht verachten, nicht wenigſtens moraliſch vernichten werde, und — „bedauerſt“ mich im

Voraus. „Ich habe als Dichter die Herzen öffnen helfen, gewinnt Ihr nun die Geiſter!“ rufſt Du uns zu; „aber Ihr werdet es nicht, denkſt Du, wenn Ihr mit „niederträchtig“ um Euch werfſt. Ich mache es praktiſcher, ich ſtoße dem Volke nicht vor den Kopf.

Wie vergeßlich Du biſt! Du ſpielſt ihm arg genug mit! ich habe es geleſen, „aber ich „erſchrecke“ nicht, ich „bedaure“ Dich nicht; denn — man hat es nicht gemerkt daß Du es thuſt, und Du erlaubſt mir wohl, daß ich Deine überhörte Stimme, obgleich Du ein populärer Schriftſteller biſt, etwas verſtärke. Man wird es Dir gewiß nicht zurechnen, wenn man ſieht, daß Du *Deine eigne* Anſicht von „Deinem Volke“ nicht mehr im Kopf hatteſt, als Du die meinige die nicht einmal die meinige iſt angriffſt.

In Deinem Aufſatz über die Armuth der komiſchen Literatur“ S. 177 finde ich: „Wie es kommt, daß gerade die Deutſchen die ärmſten ſind an komiſchen Kunſtwerken, iſt nun, dünkt uns, kein Geheimniß länger: *die Heloten unter den Völkern, die Proletarier der Geſchichte, wie könnten wir es weiter bringen*, als höchſtens zum „Nante“ und etwa, wenn es hoch kommt, zu Hieronymus Jobſen?!“

Du ignorirſt gottloſer Weiſe *Heinen* z. B. Wahrſcheinlich haſt Du erfahren, daß er meint, „Du wohnteſt mit Deiner Poeſie unmittelbar am Nordpol,“ worin ich ihm, wie Du weißt, nicht ganz beiſtimme; aber Du hätteſt beim Komiſchen dennoch an ihn denken ſollen. Er iſt ja auch — ein Deutſcher, „er iſt geſäugt,“ wenn auch nicht „zehnmal,“ „er iſt genährt,“ wenn auch mit mehr als „mit deutſcher Luft.“ — Du ſiehſt, ich gewöhne mir die „Hegelſche Schulſprache“ ab, Du ſteckſt mich an mit den Phraſen Deiner Stettiner „Schulſprache!“ — „Die Heloten und Proletarier“ könnten nun noch ganz brav ſein, wie die Meſſenier unter Ariſtomenes und die Plebejer, die mit Grachus waren. Aber Du wirfſt ihnen in Deinem „nächſten Kriege“ geradezu Ehrloſigkeit und ein herabgewürdigtes Bewußtſein vor, was ſo ungefähr auf Niederträchtigkeit hinausläuft, es heißt S. 19: „Wie herabgewürdigt muß das Bewußtſein eines Volkes ſein, wie zerknickt ſein Stolz, wie vernichtet ſein Ehrgefühl, das ſelbſt, in ſeinem eignen Bewußtſein, in ſeiner öffentlichen Stimme ſeinen Frieden, ſeine Wohlfahrt, ſeine Ruhe abhängig macht von ſolchen Begebenheiten (wie wenn Louis Philippe ſtirbt ꝛc.) — und kann es denken und kann es ausſprechen und ſeine Seele empört ſich nicht, daß zwei Dutzend Pariſer Gamins den Frieden Deutſchlands in der Hand haben ſollen?! — “

Zwei Dutzend? Und lauter Gamins; — Hm! ich begreife nun, warum Du den Convent und ſeine Decrete ſo tief verachteſt. Die Schöpfungen, welche aus den Revolutionen der „zwei Dutzend Gamins“ hervorgehn, können freilich nichts anders als abſolute Nichtigkeiten ſein. Es iſt kühn, der Welt ſolche Politik im Falſtaffſtil der zwei Dutzend Straßenräuber zu bieten! Aber ich begreife nun auch, warum Deine Angriffe auf die deutſche Nationalehre den „Frieden Deutſchlands“ nicht geſtört haben. Deutſchland hält Dich für einen — wohlredenden Mann, „der nicht bedenkt, was er vollbringt.“

Aber das Allerſchlimmſte iſt Deine Vorſtellung von unſrer Zukunft. Auf den Fortſchritt eröffneſt Du uns eine Ausſicht „durch einen Krieg“ und ſagſt: „Wenn der Hund beißen ſoll, *muß man ihm die Kette länger machen*. Daß er ſich nicht in den alten Stall zurückführen läßt, das iſt dann ſeine Sache.“

Ein abſcheuliches Bild! Du vergaßeſt, daß auch die lange Kette eine Kette und der Hund ein Hund bleibt im neuen ſo gut wie im alten Stall. Aber wie geſagt, bei einem ſo kurzen Gedächtniß wie dem Deinigen und bei einer ſo lockern Feder, die mit den Begriffen ſich aufzuhalten keine Zeit hat, fühlt vermuthlich das Volk, das ein „Paria“ ein „Proletarier,“ ein „Hund“ ſein und „ein *vernichtetes* Ehrgefühl“ haben ſoll, ſich immer noch geſchmeichelt. Wenn Du den Deutſchen dieſe Stellen vorlieſ't, werden ſie Dir dennoch zurufen: „Es lebe Prutz, der Patriot!“

Du hoffſt es. Natürlich! Wir andern haben bisher gedacht, ein Autor ſchriebe, wenn er etwas zu ſagen habe, wenn er *ſeine* Gedanken in's Publikum bringen wolle. Dies iſt aber Dein Fall nicht. Du ſtehſt Dich ganz umgekehrt mit dem Publikum, nicht Du haſt etwas zu ſagen und zu geben, wenn Du ſprichſt, im Gegentheil, Du empfängſt; man klatſcht. Nicht Du bewegſt die Maſſen mit Deiner Gewalt, im Gegentheil Du biſt in *ihrer* Gewalt. Du ſagſt, man würde es mir nicht glauben, wenn ich Dich nicht wörtlich anführte, — alſo Du ſagſt (S. 70): „Das Publikum iſt unſre ganze Macht, es iſt das Einzige (aber auch dann ein Fels!), auf das wir uns ſtützen können: ehren wir es denn als unſern Meiſter! *ſchonen wir ſeine Sympathieen!* entſagen wir der *Eitelkeit*, es zu *unſerer* Weiſe nöthigen zu wollen, vielmehr lernen wir die *ſeine* — und kurz und gut, um Alles mit Einem Wort zu ſagen: *ſeien wir praktiſch!*“ —

Sein Waſſer nur in den allgemeinen Fluß zu laſſen! welch' ein Ideal für einen Schriftſteller! Allerdings in der Fluth des thörichten Nationalismus mitſchwimmen, heißt für den Augenblick, wie es ſcheint, einem großen Publikum ſeinen Willen thun, und wenn man nichts wünſcht, als „die Sympathieen dieſes Publikums,“ ſo iſt es vielleicht praktiſch. Gutzkow ſchrieb einmal an Heine: „Die Welt wird wieder moraliſch, hören Sie auf frivol zu ſein!“ Und zu dieſer Politik wäre Robert Eduard Prutz avancirt? Ich achte Heine höher, der nicht aufhörte er ſelbſt zu ſein, als ſeinen Rathgeber, der „in dem Publikum ſeinen Meiſter verehrte.“ Ich ‚halt' es aber auch nicht einmal für praktiſch. Wer die Welt für ſeine Idee gewinnen will, kann leicht von ihr dafür gekreuzigt werden; wer aber nichts will, als was auch ohne ihn die Welt ſchon will, der will etwas völlig Ueberflüſſiges, und eine mir unbekannte Logik gehört dazu, das Gelingen eines ſchon Gelungenen, das Thun einer ſchon vollbrachten That, das Tödten eines Todten „praktiſch“ zu finden; — ich nenne es überflüſſig.

Doch Du redeſt nicht in der „Schulſprache“ und haſt Deine „natürliche,“ „individuelle“ Logik, wie Du den Völker: eine „individuelle“ Freiheit vindicirſt. An die allgemeine Logik des freien Staatslebens glaubſt Du ſo wenig, als an die Allgemeinheit der philoſophiſchen Logik

Nachdem Du mir auf Deine „eigenthümliche“ Weiſe gezeigt, daß ich nicht „praktiſch wäre,“ weil ich dem Volke Dinge ſagte, von denen es ganz das Gegentheil dächte, fragſt Du mich: „Nicht wahr, lieber Freund? Du verſtehſt jetzt den Schreck, der mich überfiel, das

Bedauern, das ich empfand, als ich Deinen Abſagebrief las?" — Nein, lieber Freund, ich verſtehe Dich nicht. Deinen Schreck über die Humaniſirung aller Nationen, die ich verlange und die Du mir ſchließlich zugibſt, und Dein Bedauern über meine Beleidigung des „Meiſter Publikum" verſtehe ich eben ſo wenig, als ich jenen Regierungsrath verſtehe, der einmal ſagte: „Der Ruge iſt doch verrückt, er will einen Staat ohne Pöbel, ohne Prieſter und ohne Soldaten!"

Du wirſt ihn verſtehn, da ja nach Dir jedes Volk ſeine eigenthümliche Freiheit, wie jeder Menſch ſeine eigenthümliche Logik hat, und Pöbel, Prieſter und Soldaten Dir ohne Zweifel als „nationale," „eigenthümliche" Produkte erſcheinen. Du ſagſt:

„Der liberale Franzoſe und der liberale Deutſche wollen nur in Abſtracto daſſelbe. Wie verſchieden kann, wird, muß die Freiheit ſich nicht entfalten bei dem Einen und bei dem Andern!"

Innerhalb des deutſchen Namens denkſt Du Dir die Sache ſchon anders, obgleich noch viel verkehrter. Um zu beweiſen, „Deutſche würden nie wieder gegen Deutſche fechten," was freilich ein wenig ſchwierig iſt, weil ſo ziemlich alle europäiſchen Staaten außer der Türkei und Spanien deutſche Provinzen in ſich ſchließen, führſt Du aus: „Schon dies Eine bindet uns, daß wir Alle, Oeſtreicher und Preußen, Konſtitutionelle und abſolute, Katholiken und Proteſtanten, alleſammt in gleicher Bedrängniß ſind und das gleiche Bedürfniß der Freiheit innerlichſt gleichmäßig empfinden."

Dieſe ſollen „alle das Bedürfniß der Freiheit haben!" und auch noch „innerlichſt gleichmäßig empfinden!“ welch' ein Abſtractionsvermögen! welch' eine „eigenthümliche' Freiheit, deren Bedürfniß die ärgſten Gegner aller Freiheit mit den Konſtitutionellen „innerlichſt gleichmäßig empfinden!“

Prutz, Du biſt kein Politiker. Du abſtrahirſt von Allem, was zur Politik gehört, hier auch ſogar von der Geographie und phantaſirſt Dir ein deutſches Paradies, wo die Tiger der Freiheit dem Blute der Lebendigen nicht nachſtellen, ſondern Gras freſſen.

Und Du thuſt mir Unrecht, wenn Du meinſt, „ich wolle zu der abſtracten Freiheit eine abſtracte Partei.“ Die freien Inſtitutionen- und die Wiederherſtellung des Staates, welche ſeit dem Ende des vorigen Jahrhunderts alle europäiſchen Kulturvölker erſtreben, ſind allerdings etwas Abſtraktes, wie denn jedes Wort und vor allen Dingen jedes Geſetz etwas Abſtraktes iſt, aber nicht, dies allgemein Vernünftige oder die politiſche Logik zu wollen, iſt eine ſchlechte Art von Abſtraction, im Gegentheil, politiſch abſurd iſt es, von dieſer Logik und allgemeinen Geſetzmäßigkeit des Staates zu abſtrahiren und jedem Volk ſeine Privatliebhaberei zu vindiciren.

Daß die gleiche Partei, das heißt die gleiche Verkörperung des Freiheitsprincips an verſchiedenen Orten verſchieden operiren muß, hindert nicht, ſie Eine Partei zu nennen, und eine wirkliche Partei wird durch ihre Ausbreitung nicht unwirklich.

Du fährſt S. 77 Deiner vaterländiſchen Politik fort: „Ich böte meiner Nation Mittel der Beſſerung, die ich Dieben und Mördern nicht bieten würde.“ Und eine Nation, der dies obenein aus der Mitte eines fremden Landes und mit dem Anſpruch, das wahre Orakel aller Weisheit und Wahrheit zu ſein, geſagt würde — und eine Nation ließe ſich dies ſagen und — — hätte noch eine andere Antwort darauf als allein das Stillſchweigen der Verachtung — an einer Nation von Mordbrennern und Dieben will ich nicht verzweifeln; aber an dieſer verzweifelt' ich!“

Nun, ſo verzweifle! Deine Antwort iſt ja eine „andere Antwort,“ und Du redeſt doch ſicher im Namen der Nation; auch die Augsburger Zeitung, deren Politik ſo ziemlich die Deinige iſt, hat zu meinem „niederträchtig aus Paris“ nicht geſchwiegen. Sie hat dagegen bis jetzt zu Deinem „Paria,“ ja ſogar zu Deinem „Hunde“ geſchwiegen, ohne Zweifel darum, weil dieſe Schmeicheleien „anſpruchsloſer“ und „mitten in Deutſchland“ vorgetragen wurden. Du findeſt, wie oben die Freiheit, ſo hier die Wahrheit verſchieden, je nach dem Orte, wo ſie ausgeſprochen wird. Auch nach Berlin haſt Du einen Zug. Du fängſt an einen Begriff von „wohlmeinendem“ und „frechem“ Tadel zu bekommen; und denkſt das ſouveräne Volk werde mit mir ins Gericht gehn. Aber ſei unbeſorgt: die Leute kennen mich beſſer, als Du. Sie werden mich nicht verbrennen; und Du kannſt Dein Scheit Holz, daß Du freundlich bedauernd zu meinem Scheiterhaufen herbeiträgſt, ruhig wieder mit nach Hauſe nehmen.

Am Ende fällt es Dir auch ein, daß man ſeine Gründe haben könne, die herrſchende Meinung nicht in Betracht zu ziehn; nachdem Du mich moraliſch vertilgt haſt, giebſt Du dem Heroismus, womit ich untergehe, freudig Recht, und forderſt mich auf, Dir die Hand zu reichen.

Gut, hier iſt ſie! Du biſt am Verſinken, ich will Dich retten; aber folge meiner Führung, da Du offenbar nicht ſchwimmen kannſt.

1) Lege Deine geographiſchen und botaniſchen Anſichten vom Vaterlande ab. Das Vaterland iſt eine ethiſche Gemeinſchaft, und das Deinige wäre Preußen, wo ein politiſcher Charakter und ein klarer Verſtand jetzt ſeine Stelle finden könnte.

2) Hole Deine Verſäumniſſe in der Logik nach, wenn Du „in der Schulſprache“ reden willſt, wie Du einmal drohſt, aber auch wenn Du die Drohung nicht ausführſt, wie es Dir denn natürlich unmöglich fällt, aus einer Schule zu ſchwatzen, in der Du nicht geweſen biſt, ſo bilde Dir nicht ein, daß die freien Männer jemals das Syſtem der Freiheit aufgeben, oder daß, nun ſie freiere Formen wählen, jeder Unwiſſende ihnen gleich würde! nein, wir wollen die Philoſophie nicht herunter bringen, wir wollen ſie auf den Thron der Geſchichte erheben, darum verkünden wir ihr Evangelium allem Volk; wir wollen ſie nicht vergeſſen, wir werden ewig ihrer eingedenk ſein und ſie ausführen, ſo wahr ſie wahr und frei iſt. Weh Dir und Allen, die ſie verachten! Und denke nur nicht, daß die große Trompete, die Du mir ſchuld gibſt, mein anmaßender Mund iſt. Jedes Wort im Namen der Philoſophie wird von Freund und Feind verſtanden, viel ſicherer als „die ſüßen Reime,“ die auch wohl ein unausſprechlich geheimnißvolles Individuum“ hervorbringt. Alſo trifft es Einer, ſo wirkt es, trifft er es nicht, ſo hat ein „anonymes Individuum“ geſprochen, deſſen Rede und wäre ſie ausbündig eigenthümlich, dennoch keinen

Pfifferling werth iſt. In dieſem Falle befindeſt Du Dich mit Deinem „Vaterland? oder Freiheit?“

3) Endlich, wenn Du nicht untergehn willſt mit dem großen Haufen unberufener Literaten, ſo lerne männlich mit Männern reden und muthe uns nicht zu, ſchülerhafte Stilübungen über den wichtigſten Gegenſtand unſerer Periode, über die allgemeinen Freiheitsformen aller Kulturvölker, die ſich nicht an Dein Baum- und Waſſerrauſchen kehren werden, anzuhören und Deine gedankenloſen, aufgedunſenen, deutſchthümlichen Tiraden zu verdauen.

Das Publikum, „Dein Meiſter,“ wird nach dem Bisherigen ſchon überzeugt ſein, aber Du ſelbſt gewiß noch nicht. Ich kenne Deine Zähigkeit, will Dir alſo alle drei Punkte, mit denen ich Dir die Hand reiche, noch etwas näher aus Dir ſelbſt belegen.

Du deklamirſt S. 71 Deines Aufſatzes: „Vaterland? oder Freiheit? ſo: „Das Volk weiß mehr vom Vaterlande, von dem es ſich umgeben fühlt, das zu ihm ſpricht im Rauſchen ſeiner Bäume, im Duft ſeines Weines, im geheiligten Laut ſeiner Sprache, in tauſend und aber tauſend Erinnerungen und Denkmalen, als von der Freiheit (!), von der es nicht weiß, wo ſie wohnt, deren Zauber es nie empfunden hat, die ihm keine Geſtalt, kein Bild, keine Anſchauung gewährt und wenn Du ihm ſagen wollteſt, daß ſie krapprothe Hoſen (!) trägt.“

Poeſie! aber wahrlich keine unſterbliche und auch keine politiſche! vielmehr die vollkommenſte Abſtraction von der ganzen Sphäre der Politik, von der ganzen ethiſchen Welt. Man glaubt einen Höhlenbären philoſophiren zu können! Ich ſage Dir, die Freiheit kennt Jeder. Das Kind, das ſeine Mutter kennt, der Knabe, der mit ſeinen Freunden und Feinden lebt, der junge Menſch, der in die menſchliche Welt geht, ſtatt in dem romantiſch rauſchenden Walde ſich zu verirren, fühlt ſich in der Freiheit und fühlt gleich, wo ihn eine freie Geſellſchaft und wo ihn eine tyranniſche „umgibt,“ denn nicht die Gegend umgibt den Menſchen, ſondern die andern Menſchen ſind ſeine Umgebung, mit ihnen geht er um und ſie mit ihm. Und Du behaupteſt: „Das Volk weiß nichts von der Freiheit?“ welch' eine abſtrakte Blasphemie: Es lebt immer in irgend einer, wenn es anders ein Volk iſt, ja ſelbſt der Sklave und der Gefangene, der gewiß nicht zuviel von der Freiheit hat, weiß von ihr und wie lebendig! Wenn aber ein Volk wirklich nichts von der Freiheit wüßte, ſo lernt es ſie kennen durch klarere Köpfe als Du einer biſt, und verlaß Dich darauf, es wird „das Rauſchen ſeiner Bäume“ verachten, das von dem Geklirr ſeiner Ketten unterbrochen war. Der Freiheit ein Vaterland zu erobern, das hat noch jedes Volk verſtanden, das ein Volk war.

Auch „eine Anſchauung“ hat es von der Freiheit: die Anſchauung, die es vom Leben hat. Wie die Menſchen mit einander leben, das ſieht man. Man ſieht ſogar, wie einer denkt. In Deinem Falle wäre es freilich vortheilhafter für Dich, wenn man es nicht ſähe. Die Sache iſt aber zu anſchaulich. Nur Deine „krapprothen Hoſen“ ganz zu ergründen, das überlaß ich Deiner Wäſcherin.

Eben ſo wenig wie das Vaterland „das Land mit ſäuſelnden Bäumen“ iſt, nenne ich den Menſchen als ſeines Vaters Sohn eine „rohe Naturbeſtimmung.“ Abgeſehen von Deinem Ausdrucke „rohe Naturbeſtimmung," den ich nirgends brauche, weil die Beſtimmungen der natürlichen Natur, wenn ſie welche träfe, nicht roh ſein könnten und erſt die ethiſche Natur, der freie Menſch, roh oder gebildet genannt zu werden verdient; alſo abgeſehen von Deiner Ueberſetzung meiner Meinung in Deine Sprache, iſt es nicht wahr, daß dies Verhältniß von Vater und Sohn ein nur natürliches iſt, es iſt ein ethiſches. Auch ſchon die bloße Zeugung, ſobald ſie aus der Liebe und auch wenn ſie aus der bloßen Luſt hervorgeht, iſt ein ethiſcher Akt, weil ein menſchlicher: ſie iſt ſittlich oder nicht. Wäre ſie rein natürlich, ſo hätte Franz Moor recht. Sein Irrthum iſt der Deinige. Alles, was der Menſch thut, hat eine ſittliche Bedeutung.

Die Natur, welche ich roh oder cultivirt nenne, iſt immer die altera natura, die Menſchennatur; und Du würdeſt bei dieſem Thema meinen Vater nicht zum Beiſpiel gewählt haben, wenn Du die ethiſche Natur eines ſolchen Verhältniſſes gehörig gewürdigt hätteſt. Ja, Du hätteſt gar nichts zu ſagen gehabt, wenn Du Dir klar gemacht hätteſt, von welcher Natur ich rede. Ich wiederhole Deine ungeſchickten Hypotheſen über meinen Vater nicht, aber ich antworte Dir, wenn irgend Jemandem der Arzt ſagt: Ihr Vater trinkt, ſo wird er von dem Arzte guten Rath annehmen. Nun, ich hatte die Anmaßung, über die Humaniſirung des Patriotismus bei allen Völkern als Arzt zu reden, warum biſt Du ſo ungeſchickt, Dich im Namen des „deutſchen Volks" als ein beleidigter Student zu gebehrden? „Deutſchland iſt der arme geſchmähte Greis, ſagſt Du, aber es wird ſich erheben."

Wenn Deutſchland ſich erhebt, ſo wird es nicht mehr auf ſein Daſein, ſondern auf ſeine Erhebung pochen.

Um mir Achtung vor der „*Natur*“ beizubringen, kommt dann wieder die alte Landſchaftsmalerei (S. 84). Der Knabe Robert Eduard deklamirt: „Indem ich lebe und aufwachſe unter dieſen Felſen, indem ihre ſchroffen, düſtern Geſtalten ſich meinem Geiſte einprägen, indem das ahnungsvolle *Säuſeln dieſer Bäume* meine Seele mit *wunderſamen Schauern* erfüllt, indem ich den *Duft* dieſer Blüthen, die *Würze dieſer Kräuter* in mich trinke, indem mein Geiſt ſich ſtaunend verſenkt in dies *Rauſchen der Wogen*, dies *Wallen der See*, indem die Unendlichkeit meines Geiſtes ſich mit Entzücken wiederſpiegelt in dem Anblick, dieſer *irdiſchen* Unendlichkeit — ſiehe da, wie die Natur lebendig wird in mir! ſiehe da, *wie Fels und Baum und Meer in mir aufwachen* und ſich verklären zu ſittlichen Eindrücken, geiſtigen Motiven, ja, endlich zu Worten, zu Liedern, zu Thaten.“

Ich finde, wenigſtens in dieſer „*politiſchen*“ Abhandlung, keine Felſenabdrücke, aber auch keine Spur der verſtändigen ſtettiner Umgebung, in der Du aufgewachſen biſt. Auch hat es ſeine Schwierigkeit mit der Verdauung der Felſen und des Meers. Du biſt zu gütig gegen dieſe Individuen.

Selbſt der „Stein ſoll aufgenommen werden in die Gemeinſchaft des Geiſtes“ (S. 87), aber Goethe ſoll „den Frankfurter Reichsbürger“ nicht [illegible] 86) losgeworden ſein; warum ſoll Goethe nicht „frei in die Gemeinſchaft des Geiſtes aufgenommen werden,“ wenn es der Stein ſoll? Die „ganze rauſchende, wogende, duftende Welt“ ſoll humaniſirt werden (S. 85): aber gegen die Humaniſirung des Volks haſt Du etwas einzuwenden? „Die Völker und ihre Thaten ſind die letzten äußerſten Spitzen, die feinſten Nervenenden gleichſam der Erde, welche in ihnen erſt ihre volle Entwickeluag, ihr wahres Leben hat!“

Der Engländer in Nordamerika und in China wäre ein langes Nervenende, und nun kommen dieſe langen Nervenenden mit den kurzen Nervenenden, den Rothhäuten, die vielleicht Autochtonen ſind, in Streit. Wer repräſentirt nun ſeinen Boden richtig? Kein einziges Nervenneſt wird jetzt mehr an ſeinem urſprünglichen Orte wachſen. Du ſelbſt, braunes Nervenende, wie kommſt Du in unſer blondes Pommern? wie haſt Du Dich unterſangen können, Deiner Theorie zum Trotz in Stettin geboren zu werden?

Die Sache hat das Richtige, daß der Menſch Natur iſt und Natur hat; es wird aber dabei überſehn, daß der Menſch eine zweite Natur in der erſten frei gründet. Er zwingt die aſiatiſchen Fruchtbäume nach Europa; die Kirſchen, die beſten „Kräuter,“ ja, ſelbſt den Wein des „deutſchen Rheins,“ erdgeborner Natur-Prutz, würdeſt Du entbehren, wenn der „Baum wirklich nicht verpflanzt werden könnte.“ Der Menſch aber kann ſich noch viel freier verpflanzen, es iſt ſeine Beſtimmung, es zu thun und wer ſeinen Kopf mitnimmt, kann ihn unter merkwürdig ſchwierigen Verhältniſſen durchſetzen. Die Autonomie oder die Freiheit des Menſchen iſt nicht umſonſt „der Inhalt der deutſchen Geiſtesarbeit,“ den ich, wie Du unter andern aus dem erſten Theil meiner „geſammmelten Schriften“ ſehn kannſt, nicht „niederträchtig“ finde; und glaub' es nur, es wäre

Verrath am Vaterlande, den Menſchen wieder in die Natur und ihre dunkle Nothwendigkeit zurückzuſtürzen.

Auf der andern Seite gebe ich Dir das Diſtichon:

Natur iſt Alles, Geiſt iſt Dein Geſicht,
Aus dem vernehmlich ihr Geheimniß ſpricht.

Und Du wirſt Deine Phantaſieen, daß ich gegen die Natur predigte, los werden. Auch kannſt Du immer noch ohne Furcht in den Spiegel ſehn, wenn Du auch einmal einen ſehr unverſtändigen und geiſtloſen Aufſatz geſchrieben haſt.

Iſt Deine Frage an mich (S. 90): „Wie willſt Du überhaupt zu irgend etwas in der Welt kommen, *ohne Individuen, ohne Perſönlichkeit, ohne Exiſtenz*?“ geiſtloſer, oder iſt es die Meinung, ich oder irgend ein Philoſoph hätte je eine ſolche Tollheit gedacht? Und um die Nothwendigkeit der Perſonen zu beweiſen, ſtrengſt Du Dich an mit Kategorieen zu operiren? Du holſt gewaltig aus und ſagſt: „Was *ſein* will, muß auch zu *exiſtiren* wiſſen. Ja, die ganze Geſchichte, die geſammte Entwickelung des Geiſtes, was iſt ſie anders, als ein fortwährendes ſich Individualiſiren, ein fortwährendes (*damit wir auch die Barberei der Schulſprache einmal nicht ſcheuen*) ſich als Exiſtenzen Setzen des allgemeinen, ewigen Seins?“ Hört! hört! ihr Logiker!

Später findeſt Du ſogar, daß ich wohl ſagen könnte oder gar geſagt hätte: „Die Knechtſchaft iſt nicht, ſie *exiſtirt* blos.“ (!) Du willſt „die falſche Exiſtenz durch ein wahrhaftes Sein *vernichten*,“ kurz Du denkſt Dir in Deiner philoſophiſchen Naivetät „*das allgemeine Sein*“ als etwas Vornehmes und Hohes gegen die Exiſtenz, und hältſt ſolche Phantaſie für Nachbildung der Hegelſchen Schulſprache.

Dann erklärſt Du: „So wenig das Allgemeine die Perſönlichkeit vernichtet, vielmehr es veredelt ſie; ſo wenig auch von der Freiheit wird die Nationalität vernichtet, vielmehr verklärt von ihr.“ Das iſt die Sache und ſteht in meiner Ausführung, mit der Du alſo ſchließlich vollkommen übereinſtimmſt. Was Du nun aber folgerſt iſt wieder aus Deiner Phantaſieſchule: „Nicht alſo Gegenſätze ſind Nationalität und Freiheit, Patriotismus und Humanität, vielmehr Ergänzungen; nicht Vaterland oder Freiheit iſt die Deviſe, vielmehr Vaterland und Freiheit, ja in unmittelbarem, organiſchem Zuſammenhang: das freie Vaterland.“

Wenn man die Sache richtig ausdrückt, ſo kommen allerdings Gegenſätze zum Vorſchein: das individuell Menſchliche und das allgemein Menſchliche. Der Mangel an „Schulbildung“ läßt Dich aber überſehn, daß gerade zur fruchtbaren Vermittlung Gegenſätze nöthig ſind. Mann und Frau erzeugen den Menſchen, das Allgemeine im Einzelnen die Freiheit. Und das iſt das Geheimniß von der Sache. Wenn Dir die Logik zu weitläuftig iſt, um die Natur des Gegenſatzes zu ergründen, ſo ſtudire die erſte beſte Verlobungskarte; und Du wirſt finden, daß allerdings die zeugenden Gegenſätze (denen Du die „Ergänzungen“ entgegenſetzen willſt) durch ein „und“ verbunden werden können und keineswegs durch ein tödtendes „entweder oder“ getrennt zu werden brauchen. Selbſt das berühmte: „Sein oder nichtſein“ laß Dich nicht irren. Hamlet ſoll ein Student ſein, der ſich mit dieſer Trivialität herumſchlägt.

Das Ineinanderübergehn wahrer Gegenſätze — es iſt in Halle allen Deinen Freunden bekannt; wie ging es zu, daß Du allein nicht dahinter kamſt? Ich will es Dir ſagen: Weil Du es vorzogſt, ein Barbar ohne Schule zu ſein, und „die barbariſche Schule" vermiedeſt. Aber wenn man die „Barbarei der Schulſprache" verläßt, ſo kehrt man nicht zu der ungeſchulten Barbarei Deiner Sprache zurück.

Und nun noch einmal, der Freie iſt nicht des Freien Feind, freie Völker ſind auch vom Nationalhaß frei. Iſt aber das Selbſtgefühl eines Volkes poſitiv, ſo iſt es das Gefühl der freien politiſchen Bewegung, und dies iſt nothwendig politiſche Parteibewegung und geregelte Parteibewegung, weil die Prinzipien ſich in Parteien verkörpern müſſen. Das Vaterland iſt das Vaterland der Freiheit, der freie Staat. Die erſte Partei, die für ihn auftritt, wird das Recht haben, ſich eine patriotiſche im poſitiven Sinne zu nennen. Gegen dieſe wurde nicht geredet, wenn der Nationalität die Humanität entgegen- und zum Zweck geſetzt wurde. So aber wird es ewig bleiben; kein Gott kann es ändern und kein Poet.

Lieber Prutz, in der Politik wird auf die Prinzipien die Probe gemacht, ſie iſt für Niemand gefährlicher als für den Naturaliſten, darum bekehre Dich zu den Penaten der Philoſophie. Nur ſo kann es Dir auch gelingen, was Rechtes zu dichten. Schiller verſtand den Kant, Goethen befreite Spinoza. Auf Wiederſehn alſo nicht in den germaniſchen Wäldern, ſondern im Feldlager der deutſchen Philoſophie!

8.

Literaturbriefe.

1. Brief.

An den Redacteur des Literatur- und Kunſtberichts in Leipzig.

Aus dem literariſchen Zürich.

Dieſe Mittheilung für ein ſo gebildetes Publikum, als ich mir Ihre Leſer denke, brauchte wohl kaum ein Urtheil zu enthalten; ſie könnte eine geſchickte Fügung von Thatſachen ſein, und würde genug verſtanden werden. Aber der Dämon des Urtheilens wird uns ergreifen, ſo wie wir ins Feuer gerathen. Der Verfaſſer lebt ſeit Kurzem in Zürich und iſt nicht unbetheiligt, wenn gleich keine Hauptrolle in dem kleinen Drama, das er mittheilt; er macht daher nicht den Anſpruch gerecht zu ſein, er iſt Partei, aber er ſucht aus den Acten zu beweiſen, daß ſeine Partei die rechte ſei. Er iſt Humaniſt, ihm ſind die Fragen der unwiſſenſchaftlichen Metaphyſik, mit denen ſich die Gläubigen plagen, keine Fragen mehr, aber er verfolgt Niemand, dem ſie es noch ſind; nur das Eine ſteht ihm unwiderruflich feſt: unſere Zeit darf ſich in der Literatur den Gewinn des 18. Jahrhunderts, der großen Philoſophen und Dichter von Leſſing bis Goethe, durch die Reaction des Deutſchthums und des Chriſtenthums gegen das Ideal der freien Menſchheit, und wäre es auch an Deutſchen zu verwirklichen, nicht wieder entreißen laſſen.

Es iſt bekannt geworden, daß alle die namhaften Männer, die ſich nach Zürich gewendet, mit dem Ende des Sommers dieſes Paradies wieder verlaſſen. Selbſt der glorreiche Sieg der Radicalen in den Maiwahlen brachte keine Sympathie für die Bildung und Freiheit, die dieſen Männern in Poeſie, Philoſophie und Staat die Aufgabe iſt. Der Schweizer liebt den Deutſchen nicht, der mit ihm concurrirt, noch weniger liebt er den Deutſchen, mit dem er zu concurriren gar nicht aufgelegt iſt, den Idealiſten. Der liberale Schweizer iſt nicht frei, und je freier er zu ſein meint, deſto verhaßter ſind ihm die freien Principien. Dazu kommt, daß er dem Volke verantwortlich iſt, ſobald er regiert. Habe alſo nur, Du guter Dichter und Philoſoph, einen liberalen Freund, Du verlierſt ihn, ſo wie er regiert. Er kennt die krummen Straßen der kleinen Stadt, Du biſt ſicher, ihm auf den graden nicht zu begegnen.

Vielleicht hat dennoch die Wendung der Cantonspolitik die deutſchen Schriftſteller hierher gezogen; wenigſtens wurde es nur dadurch möglich, daß ſie ſich hier niederlaſſen und das Anſchauen dieſes gemeinſamen ſüdlichen Himmels eine Weile mitgenießen konnten. Gewiß iſt es nicht die liberale Schweiz, auf die ſie ſich ſtützen, denn kaum hat ſie einen Sieg und eine gewiſſe Obmacht wieder erobert, ſo breiten alle dieſe Zugvögel ihre Fittige aus und ziehen über Land und Meer.

Sie wurden nicht verwieſen, wie der Schweizerbürger Herwegh zu ſeiner Zeit; aber ſie waren öfters nahe daran, dieſer Ehre theilhaft zu werden. Als der Socialiſt Treichler, ein talentvoller junger Züricher, von den Liberalen abfiel und eine neue Partei zu ſtiften ſuchte, die man die radical-demokratiſche nennen könnte, wirklich aber die communiſtiſche nannte; ſuchte Alles eifrig einen fremden Sündenbock, damit es klar würde, daß ein Schweizer nicht von ſich aus ein ſolcher Frevler ſein könne und die wahren Frevler zum warnenden Beiſpiele geſtraft würden. In dieſer Aufregung war ein Artikel für „die freien Stimmen", in denen der „verſchollene Kaiſer der Deutſchen" A. A. L. Follen die „freien Stimmen friſcher Jugend" von Zeit zu Zeit fortſetzte, bereits zum Druck gegeben, worin es hieß: „Ruge und Fröbel ſeien die Aufſtifter Treichlers und man wolle dies hiermit der ganzen liberalen Schweiz kundthun." Der Drucker und Redacteur der Zeitſchrift ließen ſich von der Unwahrheit der Angabe überzeugen, der Druck unterblieb, der „Verſchollene" aber behielt die Ueberzeugung von der Aufſtiftung, obgleich er jenen Artikel nicht veranlaßt hatte. Vielleicht hat der „Verſchollene" recht, denn wer kann wiſſen was er Alles aufſtiftet, wenn er Schriftſteller und Verleger von Büchern iſt, die geleſen und nach Gefallen verſtanden werden. Aber wäre es gelungen, dieſe Ueberzeugung des „Verſchollenen" auch den Behörden des Cantons beizubringen, ſo verſteht es ſich, daß der „gottloſe Nichtswütherich" Ruge, dieſer „Ichel", der den Kopf des Michel, den Gott Follens und auch ſein „heilig römisch Reich" verloren hat, vor die Thüre des Cantons geworfen worden wäre; denn er war nicht wie Fröbel Bürger des Cantons. Die Götter des liberalen Zürich haßten aber den Kaiſer in Partibus weit mehr, als den Ruge, und das nicht ohne Grund. Sie unterſuchten alſo die Sache, und es fand ſich, daß Treichler ſich ſelbſt gemacht hatte. Einige Erklärungen in den Zeitungen beſeitigten dieſe Angelegenheit. Darauf der ehrte Ruge dem Kaiſer, mit dem er beim Weine ſich wieder verſöhnt und den Beſuch der Conſtanzer Verſammlungen und die Predigten von Ronge und Doviat beſprochen hatte, ſein Buch: „Zwei Jahre in Paris.“ Dieſes Buch öffnete dem Kaiſer die Augen über den Unterſchied der Freiheitskriege und dieſer Früchte der deutſchen Freiheit. Er erſchrak. So weit alſo war er mitgegangen geweſen! Sein „Lebendiger“ hatte ihn, den Abgeſchiedenen, wider Wiſſen und Willen aus dem Kyffhäuſer geholt und in die Hegelſche Nichtswuth verwickelt, wodurch er es verwirkte, ſelbſt von der Welt zu den Lebendigen gerechnet zu werden. Bis hierher und nicht weiter: rief er aus. In ſeinem Scheinleben mit dem „Lebendigen“ hatte er genug geſündigt. Gegen das Chriſtenthum an öffentlichen Orten, gegen das Kaiſerthum im heiligen römiſchen Reiche, gegen den Reichthum und für den Communismus hatte er gepredigt und geſchrieben, und Weitlings Evangelium der armen Sünder ſollte — doch es ſollte nur unter ſeinen Auſpicien die Welt erblicken und bekehren. Da plötzlich fiel der Lichtſtrahl dieſes populären philoſophiſchen Schriftſtellers in ſeine romantiſchen Augen. Es wurde ihm klar, daß man allen Geheimniſſen, auch denen des Communismus den Krieg machte und ſie geradezu offenbarte. Das, rief er aus, iſt „nichtswüthige Gottloſigkeit!“ und erließ 6 Sonette gegen dieſelbe, citirte dazu die Bücher von Ruge, Püttman und Grün und unterließ es nur auf Freiligraths Vorſtellung, auch ein Manuſcript von Heinzen, daß er dem Titel nach kannte, zu citiren. Dieſe Sonette überreichte er dem regierenden Bürgermeiſter etwa 14 Tage nach der Vertreibung des Schneidergehülfen Schrader, welcher in einem Privatbriefe den gottloſen Ausdruck gebraucht hatte, „der Miſthaufen der Religion müſſe ausgekehrt werden". Ruge und Heinzen antworteten ihm mit Epigrammen und Sonetten, die ſie einen „Lorberkranz für den Verſchollenen" nannten, griffen ihn perſönlich an und perſifflirten ſeine ganze Denkungsart, wie ſie ſich in den Sonetten ausſprach.

Die Gegner des „Verſchollenen" ſprachen poſitiv die Freiheit aus und nahmen auf das Schimpfwort „Atheiſten" keine Rückſicht. Natürlich. Jeder denkt ſich ſeinen Gott, wie er kann, und man darf ihm nicht vorwerfen was er nicht kann; nur dafür, was er thut iſt er verantwortlich zu machen. Der „Verſchollene" wurde auch wirklich nicht bekehrt. Er veranſtaltete eine zweite Auflage ſeines „Fliegenden Blattes", welche noch vollſtändiger ſein Glaubensbekenntniß enthielt und allerdings eine intereſſante Erſcheinung der Vorzeit iſt. Man würde Unrecht thun, wenn man ſagen wollte, er verriethe ſeine Freunde; er verräth nur, daß er innerlich immer ein Feind dieſer neuen Freiheit geweſen iſt, und wenn er Ronge mit Ruge und Ruge mit Ronge verdächtigt, ſo thut das nichts: es beweiſt nur, das Ruge dem Verſchollenen den Inhalt den Conſtanzer Reden erzählt, ihm alſo ein Geheimniß, was der ganze Canton Thurgau und die Stadt Conſtanz wußte, mitgetheilt; weder Ruge wird dadurch katholiſch, noch Ronge atheiſtiſch. Er theilt uns mit, daß er ſich noch immer für die „Madonnenbilder" intereſſirt, für „des Menſchen Sohn, der rein von Sünden", für die „freie Kirche", für die „Franzoſenfeinde", für die „Genialen", denen alles erlaubt iſt, ſogar „Atheiſten von Gottes Gnaden" zu ſein, wie ſein Vater einer geweſen wäre. ja er ſetzt zuletzt ſeinem Glauben die Krone auf mit folgendem Bekenntniß, das ſchwerlich mehr Leute, als er ganz allein annehmen werden. Es heißt:

Glaubensbekenntniß.

Nachruf an meinen abgeſchiedenen „Lebendigen."

„Gott ſchuf die Welt im Anfang aus dem Nichts" —;
Ihr wollt als Korn ihn aus den Spreuern ſieben —,
Lauft nach dem Meiſter-Schwaben von Euch Sieben,
Der anhebt und vollendet mit dem Nichts.

Eu'r „Sein des Nichts" ſchafft eitel nichts denn nichts!
Gott iſt die Freiheit, immanent geblieben
Von Ewigkeit zu Ewigkeit im Lieben,
Wir, abgefallen, harren des Gerichts.

Die Menſchheit iſt Ein Menſch; die einz'len Glieder
Schied Ichſucht, eint die freie Liebe wieder;
Das iſt der einzig ächte „Humanismus".

Das iſt die Demuth, mit dem ſtolzen Hoffen,
Der Freien Glaube, dem der Himmel offen!
Das iſt — mein Communismus und Theismus.
Amen.

Der Paſtor Johann Peter Lange meinte dazu, ganz richtig ſei dieſes Chriſtenthum zwar noch nicht, jedenfalls aber gut gemeint, und wenn Follen auch nicht in die Kirche käme, ſo vertheidigte er doch die Kirchenthür gegen die Stürme der Gottloſen. Andere meinten, man ſollte denken, der Verſchollene hielte auch in der Wirklichkeit nichts auf ſein Ich und ginge ganz in chriſtlicher Liebe auf, wollte Niemand aus dem Canton vertreiben und ſelbſt ſeine Feinde nicht ökonomiſch zu Grunde richten, es wäre nur zu bedauern, daß der Leim, mit den alle Menſchen in Einen Giganten zuſammenzuleimen ſind, ſo ſchwer zu erfinden ſei, und daß bis dahin Jeder, ſelbſt der Verſchollene, ſeiner Ichſucht den Zügel ſchießen laſſen könnte. Indeß „Gott ſchuf die Welt aus Nichts“, warum ſollte er nicht aus dem Verſchollenen einen Philadelphia ſchaffen können? Auf die Epigramme reagirte er ſehr ſtark. Er hatte es auch Urſache. Eins hieß:

Du glaubſt Gott ſchuf die Welt aus Nichts?
Das iſt nur Mähre des Gedichts,
Du ſiehſt an Dir: aus Nichts wird Nichts.

Er nannte die Gottloſen Freſſer die vom vielen Freſſen ſo mager würden, daß ihnen der deutſche Rock zu weit wäre. Sie antworteten darauf:

Troſt an Heine.

Sollte Dir Dein Maßmann ſterben,
Kannſt Du unſern Maſtmann erben.

Dies hielt er für mehr als gottlos: es waren Bauchloſe, die ſeinen Fallſtaffswanſt angriffen. Er trat hiegegen mit Wiederholung ſeiner Anklage in der Züricher Zeitung auf; worauf ihn Heinzen einen „Denuncianten“ und „Poltron“ ſchalt und Ruge in einer kurzen Ausführung erwiderte:

„Herr Follen iſt ſehr unzufrieden mit unſern „perſönlichen“ Epigrammen gegen ſeine Sonette, in denen wir ganz unperſönlich nur „gottloſe Nichtswüthriche“ und „Atheiſten“ genannt würden. In ſeinen Augen waren dieſe Ausdrücke, als er die „Laute“ ſchlug, ohne Zweifel Schmeicheleien, und die „Fütterung der Schweine mit Kindern“, die er von uns erwartet, ſchien ihm nur eine geſchmackvolle Wendung. Das war damals. Seit er unſere Epigramme geleſen hat, iſt er wie verwandelt und dringt auf „Liebenswürdigkeit, Dankbarkeit und Zartgefühl“. Dieſe Wirkung iſt gut, ſo

„perſönlich" ſie iſt; und ich gratulire ihm und den Zürichern zu der glücklichen Sinnesänderung. Aber er will eine „principielle Erörterung" mit uns. Nach der unglücklichen Wirkung, die mein Buch auf ſeine Phantaſie und ſeinen Geſang gemacht, wäre das für ihn ſehr riskant. Wenn ich ihn noch mehr aufrege, ſingt er ſeinen Thurm ein. Herr Follen hat überhaupt nur eine perſönliche, keine principielle Exiſtenz; aber er leidet an der Phantaſie, er ſei ein Princip. Schon 1839 bei der Straußenjagd verwechſelte er in der Hitze ſeiner Phantaſie ſeine Perſon mit dem geſchlagenen Princip, hielt ſich für einen „Strauß", den die „Frommen" erlegen wollten und ſchickte ſich ſelbſt über Hals und Kopf ins Exil nach Baden. Wir konnten ihn alſo nicht nehmen, wie er ſich nimmt; wir nahmen ihn, wie er ſich giebt. Er „mäſtet die Schweine" — — wir nennen ihn „Maſtmann", er findet uns mager von vielem Freſſen", — wir proteſtiren mit ſeiner „wanſtigen Wirklichkeit" u. ſ. w. Wie übrigens die Welt zur Welt gekommen und ob Herr Follen unſterblich oder ſterblich iſt (dieſe beiden Curioſitäten verſteht er unter Principienfragen), wird die allesenthüllende Zeit lehren. Ich weiß es nicht, glaube aber, daß Herr Follen den letzten Punkt mit ſeinen Sonetten allerdings entſcheiden wird."

Wir haben nun dieſen modernen Falſtaf genug geſchildert, es diente aber zum Verſtändniß des Folgenden; und damit poetiſch von dem — „der die Laute ſchlägt" Abſchied genommen werde, folge hier noch Heinzens Antwort auf ſeinen Vorwurf, Heinzen ſei kein Genie!

An Falſtaf den Zweiten.

Wär' ich doch Einer von den Genialen!
Wenn ich, zum Beiſpiel, ſo ein Shakeſpeare wäre!
Den Stolz von Zürich und Germaniens Ehre
Wollt' ich mit genialem Pinſel malen.

Der Gottesfreund, der Schreck der Radicalen,
Sir John, der neue Falſtaf iſt's, der Schwere,
Den ich auflüde der beſchwingten Mähre,
Um mit der hochpoet'ſchen Laſt zu prahlen.

Beneidet von den Dichtern ließ' ich reiten
„Hei!" durch das Land zur Schau Falſtaf den Zweiten,
Falſtaf den Zweiten mit dem heißen Blute,

Falſtaf den Zweiten mit dem Löwenmuthe,
Falſtaf, den würd'gen Rhadamanth der Geiſter,
Falſtaf den Zweiten — L. Follenius heißt er!

Sein Knappe, Wilhelm Schulz, ein kleiner Mann und gottſelig freiſinniger Schriftſteller folgte ihm redlich nach und lobte die Sonette in deutſchen „Unterhaltungsblättern". In den „Freien Stimmen ſetzte er den Züribietern auseinander, daß die Nichtswütheriche an der Kartoffelkrankheit ſchuld wären und „polizeiwidriger Weiſe die nackte Vernunft auf offener Straße umarmten". Ja, edler Freund, erwiderten ſie ihm,

Wir umfaſſen die nackte Vernunft auf offener Straße:
Allzuverſchämt zeugſt Du auch im Verborgenen nicht:
Zeugt doch die Feindſchaft ſelbſt in Deinem Gemüthe der Herr Dir,
Dem als kläffender Spitz gegen die Freien Du folgſt!

Früher ſchon waren ſie freundſchaftlich mit ihm über den Samen aller Dinge in Fehde geweſen und einer von ihnen richtete die Diſtichen an ihn:

Das Göttliche.

Grauſam walten die Götter, ſie ſcheuen die goldene Freiheit;
Nur wo ſich Menſchen befrei'n, herrſchet ein edles Geſchlecht.

Das Unſterbliche.

„Eins iſt allen gewiß, der Tod — doch bin ich unſterblich?“
Sterblicher, faſſe nur Muth: ſprich ein unſterbliches Wort!
Oder ſind Worte Dir minder, als Thaten geläufig, ſo handle,
Wirf ein unſterbliches Werk in die vergängliche Welt!
Sollte ſich aber Dein Herz um des Daſeins Kürze betrüben;
Nun ſo zeugt ja die Roſ' ewig in Roſen ſich fort.

Trotz dem erfand er für die Humaniſten, welche nicht die einzelne Roſe, ſondern das Weſen der Roſe unſterblich, nicht das Ich, ſondern den Geiſt und die menſchenzeugende Gattung ewig nennen, für dieſe erfand er mit ſeinem Ritter, dem „Verſchollenen“, zuſammen den Namen der „Ichel“. Ob der allerliebſte Name wohl populär wird? faſt ſollte man es wünſchen, damit dieſe Männer doch auch etwas erfunden hätten. Verdienen ſie es dann, ſo kann ja das Publikum ſie immer noch mit ihrer eigenen Guillotine köpfen.

In dieſem Bunde der dritte iſt „der Dichter Keller,“ ein junger Mann, der in München eine Weile der Malerei ſich gewidmet, ein Züricher. Er hat in den beiden „Deutſchen Taſchenbüchern“ für 1845 und 1846 hübſche Gedichte publicirt. Er verſteht ſich auf den Vers und die Naturempfindung, weniger auf das ethiſche Gebiet, und ließ 1846 eine Sammlung Gedichte erſcheinen, die unter den Auſpicien des „Verſchollenen“ ſehr zu ihrem Nachtheil von deſſen Richtung hingeriſſen wurde. Es finden ſich friſche, freie Apercus, melodiſche Verſe und wahre Naturempfindung neben dem neu hinzugekommenen Geſangbuchs- und Kirchhofs-Geleier. Er zieht auch gegen die „Ichel“ zu Felde und erklärt ebenfalls, wie ſein Meiſter, „der unſterbliche Poet hätte das Recht, Atheiſt zu ſein, ein geborner; ein Atheiſt von Profeſſion dagegen ſei eine eingefleiſchte

Blasphemie!“ Man könnte ſagen, er ſei noch mehr, er ſei ein Narr; aber „der Dichter Keller“ hat den Widerſpruch, in dem das Endliche frei und unendlich wird, nur hinter ſich, indem er ihn ignorirt, das heißt, Ignorant iſt. Er will die Welt poetiſch erlöſen und giebt ihr ein endloſes Leichengeleier, ein Sterbegewinſel, ein Auferſtehungshoffen, führt ſie auf den Kirchhof, ja ſargt ſie zu „dem Lebendigbegrabenen“ ein. Der „Lebendigbegrabene“ näſelt zwar mit großer Gemüthsruhe ſeine Verſe her, findet einen Bleiſtift und einen Zahnſtocher und reflectirt darüber, aber ekelhaft bis zum Moder bleibt die ganze Situation dennoch. Schiller ſchon ſagte: „Die Freiheit des Geiſtes, mit Kraft und Rüſtigkeit verbunden, iſt die Stimmung, in der uns ein ächtes Kunſtwerk entlaſſen ſoll, und es giebt keinen ſichereren Probirſtein der wahren äſthetiſchen Güte.“ Der „Dichter Keller“, der die übrigen Philoſophen der Deutſchen nicht kennt, ſollte ſich wenigſtens anſtrengen, ſeinen Schiller ſo lange zu leſen, bis er ihn verſteht. Alsdann wäre er zum wenigſten dabei geblieben, nach ſeinen „21 Liebesliedern“, in denen die Liebſte ſtirbt, ſchließlich, weil er zum Werther zu phlegmatiſch war, vom Kirchhofe muthig in die Welt zurückzukehren. Im „Deutſchen Taſchenbuche“ ſchloß der Cyklus mit den Worten:

Vor mir liegt das reiche Leben,
Schlägt die Zeit die hohen Wogen,
Kreiſ't die Welt mit ihren Sternen;
Fröhlich bin ich ausgezogen,
Biete Stirn und Herz den Stürmen,
Laſſe meine Wimpel wehen,
Und beim wilden Kreuzen denk' ich
Kaum noch — an ein Wiederſehen.

Das war ein Schluß. Jetzt aber unter dem pietiſtiſchen Einfluſſe des „Verſchollenen“ fügt er noch einen „Nachhall“ hinzu, in dem es unter andern heißt:

Wohl ergeh’ es, Engel, Dir!
Werde licht und lichter!
Ach! Dein Knabe wurde hier
Unterdeß — ein Dichter!

Muß nun reimen früh und ſpat
Um ſein täglich Leben;
Kannſt Du keinen beſſern Rath
Denn und wenn ihm geben?

Welch ein Gemälde! Welch ein Pinſel! Warum blieb er denn nicht bei der Palette, wenn „das neue Geſchäft“, welches er „unterdeß“ ergriffen, ihm nicht gefällt? Er kann darauf rechnen, daß eine ſo gemeine Anſicht des Geſchäftes der Welt ebenfalls nicht gefällt. „Der Dichter Keller“ iſt ganz Züricher Philiſter, liberal, ein Gegner der Jeſuiten, nothdürftig fromm und ſo verſtändig um es nicht zu verkennen, daß die Dichtkunſt im Grunde ein ſchlechter Erwerbszweig iſt. Sein Idealismus iſt der Humor, mit dem er ihn dennoch ergreift. Da er nicht ohne Formtalent iſt und namentlich die idylliſche Schilderung ſeiner kleinen Welt mit Glück unternimmt, ja, da er den guten Zug hat, daß die Welt überall in jedem Wetter und in jeder Feuersbrunſt poetiſch genommen werden könne; ſo muß man es bedauern, daß er von dem alten Romantiker in ſeinem Aufſchwunge gebrochen, zur Philiſterei zurückgetrieben und von dem Verſtändniß der Myſterien des deutſchen Geiſtes in der großen Periode der theoretiſchen Freiheit abgehalten wird.

2. Brief.

An den Herausgeber der Leipziger Revue.

Leipzig, den 4. Februar 1847.

Die Reform, verehrter Freund, welcher Sie Ihre Blätter unterwarfen, als Sie mir den Plan Ihrer Revue mittheilten, kam mir auch darum ſehr erwünſcht, weil ich unſerm Freunde Däumer ſchon längſt meinen öffentlichen Dank ſchuldig war für die neuen Hülfstruppen, die er damit in unſer Lager führt.

Sie finden alſo in mir, ſo ſehr Sie es wünſchen, nicht einmal in der Poeſie einen „unparteiiſchen" Kritiker*), im Gegentheil, ich bin für den Dichter eingenommen und einen großen Anhang unter den Leſern möcht' ich ihm verſchaffen. So unglücklich die Lage iſt, wenn man ſeine eigne Partei verachten muß, ſo verzeihlich find' ich die Freude, wenn ihr etwas Schönes gelingt. Geben Sie mir in dieſer unſchuldigen Sache die Freiheit, Partei zu ſein und zu machen? Ich glaube, ja! Und wie es dem Philoſophen denn geht, der durch alle Köpfe mit reinigendem Geiſt hindurchgehn möchte, ſo wünſch' ich es auch Ihnen und der Leipziger Revue. Einigen ſtimmt, andern brummt der Kopf bei dieſer Reinigung. Möge ſich alſo raſch eine fähige Jugend, welche die Stereotypen der Philoſophie zu neuen beweglichen und mit Herzblut erfüllten Typen umgießt, zu Ihnen geſellen, und von den Aelteren was nicht verkauft, verrathen und verdorben iſt, Ihnen beiſtehn, damit Sie eine reſpectable und geprüfte Phalanx ſchriftſtelleriſcher Kräfte ins Feld führen und Ihren ſchönen Plan, Philoſophie und Kunſt wieder zu Ehren zu bringen, den Gegnern dieſes Plans, den Verräthern, den Liederlichen und den Dummen zum Trotz ausführen können. Es werden in Deutſchland viele Männer von Geiſt und Charakter Ihren Plan mit Freuden ergreifen und Ihre „Partei" gerne zum Siege führen.

---

*) Der Herr Herausgeber hatte unpartheiſche Kritik, die Allpartheilichkeit der Philoſophie, die über die Gegenſätze hinaus iſt, proclamirt. Der Plan mislang.

Und dieſer Sieg wäre der Beifall des Publikums, nicht des ganzen, was ja ein unerhörtes Unglück wäre, ſondern eines guten und auch der Zahl nach nicht unbeträchtlichen Publikums der leſenden und receptiven Welt.

Ich meines Theils gehöre gern zu beiden; ich ſehe in dem einen Ehre, in dem andern Vortheil. Und bin überzeugt, daß Sie dieſe Art und Weiſe Partei zu ergreifen am Ende nicht von der Hand weiſen werden, obgleich ich zugebe, daß die Sache in Deutſchland ſehr bedenklich iſt.

Ich beginne alſo, ganz als wenn wir noch lange ruhig in der Minorität wären, meinen Bericht über Hafis, den ich Ihnen zugedacht.

Seine hinreißend ſchönen Gedichte, deren Freiheit bisher kein deutſcher Dichter übertroffen und nur wenige in der letzten Zeit erreicht, legt Daumer in einer meiſterhaften, lange Jahre mit Liebe gepflegten Ueberſetzung dem Publikum vor. Dies iſt zwar jetzt in einer Mauſer begriffen und ſchwankt zwiſchen den Zeloten und den Frivolen hin und her; es iſt zu befürchten, daß die einen

Feuer ſchreien und die andern ihren geſetzloſen Frevel nur beſtätigt finden, wenn ſie Hafis' Gedichte leſen: aber es herrſcht doch vielleicht ſchon ſo viel edler freier Sinn, daß die Schönheit des Hafiſiſchen Uebermuthes und die Wahrheit ſeiner feſſelloſen, freien, poſitivmenſchlichen Gedanken genoſſen, begriffen und, ich wünſchte es mit Daumer, enthuſiaſtiſch gepflegt wird.

Es iſt eine Probe mit unſerm Jahrhundert. Soll es den negativen Zeloten und den unwahren und unſchönen Frevlern, den liederlichen Sophiſten, gelingen, die ſchönen Gedichte des 14. Jahrhunderts noch im 19. in den Staub zu ziehn? Demüthigend genug für die geiſtesſtolzen Deutſchen iſt ein ſo frühes Vorbild, noch demüthigender für die fortſchrittsſtolzen Deutſchen iſt dieſer glänzende Stern der Vorzeit, der mit vernichtenden Strahlen in unſre albernen Discuſſionen und Reformen hineinſcheint. Nicht nur die Griechen, auch noch die Perſer ſollten uns beſchämen. Doch noch einmal, auch Geiſtesgenoſſen wird Hafis unter uns finden. Laſſen wir endlich den Göttlichen ſelber reden! Er ſingt:

Enthalte dich der Nüchternheit,
So biſt du auf der rechten Bahn;
Denn daß der Rauſch zur Seligkeit
Unnütze ſei, das iſt ein Wahn.

Wahrhafter Offenbarung Licht,
Das wirſt du nur im Rauſch empfahn;
Denn daß der Unberauſchte nicht
Ganz finſter ſei, das iſt ein Wahn.

Sieh an den Mönch, den fluchenden,
Und nimm dir ein Exempel dran!
Denn daß er nicht mit Haut und Haar
Des Teufels ſei, das iſt ein Wahn.

Mit aller Andacht früh und ſpat
    Lies in der Schönheit Alcoran!
Denn daß ein ander heilig Buch
    Authentiſch ſei, das iſt ein Wahn.

Nur nicht dein Ich vergöttere;
    Doch was du liebſt, o bet' es an!
Denn daß die Liebe Götzendienſt
    Und Ketzerei, das iſt ein Wahn.

Wie kniet Hafis vor ſeinem Stern!
    Und o, wie iſt es wohlgethan!
Denn daß dem Gott der Liebe fern
    Die Liebe ſei, das iſt ein Wahn.

An ſeine Geliebte.

    Als einſt von deiner Schöne,
O meine ſüße Wonne,
Ein Strahl entzückter Ahnung
Durch alle Himmel hin,
Durch die nun erſt erhellten
Sich breitete; — geboren
Ward eine neue Gottheit:
Die Liebe ward der Herzen
Gewaltige Königin.

    Und über den Himmel ſchwang ſie
Den flammenſprühenden Zepter
Mit ihrer ſtolzen Hand;
Allein die Engel ſtanden
Inmitten ihrer Feuer
Eiskalt und unentbrannt.
Da faßte Zorn die Göttin;
Sie flog zur Erde nieder,
Zu fühlender Menſchen Herzen
Die Fittige gewandt.
Seit jenem Tage ſprühen,
Seit jenem Tage glühen

Die Flammen ihres Zepters
Durch alles irdiſche Land.

Und noch eins! ſie verdienen alle zehnmal abgeſchrieben und hundertmal nachgeſungen zu werden:

Fern ſei die Roſ' und ihre Pracht!
    Ein Roſenmündchen ſei genug;
Fern ſei der Bund mit Glück und Macht!
    Ein Koſebündchen iſt genug.

Ach, ſchicke mich nach Eden nicht
    Aus deiner Kammer, ſüßes Kind!
Ein Räumchen hier, zu ſündigen
    Ein trautes Stündchen, iſt genug.

Mir wurde kein erhabner Geiſt,
    Den großer Dinge Fund beglückt;
Doch find' ich einer Schenke Thür',
    O dieſes Fündchen iſt genug.

Zu ewig iſt die Ewigkeit
    Für meine ſchwache Phantaſie;
An einer warmen Wogebruſt
    Ein Wonneſtündchen iſt genug.

Aus welchem Grunde bin ich hier?
    Sei's ohne weitern, ſei es nur,
Zu küſſen deiner Füße Staub!
    Denn dieſes Gründchen iſt genug.

Kennen Sie noch etwas ſo Hinreißendes als dieſen Hafis und ſeinen genialen Ueberſetzer? — Ueberſetzer? Wird ein Menſch, der Form und Sinn verſteht, Daumers Wiederdichtung des Hafis, anders als mit dem vollſten Genuſſe originaler Poeſie leſen? — Ich ſetze nichts weiter hinzu. Für Sie, mein Freund, und für viele Kenner des Schönen iſt ein Einziges Gedicht von dieſen dreien genug, um von ganzem Herzen für die Nachtigall von Schiras und ihre ergreifenden Wiederklänge in unſern Hainen — Partei zu ergreifen. Iſt es nicht ſo? Hier hören auch Sie auf Kritiker zu ſein, Sie werden mit mir Enthuſiaſt. Oder ſollen wir uns dieſer Bewegung ſchämen, weil irgend ein vertrocknetes Gehirn ſo weiſe iſt, weder kalt noch warm, weder Royaliſt noch Republikaner, weder religiös noch irreligiös, weder Fiſch noch Fleiſch, ſondern nur ein Fuhrmann fremder Entſchiedenheiten aus China, Amerika und Frankreich zu ſein? Ich dächte, nein! Wir entſchieden uns ſelber.

3. Brief.

An den Redacteur der Leipziger Revue.

H. H.

Die Bekanntſchaft des Herrn M. Goldſchmidt, die ich dieſer Tage zu machen das Glück hatte und eine Ueberſetzung aus ſeinem „Corſaren" hat mich ungemein intereſſirt. Ich theile Ihnen meine Ketzereien gegen die Schleswig-Holſteiner Gemüthsbewegung, die dadurch entſtanden ſind, mit. Vielleicht überzeuge ich Sie und Einen und den Andern unſerer edlen Landsleute.

Der Corſar iſt eine däniſche Oppoſitionszeitung wie in Frankreich der Charivari. Herr M. Goldſchmidt, ein junger Mann von 28 Jahren, führt dieſen kleinen Freibeuter mit vielem Geſchick. Seine Verdienſte werden von allen ſeinen Gegnern durch den rühmlichſten Haß anerkannt und der Juſtizrath hat ihn im Namen der Krone zu ewiger Cenſur, alſo zur Unſterblichkeit verurtheilt. Der Juſtizrath iſt der Kronanwalt, welcher die Beſchlagnahmen und die Prozeſſe, die daraus folgen, leitet.

In Dänemark finden wir das merkwürdige Schauſpiel einer *geſetzlich abſoluten Monarchie, welche Preßfreiheit erträgt.*

Dadurch beſitzt man ſogleich auch eine gewiſſe *politiſche* Freiheit. *De Lolme* ſagt und *Junius*, der größte Unbekannte, wiederholt es: „Wenn in irgend einer aſiatiſchen Despotie eine Freiſtatt errichtet würde, von der aus einer ungeſtraft alle Veſirs, den Sultan und ſeine Thaten beurtheilte, ſo würde dadurch unmittelbar eine Art Freiheit und Verfaſſung gegeben ſein." „Ungeſtraft" reden nun zwar die däniſchen Publiciſten und Zeitungen nicht; aber ſie reden was ſie wollen und dulden was ſie müſſen — nicht eben barbariſche Bußen. Man beraubt keinen jahrelang ſeiner Freiheit, ſtraft meiſt mit der Beſchlagnahme, einiger Geldbuße und endlich mit der — Verurtheilung zur Cenſur.

Dieſe capitis deminutio (Standeserniedrigung) hat man nun auch an Herrn *Goldſchmidt* vollzogen; aber was ſchadet einem Corſaren die nota censoria, der Unwille des Cenſors?

Eigenthümliche politiſche Verhältniſſe! Sie machen in Dänemark die Preſſe zu der einzigen Form, in welcher die politiſchen Farben hervortreten, um zuſammen den Regenbogen des öffentlichen Geiſtes erſcheinen zu laſſen.

Nun gab es eine Zeit, wo die Organe der Oppoſition, das „Vaterland", die „Kopenhagener Poſt" und der „Corſar" feſt zuſammen hielten und die „Staatszeitung" mit dem „Tageblatt" auf der Regierungsſeite ſich beinahe überwältigt ſahen. Die Oppoſition focht für Conſtitution, vollkommene Preßfreiheit und Jury. Der Proceß war ſo ſchön im Gange, daß eine kräftige Unterſtützung aus den deutſchen Provinzen Schleswig und Holſtein unfehlbar zu den Reſultaten geführt haben würde, die man hier, wie in Deutſchland für die Grundlegung eines ehrenhaften Daſeins in der politiſchen Welt anſehn muß.

Da kam die Nationalitätsfrage, die jetzt von Peſth bis zur Eider erörtert wird, dazwiſchen. Die Deutſchen in Dänemark wollten deutſch, die Dänen däniſch ſein; als wenn man ihnen dieſe unglücklichen Prädicate, wie einen Adelstitel, rauben könnte! Es iſt nicht die alte Gewalt des Volksaufſtandes von 1813 und 15, es iſt kein Avant la lettre, es iſt vielmehr eine literariſche Wiederholung dieſer wüſten Volksgewalt. Das Selbſtgefühl der Slaven z. B. reitet jetzt nicht als Coſack in den Feind, es ſchreibt Lexika, Grammatiken und ſlaviſche Mythologien, es hat den Panſlavismus erfunden. Das Selbſtgefühl der „deutſchen Nation" erſcheint allerdings wieder im Waffenrock und Helm, im Turnen und in „deutſchen Sängerchören," aber auch die deutſche Einheit wird jetzt offenbar nur literariſch verſtanden, man meint nicht „Kaiſer und Reich", man meint die „Einheit unſerer Schriftſprache" neben den vielen uneinigen Dialekten und portirt ſich wohl nur in Schleswig für die Theilnahme am deutſchen Bunde, wenigſtens klagen in allen konſtituirten Staaten die Kammern, man hört nie, daß ſie frohlockten, wenn die Rede auf den deutſchen Bund, dieſe einzige Form unſerer politiſchen Einheit, kommt. Das neue Teutonenthum iſt nicht gerade durch den Panſlavismus erzeugt; eher verhält es ſich umgekehrt; beide ſind aber darin gleich, daß ſie alle Politik dem Sprachenthum, der Philologie, opfern. Ob Rußland mit dem philologiſchen Enthuſiasmus erobern wird? — wir wiſſen es nicht; aber für Rußland wäre dieſes Motiv ein Fortſchritt von der physical force zu der moral force. Natürlich brauchen die edlen Slavenſöhne ſich nur zu pronunziren, und die große Familie iſt fertig.

Ob Deutſchland aber mit dem Deutſchthum erobern könne? — Dieſe Frage iſt wohl nur zum Scherz von den Times aufgeworfen worden. Denn die Times ſagen in demſelben Artikel, ſie kennten kein „Deutſchland“; und das einzige Schleswig, welches zum „deutſchen Bunde“ hinzugefügt werden könnte, wer ſoll es hinzufügen? Der König von Dänemark. Alſo die Fremden ſollen Deutſchland, d. h. den deutſchen Bund vergrößern. Nicht genug, daß die Niederlande, daß früher England, daß Dänemark, daß Oeſtreich, daß Preußen dazu gehört; ſo wird bald Rußland mit den deutſchen Oſtſeeländern und Frankreich mit dem Elſaß und Lothringen und warum nicht Amerika mit dem Staat Ohio u. ſ. w. noch dazu treten.

Dies iſt nicht die Art und Weiſe, wie ein Volk abgeſondert für ſich d. h. national conſtituirt wird; aber es iſt etwas Richtiges in dieſer Nationalitäts-Bewegung, nämlich die Föderirung aller Nationen der Erde, welche ſich an die jetzige factiſche Auflöſung der kosmopolitiſch-deutſchen Nation anknüpft. Sollen die zerſtreuten Glieder der deutſchredenden Menſchheit wieder zuſammenkommen, ſo müſſen ſich freilich alle europäiſchen Mächte und Nordamerika dazu föderiren, d. h. in den deutſchen Bund treten.

Ich ſage nicht, daß dies ſo ganz meine Idee wäre; wenn aber in den nationalen Philologen eine Idee zu finden iſt, ſo wäre es dieſe. Wobei es ſich von ſelbſt verſteht, daß die Schwierigkeit ihrer Realiſirung hier um ſo größer iſt, je dümmer die Idee iſt.

Die Schleswig-Holſteiner Bewegung iſt nun allerdings auch eine ſprachliche, in dieſem Sinne iſt ſie eine deutſche. Aber ſie iſt auch eine deutſche in dem Sinne, daß ſie ſich vor allen Dingen um die Rechte des Herzogs von Auguſtenburg u. ſ. w., dann um ferne, ferne Möglichkeiten der Anfalls- und Abfalls-Frage und endlich ganz und gar nicht um gegenwärtige politiſche Conſtituirung und Geſetzgebung, ſondern mit großem Glauben und großer Begeiſterung um „die Zukunſt Deutſchlands“, die ohne Zweifel eben ſo glorreich ſein wird, als die Gegenwart beſcheiden iſt, herumdreht. Sie hat deswegen auch vor der Hand alle politiſchen Rechte der Schleswiger und der Holſteiner nur compromittirt.

Politiſche Köpfe kann man dieſe thörichten Agitatoren nicht nennen, die auswärtige Politik treiben, dynaſtiſche Privatrechte vertheidigen, und alle innere Freiheit, ihr Aſſociationsrecht und ihre Preßfreiheit dafür in die Schanze ſchlagen. Politiſch wären ſie nur, wenn ſie der Krone ſchließlich ſo läſtig würden, daß ſie wider Willen von ihr in ein Reichsparlament und zu allen möglichen Rechten freier Männer herbeigezogen werden müßten, was ſie dann aber ohne Zweifel aus deutſchem Patriotismus nicht annehmen würden. Wem dagegen eine Auflöſung Dänemarks anders zu Nutze kommen ſoll, als denen, die den Sund brauchen und die Oſtſee beherrſchen — den Ruſſen, das iſt nicht abzuſehen. Will die deutſche Begeiſterung Rußland noch mächtiger machen, als es ihre Anweſenheit 1813 und 15 und ihre Abweſenheit 1831 gethan; wohlan ſo löſe ſie Dänemark auf, ohne ein Deutſchland an deſſen Stelle zu gründen. Doch die deutſchnationale Begeiſterung wird dies nicht thun. Sie wird überhaupt nichts thun: ſie füllt nur die Lücke unſerer Zeit aus, wo nichts gethan wird und nicht weniger als Alles zu thun wäre. Wie ein alter Marquis von 1788, hat die Teutonenpartei nichts gelernt und nichts vergeſſen. Weder der Markgraf Arndt von Bonn, noch der Gaugraf Jahn von der Unſtrut, noch der Pfalzgraf Maßmann zu und bei Rhein, noch endlich der Biſchof Görres in Waſſertrüdingen haben uns politiſche Freiheit errungen; und wer iſt nationaler, als dieſe Männer? Iſt es die Weſerzeitung? iſt es die Bremer Zeitung? Doch laſſen wir die ehrwürdigen Altdeutſchen unſere glorreichen Nichtbefreier und fragen wir vielmehr:

Wird die Bewegung in Schleswig-Holſtein der Regierung ſo läſtig, daß man erwarten kann, es werde daraus hervorgehn, was am Ende jede Bewegung unſerer Tage hervorbringen muß, was ſelbſt die Reaction zum Reſultat haben wird — politiſche Freiheit?

Dies erwarten ſelbſt die Dänen von ihr, und ſie finden, daß der König von Dänemark für den Augenblick ſehr fein die ſkandinaviſche und die deutſche Nationalität benutzt, um die Oppoſition zu ſpalten und die Getrennten hinter einander zu ſchicken; ſie freuen ſich aber über die verſtärkte Oppoſition, die ſchon jetzt in Schleswig zum Vorſchein kommt, und gleich nach dem feierlichen Proteſt der Schleswiger Stände gegen den offenen Brief vom 8. Juli in gegenwärtige Verfaſſungsfragen eingeht.

Der Proteſt iſt directe und ſtarke Oppoſition; die Beſchwerden über die Kränkung politiſcher Rechte, die der Advokat Gülich am 9. November vorgebracht, ſind es ebenfalls. Er zeigt, daß Schleswig-Holſtein um das Aſſociations- und Petitionsrecht, um die Preß- und Lehrfreiheit gekommen, und daß alſo Schleswig, noch ehe es in den deutſchen Bund aufgenommen, übler daran ſei, „als irgend ein ſtreng gehaltenes und cenſirtes deutſches Bundesland“; er macht geradeswegs „eine Propoſition auf Aenderung des gegenwärtigen Regierungsſyſtems“, und verlangt „einen Wechſel in den Perſonen der Rathgeber der Krone, namentlich die Entfernung des Kanzleipräſidenten Grafen von Moltke.“ So berichtet uns die Weſerzeitung.

Bei dieſem Punkte angelangt und als Ausdruck der Provinzialſtimmung betrachtet, iſt es die Schleswiger Ständeverſammlung, welche die Sprachfrage beſeitigt und, von den Dänen in der Provinz unterſtützt, die Verfaſſungsfrage mit einer Energie aufnimmt, die nach dem Bisherigen überraſchen muß.

Dennoch bleibt der nationale Anfang der Bewegung ein großer Uebelſtand: er macht die ganze Angelegenheit provinziell*). Man fordert geradezu die provinzielle Stellung als ein Grundgeſetz, und es ſcheint unmöglich zu ſein, dem Streich, welchen Dänemark durch ſeine Nachahmung der preußiſchen Provinzialſtände der Reichseinheit geſchlagen hat, ſeine tödtliche Wirkung zu benehmen. Denn die Provinzen ſind hier *mehr* als Provinzen, ſie ſind *verfeindete Grenzvölker*, deren Haß auf eine unverantwortliche Weiſe durch Demagogen ſowohl als durch Antidemagogen genährt wurde. Aehnlich iſt es mit Poſen. Es wird immer eine Schwierigkeit in der preußiſchen Staatsbildung ſein, ſo lange die Widerhaarigkeit des polniſchen Nationalgefühls exiſtirt, ſo lange die Polen lieber *polniſch*, als frei ſein wollen oder um es in ihrer Sprache auszudrücken, ſo lange ſie nur „eine

---

*) Die Grundanſicht der Schleswig-Holſteiniſchen Oppoſition iſt in der Rede des Adv. Gülich ausgeſprochen: „Das müſſe die Ständeverſammlung ſich ſelbſt und dem Landesherrn ſagen: der Mann (Moltke), welcher die in der Adreſſe und Rechtsver-

---

wahrung ausgeſprochenen unumſtößlichen Fundamentalſätze des dortigen Rechtszuſtandes ſo gänzlich verkenne, *daß er ſelbſtſtändige Staaten für Theile eines andern erkläre* und die Erhaltung der grundgeſetzlich ewigen Verbindung Schleswig-Holſteins durch die Fortdauer einer *zufälligen* Verbindung mit dem Königreich bedingt halte, — der dürfe durchaus nicht länger an der Spitze der Verwaltung im Lande ſtehen, und die Verſammlung ſei berufen dies unumwunden zu erklären." So ſtark die Worte dieſer Oppoſition ſind, ſo ohnmächtig iſt ſie in der That — weil ſie provinziell iſt, weil ſie mit *alten* Formen, nicht mit conſtitutionellen Rechten, weil ſie mit den verſchimmelten Privilegien der Provinzen, nicht mit der lebendigen Freiheit eines Staatsorganismus unſerer Zeit operirt. Der Herr von *Moltke* wird dieſe Rede anhören und Kanzleipräſident bleiben, während bei einer däniſchen Deputirtenkammer ſich kein Miniſter dem Willen des Landes zum Trotz würde erhalten können.

Bleiben die Herzogthümer „*ſelbſtſtändige Provinzen*" (was ein Widerſpruch iſt), ſo werden ſie nie *freie Saaten*. Oder denkt der Herzog von Auguſtenburg ein freier europäiſcher Souverain zu werden?

polniſche Freiheit" kennen, die freilich, wenn ſie erreicht wäre, zunächſt nichts als Unabhängigkeit und bei weitem noch keine Geſellſchaft frei conſtituirter Menſchen wäre.

Die Schwierigkeit in ſolchen Fällen iſt, ein Selbſtgefühl zu beſeitigen, welches das Gemüth ſo leidenſchaftlich aufregt, daß alle klaren unmittelbar erreichbaren politiſchen Zwecke darin erſtickt werden.

Nicht ganz ſo arg, wie der polniſche Patriotismus gegen Deutſchland, ſcheint der deutſche gegen Dänemark zu ſein; aber ſeine Sprache, die der politiſchen Realität d. h. der Integrität des Königreichs wenig Rechnung trägt, klingt ganz ähnlich.

Das Königreich Dänemark ſieht ſich wie eine Zufälligkeit und ſeine Zukunft wie eine Lotterie behandelt. Je nachdem im Pallaſt zu Kopenhagen ein Prinz erzeugt wird oder nicht, ſoll Dänemark ſein oder nicht ſein was es iſt.

Was muß der König davon denken, wenn der Zuſatz „von Dänemark" ihm nicht gleichgültig iſt? Was die Dänen? Und was die Schleswig-Holſteiner? Alle drei haben daſſelbe Intereſſe. Sie müſſen darauf denken nie und nimmer ein Spielball ſolcher Zufälle zu werden; ſelbſt die Zukunft einer wahrſcheinlich noch irgend einmal entſtehenden deutſchen Nation iſt nichts weiter, als ein Zufall, ein Geſchick, ein erwünſchtes Glück. Politiſche Männer dagegen gründen ſich ſelbſt ihre Gegenwart und ihre Zukunft durch ihren Staat; ſie ſchließen den Zufall durch Geſetze aus, und machen den Staat, für den ſie ſich intereſſiren, zu einer lebendigen Einheit, die nicht von Manns- oder

Weiberſtämmen aus einander geerbt werden kann, und die darum ein Intereſſe an ihrer Exiſtenz hat, weil ihre Exiſtenz eine **freie** iſt.

Haben die Schleswig-Holſteiner ein Gefühl von dieſer Aufgabe? Ja, aber ein ſehr dunkles; ihre Erbſchafts- und Trennungsträume widerſprechen ihren politiſchen und conſtitutionellen Zwecken.

Hat der König ein Gefühl davon? Ja, aber er denkt ſich als den Staat, und hält ſeinen Willen, den Staat in ſeiner Integrität erhalten zu ſehn, für eben ſo gut, als einen wirklich durch nationale oder allgemeine Mitwirkung erzeugten Volkswillen, als ein lebendiges Geſetz eines reell agirenden Staates. Er hat nun aber an der Wirkung ſeines offenen Briefes vom 8. Juli erfahren, daß „etwas faul iſt im Staate Dänemark“, und er ſollte alle Autorität des abſoluten Königthumes anwenden, um eiligſt ein neues, einiges Dänemark zu gründen.

Haben endlich die Dänen ein Gefühl davon, welche Aufgabe dieſe ſchwierige Zeit ihnen ſtellt?

Man muß den Dänen das Zeugniß geben, daß unter ihnen die Preßfreiheit, die ſie beſitzen, wenn ſie auch noch mangelhaft genug iſt, doch manche Männer über die Nationalvorurtheile hinweg und zu der richtigen Einſicht in die gegenwärtige Lage gebracht hat. Ein Organ dieſer richtigen Anſicht der Sache iſt der Corſar.

Die humoriſtiſche leichte Art, mit welcher dieſes kleine Blatt ſeinen 6000 Abonnenten die Sache vorträgt, iſt kein Hinderniß, weder der Richtigkeit noch des Gewichtes ſeiner Darſtellung und ſeiner Gründe.

„Wir fühlten alle das Uebel, ſagt er, wir fühlten

Alle, daß etwas geſchehen müßte, was aber eigentlich geſchehen müſſe, das haben wir nicht gewußt."

„Die Gelehrten ſelbſt waren nicht einig. Das nationale Vaterland („Fädrelandet") und die Staatszeitung (die „Berlingſche") haben die heftigſten Streitigkeiten mit einander gehabt und ſich faſt wegen dieſes Punktes an einander vergriffen. „Fädrelandet" war der Meinung, dem Uebel wäre nur dadurch abzuhelfen, daß ein dicker Röthelſtrich auf der Karte zwiſchen Holſtein und Schleswig gezogen würde; die „Berlingſche" behauptete principaliter daß die Krankheit nicht exiſtire, und ſubſidialiter daß der Röthelſtrich nicht zwiſchen Schleswig und Holſtein, ſondern zwiſchen Schleswig und Jütland gezogen werden müſſe. Die Polizei hat ſich nun ins Mittel gelegt und den Röthelſtrich in die Spalten des Corſaren und der andern Tage- und Wochenblätter gezogen. Die Canzlei hat ihr beigepflichtet, und wenn ſie zuweilen findet, daß das Uebel des Volkes bedenklich wird, ſo ſchickt ſie der Polizei eine Naſe, weil ſie nicht genug mit Beſchlag belegt."

„Wenn ich, der „Corſar", eine Meinung äußern darf über das eigentliche Uebel des Volks, ſo iſt es dieſe: Der Streit in Schleßwig und die Streitigkeiten rings umher ſind nur Symptome von einer und derſelben Krankheit, und dieſe wieder iſt dieſelbe, an welcher König Ferdinand in dem Singſpiel „Farinelli" leidet. König Ferdinand iſt von Feſten und Ueppigkeit ſo matt geworden, daß er gar nichts vornehmen mag, ja, ſogar die Luſt zum Eſſen hat er verloren — bis Farinelli kommt und ihm Speiſen vorſetzt und ihm vorſingt. Erſt ſtimmt er wehmüthige Kindheitserinnerungen an, dann ſingt er laut und begeiſtert von Kampf und Sieg und Heldenthaten. Da gerathen die paar Tropfen Blut, die der König noch übrig hat, in Wallung, ſein Auge funkelt, und er richtet ſich zu ſeiner vollen Höhe auf, ſo daß man ſieht, er iſt ein Rieſenkerl." „Le Danemark serait-il trop épuisé par cette caducité, naturelle aux vieilles monarchies absolues, pour trouver en lui la force et l'élan nécessaires à cette régénération politique? Les mouvements, qui se prononcent aujourd'hui dans tous les sens démontrent assez le contraire." So urtheilt ganz vernünftig die Revue des deux mondes, und räth eine neue Conſtituirung des Reichs durch Berufung aller Provincialvertreter zu einer Reichsverſammlung an.

Der „Corſar" iſt derſelben Meinung und ſagt dem „Vaterland", es habe ſich und die Oppoſition dadurch in die Tinte gebracht, „daß es die *Nationalität* für wichtiger als die *Conſtitution* und den König für den Repräſentanten der Nationalität erklärt." Ueber dieſe Frage zerfiel die Oppoſition. Die *Nationalen* fochten, *ohne es zu ahnen*, wie überall für den Repräſentanten der Nationalität, ſei es nun der König von Dänemark, ſei es der Herzog von Auguſtenburg. *Die Nation* iſt die *Realität* der Nationalität, der König iſt der *Repräſentant*. Eine Sache, die *nur* repräſentirt wird, iſt ohne *reelle Exiſtenz*. Die Repräſentation einer reellen Exiſtenz giebt ſich von ſelbſt. Kann die kranke däniſche Alleinherrſchaft zu einem freien Gemeinweſen kurirt werden, ſo wird es ihm nichts ſchaden, eine doppelt und eine dreifach nüancirte Nationalität zu haben, wie Amerika darum nicht minder eine mächtige *politiſche Nation* iſt, daß Deutſche, Engländer, Franzoſen, Irländer u. ſ. w. die amerikaniſche Natiolität bilden. Die *politiſche Nation* iſt die einzig reelle, zu ihr findet ſich die Nationalität, der eigenthümliche Charakter, von ſelbſt, ſobald das Volk lebendig handelnd auf die Bühne der Geſchichte tritt. Daß aber die Dänen und die Holſteiner ſich nicht verſtehn ſollten, iſt eine thörichte Furcht; auch Dänen und Dänen verſtehn ſich nicht, wenn man einen Fiſcher oder Bauer von der Oſtſee nach der Nordſee führt; aber die Deputirten können entweder beide Sprachen oder man mache es zur Bedingung, daß ſie ſie können — dieſe Fähigkeit iſt leichter zu erwerben, als ein zehnjähriger Grundbeſitz oder 100 Thlr. Abgaben.

Der Corſar perſifflirt und charakteriſirt die beiden nationalen Parteien ſehr hübſch durch zwei Vaterunſer. Das deutſche iſt unendlich langathmig und ſchießt, wie ſich erwarten läßt, mit allen ſieben Bitten neben das Ziel der Staatsfreiheit; das däniſche iſt kurz, der abſolute unabhängigige König; ſie wiſſen doch was ſie wollen.

Das Vaterunſer der Dänen.

„Unſer König, der du ſtehſt am hohen Maſt“, (aus dem Volksliede)
Führe uns nicht in den deutſchen Bund! Amen!“

Das Vaterunſer den Schleswig-Holſteiner.

„Unſer Herzog, der du biſt in Schleswig-Holſtein,
Geheiligt ſei dein Name!
Zu uns komme der deutſche Bund,
Unſer Wille geſchehe, wie in Schleswig, ſo auch in Holſtein.
Gieb uns heute unſre täglichen deutſchen Klöße.
Vergieb uns unſre Schuld, gleich wie wir nicht vergeben unſern Schuldnern
Führe uns nicht in Dänemark,
Sondern befreie uns von der Filialbank;
Denn unſer ſind die Herzogthümer, die Macht und die Herrlichkeit in Ewigkeit. Amen!“

Leider wollen auch hier die guten Deutſchen alles Mögliche und das Unmögliche dazu, nur das nicht was die allerleichteſte Sache und zugleich die allerdringendſte Nothwendigkeit iſt.

Vielleicht beſinnen ſie ſich in Schleswig (es hat den Anſchein) und vielleicht zieht dies die Beſinnung der nationalen Dänen nach ſich. Ob man ſich dann in Deutſchland über dieſe Frage klar wird, iſt vollkommen gleichgültig, da dieſe Frage nicht die erſte, ja nicht einmal die hundertſte unter denen iſt, die das Schickſal den Angehörigen der einzelnen politiſchen Verbindungen ſoll heißen Staaten deutſcher Nation aufgiebt. Können wir unſre eignen Fragen nicht richtig durch die öffentliche Meinung und Sprache beantworten, wie ſollten wir dazu kommen „dem Staate Dänemark" zu rathen und zu helfen?

Die Mittheilungen aus dem „Corſaren", die wir oben angeführt, werden vielleicht nützlich wirken, vielleicht aber den hohlen Fanatismus, der ſich mit wohlfeilen Bravaden über ſeine eigene Miſere tröſtet, noch mehr aufregen. Jedenfalls wollen wir den Nationalen zurufen: „Seid erſt eine Nation, eh' ihr die Landcharte nach der Nationalität reformirt!" und den Literaten: „Verbrennt euch nicht die Finger, wie das „Fädreland" in Dänemark; habt ihr nicht geſehn, wer die deutſche Nationalität repräſentirt? Es iſt der deutſche Bund, an den ſich die Schleswiger anſchließen wollen, der euch aber ſchon 30 Jahre mit höheren Rückſichten in dem embryoniſchen Zuſtande frommer Wünſche zurückhält. Nicht die Einſtimmigkeit in überflüſſigen, die Giltigkeit eurer Stimme in weſentlichen Fragen, nicht die dynaſtiſchen Differenzen in Dänemark, die populären Differenzen daheim waren zu erledigen. Solltet ihr aber Recht haben, daß dieſer weite Umweg über Kopenhagen und Holſtein zu der endlichen Löſung unſeres eignen gordiſchen Knotens zurückführte; — nun ſo wäre es das erſte Mal, daß euch eine politiſche That gelänge, und wer möchte ſich nicht gern irren in der Meinung; wie ein Ertrinkender einen Strohhalm, ſo hättet ihr Schleswig-Holſtein ergriffen? Alſo genehmigt meine beſten Wünſche für die freien Nationen und die es werden wollen und meine wiederholte Warnung vor dem Nationalitätsſchwindel, wo keine freie Nation conſtituirt werden kann. Die Nationalität einer geknechteten Nation iſt ihre Knechtſchaft *). Wenn alſo die Dänen die lex regia abſchaffen, werden ſie ihre Nationalität reformiren."

A. Ruge.

---

*) Die Philologen ſagen, die Nationalität iſt die Sprache, Savigny ſagt, die Nationalität iſt ſo gut das Geſetz als die Sprache eines Volkes, beides wächſt organiſch, wie die Pilze, die Ethnographen ſagen, die Nationalität iſt ein Product des Clima's, die Theologen lehren uns, daß alle Menſchen von Eva herſtammen und erſt mit dem Thurmbau zu Babel die Sprachverwirrung begonnen habe. Die Theologen ſind, wie immer, die univerſellſten, nur ſchade, daß die Fachgelehrten ſich nicht an ſie kehren. Will man der Sache auf den Grund kommen, ſo muß man ſich freilich auch an die iſolirten Fachmänner nicht kehren, man muß alle ihre Abſperrungswände einreißen und den Charakter eines Volks ſowohl aus phyſiſchen als aus ethiſchen Gründen ſich formiren laſſen. Die beſtimmte Natur und die beſtimmte Geſchichte bilden die Völker mit Naturel und Körperbeſchaffenheit, mit Geſetz, Sprache und Sitte. Kann man die Natur cultiviren und die Geſchichte humaniſiren, ſo verbeſſert man die Nationalitäten, wie man die Dalien in den Gärten veredelt.

4. Brief.

An eine Dame.

Verehrte Freundin,

Sie wollen von mir den „Uriel Acoſta von Gutzkow“ zur Lectüre angeſchafft haben. Ich möchte Ihnen den Kummer nicht machen. Wenigſtens leſen Sie erſt meine Nachricht über das Stück, welches ich dargeſtellt geſehn. Wollen Sie es dann noch leſen, ſo bin ich unſchuldig an Ihrem Schaden.

Uriel Acoſta, ein Vorgänger Spinoza's, ein Mann von heißem Blut und hellem Geiſt, geräth mit der Synagoge in Conflict. Die Scene iſt in Amſterdam. Die reichen und gebildeten Juden, welche vor der Inquiſition aus Portugal hierher geflüchtet, bilden das Perſonal.

Gutzkow's Fabel iſt dieſe. Joachi, ein reicher junger Kaufmann, kehrt von einer mehrtägigen Reiſe zurück. Er klagt dem Arzt de Silva, ſeinem Verwandten, daß er ſeine Verlobte, Judith, auf der Villa ihres Vaters des Handelsherrn Manaſſe van der Straaten beſucht, aber leider in ſehr vertrautem Verhältniß zu Uriel Acoſta, ihrem Lehrer in der Philoſophie und den ſchönen Wiſſenſchaften, gefunden. Uriel Acoſta tritt herein. Er will Abſchied nehmen, um dem Conflict aus dem Wege gehen. De Silva findet er in großer Verſtimmung gegen ſeine Schriften; Joachi in Freude über ſeinen Entſchluß. Der Rabbi de Santos kommt dazu, bringt Acoſtas Buch zu de Silva. Er ſoll es beurtheilen für das Ketzergericht. Jetzt beſchließt Acoſta zu bleiben. Er hält es für ehrenhaft, dem Ungewitter die Stirn zu bieten. — Das bevorſtehende Ketzergericht wird bekannt. Alles entfernt ſich ſchon im Voraus von Acoſta. Nur Judith nicht. Sie ladet ihn mit zu einer Geſellſchaft, die ihr Vater auf ſeinem Landhauſe giebt. Der Vater, ein aufgeklärter Mann, meint, er dächte was er wollte, ſchlüge ſich aber auf die Seite der Maſſe, wenn es zum Streit käme, und Acoſta müſſe die Artigkeit eingeladen zu ſein mit der Zartheit nicht zu kommen erwidern. Er thut es nicht: er kommt. Jochai findet ihn in Judiths Geſellſchaft, wird von ihr beleidigt und ſchwört Rache. Dieſe bricht ſogleich herein. Die Prieſter ziehen auf und verfluchen Acoſta. Alle treten von ihm weg, Judith ſchwankt, endlich auch ſie. Als es aber zum ausführlichen Fluche kommt, und namentlich verordnet wird, kein Weib ſolle ihn lieben; da entſcheidet ſie ſich umgekehrt und tritt wieder zu Acoſta, fällt ihm in die Arme und erklärt, ſie liebe ihn. — Der Fluch wäre alſo nicht ſo ſchlimm, wenn der reiche Manaſſe van der Straaten mit ſeinem Segen entgegenwirken wollte. Man erwartet es nicht, man vermuthet, der Weltmann werde bei ſeiner Maxime bleiben. Er thut es nicht; er folgt ſeinem Herzen. Auch de Silva iſt umgeſchlagen. Er hat Uriels Buch geleſen und — iſt beinahe von ihm gewonnen. Uriel Acoſta ſoll zum Widerruf, zur Ausſöhnung mit der Gemeinde bewogen werden, und de Silva und van der Straaten wollen die Liebenden glücklich machen.

Sie haben die Rechnung ohne den Wirth gemacht. Man wird erwarten: Acoſta werde nicht widerrufen. Acoſta erinnert ſich auch an Galilei's Wort: „Und ſie bewegt ſich doch!" er hält ſich alle Helden der Vorzeit vor, dann ſieht er ſeine Mutter und ſeine Braut. Judith hat den Fanatismus des Feſthaltens an der Philoſophie vergeſſen — beide ſehen ihn vorwurfsvoll an: „Herz und Geiſt" gerathen in ſeiner langen Selbſtbetrachtung in Streit und — er widerruft. Der Wirth, ohne den de Silva und van der Straaten gerechnet, war alſo nicht Uriel Acoſta, der Held; es iſt der reiche Kaufmann Jochai und ſeine Rache. Dieſer ruinirt van der Straaten. Kein anderer hilft ihm aus, weil er mit Acoſta verkehrt hat. Zuletzt muß Judith den Sturm beſchwören; ſie verläßt Acoſta, der in der Bekehrungshaft iſt, und vermählt ſich Joachi, damit er ihren Vater nicht ruinirt. Auch die Mutter iſt unterdeß geſtorben, und Acoſta widerruft umſonſt und als ein Geprellter. Jochai, der ihn damit verhöhnt, reizt ihn zur Rache. Er widerruft den Widerruf und ſchwört ſich zu rächen. Aber er rächt ſich nicht. Er legt an, um Joachi am Altar zu erſchießen; aber er erſchießt ihn nicht. Eben iſt die Trauung vollzogen, nun wäre es doch umſonſt, er ſteckt alſo ſein Piſtölchen wieder in die Taſche und geht davon. Die Geſellſchaft kommt. Judith, das ſchöne Schlachtopfer, bittet als erſte Gunſt von ihrem jungen Gatten nur um einige Augenblicke der Einſamkeit. Sie hat ihren Vater gerettet, ſie gedenkt ihrer Liebe, und — vergiftet ſich. Alles kommt dazu. Acoſta hält eine lange Rede, dann geht er ab, und erſchießt ſich hinter den Couliſſen. Jochai iſt nun geprellt, van der Straaten nicht ruinirt und die Prieſter — haben zwar ihre Ohnmacht erfahren, aber mit Hülfe der Verlegenheiten des Einen und der Rache des Andern doch ein Unglück angerichtet. Wäre Manaſſe von der Straaten klug geweſen; er hätte den Liebenden etwas „Laufegold“ gegeben und ſie entfliehen laſſen. Bei den Juden, die er doch verhöhnt, konnte er dann ſeine Hände in Unſchuld waſchen; und ſie hätten ihn nicht ſinken laſſen.

Es iſt gewiß, es paſſirt viel Malheur und alle werden mehr oder minder grauſam geprellt.

Aber man wird nicht ſagen wollen, dies ſei eine Tragödie.

Hebbel ſtellt in der Maria Magdalene die alte verknorrte deutſche Welt durch die ſchroffſten Charaktere und durch die unerbittlichſten Conflicte dar. Bei Gutzkow's Uriel Acoſta erholen wir uns wieder in unſerer gewohnten Welt glücklicher Unentſchiedenheit und völliger Charakterloſigkeit. Selbſt der Oberrabi findet, daß Alles ſchon dageweſen, die Ketzerei iſt ihm nur ein Curioſum, und die Fanatiker werden gleich über den Haufen gerannt, wie Acoſta nur einen Augenblick ſich ermannt, und ihnen trotzig davon läuft. Machte Manaſſe nicht Concurs, ſo wäre nichts vorgefallen. Hebbel geht naiv auf ſeine Tragödie los; er vertieft ſich in die eherne Nothwendigkeit ſeiner Starrköpfe; und dieſe Welt geht aus ihren Fugen. Gutzkow hingegen iſt nicht ſo naiv. Offenbar will er viel mehr; es liegt ihm daran, unſere ganze Zeit auf die Bühne zu bringen, und ſollte er darüber auch die Tragödie zum Malheur und die Charaktere zu Windfahnen traveſtiren müſſen, denn wir geben ihm zu, nur ſo iſt die Gegenwart treffend darzuſtellen. Er hat ein Zeitdrama gewollt, er hat die Zeit ſelbſt auf die Bühne gebracht; wenn er aber die Schwachheit gehabt hätte, eine Tragödie zu wollen; er hätte die Zeit um Jahrhunderte zurück oder um Jahrzehnte vorwärts rücken müſſen. Nur ſo wäre die Energie und die bittre, aber dennoch berauſchende Leidenſchaft tragiſcher Ausbrüche möglich geweſen. Es iſt klar, ein treuer Spiegel unſerer Miſere ſtand ihm höher, als eine poetiſche Untreue gegen die Zeit.

Der Conflict zwiſchen Glauben und Philoſophie bildet das Motiv des Drama's. Die Liebe iſt zuerſt mit den neuen Göttern, dann ſchwankt ſelbſt die Liebe; die Nachtwandlerin wird bei Namen gerufen, ſie ſtürzt ſich — in die Arme des Verfluchten. Welch ein Thema, und welch eine lebensvolle, reiche Fabel, wäre der Fluch ernſt und die Liebe conſequent. Die Anlage des Stücks, die Wahl des Stoffs iſt ſo glücklich, daß wir mehr als Gewandtheit, daß wir praktiſches Talent darin finden. Gutzkow iſt ein feiner Kopf. Die Juden ſtellen den Glauben, ein Vorgänger des Spinoza die Philoſophie dar. So iſt der Conflict auch möglich und bühnenfähig. Aber das alte Recht des Herzens, die Liebe Julietta's, die alle Schranken bricht, die Leidenſchaft des tragiſchen Heroen, die nur Einen Weg kennt, den Weg des Stroms zu ſeinem Sturz—Alles dies kennt zwar auch der kluge Verfaſſer, es ſchimmert durch, die Figuren reden davon, aber wenn der Augenblick kommt, wo das Pathos allgewaltig mit ihnen durchgehen ſollte, dann beſinnen ſie ſich anders. Sie gehen zu Grunde, aber die Ueberlegung iſt ſo mächtig, daß ſelbſt die Entſchlüſſe, ſich den Tod zu geben, eine Folge reiflicher Berechnung ſind. Dieſelbe Bewandtniß hat es mit der Rache. Die Rache Jochai's iſt die Heirath mit Judith; und er weiß, daß ſie ihn verachtet, und er hat erfahren, daß ſie ihn tödtlich beleidigte: er überlegt aber, daß ſie ſchön iſt und daß er ſie ſeinem Gegner wegnimmt. Er wird geprellt. Sie vergiftet ſich nach der Trauung. Aber er wäre um ſeine Befriedigung, da er doch liebt, auch geprellt worden, wenn ſie ſich nicht vergiftet hätte. Joachi iſt eine pſychologiſche Unmöglichkeit. Ebenſo Acoſta. Er will widerrufen und will es auch nicht. Er thut es um der Frauen willen. Die Eine ſtirbt, die andere verdirbt unterdeſſen; er iſt offenbar geprellt. Aber er wäre, auch wenn er ſeiner Braut und ſeiner Mutter hätte genugthun können, doch geprellt geweſen und geprellt — um ſeinen ganzen Charakter. Er iſt der Philoſoph und der freie Menſch, — er iſt nichts, ſo wie er ſich ſelbſt verleugnet. Es iſt wahr, er rafft ſich wieder auf. Die Leidenſchaft hebt ihn. Als Joachi ſeinen Fuß über ihn erhebt, da ermannt er ſich zu einem unwiderſtehlichen Zorn. Nun erwarten wir ſeine Rache, aber er hat ſie nur geſchworen, er geht bei Seite, um ſich zu erſchießen.

Am meiſten Kraft zeigt ſich noch in der Judith. Aber auch ſie iſt ohne Charakter. Für Niemand iſt ſie definitiv gewonnen, und ſelbſt ihr Vater, den ſie rettet, ſcheint ihr ſchließlich der Rettung nicht werth. Für Acoſta's Ideen aber iſt die Bettlerin um den Widerruf in der Synagoge nicht. Sie will ihn als Juden, was er ja nicht iſt, zu dem Ihrigen.

Vielleicht iſt es noch am richtigſten, daß ein Weib ganz das Gegentheil von dem thut, was ſie conſequenter Weiſe thun müßte — freilich zeigt auch ein Weib alsdann keinen Charakter — aber ſie zeichnet ſich dadurch nicht einmal vor den Uebrigen aus. Denn darin, daß ſie ſich alle untreu werden, ſind ſie alle mit einander — Weiber.

Und dieſes Drama nennt der Verfaſſer eine Tragödie? Ja, er nennt es ſo, aber ohne Zweifel nur um die Tragödie zu perſiffliren und zu traveſtiren. Gutzkow iſt viel zu „modern", um an eine naive, ehrliche Tragödie zu glauben. Er ſelbſt würde nicht den Trotz der Philoſophie, nur ihre Weisheit haben, wenn er Philoſophie hätte, und es iſt klar, daß er auf die Frage, welche Philoſophie er habe, antworten würde: keine von allen aus Philoſophie. In dieſem Sinne iſt Gutzkow, in dieſem Uriel Acoſta ein Philoſoph. Ich glaube nicht, daß er ſich erſchoſſen hat — er hat vorbeigeſchoſſen.

Wenn es erſt dahin kommt, daß Tragödien gedacht und gedichtet werden, die mit dem Malheur unſerer Zeit ein tragiſches Ende machen, dann werden dieſe Tragödien auch aufgeführt werden können, und die Männer der neuen Zeit, die conſequenten Acoſtas, werden mit Freuden, ja mit Genuß im Angeſichte der Welt, nicht hinter den Couliſſen, ins Verderben gehen. Mehr Hebbel, weniger Gutzkow, noch lieber, mehr Hebbel'ſche Charaktere! und es wird nicht an Leuten fehlen, welche dem Malheur die Tragödie vorziehen, und Tragödien machen, anſtatt ſie zu traveſtiren.

Eine traveſtirte Tragödie wäre gut, wenn ſie es genug wäre, denn dann wäre ſie eine Komödie; das aber iſt der Uriel Acoſta nur an einigen Stellen. Was alſo iſt er? Nicht Fiſch, nicht Fleiſch, wie die Zeit, die ihn erzeugte.

Leſen Sie dieſes Unweſen nicht!

9.

Drei Briefe über die deutſche religiös-politiſche Bewegung von 1845.

---

1. Brief.

An den Redacteur der Oppoſition.

Zürich den 15. Nov. 1845.

Verehrter Freund,

Ich ſende Ihnen meine Bemerkungen über die religiös-politiſche Bewegung in Deutſchland vom Jahr 1845, um Sie von Ihrer Anſicht zu bekehren, daß dieſe Vorgänge nichts werth ſeien, weil ſie nicht unmittelbar einen freien Staat hervorbringen.

Alle Welt empfindet, daß bei uns etwas vorgeht; die Bewegung des deutſchen Volks, vorzüglich die religiöſe, erſcheint als eine ganz ungewöhnliche. Aus der Literatur ſieht man die Oppoſition herabgeſenkt in die Köpfe der Maſſe. Die Regierungen finden ihr Material unter den Händen verändert, die Menſchen ſind frei geworden und führen eine ganz neue Sprache. Um aber bei den Regierungen den Entſchluß zu erzeugen, der Bewegung des Volks zu folgen, dazu bedarf es offenbar noch einer ſehr bedeutenden Steigerung derſelben oder einer ſtarken Erſchütterung von Außen. Dies iſt unſere Lage; und dieſen verhängnißvollen Zuſtand, daß man den Ausbruch innerer und äußerer Revolutionen mit verſchloſſenen Augen abwartet und aller Mittel beraubt iſt, um durch freiwillige Reformen den nahenden Sturm zu beſchwören, verdanken wir dem reaktionären Syſtem der jetzigen preußiſchen Regierung.

Die preußiſche Regierung hat alle Sympathie der Deutſchen und eines großen, grade des beſten Theils ihrer eignen Mitbürger verſcherzt, unwiderruflich verſcherzt. Aber wenn auch das offizielle Preußen unpopulär, wenn auch der „geiſtesfreie Staat mit demokratiſchen Inſtitutionen" zum abſchreckenden Bilde eines pietiſtiſchen Polizeiſtaates geworden iſt; dennoch ſieht ſich fortwährend ganz Deutſchland an ſein Schickſal gebunden. Keine literariſche, keine religiöſe, keine philoſophiſche, keine Staatsentwickelung kann in Deutſchland auf durchgreifende Weiſe gelingen, wenn Preußen dabei unbetheiligt bleibt. Darum ſind die kleinen deutſchen Revolutionen nach 1830 ſo klein geblieben, darum begreift jetzt jeder, daß es ſich für die nächſte Zukunft einfach um den Sieg der Freiheit in Preußen handelt, *darum iſt die jetzige preußiſche Bewegung weſentlich eine deutſche*.

Als der gegenwärtige König zur Regierung kam, ſtanden ihm zwei Wege offen, den lange komprimirten Geiſt zu entfeſſeln. Er konnte *mit* Willen oder *wider* Willen die Bewegung machen. Er hat gewählt: ſollte die Geſchichte nicht aufhören, ihre Prämiſſen zu entwickeln, ſo mußte ſie es gegen ſeinen Willen thun. Der König hat bei wiederholten Gelegenheiten in ſeinen Reden und Cabinetsordres mit deutlichen Worten die *konſtitutionelle*, die *literariſche* und die *religiöſe* Bewegung in Preußen entſchieden verworfen.

Bei ſeiner Thronbeſteigung war in Deutſchland nur Eine Stimme, daß nach dieſer 25jährigen Proſa, nach dieſer unerhörten Täuſchung aller Verheißungen, nach dieſer unverantwortlichen Vergeſſenheit aller freien Geſetze aus der großen Verjüngungsperiode, eine Zeit der Poeſie und der Erfüllung kommen müſſe, und daß der König die goldenen Früchte der Saat, die von 1808—18 geſä't worden war, erndten werde, wenn er das Syſtem der Herrſchaft und des Land- und Leutebeſitzes, welches ja doch ſchon keine volle Wahrheit mehr ſei, in das Syſtem der durchgeführten und ehrlich konſtituirten Freiheit verwandeln wollte. An der Möglichkeit war nicht zu zweifeln. Die lange Arbeit im Innern und in der Stille der Theorie hatte das Volk aus der alten Rohheit zur Humanität und Bildung erhoben. Die Verfaſſung der Städte, die Philoſophie, die Literatur, die Erinnerung an die Erhebung, die Erfahrung des Aufſchwungs, die Berührung mit den Franzoſen, die freiwillige Aufnahme der Ideen der großen Revolution, der Eindruck der Julirevolution, die Entwickelung der überirdiſchen Spekulation zur lebendigen, humanen, genießbaren, politiſchen und poetiſchen Bewegung — die ganze innere und äußere Geſchichte befähigte das Volk und drängte mit Nothwendigkeit auf die Rückkehr zur Freiheit hin;—es galt die Konſtituirung aller der neuen Elemente, auf der einen Seite die völlig befreite Theorie und Preſſe, auf der andern die Ausbildung des demokratiſchen freien Staates, der im oſtpreußiſchen Norden unter dem Druck der Eroberer ſeine erſten, kühnen Anfänge genommen und nun ſeit 25 Jahren vor die Thür der Domainenverwaltung und ihrer Feldhüter, der Polizei, geſetzt war.

Aber der König hat ſein eigenes Ideal. Er verließ ſogar den Weg ſeines Vaters. Während jener nichts that, als daß er über die Erbſchaft der Freiheitskriege, wie ſie eben war, im Sinne der alten Monarchie disponirte und Alles was aus dem Volk einen Miterben hätte machen können, ſelbſt ſein königliches Wort, dahin geſtellt ſein ließ, hat der jetzt regierende König einen poſitiven Zweck und ein ausgeſprochenes Ideal, das er zu verwirklichen ſucht. Dieſer poſitive Zweck, dieſes von dem Könige wiederholt ausgeſprochene Ideal iſt *das rein perſönliche Regiment*, geſtützt auf den „*Glauben der Vorväter*." Der König haßt die modernen Gedanken, und in beiden Rückſichten, in Politik und Religion, ſchwebt ihm die Rückkehr zu einer beſſeren Zeit als Ideal vor. Da keine beſtimmte Zeit und keine beſtimmte Form als die gute feſtgeſtellt werden kann, ſo bleibt der Zweck ziemlich unbeſtimmt, nur die Richtung im Allgemeinen iſt klar, im Uebrigen hängt es von dem „Herzen des Königs und ſeinen allerhöchſten Entſchließungen" ab, welche beſtimmte Vorzeit jedesmal die gültige und erwünſchte iſt. Als man in Königsberg auf das Jahr 1815 und auf das Geſetz vom 22. Mai 1815, welches eine allgemeine Volksvertretung anordnet, zurückgehen wollte, wurde in der Kabinetsordre vom 4. Oct. 1840 die Rückkehr zu *dieſer* Vorzeit und zu *dieſem* „Glauben der Väter," dem Glauben an die konſtitutionelle Freiheit, ausdrücklich verworfen und nur der Grundſatz feſtgehalten, „der *jedesmalige* Wille des Königs iſt das Geſetz des Staates." Daraus ergibt ſich nun, daß ſeit 1840 die Verfaſſung Preußens ſehr einfach die Willens-, Gemüths- und Geiſtesverfaſſung ſeines Königs iſt.

Deßhalb hängt in Preußen jetzt mehr als je Alles von der Perſon des Königs ab; Alles ſieht nach oben, und erſt wenn der König geſprochen hat, weiß man, wie man dran iſt, nicht für immer, verſteht ſich, ſondern für ſo lange, als man nicht vermuthet, daß der König ſeine Anſicht geändert habe und nun anders ſprechen werde.

Die Entſchließungen und Worte des Königs üben in einem ſolchen Zuſtande natürlich den durchgreifendſten Einfluß aus; der bewegliche und phantaſiereiche König, der jetzt auf dem Throne ſitzt, muß alſo in das ganze Getriebe eine ungewöhnliche Bewegung bringen.

Dieß erklärt im Allgemeinen das neue Leben, welches ſich in Preußen ſeit 1840 gezeigt hat und läßt eine fortſchreitende Steigerung für die Zukunft erwarten. Aber die Urſachen der Bewegung liegen eben ſo ſehr im Volk und in der Zeit, als in dem Naturel des Königs.

Hätte der König mit ſeinen Herzenswünſchen das Herz des Volkes und unſerer Zeit getroffen, ſo wäre, nach der 25jährigen Kompreſſion, die ſein Vater ausgeübt, ſogleich eine noch viel größere Bewegung des Volks erfolgt, als wir ſie erlebt haben. Die bloßen Ereigniſſe, die wir jetzt vor uns ſehen, hätten wir hinter uns, und auf die bequemſte Weiſe von der Welt, wie einen Geburtstag oder ein Frühlingsfeſt durch den bloßen glücklichen Thronwechſel. Es iſt gerade umgekehrt gekommen.

Durch ſein Ideal in Politik und Religion iſt der König nach einander mit allen Provinzen in Widerſpruch gerathen, mit der Rheinprovinz in einen politiſchen über die freie und deutſche Geſetzgebung, mit Oſtpreußen und Schleſien über die Verfaſſungsfrage, ob das väterliche Geſetz vom 22. Mai 1815 oder fort und fort die jedesmalige allerhöchſte Entſchließung das Grundgeſetz des Staates ſei; mit verſchiedenen Städten über die Religion. Der König hat Halle, Berlin, Königsberg, Breslau zurechtgewieſen, er hat ſich durch die Demonſtrationen ganzer Provinzen und großer Volksverſammlungen „nicht imponiren laſſen,“ ſich entſchieden gegen die freie Richtung der Lichtfreunde erklärt und für die hierarchiſch-pietiſtiſche, obgleich ſie faſt ohne allen Halt im Volke iſt und nur Geiſtliche, Beamte und etwas Adel aufbringen konnte, ſeine Sympathie ausgedrückt. Dieſe Differenzen ſind ſehr gewagt; der König iſt ein mächtiger Herr; aber er überſchätzt ſeine Macht. Die Arbeit der Jahrhunderte ungeſchehen zu machen, wäre eine ſo große Verwüſtung, daß er dazu geradezu ein zweites Volk und die Ueberwältigung ſeines eignen nöthig hätte und auch dann noch nicht zum Zweck gelangen würde.*)

Intereſſant iſt die Differenz mit Königsberg. In ihr wird der Gegenſatz möglichſt abgeſtumpft, ohne Zweifel aus dem Gefühl, daß eine Regierung denn doch keine Dogmen ſchaffen könne und den Zeitgeiſt nehmen und gebrauchen müſſe, wie ſie ihn gebildet finde. Der Magiſtrat von Königsberg proteſtirt am 23. Sept. gegen die Anmaßung der pietiſtiſch-hierarchiſchen Partei. Es iſt wohl zu merken, daß dieſer Proteſt ſpäter iſt, als die Erklärung des Königs gegen den Berliner Magiſtrat, daß unter den Frommen ſeine treueſten Diener wären. Der Königsberger Magiſtrat „fürchtet Sekten,“ er hat den wahrſcheinlichen Abfall der Lichtfreunde im Sinn

---

*) Das Toleranzedict von 1847, welches Civilehe, Austritt aus dem Chriſtenthum und freie Gemeinden freigiebt, mildert den Conflict und befriedigt die gemäßigte Mehrzahl.

(der ſeitdem, bevor noch dieſer Aufſatz zum Drucke gelangte, erfolgt iſt.) Die Mehrzahl halte feſt am „Glauben der Väter," ſie wolle aber nicht, daß Einzelne in *kraſſer Form* ihr vorſchreiben, was ſie glauben ſolle, was nicht. In der Kirche wolle ſie bleiben: aber ſie wiſſe die Förderung der Kirche von allem *Hierarchiſchen* zu ſondern." Der Magiſtrat überläßt ſchließlich dem Könige, was er thun will. — Der König „hat der Vorſtellung des Magiſtrats mit Wohlgefallen die Ueberzeugung entnommen, daß die *Mehrzahl* der Königsberger *am Glauben der Väter* treu feſthalten will, und daß die Spaltung der Kirche in Sekten ein großes Uebel ſein werde. Der Magiſtrat werde in einer Zeit, wo es mit mehr Kühnheit, als es je von vielen Seiten verſucht wird, *den Glauben der Väter* anzugreifen und in ſeinen Fundamenten zu erſchüttern, ſeinerſeits auch bemüht ſein, *das treue Feſthalten an jenem Glauben nach beſtem Vermögen überall ſtützen* und fördern zu helfen und dadurch die Sektenſpaltung und die Vertauſchung der *kirchlichen Autorität* gegen die Despotie jeder individuellen Meinung entgegenwirken, welche für ſich Lehrberechtigung der evangeliſchen Gemeinde gegenüber in Anſpruch nimmt." — Leider iſt es ewig unmöglich der Despotie der individuellen Vernunft anders zu entgehen, als daß man ſeine eigene Vernunft dagegen ſetzt. Die Differenz zwiſchen dem Könige und dem Magiſtrat iſt nicht geringer, als ſie in Halle und Berlin war, ſie verwiſcht ſich nur durch den unbeſtimmten Ausdruck: „Glauben der Väter," unter dem der Magiſtrat den Rationalismus, der König die Orthodoxie verſteht. Die Differenz würde gleich hervortreten, wenn jeder Theil ſagte, was er glaubte und was nicht. Indeſſen beide Theile wiſſen auch, daß eine nähere Erörterung überflüſſig iſt. Jedermann lieſet zwiſchen den Zeilen und weiß, der eine Theil will die *Freiheit*, der andere die *Autorität*.

Die religiöſe Differenz nimmt eben darum, weil ſie eine ſo entſchiedene iſt, das öffentliche Intereſſe ſo lebhaft in Anſpruch; und ſie iſt um ſo entſchiedener, je ausgebildeter das Gefühl der Geiſtesfreiheit in Deutſchland wurde und je mehr Gewicht der König auf die Wiederherſtellung der Rechtgläubigkeit oder des „wahren Chriſtenthums“ legt. Das Chriſtenthum iſt aber ein zweiſchneidiges Schwert: *ſeine Wahrheit iſt der Menſch und ſeine Realiſirung der wirklich geiſtig und ſozial-politiſch befreite Menſch*.

Dieſe Wahrheit iſt jetzt enthüllt; und die religiöſe Bewegung, die von der Reaktion ſo ſehnlich herbeigewünſcht und auf alle Weiſe geſchürt wurde, hat den Sinn: von der einen Seite das Eindringen dieſes Bewußtſeins der Freiheit und der Bildung in das Volksleben, von der anderen den Widerſtand dagegen. Die Menſchen ſollen Religion haben, das Herz der Menſchen ſoll ſich mit einem weſentlichen Inhalt erfüllen und bewegen laſſen; der Streit iſt nur der, ob die alte Privatgläubigkeit oder die univerſelle Humaniſirung und die demokratiſche Realiſirung des Chriſtenthums, *nach dem alle Menſchen Brüder und gleich ſind*, den Inhalt der neuen Religioſität ausmachen ſoll.

Der kantiſche Rationalismus, der den Chriſten leidlich vernünftig, der jetzige, der ihn zum Menſchen, zum gebildeten, freien und emanzipirten Menſchen macht, die Aufklärung, die Philoſophie, die ſchöne Literatur und die große Revolution, die ſozialen Probleme ſind über Deutſchland gekommen. Längſt iſt im theoretiſchen Gebiet die Freiheit von aller Autorität erobert und im praktiſchen das Ideal geltend gemacht, daß jedes Volk ſich nach ſeiner Bildung jedesmal ſeine Geſetze ſelbſt zu geben habe. Die Formen, in denen das Volk ſich ſelbſt ſeine Geſetze, dieſe einzige nicht freiheits-feindliche Autorität, kreiren kann, ſind entdeckt und bei den gebildeten Völkern in Anwendung gebracht. Es iſt alſo ganz unzweifelhaft, daß in unſerer Zeit und in Deutſchland weder die Autorität der Prieſter, noch die perſönliche Willkür des unumſchränkten Königs die Herzen der Menſchen zu gewinnen und zu feſſeln im Stande iſt. Das illuſoriſche Chriſtenthum faßt nicht mehr, das wahre Chriſtenthum, ſein wahrer Sinn, ſein Weſen, der freie Menſch und deſſen Realiſirung, würde aber allerdings die Aufgabe unſerer Zeit in ihrem ganzen Umfange löſen. In dieſem Sinn iſt unſere Zeit religiös, in dieſem Sinn iſt die religiöſe Bewegung in Deutſchland ſchlechthin Freiheitsbewegung.

Laſſen wir uns einen Augenblick auf die Differenz ein, um ihre Bedeutung aus ihrer eigenen Faſſung zu erkennen. Die Einen wollen den Glauben, einen beſtimmten Glauben; die Anderen wollen ſich auf nichts Beſtimmtes einlaſſen. Die den beſtimmten Glauben wollen, haben unglückliche Verſuche gemacht, ihn feſtzuſetzen. Die Pfaffen können nicht mehr feſtſetzen, was die Menſchen glauben ſollen, ſie ſind ſelbſt nur darüber einig, daß ſie exiſtiren müſſen. Um über die Dogmen einig zu werden, können ſie aber auch nicht mehr abſtimmen; denn kein Menſch nimmt heutzutage noch den Glaubensſatz als ein Geſetz, ſondern lediglich als eine Sache der Privatmeinung. Die Augsburgiſche Konfeſſion zu befehlen, wie dies die ſächſiſchen Miniſter verſucht haben, iſt alſo ein vergebliches Unternehmen. Die ſächſiſchen Miniſter glauben ſelber nicht mehr an alle die Herrlichkeiten, z. E. ſicherlich nicht an den Teufel und ſeine großen Verwüſtungen, Hagel, Peſt und Sturm auf Erden; ſie haben ohne Zweifel ſelbſt ihre Zweifel; was wollen ſie alſo den Glauben für andere dekretiren? Es handelt ſich heutzutage nicht mehr um die Satzungen der Theologen oder Pfaffen, es handelt ſich nicht mehr um einen beſtimmten Glauben, es handelt ſich gar nicht mehr um den Glauben und um die Kirche, ſondern um die Freiheit des Geiſtes und der menſchlichen Geſellſchaft. Die freien Gemeinden ſind keine Kirche. Die Kirche iſt die Gemeinſchaft der Theologen, welche die Geſetze des Glaubens feſtſtellen, Kirchenverſammlung ganz konſequent Pfaffenverſammlung; die freien Gemeinden dagegen, wie ſie zum Beiſpiel die Deutſchkatholiken bilden, ſind, ſo lange ſie nicht wieder in die Hände von Pfaffen fallen, lauter gleiche Menſchen, welche ihr Leben ſelbſt ordnen und ihre theoretiſche Fortbildung zum Ergebniß der Zeitentwickelung machen. Ihre Hauptaufgabe iſt daher die Erziehung. Die Selbſtbeſtimmung der Gemeinden iſt Freiheit; die Herrſchaft der Theologen Hierarchie.

Es iſt nun dahin gekommen, daß die Pfaffen in der That abgeſchafft ſind. Als Herrſcher und Geſetzgeber exiſtiren ſie nicht mehr; wo ſie als Beamte exiſtiren, kommt es darauf an, ſie zu einfachen Gemeindegliedern und ihre Funktionen zu wiſſenſchaftlichem Unterricht zu vermenſchlichen. Die Religion für die große Herzensangelegenheit der freien Menſchen, die Begeiſterung für ihre gemeinſame Aufgabe — das iſt kein Monopol einer Zunft, ſondern eine Angelegenheit der ganzen Gemeinde und nicht nur der Einen, ſondern aller freikonſtituirten und freidenkenden Gemeinden.

Weil es unmöglich iſt, neue Dogmen aufzuſtellen und eben ſo unmöglich, die alten feſtzuhalten, ſo fällt alles Intereſſe bei der religiöſen Bewegung in die Freiheit auf der einen und in den Widerſtand dagegen auf der andern Seite. Deshalb iſt auch die ganze religiöſe Bewegung in Deutſchland eine politiſche und ſie iſt dies

1) der Form nach; denn ſie iſt in Preußen nun einmal augenſcheinlich ein Konflikt der rationalen Bildung unſerer Zeit mit dem Ideal des Königs und der pietiſtiſch-hierarchiſchen Partei.

2) dem Inhalte nach; denn weder die Lichtfreunde, noch die Deutſchkatholiken wollen ein Dogma oder einen anderen „Glauben", ſondern ſie wollen Geiſtesfreiheit und Gemeindefreiheit, ſie wollen theoretiſche und praktiſche Emanzipation. Sie wollen keine Sekte bilden, ſie wollen das vorſtellen und ausüben, was ihnen am Herzen liegt und was ſie ſind, — ſie wollen freie Menſchen ſein, die frei konſtituirt ſind, und die Bildung der Zeit durch Leben und Schule auf ihre Nachkommen bringen.

Sobald die religiöſe Bewegung in Deutſchland zur vollſtändigen Klarheit über ihren Inhalt und ihre Lage gekommen iſt, wird die Scheidung von der Kirche überall vor ſich gehen, eine Scheidung wodurch ſich keine Sekte oder Glaubensnüance bildet, ſondern wodurch ſich die Reformation des 19. Jahrhunderts vollzieht, die nothwendig eine totale Freiheit im Auge haben muß, weil es gegenwärtig klar iſt, daß eine geiſtige

Freiheit nur in politiſch-ſozialer Konſtituirung geſichert und realiſirt werden kann. Die Lichtfreunde ſind bis jetzt bei der theoretiſchen, der Geiſtesfreiheit ſtehn geblieben. Sie entſpringen aus dem alten und neuen Rationalismus. Das Dogma genirt ſie wenig, weil es überhaupt die rationalen Proteſtanten, d. h. die große Maſſe unſerer Zeitgenoſſen, nicht genirt. Es handelt ſich vornämlich um die Bibel, die zwar immer frei ausgelegt, aber doch zum Grunde gelegt wurde.

Wislicenus in ſeiner Schrift: „Ob Schrift? Ob Geiſt?" macht nun den Zeitgeiſt und die Philoſophie ausdrücklich zum Prinzip und hebt dadurch die zum Grunde liegende Bibel und ihre Autorität auf. Es iſt richtig, daß er das ausdrücklich thut, was ſonſt jede Zeit nur unbewußt gethan hat; — aber die Lichtfreunde kommen mit dieſer Theorie nicht von der Stelle. Warum nicht? Weil ſie ſich gegen die Kirche und das Pfaffenthum nur erklären, nicht dagegen handeln, ihm die Maſſen der Menſchen zwar aufſäſſig machen, ſie ihm aber nicht entreißen; weil ſie kein eignes neues Leben beginnen, ſondern in der Kirche bleiben und wenn auch bei einem freieren Glauben, doch immer beim Glauben bleiben; weil ſie ſich nicht nach der Freiheit, von der ſie durchdrungen ſind, konſtituiren, ſondern — wie der Königsberger Magiſtrat, „erwarten, was der König thun wird."

Was der König thun wird?! Der König hat erklärt, „was er thun wird," und er hat den Lichtfreunden ganz richtig gerathen, als er ihnen in Halle ſagte, ſie möchten ſich auf ihre eignen Füße ſtellen — nur müſſen ſie es in Maſſe thun. — Der König nannte dies „eine Sekte bilden," weil er ſich den Erfolg nicht als totale Befreiung vom Glauben, ſondern nur als eine Modifikation des bisherigen Glaubens vorſtellte und der Bewegung keine Ausbreitung und keine Energie zutraute. Der König würde aber ſeine Anſicht von der freien Sektenbildung ſofort ändern, wenn die Lichtfreunde zum klaren Bewußtſein kämen, ſich konſtituirien, wie es pfaffenfreien Gemeinden zukommt, und wenn dann die Maſſen ihnen zufielen, die im Grunde der Seele mit ihnen übereinſtimmen.

Allerdings ſind ſchon die Volksverſammlungen und die unzähligen Proteſte gegen die Pietiſten gelungene Verſuche, um ſich von der Popularität der Sache zu überzeugen; aber ſie ſind noch eingehüllt in den Nebel der *Glaubens*freiheit, es fehlt ihnen noch der klare Begriff der *wirklichen* Freiheit, der Freiheit vom Glauben überhaupt und die daraus entſpringende konſtituirende Energie. Die Lichtfreunde *thun* noch nicht, was ſie *wollen*, ja, ſie ſagen noch nicht einmal, was ſie denken.*)

---

*) Seit 1845 iſt der Fortſchritt gemacht. Die *„freien Gemeinden“* ſind ausgetreten. Die *Glaubens*differenz iſt für ſie keine Frage mehr. Ihre Aufgabe iſt humane Conſtituirung und der humane Inhalt des Gemeindelebens: Schule, Wiſſenſchaft, Kunſt und Politik. Die Schwierigkeit iſt hier keine andere als in allen menſchlichen Dingen, zuerſt müſſen die Gemeinden groß und mächtig, reich und gebildet ſein, um wirklich „freie Gemeinden“ zu bilden, und dann iſt es klar, daß erſt die *freien* Gemeinden dies alles erreichen können. Dieſer Zirkel, der die Hauptſchwierigkeit aller Entwickelung iſt, löſet ſich nur dadurch zur Spirallinie des Fortſchritts auf, daß die theoretiſche Freiheit ſich lange vorher ſporadiſch verbreitet und überall einſchleicht, ehe das Gewitter der neuen Conſtituirung ihre Exiſtenz zu einem anſchaulichen und imponirenden Phänomen macht.

Dies iſt bei den Deutſchkatholiken anders. Dieſe Bewegung gewinnt ihre tiefere Bedeutung ſchon durch den totalen Abfall von der römiſchen Kirche. Die eigentliche Kirche, das Pfaffenthum, welches Dogma und Gemüth beherrſcht, iſt die römiſche Kirche. Hier iſt der Pfaffe ganz unterjocht, ganz entmenſcht und gebrochen. Seine Aufgabe iſt, dieſe Unterjochung und Zerſtörung des freien Menſchen, die er in ſich verwirklicht ſieht, überall zu vollziehen, damit Alle dem allgemeinen Wahn zum Opfer fallen:

„Unſichtbar wird Einer nur im Himmel,
Und ein Heiland wird am Kreuz verehrt,
Opfer fallen hier,
Weder Lamm noch Stier,
Aber Menſchenopfer unerhört.

Von dieſer totalen Vernichtung des Menſchen durch den Katholizismus gibt es nur Eine Befreiung: die totale Wiederherſtellung des Menſchen und die Vernichtung des Pfaffen in allen Menſchen.

Mit dem erſten Wort, welches die Deutſchkatholiken geſprochen, erſcholl dieſer goldene Morgenruf einer neuen Zeit: „werdet wieder Menſchen, werdet frei!“ Sie ſagen und predigen empfänglichen Gemüthern, dem feinen Ohr des Volks, dem letzten Richter über alle Weisheit: „Wir wollen Alle Brüder ſein und brauchen keine Pfaffen, wir proklamiren keinen Glauben, wir proklamiren die Liebe, und dieſe Liebe verwirklicht ſich in der Gemeinde freier und ſolidariſch verbundener Menſchen, deren Aufgabe eine ideale, die Geiſtesfreiheit iſt und eben ſo ſehr eine reelle, die Erziehung und die Sicherung der Einzelnen im Ganzen.“ Durch das Letztere treten die neuen

Gemeinden an die Stelle der Korporationen und würden, wenn ſie Ernſt mit der Praxis der Verbrüderung machten, in viel umfaſſenderem Sinne leiſten, was früher die Korporationen zur Aufgabe hatten. Ronge ſagt in ſeinem „Zuruf“: „der Geiſt der Liebe läßt das Wort des Evangeliums nicht als Spielpuppe, das Evangelium nicht als dogmatiſche Zauberſchranke, nur den Geiſtlichen zugänglich, beſtehen; er dringt auf Befolgung des Wortes, auf Bethätigung der evangeliſchen Lehren.“

Das zweitauſendjährige Spiel mit der Bruderliebe ſoll Ernſt, der Zauber des Dogma's gelöſt, die Bethätigung der chriſtlichen Lehren die Aufgabe werden, — das heißt in der That den wahren Sinn und Zweck des Chriſtenthums ergreifen. Der wahre Sinn des Dogma's iſt der Menſch und die menſchliche Freiheit, die jedermanns Sache iſt; die abgedroſchene Redensart der „allgemeinen Menſchenliebe“ gewinnt aber erſt einen Sinn, wenn kein Glied der Gemeinde verloren geht und verkommt, wie nur der ſeine Kinder liebt, der ſie zu wahren Menſchen ausbildet und zur Erreichung ihres höchſten Zweckes geſchickt macht. Die Liebe reell zum Prinzip machen, heißt die Praxis der Humanität — die Freiheit — zum Prinzip machen. Daher die Konſtituirung freier Gemeinden.

Die Lichtfreunde machen Oppoſition gegen die Obſkurantenpartei, die das Heft in Händen hat. Es könnte ſcheinen, als wäre dies kühner und mehr gethan; auch haben die Lichtfreunde dieſen Schein bereits gebüßt; es iſt aber dennoch weniger gethan. Könnten ſie ihren Zweck erreichen und die Obſkuranten aus ihrer politiſchen Stellung vertreiben, um an ihrer Stelle das

Licht des Rationalismus und der Philoſophie wieder zum Regiment bringen; ſo wäre ihre Aufgabe gelöſt, die Sachen ſtänden aber nicht beſſer, als wir ſie ſchon früher erlebt haben. Erſt wenn das Licht nun weiter leuchtete oder gar zündete, würde eine Reformation entſtehn, man würde thun, was man denkt.

Das Prinzip der Deutſchkatholiken dagegen iſt unmittelbar der freie Menſch. Darnach konſtituiren ſie ſich und verwandeln ohne weiteres die unmenſchlichen Formen des Aberglaubens und des Pfaffenthums in die menſchlichen Formen der heutigen Bildung. Daher die Kraft dieſer Bewegung; darum haben die Deutſchkatholiken ſo unendlich viel geleiſtet — eine neue Welt erobert für ſich und ihre Nachkommen.

Es iſt zu vermuthen, daß die Lichtfreunde und die Deutſchkatholiken noch in einen Strom zuſammenfließen werden, es iſt zu wünſchen.

Die Bewegung beider Strömungen beweiſ't aber, daß weder hier, noch dort die Obſkuranten und Pfaffen auf das ganze Volk rechnen können und daß die Aufklärung ſo gut, als der Aberglaube die Maſſen in Bewegung ſetzt. Die Bildung und Philoſophie des Jahrhunderts iſt durch dieſe Bewegung zur Herzensſache des Volks, d. h. zur Religion geworden

Man würde ſich ſehr irren, wenn man die Literatur und die Ausſprüche der Theilnehmer, ja, wenn man ſelbſt das Bewußtſein der bewegten Volksmaſſen, wie es ſich giebt, beim Wort nähme und mit kritiſchem Hochmuth darüber herführe. Es iſt natürlich, daß die erſten Verſuche der neuen Richtung, ſich auszuſprechen, den Verſuchen eines Kindes gleichen, welches gehen lernt.

Die Köthener Verſammlung, ſtatt unmittelbar die Konſtituirung unzähliger neuer Gemeinden zu beſchließen, erklärt ſich ſelbſt für den richtigen, die Pietiſten und Obſkuranten für den unrichtigen Proteſtantismus. Was heißt das? Nichts weiter, als wir wünſchen einen philoſophiſchen Kultusminiſter und wollen die Pietiſten aus der Regierung haben. Damit wäre aber wenig gewonnen; im Gegentheil, es wäre viel damit verloren. Man hätte gar keine Urſache, ſich auf ſeinen eignen Kopf und ſeine eigne Kraft zu verlaſſen; das Volk käme weder zur Selbſtbeſtimmung, noch zum Selbſtgefühl; Altlutheraner und Lämmelbrüder, oder wie dergleichen Kapricen weiter heißen, würden wieder in die Oppoſition geworfen, das milde Licht der unfruchtbaren Theorie würde wieder trivial und das große Experiment, welches die Geſchichte jetzt herbeigeführt, ob das Volk in Maſſe ein freies Gemeindeleben und ſeine reellen Zwecke, Schule und ſolidariſche Verbindung der Gemeindeglieder, Abſchaffung der Pfaffen und des Aberglaubens wünſche und ertragen könne, ginge gänzlich verloren. Es kann jetzt gemacht werden, dieſes welthiſtoriſche Experiment, es kann eine Reformation des Proteſtatismus und ſeine direkte Auflöſung in Freiheit und Humanität, *in frei konſtituirte Gemeinden mit dem Zweck der Bildung und Verbrüderung durchgeführt werden.* Die proteſtantiſchen Freunde würden unter den jetzigen Umſtänden ohne Zweifel ganze Gemeinden, ja, ganze Städte und Provinzen gewinnen; *aber ſie müſſen keinem Pfaffen trauen*, der nicht ſelbſt gegen die Pfaffen auftreten und einfaches Gemeindeglied werden will, bis er von der Gemeinde etwa wieder zum Lehrer oder Vorſteher eingeſetzt wird. Die Pfaffen und die Pfründen müſſen gänzlich bei Seite bleiben: „Trachtet am erſten nach der Freiheit, ſo wird euch alles Andere von ſelbſt zufallen.“

Noch viel konfuſer und ganz voller Vorzeit iſt die Erklärung der Leipzig-Dresdner Vorſtände der deutſchkatholiſchen Gemeinden vom 15. Juli. Man hört den ſächſiſchen Philiſter predigen und über der Predigt vergißt er den Inhalt. Die Bedeutung der Bewegung liegt weit hinaus über dieſen altlutheriſchen Nebel vom „reinen Wort Gottes,“ vom „Heiland und Erlöſer“, den die armen Sachſen in ihrer verſumpften Atmoſphäre eingeſogen. Wäre damals in Paläſtina die Welt erlöſet worden, meine Herren, ſo hätten Sie heute nichts mehr zu reformiren. Indeſſen Ihre Erklärung iſt vom 15. Juli, die ſächſiſche Geſchichte hat ſeitdem manches aufgeklärt, in dieſen 6 Monaten werden Sie ſich ohne Zweifel ſelbſt von Ihrem Lutherthum erlöſet haben, und die ſelbſterlöſende Kraft unſerer Zeit oder die Autonomie des menſchlichen Geiſtes wird Ihnen klar ſein.

Selbſt Ronge's „Zuruf“ und ſeine „katholiſchen Dichtungen“ tragen noch das Gepräge einer Dämmerung der Wahrheit, die von ſeiner reellen Wirkſamkeit unendlich weit übertroffen wird. Auf die Praxis aber kommt es hier an.

Dies Verhältniß wird von allen denen überſehen, die ſich einfach an die Worte der neuen Reformatoren halten, oder gar gelehrte, tiefſinnige, poetiſche und philoſophiſche Forderungen an die Führer dieſer Bewegung ſtellen. Ihr Verdienſt iſt die Sympathie mit dem Volke und die Sympathie des Volks mit ihnen — etwas bisher ganz Unerhörtes unter uns; — und dieſe Bewegung des Volks in Maſſe läutert Alle, die dabei ſich wirklich zu betheiligen fähig ſind, von ſelber. Die Führer müſſen nothwendig dieſelben Fortſchritte machen, die das Volk macht, und der Fortſchritt des Volkes von dem Widerwillen und der Gleichgültigkeit an dem alten verblichenen Ideal zu einer großen ernſtlichen Begeiſterung für eine freiere Form des Lebens und Denkens iſt ein ungeheuerer Aufſchwung. Die Freiheit wird dadurch Herzensſache des Volkes, und die Erfahrung davon muß die Führer heben und die edle Seite ihres Geiſtes zur raſchen Entwickelung bringen.

Die Rückkehr zu dem religiöſen Intereſſe iſt daher kein Abfall von der Freiheit, ſie iſt nichts anderes als die Rückkehr zu der Quelle aller Bewegung, zu dem Herzen des Volkes, ſie iſt kein Verlaſſen der philoſophiſchen und politiſchen Freiheitsideen, ſie iſt vielmehr eine Concentrirung des ganzen bisherigen idealen Erwerbs zur einfachen Gemüthsbewegung des Volks.

Iſt die Bewegung nun fähig, ſich durchzuſetzen und das Volk in immer größeren Kreiſen zu ergreifen, woran wir keinen Augenblick zweifeln, ſo kann ihr Reſultat kein anderes ſein, als die theoretiſche und praktiſche Befreiung der Deutſchen im Sinne unſerer Zeit. Was ſich das Deutſchthum träumt, was ſich die „Chriſtlichen" vorſpiegeln, was wirklich Patriotiſches und Dogmatiſches in den einzelnen Theilnehmern lebt und kocht, — Alles dies wird von der unerbittlichen Flamme der Philoſophie geläutert und von dem Zeitgeiſt in die klaren Zwecke der humanen Freiheit verwandelt werden.

Können die „Chriſten" ein neues Dogma machen? Nein! Warum nicht? Weil es niemand intereſſirt.

Können die „Deutſchen“ etwas ſpezifiſch Deutſches machen? Nein! Warum nicht? Weil ihre Philoſophie und Bildung, weil mit einem Worte die Freiheit, die ſie ja doch nur wollen, unter welcher Form es auch ſei, kein Monopol des deutſchen Namens, ſondern etwas Allgemeines iſt.

Das aber iſt allerdings ächt Deutſch bei der ganzen Angelegenheit, daß man bei dem Prinzip und bei der Reinigung des Herzens beginnt, daß man die Freiheit zur Gemüthsbewegung und zur ſpeziellen Erfahrung des ganzen Volkes macht, bevor man zur politiſchen Reform gelangt.

Auch vom Chriſtenthum kann die Bewegung nur das Wahre, den eigentlichen Sinn und Zweck, nicht das Unweſen annehmen. Nimmt man das Chriſtenthum in ſeiner dogmatiſchen, abſtrakten, himmliſchen Form, ſo wird es eine unerreichbare Unmöglichkeit: vom Himmel und ſeiner Seligkeit macht niemand die Probe. Das himmliſche Chriſtenthum und die Freiheit nach dem Tode iſt die Fahne der Reaktion. Nimmt man ſich dagegen vor, das Chriſtenthum zu realiſiren, d. h. ſein wahres Weſen, den Menſchen, zu realiſiren, ſo wird es die Fahne der Freiheit. Das dogmatiſche Chriſtenthum iſt Reaction, das praktiſche Chriſtenthum iſt Freiheit und Humanismus.

Das Volk ſteht der Praxis des Chriſtenthums, „alle Menſchen ſollen gleich und Brüder ſein,“ viel näher, als den Theorieen von den himmliſchen Dingen, die auch für den einfachen Verſtand, ſelbſt ohne alle Unterſtützung der Naturwiſſenſchaft, zum wenigſten problematiſch ſind.

Die Realiſirung der Religion, die mit dem ſozialen Idealismus des Chriſtenthums, der Liebe, Ernſt macht, iſt daher ein gewaltiger Strich durch die Rechnung der Reaktion. Vergebens hat ſie mit der Religion gebuhlt, vergebens hat ſie nach der Aechtung der Philoſophie an das Chriſtenthum appellirt; ſie iſt im Begriff, in letzter Inſtanz ihren Prozeß zu verlieren. Die Religion ſelbſt, das Herz mit ſeinen feurigſten Wünſchen wendet ſich gegen ſie; und je voller ſich die Kirchen der „wiederhergeſtellten, d. h. der verwirklichten Religion“ drängen, deſto unmöglicher werden die alten wüſten Träume der „geiſtlichen und weltlichen Herren.“ Das deutſche Volk braucht weiter nichts, als dieſen Aufſchwung für die Realiſirung der Religion allgemein zu machen, um alles Pfaffenthum und alle Despotie mit einem Schlage los zu ſein.

Dieſe Bedeutung muß jeder Mann von Einſicht der Bewegung zugeſtehen. Die liberalen proteſtantiſchen und katholiſchen Prieſter, welche daran herummäkeln, weil ſie von ihrem Kohl und ihrem theologiſchen Sauerteig gar nichts darin entdecken, die Gelehrten, welche an der Begeiſterung die Gelehrſamkeit und an der Befreiung des Herzens den Staub ihrer Hörſäle vermiſſen, denen die Freiheit nicht poſitiv genug iſt, weil ſie nur den freien Menſchen, nicht den Pfaffen ponirt, — dieſe unverbeſſerlichen Feinde der Menſchheit, die es vorherſehen, daß ſie auch hier wieder nur die Motten ſein werden, die in das neue Licht fliegen, nicht die Gäſte bei dem Feſt, zu dem es leuchtet, — haben bei dieſer Gelegenheit nur die Einſicht, daß ſie keine Ausſichten haben.

Der liberale proteſtantiſche Geiſtliche und Profeſſor bedenkt vor allen Dingen ſeine Pfründe und ſeine

Stellung. Die Freiſten ſelbſt werden immer dümmer, je mehr ſie „werden", ſo Dräſecke und Großmann, und nun gar wenn einer an einer Univerſität berühmt wird! er iſt für immer mit ſeinem Kohl identifizirt. Eben ſo traurig ſteht es mit den liberalen Katholiken, wie Weſſenberg und Kuenzer. Sie erſchrecken vor den Sektirern; der eine bleibt bei der „Kirche"; der andere will die Pfaffen durch die verſammelten Pfaffen reformiren. Dieſe „aufgeklärten würdigen Männer" wollen keine Freiheit von den Pfaffen, höchſtens etwas freiere Pfaffen.

Die Zeit dieſer Halbheiten, der Ruhm, in einer abſurden Stellung ein leidlich vernünftiger Menſch zu ſein, der Liberalismus der jetzigen Theologen, nicht mehr die Menſchen, ſondern nur ihre Schriften vernichten zu laſſen, die Ehre, Alles mögliche zu wiſſen, nur nicht, wo uns der Schuh drückt, nur nicht, wo uns die Kehle zugeſchnürt wird, nur nicht, wo die Welt verwüſtet, die Menſchheit verderbt wird — der Ruhm und die Ehre dieſer „Weiſen" geht raſch zu Ende.

Es handelt ſich jetzt nicht mehr um die verborgenen Tiefen der Weisheit, ſie ſind hervorzuheben; es handelt ſich nicht mehr um gelehrte und geniale Prozeduren in Kunſt und Theorie, ſie ſind zu verwandeln in geſcheidte und geniale Thaten für's Volk. Dieſer Vorgang iſt da. Er iſt ſehr unerwartet und in einer ganz neuen Schicht der Geſellſchaft zum Vorſchein gekommen. Es gehörte dazu weniger Hochmuth, als die Schriftgelehrten und Phariſäer beſitzen, und mehr Zuſammenhang mit dem Volke ſelbſt, zugleich aber die Erfüllung des eignen Herzens mit dem gründlichen befreienden Pulſe unſerer Zeit. Ehre den Männern, welche die neue Reformation unternehmen und ausführen. Es gehört viel mehr Charakter, viel mehr Takt, viel mehr Verſtand dazu, als unſere Schulfüchſe hinter dem Ofen ſich träumen laſſen. Der Erfolg kann aber auch nicht zweifelhaft ſein. Die religiöſe Freiheit, und wäre ſie noch ſo gründlich, muß ſich in Deutſchland durchſetzen, weil alle Bedingungen dazu gegeben ſind.

2. Brief.

An den Redacteur der Oppoſition.

Zürich den 16. Jan. 1845.

Verehrter Freund,

Um Ihnen zu beweiſen, wie ſogar das Material der despotiſchen Geſetzgebung zu Thaten der Freiheit benutzt werden kann, berufe ich mich auf die Schriften Guſtav von Struve's zu Mannheim.

Dieſe Bücher ſind ein juriſtiſches Phänomen. Der Fall, daß Juriſten mit Geiſt, Talent und Beharrlichkeit ihre Sachkenntniß für die Freiheit ausbeuten, wie dies der Procurator Leu und der Stadtgerichtsrath Simon thun, iſt eine ganz neue, ſehr wichtige Begebenheit. Nichts unterjocht die Menſchen mehr, als die heutige Jurisprudenz, aus dem einfachen Grunde, weil die ganze poſitive Geſetzgebung im Intereſſe der willkürlichen Herrſchaft, die man zu deutſch Despotismus nennt, zu Stande gekommen iſt. Das Studium und die Praxis der Juriſterei verdummen auf gleiche Weiſe und bringen noch nebenbei den Bettelſtolz auf dieſes Nichts von Freiheit, auf dieſen Mangel alles wahren Rechts hervor.

Um ſo ehrenwerther iſt es von Struve, daß er die freien Momente, in denen ſich die abſoluten Geſetzgeber von der Nothwendigkeit der Sache haben hinreißen laſſen, hervorhebt und benutzt. Nicht auf alle Geſetze, nur auf ſehr wenige kann man ſich berufen und dieſe wenigen ins Treffen zu führen, iſt ſo ziemlich dem Hochverrathe gleich. Wenige haben dies bisher gewagt. Aber Struve geht noch weiter, er kritiſirt mit den guten Geſetzen die ſchlechten „Befehle“ und „Beſchlüſſe,“ und hat, wie ſich das von ſelbſt verſteht, darüber eine Unzahl Prozeſſe zu beſtehen, d. h. man beruft ſich hier von dieſem freien auf die unfreien Juriſten, ſeine Kollegen; und es wäre ſehr zu verwundern, wenn er ungeſtraft davon käme. Die Sache iſt dieſe: (vergl. Struve Actenſt. S 93) Struve berichtet aus Mannheim vom 1. Auguſt: „Der in der Buchhandlung von J. Bensheimer hierſelbſt erſchienene und vorgeſtern mit polizeilichem Beſchlage belegte „Briefwechſel zwiſchen einem ehemaligen und einem jetzigen Diplomaten, herausgegeben von Guſt. v. Struve“ iſt geſtern auch mit gerichtlichem Beſchlage belegt worden. Als Grund für die gerichtliche Beſchlagnahme wurde angeführt:“

„S. **194** der vorliegenden Denkſchrift ſei die Behauptung aufgeſtellt, daß die Karlsbader Beſchlüſſe das Verbrechen des Hochverrathes begründeten; da die großh. badiſche Regierung die damit gemeinten proviſoriſchen Verfügungen der hohen Bundesverſammlung bekannt gemacht habe, und noch an deren Befolgung feſthalte, ſo ſei jene Aeußerung als ein auch der badiſchen Regierung gemachter Vorwurf der Theilnahme an einem Verbrechen, folglich als eine Beleidigung dieſer anzuſehen. Deshalb und da die erſte

Hälfte der S. 193, der 2. Satz der 3. Seite und der Schluß des 5. Brieſes (S. 12. 13.) eine mehr oder minder direkte Aufregung zum Ungehorſam gegen die beſtehenden Geſetze reſp. die ſie vollziehende Staatsgewalt enthalte, werde die polizeilich verfügte Beſchlagnahme richterlich beſtätigt."

Die inkriminirten Stellen lauten wörtlich wie folgt: S. 194. *daß die Karlsbader und Wiener Beſchlüſſe das Verbrechen des Hochverraths begründen, habe ich bereits in früheren Briefen nachgewieſen.*"

„Es handelt ſich alſo hier nicht von einer Schimpfrede, ſondern von einer juriſtiſchen Deduktion. Es fragt ſich daher, ob die Thatſache, auf welcher ſie beruht, wahr, und die Schlußfolgerungen, welche daraus abgeleitet wurden, richtig ſind. Iſt dieſes der Fall, ſo müſſen ſich alle dabei betheiligten Perſonen dieſe Anſchuldigung gefallen laſſen, weil ſie wahr iſt. Die Thatſachen beruhen auf Notorietät, die Form der Darſtellung iſt nicht angegriffen worden. Wären daher auch die aus denſelben abgeleiteten Schlußfolgerungen irrig, ſo könnte dieſer bloße Verſtoß gegen die Logik nicht einem Verſtoß gegen das Strafgeſetz gleich geachtet werden. Einer *Regierung* hat von Struve das Verbrechen des Hochverraths nirgends vorgeworfen, weil er als Juriſt weiß, daß eine moraliſche Perſon ein Verbrechen nicht begehen könne. Die betheiligten Diplomaten aber müßten nach unſerem Preßgeſetz ſelbſt klagend auftreten, wenn ſie den betreffenden Vorwurf von ſich abwälzen wollten."

„Die weiter angegriffenen Stellen lauten wörtlich, wie folgt: S. 193. Diejenige Ordnung der Dinge, welche ſich gründet auf Unrecht und Unfreiheit, erkenne ich nicht an. Landſtändiſche Verfaſſung, Preßfreiheit, Religionsfreiheit und Handelsfreiheit ſind im politiſchen Leben, was im Familienleben Hab und Gut, Frau und Kind ſind. Unſere Regierungen ſollen uns herausgeben, was ſie uns widerrechtlich entriſſen, dann wird jeder Ehrenmann geneigt ſein, das begangene Unrecht zu vergeſſen. Allein ſo lange ſie auf ihrem Unrecht beharren, kann und darf kein Frieden ſein zwiſchen dem deutſchen Volk und den deutſchen Regierungen. Dieſer Friede wäre erkauft mit unſerer Schande, dieſe Ruhe gründete ſich auf unſere Herabwürdigung, dieſe Ordnung wäre die Folge der Umkehrung aller Begriffe und aller Gefühle, von welchen der ſtrebende Mann nicht abweichen ſoll, ſo lange ſeine Pulſe ſchlagen.“

„Der zweite Satz der dritten Seite ſagt: Glaubſt du, die deutſche Nation werde noch lange die Feſſeln tragen, welche die Karlsbader und Wiener Beſchlüſſe ihr anlegten?“

„Endlich der Schluß des 3. Briefes (S. 12. 13.) lautet folgendermaßen: Ich möchte daher doch den deutſchen Diplomaten rathen, nicht allzufeſt auf die vielgerühmte Geduld der Deutſchen zu pochen. Was dieſelben ſeit dem Karlsbader Kongreß als Krankheitszeichen zu beklagen belieben, dürften doch vielleicht Zeichen der Ungeduld ſein. Die der freien Entwickelung der Nation entgegengeſetzten Schranken ſind als ſolche erkannt worden. So lange die Zahl der bei dieſen Schranken angelangten Vorläufer gering war, mochte man ſie wohl zerſtreuen. *Allein allmählig rücken die Maſſen nach.* Mit jedem Tage vermehrt ſich das Drängen. Die Nation will ihren Entwickelungsgang gehen, und überzeugt ſie ſich, daß dieſes nicht anders möglich iſt, als vermittelſt gewaltſamer Zertrümmerung der ihr entgegengeſtellten Hemmniſſe, ſo gerathen dieſe in große Gefahr, durch die Kräfte der Maſſen beſeitigt zu werden."

„Ob die inkriminirten Stellen etwas Verbrecheriſches enthalten, ſo ſchließt Struve, oder ob nicht vielmehr eine wohlgemeinte, aus genauer Kenntniß der Nation abgeleitete Warnung — dieſe Frage wird vor unſeren Gerichten verhandelt werden."

Man hat die öffentliche Verhandlung ſtreitig gemacht; aber dieſe Frage, die Hauptfrage der deutſchen Gegenwart, iſt in Jedermanns Munde, es gibt kein Mittel mehr gegen ſie, und eben ſo allgemein bekannt iſt die Antwort. Das Gericht, ſo berichtet uns der 2. Theil des Struviſchen Aktenſtückes, der uns noch vor dem Drucke dieſes Briefes zu Geſicht kommt, hat Struve freigeſprochen. Das geheime Gericht, die verborgene Regierung, die verfälſchte Preſſe breiten eine dichte Nebelwolke über Deutſchland; und dennoch bleibt die wirkliche Lage der Dinge kein Geheimniß. Der Druck dieſer Finſterniß ſelbſt iſt ein Feuerſignal der Freiheit. Wozu wäre die Unterdrückung nöthig, wenn nicht alle Köpfe zu freien Gedanken, alle Herzen zu großen Sympathieen ſich erhöben? Warum cenſiren die Nordamerikaner ihre Zeitungen nicht? Weil es überflüſſig iſt.

Die Staatskunſt iſt eine Steuermannskunſt. In Deutſchland ſcheint es, brauchen die Piloten den Nebel, um die Klippen zu vermeiden. Welch ein Widerſinn! Die Oppoſition iſt die Klippe. Sie exiſtirt im Nebel ſo gut, als im hellen Sonnenlicht, und während die Regierung ſich nur mit ihrer Polizeilaterne aufklärt, hat das Publikum im Nebel ſelbſt ſehen gelernt. Eine Signalſprache, ſtatt der deutlichen Rede der freien Preſſe, eine allgemeine Freimaurerei, ſtatt der öffentlichen Meinung iſt eingeführt, die Worte ſind zurückgetreten in das Herz der freien Männer, wo die Sache ſelbſt nicht mehr widerlegt, ſondern nur verwünſcht und beſiegt werden darf. Die Unterdrückung erzeugt von ſelbſt den Gegenſtoß.

Dieſe Wahrheit ſpricht ſich in allen Erſcheinungen der letzten Zeit aus. Die Journale werden verſtümmelt; man lieſet zwiſchen den Zeilen. Die Wuth gegen die Freiheit wird zur Zerſtörung; man publizirt, wie Struve, die Zeitungen als Bücher über 20 Bogen. Die Schriftſteller werden verwieſen, prozeſſirt, eingeſperrt; es treten immer neue, immer kühnere, immer glücklichere auf. Die Philoſophie wird verboten: ſie verdichtet ſich zur Religion. Die Bücher werden verfolgt; lebendige Perſonen treten auf die Bühne. Dieſe verſammeln das Volk, ſie werden entſetzt, verklagt, und zum Schweigen verurtheilt; das Volk verſammelt ſich ohne ſie und jeder aus dem Volk iſt ein Redner. Auch dagegen gibt es ein Mittel: die öffentlichen Redner werden beſtraft; aber die Freiheitskrankheit iſt unverwüſtlich: die Menſchen denken, dichten, ſchreiben, reden, — exiſtiren. Endlich ſcheinen die Einzelnen überwältigt, dieſer Redakteur, dieſer Literat, dieſer Redner, dieſer Lichtfreund, dieſer Prediger; da treten die Behörden, die Maſſen, Alle treten auf, das Leben und Lebenlaſſen iſt vorüber, Pereats ertönen, die Hähne knacken, Tirailleurs und Pelotons geben Feuer, hier ſtürzen die verhungerten Meuterer, dort die friedlichen Spaziergänger, den Carneval unterbrechen Dragonerſchwärme; der Rothſtift des Zenſors hat ſich in Pallaſche und Büchſenkugeln verwandelt, die ausgeſtrichenen Gedanken in ausgeſtrichene Menſchen; und die Ruhe herrſcht in Deutſchland. Die Ruhe? —

Welch eine Entwickelung! und in wie kurzer Zeit! Iſt dies das alte Deutſchland? Iſt dieſe geknechtete, beſchoſſene, zu Paaren getriebene, grollende Maſſe das alte philoſophiſche, geiſtesfreie Deutſchland? Es wetteifert im Verbannen mit Spanien, im militäriſchen Zuſchlagen mit der franzöſiſchen Reaktion, im Geiſtesdruck mit den italieniſchen Pfaffen; aber es ſtehen Männer auf, wo man nur Lumpe zu finden dachte, Helden, wo arme Sünder, Prieſter werden Befreier, Soldaten denken und reden, Beamte führen das Wort der Oppoſition. Schon iſt es überflüſſig zu befehlen, daß die Journale nicht für das große Publikum geſchrieben werden ſollen; das große Publikum weiß ohne Journale und trotz der ſchlechten Journale, was es will, und die Journale würden äußerſt intereſſant ſein, wenn ſie nur ſo viel berichten dürften, als das große Publikum denkt und will.

Die Ausbreitung der Bewegung iſt nicht mehr zu läugnen, die Maſſen ſind in ſie verwickelt, ja die Majorität iſt ihr gewiß, ſobald ſie ein gewiſſes philiſtröſes Maß nicht überſchreitet. Nun wird es aber auch zum Gewährenlaſſen dieſer Mittelmäßigkeit nicht kommen; die Gegenſätze ſind unverſöhnlich. Jede Conceſſion wäre nur ein Verſuch der Reaktion, die Bewegung um ihre Früchte zu betrügen. *Nichts iſt gewonnen, was nicht ohne Widerrede von der allgewaltigen Begeiſterung und Uebereinſtimmung ganzer Bevölkerungen erobert wird.* Die Geiſtesfreiheit wird genommen, gewährt wird ſie nicht: die Preßfreiheit kann nur thatſächlich exiſtiren; wenn die ganze Maſſe des Volks ſie nicht mehr entbehren kann, ſo wird ſie ſein allen Geſetzen zum Trotz, wie jetzt alle guten Geſetze ſie vergebens dekretirt haben, weil die Gerichte nicht nach den §§ der Staatsgrundgeſetze und der Preßgeſetze, ſondern nach den Verordnungen und Befehlen der Miniſter entſcheiden und ſeltſamer Weiſe auch das Volk vor kurzem noch gar keine anderen, als ſolche Entſcheidungen erwartete: die politiſche Freiheit iſt ganz in demſelben Falle.

Es iſt daher nur Ein Heil für uns, der vollſtändige Sieg der jetzigen Bewegung über die Reaktion. Wenn der Dichter Recht hat, welcher uns zuruft:

„Frei ſein iſt nichts, frei werden iſt der Himmel!"

ſo iſt Deutſchland jetzt glücklich. Es kommt nur darauf an, daß es ſein Glück nicht durch Erſchlaffung verſcherze.

3. Brief.

An den Redacteur der Oppoſition.

Zürich den 23. Nov. 1845.

Verehrter Freund,

Als ich meine Bemerkungen über die gegenwärtige deutſche religiös-politiſche Bewegung niederſchrieb, war mir das Buch des Herrn Profeſſor Gervinus: „die Miſſion der Deutſch-Katholiken" noch nicht zu Geſicht gekommen. Ich hole hier Einiges nach. Nicht, daß die Lektüre meine Anſicht geändert hätte, nein, ſie hat ſie nur beſtätigt. Gervinus iſt im Ganzen für die Sache, und wenn er, ſo aufgeklärt er ſonſt iſt, noch in der Form einer etwas zurückgebliebenen Bildung redet, von der „Miſſion der Deutſch-Katholiken," als wenn die allerhöchſte Majeſtät dieſe Leute herabgeſendet, von der „Einheit *Deutſchlands*," ja, ſogar von „*unſerm Adel*," als exiſtirte noch die ganze Herrlichkeit des heiligen römiſchen Reichs; ſo iſt er grade mit all ſeinen Illuſionen, Beſchränktheiten und Unklarheiten, die ihn oft in Einem Zuge die entgegengeſetzteſten Wendungen nehmen laſſen, einem großen Theil des gebildeten Publikums bequem. Die nackte Wahrheit verletzt, die Sache ſelbſt iſt oft eine Unmöglichkeit. Der Dämmer alſo hat ſeine Verdienſte, er ſchreckt nicht, im Gegentheil er gewinnt, er hält hin; und wenn dann die Sonne wirklich aufgeht; ſo ſind die Augenlider zum wenigſten geöffnet. Dies Verdienſt hat Gervinus' Darſtellung. Und ſeine Mängel ſind lehrreich. Einen großen Theil ſeiner Ausführung nimmt der Skrupel und die Beſeitigung des Skrupels ein, ob es nicht in dieſer wichtigen Sache *an einer großen Perſönlichkeit fehle*. Offenbar ſind ihm die Prediger, die am Wege aufſtehn, alle Welt mit ſich fortreißen und ein großes Problem der Zeit ohne lange Qual auf's Geſchickteſte löſen, ein Räthſel geweſen. Man muß ihn nicht wenig loben, daß er ſich die Sache am Ende noch richtig zurecht legt und die Macht der Zeitbildung anerkennt, vermöge der die Maſſe bei der erſten leichten Anregung, wie die durch Ronge war, ſich ſelbſt beſtimmte. Einmal im Zuge, geht er nun weiter, und findet, die Zeit der großen Männer ſei überhaupt vorüber, „die Völker träten an die Stelle der Einzelnen, und dieſe müßten froh ſein, wenn ſie die mächtig ſchreitende Welt nur begleiten könnten. Die inſtinktive Kundgebung des Volkslebens, grade dieſer Antrieb des Zeit- und Volksgeiſtes könne dieſer Bewegung Macht, Ausdauer und Sieg verheißen. Vielleicht, daß ſpäter, wenn der Trieb des Ganzen erſt klar ſei,

---

Auch der *Succeß* einer Sekte hängt zunächſt nicht von dem vernünftigen Element ihrer Doctrin ab. Iſt die totale Oppoſition gegen die Welt einmal durch irgend ein Bedürfniß motivirt, ſo darf ſie ſich jede Tollheit erlauben, wie man dies in der Religionsgeſchichte berichtet findet und noch heute von jedem orthodoxen Querkopf hören kann. Wo die geſellige Noth ſich fühlbar macht, da wird die Verheißung einer beſſeren Geſellſchaft immer Anklang finden; aber der Communismus hat es nicht ſo leicht, als das Chriſtenthum. Die ewige Seligkeit kann weder controlirt noch realiſirt werden; die irdiſche Glückſeligkeit, wenn ſie verheißen wird, muß auch gewährt werden. Eine Weile erträgt man auch für dieſe Ausſicht die abſurdeſten Dogmen; ſchiebt ſich dann aber die Erfüllung zu lange hinaus, ſo verlieren die Doctrinärs ihren Kredit.

Auch der Saint-Simonismus intereſſirte zu ſeiner Zeit lebhafter, als die Abſurdität ſeiner Doctrinen erwarten laſſen ſollte. Man hatte den richtigen Inſtinkt, daß er ein praktiſches Bedürfniß ausdrücken werde, da er trotz ſeiner mangelhaften Gedanken ſo viel Anhänger zum Theil unter den ausgezeichneten Köpfen fand. Es war ein Experiment und am Ende mißglückte es.

Nun war plötzlich die Erſcheinung nicht mehr werth, als ihre Theorie. Kann eine Richtung Anhänger gewinnen, ſo mag ihre Doctrin ſo abſurd ſein, als ſie will, man wird ihre Wichtigkeit anerkennen, wie man Katholiken, Juden, Muhamedaner und gläubige Proteſtanten anerkannt, ja, die Welt erwartet gewiß allemal eher eine Dummheit, als etwas Vernünftiges, wenn eine neue Bewegung Glück macht; wo die gehörige Doſis von einem „großen Manne“ wieder die Stätte bereitet würde.“ Es iſt gewiß, die ganz neue Erſcheinung, daß große Volksmaſſen Eine Richtung und mit Energie einſchlagen, frappirt jeden, auch den Gelehrten, der ſeinen primitiven „großen Mann,“ ſeinen Herrn, welcher ihn und alle anderen beruft, im Kopfe hat. Darum denkt Gervinus ernſtlich über dies Phänomen nach; aber nachdem er die Wahrheit, hier handelten die Maſſen, die ein neues Bewußtſein declarirten, richtig entdeckt hat, ſchließt er wieder damit: „Angeſehene Katholiken möchten hinzutreten, damit man ihrem Vorgange ſich anſchließen könnte, und es würde ein großer Fürſt ſein, der dieſe Bewegung in ſeine Hand nähme;“ als wenn die Bewegung nicht ihren Charakter, allgemeine Volksbildung und deren Bedürfniß zu ſein, verlöre, wenn man ſich durch das Anſehn der Uebertretenden und nicht durch den Drang des Herzens und die Einſicht ſelbſt beſtimmen ließe! als wenn die Freiheit der Gemeinden nicht augenblicklich verloren ginge, ſo wie ein Gewaltiger ſich entſchlöſſe, ſeine Hand darnach auszuſtrecken.

So fällt Gervinus aus ſeiner richtigen Erkenntniß wieder heraus und appellirt ſchließlich an den König. Ein König, der ſich der Freiheit annähme, hörte auf König zu ſein, und würde ein Demokrat. Ein Fürſt kann dieſe Bewegung nur gewähren laſſen, ſo lang' es ſich um die Einſicht der Menſchen, und nicht leiten, wo es ſich um die Konſtituirung der Gemeinden handelt, denn dieſe hängt wieder von der Bildung ihrer Mitglieder ab. Die Freiheit hat keine andere Hoffnung, als plötzlich alle Herzen zu gewinnen und ihre Gegner von allem Volk verlaſſen zu finden.

Aus demſelben Grunde, weil ihm der „große Mann“

Beſchränktheit fehlt, wird die arme Menſchheit nicht wagen ſich anzuſchließen.

Ein Pfaffe iſt deswegen mächtiger über die Maſſen, als ein Philoſoph. Lege die Dummheiten der Menſchen ab, und ſie trauen Dir nicht mehr. Geht aber eine Richtung unter, ſo iſt gewiß ihre Doctrin an ihrem Untergange ſchuld; und findet ſich, daß ſie ſehr vernünftig geweſen, nun ſo war es eben die Vernunft, welche die Welt, wie jener Athener den gerechten Ariſtides, nicht ertragen konnte.

Vielleicht war es das Schickſal der Saint-Simoniſtiſchen Sekte, welches in Deutſchland ein gleiches Intereſſe für den Fourierismus nicht aufkommen ließ. Erſt der Communismus, von dem die einen fürchteten, die andern hofften, er werde die Maſſen ergreifen, hat wieder lebhaft intereſſirt, und dadurch auch die früheren ſocialen Bewegungen von neuem in Anregung gebracht.

Auf dieſe Weiſe iſt in Deutſchland ein unbefangener Socialismus neben dem excluſiven ſektireriſchen, der ſich vornämlich als Communismus präſentirt, entſtanden.

Das Wahre in der Sache iſt das Problem der **totalen** Befreiung, der Emancipirung der unterdrückten Volksklaſſen. Darauf arbeitet die Geſchichte jetzt augenſcheinlich hin.

Damit iſt aber der excluſive Socialismus und vornehmlich der Communismus lange nicht zufrieden. Er will von dem Problem überall ſofort zum Experiment übergehen und verſpricht die definitive Löſung aller Schwierigkeiten — der Fourierismus durch ſeine Phalanſterien, der Communismus durch Gütergemein-

und der König fehlt, und er ſich ſelbſt und ſeiner eignen Ausführung nicht traut, hält Gervinus auch die Bewegung zuletzt noch wieder für gefährdet. „Wie die Reformation in Oeſtreich und in Frankreich unterdrückt worden ſei, ſo könne auch dieſe Sache verloren gehn.“ Als es der Autor ſich klar gemacht hatte, daß die Bildung unſerer Zeit die religiöſe Reaktion auch nur zur Reformation zurück völlig unmöglich mache, mußte er noch einen Schritt weiter thun und ſich ſagen, daß auch die Machthaber und ſogar die äußerſten Reaktionäre von dieſer Bildung in Beſitz genommen ſind, daß ſie den eignen Charakter haben (etwas Aehnliches weiſ't er ſelbſt an Lavater und Zinzendorf nach), nur mit dieſer Bildung ſelbſt für die ſeltſamen Gelüſte und Wünſche einer Rückkehr zu arbeiten. Ginge alſo auch die Manifeſtation der Bildung unſerer Zeit, die in den Deutſchkatholiken vorliegt, verloren, die Bildung iſt ohne allen Zweifel im Voraus gerettet. Und die Unterdrückung dieſer Manifeſtation würde die Zeitbildung nur zu einem neuen, noch allgemeineren und durchgreifenderen Ausbruch zwingen. Durch die Unterdrückung der Philoſophie hat man die religiöſe Manifeſtation der Bildung nothwendig gemacht; durch die Unterdrückung der religiöſen Freiheit würde man ohne weiteres Revolution machen, und nicht etwa eine Emeute oder einen gewagten Bürgerkrieg; nein, es iſt niemand da, der gegen die Conſequenzen einer ſchlechthin allgemeinen Volksbildung zu Felde ziehen könnte. Zwingt alſo nur dieſen einfachen Geiſt unſerer Zeit, der ſeine Allmacht ohne weiteres kennt, in eine Compreſſion, von einiger Tollheit exercirt, zuſammen; und er wird nicht drei Tage brauchen, um eine Exploſion zu machen, die Alles mit Einem Schlage an ſeinen

Platz rückt, die Obſcuranten, wie die Aufgeklärten, die Unterdrücker, wie die Unterdrückten.

Im Grunde weiß Gervinus auch dies. Er kennt den ungeheuren Unterſchied unſerer Zeit vom ſechszehnten Jahrhundert und die viel tieferen Wurzeln unſerer Ueberzeugungen gegen die aus den Zeiten der Reformation und der Religionskriege. „Leſſing und Herder ſeien die eigentlichen Reformatoren. Die Göthe und Schiller, die Voß und Jean Paul, die Winkelmann und Wieland, die Forſter und Lichtenberg hätten ſich aller Schranken des poſitiven Chriſtenthums entledigt; und ſie beherrſchten den deutſchen Geiſt. Ihre Bildung ſei jetzt die allgemeine Ausbreitung des aufgeklärten Denkens; daher ſei eine Erſcheinung, wie die der Deutſch-Katholiken möglich geworden.“ Gewiß! und darum iſt eben der Wunſch und die Ausführung der Reaction — eine Unmöglichkeit. Wem es Vergnügen macht, auf ſolchen Wahnſinn ſein Schickſal zu bauen, den kann man bedauern, fürchten kann man ihn nicht. Wer ſich unwiderruflich dafür entſchieden hat, für den kann man zittern, von ihm hoffen kann man nichts. Dieſer Schluß liegt doch wahrlich für jeden, der ſchließen kann, ſehr nahe.

Gervinus iſt alſo ein etwas confuſer Kopf, den die jungen deutſchkatholiſchen Prediger, die vom Handwerk des Papſtthums und vom Fiſchfange Petri aufgeſtanden ſind, in dieſer Sache bei weitem überſehen. Warum? Weil Gervinus zwar die Literatur kennt, aber keine Zeit hatte bei ſeiner ausgedehnten Lektüre, im Göthe und Schiller zwiſchen den Zeilen und im Hegel auf dem Grunde des Gedruckten zu leſen. Die Philoſophen kennt er überhaupt nicht. Es fehlt ihm daher der Zuſammenhang ſeiner eignen Gedanken, er widerſpricht hinten dem. was er vorne lehrt; und eben ſo fehlt ihm der Zuſammenhang der neuſten religiöſen Bewegung mit den ewigen Principien, die grade unſere Zeit ſo rein an's Licht heraufgezogen. Dies letztere wollen wir erſt nach fünf oder ſechs Jahren näher erörtern; das erſtere iſt aber eben ſo lehrreich, und ſelbſt Gervinus würde nicht dabei verlieren, wenn er es beherzigte.

Der merkwürdigſte aller Widerſprüche in Gervinus Buch iſt dieſer: „daß die Gründung einer neuen Kirche unter den Vorausſetzungen unſerer Theologen in unſern Zeiten nicht mehr möglich iſt, daß dagegen das Ziel einer Vereinidung der beſtehenden Kirchen unter unſeren geſchichtlichen Vorausſetzungen keineswegs unerreichbar ſcheint.“

Die Beſchränktheit der Theologen, die eine neue Poſition, d. h. eine Confeſſion und ein Dogma bei den Deutſchkatholiſchen vermiſſen, die Unmöglichkeit einer neuen Confeſſion, weil eben die Bildung über die Schranken des poſitiven Chriſtenthums hinaus ſei, weiſ't Gervinus nach, und dennoch ſoll das große Ziel, das die Bewegung angeregt, ſein — „die Vereinigung der Confeſſionen.“ Es iſt nicht leicht möglich, gedankenloſer zu ſchreiben, und Gervinus iſt unter den Univerſitätsprofeſſoren noch einer der denkendſten! Wenn die Confeſſionen exiſtiren, ſo können ſie ſich nicht vereinigen; wenn ſie aber in der allgemeinen Bildung aufgelöſ't ſind, wenn die Menſchen ſich überhaupt nicht mehr durch Bekenntniſſe binden, ſondern je nach ihrer Bildung dies oder das glauben oder überhaupt nicht mehr glauben, ſondern denken und von ſich aus entſcheiden: wie können ſich dann alle Confeſſionen, da ſie ja gar nicht mehr exiſtiren, vereinigen? Die Auflöſung aller Confeſſionen iſt eine Vereinigung der Menſchen in der Vernunft und Bildung, aber nicht im Glauben. Die Vereinigung in der Bildung iſt keine Verpflichtung auf beſtimmte Sätze, ſondern auf eine beſtimmte Sitte und eine gänzlich freigelaſſene, nur vom Lernen abhängige Anſicht.

Eine neue Kirche und eine Vereinigung der beſtehenden Kirchen in Eine, das wäre immer dasſelbe, es wäre eine Kirche und wäre eine Confeſſion.

Hätte Gervinus, und in ſeinem Fall ſind Unzählige, ſich klar gemacht, daß Bildung nichts anders iſt, als eine fortdauernde Verwandlung des Glaubens in Erkenntniß, daß alſo nur eine Zeit, welche die wirkliche, freigelaſſene Bildung ausſchließt und die Herrſchaft der Pfaffen über die rohen Maſſen dekretirt, einen Glauben oder eine Confeſſion brauchen kann, daß aber Kirche nichts anders heißt, als die Beherrſchung des Geiſtes durch die Prieſter, die ſich auch darum die „Geiſtlichen" zu nennen Urſache hatten; ſo würde er ſelbſt weder auf eine „Vereinigung der Confeſſionen", noch auf eine gemeinſame Kirche antragen: Denn Gervinus will wirklich die freigelaſſene Bildung, wie nur Einer. Die neuen Reformatoren, die Gervinus nennt, die großen humanen Autoren des 18. Jahrhunderts, unter denen er die Philoſophen nicht mitzählt, ohne Zweifel, weil ſie ihm zu theologiſch ſind, — dieſe weltlichen Männer weltlicher Bildung (denn ſelbſt Herder zieht als Schriftſteller den Pfaffen ſo viel als möglich aus) ſind das die Stifter einer gemeinſamen deutſchen Kirche? Nun, und wenn das nicht, was ſind ſie? Sie ſind Stifter einer allgemeinen Humanität und Bildung, in der ſich keine neue Kirche, ſondern eine viel höhere Form der geiſtigen Bewegung, die vollkommene theoretiſche Zügelloſigkeit etablirt, welche allerdings nichts anders iſt, als daß jeder ſehen und zeigen darf was er ſieht und zu beweiſen vermag, welche aber auch weiter nichts, als die allgemeine geiſtige Arbeit und die humaniſirte Sitte braucht, um alle höheren Bedürfniſſe des Menſchen zu befriedigen. Keine Predigt übertrifft die Werke des Geiſtes, der Kunſt und Poeſie, die in dieſem ganz neuen Elemente mit weltbewegender Kraft aufſchießen und gedeihen, kein Kultus erreicht die freie Kunſt, die an ſeine Stelle tritt.

Im Allgemeinen hat ſich nun Gervinus von unſerer Literatur und Bildung hinreißen laſſen, *ein freier Mann zu ſein*, im ſpeziellen Fall aber wird er des Zopfes aller der Redensarten, welche in Kirche, Confeſſion, Glauben, Proteſtantismus, Vorſehung, höhere Weltordnung u. ſ. w. liegen, nicht Herr. Er will „das Ewige im Menſchen“ durch die Prieſter „an eine höhere Ordnung knüpfen.“ Das Ewige im Menſchen iſt die Vernunft, die höchſte Ordnung die vernünftige. Alle Anknüpfung an eine übervernünftige Ordnung kann nur Unordnung, Gemeinheit, Despotie und Betrug erzeugen. Gervinus ſteht tief unter der Freiheit, die Göthe und Schiller erreicht hatten; jene waren Menſchen, er iſt ein Philiſter.

Wie ihn „die Vereinigung der beſtehenden Kirchen“, ſo beſchäftigt ihn auch „die Trennung des Staats von Kirche und Schule.“ Es iſt ganz derſelbe Mangel des Denkens wie oben, der ihn dies ſeltſame Problem nur ausſprechen läßt.

Iſt die Kirche eine Herrſchaft über die Geiſter durch die Prieſter, ſo iſt es klar, daß der Streit mit der Herrſchaft des Staats entſteht. Iſt aber der Staat die konſtituirte Geſellſchaft in jedem Sinn, ſo kann der Streit mit der, wie der Blick des Auges, — zügelloſen Gedankenwelt, die ſich eben aus der hierarchiſchen Konſtitution befreit hat, gar nicht entſtehn, obgleich die Gedanken, in denen ſich die Menſchen vereinigen, fortdauernd die Konſtitution der Geſellſchaft alteriren. Der Staat konſtituirt ſich auch in Schulen und Bildungsanſtalten; aber die Wiſſenſchaft und das Reich der Gedanken ſchafft und geſtaltet der Einzelne ganz nach freiem Entſchluß und Vermögen. Im Reich des Geiſtes herrſcht die völlig freigelaſſene Kraft und ſelbſt der Uebergriff bricht ſich an dem unmittelbaren Widerſtande dieſes elaſtiſchen Mediums. Der Gedanke, welcher der Kirche und der Kirchenherrſchaft zum Grunde liegt, geht nicht verloren; er wird nur auf die richtige Weiſe in's Werk gerichtet. Dieſer Gedanke iſt die Beherrſchung der Welt, gegründet im theoretiſchen Geiſte, als freier Macht. Der Verſuch einer Konſtituirung des theoretiſchen Geiſtes in der Hierarchie des geiſtlichen Staates hat die Unmöglichkeit, dieſe Region zu konſtituiren, gezeigt. Es können nur die Einrichtungen getroffen werden, welche die Ueberlieferung der gewonnenen geiſtigen Güter ſichern und die Theilnahme Aller an ihnen einleiten: die Eroberungen ſelbſt ſind immer freie Thaten der einzelnen Köpfe. Die Päpſte der freien Geiſteswelt kreiren ſich ſelbſt, und es iſt jeden Augenblick jedem andern erlaubt, ſie zu ſtürzen. Jeder Staat, der ſich vor dieſer Anarchie fürchtet, iſt eine Tyrannei und kein wahrer Staat. Jede ſtaatliche Kreirung der geiſtigen Größen erzeugt keine Köpfe, ſondern Zöpfe; Beiſpiele ſind die Univerſitätsprofeſſoren unſerer Zeit, Gervinus nicht ausgenommen. Der Hauptzopf iſt die Rede, die ſich nach den Verhältniſſen, nicht nach dem Prinzip und der Einſicht einrichtet, ein Vorwurf, der ſogar faſt allen Männern des Princips, den großen Philoſophen, die an unſern Univerſitäten gelehrt haben und immer ängſtlich nach dem deſpotiſchen Regiment hinüberſchielten, gemacht werden muß.

Um recht deutlich zu zeigen, wie ſehr der Dämon der lügen- und lückenhaften Bildung des deutſchen Zopfes den Profeſſor Gervinus in Beſitz hat, führe ich nur folgende Stelle an: „das geiſtige und das geiſtliche (der Zopf nöthigt ihn dieſes „geiſtliche" Ungethüm zwiſchen das „geiſtige" und „politiſche" Reich einzuſchieben, obgleich er, wie wir ſchon geſehen haben ſelber im Grunde nichts davon hält) alſo „das geiſtige und das geiſtliche, ja, auch das politiſche Reich in Deutſchland iſt auf allen Seiten angefallen von den gefährlichſten Feinden." Offenbar liebäugelt er hier auch ſogleich mit dem „politiſchen Reich in Deutſchland", obgleich er ſelbſt einmal in dem Muſterſtaat des deutſchen Reichs, in Hannover, ein Haar gefunden und für einige Zeit ein Staatskritiker geworden war. Er nennt nun einige „Feinde", unter andern den Pietismus, den Ultramontanismus, den Jeſuitismus und ſeine Wirthſchaft in Belgien und Luzern. Dann aber kommen die Hauptfeinde. Er fährt fort: „Innerlich recht im Kerne unſerer eignen Bildung liegt Naturalismus und Deismus, von Philoſophie, von Natur- und Geſchichtskunde, von den mächtigſten Waffen des Geiſtes unterſtützt und gefördert: und wie edel dieſe Bildung ſich in ihrem geſunden Zuſtande darſtellt, ſo widerlich greift, wie ein Wurmfraß, der von da ausgeht, der Atheismus um ſich, und ein ätzender Menſchenhaß, und die Negative und Verflüchtigung alles Religionsgefühls in eine herzloſe Spekulation; und man chickt ſich in dieſem Lager zu einem propagandiſtiſchen Feldzuge an, der die ganze Maſſe des unterſten Volkes, wie communiſtiſch zu materiellem Be- itz, ſo philoſophiſch zu geiſtiger Gleichbil- ung mit den höheren Ständen heranziehen oll, indem er jede Ausſicht auf ein anderes Leben, eden Troſt und Hoffnung der Armen und Mühſeligen untergräbt, um ſie zu zwingen, auch an dieſem Leben zu verzweifeln, und niederzuwerfen, was beſteht, damit ein eſſeres aufgebaut werde. Man hat den Fanatismus es dürren Verſtandes ſchon einmal in furchtbarer Wirk- amkeit geſehen, mitten in den Schreckniſſen einer Revo- ution", — — genug der abgedroſchenen Kapuzinade! ja man hat ihn geſehn, den „Fanatismus des dürren Ver- tandes" in dem Syſtem von Robespierre, der die Athe- ſten, Cloots u. ſ. w. köpfen ließ und zum „Troſt der rmen und Mühſeligen" Gott und Unſterblichkeit dekre- irte, und ſpäter in dem Syſteme der „höheren Stände, welche ſich ſo dürr verſtändig fanatiſirten", daß die Terroriſtenköpfe wie ein Mohnfeld abgemäht wurden. Die Gott- und Unſterblichkeitsgläubigen und die Geldmänner waren ſo fanatiſch, als es die Atheiſten und Commu- iſten, wenn ſie ans Regiment gekommen wären. nur mmer hätten ſein können.

Warum verklagt alſo Gervinus nicht eben ſo gut eine Glaubensgenoſſen, die berühmten Rouſſeau'ſchen Terroriſten? Oder ſoll „der Fanatismus des dürren Verſtandes" dieſe Männer etwa wirklich bezeichnen?

Dann hat Gervinus nur das Eine überſehn, daß r ſelbſt an derſelben „Dürre" leidet. Nicht die Spekulation iſt „herzlos", welche die Heloten der Civiliſa- ion zu Menſchen machen will, nicht der Verſtand iſt

„dürr", welcher die niedern Stände zu gleicher Bildung, wie die höheren, wenn auch nicht zu der gleichen profeſſionalen Bewußtloſigkeit, wie ſie hier Gervinus herleiert, erziehn will, ſondern die Spekulation iſt herzlos, wie die des Sklavenhändlers, die dem Status quo der Unterdrückung und der Unwiſſenheit, worin die große Mehrheit der Menſchen ſchmachtet, das Wort redet und der Verſtand iſt ganz verdorrt, der in Einem Athem anklagt und verdammt die Conſequenzen des Pfaffenthums oder der Herrſchaft durch die Rohheit und die Conſequenzen der Bildung oder der theoretiſchen Zügelloſigkeit, die ſich in allen ihren Verirrungen ſelbſt corrigirt und weder Atheiſten, noch Kommuniſten, noch Egoiſten, noch Separatiſten, noch Renommiſten, noch Philiſter, und wären ſie ſo groß, als Gervinus, fürchtet.

Was iſt von einem gebildeten Menſchen zu fürchten, wenn er wie Göthe und Hegel, Spinoza und Cloots ein Pantheiſt oder Atheiſt wäre? Gewiß nicht das Geringſte. Was iſt von einem rohen Menſchen, von einem Sklaven, der die Kette bricht, zu fürchten? Alles, vor allem aber die Rache, und wenn er an alle Götter aller Mythologieen des Erdballs glaubte.

Es wäre Gervinus zu verzeihen, alle die confuſen Gedanken, die ihn das böſe und das gute Prinzip in Einen Hexenkeſſel der Verdammniß werfen laſſen, für ſich hinter ſeinem Ofen zu haben; wenn er aber die Welt belehren und eine große Angelegenheit ins Klare ſetzen will, ſo muß er vorher ſich ſelbſt klar ſein. Nicht dieſe empiriſche Profeſſoren-Figur, die in Heidelberg für das deutſche Reich, für das geiſtliche Reich und für das geiſtige Reich zugleich fürchtet, nur ein freier Menſch, aber der auch ohne Schwierigkeit kann das große Räthſel einer gebildeten Zeit löſen, die ſich frei conſtituiren und darum in dem „geiſtesfreien“ Deutſchland die glückliche geiſtige Zügelloſigkeit nicht aufgeben aber die politiſche oder geſellige Freiheit dazu erobern will.

Wie groß ſind die kleinen Führer des Deutſchkatholicismus gegen den großen Profeſſor in Heidelberg! Ronge's Verdienſt iſt jetzt das aufgeſtellte Ei des Kolumbus. Doch thun wir Gervinus nicht Unrecht. Immer klingt die Wahrheit wieder durch. In dem großen Unheil der Angriffe von Pfaffen auf der Einen, von Ungläubigen auf der andern Seite nennt er die deutſchkatholiſche Bewegung „die einzige Poſition, die ſchon jetzt ihre auffallenden Wunder gewirkt hat.“ Eine Poſition, wovon? Eine Poſition der Bildung und der Begeiſterung des Volks für den Inhalt dieſer Bildung, die Freiheit. —

Er kann es nicht anders meinen, denn er hat es im Anfang ausdrücklich geſagt.

Er nannte das Poſitive die Sitte des Chriſtenthums und wollte die Duldung aller Doctrinen zum Princip machen. Gervinus wird alſo auch die wiſſenſchaftliche Welterklärung, und die Verzichtung auf den Troſt des ewigen Lebens dulden; er wird die Doctrin von der Ausbreitung der Bildung über Alle, er wird die Doktrin von der abſoluten Aufhebung des Helotenthums der niedern Stände dulden; am Ende wird er ſie nicht nur dulden, weil er es geſagt hat, ſondern weil er dieſe ſchrecklichen Lehren ſchon aus den Evangelien kennt, wenn er nicht etwa auch dieſe zu ſehr als Literarhiſtoriker und ohne auf die Wahrheit zu achten, geleſen hat.

Die Duldung aller Doctrinen iſt der unbefangene Ausdruck für die Anarchie des theoretiſchen Geiſtes. Nur freilich duldet die Duldung lieber „die zurückgebliebenen

Doktrinen,“ als die Neuerungen, wie wir denn ſo eben geſehen haben, daß Gervinus alle Confeſſionen zu dulden Luſt hätte, aber nur nicht die Pietiſten, die Jeſuiten und die Atheiſten, weil er ſelbſt zu dieſen drei Bekenntniſſen der Gegenwart ſich nicht bekennt.

Das Wahre iſt, daß man praktiſch und de facto alle Doktrinen dulden wird, ſo lange ſie nicht ſelbſt gegen die Ordnung der Freiheit ſich zu konſtituiren verſuchen; daß man aber theoretiſch gegen jede fremde Doktrin zu Felde ziehen und durch die Bildung vornämlich „die zurückgebliebenen Doktrinen“ aufheben wird.

Dies Geſchäft übt jetzt der Deutſchkatholicismus, und das Gefühl der Befreiung, der Jubel über den Einklang des neuen Ausdrucks der Zeit „mit den innerſten Gedanken jedes aufgeklärten Menſchen“ — das iſt die religiöſe Herzenserfüllung, die gegen den Glauben des einſamen Spekulanten und Naturforſcher ſo vortheilhaft abſticht, — vortheilhaft warum? Weil die Welt in der „Uebereinſtimmung der aufgeklärten Menſchen“ die Erfahrung macht von der Rettung des höchſten Gutes: „Vernunft, Verſtand und Wiſſenſchaft“ aus den frechen Händen der Tyrannei, die nach ihm ausgeſtreckt waren. Nein! dieſe Welt, deren Patriarchen Leſſing, Göthe, Kant, Hegel und Schiller ſind, wird nicht untergehen, das Volk ſteht auf, ſie zu vertheidigen und das ganze Volk, „ſo weit die deutſche Zunge klingt.“ Darin, daß ſpezifiſch unſere Bildung und Aufklärung mit ihren Conſequenzen in dieſer Bewegung vertheidigt wird, liegt auch die Rechtfertigung des „deutſch“ in ihrem Namen; und ſobald wir den Sieg der angefangenen Befreiung gefeiert haben, wollen wir es offen bekennen, daß nun der deutſche Name wieder zu Ehren gebracht iſt, eher aber nicht.

10.

Drei Briefe über den Communismus.

1. Brief.

An den Redacteur der Oppoſition.

Verehrter Freund!

Laſſen Sie ſich nicht abſchrecken. Leſen Sie meinen Brief zu Ende. Die Deutſchheit des Communismus, von dem er handelt, iſt freilich ſeine Langweiligkeit. Aber die Sache verdient dennoch, daß man ſie gründlich verfolgt.

Das Schreckbild des Kommunismus gewinnt immer beſtimmtere Züge, und nimmt ſich in der Nähe viel menſchlicher aus, als in den düſteren Wolken des franzöſiſchen Revolutionshimmels. Durch die Zeitungen hatte man bei uns zuerſt vereinzelte Nachrichten von den franzöſiſchen Gegnern des Eigenthums. Man hielt ihre Zahl für unendlich groß, man glaubte, jeder arme Franzoſe ſei Kommuniſt; wenn er auch ſonſt nichts hatte, ſo dachte man ihn doch mit einer Flinte im Arm, und erſchrak nicht wenig vor dem Gedanken *eines Krieges der Armen gegen die Reichen*.

Darauf wurden wir durch verſchiedene Schriften mit den kommuniſtiſchen *Doctrinen* und ihren Quellen bekannt. Zu gleicher Zeit erfuhren wir *die doctri-*

näre Natur des Kommunismus und ſeinen Zuſammenhang mit der Baboeufſchen Verſchwörung, dem Saint-Simonismus und dem Fourierismus. Es war alſo weder jetzt eine Verſchwörung, noch, wie es ſchien für die nächſte Zeit ein Kriegslager; er wollte die Welt überzeugen. In Deutſchland, wo man ſo viel auf brave althergebrachte Anſichten hält, behielt er freilich auch ſo noch ein ſchreckliches Anſehn; welch' eine „ſubverſive Tendenz!" wenn die armen Leute ſich die in den Kopf ſetzten! Früher war es Thron und Altar, die von den „Irrlehren unterhöhlt" wurden, jetzt ſogar der Beſitz aller anſäſſigen Leute.

Niemand fand einen Troſt darin, daß die Freiheit aus dem Kopf und dem Herzen in den Magen ſank; aber die Gegner der Freiheit hielten die Forderungen des Magens für viel reeller, als die der edleren Organe.

Endlich, nachdem man lange von ihrer Exiſtenz gemunkelt und doch die gefährlichen Kommuniſten wie im Blindekuhſpiel nicht erreichen konnte, erſchienen denn wirklich auch deutſche Anhänger des Kommunismus. Die deutſchen Handwerker in Paris und in der franzöſiſchen Schweiz brachten den Schriftſteller Weitling aus ihrer Mitte hervor, der durch — ſeine „Harmonie der Freiheit," durch ſeine Schickſale im Kanton Zürich und durch „den Bericht über die Kommuniſten in der Schweiz," den man aus ſeinen Papieren zuſammenſtellte, dem Kommunismus in Deutſchland zu der allgemeinſten Aufmerkſamkeit verhalf. Der Kommunismus war nun augenſcheinlich auch eine deutſche Angelegenheit geworden und breitete ſich unter Handwerkern und Literaten aus.

Vor Weitling kannten die deutſchen Schriftſteller den Kommunismus nur von ferne; ſie benutzen, wie Stein und Oelkers, das Intereſſe, welches die Erſcheinung erregte, und behaupteten ſie hiſtoriſch. Erſt in der neueſten Zeit ſind in der Literatur entſchiedene Anhänger, nun aber auch plötzlich eine große Anzahl zugleich, aufgetreten, die ihn ſyſtematiſch darzuſtellen und mit der Philoſophie zu verbinden ſuchen.

Die Deutſchheit unſerer Kommuniſten beſteht in dieſen ſyſtematiſchen oder — da das Ganze noch nicht fertig iſt — doctrinären Verſuchen, von denen in den Rheiniſchen Jahrbüchern ſehr charakteriſtiſche Proben mitgetheilt ſind. Der alte Ruf des Kommunismus kann aber dabei nur verlieren.

Das Vorwort der Rheiniſchen Jahrbücher von Püttmann erklärt (man ſollte meinen, es wäre von einem Profeſſor verfaßt): „es war nöthig, die Lehre des Kommunismus wiſſenſchaftlich darzuſtellen, um ſowohl ihm mehr als genügende Berechtigung den gelehrten Egoiſten (im Gegenſatz der gelehrten Kommuniſten) und Staatsmännern gegenüber darzuthun, als auch gleichzeitig zu zeigen, in wiefern die deutſche Geſellſchaftswiſſenſchaft ſich von der franzöſiſchen und engliſchen in ihrer bisherigen Ausbildung unterſcheidet.“ Der Herausgeber „übergibt dieſe Blätter mit einer inneren Befriedigung den Leſern,“ und „widmet ſie den Verzweifelnden“ — gewiß um auch ſie durch dieſe Lehre zu befriedigen.

Das iſt aber kaum zu hoffen. Die Doctrinärs und Syſtematiker, auch die, welche weniger konfus ſind, als „der wiſſenſchaftliche Freund“ des Herausgebers, Herr M. Heß, ſind dem Kommunismus ſchädlich. Sie reißen ihn aus ſeiner furchtbaren Einfachheit heraus und machen aus dem allgewaltigen Wunſch der Maſſen, vor dem die wenigen Reichen erbebten, eine gelehrte Kontroverſe, die um ſo weiter von der großen Umwälzung entfernt iſt, je complicirter und dunkler ihre Irrgänge ſind, und die überflüſſig war, wenn der Kommunismus das Herz der Maſſen gewonnen hatte, zweckwidrig, wenn er es erſt gewinnen wollte.

Was lehren nun die deutſchen Kommuniſten? Sie wollen die *allgemeine Glückſeligkeit*; ſie wollen in Zukunft für Alle, was auch jetzt ſchon jeder für ſich will, das Glück, die Befriedigung. Wie die Welt jetzt läuft, iſt *für einen Theil der Menſchen* die Befriedigung und das Glück ſehr verſchieden nach den Capricen, nach dem Geſchmack, nach dem Geſichtskreis eines jeden. Viele Menſchen dagegen, *die in Sklaverei und Noth leben*, ſind in einer abſolut elenden Lage und müſſen ſich unglücklich fühlen, ſie *müſſen* den Widerſpruch ihrer Lage und ihres Anſpruchs auf menſchliche Exiſtenz *fühlen*. Die Quelle aller Sclaverei und aller Noth, ſagen die Kommuniſten, iſt die Armuth. Wie macht man die Armuth unmöglich? ſie antworten: *durch Aufhebung des Privateigenthums*, d. h. durch Gütergemeinſchaft. An der Wirkſamkeit der Maßregel iſt nicht zu zweifeln, es fragt ſich nur, wie läßt ſie ſich in's Werk ſetzen und aufrecht erhalten.

Zuerſt würde das Ganze für Alle wohl ausreichen, da eben ſo viel Ueberfluß, als Noth in der Welt iſt, dann aber ſind mancherlei Güter von der Art, daß ſie aus der Gemeinſchaft ſogleich wieder in den Privatbeſitz gelangen würden, wenn man ſie überhaupt beſtehen ließe.

Es iſt wahr, das Land braucht dem nicht zu gehören, der es beſtellt, das Haus dem nicht, der es bewohnt, das Geräthe dem nicht, der es gebraucht, am Tiſche der Gemeinde kann man eſſen, alles Nothwendige kann ſie liefern und den Luxus dazu. Eins aber iſt der dauernden Gütergemeinſchaft gefährlich: der koncentrirte allgemeine Werth, das Produkt, welches alle andern bedeutet und repräſentirt, das Geld. — Der Einzelne könnte es zurückhalten und aufhäufen, ja, es iſt ganz gewiß, das Geld, wenn man es beſtehen ließe oder auch nur irgend etwas Aehnliches kreirte, wie Anweiſungen auf Gegenſtände des Bedürfniſſes oder Luxus — das Geld würde das Privateigenthum oder wenn die Gemeinde den Beſitz nicht garantirte, den Privatbeſitz factiſch immer wieder hervorbringen.

Wollen wir alſo ernſtlich die Gütergemeinſchaft, ſagen die Communiſten, ſo müſſen wir das Geld abſchaffen.

Herr Heß beginnt daher die Sicherung des Communismus, mit einem Aufſatz gegen „das Geldweſen.“

Er ſieht aber wohl ein, daß durch Abſchaffung des Geldes die Schwierigkeit der Gemeinſchaft noch nicht ganz gehoben wird. Jeder Eigenſinnige, jeder Egoiſt, jeder, der irgend etwas auf ſeine eigne Fauſt anfängt, ſeinen Kopf aufſetzt, und ſeine Separatzwecke verfolgt ſtört die Gemeinſchaft.

Herr M. Heß erklärt daher ſtatt des Egoismus die Liebe, ſtatt der Unabhängigkeit der Vereinzelten, die Gebundenheit im Ganzen, ſtatt des Eigenſinns den Gemeinſinn, ſtatt des Privatlebens der Einſamkeit das Gattungsleben der Gemeinſchaft für nothwendig. „Die vereinzelten Menſchen ſind Kannibalen, die ſich gegenſeitig aufzehren, wir müſſen uns daher in Liebe mit einander vereinigen.“ Vortrefflich; aber Herr M. Heß meint:

„Die jetzige Geſellſchaft iſt dieſer Kannibalismus, die wahre Vereinigung in der Liebe des Communismus iſt noch erſt zu bewerkſtelligen.“ Was denkt ſich nun Herr M. Heß unter der „wahren Vereinigung, und wie will er ſie erreichen?

Der deutſche Communismus ſchrickt nicht zurück vor der Aufgabe, den inneren Menſchen total umzugeſtalten und ihm die Hoden des Eigenſinns auszuſchneiden, er hat die Konſequenz, dieſe Aufgabe löſen zu wollen. Er will in allem Ernſte aus den widerſpenſtigen Atomen, den Individuen, eine Vereinigung in einen einzigen Organismus gleich dem menſchlichen Körper machen, der ſich als Ganzes Zweck iſt und alle Einzelnen fortdauernd als ſeine willenloſen (vom Egoismus befreiten) Glieder verbraucht.

Aus der ſo oft mißbrauchten Vergleichung des Staats oder der Geſellſchaft mit dem Organismus wird Ernſt gemacht. Die Individuen werden functioniren. Wie das Herz und die Beine keine andere Bedeutung haben als ihre Function, die ſie nicht für ſich, ſondern nur für das Ganze vollziehen, denn ſie ſind keine „Egoiſten“, ſondern „Organe“, ſo die Individuen im Communismus.

Jeder Menſch wird ein Gattungsorgan; jede That ein „Gattungsact“. Es iſt klar, da die Einzelnen aufhören Egoiſten zu ſein und von ſich aus zu handeln, ſo muß das Ganze perſonificirt werden.

Die Gattung wird das Leben, das Selbſtbewußtſein, die Selbſtbeſtimmung, ſie lebt als Perſon und zwar als das einzige Ich; denn die Egoiſten und Separatcharaktere ſind in ihrem Leben aufgehoben. „Die Gattung iſt der Zweck, die Individuen ſind ihre Mittel“, ſagt Herr M. Heß.

Erſt dann, wenn alle Menſchen willenloſe Organe werden, wie die Soldaten auf dem Exerzirplatze und noch ärger, da auch der oberſte Motor kein Egoiſt ſein darf; — erſt dann iſt der Communismus realiſirt; und wehe dem, der Oppoſition mit ſeinem Ich macht.

Herr M. Heß hat ſich ernſtlich daran gemacht, den metaphyſiſchen d. h. den *deutſchen* Communismus einzurichten, alſo die Phyſiologie des wahren *Großorganismus* oder der wirklichen unauflöslichen Vereinigung zu entwerfen. Die Vereinigung wird alſo nicht mehr bloße Gütergemeinſchaft ſein, ſondern Harmonie aller Functionen, was Herr M. Heß ſehr unglücklich den „Austauſch aller Lebensthätigkeiten" nennt; und dieſer wahren Urvereinigung wird die Phyſiologie des *kleinen Organismus* ausdrücklich zu Grunde gelegt. Die Myſtik unſerer Staatsromantiker kommt wieder zum Vorſchein. Den atheiſtiſchen Myſtikern iſt die Communauté ſo gut ein Organismus, als den chriſtlichen Myſtikern. Jeder Separatanſtoß, das ganze Separatleben, in den einzelnen Leibern, jedes Separatprodukt wird in die *myſtiſche Vereinigung* zu dem Einen Großorganismus aufgehoben. Die Vereinigung iſt eine myſtiſche, denn ſie ſoll nach Herrn M. Heß eine „*unmittelbare*" ſein. In ihr vereinigen ſich nicht die Egoiſten, die Individuen, welche die Produkte ihrer eignen Thätigkeit, oder ſich ſelbſt produzirende perſönliche Exiſtenzen ſind; nein, dieſe Vereinigung iſt der urſprüngliche „Gattungsact", nach Herrn M. Heß' Worten „*Austauſch* der Lebensthätigkeit." Durch die „*unmittelbare Vereinigung*" des Herrn M. Heß vereinigt ſich alſo genau genommen eben ſo wenig etwas, als dies durch die verſchiedenen Functionen im „kleinen" Organismus geſchieht, denn ſie ſind ſchon Eine Function, Eine Thätigkeit des Ganzen durch *ſeine* Organe. Die „*unmittelbare Vereinigung*" iſt übrigens ein myſtiſcher Unſinn und eine logiſche Unmöglichkeit; nur Getrennte vereinigen ſich und ſie vereinigen ſich nur, um ſich wieder zu trennen. Selbſt der „kleine" Organismus ſtößt Alles wieder ab, was er mit ſich vereinigt und in ſich verwandelt, er erneuert ſich fortdauernd und veräußert in 7 oder 11 Jahren ſeine ganze alte Perſon. Die „unmittelbare" Vereinigung ſoll den Communismus ohne Egoismus ausdrücken. Die abſolute Centripetalkraft des Communismus hat Herrn Heß und ſeinen Jüngern den Kopf verdreht, ſo daß ſie die Nothwendigkeit des Gegenſtoßes überall nicht mehr gewahr werden.

Herr Heß ſagt: „Wir waren bisher noch *nicht vereinigt*", „nur das unmenſchliche Verkehrs*mittel*, das Geld, hat uns in Verkehr gebracht." „Sobald aber die Menſchen ſich *vereinigen*, ſobald ein *unmittelbarer Verkehr* zwiſchen ihnen ſtattfinden kann, muß das unmenſchliche, *äußerliche*, todte Verkehrs*mittel*, das Geld, nothwendig abgeſchafft werden."

Nun gar ein „unmittelbarer Verkehr!" und „Abſchaffung der Verkehrsmittel", des Geldes, der Schiffe, Brücken, Poſten, Briefe ꝛc. Offenbar muß die unio mystica dies Alles erſetzen. Aber der Menſch iſt reelle Perſon, keine freifliegende myſtiſche Seele. Selbſt der Liebesverkehr, wie die Liebesvereinigung (nach alten Begriffen zwiſchen Mann und Weib) iſt nicht ohne äußere Verkehrs*mittel*, Händedruck, Liebesbriefe, Küſſe, Umarmungen und gerade durch die *Aeußerlichkeiten* des Organismus. Ihre eignen Produkte, die Kinder, macht die Liebe ſodann wieder zu *Mitteln* der Vereinigung, und obgleich die Liebespfänder ſich von der Mutter loslöſen und „egoiſtiſche“, „äußerliche“ Exiſtenzen werden, ſo iſt darum dieſe reelle Liebe nach altem Stil nicht ſchlechter, als die myſtiſche der Kommuniſten, die nichts als eine unmittelbare Einheit in der Phantaſie, einen „unmittelbaren“ d. h. ſomnambulen oder geträumten „Verkehr“ zu Wege bringt.

Herr M. Heß ſagt: „Die Liebe, welche in den Himmel geflohen iſt, als die Erde ſie noch nicht zu faſſen vermochte, wird ihren Wohnſitz wieder an dem Orte, wo ſie geboren und genährt wird, in der Menſchenbruſt haben. Wir werden unſer Leben nicht mehr vergebens außer und über uns ſuchen“—alſo, ſollte man denken, auch nicht in der jenſeitigen, ſondern in der von dem Egoiſten zur Perſon verwirklichten Gattung. Indeß die Liebe iſt uns ja bekannt; und vollends „die Liebe in der Menſchenbruſt,“ nicht „die Liebe im Himmel“ — das klingt ganz menſchlich, aber wir werden gleich ſehen, daß dieſe Liebe nicht ſpezielle Liebe und Freundſchaft iſt, auch nicht Humanität und Bildung, die in jedem Menſchen den Menſchen zu finden gewohnt iſt, alſo die Möglichkeit, mit jedem auf einen guten Fuß zu kommen, zum Prinzip macht; dieſe Liebe, von der Herr Heß redet, iſt die kommuniſtiſche, die allgemeine, die myſtiſche, die phantaſtiſche, die den Egoiſten todtſchlägt und jedem Einzelnen, der ſich abſondert, die Zähne weiſ't aber Alle unmittelbar vereinigt; denn er fährt fort: „kein drittes Mittelding wird ſich mehr zwiſchen uns eindrängen, um uns äußerlich und ſcheinbar zu vereinigen, zu „vermitteln,“ während es uns innerlich und wirklich trennt.“ Er meint das Geld; das erſetzt er durch Liebe.

Allerdings, wäre die allgemeine Vereinigung in der myſtiſchen Liebe, die alles „innerlich“ vereinigt ohne ſtörende Körper, ohne Außendinge und „Mitteldinge,“ ohne ſtörende Ortsentfernung, herrlich wie im Feenmärchen, bewerkſtelligt; — dann, ja dann verkehrte man nur noch in dem abſolut präſenten Gattungslimbus und — um mit Herrn Heß zu reden: „in dieſer Gemeinſchaft könnten wir dann alle äußerlichen Verkehrsmittel alle dieſe“ (ſelbſt die organiſchen) „**Pfähle in unſerm Fleiſch**“ (ja, das Fleiſch ſelbſt) als fremde Körper ausſtoßen.“ „Adieu, mon plaisir!“

Herr M. Heß iſt eine Rarität, er iſt conſequent in ſeinem Wahn, er ſucht im Nebel ſeinen Steg und ſtößt das Individuum, den Egoiſten (auch den innerlichen und prinzipiellen) erbarmungslos in den Abgrund der Gattung. „Das Individuum zum Zweck erhoben, die Gattung zum Mittel herabgewürdigt, ruft er aus, das iſt die Umkehrung des menſchlichen und natürlichen Lebens überhaupt, die verkehrte Welt, die den einzelnen, wirklichen, reellen Menſchen zum Zweck erhebt!“ Und Herr Heß will die Sklaverei aufheben, Herr Heß will den wahren Menſchen realiſiren, indem er das Individuum zum **Mittel** für die fühlloſe Gattung, dies nur gedachte Allgemeine, dieſen irdiſchen Götzen, die kommuniſtiſche Geſellſchaft, den Großorganismus herabſetzt?

Das wahre menſchliche Weſen iſt nicht das Gemeinweſen, ſondern **das wahre Individuum**; dieſe endliche Exiſtenz iſt die einzige Realiät der ewigen Gattung, welche das Gemeinweſen (d. h. die vereinigten Menſchen) hervorbringen kann; und das Gemeinweſen iſt nur darum ſo viel werth, weil umgekehrt wieder nur ſeine richtige Einrichtung und Bewegung den wahren empiriſchen Menſchen hervorbringen kann. Jedes Gemeinweſen iſt ſchlecht, welches dieſen Zweck nicht erfüllt, und es iſt infam, wenn es ihm widerſtrebt. Das Kriterium des wahren Gemeinweſens iſt der freie edle Menſch, den es erzeugt.

Die Gattung iſt ein Begriff, der Einzelne ihre Realität. Die Gattung realiſiren, heißt den Einzelnen produziren wie er ſein muß.

Den Einzelnen d. h. alle Einzelnen zum Staatszweck erheben durch den alles durchdringenden Gemeinwillen, der ſich dieſe Aufgabe geſtellt hat und durch alle Functionen der Geſellſchaft, die auf ihn gerichtet ſind — das iſt die wahre Vereinigung, und Herr Heß befindet ſich in einem ſtarken Irrthum, wenn er meint, „das Individuum ſei bisher zum Zweck erhoben worden" — es hat vielmehr noch immer daran gefehlt, daß alle Individuen d. h. das Individuum zum Zweck erhoben, und der Menſch nirgends zum bloßen Mittel herabgewürdigt wurde.

Weder der König, noch der Fabrikant, dem das Individuum zum Mittel in ſeinem „Großorganiſmus" dient, iſt das Individuum. Und wenn das Chriſtenthum jeden zum Zweck macht, ſo hat es nur darin Unrecht, daß es dies im Himmel, nicht in der Wirklichkeit thut.

Ganz ſo wie im Gemeinweſen, iſt es in der Liebe. Nicht dies Allgemeine, Unperſönliche des Myſticiſmus iſt in der wahren Liebe der Zweck, die Perſon iſt es, jede der beiden Perſonen iſt der andern und jede in der andern ſich ſelbſt Zweck.

Die Liebe iſt der entſchiedenſte Egoismus, den es gibt. Sie ſucht immer nur ſich in dem andern und ſie befriedigt beide durch Gegenſeitigkeit und durch das gemeinſchaftliche Produkt.

Die Liebe beweiſ't es augenſcheinlich, daß nur in der Perſon die Gattung, das Allgemeine dargeſtellt werden kann, daß alſo der wirkliche Menſch, die Verwirklichung oder wahre Producirung des Einzelnen der Zweck iſt. Der Zweck des Gemeinweſens und der Zweck jedes Einzelnen iſt in der Wahrheit, wie in der Liebe und im Staat derſelbe. Das Höchſte, was ſich erreichen läßt, iſt die Darſtellung dieſer Einheit in der einzelnen Perſon. Man liebt die Perſon, in der man dieſe Befriedigung findet. Die allgemeine Liebe iſt eine klingende Schelle, ſie läutet den Communiſten, wie früher den Chriſten zu dem erbaulichen Fanatismus, mit dem ſie jeden Einzelnen, auch ihren Freund und Wohlthäter, verfolgen, wenn er ſich ſtatt der allgemeinen, einer ſpeziellen Liebe hingibt.

Das blaſſe Allgemeine, die abſtrakte Gattung, die allgemeine Liebe ſtatt des wirklichen Individuums und ſtatt der liebenden Perſonen zum Zweck zu erheben, das iſt der Cardinal- und Wendepunkt, wo der Communismus in Tollheit überſpringt. Seine ganze Confuſion erklärt ſich aus dieſer abſurden Caprice für die hohle Allgemeinheit, Communauté, und gegen die volle Realität, die Welt der ſeparirten Einzelnen, welche Charaktere und egoiſtiſche d. h. ſich wirklich und reell fühlende Perſonen ſind. Es iſt nicht unrichtig das Allgemeine, als Vernunft und Liebe zu wollen, aber es iſt abſurd es anderswo zu ſuchen, als in den exiſtirenden, empiriſchen Perſonen.

Wer denkt bei dem Charakter, wer bei der Liebe, wer bei dem gebildeten Menſchen an den Vorwurf, welchen man mit dem Namen Egoiſt verbindet? *Egoiſt im ſchlechten Sinn iſt jeder, der die andern nicht als Selbſtzwecke anerkennt, ſondern ſie mit Aufopferung dieſer ihrer Beſtimmung zu ſeinen Mitteln erniedrigt.* Wer jedem Menſchen ſein Recht, Selbſtzweck zu ſein, zugeſteht, verſteht ſich ohne ſich ſelbſt zu vergeſſen, und zur Realiſirung dieſes Princips ſeinen ganzen Charakter entwickelt, der iſt kein Egoiſt, den man zu ſchelten hätte.

Der vernünftige Zweck jedes Einzelnen iſt unmittelbar der Zweck Aller.

Man muß den dummen, blauen Communismus bekämpfen, um den wirklichen Menſchen aus ſeinen myſtiſchen, reactionären Klauen zu retten und durch ſein Geſchrei den großen Zweck der Geſchichte: alle Menſchen durch das Ganze zu ihrer wahren Exiſtenz zu erheben, nicht compromittiren zu laſſen. Das Ganze aber iſt der *Staat*, nicht die *myſtiſche Gemeinſchaft*. Der empiriſche Menſch, dieſer und jeder, iſt der Zweck Aller. So kommt die lebendige und vernünftige Gegenſeitigkeit zum Vorſchein; und die Aufgabe iſt die, alle Inſtitutionen, die dieſem Princip widerſprechen, zu reformiren ohne die perſönliche Selbſtbeſtimmung zu zerſtören.

Der einzelne Menſch iſt nicht Organ, er iſt Zweck, und die Vereinigung Aller hat keinen andern Zweck, als daß jeder ſeinen wahren Zweck d. h. ſeine wahrhaft menſchliche Exiſtenz erreicht und behauptet.

Um den Leſer zu überzeugen, daß aus der unmöglichen Forderung, den Einzelnen ganz in das Gemeinweſen, den Egoismus in die myſtiſche allgemeine Liebe, den Privatbeſitz völlig in Gemeingut aufzuheben, die trennenden Verkehrsmittel wegzuräumen und den „unmittelbaren" Verkehr einzurichten, kurz aus der communiſtiſchen Attraction ohne alle Repulſion, ein bodenloſer, wüſter, ja wahrhaft roher Unſinn entſteht, dürfen wir nur Herrn M. Heß' Abhandlung über das Geldweſen noch etwas deutlicher ſprechen laſſen, als wir es ſchon gethan. Wir werden ſie jetzt begreifen und ſelbſt in der Confuſion, ſo groß ſie iſt, die Methode entdecken, da wir nach dem Bisherigen wiſſen, wo Alles hinaus will.

Herr M. Heß beginnt: „Leben iſt Austauſch productiver Lebensthätigkeit."

Welch ein köſtlicher Unſinn! Kann man die Thätigkeit austauſchen? Kann ich dir meinen Huſten und du mir deinen geben? Und wenn du mich auch mit deinem communiſtiſchen Huſten anſteckſt, ſobald ich ihn habe und exercire, iſt er mein und dieſer iſt nie dein geweſen, du kannſt nicht für mich huſten und mich unterdeſſen für dich zu Stuhle gehen laſſen, du kannſt nicht meine Verdauung gegen deine Magenſchwäche austauſchen. Die Producte, die wir durch unſere Thätigkeit ans Licht bringen, können wir uns gegenſeitig zukommen laſſen; aber meine „productive Lebensthätigkeit" bleibt meine Bewegung. Selbſt wenn ich dir meine Gedanken gebe, ſo bekommſt du nur das Produkt und ich bewege dich nur zu derſelben Thätigkeit in dir, provocire nur deine Thätigkeit durch die meinige; und nun vollends die „Lebensthätigkeit!" Wenn ich mir vorſtelle, daß plötzlich ein Communiſt aus Herrn Heß' Schule herein tritt und mir zumuthet, meine Augen-, Ohren-, Fuß-, Gehirn-Thätigkeit gegen die ſeinige auszutauſchen, ſo werde ich in der That beſorgt, daß über dem Verſuch, auch nur Herrn Heß' erſten Satz zu realiſiren, alle unſere edelſten Organe in Gefahr gerathen würden.

Herr M. Heß, unſer verehrte Lehrer, würde vielleicht der junge „Semmig," „Matthäi," „Grün," oder „Weller" aus den Rheiniſchen Jahrbüchern ſagen, ſpricht aber auch gar nicht von zwei Lebendigen, ſondern von der innerlichen Bewegung in Einem Lebendigen. In der That? Ja, in ſeinem erſten Satz thut er dies noch; aber, meine Herren, zum Austauſch gehören zwei.

Doch laſſen wir dieſe Kleinigkeit! ſie iſt nicht die einzige Schwierigkeit bei der Sache. Die „produktive Lebensthätigkeit" des Herrn Heß tauſcht ſich ſelbſt aus. An wen? Gegen was?

Herr M. Heß iſt wirklich ein radikaler Handelsmann. Um den Organismus („den kleinen," meine Herren, damit wir in Ihrer Vorſtellungsweiſe reden) zum Vorbild der Verkehrswelt („des großen Organismus") zu machen, erhebt er den „Austauſch" zur Lebensbewegung, und um den „unmittelbaren," nach ſeiner Anſicht wahren Verkehr zu erreichen, läßt er („in beiden Organismen") die Lebensthätigkeit ſelbſt, nicht etwa die Subſtanzen, die von ihr erarbeitet und formirt worden ſind, austauſchen. Handelten aber auch im („kleinen") Organismus einfach die verſchiedenen Organe mit ihren verſchiedenen Produkten, ſo wäre die Definition immer noch ſchwer genug zu begreifen, da namentlich die ganze Ausfuhr aus dem Organismus, die doch auch durch ſeine Thätigkeit bewerkſtelligt wird, durchaus nicht „unmittelbar" gegen organiſche Produkte des Organismus ausgetauſcht wird. Sollte aber etwa bloß das Aſſimilirte Produkt genannt werden, was thun alsdann die edleren Organe, die nichts Aſſimilirtes in den Verkehr bringen?

Doch es ſoll eben im „unmittelbaren Verkehr die Thätigkeit unmittelbar ausgetauſcht werden." Dieſer abſurde Ausdruck über den „kleinen" Organismus iſt entſtanden aus dem communiſtiſchen Ideal des großen, und Herr M. Heß erzählt nicht, wie es wirklich hergeht, ſondern wie er haben will, daß es hergehen ſoll; ſchade, daß dieſer Hergang im Kleinen, wie im Großen abſurd und unmöglich iſt.

Er fährt in ſeiner Privatphyſiologie fort: „der Körper jedes lebendigen Weſens, zum Beiſpiel des Thiers, der Pflanze, des einzelnen Menſchen" — (dieſe ſind nur Beiſpiele, nicht alles Lebendige, weil nach der deutſch-kommuniſtiſchen Weisheit die Gattung auch noch der Organismus eines lebendigen Weſens iſt, der große „Sozialkörper," wie wir gleich ſehen werden) —, alſo „der Körper des Thiers iſt, weil das Medium des Austauſches der produktiven Lebensthätigkeit dieſes oder jenes Weſens, ſein unveräußerliches Lebensmittel, Medium ſeines Lebens, daher diejenigen Organe des Körpers, welche die Centralpunkte des Austauſches, auch ſeine edelſten, unveräußerlichſten Organe ſind z. E. Herz und Hirn."

Alſo das lebendige Weſen iſt was Anderes als der Körper. Der Körper iſt nur ſein Lebensmittel, und weil Lebensmittel, darum Lebensmittel.

Dieſer Paſſus iſt logiſch und phyſiologiſch gleich lehrreich, beſonders für die armen Handwerker, die ſich um die Fundamente des Communismus bemühen! Und der Körper, das Lebensmittel, iſt „*unveräußerlich*.“ Wie ſo? Veräußert er ſich nicht fortdauernd ſelbſt? Er ſchuppt ſich, er mauſert, ſagt Schulz, er ſecernirt Alles, ſelbſt das Aſſimilirte wieder, und endlich ſtirbt er gar. Wie wär' er denn unveräußerlich? Wahrſcheinlich meint Herr Heß, ohne den Körper und ohne Herz und Hirn kann man nicht leben; ſein Gerede iſt aber ziemlich eines Hirnloſen würdig.

Er kommt nun zu ſeinem Schluß: „Was von den Körpern der kleinen, das gilt auch von den Körpern der großen Individualitäten“, (daß ſie nämlich „unveräußerliche Lebensmittel“ ſind) „und es gilt ſowohl von den unbewußten“ (die auch gar nicht einmal leben, alſo wohl eigentlich nicht hieher gehörten) „den ſogenannten *Weltkörpern*, wie von den bewußten, den ſogenannten *ſozialen* Körpern.“ Ein *ſozialer* Matroſe unter unſern *ſozialen* Leſern ruft von dem Maſtkorbe unſers *ſozialen* Schiffs: Land! *ſoziales* Land! Gott ſei Dank, daß wir auf Herrn Heß' eignes Gebiet gelangen, da wird er beſſer orientirt ſein, als in der Phyſiologie.

Er ſagt: „Die Atmoſphäre der *Erde*, das *unveräußerliche* Medium des Austauſches der *irdiſchen* Produktionen,“ — — auch die Atmoſphäre „unveräußerlich?“ wie iſt das gemeint? Da wir auf *ſozialem* Boden angelangt ſind, ſo vermuthe ich, es iſt *ſozial* zu erklären. Herr M. Heß wird meinen: es ſchicke ſich nicht, in Geſellſchaft die Atmoſphäre in irdiſcher Richtung zu veräußern, während er nicht in Abrede ſtellen wird, daß ſie in himmliſcher Richtung auch in der beſten Geſellſchaft verinnert und veräußert werden darf und muß, um das Blut in der Lunge „auszutauſchen“ — alſo, um mit Herrn Heß fortzufahren, die Atmoſphäre „iſt das *irdiſche* Lebenselement; die Sphäre (dagegen), in welcher die Menſchen ihre *ſoziale* Lebensthätigkeit mit einander austauſchen“ (er bleibt dabei, daß man die Thätigkeiten austauſchen kann — vielleicht hat er eine Maſchine erfunden, womit er es möglich macht, man muß auf Alles gefaßt ſein — und nun vollends das beruhigende „ſozial“ zu Lebensthätigkeit, es erinnert an ein gemeinſames Zweckeſſen) — alſo es hieß, „die Athmoſphäre iſt das irdiſche Lebenselement; dagegen die Sphäre, in welcher die Menſchen ihre *ſoziale* Lebensthätigkeit mit einander austauſchen — nämlich der Verkehr in der Geſellſchaft — iſt das unveräußerliche *ſoziale* Lebenselement.“ — Die „*unveräußerliche* Athmoſphäre! Das *unveräußerliche* Lebenselement!“ — gut! an die Unveräußerlichkeit gewöhnt man ſich allmählig! aber nun chokirt mich wieder, daß der Verkehr die Sphäre des Austauſches, nicht das Austauſchen ſelbſt ſein ſoll, und dann „der Verkehr *in der Geſellſchaft*!“ Da Herr Heß ein großer Logiker iſt, ſo ärgert mich ſelbſt dieſe kleine Nachläſſigkeit: „Verkehr *in* der Geſellſchaft“, als wenn es auch noch einen Verkehr *außer* der Geſellſchaft gäbe. Ein anderer Rezenſent würde ſagen: „wir wollen dem Herrn Heß unſere Achtung damit beweiſen, daß wir ſeine Sätze ſo genau nehmen“; ich ſage das nicht: ich ſchlage Herrn Heß vor, einige Zeit auf den Sonnenſtein zu gehen, und dennoch halte ich es der Mühe werth, ihn ſo genau zu leſen, ich werde weiter unten ſagen, warum. Jetzt fahren wir noch ein klein wenig fort. Herr Heß ſagt: „Die einzelnen Menſchen verhalten ſich hier als bewußte und bewußt handelnde Individuen zur Sphäre des Austauſches ihres geſellſchaftlichen Lebens, wie ſie ſich als unbewußte Individuen, als Körper, zur Sphäre des Austauſches ihrer körperlichen Lebensthätigkeit, zur Athmoſphäre der Erde verhalten. Sind ſie von ihrem ſozialen Lebensmedium getrennt, ſo können ſie eben ſo wenig leben, wie ſie, von ihrem körperlichen Lebensmedium getrennt — wenn ihnen ihre Lebensluſt entzogen iſt — körperlich leben können. Sie verhalten ſich zum ganzen Geſellſchaftskörper, wie die einzelnen Glieder und Organe zum Körper des einzelnen Individuums. Sie ſind todt, wenn ſie von einander getrennt werden. Ihr wirkliches Leben beſteht nur im gegenſeitigen Austauſch ihrer produktiven Lebensthätigkeit, nur im Zuſammenwirken, nur im Zuſammenhang mit dem ganzen geſellſchaftlichen Körper.“

Welch ein Aufwand von Gelehrſamkeit, um zu ſagen, der Menſch kann nur in Geſellſchaft Menſch ſein, und erſt das Zuſammenwirken der Menſchen bringt ihr wirkliches Leben zu Wege! Aber der Aufwand hat nicht dieſen rationaliſtiſchen Zweck, der Einzelne ſoll wirklich Organ und das Ganze ein wirklicher Organismus, der „Geſellſchaftskörper,“ ſein; daß er von Zuſammenwirken ſpricht, welches keineswegs „Austauſch der Thätigkeit“ wäre, ſondern nur vereinigte Thätigkeit, iſt ein momentaner Rückfall in’s alte Bewußtſein, ein lichter Augenblick.

Aus dem myſtiſchen „Thätigkeitsaustauſch,“ aus der „Liebe, die noch erſt einzuführen iſt,“ aus dem „Geſellſchaftskörper,“ der ein Organismus und in dem jeder Einzelne nur Organ iſt, folgert er nun, „daß wir bis jetzt nur vereinzelt leben, wie die Thiere. Der Verkehr, meint er, beginnt als „Raubmord“ dann läßt man den Menſchen leben als Sklaven, endlich wird der Raubmord geregelt und es iſt dahin gekommen, daß wir Alle ohne Ausnahme und in jedem Momente unſere Thätigkeit, unſere Produktionskraft, unſer Vermögen, uns ſelber verſchachern — daß der *Kannibalismus*, der gegenſeitige Raubmord und die Sklaverei, womit die Geſchichte der Menſchheit begonnen hatte, zum Prinzip erhoben wurde.“ „Wir Alle ſind — das dürfen wir uns nicht verhehlen — *Kannibalen, Raubthiere, Blutſauger*.“ — „Unſere Vorfahren waren Grasfreſſer, wir ſind Blutſauger. *Geld iſt das ſoziale Blut, das vergoſſene Blut*.“ — „Was Gott für die theoretiſche Welt, das iſt das Geld für's praktiſche Leben der *verkehrten Welt*: *das entäußerte Vermögen, ihre verſchacherte Lebensthätigkeit*.“

Wie der Verkehr, ſo ſoll auch das *wahre Eigenthum* das unmittelbare ſein, ſein Charakter iſt nach Herrn M. Heß „*das innerliche Verwachſenſein von Beſitzer und Beſitzthum*.“ Und doch wird ſelbſt Herr Heß Manches, wenn auch noch ſo ungern beſitzen müſſen, mit dem er nicht innerlich verwachſen ſein möchte, z. E. ein Hemde, eine Hoſe, einen Stuhl, vielleicht auch noch eine Knackwurſt; und es iſt bekannt, wie viel Verdruß die Knackwurſt jenem Manne gemacht, als ſeine Frau ſie ihm an die Naſe wünſchte, mit der ſie ſofort „innerlich verwuchs.“

Kann man abſurder ſein, als die Aeußerlichkeit und Tranſcendenz der beſeſſenen Dinge abſchaffen zu wollen, da es doch der Begriff des Dinges überhaupt iſt, daß es etwas Aeußerliches, nicht Ich iſt? Alles, was innerlich mit mir verwachſen iſt, bin ich ſelbſt und das

Verhältniß von Beſitzer und Beſitzthum hört auf, wo die Aeußerlichkeit aufhört.

„Der Grund gegen das Geld, daß es alle Thätigkeit in ſtarrer Geſtalt, als todtes Weſen, als Ding, „als das von ſeinem Produzenten abgetrennte Produkt“ darſtelle, iſt kein Grund. Das Geld, einestheils Waare und Produkt wie jedes andere Produkt, dann aber auch Zeichen, Begriff, geltende Beſtimmung, Dekret der Gemeinde, es ſoll Repräſentant der meiſten Thätigkeiten und aller Produkte, ausgenommen der Menſchen ſelbſt ſein.

Wird der Satz durchgeführt, daß der Menſch ſelbſt keine Waare, kein vom Golde zu repräſentirendes Ding, ſondern ein unſchätzbares Weſen iſt: d. h. wird nicht die Aeußerlichkeit dem Gelde, ſondern die Veräußerlichkeit dem Menſchen genommen, genauer geſagt, wird kein Verhältniß geduldet, in dem der Menſch, d. h. irgend ein Menſch zum Mittel erniedrigt wird, ſo iſt das Geld als Tauſchmittel kein Hinderniß. Kann man ſich keine Sklaven-Dienſte mehr kaufen, ſo kann man auch durch das Geld keine neue Sklaverei wieder einrichten.

Der Mißbrauch des Geldes liegt vor, der Mißbrauch des Eiſens, der Vernunſt, des Vertrauens, der Liebe ſelbſt, — der Mißbrauch von Allem liegt vor. Findet ſich nun ein permanenter Uebelſtand z. E. Unterjochung der *Menſchen* durch die jetzige Form der Induſtrie, des Handels, des Staats, ſo iſt es ganz recht, was der Socialismus fordert: *Man mache den Menſchen zum Prinzip und zum Zweck, alles andere zum Mittel, das dieſem ſouveränen Zwecke nur dient!* — Aber man wüthe nicht, wie ein Toller gegen Vernunſt und Begriff, gegen alle vernünftige Bedeutung der Dinge, ſondern wenn man ſo viel Wuth in den Adern hat, ſo wende man ſich gegen ihren Mißbrauch und ihre unvernünftige Geſtaltung.

Mit einem Wort, ihr Communiſten, wir geben euch weder den Staat, noch die Freiheit der Individuen preis, wir wünſchen vielmehr auch euch, ſo unwirſch ihr auch ſeid, wieder vernünftig und zu wahren Menſchen mit einem anerkannten, verſtändigen Zweck zu machen. Helfen könnt ihr uns nicht mehr, dazu habt ihr euch zu ſtark blamirt; aber vielleicht können wir euch helfen, daß ihr wenigſtens privatim euren Verſtand wieder erlangt; vielleicht!

Der deutſche Communismus hat über ſeiner ſocialen Gelahrtheit den Verſtand verloren, und dieſer deutſche Communismus iſt ein Sohn des franzöſiſchen? Er iſt der confuſe Sohn des ſchlichten Vaters, der gelehrte Metaphyſiker, über den ſich der einfache Erzeuger wundern wird, wenn er zu Hauſe kommt.

Der Communismus will die Maſſen befreien und die Maſſen in Bewegung ſetzen; die Gelahrtheit ſetzt keine Maſſen in Bewegung, und wenn die Communiſtenväter erſt anfangen, den populären Boden zu verlaſſen, ſich in die Metaphyſik oder gar in das Griechiſche zu werfen, und wie Herr M. Heß, mit „Gattungsmenſch,“ „Gattungsact,“ „Anthropophagie“ und „Theopophagie“ (warum nicht lieber Theopopophagie?) um ſich zu werfen; ſo kann die Polizei ruhig ſchlafen; weder der reiche Anthropos, noch der alte Theos wird auf ſolche Stichworte und ſolche Heſſiſche Ausführungen, wie wir ſie mitgetheilt haben, von den armen Leuten verzehrt werden.

Die Gelehrten führen den Kommunismus nicht ein. Herr M. Heß erinnert ſich umſonſt der Hegel'ſchen Logik, er hat ſich vergeblich zu ſeiner neugriechiſchen Gelehrſamkeit aufgeſchwungen. So muß man nicht reden, wenn man verſtanden ſein will. Es iſt mit Herrn Heß wie mit jenem Thierarzt, der zu einem Pferde mit faulen Hufen geholt wurde und zu dem Bauer ſagte: „Man ſtelle die Extremitäten dieſes Thiers in ein günſtigeres Medium!" ohne Zweifel wäre das Thier ganz verfault, wenn man dem Bauer die Gelehrſamkeit des Doktors nicht in's Deutſche überſetzt hätte. Das andere Medium, welches die metaphyſiſch-communiſtiſchen Aerzte unſrer Geſellſchaft verlangen, wäre es blos Gütergemeinſchaft, es wäre eben ſo verſtändlich, als die trockne Streu des Thierarztes; das neue Lebensmedium aber, welches Herr Heß erfunden hat, nämlich der „unmittelbare Verkehr" und die „communiſtiſche Liebe" wird nicht deutlicher, wenn man ſie in eine gemeinverſtändliche Sprache überſetzt, im Gegentheil, dann zeigt ſich ihre Confuſion erſt in ihrer ganzen Größe.

Bei alledem iſt es klar, erſt durch den „Theopophagen" und unfreiwilligen Anthropophagen Heß iſt der Communismus deutſch geworden, d. h. wie unſere übrige Schulfuchſerei ein ungenießbarer blauer Dunſt, der einigen unſchuldigen Jünglingen in das ſchwache Gehirn geſtiegen iſt, mit dem aber weder politiſche, noch ſoziale Umwälzungen hervorgebracht werden. Aber die Doktrin des Herrn Heß iſt mehr als eine rein perſönliche, ſie iſt die Konfuſion und Myſtik der ganzen Sekte, und wenn eine ganze Geſellſchaft toll wird, ſo darf man immer darauf rechnen, daß dieſe Tollheit Methode hat.

ſchaft. Beide wollen durch die Befreiung von allen Uebelſtänden der civiliſirten Geſellſchaft allgemeines Glück und allgemeine Befriedigung zu Wege bringen. Sie faſſen alſo die Freiheit poſitiv und ökonomiſch. Sie bringen von dem Forum in das Haus und werfen die alten Penaten von dem Heerde herunter. Die Sphäre der Freiheit totaliſirt ſich.

Mit der poſitiven Faſſung, den Menſchen in allen ſeinen Verhältniſſen zu ſeiner wahren Exiſtenz zu bringen und folglich mit der Totaliſirung des Reiches der Freiheit, muß man einverſtanden ſein.

Dagegen iſt den exkluſiven Sozialiſten vorzuwerfen, daß ſie, wie die erſten Chriſten, die politiſche Freiheit, den Staat und die alte Religion ohne Weiteres fallen laſſen. Sie verheißen einen neuen Himmel, nicht eine imaginäre, ſondern eine reelle, die ökonomiſche Glückſeligkeit, die jedes geiſtige Glück, Freiheit, Bildung, Kunſt von ſelbſt in ihrem Gefolge haben werde.

Ihre fixe Idee iſt, daß ſie das allgemeine Heilmittel aller Leiden der Erde entdeckt und im Beſitz haben. In dieſem Hochmuth brechen ſie mit der politiſchen Partei, mit „der ganzen alten Welt,“ und erwarten von der unbekannten, noch nicht hervorgetretenen Welt „der Proletarier,“ daß dieſe mit ihnen „die glückliche Welt“ unmittelbar einrichten werde.

Sie überſehen, daß ſie zur Einrichtung ihrer „glücklichen Welt“ nicht durch Ignorirung und theoretiſche Verwerfung, ſondern erſt durch wirkliche Beſiegung der jetzigen „verkehrten“ Welt gelangen können. Sie zeichnen ihre Niederlagen gegen die Gensdarmen, die doch auch Proletarier ſind, auf, ſie erzählen das Scheitern ihrer Propaganda an den Polizeidekreten der „alten Welt,“ aber ſie geben nicht zu, daß der politiſche Kampf der Mühe werth ſei, und Herr M. Heß räumt der jetzigen „verkehrten“ Welt höchſtens noch einen Beſtand von 10 Jahren ein; bis dahin wird ſie ſich durch ihre eigne unnatürliche Induſtrie von ſelbſt zerſtören.“ Herr Maler Köttgen, ein zweiter Redner in den Elberfelder Verſammlungen, acceptirt „die Arbeit der Liberalen und Radikalen höchſtens als eine Steinbrecher- und Handlangerarbeit zum großen Bau des wahren Menſchenglücks.“ *) Wie glücklich iſt Herr Köttgen, daß er bei dieſem Bau ein Maurer und ein Maler iſt!

Herr Köttgen und Herr Heß wären in den Elberfelder Verſammlungen auch ohne Zweifel weiter mit der „Menſchenbeglückung“ gekommen, als ſie gekommen ſind, wenn nicht „Sr. Hochwohlgeboren, der Herr Oberburgemeiſter von Carnap im Auftrage der Königl. Hochl. Regierung“ die weitere Beglückung der Elberfelder ſelbſt ſchon durch die Theorie des Communismus unterſagt hätte.

Herr Köttgen, der Maler und Herr Heß, der Theophage erklären nun, „von ihren guten Abſichten und friedlichen Beſtrebungen“ durchdrungen, „die ja auch

---

*) Wie dieſe unbekannte Größe, Köttgen, dazu gelangt iſt, mit einem Satz über alle dieſe Beſtrebungen der Politiker hinwegzukommen, wiſſen wir nicht anzugeben. Wenn die kommuniſtiſchen Jünger mit der Praxis ſo ſchnell fertig würden, wie mit der Theorie, ſo hätte ſchon mit dem Jahr 1845 eine neue Zeitrechnung beginnen müſſen.

Herr von Carnap eingeſehen habe," „könnten ſie ſich das Verbot nur durch ein Mißverſtändniß erklären und hofften, daß eine ſchriftliche Darlegung und ein offenes Bekenntniß ihrer menſchenfreundlichen Abſichten" („nämlich der jetzigen „Kannibalenwirthſchaft" ein Ende zu machen") „eine Hochl. Regierung veranlaſſen werde, das Verbot wieder aufzuheben." Sie trauen plötzlich dem Staat alles mögliche Gute zu und appelliren an die politiſch liberalen Steinbrecher, die etwa in der Regierung ſitzen: und doch hatte Herr Heß in ſeiner Rede den Staat als Beſchützer des gegenwärtigen „raubmörderiſchen Verkehrs, ziemlich deutlich eine Mördergrube genannt. Thut Alles nichts, ſie finden jetzt: „ſie hätten nur nachgewieſen, daß der Staat zu allen Zeiten und mit vollem Recht für das Wohl Aller das Eigenthum der Privaten aufgehoben habe, ſie haben eine beſſere, heiligere(?) Behandlung der Liebe gefordert." „Endlich, ſagen Sie, haben wir nicht die Revolution, **die wir ſelbſt haſſen und verabſcheuen,** ſondern die Lehre aufgeſtellt und anempfohlen, daß einer Revolution vorgebeugt werden müſſe, ſie aber unvermeidlich wäre, wenn der täglich wachſenden Armuth und Laſterhaftigkeit nicht durch kräftige und der Natur der Sache genügende Mittel abgeholfen werde. Wir haben dieſe Mittel gefunden." Nun kommen die Mittel, die Herr Heß und Herr Köttgen gefunden haben, ſie ſind ſämmtlich politiſche und beide Männer verläugnen den Communismus, der noch den Tag vorher die einzige Rettung der Menſchheit war, Herr Heß und Herr Köttgen werden plötzlich, blos weil ſie mit dem Bürgermeiſter von Elberfeld zu reden haben, aus großen Baumeiſtern am Menſchenglück elende „liberale Steinbrecher.“ Sie ſagen: „wir haben dieſe Mittel gefunden in einer Reorganiſation des Armenweſens, in der Gründung großer Nationalwerkſtätten und landwirthſchaftlicher Kolonieen, verbunden mit allgemeinen unentgeldlichen Erziehungsinſtituten.“ O ihr Fourieriſten! Und das „Geld,“ und die „Kannibalen,“ und die „Blutſauger?“ Sollen die „Kannibalen“ Schule halten?

„Wir, fahren unſere Abtrünnigen fort, haben die Ausführung dieſer großen Maßregel mittelſt einer progreſſiven Vermögensſteuer empfohlen. Allerdings würde der egoiſtiſche, habſüchtige Privaterwerb durch ſolche Maßregeln beſchränkt und am Ende ſogar aufgehoben, das Gemeinwohl aber in jeder Beziehung und einer für jeden Stand erwünſchten Weiſe gefördert werden.“

So? Wenn der König es dahin gebracht hat, wo Mehemet Ali ſteht, ſo denkt ihr hätten Alle gewonnen?

Und nicht blos den Staat d. h. unſern Preußiſchen, einen Staat comme il faut; auch den Ständeunterſchied laßt ihr euch gefallen? Und die Stände ſelbſt nach Aufhebung des Privaterwerbs durch den einzigen Privateigenthümer, den König? Alles laſſen ſie ſich gefallen, wenn nur Allen alles genommen wird. Dies iſt der Vorwurf, den man ihnen macht, wenn man denkt, ſie wollten nur die Reichen arm machen. Mußtet ihr denn ſoweit herunterſteigen, daß ihr Aegypten für euer Ideal erklärtet? Elende „Politiker!“ „Steinbrecher!“ „Handlanger!“ Handküſſer! geht!

Und zum Schluß hegen ſie „die Ueberzeugung, daß keine Verordnung die Macht der Wahrheit bezwingen könne.“

Elende „Philoſophen!“ die ihr „antediluvianiſches Gethier“ nennt. Habt ihr es heute vergeſſen, was ihr geſtern predigtet: „daß man von der Freiheit und Vernunft ſo lange vergebens reden wird, als der praktiſche Egoismus noch exiſtirt?“ — Und kein Sterbenswörtchen von dem Sozialismus und Communismus, von der Ohnmacht der Philoſophie und Politik, die geſtern beide noch unter aller Würde waren? — Petre Heß, ehe der Hahn dreimal gekräht hatte, ſollteſt du den Communismus zweimal verleugnen, einmal als Politiker und dann als Philoſoph oder „als Narr der Wahrheit.“ Indeſſen, auch Petrus ward, trotz dem der Fels der Kirche. Herr Püttmann erklärt, Herr Heß habe ihn ermächtigt, bekannt zu machen, Herr Heß und ſeine Freunde würden ſich fortan Communiſten nennen, Herr Heß habe den Namen bisher nur aus äußern Rückſichten gemieden.

Herr Engels, der ebenfalls in Elberfeld geſprochen, vermied das Rencontre mit dem Bürgermeiſter, er war abgereiſ't. Herr Engels unterſcheidet ſich vortheilhaft von allen Schriftſtellern dieſer Richtung durch ſeinen nüchternen praktiſchen Blick. Er macht ſich am wenigſten Illuſionen. Seine Kritik der Induſtrie und des Handels beruht auf Sachkenntniß, ſeine Forderungen in den Elberfelder Reden gehen von vornherein an den Staat. Seine Kritik der ökonomiſchen Lage Deutſchlands iſt ſehr zu beachten. Engels iſt überzeugt, daß die engliſche Induſtrieentwickelung die ſoziale Revolution erzeugen und die Frage durch eine große Kriſis löſen wird, er hat das wiederholt zu beweiſen geſucht. Er kennt die Lage Englands durch eigne Anſchauung. Vielleicht, daß er Recht hat, vielleicht, daß auch ihm der communiſtiſche Glaube an den jüngſten Tag einen Streich ſpielt und ihm „den Untergang der alten Welt“ in der Phantaſie näher rückt, als er in der Wirklichkeit iſt.

Eben ſo wie die Elberfelder Verſammlungen, ſcheiterte der Berliner Localverein und der allgemeine Hülfs- und Bildungsverein in Köln an den Verordnungen der politiſchen Behörden. Merkwürdig iſt dies an ſich durchaus nicht; nur das iſt wunderbar, daß die Communiſten alle dieſe Thatſachen ſammeln und publiziren, aber keineswegs daraus den Schluß ziehen, wie unumgänglich der politiſche Kampf iſt. Im Gegentheil, Angeſichts dieſer Thatſachen und mitten in der religiöſen Bewegung Deutſchlands erklären ſie friſchweg: „die Zeit der politiſchen und religiöſen Revolutionen iſt vorüber!“

Iſt es keine religiöſe Revolution, daß plötzlich die Katholiken vernünftiger werden, als die Proteſtanten, und daß ein großer Theil der Proteſtanten von der Bibel ab und ebenfalls der Vernunft zufällt? Iſt die Politik vorüber, die mächtig genug iſt, euch, die Herren der ganzen geiſtigen und materiellen Welt, durch den Bürgermeiſter von Elberfeld und einige nicht bekehrte Proletarier in Uniform zum Schweigen zu bringen? Die Politik exiſtirt ſehr ernſtlich und nur die religiös und politiſch operirenden, nicht die kraſſen und excluſiven Sozialiſten werden glücklich mit ihrer jetzigen Exiſtenz fertig werden. Iſt die Religion ſozial, ſo können nur die es ihr beweiſen, die in ihrer Sprache zu reden nicht verſchmähen, iſt es die Politik, und ſie iſt es nicht minder, ſo können nur die ihre Wahrheit entwickeln, die mit ihrer Unwahrheit direkt in Kampf treten. Wer es jetzt aufgibt, die Welt für ſeine Theorie zu gewinnen, der glaubt weder an ſeine Gedanken, noch an ſeine Augen. Die Theorie, an die ich glaube, iſt meine Religion, die Religion des Volks iſt die Theorie, an die das Volk glaubt. Es iſt eine Tollheit an Einrichtungen zu glauben, die mit Ignorirung der allgemeinen Theorie, d. h. der Religion und der exiſtirenden Praxis, d. h. des Staats gemacht werden könnten. Die neue Theorie und die neue Einrichtung können die alte Form der Religion und des Staats überliſten, ignoriren können ſie keine von beiden.

Ueberall alſo, wo ernſtlich von der Emancipirung der unterſten Schichten der Geſellſchaft die Rede ſein ſoll, muß der Staat ſich theoretiſch und praktiſch umgeſtalten. Er muß anders denken, als er es in der himmliſchen Religion ſeiner Unterthanen und in den irdiſchen Dogmen ſeiner Oberthanen thut, und er muß ſo zemlich das Gegentheil von dem wollen und thun, was er jetzt in Wahrheit will und thut. Wenn er jetzt durch die Kraft des Ganzen den Zweck dieſes oder jenes Menſchen ausführt, ſo hat er in Zukunft den Zweck eines jeden ins Auge zu faſſen.

Weil das Ganze in ſeiner Hand liegt, ſo iſt er unumgänglich, und ſelbſt wenn er aufhörte zu exiſtiren, wie die Communiſten ſich's vorſtellen, ſo wäre dies eine „politiſche Revolution," erſter Größe.

Und wenn es nun gar gelänge, die „Menſchheitsbeglückung durch Gütergemeinſchaft", das „Prinzip der Liebe ſtatt des jetzigen Egoismus" ohne Kampf mit den politiſchen Gewalten ins Leben einzuführen, wäre damit nicht die größte religiöſe Revolution, die Verſetzung der himmliſchen Seligkeit auf die glückliche Erde, ausgeführt?

Die Polemik der Kommuniſten gegen die Politiker entſpringt aus ihrem religiöſen Tic. Sie denken, die ökonomiſche Religion, das Evangelium des irdiſchen Glücks, auch ohne die Weitläuftigkeiten der Politik auf dem geraden Wege der Noth und der Verkündigung durchzuſetzen. Ihre Verachtung der religiöſen Revolutionen entſpringt aus dem Bewußtſein, daß in ihrem irdiſchen Evangelium ja ohne Weiteres das himmliſche aufgehoben iſt.

Beide Rechnungen haben den Fehler, daß ſie die ganze außer ihrem Kopfe und ihrem Kreiſe exiſtirende Welt nicht mit in Anſatz bringen. Dies iſt die Illuſion aller Sektirer. Wer dagegen die ganze Weltlage und die Gedanken, ſelbſt der Gegner, mitberückſichtigt, denkt als Politiker bei ſeinen Reformplänen.

Die Communiſten ſind ſo ſehr in ihrem ſpezifiſchen Gedankenkreiſe feſtgebannt, daß ſie außer der Politik und Religion auch noch die Theorie (als Philoſophie und Wiſſenſchaft) zum Henker ſchicken. Herr M. Heß, der Patriarch der deutſchen Communiſten, ſagt in ſeiner Elberfelder Rede: „die Theorie kommt mit der Dummheit und Bosheit nie zum Ziele. Bilden wir uns nicht ein, die Welt durch unſere Ideen zu bekehren. Der Communismus iſt keine Theorie, er iſt der Schluß der Entwickelungsgeſchichte der Geſellſchaft."

Nun kommt er auf dieſen Schluß, d. h. auf England und zeigt, wie es im Uebermaß ſeiner Induſtrie erſtickt und mit Rieſenſchritten ſeinem Untergange entgegengeht. „Die Welt würde in Barbarei verſinken, führt er fort, wäre nicht eine höhere Idee, eine andere Weisheit, als die des Privategoismus und des Privaterwerbs — der Communismus — da. Die Welt, das Leben ſelbſt, hat dieſe Idee erzeugt, wir wollen ſie nur ſo weit entwickeln, daß ſie einſt zur Rettung dienen kann."

Herr M. Heß iſt nach Fouriers Vorgange ein Feind der Philoſophen. Der Kommunismus, zu dem er ſich bekennt, darf alſo keine Philoſophie, keine Theorie ſein. Alle Theorieen haben ja bisher zu nichts d. h. nicht zum allgemeinen Glück geholfen; alſo iſt der Communismus etwas anderes, als Theorie, er iſt — „das Produkt der Induſtrieentwickelung."

Vortrefflich! aber da er noch nicht ausgeführt iſt, ſo iſt er doch vor der Hand noch Theorie. — „Nein, ſagt Herr Heß, er iſt eine „höhere Weisheit", aufgeſpart für den Moment des Weltuntergangs zunächſt in England, wo er dann als Retter hervortreten und ſtatt des Egoismus die Liebe proklamiren wird." — Man kann es nicht beſſer wünſchen. Aber mag die Weisheit noch ſo weiſe ſein; in dem Augenblick, wo ſie alle retten will, muß ſie nothwendig alle „zu ſich d. h. zu ihrer Theorie bekehren."

Wie Herr M. Heß durch ſeinen Zuſammenſtoß mit dem Bürgermeiſter von Carnap in die Politik und Religion, ſo fällt er hier in die Theorie und in demſelben Augenblick, wo er ſich dagegen wehrt, in die Bekehrungsverſuche zurück, ganz ſo, wie der Pater Lacordaire, der mit der Vernunft gegen die Vernunft predigt.

Herr M. Heß hat das richtige Gefühl, daß mit ſeiner Theorie und vornämlich mit der, die ihm eigenthümlich iſt, mit der Theorie von dem „Austauſch der

Thätigkeiten" keine großen Sprünge zu machen ſind, Herr Heß will daher, wie oben den „unmittelbaren Verkehr", ſo hier augenſcheinlich „die unmittelbare Praxis." Aber da Herr Heß in ſeiner Theorie ſo unpraktiſch iſt, ſo wird er ſchwerlich in der Praxis glücklicher ſein. Seine Gedanken könnte ſelbſt Praxiteles nicht ausführen.

Wer das Heil der Welt von unſern deutſchtheoretiſchen Communiſten erwartet, muß ſie für viel klüger halten, als ſie ſind; wer es aber von ihrer Dummheit erwartet, — was auch ein Geſichtspunkt iſt, — der muß hoffen, daß ſie aufhören, ſich durch ihre Theorieen zu blamiren und in der That durch andere Mittel, als durch Theorie und Vernunft zu ihrem Ziele kommen.

Es fehlte der deutſchen Welt grade noch dieſe Confuſion und dieſer blaue Dunſt, um ſich in der Wirklichkeit Naſe und Ohren abſchneiden zu laſſen und hinter dem Rücken der Politik in der Theorie glücklich und frei zu ſein. O vanitatum vanitas!

2. Brief.

An . . z . . . r.

Lieber Freund!

Ihr Geſchenk hat eine große Wirkung hervorgebracht, es kam grade zum Feſt und die Empfängerin rief wiederholt aus: Wie lange habe ich nichts geſchenkt bekommen und nun ſo ſchöne Sachen! Sie haben Ihren Zweck vollkommen erreicht und eine große Freude angeſtiftet. Doch wie kann ich Ihnen, „der Sie nicht mehr an die Kategorie des Eigenthums glauben," dieſe craſſen Wirkungen des neuen Eigenthums ſo lebhaft ſchildern! Immer vergißt man ſich doch und redet noch die alte Sprache der „alten egoiſtiſchen Welt" ſtatt der gemeinnützigen Sprache, in welcher die Kategorieen: „Staat, Eigenthum, Recht, Moral, Civiliſation, Handel, Induſtrie und Religion" verſchwunden ſein werden! Nicht wahr? Es geht einem, wie dem Atheiſten, der Gott ſei Dank! ſagt, weil er noch keinen neuen Stoßſeufzer hat.

Mit den Kategorieen, lieber Freund, wollten wir wohl umſpringen; nicht umſonſt haben wir ihre Dialektik und ihre Auflöſung in einander ſtudirt. „Beweiſen" konnten die alten Sophiſten alles, „auflöſen" können wir alle Kategorieen; immer langt die Beſtimmtheit nicht aus, um die Wahrheit auszudrücken und das Weiterbeſtimmen reißt Alles in den ewigen Wirbel der Welt und des Geiſtes hinein. Aber wie ſchlimm iſt es mit den Exiſtenzen! Wie langwierig, bis die Alten den Jungen und bis die dummen Jungen den klugen Jungen Platz machen! Es freut mich nur noch, daß Sie zwiſchen den Kategorieen, die Sie ſicher im Kopf und den Menſchen und Dingen, die Sie nicht ſogleich in Ihrer Gewalt haben, unterſcheiden. So kommen wir vielleicht noch zuſammen.

Ich bin entſchieden reactionär gegen die Sophiſten und Communiſten. Ich verlange, daß die Dialektik ein Gewiſſen und der Communismus Ehre

nd Achtung vor der Perſönlichkeit anderer
renhafter Leute im Leibe haben ſoll.

Das Gewiſſen der Dialektik iſt die wahrhaft
lgemeine Vernunft, es iſt die ſichere Ueberzeugung,
rch alle Entwickelung nur immer wieder zu ihr zurück-
kehren, es iſt der Univerſalismus Hegels der auch in
m Verrückteſten die Vernunft nachwies. Das Beſtre-
n, in allen Exiſtenzen, die Vernunft zu erkennen, wo-
rch ſie beſtehen, iſt billig; es kann einſeitiger Optimis-
us werden; aber das Proclamiren der problematiſchen
ernunft, die man in dem Beſtande erſt ſuchen muß,
eißt nicht das Unvernünftige in der Welt ignoriren,
heißt von der Unvernunft ausgehen, um zur Vernunft
gelangen. Dagegen iſt es eine gefliſſentliche Unter-
rückung unſeres eigenen Bewußtſeins von der Vernunft
den Dingen, wenn wir mit einſeitiger Dialektik nur
e Unvernunft in allen Exiſtenzen nachweiſen. Manche
arthieen der Fourierſchen Kritik der Civiliſation, in der
le Kaufleute Diebe und alle Ehemänner Hahnrei's genannt
erden, und die daraus entnommenen Sophiſtereien der
utſchen Communiſten ſind von dieſer Art. — Die Wirk-
hkeit wird nie dem Ideal entſprechen. Daraus folgt
ber nicht die Zerſtörung, ſondern die fortdauernde
dealiſirung der Wirklichkeit. Den Staat, die Familie,
e Religion nach ihrem Weſen und Begriff reformiren,
eißt der Vernunft und Unvernunft in ihnen zugleich
echnung tragen; den Staat, die Familie, die Religion
berhaupt negiren, weil alle dieſe Exiſtenzen die Wahr-
eit mangelhaft darſtellen, heißt unvernünftig und fana-
ſch verfahren. Wer einer Begeiſterung für eine reinere
Bahrheit folgt, verliert die alte Religion, die Religion

überhaupt verliert er nicht; wer den Staat oder die menſchliche Geſellſchaft vollkommener und gründlicher ihren Zweck erreichen lehrt, hebt die Kategorie Staat oder den Staat überhaupt nicht auf; wer das Eigenthum zu dem macht, was es zu ſein beſtimmt iſt, zur Baſis der Freiheit jedes Einzelnen im Ganzen, der hebt das Eigenthum nicht auf, er realiſirt es erſt.

Der Communismus aber will das Allgemeine im Allgemeinen realiſiren; er abſtrahirt von der Realiſirung deſſelben in dem einzelnen Menſchen. Er nimmt dem Einzelnen die Selbſtbeſtimmung. Die Ehre des Einzelnen durch die Verwirklichung des Allgemeinen ſchließt er aus, den Eigennutz, eine ſolche Verwirklichung zur Anerkennung zu bringen, kennt er nicht. Stirner hat ganz recht, wenn er ihm vorwirft: „dem Communismus ſeien alle Menſchen Lumpe." Richtig iſt es, alle Lumpe zu Ehren zu bringen, unrichtig alle Menſchen von Ehre zu Lumpen herabzuwürdigen, nur damit alle gleich verſorgt und gleich zur Arbeit angehalten würden durch — die wohlweiſe allgemeine Geſellſchaft; als wenn ſich das Allgemeine als Allgemeines beſtimmen und entſchließen könnte!

Um nun nicht ſelbſt ungerecht zu werden gegen Fourier und gegen die Communiſten muß man zugeben, daß die Kritik der Civiliſation, des Staats und des Eigenthums, die von ihnen ausgeht, als Beſinnung über jetzige mangelhafte Formen der menſchlichen Geſellſchaft ſehr zu beachten und theilweiſe ſehr vernünftig iſt, ohne aber davon abzugehen, daß die Auflöſung ins Allgemeine, wodurch die Perſon verſchwände, die dieſe Sache ſich aſſimilirt, und dieſe andre nothwendig beſitzt, die ihren Kopf und ihr Herz für ſich hat, die alſo nothwendig „Egoiſt“ bleibt, — daß die Forderung, den Egoismus aufzuheben, eine Verrücktheit iſt; daß die Auflöſung der Kategorie „Staat,“ d. h. des gemeinſamen Willens vereinigter Perſonen (Egoiſten, wenn Sie wollen) eben ſo toll iſt, denn jede Geſellſchaft, die als Geſellſchaft handelt, muß einen gemeinſamen Willen haben und ausdrücken, und dadurch wird ſie Staat. Die ganze Civiliſation endlich oder die ineinandergreifende Arbeit der verſchieden beſchäftigten Menſchen läßt ſich nie aufheben, nur nach einem höhern Princip reformiren. Mehr drückt auch Fourier nicht aus mit ſeiner Aufhebung der Civiliſation. Die Geſellſchaft kann und muß die Einſicht und den Willen haben und ausführen: den Menſchen zum Zweck aller Arbeit und alle Arbeit zu einem ehrenvollen Geſchäft im Namen des Staates, zum Behuf der Entwickelung der Menſchheit, d. h. aller Einzelnen zu erheben. Weiter zu gehen (z. B. bis zur Wegwerfung aller ſittlichen Kategorieen) iſt Wahnſinn; weil die Aufhebung der vernünftigen, freien, ehrenhaften Perſon Wahnſinn iſt; nicht bis zu dieſer Forderung fortzugehen, iſt Verrath an der Menſchheit.

Der Enthuſiasmus für den Communismus, in den aller Egoismus untergehen ſoll, der Eifer der abſoluten Sophiſten, die, wie Stirner, unter Auflöſung der Kategorieen Staat, Familie ꝛc. nicht ihre Realiſirung, ſondern ihre Wegwerfung verſtehen — beides iſt fanatiſcher Wahnſinn. Dagegen der Enthuſiasmus für die Realiſirung der freien, ehrenhaften, vernünftigen Einzelnen, die humane Vorausſetzung der Vernunſt in jedem Menſchen — iſt Gewiſſen und Religion. Dieſe Anſicht hat ein Ideal, in deſſen Dienſt ſie ihre Dialektik giebt; dies Ideal iſt einfach und human genug um die Welt zu ergreifen, aber es iſt auch hoch genug, um einen unendlichen Kampf, eine immer erneuerte Arbeit zu erfordern.

So tief, mein theurer Freund, ſtecke ich in der Reaction! Ich erſchrecke vor meiner eigenen Verſtocktheit, denn noch iſt ein Funke progreſſiſtiſcher Ehre in meinem Herzen; aber bald wird auch der todt ſein; ich werde den Communiſten und Sophiſten ihre Verrücktheiten öffentlich vorrücken, ich werde — ja, ich habe es ſchon gethan in meinem Buche, das ich Ihnen zuſende. Ohne das Gewiſſen der Wahrheit und ohne die Ehre des Charakters, d. h. ohne Religion und Tugend, beſteht keine Geſellſchaft und iſt keine neue zu gründen. „Zu ſolchen Trivialitäten ſollen wir zurück?“ Leſen Sie meine Ketzereien im Zuſammenhange und ſetzen Sie mir den Kopf zurecht, wo es nöthig iſt. Ich aber ſage mit einem Renegaten der Politik und Philoſophie, „wer länger als ſechs Monat Sophiſt und Communiſt bleibt, der iſt ein Eſel!“ Doch, Scherz bei Seite! es iſt dringend nöthig, daß die principielle Oppoſition aus dem dialektiſchen Taumel wieder zur Vernunft kommt und ſich auf einer neuen Baſis, die im Grunde nur die alte iſt, conſtituirt. Es verſteht ſich, daß man den Socialismus oder die Realiſirung der Freiheit für Alle ſchlechthin und die Arbeiten der Franzoſen in dieſer Richtung nicht ignoriren darf. Dennoch erinnere ich Sie daran, was ſchon 1840 ein gemeinſamer Freund von uns ſchrieb, und was wir noch heute unbedenklich wiederholen können, denn es iſt wahr und geht vor unſern Augen durch die religiöſe und politiſche Bewegung in Erfüllung: „der ächte Glaube iſt nichts anderes, als lebendiges Wiſſen, die Liebe zu der im innerſten Geiſt erkannten Wahrheit; die Liebe aber iſt erſt wahrhaft und erfüllt, indem ſie ſich bethätigt; und dieſer Drang der Erkenntniß, ſich zu realiſiren, dieſe Begeiſterung für die Idee, dieſes idealiſtiſche Pathos iſt Religion im wahren und ächten Sinne des Worts.“ — „Es iſt eine alte Geſchichte, doch bleibt ſie ewig neu.“ Ohne den Glauben an Vernunft und ihre Macht in der Welt iſt der Menſch ein Schuft und der klügſte der größte.

3. Brief.

An den Redacteur der conſtitutionellen Staatsbürgerzeitung.

Hochgeehrter Herr!

Der Franzoſe Proudhon hat bisher das Schickſal gehabt, von einem Theile der Communiſten für den ihrigen gehalten zu werden, weil er in ſeinem Buche: „Was iſt das Eigenthum?“ die Unmöglichkeit des Eigenthums behauptete und zu beweiſen ſuchte, alles Eigenthum ſei nur und dürfe nur ſein „vorübergehender

Beſitz", „je nachdem die Bevölkerung ſich veränderte, müſſe ſich der Beſitz verändern", „ein für ewige Zeiten feſtgeſtellter Beſitz ſei ein Raub am allgemeinen Rechte".

Es iſt klar, daß dieſer Widerſpruch gegen das Eigenthum keine „Gütergemeinſchaft", ſondern im Gegentheil das individuelle Recht eines Jeden auf einen beſtimmten Beſitz im Auge hat, das iſt aber vielmehr „Güterindividualiſirung", als Gütergemeinſchaft; und wenn der Beſitz, den Proudhon will, vom Staate (rechtlich garantirt) anerkannt iſt, ſo iſt er wieder das, was wir Eigenthum nennen. Die Forderung Proudhon's geht alſo am Ende nur dahin, wohin die Geſchichte und alle vernünftigen Reformen auch gehen, daß die Formen des Eigenthums, welche ſeinem Zwecke, Grundlage der Freiheit der Individuen zu ſein, widerſprechen, im Laufe der Zeit verändert oder vernünftig gemacht werden.

In dieſem Augenblicke erſcheint ein Buch des Autors, welches alle möglichen Schwierigkeiten einer ſolchen Aufgabe ausführlich erörtert, unter dem Titel: „Die Widerſprüche der Nationalökonomen oder Philoſophie des Elends". Bei Otto Wigand iſt eine Ueberſetzung davon veranſtaltet worden. In dieſem Buche findet auch die Gütergemeinſchaft oder der Communismus ſeine Kritik. In aller Kürze lernt man daraus den ganzen Stand der Frage kennen; und dies iſt für Deutſchland viel werth, denn der Reſpect und die Angſt vor der unbekannten Größe des Communismus die unter uns herrſcht, muß in klare Einſicht verwandelt werden.

Hören wir Proudhon:

1) Das communiſtiſche Problem.

„Einige Schüler Cabet's hatten von der Exiſtenz oder der Möglichkeit einer Wiſſenſchaft der Geſellſchaft gehört, ſchrieben alſo an ihren Lehrer, er möge ihnen doch das Dogma der Gütergemeinſchaft wiſſenſchaftlich auseinanderſetzen. Sie fanden ſeinen Roman: „Reiſe nach Icarien“ (eben ſo wenig, als die „Sonnenſtadt“ oder das „Phalanſtere“) nicht wiſſenſchaftlich. Cabet antwortete ihnen durch ſein Monatsjournal den „Populäre“ vom November 1844:

„Mein Princip iſt — die Brüderſchaft,
„Meine Theorie iſt — die Brüderſchaft,
„Mein Syſtem iſt — die Brüderſchaft,
„Meine Wiſſenſchaft iſt — die Brüderſchaft“

Cabet iſt Chef der communiſtiſchen Schule. Wie der heilige Paulus den ungläubigen Juden antwortete: ich weiß nur Eins, das iſt Jeſus Chriſtus der Gekreuzigte“; ſo antwortet Cabet: „ich weiß nur Eins, das iſt die Brüderſchaft“.

Gewiß wollten ſeine Schüler wiſſen, welches die Linie wäre, wodurch die gemeinſchaftlichen Güter von den eignen oder individuellen geſchieden würden, und wie man bei dieſer Scheidung verfahren müſſe. Freilich konnte Cabet dieſe Frage nicht beantworten, denn wenn die Gütergemeinſchaft vom perſönlichen Eigenthum durchdrungen, damit vermiſcht, davon beſchränkt iſt, ſo hört ſie auf Gütergemeinſchaft zu ſein. Cabet antwortet als feiner Diplomat: Mein Princip, meine Wiſſenſchaft u. ſ. w. iſt — die Brüderſchaft; er konnte, er durfte kein Wort weiter ſagen, der ganze Communismus wäre verloren gegangen.

Uebrigens können wir für dieſes vortreffliche Wort: Brüderſchaft, welches ſo vielſagend iſt, auch die Platoniſche Republik ſetzen, ſie ſagt eben ſo viel; die Fourierſche Correſpondenz der Dinge und der Neigungen, die noch mehr ſagt; die Micheletſche Liebe und Inſtinct, die Alles umfaſſen; oder mit Anderen die ſolidariſche Gemeinſchaft, die Alles verſpottet; oder mit Louis Blanc die große Initiative der Staatsgewalt, die mit Gottes Allmacht ſynonym iſt. Alle dieſe Ausdrücke haben vollkommen gleichen Werth, und ſo hat Herr Cabet auf jene Frage ſeiner Schüler im Namen des ganzen Socialismus geantwortet.

In der That, alle ſocialiſtiſchen Träume, alle ohne Ausnahme, laſſen ſich auf dieſe kurze, kategoriſche Formel: „meine Wiſſenſchaft iſt die Brüderſchaft“, die uns Cabet giebt, zurückführen; und wer es wagte, ein einziges Wort der Erklärung hinzuzufügen, würde gleich in Apoſtaſie und Ketzerei verfallen. Weder Plato, noch Thomas Morus, noch Campanella, noch Baboeuf, noch Owen, noch St. Simon, noch Fourier, noch ihre Fortſetzung, der Communiſt Cabet, können mit ihrem Princip die Geſellſchaft weder erklären, noch ihr Geſetze geben. Denn wäre dazu nichts nöthig, als die Brüderſchaft, warum treten die Communiſten nicht zuſammen und führen den Communismus aus?

Dann fährt Proudhon fort und zeigt

2) „Der Communismus oder die Gü-

> tergemeinſchaft verträgt ſich nicht mit der Familie, obgleich ſie ſein Vorbild iſt.“

Die Familie iſt eine Gemeinſchaft für ſich, ſie hat ihre ſeparaten Bedürfniſſe. Die Gütergemeinſchaft führt alſo nothwendig zur Weibergemeinſchaft. Die conſequenten Communiſten geben dies zu. Cabet läugnet es. So wie die Brüderſchaft zwiſchen Mann und Frau zu einer wirklichen Liebe wird, müſſen ſie ſich ſogleich mit ihren Perſonen und Sachen aus der großen Gemeinſchaft ausſondern; und ſelbſt die Weibergemeinſchaft wäre nichts als eine unbeſtändige Liebe und eine ungeduldige Ehe, in der es nie abgewartet würde, ob die Liebe auch ein Reſultat hätte.

Proudhon ſagt ferner

> 3) Die Gütergemeinſchaft iſt unmöglich ohne ein Geſetz der Vertheilung und durch die Vertheilung geht ſie unter.“

Dies iſt von ſelbſt klar, da jeder Bruder etwas Beſtimmtes braucht an Kleidung, Nahrung u. ſ. w.

> 4) „Die Gütergemeinſchaft iſt unmöglich ohne ein organiſches Geſetz und durch die Organiſation geht ſie unter.“

Der Menſch würde ſich Alles, was er thun ſollte, auferlegen laſſen müſſen, oder es käme nicht aus der abſoluten Gemeinſchaft, die Organiſation aller Arbeit müßte nothwendig der individuellen Freiheit Gewalt anthun, alſo nothwendig durch die Empörung der Individuen gegen die Alles unterjochende Polizeiwirthſchaft die Gemeinſchaft wieder auflöſen.

5) „Die Gütergemeinſchaft iſt unmöglich ohne das Recht und ſie geht durch das Recht unter."

Es wäre gerecht, daß *meine* Anſtrengung mir ihre Früchte trüge, die Anſtrengung müßte alſo nach Jedermanns gerechten Anſprüchen in die Wagſchale fallen bei der Preisvertheilung nach der Arbeit. Der Communismus kann dieſe Anſprüche weder ſchätzen, noch befriedigen, ohne ſich ſelbſt aufzugeben; er antwortet daher mit der Bruderliebe, die ihr Recht nicht in Anſchlag bringt; er bringt das Recht ſelbſt nicht in Anſchlag.

„Die Gleichheit der (rechtlichen) Perſonen und die Gerechtigkeit, ſagen dieſe tiefen Theoretiker, die Communiſten, ſind nur Beziehungen des Eigenthums und der ſtreitenden Intereſſen; ſie müſſen verſchwinden unter dem Geſetz der Liebe und der Hingabe. In dieſem neuen Zuſtande iſt Geben und Empfangen gleichbedeutend, das Glück beſteht darin, ſich zu verſchwenden, dem Wettſtreit des Egoismus folgt der Wettſtreit der Hingabe."

„Dies — fügt Proudhon hinzu — iſt die ſuperieure Idee des Socialismus, eine Idee, die wir natürlich unterſuchen müſſen; denn, Dank dieſer ſuperieuren Idee, wir verlieren über dieſelbe alle niedrigeren Ideen von Recht, Unrecht, Pflicht, Schuldigkeit, Schaden und Nützlichkeit. Fortſchreitend von einer ſuperieuren Idee zur andern, werden wir zuletzt gar keine Idee übrig behalten."

Dies iſt wirklich eingetreten. Die Communiſten beweiſen es täglich, daß ſie alle Begriffe von Ehre, Pflicht, Gewiſſen, Gerechtigkeit und Treue verlieren, weil das Alles aus dem Verhältniſſe von Perſon zu Perſon fließt, ein Verhältniß, welches ihre Phantaſie verſchwinden laſſen will.

Die Perſon und den Egoismus wollen ſie aufheben in Gemeinſchaft der Güter und in Hingabe ans Allgemeine.

Die Perſon iſt die Quelle des Rechts, nur die Perſon hat Rechte; um Perſonen zu einer Gemeinſchaft zu vereinigen, muß man ihre Rechte feſtſtellen, So wie aber die Rechte der Perſonen feſtgeſtellt ſind, hat die Gütergemeinſchaft, alſo der Communismus ein Ende.

Der Communismus iſt ein myſtiſcher Wunſch, eine dunkle Sehnſucht, ein unklares Treiben des bedürftigen Menſchen. „Der Communismus iſt eine Religion; aber was für eine Religion? Als Philoſophie kann der Communismus weder denken noch urtheilen; die Logik iſt ihm ein Greuel, die Folgerichtigkeit iſt ihm zuwider, die Principien haßt er; er lernt nichts, er **glaubt**. Als ſociale Oeconomie kennt der Communismus weder Zahlen noch Rechnung; er kann weder organiſiren, noch produciren, noch vertheilen; die Arbeit iſt ihm verdächtig, vor der Gerechtigkeit fürchtet er ſich. Dürftig von Natur, unverträglich mit jeder Beſtimmtheit, jeder Wirklichkeit, jedem Geſetze, borgt er ſeine unbeſtimmten, myſtiſchen, unausſprechlichen Ideen von den älteſten Sagen und Ueberlieferungen, predigt Enthaltſamkeit aus Haß des Luxus, Gehorſam aus Furcht vor der Freiheit, überall Entbehrung. Der Communismus, feige und entnervend, ohne Talent, ohne Thatkraft, ohne Charakter, der Communismus iſt die Religion des Elends.“

So ſchneidend, ſo wahr, ſo unerbittlich urtheilt Proudhon über den Communismus, Proudhon, den die Unwiſſenden immer als einen Communiſten citiren, Proudhon, den die deutſchen Communiſten, dieſe albernen Dilettanten des Elends, überall als den Ihrigen hervorheben. Seine Kritik iſt für ſie ein ſo empfindlicher Schlag ins Geſicht, daß er ſeinen communiſtiſchen guten Namen nun wohl für immer verloren haben wird.

Als Theoretiker und als Schriftſteller ſind die Communiſten ſchlechthin zu verachten. Aber als perfide, feige Charaktere, als Ueberläufer in alle Feldlager, als Intriganten, die es mit dem äußerſten Despotismus halten, wenn ſie dadurch ihren Feind verderben, den „Geldſack“ ſtürzen, die „Politik“ und den „Staat“ in Verruf bringen, die „Staatsmänner“ zu Narren machen können — als ſolche ſind die Communiſten ſehr ſchädlich.

Endlich gewinnen ſie für ihr unbeſtimmtes Evangelium des öconomiſchen Glücks in der Gütergemeinſchaft viele Querköpfe und viele Arme. Sie ſind eine religiöſe Secte, und ihre Religion iſt la religion de la misère, der geiſtigen und der öconomiſchen Miſere.

Dieſe Miſere iſt in der That ſehr groß; und die verächtliche Doctrin wird eine furchtbare Religion überall, wo die Elemente dazu vorhanden ſind, das heißt überall, wo das Elend vorhanden iſt, ſei es nun in Galizien oder in Irland, in deutſchen oder in engliſchen Fabrikdiſtricten.

Das Elend und das Proletariat iſt ſchwerer aufzuheben, als zu erzeugen. Wenn es aber einmal da iſt, ſo dürfen die Politiker ſich nicht wundern, daß der Menſch aus ſolchen Zuſtänden ſich herausſehnt, das Elend iſt das Utopien der Menſchheit, der utopiſtiſche Communismus alſo nichts weiter als die ohnmächtige Sehnſucht, dem Elend zu entgehen.

Der Communismus hat für ſich allein keine Kraft, revolutionär zu wirken; aber er hat die unſelige Fähigkeit, in politiſchen Revolutionen als blinde Zerſtörung gegen die Civiliſation, als die entbundene Rache einer Sklavenbevölkerung aufzutreten. So in Hayti zur Zeit der franzöſiſchen Revolution, ſo in Galizien bei der Adelsemeute vom Jahre 1846.

Im Allgemeinen, wie wäre in Hayti, wie in Galizien zu helfen geweſen?

Kein Staat muß eine Sklavenbevölkerung entſtehen laſſen.

Iſt eine ſolche entſtanden, ſo muß er ſich das Factum nicht wegläugnen, ſondern die Sklaven auf Unkoſten ihrer Herren und auf ſeine eignen Koſten emancipiren.

Man wird aber überall finden, daß die beſtehende Sklaverei geläugnet wird. Selbſt die Franzoſen läugnen, daß die Sklaven ihrer Kolonien Sklaven wären, ſie hätten es beſſer, als die Arbeiter in Europa. Tant pis pour vous! Und was thun die engliſchen Fabrikanten? Sie geben es ebenfalls nicht zu, daß — das Elend vorhanden iſt. Aber das Elend iſt vorhanden und die Religion des Elends dazu. Und ſo böſe iſt dieſer Zuſtand, daß ſelbſt Peel im Parlament erklärte: „mit Geſetzen ſei hier nicht mehr zu helfen!“

So richtig alſo Proudhon's Kritik der communiſtiſchen Doctrin iſt, ſo verächtlich die doctrinären Dilettanten des Communismus erſcheinen; die Religion des wirklichen Elends, der Fanatismus der entwürdigten Menſchheit, iſt eine ſo furchtbare Thatſache, wie keine andere, die unſer Jahrhundert erzeugt hat. Es iſt die höchſte Zeit, daß die Exiſtenz des Uebels anerkannt und Wille ihm abzuhelfen allgemein wird.

Druck von Oskar Leiner.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Rede

über

die Bildung der proviſoriſchen Centralgewalt

von

Arnold Ruge,

Abgeordneten zur conſtituirenden deutſchen Nationalverſammlung für Breslau.

Leipzig. Verlags-Bureau. 1848.

Die rechte Seite der Nationalverſammlung machte bekanntlich durch ihre Anträge den Verſuch, ſtatt der „einzig und allein conſtituirenden Nationalverſammlung“ in der Paulskirche eine „Vereinbarung“ mit den Fürſten und Regierungen durchzuſetzen. Radowitz hatte dafür geſchickt hervorgehoben: „Die einzelnen Staaten ſollten ſich föderiren, ſie wären alſo auch zuzuziehen.“ Es iſt freilich klar, daß ſie durch ihre Abgeordneten in der Paulskirche ſchon zugezogen ſind, aber der Grund hatte den meiſten Schein von allen Gründen, welche die Reactionäre vorgebracht. Ruge antwortete daher darauf und widerlegte ihn, ehe er weiter auf die Sache einging: Hier iſt die Rede:

Ruge von Breslau: Meine Herren! Ich habe mich darüber gewundert, daß das Argument des Herrn Radowitz noch nicht zur Sprache gekommen und noch nicht widerlegt iſt; es iſt das wichtigſte, das von dieſer Seite vorgebracht worden iſt, denn es faßt dem Scheine nach die Sache ganz richtig, es faßt unſer Werk als eine Föderation der einzelnen Staaten und uns als Geſammtſtaat auf. Es gibt uns das Recht der Conſtituirung im vollſten Maaße, und ſagt, wir hätten das Recht, die Ernennung der Executivgewalt an die einzelnen Staaten zu übertragen. Herr v. Radowitz erkennt uns alſo das Recht der Initiative bezüglich der Ernennung zu, aber auch das Recht, die Initiative an die einzelnen Staaten zu übertragen, er hält es alſo nur für politiſch, daß wir dieſes Recht, welches wir haben, übertragen, und er leitet den Umſtand, daß dieſes politiſch ſei, aus dem Zuſtande ab, in dem wir uns befinden. Meine Herren! Ich werde dieſe Gründe des Herrn v. Radowitz widerlegen. Der ganze Drang der deutſchen Entwickelung geht dahin, daß die Particularität aufgehoben, und daß eine deutſche Nation, ein Geſammtſtaat conſtituirt werde; der ganze Drang der Bewegung ſeit den Freiheitskriegen geht dahin; es iſt dieß das Nationalgefühl, das die deutſche Nation von einem Ende zum andern bewegt hat; es lebt als Poeſie, als Phantaſie, als Doctrin in der deutſchen Nation; es iſt die Nationalität, das Volksthum, wie es von einer ehrwürdigen Geſtalt in dieſer Verſammlung bezeichnet worden iſt. Meine Herren! Die ganze Nation iſt von nichts lebendiger durchdrungen, als von dieſer wirklichen Einigung zur Nation, davon, daß die deutſche Nation endlich zur politiſchen Exiſtenz komme. Dieſes Nationalgefühl iſt ſehr berechtigt, und wenn ſo jugendliche und leidenſchaftliche Aufwallungen deſſelben in dieſem Saale Statt gefunden haben, daß man mit unbegreiflichem Leichtſinne die Kriegserklärungen nach allen Seiten hingeſchleudert hat (was ich aus praktiſchen Rückſichten höchlich mißbillige, wenn ich auch ganz allein dagegen geweſen wäre) — nun aber dieſe Aufwallungen in der Nationalverſammlung Statt gefunden haben, nehme ich daraus das Poſitive, daß wir Alle auf das Aeußerſte vom Nationalgefühl begeiſtert ſind, daß wir alſo jetzt und grade jetzt die deutſche Nation als eine Nation conſtituiren und aus uns conſtituiren müſſen, und daß dieſe Einheit der deutſchen Nation nicht durch Diplomaten wieder auseinander disputirt werden darf, ſondern daß wir dieſes Gefühl, womit uns die Nation hierher geſendet hat, feſthalten und in großen, kühnen Geſetzen ausſprechen müſſen, in Geſetzen, die aus der politiſchen Lage hervorgehen, und die darum Geſetze ſind, weil ſie conſequent daraus hervorgehen. Wenn wir hingegen wieder zurückgehen, wenn wir von der Organiſation des Centralſtaates aus uns und von der Feſthaltung der Einheit der Nation, die hier in der Paulskirche verſammelt iſt, wieder abſtehen, ſo begehen wir einen Hochverrath an dieſem Nationalgefühle, an dieſem Drange, an dieſer Sehnſucht der deutſchen Nation zur Exiſtenz zu kommen. Ich ſtehe im Verdachte, nicht zu den national-Begeiſterten zu gehören, und ich habe es geſagt, als ich in Paris war und die Deutſchen einem infamen Joche unterworfen ſah, als man uns Eigenthum und Ehre raubte, weil wir für die Philoſophie und für das Princip der Freiheit ſprachen, für Das, was wir jetzt überall, ſelbſt von *dieſer* Seite her, decretiren hören, als man uns wie Buben verfolgte, als man uns ſogar aus Paris ausweiſen laſſen konnte; damals habe ich geſagt: Die Nation, die Das erträgt, iſt niederträchtig. Ich ſage jetzt: Die Nation hat dieſes Joch gebrochen, ſie hat die Throne erſchüttert und iſt vor ihnen ſtehen geblieben. Das iſt wahr, ich erkenne es an, aber das Volk hat ſich über die Throne erhoben, es ſteht jetzt über den Thronen. (Wer ſteht über den Thronen?) Dieſe hohe Verſammlung, die hier verſammelt iſt, ſteht über ihnen; dieſe Verſammlung, die ſich nicht durch Landjunker aus Weſtphalen und Schleſien mit brüsken Redensarten ihre Souveränität wieder nehmen laſſen wird . . .

Fürſt **Lichnowsky** vom Platz: Iſt das in der Ordnung?

Präſident: Iſt dieß auf beſtimmte Perſonen bezogen?

Ruge: Dieß geht auf keine beſtimmte Perſon, ſondern auf alle Landjunker, welche die Unverſchämtheit gehabt haben, mit Rodomontaden und brüsken Redensarten der Republik ins Geſicht zu ſchlagen, und ich behaupte, dieſe Verſammlung iſt die deutſche Republik, wenn auch wider Willen.

Präſident: Herr Ruge, ich muß Sie fragen, ob ſolche Aeußerungen, auf die Sie Bezug nehmen, in dieſer Verſammlung gehört worden ſind, und ob „Rodomontaden von Landjunkern“ in dieſer Verſammlung gehört worden ſind?

Ruge: Nein, Rodomontaden ſind nicht gehört worden, durchaus nicht. (Gelächter.) Die heitere Vertheidigung des Royalismus, das iſt etwas Anderes, darauf haben wir nicht zu antworten; wenn Jemand mit Heiterkeit eine Leichenrede hält, das ſoll ihm erlaubt ſein. Ich komme darauf zurück, zu ſagen, wenn wir unſer Recht, die Centralgewalt zu übertragen, gebrauchen, ſo geben wir die Souveränität des Volkes auf, wir geben Alles auf, was die nationale Partei, was der nationale Drang Deutſchland's will, daß Deutſchland endlich eins werde. Der status quo alſo, in dem wir uns befinden, iſt: Die deutſche Nation iſt hier in der Paulskirche vereint; geht ſie aus ſich ſelbſt heraus, ſo gibt ſie die Einheit auf, geht ſie an die einzelnen Staaten zurück, ſo geht ſie an den alten Zuſtand zurück, in welchem die einzelnen Staaten ſtatt der Vereinigung nur die Zwietracht übten, wo Preußen und Oeſterreich zuſammentraten gegen die kleinen, wo drei Gruppen oder mehrere Gruppen waren, die das Schickſal Deutſchland's nicht zum Guten, ſondern zum Untergange führten. Die deutſche Nation würde ſich nie entſchloſſen haben, den Weg zu betreten, den ſie betreten hat, daß ſie uns hier verſammelte, wenn es nicht nothwendig geweſen wäre; und es iſt ſehr nothwendig geweſen, daß dieſe Verſammlung berufen wurde. Das iſt der status quo, aus dem Alles hervorgeht; es iſt kein Rechtsboden, der mit Füßen getreten wird, ſondern es iſt das Recht der großen Principien, das Recht des Nationalgefühls, das in jedem deutſchen Herzen lebt, das Jeden bewegt, der es gut meint mit dem Vaterlande, es iſt das ewige Recht, das wir vom Himmel herunter geholt haben. Das hat uns hier zuſammengeführt; und das iſt die Baſis des Friedensſchluſſes, den wir mit der alten Zeit gemacht haben. Die Despotie iſt vernichtet, dieß hat Herr v. Radowitz ſelbſt zugegeben, und ich glaube, daß er davon überzeugt iſt. Als wir die Royaliſten mit unſern bloßen Reden nicht überzeugen konnten, kamen die Dachziegel und die Flintenkugeln. Da haben ſie es ſelbſt angenommen, und ſie ſagten: „Das Princip der neuen Zeit iſt das conſtitutionelle Syſtem auf der breiteſten demokratiſchen Grundlage.“ Faſt iſt es zum Gelächter geworden, aber ſie haben es angenommen. Die weitere Entwickelung Deutſchlands hat mich überraſcht. Das Vorparlament wurde auf eine unbegreifliche Weiſe zur Autorität über Deutſchland. Die Regierungen, die Könige, die Fürſten, — dieſe ungeheure Macht, die jetzt uns, die wir die Macht ſind, erſt eine Macht geben ſoll, — ſie exiſtirten; warum duldeten ſie das Vorparlament? Weil ſie dem Drange der deutſchen Nation nach Einheit ſich nicht zu widerſetzen wagten. Sie führten ſeine Beſchlüſſe aus, und das Parlament iſt nun hier verſammelt; es iſt geſchehen, was ich damals für eine Unmöglichkeit gehalten habe, denn ich habe nicht geglaubt, daß das National-Gefühl und der Drang nach Einheit ſo mächtig wären in der deutſchen Nation. Und nun muthet man uns zu, dieſem Drange ins Geſicht zu ſchlagen und zu den einzelnen Staaten zurückzugehen? Dieſe werden ſich nie vereinigen, und wenn ſie ſich vereinigten, ſo würden ſie ſich nicht vereinigen auf eine populäre Perſon, ſondern auf irgend einen Potentaten oder einen Verwandten eines Potentaten, der etwa in Steyermark wohnt und deſſen Bild hier in den Läden hängt, der einmal einen guten Toaſt ausgebracht hat, deſſen politiſche Thaten mir im Uebrigen aber unbekannt ſind, und wenn ſie bekannt wären, was würden ſie ſein? Es würden Thaten des Hauſes Habsburg ſein. Meine Herren! Man wird uns einen ſolchen Mann vorſchlagen, und ich kann mir vorſtellen, daß eine Majorität in dieſer Verſammlung gewonnen würde, dieſen Mann anzunehmen; ich aber ſage, dieß wäre ein Verſtoß gegen die ſehr feinfühlenden Gedanken und Sympathieen der deutſchen Nation, es wäre ein Verſtoß gegen die Idee des Zeitalters, gegen den Drang des Jahrhunderts, gegen das Princip, in deſſen Namen wir hier verſammelt ſind. (Einige mißbilligende Stimmen laſſen ſich vernehmen.) Das werde ich Ihnen gleich beweiſen. Unſer Princip iſt, daß wir aus freier Volkswahl hervorgegangen ſind, daß wir eine ſupreme conſtituirende Verſammlung ſind. Dieß Princip gibt uns und uns allein das Recht, zu conſtituiren, und die Einſetzung der Executivgewalt iſt der höchſte und wichtigſte Act der reellen Conſtituirung, denn das werden Sie einſehen, daß die Einſetzung der oberſten Gewalt das Höchſte iſt. Dieß gehört zu unſeren Functionen, ich verlange hier die Logik und wenn wir ſie nicht ausüben, ſo verſtoßen wir gegen den Frieden, den die ganze Nation geſchloſſen hat mit den Separatſtaaten, denn dieſe ſollen mediatiſirt werden, und mit den Fürſten, denn dieſe ſollen conſtitutionell werden und die es nicht ſind, werden wir durch die Volksrechte dazu zwingen, daß ſie es werden. Und conſtitutionell werden heißt auch nichts Anderes, als mediatiſirt werden. Der Fürſt, der nicht mehr abſolut iſt, iſt nicht unmittelbar, ſein Wille iſt nicht mehr das Geſetz des Staates, er iſt nur noch eine von den Staatsgewalten, er iſt nicht mehr ſouverän, ſondern nur ein Glied der conſtitutionell formirten Souveränität, das heißt mediatiſirt. Ich habe geſagt, wir verſtoßen gegen die Souveränität und gehen über unſeren Auftrag hinaus, wenn wir beſchließen, daß wir unſere Gewalt an jemand Andern übertragen wollen.

Ich ſage nichts weiter gegen Herrn Radowitz, als dieß, ich ſage nichts weiter zu der hohen Verſammlung, als dieß: Hebt das Gefühl die Begriffe und die politiſche Nothwendigkeit, die in dem Mandate der Nation liegen, die Nation als Eine zu conſtituiren und Euch zu conſtituiren, Ihr, die Ihr die Vertreter der Nation ſeid, nicht auf! Ihr verletzt das Gefühl der Nation, wenn Ihr den Willen derſelben, die junge Idee, das Princip der Revolution von 1848, Eine Nation zu werden, wenn Ihr das Recht auf ihre Exiſtenz ihr verkümmern wollt. Denn wir können uns nicht verhehlen, die deutſche Nation als Nation exiſtirt noch nicht, höchſtens liegt ſie in der Wiege. Die deutſche Nation iſt der Hercules in der Wiege, er iſt geboren, dieſer Hercules, durch einen langen Beiſchlaf, und jetzt liegt er in der Wiege. Diejenigen nun, welche uns rathen, das höchſte Recht an die Separatſtaaten abzugeben, werfen die Schlangen der Juno in die Wiege des Hercules, aus welcher hier in der Paulskirche die deutſche Nation hervorgehen ſoll. (Bravo!) Ich hoffe es zu Ihnen, meine Herren, daß die Fauſt des Hercules dieſe Schlangen erwürgen wird. Es iſt dieß kein Bild, es iſt die Sache ſelbſt. (Gelächter.) So iſt es. (Heiterkeit.) Meine Herren! Wenn ich Ihnen nichts Angenehmes ſage, ſo werden Sie mir erlauben, Ihnen die Wahrheit zu ſagen. (Unruhe in der Verſammlung.) Es iſt die Frage des Herrn Radowitz die allerwichtigſte, die hier vorgebracht worden iſt, weil ſie die allergefährlichſte iſt. Ich halte ſie nun aber für abgethan im Herzen und Geiſte eines Jeden, und erwarte, daß die Nation, die hier in der Paulskirche ihre Wiege hat, dafür ſorgen wird, daß dem Hercules der deutſchen Nation der Hals nicht umgedreht werde.

Eine andre Frage iſt zu meinem Erſtaunen hier noch gar nicht zur Erörterung gekommen. Es iſt von meinem Freunde Trützſchler zwar geſagt worden, wir begingen einen Hochverrath, wenn wir die Regierung an eine Macht außer uns abgäben. Es iſt leicht einzuſehen, um was es ſich handelt. Es handelt ſich darum, ob wir *ohne Herren* ſein wollen, das heißt, freie Männer. Der edle Mann, der hier in meiner Nähe ſitzt (zu Arndt gewendet), Arndt hat geſagt, es wäre ein Unglück, herrenlos zu ſein. Ich ehre meinen Freund und Landsmann, glaube aber, daß er hier eine große Unrichtigkeit ausgeſprochen hat. Denn die Nordamerikaner, die keinen Herrn haben, die Schweizer, die keinen Herrn haben wollen, und die Franzoſen, die ihren Herrn davongejagt haben, ſind herrenlos. Mein Freund Arndt hat geſagt, die Franzoſen wären übel dran, aber er wird nicht ſagen, die Schweizer wären übel daran.

Arndt von Bonn (vom Platz): Aber Arndt wird ſagen: Die Franzoſen werden bald wieder einen Herrn bekommen. (Heiterkeit.)

Ruge von Breslau: Wollen Sie ſich beruhigen, meine Herren, und mir erlauben, Ihnen zu ſagen, daß ich das *nicht* glaube. Wenn man einmal ſeinen Herrn los iſt, wenn man das Gefühl hat, daß man ihn los iſt, wenn man ſein eigner Herr geworden iſt, ſei es, daß man vorher ein armer Taglöhner geweſen, ſei es, daß man aus dem Vaterhauſe hinausgeht, um eine Familie zu gründen, wenn man die Wohlthat geſchmeckt hat, ſein eigner Herr zu ſein, und wenn man ganz das Bewußtſein davon hat, mehr als leider die deutſche Nation von dem Glücke der Herrenloſigkeit in dieſem Augenblicke zu haben ſcheint, dann wird man nie wieder aus dem Wolfe der Hund werden wollen; Sie kennen die Fabel. Ich glaube daher nicht, daß die Franzoſen je wieder einen Herrn bekommen werden. Aber es liegt auch in der Nothwendigkeit des Begriffs, daß die großen humanen Gedanken des Alterthums, vor allen die Republik, jetzt bei uns realiſirt werden, und die Franzoſen ſind ein Volk, das ſeine Aufgabe völlig begriffen hat, ſie ſind durch und durch demokratiſirt, und werden nie wieder unterjocht werden. Und, meine Herren, ich darf die Hoffnung hegen, daß, wenn *wir* es nicht thun, die Franzoſen nie die Freiheit wieder unterdrücken laſſen werden. Das iſt meine Anſicht. Die Frage aber, auf die es ankommt, iſt, *ob wir das Recht haben, wieder einen Herrn einzuſetzen.* Meine Herren! Das Einzige, was wir Deutſche bis jetzt gethan, iſt der Sturz des Despotismus. Was wir beibehalten müſſen, iſt die Fortſetzung dieſes Sturzes des Deſpotismus, wo er noch exiſtirt, und wenn wir eine richtige conſtitutionelle Form wählen, was iſt dann ein conſtitutioneller König? Nichts weiter, als die Königin von England, welcher ich ſehr gern mit dem Herrn v. Vincke — abgeſehen davon, daß ſie mit der Function betraut iſt, ihren Nachfolger zu erzeugen (Unruhe. Viele Stimmen: Das iſt cyniſch!), und den Premierminiſter zu ernennen, erlauben Sie mir, fortzufahren, — der ich alſo als Engländer ſehr gern auch noch die Hand küſſen würde — das hat nichts zu ſagen, das iſt Courtoiſie. — Politiſche Rechte hat ſie weiter keine. Wenn nun die wahre conſtitutionelle Monarchie erſt da erſcheint, wo der Deſpotismus gänzlich verſchwunden iſt, wie in England, obgleich ich behaupte, daß dieß im Weſentlichen eine Republik und nur dem Namen nach ein Königthum iſt, dann haben die Engländer ganz Recht. Iſt aber die wahre conſtitutionelle Monarchie nichts weiter, als eine Republik, wo das Herrenthum nur noch dem Namen nach beſteht, und das iſt ja auch unſer Zuſtand (ſelbſt die Hiſtoriker in der Verſammlung werden mir dieß zugeſtehen müſſen), nun, ſo haben wir einen Zuſtand der Herrenloſigkeit. Und wir haben im Geſammtſtaate Deutſchland keinen Herrn; der Friede, den die neue Zeit mit der alten geſchloſſen hat, iſt alſo das Princip der Demokratie. Sie iſt das Princip der neuen Conſtituirung. Das iſt der Friede, und wie der weſtphäliſche Friede die Rückkehr zum Katholicismus unmöglich machte, ſo macht der Friede von 1848 die Rückkehr zum Deſpotismus unmöglich, ja ſelbſt die Einſetzung eines Herrn, der eine Null wäre, da wo gar kein Herrenthum exiſtirt, im Geſammtſtaate von Deutſchland. Hier iſt nicht mehr der alte Rechtsboden, ſondern jenes heilige Recht, welches in jedem freien Gemüthe herrſcht, das ewige Recht der Freiheit. Unſere Baſis iſt die Republik, und dieſe Republik iſt dieſe Verſammlung. Ihre republikaniſchen Formen dürfen nicht wieder aufgegeben werden. Es kann conſequenter und rechtlicher Weiſe aus dem großen Rathe, der hier verſammelt iſt, nur ein kleiner Rath hervorgehen, der das ausführt, was dieſe Verſammlung beſchließt, aber auch beauftragt iſt, beſondere Geſchäfte für immer in die Hände zu nehmen, das heißt, für die Zeit ſeiner Geſchäftsführung. Wir brauchen alſo einen kleinen Rath neben unſerm großen Rathe, dieſer natürlich einen Präſidenten, und der Präſident hat mit dem kleinen Rathe, d. h. mit ſeinem Miniſterium, die Angelegenheiten der Nation zu verwalten. Die große Frage aber, die noch nicht angeregt worden iſt, und die ich daher in die Verſammlung hineinwerfen muß, iſt, daß die Majorität in der Verſammlung nicht Alles thun kann, was ſie will, nicht Alles beſchließen kann, was ſie will. Sie hat keine willkürliche Gewalt. Nur auf der republikaniſchen Baſis, die ſie ſelbſt iſt, hat ſie das Recht zu beſchließen; ſie hat nicht das Recht, aus ſich hinauszugreifen; ſie hat nicht das Recht, die Verfaſſung, die ſchon exiſtirt, und die durch den Zuſammentritt dieſer Verſammlung bereits beſchloſſen iſt — denn hier ſitzt die deutſche Republik — wieder aufzugeben. Vor 60 Jahren iſt die Frage nach dem Rechte der Majorität ſchon in England ventilirt worden, und noch früher iſt es vorgekommen, daß alle drei Gewalten zuſammen die Parlamentsglieder unter Kerker und Bann thaten, wenn ſie nicht für die Regierung ſtimmten, worauf 23 Pairs erklärten, daß die drei Gewalten nicht das Recht hätten, den geſetzlichen Zuſtand aufzuheben. Ein großer engliſcher Publiciſt, den alle deutſchen Politiker kennen ſollten, Junius, hat es erörtert, und vortrefflich nachgewieſen, daß die drei Gewalten nicht competent wären, die Conſtitution zu alteriren, alſo nicht das Recht hätten, wie er mit dürren Worten ſagt, zu thun, was ſie wollen. Er ſagt: „Die Gewalt des Königs, der Lord's und der Gemeinen iſt keine willkürliche Gewalt. Sie ſind die Beauftragten, nicht die Eigenthümer des Staats. Das Lehn iſt unſer. Sie können es weder veräußern, noch verſchwenden. Wenn wir der Geſetzgebung Suprematie beilegen, ſo meinen wir, daß ſie die höchſte Gewalt iſt, von der die Conſtitution weiß; daß ſie die höchſte iſt, im Vergleich mit den übrigen untergeordneten Gewalten, die durch die Geſetze eingeſetzt ſind. In dieſem Sinne iſt das Wort Suprematie relativ, nicht abſolut. Die Gewalt der Geſetzgebung iſt beſchränkt, nicht nur durch die allgemeinen Regeln der natürlichen Gerechtigkeit und durch die Wohlfahrt der Geſellſchaft, ſondern auch durch die Formen und Principien unſerer beſondern Verfaſſung. Wenn dieſe Anſicht nicht richtig wäre, ſo müßten wir zugeben, daß der König, die Lord's und die Gemeinen keine Regel für die Faſſung ihrer Beſchlüſſe hätten, als einzig ihren eigenen Willen und ihr Wohlgefallen. Sie könnten die geſetzgebende und ausübende Gewalt in dieſelben Hände vereinigen, und die Conſtitution durch einen Parlamentsact auflöſen. Aber ich bin überzeugt, Ihr werdet es der Willkür von 700 Perſonen, die im öffentlichen Solde der Krone ſtehen, nicht überlaſſen, ob 7 Millionen ihres Gleichen freie Männer oder Sclaven ſein ſollen. Die Gewißheit, ihre eigenen Rechte zu verlieren, wenn ſie die der Nation verrathen, iſt für brutale, entartete Gemüther kein Zügel. Abgeſehen von dem ausſchweifenden Zugeſtändniß gegen Heinrich VIII. gibt es in der Geſchichte anderer Länder Beiſpiele einer förmlichen, überlegten Auslieferung der öffentlichen Freiheit in die Hände des Herrſchers. Wenn England nicht daſſelbe Schickſal theilt, ſo iſt es nur, weil wir beſſere Hilfsquellen, als die Tugend des einen oder des andern Parlamentshauſes beſitzen.“ Vor 80 Jahren iſt dieſe Frage in England verhandelt worden. Heute wird ſie hier verhandelt. Haben wir nicht in unſerer Mitte den Beweis, daß Einzelne glauben, als ob es das Recht der Majorität ſei, Alles zu thun, was ſie will? Sie können dieß aber nicht thun, und ich warne die Majorität, wenn die Majorität nicht die Unſrige ſein ſollte, was ich allerdings annehme, denn ich muß annehmen (Unruhe in der Verſammlung.) — Sie wiſſen noch nicht was ich annehme — ich nehme an, daß die Majorität nichts unternimmt, was das Gefühl der Nation verletzen würde, daß ſie alſo nicht die Initiative an eine fremde Gewalt abgibt. Jede Gewalt iſt aber eine fremde, welche ſich nicht hier in dieſem Saale befindet. Hier iſt die deutſche Nation. Wenn wir aus uns hinausgreifen, ſo wird aus der deutſchen Nation hinausgegriffen. (Gelächter.) Das iſt durchaus nicht lächerlich, dem, der darüber lacht, ſehe ich die facies Hippocratis an, die Zukunft wird über ihn richten. Es iſt ein Hohngelächter, aber auch ein Gelächter des Todeskrampfes.

Präſident: Ich glaube nicht, daß Sie das Recht haben, die Verſammlung auf dieſe Weiſe zu apoſtrophiren. (Unruhe.)

Kapp von Heidelberg (vom Platze): Ebenſo hat die Verſammlung nicht das Recht, zu lachen.

Präſident: Sie haben nicht das Recht, zu reden.

Ruge: Der Herr Präſident hat mich zur Ordnung verwieſen.

Viele Stimmen: Nein!

Präſident: Ich habe den Redner nicht zur Ordnung gerufen. Ich muß ihm aber bemerken, daß ich es für unangemeſſen halte, ſich über den Eindruck, den ſeine Rede auf die Verſammlung gemacht hat, zu verbreiten und die Verſammlung deßhalb zu apoſtrophiren.

Ruge: Ich habe nur einen Einzigen, der mich höhniſch angelacht, angeredet . . . (Unruhe.)

Präſident: Das gehört nicht hierher. Wenn Herr Ruge auf die Worte ſeines Vorgängers, die mit Beifall aufgenommen worden ſind, das Gefühl der Bitterkeit wegzulaſſen, mehr Rückſicht genommen hätte, ſo würden wir nicht ſo oft unterbrochen werden. (Bravo!)

Ruge: Mir iſt daran gelegen, daß die Einheit der Nation, nicht nur die Einigkeit, gegründet wird; mir iſt alſo auch daran gelegen, daß wir einen großen einmüthigen Beſchluß faſſen, womit wir die Einheit aufrecht erhalten. Ich werde alſo die Bitterkeit, die in meinem Herzen iſt, indem ich vermuthe, daß eine Möglichkeit, wenn auch nur eine entfernte Möglichkeit exiſtirt, man könne die Einheit und folglich auch die Freiheit der Nation, wie ich ſie verſtehe und wie ſie in dem Feingefühl der ganzen Nation lebt, aufgeben, ich will die Bitterkeit, die ich darum in mir trage, weil Herr Dahlmann und die übrigen zehn Männer uns dieſen Antrag vorzulegen gewagt haben, ich will dieſe Bitterkeit zurückdrängen und will nur noch beweiſen. — Ich war daran, Ihnen zu ſagen, daß die Majorität nicht das Recht hätte, einen ſolchen Beſchluß zu faſſen, daß ſie nicht das Recht hätte, zurückzugehen zu dem Zuſtand, der hinter der Revolution iſt, daß ſie nicht das Recht hätte, die Einheit der Nation und ſomit die Freiheit aufzugeben; ich habe das bewieſen mit dem Vorgang der Engländer, und noch mehr iſt es zu beweiſen aus dem Glauben aller der Menſchen, in deren Namen wir hier verſammelt ſind, noch mehr zu beweiſen aus dem Drange der Zeit, der die Völker zur vollen Freiheit, zur Herrenloſigkeit hindrängt: Es iſt dieſes die Grundlage, auf der wir ſtehen, und ich will Sie nur ermahnen, ſie nicht zu verlaſſen. Ich habe Ihnen nicht mehr zu beweiſen, welcher Verletzung der Souveränität des Volks wir uns ſchuldig machen würden, wenn wir den Royalismus und das Herrenthum ohne Weiteres zurückführten: ich habe auch nicht mehr zu beweiſen, daß dieß eine Verletzung unſeres Auftrags wäre, das habe ich bewieſen. Es bleibt mir nur noch zweierlei übrig, *daß keine unverantwortliche Gewalt exiſtiren darf*, und daß leider auch durch das Schober'ſche Amendement, welches die *Bezeichnung* von Außen her einräumt, ich ſage, daß auch ſchon durch dieſe *Bezeichnung* von Außen her die Souveränität verletzt wird. *Unverantwortliche Mandatare* gibt es in der Geſchichte, gibt es überhaupt bei freien Völkern nicht; wer unverantwortlich iſt, iſt vornweg von der menſchlichen Geſellſchaft ausgeſchloſſen, denn das größte Recht iſt, daß der Menſch für ſeine Handlungen einſteht und verantwortlich iſt. Der conſtitutionelle König, welcher wirklich unverantwortlich wäre, büßte das größte Recht ein, das Recht, ein Menſch zu ſein und für ſeine Handlungen als Mann, als Ehrenmann, einzuſtehen. Wäre er unverantwortlich, ſo wäre er kein Menſch mehr, es fehlte ihm die Freiheit und die Verantwortlichkeit für ſeine Handlungen, die zur Freiheit gehört. Es gehört dazu in jedem geſetzlichen Zuſtande. Hier iſt der Menſch für das, was er thut, verantwortlich. Die conſtitutionelle Unverantwortlichkeit iſt eine Fiction. Jener König von England, welcher verantwortlich nicht ſein wollte, Carl I. zeigte ſich hinterher als gar ſehr verantwortlich. Aber eine ſolche Verantwortlichkeit, wie im Jahre 1649, wird man in freien Staaten im Jahre 1848 nicht wollen, man wird ſie nicht wollen, d. h. das Volk wird ſie nicht wollen, und die Nationalverſammlung *darf* ſie nicht wollen, ſie darf die Unverantwortlichkeit *überhaupt* nicht wollen, weil ſie einen Menſchen degradirt, ſie darf ſie *in unſerm Falle nicht* wollen, weil ſie eine Nation, die keinen Herrn hat, mit einem unverantwortlichen Herrn entehren würde. Die Unverantwortlichkeit iſt ein unverantwortlicher Gedanke, er gehört einer Doctrin an, welche in unſerer Zeit den Deſpotismus feſtſtellen wollte, aber nur ſeinen Sturz herbeiführte. Die Unverantwortlichkeit gibt es nicht mehr. Es iſt Jeder verantwortlich; und nach den Ereigniſſen, welche in Berlin und Wien vorgefallen ſind, werden Sie mir Recht darin geben, daß auch Jeder *zur Verantwortung gezogen werden kann*, wenn er auch das Prädicat unverantwortlich in vollem Maße für ſich in Anſpruch nahm. Die Unverantwortlichkeit, meine Herren, iſt eine logiſche und politiſche Unmöglichkeit, ich empfehle Ihnen daher, nicht für die Unverantwortlichkeit zu ſtimmen. Das Volk hat Alle verantwortlich gemacht, und wenn Sie im Gegenſatze mit dieſer Thatſache wieder eine Unverantwortlichkeit einführen, ſo werden Sie etwas thun, was dem Volke ſehr ſchwer aufs Herz fällt; und es wird es nicht zugeben, daß es, nachdem es die alten unverantwortlichen Herren abgeſchafft hat, einen neuen Unverantwortlichen erhält. Das wird es nicht, es kann es nicht, und Sie, meine Herren, Sie machen Reaction, ja, ja, Sie reagiren ſehr ſtark gegen den Willen der Nation, wenn Sie die Unverantwortlichkeit wieder einführen wollen. Deßwegen fällt auch der Schober'ſche Antrag auf die Seite, wo man hinter die Revolution zurückgeht, wo man hinter den Volkswillen und den Friedensſchluß, den wir 1848 mit der Vergangenheit geſchloſſen haben, zurückgeht. Der Schober'ſche Antrag alſo ſteht durch ſeine Unverantwortlichkeit auf gleicher Linie mit dem Dahlmann'ſchen, in ihm iſt auf dieſelbe Weiſe die Souveränität der Nation und die Freiheit verletzt, und ich behaupte, das Freiheitsgefühl des Volks, und ich kann es beſtätigen durch meinen Umgang mit dem Volke, daß die geringſte Verletzung dieſes Princips als eine ungeheure Abweichung empfunden werden würde. Ich muß aber das Schober'ſche Amendement ferner deßhalb bekämpfen, weil es die „Bezeichnung“ enthält. Wer etwas bezeichnet, der hat die Initiative. Denken Sie ſich nur das Verhältniß, wenn Jemand eine Geliebte ſuchte, und ein Anderer bezeichnete ſie ihm, wäre er nicht in den Augen ſeiner Freunde blamirt? Ich ſage nicht, meine Herren, daß Jemand, der ein ſo zartes Verhältniß eingehen will, welches ein großer Philoſoph ſogar ein abſolutes nennt, die Freiheit aufgibt, ich ſage nicht, die Ehe iſt ein unfreies, ich ſage, ſie iſt ein freies Verhältniß; wer aber ein ſolches Verhältniß eingehen will, der darf nicht zugeben, daß ſeine Freunde ihn auslachen, über die unfreie Art, womit er es eingeht; in dieſem Falle aber würden uns unſere Freunde, die Franzoſen, ſehr auslachen. Wer einem Andern etwas bezeichnet, der übt einen Einfluß auf ihn aus, und wenn noch durch einige Herren die Höhe der Fürſten, die Größe und ihre Macht in dieſem Saale ihre Vertretung findet, ſo würde die „Bezeichnung“ etwas ſehr Gefährliches werden können. Mit der Initiative gibt der Menſch ſeine Freiheit, das Volk ſeine Souveränität auf. Nur das Volk gibt ſeine Freiheit nicht auf, das von Niemand anders von Außen Befehle empfängt, und nach Innen ſich ſelbſt regiert; wer aber die Initiative überträgt, der gibt das Weſentliche von ſeiner Selbſtbeſtimmung auf. Es iſt die Möglichkeit, daß er noch das Gute wählt, es iſt wahrſcheinlich, daß er etwas Gutes wählt, wenn der Bezeichner ein weiſer Mann iſt. Wenn der Vater ſeinem Sohne das Richtige ſagt, und dieſer es thut, ſo thut der Sohn das Gute, aber er thut es nicht frei. Dieſe Verſammlung iſt weder Vater, noch Sohn. Sie iſt die Geſammtheit der Vertreter des Volks, ſie iſt das ganze Volk, ſie darf alſo auch die „Bezeichnung“ von Außen nicht zulaſſen. — Meine Herren! Ich komme nun dazu, Ihnen eine Eröffnung zu machen, ſie wird Sie intereſſiren und damit komme ich zum Ende: und ich denke, Sie werden nicht vergeſſen, was ich Ihnen hier ans Herz gelegt, und wenn ich es mit Bitterkeit gethan habe, ſo bedenken Sie, daß ich es aus Liebe zur Nation gethan, weil ich die Nation als Einheit und als freie Nation will, die ſich im Geſammtſtaate keinen neuen Herrn ſetzt, die vielmehr alle Herren, die es noch geben möchte, mediatiſirt und fortan in ihrer Mitte nichts Anderes mehr dulden will, als wahre conſtitutionelle Staaten und Republiken. Meine Herren! Ich lege es Ihnen ans Herz, dieſe beiden Punkte nicht zu vernachläſſigen. Sie hätten ſonſt die Zukunft, die Jugend, das Urtheil der Geſchichte gegen ſich. Möge es koſten, was es wolle, das Princip, die Idee des Jahrhunderts, das Gefühl des Volks, das Nationalgefühl und das Freiheitsgefühl des Volkes, muß aufrecht erhalten werden. Es wird aufrecht erhalten werden, wenn wir hier unſere Beſtimmung erkennen, wenn wir einſehen, daß nur aus uns und durch uns die Centralgewalt ernannt werden kann, wenn wir aus der Paulskirche, dieſer Wiege der Nation, die wirkliche und ſich ſelbſt regierende Nation hervorgehen laſſen. Es wird aufrecht erhalten werden, wenn wir dieß thun auf geſetzlichem Wege, und dieſen ſchlage ich Ihnen vor. Meine Herren! Ich bitte Sie dringend, laſſen Sie uns dieſen geſetzlichen Weg nicht vorbeigehen. Sie ſtehen am Scheidewege: Gehen Sie am geſetzlichen Wege vorbei, wird das große Gefühl der Nation, das Einheits- und Freiheitsgefühl, jetzt von uns nicht zur Anerkennung gebracht, ſo bricht es ſich Bahn auf ungeſetzlichen Wegen. Denn, meine Herren, die Hiſtorie läßt ſich keine Schranken ziehen, der Geiſt der Zeit zwingt auch Diejenigen zu ſeinem Willen, welche ihn nicht anerkennen wollen, ſo wie auch Sie — das hoffe ich — wenn auch wider Ihren Willen die Geſammt-Republik von Deutſchland werden gründen müſſen. (Unruhe auf der rechten Seite.) Ich ſage: Sie werden es müſſen, denn auch der Dahlmann'ſche Vorſchlag iſt am Ende weiter nichts, als eine Republik, wenn auch eine ſchlechte. (Gelächter auf der äußerſten Rechte.) Er iſt eine Republik, wenn auch keine demokratiſche; er iſt eine ſolche, in welcher die Ariſtokratie die erſte Rolle ſpielt, in welcher das ariſtokratiſche Element, die Fürſten, wenn ſie es anders noch ſind, die Hauptrolle ſpielen. Die Männer, welche den Entwurf gemacht haben, ſind keine Politiker, ſonſt hätten ſie überlegen müſſen, daß die „Monarchen“ eben keine Monarchen mehr ſind, ſondern daß ſie conſtitutionell werden mußten, d. h. daß ſie mediatiſirt ſind. Es iſt alſo eine ſchlechte Republik, weil die Ariſtokratie eine mediatiſirte iſt. (Viele Stimmen aus dem rechten Centrum: Schluß, Schluß.) Nun, meine Herren (zur Rechten ſich wendend), der Schluß iſt, daß nichts Anderes übrig bleibt, als ſtatt der Fürſtenrepublik, welche durch den Bundestag vertreten wird, die Volksrepublik, welche wir vorſtellen, zu conſtituiren, wozu wir einzig und allein den Auftrag haben. Ich ſchlage Ihnen daher vor und ermahne Sie dazu, nichts Anderes zu beſchließen, als die Centralgewalt durch uns und aus uns hervorgehen zu laſſen. Ich habe Ihnen aber noch die Eröffnung zu machen, daß ich und meine Freunde zu nichts Anderem ſtimmen werden als zu demjenigen Amendement, welches die volle Freiheit und Einheit der Nation, die Souveränität des deutſchen Volks aufrecht erhält, und daß wir dagegen proteſtiren, (mit der Bewegung des Schwurs) wie ich hier in meiner Rede öffentlich vor ganz Deutſchland und vor ganz Europa feierlich dagegen proteſtire, daß die Souveränität der deutſchen Nation, welche unſer Präſident am Anfange unſerer Berathungen von jenem Sitz herab proclamirt hat, in welche Proclamation Sie durch

Ihre Acclamation eingeſtimmt haben, irgendwie verletzt werde! Sollte dieß geſchehen, ich ſage es noch einmal, ſo proteſtire ich feierlich dagegen im Namen meiner Wähler und aller Derjenigen, welche meiner Anſicht ſind. Ueberlegen Sie es wohl, was Sie beſchließen, es wäre dieß ein Riß in die Nation; und es wäre nicht unſre Schuld. Man kann große Principien nicht aufgeben. Sie können wohl Ihre Politik verlaſſen, wir nicht unſer Princip. Wer ſein Princip aufgibt, der gibt ſeine Seele auf, und wehe ihm, wenn er es thut! (Anhaltendes Bravorufen von der ganzen Verſammlung, rauſchender Beifall von den Galerieen.)

Gedruckt bei J. D. Sauerländer.

Die Akademie.

Philoſophiſches Taſchenbuch.

Herausgegeben

von

Arnold Ruge.

Erſter Band.

Leipzig.
Verlagsbureau.
Arnold Ruge.
1848.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Die Religion unſerer Zeit.

1. Welches iſt die Religion unſerer Zeit? — 2. Was iſt Religion und wird es immer Religion geben? — 3. Was iſt der Gegenſtand der Religion? — 4. Der Gegenſtand der Religion iſt das Princip. — 5. Giebt es ein höheres Princip als das der Freiheit und der ethiſchen Welt? — 6. Wie kann das Princip des Univerſums und der Natur Gegenſtand der Religion ſein? Das Judenthum. — 7. Die Religion der Griechen. Das äſthetiſche Ideal. — 8. Die Religion der Römer. Patriotismus und republicaniſche Tugend. Das ethiſche Ideal. — 9. Das Chriſtenthum. Der Gottmenſch. Univerſeller Idealismus aber tranſcendent. — 10. Die humane Religion. Der Menſch und ſein Weſen. Wahre Realiſirung aller drei Formen der Idee. — 11. Dieſe Religion und ihre Ausbildung.

1. Welches iſt die Religion unſerer Zeit?

Die Frage, welches iſt die Religion unſerer Zeit? ſollte man denken, müßte leicht zu beantworten ſein. Wer wird ſein Herz und ſeine wärmſte Gemüthsbewegung, wer ſeine eigne Begeiſterung und die Gegenſtände ſeines höchſten Intereſſes nicht kennen? Dennoch finden wir die Antwort ſchwierig, ſobald wir dieſe Gegenſtände unſerer Empfindung, Begeiſterung und Liebe näher beſtimmen ſollen. Die höchſte Angelegenheit iſt allumfaſſend, darum vieldeutig, und die erhabenſten Gegenſtände ihrer Verehrung benennt die Welt mit widerſprechenden Namen: die Anhänger der neuen Götter machen die alten zu Dämonen; die Göttliche iſt bei verſchiedenen Völkern und in verſchiedenen Perioden ſehr verſchieden. Die Löſung des Räthſels der Religion erfordert daher die Bekanntſchaft mit der ganzen bisherigen Geſchichte der Menſchheit. Sie iſt ein Prüfſtein für die Bildung eines jeden, der ſich mit ihr befaßt. Wie wir anfangen über ſie zu denken und zu reden, entſcheiden wir unſer Schickſal, wir ergeben uns dem Gott (der Bewegung *für* die Idee) oder dem Dämon (dem Widerſtande *gegen* ſie), wir kämpfen für den Sieg des guten oder des böſen Princips: *Religion haben, heißt dieſe Wahl treffen.*

Die Religion iſt die höchſte Herzensangelegenheit der Menſchheit. Darum iſt ſie der Grund aller Parteiung.

Wer des Gottes voll iſt, den nennen die Nüchternen einen Enthuſiaſten; wer dem Dämon folgt, der iſt den Beſonnenen ein Fanatiker; und wer die todten Götzen aus dem Heiligthum ſeines Herzens hinauswirft, den nennen die Uebrigen, die es nicht thun, einen Atheiſten. Alle andern Parteien folgen aus dieſen: wie ſein Gott, ſo iſt der Menſch, und wer keinen Gegenſtand der Begeiſterung hat, der hat auch keine Partei.

Daß alle Parteien, wie ſie auch geſcholten werden, Religion haben können, geben wir zu; daß aber ihre Religionen ſehr verſchieden ſein werden, iſt klar. Nun iſt unſere Zeit voll von „Enthuſiaſten", „Fanatikern" und „Atheiſten"; welches alſo wird die Religion unſerer Zeit ſein? Was wird der „Atheiſt", was der „Enthuſiaſt" mit dem „Fanatiker" gemein haben? Den Götzen? Den Fanatismus für ihn? — Können wir alſo in dieſer Parteiung noch von einer Religion unſrer Zeit reden? Im Sinne einer gemeinſamen Religion aller Parteien gewiß nicht; mindeſtens müſſen wir eine alte und eine neue Religion unterſcheiden, und in jeder Zeit haben dieſe, wenn ſie auch aus einander hervorgehen, einen widerſtreitenden Inhalt.

Es iſt jetzt ein ſtärkerer Zwieſpalt eingetreten als je zuvor, aber der Vorwurf der alten Religionsanhänger gegen die Neuerer, ſie hätten gar keine Religion, iſt ungerecht. Eine Neuerung in der Religion iſt allemal religiös. Wären die Neuerer von dem, was ihnen das Höchſte iſt, nicht ernſtlich erfüllt, ſie würden ſich die Verfolgung, wenn auch nur den Spottnamen erſparen. Die Spottnamen Atheiſt und Fanatiker drücken auch keinen Zweifel aus an der ernſtlichen Herzensmeinung der Parteien, ſondern ſind gegen den neuen, wie gegen den alten Gegenſtand der Religion gerichtet: der Neuerer nennt den Gott des Fanatikers einen Götzen, der Fanatiker den des Neuerers ein Nichts. Den falſchen Enthuſiasmus ſchelten alle Parteien Fanatismus; den Enthuſiasmus ſelbſt verfolgen die Philiſter und die Ironiker; aber ſie thun dies nur darum, weil die gemüthsbewegenden Gegenſtände der Andern ſie ſelbſt nicht mehr, oder noch nicht bewegen. Wie man aber aus dem Namen des Fanatikers nicht erkennen kann, welchem Götzen er dient, ſo kann man aus dem Namen des Atheiſten nicht abnehmen, welcher Gott ihm fehlt. Auch mit den übrigen Parteinamen unſerer religiöſen Bewegung, wie Jeſuiten und Lichtfreunde, würden wir der Sache nicht näher kommen. Wir werden alſo wohl genöthigt ſein, die Religionen der Hauptparteien zu erörtern, und können nur die Religion, welche von unſerer Zeit erzeugt wurde, nach ihr benennen. Und wenn wir nun mit der Religion unſerer Zeit eine ſolche Religion meinen, wie ſie unſerer äſthetiſch-politiſchen Bildung und philoſophiſchen Aufklärung geziemt, ſo werden wir vorher die Religion überhaupt und ihre verſchiedenen Gegenſtände prüfen müſſen, ehe wir uns ſelbſt für eine beſtimmte entſcheiden können.

2. Was iſt Religion, und wird es immer Religion geben?

Statt der Frage alſo, welches iſt die Religion unſerer Zeit, ſelbſt wenn wir damit nur meinen, welches iſt die Religion unſerer gebildeten Zeitgenoſſen, werden wir jetzt fragen, was iſt Religion?

Auch dies glaubt Jeder ſagen zu können; wird es doch ſchon die Kinder gelehrt! und wir behaupten keineswegs, daß es, allgemein genommen, ſo unrichtig gelehrt werde, wenn die Ueberlieferer des Heils ſagen: Religion ſei das Verhältniß des Menſchen zu ſeinem Gott. Fragt man aber weiter, wie ſoll dies Verhältniß beſchaffen ſein, um wahr und reell zu ſein, oder gar, welches iſt der wahre Gott? ſo zeigt ſich ſogleich, daß keine Frage ſchwieriger zu beantworten iſt, als die Frage, was iſt Religion? Bleibt der Gott unbeſtimmt, ſo bleibt es auch das Verhältniß zu ihm, und ein unbeſtimmtes Verhältniß iſt gar keins. Zauberei, Fetiſchanbetung und Aberglaube iſt Religion geweſen und iſt es noch; für unſre Vorſtellung iſt dies nicht mehr Religion. Der bloße Name „Gott“ bringt kein Verhältniß hervor; zu dem Verhältniß, alſo zur Religion gehört das beſtimmte Weſen des Gegenſtandes, die ausgebildete Vorſtellung des Gottes. Für die Praxis mag es einen Werth haben, daß man dem unbekannten Gegenſtande der höchſten Verehrung einen Namen giebt, noch ehe man ihn gefunden hat, wie es dem Mathematiker beim Rechnen dient, ſeine unbekannte Größe x zu nennen. Es ſteht ſo viel feſt, die Aufgabe iſt zu löſen, das Gemüth des Menſchen verlangt das Ideal, ſein Geiſt das Abſolute, d. h. das in ſich Vollendete, das Freie, zu ſchauen, zu erkennen, in ſich aufzunehmen und zu pflegen; aber für die Erkenntniß der Religion und ihres Gegenſtandes iſt damit nichts weiter gewonnen, als daß der Religiöſe von der Berechtigung ſeines religiöſen Dranges überzeugt iſt. Die Religiöſen ſuchen alſo vor allen Dingen ihren Gott zu *erkennen*. Dies iſt in dem Verhältniß zu ihm das Erſte.

Wie ſich die *Erkenntniß* des Ideals, des Abſoluten oder der Freiheit, des höchſten und des wahren Weſens ausbildet, ſo bildet ſich auch die Religion aus; es iſt alſo nicht zweifelhaft: die gebildetſte Welt wird die reichſte und vollkommenſte Religion haben.

Aber man hat in neueſter Zeit von einer Aufhebung der Religion geſprochen, die Einen haben ſie gefürchtet, die Andern haben ſie gewünſcht. Iſt der religiöſe Drang, ſich einem Höchſten ernſtlich zu widmen und hinzugeben, wirklich ſo berechtigt, wie der Religiöſe glaubt? Geſetzt das Höchſte wäre zu erreichen, das Ideal zu verwirklichen, iſt dann die Religion nicht aufgehoben und zu Ende? Man hat daher geſagt: Will die Religion das Gute, ſo wird die vollendete Tugend, will ſie das Schöne, ſo wird die Kunſt, will ſie die Wahrheit erreichen, ſo wird die Wiſſenſchaft ſie befriedigen, d. h. ihre Sehnſucht und ihr Streben beendigen. Der religiöſe Drang hört auf.

In der That, man hat davon geſprochen und man hat in dieſem Sinne, man hat mit der Erfüllung der religiöſen Sehnſucht und Verheißung gegen die Religion polemiſirt. Man wollte nicht nur die Sehnſucht und Hingabe, die ſich einem überall unerreichbaren, ſondern auch die, welche ſich einem eben jetzt noch nicht erreichten Ideal widmet, in lauter Realität und Gegenwart aufheben.

Aber ſo wie es ein Mißverſtand iſt, das Ideale, die Freiheit, die Schönheit und die Wahrheit für ewigunerreichbar und überirdiſch zu erklären, ſo iſt es ein Irrthum, daß durch eine Befriedigung in der Schönheit, Wahrheit oder Freiheit, die Sehnſucht und das Streben, die Widmung und die Hingabe, die Arbeit, der Kampf und der Enthuſiasmus, alſo die Religion, aufhöre. Die Sättigung hindert den Hunger nicht an der Wiederkehr; eben ſo wenig giebt es im Geiſtesleben eine abſchließende Befriedigung.

Es bezeichnet unſre Zeit und es ehrt ſie, daß in ihr das Abſolute oder die Freiheit und das Unendliche erkannt und alſo erreicht, das Ideal durch die Kunſt wiſſentlich realiſirt, die Wahrheit wirklich begriffen und die Freiheit conſtituirt wurde. Dennoch iſt in keiner Zeit der Kampf um die höchſten Güter heftiger entbrannt geweſen, als eben jetzt. Die Freiheit wird ernſtlich in Frage geſtellt durch den Despotismus, die Wahrheit ſteht unter der Aufſicht der Dummheit, nicht einmal die Schönheit erſcheint ohne die Feſſeln des alten Regiments, und aus der Verdummung ſelbſt wird eine Aufgabe der Religion gemacht durch den Jeſuitismus und ſeine Freunde. Darum braucht unſere Zeit nicht irgend eine, ſie braucht die wahre Religion, ihren Trieb, ihre Begeiſterung, ihre Hingabe, um die höchſten Güter, die ſie innerlich erworben, auch in den äußern Formen der Menſchenwelt, im Leben des Staats, in der Erſcheinung der Künſte, in der Stellung der Wiſſenſchaft ſiegreich hervortreten zu laſſen. Die Religion iſt der Herzſchlag der ſittlichen Welt.

Die Religion, welche eine ewig erneuerte Sehnſucht nach dem Idealen und Abſoluten iſt, behauptet ſich als eine nothwendige Geiſtes- und Gemüthsthätigkeit; iſt ſie aber wirklich dieſe Sehnſucht, dies ernſtliche Streben der Menſchheit nach den höchſten Gütern, ſo iſt ſie in Wahrheit nichts Geringeres, als der innerſte Trieb der Menſchengeſchichte. Sie treibt die Erkenntniß der Wahrheit, ſie treibt die Kunſt dem Ideal und treibt die ethiſche Welt der Freiheit entgegen.

3. Was iſt der Gegenſtand der Religion?

Die Religion iſt von jeher und überall ſo verſtanden worden, daß ſie den Menſchen dem wahren Weſen entgegentreibt: ſie iſt das innere Band, ſie zieht den Menſchen zu dem, was ihm das Höchſte iſt, zu ſeinem Ideal. Für den religiöſen Menſchen giebt es eine höchſte Angelegenheit, im Unterſchiede von allen ſpecielle Angelegenheiten, die ihn intereſſiren; und ohne Religion oder ein Atheiſt wäre der, für den es nur ſpecielle Geſchäfte, kein weſentliches Intereſſe gäbe. Das wahre Weſen iſt aber, wie geſagt, einer verſchiedenen Auffaſſung unterworfen nach der Fähigkeit des Einzelnen und nach der Bildung der Völker. Ganze Zeiten haben Einen bewegenden Gedanken. Aber einige Menſchen ſind unfähig dem Gedanken der Zeit zu folgen, Andere erheben ſich darüber und ſtellen ein höheres Ideal hin; und die ſpätere Zeit verdirbt oft die großen Principien aus denen ſie hervorging, während doch die richtige Realiſirung der wahren Principien das richtige Streben nach dem Ideal, alſo überall und in allen Verhältniſſen die richtige Religions*übung* (Cultus) wäre.

Wie ganze Perioden und Völker von Einem Gedanken beherrſcht werden und einem weſentlichen Intereſſe ſich hingeben, dürfen wir nur an der Geſchichte unſerer Tage beobachten.

Eine Strophe, die der deutſche Freiheitskrieg erzeugt hat, heißt:

Das Höchſte, was wir kennen,
Iſt deutſches Vaterland,
Das Schönſte, was wir nennen,
Der Tod fürs Vaterland.

Hierin bricht das Selbſtgefühl unſers ganzen Volks in einer gemeinſamen Angelegenheit hervor, und der Einzelne empfindet die Bewegung als Religion. In dem Selbſtgefühl ſeiner ganzen Nation ſieht er alle ſeine Heiligthümer gerettet; das Vaterland iſt ihm der höchſte Gegenſtand, der Patriotismus Religion, das Opfer fürs Vaterland die ſchönſte Religionsübung.

Das Ereigniß der deutſchen Unabhängigkeitskriege iſt ein ſpäteres, als der Freiheitsenthuſiasmus der franzöſiſchen Revolution. Dieſe machte zuerſt die Befreiung der Völker zum Princip. Aber die Befreiung und Veredlung der Völker, wie ſie die Revolution meinte, iſt ein höheres Intereſſe, als die bloße Erhaltung der Völker in ihrer Unabhängigkeit und Souverainität, wie ſie der Freiheitskrieg auffaßte. Ebenſo war der Ruhm und die Macht der franzöſiſchen Nation ein ſpäteres und doch bei weitem niedrigeres Intereſſe, als die Aufgabe der innern Humaniſirung und Befreiung, eine Arbeit, aus welcher freilich, wie die Cäſaren aus den Kämpfen der Plebejer, nur der Tyrann Napoleon und das Ideal von Macht und Ruhm hervorging. Ruhm und Eroberung ſind ein anmaßender, Unabhängigkeit iſt ein beſcheidener Ausdruck der Macht; beides ſind allgemeine Gedanken, von denen ſich zwei große Nationen hinreißen ließen. Beide Formen der Macht und ihre despotiſche Verwirklichung beweiſen aber nur die Ohnmacht und Geiſtloſigkeit ihrer Perioden. Sie wußten die Macht nur brutal, nicht human ins Leben einzuführen. Die Macht der Kanonen und Gladiatoren, mit denen ein Despot ſeinen Willen durchſetzt, iſt ein Abfall von der Macht der Wahrheit, des Ideals und der republicaniſchen Tugend und Freiheit, welche die Welt ordnen und beherrſchen. Eben ſo in unſerer Zeit. Die Privilegien der Geldariſtokratie in Frankreich ſind eine ſchlechte Verwirklichung der edlen Gefühle und Gedanken, aus denen die Julirevolution entſprang. Ferner: das Papſtthum und die Lutherſche Dogmatik verderben die Idee des Chriſtenthums. Die Religioſität der Reformation, der ethiſche Enthuſiasmus der Revolution, der Ernſt der

Aufklärung, die Philoſophie und der Socialismus ſind hingegen wirkliche Fortbildungen des chriſtlichen Humanitätsprincips.

Ueberall erſcheint die Verwirklichung der idealen Aufſchwünge als eine Verunreinigung des urſprünglichen Gedankens; die Maſſen, welche mitgenommen werden müſſen, nehmen auch ihre Gedanken mit, und die Idee verbirgt ſich immer von neuem hinter der mangelhaften Wirklichkeit. Selbſt eine Philoſophie wird in der Schule, durch welche ſie ſich einfach ausbreitet, verderbt, und erſt in dem Geiſte ihres Kritikers zu einer gereinigten wahreren Geſtalt erheben. Das alte Princip wird erſt im neuen ganz klar, Kant in Fichte, Fichte in Hegel, Hegel und das Chriſtenthum im Humanismus.

Das wahre Weſen iſt alſo immer hinter der Wirklichkeit d. h. in ihrem Princip zu ſuchen, und wer die Religion hat, ſich dem wahren Weſen zu widmen, muß ſich auf die Principien richten. Mit dieſer Abſicht gehn auch in der That alle Religionen, ſo gut ſie es verſtehn, hinter die Wirklichkeit zurück.

4. Der Gegenſtand der Religion iſt das Princip.

Nicht was aus den Freiheitskriegen gemacht wurde, ſondern ihr Princip, ihre Idee war fähig die Menſchen zu begeiſtern und hinzureißen. Nicht was Napoleon aus der erſten und Louis Philippe aus der zweiten Revolution gemacht haben, nicht ein abenteuerliches Condottierenunweſen und ein geiſtloſes Kaufmanns-Regiment waren die Religion jener denkwürdigen Epochen in der Bewegung Frankreichs; und nur eben ſo edle und ergreifende Principien können einen neuen Aufſchwung dieſer erregbaren Nation hervorbringen.

Die Principien drücken aus, was eine Zeit und ein Volk für das wahre Weſen erkannt hat, und die Epochen ſind die Augenblicke, wo eine ſolche Erkenntniß reif iſt, zum öffentlichen Bekenntniß erhoben zu werden. Um aber gemüthsbewegende Religion zu bleiben, muß dieſe Erkenntniß die Form des Princips behaupten, d. h. eines einfachen allgemeinen Gedankens, der allen Inhalt in ſich concentrirt und darum fähig iſt als höchſte Angelegenheit Aller umfaßt zu werden; ſo das Seelenheil, die Freiheit u. ſ. w.

Dies Verhältniß der religiöſen Menſchen zum Princip macht das metaphyſiſche Intereſſe der Religion aus. Metaphyſiſch muß man hier ſo verſtehn: der Menſch geht auf die einfache Gedankenbewegung, die hinter der Wirklichkeit ſteckt oder in ihr verborgen iſt, zurück. Religion haben heißt alſo ferner, dies metaphyſiſche Intereſſe an den Principien haben.

Wie kann aber die Maſſe der Menſchen ein ſolches Intereſſe haben? — Es iſt nicht die ſyſtematiſche oder theoretiſche Metaphyſik, nicht die gelehrte Dialektik, ſondern es iſt die practiſche Gedankenbewegung, die hiſtoriſche Dialektik, welcher wir in der Religion begegnen. Der Religiöſe erlebt den Kampf und die Reinigung der Gegenſätze durch einander. Je mehr Kampf der practiſchen Gegenſätze oder der Parteien (wie in der Schweiz der Jeſuiten und Freien, der verſchiedenen Formen der Liberalen und Conſervativen), deſto mehr Entbindung der religiöſen Gemüthsbewegung, welche eine Richtung auf die Principien iſt. In den edlen Conflicten ſolcher feindlicher Principien iſt jeder gezwungen, die Spannung auf den Sieg der guten oder der ſchlechten Sache mitzumachen. Die Gefahr des Princips — der Freiheit durch das Princip der Unterdrückung, der Aufklärung durch den Jeſuitismus — ſteigert ſein Intereſſe dafür. Dieſe Religion adelt den Menſchen. Er hat höhere Intereſſen, als der Spießbürger und der gedankenlos verbrauchte Unterthan. Der freie Menſch wird immer von den höchſten Intereſſen in Spannung erhalten, der Despotiſirte wird nur ſelten und unverſehens von der Gedankenbewegung, welche die Seele der edleren Menſchenwelt iſt, ergriffen. Menſchlich lebt nur wer für Principien lebt. Der Menſch, dem man durch den Despotismus die höheren Intereſſen nimmt, lebt und denkt brutal. Schönheit und Wahrheit als Privatſache kann der Despotismus ertragen, als öffentliche Angelegenheit kann er ſie nicht ertragen. Ebenſo umgekehrt. Die Freiheit, in welcher Schönheit und Wahrheit nicht zur Nationalangelegenheit erhoben werden, iſt eine rohe Freiheit: große Beiſpiele ſind: Sparta, die Urkantone, der Terrorismus, der Rigorismus. Alle drei Momente der Idee in Eins vereinigt, die äſthetiſche, die philoſophiſche und die ethiſche Idee in Eins gefaßt, machen erſt *das univerſelle Princip der Freiheit aus*, die in der ethiſchen Weltordnung realiſirt wird.

5. Giebt es ein höheres Princip als das der Freiheit oder der ethiſchen Welt?

Daß die Grundgedanken der Menſchenwelt oder die Principien, welche die Geſchichte bewegen, das Gemüth erheben, erlebt man zu augenſcheinlich, um es zu verkennen; man ſträubt ſich aber im Intereſſe des Despotismus und des Mittelalters *dieſes* Band des einzelnen Menſchen mit ſeinem wahren Weſen Religion zu nennen: man erkennt die Principien der Menſchenwelt, die Freiheit oder die ſittliche Weltordnung, nicht als *religiöſen* Gegenſtand oder als *höchſtes* Weſen an; man geht nicht nur auf die reinen Themata der großen Epochen, des Chriſtenthums, der Reformation, der Revolution, ſondern „*auf das Weſen des Univerſums*“, auf „*die Principien aller Dinge*“ zurück. Erſt hieran habe man ein *metaphyſiſches* Intereſſe und ein Princip, wie es die Religion befriedige, weil die Religion nach dem höchſten Gegenſtande ſtrebe. Man legt damit ein größeres Gewicht auf die phyſiſche Welt, als man ſich eingeſteht.

Um dieſe Anſicht zu hegen, muß man nicht das Weſen der ethiſchen Welt, ſondern das Weſen der natürlichen Welt oder der Welt in Bauſch und Bogen für den höchſten Gegenſtand halten. Es iſt leicht zu begreifen, daß der Elephant und ſein Lenker zuſammengenommen kein höheres Weſen ſind, als der Lenker allein. Dennoch iſt jene Anſicht ſo verbreitet, daß ſie trotz der Hegelſchen Philoſophie ſelbſt bei den Hegelianern die Mehrheit für ſich hat, gute Leute, die neben der Philoſophie noch ihre eigne Metaphyſik beibehalten. Man hält nach dieſer Anſicht die natürliche Welt für höher, als die ethiſche oder geiſtige. Theils denkt man, der Menſch wurde von der Natur, nicht die Natur vom Menſchen hervorgebracht, alſo iſt die Natur höher als der Menſch; theils glaubt man, Natur und Menſch ſind von dem Weſen der Natur und des Menſchen, von Gott hervorgebracht, man nennt das Princip und die hervorbringende Macht der Welt Gott; theils endlich nennt man den Menſchen ebenfalls Natur, was allerdings richtig iſt, erkennt nur das

Weſen der Natur, wie es die Wiſſenſchaft erforſcht, an, und nennt dies dann nicht mehr Gott.

Die erſte und die letzte Auffaſſung des höchſten Weſens, nach welchen die Natur den Menſchen hervorbringt und der Menſch ſelbſt Natur iſt, ſind gegen die Theologie oder gegen diejenige Religion, welche im Widerſpruch mit Philoſophie und Naturwiſſenſchaft das Princip der Welt außer der Natur und der Menſchenwelt ſucht. Die Theologen nennen die Naturwiſſenſchaft Materialismus, und die Philoſophie mitſamt dem ethiſchen Enthuſiasmus iſt ihnen Atheismus. Aber der Enthuſiasmus iſt nie ohne Gegenſtand: wir haben ſchon gezeigt, daß die Religion, alſo auch ihr Gegenſtand erlebt wird.

Der Vorwurf des Atheismus, auch wenn ihn der Theologe ausſpricht, iſt nicht chriſtlich; der chriſtliche Vorwurf würde „Ketzerei" ſein, der Vorwurf hingegen, du haſt keinen Gott, heißt jetzt ſo viel als: du erklärſt die Welt, wie es die Wiſſenſchaft thut, aus ſich ſelbſt und nennſt das Princip des Univerſums nicht „Gott", mit Einem Wort: du bekennſt dich nicht zu der aufgeklärten Religion, die nur den Glauben an Gott und Unſterblichkeit verlangt, im Uebrigen jedem in der Vorſtellung des „Schöpfers" freie Hand läßt. Dies iſt die „natürliche Religion," wie ſie Moſes Mendelsſohn z. B. auffaßte und der Rationalismus ſie verbreitete. Moſes Mendelsſohn erklärte: „Gott und Unſterblichkeit ſind nothwendig; wer an ſie nicht glaubt, iſt ein ſchlechter Menſch." So ſicher war er der Majorität, daß er nur einige Verbrecher für ungläubig hielt. Seitdem hat die Sache ſich entwickelt und in New-York iſt vor Jahr und Tag eine freie Gemeinde von 1000 Mitgliedern entſtanden, welche ſagte: „die Natur bringt Alles hervor, ſie ſchafft ſich ſelbſt, und alle Subſtanzen ſind ewig." Man erkennt in dieſem Ausdruck immer noch Gott und Unſterblichkeit wieder; aber „die natürliche Religion" der Aufklärung iſt darin zur wirklichen reinen „Naturreligion" geworden.

Die Aufklärung hebt das Chriſtenthum auf und hinterläßt als den allgemeinen Glauben „die natürliche Religion", die dann „Rationalismus", „aufgeklärter Katholicismus", „Lichtfreundſchaft" und „Freiheit von der ganzen Dogmatik" genannt worden iſt.

Unter allen gegenwärtigen Auffaſſungen der Religion hat „die natürliche Religion“ mit dem Glauben an Gott und Unſterblichkeit die größte Verbreitung. Indem die Aufklärung und die ganze gebildete Welt ſich gegenwärtig zu dieſer „natürlichen Religion“ bekennt, iſt ſie vollkommen von dem dreieinigen Gott des Chriſtenthums abgefallen, und theilt mit der politiſchen Bewegung des 18. Jahrhunderts und unſerer Zeit das Beſtreben, die Elemente der antiken vorchriſtlichen Zeit wieder aufzunehmen und in einer höhern Form zu reproduciren. Gott und Unſterblichkeit haben zuerſt jenen phyſikaliſchen Sinn, den die New-Yorker Gemeinde ausſpricht. Dies iſt eine wiſſenſchaftliche Faſſung des jüdiſchen Naturgottes, des Alles hervorbringenden ewigen Weſens.

Man meinte aber mit der „natürlichen Religion“ im Grunde die „vernünftige“ im Gegenſatz zu der „geoffenbarten Religion“; und darnach haben ſodann Gott und Unſterblichkeit den vernünftigen oder ethiſchen Sinn, daß Gott das allgemeine Weſen, die wahre Vernunft in der Welt, und die Unſterblichkeit den unendlichen Werth des menſchlichen Individuums, alſo auch ſeine unendliche Berechtigung bedeute.

Beides liegt in dieſer Vernunftreligion und Beides hat ſich daraus entwickelt. Der Glaube an die Vorſehung und an den Sieg des guten Princips in der Welt, Fichte's moraliſche Weltordnung und die Realiſirung der Menſchenrechte in freien Staatsformen ſprechen jenen wahren Sinn der „Vernunftreligion“ ausdrücklich aus, ſie bewähren ihn.

Wir wollen hier aber für's Erſte nur den Einwand beantworten, den uns die Anhänger der natürlichen Religion machen: „nicht das ethiſche Princip ſei das höchſte, das wahrhaft mataphyſiſche: dies ſei vielmehr der Schöpfer oder das Princip des Univerſums.“ Wenn die Anhänger der natürlichen oder der Vernunftreligion dies ausſprechen, ſo gehn ſie auf das natürliche Element in ihrer Vorſtellung zurück. Dies oberſte Princip nennen ſie alsdann „das höchſte Weſen.“

Der Einwand der jetzigen Chriſten gegen die höchſte Geltung der ethiſchen Principien iſt alſo in Wahrheit kein anderer, als der Einwand der „natürlichen Religion“

aus der Zeit der Aufklärung, die jetzt allgemeines Vorurtheil geworden iſt. Die Myſterien der Religion ſind zu Problemen der Phyſik und Geologie geworden; und nicht in der Dogmatik, im Kosmos ſucht man ihre Löſung.

Aber was iſt denn das Princip oder das Weſen des Univerſums? — Das Weſen des Univerſums iſt das Weſen der Natur oder die Natur in ihrem Weſen; und die Principien aller Dinge? — ſind die natürlichen und geiſtigen Proceſſe oder alle Proceſſe des Univerſums.

Die Wiſſenſchaft der Natur und des Geiſtes oder unſere Naturwiſſenſchaft und Philoſophie iſt dahin gekommen, daß ſie die Principien des Univerſums nur in ihm ſelber ſucht; und indem wir mit Deutſchen und nicht mit Buſchmännern oder Aſiaten über die Religion reden, dürfen wir ſogar hinzuſetzen, die Principien der Natur und der freien Welt, welche in der Natur der Menſch ſich ſelbſt erbaut, ſind nicht nur geſucht, ſondern auch gefunden worden. Wir haben hier das Recht, die Principien des Univerſums ſeine Proceſſe zu nennen, wir dürfen ſagen: das Princip der natürlichen und der ethiſchen Welt iſt ihre Selbſtproduction, die zugleich ihre geſetzmäßige Bewegung iſt. So allgemein ausgedrückt iſt dies das Geſetz der Nothwendigkeit, welchem die natürliche Welt, und der Freiheit, welchem die Menſchenwelt gehorcht, in Einem Satz.

Sondert man aber die natürliche und die ethiſche Welt, unterſcheidet man das Princip der Nothwendigkeit und der Freiheit; ſo iſt es klar: das höchſte, das wahrſte, das einzig lebendige, gemüthbewegende Princip iſt das der Freiheit.

6. Wie kann das Princip des Univerſums und der Natur Gegenſtand der Religion ſein?

Das Judenthum.

Es fragt ſich nun, iſt denn das Univerſum, welches ſich ſelbſt nach ſeinen innewohnenden Geſetzen hervorbringt, ein Gegenſtand der Religion? Giebt dieſe allgemeinſte Anſchauung des Weltweſens ein Product, worauf der Menſch ſich mit dem weſentlichſten Intereſſe ſeines Gemüths richten könnte?

Wem das Weſen der Natur im Donner zu reden, in der Dürre zu zürnen, im Frühjahr gütig, im Sommer milde, im Herbſt Gaben ſpendend, im Winter ſtrenge, im regelmäßigen Verlauf gnädig, im widerwärtigen ungnädig zu ſein ſcheint, wer von dem Weſen der Natur denkt, „die Himmel ſind ſeiner Hände Werk und die Erde iſt iſt ſeiner Füße Schemel,“ der kann ſich zu dieſem Weſen mit Furcht, mit Dank, mit Pietät, mit Geduld, mit Ehrfurcht und Bewunderung verhalten. Warum? Weil ſeinem Verſtande dieſe Naturproceſſe noch nicht erklärt worden ſind, weil ſeinem Geiſte die Natur noch fremd iſt. Darum kann er in ihr und hinter ihr, ein höheres Weſen, als ſie ſelbſt, das die Eigenſchaften des freien Weſens, alſo ſeine eignen hat, vermuthen und zu der Vorſtellung, welche er ſich von ihm macht, in ein religiöſes Verhältniß treten. Sobald aber der Menſch ſich die Natur und das Univerſum durch die Wiſſenſchaft erklärt hat, iſt ihm die Natur und ihr Weſen kein Gegenſtand der Religion mehr. Zu einem Weſen, das unter ihm iſt, und nur die Vorausſetzung ſeiner Exiſtenz bildet, kann er ſich nicht erheben. Die Natur iſt ihm ein Gegenſtand des Studiums und der Arbeit, ihre Milde belebt ihn, er genießt ſie, er dankt ihr nicht, ihre Schönheit erfreut ihn, ihre Majeſtät bewegt ihn, aber er betet ſie nicht an.

Um die *Naturreligionen* zu verſtehen, muß man nie vergeſſen, daß die Anbeter der Elemente, der Sonne, der Thiere in dieſen Naturweſen *Principien* erblickten; ſie verehrten in ihnen die Macht, das Wohlthätige oder das Verderbliche; und Hunde, Katzen, Ochſen und Crocodile kamen auf dieſe Weiſe im Namen eines Princips und eines allgemeinen Gedankens zu göttlicher Ehre.

Die verſchiedenen Naturweſen wurden verſchieden cultivirt, die Ehre wurde ſtreitig, und die Menſchen führten ſchon damals Religionskriege eben über die Verſchiedenheit ihrer Götter, Principienkriege der lächerlichſten Art, aber immerhin Principienkriege und darum die höchſte Spitze des Cultus oder der Religionsübung.

Von den *verſchiedenen* Naturweſen iſt es ein Fortſchritt zu dem *Einen Naturweſen*, „dem Schöpfer Himmels und der Erden“. Die verſchiedenen Mächte der Natur werden die Eine univerſale Macht und Herrlichkeit. Die *Juden* machen dieſen Fortſchritt gegen die Aegypder: ſie verlaſſen Aegypten und werfen das goldene Kalb in den Schmelzofen. In dem Schöpfer aller Dinge, in dem Herrn der himmliſchen Heerſchaaren iſt ein Mittelpunct für Alles gefunden, und das Univerſum wird als Einheit gedacht; aber das Gefühl, daß dieſer Gott nur der beſte und größte, nicht der einzige iſt, verläßt die Juden nie; darum iſt er nur *Nationalgott* und vorzugsweiſe dann ſtrenger und durch Naturcalamitäten ſtrafender Gott, wenn das Volk in Abgötterei fällt. Dann gerath er in Eifer und die Propheten drohen und fluchen mit den grauſamſten Verwünſchungen.

Uebrigens haben wir in der Vorſtellung des jüdiſchen Gottes noch die maßloſe orientaliſche Phantaſie, welche bei allen perſönlichen Eigenſchaften des Gottes es doch nicht zu einer faßlichen, perſönlichen Geſtalt bringt. *Hegel* findet dieſe maßloſe Phantaſie erhaben und erkennt den jüdiſchen Gott als wahren Gott und ſogar als „geiſtiges Individuum" an. Geiſtiges Individuum wäre der Menſch, was der jüdiſche Gott noch nicht ſein ſoll. Er iſt der Schöpfer oder Vater und Herr des Univerſums, der noch mit der Maßloſigkeit des Univerſums behaftet iſt, und darum keine anſchauliche Geſtalt haben darf, obgleich dieſe Phantaſie, der allgemeine Vater und Herr, einer ſehr beſtimmten patriarchaliſchen Anſchauung entſprungen zu ſein ſcheint. Und die Phantaſie von einem allmächtigen Wunderthäter, iſt ſie erhaben? Nein! ſie iſt nur ein ſchlechtes Gleichniß der wahren Erhabenheit. Das Wunder iſt für uns nicht erhaben, ſondern widerſinnig. Der Zauberer, ſei es Moſes, der die Landplagen zaubert, ſei es Elias, der regnen läßt, iſt ein abgeſchmackter Gaukler. Wahrhaft erhaben hingegen iſt die Macht des menſchlichen Geiſtes und die Behauptung ſeiner Würde im Kampf mit feindlichen Gewalten; und nur die wirklich äſthetiſch-geformte Phantaſie vermag in Kunſt und Poeſie ſolche ſittliche Conflicte auszudrücken; die maßloſe orientaliſche vermag es nicht.

Hegel nennt die jüdiſche Religion „die Religion der Erhabenheit" und belegt ſeine Meinung mit Stellen aus der Bibel, in denen die abſolute Gewalt und Willkür des jüdiſchen Gottes über die Natur, d. h. das Wunder oder das Abſurde geſchildert wird, wie: „Hältſt Du Deinen Athem an, ſo vergehn die Welten zu Staub, läſſeſt Du ihn aus, ſo entſtehn ſie wieder.“ Wie ſollen wir uns dies vorſtellen? Offenbar ſo unbeſtimmt als möglich, denn ſonſt wird es grauenhaft, unſchön, abſurd. Beſſer, obgleich naiv genug, iſt noch die Stelle: „Gott ſprach, es werde Licht, und es ward Licht.“ Man denkt dabei an ein raſches Aufflammen des Lichtes; inſofern iſt die Phantaſie ſchon beſtimmter; aber wie alle dieſe Bilder der hebräiſchen Poeſie, macht das Bild zugleich einen phyſikaliſch-philoſophiſchen Anſpruch, und ſo iſt es weder Poeſie, noch Philoſophie, ſondern nichts als ein Wunder und folglich nur abſurd. Als Naturgott iſt auch Zeus, der mit den Brauen zuckt und den Olymp erſchüttert, noch eine maßloſe orientaliſche Phantaſie, die man mit demſelben Recht erhaben nennen kann, womit man jene bibliſchen Wunderthaten ſo genannt hat, d. h. mit gar keinem Rechte. Neben dieſer fingirten willkürlichen Gewalt des jüdiſchen Gottes über die Natur wird von den Juden ſchon die Geſetzmäßigkeit der Natur in ihren gewöhnlichen Proceſſen empfunden; deshalb kennt man „die Wunder“, mit denen Gott willkürlich jenen Verlauf unterbricht. Man iſt ſich aber über das Wunderbare nicht völlig klar, weil man ſich der Geſetze nicht genau bewußt iſt. Gott redet durch den Donner; der Blitz und der Wind ſind von ihm geſendet; die Landplagen verhängt er als Strafe; die gewöhnlichen Naturerſcheinungen bezeichnen ihn ſo gut, als die „erhabenen", die Wunder, die man ſich als möglich denkt oder als wirkliche erzählt. Bei der Weltſchöpfung, dem erſten Wunder, erſcheint der jüdiſche Gott als Ordner des Chaos, das er aus nichts hervorgebracht hat. Er giebt der Natur die Geſetze durch ſeine Befehle und bricht ſie durch die Wunder. Uebrigens iſt dieſe jüdiſche Phantaſie ganz conſequent. Die Befehle, durch welche Naturgeſetze entſtehn, ſind eine ebenſo ſtarke Abſurdität, als die Wunder, durch welche ſie aufgehoben werden.

Sobald man die Macht und die Wunder des Univerſums in dieſem Einen Weſen empfand, mußte dies überſchwenglich werden, es hört aber nicht auf Naturgott zu ſein, das vom Univerſum nur ſo verſchieden iſt, wie Neptun vom Meere, und „geiſtige Individualität", wie Hegel es nennt, darum nicht werden kann, weil das Material des Univerſums, welches nicht aufgegeben werden ſollte, und noch heutiges Tages von den Anhängern

Jehova's feſtgehalten wird, in ſo beſtimmte Grenzen wie die des menſchlichen Individuums ſich nicht faſſen läßt. Die Juden machen ſich daher kein Bild von ihrem Gott. Er ſoll keine leibhafte Perſon, ſondern ein Unfaßbares ſein, obgleich ihm alle möglichen perſönlichen Eigenſchaften, vor allen Dingen die abſolute Willkür, Zorn, Eifer, Strenge zugeſchrieben werden.

Wie Hegel den jüdiſchen Gott als wahren Gott annimmt, ſo verwechſelt er die *jüdiſche Einheit* des Gottes mit der wahren Einheit der Idee. Ein Verdienſt des Gedankens hat der jüdiſche Monotheismus nicht: er iſt die *phantaſtiſche* Einheit des Univerſums, der abſolute Wunderthäter und Zauberer, „wie er gebaut, ſo ſteht es da": aber er iſt kein univerſeller Gedanke, wie die geſetzmäßige Selbſtproduction, womit Geiſt und Natur in Einen Begriff gefaßt werden.

Ein ethiſches Weſen wird der jüdiſche Gott als Nationalgott in ſeinem Verhältniß zum jüdiſchen Volk, als „Herr" und „Geſetzgeber" dieſes Volks. Für dieſe Vorſtellung iſt wiederum der reelle Herr, der aſiatiſche Despot, deſſen Befehle Geſetz ſind, das Vorbild. Hier braucht er ſeine Macht nicht dadurch zu beweiſen, daß er ſeine eignen Geſetze bricht; es wäre auch kein Wunder, heute dies und morgen das Gegentheil zu befehlen: es wäre nur ein Beweis der Ohnmacht und der Verſtandesſchwäche; er hält daher ſtreng auf die Befolgung ſeiner Gebote und hat auf dieſem Gebiete den Ehrgeiz der Conſequenz. Die Prieſter regieren in ſeinem Namen. Auch dies hatten ſie in Aegypten gelernt, und von dem Gelernten eine weſentlich verbeſſerte Auflage gemacht, indem ſie den Herrn in der Vorſtellung nicht noch von einem irdiſchen Herrn repräſentiren ließen. Erſt ſpäter ertrotzte ſich das Volk ſeinen wirklichen weltlichen Herrn.

Der Schöpfer iſt der unumſchränkte Herr des Univerſums, der Nationalgott der Herr des jüdiſchen Volks; die Idee des Herrn bringt die Willkür und das Wunder in die Natur hinein; der Naturgott, indem er ethiſcher Gott wird, bringt es nicht weiter, als zur Idee des Herrn; und die einzige Form der ethiſchen Welt, welche aus dieſer Idee entſpringen konnte, war die Despotie. Als das Volk die Idee begriffen hatte, realiſirte es ſie und wählte ſich einen Herrn. Es war nicht undankbar gegen die Prieſter, ſeine Lehrer, indem es ihre Lehren in Anwendung brachte.

Das Höchſte, zu dem das jüdiſche Volk es brachte, iſt „die Furcht des Herrn“ und der „Dienſt des Herrn“; ſeine Poeſie iſt Verherrlichung ſeiner „erhabenen Laune“. Man muß einen ſehr höfiſchen Begriff vom Erhabenen haben, um es in dieſer Poeſie zu entdecken. Das ganze Ideal des Judenthums iſt in Wahrheit ſo wenig erhaben, daß es vielmehr unvernünftig und gänzlich unter der Würde des Menſchen iſt.

Hegel findet daher mit Recht in der griechiſchen Religion einen Fortſchritt über die jüdiſche. „Der Gott,“ ſagt er, „wird jetzt der Gott freier Menſchen, die Religion wird die Religion der Menſchlichkeit, der Freiheit.“

Auch in der griechiſchen Religion entwickeln ſich die Naturgötter zu ethiſchen Göttern. Während die jüdiſche Religion die vielen Naturweſen zu dem Einen Weſen, dem Herrn der Natur erhebt und die vielen Götter verſchiedener Stämme und Städte zu dem Einen Nationalgott, den alle jüdiſchen Stämme verehren; fangen die Griechen gleich damit an, die Mächte der Natur in ethiſche Mächte zu verwandeln; während der jüdiſche Gott ausdrücklich übernatürlich und übermenſchlich ſein ſoll, werden alle griechiſchen Götter mit der vollkommenſten menſchlichen Geſtalt bekleidet; ſie haben neben ihrem natürlichen nicht nur einen ſittlichen Gehalt, dieſer wird auch in beſtimmten menſchlichen Charakteren und Geſtalten anſchaulich und ſchön dargeſtellt, das Princip, die Idee, ſelbſt die geſtaltloſe oder ungeſtalte Phantaſie der Orientalen wird hier zum Ideal erhoben.

Das Ideal der Juden war die Geſtaltloſigkeit, die phantaſtiſche Willkür in Natur und Staat; das Ideal der Griechen iſt, die ethiſchen Prinzipien entſprechend darzuſtellen, und nicht nur die Charaktere der Götter bildet die Kunſt zu ſchönen menſchlichen Geſtalten aus, das ganze Leben der Griechen hat das Schöne zum Ziel und ſtellt es dar.

Schon der Drang der Religionen, die Naturgötter zu ethiſchen Weſen zu erheben, kann uns darüber belehren, daß ein rein natürliches Weſen kein Gegenſtand der Religion iſt. Jede Religion ſucht in oder hinter den natürlichen Weſen, die ſie mit ihrem Kultus beehrt, einen

Willen, eine Macht; der Apis iſt nicht der ſimple Ochſe, ſondern der Ochſe, in dem der Gott erſcheint. Der Gott iſt nie ohne Willen, Gemüth und Verſtand; ſelbſt in der Naturreligion verhält ſich alſo der Menſch **zu ſeinem eignen** Weſen religiös. Die Trübung des menſchlichen Weſens bei den vielen natürlichen Weſen, die Götter ſind, iſt der Irrthum, daß man den Geiſt in einer geiſtloſen Wirklichkeit, in der todten und lebendigen Natur ſucht; die Trübung des menſchlichen Weſens in dem überweltlichen und übermenſchlichen Einen Weſen des Univerſums iſt der Irrthum, daß man den Geiſt in einer todten gedankenloſen Abſtraction ſucht. Ein abſtracter Gedanke wäre nicht geiſtlos, aber die gedankenloſe Abſtraction, aus dem Univerſum ſich eine patriarchaliſche Despotie zurecht zu phantaſiren, iſt es. Wie die Aegypter dem Apis Geiſt, Willen, Macht leihen, ſo leihen die Juden ihrem Weltprincip und ihrem grotesken Herrn, dem die Erde ſeiner Füße Schemel iſt, von dem ſie aber doch kein Bild haben wollen, alles was den Inhalt des menſchlichen Geiſtes ausmacht.

Warum?

Weil das Princip des Univerſums und der Natur nur ſo Gegenſtand der Religion ſein kann.

Der Menſch verhält ſich in jeder Religion zu ſeinem eignen Weſen. Und die Entwickelung der Religionen beſteht darin, daß ihm dies immer klarer wird. Die Unmöglichkeit, ſein wahres Weſen definitiv zu erreichen, iſt der Zwieſpalt des Ideals und der Wirklichkeit, des Begriffs und der Exiſtenz, aus dem ſich die Religion und ihre Sehnſucht immer von neuem erzeugt. Ich ſuche und ich finde in der Geliebten mich wieder, Sehnſucht, Liebe, Liebesübung, Befriedigung treten ein, darauf aber eben ſo die Erneuerung des Proceſſes.

Beide Beſtimmungen der Religion, ihren *humanen Inhalt* und ihre Form, *daß ſie jenes Streben und Treiben iſt, welches durch den Unterſchied des Weſens und der Exiſtenz, des Menſchen und ſeines Ideals ſich ewig erneuert* — beide Beſtimmungen müſſen wir im Auge behalten, um die Nothwendigkeit, die Univerſalität, die Wahrheit und die ſachgemäße Entwickelung der Religion zu begreifen.

Dieſe erfolgt nun mit bewunderungswürdiger Conſeauenz in der griechiſchen, der römiſchen, der chriſtlichen und der humanen Religion.

Alle dieſe Religionen ſind Religionen der Freiheit: in ihnen wird der menſchliche Inhalt oder das ethiſche Princip ausdrücklich herausgebildet.

7. Die Religion der Griechen.

Das äſthetiſche Ideal.

Die Religion der Juden bringt es nicht zur geiſtigen Individualität; ſie bleibt vielmehr bei dem Widerſpruch ſtehn, daß zwar der Gott menſchlichen Gehalt hat, dennoch aber kein menſchliches Weſen, kein Individuum in menſchlicher Geſtalt ſein ſoll. Dieſen Widerſpruch hebt die griechiſche Religion auf. In ihr iſt daher zuerſt das geiſtige Individuum in ſeiner wahren Geſtalt der Gegenſtand der Religion. Die griechiſchen Götter erſcheinen in ſchöner menſchlicher Geſtalt, der natürliche Inhalt und die Thiere (Blitz und Adler) werden ihre Attribute (ſiehe Hegels Aeſthetik), der ethiſche Inhalt ihr Charakter. Die Griechen legen aber den Accent auf die Schönheit. Nicht Prieſter und Propheten, nicht

Gaukler und Wahrſager, ſondern Dichter, Maler, Bildhauer geben ihnen ihre Vorſtellungen von ihren Göttern, und ſie ſelbſt wiſſen zu ſagen ob ſie richtig ſind; die Mythendichter, dann Homer und Heſiod haben ihnen ihre Götter gemacht. Plato und Ariſtoteles befaßten ſich nicht mit den Göttern, die Mythen, welche Plato erzählt, machen keinen Anſpruch auf religiöſe Geltung, ſie ſind nur poetiſche Erläuterungen ſeiner Ideen. Die griechiſche Philoſophie in ihrer höchſten Form abſtrahirt von dem ganzen Olymp, ſie hält ſich rationell an das Princip (das καλοκἀγαθόν) des Griechenthums.

Die griechiſche Religion bleibt ein Product der künſtleriſchen Phantaſie. Dadurch geht ſie in allen Fällen über die Naturreligion hinaus, ſelbſt wenn der Gott Naturgott bleibt. Während die ungemeſſene jüdiſche Phantaſie den Gott, der das Chaos geſtaltet hat, ſelbſt ohne Geſtalt läßt, entſpringen die griechiſchen Götter erſt aus dem Chaos. Die Natur iſt ihre Baſis und ihre Vorausſetzung.

Dieſer Gedanke, den die Scholaſtik ſo verkehrt gefunden hat, iſt viel tiefer und richtiger, als der jüdiſche, welcher den Gott und neben dem Gott das Nichts vorausſetzt, und damit das wahre Weſen im Nichts, d. h. in der Gedankenloſigkeit ſelbſt wohnen läßt. Die Natur iſt für den Menſchen, der ihre Proceſſe nicht erkannt hat, ja ſie iſt ohne den Menſchen, der ſie bändigt und geſtaltet, noch immer das Chaos. So erſcheint das Eismeer, der Urwald, die Prairie, die höchſte Gebirgsregion chaotiſch. Das Nichts der Juden iſt ein phantaſtiſcher Unſinn, die chaotiſche Geſtalt der Erde ein naturhiſtoriſches Factum. Die Juden waren unfähig ihre widerſinnigen Phantaſieen zu bewältigen, und ſind es noch. Die Griechen überliefern uns in ihrer Theogonie einen ſolchen Bildungsproceß.

Das Chaos und das Fatum, *εἱμαρμένη*, *στεῤῥὰ ἀνάγκη*, die Natur und die Nothwendigkeit ſind die Vorausſetzungen der freien griechiſchen Götterwelt, des heiteren Olymps.

Die meiſten griechiſchen Götter waren Naturgötter; aber die Charaktere dieſer Götter, ihr ethiſcher Inhalt, ihre äſthetiſche Darſtellung in der Poeſie und den bildenden Künſten, ihre Handlungen löſen ſie vollkommen von der Natur los. In einigen Geſtalten, wie in denen der

Pallas Athene, der Muſen, der Charis, des Ares, des Hermes fehlt das Naturprincip gänzlich; in andern, wie in der des Poſeidon, iſt der Naturgott unüberwindlich, ſeine Geſtalt läßt ſich durch keine ethiſche Idee individualiſiren, und wenn er auch Vorſteher von Fiſchern und Schiffern iſt und die Pferdezucht in Attica eingeführt hat, ſo borgt er, wie Hades, ſeine Geſtalt doch nur von Zeus und wird nur durch ſein Attribut, den Dreizack, unterſchieden. Bei ſolchen Naturgöttern hat die griechiſche Religion keine andere Aufgabe, als ſie überhaupt in einer ſchönen menſchlichen Vorſtellung aus der chaotiſchen Phantaſie der Vorwelt zu erheben.

Aeſthetiſch überwältigen die Griechen das ganze Göttergeſindel des Orients; und ſelbſt ihre Naturgötter, ſelbſt die Götter der Nacht, die Drachen, die Erinnyen und den Hades. Der äſthetiſche Sieg des griechiſchen Geiſtes iſt unzweifelhaft. So erreichen ſie das wahre Weſen wirklich. Zeus der Präſident des Olymps, Athene das Volk von Athen, die democratiſche Göttin, weiſe, kriegeriſch, ſtrenge, heldenmüthig, kunſtübend, Aphrodite die Schönheit und die Liebe, Eros die realiſirte Liebe, Phöbos der verjüngte Zeus und Muſagetes, Bacchos der heitere welterobernde Culturgott, — dieſe und die übrigen Geſtalten der griechiſchen Götterwelt ſind uns als Typen jener ethiſchen Mächte überliefert, deren allgemeiner Inhalt nicht tiefer, deren Individualiſirung nicht wahrer, d. h. hier nicht ſchöner gefaßt werden kann. Dies geſteht die Welt den Griechen zu.

Die griechiſche Religionsübung (Cultus) iſt daher nichts, als eine Feier dieſes Sieges. Die Religion eines Volkes beherrſcht, durchdringt, conſtituirt immer ſein ganzes Leben: die Religion, welche das griechiſche Volk durchdringt, iſt die Sehnſucht nach der Darſtellung und Hervorbringung der Schönheit. Jeder hat die Aufgabe, ſich ſchön darzuſtellen und das Schöne hervorzubringen. Die gymnaſtiſchen Spiele, die Schauſpiele, die Aufzüge, die Feſte, die Gaſtmähler ſind unmittelbar Religionsübung, das Opfermahl iſt Opfer, die Arbeit des Künſtlers iſt Cultus, die Darſtellung der Tragödie und Komödie, eine Volksangelegenheit, iſt es ebenfalls, die Darſtellung der Athene durch Phidias war eine Angelegenheit der Kunſt aber zugleich der Republik. Dieſe Religionsübung hat ihre Momente der Befriedigung in dem gelungenen Ausdruck des Schönen und Guten, ſei es in den Spielen, in den Feſten, in den großen Siegen über die Barbaren, ſei es in der ſchönen Beſchreibung ſchöner Thaten und großer Ereigniſſe, wie ſie Herodot bei den Wettkämpfen vorlas, ſei es endlich in dem Ruhme freier Staatskunſt, wie ihn Solon, Lykurg und Perikles davontrugen. Aber der Wetteifer und das Streben entzündet ſich an jedem Erfolge und in jeder Befriedigung aufs Neue. Die Trophäen des Einen beunruhigen den Andern; und als die dreihundert Spartaner ſchön und groß bei den Thermopylen gefallen waren, helleniſch über die Barbaren triumphirend, beneidete ſie ganz Griechenland. Die Schlacht von Salamis war kaum gewonnen, als ein Kampfgericht, wie in den olympiſchen Spielen, zur Krönung des Tapferſten ſchritt. Die Tapferkeit iſt hier wie dort nichts anders, als die vollendete Darſtellung der ſchönen Männlichkeit. Und in ihrer weiblichen Schönheit ſtieg Phryne vor der verehrenden Menge in die Wellen. Das Schöne iſt den Griechen die Form des Ethiſchen, es iſt in Eins vereinigt τὸ καλοκἀγαθόν.

Das Orakel und die Superſtition, die Myſterien und das unbekannte Schickſal. Prieſter, wie Kalchas, und Opfer, wie das der Iphigenie, ſind Reſte aſiatiſcher Auffaſſung, die das ſchöne Griechenthum trüben. Sie ſind aber auch griechiſche Räthſel, die der edle Helene, der freie Bürger idealer Gemeinden, mit äſthetiſcher Weltüberwindung nicht löſ't. Die Philoſophie dringt nicht durch, die Götter werden ſelbſt wieder Gegenſtände der Superſtition und die univerſelle Freiheit aller Menſchen, die in dem reellen Menſchen ſeinen Begriff ehrt, und die Sclaverei nicht duldet, entdeckt auch die Philoſophie nicht.

Die heitere Weltüberwindung, die äſthetiſche, die ſelbſt in dem Alexanderzuge noch als ein großartiger poetiſcher Wettkampf zu Ehren der griechiſchen Welt gegen die barbariſche erſcheint, macht der ernſten, proſaiſchen Unterwerfung des orbis terrarum durch die Römer Platz. Die Barbaren ſind die Schranke des Hellenenthums, die Hellenen ſelbſt für Ariſtoteles nur die ſchönen Ariſtocraten, denen mit Recht die andern Völker dienen.

8. Die Religion der Römer.

Patriotiſmus und republicaniſche Tugend.

Die Tugend der Griechen iſt die Schönheit. Es giebt keine andere Moral, als die, das Schöne darzuſtellen. Die Sittlichkeit ſteht unter der Herrſchaft der äſthetiſchen Idee. Es iſt bei den Hellenen nicht unſittlich, wenn Phryne nackt vor dem Volke ins Meer ſteigt und die Anadyomene ſpielt, es iſt nicht unſittlich, die ſchönen Knaben zu lieben. Die Liebe der Schönen zu einander kümmert ſich nicht um das Hausrecht, nur um den Gott, der ſie treibt. Der einſeitige Cultus der Schönheit erzeugt eine ariſtocratiſche Frivolität. Alcibiades iſt ihr Product und ihr Typus.

Bei den Römern dreht ſich die Sache herum. Die Tapferkeit iſt keine Schönheit mehr, ſie iſt Tugend und Pflicht, die Tugend iſt ein Syſtem ſtrenger republikaniſcher Sitte, der die Schönheit und alle Götter nur dienen. Brutus und Cato ſind Producte und Typen dieſes Geiſtes. Die Religion wird politiſch, die Götter haben nur noch einen politiſch-ſocialen Sinn. Man regiert mit ihnen, man ſiegt mit ihnen, man hilft ſich mit ihnen aus jeder Bedrängniß. Die Religion hört auf der heitere Cultus der Schönheit zu ſein, ſie wird der ernſte Staatsgeiſt im Innern und der ſtrenge Patriotismus gegen den Feind, die Virtus romana, der höchſte Gott iſt der Jupiter capitolinus, in deſſen Tempel die Trophäen getragen werden, deſſen höchſter Cultus der Triumph über die Feinde der Republik iſt; im Triumph wurden ſie in das Robur unter ihm geführt, wo ſie zu Grunde gingen.

Die Seele des römiſchen Weſens iſt das politiſche Intereſſe, Respublica. Haben die griechiſchen Götter einen ſittlichen Inhalt, die verſchiedenen Mächte der menſchlichen Welt, die Liebe, die Kunſt, den Handel, den Krieg, die Weisheit ꝛc., ſo iſt doch der Zweck ihrer ganzen Religionsübung und ihres ganzen Lebens ein äſthetiſcher d. h. ein abſoluter, ein idealer, die ſchöne Darſtellung aller ſittlichen Mächte (der Götter), des helleniſchen Menſchen und des ganzen Hellenenthums. Bei den Römern iſt der ganze Zweck des Lebens ein realer, die Dea Roma und die Pallas

Athene ſind unendlich verſchieden. Das Ideal der Athene verwirklicht das athenienſiſche Volk in dem Leben für dieſes Ideal. Die Dea Roma hingegen dient nur der Republik, eben ſo wie der Jupiter capitolinus, den ſie den Optimus maximus nennen, d. h. den brauchbarſten weil den mächtigſten Gott, und den Jupiter ſtator, der die Samniter zum Stehen brachte. Der höchſte Zweck des Römers iſt nicht das Ideal und das ideale Leben, ſondern der Staat und das Staatsleben, die Respublica und die Herrſchaft des römiſchen Namens, die Unterwerfung des Orbis terrarum.

Dies iſt der ſittliche Zweck als ſolcher, nicht in der Form des Ideals; es iſt, mit dem richtigen Inhalt menſchlicher Freiheit erfüllt, der höchſte Zweck, aber der freieſte Staat muß immer ſeine Exiſtenz nach dem Ideal richten, nicht das Ideale (Religion, Kunſt und Wiſſenſchaft) ſeiner Exiſtenz und ſeiner Macht nur dienſtbar machen. Durch eine ſolche Umkehrung des wahren Verhältniſſes verliert der Staat die Würde, der höchſte Zweck zu ſein, was er nur im Namen der Ideale, die ſich Selbſtzweck ſind, ſein kann. Nur der Staat, der die abſolute Freiheit, das Schöne und Wahre univerſell und radical zu realiſiren ſucht, der alſo die reine Gemüthsbewegung der Religion in ſeine Conſtitution und Bewegung aufnimmt, behauptet die Würde der höchſte Zweck zu ſein. Nur ſo iſt er ein ewig berechtigter Gegenſtand der Religion; nur der Patriotismus für dieſen Staat iſt wahre Religion; der Patriotismus für den tyranniſchen Staat iſt ein Frevel.

Die politiſche Entwickelung im Innern, die wenigſtens den freien Römer, wenn auch nicht den freien Menſchen und noch weniger den idealen Menſchen zur Aufgabe hatte, und die großartigen Erfolge der Virtus romana nach Außen ſind die achtungswerthe und bewunderungswürdige Seite des römiſchen Geiſtes und ſeines ſittlich-ſtrengen klaſſiſchen Princips.

Die Religion dieſes großartigen Geiſtes iſt eine glänzende Weltmacht, ein erhebendes, überwältigendes Vorbild politiſcher Größe, republicaniſchen Stolzes. Aber die Religion erfährt im Römerthume die Erniedrigung, daß ihre Ideale nicht mehr als das Höchſte kultivirt werden, ſondern alle nur der Salus publica, d. h.

dem Herrenthume der freien ſtolzen Römer über Sklaven und Unterworfene dienen. Die Götter ſind für die Römer ſelbſt nichts anders, als Sklaven und Socii, ein unendliches Heer von Hülfstruppen aus allen Enden der Welt, ſelbſt aus Aegypten.

Hegel ſagt, „der Zweck wird das Höchſte. Deswegen iſt dieſe Religion Verſtandsreligion, die Religion der Zweckmäßigkeit.“ Jeder Gott iſt den Römern gut genug, alle werden ſie aufgenommen, ſelbſt die ägyptiſchen Beſtien wandern in das römiſche Pantheon; und die Götter, welche dies praktiſche Volk ſelbſt erfindet, ſind nicht beſſer: alle ſtellen ſie ſociale Intereſſen dar, wie die Noth ſie erzeugt: Pales die Göttin des Futters, Febris des Fiebers, Tuſſis des Huſtens, die Laren der Heerd, Fornax der Backofen, der Friede, Vacuna die Faulheit, Robigo der Kornbrand. Jeder Anlaß, wo der Römer Hülfe braucht, kann einen neuen Gott erzeugen, wenn ſich etwa unter den alten kein brauchbarer findet. Der Jupiter ſtator, Jupiter Standhalter, und der Deus redicùlus, der Umkehrgott, entſtänden im Gefecht, der letztere, erzählt man, in dem Moment, als Hannibal vor

Rom umkehrte. „Die Noth, ſagt Hegel witzig, iſt die allgemeine Theogonie bei den Römern.“ Die Religion wird Superſtition; und die ſibylliniſchen Bücher, die Augurn und die Haruſpices ſind in den Händen der Magiſtrate, dienen in Staats- und Kriegsnöthen.

Hegel hat das Verdienſt, dieſe Religionen zuerſt erklärt und zu einander in das Verhältniß der Entwickelung geſetzt zu haben. Wie er aber bei den Hebräern zu viel Begriff und Wahrheit hineinträgt, ſo läßt er bei den Römern ein großes poſitives Moment weg, das männlich-republikaniſche Selbſtbewußtſein des freien Römers. Hegel weiß ſehr gut, daß der ideale Drang der Religion das ganze Leben, die Verfaſſung, die Freiheit oder die Knechtſchaft des Volkes hervorbringt, warum läßt er denn die Republik und die republikaniſche Tugend der Optimaten und der Plebejer aus? warum denkt er nur an das Sagum, nicht an die Toga? Er ſagt: „die römiſche Virtus iſt dieſer kalte Patriotismus, daß dem was Sache des Staats iſt das Individuum ganz dient. — Die Schauſpiele der Gladiatorenkämpfe, die Kämpfe der Thiere gegeneinander und gegen die Menſchen ſtellen dieſe Tugend des tapfern Todes ganz abſtract dar. — Sterben iſt die höchſte Tugend, die der edle Römer ausüben konnte, und dieſe theilt er mit dem Sklaven und dem zum Tode verurtheilten Verbrecher." Das iſt die zerſtörende Seite des Patriotismus, das Opfer für den Staat.

Hegel hebt zwar auch die hervorbringende Seite der römiſchen Religion heraus. „Die Staatsreligion und freie menſchliche Zweck, ſagt er, führten auf die Ausbildung des Begriffs der Perſon und des Eigenthumsrechtes, worin jeder ſich ſelbſt Zweck iſt;" er läßt aber die ganze Ausbildung des Civis Romanus und die ganze Civitas, dieſe großartige Entwickelung des römiſchen Charakters im innern Staatsleben, die Toga, welche über den Kriegsrock (Sagum) geht, bei Seite. Eben hierin erſcheint die römiſche Tugend als die wahre und vollendete Form der Freiheit, der nichts fehlt, als daß dies Römerthum zum Menſchenthum erhoben und das ideale Griechenthum nicht in ihm untergegangen wäre. Die Helden dieſer Kämpfe ſind die größten ethiſchen Vorbilder aller Zeiten geworden. Leiht man ihnen den Idealismus der ſchönen Hellenen und unſern Humanismus, ſo ſind ſie vollkommen.

Es iſt wahr, die römiſche Freiheit, die nur den römiſchen Bürger frei, alle andern Menſchen zu ſeinen Dienern macht, geht unter an der abſtracten Idee der Macht und der Majestas populi (la gloire de la grande nation), die in den Kaiſern mit brutaler Willkür ſich über die ganze Welt ausbreitet und zuletzt nur einen einzigen Freien, den Kaiſer, übrig läßt; aber die politiſche Idee des gemeinen Weſens freier Menſchen, respublica und civitas Romana, dem der Einzelne ſich mit der Religion des Patriotismus zu widmen hat, iſt nicht wieder untergegangen. Edle Römer haben uns dieſen Ernſt des ſittlichen Gemeingefühls in ihren Schriften überliefert, und das franzöſiſche Volk konnte ſich, ſelbſt aus einer despotiſchen Verworfenheit, wie ſie das Zeitalter Ludwigs XIV. und XV. erzeugt hatte, an dieſer Idee wieder aufrichten und Heroen hervorbringen, die den römiſchen in Nichts nachſtehn. Die Religion der Römer hat ihr ewig Wahres, und in unſern Tagen iſt es noch einmal Religion geworden, ein Enthuſiasmus, der die Welt nicht unterwerfen, ſondern aus jeder Sklaverei befreien wird, in der ſie noch jetzt ſchmachtet. Damals aber, — das ungefähr iſt Hegels Anſicht — als der Erdkreis wirklich dem Joch der Kaiſer unterworfen und das Römerthum, nach Zerſtörung der ſchönen griechiſchen Welt und nach dem Verluſt des eigenen ſittlichen Inhalts, der Freiheit und der Ehrbarkeit, ſeine eigne Religion verloren und nichts als die proſaiſche, entgötterte, frivole Welt, eine Wüſtheit, zurückgelaſſen hatte, die nicht einmal die alcibiadiſche Schönheit für ſich ſprechen laſſen konnte; damals mußte man empfinden, „das Reich des Heils ſei nicht von dieſer Welt“ und die abſolute Befriedigung in dieſem Staate nicht zu ſuchen. Dem Weltreich, dem orbis terrarum, ſetzt ſich das Himmelreich, die βασιλεία οὐρανῶν, entgegen. Der Verſuch, den Staat zum höchſten Gegenſtande der Gemüthsbegeiſterung zu erheben, war durch die Auflöſung des Staats in abſtracte Macht und brutale Majeſtät geſcheitert, die ſchönen Götter des Griechenthums hatten ihre äſthetiſche Alleinherrſchaft in der Majeſtät des römiſchen Namens eingebüßt und ihr Fatum erfüllt. Das Römerthum verwüſtet die Welt, indem es ſie erobert.

Man leitet ſeit Hegel gewöhnlich den Urſprung des Chriſtenthums aus dieſer allgemeinen Niederlage alles

Göttlichen in der Welt ab; aber der Weltkreis war erobert und er war es durch die ſittliche Macht des römiſchen Staatsgeiſtes; hat dieſes Weltreich nun ſein eigenes Princip verloren, die römiſche Freiheit und die römiſche Republik: ſo iſt allerdings eine neue univerſale Seele ſein Bedürfniß geworden, es wird aber auch für immer die Anſchauung gewonnen ſein, daß der neue univerſelle Gott (das Princip der Welt) nur wieder ein ethiſcher Gott und ein Ideal ſein könne. Hieraus entſteht die kosmopolitiſche Religion, das Chriſtenthum, der Gott wird Menſch, das ethiſche Princip univerſell, das Ideal ein einziges allumfaſſendes, der Gottmenſch Chriſtus. Die poſitive Seite des Römerthums, die Republik in ihrer Ausbildung zur Weltmacht hat daher eben ſo gut das Chriſtenthum hervorgebracht, als der Hunger jener atheiſtiſchen verwüſteten Welt nach Erfüllung mit einem neuen göttlichen Inhalt.

Die Auffaſſung unſerer freieren Zeit zwingt uns zu dieſer Gerechtigkeit gegen die Römer, die zugleich eine Gerechtigkeit gegen das Chriſtenthum iſt.

9. Das Chriſtenthum.

Der Gottmenſch.

Der Gottmenſch faßt alle Ideale in Eins, und der Menſch iſt das höchſte ethiſche Weſen, ein Begriff, den die Freiheit des Einen römiſchen Gemeinweſens nicht erreicht, ihm ſind die Sklaven ein secundum quasi genus hominum.

Das Chriſtenthum iſt eine Reform des Judenthums; aber zugleich ein Product des griechiſchen Geiſtes, welcher alle ethiſchen Mächte idealiſirt und der römiſchen Weltbewegung, welche alle Nationalgeiſter in das Pantheon des römiſchen Weltreiches vereinigt und den Blick der Völker über die Grenzen ihrer Exiſtenz erweitert.

Die durch und durch ethiſche Form des Römerthums, der ſtreng ſittliche Geiſt der römiſchen Religion, der großartige politiſche Geiſt der Römer wird von den übrigen Völkern als wahrhaft poſitive Macht empfunden. Zu der Zeit, als das Chriſtenthum entſtand, war das Römerthum auf ſeiner Höhe; die Auflöſung ſeines republicaniſchen Kerns konnte von den übrigen, vornehmlich von den politiſch unfähigen Völkern, wie den Juden, nicht als Auflöſung empfunden werden, die Staatsmacht als Ganzes hingegen wirkte eben erſt jetzt imponirend, niederſchmetternd.

In der damaligen Weltlage mußte man alſo neben der Zerſtörung des Ideals und der Tugend dennoch die ethiſche Macht als eine univerſale gewahr werden. Dies Moment nimmt das Chriſtenthum auf. Der Nationalgott verſchwindet und der Naturgott ſoll wenigſtens zu dem Einen univerſellen ethiſchen Gott erhoben werden, dem das Verhältniß zu der ganzen Menſchheit und die Erlöſung aller Menſchen der Hauptgeſichtspunct, die Naturmacht nur Vorausſetzung iſt.

Erreicht wird nun ſo viel, 1) daß der jüdiſche Naturgott gemildert und als Gottvater eine univerſellſittliche Macht wird, dennoch bleibt das Moment des Schöpfers d. h. des Naturgottes der jüdiſchen Religion beſtehn, eben ſo die unfaßbare Vorſtellung des allgegenwärtigen Alles durchdringenden Geiſtes des Univerſums, ja, man erhob ſogar dieſen Mangel der Phantaſie zu einem Vorzug des Gottes, man ſetzte ſeine Göttlichkeit in ſeine Unbegreiflichkeit und Maßloſigkeit ſelbſt. So iſt er tranſcendent, überweltlich, jenſeitig, im Himmel.

2) Wird erreicht, daß Chriſtus, der rein ethiſche und eigentlich chriſtliche Gott, das Ideal des Menſchen überhaupt, als Gott aufgeſtellt wird. In Gottvater vereinigt ſich das Römiſche und das Jüdiſche zu einer höheren Einheit; in Chriſtus, dem Gottmenſchen, faſſen ſich alle griechiſchen Ideale in Eins zuſammen. Aber der Gottmenſch iſt einzig, übermenſchlich, tranſcendent, gen Himmel gefahren.

3) Wird erreicht, daß der heilige Geiſt, der die ganze chriſtliche Welt durchdringt, alſo der Geiſt der neuen Religion des Chriſtenthums, unmittelbar als Gegenſtand der Verehrung und des Cultus aufgefaßt wird. Er iſt unſichtbarer Gott; in dieſem Sinne wird auch er tranſcendent oder überweltlich.

Der ganze Inhalt der chriſtlichen Religion nimmt den Fehler der jüdiſchen Religion an, daß die Gottheiten, die in der That alle drei nichts anders, als das Eine univerſelle Weſen der Menſchheit ſind, nicht wie bei den Griechen und Römern als gegenwärtige Gottheiten (Idol ἐπουράνιος) empfunden, nicht in der Welt, ſondern *hinter* der Welt geſucht und im Gegenſatz und im Kampf gegen ſie gedacht werden. Der Himmel iſt das abſolute Jenſeits.

Die „Tranſcendenz“ hat freilich ihren tiefen Sinn: aber die Erklärung der „*Tranſcendenz*“ iſt die *Differenz* — der Idee und der Wirklichkeit, und ſobald dieſer Sinn zum Vorſchein kommt, entſteht eine neue Religion.

Das Göttliche oder *die Idee der Welt* iſt immer im Gegenſatz zu der *Wirklichkeit der Welt*: die Idee der Menſchheit wird nie von der exiſtirenden Menſchheit wirklich realiſirt, der Begriff des Menſchen iſt von dem Einzelnen nicht in jeder Hinſicht zu erreichen. Daher iſt ein ewiger Kampf vorhanden, ein immer erneuerter Widerſpruch: das Höchſte wird erreicht, aber ſowie das Ideal erreicht iſt, erneuert ſich die Aufgabe, dem Begriff, der Idee, dem Ideal von neuem nachzuſtreben, das iſt der Trieb der Religion ſelbſt. Die Trennung des Menſchen von ſeinem Weſen iſt keine totale, keine abſolute, das Bedürfniß, dieſe Trennung aufzuheben, iſt keine Sünde, kein Mangel der Natur, ſondern das Geſetz ihrer Bewegung, wie das Ein- und Ausathmen, dieſes Negative iſt zugleich das Zeugende, wenigſtens der Reiz dazu; darum wird die Verſöhnung oder die Befriedigung des Menſchen im Idealen *nur momentan* erreicht, aber ſie *wird* erreicht.

Durch die *Differenz* (den Unterſchied) des Ideals und der Wirklichkeit erzeugt ſich die Religion: durch die *Tranſcendenz* (die Unerreichbarkeit) des Ideals zerſtört ſich die Religion; *der wahre Sinn der Tranſcendenz iſt die Differenz*.

Die Tranſcendenz des Chriſtenthums iſt ſein Fehler. Sie iſt die jüdiſche maßloſe Faſſung des Unterſchiedes: Gott im Himmel, und der Menſch auf der Erde. Ueberall, wo ſich das Chriſtenthum realiſirt, muß es alſo dieſen Fehler ſelbſt ſchon aufheben. Die chriſtliche Religion läßt daher auch die Verſöhnung und die Befriedigung in ihrem Ideal, d. h. in Chriſtus erreicht werden. Er iſt vollkommen, „ohne Sünde“ u. ſ. w.: ja, ſie veranſtaltet ſelbſt Einrichtungen, in denen jeder Menſch dieſe Befriedigung findet, die Einrichtungen der Kirche und ihre Gnadenmittel.

Es folgt auch aus der Religionsübung, d. h. aus der Realiſirung der neuen Idee, die Eroberung und Einrichtung der ganzen Welt trotz ihrer Sündhaftigkeit. Die Hierarchie conſtituirt ſich in dieſer Welt, und ſelbſt die aufgehobene Hierarchie oder die Reformation conſtituirt neue Monarchien und Republiken, die großartigſten Schöpfungen, die wir kennen, die engliſche Weltmacht und Nordamerika. In beiden läuft die ungelöſte Differenz von Religion und Staat, wie im Mittelalter, neben einander fort, obgleich beide in ihrer jetzigen Geſtalt aus der Religionsbewegung hervorgegangen ſind. Die chriſtliche Religion entzündet Kriege, ſie ſtürzt in den Kreuzzügen Europa auf Aſien, ihre Kämpfe bevölkern Amerika, ſie ergreift den Menſchen in allen Lagen ſeines Lebens, um ihn nach ihrem Ideal zu leiten.

Aber dieſe gewaltige Macht geht unter an dem jüdiſchen Widerſpruch des Gottes und der Welt, des Gottesreiches und des Weltreichs, die das ganze Mittelalter hindurch mit einander kämpfen, des Gottes und des Menſchen, denn es gab und es giebt nur Einen Gottmenſchen, und der iſt „aufgehoben gen Himmel.“

Weder das Ideal der Schönheit, die weltüberwindende Heiterkeit, noch das ethiſche Ideal, die politiſche Weltmacht und die Freiheit des Republikaners — dieſe großen Reſultate des griechiſchen und römiſchen Volkslebens — erzeugen ſich reformirt durch das chriſtliche Ideal des Menſchen, des Gottmenſchen, der aller Menſchen Gott iſt, wieder, noch wurde das Ideal des vollkommenen und freien Menſchen, der Chriſtus war, nun weltlich und wirklich auf die Einzelnen angewendet. Und ſelbſt wenn Chriſtus durch Nachahmung erreichbar wäre, ſo wäre er es immer nur durch die Prieſter und zwar nur durch die katholiſchen, die ſich für die Welt opfern und „allen irdiſchen Verhältniſſen“ möglichſt entſagen, um nichts zu thun, als ihr das himmliſche Heil zu verkündigen.

Als ſich daher die Jahrhunderte vergeblich bemüht hatten, das Ideal des Menſchen in der Faſſung des Chriſtenthums, dieſes Göttliche, welches ſchlechthin unerreichbar ſein ſoll, zu verwirklichen: ließ die Aufklärung die Idee des Gottmenſchen fallen, und behielt blos „die natürliche Religion“ bei, von der wir ſchon geſprochen haben, und deren Sinn, „Gott und Unſterblichkeit“, d. h. die Herrſchaft der Vernunft in der Welt und der unendliche Werth jedes Menſchen, jene Zeit nun zu realiſiren ſuchte. Darum kommt ſie auf das äſthetiſche Ideal der Griechen (bei uns in Winkelmann, Heinſe, Schiller und Goethe ꝛc.) und auf das römiſche Ideal der Republik (in Frankreich) und des Patriotismus (in der grande nation und im deutſchen Vaterland) zurück. Nur durch Befreiung und Erlöſung der Menſchheit von Despotie und Rohheit kann der Einzelne zu ſeinem Werth und die Vernunft zur Weltherrſchaft kommen.

Dieſe weltliche Bewegung der Welt hatte Religion genug, obgleich ſie faſt das Bewußtſein davon verlor, ſelbſt der äſthetiſche Cultus, in dem die Genialität ſich kalt von der profanen Politik zurückzieht, iſt ein religiöſes Verhalten zu dieſer Form des Ideals.

Es iſt bekannt, daß die ſchönen Götter des Parnaſſes noch einmal in dem ſittlichen Rigorismus der Patrioten; und die Republik noch einmal durch den Pöbel und ſeinen Marius im Cäſarenthum unterging.

Nun aber hört die Analogie auf, denn eben gegen dieſes Cäſarenthum erhebt ſich die Religion der Volksgeiſter, der Patriotismus; oder ſollen wir in der heiligen Allianz und in der Wiederherſtellung des Chriſtenthums die Analogie noch weiter verfolgen? — Dieſe Analogieen ſind in der That kein Spiel; die Weltmächte der großen Vorzeit treten in reformirter Geſtalt wieder auf: aber die Erfahrungen werden jetzt raſcher gemacht, die Einſeitigkeiten und die falſchen Reſtaurationen bewährter Principien, wie des ſittlichen Gemeingeiſtes, oder auch ihrer Corruption, wie des Cäſarenthums und der Despotie, können ſich nicht feſtſetzen. Nur der allgemeine Drang unſerer großen Epoche zu einer neuen Religion, die allen wahren Inhalt der früheren Religionen in ſich zu vereinigen und zu verwirklichen weiß, iſt das Bleibende und Herrſchende in dieſer gewaltigen Gährung.

Der deutſche Patriotismus, der das franzöſiſche Cäſarenthum ſtürzte, war ohne republicaniſche Tugend und Einſicht, er hätte ſonſt nothwendig durch Humanität die römiſche Freiheit übertreffen müſſen, die er jetzt nicht einmal erreichte; der excluſiv äſthetiſche Cultus unſerer großen Dichter zeigte ſich unfähig das ganze Volksleben als Religion zu durchdringen, er hätte ſonſt mehr als das Griechenthum erzeugen müſſen, denn neben den neuen menſchlichen Idealen gab es keine Superſtition und neben den neuen Griechen keine hoffnungsloſen Barbaren und keine Sclaven. Selbſt in dem Mißlingen dieſer großen Verſuche, deren Fehler wir erkennen, ſind uns ihre endlichen Erfolge verbürgt.

Dieſe Erfolge ſtehn uns bevor.

In der Politik und Poeſie, endlich in der Philoſophie der Deutſchen und Franzoſen finden wir die großen freien Principien, welche die Menſchheit bisher beherrſcht haben, zu einer Reinigung und Klarheit erhoben, wie nie zuvor.

Einſeitig hat der ſchöne und der ethiſche Enthuſiasmus, das Griechen- und Römerthum einen Augenblick wieder eine glänzende Herrſchaft erlangt: aber weder der äſthetiſche höfiſche Luxus und die Selbſtgenügſamkeit des ſchönen Geiſtes in Frankreich (Louis XIV.) und in Deutſchland (Weimar), noch der kalte Opfertod der patriotiſchen Kriege und die blutige Republicaniſirung der Franzoſen ſind die wahre Erfüllung der umfaſſenden Aufgabe, welche die Vergangenheit unſeres Geſchlechts dem Menſchen unſerer Tage hinterlaſſen hat.

Eine neue, die humane Religion muß alle Räthſel der Vergangenheit löſen und das Chriſtenthum, in dem ſie, wie wir gezeigt haben, ſchon enthalten ſind, nach ſeiner Wahrheit verwirklichen.

10. Die humane Religion.

Der Menſch und ſein Weſen.

Wie faßt ſich die Aufgabe und der wahre Sinn aller bisherigen Religionen zuſammen?

Die Wahrheit, zu welcher das Judenthum treibt, iſt *die Einheit der Idee*. Erſt im Chriſtenthum iſt ſie vorhanden, erſt durch die Philoſophie wird ſie erkannt und rein herausgeſtellt.

Die Wahrheit, zu welcher das Griechenthum treibt, iſt *das Ideal und die Idealiſirung des ganzen Lebens*. Der Gottmenſch faßt alle Ideale in Eins. Der *wahre Menſch* iſt der Inbegriff aller Ideale, aber erſt die Philoſophie erkennt dieſen Sinn des Chriſtenthums und erſt die Idealiſirung des ganzen Lebens durch dies vereinigte Ideal iſt die wahre Religion der Schönheit und die reelle Religionsübung im äſthetiſchen Gebiete.

Die Wahrheit, zu welcher das Römerthum treibt, iſt die frei conſtituirte Menſchheit und durch ſie die Ueberwältigung der Natur. Herrſchaft des Menſchen durch Gründung freier Staaten über den ganzen Erdkreis. Erſt ſo ergiebt ſich die wahre Religion der Sittlichkeit und die reelle Religionsübung auf dem ethiſchen Gebiete.

Faßt man den wahren Sinn aller drei Religionen in eins, ſo erſcheint als Aufgabe der bisherigen Geſchichte, die Realiſirung der philoſophiſchen, der äſthetiſchen und der politiſchen Idee, indem man den Menſchen zu ſeinem wahren Weſen erhebt oder indem man ſein Weſen durch Erkenntniß, Schönheit und Freiheit realiſirt. Das Streben darnach iſt Religion, die Praxis dieſer Gemüthsrichtung ihr Cultus.

Daß wir dies Ergebniß der Geſchichte, die Realiſirung der humaniſtiſchen Religionen ſo klar hinſtellen können, verdanken wir der deutſchen Philoſophie. Zum

Theil iſt dies Reſultat in ihr ſchon enthalten; es war hier daher nöthig, es rein herauszuſtellen.

Das Abſolute in ſeiner Wahrheit iſt das freie Weſen, der Menſch; das Abſolute in ſeiner Aeußerlichkeit iſt das unendliche Univerſum; das Abſolute in ſeinem abſtracteſten Ausdruck, womit wir Natur- und Menſchenwelt zugleich umfaſſen, iſt das ſich ſelbſt nach ſeinen innewohnenden Geſetzen hervorbringende und bewegende Univerſum. Natur und Menſchenwelt, beide ſind autonom. Die Natur muß ihre Geſetze erfüllen; der Menſch kann ſeiner Natur und den Geſetzen ſeiner Natur, der Freiheit, zuwiderhandeln und unter die Würde des freien Weſens herabſinken.

Dieſer Zwieſpalt des Menſchen mit ſeinem wahren Weſen iſt die Quelle der Religion überhaupt und, in der edelſten Form der freien und bewußten Entwickelung, die Quelle der humanen Religion, welche nichts anders iſt, als der Trieb, die Freiheit oder das wahre Weſen des Menſchen in allen Formen, deren ſie bedarf, zu erreichen. Dieſe Formen ſind die der Erkenntniß, die der ſchönen Darſtellung, und die der ſittlichen Praxis.

Iſt Religion der Trieb zu dieſer allumfaſſenden

Thätigkeit, ſo iſt Religionsübung natürlich alle menſchliche Thätigkeit, ſobald man ſie auf ihr höchſtes Princip bezieht. Alle Religionen durchdringen das ganze Leben, alle conſtituiren die menſchliche Geſellſchaft nach ihrem Ideal. Der ſchöne Grieche und ſein heiteres, freies, edles Staatsleben iſt ein Product der griechiſchen Religion; der ernſte ſtolze Republicaner, der Senat von Königen der Welt, iſt ein Product der römiſchen Religion; Religionsübung und Cultus iſt immer die ganze Alles umfaſſende Geſchichte des Volks. Mit dem Chriſtenthum iſt es derſelbe Fall; die chriſtliche Welt iſt ſein Product; ihre Geſchichte ſeine Realiſirung. Nur hat freilich das Chriſtenthum eine Seite, nach der es überhaupt nicht realiſirt werden kann, es will von der Welt abſtrahiren, will der Welt entſagen. Dies erreicht man nur in der Phantaſie. Es iſt daher im Chriſtenthum ein ſchroffer Zwieſpalt zwiſchen der Realiſirung der religiöſen Idee und der Idee, wie ſie die wirkliche Welt bewegt, zwiſchen Cultus und Weltgeſchichte entſtanden. Die größte Einheit beider war in den Kreuzzügen, als die Weltgeſchichte ſelbſt den phantaſtiſchen Zweck, den des Mönchs und des Pabſtes, zu dem ihrigen machte. Es verſteht ſich, daß jeder Schritt zur Erreichung des Ziels ein Schritt in die Wirklichkeit hinein war, daß alſo ſelbſt die Kreuzzüge nur ein weltliches Ziel erreichten. Wie die Kreuzzüge, ſo erreicht am Ende ſelbſt der Mönch und der Pabſt nur ein weltliches Ziel; ſelbſt in der härenen Kutte umgiebt ſein ſupranaturales Herz die pure Natur, wenn auch die menſchliche.

Das chriſtliche Princip iſt immer mitten in dieſer Welt, weil es aber wider Willen und Wiſſen darin iſt, bringt es eine allgemeine Weltverwirrung hervor, die ſich bis zur Verfluchung und Aufopferung der Vernunft ſteigert und in dem exiſtirenden Menſchen nichts als den elenden „Madenſack“ erblickt.

Dieſer Gegenſatz „des himmliſchen Weſens der geoffenbarten Religion“ gegen das Weſen des Menſchen, gegen die Vernunft und ihr wahre Exiſtenz in dem wirklichen Menſchen, führt zu dem Bruch der Aufklärung mit dem Chriſtenthum; und das ſicherſte Zeichen, wie ſehr das ganze Mittelalter und die ganze Menſchenverachtung und Entwürdigung, welche in ſeinen Inſtitutionen liegt, dem (transcendenten) Chriſtenthum angehört, iſt die Erfahrung der neuſten Zeit, daß die Vernunftreligion und die Rechte des Menſchen, die man ihm entgegenſetzte, eine Alles ergreifende Revolution erzeugt haben.

Das Princip der Revolution iſt der Menſch und ſeine Rechte. Die Revolution bringt daher zunächſt wieder das höchſte Weſen des Römerthums, die Republik und die republikaniſche Tugend, hervor. Der ſittliche und politiſche Idealismus giebt der verwüſteten, despotiſirten, entwürdigten Welt einen großen Aufſchwung. Dieſe Religion iſt vorhanden, ſo lange die Bewegung eine ideale und humane Haltung behauptet: ſie erneuert auch in Wahrheit die Welt und zerſchlägt alle Inſtitutionen, die der Würde und dem Recht des Menſchen zuwider ſind: aber ſie wird nicht ausdrücklich als Religion erkannt, und jene Zeit verſuchte vergebens, neben der revolutionären idealen Praxis noch einen eignen Cultus einzurichten: der Cultus „der Göttin der Vernunft“ ſcheiterte am Deismus der Terroriſten und der Cultus „der Theophilanthropen“, ein völlig verweltlichter Proteſtantismus, blieb faſt ganz Privatſache. Der Cultus der Freiheit ſcheitert nicht, er gründet das neue Europa; er ſchafft wieder eine große menſchlich werthvolle Geſchichte und ſein Enthuſiasmus iſt Religion. Die weltumfaſſende Bedeutung der Religion war aber den Menſchen jener Zeit dadurch unverſtändlich geworden, daß im Chriſtenthum der himmliſche Enthuſiasmus ſich aus der Welt zurückgezogen und der Cultus den Charakter eines ceremoniellen Beiwerks angenommen hatte.

Noch jetzt werden es ſonſt vernünftige Leute ſchwer verſtehn, wenn man ihnen zeigt, daß Religionsübung Idealiſirung des ganzen Lebens und aller menſchlichen Thätigkeit ſei. Religion iſt die Richtung des Menſchen auf ſein wahres Weſen, die Realiſirung dieſer Richtung muß alſo nothwendig jede Thätigkeit des Menſchen durchdringen. Etwas mit Religion betreiben, heißt, es mit Rückſicht auf die Idee, das Ideal oder das wahre Weſen des Menſchen betreiben. Um den Gegnern dieſer allgegenwärtigen Religion eine Freude zu bereiten, machen wir ſie ſelbſt darauf aufmerkſam, daß jedes widerſpenſtige Geſchäft und jede ungeſchickte Ausführung der Idee eine

Lächerlichkeit hervorbringt. Es iſt wahr, durch ungeſchickte Ausführung der Idee macht der Menſch ſich lächerlich; aber daraus folgt nicht, daß er nicht die Religion haben ſolle, der Idee nachzuſtreben. Ein ſchlechter Dichter, dem es Ernſt iſt, hat eben ſo viel Religion, als ein guter; der eine macht ſich lächerlich, weil er das Ideal verfehlt, der andere bringt Enthuſiasmus hervor, weil er es erreicht. Will der Chriſt irgend etwas, gleichviel was, z. E. das Eſſen, die Arbeit, den Krieg, zu einer idealen Funktion erheben, ſo iſt das ſehr bald gethan, er ſegnet ſie, er betet dabei, d. h. er ſpricht es aus, daß die Handlung einen religiöſen Sinn haben ſolle. Der Phantaſie kann das genügen: in der wirklichen Welt, die wir Neueren nun einmal feſthalten müſſen, genügt es nicht. Hier muß das Ideal das richtige, der wahre Menſch, und die Thätigkeit dafür eine ſolche ſein, durch die es erreicht werden kann. Gift, ungeſunde Nahrung, die Kerkerluft, die Kette, alle Geſchäfte, die der Tyrannei dienen und die Sklaverei zum Zweck haben, ſind nicht durch eine Zauberformel für das wahre Weſen in Bewegung zu ſetzen: aber die Religion iſt fähig bis zum

Enthuſiasmus für die Unvernunft und für die Sklaverei auszuarten. In der falſchen Religion wird das unwahre Weſen, der verwahrloſ'te Menſch, der Sklave, der Diener des Despoten und der willkürliche Herr, der Sklave ſeiner Laune, für das wahre Weſen genommen. Und alles dies beweiſ't nur, daß die Religion allumfaſſend, der Trieb von allen ſittlichen Bewegungen iſt; ſelbſt die Verräther an dem wahren Weſen des Menſchen, ſelbſt die Verwüſter der Menſchheit, ſind religiös. Ihr Gott iſt der Dämon, der ihrem unmenſchlichen Weſen entſpricht. Sie halten den Menſchen für unfähig zur Freiheit, zur Schönheit und zur Wahrheit: nicht die Gewißheit des Sieges, nein, die Gewißheit der Niederlage, das ewig auf ihm laſtende „Abhängigkeitsgefühl", das Bewußtſein der Sklaverei, nicht den Trieb die Kette zu brechen, nein, die Liebe zu ihren Ketten nennen ſie Religion. Um die ganze Bewegung des Menſchengeſchlechts zur wahren Religionsübung zu erheben, iſt es nöthig

1) daß der wahre Menſch als der Inbegriff aller Ideale erkannt wird.

2) daß die frei conſtituirte Menſchheit durch Ueber-

wältigung der Natur und der Rohheit den wahren Menſchen in allen Einzelnen zu erzeugen ſucht.

Und man erhebt den Menſchen zu ſeinem wahren Weſen, indem man ihn durch Erkenntniß, Schönheit und Freiheit bildet.

Die Sehnſucht und das Streben dies Ideal zu erreichen iſt die humane Religion.

Die wirkliche Realiſirung dieſes Ideals iſt die Religionsübung oder der Cultus dieſer Religion.

Beide ſind ſchon jetzt bewußt oder unbewußt das Verhältniß aller gebildeten Menſchen unſerer Zeit zu dem, was ihnen das Höchſte iſt. Dies alſo iſt die Religion und der Cultus unſerer Zeit.

II. Näheres über dieſe Religion und ihre Ausübung.

Um die Ideale wieder zu erzeugen, welche in der römiſchen und chriſtlichen Welt untergegangen ſind, müſſen wir zuerſt den Menſchen als das ſchönſte und vollkommenſte Weſen wieder verſtehn lernen.

1) Das erſte iſt Religion und Cultus der Schön-

heit, Liebe und Ausübung des Schönen. Das Auge des Chriſten, das ſich Jahrtauſende lang nur verſtohlen zur Schönheit erheben durfte, iſt abgeſtumpft: es muß zuerſt wieder wagen zu ſehn und dann es lernen, was die Schönheit, Hoheit und Würde des Menſchen iſt. Die Maler, die Sänger, die Gymnaſtiker, die Schauſpieler müſſen die Jugend in die Lehre nehmen; die Kunſt, das Schöne zu empfinden, ſelbſt darzuſtellen und hervorzubringen, wird ein ernſtlicher Gegenſtand der Erziehung und des Lebens. Das Schöne, welches die Kunſt hervorbringt, wird wieder eine öffentliche Angelegenheit, die Ideale ſind nicht mehr Gegenſtand des Luxus, der Höfe, der Ariſtocratie, die Poeſie und die übrigen Künſte gewähren eine Befriedigung des religiöſen Dranges, der die ganze Welt bewegt: der Menſch empfindet ſeinen Werth und ſeine Würde, indem er durch die Künſte das Ideal erreicht, d. h. ſein wahres Weſen durch die Schönheit, die er hervorbringt und in ſich aufnimmt, verwirklicht und darſtellt.

Dieſe Hervorbringung und Anſchauung der Schönheit geſchieht nun keiner Gottheit zu Ehren, auch die Tranſcendenz der griechiſchen Religion hebt ſich auf, die Schönheit ſelbſt iſt das Höchſte und in ihr wird das Höchſte erreicht; ſie iſt aber auch nicht im Voraus beſchränkt durch einen Kreis von Typen, welcher die weſentlichen Seiten des Menſchen, wie die griechiſchen Götter, darſtellt, ſondern ſo unerſchöpflich reich, als es der erfinderiſche Geiſt des Menſchen und die Geſchichte ſeiner Entwickelung ſelbſt iſt.

Das ganze Volk wird in die äſthetiſche Bewegung, wie einſtmals das griechiſche, mit hineingezogen und nicht nur die Feſte, die Schauſpiele, die Gallerien, die Tänze, die Kampfſpiele, auch das kriegeriſche, gewerbliche und häusliche Leben wird wieder von dem Geiſte der Schönheit geadelt werden. Vor allem aber tritt das öffentliche Leben, Philoſophie, Politik, Debatte, Rechtsverwaltung unter den Einfluß des äſthetiſchen Geiſtes. Die Schönheit wird ein Motiv der Tugend, der Tapferkeit, der Gerechtigkeit, es wird eine Ehrenſache, ihre Geſetze zu erfüllen.

Die Erfüllung des Gemüthes mit dieſer Welt der Schönheit und das Streben in ihr würdig zu erſcheinen iſt Religion: die Thätigkeit und die Befriedigung durch

Hervorbringung und Anſchauung des Schönen iſt Cultus, Religionsübung.

Jeder Cultus, jede Religionsübung, jede Befriedigung im Gegenſtande der Religion iſt eine Aufhebung der Religion; wir haben gezeigt, daß ſie nur momentan ſei.

Der Fehler des Chriſtenthums iſt die einmal vollbrachte Erlöſung. Es fehlt der Begriff des nothwendig erneuerten Strebens; das Mittheilen der Gnadenmittel löſte die Schwierigkeit nicht, daß die Welt entweder ein ſeliges tauſendjähriges Reich oder ein unſeliges Jammerthal werden mußte. Die Erlöſung durch einen Mittler iſt ohnehin unmöglich. Man kann niemandem die Arbeit der Selbſtbefreiung (hier vorläufig zur Schönheit) abnehmen, auch wäre es keine Gunſt, denn nichts iſt größerer Genuß als dieſe Arbeit; wer darauf verzichtet iſt ein Sklave. Und es iſt kein Einwand, der Künſtler erſpare uns das Hervorbringen des Ideals. Wenn wir es nicht zu reproduciren wiſſen, ſo hat er es für uns nicht dargeſtellt. Das ewig neu entzündete Feuer der Selbſtbefreiung oder der Selbſtproduction, in dieſem Fall der

Selbſtreproduction des Schönen, das iſt der Begriff der Religion, wie aller Formen der Freiheit. Der Menſch aber iſt die Quelle und das Ziel dieſes ganzen Idealiſirungsproceſſes; er iſt der *Inbegriff aller Ideale*.

Die griechiſche Religion wird das Symboliſche oder genauer ausgedrückt das Bedeutende nicht los. Das Opfermal bedeutet noch etwas anderes als es iſt, der Gott iſt noch etwas anders als er bedeutet. Aphrodite iſt die exiſtirende Idee der Schönheit, dieſe Type, die wirklich exiſtirenden Bilder, die Statuen und die ſchönen Weiber ſind von der Göttin noch verſchieden. Das athenienſiſche Volk iſt die Bedeutung der Athene; die Athene iſt noch für ſich und wohnt im Olymp bei Zeus. Die griechiſche Religion verſammelt ihre vielen Typen der ethiſchen Ideen, die ſie äſthetiſch ausgebildet hat, in dem *tranſcendenten Olymp*.

Die chriſtliche Religion faßt alle Ideale des Olymps in dem *Einen Gottmenſchen* zuſammen; dies Ideal iſt aber ſogleich dem Menſchen wieder entrückt, es iſt übermenſchlich, es iſt unerreichbar tranſcendent, es *„fährt gen Himmel"*.

Erſt die *humane Religion* erkennt den Menſchen als *das reelle Ideal* und als *den reellen Olymp*, der alle Ideale in ſich vereinigt, indem er ſie immer neu und immer wahrer aus ſich erzeugt.

Auf dieſe Weiſe iſt die humane Religion durch den äſthetiſchen Idealismus unſerer Zeit die Erfüllung des Griechenthums und des Chriſtenthums zugleich.

2) Der Menſch und ſein wahres Weſen iſt aber nicht nur die äſthetiſche, er iſt auch die *philoſophiſche Erfüllung* des Chriſtenthums und aller bisherigen Religionen; denn *die Einheit der Idee in der Form der Idee* iſt wiederum der Menſch und ſein Weſen.

Wir haben das Princip für den Gegenſtand der Religion erkannt; wir haben geſehn, daß alle Religionen in ihren Göttern Principien erblicken, ferner daß ſie alle genöthigt ſind dieſe Principien als geiſtige oder menſchliche ſich vorzuſtellen, endlich, daß die ſchöne Vorſtellung, welche die Griechen erreichen, die einzig angemeſſene und befriedigende iſt. Der allgemeine inhaltsvolle Gedanke d. h. das Princip kann nur als Schönheit vorgeſtellt und angeſchaut werden; alle Verſuche der orientaliſchen Phantaſie haben nur Ungeheuer, nichts Wahres hervorgebracht, weil ſie die höchſte Form der Idee, den Menſchen, ſeine Geſtalt und ſeine Selbſtproduction, nicht trafen. *Das wahre Weſen* oder das Weſen der Wahrheit, welches ſich ſelbſt hervorbringt, iſt der Menſch, *der denkende, ſelbſtbewußte Menſch*; er alſo iſt *die Einheit der Idee*, der allgemeine Gedanke zu einem reichen Inhalt entwickelt (Begriff als Idee), und *in der Form der Idee*, d. h. in der Form des *denkenden* Weſens. Dagegen iſt das allgemeine Weltweſen, welches ſich ſelbſt hervorbringt, allerdings *dieſelbe Einheit der Idee*, der inhaltsvolle allgemeine Gedanke oder das univerſellſte Princip, aber nicht in der Form des denkenden Weſens oder der Idee. Der autonome Prozeß, in dem das allgemeine Weltweſen (Natur und Menſch) ſich ſelbſt hervorbringt, iſt nur die unbewußte, nicht die ſelbſtbewußte Selbſtproduction.

Der Menſch, welcher ſich als *ſchönes* Weſen ſelbſt hervorbringt, gelangt *zum Ideal*; der Menſch, welcher ſich als *denkendes* Weſen ſelbſt hervorbringt, gelangt *zur Idee*. Die Liebe zu dieſer Thätigkeit, die Richtung auf den Gedanken, mit dem Ernſt, eine weltbewegende Macht, ja, das Höchſte in ihm zu erreichen, iſt ebenfalls Religion; die Activität ſelbſt, die Energie dieſer Thätigkeit, der eingreifende Vorgang des Denkens iſt Cultus. Eingreifen kann das Denken aber nur in der öffentlichen Geiſtesbewegung; es bringt ſich in der Welt hervor durch Propaganda. Der Cultus, den die Philoſophie übt, iſt nothwendig Mittheilung der Philoſophie.

Es iſt klar, daß unſre Zeit zu der Bildung gelangt iſt, von den Principien als ſolchen, von den allgemeinen Gedanken in der Form wahrer Gedanken, unmittelbar bewegt zu werden; es iſt eben ſo klar, daß dieſe Gemüthsbewegung als Religion empfunden und in der höchſten Probe der Begeiſterung, im Principienkampfe auf Leben und Tod, erprobt wird, alſo als Religionsübung erſcheint.

Zugleich müſſen wir uns aber erinnern, daß die ernſte Richtung auf das Denken und die begeiſterte Selbſtbeſtimmung zum Denken ſchon eine Thätigkeit des Willens, daß alſo die Denkthätigkeit eine Praxis, die Propaganda eine weltumwälzende That iſt.

So wie alſo das Princip, die Idee, auch in der Form des wahren (nicht äſthetiſch geformten) Gedankens, Gegenſtand der Religion wird, befinden wir uns im Gebiete der ethiſchen Idee.

3) Die ethiſche Idee erſchien bei den Römern als Gegenſtand der Religion, ſie hatte die Superſtition und die Rohheit gegen die äſthetiſche Idee (das Ideal und die Schönheit der Griechen) neben ſich. Das Chriſtenthum machte aus der Römertugend den univerſellen Gedanken des Menſchen, der erlöſet (befreit) ſei. Erſt die humane Religion erhebt die ethiſche Idee zu ihrer Wahrheit und Freiheit, indem ſie mit der philoſophiſchen Idee d. h. mit der wirklichen Freiheit des wiſſenſchaftlichen Denkens den Geiſt gegen alle Superſtition und Roheit ſichert, ſo daß er weder zur Zauberei gegen die Natur, noch zur prüden Verkennung der heitern Welt der Schönheit ſich verirren kann.

Erſt auf dieſer Höhe der Bildung beginnt mit Sicherheit die Wiederherſtellung der freiconſtituirten Menſchheit, der republicaniſchen Tugend und der wahren Natur- und Weltüberwindung, welche weder durch Triarier, noch durch Linienſchiffe, ſondern durch die humane Arbeit der menſchlich geordneten Geſellſchaft vollzogen wird.

Die freie Staatsform braucht freie Menſchen und erſt die freie Staatsform bringt mit Sicherheit freie Menſchen hervor. Ja, ſo iſt es, dieſer Zirkel iſt vorhanden, und es wäre aus ihm nicht herauszukommen, wenn nicht durch das Geſetz des Widerſpruchs grade die despotiſche Staatsform die freie, grade der gedrückte Menſch den freien hervorriefe. Dennoch iſt dies eine große Schwierigkeit. Wer gar keine Vorſtellung der *freien* Formen hat, in denen die *denkende* und *ſchöne* Menſchenwelt ſich bewegen ſoll, wie ſoll der ſie gründen? Aber ſelbſt dieſe Schwierigkeit wird durch den unabweislichen Schritt, den der denkende und der ſchöne Geiſt jetzt zu thun hat, durch ſeine Ausbreitung in der Welt überwunden. Die Conſequenz des *Denkens* bildet ſich zu einer Logik auch der *ſittlichen* Welt, der alle Mächte der Erde gehorchen müſſen, denn es iſt ihr eignes inneres Geſetz. Auf dieſem Geſetz beruht der unausbleibliche Sieg der freien Staatsformen in unſerer Zeit.

Die Natur- und Weltüberwindung ſcheint noch ſchwieriger zu ſein. Sie iſt Menſchen- und Bodencultur, Schiffahrt u. ſ. w. Dem ſtehn die Millionen der Barbaren und die ganze Ausdehnung des Erdballs entgegen. Die Aufgabe iſt alſo ſo gut als unendlich; und wäre die Erde frei, ſo begönne ſie doch immer von neuem, ſich mit neuen Arbeiten und Problemen zu beſchäftigen. Die Schwierigkeit der Aufgabe iſt kein Einwand gegen die Aufgabe; die ewige Erneuerung der Arbeit nichts anders als das Geſetz aller Thätigkeit.

Die Naturüberwindung und die Ueberwindung der menſchlichen Rohheit iſt darum keine Danaidenarbeit, weil ſie nie zum Ziele kommt. Die Schule iſt unſterblich, aber nicht vergeblich; die Saatzeit und die Ernte ebenſo.

Die Bewegung der Menſchheit in den freien Formen bringt es nie zur Ruhe bei irgend einer einzelnen Beſtimmung; die Bewegung ſelbſt iſt nothwendig immer ein heftiger Kampf neuer und alter Principien; es giebt keinen definitiven Gedanken, obgleich es Gedanken giebt, die keine

Zeit aufgiebt. Wir finden die Abſichten aller Religionen gerechtfertigt, wir wollen den wahren Sinn keiner einzigen Religion entbehren; die neuen Gedanken, die Macht und Geltung erlangen, ſind immer nur die richtigere Deutung der urſprünglichen Gedanken, mit denen und aus denen die Menſchenwelt hervorgeht. Nichts iſt heilſamer als eine ſolche Neuerung, denn ſie erhält die urſprünglichen Principien bei ihrer rechten Bewegung und bringt ſie zur Reinigung.

Welches alſo iſt das Geheimniß einer richtigen Verfaſſung der gebildeten Menſchheit? Nichts anders als eine gerechte Kampfordnung. Es darf den Gegenſätzen die geiſtige Kampffreiheit und die conſtitutionelle Kampfordnung nicht verkümmert werden. Wer aber weder geiſtige Kampffreiheit noch ſtaatliche Kampfordnung will, iſt ein Verräther an der Menſchheit und erfährt mit Recht in ihrer religiöſen Bewegung ſeinen Untergang.

Auf dieſem Gebiete ganz beſonders entſpinnt ſich der Kampf des guten und des böſen Princips. Die ausgearteten Formen treten in den ſchärfſten Widerſpruch mit einem neuen Geiſt, der ſich neue Formen ſchaffen will.

Hier gilt es zu kämpfen, ſeiner Sache zu vertraun, zu glauben und zu wagen. Religiös iſt, wer unter allen Umſtänden an den Sieg der Freiheit glaubt, frivol, wer wegen der vorgeblichen Dummheit der Maſſen nur an Rohheit und Deſpotie glaubt.

Der freie Staat und ſein Product, der freie Menſch, iſt ein Gegenſtand der Religion.

Seine Realiſirung iſt Religionsübung oder Cultus.

Dies ſind die drei Formen des höchſten Gegenſtandes der Religion: die äſthetiſche, die ethiſche und die theoretiſche oder philoſophiſche Idee.

Faſſen wir Alles zuſammen:

Religion iſt der Trieb, die Richtung 1) auf die theoretiſche Idee, auf die Wahrheit; 2) auf die äſthetiſche Idee, auf die Schönheit; 3) auf die ethiſche Idee, auf die Freiheit.

Religionsübung oder Cultus iſt alſo 1) Denken der Wahrheit, Schönheit, Freiheit, und Anſchauung oder Reproduction der Ideale, beides iſt theoretiſche Thätigkeit oder philoſophiſche Praxis; 2) iſt Religionsübung die äſthetiſche Praxis oder die Thätigkeit des Künſtlers; 3) ethiſche und politiſche Praxis, alſo Bildung, Arbeit, Kampf, Staatsleben und geſellige Thätigkeit.

Ideal und Idee ſind Gegenſtände der Bildung. Die Kunſt gewährt den Genuß des verwirklichten Schönen; die Arbeit den Genuß der Befreiung; der Kampf den Genuß des Sieges über das Unweſen.

Der Gegenſatz gegen Idee und Ideal iſt die Rohheit und die Verkehrtheit.

Der Gegenſatz gegen die Kunſt, das Mißlingen künſtleriſcher Verſuche und das Häßliche.

Der Arbeit leiſtet die Natur Widerſtand.

Der Gegenſatz des Sieges iſt das Opfer des Kampfes.

Alle dieſe negativen Seiten der Religionsübung ſind ebenſo unvermeidlich als die poſitiven; ſie erzeugen ſelbſt erſt die energiſche wirkliche Religion.

Am meiſten hat wohl der Begriff des Opfers die Köpfe verwirrt. Der Kampf iſt nothwendig wegen des Widerſtandes der Rohheit und des alten Princips; der Kampf wird immer ſeine Opfer fordern: man hat daher die Opfer geehrt, weil ſie eine herbe Nothwendigkeit ſind. Man iſt aber auch dahin gekommen, aus dem Opfer ſelbſt einen Cultus zu machen. Wenn man dies noch jetzt thut, ſo liegt der Mißverſtand darin, daß man das Unvermeidliche fataliſtiſch und nicht als Zufall auffaßt. Es iſt nicht für alle unvermeidlich im Kampfe zu erliegen; es iſt es nur für dieſen und für jenen. Und dabei hat man nicht die Seite des Verdienſtes ins Auge zu faſſen. Jeder führt in jeder Religionsübung, in jedem Kampf für die Idee ſeine eigne Sache, und er wird nicht zurückweichen vor dem Kampf um den Sieg, weil er das Opfer des Kampfes werden kann; ebenſo wird er es wagen ſeine Sache dem Kampfe auszuſetzen, obgleich er ſich die Niederlage als möglich denken muß.

Freilich gehört es zur Religion, an den Sieg des guten Princips zu glauben; aber es wäre überflüſſig Religion zu haben, wenn das böſe Princip ohne alle Macht wäre, ja, wenn es nicht auch ſeine Siege hätte.

Der unvernünftige Cultus hat es ſoweit gebracht, den Menſchen ſelbſt zu opfern, und die Aufopferung der

Vernunft gilt noch heut zu Tage für vorzugsweiſe religiös.

Die Aufopferung der Vernunft und der Glaube an den Sieg des böſen Princips iſt die Religion der reactionären Weltbewegung.

Die Rettung der Vernunft in der Welt und der Glaube an den Sieg vernünftiger Principien iſt die Religion der wahren, der progreſſiſtiſchen Weltbewegung, wobei wir nur noch einmal wiederholen, daß alle negativen Formen und der Widerſtand im Geiſte gegen den Geiſt, mit der Vernunft gegen die Vernunft, nicht vermieden, ſondern immer nur von neuem beſiegt werden können. Weil das Chriſtenthum allumfaſſend iſt und in ſich, wenn auch nur tranſcendenter Weiſe, das äſthetiſche Ideal, die philoſophiſche Idee und die ethiſche Idee vereinigt, ſo leiſtet es jedem Verſuch, eine einſeitige Religion ſofort allgemein durchzuſetzen, Widerſtand. Es behauptet ſich neben dem Freiheitsenthuſiasmus, neben dem äſthetiſchen Enthuſiasmus und neben dem philoſophiſchen, überall wo jeder allein auftritt. Es wird der Welt nicht eher eine neue

Religion genügen, als bis ſie ſo allumfaſſend wird, wie die alte.

Wir haben nun ſchon geſehn, wie die Einſeitigkeit der Republik und des Patriotismus, weil ihnen das philoſophiſche und äſthetiſche Moment fehlte, nicht Stich hielten: wie die Einſeitigkeit des philoſophiſchen und des äſthetiſchen Enthuſiasmus wirken, erlebten wir in Frankreich und in Deutſchland. Es iſt alſo nöthig, daß alle drei Formen des Idealismus ſich in Eins verbinden und das ganze Volk durchdringen, um das Chriſtenthum zu erſetzen.

Für Frankreich iſt die Verbindung der ſchönen Form und Poeſie mit dem Freiheitsdrange, für Deutſchland die Verbindung des äſthetiſchen und politiſchen Enthuſiasmus in der politiſchen Poeſie, dann die Verbindung der philoſophiſchen Freiheit mit dem politiſchen Freiheitsdrange ein großer Fortſchritt. Der nächſte Schritt in beiden Ländern wäre alſo die Realiſirung dieſer Religion, ihre Ausübung, der neue das ganze Leben durchdringende Cultus. In ihm faßt ſich alsdann die neue Religion zu der Univerſalität zuſammen, welche das Chriſtenthum zu erſetzen im Stande iſt. Uebrigens iſt ein theilweiſes Erſetzen ſchon überall eingetreten; die „natürliche Religion" hat z. B. die Mehrheit für ſich. Es iſt aber eine Reaction der Romantik und des Chriſtenthums gegen dieſe „natürliche Religion" möglich geworden, eben darum weil ihr der äſthetiſche, der ethiſche und der philoſophiſche Idealismus fehlt, ſie iſt eine proſaiſche Privatreligion und den politiſchen Sinn, der in ihr ſteckt, wagt ſie nicht geltend zu machen; nachdem er einmal jene große Niederlage durch die Reaction erlitten hat, iſt er nie wieder zu dem rechten Selbſtvertraun gekommen, daher der feige Liberalismus dieſer irreligiöſen Religion. Unterdeſſen greift die **humane Religion** in allen Formen immer mehr um ſich; die Zukunft der europäiſchen Menſchheit iſt der Allmacht dieſes großen Princips, dieſer neuen Dreieinigkeit der Idee, anvertraut.

Geht hin und thut desgleichen!

Und hiermit ſei es genug in Angeſichte der großen Bewegung des Moments, wo das geſchieht, wovon wir hier nur reden, wo dieſelbe Religion, die wir hier theoretiſch klar gemacht, immer mehr zu ihren Conſequenzen kommt. Die Zeitgeſchichte lehrt es ebenſo deutlich als unſer Wort es vermag.

Die Religion unſerer Zeit ſucht den Menſchen und die Verwirklichung ſeines Weſens; und ſie iſt die reichſte und tiefſte, in der alle Probleme aller früheren Religionen ihrer Löſung entgegengehn.

Arnold Ruge.

Die Religion der Freiheit und die Poeſie.

Der Politiker an den Novelliſten.

Brüſſel, den 20. Nov. 1847.

Mein lieber Ruge!

Als ich Ihre „Studien und Erinnerungen aus Paris“ die „Junius Briefe“ und Ihre „polemiſchen Briefe“ geleſen hatte, fürchtete ich ſogleich, was nun eingetreten iſt, daß Sie unſere Fahne verlaſſen und von der Philoſophie und ihrer Verwirklichung in der Welt mit vollen Segeln zu den Poeten übergehn würden. Das Schwelgen in der ſchönen Form, dem Sie ſich in den Briefen aus Paris ergeben, die phantaſtiſche Genugthuung, womit Sie ein paar Jahrhunderte überſpringen, um den glücklichen Gemüthszuſtand einer ſouverainen Heiterkeit, wozu wahrlich unſere elende Zeit kein fühlendes Herz berechtigt, vor der Welt hinzuſtellen, das iſt nichts — als Poeſie, es iſt ein verrätheriſches Auswandern aus unſerer Noth und Knechtſchaft in ein phantaſtiſches Elyſium der Freiheit. Sie geben der Erde einen Fußtritt und ſetzen ſich in den Luftballon der Dichtung. Wäre es noch möglich, den ethiſchen Enthuſiasmus unſerer Zeit für die Freiheit, durch den äſthetiſchen für die Schönheit zu verdrängen; es wäre der Welt Untergang: die öſtlichen Barbaren würden die äſthetiſchen Dudelſäcke eines neuen Zeitalters Ludwigs XIV. vernichten. Auch Ihre Luſt am Junius iſt eine Auswanderung aus der Gegenwart. Sie ſchwelgen hier in vergangenen glorreichen Thaten, in den Triumphen eines Fremden; und Sie konnten unſere Miniſter, unſere Graftons, unſere Mansfields, unſere Georgs angreifen. Sie konnten es, aber Sie unterließen es. Dies iſt ein Verrath an der Publiciſtik unſerer Tage, deren Dürftigkeit Ihnen kein Geheimniß war, und Ihre „polemiſchen Briefe“ ſind nur ein Actenſtück mehr, womit ich die Anklage gegen Sie beweiſen will. Es finden ſich darin Partien, die eine unauslöſchliche Wirkung hervorbringen. Wer Ihre Vertheidigung gegen die Klage des Staatsanwaltes von Lüderitz geleſen hat, dem kann der Sieg unſerer Sache nicht zweifelhaft ſein. Und dennoch konnten Sie aufhören? dennoch konnten Sie bei dieſen Anfängen ſtehn bleiben, und ſich der politiſchen Polemik entziehn? Grade dieſe iſt es, welche wir jetzt brauchen; daher nenne ich Ihr Betragen einen Verrath an unſerer Entwickelung. Sie flohen erſt nach Frankreich, Sie flüchten ſich jetzt in die Poeſie. Ich ſage nicht: Brutus, du ſchläfſt: ich ſage: Brutus, du verräthſt uns!

Ich habe meine Anklage formulirt; ich will ſie nun beweiſen, und Sie werden es mir nicht verdenken, daß ich öffentlich gegen Sie auftrete, denn Sie ſind ein öffentlicher Charakter, und ich würde meine Feder nicht gegen Sie aufheben, wenn ich nicht bewirken wollte, daß Sie es noch mehr würden, als Sie es ſind. Auch werden Sie es mir nicht übel nehmen, daß ich bei Ihnen in die Schule ging und alle Formen der Polemik unerbittlich gegen Ihre Verirrung in's Treffen führe.

Die Schatten der Logik tranken nicht umſonſt Blut aus der Grube, die Philoſophie wird der Herzſchlag einer großen Revolution. Sie ſelbſt haben dafür gewirkt, Sie hoben die Logik der ſittlichen Welt, die unwandelbare Ordnung der freien Gemeinſchaft, die bei allen Völkern weſentlich dieſelbe ſei, hervor. Sie erkannten die Verdienſte der Junius Briefe für ihre Zeit; Sie wußten, daß unſere Zeit eine ähnliche iſt und durch neue Junius Briefe weiter gebracht werden muß; und Sie ſenden mir — einen Band Novellen?

Ich geſtehe Ihnen, mein theurer Freund, ich erſchrak als ich den Titel und noch mehr, als ich Ihre Vertheidigung las, deren kurzer Sinn der war, Schiller hatte Recht, als er politiſch reſignirte, und ein deutſcher Junius iſt unmöglich, weil unſer Cromwell noch nicht geboren und unſer Karl I. — doch es iſt nicht nöthig, daß ich die Ausflucht ausſchreibe. Es giebt jetzt einen politiſchen Kampfplatz: Sie haben ihn ſelbſt mit zubereitet, als Sie den Philoſophen zuriefen: wandert nicht aus in die Welt der himmliſchen Speculation, kehrt zurück in die moraliſche Welt und ſtiftet Ordnung darin; und nun die Poeſie, iſt ſie nicht ebenfalls eine Auswanderung — in die Phantaſie? Iſt es nicht eben ſo nothwendig, daß die ſchöne Form zurückkehrt in die wirkliche menſchliche Geſellſchaft, das Herz der Menſchen für ihre höchſten Intereſſen electriſirt und nach Junius' Muſter für alle Zeiten die Gegner der Freiheit brandmarkt und die edlen Männer, die Chatams unſerer Zeit, mit Lorbeern krönt? Was helfen uns die Phantaſiehelden? Wir brauchen wirkliche Helden. Wir haben Dichter genug, aber keinen einzigen Politiker.

Nachdem Sie uns Junius' Thaten kennen gelehrt, war es eine unbegreifliche Verirrung, daß Sie phantaſtiſcher Artiſt wurden und mit harmloſen Bildern einer beſſern Welt die ſtumpfſinnige Gegenwart wie ein ſchwärmender Jüngling zu gewinnen ſuchten, anſtatt wie der große Engländer ein politiſcher Artiſt zu werden, den Feuerregen des zürnenden Vulkans unſerer Zeit über das Herculanum unſerer Cäſaren auszuſchütten und als bewußter Mann die großen Zwecke unſerer Partei durchzuführen.

Wäre die Welt mit Poeſieen für die freie Wirklichkeit zu gewinnen, ſie wäre längſt gewonnen. Ich werfe Ihnen vor, daß Sie dies ſehr gut wiſſen; ich ſage, Sie ziehn den harmloſen Lorbeer und die ſichern Schatten des Pindus dem blutigen Kampf des ſonnigen Marktes vor. Ich gebe Ihnen ſchuld, Sie fürchten die fernen Donner, welche unſere Atmoſphäre von der Schweiz bis zu den fernen Apenninen erſchüttern und ſchon im nächſten Jahr über Paris nach den deutſchen Ebenen herüberrollen werden. Der Augenblick der Entſcheidung naht, und ich fordere Sie auf, in der Gefahr nicht aus unſern Reihen zu treten, ſondern mit uns zu ſtehn und zu fechten. Was können Sie erwidern? Wollen Sie mir antworten, ich fechte mit Novellen, ich werbe für Euch mit der heitern Gemüthsruhe des freien Menſchen, die ſich in den Erinnerungen aus Paris wiederſpiegelt? Einen Rieſen erlegt man nicht mit dem Lilienſtengel der Poeſie; und wer für den Stoicismus des Philoſophen gewonnen iſt, der iſt für die Leidenſchaft des Politikers verloren.

Sie erwidern mir, die Ruhe und Freiheit des Philoſophen wird nie überflüſſig, und eine Welt ohne Poeſie wäre eine Barbarei. Ich aber ſage Ihnen, und Sie wiſſen es ſehr gut: Wenn der Feind vor Troja ſteht, ſo dichtet man keine Iliaden, und in den entſcheidenden Augenblicken, wo es die Rettung oder den Untergang der Partei gilt, iſt es ein Frevel, Philoſoph zu ſein, um ſich über die Leidenſchaft des Sklaven, der die Kette bricht, zu erheben. Spätere Philoſophen können Julius Cäſar einen großen Mann nennen, Junius Brutus bohrte ihm das republicaniſche Eiſen ins Herz. Frivol wäre es geweſen, mit Cäſar im Senat zu disputiren, eine edle Leidenſchaft war es, ihn im offenen Senat zu erſtechen. In ſolchen Momenten giebt es keine andere Poeſie, als die Aufregung für die gute Sache, und keine andere Philoſophie, als die Auswahl der richtigen Mittel, um ihren Sieg zu ſichern. Und eine ſolche Zeit iſt es, in der wir leben; wehe dem, der ſie verkennt!

H. v. Kolldorf.

Antwort des Novelliſten an den Politiker.

Leipzig, den 1. December 1847.

Was man nicht Alles erlebt! Ich bin erſtarrt vor dieſem ſeltſamen Fanatismus, mein edler Freund, der Ihr Auge mit blutigen Viſionen umflort; aber ich wiederhole mir mit Vergnügen Ihre Philippika, in der Sie mich in der That mehr loben, als tadeln und Sich ſelbſt vollkommen zum — Poeten erheben. Ihr Brief iſt der Charakter aus einer Tragödie, und ſtünden wir uns in einem deutſchen Convent gegenüber, Sie würden mich als einen Feind des Staates zum Tode ſenden. Wir ſitzen aber ruhig hinter unſerm Arbeitstiſche: Sie alſo erhitzen Ihre Phantaſie, ich hingegen, der ich im Frieden die Künſte des Friedens treibe, lebe in der wirklichen Welt, und wenn ſie mich beachtet, werde ich ohne Zweifel beſſer von ihr verſtanden werden, als Sie, der Sie uns auf dem rechten Ufer des Rheins mit Beiſpielen aus der Geſchichte Roms unterhalten.

Was Sie gegen die Poeſie und Philoſophie vorbringen, iſt ganz richtig. Es giebt Augenblicke, wo dieſe edelſten Thätigkeiten des menſchlichen Geiſtes, die ebenfalls in allem Ernſte Religion ſind, durch eine practiſche Kriſis gehemmt und von der Religion des Parteikampfes verſchlungen werden. Ich bin gewiß der Letzte, der Ihnen das große Intereſſe, und den heilſamen Aufſchwung ſolcher Bewegungen läugnet; aber ſind wir denn jetzt in einem ähnlichen Kampfe begriffen? Bin ich im Traume? Oder verwechſeln Sie Beckerath mit Brutus und den Herrn von Thadden mit Antonius?

Sie ſagen im Grunde auch nur, es werde bald ſo intereſſant bei uns ausſehn, der Donner werde bald zu hören ſein, der jetzt nur noch zu leſen iſt. Nun gut, wenn das wahr iſt, ſo dürfen wir heute noch dichten und morgen noch philoſophiren; was wir übermorgen zu thun haben, werden wir wiſſen, wenn die Sonne dieſen Tag erweckt hat.

Wenn Sie aber meinen, ich verließe die Form der Polemik, ſo beweiſ' ich es Ihnen ja ſogleich mit dieſer Antwort, daß ich es nicht thue; aber vergeſſen Sie doch nicht, daß Junius auch Wilkes kritiſirte, der doch gewiß von ſeiner Partei war, daß ich alſo nicht unrecht thun werde, wenn ich ſelbſt Ihre Irthümer berichtige. Den Mansfield aber und den Grafton unter uns zu finden, iſt heute noch ſchwierig, weil dieſe Herren bei uns noch ſehr im Dunkeln wohnen. Vielleicht daß auch ſie in Kurzem beſſer beleuchtet ſein werden, dann werden wir ja ſehn, was wir vermögen.

Bis dahin ſein Sie meinen Novellen nicht böſe. Viele Leute und die Gemüthsbewegungen darin verdienen das Intereſſe auch eines freien Mannes, ja, und einer angeregteren Zeit, als ſelbſt die unſere iſt.

A. R.

Der Politiker an den Novelliſten.

Brüſſel, den 8. Dec. 1847.

Alſo mein theurer Freund, Sie würden mir recht geben, wenn unſre Zeit eine ſo glückliche wäre, daß wir wirklich ſchon im practiſchen Kampfe lebten? Aber dies grade iſt es was Sie läugnen?

Sind die Schweizer, ſind die Italiener nicht wir? Iſt jeder Toaſt gegen die Corruption in Frankreich nicht ein Sieg unſerer Partei? Schreitet die Geneſung Europa's nicht ebenſo fort über Thäler und Berge, als einſt die Cholera und der Deſpotismus es gethan?

Doch ich will Ihnen einen Augenblick Recht geben. Ich will mit Ihnen finden, daß wir an allem Edlen und Großen, was jetzt in Europa auflebt, keinen lebendigen Antheil nehmen. In dieſem Fall frage ich Sie, wie konnten Sie erwarten, mit der poetiſchen Darſtellung Ihrer idealen Welt eine Wirkung zu machen?

Sein Sie aufrichtig, geben Sie mir zu: Ihre Erinnerungen aus Paris haben einen allgemeinen Unwillen erregt, eben darum weil Sie darin den Sieg aller edlen Formen des Geiſtes und des Lebens vorausſetzten, eben darum weil Sie uns damit verhöhnten, eben darum weil Sie uns mit Siebenmeilenſtiefeln im Lande der Poeſie vorauseilten, eben darum weil Sie uns aus dem ſiebenten Himmel ſchöne Märchen und Gefühle erzählten, freie Gedanken und leichte Formen vorgaukelten, uns, die wir mit blutigem Schmerz an dem Karren der Knechtſchaft ziehn! Eine ſolche Ariſtocratie verzeiht man ſchwer. —

Und dennoch iſt dieſes Buch noch nicht der ganze volle Abfall. In ihm hatten Sie noch ſo viel Achtung vor der Wirklichkeit, daß Sie wenigſtens eine wirkliche Philoſophie vortrugen und von reellen Verhältniſſen aus dem franzöſiſchen Leben ſprachen. Jetzt, in den Novellen, ſind Sie ganz in den Künſtler aufgegangen d. h. ganz von der ernſthaften Gemüthsbewegung, die Sie ſelbſt mit angeregt, abgefallen. Das Schlimmſte für Sie wäre nun, wenn Sie mit dem übrigen leichten Volk der Poeten Glück machten und durch den Erfolg eitel würden. Dies fürchte ich indeſſen nicht. Sie ſind als Terroriſt der Freiheit zu verhaßt, um die Aufnahme in den Bund der harmloſen Artiſten jemals durchzuſetzen. Der Brief unſers gemeinſchaftlichen Freundes F., den Sie mir mittheilen, beweiſt nichts, denn dieſer iſt ebenfalls ein philoſophiſcher Dichter und ein Diener des Luxus, ein verweichlichter Artiſt. Es hat mich intereſſirt, was er Ihnen über „die Pariſerin“ ſagt. Er lobt Sie darüber, daß es Ihnen gelungen iſt, mit dem Leben der Perſonen, die Sie darſtellen, das Gewicht der Idee, um die es Ihnen zu thun iſt, zu überwinden. Ueberall ſei Farbe, Leben, particulariſirte Vorſtellung und Anſchauung in Fülle, lebhafte Intuition, oft plaſtiſche Ausführung. Eine ſchöne Idee, hübſches Detail und Leichtigkeit und Grazie der Durchführung. Was heißt das? Nichts anderes als, es iſt Ihnen gelungen, die Wahrheit einzuhüllen, Ihre Zwecke zu verbergen und zu vermummen, die Maskerade gut zu ſpielen und — Sie verdienen beklatſcht zu werden. Iſt das wirklich Ihr Ehrgeiz? So bedaure ich Sie. Um die Narrenjacke eines glücklichen Novelliſten zu verdienen, brauchten Sie nicht ſo viel Umwege zu machen; und wenn unſer Freund findet, daß hin und wieder die alte Löwenklaue aus dieſem bunten Leopardenfell der Poeterei hervorbricht, ſo begreiſe ich Ihren Geſchmack nicht, dieſe Löwenklaue zu vermummen. Oder ſind Sie wirklich ſo ſchwach geworden, daß Sie den Theocrit über den Platon und die Cyropädie über die Reden des Demoſthenes ſetzen? und haben Sie Ihre Vorrede zum Junius vergeſſen, mit deſſen Studium Sie den Shakeſpeare verdrängen wollten?

Dies Thema iſt erledigt, wir wollen keine zweite Auflage der liederlichen Schöngeiſterei, wir wollen neue Römer, freie Männer, aber keine poetiſchen Schranzen des Auguſtus: die Poeſie iſt uns verdächtig geworden, ſie verweichlicht, ſie macht diſſolut; und mögen Sie „noch ſo viel Freude beim Dichten, noch ſo viel Genuß an den Bildern und Anſchauungen haben, welche beim Schaffen des Kunſtwerks reichlich und ſchön aus dem Gehirn herausſtiegen", wie F. ſagt: — die wahre Minerva iſt die unverhüllte Wahrheit und ihre Waffenrüſtung das alldurchſichtige diamantene Schwert der Philoſophie. Wehe dem, der es wegwirft gegen die Pritſche des Policinello.

H. v. K.

Antwort des Novelliſten an den Politiker.

Leipzig, den 15. December 1817.

Mein theurer Freund!

Sie wollen nur die unverhüllte Wahrheit, nur den directen Kampf, nur die Verſchönerung der wirklichen Welt: Sie behandeln die Verhüllungen der Poeſie als eine Feigheit und die Schönheit der Phantaſiegebilde als einen weichlichen verderblichen Luxus; dieſe Umwege ſind Ihnen gar keine Wege zum Ziel, zur Freiheit. Sie haben ſehr unrecht. Der Menſch iſt nur in ſeinem Innern zu bilden und zu ergreifen, ſelbſt die Philoſophie baut ſich ihre eigne innere Gedankenwelt; und wie keine freien Inſtitutionen ohne freie Gedanken, ſo kann auch keine ſchöne Wirklichkeit ohne ſchöne Phantaſie gegründet werden.

Ob die Barbaren des Despotismus und des Liberalismus Philoſophie und Poeſie verachten: immer taucht in beiden Heerlagern die Einſicht wieder auf, daß dies die ewigen Quellen aller Herrſchaft und aller Freiheit ſind; die Poeſieen, die ſich zu herrſchenden Idealen, die Philoſophieen, die ſich zum allgemeinen Zeitgeiſt erheben, ſie ſind es, die ausgebildet und gepflegt werden müſſen; und welches Princip ihren Beiſtand verliert, das verliert die Herrſchaft der Welt.

Ich habe Ihnen zugegeben, es könnten geſchichtliche Kriſen auftreten, wo beide, Philoſophie und Poeſie, ſich in die eine überwältigende Richtung der Religion für die gefährdete Freiheit verdichten müßten; ich muß jetzt hinzufügen, dieſe Verdichtung des Denkens und der Phantaſie zum Enthuſiasmus und zum Willen wird immer nur momentan ſein, und was Sie den Luxus der Poeſie nennen, das iſt ſogleich ein Bedürfniß der Menſchheit, wenn ihre Bildung ſo weit vorgerückt iſt, daß ſie an der Herrſchaft der edlen und ſchönen Gemüthsbewegungen einen ernſthaften Antheil nimmt: ſelbſt in den ernſthafteſten Kämpfen bleibt der Poeſie und der Verſchönerung der Wirklichkeit eine Aufgabe übrig, die größte vielleicht, denn nichts mildert den herben Ausbruch der Leidenſchaft ſo ſehr, als die Schönheit, die ihn im Gedicht verklärt und ſelbſt in die Seele des blutigen Despoten und des unerbittlichen Fanatikers die edlen Bilder einer beſſeren Welt wirft.

Will die Poeſie nichts, als dem gemeinen Gelüſt der Unterhaltung dienen, ſo verachten Sie die dichtenden Sclaven des goldenen Luxus: will ſie aber die große Maſſe der Menſchen bei der Phantaſie ergreifen, und ſie wenigſtens hier in die Geſellſchaft idealer Geſtalten bringen, ſo mag das immer ein Umweg ſein, auf dem der Dichter ſie zur Befreiung ihres Innern führt, der Umweg iſt aber nicht größer, als der Weg des Gedankens durch das Wort, der Seele durch das Auge. Und die Religion für das Ideal hat eben ſo viel Recht, als die Religion für die gefährdete Freiheit. Das eine wie das andre verwirklicht das Weſen des Menſchen, und ich finde die Sprache der Schönheit und der Poeſie nicht undeutlich.

Es giebt Menſchen, die ein edles Geſicht nicht verſtehn, es wäre ein leichtes Leben in der Welt, wenn die Menſchen die freien Worte und die Philoſophie verſtünden; die Mummerei des Gedichtes iſt auf jeden Fall noch verſtändlicher als die nackte Wahrheit und der Menſch wie er leibt und lebt. Warum ſehen Tauſende die Welt und die Menſchen ohne die Fähigkeit der Beobachtung und ohne das Geſchick, dieſe Beobachtung auszuſprechen? Wer dem Menſchen und der Natur auf den Grund geht, der iſt in allen Fällen ein Dichter, und er braucht nichts zu thun, als die Wahrheit wiederzuſagen, die er geſehn hat, um der Welt einen unglaublichen Reichthum zu offenbaren, der ihr ſicher entgangen iſt.

Bei meinen Novellen nehm' ich nicht viel mehr in Anſpruch, als die Ehre, daß ich Natur und Menſchen wirklich geſehn und ſolche Momente angemeſſen wiedergegeben habe, die es werth ſind geſehn und feſtgehalten zu werden. Sie werfen mir die Form der Novelle vor. Dieſe Form iſt nicht verächtlich, und die Myſterien der Freiheit ſind in den Vorgängen, die man erzählt, nicht mehr verhüllt, als in den Gedanken, die man ausſpricht.

Man hätte es nicht entdeckt, meinen Sie, was die kleinen Novellen für eine Welt enthielten? Wer die Welt der Freiheit verſteht, ſagen Sie, der braucht dieſe Novellen nicht, und wer die Novellen nicht verſteht, gelangt durch ſie zu keiner Idee von der Freiheit, er lieſ't ſie wie irgend ein Abenteuer, das ihn ſpannt oder nicht, er wirft ſie weg, wie eine gemeine Gaukelei, mit der man ſeine Zeit vertreibt. Und die Novellen ſeien bei alledem nicht gemein genug, um populär zu werden.

Ich glaube, Sie irren Sich. Frankreich und die Schweiz intereſſirten von jeher als die glücklichen Länder, in denen unſre Sehnſucht nach dem ſchönen Himmel und nach glücklichen Thaten der Freiheit verwirklicht wird. Wer die Burg der Freiheit, die ſchönen Alpen, wer die gewaltige Mutter der Geſchichte, das große glänzende Paris, wer die Fluren des geſegneten Frankreichs nur mit Augen ſehn darf, der iſt ſchon glücklich. Glauben Sie, daß meine „Novellen aus Frankreich und der Schweiz“, deren innere Wahrheit ſehr bald erkannt werden wird, nicht dieſelbe Theilnahme finden ſollten, wie die Geſchichte und die ſchöne Natur jener glücklichen Länder?

Ich zweifle nicht daran, und ich denke von denen, die ſich mit dem Leſen dieſer Darſtellungen zu beſchäftigen haben, das Beſte. Wie die Freiheit der Franzoſen und der Schweizer von allen Vernünftigen verſtanden wird, ſo werden auch dieſe Bilder derſelben richtig gewürdigt werden. Sagen Sie nicht, ich ſei ein Phantaſt. Gehn Sie die „Mummerei der Poeſie“ noch einmal mit mir durch und geſtehn Sie mir dann, daß ich Recht habe.

Sie kennen die Schweiz beſſer als ich, und Frankreich wenigſtens eben ſo gut; vergleichen Sie doch. Das Abenteuer in Uri bringt uns in einen Kreis von Menſchen, deren Vorbilder Sie gewiß kennen, denn dieſe Geſtalten ſind ſehr charakteriſtiſch. Zugleich geben Sie mir zu, ſie ſind ideal gehalten; ſelbſt die Rothen oder die Sonderbündler erſcheinen liebenswürdig. Schennis und Gut von Uri ſind Figuren, die wahr ſind, und die zugleich bei den letzten Ereigniſſen ihre Fähigkeit zur Freiheit bewährt haben. Auf die heitere Reiſegeſellſchaft laſſe ich mich aus leicht begreiflicher Discretion nicht weiter ein: ich weiß, daß auch ſie Ihnen nicht fremd iſt, und ich bin gewiß, Charaktere und Stimmungen wiedergegeben zu haben, die wahr und werthvoll ſind. Das Ganze durchzieht ein Hauch des Republicanismus, und grade aus dieſer ſeiner ſchönen Heimat, der Urſchweiz, weht er uns erhebend an. Auch das Land und den Geiſt dieſer Landſchaft glaube ich getroffen zu haben. Wer beide geſehn und empfunden hat, ſagt es mir, und es iſt nicht einmal nöthig um mich zu beruhigen, ſo etwas empfindet jeder ſelbſt bis zur vollſten Gewißheit. — Ich antworte Ihnen alſo: dieſe „Mummerei“ iſt vielmehr eine Enthüllung als eine Verhüllung.

Die Komödie in Wädenſchwyl und *die Fahrt in die Touraine* ſind gewiß deutlich genug; aber ſie haben den Fehler, daß ſie nicht ganz Poeſie, ſondern zu viel Wirklichkeit ſind. Ich konnte es nicht unterlaſſen, dieſe Studien ſo zu geben, wie ſie ſind, obgleich ſie es wohl verdient hätten, in einem wirklichen Kunſtwerk benutzt zu werden. Nur den Charakter des Hugenotten nahm ich als Laſaulotte in die Virginie Belleval hinüber.

Die „Pariſerin“ und die „Virginie Belleval“ ſind Gegenſtücke. In der einen Novelle macht ein deutſcher Jüngling, in der andern eine Franzöſin ihre Schule. Die Entwickelung dieſer beiden Charaktere iſt alſo die eigentliche Hauptſache: und ich hoffe, Sie werden mir zugeben, daß ich auch hier richtig geſehn und das Geſehene richtig wiedergegeben habe. In der „Pariſerin“ lernt German, der deutſche Jüngling, die wahre und die falſche Realität des Ideals unterſcheiden. Kommt der phantaſtiſche Idealiſt, der ſich eine Republik geträumt, in ein wirkliches republikaniſches Leben, ſo wird er es zehnmal verkennen, weil es mit ſeinen Phantaſien gar nicht zuſammentrifft. German findet ſich daher nicht gleich heimiſch in dem neuen Element, er irrt und fällt, aber er kämpft ſich durch und gewinnt die Krone der Freiheit und der Liebe, für die er ſein Leben mit vollem Bewußtſein einſetzt. Dieſer deutſche Jüngling iſt der Charakter, der ſich entwickelt, ſich verirrt und ſich wiederfindet; die edle „Pariſerin“, Florienne de Lavaillant, iſt die ſelbſtgewiſſe, ideale Geſtalt, die durch keine Erfahrung wankend gemacht, ſondern nur befeſtigt werden konnte; ſie läuft keine Gefahr: ſelbſt wenn ſie ſich irrt, irrt ſie mit Recht. Die übrigen Figuren ſind fertig, ſie ſind nicht beſtimmt Geſchichte zu haben, ſie helfen ſie nur machen. Der ganze Hintergrund, die franzöſiſchen Sitten und die Julirevolution, giebt dieſelbe Darſtellung der Idee, welche im Einzelnen an der Pariſerin und dem deutſchen Jünglinge erſcheint, die Befreiung oder die Verwirklichung des Ideals. Die Scene mußte Frankreich ſein. Die deutſche Welt hatte eine ſolche Totalität der Befreiung nicht möglich gemacht. Dies, geb' ich Ihnen zu, werden mir Viele nicht verzeihn. Jedem Andern hätte man die Scene China's und Indiens erlaubt, mir nicht einmal die Pariſer. Und vollends die Schwankungen, die kleinen Irrungen, die Sinnlichkeit, die Lächerlichkeit, endlich der Frevel Germans, des Deutſchen, ich werde ihn wahrſcheinlich ſchwer zu büßen haben. Warum ſoll ein ſo vollkommener Idealiſt ſich irren, wenn er mitten in die Verwirklichung ſeiner Ideale hineingerath? fragen die

Einen. Ich werde ihnen antworten, weil der Idealiſt nie die Wirklichkeit, auch die beſte nicht annimmt; die deutſchen Revolutionairs werden in freien Ländern conſervativ, die ſimplen Eſel werden Obereſel. Aber die Deutſchen in Deutſchland haben dieſe Erfahrung nicht gemacht. — Iſt es möglich unſer Intereſſe für einen Menſchen feſtzuhalten, der ſo unſicher erſcheint? Iſt ſein heißes Blut, ſeine Ungeduld, endlich einmal ſeine Träume verwirklicht zu ſehn, ein hinreichender Grund, ihn ſo oft irren und ſo tief fallen zu laſſen? ſo fragen Andere. — Vielleicht habe ich nicht genug gethan, um die pſychologiſche Nothwendigkeit dieſer Entwickelung durch Irrthum, feurige Liebe und Begeiſterung, durch Todesſehnſucht und blutige Sühne begreiflich zu machen. Im Ganzen kann es nichts anders ſein, jedem Frevel liegt ein Irrthum zum Grunde und ſelbſt wer das Böſe thut, will das Gute nach ſeiner Art. Wäre es nicht das Schickſal des Deutſchen, die Deutſchen würden Alles zugeben; jetzt aber möchten ſie ein ſolches Schickſal für überflüſſig erklären, jetzt, nachdem ſie Ströme Bluts ohne Sühne und Berge von Leichen ohne Befreiung in ihrer Geſchichte haben, die Unglücklichen! Mein Deutſcher iſt ein leidenſchaftlicher Idealiſt, darum wird er leicht zum Irrthum hingeriſſen, die kleinen Irrthümer bereiten den großen vor; er iſt aber auch ein raſch entſchloſſener und kalt handelnder Menſch, den die Gefahr zur Beſinnung und das Aeußerſte zu Verſtande bringt, auch dies hat er Gelegenheit auf der Reiſe von der Themſe nach Paris zu zeigen. Man wirft mir ein, ſolche Miſchung des Charakters ſei nicht denkbar; aber hat nicht ſelbſt Napoleon dieſe Vereinigung der Leidenſchaft und der Kälte bewieſen? Die kalte Malice iſt die concentrirteſte Hitze. — Florienne, die Pariſerin, die ſich vielleicht zu ſehr in der Gewalt hat, geht in manchen Punkten über die Linie hinaus, die man bei uns als ihre nothwendige Schranke fordern wird. Wegen ihrer idealen Sicherheit erlaubt ſie ſich das Unerhörteſte. Sie trinkt mit den Matroſen, ſie ſcherzt mit den Betten, ſie wirbt um den Colonel, ſie ergreift die Initiative im Salon. Sie wiſſen es, dies Alles iſt gerechtfertigt aus ihren humanen und republicaniſchen Sympathieen. Aber wird das deutſche Publicum, dem dieſe Gemüthsverfaſſung fremd iſt, dies glauben? Inſofern iſt vielleicht die Florienne, je ſehr ſie auch auf den allerreellſten Studien beruht, der gewagteſte Charakter von Allen; und ich höre ſchon, wie Sie mich andonnern: „Hierin würden ſelbſt die Franzoſen die Novelle verurtheilen: wer dichten wolle, müſſe ſeinen Abſichten nicht die Schicklichkeit opfern. Um den deutſchen Jüngling zu verführen, wäre es ja ohnehin nicht einmal nöthig, um ihn lächerlich zu machen, brauchte ſich Florienne nicht blos zu geben, und um ihn einen ſchönen Traum von großen Siegen republicaniſcher Helden träumen zu laſſen, hätte ſich doch wohl ein beſſeres Motiv, als das enge Hôtel de la Seine und eine beſſere Scene als der Fiacre von Havre de Grace finden laſſen!" — Ich finde die Schicklichkeit nicht geopfert und jede Scene gut genug, wenn ſie dahin gehört, wo ſie vorkommt.

Endlich die Virginie Belleval. Sie ſtellt in ihrer Charakterentwickelung die Religion der Freiheit und der Liebe, den ethiſchen Enthuſiasmus, den wir Religion nennen, dar. Sie werden mir zugeben, daß ſie dies thut; aber Sie werden behaupten, man könne ſich in die Virginie verlieben und brauche mit keiner Silbe an ihre

Religion zu denken. Das Ganze ſei zu natürlich, um als Idee aufgefaßt, und zu ideal, um als einfache Novelle genoſſen zu werden. — Ich fürchte dies nicht. Der Intention iſt leicht nachzukommen, wenn Virginie, als aufblühende Jungfrau, aus der Naivität zum ganzen vollen Enthuſiasmus und zur vollendeten Idealſchönheit ſich erhebt, wenn Leon in der Bewegung völlig naiv bleibt, und ganz mit Herz und Seele bei der Revolution iſt, ohne die eigentliche Form der Religion, weil er noch zu knabenhaft denkt, wenn Jules Montagny die ausgebildete Leidenſchaft des vollendeten Jünglings, Lucie und George Garelle die Familie, den eigentlichen Herd der ſchönen ethiſchen Flamme, darſtellen, endlich der wackre Nordamerikaner die Schlacht wie ein Geſchäft regulirt und über das religiöſe Alter faſt hinaus iſt, und Labaume die Pulverſäcke nach der Schlacht kauft, nur weil Virginie es ſo zu wollen ſcheint. Es iſt Alles deutlich genug geſagt, und doch Fabel und Charaktere der wirkliche freie Zweck des Ganzen. Für wen aber das Geſagte ſo gut als nicht geſagt iſt, nun der bleibe bei ſeinem Glauben; ihm zu helfen, liegt weder in der Macht der Philoſophie, noch der Poeſie, und noch viel weniger der wirklichen politiſchen Umſchwünge. Denn dieſe ſind erſt das rechte Räthſel, und wie oft haben Schurken ſeine falſche Löſung der Welt als die richtige aufgebunden!

Ihr ganzer Einwand gegen die Poeſie und in dieſem Fall gegen meine „Novellen aus Frankreich und der Schweiz", die ich für wirkliche Neuigkeiten halte, löſ't ſich in die eine Anſchauung auf: „die Welt iſt unfähig in Bildern zu denken oder den Geiſt einer gehaltvollen Poeſie zu faſſen"; und dieſe Anſchauung iſt falſch. Homer und Heſiod haben den Griechen ihre Götter gemacht, und ſie haben ſie damit unendlich humaniſirt.

A. R.

Letztes Wort des Politikers.

Brüſſel, den 21. December 1847.

Lieber Freund!

Zum Schluſſe kann ich kurz ſein. Was Sie wollen und wünſchen, gefällt mir bis zum Entzücken; aber Sie täuſchen ſich. Sie ſind nicht populär damit. Vornehmlich das Thema der Religion in der Virginie — o könnte man es mit tauſend Stimmen in alle Herzen rufen! Gewiß haben Sie Sich für Sich und einige Freunde die Sache ganz klar und anſchaulich zurecht gelegt, aber alles das iſt nicht direct genug geſagt. Was Religion iſt, weiß immer noch der zehnte Menſch nicht, und wenn er Ihre Novellen geleſen und wenn er es ſelbſt erlebt hat, es wird ihm dennoch nicht klar, ohne daß wir es ihm direct und deutlich tauſend Mal ſagen.

Der große Gegenſtand verdient mit dem Griffel eines Meiſters in alle Herzen geſchrieben zu werden: es iſt ein frivoler Luxus, ihn in den bunten Mantel der Poeſie zu hüllen und mit allen Künſten der Sinnlichkeit den weltbewegenden Gedanken zu einer novelliſtiſchen Maskerade herabzuziehn.

Und hiermit ſei es für dies Mal genug. Ich ſchreibe dies am Tage der Sonnenwende Europa's; die Zeit iſt zu ernſt zum Humor, zu groß zur Phantaſtik, zu koſtbar zu wohlfeilen Triumphen weichlicher Muſenſöhne. Ihr guter Genius wird Ihnen für immer den Rücken kehren, wenn Sie den Ernſt dieſer Stunde mit frivolen Poeſieen verzetteln. Denken Sie an mich!

H. v. K.

Abſchied des Novelliſten.

Leipzig, den 1. Januar 1848.

Lieber Heinrich!

Es iſt das gewöhnliche Schickſal der Streitenden, daß jeder mit ſeiner Meinung den Kampfplatz verläßt. So möge denn das Publicum zwiſchen uns entſcheiden.

Ich lege ihm dieſe Correſpondenz vor und bevorworte ſchon jetzt bei ihm den Schutz der Kunſt und der Freiheit des Gedankens, wenn es mir auch nicht wahrſcheinlich iſt, daß die religiöſe Lüſtung des beklommenen Buſens und der fanatiſche Sturm einer langverhaltenen Befreiungsſehnſucht ſchon die nächſten Monate ſich ereignen ſollte.

Leben Sie wohl und überlegen Sie Sichs noch einmal was ich Ihnen geſchrieben: es verdient es gewiß, denn es iſt wahr!

A. N.

Nachſchrift. Als ich eben dieſe Zeilen niedergeſchrieben hatte, las ich in den „Epigonen“ (5. Bd.) die vortreffliche Ausführung unſers gemeinſchaftlichen Freundes, Julian Schmidt, worin er Goethe und Schiller ihre äſthetiſche Selbſtgenügſamkeit, ihr poetiſches Spiel und namentlich Goethe ſeinen Mangel an Religion und hiſtoriſchem Sinn, ſeine unſchönen, verwerflichen, zum Theil häßlichen Darſtellungen mit wahrhaft poetiſcher Beredtſamkeit entgelten läßt. Der Aufſatz iſt ein Meiſterſtück und verdient Ihre ganze Aufmerkſamkeit, denn mit einer Bildung, welche ſich im Namen unſerer großen Sache klar über die Goethe-Schillerſche Reſignation in der Schönheit erhebt, ſpricht er den Mangel jener excluſiv äſthetiſchen Periode überzeugend aus.

Goethe fand ſich unangenehm davon berührt, als durch die franzöſiſche Revolution die Welt mit der edlen Gemüthsbewegung der Freiheit ernſthaft aufgeregt und der äſthetiſchen Poeſie eine Poeſie des Lebens überwältigend entgegengeſetzt wurde.

Er vergreift ſich daher, ſagt Julian Schmidt, in ſeinen Charakteren, und indem er nur ſich darin darſtellt, begegnet es ihm ſehr häufig, daß er uns durch ſeine Herzloſigkeit gegen die Geliebten, die mit Vorſatz betrogen werden, und durch ſeine Unempfindlichkeit gegen den ganzen ſittlichen Inhalt einer großen Zeit, kurz durch die proſaiſche Indolenz dieſer egoiſtiſchen Figuren, wie z. B. Egmonts, empört, ſtatt uns zu gewinnen, daß er uns durch die blaſirten Genies langweilt und durch die intereſſeloſen Praktiker, ihre Gegenbilder, nicht entſchädigt.

Der einſeitige Idealismus des Aeſthetikers bringt Unſittlichkeit und Verweichlichung hervor. Die ſchönen Geiſter erbauen ſich eine eigne Welt, in der ſie ſich die Anforderungen der öffentlichen und der Privattugend ſo weit als möglich vom Leibe halten. Auch das neue Griechenthum geht an dieſer Einſeitigkeit unter, und vielleicht wollte deshalb Plato aus ſeiner Republik die Dichter verbannen.

Platos Formel drückt das Verderbliche des einſeitig-äſthetiſchen Idealismus aus. Der einſeitig-äſthetiſche, vollends der höfiſche Idealismus iſt ohne ſittlichen Enthuſiasmus, ohne politiſche Ehre. Das iſt der Fehler der deutſchen Aeſthetiker, die nur den ſchönen Menſchen im Auge haben.

Umgekehrt: der einſeitig-ſittliche Enthuſiasmus des Republicanismus und Patriotismus iſt roh, grauſam, häßlich. Robespierre, die Jacobiner und die Altdeutſchen. Der Rigorismus der Tugend, den weder Philoſophie noch Kunſt mildert, iſt eine Untugend.

Es iſt klar, die ethiſche Flamme, die ernſthafte Theilnahme an den ſchönen Erhebungen ſeiner Zeit und an der Hingabe des Herzens, die Achtung vor dem ſpecifiſch Sittlichen überhaupt fehlt Goethe, und Sie könnten das verderbliche Beiſpiel der großen äſthetiſchen Periode für ſich anführen, der Sie den äſthetiſchen Enthuſiasmus überhaupt für verderblich halten und mit Plato die Dichter aus der Republik verbannen wollen. So weit geht nun aber Julian Schmidt nicht, und ſo leicht man ihm dieſen Fehler, den Sie begehn, ſchuld geben wird; er hält ſich frei davon, erklärt ſich ausdrücklich für das hiſtoriſche Recht des großen Dichters und ſpricht für ſeine Poeſie.

Was iſt alſo ſchließlich das Wahre in der Sache? Es iſt dies: Die wirkliche Poeſie, in welcher ein wahrer Inhalt ideal verſinnlicht wird, muß ſelbſt ſchon eine Form der Religioſität genannt werden; aber die ariſtokratiſche Religion der Schönheit und der Cultus des Genius entnervt, entſittlicht und verderbt den Menſchen: die Probe hat es gezeigt. Der Menſch des 19. Jahrhunderts kann das ethiſche und politiſche Pathos nicht entbehren; er wird den Tempel der Schönheit und Poeſie nicht zerſtören oder veröden, wie Sie es in Ihrem Zorn gegen die bisherigen verrätheriſchen Kunſtidioten wollen, er wird ihn aber mitten auf dem Forum errichten und die Wogen der humaniſirten Menſchengeſchichte durch ſeine offenen Thore brauſen laſſen; er wird nicht nur den Genius, er wird das ganze Volk und jeden Einzelnen in ihm cultiviren; die demokratiſche Religion der Schönheit wird er nicht verſchmähen.

Politiſche Männer werden in einer Kunſt, die ſich ſelbſt entmannt und im Serail des Despoten, ſei er ein privilegirtes Genie oder ein ſimpler Ariſtokrat, ein abgeſchiedenes Daſein führt, keine Befriedigung fühlen; ſie werden aber der Poeſie und aller Kunſt, welche die ganze Tiefe und die ernſtliche Bewegung des Zeitgeiſtes ausſpricht, die Würde zugeſtehn, daß ſie eine Form der höchſten Befreiung des menſchlichen Geiſtes, eine religiöſe

Function im beſten Sinne iſt, ja daß nur in ihren Formen die Befreiung überhaupt vollendet wird, die politiſche, die wiſſenſchaftliche und die religiöſe.

Ihre Forderung, den ethiſchen und politiſchen Artiſten, den Junius und den Demoſthenes wiederherzuſtellen, iſt daher ſehr wohl begründet, nicht minder nothwendig iſt die platoniſche Kunſtform für die jetzige Philoſophie, wenn wir ſie auch je nach dem Gegenſtande anders fordern müſſen, und endlich die Kunſtform aller Cultusarten, ſelbſt der Volksſpiele und ſelbſt des letzten Wortes der religiöſen Aufregung, des Rufes zu den Waffen. Ueber allen Formen aber ſchwebt die Göttin der reinen Poeſie.

Ich ſchließe damit, daß ich weder gegen Sie, noch gegen den geiſt- und muthvollen jungen Gelehrten, der dies Nachwort veranlaßte, das glorreiche Recht der religiös-ſittlichen Energie, das Recht der Stählung und Stärkung unſers entnervten Gemüthslebens, das Recht der Erhebung zu männlicher Ehre aus weibiſcher Kopfloſigkeit beſtreite; aber ich behaupte, wir müſſen dieſe Erhebung als Künſtler beginnen und als Künſtler endigen, ja wir müſſen nur deſto mehr die neue Kunſt pflegen, jemehr die alte aus dem großen Zuſammenhang der Weltbewegung herausfiel.

Ich würde hier die Namen nennen, auf die ich ein gutes Vertrauen habe, wenn es nicht beſſer wäre, dieſe zarten Pflanzen vor der Hand dem Hauche der Bosheit nicht zu ſignaliſiren. Mögen ſie zu unerſchütterlichen Bäumen emporwachſen und in ihrem Schatten all unſere Freiheitshelden kämpfen, die der große Aufſchwung unſerer bewußten Zeit erwecken muß.

A. R.

Ludwig Feuerbach und die Philoſophie unſerer Zeit.

1. Feuerbachs Erſcheinung und Entwickelung. — 2. Der Panlogismus der Hegelſchen Philoſophie — 3. Das Recht des Idealismus. — 4. Der Widerſpruch der Freiheit des Denkens und ſeiner Abhängigkeit. — 5. Die Freiheit des Denkens. — 6. Wie befreit uns das Denken? — 7. Denken und Sein; Menſch und Natur. — Feuerbachs Mangel und Tugend.

1 Feuerbachs Erſcheinung und Entwickelung.

Die Bedeutung der befreienden Thaten Feuerbachs im Gebiete der Philoſophie haben vorurtheilsfreie Denker von jeher eingeräumt. Aber erſt jetzt ſcheinen die Wirkungen dieſer Thaten allgemein zu werden, jetzt nachdem die leidenſchaftlichen Stürme kämpfender Gegenſätze verrauſcht ſind und die Geiſter ſich zu einer philoſophiſchen Ruhe geſammelt haben. Das Feuer, in dem man den Städtebrand fürchtete, hat eine wohlthätige Wärme erzeugt, der man es gern verzeiht, daß ſie hie und da ein krankes Gehirn verbrannte. Das Verhältniß der Welt zu Feuerbach hat ſich damit weſentlich geändert; aus einer Sache der Nothwehr iſt eine Aufgabe aller denkenden Männer, das freie Problem unſerer Zeit geworden. Die Furcht vor dem deſtructiven Kritiker war offenbar nicht im Stande, die Reſultate ſeiner Forſchung zu beurtheilen, und wie will man auch einen Geiſt würdigen, den man nicht einmal genießen kann? Es iſt gewiß, daß der freie Sinn für eine fremde Perſönlichkeit, die congeniale Empfindung eines fremden Geiſtes, den Verſtand des Leſers befruchten muß, wenn er zu ſeinem Gegenſtande in einem ganz freien Verhältniß ſtehen will. Dieſes intime Verſtändniß, dieſe äſthetiſche Aufnahme des Gegenſtandes in unſer eignes Selbſt muß dem öffentlichen Urtheile über jede bedeutende philoſophiſche Erſcheinung vorangehen, wenn es unwiderſtehlich wirken und das Recht der Zeit im Ganzen gegen den Einzelnen zu wahren fähig ſein ſoll. Es iſt ſchwer die Achillesferſe zu treffen, wenn man den Achilles nicht erkannt hat. —

Unter den befreienden Philoſophen ſeines Zeitalters hat vielleicht Feuerbach das meiſte Recht, dieſen milden Sinn für ſeine Perſönlichkeit an ſeinem Kritiker in Anſpruch zu nehmen. Leidenſchaftlich bewegt von dem, was ihm als das Weſen der Dinge erſcheint, giebt er Gemüth und Phantaſie ganz den Principien hin, denen er huldigt. Er iſt in demſelben Augenblicke der philoſophiſche Forſcher, wo er von ſeinem Gegenſtande religiös ergriffen und poetiſch bewegt iſt. Jeden neuen Gedanken, den er ausſpricht, kündigt er durch die Leuchtkugeln der Phantaſie an, er vertheidigt ſein neues Princip durch den Zorn gegen das alte, er widerlegt das Alte durch die Begeiſterung für das Neue. So iſt die Entwickelung ſeiner Gedanken continuirlich, er ſtellt ſie hin, um ſie in Gemüth und Phantaſie aufzulöſen, er durchlebt ſie mehr, als er ſie entwickelt. Alle Gedanken Feuerbach's haben das Glück, jung zu ſterben, jeder entlaſſene Gedanke iſt für ihn ein ausgelebter, ein Leichnam, von dem er ſich wegwendet.

Ich folgere aus dieſen Thatſachen nicht, daß die Entwickelung Feuerbach's ohne innern Zuſammenhang, ohne leitendes Princip wäre, aber die aphoriſtiſche Form ſeiner Darſtellung wird ſich hieraus erklären. So viel iſt klar, daß man es in Feuerbach mit einer Perſönlichkeit zu thun hat, die mit ihren Principien ſo innig verwebt iſt, daß eine Kritik der letzteren nicht leicht ohne ein Verhältniß zu der erſtern bleiben kann. Ich füge kaum hinzu, daß es mir nicht einfällt, Feuerbach zum Gegenſtande eines beſondern Aperçu's zu machen, ich ſtelle ihn nicht in den Spiegel einer intellectuellen Anſchauung, ich ſtelle ihn nur in den ſeiner Schriften.

Dieſe Bemerkungen betreffen die formellen Anforderungen, welche eine Kritik Feuerbach's zu befriedigen hat. Das vollſtändige Verſtändniß dieſes Geiſtes iſt jetzt ein philoſophiſches Problem geworden. Man löſt das Problem nur, wenn man zwiſchen den großen poſitiven Reſultaten der Philoſophie Feuerbach's und ihrer einſeitigen Auffaſſung unterſcheidet, die Grenzlinie, welche dieſen Unterſchied bezeichnet, deutet zugleich den Weg des Kritikers an.

Der Charakter, der die ganze Entwickelung Feuerbachs beſeelt, iſt das intenſive Streben, die volle, ungetheilte Wirklichkeit in ihrem wahren Weſen zu erfaſſen. Es iſt daſſelbe Streben, derſelbe ungeſtüme Drang nach der Wahrheit, die die Welt im Innerſten zuſammenhält, welcher ihn dem Idealismus in die Arme wirft und ihn dann gegen den Idealismus für den Naturalismus begeiſtert. Die Quelle ſeiner Liebe und ſeines Haſſes, ſeiner Treue und ſeiner Empörung iſt dieſelbe urſprüngliche Kraft. Und mit dieſem Streben Hand in Hand geht eine glühende Sehnſucht nach lebensvoller Sinnlichkeit, er will die Wahrheit in ſinnlicher Gegenwärtigkeit genießen, ſelbſt da wo er ſie noch in dem reinen, bedürfnißloſen Denken findet. Der Idealismus iſt ſeine erſte Liebe. Die unſichtbare Welt offenbart ſich ihm mitten in der ſichtbaren aber als eine Macht, der gegenüber ſich die ſinnliche Beſtimmtheit nur auflöſen kann, das Individuum, als ein endliches, beſchränktes Weſen geht in der phyſiſchen und geiſtigen Totalität unter, aber grade in ſeinem Untergange, in der Auflöſung ſeiner Selbſtſtändigkeit, bewahrt es ſeine Idealität, indem es ſich mit der abſoluten Wirklichkeit vereinigt. In den Gedanken über „Tod und Unſterblichkeit“ ſpricht Feuerbach dieſe idealiſtiſche Weltanſchauung aus. Der Tod iſt ihm hier die höchſte Idealiſirung des Individuums, die Unſterblichkeit die Erinnerung des Individuums in den allgemeinen Geiſt, das Individuum als ſolches das ſchlechthin Beſchränkte und Nichtige. Mit theoretiſcher Todesluſt proclamirt Feuerbach den Tod als die wahre Affirmation des Menſchen durch das unendliche Weſen, gegenüber jenem gewöhnlichen theologiſchen Dualismus, der das Individuum nicht verewigen, ſondern nur verdoppeln kann. Das Jenſeits iſt entgöttert und die menſchliche Wirklichkeit durch einen ſeelenvollen Pantheismus idealiſirt. Feuerbach ſtellt das Weſen des Menſchen in den Vordergrund, er kann es freilich nur durch die Vernichtung des Individuums interpretiren, aber es iſt offenbar, daß er den Menſchen aus ſeiner illuſoriſchen zu ſeiner wahren Realität zurückführen will. In den allgemeinen menſchlichen Mächten, in dem Denken und in der Liebe feiert das Individuum ſeine Unſterblichkeit. Der ſinnliche Tod iſt nur die äußere Erſcheinung dieſes geiſtigen Todes. Abälards Unſterblichkeit ſind ſeine Gedanken und ſeine Heloiſe. Feuerbach ſchwelgt wie ein indiſcher Gott in der Anſchauung der reinen Subſtanz, und liebt wie Mahadöh die Bajadere, um in ihrer Umarmung zu ſterben.

Der Zauber dieſes überſpannten Pantheismus konnte den Geiſt Feuerbach's unmöglich lange feſſeln. Es iſt das erſte Gefühl des Ewigen, das ihn berauſcht, der abſtracte Gedanke des Abſoluten, der ihn durch ſeine imponirende Einfachheit überwältigt. Das Bewußtſein über das negative Verhältniß der Idee zur Wirklichkeit führt Feuerbach über dieſen Standpunkt hinaus. Der Kampf gegen den theologiſchen Dualismus und das excluſive Chriſtenthum erneuert ſich jetzt auf dem Gebiete der ſpeculativen Philoſophie. Es ſchließt dieſe nämlich einen ähnlichen Dualismus in ſich, den Dualismus des Gedankens und der poſitiven Wirklichkeit. Der ſpeculative Pantheismus kann die volle, lebensfriſche Wirklichkeit nicht ertragen, er verſenkt ſie in die Nacht des Abſoluten, wo ſie in logiſchen Gedankenſchemen erbleicht. Die Einheit des Gedankens und der Wirklichkeit, welche der Idealismus behauptet, iſt eine nur gedachte, keine wirkliche, lebendige

Einheit; ſo ſieht ſich der Idealiſt von neuem in den Dualismus der alten theologiſchen Traumwelt verwickelt, es iſt ein ewiger Zwieſpalt zwiſchen dem reinen, einſamen Denken und der ſinnlichen pulſirenden Wirklichkeit. Nur der trunkene Pantheiſt kann ſich auf einen Augenblick über dieſen Zwieſpalt täuſchen. Die Speculation und ihr abſoluter Idealismus iſt aber nicht die radicale Erlöſung von der dualiſtiſchen Zerriſſenheit des Menſchen, im Gegentheil ſie entfremdet ihn nur um ſo mehr dem ſinnlichen Dieſſeits, je energiſcher ſie mit der Negation des Individuellen Ernſt macht. Dieſe Negation war eine fromme Täuſchung in dem alten antikosmiſchen Chriſtenthume, ſie iſt ein nur erheuchelter Schein in dem modernen, verweltlichten Chriſtenthume, aber ſie iſt volle, imponirende Wahrheit in dem ſpeculativen Pantheismus. Feuerbach kehrt jetzt ſeine Waffen mit derſelben leidenſchaftlichen Erregtheit, mit derſelben Begeiſterung für die wirkliche Wahrheit gegen die ſpeculative Theologie, wie er ſie vorher gegen die gläubige Theologie gekehrt hatte. Es gilt dem Dualismus unter jeder Geſtalt. Feuerbach bricht mit dem Idealismus, den er immer heftiger anfeindet: er erweckt die Mächte der Natur, welche die Idee in einen Zauberſchlaf gebannt hatte, und führt ſie gegen den Terroriſmus des Gedankens ins Feld. An dieſen Punkt, an die Reaction Feuerbach's gegen den Idealiſmus im Namen der klaren, vollen, handgreiflichen Wirklichkeit, knüpfte ſich die weſentliche Bedeutung ſeiner Philoſophie. Es iſt zunächſt der Sturm eines genialen Naturaliſmus, den Feuerbach gegen das abſtracte Gedankenweſen der Philoſophie heraufbeſchwört. Die erdrückende Atmoſphäre wird gereinigt, die Geiſter fangen an freier zu athmen, die Philoſophie beginnt ihre undurchdringlichen Schulformen zu durchbrechen. Dieſe formelle Befreiung der Philoſophie gehört zu den poſitiven Verdienſten Feuerbach's. Die äußeren Bollwerke der in ihren Schulformen verſchanzten Metaphyſik halten den Angriff nicht aus; ſie werden erſtürmt und das Kreuz auf ihren Wällen wird zertrümmert. —

Aber die naturaliſtiſche Reaction Feuerbach's hat noch eine weitere materielle Bedeutung. Sie drängt nämlich das fundamentale Problem der Philoſophie in den Vordergrund: die Frage nach dem Verhältniſſe der Idee zu der Wirklichkeit als ſolcher. Es iſt die Frage, in welcher alle übrigen Fragen der Philoſophie ihren Grund und ihre Löſung finden. Hegel löſ'te dieſe Frage dialektiſch durch die *ſchöpferiſche Energie des Begriffs*. Es iſt bekannt, wie bald man an dieſem Punkte die tödtliche Stelle ſeiner Philoſophie entdeckt zu haben glaubte. Man wiederholte daſſelbe Problem unter den verſchiedenſten Formen. Bald war es das Verhältniß des Allgemeinen zum Einzelnen, bald der Uebergang der Idee zur Natur, bald das Verhältniß des abſoluten Geiſtes zur Welt oder der Nothwendigkeit zur Freiheit, welches man als die Hauptfrage behandelte. Hier begegnen ſich freilich von entgegengeſetzten Polen aus und in entgegengeſetzter Abſicht die orthodoxen Gegner Hegels und Feuerbach. Beide ſtimmen darin überein, daß man im Denken die Wirklichkeit nicht erreiche, ihr urſprünglicher Quell verſiege unter der Berührung des Denkens, die Steppe des Begriffs reiche nicht heran an die friſche, grüne Weide des Lebens. Aber dieſe Uebereinſtimmung führt zu den entgegengeſetzten Reſultaten. Während die Einen direct in den Himmel fahren, weil ſie ſich den Kopf an der unzugänglichen Wirklichkeit geſtoßen, öffnet Feuerbach ſeine Sinne und die Wirklichkeit liegt ganz vor ihm. Er ſtürzt ſich vergnügt der Natur in die Arme, um als Menſch von den letzten Qualen der Abſtraction zu geneſen. Die Himmelfahrt Schelling's und der Naturalismus Feuerbach's haben dieſelbe Quelle: die Ohnmacht des menſchlichen Denkens. Aber während der Eine dieſe Ohnmacht durch eine außerweltliche Freiheit verſchlimmert, verbeſſert der Andere die Schranke des denkenden Menſchen durch den ſinnlichen. Das ganze Intereſſe, welches der Humanismus an der Löſung jenes Problems nimmt, knüpft ſich daher an Feuerbach. Denn auf ſeiner Seite liegt die *menſchliche* Löſung. Ob er es *ganz* gelöſ't hat, ob man das Problem überhaupt auf Koſten des Idealismus löſen kann, iſt eine andere Frage, die eine Kritik Feuerbach's zu der ihrigen und zwar zu ihrer vorzüglichſten Aufgabe zu erheben hat, aber es iſt klar, daß Feuerbach die Löſung durch den Menſchen, alſo im Intereſſe des vollen Humanismus verſuchte. —

Erſt in dieſem Lichte gewinnt der Naturalismus Feuerbach's ſeine Bedeutung, er unterſcheidet ſich ſtark von dem air de famille der gewöhnlichen Naturaliſten. — Den Menſchen ohne Weiteres in die Natur und zwar die pure, blanke Natur zurückzuführen, dieſe Bemühung wäre weder neu, noch könnte ſie der heutigen Bildung gegenüber mehr, als ein flüchtiges Ferment ſein. In dem Zeitalter Rouſſeau's war dieſe Rückkehr zur Natur aus einer lügenhaften und entſittlichten Bildung eine erhabene, welterſchütternde That, ſie würde heute nicht ohne einen komiſchen Beigeſchmack bleiben. Wir wollen Feuerbach nicht ganz von dem Fehler Jean Jacque's freiſprechen, den wahren Menſchen in dem unmittelbaren zu finden, aber der Wille zu erſterem macht ſelbſt den Mißgriff mit dem letzteren zu einem liebenswürdigen Irrthume. Außerdem vergeſſe man nicht, daß eine Reaction in ihrem Gegenſatze ſich rechtfertigt. Rouſſeau's Naturalismus wird durch die Bourbonen zu einer göttlichen Wahrheit, die reine Natur wird durch den Hof der Ludwige ein unentweihter, heiliger Tempel. Und wenn man in unſrer Cultur auch nur eine Lüge nachweiſt, ſo hat man den Irrthum Feuerbach's glänzend vertheidigt.

Aber die Tendenz unſers Naturaliſten iſt offenbar noch eine weit tiefere. Feuerbach will die Idee in die Natur auflöſen, und alle Beziehungen des Menſchen zur Idee: Religion, Kunſt, Philoſophie durch die Natur interpretiren. Seine letzten Schriften athmen dieſen Gedanken, die Natur iſt ihm unmittelbar ein ideales Reich, er befriedigt ſich in ihr, wie ſich der Philoſoph in der ſpeculativen Idee des Abſoluten befriedigt, die Materie iſt nicht die todte res et causa, ſie iſt causa sui, er betrachtet ſie nicht mit dem Auge des Mechanikers, er betrachtet ſie mit dem Auge des Griechen. Sie iſt ihm eine göttliche Wirklichkeit, ein polytheiſtiſches Leben. Von hier aus verändert ſich Feuerbach's ganze Weltanſchauung. Die Natur iſt ihm die bleibende, nicht die tranſitoriſche Vorausſetzung aller menſchlichen Thätigkeit, das Wiſſen die durch das Denken gebildete Empfindung, die Wiſſenſchaft univerſale Empirie, der Geiſt univerſelle Sinnlichkeit, die Kunſt der offenbare Beweis von der Wahrheit des Sinnlichen, der Gegenſtand der Religion die phantaſtiſche Natur, die wahre Methode nicht dialectiſches Syſtem, ſondern generiſche Kritik, die Identität von Denken und Sein nur der wirkliche, leibhaftige Menſch, der beides in ſich vereinigt, die abſolute Identität iſt die Einheit von Ich und Du, die Liebe. Das iſt in wenigen Worten das Grundthema, das Feuerbach in ſeinen Schriften variirt. Die Kritik der Religion und der Philoſophie, wie er die erſtere im Weſen des Chriſtenthums, im Weſen der Religion und ſonſt, die letztere in der Kritik der Hegelſchen Philoſophie, in den Theſen zur Reform der Philoſophie und vor Allem in den Grundſätzen der Philoſophie der Zukunft ausführt, beruhen weſentlich auf dieſer Anſchauung. Es leuchtet ein, wie nach dieſen Vorausſetzungen das höchſte Object für Feuerbach das menſchliche Individuum iſt. Das Individuum iſt ihm urſprünglich ein ſinnliches Weſen, das ſich nur durch das Attribut des Geiſtes, alſo nicht ſeinem Weſen nach von der Natur unterſcheidet. Aber in dieſem weſentlichen Unterſchiede von der Natur, der nach Feuerbach nur attributiv iſt, liegt die Möglichkeit über die Natur hinauszugehen, und ſo jenen Widerſpruch des menſchlichen Bewußtſeins mit dem menſchlichen Weſen zu erzeugen, der das Individuum bis zur totalen Selbſtentfremdung forttreibt.

Dieſe mögliche Selbſtentfremdung iſt in der tranſcendenten Religion und in der theologiſchen Philoſophie zur Wirklichkeit geworden. Geſtehen wir die Prämiſſen zu, ſo liegen alle Folgerungen am Tage. Die Reſultate Feuerbach's ſind dann evident. Iſt nämlich jener Widerſpruch des natürlichen Individuums mit ſeinem Weſen, dem geiſtigen Menſchen, von Haus aus ein einſeitiger, abſtracter, dem wahren Weſen des Individuums widerſprechender, ſo iſt die Negation der Religion und der Philoſophie, die beide nur durch ihn erzeugt werden, unvermeidlich, das Individuum muß dann aus ſeiner Selbſtentäußerung wieder zu ſeinem Weſen, d. h. zur Sinnlichkeit zurückkehren und dieſe verläugnete Macht endlich mit Bewußtſein bejahen. Aber was heißt dies? Nichts anders als das Individuum vollendet ſich als dieſe affirmative Einheit ſeines urſprünglichen Bewußtſeins von dem es ausgeht, und ſeines Weſens, zu dem es ſich ſelbſt erhebt, es iſt in der harmoniſchen Uebereinſtimmung ſeines Denkens und ſeiner Empfindung wirklicher, wahrer, univerſaler Menſch. Der Sinn von Feuerbach's Principien, den freilich hie und da eine einſeitige Aeußerung wieder zu verdunkeln ſcheint, kann kein anderer ſein, als: dieſe Uebereinſtimmung des denkenden und ſinnlichen Individuums, die *harmoniſche Vollendung des ganzen Menſchen* iſt das wahre Ziel der Theorie und der Praxis*). Alſo nicht das nackte Individuum als bloßes Naturweſen, noch der in ſich bornirte Egoiſt ſind die Conſequenzen, mit denen man Feuerbach ad abſurdum führt, wie dies einige unklare Köpfe verſuchten; das Ideal Feuerbach's iſt das für die Welt offene Individuum, das ſich mit dem Sinn und Verſtande der Gattung auf die Natur und die anderen Individuen bezieht. So wenig Feuerbach die ethiſche Seite ſeiner Principien ausgebildet hat, und ſo ſchwer es ſein mag, ein ethiſches Syſtem aus ihnen abzuleiten, ſo ſchlägt doch offenbar in dem Sinn für die Gattung das Herz für die ideellen Mächte, denen der Menſch ſich *mit Religion* widmet, die er in ſich und in der Welt zu verwirklichen ſucht, und in der Anerkennung anderer mit mir identiſcher Weſen liegt eine große *ſittliche Gewalt*, die man den Principien Feuerbach's unmöglich abſprechen kann.

---

*) Und weil dieſe Harmonie erworben werden muß, ſo iſt Religion oder das Streben nach ihr und Philoſophie oder der Proceß zu ihr nichts andere als dieſe Gemüths- und Geiſtesbewegung, in der auch Feuerbach ſeine Befriedigung ſucht und findet; Niemand iſt religiöſer, Niemand mehr Philoſoph, als er.

Es iſt eine andere Frage, ob Feuerbach Politiker im engeren Sinne des Wortes iſt und ſein kann. In ſeinen Schriften iſt er es nicht, und es iſt begreiflich, warum die politiſche Frage für ihn eine nur ſecundäre ſein kann. Selbſt die Möglichkeit zugegeben, daß ſeine Principien beſtimmte Staatsformen aus ſich erzeugen könnten, ſo würden ſie dennoch über jede politiſche Verfaſſung hinausgreifen. Denken wir uns jene harmoniſche Vollendung der Individuen im Sinne Feuerbach's allſeitig verbreitet, ſo iſt ein politiſcher Zuſtand, eine beſtimmte Verfaſſung mindeſtens überflüſſig geworden, ebenſo überflüſſig als ſie für Fichte war, der es geradezu für das Ziel des Menſchen erklärte, keine Verfaſſung zu haben. Wenn man dem Individuum aus ſeiner urſprünglichen Kraft heraus eine *widerſpruchsloſe Einheit* mit ſich ſelbſt zugeſteht und in dieſer Einheit das höchſte Ziel des Individuums findet, dann offenbar kann die Politik nur noch pädagogiſches Mittel, aber nicht Selbſtzweck ſein. Wie ſoll dieſes Ziel erreicht werden? Die harmoniſche Einheit des Individuums mit ſich iſt nach Fichte und nach Feuerbach vollzogen, wenn es ſeinen urſprünglichen Zuſtand mit Freiheit bejaht, nach dem Einen in der Anerkennung des Sittengeſetzes, nach dem Andern in der Affirmation ſeines ſinnlichen Weſens.

Worin liegt nun die principielle Bedeutung Feuerbach's, worin beſtehen ſeine poſitiven Reſultate? Man wahre ſich gegen dieſe Fragen wie man will, man kann ſie weder als voreilig abweiſen, die Geſchicke der Philoſophie ſind zu eng damit verbunden, noch kann man ſich gegen ein Phänomen verblenden, das ſo klar und ſo gebieteriſch leuchtet. Es iſt kein Gegenſtand für den eiſernden Zorn des Theologen, es leuchtet doch und wenn er es zehn Mal verleugnet. Man begegnet dem Freigeiſt nur, wenn man ihn in ſeinen eigenen Bahnen aufſucht, ſie liegen über der Welt der Vorurtheile und der Autoritäten. man befreie ſich alſo von dieſem angſtvollen Druck, man werfe die finſtere Laſt von ſich, welche die Köpfe umnebelt, und man hat wenigſtens das Licht und die Luft gewonnen, worin die freien Geiſter athmen. Unzählige Angriffe, die ſich gegen Feuerbach richteten — man erinnere ſich an gewiſſe Theologen — waren ſchon aus dem einfachen Grunde fruchtlos, weil ſie blind waren. Sie verdienen kaum den Namen einer Kritik, weil ſie unter dem Niveau liegen, auf dem man mit freiem, ungetrübtem Auge die Geiſter erkennt. Eure Zauberformeln ſind veraltet, die Geiſter kommen nicht, wenn ihr ſie beſchwört, und ſie verſchwinden nicht, wenn ihr ſie bannt!

2. Der Panlogismus der Hegelſchen Philoſophie.

Wie verhält ſich die freie Philoſophie, alſo die Freiheit überhaupt zu Feuerbach? Das iſt die Frage, auf die eine vernünftige Kritik zu antworten hat. — Die Philoſophie Hegels, die unter allen Geſtalten der Philoſophie der Idealismus par excellence iſt und bleiben wird, wurde von ihrem Meiſter als die Wiſſenſchaft der Freiheit bezeichnet. Es war das erſtemal in der Geſchichte der denkenden Geiſter, daß der ganze Reichthum der Welt aus einem Gedanken, aus dem Gedanken der Freiheit begriffen wurde. Die ganze Welt ſtrahlte in einem andern Lichte, ſeitdem man in allen ihren Phänomenen die Offenbarungen ſeines eigenen Weſens und in ihrem Geſetze die ewige Sehnſucht und Beſtimmung der Geiſter erkannt hatte. Dieſes neue Weltbewußtſein mußte die Menſchen auf das Tiefſte ergreifen, der denkende Geiſt hatte den dichtenden übertroffen, der über die Welt der Herren und Knechte nur trauern, den Tag des Edlen nur weiſſagen, aber weder die eine vernichten, noch den andern beweiſen konnte. Die bewieſene Freiheit war der epochemachende Gedanke des Hegelſchen Syſtems. Die Macht dieſes Gedankens wirkte unwiderſtehlich; und in der That, es ſchien einen Augenblick, als ob die theoretiſche Geiſtesarbeit ſich in dieſem Individuum erſchöpft hätte und für die Zukunft nur noch eine Aufgabe bliebe: die Propaganda des Syſtems. Schon lebte in dem Munde eines der vorzüglichſten Anhänger dieſes Syſtems das Geiſterreich der Idee, welches als die neue Gemeinde das neue Evangelium über die Welt verbreiten ſollte. Dieſe Hoffnungen waren chimäriſch. Man wußte noch kaum, wie man den Rieſenbau dieſer Philoſophie zu betrachten habe, ob es eine gothiſche Kirche, oder ein heidniſcher Tempel ſei, ob das Chriſtenthum über das Heidenthum oder das Heidenthum über das Chriſtenthum triumphirt habe. Die Lage der Sache hatte offenbar zwei Seiten, und ſo lange es ſich bloß um den Plan des Baumeiſters handelte, konnte die Auslegung deſſelben doppelſinnig ſein, beide Parteien beriefen ſich mit ſcheinbar gleichem Rechte auf ihren Meiſter, ſie wehrten ſich mit ſeinem Schilde, aber dieſer Schild zeigte Janusköpfe. Die eigentliche Frage lag tiefer, man konnte ſie nur durch den Geiſt des Philoſophen, nicht durch ſeine Autorität entſcheiden. Ich will verſuchen, das Bild in die Sache zu überſetzen. Hegel bezeichnete den Weltproceß in der natürlichen und ethiſchen Welt als die Erſcheinungen des göttlichen Weſens, dieſes letzte war ihm die abſolute Vorausſetzung der Natur und des Menſchen, deren wahre Thätigkeit nur die Verwirklichung deſſen ſein ſollte, was jenes abſolute Weſen der Möglichkeit nach in ſich enthielt. Alſo war die ganze Weltbewegung als natürlicher und als ſittlicher Proceß im Grunde die Verwirklichung Gottes, alſo die Welt der wirkliche Gott und der menſchliche Geiſt die wahre Gegenwart des göttlichen. Wenn die Theologie ihre religiöſen Vorſtellungen aus dieſer ſpeculativen Lehre zu rechtfertigen ſuchte, ſo hatte ſie gewiß mehr die Namen, welche Hegel brauchte, als die Sache ſelbſt und ihren wahren Begriff im Auge. Es war klar, daß ſich nach dieſem Begriffe das Abſolute ohne Reſt in die Weltentwicklung auflöſen müßte, jede einſeitige und begrenzte Auffaſſung deſſelben war damit auf das härteſte angegriffen und die ganze Theologie, ſo weit ſie die Vorſtellungen des religiöſen Bewußtſeins zu definiren verſuchte, vielmehr in Frage geſtellt, als bewieſen. Den Standpunct des Theismus hatte die Hegelſche Dialektik radical widerlegt, eine ſo undialektiſche Vorſtellung wie die des Theismus konnte den Sturm des Gedankens nicht aushalten, ſie mußte ſich dem unerbittlichen Schickſale fügen, und die Frage konnte nur noch die ſein, ob man den außerweltlichen Gott in der Logik oder in der Anthropologie begraben ſollte. Doch blieb die Hegelſche Dialektik nicht ohne den Schein eines theologiſchen Hintergrundes. Sie vermochte es nicht, die Natur und den Menſchen als vorausſetzungslos, alſo als abſolute, ſelbſtſtändige Mächte zu begreifen. Sie bedurfte, um zu der reellen Wirklichkeit zu gelangen, jenes logiſchen Prius, aus deſſen ideeller Entwickelung erſt die materielle Welt reſultirt. So waren alſo die Thatſachen der Natur und des Bewußtſeins nicht aus ſich ſelbſt erklärt, ſie mußten als Reſultate gelten, welche man nur unter der Vorausſetzung eines ewigen Denkens begreifen konnte. Die Wahrheit beider war eine *vermittelte*, abgeleitete Wahrheit, die ganze natürliche und menſchliche Wirklichkeit ſchien, ihrer inneren, urſprünglichen Selbſtſtändigkeit beraubt, nur ein *Moment im Abſoluten*, nur ein Stadium ſeiner Selbſtvermittelung zu ſein. Das Hegelſche Syſtem erſchien in dieſem Lichte als ein logiſcher Pantheismus. Die abſolute Idee zeigte ſich als die weltdurchdringende aber zugleich negative Macht, in der alles individuelle Leben eine nur momentane Bedeutung hat. Das Individuum empfand den Genuß des Abſoluten nur, um ihn mit ſeinem Tode zu bezahlen, wie jener ägyptiſche Jüngling den Anblick des Bildes zu Sais. Es iſt die Seligkeit des Pantheiſten im Abſoluten zu ſterben. Dieſe Seligkeit hat Feuerbach in ſeinen Gedanken über Tod und Unſterblichkeit empfunden. Der Panlogismus der Philoſophie, der ihn damals begeiſterte, iſt ſpäter der Gegenſtand ſeiner heftigſten Angriffe geworden.

Man opferte dem abſoluten Denken die individuelle Selbſtſtändigkeit, aber das Denken ſchien die Wirklichkeit ſelbſt zu verzehren. Nicht nur die ſelbſtſtändige Wirklichkeit, ſondern die Wirklichkeit überhaupt erſchien unmöglich, ſobald ſie aus einer logiſchen Vorausſetzung mit immanenter Nothwendigkeit folgen, und der Geiſt über die ſinnliche Welt hinaus zu einem ſupranaturalen Gedanken flüchten ſollte, um das Weſen der Welt zu erfaſſen. Kann ich die Welt nur aus den Gedanken erklären, dann kann ich ſie auch nur im Gedanken wirklich erreichen, die ganze ſinnliche Welt ruft dann vergebens dem Denker ihr Noli me tangere zu, ſie iſt dann nur ein Moment ihres immanenten Gedankens. Der Reichthum des individuellen Lebens ſtirbt zu Begriffen ab und das Schattenreich der Logik ſcheint über die ganze Wirklichkeit verbreitet: es giebt keine Oberwelt mehr. In jedem Gedanken wiederholt ſich der Raub der Proſerpina: arme Proſerpina!

In den Armen Plutos biſt Du der Unterwelt auf ewig verfallen und Deine Blumen ſind auf ewig verwelkt!

3. Das Recht des Idealismus.

Iſt der Sinn des Idealismus in der That ſo räuberiſch, daß er nach dem Blute des Lebendigen dürſtet, dann ſind die Klagen gegen ihn gerechtfertigt. Er iſt dann kein welterleuchtendes, ſondern ein weltverzehrendes Feuer, das man je früher, deſto beſſer löſchen muß. Feuerbach's Empörung gegen den Idealismus findet hierin ihre principielle Bedeutung, und ſie hätte vollkommen Recht, wenn der Idealismus in der That der individuellen Freiheit und dem Reichthume des ſinnlichen Lebens ſo ganz Unrecht thäte. Wem der Idealismus nur das ſtarre Antlitz der Gorgo und kein bewegtes Menſchengeſicht zeigt, der erſtarre oder greife nach den Waffen des Perſeus. Du biſt grandios, Meduſenhaupt, aber dir droht das Schwert des griechiſchen Helden. — Doch einen Augenblick Geduld, ehe wir den Idealismus zu dieſem Streiche verurtheilen. Man giebt ihm Schuld, die Natur verödet, die Freiheit unterdrückt, dem Menſchen ſein Weſen entfremdet, die lebensfriſche Sinnlichkeit in die Geiſter der Proſerpina verwandelt zu haben. Ich gebe die Möglichkeit dieſer Verbrechen zu, aber dieſe antikosmiſchen Tendenzen ſind nur die Irrthümer, nicht die Wahrheit des Idealismus. Er ſelbſt kann ſie unmöglich eingeſtehen, und wenn er es thut, ſo ſind ihm ſeine Geſtändniſſe auf der Folter erpreßt worden. Mit welchem Rechte nennt er ſich denn noch das Syſtem der Freiheit, die Wiſſenſchaft des Wirklichen, wenn er beides mit ſeinem verzehrenden Hauche tödtet? Man ſagt, der Idealismus reiche nicht heran an die poſitive Wirklichkeit, er vermöge nicht ſie als ſelbſtſtändige Wahrheit, als Subject ihrer ſelbſt zu faſſen. Ich frage einfach, warum nicht?

Es mag ſein, daß die Hegelſche Philoſophie einen theologiſchen Druck auf die Welt und die Fülle ihrer empiriſchen Geſtalten ausübt, daß die Idee mit einer ſubſtantiöſen Gewalt das Subject mehr erdrückt als befreit, daß die Atmoſphäre des Denkens hier noch ſchwerathmig auf der lebendigen Wirklichkeit laſtet, man befreie uns von dieſem herriſchen Drucke, aber man laſſe die Principien nicht büßen, was eine einſeitige Ausführung derſelben verſchuldet hat. Ich nehme den Idealismus für die Freiheit in Anſpruch. Ich behaupte mit Feuerbach, man muß die reale Wirklichkeit, die ſichtbare Welt als Subject ihrer ſelbſt faſſen, wenn man mit ihrer Selbſtſtändigkeit nicht zugleich ihre poſitive Wahrheit einbüßen will; ich bin ebenſo mit Feuerbach überzeugt, daß eine weltloſe, abſtracte Logik nicht im Stande iſt bis zu dieſem Kerne vorzudringen. Aber wo liegt dieſer Kern? Wo finde ich dich, unendliche Natur? Feuerbach erwiedert: „in meinen Sinnen, in meiner Empfindung. Nur in meine Empfindung kann ein anderes ſelbſtſtändiges Weſen eintreten, denn nur in der Empfindung werde ich mir des anderen als eines wirklich von mir unterſchiednen Weſens, alſo als Subject ſeiner ſelbſt bewußt. Das Denken kann über die formelle Identität mit ſich nicht hinaus, es kann nie in das reale Gegentheil ſeiner ſelbſt, alſo in die Materie eindringen, ohne ſich ſelbſt zu negiren, jedes ſelbſtſtändige Weſen wird ſelbſtlos, ſobald es der Gedanke in Beſitz nimmt, er iſt die tödtliche Lava, welche die Oberwelt zur Unterwelt verſteinert." Gewiß, das formelle abſtracte Denken hat nicht die Energie, ſeinen realen Unterſchied frei aus ſich zu entlaſſen, aber ſollte die Empfindung in der That den inneren, urſprünglichen Quell eines Weſens erfaſſen? Geben wir zu, was pſychologiſch nicht zugegeben werden kann, ſo können wir die Sinne doch nur ein *einzelnes* Weſen in ſeiner Selbſtſtändigkeit offenbaren. Habe ich in der Empfindung die individuelle Freiheit erfaßt, ſo bin ich doch nur auf *einen* Punkt in dem Weltall angewieſen, und wäre es der Kuß, in dem ich die Seele dieſes Mädchens empfinde, ich kann die Welt darüber vergeſſen, aber ich bin doch nur ein glebae adscriptus. Die Autonomie der ganzen ſichtbaren Welt können mir die Sinne nicht offenbaren. Feuerbach ſagt: dies thut die *univerſelle Sinnlichkeit*, in der ſich der Menſch ſpecifiſch von den Weſen der Natur unterſcheidet. Alſo über das „*Hier*“ in der ſinnlichen Gewißheit, über das „*Du*“ in der Liebe wären wir hinaus, der Sinn für das Univerſum ſoll mir die Freiheit des Weltalls offenbaren. In dem „Dieſes“, in dem „Hier“, in dem „Du“, das ich *empfinde*, offenbaren ſich mir ſeelenvolle Weſen, ich genieße den Augenblick, der ſie mir bringt, mit jugendlicher Luſt: „hier iſt Ceres, hier iſt Bacchus Gabe und du bringſt den Amor, liebes Kind!“ Aber hinter dem Gotte der Freude lauert ſchon die Braut von Corinth. Die Autonomie des Univerſums, das Sein des Subjects ſeiner ſelbſt geht mir in dieſer Empfindung nicht auf. Ich muß aus den Sinnen und ihrem Polytheismus zu „der univerſellen Sinnlichkeit“ flüchten. Hüte Dich, Jüngling von Athen, Du biſt auf dem Wege nach Corinth!

Ich will das in ſeiner Allgemeinheit erfaſſen, was ich im Einzelnen empfunden habe, der Sinn für das Univerſum ſoll die Wahrheit meiner Sinne beſtätigen, ich will den Polytheismus durch den Monotheismus rechtfertigen. Und dieſe univerſale Freiheit, die immanente Selbſtbeſtimmung der Welt, das Sein als Subject ſeiner ſelbſt, wie kann es ſich mir offenbaren? Als Empfindung gewiß nicht, als Vorſtellung nur in der religiöſen Phantaſie, die in frommer Selbſttäuſchung den Himmel bevölkert. Die Beziehung zum Univerſum, der Sinn für daſſelbe wird in mir eine andere univerſelle Thätigkeit, das Denken entbinden. Feuerbach geſteht dieſe Thätigkeit auch ohne Weiteres dem Menſchen zu, „nur ſoll das Denken ſich mit ſeiner einfachen, natürlichen Stellung begnügen, es ſoll den Menſchen nicht zum einſeitigen Philoſophen, es ſoll ihn zum ganzen Menſchen machen, es ſoll ſeine Sinnlichkeit nicht verleugnen, es ſoll ſie bejahen, es ſoll ſich nicht als die Vorausſetzung der Sinne, es ſoll ſich als ihr Reſultat anſehen, es iſt nicht das Weſen, ſondern blos das Attribut des Menſchen.“ Feuerbach fährt fort: Es iſt der Irrthum der ganzen neueren Philoſophie ſeit Carteſius, dieſe Wahrheit verkannt zu haben, ſie nimmt das Reſultat für die Vorausſetzung und eine Eigenſchaft für das Weſen. Das Denken ſagt ſich von den Sinnen los, es will aus eigner Machtvollkommenheit die Wahrheit erkennen, es fängt vorausſetzungslos aus ſich ſelbſt an, anſtatt ſich aus ſeinem realen Gegentheile zu erzeugen, es iſt mithin nicht das univerſelle, ſinnliche, ſondern das einſeitige ſupranaturale Denken, es iſt nicht empiriſche, ſondern formelle Thätigkeit, ſein Subject iſt nicht der Menſch, ſondern der Philoſoph, ſeine Identität nicht die wirkliche, ſondern die blos gedachte Identität des Subjectiven und Objectiren, nicht die Identität von Denken und Sein, ſondern blos die Identität des Denkens mit ſich ſelbſt. Dieſes Denken iſt das imaginäre, nicht das wirkliche Denken, ſeine Wahrheit iſt ohne ſinnliche Realität, das bloße Hirngeſpinſt der Philoſophie. Dies heißt: die Geſchichte der ganzen neueren Philoſophie iſt die Geſchichte einer Uſurpation. Das Denken hat die Herrſchaft des Menſchen uſurpirt, es hat die ganze Wirklichkeit in Gedanken verwandelt, wie einſt König Midas Alles in Gold verwandelte. Die Sinne müſſen ſich gegen das Denken empören, der Uſurpator muß entſetzt und aus einem unrechtmäßigen Herrſcher ein rechtmäßiger Unterthan werden. Das Denken iſt nicht der Befehlshaber, es iſt der Beauftragte der Sinne. Dieſe waren bisher der verachtete tiers état und Feuerbach iſt zugleich ihr Siéyes und ihr Mirabeau geworden. Alſo das Denken höre auf ſich zu rühmen, daß ihm Hören und Sehen vergangen iſt, es fange an zu ſehen und zu hören, oder es wird die Thorheit des Midas mit deſſen Ohren bezahlen. Die neue Philoſophie Feuerbach's proclamirt die Revolution der Sinne gegen das abſolute Königthum des Denkens, es ſoll aus ſeinem einſamen monarchiſchen Idealismus zu ſeiner einfachen und geſetzmäßigen Stellung zurückkehren, die Sinne nehmen ihm alle ſeine vorzüglichen Rechte, ſelbſt das Veto gegen die Sinne hört auf, ſie laſſen ihm nur ein formelles Recht, das Beſtätigungsrecht ihrer Decrete. Das Verhältniß des Denkens zu den Sinnen iſt nach Feuerbach aus einem primitiven zu einem ſecundären geworden. Das Denken ſoll ſich nicht aus ſich ſelbſt, ſondern aus ſeinem realen Gegentheile, aus der Sinnlichkeit erzeugen, es ſoll den Inhalt der Sinne dem Bewußtſein zuführen, es ſoll ſich durch die Anſchauung rectificiren, um aus ſeinem einförmigen und unwahren Kreislaufe in die reale Bahn der Ellipſe zu treten. Alſo hat das Denken nach Feuerbach nur noch die Bedeutung, den Sinnen nachzugehen und ihren Inhalt zu bilden, es iſt nur die eine Seite in der gebildeten Empfindung, es iſt nicht die Seele, nur das Organ der Empfindung. Das Denken nimmt alſo ſeinen Inhalt nicht mehr aus ſich, es iſt mithin nicht mehr das freie, ſich ſelbſt beſtimmende, es iſt das *abhängige, durch die Empfindung beſtimmte Denken*. Wir befinden uns offenbar in einem Dilemma.

Kann das Denken ſeinen Inhalt nur aus der Empfindung und den Sinnen nehmen und iſt ſeine Thätigkeit keine andere, als die Bejahung dieſes Inhaltes, dann hat man von dem Denken nichts Neues zu hoffen, man kann nur fürchten, daß es dieſen Inhalt corrumpirt, es iſt mithin überflüſſig. Wenn aber der Denker auch nur in Einem Gedanken einen anderen von der Empfindung unterſchiedenen Inhalt zu ſeinem Gegenſtande hat, dann iſt es nicht das abhängige, durch die Empfindung beſtimmte, es iſt das *freie, unabhängige, ſich ſelbſt beſtimmende Denken.*

Wir haben die Wahl, entſcheiden wir uns zunächſt im Sinne Feuerbach's! das Denken als die Bejahung der Sinne, und nichts weiter als dies, iſt eine unmögliche Thätigkeit. Warum ſoll das Denken noch die Thatſachen der Sinne bejahen? Dieſe Wiederholung iſt ebenſo überflüſſig, als langweilig. Das Denken hat dann die Ausſagen der Sinne blos zu Protocoll zu nehmen, ein Galeerendienſt wäre mir lieber? Aber noch ſchwieriger und unbegreiflicher wird der Proceß, wenn man fragt, wie kann das Denken die Sinne bejahen? Iſt nach Feuerbach die Sinnlichkeit das reale Gegentheil des Denkens, ſo iſt dieſe Bejahung unmöglich. Wie iſt die einfache Bejahung ſeines realen Gegentheils zu begreifen? In der Empfindung wohl, aber in der Empfindung bejahe ich mich ebenſo ſehr wie das von mir empfundene Weſen, oder ich verneine beides. Aber im Denken? Wenn das Denken auf dieſe Frage Feuerbach mit einem einfachen „Ja" geantwortet hat, ſo iſt die Frage peinlich und das Geſtändniß die Folge einer Tortur geweſen. Ich muß Frage und Geſtändniß verwerfen. Aber, erwiedert Feuerbach, das Denken iſt das Attribut der Sinnlichkeit, wie ſollte das Attribut nicht ſeine Subſtanz und ſeinen Urſprung bejahen? Gewiß, iſt das Denken das Attribut der Sinnlichkeit, ſo iſt die Anerkennung derſelben nur der Tribut, welchen der Vaſall ſeinem Lehnsherrn ſchuldet. Aber iſt es das Attribut? Ich wiederhole nur das Princip Feuerbach's: iſt die Sinnlichkeit das reale Gegentheil des Denkens, ſo kann das Denken unmöglich das Attribut der Sinnlichkeit ſein. Denn offenbar ſetzt das reale Gegentheil auf der einen, das reale Gegentheil auf der andern Seite voraus. Es iſt dann ein doppelter Widerſpruch, wenn Feuerbach verlangt, das attributive Denken ſolle ſich aus der Sinnlichkeit als ſeinem realen Gegentheile erzeugen. Ein Attribut kann ſich nicht ſelbſt erzeugen, ohne aus einem Attribut ein ſelbſtſtändiges Weſen zu werden, ebenſo wenig kann ſich das Eine aus dem Andern als ſeinem realen Gegentheile entwickeln, wenn es nicht in ſeinem Gegentheile zugleich ſeinen Gegenſtand, alſo ſein eigenes Weſen findet. Wir müſſen mithin entweder den realen Unterſchied zwiſchen Denken und Sinnlichkeit oder die Abhängigkeit des Denkens von der Sinnlichkeit aufgeben. Der Sinn von Feuerbach's Principien drängt zur Entſcheidung für das Letztere. Es iſt nicht das denkende Weſen, das ſich verſinnlicht, es iſt vielmehr das ſinnliche Weſen, welches denkt. Das Denken iſt nur das Prädicat der Sinnlichkeit, es ſpricht nur aus, was die Sinnlichkeit iſt, es lieſt die Sinne im Zuſammenhange. Und iſt das Denken nichts weiter, als dieſe durch die Sinne und ihre Empfindungen bedingte Thätigkeit, ſo fühle ich mich zu der Frage verſucht: warum iſt es überhaupt? Das bewegende, urſprüngliche Princip der Sinnlichkeit iſt es nicht, wenn es nur ihr Prädicat iſt, ſonſt wäre die Sinnlichkeit eine todte Galeere, die von ihren Sclaven gelenkt wird. Und wenn das Denken nur ein aus der Sinnlichkeit reſultirender Proceß iſt, ſo iſt jeder Gedanke, der über den Charakter der Empfindung hinausgeht, entweder ein unbegreiflicher Einfall, oder wenn er das Geſetz der Wirklichkeit enthält, der vollgültige Beweis für die Freiheit des Denkens.

4. Der Widerſpruch der Freiheit des Denkens und ſeiner Abhängigkeit.

Feuerbach kennt ſolche Gedanken, er iſt deßhalb in dem Widerſpruche befangen, die Freiheit des Denkens zugleich mit ſeiner Abhängigkeit zu behaupten. Ich will nicht fragen, wie Feuerbach dazu kommt, die gebildete Empfindung zum Princip der Philoſophie zu machen, alſo nicht nur die Empfindung, ſondern auch das Denken mit Bewußtſein zu bejahen, er geht nirgends auf dieſe Kritik ſeiner Philoſophie ein; und ich will nur die Gedanken zu Zeugen nehmen, welche er ſelbſt ausſpricht. Dieſe Reflexion des Menſchen auf ſich ſelbſt und auf die Handlungen ſeiner Intelligenz iſt nach Feuerbach unbegreiflich. Wenn aber Feuerbach von einem Anſich der Natur ſpricht, das er der menſchlichen Erkenntniß entzieht, ſo hat er freilich weder der Abhängigkeit des Denkens, noch ſeiner formellen Thätigkeit widerſprochen. Das bloß formelle Denken, das ſeinen Inhalt nur aus der Empfindung nimmt, kann allerdings die Räthſel der Natur nicht löſen. Aber woher kommt jenes unbegreifliche Anſich? Aus der Empfindung nicht, auch nicht aus dem Denken, alſo woher? So hingeſtellt iſt es ein directer Wegweiſer ins Jenſeits und es bleibt uns nichts übrig, als verzweifelnd auszurufen: „Schelling, ich folge Dir!“ Aber auf der andern Seite läßt Feuerbach die ganze volle ungetheilte Wirklichkeit ohne Reſt in den ganzen, vollen, ungetheilten Menſchen eintreten. Der Menſch ſoll das Sein als Subject ſeiner ſelbſt faſſen d. h. mit andern Worten, er ſoll das freie Univerſum, die autonome Welt erkennen. In der Empfindung kann ſich mir die Freiheit der Welt nicht offenbaren, weil ich die Welt nicht empfinden kann. Vielleicht in der denkenden Empfindung? Ich müßte mir von der Empfindung die Freiheit und von dem Denken die Welt ſchenken laſſen, um zu der freien Welt zu gelangen. Aber dieſes Kunſtſtück könnte nur auf einen Augenblick täuſchen. Was ich empfunden habe, habe ich nicht gedacht und was ich gedacht habe, habe ich nicht empfunden. Ich kann mithin nicht die Welt aus der Freiheit und die Freiheit aus der Welt beweiſen. Wie ſollte ſich auch dem abhängigen Denken die Freiheit der Welt, das Sein als Subject ſeiner ſelbſt offenbaren? Ich würde wähnen Jehova im feurigen Buſch zu erblicken.

Nur der Freiheit kann ſich die Freiheit offenbaren, ſie bleibt dem Sclaven ein undurchdringliches Geheimniß, dem Gläubigen ein unbegreifliches Wunder. Iſt es alſo Feuerbach wirklich damit Ernſt, daß die Philoſophie die Wiſſenſchaft des Wirklichen in ſeiner Totalität ſein, daß der Menſch das Univerſum in ſeiner Autonomie, das Sein als Subject ſeiner ſelbſt, alſo als freies Sein erfaſſen ſoll, ſo hat er damit die Freiheit des Denkens behauptet. Die Selbſtbeſtimmung der Welt erfüllt ſich im Menſchen, das iſt der Sinn des Denkens und ſeiner Freiheit. Der Menſch denkt nur, weil das Sein Subject ſeiner ſelbſt iſt, aber eben deßhalb denkt auch der Menſch als Subject ſeiner ſelbſt, nicht als Prädicat ſeiner Sinne. Alſo iſt es doch klar, daß die Welt ſich ſelbſt in dem denkenden Menſchen begreift, daß das Denken, welches ſeine Geſetze erfüllt, zugleich das Herz der Welt durchdringt, daß es ſich um den Mittelpunkt der Welt und zugleich um ſeinen eigenen bewegt, es iſt mithin nicht nöthig, daß es ſich der Empfindung unterwirft, um ſtatt des einförmigen Kreislaufes die reale Bahn der Ellipſe zu beſchreiben.

5. Die Freiheit des Denkens.

Das Denken iſt das Reſultat der Sinnlichkeit, das Prädikat des Seins — ſagt Feuerbach — und man wird in dieſer Auffaſſung die relative Wahrheit nicht verkennen, aber man löſe ihre Einſeitigkeit auf, indem man hinzufügt, das Denken iſt ebenſo die innere Wahrheit, wie es das Subject des Seins iſt. Wir halten feſt an dem Principe Feuerbach's und laſſen ihn ſelbſt ſeine Einſeitigkeiten löſen. Iſt es ihm Ernſt mit der Freiheit des Seins, mit der autonomen, auf ſich ſelbſt beruhenden Wirklichkeit, ſo löſen ſich ſeine Widerſprüche in das freie, ſich ſelbſtbeſtimmende Denken auf, und Feuerbach ſteht alſo doch auf der Warte des Idealismus. Freilich iſt das Denken, das ſich ſelbſt in der realen Welt erkennt, weil die Welt ihre Selbſtbeſtimmung in dem Denken vollendet, nicht die abgeſchiedene, von den Sinnen unberührte Thätigkeit, die aus der formellen Identität mit ſich nicht hinaus zu der realen Einheit mit dem Sein kommen kann. Wäre das Denken in der That dieſer todte, abgeſchiedene, drückende Formalismus, ſo wäre die Kritik Feuerbach's ganz gerechtfertigt, er könnte ſogar noch weiter gehen. Die Sinne können das Denken entbehren, wenn ſie es blos beſchränken können. „La mort sans phrase" urtheilte Siéyes über den König, nachdem er den dritten Stand für die Seele des Staates erklärt hatte. Wer ſich den Thron Louis XVI. anmaßt, der gehört auf die Bank der Angeklagten, wo Louis Capet ſaß! Ein Bourbone vor dem Gerichtshofe des Volkes iſt ein herrlicher Anblick! Aber wo hatteſt Du Deine Augen, als Du den

Helden der Gironde für einen Deſpoten anſahſt? Man greift die Gironde an, ſchützen wir ſie mit unſern Schilden!

Feuerbach kann ſeine Anklagen gegen das Denken nicht beweiſen oder vielmehr er beweiſt ſie aus einer unbewieſenen Vorausſetzung. Das Denken hat eine Wahrheit in dem denkenden Menſchen. Gewiß! Und der denkende Menſch iſt der ſinnliche, alſo kann das Denken über die Sinnlichkeit nicht hinausgehen, ſeine ganze Thätigkeit iſt mithin eine durch die Empfindung beſtimmte, abhängige Thätigkeit. Die Sache ſcheint ſonnenklar. Aber wer ſagt mir, daß der Menſch nur als ſinnliches Individuum denkt? Feuerbach ſagt es, aber er beweiſt es nirgends. Er widerſpricht vielmehr dieſer Vorausſetzung, indem er das Sein, die Welt überhaupt als Subject ihrer ſelbſt faßt. Die univerſale Freiheit kann offenbar nur einem univerſalen Weſen aufgehen, und wenn ſich die Selbſtbeſtimmung der Welt in dem denkenden Menſchen vollendet, ſo iſt der Schluß wohl einfach genug, daß der Menſch nicht als *ſinnliches Individuum*, ſondern als *univerſales Weſen* denkt. —

Aber wie iſt mir denn? Sind wir nicht in den alten Dualismus der Theologie und Speculation zurückgekehrt, von dem uns Feuerbach befreit hat? Haben wir uns deshalb einen Augenblick an dem Lichte des Tages erquickt, um auf einem Umwege wieder in die Unterwelt hinabzuſteigen? Iſt der Philoſoph dazu verdammt, dem Menſchen das Schattenreich zu verkünden? Können wir den Streit um den Menſchen zwiſchen Denken und Sinnlichkeit nur ſchlichten, wenn wir (mit ſalomoniſcher Weisheit) den Menſchen in Stücke reißen? Ein abſcheulicher Dualismus, wenn der Menſch beides in ſich vereinigt, ohne das eine zugleich im andern zu ſein, wenn er nur auf Koſten der Sinne denken und nur auf Koſten des Denkens ſinnlich ſein kann. Dieſer Widerſpruch wäre nicht zu ertragen. Er iſt nur *ſcheinbar* gelöſt, wenn Feuerbach auf eine *unmittelbare*, *ſinnliche* Einheit beider dringt, ſeine eigenen Principien durchbrechen die Schranken des ſinnlichen Individuums und löſen damit jene Einheit wieder auf, — er iſt *wirklich* gelöſt durch die Principien des Idealismus. Der Idealismus beſchränkt den Menſchen nicht auf das Denken, er erhebt ihn zur Freiheit des Denkens. Dieſe Freiheit iſt nicht der einſame Selbſtgenuß des Philoſophen, ſie iſt die ganze volle menſchliche Freiheit. Allerdings löſt ſich in dieſer Freiheit das Individuelle in das Allgemeine, das Sinnliche in das Geiſtige, das Natürliche in das Sittliche auf, aber die Auflöſung des Einen iſt keine unfreie Vernichtung, ſondern eine ſelbſtſtändige Entwickelung, und in der Hingabe an das Andere erfüllt das Individuum nur ſeine eigenen Geſetze, es wird nicht das Opfer eines fremden Gottes.

6. Wie befreit uns das Denken?

Das Denken befreit den Menſchen nicht von den Sinnen, es befreit die Sinne ſelbſt. Der Idealismus beweiſt mit der Freiheit des Denkens zugleich die Idealität der ſichtbaren Welt, mit der Freiheit des denkenden zugleich die Idealität des ſinnlichen Menſchen. Feuerbach ſagt: „Sehen iſt Denken.“ Allerdings, das iſt die Sache. Man hört nicht auf zu ſehen, wenn man die Welt mit Plato's Augen anſieht, im Gegentheil man fängt erſt an recht zu ſehen, wenn man den Gegenſtand in ſeiner Realität empfindet. Das ideale Sehen iſt das verwirklichte Denken. Nur der ideale Sinn vermag ein anderes Weſen in ſeiner Selbſtſtändigkeit zu bejahen. Die bloße Empfindung vermag es nicht und wenn ihr Feuerbach die Energie zuſchreibt, ein Object in ſeiner Freiheit, in ſeiner Beziehung auf ſich zu erfaſſen, ſo hat ihm dies Geheimniß nur das Denken verrathen. Alſo iſt es nicht die Empfindung, welche denkt, es iſt vielmehr das Denken, welches empfindet; nicht die Empfindung, welche das Denken beſchränkt, ſondern das Denken, welches die Empfindung befreit, alſo kein beſchränktes Königthum, ſondern griechiſche Freiſtaaten! – Und hat das Denken wirklich die Energie, die Sinnlichkeit zu durchdringen, die Welt in ſichtbare Gedanken zu verwandeln und die reale Wirklichkeit zu bejahen, ohne ſie in ihrer Selbſtſtändigkeit zu verletzen? Wenn das Denken univerſale Selbſtbeſtimmung iſt, dann hat es dieſe Energie gewiß, denn offenbar iſt das reale Gegentheil des Denkens ein ſich ſelbſtbeſtimmendes Weſen und alſo im Begriffe der Selbſtbeſtimmung mit dem Denken identiſch. Die Identität vom Denken und Sein iſt alſo eine reale Identität, die auf dem wirklichen Unterſchiede von Subject und Object, von Denken und Sein beruht. Wer die Wirklichkeit poſitiv aus ſich ſelbſt erklären oder, um mit Feuerbach zu reden, das Sein als Subject ſeiner ſelbſt auffaſſen will, der muß offenbar Beides aus ſeiner immanenten Selbſtbeſtimmung begreifen. Die Dialektik der Selbſtbeſtimmung iſt die Freiheit, in den Geſetzen der Freiheit offenbart ſich uns das Weſen der Wirklichkeit, es iſt deshalb die Aufgabe der neuſten Philoſophie, die Wirklichkeit in dieſen Geſetzen zu erkennen. Die Philoſophie, die mit dem Charakter der Weltweisheit Ernſt macht und nichts weiter als die Wiſſenſchaft des Wirklichen in ſeiner Totalität ſein will, wird daher die Identität von Denken und Sein als ihr nothwendiges Princip proclamiren müſſen. Man wende uns nicht ein, daß wir dieſe Identität doch nur auf dem Gebiete des Denkens erobert haben, daß ſie mithin nur ein Gedanke, nur die Imagination des Subjects und keine poſitive Wahrheit wäre. Und ſelbſt wenn ſie „nur ein Gedanke“ wäre, ſo wäre die Wahrheit deſſelben geſichert, ſobald das Denken in dem ſelbſtſtändigen Sein nicht mehr ſeine Schranken, ſondern ſeine Beſtätigung, alſo ſeine

Wahrheit findet. Aber man hat offenbar jene Identität nur von Einer Seite geſehn, wenn man ſie für einen bloßen Gedanken erklärt. So lange ſie ſich nur in der Sphäre des Denkens verwirklicht, iſt die Identität von Denken und Sein der ewige Widerſpruch mit ſich ſelbſt, in keinem Gedanken zum vollen Ausdruck ihrer ſelbſt zu gelangen, ihre Selbſtſtändigkeit nur mit der Miene der Unſelbſtſtändigkeit zu behaupten, ihren weltbewegenden Inhalt in die Form des reinen Denkens einzuſchränken. Dieſer innere Widerſpruch der Idee mit ſich treibt über die Beſtimmtheit jeder Kategorie und endlich über das Gebiet des abſtracten Denkens ſelbſt hinaus, ſeine wahre Löſung iſt das ſelbſtſtändige Sein, die Natur und der Menſch. Das Reich der logiſchen Abſtraction hat das große Verdienſt die Dialektik der Selbſtbeſtimmung rein darzuſtellen, und den Gedanken der Freiheit in ſeiner einfachen Beziehung auf ſich zu entwickeln, aber ſo wenig die Selbſtbeſtimmung abſtract bleiben kann, ſo wenig vermag die Logik der Philoſophie einen ſupranaturalen oder theologiſchen Hintergrund zu ſichern. Sie iſt eine wiſſenſchaftliche Abſtraction, nichts weiter. Die logiſche Idee iſt der Diplomat, der ſeine weltlichen Abſichten zu diſſimuliren weiß; doch nein, das Bild drückt die Sache nicht aus, die Diplomaten ſind die Feinde der Freiheit. Alſo die logiſche Idee iſt Brutus, der das Orakel von Delphi verſtanden hat und ſich verſtellt, um es zu erfüllen. Er erkennt in der Erde ſeine Mutter und bringt ſeinem Vaterlande die Freiheit. Ihr ſcheltet den Brutus, weil Ihr ihn nicht verſteht. Hütet Euch vor dem Schickſale der Tarquinier!

8. Denken und Sein. Menſch und Natur.

In der That, es iſt leicht einzuſehen, daß die Idee, die Einheit von Denken und Sein, nur ein Gedanke iſt, was ſollte ſie anders ſein, wenn ſie der Menſch denkt? Und wenn er ſie nicht denkt, ſo iſt ſie für ihn gar nicht, dieſe Thatſache hätten wir bewieſen. Es iſt alſo klar, daß für uns die Idee nur ein Gedanke iſt. Aber weit wichtiger war die Einſicht, daß dieſer Gedanke ſich widerſpricht, daß der bloße Gedanke die Idee nicht ausdrückt, weil er nicht im Stande iſt, ihre Freiheit zu offenbaren.

Die wahre Manifeſtation des Denkens iſt das ſelbſtſtändige Sein, die wahre Offenbarung der Idee das autonome Univerſum, die Natur und der Menſch. Behaupten wir damit, das Denken ſei eine übermenſchliche, unperſönliche Macht, die als ein logiſches Prius in ihrer ideellen Entwickelung der Materie vorangehe? Im Gegentheil, wir nennen es eine wiſſenſchaftliche Abſtraction, die ebenſo gut ein Poſterius, als ein Prius genannt werden kann. Aber dieſe Abſtraction iſt nothwendig, wenn wir die Welt in ihrer Einheit und Identität begreifen wollen. Ich verſtehe die Welt nicht mehr, wenn dieſe Gedanken aufhören eine Wahrheit zu ſein. Die Natur iſt dann ein ſeelenloſes Gewirre ohne Zuſammenhang und Geſetz, und die ethiſche Welt eine reine Chimäre. Die Philoſophie hat aufgehört, aber nicht um dem Menſchen, ſondern nur um dem Sophiſten Platz zu machen.

9. Feuerbachs Mangel und Tugend.

Feuerbach greift in dieſe Fugen der Welt nicht ein, er bejaht ihre Freiheit und Idealität, aber er thut es auf

Koſten des Menſchen. Er bleibt den idealiſtiſchen Conſequenzen ſeines Princips nicht treu, er leugnet ſie nicht, aber er ſtellt ſie als eine unmittelbare ſinnliche Wahrheit hin. Die ſichtbare Welt iſt ihm unmittelbar die ideale, der ſinnliche Menſch, als ſolcher, die Löſung aller Gegenſätze, das Hinausgehen über die Sinnlichkeit ohne Weiteres eine Selbſtentfremdung des Menſchen. Es iſt das Schickſal jeder großen Kraft, in ihrer Stärke zugleich ihre Schwäche zu haben. Ich habe die Tugend dieſes Mannes erkannt und dadurch ein Recht, ſeine Einſeitigkeit zurückzuweiſen. Sie iſt eine Folge ſeiner Tugend. Es iſt ein fruchtbarer Gegenſatz, die Unmittelbarkeit mit ihren lebendigen Intereſſen gegen die todte Wiſſenſchaft und die ſterilen Speculationen einer abgeſchiedenen Scholaſtik heraufzubeſchwören. Feuerbach hat das Verdienſt, dieſe wohlthätige Gährung in einem Augenblicke erzeugt zu haben, wo die Philoſophie ihre weltbewegenden Intereſſen in einer ſeltſamen Alliance mit der kirchlichen und politiſchen Orthodoxie zu vergeſſen ſchien. Feuerbach hat die Philoſophie aus einem abſtracten Verſtandesintereſſe wieder zu einer Angelegenheit des Herzens, zu einer Sache der

Leidenſchaft gemacht. Die Allerweltsgerechtigkeit jener Zeit war eine Lüge, man benutzte die Principien einer freien Philoſophie blos, um ſie zu verleugnen, man bewies jede mögliche Unfreiheit unter dem Scheine ſpeculativer Weisheit. Dieſe Lüge konnte eine Zeitlang als der naive Irrthum einer Philoſophie erſcheinen, die durch die Erkenntniß der Weltvernunft zu betäubt war, um zu der vorhandenen Wirklichkeit ein ganz freies Verhältniß einzunehmen; ſo weit war jener Irrthum begreiflich. Aber als man anfing, aus jener Lüge eine bewußte Forderung zu machen, als man ohne Scheu die Philoſophie zu Sclavendienſten für chriſtlich germaniſche Pflanzungen nöthigen wollte, war aus dem Irrthum die Lüge und aus der Lüge eine raffinirte Frivolität geworden. Die Philoſophie ſollte chriſtlich ſein, ſie ſollte das mit Bewußtſein bejahen, was ſie in ihrem Princip bereits verneint hatte, ſie mußte entweder eine ungeheure Selbſttäuſchung, oder die frechſte Lüge werden. Der Anblick dieſer Philoſophie war traurig genug, ſie war im beſten Falle dem Gelächter und im ſchlimmſten der Verachtung preisgegeben. So war es mindeſtens komiſch, wenn ein Philoſoph (Göſchel) ſogar Goethes Gedichte nicht mehr genießen konnte, ehe er ſie bekreuzt und eingeſegnet hatte. Aber dieſe Thatſache war charakteriſtiſch. — Der Kampf Feuerbachs gegen die philoſophiſche Reſtauration wurde durch jenes Unweſen hervorgerufen, Feuerbach ſetzt jenem Unweſen das offene ehrliche Weſen der Philoſophie gegenüber und ſpricht zum erſten Male mit voller Entſchiedenheit aus, daß die freie Philoſophie nicht den Heiden, nicht den Chriſten, ſondern den Menſchen zu ihrem Princip mache. Der Humanismus Feuerbach's kennt in ſeinem Kampfe gegen die Theologie und in ſeiner Kritik der Religion keine Vermittlung. Dieſes Dilemma war von der höchſten ſittlichen Wirkung, denn es handelt ſich mit einem Male um die ganze ethiſche Stellung der Philoſophie. Feuerbach will das Weſen des Menſchen mit dem Bewußtſein des Menſchen in Einklang bringen und dadurch den Dualismus für immer vernichten, in dem das menſchliche Weſen dem Bewußtſein oder das Bewußtſein dem Weſen entrückt iſt. Es ſoll das Eine ſich nicht durch das Andere täuſchen laſſen. Die Religion iſt ihm die bewußtloſe, die Theologie die bewußte Selbſtentfremdung des Menſchen. Feuerbach beginnt gegen beide den Kampf auf Leben und Tod, die Parteikämpfe der Philoſophie entzünden ſich eine Zeitlang an ſeinen Gedanken. Jede Theorie und jede Einrichtung, die ſich aus dem menſchlichen Weſen nicht rechtfertigt, wird conſequent verworfen. Aber es kam Alles auf das Verſtändniß des menſchlichen Weſens an. Ich glaube, daß Feuerbach in dieſem Punkte vielleicht nur einen Moment mit den freien Philoſophen ſeiner Partei übereinſtimmte. Ich nenne als den vorzüglichſten Ruge. Die Uebereinſtimmung beider Männer iſt ein ſo ausgemachtes Dogma, daß es ſich der Mühe lohnt, ihre Differenz zu betonen. Ruge hat von jeher das Weſen des Menſchen in ſeiner Idealität, in ſeiner weſentlichen Allgemeinheit gefunden. Feuerbach iſt dieſem Idealismus, wie wir ſehen, nicht treu geblieben. Feuerbach will in dem Weſen des Menſchen zugleich die Unmittelbarkeit deſſelben erhalten wiſſen, er findet es zuletzt in der ſinnlichen Individualität, während Ruge es in dem freien Denken und Wollen des Menſchen findet, er wird Senſualiſt, während jener Idealiſt bleibt, Feuerbach wird Naturaliſt, während Ruge Politiker wird. Es iſt natürlich, daß dem ſie iſt. Die Wahrheit der ſinnlichen Individualität iſt die Natur, die Wahrheit des denkenden und wollenden Menſchen iſt die ſittliche Welt. Beide machen das menſchliche Weſen zum Princip, beide ſind alſo Humaniſten, aber ſie weichen von einander ab in der Auffaſſung ihres Princips. Es iſt von Bedeutung, über jene Einheit im Princip dieſen Unterſchied in der Auffaſſung deſſelben nicht zu überſehen. Sie ſind verſchiedene Interpreten derſelben Sache. — Es handelt ſich nämlich in dem Verſtändniſſe des menſchlichen Weſens um die Löſung eines Problems: Wie verhält ſich das Weſen zur empiriſchen Erſcheinung, das Allgemeine zum Einzelnen, die Gattung zum Individuum? Erſt aus dieſem Verhältniſſe heraus kann die Frage nach dem Weſen des Menſchen mit Beſtimmtheit gelöſt werden. Es iſt klar, daß das Weſen erſt in der Erſcheinung, das Allgemeine im Einzelnen, die Gattung im Individuum eine Wahrheit wird. Aber iſt dieſe Einheit eine unmittelbare, in der ſich beide Seiten des Verhältniſſes ohne Weiteres decken? Warum unterſcheidet man dann das Weſen von der Erſcheinung, wenn beide unmittelbar identiſch ſind? Man kann noch weiter fragen:

wie iſt es überhaupt möglich, ſie dann zu unterſcheiden? Feuerbach thut beides, er unterſcheidet die Gattung von dem empiriſchen Individuum, aber dieſer Unterſchied iſt zugleich unmittelbar in der ſinnlichen Individualität gelöſt. Das Individuum iſt ſo ohne Weiteres der Gattung gemäß, es braucht ſich nicht erſt durch Tugend ſeine Gottheit zu erkämpfen. Der Unterſchied, den Feuerbach zwiſchen Gattung und Individuum macht, iſt mithin nur eine ſubjective Abſtraction. Ein wirklicher in der Sache begründeter Unterſchied kann es nicht ſein. Die Gattung drückt nur die weſentlichen Mächte des Individuums aus, d. h. nur die Mächte, welche allen Individuen gemeinſam ſind. Alſo die Gattung iſt nicht die weſentliche Einheit der Individuen, die ſich in ihnen als der ſchöpferiſche Trieb bekundete, über ſich hinaus zur ethiſchen Welt, zur Kunſt und Wiſſenſchaft fortzugehen, ſie iſt nur eine pſychologiſche Abſtraction, der Reflexionsbegriff aller Individuen, ſie bezeichnet nur die individuellen Mächte, ohne ſie auf eine Einheit zurückzuführen, dieſe Einheit iſt das lebendige Individuum ſelbſt. Die Gattung iſt nach Feuerbach nur die Tautologie des Individuums. Die Gattung richtet ſich nach dem Individuum. Wo dieſes letztere in ſeinem Weſen geiſtige Mächte enthält, ſind auch dieſe in der Gattung enthalten. So werden im „Weſen des Chriſtenthums" nicht blos das Herz, ſondern auch Vernunft und Wille als die weſentlichen Mächte des Menſchen bezeichnet. Aus dieſer idealiſtiſchen Auffaſſung des Individuums folgt eine idealiſtiſche Auffaſſung der Gattung. Mit der erſteren ändert ſich daher auch die letztere. Wo das Individuum jene geiſtigen Mächte nur noch als die Attribute ſeiner Sinnlichkeit in ſich ſchließt, drückt auch die Gattung nur das ſinnliche Weſen des Individuums, die Natur aus. Es iſt klar, daß die ganze philoſophiſche Thätigkeit Feuerbach's darin beſteht, das Individuum zu interpretiren. Das Individuum iſt ihm eine empiriſche Vorausſetzung, die er mit den Augen des Naturforſchers beobachtet, er analyſirt dieſe Vorausſetzung, er ſpricht nur aus, was ſie enthält, er begreift ſie nicht, er erklärt ſie nur. Das Individuum ſelbſt iſt dieſe Tautologie, es analyſirt ſich fortwährend ſelbſt, es kann über ſein Weſen, gleichviel ob wir es als Vernunft oder Sinnlichkeit beſtimmen, nicht hinaus, es muß daſſelbe fortwährend entweder direct oder indirect ausſprechen. Wenn das Individuum Philoſoph und der Philoſoph Menſch geworden iſt, dann ſteht das Individuum auf dem Standpunkte, wo es ſein Weſen direct bejaht, ſeine Harmonie iſt dann vollendet. Es bejaht ſein Weſen indirect, indem es daſſelbe ſcheinbar verneint, alſo ſein Weſen als ein anderes oder ein anderes Weſen als ſein Weſen anſchaut. Dies iſt der Fall in der Religion. So iſt namentlich die Religion für Feuerbach ein vorzügliches Object ſeiner Erklärung. Sein ganzes Intereſſe iſt, die religiöſe Explication des Individuums in ihre letzten Gründe zu verfolgen, dieſe letzten Gründe liegen in dem Weſen des Individuums, aber dieſes Weſen iſt für Feuerbach ſelbſt eine empiriſche Vorausſetzung. Indem er dieſe analyſirt, entdeckt er den zureichenden Grund für die religiöſen Objecte, die pſychologiſche Möglichkeit, aus der ſie entſtehen. Jene letzten Gründe ſind alſo nicht die caussae primae der Wiſſenſchaft, es ſind die caussae secundae der Empirie. Feuerbach entwickelt ſeine Objecte nicht, indem er ihre immanente Nothwendigkeit im Individuum aufweiſt, er kritiſirt uns ihre Geneſis, ſeine Methode iſt die genetiſche Kritik, im Unterſchiede von der Dialektik.

Wir ſehen klar, die Kritik Feuerbach's treibt uns auf einen Punkt, es war der, von dem wir ausgingen, zurück. Iſt Weſen und Erſcheinung, Gattung und Individuum unmittelbar identiſch, dann iſt das Weſen des Menſchen für mich eine empiriſche Vorausſetzung, und die Philoſophie Feuerbach's iſt dann wenigſtens in ihrem Principe und in ihrer Methode vollſtändig gerechtfertigt. Wir hätten uns dann blos von der Richtigkeit ſeiner Reſultate zu überzeugen.

Aber man geſtatte uns vorher noch eine Frage: hat Feuerbach wirklich bewieſen, was er vorausgeſetzt hat? Ich fürchte das Gegentheil, er hat vorausgeſetzt was er bewieſen hat. Feuerbach zeigt, daß die Religion die indirecte Bejahung der menſchlichen Individualität und der Natur iſt, daß die ſpeculative Philoſophie in dem Denken nur das Attribut, nicht das Weſen des Menſchen bejaht, daß die wahre Philoſophie die Affirmation der ganzen Individualität, die Poſition des wirklichen Menſchen iſt. Alſo das Geheimniß aller menſchlichen Thätigkeit heißt:

die Individualität iſt das Weſen des Individuums, Weſen und Erſcheinung, Gattung und Individuum ſind unmittelbar identiſch. Das aber war für Feuerbach eine unmittelbare Vorausſetzung, er hat ſie nicht bewieſen, er hat ſie nur analyſirt. Die Einheit von Weſen und Erſcheinung ſoll eine unmittelbare, ſinnliche ſein. Gerade hierin beſteht der Gegenſatz Feuerbachs gegen den Idealismus, der dieſe Einheit nicht läugnet, aber ſie nur als Reſultat ihrer ſelbſt, d. h. als unendliche Selbſtvermittelung begreifen kann*). Die unmittelbare Einheit läßt ſich nicht beweiſen, denn das Beweiſen würde offenbar den Charakter dieſer Einheit, die Unmittelbarkeit, zerſtören. Aber wie kommen wir zu jener Vorausſetzung, wenn es nicht möglich iſt, ſie zu beweiſen? Wie kann ich die Menſchheit im Individuum erfaſſen, wenn ich nicht über das Individuum hinausgehen ſoll? Die neue Philoſophie löſt dieſes Räthſel in der *Empfindung*. Die Empfindung, in der mir das Sein als Subject ſeiner ſelbſt aufgeht, kann mir allein das Individuum in ſeiner Idealität, in ſeiner Einheit mit der Gattung offenbaren. Wir ſtehen vor denſelben Problemen, die wir eben zu löſen verſuchten, die Widerſprüche, welche die unmittelbare Einheit von Denken und Empfinden bezeichnen, wiederholen ſich in der unmittelbaren Einheit von Gattung und Individuum. Wir konnten die freie Empfindung, den idealen Sinn, der den Gegenſtand in ſeiner Idealität bejaht, ſelbſt im Geiſte Feuerbach's nur aus der *Freiheit des Denkens* begreifen, wir können ebenſo die freie Sinnlichkeit, das ideale Individuum nur aus der *Freiheit des Geiſtes* begreifen. Der *Sinn* von Feuerbach's Principien führt uns unwiderſtehlich in den Idealismus zurück, aber eben ſo unwiderſtehlich treibt er den Idealismus aus dem abſtracten Gedankenweſen in die reelle Wirklichkeit hinein. Der Idealismus verwüſtet die Welt nicht, indem er ſie erkennt, die Welt iſt ſelbſt idealiſtiſch. Wenn man das Allgemeine nicht dem Einzelnen ohne Weiteres hingiebt, ſo folgt daraus noch nicht, daß das Individuum ſeine Selbſtſtändigkeit an das Allgemeine einbüßen, daß es nur eine Fulguration der Gottheit, nur eine Accidens der Subſtanz wäre. Die freie Philoſophie vermeidet beide Extreme, Feuerbach hat als Idealiſt nicht ganz das Letztere und als Senſualiſt nicht ganz das erſtere vermieden. Ich begreife nicht, wie die Geiſtesfreiheit die individuelle Energie ertödten ſollte, im Gegentheil ſie iſt das einzige Element, in dem ſie beſtehen kann. Nur die Freiheit des Geiſtes kann die Freiheit des Individuums ertragen. Das Bewußtſein ſeiner unendlichen Freiheit idealiſirt das Individuum, ohne es zu vernichten. Erſt wenn man von dem Hauche der Geiſtesfreiheit belebt iſt, kann man ſich ohne Eitelkeit dem Individuum in ſeiner Beſonderheit hingeben, denn ſie färbt ſich in dem Lichte des Geiſtes. Jedes holländiſche Genrebild beweiſt dieſe Wahrheit. Ohne den Humor der Geiſtesfreiheit wäre es unmöglich. Ich höre nicht auf, ein lebendiges Individuum zu ſein, wenn ich die Macht habe, mich in jedem Momente von meinen Schwächen zu befreien und meine Stärke durch die höchſten Intereſſen zu beſeelen. In dem Helden der Komödie wie in dem der Tragödie triumphirt ohne Zweifel die freie Idealität des Menſchen, wer wollte deßhalb die Selbſtſtändigkeit des Individuums in Abrede ſtellen, weil es dort ſich von ſeiner Schwäche befreit und hier mit ſeinem Untergange ſeine Leidenſchaft beſiegelt? Man würde den Thoren auslachen, der es thäte, und ſo würden wenigſtens die Komödien nicht aufhören. — Es iſt klar, die individuellen Kräfte des Menſchen werden nicht erſchlafft, im Gegentheil ſie werden geſteigert durch den Gedanken ſeiner ewigen Freiheit. Und ſelbſt da, wo dieſe Freiheit nur die abſtracte und negative Macht iſt, in der das individuelle Leben erſtirbt, ergreift ihr Gedanke doch enthuſiaſtiſch die menſchliche Seele, ich empfinde ſie ganz, indem ich ſie denke. Ich möchte wiſſen ob das Herz Spinozas nicht eben ſo hoch geſchlagen hat bei dem Gedanken der Subſtanz als in den Armen ſeiner Geliebten. Das Denken hat immer die Macht, ſich zur feurigen ſeelenvollen Empfindung zu verdichten, ſelbſt da wo es noch zu abſtract iſt, um die ganze Lyrik der menſchlichen Empfindung zu ertragen, aber die individuelle Energie ertödtet es nie, und die Sinne befreit es immer. Das abſtracte Denken befreit ſie abſtract, während die concrete Geiſtesfreiheit ſie ganz befreit. Iſt das Denken der Pluto, der die Proſerpina in das Schattenreich entführt, ſo mögt ihr die Klagen der Ceres anſtimmen, aber ſelbſt dieſem Denken könnt ihr die Gewißheit nicht rauben, „daß auch fern vom goldnen Tage, wo die Schatten traurig ziehn, liebend noch der Buſen ſchlage, zärtlich noch die Herzen glühn.“

---

*) Der darum Religion iſt, d. h. der Trieb dieſer Selbſtverwirklichung aus der Differenz von Weſen und Exiſtenz heraus; ſiehe den Aufſatz: »Die Religion unſerer Zeit«. Es verſteht ſich, daß Feuerbachs ethiſcher und wiſſenſchaftlicher Eifer und Ernſt ebenfalls dieſe Religion und dieſer Idealismus ſind. Hier iſt nur die Rede von der Erſcheinung ſeiner Philoſophie, von ihrer Faſſung. Dieſe bleibt hinter ſeinem Weſen zurück. In ſeiner Begeiſterung für ſeine Sache und für die höchſten Güter der Menſchheit erfüllt Feuerbach die Forderungen des Idealismus oder der Religion.

Die ächte Geiſtesfreiheit, das Bewußtſein des wahren Idealismus bedarf dieſes Troſtes nicht, ſie raubt dem Individuum nichts, ſie verwandelt Alles. Innerhalb jenes abſtracten Idealismus iſt es ein wohlthätiges Ferment, die Unmittelbarkeit gegen die plutoniſchen Gelüſte des Denkens zu ſchützen, aber man hüte ſich, aus dieſem Ferment ein Dogma zu machen, wenn man nicht überhaupt die Grenze des Idealismus überſchreiten und die Religion verlieren will. Das Dogma der Unmittelbarkeit würde unfruchtbar ſein, wenn es nicht geradezu unmöglich wäre. Der Philoſoph, der die Unmittelbarkeit behauptet, iſt nicht viel klüger als der Theolog, der die Thatſachen ſeiner Religion beweiſt. Flüchten wir von den Behauptungen des Einen und den Beweiſen des Andern zurück zu dem Genuſſe des ächten Idealismus, dort werden wir die Dogmen beider vergeſſen.

Der wahre Idealismus iſt keine traurige Askeſe, welche die Sinnlichkeit verleugnet, auch nicht die Unſchuld des Paradieſes, wo mit dem erſten Menſchen der erſte Philoſoph geboren würde; er iſt das weltbefreiende Denken, das Gaſtmahl Platos, an dem der größte Philoſoph auch der größte Zecher iſt. —

Kuno Fiſcher.

Was wird daraus werden?

Ein politiſcher Brief an die Deutſchen.

Deutſche Mitbürger!

Eure ruhige Haltung in dieſer bewegten Zeit macht mich nicht irre an Eurer Fahigkeit, für unſre große Sache warm zu werden. Ihr überlegt nur noch, was Ihr dafür thun müßt. Daß Ihr aber zögert, iſt gar nicht zu verwundern. Die Zeitungsſchreiber, die faſt alle Eure Feinde ſind, ſuchen Euch zu verwirren. Eure eigne Lage verbergen ſie Euch und mit Euren Nachbarn wollen ſie Euch verunreinigen. Bald ſuchen ſie Euch gegen die Schweizer, bald gegen die Italiener, bald gegen die Dänen, bald gegen die Franzoſen ins Feuer zu bringen. Ihr bleibt ruhig. Das iſt recht. Alle dieſe Völker ſind nicht die Feinde des deutſchen Volks, am wenigſten die braven Italiener. Sie erklären ſich gegen die Unterdrücker ihrer Freiheit, die Tedeschi. Aber Tedeschi überſetzt nur der öſtreichiſche Beobachter mit „Deutſche", er weiß ſehr gut, daß es „Oeſtreicher" heißt, und jene Hunderttauſend „Oeſtreicher" in der Lombardei, das wißt Ihr, geben noch nicht Einen Deutſchen, wie wir ihn haben wollen. Mögen ſie noch ſo gute Kroaten, Panduren, Magyaren, Czechen, Slawaken, Polen, Mähren, Kärnther, Krainer oder gar Tyroler ſein; wir können unmöglich mit ihrer Lebensart und Sitte, mit ihrer Politik und Cultur zufrieden ſein; und der öſtreichiſche Beobachter, das Organ aller dieſer Völkerſchaften, beleidigt er uns nicht alle Tage mit den giftigſten Ausfällen gegen jene vernünftigen Leute, welche die Jeſuiten zum Lande hinaus jagten? Dagegen reden und handeln die edlen Italiener wie es freien und tapfern Männern geziemt; und faſt übertreffen ſie Euch im Patriotismus, denn damals, als Ihr für das Vaterland warm wurdet, vergaßt Ihr die politiſche Freiheit; ſie vergeſſen ſie nicht. Traut den Zeitungsſchreibern nicht, laßt Euch nicht gegen die Italiener aufhetzen, im Gegentheil, intereſſirt Euch für ſie, wie Ihr es bisher gethan und wie es unſre germaniſchen Landsleute, die Engländer thun. Vergeßt es keinen Augenblick: Eure Theilnahme, Eure laut und kühn geäußerte Meinung iſt eben ſo mächtig, als das Wort Großbritanniens, welches den Gelüſten der Unterdrücker in der Schweiz und in Italien ein glorreiches Halt zuruft, — Eure Meinung iſt mächtiger, ſie kann die Freiheit im Lager ihrer Gegner gründen.“ Sie wird es. Man kennt Eure Meinung, man fürchtet ſie. Ihr ſeid mächtig, obgleich Ihr ſchweigt, Ihr wäret die Götter Europa's, wenn Ihr ſprächet. Sprecht! Ihr könnt es; wollt! Ihr ſeid frei. Wenn ich bedenke, welche Macht in Eurer impoſanten Ruhe verborgen liegt, ſo ergreift mich die Ungeduld, Euch reden zu hören, und die gewaltige Kraft, die Ihr in vier und dreißig Jahren geſammelt habt, entbunden zu ſehn.

Die Bewegung der Italiener iſt die Fortſetzung Eurer Freiheitskriege, die Bewegung der Schweiz iſt es auch. Beide haben aber den Vorzug vor Eurer Erhebung, daß die Völker ſich jetzt über Vieles klar geworden ſind, was ſie damals noch nicht wußten; darum ſind dieſe Vorgänge für Deutſchland ein Bild der Zukunft.

Man glaubt von Euch, Ihr hättet in der jetzigen Welt gar nichts mehr zu bedeuten; mit Kaiſer Karl V. ſei Eure Rolle ausgeſpielt. Daſſelbe dachte man von der Schweiz. Sie war, wie Ihr, ein Spielball der europäiſchen Stürme geweſen. Als Nation hatte ſie Jahrhunderte lang nichts gethan. Die Intriguen ihrer Feinde ſäeten Zwietracht in ihrem Innern. Die Franzoſen leiteten Genf, die Preußen Neufchatel, die Oeſtreicher Luzern und den Sonderbund. Was lange im Stillen mit Geld und guten Worten vorbereitet war, kam zum Ausbruch, und der Augenblick ſchien da zu ſein, wo die Schweiz ſich auflöſ'te, wo man die Getheilten theilen konnte. Da erhob ſich das Volk, es ſprach, es rührte ſich, es überzog mit den Waffen in der Hand die Städte der Abtrünnigen: und der Geiſt des Geſetzes, des Vaterlandes hatte geſiegt. Die Schweiz handelte ſeit Jahrhunderten zum erſten Mal wieder als eine unabhängige Nation. Dufour wurde ein zweiter Tell: er hat den Apfel mitten durch geſchoſſen; es hing an eines Haares Breite, an einem falſchen Griff von ihm, an einigen Tagen Verzögerung, und das Unglück des Vaterlandes brach herein. Noch in Wallis verſchworen ſich die landesflüchtigen Luzerner mit den geheimen Geſandten der auswärtigen Feinde; aber der Walliſer Volksrath fühlte das Verderbliche dieſer Umtriebe, verwies die Aufhetzer zur Ruhe und ſchickte Siegwart Müller über den Simplon — nach Oeſtreich. Einen ſolchen Eindruck hatte die ſichere Leitung der bewaffneten Volksbewegung gegen Freyburg und Luzern hervorgebracht. „Die ganze Unzuverläſſigkeit Eurer Zeitungen iſt an den Tag gekommen. Nicht die Schweiz, die vielgeſcholtene, der Sonderbund, der vielgeprieſene, hat ſich aufgelöſ't.

Und wie iſt es mit den Italienern? Erinnert Euch, wie Ihr noch vor wenigen Monaten von ihnen dachtet. Ihr hieltet ſie für bigott, feige und falſch, Ihr gabt ſie auf, Ihr glaubtet, ſie müßten Sclaven ſein; Ihr ſaht die Galeeren mit den edelſten Jünglingen bevölkert, die

Gefängniſſe von der Engelsburg bis zum Spielberg überfüllt, die Bandiera erſchoſſen, — es war eine furchtbare, nutzloſe Verſchwendung von Blut und Leben; Ihr verzweifeltet an Italien. Ihr wußtet nicht, daß ſeine Prieſter Lamennais' Worte des Glaubens geleſen hatten und daß ſein nächſter Pabſt ein Carbonaro ſein würde; Ihr wußtet nicht, daß dieſes Volk ſo raſch den Ruhm ſeiner Vorfahren wieder erobern könnte. Jetzt erblickt Ihr bei denſelben Menſchen, die ſo lange für moraliſch verkümmert galten, politiſche Begeiſterung, politiſchen Verſtand und eine bewunderungswürdige Geſchicklichkeit, den Despotismus und die Polizei abzuſchaffen. Warum ſolltet Ihr nicht ſo gut, wie die Schweizer und Italiener, die Achtung der Welt wiedergewinnen, die Ihr durch Eure Vertheidigung aller möglichen Unterdrückung verloren habt?

Die Erhebung der Schweiz iſt auch noch aus einem andern Grunde eine Lehre für Euch. Ihr dachtet, und die Großmauler für die Großmächte unterhielten Euch aufs Beſte in dieſem Glauben: die Schweiz beſtünde aus lauter Kleinkrämern, Einheit und Macht hätte ein ſolches Volk, das zwei und zwanzigmal ſouverain wäre, nicht. Ihr wart in dem Wahn, ſoldatiſche Einheit des Kommando's ſei die einzige und die wahre Macht der Nationen. Aus dieſem Grunde hieltet Ihr es bei Euch Jahrhunderte lang für gut, daß auch die Geſetze nur kommandirt würden. Erſt ſeit Kurzem ſcheint Ihr von dieſer Anſicht zurückzukommen. Ihr hattet es vergeſſen, daß Ihr ſelbſt im Jahre 1813 eine ſolche despotiſche Polizei- und Soldatenmacht mit dem Bürgerſinn, der aus jedem Dorf, aus jedem Hauſe ſeinen Helden ſandte, zuſammenſchlugt; die unſeligen Großmächte mit ihren vielen Kanonen, Schulden und Soldaten ſpukten Euch im Kopf; die kleinen Staaten ſchienen Euch arme Spießbürger, wie Ihr ſelbſt zu ſein, die nicht reden dürfen, und, wo ſie es thun, doch nichts zu ſagen haben. Ihr habt Euch geirrt. Die Schweiz iſt kein Polizeicoloß und doch eine unabhängige Nation. Wenn die kleinen Völker und Staaten es verſtehn frei zu ſein, ſo ſind ſie auch ſouverain. Es iſt klar, unterdrückte Menſchen, die man wider ihren Willen in Eins zuſammenbringt, geben keine Macht. Allerdings wird dagegen eine Theilnahme Aller am Gemeinweſen nicht ohne kleine Gemeinden, aber nur mit deſto größerer Kraft des ganzen Volks bewirkt. So iſt es in der Schweiz. Eure Verfaſſung weiſ't Euch ebenfalls darauf hin. Ihr müßt die einzelnen Staaten frei ausbilden; ſie ſind ja ſouverain, es iſt nur böſer Wille, wenn ſie es nicht ſein wollen. Sind ſie aber erſt alle frei, ſo iſt es auch der Bund, zu dem ſie ſich vereinigen. Seht die Schweizer an: jeder Canton hat ſich ſelbſt geholfen und giebt ſeine Souverainität nicht auf. Was iſt daraus geworden? Seht hin: die Schweiz iſt größtentheils von reichen, gebildeten, muthigen Menſchen bewohnt: und ſelbſt die Hirten und Tagelöhner in den ſieben Cantonen des ehemaligen Sonderbundes, ſelbſt die Einwohner der katholiſch-verkommenen Landſtriche tragen ihr Haupt höher, als die willen- und ehrloſe Maſſe, welche in den großen ſtummen Polizeianſtalten, deren Ihr Euch wohl noch erinnert, gezähmt und getrieben wird. Die großen Polizeianſtalten der despotiſchen Vorwelt ſaugten ihre Unterthanen durch ein unabſehbares Heer bewaffneter und unbewaffneter Faullenzer aus und ließen ihre Proletarier, wie die Fliegen, verhungern, was die Schweizer nicht thun. In dieſen Anſtalten unſeligen Andenkens traten die Menſchen nicht von Haus zu Haus, nicht von Gemeinde zu Gemeinde in einem freien, wenig koſtſpieligen Verbande zuſammen, ſie bildeten nur einen wüſten Haufen, der von einem andern aus ihm hervorgehobenen bewaffneten Haufen beherrſcht wurde. In dieſen Anſtalten gab es kein Volk, keine Bürger, kein Recht, kein Geſetz, ſondern nur die ſouveraine Willkür des Commandanten der Bewaffneten; ſein Befehl war Geſetz, ſein Wille Recht, ſeine Ordre die einzige Ordnung der ganzen Anſtalt. Eine Ordnung, die alle vernünftigen Menſchen unmittelbar ſelbſt ſchaffen, durch gewählte Beauftragte ausübten und aufrecht erhielten, ein Geſetz, das ſie ſich ſelber gaben, ſelbſt hielten und durch Geſchworne ſelbſt anwendeten, ein Recht, welches das Recht eines jeden wäre, kannte man nicht. Dieſe Anſtalten, deren es jetzt gottlob nur noch bei fremden zurückgebliebenen Völkern giebt, ſind alſo die conſtituirte Unordnung, die organiſirte Willkür, die einexercirte Maſchinerie, der ſclaviſche Wille, der nur gehorchen will wie der Hühnerhund der Apell hat, der Tod aller menſchlichen Gedanken und Aeußerungen, das

Denken und Reden auf Befehl. „Denke ſo, ſprich ſo, drucke dies, jenes nicht!“ Das iſt die verkehrte Welt.

Es hatte ſich in jener verkehrten Welt eine eigne Polizeipolitik ausgebildet. Die Politiker jener dunkeln Zeit hielten die Beamten des gemeinen Weſens für ſeine Beſitzer, und ſie duldeten keinen Widerſpruch, ſie kannten nur Empörer; ſie unterſuchten die Uebelſtände dieſer Einrichtung nicht, ſie beſtraften diejenigen, welche ſich darüber beſchwerten, ſie unterdrückten den fortgeſetzten Widerſpruch: und wenn im Laufe der zunehmenden Unterdrückung, des Verhungerns, der Verzweiflung, Unruhen ausbrachen, ſo ſtritten nicht Bürger gegen Bürger über wirklich ſtreitige Sätze, ſo ſtanden nicht Principien gegen Principien, wie in der Schweiz; die Bewaffneten ſchoſſen die Unbewaffneten über den Haufen. In ſolchem Aufruhr, ſo leſen wirs in der Chronik jener Zeit, fielen dann auf Einem Dorfe ebenſoviel Menſchen, als in dem ganzen Aufgebot der Tagſatzung gegen den Sonderbund, aber freilich gar keine Staatsbürger, ſondern nur „aufrühreriſches Geſindel“. Fiat justitia, pereat mundus! d. h. immer Juſtiz, nieder mit dem Volk! Und hinter einem ſolchen Auftritt herrſchte dann, nach den Nachrichten der damaligen Zeitungen, unmittelbar wieder „die Ordnung, die Ruhe, die Sicherheit“. Die Politiker jener Anſtalten glaubten dies wirklich, und was ſie dachten, iſt nicht ſchwer zu begreifen. Sie meinten: „wer übrig bleibt gehorcht und wer mit dem Leben davon kommt, iſt nicht erſchoſſen worden“. Die Ordnung einer richtigen Polizeianſtalt beſtand darin, *nicht erſchoſſen zu ſein und zu gehorchen.*

Deutſche Mitbürger, dieſe Zuſtände vergangener Jahrhunderte werden bei uns nicht wiederkehren; in der Schweiz kommen ſie nicht vor. Unruhen ſind dort Streitigkeiten verſchieden denkender Bürger, ſie werden bisweilen blutig, ſo leidenſchaftlich denkt und discutirt man; aber alle dieſe Unruhen brachten immer größere Freiheit, immer feſteres Recht für Alle. Ihr habt die Schweizer darum beklagt; Ihr habt nicht daran gedacht, daß man unmöglich ſein Recht befeſtigen kann, wenn man über das wankende Recht nicht in Unruhe geräth. Die deutſchen Brodunruhen hatten freilich keinen andern Sinn, als daß die armen Leute Noth litten, und daß nicht, wie in der Schweiz, von den Wohlhabenden für ſie geſorgt war; die Sonderbundesfrage hingegen war von europäiſcher Bedeutung. Die deutſchen Aufſtände waren ein armſeliges Mißgeſchick, die Erhebung des Schweizervolks war eine glorreiche Rettung der Bildung, der bürgerlichen Freiheit, der Selbſtſtändigkeit der Nation.

„Wer über gewiſſe Dinge den Verſtand nicht verliert,“ ſagt Leſſing, „der hat keinen zu verlieren.“ Ihr wart ſehr im Irrthum, als Ihr im Anfange dieſes Jahrhunderts Eure Beruhigung bei dem Polizeiregiment für politiſche Weisheit hieltet: Ihr hättet toll werden müſſen, um den Ruf Eurer Weisheit zu retten; Ihr ſeid jetzt noch mehr im Irrthum, wenn Ihr Zähmung für Bildung anſeht. Wen die Entbehrung der freien Kampfbahn im Staatsleben und in der Tagespreſſe nicht drückt, der iſt gezähmt; von der Bildung des edlen Menſchen, welcher Religion, d. h. Leidenſchaft für ſeine höchſten Güter, für Recht, Ehre und Wahrheit empfindet, iſt er weit entfernt. In früheren rohen Zeiten mochte die Zähmung nöthig ſein. Die Raubritter waren Ungethüme, ſie mußten von den Despoten ihrer Zeit gezähmt werden; jetzt aber iſt es überflüſſig, irgend Jemand anders zu zähmen, als den verwilderten Verbrecher: und Ihr verlangt mit Recht, daß die letzte Gewaltthat geſchehen ſei, daß Ihr weder zu Hauſe, noch auf der Landſtraße angefallen werden dürft, am wenigſten deshalb, weil Ihr frei redet und denkt und Eure Angelegenheiten ſelbſt an die Hand nehmt; Ihr werdet weiſe ſein, wenn Ihr ſelbſt dafür ſorgt, daß Eure Wünſche pünctlich und in ihrem ganzen Umfange erfüllt werden. *Allerdings müßt Ihr Euer Recht, wo es Euch noch fehlt (nichts iſt ja vollkommen, ſelbſt unſre deutſche Freiheit nicht), ſo leidenſchaftlich wünſchen, daß Ihr es in Anſpruch nehmt, allerdings müßt Ihr laut und deutlich reden, wenn Ihr es fordert und beſchließt, aber die Erörterung mit Säbel, Piſtolen und Kanonen werdet Ihr um ſo ſicherer vermeiden, je entſchiedener Ihr das Feld friedlicher Erörterung behauptet und benutzt.* Dieſe Bewegung und Unruhe, die das eigentlich menſchliche Leben und Wirken erſt hervorbringt, müßt Ihr ordnen und für alle Zeiten gehörig einrichten. Die politiſchen Parteikämpfe ſind die Ventile an dem Dampfkeſſel, in welchem der Volksgeiſt ſiedet.* Sie machen ſein Zerſpringen unmöglich. Fürchtet Euch nicht vor ihnen, ſie ſind gute Symptome, ſie deuten auf eine geſunde Bewegung; die Schweiz iſt durch ſie nicht ins Unglück geſtürzt, ſondern gerettet worden. Bedenkt: Welch' ein ehrloſer Sclavenhaufe wäre Europa gegenwärtig ohne die glänzenden Erhebungen ſeiner Völker gegen alle Arten von Despotismus, den es ſeit der erſten franzöſiſchen Revolution noch zu bekämpfen gab. Mit Recht erblicktet Ihr daher in den Bewegungen, den Siegen, ja ſelbſt den Gefahren der Schweizer ein beneidenswerthes Loos, es wurde Euch klar, daß Ihr das Höchſte entbehren würdet, wenn die Verengung Eurer Bruſt, die Verödung Eures Herzens im Philiſterthum für immer Euer Schickſal wäre. Jeden denkenden Menſchen, der den Eindruck der letzten Ereigniſſe auf Euch beobachtete, mußte die Aufklärung Eurer Irrthümer, die Veredlung Eurer Empfindung dieſelbe Freude erregen wie der Frühling, welcher die Erde wieder belebt und verjüngt. Wurden doch ſelbſt unſre ſchlechteſten Zeitungen von der Beſſerung angeſteckt; ſie konnten nicht berichten, daß die Verſchwörer in Rom, die Neapolitaner in Palermo, die Salis Soglio und Siegwart Müller in Luzern geſiegt hätten, ſie konnten die Nachrichten aus Paris nicht verſchweigen.

Ich weiß es wohl, Eure Lage iſt ſchwierig. Ihr ſeid politiſch unerfahren, und wenn Ihr Erfahrungen macht, wie ſie neulich die Münchner zu machen gezwungen wurden, ſo fehlt es Euch an dem politiſchen Talent, nach ſolchen Siegen ein neues Leben anzufangen; es wäre ja ſchon 1815 die allerhöchſte Zeit dazu geweſen. Dennoch dürft Ihr nicht verzweifeln. Die Schweiz iſt Kleindeutſchland. 1815 wurde ſie furchtbar reſtaurirt und verhunzt, ihre Bundesverfaſſung kann man wahrlich kein Meiſterſtück der Politik nennen; und dennoch iſt dieſe Verfaſſung ein Werkzeug des neuen Zeitgeiſtes geworden. Eben ſo wird der neue Geiſt, der unabwendbar über Euch kommt, ſelbſt die ſchwierigen und widerhaarigen Formen Großdeutſchlands in ſeinen Dienſt nehmen. Ich meine, die einzelnen Staaten werden ſehr bald eine unglaubliche Liebenswürdigkeit und Verjüngungsfähigkeit an den Tag legen, weil in allen ſo viel junge Leute leben, die gute Gedanken in Petto haben und bis jetzt noch nirgends zu Worte gekommen ſind. Dann aber, nach der Verjüngung, wenn wir erſt jeden Preußen als Bruder umarmen können, ohne uns zu fürchten, daß er uns ſtatt in die Rathsverſammlung in das Bürgergehorſam führt, dann wird ein allerliebſter deutſcher Bund entſtehen. Wir werden die Gallerieen der Frankfurter Verſammlung beſuchen, und wenn unſre Geſandten etwas Großes, Freies, Folgenreiches beſchließen, werden wir trotz der Klingel des Präſidenten unſere Befriedigung durch ſtürmiſchen Beifall an den Tag legen. Aber jetzt, meine verehrten Mitbürger, das könnt Ihr Euch überzeugt halten, jetzt iſt es noch nicht an der Zeit, den deutſchen Bund zu reformiren. Unſre Brüder, die altdeutſchen Preußen und die noch älter deutſchen Oeſterreicher ſind noch zu weit zurück, und Ihr wißt, daß auf ſie Alles ankommt: man muß ihnen Zeit laſſen ſich zu ſammeln und zu beſinnen. Die Badenſer haben ſich daher mit ihrem Antrage auf eine deutſche Deputirtenkammer beim Bunde übereilt, es müßte denn ſein, daß ſie von vornherein darauf gerechnet hätten, mit dieſem Plane bei den Acten zu bleiben. Unterdeſſen wirken die Ereigniſſe zu einer geſunden Anſicht der Dinge. Die Oeſterreicher befinden ſich in einer bedrängten Lage, ſie haben die Verletzung des Völkerrechts gegen Krakau in Italien wieder gut zu machen und werden die alte Soldaten- und Polizeiherrſchaft nicht lange mehr bezahlen können. Es iſt daher zu vermuthen, daß ſie in ſich gehn, ehe ſie zu Grunde gehn. Und die Preußen ſind ja ſo intelligent, daß ſie gewiß die weiſeſten Pläne ſchon im Kopf haben, um aus all ihren Verlegenheiten herauszukommen. Sie haben Krakau den Oeſterreichern geſchenkt. Sie haben Schleſien einer Idee geopfert. Ja, und im äußerſten Fall, wenn das deutſche Vaterland, das ſie mit Hingebung lieben, nicht anders gerettet werden könnte, ſie würden ſich ſelbſt abſchaffen. Ihr habt alſo die heiterſte Ausſicht in die Zukunft.

Die Ausſicht laßt Euch dadurch nicht trüben, daß es dem Anſchein hat, als ſolltet Ihr durch eine däniſche Conſtitution und Freiheit Euer Schleswig-Holſtein verlieren. Zunächſt ſcheinen dieſe braven Deutſchen noch gar keine Luſt zu jener Conſtitution und Freiheit zu haben, — Beſeler trug darauf an, ſie zurückzuweiſen, — ſie ſehn auf die Zukunft und laſſen ſich durch ſo kleine gegenwärtige Vortheile, als freie politiſche Inſtitutionen gewähren, nicht bleiben. Sie wollen ihren eignen Herzog haben und ein eigner kleiner Staat ſein. Das iſt gemüthlich, das iſt allerliebſt. Vor allen Dingen können ſie die Dänen nicht leiden, und wen man nicht leiden kann, mit dem verträgt man ſich nicht. Der Zank wird alſo dort wohl ſo lange dauern, als Ihr nur irgend wünſchen könnt. Sollte es aber dennoch gelingen, die beiden Nationen in Eine freie Verfaſſung hineinzubringen: nun, dann zweifelt Ihr doch wohl nicht daran, daß unſere Brüder, die Deutſchen in Schleswig-Holſtein, ganz Dänemark für uns erobern werden: ſie haben Euch ja hinter ſich. Mit Eurer Literatur und Sprache kann das Däniſche nicht kämpfen. Faſt alle gebildeten Dänen ſprechen Deutſch; wer von Euch verſteht Däniſch? Das Däniſche iſt eine Art Niederdeutſch, wofür Ihr ebenſoviel Sympathie haben ſolltet, als für das Flämiſche in Belgien. Beide Sprachen lernt der Niederdeutſche in 6 Wochen, wenn er es unternimmt; er iſt aber in der Regel zu hochmüthig dazu; und ſo entſchließt ſich denn der Däne und Flamländer, hochdeutſch zu lernen ohne Zweifel aus Achtung vor dem großen Muttervolk, dem ſie angehören. Der Dialect der Schleswig-Holſteiner iſt nicht beſſer, als das Däniſche, im Gegentheil er iſt ſchlechter, er iſt gar nicht einmal Schriftſprache; dahin aber kann es leicht kommen, daß die Dänen neben dem Däniſchen alle das Hochdeutſche leſen und ſchreiben. Die höheren Stände in Dänemark ſtudiren unſre Sprache; die niedern Stände lernen den deutſchen Dialect in den Städten, wo ſie ihr Korn und ihre Ochſen verkaufen. Warten wir es alſo ruhig ab, ob die Schleswig-Holſteiner ihre Aufgabe, ein ſo wichtiger Vorpoſten unſerer Cultur zu ſein und zu bleiben, gehörig begreifen und folglich ihr Augenmerk aufs Meer und den Sund ſtatt auf unſre Diplomaten in Frankfurt und deren geheime Protocolle richten werden. Ein freies Dänemark kann ſich von Deutſchland nicht entfernen; es muß ſich immer aus unſerer Geiſtesbewegung neue Nahrung holen, weil der große Umfang unſerer Nation mehr geiſtige Kraft entbindet, als das kleine Dänenvölkchen: es wird alſo auch dieſelben politiſchen Bewegungen erleben, die uns bevorſtehn; es ſchließt ſich denen an, worin wir uns befinden. Der König läßt die lex regia, die den Abſolutismus zum Geſetz macht, aufheben und eine Reichsverfaſſung, die augenſcheinlich eine verbeſſerte Auflage des 3. Februars iſt, vorbereiten. Der König von Dänemark hat dieſe Verbeſſerung ohne Zweifel darum gleich jetzt eintreten laſſen, weil er vorherſieht, daß auch in Preußen der 3. Februar eine neue verbeſſerte Auflage erleben wird. Vielleicht hat ihn auch das Beiſpiel des Königs von Neapel, der ſich durch ſeinen abſoluten Starrſinn in ſo verdrießliche Händel ſtürzte, belehrt. Jedenfalls fängt er weiſe an, und ihr werdet mit mir wünſchen, daß er ſo fortfahren möge und ſollte auch das Sonderintereſſe der Schleswig-Holſteiner und ihres Herzogs darüber zu Grunde gehn. Oder ſollte es keine liberale Dänen geben, mit denen die freigeſinnten Deutſchen ſtimmen könnten, wie es umgekehrt deutſche Verräther genug giebt, die jeder Tyrannei das Wort reden?

Euer Haß auf die Dänen wird durch die vernünftigen Entſchlüſſe ihres neuen Königs ſehr gemildert worden ſein, wenn er anders überhaupt jemals ſo böſe gemeint war, als er ausſah. Ich halte ihn für eine verſetzte Idee von 1813 und 1815, die Euch jetzt nicht mehr beunruhigen ſollte, als andere Schwachheiten Eurer romantiſchen

Zeitungsſchreiber von derſelben Wichtigkeit. Dabei will ich jedoch ausdrücklich bemerken, daß ich nicht gegen den Beſelerfond bin, weil ich glaube, daß Beſeler auf dem Reichstage, wohin man ihn doch ſenden wird, für Geſchworne, freie Preſſe und das Recht der Volksverſammlungen wirken, alſo zur liberalen Partei gehören wird.

Noch weniger Nahrung als der Dänenhaß hat in der letzten Zeit der Franzoſenhaß gefunden. Guizot nahm gleich beim Beginn ſeines unglücklichen Amtes gegen ſeine Landsleute einen hochmüthigen, gegen die reactionären Mächte einen demüthigen Ton an. Da Ihr nun immer noch das Glück habt, meine Freunde, mit Rußland zuſammen die ſchöne conſervative Vereinigung zu bilden, auf welche alle hochgeſtellten Leute im Militair und Civil, und ſollte auch die ganze ruſſiſche Armee den Durchfall und die Hungerpeſt haben, mit der vollſten Befriedigung hinblicken; ſo könnt Ihr den Franzoſen, ſo lange Guizot ihre Entſchlüſſe beſtimmt, nicht gram ſein. Indeſſen will ich Euch nicht verhehlen, daß dieſer glückliche Zuſtand nicht lange währen wird. Wodurch kam Guizot ans Ruder? Durch ſeine Ueberzeugung, daß die verdiſche Coalition übermächtig und Frankreich ohnmächtig ſei; er hatte das Gefühl, daß Louis Philippe und die contrerevolutionäre Partei eigentlich nicht Gegner, ſondern Freund des Czaren und ſeiner Verbündeten wären. In dieſem Gedanken begegnete er ſich mit dem Könige. Wie richtig dieſer kühne Gedanke war, hat ſich immer mehr herausgeſtellt: um nicht allein zu ſein, ſagte Thiers mit Unrecht, verband ſich Guizot mit ſeinen Feinden und focht gegen ſich ſelbſt. Thiers vergaß, daß die contrerevolutionäre Partei und Guizot zwar franzöſiſch reden, aber keine Franzoſen, ſondern Ruſſen ſind. Nun hat es ſeine Schwierigkeiten, den innern Ruſſen unter allen Umſtänden zu verbergen; es iſt daher in der letzten Zeit das Ungeheuerſte an den Tag gekommen. Es iſt klar geworden, daß die Conſervativen Frankreich wie einen Gewürzladen ausverkauften, es iſt klar geworden, daß ſie ſich auf ihre Bomben verließen und mit ihnen das Geſchäft noch lange fortzuſetzen dachten. Es iſt endlich an den Tag gekommen, daß Frankreich mit Oeſtreich und Preußen ſich für die Jeſuiten und den Sonderbund verbrüdert hat; und wäre nicht England durch die ſpaniſche Heirath genöthigt worden, ſich ganz neue Freunde auf dem Continent zu ſuchen, die Freiheit der Völker hätte die ganze Welt zu Feinden gehabt. Dies freilich änderte die Sache gewaltig.

Damals, als Frankreich allein blieb, hatte Guizot nicht den Muth, die Freiheit zu ſeiner Bundesgenoſſin zu machen, er verbündete ſich mit ihren Feinden; und jetzt will es ſein Schickſal, daß in demſelben Augenblick, wo das Bündniß mit der Reaction fertig wurde und an den Tag kam, die Freiheit allmächtig und die conſervativen Mächte in der größten Verlegenheit ſind. Das Bündniß Guizot's mit den mächtigen Autokraten erſchien gleich bei ſeiner Geburt als eine unerhörte Niederlage, das Bündniß Palmerſton's gegen ſie mit der öffentlichen Meinung von Europa als ein glänzender Sieg. Palmerſton wußte es; man iſt nicht allein, wenn man den Unwillen aller freien Männer auf ſeiner Seite hat, man iſolirt ſich, wenn man die Intereſſen der Menſchheit verräth, man iſt ohnmächtig, wenn man die einzige Macht in der Welt, die Religion aller freien Menſchen, mit Füßen tritt, und man iſt doppelt ohnmächtig, wenn man dies in Frankreich thut.

Europa ſteht in Flammen. Der Glaube Guizot's an die Feinde der Freiheit iſt in allen Herzen beſiegt, kein edler Menſch wünſcht der Schweiz und Italien den Untergang und die Henker, ſtatt den Aufſchwung zur Humanität und Freiheit, und es giebt im neunzehnten Jahrhundert keinen Attila, der dieſen Geiſt des gebildeten Europa's mit ſeinen Horden zu ſtürzen vermöchte.

Was alſo wird aus Guizot's geſchlagener Partei werden? Wie ſie in Europa geſchlagen iſt, ſo wird ſie in Frankreich mit Schmach zu Grunde gehn. Was könnte die Conſervativen retten? Wenn ſie ſich ſelbſt aufgäben und die Partei ihrer Gegner ergriffen, wenn ſie die Despotie verließen und die europäiſche Freiheit beförderten, wenn ſie freiwillig nach Hauſe gingen und nach dem allerfreieſten Wahlſyſtem neue Deputirte erwählen ließen. Sie würden dann nicht mehr regieren, das iſt wahr, aber ſie könnten in Ruhe verzehren, was ſie verdient haben. Werden ſie dies thun? Gewiß nicht. Und dann? Nun, Ihr wißt, welch ein Haß, welch eine Verachtung über dieſe corrumpirte Partei hereingebrochen iſt, Ihr theilt dieſe Verachtung, dieſen Unwillen, und Ihr ſeid noch lange keine Franzoſen. Ihr werdet es alſo begreiflich finden, daß dieſe Menſchen ein klägliches Ende nehmen müſſen. Die Wahlreform iſt die Abſchaffung Guizot's und ſeiner Partei: er kann nicht einwilligen. Und wenn er ſich widerſetzt? So wird die ganze Nation ſich gegen ihn erheben, er wird allein bleiben, ſelbſt die Gensdarmen werden ihn verlaſſen, wenn die Nationalgarde ihn nicht beſchützen will. Ich gebe es zu, Guizot verdient Eure Theilnahme, Euer Mitleid. Er iſt ein Freund der Freiheit und hatte den unglücklichen Gedanken, daß man ſich in der Vernunft mäßigen könne ohne unvernünftig zu werden, er glaubte Frankreich am beſten zu vertheidigen, indem er es verrieth, er glaubte ſich vor dem Feinde am einfachſten zu ſichern, indem er in ſein Lager hinüberlief. Dies iſt ſein Irrthum, dies ſeine Tragödie; der Fehler des Verſtandes kann ihm den Kopf koſten, und ſein Kopf mit all' ſeinen Schwächen iſt der Kopf ſeiner Partei. Von dem alten Könige wollen wir nicht reden; wiſſen wir doch nicht gewiß, ob er in dieſem Augenblicke noch am Leben iſt, oder ob er als todte Mumie fortregiert und die Börſe tröſtet. Louis Philippe iſt ein privatiſirender Capitaliſt, deſſen Vermögen unglücklicherweiſe ſo groß iſt, daß er es nicht vermeiden kann mit der Politik in Berührung zu kommen.

So ſtehn die Sachen in Frankreich. Die Lage iſt unhaltbar geworden mit und ohne Bomben. Bereitet Euch alſo darauf vor, daß die Franzoſen mit Eklat von der heiligen Allianz abfallen und zu den Engländern, Italienern und Schweizern übergehn. Was werdet Ihr alsdann thun? Werdet Ihr ſie haſſen oder lieben? Nach der Stimmung, worin Euch die poetiſchen Thaten des ſchönen Südens verſetzt haben, vermuthe ich, daß Ihr ſie lieben werdet; und Ihr würdet ſehr wohl daran thun. Nur eine Vorſicht müßtet Ihr anwenden, Ihr müßtet es verhindern, daß ſie Euch nicht verachteten. Ihr müßtet wie freie Männer reden und handeln, Ihr müßtet Eure bürgerlichen Rechte nicht feig in Stich laſſen, damit ſie nicht auf den Gedanken kämen, man könne Euch ungeſtraft zu Sklaven machen. Das Erſte alſo wäre, daß Ihr die boshaften Zeitungen, die ſich zur Aufhetzerei hergäben, durch vernünftigere erſetztet, in denen Ihr Eurer Stimmung, Euren Wünſchen, Euren

Gedanken, Euren Entſchlüſſen einen beſonnenen Ausdruck gäbt und Achtung verſchafftet. Das Zweite wäre, daß auch Ihr Euch von dem reactionären Bündniß mit Rußland zurückzögt und mit Euren Regierungen gemeinſchaftlich ein ganz neues Leben nach dem Muſter von Nordamerika, England und der Schweiz begönnt. Dies würde Euch nicht ſchwer werden, da alle dieſe Völker Eure germaniſchen Brüder und Ihre freien Einrichtungen urſprünglich Eure eigne Erfindung ſind.

Wenn Ihr Euch alſo ruhig überlegt, was aus der ganzen Aufregung des Augenblicks werden wird; ſo zeigt ſich überall die Nothwendigkeit, die Reformen der öffentlichen Zuſtände einzuführen, welche die öffentliche Meinung in Anſpruch nimmt.

Ihr habt in dieſer Hinſicht an einigen Orten wenig mehr zu thun, als die Geſetze richtig auszulegen und richtig auszuführen. Wenn Ihr an Baden denkt, ſo bedarf dort die Staats- und Gemeinde-Verfaſſung nur geringer Verbeſſerungen: es iſt nur nöthig, daß die Beſchlüſſe der Mehrheit aufhören ein Spott der Reaction zu ſein, daß die geſetzliche Preßfreiheit nun auch in Anwendung kommt und daß endlich die Beamten-Gerichte in Geſchwornen-Gerichte verwandelt werden. Alles Uebrige würde ſich dann von ſelbſt finden, wie das Volk ſich weiter bildete. Man würde die Schulen glanzend dotiren und das Militair abſchaffen; Jeder würde den Gebrauch der Waffen in der Schule lernen und für den Nothfall immer damit verſehn ſein.

In andern Staaten iſt man freilich nicht ſo weit; überall aber iſt man fähig, eines ſchönen Morgens eben ſo klug zu erwachen, als die glücklichen Badenſer ſich ſchlafen legen.

Nur einen einzigen Punct will ich Euch noch ans Herz legen. Ihr habt irrige Begriffe von der Preſſe. Ihr fürchtet Euch vor der Preßfreiheit. Die Preſſe kann keine Verbrechen begehn. Ihr könnt daher kein Repreſſiv- oder Unterdrückungsgeſetz neben der Preßfreiheit brauchen. Ein Galgen neben jedem Literaten iſt kein Fortſchritt von dem Cenſor hinter ihm. Der Herr von Thadden wird die ganze Preſſe für ein Verbrechen gegen den Adel halten. Ich muß dagegen behaupten: die Preſſe kann gar keine Verbrechen begehn.

Widerſprecht mir nicht: hört mich an. Iſt die Preſſe jetzt nicht in den ſchlechteſten Händen? wird ſie nicht gefliſſentlich dazu benutzt, die Liebe zu jedem Obſcurantismus, zu jeder Unvernunft, zu jeder entehrenden Sclaverei zu predigen? kann man eine größere Sünde im Sinn haben? kann man ärger freveln an ſeiner eignen Würde, ſeinem eignen Gewiſſen und an allem Göttlichen in der Welt? Ihr gebt mir zu, nein, dieſe Unverſchämtheit iſt der äußerſte Frevel. Nun, und was richtet er an? Den Abſcheu der Menſchen vor ſolcher Verderbtheit des Herzens und des Verſtandes, die glühendſte Liebe zum Guten, zur Freiheit. Was alſo hat die verderbte Preſſe verbrochen?

Sie iſt ein Theil von jener Kraft,
Die ſtets das Böſe will und ſtets das Gute ſchafft.

Faule Zuſtände vermag eine ſchlechte Preſſe nicht zu halten, gute noch viel weniger zu ſtürzen.

Die Zuſtände ſind der Wille, die Beſchlüſſe, die Handlungen der Menſchen: wenn die Preſſe dieſer öffentlichen Vernunft, die wir als gut annehmen, ins Geſicht ſchlägt, ſo glaubt nur, eine Empörung gegen ſie wird nicht ausbleiben: wenn ſie hingegen verderbten Zuſtänden entſpricht und vor aller Welt Augen faule Handlungen und verkehrte Gedanken blosſtellt, denkt Ihr, daß ſie dieſelben dadurch befeſtigt?

Die Unvernunft, die Verkehrtheit, das Verbrechen kann man nicht öffentlich, d. h. nicht in der Preſſe durchſetzen. Selbſt wenn man den Wahnſinn predigt, wird die Vernunft daraus hervorgehn, indem man ſich ihm widerſetzt.

Dies wäre wohl klar. Aber ich kenne Euch; je klarer Euch eine Sache bewieſen iſt, deſto mistrauiſcher werdet Ihr gegen ſie. Wenn Ihr nichts mehr einzuwenden wißt, ſteht Euch der Verſtand ſtill, und grade dabei will ſich kein Menſch beruhigen. Ihr werdet Euch alſo anſtrengen und ausrufen: „Die Preſſe könnte keine Verbrechen begehn? kann ſie nicht Aufruhr und Empörung anſtiften? kann ſie nicht beleidigen und verläumden? Und wäre es nicht Majeſtätsbeleidigung und Hochverrath, wenn das Staatsoberhaupt öffentlich heruntergeſetzt würde?“

Erhitzt Euch nicht! Vernünftige Menſchen gegen die Geſetze, welche ſie ſich ſelbſt gegeben, gegen die Behörden, welche ſie ſelbſt erwählt oder die ſie freiwillig anerkannt haben, zum Aufruhr anzuſtiften, iſt der Preſſe ſicher unmöglich, und am allerunmöglichſten, wenn es ganz überflüſſig iſt, überflüſſig weil zur Abänderung der Geſetze ja nichts weiter erfordert wird, als die Ueberzeugung der Mehrzahl, daß die Reform nothwendig ſei. Oder iſt Amerika und England, wo es gar keine Preßproceſſe giebt, jemals durch die Preſſe in Aufruhr gerathen? Damals allerdings unter Karl I., als es eine Sternkammer und geheime Preſſen gab, damals als man dem Prynne zweimal die Ohren abſchnitt, weil er freie Schriften veröffentlichte, damals entſtand eine Revolution, aber nicht durch die Schriften, ſondern durch das Abſchneiden der Ohren und andere Tyrannei, nicht durch die freie, ſondern durch die geknebelte Preſſe.

Jeder vernünftige Staat kann jeden Aufruf zur Empörung verachten, gegen jeden unvernünftigen Staat werden die Menſchen ſich empören, auch wenn kein Buchſtabe gedruckt wird. Wenn aber der Staat einfürallemal die Manifeſte der Unzufriedenen nur zu widerlegen, nicht zu ſtrafen beſchließt, ſo ſind ſie keine Verbrechen. Ich behaupte, daß der Staat dies thun muß. England und Amerika zeigen ihm, wie man es anfängt. Ueberlegt Euch dieſen Satz: er iſt der Vater aller Freiheit. Ihr werdet mir am Ende beiſtimmen. Deſto mehr Gewicht werdet Ihr nun aber auf die Verleumdungen und Beleidigungen legen.

Ab Jove principium! Fangen wir bei Gott an! Verleumdet kann er nicht werden und Beleidigungen — wird er doch gewiß verachten.

Dann der König. Wer ſoll ihn verleumden, da niemands Charakter bekannter ſein kann, als der ſeinige. Der König wird ſich über jede Verleumdung erhaben zeigen, wenn er ſeinen Charakter behauptet; und die Verleumdung ſinkt zu einer Unſittlichkeit und Ungezogenheit herab, wenn der König kein Verbrechen daraus macht. Ihr werdet aber zugeben, daß Unſittlichkeit und Ungezogenheit in der Preſſe ſogleich durch die Erwiederung von der andern Seite ihre Strafe findet, nämlich den Unwillen aller guten Menſchen.

Noch einfacher iſt die Frage nach der Beleidigung. Beleidigung iſt Ehrenkränkung. Wer nun dem Publicum vortheilhaft und ehrenvoll bekannt iſt, glaubt Ihr, daß den ein Schimpfwort bei ihm ſtürzen kann? Ich glaube es nicht. Ich ſelbſt bin nicht ſo bekannt, wie unſre Könige, und doch habe ich die boshafteſten Schimpfworte, die man gegen mich ausgeſtoßen, gelaſſen verachtet. Es iſt klar, daß die Könige dies noch viel bequemer thun können.

„Wenn nun aber Einer dem Publicum gar nicht bekannt iſt, eine ehrbare Dame, ein ſtiller Mann; und man greift in den Zeitungen ihre Ehre an?“ Hier wäre vielleicht eine Ausnahme zu machen. Man könnte den Privatmann, der ſich nicht mit der öffentlichen Discuſſion zu befaſſen weiß, durch die Autorität des Gerichts unterſtützen. Alſo ziehe man den Angreifer vor Gericht und laſſe ihn zum Widerruf und zur Ehrenerklärung in derſelben Zeitung verurtheilen, worin er angegriffen wurde. Das iſt vollkommene Genugthuung und vollkommen gerechte Strafe. Dieſer Fall wird übrigens ſehr ſelten ſein; und wäre ich jene Dame oder jener ſtille unbekannte Mann, ich würde zu mir ſagen: „Schulze heißen viele Leute. Die dich nicht perſönlich kennen, rathen umſonſt in der

Welt herum; deine Freunde aber wiſſen, daß jener ein Schuft und du ein Ehrenmann biſt; alſo du ſchweigſt und verachteſt ihn.“

Erhebt Euch nur einmal zu dieſer einfachen Betrachtung der wahren Lage der Sache, und Ihr werdet all den Qualm von Preßverbrechen mit einem Schlage aus Eurem Kopfe los. Ihr werdet das Attentat, die Preſſe durch Galgen und Rad zu knebeln, nicht dulden.

Das wahre Verbrechen der Preſſe iſt die Feindſchaft feiler Subjecte gegen die Freiheit. Dies exiſtirt; aber Ihr habt gehört, daß ich von vornherein auf Strafloſigkeit dieſer Menſchen antrug, ja, daß ich ſie mindeſtens ebenſo nützlich fand, als Göthe den Mephiſtopheles. Wir verlangen keine andre Genugthuung als gleiche Sonne und gleichen Wind; in einem raſchen Feldzuge ſoll es um alle dieſe Gimpel geſchehn ſein.

Leipzig, den 22. Februar 1848.

Euer Freund,

Arnold Ruge.

Nachſchrift vom 29. Februar 1848.

Am 22. Februar, als ich dieſen Brief unterſchrieb, begann die dritte franzöſiſche Revolution. Paris wird ein zweites Palermo; die Franzoſen übertreffen ihre Vorgänger in der Schweiz und in Sicilien, wenn es möglich iſt, in Entſchloſſenheit und Conſequenz.

Am 23. fiel das Miniſterium Guizot und die Conſervateurs des Despotismus in Frankreich.

Am 24. fiel Louis Philippe und die Dynaſtie. Die Zeitungen berichten: Alle vom Könige angebotenen Zugeſtändniſſe ſind nacheinander verworfen worden.

Das Anerbieten der Abdankung zu Gunſten des Grafen von Paris mit der Regentſchaft der Herzogin von Orleans iſt gleichfalls zurückgewieſen.

Die Tuilerien ſind erobert; der Thron wurde auf öffentlichem Platze verbrannt; die königliche Familie iſt auf der Flucht.

Die Republik iſt proclamirt.

Eine telegraphiſche Depeſche vom 24ſten Abends zeigt allen Präfecten die Bildung einer proviſoriſchen Regierung an. Sie beſteht aus Dupont (de l'Eure), Präſident;

Arago, Marineminiſter; Lamartine, Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten; Cremieux, Juſtizminiſter; Generallieutenant Subervie, Kriegsminiſter; Ledru-Rollin, Miniſter des Innern; Marie, Handelsminiſter; Garnier-Pagès, Maire von Paris.

In einer telegraphiſchen Depeſche vom 25ſten ertheilt der Kriegsminiſter, Generallieutenant Subervie, den Generalen der Armee ſeine Befehle.

Die Logik der Ereigniſſe iſt unerbittlich. Es giebt keine Macht der Kanonen und der Bajonette; die Idee des Jahrhunderts iſt unwiderſtehlich. Die Menſchheit hat eine große Epoche erlebt; die freien Staatsformen ſind den gebildeten Völkern Europas geſichert. Die dritte franzöſiſche Revolution iſt eine europäiſche Befreiung; ſie iſt das größte Ereigniß der Weltgeſchichte.

Die Pflicht des Staats gegen ſeine Verbrecher.

Von K. H. Neumann.

In dem Augenblick, wo der Entwurf eines neuen Strafgeſetzbuches von dem Stände-Ausſchuß berathen wird, und wo daher die geſammte Maſſe des Volkes dieſem Zweige der Geſetzgebung ſeine Aufmerkſamkeit zugewendet, den Geiſt deſſelben mit ſeinem eigenen Rechtsbewußtſein vergleicht, und an die einzelnen Beſtimmungen den Maßſtab der eigenen Erziehung und Erfahrung, ſo wie den der geſunden Vernunft legt; in dieſem Augenblicke muß es auch dem Einzelnen verſtattet ſein, lediglich aus dem Motiv einer höhern Humanität, Vorſchläge mitzutheilen, die, aus lebendiger Anſchauung hervorgegangen und auf wirkliche Erfahrung gegründet, hierin ſelbſt die Berechtigung finden, ihre Prüfung vor dem Forum der Oeffentlichkeit zu beſtehen.

In der Aufſtellung eines neuen Strafgeſetzes liegt das Geſtändniß von der Ungenügendheit des alten. Wir erwarten daher von dem neuen Coder Reformen, d. h. Verbeſſerung des Unzweckmäßigen, und Fortſchritte, d. h. Strafbeſtimmungen, welche den Anforderungen einer höher entwickelten Cultur, alſo eines geläuterten Rechtsgefühls, einer reineren Erkenntniß des Strafzwecks angepaßt werden. Das neue Strafgeſetz auf Antrieb und unter dem Einfluß dieſer Anforderungen entſtanden, zeigt auch wirklich das Beſtreben, ihnen zu genügen. Noch mehr ſind die Berathungen der Reflex jener reformatoriſchen Ideen, welche unſere Zeit bewegen.

Fragen wir nun, welches ſind im Allgemeinen die unzweckmäßigen Elemente des alten Strafgeſetzes, die jetzt als veraltet ausgeſchieden und durch andere zeitgemäße erſetzt werden müſſen, ſo erkennen wir:

1) das Strafgeſetz iſt im Allgemeinen darin ungenügend, daß es einen ſehr weſentlichen Strafzweck, den der Beſſerung des Verbrechers, unerfüllt läßt, oder doch für dieſen Zweck die nöthigen Garantieen nicht gewährt, und

2) finden wir in einzelnen Strafformen oder in der Art ihrer Ausführung eine Härte und Strenge, die theils unſer Rechtsgefühl, theils unſer Menſchlichkeitsgefühl verletzt, und uns daher im erſten Fall ungerecht, im andern roh oder barbariſch erſcheint. Es hat Zeiten gegeben, in denen man die Strafe als eine Rache anſah, die das verletzte Recht an dem Verbrecher nähme, und jene Zeiten waren es, in denen man Verbrecher mit glühenden Zangen zwickte, oder mit vier Pferden in Stücke zerriß. Später Geborne erkannten die Barbarei nicht blos dieſer Strafen, ſondern auch dieſer Anſicht und erſetzten ſie durch eine verbeſſerte, aber keineswegs durch eine ſo vollkommen geläuterte, daß ihren Nachkommen nicht immer noch die Aufgabe, ſie noch einmal zu läutern,

übrig geblieben wäre. Unſere Zeit, indem ſie dieſe Aufgabe erkannte, übernahm damit die Verpflichtung, ſie zu löſen.

Dieſem Ziele ſtreben wir entgegen, indem wir hier Vorſchläge zu einer Strafform niederlegen, die von den jetzt üblichen weſentlich abweicht und deren weſentliche Bedingungen darin beſtehen,

1) daß durch ſie das ſittliche Gefühl des Beſtraften veredelt,
2) ein wahrer, aus freier Thätigkeit entſpringender Fleiß hervorgerufen,
3) dem Verbrecher ſelbſt Gelegenheit gegeben wird, durch eigene Kraft und Thätigkeit die Dauer ſeiner Strafe abzukürzen, und zwar dadurch, daß es ihm vergönnt iſt, das für die Dauer ſeiner Strafzeit feſtgeſetzte Arbeitsquantum in einer kürzeren Friſt zu leiſten.

Als die Rache-Theorie fiel, trat die Abſchreckungstheorie an ihre Stelle und ſtatt der Grauſamkeit zur Buße übte man Grauſamkeit zur Beſſerung. Man räderte den Raubmörder „ihm ſelber zur Warnung, Andern zum Beiſpiel.“ Wenn aber die höher entwickelte Cultur die Grauſamkeit überhaupt verwirft, ſo hat ſie die Genugthuung, daß auch die Erfahrung jene Grauſamkeit vollkommen nutzlos gefunden hat, ſowohl in Rückſicht auf die Abſchreckung als auf die Beſſerung. Das Rechtsbewußtſein unſerer Zeit proteſtirt gegen jede Marter des zum Tode verurtheilten Verbrechers und die höher entwickelte Menſchlichkeit wendet ſich mit Ekel und Abſcheu von jenen Scheinſtrafen, womit das Recht einer vergangenen Zeit den fühlloſen Leichnam des Hingerichteten belegte. Wenn wir nicht hinaus können über das Bewußtſein unſerer Zeit, wenn unſere Majoritäten die Todesſtrafe noch als ein Recht anerkennen oder als eine Nothwendigkeit beibehalten, — ſo löſen ſie doch von dieſer traurigen Nothwendigkeit all jenes unſelige Beiwerk ab, womit man das Gräßliche gräßlich ausſchmückte; ſie billigen nur eine Hinrichtungsart: die raſche Tödtung und nur eine Form, die Hinrichtung durch das Fallbeil.

Wie aber hierin die Abſchreckungsgrauſamkeit, ſo verwerfen die Culturbegriffe unſerer Zeit auch die Beſſerungsgrauſamkeit. Indem wir gelernt haben, daß auch in dem Verbrecher noch der Menſch geehrt werden müſſe, ſind wir zu der Ueberzeugung gelangt, daß wir den Verbrecher nicht beſſern, wenn wir in ihm den Menſchen, und mit dieſem die Menſchheit, herabwürdigen. Das aber geſchieht durch die Grauſamkeit und darum hört unſer Strafgeſetz auf, grauſam zu ſein. Spätere gebildetere Zeiten werden ohne Zweifel auch noch das raſche Tödten und das Fallbeil grauſam und unmenſchlich finden, und das Kopfabſchneiden in allen Formen abſchaffen. Nichts anderes als dieſer Grundſatz iſt es, aus welchem das Zeitbewußtſein ſich gegen die Prügelſtrafe ſträubt. Keine Strafe beſſert den Verbrecher, welche den Riß zwiſchen ihm und der Menſchheit größer macht. Der Egoismus, der die Schranke des allgemeinen Sittengeſetzes, des Grundgeſetzes der Menſchheit, thieriſch überſprang, wird nicht durch Stockprügel mit dieſem Sittengeſetze verſöhnt. Wie ein Hund geprügelt, kann der Verbrecher ſeinen widermenſchlichen Egoismus nur um ſo mehr für berechtigt halten. Nicht erſticken alſo ſollen wir das menſchliche Bewußtſein in dem Verbrecher, ſondern es beleben; nur indem wir in ihm die Berechtigung des Menſchen anerkennen, laſſen wir ihm die Möglichkeit, auch ſeinerſeits die Berechtigung der Menſchheit anzuerkennen. Mit Einem Wort: nur das Reinmenſchliche im Verbrecher, der Ueberreſt ſeines ſittlichen Bewußtſeins, welches immer nur in dem Selbſtbewußtſein der eigenen Menſchenwürde wurzelt, macht ihn für die Wirkungen der Beſſerungsmittel überhaupt empfänglich. Welcher Art alſo auch dieſe Beſſerungsmittel ſein mögen, ob ſie nächſt der moraliſchen Rückwirkung der Freiheitsberaubung, in directer Belehrung, in erregtem Wetteifer, in Verhinderung ſchlechter Einflüſſe, oder worin ſonſt beſtehen, — nimmer wird die Anwendung dieſer Mittel von dem Grundſatz ausgehn müſſen: „das vorhandene ſittliche Bewußtſein, das Gefühl der Menſchenwürde in dem Verbrecher nicht zu verletzen, ſondern im Gegentheil zu erhalten und möglichſt zu verſtärken.“

Wenn dieſe Anſicht aber allerdings ſich in unſerer Zeit unbeſtrittene Gültigkeit errungen hat, und dem Strafgeſetze als allgemeines Princip einverleibt wird, ſo iſt es doch in der Anwendung mehr von ſeiner negativen Seite zur Geltung gekommen, als von ſeiner poſitiven, d. h. man erkennt zwar die Nothwendigkeit an, die directen Einwirkungen auf die Verminderung des Selbſtgefühls bei dem Verbrecher zu vermindern, ohne jedoch in gleicher Weiſe darauf bedacht zu ſein, die bisher angewendeten und vielfach als unzulänglich erkannten Mittel zur höhern Belebung jenes Selbſtgefühls zu vermehren oder durch geeignetere zu erſetzen.

Als ein ſolches Mittel aber glauben wir bezeichnen zu dürfen, wenn dem Verbrecher Gelegenheit gegeben wird, *durch ſeine eigene Thätigkeit auf rechtlichem und geſetzlichem Wege ſeine Strafe, unbeſchadet der übrigen Strafzwecke, mildern zu können.* Dieſe Hoffnung, dieſes Bewußtſein, durch eigenen Willen und eigene Kraft ſelbſt noch im Kerker ſein Schickſal ſelbſt geſtalten zu können, muß mehr als alles Andere das Selbſtgefühl des Verbrechers erwecken und beleben, und ihn daher den andern Einwirkungen zu ſeiner Verſöhnung mit dem allgemeinen Sittengeſetz um ſo zugänglicher machen. — Wir werden die Wahrheit dieſes Satzes weiterhin beſtimmter nachweiſen, wenn wir die Art der Ausführung des von uns aufgeſtellten Gedankens dargelegt haben, wobei ſich dann auch ergeben wird, daß damit noch andere theils moraliſche, theils adminiſtrative Vortheile verbunden ſind.

Obgleich übrigens unſer Princip mit den geeigneten Modificationen auf alle Arten von Strafen und Verbrechen Anwendung finden kann, ſo iſt es doch unſere Abſicht, hier nur die Anwendung bei der Verurtheilung zur Arbeits- und Zuchthausſtrafe auseinanderzuſetzen.

Offenbar liegt in der Verurtheilung zur Arbeits- oder Zuchthausſtrafe eine zwiefache Beſtrafung, nämlich die der Freiheitsberaubung und zugleich die der gezwungenen Arbeit. Mit der Dauer der Beſtrafung iſt zugleich die Summe der Arbeitsleiſtung beſtimmt. Hier nöthigt uns ſchon das Rechtsgefühl die Forderung auf, daß, wenn es dem Verbrecher möglich iſt, während der Dauer ſeiner Gefangenſchaft mehr zu arbeiten, als die Strafbeſtimmung erheiſcht, der Ueberfluß ſeiner Leiſtung oder deren Ertrag ihm als freies Eigenthum zukommen müſſe. Dieſer Rechtsanſpruch iſt in der That als ſolcher anerkannt, und der Zuchthausſträfling erhält die auf ſolche Weiſe erworbenen Ueberſchüſſe bei ſeiner Entlaſſung aus der Strafanſtalt als Eigenthum. Indeſſen liegt in dieſem Verfahren eine bemerkenswerthe Rechtsungleichheit. Während nämlich dem Verbrecher geſtattet iſt, durch eigene Kraft den einen Theil ſeiner Strafe zu modificiren, die Arbeit nämlich, iſt ihm dies bei dem anderen, der Gefangenſchaft, nicht vergönnt. Dies wird, eben weil beide Strafformen ſich zu einer einzigen Strafe ergänzen, gleichſam zu einer Strafe zuſammenſchmelzen, zur Rechtsungleichheit. Geſetzt ein Zuchthausſträfling beſchaffte die ganze für eine vierjährige Strafdauer ihm zuerkannte Arbeitsleiſtung in zwei Jahren, ſo müßte er nach einfachem Recht für die andern zwei Jahre arbeitsfrei ſein. Dies widerſpricht aber dem Strafzwecke und der Strafform, denn er iſt zur Gefangenſchaft mit Arbeit verurtheilt. Die Summe der Strafarbeit, zu der er verurtheilt worden, hat er aber ſchon abgebüßt: — ſo bleibt denn kein anderer Ausweg, als daß man den Arbeitszwang zwar widerrechtlich fortſetzt, dieſe Widerrechtlichkeit ihm aber gleichſam abkauft, indem man ihm den Ertrag ſeiner Leiſtung als Preis dafür giebt. Wir ſagen, es bleibt kein anderer Ausweg. Eine Strafform, welche in ein ſolches Dilemma führt, muß, ſelbſt wenn ſie noch ſo unentbehrlich ſcheint, in dem Maaße an Anwendbarkeit verlieren, als das allgemeine Rechtsbewußtſein an Klarheit gewinnt, und es würde hier der Fall eintreten, daß das Rechtsgefühl mit der practiſchen Nothwendigkeit in einen unauflösbaren Conflict träte, wenn nicht, wie wir ſogleich zeigen werden, dieſer Conflict ſich vollſtändig löſte, ſobald man eben dieſe Strafform in einer andern Weiſe, und zwar mit Berückſichtigung des Rechtsprincips zur Anwendung bringt.

Unſer Vorſchlag iſt daher folgender:

Anſtatt der bisher üblichen Verurtheilung auf eine gewiſſe Zeitdauer, ſoll fortan die Verurtheilung auf ein gewiſſes Arbeitsquantum erfolgen, welches gleichzeitig nach dem Ertrage und nach der Zeit normirt wird, jedoch ſo, daß, falls der Beſtrafte das beſtimmte Arbeitsquantum in kürzerer Zeit, deren Minimum feſtzuſtellen iſt, liefert, er auch nun ſo viel früher ſeine Freiheit wieder erlangt. Mit einem Zahlenbeiſpiel erläutert lautet der Satz ſo: A. hat ein Verbrechen begangen, wofür er nach dem jetzigen Verfahren zu 4 Jahren Zuchthausſtrafe, d. h. zu eben ſo viel Zeit Gefangenſchaft mit Zwangsarbeit verurtheilt wird. Statt deſſen würde A. nach unſerm Vorſchlage zu einer

Zwangsarbeitsleiſtung verurtheilt werden, deren Ertrag etwa auf 100 Thlr. feſtgeſtellt würde, wobei zugleich beſtimmt wird, daß dieſer Ertrag in längſtens vier Jahren (und zwar natürlich im Gefängniß) zu beſchaffen ſei. Beſchafft nun der Verurtheilte durch eigne Kraft den ihm auferlegten Leiſtungsertrag von 100 Thlr. in kürzerer Zeit, z. B. 3 Jahren, ſo hat er die ihm zuerkannte Strafe verbüßt und erlangt ſofort ſeine Freiheit.

Der erſte und weſentlichſte Vorzug dieſer Strafform beſteht nun darin, daß ſie jede Rechtsverletzung gegen den Verurtheilten ausſchließt. Wird die Strafdauer als Grundnorm angenommen, ſo tritt entweder der dem Strafzwecke hinderliche Fall ein, daß der Beſtrafte nicht das volle Maaß ſeiner Kraft zur Arbeit aufwendet, oder der Fall, daß ungerechterweiſe gegen den Beſtraften mehr Arbeitszwang geübt wird, als das Urtheil zuerkannt hat. — Beide Fälle ſind bei der Verurtheilung auf einen Arbeitsertrag unmöglich. Die Gefangenſchaft mit Allem was dazu gehört, iſt hier nur eine nähere Beſtimmung der Form der Strafarbeit als ſolcher und nicht, losgetrennt von derſelben, ſelbſtſtändig an eine Dauer geknüpft, ſondern hört auf, ſobald die Arbeit aufhört.

Wie aber der Begriff des Rechts ſtets mit dem Begriff der vollſten Wahrheit übereinſtimmen, und wiederum die lauteſte Wahrheit auch am vollſtändigſten den Bedürfniſſen der ſocialen Vereinigung, deren Grundgeſetz das Sittengeſetz iſt, entſprechen muß, ſo muß auch eine Verurtheilung, die eine Rechtsverletzung ausſchließt, zugleich in practiſcher Beziehung beſſer, angemeſſener und nützlicher ſein, als diejenige Verurtheilung, welche jene Rechtsverletzung nicht ausſchließt. Und ſo iſt es in der That.

Erinnern wir

1) an die Wahrheit des Satzes, daß die Erhaltung und Belebung des Selbſtgefühls und des Bewußtſeins der Menſchenwürde in dem Verbrecher, die unentbehrliche Grundlage für die Einwirkungen der Beſſerungsmittel ſei, ſo kann ſicher nicht geleugnet werden, daß die von uns vorgeſchlagene Strafform, indem ſie den Verurtheilten auf ſich ſelbſt, auf die Kraft des eigenen Willens verweiſ't und eine belebende Hoffnung in ihm nährt, jene Bedingungen in ganz vorzüglichem Maaße erfüllt.

2) Muß in Erwägung gezogen werden, daß die Strafform der Zwangsarbeit überhaupt nicht etwa blos deshalb gewählt worden iſt, damit der Beſtrafte die Koſten ſeines Unterhalts erwerbe, und noch weniger deshalb, damit er mit dem Ertrage ſeiner Leiſtung einen Erſatz für den von ihm verübten Schaden gewähre, ſondern lediglich deshalb, weil man, die Wahrheit des trivialen Sprichworts, daß Müßiggang aller Laſter Anfang ſei, anerkennend, in einer beſtändigen und geregelten Thätigkeit das beſte Mittel ſah, die wuchernden Leidenſchaften auszujäten und durch Gewöhnung an Fleiß deren Wiederaufſproſſen zu verhüten. Der Erfolg hat jedoch dieſen Vorausſetzungen nur ſelten entſprochen. Man hat vergeſſen, daß bei einer Zwangsarbeit der moraliſche Nachtheil des Zwangs dem moraliſchen Vortheil der Arbeit das Gegengewicht hielt. Der Verbrecher, der nur arbeitet, weil er muß, ohne für ſich einen Vortheil daraus erſprießen zu ſehen, wird, ſobald er frei iſt, ſchon deshalb nicht arbeiten, weil er eben im Müßiggange das Gefühl der Freiheit doppelt empfindet. Daß die Verbrecher in den Zuchthäuſern trotz der anſpornenden oder anpeitſchenden-

den Diſciplin nur läſſig und unluſtig arbeiten, geht daraus hervor, daß nur Wenige und dieſe nur geringe Ueberſchüſſe aus den Strafhäuſern mit fortnehmen. Der Fleiß des Verbrechers iſt daher nur illuſoriſch, denn erzwungene Thätigkeit iſt kein Fleiß, — und daraus folgt ferner, daß auch die Hoffnung auf Gewöhnung an Fleiß eine illuſoriſche iſt. Nicht minder wird die etwaige Erwartung, daß der Verbrecher durch die Ausſicht auf die ihm zufallenden Ueberſchüſſe zu einer über den Zwang hinausgehenden freien Thätigkeit geſpornt werden möchte, durch die Erfahrung als eine irrige beſeitigt und in der That ruht ſie auf einem hohlen Grunde, denn bei dem Bewußtſein der unverminderten Dauer der Freiheitsberaubung und aller damit verbundenen Zwangsformen kann der Erwerb eines an ſich immer nur höchſt ſpärlichen Arbeitsertrages den unter dem Arbeitszwang knirſchenden Verbrecher wahrlich nicht zu freier Thätigkeit anregen. Daß aber der Verbrecher in der That unendlich viel mehr, als er arbeitet, arbeiten könnte, wenn ſeine phyſiſche Kraft durch die moraliſche Kraft ſeines freien Willens unterſtützt, d. h. wenn ſeine Zwangarbeit zum Fleiß erhöht wurde, wird Jeder zugeben, der im practiſchen Leben beobachtet hat, was der Fleiß, durch ein energiſches Motiv, z. B. Ehrgeiz, Hunger, irgend eine bedeutende Hoffnung getragen, zu leiſten im Stande iſt. Wo iſt aber ein energiſcheres Motiv denkbar, als die ſichere Ausſicht, die Qualen der Gefangenſchaft um eine namhafte Zeit abzukürzen. Bei der Verurtheilungsform alſo, die wir vorſchlagen, wird die Thätigkeit des Verbrechers keine erzwungene, ſondern eine freie, ſein Fleiß kein illuſoriſcher, ſondern ein wirklicher, die Erwartung endlich, daß er ſich an den Fleiß gewöhnen und die moraliſchen Erfolge des Fleißes an ſich verwirklichen werde, nicht getäuſcht, ſondern gerechtfertigt erſcheinen.

Auf dieſe Weiſe iſt 3) dieſe Strafform nicht blos ein bedingendes Element für die Wirkung der Beſſerungsmittel, indem es das Selbſtgefühl des Verbrechers belebt, ſondern es wirkt zugleich ſelbſt als ein Beſſerungsmittel, indem es, Fleiß erzeugend und an Fleiß gewöhnend, moraliſch beſſert. — Bei dem jetzigen Verfahren geht der entlaſſene Sträfling müſſig, um in vollen Zügen das Bewußtſein der Befreiung vom Arbeitszwange zu genießen, bei unſerem Verfahren hingegen arbeitet er, weil er den Werth der freien Thätigkeit in den für ihn mächtigſten Reſultaten kennen gelernt hat.

Wird aber mit einer kürzern Strafdauer der Strafzweck nicht nur ebenſo gut, ſondern ſogar beſſer erreicht, als mit einer längern, ſo darf 1) auch der adminiſtrative Vortheil nicht außer Acht gelaſſen werden, der dem Staate dadurch erwächſt, daß er bei allen Sträflingen, die ihre Strafdauer durch eigene Thätigkeit abkürzen, die Koſten einer längeren Haft erſpart.

Bevor wir noch einige andere ſehr weſentliche Vortheile unſeres Verfahrens entwickeln, müſſen wir zuvor die Art und Weiſe, wie es überhaupt zur Anwendung kommen kann, näher erörtern.

Zunächſt leuchtet ein, wenn ein gewiſſer Arbeitsertrag als Grundnorm für das Strafmaß angenommen würde, ohne alle Rückſicht auf die individuelle Leiſtungskraft, daß dadurch eine außerordentliche Ungleichheit in der Strafwirkung erzeugt werden würde. Angenommen: der Verbrecher A., von robuſter Conſtitution und bedeutender phyſiſcher Kraft, und B., von ſchwächlichem Körper und viel geringerer Kraft, wurden wegen eines ganz gleichen Verbrechens Jeder zu einem Arbeitsertrag von 300 Thlr. mit einer auf 4 Jahre normirten Gefangenſchaft verurtheilt, ſo iſt es klar, daß A., nicht durch mindere Verſchuldung, ſondern lediglich durch höhere Körperkraft begünſtigt, ſein Arbeitsquantum ſicher in dem geſetzlichen Minimum der Zeit, alſo etwa in 3 Jahren leiſten wird, während B. nicht nur die vollen 4 Jahre ausdauern, ſondern während derſelben wohl noch ſeine Kräfte übermäßig, vielleicht bis zum Nachtheil für ſeine Geſundheit anſtrengen muß, um ſein Ertragsquantum zu liefern. Eine ſolche ſchreiende Rechtsungleichheit darf allerdings nicht ſtattfinden, und ſie zu vermeiden, diene folgender Vorſchlag.

Die menſchliche Arbeitskraft überhaupt wird in Rückſicht auf die Verſchiedenheit der Conſtitution, der höhern oder geringern Körperentwickelung, des Alters und Geſchlechts ꝛc. in möglichſt viele Kraftclaſſen eingetheilt. Dabei wird nun eine Claſſe als Grundnorm angenommen und die anderen Claſſen auf- und abwärts im Verhältniß zu jener formirt. Nehmen wir an, es ſeien 10 Kraftclaſſen feſtgeſtellt und die 6. Claſſe als Norm oder Einheit gewählt; ſo würde der Normalertrag dieſer Claſſe in einer beſtimmten Zeit, etwa in einem Jahre, = 1 = $\frac{6}{6}$ ſein, die der 3. Claſſe = $\frac{5}{6}$, die der 4. = $\frac{4}{6}$, die der 5. = $\frac{3}{6}$ u. ſ. w. Jeder Verurtheilung muß demnach eine Feſtſtellung der Strafclaſſe vorangehen, der das zu verurtheilende Individuum angehört. Dieſe Feſtſtellung muß in Rückſicht auf die individuelle Körperlichkeit durch Aerzte, und in Rückſicht auf die Ertragsfähigkeit der verſchiedenen Arbeiten durch Experten geſchehen. Wir haben in der Andeutung über die *Verſchiedenheit der Arbeiten* ein neues Element der Strafgleichheit aufgeführt; ehe wir weiter gehen, müſſen wir dies näher betrachten.

In dem jetzigen Strafverfahren wird auf die Ungleichheit der Strafwirkung keine Rückſicht genommen. Es leuchtet ein, daß die Zuchthausſtrafe für einen Menſchen, der an feinere Lebensgenüſſe und geiſtige Beſchäftigung gewöhnt iſt, unendlich viel härter ſein muß, als für einen andern, der ſchon außer dem Zuchthauſe ein dürftiges Leben geführt und ſich mit niederen und rohen Arbeiten beſchäftigt hat. Der allgemeine Grundſatz, daß ein höher gebildeter Menſch auch um ſo viel ſtrafbarer ſei, wenn er ſich ein entehrendes Verbrechen zu ſchulden kommen laſſe, iſt in keiner Sache ſtichhaltig. Denn es iſt mit höherer Geiſtesbildung nicht nothwendig auch eine höhere Sittlichkeit verbunden, und ſodann iſt der Umſtand, daß ein höher Gebildeter ein Verbrechen begeht, keineswegs ein Beweis, daß er um ſo viel mehr entſittlicht ſei, als der minder Gebildete. Demnächſt aber findet jener Grundſatz auf die körperliche Arbeitsgewöhnung gar keine Anwendung. Es kann ſehr wohl von zwei Verbrechern, deren Bildungs- oder Unbildungsſtufe eine ganz gleiche iſt, der Eine an ſchwere Körperarbeit vollkommen, der Andere gar nicht gewöhnt ſein. Viel höher aber als dieſe rein materielle Rückſicht ſteht die moraliſche. War ein Verbrecher an eine edlere, geiſtigere oder überhaupt nur nicht niedere Arbeit gewöhnt, und wird nun zur Verrichtung niederer Körperarbeit gezwungen, ſo muß er durch ſie ebenſo, wie der gemeinſte Menſch durch Stockprügel, entwürdigt und entſittlicht, im beſten Fall aber gemartert werden, und hat ſomit eine zehnmal ſchärfere Strafe auszuſtehen, als ein anderer, der von Hauſe aus an niedere Thätigkeit gewöhnt war. Wir wiederholen es: Die Zuchthausarbeiten ſind die Stockprügel für den Verbrecher aus den beſſern Ständen der Geſellſchaft. Gälte alſo auch der Satz, daß der Gebildete, der ein gemeines Verbrechen begeht, um ſo ſtrafbarer ſei, ſo dürfte dennoch dieſe Schärfung eben ſo wenig in der Entſittlichung und Entwürdigung des Verbrechers beſtehen, als bei dem Verbrecher aus niederem Stande. In der That iſt dieſes Princip vom Geſetze anerkannt, allein die Durchführung des Princips iſt theils eine unvollkommene, theils eine nicht garantirte, indem ſie dem willkürlichen Ermeſſen der Aufſeher in den Strafhäuſern überlaſſen bleibt. Indeſſen würde die Strafungleichheit, die zwar möglichſt zu vermindern, aber wohl niemals ganz zu beſeitigen iſt, für ſich vielleicht nicht als ein hinreichender Grund gelten, eine weſentliche Verſchiedenheit in den Arbeiten der Verurtheilten für nothwendig zu erachten. Allein es ſpricht für die Nothwendigkeit der Arbeitsverſchiedenheit noch ein anderer Grund, und dieſer iſt ſo wichtig, daß man eben ſo ſehr das Recht der Geſellſchaft, als das des Verbrechers verletzen würde, wenn man ihn außer Acht laſſen wollte. Möge man die Pflicht, den

Verbrecher nicht blos zu ſtrafen, ſondern auch zu beſſern, für ein Recht, das der Verbrecher als ein moraliſch Kranker anſprechen darf, oder für ein Gebot des Sittengeſetzes überhaupt halten, ſo viel iſt gewiß, daß die Geſellſchaft die Beſſerung des Verbrechers ſchon an und für ſich als eine Garantie für ſein ſpäteres Wohlverhalten in Anſpruch nimmt. Dieſe Garantie aber verliert alle Kraft, ſobald der gebeſſerte Verbrecher bei ſeiner Entlaſſung aus der Strafanſtalt in Verhältniſſe gebracht wird, die ihn zu neuen Verbrechen nicht blos verleiten, ſondern gewiſſermaßen zwingen. Zu ſolchen Verhältniſſen aber gehört vor allen die Unmöglichkeit eines redlichen Broderwerbs. Wir ſprechen hier nicht von der, man darf ſagen, allgemeinen Abneigung, mit einem entlaſſenen Sträfling in Verkehr zu treten. Dieſer Abneigung, zumeiſt verſchuldet von der Unzulänglichkeit der Strafanſtalten, in denen eben der Verbrecher nicht gebeſſert wird, kann durch wohlgeſinntes Zuſammenwirken, durch Vereine, entgegen gearbeitet werden. Wir ſprechen vielmehr von jener Unmöglichkeit des redlichen Erwerbs, die durch die Arbeitsunfähigkeit des entlaſſenen Sträflings ſelbſt herbeigeführt wird. Arbeitsunfähig aber wird dieſer, wenn er durch eine Reihe von Jahren von der erlernten und gewohnten Beſchäftigung entwöhnt worden iſt, ſo daß er ebenſo ſehr die nöthige Uebung als die Luſt zu ihr verloren hat.

Wir haben eben die Wichtigkeit des Fleißes als Beſſerungszweck erörtert. Jetzt fragen wir, wie iſt wahrer Fleiß zu erwarten, wenn ein Menſch, meiſt ſchon in reiferen Jahren, zu einer Beſchäftigung gezwungen wird, die ſeiner bisherigen Thätigkeit fremd oder gar entgegengeſetzt iſt, zu einer Beſchäftigung, die er für entwürdigend hält, und deren Handgriffe er unter der Peitſche des Aufſehers erſt mühevoll erlernen muß? Was iſt da anders zu erwarten, als Verdroſſenheit, Ekel und Unluſt? Wer möchte eine mit dieſen Empfindungen verſchwiſterte Zwangsthätigkeit Fleiß nennen, wer von ihr eine Gewöhnung zu Fleiß erwarten! Aber geſetzt auch, die Arbeitsluſt würde dadurch in dem Verbrecher geweckt, — was ſoll dieſer, wenn er entlaſſen worden, mit ſeiner Arbeitsluſt beginnen? Zu der Beſchäftigung, die er im Zuchthauſe geübt hat, findet ſich keine Gelegenheit, zudem iſt ſie uneinträglich und was das Schlimmſte iſt, ſie charakteriſirt durch ſich ſelbſt den entlaſſenen Sträfling. Sein ehemaliges Gewerbe hat dieſer zum großen Theil verlernt. Nur ſchwer, ſehr ſchwer findet der ehemalige Sträfling einen Meiſter oder Herrn, hat er ihn endlich gefunden, ſo wird er als ungeſchickter Arbeiter nach wenigen Tagen wieder entlaſſen: das wiederholt ſich wieder und wieder: der Unglückliche verliert endlich das Selbſtvertrauen, den Muth und die Luſt, er wird ein Opfer des entſetzlichſten Elends, wird als arbeitsloſer Herumtreiber aufgegriffen, gezüchtigt, fortgejagt, um bald dieſelbe Procedur von neuem durchzumachen, — und ſo gemartert vom Hunger, gehetzt vom Pflichteifer der ſogenannten Sicherheitsbehörde, bleibt ihm nichts übrig, als wieder Verbrecher zu werden, — und iſt er es geworden, ſo nennt es die Juſtiz einen Rückfall und läßt ihm Stockprügel geben.

Damit alſo der zur Zwangsarbeit verurtheilte Verbrecher nicht ſeiner Arbeitsfähigkeit für ſpätere Zeit beraubt werde, geht unſer Vorſchlag ferner dahin, daß der Verbrecher in allen Fällen, wo dies möglich iſt, zu derjenigen Arbeit verurtheilt werde, die ſein Gewerbe oder ſeinen Beruf in der Freiheit ausgemacht hat; wo dies nicht möglich iſt, ſoll die Strafarbeit eine der früheren Lebensbeſchäftigung des Verbrechers möglichſt analoge, oder wo auch dies unthunlich iſt, wenigſtens eine ſolche ſein, die ſeinen Fähigkeiten am meiſten entſpricht und eine gewiſſe Garantie für die ſpätere Exiſtenz des Beſtraften gewährt.

Iſt durch unſeren erſten Vorſchlag, daß es in die Macht des Verbrechers gegeben werde, durch angeſtrengten Fleiß die Dauer ſeiner Strafe abzukürzen, die Wahrſcheinlichkeit des Fleißes gegeben, ſo wird durch dieſen zweiten Vorſchlag die Möglichkeit des Fleißes herbeigeführt. Zu den oben aufgezählten Vortheilen dieſes Strafverfahrens aber müſſen wir nunmehr als vierten hinzufügen, daß der Verbrecher bei ſeiner Entlaſſung aus der Strafanſtalt, nicht nur durch Fleiß erzeugte ſittliche Beſſerung und unverkümmertes, ja ſelbſt erhöhtes Selbſtgefühl mitbringt, ſondern auch, was vor allem Noth thut, ungeſchwächte Arbeitsfähigkeit und in ihr eine Schutzwehr gegen den Rückfall.

Wir haben oben im Vorbeigehen der nothwendigen Mitwirkung der Experten bei Feſtſetzung des Arbeitsertrages gedacht, und dieſe Andeutung findet in dem oben Entwickelten ihre nähere Erläuterung. Es muß, wie ſich nunmehr ergiebt, bei der Verurtheilung nicht nur die Kraftclaſſe des Verurtheilten, ſondern auch die Art der Arbeit beſtimmt und die Ertragsfähigkeit derſelben mit Rückſicht auf die Leiſtungskraft des Individuums durch Sachverſtändige feſtgeſtellt werden. Die Procedur würde demnach etwa folgende ſein. Der Schmiedegeſell A. hat ſich eines Verbrechens ſchuldig gemacht, für welches er einen gewiſſen, in höchſtens 4 Jahren zu beſchaffenden Arbeitsertrag zu leiſten hat; ärztlich wird feſtgeſtellt, daß A. zur 8ten Kraftklaſſe gehört; haben nunmehr Sachverſtändige Ein für alle Mal beſtimmt, wie viel Arbeitsertrag ein Menſch von der 8ten Kraftklaſſe in einer gewiſſen Zeit, etwa in einer Woche, durch Schmiedearbeit zu leiſten im Stande ſei, ſo wird hiernach der zu leiſtende Strafertrag normirt.

Nach dieſer Erläuterung fahren wir fort, die Vortheile unſeres Strafſyſtems weiter zu entwickeln. Daß die Kürzung der Strafdauer einen adminiſtrativen Nutzen ohne Benachtheiligung des Strafzwecks einſchließe, haben wir bereits oben gezeigt. Hier haben wir nun darauf hinzuweiſen, daß dieſer Nutzen durch die Verſchiedenheit der Arbeit unendlich vermehrt wird, und eine ſehr beachtungswerthe Bedeutung erreicht.

Die Arbeit, welche ſonſt die ausſchließliche Beſchäftigung der Zuchthausſträflinge ausmachte, war die uneinträglichſte, die es gab. Sie ſcheint nur gewählt worden zu ſein, weil ſie erniedrigend war und dadurch dem Princip der Strenge und Härte, dem man vornehmlich huldigte, entſprach. Je mehr man anfing dieſes Princip zu verleugnen, deſto mehr modificirte man auch die Beſchäftigungsweiſe der Sträflinge, allein die Reformen, die man in dieſer Beziehung einführte, gingen nicht aus einem durchgreifenden Princip hervor und waren daher halb, ungenügend und mehr oder minder reſultatlos, auch in Rückſicht auf den Arbeitsertrag. Wie ſehr aber dieſer Ertrag ſich ſteigern würde, wenn das Princip zur Geltung käme, daß jeder Sträfling mit der Arbeit beſchäftigt würde, die ſeinen Lebensberuf ausmacht, leuchtet ein.

Abgeſehn davon, daß der Sträfling ſchon deshalb einen größern Arbeits-Ertrag liefern wird, weil er die Beſchäftigung, aus der er ihn erzielen ſoll, nicht erſt im Zuchthauſe zu erlernen braucht, wird namentlich der Ertrag ſich dadurch ſteigern, daß es kaum einen Lebensberuf giebt, deſſen Ausübung nicht einträglicher wäre, als diejenige Beſchäftigung, zu welcher die Sträflinge im Allgemeinen angehalten werden, wohl aber viele Berufs-Arten, deren Ertrag den der gewöhnlichen Zuchthaus-Beſchäftigung um das Zehnfache und mehr überſteigt. Es iſt in der That nicht einzuſehen, warum man die Kräfte des Verbrechers feſſelt, was ebenſowohl zu ſeinem Schaden gereicht, weil er dadurch entſittlicht wird, als zum Schaden des Staats, der den Verbrecher ernähren muß. Man würde erſtaunen, wenn man aus einer Statiſtik der Verbrecher die Arbeitskräfte entnähme, die nutzlos in den Strafhäuſern vergeudet werden, und die Summen berechnete, die dadurch dem Staate entzogen worden ſind. Statt des ungerechten Princips, daß der Gebildete, der ein niederes Verbrechen begeht, ſtets um ſo viel ſtrafbarer ſei, als der Ungebildete, würde vielmehr das Princip gerechtfertigt erſcheinen, daß der Verbrecher ſtets mit der Arbeitskraft büße, die ihm eigen iſt und die er zum redlichen Erwerb nicht benutzte, oder durch irgend ein Verbrechen für den redlichen Erwerb nutzlos gemacht hat. Von einer Rechtsungleichheit kann alſo nicht die Rede ſein, wenn z. B. der Arbeits-Ertrag bei A. für 4 Jahre 2000 Thlr., bei B. für dieſelbe Zeit auf 200 Thlr. normirt wird. Strafdauer und Arbeitsmühe ſind bei Beiden gleich und die Verſchiedenheit der Summen iſt durchaus proportionell der individuellen Verſchiedenheit der beiden Verbrecher. So wird die ſcheinbare Ungleichheit zur wirklichen Rechtsgleichheit, während es allerdings eine Rechtsungleichheit iſt, wenn etwa ein Arzt und ein Schäferknecht wegen eines gleichen Verbrechens zum Wollſpinnen oder Sandkarren verurtheilt werden.

Zur practiſchen Ausführung unſeres Vorſchlages würde es erforderlich ſein, in den Zuchthäuſern Werkſtätten einzurichten, die zugleich zur Ausführung der verſchiedenen Arbeiten geeignet wären und den beſondern Rückſichten der Gefangenſchaft und des Strafzweckes entſprächen. Im Allgemeinen können die Werkſtätten in 3 Klaſſen getheilt werden, nämlich

1) Feuerwerkſtätten, für Schloſſer, Schmiede, ꝛc.

2) Holzwerkſtätten, für Tiſchler, Zimmerer, Stellmacher ꝛc. und

3) einfache Werkſtätten, für Schneider, Schuhmacher ꝛc.

Unter dieſe 3 Werkſtattformen würden ſich ziemlich alle Handwerker rubriciren laſſen. Schwierig aber möchte es allerdings ſein, dieſe 3 Werkſtattformen zugleich in einer Strafanſtalt einzurichten. Auch iſt anderſeits in Betracht zu ziehen, daß es Handwerke giebt, welche nur durch das Zuſammenwirken mehrerer Perſonen auszuüben ſind, ohne daß vorausſichtlich ſtets mehrere Individuen dieſer Kategorie zu gleicher Zeit ſich in einem Zuchthauſe zuſammen finden werden.

Dieſem Uebelſtande könnte man dadurch helfen, daß nicht in einem Zuchthauſe Werkſtätten für alle verſchiedenen Handwerker eingerichtet, ſondern die verſchiedenen Werkſtätten, zunächſt etwa nach den oben erwähnten 3 Klaſſen, oder ſonſt zweckentſprechend, auf die verſchiedenen Zuchthäuſer vertheilt werden; — woraus ſich dann von ſelbſt ergiebt, daß der Strafort für die Verurtheilten nicht nach dem Gerichtsbezirk, ſondern vielmehr nach der

Beſchäftigungsart, zu der er verurtheilt wird, beſtimmt werden muß.

Hiernächſt entſteht die Frage, wie diejenigen Verbrecher beſchäftigt werden ſollen, die, wie Tagelöhner, Handlanger, ſogenannte Arbeitsleute ꝛc., kein beſtimmtes Gewerbe erlernt haben, ſo wie diejenigen, deren Handwerksberuf der Art iſt, daß er in Zuchthäuſern überhaupt nicht ausgeübt werden kann, und endlich diejenigen, bei welchen es gefährlich wäre, ſie in ihren Berufsarbeiten zu beſchäftigen?

Auch für dieſe Kategorien iſt eine Beſchäftigung zu finden, die, dem Strafzwecke entſprechend, weniger entwürdigend und zugleich für die Zukunft des Verbrechers heilſamer iſt, als die jetzt übliche; — dieſe Beſchäftigung iſt der Ackerbau. Dabei ſei keineswegs die Verwendung einzelner Verbrecher-Klaſſen für den Straßenbau, Feſtungsbau ꝛc. ausgeſchloſſen; im Allgemeinen aber ſoll der Grundſatz herrſchen, daß unter Strafarbeit, die nicht näher bezeichnet iſt, der Ackerbau verſtanden werde. Wird zu dieſem Zwecke eine entſprechende Strafanſtalt in ſolchen Gegenden angelegt, wo das Land noch einer beſonderen

Cultur bedarf, oder wo zu Zwecken des Ackerbaus Dämme, Teiche, Entſumpfungen ꝛc. ausgeführt werden müſſen, ſo wird nächſt dem Nutzen für die zeitige Beſſerung und ſpätere Erwerbsfähigkeit der Verbrecher, auch das Land, der Staat, die Geſellſchaft einen ſehr weſentlichen Nutzen daraus ziehen.

Endlich wäre noch die Frage zu beantworten, ob dann auch ſtets Gelegenheiten vorhanden ſein werden, die aus den Zuchthaus-Werkſtätten hervorgehenden Arbeitsproducte zu verwerthen? Wir glauben dieſe Frage mit Ja beantworten zu können, ohne einen erheblichen Widerſpruch befürchten zu müſſen. Allein die Frage ſelbſt wird unmöglich, wenn, wie wir es am zweckmäßigſten halten, von vorn herein die Verwerthung der meiſten Arbeitsproducte dadurch geſichert wird, daß der Staat die Bedürfniſſe für die Armee, ſo weit die Arbeitskräfte der Zuchthäuſer es geſtatten, in dieſen letztern anfertigen läßt, wodurch wiederum zugleich ein adminiſtrativer Vortheil erzielt wird.

Dies ſind, mehr in Umriſſen, als in ausgeführten Zügen, die Elemente, welche wir für geeignet halten, einer Strafgeſetzgebung jene innere Uebereinſtimmung mit unſerem geläuterten Rechtsbewußtſein, und jene practiſche Tüchtigkeit zu geben, ohne welche ſie weder Werth noch Dauer hat. Manches, was ſich gegen unſere Vorſchläge einwenden läßt, haben wir bereits berührt und widerlegt; Anderes, was noch entgegenzuſtellen wäre, überlaſſen wir der öffentlichen Discuſſion. Das Neue ſtößt oft nur deshalb ab, weil es überraſcht und weil dem Verſtande noch nicht die Beſinnung, es klar zu erfaſſen, der Gewohnheit noch nicht Zeit, ſich darein zu finden, gelaſſen wurde. Und doch iſt oft nur in dem Neuen, nicht blos in dem aufgebeſſerten Alten, die Wahrheit und das Heil der Wahrheit. Wir haben Inſtitutionen, die veraltet ſind, d. h. die allerdings einmal zeitgemäß waren; aber es giebt auch Inſtitutionen, die, im üblen Sinne, nie veralten können, weil ſie niemals auch nur eine relative Wahrheit geweſen ſind. Die Grauſamkeit gehört in dieſe Kategorie. Ihre Anwendung im Strafcodex iſt ein Fehlgriff von ſo tiefer Bedeutung, daß er durch Modeln und Ummodeln nicht beſeitigt wird. Wo ein Princip falſch iſt, muß ein neues Princip an ſeine Stelle treten, und mit dem neuen Princip natürlich auch eine neue Form. Wie weit es uns gelungen iſt, dieſe zu finden, überlaſſen wir dem öffentlichen Urtheile, in dem ſich jede Anſicht des Einzelnen zu bewähren hat.

Die letzte Vorſtellung gegen Cenſurgerichtsbarkeit und Bücherverbote in Deutſchland.

An das königl. preußiſche Obercenſurgericht, zu Händen des Herrn Präſidenten Bode in Berlin.

Herr Präſident!

Hochgeachtete Herren!

Ihr Brief vom 21. December fordert mich auf zur Vertheidigung des Buches: „Die politiſchen Lyriker unſerer Zeit. Ein Denkmal mit Portraits und kurzen hiſtoriſchen Charakteriſtiken. Leipzig. Verlagsbüreau

1847, gegen die Anklage des Herrn Aſſeſſors de la Croix L., der bei Ihnen auf Verbot und Vernichtung des Buches anträgt.

Das Recht des Buches gegen Vernichtung durch Sie, meine Herren, iſt ſehr einfach. Es genießt den Schutz der ſächſiſchen Landesgeſetze ſo gut wie jedes andere Eigenthum. Wenn Sie es nun dennoch vernichten, ſo brauchen Sie Gewalt; ein Recht dazu können Sie nicht haben.

Vielleicht beſchränken Sie ſich auf das Verbot. Sie unterſagen den Preußen die Lectüre, weil Sie in dem Buche einen lyriſchen Angriff auf preußiſche Anſichten und Maximen erblicken. Aber dann, meine Herren, begehn Sie außer dem völkerrechtlichen Unrecht auch noch einen Irrthum. Es liegt ſchon im Titel des Buches, daß es Preußen nicht lyriſch revoltiren will, denn es iſt eine hiſtoriſch-kritiſche Behandlung jener vergangenen Periode, die ſo naiv war, ſich durch lyriſche Poeſieen politiſche Freiheit erringen zu wollen.

Beide Puncte ſind ſehr klar. Sie dürfen das Buch weder vernichten, noch verbieten. Dennoch, meine Herren, verſpreche ich mir von einer Vertheidigung vor Ihnen keinen Erfolg, ich will Ihnen ſagen warum.

Vor einem Geſinnungs- und Tendenz-Tribunal, ſei es in Madrid, in Paris oder in Berlin, iſt die Anklage auch die Verurtheilung. Der Kläger ſtellt die gute, der Angeklagte die böſe Geſinnung vor; was der Kläger verklagt, wird alſo zu verurtheilen ſein. — So einfach unter dieſen Umſtänden das Geſchäft des Richters iſt, ſo verzweifelt ſteht es um die Vertheidigung.

Ich habe dies an einem denkwürdigen Beiſpiel erfahren, wo der Ankläger — (eben ſo wie hier Herr de la Croix l. das Denkmal einer hiſtoriſch gewordenen Erſcheinung) — die Tendenz des Buches gänzlich verkannt hatte und doch mit der Anklage durchdrang. Es iſt ein lehrreiches Präcedenz. Hören Sie, meine Herren!

Der fromme Buchhändler Anton in Halle druckte auf die Empfehlung des ſchalkhaften, übrigens hinlänglich frommen Tholuck einen Roman des ebenfalls frommen Candidaten Elias, welcher den Zweck hatte, das damals gefährliche junge Deutſchland in ſeiner ganzen Blöße und Schlechtigkeit darzuſtellen.

Dieſes gemeinnützige Werk fiel in die Hände des Herrn Menzel in Stuttgart, welcher die Gewohnheit hat, die Bücher nur ſtellenweiſe zu leſen, und in dieſem Falle unglücklicher Weiſe nur auf die gottloſen Reden der jungen Deutſchen, nicht aber auf die fromme Abſicht des Herrn Elias geſtoßen war. Er ließ die ſcheußlichen Stellen mit Gänſefüßchen drucken und warnte alle Familienväter und, wo dieſe geſtorben wären, die Mütter davor, ihren Töchtern dies gottloſe Buch in die Hände zu geben. Anton, der fromme Buchhändler, las dieſe Anklage gegen das Buch. Sie war gedruckt, ſie war mit Stellen belegt, und Menzels gute Geſinnung nicht zweifelhaft. Er ſchauderte über das Unglück, welches das Buch anrichten könnte, wenn es geleſen würde, und überlieferte, um ſeine Schuld einigermaßen zu büßen, den ganzen Reſt und alle Remittenden der Auflage freiwillig den Flammen. Ich habe damals meinen ganzen Einfluß bei ihm aufbieten müſſen, daß er nicht ſelbſt den Scheiterhaufen mitbeſtieg.

Herr Präſident, meine Herren, die fromme Abſicht des Herrn Elias erſtickte in den Flammen, die der ungeſchickte Menzel angeblaſen hatte, und die beſten Vertheidiger, Herr Tholuck von der einen und ich von der andern Seite, konnten das fromme Werk nicht retten.

Nach dieſer Erfahrung muß ich die Vertheidigung auch der beſten Sache gegen Geſinnungsanklagen für verzweifelt halten. Indeſſen gebe ich zu, es wäre im Intereſſe der gläubigen Richtung unſerer Zeit, wenn hier ein Wunder geſchähe. Ich gehe alſo auf die Klagepuncte ein.

Der Herausgeber der Bücher hat funfzehn miteinander zuſammenhängende Charakteriſtiken der politiſchen Lyriker gegeben. Ich erſuche Sie, vor der Verurtheilung des Buches Einen aus Ihrer Mitte mit der Lectüre deſſelben zu beauftragen. Bei der hiſtoriſch-kritiſchen Abſicht, die aus dieſen Darſtellungen der Dichter klar wird, kann es nicht erwartet werden, daß der Herausgeber und Kritiker mit den Dichtern übereinſtimmt. Dennoch will ich die Vorwürfe beleuchten, die Herr de la Croix l. den einzelnen Dichtern in dem „Denkmal unſerer Vergangenheit“ macht.

Seine Klage, die mit dem Worte: „Abſchrift“ beginnt und mit der Unterzeichnung „de la Croix“ endigt, trägt das Gepräge eines mangelhaften Verſtändniſſes der deutſchen Sprache. Dies beweiſt gleich der zweite Satz. Ich ſetze das ſtiliſtiſch-grammatiſche Ungeheuer her:

„Mancher Name, der im Intereſſe eines zu gewinnenden, deſto umfaſſenderen Leſekreiſes und damit wieder verſtärkter Einwirkung der Sammlung in ihrer Totalität, vielleicht ungern eben ganz fortgelaſſen worden wäre, hat ſich gefallen laſſen müſſen, wenigſtens mit ein Paar Seiten eine ſchmale Beiſteuer zu liefern: und ſo ſind es funfzehn Bauſteine geworden, aus denen der ungenannte Herausgeber, wie die beigefügten kurzen Charakteriſtiken hierüber nähern Aufſchluß geben, das der Entwickelung politiſcher Tagesunzufriedenheit auf dem Felde der Lyrik zu ſchrofferem Gegenſatz gegen die Wirklichkeiten der öffentlichen Zuſtände zu ſetzende „Denkmal“ zuſammengefügt hat.“

Alſo Herr de la Croix I. ſagt: „Mancher Name wäre vielleicht ungern eben ganz fortgelaſſen, hat ſich aber gefallen laſſen müſſen eine Beiſteuer zu liefern.“ Der

„Name“ hat widerſprechende Gefühle, einmal „will er nicht gern fortgelaſſen werden,“ und dann wieder „muß er ſich's gefallen laſſen“ dabei zu ſein. Darauf ſollen „die Namen“ Bauſteine des Denkmals ſein, während das Denkmal aus den Charakteriſtiken und Portraits beſteht und den Namen und ihrem Inhalte geſetzt wurde. Endlich ſoll „die politiſche Tagesunzufriedenheit gegen die Wirklichkeiten der öffentlichen Zuſtände in ſchroffem Gegenſatze ſtehn,“ während doch eine täglich erſcheinende Unzufriedenheit auf dem Felde der Politik ohne Zweifel ſelbſt eine von den „Wirklichkeiten der öffentlichen Zuſtände“ iſt.

Dieſe logiſchen und grammatiſchen Unmöglichkeiten des Herrn Aſſeſſors de la Croix I. haben mir ein lebhaftes Bedauern eingeflößt über den freiwilligen Hintritt ſeines Vorgängers, des Herrn von Lüderitz, deſſen elegante und deutliche Sprache, wenn ſie auch den größten Widerſinn ausdrückte, doch überhaupt eines Verſtändniſſes fähig war. Ihnen aber, meine Herrn, mache ich einen Vorwurf daraus, daß Sie mir dieſe Arbeit zur Kritik ſenden, da ich doch wenigſtens ſo viel Rückſicht in Deutſchlant verdiene, daß man mich mit den Correcturen ſo hoffnungsloſer Exercitien verſchont.

Im dritten Satze heißt es:

„In welchem Sinne dieſe, auf Erregung von Mißvergnügen im Allgemeinen und Beſondern abzielende Sammlung entſtanden iſt, darüber mögen, was ſpeciell die Anſchauung der deutſchen Verhältniſſe anlangt, die Seiten 276—281 in Bezug genommen werden dürfen; wenigſtens ſcheint, wenn auch einem ſolchen Erzeugniſſe, wie dem hier abgedruckten, Aufnahme gegönnt worden iſt, die Annahme nicht unberechtigt, es müſſe daran der Herausgeber einer beſonders treffenden Darſtellung deutſcher Gegenwart und Zukunft zu begegnen gemeint haben.“

Die angeführte Stelle iſt Heine's cyniſche Unterredung mit der Hammonia, wo er Deutſchlands Zukunft im Nachtſtuhle Karls des Großen erblickt. Der Herr Aſſeſſor de la Croix I. meint, „eine ſolche Anſchauung der deutſchen Verhältniſſe werde Mißvergnügen erregen und der Herausgeber dieſe Darſtellung deutſcher Gegenwart und Zukunft beſonders treffend finden;“ als wenn eine Satire, Hiſtorie und eine Caricatur etwas Anderes als eine Verdrehung ſein könnte, oder als wenn ein Hohlſpiegel die Wahrheit zeigte! — Und nun das Mißvergnügen! Wenn Heine Recht hätte, und Deutſchland wäre und bliebe eine Miſtgrube, ſo würde es ihm die Mittheilung ſeiner Schande ſehr übel nehmen; wenn er aber Unrecht hat, und Deutſchlands Zukunft iſt nicht im Nachtſtuhle Karls des Großen zu ſuchen, woran doch in Proſa ſelbſt Herr de la Croix I. nicht mehr zweifelt, nun ſo wird man Heine die Prophezeihung übel nehmen. In beiden Fällen iſt nicht abzuſehn, gegen wen anders, als gegen den Dichter ein Mißvergnügen entſtehen ſollte, wenn irgend ein Leſer — ſo naiv wäre, den Humor zu verlieren.

Die Anklage fährt fort:

„Auch ſolche Aeußerungen indeß haben in der vorliegenden Auswahl ihren Platz gefunden, in welchen der Thatbeſtand nach dieſſeitigem Geſetz von Amts wegen zu beſtrafender Verbrechen enthalten iſt.“

„So namentlich verfallen die auf Seite 262 zu leſenden Seufzer Desjenigen, nach deſſen Namen die betreffenden Verſe überſchrieben ſind, in den durch die §§. 196

und 200. I. 20 allgemeinen Landrechts vorgeſehenen und verpönten Reat."

Dieſe verpönten Seufzer werden von Heine Herwegh in den Mund gelegt, als ihn die königlich preußiſchen Gensdarmen an die Grenze geleiteten, der Dichter ſagt:

Dort bleibſt Du ſtehn. Wehmuth ergreift
Dich bei dem Anblick jener Pfähle,
Die wie das Zebra ſind geſtreift,
Und Seufzer dringen aus der Seele:

»Aranjuez, in deinem Sand
Wie ſchnell die ſchönen Tage ſchwanden,
Wo ich vor König Philipp ſtand
Und ſeinen uckermärkſchen Granden.

»Er hat mir freundlich zugenickt,
Als ich geſpielt den Marquis Poſa,
In Verſen hab' ich ihn entzückt,
Doch ihm gefiel nicht meine Proſa.«

Ich weiß die §§. des allgemeinen Landrechts, welche der Kläger citirt, nicht auswendig, aber der Streit dieſer Seufzer mit dem allgemeinen Landrecht kann nicht ſehr ernſthaft ſein, und es wäre gewiß im Intereſſe der Menſchheit zu wünſchen, daß keine reelleren Seufzer als dieſe mit den Geſetzen des Königreichs in Conflict geriethen.

Die Anklage gegen Heine's Gedicht: „Zur Beruhigung" worin es heißt: „Wir hatten weder Brutus noch Cäſar unter uns" und „den deutſchen Fürſten gehöre das Vaterland erb- und eigenthümlich zu", ſetzt voraus, ein ſolcher Scherz könne Brutuſſe und Cäſaren erzeugen, die den Fürſten ihr Eigenthum abnähmen, wenn der Ankläger den Spott gefährlich findet. In dieſem Falle iſt der Satiriker viel loyaler und vor allen Dingen viel klarer im Kopf als der Ankläger. Es iſt ebenſo wenig zu fürchten, daß der deutſche Unterthan durch Heine's Spott ein Römer wird, als es zu fürchten iſt, daß Herr de la Croix I. durch meine Kritik ein Voltaire wird.

Der Ankläger zeichnet noch folgende Stellen aus:

S. 345, wo ein Nordamerikaner zu dem Helden Napoleon ſagt:

»Und die Geſchichte hätte Deinem Leben
Den Schimpf, daß Du ein König warſt, vergeben.«

S. 209, wo Heine zu dem todten Kaiſer Rothbart ſagt:

»Die Republikaner lachten uns aus,
Sähn ſie an unſrer Spitze

So ein Geſpenſt mit Scepter und Kron',
Sie riſſen ſchlechte Witze.

Endlich S. 201 ꝛc., wo Sallet eine Viſion giebt, worin die Communiſten ſiegen.

Alle dieſe Beiſpiele verſchiedener politiſcher Anſchauungen und Phantaſien werden als „Herabwürdigung des Königthums“ und als Agitation für einen beſtimmten politiſchen Zweck genommen und mit den §§. des Strafgeſetzes zuſammengebracht.

Dies beruht auf einem großen Mißverſtand. Wenn das Königthum herunterkommt, ſo ſind daran nicht die Dichter, ſondern die Könige und die Royaliſten ſchuld, welche die wahre Politik und die menſchliche Freiheit nicht verſtehen. Die Dichter haben noch nie Republiken gegründet. Die Dichter können wohl Ideale hervorbringen, ſie können uns den Tell vor die Seele zaubern, aber darum treffen wir noch lange nicht den Apfel und noch viel weniger den Landvoigt. Beſtimmte Zwecke und wohlüberlegte Mittel kann nur der practiſche Politiker angeben, wie dies die Charakteriſtik Herweghs am Ende ausſpricht.

Darum ſind das Ideal und die Theorie, welche Dichter und Denker vortragen, kein Gegenſtand des Strafrechts, ſondern der Kritik und des Wetteifers in der Kunſt und Wiſſenſchaft.

Doch ich vergeſſe, Herr Präſident und hochgeachtete Herren, daß Ihre ganze Function aus dieſem großen Irrthum hervorgeht, komme daher auf meinen Eingang zurück und wiederhole: es iſt nicht anders zu erwarten, als daß Sie die theoretiſchen Thaten der Dichter und Denker, in denen Sie eine ſchlechte Geſinnung erblicken, practiſch verurtheilen werden, Schiller oder Heine, Hegel oder Feuerbach, das gilt hier gleich.

Es iſt Ihr Schickſal, in den freien Himmel der Kunſt, der Wiſſenſchaft und der Religion mit der profanen Hand der Polizei hinüberzugreifen. Erfüllen Sie es.

Und mit dieſen Gefühlen, Herr Präſident, hochgeachtete Herren, habe ich die Ehre mich zu unterzeichnen.

Leipzig, den 2. Januar 1848.

Dr. Arnold Ruge.

Nachſchrift. Ich theile dem Publicum das Erkenntniß des Obercenſurgerichtes mit. Es iſt, eben ſo wie dieſe Eingabe, das Denkmal eines politiſchen Zuſtandes, der uns ſchon jezt unglaublich erſcheint und in wenigen Monaten zu den fabelhafteſten gehören wird, welche die Geſchichte kennt.

Leipzig, den 28. Februar am Tage des Bekanntwerdens der 3ten franzöſiſchen Revolution in unſerer Stadt, im Jahre 1848.

Erkenntniß.

Auf den Antrag des Vertreters des Königlichen Staats-Anwalts vom 1. December 1847, wegen Erlaſſung eines Debits-Verbots in Betreff der zu Leipzig im Verlagsbüreau (Arnold Ruge) 1847 erſchienenen Schrift:

„Die politiſchen Lyriker unſerer Zeit. Ein Denkmal mit Portraits und kurzen hiſtoriſchen Charakteriſtiken“,

hat das Ober-Cenſur-Gericht in ſeiner Sitzung vom 1. Februar 1848, an welcher Theil genommen haben:

der Präſident, Wirklicher Geheimer Ober-Juſtizrath und Staats-Secretair Bode und

die Mitglieder, Geheimer Ober-Juſtizrath Zettwach,
Profeſſor Dr. von Lancizolle,
Geheimer Medizinalrath, Prof. Dr. Lichtenſtein,
Geheimer Regierungsrath Schröner,
Geheimer Juſtizrath von Rohr,
Wirklicher Legationsrath Hellwig,
Ober-Appellationsgerichtsrath Luther,
Kammergerichtsrath Theremin,
Land- und Stadtgerichts-Director von Labouillot,

auf den Vortrag zweier Referenten für Recht erkannt:

daß der Debit der obengedachten Schrift in den Preußiſchen Staaten, wie hierdurch geſchieht, zu unterſagen und die in Beſchlag genommenen Exemplare zu vernichten.

Von Rechts wegen.

Gründe.

Der Vertreter des Königlichen Staats-Anwalts hat ſeinen auf Unterſagung des Debits der gedachten Schrift und Vernichtung der in Beſchlag genommenen Exemplare gerichteten Antrag im Weſentlichen darauf geſtützt, daß in fünf von ihm bezeichneten Gedichten Aeußerungen enthalten ſeien, welche die Ehrerbietung gegen deutſche Fürſten verletzen. Von Seiten des Verlegers iſt unter dem 9. Januar 1848 eine Gegenerklärung eingegangen, in welcher derſelbe die Klage zu widerlegen ſucht. Indeſſen erſcheint dieſelbe genügend begründet, da von den darin bezeichneten Gedichten in der That das Seite 261 und 262 abgedruckte in ſeinen beiden letzten Strophen Aeußerungen enthält, welche die Ehrfurcht gegen das Oberhaupt des Preußiſchen Staates verletzen und nach §§. 196 und 200 Titel 20 Theil II des Allgemeinen Landrechts als Verbrechen zu beſtrafen ſind, und da ferner das Gedicht Seite 264 und 265 ſeinem ganzen Inhalte nach auf eine Herabwürdigung und Verſpottung nicht blos des deutſchen Volks-Charakters überhaupt, ſondern namentlich auch der deutſchen Fürſten abzielt, mithin nach Artikel XVI No. 2 der Verordnung vom 18. October 1819 ebenfalls verbrecheriſch iſt.

Es mußte daher in Gemäßheit des §. 7 der Verordnung vom 30. Juni 1843 das Debitsverbot gegen die ganze Schrift ausgeſprochen und die Vernichtung der in Beſchlag genommenen Exemplare angeordnet, mithin wie geſchehen erkannt werden.

Berlin, den 1. Februar 1848.

Das Königlich Preußiſche Ober-Cenſur-Gericht.

Bode.

An
den Inhaber des Verlagsbürreaus
Herrn Arnold Ruge
zu
Leipzig.

Eine Deputirtenwahl zu Hammerfeſt innerhalb des Polarkreiſes.

Motto.
Abſolutismus iſt das Aas der Politik, um welches ſich Schmeißfliegen und Raubvögel ſammeln.

Es iſt unläugbar, daß eine Deputirtenwahl 10 Grad nördlicher als Petersburg, im Gebiete der Rennthiere und Eisbären, an der letzten Grenze der Civiliſation gewiß zu den ſeltſamſten politiſchen Bildern unſerer Zeit gehört. Freiheit und Abſolutismus grenzen auch nirgends ſo ſchroff an einander, als in den Polarzirkeln Europa's. Während nordoſtwärts der eisſtarre ruſſiſche Koloß ſich nur nach den Schwingungen der Knute bewegt, treibt nordweſtwärts bis zum Nordcap hinauf die vegetationsarme Natur im Menſchengeſchlechte noch Blüthen der Freiheit, ſo duftig, ſo vollkommen, wie ſie das ſüdliche Spanien nur im Jahre 1812 gezeitigt hat. Wornach der Donquixotte der Revolutionen, Lafayette, vergebens gerungen hat, nach einer Monarchie mit republikaniſchen Inſtitutionen, in Norwegen iſt ſie zur That geworden; die Rennthiermelkenden Lappen genießen eine größere Freiheit, als die hochciviliſirten Bewohner der Boulevards; denn die ſommerliche Juliconſtitution iſt ein durch herbſtliche Septembergeſetze mißgeſtalteter Zwitter, in welchem das männliche Glied des Preßbengels und des Volkswillens nicht zur naturgemäßen Ausbildung gediehen iſt, die vernünftige Majorität der Maſſen kann über eine etwaige Unvernunft der Regierung nur durch den *ſchlagenden* Beweis der Gewalt triumphiren. Nicht alſo in Norwegen. Was dort die Vertreter des Volkes dreimal ernſtlich gewollt haben, wird durch ſich ſelbſt Geſetz auch ohne Allerhöchſte Sanction.

Rufen wir dem Leſer die Grundzüge jener conſtitutionellen Muſterverfaſſung friſcher ins Gedächtniß, bevor wir ihn hinauf zu dem Thranduftenden Hammerfeſt führen.

I. Die Conſtitution von Eidsvold.

1. Organiſation der königlichen Gewalt.

Es klingt paradox und iſt doch wahr, daß Norwegen ſeine freie Verfaſſung den abſoluten Bundesmächten Europa's verdankt. Vielleicht theilte es unter däniſchem Scepter noch gleiches Loos mit dem meerumſchlungenen Schleswig-Holſtein, hätte man es nicht Bernadotte zum Dank für die Vertreibung ſeines Kampfgenoſſen, Buonaparte, als ſchwediſche Beilage geben wollen. Aber die Norweger ließen nicht mit ſich ſchachern, ſie erklärten ſich in Eidsvold für unabhängig und begannen einen kurzen Krieg mit Schweden, der ſchon am 11. Auguſt 1814 durch die Convention zu Moſs beendigt ward. Die Verfaſſung von Eidsvold wurde am 4. Novbr. 1814 als Staatsgrundgeſetz proklamirt, und Inhalts dieſer theilte zwar Norwegen mit Schweden das Loos eines gleichen

Scepters, beide Länder aber blieben weſentlich von einander getrennt.

Es iſt ein alltäglicher Irrthum, Norwegen als eine Provinz Schwedens zu betrachten, eine vom Abſolutismus herrührende Vorſtellung, welche die Völker als Zubehör der Souveraine anſieht. Dann müßte Norwegen freilich ein Vorwerk des Hauptdominialgutes Schweden ſein. Allein beide Länder, ſo nahe ſie auch aneinandergrenzen, ſind doch an Leib und Seele, Finanzen und Freiheiten, ſo meilenweit von einander unterſchieden, wie Preußen von dem Zwickel Neuſchatel. Norwegen hat ſeine eigene Verfaſſung, ſeine eigene Verwaltung, ſeine eigenen Einnahmen und Schulden, ſeinen eigenen ſelbſtſtändigen Körper, der nur durch den Zaum der Diplomatie in politiſchen Verhältniſſen nach außen mit Schweden zuſammengeſpannt iſt, und gleichen Strang ziehen muß. Im Innern iſt Norwegen von Schweden grundgeſetzlich durch und durch verſchieden, und ſeiner Verfaſſung nach eher eine beſchränkte Republik mit erblichem Oberhaupte, wie eine conſtitutionelle Monarchie zu nennen.

Republik und conſtitutionelle Monarchie haben allerdings beide eine Theilung der öffentlichen Gewalt in geſetzgebende und adminiſtrative mit einander gemein, aber ſie unterſcheiden ſich weſentlich dadurch von einander, daß in der conſtitutionellen Monarchie ein von den Volksvertretern votirtes Geſetz durch ein abſolutes Veto des Souverains hintertrieben werden kann, daß alſo die Regierung nicht blos ausführende Gewalt, ſondern auch ein integrirender und zwar der negative Beſtandtheil der geſetzgebenden Gewalt iſt. Im conſtitutionellen Staate iſt die Theilung der Gewalten eine unvollkommene, verkrüppelte, die Minorität der herrſchenden Regierungspartei hat das Uebergewicht über den Geſammtwillen des Volkes, ſie kann den letztern durch tauſenderlei Mittel abſchwächen und Null machen. Nicht ſo in der Republik; was hier die Volksvertreter beſchloſſen haben, das kann die oberſte Spitze der Regierungsgewalt, hieße ſie Präſident, Conſul oder König, entweder gar nicht oder doch nur zeitweiſe ſuspendiren. Das letztere findet in Norwegen ſtatt: der König hat hier nur die Berechtigung, einen Beſchluß der geſetzgebenden Verſammlung — Storthing genannt — durch ſein Veto zweimal zu ſuspendiren, faßt aber der dritte Storthing den nämlichen Beſchluß, ſo wird er von ſelbſt Geſetz und bedarf keiner königlichen Sanction!

Das iſt keine conſtitutionelle Satzung mehr, das verleiht auch der Erbmonarchie die republikaniſche Weihe, denn zeitweiſer Wechſel der oberſten Regierungsſpitze gehört an und für ſich nicht unumgänglich zum Weſen einer Republik, läßt ſich doch eine ſolche recht wohl mit einem lebenslänglichen erblichen Conſulate denken, ohne daß darum die Staatsverfaſſung aufhört, eine Volksherrſchaft zu ſein, genug wenn nur die geſetzgebende Gewalt allein beim Volke ſich befindet, und die Diener der Krone für die Ausführung der Geſetze den Volksrepräſentanten in ſtrengſter Weiſe verantwortlich ſind. So aber iſt es in Norwegen. Den unverletzlichen Monarchen — das iſt der Conſul einer Republik während ſeiner Regierung auch — umgiebt ein verantwortlicher Staatsrath, beſtehend aus Einem Miniſter und 7 Räthen. Dieſe können nur aus norwegiſchen Bürgern gewählt werden, und drei davon müſſen ſich ſtets bei dem König, auch wenn er in Schweden reſidirt, aufhalten. Denn alle norwegiſchen Geſuche gelangen nur durch dieſen Staatsrath zum Könige, und letzterer darf keine norwegiſche Angelegenheit ohne ſeinen norwegiſchen Staatsrath vornehmen. Der Miniſter muß alle Ordonnanzen contraſigniren, und iſt der Nation verantwortlich dafür, er hat dem Storthing über Alles Rechenſchaft abzulegen, kann in den Anklagezuſtand verſetzt werden, und muß alsdann ſammt ſeinen 7 Räthen vor dem Richterſtuhle des höchſten norwegiſchen Reichsgerichts, das aus einem Theile des Storthings beſteht, erſcheinen und ſich richten laſſen. Vor die Schranken dieſes Gerichtshofes können alle Norweger gefordert werden, ja ſogar die königlichen Prinzen, wenn ſie ein norwegiſches Civil- oder Militär-Amt bekleiden.

Das Suſpenſiv-Veto des Monarchen gegen die Beſchlüſſe des Storthing wirkt freilich etwas ſtark ritardirend; es ließe ſich auf ſolche wider den Willen des Monarchen zu Tage geförderten Geſetze das Horaziſche „nonum prematur in annum“ recht eigentlich anwenden. Denn der

Storthing verſammelt ſich alle 3 Jahre, zweimal hat der König das Verwerfungsrecht, folglich gelangt das Volksproduct erſt in 9 Jahren zur Reife. Für den jetzigen Umſchwung der Dinge ein enormer Zeitraum! Man kann inzwiſchen neun Mal die Welt umſegeln, eine Viertelgeneration kann ihren Lebensproceß, und die gemeinrechtliche Praxis den höchſten Läuterungsproceß beendigt haben! Doch man bedenke, daß Norwegen nicht auf den ſieben Meilenſtiefeln der Eiſenbahnen voranſchreitet, daß man dort noch zwiſchen antediluvianiſchen Felſenrippen oder über öde Hochplateau's auf zweirädrigen Schubkarren mit ſeinem Proviante von Fiſch und Schiffszwieback dahincarriolt, ja daß nach Hammerfeſt, deſſen Deputirtenwahl wir beſchreiben wollen, die Wintermoden erſt im nächſten Frühjahr kommen, gewiß für ſolch ein Land erſcheint die Horaziſche Neun nicht zu langſam.

Deſſenungeachtet glaube man nicht, daß der einfache Landbewohner in ſeinen abgeſonderten Colonaten keine Kenntniß ſeiner Landesverfaſſung, kein Bewußtſein ſeiner Freiheiten hätte. Wahre Infuſorien von Städten, wie Lille-Hammer mit 80 Häuſern und Bodoe mit 40 Häuſern, welche keinen Barbier aufzuweiſen haben, redigiren nichtsdeſtoweniger ihre Zeitungen ſo gut wie Leipzig und Berlin. Jeder Bewohner des Kirchſpieles iſt von allen Petitionen und Verhandlungen des Storthing aufs Genaueſte unterrichtet; denn der gemeine Norweger ſteht an politiſcher Bildung dem Franzoſen gleich, er übertrifft bei weitem unſere kosmopolitiſchen Landsleute, welche beſſer bei Andern, als bei ſich Beſcheid wiſſen. Das haben aber die Norweger allein der freien Preſſe zu verdanken, welche durch keine Scheuklappen der Cenſur, durch keine Septembergeſetze im Regierungskappzaume gehalten wird. Sie kann frei aufathmen, keck in den Lüften ihre Schwingen ausbreiten, wie der Adler über den Loffoden.

2. Organiſation der Volksgewalt.

Storthing.

Eine Nationalverſammlung erfüllt um ſo wahrer ihren Zweck und ihre Bedeutung, je mehr darin die Maſſe der Bevölkerung wirklich repräſentirt wird. Dies hängt aber zunächſt wieder von der Gleichartigkeit der Volksſchichten, wie der gleichen Berechtigung aller Staatsbürger zu Wählern und zu Gewählten ab. Wo die Nation in privilegirte Kaſten zerſpaltet iſt, wo der Adel den großen untheilbaren Grundbeſitz bebrütet, da wird der Bürger und Landmann nur eine kümmerliche Vertretung haben.

Anders in Norwegen! da giebt es nur gleichſtehende Staatsbürger. Das Geblüt, der Adel, die perſönliche und dingliche Steuerfreiheit privilegirter Virilſtimmen, die Patrimonialgerichtsbarkeit, alle dieſe hiſtoriſchen Ueberbleibſel ſind durch das Geſetz vom 1. Auguſt 1821 für ewige Zeiten aufgehoben. Nur Ein adlicher Name und Wappen exiſtirt noch als Ruine in der Perſon der jetzt lebenden Grafen von Jarlsberg, ihre Nachkommen ſind ſchon dem Bürgerthume anheimgefallen; es kann kein adlicher Verbrecher mehr bürgerlich, kein Bürger mehr adlich gemacht werden!

Frankreich hat auch den Adel abgeſchafft, aber ſeine eitlen Söhne ſeufzen immer noch im Geheimen darnach, und das Bürgerkönigthum bäckt nach wie vor neue Grafen und Herzöge. In Norwegen liegt der Adel im Bauernſtande vergraben, die Beſitzer des Alpenhoſpizes Jerkin auf dem Dovrefjeld können ihre Ahnen weiter zurückdatiren, als der Herzog Alexander von Anhalt Bernburg, deſſen Portrait ſeltſamerweiſe auf dieſes Hochplateau verſchneit iſt! —

Eine Folge dieſer gänzlichen Adelsvertilgung iſt, daß ſich das Zweikammerſyſtem Norwegens nothwendig anders, wie das der übrigen conſtitutionellen Staaten Europa's geſtalten muß. Die erſte Kammer beſteht nicht aus erblichen Pairs, wie in England, oder aus Wahlpairs der Regierung, wie in Frankreich, ſondern ſie iſt ein Ausſchuß der zweiten Kammer, eine Oberabtheilung der Deputirtenkammer, von und aus dieſer ſelbſt gewählt. In den andern conſtitutionellen Monarchien Europa's erſcheinen die Mitglieder der erſten Kammer vermöge ihrer eigenen Privilegien, unabhängig von der Volkswahl, und bilden auf dieſe Weiſe den Gegenſatz der zweiten oder Wahlkammer. In Norwegen werden ſämmtliche Nationalrepräſentanten ohne Ausnahme von dem Volke zum Storthing gewählt, dieſer Storthing ernennt alsdann ein Viertel ſeiner Mitglieder zur erſten Kammer — Lagthing geheißen — während die übrigen drei Viertel die zweite Kammer oder den Odelsthing bilden. Erſte und zweite Kammer ſind alſo dieſelbe gleichartige Maſſe, nur organiſirt zu zwei Senaten.

Alle Geſetze müſſen zunächſt im Odelsthing in Vorſchlag gebracht werden: die Initiative hat nicht blos die Regierung, ſondern jedes einzelne Mitglied der Kammer. Wird die Propoſition vom Odelsthing angenommen, ſo geht ſie zum Lagthing, genehmigt ſie dieſer nicht, ſo muß er ſie unter Angabe der Weigerungsgründe an den Odelsthing zurückſchicken. Der Odelsthing beräth anderweit darüber, und läßt die Propoſition entweder in ſeiner urſprünglichen oder in abgeänderter Form an den Lagthing zurückgehen. Verweigert der Lagthing zum zweiten Male die Genehmigung, ſo treten beide Kammern zu Einer Verſammlung als Plenar-Storthing zuſammen, und wenn dieſe Geſammtheit die Propoſition mit $\frac{2}{3}$ Stimmen genehmigt, ſo wird ſie unter königlicher Sanction Geſetz.

Sind alſo $\frac{2}{3}$ des Odelsthing oder der zweiten Kammer einig, ſo können ſie jedes Geſetz durchbringen, ſelbſt gegen die Einſtimmigkeit der erſten Kammer, und iſt $\frac{2}{3}$ des Odelsthing drei Mal auf dieſe Weiſe einig, ſo kann er ein Geſetz ſogar wider den Willen des Königs ſammt der erſten Kammer durchſetzen. Laſſen ſich die Ideen eines Montesquieu und Lafayette — ein Thron mit republikaniſchen Inſtitutionen — wohl friedlicher verwirklichen, als in dieſer Muſterconſtitution?

Der gewöhnliche Storthing bedarf keiner königlichen Zuſammenberufung, er verſammelt ſich kraft eigener conſtitutioneller Machtvollkommenheit jedes dritte Jahr am erſten Werkeltage des Monats Februar zu Chriſtiania. Er darf jedoch nicht länger als 3 Monate zuſammenbleiben, wenn ihn der König nicht verlängert. Dagegen darf aber auch der König dieſen ordentlichen Storthing weder auflöſen noch verkürzen, und der Beſchluß, wodurch ſich der dreijährige Storthing für conſtituirt erklärt, oder die verantwortlichen Miniſter vor ſein Forum citirt, bedarf keiner Sanction des Thrones. Außerordentliche Storthings kann der König beliebig zuſammenberufen und auflöſen.

Die Mitglieder der Nationalverſammlung ſind unverletzlich, ihre Sitzungen öffentlich, und die Publication aller Verſammlungen ohne Ausnahme vom Preßzwange befreit, damit das Volk, als Wächter, die Geſinnungstüchtigkeit und Befähigung ſeiner Bevollmächtigten controlliren kann. Darum dürfen auch keine abhängigen Beamten (Mitglieder des Staatsraths und deren Bureaugehilfen, Officianten und Penſionäre des Hofes ꝛc.) zu Repräſentanten des Storthings gewählt werden. Andere Beamte dagegen, welche nur durch Urtheil und Recht caſſirt, verſetzt oder verpflichtet werden können, genießen die Wahlfähigkeit, und bildeten zeither als Träger der Intelligenz in einem ſo adelarmen Lande den Hauptbeſtandtheil des Storthings. Allein in der neuern Zeit, wo das Volksmißtrauen allenthalben wächſt, mag man aus Verdacht gegen ihr Avancementſtreben und die daraus indirect erwachſende Abhängigkeit von der Regierungsgewalt ihre Zahl bei den Storthingswahlen mehr und mehr zurücktreten laſſen. Unverkennbar hegen daher die Beamten in neuerer Zeit eine gewiſſe Reizbarkeit gegen das Bauernregiment, wie ſie den Storthing heißen, zumal dieſer durch Abſchaffung überflüſſiger Sporteln die Einnahmen mancher Beamten empfindlich gedrückt hat, was bei dem theuren Leben Norwegens und der allgemeinen Mittelloſigkeit der Beamtenwelt ſehr fühlbar iſt. Die reichen Kaufleute der Stadte hegen gegen den Storthing einen noch offnern Groll, weil er die Handelsfreiheit aller Art begünſtigt, und ſo ſchließen ſich beide in ihrer Unzufriedenheit näher an einander an. Es iſt dies ſehr bedauerlich, da gerade zeither die Beamten Schöpfer und Beförderer der freieſten Inſtitutionen geweſen ſind. Aber die Intelligenz fühlt ſich gleich in ihrer Eitelkeit gekränkt, wenn man ſich ihrer Vormundſchaft entziehen will, ſie kann das chineſiſche Mandarinenthum niemals ganz verläugnen. Die reichen Kaufleute möchten gern die Monopole, den Zunftzwang und alle die Beſchränkung der Handelsfreiheit wieder einführen, nicht um ihretwillen, wie ſie treuherzig verſichern, nein um den leichtſinnigen Etabliſſements vermögensloſer Perſonen, und den aus der Concurrenz entſtehenden Banquerotten zu ſteuern. Die Schlauköpfe, dieſe Hechte im Karpfenteiche der Menſchheit verſchlängen die kleinen Fiſche alle, wenn ſie könnten! Vorzüglich aber fühlen ſich die Herren vom Handel dadurch beeinträchtigt, daß die einfachen Bauern ſo pfiffig geweſen ſind, ſich vermittelſt des Storthings von allen directen Staatsabgaben freizumachen. Glückſeliger Bauer Norwegens, vielbeneideter, du giebſt keine Grundabgaben mehr, dieſer Fluch iſt dir genommen, alle Ausgaben des Staatshaushaltes werden durch indirecte Conſumtionsſteuern gedeckt, welche allein der Storthing — und darin ruhen die Zügel ſeiner Macht — von drei Jahren zu drei Jahren bewilligt. Ohne Storthing keine Abgaben, keine Civilliſte, keine Apanage, und was noch mehr ſagen will, vom Storthing ſelbſt kann keine Immobiliardotation weder für den Regenten noch deſſen Familie bewilligt werden. So wenig vom Grundbeſitz Steuer erhoben werden darf, ſo wenig darf das Einkommen der königlichen Familie auf Grundbeſitz fundirt werden. Die Bauern haben trotz ihrer directen Abgabenfreiheit noch genug Communallaſten zum Bau und Inſtandhaltung der Wege und Verpflegung der Armen und Hülfsbedürftigen zu tragen, dafür ſind aber auch die Wege wie polirt, und Bettler ſieht man nirgends.

Es wird unter den gebildeten Norwegern viel darüber hin und hergeſtritten, ob die Aufhebung der directen Grundſteuer nicht eine mißliche Sache ſei, „weil ſie dem Staatsſchatze die Mittel für den unvorhergeſehenen Fall eines Krieges raube." Armſelige Staatsökonomen, als ob der Zuſtand des Staatshaushaltes für das Monſtrum des Krieges zugeſchnitten werden müßte! Die Regenten ſind viel zu vernünftig geworden, um eines Lappen Landes willen einen Eroberungskrieg zu beginnen, und wenn feindliche Invaſionen hereinbrechen, dann werden die Bewohner ſchon ihren Herd zu vertheidigen wiſſen. Gern werden ſie auch ohne eine durch Grundabgaben künſtlich geſtiftete Sparkaſſe in ſolchen kritiſchen Zeitläufen ihr ganzes Hab und Gut zum Beſten geben. Müſſen ſie doch ihre Haut zu Felde tragen, um wie viel mehr nicht ihren Mammon? Nicht mit wohleinexercirtem Militär, nein, durch den Enthuſiasmus der druckesmüden Völker — Weiber verſchnitten ſogar ihre Dutzendhemden zu Charpie — iſt der korſiſche Prometheus an den Fels von Helena geſchmiedet worden. Mit Geld ſchafft man keinen Muth, keine Begeiſterung, das ſind elende Krämerideen aus dem Hirne von Pfahlbürgern. Nicht in den Fabriken, nicht im geldreichen Handelsſtande, nein, im Landbebauer liegt die Kraft einer Nation. Schwächt man dieſen durch Abzapfen ſeines ſauren Erwerbes, ſo hilft alles Aufhäufen von Staatsſchätzen für den möglichen Fall eines Krieges nichts. Es liebt und vertheidigt Jemand ſeinen Herd um ſo mehr, je ſorgenfreier er darauf lebt. Für Jemandes Zukunft ſorgen zu wollen, indem man ihn in der Gegenwart caſteiet, das gehört unter die Promeſſen des Pfaffenthums, das riecht nach Mittelalter. Daß ſich der Bauer gegen eine ſolche ſtaatsbevormundende Fürſorge auf Koſten ſeines Felles ſchützt, iſt ihm wahrhaftig nicht zu verdenken, ſo wie ihm denn überhaupt das viel bekrittelte Bauernregiment mit Fug und Recht gebührt.

Man betrachte Norwegen auf der Karte, es iſt ein Land an Ausdehnung ſo groß, wie Preußen, 5000 Quadrat-Meilen weit, aber innerlich aus Fels und Meer gewoben. Es zählt nur Eine Million 200,000 Einwohner, und davon wohnen höchſtens 200,000 in Städten beiſammen, die übrigen ſind Landbauer und Fiſcher, zerſtreut in einzelnen Colonaten. Wo ſich im rauhen unwirthbaren Felſen am Strande des Meeres, oder in den ſtillen bergumſchloſſenen Fjords eine grüne Oaſe zeigt, da hat der genügſame Landmann ſein Neſt aufgeſchlagen, wie die Seemöve oder der Eidervogel. Was man auf der Landcharte für Dörfer oder kleine Städte hält, das ſind Blockhäuſer der Bauern. Sollte in einem ſolchen von Bauern bewohnten Lande nicht auch der Bauer ſich Geſetze geben können? Wäre es nicht ungerecht, wenn 200,000 über eine Million Grundbeſitzer herrſchen wollten? Die Herrſchaft der Majorität iſt das Entwickelungsſtreben der Zeit, das Endziel jeder freien Aſſociation, iſt doch Ruhmbegier, die edelſte aller Leidenſchaften, auch nichts weiter, als das Streben nach dem Beifall der Majorität, der Maſſen, die Anerkennung der Welt, die Anerkennung in der Weltgeſchichte, als der ſublimſten Majorität gegenwärtiger und künftiger Generation.

Die Kaufleute mögen ſich ja nicht beſchweren, wenn der Landmann auch einmal ſeinen Profit verfolgt. Nicht blos Rothſchild und Genoſſen haben dieſe Prärogative. Die norwegiſchen Bauern haben übrigens dadurch nichts weiter, als einen Act der Gerechtigkeit an ſich ſelbſt ausgeübt, eine geſetzliche Unebenheit ausgeglichen. Bisher wurden die Staatseinnahmen theils durch indirecte Steuern, theils durch directe Abgaben vom Grundbeſitze gewonnen.

Die Kaufleute mußten die Conſumtionsſteuern von den Waaren, die Landleute vom Grund und Boden bezahlen. Letzteres fällt nun weg, und die Händler ſchreien, daß ſie die Staatslaſten allein tragen müßten! O über die ſchlauen Füchſe, als ob ſie nicht zu gut wüßten, daß der Conſument — in Norwegen der Bauer — die indirecten Steuern doch bezahlen muß, indem ſolche auf die Waaren geſchlagen, und vom Kaufmann nur vorgeſchoſſen werden. So lange der Bauer noch Grundabgaben entrichtete, wurde er mit doppelten Ruthen gepeitſcht. Zeither ſteuerte er direct und indirect, jetzt hat er ſich wenigſtens dem Handelsſtande gleichgeſtellt. Das iſt aber eben der Aerger des letztern, und darum widerſtrebt oft grade der gebildete Mittelſtand der Weiterentwickelung der Zeitideen. Man will z. B. kein Geſchworengericht, weil man ſich als Städter von einem ſimpeln ungebildeten Landmann nicht will richten laſſen. Illuſion! Der Bauernſtorthing giebt dem Städter Landesgeſetze, wornach er ſich für alle Fälle richten muß, warum ſoll ein Storthingsbefähigter Landmann nicht um ſo viel mehr einen einzelnen Fall zu entſcheiden im Stande ſein, wozu überhaupt nur geſunde

Vernunſt gehört. Die Stadter wollen ferner, daß nur diejenigen zum kaufmanniſchen Etabliſſement zugelaſſen werden ſollen, welche Schulbildung beſitzen und ein Examen beſtanden haben. Man iſt nämlich erboßt, daß die Landleute ſelbſtſtändig zu handeln anfangen. Sonſt brachten die Fiſcher ſtets vereinzelt ihre Waaren in die Stadt, und ließen ſich von den Großhändlern willkürlich die Preiſe ſetzen, jetzt fangen ſie an, ſich zu vereinigen und Handelsgenoſſenſchaften zu bilden. Es iſt ein Streben unmittelbarer Verbindung zwiſchen Producenten und Conſumenten, man will ſich von einem zwiſchenträgeriſchen Schmarotzergewächſe nicht mehr die Differenzen rauben laſſen. Das ſind aber nur Anfänge. Der That nach behauptet noch immer der Krämergeiſt das politiſche Feld. Man hüte ſich ja, dieſer feudalen Geldmacht liberale Geſinnungen zuzutrauen. So lange es den Kampf gilt gegen ritterliche Privilegien, ja da erſcheinen ſie in der Maske der Reformer, aber in einem Staate, wie Norwegen, kommt ihre wahre Natur immer unverholener zu Tage, da guckt der reactionäre monopolſüchtige Eſel aus der Löwenhaut des Fortſchrittsmannes. Wir wollen den guten Bürger darum nicht verdammen. Jeder Menſch will am Ende oben ſchwimmen; das Fahrwaſſer des Bürgerthums aber iſt die Fluth des Geldes, dieſes ſchiffetreibenden, erdtheilverbindenden Golfſtromes im klippenreichen Meere des Lebens. Aber ſo wenig man ihn verdammen mag, ſo wenig darf man ihm trauen. Einer Aufopferung für Freiheit iſt der tiers etat nicht fähig, ſein Intereſſe ſind die Intereſſen, ſeine Gefühlstemperatur der Gefrierpunct, er erhebt ſich nur dann bis zum Siedepuncte, wenn Jemand aus der obern oder untern Region ihn ſeiner Habe berauben will, er fürchtet das Volk noch mehr, als den Uebermuth der Gewalthaber. Kleinlicher Eigennutz iſt das innere Mark des guten Bürgers — zu deutſch „Philiſters" geheißen.

3. Wahlberechtigung und Wahlmodus.

Das Eigenthum gilt in unſerer civiliſirten Ordnung der Dinge überall mehr, als die Perſon, das hat ſchon der ſelige O'Connel in ſeinem Beiſpiele mit dem Eſel treffend gezeigt. So lange jener arme irländiſche Kartoffelfreſſer von dem Eſel 5 Pfund ſteuerte, war er wahlberechtigter Staatsbürger, nach dem Tode des braven Eſels erloſch aber das Wahlrecht. Wer hatte es nun, der Mann oder der Eſel?

In Norwegen iſt dieſe ſubjectiv dingliche Wahlberechtigung in etwas gemildert. Erſtlich iſt auf dem Lande jeder Bauer, ohne Rückſicht auf die Größe ſeines Beſitzthums, und auch ein Pächter, der 5 Jahre lang Grundbeſitz gepachtet hat, wahlberechtigt. Da nun in Norwegen keine Dörfer, ſondern nur einzeln liegende Colonaten exiſtiren, und dieſe nicht Majorate oder Minorate, ſondern willkürlich theilbar ſind, ſo iſt die Zahl der Landproletarier eine verhältnißmäßig ſehr geringe, und der größte Theil der ländlichen Bevölkerung ſtimmberechtigt.

In den Städten gehört der Beſitz eines Grundſtücks von 150 Species an Werth zum wahlbefähigten Bürger. Unabſetzbare Beamte, oder ſolche, welche aus dem Dienſte geſchieden ſind, haben als Repräſentanten der Intelligenz gleichfalls eine Wahlberechtigung. Erwägt man, daß der Species dort nicht mehr Werth hat, als bei uns Ein Gulden, ſo iſt ein Bürger mit einem Beſitzthume von kaum hundert Thalern – was in einer Stadt gar nichts ſagen will — wahlberechtigt, folglich bei weitem die größte Maſſe der Bevölkerung Theilnehmerin der Storthingswahlen. In den Städten exiſtiren bei dem Mangel an Fabriken nur wenige Proletarier, und auch dieſe ernähren ſich ohne Hungerleiderei durch den ergiebigen ganz freien Fiſchfang und durch die einem Jeden offenſtehende Jagd. Bei uns hat der Fiscus nur Bären und Wölfe dem Publicum Preis gegeben, das hochadliche Wildpret aber ſich und dem Herrenſtande vorbehalten; in Norwegen regalirt auch der Tagelöhner ſeinen Tiſch mit Schneehühnern, Rehböcken und Rennthierbeafſteak, einer unerhörten Leckerſpeiſe, welche ſelbſt die Engländer Dutzendweis auf die Rennthierjagd zu den öden Steppen des Fellefjelds zieht. Der Fiſchfang giebt in Kabeljau's und Lachſen eine ſo reiche Ausbeute, daß es dem Fiſcher leicht wird, ſich mit 150 Species anſäſſig zu machen. Darum iſt auch der größte Theil der Städtebevölkerung ſtimmberechtigt.

Die Wahl geſchieht in der Weiſe, daß von den Urwählern Wahlmänner ernannt werden, welche die Deputirtenwahlen vornehmen. In jeder Stadt wird für je 50 und auf dem Lande für je 100 Stimmberechtigte Ein Wahlmann gewählt. Die Wahlmänner müſſen innerhalb 8 Tagen entweder ¼ ihrer eigenen Zahl oder ebenſoviel andere Stimmberechtigte des Diſtricts zu Mitgliedern des Storthings erwählen, jedoch darf keine Stadt mehr als 4 Repräſentanten zum Storthing ſchicken, und die Geſammtzahl der Landrepräſentanten darf 100 nicht überſteigen.

Da Norwegen nur 12 nennenswerthe Städte hat (Chriſtiania, Bergen, Stavanger, Aalſund, Chriſtianſund, Molde, Drontheim, Levanger, Tromſöe, Hammerfeſt, Drammen, Frederickshall und Moß), ſo betragen die ſtädtiſchen Deputirten ungefähr halb ſo viel als die ländlichen. Dies iſt ganz in der Ordnung, mag man von der Perſonenzahl oder dem Grundbeſitz ausgehen; denn die ſtädtiſche Bevölkerung beträgt kaum 200,000, die ländliche 1 Million, das Terrain der Landbewohner aber iſt 20fach größer, als das der Städter. Die Kaufleute haben mithin gar keine Urſache, ſich über ihre geringe Vertretung zu beſchweren, ebenſowenig die Beamten, zumal noch eine große Anzahl der letzteren als Landrepräſentanten im Storthing ſitzen. Daß aber der Bauer ſich endlich auch einmal aus der Vormundſchaft emancipiren will, iſt ihm wahrhaftig nicht zu verargen. Strebt doch die ganze Natur nach Emancipation, die Pflanze von der bedeckenden Erdſcholle, das Kind vom Kriechen auf allen Vieren, der Erwachſene von der väterlichen Gewalt, das Volk vom Gängelbande der Beamten, überall Selbſtſtändigkeitsdrang oder was daſſelbe iſt, Freiheitsſtreben.

Dadurch, daß die Wahlmänner nicht auf ſich ſelbſt, ſondern nur auf die Zahl der Stimmberechtigten des Diſtricts beſchränkt ſind, iſt jeder Urwähler zugleich wahlfähig zum Storthing, die active Wählbarkeit ſchließt die paſſive in ſich, der Spielraum iſt ein ſehr weiter, und es läßt ſich um ſo mehr annehmen, daß die hervorragendſten und ſelbſtſtändigſten Männer gewählt werden, da in einem ſo ſchwachbevölkerten Lande alle geiſtigen Notabilitäten ſattſam bekannt ſind. Dies geht ſo weit, daß ſich faſt alle Beamten des Landes perſönlich kennen, aus dem leicht begreiflichen Grunde, weil Chriſtiania der einzige Sitz der Landesuniverſität iſt, wo alle jungen Leute gebildet, examinirt und von da ab weiter in die Provinzen bis zum

Pole hinauf verſandt und je nach dem Dienſtalter und der Fähigkeit zum Süden, wo Kirſchbäume und Linden blühen, avanciren. Jede norwegiſche Beamtencarriere iſt eine polare, und auf kein Land, ſelbſt die kleinſtädtiſche Schweiz nicht, läßt ſich das Wort „kleinländlich“ ſo bezeichnend anwenden, wie auf das langgeſtreckte Scandinavien. In Paris, Berlin wiſſen die einzelnen Hausbewohner nicht ſoviel von einander, wie die Tromſoeer von den 200 Meilen entfernten Aſſeſſoren und Räthen Chriſtianias. Es iſt deren freilich nur Ein Siebengeſtirn.

Die Paſtoren vollends kennen ſich durch's ganze Land, ſie ſind wie die Zugvögel, welche von Süd gen Nord und von Nord nach Süd mit ihren Jungen ziehen. Das ganze norwegiſche Umgangsverhältniß hat etwas Familiäres, daher auch Gaſtfreies, und da die Preſſe alle Local-Verhältniſſe und Perſonalitäten beſpricht, ſo kennt man ſich allgemein, und es geſchieht gewiß nicht leicht ein Fehlgriff in der Repräſentantenwahl. Ebendaher läßt ſich auch das lebhafte Intereſſe erklären, womit der Wahlact ausgeführt wird. Es fehlt dabei ſelten Jemand. Was es aber heißt, zu einer Deputirtenwahl nach Hammerfeſt zu reiſen, das kann nur derjenige ermeſſen, der einmal von Trondhjem über die Loffoden hinausgeſteuert iſt. Wir Deutſche gewinnen es oft kaum über uns, mit dem Regenſchirm in die Stadtverordnetenverſammlung zu ſchlendern, die Nordländer aber ſegeln mit ihren Südweſtern*) und Regenmänteln auf einer achttägigen Dampfſchifffahrt bis zu dem thranduftenden Hammerfeſt hinauf.

II. Die Deputirtenhöuſe im Polarzirkel.

Wir ſind gewohnt, uns eine Reiſe zu Dampfſchiff als eine behagliche und ergötzliche zu denken. Das mag wohl auf dem freien deutſchen Rhein der Fall ſein, oder halt von Linz nach Neuſtädl, aber unter den ſechsziger Breitegraden ſpielt das Stück aus einer andern Tonart. Zwanzig Meilen über Drontheim hinaus exiſtirt gar keine Landcommunication mehr, das Dampfſchiff geht in den Sommermonaten nur alle 3 Wochen einmal nach Hammerfeſt hinauf, und verweilt dort kaum anderthalb Tage. Innerhalb dieſer Zeit muß alſo die Deputirtenwahl angeſetzt und vollendet ſein, wenn nicht die Herren Wahlmänner bis zu einer anderweiten Reiſe des Dampfſchiffes *übertagen* wollen — *übernachten* läßt ſich in dieſer Jahreszeit nicht ſagen. Das Dampfſchiff, Prinds Guſtav, was die Regierung zu dieſer Sommerreiſe beſtimmt hat, iſt ein ſehr kleines Fahrzeug mit 10 Schlafſtellen und einer beſchränkten Cajüte; es iſt ſchon voll, ehe es Norrland und Finnenmarken berührt. Denn die Bewohner der Polarregionen ſind ſehr geſellig und gaſtfrei, ſie benutzen dieſe ſeltene Gelegenheit gern, um ſich einander Beſuche abzuſtatten. Häufig führt ein Wahlmann ſeine Ehegenoſſin bei ſich, die er an irgend einem befreundeten Orte ausſetzt und auf der Rückreiſe wieder einnimmt. Auch iſt in dieſer Friſt die Zugzeit der Paſtöre angeordnet, welche zum Nordcap hinauf mit Kind und Kegel ſchwimmen. Darum gleicht die Cajüte an Geruch und Geſchrei einer Kleinkinderbewahranſtalt, und ein ſtrenges Zweikammerſyſtem der Geſchlechter iſt in einem ſo engen Raume kaum auszuführen. Tritt nun noch die Seekrankheit ein, wozu das ſchöne Geſchlecht eine ſo große Neigung hat, ſo iſt das Terrain wirklich ein ſchwieriges. Regen von oben, der Hauptreichthum der norwegiſchen Weſtküſte, — ein Holländer erkannte Bergen im Sonnenſchein nicht wieder — Appellationsſtoff von unten, zuweilen gar keine oder doch eine knotenvolle, verhärtete Matratze, das ſind Unbequemlichkeiten, wozu mehr als deutſch-conſtitutioneller Wahlpatriotismus gehört.

---

*) Eine gelbe Mütze von Wachstuch mit rothem Futter, die beim Südweſt- oder Regenwinde als Schutz dient.

Eine ſolche Reiſe hat zwar für den Phyſiker und Naturbeſchauer ſeine großartigen und intereſſanten Seiten. Bizarre Felsmaſſen in den wunderbarſten Formen, ſo zaubertoll, wie ſie nur die trunkenſte Phantaſie erſinnen kann, Geſtalten aus der Pflanzen-, Thier- und Menſchenwelt, Palmen und Crocodille, Zelte und Kameele, Bären und Wölfe, Wallfiſche und Tiger ſtehen da wie ſteinerne Coloſſe in Fels gebildet. Aegyptiſche Pyramiden ſteigen aus der Wüſte des Meeres auf und verſchwinden wieder; plötzlich erſcheint vor den ſtaunenden Blicken eine öde, halbverſunkene Felſenwand, die Inſelgruppe der Loffoden, ein rieſenhaft aufgethürmter Trümmerhaufe verfallener

Zinnen, Kuppeln und ſpitzgezackter Dome, blauvergletſcherte Eispaläſte der Wallfiſche, Findelhäuſer für den Kabeljau, uralte, gewaltige Felſengräten der Erde, Trotz bietend den diluvianiſchen Eisſchollen, welche die erontiſchen Granitblöcke von der Polarzone des Eismeeres in die ſandige Mark wälzten. Einen eigenthümlicheren Anblick hat die Erde wohl ſchwerlich aufzuweiſen, als dieſen rieſigen Felſenleichnam im röthlich grellen Strahle der Mitternachtsſonne, umkreiſt von Adlern, umſchwirrt von Möven, dieſen Schmetterlingen des Nordens, umrauſcht von den Waſſerfällen, welche ſich wie Silberbänder herabſchlängeln, und gewiegt von den eintönig brauſenden Meereswellen des Weſtfjords. Aber dieſes feingezackte Steingewebe, dieſe Phantaſieblöcke, dieſe öde vegetationsloſe Welt erregt im norwegiſchen Wahlmanne nur Grauen und Abſcheu, es faßt ihn Langeweile bei dieſen ewigen Felſenblöcken, er ſehnt ſich nach den melancholiſchen, ſchwarzgrünen Föhrenwäldern Chriſtiania's und nach ſeinem Paradieſe, nach Ringeriget oder Mjöſen, wo Korn- und Haferfelder wogen, und Aspen, Weiden, Birken und Ellern in ſchöne grüne Grasegärten eingezäunt ſind. Er ergötzt ſich nur dann, wenn in den Felſenneſtern unterhalb des bläulichen Gletſcherreiches ein grünlicher Raſenfleck erſcheint, daneben ein freundliches Colonat, deſſen Beſitzer die gaſtliche Flagge aufhißt, um das Dampfſchiff gebührend zu empfangen. Dieſes naht ſich im Triumphe mit flatternden Wimpeln, die norwegiſchen Flaggen begrüßen ſich wechſelſeitig, die Kanonen werden gelöſt, Paſſagiere ſteigen ein und aus, deutſcher Gewerbfleiß, Möbel und Wiener Piano's oder gar tropiſche Cactus und Aloen, Fuchſien und Oleander werden ausgeſchifft, um das zu erſetzen, was die karge Natur ſtiefmütterlich verſagt hat. Und doch wie freigebig iſt ſie noch in Norwegen geweſen. Während in Amerika unter dem 70er Breitegrade Capitain Roß in der Prinzregentenbai im September feſtfror, während die Esquimaux der dortigen Regionen keinen Begriff von Bäumen haben, wird zu Talvik am Alterfjord unter dem nämlichen Breitegrade Roggen und Kartoffeln gebaut, ja in Tromſöe, Kaafjord und Hammerfeſt lebt man mit Londoner Comfort, genießt Cherry und Portwein, raucht aus neapolitaniſchen Pfeifen virginiſchen Taback, erfreut ſich der freien Preſſe, druckt

Zeitungen und wählt Deputirte zu Volksrepräſentanten einer ſelbſtſtändig freien Nation.

Die Unbequemlichkeiten abgerechnet geht es auf ſo einer Reiſe nach Hammerfeſt ganz fröhlich und flott her. Ein Norländiſcher Wahlmann, welcher den Polarzirkel noch nicht paſſirt iſt, wird gehönſt d. h. er muß die Geſellſchaft mit einem Getränke bewirthen, Hönſe genannt, meiſtens beſtehend aus Madeira mit Waſſer, eine Art engliſchen Toddys. Die Hönſe beginnt beim Eintritt in den Polarzirkel, und dieſen Eintritt hat die Natur durch ein ſeltſames Phantaſieſpiel ſcharf markirt. Man ſcherzt oft über den Einſchnitt des Aequators, der nur in der Idee beruht, aber hier in Norden iſt der Punkt, wo zum erſtenmale Einen Tag lang im Jahre die Sonne nicht ausgeht, durch eine piquante Naturmarke gezeichnet. Der Polarzirkel durchſchneidet gerade die Inſel Heſtemarsöe, zu deutſch Reitersmann-Inſel. Dieſes öde Eiland beſteht aus nichts als einem ungeheuren Felsblocke, der einen Reiter zu Pferde (ähnlich dem Comthur in Don Juan) täuſchend nachahmt. Lichte weiße Nebel ſchlingen ſich um ſein Haupt und von ſeinem Bogen hat er eben einen

Pfeil abgeſchoſſen, der ein ungeheures Loch in die felſige Inſel Torghetten gebohrt hat, und im Meere vor der Inſel Thönnen ſtecken geblieben iſt. Noch immer ragt jener Pfeil aus dem Wellenſtrudel vor der Pyramiden-geformten Inſel Thönnen, und das Loch der Inſel Torghetten iſt ſo gewaltig, daß ein Schiff mit gekapptem Maſte hindurchſegeln könnte. An dieſer Stelle, wo am Ende Juli Abends um 10 Uhr die Sonne eben die Meereswogen berührt, wird die erſte Deputirten-Hönſe auf das Beſtehen der norwegiſchen Verfaſſung getrunken, gewiß ein ſeltſames politiſches Naturbild.“

Bei den Engländern und Amerikanern wird nur der ſtimmberechtigte Haufe durch die ambirenden Parlamentsmitglieder tractirt, aber hier wird höchſt uneigennützig die ganze Geſellſchaft auf Koſten des Wahlmanns in ächt norwegiſcher Gaſtfreundſchaft gehönſt. Und ſolch eine Deputationshönſe iſt ein vortreffliches Getränk für conſtitutionelle Begeiſterung, beſſer als Bairiſches Bier, was die Ereigniſſe umnebelt, und den Jeſuiten in die Hände liefert; die Hönſe dagegen ſchlägt die feuchten Nebel des Meeres nieder, und umſchlingt mit brüderlichem Bande den Stiftsamtmann und ſeinen untergebenen Lehnsmann, den Sorenskriver (Civilrichter) und den Fiſchhändler. Das will aber in Norwegen etwas ſagen, denn dort gilt der Beamte mehr als in Preußen, nicht wegen ſeiner Macht, ſondern als concretes Princip der Intelligenz, die man noch in ihm reſpectirt. In der Schweiz will man ſich von der Intelligenz nicht mehr beſchulmeiſtern laſſen, aber im Lande der Fjords und Fjelds iſt dieſer Schleier noch nicht gelüftet.

Der Wahlact in Hammerfeſt.

Hammerfeſt, die nördlichſte Stadt Scandinaviens, liegt auf der Inſel Qualſoe, nicht weit von dem berühmten Nordcap, wo ſich die Engländer in der Johannis-Nacht Punct Zwölf mit dem Brennglaſe durch Sonnenlicht ein Loch in den Makintoſch brennen, zum Beweiſe für ihre Landsleute, daß die Sonne dort um Mitternacht ebenſo ſtark wirkt, wie in der Kohlenatmoſphäre Londons zur Mittagszeit.

Was läßt ſich von einer Stadt am 71′ nördlicher Breite wohl mehr ſagen, als daß ſie 800 Einwohner in hölzernen Häuſern hat, welche Fiſche ſangen und Thran kochen, dabei aber ganz vortrefflich mit einem Comfort leben, der an London und Paris erinnert. Umſonſt haben die Engländer nicht zu Kaafjord am Altenfjord unter dem 70' Breitegrade ein Kupferbergwerk angelegt, wo man bei Mr. Thomas mit ſpaniſchen und franzöſiſchen Weinen, ja o Wunder ſogar mit dem blonden Johannisberger Sr. Durchlaucht des Fürſten von Metternich regalirt wird, verſteht ſich, Alles auf Koſten der Actiengeſellſchaft des Kupferwerks, welche ſich in nicht engliſcher Coloniſations-Weiſe auch die Tugend der Norwegiſchen Gaſtfreundſchaft zu eigen gemacht hat. Merkwürdig, in Regionen, wo man ſich die Welt mit Eisblöcken vernagelt denkt, wo man Eisbären tanzen zu ſehen glaubt, da befindet ſich das Obſervatorium des Erdmagnetismus, da wählt man Deputirte, und im Mangel an Baumblättern druckt man Zeitungsblätter ſo friſch, ſo ſaftgrün politiſch, daß ſie ſich vor Amerikaniſchen und Schweizer Blättern nicht zu ſchämen brauchen. Hier, wo die vegetabiliſche Natur nichts iſt, iſt der Menſch Alles, während unter dem dunkelblauen Himmel Palermos in den Citronenhainen von

Monte reale nur Cactusfreſſende Lazzaroni und fette Mönche unter den Oelbäumen gedeihen. Und doch wie verſchlingen ſich händereichend beide Enden Europas, Nord und Süd, einer Schlange gleich, die ſich ſelber in den Schwanz beißt. Während der proteſtantiſche Polarländer ſeine ſchneehellen nordlichtgeöffneten Tagnächte mit feurigem Syracuſer oder mouſſirendem Lacrimä Chriſti erwärmt und verkürzt, genießt der katholiſche Südländer in ſeinen wonnigen Februartagen, wo die Mandelbäume und Hyacinthen wieder blühen, den Stockfiſch des Nordens zu Ehren des heiligen Jannarius. Das Papſtthum iſt der allmächtige Hebel, welcher die Kabeljaue nach Neapel und die Orangen nach Hammerfeſt treibt, was die brechenden Kornfelder Siciliens in ſtarre Einöden und Oaſen für Klöſter verwandelt, und den verſtandesthätigen Nordländern Gelegenheit geſchafft hat, durch Verwerthung der Faſtenſpeiſe in der Polarzone Orangen zu eſſen.

In Hammerfeſt giebt es nur ein einziges unbedeutendes Gaſthaus zur Sommerzeit meiſt von Engländern beſetzt, worin die Wahlmänner ſchon an und für ſich kein Unterkommen finden könnten. Es bedarf deſſen aber auch nicht; denn die Bürger der Polarſtadt drängen ſich herbei, um ihre Landsleute zu empfangen und zu bewirthen. Jeder Wahlmann erhält am Bord des Schiffes ſeine Karte, und wird bei irgend einem Fiſchhändler einquartirt. Bei dieſem erhält er ein ſchmuck möblirtes Zimmer — der Präſentirteller leuchtet wie ein glänzender Spiegel von der Wand und auf der Comodité hängen die üblichen Bärenfelle *) — und es wird ihm ein wolliges gardinenverhangenes Bett angewieſen. Die Eiderdunen kommen dort aus erſter Hand, und das unbequeme nächtliche Sonnenlicht wird durch bunte Vorhänge gebrochen und verklärt. Es iſt ein ſybaritiſches Lager, ſo ſchwellend, wie es ein churheſſiſcher Wahlmann wohl ſchwerlich je zu fühlen bekommen hat. Ein Rennthierbeafſteak mit einem Glaſe Xeres zum Frühſtücke verſetzt den Landesvertreter in erhöhtere Stimmung, macht ihn rückſichtsloſer, ungenirter. Iſt der Wahlmann ein Stutzer, ſo wirft er ſich wohl gar in ſchwarzen Frack und weiße Glacee, denn die Norweger lieben dieſe franzöſiſche Deputirtentracht außerordent-

---

*) Eine durch ganz Norwegen gebräuchliche Sitte.

lich. Dazwiſchen machen ſich die Patricier der Lappen in ihren eigenen Trachten ganz ſeltſam. Der Reichthum dieſer Halbnomaden wird auf ächt patriarchaliſche Weiſe nach der Zahl ihrer Rennthierheerden geſchätzt. Auch in Qualſee wohnt ein ſolcher läppiſcher Gentlemann, der wohl an 1000 Stück Rennthiere hat.

Die Abſtimmung geſchieht geheim durch Zettelgebung, und die erwählten Storthingsdeputirten werden herzlich und brüderlich beglückwünſcht. Nachmittags um 5 Uhr nimmt man bei ſeinem Wirthe ein Zweckeſſen ein, wobei Multerbeeren nicht fehlen dürfen. Alsdann wird ein finnländiſcher Mittagsſpaziergang, wozu Waſſerſtiefeln gehören, oft wohl bis Abends 11 Uhr gemacht, beim Schein der untergehenden Sonne begiebt man ſich zum Souper, um gegen 1 Uhr beim Strahl der Morgenſonne hinter den Bettgardinen von den Strapazen der Wahl auszuruhen.

Das iſt ein finnländiſcher Wahlact, ebenſo beſchwerlich durch ſeine Reiſe, wie vergnüglich durch ſeinen gaſtfreien Aufenthalt, ein politiſches Bild, ſo gefühlswarm und brüderlich mitten in öden vergletſcherten Bergen, ſo ſonnig und lichtvoll in der kümmerlichen Polarzone, ſo friſch und frei an der äußerſten Grenze der Cultur, wie der Süden Europas in ſeiner höchſten Civiliſation nichts Gleiches aufzuweiſen hat.

Hintergrund und Rahmen des Gemäldes.

Was hat Norwegen für eine Zukunft in materieller und geiſtiger Entwickelung zu erwarten? — das ſei die Perſpective, womit wir das politiſche Bild Scandinaviens beſchließen wollen.

Es iſt unverkennbar, daß die Cultur immer größere Schwingungen vom Rande des Mittelmeeres durch Europa bis zu Amerika hinüber gemacht hat. Zur Zeit der Griechen und Römer gab es nur ein kleines Häuflein privilegirter Menſchen, an Zahl nicht viel mehr, als unſere fürſtlichen und adligen Familien mit ihren Verzweigungen, die übrigen waren Sclaven oder Barbaren. Mit Emancipation aus Sclaverei und Leibeigenſchaft iſt ſchon eine große Anzahl Vernunftgeſchöpfe mehr in den Kreis menſchlicher Berechtigung hineingezogen, die Revolution von 1789 riß die chineſiſche Mauer zwiſchen Adel und Bürgerthum vollends ein, und nun exiſtirt nur noch die Schranke des Beſitzes, gegen welche die Wellen des Proletariats andrangen. Jemehr ſolchen Proletarierſtoff ein Land in ſich trägt, deſto reifer iſt es für die Revolution der Zukunft.

England und Norwegen bilden hierin die größten Gegenſätze. In England ein großer untheilbarer Grundbeſitz in den Händen weniger Privilegirten gegenüber einer ausgehungerten Maſſe von Fabrikarbeitern und beſitzloſen Landproletariern; in Norwegen dagegen ein Ueberſchuß von Beſitz mit Mangel an menſchlicher Arbeitskraft, ein ausgedehntes dünnbevölkertes Land, worin auch der Beſitzloſe aus den fiſchreichen Schätzen des Meeres ſchnell ſeinen Unterhalt erwirbt, von Proletarierthum kaum eine Spur, und zudringliche Bettler eine Seltenheit — die römiſchen könnte man als Naturmerkwürdigkeit dahin pflanzen. Sonderbarer Weiſe theilt zwar die arbeitende Claſſe Norwegens mit dem Neapolitaner die rothe phrygiſche Mütze und eine gewiſſe angeborene Trägheit, aber während die Bettlerſchwärme Neapels den Fremden bis aufs Blut peinigen, ſteht der Norweger ſtumm und maulaufſperrend dabei, hilft unaufgefordert niemals, fordert aber auch für einen kleinen Handdienſt keine Belohnung. Er ſteckt die Hände in die Hoſentaſche, gafft und ſchweigt. Die rothe Mütze leiht ihm nur einen Schimmer des Südens, wie dann und wann eine wundervolle violette Beleuchtung den Fjord von Chriſtiania in neapolitaniſche Tinten taucht. Aber Chriſtiania und Neapel — ein ſtummer Kirchhof gegen ein tarantelgeſtochenes Tollhaus! Das Proletariat iſt in Norwegen noch im Embryonenthume; darum ſteht auch Scandinavien dem revolutionären Vulcanismus — Norwegen hat auch keinen natürlich vulkaniſchen Boden — ſo fern, wie nirgend ein Land des übrigen Europa. Es beſteht meiſt aus Grundbeſitzern, und dieſe haben erreicht, was der höchſte Wunſch friedlicher Landbauer iſt, eine freie, ſelbſtſtändige, gemäßigte Verfaſſung. Darum hört man auch nirgends einen republicaniſchen Wunſch laut werden, im Gegentheil herrſcht eine große Sympathie für die königliche Familie und überall iſt die Meinung verbreitet, daß ein Wechſel des Oberhauptes auf republicaniſche Art und Weiſe ein Unglück für ein Land ſei, weil alsdann der Ambition und Intrigue Thür und Thor geöffnet werde. Dieſe Anſicht iſt ſehr erklärlich: denn der König erhält nur eine verhältnißmäßig geringe Apanage, er darf ſich in die Finanzen nicht miſchen, keine Geſetze auf die Dauer der Zeit hintertreiben, kurz er wird dem Lande nie läſtig, ſondern erſcheint nur als ein ſchützendes exotiſches Gewächs, das ſeine Apanage auf dem Boden Chriſtianias zur Sommerzeit verzehrt. Kein größerer Irrthum, als für Diejenigen, welche begeiſtert von der freien norwegiſchen Verfaſſung dort den Herd demokratiſcher Zündſtoffe der Zeit ſuchen. Sie werden bitter getäuſcht werden, und nicht ſelten anhören müſſen, daß ſie von Kaufleuten und Beamten um ihre ſtrengere monarchiſche Verfaſſung beneidet werden.

Der Norweger iſt frei, aber gemeſſen, er hegt eine große Achtung vor dem Beamtenſtande, ohne deshalb ſeine Selbſtſtändigkeit zu verleugnen; er ſteht den electrogalvaniſchen Schwingungen der Zeit ſo fern, wie eine geſunde Bäuerin einer nervengereizten Städterin. Die ſchönſte Zukunft dieſes Landes iſt erhöhter Viehſtand, verbeſſerte Milch- und Käſewirthſchaft. Hierin iſt noch ein Feld zu eröffnen, das mit der Schweiz rivaliſiren kann, wie denn überhaupt Norwegen mit ſeinen Naturſchönheiten, ſeinen Thalmatten, ſeinen ſtillen gletſcherbegrenzten Fjords dem idylliſchen Alpenlande am meiſten vergleichbar iſt. Aber es lehnt ſich nicht, wie die Schweiz, mit ſeinem Bergrücken an die Weinfeſtons der Lombardei, ſtatt der Lüfte Italiens wird es von den Stürmen des Eismeeres gepeitſcht, ſein Sciroccoſand ſind die Schneeflocken, ſeine Kaſtanien die Ellern, ſeine Obſtbäume Birken und Weiden. Wohl theilen die Norweger das Heimweh mit den Schweizern, aber der melancholiſche Blutlauf der Scandinavier fühlt nichts von den feurigen Zuckungen der Zeit, welche ſich immer noch in den Nachkommen eines Tell regen.

Carl Lampe.

Der Fürst Canino und der Cardinal Ferretti.

Eine Vertheidigung des Erstern gegen die Anklagen des Letztern.

Les Prêtres de l'Eglise de St. Louis des Français 1) à Rome pour donner une preuve que le Cardinal Ferretti sécrétaire d'Etat de S. S. est l'homme de la situation dans les Etats du Pape, qu'il jouit de la confiance du peuple, qu'il a beaucoup de loyauté, de franchise et d'énergie, citent avec une onction charitable les arrêts forcés qu'il aurait ordonnés *en punition* au Prince de Canino. Ces prêtres se seraient montrés moins inconsequents s'ils avaient proclamé qu'un homme tel qu'ils dépeignent le Cardinal Ferretti (abstraction faite de la loyauté) pourrait tout se permettre à Rome. Mais malheureusement pour eux il est faux que le Prince de Canino soit aux arrêts *par punition*, puisqu'il n'a pas été jugé: et, l'eut-il été, ce ne serait pas par l'oeuvre du Sécrétaire d'Etat mais par celle d'un délateur qu'il aurait été accusé, ce serait de par la loi, non par la volonté d'un individu qu'il aurait été puni à Rome, quoiqu'il n'y ait et n'y aura jamais de loi. Stable et efficace tant qu'y règnera le despotisme et l'arbitraire, on ne pourra se dispenser de publier le procés du Prince de Canino; et alors on verra clair dans sa prétendue culpabilité, et l'on pourra apprécier comme tou injurieuses et calomnieuses les amplifications des prêtres de St. Louis. Ils disent que le Prince a commis plusieurs excentricités; mais il faudrait avant tout prouver (ce qui serait difficile) qu'il existe à Rome un centre où un pivot autour duquel la machine de l'état se meut avec un ordre régulier. Et cela sans ajouter que le cerveau brûlé du Cardinal Ferretti, malgré toute sa franchise et toute son énergie, es plus fait pour accroitre et perpétuer le désordre que pour calmer et régulariser les esprits et les choses, non par mauvaise volonté mais à cause de son ignorance crasse et de l'excessive irrascibilité de son caractère. La crainte des Romains de le voir quitter le pouvoir, ou il ne serait pas resté un jour sans faire de bevues; n'eut ete son frère *l'italianissime* Comte Pierre Ferretti l'amnistié[2]), véritable ange gardien de Rome en ce moment-ci; la crainte des Romains, dis-je, n'était pas de le perdre, mais bien de le voir remplacé par tel autre Cardinal pire que lui, et surtout par l'hypocrite Amat [3]) (qui fit arbitrairement frapper de verges un citoyen de Ravenne [4])), ou par l'austro-jesuite Altieri [5]), l'un ou l'autre ne pouvant nous manquer s'il se retirait en ce moment. Nul doute que le Cardinal Ferretti, que le Prince de Canino, il nous l'a raconté lui-même, proclamait il y a trois mois comme fou, à la table du roi de Prusse, qui lui demandait des renseignements sur ce nouveau personnage [6]). Sauf à le presser le lendemain sur son coeur [7]), non seulement l'eut condamné aux arrêts s'il l'avait pu, mais à bien pis encore; puisque dans sa rage impuissante il a voulu le faire rayer des rôles de la Garde Nationale, oubliant que l'honneur des hommes de coeur, est à l'abris des tyrans mêmes qui peuvent disposer de leur têtes! Il poussa l'oubli de lui-même jusqu'à se vanter à des ministres étrangers, qui en ont donné communication à leurs cours, de cet acte arbitraire qui a dû lui rester *in petto*. Malgré la bonté de son coeur, que tout le monde se plait à reconnaitre, on peut tout attendre de ce Prêtre fanatique qui, doué de tous les courages, sans excepter le militaire, armé d'un fusil, qu'il déchargerait avec le même plaisir et la même efficacité sur un Autrichien que sur une caille, prêchait en 1831 l'extermination des libéraux qu'il regardait alors comme des bêtes fauves, flattant par là les passions de Grégorie XVI, comme il flatte maintenant (espérons-le avec encore plus de conviction) celles de son cousin

Pie IX. Qui ne se rappelle le fameux projet de pélerinage à Lorète à la tête de soixante mille personnes de tout âge et de tout sexe [8]) pour lesquelles il n'avait pas pensé même à préparer des vivres; projet que dut combattre et empêcher de mettre à execution le Général Cubières et qui seul justifierait l'envoi de son Eminence aux petites maisons. Mais quittons ce fou, sinon couronné du moins empourpré, et revenons à sa noble victime du moment, contre laquelle assez d'articles de journaux ont cherché à exciter la haine et le ridicule. «*La persécution*, vient de repéter le père Ventura [9]) à cette occasion, après bien d'autres, *la persecution est le cachet de la véritable grandeur.*» Que votre défense, disait-on l'autre jour au Prince, soit *Napoléonienne*, non répondit-il, c'est la résistence de l'Italie à l'Autriche qui doit être digne de cette épithète; quant à ma défense elle doit être *O'Connellienne.* Et cette défense a été confiée à un Guerrassi [10]) de Livourne, à un Ranieri [11]) de Naples, a un Petroni de Bologne [12]); c'est assez dire qu'elle donnera le coup de grâce aux laches ennemis du Prince et de l'Italie. Et lâche à bon droit peuvent s'appeler ceux qui semant la discorde et la diffamation veulent noircir aux yeux de l'Italie un de ses fils les plus énergiques et les plus aimés, qui cherchant à flatter les passions populaires veulent se faire un mérite en frappant un homme qu'ils disent riche, et puissant de préférence à d'obscurs ou pauvres citoyens qu'ils mettent malicieusement et injustement hors de cause, qui cherchent à faire un épouvantail aux peuples, et surtout aux rois, d'un Bonaparte qu'ils feignent d'oublier être le fils de ce Lucien qui refusa deux couronnes, et qui lui-même s'est toujours montré encore plus républicain que son père s'étant distingué même en Angleterre et en Amérique par son amour exalté pour la liberté et l'egalité, que veulent faire passer pour excentrique le sage fondateur des Congrès scientifiques en Italie; que toutes les sociétés d'Europe et d'Amérique non seulement savantes mais philantropiques et progressives se sont honorées d'accueillir dans leur sein.

Que dire après cela de ses misérables articles de journeaux dont il suffira pour les convaincre de mensonge de citer ce qu'ils disent d'une barbe, coupée depuis que l'Italie se régénère, et que le Prince n'a jamais portée avec son habit de Garde Nationale! et de cette prétendue passion pour le théâtre où il ne met presque j'amais les pieds, quoique sa famille s'y montre presque tous les jours! Et à ce propos je veux encore relever l'absurde menace que les Prêtres *juste-milieu* font faire au Prince de le faire conduire au château St. Ange par les Garde nationaux. Outre que cet ordre ne pouvait jamais avoir été donné, les gardes nationaux ne font pas le métier que les prêtres veulent leur infliger, et il est d'ailleurs plus que doutex qu'ils consentissent jamais à sévir d'aucune manière contre le Prince de Canino. En effet depuis qu'il est en jugement son bataillon s'étant rassemblé pour nommer au grade de sergant-major (le seul vacant), c'est lui qu'on a nommé à une grande majorité, évidemment dans le seul but de lui donner par là une marque de Sympathie puisqu'il est clair que ce grade ne pouvait lui convenir, son fils ainé lui-meme jeune homme de 23 ans, ayant refusé celui de Capitaine malgré les instantes prières de sa compagnie et son second fils celui de Lieutenant au quel il avait été nommé. Quoiqu'il en soit le Prince a eu le bon goût d'accepter. Tous les journaux disent avec raison que les démonstrations patriotiques ont été plus vives à Venise que partout ailleurs, le palais et la personne du Prince y étant pour beaucoup, lui-même prenant part à ces joies populaires et excitant de sa fenêtre, la nuit entre deux flambeaux, la foule par les cris rèpétés de: *vive l'Italie! vive la liberté! vive le peuple! vive les soldats italiens!*

De plus le docteur Masi 13), cet autre lui-même, ce compagnon d'ètudes et de voyage déclaré par la police Autrichienne *aussi coupable que le Prince* et que la police papale fait tout au monde pour débaucher quoiqu'elle doive connaitre la Sublimité de ses sentiments, le Capitaine Masi, dis je, l'âme et le bras du peuple reçoit tous les jours des ovations et et des couronnes que son eloquence seule lui mériterait, mais auxquelles le Prince de Canino auquel il est attaché depuis dix ans n'est pas entièrement étranger. Chacun sait au reste que les prétendues excentricités que l'on reproche au Prince à Pise et à Livourne, passant sous silence avec malice, celles de Florence, Rimini, Sinigaglia, et surtout celles de Ferrare où il eut pour complices les nobles cardinaux Ciacchi et Cadolini 14) forment la plus belle page jusqu'à présent de son histoire, et quiconque en a été témoin ainsi que du frénétique enthousiasme de milliers et milliers d'Italiens est obligé d'en convenir, et découvrira en elles la veritable cause de la jalousie de certains personnages et de la persécution qu'elles ont attiré sur le Prince. Certains journaux français auraient mieux fait d'emprunter les détails de les triomphes populaires aux élégants articles des journeaux de Ferrare, Rome, Florence, Bologne, Pise et Livourne (surtout à *l'Alba*, à *l'Italia*, à *l'Italico*, à *l'Italiano* au *Corriere Livornese*) plutôt que de puiser leurs nouvelles aux sources empoisonnées du légitimisme et du juste-milieu. Ces prétendues excentricités ne sont autre qu'une puissante et raisonnable application des principes italiens qui bon gré mal gré dominent dans l'état romain, comme en fait foi la presse avec ses publications infinies, périodiques ou non, clandestines ou approuvées par la censure. Depuis plus d'un an on preche de tous côtés l'indépendance italienne, on a crie et l'on crie encore à mes oreilles pendant que j'écris, et ces vociférations de liberté se répètent dans tous les coins de l'état; le Prince de Canino n'a pas fait autre chose, mais avec plus d'efficacité et d'écho peut-être, parcequ'il a su accompagner ses exhortations d'une éloquence chaleureuse et les addresser non seulement au peuple, mais aux classes les plus élevées de la société et aux ministres des puissances étrangères eux-mêmes!...

La notification [15]) du Cardinal Ferretti (sur laquelle le Prince écrivit *de bonne encre* et non avec un pâle crayon) suppose tout le contraire. Sans autre preuve donc est même sans autre précédent, l'excentricité en question, bonne ou mauvaise que vous vouliez la trouver est toute propre du Ferretti et non du Prince de Canino.

Rome, 15. Octobre.

Un ami du Prince de Canino et en
consequence de l'Italie.

---

[1]) Es waren beſonders in Rom lebende franzöſiſche Geiſtliche, welche in den franzöſiſchen Zeitungen die Fortſchritte verdächtigten, welche hier gemacht wurden, und diejenigen Namen verunglimpften, welche an der Spitze derſelben ſtanden. Fürſt Canino hatte ſich beſonders ausgezeichnet, den Geiſt der Italiener zu beleben, und war deshalb vorzüglich in einem Artikel vom 4. October 1847, der unter andern auch in der Preſſe zu Paris erſchienen war, hart angegriffen worden, daher ihn einer ſeiner Freunde, wie folgt, vertheidigte, aber wegen der damaligen Stellung des Staatsſecretair Ferretti keinen Verleger fand.

[2]) Der Graf Peter, Bruder des Miniſter Ferretti, iſt ein allgemein verehrter Mann, der wegen der Bewegungen vom Jahr 1831 verbannt worden war.

[3]) Der Cardinal Amat wird jetzt mehr geliebt.

[4]) Auf bloßen Verdacht hin erfolgte dieſe bürgerliche Züchtigung, welche damals ſehr großes Aufſehen machte, und zeigt, welche Willkürlichkeiten früher möglich waren.

[5]) Dem Cardinal Altieri traute man ſonſt nicht, obwohl er ſich jetzt populairer zu machen geſucht hat, ſo daß er bei

den feierlichen Aufzügen, in denen man dem Papſt dankte, daß er die neapolitaniſche Conſtitution veranlaßt hatte, das Volk, das ihn als Legat der Provinz Comarca, zu der Rom gehört, hoch leben ließ, daſſelbe, was ſonſt unerhört geweſen, vom Balcon aus anredete.

6) Der Fürſt Canino war damals auf der Reiſe von dem Gelehrten-Congreß zu Edinburgh auf dem zu Oldenburg und Berlin.

7) Cardinal Ferretti ſoll ſo wenig beſtändig in ſeinen Anſichten ſein, daß er von den größten Inconſequenzen nur durch ſeinen Bruder abgehalten worden ſein ſoll; ſo daß man ſich ſehr luſtige Anecdoten von den zwiſchen beiden Brüdern vorgefallenen Scenen erzählt.

8) Als einen Beweis ſeines Mangels an Ueberzeugung führt man ſeine Proceſſion an, welche zwar nur aus Aberglauben unternommen worden war, aber doch der damaligen franzöſiſchen Beſatzung in Ancona bedenklich vorkam.

9) In einer ſeiner homiletiſchen Schriften.

10) Ein berühmter Advocat und Romanſchreiber, der aber beim Aufſtand in Livorno ſehr compromittirt ward.

11) Ein berühmter Advocat und Schriftſteller.

12) Der jetzt in Rom befindliche Vertheidiger des Fürſten Canino.

13) Mediciner aus Perugia, Secretair des Fürſten, Capitano der Bürgergarde in Rom und Redacteur des Contemporaneo, der am meiſten geachteten von den neu in Rom entſtandenen Zeitungen.

14) Der erſte dieſer Cardinäle iſt der beliebte Legat von Ferrara, welcher gegen die öſterreichiſche Beſatzung proteſtirte;

der Letztere iſt Erzbiſchof von Ferrara, ebenfalls als freiſinniger Mann bekannt.

**) Der Antrag des Cardinals auf Einleitung einer peinlichen Unterſuchung gegen den Fürſten wegen Hochverrath iſt, da ſie von allen Beweiſen entblößt iſt, allerdings eben ſo extravagant, als die dem Fürſten ſchuld gegebenen Extravaganzen. Der Fürſt Canino lebt ſehr anſtändig den Winter in Rom mit ſeiner liebenswürdigen Familie, beſtehend in ſeiner Gemahlin, der Tochter des Königs Joſeph von Spanien, 4 Töchtern (von denen eine mit dem reichen Marcheſe di Gallo verheirathet iſt) und 3 Söhnen. Er nimmt Fremde ſehr freundlich auf und iſt allerdings von Andern in manchen Stücken abweichend, aber gerade deshalb vielleicht beſſer.

Politiſche Theſen.

Folgende Sätze brauchte man nicht aufzuſtellen, wenn ſie nicht noch beſtritten würden.

1) Es giebt keine Sclaven in einer menſchlichen Geſellſchaft. Einzelne Menſchen und menſchliche Geſellſchaften oder Staaten können nicht beſeſſen, ſondern nur nach dem Recht Aller regiert werden.

2) Die freie Perſon iſt die Quelle alles Rechtes, alle Perſonen ſind alſo gleichberechtigt, d. h. jeder Einzelne mit ſeinem wahren Intereſſe iſt der Zweck der Staatsgeſellſchaft. Die Perſon eignet ſich die Außenwelt an,

dabei ſteht ſie andern Perſonen gegenüber: und breitet ihren geiſtigen Einfluß aus, damit dringt ſie in das Innere der andern Perſonen ein: ſie erwirbt Eigenthum und Anſehn. Das Anſehn erwirbt ihr öffentliche Functionen.

Die Ungleichheit des Beſitzes, des Anſehns und der Functionen entſteht durch die verſchiedenen Kräfte und Fähigkeiten, nicht durch die verſchiedenen Rechte der Perſonen. Weil die Perſonen körperlich und geiſtig verſchieden ſind, ſo müſſen ſich überall nothwendig dieſe äußerlichen Ungleichheiten erzeugen, dies darf aber nur geſchehen ſo weit ſie der weſentlichen Gleichheit, d. h. der perſönlichen Freiheit der Menſchen nicht gefährlich werden. Alle Functionen und Beſitzſtände, welche das ewige unveräußerliche Recht der freien Perſon gefährden oder aufheben, werden von allen Völkern, die Verſtand genug haben, um Freiheit von Sclaverei zu unterſcheiden, nach dieſem Princip immer neu regulirt. Güter, an welche ſich im Laufe der Zeit Leibeigenſchaft der Arbeiter geknüpft hat, verlieren eine ſolche Uſurpation im Laufe der Bildung. Sclavenbeſitz iſt kein Recht, ſondern ein abſolutes Unrecht, Zuſtände, welche die Sclaverei bedingen, ſind es ebenfalls. Da alles poſitive Recht nur aus der freien Perſon her fließen kann, ſo kann kein Recht ponirt werden, das ſie aufhebt oder gefährdet.

3. Die Geſellſchaft freier Perſonen, der Staat, beſtellt aus ſich einen Ausſchuß zur Beſorgung ſeiner Geſchäfte, die Regierung. Sie repräſentirt immer die Mehrheit der Staatsbürger. Wo ſie es nicht thut, entſtehn Revolutionen.

4. Die Oppoſition iſt ein Ausſchuß der Staatsgeſellſchaft zur Controlle der Regierung. Sie repräſentirt eine Minderheit, welche Mehrheit zu werden ſucht.

5. Die Unterdrückung der Oppoſition und der Organe der Minderheit durch die Mehrheit iſt Unterdrückung der Freiheit und des Rechts. Freie Perſonen werden dadurch verhindert, ihre Anſicht von dem weſentlichen Zweck eines Jeden zur Staatsanſicht zu erheben. Sie werden geiſtige Sclaven und in ihrem Recht, ihr Anſehn bei ihren Mitbürgern zu erhöhen, gekränkt. Das geiſtige Recht der „freien Perſon“ ihren

Einfluß auszubreiten iſt nicht minder wichtig, es iſt weſentlicher als das äußerliche Recht, Eigenthum zu erwerben.

Die Sicherung der „freien Perſon“ und des Eigenthums ſchließt das geſicherte Recht der Oppoſition und ihrer Organe in ſich. Die Majorität kann ihre Beſchlüſſe zu Geſetzen erheben, aber ſie kann das Recht der freien Perſon in keiner Form antaſten ohne die Geſellſchaft aus der Freiheit in die Sclaverei, aus dem Rechtszuſtand in den der Gewalt zu ſtürzen.

6. Die Preſſe in den Journalen iſt die permanente Debatte zwiſchen Regierung und Oppoſition, zwiſchen Mehrheit und Minderheit. Eine Debatte iſt nur denkbar unter Gleichberechtigten und Freien. Die Regierung hat den Vortheil der gewohnten und eingelebten Einrichtung, die Oppoſition den der Kritik und des Ideals, dem das Beſtehende zugeführt werden muß.

7. Wenn die Oppoſition die Mehrheit im Volk und bei den Deputirten gewinnt, ſo wird ſie Regierung. Wo dies nicht der Fall iſt, da herrſcht noch kein Staatsleben. Das Rechtsgefühl iſt dort noch nicht ſo weit entwickelt, daß es die Geſellſchaft in friedlichen

Kriſen durch Miniſterwechſel zu neuen Maximen und Principien treibt.

8. Die Preſſe kann kein Verbrechen begehn (ſ. den Brief an die Deutſchen). Das Schlechte und Unvernünftige läßt ſich öffentlich nicht durchſetzen, wohl aber die Aufhebung des Unvernünftigen, und dieſe iſt immer eine Wohlthat.

9. Ein Volk ohne Preßfreiheit lebt in Sclaverei. Es läßt ſich den Mund zuhalten und findet darin weder eine Beſchimpfung noch eine Gewaltthat.

10. Die Perſon, das Recht, das Eigenthum ſind nicht eher unverletzlich und heilig, als bis es keine Ausnahmen gegen irgend eine Perſon, irgend ein Recht, irgend ein Eigenthum mehr giebt.

11. Die Jury iſt die einzige Bürgſchaft der Gerechtigkeit. Nur das öffentliche Gericht nach dem Gewiſſen des Volks, nicht ein heimliches Verfahren nach dem todten Mechanismus der Techniker, iſt fähig ein ſittliches Gewicht auszuüben und dem Gemeingefühl des verletzten Rechts eine Bürgſchaft, dem perſönlichen Recht des Angeklagten eine Vertretung zu geben.

12. Der öffentliche Unterricht verdient den Aufwand, den das Militair nicht verdient. Dieſer Aufwand iſt im Stande das Militair zu erſetzen, die Verbrechen zu vermindern und die Lehrer zu der ehrenvollen und angenehmen Stellung zu erheben, welche ſie im Staate verdienen und bis jetzt noch nicht genießen. Wir verſtehn unter Lehrern nicht nur die wiſſenſchaftlichen, ſondern auch die künſtleriſchen, techniſchen und militairiſchen.

13. Die Probleme des Socialismus ſind alle in dem Einen Princip enthalten, daß die freie Perſon und die Befreiung jedes Einzelnen der Zweck und die Aufgabe des Staats und des Staatsmitgliedes iſt. In dem Triebe zu dieſer Befreiung iſt die Religion, in der Befriedigung dieſes Triebes durch die That iſt die Religionsübung unſerer Zeit enthalten. (S. den erſten Aufſatz: die Religion unſerer Zeit.)

Druck von Philipp Reclam jun. in Leipzig.

Inhalt.

Seite

Die Religion unſerer Zeit. Von Arnold Ruge . . 1

Die Religion der Freiheit und die Poeſie. Ein Briefwechſel 93

Ludwig Feuerbach und die Philoſophie unſerer Zeit. Von Kuno Fiſcher. 128

Was wird daraus werden? Ein politiſcher Brief an die Deutſchen. Von Arnold Ruge 191

Die Pflicht des Staats gegen ſeine Verbrecher. Von R. H. Neumann 227

Die letzte Vorſtellung gegen Cenſurgerichtsbarkeit und Cenſurverbote in Deutſchland. Von Arnold Ruge 261

Eine Deputirtenwahl zu Hammerfeſt, innerhalb des Polarkreiſes. Von Carl Lampe 278

Fürſt Canino und der Cardinal Ferretti 322

Politiſche Theſen. Von Arnold Ruge. 335

Die

Preußiſche Revolution

ſeit dem ſiebenten September

und

die Contrerevolution

ſeit dem zehnten November.

Tagebuch

von

Arnold Ruge

Leipzig, 1848.
Verlagsbureau.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Der 7. September und die Miniſter-Kriſis.

Am 9. Auguſt hatte die Nationalverſammlung beſchloſſen: „Der Kriegsminiſter möge in einem Erlaſſe an die Armee ſich dahin ausſprechen, daß die Offiziere den reactionären Beſtrebungen fern bleiben, nicht nur Conflicte jeder Art mit dem Civil vermeiden, ſondern auch durch Annäherung an die Bürger und durch Vereinigung mit denſelben zeigen, daß ſie mit Aufrichtigkeit und Hingebung an der Verwirklichung eines conſtitutionellen Rechtszuſtandes mitarbeiten wollen, und der Kriegsminiſter möge es denjenigen Offizieren, mit deren politiſcher Ueberzeugung dies nicht vereinbar ſei, zur Ehrenpflicht machen, aus der Armee auszutreten.“ Der Zorn des Volks über die Schweidnitzer Ereigniſſe war durch dieſen Beſchluß einigermaßen beſänftigt; das Miniſterium führte ihn aber nicht aus, und endlich erklärte der Kriegsminiſter Roth v. Schreckenſtein im Namen des ganzen Staatsminiſteriums: „daß es dieſen Beſchluß überhaupt gar nicht ausführen werde“, worauf der Abgeordnete Waldeck erwiderte: „daß die Abgeordneten keine Minute länger mit Ehren in der Verſammlung ſitzen könnten, wenn der Beſchluß vom 9. Auguſt nicht zur Ausführung käme.“

Dies war am 4. September. Ganz Berlin gerieth in Bewegung; jedermann fühlte, daß es ſich hier darum handle, ob das Volk oder die Regierung die ſouveraine Gewalt haben ſolle, und die Armee war das Mittel entweder der neuen oder alten Ordnung der Dinge. Waldeck ſagte: „Der Geiſt der neuen Zeit bedarf der Stütze der Bewaffneten. Es iſt behauptet worden, es beſtehe kein Beiſpiel eines ähnlichen von einer conſtitutionellen Verſammlung gefaßten Beſchluſſes. Ich bin nicht darauf vorbereitet, dennoch fällt mir gleich eins ein. Als der Herzog von Cumberland, der jetzige König von Hannover, die Armee gegen die Königin Victoria aufzuwiegeln verſuchte, da beſchloß das Parlament einen Erlaß, in welchem das Kriegsminiſterium den Geiſt der Armee für die Königin ermuthigen ſollte. Die Verſchwörungen des Herzogs von Cumberland verflogen wie Staub vor dieſem Beſchluſſe des Parlaments. Bei uns würde es eben ſo ſein, aber bedenken Sie, wenn Sie dieſen Erlaß hintertreiben, daß Sie die Verbannung des reactionären Geiſtes aus der Armee in das blutige Gebiet verweiſen." Der Redner ſchloß mit den berühmten Worten, die wir eben angeführt.

Dieſe „Verweiſung in das blutige Gebiet" hat durch die Gewaltthaten ſeit dem 10. November begonnen. Wrangels Einmarſch in Berlin iſt die contrerevolutionäre Antwort auf den Steinſchen Antrag. Nicht die Reinigung der Armee von der Reaction, die Reinigung Berlins von der Nationalverſammlung und Preußens von der Revolution, das iſt es, was dieſe Gewalt zur Ausführung bringen will. Die Offiziere ſind zugleich das Werkzeug und die Partei der Reaction. Das Volk muß nun entweder von ihnen Gewalt leiden oder an ihnen Gewalt üben. Wie der 10. November der Gegenſtoß gegen den 7. September iſt, ſo gehen wir jetzt einem Gegenſtoß gegen den Gewaltſtreich vom 10. November und gegen die Herrſchaft der reactionären Offiziere entgegen.

Ich beginne daher die Einleitung zu dem 10. November mit dem 7. September.

Auf dieſen Tag war (am 4. Sept.) die Verhandlung über die Erklärung des Kriegsminiſters Roth von Schreckenſtein auf Unruhs Antrag vertagt worden.

Vom 4. bis zum 7. beſchäftigten die Preſſe, die Placate, die Verſammlungen ſich auf das Lebhafteſte mit dieſer Frage. Die Reform erließ einen Anſchlag und in ihren leitenden Artikeln forderte ſie den Sturz dieſes Miniſteriums, welches die „Geſetzgebung aus dem Saal der Abgeordneten in das Hotel des Kriegsminiſters verlegen wollte." Das letzte Wort der Demokratie iſt geſprochen: „Euer Geſetz gefällt uns nicht, wir wollen es nicht [illegible]!" „Alſo der Paſcha von der Leipziger Straße ſoll uns beherrſchen, nicht das Geſetz unſerer Vertreter; die Autorität der Bajonette und Kanonen ſoll das Geſetz dictiren, nicht die Autorität der Nationalverſammlung! Das iſt der Bruch; aber es iſt erſt der Verſuch, es iſt noch nicht das gelungene Verbrechen. Der Volkswille muß ſich ſo energiſch ausſprechen, daß eine Entſcheidung durch die Waffen überflüſſig wird." Und wirklich wurde diesmal ein ſchöner Sieg der öffentlichen Meinung gefeiert. Die Bürgerwehr ſprach ſich für den Beſchluß vom 9. Auguſt aus; die Abgeordneten der Linken verbanden ſich ſchriftlich zum Austritt aus der Verſammlung, wenn der Beſchluß nicht aufrecht erhalten würde; die Klubs erklärten ſich alle energiſch gegen das Miniſterium. Alles war geſpannt auf die Sitzung vom 7. Die Nationalverſammlung hatte bis dahin viel Boden in der öffentlichen Meinung verloren, weil ſie ſchlechte Miniſterien aufrecht erhielt; es waren daher viele Herzen von ihr abgefallen. Der 7. Sept. gewann ſie ihr wieder. „Die Gewalt der öffentlichen Meinung und des öffentlichen [illegible] machte die Schwankenden zu Freunden des Volkes und erzeugte eine große Mehrheit für den Beſchluß: „die Miniſter zur Ausführung des Armeebefehls anzuhalten."

Weder die Miniſter, noch die äußerſten Reactionäre hatten dieſe Niederlage erwartet. Sie ſchrieen: die Nationalverſammlung würde ein Convent, und riefen der Krone zu: „jetzt nicht zurückzuweichen, ſie ſei auf eine [illegible] zurückgedrängt, die wahrſcheinlich nur in England exiſtiren würde." Deſto ungetheilter war die Freude des Volks; es erblickte ſehr richtig in dem 7. September die erſte unumwundene Anerkennung der

Revolution. **Stein** und ſeine Freunde wurden im Triumph nach Hauſe geführt, das Volk trug ſie buchſtäblich auf Händen. Die Linden und alle öffentlichen Plätze waren von einer jubelnden Menſchenmenge angefüllt.

Eine große friedliche Revolution hatte ſich vollzogen. **Die Nationalverſammlung war Sache des Volks geworden** und alle Volksparteien ſahen in ihr von dieſem Augenblick an ihre Hoffnung. Dagegen machte die Potsdamer Partei militäriſche Vorbereitungen im großartigſten Styl. Aber die Stadt bewahrte eine impoſante Ruhe. Die Kanonen, die im Charlottenburger Garten aufgefahren ſtanden, das Militär in der Umgegend, welches bis vor die Thore von Berlin manövrirte, die Drohungen mit der Contrerevolution in Zeitungen und Placaten — Alles dies beachtete die Bevölkerung nicht. Berlin erwartete mit vollkommenem Selbſtvertrauen die Ereigniſſe. Das Gefühl herrſchte vor, die Stimme der Hauptſtadt, der Provinzen und der Mehrheit unſerer Vertreter werde unter allen Umſtänden durchdringen und dem Geſetze Achtung verſchaffen; ein Ueberfall mit Militär würde dieſem mächtigen Ausdruck der öffentlichen Meinung gegenüber die Revolution viel weiter führen, als es ſelbſt die verwegenſten Pläne der Revolutionärs im Stande wären. Daher die Ruhe der Stadt bei den militäriſchen Drohungen des Hofes. Das Verdienſt des Tages gebührte der tapfern Haltung der entſchiedenen Linken, welche wirklich dabei ausgeharrt war, nicht länger mit Ehren in der Verſammlung bleiben zu können, wenn der Beſchluß vom 9. Auguſt nicht zur Ausführung käme. Das Volk erkannte dies an. Die Taubenſtraße, wo dieſe hundert Deputirte ſich im Hôtel Mylius verſammeln, füllte ſich mit feierlichen Huldigungszügen. Patriotiſche Lieder ertönten und alle die gefeierten Namen der Partei, vornehmlich **Stein**, **d'Eſter**, **Waldeck** und **Reichenbach** wurden hervorgerufen, um zum Volke zu ſprechen. „Der heutige Sieg in der Nationalverſammlung iſt erſt die Verwirklichung der Revolution; das Volk und ſeine Vertreter haben ſich vereinigt; halten wir dieſe Vereinigung feſt und wir können die Feuerſchlünde verachten, die vor unſern Thoren ſtehen," ſagte Reichenbach.

Damals vereinigte ſich Berlin mit der Nationalverſammlung; ſeit dem 10. November vereinigt ſich ganz Preußen mit ihr, und ſie verachtet mit Recht die Feuerſchlünde, ſelbſt die im Schloſſe von Berlin ſtehn.

Die Miniſter hatten ſich in der Nationalverſammlung am 7. verzweifelt gewehrt; ſie kamen verſtört aus der Sitzung und ſchwankten nun zwiſchen Unterwerfung und Empörung. Dies wurde klar aus dem Entlaſſungsgeſuch, das ſie am 11. Sept. in der Verſammlung verlaſen. „Unſerer Anſicht nach, heißt es darin, muß das von uns vertretene, in der National-Verſammlung vom 7. vertheidigte Princip, **daß derſelben die Feſtſtellung von Verwaltungsmaßregeln nicht zuſtehe**, aufrecht erhalten werden, weil ohne daſſelbe die conſtitutionelle Monarchie nicht beſtehen kann. Wir glauben aber aus dem in einer Sitzung gefaßten Beſchluß der Nationalverſammlung einen Mangel an Vertrauen zu unſern Perſonen folgern zu müſſen, welcher es uns in hohem Grade ſchwierig machen würde, jenes Princip aufrecht zu erhalten." Aus dieſem Grunde bitten ſie um Entlaſſung. Der König antwortete: „Ich bin mit der in Ihrem Berichte vom 8. d. M. dargelegten Anſicht einverſtanden, daß ohne

Aufrechthaltung des dann ausgeſprochenen Princips die conſtitutionelle Monarchie nicht beſtehen kann. Gleichwohl werde ich Ihnen aus dem von Ihnen angeführten Grunde die nachgeſuchte Dienſtentlaſſung ertheilen. Bis zur Bildung eines neuen Miniſteriums haben Sie die Geſchäfte fortzuführen.“

Die Reform erließ im Sinne der entſchiedenen Linken, deren Organ ſie iſt, dieſe Mittheilungen als Placat und fügte hinzu: „das abgetretene Miniſterium ſchleudert bei ſeinem Scheiden noch einen Bannfluch gegen die Majorität der Nationalverſammlung. Ein neues Miniſterium, das vielleicht mehr Vertrauen beſitzen wird, ſoll ſich abermals der Ausführung des Erlaſſes an die Armee widerſetzen. Nicht das conſtitutionelle Princip iſt in Gefahr, ſondern die Freiheit, es fragt ſich einfach, ob ſie den reactionären Elementen in der Armee unterliegen ſoll oder nicht. Mitbürger! Ihr habt wie Ein Mann Euch für die Aufrechthaltung der Beſchlüſſe der Nationalverſammlung ausgeſprochen. Es iſt jetzt an Euch, an Eurer Erklärung feſtzuhalten und zu beweiſen, daß Ihr die gefährdete Freiheit gegen jeden Gewaltſtreich zu ſchützen wiſſet.“

Das öffentliche Intereſſe war für dieſe Frage gewonnen. Die Verſuche, das Volk beim Kanalbau und unter den Zelten gegen die Nationalverſammlung aufzuwiegeln, die theils mit Geld, theils mit Holz, den Volksverräthern, gemacht wurden, mißlangen vollſtändig. In den Provinzen hatte man dieſen Umſchwung der Dinge nicht mehr zu hoffen gewagt. Aus Sachſen und Breslau ſchrieb man einſtimmig, daß Alles von einer Majorität von 77 Stimmen überraſcht wäre, die Einen freudig, die Andern in Beſtürzung. Beide hatten Recht. Erſt die Vereinigung der Berliner Nationalverſammlung mit dem Volke gab der deutſchen Revolution eine Zukunft. Berlin wurde von nun an die Hoffnung Deutſchlands. Berlin für Deutſchland und Deutſchland für Berlin! Dieſer Ruf iſt ſeitdem populär geworden. „Es giebt merkwürdige Wege zur deutſchen Einheit“, ſchrieb die Reform vom 13., „vielleicht iſt einer davon das Kanonengeleit von Potsdam und Charlottenburg nach Berlin.“ Dieſer Weg iſt jetzt betreten worden.

Man verſuchte ein Miniſterium Beckerath. Dem war Alles entgegen, am Ende Beckerath ſelbſt. Er war dem Hofe in Potsdam noch zu liberal. Unterdeſſen entſtand in Potsdam ein Militäraufſtand; die Soldaten wurden allmälig von der Bewegung ergriffen; die Demokraten wandten ſich unmittelbar an die Armee. Die Reaction ſuchte die Potsdamer Ereigniſſe zu leugnen; aber die Potsdamer Soldaten erließen eine Dankadreſſe an die Nationalverſammlung, befreiten ihre verhafteten Kameraden und ließen die Berliner hoch leben. Die Berliner antworteten mit Vorſchlägen zur Reform des Militärs, die in vielen tauſend Exemplaren ins Volk und in die Armee drangen; darunter war Verkürzung der Dienſtzeit, Erhöhung des Soldes, bürgerliche Rechte außer Dienſt, Aufhebung der Militärgerichte, gleiches Traktament für Alle, Wahl der Offiziere bis zum Hauptmann durch die Soldaten.

Die reactionären Zeitungen ergriffen heftig Partei gegen die Nationalverſammlung. Sie wolle „Convent werden, ſie wolle regieren, ſie habe nichts zu thun, als eine Verfaſſung zu entwerfen.“ Unterdeſſen ging der

Aufſchwung des öffentlichen Geiſtes unaufhaltſam fort. Große Volksverſammlungen in der Nähe von Berlin und Potsdam feierten die Verbrüderung der Armee mit der Demokratie. Man führte die Soldaten aus der Verſammlung vor dem Schönhauſer Thor im Triumph nach Berlin zurück. Eben ſo verbrüderte man ſich in Potsdam, in Frankfurt, in Breslau und andern Städten.

Dieſer Bewegung ſetzte die Reaction die Ernennung Wrangels zum Commandeur der Marken entgegen. Die erſehnte Rückkehr der Garden aus Schleswig war endlich erfolgt. Wrangel erließ am 17. Sept. einen Armeebefehl, worin er die Soldaten vor den Volksverſammlungen warnte, und mit den ſiegreichen Truppen aus Holſtein vorläufig eine „moraliſche Stütze der guten Bürger" vor die Thore von Berlin brachte, um bei guter Gelegenheit, als „phyſiſche Stütze" „der todten Monarchie", die Kanonen und Bombenmörſer in und um die Stadt aufzuführen und die neugegründete geſetzliche Ordnung durch eine Contrerevolution anzugreifen. Das neue Preußen lebte in Berlin und im ganzen Volke; das alte Preußen ſtand mit brennender Lunte und drohender Geberde vor den Thoren der Stadt.

Unterdeſſen dauerte die Miniſterkriſis fort, was war auch daran gelegen? Der König hatte ja „einen Commandeur der Marken." Vom Sprengen der Nationalverſammlung war ſchon jetzt die Rede; nur hatte man jetzt noch nicht die Kühnheit, es zu wagen. Dem „Commandeur der Marken" gegenüber, der nach der Niederlage gegen den äußern Feind, im Innern ſeine Erfolge feiern ſollte, veröffentlichten die Demokraten den Armeebefehl Friedrich Wilhelms III. vom 1. Jan. 1798, welcher ſo lautet: „Ich habe ſehr mißfällig wahrnehmen müſſen, wie beſonders junge Offiziere Vorzüge ihres Standes vor dem Civilſtande behaupten wollen. Ich werde dem Militär ſein Anſehen geltend machen, wenn es ihm weſentlichen Vortheil zu Wege bringt, und das iſt auf dem Schauplatze des Kriegs, wo es ſeine Mitbürger mit Leib und Leben zu vertheidigen hat; allein im Uebrigen darf ſich kein Soldat unterſtehen, wes Standes und Ranges er auch ſei, einen meiner Bürger zu brüskiren. Sie ſind es, nicht ich, die die Armee unterhalten, in ihrem Brote ſteht das Heer der meinem Befehle anvertrauten Truppen, und Arreſt, Caſſation und Todesſtrafe werden die Folge ſein, die jeder Contravenient von meiner unbeweglichen Strenge zu erwarten hat. Friedrich Wilhelm."

Unterdeſſen kommt der 18. September. Ein Aufſtand in Frankfurt am Main. Dreihundert Demokraten werden ſiegreich niederkanonirt von 6000 Reichstruppen. Das Reichsminiſterium hat einen Sieg erfochten über Barrikaden, die unter ſeinem Schutze gebaut worden ſind. Frankfurt iſt im Belagerungszuſtande. Dies Stück arbeitet in Potsdam. Es wird das Miniſterium Pfuel, Eichmann, Bonin, Dönhof ernannt. Das Miniſterium Auerswald-Kühlwetter war der Majorität gewichen, man hätte alſo doch ein Miniſterium der Majorität erwarten ſollen; man erhielt das Miniſterium Pfuel.

Am 21. marſchirten die Garden vom Kaiſer Franzregiment, die aus Holſtein kamen, in Potsdam ein. Am Thore wurden ſie von einigen guten Preußen mit Kränzen geſchmückt und darauf im Luſtgarten vom

Könige und den Prinzen empfangen. Die prinzlichen Kinder miſchten ſich unter ſie und drückten ihnen die Hände. Ehe ſie zur Parade vorbeimarſchirten, hielt der König an ſie folgende Anrede: „Guten Morgen, Kinder! Ich freue mich, Ihr ſeid feſtlich geſchmückt; daran könnt Ihr die Anerkennung und die Freude beim Volk ſehen. Mich freut es am meiſten. Ihr habt Euch durch Eure Tapferkeit ewigen Ruhm erworben. Bewahrt ihn! Wir haben noch einige ſchwere Tage zu gewärtigen.“ Zugleich hielt der General Wrangel in Berlin eine Revue. „Die Truppen ſind gut, die Schwerter [illegible] geſchliffen, die Kugeln im Gewehr!“ So ſprach er zu den Offizieren vor dem königlichen Schloſſe und die Offiziere haben mit Hurrah geantwortet. Es war an derſelben Stelle, wo vor ſechs Monaten der König ſein Haupt entblößte vor den Leichen der Inſurgenten.

Am 22. brachte der Staatsanzeiger die Ernennung der neuen Miniſter und ein Plakat der Demokraten folgenden Aufruf: „Heute wird ‚das Miniſterium der bewaffneten Reaction‘ der Nationalverſammlung gegenübertreten. Sie wird ihre Pflicht thun. Sie wird Rechenſchaft fordern, weshalb der General **Wrangel** mit der Dictatur bekleidet, weshalb Berlin mit Truppenmaſſen umſtellt iſt. Sie und ganz Preußen rechnen auf Dich — das Volk. Du wirſt Deiner Märztage eingedenk ſein. Heute fallen die Würfel.“

Die Straßenecken ſind mit radicalen Anſchlägen bedeckt; der Demokratenverein der Königſtadt, der Bürgerwehrklub, der demokratiſche Bürgerwehrverein, der demokratiſche Landwehrverein, ſogar der conſtitutionelle Klub — Alles erklärt ſich gegen Wrangels Armeebefehl.

Von 2 Uhr Nachmittags iſt das Volk in großer Spannung auf dem Gensd'armenmarkte vor dem Sitzungsſaale der Abgeordneten verſammelt, wo das neue Miniſterium empfangen wird. Der Miniſterpräſident giebt dem Wrangel'ſchen Armeebefehl nicht die Bedeutung eines Documentes und Wrangel ſtehe unter ſeinem Befehl. Auf die Frage, welche Stellung das Miniſterium zu den Beſchlüſſen der Nationalverſammlung vom 7. einzunehmen gedenke, erklärte Pfuel am Montage den 25. Sept. antworten zu wollen. Die Demokraten beſchloſſen dieſe Erklärung ruhig abzuwarten; „nicht eher“, erklärten ſie, „ſei das Recht der Revolution da, als bis die Regierung ſich weigere, die Beſchlüſſe der Nationalverſammlung zu vollziehen.“

Der 25. September. Das Miniſterium Pfuel.

[illegible] bis zur Contrerevolution in Wien.

Der 25. September iſt einer der denkwürdigſten Tage in der Geſchichte unſerer Revolution. Es war ein Montag. Das Volk hatte alſo noch den Sonntag, um ſich auf ihn vorzubereiten, und es benutzte ihn [illegible]. Eine der ſchönſten Volksverſammlungen wurde vor dem Schönhauſer Thor gehalten, die Fortſetzung der Verbrüderung mit dem Militär, welche am vorigen Sonntag ſo glücklich begonnen hatte. Einige Abgeordnete, [illegible], als Redner riethen, morgen in ruhiger Haltung den Beſchluß der Nationalverſammlung und die Erklärung der Miniſter abzuwarten. Das Verhältniß zum Militär kam natürlich vorzugsweiſe zur Sprache. Endlich beſtieg eine große Anzahl Soldaten die Tribüne und

Einer von ihnen ſprach: „Ich erkläre hiermit für mich und meine Kameraden, daß wir uns nicht gegen das Volk werden hetzen laſſen. Es iſt ein Unſinn, daß der Wille eines Mannes über den von 16 Millionen gebieten ſollte. Auch wir Soldaten haben dies längſt eingeſehn, auch wir wollen die neue Freiheit und deswegen rufe ich: es lebe die Demokratie!“ Ein unbeſchreiblicher Jubel folgte dieſer Erklärung. Alles ſtrömte zur Umarmung der Soldaten herbei, und Arm in Arm mit ihnen zogen die Bürger in die Stadt. In den Klubs wurde ſehr ernſtlich an die Möglichkeit eines Kampfes für den andern Tag gedacht. Alles was nur irgend kampffähig war, bereitete ſich vor und waffnete ſich. Freilich verbreitete ſich ſchon am Abend des 24. das Gerücht, das Miniſterium werde in den Erlaß an die Armee willigen. Aber man konnte es nicht glauben. Wrangel hatte gedroht, die Armee umlagerte die Stadt und Pfuel, der Geſandte nach Petersburg und der Paſcha von Poſen, verſprach nichts Gutes. Es liegt noch ein Schleier über den Motiven, die ihn in Wahrheit geleitet. So viel iſt gewiß, in Potsdam waren die Reiſewagen gepackt und das Militär ſtand überall zum Angriff bereit.

Der Tag der Entſcheidung bricht an. Das Volk iſt entſchloſſen und gerüſtet. Die vollſte Siegesgewißheit in der Haltung, einen todesmuthigen Ernſt in den Mienen, eine vollſtändige Ausrüſtung mit Seitengewehr und Patrontaſche erblickte man überall auf den öffentlichen Plätzen, vornehmlich auf dem Gensd'armenmarkt vor dem Sitzungsſaale. Es bedurfte eines Signals und ganz Berlin war unter Waffen; es bedurfte eines Winkes, und bis in die fernſten Gegenden der Vorſtädte und ſogar in die Umgegend hätte ſich die Bewegung verbreitet. Die Bevölkerung der Hauptſtadt zeigte ſich der Freiheit würdig, denn ſie empfand ihre Gefahr, und ſie ſicherte ſich ihren Beſitz, denn die Gegner erkannten ihren feſten Willen, ſie zu behaupten und ſchreckten davor zurück. Wer die Spannung aller Gemüther an dieſem Tage beobachtet hat, wird die Erinnerung für immer bewahren und dem einmüthigen Willen dieſer Männer jenen Sieg und jene große Erhebung zutrauen, die uns jetzt eben ſo ferne zu liegen ſcheint, als ſie nothwendig geweſen iſt. Und wie verlief das Drama dieſes Tages?

Die Nationalverſammlung wird eröffnet. General Pfuel tritt auf. Wirft er den Fehdehandſchuh in den Saal? ſetzt er dem Willen der Nation den Willen „ſeines Königs und Herrn“ entgegen? appellirt er an den Grund der Könige, an die Schärfe des Schwertes? Nichts von alledem. Er verlieſt ein miniſterielles Programm, das er den commandirenden Generalen als Armeebefehl mitgetheilt hat, worin er befiehlt, „reactionäre Tendenzen in der Armee nicht zu dulden, das gute Einvernehmen zwiſchen Civil und Militär nach Kräften zu fördern und wo ſich reactionäre Beſtrebungen bei den untergebenen Offizieren zeigen, denſelben entſchieden entgegenzutreten.“ Die Verſammlung, ſelbſt die Linke, mußte ſich damit zufrieden erklären, und es war nicht zu verkennen, das Volk, das der Provinzen, wie das von Berlin, hatte durch ſeine erhabene und entſchloſſene Haltung einen unblutigen, aber darum nicht minder bedeutenden Sieg erfochten, der Conflict war in ſchönſter Form gelöſt. „Nur in der Phraſe!“ ruft der entſchiedene Theil der Demokraten, er zürnt und wirft nunmehr ſeine Waffen bei Seite; kaum ſind die aufgeregten unwilligen Männer zu beſchwichtigen; ſie verlangen mit Recht die Entfernung der [illegible] Mann von Berlin und ſehen vorher, daß die Armee bei gelegener Zeit [illegible] zu einem Ueberfall benutzt werden und dann vielleicht einer ganz andern Stimmung ſich gegenüber befinden würde, als heute. Dies iſt die Niederlage, die in dem friedlichen Ausgange dieſes Conflictes lag. Die Demokratie hat Zeit gewonnen; wird aber die friedliche Propaganda ſo viel werth ſein, als ein entſchiedener Sieg es geweſen wäre?

Unterdeſſen wird von Frankfurt aus der Krieg gegen die Demokratie, gegen das Volk und gegen diejenige Verfaſſung, in welcher das Volk wirklich ſeinen Willen durchſetzt, förmlich organiſirt. Der Belagerungszuſtand oder die Aufhebung aller Geſetze und die Einführung der nackten, brutalen Gewalt breitet ſich immer mehr aus über Süd- und Mittel-Deutſchland. Preußen bildet die Centralgensd'armerie, aber Preußen iſt innerlich noch im Beſitz ſeiner vollen, demokratiſchen Freiheit, Preußen iſt die letzte Zuflucht der Freiheit in Deutſchland, es fragt ſich, wie lange das Volk den König und ſeine Generale in Schach halten wird. Wenn dieſer Zuſtand bricht, dann beginnt auch hier die zweite Revolution, der Kampf auf Leben und Tod zwiſchen der Militär- und der Volksgewalt, zwiſchen der Tyrannei und der ſocial-demokratiſchen Republik. Doch wir ſind noch um mehrere Wochen vom 10. November entfernt, ſo ſehr er auch jetzt ſchon hinter jedem Baum des Thiergartens hervorguckt, wie ein hungriger Wolf in der Dämmerung um die Hürden ſchleicht, in die er um Mitternacht einbrechen wird. Wir haben die Aufregung und den friedlichen Sieg des 25. September hinter uns; der Zuſammenſtoß iſt vertagt.

Es gehörte die Gutmüthigkeit eines politiſch völlig unerfahrenen Volkes dazu, um nach der Wildenbruch'ſchen Note in der däniſchen Angelegenheit, nach dem Empfang der Holſteiner Garden in Potsdam und nach dem Wrangel'ſchen Armeebefehl noch an eine conſtitutionelle Geſinnung des Hofes zu glauben. Das ruſſiſche Einverſtändniß und die ruſſiſche Politik iſt in Potsdam nie auch nur auf Augenblicke aufgegeben worden. Im März wurde man bezwungen, aber man wurde nicht andern Sinnes, und ſchon am 23. Mai hatte der König zu der polniſchen Deputation mit großer Offenheit geſagt: „Ich bin den Kaiſer von Rußland mit flehentlichen Bitten angegangen, damit er in keinem Falle, was auch geſchehen möge, einſchreite, und ich habe die Verſicherung erhalten, daß er dies vor der Hand nicht thun und der Entwickelung Deutſchlands keine Hinderniſſe in den Weg legen wolle. Auf das Wort des Kaiſers kann ich mich feſt verlaſſen, denn ſein Geſchlecht iſt unerſchütterlich und er ein Mann von eiſernem Willen, von dem [illegible] und ſchönſten Charakter, der mächtigſte, weiſeſte, der einzige unter den Souveränen Europas, der ſeine Macht mit unerſchütterlicher Kraft und Energie aufrecht zu halten weiß. Dagegen," meinte der König, „das Drängen nach nationaler Einheit in Deutſchland kommt von der langen Ahnung einer Gefahr von Weſten, wo zwar nicht die Regierung, aber dunkle und abermals hunderttauſend Stimmen nichts Anderes als gewaltſames Revolutioniren und die Rheingrenze predigen. Ein Krieg gegen Rußland iſt unter ſolchen Umſtänden unmöglich, und ich würde es gegen meine Pflicht und mein Gewiſſen halten, denſelben zu führen, und mit meiner Ehre iſt er nun vollends unverträglich.“

Rußland ſchritt „vor der Hand“ nicht ein, weil der König und die Offiziere noch die Hoffnung hatten, allein ſowohl Polen als Deutſchland zu unterwerfen, und alsdann mit dem getreuen, patriotiſchen Deutſchland die Gefahr vom Weſten oder die letzte Burg der Republik, Frankreich, zu beſiegen. Aus dieſem Grunde ſchreitet Rußland auch jetzt noch nicht ein; aber gleich hinter Charlottenburg ſtanden von jeher die Ruſſen und im Herzen des Königs lebte immer Nicolaus, der Polenbeſieger, als höchſtes Ideal eines Fürſten. Sein Rath „der weiſeſte“, ſein Beiſtand „der mächtigſte.“

Man würde es uns nicht glauben, wenn der König es nicht ſelbſt geſagt hätte. Man glaubte es nicht, obgleich er es geſagt hat, und die Conſtitutionellen ſchöpften von Neuem die Hoffnung, wie der Oberpräſident Pinder damals erklärte, „daß die Staatsregierung ihrer conſtitutionellen Verpflichtung getreu, die Freiheit der Nation und die Würde der Krone gleich ſehr zu ſchützen entſchloſſen ſei und — jedem reactionären Streben fern ſtehe.“

Zu gleicher Zeit wurde Köln in Belagerungszuſtand erklärt, Poſen war darin und ein Theil der Kölner Preſſe war unterdrückt. Mit Worten gehorchte Pfuel der Nationalverſammlung, in der That ergriff er die Maßregeln der Contrerevolution, die von Frankfurt eingeleitet und gewünſcht wurden. Am 29. September erhebt D’Eſter in der Nationalverſammlung eine Interpellation wegen Köln. Er wird von Berg unterſtützt. Man verlangt die Aufhebung dieſer Gewaltmaßregeln und die Wiederherſtellung des geſetzlichen Zuſtandes. D’Eſter tritt ſehr bereit und entſchieden auf; er reißt die Verſammlung hin. Er ruft prophetiſch aus: „Erkennen Sie den Zuſtand in Köln an, ſo haben Sie damit erklärt, daß jeder General im Lande die Geſetze aufheben, die Freiheiten der Nation unterdrücken kann; bedenken Sie, meine Herren, wohin das führt. Morgen wird hier vielleicht ein Tumult hervorgerufen und ein General hebt dann die Vereinsrechte und die Preßfreiheit auf und jagt dieſe Verſammlung auseinander!“ Dennoch nimmt die Verſammlung einen Aufſchub der Entſcheidung an, der von dem Centrum beantragt wird. Eben ſo, wie dies Verfahren der Verſammlung, überraſchte die Politik des Miniſteriums. Sein erſter Act war die Nichtbilligung Wrangels geweſen, ſein zweiter war die Publication der Habeascorpus-Acte (am 24. Sept.), ſein dritter der Erlaß an die Armee, ſein vierter (am 4. Oct.) ſollte die Aufhebung des Belagerungszuſtandes in Köln ſein. Man hatte es nicht erwartet, daß die Regierung mit ſolcher Schnelligkeit in Worten, Decreten und Geſetzen nachgeben würde; weil man in der Verſammlung und im Volke naiv genug war, auf die Worte auch ein Gewicht zu legen, man wurde aber auch um ſo argwöhniſcher, ſobald man vermuthete, die Regierung gäbe nur darum ſo gutmüthig nach, weil ſie einen Gewaltſtreich, der Alles wieder vernichten ſolle, im Schilde führe. Das Geſetz zum Schutz der perſönlichen Freiheit, die Habeascorpus-Acte, welches am 24 September von dem Miniſterium Pfuel publicirt wurde, erlangt im ſpätern Verlauf der Ereigniſſe, trotz ſeiner unmittelbaren Wirkung, eine ſo außerordentliche Bedeutung, daß wir es hier vollſtändig mittheilen müſſen. Der Geſetzesbruch vom 10. November wird dadurch in ſeiner ganzen Schamloſigkeit hingeſtellt.

„Wir Friedrich Wilhelm ꝛc. verordnen zum Schutz der perſönlichen Freiheit auf Antrag der zur Vereinbarung der Verfaſſung berufenen Verſammlung, nach Anhörung unſers Staatsminiſteriums, was folgt:

§. 1. Die perſönliche Freiheit iſt gewährleiſtet. Eine Verhaftung darf außer dem Falle der Ergreifung auf friſcher That nur kraft eines ſchriftlichen, die Beſchuldigung, ſo wie den Beſchuldigten beſtimmt bezeichnenden richterlichen Befehls bewirkt werden. Dieſer Befehl muß entweder bei der Verhaftung oder ſpäteſtens binnen 24 Stunden dem Beſchuldigten zugeſtellt werden. Bei jeder Verhaftung iſt in gleicher Friſt das Erforderliche zu veranlaſſen, um den Verhafteten dem zuſtändigen Richter vorzuführen.

§. 2. Ergreifung auf friſcher That liegt vor, wenn der Thäter bei der Ausführung der ſtrafbaren Handlung oder gleich nach derſelben betroffen wird. Der Ergreifung auf friſcher That werden diejenigen Fälle gleichgeſtellt, in welchen Jemand durch die öffentliche Stimme als Thäter bezeichnet oder auf der Flucht ergriffen, oder bald nach der That im Beſitz von Waffen, Geräthſchaften, Schriften oder andern Gegenſtänden betroffen wird, welche ihn als Urheber oder Theilnehmer verdächtig machen.

§. 3. Dieſe Beſtimmungen (§§. 1 u. 2) bleiben außer Anwendung auf Perſonen, welche zu ihrem eignen Schutze, oder während ſie die Ruhe, die Sittlichkeit oder die Sicherheit auf den Straßen und an öffentlichen Orten gefährden, polizeilich in Verwahrung genommen werden. Dieſe Perſonen müſſen jedoch ſpäteſtens binnen 24 Stunden entweder in Freiheit geſetzt oder dem gewöhnlichen Verfahren überwieſen werden.

§. 4. Jeder Verhaftete muß binnen 24 Stunden nach ſeiner Vorführung vor den zuſtändigen Richter von demſelben ſo vernommen werden, daß ihm die Beſchuldigungsgründe mitgetheilt werden und ihm die Möglichkeit zur Aufklärung eines Mißverſtändniſſes gegeben wird.

§. 5. Niemand darf vor einen andern, als den im Geſetze bezeichneten Richter geſtellt werden.

Ausnahmegerichte und außerordentliche Commiſſionen ſind unſtatthaft.

Keine Strafe kann angedroht oder verhängt werden, als in Gemäßheit des Geſetzes.

§. 6. Die Wohnung iſt unverletzlich. Während der Nacht hat Niemand das Recht, in dieſelbe einzudringen, als in Fällen einer Feuers- und Waſſersnoth, einer Lebensgefahr oder eines aus dem Innern hervorgegangenen Anſuchens. Bei Tage kann wider den Willen des Hausherrn Niemand eindringen, außer in Folge einer in amtlicher Eigenſchaft ihm geſetzlich beigelegten Befugniß oder eines ihm von einer geſetzlich dazu ermächtigten Behörde ertheilten ſchriftlichen Auftrags.

Hausſuchungen dürfen nur in den Fällen und nach den Formen des Geſetzes unter Mitwirkung des Richters, der gerichtlichen Polizei und, wo dieſe noch nicht eingeführt iſt, des Polizeicommiſſarius oder der Communalbehörde, wo eine ſolche aber nicht beſteht, der Polizeibehörde des Ortes geſchehen, und zwar unter Zuziehung des Angeſchuldigten, oder falls ſolche unmöglich, der Hausgenoſſen.

§. 7. Das aus der Nachtzeit hergeleitete Verbot beſteht für die Zeit vom 1. Oktober bis 31. März während der Stunden von 6 Uhr Abends bis 6 Uhr Morgens und für die Zeit vom 1. April bis 30. September während der Stunden von 9 Uhr Abends bis 4 Uhr Morgens. Auf diejenigen Orte jedoch, welche als Schlupfwinkel des Hazardſpiels und der Ausſchweifungen oder als gewöhnliche Aufenthaltsorte von Verbrechern durch den gemeinen Ruf bezeichnet ſind und auf Wohnungen der Perſonen, welche durch ein Straferkenntniß unter beſondere polizeiliche Aufſicht geſtellt ſind, findet das Verbot keine Anwendung. In Betreff derjenigen Orte, zu welchen während der Nachtzeit das Publikum ohne Unterſchied zugelaſſen wird, bleibt es außer Anwendung, ſo lange ſie dem Publikum geöffnet ſind.

§. 8. Im Fall eines Krieges oder Aufruhrs kann, wenn die Volksvertretung nicht verſammelt iſt, durch Beſchluß und unter Verantwortlichkeit des Staatsminiſteriums die zeit- und diſtriktweiſe Suspendirung der §. 1 und §. 6 gegenwärtigen Geſetzes proviſoriſch ausgeſprochen werden. Die Volksvertretung iſt jedoch in dieſem Falle ſofort zuſammenzuberufen.

§. 9. Es iſt keine vorhergängige Genehmigung der Behörden nöthig, um öffentliche Civil- und Militärbeamte wegen der durch Ueberſchreitung ihrer Amtsbefugniſſe verübten Verletzungen vorſtehender Beſtimmungen gerichtlich zu belangen.

Urkundlich unter Unſerer Höchſteigenhändigen Unterſchrift und beigedrucktem Königl. Inſiegel. Gegeben Sansſouci, den 24. Sept. 1848.

Friedrich Wilhelm.

von Pfuel. Eichmann. v. Bonin. Kisker. Graf v. Dönhoff, für den Miniſter der geiſtlichen Angelegenheiten von Ladenberg.

Die eigentliche Seele des neuen Miniſteriums war Eichmann. Pfuel lieh nur den Namen und den Titel dazu. Wir geben eine kurze Charakteriſtik dieſer Männer. Zuerſt Pfuel. Er iſt ein offener Mann von gutem Herzen. Obgleich ſein Ruf mit Poſen und Petersburg zuſammenhängt und ſein Geſchäft als Contrerevolutionär in Neufchatel ihn ganz beſonders zur Contrerevolution in Berlin zu befähigen ſchien, ſo zeigte er ſich doch am wenigſten für die alte Phantaſie, mit Kanonen und Prieſterröcken zu regieren, geeignet. Als guter Schwimmer wußte er, daß man auf die Länge gegen den Strom nicht aufkommt. Man hat in Münſter ſeiner Zeit die Herzensgüte des Generals anerkannt und es iſt bekannt, daß er am 18. März ſich entſchieden geweigert, den Befehl zum Angriff auf das Volk zu geben und deshalb ſeinen Poſten als Gouverneur von Berlin niedergelegt. Dazu gab ihm die Spenerſche Zeitung das Zeugniß, daß die Bezeichnung der gefangenen Polen mit Höllenſtein an den Ohren nicht von ihm ſelber, ſondern von dem damaligen Poſener Sicherheitscomite, unſern deutſchen Brüdern in Poſen, und von General Colomb ausgegangen, der edle General ſelbſt dagegen den Gefangenen „nur den Kopf habe ſcheeren laſſen", eine Maßregel, die um ſo humaner war, als die Procedur in den Sommer fiel und bekanntlich die Haare wieder wachſen. Der General Pfuel war nicht in guter Geſellſchaft, als er in Poſen und ebenſo wenig als er in Neufchatel commandirte, ſo war es wieder als er das Miniſterium commandirte, und böſe Geſellſchaft verdirbt gute Sitten.

Sein College, der Miniſter des Innern, Eichmann, war um das Jahr 1840 als Kammergerichtsrath der eifrigſte Zuhörer des zelotiſchen Convertiten Johannes Goßner in Berlin und gleichzeitig Mitglied des Judenbekehrungsvereins, der Geſellſchaft zur Vertheilung frommer Tractätchen, des Miſſionsvereins u. ſ. w. So kam er damals in Verbindung mit einflußreichen Perſonen, die ähnliche fromme Zwecke verfolgten, namentlich mit von Gerlach, von Senft-Pilsach, Graf von der Gröben, von Thiele, Eichhorn und Hengſtenberg. Auch in den damaligen Inquiſitionsproceſſen gegen die Demagogen erhielt Eichmann einen Auftrag und wußte dies Geſchäft ſo ſehr zur Zufriedenheit ſeiner Protectoren Rochow, Kamptz, Tzſchoppe, zu erledigen, daß er zum vortragenden Rath im Finanzminiſterium befördert wurde. Der Regierungsantritt des jetzigen Königs hatte ſeine Ernennung zum Director im Miniſterium des Auswärtigen zur Folge, in welcher Stellung er mehrere ruſſiſche Orden erwarb und ſich zum Oberpräſidenten der Rheinprovinz vorbereitete. Man ſieht, daß dieſer Mann in allen Sätteln gerecht iſt. Ein Diener par excellence. Der Miniſter von Bonin war vielleicht nur ein Nothbehelf. Er hatte ſich bis dahin weniger durch Talent und Gelehrſamkeit ausgezeichnet (man ſagt, er ſei ein perſönlicher Gegner aller juriſtiſchen Examina geweſen), als durch ſeine kühne und ungeſtrafte Empörung gegen die Berliner Revolution, welcher er bekanntlich als Oberpräſident von Sachſen durch den Landrath von Kotze den Krieg machen ließ.

Der Miniſter von Dönhoff war vor Kurzem noch die Seele des Bundestags geweſen. Er hatte keinen andern Ruhm, als dieſen. Sein Wille war gut, der Bundestag ſchwach. Er verdiente belohnt zu werden.

Von dem Juſtizminiſter Kisker, aus Halle in Weſtphalen, war zur Zeit ſeiner Ernennung weiter nichts bekannt, als daß in der Zeit, wo er vortragender Rath im Juſtizminiſterium war, alle ſeine Verwandten im Juſtizfache auffallend raſch befördert wurden. Wer iſt Kisker? fragte der Komiker auf dem Königſtädtiſchen Theater, und die Frage iſt zum Sprichwort geworden.

Es war nicht anders möglich, als daß dieſe Männer auf den Bänken der Miniſter die kläglichſte Rolle vor der Welt ſpielen mußten. Eichmann's polizeilicher Charakter machte ihn zum Freunde der Frankfurter Centralpolizei und ihrer Maßregeln, die er bereitwillig aufgriff und zu benutzen ſuchte. Das Verhältniß war der Partei Rodbertus (dem linken Centrum) noch nicht klar, als ſie den Beſchluß durchſetzte, „die Regierung möge alle Beſchlüſſe der deutſchen proviſoriſchen Centralgewalt kräftig mit ausführen helfen"; erſt der weitere Verlauf der Ereigniſſe ſollte auch dieſe Männer über die Verſchwörung der Belagerer und Stadtverwüſter in Deutſchland aufklären. Die Reichstruppen zogen nach Altenburg und nach Thüringen; in Kurzem beherrſchte das Militär in allen kleinen Staaten, nur Oeſterreich und Preußen waren noch nicht im Belagerungszuſtande. Eichmann ſehnte ſich nach ihm und ſah ihn kommen. Rodbertus noch nicht. Es drängte ſich aber ſchon jetzt der Gedanke auf, daß die deutſche Freiheitsfrage in Berlin und in Preußen zur Entſcheidung kommen werde; und die Demokratie verſuchte es, Preußen die Sympathieen wieder zu gewinnen, welche es durch die Regierung und ihre Hilfstruppen zur Reichsarmee gegen die Republikaner verloren hatte. Von allen Seiten erhoben ſich Proteſte gegen das Verfahren der Frankfurter Centralgewalt. Berlin dagegen und die Berliner Nationalverſammlung ſtiegen in der öffentlichen Meinung. In der erſten Woche des October kommt das Jagdrecht zur Berathung und die Nationalverſammlung beſchließt mit 271 Stimmen gegen 69, „jedes Jagdrecht auf fremdem Grund und Boden iſt ohne Entſchädigung aufzuheben." Die Berathung über dieſen Gegenſtand und über die bäuerlichen feudalen Laſten öffnen uns einen Abgrund von Ungerechtigkeit in den alten Eigenthumsverhältniſſen; und wir erkämpften uns erſt jetzt die Gerechtigkeit, welche in Frankreich ſchon 1789 in der Nacht vom 4. Auguſt gewonnen wurde! Selbſt Männer, wie Bornemann, der geweſene Juſtizminiſter, ſprachen für „die Aufhebung ohne Entſchädigung"; nur die 70 Mitglieder der Verſammlung, welche ſpäter mit dem Miniſterium Brandenburg den Saal verließen, ſtimmten dagegen. Sie hielten dieſen Beſchluß für einen furchtbaren Exceß der Revolution. Die Nationalverſammlung ſollte unter dem Miniſterium Pfuel zu ihren beſten Beſchlüſſen gelangen. Die Gegenſätze ſchärften ſich, die Pläne der Camarilla wurden immer deutlicher, die Zumuthungen der Frankfurter Centralgewalt immer bedenklicher, die Nationalverſammlung immer feſter und bewußter. Gleichwohl wurde ein Antrag Waldeck's gegen die Einmiſchung Frankfurts in die innern Angelegenheiten nicht für dringlich erklärt und die Amneſtie für alle politiſchen Verbrechen ſeit der Märzrevolution am 7. October von denſelben Abgeordneten verworfen, welche am 10. November ſchon die Geſchütze der Contrerevolution gegen die geheiligte Stätte ihrer eignen Berathungen gerichtet ſehen ſollten.

Von der Wiener Revolution bis zum Falle Wiens.

Den proſaiſchen Verlauf kleinlicher Parteireibungen, wie ſie unter den Demokraten und in der Nationalverſammlung namentlich bei der Amneſtiefrage hervorgetreten waren, ſollte plötzlich ein erſchütterndes Ereigniß unterbrechen. Schon geraume Zeit verfolgte man mit größter Spannung die Künſte der Wiener Camarilla gegen Ungarn. Die Kroaten unter Jellachich drangen gegen Peſth vor; der Palatin Stephan entfloh nach Wien, als er gezwungen wurde, an die Spitze der ungariſchen Armee zu treten; endlich erlitten die Kroaten eine Niederlage durch die Ungarn. Aber hieran ſollte ſich nur eine größere Kataſtrophe anknüpfen, der kurze Sieg der Revolution und ſodann der Triumph der Contrerevolution und der rothen Monarchie in Wien.

Den Zuſammenhang dieſer Begebenheiten mit dem Schickſale Preußens und Berlins empfand man lebhaft ſchon als man ſie erſt herannahen ſah. Am 7. October, als die Wiener Revolution vom 6. October noch nicht bekannt war, laſen wir folgende Schilderung in der Zeitung.

Ich trete in eine große Verſammlung; es iſt der erſte Wahlbezirk. Bürger und Militär ſitzen dicht gedrängt. Es herrſcht die lautloſeſte Stille. Ich höre noch die Worte des Redners: „Dieſer Moment iſt ein Wendepunkt unſerer Geſchichte; die Reaction nimmt die Maske ab und ſpielt va banque. Von Frankfurt aus erklärt ſie der Preſſe, den Vereinen, den Volksverſammlungen und den kleinen demokratiſchen Staaten den Krieg; die einzelnen Regierungen führen dieſen Krieg. In Berlin erklärt der Miniſter des Innern ſich für dieſes Verfahren der Centralgewalt. Von Wien wird Jellachich zum Befehlshaber von Ungarn ernannt und der ungariſche Reichstag für aufgelöſt erklärt. Siegen die Ungarn, ſo fällt die Dynaſtie, ſiegen die Kroaten, ſo fällt die Freiheit. Siegt die Frankfurter Centralgewalt, ſo iſt die Demokratie verloren; ſiegt die Demokratie, ſo iſt es Berlin, wo ſie ſiegt, ſo iſt es die nordiſche Ausdauer, die Deutſchland, ja, die Europa vor der hereindrohenden Barbarei der Reaction rettet. Jede Zeitung kann uns den blutigen Ausgang in Ungarn bringen; wir haben mitgeſiegt, wenn die Ungarn ſiegen; uns ſteht ein blutiger Kampf bevor, wenn der Hof und die Kroaten das Feld behaupten. — So eng hängen die Geſchicke Berlins und Wiens zuſammen. — Bereiten wir uns vor, daß der Augenblick der Entſcheidung uns nicht ungerüſtet trifft. Vor allem aber erklären wir uns laut und einmüthig gegen den Miniſter des Innern, der die Unterdrückungsgelüſte der Frankfurter Centralgewalt zu den ſeinigen macht, damit hier vermieden wird, was in Frankfurt und Ungarn ſchon eingetreten iſt, die terroriſtiſche Entwickelung unſerer Revolution. Auch bei uns ſoll der

Verſuch gemacht werden, die Preſſe, die Vereine, die Volksverſammlungen zu unterdrücken und mit den alten despotiſchen Geſetzen und Rechtsformen das Volk zu unterwerfen: Bürger der Weltſtadt Berlin, behauptet eure Haltung, wodurch ihr die Achtung und Theilnahme von ganz Deutſchland erworben, und bereitet euch darauf vor, daß ihr es ſeid, die das Vaterland noch einmal retten müſſen mit der Feſtigkeit eures Willens und mit der Tapferkeit eures Herzens. Die Verſammlung machte mit einem begeiſterten Ausdruck der Theilnahme dieſe Gedanken und Vorſätze zu den ihrigen.

Gegen den Erlaß des Reichs-Juſtizminiſters Mohl, welcher die Preſſe und das Vereinsrecht bedroht, erklärte die entſchiedene Linke, da ſie verhindert worden war eine Erklärung der Nat.-Verſ. zu beantragen, ihr Votum zu Protokoll. Dieſes Votum läßt uns einen Blick in das Herz der Parteien thun. Keine wollte die Landbevölkerung ſich entfremden, aber ſelbſt die Linke des Centrums wies die Forderung, der politiſchen Reaction im Ganzen und in den auswärtigen Fragen die Stirne zu bieten von ſich, um „für die agrariſche Geſetzgebung und die Conſtitution keine Zeit mit Interpellation der Miniſter zu verlieren.“ Das Votum der entſchiedenen Linken (Waldeck D'Eſter) iſt folgendes:

In Erwägung, daß die Adminiſtration der Juſtiz und Polizei Sache der einzelnen Staaten in Deutſchland iſt, und der Reichsminiſter Mohl, wenn er ſich herausnimmt, an die Gerichte und Behörden derſelben Ermahnungen ergehen zu laſſen, ſich dabei keineswegs auf die Beſtimmung Art. 2 des Protokolls vom 28. Juni 1848, die Centralgewalts-Befugniſſe betreffend, ſtützen kann,

daß in der gegenwärtigen Periode der politiſchen Entwickelung es völlig verkehrt erſcheint, den Behörden die ſtrenge Handhabung der beſtehenden Geſetze bei Preß- und politiſchen Vergehen einzuſchärfen, da ſowohl die Geſetze, als zum Theil die Behörden den Zuſtänden der neuen Zeit durchaus nicht entſprechend ſind,

daß Ton und Inhalt jenes Erlaſſes nur gar zu ſehr an die Actenſtücke erinnern, womit in den kläglichſten Zeiten des Bundestages deſſen Protokolle die Maßregeln einleiteten, welche die durch einzelne Exceſſe erregte Furcht zur Knechtung und Unterdrückung des Volksbewußtſeins ausbeuteten,

daß hiernach der gedachte Erlaß als Vorläufer einer volksfeindlichen Einheit, wie der Bundestag ſolche repräſentirte, angeſehen werden kann,

daß, wenn auch der Erlaß für unſere Behörden bedeutungslos iſt, doch das Miniſterium durch die Aufnahme deſſelben in den amtlichen Theil des Staatsanzeigers Zweifel hervorgerufen hat,

daß dieſe Zweifel im Intereſſe des Miniſterii ſelbſt, und des zur Entwickelung der deutſchen Einheit und Freiheit berufenen preußiſchen Volks ſchleunigſt gelöſt werden mußten,

daß die kurze Zeit, welche die Interpellation erfordert, der Berathung des Jagdgeſetzes wenig Abbruch gethan haben würde, daß aber auch die Wahrung der deutſchen Freiheit von dem höchſten Intereſſe für die ländlichen Bewohner iſt, denen der Sieg der Reaction in Deutſchland nach der Erfahrung früherer Zeit, unzweifelhaft Alles wieder entziehen würde, was jetzt mit Mühe und Noth für ſie errungen wird, aus dieſen Gründen haben Unterzeichnete für Zulaſſung der oben bezeichneten Interpellation geſtimmt, und ihre Abſtimmung in dieſer wichtigen Sache dem Volke durch Namensaufruf kund thun zu müſſen geglaubt.

Berlin, den 6. October 1848.

Näher berührt fühlte ſich die Bevölkerung von dem neuen Bürgerwehrgeſetze. Man erwartete die Endabſtimmung darüber am 9. Am 8. war Alles davon bewegt. Drei Volksverſammlungen beſchäftigten ſich damit, eine davon vor dem Schönhauſer Thor, eine andere unter den Zelten. Man brachte die himmelſchreienden Treuloſigkeiten der Wiener Camarilla, die ganze unheildrohende Verſchwörung aller Cabinette und ihrer reactionären Diener mit dem Entwaffnungsplane, der in dem Geſetze liegt, in Verbindung. Die Spannung wächſt, da ſich das Gerücht verbreitet, die Wiener Zeitungen und Briefe ſeien ausgeblieben. Viele Redner ſchildern die Gefahr des Augenblicks, ohne Waffen in den Händen ſolcher Miniſter zu ſein. Die Verſammlungen ſind von Bürgerwehrmännern präſidirt.

In dieſe Aufregung hinein fällt die Nachricht von dem heroiſchen Siege Wiens. Am Vormittage des 9. erließ „die Reform“, welche die Nachrichten mit dem Courier der franzöſiſchen Geſandtſchaft in Wien empfangen hatte, Folgendes in einer außerordentlichen Ausgabe:

Sieg der Revolution in Wien.

Wien, 6. Octbr. 12 Uhr Mittags. Die Stadt iſt in Alarm. In der innern Stadt und in den Vorſtädten wird Generalmarſch getrommelt, in den Straßen, die an die Leopoldſtadt grenzen, herrſcht größere Bewegung. Es ſollte nämlich heute Morgen eine Abtheilung deutſches Militär zum Kampfe gegen die Ungarn ausbrechen, und da ſie hierbei thatſächlichen Widerſtand leiſteten, indem ſie nicht gegen ihre ungariſchen Waffenbrüder kämpfen wollten, ſo wurden ſie von einer andern Truppenabtheilung zum Bahnhofe escortirt. Nationalgarden aus den Vorſtädten, Studenten und Volk kamen dem deutſchen Militär zu Hülfe. In dieſem Augenblicke iſt die große Donaubrücke theilweiſe abgetragen, die Eiſenbahnſchienen eine Strecke weit ausgehoben und der Eiſenbahnhof von der Menge, welche die Abfahrt der Soldaten nicht zugeben will, dicht beſetzt. Von der andern Seite werden gegen das widerſpenſtige Militär Kanonen aufgeführt und man ſieht mit banger Erwartung dem Ausgange entgegen.

Wien, 6. Octbr. Abends. Das Feuern zwiſchen den Taborbrücken hat ſeit Mittag fortgedauert. Das Grenadier-Bataillon Hrabowsky, Heß, und Großherzog von Baden, haben ſich gemeinſchaftlich mit Nationalgarden und Legion gegen das Regiment Naſſau geſchlagen und 3 Kanonen genommen, den General Bredy erſchoſſen. Unter den Getödteten befinden ſich gegen 50 Gemeine des Regiments Naſſau, und gegen 100 auf der andern Seite. — In den Straßen hat aber die Nationalgarde das Militär aus der Stadt gedrängt, das Hofkriegsgebäude iſt bereits in den Händen des Volkes.

Eine Deputation des Reichstags, die Linke an der Spitze, begiebt ſich in daſſelbe, um Latour aus den Händen des erbitterten Volkes zu befreien. **Borroſch** beſchwört daſſelbe, den Sieg der Freiheit nicht mit einer Mordthat zu beflecken.

Reichstags-Sitzung am 6. October 1848, um 5 Uhr, während des Kampfes in der Stadt.

Präſident Strobbach will die Sitzung nicht eröffnen, da erklärt Löhner, daß er ihn in Anklagezuſtand verſetzen werde. Hornboſtl ergreift das Wort über den heutigen Tag mit ſehr bewegter Stimme. Die Nachricht wird gebracht, daß der Kriegs-Miniſter Latour an einem Laternenpfahle aufgehängt worden ſei. Das Centrum und die Rechte erklären das Gerücht, als wollten ſie den Reichstag verlaſſen, für unwahr, ſie werden bis auf den letzten Mann für das Volk ſtehen. Es wird angetragen, alle halbe Stunden Proclamationen an das Volk auszugeben. Eine Adreſſe an den Kaiſer wird abgeſchickt. Darin wird gefordert: 1) Bildung eines volksthümlichen Miniſteriums, wo jedoch Doblhof und Hornboſtl bleiben ſollen. 2) Amneſtie für die heutigen Vorgänge und Abſetzung des Ban Jellachich. — Es wird beſchloſſen, aus dem Reichstage einen permanenten Sicherheitsausſchuß zu bilden. Es werden dazu gewählt: Goldmark, Füſter, Pilinsky, Maier, Löhner, Klaudi, Brestl, Schuſelka, Umlauft, Stoka. Es wird der Befehl ertheilt, daß kein Militär weder auf der Süd-, noch Brucker Bahn herbeigezogen werde. Der Bericht wird erſtattet, daß ſoeben am Zeughaus ein lebhaftes Feuer eröffnet wurde, das Volk drohe, es zu demoliren, daß Hauptmann Friedrich Kaiſer als Parlamentär geſandt und erſchoſſen worden ſei.

Schuſelka als Referent des Sicherheitsausſchuſſes berichtet, daß derſelbe Folgendes gethan habe. 1) An das Volk eine Proclamation erlaſſen. 2) Herrn Scherzer zum proviſoriſchen Nationalgarde-Obercommandanten ernannt. 3) Den General Frank unter den Schutz des Reichstages geſtellt. 4) Der akademiſchen Legion Munition ausfolgen zu laſſen. Umlauft: (9 Uhr) einem Offizier der Nationalgarde iſt es gelungen, das Feuer beim Zeughaus einzuſtellen. Ebenſo hat der Commandirende beſchloſſen, das Militär in die Kaſernen einmarſchiren zu laſſen, nur möge man morgen das Volk hineinſchicken. — (1 Uhr.) Die Deputation kommt vom Kaiſer mit der Antwort zurück, daß die Bildung eines neuen Miniſteriums mit Verbleibung Doblhofs und Hornboſtls zu geſchehen habe, und daß dieſes neue Miniſterium die Verhältniſſe erkunden werde, mit der gleichzeitigen Aufforderung, zur geſetzlichen Ordnung zurückzukehren.

Wien, 7. October Vormittags. Heute Morgen um 8 Uhr wurde das Zeughaus von der Nationalgarde und der akademiſchen Legion eingenommen.

12 Uhr Vormittags. Der Kaiſer iſt aus Schönbrunn geflohen. Der Reichstag erhielt ein **von keinem Miniſter unterzeichnetes Manifeſt**, worin der Kaiſer um die Rettung ſeiner Stadt Wien fleht und mit Kanonen droht. Kraus und Hornboſtl ſitzen auf der Miniſterbank. Permanente Sitzung.

Das Studentencomite in Gemeinſchaft mit dem Centralcomite erläßt eine „Forderung", welche folgende Punkte enthält:

1) Zurücknahme des Manifeſtes.

2) Abdankung des ganzen Miniſteriums und Bildung eines neuen durch den Abgeordneten Löhner (äußerſte Linke).

3) Unterordnung des Militärs unter die Civilbehörden.

4) Augenblickliche Entfernung des Militärs aus der Stadt.

5) Verbannung des Erzherzogs Ludwig und der Erzherzogin Sophie aus den öſterreich. Landen.

6) Beendigung des Commandos Radetzky in Mailand. Civilregierung für Italien.

In der Aula erſcheint ein Arbeiter in weißer Jacke und Schürze, mit langer Brechſtange in der Hand, und erzählt Folgendes:

„Wir befanden uns früher am Wienerberge, und zogen nach dem Bahnhofe beim Belvedere herein. Dem allgemeinen Allarmſchlage folgend, rückten wir in die Stadt ein, und bauten in der Linie Barricaden. Als wir damit fertig waren, verbreitete ſich das Geſchrei nach Latour, wir durchſuchten zuerſt das erſte Stockwerk, und als wir ihn da nicht fanden, das Erdgeſchoß. Hier ergriffen wir ihn, und ich durchſtieß ihm mit einer Brechſtange die Kehle. War das nicht recht? Die Andern hieben mit Werkzeugen nach ſeinem Kopfe, ich aber meinte, er ſolle lieber hängen. Wir knüpften ihn daher im Hofe an eine Schnur auf, aber ſie riß. Da gingen wir mit ihm ins Freie hinaus und hingen ihn an die Laterne. War das nicht recht? (Allgemeines tiefes Entſetzen herrſchte im Sitzungsſaale; nur einzelne Stimmen riefen: „Bravo!“)

Die Poſtcouriere aus Ungarn ſind wieder ausgeblieben. Jedenfalls aber iſt Jellachich entſchieden geſchlagen. Die Wiener Camarilla, in Verzweiflung hierüber, hatte offen Partei für ihn ergriffen und ihren letzten Trumpf ausgeſpielt. Sie iſt an der Hochherzigkeit des Wiener Volks geſcheitert.

Der Eindruck der Wiener Nachrichten war eine ſichtbare Hebung des öffentlichen Geiſtes. Das Publikum ergriff mit Jubel und Enthuſiasmus die erſten Nachrichten. Ueberall wurde das Blatt der Reform, welches ſie verbreitete, vorgeleſen und erregte einen donnernden Sturm unter der Menge. Man trägt das Zeitungsblatt, welches mit großen Buchſtaben die Ueberſchrift trug: „Sieg der Revolution in Wien“ in den Sitzungsſaal. Draußen wiederholt ſich der Jubelſchrei des Volks; erſchrocken ſtürzt die Rechte an die Fenſter, um zu ſehen, wem der Aufruhr gilt, die Centren und die Linke rufen: „auf die Plätze!“ Einige Deputirte ſetzen ſich mehr links. Die Verſammlung geräth in Gährung und verliert die Aufmerkſamkeit für die Debatte; man lieſt die Wiener Nachrichten und iſt eifrig darüber im Geſpräch; die Rechte möchte ſie für erdichtet halten. Es ſind nur zwei Miniſter zugegen. Stafetten fliegen nach Potsdam. Die Thatſache iſt klar; das Netz iſt zerriſſen. Die Bewegung des Volksunwillens gegen die Verrätherei der Reaction hat einen impoſanten Ausdruck gewonnen. Das Jagdgeſetz wird in dieſer Sitzung mit allen Amendements der Linken angenommen.

In den nächſten Tagen kommt das Verfaſſungsgeſetz zur Berathung.

Mit der Berathung der Verfaſſung, die am 12. October beginnt, kommt ein friſches Leben unter die Nationalverſammlung. Ihre Beſchlüſſe hatten bisher wenig befriedigt; die Habeascorpusacte enthielt weder die unbedingte Nothwendigkeit eines ſchriftlichen Verhaftbefehls vom Gericht, noch die Ausnahmsfälle, wo keine Bürgſchaft geleiſtet, alſo keine Freilaſſung vor dem Urtel angenommen werden darf; und das Bürgerwehrgeſetz, welches der Bürgerwehr die Ernennung ihres Commandanten nimmt, die Waffen dagegen anzuſchaffen ihr ſelbſt überläßt und keineswegs das Volk und die Einwohner der Stadt, ſondern nur die Spießbürger bewaffnen will, erregte einen ſo allgemeinen Sturm des Unwillens, daß es an die Ohren eines Eſels geheftet feierlich durch die Stadt geführt und vor dem Sitzungsſaal der Abgeordneten verbrannt wurde, eine Feierlichkeit, wozu die allarmirte Bürgerwehr ihre laute Beifallsbezeigung ausdrückte und ſelbſt einen Kreis bildete, damit ſie ohne Störung vollzogen würde. Von der Verhöhnung durch den „Bürgerwehreſel“ und von dem Zorn gegen den Polizeigeiſt der Habeascorpusacte ſollte die National-Verſammlung ſich durch den Gegenſatz gegen das Miniſterium Pfuel, durch die Ermuthigung, die ſie von Wien erhielt und endlich durch die offene Treuloſigkeit auch unſerer Camarilla zur völligen Ausſöhnung mit dem Volke wieder erheben. Sie war in der That auf dem Wege, die terroriſtiſche Wendung für unſere Revolution durch alle zeitgemäßen Reformen, die man wünſchte, abzuleiten. Wien war ihr ein Beiſpiel. Die dynaſtiſche Politik hatte in Wien durch ihre Taktik der Verzweiflung den Geiſt der Revolution auf die Höhe des Terrorismus geſchraubt. Das Gewebe der unmenſchlichſten Verſchwörung war in Wien zerriſſen worden. Wien hatte Europa von den Greueln der hereinbrechenden Barbarei gerettet. Die Sache Wiens war und iſt unüberwindlich. Jedermann fühlte das. Denn ſelbſt wenn Wien zu einem Schutthaufen zuſammengeſchoſſen wurde, ſo mußte die ſiegende Barbarenpartei in wenig Wochen unter der Laſt ihrer Greuel und den Flüchen der Menſchheit erliegen und das heldenmüthige Wien größer und herrlicher als je, aus der Aſche auferſtehen. Das gewaltige Schlaglicht, welches die Wiener Ereigniſſe über die Abſichten der Höfe und über die Schickſale der Völker ausgoſſen, wirkte auf die Berliner Nationalverſammlung. War es nicht die volle Klarheit und der raſche Entſchluß, den die Entſchiedneren ſo ſehnlich wünſchten, ſo war es doch die gehobene Stimmung und das Gefühl der Selbſterhaltung, wodurch ſie von jetzt an eine edlere Haltung gewann. Und mit dankbarem Herzen wendete ſich das Volk, leicht verſöhnlich wie es iſt, ihr wieder zu.

Als das Verfaſſungsgeſetz zur Berathung kam, war die erſte Frage, ſoll der Titel „von Gottes Gnaden“ beibehalten werden? Obgleich die Centralabtheilung ſich mit 7 gegen 5 Stimmen für die Beibehaltung entſchieden hatte, erklärte ſich jetzt der Referent Lüdecke dagegen. Die Discuſſion wird eröffnet, und der Abgeordnete Schneider für Schönebeck ſagt: „Wegen der Zartheit der Frage bedaure ich, daß wir ſie hier erörtern, wegen ihrer Wichtigkeit muß ich auf die genaueſte Discuſſion beſtehen. Hüten wir uns, indem wir die Conſtitution beginnen, die Conſequenz der conſtitutionellen Inſtitutionen zu verleugnen. Wir haben ſchon bei dem Bürgerwehrgeſetz uns den Fehler zu Schulden kommen laſſen, den König außer der Verfaſſung zu ſtellen durch den Eid, der ihm perſönlich geleiſtet wird, wir würden hier in einen noch größeren Fehler verfallen. Das Bürgerwehrgeſetz iſt proviſoriſch; die Verfaſſung aber ſoll dauernd ſein. Der Ausdruck „von Gottes Gnaden“ gehört dem geſtürzten, abſolutiſtiſch-patriarchaliſchen Staatsſyſtem an, welches den König als von Gott eingeſetzt betrachtet, wo es ein Verbrechen war, auch nur an einen Vertrag zwiſchen Volk und Regenten zu denken. Damals war der König unfehlbar, die andern Leute hatten einen beſchränkten Unterthanenverſtand, der König exiſtirte damals von Gottes Gnaden und das Volk von Königs Gnaden, er war die Sonne des Landes, der Allerhöchſte, er der Herr und die Bürger nur Unterthanen und Sklaven. Der König iſt jetzt nicht mehr der Beſitzer des Volks, ſondern der erſte Staatsbürger.“ Noch ſchlagender griff der Abgeordnete Schulze (Delitſch) den alten Titel an: „Wenn ein Haus bankerott geworden, rief er aus, ſo pflegt man doch nicht die alte Firma in das neue Geſchäft mit hinüberzunehmen. Der Abſolutismus aber hat vollkommen Bankerott gemacht, die Gnade Gottes hat ſich ihm entzogen, wir können die alte Firma nicht mehr anwenden.“ Ein ſtürmiſches Bravo von der Linken empfing den Redner, als er die Tribüne verließ; das Reſultat der Abſtimmung war für das Streichen des „Von Gottes Gnaden“ 234 Stimmen, dagegen 117. (Dieſe Minorität iſt die Brandenburger Verſammlung vom 27. November der Berliner Majorität der Nationalverſammlung gegenüber.)

Dieſelben Erfolge wiederholen ſich bei der Ablöſung der bäuerlichen Laſten am 13. October. Dies verdrießt die Rechte, ſie wird tumultuariſch, verläßt unter Milde's Anführung den Saal und macht die Verſammlung dadurch für den Augenblick beſchlußunfähig. Die Abſchaffung der Todesſtrafe wird noch einmal vor die Nationalverſammlung gebracht mit [illegible]. die ſie als Maßregel beibehalten. Natürlich! der Menſch iſt ſterblich. Jeder Tag bringt unterdeſſen neue Gerüchte und neue Befürchtungen in der Wiener Sache. Zuerſt, Auersperg und die Kroaten ſtehn vor den Thoren, der Reichstag unterhandelt, die Ungarn eilen nicht zu Hülfe; Windiſchgrätz zieht aus Böhmen herbei. Eine allgemeine Entrüſtung erregt die Nachricht, die ſich nicht beſtätigt, es würden Reichstruppen nach Oeſterreich geſendet werden. Wir haben ſpäter erfahren, daß dies nur darum nicht geſchehn iſt, weil Windiſchgrätz das Anerbieten der Reichscommiſſare Welcker und Moſle hochmüthig zurückgewieſen.

Der 15. October.

Hatte die Revolution neue Zuverſicht aus der Erhebung Wiens geſchöpft; ſo verkündigte die Reaction jeden Tag den Sieg der Contrerevolution und rüſtete ſich im Stillen und öffentlich. Der Krieg war erklärt, ſie hörte den Donner der Kanonen, ihren letzten Troſt die glücklichen Bombenmörſer krachten vor Wien, wenigſtens in ihrer Phantaſie. Zum 15. October, dem Geburtstage des Königs, hatten beide Theile ſchon länger an Demonſtrationen gedacht. Einige Vorverſammlungen der Royaliſten zur Veranſtaltung von Feſtlichkeiten am 15. waren mißlungen; andere von den Demokraten geſprengt. Der Tag erſchien. Der Hof war in Bellevue. Eine Volksverſammlung der Demokraten tagte unter den Zelten, ſie berieth über Wien und über das Bürgerwehrgeſetz und erklärte „jede dieſem Tage erwieſene Aufmerkſamkeit für „unrepublikaniſch“. Sie trennte ſich mit dem

Rufe: „es lebe die Republik!" — Während der Reden rollten die Caroſſen der hohen Generalität und Bureaukratie vorbei, die nach dem nahegelegenen Bellevue zur Cour eilten. Da, wo der Fahrweg in den Circus mündet, hatten ſich einige Männer aufgeſtellt, um Störung durch Wagengeraſſel abzuhalten. Sie ließen die Caroſſen im Schritt vorbeifahren. Nur Eine leiſtete Widerſtand; der Herr befahl ſeinem Kutſcher zu galoppiren. Man fiel den Pferden in die Zügel; der Mann ſprang aus dem Wagen und unter dem Gelächter der Menge ſetzte er wie ein Hirſch über die Straße und eilte in der Richtung nach Bellevue davon.

Seine Nachricht und die letzten Abſtimmungen der Nationalverſammlung, namentlich über den Titel „von Gottes Gnaden" mochten den König ſehr verſtimmt haben. Er verließ die mit Pfuel verabredeten Anſprachen an die Behörden, und richtete Worte an ſie, die viel Aufſehn machten und einen offenen Proteſt gegen die Revolution und gegen die Nationalverſammlung enthielten. Der König ſagte zu der Deputation der Bürgerwehr, indem er ihre Anrede unterbrach: „Reden Sie nicht mehr, meine Herren, beweiſen Sie durch die That, daß Sie die Ruhe und Ordnung in Berlin wieder herzuſtellen wiſſen. Sie haben die Waffen von mir und nicht von der Nationalverſammlung; in dieſem Sinne werden Sie ſie führen." Dies war deutlich. Dennoch glaubte der König noch deutlicher werden zu müſſen. Er ſagte zu der Deputation der Nationalverſammlung: „Erinnern Sie ſich, meine Herren, daß es noch einen König von Gottes Gnaden giebt und daß auf dem Grunde der Obrigkeit, die von Gott iſt, alles Geſetz und alle Ordnung ruht," und zu dem Präſidenten Grabow: „Halten Sie den Kopf oben, ich habe noch einen ſtarken Arm." Und man muß geſtehn, der König hat eine prophetiſche Ahnung gehabt. Grabow hielt den Kopf nicht oben: er wäre ſonſt am 9. November noch Präſident geweſen und hätte die Rolle Rumanns (in Hannover) ſpielen und die Verſammlung auf Befehl des Königs aufheben können. Eben ſo deutlich als die Worte des Königs waren die Vorgänge dieſes Tages. In den Caſernen wurden Trinkgelage veranſtaltet und Geld und Wein unter die Leute vertheilt. Sie tranken und ſangen: „Ich bin ein Preuße, kennt ihr meine Farben?" Abends ſah man die Caſernen erleuchtet; doch die Fenſter der Berliner Soldaten waren dunkel. In Einer Caſerne hatten dieſe dunklen Lichtfenſter die Majorität. Die Regimenter in Charlottenburg bekamen der Mann 10 Sgr., die Garde einen Thaler. — In der Landsberger Straße war auch ein Bürgerhaus theilweiſe erleuchtet; das Volk warf in der royaliſtiſchen Etage die Fenſter ein. Die Nacht wurde vom Militär, von den Conſtablern und von der Straßenjugend zu einem ununterbrochenen Feſtſchießen benutzt, Kanonenſchläge platzten und ganze Salven wurden vernommen. Der Royalismus hatte ſich bis zum Mordverſuch exaltirt. Es wurde ein Schuß von oben herab in das Fenſter des Abgeordneten Lipski abgefeuert; die Kugel ſtrich über den Sitz, den Lipski gewöhnlich einnimmt und wurde unter dem Ofen aufgehoben. Die Sache kam in der Preſſe und in der Nationalverſammlung, aber nicht vor Gericht zur Verhandlung, obgleich die Reform den Thatbeſtand, an Ort und Stelle aufgenommen, genau beſchrieb und den Staatsanwalt zum Einſchreiten aufforderte. Wer an dieſem Abende, unbekannt mit den Urſachen der Kanonaden und Füſiladen, in die Stadt gekommen iſt, muß geglaubt haben, er käme mitten in den ärgſten Straßenkampf hinein. Das royaliſtiſche Pulverplatzen ſollte das Vorſpiel des unglücklichen 16. October ſein, der ſo ehrenvoll für die Partei, deren Mitglieder unſchuldig ermordet wurden, aber ſo unfruchtbar für die Freiheit blieb. Denn die Verſöhnung der Arbeiter und der Bürger hat nicht zur Vertheidigung unſerer Revolution durch die vereinte Volkskraft geführt.

Am Vormittage des 16. wurde in der Nationalverſammlung die „Vereinbarung“ mit großer Mehrheit und ohne erheblichen Widerſtand der Linken beſchloſſen. Der Eingang der Verfaſſung ſollte alſo lauten: „Wir verkünden hiermit die von den Vertretern des Volks durch Vereinbarung mit Uns feſtgeſtellte Verfaſſung.“

In Frankfurt fielen natürlich die Anträge für die Wiener Erhebung durch. Die vereinigte Linke ſandte am 13. October Blum und Fröbel mit einer Dankadreſſe an die Wiener. Ich hielt es für meine Pflicht, ſo viel ein Einzelner dies vermag, alle Sympathie, die Frankfurt verloren hatte, auf Berlin zu concentriren, Berlin aber womöglich zu einem einmüthigen Auftreten für Wien zu bewegen. Die Reform kam täglich auf die Bedeutung und auf die Gefahr Wiens zurück, und es gelang uns endlich, die allgemeine Aufmerkſamkeit auf dieſen Punkt zu lenken. Gegen Frankfurt erließ ich am 16. folgende Erklärung:

Offener Brief.

An meine Wähler, die Frankfurter Wahlmänner der Stadt Breslau.

Wahlmänner von Breslau!

Ich trage darauf an, daß Ihr Euer Mandat, welches Ihr mir gegeben habt, zurückzieht.

Als ich mich um Eure Stimmen für den Sitz in der Frankfurter Nationalverſammlung bewarb, war die Sympathie und der Aufſchwung der Nation mit einer Verſammlung, welche das deutſche Vaterland zu Einem freien Staate conſtituiren ſollte. Ich erwartete, in Frankfurt nur Männer zu finden, entſchloſſen, dieſen Zweck zu verfolgen und ihn mit der Begeiſterung der Nation einfach durchzuſetzen. Ich habe mich geirrt. Die Verſammlung wäre durch ein heroiſches Ergreifen ihrer revolutionären Aufgabe allmächtig geweſen; aber ſie beſtand zum größten Theil aus Männern, welche weder die reelle Einheit, noch die demokratiſche Freiheit der Nation wollten und am allerwenigſten für dieſen Zweck an die Spitze einer großen, ernſthaften Revolution zu treten entſchloſſen waren.

Die Revolution in Deutſchland ging daher in allen einzelnen Staaten auf ihre eigne Fauſt vorwärts; und die Männer in Frankfurt ſind überflüſſig geworden, ja noch mehr, ſie haben eine Volksſtimmung gegen ſich aufgeregt, der ſie mit genauer Noth lebendig entronnen ſind. Seit dem Aufſtande in Frankfurt, der die extreme Unpopularität der Paulskirche auf's grellſte an den Tag brachte, iſt die Centralgewalt und die Nationalverſammlung offen als ein contrerevolutionäres Inſtitut aufgetreten. Es iſt das gerade Gegentheil von dem geſchehen, was der urſprüngliche

Zweck war. Der alte Bundestag iſt nicht aufgehoben, er iſt, nur mit einer größern Maſchinerie, wieder hergeſtellt worden und verfolgt nach wie vor die Preſſe, die Vereine, die Volksverſammlungen, die Wühler, die Demokratie, mit Einem Worte, die Freiheit, und dieſe verfolgt er im Namen der alten Beſitzer der verſchiedenen deutſchen Staaten, die keine andere Einheit kennen, als die Polizeieinheit gegen die Revolution von 1848.

Mitbürger, ich beklage dieſe Wendung der Dinge. Wir müſſen ihr aber klar in's Geſicht ſehen. Der Frankfurter Plan iſt geſcheitert und die Conſtituirung Deutſchlands auf dieſem Wege für immer unmöglich geworden. Die einzelnen Staaten und namentlich Wien und Berlin ſind die Brennpunkte der Neubildung, und geſtehen wir's uns offen, dieſer Weg iſt naturgemäß und richtig, der Frankfurter Plan war nur im erſten Sturme möglich.

In dem Augenblicke, wo ich dieſen Brief an Euch richte, donnern die Kanonen in Wien, in dieſem Augenblick iſt ganz Berlin in Spannung. Dort und hier wird die große Frage entſchieden, ob wir Deutſche die Freiheit zu behaupten wiſſen oder nicht. Und Frankfurt hat ſich ſehr überſchätzt, als es uns die Unterdrückung der Revolution von 1848 in's Geſicht warf. Frankfurt iſt gerichtet. Die Geſchichte dieſer Monate iſt ein Weltgericht.

Unter dieſen Umſtänden hielt ich es nicht für meinen Beruf, Euch, meine Mitbürger, länger an einem Orte zu vertreten, der ſich ſelbſt zu dem Kirchhofe aller unſerer Hoffnungen gemacht, und einen ſchönen Traum des leichtgläubigen deutſchen Volkes in der Paulskirche getäuſcht hat. Ich habe den Herrn von Gagern aufgefordert, meinen Stellvertreter einzuberufen. Vielleicht ſieht er die Welt ſo an, wie der Herr von Gagern.

Unterdeſſen leg' ich es Euch an's Herz. Fragt Euch ernſtlich: Iſt es nicht jetzt die höchſte Zeit, die Frankfurter Unmöglichkeit einzuſehen und dieſes Project aufzugeben? Der Bundestag braucht keine Nationalverſammlung.

Ich trage daher darauf an, daß Ihr in Erwägung des gänzlich verfehlten Frankfurter Unternehmens Eure Vertreter zurückberuft und den übrigen Städten Deutſchlands mit dem Beiſpiele der Klarheit und Entſchiedenheit vorangeht. Wendet alle Eure Hoffnungen nach Berlin, Ihr wißt, daß Ihr hier eine Stimme habt, die ins Gewicht fällt, und Ihr wißt eben ſo gut, daß nur unſre, die demokratiſchen Principien, Deutſchland eins, frei und groß machen werden.

Ich ergreife dieſe Gelegenheit, den Wahlmännern Breslaus meine Verehrung auszudrücken.

Berlin, d. 16. Oct. 1848. Arnold Ruge.

Nachſchrift. So eben erhalte ich von dem ehemaligen Präſidenten der Nationalverſammlung, welcher den Titel angenommen hat: das Präſidium der Reichsverſammlung, folgenden Brief, der noch das Siegel trägt: „Kanzlei der conſtituirenden Nationalverſammlung.“

An den Abgeordneten zur deutſchen Reichsverſammlung (ſoll heißen conſtituirenden Nationalverſammlung) Herrn Arnold Ruge, Demokrat in Berlin.

In Gemäßheit des Beſchluſſes der Reichsverſammlung in ihrer heutigen 96ſten öffentlichen Sitzung fordern wir Sie auf, entweder ſofort zurückzukehren oder ein definitives Entlaſſungsgeſuch einzureichen, da — zufolge eines früheren Beſchluſſes der Reichsverſammlung — eine zeitweiſe Vertretung eines Abgeordneten durch ſeinen Stellvertreter nicht geſtattet iſt.

Falls die Rückkehr oder jene Erklärung nicht innerhalb drei Wochen erfolgen würde, ſoll Ihr Austritt als erklärt angenommen werden.

Frankfurt a. M., 13. October 1848.

Das Präſidium der Reichsverſammlung.

H. Gagern. Der Schriftführer Fetzer.

Es iſt von geringem Intereſſe, daß ich dem Herrn von Gagern nicht geantwortet und die Thatſache meines Austrittes zu erklären, den vortrefflichen Geſetzgebern in der Paulskirche überlaſſen habe. Aber den offenen Proteſt war die Oppoſition und jeder Einzelne ſeiner Ehre ſchuldig. Die Geſchichte wird richten zwiſchen Denen, die das Vaterland vergebens zu retten geſucht und zwiſchen Jenen, die es ſeit dem erſten Tage ihrer Wirkſamkeit in Frankfurt an Rußland verrathen haben. Möge der Krieg, dem wir entgegengehn, weniger als 30 Jahre dauern und — wenn es noch möglich iſt — ein Guſtav in ihm commandiren, „der den Koſaken auf die Köpfe ſchlägt, daß ſie nicht wieder kommen.“ Uebrigens wird es ſchon jetzt viele gute Männer und ſchlechte Politiker in dem Frankfurter rechten Centrum geben, denen der unverhohlene Ruf ihrer Anführer, an den ſie früher nicht glauben wollten: „es leben die Kroaten in Wien! es leben die Koſaken in Berlin!“ nicht gefällt. Das größte Laſter iſt die Dummheit!

Die Ereigniſſe vom 16. October.

Zum großen Schaden der guten Sache wurde die Aufmerkſamkeit von den entſcheidenden Ereigniſſen in Wien und von der Frage, wie Berlin ſich dazu verhalten ſolle, abgezogen durch die Ereigniſſe des 16. October und ihre Folgen. Ich laſſe hier die Darſtellung der Augenzeugen, die ſich beſtätigt hat und ein lebendiges Bild des Conflictes und der Zuſtände jener Tage giebt, folgen:

Halb zwei Uhr. Soeben langt die Nachricht an, daß draußen im Köpnicker Felde die Arbeiter des Canals mit der Bürgerwehr kämpfen. Ich (Wiß) fuhr eilig in einer Droſchke hinaus auf den Kampfplatz. Ich fragte mindeſtens 30 der Anweſenden, Arbeiter ſowohl als Bürgerwehrmänner über den Beginn des Kampfes und erfuhr Folgendes. Die Arbeiter hielten zu Ehren eines neuen Schachtmeiſters einen Umzug mit einer Fahne, brachten ihm ein Hurrah und beſchloſſen darauf, der Bürgerwehr, welche im Exercirhauſe Uebungen hielt, ebenfalls ein Hoch zu bringen. Sie begaben ſich alſo in's Exercirhaus, der Anführer ergriff das Wort und rief: „Es leben unſere Brüder und Cameraden, die Bürgerwehrmänner!“ Darauf verſuchten ſie mit der Compagnie Brüderſchaft zu machen und zu trinken. Dieſe Annäherung wurde aber zurückgewieſen. Es kam zum Uebelnehmen. Schimpfreden fielen und als ein ariſtokratiſcher Bürger ausrief: „Ihr wollt unſere Brüder ſein? Lumpen ſeid Ihr!“ kam es zu Thätlichkeiten. Die Arbeiter drückten ihre Verachtung ſymboliſch und etwas cyniſch aus.

Die Bürgerwehr zog heran und warf die ganze Maſſe hinaus. Der Hauptmann wurde dabei in's Geſicht getroffen und ſchlug mit dem Degen. Unter dem Ruf der Rache gegen dieſen Mann entfernten ſich die Arbeiter; er ſelbſt mußte eilig entfliehen. Auf dem Köpnicker Felde ſollte der Kampfplatz ſein. Die Arbeiter ſtürzten mit ihren Werkzeugen, erbittert durch die Erzählung ihrer Cameraden, herbei. Es ſammelten ſich große Haufen. Ich war eben auf dem Kampfplatz angekommen, als Alles rief: „Dort kommen die Arbeiter wieder mit ihrer Fahne!“ Ich eilte mit mehreren Anweſenden ihnen entgegen, um dem unſeligen Conflict wo möglich eine andere Wendung zu geben. Als die Arbeiter unſere kleine Truppe ankommen ſahen, machten ſie Halt. Mehrere darunter kannten mich; ich beſchwor ſie, ihr Rachegefühl zu bezwingen; es ſollte das Unrecht, das ihnen widerfahren ſei, geſühnt werden. Alles vergebens. Aus Allen tobte ein Vulkan von Wuth und Empörung. „Unſere Brüder ſind erſchoſſen,“ riefen Alle; „wir müſſen ſie rächen.“ Sie wollten uns mit fortreißen, und ließen ſich nicht mehr halten. Gleich darauf ſehe ich, wie ſie angreifen. Mehrere Schüſſe fallen. Ich ging auf einem Umwege nach der Stelle, wo die Bürgerwehr ſtand. Dort ſah ich, wie die Bürgerwehr, unkluger Weiſe in ihrer Mitte die Conſtabler, durch die Straße zog; ſobald aber ein Bürgerwehrmann einzeln mit ſeinem Gewehr ging oder ſich etwas von der Colonne entfernte, wurde er von Arbeitern umringt und entwaffnet. Unter den zahlreichen Gruppen ſprachen ſich ſelbſt Bürgerwehrmänner mit Entrüſtung über das unſinnige Benehmen jener Compagnie aus, welche den Kampf begonnen hatte.

Nachmittags drei Uhr. In der neuen Roßſtraße ſammelt ſich auf den Generalmarſch immer mehr Bürgerwehr. Es läuft Alles die Straße hinab; ein ungewöhnliches Ereigniß muß vorgefallen ſein. Bald hören wir, man ſtürmt das Haus eines Bürgerwehroffiziers, der auf die Arbeiter hat ſchießen laſſen. Die Compagnien ſtellen ſich auf. Darauf marſchiren ſie über die Brücke nach dem Cölniſchen Rathhauſe zu. Gleich der letzten Compagnie folgt ein grauenerregender Zug. Vier Bahren mit getödteten Männern. Es waren Arbeiter vom Köpnicker Felde. Ihre Freunde trugen ſie. Ein junger Mann mit Säbel und Büchſe in Jägeruniform ging dem Zuge voran. Einige wenige Arbeiter hatten Gewehre, die meiſten trugen Stangen und Werkzeuge. Es waren wenige Männer, welche die Todten geleiteten. Plötzlich fielen Schüſſe. Ein Theil der Bürgerwehr hatte Kehrt gemacht; die Kugeln pfiffen die Straße entlang. Es hieß, man habe auf die Bürger aus den Häuſern geſchoſſen. Der Zug ging fort, die Straße entlang, unter Verwünſchung und Drohung gegen die Bürgerwehr. — Es iſt ein unſägliches Mißverſtändniß, welches die traurigſten Folgen für die gute Sache haben wird, wenn nicht eine unerwartete Wendung die aufgeregten Maſſen verſöhnt. In der Dresdner Straße und am Köpnicker Felde ſind Barricaden entſtanden. Die Arbeiter haben Aufgebote nach allen Arbeitsſtationen geſchickt.

6 Uhr Abends. Alle öffentliche Plätze ſind von der Bürgerwehr, mehrere Barricaden in der Köpnicker- und Dresdnerſtraße von den Arbeitern beſetzt. — Fünf Leichen liegen im Schloß. Eine Commiſſion des Magiſtrats iſt im Schloſſe verſammelt und hat Zeugen beider Parteien verhört. Die Ausſagen ſollen widerſprechend geweſen ſein.

9 Uhr. Eben bei Fackelſchein trägt man noch eine Leiche in's Schloß. Das Volk ſang ein Kirchenlied und zwang die Bürgerwehr die Gewehre zu präſentiren. Der Sicherheitsausſchuß wollte Militär in die Stadt rufen. Die Abgeordneten Temme und Elsner begaben ſich aufs Schloß, um dagegen zu proteſtiren. Die Aufregung iſt unbeſchreiblich, alle Straßen ſind voll Menſchen.

Abends zwiſchen 9 und 10 Uhr war der Schloßplatz dicht mit Menſchen gefüllt. Die Bürgerwehr hatte das Schloß beſetzt und hielt traurige Wacht bei den Leichen des Volkes. Die Menge ſtand theils in bunten, wilden Gruppen, theils bewegte ſie ſich hier und dorthin, wo irgend ein Geräuſch neue Nachrichten verſprach. In den Gruppen hörte man bald ängſtliches Geflüſter, bald die grollende Stimme eines Arbeiters, der flehend und racheſchreiend ſeine nackten Arme emporſtreckte, bald Spott- und Schimpfworte auf die vorüberziehende oder ſtationirte Bürgerwehr. Die Bürgerwehr ſelbſt benahm ſich gerade hier muſterhaft, ſie erduldete die Schimpfworte und Beleidigungen des empörten Volkes, obgleich dieſe Compagnien ſelbſt nicht im Kampfe waren, und für Andere zu leiden hatten. Einer trat ſogar hervor aus den Reihen und ſagte: „Schimpft uns nicht ‚Mörder‘; wir haben noch keine Waffe gegen das Volk gerührt, und werden es nicht thun; es iſt nicht unſere Schuld, daß dieſes unſelige Ereigniß ſtattfand.“ Plötzlich entſteht ein Lärm; ein wilder Knäuel Menſchen kommt heran mit Fackeln. Sie tragen einen Todten. Als ſie in die Nähe des Schloſſes kamen — es waren Arbeiter, welche die Leiche trugen — riefen ſie der Bürgerwehr und dem Volke zu: „Macht Platz euren eignen Todten, die ihr ſelbſt gemordet habt. Nehmt die Hüte ab! Präſentirt das Gewehr!“ Alles nimmt die Hüte ab; die Bürgerwehr macht eine Gaſſe und präſentirt. Der Todte war ein Scharfſchütze der Bürgerwehr, wie ſie ſagten der Vergolder Schneider; er war auf die Barricade der Arbeiter geſprungen, um die rothe Fahne herabzunehmen, und wurde in demſelben Moment von der Bürgerwehr, die hinter ihm eine Salve gab, erſchoſſen.

Mit einem weißen Tuche überdeckt, trugen die Arbeiter ſelbſt eine Leiche ihrer Feinde in das Schloß. Möge die Nemeſis, die in ſolchen Opfern liegt, auch dazu beitragen, daß die Parteien ſich über ihren Leichen verſöhnt die Hand reichen.

Es iſt zwölf Uhr in der Nacht, wo ich dies niederſchreibe. Der unglückſelige Kampf iſt vorüber. Die Stadt hat wieder ihre gewöhnliche Nachtphyſiognomie angenommen. Auf den Straßen herrſcht eine tiefe Stille. Ein heftiger Regen, welcher ſoeben herniederfällt, hat die Blutſpuren von dem Pflaſter vertilgt und die letzten Gruppen nach Hauſe getrieben. In das Schloß, vor dem ſich allein noch eine aufgeregte Maſſe befindet, hat man neun blutige Leichen gebracht. Es ſind meiſtens ſchöne, jugendkräftige Geſtalten, den todesmuthigen Zorn in den bleichen Geſichtern. Ein erſchütternder, herzzerreißender Anblick! Geben wir uns nicht dem Gefühl des Zornes und der tiefen Entrüſtung hin, den er in uns erregt. Seien wir ruhig und beſonnen. Die heutigen Ereigniſſe ſind beklagenswerth, ſie ſind aber auch lehrreich geweſen. Wie ein Mann hat die Bürgerwehr ſich gegen den Gedanken des reactionären Sicherheitsausſchuſſes erhoben, das Militär einſchreiten zu laſſen. Nirgends iſt ſelbſt beim bitterſten Zorn der unglücklich Gefallenen ein anderer Gedanke zu finden, als: wir wollen den Bruderkampf nicht wieder aufkommen laſſen. „Wir wollen unſere Reihen von Volksfeinden reinigen“, rufen die demokratiſchen Wehrmänner. „Wir wollen geſichert ſein gegen das dreimalige Blaſen, welches den Bewaffneten ein Privilegium giebt, uns, die Unbewaffneten, zu erſchießen, uns, die wir die Waffen ſo gut als ſie zu führen wiſſen“, das hört man von den Arbeitern.

Ich ging ſpät durch die Straßen, wo man gekämpft hatte. Um eilf Uhr fand ich mitten im Regen dichte Gruppen vor der Wache des Kölniſchen Rathhauſes. Bürgerwehr und Volk war völlig gemiſcht. Das Volk ſprach ſich tadelnd und heftig aus; die Bewaffneten proteſtirten nicht; die Gruppen waren in Berathung, wie dem Uebelſtande abzuhelfen wäre. Große Züge Bürgerwehr marſchirten vorbei. „Geht nach Hauſe!“ rief man ihnen zu. „Wir werden auch nach Hauſe gehen, denn wir ſind nur noch hier, um Euch marſchiren zu ſehen!“

Größer waren die Gruppen am Tage und in andern Straßen. Die Arbeiter, welche im Feuer geweſen waren, glühten vor Zorn. Einer ſagte zu mir: „Mein Nebenmann wurde erſchoſſen, hier trugen ſie ihn eben vorbei auf's Schloß. Es iſt ſchändlich, was uns begegnet iſt. Wir meinten es gut. Nachher konnten wir nicht fort, wir waren draufgedrängt. Mir iſt die Kugel über die Bruſt gegangen.“ Flüche über den Hauptmann, der Feuer commandirt hatte, folgten dieſen Worten, man hörte Drohungen gegen ihn ausſtoßen, überall war die Rede davon, ſein Haus ſei in Gefahr. Die Veranlaſſung iſt noch nicht gehörig aufgeklärt. Ein Freund, dem ich vollkommen vertraue, ſagte mir, „der Hauptmann, von dem die Rede iſt, ſei Anhänger der Demokratie, und es müſſe noch eine ganz eigne Bewandniß haben. Er glaube nicht daran, daß dieſer Mann ſo ſchuldig ſei, wie das Gerücht ihn hinſtelle.“

Die Barricade in der neuen Roßſtraße war nur durch Miſtwagen und Tonnen gebildet. Sie hielt keinen Schuß ab. Es iſt wahr, daß die rothe Fahne darauf wehte. Es iſt wahr, daß ein junger Mann ſie emporhielt und von Schüſſen durchbohrt hinabſtürzte. Der Vergolder Schneider wurde von Leuten ſeiner eignen Compagnie erſchoſſen. Er kam in die Schußlinie beim Erſteigen der Barricade. Der Major Vogel fiel beim Angriff; er iſt im Unterleibe verwundet. Umſonſt hatten die Demokraten die Arbeiter ermahnt, die Barricade zu verlaſſen. Auch die Abgeordneten Waldeck und Berends konnten nichts ausrichten. Die Leute waren zu ſehr ergrimmt und folgten nur ihrem Zorne über die Auftritte auf dem Köpnicker Felde.

Die Barricade am Anfange der Jacobsſtraße war feſter. Sie wurde am Abend wieder hergeſtellt und iſt zwei Mal genommen worden. Auch hier gab es Todte von beiden Seiten. Die Todten trug man, dies iſt traditionell, aufs Schloß und begleitete ſie mit Trauergeſängen.

In andern Gegenden der Stadt waren Gruppen, die über die Ereigniſſe ſprachen und über Republik und Königthum verhandelten. „So iſt es in Nordamerika nicht,“ ſagte ein Arbeiter, „daß ein Theil ſo niederträchtig behandelt wird, wie wir.“ Man ſuchte ihn zu beſänftigen. Ein Preuße rief aus: „Preußen iſt nicht Amerika.“ Der Arbeiter rief: „Das iſt ganz daſſelbe, Menſchen ſind Menſchen; es iſt gleichviel wo ſie wohnen.“ Der Preuße ſagte: „Sie haben nicht die Bildung, um dies zu verſtehen.“ Der Arbeiter erwiderte: „Ich bin gebildeter als Sie, ich werfe Ihnen Ihre Dummheit nicht vor!“ Hier entfernte ſich der Gebildete.

Auf dem Alexanderplatz war Bürgerwehr aufgeſtellt. Arbeiter zogen mit Fahnen vorbei. Sie ließen die Republik leben, dann die Bürgerwehr. Die Königsſtraße wiederhallte von dieſen Rufen. Die Bürgerwehr verhielt ſich ruhig. Eine Barricade in dieſer Gegend wurde gebaut; man griff ſie nicht an; ſie wurde von ſelbſt wieder verlaſſen. Hier iſt Niemand erſchoſſen worden. Weder der Ehrenpunkt noch der Zorn war hier wirkſam.

In der neuen Roßſtraße entfaltete ſich die größte Maſſe der Bürgerwehr. Ein eigenthümlicher Kampf war der um die Waffen. Ich ſah eine Patrouille von fünf Mann, die auf die Brücke zuzog. Sogleich fanden ſich wohl hundert junge Leute, die ſie umringten, und nun rang man um die Gewehre. Einigen wurden ſie entriſſen; Andere behaupteten ſie. Der Knäuel wälzte ſich hin und her, bis die Compagnie erſchien und die Angreifer, die noch im Handgemenge waren, verhaftete.

Die Deputirten Temme und Elsner begaben ſich ſpät Abends in den Sicherheitsausſchuß, der auf dem Schloſſe verſammelt war und beſchloſſen hatte, Militär zu rufen. Auch Hexamer, als Deputirter des demokratiſchen Clubs, erſchien dort, und erklärte den Herren, daß die Arbeiter nicht angreifen würden; man möge nur von Seiten der Bürger das Feuer einſtellen und keine neuen Angriffe machen. Der Polizeipräſident v. Bardeleben gab ihm die Zuſicherung, daß die Bürgerwehr nicht mehr angreifen werde, aber daß ſie auch ihre Stellungen nicht verlaſſen könne. Der Schloßhof glich einem Kriegslager der Bürgerwehr. Die eiſernen Thore waren geſchloſſen; von Zeit zu Zeit erſchienen Männer mit Fackeln und brachten Leichen, die in's Schloß aufgenommen wurden. Rimpler hatte den Bürgern den Beſchluß, Militär zu requiriren, mitgetheilt. Er erſchien in dem Augenblick, als die Deputation dort war, und erklärte in großer Aufregung die Weigerung der Bürgerwehr dies zuzulaſſen; ſie würde bis auf den letzten Mann gegen das Militär kämpfen, wenn es erſchiene.

Wir haben dieſe Züge aus dem geſtrigen Drama gegeben, wie wir ſie erlebt oder erfahren haben. Die Bevölkerung wogte dabei durch die Straßen und wenn geſchoſſen wurde, ſo traten die Leute nur vor die Häuſer, Männer, Weiber und Knaben zogen unbekümmert um die Kugeln nach den bewegteſten Punkten der Stadt.

17. Oct. 12 Uhr Mittags. Indem ich dies niederſchreibe, bläſt man zum Appell der Quartiere, die du jour haben. Generalmarſch wird noch nicht geſchlagen.

12½ Uhr. Eine Deputation erſcheint vom demokratiſchen Club und verlangt nach verſöhnenden Placaten, die geſtern beſchloſſen ſind und in unſerer Druckerei gedruckt werden ſollten. — Eine zweite Deputation meldet, daß die Arbeiter ſich geſammelt und die neue Roßſtraße hereinziehen, um ſich zur Nationalverſammlung auf den Gendarmenmarkt zu begeben. Bekannte und populaire Männer begeben ſich ſofort in jene Straße, um Conflicte des Zuges mit der Bürgerwehr womöglich zu verhüten.

17. Oct. Die Stadt iſt noch in fortwährender Aufregung. Ueberall wird die Bürgerwehr in ihren Bezirken zuſammengeblaſen. Ueberall bilden ſich Gruppen. Die gemeinſamen Fragen, welche man von allen Parteien

aufwerfen hört, ſind: „Wer hat zuerſt geſchoſſen?“ „Wer hat das Commando zum Schießen gegeben?“ „Wenn kein Commando gegeben worden iſt, ſo iſt das Schießen Mord.“ In der Roſenthalerſtraße hat die Bürgerwehr zwei Chainen gezogen, um das Haus des Bäckermeiſters Schulze zu ſchützen, da, wie es heißt, die Arbeiter mit Aexten kamen, um das Haus zu demoliren.

17. Oct. 1 Uhr. Der große Zug der Arbeiter langt an vor der National-Verſammlung. Die Arbeiter kommen in verſchiedenen Zügen mit Fahnen und unbewaffnet. Es ſind viele Tauſende auf dem Gensdarmenmarkte verſammelt, ringsumher ſteht die Bürgerwehr aufgeſtellt. Der Regen hindert den Zufluß neuer Maſſen nicht. An die große Treppe des Schauſpielhauſes bewegen ſich die neuen Züge heran. Wir zählen 22 Fahnen, ſchwarz-roth-goldene und einige, an denen das Roth und das Gold heruntergeriſſen und nur die ſchwarze Farbe übrig geblieben iſt. Eine Deputation hat die Forderungen der Arbeiter eingebracht, im Secretariat der National-Verſammlung nahmen ſie Berends und Waldeck entgegen. Es wurde die Angelegenheit zur Berichterſtattung auf morgen der Commiſſion für Petitionen übergeben. Berends und Waldeck erſchienen auf der Treppe und Berends erklärte, die Linke werde darauf antragen: 1) daß ſtrenge Unterſuchung eingeleitet und die Urheber beſtraft würden, 2) daß die Leichen der Gebliebenen zuſammen feierlich und auf öffentliche Koſten beerdigt würden, für die Familien der Getödteten und für die Verpflegung der Verwundeten auf Staatskoſten geſorgt, endlich 3) daß der Arbeitslohn für geſtern und heute ausgezahlt werde. Die Arbeiter hatten die ganze Treppe angefüllt und die Deputirten in ihre Mitte genommen. Sie verlangten nun, ehe ſie zurückgingen, daß die Bürgerwehr ſich entferne. Dies geſchah. Beide Theile wechſelten Worte der Verſöhnung. Man gelobte, gegen die Reaction zuſammen zu halten. Der Zug der Arbeiter bewegte ſich die Markgrafenſtraße hinunter, die Bürgerwehr zog nach der Taubenſtraße zu. Der Conflict iſt vermieden. Das Volk wird ſich verſöhnen. Die Bürgerwehr-Zeitung erläßt ſoeben ein Placat, worin ſie zur Eintracht ermahnt. Ein gleiches erſchien geſtern Abend und heute Morgen von den Demokraten.

Jedermann ſah ein, daß dieſer Kampf nur zum Nutzen des gemeinſamen Feindes ausſchlagen könne. Die Verſöhnung wurde vorbereitet und ausgeführt.

In der Berathung der Nationalverſammlung am 18. October über die Petition der Arbeiter hob Waldeck die Bedeutung der Ereigniſſe mit den ſchlagenden Worten hervor: „Wir haben dieſe Ereigniſſe als politiſche Männer zu betrachten und die ungeheure Aufregung, welche ſie herbeigeführt, wir haben die Verſöhnung aller Claſſen in dieſer großen bedeutungsvollen Stadt zu fördern, in dieſer Stadt, von welcher faſt die Geſchicke Preußens und Deutſchlands abhängen. Der geſtrige Tag hat bewieſen, daß in Berlin keine Scheidung zwiſchen Bürger und Volk ſtattfindet, daß bei uns nicht jene traurige Scheidung vorherrſcht, welche in Paris im Juni zu ſo furchtbarem Blutvergießen geführt hat. Sollten wir als politiſche Männer nicht dazu beitragen, dieſe Thatſache zu erhalten? Sollten wir nicht freudig dieſem guten Geiſt der Bevölkerung beiſtimmen? — Von allen Seiten bedroht uns die Reaction. 50,000 Mann Soldaten lagern um Berlin, bedenken Sie das Unglück, wenn man dieſe Truppenmacht in die Stadt geführt hätte! wozu man leider ſchon auf dem Wege geweſen. Das ganze Land iſt in Aufregung, man muß es dem Miniſterium ſagen (Lärm auf der Rechten), daß es auf dieſem Wege nicht weiter gehen kann, weil das Volk, wie der geſtrige Tag gezeigt hat, einig gegen die Reaction iſt. (Ruf: zur Sache!) Das iſt die Sache! und ich empfehle Ihnen die Anträge, weil es der geeignete Weg iſt, dieſe Thatſache zu nützen. — In Wien und Berlin, dieſen beiden Hauptſtädten Deutſchlands gilt es den Kampf für die Freiheit des Volkes! Siegt in Wien das Volk, ſo iſt auch unſere Freiheit geſichert, aber ſie wird am beſten geſichert ſein, wenn, wie geſtern, das Volk einig iſt. Fördern wir alſo mit unſerm Beſchluß dieſe Einigkeit." Leider hatten die Centren der Verſammlung eine andre Anſicht der Sache gefaßt. Sie verwieſen die Petition der Arbeiter an den Miniſter des Innern, d. h. ſie ſetzten den Bock zum Gärtner.

Am 20. October fand die Beſtattung der 9 gefallenen Arbeiter und des Bürgerwehrhauptmanns ſtatt. Vor dem Opernhauſe ordnete ſich am Nachmittage der Zug. Der Bürger Braß ſprach von dem Altan zum Volke:

„Mitbürger und Männer von Berlin, Ihr Alle kennt das beklagenswerthe Ereigniß, welches unſere Brüder dort in den Särgen ſtarr und ſtumm gemacht. Wir vereinigen hier die Bevölkerung dieſer großen Stadt durch ihre Deputationen um dieſen unſeren Mitbürgern die letzte Ehre zu erweiſen; wir vereinigen uns aber auch, um über ihren Gräbern uns die Bruderhand zu reichen und Jeder dem Andern ſein Unrecht, wenn er eins erfahren hat, zu verzeihen. Dies iſt ein erhebender Augenblick. Seine Bedeutung erhöht ſich noch und dieſer Troſt liegt in dieſem Tode, wenn wir uns ſagen: es war die gewaltige Revolution, in der die Menſchheit jetzt die ganze Erde befreien will, der wir dieſe Opfer brachten; es iſt eine neue Religion über die Welt gekommen, die Religion der Freiheit, und dafür ſtürzten dieſe Männer ſich in den Tod, dafür leben wir, und in ihrem Namen rede ich hier zu Euch, Cameraden. Im Namen dieſer Freiheit entſagen wir Alle hier dem Bruderkampfe, der dieſe Opfer gefordert, und wenn neue Opfer nöthig ſein ſollten, ſo wollen wir ſie gemeinſam bringen. In dieſem Gedanken vereinigen wir uns hier Alle, Alle, Alle!"

Der wohlgeordnete Trauerzug bewegte ſich langſam die Linden herab bis an die Friedrichsſtraße, dann dieſe entlang und vor das Halliſche Thor zum Friedhofe. Durch die Mündung der Straße vor dem Thore gewannen wir einen Ueberblick über dieſes Meer von Menſchen im Zuge, in den Straßen als Zuſchauer und in den Fenſtern der Häuſer, über dieſen Wald von Fahnen und Bajonetten der Bürgerwehr, über die Muſikchöre und über den Zug der neun Särge, welche von Freunden der Gefallenen getragen wurden. Es war kein freundlicher Tag, eine naßkalte Herbſtluft hielt gewiß Manchen zu Hauſe. Um ſo ernſter war die Theilnahme, die der Sache ſelbſt und der allgemeinen Verſöhnungsfeier galt. — Am Grabe ſollten einige Deputirte ſprechen; die Enge des Ortes hatte es immer nur Wenigen vergönnt, ihre Worte zu hören. Es ſcheint nicht dazu gekommen zu ſein. Prediger ſegneten, ſo viel wir hörten, die Gräber ein. Unterdeſſen ergoß ſich eine Menge Volks auf die Wieſe vor dem Friedhofe, ein Bauerwagen wurde hinaufgefahren und zur Rednerbühne gemacht, man rief die beliebteſten Abgeordneten vor und zwang ſie, zum Volke zu reden. Es wurden Schüſſe abgefeuert und der Ort glich einem Kriegslager, ſo wie das Begräbniß eine militäriſche Haltung gehabt hatte; und nun, als der Rückzug geordnet war, zogen die Muſikchöre mit kriegeriſchen Märſchen im raſchen Tact vorauf.

Es war ziemlich dunkel geworden, als die letzten Züge in die Stadt traten und ſich hier nach den verſchiedenſten Plätzen theilten, um überall hin durch ihre Muſikchöre den beſänftigenden Eindruck der großen Verſöhnungsfeier, die über den Gräbern der Todten gehalten war, zu verbreiten.

Mit großer Freude hat das Volk die Theilnahme der Abgeordneten von der Linken aufgenommen. Im erſten Enthuſiasmus war ein Fackelzug improviſirt, der vor das Hôtel Mylius zog und den Männern des Volks begeiſterte Lebehochs brachte. Gladbach erwiderte die Anreden. Später beim Schauſpielhauſe ſprach auch noch D'Eſter zu der Menge. Man verbrannte hier die Fackeln und brachte der Rechten eine Katzenmuſik, weil ſie es verſchmäht, den großen Act der Verſöhnung durch ihren Beſchluß zu ſanctioniren.

Während Bürger und Arbeiter ſich über den Gräbern der Gefallenen verſöhnten, erſchien ein Decret aus dem Miniſterium des Innern, wonach an hundert Arbeiter, als wollte man ſagen: ſchlagt los! am Canal entlaſſen wurden und folgende Cabinetsordre von Eichmann contraſignirt wiederholte die Worte vom 15. October:

Die Bürgerwehr Meiner Haupt- und Reſidenzſtadt Berlin hat bei den beklagenswerthen Ereigniſſen des geſtrigen Tages ſich würdig gezeigt ihres Berufes, Meines Vertrauens und der Ehre, die Ich ihr erzeigte, als Ich ihr im März die Waffen in die Hand gab, zur Vertheidigung des Thrones, unſerer Geſetze und der geſtörten Ordnung. Ich gebe Ihnen auf, der Bürgerwehr Meinen anerkennenden Dank dafür in Meinem Namen auszuſprechen. Ich ſpreche ihn aus mit dem ſchönen Gefühle Meiner erfüllten Hoffnung, Meines gerechtfertigten Vertrauens und einer troſtreichen Ausſicht in die Zukunft.

Sansſouci, den 17. October 1848. Friedrich Wilhelm IV.

An den Major a. D. und Oberſt der Bürgerwehr, Rimpler.

(gez.) Eichmann.

Der demokratiſche Bürgerwehrverein findet es ſeiner Ehre angemeſſen, den in jener Cabinetsordre enthaltenen Dank mit aller Entſchiedenheit zurück zu weiſen, eben ſo wie die Vorausſetzungen, auf welche er ſich gründet. Denn erſichtlich iſt jene Cabinetsordre von Geſinnungen dictirt, welche keine volksthümlichen ſind, von Geſinnungen, welche nicht in dem Boden unſerer Märzrevolution wurzeln, von Geſinnungen, welche denen geradewegs entgegen laufen, für welche die demokratiſche Bürgerwehr der Hauptſtadt zu leben, zu wirken und zu ſterben feſt entſchloſſen iſt. Der demokratiſche Bürgerwehr-Verein. Berlin 22. October 1848.

Und die Maſchinenbauer faßten den Beſchluß: „bei irgend einem neuen Conflict ſich unbewaffnet zwiſchen Arbeiter und Bürgerwehr zu ſtellen als Schutz- und Trutzwehr der brüderlichen Einigkeit. Wagt aber die Reaction einen offenen Kampf gegen die gute Sache der Freiheit, dann, Bürger und Arbeiter, ſtehn wir bewaffnet mit Euch in Einer Reihe!“

Die Linke gewinnt die Majorität.

Am 21. October wird der dringende Antrag von Waldeck und Eſſer eingebracht: Die Verſammlung wolle beſchließen:

1) Kein Erlaß kann als Geſetz gelten und als ſolches durch die Geſetzſammlung bekannt gemacht werden, welcher nicht von der conſtituirenden Verſammlung in Berlin beſchloſſen, angenommen oder genehmigt worden iſt.

2) Diejenigen Erlaſſe der Frankfurter Central-Gewalt oder verfaſſunggebenden Verſammlung, welche innere Angelegenheiten der einzelnen Länder, namentlich Polizeiweſen und Strafgeſetzgebung zum Gegenſtande haben, können für Preußen erſt durch die Genehmigung der preußiſchen Volksvertreter geſetzliche Geltung erlangen.

Gründe. Zur Geltendmachung dieſer beiden Sätze bedarf es nicht der Erlaſſung eines Geſetzes; denn ſie ergeben ſich ſchon von ſelbſt aus den beſtehenden Geſetzen, insbeſondere aus der Stellung der National-Verſammlung hier, und aus den Grenzen, welche der Central-Gewalt ſchon vermöge der am 28. Juni 1848 in Frankfurt gefaßten Beſchlüſſe gezogen ſind. Da das Miniſterium indeſſen kürzlich Publicationen durch die Geſetzſammlung, ohne die Verſammlung vorher zu befragen, vorgenommen hat, ſo liegt eine dringende Veranlaſſung vor, die rechtliche Lage der Sache durch einen Beſchluß der Verſammlung — Reſolution, wie es die Engländer nennen — feſtzuſtellen. Die große Dringlichkeit dieſer Angelegenheit bedarf keiner näheren Begründung. Denn wenn das Miniſterium fortfährt, Publicationen durch die Geſetzſammlung einſeitig vorzunehmen, ſo iſt die größte Gefahr vorhanden, daß die Gerichte irrthümlich ſolche als Geſetze zur Anwendung bringen, daß insbeſondere Frankfurter Erlaſſe und ein ganz neues Strafrecht, oder eine Beſchränkung unſerer geſetzlichen Freiheiten bringen, und ihrer rechtlichen Ungültigkeit ungeachtet, doch von den Gerichten dieſes Landes für gültig erachtet werden.

Die Linke ſpricht für die Reſolution, die Rechte dagegen. Die Dringlichkeit wird mit Einer Stimme Mehrheit (174 gegen 173) verneint. Es wiederholt ſich die Erſcheinung, welche das Ja oder Nein des Abgeordneten Riebe zu einer ihm ſelber „unerklärlichen“ Bedeutung erhob, als die rechte Seite ihn beredet hatte ſein Ja in Nein zu verwandeln. Die Entdeckung dieſer Verwandlung machte Aufſehn und ſetzte den Präſidenten Grabow in Verlegenheit; in der nächſten Sitzung erhielt der Antrag der entſchiedenen ‚Linken, „dem Miniſterium die ſchleunige Publication des von der National-Verſammlung beſchloſſenen Jagdgeſetzes zur Pflicht zu machen“ eine beiſpielloſe Mehrheit, und in der Sitzung vom 26. October entdeckt der Präſident Grabow, daß er ſich in der Minorität befindet, als er v. Berg darüber zur Ordnung rufen will, daß dieſer von unwürdigen Mitteln ſpricht, womit die Abſtimmung motivirt wird. Die Rechte beantragt ein Vertrauensvotum mit namentlicher Abſtimmung und bleibt in der Minorität. Der Präſident nimmt einen vierwöchentlichen Urlaub und bittet ſeinen Stellvertreter einzuberufen. Die Majorität der Linken wählt die neuen Präſidenten aus ſich.

Dies Ereigniß entriß der rechten Seite die Leitung der Verſammlung. v. Unruh, Philipps und Waldeck wurden zu Präſidenten erwählt und als der längſt vorhergeſehene Bruch mit der Krone am 9. November eintrat, ſollte von Unruh, ein Mann von ſtrenger Pflichttreue und ein wirklicher Volksvertreter, den Vorſitz führen.

Immer näher rückte indeß die Wiener Kataſtrophe, immer näher die Berliner. Die Reform erhob ihre Stimme und rief:

Wir leſen in den franzöſiſchen Journalen, daß Frankreich Preußen interpellirt hat, ob es Wien unterdrücken und einem Befehl Frankfurts zu dieſem Schritte gehorchen werde. Wir leſen in den franzöſiſchen Journalen, daß Frankreich eine Intervention der Centralgewalt gegen die Ungarn, und das iſt jetzt eins mit Wien, nicht ruhig mit anſehen werde.

Alſo dahin iſt es gekommen? Frankreich beſchützt die deutſche Freiheit gegen die Frankfurter Nationalverſammlung und die deutſche Demokratie in Wien gegen die kroatiſchen Horden?

Wien kämpft verlaſſen und allein. Wir hätten uns längſt für ſeine Sache erheben und von allen Seiten zu Hilfe eilen müſſen. Warum iſt es nicht geſchehen?

Aus dem einfachen Grunde, weil wir nicht frei und die Zügel der Regierung Preußens nicht in den Händen der Revolution, ſondern der Contrerevolution liegen.

Glaubt ihr, daß Frankfurt noch zwei Tage exiſtirte, wenn in Berlin unſre Freunde am Ruder ſäßen? Glaubt ihr, daß dieſe allgemeine Reichspolizei irgend wo anders ihren Halt und ihre Rückenſtärkung hat, als in Berlin?

Wir ſind noch nicht unterjocht, aber wir laſten mit unſerm Soldatenregiment wie ein drückender Alp auf Deutſchland, und wenn Wien zu Grunde geht und die Barbarei eine große Zukunft des deutſchen Namens verwüſtet, ſo ſind wir es, die dieſen Untergang verſchulden, unſer Miniſterium iſt es und unſer Volk, das von einem ſolchen Miniſterium regiert wird.

Wien ſteht in Flammen und wir ſehen dieſem Schauſpiele ruhig zu! Wer iſt ſo blödſinnig, daß er es nicht einſehen ſollte: dieſes Feuer wird uns bald erreichen, wenn wir es dort nicht löſchen helfen?

Dies iſt der ſchmachvollſte Moment in unſerer Geſchichte. Möge die Schmach ſich heute noch in Ehre verwandeln.

Nicht Frankreich, nicht Ungarn; wir haben die Aufgabe, Wien zu retten. Unſer Volk muß die Tyrannei in Deutſchland mit Einem Schlage brechen und den Arm der Volksverräther entwaffnen. Unſere Heere müßten nicht Berlin belagern, ſie müßten Wien entſetzen. Ja, es muß ſein. Berlin muß wie Ein Mann ſich für Wien und gegen die Militärtyrannei in Deutſchland erheben. Kein Mann bleibe gleichgültig bei dem namenloſen Unglück, welches die verruchten Werkzeuge der Reaction über

Deutſchland heraufführen: Jeder ſpreche ſich aus, Jeder handle an ſeinem Ort, zeigen wir Alle, daß wir der Freiheit würdig ſind.

Berlin für Wien! eine Politik der Freiheit an die Stelle der Unterdrückung und der Schmach!

Es kommen die erſten Nachrichten von den Angriffen der czechiſch-kroatiſch-kaiſerlichen Armee auf Wien. Die Breslauer Abgeordneten zum Demokratencongreß bringen ermuthigende Nachrichten; die Diplomaten verlaſſen Wien. Am 29. October fand die Beſprechung der demokratiſchen Abgeordneten verſchiedener conſtituirenden Verſammlungen in Berlin ſtatt. Der Congreß war nicht zahlreich genug, um ein großes moraliſches Gewicht auszuüben. Es kam indeſſen zum Vorſchlage, er möge die Sache Wiens zu der ſeinigen machen und einen Aufruf für Wien an Berlin, an die preußiſche und deutſche Nation erlaſſen. Der einſtimmige Beſchluß wurde indeß zurückgenommen, als der Aufruf zum Vortrag kam. Der demokratiſche Congreß, der gerade in Berlin verſammelt war, hielt es nun für ſeine Pflicht, ſich der Sache Wiens anzunehmen. Er erließ folgenden Aufruf:

An das deutſche Volk!

Lange ſchmachvolle Jahre hindurch ſeufzte das deutſche Volk unter dem Joche der Gewaltherrſchaft. Die blutigen Thaten Wiens und Berlins berechtigten zu der Hoffnung, daß ſeine Freiheit und Einheit mit einem Schlage zur Wahrheit werden würden. Teufliſche Künſte einer fluchwürdigen Reaction traten dieſer Entwickelung entgegen, das heldenmüthige Volk um die Früchte ſeiner großartigen Erhebung zu betrügen. Wien, ein Hauptbollwerk deutſcher Freiheit, ſteht augenblicklich in der höchſten Gefahr. Aufgeopfert durch die Ränke einer noch immer mächtigen Camarilla, ſollte es auf's Neue den Feſſeln einer Zwingherrſchaft überliefert werden. Aber ſeine edle Bevölkerung erhob ſich wie Ein Mann und ſteht den bewaffneten Horden ſeiner Unterdrücker todesmuthig entgegen. Die Sache Wiens iſt die Sache Deutſchlands, iſt die Sache der Freiheit. Mit dem Falle Wiens wird die alte Willkürherrſchaft mehr wie je ihr Banner erheben, mit ſeinem Siege wird ſie vernichtet ſein. An uns iſt es, deutſche Mitbrüder, Wiens Freiheit nicht untergehen zu laſſen, ſie nicht dem Waffenglücke barbariſcher Horden preiszugeben. Es iſt die heiligſte Pflicht der deutſchen Regierungen, mit allem ihrem Einfluſſe der bedrängten Schweſterſtadt zu Hilfe zu eilen; es iſt zugleich aber die heiligſte Pflicht des deutſchen Volkes, im Intereſſe ſeiner Freiheit, im Intereſſe ſeiner Selbſterhaltung zur Rettung Wiens jedes Opfer zu bringen. Nimmer darf es die Schmach ſtumpfer Gleichgültigkeit auf ſich laden, wo das Höchſte, wo Alles auf dem Spiele ſteht. Wir fordern Euch daher auf, Mitbrüder! daß Ihr jeder nach ſeinen Kräften beitragt, Wien von dem Untergange zu retten. Was wir für Wien thun, thun wir für Deutſchland. Helfet ſelbſt! Die Männer, die Ihr nach Frankfurt geſendet, um die Freiheit zu gründen, haben die Aufforderung, Wien zu helfen, mit Hohngelächter zurückgewieſen. An Euch iſt es jetzt zu handeln: Fordert Ihr es mit dem kräftigen und unwandelbaren Willen von Euren Regierungen, daß ſie ſich Eurer Majorität unterwerfen und die deutſche Sache und die Sache der Freiheit in Wien retten. Eilt! Ihr ſeid die Macht, Euer Wille iſt Geſetz! Auf! Ihr Männer der Freiheit, auf! in allen deutſchen Landen, und wo ſonſt der Gedanke der Freiheit und Humanität edle Herzen durchglüht! Auf, ehe es zu ſpät iſt! Rettet die Freiheit Wiens, rettet die Freiheit Deutſchlands. Die Gegenwart wird Euch bewundern, die Nachwelt mit unſterblichem Ruhm belohnen!

Am 29. October 1848.

Der demokratiſche Congreß in Berlin.

An demſelben Tage fand eine große Volksverſammlung unter den Zelten ſtatt. A. Ruge, der die Wiener Angelegenheit, ohne Erfolg bei dem Congreß der Linken, mit großer Beiſtimmung beim Demokratencongreß geführt hatte, trat dafür endlich auch in dieſer Volksverſammlung auf. Er ergriff das Wort zuletzt und ſagte:

„Bürger von Berlin! (Name!) Ich heiße Arnold Ruge und bin jetzt Euer Mitbürger. Ich finde hier den Herd der Freiheit, nicht auf den Bänken der Paulskirche in Frankfurt. Ich habe noch nie das Wort an dieſer Stelle ergriffen, der große Moment aber, in dem wir ſtehen, der entſcheidendſte vielleicht, der je über die deutſche Erde gekommen iſt, drängt mich jetzt dazu. Wien und die Revolution, Wien und Berlin, beide ſind in Gefahr. Ich wende mich an Euch, an das verſammelte Volk, da unſere Deputirte und unſere Regierung Wien verlaſſen haben. Als der Nothſchrei der Wiener vom deutſchen Parlament Hilfe gegen die Räuberbanden der Kroaten ſuchte, welche im Dienſte des Kaiſers Wien brandſchatzen, hat das Parlament mit Hohngelächter geantwortet. Das iſt nicht unſere Empfindung, Männer von Berlin, und ſo ſoll denn das Volk ſein Schickſal ſelbſt beſtimmen und ſeinen Willen deutlich an den Tag legen. Der Untergang Wiens wäre der Untergang Berlins. Wenn dort die Reaction und die Barbaren ſiegen; wenn der Stadtverwüſter Windiſchgrätz Wien zu einem Aſchenhaufen macht, dann werden dieſelben Scheußlichkeiten bei uns beginnen. Bedenkt es wohl. Aber die Siegesnachrichten unſerer Feinde ſind falſch; noch iſt es nicht „zu ſpät." Aber es iſt nöthig, daß wir einmüthig Partei ergreifen. Erklärt Euch in dieſer großen Verſammlung Alle für Wien. Ich ſchlage Euch vor, daß wir beſchließen, was geſchehen ſoll. Zuerſt alſo: Will das Volk von Berlin, welches in vielen Tauſenden aus allen Klaſſen hier verſammelt iſt, die Sache Wiens zu der ſeinigen machen? Diejenigen unter Euch, Bürger, welche den Sieg der Freiheit und Humanität in Wien gegen die Barbaren wünſchen, werden dieſen Beſchluß faſſen, und mögen die Hand erheben. (Es erhoben alle Verſammelte, an 4000 bis 5000 Bürger, und ſelbſt die Damen in den Equipagen ihre Hände.) Nun ſo will ich Euch ſagen, was wir weiter thun müſſen. Wir müſſen die Bürgerwehr und die geſammte Bevölkerung Berlins auffordern, in einer Monſtrepetition vor unſere Nationalverſammlung zu treten, und einen Beſchluß für Wien von ihr zu verlangen, damit die Regierung ſich genöthigt ſieht, ihre Politik zu ändern und für die Rettung eines deutſchen Volksſtammes deutſcher Bildung und deutſcher Freiheit die ganze Macht unſeres Staates in die Wagſchale zu werfen." — Auch dieſer zweite Punkt wurde von der großen Verſammlung einſtimmig zum Beſchluß erhoben. Die Begeiſterung war allgemein. Das Publikum beſtand zum größten Theil aus wohlhabenden Bürgern, aus den Sonntagsgäſten der Zelte. Als Ruge vorſchlug, die Bürgerwehr aufzufordern, erſcholl ein allgemeines Hurrah! — Der Präſident Bayerhofer ſchloß die Verſammlung und ſprach ſeine Freude über die begeiſterte Theilnahme des Berliner Volkes aus.

Der 31. October.

Es ſind bewegte, folgenreiche Tage. Das Gewitter, welches ſich an der Donau entlud und ſo viel Greuel ins Leben rief, ja den roheſten Barbaren eine edle Stadt in ihre wüſte Räuberhand und kalten Mördern ſo viel edle Jünglinge an's Meſſer lieferte, erſchütterte die Luft von Berlin, noch ehe die Gewißheit durch genaue Nachrichten herübergedrungen war. Wir, die wir uns keine Täuſchungen machten über den Untergang der Freiheit, wenn nicht alle Kräfte angeſpannt würden, eilten täglich und nächtlich von Club zu Club, von den Arbeitern zu den Bürgern, von den Soldaten zu den Abgeordneten, von der Bürgerwehr zu den harmloſen Bildungsvereinen der Handwerker, wir ſetzten Himmel und Erde in Bewegung, um es dahin zu bringen, daß eine Berliner, daß eine Preußiſche Frage aus dieſer Sache gemacht würde. Wir haben es nicht erreicht, die Militärtyrannei, der unvermeidliche Verſuch gegen jede große Revolution, iſt hereingebrochen. Nicht gegen, ſondern für die Ruſſen erheben ſich unſre 900,000 Helme. Doch ich fahre in der Erzählung der Ereigniſſe fort.

Am 30. Octbr. Die Wiener Ereigniſſe und die Gefahr eines gewaltſamen Ausbruches der Contrerevolution auch bei uns erregt heute die Gemüther aufs Heftigſte. Keine Gruppe auf der Straße, keine Spaziergänger, die nicht über Wien und über ſein und unſer Schickſal laut und beſorgt ſich äußerten. Wo ein Club beiſammen iſt, ſei er rein politiſch oder wie der Handwerkerverein und die Bürgerwehrclubs zugleich aus einer Genoſſenſchaft anderer Art hervorgegangen, überall werden Reden gehalten und Beſchlüſſe gefaßt für die Vertheidigung unſerer Freiheit und für die Hülfe, die man Wien leiſten muß und die ihm bisher nicht geleiſtet wurde, weil unſere Regierung im Widerſpruch mit der Sympathie des ganzen Volkes für die Feinde Wiens iſt. Die Anträge zur Ueberweiſung einer Aufforderung an die Nationalverſammlung, welche bei den Maſchinenbauern, bei den Handwerkern und bei dem demokratiſchen Bürgerwehrclub eingebracht wurden, fanden daher alle Herzen bereit, und wurden ſofort zum Beſchluß erhoben.

Am 31. October erſchien folgendes Placat:

Hohe Nationalverſammlung! Die Bevölkerung der Stadt Berlin in allen ihren Theilen macht die Sache Wiens zu der ihrigen, ſie hat ſich daher zu der Aufforderung an die Vertreter des Volks vereinigt, daß ſie den Beſchluß faſſen:

„Das preußiſche Volk und die Regierung unſeres Staates ſteht ein für die Sache Wiens und der deutſchen Brüder in Oeſterreich und erhebt ſich mit aller Macht gegen die barbariſchen Feinde unſerer Schweſterſtadt Wien.

Die Bevölkerung der Stadt Berlin hegt das Vertrauen zu den Vertretern des Volks, daß ihr einmüthiger Wille, dem jeder Deutſche und jedes freie Herz im ganzen Lande zujauchzen wird, nicht ohne Eindruck auf ihre Beſchlüſſe bleiben und zur Rettung der deutſchen Freiheit in Wien und zur Wiederherſtellung der Ehre deutſcher Nation führen wird.

Berlin, 30. October 1848.

Dieſe Petition wurde an einem Abende von vielen Unterſchriften bedeckt.

Die Reform von dieſem Tage erhielt folgenden Premier aus Berlin:

Seit länger als acht Tagen bringt die ſichere Kunde nach Berlin, daß Wien von den öſterreichiſchen Truppen und ihren Verbündeten, den Räuberhorden der Kroaten, umzingelt ſei, ſeit länger als drei Tagen hören wir, daß Wien bombardirt werde; ſeit geſtern trifft die ſichere Nachricht ein, daß das Bombardement begonnen habe, daß in den Vorſtädten ſchon die Häuſer brennen — und unſre Nationalverſammlung tagt ruhig als ob „die Völker weit hinten in der Türkei ſich ſchlügen.“ Aus Schleſien kommen Nachrichten, daß die Landwehr mobil gemacht werden ſolle, daß ſie ſich gegen die Einkleidung geweigert habe, weil man ihr den Zweck derſelben hartnäckig verſchweigen. Die Nationalverſammlung erwähnt kein Wort; den Rednern wird ſelbſt das Vergnügen entzogen, zur Tagesordnung zu reden über den blutigen Verrath, den ein deutſcher Fürſt, im Bunde mit fremden Barbaren, an einem deutſchen Bruderſtamme übt — die Tagesordnung wird nicht einmal geſtört; die Flammen von Wien dringen nicht in das parlamentariſche Dunkel des Concertſaales, der Kanonendonner von Wien dringt nicht an die Ohren dieſer kleinlichen Mandatare eines großen Volkes. Seid Ihr blind? ſeid Ihr taub? — Für das Wohl und die Freiheit des Volkes waret Ihr es längſt. Wohlan! ſo ſeid es wenigſtens nicht für Euer eigenes Intereſſe! für Euern eigenen Ehrgeiz! Heute Abend wird die Sache Wiens in Eurem Hauſe vertreten. Der Congreß der Abgeordneten der Linken deutſcher Conſtituirenden hat die Sache Wiens für ſeine eigne erklärt; er hat ſein Mandat erfüllt und iſt auseinandergegangen. Es iſt nicht blos der Kampf gegen die Reaction in Eurem eigenen Schooße, zu dem Euch die deutſche Demokratie auffordert. Wir rufen alle erhabenen Phraſen in Euer Gedächtniß zurück, die von der „großen Geſchichte Preußens“, „von der Rettung ſeiner nationalen Ehre“ in der Nationalverſammlung erklungen ſind. Wenn es nicht Phraſen ſind, die hohl und nichtig, wie das Herbſtlaub der Bäume, bei jedem Luftzug fallen; wenn noch der geringſte Lebenshauch einer wahrhaften Sympathie in ihren Worten athmet, dann muß ſelbſt die Rechte das Miniſterium zwingen, eine andere Politik zu ergreifen, oder abzutreten. Schlimm! daß wir Euch zurufen müſſen: „Es gilt die preußiſche Ehre, es iſt die Frage, ob Preußen für alle Zukunft die Suprematie über Deutſchland erringen oder verſcherzen werden ſoll.“

Ihr werdet uns erwiedern: „Das ſind nicht Eure Intentionen.“ „Ihr wollt die Suprematie Preußens nicht aufrichtig“, „Ihr wollt die volle Selbſtſtändigkeit aller deutſchen Staaten“. Gut! Wir wollen die Rettung Wiens, weil darin die Freiheit eines deutſchen Volksſtammes von kroatiſchen und ruſſiſchen Räuberbanden gefährdet iſt, wir ſehen in der Rettung Wiens einen Sieg der deutſchen Demokratie. Wir werden keine andere Supremaтie annehmen, als diejenige, welche als freiwillige Huldigung der höhern Kraft und Energie der Freiheit gewährt wird, wir werden — in Eurem Sinne — den ſchlechteſten Gebrauch von dieſer Supremaтie machen. Aber hindert Euch das, dieſelbe Politik zu ergreifen? Hindert Euch das, der Demokratie Conceſſionen zu machen, um, wenn auch nicht mit demſelben Verdienſte, Theil an ihrem Glanze zu haben? Seid Ihr ſo ſchwachſinnig, ſo ſtumpf, ſo klein geworden, nicht einmal mehr ehrgeizig, nicht einmal eigennützig in großem Maaßſtabe zu ſein, Andre ſiegen zu laſſen und mit zu triumphiren? Bedenkt es wohl! Es iſt noch nicht „zu ſpät“, bedenkt es wohl, ob Ihr mit dem mühſam aufgerafften Plunder eines dem Untergange geweihten Syſtems zu Grunde gehen, oder noch Theil haben wollt an der Glorie einer großartigen Politik.

Wir ſind entſchieden. Mögen die heldenmüthigen Wiener ſiegen, oder beſiegt werden. Wir wollen heute unſere Stimme erheben; wir wollen ſie morgen erheben; wir wollen nicht ruhen, nicht raſten, wir wollen dem Bürger und dem Bauer, dem Soldaten und dem Arbeiter in das Herz reden und ihrem Verſtande die Wahrheit und Nothwendigkeit dieſer Politik klar machen! Unſere Stimme ſoll nicht mehr unterdrückt werden können. „Erhebt Euch für Wien!“ „Rettet Eure deutſchen Brüder von den Kroaten und ihren Verbündeten.“ Aber heute Abend werden im Concertſaale die Würfel fallen, heute Abend wird es in Eurer Mitte, Vertreter des Volkes, entſchieden, ob ihr an der Spitze des Volkes ſteht, oder an jedem Lebensfaden vom Volke, das Euch auf dieſe Stelle berufen hat, abgeſchnitten ſein, ob Ihr in ſelbſtvergeſſener Ohnmacht das leere Stroh ſpitzfindiger Berathungen dreſchen, oder ob Ihr eine Macht im Volke ſein wollt und ſein werdet.

Am 31 October, Morgens.

Die Treppen des Schauſpielhauſes waren dieſen Morgen dicht gefüllt mit den Bürgern, welche die Petition machen. Mann an Mann, wie Athenienſer im Amphitheater, ſaßen ſie dort. Der ganze Platz vor dem Schauſpielhauſe war in gleicher Weiſe gefüllt. Der demokratiſche Congreß, der Handwerkerverein, die Maſchinenbauer, eine unzählige Menge Bürger, Alles ſchaarte ſich um das Schauſpielhaus. Eine Deputation von drei Männern begab ſich an den Eingang. Der Präſident Unruh erſchien, mit ihm D'Eſter. Ruge übergab D'Eſter die Petition, und theilte dann der Menge mit, daß heute Abend über die Sache entſchieden würde. Die Deputation und der feierliche Zug zog ſich ſodann mit ſeinen Führern zurück. Ein auswärtiges Mitglied des demokratiſchen Congreſſes theilte dem Volke mit, daß der Adel, die Orden und die Titel durch die Nationalverſammlung abgeſchafft worden ſeien. Es wurde dieſe Nachricht mit großem, allgemeinem Jubel begrüßt. Es iſt wahrſcheinlich, daß heute Abend eine große Menge Volks das Reſultat der Berathung über die Wiener Frage vor dem Schauſpielhauſe abwarten wird.

In der Morgenſitzung dieſes ereignißreichen Tages wurde zuerſt in der Berathung des Verfaſſungsentwurfes der Satz „Es giebt im Staate weder Standesunterſchiede, noch Standesvorrechte“, einſtimmig angenommen, der Zuſatz von Behrends: „der Adel iſt abgeſchafft“ mit 200 gegen

153, und der fernere Antrag: „der Gebrauch adeliger Titel und Prädicate in öffentlichen Urkunden iſt unterſagt“ mit 200 gegen 150 Stimmen angenommen; endlich wurde die Beſtimmung: „Orden und Titel, die nicht blos ein Amt bezeichnen, dürfen nicht mehr ertheilt werden“ genehmigt.

In der vielbeſprochenen Abendſitzung vom 31. October zeigt zuerſt ein Schreiben des Miniſterpräſidenten an, daß der Entwurf des Jagdgeſetzes von dem Könige vollzogen iſt und ſofort publicirt werden wird; das Centrum nimmt dieſe Nachricht mit rauſchendem Beifall auf: es beherrſchte dieſen Abend mit ſeiner Halbheit. Waldeck's Antrag: „Zum Schutze der in Wien gefährdeten Volksfreiheit alle dem Staate zu Gebote ſtehenden Mittel ſchleunigſt aufzubieten“, wird verworfen, der Antrag des Centrums, die Centralgewalt zum Einſchreiten für Wien aufzufordern, angenommen. Dies war ein Mißtrauensvotum gegen Frankfurt, während es ſich um eine Aenderung der Preußiſchen Politik handelte. Die gemäßigte Majorität ſprach ſich gegen die Reaction aus, aber ſie wollte nicht handeln: ſie wollte die Ehre haben für Wien klingende Worte zu ſprechen und ließ, ſo weit es von ihr abhängt, Wien zu Grunde gehen. Richtiger, edler fühlt das Volk. Draußen hört man ſein lautes Rufen: die Kunde von Wiens Schickſal hat ſein Herz gerührt; es fordert Hülfe für Wien, Hülfe gegen die Barbaren. Wildbewegte Gruppen ſtehen um den Schein von Fackeln vor den Eingängen. Redner treten auf; ſie werden nicht gehört, das Volk hält ſeine Fahnen empor und meint, „die rothen Fahnen erzählen genug“. Es herrſcht eine ungewöhnliche Aufregung in den Gruppen, der unbefangene Sinn des Volks iſt für eine großartige Politik empfänglicher, als die Gelehrten. „Wir müſſen einen Kreuzzug nach Wien machen!“ rief ein Arbeiter und die Menge jubelte ihm zu. Es war ein Abend voller Leidenſchaft und Verwickelung, ein Nachtſtück ſehr ernſter Art. Die Maſſen der Bevölkerung ohne Waffen, nur mit Fahnen und Fackeln, hielten das Schauſpielhaus förmlich an allen Ausgängen beſetzt, ein Verfahren, welches ſich aus dem Ingrimm über die Handlungsweiſe unſerer Regierungen gegen Wien erklären läßt. Zudem waren dieſe Leute, weil ſie nichts als ihre Maſſe für ſich hatten, der Bürgerwehr auf Diſcretion preisgegeben. Mit der leidenſchaftlichſten Kühnheit vertrauten ſie auf die Gewalt der Bürgerwehr, und nur die Einheit der Stimmung in Allen, die für Wiens Schickſal bewegt waren, machte dieſe Rechnung wahr. Wiederholt rückten die Compagnien mit Trommelſchlag an und trommelten wiederholt ihren Marſch vor der verſammelten Menge, die dann jedesmal in ein lautes Hurrah ausbrach. Man wartete auf das Reſultat, man wurde ungeduldig und als ein Deputirter von der Linken heraustrat mit der Nachricht, man werde die Centralgewalt in Frankfurt auffordern, für die Volksfreiheit und unſere deutſchen Brüder in Wien einzuſchreiten, befriedigte dieſe Nachricht durchaus nicht. „Wie, an die Reichsgewalt appellirt Ihr!“ riefen die Umſtehenden aus. Endlich verlöſchten die Lichter im Sitzungsſaal. Die Abſtimmung war vorüber, das Reſultat bekannt.

Die Abgeordneten begaben ſich nach Hauſe. Die Maſchinenbauer, um Colliſionen zwiſchen Volk und Bürgerwehr zu verhüten, hatten ſich ihrem Verſprechen gemäß unbewaffnet eingefunden und bildeten eine Maſſe am Haupteingange. Kaum hatten ſie aber mit einer weißen Fahne in ihrer Mitte

Platz ergriffen, als plötzlich Sturm geſchlagen wird und eine Abtheilung Bürgerwehr gegen ſie losrückt. Es entſteht ein fürchterlicher Tumult; mehrere Offiziere der Bürgerwehr hauen und ſtechen auf die unbewaffneten Männer ein. Dem Träger der Friedensfahne wurde ein Finger abgehauen, mehrere Andere verwundet und Einer durch einen Degenſtich getödtet. In ſolchen Händen ſind die Waffen! Die Maſchinenbauer entriſſen ihnen ergrimmt die Bajonnette, die Säbel und die Flinten, und mit großer Mühe gelang es den Ruhigeren unter ihnen, den Kampf zu hemmen und die gerechte Rache zu unterdrücken.

So weit alſo waren unſere Vertreter zurück und ſolche Scenen konnten noch von den Bürgern ausgehen! Hätte man nicht die ganze Stadt bis an die Zähne bewaffnen und einſtimmig im Schauſpielhauſe „den Kreuzzug" nach Wien, d. h. nach Potsdam beſchließen müſſen? In Potsdam rechnete man anders. Die neue preußiſche Zeitung erzählt uns an dieſem Tage:

„In Potsdam wurde am Freitag Morgen ein fröhliches Feſt begangen, das um ſo mehr eine nähere Erwähnung verdient, als es den unveränderten Geiſt von Freundlichkeit und Hingebung zeigt, der die Verbindung unſeres Königshauſes mit unſerem Heer zu einer ſo [illegible] und vertrauenerweckenden Erſcheinung macht, wie ſie kein anderes Land bietet. Die Leibcompagnie des erſten Garderegiments hatte den jugendlichen Thronfolger, Prinz Friedrich Wilhelm, königliche Hoheit, bei ſeinem fürſtlichen Geburtsfeſt mit einer Morgenmuſik begrüßt. Am Freitag revangirte ſich der Prinz und lud, als die Compagnie gegen 10 Uhr vom Exerciren kam und ſich vor dem großen Schloß aufſtellte, dieſelbe zum Frühſtück. Die Compagnie zog nunmehr nach dem kleinen Palais, vor dem im Grünen ſechs mächtige Tiſche aufgeſchlagen waren, beladen mit einem kräftigen Soldatenfrühſtück, daneben ein Paar Fäſſer mit bairiſchem Bier und anderem Labſal für die durſtigen Kehlen. Ihre königliche Hoheit die Frau Prinzeſſin von Preußen machte ſelbſt mit der an ihr ſo bekannten wohlthuenden und herzgewinnenden Huld die Wirthin bei dem Feſt Höchſtihres Sohnes und brachte ein Hoch auf die brave Compagnie aus, das dieſe mit einem vielfachen donnernden Hurrah auf die Prinzeſſin, auf den Prinzen und auf das königliche Haus erwiderte. Der junge Prinz bewegte ſich mit der heiterſten Luſt unter ſeinen braven Soldaten und trieb ſie zum Zulangen an. Das ganze Feſt trug einen wahrhaft herzerfreuenden Charakter und endete erſt nach mehreren Stunden, als die Compagnie, Alle mit grünen Zweigen geſchmückt, unter fröhlichem Geſang nach ihrer Caſerne zurückzog."

Da haben wir Verſailles und das Feſt der Gardes du Corps: „O Richard, o mein König, die ganze Welt verläßt Dich!"

Am 2. November erhielten wir Nachricht von der Wiener Kataſtrophe. Der General Pfuel, der in der Wiener Frage mit der Majorität geſtimmt, giebt ſeine Entlaſſung an. Wir leſen folgendes Placat des Miniſter Eichmann an den [illegible]:

Die Vorgänge des geſtrigen Tages während der beiden Sitzungen der Nationalverſammlung legen der Regierung die unabweisbare Pflicht auf, zur Aufrechthaltung der geſetzlichen Ordnung und zur Verhütung von Unverhinderung drohender Gefahr alle ihr zu Gebot ſtehenden Mittel in Anwendung zu bringen. Es ſind demgemäß die betreffenden Behörden angewieſen worden, in allen derartigen Fällen, ſobald die zunächſt zur Aufrechthaltung der Ordnung berufene Bürgerwehr dieſer ihrer Aufgabe nicht rechtzeitig und vollſtändig genügt, ſofort die bewaffnete Militärmacht zu requiriren, und nach §. 76 des Bürgerwehrgeſetzes vom 17. v. M. in Thätigkeit treten zu laſſen. — Es wird dies hiermit zur öffentlichen Kenntniß gebracht. Berlin den 1. Nov. 1848.

Der Graf Brandenburg iſt mit der Bildung eines neuen Miniſteriums beauftragt. Von dieſem Augenblicke an fällt das ganze Intereſſe der Bewegung in die Nationalverſammlung. In ihren Sitzungen ſchlägt das Herz des Volkes, alle Parteien vereinigen ſich mit ihr gegen die Militärrevolution. Es iſt ihre 92. Sitzung, vom 2. November Morgens.

Die Verſammlung iſt in ſehr aufgeregter Stimmung; der Miniſtertiſch iſt leer. Nach Annahme des Protokolls wird ein Schreiben des Miniſterpräſidenten Pfuel verleſen, in welchem er anzeigt, daß er aus Geſundheitsrückſichten ſeine Entlaſſung gegeben, und daß der König ſie angenommen habe. Ein anderes Schreiben des Grafen Brandenburg zeigt an, daß er mit der Bildung eines neuen Miniſteriums beauftragt ſei, und die Verſammlung wird erſucht, ihre Sitzung bis nach vollendeter Bildung des neuen Miniſteriums zu vertagen.

Phillips ſtellt ſofort den Antrag: „die Verſammlung wolle in Betracht der Ernennung des Grafen Brandenburg zum Miniſterpräſidenten, und des Erlaſſes des Miniſters Eichmann wegen Requiſition des Militärs die Sitzung bis Nachmittag 1 Uhr vertagen, um dann über die Lage des Landes zu berathen und Beſchluß zu faſſen.“

Reichenbach fragt, ob die Anzeige Brandenburgs von irgend einem Miniſter contraſignirt ſei; der Präſident erklärt, ſie enthalte keine weitere Unterſchrift, als die verleſene; v. Berg: dann hat das Schreiben gar keinen amtlichen Charakter und gehört in die Petitions-Commiſſion. (Bravo.)

Jung, für den Antrag: Meine Freunde und ich, wir haben das abgetretene Miniſterium vom Anfang ſeiner Entſtehung an angegriffen und wir hatten gute Gründe dazu, aber wir ſind jetzt zu der Ueberzeugung gelangt, daß der Miniſterpräſident das Beſte wollte, allein Unverſtand und böſer Wille haben ſeine Thätigkeit gehindert. Dieſer Mann, dem ich nunmehr meine vollſtändigſte Anerkennung ausſpreche, iſt jetzt abgetreten, aber das Syſtem, welches ſeine Schritte lähmte, iſt geblieben, es wird jetzt in dieſem Augenblicke mächtiger und kühner geworden ſein als bisher, und darum müſſen wir wachen, daß unſere Freiheiten und Rechte nicht verletzt werden. (Lauter Bravo.)

Reichensperger ſtellt den Antrag, die Verſammlung möge ſich nicht auf beſtimmte Zeit, ſondern von Tag zu Tag bis zur Ernennung eines neuen Miniſteriums vertagen; — die ganze Rechte unterſtützt den Antrag. Es unterſtützt ihn, indem er auf die Gefahren einer Vertagung, in welcher die Krone nicht vertreten ſei, aufmerkſam macht.

Waldeck: Höchſt wahrſcheinlich ſind wir zum dritten Male in der Lage, uns zu entſcheiden, ob wir denn ſo unmündig ſind, ohne Miniſterium nicht berathen und beſchließen zu können. Am 7. Septbr. war das Miniſterium durch die Majorität dieſer Verſammlung genöthigt worden abzutreten, und wir hatten darum eine gewiſſe Rückſicht auf die Zuſtände zu nehmen, die wir mit herbeigeführt; aber jetzt, wo ein Miniſter ſeine Entlaſſung giebt, ohne von der National-Verſammlung dazu veranlaßt zu ſein, ja, nachdem er ſelbſt mit der Majorität dieſer Verſammlung ſeine Stimme abgegeben, da drohte Gefahr; wir dürfen in dieſer Lage nur bis Nachmittag unſere Sitzungen vertagen; denn wahrſcheinlich werden wir ſie bald **permanent** machen müſſen. (Lautes Bravo von der Linken.) **Borriſius** erklärt ſich für den Phillipps'ſchen Antrag, da der Zweck deſſelben nur der ſei, den Fractionen der Verſammlung Zeit zu einer Berathung zu laſſen, die Lage der Dinge bringe die höchſte Aufregung im Volke hervor, „wir müſſen dem Volke zeigen, daß wir es vertreten!" (Allgemeiner Beifall).

Zu dem Antrage von Phillipps wird von **Dierig** das Amendement geſtellt, die Sitzung bis morgen zu vertagen. v. **Berg** und **Elsner** haben den Zuſatz eingebracht, daß die Miniſter aufgefordert werden, der Nachmittagsſitzung beizuwohnen. — — Der Antrag von **Phillipps** wird mit ſehr entſchiedener Majorität angenommen, endlich das Amendement Berg-Elsner.

Der Präſident will nunmehr die eingegangenen Urlaubsgeſuche verleſen; man ruft von verſchiedenen Seiten: „Keinen Urlaub! keinen Urlaub!" Die Verſammlung trennt ſich in großer Aufregung um 11½ Uhr.

Kurz nach 1 Uhr beginnt die Sitzung der Nationalverſammlung wieder. Die Zugänge des Hauſes ſind ſehr belebt. Es herrſcht eine große Begeiſterung für die Nationalverſammlung, deren Haltung eine völlig veränderte iſt, ſeit die Ernennung Brandenburgs bekannt geworden. Die Gruppen ſind erfüllt von dem wärmſten Intereſſe für unſere Entwicklung; die Bürgerwehr eilt zu den Waffen und erſcheint zahlreicher, als gewöhnlich. Man wird drinnen und draußen permanent bleiben, bis die Antwort des Königs an die Deputation der 25 Mitglieder, welche nach Potsdam geſendet wird, um die kritiſche Lage des Landes darzulegen, verkündet werden kann. Der Himmel begünſtigt die Verſammlung des Volkes. Hoffentlich wird uns die Entſchiedenheit der Nationalverſammlung retten.

Wir begeben uns in die Nachmittagsſitzung der Nationalverſammlung.

Der Präſident v. Unruh eröffnet die Verſammlung gegen 2 Uhr. (Am Miniſtertiſch fehlt nur v. Pfuel.) — Er verlieſt Urlaubsgeſuche v. Pfuel, Sperling, Mallenhauer, [illegible] ([illegible]), Hermes, [illegible], Neumann, Clemens, Jost und Eisenbach. — Sodann theilt er mit, daß ihm ein zweites Schreiben des Grafen Brandenburg zugegangen; der Secretair verlieſt es; es enthält eine Abſchrift der Cabinets-Ordre, durch welche Graf Brandenburg mit der Bildung eines neuen Miniſteriums beauftragt wird. In derſelben heißt es: „nachdem der Miniſterpräſident v. Pfuel wiederholt um ſeine Entlaſſung nachgeſucht, und die übrigen Miniſter mir auch haben erklären laſſen, daß ſie das Miniſterium als aufgelöſt betrachten, beauftrage ich ꝛc."

Der Präſident zeigt an, daß ihm für die heutige Sitzung zwei Anträge übergeben worden ſeien: der eine von Jacobi, Temme und Waldeck, des Inhalts: „die Verſammlung wolle beſchließen, ſofort durch das Plenum eine Commiſſion von 21 Mitgliedern, nach der bei der Wahl des Vicepräſidenten vorgeſchriebenen Art zu ernennen und dieſer den Auftrag zu ertheilen, die in der obwaltenden bedrohlichen Lage des Landes geeigneten Mittel vorzuſchlagen, und die Sitzung nicht eher zu ſchließen, als bis die Commiſſion ihren Bericht erſtattet hat, und darüber Beſchluß gefaßt iſt." — Der zweite Antrag iſt von Unruh, Phillips, Rodbertus, v. Berg und Wachsmuth und geht dahin: die Verſammlung wolle beſchließen, eine vom Präſidio zuſammengeſetzte Commiſſion, beſtehend aus 25 Mitgliedern, zu beauftragen, ſofort den Entwurf einer Adreſſe an Se. Majeſtät über die Lage des Landes der Verſammlung vorzulegen, und nach Annahme derſelben unter Vortritt des Präſidenten ſie Sr. Majeſtät überreichen zu laſſen". — Beide Anträge werden unterſtützt. Der Präſident erklärt, die Dringlichkeit derſelben verſtände ſich von ſelbſt, da die gegenwärtige Sitzung eigens zum Behufe einer ſolchen Berathung anberaumt worden.

Eichmann, Miniſter des Innern: Er bedaure, daß die Auskunft, welche man erwarte, nicht ſo vollſtändig war; die Anzeige von heute Morgen ſei jetzt ergänzt durch die von ihm contraſignirte Cabinetsordre; der Miniſterpräſident habe wiederholt und dringend um Entlaſſung gebeten, der König habe ſie ertheilt, die übrigen Miniſter hätten das Cabinet als aufgelöſt betrachtet und der König habe ſich deshalb entſchloſſen, dem Grafen Brandenburg die Bildung des neuen Miniſteriums aufzutragen; die gegenwärtigen Miniſter, obwohl ſie die Geſchäfte einſtweilen verſehen würden, könnten ſich doch nicht mehr im vollen Sinne als Vertreter der Krone betrachten und hätten deshalb gewünſcht, die Verſammlung hätte ſich bewogen gefunden, die Sitzungen auf einige Tage auszuſetzen bis zur Bildung eines neuen Miniſteriums. — Jacobi: Meine Herren, die ernſte und bedrohliche Lage, in der ſich das Land gewiß nach unſer Aller Meinung in dieſem Augenblick befindet, iſt das traurige Geſchenk dieſer Miniſterien, die entweder nicht die Fähigkeit oder nicht den Muth hatten, einer Faction des Landes, der Camarilla, entgegenzutreten. Die Krone hat, wie wir eben erfahren, den Grafen Brandenburg, der im Lande als ein eifriger Vertreter des Abſolutismus gilt, mit der Bildung des Miniſteriums beauftragt; die Krone hat uns damit den Fehdehandſchuh hingeworfen. Zaudern wir nur nicht; es gilt jetzt die Frage, ob wir durch entſchiedene Schritte die Krone warnen wollen, um ſie von dem Wege des Verderbens abzubringen, oder ob wir durch unentſchiedene Schritte das Wohl des Landes und der Krone ſelbſt gefährden wollen. Der Bürgerſtand vertraut uns noch, thun wir unſere Pflicht, ſonſt wird der Bürger ſich ſelber helfen, und zwar durch eine neue Revolution! Deshalb bin ich gegen alle Schritte, die unentſchieden ſind! Wien kann uns eine Warnung ſein! Wien würde jetzt nicht bombardirt werden, wenn es nicht ſo viele Deputationen und Adreſſen an den Kaiſer geſchickt hätte! Das Vaterland iſt in

Gefahr? Es gilt jetzt nicht, ſchöne Reden zu halten, ſondern ſchnelle und entſchiedene Schritte zu thun! (Beifall auf der Linken.)

Arntz: Viele Worte ſind zur Empfehlung unſeres Antrags nicht nöthig, das Land kann in Gefahr kommen; an uns iſt es, ſie zurückzuhalten; wir müſſen einſchreiten, um der Krone die Lage des Landes richtig darzuſtellen. Wir haben als Vertreter des Volkes Verpflichtungen gegen die Krone; und wir müſſen unverzüglich eine Deputation mit einer Adreſſe an Se. Majeſtät abſenden, und freimüthig die Lage des Landes vorſtellen. Wollten Sie, wie ein anderer Antrag vorſchlägt, erſt der Commiſſion auftragen, die geeigneten Mittel für die gegenwärtige Lage zu ſuchen, ſo würde darüber eine gewiſſe Zeit vergehen; deshalb haben wir gleich ein Mittel vorgeſchlagen, und der Kürze wegen beantragen wir, daß die Commiſſion nicht erſt aus dem Plenum hervorgehe, ſondern vom Präſidio gewählt werde. — **v. Berg**: Die Verſchiedenheit der beiden Anträge beruht auf einer Verſchiedenheit der Anſichten über die Verhältniſſe. **Wir** betrachten dieſe Verſammlung und die Krone nicht als zwei entgegengeſetzte Mächte, ſondern als zuſammengehörig, zwiſchen welche ſich aber eine feindliche Macht eingeſchlichen haben kann. Man ſagt: Graf Brandenburg ſei nicht der Mann des allgemeinen Mißtrauens, aber das genügt uns nicht, wir verlangen einen Mann des Vertrauens. Se. Majeſtät ſcheint nicht gehörig unterrichtet von der Geſinnung der Volksvertreter und von der Stimmung und Lage des Landes. Die Ernennung des Grafen Brandenburg iſt ein geſetzlicher Schritt, aber die Abſendung einer Deputation iſt auch ein geſetzlicher Akt, für welchen die Präcedenzfälle anderer Kammern ſprechen; wie wir uns mit der Krone auf dem geſetzlichen Boden finden und begegnen. Verlaſſen wir das Volk nicht, aber verlaſſen wir auch die Krone nicht, ohne dazu provocirt zu ſein.

Nachdem noch **Grün** für den Jacoby'ſchen Antrag, der den andern nicht ausſchließe, geſprochen, trägt **Waldeck** auf Schluß der Debatte an; er wird angenommen. — Für den Antrag Jacoby's erhebt ſich nur die reine Linke, und der von Arntz und Genoſſen wird daher mit allgemeiner Zuſtimmung angenommen.

Zur Commiſſion werden vom Präſidenten folgende Perſonen ernannt: Arntz, Rodbertus, Bucher, Kirchmann, Berg, Bornemann, Reichensperger, Milde, Kämmerer, Riedel, Jacoby, D'Eſter, Behnſch, Spitzbarth, Duncker, Wachsmuth, Severin, Puttkammer, Zacharias, Kuhlwetter, Oſtermann.

D'Eſter interpellirt Herrn Eichmann: 1) ob das Plakat wegen Requiſition des Militairs wirklich von ihm ausgegangen, und 2) wie er in dieſem Falle das nach den Geſetzen zu rechtfertigen gedenke.

Die ſofortige Einbringung der Interpellation wird durch Zuſtimmung der Majorität geſtattet.

D'Eſter: Das Plakat iſt bekannt, es wird darin eventuelles Einſchreiten des Militairs auf Befehl der Behörden angedroht, ohne daß man weiß, welche Behörden gemeint ſind; nach dem Geſetze ſteht die Requiſition des Militairs nicht allen Behörden zu. (Die Rechte unterbricht den Redner mehrfach.) Ich frage den Miniſter, welche Auskunft er zu geben hat.

Eichmann verließt zunächſt die Bekanntmachung ſelbſt, kommt dann auf die Ereigniſſe von vorgeſtern, und hat ihm von der Minorität dieſer

Verſammlung bereits Vorwürfe wegen erlittener Inſulten gemacht worden; wenn es daher der Bürgerwehr nicht möglich ſei, Ordnung zu erhalten, ſo werde der andere, der bewaffnete Theil des Volkes einſchreiten, und zwar auf Requiſition des Magiſtrats, des Sicherheitsausſchuſſes oder des Polizeipräſidiums.

D'Eſter: Nach dem Geſetz, Herr Miniſter! iſt die Requiſition des Bürgerwehrcommando's erforderlich, die des Polizeipräſidiums aber unzuläſſig. Sie ſprechen von Vorwürfen einer Minorität? Nun denn, es iſt Ihnen hier auch von einer Minorität, hinter welcher die Majorität des Volkes ſteht, der Vorwurf gemacht worden, daß Ihre Handlungen freiheits- und volksfeindlich ſeien, und Sie haben dieſe Vorwürfe nicht berückſichtigt; Sie haben das Land in die Gefahr gebracht, in welcher wir jetzt ſtehen! Ich bin mit Ihrer Antwort durchaus nicht befriedigt. — Behrends, zu factiſcher Bemerkung: Ich habe blos mitzutheilen, daß in dieſem Augenblick das Bürgerwehrcommando gegen das Placat des Miniſters proteſtirt. — Die Sitzung wird auf eine Stunde vertagt.

Wiedereröffnung der Sitzung. Der Präſident zeigt an, daß die ernannte Commiſſion die Adreſſe entworfen, discutirt und einſtimmig angenommen hat. Die Adreſſe wird verleſen. Der Präſident fragt, ob ſie gegen die Adreſſe etwas zu erinnern finde, man verlangt ſie nochmals zu hören, und ſie wird deshalb abermals verleſen. Die Adreſſe wird mit großer Majorität angenommen. (S. die Adreſſe unten.)

Der Präſident zeigt an, daß ein dringender Antrag vorliege, und daß ſich die Deputation ſofort nach Potsdam begeben müſſe; er fordert daher den Vicepräſidenten Philipps auf, den Vorſitz zu übernehmen.

Der Antrag geht dahin: die Sitzung nicht eher zu ſchließen, als bis die an den König entſendete Deputation zurückgekehrt iſt. (Die Rechte brüllt: 'Permanenz-Erklärung! Permanenz!') — der Antrag iſt geſtellt von Schulze (Delitzſch) und Siler; der letztere motivirt die Dringlichkeit mit einer energiſchen Erinnerung an die Gefahr und Aufregung des Landes; Rehfeld beſtreitet die Dringlichkeit, die Aufregung ſei nur ſubjectiv. Der Schluß der Debatte wird beantragt und angenommen. Parriſius und Schneider (Schönebeck) beantragen den Namensaufruf über die Dringlichkeitsfrage. — Die Rechte lärmt und tobt, beſonders Herr Mätte, ſie will durch Verlaſſen des Saals die Verſammlung beſchlußunfähig machen; der Lärm nimmt überhand.

Die Dringlichkeit des Antrags wird indeſſen mit circa 70 Stimmen Majorität anerkannt, und der Antrag ſelbſt wird vorausſichtlich angenommen werden. Die Rechte hat in der boshafteſten Abſicht den Saal verlaſſen, iſt aber in ihren Erwartungen getäuſcht.

Die Dringlichkeit wurde mit 189 Stimmen gegen 122 Stimmen anerkannt, inzwiſchen hatten aber ſo viele von der Rechten den Saal verlaſſen, daß die Verſammlung offenbar nicht mehr vollzählig iſt. Der Namensaufruf ergab, daß nur 187 Mitglieder gegenwärtig ſind; nach längerer Discuſſion über das Geſchäftsreglement erklärt der fungirende Vicepräſident Philipps, daß er unter den gegenwärtigen Umſtänden den Saal nicht verlaſſen, ſondern um 9 Uhr die Sitzung wieder eröffnen werde; er ſetze voraus, daß bis dahin die Mitglieder ſich wieder einfinden werden.

Adreſſe der Nationalverſammlung an den König.

Majeſtät!

In Folge der Benachrichtigung, daß der Graf Brandenburg mit der Bildung eines neuen Cabinets beauftragt iſt, hat die Nationalverſammlung in ihrer heutigen Sitzung den Beſchluß gefaßt, aus ihrer Mitte eine Deputation an Ew. Majeſtät zu entſenden, um Sie davon in Kenntniß zu ſetzen, daß dieſer Schritt Ew. Majeſtät die größten Beſorgniſſe im Volke erregt und unabſehbares Unglück über das Land zu bringen droht. Schon ſeit Wochen haben unheilvolle Gerüchte Eurer Majeſtät Volk über die Abſichten der Reaction erſchreckt und die Ernennung des jetzt abgetretenen Miniſteriums hatte dieſe Gerüchte nicht zu ſchwächen vermocht. Eine Regierung unter den Auſpicien des Grafen Brandenburg, welche wiederum ohne Ausſicht iſt, eine Majorität in der Verſammlung und Vertrauen im Lande zu gewinnen, würde die Aufregung unzweifelhaft zum Ausbruch ſteigern und unendlich traurige, an das Geſchick eines Nachbarſtaates erinnernde Folgen für Ew. Majeſtät Hauptſtadt und Land nach ſich ziehen.

Ew. Majeſtät ſind von Ihren bisherigen Räthen über den Zuſtand des Landes nicht wohl unterrichtet worden, wenn man Ihnen dieſe Gefahr für Thron und Land verſchwiegen hat. Wir legen daher die ebenſo ehrfurchtsvolle als dringende Bitte an Ew. Majeſtät Herz, ein Herz, das ſtets für das Wohl des Volkes geſchlagen hat, dem Lande durch ein volksthümliches Miniſterium eine neue Bürgſchaft dafür zu geben, daß Ew. Majeſtät Abſichten mit den Wünſchen des Volkes in Einklang ſtehen. —

Faſt einſtimmig wurde dies vernichtende Mißtrauensvotum gegen das bisherige und dieſe energiſche Proteſtation gegen das in Ausſicht ſtehende Miniſterium in der wiedereröffneten Sitzung angenommen. Nur Niemeyer aus Halle und ſein Nachbar erhoben ſich nicht dafür. Alles fühlte den großen feierlichen Moment unſerer Geſchichte, welcher aus unſerer Volksſouveränität eine Wahrheit macht.

Dazu die Maueranſchläge des Commandanten der Bürgerwehr und die Interpellation d'Eſters gegen den Polizeiminiſter Eichmann; und es iſt klar, eine große Wendung iſt eingetreten. Rimpler ermahnt das Volk „ſich mit der Bürgerwehr zu vertragen, und erklärt das Verfahren von Eichmann für unconſtitutionell." Das Volk iſt ruhig, aber entſchloſſen. Alles iſt eins für den großen Zweck, das Militärregiment zu beſeitigen. Es iſt 6 Uhr Abends. Die Deputation nach Potsdam iſt abgegangen.

Dieſe Wendung der Dinge beruhte auf den Nachrichten über Wien, die den Entſchluß der hochheiligen Potsdamer Camarilla zu der großen Unthat, die Freiheit und die Selbſtſtändigkeit der Nation zu verrathen, zur Reife gebracht hatten. Auch wir verhehlen uns die traurige Wahrheit keinen Augenblick länger. Die Reform vom 3. November enthielt folgenden Aufruf: „Wien iſt gefallen!"

So wär' es denn gelungen; auch in Wien iſt das große Verbrechen vollzogen. Die Helden der jungen Freiheit ſind kämpfend gefallen, die Barbaren hauſen in der edelſten Stadt unſeres Vaterlandes, und kein Themiſtokles hat die freien Männer auf das Meer hinaus führen können, um nach dieſen Thermopylen der republikaniſchen Bildung auf dem edlen Geiſte der Menſchheit ein zweites Salamis zu bauen.

Wir haben uns zu ſpät betheiligt; wir erleben das Gräßliche über Nacht, und wenn jetzt nicht der Genius unſers Volkes ſeinen Todtenſchlaf bricht, ſo iſt ganz Deutſchland in wenigen Tagen tiefer zurückgeſunken, als es vor der Märzerhebung war.

Unterdeſſen ſind die Greuel dieſes Sieges ſo empörend, daß nur wenige entmenſchte Gemüther ihnen Beifall zujauchzen werden.

Ueber Wiens Schickſal giebt es nur zwei Parteien, die der Barbarei und die der Menſchlichkeit. Es iſt unmöglich, daß die Gefahr des deutſchen Namens, der Sitte und Bildung, aus der uns die Freiheit geboren wurde, nicht das ganze noch unbeſiegte Vaterland ergreifen ſollte.

Von jetzt ab alſo noch eine ſlaviſche Tyrannei in Europa? von jetzt ab die Unmöglichkeit, das ſchöne Oeſterreich für Deutſchland zu erhalten?

Nehmen wir die gräßliche Thatſache hin; ſie iſt unſre Schuld; aber jetzt noch einmal iſt es an Preußens Volk, für die Civiliſation einzuſtehen und der Barbarei einen feſten Damm entgegenzuſtellen.

Söhne des Volks, unbewaffnet oder bewaffnet, erkennt Eure heilige Pflicht. Nur einmal lebt die Freiheit im Univerſum, laßt Europa nicht untergehn in dieſe aſiatiſche Knechtſchaft, die über das Menſchengeſchlecht hereinzubrechen droht.

Um 1 Uhr in der Nacht vertagte ſich die Verſammlung bis 9 Uhr Morgens. Die Volksmaſſen zerſtreuten ſich, die Bürgerwehr begab ſich nach Hauſe. Bei Eröffnung der Verſammlung bildet die Bürgerwehr eine Garde des Schauſpielhauſes, das Volk verſammelt ſich, man lieſt eine kalte Entſchloſſenheit auf allen Geſichtern. Es wird über die Audienz in Potsdam Bericht erſtattet.

Die 25 Abgeordneten der Nationalverſammlung an den König langten um 7 Uhr in Potsdam an. Sie begaben ſich ſofort nach Sansſouci. Der Adjutant des Königs, v. Manteuffel, erklärte, daß er ſchon ſeit dem März Befehl habe, Deputationen nicht anders als in Gegenwart der verantwortlichen Miniſter vorzulaſſen. Hierauf verlangte der Präſident Unruh perſönlich eine Audienz. Der Adjutant erklärte, der Präſident ſtände hier an der Spitze der Deputation. Er entfernte ſich. Als er zurückkehrte, brachte er die Nachricht: „Es ſei eine telegraphiſche Depeſche von den Miniſtern eingetroffen, Se. Majeſtät möge die Deputation empfangen.“ Die Abgeordneten begaben ſich in das Audienzzimmer. Der König trat herein. Bevor jedoch der König eingetreten war, hatte der Präſident Unruh ihm durch den Adjutanten das Original der Adreſſe überreichen laſſen. Der Präſident verlas nun die Adreſſe. Bei den Worten: „Eine Regierung unter dem Vorſitze des Grafen Brandenburg, welche wiederum ohne Ausſicht iſt, eine Majorität in der Verſammlung und Vertrauen im Lande zu gewinnen, würde die Aufregung unzweifelhaft zum Ausbruch ſteigern und unſäglich traurige, an das Geſchick eines Nachbarſtaates erinnernde Folgen für Ew. Maj. Hauptſtadt und Land nach ſich ziehen. Ew. Majeſtät ſind von Ihren bisherigen Räthen über den Zuſtand des Landes nicht wohl unterrichtet worden, wenn man Ihnen dieſe Gefahr für Thron und Land verſchwiegen hat,“ drehte der König der Deputation den Rücken zu und blieb in dieſer Stellung bis zu den Worten:

„Wir legen die ebenſo ehrfurchtsvolle als dringende Bitte an Ew. Majeſtät Herz, ein Herz, das ſtets für das Wohl des Volkes geſchlagen hat," wo er ſich der Deputation wieder zuwandte.

Als die Adreſſe verleſen war, nahm der König dem Präſidenten Unruh das Papier aus der Hand, faltete es ſehr haſtig zuſammen, machte eine ganz kurze Verbeugung, und wollte ſich entfernen. Indem er im Weggehen war, und Unruh das Wort noch nicht ergriffen hatte, bemerkte Jacoby: „Wir ſind nicht blos hierher geſendet, um Ew. Majeſtät eine Adreſſe zu übergeben, ſondern auch um Ihnen über die wahre Lage des Landes mündlich Auskunft zu ertheilen. Geſtatten Ew. Majeſtät uns Gehör!"

Der König wandte ſich an der Thüre um und ſagte haſtig: „Nein!"

Während der König durch die Thüre ging, rief Jacoby ihm nach: „Das iſt eben das Unglück der Könige, daß ſie die Wahrheit nicht hören wollen."

Hierauf kam der Adjutant zurück und ſagte: „Mit Bezug auf die letzten Worte des Abgeordneten Jacoby könne Se. Majeſtät für jetzt keine Antwort geben. Meine Herren, Sie ſind entlaſſen!"

Dies iſt das Reſultat der Audienz der 25 Abgeordneten der Nationalverſammlung bei dem Könige in Sansſouci den 2. November 1848.

Wegen der Worte Jacoby's erhebt ſich in der Nationalverſammlung ein Sturm von der Rechten, man beſtreitet ihm das Recht dazu. Jacoby erwiderte: „Wenn Se. Majeſtät uns auch ohne die Miniſter keine Antwort ertheilen konnte, ſo konnte er uns doch hören, und das war der Zweck der Deputation. Nachdem nun die Adreſſe verleſen und der König im Begriff war, den Saal zu verlaſſen, wartete ich einige Augenblicke, ob Niemand zu Sr. Majeſtät ſprechen wollte, und als Keiner das Wort nahm, erlaubte ich mir, die Bitte um Gehör an ihn zu richten. Das Weitere wiſſen Sie." Einige Mitglieder der Deputation, unter andern Rodbertus, haben gegen Jacoby's Worte proteſtirt und dem Könige durch den Adjutanten ſagen laſſen: „er möge unterſcheiden zwiſchen der Adreſſe der Nationalverſammlung und dem Privatausdruck eines Einzelnen." Deſto entſchiedener ergriff das Volk für Jacoby Partei. Alle Plakate waren voll von ſeinem Zuruf an den König und ein gewaltiger Fackelzug bezeugte ihm den Beifall der ſtädtiſchen Bevölkerung.

In der Nachmittagsſitzung wird folgende königliche Botſchaft mitgetheilt:

Botſchaft an die zur Vereinbarung der Verfaſſung berufene Verſammlung.

Wir Friedrich Wilhelm, von Gottes Gnaden König von Preußen ꝛc. haben die am geſtrigen Tage Uns durch eine Deputation überreichte Adreſſe der zur Vereinbarung der Verfaſſung berufenen Verſammlung in reifliche Erwägung gezogen und eröffnen derſelben Folgendes:

Feſt entſchloſſen den von Uns in Uebereinſtimmung mit den Wünſchen Unſeres getreuen Volkes betretenen conſtitutionellen Weg unverrückt zu verfolgen, haben Wir den Generallieutenant Grafen Brandenburg mit der Bildung eines neuen Miniſteriums beauftragt, weil Wir nach ſeinen Uns bekannten Geſinnungen überzeugt ſind, daß er der feſten Begründung und gedeihlichen Entwickelung der conſtitutionellen Freiheiten mit Freudigkeit ſeine Kräfte widmen und ſich bemühen werde, die ihm von Uns geſtellte Aufgabe in entſprechender Weiſe zu löſen. Wenn ihm dies gelingt, ſo wird das neue Miniſterium, wie Wir hoffen, ſich Anſprüche auf das Vertrauen des Landes zu erwerben wiſſen. Einem anderen Miniſterium, als einem ſolchen, von welchem Wir dies erwarten können, werden Wir, davon dürfen ſich die Vertreter Unſeres getreuen Volkes überzeugt halten, niemals die Leitung der Regierung anvertrauen. Wir können Uns daher weder auf die in der Adreſſe des geſtrigen Tages ohne nähere Begründung angedeuteten Gerüchte, die in keiner Handlung Unſerer Regierung ihre Begründung finden, noch durch die ausgeſprochenen Beſorgniſſe bewogen finden, den in Folge Unſerer wohlerwogenen Entſchließung dem Grafen Brandenburg ertheilten Auftrag zurück zu nehmen.

Mit Genugthuung haben Wir aus der Uns überreichten Adreſſe das Anerkenntniß entnommen, daß Unſer Herz ſtets für das Wohl des Volkes warm geſchlagen hat. Das Wohl des Volkes bleibt auch ferner das einzige Ziel Unſeres Strebens. Wir hoffen, bei deſſen gewiſſenhafter Verfolgung, Uns ſtets im Einklang mit den Wünſchen des Volks zu befinden und rechnen dabei auf die kräftige Unterſtützung der Vertreter deſſelben.

Gegeben Sansſouci, den 3. Nov. **Friedrich Wilhelm.**

Gegengezeichnet **Eichmann.**

Es tritt nun eine Zeit der Ungewißheit ein, die mehrere Tage anhält. Schon glaubte man, Brandenburg werde ſich nicht zu dem Complot gegen die National-Verſammlung und gegen die Verfaſſung hergeben. Allein die Camarilla war entſchloſſen. Militäriſche Vorbereitungen traten ein; die Demokraten beſchloſſen, ſich einem Einzuge des Militärs nicht zu widerſetzen, es vielmehr fürs Volk zu gewinnen.

Am 7. November.

Der Uebergangszuſtand dauert noch immer fort. Am geſtrigen Tage wurden Maßregeln ergriffen, die auf Brandenburg und Wrangel hindeuteten. Dem 24. Regiment wurde der Abmarſch in Ausſicht geſtellt. Es ſcheint, daß dieſer demokratiſche Truppentheil durch Garden von entgegengeſetzter Farbe erſetzt werden ſoll. Vorläufig iſt alles Militär auf 6 Tage in den Kaſernen conſignirt. Dieſe ſind mit Munition, Fleiſch und andern Lebens- und Todesmitteln reichlich angefüllt. Ein Fleiſcher, der bisher 50 Pfd. Fleiſch täglich zu liefern hatte, mußte geſtern ſofort 2000 Pfd. liefern. Solche Anſtalten wurden im Laufe des Tages gemacht, ohne daß irgend ein Grund in einer Volksbewegung gegen das Militär vorlag, im Gegentheil, die Spannung gegen das Militär iſt längſt nicht mehr vorhanden. Man muß geſtehen, daß alle Soldaten, die in Berlin ſtehen, ſich auf's Beſte mit der Bevölkerung vertragen. Nirgends hat man ſeit langer Zeit Klagen vernommen. Gegen Abend und in der Nacht hörte man von einer Einquartierung in Potsdam. Es ſcheint, daß die furchtbare moraliſche Niederlage der öſterreichiſchen Camarilla nicht zur Nachahmung reizt: im Gegentheil, es iſt offenbar der Augenblick da, den Fehler vom 18. März wieder gut zu machen und das Haus Oeſterreich und die Frankfurter Reaction durch eine vernünftige Politik, durch ehrliche demokratiſche Thaten mit einem Schlage zu beſeitigen. Poſitive Nachrichten, die uns noch ſpät Abends zugingen, enthielten die Entſchließung des Königs mit der Majorität der Kammer zu gehn und die Kartätſchenpartei im Stich zu laſſen. Leo und Radowitz ſollen ſich zurückgezogen haben und Brandenburg ihre Pläne auszuführen nicht eingewilligt haben. Die Schwankung zwiſchen der moraliſchen Macht der National-Verſammlung, welche von der öffentlichen Meinung getragen iſt, und der Militärmacht, welche vom Fluche aller Nationen verfolgt wird, erhält uns aber immer noch in Spannung. Wir erwarten heute noch die Entſcheidung. — Sämmtliche Offiziere ſind in die Kaſernen gezogen. Das Gerücht lief, man wolle die Nationalverſammlung nach Brandenburg verlegen.

Am 8. November.

Die Nachrichten von den militäriſchen Vorbereitungen beſtätigen ſich. Es wurde Munition ausgetheilt; man verproviantirte die Caſernen. Es wurde immer klarer, daß die Offizierspartei einen Straßenkampf wollte, und man wußte, wie es eingerichtet war, wenn man das Brandenburger Thor verbarricadirt habe. In Potsdam wünſchte man zum Vorwand eines Staatsſtreiches, „die Nationalverſammlung möge die Executive an ſich zu reißen verſuchen". Beides ſollte nicht gelingen. Der König entſchloß ſich zuerſt und es wurde bekannt, er habe geſagt: „Brandenburg in der Nationalverſammlung und die Nationalverſammlung in Brandenburg!" die nächſten Tage und Wochen wurden zur Ausführung dieſer Cabinetsordre angewendet, und aus der ernſthaften Politik der bisherigen Volksbewegung ſollte durch den Hof ein Witz, d. h. eine wiſſentliche Ungereimtheit gemacht werden. Die Correctur dieſer Abſicht wird die weitere Geſchichte thun.

Schon am 8. November Abends verbreitete der Staatsanzeiger die Ernennung des Miniſteriums Brandenburg. Wie ein Lauffeuer ergriff die Nachricht alle Gemüther; doch hörte man kein Lärmen, man ſah keine Zuſammenrottungen; es war nicht der Muthwille der Jugend und nicht der Tumult der Ungeduldigen; es waren die Verſammlungen der bürgerlichen und politiſchen Behörden, wie ſie die neue Zeit erzeugt hat; es waren die Berathungen der Bürger, der Bürgerwehroffiziere und der Mitglieder der Nationalverſammlung, die in Bewegung geriethen; einzelne Offiziere vom Militär nahmen Theil an der Verſammlung der Bürgerwehroffiziere. Es ging nur ein Gefühl durch jedes Herz: „Dieſen Zuſtand des Zwieſpalts und der Gefahr bereitet uns nicht eine revolutionäre Bevölkerung, ſondern eine contrerevolutionäre Camarilla". Ein Gerücht verbreitete ſich, das 12. und 24. Regiment ſeien theilweiſe entfernt, Garde ſolle dafür in die Stadt einrücken. Die verſammelten Bürgerwehr-Offiziere nahmen die Sache ſofort in Berathung und zogen ihre Kameraden von allen Wachen heran. Die Bürgerwehr hat gewacht. Der Präſident der Nationalverſammlung requirirte auf den 9. die Bürgerwehr zum Schutz der Verſammlung. Die Bürgerwehr iſt mit Munition verſehen; auf ihren Sammelplätzen ladet ſie die Gewehre. Die Stimmung war überall eine ernſte, entſchloſſene, würdige. Man beſprach die Mühe und die Verluſte, die man ſeit dem März erduldet, „und nun ſollte dies Alles nicht für die Freiheit, ſondern für die alte

Nachläſſigkeit geweſen ſein!“ hörte ich die Bürger ausrufen. — Die verſchiedenen Parteien der Nationalverſammlung, ſelbſt die vom rechten Centrum, fanden wir ſchon geſtern tief verletzt über die Ernennung Brandenburgs und über die Art und Weiſe, wie ſie publicirt wird. Gegen alle Sitte bringt der Staatsanzeiger die Ernennung, bevor ſie der Verſammlung mitgetheilt worden iſt.

Am 9. November.

In aller Frühe wurde die Bürgerwehr, welche du jour hat, berufen. Sie erſchien zahlreicher, als gewöhnlich. Die Bürgerwehr hat ſich vor dem Schauſpielhauſe aufgeſtellt. Zahlreiche Gruppen umſtehen das Spalier, welches die Bürgerwehr gebildet hat.

Es iſt die 97ſte Sitzung der conſtituirenden preußiſchen Nationalverſammlung.

Gegen 9½ Uhr eröffnet der Präſident Unruh die Sitzung; am Miniſtertiſch ſind Graf Brandenburg und ſeine Collegen anweſend. — Das Protokoll wird verleſen. — Darauf theilt der Präſident mit, daß ihm zwei Schreiben zugegangen, welche der Secretär verleſen werde. Das eine enthält die Cabinetsordre, durch welche die Mitglieder des neuen Miniſteriums ernannt werden; die Cabinetsordre iſt gegengezeichnet: Brandenburg, Miniſterpräſident. — Das zweite Schreiben iſt vom Miniſterpräſidenten an den Präſidenten der Nationalverſammlung gerichtet und überbringt dieſem folgende königliche Botſchaft:

Wir Friedrich Wilhelm, von Gottes Gnaden, König von Preußen ꝛc. ꝛc. Nachdem ſchon früher zu wiederholten Malen einzelne Mitglieder der zur Vereinbarung der Verfaſſung berufenen Verſammlung wegen ihrer Abſtimmungen thätlich gemißhandelt worden waren, iſt am 31. v. Mts. von aufgeregten Volkshaufen das Sitzungslocal der Verſammlung förmlich belagert und unter Entfaltung der Zeichen der Republik der Verſuch gemacht worden, die Abgeordneten durch verbrecheriſche Demonſtrationen einzuſchüchtern. Solche beklagenswerthe Ereigniſſe beweiſen nur zu deutlich, daß die zur Vereinbarung der Verfaſſung berufene Verſammlung, aus deren Schooße die Grundlagen einer wahren, die allgemeine Wohlfahrt bedingenden, Freiheit hervorgehen ſollen, der eigenen Freiheit entbehrt, und daß die Mitglieder dieſer Verſammlung bei den zu Unſerem tiefen Schmerze nicht ſelten wiederkehrenden anarchiſchen Bewegungen in Unſerer Haupt- und Reſidenzſtadt Berlin nicht denjenigen Schutz finden, welcher erforderlich iſt, um ihre Berathungen vor dem Scheine der Einſchüchterung zu bewahren. Die Erfüllung Unſeres lebendigen, von dem Lande getheilten Wunſches, daß demſelben ſobald als möglich die auf Grund Unſerer Verheißungen zu erbauende, conſtitutionelle Verfaſſung gewährt werde, kann unter ſolchen Verhältniſſen nicht erfolgen und darf von den Maßregeln nicht abhängig gemacht werden, welche nöthig ſind, im geſetzlichen Wege die Ordnung und Ruhe in der Hauptſtadt wieder herbeizuführen. Wir finden Uns daher bewogen, den Sitz der zur Vereinbarung der Verfaſſung berufenen Verſammlung von Berlin nach Brandenburg zu verlegen und haben Unſer Staatsminiſterium beauftragt, die dazu nöthigen Vorkehrungen zu treffen, daß die Sitzungen vom 27. d.

Mts. ab in Brandenburg gehalten werden können. Bis dahin wird die zur Vereinbarung der Verfaſſung berufene Verſammlung hierdurch vertagt. Wir fordern daher die Verſammlung auf, ihre Berathung nach geſchehener Verleſung Unſerer gegenwärtigen Botſchaft ſofort abzubrechen und zur Fortſetzung derſelben am 27. d. Mts. in Brandenburg wieder zuſammen zu treten.

Gegeben Sansſouci, den 8. November 1848.

gez. Friedrich Wilhelm.
contraſignirt Graf v. Brandenburg.

Nach Verleſung der Botſchaft erhebt ſich Brandenburg und fängt an: Ich mache der Verſammlung — — — (es entſteht Lärm und Unruhe.) Der Präſident ruft mit lauter Stimme: Ich habe dem Herrn Miniſterpräſidenten noch nicht das Wort ertheilt, und erſuche ihn, das Wort nicht eher zu ergreifen, als bis es ihm ertheilt iſt. Jetzt habe ich noch das Wort, und ich erkläre, daß ich mich nicht für ermächtigt halte, dieſe Sitzung ohne ausdrücklichen Beſchluß der Verſammlung zu ſchließen. (Lautes Bravo! Viele Stimmen rufen durcheinander, die Mitglieder der Rechten erheben ſich.) Der Präſident giebt dem Grafen Brandenburg, der es verlangt, das Wort. — Brandenburg: Die eben verleſene königliche Botſchaft fordert Sie auf, Ihre Berathungen ſofort abzubrechen. Jede Fortſetzung der Sitzung iſt ſomit ungeſetzlich, und ich proteſtire feierlichſt Namens der Krone gegen jede weitere Berathung vor dem 27ſten (Neue Unruhe, Aufregung). Der Präſident ſtellt die Ruhe her und ſagt dann: Ich nehme das Wort; ich erkläre nochmals, ich habe nicht die Befugniß die Verſammlung zu ſchließen, (er fährt fort mit erhöhter Stimme): Die Botſchaft, die eben verleſen worden, iſt von einem Miniſter gegengezeichnet, alſo ein miniſterieller Akt; (der Miniſterpräſident will wieder das Wort nehmen. v. Unruh: Der Herr Miniſterpräſident kann Keinem das Wort entziehen!) Niemand kann zweifeln, daß die Vertreter eines Volkes von 16 Millionen das Recht haben, einen miniſteriellen Akt zu beurtheilen. (Lautes Bravo; die Miniſter, und mit ihnen der größte Theil der Rechten entfernen ſich.)

In dem Tumult, der entſteht, rufen die Tribünen hinein: „verhaften! verhaften!“ Der Präſident zur Verſammlung: Je bedeutender der Moment iſt, in dem wir uns befinden, um ſo ernſter und feierlicher laſſen Sie unſere Berathungen ſein. — In Betreff der Frage über Schließung der Sitzung haben die Abgeordneten Jacoby und Parriſius namentliche Abſtimmung beantragt, ich frage, ob der Antrag unterſtützt wird? Er wird von allen Seiten unterſtützt. — Neuer Tumult auf der Rechten. Es entfernen ſich wiederum eine Anzahl. (Von der Linken ruft man: die Thüren ſchließen!) Der Präſident: Ich bitte die Herren, bei dieſer wichtigen Abſtimmung den Platz nicht zu verlaſſen. — Reichenſperger: Es liegt kein Antrag auf Fortſetzung der Sitzung vor, ich proteſtire gegen jede Frageſtellung. — Der Präſident: Die Fragen über Fortſetzung, Schließung oder Vertagung der Sitzung ſind bisher immer von dem Präſidenten geſtellt worden, auch wenn kein beſtimmter Antrag vorlag, ich beziehe mich auf die bisherige Praxis. Ich werde zur Abſtimmung ſchreiten laſſen über die Frage, ob die Sitzung geſchloſſen werden ſolle, oder nicht.

Das Reſultat iſt: für den Schluß der Sitzung: 30 Stimmen (darunter: [illegible], Plockhagen, Bunke, Diethold, Fiſcher, Fließbach, Geßler, Henz), gegen den Schluß: 252 Stimmen (darunter: Bornemann, Gierke, Zachariä), enthalten haben ſich der Abſtimmung: 8 (darunter: Baumſtark, Reichenſperger), als krank ſind angemeldet: 7; beurlaubt: 27; gefehlt, d. h. entfernt haben ſich: 78 (darunter: Auerswald II., Brünneck, Kuhlwetter, Harkort).

Die Sitzung wird ſomit fortgeſetzt.

Der Präſident zeigt nunmehr an, daß v. Schön (Landkreis Königsberg) ſein Mandat niedergelegt, und daß die 1ſte Abtheilung mehrere Neuwahlen (darunter v. Wittgenſtein, Mertens, Grabbeck) geprüft und gültig befunden habe; die Wahlen werden anerkannt; v. Wittgenſtein zeigt gleichzeitig an, daß er krank ſei. Der Präſident bringt zwei dringende Anträge zur Verhandlung, der erſte iſt von Bornemann, und lautet:

„Die hohe Verſammlung wolle beſchließen, das Miniſterium zu erſuchen, die Rücknahme der in der allerhöchſten Botſchaft angezeigten Verlegung der Nationalverſammlung ſchleunigſt zu bewirken."

Der zweite Antrag iſt von Waldeck, Wachsmuth, Rodbertus, Gierke und vielen anderen Mitgliedern der entſchiedenen Linken, des linken Centrums, des reinen Centrums und des rechten Centrums unterzeichnet, und lautet:

„Die Nationalverſammlung wolle beſchließen, zu erklären:

1) daß ſie für jetzt keine Veranlaſſung habe, den Sitz ihrer Berathungen zu ändern, ſondern daß ſie dieſelben in Berlin fortſetzen werde;
2) daß ſie der Krone nicht das Recht zugeſtehen könne, die Verſammlung wider ihren Willen zu vertagen, zu verlegen oder aufzulöſen;
3) daß ſie diejenigen verantwortlichen Beamten, welche der Krone zur Erlaſſung der eben verleſenen Botſchaft gerathen haben, nicht für fähig erachtet, der Regierung des Landes vorzuſtehen, ſondern dafür hält, daß ſich dieſelben einer ſchweren Pflichtverletzung gegen die Krone, gegen das Land und gegen die Verſammlung ſchuldig gemacht haben."

Zur Motivirung der Dringlichkeit ſeines Antrags erhält Bornemann das Wort; er ſagt einfach: die Dringlichkeit liegt auf der Hand; für die Unterzeichner des zweiten Antrags ſagt Berg: wir verzichten aufs Wort; Gierke ruft aus: die Motive ſind die königliche Botſchaft. — Gegen die Dringlichkeit erhebt ſich kein Widerſpruch. Man ruft: Keine Diskuſſion! Der Präſident erklärt. Der Abgeordnete Gierke hat das Wort.

Gierke: In einem Moment wie der gegenwärtige ſind keine Worte, ſondern Handlungen nöthig. — Ich werde mich daher nur darauf beſchränken, das Verhältniß der drei Punkte des Antrags zu einander darzuſtellen. Der erſte beleuchtet die Zweckmäßigkeit der von uns geforderten Verlegung unſerer Berathungen; die Motive dafür ſind: die Verſammlung ſei unfrei. Es iſt hier Niemand, der die vorgekommenen Exceſſe ſo ſehr bedauert als ich, ich verabſcheue ſie, ich will die Freiheit unſerer Berathungen nach Oben wie nach Unten gewahrt wiſſen, aber ehe man ſich zu einer ſo außerordentlichen Maßregel entſchließen konnte, mußten die gewöhnlichen Mittel erſchöpft ſein. Die Vertreter der Executivgewalt hatten die Pflicht, die Freiheit der Verſammlung zu ſchützen, und es gab dazu geſetzliche Mittel genug. Die Nationalverſammlung ſelbſt, nachdem ſie eingeſehen, daß ihr Beſchluß, ſich dem Schutz des Berliner Volkes anzuvertrauen, unzureichend ſei, hat ihrem Präſidenten die Vollmacht gegeben, wenn nöthig, die Bürgerwehr zum Schutz der Verſammlung zu requiriren. Reichte auch dieſes nicht aus, ſo wäre die Verſammlung gern bereit geweſen, ihre Beihülfe zu einem Geſetz wegen Schutz der Verſammlung zu bieten. Es iſt alſo zu einer Verlegung der Verſammlung das Bedürfniß durchaus noch nicht vorhanden. — Der zweite Antrag behandelt die Rechtmäßigkeit der verleſenen Botſchaft. Ich ſtehe in meinen Ueberzeugungen ſtreng auf conſtitutionellem Boden und ich habe Gelegenheit gehabt, in meinem Verhältniß zur Krone davon Beweiſe zu geben. Ich erkenne die reine Volksſouveränetät nicht an, ſondern halte dafür, daß die Souveränetät getheilt iſt zwiſchen Krone und Volk. Ich halte ganz den Standpunkt der Vereinbarung feſt, aber dies ſetzt voraus, daß beide Theile übereinſtimmen müſſen zu einem geſetzlichen Act, ſonſt gäbe es hier keinen conſtitutionellen Staat, ſondern das Recht eines abſolutiſtiſchen Herrſchers. (Vielfaches Bravo!)

Der dritte Antrag betrifft die Strafbarkeit der Perſonen, welche der Krone zu der Botſchaft gerathen haben. Wir müſſen feſthalten, daß die Krone unantaſtbar iſt, aber entweder iſt die Botſchaft gegengezeichnet von unverantwortlichen Beamten, und dann hat ſie keinen Werth, oder Graf Brandenburg iſt ordnungsmäßig zum Miniſter-Präſidenten ernannt, dann iſt er uns auch verantwortlich für den Inhalt der Botſchaft ſelbſt. Wir erklären durch unſern Antrag, daß er ſich einer ſchweren Pflichtverletzung ſchuldig gemacht, und welches auch die Folgen davon ſein mögen — ich hoffe, daß ſie nicht über das conſtitutionelle Leben hinausgehen werden — immer fällt die Verantwortlichkeit auf die Beamten, die den böſen Rath ertheilt, nicht auf die Vertreter, welche nur nach ihrer Pflicht gehandelt haben. (Lautes Bravo!)

Bornemann verlieſt eine ſchriftliche Motivirung ſeines Antrags, in welcher geſagt iſt, daß die Exceſſe noch keine Unfreiheit der Verſammlung zur Folge gehabt, und daß ſolche mit daher entſtanden ſeien, daß die Regierung einem Miniſterium anvertraut geweſen, von welchem die allgemeine Volksmeinung Reaction erwartete. Unter einem freiſinnigen Miniſterium wären dieſe Exceſſe nicht ſo weit gediehen. Eine Verlegung ſcheine unnütz, denn dadurch würde die Freiheit der Berathung nach einer andern Seite hin noch mehr geſtört. (Bravo!)

Brill und Philipps beantragen Schluß der Debatte. — Zacharia meldet ſich zum Worte gegen den Schluß. (Man ruft ihm zu: Verzichten!) Er ſpricht: Wir ſind Alle darin einverſtanden, daß die Rathgeber der Krone ihr einen ſchlimmen Rath gegeben haben; aber es liegen hier zwei verſchiedene Anträge vor, und der Unterſchied zwiſchen denſelben iſt noch nicht erörtert. Es iſt noch nicht genau verglichen worden, worin ſie übereinſtimmen und worin ſie von einander abweichen. Und dann, wenn ſie von einander abweichen, iſt noch nicht erörtert worden, welches der beſſere Weg ſei. Man hat uns Mäßigung anempfohlen; es muß klar werden, welcher von den Anträgen dem am meiſten genügt. Ich ſtimme gegen den Schluß. — Der Schluß der Debatte wird mit großer Majorität angenommen. — Die Antragſteller beiderſeits verzichten auf's Schlußwort. — Der Antrag Bornemanns wird nur von etwa 30 Stimmen beliebt. — **Schimmel** verlangt Theilung des Wachsmuth-Waldeck'ſchen Antrags. — **Parriſius** verlangt **namentliche** Abſtimmung. (Murren. Ruf: Zurücknehmen! Zurücknehmen!) Er nimmt den Antrag zurück. Ein Mitglied der Linken nimmt ihn auf. — **Parriſius**: Ich habe die namentliche Abſtimmung beantragt, um die Vollzähligkeit der Verſammlung zu conſtatiren. Ich habe aber jetzt Nachrichten, daß unſere Beſchlüſſe **ſchnell** gefaßt werden müſſen, ziehe deshalb meinen Antrag zurück und bitte das Mitglied, welches ihn aufgenommen, daſſelbe zu thun. Es geſchieht. — Die Anträge Waldeck-Wachsmuth werden in allen drei Punkten mit Ausnahme nur weniger Stimmen von der Verſammlung angenommen. (Bravo in der Verſammlung und auf den Tribunen, eine freudige Aufregung ergreift alle Anweſenden.)

Gräff (Trier) und **Behnſch** beantragen, die eben gefaßten Beſchlüſſe ſofort drucken und als Maueranſchläge verbreiten zu laſſen. **Kirchmann** wünſcht möglichſte Verbreitung auch in den Provinzen. **Schulz** (Wanzleben) wünſcht eine Anzahl dieſer Placate den Abgeordneten zu geeignetem Gebrauch zugewieſen zu ſehen. **Arntz** will dieſe wichtigen Beſchlüſſe ebenfalls im ganzen Lande verbreitet wiſſen. **Kühnemann** und **Bornemann** opponiren gegen die Mauerplacate. **D'Eſter** will auch die Botſchaft dabei gedruckt wiſſen. Die Anträge werden alle faſt einſtimmig angenommen. Man beantragt Zählung des Hauſes, um ſeine Beſchlußfähigkeit als unzweifelhaft zu conſtatiren. **Plönnies** findet das unnöthig, ſo lange das Bureau keinen Zweifel über die Vollzähligkeit habe. **Präſident**: Ich und das Bureau haben keinen Zweifel in Betreff der Vollzähligkeit; indeſſen wird es gut ſein, das durch den Namensaufruf zu conſtatiren. Vorher will ich einen dringenden Antrag des Abgeordneten Berg verleſen laſſen. Er betrifft die innere Polizei des Hauſes und ich muß zum Verſtändniß derſelben mittheilen, daß der Miniſter des Innern in einem Reſcript an den Canzleirath Pleich dieſen und die ihm untergebenen Bureaubeamten anweiſt, ſich ſofort jeder Function zu enthalten und das Verſammlungslocal zu ſchließen; andernfalls er die Folgen des Ungehorſams zu tragen haben würde. Aehnliches wird vom **Obermarſchallamt** dem ſtenographiſchen Bureau anbefohlen. Ich habe nun die Beamten und Stenographen angewieſen, ohne meine Erlaubniß das Haus nicht zu verlaſſen. Der Antrag Bergs lautet: die Verſammlung wolle beſchließen, den Beamten der Nationalverſammlung die Bürgſchaft zu geben, daß ſie ihnen für alle Nachtheile einſtehe, welche aus der Nichtbefolgung des miniſteriellen Reſcripts erwachſen könnten.

Nunmehr beginnt der Namensaufruf. Es ſind nach demſelben anweſend: 263 **Mitglieder**.

Ein Bote überbringt in dieſem Augenblick dem Präſidenten ein Schreiben vom Grafen Brandenburg, worin dieſer eine beglaubigte Abſchrift der von Eichmann contraſignirten Cabinetsordre, mittelſt welcher er zum Miniſterpräſidenten ernannt wird, mittheilt.

Kühnemann trägt auf Vertagung der Sitzung bis morgen an. Der Präſident ſchlägt vor, die Sitzung vorher auf eine halbe Stunde zu vertagen, inzwiſchen das Protokoll auszuführen, und ſo alle Förmlichkeiten zu erfüllen. Nach einigen Zwiſchenreden, in welchen der Präſident bittet, ihm die ſchwere Pflicht, die auf ſeine Schultern gelegt iſt, durch Zuſtimmung der Verſammlung zu ſeinen Vorſchlägen zu erleichtern, erklärt ſich Philipps gegen den Antrag auf Vertagung bis morgen, weil nach den Erfahrungen, die man gemacht, Angriffe aller Art von Seiten der Beamten, welche die Botſchaft gezeichnet, zu befürchten ſeien; auch Behrends tritt gegen die Vertagung auf, er ſagt: Wir können nicht wiſſen, was morgen kommen wird, wir können den Saal geſchloſſen finden und haben keine Vorbereitungen getroffen, wie wir im Stande ſein werden, das Land zu vertreten. — Man beſchließt, ſich nur auf eine halbe Stunde zu vertagen. Es iſt zwölf Uhr.

Nach zwei Uhr wird die Sitzung wieder aufgenommen. Das Protokoll der Morgenſitzung wird verleſen. Nach einigen Bemerkungen zum Protokoll von Berg, des Inhalts, daß im Protokoll zu bemerken, wie Graf Brandenburg, der gegen jede weitere Berathung proteſtirt, dennoch dieſer Verſammlung ſpäter ein Schreiben mit beglaubigter Abſchrift ſeiner Ernennung habe zukommen laſſen — wird ein diſſentirendes Votum von Sperling verleſen. Berg hat ſeinen Antrag wegen der Beamten zurückgezogen, weil der Präſident die Einrichtung getroffen, ſogleich neue Beamte zu engagiren, ſobald die alten das Haus verlaſſen ſollten. — Behrends ſtellt den Antrag, daß die Verſammlung beſchließe, in jedem Local, wohin ſie ihr Präſident berufen würde, ihre Sitzungen fortzuſetzen. — Der Präſident: Der Antrag iſt durch einen früheren Beſchluß der Verſammlung bei Gelegenheit der Verlegung des Sitzungslocales aus der Singakademie erledigt. Ich bitte den Secretär, die betreffende Stelle aus den ſtenographiſchen Berichten zu verleſen. Daraus geht hervor, daß das Local der Verſammlung eine Sache des Präſidenten iſt. — Der Antrag wird zurückgezogen.

Rodbertus ſtellt den dringenden Antrag: Die Verſammlung wolle beſchließen, bei Wiedereröffnung der Sitzung in Berathung des Ablöſungsgeſetzes fortzufahren.

Rodbertus: Der Antrag iſt eine Conſequenz Ihres Beſchluſſes, die Vertagung nicht anzuerkennen. Auf der Tagesordnung unſerer heutigen Sitzung ſteht das Ablöſungsgeſetz. Wir wollen uns durch ein Attentat der Miniſter auch nicht ein Mal von der Tagesordnung abbringen laſſen.

Schulz (Minden) (Entſchiedene Rechte): Meine Freunde und ich haben oft Gelegenheit gehabt, dem Drängen nach Ungeſetzlichkeit von Unten Widerſtand zu leiſten. Heute widerſtehen wir dem Drängen von Oben. Wir gehen mit Ihnen, ſo lange wir können. Wir ſind von der Rechten nur eine geringe Zahl hier gegenüber Ihrer compacten Majorität. Es iſt von der dringendſten Wichtigkeit, uns nicht auszuſchließen. Unſere politiſche Ueberzeugung iſt dieſelbe wie geſtern. Wir wollen weder den Rechten des Volkes, noch denen der Krone etwas vergeben und bitten Sie, jetzt, wo die Miniſterbank leer iſt, nicht mehr zu thun, als nöthig. Unſere Beſchlüſſe werden die Krone überzeugen, daß wir nicht nachgeben, aber wir wollen ſie auch nicht herausfordern.

Berg: für den Antrag. Es giebt keine Parteien in dieſem Hauſe in einem ſolchen Moment, wie der jetzige; wir verlangen nur aufrecht zu halten, was geſtern beſchloſſen wurde. Wir werden die Mäßigung nicht vergeſſen. Die Rechte kann ſich beruhigen, denn ſämmtliche Amendements zu dem betreffenden Geſetzentwurf, welche den Conſervativen etwa anſtößig ſein ſollten, ſind zurückgezogen und einer Commiſſion überwieſen. — Der Antrag Rodbertus' wird faſt einſtimmig angenommen.

Es wird wieder ein Antrag auf Vertagung der Sitzung bis morgen eingebracht. **Kämpf** ſtellt das Amendement, ſich nur auf 3 Stunden zu vertagen. Faſt einſtimmig angenommen. Einige wollen, daß Niemand von den Abgeordneten inzwiſchen das Haus verlaſſe; der Präſident erklärt, daß einer der Präſidenten hier anweſend bleiben würde, bis zur Wiedereröffnung der Sitzung um 6 Uhr.

Es iſt 3 Uhr.

Die Sitzung wird gegen 6½ Uhr wieder eröffnet und das Protokoll verleſen. **Scholz** (Meſeritz) und **Reygers** übergeben ein diſſentirendes Votum, nach welchem ſie erklären, daß ſie zwar mit für den Schluß der Sitzung geſtimmt, weil ſie die Verlegung der Nationalverſammlung gut finden, daß ſie nunmehr aber mit Unterordnung ihrer ſubjectiven Ueberzeugung den Sitzungen der Verſammlung beiwohnen würden (Bravo von der Linken). Der Präſident zeigt die Wiederwahl des Abgeordneten Harraſſowitz im Teltower Kreiſe an und erbittet das Wort zu einer perſönlichen Bemerkung. **Harraſſowitz**: Ich würde ſchon heute Morgen in die Sitzung gekommen ſein, wenn nicht der Wahlact erſt um 1 Uhr zu Ende geweſen wäre; ich eilte ſogleich hierher zu kommen, um dauernd meinen Sitz unter Ihnen einzunehmen. (Lautes Bravo.)

Der **Präſident** läßt ſein Antwortſchreiben an den Miniſter des Innern auf die dem Canzleirath Bleich gegebene Ordre, das Haus zu verlaſſen, verleſen. Es enthält einen Proteſt gegen dieſe Ordre und hebt hervor, daß ſelbſt im Falle einer Vertagung, ja ſelbſt einer Auflöſung die Beamten zur Fortführung der laufenden Geſchäfte und zur Bewahrung der Documente nöthig ſeien.

Gemäß dem Nachmittags gefaßten Beſchluß wird in der Berathung des Geſetzes, wegen Aufhebung der bäuerlichen Laſten und Abgaben fortgefahren. Nachdem der Berichterſtatter einige Sätze verleſen, beantragen **Philipps** und **Berg** Vertagung der Sitzung bis morgen 9 Uhr, jedoch ſoll einem Mitglied des Präſidiums und zwei Schriftführern der Auftrag gegeben werden, im Locale zu bleiben; **Bornemann** meint, es ſei doch zu viel verlangt, daß ſie hier Biwouak nehmen ſollen; **Philipps**: es iſt im Antrage vorgeſehen, daß ſie ſich ablöſen können und zudem appellire ich an den Patriotismus der Herren; die Berathung des Geſetzes ſcheint mir für heute nicht weiter zweckmäßig, genug: wir haben unſer Recht gewahrt.

Bornemann will Theilung des Antrags; derſelbe wird in beiden Theilen mit überwiegender Majorität angenommen.

v. Berg: Ich bitte unter der Form einer perſönlichen Bemerkung um das Wort, weil mir ſonſt das Geſchäftsreglement keine andere Form bietet: Ich glaube den Sinn der ganzen Verſammlung zu treffen, wenn ich Sie bitte, durch allgemeines Erheben dem Präſidenten, der ſich heute ſo verdient um das Vaterland gemacht hat, Ihren Dank auszudrücken.

Alle erheben ſich wie ein Mann; beiſpielloſer, lang andauernder, ſtürmiſcher Applaus, an welchem ſelbſt die Tribunen Theil nehmen. Alles dankt dem Präſidenten für ſeine energiſche und ausdauernde Haltung.

Der Präſident: Ich habe nichts als meine Pflicht gethan. (Nochmaliger Applaus.)

Die Sitzung wird bis morgen vertagt: es iſt 7 Uhr.

Von den Abgeordneten der preußiſchen Nationalverſammlung hat die große Mehrzahl folgenden Aufruf in ihre Wahlkreiſe erlaſſen:

Mitbürger!

Das Vaterland iſt in Gefahr! Gegen den am 2. d. M. faſt einſtimmig ausgeſprochenen Willen der Verſammlung iſt heute das Miniſterium Brandenburg ernannt worden und hat ſeine Wirkſamkeit mit einem Staatsſtreiche begonnen. Es hat verlangt, die Verſammlung der Volksvertreter ſolle vertagt werden, um ſpäter an einem andern Orte zuſammenzutreten. Mitbürger! Die Nationalverſammlung, berufen Euern Willen zu vertreten, kann weder vertagt, verlegt, noch aufgelöſt werden. Wir ſind feſt entſchloſſen, ſolchen Gewaltſtreichen mit allen uns zu Gebote ſtehenden Mitteln energiſchen Widerſtand entgegenzuſetzen. Vertraut auf uns, ſeid einig in der Wahrung der errungenen Freiheit, und bedenkt, daß beſonnener Muth jede Gefahr überwindet. Berlin, den 9. November 1848.

Weggelaufene Deputirte am 9. November.

Die nachſtehend verzeichneten Mitglieder der Nationalverſammlung haben ſich durch feige Flucht der Abſtimmung über die Beſchlüſſe der heutigen Sitzung entzogen. — Wir übergeben ſie dem Urtheile des Vaterlandes.

Althaus, Bürgermeiſter. **Arnold**, Gutsbeſitzer, Danzig. **v. Auerswald**, Miniſter, Frankfurt.

Bleckhagen, Erzprieſter. **Berghaus**, Gen.-Procurator. **Brehmer**, Oberlehrer. **Brüninghaus**, Gutsbeſitzer. **v. Brünneck**, Ober-Burggraf. **Bumbke**, Curatus. **Burckhardt**, Oberrichter. **Blödau**, Gutsbeſitzer. **v. Borries**, Landrath.

Clauſen, Gymnaſial-Lehrer.

Dahmen. **Dallmann**, Coloniſt. **v. Daniels**, Geh. Ober-Reviſions-Rath. **Dieſterweg**, Juſtizrath. **Dietbold**, Bürgermeiſter.

v. Enkevort, Kreis-Deputirter.

Feldhaus, Schullehrer. **Fließbach**, Bürgermeiſter. **Funcke**, Dr. med., Recklinghauſen.

Gellern, Juſtizrath. **Gelsbern**, Caplan. **Graeff**, Appellations-Gerichtsrath, Düren. **Groddeck**, Juſtizrath. **Gerg**, Stadtgerichts-Director.

Haniſch, Bauer. **Harkort**, Kaufmann. **Haugh**, Landgerichts-Rath.

Herbolz, Erzgießer. Herrmann, Commis. Heſſe, Geheimer Finanz-Rath (Solingen). Hofer, Bauer. Heſſe, Bürgermeiſter (Marburg).

Jonas, Prediger (Potsdam).

Kehl, Juſtizcommiſſär. Keiſer, Coloniſt. Kette, Geh. Ober-Regierungs-Rath. Kochs, Landgerichts-Rath. Kruhl, Gymnaſial-Director. Kühlwetter, Miniſter. Küpfer, Legations-Rath. Baron v. Kleiſt, Landrath. Knoblauch, Geh. Finanz-Rath.

Lenſing, Canonicus. Lingnau, Gymnaſial-Oberlehrer. Lohmann, Land- und Stadtgerichts-Rath.

Mätzke, Geh. Ober-Regierungs-Rath. v. Meuſebach, Regierungs-Aſſeſſor. Meyer, Kaufmann. Milde, Kaufmann. Mrozik, Paſtor. Müllenſiefen, Kaufmann. Müller, Ortsvorſteher (Solingen). Müller, Unter-Staats-Secretär (Siegen).

Neubarth, Ortsrichter. Neuenburg, Ober-Landes-Gerichts-Rath. Dr. Niemeyer, Director aus Halle.

Oſtermann, Ober-Landes-Gerichts-Aſſeſſor.

Pelzer, Friedensrichter. Pieper, Fleiſchermeiſter. Preuß, Decan. Pleger, Oberſchulz. Packenius, Ober-Procurator.

Radtke, Gerichtsmann. Rehfeld, Diaconus. Reeſe, Land- und Stadt-Gerichts-Rath. Remben, Gutsbeſitzer. Riedel, Geh. Archiv-Rath, Profeſſor. Rintelen, Geh. Ober-Tribunal-Rath (Meſchede). Rintelen, Ober-Landesgerichts-Rath (Paderborn). Ritz, Regierungs-Rath. v. Reichmeiſter, Landrath. Rottels, Dr. phil.

Saince, Friedensrichter. Schadt, Juſtiz-Amtmann. Scheidt, Kaufmann. Schmidt, Amtmann (Beeskow). Spanken, Gerichts-Rath. Schmitz, Paſtor. Schütze, Juſtiz-Commiſſär. Schulz, Paſtor (Marienburg). Semrau, Freiſchulze. Simons, Geh. Juſtiz-Rath. Stachelſcheid, Amtmann. Sümmermann, Landwirth. Stiller, Kreistaxator. v. Schleicher, Gutsbeſitzer.

Tamnau, Juſtiz-Commiſſär. Trip, Bürgermeiſter. Tüshaus, Ober-Landes-Gerichts-Rath.

Ulrich, Geh. Ober-Tribunals-Rath (Soeſt). Upmeyer, Oekonom.

Wenger, Paſtor. Weſtermann, Juſtiz-Rath. Windhorſt, Juſtiz-Commiſſär.

Die Abgeordneten der Rechten, welche in der Stunde der Gefahr feig ihren Poſten verlaſſen, haben ein Placat anſchlagen laſſen, in dem ſie gegen die fernere Berathung der Nationalverſammlung Proteſt einlegen. Da dies Placat jedoch weder die Druckfirma noch Namensunterſchrift enthielt, ſo wurde es überall als ungeſetzlich vom Volke abgeriſſen. Das iſt eine Polizei der Freiheit.

Am 9. November Abends. Soeben ergeht durch den Miniſter Manteuffel an Rimpler die Anfrage, die Rimpler den verſammelten Bürgerwehrmajoren mittheilt, „ob die Bürgerwehr auf Requiſition der zuſtändigen Behörde gegen die Nationalverſammlung, die ungeſetzliche Beſchlüſſe gefaßt habe, einzuſchreiten Willens ſei und ſich für ausreichend dazu halte.“ Die Verſammelten erklärten hierauf: „daß ſie nicht eher eine Antwort ertheilen könnten, als bis die Requiſition ihnen vorläge, die ſie abwarten würden.“ Es iſt heute Abend noch eine zweite Verſammlung der Majore anberaumt.

Abends erließ der demokratiſche Bürgerwehrverein einen Aufruf an die Provinzen, ſie möchten ſich für die Nationalverſammlung erklären und Berlin ihre Hilfe angedeihen laſſen. Man ſandte ferner eine Deputation zu den verſammelten Bürgerwehrofficieren, und erklärte ihnen bereitwilligen Beiſtand.

Eine zweite Deputation forderte den Magiſtrat auf, ſich ſofort zu erklären, ob er mit dem Volke oder mit Brandenburg gehen wolle. Er hat ſich erklärt. —

Jetzt vollziehen ſich die Ereigniſſe in raſcher Folge. Wir geben zuerſt

die Vorgänge in der Nacht vom 9. auf den 10. November.

Die Nationalverſammlung ſoll mit militäriſcher Gewalt aufgelöſt werden. Während der Nacht ſind dem Präſidenten der Nationalverſammlung folgende Schreiben zugegangen:

I. Schreiben des Grafen Brandenburg.

Ew. Hochwohlgeboren haben dem Staatsminiſterium in dem Schreiben vom heutigen Tage von dem Inhalte mehrerer Beſchlüſſe Mittheilung gemacht, welche die Nationalverſammlung gefaßt haben ſoll, nachdem die Verlegung der Verſammlung bereits erfolgt war. — Ich halte mich verpflichtet, Sie darauf hinzuweiſen, daß dergleichen Beſchlüſſe nicht nur völlig ungeſetzlich und deshalb nichtig ſind, ſondern daß auch die Abgeordneten, welche daran Theil genommen, ſich der Anmaßung von Hoheitsrechten und eines Vergehens an der Verfaſſung ſchuldig gemacht haben.

Indem ich Ew. Hochwohlgeboren überlaſſe, den Inhalt dieſes Schreibens zur Kenntniß der Abgeordneten zu bringen, welche die geſetzliche Schranke überſchritten und dem Befehle Sr. Majeſtät des Königs den ſchuldigen Gehorſam verweigert haben, gebe ich Ihnen zu erwägen, daß Sie ſowohl wie die Abgeordneten, welche die Rechte der Krone ſo ſchwer verletzt haben, die volle Verantwortung trifft, wegen der aus dieſem ungeſetzlichen Schritt etwa entſtehenden unglücklichen Folgen.

Berlin, den 9. November 1848.

Der Miniſter-Präſident
(gez.) Graf v. Brandenburg.

An den königl. Regierungsrath (!) Herrn v. Unruh.

II. Abſchrift einer Requiſition des Polizeipräſidiums an das Bürgerwehr-Commando.

Der Herr Miniſter des Innern hat in Erwägung:

> daß ein Theil der zur Nationalverſammlung berufenen Mitglieder, ungeachtet der auf Befehl Sr. Maj. des Königs erfolgten Vertagung, die Berathung fortgeſetzt und dadurch die der Verſammlung zuſtehenden Befugniſſe überſchritten und die Rechte der Krone verletzt,

mir die Weiſung ertheilt, Ein Hochlöbl. Commando zu erſuchen, die Fortſetzung dieſer ungeſetzlichen Berathungen zu verhindern. Es wird einem Hochlöbl. Commando bekannt ſein, daß einige Mitglieder der Nationalverſammlung über Nacht in dem bisherigen Sitzungsſaal verbleiben, und daß die Berathungen morgen früh um 9 Uhr fortgeſetzt werden ſollen. Es kommt daher zunächſt darauf an, allen nach dem Sitzungsſaal zurückkehrenden Abgeordneten der Nationalverſammlung den Zutritt zu dieſem Local zu verſagen und zu dieſem Zweck alle Zugänge zu demſelben abzuſperren, dabei jedoch auf den ungehinderten Ausgang der innerhalb des Gebäudes befindlichen Abgeordneten Rückſicht zu nehmen.

Indem ich mich beehre Ein Hochlöbl. Commando zu erſuchen, dieſe Maßregel durch ein ſtarkes Commando Bürgerwehr in Ausführung zu bringen, bemerke ich ergebenſt, daß ich beauftragt bin, einer gefälligen Antwort bis morgen früh um 6 Uhr entgegenzuſehen. Für den Fall, daß eine ſolche in der gedachten Zeit nicht eingeht, ſoll angenommen werden, daß Ein Hochl. Commando nicht beabſichtige, dieſer Requiſition Folge zu geben, vielmehr den Königl. Behörden lediglich überlaſſe, die geeignet ſcheinenden Maßregeln ſelbſt zu ergreifen.

Berlin, den 9. November 1848.

Das Polizei-Präſidium.
v. Bardeleben.

An das Hochlöbliche Commando der Bürgerwehr.

III. Antwort des Bürgerwehr-Commando's auf dieſe Requiſition.

Indem das unterzeichnete Commando den Empfang von Ew. Hochwohlg. Schreiben vom geſtrigen Tage hiermit beſcheinigt, beehrt es ſich in Uebereinſtimmung mit den Bataillonscommandeuren der Berliner Bürgerwehr Folgendes zu erwiedern:

Nach §. 1. des Bürgerwehrgeſetzes iſt der weſentliche Beruf der Bürgerwehr, die verfaſſungsmäßige Freiheit und die geſetzliche Ordnung zu ſchützen. Wenn nun auch das Land zwar noch keine Verfaſſung hat, ſo iſt doch die Nationalverſammlung durch das Patent des Königs zur Vereinbarung der Verfaſſung mit der Krone ausdrücklich nach Berlin berufen, und auch das Wahlgeſetz vom 8. April dieſes J. ordnet das Zuſammentreten der Nationalverſammlung in der Hauptſtadt an. Wenn nun dieſen Geſetzen und den Beſchlüſſen der Nationalverſammlung entgegen, die Krone nicht nur die Verlegung der Verſammlung von Berlin nach Brandenburg, ſondern auch deren Vertagung auf 17 Tage decretirt, ſo muß die Bürgerwehr hierin eine Gefährdung der durch Geſetze und königliches Verſprechen dem preußiſchen Volke gewährleiſteten Rechte und Freiheiten erblicken, mithin die Aufgabe für ſich erkennen, für dieſe Freiheit, nicht aber gegen dieſelbe einzutreten. Dies Letztere würde aber geſchehen, wenn die Bürgerwehr der Majorität der Nationalverſammlung in der Freiheit ihrer Verſammlungen und ihrer Beſchlußnahme ſich gewaltſam entgegenſtellen wollte.

Wenn ſchon aus dieſem, völlig legalen und durchgreifenden Grunde das unterzeichnete Commando nicht in dem Falle ſich befinden kann, der Requiſition Ew. Hochwohlgeboren Folge zu geben, ſo wird ihm dies noch überdies durch die Vorſchrift des §. 65. des Bürgerwehrgeſetzes ausdrücklich unterſagt. Dieſer §. verordnet nämlich ganz beſtimmt,

„daß die Bürgerwehr, ſobald es der im §. 1. angegebene Zweck erheiſcht, auf Requiſition des Gemeindevorſtehers oder der von ihm beauftragten Gemeindebeamten, ſowie der denſelben vorgeſetzten Kreisbehörde in Dienſtthätigkeit tritt.“

Der §. 128. deſſelben Geſetzes beſtimmt ferner, daß bis zur Einführung der neuen Kreis- und Bezirks-Ordnung die den Bezirks- und

Kreisvertretungen beigelegten Verrichtungen von den Regierungen und Landräthen wahrgenommen werden ſollen. Das Commando vermag nun einmal aus dem Bürgerwehrgeſetze für den Miniſter des Innern kein Recht zu erfinden, die Requiſition der Bürgerwehr durch eine königl. Behörde anzubefehlen; ſondern es iſt der Meinung, daß ſelbſt im Falle eines ſolchen Befehls die Gemeindebehörde der Stadt Berlin nicht übergangen werden darf; und endlich kann es Ew. Hochwohlgeboren, als einem einzelnen königl. Polizei-Beamten nicht die gleiche Befugniß zugeſtehen, wie ſie durch das Geſetz den Regierungen, d. h. den Regierungscollegien bis zur Einführung der neuen Kreis- und Bezirks-Ordnung beigelegt worden iſt.

Das Commando der Bürgerwehr bedauert hiernach, indem es ſich allein auf den Boden des Geſetzes ſtellt, Ew. Hochwohlgeboren Requiſition von geſtern nicht entſprechen zu können, kann jedoch nicht umhin, zugleich entſchiedene Verwahrung gegen jede geſetzwidrige Verwendung militäriſcher Kräfte zur Beſchränkung der Verſammlungs- und Berathungsfreiheit der Nationalverſammlung oder gar gegen die Unverletzlichkeit der Perſonen der Volksvertreter hiermit einzulegen.

Berlin, den 10. November 1848.

Das Commando der Bürgerwehr.
gez. Rimpler.

An den Königl. Polizei-Präſidenten Herrn v. Bardeleben.
Hochwohlgeboren.

IV. Schreiben des Bürgerwehr-Commando's an den Präſidenten.

Ew. Hochwohlgeboren überreicht das unterzeichnete Commando Abſchrift der ſo eben eingegangenen Requiſition des Polizei-Präſidiums vom geſtrigen Tage und ſtellt mit Rückſicht auf den Inhalt dieſes Schreibens die ganz ergebenſte Bitte:

Es wolle Ew. Hochwohlgeboren gefallen, wo möglich auf heute Morgen um 5 Uhr die ſämmtlichen Vertreter des Preußiſchen Volkes nach dem Sitzungsſaale zu berufen, indem es ſo der Bürgerwehr am leichteſten werden wird, den der hohen Verſammlung gebührenden Schutz zu übernehmen und ein blutiges Zuſammentreffen zu vermeiden.

Das Bürgerwehr-Commando:
Rimpler.

Berlin, den 10. November 1848.
An den Präſidenten der National-Verſammlung.

Die braven Arbeiter haben folgende Adreſſe an die Nationalverſammlung gerichtet:

Vertreter des Volks!

Die Arbeiter Berlins ſagen Euch Dank für die Pflichttreue, mit der Ihr die Anmaßungen treuloſer Rathgeber der Krone zurückgewieſen habt!

Die blutig errungenen Freiheiten des Volkes werden würdig durch Euch vertreten.

Die Arbeiter Berlins ſind bereit und gerüſtet Eurem Rufe Folge zu leiſten, wenn man es wagen ſollte, die Rechte des Volkes in ſeinen Vertretern zu verletzen; ſie bieten Euch ihren Arm und ihr Herzblut gegen jeden Feind, der Hochverrath üben wollte an Euch und an den Freiheiten des Volkes!

Berlin, den 9. November 1848.

Das Berliner Bezirkscomite der deutſchen Arbeiter-Verbrüderung.
Bisky, Vorſitzender, Oſchatz, Schulz, Büttner, Eichel.

Das Kattundrucker-Gewerk. Das Klempner-Gewerk. Das Weber-Gewerk. Das Buchbinder-Gewerk. Die vereinigten Arbeiter in den Kattunfabriken. Das Schuhmacher-Gewerk. Das Gürtler-Gewerk. Das Seidenwirker-Gewerk. Die Goldſchmiede. Das Töpfer-Gewerk. Das Maurer-Gewerk. Das Zimmer-Gewerk. Das Maler-Gewerk. Die Inſtrumentenmacher. Das Meſſerſchmiede-Gewerk. Die Maſchinenarbeiter. Die Schriftgießer. Das Tiſchler-Gewerk. Die [illegible]. Das Taſchmacher-Gewerk. Die Mechaniker. Das Drechsler-Gewerk. Die Dachdecker. Das Steinſetzer-Gewerk. Die Wagenlackirer. Das Korbmacher-Gewerk. Das Bürſtenmacher-Gewerk. Die Formſtecher.

NB. Die Vollmachten der Repräſentanten obiger Gewerke ſind beim Secretariat der Verſammlung niedergelegt.

Der Präſident hat ſogleich die Mitglieder der Nationalverſammlung zu einer außerordentlichen Sitzung auf Morgens 5 Uhr zuſammenberufen laſſen.

Die meiſten von den zurückgebliebenen Abgeordneten haben abwechſelnd die ganze Nacht im Sitzungslocal zugebracht. Um 2 Uhr wurden auch die fehlenden Mitglieder herbeigeholt.

Um 4 Uhr wurde die geſammte Bürgerwehr allarmirt. In dieſem Augenblick beginnt die außerordentliche Sitzung der Nationalverſammlung.

Der Magiſtrat hat in einer außerordentlichen Nachtſitzung beſchloſſen, den König durch eine Adreſſe dringend zu bitten, die Verlegung der Nationalverſammlung zurückzunehmen.

Es heißt, daß in der Geheimen Hofbuchdruckerei die Placate bereits gedruckt werden, durch welche der Belagerungszuſtand über Berlin verhängt werden ſoll. — Die Stunde der Entſcheidung hat geſchlagen! Freiheit oder Knechtſchaft! — das iſt die Loſung! Preußen erwartet, daß Jedermann ſeine Pflicht thun wird!

Der 10. November.

Am 10. Nov. **Außerordentliche Sitzung der conſtituirenden Verſammlung. Morgens 5 Uhr.**

Der Präſident Unruh eröffnet die Sitzung um 5 Uhr Morgens mit dem Bemerken, daß die Nachrichten, welche in der Nacht an ihn eingegangen, das Präſidium dazu veranlaßt haben, mit der Wiedereröffnung der geſtern vertagten Sitzung nicht erſt bis 9 Uhr zu warten. Das Protokoll der geſtrigen Sitzung wird verleſen und genehmigt.

Ein Schreiben des Abg. Daniels zeigt an, daß er auf Grund des §. 12 des Wahlgeſetzes und der königl. Botſchaft ſich am 27ſten in Brandenburg einfinden werde, daß er die, während dieſer Zeit gefaßten Beſchlüſſe nur als bindend anerkenne, und dagegen einen Proteſt mitunterzeichnet habe, deſſen Original ſich in den Händen des Abg. Lammas befinde.

Der Präſident erklärt, daß ihm dieſer Proteſt nicht mitgetheilt worden, daß er aber vermuthe, es ſei dies jener Proteſt, welcher geſtern als anonymes Straßenplacat erſchienen.

Weiter zeigt der Präſident an, daß er von den geſtern gefaßten Beſchlüſſen dem Staatsminiſterium Kenntniß gegeben, und daß ihm darauf eine Antwort des Grafen Brandenburg zugekommen, welche nicht an den Präſidenten der Nationalverſammlung, ſondern an den Regierungsrath v. Unruh gerichtet ſei. Er wolle ſie verleſen laſſen. — (Der Secretär verlieſt das Schreiben des Grafen Brandenburg. Siehe oben I.)

Nach geſchehener Verleſung ſagt der Präſident: Ich glaube nicht, daß die Nationalverſammlung Veranlaſſung hat, auf dieſes an mich perſönlich gerichtete Schreiben irgend wie einzugehen.

Weiter werden die von dem Commando der Bürgerwehr dem Präſidenten zugekommenen Schriftſtücke durch den Secretär v. Plönnies verleſen. (Siehe N. II., III., IV.)

Endlich wird auch noch die Adreſſe der Arbeiter mitgetheilt.

Der Präſident: Die Adreſſe iſt von einer großen Anzahl von Gewerken durch ihre bevollmächtigten Vertreter unterzeichnet worden.

Präſident: Es iſt ferner noch eine Deputation des Magiſtrats vor kurzer Zeit hier geweſen.

Ich habe die Herren Vicepräſidenten Bornemann, Phillipps und Waldeck erſucht, zugegen zu ſein. Die Deputation des Magiſtrats theilte mit, daß der Magiſtrat eine Adreſſe an Se. Maj. den König noch am heutigen Morgen richte, worin er auf das Dringendſte bate, die Verlegung der N.-V. nach Brandenburg zurückzunehmen und den Conflict, der ſeit geſtern eingetreten iſt, zu beſeitigen. Die Deputation fügte hinzu, daß ſie nicht umhin könne, den Wunſch auszuſprechen, daß von Seiten der h. V. verſöhnende Schritte geſchehen, und namentlich möge die National-Verſammlung auch dahin wirken, daß nicht Blut vergoſſen werde. Ich habe der Deputation erwidert, daß ich ihr zunächſt nur meine perſönliche Anſicht mittheilen könne. Was den letzten Theil ihrer Aeußerung anlangte, ſo ſtimmte ich damit vollkommen überein. Ich wäre entſchieden der Meinung, daß ein von der Nationalverſammlung provocirtes Blutvergießen der guten Sache nur ſchaden könne. Ich wäre der Meinung, daß die Ruhe, welche geſtern den Tag über in Berlin ſtattgefunden hat, das Intereſſe der guten Sache gefördert, und jeden Vorwand zu Zwangs- und Gewaltmaßregeln, zur Erklärung eines Belagerungszuſtandes fortgenommen hat. Ich würde für meine Perſon es ferner für meine Pflicht halten, in dieſem Sinne zu wirken; ich wäre entſchieden der Meinung, daß hier zwar paſſiver Widerſtand geleiſtet werden könne, daß aber die wahre Entſcheidung über die ſchwere Kriſe, welche durch die jetzigen Rathgeber der Krone hereingebrochen iſt, in der Hand des Landes liege. So lange die Preſſe, ſo lange das Vereinigungsrecht nicht von Neuem geknebelt ſei, habe das Land das Mittel in den Händen, ſelbſt ohne Blutvergießen den Sieg über die jetzigen Beſtrebungen der Reaction herbei zu führen. (Lautes Bravo der ganzen Verſammlung.) Wenn die Provinzen, wenn alle Aſſociationen, wenn alle Wahlbezirke, wenn alle größeren Städte ſich auf das Entſchiedenſte erklären, wenn ſie unſerer Anſicht beitreten, wenn ſie Proteſte gegen das Benehmen des jetzigen Miniſteriums erlaſſen, wenn dies vom ganzen Lande geſchieht, dann iſt kein Zweifel, daß das Erfolg haben muß. Iſt das Land oder ein großer Theil des Landes dieſer Meinung nicht, nun, m. H., dann hat das Land es zu verantworten, wenn die eben aufblühende Freiheit wieder verdorrt. Ich habe auf den erſten Theil der Aeußerung des Magiſtrats erwiedert, daß ich es nicht der Würde der Nationalverſammlung angemeſſen fände, irgend einen Schritt zu thun, welcher auf ein Nachgeben der Nationalverſammlung hindeutete. (Lebhaftes Bravo.)

Ich bin ferner der Meinung, daß man mit ſolchen Schritten grade das Gegentheil erreichen würde. — Man würde glauben, die Nationalverſammlung und mit ihr das Land werde ſich den ungeſetzlichen Schritten, welche geſchehen ſind, ganz fügen. Ich habe der Deputation des Magiſtrats ferner mitgetheilt, und ich bringe es auch hiermit zu Ihrer Kenntniß, daß ich es für meine Schuldigkeit gehalten habe, in Gemeinſchaft mit einem Ihrer Vicepräſidenten, Bornemann, am verfloſſenen Freitage uns bei Sr. Maj. anmelden zu laſſen. Wir wollten dem Könige abermals Gelegenheit bieten, wahre und beſtimmte Nachrichten ſowohl über die Anſichten der Nationalverſammlung als auch über die Lage des Landes unter den obwaltenden Verhältniſſen zu vernehmen, um jeden anſcheinenden Grund zu Conflicten zu beſeitigen. Wir haben dem Gen. v. Williſen dies ausdrücklich geſagt, und ich habe hinzugeſetzt, daß er die Abgeordneten Bornemann und Unruh melden möchte. Williſen hat mir darauf geantwortet, daß Se. Majeſtät der König verhindert ſei, uns zu ſprechen. Ich habe geglaubt, wie ich vorher erwähnt habe, daß dieſer Schritt in meiner Pflicht lag, nicht als Ihr Präſident, ſondern in der Pflicht eines wahren Vaterlandsfreundes. Ich habe geglaubt, daß dem Könige dieſe Gelegenheit gegeben werden müſſe, um zu hören, wie die Sachen wirklich ſtünden. Dieſe Gelegenheit iſt nicht benutzt worden. Von da ab habe ich aber auch jede Zumuthung, einen zweiten Schritt dieſer Art zu thun, abgelehnt. Ich habe mich nicht für ermächtigt gehalten, als Ihr Präſident mich nochmals melden zu laſſen, weil ich nicht wiſſen konnte, welche Folgen dieſer Schritt haben würde, und ob ich dieſe Folgen vor Ihnen vertreten könne. In Beziehung auf den Inhalt der verleſenen Schriftſtücke, kann ich von neuem nur wiederholen, daß es nach der reiflichſten Ueberlegung meine feſte Ueberzeugung iſt, wir dürfen, wenn wir den Boden im Lande nicht verlieren wollen, den Gewaltſchritten der Krone nur paſſiven Widerſtand entgegenſetzen. Jeder Tropfen Blut, durch unſere Schuld vergoſſen, kann die Lage der Dinge nicht verbeſſern; er kann uns ſchaden. Ich habe vorher meine Motive bereits näher auseinandergeſetzt, ich kann auch den Beſchluß, den Sie am 2. November wegen des Schutzes der Verſammlung gefaßt haben, nicht ſo verſtehen, als ob ich in Folge dieſes Beſchluſſes verpflichtet wäre, die Bürgerwehr zum Kampfe für uns irgendwie zu veranlaſſen.

Ich kann dieſen Beſchluß nicht ſo verſtehen, als ob Sie, meine Herren, ſich umgeben wollten mit einer Mauer bewaffneter Bürger, welche nach der Anſicht tapferer, aber einſichtsvoller Männer, der überlegenen, rohen Gewalt nicht zu widerſtehen im Stande ſind. Daſſelbe werden wir erreichen, wenn wir nur paſſiven Widerſtand leiſten, und uns hier nur durch die

Gewalt von unſeren Plätzen vertreiben laſſen (Allgemeines Bravo!) und das Vaterland wird es erkennen, daß wir zwar bereit ſind, für die Freiheit des Landes und des Volkes unſeren letzten Blutstropfen zu vergießen, daß wir aber das Bürgerblut für zu hoch halten, für zu koſtbar achten, um unnütz auch nur einen einzigen Tropfen zu vergeuden. (Bravo!) Ich werde daher, meine Herren, wenn der Fall eintreten ſollte, daß die bewaffnete Macht uns gegenüber tritt, keinen Schritt thun, der die Mitglieder der Bürgerwehr veranlaſſen könnte, activ uns zu ſchützen, ich werde im Gegentheil keinen Anſtand nehmen, und ich habe bereits Gelegenheit genommen, mich gegen mehrere Mitglieder des Bürgerwehr-Commandos ausdrücklich dahin zu äußern, daß nach meiner perſönlichen Anſicht derjenige Theil der Bürgerwehr, welcher an unſerem Verſammlungshauſe zu unſerem Schutze aufgeſtellt iſt, nur paſſiven Widerſtand leiſten ſolle, daß wir aber unſere Plätze nicht verlaſſen. Meine Herren! In dieſem Sinne werde ich verfahren. (Bravo). Der Erklärung der Berliner Bezirks-Comités der Arbeiter kann ich nur daſſelbe entgegenſetzen, was ich in Beziehung auf die Bürgerwehr geſagt habe. Wir ſind weit entfernt, meine Herren, wenn ich Ihre Meinung richtig aufgefaßt habe, dieſe Männer, deren Kraft und deren Muth dem Vaterlande gehört, zu veranlaſſen, oder auch nur zu dulden, daß ſie zur unrechten Zeit und am unrechten Ort dieſe, dem Vaterland gewidmeten Kräfte aufopfern. (Bravo!)

Der Präſident: Es ſind dringende Anträge eingegangen, die ich der Prioritätscommiſſion überwieſen. Ich werde die Beſchlußfähigkeit der Verſammlung conſtatiren laſſen. Hierauf erfolgt der Namensaufruf. Es ſind 218 Mitglieder zugegen. Die Verſammlung iſt ſomit beſchlußfähig. Nach und nach wächſt die Zahl auf 225.

Hierauf wird der Antrag eingebracht, daß der Präſident diejenigen Mitglieder, welche ohne Urlaub, ohne durch Krankheit verhindert zu ſein, ſich der Theilnahme an der Berathung entzogen haben, auffordern möge, unverweilt ihrer Pflicht nachzukommen.

Wollheim will die Dringlichkeit motiviren. Man ruft ihm von der Rechten zu, die Dringlichkeit wird nicht beſtritten. Wollheim verzichtet hierauf aufs Wort. Der Präſident (Bornemann): Ich eröffne die Diſcuſſion. Man ruft Schluß! Schluß! Schulz (Delitzſch): Ich weiß, es bedarf deſſen nicht, den Antrag hier vor Ihnen zu motiviren, aber es iſt nöthig, daß auch das Land die Motive kenne. Wir leben in einem großen Momente, deswegen ſind wir dem Lande die genaueſte Rechenſchaft ſchuldig über Alles, was wir thun. Durch die Entfernung vieler Mitglieder iſt ein bedeutender Theil des Landes nicht vertreten. Wir werden durch dieſen Antrag in legaler Weiſe ihren Wählern über das Benehmen dieſer Vertreter Nachricht geben. Aber wir ſind dieſen Antrag auch uns ſelbſt ſchuldig. Sie haben gehört, wie die Behörden es wagen, mit uns umzugehen. Der Abſolutismus taucht wieder auf. Man behandelt uns wie Herrendiener, die man hierhin und dorthin ſchickt, die gehorchen müſſen; man ſpricht von einer „ſogenannten“ Nationalverſammlung. Wir müſſen denen, die es gewagt haben, ſo mit uns zu reden, zeigen, daß wir wirklich die Nationalverſammlung ſind, daß wir Vertreter einer Nation von

16 Millionen ſind, und daß wir unſer Anſehen zu wahren wiſſen. (Bravo!) Der Antrag wird einſtimmig angenommen.

Der Präſident Unruh: Da Weiteres im Augenblick zur Verhandlung nicht vorliegt, und ich die Berathung der gewöhnlichen Tagesordnung in dieſem Augenblick nicht für geeignet halte, ſo gebe ich den Mitgliedern anheim, ungeſtört im Saale zu verweilen ohne die Sitzung zu unterbrechen.

(98ſte Sitzung.) Gegen 9½ Uhr wird die Sitzung, die Morgens 6 Uhr vertagt wurde, wieder aufgenommen. Der Abgeordnete Müller (Solingen) zieht ſein Urlaubsgeſuch zurück. — Sommerbrodt zeigt an, daß er nur Krankheitshalber der heutigen Nachtſitzung nicht beigewohnt. —

Man fährt formell einige Augenblicke in der Berathung des Geſetzes wegen unentgeltlicher Aufhebung verſchiedener Laſten und Abgaben fort. — Der Präſident erklärt, er trage Bedenken, ob die Verſammlung beſchlußfähig iſt, er werde den Namensaufruf beginnen laſſen. — Vorher erklärt Kunze, daß er nur krankheitshalber in der Sitzung nicht erſchienen, daß er ſich aber den Majoritätsbeſchlüſſen ganz und durchaus anſchließe. (Bravo!) Der Namensaufruf beginnt; er ergiebt, daß 251 Mitglieder anweſend ſind. — Der Präſident will in der Berathung des Entlaſtungsgeſetzes fortfahren laſſen. Geßler: Ich proteſtire gegen jede Berathung materieller Geſetze, erſtens weil keine Vertreter der Krone anweſend ſind, und ferner weil der größte Theil der Rechten aus Gründen, die man achten müſſe, indem ſie es nämlich mit ihrem Gewiſſen nicht vereinbaren konnten, länger in dieſer Verſammlung zu bleiben, den Saal verlaſſen haben. Ich und meine Freunde wenigſtens werden im Falle einer weiteren Berathung des Geſetzes uns der Abſtimmung enthalten. Parriſius: Ich erinnere die Herren von der Rechten, die uns noch ihre Gegenwart ſchenken, an die Erklärung, die geſtern Herr Schulz in ihrem Namen abgegeben hat; ich bitte und beſchwöre ſie in dieſem wichtigen Moment mit der Majorität zu gehen und nicht etwa durch Verlaſſen des Saales die Verſammlung beſchlußunfähig zu machen.

Plönnies: Ich habe nur zu bemerken, daß die Worte, die der Abgeordnete Geßler ausgeſprochen, nicht die Anſicht der ganzen Fraction vertreten, die von der Rechten noch hier geblieben iſt. (Bravo.) — Bornemann: Ich proteſtire nicht gegen die Berathung materieller Geſetze, aber ich gebe der Verſammlung zu bedenken, ob ſie es nicht vorziehen würde, um die Einigkeit hier feſtzuhalten, den Bericht der Petitions-Commiſſion zu hören. Dieſer Antrag wird einſtimmig angenommen.

Der Berichterſtatter der Petitions-Commiſſion (Bauer von Berlin) fehlt in der Verſammlung, in ſeiner Abweſenheit übernimmt Elsner die Vertretung und der Bericht wird verleſen.

Plönnies ſtellt den Antrag, das Geſetz zum Schutz der Verſammlung (ausgegangen von dem Centrum) zur Berathung zu bringen. Es wird das Amendement geſtellt, den betreffenden Geſetzentwurf ſofort an die Commiſſion für Juſtizreform zu verweiſen. — Das Amendement wird ohne Discuſſion und faſt einſtimmig angenommen.

Bornemann ſtellt den Antrag, alle zum Entlaſtungsgeſetz eingegangenen Amendements, welche Widerſpruch finden, an die Central-Abtheilung zurück zu verweiſen, damit dieſe Bericht erſtatte und ſie in einem Anhang zu dem Geſetz zuſammenfaſſe. — Wird angenommen. — Man geht wieder zu dem Entlaſtungsgeſetz über. Nr. 12 des §. 1. des Geſetzentwurfes wird angenommen.

Parriſius ſtellt den Antrag, die Sitzung bis 2 Uhr zu vertagen, er ſagt zur Motivirung: Wenn man 24 Stunden gekämpft, dann ſehnt man ſich wohl nach einigen Augenblicken Ruhe. Kirchmann ſtellt das Amendement, die Sitzung nur auf eine Stunde zu ſuspendiren. Schulz (Delitzſch): wenn die Verhandlungen blos unterbrochen werden, ohne daß die Mitglieder das Haus verlaſſen, ſo habe ich nichts dagegen, aber gegen Vertagung der Sitzung, ſo daß ſich die Mitglieder entfernen können, muß ich mich entſchieden erklären, weil es ſonſt kommen könnte, daß, nachdem wir 24 Stunden hier gewartet, der Feind käme, während wir uns entfernt haben. Parriſius: es macht wohl keinen Unterſchied, ob die Gewalt, die angewendet wird, ſich gegen das Bureau oder gegen die ganze Verſammlung richtet.

Kämpf: Wenn wir in der Nacht, auf die Nachricht, daß die Verſammlung gewaltſam auseinandergeſprengt werden ſolle, die Mitglieder aus den Betten holen ließen, damit nicht Einer, ſondern die ganze Verſammlung aus dem Saale vertrieben werden müſſe, ſo werden wir jetzt wohl auch noch hier bleiben können. Erinnern Sie ſich, daß die franzöſiſche proviſoriſche Regierung unter Lamartine 68 Stunden auf dem Stadthauſe geblieben iſt, als es Noth that; ich hoffe von Ihrem Patriotismus, daß Sie nicht geringere Kraft in ſich fühlen werden. (Bravo!)

Schulze (Delitzſch) ſtellt den Antrag, die Verhandlungen auf eine halbe Stunde zu unterbrechen, jedoch ſollen die Mitglieder inzwiſchen den Saal nicht verlaſſen. (Man murrt theilweiſe über dieſe Beſtimmung; Kirchmann zieht ſeinen Antrag zurück, zu Gunſten des von Schulze geſtellten Amendements.)

Der Antrag von Parriſius wird verworfen. Der Antrag von Schulze (Delitzſch) wird, nachdem der zweite Theil, daß die Mitglieder den Saal nicht verlaſſen ſollen, zurückgezogen, angenommen und die Sitzung alſo auf eine halbe Stunde vertagt.

Es iſt 12 Uhr.

Gegen 2¼ Uhr wird die vertagte Sitzung wieder fortgeſetzt.

Ein eingegangener dringender Antrag wird ſofort der Prioritäts-Commiſſion überwieſen. Dem Antrage iſt die Priorität zuerkannt; er iſt von den Herren Waldeck, Jacoby, Hildenhagen, Pilet, Wachsmuth, Philipps u. ſ. w. und lautet:

Die Verſammlung wolle beſchließen:

Eine durch das Präſidium zu wählende Commiſſion von vier Mitgliedern zur ſofortigen Redaction einer an das preußiſche Volk zu richtenden Proclamation über die von der Staatsregierung erfolgten Beeinträchtigungen der Rechte des Volkes und der Nationalverſammlung niederzuſetzen.

Zur Motivirung der Dringlichkeit verzichten die Antragſteller aufs Wort, nur Philipps ruft, daß es zur Motivirung nur der Verleſung der eben erſchienenen Bekanntmachung des Polizeipräſidenten bedürfe.

Kunth, gegen den Antrag: Wir haben erſt geſtern beſchloſſen, keine Placate zu erlaßen, wir wollen noch jetzt daran feſthalten, und im Falle es beſchloſſen würde, könnten wir an der Abſtimmung nicht Theil nehmen.

Plönnies: Ich glaube, es iſt keine große Meinungsverſchiedenheit zwiſchen mir und dem vorigen Redner, wenn ich mich *für* den Antrag erkläre; es gilt nur, ob wir Veranlaſſung haben, das Land von den Gründen zu unterrichten, die uns leiten. Ich glaube, nächſt dem Gewiſſen iſt unſer erſter Richter: *das Land!* (Lautes Bravo!) **Maaßen**: Ich bin gegen die Proclamation, denn eine Proclamation würde nur die Aufregung im Lande vermehren.

Behrends: In einem Augenblicke, wo der Conflict zwiſchen Krone und Volk offen darliegt, ſind wir verpflichtet, dem Lande Rechenſchaft zu geben über unſer Handeln. Wir ſind jetzt 24 Stunden länger hier, und inzwiſchen iſt der Conflict zum Ausbruch gekommen; es iſt der gelindeſte Schritt, den Sie thun können, ſich mit einer Proclamation darüber an das Land zu wenden. Wir entſagen Vielem, was wir gern thun möchten, aus Rückſichten auf die Einheit in der Verſammlung; aber es iſt das Wenigſte, was wir thun können. (Bravo.)

Geßler: Ich bin gegen eine Proclamation, weil es erſtens nicht unſere Aufgabe iſt, Proclamationen zu erlaſſen, und dann, weil ſie doch nicht alle Gründe umfaſſen kann, welche die verſchiedenen Mitglieder geleitet haben.

Berg: Es iſt allerdings nicht unſere Aufgabe, Proclamationen zu erlaſſen, denn wir ſind mit einem höheren Mandat hierhergeſchickt, mit dem Mandat, die Rechte des Volkes zu vertreten. Wir haben das Unſerige dazu gethan, aber eine feindliche Macht tritt uns jetzt hemmend entgegen. Eine feindliche Armee, leider iſt es unſere eigene, rückt gegen die Hauptſtadt mit dem beſtimmten Willen, ſich gegen uns zu wenden, gegen die 250 friedlichen Leute, die hier verſammelt ſind. — Die Proclamation muß das Land auffordern zum äußerſten Widerſtande in den geſetzlichen Schranken, ſie muß Mäßigung und Beſonnenheit dabei empfehlen. *Es iſt vielleicht die letzte Stunde, die wir hier verſammelt ſind, nun dann mag es ein Teſtament werden, aus welchem der grüne Baum der Freiheit ſich noch einmal erheben wird, wenn er jetzt in ſeiner Wurzel abgehauen werden ſollte!* (Stürmiſches Bravo!)

Man ruft nach Schluß der Debatte. — **Hildenhagen** hat das Amendement geſtellt, die Commiſſion ſtatt aus 4 Mitgliedern aus 5 Mitgliedern beſtehen zu laſſen, weil es die Zahl der hier beſtehenden Fractionen erheiſche. — **Der Präſident**: Dem ſteht wohl nichts entgegen.

Der Antrag wird *einſtimmig* angenommen.

Der Präſident bezeichnet die Mitglieder der Commiſſion, es ſind die Abgeordneten **Moritz**, **Elsner**, **Pilet**, **Zachariä**, **Schulz** (Minden).

Während die Commiſſion ſich zurückzieht, beginnt der Namensaufruf. Es ſind anweſend 232 Mitglieder. (Bravo!)

Die Commiſſion kehrt zurück. **Pilet** verließt die von der Commiſſion angenommene Proclamation. — Sie lautet.

An das preußiſche Volk!

Das Miniſterium Brandenburg, welches gegen die faſt einſtimmig ausgeſprochene Erklärung der Nationalverſammlung die Leitung der Geſchäfte des Landes übernommen, hat ſeine Thätigkeit damit begonnen, daß es einſeitig die Vertagung der Sitzungen der Verſammlung und die Verlegung derſelben nach Brandenburg befohlen. Die Verſammlung der preußiſchen Volksvertreter hat dieſen Eingriff in ihre Rechte dadurch zurückgewieſen, daß ſie mit großer Majorität den Beſchluß gefaßt hat, ihre Berathungen in Berlin fortzuſetzen. Sie hat zu gleicher Zeit erklärt, daß der Krone das Recht nicht zuſtehe, die Verſammlung wider ihren Willen zu vertagen, zu verlegen oder aufzulöſen, und daß ſie diejenigen verantwortlichen Beamten, welche der Krone zu Erlaſſung jener Botſchaft gerathen haben, nicht für fähig erachtet, der Regierung des Landes vorzuſtehen, vielmehr dafür hält, daß dieſelben ſchwerer Pflichtverletzung gegen die Krone, gegen das Land und gegen die Verſammlung ſich ſchuldig gemacht. Das Miniſterium Brandenburg hat in Folge dieſer Ereigniſſe die Verſammlung für eine ungeſetzliche erklärt und die Anwendung militäriſcher Gewalt angedroht, um die Fortdauer ihrer Berathungen zu hindern. — In dem ſchweren Augenblicke, wo die geſetzliche Vertretung des Volkes durch Bajonette auseinander geſprengt wird, rufen wir Euch zu: Haltet feſt an den errungenen Freiheiten, wie wir mit allen unſeren Kräften und unſerem Leben dafür einſtehen, aber verlaßt auch keinen Augenblick den Boden des Geſetzes. Die ruhige und entſchloſſene Haltung eines für die Freiheit reifen Volkes wird mit Gottes Hülfe der Freiheit den Sieg erringen!

Der Verleſung dieſer Proclamation folgt langer, ſtürmiſcher Applaus auch auf den Tribünen.

Sie wird *einſtimmig* angenommen. Alle Anweſenden fühlen ſich von der Bewegung des großen Moments hingeriſſen, und die Begeiſterung der Herzen macht ſich in einem *nochmaligen* rauſchenden Applaus Luft.

Hildenhagen beantragt den Druck und die Vertheilung von 10,000 Exemplaren; angenommen.

Borchardt will, daß die anweſenden Mitglieder ſie unterzeichnen.

Pilet: nein, die Unterſchrift wird am beſten lauten; *die National-Verſammlung* (Bravo!)

Berg: Der Augenblick wird immer bedenklicher, ich habe deswegen das Siegel der Nationalverſammlung aus den Händen der Burraubeamten genommen und übergebe es hier dem Präſidium.

Nach einigen unweſentlichen Bemerkungen, **Berg**: Ich glaube, daß jetzt ein geeigneter Moment gekommen iſt, die heutige denkwürdige Sitzung zu ſchließen und ſie bis morgen zu vertagen.

Viele Stimmen: Nein! Nein!

Berg zieht bald ſeinen Antrag zurück.

Rodbertus ſtellt den Antrag, in der Tagesordnung, d. h. mit der Berathung des Entlaſtungsgeſetzes fortzufahren. — Wird angenommen und ausgeführt.

Schon ſeit mehreren Stunden curſirten die Nachrichten von dem Anrücken des Militärs; während der letzten halben Stunde ſieht man es heranrücken und den Platz occupiren. Wrangel ſteht an der Spitze der Soldaten.

Es war bisher unverrückt die Abſicht der Verſammlung geweſen, das Einſchreiten der militäriſchen Gewalt im Sitzungsſaale abzuwarten, da man aber aus den Verhandlungen Rimplers mit Wrangel erfährt, daß die Abſicht, den Sitzungsſaal zu ſtürmen, nicht vorhanden iſt, beſchließt die Verſammlung auf Vorſchlag des Präſidenten, die heutige Sitzung zu vertagen, und ſie morgen 9 Uhr unter dem Schutz der Bürgerwehr wieder zu eröffnen. —

Gegen $4^3/_4$ Uhr verlaſſen die Abgeordneten das Haus und werden von der verſammelten Bürgerwehr und den Volksmaſſen mit lauten, donnernden Hurrahs und Hochs, die von Straße zu Straße ſich fortpflanzen, begrüßt.

Die Literatur der Straßenecken verwandelt ſich, doch ſchämt ſich die Contrerevolution, ihre Aufrufe ſind anonym.

Ohne Firma erſcheint folgendes reactionäre Placat: „Mitbürger! Seine Majeſtät unſer König hat die Verſammlung zur Vereinbarung der Verfaſſung nach Brandenburg verlegt, um Eure Deputirten den Mißhandlungen der Berliner Anarchiſten zu entziehen. Glaubt nicht den Wühlern, die Euch ſagen, daß dies ein Angriff auf Eure Freiheit ſei. Nein, der König wird ſein Wort und die Freiheit aufrecht erhalten.

In Brandenburg wird die Verſammlung die Verfaſſung frei berathen und mit dem Könige vereinbaren.

Ein Verräther am Vaterlande, wer dem Ruf ſeines Königs nach Brandenburg nicht folgt!!!

Volk von Preußen! ſchaare Dich um Deinen conſtitutionellen König.“

Berlin, den 9. November 1848.

Ein anderes Placat iſt vom Polizeipräſidenten erlaſſen, es lautet:

Auf Anweiſung des königl. Staatsminiſteriums wird hiermit Nachfolgendes zur Kenntniß der Berliner Bevölkerung gebracht:

Obgleich Se. Maj. der König mittelſt Allerhöchſter Botſchaft vom 8ten d. M. die Verlegung der zur Vereinbarung der Verfaſſung berufenen Verſammlung nach Brandenburg und deren Vertagung bis zum 27ſten angeordnet hat, fährt ein Theil jener Verſammlung dennoch fort, hier beiſammen zu bleiben und Beſchlüſſe zu faſſen. Die Regierung Sr. Maj. befindet ſich deshalb in die Nothwendigkeit verſetzt, einem ſolchen, die Rechte der Krone beeinträchtigenden Verfahren auf das Entſchiedenſte entgegen zu treten und hat zu dem Ende beſchloſſen, da die Bürgerwehr, als die zur Aufrechterhaltung der geſetzlichen Ordnung verpflichtete Inſtanz, ihre Mitwirkung beſtimmt verſagt hat, die hieſige Garniſon ſo bedeutend zu verwehren, daß nicht nur die zur Aufrechterhaltung des königlichen Befehls wegen Verlegung der Nationalverſammlung nach Brandenburg und wegen ihrer Vertagung erforderlichen Maßregeln durchgeführt werden können, ſondern daß auch die überhaupt ſeit längerer Zeit im hieſigen Orte vorgefallenen Störungen der öffentlichen Ordnung und Beeinträchtigung der Freiheit kräftig unterdrückt werden können.

Der Einmarſch der Truppen, welche zur Verſtärkung der Garniſon beſtimmt ſind, wird ſchon heute ſtattfinden und darf von dem geſetzlichen Sinne der Bürgerſchaft, welche anerkennen wird, daß Geſetz und Ordnung die Hauptbedingungen der Stadt und des Staates ſind, mit Zuverſicht erwartet werden, daß ſie den anrückenden Truppen in keiner Weiſe hinderlich in den Weg treten werde.

Ausdrücklich und feierlich wird zugleich verſichert, daß Sr. Majeſtät Regierung die Maßregeln nur ergriffen hat, um die Erfüllung der Verheißungen, welche dem preußiſchen Volke zur Befeſtigung ſeiner Freiheit und zur Erlangung einer wahrhaft volksthümlichen Verfaſſung gemacht ſind und welche heilig gehalten werden ſollen, zu beſchleunigen, keineswegs aber um Rechte oder Freiheiten des Volkes in irgend einer Art zu beeinträchtigen.

Berlin, 10. November 1848.

Der königl. Polizei-Präſident
v. Bardeleben.

Endlich ein Placat, unterzeichnet: königliches Gouvernement von Thümen, für den Gouverneur, und königliches Polizeipräſidium von Bardeleben, zeigt an, daß mehrere Wachen in Berlin durch Truppen beſetzt werden, wobei dem Publicum die Paragraphen citirt werden aus dem Geſetz vom 20. März 1837 über den Waffengebrauch. Der Platz um das Schauſpielhaus bietet einen merkwürdigen Anblick dar. Die Bürgerwehr bildet den innern Kranz. Wrangel mit der Garde hat ſich hinter den beiden Kirchen aufgeſtellt. Eine Batterie Artillerie ſteht in der Jägerſtraße, eine andere in der Mohrenſtraße, beide mit der Beſpannung. Zwiſchendurch eine Menge Spaziergänger, Damen in Maſſe und wohlgekleidete Männer. Das Volk hat auch die Treppe der Kirche eingenommen. Wrangel wird mit Hohngelachter begrüßt, wo man ihn erkennt. Das Volk wiederholt ihm ſeine „geſchliffenen Schwerter und die Kugeln im Lauf“. Rimpler hatte eine Unterredung mit ihm.

Wrangel erklärte, „er halte ſich nicht für berechtigt, in den Sitzungsſaal einzudringen, werde auch nicht Hand anlegen an die Deputirten, aber ſo lange auf dem Platze campiren, bis die Nationalverſammlung auseinanderginge und wenn es acht Tage währte; er und ſeine Soldaten ſeien das Campiren gewohnt. — Worauf Rimpler erklärt haben ſoll: „Nun ſo werde die Bürgerwehr 14 Tage dableiben, wenn es ſein müßte.“ Ein ungeheures Hurrah! Das 21ſte Bataillon, das ſeit 4 Uhr Morgens vor dem Schauſpielhauſe ſteht, wurde von einem andern Major aufgefordert, ſich ablöſen zu laſſen, es verweigerte aber, dieſen Ehrenpoſten zu verlaſſen, und erklärte, ausharren zu wollen. Sein Major heißt Schmalhauſen.

Unter den Linden begrüßten einige weiße Tücher lediger Damen die langentbehrte Garde. Sofort erhob ſich ein Ziſchen und drohende Stöcke gegen die Fenſter, und die tugendhaften Tücher der Unſchuld verſchwanden. Zwiſchen drei und vier Uhr erſchien das Militär auf dem Platze. In verſchiedene Thore kamen kleine Trupps, zum Theil von Bauerwagen begleitet, auf denen ihre Bagage geführt wurde. Niemand beachtete dieſe harmloſen Wanderer. Die ganze Bevölkerung iſt einig in der gleichgültigen Aufnahme der Truppen, mit denen kein Zwieſpalt vorliegt. , Alles iſt geſpannt auf den Ausgang des größeren Zwieſpalts zwiſchen der Nationalverſammlung und dem Gouvernement.

5½ Uhr Abends. Die einzelnen Bürgerwehrcompagnien trennen ſich mit einem Hoch auf die Nationalverſammlung. Rimpler wird überall mit Jubel begrüßt, Wrangel mit Spott. Die Burſchen im Gliede ſehen ſeit dieſen wenigen Stunden die Sache ſchon ganz anders an. Sie unterhalten ſich aufs Friedlichſte mit den Berlinern und beide Theile verſichern ſich gegenſeitig gute Freundſchaft und Cameradſchaft. Schon im Thiergarten war heut Vormittag dieſelbe Erſcheinung. Die Soldaten laſen die Extrablätter der Reform und die übrigen Berliner Nachrichten, welche ihnen die fliegenden Buchhändler zuführten. Eine Deputation von Militär-Officieren kommt am Schluß der Aufſtellung vor das Schauſpielhaus zu den Majoren der Bürgerwehr und erklärt: Wrangel habe ſchon viele Truppen zurückgezogen, zum Beweis, daß er keine feindlichen Abſichten gegen die Bevölkerung hege. Die Zugführer machten dies mit lauter Stimme bekannt, man meinte indeſſen doch, man ſolle ſich nicht einſchläfern laſſen. Zu dem Zweck verbreitet man auch das Gerücht, der König gebe nach.

Ein genauerer Bericht des Vorgangs vor und in dem Schauſpielhauſe zwiſchen Rimpler, Wrangel und Unruh iſt dieſer:

Gegen 4¼ Uhr wurde in der Nationalverſammlung eine Pauſe verlangt, um die Erleuchtung des Locals beſorgen zu laſſen.

Nach einer Weile eröffnet Präſident v. Unruh: „Ich habe der hohen Verſammlung einige Mittheilungen zu machen. Das Schauſpielhaus iſt ringsum von Truppen umlagert. Der Commandeur der Bürgerwehr hat ſich deshalb an den General-Major Thümen gewandt, und ihn um den Zweck dieſer Truppenaufſtellung gefragt; Thümen hat darauf geantwortet: „er habe Befehl, ſich hier aufzuſtellen; Herr Rimpler möge ſich an den commandirenden General Wrangel wenden.“ Herr Rimpler hat darauf folgende Unterredung mit dem General Wrangel gehabt. Ueber den Zweck der Aufſtellung dieſer bedeutenden Truppenmacht befragt, hat Wrangel geantwortet: „ich wünſche ſehnlich, meine Truppen bald in die Quartiere führen zu können.“

Rimpler: dem ſtehe nichts im Wege.

Wrangel: wozu denn die Bürgerwehr hier ſei?

Rimpler: zum Schutze der Nationalverſammlung.

Wrangel: auch er wolle die Nationalverſammlung ſchützen.

Rimpler: wie lange der General Wrangel mit ſeinen Truppen hier am Schauſpielhauſe verweilen werde?

Wrangel: ſeine Truppen ſeien gewohnt, zu bivouakiren; ſie würden hier ſtehen bleiben, und wenn die Verſammlung acht Tage lang beiſammen bliebe.

Nach Mittheilung dieſes Geſpräches fährt Präſident v. Unruh fort: „Ich habe darauf dem Commandeur der Bürgerwehr die ſchriftliche Erklärung gegeben, daß die Nationalverſammlung keinen andern Schutz wolle, als den der Bürgerwehr, namentlich keinen militäriſchen. — Auf dieſe Erklärung erwarte ich jetzt die Antwort.“

Wieder nach einer Pauſe gegen 5 Uhr ergreift Präſident v. Unruh noch einmal das Wort: „Auf meine Erklärung hat der General Wrangel mündlich geantwortet: daß die Truppen unter keinen Umſtänden zurückgezogen würden; den „Herren“, die noch im Schauſpielhauſe verſammelt ſeien, ſei geſtattet, heraus-, aber nicht hineinzugehen; eine Nationalverſammlung kenne er nicht, da ſie ſeit geſtern durch die Krone aufgehoben ſei, eben ſo wenig einen Präſidenten der Nationalverſammlung, mit dem er ſich in Unterhandlung einlaſſen könne. — Herr Rimpler hat mir dabei erklärt, die Ehre der Bürgerwehr erfordere es, daß ſie in keinem Falle von ihrem Poſten weiche, wenn nicht die Nationalverſammlung ſelbſt ihr Sitzungslocal verlaſſe. (Bravo!) — Meine Herren, nach den Erklärungen des General Wrangel, die ich nicht weiter qualificiren will, iſt nun ein Act militäriſcher Gewalt eingetreten; wir ſind cernirt. Ich glaube, daß jetzt der Fall da iſt, den wir vorhergeſehen haben. Ich ſchlage Ihnen vor, nachdem wir die Erklärung abgegeben haben, daß wir gegen dieſe Gewalt proteſtiren, die Sitzung zu vertagen und zuſammen mit der Bürgerwehr dies Haus zu verlaſſen.

Abg. v. Berg: „ich kann mich nur unter der Bedingung mit dieſem Vorſchlage einverſtanden erklären, daß wir morgen früh den Verſuch machen, wiederum in dieſem Saale unſere Sitzung zu halten.“

Präſ. v. Unruh und die Verſammlung geben ihre Zuſtimmung zu erkennen.

Präſ. v. Unruh: „Ich erkläre alſo im Namen der Nationalverſammlung: die Nationalverſammlung proteſtirt gegen die gegen dieſelbe angewandte militäriſche Gewalt und erklärt, daß ſie die heutige Sitzung nur ſchließt, indem ſie der Gewalt weicht. — Ich vertage hiermit die Sitzung bis morgen früh 9 Uhr.“

Um die Lage der großen Angelegenheit und das Verhalten aller Parteien richtig zu verſtehen, iſt es nöthig, nicht nur die ſpäteren Erfolge, ſondern auch die gegenwärtige Gemüthsverfaſſung der Bürger und der Truppen ſcharf ins Auge zu faſſen. Zugleich dürfen wir, die wir hier nur die Memoiren eines Theilnehmenden ſchreiben, dem ſpätern Geſchichtſchreiber aus dieſer Gemüthsverfaſſung der Nation bei allem Anſchein der Niederlage unſerer Freiheit, den glänzendſten Sieg und die vollkommenſte Genugthuung der Demokratie vorherſagen. Wer dieſe Worte ausſpricht, den kann nur der Erfolg rechtfertigen. Wir ſprechen ſie aus auf dieſe Gefahr.

Es war nöthig, die Armee aus ihrer abgeſonderten Stellung zu ziehen. Es war zu beweiſen, daß die preußiſche Armee unmöglich der Demokratie widerſtehen kann, da ſie ſelbſt, demokratiſch angelegt, mit den wenigen verſchworenen adeligen Officieren nothwendig in Conflict gerathen muß.

Alle Nachſicht, alles Gewährenlaſſen, alle Beſtechung durch Geld, Eſſen und Trinken wird nicht dazu führen, die ganze dienende Jugend und die Landwehr obendrein zu corrumpiren. Auch die einfältige Hoffnung auf einen dummen Royaliſmus des Landvolks iſt nichtig. Der Charakter des Royaliſmus von 1848 iſt auch den Einfältigſten klar und verhaßt geworden. Die Demokraten haben daher ohne Umſchweif für die Aufnahme der Armee in den Schooß von Berlin geſtimmt und nicht ohne perſönliche Gefahr. Denn es war zu vermuthen, daß man die Führer wegfangen und mißhandeln werde. Eine ſeltene Hartnäckigkeit in ihrer Pflicht hat die Gerichte und die Auditeure bewogen, den Mord- und Einigungsplänen der Camarilla, die dem nicht zweifelhaft ſein können, der ihre gedruckten Grundſätze und Pläne kennt, alle Werkzeuge ſcheinbarer Proceduren zu entziehen, und ſelbſt das Commando zum unmittelbaren „Erſchießen der Canaille in Maſſe“ iſt — nicht vollzogen worden. Wer den Muth der Berliner angreift, der erinnere ſich dieſer Thatſachen und erwarte das Weitere in Ruhe.

Indeſſen wird es Niemand wagen, die widerſtandloſe Auflöſung der Bürgerwehr, die Rimpler und die Majore vornahmen, das Nichterſcheinen dieſer Männer auf dem öffentlichen Platz, um in Waffen zu proteſtiren, und die Abgabe der Waffen, die vorgekommen iſt, zu vertheidigen. Es wurde dadurch dem Militär die Gelegenheit entzogen, ſich ſofort für das Geſetz und die Geſetzgeber zu erklären.

Wir ſchildern Stimmung und Ereigniſſe dieſes denkwürdigen Tages als Augenzeuge.

Seit dem frühen Morgen war die Bevölkerung Berlins in Bewegung. Die Nachrichten von den Ereigniſſen der Nacht hatten ſich in die fernſten Stadttheile verbreitet. In den Straßen ſtrömte es auf und ab nach dem Schauſpielhauſe und von da wieder zurück. Alles wollte wiſſen, wie es um die Nationalverſammlung ſtehe. Der Platz um das Verſammlungsgebäude ſelbſt glich einem Feldlager. Bürgerwehr war in mehrfachen Reihen um das ganze Schauſpielhaus aufgeſtellt. Ernſt und Entſchloſſenheit im Blick, gingen die Wehrmänner auf und ab an den aufgeſtellten Gewehrpyramiden. Um die Bürgerwehr ſtanden die zahlreichen Gruppen des Volkes. Hie und da las ein Mann die Berichte der Morgenblätter über die Ereigniſſe der Nacht laut vor. Begeiſtertes Lob der Volksvertreter und Ausbrüche der heftigſten Erbitterung gegen König und Miniſter unterbrachen überall die Wortführer. Die ſchneidende Kälte des Wintermorgens ließ die Volksmaſſen, die ſich immer mehr häuften, unberührt. Von Zeit zu Zeit erregte der Commandoruf der Bürgerwehr-Offiziere „an die Gewehre!“ die allgemeine Spannung des ganzen Volkes. Man erwartete den Angriff des Militärs.

Die beſtimmte Nachricht, daß der König mit Militärgewalt die Nationalverſammlung ſprengen werde, hatte ſich unterdeſſen gegen Mittag verbreitet. Ich vermag nicht die Erbitterung zu ſchildern, die bei dieſer Nachricht das Volk erfaßte. „Gut“, hörte ich einen Mann aus der Bürgerwehr ſagen, „er ſpielt ſeinen letzten Trumpf aus, wir wollen ſehen, wer gewinnt!“

Ich eilte nach dem Brandenburgerthor. Es war in der That die Charlottenburger Chauſſee bereits mit Truppen beſä't. Eine bedeutende

Volksmenge hatte ſich auch hier ſchon geſammelt, um den Anfang des Drama's zu ſehen, das der preußiſchen Nation heute aufgeſpielt werden ſollte. Nach drei Uhr ſetzten ſich die Truppen in Bewegung. Sie zogen zu gleicher Zeit in die Hauptthore der Stadt in Schlachtordnung ein, voran Infanterie-Regimenter, dann die Geſchützbatterien mit Infanteriebedeckung. Es waren unter ihnen die ſämmtlichen Garde-Regimenter des 18. März und die Garde-Artillerie von jener Nacht. Lautlos ließ ſie das Volk an ſich vorbeidefiliren. Nur als unter den Linden, in dem verſtockten Viertel der Ariſtokratie, einige Frauen mit weißen Tüchern winkten, warf das Volk mit Steinen nach dieſen Fenſtern. Als die eine Truppencolonne am Zeughauſe vorüberzog, ſchrieen die Soldaten, die es beſetzt hielten, auf Commando „Hurrah!“, worauf man unten mit Ziſchen und Pfeifen antwortete. Hier war es, wo ein Mann im Volke den Truppen Hurrah zurief und ſeinen Hut ſchwenkte. Das empörte Volk fiel über ihn her, und ſchlug ihn unter dem Ruf: „Ein Reactionär!“ mit Fäuſten. Er wollte ſich in die Reihen der Soldaten flüchten, was ihm nicht gelang. Einige Demokraten haben ihn gerettet.

Ich eile zurück nach dem Schauſpielhauſe. Kalt rieſelt es über meinen Nacken, meine Muskeln zucken — das Ungeheure iſt geſchehen, **die Nationalverſammlung des preußiſchen Volkes iſt von den königlichen Truppen umringt,** die Bajonette umſtarren den Verſammlungsſaal der Volksvertreter, die Kanonen raſſeln um das Haus!

Der König hat der Nation Schach geboten!

Und das Volk? In dichten Maſſen hat es ſich um das Schauſpielhaus geſchaart. Die ſchwarzen Maſſen haben ſich zwiſchen Bürgerwehr und Volk gelagert, als wollten ſie ſagen, erſt müſſen Eure Kugeln und Schwerter durch uns gehen, ehe ſie zu unſern Vertretern dringen. Die Truppen häufen ſich immer mehr in den umliegenden Straßen. Die Geſchütze ſind bereit.

Jetzt ertönt auf einmal ein gellendes Schreien an der Stelle, wo die Mohrenſtraße in den Gensdarmenmarkt ausläuft. Es naht eine Gruppe von Reitern. Ich erkenne den General Wrangel. Mit Mühe kann er mit ſeinem Stab durch die Menge reiten. Der dumpfe Groll des Volkes hat ſich bei ſeinem Anblick gebrochen, er iſt in Sarkasmus umgeſchlagen. „Wrangel, gib Acht, daß Du uns nicht all' unſer Gras zertrittſt!“ „Du willſt wohl nur Dein Heu holen!“ ſo und in ähnlicher Weiſe riefen ihm überall Stimmen aus dem Volke zu, mit Pfeifen, Ziſchen, Schreien und Gelächter begleitet. So ritt er um das ganze Schauſpielhaus und inſpicirte die Stellung ſeiner Truppen.

Die Bürgerwehr war, ſobald die Truppen anrückten, ins Gewehr getreten.

Bald nachdem Wrangel ſeinen Rundritt gemacht hatte, erſchien der Bürgerwehrcommandant Rimpler zu Fuß mit ſeinen Adjutanten, unter denen der Stadtrath Runge, vor dem Eingange in die Nationalverſammlung. Das Volk bildet Spalier, ein ungeheurer Jubel begrüßt den Bürgerwehrcommandanten. Er geht durch die Reihen über den Platz auf den General Wrangel zu. Das Volk drängt ſich ihm nach.

Von der Unterredung ſelbſt war ich nicht im Stande etwas zu hören. Ein gleicher Beifallsſturm begleitete die zurückkehrende Deputation der Bürgerwehr bis zum Schauſpielhauſe zurück. Nach einiger Zeit erſchienen die Präſidenten der National-Verſammlung in der Thüre des Gebäudes. Die Bürgerwehr bildete Spalier. Die Mitglieder der National-Verſammlung folgten in langem Zuge ihren Präſidenten. Da erhob ſich ein Donnerruf: „Es lebe die Nationalverſammlung!“ durch die Reihen der Bürgerwehr und die Maſſen des Volkes, wie ich nie in meinem Leben etwas Aehnliches in einer Volksverſammlung gehört habe. Die Abgeordneten ſchienen tief ergriffen von der Größe dieſes Augenblicks. Ich ſah alte und harte Demokraten ſich die Freudenthränen aus den Augen wiſchen.

Aus einem Fenſter des Gaſthauſes von Jaroſchewitz dankte Waldeck dem Volke für ſeine Theilnahme, und verſicherte, die Abgeordneten der Nation würden die Sache des Volkes durchfechten bis zu Ende. Auf den Beifall, mit dem ſeine Rede begleitet wurde, folgte eine Todtenſtille von einigen Minuten. Man erwartete ob noch mehr geredet würde, und als dieſes nicht geſchah, zerſtreute ſich in kurzer Zeit die ganze Volksmaſſe unter dem Ruf „Nach Hauſe!“ in die angrenzenden Straßen.

Die Bürgerwehr zog, da die Verſammlung das Schauſpielhaus verlaſſen hatte, mit Trommelſchlag ab. Dieſe braven Bataillone hatten 14 Stunden hier geſtanden, und hatten, als man ihnen Ablöſung anbot, erklärt, ſie würden ihren Ehrenpoſten nicht verlaſſen. Die Schützengilde hatte 24 Stunden Dienſt gethan und in der Nacht auf den Wunſch des Präſidenten Unruh die Abgeordneten der National-Verſammlung ſowie die Mitglieder des Magiſtrats und die Stadtverordneten zu der Nachtſitzung eingeladen.

Nachdem die Bürgerwehr ſich entfernt hatte, marſchirten auch die Truppen ab. Sie ſind zum großen Theil bei den Bürgern einquartirt.

Am Abend waren Militärpikets auf den Hauptplätzen der Stadt aufgeſtellt. Die Stadt blieb aber ruhig.

Nachts waren die Fenſter des Schloſſes zum erſten Mal wieder erleuchtet. Der General Wrangel hat dort ſein Hauptquartier genommen.

Gleich nach dem Einzuge des Militärs in die Stadt haben Magiſtrat und Stadtverordnete ein Placat anſchlagen laſſen, worin ſie erklären, daß das ſoeben eingerückte Militär nicht durch die Gemeindebehörden oder den bisherigen Sicherheitsausſchuß requirirt ſei. Das Militär hat auf Befehl des Königs die Stadt beſetzt.

Die Erdarbeiter aus den Rehbergen haben — gleich der ganzen übrigen Arbeiterbevölkerung von Berlin — ſich der Nationalverſammlung und dem Bürgerwehrcommando zur Dispoſition geſtellt.

Die Regierung hat den Deputirten der National-Verſammlung die Diäten verweigert. Die Stadverordneten von Berlin haben dagegen beſchloſſen, der National-Verſammlung die Diäten zu garantiren.

Deputationen aus allen Theilen des Landes kommen ſtündlich an, um der National-Verſammlung ihren Beifall auszudrücken und ihre Hülfe zuzuſagen.

Der 11. November.

Nach den erhebenden Vorgängen und begeiſterten Momenten des geſtrigen Nachmittags waren der Abend und die Nacht ſtill und ohne die geringſte Störung verfloſſen. Heut vor Tagesanbruch jedoch ſtrömten ſchon ungeheure Volksmaſſen nach dem Gensdarmenmarkt. Die Haltung derſelben war wiederum imponirend und die allgemeine Stimmung eine freudige und hoffnungsvolle zu nennen. Ich bin faſt in allen den Gruppen geweſen, welche den weiten Platz erfüllten, und habe überall denſelben Geiſt der Verbrüderung und des herzlichen Einverſtändniſſes geſehen, der ſeit längerer Zeit ſchon alle Claſſen der hieſigen Bevölkerung umſchlingt. Ueberall drückten ſich gegenſeitig unbekannte Leute die Hände und legten ſich das laute und feierliche Verſprechen ab, was und wie es auch kommen möge, einig und feſt dazuſtehen in dem Kampfe des Volkes gegen die Unterdrückung und die rohe Gewalt. Als gegen 8 Uhr die Zettelankleber erſchienen, ſtrömten die Maſſen nach den verſchiedenen Ecken, um die neuen Placate zu ſehen. Eines derſelben ſprach den Sinn und die Stimmung des Volkes in einfachſter und deutlichſter Weiſe aus und wurde deshalb zu wiederholten Malen laut vorgeleſen und mit großem Beifall begrüßt. Es lautet folgendermaßen:

Bürger! Die Soldaten ſind nicht unſere Feinde. Empfangen wir ſie als unſere Brüder. Laſſen wir weiße Fahnen wehen, rufen wir ihnen zu: Es leben unſere Brüder im Heere! Soldaten! Glaubt nicht, daß wir Euch haſſen. Vergießt kein Bruderblut, es würde über Euch und Eure Väter und Geſchwiſter kommen. Die Nationalverſammlung will Euer und unſer Aller Recht erhalten. Kehrt Eure Waffen nicht gegen ſie und gegen uns, die wir die Pflicht haben, ſie zu beſchützen. Es lebe die Nationalverſammlung! Es lebe das preußiſche Volk! Es leben unſere Brüder im Heere!

Unterdeß rückte die verhängnißvolle Stunde immer näher. Auf allen Geſichtern war die lebhafteſte Spannung zu leſen. — Man war ſich deutlich bewußt, daß der nächſte Moment ein großer und entſcheidender ſein müſſe.

Mit dem Schlage neun Uhr kamen die Vertreter des Volkes vom Mylius'ſchen Hotel, wo ſie ſich verſammelt hatten, in geordnetem Zuge vor dem Schauſpielhauſe an. Das Volk drängte ſich ihnen entgegen und begrüßte ſie mit Hurrahgeſchrei und dem ſtürmiſchen Jubelruf: Es leben unſere Vertreter! Es leben die Männer des Volkes! Ein ſchwächlicher Greis, der neben mir ſtand, zog ſeinen Hut ab und blieb unbedeckten Hauptes vor den vorüberziehenden Deputirten ſtehen.

Als dieſelben endlich vor dem Schauſpielhauſe angelangt waren und ſich vor ihrem gewöhnlichen Eingange aufgeſtellt hatten, erfüllte plötzlich eine lautloſe Todtenſtille den großen menſchenerfüllten Platz. Präſident v. Unruh klopfte an die Thür. „Wer iſt da?“ erſcholl es von Innen. „Der Präſident der Nationalverſammlung.“ „Ich habe den Befehl, Niemanden hier einzulaſſen.“ „Wer ſind Sie?“ „Ich bin der Commandant dieſes Hauſes.“ „Und ich, als Präſident der Nationalverſammlung, bin nicht gewohnt, mit Leuten durch verſchloſſene Thüren zu unterhandeln. Ich fordere Sie auf, mir zu öffnen.“ Als der Commandant hierauf nochmals erwiederte, daß er die Thür nicht öffnen dürfe, wandte ſich der Präſident an die Verſammlung und ſagte: Nun, ſo fordere ich die Vertreter des Volkes auf, mir nach dem Hotel de Ruſſie zu folgen.

Hierauf ſahen die Berliner Straßen ein Schauſpiel, wie es groß und ewig denkwürdig daſtehen wird in der Geſchichte der Revolutionen. Von der Bürgerſchaft und Tauſenden und abermals Tauſenden des Volkes begleitet, zog die aus ihrem Sitzungslocal verbannte Nationalverſammlung durch die Jägerſtraße nach dem Hotel de Ruſſie. Aus allen Fenſtern wehten die Tücher, alle Bürgerwehrſchildwachen präſentirten, Hurrahruf und Jubelgeſchrei erfüllte die Luft. Vom Ende der Jägerſtraße bis nach dem Hotel de Ruſſie hatte das Volk ein Spalier gebildet. In feierlicher Haltung, ihre Präſidenten voraus, ſchritten die Volksvertreter hindurch. Man ſah deutlich, wie das Volk ſich ſtolz und erhoben fühlte, ſeinen Vertretern, die ſeine Würde ſo energiſch zu wahren gewußt, auch ſeine ungetheilte und begeiſterte Liebe zu erkennen zu geben. Aller Parteihaß war vor der Größe des Augenblickes verſchwunden. Vor dem Hotel de Ruſſie hörte ich, wie Arbeiter aus dem demokratiſchen Club mit lauter Stimme riefen: Es lebe die wackere Rechte, die geblieben iſt! Als die Verſammlung ſich in den Saal begeben hatte, gingen die Maſſen ruhig und in ſichtbarer Ergriffenheit mit der Mahnung auseinander: Gehen wir für's Erſte wieder nach Hauſe, damit man nicht ſage, daß wir Aufläufe machen! Nur einzelne Gruppen blieben erwartungsvoll auf dem Platze ſtehen.

An dieſem Tage traf General Tolſtoi in Potsdam ein und brachte aus Petersburg die Botſchaft: Der König möge ſich ſchnell und beſtimmt entſcheiden in Betreff der zu ergreifenden Maßregeln, da der Kaiſer genöthigt ſei, in Kurzem das an der Grenze aufgeſtellte **Hülfscorps** in's Innere des Landes zurückzuziehen.

Am 20. Nov. Mitten in der großen Umwälzung, welche den europäiſchen Continent mit freien Staaten erfüllen und das despotiſche Regiment nach Aſien zurückdrängen ſoll, finde ich mich auf einige Tage iſolirt und in die Verborgenheit zurückgedrängt. Die aufreibende Bewegung der Revolution läßt mich los, wie das bewegte Meer den Landenden. In dieſer unfreiwilligen Muße trage ich einige Erinnerungen zuſammen und füge die Nachrichten meiner Freunde hinzu. Aber dieſe Inſel im Ocean, auf der ich gelandet bin, macht mich innerlich nicht ruhig. Und wer wäre es in dieſem kritiſchen Augenblick? Unſer Herz pocht in dieſer Spannung zwiſchen Sieg und Untergang der Freiheit in Deutſchland ſo heftig, daß wir uns kaum über das Vergangene zu beſinnen die Geduld haben. Die Größe des Augenblicks drängt uns über das hinaus, was vorüber iſt und was wir wiſſen; und die ganze Kraft unſeres Geiſtes ſtrengt ſich an, um den wahrſcheinlichen Ausgang dieſes Kampfes zu entdecken, in den wir verwickelt ſind. Je ergreifender die Gegenwart iſt, um ſo heftiger werden wir der Zukunft entgegengedrängt.

Womit anders alſo könnte ich jetzt beginnen, als mit der Frage:

„wird in Berlin die Freiheit untergehen oder ſiegen?“ „In welchem Falle hat bisher die Militärmacht geſiegt, in welchem unterlegen?“

Gegen die Februarrevolution in Paris reichten die großartigſten militäriſchen Maßregeln nicht aus. Warum nicht? Louis Philippe beſtand auf ſeinen Kopf: Guizot blieb, und Guizot hatte den Genius Frankreichs beleidigt, ſeine innere Politik war die ſchamloſeſte Corruption und Reaction, ſeine äußere Politik ging bis zu einem Bündniß mit Oeſterreich und den Jeſuiten des Sonderbundes. Das Herz von ganz Frankreich empörte ſich und die Bajonette konnten ihm nicht widerſtehen. Das Königthum fiel, weil es verhaßt und verachtet war, die nackte Schande im Innern und der offene Bund mit den Feinden der Menſchheit im Aeußern.

Die militäriſchen Maßregeln, welche Preußen nach der franzöſiſchen Februarrevolution im Umfange der ganzen Monarchie ergriff, die Dragonaden auf dem Schloßplatz, die Chargen und Schüſſe auf's wehrloſe Volk, die Kartätſchen auf die Barricaden konnten den längſt verhaßten und verachteten Despotismus in Preußen nicht aufrecht erhalten. Die Revolution, ohne Waffen wie ſie war, ſiegte über eine ganze Armee.

Seitdem haben der König von Neapel, Cavaignac, Radetzky, Windiſchgrätz nacheinander das Volk beſiegt und nicht das unbewaffnete, nein, das bewaffnete Volk. Wie erklärt ſich dieſe Thatſache? — Es waren überall zwei Parteien im Volke ſelbſt, und überall ſiegte, ſeit dem Unglück in Neapel, die Partei, welche die Revolution beendigen wollte, die Partei der Contrerevolution.

Die Contrerevolution iſt aber keine Beendigung der Revolution, ſie iſt der Gegenſtoß, dem eine neue Aufwallung folgt. In dieſem Augenblicke fragt es ſich alſo, wird der Gegenſtoß der Contrerevolution noch weiter gehn oder wird er in Berlin gebrochen werden?

In Berlin hat die Contrerevolution am 10. November einen Ueberfall gemacht und ſich der Hauptſtadt bemächtigt. Mit welchen Mitteln? Ohne alle Verbündeten im Volk, ohne alle andere Hülfe als die Officiere der Armee und die blinde Disciplin der Gemeinen, greift der Hof die ganze Nation an, wirft ihre Abgeordneten vor die Thüre ihres Sitzungsſaales, ſtößt alle Geſetze der Freiheit um, hebt die Preßfreiheit auf, erklärt die Stadt Berlin in Belagerungszuſtand *), verhaftet auf militäriſche Ordre

---

*) Die von Aſſeſſor Wache humoriſtiſch commentirten unmöglichen Belagerungs-Paragraphen Wrangels ſind folgende: 1) Alle Clubs und Vereine zu politiſchen Zwecken ſind geſchloſſen. 2) Bei Tage darf keine Verſammlung von mehr als 20 Perſonen, bei Nacht keine von mehr als 10 Perſonen auf Straßen und öffentlichen Plätzen ſtattfinden. 3) Alle Wirthshäuſer ſind um 10 Uhr Abends zu ſchließen. 4) Placate, Zeitungen und andere Schriften dürfen nur dann gedruckt, öffentlich verkauft, oder durch Anſchlag verbreitet werden, nachdem das hieſige Polizeipräſidium die Erlaubniß dazu ertheilt hat. 5) Alle Fremde, welche ſich über den Zweck ihres bisherigen Aufenthalts nicht gehörig legitimiren können, haben bei Vermeidung der Ausweiſung binnen 24 Stunden die Stadt und deren Gebiet zu verlaſſen. 6) Fremden, welche bewaffnet ankommen, ſind von den Wachen die Waffen abzunehmen. 7) Die Bürgerwehr iſt nach der königlichen Beſtimmung vom 11. dieſ. Monats vorbehaltlich ihrer Reorganiſation aufgelöſt. Während des Belagerungszuſtandes kann dieſe Reorganiſation nicht erfolgen. 8) Während des Belagerungszuſtandes dürfen Civilperſonen nur dann Waffen tragen, wenn es ihnen von mir oder dem Polizeipräſidio ausdrücklich

alle möglichen Perſonen, ſprengt verſchiedene Male die Nationalverſammlung und verwandelt Berlin in eine Caſerne. Wird das Caſernenregiment, das an die Stelle der bürgerlichen Ordnung und der Geſetze treten will, ſich behaupten? Werden die Junker in der Armee das ganze Volk knechten?

Die Junker behaupten, in der erſten Revolution am 18. März nicht geſchlagen zu ſein; der König habe ihnen befohlen, mitten im Siege ſich zurückzuziehen; der König befiehlt ihnen jetzt, die Scharte wieder auszuwetzen, und ſie ſind in Berlin.

Die militäriſchen Maßregeln ſind ganz klug ergriffen. Wird aber der einmüthige Unwille der ganzen Nation nicht das Militär ſelbſt ergreifen? Es iſt uns ſehr wahrſcheinlich; und dann werden wieder jene militäriſchen Maßregeln ſehr unzureichend ſein. Nicht darauf kommt es an, daß die königlichen Gebäude und ganz Berlin voll Soldaten ſind, ſondern darauf, was die ganze Nation zu dem Gewaltſtreich des Hofes und zu dem frech verletzten Recht des Volkes ſagt und denkt. Dieſe Gedanken werden regieren, ſie werden auch die Hand des Soldaten und die Bewegung der Batterieen regieren.

Die Erklärungen aller Provinzen ſind zu Gunſten der geſetzlichen Gewalt, der Nationalverſammlung, ausgefallen. In Schleſien hat ſelbſt der Oberpräſident Pinder ſich der Bevölkerung anſchließen müſſen. Die Steuerverweigerung tritt in dieſer Provinz überall ſogleich in Kraft.

Aus Sachſen laufen dieſelben Nachrichten ein. Hier ſammelt ſich auch die Landwehr, um dem Geſetz ſtarke Hand zu leihen. Wir theilen ſpäter ihren Aufruf an die Linie mit, der nach Berlin gelangt iſt. Mit großer Entſchiedenheit hat ſich Stettin und Magdeburg erklärt, ebenſo Weſtphalen und der Rhein.

Wir zeichnen Berlins Stimmung und Haltung in der Kürze durch die folgende

Berliner Tagesgeſchichte.

Am 10. November bei heiterem kalten Wetter war der Einzug Wrangels erfolgt. Er ritt mit dem blankgeputzten Gefolge ſeiner Mitſchuldigen, in einen grauen Mantel gehüllt, zitternd, vielleicht vor Froſt, vielleicht vor irgend einem Scharfſchützen, um die Kanonen herum. Das Volk pfiff die blanken Harlekins aus und erhob überall ein Hohngelächter über Wrangel. „Wrangelchen will ſchießen,“ „Wrangel will ſich das Heu holen, das in den berliner Straßen gewachſen iſt!“ rief man ihm zu. Manchmal that

---

geſtattet iſt. Wer ſich ohne eine ſolche Erlaubniß mit Waffen betreffen läßt, wird — ſofort entwaffnet. 9) Die geſetzlich beſtehenden Behörden bleiben in ihren Functionen, und werden von mir bei Ausführung der von ihnen zu treffenden Maßregeln, inſofern ſie den vorſtehenden Beſtimmungen entſprechen, auf's kräftigſte unterſtützt werden. 10) Die Stadt Berlin haftet für allen Schaden, welcher bei Unterdrückung eines offenen oder bewaffneten Widerſtandes gegen die bewaffnete Macht an öffentlichem oder Privateigenthum verübt wird. 11) Der Betrieb der bürgerlichen Geſchäfte, der königl. und Privatarbeiten, des Handels und der Gewerbe wird durch Erklärung des Belagerungszuſtandes nicht beſchränkt.

Wrangel ꝛc.

er als wenn er mit Hurrahs empfangen wurde und verbeugte ſich, worauf dann das Gelächter noch größer und vernichtender wurde.

Man hat ihn nicht erſchoſſen. Es kam nicht darauf an, dieſen einen Hochverräther und Geſetzbrüchigen zu vernichten; es war nöthig, die verführten Soldaten von der Wahrheit zu überzeugen. Sie glaubten nämlich in eine Räuberhöhle zu gerathen; ſie fürchteten, Gift und Dolch und Feuer und Schwefel würde über ſie kommen. Sie ſollten ſich gleich den erſten Tag überzeugen, daß die Junker ſchändlich gelogen hatten. Man hielt ſie gut in den Quartieren. Sie laſen die Zeitungen und die Placate, die alle freundlich gegen ſie waren.

Am 11. Nov. **Die Junkerrevolution** iſt geſcheitert. Ganz Berlin iſt auf den Beinen. Exceſſe fallen nirgends vor. Am Abend wird der Belagerungszuſtand ausgetrommelt und angeſchlagen. Es iſt nichts zu belagern. Die Truppen belagern ſich ſelbſt. Alle öffentliche und königliche Gebäude, auch das Schloß ſind in Caſernen verwandelt. Alle Zimmer im Schloß liegen voll Soldaten, Schütten Stroh bedecken die glatten getäfelten Fußböden, 2 Haubitzen ſtehen in dem Saal, der auf die breite Straße führt; auf dem Dach können keine ſtehen, das Gerücht davon iſt alſo falſch. Die Offiziere eſſen mit den Gemeinen; Alles ſchläft auf Stroh; 5000 Mann ſind im Schloß. Ebenſo ſieht es im Schauſpielhauſe aus. Hier liegen die Leute auf den rothgepolſterten Bänken der Volksvertreter; dort ſteigt ein Unteroffizier auf den Präſidentenſtuhl und raucht ſeine Pfeife; er präſidirt, und ein Musketier hält eine Rede von der Rednerbühne; ſie ſpielen Nationalverſammlung. — So hatte ein Koſake ſich 1813 aus den Folianten des Predigers, ſeines Wirthes, eine Krippe gemacht. — Die Börſe iſt ebenfalls voll Soldaten und auf ihrem platten Dach ſtehen Vedetten. Die Hausvogtei iſt kein Gefängniß mehr: auch ſie iſt eine Caſerne; und die Caſernen ſind kleine Feſtungen; ſpaniſche Reiter vertheidigen die Eingänge. Nach einander wurden dann von den Helden des 10. Novembers die übrigen Sitzungslocale der Nationalverſammlung in Caſernen verwandelt, die verſchiedenen Eckhäuſer nicht zu rechnen. Die Straßen dagegen ſind frei von Stroh, von Kanonen und Pferden. Dieſe Embleme der Rohheit ſtehen alle im Schloßhof und andern Zufluchtsörtern. Auf dieſe Weiſe iſt Berlin durch das Einrücken Wrangels reformirt worden. Das iſt aber nicht genug. Die Junker wollten Militär und Bürger zuſammenhetzen, und Wrangel wollte Windiſchgrätz werden. Die Berliner dagegen erklärten am 10. und am 11.: „wir ſchlagen uns nicht!“ und die Junkerrevolution war geſcheitert. Man ſchlug ſich wirklich nicht.

Am 12. Novbr. Die Junker wollen den Kampf forciren, die Offiziere commandiren zur Attake, aber auch die Soldaten verſagen den Angriff. Mehr als zwanzigmal wurden die Bajonetangriffe und das Feuer auf die friedlichen Gruppen, die das ſchöne Wetter und der ſeltſame Zuſtand einer vom Zaun gebrochenen Hof- und Junkerrevolution auf die öffentlichen Plätze lockte, verweigert.

Am 13. Novbr. Oberſt Sommerfeld und Blücher rücken mit dreitauſend Mann vor das Schützenhaus und verüben Gewalt an dem Vicepräſidenten Plönnies. Der Oberſt Sommerfeld droht der verſammelten Volksmenge mit gewaltſamer Vertreibung. Die Soldaten erheben ein ſchallendes Gelächter. Volk und Soldaten trinken Brüderſchaft. Der Moment, den Oberſten vor der Front zu verhaften und in Gewahrſam der Nationalverſammlung zu bringen, wurde verſäumt: aber der Tag bewies, daß die Junker allein blieben. Das Militär erklärte vor dem Schützenhauſe — und dies waren 3000 Mann — „wir ſchlagen uns nicht!“ Am 13. Novbr. droht der Generalmajor v. Thümen im Staatsanzeiger, morgen würden die Soldaten „die Schußwaffen in ihrem ganzen Umfang gegen die Volksmaſſen gebrauchen.“

Am 14. Nov. Der Tag war ein Regentag, es goß wie mit Kannen: der Plan zu ſchießen, um endlich die Revolution der Junker, d. h. der modernen Wegelagerer aufzuführen, mißglückte noch einmal, und diesmal aus himmliſchen Gründen. Eine neue Gewalt gegen das Bureau der Nationalverſammlung bezeichnet den Tag.

Am 15. Nov. war kein Hinderniß, „den weiteſten Umfang“, nämlich die Kanonen, gegen die Spaziergänger und Gruppenbildner unter den Linden und auf den Plätzen ſpielen zu laſſen. Man hatte ſich jedoch beſonnen, man verſuchte an dieſem Tage gar keine Attaken. Alle Gerichtsbehörden und ein großer Theil der Beamtenwelt erklärten ſich gegen die Gewaltthaten der Offiziere. Die Junkerrevolution wird vom ganzen Volk, von den Provinzen, wie von der Hauptſtadt, von den Freunden des Königs, wie von den Freunden der Republik einſtimmig zurückgewieſen. Man wagt es alſo nicht, „den weiteſten Umfang“ ſpielen zu laſſen. Die Bombenmörſer am Kreuzberge und an den übrigen Anhöhen werden wieder abgefahren. Nur Rohheiten und Gewaltthaten gegen einzelne bekannte Demokraten ſind vorgefallen. Die ſuſpendirte „Reform“ erſcheint. Man rückt mitten in der Nacht mit einer ganzen Compagnie und mit Sappeurs in die Wohnung des Arztes, Dr. Ludwig Ruge, man verhaftet ihn, ein Verräther in Demokratenkleidung, klein, mit einem ſchwarzen Schnurrbärtchen und ſtark brünett, erklärt, „dies ſei nicht der rechte Ruge“. Darauf zieht die Compagnie mit den Sappeurs ins Bureau der Reform, nimmt die Manuſcripte, die Mappen der Redacteurs und verſchließt das Local, nachdem ſie den Expedienten der Zeitung verhaftet und die Nummer vom 14. eingeſteckt hatte. Der Expedient iſt ſofort wieder entlaſſen worden. Der nächtliche Einbruch wurde aber dann auch noch in der Wohnung des Dr. Arnold Ruge ausgeführt. Er hatte dieſe Scenen erwartet, und ſeine Familie entfernt, ſich ſelbſt aber nicht nach Hauſe begeben, weil er es nicht für paſſend hielt, in die Hände der Garde des Herrn Wrangel zu fallen. Die Compagnie mit den Sappeurs brach ein, die Köchin öffnete, man marſchirte durch die Zimmer und machte Bajonetattaken unter die Betten. Dieſer Ruhm unſerer Waffen übertrifft noch den jütländiſchen „ſtrategiſchen Rückzug“.

Der Staatsanwalt Sethe erklärt, daß er die Anklage gegen das Miniſterium Brandenburg wegen Hochverraths, welche ihm am 13. Nov. in einer Denkſchrift der Nationalverſammlung übergeben worden war, nicht zur Verhandlung bringen werde. „Weil noch keine Verfaſſung exiſtire, ſo könne auch keine umgeſtürzt werden“. Auf dem Kriegsminiſterium herrſcht große Beſtürzung wegen der Nachrichten aus den Provinzen. Das Miniſterium wird uneins. Wrangel verbirgt ſich im Schloß, er verhängt ſeine Fenſter, und ſelbſt unter den wachhabenden Soldaten erſcheint er nur ſchen und nur auf Augenblicke. In der Friedrichsſtadt halten die reactionären Bürgerwehr-Compagnieen ihr Verſprechen nicht; es ſind von ihnen 700 Gewehre abgeliefert worden: meiſt haben die Weiber ſie auf die Wagen gebracht, die zu dieſem Zweck durch die Straßen fuhren. Viele Bürgergardiſten haben indeſſen die Ablieferung verweigert und ihre Weigerung durchgeſetzt. Die Soldaten riefen den Ablieferern zu: „Ihr verdient, daß man Euch in's Geſicht ſpuckt.“ Die Soldaten bedürfen freilich einer Gelegenheit, um ſich in Maſſe erklären zu können, und die Bürgerwehr mußte ſie ihnen geben.

Am Abende dieſes Tages wurde im Hotel Mielentz eine Sitzung der Nationalverſammlung durch ein Commando Soldaten geſtört. Es war die erſte Störung, welche die Verſammlung in Berathung beiſammen fand. Sie berieth den Antrag auf Steuerverweigerung.

Der Präſident Unruh fragte den mit einem Commando eintretenden Offizier, ob er einen ſchriftlichen Befehl zu ſeinem Eindringen und zur gewaltſamen Räumung des Saales habe.

Der Offizier: Ich habe einen ſolchen nicht erlangen können.

Der Präſident: Und ſind Sie entſchloſſen, Gewalt anzuwenden, da wir Ihnen erklären, daß wir in unſerer Berathung fortfahren werden?

Der Offizier: Ja!

Der Präſident: So liegt ein neuer Gewaltſtreich gegen die hohe Verſammlung vor, und ich erkläre — — — Hier wird der Präſident unterbrochen, die ganze Verſammlung, 226 an der Zahl, erhebt ſich, und alle Abgeordnete erklären, ſie würden ſich auf ihren Plätzen niederſtechen laſſen und den Saal nicht verlaſſen. Eine großartige Scene der ungeheuerſten Aufregung!

Der Präſident wechſelt noch einige Worte mit dem Offizier, der ſich nicht entſchließt, einen ſolchen ſcheußlichen Act, wie die Ermordung der ganzen Verſammlung auf einen mündlichen Befehl „des Commandeurs der Marken“ auszuführen. Er geht einen ſchriftlichen einzuholen.

Der Präſident ſtellt die Ruhe wieder her. Die Berathung geht fort, und die **Verweigerung der Steuern** wird einſtimmig von den anweſenden 226 beſchloſſen. „Das Miniſterium Brandenburg hat nicht das Recht über die Staatsgelder zu verfügen, und es dürfen keine Steuern entrichtet werden, bis die Verſammlung dieſen Beſchluß wieder aufhebt. Mit dem 17. Nov. tritt der Beſchluß in Kraft.“ Nachdem dieſer folgenreiche Beſchluß durchgegangen iſt, geht die Verſammlung auseinander.

Die Stimmung der Bevölkerung und der gutgeſinnten Truppentheile iſt eine energiſche, erbitterte Ruhe. Dieſer paſſive Widerſtand opfert die Führer der Volkspartei und ſtellt ſie den Brutalitäten der Offizierspartei bloß. Das Volk braucht aber jetzt keine Führer mehr; es iſt nur nöthig, daß ein Augenblick kommt, wo die Erklärung der Maſſen auf beiden Seiten nicht mehr vermieden werden kann. Alsdann wird ſich ganz von ſelbſt eine furchtbare Streitmacht des Volkes und eine brüderliche Stimmung des Militärs kund geben. Die Junker und die Volksverräther im Civil ſpielen um ihre Köpfe.

Das Volk im Militär und im Civil wird den Steinſchen Antrag auf Reinigung der Armee furchtbar gründlich ausführen, wenn die große Probe, ob Volkswille oder der Wille der Junker, hier in Berlin im Straßenkampf gemacht wird. Milder könnte die langſamere Probe durch die Erklärung des ganzen Landes ausfallen. Wenn die Landwehr ſich nach Berlin begiebt, ſo können die weniger Compromittirten, die nur Werkzeuge, nicht Leiter dieſer coloſſalen Militärverſchwörung ſind, noch mit dem bloßen Abſchiede davon kommen.

Unmöglich iſt es aber, daß wenige adlige Verſchwörer den einmüthigen Willen des ganzen Volks ſich unterwerfen und die Soldaten gegen ihr eignes Intereſſe zu Mitſchuldigen ihrer ariſtokratiſchen Gewaltthat, das heißt zu Selbſtmördern zu machen vermöchten.

Am 16. November verſammelte ſich die Nationalverſammlung nicht. Die Gerichte ließen einzelne Verhaftete wieder frei, die ihnen das Militär zugeführt. Unter ihnen befindet ſich der Abgeordnete Schramm für Striegau und der Actuarius Stein, der im Clubhauſe präſidirte. Als der Offizier, der Stein verhaften wollte, in die Verſammlung trat, fragte er: „Iſt dies eine politiſche Verſammlung?“ — Man erwiderte ironiſch: „Nein! es iſt eine Betſtunde!“ — „Nun,“ ſagte der gute Lieutenant, „ſo bitt' ich den Herrn Vorbeter vorzutreten; ich habe den Auftrag ihn zu verhaften.“ Der Actuarius Stein proteſtirte feierlich gegen dieſes geſetzwidrige Verfahren, ohne gerichtliche Ordre auf mündlichen Befehl Verhaftungen vorzunehmen, und erklärte, ihm geſchähe offene Gewalt. Das Gericht hat dies anerkannt. So weit die kurze Tagesgeſchichte. Wir gehen jetzt zurück zum 11. November.

Das erſte Zuſammentreten der Nationalverſammlung nach Beſetzung des Schauſpielhauſes durch das Militär.

Die Verſammlung hält ihre 98ſte Sitzung im Saal des Hôtel de Russie am 11. November. Ich habe die Erzählung dieſer denkwürdigen Ereigniſſe an Ort und Stelle niedergeſchrieben.

Sämmtliche Deputirten traten um 8 Uhr zu einer Vorberathung in Mylius' Hôtel zuſammen. Es iſt in der Nacht das Schauſpielhaus von einem Bataillon (21. Reg.) beſetzt und die Bürgerwehr daraus mit Gewalt entfernt worden. Dieſer Gewaltſtreich gegen den geheiligten Ort, wo die Abgeordneten des Volkes ſich verſammelten, geſchah um 3 Uhr in der Nacht. Zu derſelben Zeit wurden faſt alle Bürgerwehrwachen mit Gewalt entfernt. Die Militärgewalt iſt am 10. Nov. dem Geſetze zum Trotz in Berlin erſchienen, ſie hat keinen andern Widerſtand gefunden, als den allgemeinen verachtungsvollen Unwillen der ganzen Bevölkerung. Darauf belagert Wrangel die National-Verſammlung und erobert (!) ihren Sitzungsſaal in der Nacht, und endlich erobert (!) er die Bürgerwachen; mit Einem Wort, er vergreift ſich, da kein anderer Feind da iſt, an den geſetzlichen Behörden des Landes.

Als es feſtſtand, daß die Thüren des Schauſpielhauſes verſchloſſen waren, beſchloß die Verſammlung, ihren Präſidenten an der Spitze, vor die Thüre ihres Sitzungslocales zu ziehen und ſich zu überzeugen, daß ihr mit Gewalt der Eingang verwehrt würde. Ein feierlicher Zug, für den das verſammelte Volk Spalier macht, bewegt ſich auf den Platz; das Volk empfängt ihn mit wiederholten Zurufen. Vor dem Eingange des Hauſes wird die Thatſache der Gewalt gegen das Haus feſtgeſtellt. Nach einer kurzen Beſprechung begiebt ſich das Bureau mit den Präſidenten an der Spitze und gefolgt von allen Abgeordneten (es waren geſtern 252 anweſend) ins Hôtel de Ruſſie. Es vergeht einige Zeit, bis die Anordnung zu dem Nöthigſten getroffen iſt. Die Sitze des Bureaus, die Journaliſtenſitze, die Stühle für die Abgeordneten werden herbeigeſchafft.

Unter der feierlichſten Stille ſpricht der Präſident:

Meine Herren, geſtern beſchloſſen wir, uns um 9 Uhr wieder zu verſammeln. Die Abgeordneten des Volkes haben ſich in ihr gewöhnliches Local begeben; ſie fanden die Thüren des Hauſes verſchloſſen. Auf ihre Aufforderung zu öffnen, wurde ihnen von Innen geantwortet: „Das Haus ſei auf Befehl des Generals Wrangel militäriſch beſetzt worden; es ſei verboten, die Thüren zu öffnen und das drinnen lagernde Militär habe Befehl, das Haus nicht zu verlaſſen.“

Es iſt nöthig, hierüber einen Act aufzunehmen. Ich habe die Abgeordneten Blöm, Kirchmann, Jacoby erſucht, dies zu thun. Sie haben ſich zurückgezogen und werden in Kurzem Bericht erſtatten.

Meine Herren, wir haben uns hieher begeben, um die nöthige Verabredung zu treffen über die Maßregeln, die dazu führen, unſere Sitzungen fortzuſetzen. Es iſt zunächſt über das Local eine Entſchließung zu faſſen; und ich mache Ihnen die Mittheilung, daß die Schützengilde uns offiziell ihren Saal angeboten hat und uns darin ihren Schutz zuſagt. Ich werde ſpäter die Frage zur Discuſſion ſtellen, ob wir von dieſem Anerbieten Gebrauch machen, wozu ich meines Theils rathen möchte.

Für jetzt geſtatten Sie mir zur Lage der Sache, wie ſie eingetreten iſt, noch Einiges zu bemerken. Wir haben vor aller Welt erklärt, daß die Krone nicht das Recht habe, unſre Sitzungen zu ſchließen, und die Verſammlung zu verlegen. Würden wir uns nun durch die militäriſche Beſetzung des Hauſes und durch die Schließung unſers Locales abhalten laſſen, mit unſern Sitzungen fortzufahren, ſo löſten wir uns ſelbſt auf. Das Volk erwartet aber, daß wir unſer Wort halten und unſre Schuldigkeit thun. Ich fordere Sie daher auf, unſerer Erklärung vom 9. November getreu, uns noch heute in einem Locale, das wir beſtimmen werden, zu verſammeln.

Ich ſagte geſtern, daß dieſer Conflict friedlich gelöſt werden könnte, wenn das Volk ſich ausſpräche. Ich habe Ihnen mitzutheilen, daß dies zum Theil ſchon geſchehen iſt. Es liegt mir bereits eine große Anzahl Adreſſen aus den Provinzen vor, unter andern vom Magiſtrat und den Stadtverordneten zu Magdeburg, worin unſer Recht anerkannt und in Schutz genommen wird. Es iſt keinem Zweifel unterworfen, daß das ganze Land auf dieſelbe Weiſe ſich ausſprechen wird. Es iſt nun aber an uns, daß wir einen Mittelpunkt bilden, wohin das Volk ſich mit ſeinen Erklärungen wenden kann. Wir dürfen das Volk nicht ohne Führer laſſen, und es erblickt mit Recht ſeine Führer in uns, die es hieher gewählt hat. Ich ſchlage Ihnen daher vor, daß wir uns ſchon um 3 Uhr in dem bezeichneten Locale verſammeln.

(Einige Abgeordnete bitten ums Wort.)

Ich werde Ihnen ſogleich das Wort ertheilen; ich will, während unſre Commiſſion den Act über die Gewalt, welche der Verſammlung der Volksabgeordneten widerfahren iſt, aufnimmt, die Discuſſion über dieſen Punkt eröffnen.

Unterdeſſen ſcheint es mir nöthig, daß wir den Namensaufruf vornehmen, weil es doch möglich wäre, daß einige Abgeordnete unſre Vorverſammlung und unſern Zug hieher verfehlt hätten, wir ſie alſo noch beſonders einladen müßten.

Dahne erhält das Wort und ſpricht: Der Herr Präſident hat irrig geſagt, wir hätten uns aufgelöſt, als wir jenes Local verließen. Meine Herren, nicht das Local iſt die Verſammlung. Die Verſammlung ſind wir, die Vertreter von 16 Millionen, die wir hier beiſammen ſind, und es iſt ſehr gleichgültig, ob ein General und ein Commando Soldaten dies leugnet oder anerkennt. Wir, wo wir auch ſind, wir ſind die Nationalverſammlung. Der Präſident berichtigt Dahne's Auffaſſung. Er habe vielmehr geſagt, durch die Schließung des Hauſes dürfte die Verſammlung ſich nicht als aufgelöſt betrachten.

Harraſſowitz: Ich vermiſſe die Erklärung des Präſidenten in dem Eingange ſeiner Rede: „daß die Sitzung der Nationalverſammlung eröffnet iſt.“

Schulze (Delitzſch): Wir ſind nicht legitim hierher eingeladen. Deswegen können wir nicht ſagen: „die Sitzung iſt eröffnet!“

Berg: Der Präſident hat am Schauſpielhauſe legitim eingeladen. Es iſt damit allen Förmlichkeiten genügt.

Präſident: Ich habe mit jener Einladung nur herbeiführen wollen, daß wir hier über den Ort der heutigen Verſammlung beſchließen könnten.

Temme: Es iſt gut, allen Formen zu genügen. Der Präſident möge alſo hier dazu auffordern, daß wir hier zuſammentreten ſollen, und dann die Eröffnung unſerer Sitzung erklären.

Kämpf: Als der Präſident am Schauſpielhauſe ſeiner nächſten Umgebung die Aufforderung, uns hier zu verſammeln, zurief, waren wir Alle ſeine nächſte Umgebung, die Sitzung iſt alſo ganz in der Ordnung angeſagt.

Der Präſident überzeugt ſich noch nicht, findet aber kein Hinderniß, den Namensaufruf vorzunehmen, um die Zahl der Anweſenden feſtzuſtellen.

Waldeck: Nicht die Mauern, nicht die Steine bilden die Nationalverſammlung, ſondern wir mit unſerm Willen und mit unſeren Perſonen. Wir alſo ſind ſchon dieſe Verſammlung. Freilich, es iſt eine werthvolle Formalität, daß der Präſident erklärt: „ich eröffne die Sitzung“, ſie iſt doppelt werthvoll in dieſem Augenblick. Die Bedenken des Präſidenten ſind daher ſehr achtungswerth. Aber wir dürfen nicht verkennen, daß wir ſchon mitten in den wichtigſten Fragen drin ſind; die wichtigſten Gegenſtände ſind uns vorgeſchlagen, die Frage ſelbſt, wo wir uns jetzt verſammeln ſollen, iſt eine der wichtigſten, die uns vorgelegen. Wir ſind alſo der Sache nach ſchon wirklich in Berathung und handeln als Nationalverſammlung. Ich trage daher darauf an und, meine Herren, ich fordere Sie Alle dazu auf: Erheben Sie ſich Alle und erklären wir durch Acclamation unſern Präſidenten ermächtigt, die Worte auszuſprechen: „die Sitzung iſt eröffnet!“

Alle erheben ſich. (Lautes Bravo durch den ganzen Saal.) Präſident: „Ich eröffne die Sitzung“. Ein langanhaltender Beifall unterbricht dieſe denkwürdigen Worte, womit eine neue Epoche der preußiſchen Geſchichte beginnt, dieſe Worte enthalten die Erklärung der Souveränität des Volkes, ausgeübt von der Verſammlung ſeiner Vertreter, und ſie werden geſprochen in einem folgenſchweren Augenblick, der Gewalt einer Militärmacht gegenüber, die unter dem Gewicht der moraliſchen Macht des ganzen Volkes zuſammenbrechen und dem Geſetze unterworfen werden ſoll.

Der Präſident läßt nun mit den Namensaufruf beginnen.

Der namentliche Aufruf ergab die Anweſenheit von 242 Abgeordneten, deren Zahl noch durch ſpäter hinzukommende auf 245 erhöht wurde. — Dem inzwiſchen von den Abgeordneten Jacoby, Plöm, Kirchmann abgefaßten Protokoll entnehmen wir Folgendes: Als die Nationalverſammlung, der Präſident an der Spitze, vor dem Schauſpielhauſe angekommen, deſſen Thüren verſchloſſen fand, und auf Anklopfen eine Stimme von Innen geantwortet: „Ich bin der Commandant des Hauſes und beauftragt, dieſen Poſten zu halten,“ — erklärte der Präſident: „Ich proteſtire feierlich gegen die gegen uns angewendete Gewalt und erſuche Sie, meine Herren, ſich mit mir in ein anderes Local zu begeben.“ Der zu Protokoll vernommene Bürgerwehrzugführer, welchem die Wache im Schauſpielhauſe übergeben war, gab ebenfalls dahin eine Erklärung ab, daß er nur der Gewalt gewichen, welche ihm der Hauptmann Brauſe, als Anführer der eingedrungenen Soldaten, androhte. — Es werden Adreſſen aus verſchiedenen Städten, Stettin, Magdeburg, Spandau, Frankfurt u. ſ. w. auf das Büreau niedergelegt, ſämmtlich die Verſicherung enthaltend, daß jene Städte einverſtanden mit den Schritten der Nationalverſammlung. Da von einigen Seiten gegen Kleinigkeiten proteſtirt wird, bittet der Abgeordnete Bornemann „nicht fort und fort zu proteſtiren“. Abgeordneter Philipps dagegen: wohl wollen wir fort und fort proteſtiren, gegen jeden ungeſetzlichen Schritt, damit nicht unſre Kinder einſt ſagen: Mein Vater war auch einer von denen, die das Vaterland verrathen haben. Abg. Kühnemann wünſcht die Sitzungen auf einige Tage auszuſetzen. Abg. Berg: Da das Recht einmal auf die Spitze der Bajonette geſtellt iſt, ſo iſt das ein Beweis, daß die Staatsform krank iſt; entweder wird ſie von Neuem geſunden oder eine neue Form muß ſich bilden, der der belebende Geiſt nicht fehlen darf. Der uns von oben bedrohenden organiſirten Anarchie müſſen wir, die Nation, einen organiſirten Widerſtand entgegenſetzen; und gerade in dieſer Zeit öfter als je zuſammenkommen, um der Nation zu zeigen, daß ihre Führer auf ihren Plätzen ſind. Schulze (Delitzſch) ſtimmt dem bei: wir dürfen um keinen Preis von unſerm Poſten weichen. Da der Abg. Winkler weggelaufen, ſo wird darauf angetragen, ſeinen Stellvertreter Krauſe (Sagan) ſofort einzuberufen. Die Verſammlung ſchreitet zur Erledigung zweier dringender Anträge. Der eine, von d'Eſter: daß eine Commiſſion von 3 Mitgliedern ernannt werde, welche einen Bericht über alle auf die letzten Tage bezüglichen Adreſſen und Petitionen ſofort durch den Druck veröffentliche, wird zurückgezogen, da der Präſident erklärt, daß dies der Petitions-Commiſſion zu überlaſſen ſei.

Der andere Antrag von Wachsmuth geſtellt: die Nationalverſammlung beſchließt, gegen die Verdrängung der Bürgerwehr aus dem Schauſpielhauſe als gegen einen Act roher Gewalt Proteſt einzulegen, wird einſtimmig angenommen, nachdem vorher auf Bornemanns Erſuchen das Wort „roher“ weggelaſſen worden.

Das Anerbieten der hieſigen Schützengilde, welche ihren Saal der National-Verſammlung zur Verfügung ſtellt, wird vorläufig angenommen, obgleich auch die Stadtverordneten-Verſammlung durch ihren Vorſteher Seidel ihr Local hat anbieten laſſen. Der Präſident beruft die nächſte Sitzung auf heute Nachmittag 3 Uhr in den Saal des Schützenhauſes Linienſtr. 5.

Der Abgeordnete Schramm (Striegau) überreichte eine Adreſſe aus dem Kreiſe Striegau, worin die Uebereinſtimmung mit dem Verhalten der National-Verſammlung erklärt wird.

Am 11. November.

Nach kurzer Unterbrechung fährt die National-Verſammlung in ihren Verhandlungen fort. Sie hat ſich ans Ende der Königsſtadt in das Schützenhaus begeben und eröffnet dort Nachmittags 3 Uhr ihre 100ſte Sitzung.

Der Präſident: Ich eröffne die Sitzung.

Das Protokoll der geſtrigen Sitzung wird verleſen und nach einigen Bemerkungen angenommen.

Der Präſident: Es ſind wiederum mehrere Adreſſen eingegangen und der Commiſſion überwieſen worden. Hier iſt mir eine Zuſchrift der mecklenburgiſchen Volksvertreter übergeben worden, ich glaube, daß deren ſofortigen Verleſung nichts im Wege ſteht. (Die Verſammlung einſtimmig: nein! nein!) Der Präſident verlieſt folgende Adreſſe der mecklenburgiſchen Kammer: „In der heutigen Sitzung der Abgeordneten der beiden Mecklenburg iſt beſchloſſen worden, im Namen des mecklenburgiſchen Volkes unter Zuſicherung jedes möglichen Beiſtandes der conſtituirenden Verſammlung in Berlin zu erklären, daß ſie, wie ſie gethan, recht gehandelt und Deutſchlands Ehre gerettet habe. (Lauter, andauernder Jubel der Anweſenden.) Der unterzeichnete Geſammtvorſtand der Abgeordneten beider Mecklenburg iſt beauftragt, dieſen Beſchluß ſofort zur Kenntnißnahme der hohen Verſammlung zu bringen und zögert nicht, dieſem Auftrage zu entſprechen. — Das Präſidium: Wiggers. Schriftführer Spangenberg. Die ganze Verſammlung erhebt ſich einmüthig in lautem, andauerndem Beifall.

Der Präſident: Ich erſuche den Berichterſtatter der Petitionscommiſſion, Bericht über die eingegangenen Adreſſen zu erſtatten. Elsner giebt den zweiten Bericht der Petitionscommiſſion über die aus Veranlaſſung des von dem Miniſterium beabſichtigten Staatsſtreichs eingegangenen Adreſſen. Es ſind deren eine ungeheure Menge eingegangen, unter Anderem von mehreren Bürgerwehr-Bataillonen hier, von den verſchiedenen Vereinen Stettins, Magdeburgs, der Stadt Grabow, Rathenow, Kupfermühl, von dem Vorort der Vereine Vorpommerns, von Anklam, Sorau, von dem Haupt-Ruſtical-Verein in Schleſien, als dem Organ der bäuerlichen Bevölkerung, der in ſeiner Zuſchrift erklärt, daß er beſchloſſen habe von Stund an jede Steuer zu verweigern, bis die Nationalverſammlung darüber entſchieden habe. Ferner ſind Adreſſen eingegangen von dem fliegenden Corps der jungen Kaufleute hier, von Heinau, Hirſchberg, vom 57. Wahlbezirk hier, von Goldberg, Paſewalk, Glogau, vom 55. Bezirk hier, von Weſtpriegnitz, von verſchiedenen Vereinen hier, von Lebus, Kalbe, Demmin, Brandenburg, Fürſtenwalde, von dem Magiſtrat von Groß-Glogau, vom ſchleſ. conſtitution. Central-Verein, von Potsdam ꝛc.

Präſident: Ehe ich mit dem Namensaufruf beginnen laſſe, muß ich anzeigen, daß mir ein Antrag vorliegt, der den Namensaufruf unnöthig machen würde; es tritt nämlich mit dem morgenden Tage der Termin ein, an welchem eine Neuwahl der Präſidenten und Vicepräſidenten erfolgen müßte; es iſt mir nun der Antrag übergeben worden, daß dieſe Wahl in der gegenwärtigen Sitzung vorgenommen werde, in dieſem Falle würde der Namensaufruf bei Vertheilung der Wahlzettel vorgenommen werden. Will die Verſammlung den eben mitgetheilten Antrag annehmen? – Der Antrag wird angenommen.

Der Namensaufruf behufs Vertheilung der Wahlzettel beginnt.

Der Vicepräſident **Philipps** übernimmt den Vorſitz.

Nach geſchehenem Wahlact verkündet er: Es haben geſtimmt 248 Mitglieder; Stimmen haben erhalten: der Abg. Grabow 1, Waldeck 1, Unruh 245. (Lauter Beifall). Ich proclamire alſo den Abg. v. Unruh zum Präſidenten der Nationalverſammlung. (Stürmiſcher Jubel; die ganze Verſammlung erhebt ſich.)

Unruh: In einem ſolchen Moment, wie der gegenwärtige, werden Sie keine Rede von mir erwarten; nehmen Sie aber das heilige Verſprechen, daß ich von dieſer Stelle, auf welche mich Ihr Vertrauen berufen hat, freiwillig nun und nimmermehr weichen werde. (Anhaltender, ſtürmiſcher Beifall und Erhebung der ganzen Verſammlung.)

Temme: Wir Alle ſchwören daſſelbe, freiwillig nicht zu weichen von unſerer Stelle!

Präſident: Es iſt ein dringender Antrag von dem Abg. Berg eingegangen; ich bitte ihn zu verleſen.

Berg: Die hohe Verſammlung wolle beſchließen, ihren Präſidenten zu beauftragen, der Verſammlung der Mecklenb. Abgeordneten den Dank der Verſammlung auszuſprechen für ihre Adreſſe, da ſie die erſte iſt, welche das Vertrauen der Nationalverſammlung zu den Vertretern der deutſchen Volksſtämme rechtfertigt.

Der Antrag wird einmüthig unterſtützt, und die Dringlichkeit ohne Discuſſion anerkannt.

v. Berg: Ich wünſche nicht eine längere Rede für den Antrag zu halten, ſondern nur in wenig Worten zu rechtfertigen, warum wir von den vielen eingegangenen zuſtimmenden Adreſſen gerade auf dieſe eine beſondere Antwort ertheilen wollen. Die übrigen Adreſſen ſind ausgegangen von

Corporationen und Geſellſchaften unſeres engeren Vaterlandes. Ihnen haben wir keinen Dank zu ſagen, es iſt ihre Freiheit, die wir zu vertreten und zu wahren beſtrebt ſind: unſer beſter Dank gegen ſie iſt, daß wir ihren Erwartungen auf dem betretenen Wege fortzufahren entſprechen. Etwas Anderes iſt es mit der Adreſſe der Abg. beider Mecklenburg. Dieſe Verſammlung iſt gleichberechtigt mit der unſrigen, ſie ſteht zu uns in einem geſchwiſterlichen Verhältniß. Deren Anerkennung iſt uns das erſte Pfand, daß alle deutſchen Stämme mit uns gleichen Sinnes ſind in der Begründung der Freiheit und des Rechts im ganzen großen Vaterlande. (Stürmiſcher Beifall.)

Der Antrag wird **einſtimmig** angenommen.

Der **Präſident**: Da fortwährend hier Deputationen ankommen, die uns Adreſſen überbringen, ſo ſcheint es mir zweckmäßig einen Mittelpunkt zu beſtimmen, wo ſolche Zuſchriften jederzeit übergeben werden können. Wenn die Verſammlung damit einverſtanden iſt, werde ich oder einer der Vicepräſidenten und zwei Secretäre immer hier gegenwärtig ſein.

Parriſius zu einer factiſchen Bemerkung: Da mehrfach in einem Placat und in einem Artikel der Voſſiſchen Zeitung behauptet wurde, es ſei nur ein Theil der Abgeordneten nach der Aufforderung des Grafen Brandenburg am 9ten verſammelt geblieben, ſo glaube ich es dem Lande ſchuldig zu ſein, zur Aufklärung und als factiſche Berichtigung mitzutheilen, daß in jeder Sitzung ſeit dem 9. nicht nur eine beſchlußfähige Anzahl von Mitgliedern verſammelt geweſen, ſondern ſogar weit über die Majorität, und daß niemals in dieſer Verſammlung für die gefaßten Beſchlüſſe eine ſo compacte Majorität ſich herausgeſtellt hat, als gerade in dieſen geſchichtlich wichtigen Tagen.

Die Sitzung wurde nach 5 Uhr geſchloſſen, die nächſte auf morgen Vormittag 11 Uhr anberaumt.

Die 101 Sitzung im Schützenhauſe, Nachts von 9—1 Uhr.

Sogleich nach der Verkündung des Belagerungszuſtandes läßt der Präſident die Mitglieder zu einer Sitzung zuſammenrufen. Gegen 9 Uhr eröffnet der Präſident die Sitzung und läßt mit dem Namensaufruf beginnen. Nachdem ungefähr eine Stunde damit zugebracht worden, die noch fehlenden Mitglieder zuſammenzurufen, wird die Verſammlung gegen 10 Uhr endlich beſchlußfähig.

Der Präſident verkündet zuerſt das Reſultat der **Vicepräſidenten-Wahl**. Es haben Stimmen erhalten: **Waldeck**: 241 St., **Philipps**: 241 St., **Bornemann** 234 St., v. **Plönnies**: 219 Stimmen. — Es ſind dies ſomit die vier Vicepräſidenten der Verſammlung.

Plönnies: Ich kann dieſe Wahl nur ſo deuten, daß die Verſammlung damit ausdrücken will, ſie werde dem Princip der Mäßigung und Beſonnenheit auch ferner treu bleiben. Ich habe ſtets der Fraction angehört, welche dieſes Princip beſonders vertreten hat, und die jetzt leider nur zu ſehr geſchwächt iſt, aber ich werde auch feſt ſtehen für die Freiheiten des Landes, für die Rechte des Volkes. (Lauter Beifall.)

Da Waldeck und Philipps gleiche Stimmenzahl erhalten, ſo wird durch das Loos entſchieden, wer als erſter Vicepräſident zu betrachten ſei. — Das Loos entſcheidet für Waldeck.

Es ſind mehrere dringende Anträge eingegangen, denen die Prioritäts-Commiſſion den Vorrang bewilligt hat.

1. Antrag von Jacoby, Schulz (Wanzleben) und Conſorten:

„Die Verſammlung wolle beſchließen, daß die durch das Miniſterium Brandenburg erfolgte Erklärung des Belagerungszuſtandes als ungeſetzlich und demnach nicht als rechtsgültig zu betrachten iſt.“

Wird nach kurzer Motivirung einſtimmig angenommen.

2. Antrag von Jacoby, d'Eſter ꝛc.:

„Die Verſammlung wolle erklären, daß das Miniſterium Brandenburg zur Verwendung von Staatsgeldern und zur Erhebung von Steuern nicht berechtigt iſt.“

Schulze (Minden), Bredt und Kirchmann ſprechen gegen den Antrag, D'Eſter und Temme dafür; ein Theil der Rechten droht mit Austreten; Schramm beantragt motivirte Tagesordnung; Jung die Vertagung, bis der ſchriftliche Bericht der Commiſſion eingegangen ſein wird. — Wird angenommen.

3. Antrag von Zachariä:

„Die Verſammlung wolle beſchließen, daß die Stellvertreter derjenigen Abgeordneten, welche die Vertagung und Verlegung der Verſammlung nicht anerkannt haben, einer Einberufung als Abgeordnete nach Brandenburg Seitens der Regierung nicht Folge zu leiſten haben. Die Stellvertreter, die dagegen handeln, würden ſich eines ſchweren Eingriffs in die Rechte der Abgeordneten und in die Volksfreiheit ſchuldig machen.“

Wird nach kurzer Motivirung einſtimmig angenommen.

4. Behrends und Koch beantragen:

„Der Präſident iſt ermächtigt, im Fall die Verſammlung verhindert werden ſollte, ihre Sitzung in Berlin fortzuſetzen, ſie an jeden andern Ort der Monarchie zu berufen.“

Arntz ſtellt das Amendement, daß in dieſem Falle die Verſammlung beſchlußfähig ſein ſoll, ſobald ein Drittheil der Abgeordneten verſammelt iſt; es wird von Berg bekämpft, weil das einen Mangel an Vertrauen zu den Abgeordneten verrathen würde, wenn man annehmen wolle, ſie würden dem Rufe des Präſidenten nicht in vollſtändiger Zahl folgen. Das Amendement wird zurückgezogen.

Blöm bringt ein Amendement ein, daß, im Falle der Präſident verhindert ſein ſollte, die Verſammlung zuſammenzurufen, dieſes Recht dem erſten Vicepräſidenten und ſofort bis zum letzten Vicepräſidenten übertragen werden ſolle. — Wird mit dem Antrage ſelbſt einſtimmig angenommen.

5. Behrends, Wollheim und Anc. beantragen: die Verſammlung wolle der Bevölkerung von Berlin für die würdige, treue und entſchiedene Haltung, welche dieſelbe in den letzten Tagen gezeigt, ihre Anerkennung ausſprechen und eine Commiſſion niederſetzen zur Abfaſſung einer Anſprache.

Der erſte Theil des Antrags wird von Wollheim mit glänzenden Worten motivirt, der zweite Theil wird auf Wunſch Vieler zurückgezogen, und ſodann der Antrag durch einmüthige Erhebung angenommen.

6. Bucher beantragt: In Erwägung, daß ſich der König am 18. März und erſt neuerlich in ſeiner Proclamation als conſtitutioneller König proclamirt hat; in Erwägung, daß ſomit das Heer nur zu conſtitutionell-geſetzlichen Handlungen verwendet werden darf, wolle die Verſammlung den Truppen erklären, daß ſie nicht gehalten ſeien ihren Offizieren in verfaſſungswidrigen und ungeſetzlichen Acten Gehorſam zu leiſten.

Der Antrag wird auf Wunſch der Rechten zurückgezogen.

Schramm, d'Eſter und Grün beantragen eine Proclamation an die Soldaten. Die Rechte und das Centrum zeigen ſich darüber unmuthig. Ziegler ſpricht mit großer Heftigkeit gegen den Antrag; er wird zurückgezogen. Unruh ſagt den Antragſtellern in ſeinem Namen Dank für das Zurückziehen.

Waldeck erhebt ſich mit großer Energie und proclamirt in feurigen, beredten Worten, daß es die heiligſte Pflicht jedes Soldaten ſei, bei verfaſſungswidrigen Acten, wie die gegenwärtig unternommenen, den Gehorſam zu verweigern, und daß es furchtbar ſei, wenn hier noch entgegenſtehende Grundſätze laut werden konnten. (Allgemeiner Beifall.)

Die Sitzung wird gegen 1 Uhr geſchloſſen und der Präſident ruft die Mitglieder zu einer vertraulichen Berathung zuſammen.

Berlin im Belagerungszuſtande. Das Nationalverſammlungs-Bureau mit Militair geſprengt.

Die ruhigſte, heiterſte Stimmung herrſchte in der Stadt, als General Wrangel am 11. Nov. um 5 Uhr ſeinen Belagerungszuſtand anſchlagen und in Quarrés unter Trommelſchlag ableſen ließ. Die Straßen und Plätze um das Schloß herum waren dicht mit Menſchen beſäet. Als die Trommler ſich wieder in's Schloß zurückzogen, ſchloſſen ſie die Gitter, die den ganzen Tag offen geſtanden hatten; das Volk drängte aber heran und nun unterhielt man ſich durch's Gitter. „Wie ſind die da drinnen?" fragte ich im Vorbeigehn einen Arbeiter. „O, die ſind noch ärger, als wir," antwortete er, „es hat keine Noth, wenn's Ernſt wird." Die Maſſen verringerten ſich nicht; es fielen keine Exceſſe vor; die Soldaten waren im Schloßhofe. Auch anderwärts hielten ſie ſich in den königlichen Gebäuden, die ſie ſämmtlich beſetzt hatten. Mehrere Proviant-Zufuhren nahm das Volk in Beſchlag. Die fliegenden Corps hielten Ehrenwache vor dem Schützenhauſe, wo die Nationalverſammlung beiſammen war. Es wurde an dieſem Tage von den Belagerern noch nichts unternommen.

Heute jedoch, den 12. Nov., wo überall die zahlreichſten Gruppen ſtehen, haben große Patrouillen den Verſuch gemacht, einen Conflict herbeizuführen. Doch iſt das Militair nicht ſo verfahren, wie die Reaction es wollte. Auf dem Dönhofsplatze war eine ſtarke Gruppe. Ein Offizier rückte mit 50 Mann herzu, befahl der Gruppe, ſich zu zerſtreuen, und als ſie ſich nicht zerſtreute, commandirte er zum Bajonnetangriff. Nur ein Unteroffizier fällte das Bajonnet, **alle Soldaten nah-**

men das Gewehr beim Fuß; der Offizier erbleichte und führte die Mannſchaft in die Hausvoigtei, von wo ſie ſpäter wieder ausrückte.

Eine ganz ähnliche Scene erzählt man uns aus der Königsſtraße, aus der Kronenſtraße und vom Hausvoigteiplatz, wo ſogar „fertig“ commandirt wurde und auch etwa 3 Hähne knackten, während ſchließlich alle Soldaten das Gewehr beim Fuß nahmen.

Dieſe Soldaten waren von dem Franz- und Alexander-Regimente der Garde. Andere Truppentheile dagegen, man ſagt unter Anderm das 9te Regiment, haben unter den Linden viele Leute feſtgenommen. Sobald größere Gruppen ſich bildeten, ſtürmten ſie aus dem Prinzeſſinnen-Palais hervor, und nahmen feſt, was ſie vorfanden.

Die Placate des Volks ſtießen die Offiziere mit den Degen durch, bei anderen Abtheilungen hieben die Pioniere ſie mit Aexten herunter, eine coloſſale Cenſurſcheere! Die Placate der Reaction, worunter eine Anführung aus Wilhelm Jordans Rede gegen die Berliner und die Nationalverſammlung, wurden vom Volke heruntergeriſſen. Immer finden ſich aber noch unangetaſtete Säulen, Bäume und Wände, die zum Volke und zu den Soldaten verſöhnend reden. „Schlagt euch nicht, gehorcht gemeinſam der geſetzlichen Gewalt der Nationalverſammlung“, das iſt der Inhalt der meiſten.

Beide Theile ſind tief durchdrungen von der Schändlichkeit eines Bruderkrieges. Beide erklären, „wir werden nicht angreifen“.

Eine ſchöne Scene erzählen wir noch von der Univerſität. Die Studenten waren zahlreich im Hofe verſammelt. Man wollte ſie auseinander treiben. Sie gingen nicht. Da wurde zum Anſchlagen commandirt. Die Burſchen ſchlugen an. In dieſem Augenblick klatſchten die Studenten in die Hände und riefen: bravo! bravo! Die Soldaten ſchämten ſich, zogen ihre Gewehre zurück und nahmen ſie beim Fuß.

Ueberall, wenn die Patrouillen friedlich anrückten, theilten ſich die Maſſen, ließen ſie durch und begrüßten ſie mit dem Hurrah: „Es leben unſre Brüder, die Soldaten!“

Eine reitende Patrouille am Dönhofsplatze ritt heran, der Rittmeiſter verlangte das Auseinandergehen der Menge. Ein junger Mann trat vor und ſagte: „Kommen Sie nur heran, meine Herrn, und nehmen Sie Theil an unſern Berathungen.“ Unterdeſſen kamen die Reiter heran. Ein Jubel empfing ſie, die ganze Schwadron ſtimmte in das Hurrah mit ein, und ſchwenkt grüßend zur Seite.

Die Haltung des Volkes iſt bewundernswürdig; die des Militairs ebenfalls. Nur noch ein Beiſpiel.

Ein Abgeordneter ſah einen Lieutenant von ſeiner Bekanntſchaft auf dem Poſten. Er ſchalt ihn. Dieſer ſagte: „Ja, ſo iſt es, Ihr ſcheltet uns und wir ſchämen uns! Wir zählen überall in der Stadt und unter den Linden über 20 mißlungene Attaken.“

Am 13. November.

(102te Sitzung, im Schützenhauſe.) Um 12 Uhr Morgens wird die Sitzung vom Präſidenten Unruh eröffnet, und angezeigt, daß der Abgeordnete Mewes vom Urlaube zurückgekehrt, um ebenſo wie die Stellvertreter für den Abgeordneten Auerswald (Frankfurt) Herr Glück, für den Abgeordneten Brunneck Herr Kuhnemann ihren Platz in der Verſammlung einzunehmen. Abgeordneter **Riebe** erklärt den in der Nationalzeitung gemeldeten Austritt für unwahr, da er nicht zu denen gehöre, welche in den Zeiten der Gefahr die Verſammlung verlaſſen. Er halte jene Nachricht für eine Beleidigung. Abgeordneter **Waldeck**, als Berichterſtatter der Commiſſion zur Anfertigung einer Denkſchrift über den Hochverrath des Miniſteriums Brandenburg, verlieſt die zu veröffentlichende Denkſchrift, und ſchließt den Bericht damit, daß die Commiſſion der Anſicht ſei, für jetzt nicht die Anklage zu erheben, weil bei dem jetzigen Stande der Dinge ein Organ dazu fehle. Abgeordneter **Kühnemann** warnt vor einem „voreiligen Aufſtande", den er nur billigt, wenn durch den moraliſchen Beiſtand der Provinzen bewogen, die Regierung von den Gewaltacten nicht abläßt. Man möge die Denkſchrift noch nicht veröffentlichen. Abgeordneter **Philipps**. Gerade ſobald als möglich muß dem Lande Kenntniß der Vorfälle verſchafft werden. Ebenſo Abgeordneter **Berg** für die ſofortige Veröffentlichung der Denkſchrift: die Wahrheit zu ſagen, ſei kein Angriff, ſondern eine Pflicht. Gegen den Abgeordneten **Bauer**, welcher auf den Schluß anträgt, um noch vor der Sprengung ſo viel Beſchlüſſe als möglich zu faſſen, ſpricht Abgeordneter **Moritz**. Die Miniſter haben gemeine Verbrechen begangen, ſie gehören vor die Criminalgerichte und zwar ſofort. Der Schluß wird zwar angenommen, aber dennoch **Moritz's** Antrag in die Frageſtellung aufgenommen. Der Inhalt der Denkſchrift, der Beſchluß, dieſe zu veröffentlichen, und die Ueberweiſung derſelben an den Staatsanwalt, „damit derſelbe ſeine Pflicht thue", — wird mit Ausnahme weniger Stimmen angenommen. Die Wichtigkeit dieſes Beſchluſſes erheiſcht den Namensaufruf, um dem Lande die Anweſenden bekannt zu machen.

Der namentliche Aufruf ergiebt die Anweſenheit von 233 Abgeordneten. Abg. **D'Eſter** zeigt an, daß durch lügenhafte telegraphiſche Berichte des Miniſters Manteuffel in den ſchleſiſchen Zeitungen falſche Nachrichten ſtehen. Präſident **Unruh** proteſtirt gegen die Lügen des Miniſteriums. Abg. **Elsner** verlieſt folgenden Bericht:

Dritter Bericht der Petitions-Commiſſion über die in Folge des vom Miniſterium Brandenburg beabſichtigten Staatsſtreiches an die Nationalverſammlung eingeſandten Adreſſen.

Berichterſtatter: der Abgeordnete **Elsner**.

Außer den bereits geſtern namentlich erwähnten 37 Adreſſen, über welche heute Bericht zu erſtatten iſt, ſind bis geſtern Abend um 10 Uhr noch Zuſchriften eingegangen von dem Lanziercorps zu Halle, von dem 62ſten Bezirk der Stadt Berlin, von dem deutſch-volksthümlich-conſtitutionellen Vereine zu Glogau, von dem conſtitutionellen Kreisverein des Lebuſer Kreiſes, von der Bürgerwehr zu Liegnitz, dem Handwerkerverein zu Neuſtadt-Eberswalde, mehreren hundert Bürgern und Einwohnern von Neuſtadt-Eberswalde. Dieſen Morgen wurden Adreſſen überreicht von dem conſtitutionellen Club zu Königsberg in der Neumark, mehreren hundert Einwohnern von Stettin, von dem demokratiſch-conſtitutionellen Club zu Fürſtenwalde, von 758 Einwohnern der Stadt Brandenburg, von der Bürgerwehr zu Magdeburg, vom Volksverein aus Belgern in Pommern, vom conſtitutionellen Club zu Neuzelle, von fliegenden Freicorps zu Magdeburg, mehreren Tauſend Bewohnern von Düſſeldorf, vom achten Bataillon der Berliner Bürgerwehr, von einer aus mehreren Tauſend Unterſchriften beſtehenden Volksverſammlung zu Seelow, von den Urwählern des 60ſten Berliner Stadtbezirks, von dem 12ten Bataillon der Berliner Bürgerwehr, einer Bürgerverſammlung zu Köln, von den Bürgerwehrmännern des 60ſten Stadtbezirks, einer Bürgerverſammlung zu Magdeburg, von der 47ſten Bürgerwehr-Compagnie, von dem Socialverein zu Bernau, mehreren Hundert Bürgern von Luckau, von der Centralcommiſſion der ſämmtlichen Bürgerwehr-Clubs, dem demokratiſchen Studentenverein, dem politiſchen Bildungsverein, Landwehrverein, dem demokratiſchen Hauptverein, dem deutſchen Volksverein, dem demokratiſchen Verein im goldenen Kreuze, dem Arbeiterverein, dem republikaniſchen Verein, dem demokratiſchen Bruderverein Germania, dem Haupt-Ruſticalverein für Schleſien, dem allgemeinen demokratiſchen Provinzial-Ausſchuß für Schleſien (ſämmtlich zu Breslau), vom Volksverein zu Neu-Ruppin, von der Berliner Bürgerwehr des 56ſten Bezirks, vom demokratiſchen Verein zu Frankfurt, vom interimiſtiſchen Bürgerwehr-Commando zu Frankfurt, von einer Bürgerverſammlung zu Frankfurt, mehreren Hundert Einwohnern von Neudamm, vom demokratiſch-conſtitutionellen Club zu Landsberg, vom conſtitutionellen Verein zu Torgau. — Es würde den Bericht, abgeſehen von der geringen zur Abfaſſung geſtatteten Friſt, zu weit ausdehnen heißen, wollten wir aus allen einzelnen Zuſchriften Auszüge liefern. Wir können der h. Verſammlung die erfreuliche Mittheilung machen, daß ſämmtliche Adreſſen nur den einen Geiſt der Vaterlandsliebe und der Begeiſterung für die errungene Freiheit zu erkennen geben. Es giebt keine Claſſe unſerer Mitbürger, welche nicht von der tiefen Wahrheit durchdrungen wäre, daß ſich ein Volk, berufen in der Weltgeſchichte eine Rolle zu ſpielen, die Freiheit nicht erſt rauben laſſen könne, um ſie etwa ſpäterhin wieder als ein Geſchenk der Gnade entgegen zu nehmen. Ohne Freiheit kein Vaterland, ohne Geſetz kein humaner Staat. Dem Geſetze, als dem berechtigten Ausdrucke des Volkswillens, will ſich der preußiſche Staatsbürger unterwerfen; aber er weiſt die Zumuthung, ſich vor willkürlichem Wollen zu beugen, mit Abſcheu von ſich zurück. Das iſt eine Thatſache, die zu den ſchönſten Hoffnungen für die Zukunft berechtigt. Die Adreſſen drücken jene Geſinnung oft in prägnanteſter Kürze aus. Es genügen wenig Worte, wo ihnen Thaten zum Hintergrunde dienen.

So ſchreibt z. B. der Major a. D. Trillitz v. Nordeck: „Unabhängig in einer bürgerlichen Stellung und in einer äußeren Lage, erbiete ich mich aus wahrer Liebe zum Vaterlande und um demſelben in der bedrängten Zeit nützlich zu werden, zu allen Dienſtleiſtungen und ſtelle mich von heute ab unentgeltlich zur Verfügung Einer Hohen National-Verſammlung".

Einer beſonderen Erwähnung verdient eine Adreſſe, von mehreren Hundert Bürgern Brandenburgs unterzeichnet, welche ſich entſchieden gegen die beabſichtigte Verlegung der Nationalverſammlung nach ihrer Stadt ausſprechen. „Mit der entſchiedenſten Entrüſtung", lauten die Worte, „haben die unterzeichneten Bürger Brandenburgs die ungeſetzlichen Schritte eines volksfeindlichen Miniſteriums verfolgt, durch welche daſſelbe die hohe Verſammlung der Volksvertreter gegen ihren Willen vertagt und nach hier verlegt, deren weitere Beſchlüſſe für ungeſetzlich erklärt und ſie durch Kanonen und Bajonette bedroht hat".

Der Magiſtrat und die Stadtverordneten-Verſammlung von Glogau machen der Nationalverſammlung von einem Schreiben an den König Mittheilung, in welchem dieſe beiden Behörden erklären, daß ſie den Beſchluß der Nationalverſammlung vom 9ten billigen und demgemäß an Se. Maj. die ehrerbietigſte und dringende Bitte richten: die befohlene Vertagung und Verlegung der Nationalverſammlung von Berlin nach Brandenburg wieder aufzuheben. „Möge Ew. Maj.", heißt es zum Schluß, „die ernſten Folgen und die ſchwere Verantwortung vor Gott, welche durch das Verharren bei dem Beſchluſſe entſtehen würden, nochmals in weiſe Erwägung nehmen. Bürgerkrieg, der ſchrecklichſte Bürgerkrieg durch das ganze Land wird die nothwendige Folge ſein".

Die Adreſſen des Magiſtrates der Haupt- und Reſidenzſtadt Breslau, der Stadtverordneten-Verſammlung von Breslau, des Magiſtrates und der Stadtverordneten-Verſammlung von Liegnitz, des Magiſtrates und der Stadtverordneten-Verſammlung von Torgau hat die Commiſſion beſchloſſen, vollſtändig verleſen zu laſſen. Berlin, 13. November.

Die Petitions-Commiſſion.

Gierke theilt mit; daß eine Deputation von Stettin in Begleitung von 800 Perſonen auf dem Wege hierher, in Bernau vom Militär aufgehalten worden; jedoch ſofort eine Locomotive mit einem Schreiben des hieſigen Polizeipräſidenten dorthin abgegangen.

Ein dringender Antrag von Jacoby und Philipps: dem Miniſterium Brandenburg täglich von den eingegangenen Adreſſen an die Nationalverſammlung auf offiziellem Wege Mittheilung zu machen, damit daſſelbe bei einer ſpäteren Verfolgung ſich nicht mit der Unkenntniß des allgemeinen Volkswillens entſchuldigen kann, wird natürlich einſtimmig unterſtützt, jedoch von den Antragſtellern zurückgezogen, weil die Verſammlung mit Hochverräthern nicht offiziell unterhandeln kann.

Der Antrag des Abgeordneten v. Münſter: Die Centralgewalt zu erſuchen, die preußiſche Nationalverſammlung in ihren Rechten zu ſchützen, wird nicht unterſtützt, weil, wie Parriſius ſagt, wir uns ſelbſt genug ſind, um durchzuführen, was uns als recht erſcheint.

Pilet berichtet, daß das Archiv der Nationalverſammlung im Schauſpielhauſe nicht nur ohne Schutz, ſondern geradezu dem guten oder böſen Willen der Soldaten preisgegeben ſei. Präſ. Unruh fügt noch hinzu, daß der Miniſter Manteuffel auf Requiſition des Präſidenten ſich geweigert, das Archiv zu ſchützen. Allgemeine Entrüſtung giebt ſich durch allſeitiges „Pfui!" kund.

Am Schluſſe wird die Wahl eines Schriftführers und zweier Stellvertreter vorgenommen; ſodann die Sitzung bis morgen 11 Uhr vertagt.

Denkſchrift an den Staatsanwalt.

Der Graf Brandenburg, von Sr. Maj. dem Könige mit der Bildung eines Miniſteriums beauftragt, hat ſich, trotz des faſt einmüthig ausgeſprochenen Mißtrauens der Nationalverſammlung, dieſem Auftrage zu unterziehen gewagt. Am 9. November erſchien derſelbe in der Nationalverſammlung, begleitet von dem Hrn. v. Ladenberg, v. Strotha, v. Manteuffel, den Mitgliedern dieſes neuen Miniſteriums, deſſen erſter Schritt eine ſchwere Verfaſſungs-Verletzung war.

Eine von dem Grafen v. Brandenburg contraſignirte Cabinets-Ordre vom 8. November ſprach die Vertagung der Nationalverſammlung aus und verlegte deren Sitz nach Brandenburg.

Die Nationalverſammlung, deren Aufgabe es iſt, in Gemeinſchaft mit der Krone die Verfaſſung feſtzuſtellen, hat vom Volke ein Mandat erhalten, gegen welches keiner Gewalt ein Einſchreiten geſtattet iſt, da es zugleich gelähmt, gehindert und zunichte gemacht würde, wenn es in der Befugniß der Regierung läge, daſſelbe, ſei es auch nur zeitweiſe, aufzuheben oder gegen den Willen der Vertreter des Volkes letztere von dem Orte ihrer Verſammlung zu entfernen.

Nicht zufrieden mit dieſer, die Verfaſſung verletzenden Erklärung hat das Miniſterium dieſe Verletzung in einer langen Reihe fernerer Gewaltſtreiche fortgeführt.

1) Es erkühnte ſich der Graf Brandenburg im Namen des Miniſteriums, die Verſammlung der Volksvertreter, als auf ſein unberechtigtes Verlangen, die Sitzung zu ſchließen, von dem Präſidenten nicht eingegangen wurde, für eine ungeſetzliche zu erklären, ja

2) in dem „an den Regierungs-Rath v. Unruh" adreſſirten Schreiben vom 9. November auszuſprechen, daß er keine Nationalverſammlung und keinen Präſidenten der Nationalverſammlung mehr kenne,

3) auch auf thatſächliche Weiſe wurden die Angriffe fortgeſetzt, indem die Bureaubeamten und die Geldmittel der Nationalverſammlung durch Verfügung des Miniſters Manteuffel entzogen wurden,

4) erging am 10. November ein Erlaß des Miniſteriums an den Commandeur der Bürgerwehr Rimpler, worin die Bürgerwehr aufgefordert wurde, den Mitgliedern der Nationalverſammlung den Eintritt in den Sitzungsſaal zu verwehren. Es wurde eine Friſt beſtimmt, nach deren Ablauf angenommen werden ſollte, daß die Bürgerwehr dem Beſchluſſe nicht Folge leiſten werde und die Heranziehung des Militairs auf den Grund eines Erlaſſes des Miniſters Eichmann vom 1. November ꝛc. in Ausſicht geſtellt,

5) eine Proclamation des Polizei-Präſidenten drohte das Einſchreiten des Militairs an; der General Wrangel ſprach ſeine Abſicht aus, auf dem Platze des Schauſpielhauſes mit den dort aufgeſtellten Truppen liegen zu bleiben und einen Zwang gegen die Vertreter der Nation auszuüben, indem denſelben der Eintritt in ihr Local verwehrt werden ſollte,

6) bei dieſem Drohen der ungeſetzlichen Gewalt verließ die Nationalverſammlung den Ort ihrer Berathungen, um ſich am andern Morgen zur gewöhnlichen Stunde der Sitzung wieder dorthin zu begeben. Davon wurden ſie jedoch behindert, weil das Local verſchloſſen und, wie aus dem Innern deſſelben mitgetheilt wurde, militäriſch beſetzt war. Die National-Verſammlung proteſtirte durch das Organ ihres Präſidenten laut gegen dieſe Gewalt, und begab ſich nach einem Privathauſe, woſelbſt ſie ihre Sitzung abhielt und damit in einem andern Locale fortfuhr. Das frühere Local der National-Verſammlung und die Bureaus derſelben ſind fortwährend militäriſch beſetzt und die Archive der Verſammlung dabei ohne alle Aufſicht gelaſſen.

7) Die von den ernannten Miniſtern contraſignirte Königliche Verordnung vom 12. November bezeichnet die von der National-Verſammlung faſt mit Einſtimmigkeit gefaßten Beſchlüſſe als von einem Theile der National-Verſammlung ausgegangen und als ungeſetzlichen Widerſtand; ſie ruft das Land auf, ſich gegen die Beſchlüſſe ſeiner Vertreter zu richten.

8) Als Fortſetzung der Gewaltmaßregeln erſcheint die gleichzeitig verfügte Auflöſung der Berliner Bürgerwehr, lediglich auf den Grund geſtützt, daß dieſelbe ihrer Pflicht getreu, die National-Verſammlung auseinander zu treiben ſich geweigert hatte, deren Schutz ihr oblag. Denn nach § 1. des Bürgerwehrgeſetzes hat die Bürgerwehr die Pflicht, die verfaſſungsmäßige Freiheit und die geſetzliche Ordnung zu ſchützen. Die Berufung auf den § 3. des Bürgerwehrgeſetzes kann eine ſolche Maßregel unter den obwaltenden Umſtänden nicht rechtfertigen, vielmehr nur die Größe des Vergehens noch klarer ans Licht ſtellen.

9) Während die Bevölkerung von Berlin zwar mit tiefſter Entrüſtung aber in entſchloſſener und ruhiger Haltung den vielfachen Gewaltſtreichen zuſah, ruhig blieb, als unerwartet die Truppen in großer Zahl wieder in die Stadt gerückt waren, da geſchah eine entſchiedene Verletzung der verfaſſungsmäßigen Rechte der Bürgerwehr dadurch, daß die Truppen ſich gegen den erklärten Willen der Bürgerwehr mit Gewalt der Wachtpoſten bemächtigten, welche jene vorher beſetzt gehalten hatten. Nach § 68. des Bürgerwehrgeſetzes iſt es ein Recht der Bürgerwehr, die Wachtpoſten einzunehmen, wenn ſie ſolches für gut findet. Der *Berliner* Bürgerwehr war dies Recht ſchon *vor* Erlaſſung des Geſetzes zugeſichert.

10) Die vollkommenſte Ruhe und Ordnung blieb in der Stadt aufrecht erhalten und kein Exceß, keine Spaltung mit dem Militär trat ein. Dennoch erklärte das Miniſterium den Belagerungszuſtand der Hauptſtadt, beauftragte den General *Wrangel* mit der Ausführung deſſelben. Dieſer General hat demzufolge eine Proclamation verkündigen laſſen, welche als Folgen des Belagerungszuſtandes die freie Preſſe und das Aſſociationsrecht, dieſe Grundſäulen der Freiheit, dieſe durch die Verordnung vom 6. April d. J. als verfaſſungsmäßig gewährleiſteten Rechte vernichtet. Nur auf geſetzlichem Wege, nur in Uebereinſtimmung mit den verſammelten Volksvertretern hätte möglicherweiſe eine ſolche Ausnahmebeſtimmung getroffen werden können. Die National-Verſammlung hat deshalb auch die ganze Maßregel des Belagerungs-Zuſtandes für eine ungeſetzliche erklärt. Dieſe

Maßregel iſt die Krone der Attentate, welche gegen die Vertreter des Volkes, gegen die blutig errungene Freiheit, gegen ein Recht und Geſetz das Miniſterium Brandenburg ſich erlaubt hat.

Die Verfaſſung iſt ſchwer verletzt, die Exiſtenz der Volksvertreter gewaltſam bedroht, der Volksvertreter, deren ungeſtörte Wirkſamkeit einen Beſtandtheil der jetzigen Verfaſſung bildet.

Die Reihenfolge dieſer Attentate fällt daher ſchon nach den beſtehenden Geſetzen unter den Begriff des Hochverraths, welchen der §. 92. Th. II. Tit. 20. des Allg. Landrechts dahin feſtgeſtellt:

> ein Unternehmen, welches auf eine gewaltſame Umwälzung der Verfaſſung abzielt, iſt Hochverrath.

Berlin, den 13. November.

Die Commiſſion der National-Verſammlung.

Vorſtehende Denkſchrift iſt von der Nationalverſammlung in ihrer Sitzung vom 13. November Morgens genehmigt worden.

Berlin, den 13. November 1848.

Die Nationalverſammlung.

Vorſtehende Denkſchrift iſt auf ferneren Beſchluß der Nationalverſammlung dem Staatsanwalte Sethe hierſelbſt mit folgendem Schreiben überſandt worden:

> Dem Herrn Staatsanwalt hierſelbſt wird hierneben eine von der Nationalverſammlung durch Beſchluß angenommene Denkſchrift, die hochverrätheriſchen Attentate des Miniſterii Brandenburg betreffend, mitgetheilt, auf daß er ſeine Pflicht thue.
>
> So beſchloſſen in der heutigen Sitzung der Nationalverſammlung.
>
> Berlin, den 13. November 1848.
>
> Die Nationalverſammlung.
>
> Der Präſident
> gez. v. Unruh.

Der Gewaltſtreich gegen den Präſidenten Plönnies am 13. November.

Gegen 3 Uhr Nachmittags, ungefähr eine Stunde nach Suspenſion der Sitzung, gelangte die Nachricht in den Sitzungsſaal: das Militär rücke gegen das Schützenhaus heran. In der That ſieht man von den Fenſtern aus die ganze Straße von Soldaten beſetzt; die Truppenmaſſen häufen ſich. Der Vicepräſident Plönnies und die Schriftführer nehmen an ihrem Tiſche Platz, die Papiere werden bei Seite geſchafft; ein Oberſt und mehrere Offiziere, begleitet von einem Trupp Soldaten, treten in das Local. Einige von der Schützengilde vertreten ihnen den Weg.

Der Oberſt: Wo ſind hier die Herren, die zu der geweſenen Nationalverſammlung gehören?

Die Schützen führen ſie aus dem Vorzimmer in den Sitzungsſaal ſelbſt.

Der Oberſt zu Plönnies gewandt: Die Herren gehören zur Nationalverſammlung?

Plönnies: Die Verſammlung hat in dieſem Augenblick keine Sitzung, iſt aber vertreten durch ihr Büreau. Ich habe als Vicepräſident mit den Schriftführern die Aufgabe, alle Deputationen zu empfangen, was wollen Sie?

Der Oberſt: Ich bin der Oberſt Sommerfeld und habe vom Staatsminiſterium den Auftrag, den Herren, die zur Nationalverſammlung gehörten, oder noch gehören, ich weiß das nicht, zu ſagen, daß ſie dies Haus verlaſſen müſſen.

Der Präſident Plönnies: Wenn Sie Gewalt anwenden wollen, dann verſuchen Sie's. Anders werden wir hier nicht fortgehn.

Der Oberſt: Sie bereiten ſich und uns eine unangenehme Situation: wir können das nicht beurtheilen und müſſen unſerm Auftrage gemäß handeln.

Plönnies: Wir vertreten in dieſem Augenblick die Nationalverſammlung und werden den Platz, den ſie uns anvertraut hat, nicht verlaſſen.

Ein Conſtabler-Offizier vortretend: Im Namen des Geſetzes, ich fordere Sie auf, den Anordnungen der Behörde Folge zu geben. Der Belagerungszuſtand iſt ausgeſprochen, die Verſammlung iſt ungeſetzlich.

Präſident: Wir vertreten hier das Geſetz und Ihre Forderung iſt ungeſetzlich.

Oberſt: Dann werde ich das Local mit Soldaten beſetzen.

Präſident: Wenn Sie es wagen, in das Local der Nationalverſammlung einzutreten, ohne daß Sie Erlaubniß dazu haben, wenn Sie mit militäriſcher Gewalt hier eindringen, dann werden Sie es zu verantworten haben.

Oberſt (verlegen): Ich muß meinem Auftrage nachkommen.

Plönnies (zum Büreau gewendet): Ich muß die Herren Schriftführer bitten, Act zu nehmen von dieſer Handlung.

Der Oberſt commandirt: Kehrt!

Beim Hinausgehen tritt einer von den Schützen an ihn heran: „Mein Herr, wir müſſen Proteſt einlegen gegen dieſe ſchwere Verletzung des Hausrechts.“ Ein Secretär formulirt dieſen Proteſt. Der Oberſt mit ſeinen Soldaten verläßt das Haus. Die Straßen und das Sitzungslocal werden mit Soldaten geſperrt. Es ſind immer mehr Soldaten, an 3000 Mann, herangezogen; alle Zugänge füllen ſich mit Soldaten und Volk.

Der Oberſt zum Volke: Meine Herren, wenn Sie nicht auseinandergehen, werde ich Waffengewalt anwenden müſſen.

Die Soldaten beantworteten dies mit einem ſchallenden Gelächter, ſie drückten den Bürgern die Hände, machten ihnen bereitwillig Platz und ſagten mit der größten Freundlichkeit: „Wir ſchlagen uns nicht!“ Zum Beweiſe der Brüderlichkeit wurden die Flaſchen aus den Reihen der Soldaten zu den Bürgern und umgekehrt herüber gereicht. Man trinkt ſich gegenſeitig zu. Das Regiment, welches beſonders freundlich hervortrat, war das 12te.

Während deſſen war zu Wrangel geſchickt worden. Von ihm kam ein Oberſt v. Blücher zurück, der einzige, der ſich barſch benommen hat. Er brachte einen ſchriftlichen Befehl von Wrangel und dem Miniſter Manteuffel und forderte den Präſidenten Plönnies auf, ſofort den Saal zu verlaſſen.

Oberſt Sommerfeld bemerkte, wenn die Herren blos als Deputirte privatim hier anweſend ſind, ſo ſoll Ihnen nichts geſchehen.

Plönnies: Nein, wir ſind hier Bevollmächtigte der Nationalverſammlung, wir werden nur der Gewalt weichen.

Blücher: Nun, ſo werden wir die Gewalt anwenden.

Hierauf ergreifen den Vicepräſidenten Plönnies 2 Conſtabler an beiden Armen und ſchleppen ihn durch den Saal und die Vorſäle zur Treppe hinunter.

Am Ausgange ſtand ein greiſer Schütze. Er ſchüttelte bedenklich den Kopf und ſagte zu dem Oberſten Blücher: „Es iſt traurig, daß ein Nachkomme des großen Blücher, der dem Vaterlande ſo viele treue Dienſte geleiſtet, ſich zu ſolchen Ungeſetzlichkeiten und zu ſolchen Verletzungen des friedlichen Hausrechtes gebrauchen läßt.“

Der Präſident Plönnies iſt ein Mitglied der äußerſten Rechten, Abgeordneter für Weſtphalen, Ehre dem braven tapfern Manne!

Die Bewegung in den Provinzen.

Morgens um 9 Uhr am 11. Novbr. fand in Potsdam in der Nähe des Eiſenbahnhofes eine von 4—5000 Menſchen beſuchte Volksverſammlung ſtatt, in welcher beſchloſſen wurde, kein weiteres Militär durch die Eiſenbahn nach Berlin befördern zu laſſen, im Fall der erſte Kanonendonner von Berlin her erdröhnte, in Potsdam Sturm zu läuten, die Eiſenbahn aufzureißen und bewaffnet auf den Baſſinplatz zu eilen. Die Verſammlung erhob kampfbegeiſtert die Hände zum Schwur. Die Verſammlung bewegte ſich darauf in langem feierlichen Zuge Arm in Arm in die Reitbahn vor dem Brandenburger Thor, wo ein Comité von conſervativen Herren eine ſich auf geſetzlichem Boden bewegende Adreſſe an die Nationalverſammlung beſchließen wollte. Herr Hochſtetter aus Berlin ſetzte einſtimmig eine ſtärkere Faſſung durch und das Comité nebſt Präſidium entfernte ſich, worauf Herr Hochſtetter genöthigt wurde, unter Acclamation das Präſidium in die Hand zu nehmen. Es wurde beſchloſſen, durch eine Deputation den Magiſtrat und die Stadtverordneten aufzufordern, in dieſer Zeit eine beſtimmte Haltung der Nationalverſammlung und der Krone gegenüber anzunehmen.

Gegen 3 Uhr wurde in der Stadt bekannt, daß das Füſilier-Bataillon des 1ſten Garde-Regiments auf der Eiſenbahn nach Berlin befördert werden ſollte. Einige entſchloſſene Männer eilten ſofort nach Nowawes, dieſe Colonie wurde durch Trommelſchlag alarmirt und an verſchiedenen Punkten die Schienen ausgebrochen. Der elektriſche Telegraph iſt an verſchiedenen Punkten und die Signalbäume an den Wachtpunkten vielfach zerſtört worden. Bereits ſchlugen helle Flammen von der Kohlhaaſenbrücke auf, als Militär längs der Eiſenbahn anrückte und einer weiteren Demolirung Hinderniſſe entgegenſetzte. Das Volk ſuchte mehrfach Proviant- und Pulvertransporte zu verhindern, das erbeutete Brot wurde unter die ärmere Claſſe vertheilt. Ueberall war man entſchloſſen, dem Feinde des Geſetzes die Zufuhr abzuſchneiden. — Der Magiſtrat und die Stadtverordneten, wiewohl letztere nicht in beſchlußfähiger Anzahl, da der Vorſteher, Schneider, aus Geſinnungsloſigkeit und angeblicher Krankheit ſich nicht zur offiziellen Zuſammenberufung bequemen wollte, wurden endlich gegen 7 Uhr Abends zuſammengeholt. Die bereits erwähnte Deputation forderte energiſch, daß man eine Deputation an den König abſchicke, um die Zurücknahme der Aufhebung der Nationalverſammlung und Auflöſung der Berliner Bürgerwehr zu verlangen. Große Volksmaſſen unterſtützten dieſes Vorhaben. Es wurde auch demgemäß eine ſervile Adreſſe und eine Deputation an den König beſchloſſen, desgleichen eine Adreſſe an die Nationalverſammlung von dem Plenum der Stadtverordneten. Die Thätlichkeiten der im Schloß poſtirten Soldaten und die Arretirung eines Bürgers brachte endlich Alles in Aufregung. Es kam zu gegenſeitigen Inſulten. Einige Bürgerſchützen rückten heran, das Volk folgte ihnen unter Hurrah, um den Gefangenen zu befreien. Es kam zu gegenſeitigen Steinwürfen, als, wie man ſagt, auf Requiſition des reactionären Bürgerwehrcommandeurs, plötzlich von beiden Seiten unter Trommelſchlag Truppen anrückten. In dieſem Augenblick fiel von beiden Seiten des Volks ein ſchwacher Büchſenſchuß, ebenſo von Seiten des Militärs ein oder zwei Schüſſe, wodurch ein Bürger verwundet wurde. Das Volk ſtürzte wuthentbrannt unter dem Geſchrei, Barricaden! Waffen! auseinander. Die Bürgerwehr wurde alarmirt und ſtellte ſich anfangs gegen das Militär auf. Die Furcht vor dem ſogenannten Pöbel, welcher einen Wagen mit für das Militär beſtimmtem Bier umwarf und ſich deſſelben bemächtigen wollte, verwandelt indeß bald die Bürgerwehr in Polizei zum Schutze des Eigenthums. Noch gegen 9 Uhr war es höchſt unruhig auf den Straßen. Potsdam hat durch dieſe Vorfälle, welche in der Nähe des Königs ſtattfanden, bewieſen, daß es nicht zurückbleiben wird, wenn in Berlin die Kanonen erdröhnen, und daß diesmal die Entſcheidung zugleich in Potsdam liegt, wird dort allgemein gefühlt. Die Schienen der Eiſenbahn wurden durch die Eiſenbahnarbeiter in einigen Stunden wieder hergeſtellt, indeß iſt die Communication durch den Telegraphen fürs Erſte aufgehoben.

An demſelben Tage hatte eine Magdeburger Deputation vor der Kirchthür eine merkwürdige Unterredung mit dem Könige. Sie hatte vergeblich um Audienz gebeten. Auch hier wollte der König die Adreſſe nicht entgegennehmen, die ſie mitbrachte.

Der Sprecher der Deputation: „Es iſt eine Zuſtimmungsadreſſe.“ Der König nimmt ſie, entfaltet ſie, und wendet ſich unwillig zu dem Sprecher mit den Worten: Es iſt ja nicht das, was Sie mir geſagt haben.

Der Sprecher: Majeſtät, es iſt die Geſinnung von drei Viertel der Stadt Magdeburg.

Der König: Wiſſen Sie, die Stadt Magdeburg hat mir Treue geſchworen, und ich habe ſie ihres Eides noch nicht entbunden.

Der Sprecher: Majeſtät, wir haben die Abgeordneten gewählt zur Vereinbarung der Verfaſſung, und wir werden an der Verſammlung feſthalten.

Der König: Die Stadt Magdeburg wird ſich meine allerhöchſte Ungnade zuziehn.

Ein Mitglied der Deputation: „Majeſtät, Ihre allerhöchſte Ungnade kann uns nie nutzen, wir wollen unſer Recht.“

Bei dieſen Worten wandten ſich Se. Majeſtät zur Thüre der Kirche.

Wir theilen ſodann Folgendes aus Brandenburg, Frankfurt, Breslau, Guben und Stettin mit.

In **Brandenburg** wurde am 12. Novbr. eine an die Nationalverſammlung gerichtete Adreſſe ſofort mit 250 Unterſchriften bedeckt und nach Berlin abgeſchickt. Am andern Morgen um 10 Uhr wurden die Proclamationen der Nationalverſammlung angeſchlagen und ein Placat in energiſcher Sprache forderte zu einer Volksverſammlung um 12 Uhr auf, worin die Nationalverſammlung der vollſten Zuſtimmung und Unterſtützung verſichert wurde. Große Menſchenmaſſen hielten fortwährend den Bahnhof beſetzt und die Stimmung war allgemein, kein neues Militär befördern zu laſſen. Von Seiten der Stadtverordneten und auch von anderer Seite wurden ſofort Adreſſen beſchloſſen.

Aus **Frankfurt** a. O. hat der demokratiſche Verein folgende Adreſſe an die Nationalverſammlung abgeſendet:

Vertreter des Volkes!

„Das Vaterland iſt in Gefahr!“ Dies ſind die Worte, die Ihr vor wenigen Tagen dem preußiſchen Volke zugerufen habt, das Volk hat ſie verſtanden, es ſteht Euch gerüſtet zur Seite und wird Euch, auf die es mit gerechtem Stolze blickt, nicht einen Augenblick verlaſſen; es wird mit Gut und Blut für Euch einſtehen. Der demokratiſche Verein zu Frankfurt a. O. der über 1000 thatkräftige Männer zu ſeinen Mitgliedern zählt, erklärt Euch in dieſem ernſten Augenblick,

daß er während der Dauer des Conflictes mit der Krone nur die Nationalverſammlung in Berlin als die einzig beſchließende und geſetzgebende Behörde anerkennt, und daß er bereit iſt, Euern Anordnungen **unbedingt** Folge zu leiſten.

In **Breslau** fand am 11. Nov. eine außerordentliche Sitzung der Stadtverordneten-Verſammlung ſtatt. Der Vorſteher, Hr. **Regenbrecht**, eröffnete die Sitzung, indem er auf die Kriſis hinwies, die gegenwärtig in unſer Staatsleben eingetreten iſt. Es ſei der Moment gekommen, wo das ganze Volk wie Ein Mann aufſtehen und ſeinen Willen kundgeben müſſe. Die Vertreter der Stadt Breslau mögen daher erwägen, was zu thun ſei. Seine Abſicht gehe dahin, daß man dem Könige ein offenes Wort ſage und ihm die Erklärung abgebe, daß der Wille der Nationalverſammlung auch der Wille des ganzen Volkes iſt. Sodann möge man aber auch der Nationalverſammlung die Zuſicherung geben, daß jeder Arm zu ihrem Schutze bereit ſei. — Die Einwohnerſchaft Breslau's werde durch dieſen Schritt erfahren, daß ihre Vertreter in ihrem Sinne handeln, und müſſe auch durch Placate aufgefordert werden, ſich ruhig, aber bereit zur Abwehr zu verhalten. — Hierauf ergriff Herr Bürgermeiſter **Partſch** das Wort. Der Magiſtrat halte es für ſeine Pflicht, in dieſem verhängnißvollen Momente ein gemeinſames Wirken zu erzielen. Der Magiſtrat erkenne an, daß die Krone mit Räthen umgeben iſt, die dem Lande gefährlich ſind, mit einem

Miniſterium, auf welches das Land kein Vertrauen ſetzen könne. Der Magiſtrat erkenne ferner an, daß die National-Verſammlung ſich mit Würde und Feſtigkeit benommen habe, und durch dies Benehmen bis jetzt den Belagerungszuſtand von Berlin verhindert habe. Der Magiſtrat wünſche in Verbindung mit den Stadtverordneten einen Aufruf an die Bevölkerung Breslau's zu erlaſſen, daß ſie ſich ruhig verhalte und der National-Verſammlung vertraue. Sodann in einer Adreſſe an den König die Erklärung abzugeben, daß man das Miniſterium Brandenburg als ein unvolksthümliches und unmögliches erachte, und daß man die Schritte der Krone gegen die National-Verſammlung als eine Bevormundung der National-Verſammlung anſehe, von der ſie abſtehen möge.

Herr Dyhrenfurth ſtellt den Antrag, der Nationalverſammlung die Erklärung abzugeben, daß ſo lange ſie im Conflicte mit der Krone ſein werde, man nur ihre Beſchlüſſe für bindend und geſetzlich anerkenne. Es komme jetzt hauptſächlich darauf an, daß man wiſſe, von wem man Geſetze zu empfangen habe. Die ſtädtiſchen Behörden wollen gemeinſam und einig mit der Bevölkerung handeln. Man müſſe daher auch im Voraus ſich darüber einigen, wem man zu gehorchen habe. — Nachdem die Herren Siebig und Ludewig auch für eine Adreſſe an den König geſprochen, erklärt Herr Bürgermeiſter Bartſch, daß der Magiſtrat mit einer Majorität von einer Stimme beſchloſſen habe, keine Adreſſe an die Nationalverſammlung zu erlaſſen, und zwar aus dem Grunde, weil Alles, was an die Nationalverſammlung geſagt werden könne, in die Adreſſe an die Krone aufgenommen werden ſolle. — Herr Linderer interpellirt hierauf den Vorſteher, warum er die angemeldete Deputation noch nicht vorgelaſſen. Der Vorſteher meint, es ſei für einen ſolchen Fall keine Beſtimmung in der Städteordnung enthalten, und er befrage daher die Verſammlung, ob ſie die Deputation vorgelaſſen wünſche. Die Frage wird einſtimmig bejaht. Die Deputation, beſtehend aus den Abgeordneten elf verſchiedener Vereine und des Centralausſchuſſes der Bürgerwehrclubs, erſcheint und Herr Rawitſch verlieſt nach einigen einleitenden Worten die Adreſſe der Vereine an die Stadtverordneten. Sie lautet: Vertreter der Stadt! Im Augenblicke der wichtigſten Kriſis in unſerem Staatsleben, in einem Augenblick, wo das Recht und die Freiheit des Volks in ſeinen Vertretern durch Maßregeln der Willkür Seitens der Krone und des Miniſteriums aufs Aeußerſte gefährdet iſt, fordern Euch die Unterzeichneten auf, im Namen der Stadt Breslau zu erklären: daß die Hauptſtadt Schleſiens ſich mit allen ihren Kräften einzig der Nationalverſammlung zur Verfügung ſtellt, und daß ſie gegenwärtig keiner andern Gewalt als der conſtituirenden Nationalverſammlung Gehorſam leiſten wird. — Der Vorſteher erwidert, die Deputirten mögen den Stadtverordneten vertrauen, daß ſie der Miniſterial-Willkür aufs entſchiedenſte entgegentreten werden. — Herr Bürgermeiſter Bartſch: Geſetze können nur durch Vereinbarung zwiſchen Krone und Nationalverſammlung Kraft erlangen. — Der Magiſtrat trenne das Miniſterium von dem Könige und er wolle den König zur Ueberzeugung bringen, daß er übel berathen ſei. — Herr Aſch (Mitglied der Deputation). Wir ſind hergekommen, um die

Meinung der ſtädtiſchen Behörden in der gegenwärtigen Kriſis zu vernehmen. Wir wünſchen in dem gefährlichen Momente die Vermeidung jeder Differenz zwiſchen den Behörden und der Einwohnerſchaft. Man möge die Prinzipienfragen über die Geſetzgebung hier unberührt laſſen. Daß der König übel berathen ſei, wäre ſchon oft genug geſagt worden. Jetzt gelte es, die Nationalverſammlung zu unterſtützen. Er verlieſt das Manifeſt der Nationalverſammlung an das Volk, worauf ſich die Deputation entfernt.

Nochmals ergreifen die Herren Dyhrenfurth und Linderer das Wort, um für die Adreſſe an die Nationalverſammlung zu ſprechen. Es liegt ein Conflict zwiſchen Krone und Nationalverſammlung vor. Es komme darauf an, ſich einfach zu erklären, auf weſſen Seite man ſich ſtellen und von wem man Geſetze empfangen wolle. Herr Guhrauer gegen eine Adreſſe an den König. Das ſei ſchon von der Nationalverſammlung und von der Stadt Berlin geſchehen, und ſei fruchtlos geblieben. Breslau werde ebenfalls nichts ausrichten. — Linderer: Nach dem, was die Krone gethan, könne man ihr gegenüber nur ſchweigen. Ludewig: Schweigen ſei myſtiſch, man müſſe im Gegentheile ſprechen. Bürgermeiſter Bartſch: Der Magiſtrat will der Krone nur Zeugniß davon geben, welches die Geſinnungen der Stadt ſeien. Linderer: Das ſei keine Petition, ſondern eine Erklärung: dieſe könne aber nichts nützen. Ludewig: Das Volk ſtehe über der Nationalverſammlung, und ihm ſtehe es zu, den Conflict zwiſchen Krone und Nationalverſammlung zu löſen. Man möge ſich daher an den König und an die Nationalverſammlung wenden. Siebig: Wir wollen nicht bitten, ſondern dem Könige die Wahrheit ſagen. — Die Verſammlung erklärte ſich für eine ſolche Adreſſe.

Es erhebt ſich hierauf eine heftige Debatte über den Inhalt der Adreſſe. Der Vorſteher wünſcht, ſich dahin auszuſprechen, daß man die bisherigen Schritte der Nationalverſammlung auch fernerhin mit allen zu Gebote ſtehenden Mitteln unterſtützen wolle. — Dyhrenfurth, Linderer und Guhrauer dagegen wollen die beſtimmte Erklärung, daß man während der Dauer des Conflictes die Nationalverſammlung einzig und allein als die geſetzgebende und beſchließende Gewalt anerkennen werde. — Bürgermeiſter Bartſch meint, man müſſe nicht weiter gehen, als die Nationalverſammlung ſelbſt. Die Nationalverſammlung einzig und allein als geſetzgebende Gewalt anerkennen, hieße die Krone ganz negiren. Nach einer längeren Debatte erklärte ſich die Verſammlung mit überwiegender Majorität für den Antrag von Dyhrenfurth. Ebenſo wird der Antrag Linderers zum Beſchluſſe erhoben, die Adreſſe als Placat zu veröffentlichen. Eine Deputation, beſtehend aus den Stadtverordneten Dyhrenfurth, Siebig und Regenbrecht, wird die Adreſſen in Berlin überreichen.

1) Die Adreſſe an den König:

Majeſtät! Mit dem tiefſten Schmerze über den erfolgten Conflict zwiſchen Ew. Majeſtät Regierung und der National-Verſammlung und in der zuverſichtlichen Hoffnung, daß es noch möglich ſei, das theure Vaterland vor den drohenden Gefahren zu retten, halten wir, die Vertreter der zweiten Stadt der Monarchie, es für unſere unerläßliche Pflicht, Ew. Majeſtät das offen auszuſprechen, was die Einwohnerſchaft dieſer Stadt in völliger Uebereinſtimmung mit den Beſchlüſſen der National-Verſammlung erwartet — Nur ein volksthümliches Miniſterium, welches auf eine Mehrheit der Volksvertreter zu rechnen hat, nur die Zurücknahme der die Verſammlung vertagenden, und ihren Sitz verlegenden Botſchaft kann die Gefahr aufheben, und das Vaterland dem von Ew. Majeſtät und von dem Volke erſehnten Ziele der Freiheit im Geſetz, dem Glück wahrhaft conſtitutioneller Verfaſſung zuführen." — Breslau den 11. Nov. 1848. — **Der Magiſtrat und die Stadtverordneten.**

2) **Die Adreſſe an die National-Verſammlung:**

„Hohe National-Verſammlung! So ſchmerzlich uns die königliche Botſchaft vom 8ten d. M. wegen Vertagung der Verſammlung und Verlegung der Sitzung aus der Hauptſtadt berührt hat, ſo freudig haben wir die letzten Beſchlüſſe einer hohen Verſammlung begrüßt und die würdige Haltung bewundert. Hohe Verſammlung! Wir ſehen mit Stolz auf unſere Vertreter, die in ihren Beſchlüſſen der Krone gegenüber das Recht des Volkes gewahrt haben. Wir erkennen in einer hohen Verſammlung für die Dauer des Conflicts mit der Krone den einzig beſchließenden und geſetzgebenden Körper, und rufen Euch, unſern Vertretern zu: „„Kämpfet muthig für die Rechte des Volkes! Mit Begeiſterung werden wir Euch ſchirmen und ſchützen!““ — Breslau den 11. Nov. 1848. — **Die Stadtverordneten.**"

Die Bürgerwehr in **Guben** hat am 11. Novbr. an die Bürgerwehr von Berlin folgende Adreſſe gerichtet:

Cameraden!

Den unerhörten Anforderungen gegenüber, welche ſeit Monden ſchon von den verſchiedenſten Seiten an Euch geſtellt wurden, habt Ihr Euch ſtets der Mehrheit nach ſo hingebend und entſchieden als Verfechter der Volksrechte gezeigt, daß wir dreiſt den hierher gelangten Berichten Glauben ſchenken dürfen, welche übereinſtimmend Eurer männlichen Haltung in den drohenden Stürmen der jüngſten Tage gedenken. Wir vertrauen, daß Ihr in der Stunde der Entſcheidung nur den durch ſeine Vertreter ausgeſprochenen Willen des Volkes, das ſich keins ſeiner Rechte verkümmern laſſen will, zur Geltung bringen werdet. — Stehet feſt auf Eurem Ehrenplatze, wir ſtehen unter allen Umſtänden mit und zu Euch.

Berlin am 13. November.

Vom Stettiner Bahnhof erfuhren wir: Schon in der Frühe hatte ſich hier das Gerücht verbreitet, es werde bewaffneter Zuzug aus Stettin heute hier ankommen. Ein Bataillon des 31. Regiments beſetzte den Bahnhof und Cavallerievedetten von den Gardehuſaren wurden längs der Eiſenbahn poſtirt. Ein Offizier der Cavallerie riß an den Schienen einen Stein heraus und legte ihn bereit, um beim Nahen der Locomotive mit dieſem Stein den Zug von den Schienen zu ſtürzen. Als der Director der Stettiner Eiſenbahn, Scabell, von dieſem barbariſchen Unternehmen in Kenntniß geſetzt wurde, verfügte er ſich an Ort und Stelle und legte auf das Entſchiedenſte Proteſt ein. Er fügte hinzu: daß es ja ein Leichtes wäre, durch ein Signal den herannahenden Zug zu hemmen. Es war unterdeſſen nach der Station Bernau vom General Wrangel ein Befehl ergangen, alle Züge von Stettin daſelbſt anzuhalten. Eine Compagnie Infanterie wurde damit beauftragt. In Bernau läutete man Sturm, fand es aber nicht rathſam, den Durchzug des Zuges zu erzwingen, da man ſeine Gefährdung bei der Ankunft in Berlin befürchtete. Mit dieſem Zuge langten zu Bernau 150 Stettiner Männer und eine Deputation von 12 Perſonen an die Nationalverſammlung an. Die 150 Stettiner mußten in Bernau bleiben. Die Deputation hingegen fuhr auf Leiterwagen nach Berlin, um bei der Nationalverſammlung das Veto des Volks von Stettin gegen den Staatsſtreich und die ferneren Gewaltmaßregeln des Miniſteriums Brandenburg einzulegen. Die Herbeförderung von Perſonen auf der Stettiner Eiſenbahn ſoll dem Director bei Todesſtrafe von Wrangel unterſagt ſein.

Abends 7 Uhr. So eben erſcheinen die Stettiner 150 Abgeordneten, die auf Umwegen von Bernau hierher gekommen ſind, Bürgermeiſter und Oberbürgermeiſter an der Spitze. Die Deputation erklärt, daß die Stadt Stettin die Nationalverſammlung in dieſem Augenblick als die einzige geſetzliche Behörde betrachte und ſich derſelben zur Verfügung ſtelle. Daſſelbe erklärte eine Deputation aus der Provinz Sachſen, meiſtens aus Bauern beſtehend. Sie würden dem Miniſterium Brandenburg die Steuern verweigern und mit ihrer Landwehr zur Unterſtützung der Nationalverſammlung bereit ſein.

— Es iſt folgendes Placat angeſchlagen worden:

„Das (ſogenannte) Miniſterium Brandenburg hat ſich im Vertrauen auf die Bajonnette und Kanonen veranlaßt gefunden, den Belagerungszuſtand zu proclamiren. Dieſe Maßregel iſt an und für ſich ungeſetzlich und auch ausdrücklich von der Nationalverſammlung für rechtsungiltig erklärt worden. Wir würden uns des Verbrechens des paſſiven Verraths ſchuldig machen, wenn wir uns einem brutalen Staatsſtreiche fügten; wir würden verdienen, die am 18. März erkämpften Rechte als Gnadengeſchenk zu erhalten, wenn wir dieſelben jetzt nicht behaupteten. Die Unterzeichneten fordern daher zu einer Berathung über die jetzige Sachlage auf heute Abend 7 Uhr im Clubhauſe Leipzigerſtraße Nr. 18. auf.

Berlin, den 13. November 1848.

L. Buhl. Max. Stein.“

Dieſem gegenüber ſteht die Drohung des Staatsanzeigers von demſelben Tage:

Bekanntmachung.

In der auf Grund des ſtaatsminiſteriellen Erlaſſes vom 12. d. M., wodurch der Belagerungszuſtand für Berlin ausgeſprochen wird, ergangenen Bekanntmachung des Oberbefehlshabers in den Marken von demſelben Datum, werden die Verſammlungen auf der Straße von mehr als 20 Perſonen bei Tage, von mehr als 10 Perſonen bei Nacht deutlich unterſagt.

Deſſen ungeachtet dauern die Straßen-Attroupements fort; den anrückenden Truppen wird für den Augenblick Platz gemacht, um unmittelbar nachher dieſelben neckend und höhnend zu umſchwärmen. Dies unwürdige Benehmen, an welchem ſich eine Maſſe vergeblich gewarnter Neugieriger betheiligt und welches die hieſigen mehr oder minder anarchiſchen Zuſtände ſeit 8 Monaten erhält, insbeſondere aber die zur Herſtellung der Ordnung auftretenden Kräfte recht abſichtlich ermüden will, muß endlich zum Wohl der Stadt Berlin ſein Ziel finden. Gleichzeitig mit dem Erſcheinen dieſer letzten Verwarnung iſt den Truppen daher der Befehl ertheilt worden, gegen die in der angegebenen Weiſe verhöhnenden Volksmaſſen die Schußwaffe in ihrem ganzen Umfange zu gebrauchen, ſobald nach erfolgtem Signal zum Auseinandergehen nicht augenblicklich genügende Folge geleiſtet wird.

Berlin, 13. November 1848.

von Thümen,
Generalmajor und Commandant.

Alle Welt in Berlin weiß, daß die Behauptung von Verhöhnung der Truppen durchaus unwahr iſt; Truppen und Volk fraterniſirten in der freundlichſten Weiſe und General v. Thümen wendete die letzten Mittel an, einen Conflict herbeizuführen.

Berlin, den 15. Nov. Das Protokoll über die 103. Sitzung im Mielentzſchen Saale weicht in einigen Details von unſerer obigen Mittheilung ab. Wir theilen es hier mit. Nach 7 Uhr eröffnet der Präſident die Sitzung, in Folge einer Aufforderung von 203 Abgeordneten an den Präſidenten, um über die Steuerverweigerung einen Beſchluß zu faſſen. Der Namensaufruf ergiebt die Anweſenheit von 226 Abgeordneten. Während der Namenszählung theilt der Präſident mit, daß über 200 Zuſtimmungsadreſſen aus den Provinzen, ſo wie eine von den vereinigten Landſtänden der anhaltiniſchen Länder, welche Letztere verleſen wird, eingegangen ſeien. Abgeordneter Kirchmann als Referent der Commiſſion über den Antrag der Steuerverweigerung berichtet: daß die Commiſſion ſich mit großer Majorität entſchieden dahin erklärt, daß die Steuerverweigerung zum Beſchluß zu erheben ſei, d. h. daß die Entrichtung der Steuern ſuspendirt ſei, bis zu Beendigung dieſer „traurigen Zeit“. Der Antrag lautet: Kein Miniſterium iſt berechtigt Steuern zu erheben, bis dieſer Beſchluß von der Nationalverſammlung aufgehoben iſt. Nachdem der Berichterſtatter einen ſchriftlichen Bericht verleſen, motivirt er die ſcheinbare Inconſequenz in Betreff ſeines Urtheils, daß er heute für die Steuerverweigerung das Wort ergreiſe, etwa in folgender Weiſe: das Miniſterium Brandenburg habe in den drei letztverfloſſenen Tagen nicht allein immer größere Ungeſetzlichkeiten begangen, ſondern es ſei auch ganz beſonders mit Hinterliſt und Bosheit aufgetreten: es unterdrücke die Preßfreiheit einzig und allein darum, damit die Kunde der von ihm verübten Schandthaten nicht in die Provinzen gelangen könne, es verhindere jedes Zuſammenkommen mit der Perſon des Königs, weil es fürchte, daß bei der Enthüllung der Wahrheit das Herz deſſelben erweicht werden dürfte. Wenn von einer Seite her behauptet worden ſei, die hohe Verſammlung ſchleudere durch die Steuerverweigerung den Brand der Anarchie in das Land, ſo ſei dies jetzt eine Unmöglichkeit, da das Miniſterium hinlänglich dafür Sorge getragen habe. Dem Amendement der Abgeordneten Schornbaum, Schulze (Delitzſch) und Conſorten:

> „das Miniſterium Brandenburg iſt nicht berechtigt über die Staatsgelder zu verfügen und die Steuern zu erheben, ſo lange als die Nationalverſammlung nicht ungeſtört in Berlin ihre Berathungen fortzuſetzen vermag, und tritt dieſer Beſchluß mit dem Ablauf des 17. November 1848 in Kraft und Wirkſamkeit,"

ſchließen ſich die Antragſteller an, und es beginnt die Debatte. Die Verſammlung drängt ſehr und verlangt den Schluß: Präſident: „Ich frage, ob der Schluß Unterſtützung findet." Bei dieſen Worten dringt Militär in den Saal. Einer der Offiziere geht an den Präſidenten heran und macht die Mittheilung, daß er beauftragt ſei, die Verſammlung zu vertreiben. Da er jedoch keinen ſchriftlichen Befehl vorzeigen kann, erſucht ihn der Präſident um mündliche Erledigung ſeines Auftrags, und auf die Frage, was er zu thun gedenke, erwiderte er: Er hoffe, daß die Verſammlung ihm ſein ſchweres Amt erleichtern und den Saal verlaſſen werde. Ein donnerndes einſtimmiges Nein der Abgeordneten dröhnt durch den Saal. Der Abgeordnete Waldeck macht ihn auf das Ungeſetzliche ſeines Beginnens aufmerkſam, und als der Präſident erklärt hatte, er werde unter der Gewalt der Bajonette nicht abſtimmen laſſen, verließen die Militärs von Schamgefühl erdrückt den Sitzungsſaal, das Amendement Schornbaums ꝛc. wurde vom Schriftführer nochmals verleſen und einſtimmig angenommen. Präſident: Ich ſchließe die Sitzung und werde zu der nächſten ſchriftlich einladen laſſen.— Schluß 9 Uhr.

Berlin, 17. Nov. Der heutige Tag hat wie der geſtrige nichts Entſcheidendes gebracht. Die Nationalverſammlung hat an dieſen Tagen und ſeit der denkwürdigen Abendſitzung, in der ſie den Steuerverweigerungsbeſchluß gefaßt hat, keine Sitzung gehalten. Die einzelnen Fractionen halten Specialberathungen. Als heute Morgen die Linke in ihrem gewöhnlichen Sitzungslocal bei Mylius berieth, und nachdem ſie bereits geraume Zeit über ſehr wichtige Maßregeln berathen hatte, bemerkten die Abgeordneten plötzlich einen fremden Herrn in ihrer Mitte. Auf die Frage, wer er ſei, gerieth derſelbe in ſichtbare Verwirrung. Es hat ſich ſpäter ergeben, daß dieſer Herr ein Conſtabler in Civil war.

Die Nationalverſammlung bereitet entſcheidende Maßregeln vor. Sie erwartet unterdeſſen, daß das preußiſche Volk ſeine Schuldigkeit thue, d. h. die Steuern dem hochverrätheriſchen Miniſterium verweigere und deſſen Behörden den Gehorſam kündige.

Die Stadt Berlin iſt fortwährend äußerlich ruhig. Allein die tiefe Gährung der Gemüther hat ſich noch nicht vermindert. Das Volk war bis jetzt nicht in der Lage, die Entſcheidung der Waffen eintreten zu laſſen. Dieſe Entſcheidung wird ſicherlich kommen, aber die Zeit ihres Eintritts durch den Gang der Ereigniſſe beſtimmt werden.

Die Entwaffnung der Bürgerwehr fällt nicht ins Gewicht. Wir haben geſehen, daß aus ganzen Straßen oft nur einzelne Gewehre den durchziehenden Militärpatrouillen abgeliefert wurden. In den reactionären Vierteln war die Ernte freilich ergiebiger. Man ſchlägt die Zahl der im Ganzen abgelieferten Waffen nur auf wenige Tauſende an, was bei der Geſammtzahl von 26,000 Gewehren der Bürgerwehr und mehren Tauſend Privatwaffen, welche letztere gar nicht abgeliefert werden, von keiner Bedeutung iſt. Mögen immerhin die reactionären Beamten ihre Waffen abliefern, die demokratiſche Bürgerſchaft und die bewaffneten Arbeiter werden ſie behalten und ſich damit des 18. März würdig zeigen. — Das Gerücht, das Corps der Maſchinenbauer habe ſeine Waffen abgeliefert, iſt eine Lüge der Reaction.

Es laufen immer zahlreicher die Adreſſen aus den Provinzen ein, welche die Nationalverſammlung als die einzige geſetzliche Behörde des Landes erklären und ihr die Kraft des Volkes zur Verfügung ſtellen.

Schon ſpricht man von einem neuen Gewaltſtreich der Regierung gegen das Volk. Die Nationalverſammlung ſoll aufgelöſt werden, und der Nation eine Verfaſſung durch königliche Gnade verliehen werden.

Die Nationalverſammlung iſt entſchloſſen, dieſem neuen Attentat auf die Volksſouveränetät, wenn es ausgeführt werden ſollte, mit ganzer Kraft zu begegnen.

Man ſprach heute von der Anweſenheit Beckerath's in Berlin. Ferner ſollen Brandenburg und Manteuffel in Zwieſpalt ſein; Erſterer ſoll die bereits ausgefertigte Auflöſungs-Ordre der Nationalverſammlung nicht promulgiren wollen, während der Letztere darauf beſteht. Wir müſſen nun noch den Humor erleben, daß ſich Brandenburg durch ſeine Liberalität unmöglich macht. Nun mit Bardeleben iſt's ja allen Ernſtes der Fall, und Herr Hinckeldey, dem die wackern Bewohner Naumburgs auf ſeiner Herreiſe ihr Mißtrauensvotum in *ſchlagender* Weiſe dargethan, wird nunmehr die nachhaltigere Disciplinirung der verwahrloſten Reſidenz übernehmen.

Die Verhaftungen, die Hausrechts- und Eigenthumsverletzungen dauern fort. Das erſte ſtandrechtliche Erſchießungsurtheil iſt erfolgt. Ein Soldat vom 24. Regiment, der ſeinen Poſten verlaſſen, um in den Club zu gehen, iſt in der Haſenhaide erſchoſſen worden. Die Stadtverordneten verlangen von den Miniſtern die Aufrechthaltung der Habeascorpusacte und zeigen dem Staatsanwalt Sethe verſchiedene Verletzungen derſelben an, während ſie Wrangel und Thümen von dieſen Schritten Nachricht geben. Selbſt *Grabow* erklärt ſich für das Bleiben der Verſammlung in Berlin und für ein Miniſterium der Majorität, und ſelbſt die ausgetretene Rechte, unter ihnen Walter aus Bonn und Meuſebach, proteſtirt gegen eine Auflöſung der Nationalverſammlung, von der das Gerücht ſprach.

In Naumburg, Halle und beſonders in Breslau entſtehen lebhafte Bewegungen gegen das Ausrücken des Militärs und für die Nationalverſammlung. Die Landwehr erklärt ſich in Halle und Breslau. Wir erhalten hier in Berlin folgenden

Aufruf der Landwehr an die Armee

Liebe Cameraden und Brüder in der Linie.

Wir Landwehrmänner, die wir als Jünglinge das waren, was ihr ſeid, richten einmüthiglich an Euch unſer männigliches, aus treuem Herzen hervorgehendes Wort. Wir beſchwören Euch im Namen Eurer Väter, im Namen Eurer Brüder, die unter uns ſind, höret uns an und beherzigt unſern Zuſpruch.

Von unſern Vertretern in Berlin, von den Männern, die wir, die viele unter Euch, liebe Cameraden, als die beſten und treueſten gewählt haben, unſere gemeinſamen Rechte zu ſichern, von dieſen Ehrenmännern, von welchen auch viele in unſern Reihen geſtanden haben, erſchallt der Ruf:

Das Vaterland iſt in Gefahr!

Ja Cameraden, das Vaterland iſt in Gefahr, nicht durch die Heere feindlicher Mächte, nicht durch des Aufruhrs wilde Rotten, nein, das ganze Volk iſt verletzt durch die verrätheriſchen Diener der Krone. Auf uns, auf die Wehr des Landes, blicken unſere Brüder, blicken unſere Väter und Mütter mit Vertrauen: an uns erſchallt der laute Ruf: Landwehr, zeige dich als des Landes Wehr!

Der hochſelige König, Friedrich Wilhelm III., genannt der Gerechte, ſagte: Der Soldat ſchwört Treue dem Könige und dem Vaterlande, doch der heiligſte von den beiden Eiden gilt dem Vaterlande!

Treue Cameraden, wir können nicht wanken und zweifeln. Das Vaterland, wir, werden vertreten und beſchützt durch unſere muthigen und kühnen Vertreter in Berlin. Unſere heiligſte Pflicht iſt es, dieſe muthigen treuen Männer mit Gut und Blut zu vertreten und zu beſchützen. Wie ſie erklärt haben, wir ſtehen und fallen mit dem Volke, ſo rufen wir, Reſerviſten, Landwehr 1ſten und 2ten Aufgebots einſtimmig ihnen mit feuriger Begeiſterung zu:

Wir ſtehen und fallen mit der Nationalverſammlung.

Cameraden, ſollte, was Gott der Allmächtige verhüten möge, die Stunde ſchlagen, wo wir für die Freiheit, für unſere heiligen Rechte, mit gewaffneter Hand in die Schranken treten müſſen, ſo haben wir das Vertrauen zu Euch, Brüder, daß Ihr nicht die Waffen gebraucht gegen uns, Eure älteren Cameraden, nicht gegen unſere Brüder, die Bürgerwehr. Wir haben einmüthig beſchloſſen, nicht auf Euch, unſere Brüder, die mörderiſche Waffe anzulegen, und Bruderblut zu vergießen. — Dafür behüte uns Gott! Wir beſchwören Euch, thut desgleichen.

Sollte es zum Kampfe kommen, der, ſo ſcheint es, jetzt unvermeidlich iſt, und wir greifen Euch an, ſo marſchiren wir, Gewehr im Arm, unaufhaltſam auf Euch los; wir ſchießen nicht, ſchießt auch Ihr nicht! Wenn auch Einzelne unter Euch, nach Bruderblut lechzend, die Kugeln in unſere Reihen ſenden, wir geben Euch das ehrliche Landwehrwort, wir ſchießen nicht wieder. Doch kommen wir Euch ſo nahe, daß wir uns Aug' in Aug' ſehen können, und ihr fliegt dann nicht in unſere offenen Arme, Ihr zeigt uns dann herausfordernd die blanke Waffe, dann Wehe Euch und uns! Fluch dem, der den brudermörderiſchen Kampf beginnt! das Gewiſſen wird einſt ſein fürchterlicher Richter ſein.

Wer aus dem Kampfe als Sieger hervorgeht, das iſt noch ungewiß, wenn Ihr Euch zu Werkzeugen der Hofpartei hergebt, wenn Ihr Euch gebrauchen laßt, Euren Brüdern, Euren Vätern die Freiheit rauben zu wollen. Es wird entſchieden ſein, wenn Ihr nicht kämpft, wenn Ihr die herrlichſten Vorſchriften der Religion, die Kindes- und Bruderliebe, noch nicht vergeſſen habt.

Halberſtadt, den 13. Nov. 1848.

Im Namen ihrer Cameraden.

Salomon, Leutnant der Landwehr-Pioniere. Zinner, Leutnant im 1. Bataillon 27. Regiment. G. Winkler, Unteroffizier der Landwehr-Artillerie des 1. Bat. 27. Reg. Schraube, Unteroffizier im 1. Bat. 27. Landw.-Reg. 1. Aufg. Frantz, Unteroffizier im 1. Bat. 27. Landw.-Reg. 1. Aufg. Dieckhoff, Unteroffizier im 2. Aufg. A. Grabenhorſt, Wehrmann im 2. Aufg. M. Müller, Wehrmann im 2. Aufg. L. Hackfuß, Wehrmann im 1. Aufg. G. L. H. Heitefuß, Reſerv. der 4. Art.-Brig.

Der reactionäre Oberpräſident Bonin tritt dagegen auf und erklärt, die Unterſchriebenen wären verhaftet. Er will die Steuern mit der Armee beitreiben.

Der preußiſche Staatsanzeiger bringt ſchwache Widerlegungen der Nationalverſammlung und polemiſirt mit Witzen gegen den Frankfurter Beſchluß, das Miniſterium Brandenburg durch ein volksthümliches zu erſetzen. Baſſermann hat Berlin und Frankfurt ſeinen Poſten verlaſſen. Die Reaction verbreitet Lügen über Kirchmanns Unterredung mit Baſſermann und ſtreut Lithographien, die im Miniſterium des Innern, man ſagt von Meuſebach verfaßt worden, um die Nationalverſammlung zu verdächtigen, unter die Soldaten aus.

Im Miniſterium treten Zweifel ein über die Rechtmäßigkeit des bisherigen Verfahrens. Die Miniſter kämpfen für ihre Exiſtenz und für ihre Perſon.

Am 17. November. Eine nüchterne Kritik unſeres heute Abend herausgekommenen Staatsanzeigers, und man kann ſich ſagen wohinaus die Dinge kommen werden! Der amtliche Theil bringt uns in dem Oberrechnungsrath v. Hinckeldey einen neuen Polizeipräſidenten für Herrn v. Bardeleben, der als Regierungspräſident nach Arnsberg geht. Herr Hinckeldey iſt keine ganz unbekannte Größe. Er iſt bereits in die Literatur übergegangen, und in der zu Naumburg von Leiſter erſchienenen Broſchüre: „die ſchrecklichſte Nacht meines Lebens“, ſehen wir ihn bereits mit anſehnlichen, halbpolizeilichen Functionen betraut. — Der räſonnirende Theil des Staatsanzeigers ſcheint uns noch weiter zu führen als geſtern und uns ſanft vorzubereiten für eine octroyirte Verfaſſung. Ueber die Steuerverweigerung wird zwar nicht gelächelt, doch meint der naive Staatsanzeiger: bei der ſich kundgebenden Stimmung des Landes (es folgen nämlich noch mehrere

Adreſſen von verſchiedenen Preußenvereinen) könne es nicht zweifelhaft ſein, welchen Erfolg eine ſolche Vorſchrift haben werde. Inzwiſchen aber erleidet die Legalität gewaltige Breſchen. Herr Milde, ſo verſichert einer der zuverläſſigſten Abgeordneten, hat von hier aus an das Staatsminiſterium geſchrieben: Wenn es bei der Suspenſion der Habeascorpus-Acte (Hausſuchungen!) nicht ſofort den Zuſammentritt der Nationalverſammlung veranlaßt, denn in dieſer Weiſe iſt dem Falle vorgeſehen, ſo trete er in die jetzt vorhandene Nationalverſammlung ein. Der Ausſchuß der abgetretenen Rechten hat einen gleichfalls dahin motivirten Antrag auf Einberufung der Verſammlung geſtellt, ſo daß über den gewaltſamen Charakter gewiſſer Regierungsmaßregeln Alle einig ſind. Natürlich ſehen die Unverblendeten nicht Maßregeln, ſondern ein Syſtem oder, wie Berg in der Sitzung vom 11. Novbr. ſagte, eine organiſirte Anarchie.

Zu des Herrn Juſtizminiſters Rintelen Charakteriſtik und Unbeugſamkeit, wie ſie dem Richter geziemt, macht die heutige Magdeburger Zeitung die Bemerkung: Herr Rintelen, Juſtizminiſter des Miniſterii Brandenburg, habe am 2. Novbr. zu der Deputation gehört, die beim Könige Proteſt einlegte gegen ein Miniſterium Brandenburg. Es iſt kein Zweifel, es wird wohl eine juriſtiſche Abſolution geben für die ſcheinbare Unvereinbarlichkeit der beiden Rintelen, mit und ohne Portefeuille; doch das Volk iſt eine Jury, und glaubt nicht mehr ſo recht an einen Herrn Juſtizminiſter.

Indem wir hier unſre heutige Mittheilung ſchließen, ſehen wir dem Debut des Herrn Hinckeldey unerſchrocken entgegen.

Nota bene! Der famoſe Name des neuen Herrn Polizeipräſidenten wird in unſeren moroſen Belagerungszuſtand wieder einige Heiterkeit bringen!

Aus Poſen theilen wir folgendes Document mit:

„Durch die kritiſche Lage des Vaterlandes und durch die Berufung Sr. Maj. des Königs und der preußiſchen Nationalverſammlung auf die Stimmen des Volks veranlaßt, erklären wir hierdurch, die unterzeichneten Rechtskundigen:

> daß der Krone das Recht nicht zuſteht, einſeitig die Nationalverſammlung in Berlin zu verlegen oder zu vertagen, und daß alle darauf zielenden Schritte des Miniſterii Brandenburg unconſtitutionell und ungeſetzlich ſind.

Poſen, 15. November 1848. Berndt, Ober-Landes-Gerichts-Aſſeſſor. C. Brachvogel, Ober-Landes-Gerichts-Aſſeſſor. v. Crouſaz, Ober-Landes-Gerichts-Aſſeſſor. Dönniges, Juſtiz-Rath. Fränzel, Ober-Landes-Gerichts-Rath. Gäde, Ober-Landes-Gerichts-Rath. Grabe, Ober-Landes-Gerichts-Aſſeſſor. Guderian, Juſtiz-Rath. Hausleutner, Ober-Appellations-Gerichts-Rath. Heiſing, Ober-Landes-Gerichts-Aſſeſſor. Henke, Ober-Landes-Gerichts-Aſſeſſor. Heitemeyer, Ober-Landes-Gerichts-Aſſeſſor. v. Hundt, Ober-Landes-Gerichts-Aſſeſſor. Lebenheim, Land- und Stadt-Gerichts-Aſſeſſor. Lehmann, Ober-Appellations-Rath. Leviſeur, Ober-Landes-Gerichts-Auſcultator. Meſſerſchmidt, Aſſeſſor. Meyer, Land- und Stadt-Gerichts-Rath. Moritz, Juſtiz-Commiſſar. Müller, Land- und Stadt-Gerichts-Rath. Pokorny, Ober-Landes-Gerichts-Aſſeſſor. Schmidt, Ober-Landes-Gerichts-Auſcultator. Scholtz

Ober-Landes-Gerichts-Aſſeſſor. Seger, Land- und Stadt-Gerichts-Director. v. Sieghardi, geheimer Juſtiz-Rath. Suttinger, Aſſeſſor. Stelzer, Ober-Landes-Gerichts-Aſſeſſor. Tſchuſchke, Land- und Stadt-Gerichts-Rath. Welſt, Ober-Landes-Gerichts-Aſſeſſor."

Die Linke der Nationalverſammlung erläßt folgende Proclamation an ihre Wahlkreiſe:

Preußen! Die Nationalverſammlung hat gegen die ungeſetzlichen Gewaltmaßregeln des Miniſteriums Brandenburg an das preuß. Volk appellirt, und Millionen haben geantwortet. Mit einſtimmigem Jubel hat man unſre Beſchlüſſe für die Ehre und Freiheit des Vaterlandes anerkannt. Auch die Armee hat die Volksſtimme aufgefordert ſich zu erheben. Es iſt geſchehen, und man ſperrt den König ab vom Volke.

„Man könne nicht zugeben", hat das Miniſterium Brandenburg die Stirn öffentlich zu ſagen, „daß das Herz des Königs weich gemacht werde." Eure Adreſſen werden nicht überreicht, Eure Deputationen nicht vorgelaſſen. Der König iſt nicht mehr frei, er iſt von einer verbrecheriſchen Schaar bewacht, die ihm die Erhebung des ganzen Landes gefliſſentlich verbirgt, um Thron und Vaterland ihren hochverrätheriſchen Planen zum Opfer zu bringen. Der Sitzungsſaal, die Bureaus der Nationalverſammlung ſind zu Wachſtuben geworden, unſer Archiv, die wichtigſten Documente, darunter über 12,000 Petitionen aus allen Theilen des Landes werden von den Soldaten, den verblendeten Söhnen des Vaterlandes, zerriſſen, umhergeworfen; man hat die Herausgabe dieſer Papiere unſerm Präſidenten wiederholt verweigert. Was ſind dieſen Menſchen die Wünſche, die Rechte und Freiheiten von 16 Millionen Preußen! Und wie man Eure Petitionen mit Füßen tritt, ſo dringt man mit Bajonetten in die Berathungen Eurer Vertreter, bricht ohne Scheu die vom Könige ſelbſt publicirten Geſetze über den Schutz der perſönlichen Freiheit, das Hausrecht, und verhängt Belagerungszuſtand und Standrecht, wo die geheiligten Perſonen der Abgeordneten tagen. Ein Treubruch ſo ſcheußlich und offenbar, wie ihn die deutſche Geſchichte nicht kennt. Lügen, Verdrehungen aller Art gehen in amtlichen Erlaſſen in das Land, die Zeitungen werden gezwungen, ihnen ihre Spalten zu öffnen, während man die Stimme der Wahrheit in der Preſſe mit drohender Gewalt erſtickt. Aber es hat ihnen nichts geholfen. Die Nationalverſammlung harrt muthig aus, und die Plätze der Deputirten, welche pflichtwidrig ihren Poſten verlaſſen haben, füllen ſich von Tag zu Tag, indem ihre Stellvertreter von ſelbſt herbeieilen, um an der Ehre und an der Gefahr dieſer Tage Theil zu nehmen. (Es ſind heute 262 auf der Liſte). Wenn die über uns verhängte Gewalt auch eine koſtbare Zeit von Tagen und Wochen raubt, welche bei unſern dringenden Arbeiten zum Wohle des Volks hätten verwendet werden können, ſo hat man uns doch nicht abzuhalten vermocht, den Kampf gegen die brutale Gewalt mit allen uns zu Gebote ſtehenden Mitteln zu führen. Die Anklage des Miniſteriums wegen Hochverrath iſt eingeleitet, und demſelben die Verwendung der Staatsgelder und die Erhebung der Steuern durch einſtimmigen Beſchluß vom 15. November unterſagt. So haben wir das letzte parlamentariſche Mittel erſchöpft. An dem Volke iſt es, unſre Beſchlüſſe auszuführen.

Berlin, 18. Nov. 1848.

Die Bewegungen in den Provinzen werden immer ernſter. Die Berliner Gerichte haben ſich gegen Wrangels Maßregeln erklärt. Die Redaction der Reform hat eine Civil- und Criminalklage gegen Wrangel anhängig gemacht, eben ſo der Arzt Dr. Ludwig Ruge, in deſſen Haus die Soldaten in der Nacht einbrachen, und die Nationalzeitung, die unterdrückt worden iſt. Ich theile morgen die Nachrichten vom 17ten mit. Heute ſchicke ich Mittheilungen über den Miniſter Pfuel und über das Miniſterium Brandenburg ein, die von einem Bekannten Pfuels herrühren und zur Charakteriſtik der Potsdamer Camarilla dienen.

Eine vertrauliche Mittheilung über den Miniſter Pfuel.

Der Miniſter Pfuel iſt eine ganz eigenthümliche Erſcheinung. Er hat ein Alter erreicht, in welchem die neuen Dinge uns nicht mehr ſo empfindlich berühren, wie früher, wir ſagen nicht, daß er einen Humor daraus gemacht hätte, aber er war naiv, ſo naiv, daß man es ihm ſehr übel genommen hat.

Als Beckerath berufen wurde, ſollte er mit Pfuel zuſammen ins Miniſterium treten. Beckeraths Programm iſt bekannt. Pfuel lobte es und fand es vortrefflich. Denſelben Tag kam er nach Potsdam, und hier wurden die Eichmannſchen Anſichten und Grundſätze vorgetragen. Pfuel lobte ſie und fand ſie vortrefflich. Nun kam Beckerath in die Geſellſchaft, und man erklärte ihm, wie man's haben wollte, und daß Pfuel damit einverſtanden ſei. Beckerath wunderte ſich nicht über Potsdam, ſondern über Pfuel und ſagte, das ſei ja im Widerſpruch mit ihrem früheren Geſpräch. Wie? fragte Pfuel, iſt das ein Widerſpruch? — Beckerath meinte nun, mit dem ehrenwerthen General könne er nicht zuſammen ins Miniſterium treten.

Anders urtheilte Eichmann, und in Potsdam, ſcheint es, hielt man den Generalstitel für wichtiger zum Premierminiſter, als die Folgerichtigkeit. Unterdeſſen hat Pfuel ſie im Lauf der Zeit eines Beſſern belehrt.

Er gab ſich den Debatten hin, und wenn die Linke ihm Recht zu haben ſchien, ſo nickte er beifällig und verhehlte es nicht. Er ſprach mit den Oppoſitionsmännern und es kam dahin, daß ſie ſich überzeugten, Pfuel würde nie zu einem Staatsſtreich ſeine Zuſtimmung geben. Mancherlei Verlegenheiten bereitete er den Collegen; immer fürchteten ſie ſeine Naivetät, und ſie bewachten ihn förmlich, damit er keine „Thorheiten“ beginge. Eines Tags hatte man ihm eine Rede ausgearbeitet, die er gegen einen Antrag der Linken halten ſollte. Pfuel vergaß die Rede zu Hauſe, die Debatte trat ein, und Pfuel ließ ſie ſchweigend vorübergehen. Der Antrag wurde ohne Widerſpruch des Miniſteriums angenommen.

Als nun vollends die Wiener Frage vorkam und Pfuel für den Rodbertusſchen Antrag ſtimmte, waren Eichmann und ſeine Collegen in Verzweiflung. Sie verſammelten ſich ſogleich nach der ſtürmiſchen Sitzung zum Miniſterrath; aber ſie warteten vergebens auf Pfuel. Dieſen hatte beim Ausgang des Saales der Adjutant Brandt in Beſchlag genommen, um „ihn zu geleiten.“ Es erſchien ein Deputirter von der Linken und erbot ſich, Pfuel nach Hauſe zu führen. Brandt bemerkte hochmüthig: „ein preußiſcher General braucht kein Geleit.“ Der Deputirte zog ſich zurück. Brandt verſicherte nun, er wiſſe einen ganz ſichern Ausgang, Pfuel möge nur einen Augenblick auf ihn warten, bis er ſich nochmals überzeugt habe. Als er fort war, erſchienen Jung, Jacoby und noch ein anderer Abgeordneter von der Linken und forderten den Miniſterpräſidenten auf, mit ihnen zu gehen, der Ausgang ſei ungefährdet. „Nun, das iſt ja das Einfachſte!“ ſagte Pfuel, und verließ mit dieſen Männern das Haus. Vergebens ſuchte ihn Brandt im Schauſpielhauſe, vergebens erwarteten ihn ſeine Collegen. Bis 12 Uhr blieb er bei Jung, nahm Thee; und als er endlich im Miniſterrath erſchien, lobte er die Männer von der Oppoſition, man ſolle nur auf ſie eingehn, ſie meinten es gut und hatten auch gar ſo üble Ideen nicht.

Unterdeſſen war ihm dies Getriebe ſeiner polizeilichen Collegen zuwider geworden. „Ich bin zu alt für die Kniffe“, ſagte er, „und in meiner Jugend hab' ich ſie nicht gelernt.“ Er forderte „aus Geſundheitsrückſichten“ ſeinen Abſchied. Man gewährte ihn. Aber man hatte nicht gleich wieder einen General und einen Premierminiſter, zudem war Wien noch nicht erobert. Er wurde alſo dringend gebeten, doch noch eine Weile zu bleiben; und er that es. Nun hatte er aber ſeine Entlaſſung in der Taſche; und als er einmal wieder lebhaft ſeine Unverträglichkeit mit den Collegen empfand, beſchloß er die Entlaſſung zu benutzen. Eines Tages alſo theilte er ſie dem Präſidenten der Nationalverſammlung mit, und ihm zuerſt und allein, ſo daß ſeine Collegen erſt in der Verſammlung erfuhren, daß ſie keinen Chef mehr hatten. Nach Potsdam hatte er die Sache geſchrieben. Er ſelbſt aber packte ſeine ſieben Sachen zuſammen und reiſte davon, um dieſer Politik auf immer Lebewohl zu ſagen. Dies iſt Pfuel und ſeine Stellung zu der Hofpartei.

Wir haben ihm nicht geſchmeichelt; wir haben ihn nicht verleumdet. Dieſe Thatſachen aber laſſen uns einen tiefen Blick thun in die Rathloſigkeit der Camarilla, die nach ihrem Recept, wie Ludwig der XVI. nach dem ſeinigen, Miniſter wählt, welche zu allem Andern eher, nur zu einem ſolchen Amt, in einer ſolchen Zeit, nicht geeignet ſind.

Der ſchlagendſte Beweis davon iſt:

Das Miniſterium Brandenburg.

Mit dem glorreichen Gedanken, nicht nur einen General, ſondern ſogar einen Onkel des Königs zum Premierminiſter zu machen, der noch mehr als der alte Soult repräſentirte und noch weniger als dieſer ſich widerſetzte, ja, der ſogar einen Staatsſtreich, den Pfuel nicht gelitten, ruhig geſchehen laſſen würde, mit dieſem Gedanken hatte man ſich in Potsdam ſchon lange getragen. Das Gerücht tauchte auf und verſchwand verſchiedene Male. Endlich fiel Wien. Jetzt oder nie! Leo, Manteufel, Brandenburg, Wrangel, ja ſogar der vortreffliche Florencourt erſcheinen auf der Bühne und hinter den Couliſſen. Dies war eine unerwartete Methode, die Conſtitution zu handhaben. Gegen Brandenburg wurde faſt einſtimmig von der Nationalverſammlung Proteſt eingelegt. Was wird nun geſchehen? fragt man ſich.—

O, es ſtecken tapfre, conſequente Fanatiker dahinter. Brandenburg erſcheint in der Nationalverſammlung. Er ſelbſt iſt nicht von den Eiſernen; er iſt ein gutmüthiger, nachgiebiger Mann; aber man dirigirt ihn. Die Seele des Miniſteriums iſt Manteuffel, und der Verſuch, das Volk mit Füßen zu treten und eine Revolution mit Hauen und Stechen zu beendigen, ſoll von Leo angeordnet ſein. Leo hätte damals die franzöſiſche Revolution aufgehalten, wenn man ihn nur um Rath gefragt hätte, er wird jetzt die deutſche beendigen.

Sein Rath iſt ungefähr dieſer: „Wrangel rückt ein, und die Canaille wird zuſammengeſchoſſen; dann iſt Alles aus! Man muß nur nicht nachgeben!“ Ganz wie Louis Philipp. Weiſer Daniel, die Canaille iſt nicht zuſammengeſchoſſen worden, und ganze Regimenter und verſchiedene Offiziere haben das hochverrätheriſche Verfahren gegen die Nationalverſammlung, und die Ermordung friedlicher Bürger, die man ihnen zumuthete, von ſich gewieſen. Das Miniſterium Brandenburg hat ſich nicht daran gekehrt, daß die Abgeordneten des Volks im Namen des ganzen Volks ſich gegen ſein Regiment erklärten: eine ſeltene Staatsweisheit! Das Miniſterium Brandenburg hat es verſucht, die Nationalverſammlung wider ihren Willen zu ſchließen, ein glücklicher Einfall! Darauf hat es die Volksvertreter mit Gewalt ausgeſchloſſen von ihrem Sitzungsſaal, endlich hat es ihre Sitzungen geſtört, ihrem Präſidenten Gewalt angethan und am 15. ſogar die Sitzung des Plenums gewaltſam zu ſprengen verſucht. Der Offizier ſchreckte vor der Ermordung der 226 Abgeordneten zurück, ſie lag aber in ſeinem Befehl. Unter kräftigem Regieren ſcheint das Miniſterium Brandenburg ein möglichſt tolles und unvernünftiges Gebahren zu verſtehen. „Wollen ſie nicht weichen, ſo ſtecht ſie nieder!“ Dieſer Befehl war von Wrangel, einem Menſchen, der ſeine Ehre für immer befleckt hat, indem er gegen ſein eignes Volk und gegen die verſammelten Abgeordneten einen gemeinen Gewaltſtreich unternahm. Er ſetzte der Verſammlung ſeine Kanonen und Bajonette auf die Bruſt und ſagte: „geht auseinander!“ er commandirte ganze Compagnien durch die Straßen, die Feuer geben und friedliche Gruppen, die ſich auf öffentlichen Plätzen unterhielten, mit dem Bajonette angreifen ſollten. Die Truppen gehorchten ihren mörderiſchen Anführern nicht, ſie nahmen demokratiſch das Regiment in die Hand, als ſie ſahen, daß der Wahnſinn über ſie gebieten wollte, und die Offiziere blieben, ſie wagten es zu bleiben, und die Soldaten wagten es, ſie zu behalten. Welch ein Zuſtand! Dieſe Auflöſung aller rechtlichen und gewohnten Verhältniſſe, einen Zuſtand purer Gewalt, indem es überall auf die Probe ankommt, wer Gewalt brauchen kann, und gegen wen ſie ſich richtet, den hat der erſte Gewaltſtreich des Miniſterium Brandenburg als natürliche Folge nach ſich gezogen. Die Auflöſung der Bürgerwehr, die Entwaffnung, der Belagerungszuſtand, die Verhaftungen durch Militär, die Aufhebung der Journale, die Schließung der Druckereien, der nächtliche Einbruch in die Wohnungen, der Verſuch, ganze Verſammlungen niederſchießen zu laſſen, *die Drohung im Staatsanzeiger, daß dies geſchehen ſolle* — alles dies hebt die *unverletzlichen Beſtimmungen ſowohl des Geſetzes über die Bürgerwehr, als des Geſetzes über die perſönliche Freiheit auf, verletzt das Eigenthum und macht die Straßen unſicher.* Das

Miniſterium Brandenburg alſo iſt nicht nur des Unternehmens ſchuldig, die Verfaſſung des Landes umzuſtürzen, es hat nicht nur den entſchiedenſten Hochverrath begangen, es iſt auch aller der Verbrechen ſchuldig, welche die perſönliche Freiheit, das Leben und das Eigenthum der Staatsbürger vernichten und die öffentliche Sicherheit aufheben.

In Wien iſt ein ſolcher Zuſtand eingetreten in Folge des Sieges der Croaten und Czechen über die edle Wiener Bevölkerung, in Wien hat von jeher das einfache Syſtem der brutalen Despotie geherrſcht; in Berlin dagegen iſt die ganze Brutalität der geſetzloſen Gewalt der Unteroffizierswillkür über Volksvertreter, Preſſe, Leben und Eigenthum der Staatsbürger ohne alle Veranlaſſung plötzlich in die Thore hineinmarſchirt; in Berlin ſchlägt man zu, nicht weil man muß, ſondern weil man ſich lange hat rächen wollen, in Berlin wartet man nicht einmal einen Vorwand zur Gewalt ab, man ſchafft friſchweg alle Geſetze ab, man belagert die Stadt, man commandirt zum Beſchießen der Bürger — Alles ohne alle Urſache. Es iſt der Wahnſinn und die Bosheit auf ihrem Gipfel, es iſt die nackte Gewalt, das gemeine Verbrechen, der offene Hohn gegen das Leben, die Freiheit und das Recht. „Seht hier meine Pferde und meine Kanonen, meine Bajonette und meine Spitzkugeln, die ſind mein Recht!“ ruft der Croat Wrangel uns aus dem Schloßfenſter zu.

Und das nennt das Haus Hohenzollern die Revolution beendigen?! Es heißt die Revolution beginnen. Ja! Vereinigt Euch nur mit Rußland, ſchließt den alten Bund, den ihr nie gelöſt habt, nun öffentlich. Ihr Menſchen habt keine gute Meinung, keine Sympathie mehr zu verlieren; Ihr habt Alles verloren: auch die Dummheit durchſchaut jetzt Eure menſchenfeindlichen gewaltthätigen Pläne, und es müßte ſeltſam kommen, wenn der Zorn eines ganzen Volkes leichter wöge, als die Allianz mit den Koſaken.

Die Alternative, die das Miniſterium Brandenburg ſtellt, iſt einfach, das Recht oder die Gewalt, die bürgerliche Ordnung oder die Willkür der Tyrannei, die Staatsfreiheit oder die Koſakenherrſchaft; und dieſe Alternative läßt ſelbſt den Spießbürger nicht in Zweifel, ja ſie macht ſogar die ehrlichen Royaliſten zu Gegnern der nackten Tyrannei.

Als im März der Despotismus fiel, mußte man ehrlich einen Uebergang zur Freiheit ſuchen. Keinen Augenblick hat man das gethan. Die Männer des Volks, die ehrlichen Demokraten wurden nicht gehört; bis zu Manteuffel und Brandenburg, ja bis zu dem verrückteſten altgläubigen Fanatiker unſers Jahrhunderts, bis zu Leo, iſt man zurückgegangen in demſelben Augenblicke, wo das Volk mit Rieſenſchritten vorwärts ging. Und warum? Weil Wien der Contrerevolution unterlag. Iſt nun der alte gemüthliche Despotismus wieder hergeſtellt? Nichts weniger als das! Iſt die Freiheitsbewegung jetzt ausgerottet? Im Gegentheil, ſie iſt nur weiter ausgebreitet worden. Was alſo hat man erreicht? Die Tyrannei, welche allemal nöthig iſt, um die Republik einzuführen. So war es von den Tarquiniern an bis auf unſre Tage. Die expulsio regum iſt dann allerdings eine gewiſſe Beendigung der Revolution; wenn auch eine andere als Brandenburg ſie beabſichtigt.

Am 19. Novbr. Abends. Noch ein Tag, und es wird noch mehrere geben, ohne daß dies große Drama zu ſeiner Kataſtrophe kommt. Beide Theile berufen ſich auf die ganze Nation. Die Krone läßt die Bajonette ſtimmen und außerdem noch Alles ſprechen, was von ihr abhängt; aber die Bajonette haben gleich am erſten Tage anders geſtimmt als ſie es erwartete, die Offiziere ſogar ſprechen ſich zum Theil gegen ſie aus und die abhängigen und ultraroyaliſtiſchen Adreſſen kommen ſehr ſpärlich. Was die Zahl der Abgeordneten bei der Vertagungsfrage (152 gegen 30) bewies und der faſt einſtimmige Beſchluß gegen das Miniſterium Brandenburg, in deſſen Gefolge man ſogleich Wrangels Gewaltthätigkeiten erwartete (es war kein Geheimniß, die Potsdamer Gedanken werden immer lange vorher bekannt), das beweiſen die Erklärungen aller Provinzen, etwa die ruſſificirten Poſener Deutſchen ausgenommen. Verharrt der Hof nun noch bei ſeinem Eigenſinn, Alles auf die Spitze der Bajonette zu ſtellen, ſo gehn wir einer Zeit der Militär-Revolutionen und Verſchwörungen entgegen. Die Sache iſt zu nahe gelegt. Was geſchieht? Wenige adlige Verſchwörer bemächtigen ſich des Heeres und ſtürzen mit ihm die bürgerliche Freiheit. Die Armee wird der politiſche Brennpunkt, die Offiziere werden politiſche Perſonen und die Gemeinen bekommen das Gefühl, daß ſie über den Staat entſchieden haben. Es kann gar nicht vermieden werden, daß der neue Souverain, die Armee, in ſeinem Innern zu arbeiten und zu gähren anfängt, und es iſt nicht zweifelhaft, daß bei der ganzen Anlage der Sache auch hier die Demokratie den Sieg davon tragen wird. Um die Gemeinen nur ſo weit, wie geſchehen iſt, gegen ihr eignes Intereſſe zu führen, mußte man ihnen ſchon ſchmeicheln und gewaltige Zugeſtändniſſe machen. Dies führt nothwendig weiter; und wer das Schickſal der Junker vorher wiſſen will, der kann es in den Caſernen erfahren. Die Junker ſtehen auf einem Vulkan, und es fehlt nur, daß jetzt mitten in der allgemeinen Auflöſung die Executionen für die Disciplin ſich vermehren, um dieſen Vulkan zum Ausbruch zu bringen. Dieſer Wrangelſche Militärdespotismus iſt auch innerlich in ſich nichts als Anarchie und Auflöſung — die Gemeinen ſpielen jetzt ſchon die Herren — und wenn ihm die Unterjochung aller Städte und aller Provinzen gelungen wäre, ſo würde dieſe Auflöſung das allgemeine Chaos erſt vollſtändig machen.

Unterdeſſen iſt Preußen nie reiner Militärſtaat geweſen. Die bürgerliche und rechtliche Ordnung, ſelbſt im alten bureaukratiſchen Sinne, muß ſich der Wrangelſchen Rohheit widerſetzen und widerſetzt ſich ihr ſchon jetzt. Sie können ſelbſt die allerneueſte Geſetzgebung nicht aufgeben. Die Prinzen und die Junker haben gar keine Mittel, den bisherigen Staatsmechanismus los zu werden, da ſie einen neuen zu ſchaffen unfähig ſind. Nur mit ihm, nicht ohne ihn könnten ſie fortfahren zu regieren, wenn ſie nämlich vollſtändig geſiegt hätten. Der Gewaltſtreich und der Hochverrath iſt alſo begangen ohne daß die Rückkehr zu alledem, was er beſeitigen ſollte, ſich vermeiden ließe. Keinen ärgern Feind hat das Königthum gehabt, als den, der ihm zu dieſem überflüſſigen Treubruch und zu dieſer gänzlich ohnmächtigen Gewalt gerathen hat. Der Zuſtand jedes Tages beweiſ't dies unwiderleglich, und wenn auch die Kataſtrophe, die dieſem Attentate nothwendig folgen muß, ſich noch ſo lange hinaus ſchiebt, die Unhaltbarkeit der rohen Gewalt liegt ſchon jetzt am Tage.

Die verſchiedenen Fractionen der National-Verſammlung ſetzen ihre Berathungen über die Maßregeln gegen die Regierung fort. 258 Abgeordnete haben ſchriftlich erklärt, „daß die National-Verſammlung in Veranlaſſung der wiederholt gegen ſie angewendeten Militärgewalt gegenwärtig keine regelmäßigen Sitzungen halte, daß jedoch alle obigen Abgeordneten in vollkommen beſchlußfähiger Anzahl in Berlin anweſend ſind und ihren Platz nicht verlaſſen werden, um in jedem Augenblicke, wenn das Heil des Volkes es erfordert, außerordentliche Sitzungen abzuhalten.“ Ein Aufruf an das Volk iſt, von den einzelnen Abgeordneten unterzeichnet, an die Wahlkreiſe abgegangen. Die Zahl der einlaufenden Zuſtimmungsadreſſen und der ankommenden Deputationen wächſt mit jedem Tage. Der letzte gedruckte Bericht der Petitionscommiſſion macht allein 478 eingelaufene Adreſſen namhaft und bemerkt am Schluß, daß nach der Abfaſſung dieſes Berichts bereits 105 neue Adreſſen übergeben ſind, unter denen eine Zuſtimmungsadreſſe des Landtags von Oldenburg ſich befindet.

Der vereinigte Inſtructions- und Criminalſenat des Kammergerichts hat vorgeſtern beſchloſſen: daß der Belagerungszuſtand von Berlin ungeſetzlich, die National-Verſammlung in ihrem Rechte und in Erwägung deſſen die Siſtirung ſämmtlicher Civilproceſſe, Executionen u. ſ. w. in dem Geſchäftsbezirke des Kammergerichts anzuordnen ſei. Ein ähnlicher Beſchluß des Kammergerichts ſoll geſtern in Betracht der politiſchen Proceſſe gefaßt ſein. In gleicher Weiſe haben die Auditeure der in Berlin ſtehenden Truppen ſich entſchieden geweigert, Kriegsgericht über Civilperſonen abzuhalten. Zur Beſeitigung dieſer Bedenken hat der General Wrangel eine von ſämmtliche Miniſtern contraſignirte Cabinetsordre erwirkt, in welcher er ermächtigt wird, kriegsgerichtliche Erkenntniſſe, ſelbſt wenn ſie auf den Tod lauten, ſtatt des Königs zu beſtätigen und vollſtrecken zu laſſen. Allein die Auditeure haben ſich hierdurch nicht bewegen laſſen, von ihrer Erklärung abzugehen.

Während in Berlin die ganze freiſinnige Preſſe vernichtet iſt, verbreitet die ausgetretene ehemalige Rechte der National-Verſammlung in Tauſenden von Exemplaren gedruckte Blätter, unter dem Titel: „Parlaments-Correſpondenz“ mit den nichtswürdigſten Lügen durch das Land, um das Volk über die Lage des Vaterlandes und über ſeine Vertreter zu betrügen. Der Verfaſſer dieſer Correſpondenz ſoll der Abgeordnete Mänſebach ſein. Auszüge derſelben werden vom Kriegsminiſterium maſſenweiſe unter die Soldaten vertheilt, um ſie zu erbittern und zum frevelhaften Bruderkampf anzuſtacheln.

Man verbreitet von Seiten der Reaction ferner Gerüchte von einem Miniſterium Beckerath, das uns bevorſtehe, um damit die Wachſamkeit der Bürger einzuſchläfern.

Die Bewegung der Provinzen iſt im Wachſen. Landwehr des 1ſten und 2ten Aufgebots von Schleſien hat ſich der National-Verſammlung zur Verfügung geſtellt und die gleichgeſinnten Landwehrmänner ganz Preuſens zu Gleichem aufgefordert. Schon ſind zahlreiche Erklärungen der Landwehren in demſelben Sinne aus faſt allen Provinzen hier eingetroffen.

Der Oberpräſident von Schleſien, Pinder, hat ſich für die National-Verſammlung erklärt; das Miniſterium hat bereits einen Beamten, der an ſeine Stelle treten ſoll, nach Breslau abgeſchickt. In Poſen haben 28 Richter, meiſt Mitglieder des dortigen Oberlandesgerichts, ſich gegen Krone und Miniſterium Brandenburg erklärt. „Keine Steuern mehr!“ ruft die „Neue Rheiniſche Zeitung“, das Organ der rheiniſchen Demokraten. „Die Steuereinzahlung iſt Hochverrath, die Steuerverweigerung erſte Pflicht des Bürgers!“ In Erfurt war der Congreß der Demokraten Thüringens verſammelt. Er hat ſich für die entſchiedenſten Schritte gegen das Miniſterium Brandenburg erklärt. Eben ſo hat die Bürgerwehr von Münſter beſchloſſen, dem Miniſterium Brandenburg den entſchiedenſten Widerſtand entgegenzuſetzen. Sie hat vom Magiſtrat der Stadt Munition verlangt, und ſämmtliche Bürgerwehren Weſtphalens aufgefordert, ſich ihrer Erklärung und ihren Plänen anzuſchließen. Ein weſtphäliſcher Volkscongreß iſt nach Münſter ausgeſchrieben. Der Kreisausſchuß der preußiſch-ſächſiſchen Demokraten endlich hat eine Proclamation an alle Vereine der Provinz erlaſſen, welche mit folgender Aufforderung ſchließt: „Jeder Staatsbürger, der es mit der Wohlfahrt unſres preußiſchen Staates redlich meint, iſt verpflichtet, dieſen Beſchluß vom heutigen Tage ab zu vollführen. Die Staatsbürger in Land und Stadt ſind alſo verpflichtet: 1) Keinerlei Staatsſteuern, wie Gerichtskoſten, Grundſteuer, Klaſſenſteuer, Gewerbſteuer, an irgend eine königliche Kaſſe zu zahlen. Wer noch Steuern zahlt, handelt den Beſchlüſſen der conſtitutionellen Verſammlung zuwider, und unterſtützt mit dem bezahlten Gelde ein hochverrätheriſches Miniſterium und iſt ſelbſt Hochverräther. 2) Die Staatsbürger ſind verpflichtet, Arreſt zu legen auf alle königliche Kaſſen und zu verhindern, daß auch nur ein Pfennig von den betreffenden Beamten davon verausgabt werde. Zu dem Ende ſind ſämmtliche königliche Kaſſen mit dem Siegel der Gemeinde zu verſchließen. Die Regierungsbeamten ſind ſofort auf Ehrenwort zu befragen, ob ſie die Beſchlüſſe der conſtitutionellen Verſammlung ausführen wollen, im Weigerungsfalle aber hinfort nicht als Beamte zu betrachten.

Bürger! Unterſtützt dieſes äußerſte Mittel auf das kräftigſte, bereitet aber — und das legen wir Euch nochmals dringend ans Herz — auch den Widerſtand mit den Waffen für den Nothfall vor, damit wir gerüſtet daſtehen. Bürger! ſo muß der Sieg unſer ſein, denn das Gute ſiegt immer. „Es lebe die Freiheit!“

Wir geben heute noch ſchließlich den Plan „des Miniſteriums des Hochverrathes“, wie es ihn nach glaubwürdigen Mittheilungen geſchmiedet haben ſoll. Zunächſt werden alle bedeutende Städte des Landes in Belagerungszuſtand erklärt. Dann werden die einzelnen Provinzen, eine nach der andern, „**erobert**“. Die disponible Militärmacht wird zunächſt in einer Provinz zuſammengezogen. Iſt dieſe bezwungen, ſo wird die Landwehr ausgezogen, mit der Linie vereinigt und in eine zweite Provinz geſchickt, um dieſe zu unterdrücken, und ſo fort, bis im ganzen Lande „die Ruhe“ hergeſtellt iſt, d. h. bis die großen Städte des Landes in rauchende

Trümmerhaufen verwandelt, die Saaten des Landmanns zertreten ſind, Bürgerblut den Boden des Vaterlandes tränkt, der Wohlſtand der Nation vernichtet iſt und vom blutbeſpritzten Thron das Siegsgeſchrei und das Hohngelächter des Abſolutismus erſchallt.

Wenn ein Theil des Militärs durch die fortwährenden Strapazen erbittert ſeinem Unmuth gegen die friedlichen Einwohner freien Lauf läßt und einen furchtbaren Ingrimm gegen ſich aufruft, fängt der andere Theil nach und nach an, ſich der Bedeutung ſeiner Miſſion bewußt zu werden. Der Oberſt v. Sommerfeld, welcher beordert war, die Commiſſion der Nationalverſammlung und den Vicepräſidenten Plönnies aus dem Schützenhauſe zu vertreiben, hat ſeine Entlaſſung eingereicht. Der Major v. Herwarth ſoll nach Spandau abgeführt worden ſein, weil er bei Aufhebung jener denkwürdigen Sitzung der Nationalverſammlung vom 15., in welcher die Steuerverweigerung beſchloſſen wurde, nicht energiſch genug verfahren ſei. Einiger Gerüchte, daß Militärs wegen offener Ausſprache für die Sache des Volkes und Widerſetzlichkeit gegen Obere ſogar ſtandrechtlich erſchoſſen werden ſeien, wollen wir blos erwähnen, ohne ſie zu verbürgen. Das aber iſt Thatſache, daß ein Theil der Soldaten, durch Briefe von ihren Angehörigen ermahnt, mit Widerſtreben ihren Dienſt thun und ihre Stellung verwünſchen. Nach einer verbürgten Mittheilung aus Halle hat ſich am 17. d. die 6. Compagnie, ſammt ihrem Hauptmanne Tieftrunk der National-Verſammlung zur Verfügung geſtellt. Es ſind bis jetzt 262 Abgeordnete in die Liſten der National-Verſammlung eingezeichnet; die urſprüngliche Zahl der 252 hat ſich alſo um zehn vermehrt. Nichts kann ſprechender die ſteigende Autorität der Verſammlung ausdrücken, als dieſe Thatſache.

Wrangel ſteckt noch immer wie der Fuchs im Bau hinter ſeinen Gardinen, die dicht zugemacht ſind. Das alte Schloß wird immer ſchwärzer und die Empörung in den Herzen aller Menſchen immer größer. „Verlaß dich darauf,“ ſagte heute ein Stralſunder, der in Berlin iſt, zu mir, „Wrangel wird bald ausgewrangelt haben, und für ſeinen großen Sieg in Holſtein und in Berlin dem Spott und der Verachtung der Menſchheit preisgegeben ſein. Er wird ſich in dem berliner Graſe ſo verwickeln, daß er ſchwerlich trotz aller Grasauctionen im Stande ſein wird frei herumzugehen. Die Demokraten wollen ſich mit ihren Brüdern vereinigen, die unter den Waffen ſtehen, um ſich dann über Wrangel mit ihnen zu vereinigen.“

Die Correſpondenz der Reform während ihrer Unterdrückung in Berlin, bringt aus Dresden folgende Mittheilung aus dem Londoner Charivari, die hier jetzt mit doppeltem Intereſſe geleſen wird:

Der „Punch“ vom 4. November giebt einen „vollkommenen königlichen Briefſteller“.

In Zeiten, wie die unſrigen, ſagt „Punch“, wo die Könige in ſo verwickelte Beziehungen zu ihren Unterthanen gebracht werden, ſcheint ein Werk unter obigem Titel ein Bedürfniß zu ſein. Jetzt, wo die Throne ſchwanken, kann Alles darauf ankommen, daß ein Monarch eine richtige Anleitung hat, was und wie er zu ſeinem Volke reden ſoll, wenn er in dringenden Fällen mit ihm verkehren muß.

Folgende Muſter werden ſich eignen in deutſcher oder italieniſcher Sprache gedruckt zu werden und den alten Curialſtyl zu verdrängen:

Nr. 1. Von einem Könige in dem Augenblicke, wo der Aufruhr in ſeiner Hauptſtadt triumphirt.

„Meine lieben (Berliner, Kinder, Mailänder, Söhne, Wiener ꝛc je nach Ort und Umſtänden), Euer König eilt, ſich ſelbſt an die Spitze ſeines geliebten Volkes zu ſtellen, er, der ſo lange in ſeinem Herzen geherrſcht hat. Eure erhabene Haltung flößt mir Vertrauen ein. Eure Rechte ſollen durch jede conſtitutionelle Bürgſchaft geſichert werden. Allgemeine Amneſtie für politiſche Vergehen! Ein König iſt nie ſo groß und ſo glücklich, als wenn er im Herzen ſeines Volkes lebt. Verlaßt Eure heroiſche Haltung der Selbſthilfe. Kehrt an Euren Herd zurück und bleibt unter dem Schatten des Geſetzes, dem ihr ſo viel Achtung gezeigt habt. Schlechte Miniſter ſollen uns nicht länger entzweien. Segen Gottes über dich, mein geliebtes tapferes Volk; und vergiß nicht die Waffen, welche der Augenblick des Aufruhrs in deine Hände geliefert, ins Zeughaus zurück zu bringen."

Eine ſolche Zuſchrift pflegt dann die Folge zu haben, daß der Volksaufruhr ſich legt und die Aufrührer freiwillig ihre Entwaffnung vornehmen. Unterdeſſen kann die Armee vor der Hauptſtadt zuſammengezogen und der königliche Hausrath gepackt und die Pferde geſchirrt werden, für den Fall, daß obiger Brief nicht wirken ſollte. Hat die Armee eine ſolche Stellung eingenommen, daß ſie die Hauptſtadt beherrſcht, dann ließe ſich folgendes Muſter zu einer Zuſchrift vorſchlagen:

Nr. 2. Von demſelben an dieſelben zwei Tage ſpäter.

„Verführte!

Gnade iſt keine Gnade, wenn ſie nicht an der Hand der Juſtiz geht. Aufgeſtachelt durch eine kleine, aber verwegene Faction, habt Ihr es gewagt, Euch gegen die geſetzliche Autorität Eures Souveräns aufzulehnen. Er würde vollkommen gerechtfertigt ſein, wenn er die Rache einer loyalen Armee gegen Euch losließe; aber er begnügt ſich mit folgenden milden Maßregeln zur Unterdrückung der aufrühreriſchen und rebelliſchen Partei in der Hauptſtadt:

1) Der Belagerungszuſtand und das Kriegsgeſetz ſind proclamirt.
2) Alle Verſammlungen ſind verboten.
3) Kein Bürger darf Waffen führen, bei Todesſtrafe.
4) Die Führer der letzten Unruhen ſollen auf Gnade und Ungnade ausgeliefert werden.
5) Die Verſammlung der Abgeordneten, die jüngſt erwählt wurde, iſt aufgelöſt.

Jeder Ungehorſam gegen obige Beſtimmungen ſoll das Bombardement der Stadt zur Folge haben. Lang lebe der König!"

Sollte die Armee den Gehorſam verweigern und der Monarch es rathſam finden, gelindere Saiten aufzuziehen, ſo mag er eine Thräne in ſein volksthümliches Auge gleiten laſſen und ſchreiben:

Nr. 3. Von demſelben an dieſelben.

Eine Stunde von der Grenze.

„Meine lieben (Berliner, Kinder, Malländer, Söhne, Wiener ꝛc. je nach Umſtänden). Traut keinen falſchen Darſtellungen. Euer König vertraut noch immer auf Eure Geſetzlichkeit und Zuneigung. Er wiederholt ſeine Verſicherung, daß er Eure Rechte und Freiheiten achtet und hofft lange unter dem Schutze nicht einer feilen Soldateska, ſondern ſeiner edlen Volkswehr, ſeiner Kinder, zu regieren. Sagt, was Ihr verlangt, und es ſoll Euch gewährt werden.“

Siegt der Aufſtand, ſo überſchreitet der königliche Wagenzug die Grenze, und es donnert dann gegen die Rebellen

Nr. 4. Von demſelben an dieſelben.

(Jenſeits der Grenze.)

„Euer Triumph ſoll von kurzer Dauer ſein. Ich verlaſſe meine Hauptſtadt, um in kurzem mit Heeresmacht zurückzukehren und die Hydra, welche ſich tauſendköpfig unter Euch erhebt, zu zermalmen. Zittert!“

Der König kann ſodann eine Armee, ſo ſtark als möglich, ſammeln und ſeine rebelliſchen Unterthanen zermalmen ohne alle weiteren Zuſchriften.

Dieſelbe Nummer des Punch enthält die große Seeſchlange von 1848.

Sie trägt eine Jacobinermütze mit der Inſchrift: **liberté** und umſchlingt mit ihren Ringen einen Kahn, der Louis Philipp und eine Menge anderer gekrönter Häupter führt. Der König von Preußen ſteht Louis Philipp am nächſten. Dann folgt der Kaiſer, den ein Kroate hält, wie er ohnmächtig umſinkt u. ſ. w.

Berlin war am 19. Mittags vollkommen ruhig.

Am 20. Nov. Die Steuerverweigerung hat die Revolution über die Provinzen ausgegoſſen und bis in die kleinſte Hütte getragen. Die Revolution hat dadurch „die breiteſte demokratiſche Grundlage bekommen“; wird dieſe allgemeine „Anarchie“, die das Miniſterium Brandenburg mit ſich führt, noch eine Zeitlang fortgeſetzt, ſo wird ſie die Indifferenz unſerer Zuſtände gründlich nach allen Richtungen hin durchſäuern. Man erzählt heute, die Potsdamer Clique fange an, vor dem Erfolg ihrer Operationen zurückzuſchrecken. Sie werde, wenn ſie in ihrem Kremſier das Surrogat einer „Volksvertretung“ nicht zu Stande bringe, eine nach belgiſchem Muſter zugeſchnittene Verfaſſung octroyiren und in ſchwarz-roth-goldener Verkappung zu dem preußiſchen Volke ſagen: die Centralgewalt hat befohlen, das Vereinbarungswerk ſo lange zu ſuspendiren, bis die „Reichs“-Verfaſſung fertig iſt; nehmt einſtweilen vorlieb. Werden wir uns aber aus dem berliner Regen unter die frankfurter Traufe ſtellen und für einen Deſpoten ein ganzes Neſt voll eintauſchen? Wir wollen allerdings ein einiges Deutſchland, aber nicht, wie es in Frankfurt beliebt wird. Wir halten feſt an der „particulären“ preußiſchen Freiheit. Der König hat ſich in der That, ehe er dieſen Schlußſtein der „Vereinbarung“ gelegt, des Beiſtandes des ruſſiſchen, öſterreichiſchen und frankfurter Despotismus vergewiſſert. Interpellirt den Herrn Schmerling nur aufs Gewiſſen, ob er von der Wrangelei nichts vorhergewußt! Preußen hat aber hoffentlich ſo viel Lebenskraft, daß es dieſer Verſchwörung nicht unterliegen wird. Seine Bundesgenoſſen ſind der kaum noch darniedergehaltene Ingrimm der Völker und die Rache der Geſchichte!

Am 21. Nov. Der neue Polizeipräſident Hinkeldey erläßt Verordnungen im alten Styl und droht den fliegenden Buchhändlern mit Prügeln. Auf der Straße fragt Alles nach der „Reform“, aber Einer verräth immer den Andern. Nach Waffen wird überall Hausſuchung gehalten. Viele Gerüchte durchkreuzen ſich, noch iſt es beim Alten. Die Deckerſche geheime Oberhofbuchdruckerei arbeitet Tag und Nacht an den Placaten und Broſchüren, in denen Wrangel und Brandenburg dem Volke beweiſen wollen, daß die Nationalverſammlung Hochverrath begangen habe. Der blödſinnige Romantiker Florencourt ſecundirt ihnen im Staatsanzeiger. Aber das Volk iſt nun einmal ſo dumm und erklärt ſich überall für die „Hochverräther“. Die Nationalverſammlung erhält die Zuſtimmungsadreſſen zu Hunderten täglich von den namhafteſten Städten und bedeutendſten Vereinen, während das Miniſterium mit dem ſporadiſchen Enthuſiasmus einiger impotenten Preußenvereine mit Gott für König und Vaterland prunkt. Schamloſer hat ſich wohl noch nie eine Regierung betragen, als dieſes Brandenburgiſche Paſchathum. Der überaus fügſame und abſolutiſtiſch geſinnte Polizeipräſident von Bardeleben mußte einer willfährigern Creatur, dem Herrn Hinkeldey, den Platz räumen, aber ſelbſt dieſe Creatur iſt dem „auserleſenen“ Miniſterium noch zu ſelbſtſtändig. Hinkeldey unterfing ſich, allerunterthänigſt zu bemerken, daß ſeine Beamten — man denke, preußiſche Polizeibeamte! — ſich über die ihnen zugemuthete Verletzung der Habeascorpus-Acte einige Scrupel machten. Darob ſind denn die Herren Miniſter ſehr in Harniſch gerathen und haben gemeint, es käme nur auf die Auslegung des Geſetzes an, und das könne man von einem ordentlichen Beamten verlangen. Die Arretirungen und Hausſuchungen nehmen demnach ihren Fortgang. Wie lange dieſes Regiment der brutalen Gewalt noch andauern werde? — Wir wollen nicht prophezeien. Nicht das alte Regiment, die entſchiedenſte Anarchie iſt mit Wrangel in die Thore Berlins eingezogen. Die Regierung ſieht ſehr wohl ein, daß ſie daran zu Grunde gehen muß. Sie läßt demnach durch die reactionären Landräthe das Volk auf dem Lande die Erklärung abgeben, ob es zum König ſtehen wolle oder nicht. Aus den Provinzen erhalten wir folgende Nachrichten: Die Offiziere der Bürgerwehr in Breslau haben am 19. im dortigen Sicherheitsausſchuſſe beantragt, die ſämmtlichen königl. Caſſen ſofort durch Vertrauensmänner unter Aufſicht zu ſtellen, damit keine Gelder für das Miniſterium Brandenburg verwendet werden. Der Sicherheitsausſchuß hat dieſen Antrag zu ſeinem Beſchluß gemacht. Der Oberpräſident hat erklärt, daß er am 19. an ſämmtliche Regierungskaſſen der Provinz den Befehl gegeben, keine Gelder ohne ſeine Genehmigung auszuliefern. — Die Stadtverordneten von Glogau haben in einer Adreſſe an die Nationalverſammlung verlangt, daß ſie ſämmtliche Beamte auffordere, den hochverrätheriſchen Miniſtern nicht länger zu gehorchen. — Ein Schreiben aus Striegau meldet, daß am 18. Nov. vom Magiſtrat die öffentlichen Kaſſen auf das Rathhaus gebracht und ein Sicherheitsausſchuß gewählt worden iſt. — 6000 Landbewohner der Grafſchaft Glatz haben dem Miniſterium folgende Adreſſe überſchickt: „An das des Hochverraths angeklagte Miniſterium in Berlin. Wir, die Landbewohner der Grafſchaft Glatz, vertreten durch den unterzeichneten Verein, eröffnen Euch, daß der Abſcheu über Euer verderbenbringendes und ungeſetzliches Treiben bei uns nicht geringer iſt, als in allen übrigen Landestheilen. Wir erklären Euch, daß, ſo lange Ihr die Macht in Euren verbrecheriſchen Händen haltet, wir ferner keine Steuern bezahlen noch auch unſere Söhne in den Reihen des Heeres laſſen, welches zu Anarchie und Mord gemißbraucht werden ſoll. Wir fordern unſere Söhne auf, Euch des Hochverraths Angeklagten und Euren Creaturen, die Ihr dem Verdammungsurtheile der Geſchichte verfallen ſeid, keinen Gehorſam mehr zu leiſten; wer von ihnen es dennoch thut, der ſei verſtoßen und enterbt. — Der Ruſticalverein der Grafſchaft Glatz. Am 16. Nov. 1848". — Aus Gneſen iſt eine beiſtimmende Zuſchrift von Polen und Deutſchen, unter denen Beamte und Militärperſonen, bei der Nationalverſammlung angekommen. — In Düſſeldorf hat die Bürgerwehr vor dem Gemeinderath Parade gehalten. Der dortige Polizeidirector hat ſich für die Nationalverſammlung erklärt. — Ein Volkscomité und das Landwehrcomité in Cöln haben an ſämmtliche Landwehrbezirke der Rheinprovinz einen Aufruf erlaſſen, worin ſie anzeigen, daß die Organiſation des cölner Landwehrbataillons durch Eintheilung in Bezirke und die Wahl der proviſoriſchen Führer begonnen habe. Sie fordern alle Landwehrbezirke des Rheinlandes auf, da, wo es bis jetzt nicht geſchehen, ihrem Beiſpiele zu folgen. Der Zweck dieſer Organiſation iſt die Aufrechterhaltung der Beſchlüſſe der Nationalverſammlung. — Die Deputation der Gemeinderäthe zu Cöln, Coblenz und Trier iſt nicht zur Audienz zugelaſſen worden, weil „Se. Majeſtät dieſelbe zu empfangen Anſtand genommen habe".

Bis zum heutigen Vormittage haben 268 Deputirte den Revers unterſchrieben, zur Berliner Nationalverſammlung zu halten und nicht nach Brandenburg zu gehen. Es ſind 272 Mitglieder anweſend; die vier, die noch nicht unterzeichnet hatten, waren nur zufällig noch nicht dazu gelangt. Die Prüfung dieſer Tage iſt ſehr ehrenvoll für die Nationalverſammlung ausgefallen, ſie wird das Volk nicht ſchwächer finden, als ſeine Abgeordneten, und ſelbſt eine theilweiſe Niederlage der extremen Demokraten, wie in Halle, iſt noch kein Sieg des Abſolutismus und der Tyrannei. Niemand glaubt an das Zuſtandekommen des Gegenparlaments in Brandenburg.

Am 24. November. Der 27. November naht heran. Was wird an dieſem und den folgenden Tagen geſchehen? Die miniſteriellen Hochverräther werden allerdings am 27. November das kleine Häuflein ihrer Getreuen von der äußerſten Rechten zu Brandenburg begrüßen. Werden ſie dann vermeſſen genug ſein, um mit letzteren Nationalverſammlung zu ſpielen und der Nation Geſetze zu dictiren? Möglich! die Nation wird aber wiſſen, was ſie mit dieſen Abgeordneten und ihren Geſetzen zu thun hat. Oder werden die Miniſter an jenem Tage zu Brandenburg im Namen des Königs die Auflöſung der Nationalverſammlung ausſprechen, d. h. werden ſie ihrem Hochverrath den Wortbruch und den Verrath des königlichen Hauſes hinzufügen? Auch darauf wird die Nation ihre Antwort haben. Oder endlich, wird das Gerücht zur Wahrheit werden, daß an jenem Tage der Nation eine Verfaſſung von Gottes- und Königs-Gnaden ſoll auferlegt werden, eine **Verfaſſung**, die alle Hoffnungen des bedrängten **Volkes vernichtet**, die **die Herrſchaft des Adels** heiligt, die die blutig errungenen **Rechte des** freien **Wortes**, der freien Preſſe und der Volksbewaffnung **ſtreicht oder verſtümmelt? Wohlan!** Nur **immer** zu, der Wagen rollt! **Ihr lenkt ihn recht, wie Phaeton.**

Das Miniſterium fährt mit ſeinen **Rüſtungen** fort. Die Landwehr in dem **größeren** Theile Preußens iſt aufgeboten. Der Kriegsminiſter v. Strotha hat an die General-Commando's der Armee-Corps einen Armeebefehl erlaſſen, aus dem wir folgende Stelle wörtlich wiedergeben: „Die Landwehr-Brigade- und Bataillons-Commandeure werden anfangs mit der größten Vorſicht verfahren müſſen, was nicht ausſchließt, wenn die Truppen ſo einigermaßen in ihrer Hand ſind, die ganze geſetzliche Strenge ohne Anſehen der Perſon gegen Jeden eintreten zu laſſen, der ſich einen Ungehorſam, eine Auflehnung, oder gar eine hochverrätheriſche Handlung zu Schulden kommen läßt.“ Wir ſehen aus dieſem Armeebefehl, daß bereits 30 Bataillone Landwehr aufgeboten ſind. Wird die Landwehr, die ihrer Zeit die deutſche Nationalität gerettet hat, ſich zum Werkzeug hochverrätheriſcher Miniſter und ehrvergeſſener Generale gegen die Freiheit und die geſetzlichen Vertreter der Nation gebrauchen laſſen?

Die Landwehr des Soldiner Kreiſes hat, als ſie auf dem Marktplatze zuſammentrat, der Nationalverſammlung ein Hoch gebracht. Eine Deputation von Magiſtrat, Stadtverordneten und Landwehrmännern von Colberg hat ſich nach Cöslin begeben, um gegen Einkleidung der Landwehr Proteſt einzulegen. Die Cösliner Bürgerwehr hat das Landwehr-Zeughaus beſetzt. In Delitzſch hat die Landwehr ſich einkleiden laſſen, jedoch darauf erklärt, daß ſie nicht ausrücken werde. In Zeitz hat ſie geradezu jeden Gehorſam der Regierung verſagt und ſich für die Nationalverſammlung erklärt. In Stralſund verweigerte ſie ſich einkleiden zu laſſen. Nachdem ſie von der Bürgerſchaft reichlich bewirthet worden war, zogen die Wehrmänner wieder heim. An zahlreichen Orten in Schleſien und der Rheinprovinz hat ſich die Landwehr gleichfalls für die Nationalverſammlung erklärt. So hegen wir denn die ſichere Erwartung, daß die preußiſche Landwehr auch dießmal das Vaterland retten werde.

Das Neuhaldenslebener Landwehr-Bataillon ſoll nach dem Rhein oder nach Schleſien marſchiren, der erſte Anfang der Ausführung des Planes, Provinz durch Provinz zu unterjochen.

Wir vernehmen ſoeben, daß man wieder einen faulen Vermittlungsverſuch mit der Nationalverſammlung, natürlich zum Nachtheile der letzteren und des Volks, im Schilde führt. Die Nationalverſammlung beharrt nach wie vor auf ihrem und dem Rechte der Nation.

Am 25. November. Die neue preußiſche Zeitung, welche mit dem Gelde des Prinzen von Preußen gegründet worden iſt, und alle Organe des Miniſteriums verbreiten das Gerücht, die Nationalverſammlung habe ſich entſchloſſen am 27ſten in Brandenburg zu erſcheinen; auf der Börſe glaubt man dieſe Nachricht ebenfalls, obgleich in keiner Partei der Verſammlung die Rede davon ſein kann, daß ſie Berlin verlaſſen wollte. Für dieſen Fall hat der König eine octroyirte Verfaſſung in Bereitſchaft, welche bereits gedruckt iſt; ſie wäre alſo „das Blatt Papier, welches ſich nicht eindrangen ſoll". Zu gleicher Zeit ſoll der König ſich entſchloſſen haben, ſeine Reſidenz von Potsdam nach dem Jagdſchloſſe Paretz zu verlegen, indem die angeſtammte Liebe der Potsdamer „Unterthanen" ſich in zu feuriger Weiſe kund gebe. Wir Berliner leben in einem Zuſtande, der täglich unerträglicher wird, und es begreift Jeder, daß es bald, ſehr bald ein Ende nehmen muß. Täglich neue Brutalitäten, täglich mehrt ſich der Ingrimm. Wrangel, der nicht wußte, daß die Preßfreiheit unterdeſſen eingeführt war, hat heute eine Unterredung mit dem Verleger der „Republik" gehabt, die ihn charakteriſirt. Der Buchhändler ging ihn an, er möge das Weitererſcheinen dieſes Blattes geſtatten. Wrangel: „Was? für ſolch' ein Blatt ſoll ich Ihnen die Erlaubniß geben?" – Buchhändler: Es heißt blos Republik, weil es gegen die Republik iſt. — Wrangel „Da müſſen Sie zu dem Manne gehn, der die rothen Striche macht — ich weiß nicht wie er heißt." Der Herr General beſinnt ſich nicht auf das republikaniſche Wort Cenſor. Wie dieſe Unterredung die Rohheit und die alte Niederträchtigkeit einer untergegangenen Periode wiederſpiegelt, ſo kommen einzelne Verſuche der Bureaukratie vor, ſich in ihrem Sattel wieder feſtzuſetzen und das glückliche preußiſche Volk weiter zu reiten. Die Regierung von Merſeburg hat dem dortigen Bürgermeiſter, der an die Stelle des ausgeriſſenen Abgeordneten Neubarth nach Berlin gehen wollte, den Urlaub verweigert. An Pinders Stelle iſt der willfährige Regierungspräſident Schleinitz nach Breslau geſchickt worden. Die Pfaffen und Beamten verſuchen überall gegen das Geſetz und die Nationalverſammlung aufzuwiegeln. In Breslau und in Halle ſind Reactionen gegen die Steuerverweigerung eingetreten. In Halle iſt ein Conflict zwiſchen der Bürgerwehr und einem demokratiſchen Theil derſelben eingetreten. Die Demokraten unterlagen, viele wurden verhaftet. Es trat eine Art Dictatur des General Schack ein, zugleich aber auch ein Rückſchlag der Stimmung unter den Bürgern. Die Bürgerwehren und die Landwehren der Provinz Sachſen erklären ſich entſchieden für die Nationalverſammlung. Reactionäre Beamte werden abgeſetzt, mobile Colonnen und Sicherheitsausſchüſſe gebildet. Es ſcheint, ein Guerillakrieg ſteht an verſchiedenen Orten bevor; jedoch wünſcht man allgemein, ihn durch Beſeitigung des hochverrätheriſchen Miniſteriums vermieden zu ſehen. Der Zuſtand von Schleſien iſt noch fieberhafter. Aus Berlin zieht daher alles irgend entbehrliche Militär dorthin. In aller Frühe auf den Zehen ſchleichen die Regimenter zum Thor hinaus, .um die Berliner Bürger nicht im Schlafe zu ſtören, und den Demokraten keinen Muth einzuflößen.

Die Abgeordneten Rodbertus und Berg ſind nach Frankfurt abgegangen, um eine Proteſtation von 200 Mitgliedern der Berliner Verſammlung gegen Baſſermanns Bericht zu überbringen. Drei und achtzig Mitglieder der äußerſten Linken haben ſich unmittelbar ans Publicum gewendet. Ihre Darſtellung und ihre Namen verdienen mitgetheilt zu werden. Das Document klärt über die verſchiedenen Entſtellungen auf, womit die Reactionäre die letzten denkwürdigen Thaten der Nationalverſammlung und die Haltung der Hauptſtadt zu verdunkeln ſuchten.

Eine Anzahl Deputirte veröffentlichen nachſtehendes Actenſtück:

Der Unterſtaats-Secretair und Reichs-Commiſſar

Baſſermann

hat in der Sitzung der Frankfurter Verfaſſung gebenden Verſammlung vom 18. d. über ſeine Miſſion in Berlin einen Bericht erſtattet, welcher eher an einen leichtfertigen Pamphletſchreiber oder bezahlten Parteiſchriftſteller erinnert, als der deutſchen Gründlichkeit und Würde eines „Reichscommiſſars“ entſprechen möchte. Wir finden in dieſem Bericht ein Gewebe theils rein erdichteter, theils entſtellter Thatſachen, woran ſich perfide Inſinuationen und haltloſe Schlußfolgen knüpfen.

Herr Baſſermann hat den Zuſtand Berlins in den Kreis ſeiner Unterſuchungen gezogen. Dies war an ſich gewiß richtig, da eben dieſer Zuſtand, wie bekannt, den Vorwand zu allen den Gewaltſtreichen dargeboten hat, die nach einander gegen die National-Verſammlung und gegen die Grundrechte des preußiſchen Volkes in Berlin ausgeübt worden ſind. Allein wie iſt dieſe Unterſuchung angeſtellt? Was hat zunächſt Herr Baſſermann ſelbſt wahrgenommen? Er findet die Stadt ruhig, aber auf den Straßen Geſtalten, die ihn erſchrecken. Wer ſo leicht erſchrickt, ſollte nicht in fremde Länder reiſen, am wenigſten als deutſcher Reichscommiſſar. Wir, die wir uns hier geraume Zeit aufhalten, wiſſen nichts von dieſem Schreck, nichts von dieſen abſchreckenden Geſtalten. Wir können der Bevölkerung von Berlin nur das Zeugniß geben, daß ſie ihren alten Ruf der Geſittung und Gutmüthigkeit behauptet hat, und wahrlich, das iſt in den letzten Tagen geſchehen, trotz der unerträglichſten Aufſtachelung durch die Gewaltmaßregeln von oben. Wir halten uns aber auch nicht berechtigt, Leuten die Straße zu verbieten, weil ihr Aeußeres uns nicht gefällt; wir ſehen ferner nicht ein, wie Herrn Baſſermann's Schreck dadurch geringer werden kann, daß die Perſonen, welche ihn erregten, zu Hauſe bleiben. Herr Baſſermann denke an die Gegenſeitigkeit. Sein Erſcheinen hat ohne Zweifel manchen Freund der geſetzlichen Freiheit erſchreckt, aber Niemand ſchließt ihn darum von der öffentlichen Straße aus. — Wrangel's Einzug ſoll ſofort eine andere Straßenbevölkerung hergezaubert haben. Das hat Herr Baſſermann, ſo viel die erſten Tage betrifft, wohl nur allein bemerkt. Später konnten freilich nicht Diejenigen auf den Straßen gehen, welche unter den geringfügigſten Vorwanden eingeſperrt worden ſind.

Haben ſich jene dem Herrn Baſſermann mißfällige Perſonen aber von den Straßen entfernt, ſo enthalten jetzt Schauſpielhaus, Univerſitätsgebäude, königliches Schloß, Seehandlung, ſogar das eben fertige prachtvolle neue Muſeum, die herrliche Rotunde des alten, eine Schaar von Bewohnern, die den Zwecken dieſer Gebäude ſehr fremd iſt, Kinder des Volkes, welche dem Volke Schreck einjagen ſollen, und dafür zur größten Unbequemlichkeit von allen äußeren Umgebungen abgeſperrt und mit lügenhaften Druckſchriften, wohin z. B. ein Aufruf, „Bürger, Bauern, Preußen!“ gehört, über die äußere Lage der Sache im Dunkel gelaſſen werden. — Solche Maßregeln, deren Lächerlichkeit mit dem Wahnſinn wetteifert, ſollen dem Bürger ein Gefühl der Sicherheit gegeben haben, während jeder Verſtändige den Vulkan fühlt, auf den wir eben gerathen ſind.

Nun erſchrecken den Herrn Baſſermann die Maueranſchläge: „der Traum eines Republikaners mit Laternenpfählen!“ von dem Traum eines Reactionärs, dem Seitenſtücke dieſes Placats, ſagt er nichts. Hätte er ſich die Mühe genommen, ſein Schreckbild anzuſehen, ſo würde er eine humoriſtiſche Satyre gerade auf die Volksredner gefunden haben, die, wie er auch freilich allein weiß, das Volk mit Beilen und Meſſern verſehen haben ſollen. — Die Preſſe ſei nicht frei, ſondern terroriſirt geweſen. Von wem terroriſirt? Gewiß wohl von Leuten aus dem Volke, ſonſt würden die unverſchämten Angriffe der Neuen Preußiſchen Zeitung auf die ehrenwertheſten Deputirten und auf die National-Verſammlung ſelbſt unmöglich geweſen ſein, ſonſt würden die Spenerſche und Voſſiſche Zeitung nicht ihre täglichen bezahlten Inſerate haben liefern können, welche ſo oft zu den Maßregeln auffordern, worunter wir jetzt leiden. Oder war etwa die freimüthige National-Zeitung terroriſirt, von der Reform und Zeitungshalle zu ſchweigen? Völlige Strafloſigkeit, meint der Herr Baſſermann, herrſche in der Stadt, während gerade im Gegentheil die fortwährende Anwendung der alten, nicht mehr paſſenden Geſetze den Gegenſtand fortdauernder Beſchwerden ausmachte, während der Gang der Gerichte keinen Augenblick geſtört geweſen iſt.

Herr Baſſermann berührt den Unfug, welcher am hieſigen Schauſpielhauſe vorgekommen iſt. Auch hier jedoch hat er ſehr leichtfertig einſeitigen Erzählungen Gehör gegeben, ohne im mindeſten die Sache näher zu prüfen. Sonſt würde er wiſſen, daß von einer Lebensgefahr der Deputirten nie die Rede geweſen, daß die ſehr beklagenswerthen Inſulten einzelner Deputirten nur ſehr vereinzelt vorgekommen, daß ſie nur wenigen Individuen zur Laſt fallen, daß der Exceß am 31. October zunächſt nur unzweckmäßiger Verwendung der Bürgerwehr zuzuſchreiben war, daß ein terroriſirender Einfluß nie ſtattgefunden, namentlich nicht am 31., wo der Volksmenge ungeachtet die Stimmen ſo fielen, wie ſie der Fractionsbildung nach ſchon vorher zu erwarten waren, und gegen die muthmaßliche Anſicht dieſer Volkshaufen, daß die Bewachung durch die Bürgerwehr vollkommen ausreichte, jede Inſulte zu verhüten, daß es der Verſammlung nie in den Sinn gekommen iſt, dieſe Bewachung durchaus und unter allen Umſtänden wegfallen zu laſſen, daß ſie dies noch am 2. November durch einen ausdrücklichen Beſchluß erklärt hat, daß von einigen Mitgliedern ein Geſetz zum Schutze der Verſammlung eingebracht worden, und dieſem die Priorität bereits eingeräumt war. Hier in Berlin beſteht unter Wenigen ein Zweifel darüber, wie jene Exceſſe der Reaction nur einen willkommenen Vorwand boten, um mit den längſt vorbereiteten Gewaltſtreichen vorzugehen. Dies zeigt ſich ſehr deutlich, als der vollkommenſten Ruhe ungeachtet doch der Belagerungszuſtand erklärt wurde — ein Kriegszuſtand ohne Feind; — als exceptionelle Gerichte gegen die nicht einmal ſuspendirte Habeas-Corpus-Acte eingeführt wurden, wiewohl nicht der leiſeſte Exceß vorgefallen war! —

Herr Baſſermann begreift nicht das Mißtrauen gegen das Miniſterium. Wen hat er denn geſprochen über deſſen Gründe? Von den in der National-Verſammlung anweſenden Mitgliedern der Deputation an Se. Majeſtät Niemanden. Wahrlich, die Thaten dieſes Miniſterii rechtfertigen das Mißtrauen zur Genüge — und wenn Herr Baſſermann nur den Armeebefehl des Herrn Grafen Brandenburg und eine Rede Vincke's gegen Manteuffel als Motive anzugeben weiß, ſo beweiſt dies blos die vollendete Seichtheit dieſes Forſchers.

Höchſt unconſtitutionell miſcht Herr Baſſermann noch die Perſon des Königs in dieſe Angelegenheit, des Königs, den die unverantwortlich handelnden verantwortlichen Rathgeber nicht nur über den Zuſtand der Hauptſtadt täuſchen, ſondern dem ſie die tauſendfach ertönende Stimme des Landes gefliſſentlich entziehen.

Der Geſandte kommt nun auf ſeine Vermittelungsverſuche. Alle ſeine Mittheilungen hierüber ſind unwahr. Nie haben die „Zurückgebliebenen", wie dieſer Herr die preußiſche National-Verſammlung zu nennen beliebt, Bedingungen geſtellt. Niemand iſt von ihnen in dieſer Hinſicht beauftragt; die National-Verſammlung übt das Recht des Volks, indem ſie die Befugniß der Krone, eine conſtituirende Verſammlung zu verlegen, zu vertagen und aufzulöſen, beſtreitet, indem ſie einem hochverrätheriſchen Miniſterium entgegentritt. Sie weicht keinen Fuß breit von dieſem Wege, weiter iſt ſie nicht gegangen. Was Herr Baſſermann anführt, bezieht ſich auf Mittheilungen des Herrn Kirchmann, die nicht ihm, ſondern einem Dritten in ſeiner Gegenwart geſchehen ſind, und die er ganz unrichtig referirt. Dieſer Vermittler mit der National-Verſammlung ſpricht — ſelbſt mit Unruh, dem Präſidenten der National-Verſammlung. Den Inhalt dieſes Geſprächs theilt er nicht mit. Herr Baſſermann wollte nicht Unruh's Anſichten hören, ſondern die ſeinigen ihm eröffnen, deren Concluſion dahin ging, daß die Verſammlung nach Brandenburg gehen müſſe. Der Präſident zeigte die Unausführbarkeit dieſes Raths, der bei keiner Partei Anklang finden werde. Es kam aber Herrn Baſſermann gar nicht darauf an, ſich zu unterrichten; er verlangte gar keine Auskunft, er wollte nur ſeine eigenen Vorſchläge an den Mann bringen, und beeilte ſich zu gehen, als er dieſen Zweck erreicht hatte. Er führte auch das Geſpräch ausdrücklich als Privatmann.

Wo iſt denn da von einem Antrage auf Vermittelung die Rede, wo von einem Hohn, der ihn zurückgewieſen?

Aber ein Hohn freilich iſt es, wenn der Herr Reichscommiſſar eine Verſammlung, die entſchloſſen, aber voll Mäßigung, ihr gutes Recht mit ſeltener Einmüthigkeit verfocht, durch elende Phraſen von Convent, von Republik, von Zurückbleiben der Centren, um von Gewaltthätigkeiten abzuhalten, anzutaſten ſich herausnimmt. Wer einer würdigen Erſcheinung gegenüber ſo klein, ſo undeutſch iſt, das Gift der Verdächtigung auszuſpritzen, der hätte das in denjenigen Zeitungen thun ſollen, wohin es gehört, er durfte aber nicht den Saal der deutſchen Vertreter mit ſo boshaften Seichtigkeiten entweihen. Schlecht beſtellt wäre es um ein kräftiges Volk von 16 Millionen, könnte die Stimme eines ſolchen Schwätzers irgend ein Gewicht in die Wagſchaale ſeines Geſchickes legen, das mit

Hülfe der Vorſehung über den Geſichtskreis aller dieſer Pygmäen hinausreichen wird.

Berlin, den 21. November 1848.

Arntz. Brill. Waldeck. Phillips. Wachsmuth. Reuter. Jung. Schwickerath. Jwand. Scholz (Bunzlau). Rüdiger. Kuhr. Gladbach. Gräff (Trier). Laszarski. Löbe. Schornbaum. Schulz (Wanzleben). Liſiecki. Berends. Dr. Jacoby. Rantſch. Arnold (Lebus). Elsner. Stein. Reichenbach. Jung (Frauſtadt). Wollheim. Laßwitz. Lentz. Bunzel. Hoyoll. Behnſch. Baltzer. v. Lipski. Schuck. Nees v. Eſenbeck. H. Müller. Meſſerich. Krackrügge. Schramm (Striegau). Becker. Kaul. Krüger. D'Eſter. Körfgen. Eſſer. Peters. Siebert. Anwandter. Tehnell. Peeck. Dr. Kneip. Zenker. Specht. Junker. Bazynski. Stiba. Friedrich (Neuſtadt). Viſiers. Moldenhauer. Mros. Voigt. Hofferichter. Grebel. Raffauf. Beck. Kabus. Haußmann. Eichner. Krauſe (Sagan). Temme. Nickel. Otto (Trier). Schmidt (Landshut). Herbolt. Borchardt. Treiber. Reiffenheim. Guitienne. Schell. Plath. Quandt.

Daß die Commiſſare ebenſo wenig, als die Truppen der Centralgewalt die preußiſche Revolution ſchlichten werden, liegt am Tage. Die Frage iſt dem Volk in die Hand gelegt. Volk und Armee, Beamte und Bürger, Bauer und Edelmann — Alles ſtimmt darüber ab, und wenn es auch möglich iſt, daß die Armee ſich ſelbſt und ihre Väter und Brüder unterjocht, ſo iſt es doch keineswegs wahrſcheinlich. Die Intereſſen werden ſich geltend machen und der Wille der Nation hat ihnen bereits einen Ausdruck gegeben. — Die Revolution geht ihren Gang.

Die Rheinprovinz iſt für die Nationalverſammlung aufgetreten, in Weſtphalen hat nur Barmen und Elberfeld eine royaliſtiſche Erklärung abgegeben. Die militäriſchen Ereigniſſe in beiden Provinzen ſind noch nicht klar zu erkennen; ebenſo wenig die Bewegung von Süddeutſchland, welche ſich jetzt zu erneuern ſcheint, und der Conflict in Erfurt, von dem wir den Anfang, aber noch nicht den weiteren Verlauf kennen.

Morgen, am Sonntage, erwarten wir nichts Entſcheidendes. Der Hoftapezier Hiltl iſt mit der Einrichtung des Sitzungslocals in Brandenburg beſchäftigt. Die Auflöſung der Verſammlung vor dem 27. iſt aufgegeben. Alſo am Montage das lit de justice in Brandenburg.

Am 27. November. Folgender Brief ſchildert den Zuſtand von Berlin an dieſem Tage. Seit mehreren Tagen war Alles ſtill, und man kann mit Recht ſagen, im Schlaf begriffen, Alles wartete auf den 27ſten, der alſo endlich herangekommen iſt und auch wirklich einige Ereigniſſe, oder vielmehr mehrere Lächerlichkeiten gebracht hat. Herr Wrangel und der berühmte Hinketeufel ſpielten ihre Rolle beſſer, als man es von ſolchen Leuten ohne Kopf erwarten ſollte. Herr Wrangel hat ſein Tagewerk damit begonnen, das Hotel Mylius einzunehmen. Nachdem die berühmten Feuertelegraphen, oder beſſer Spürhunde, denn dieſen Namen verdienen die Blauröcke, den günſtigen Augenblick ausgeſpürt hatten, erſchien ein Oberoffizier mit einer Compagnie Soldaten im Eßſaale des Gaſthauſes. Es war ungefähr 11 Uhr Morgens. Ich befand mich mit mehreren anderen Demokraten im Vorderzimmer, um das Reſultat der Berathung, die drinnen von den Deputirten gepflogen ward, abzuwarten. Auf ein Mal erſcholl der Ruf: das Militär kommt! Viele verließen das Zimmer; ich und einige der Anweſenden blieben aber da, um zu ſehen, was ſich denn eigentlich begeben würde. Nach einigen Augenblicken traten auch zwei Offiziere ein, ließen die Thüren beſetzen, traten an uns heran und forderten die Verſammlung auf, ſich ſofort zu entfernen. Ich ſah mich nach meinen Genoſſen um und bemerkte, daß wir nur drei Perſonen waren. Da aber der Offizier ſich an mich wandte, mit dem Bemerken: „Im Namen des Geſetzes fordere ich Sie auf, auseinander zu gehen", und Keiner das Wort nahm, ſo fragte ich ihn: „Wo ein ſolches Geſetz geſchrieben ſtände oder ob er ein ſolches mitbrächte? er möchte ſich ſchriftlich legitimiren". Hierauf wußte er kein Wort zu ſagen, ſondern fragte mich, mit wem er die Ehre habe zu ſprechen. Ich erwiederte: Ich hieße Runge, ſei Bürger und Tiſchlermeiſter, tränke hier, wie er ſähe, mein Glas Bier und würde nicht fortgehen. Jetzt bemerkte der gute Mann erſt, daß er ſich gründlich blamirt hatte, und ein dritter Offizier trat ein mit den Worten: Hier nicht, Herr Oberſt, dort in jenem Zimmer ſind die Herren verſammelt, und ſo zog denn die Pickelhaubengeſellſchaft in das Zimmer der verſammelten Deputirten ein, und drängte die Herren nach vielem Diſcutiren aus dem Saal hinaus. Nachdem ſie alle Druckſchriften und Papiere zu ſich genommen hatten, entfernten ſich die ungebetenen Gäſte wieder, aber nur, um bald wieder zu erſcheinen. Um 3 Uhr traten ſie wieder auf. Zufällig war gerade Mittagstiſch, und ſo mußten ſie mit einer langen Naſe abgehen, wobei ſie denn mehrere derbe Bemerkungen mit auf den Weg bekamen.

Es iſt Nachmittag 4 Uhr, das Militär iſt fortwährend auf den Beinen, um das Gras in der Taubenſtraße auf ewig zu zertreten. Es entſtehen viele Lächerlichkeiten. So zum Beiſpiel forderte ein Offizier einen Mann auf, ſich ſogleich zu entfernen. Da dieſer das nicht that, wurde er mit in die Reihen genommen, wo ſich dann ergab, daß der Mann nicht hören konnte. Auch Herr Held hatte ſich als Zuſchauer eingefunden, ich fragte ihn, wo er ſeine Waffen hätte, er möchte ſie nur jetzt in Anwendung bringen, vielleicht könnte er auf dieſe Weiſe Volkstribun werden. Er zog von dannen, unter dem Geleit von Wrangels Soldaten, mit denen er ſich gut verträgt. Soeben kommt Nachricht von Brandenburg. Das Reſultat iſt, daß 154 Perſonen anweſend waren, wovon 38 Proteſt eingelegt haben, die Krone habe nicht das Recht, die Verſammlung zu verlegen; bleiben 116 Getreue. Das ſaubere Miniſterium iſt ſofort mit mehreren dieſer Volksverräther aus Brandenburg nach Potsdam abgereiſt, und morgen erwarten wir die Dinge die da kommen ſollen. Es iſt Alles in der äußerſten Spannung und eine unheimliche Stimmung durchzuckt die Bevölkerung. Ich glaube mehr als je, daß es noch zum Kampfe kommt. Soeben erhält Herr Mylius von Wrangel ein gedrucktes Placat mit folgendem Inhalt: „Da die Verſammlung von heute ab nach Brandenburg verlegt iſt, ſo werden Sie aufgefordert, durchaus keine Verſammlung in Ihrem Locale zu dulden, ſo lange der Belagerungszuſtand noch dauert. Uebertretung werde ich mit den mir zu Gebote ſtehenden Mitteln zu ſtrafen wiſſen." Dies ſind Wrangels gewrangelte Worte. — Abends 8½ Uhr erſcheinen zum dritten Male die Wrangel'ſchen Gradtreter bei Mylius, um ihr Spiel fortzutreiben.

Die Verſammlung iſt beiſammen, hat aber noch Zeit die Papiere zu entfernen, als ein alter vier Ellen langer Offizier mit einem blank gezogenen Säbel, den er fuchtelnd umherbewegt, eintritt. Neben ihm her läuft noch ein kleiner keifender, häßlicher Kerl, mit einem rechten preußiſchen Musketiergeſicht und einer widerlich quitſchenden adligen Stimme. Auf Befragen, wie ſein Name wäre, nannte er ſich Herr v. Blücher. Der Lange heißt Pleſſen. Er machte zwar auch ein grimmiges Infanteriegeſicht und ſtellte ſich anfangs mörderiſch an. Doch gingen beide Herolde, nachdem lange hin und her debattirt war, wieder in ihr Schauſpielhaus, um den dort aufbewahrten Speck zu vertilgen, damit die Maden nicht dieſem Staatsgut Schaden zufügen, und auf ſolche Art die Papiere zum Fallen bringen, die ſchon ebenſo ſchlecht ſtehen, als das Königthum von Gottes Gnaden.

In Greifswalde iſt es zu einem Kampfe gekommen; es ſind 8 Soldaten gefallen und mehrere 20 verwundet. Stralſund iſt belagert.

Von Erfurt gehen allerhand Gerüchte um; es ſoll dort ernſthaft gekämpft worden ſein; überall regt es ſich in den Provinzen, es wird ein allgemeiner Bürgerkrieg. Der Magiſtrat erhält von vielen Bezirken Mißtrauensvota. Schlöſſel aus Frankfurt iſt hier. Auch der „edle“ Gagern; man ſagt, er ſei aus Frankfurt entronnen; man wolle ihn dort hängen und beſchuldigt ihn, mit an dem Tode Blums ſchuld zu ſein.

Am 27. November erließ die Majorität der Nationalverſammlung in Berlin folgenden Aufruf:

Mitbürger!

Als durch die Revolution der Märztage der lange geknechtete Volkswille zur Geltung gekommen war, da habt Ihr die Preußiſche National-Verſammlung hierher entſendet mit dem Auftrage, in geſetzlicher Ordnung den Neubau der Verfaſſung zu gründen. Es war Euch nicht zu thun um ein leeres Conſtitutions-Schema, neben welchem die alte Willkür, die alle Pulſe des Volkslebens hemmenden alten Werkzeuge der Adels-Beamten- und Militär-Herrſchaft in voller Thätigkeit hätten bleiben können. Ihr verlangtet eine neue Begründung, nicht nur in dem eigentlich politiſchen Syſtem, ſondern auch im Gemeinde-, Verwaltungs-, Gerichts- und Militär-Weſen. In dieſem Sinne hat die Nationalverſammlung ihre Aufgabe erfaßt und ſich mit Ernſt und Ausdauer ihrer Löſung gewidmet, mehr gehemmt als gefördert durch die drei raſch auf einander folgenden Miniſterien. In die Nothwendigkeit verſetzt, an die Stelle des von der öffentlichen Meinung gerichteten Verfaſſungs-Entwurfs des Miniſteriums Camphauſen denjenigen der Verfaſſungs-Commiſſion zu ſetzen, hatten wir den letzteren durch Bearbeitung in den Abtheilungen und Central-Abtheilungen zur ununterbrochenen Berathung in den Plenar-Verſammlungen gereift. Auch die Gemeinde-Ordnung, die bis jetzt noch nicht einmal von dem Miniſterium vorgelegte Kreis- und Bezirks-Ordnung wären in kurzer Zeit zur Verhandlung in der Verſammlung vorgearbeitet geweſen. Ebenſo verhielt es ſich mit dem Grundſteuer-Geſetze, deſſen Zweck dahin ging, der Ungleichheit in der Beſteuerung der einzelnen Provinzen, der Belaſtung des kleineren Gutsbeſitzers vor dem größeren, ein Ende zu machen; wir haben dieſe Geſetzesvorlage noch in den letzten Tagen des Drangſals zur Berathung im Plenum beendigt. Ein Geſetz über die Abſchaffung der Laſten des bäuerlichen

Grundbeſitzes beſchäftigte jetzt eben die Verſammlung. Der heilige Ernſt ihres Berufs hatte ſich mehr und mehr in derſelben entwickelt. Der Beſchluß vom 7. September über den Stein'ſchen Antrag zeigte zugleich ihre Entſchloſſenheit, die eigene Würde zu wahren und an die Reform des ganz außerhalb des Geſetzes der Neuzeit ſtehenden Offizier-Weſens endlich die Hand zu legen. Klar mußte es allen Privilegirten, allen Büreaukraten, allen Herrendienern, allen Anhängern des alten Militär- und Polizei-Staates werden, daß es mit dieſer Verſammlung nicht möglich ſei, neben dem Scheinbilde des Conſtitutionalismus, die alte Willkür-Herrſchaft fortzuſetzen, das Volk wieder um die Früchte der Revolution zu bringen. Daher verdächtigten ſie auf jede Weiſe die Nationalverſammlung, beſchuldigten ſie der Unthätigkeit, erhoben das Geſchrei nach der bloßen, hohlen Conſtitutions-Form, beuteten die politiſche Unreife, die Furcht des Bürgers vor dem Proletarier, dieſe in Deutſchland ganz unbegründete Furcht, aus, benutzten einzelne Geſetz-Ueberſchreitungen, um vermöge der widergeſetzlichen Erfindung des Belagerungs-Zuſtandes im tiefſten Frieden ein Werkzeug vorzubereiten zur Unterdrückung der blutig errungenen Freiheiten, der Preſſe, des Vereinigungs-Rechts. Zur Täuſchung der Provinzen deutete man die in Zeiten der Aufregung unvermeidlichen, vereinzelten Exceſſe dahin, die Verſammlung ſei terroriſirt. Dichter und dichter, mit ſteigender Verſchwendung der Staatsgelder, wurde zugleich das Netz militairiſcher Umſtrickung um die friedliche Hauptſtadt gezogen. Als nun die Verſammlung auch in der Berathung der Grundrechte den entſchiedenen Willen zeigte, die Früchte der Revolution zur Geltung zu bringen, als ſie die Hand an die Feudalrechte legte, Adel, Titel und Orden aufhob, als ſie ſich des unterdrückten Wiens annahm, da ſchien es der Reaction die höchſte Zeit zu ſein, durch Beſeitigung dieſer Verſammlung dem Volke die Hoffnungen zu nichte zu machen, deren Erfüllung nach wenigen Monaten bevorſtand. Da trat die Soldatengewalt unverhüllt auf in dem Miniſterium Brandenburg.

Die eigenmächtige Verlegung und Vertagung der Verſammlung, das wiederholte gewaltſame Auseinanderſprengen derſelben durch die Bajonette, die Dictatur Wrangels, der Belagerungszuſtand Berlins im Frieden und ohne Aufruhr, die Auflöſung und Entwaffnung der Bürgerwehr, die Vernichtung der Preßfreiheit und des Vereinigungsrechts, die Verletzung des Geſetzes zum Schutz der perſönlichen Freiheit, das ſind die Thaten dieſer Gewalthaber. — Wir, Eure Vertreter, haben dem Despotismus den Widerſtand geleiſtet, der in unſrer Macht lag. Schritt vor Schritt folgten wir den Maßregeln dieſes Miniſteriums und erklärten ſie für ungeſetzlich. Als letzte Waffe des leidenden Widerſtandes ſprach die Nationalverſammlung dieſem des Hochverraths angeklagten Miniſterium die Befugniß ab, Steuern zu erheben und über Staatsgelder zu verfügen. — Dabei haben wir wiederholt die Hand zur Ausgleichung des Conflictes geboten und nichts weiter verlangt, als die Aenderung des Miniſteriums und die ungeſtörte Fortſetzung unſerer Berathungen in Berlin. — Alles jedoch ohne Erfolg.

Jetzt, wo die regelmäßige Zuſammenkunft der Volksvertreter hier durch ungeſetzliche Gewalt verhindert wird, vereinigt die Regierung *die* Abgeordneten, welche ihren Auftrag verkennen, zu einer, jedes geſetzlichen Anſehens entbehrenden, Verſammlung in Brandenburg. Sie bedenkt nicht, daß Alles, was die Minderheit vornehmen mag, von vorn herein null und nichtig iſt, daß auch die etwaige Vermehrung der jetzt ſo geringen Zahl der dort Verſammelten an der Geſetzlichkeit nicht das Mindeſte ändern könnte, daß die einzige Grundlage derſelben die Bajonette bleiben werden. Sollte, wie behauptet wird, die Gewalt im ſchlimmſten Falle, dem Lande eine Verfaſſung octroyiren (aufdrängen) wollen, ſo würde eine ſolche Verfaſſung nicht die geringſte Gültigkeit haben. Denn es iſt die Errungenſchaft des März, daß nur mit den gewählten Vertretern des Volks die Verfaſſung feſtgeſtellt werden darf. Nur wir, die hier in Berlin conſtituirte Nationalverſammlung, ſind jetzt dieſe Vertreter. *Jede Auflöſung dieſer Verſammlung iſt ungeſetzlich und daher rechtlich wirkungslos. Feierlich proteſtirt die Nationalverſammlung gegen alle Akte der Regierung, welche durch die außerordentlichen Militär-Anſtalten wöchentlich Millionen des Staatsvermögens vergeudet, lediglich zur Knechtung der Nation. Feierlich erklärt dieſelbe, daß die Regierung, ganz abgeſehen von der bereits beſchloſſenen Steuerverweigerung, vom 1. Januar 1849 ab über keinen Pfennig verfügen darf, da wir das Budget noch nicht bewilligt haben.* — Harret Ihr Mitbürger indeſſen muthig aus, ſcheidet die Selbſtſucht aus Eurer Mitte, ſtählt Eure moraliſche Kraft, welcher das geſetzloſe Beginnen Eurer Unterdrücker endlich doch unterliegen muß.

Anwandter. Arnold. Arntz. Bading. Baltzer. Bauer. Bazinski. Beck. Behnſch. Berends. v. Berg. Beck. Bliesner. Borchardt. Born. Brill. v. Brodowski. Becker. Bloem. v. Bruchhauſen. Bunzel. Baumgart. D'Eſter. Dierſchke. Dittrich. Döring. Dziadeck. Ebel. Eichner. Elsner. Eſſer. Nees von Eſenbeck. Euler. Friedrich. Funke. Fiſcher. Gladbach. Gräff. Grün. Grebel. Guitienne. Gorzolka. Hanel. Haußmann. Haußmann. Heiſig. Herold. Hermann. Hildenhagen. Hildebrandt. Hofferichter. Hopoll. Horn. Humann. Heinatz. Hahnrieder. Jacoby. Jung. Jung. Juncker. Jwand. Kabus. Kaul. Kriſſenheim. Kittelmann. Klingenberg. Kneip. Köhler. Körfgen. Krackrügge. v. Kraszewski. Krauſe. Krüger. Kuhr. Kunz. Kutzner. Kaliski. Laraß. Laßwitz. Lenz. v. Lipski. v. Liſiecki. Lebermann. Lellek. Maager. Mann. Matze. Matthaei. Metzrich. Mildner. Moldenhauer. Mros. Mülbens. Müller. Müller. Nickel. Otto. Paar. Packeiſer. Pankow. Pax. Peters. Philipps. Pilet. Pinoff. Plath. Plönnies. Pfeiffer. Quandt. Raentſch. Raffauf. Graf Reichenbach. Reinige. Reinicke. Reuter. Richter. Riedel. Riel. Riemann. Rodbertus. Rötſcher. Rüdiger. Rochow. Schaffraneck. Schell. Schmidt. Schmidt. Schmidt. Schneider. Schorn. Scholtz. Schornbaum. Schramm. Schramm. Schulz. Schulze. Schultze. Schwickerath. Siebert. Sliba. Sobrweide. Specht. Steffarowicz. Stein. Strybel. Szumann. Simon. Schuck. Schaffert. Taczarski. Teichmann. Temme. Teske. Thiede. Toebe. Trawzicski. Ulrich. Viſſers. Voigt. Waldeck. Weichſel. Willenberg. Witt. Wollheim. Wokay. Wollſchläger. Zenker. Zorn. Zeidler.

Durch militäriſche Beſetzung des Bureaus der Nationalverſammlung und der Privatwohnung des Secretärs Hildenhagen, welcher die Sammlung der Unterſchriften in Auftrag hatte, iſt die weitere Einzeichnung der in Berlin anweſenden Deputirten verhindert worden.

Ueber die Austreibung der Mitglieder der entſchiedenen Linken von der National-Verſammlung haben die Unterſchriebenen folgendes Protokoll aufgenommen: Verhandelt, Berlin, den 27. Nov. ½1 Uhr, im Locale bei Jaroſchewitz.

In der Morgen-Sitzung der in dem Hotel Mylius ſich verſammelnden Fraction Abgeordneter der Nationalverſammlung und in Anweſenheit von etwa achtzig Mitgliedern derſelben, wurde durch den Wirth, Herrn Mylius, die Nachricht gebracht, daß die Straße militäriſch beſetzt ſei, und daß die Soldaten ſo eben die Kupferhüte auf die Gewehre ſetzten, daß ferner ein Major das Verlangen ſtelle, und zwar „im Namen des Geſetzes“, in den Saal geführt zu werden.

Es wurde hierauf von vielen Seiten bemerkt, daß man nicht nöthig habe, hierauf eine beſondere Antwort zu ertheilen.

Nach einiger Zeit drang ein Major, dem eine Anzahl Soldaten, Gewehr am Fuß, folgten, dem Anſchein nach einige dreißig Mann, geführt von mehreren Lieutenants, in das Zimmer, und der Major richtete die Aufforderung an die Verſammlung, im Namen des Geſetzes das Local ſofort zu verlaſſen.

Der Abgeordnete Jacoby nahm das Wort und fragte den Major: Was wollen Sie?

Major: Ich komme im Namen des Geſetzes.

Jacoby: Im Namen welches Geſetzes?

Major: Im Namen des höchſten Geſetzes!

Jacoby: Von welchem Geſetze ſprechen Sie?

Major: Ich ſpreche im Namen des conſtitutionellen Geſetzes.

Jacoby: Ich kenne kein Geſetz, welches uns verbietet, uns am Tage in einem Gaſthofe einzufinden.

Elsner: Selbſt die Proclamation des Herrn Wrangel enthält nichts von einem derartigen Verbote. Wir ſind kein Clubb.

Major: Das geht mich nichts an, ich handle im Auftrage meiner Behörde.

Jacoby: Wie iſt Ihr Name?

Major: Ich bin der Major, Graf Blumenthal.

Jacoby: Wer hat Ihnen den Auftrag gegeben?

Major: (Nach einer Pauſe) Meine vorgeſetzte Behörde.

(Verſchiedene Stimmen): Nennen Sie die Behörde!

Major: (Nach einer Pauſe) Meine Herren! Setzen Sie mich nicht in Verlegenheit.

Jacoby: Nun, ſo erkläre ich Ihnen, Sie handeln nicht im Namen des Geſetzes, ſondern im Namen der Gewalt, und es iſt traurig, daß die Soldaten zu ſolchen Gewaltthaten gemißbraucht werden.

Major: Meine Herren, ich handle meinem Auftrage gemäß.

Jacoby: Ich wiederhole Ihnen, daß Sie lediglich kraft der Gewalt handeln. Sie ſind verantwortlich für dieſelbe und Alle, welche Ihnen den Auftrag gegeben; Sie werden ſeiner Zeit zur Rechenſchaft gezogen werden.

Major: Ich bitte mir nun alle die Papiere aus, die hier liegen.

Verſchiedene: Das iſt unſer Eigenthum, und Niemand kann Ihnen das Recht geben, unſer Eigenthum anzugreifen.

Major: Dieſe Papiere werden Ihnen zurückgegeben werden.

Anwandter: Unter allen Umſtänden könnten Sie dieſe Papiere nur nach Aufnahme eines Verzeichniſſes nehmen, thun Sie es nicht, ſo rauben Sie.

Borchardt: Mindeſtens müſſen Sie dieſe Papiere verſiegeln.

Major: Meine Herren! es kann ja Einer von Ihnen mit auf die Commandantur gehen, da kann das Alles geſchehen.

Jacoby: Auf dieſe Weiſe können uns Papiere weggenommen, oder verbrecheriſche Papiere untergeſchoben werden.

Der Major griff hierauf nach einem Pack Druckpapier, und erſuchte einen der ihm zunächſt ſtehenden Abgeordneten, einen entfernten, auf dem Tiſche liegenden Stoß Druckpapier ihm zuzuſtellen. Dies wurde verweigert. Nur die Gewalt, wurde entgegnet, walte hier. Nehmen Sie die Papiere ſelbſt und conſtatiren Sie dadurch den Raub.

Der Major ergriff darauf auch dieſe Papiere.

Rüdiger (— ein Greis — zu den Soldaten gewendet, weinend) Freunde, ich habe auch Söhne unter Euch und Ihr wollt hier die Väter des Landes mit Gewalt vertreiben? Stecht oder ſchießt mich nieder!

Einige: Laßt ſie die Gewalt anwenden, wir weichen nicht.

Simon: Meine Herren, die Gewalt iſt conſummirt.

Viele zugleich: Gehen wir auseinander, die Gewalt iſt conſummirt. Es entfernten ſich hierauf die Anweſenden und fanden vor dem Hauſe und in deſſen Nähe einige Compagnieen aufgeſtellt.

Vorgeleſen, genehmigt, unterſchrieben.

H. Simon. M. Elsner. Berends. Dr. Jacoby. D'Eſter.
Anwandter. Borchardt. Reuter. Schulz (Wanzleben).
Reiffenheim. Thiede.

Bis zum 1. December wurde die Brandenburger Verſammlung nicht vollzählig. Am 1. December erfolgte eine Wendung der Dinge, über welche wir die demokratiſche Correſpondenz von dieſem Tage mittheilen.

Brandenburg, 1. December. Heute Morgen um 9 Uhr ſind an hundert Abgeordnete (das ganze linke Centrum, der Reſt des Centrums, mit dem Präſidenten Unruh und Einige von der Linken) hier angekommen. Sie verſammelten ſich im Saale der Eiſenbahn-Reſtauration, um ſich über den einzuſchlagenden Weg zu berathen. Dieſe Abgeordneten ſind von Berlin mit der Idee hierher gekommen, nur dann hier als Nationalverſammlung zu berathen, wenn ſie für die Anerkennung aller in Berlin vom 9.–15. November gefaßten Beſchlüſſe die Majorität geſichert ſehen. In dieſem Falle müßte die heutige Sitzung, unter dem Vorſitz des Präſidenten Unruh, mit Verleſung des Protokolls der Sitzung vom 15. Nov., der zuletzt in Berlin von der Nationalverſammlung im Mielentzſchen Saal abgehaltenen, begonnen werden. — Die äußerſte Linke hat, in conſequenter Verfolgung der früher einſtimmig gefaßten Beſchlüſſe, jede Theilnahme an den hieſigen Verſammlungen und an den Berathungen mit einem des Hochverraths für ſchuldig erklärten Miniſteriums abgelehnt. Die Männer der Entſchiedenheit wollen den ihnen Gleichgeſinnten im Preußiſchen Staate und in ganz Deutſchland zeigen, daß man ſich auf ſie verlaſſen könne. Alle Verſuche einer Transaction und alle Ueberredungskunſt iſt an dem ehrenhaften Sinn dieſer gefeierten Männer, von denen beſonders D'Eſter, Waldeck und Jacoby hervorzuheben ſind, geſcheitert. —

Es iſt unglaublich, welche verſchiedenartige Mittel von der hier tagenden Partei im Laufe dieſer Woche angewendet wurden, um die Verſammlung bis zur beſchlußfähigen Anzahl von 202 Mitgliedern zu bringen. Emiſſäre wurden täglich nach Berlin geſendet und verbreiteten dort im Publikum und in den verſchiedenen Fractionen der Abgeordneten die unbegründetſten Gerüchte. Den Einen hinterbrachte man, daß die Andern nach Brandenburg gingen, ohne daß dieſe im Entfernteſten daran dachten. Am Gravirendſten hat ſich der Ex-Miniſter Milde bei dieſen Werbungsverſuchen benommen. Einen bäuerlichen Abgeordneten, welcher ſich vorgeſtern hier auf der Zuhörer-Tribune befand, ließ Milde durch einen Huiſſier nach einem Zimmer rufen, wo ſich auch der Miniſter Manteuffel befand. Beide bearbeiteten nun den bäuerlichen Abgeordneten, um ihn zu bewegen an den Sitzungen der Verſammlung Theil zu nehmen. Man ſtellte ihm vor, welche große Summe Geldes unnöthigerweiſe durch die Verzögerung der Berathungen vergeudet würde. Dieſe Ausgaben fielen aber größtentheils dem Landmann wieder zu Laſt. Die Rechthaberei der ſich unter den Abgeordneten befindenden Juriſten, Advocaten und überklugen Doctoren wäre an dem Allen ſchuld. Er ſolle ſich daher nicht länger bethören laſſen und ſich zum Eintritt melden. — Milde nahm den Abgeordneten hierauf mit zum Bureau, um ſich dort eintragen zu laſſen. Der bäuerliche Abgeordnete weigerte ſich jedoch aufs Entſchiedenſte dagegen, da er nur mit ſeinen politiſchen Freunden einen gemeinſchaftlichen Schritt thun werde. —

Durch ſolche Mittel war es gelungen, täglich mehrere Abgeordnete hierher zu ziehen. Die tyranniſchen Verfolgungen und Gewaltſtreiche, denen die Abgeordneten in Berlin unterworfen waren, trugen auch dazu bei, manchen Schwankenden hierher zu treiben. — Begeben wir uns nach dem Dom, um der heutigen Sitzung beizuwohnen.

Fünfte Sitzung im Dome zu Brandenburg.

Brandenburg, 1. December. Um 11 Uhr 20 Min. erklärt der Alters-Präſident Brünneck die Sitzung für eröffnet. Das Protokoll der geſtrigen Sitzung wird verleſen. — Ein Schreiben des Abgeordneten Lüdicke wird verleſen, womit derſelbe ſein Mandat niederlegt. Niemeyer aus Halle zeigt an, daß er in dem ſtenographiſchen Bericht vom 27. Nov. als fehlend bezeichnet iſt, er habe aber ſchon am 14. Nov. ſein Mandat niedergelegt und dies auch damals dem Präſidium der Nationalverſammlung angezeigt. Das Miniſterium iſt in Folge deſſen erſucht worden, eine Neuwahl anzuordnen. —

Der Namensaufruf beginnt. Während deſſelben treten über hundert Abgeordnete vom Centrum, linken Centrum und der äußerſten Linken ein; namentlich: Kirchmann, Kämpf, Bucher, Schneider, Grebel, Dierſchke, Dörk, Koſch, Krackrügge, Matthaei, Schaffraneck, Siebert, Wachsmuth, Weichſel, Borchard II. als Stellvertreter für Borchard I., u. A. —

Schneider verlangt das Wort zu einer perſönlichen Bemerkung.

Brünneck glaubt, daß, da die Verſammlung heute beſchlußfähig ſein wird, man zuerſt mit der Conſtituirung des Bureaus vorangehen müſſe. Es ſei auch ein Antrag auf Vertagung geſtellt, und das Reſultat der Zählung werde bald proclamirt werden. Ich bin der Meinung, daß dies zuerſt geſchehe und dann ſofort zur Conſtituirung des Bureaus übergegangen werde, da voraus zu ſehen iſt, daß wir heute beſchlußfähig ſein werden.

Schneider: (zur Geſchäftsordnung) Nach der Geſchäftsordnung kann das Wort zu perſönlichen Bemerkungen jederzeit genommen werden. Dies iſt hier auch in den früheren Tagen geſchehen, ohne daß die Verſammlung vollzählig war.

Brünneck: Dies geſchah, weil in dieſen Tagen die Verſammlung als nicht vollzählig im Voraus zu erkennen war. Indeß werde ich den Beſchluß der Verſammlung einholen.

Parriſius: (zur Geſchäftsordnung) Von den verehrten Mitgliedern, die ſich vom Anfang an in dieſer Verſammlung befunden haben, ich nenne z. B. Herrn Reichensperger, iſt anerkannt worden, daß, wenngleich die Beſchlußfähigkeit der Verſammlung noch nicht feſtſtand, das Wort zu perſönlichen Bemerkungen geſtattet werden müßte. Sie werden nicht inconſequent ſein, am Wenigſten, wenn es gilt, die Freiheit dieſer Tribune zu beſchränken. Ich verlange, daß die Verſammlung darüber beſchließe, ob das Bureau erſt zu conſtituiren oder erſt über die Vertagung abgeſtimmt werde.

Brünneck: Ich werde das Reſultat der Zählung zunächſt mittheilen: „anweſend ſind 260, entſchuldigt 11, fehlend 131.“ Die Verſammlung iſt vollzählig; ich werde jezt den Beſchluß der Verſammlung extrahiren. (Lärmender Widerſpruch.)

Dahne: Nach §. 39 der Geſchäftsordnung muß Jedem, der ſich zu perſönlichen Bemerkungen meldet, vor allen Andern das Wort gegeben werden. Ich proteſtire gegen jeden Beſchluß der Verſammlung darüber.

Bauer: (Berlin) Es iſt hier ein unnützer Streit. Ehe Sie nicht anerkannt haben, daß wir eine Verſammlung ſind, d. h. ehe wir nicht conſtituirt ſind, können Sie nicht das Geſchäftsreglement auf uns anwenden. (Lärm vom Berge.) Wenn in dieſer Weiſe wieder verhandelt werden ſoll, ſo werden wir die Wünſche des Landes nicht erfüllen können. Ich bitte mich von der Tribune herab zu widerlegen.

Pelzer: Der §. 39 lautet: „Es können die Zulaſſung zum Worte verlangen: ... 2) diejenigen, welche über eine perſönliche Angelegenheit reden wollen.“ Daraus folgt nicht, daß die Verſammlung Jeden hören müſſe. Sollte dies zuläſſig ſein, ſo würde die ganze Zeit mit perſönlichen

Bemerkungen hingeben. Was in Berlin geſchehen iſt werden wir hier nimmermehr dulden. (Bravo, rechts.)

Dahne: Wenn Sie Beſchluß faſſen wollen über eine perſönliche Bemerkung, ſo ſetzen Sie da auch eine conſtituirte Verſammlung voraus.

Kämpf: Es iſt geſagt worden, man werde hier nicht dulden, was man in Berlin geduldet habe. Ich weiß nicht, was Sie in Berlin geduldet haben. Aber das weiß iſt, daß Sie gerecht auch hier werden ſein wollen. Nicht zehn werden hier ſein, die den §. 39 ſo auslegen werden, wie er eben ausgelegt wurde.

Wachsmuth: Ich frage Sie, m. H., ob Sie in dieſen drei Tagen ſich noch nicht auf die Geſchäftsordnung berufen haben, obwohl Sie wußten, daß Sie unbeſchlußfähig waren. Ich beſtreite dem Herrn Alterspräſidenten das Recht, einen Beſchluß in dieſer Beziehung zu veranlaſſen.

Brünneck: Ich bin vollkommen dieſer Anſicht. Nur heute habe ich geglaubt, das dringende Geſchäft der Conſtituirung vor allen Dingen vornehmen zu müſſen. Ich ertheile übrigens dem Herrn Abgeordneten Schneider das Wort zu einer perſönlichen Bemerkung.

Schneider: Im Namen mehrerer meiner politiſchen Freunde und in meinem eigenen Namen lege ich folgende Erklärung nieder: „Wir Unterzeichnete erklären, daß wir, feſthaltend an dem Beſchluß der Nationalverſammlung vom 9. Nov., fortdauernd der Krone das Recht beſtreiten, die Nationalverſammlung von Berlin zu verlegen, ſie zu vertagen oder aufzulöſen. Nachdem die Fortſetzung der Berathungen der Nationalverſammlung in Berlin durch Militärgewalt verhindert und verſucht worden iſt, die hieſige Minorität, wenn auch auf ungeſetzlichem Wege, durch Einberufung der Stellvertreter zu vervollſtändigen, erſcheinen wir hier in Brandenburg, alle andern Rückſichten dem Wohle des Landes opfernd. Brandenburg, den 1. December 1848." (Folgen etwa 40 Unterſchriften, die Namen v. Unruh, Phillips, Plönnies und Schneider an der Spitze.) Hierbei habe ich zu bemerken, und Ihnen im Auftrage des Präſidiums mitzutheilen, daß die Präſidenten v. Unruh, Phillips und Plönnies hier nicht haben erſcheinen können, weil ſie mit der Einberufung der noch fehlenden Mitglieder der Nationalverſammlung nach Brandenburg noch beſchäftigt ſind. (Lachen auf der Rechten. Eine Stimme: das iſt doch zu arg!)

Brünneck: Es liegt ein Antrag des Abgeordneten Parriſius vor auf Vertagung der Sitzung bis Montag 10 Uhr. Ich muß bemerken, daß §. 31 ſehr genau beſtimmt, daß Anträge auf Tagesordnung und Vertagung der Discuſſion den Vorzug haben ſollen. Es handelt ſich hier aber um Vertagung der Sitzung. Ich ſtelle daher die Frage: ob ſofort zur Conſtituirung des Bureaus übergegangen werden ſoll? Unruhe, von vielen Seiten wird widerſprochen. Moritz und Andere verlangen namentliche Abſtimmung. Kuhnt, Parriſius, Dunker, Bornemann, machen Bemerkungen über die Fragſtellung. Der Präſident läutet fortwährend mit der Glocke. Er ruft: Hören Sie doch nur! — Weichſel: Dies Local iſt nicht zum Hören. Man kann hier kein Wort verſtehn!)

Endlich beginnt der „Namensaufruf. Das Reſultat iſt: 113 für, 145 gegen die Vertagung.

Brunneck: Wir ſchreiten alſo ſofort zur Conſtituirung des Bureaus.

Schneider: (zur Geſchäftsordnung) Ich habe vorher ſchon darauf aufmerkſam gemacht, daß das Präſidium damit beſchäftigt iſt ... (Lärm.)

Brünneck: Das iſt keine Bemerkung zur Geſchäftsordnung.

Schneider: Dieſe wird ſofort erfolgen, und ich glaube, daß die Redefreiheit auch in Brandenburg beachtet werden wird. Es ſind noch mehrere Mitglieder hierher zu berufen. Als Secretär der Nationalverſammlung weiß ich, daß über hundert Mitglieder noch nicht berufen ſind. Der Antrag auf Vertagung erſchien deshalb durchaus nothwendig. Gegenwärtig, da wir ſehen, daß Sie auf die Vertagung nicht eingehen wollen, ſind wir genöthigt für heute den Saal zu verlaſſen.

Baumſtark: Es iſt hier davon die Rede geweſen, daß ein Präſident von Unruh und Vicepräſidenten mit Einberufung von Abgeordneten beſchäftigt ſind. Wir kennen keinen Präſidenten v. Unruh. Die Wahlen, die am 12. October ſtattgefunden haben, hatten mit dem 12. November ihre Wirkung verloren. Eine in der Zwiſchenzeit etwa vorgenommene Wahl können wir nicht anerkennen, weil ſie nicht in geſetzlicher Weiſe, von einer geſetzmäßig verhandelnden Verſammlung vorgenommen iſt. —

Weichſel: Geſetzlich iſt, daß die Mitglieder durch das Präſidium eingeladen werden. Es ſteht keineswegs feſt, daß der Staatsanzeiger von jedem Abgeordneten gehalten oder geleſen werden muß, am wenigſten wegen der Erlaſſe eines Miniſteriums, das wir nicht anerkennen können. (Bravo! und ungeheurer Tumult.)

Fleiſcher: Ich wollte mir die Bemerkung erlauben, daß die Meinung des Herrn Baumſtark nicht die meiner Freunde iſt; aber keineswegs ſind wir hierher gekommen, um Principienfragen und Zwieſpalt hervorzurufen.

Baumſtark: Ich war der Erſte, der in dieſer Verſammlung zur Verſöhnung geſprochen hat. Aber die Art, wie heute dieſe Fragen angeregt ſind, entſpricht nicht dem Sinne der Verſöhnung. Es thut mir leid, wenn ich irgend Jemand zu dem Glauben verleitet habe, daß ich einen Zankapfel in die Verſammlung werfen wollte. Es iſt mir nicht in den Sinn gekommen. —

Parriſius: Ich habe den Antrag auf Vertagung geſtellt. Wider meinen Willen iſt derſelbe ohne Discuſſion zur Abſtimmung gekommen.

(An 90 Mitglieder verlaſſen den Sitzungsſaal).

Brünneck fordert zur Abgabe der Stimmzettel zur Wahl des Präſidenten auf. Von mehreren Seiten wird dagegen proteſtirt. — **Grebel** verlangt den Namensaufruf, da die Verſammlung nicht mehr beſchlußfähig ſei. — Ein Anderer glaubt, daß die bisherigen Präſidenten noch im Amte ſeien. —

Bornemann erklärt, daß er, obgleich am 12. Nov. zum Vicepräſidenten erwählt, ſich dennoch nicht als für dieſe Verſammlung gewählt anſehen könne. Der namentliche Aufruf zur Abgabe der Stimmzettel findet Statt. —

Brünneck erklärt endlich, daß nur 172 Abgeordnete anweſend ſind, und demnach die Verſammlung nicht mehr beſchlußfähig iſt. —

Simons bringt ſeinen Antrag: „Die Stellvertreter für alle bei dem letzten Namensaufruf Abweſenden, einzuberufen“, zur Debatte. Von vielen Seiten wird dagegen proteſtirt, weil die Verſammlung nicht beſchlußfähig ſei. — Nach längerer Debatte kommt man zur Abſtimmung. Da verlangen Wachsmuth u. A. namentliche Abſtimmung, um dem Lande zu zeigen, wer einen ſolchen unrechtmäßigen Beſchluß faßt. — Der Antrag wird mit großer Majorität angenommen.

Hiernach eröffnete ſich, nachdem die Vertagung der Verſammlung bis zum 7. December beſchloſſen war, für die Regierung die Ausſicht, daß ſie die Majorität eintreten ſehen und dann immer in der Minorität ſein würde. Das Miniſterium Brandenburg war alſo auch in Brandenburg unmöglich. Es ſchritt daher zu einem weiteren Staatsſtreiche, zur Auflöſung der Nationalverſammlung und zur einſeitigen Promulgirung einer octroyirten Verfaſſung.

Dieſe Verfaſſung, erlaſſen Potsdam am 5. December, wird im Staatsanzeiger vom 6. December verkündigt. Sie bringt zwei Kammern, eine Art Senatorenkammer, wozu die Urwähler dem Census unterworfen ſind, und eine zweite Kammer, gewählt wie die Nationalverſammlung, ſie verkündigt Preßfreiheit, Vereins-, Verſammlungsrecht und Geſchworene für Criminalfälle und für politiſche und Preßproceſſe, ſie läßt die Conceſſionen und Cautionen aufgehoben ſein und garantirt die Habeascorpusacte, jedoch auch — den Belagerungszuſtand, das Veto des Königs und die Orden und Titel, die kein Vorrecht gewähren.

Die Antwort der Nationalverſammlung auf dieſen Act des Abſolutismus iſt nicht zweifelhaft; die Antwort der Geſchichte wollen wir erwarten.

—

Wir geben nachſtehend noch zwei Actenſtücke, das eine, die noch immer nicht verwirklichten Menſchenrechte, vom demokratiſchen Congreß im October 1848 in Berlin; das andere noch weniger bekannt gewordene: „Worte und Thaten“.

1) Der Zweck jedes politiſchen Gemeinweſens iſt die Wahrung der natürlichen und unverjährbaren Rechte des Menſchen und die Entwickelung aller ſeiner Fähigkeiten.

2) Die wichtigſten Menſchenrechte ſind die, für die Erhaltung ſeiner Exiſtenz und ſeiner Freiheit zu ſorgen.

3) Dieſe Rechte ſtehen allen Menſchen gleichmäßig zu, wie groß auch die Verſchiedenheit ihrer körperlichen und geiſtigen Kräfte ſei.

Die Gleichheit der Rechte iſt von der Natur eingeſetzt; die Geſellſchaft, weit entfernt, ihr Eintrag zu thun, wahrt ſie blos gegen den Mißbrauch der Gewalt, welcher ſie untergräbt.

4) Die Freiheit iſt die jedem Menſchen zukommende Macht, nach ſeinem Gutdünken alle ſeine Fähigkeiten anzuwenden; ſie hat zur Richtſchnur die Gerechtigkeit, zur Schranke die Rechte der Anderen, die Natur zur Grundlage und das Geſetz zur Schutzwehr.

5) Das Recht, ſich friedlich zu verſammeln, das Recht, ſeine Meinung durch die Preſſe und auf jede andere Art kundzugeben, ſind ſo nothwendige Folgerungen aus dem Grundgeſetz der menſchlichen Freiheit,

daß das Bedürfniß, ſie zu verkündigen, das Daſein des Despotismus oder die friſche Erinnerung an denſelben vorausſetzt.

6) Das Eigenthum iſt das Recht jedes Bürgers, nach ſeinem Belieben den ihm vom Geſetz *verbürgten Antheil an Gütern* zu verwenden.

7) Das Eigenthumsrecht iſt, wie alle Rechte, begrenzt durch die Verpflichtung, die Rechte Anderer zu achten.

8) Es kann weder der Sicherheit, noch der Freiheit, noch der Exiſtenz, noch dem Eigenthum unſerer Nebenmenſchen Eintrag thun.

9) Jeder Handel, der dieſes Princip verletzt, iſt weſentlich unerlaubt und unſittlich.

10) Die Geſellſchaft iſt verpflichtet, für das Auskommen aller ihrer Mitglieder zu ſorgen, ſei es nun, daß ſie ihnen Arbeit verſchafft, oder daß ſie den Arbeitsunfähigen Exiſtenzmittel ſichert.

11) Die unentbehrlichen Hilfsmittel für Denjenigen, dem das Nöthigſte fehlt, ſind eine Schuld deſſen, der Ueberfluß hat. Das Geſetz hat die Abtragung dieſer Schuld zu beſtimmen.

12) Die Bürger, deren Einkünfte nicht das zur Beſtreitung ihres Unterhaltes Nöthige überſteigen, ſind nicht verpflichtet, zu den öffentlichen Ausgaben beizutragen; die Anderen müſſen dieſelben *in geſteigertem Verhältniß*, je nach dem Betrag ihres Vermögens übernehmen. (Progreſſive Einkommenſteuer.)

13) Die Geſellſchaft muß mit allen ihren Kräften die Fortſchritte der allgemeinen Bildung befördern und den Unterricht allen Bürgern zugänglich machen.

14) *Das Volk iſt ſouverain*: die Regierung iſt ſein Werk und ſein Eigenthum, die Beamten ſind ſeine Diener. — Das Volk kann ſeine Regierung beliebig ändern und ſeine Bevollmächtigten abberufen.

15) Das Geſetz iſt der freie und feierliche Ausdruck des Volkswillens.

16) Das Geſetz muß für Alle gleich ſein.

17) Das Geſetz kann nur verbieten, was dem Gemeinweſen ſchädlich iſt und nur gebieten, was demſelben nützt.

18) Jedes Geſetz, welches die unverjährbaren Rechte des Menſchen verletzt, iſt durchaus ungerecht und tyranniſch, es iſt kein Geſetz.

19) In jedem freien Staate muß das Geſetz hauptſächlich die öffentliche und perſönliche Freiheit gegen die Gewalt der Regierenden ſicher ſtellen. Jede Einrichtung, welche nicht das Volk als *gut* und die Behörden als *beſtechlich* vorausſetzt, iſt fehlerhaft.

20) Kein Theil des Volkes kann die Macht des ganzen Volkes ausüben, aber der Wunſch, den er ausſpricht, muß beachtet werden als der Wunſch eines Theiles des Volkes, welcher zum allgemeinen Willen beizutragen hat. Jede Abtheilung des verſammelten Souveräns muß das Recht haben, ihren Willen mit vollſtändiger Freiheit auszuſprechen; ſie iſt durchaus unabhängig von allen eingeſetzten Behörden und befugt, ihre Berathungen ſelbſtändig zu ordnen und zu überwachen.

21) Alle Bürger ſind zu allen Aemtern zuläſſig, ohne einen anderen Unterſchied, als den der Tugenden und der Talente, ohne einen anderen Rechtsanſpruch, als das Vertrauen des Volkes.

22) **Alle Bürger haben** ein gleiches Recht, zur Ernennung der Bevollmächtigten des Volkes und zur Bildung der Geſetze beizutragen.

23) **Damit dieſe Rechte** nicht bloßer Schein und die Gleichheit nicht ein Trugbild ſei, muß die Geſellſchaft ihre Beamten beſolden, und dafür ſorgen, daß die Bürger, die von ihrer Arbeit leben, den öffentlichen Verſammlungen, wohin das Geſetz ſie beruft, beiwohnen können, ohne ihre eigene oder ihrer Familie Exiſtenz zu gefährden.

24) **Jeder Bürger muß** gewiſſenhaft der Obrigkeit und ihren Agenten gehorchen, wenn ſie die Organe oder die Vollzieher des Geſetzes ſind.

25) **Aber jede Handlung** gegen die Freiheit, gegen die Sicherheit oder das Eigenthum eines Menſchen, die von irgend Jemandem, ſelbſt im Namen des Geſetzes, außer den geſetzlich vorgeſchriebenen Fällen und Formen, begangen wird, iſt willkürlich und nichtig; ſchon die Achtung vor dem Geſetz verbietet, ſich ihr zu fügen; und wenn ſie gewaltſam vollzogen werden ſoll, ſo iſt es erlaubt, ſie mit Gewalt zurückzuweiſen.

26) **Das Recht**, an die Inhaber der Staatsgewalt Bittſchriften zu richten, ſteht Jedermann zu. Diejenigen, an welche ſie gerichtet ſind, müſſen über den Inhalt derſelben erkennen, aber ſie können die Ausübung dieſes Rechtes niemals verbieten, beſchränken oder beſtrafen.

27) **Der Widerſtand** gegen die Unterdrückung folgt nothwendig aus den allgemeinen Menſchenrechten.

28) **Der ganze** Geſellſchaftskörper iſt unterdrückt, wenn ein einziges ſeiner Glieder unterdrückt wird. Jedes Glied iſt unterdrückt, wenn der Körper unterdrückt wird.

29) **Wenn die Regierung** die Rechte des Volkes verletzt, ſo iſt Empörung das heiligſte Recht und die unumgänglichſte Pflicht für das Volk und für alle ſeine Theile.

30) **Wenn einem Bürger** der Schutz der Geſellſchaft mangelt, ſo tritt er in den Naturzuſtand zurück, ſelbſt alle ſeine Rechte zu vertheidigen.

31) In beiden Fällen iſt der ſogenannte „geſetzliche Widerſtand“ gegen die Unterdrückung nur der ſpitzfindigſte Kunſtgriff und die ſchlaueſte Maske der Reaction.

32) Die öffentlichen Aemter ſind weder als Auszeichnungen, noch als Belohnungen anzuſehen, ſondern als Pflichten gegen den Staat.

33) Die Vergehen der Beamten müſſen ſtreng und ſchnell beſtraft werden. Niemand kann ſich für unverletzlicher ausgeben, als die anderen Bürger.

34) Das Volk hat das Recht, alle Handlungen ſeiner Bevollmächtigten zu kennen; ſie müſſen ihm genaue Rechenſchaft ablegen und ſich achtungsvoll ſeinem Urtheil unterziehen.

35) Die Menſchen aller Völker ſind Brüder, und die verſchiedenen Völker ſollen ſich gegenſeitig nach Kräften unterſtützen, wie Bürger eines Staates.

36) Wer eine Nation unterdrückt, iſt der Feind aller Nationen.

37) Diejenigen, welche ein Volk betrügen, um die Fortſchritte der Freiheit zu hemmen und die Rechte der Menſchen zu vernichten, müſſen überall verfolgt werden, nicht wie gewöhnliche Feinde, ſondern wie Meuchelmörder und rebelliſche Räuber.

38) Die Ariſtokraten, die Tyrannen, wer ſie auch ſein mögen, ſind Sclaven, welche ſich gegen den Herrn der Erde, genannt Menſchengeſchlecht, und gegen den Geſetzgeber der Welt, genannt Natur, empört haben. — —

An die Spitze ſeiner Organiſation ſtellte der Congreß folgenden Grundſatz:

„In Erwägung, daß die materielle Wohlfahrt des geſammten Volkes Grundbedingung der wahren Freiheit ſei, in Erwägung, daß ſämmtliche Organe der Partei von der Ueberzeugung durchdrungen ſind, daß nur die volle und ganze politiſche Freiheit dem Volke diejenigen Mittel der Selbſtorganiſirung und diejenige Kraft der Selbſtbeſtimmung verleihen kann, welche der totalen Reform der Erwerbsverhältniſſe vorangehen muß,

erklärt der zweite deutſche Demokratencongreß: **daß nur in der demokratiſchen Republik die Löſung der ſocialen Frage möglich iſt.**

Worte und Thaten

in

Berlin

seit dem 9. November 1848.

1 Cor. 13, 1.

Nebeneinandergeſtellt von einem Mitgliede der Nationalverſammlung.

Worte.	Thaten und Thatſachen.
1. Das Miniſterium Brandenburg iſt ein conſtitutionelles Miniſterium, das heißt nach dem Sprachgebrauch aller conſtitutionellen Länder: es ruht auf der Mehrheit der Nationalverſammlung.	1. Die Nationalverſammlung hat am 2. Novbr. durch eine faſt einſtimmig beſchloſſene feierliche Deputation der Krone die faſt einſtimmig beſchloſſene Erklärung abgegeben: das Miniſterium Brandenburg beſitze weder das Vertrauen des Landes noch der Verſammlung.
2. Das Miniſterium Brandenburg ſagt am 9. November der Nationalverſammlung, ſie ſei, da bei den anarchiſchen Zuſtänden in Berlin ihre Berathungen nicht frei wären, nach Brandenburg verlegt.	2. Die Nationalverſammlung hat durch ihre Beſchlüſſe, welche dem Lande vorliegen, ſie hat insbeſondere durch den Beſchluß am Abend des 31. October, als Pöbel die Thüren umlagert hielt, dem Lande ihre Freiheit bewieſen, denn dieſe Beſchlüſſe waren nicht ſolche, welche denen draußen gefielen.
3. Mitglieder der Nationalverſammlung haben wiederholt erklärt, daß die Freiheit ihrer Stimme durch die Drohungen des Berliner Volkes gefährdet ſei, und haben deshalb Schutz gegen das Volk begehrt.	3. Das ſind dieſelben Mitglieder der Nationalverſammlung, welche am 9. November hinter dem Miniſterium hergingen und ihren Poſten verließen, einer davon, ein Mitglied der Deputation, welche bei der Krone gegen das Miniſterium Brandenburg proteſtirte, iſt nachher ſelbſt in das Miniſterium

	Brandenburg als Miniſter eingetreten. Das ſcheint zwar unmöglich, aber es iſt Thatſache.
4.	4.
Das Miniſterium Brandenburg erklärt die Verlegung der Nationalverſammlung nach Brandenburg und die damit verbundene Thatſache, für eine conſtitutionelle, geſetzliche Maßregel.	Der zur Vereinbarung mit der Krone berufenen Nationalverſammlung iſt nicht eine Botſchaft auf Verlegung und Vertagung zu ihrer Berathung und Beſchlußnahme vorgelegt, ſondern Beides iſt der Nationalverſammlung befohlen worden.
5.	5.
Die Krone hat in den Märztagen dem Volke verſprochen, ſich mit volksthümlichen Miniſtern zu umgeben.	Im Miniſterium Pfuel befand ſich der Miniſter Eichmann, ein treuer Diener der Miniſterien vor dem 18. März. Im Miniſterium Brandenburg, gegen welches die Volksvertreter feierlich proteſtirt haben, befindet ſich der Miniſter Manteuffel, bekannt vom vorjährigen Landtage, damals als Miniſter unmöglich, verhaßter als die Krone ſelbſt. Die andern Namen ſind Ladenberg und Strotha.
6.	6.
Die Krone hat am 21. März verſprochen, ſich nur mit Räthen zu umgeben, welche vor der Volksvertretung verantwortlich, das volle Vertrauen derſelben genießen.	Die Krone iſt noch von denſelben Leuten umgeben, welche vor dem 18. März ſie beriethen; in dieſen Tagen reiſen Männer ab und zu, welche zu dem Deutſchland ſo lange umſpannenden prieſterlich-junkerlichen Netze gehören.
7.	7.
Das Miniſterium Brandenburg erklärte die anarchiſchen Zuſtände in Berlin als die einzige Urſache der Vertagung und Verlegung	Thatſachen jener Tage: Wien gefallen — Frankfurt matt geworden — durch die preußiſche Nationalverſammlung der Adel abgeſchafft, die Orden und leeren Titel abgeſchafft, von Gottes Gnaden- geſtrichen. — Das ſind Thatſachen, die Alles erklären.
8.	8.
Die Krone erklärte in einer Botſchaft vom 3. November, gegengezeichnet vom Miniſter Eichmann, ſie ſei feſt entſchloſſen, den von ihr in Uebereinſtimmung mit den Wünſchen ihres getreuen Volkes betretenen conſtitutionellen Weg unverrückt zu verfolgen.	Das Miniſterium Brandenburg ließ am 10. November gegen das Sitzungshaus der Nationalverſammlung mehrere Regimenter Soldaten mit Kanonen vorrücken und vertrieb dieſelben aus ihrem Saale.
9.	9.
Die Nationalverſammlung erklärt am 10. November, daß die verantwortlichen Beamten, welche der Krone ſo übel gerathen, ſich ſchwerer Pflicht-	Hier ſtimmt Wort und That überein. Die Thaten des Miniſteriums Brandenburg ſind der Welt bekannt. Vielleicht noch niemals hat ein Miniſterium

verletzungen gegen das Land, gegen die Verſammlung und gegen die Krone ſchuldig gemacht haben, und unfähig ſind, der Regierung vorzuſtehen.

10.

Die Krone ermahnt, unter Gegenzeichnung des Miniſteriums Brandenburg, am 11. November das Volk, »nicht Raum zu geben den Einflüſterungen, die es glauben machen, man wolle ihm die in den Märztagen verheißenen Freiheiten verkümmern, man wolle wieder ablenken von dem betretenen conſtitutionellen Wege.«

11.

Die Verordnung über Auflöſung der Bürgerwehr vom 11. November ſagt mit Berufung auf § 3. des Bürgerwehr-Geſetzes: »Dieſelbe habe nicht nur die Weigerung ausgeſprochen, den Maßregeln der Regierung gegen das geſetzwidrige Beginnen eines Theils der Nationalverſammlung die erforderliche Unterſtützung zu gewähren, ſondern auch thatſächlich die ihre ungeſetzlichen und wirkungsloſen Berathungen fortſetzenden Mitglieder der Nationalverſammlung fortgeſetzt unter ihren Schutz genommen.«

12.

Die Krone nennt in einer vom Miniſter gegengezeichneten Bekanntmachung vom 11. November die Nationalverſammlung »einen Theil der Abgeordneten,« und erklärt, daß »die Verhandlungen und Beſchlüſſe dieſes Theils der Verſammlung aller und jeder Gültigkeit entbehren.«

13.

Die Krone nennt in derſelben Bekanntmachung das Verbleiben und Berathen der Nationalverſammlung »ein geſetzwidriges Verfahren.«

14.

In derſelben Bekanntmachung wird geſagt, daß das Verfahren jenes Theils der Abgeordneten »die beklagenswertheſten Folgen herbeiführen und den Frieden gewaltſam ſtören müſſe.«

binnen acht Tagen ſo viele Ungeſetzlichkeiten gehäuft.

10.

Am 11. November wird die Berliner Bürgerwehr aufgelöſt.

11.

§ 1. des Bürgerwehr-Geſetzes, anerkannt und veröffentlicht von der Krone den 17. October, lautet:

»Die Bürgerwehr hat die Beſtimmung, die verfaſſungsmäßige Freiheit und die geſetzliche Ordnung zu ſchützen.«

Die Bürgerwehr hat ihre Pflicht gethan.

12.

Zweihundertundvierzig Abgeordnete ſind und bleiben auf ihrem Poſten. Zweihundertundzwei iſt die beſchlußfähige Zahl der Nationalverſammlung; wo dieſe Zahl und mehr ihre Sitzung halten, da iſt die geſetzlich berathende und beſchließende Nationalverſammlung.

13.

Die zur Vereinbarung der Verfaſſung vom Volke mit Zuſtimmung der Krone gewählten Abgeordneten haben weder ihr Mandat niedergelegt, noch ſind ſie von ihren Wählern zurückgerufen worden. Sie ſind auf ihrem Poſten und erfüllen ihre Pflicht gegen Volk und Krone.

14.

Die Nationalverſammlung beſchließt in ihrer Nachmittagsſitzung am 12. November, in welcher ſie die Auflöſung der Bürgerwehr für ungeſetzlich erklärt, zugleich »die Bürgerwehr und die Bevölkerung von Berlin aufzufordern,

	der Rücknahme dieſes Befehls in ruhiger Haltung entgegenzuſehen.« Die ruhige Haltung iſt in muſterhafter Weiſe beobachtet worden.
15. Das Miniſterium Brandenburg erklärt den 12. November die Stadt Berlin und deren zweimeiligen Umkreis in Belagerungszuſtand, »da durch die in dieſer Stadt eingetretenen Ereigniſſe die ordentlichen Civilbehörden außer Stand geſetzt ſeien, dem Geſetz die gebührende Geltung zu verſchaffen.«	15. Berlin iſt vollkommen ruhig; ſeit dem 31. October iſt nicht der mindeſte Exceß vorgekommen.
16. Das Miniſterium Brandenburg ſpricht in ſeinen Erlaſſen fortwährend von anarchiſchen Zuſtänden in Berlin.	16. Berlin iſt ruhig, aber das ganze Verfahren des Miniſterium Brandenburg enthält eine ſo vollſtändige Anarchie, das heißt, Vernichtung aller geſetzlichen Ordnung, daß *ſogar das Kammergericht in Berlin in der erſten Entrüſtung ein Juſtitium ausgeſprochen hat*, das heißt, einen Zuſtand, wo der Richter nicht mehr Recht ſprechen mag, weil ein ungeſetzlicher Belagerungszuſtand beſtehe. *Freilich hat es nachher dieſen Beſchluß wieder zurückgenommen.*
17. Könnte man nicht ſagen, daß die Berathungen der Nationalverſammlung während des Belagerungszuſtandes nicht frei ſeien?	17. Die Nationalverſammlung hat bewieſen, daß ſie ſich eben ſo wenig vor dem Toben eines politiſch noch nicht ausgebildeten Volkes als vor dem Blitzen der Bajonette fürchtet. Die Herzen ſind frei.
18. Preußen hat ſeit den Märztagen nur verantwortliche Miniſterien.	18. Das Miniſterium Brandenburg hält ſich fortwährend in Berlin im Gebäude des von Soldaten erfüllten Kriegsminiſteriums eingeſchloſſen, ohne Verbindung mit der Nationalverſammlung. Der König, der nicht ohne ſein Miniſterium Beſcheid geben zu wollen erklärt, iſt in Potsdam.
19. Preußen hat ſeit dem 17. März und dem 6. April v. J. Preßfreiheit.	19. Mehrere Berliner Zeitungen ſind ganz unterdrückt; die anderen dürfen keine Gegenerklärung von Seiten der Nationalverſammlung und keine zuſtimmende Adreſſe aus dem Lande aufnehmen. Blos das Miniſterium Brandenburg läßt drucken, was ihm beliebt. Viele tauſend Flugblätter läßt es in

	Berlin drucken in der Ober-Hof-Buchdruckerei, ſchickt ſie ballenweiſe im Lande und in den Regimentern umher, läßt ſie durch ſeine Getreuen austheilen. Der Staatsanzeiger druckt die offenbarſten Unwahrheiten, die gröbſten Angriffe auf die Nationalverſammlung.
20.	20.
Seit dem 6. April ſind »alle Preußen berechtigt, ſich friedlich und ohne Waffen in geſchloſſenen Räumen zu verſammeln. Auch Verſammlungen unter freiem Himmel können von der Obrigkeit geſtattet werden.«	In Berlin ſind, vermöge Befehls des Generals Wrangel, alle Clubs und Vereine zu politiſchen Zwecken geſchloſſen.
21.	21.
Die Habeas-Corpus-Acte ſetzt feſt: »Niemand darf vor einen andern als den im Geſetz bezeichneten Richter geſtellt werden. Ausnahmsgerichte ſind unſtatthaft. Auch ein Belagerungszuſtand macht hierin keine Ausnahme.«	General Wrangel verordnet über Jeden, welcher auf das Militär nachtheilig einwirkt, Kriegsgericht und Standrecht, ſo wie das Kriegsgericht für die, welche die Anmeldung eines Fremden unterlaſſen.
22.	22.
Laut der Habeas-Corpus-Acte vom 24. Sept. d. J. iſt die perſönliche Freiheit gewährleiſtet.	Seit dem 12. November durchziehen fortwährend Soldatenhaufen mit der geladenen, mit dem Zündhütchen verſehenen Schußwaffe alle Straßen. Die Bevölkerung geht ruhig ihres Weges. Den 14. November wird der Abgeordnete Schramm auf der Straße verhaftet, ohne allen Grund, ſo daß er am andern Tage wieder entlaſſen werden muß. Die Gefängniſſe der Stadtvogtei und Hausvogtei faſſen die Verhafteten nicht mehr.
23.	23.
Die Wohnung iſt unverletzlich, laut der Habeas-Corpus-Acte § 6.	Die Soldaten dringen in die Häuſer, ſuchen nach Waffen, durchwühlen dabei Betten, treiben die darin Liegenden heraus.
24.	24.
Nach den Zuſatz-Paragraphen des Bürgerwehr-Geſetzes vom 17. October bleiben die vom Staate den Gemeinden verabreichten Waffen im Beſitze der Gemeinden, bis die neue Verfaſſung und die neue Kreis- und Gemeinde-Ordnung in Kraft getreten ſein wird.	Die Soldaten holen die Waffen aus den Häuſern, verladen ſie auf einen mitgeführten Wagen, und bringen ſie nach den Staatsgebäuden, wo dieſelben, laut der Bekanntmachung vom 12. November, »für die Gemeinde in Verwahrung genommen werden.«
25.	25.
Im Falle eines Krieges oder Aufruhrs kann, laut der Habeas-Corpus-Acte § 8., wenn die Volksvertretung nicht verſammelt iſt, durch Beſchluß	Krieg — giebt es nicht — Aufruhr — iſt in Berlin nur in der Vorſtellung des Miniſteriums Brandenburg. Die Volksvertretung iſt verſammelt.

und unter Verantlichkeit des Staatsminiſteriums die zeit- und diſtrictsweiſe Suſpendirung der perſönlichen Freiheit und der Wohnungs-Unverletzlichkeit proviſoriſch ausgeſprochen werden. Die Volksvertretung iſt jedoch in dieſem Falle ſofort zuſammenzuberufen.	Sie hat den Belagerungszuſtand Berlins für ungeſetzlich erklärt.
26. Die Volksvertreter haben geſetzliche Unverletzlichkeit, gemäß dem Geſetz vom 23. Juni.	26. Am 13. November Nachmittags iſt der Vicepräſident der Nationalverſammlung, Plönnies, nebſt drei Schriftführern im Sitzungsſaale, um nach Beſchluß der Nationalverſammlung die häufig ankommenden Deputationen zu empfangen. Dieſe vier Volksvertreter werden durch Gardeſoldaten aus dem Saale geſchleppt.
27. Die Nationalverſammlung beſteht aus den geheiligten Perſonen der Volksvertreter.	27. Die Nationalverſammlung iſt am 15. November Abends, nachdem ſie aus dem Schauſpielhauſe und aus dem Schützenhauſe vertrieben, nachdem auch der ihr angebotene und einmal von ihr benutzte Saal der Stadtverordneten durch Soldaten abgeſperrt war, in einem Privathauſe verſammelt. Da dringen Soldaten ein, und nur die Feſtigkeit der Verſammlung macht es möglich, noch den in Berathung ſtehenden Beſchluß zu faſſen, ehe ſie durch größere Truppenmacht hinausgetrieben wird.
28. Wir leben unter einer chriſtlichen Regierung in einem chriſtlichen Staate.	28. Der Commandant von Berlin, Thümen, macht den 13. Novbr. bekannt: »Den anrückenden Truppen werde für den Augenblick Platz gemacht, um unmittelbar nachher dieſelben neckend und höhnend zu umſchwärmen. Daher ſei den Truppen der Befehl ertheilt worden, gegen die ſie verhöhnenden Volksmaſſen die Schußwaffe in ihrem ganzen Umfange zu gebrauchen, ſobald nach erfolgtem Signal zum Auseinandergehen nicht augenblicklich genügende Folge geleiſtet werde.« — Alſo auf eine Neckerei ein Bajonnetſtich oder eine Kugel! Wenn die Berliner Bevölkerung ſich nicht in muſterhafter Mäßigung gehalten hätte, ſo hätte das Miniſterium ſchon die entſetzlichſte Blutſchuld auf ſich geladen.
29. Im conſtitutionellen Staate entſchei-	29. Keine der vielen Deputationen aus dem Lande wird vorgelaſſen. Den Be-

ſtellt der König die Idee der Gnade, der Väterlichkeit.	auftragten der Berliner Stadtverordneten erklärt der Miniſter Brandenburg: »Er könne nicht zugeben, daß jetzt eine Deputation das Gefühl des Königs rege mache, um Maßregeln zu verhindern, die das verantwortliche Miniſterium auszuführen für nöthig erachte.« So eben, 21. November, ſind die Deputationen der rheiniſchen Städte Cöln, Coblenz, Aachen abgewieſen worden.
30.	30.
Die Krone beruft ſich in jener Proclamation vom 11. Nov. auf das Volk.	Viele Hunderte von Adreſſen (der Belagerungszuſtand hemmt den rechtzeitigen Druck eines vollſtändigen Berichtes darüber), von den größten Städten bis zu den kleinſten Dörfern, aus vielen Orten von Magiſtrat und Stadtverordneten, ergehen an die Nationalverſammlung, zum Theil auch an den König, und erklären der Nationalverſammlung ihre volle Zuſtimmung. — Der Miniſterpräſident ſagte einer Deputation von Frankfurt a. d. O.: »Wenn die Miniſter jede Deputation für die Nationalverſammlung nach Potsdam begleiten ſollten, ſo würden ſie gar nicht von dort fortkommen.«
31.	31.
»Das Volk«, ſagt jene Proclamation, »werde den ungeſetzlichen Widerſtand eines Theils ſeiner Vertreter ernſt und entſchieden mißbilligen.«	Das Volk ſendet Tag für Tag für die ausgetretenen Abgeordneten die Stellvertreter ein; auch die beurlaubten Abgeordneten eilen herbei.
32.	32.
Auf das Volk beruft ſich die Krone.	Von einigen Städten, von mehreren ſogenannten »patriotiſchen Vereinen« und »Preußenvereinen« gehen, wie berichtet wird, der Krone zuſtimmende Adreſſen zu, alſo von jenen Vereinen, welche ſich eifrig gegen die Grundbeſteuerung der Rittergüter erklären.
33.	33.
Die Regierungsblätter ſprechen fortwährend von den anarchiſchen Zuſtänden der Hauptſtadt.	Mehrere ausgetretene Abgeordnete, in ihrer Heimath gefährdet, kommen nach Berlin zurück, um ſich hier in Sicherheit aufzuhalten.
34.	34.
Die Botſchaft vom 3. November ſagte: Graf Brandenburg werde	Siehe von 1 bis 33.

»der feſten Begründung und gedeihlichen Entwickelung der conſtitutionellen Freiheiten mit Freudigkeit ſeine Kräfte widmen.«	
15. Die Botſchaft ſagte: »einem andern Miniſterium als einem ſolchen, von welchem zu erwarten ſtehe, daß es ſich Anſprüche auf das Vertrauen des Landes zu erwerben wiſſen werde, werde niemals die Leitung der Regierung anvertraut werden.«	35. Das Miniſterium Brandenburg, Ladenberg, Manteuffel, Strotha hat vom 9. Novbr. bis heute, 18. Novbr., unter dem lauten Widerſpruch des Landes, die Leitung der Regierung in den Händen.
16. Die Krone fordert Vertrauen, daß ſie ihre Verſprechungen in den Märztagen halten werde.	36. Das Volk fordert ſein gutes Recht; es mag ſein Recht nicht auf das Herz eines Menſchen bauen. Eine hohe Perſon ſagt den Berliner Stadtverordneten, »die Krone habe ſich durch ihr inconſequentes, ſchwankendes Verhalten in den Märztagen in eine ſchiefe Stellung gebracht.« — Verſtanden?
17. Der Juſtizminiſter erklärt, »daß es bei dem jetzigen Widerſtande die Wegſchaffung des Königthums, nicht des Miniſteriums Brandenburg gelte.«	37. Der Juſtizminiſter hat umgekehrt Recht. Keine Macht der Erde hat ſo ſehr und ſo haſtig, wie das Miniſterium Brandenburg durch ſeine ungeſetzlichen Schritte gegen die Nationalverſammlung, daran gearbeitet, die alte Anhänglichkeit des deutſchen Herzens an Krone und Königshaus wankend zu machen.
18. Die Botſchaft vom 8. Nov. ſagt: »die Nationalverſammlung ſolle vom 27. ab ihre Arbeit in Brandenburg fortſetzen.«	38. Die Kanzlei mit den wichtigen Acten der Nationalverſammlung iſt, trotz der Mahnung des Präſidenten der Nationalverſammlung an den Miniſter Manteuffel, ohne alle Aufſicht in den Händen der dort lagernden Soldaten. Iſt das die Vorbereitung auf die Fortſetzung der Berathungen in Brandenburg?
19. Schon am 14. März ward dem Magiſtrat und den Stadtverordneten Berlins auf eine Adreſſe an die Krone geantwortet: »die Loſung der Krone ſei: freie Völker, freie Fürſten; nur wenn beide frei wären, könne die wahre Wohlfahrt gedeihen.«	39. »Freie Fürſten« — S. Nr. 29. »Freie Völker« — die Landwehr in den Provinzen wird aufgeboten; wer iſt der Feind, gegen welchen ſie ihre Bayonette und Kugeln richten ſoll?

40.	40.
Das Miniſterium Brandenburg erklärt wiederholt: Alles, was geſchieht, das geſchehe nur deshalb, um die Freiheit der Berathungen der Nationalverſammlung zu ſichern, damit dem Volke ſobald als möglich die (auf den breiteſten Grundlagen) verheißene conſtitutionelle Verfaſſung gewährt werde.	! ! !
Das Miniſterium hat Worte — und Bajonette.	Die Nationalverſammlung hat ihr gutes Recht.
Worte klingen!	Thaten ſprechen!

An den Früchten ſollt ihr ſie erkennen!

Der Demokrat.

Der Demokrat.

Novelle aus unſerer Revolution

von

Arnold Ruge.

Leipzig.
Verlagsbureau.
1850.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Inhalt.

Der Demokrat.

1. Der Geburtstag des Quäkers.
2. Ein Abend in Potsdam.
3. Amaſa Wilds Abreiſe.
4. Unterredung zweier Geſchäftsmänner.
5. Die Ueberraſchung.
6. Eine Nacht in Berlin.
7. Adolf Duclos und Eduard Wallner.
8. Die neuen Verhältniſſe.
9. Das Abenteuer des Doctors.
10. Der Gefangene.
11. Revolutionäre Pläne.
12. Die gute alte Zeit.
13. Der Sturz.
14. Das Wiederſehen.
15. Neue Minen.
16. Die Rothen und die Diplomaten.
17. Der Beſuch in der Villa Amaſa.
18. Der Hinterhalt.
19. Die Flucht.
20. Für die rothe Republik!
21. Der unterirdiſche Stern.
22. Der Odenwald.

Der Demokrat.

I.

Der Geburtstag des Quäkers.

Hat es je in der Welt etwas Reizenderes gegeben! rief der Finanzrath von Kopper aus, während er einige Damen durch den Saal führte, der mitten im Winter durch jede Verſchwendung des Gärtners und der Künſtler in eine amerikaniſche Sommerlandſchaft verwandelt war, — und ſind wir denn wirklich noch in Potsdam? Sehen Sie, dies iſt die Villa des alten Amaſa Wild, meines ſehr ehrenwerthen Geſchäftsfreundes, dort fließt der Susquehana vorüber, Garten, Wald, Gebirge, Alles wie an Ort und Stelle! Das Mädchen hat es angegeben, ſie malt genug, und die beiden jungen Leute haben Alles zur

Ausführung gebracht. Sie wollte dem Vater eine angenehme Erinnerung zum Geburtstag ſchenken. Dort haben ſie den alten Handelsherrn, cunning old fellow, ſelbſt hingeſetzt. Nun, er wird ſich wundern, wenn er ſich in eigner Perſon einen Beſuch abſtattet, wobei er dann freilich kein Geſchäft machen kann!

In der That! rief eine der Begleiterinnen, das iſt königlich! Ich wußte wohl, daß Miß Francisca einen engliſchen Maßſtab hat —

— einen amerikaniſchen, verbeſſerte der Finanzrath, der wahrlich nicht erſt engliſch zu werden braucht, —

— aber ſo etwas hätte ich ihr nicht zugetraut, es iſt ein kühner Einfall für ihre Jugend und —

— Sie wollen ſagen, fiel der Finanzrath ein, doch am Ende zu koſtſpielig. Ich kann Sie beruhigen. Genießen Sie das Feſt ſo unbefangen, als wären Sie wirklich in der Villa des Alten, und alle dieſe Gemälde, Blumen, Spiegel und Büſche hätte die verſchwenderiſche transatlantiſche Natur uns umſonſt geſpendet.

Wahrhaftig, wir ſind in den Vereinigten Staaten! Guten Abend, Herr von Kopper! rief ihm der Regierungsrath von Eſchen zu, ein etwas hagerer brunetter Mann in ſeinen beſten Jahren, aber immer ein Mann. Er kam Arm in Arm mit einem ſchlanken blondgelockten Jüngling, dem Theaterdichter Eduard Wallner, der als Jäger und mit einer Büchſe auf der Schulter erſchien.

Wallner und von Eſchen! ha! ha, ha! wie ſchön iſt es, wenn Brüder einträchtig neben einander wohnen! ſcherzte der Herr von Kopper.

Ah! ziſchelten die Damen, die Herren ſind Nebenbuhler; aber iſt von Eſchen nicht mindeſtens vierzig?

O, das dürfen Sie laut ſagen, meine Damen, erwiderte der Finanzrath, die jungen Engländerinnen lieben das geſetzte Alter, ſie ziehen es ſogar vor.

Aber die Amerikanerinnen? verbeſſerte ihn nun ihrerſeits ſeine Begleiterin.

Wollen wir das auf eine Probe ankommen laſſen, meine Damen? Ich vermuthe, unſere Geduld wird es aushalten können, obgleich die ſchöne Franciska noch jung genug iſt.

Die Geſellſchaft wuchs von allen Seiten und erging ſich in dieſem reizenden Garten, den die junge Fee Francisca ihnen hergezaubert hatte. Der Regierungsrath, den einige ſchon im Voraus als Hausgenoſſen betrachteten, hatte die Rolle, die Gäſte etwas zu ordnen und ihnen anzudeuten, daß ſie hier ein Schauſpiel zu erwarten hätten. Wallner, der Jäger, war bereits im Gebüſch verſchwunden; man konnte denken, daß er in dem Drama ſich ſelbſt eine Rolle gegeben und daß es dieſe war.

Zu der gemalten Villa hatte man eine wirkliche Thür des Saales benutzt. Sie öffnete ſich, und Francisca führte den alten Wild in den Garten herein. Der heitere Augenblick und die ſchalkhafte Erwartung hob den geiſtvollen Ausdruck ihres zartgefärbten und feingebildeten Kopfes. Sie war allerliebſt ländlich gekleidet, die ſchwellende Fülle bei der ſchlanken elaſtiſchen Geſtalt, die jugendliche Keckheit und das eigenthümliche Selbſtvertrauen der Amerikanerin entzückte alle Welt. Ein rauſchender Beifall empfing die Beiden, und der Alte ſpielte um ſo natürlicher, je ſchlagender er überraſcht war. Sein Gelächter fand kein Ende, als er ſich ſelbſt erblickte: poor old Amasa, dear me! rief er einmal übers andere aus und ſchlug die Hände über den Kopf zuſammen.

Francisca holte ihm dann einen Strauß von den Beeten und Büſchen des Gartens, den ſie eilig pflückte, zuſammenfügte und mit einem Glückwunſch überreichte. Die engliſchen Verſe, welche ſie ſich ſelbſt dazu ausgedacht, wurden von Wenigen ganz verſtanden, den Alten aber erheiterten ſie immer mehr, je weiter ſie kam, und endlich rief er aus: „das Wettermädchen das!“ und: „unſer glorreiches Vaterland für immer!“ ſchrie er, indem er ſie umarmte.

Nun empfing er die Geſellſchaft, und die Nymphe des Hains entfernte ſich ein wenig von der Villa und erging ſich am Saum des nahen Waldes. Die Begrüßungen waren noch nicht zu Ende, ſo kam ſie eilig zurück gelaufen und warf ſich ängſtlich ſchreiend, erſchrocken und erſchöpft auf eine Bank in geringer Entfernung von den Zuſchauern.

Ein junger Mann, ziemlich abgeriſſen, aber nicht unſchön drapirt, es war Adolf Duclos, der ſchwarzäugige Sohn des Juriſten, trat zu ihr heran. Er grüßte ſie ehrerbietig. Jauchzend ſprang ſie auf: Wo iſt denn der Bär? ſind Sie der Bär? und lachte überlaut.

Ich der Bär? fragte der Jüngling betroffen. Ich ſehe wohl darnach aus; ich bin ein armer deutſcher Auswanderer. Ich fliehe die Tyrannen, wie Eure Väter thaten, und meine Kinder werden hier einſt glücklich ſein, wie Ihr.

Deine Kinder, junger Jüngling? haſt Du denn eine Frau? fragte Francisca boshaft.

Die Wirkung dieſer Scene war komiſch genug, und Adolf erröthete ſehr natürlich, als er antworten mußte: Die würde übel daran ſein, und Du ſiehſt, ſchöne Jungfrau, daß ich ſelbſt noch an alles Andere eher zu denken habe, als an meine Hausfrau.

Das iſt gewiß richtig, erwiderte ſie, da Du es ſelbſt ſagſt, — aber ſiehe da, der Bär! und ſie rannten Beide davon, während ein ſehr natürlicher Bär wüthend in die Scene ſtürzte und Alles unter lautem Gekreiſch der Damen in die wildeſte Flucht trieb. Das ganze Zuſchauerpublikum wurde faſt ernſtlich erſchreckt; nur Amaſa vergaß ſeine ſicheren vier Mauern nicht, ſondern ſtand unbeweglich da und darauf hatte man gerechnet. Der Bär watſchelte bis dicht zu ſeinen Füßen heran; da erſchien

Wallner auf dem Felſen, jodelte eine Tyrolerſtrophe, erblickte das Unthier und erlegte es mit ſeiner Büchſe gerade im rechten Momente.

Alles verſammelte ſich nun wieder um den geretteten Amaſa Wild. Man begrüßte dankbar den Schützen, und der Bär — ſtand wieder auf, gratulirte ganz wie ein Menſch, wenn gleich etwas ärztlich und phyſikaliſch, indem er den Puls des Alten in ſeine Tatze nahm und ihn ſo jugendlich ſchlagend fand, daß er ihm ein langes Leben prophezeihte.

Das iſt wahrlich der drollige Doctor Wurz! riefen viele Stimmen und als er die Bärenhaut abwarf, jubelte der ganze Saal, rief ihn heraus und verlangte, er müſſe da capo kommen und Alle noch einmal erſchrecken. Er that dies mit der ſinnreichen Variation, daß er die ſchöne Franciska, die eben herbeikam, griff und küßte, wodurch ſich natürlich der Beifall nur noch verdoppelte.

Die ganze Stadt war am andern Tage voll von dieſem originellen Geburtstage des Nabobs, wie ſie ſagten; und, wie heißt der glückliche junge Mann, der dies Alles eingerichtet und geleitet, der Jäger und der Dichter?

Man ſpricht davon, der König wolle ihn ſehen, ſo fragten ſich die Leute.

Eduard Wallner, der geiſtreiche blondgelockte junge Mann, antworteten die Wohlwollenden.

'S iſt ein Literat! er iſt nichts! antwortete der Herr von Eſchen.

Auch weiß man doch noch nicht, meinte der Finanzrath, ob ſie nicht einen ſolideren Geſchmack entwickeln wird. Wallner ſieht unreif aus, er war nicht der ſchönſte Mann in der Geſellſchaft, ein anderer hat mit ihr die Polonaiſe angeführt, das hatte ein Anſehen! Wallner hingegen hat in der Welt keine Stellung, die eine junge Dame, wie Miß Wild, reizen könnte. Es wird ihr nicht fehlen, zu Hofe gezogen zu werden, wenn ſie zu wählen weiß.

Sein Freund, der Herr von Eſchen, verſtand ihn. Und warum ſollte das Mädchen weniger verſtändig urtheilen, als der Finanzrath? ſagte er zu ſich ſelbſt. Was witzig und burlesk bei der Aufführung war, mag wohl von Wallner ſein, das Solide und der ganze Gedanke war ſichtbar von ihr.

Er ſtrich ſich den glänzenden Backenbart und bemerkte mit Befriedigung im Spiegel, daß der jüngſte Rath im Collegium nicht alt war.

Dieſer Geburtstag des alten Amaſa Wild war der 22. Februar 1848.

II.

Ein Abend in Potsdam.

Die Söldner trommelten zum Rückzug in ihre Baracken, die Sterne flimmerten hell, aber die Winternacht athmete den Hauch des Südens.

Was giebts? fragte der alte Duclos, in deſſen Zimmer wir uns befinden, als Adolf auf den Balkon hinaustrat.

Der ſchwarzäugige Knabe des Juriſten — denn man konnte den Jüngling faſt einen Knaben nennen, und der glückliche Vater nannte ihn heimlich ſeinen Apollino — hörte ihn nicht mehr. Er ſtand ſchon draußen. Im Zimmer war es ihm zu enge geworden, ſo hatten die weltumwälzenden Ereigniſſe, die am Morgen des 28. Februar in der Stadt bekannt geworden waren, ihn aufgeregt.

Das muß ich geſtehen! ſagte lächelnd der alte Duclos zu der Geſellſchaft, drei Männer von reifem Alter, der Junge hat Feuer in den Adern! Während wir den Ofen und die Fußdecken ſuchen, wählt er den Balkon und das Freie. Alles die Revolution!

Ja, bemerkte der Doctor Wurz, und ſie iſt zugleich klimatiſch und phyſiſch. Die Krankheiten werden heroiſch und poſitiv, das Entzündliche gewinnt die Oberhand, die Anfälle ſind raſch und tödtlich, das Schleichende verſchwindet, und eine ſo reactionäre, gemeine, ruſſiſche Seuche, wie die Cholera, iſt in dieſem Momente des Aufſchwungs mit einem Male unmöglich geworden. Sie würden ſich wundern, mein Freund, ſo wandte er ſich zu Duclos, wenn Sie den Umſchwung der letzten Woche in dem Charakter der Krankheiten beobachtet hätten.

Es wäre nicht das Einzige, erwiderte Duclos, was ich in meinem Alter noch lernte. Mein Sohn dort hat mich ſeine ganze Schule mit durchleben laſſen; und ſo bin ich nach einander Humaniſt, Demokrat und ſocialer Demokrat geworden. Die Jugend hat Recht, zu ihr ſpricht die Stimme der Weisheit und der Natur nie vergebens.

und wir Aelteren könnten ſehr glücklich leben, wenn wir immer für die begeiſterten Sprüche dieſes delphiſchen Gottes, der ewig lebt, ein aufmerkſames Ohr hätten.

Man denkt ſich die Sache gewöhnlich umgekehrt, warf der Finanzrath von Kopper hin.

Und ihm ſtimmte der Regierungsrath von Eſchen vollkommen bei mit der ſcharf betonten Bemerkung: Niemals aber war es gefährlicher, als gerade jetzt, dem ſchrankenloſen Idealismus der Jugend die Zügel ſchießen zu laſſen. Das Unmögliche träumen ſie als gegenwärtig, die Aufhebung des Pöbels, die Selbſtbeherrſchung, die Gleichheit, und nicht nur die Rechtsgleichheit, nein, auch die ſociale, die ökonomiſche Gleichheit der Menſchen. Und Ihr Herr Sohn, mein verehrter Freund, war heute Morgen in allem Ernſt verdrießlich darüber, daß in Paris die Regentſchaft der Herzogin von Orleans und nicht gleich das Abſurde, und europäiſch Undenkbare, die Republik, proclamirt worden iſt.

Die Republik? fragte von Kopper und hielt ſich die Seiten vor Lachen.

Ja! die Republik! wiederholte von Eſchen mit Entrüſtung.

Die beiden Männer hatten ſich vom Sopha erhoben, um ihrem Wirth deſto nachdrücklicher ins Gewiſſen zu reden.

Armer Duclos! rief Wurz aus, als er dieſe Anſtrengung gewahr wurde, Potsdam hat ſeit Friedrich II. und Voltaire, wie es ſcheint, ein ſehr ungünſtiges Klima für die Philoſophie. Ich fürchte, unſere Freunde vor dem Sopha ſind hier in der Mehrzahl.

Vielleicht ſo weit die Havel läuft, fügte der alte Duclos lächelnd hinzu, aber in der Mehrheit waren Friedrich und Voltaire zu ihrer Zeit hier eben ſo wenig.

Wurz hatte keine Zeit zu erwidern, denn in dieſem Augenblick trat Adolf Duclos raſch wieder in das Zimmer. Kaum daß die Balkonthüre zuflog, ſo war er zur Stubenthür hinausgeſprungen, die er weit aufließ. Er eilte der ſchönen Republikanerin Franciska Wild, ſeiner Schülerin im Deutſchen, entgegen, die ihm mit einer großen Pariſer Zeitung heraufgewinkt hatte und nun ihrem Vater auf der Treppe vorausſprang. Adolf führte ſie herein. Sie hielt das Journal in die Höhe und rief, glühend vor Freude: hier iſt die Nachricht!

Was für eine Nachricht, fragten vier disharmonirende Stimmen zugleich. Der alte Duclos war aufgeſprungen und überſtürzte die Worte, Wurz hatte die Frage mit einem diagnoſtirten zufriedenen Ton in die Länge gezogen, der Regierungsrath von Eſchen ſuchte in ängſtlicher Ahnung etwas Drohendes in ſeine Stimme zu legen, der Finanzrath ſprach leiſe, denn er dachte an den Stand der Papiere.

Adolf Duclas nahm das Zeitungsblatt, Franciſca bog ſich über ſeinen Arm und zeigte ihm die Stelle. Wie der Blitz ſchlugen die Worte in ſein Herz. Mit flammenden Augen drückte er ihre verführeriſche Hand, die leuchtend auf dem Blatte ruhte, was er ſonſt nicht gewagt hätte. Dann fragte er ſcheinbar unbefangen die Geſellſchaft: Soll ich leſen?

Lies, Adolf! antwortete Wurz. Die drei Anderen waren zu aufgeregt vor Erwartung, um zu ſprechen.

Er las: Paris, am 24. Februar: Der König iſt entflohen und der Thron auf öffentlichem Platze verbrannt worden; die Republik iſt proclamirt!

Bei dieſen Worten fielen der Regierungs- und der Finanzrath, wie vom Donner gerührt, rücklings auf das Sopha. Wurz ſprang ihnen ärztlich bei und beſprengte ſie boshafter Weiſe mit Waſſer. Adolf überſah die komiſche Scene. Er war überwältigt von dem Gefühl, dieſen Umſchwung der Menſchengeſchichte erlebt und verkündigt zu haben. Jubelnd umarmte er ſeinen Vater und dann — die ſchöne Amerikanerin Francisca, die Botin des Heils. Der Finanzrath ſah den Herrn von Eſchen fragend an, dieſer warf einen vielſagenden giftigen Blick auf das Mädchen und den kühnen Jüngling; er war zweifelhaft, was ihn mehr empörte, die Republik oder dieſe Umarmung der Republikanerin, womit zugleich ihre Verkündigung und ſeine Niederlage gefeiert wurde. Wurz aber ſagte leiſe zu dem Mädchen: Dies wäre eine Scene für Ihren dichteriſchen Verehrer, Eduard Wallner, er könnte ein neues Drama daraus machen und wieder ſelbſt eine Rolle darin ſpielen. Francisca erröthete und gab ihm einen verſtohlenen Klapps.

Die Väter Wild und Duclos ſahen ſich fragend an, darauf fielen auch ſie ſich ſchweigend in die Arme und die ganze Geſellſchaft war aufgelöſt in die gewaltige Bewegung, die durch alle Gemüther zuckte und ſie, in verſchiedenem Sinne, aufregte.

Amaſa Wild, der amerikaniſche Quäker und Geſchäftsmann, hatte ſich den alten Duclos für einige Berliner Angelegenheiten zum Rechtsanwalte gewählt; ſie verkehrten viel miteinander, ohne daß man eben eine beſondere Vertraulichkeit wahrgenommen hätte. Ebenſo ſchien es bisher den jungen Leuten mit einander ergangen zu ſein. Adolf hatte ſogar die ſchöne Republikanerin öfter in ihrem Quäkerthume verletzt, und obgleich er ſie deutſch lehrte und ihr die Tiefen unſrer Dichter und Denker aufſchloß, ſo hätte doch Niemand geglaubt, daß ſo verſchiedene Bildungsmomente ſo raſch in Einem Punkte harmoniren würden, und man rechnete, wie wir geſehen haben, für die Tochter des großen Handelsherren auf einen ziemlich entgegengeſetzten Entſchluß. Es war der Enthuſiasmus der humanen Religion, das Intereſſe für die Republik, welches ſie hinriß. Aber das Mädchen und die Quäkerin regten ſich in ihr.

Adolf! rief ſie aus, indem ſie ſich verſchämt aus ſeinen Armen wand, das hat Gott gethan! denn ſie verſäumte keine Gelegenheit ihn zum Glauben zurückzuführen.

Ja, dieſen Gott, der dies gethan, den bet' ich an, erwiederte er, und wenn du willſt, Francisca, ſo werb' ich mit dir zuſammen für ſein Regiment und ſeinen Cultus.

Gut, das will ich, ſagte ſie; du ſagſt es anders, aber Du meinſt es nur eben ſo und thuſt, wie ich. Iſt es nicht ſo, Vater?

Der alte Wild, ein ächter Demokrat und eifriges Mitglied der Place-Societé von Elihu Burrit, dem braven Schmidt in Maſſachuſſets, antwortete: Das Reich Gottes, meine Kinder, iſt nahe herbeigekommen, das Gericht ereilt die Tyrannen, der Geiſt kommt über die Völker, und der Mund unſchuldiger Knaben wird den ewigen Frieden verkündigen. Folgt dieſem Geiſt, er führt Euch recht in alle Wahrheit und Freiheit!

Von Kopper und von Eſchen hatten ſich wieder erholt. Sie erſchraken nun wieder über die idealiſtiſche

Rede des alten Kaufmanns, das hatten ſie nicht von ihm erwartet, aber ſie faßten ſich auch nach dieſem Schrecken wieder, ſie rochen noch einige Male in das Eau-de-Cologne-Fläſchchen, welches auf dem Sophatiſche ſtand, dann erhoben ſie ſich, ſchlugen alle weiteren Einladungen aus und griffen nach ihren Hüten. Der Regierungsrath „hatte noch einen Bericht zu machen“ und der Finanzrath „wollte die Poſt noch entgegennehmen“.

Wurz lachte höhniſch hinterdrein und rief hörbar genug: Geht in die Hölle, ihr Peſtfliegen! Denn, ſetzte er zu Duclos gewendet hinzu, es iſt etwas Wahres an dieſem Aberglauben, ich ſpüre ſchon die Seuche in der Luft, welche der zahlloſe Schwarm dieſes Ungeziefers noch einmal über Europa bringt. Wer es vermag, greife zur Fliegenklatſche, ſo lang' es noch Zeit iſt! — Euch aber, ihr jungen Götter, ſo redete er Adolf und Franciska feierlich an, werde Euer Himmel nicht geſtürmt von den brutalen Giganten, den wüſten Söhnen der Furche, des Miſtes und des Moders. Die Rohheit erhebt ſich immer von neuem gegen die olympiſchen Ideale.

Der alte Amaſa Wild verſtand ihn nicht. Adolf

Duclos aber ſah eine Thräne in den Augen ſeines Freundes und ſagte bewegt zu ihm: Gieb uns die Hand, lieber Doctor, und wirf keinen Schatten des Trübſinns in dieſe glückliche Stunde! Es iſt wahr! die folgenden können ihr nicht gleich ſein, ſie aber iſt auch ein ganzes Leben werth; hätten wir es doch hingegeben, um ſie herbeizuführen! Und gegen die Giganten, du weißt es, hatte Zeus des Himmels ſiegreiche Blitze. Das Griechenthum wird noch einmal ſiegen.

Der Doctor legte die Hände ſeiner jungen Freunde ineinander und ſagte ernſt: Die Weltgeſchicke ſind von heute an eure Geſchicke. Denkt nicht an das ſtille Glück verſchwundener Zeiten. Dann aber wird auch euer Geiſt die neue Menſchheit lenken.

So hatte Franciſca den Doctor nie geſehen. Er ſprach ſonſt nicht ſo ernſt, ſo feierlich und ſo dunkel. Und ſeine Stimmung theilte ſich Adolph ſichtbar mit. Sie empfand, daß ein religiöſes Band dieſe Männer vereinigte, das war nach ihrem Sinn; aber ſie fühlte ſich beängſtigt durch das prophetiſche Geheimniß. Der Doctor ſchien ihr Sturm und Unheil zu weiſſagen.

Was hab' ich angerichtet, rief ſie aus, mit meiner Nachricht?! Die ganze Welt wirft ſich mir auf die Seele! Und doch, wenn ich die Wahl hätte, ich würde die Nachricht noch einmal bringen mit Allem, was mich dabei beängſtigt. Was iſt ſie anders, als die frohe Botſchaft aus unſerer amerikaniſchen Heimath? — Die Verkündigung der Republik bringt ſie in Aufruhr! Sind dieſe Menſchen weniger werth, ihre eigenen Herren zu ſein, als wir?

Adolf war glücklich und übernahm ſehr gern die Aufklärung ſeiner liebenswürdigen Schülerin.

So verlebten Duclos und ſeine Freunde den Abend des 28. Februar. Es war wie eine Verlobungsfeier, und es war es auch wieder nicht. Die beiden Väter ſahen ſehr vergnügt darein, ohne ſich zu erklären, ja, wenn man Amaſa Wild darauf anſah, hätte man denken können, er wäre nichts als ein wohlwollender Zuſchauer bei dem Entſtehen des neuen Verhältniſſes. Adolf und Franciſca hingegen nahmen das Ereigniß auch perſönlich für ſich in ſeiner vollen Bedeutung; und der Finanzrath von Kopper, der beim Weggehen von Duclos dem Herrn von Eſchen verſicherte, daß ihm die Republik nicht unerwarteter gekommen wäre, als dieſe Wahl der jungen Amerikanerin, ſagte am andern Tage ſehr richtig zu Eduard Wallner, dem Freunde und Nebenbuhler Adolphs: Sie haben die Partie verloren, der poetiſche Idealiſt gegen den politiſchen! Die Menſchen werden unſinnig und fangen an die Politik wie Poeſie zu betreiben! Und Wallner blieb kein andrer Troſt, als daß ſie's ſo nicht lange treiben würden. Der Herr von Eſchen hingegen gehörte zu Denen, die ſich's zum Geſchäft machten, dem Schwindel der Zeit einen Damm entgegenzuſetzen. War dies Geſchäft von nun an ſchwieriger geworden, ſo ſchien es ihm darum nur deſto nöthiger. Wer nicht zu heilen war, den mußte man über Bord werfen. Er hatte ſo ſeine Gedanken dabei.

III.

Amaſa Wilds Abreiſe.

Nach einigen Tagen, als grade Wurz zugegen war und Adolf Selterbrunnen, dem alten Duclos aber Madeirawein empfahl, erſchien Amaſa Wild bei Duclos, um, wie er ſagte, anzukündigen, daß er morgen nach Weſten führe. Die unerſchütterliche Gleichgültigkeit, mit welcher er den Entſchluß zur Trennung ausſprach, ſchien Adolf Duclos zu erſchrecken. Er war roth geworden, als Amaſa Wild erſchien, jetzt wurde er blaß, wie der Kalk. Wurz wußte ſich wohl ſeinen Schrecken, aber nicht ſein Erröthen zu erklären. Der alte Amerikaner, der Alle gleichmäßig und wie gewöhnlich begrüßt hatte, wollte eben fortfahren, als Adolf Duclos plötzlich aufſprang und in der größten Aufregung fortſtürzte.

Um Gotteswillen! was iſt das? fragte der alte Duclos, und wollte dem Flüchtling nachrufen.

Laſſen Sie ihn ruhig laufen, ſagte Amaſa Wild. Er wird ſich von hier bis nach meinem Hauſe keinen Schaden thun, und daß wir ihn dort finden, wenn wir ihn haben wollen, können Sie überzeugt ſein.

Aber was iſt nur mit ihm vorgegangen, daß er bei Ihrem Eintreten erröthete? fragte Wurz den alten Wild.

Dieſer fuhr fort: Das hab' ich nicht bemerkt. So? — Nun, das wird ſich Alles aufklären, und wenn es ſich nicht aufklärt, ſo wollen wir ihm ſein Geheimniß ruhig überlaſſen. Er iſt alt genug, wir brauchen ihn nicht mehr zu bevormunden.

Nun, mündig iſt er noch nicht, bemerkte der alte Duclos, aber wild iſt er.

Wilde Füllen werden muntre Pferde, ſagte der Amerikaner, doch laſſen Sie mich zur Sache kommen! Sie haben mir Recht verſchafft und dadurch meine Geſchäfte hier in's gewöhnliche Geleiſe zurückgeführt. Ich habe Alles ſo eingerichtet, daß ich perſönlich zu entbehren bin, alſo nach Hauſe zurückkehren kann, und werde morgen abreiſen. Wenn Ihre Arbeiten Sie nicht verhindern, ſo verleben Sie die letzten Stunden bei mir, und auch Sie, Herr Doctor Wurz.

Der arme Adolf! rief Wurz aus. Das giebt eine Tragödie! Die Leidenſchaft der jungen Leute iſt unwiderſtehlich. Haben Sie denn gar nichts gemerkt, vortrefflichſter Freund? ſo redete er Amaſa Wild an.

Allerdings, erwiderte dieſer, alles Mögliche iſt mir klar geworden, ich habe ſie aber nicht ſtören wollen, da ſich jetzt Alles von ſelbſt auflöſen wird.

Durch Ihre Abreiſe? fragte Wurz mit einem ſchallenden Gelächter.

Ja, durch meine Abreiſe, verſetzte Wild ruhig.

Wurz ſah ihn forſchend an, aber Wilds Geſicht behauptete eine marmorne Ruhe. Er fuhr fort: Seit jenem Abend des 28. Februar, als wir Euch die Nachrichten aus Frankreich brachten, ſind Adolf und Franciſca auf einen ganz andern Fuß gekommen, als bisher. Zwar iſt der gute Jüngling noch immer ſo lebhaft, wie ſonſt, für unſre demokratiſchen Principien, aber er war dies ſeitdem ſo ſehr in Gemeinſchaft mit meiner Tochter, daß die Sache chriſtlicher Weiſe nicht ſo fortgehen konnte.

Ich ſtehe für meinen Sohn, ſagte der alte Duclos etwas verletzt.

Ich nicht für meine Tochter, ſetzte Wild ein. Die Stunden, die er ihr ſonſt ſtundenweis gab, verlängern ſich jetzt ſo ſehr, daß ihnen der Tag nicht mehr genügt, ſie nehmen die Nacht zu Hülfe. Ich bin durchaus nicht gegen einen gründlichen Unterricht, noch gegen dieſen Lehr- und Lerneifer; aber ich habe bemerkt, daß der Unterricht eine ganz neue Wendung nimmt, eine Wendung, die wir beide anfangs nicht beabſichtigten und über die wir uns jetzt erklären müſſen.

Ich bin überzeugt, fiel Duclos noch einmal ein, daß mein Sohn nicht zu weit gegangen iſt.

Daſſelbe bin ich von meiner Tochter überzeugt, ſagte Amaſa Wild, wüßte auch gar nicht, welche Grenze ſie ſich noch ſtecken ſollten. Denn heute Morgen, als ich aufſtand und in Franciſca's kleines Zimmer trat, fand ich das Feuer ſehr gut unterhalten, die Lampe hell brennen, aber die beiden Studirenden feſt eingeſchlafen auf dem Sopha. Sie hielten ſich wie ein paar Brüder umarmt und erwachten nicht, als ich eintrat. Die Magd kam hervor; ſie war nicht wenig erſchrocken, mir zu begegnen. Ich beruhigte ſie indeß durch Zeichen und ſagte leiſe: Jane, wecke die Kinder nicht auf, lege ſachte eine ſeidene Decke über ſie und komm' in mein Cabinet! Hier gab ich ihr ein Briefchen an meinen Nachbar den Prediger, und als dieſer kam — —

— Was in aller Welt! rief Wurz, und Duclos ſchob ſeine Sammetmütze ungeduldig hin und her.

Und als dieſer kam, fuhr Wild unbeirrt durch die Bewegung ſeiner Zuhörer fort, fanden wir ſie noch ruhig ſchlafen. Mann Gottes, ſagte ich zu ihm, folge der Sitte

Deines Landes, ſegne ſie ein, wie ſie da ſind, und traue ſie. Er war in Zweifel. Dann fiel ihm ein, daß er mir wohl willfahren könnte, wenn wir ſpäter daneben noch die Civilehe vollziehen laſſen wollten. Was ich vermuthet hatte, geſchah. Sie erwachten über unſerer Verhandlung, und als ſie ſahen, daß ſie ſich weder verbergen, noch meiner Anordnung ausweichen konnten, ergaben ſie ſich darein, ſtanden auf, ließen ſich ruhig die Hände zuſammenlegen, und ſind alſo — getraut. Die Braut und der Bräutigam waren etwas verſchämt, aber glücklich über die Maßen, nur Eins baten ſie uns unaufhörlich, das Ereigniß ſorgfältig geheim zu halten. Hat er nichts geſagt?

Kein Wort! brummte der alte Duclos nachdenklich für ſich hin.

Alſo darum war der junge Mann ſo aufgeregt, überlegte ſich Wurz, hm! jetzt begreif' ich, warum er erröthete, nun begreif' ich aber nicht mehr, wovor er erſchrak.

Er fürchtet, ſagte der Amerikaner, daß er durch meine Abreiſe entweder ſein Vaterland oder ſeine Frau verliert. Sie werden ſich in dieſem Augenblick verſchwören, daß ſie nicht mitreiſen wollen.

Und was fangen wir mit ihnen an? fragte Duclos faſt verlegen.

Wir übergeben ihnen meine hieſigen Geſchäfte, erwiderte Wild. Er muß nicht denken, daß es ohne Arbeit abgeht.

Ich fürchte, warf Wurz dazwiſchen, die Revolution wird Ihre Anordnungen kreuzen.

Amaſa Wild hatte wohl daran gedacht, aber er glaubte nicht, daß die Deutſchen den Italienern und Franzoſen ernſtlich nachfolgen würden. Euer Volk, ſagte er, hat ſo viele Jahrhunderte eine entehrende Lage ohne Murren erduldet, wie ſollte mit einem Male die nöthige Selbſtachtung in dieſe Menſchen gefahren ſein! Ihr werdet Eure Despoten behalten, weil Ihr die Sclaverei nicht haßt. Wer alſo auf die Fortdauer Eurer alten Zuſtände rechnet, wird ſich wohl nicht ſehr irren.

Wurz und Duclos konnten ſich in alle die neuen Verhältniſſe, welche Amaſa Wild wie ein Autokrat geſchaffen hatte, nicht ſo ſchnell zurecht finden, als die Folgen davon ſchon eintraten.

Die junge Frau erſchien in einer Haube am Arm ihres Gemahls, und beide erklärten dem alten Wild in einem höchſt gereizten empöreriſchen Tone, daß die Willkür, über ſie zu verfügen, jetzt ihre Grenze erreicht habe, daß ſie fortan ihr Schickſal ſelbſt in die Hand nehmen wollten, daß ſie an Amerika vor der Hand nicht dächten, daß ſie entſchloſſen wären, im Nothfall ſogar allein in Europa zu bleiben, aber Alles anwenden würden, den alten Wild ebenfalls noch zurückzuhalten.

Amaſa Wild lächelte und bemerkte trocken, er habe drüben zu thun. Gegen den Entſchluß des rebelliſchen Paares ſei dagegen nichts zu erinnern; und darauf ſetzte er Adolf zu ſeinem größten Erſtaunen in ſeine neue Würde ein.

Dieſer nahm die Sache ſehr ernſt und ſagte: Ihr erſchreckt mich durch die Verwicklung, in die Ihr mich wohlwollend, aber faſt wie im Scherze geſtürzt habt. Mir war es eine lockende Ausſicht, in den kommenden Stürmen frei und allein zu ſtehen. Jetzt, ich bekenn' es, habe ich mich erſt ſelbſt gebunden, überwältigt von meiner Liebe, und ſeit heute Morgen iſt nun meine Geliebte mein Weib und um ſo feſter in mein Schickſal verflochten. Von dem

Geſchäfte, das mir fremd iſt, werde ich nun vollends verwirrt. Welch ein ſchönes Loos in gewöhnlichen Zeiten, welch ein Zwieſpalt des Herzens mitten in der Revolution!

Da habt Ihr's, ſagte Wurz, der Pegaſus will nicht pflügen. Wer weiß, ob die jungen Leute nicht zufrieden geweſen wären, ſich einen herzinnigen Kuß zu geben und dann der Eine nach Weſten, der andere nach Oſten zu ziehen, wenn Sie, Maſter Amaſa, den verhängnißvollen Prieſter nicht gerufen hätten.

Wild hatte ſich dieſe Schwierigkeit allerdings nicht gedacht. Schon fing er an zu zweifeln, ob Wurz mit ſeiner Ironie wohl Eindruck gemacht hätte; da kamen ihm ſeine Rebellen zu Hülfe. Sie blickten ſich feurig in die Augen, dann ergriffen ſie ſich bei den Händen und fragten faſt zugleich: Wir hätten uns je wieder verlaſſen ſollen? Nimmermehr!

Und der Vater hatte Recht, fuhr Francisca fort, daß er dies gleich entſchied.

Aber er hat uns nicht gefragt, zürnte Adolf.

Es war auch nöthig, lange zu fragen, erwiderte der

Alte, als die poetiſche Stunde heute früh um 6 Uhr noch nicht — —

Franciska ſchloß ihm den Mund mit einem raſchen und gewandten Kuß. Adolf erröthete von Neuem, und in der allgemeinen Heiterkeit ging die weitere Erörterung unter.

Amaſa's Reiſe verſchob ſich noch einige Tage, doch war er längſt auf dem Ocean, als die deutſche Revolution, an die er nicht glaubte, ihren erſten Sturm entfeſſelte.

IV.

Unterredung zweier Geſchäftsmänner.

Adolf Duclos warf ſich mit dem größten Eifer in die Geſchäfte, die Amaſa Wild ihm hinterlaſſen hatte, obgleich er ſie zum Theil wenig nach ſeinem Geſchmack fand. Die große Verantwortung und ſeine plötzliche Selbſtändigkeit reizten und ſtachelten ihn indeſſen eben ſo ſehr, als das Mechaniſche des Comptoirs ihn ermüdete. Der Knabe war plötzlich ein Mann geworden. Seine neue Würde brachte ihn auch mit dem Finanzrath von Kopper in Geſchäftsverkehr, und dieſer, dem Wilds merkantiliſche Ueberlegenheit imponirte, faßte ein gewiſſes Intereſſe für Adolf und bewog ihn, ſeinen Wohnſitz in Berlin aufzuſchlagen.

Sie haben Recht, ſagte Adolf, als der Finanzrath ihm alle Vortheile der Ueberſiedelung entwickelt hatte, und dazu kommt noch, daß mir die Potsdamer Caſernenluft gründlich verhaßt iſt.

Ob Sie ſich in dieſer Hinſicht in Berlin weſentlich verbeſſern, erwiderte der Finanzrath, weiß ich nicht, zumal jetzt, wo ſo viel Militär nach der Hauptſtadt ſtrömt, um einer Revolution zuvorzukommen. Uebrigens, mein verehrter Herr Ducles, ſollte Ihre veränderte Lebens-Stellung — und ſie wird es — Ihnen billig eine größere Zuneigung zu den Soldaten, dieſen Säulen der Ordnung und des Beſitzes, einflößen, als Sie bisher in Ihrer Verhältnißloſigkeit beſaßen.

Adolf erwiderte: Sie haben nicht ſo viel Urſache als ich, an Nordamerika zu denken, aber in dieſem Falle liegt es doch ſehr nahe, ſich zu fragen, wie man denn dort, wo keine ſtehenden Armeen ſind, die Ordnung und das

Eigenthum ſichert? Und die Schweiz, iſt ſie etwa eine Mördergrube?

Der Finanzrath lächelte: und wenn ich zugebe, daß es mit dem Eigenthum allenfalls noch geht, verſetzte er, die Ordnung iſt ja in beiden Muſterſtaaten immerfort geſtört. Ein Aufruhr drängt den andern, während unſer glückliches Land ſeit Jahrhunderten nichts von einem ernſtlichen Bürgerkriege weiß. Und wem verdanken wir dieſes Glück anders, als unſerem herrlichen Herr?

Ich nenn' es kein Glück, antwortete Adolf bitter, daß wir ein armes, ausgeſogenes, entehrtes Land bewohnen, in dem das allgemeine Elend dem Menſchen jeden Gedanken an Empörung auch gegen den härteſten Druck unmöglich macht; ich nenn' es kein Glück, daß eine ſtumpfſinnige Bevölkerung nicht einmal Parteizwecke kennt, viel weniger ſich dafür erhitzt und ſchlägt; ich nenne dieſe Ordnung armer entmenſchter Sclaven einen heilloſen Jammer, eine wüſte Unordnung, ja eine Zerſtörung alles deſſen, was das Leben erſt lebenswerth und den Menſchen erſt zum denkenden, ſich frei beſtimmenden Weſen macht. Aber die Welt iſt aufgeregt bis unten hinunter, und wir ahnt, auch um die tauſendjährige deutſche Sclavenordnung iſt es geſchehen. Werfen Sie nur einen Blick in die Zeitungen, überall fordert man von den Königen die Rechte des Volks, und man wird ſie erobern, wenn ſie nicht gewährt werden.

Glauben Sie das nicht, erwiderte der Finanzrath, weil Sie es wünſchen. Die Könige würden ſich blamiren, wenn ſie nachgäben.

Die Könige, behauptete Adolf, blamiren ſich nur, wenn ſie von den Thronen herunterſteigen, ſie werden Alles thun, um darauf zu bleiben.

Und ſind Herren, fuhr der Finanzrath fort, ſo lange ſie exiſtiren. Alle Forderungen des Volkes ſind daher eine Thorheit. Das Volk wird nie zu ſeinem Rechte kommen, wenn es nicht dem Könige ſeinen Kopf nimmt, und den Kopf des Königs vertheidigt die Armee.

Adolf ſah ihn groß an. Endlich faßte er ſich von ſeiner Verwunderung und rief aus: Wie offen und deutlich Sie ſprechen! Ja, Sie haben Recht: Wer die Freiheit des Volkes verlangt, fordert den Kopf des

Königs. Die engliſche und franzöſiſche Geſchichte zeigen uns dieſes Drama.

Und denken Sie, junger Schwärmer, fügte der Finanzrath hinzu, daß der Kopf des Einen ſymboliſchen Eigenthümers genügt? Was iſt das Recht des Volkes? Alles ſelbſt zu beſitzen und zu verwalten. Sein Recht verlangen, heißt alſo auch meinen und Ihren Kopf fordern. Die franzöſiſche Revolution zeigt uns auch dieſes Drama.

Und doch iſt es ſeltſam, ſprach Adolf Duclos wie vor ſich hin, würde ein König dem Volke ſeinen Kopf leihen und nur auf die Befreiung Aller denken, man würde ihm den Kopf nicht nehmen, man würde mehr als einen König, man würde einen Heroen aus ihm machen. Und wenn wir, die ökonomiſchen Deſpoten, freiwillig unſere Privilegien abtreten, denken Sie, man wird uns erwürgen, ſtatt uns zu danken?

Ich denke es, verſicherte der Finanzrath; ein Hund iſt dankbar, die Menſchen haſſen ihre Wohlthäter.

Die Hunde, fuhr Adolf fort, ſind edel, die Menſchen gemein?

Sie kennen die Welt nicht: ich ſage ja! betheuerte der Finanzrath unerſchrocken.

Nun, ſo wird es Sie nicht überraſchen, wenn man Sie köpft! antwortete Adolf zornig.

Nicht im Mindeſten! verſicherte jener gelaſſen, auch nicht, wenn mein Brutus mir das Eiſen ſchleift, obgleich ich kein Cäſar, ſondern nur ein Theil von ihm bin.

O, rief Adolf aus, hätt' ich es nie begriffen, daß wir den Cäſar und alle ſeine Theile vernichten müſſen, ſo lehrten Sie mich's in dieſem Augenblick. Wir ſind ſo weit gekommen, daß Sie nun ſehen, ich halte die Menſchen für beſſer als die Hunde, Sie hingegen haben mir in aller Ruhe mitgetheilt, Sie halten die Hunde für beſſer als die Menſchen. Wäre Deutſchland ein Land politiſcher Kämpfe, wo anders, Herr Rath, als im hitzigſten Gefecht könnten wir uns begegnen? Wie die Sachen jetzt ſtehen, trägt es indeſſen wenig aus, was Sie denken und was ich denke. Ihre Menſchenverachtung iſt eine innerliche, mein Glaube ohne Bethätigung. Unſere Gemüthsbewegungen laufen noch gleichgültig neben unſerer confiscirten Geſchichte her. Erſparen wir uns alſo dieſe unfruchtbaren Differenzen und machen wir unſere Geſchäfte in Zukunft ohne Philoſophie.

In der That?! rief der Finanzrath betroffen aus. Sie reden wie ein Miniſter! Sie disponiren über mich!

Sie haben ſich vorhin freiwillig zu meinem Rath gemacht, entgegnete Adolf unbekümmert. ohne Zweifel alſo gefielen Sie ſich in dieſer Rolle. Auf Wiederſehen in Berlin!

Sie trennten ſich eben ſo förmlich, als ſie aufgeregt waren.

V.

Eine Ueberraſchung.

Adolf ſchritt haſtig auf ſeine Wohnung zu, wo er ſeinen Vater und den Doctor Wurz traf. Als er ihnen den Vorfall erzählt hatte, ſagte Wurz: Den haſt Du zu ſtark geärgert, er wird reagiren.

Hoffentlich, ſchäumte Adolf heraus, hab' ich ihn auf immer abgeſchreckt, mich zu bevormunden. Weder als Feind, noch als Freund will ich den Menſchen anerkennen.

Er hat ſeine Gemeinheiten in ein Syſtem gebracht, darum trotzt er darauf, als wären ſie etwas Vornehmes. Sind die Andern Schurken aus Inſtinkt, ſo iſt er ein ſyſtematiſcher Schurke; darum dünkt er ſich beſſer!

Mein lieber Sohn, ermahnte ihn der alte Duclos, Du haſt einen Fehler gemacht. Du kannteſt ihn. Er traute ſich's zu, Dich zu ſeiner Weisheit zu bekehren; warum beſtärkteſt Du ihn nicht in dieſem Glauben? Was verlorſt Du dabei, wenn Du ihn merken ließeſt, der Beſitz habe Dich zum Freunde des Generalbeſitzers und ſeiner Sclavenhüter gemacht? Er iſt ein gefährlicher Feind, denn er iſt klug und ſchlecht.

Und es wäre ganz und gar keine Sünde geweſen, dieſen Schurken zu hintergehen, ſetzte Wurz hinzu. Die Zeiten ſind darnach. Kein Menſch iſt ſeines Lebens auf der Straße mehr ſicher. So getreu haben ſie das Mittelalter copirt. Wenn dieſe Banditen nur wüßten, wo die Revolutionärs ſteckten, ſie erwürgten Alle ohne viel Federleſens. In Berlin ſchießen ſie auf gut Glück in die dichteſten Haufen. Jeder Unbewaffnete iſt eine gute Zielſcheibe und das Angenehme dabei, er ſchießt nicht wieder!

Und ich ſollte mich einen Freund dieſer Mörder nennen, rief Adolf aus, blos um leichteres Spiel mit Einem Wahnſinnigen zu haben?! Eine Welt voll Wahnwitz haben wir auf dem Halſe und mit dem Diplomatiſiren iſt hier nichts gethan! Sie kommandiren die Bewaffneten zum Morde der Unbewaffneten. Sie greifen an, wir werden uns wehren müſſen!

Müſſen, ja! aber können, das iſt die Frage, klagte der alte Doctor, während das Geraſſel der Kanonen und das Stampfen der Pferde unter dem Fenſter ſeine Stimme übertäubte. Sieh', fuhr er fort, eine unabſehbare Reihe von Pferden, Menſchen und Kanonen! Dort kommen ſie gezogen! ſieh' ſie Dir an! Wie gefallen Dir dieſe Volksgeſichter? Sie ziehen nach Berlin; wenn ſie nach Petersburg zögen, ſie könnten nicht anders dreinſchaun!

Ja, wahrlich! nach Berlin. Nun, da werd' ich ſie ja wiederſehn! ſagte Adolf. Es iſt wahr, dieſe Maſſen ſcheinen nichts von der großen Frage zu ahnen, um deretwillen ſie in Bewegung geſetzt wurden, aber ſie werden es lernen. Das Gewitter bricht herein; ich glaube nicht, daß eine Kanonade es zertheilen wird.

Willſt Du nach Berlin? fragten Duclos und Wurz zugleich.

Der Finanzrath räth es mir wegen des Geſchäfts und meine Freunde laden mich ein wegen der Revolution, antwortete Adolf.

Was habt Ihr vor? rief Wurz betroffen aus; dem alten Duclos war die Sprache vergangen.

Was wir vorhaben? Wie ſeltſam Du fragſt, mein theurer Freund, erwiderte Adolf. Alle Berliner, die ich geſprochen, berichten übereinſtimmend, daß die Aufregung allgemein iſt, daß ſie ſtündlich wächſt und durch die Mordthaten, die von Amts wegen in den Straßen geſchehen und von denen Du ſelbſt erzählſt, nur geſteigert und geſtärkt wird. Wir haben nichts anders vor, als uns in dieſer Bewegung dem Vaterlande nicht zu entziehn.

Das Militär war vorübergegangen, Adolf warf zufällig einen Blick auf die Straße, er wollte ſeinen Augen nicht trauen. Der Finanzrath wanderte vertraulich mit Francisca über den Platz, beide waren ſehr lebhaft im Geſpräch und der Herr von Kopper geleitete ſie und verabſchiedete ſich mit der größten Freundlichkeit, indem er Franciſca einen Brief übergab.

Wenn ich wirklich ſein Miniſter geworden wäre, rief Adolf Duclos aus, könnte er nicht dienſtbefliſſener ſein! Wie iſt es möglich? Will er mich beſchämen, als ein Mann von Welt und gutem Ton?

Unterdeſſen war Franciſca eingetreten. Sie wußte nichts von dem Vorfall zwiſchen Adolf und dem Finanzrath. Dieſer hatte ſich ihr angeſchloſſen und in großer Aufregung mitgetheilt, was auch der Brief enthielt, daß in Wien eine Revolution ausgebrochen, Metternich entflohen und das Volk Sieger ſei.

Das Volk — in Wien? Das entſcheidet unſer Schickſal, rief Adolf aus. Und der Finanzrath?

Nun, ironiſirte Wurz, er ſucht ſich einen neuen Herrn, Du haſt ihm wahrhaftig imponirt.

Sollte der Mann, fuhr Adolf fort, in ſeiner Aberweisheit glauben, daß ich dies Ereigniß vorausgewußt und ihn darum ſo von Oben herab behandelt, weil ich im Comité directeur aller Revolutionen ſäße, oder weil —

Du zum Miniſter der deutſchen Republik deſignirt ſeiſt, unterbrach ihn Wurz, wenn auch im Drange der Umſtände nur vorläufig und zwar zum Miniſter des Innern und der Revolution.

Leider, ſagte Francisca, wollen dieſe Wiener nicht frei ſein. Sie haben weder die Tyrannen verjagt, noch ihren bluttriefenden Thron verbrannt. Mein Vater hat es vorhergeſagt. Sie behalten ſogar die Habsburger mit all' ihren Verbrechen an der Menſchheit.

Nun ja, es iſt eine gemüthliche Revolution, ſpottete Wurz. Die Deutſchen führen den Mörder unter den Galgen, aber dort ſetzen ſie ſich mit ihm in aller Gemüthlichkeit zu Tiſche und zechen ſo lange, bis ſie alle trunken ſind und er ihnen mit ihren eignen Tiſchmeſſern die Gurgeln abſchneidet.

Welche wüſte Phantaſie, Doctor! Dieſe Nachricht iſt hoffentlich nicht die letzte, begütigte der alte Duclos. Sonſt müßte man freilich verzweifeln. Wer wird denn den Bock zum Gärtner ſetzen!

Und den Wolf zum Schäfer, fuhr Wurz hinterdrein. Iſt die Revolution keine Empörung gegen dieſe europäiſchen Wolfsfamilien, ſo hat ſie keinen Sinn.

Die Dummheit iſt groß, rief Adolf aus, denn ſie iſt ſeit Jahrtauſenden eingewurzelt. Aber bedenkt, welch' ein Ereigniß, eine ſiegreiche Revolution in Wien! Hätten wir Alle nicht eher des Himmels Einſturz erwartet? Und die Wirkung auf den Finanzrath, verwirrend für ihn, komiſch für uns, können wir ſicher als eine allgemeine betrachten. Dieſer Mann gehört zu den unbeweglichſten ſeiner Art und ſeine Art zu unſern erbittertſten Feinden. Was er empfindet, iſt der überwältigende Eindruck des Augenblicks, der uns zum Siege führt. Ich eile nach Berlin voraus. Kommt mir am Abend nach.

Und wohin da? Du Wildfang! ſchalt ihn Franciſca. Ich will Dir's aber ſagen. Der Finanzrath bietet uns ſeine Wohnung vor dem Thor an. Willſt Du ſie annehmen?

Alle drei Männer erhoben ein lautes herzliches Gelächter. Und ſie entſchloſſen ſich, der Einladung zu folgen, die ja ein gutes Symptom ſei, wie Wurz ſich ausdrückte.

Niemand fürchtete für den jungen Mann, als er ging. Freilich war Franciſca unzufrieden. Wie leuchteten ſeine dunklen Augen, rief ſie aus, aber ich entbehre ſchon jetzt ihren Anblick. Laßt uns eilig rüſten, lieben Leute, damit ich ſie deſto eher wiederſehe. Jetzt begreife ich's, warum die Erde ſich um die Sonne dreht; ſie iſt im Zauber wie ich.

Die beiden Freunde wurden zur Eile hingeriſſen; ſie freuten ſich über ihre liebenswürdige Ungeduld, und entfernten ſich auf kurze Zeit.

VI.

Eine Nacht in Berlin.

Der letzte Wagenzug auf der Eiſenbahn gelangte bei Nacht vor die Thore von Berlin. Er führte unſern Doctor und Franciska. Der alte Doctor war auf die günſtige Nachricht, der König habe Alles bewilligt und die Stadt wäre voll Jubel, zurückgeblieben, während ihn vorher die Beſorgniß um den Ausgang der berliner Bewegung zur Reiſe trieb.

Schon unterwegs, wenn ſie anhielten und das Getöſe der Menſchen nachließ, hatten unſre Freunde Kanonendonner und das Knallen des Gewehrfeuers gehört. Einige

Reiſende beſorgten, es ſei der Straßenkampf, andre behaupteten, es wären Freudenſchüſſe und Feuerwerke. Am Bahnhofe löſte ſich nun das Räthſel. Das Militär hielt alle Zugänge der Stadt beſetzt und der wildeſte Straßenkampf wüthete in Berlin.

Glücklicher Weiſe hatten Wurz und Francisca das Thor nicht zu durchfahren. Sie bewegten ſich in ihrem Fiaker an der Stadt entlang nach dem Landhauſe des Finanzrathes. Der Wagen fuhr geräuſchlos im Sande hin, und ſie horchten auf den Schlachtlärm, der deutlich durch die Nacht drang.

Der Vollmond ſchwebte am blauen Himmel hoch über der Stadt, ein paar Feuersbrünſte leuchteten in den Straßen, es war der entſcheidende Augenblick jener denkwürdigen Märznacht, in der die preußiſche Demokratie zur Welt kam und der Verſuch gemacht wurde, die Sclaven der Plantage Preußen zu freien Eigenthümern des Gutes zu erheben und das Land dem Volke, ſeinem rechtmäßigen Beſitzer, wiederzuerobern. Sieg oder Untergang! war die Loſung des Herrn! Unſre Freiheit, unſre Souveränität! war die Loſung des Volks.

Der Kampf wogte hin und wieder. Man hörte die Kanonade hier ſtille ſtehn, dort vorrücken, anderswo ſich entfernen, eben ſo das Gewehrfeuer bald hier, bald dort losbrechen. Dann verſtummte der allgemeine Lärm, es wurden nur noch einzelne Schüſſe gehört.

O Gott, es iſt zu Ende! rief Francisca. Glauben Sie nicht auch, lieber Doctor, daß die Kanonen Alles niedergeworfen haben, und daß dieſe Stille den Untergang unſrer Freunde bedeutet?

Das kann ich nicht unterſcheiden, erwiderte Wurz hinhorchend. Wir hörten gewiß vorzugsweiſe das feindliche Feuer, denn die Unſrigen werden immer nur einzeln geſchoſſen haben: die Salven veränderten den Ort; ob ſie aber vorrückten oder zurückwichen, können wir nicht ſagen, eben ſo wenig wiſſen wir die Urſache ihres plötzlichen Verſtummens. Die Kanonen ſind nicht zu fürchten, wenn ein Volk ſich klar iſt und weiß was es will. Wenn ich nicht die Dummheit des Volks fürchtete, die Kanonen würden mir keine Sorge machen. Horch! ein allgemeines Hurrah! Das iſt kein ſchlechtes Zeichen! Das Militär würde nicht jubeln, wenn es geſiegt hätte. Denn ſelbſt der hölzernſte

Bauernjunge müßte fühlen, daß er am Ende ſich ſelbſt unterjocht und nur ſeinen Officier zum Herrn gemacht hätte. — Doch, was brauchen wir viel zu vermuthen? Hier ſind wir bei dem Finanzrath angelangt und werden bald Gewißheit haben.

Der Herr von Kopper empfing ſie mit einem ſorgenvollen Geſicht.

Der Mann ſieht gut aus, flüſterte Wurz ſeiner jungen Dame zu. Dann fragte er ihn laut: Wie ſteht es in der Stadt, Herr Rath?

Man hat ſich erbittert geſchlagen, antwortete er. Alles wimmelt von Polen, Juden und andern Emiſſären. Berlin für ſich wäre nie ſo tief geſunken. Der König iſt in Gefahr; wir müſſen uns dieſe bittere Thatſache geſtehn. Doch dort kommt der Regierungsrath!

Eine Kutſche hielt. Der Herr von Kopper eilte die Treppe hinab. Wurz ſprang vor Freuden hoch in die Luft und drehte ſich wie ein Kreiſel, ſobald jener zur Thür hinaus war. Franciſca wurde von dieſem Ausbruch ſo überraſcht, daß ſie die Revolution faſt vergaß und ſich mit großer Mühe bezwang den guten Doctor nicht auszulachen.

In einer Weile erſchienen die beiden Räthe.

Wie ich Ihnen ſage, Herr Finanzrath, mit dieſen Worten trat der Herr von Eſchen voran in die Thür, daß Unglück konnte vermieden werden. Es iſt ein „Mißverſtändniß!“ Die unſeligen Schüſſe auf dem Schloßplatz! Uebrigens hat Seine Majeſtät Befehl ertheilt, die „ſiegreichen Truppen“ aus der Stadt zurückzuziehn. Das iſt das Neueſte. Alsdann wird das Volk die Barrikaden ſelbſt wegräumen; und Alles iſt in Ordnung.

Seine Majeſtät, fragte Wurz, zieht die „ſiegreichen Truppen“ vor den „Aufrührern“ zurück, und dieſe räumen die Barrikaden, welche alſo noch nicht weggeräumt ſind, ſelber weg? War es nicht ſo? Oder hab' ich mich verhört?

Nun ja, ſagte zögernd der Herr von Eſchen, es iſt zu viel Gnade von Seiten des Königs und nicht Alles wie es ſein ſollte. Sie haben dies ſehr richtig heraus gehört, Herr Doctor. Die Barrikaden hätten alle zerſtört und die Aufrührer nach der ganzen Strenge des Geſetzes beſtraft werden müſſen. Es iſt nicht genug, daß von ihnen 700 gefallen ſind, wenn auch die Armee nur 14 Opfer ihres Patriotismus zu beklagen hat.

Und wie viel Gefangene hat die glorreiche Armee gemacht? fragte Wurz höhniſch.

Der ganze Schloßkeller und die Feſtung Spandau waren damit angefüllt, erwiderte der unerſchütterliche Regierungsrath.

Man hat alſo die Hochverräther ſchon wieder entlaſſen? fuhr Wurz fort.

Man hat ſie entlaſſen, ſagte der Herr von Eſchen mit Bedauern und Ergebung.

Meine Herren, nahm Wurz das Wort wieder auf, und das nennen Sie einen Sieg? Es iſt eine Revolution — wenn auch leider nur eine halbe! Dieſen Zuſatz brummte er eben ſo unhörbar in ſich hinein, als er ihnen die Revolution ſcharf betont hatte.

Die beiden Herren ſchraken zuſammen, als Wurz ihnen das furchtbare Wort entgegendonnerte, Franciska weidete ſich lächelnd an ihrem Schrecken.

Der Herr von Eſchen faßte ſich indeß, und blaß vor

Wuth zwängte er das Wort heraus: Es iſt ein elender Straßenſcandal.

Der Finanzrath, der die ganze europäiſche Zuckung als Geſchäftsmann beobachtet und ſeit der Wiener Revolution etwas Aehnliches in Berlin erwartet hatte, legte ihm die Hand auf die Schulter und ſagte mit überlegener Ruhe: Hier iſt nichts mehr zu verheimlichen, verehrter Freund. Von heute Nacht an gerechnet iſt Preußen umgewandelt. Die Revolution iſt eine halbe, ſo lange der König noch aufrecht ſteht, das iſt wahr, aber es iſt eine Revolution. Bis zu dieſer Stunde wäre eine Erzählung wie die Ihrige in meinem Zimmer Hochverrath geweſen, ich hätte Sie verhaften und als Verläumder des Königs und der Armee an das Kammergericht abliefern müſſen.

Befehlen Sie, Herr Regierungsrath, fiel Wurz ein, daß wir ſo nach altem Stil gegen Sie einſchreiten, ſo wollen wir Ihnen zugeben, daß keine Revolution vor ſich gegangen iſt.

Ich weiß nicht, meine Herren, wie ich in einem ſo ernſten Augenblick, wo vielleicht das Leben des Königs in Gefahr ſchwebt, wo vielleicht unſer Freund Adolf Duclos zu den Todten zählt —

— Franciſca ſtieß einen Schrei des Entſetzens aus —

— zum Gegenſtande Ihrer Heiterkeit werde, fuhr der gereizte Regierungsrath kalt und giftig fort.

Franciſca hatte ihren Hut ergriffen und hielt ihren Mantel in der andern Hand. Dann trat ſie an ihn heran, ſah ihm forſchend in die Augen und rief zornig: todt? warum? Ihre Augen wiſſen nichts davon und Sie wollten ſich nur an unſerer Freude über den Sieg der Unſrigen rächen, Sie Elender! und ſie machte eine Bewegung mit ihrem Hut, als wenn ſie ihn zu Boden ſchlüge.

Ich weiß es nicht, ſagte er zurücktretend, aber ich ſah ihn gebunden in den Keller des Schloſſes führen und hörte nur, wie der Prinz befahl, Alle zu erſchießen, die darin wären.

Kommen Sie, mein Freund, ſagte ſie zu dem Doctor, wir gehen ins Schloß, wir holen Adolf, und er ſoll es ihm ſelbſt beweiſen, daß er nicht erſchoſſen iſt —

— und daß heute der Teufel ſein Spiel mit allen Chicanen verloren hat, fügte Wurz hinzu.

Als ſie ſich entfernt hatten, fragte der Finanzrath ſeinen Gaſt: Was iſt die Wahrheit? Denken Sie wirklich, daß Adolf Duclos erſchoſſen iſt?

Ich habe ihn dem Prinzen ſpeciell empfohlen, antwortete der Regierungsrath. Wenn auch alle andern davon gekommen ſind, bin ich doch überzeugt, daß die Thatſachen, welche ich mittheilen mußte, ihm das Leben koſten werden, und ſollte man ihn nach Potsdam oder Spandau mitführen, um ihn dort zu erſchießen.

Wenn er jetzt noch lebt, bemerkte der Finanzrath, ſo wäre wohl ſelbſt der Prinz kaum in der Lage — indeſſen laſſen wir das. Sagen Sie mir, was hoffen Sie?

Alles! erwiderte von Eſchen, unſer guter Prinz iſt fort —

— Wohin? —

— Er holt Ruſſen.

Ich kann mich darüber nicht freuen. Wenn er die Ruſſen braucht, hat er die Preußen verloren. Ich wünſche, daß Ihre Nachricht falſch ſei.

Die Abreiſe des Prinzen von Preußen ſteht feſt.

Und der König?

Iſt in den Händen des Pöbels, d. h. er iſt verloren!

Und unter dieſen Umſtänden hoffen Sie „Alles“?

Allzuſcharf macht ſchartig, und dieſer König iſt das größte Unglück für uns.

Alſo einen König, den die Ruſſen uns zurückführen?

Er wird uns an der Canaille rächen. Es kommt die Zeit, wo wir alle Anſtifter des Aufruhrs erſchießen laſſen. Was heute mißlungen iſt, wird morgen glücken.

Während der Regierungsrath von Königsmord, Ruſſenhülfe und Niedermetzlung der Berliner träumte, hatten ſich die Begebenheiten in der Stadt raſch entwickelt und waren Wurz und Franziſca ihrem Ziele näher gerückt.

Wir erzählen nicht von den fabelhaften Schwierigkeiten, mit denen ſie auf ihrem Wege zu kämpfen hatten, wie zuerſt Franciſca über mehrere Barrikaden durch die Männer hinweggehoben war, die ſie bewachten, wie ſie dann in einem Gaſthauſe, wo die Vertheidiger dieſer Straße ihr Hauptquartier hatten, ausruhten, um die Oeffnung der freien Durchgänge abzuwarten, wie ſie durch Blut und Leichen erſchreckt wurden, als ſie endlich dem eigentlichen Kampfplatz näher kamen. Es war Morgen geworden, überall hatte man die Straßen wieder frei gemacht und ſeltſam, wie auf Verabredung, bewegten ſich von allen Seiten die Züge der Kämpfer mit ihren Todten nach dem Schloſſe des Königs. Es war ein grauenvoller Augenblick. Zorn und Wuth auf allen Geſichtern, die Kirchengeſänge, welche von der ganzen Bevölkerung geſungen wurden, die Erſcheinung des Königs, den das erbitterte Volk zu den Leichen herausrief, ſeine Demüthigung vor Aller Augen auf dem Balkon ſeines Schloſſes, wo er das Haupt vor den Gefallenen entblößte und zum Gebete bei dieſem improviſirten Todtenamte der Barrikadenkämpfer niederkniete. Zu dieſem Auftritt kamen unſere Freunde auf den Platz. Der Menſchenſtrom ergriff ſie, er führte ſie willenlos mit ſich fort, und Francisca ſah wohl ein, daß ſie weder das Schloß erreichen, noch Adolf in der Maſſe auffinden würde, wenn er auch hier wäre.

In dem Gewoge war Jeder gefährdet, am meiſten die Frauen. Wurz führte daher Francisca mit großer Mühe nach der Richtung eines befreundeten Hauſes. Es war die Wohnung Wallners, jenes Freundes und poetiſchen

Nebenbuhlers von Adolf Duclos. Franciſca hatte keine Wahl, wenn ſie dem Gedränge entkommen wollte. Sie waren noch nicht ins Haus gelangt, als aus einem Fenſter deſſelben die erſte deutſche Fahne erſchien, und die trübe Leichenfeier durch einen rauſchenden Jubel der Menge unterbrach.

Das rettet dem Könige das Leben! rief Wurz. Das Volk vergißt ſeinen Zorn über dieſes alberne unzeitige Siegeszeichen. Alſo Ihr habt vergeben und vergeſſen? fragte er einen Trupp junger Büchſenſchützen, durch den ſie ſich drängten. Sie verſtanden ihn nicht. Aber es zeigte ſich bald, wie die Maſſen dachten. Sie kehrten ruhig aus dem Schloßhofe, wo ſie ihre Todten niedergelegt, zurück, kein Menſch dachte daran, das Schloß zu ſtürmen und den König ſelbſt anzugreifen. Einem Schützen, der auf ihn anſchlug, hatte man die Büchſe entwunden, um ſeine Perſon war ein Kampf entſtanden, Einige wollten ihn verhaften, mit Mühe wurde er befreit. Und kaum waren die Bürger mit Waffen verſehen, ſo zogen ſie aufs Schloß, um — den König zu ſchützen. Man ſchalt, man erniedrigte, man quälte ihn, aber man ſchützte ihn und ſeinen Thron.

Welch ein König, welche Menſchen! rief Franciſca aus, erſchüttert von dieſen ſeltſamen hohenzollerſchen Familienſcenen, worin ſich beide Theile gleich ſtark blosgaben.

Mein Kind, ſagte Wurz, in dem bei ihrem Ausruf der Preuße ſich regte, wir müſſen die Erſcheinung nehmen, wie ſie iſt. Eine Revolution iſt ihnen gelungen, denn ſie ſind alle total verwandelt, aber zu dem Gedanken, zwiſchen dem Himmel und ihrem Kopf nichts zu dulden, als ihre Mütze, haben ſie noch weit hin. Sie würden denken, die Welt fiele ein, wenn ſie ihren König verlören. — Steigen wir jetzt hinauf zu unſerm geiſtreichen Freunde Wallner, um zu hören, wie er ſeine Thorheit, die deutſche Fahne aufzupflanzen, vertheidigt.

VII.

Adolf Duclos und Eduard Wallner.

Als ſie bei Eduard Wallner ins Zimmer traten, fiel Franciſca's erſter Blick auf Adolf, der im tiefen Schlafe auf dem Sopha lag und alle Spuren der wilden Kampfesnacht an ſich trug. Seine Kleider waren zerriſſen, ſein Geſicht blutig geſchlagen, ſeine Hände ſchienen geſchwollen zu ſein von den Feſſeln, die man ihm erſt vor wenig Stunden gelöſt hatte.

Francisca ſtürzte, vor freudiger Aufregung weinend, zu ihm hin. Sie weckte ihn mit ihren Küſſen und Wallner — ſtudirte die Gruppe, verſteht ſich mit beſonderem Intereſſe für Francisca, die er ſeit dem Februar nicht wieder geſehen hatte.

Es giebt heute ſo viel zu ſehen und zu lernen, rief er Wurz entgegen, indem er den Rauch ſeiner Cigarre lebhaft in die Luft blies, daß man nicht weiß, wohin man ſich wenden ſoll.

Ich dächte, entgegnete Wurz, der ſeine profanen Blicke ablenken wollte, Sie wendeten ſich auf die Straße, denn dort geht doch das eigentliche Drama jetzt vor ſich, und dafür wäre es beſſer geweſen, Sie hätten Ihre Theaterdirection zu einem geeigneteren Moment geſpart. Er deutete auf die deutſche Fahne, welche nach ſeiner Anſicht die Volksſtimmung verdorben hatte.

Während ſie eifrig mit einander ſtritten, überhäufte Franciska ihren Freund mit zärtlichen Vorwürfen wegen der Sorgen, die er ihr gemacht.

Adolf ſagte mit matter Stimme: Wir haben geſiegt, geliebtes Weib, und ich habe den Sieg überlebt! Freue Dich, daß wir uns ſo glücklich wiederſehen! Ich hoffte es nicht. Ich war in den Händen dieſer Henker, und es iſt ein bloßer Zufall, daß ſie eher geſchlagen wurden, als ſie Zeit gewannen, uns Alle umzubringen, und vor Allen mich, den ſie mit Mißhandlungen und Flüchen auszeichneten.

Und dieſe Menſchen ſind Deine Mitbürger, rief Franciska aus, dieſe rohen Seelen und jene Andern, die einfältigen Sieger dort unten auf dem Schloßplatze! Dieſe Menſchen denkſt Du zu befreien? Sie ſind wie der gefangene Löwe, der ruhig wieder in ſeinen Kerker zurückgeht, wenn man ihn herausläßt. Sieh nur, was ſie treiben! Es iſt eine umgekehrte Huldigung, aber es iſt eine Huldigung, der knieende Herr iſt immer noch ihr Herr, und ſo tragiſch es ausſieht, ſo gräßlich es iſt, ſie ſpielen eine Komödie mit ihrem Könige, die er ſie entgelten laſſen wird. Adolf, gerade jetzt, da wir ſo geſiegt haben, laß uns fortziehen. Den Sieg zu benutzen, dürſt ihr nicht hoffen. Dies Volk iſt königlicher als ſein König. Es ſchlägt ihn und behält ihn, es entwaffnet ihn nur, um ihm gleich wieder neue Waffen gegen ſeine eigene wehrloſe Bruſt in die Hand zu geben. Ich bitte Dich, verwickle uns nicht weiter in das Schickſal dieſer Wahnſinnigen, in deren Geſellſchaft kein Geſunder und Vernünftigdenkender ſeines Lebens ſicher iſt. Verſuch' es, geh' auf den Platz und ſchlag ihnen vor, was ſie thun müſſen; ſie werden Dich in Stücke zerreißen und ihren Retter als einen Verbrecher verabſcheuen.

Adolf warf einen traurigen Blick auf den Schloßplatz.

Wallner war dem Doctor entwiſcht, als er Francisca's Anklage gegen das Volk hörte, die ihm zwar nicht aus republikaniſchen, aber deſto mehr aus äſthetiſchen Gründen zuſagte. Er begann: Du biſt ärgerlich, edler Freund, ich ſehe Dir's an. Das iſt natürlich. Du warſt heut Nacht in ſchlechter Geſellſchaft. Auf die Länge hältſt Du es mit den platten Burſchen nicht aus. Sie verſtehen nichts als Patronen zu beißen und die Hände zu rühren.

Die ganze Demagogie iſt ſchales Zeug, eins, zwei Pointen, nicht mehr. Auf die Länge iſt das nichts für Dich, Du brauchſt andere Freunde, als die ledernen Volksfreunde, Dein Herz zieht Dich zu cultivirten Humaniſten. Es taugt für unſer Einen nichts, mit kleinem Vieh zu verkehren, man verliert mehr, als man gewinnen kann, obwohl ich nicht leugne, daß in einem revolutionären Aufſchwunge manches vorkommt, was auch gemeine Burſche adeln kann. Bruder Herz, Dir darf das nicht genügen. Dein Umgang, das Volk in ſeiner nackten Natur, muß Dich abſtoßen. Du wirſt es noch empfinden, wenn Du dies auch jetzt zu verbergen ſuchſt. Der Schmidt und der Schuſter ſchütteln Dir die Hand; fühlſt Du die Wärme des menſchlichen Pulſes, der ſie durchglüht? oder fühlſt Du nur, daß die Zange dieſer Tatze Dich packt, vor der Du im Dunkeln oder wenn Du es ſonſt nicht wüßteſt, was ſie will, zurückſchrecken würdeſt? — Geht mir mit der Demokratie und vollends mit der Republik bei ſolchem Geſindel. Die Deutſchen ſind lauter Karrngäule. Unter ihnen muß man erſt eine noble Colonie anlegen und allmälig durch geiſtige und leibliche Kinder Race machen.

Sie ſind Rothhäute, deren Land wir Europäer für uns in Beſitz nehmen müſſen. Jetzt iſt noch nichts auszurichten. Sie ſind dumm und gemein, ſie folgen uns nicht. Eine Schwalbe macht keinen Sommer.

Welch' ein dummdreiſter Dünkel! rief Adolf entrüſtet aus. Tauſend Tragödien wurden über Nacht geſpielt, die beſſer ſind, als alle Deine unſterblichen Werke, die Du ausgedacht haſt und jemals ausdenken wirſt. Du hätteſt Deine vertrocknete Seele in dieſem Salon, deſſen blaue Kuppel der Vollmond beleuchtete, auffriſchen können, wenn Du den Tanz nicht verſchlafen hätteſt. Das Volk hat mehr geleiſtet, als der Ueberſpannteſte von ihm erwarten konnte. Es wußte, daß es ſiegen mußte, und es hat geſiegt, ohne Waffen, ohne Anführer gegen eine ganze Armee und alle ihre Feuerſchlünde. Was wollt ihr nun weiter? Seid doch billig! Es kennt keinen Menſchen, dem es ſeine Sache in die Hand legen könnte. Nur der König iſt Allen bekannt. Die Leute dort unten wiſſen wohl, daß er nicht ihr Mann iſt, aber ſie können ihn nicht entbehren, weil ſie ihn nicht erſetzen können. Und was ſollen ſie nun weiter thun? Sie müſſen ſich doch erſt unterrichten, ſie müſſen ſich beſinnen und die neue Lage begreifen, um ſie zu benutzen. Wer das Rechte weiß, mache es Allen bekannt und wer es durchführen will, erwerbe ſich das Zutrauen der Menſchen. Beides iſt von heute an möglich und darauf kommt es an. Die eigentliche Revolution, die Gemüthsbewegung des Volkes bei den Fragen, an deren Löſung Alle arbeiten, beginnt erſt jetzt. Wenn Du Dich vom Volke trennſt, ſo wird das Volk Dich wegwerfen und Du wirſt auf immer verloren ſein und inne werden, daß Du nichts biſt. Glaube aber an die gute Sache, glaube an die Menſchen und leiſte was Du vermagſt, ſo wirſt Du in ihrem dankbaren Herzen leben, bis ein Beſſerer Dich verdrängt.

Ich verachte die Gunſt des Pöbels, rief Wallner und ſchleuderte ſeine Cigarre in den Ofen.

Eure papierne Zeit iſt um, verſetzte Adolf Duclos. Die Seiltanzer der Genialität und der Kritik müſſen ſich darein finden, daß jetzt alle Leute ihre Künſte können, daß Jeder mitſpielt, daß Kunſt und Wiſſenſchaft demokratiſirt werden, und Du wirſt Dich wundern, wie viel Genies in der Welt ſind.

Ich bin neugierig, wie das ganze Volk ein Gedicht machen oder ein Gemälde malen wird, höhnte Wallner, und wie Ihr die Wiſſenſchaft in Volksverſammlungen fördern werdet! Eher wird das ganze Volk gemeinſchaftlich Eine Cigarre rauchen, als ein Kunſtwerk zu Wege bringen oder ſo was wie das Copernikaniſche Syſtem entdecken.

Adolf ſah ihn verwundert an über dieſe Auslegung der allgemeinen Theilnahme, Wurz aber fragte, ob er ein großes Theater voll Menſchen bei ſeinen Dramen oder die leeren vier Wände vorzöge und was er von einem Gemälde hielte, das kein Publikum, und von einer Wiſſenſchaft, die kein Auditorium hätte.

Wir aber ſind die Väter ihrer Götter und laſſen die gemeinen Menſchen knieen, wo wir zeugen, erwiderte Wallner.

Wir und die gemeinen Menſchen! wiederholte Adolf halb für ſich.

Francisca aber erſchrak vor dieſem Bundesgenoſſen. Sie fühlte plötzlich bei ſeinen Ausdrücken die ganze Herzloſigkeit und Verruchtheit der Menſchenverachtung, der adligen, der äſthetiſchen, der gelehrten und ſelbſt der republikaniſchen, von der ſie ſich einen Augenblick hatte hinreißen laſſen. Dieſer Dichter, rief ſie aus, iſt ja ein ärgerer Tyrann als der König!

Nein, ſagte Wurz, nur halb ſo arg, denn der König iſt noch ein Genie obendrein und unſer Dichter hier iſt nichts als ein Genie. Er wäre nebenbei noch ein Demagog, wenn das Volk ſein Genie und ſeine Dichtungen nicht verkennte.

Adolf hatte im Laufe der Verhandlung zu viel Zorn geſammelt, er hielt ſich nicht länger und rief Wallner zu: Geh hinüber ins Schloß, dort braucht man jetzt verkannte Genies! Das Volk wäre Dir zugefallen, wenn es Deine Liebloſigkeit nicht gefühlt hätte. Die Sache wird nun aber Ernſt. Wer von heute an das Volk verläßt, iſt ein Verräther, und wir werden ihn zur Rechenſchaft ziehen, den äſthetiſchen Geniezüchter ſo gut, als den adligen Schafzüchter. Das laß Dir geſagt ſein!

Ich verachte Deine Drohung, wie Du Geiſt und Bildung verachteſt! rief Wallner empfindlich.

Ich verachte nur Deinen ohnmächtigen Geiſt und Deinen ungebildeten Dünkel, erwiderte Adolf zornig.

Sie trennten ſich mit dem bitterſten Groll im Herzen und die alte Freundſchaft, die ſchon durch Wallners Niederlage in der Brautwerbung einen Stoß erlitten hatte, wurde eine unverſöhnliche Feindſchaft. Ihre Wege ſchieden ſich hier für immer. Wie Adolf Duclos dem Enthuſiasmus durch alle widerhaarige Wirklichkeit, ſo folgte Eduard Wallner dem Hohn durch alle die erhebenden Aufwallungen dieſer großen und allgemeinen Revolution. Das Volk war und blieb ihm Pöbel und die Volksführer platte Burſche, ſelbſt wenn ſie mit ihren Dichtungen; was er vergebens unternahm, die Welt bezauberten.

Und ſchon am andern Tage hatten ſich Wallner, der Finanzrath und der Regierungsrath darüber vereinigt, daß Adolf Duclos ein gefährlicher Schwärmer ſei. Er wird aus der Demokratie eine Religion machen, und wir ſind verloren! ſagte der Regierungsrath. Der Herr von Kopper erzählte die Unterredung, Wallner führte Göthe an, der jeden Schwärmer im 30ſten Jahre ans Kreuz ſchlagen will, der Regierungsrath aber war der Einzige, der hieraus weitere Schlüſſe zog und Pläne darauf baute. Er konnte noch immer Adolf Duclos nicht verzeihen, daß er ihn am 28. Februar ſo unſanft aus ſeinen amerikaniſchen Träumen geweckt. Und in der Nacht des Kampfes hatte dieſer Jüngling dem unbewaffneten Volk ein ganzes Waffenlager ſeiner Handlung preisgegeben. Dies war es, was der Regierungsrath entdeckt und dem Commandirenden mitgetheilt hatte, ſobald er Adolf unter den Gefangenen auf dem Schloßplatze erblickte. Wallners Nachricht von Adolfs Befreiung war ihm daher ſehr unerwartet. Und Adolf verdankte ſeine Rettung wirklich nur dem Umſtande, daß dieſe Barbaren den Beſchluß faßten, alle Gefangenen, aber erſt nach dem Siege über die Stadt, zu erſchießen und daß ihnen dieſer Sieg entging.

VIII.

Die neuen Verhältniſſe.

Für den Augenblick hatte mit der Revolution die Humanität über die Bosheit der polizeilichen und militäriſchen Tyrannei geſiegt. Berlin gewann das Anſehen einer freien Stadt. Man konnte glauben, in Hamburg oder New-York zu ſein, wenn man durch die Straßen ging und keinem Schergen oder Soldaten begegnete. Freilich ſtieß man auch überall noch auf die Spuren des Kampfes. Viele Häuſer waren von Kugeln zerriſſen, alle flaggten mit deutſchen Fahnen, einige mit Trauerfahnen für die Gefallenen, die ſie beklagten. Das Pflaſter war noch tagelang roth gefärbt von Dachziegeln und vom Blute der Kämpfer. Mit reißender Schnelligkeit entſtand ein neues Leben. Phantaſtiſche Trachten der jungen Leute erſchienen in den Straßen, die Blouſe und der Calabreſer gewährten einen maleriſchen Anblick. politiſche Clubbs entſtanden an verſchiedenen Orten, und in großen Volksverſammlungen wurden die wichtigſten Fragen verhandelt. Das ganze Volk bis unten herunter brachte ſeine Gedanken herbei und gab ſeinen Willen zu erkennen. Es ſchien, als würde keine Gewalt jemals die freie Erörterung wieder ſtören und dem Volkswillen ſich widerſetzen können; denn ſelbſt die Soldaten nahmen ſehr bald an dieſem neuen Leben den eifrigſten Antheil.

Es war Friede und eine friedliche republikaniſche Entwickelung; aber der Friede zwiſchen der Volkspartei und den Despoten war nur ein Scheinfriede, und die weitere gewaltſame Entwickelung bereitete ſich im Stillen vor.

Wie ein allgemeines Erdbeben hatte dieſe große Bewegung die überraſchten Menſchen durcheinander geworfen; und als ſie ſich an ihrem neuen Platze wieder zurechtſtellten, ſtanden viele ſich alten Freunden als erbitterte Feinde gegenüber. Adolf Duclos' alte Hausfreunde, die kalt ſeinen Untergang beſchloſſen, wie ſchnell hatten ſie ſich in dieſen Haß hineinreißen laſſen! Aber es war begreiflich, daß Alle, die ſich, wie Adolf, rückſichtslos der Revolution hingaben und die große Sache der Befreiung aller Menſchen leidenſchaftlich zu der ihrigen machten, die Vertheidiger der alten Tyrannei zur Rache herausforderten, um ſo mehr, da ſie ihnen für jetzt das Feld frei laſſen mußten.

Der Strom der Revolution ſchwoll, und indem er das Volk bis in ſeine unterſten Tiefen herab aufwühlte, trug er die Freunde und Vertheidiger der allgemeinen Freiheit auf ſeinen Wogen empor. Sie lehrten das Volk denken und handeln und bildeten in wenigen Monaten die große Partei der ſocialen Demokraten, welche der Menſchheit die politiſche, die religiöſe und die ökonomiſche Freiheit und Gleichberechtigung erobern will.

Die Möglichkeit der religiöſen Freiheit wurde nicht mehr beſtritten, kaum noch erörtert. Man hatte die Gründung „freier Gemeinden“ ſchon vor der Revolution bewirkt, aber die Einführung eines völlig humaniſirten Cultus der Kunſt, der Wiſſenſchaft und der ethiſchen Freiheit finden wir durch die politiſchen Kämpfe ſogar zurückgedrängt.

Eben ſo wenig wurde die Möglichkeit der politiſchen Demokratie beſtritten, aber es wurde von den Meiſten für unklug erklärt, ſie wirklich einführen zu wollen.

Die Möglichkeit der ſocialen oder ökonomiſchen Demokratie wurde dagegen heftig beſtritten, und es konnten in der That keine Maßregeln vorgeſchlagen werden, wodurch der „Dienſt“, „die Ausbeutung der Menſchen“ und „die ökonomiſche Tyrannei“ mit Einem Schlage aufgehoben würde.

Die verſchiedenen Meinungen über dieſe zwei letzteren Formen der Freiheit nahmen alle Köpfe ein und erzeugten die lebhafteſten Kämpfe und viele kleine Revolutionen innerhalb der großen. Doch kam es bald dahin, daß die Menſchen nicht mehr blos nach den Principien, die ſie ausſprachen, ſondern nach der Treue, mit der ſie ihnen anhingen, nach dem Verſtande, womit ſie die Schwierigkeiten beſeitigten, und nach dem Charakter, mit dem ſie handelten, ſich unterſchieden und entgegentraten. Denn die Principien der Freiheit wurden unmittelbar nach dem Siege der Revolution von Allen anerkannt.

Aus dieſen Kämpfen erzeugten ſich gegen den jungen Duclos vermöge ſeiner Treue und Leidenſchaft für das Ideal der Partei eben ſo heftige Feindſchaften, als die alten ſeiner Privatnebenbuhler nur ſein konnten. Es bildete ſich die Partei der ſocialen Terroriſten, die in Ermangelung vernünftiger Maßregeln zur Herſtellung der ökonomiſchen Gleichberechtigung die Tollheit der Verwüſtung vorſchlug. Einige wollten, ſobald ſie zur Gewalt gelangten, die Handlungsbücher aller Kaufleute und Banquiers und alle Hypotheken-, Schuld- und Beſitzdocumente vertilgen, Andre die Eigenthümer ſelbſt ausrotten.

Wir wollen die Reichen arm und uns gleich machen, wir wollen die Bourgeoiſie ausrotten! ſchrien ſie. Wenige meinten dieſe Tollheit ehrlich, die Meiſten waren von der Gegenpartei beſtochen, um mit dieſen ausſchweifenden Phantaſieen einer ſocialen Schreckensregierung die ſocialdemokratiſche Republik in Verruf zu bringen.

Dieſe Partei der Verrückten fiel in ihrem Organ auch äußerlich mit dem Organ der Gegenpartei zuſammen. Sie druckten einander ihre Verläumdungen der hervorſtechenden Demokraten nach. Die Tollheit blieb nicht ohne Anhänger, der Tollſte ſchien Vielen der Kühnſte zu ſein; und wer zur Aufhebung der ökonomiſchen Knechtſchaft die Einſicht und den Willen der Maſſen, das aufgeklärte und ſtolze Bewußtſein der ökonomiſchen Sclaven verlangte, wurde ein Verräther an der Revolution geſcholten.

Iſt die politiſche Schreckensregierung ein Wahnſinn, pflegte Adolf zu ſagen, ſo iſt die ſociale ein doppelter. Wie können wir zur ökonomiſchen Gleichberechtigung gelangen, wenn wir die Gegenſtände unſers Anrechtes, die Capitalien und die Induſtrie zerſtören? Eine blutige Empörung der Unterdrückten um ihr Eigenthum in dieſer

Welt und ihr ökonomiſches Recht verſtehe ich ſehr wohl, die gleiche Souveränität aller Herren dieſer Erde kann erobert werden, aber eine Zerſtörung der Reſultate menſchlicher Arbeit und der Reichthümer der Geſellſchaft kann nur ein Verrückter vorſchlagen.

Die Terroriſten ſchalten ihn dann einen Verräther, der natürlich die Güter vertheidigte, die er beſäße, und drohten ihm mit dem Tode, wenn ihre Revolution ſiegte.

Adolf Duclos mußte ſich unwillkürlich, wenn er mit dieſen Carrikaturen des Socialismus zuſammenkam, an den Finanzrath erinnern, der nur ſie kannte. Aber dieſe wüſte Erſcheinung verſtimmte ihn; und es gab Augenblicke, wo er nahe daran war, ſich in die Reiſewünſche ſeiner ſchönen Amerikanerin zu fügen. Er verheimlichte ihr auch dieſe Erfahrungen nicht, und es war verzeihlich, daß Francisca dann ihr Vertrauen zu unſerer Revolution von neuem erſchüttert fand und ſich oft mit ihm hinüberſehnte nach der ſchönen Villa des alten Amaſa Wild an den ſichern Ufern des Susquehana. Und wenn er ihr die Verderbtheit und Treuloſigkeit der ſocialen Terroriſten zugab, dagegen aber wiederholt die Seelengröße, die Dankbarkeit und die Gelehrigkeit der Volksmaſſen pries, ſo antwortete ſie ſeufzend:

Ich glaube an Dich und an viele edle Menſchen, die Deine Freunde ſind, aber ich glaube nicht an die Deutſchen. Sie haben überall unſre Feinde zu ihren Vertretern gewählt. Wir werden von unſern Todfeinden regiert. Iſt das eine Revolution? Lehre mich nur an dieſe Menſchen glauben, überzeuge mich nur, daß ihre Deputirtenverſammlungen in Wien, in Frankfurt, in Berlin ſich nicht ſelbſt umbringen, wie die Japaneſen, die ſich vor ihren Herren den Leib aufſchneiden; und ich will alle Gefahren verachten, ja, ich will ſie lieben, denn das Leben iſt doppelt werth, wenn man es neu erkämpft, und wo eine große Idee die Menſchen beherrſcht und erhebt, da ſtirbt keiner umſonſt, der für ihre Sache fällt. Ich geb' es Dir zu, in einer Welt freier Menſchen kann der Vater ſeinen Kindern nichts Größeres hinterlaſſen als das Gedächtniß eines ruhmvollen Todes für ſeine Brüder. Aber für Sclaven fallen, iſt ein ſchmähliches Loos. Sie rächen ihre Todten nicht.

Adolf ſagte ruhig: Die Menſchen brauchen Zeit, weiter aber auch nichts, um die innere und äußere Sclaverei abzuſchütteln.

So hatten ſich die neuen Verhältniſſe entwickelt. Schnell waren die Monde des Triumphes der Revolution verflogen. Sie waren zugleich die Zeit eines ungetrübten Glückes für unſer Paar. Mit ihrem Reichthum an Begebenheiten waren ſie ihnen wie Jahre erſchienen. Man hatte doppelt und dreifach gelebt, wenn man in dieſer Fluth neuer Menſchen, neuer Gedanken und erſchütternder Begebenheiten ſich mitbewegte. Aber die Gegenrevolution brach herein. Die Juniſchlacht war verloren, und nicht nur in Paris richteten ſich die Bajonette auf die Herzen aller Demokraten. —

IX.

Das Abenteuer des Doctors.

Adolf hatte kein Zutrauen, aber auch kein Miſtrauen gegen den Herrn von Eſchen. Seine wahre Eigenſchaft und der üble Dienſt, den er ihm in der Märznacht erweiſen wollte, blieben ihm lange verborgen, ja, er hatte ihn ganz aus den Augen verloren, bis ein ſonderbarer Vorfall ſein Gedächtniß bei ihm erneuerte.

Er wohnte ſeit dem März in dem Hauſe eines altpreußiſchen Handwerksmeiſters, der durch die Revolution ſehr litt und folglich ſehr verſtimmt wurde. Man begegnete aber in der Regel weder ihm, noch den Nachbarn in dem geräumigen eleganten Gebäude, und vielleicht wurden Wand an Wand die feindſeligſten Gedanken und Pläne laut, ohne daß die Gegner ſich auch nur dem Namen nach kannten. Adolf ſah viele Freunde bei ſich, und nach der Bedeutung dieſer Männer hätte es die Gegner wohl reizen können, ihre Zuſammenkünfte zu beobachten, wäre bei der Oeffentlichkeit des Volkslebens in dieſer Zeit eine Veranlaſſung zur Auskundſchaftung der Partei in ihrem Privatverkehr geweſen.

So hatte Adolf Duclos ſich die Sache immer gedacht, wenn er überhaupt durch irgend einen Umſtand an ſeinen Hausgenoſſen erinnert worden war. Aber er irrte ſich vollſtändig und entdeckte dieſen Irrthum auf eine ganz unerwartete Weiſe.

Wurz hatte in Potsdam die Wünſche und Ausſichten der Junkerpartei täglich zu ſeinem Verdruß anhören müſſen, endlich als die heroiſche Erhebung Wiens nicht weiter um ſich griff, im Gegentheil Maſſen von barbariſchen Heerhaufen um die iſolirte Hauptſtadt ſich zuſammenzogen, überzeugte er ſich aus verſchiedenen Symptomen, die er ſcharfſinnig zuſammenhielt, daß nun der Tag und die Art und Weiſe des Angriffs auf Berlin von der potsdamer Militärpartei feſtgeſetzt war. Zwei befreundete Officiere beſtätigten ihm ſeine Vermuthung. Nun begab er ſich nach Berlin und bewog Adolf, nachdem er ihm ſeine Entdeckung im Geheimen mitgetheilt, Francisca für die Zeit dieſes wahrſcheinlich mörderiſchen und grauſamen Kampfes zu dem alten Duclos nach Potsdam zu ſenden. Seine Gründe waren durch Francisca's nahe Ausſicht auf ein glückliches Familienereigniß unterſtützt worden.

Im Uebrigen bewies ſich Adolf ziemlich ungläubig gegen Wurz. Was ſollte der König noch erobern wollen? fragte er. Wenn er ſelbſt ſeine Miniſter aus der Linken wählte, er würde ſeinen Willen immer durchſetzen. Die Mehrheit der Nationalverſammlung iſt ja royaliſtiſch! Hätte der König dieſe Verſammlung ſelbſt gewählt, er hätte ſie ja für ſeine Zwecke nicht beſſer, für die unſrigen nicht gefährlicher ausſuchen können! Dieſe Leute ſind grade ſervil genug, um eine illuſoriſche Verfaſſung zu machen, wie er ſie will, und grade populär genug, um das Volk damit zu hintergehn, was er ebenfalls will. Ich glaube alſo nicht, daß er gegen ſie, höchſtens daß er mit dieſer Verſammlung zuſammen gegen uns Gewalt braucht, ſobald die „Putſcher“ ihm dazu wieder einen Vorwand geben.

Wurz meinte: Die Rache iſt ſüß! und es giebt mehr Menſchen, die das Gegentheil von dem thun, was man erwarten ſollte, als umgekehrt.

Adolf begleitete Franciſca zu ſeinem Vater. Er bat Wurz, der in Berlin blieb, in ſeiner Abweſenheit ſeine Zimmer zu benutzen und ihn am Abend dort zu erwarten. Da Niemand in der Wohnung zurückgeblieben war, ſo öffnete ſich Wurz am Abende, als es ſchon dunkel geworden war, mit Adolfs Schlüſſel das Arbeitszimmer ſeines Freundes. Es war der 15. October, der Geburtstag des Königs, den die Royaliſten mit allerlei Demonſtrationen und vornehmlich mit Trinken und Schießen in den

Kaſernen feierten. Wurz hatte ſich das Treiben angeſehn und trat ermüdet von ſeiner Wanderung in das Zimmer. Er warf ſich auf ein Ruhebett in der Niſche und wollte die Zeit des Wartens verſchlafen. Aber es ſollte ihm an Unterhaltung nicht fehlen. Kaum hatte er ſich hingeſtreckt, ſo ſchien es ihm, als würde hart neben ſeinem Ohr eine Thür geöffnet. Seltſam! dachte er, hier iſt doch die Scheidewand der beiden Wohnungen! Er horchte aufmerkſam und griff nach einer Piſtole, die er in der Bruſttaſche bei ſich zu führen pflegte, weil man ihm wegen ſeiner Sarkasmen mit einem Ueberfall gedroht hatte. Tritte hörte er nicht, es mußten ſehr weiche Teppiche gelegt ſein, aber mehrere Männerſtimmen unterſchied er deutlich. Gleich die vorherrſchende war ihm bekannt. Es iſt der Regierungsrath! ſagte er zu ſich ſelbſt, was in aller Welt wird das werden?

Sehn Sie, meine Herren, hörte er jetzt deutlich den Regierungsrath fortfahren, ich habe mir dies Cabinet ſo einrichten laſſen, daß wir alle Verhandlungen in Duclos' Arbeitszimmer, wo öfter geheime Sitzungen der revolutionären Ausſchüſſe ſind, ſtenographiren können. Die

Wand iſt von dieſer Seite weggenommen und durch eine feſte Bretterniſche erſetzt, in welcher dieſe Rouleauxthür zu unſrer Verfügung ſteht, um unſern demokratiſchen Nachbar jederzeit ohne ſein Wiſſen beſuchen zu können. Denn von jener Seite iſt die Fügung der Tapete ſo geſchickt benutzt, daß es völlig unmöglich iſt, dort dieſe Einrichtung wahrzunehmen. Hier wird von unſrer Seite nie geſprochen, jetzt aber zeigt mir der Wirth an, daß die Familie in Potsdam und der junge Duclos mindeſtens bis 9 Uhr abweſend iſt. Ich wünſchte daher einige Papiere von ſeinem Tiſche, die wichtig für die bevorſtehenden Martialproceduren ſind, zu entnehmen und aus andern das Nöthige zu notiren. Kommen Sie, es wird Sie intereſſiren, in das Heiligthum dieſes revolutionären Tölpels einzutreten.

Mit dieſen Worten ließ er die feſte aber genau gefugte Tapetenthür in die Höhe fahren und ſchritt, ein Licht in der Hand, herein grade auf Adolfs Schreibtiſch zu, an dem er ſich mit ironiſcher Läſſigkeit auf den Lehnſeſſel niederließ, während ſeine zwei Begleiter ſich vor Vergnügen über die pikante Lage die Hände rieben.

Wurz ſchäumte innerlich vor Wuth und kaum hielt er ſich, daß er nicht ſofort dazwiſchenfuhr. War er doch beauftragt und im Recht, wenn auch nur Einer gegen Drei. Bevor er aber auch nur Zeit hatte, aus ſeinem Hinterhalt hervorzutreten, ſchlug ſich ein ſeltſamer Zufall ins Mittel. Vom gegenüberſtehenden Dache fiel ein Schuß, der ohne Zweifel auf Adolf gemünzt war und unter den vielen loyalen Freudenſchüſſen ſo mitlaufen ſollte. Die Kugel fuhr durch das Doppelfenſter neben dem Schreibtiſch, ging quer über den Lehnſeſſel, ſtreifte die Bruſt des Regierungrathes und zerſchmetterte den Ofen, der gerade in der Schußlinie ſtand.

Der Herr von Eſchen verlor bei dieſem unerwarteten Losplatzen die Faſſung, ſprang entſetzt auf, ſtolperte über die Stuhllehne und fiel der Länge nach auf den Boden hin. Seine Begleiter waren entflohen. — Räuber und Mörder! ſchrie Wurz und warf ſich mit geſpannter Piſtole auf den verunglückten Entdecker. Halt, Spitzbube, Du biſt mein Gefangener! donnerte er ihn an.

Lieber Herr Doctor, um Gotteswillen! ich bin erſchoſſen! jammerte der Regierungsrath, der Wurz Stimme erkannte, kläglich zu ihm herauf, ſtehen Sie mir bei, wenn ich noch zu retten bin! Dabei wand er ſich am Boden und ächzte wie ein Sterbender.

Unterdeſſen hatten ſeine Helfershelfer die Fallthüre raſch hinter ſich niedergelaſſen, und Wurz ſah ſich mit dem tödtlich Verwundeten allein im Zimmer. Er ſteckte ſeine Piſtole ein und that einen Schritt nach dem Lichte zu, um es herbeizuholen und die Wunde des Regierungsrathes zu unterſuchen. Dieſen Augenblick nahm der angeblich Erſchoſſene wahr, ſprang ſchleunig auf und rannte zur Thür hinaus.

Wurz ſah ihm nach und ſeufzte: Iſt ein Schuft doch immer klüger, als ein ehrlicher Kerl!

Natürlich machte der Lärm im Hauſe Aufſehen. Aus allen Thüren kamen die Menſchen hervor und der Regierungsrath wäre ſicher ergriffen worden, wenn er ſich nicht zu dem Wirthe, der im Complott war, hätte retten können. Wurz verfolgte ihn überdies nur bis an die Treppe. Hier ſtieß er auf Adolf Duclos.

Dieſer war mit zweien demokratiſchen Officieren, Rohr und Tibold, alten Freunden von Potsdam her, deren Nachrichten ihn zur beſchleunigten Rückkehr nach Berlin beſtimmt hatten, ſoeben angelangt. Alle Drei ſahen den Doctor, der noch ſchalt und über die Räuber ſchrie, verwundert an. Noch mehr aber ſetzte ſie ſeine Erzählung in Erſtaunen, und ſie würden geglaubt haben, er träume, hätten nicht der beſchädigte Ofen, die zerſchoſſenen Scheiben, die fremde Lampe und der Hut des Regierungsrathes, in dem ſie ſeinen Namen fanden, die Wahrheit des Abenteuers deutlich bewieſen.

Es iſt wahrhaftig wahr! rief Tibold aus. Aber warum haben Sie denn dieſem Baſilisken nicht ſofort eine zweite Kugel aufgebrannt? Es wäre Ein Abwaſchen geweſen.

Und wir hätten die Canaille von drüben, die den erſten Schuß gethan, um ſo ſicherer gefaßt, ſagte Rohr.

So?! meint Ihr? meine Herrn! fragte Wurz. Wenn ich ihn nun an der unrechten Seite angeſchoſſen und. die Richtung meiner Kugel mit der Richtung jener andern aus dem Katzenſöller nicht geſtimmt hätte? wie dann?

Wurz hat Recht, meinte Adolf, er wäre geköpft und jener nur eingeſperrt worden. Uebrigens iſt es klar, daß die Kugel aus dem Dachfenſter mir galt. Ich komme alle Abende um dieſe Zeit in mein Arbeitszimmer, ſtelle meine Lampe dort auf den geſtickten Teller, wo jetzt die fremde Lampe ſteht und expedire die Poſt. Man hat dies beobachtet und darauf den Anſchlag gegründet.

Hätte er ſich weniger behaglich, bemerkte Wurz, weniger prahleriſch gegen ſeine Begleiter und etwas eifriger für ſeine Spionage in den Stuhl geſetzt, er wäre grade durch den Leib geſchoſſen worden. Seht her! ſagte Wurz, und ſetzte ſich in die Schußlinie, die durch das geſtreifte Fenſterholz auf die Länge von anderthalb Zoll bezeichnet war.

Aber das iſt ja ein köſtlicher Criminalfall, rief Rohr aus, der von alten Zeiten her ein juriſtiſches Intereſſe hatte. Halt! vielleicht können wir den Schützen noch feſtnehmen. Erſt laßt uns mal viſiren, welches ſein Fenſter iſt.

Und die Rouleauxthür! rief Tibold, die haben wir ganz vergeſſen. Herr Doctor, kommen Sie her! wo muß ſie ſein? Sie müſſen es wiſſen.

Sie entdeckten nun wohl die Fugen der Thür. Allein ſie waren nicht im Stande, ſie zu öffnen. Auch das verbrecheriſche Fenſter wurde feſtgeſtellt. Es war nur eine kleine Glasſcheibe, die man für gewöhnlich kaum von den Ziegeln des Daches unterſchied.

Rohr erklärte: Die Thür entläuft uns nicht. Dagegen wird es der Schütze wohl vorgezogen haben, ſich aus dem Staube zu machen. Wir müſſen aber dennoch ſo ſchnell als möglich das Haus durchſuchen. Alſo, Tibold, begleite mich. Ihr zwei nehmt den Hauswirth vor.

Die beiden Officiere entfernten ſich. Der Hauswirth kam und berichtete ſehr unbefangen: Der Herr von Eſchen habe nebenan gemiethet. Von der Rouleauxthür ſei ihm nichts bekannt. Wurz blieb im Zimmer zurück. Der Wirth begleitete Adolf zu der anſtoßenden Wohnung. Sie war verſchloſſen und todtenſtill. Alle Mühe, ſich Eingang zu verſchaffen, blieb vergeblich. Gewalt zu brauchen, meinte der Hauswirth, haben wir kein Recht, und friedlich erlangen wir den Eintritt wohl nicht.

So ſcheint es, ſagte Adolf. Sie hätten mir dies aber wohl vorher ſagen können, denn wir wiſſen, wie Sie mit dem Herrn Regierungsrath oder vielmehr Polizeirath von Eſchen ſtehen. Sein ſtenographiſches Lauſchcabinet iſt mir gleichgültig, den Eingang in mein Zimmer dagegen, den er ſich eröffnet hat, wollen wir ihm ſogleich vernageln laſſen.

Während dieſe Maßregel von einem benachbarten demokratiſchen Tiſchler ausgeführt wurde, erſchienen Rohr und Tibold wieder in Begleitung eines alten gemüthlichen Majors. Tibold trug eine Muskete und rief ins Zimmer: Hier iſt das Gewehr!

Nun, Herr Kamerad, ſagte der alte Major, das fragt ſich noch. Vorläufig iſt es ein Gewehr, ob es das iſt, aus welchem der Schuß fiel, können wir noch nicht wiſſen. Wo habt Ihr aber den Regierungsrath?

Herr Oberſtwachtmeiſter, ſagte Rohr, er hat ſich entfernt, als er entdeckte, daß er nicht erſchoſſen war. Aber nehmen Sie dieſen Stock, legen Sie ihn in die Rinne, welche die Kugel im Fenſterholz hinterlaſſen hat, und Sie werden zugeben, daß aus jenem Dachfenſterchen, wo wir das Gewehr fanden, geſchoſſen worden iſt.

Tibold hatte den Ofen durchſtört und die Kugel entdeckt. Leider iſt ſie platt geſchlagen, rief er aus, aber es iſt das richtige Caliber.

Der Major nahm ſie in die Hand und ſagte zu Adolf: Alſo Ihnen, Herr Duclos, war dieſe zugedacht? Das war ſehr voreilig, oder vielmehr es war zu ſpät, denn wenn ich nicht irre, waren Sie im März auf dem Schloßplatze noch näher daran. Ich werde den Burſchen arretiren laſſen.

Das glaub' ich nicht, erwiderte Adolf verletzt, da er ſich nach Ihrer Anſicht nur in dem Zeitpunkt vergriffen hat.

Hab' ich das geſagt? fragte er einlenkend. Warum machen Sie übrigens ſo viel Aufhebens von der Poſſe, da doch kein Menſch dabei verletzt worden iſt? Aber, wie geſagt, wenn Sie klagen wollen — —.

Ich habe mit keiner Sylbe davon geſprochen, unterbrach ihn Adolf. Meine Freunde wollten den Thäter aufſuchen, und haben nicht den unglücklichen Schützen, deſſen Ungeſchicklichkeit wir alle lebhaft beklagen, ſondern nur ſein Gewehr gefunden. Der eigentliche Kläger wegen des Schuſſes iſt aber offenbar der Regierungsrath von Eichen, und ich werde morgen das ganze Abenteuer veröffentlichen und dieſen unſern Mitbürger, meinen theilnehmenden Nachbar auffordern, den Proceß einzuleiten.

Iſt das Ihr Ernſt, Herr Duclos, ſagte der Major ſichtbar beruhigt über das Schickſal des wahrſcheinlichen Schützen, ſo werden Sie zwar den Regierungsrath ruiniren, aber ſchwerlich einen Proceß erleben. Damit empfahl er ſich.

Das glaub' ich auch, wie die Juſtiz jetzt läuft, ſagte Rohr. Du ſollteſt die Sache zur Verhandlung bringen, wer weiß, was Alles an den Tag käme.

Adolf antwortete: Die Menſchen haben jetzt nicht Zeit, auf ſolche Kleinigkeiten zu hören. Laßt uns andere Feldzüge überlegen. Die Veröffentlichung des ganzen Vorfalls wird genug ſein. Wäre der Schütze nicht ein vollkommen vereinzeltes Subject, er hätte ja nicht ſo täppiſch dreinfahren und den Herrn von Eſchen mitten in ſeiner Amtsverrichtung beſchießen können.

Wollen wir nicht wenigſtens das Gewehr und die gequetſchte Kugel ans Criminalgericht abliefern? fragte Tibold.

Die Kugel wollen wir behalten, ſcherzte Wurz, ſie iſt nichts mehr nutz: aber das Gewehr wollen wir dem Major hinüberſchicken, damit er es wieder in Thätigkeit ſetzen läßt. Was lehrte uns die Revelation? Kriegſt Du einen Schlag auf die rechte Wange, ſo halte die linke auch hin. Wirſt Du beſchoſſen und nicht getroffen, ſo nimm das Gewehr, lad' es kunſtgemäß wieder und überreich' es dem unglücklichen Schützen, vielleicht, daß er das zweite Mal glücklicher iſt. Verlieren kannſt Du nichts dabei, denn trifft er Dich nicht, ſo bleibſt Du am Leben, trifft er Dich aber ins Herz, ſo wirſt Du zum ewigen Leben eingehen, halleluja!

Lächelnd fragte Adolf: Willſt Du im Ernſt, lieber Doctor, den Schuhputzer des Majors oder wer ſonſt das ungeſchickte Attentat auf den Regierungsrath gemacht hat, vom Leben zum Tode gebracht wiſſen? Oder wollen wir lieber bei Deiner alten Lehre bleiben, daß die Verbrecher alle einen Gehirnfehler haben und darum nicht gepeinigt, ſondern geheilt werden müſſen, und uns unbekümmert um dieſe Bedauernswürdigen, ſowohl die uns in mörderiſcher, als die uns in diebiſcher Abſicht ins Haus gefallen ſind, an unſere Geſchäfte begeben? Du weißt es, die Zeit drängt, Du ſelbſt haſt uns über unſere Gefahren aufgeklärt, und dieſe kleinen Unverſchämtheiten, ſowohl in der Haltung der heutigen Soldatenfeſte, als in Deinem eigenen Abenteuer beſtätigen Deine Entdeckungen. Iſt es Dir recht, ſo beſchreib Du ſelbſt Dein Abenteuer, während wir Dich im Nebenzimmer erwarten.

X.

Der Gefangene.

Wurz gab nach und ſchrieb. Adolf und ſeine Freunde zogen ſich ins Nebenzimmer zurück, wo ihnen das ſtenographiſche Cabinet des Herrn von Eichen, wenn es ja noch beſetzt war, nichts weiter ablauſchen konnte, und erwarteten Nachrichten aus Wien und aus dem Hoflager des Königs, der die Deputation der Nationalverſammlung und der Stadt in Bellevue empfangen hatte.

Bevor ihre Freunde aus der Stadt und die ſehnlich erwarteten Briefe aus Wien eintrafen, erſchienen der Finanzrath, den man nicht erwartete, von der einen und

Wurz mit der Darſtellung ſeines Abenteuers von der andern Seite.

Beide nahmen faſt zu gleicher Zeit Platz an dem runden Tiſche, der mitten im Zimmer ſtand, und Wurz faltete da ſein Papier langſam zuſammen, legte es vor ſich auf den Tiſch und ſetzte ſeine Doſe darauf. Alles war neugierig zu hören, was den Finanzrath in die Geſellſchaft geführt. Man ſah ihn fragend an und ſchwieg. Er verſtand dieſe Haltung vollkommen. Meine Herren, hub er an, der Herr von Eſchen, den wir wohl Alle bis heute nicht von einer ſolchen Seite gekannt haben, wie er ſich vor einigen Stunden hier gezeigt — —

Wie wiſſen Sie das? fuhr Tibold dazwiſchen.

Von ihm ſelbſt, Herr — — Lieutenant. (Mit ſeiner gedehnten Titulatur und einem meſſenden Blick wollte er ſein Befremden über Tibolds Gegenwart ausdrücken.) Er hat mir den ganzen Vorfall mit allem Beſchämenden, was darin für ihn liegt, geſtanden und als ich ihm hierauf das bisherige Verhältniß unſeres Umgangs aufkündigte, erſchrak der Mann und ſagte: So würde ich von morgen an ſelbſt bei den Royaliſten geächtet ſein?

— Ich glaubte ihm das verſichern zu müſſen. Da bat er mich um Feder und Dinte, ſchrieb dieſen Brief an Sie, Herr Duclos, und bewog mich durch Hinweiſung auf ſeine Familie (Sie wiſſen, er iſt die einzige Stütze ſeines alten Vaters) noch in dieſer Stunde, bevor muthmaßlich eine Veröffentlichung des unſeligen Vorfalls ſtattgefunden hätte, Ihnen denſelben zu übergeben.

Es iſt offenbar, daß die Schurken noch einmal wieder gehorcht haben, wie wußten ſie ſonſt, daß wir die Geſchichte veröffentlichen wollen? ſagte Tibold mit einem Blick auf den Finanzrath, wovor dieſer nicht wenig erſchrak. Er fühlte, daß er ſoeben in ſeiner Vorausſetzung, Tibold könne durch ihn noch bloßgeſtellt werden, ſich geirrt habe. Seine Lage wurde durch dieſen Fehlgriff bedenklich, doch ſuchte er ſich dadurch zu retten, daß er den Schurken ruhig verſchluckte.

Adolf hatte unterdeß den Brief des Regierungsrathes geleſen, er theilte ihn mit. Dies iſt er:

„Geehrter Herr. Mein unglückliches Amt hat meine Ehre und meine Zukunft in Ihre Hände gegeben. Ich würde von Ihnen keine Schonung erwarten, wenn nicht

Ich es wäre, der Ihnen am 18. März in der Nacht das Leben gerettet, indem ich aus alter Freundſchaft zu Ihrer Familie dem Prinzen den Umſtand verſchwieg, daß Sie mit Ihrem Gewehrlager das Volk bewaffnet hatten, wovon ich genau unterrichtet war. Ich komme jetzt bittend zu Ihnen: ſchonen Sie meine Ehre, ich habe Ihr Leben geſchont."

Adolf war betroffen von der Mittheilung, aber er zweifelte und fragte: Was ſagen Sie dazu, Herr von Kopper, iſt die Thatſache wahr? Wie wußte man denn damals auf dem Schloßplatz meinen Namen und warum wurde ich vorzugsweiſe bedroht, mißhandelt und faſt erdroſſelt? Die Erinnerung an dieſe Scenen und der heutige Vorfall geben mir den Verdacht —

Der Finanzrath ließ ihn nicht ausreden, er erhob ſich, legte die Hand aufs Herz und betheuerte, der Herr von Eſchen hätte ihm die Sache gleich am Morgen des 19. März ſo mitgetheilt.

Und Sie, Herr Finanzrath, haben mir nie ein Wort davon geſagt? und der Herr von Eſchen hat ſeine Freundſchaft meinem Vater verſchwiegen, ſo oft er ihm auch ſeitdem begegnet iſt? fragte Adolf ungläubig.

Jetzt erhob ſich Tibold und rief den beiden Männern, die ſich des Thürdienſtes angenommen hatten, zu: verſchließt die Thüre dieſes Zimmers, damit wir ungeſtört ſind, und führet unſere Freunde, wenn ſie früher kommen, als wir hier fertig geworden ſind, in das Zimmer der Frau Duclos.

Ich weiß nicht, meine Herren, ſtammelte der Finanzrath erſchrocken, was Sie vorhaben. Die Uniform der Armee flößt mir zwar Vertrauen ein, indeſſen ſehe ich doch keinen beruhigenden Grund zu Ihrer Maßregel und wünſchte vor dem Beginn Ihrer Berathungen bei verſchloſſenen Thüren von Herrn Duclos und Herrn Doctor Wurz mit einem Ja oder Nein entlaſſen zu werden. Sie begreifen, daß ich bei der Sache nur ſehr entfernt betheiligt bin.

Ich bin entſchieden vom Gegentheil überzeugt. fuhr Tibold ihn an, und wir wollen Ihnen Gelegenheit geben ſich offen auszuſprechen. Die Uniform der Armee ſollte Ihnen an dieſem Orte grade Mißtrauen einflößen, und obgleich Sie mich und meinen Freund hier nicht perſönlich kennen, ſo könnte es doch in unſerm Intereſſe liegen, Sie feſtzunehmen und Ihnen die Anzeige, womit Sie vorhin nicht undeutlich drohten, auch nur der allgemeinen Thatſache, daß Sie uns hier angetroffen, unmöglich zu machen.

Aber, meine Herren, der Major Iren iſt ja von Ihrem Beſuche bei Herrn Duclos Zeuge geweſen.

Der Major iſt ein Demokrat, ſagte Tibold, um ihn vollends irre zu machen, Sie aber haben auch dieſe Notiz wieder nur aus dem ſtenographiſchen Cabinet, wo Sie gehorcht haben.

Jetzt erhob ſich Wurz und als er ſah, wie der Finanzrath, wenn auch faſt unmerklich, bei Tibolds Beſchuldigung zuſammenſchreckte, war er überzeugt, in Einem der beiden Begleiter des einbrechenden Entdeckers den Herrn von Kopper geſehen zu haben. Zwar hatte er die Nebenfiguren, die eben ſo raſch wieder verſchwanden, als ſie gekommen waren und die nicht ganz bis in ſeinen Geſichtskreis vortraten, faſt gar nicht beachtet, jetzt aber dämmerte die Erinnerung an die flüchtige Figur des Finanzrathes in ſeinem Gedächtniß auf und er ſagte beſtimmt und kurz: Sie waren im Zimmer, ich ſah Sie entfliehen!

Herr von Kopper, nahm hierauf Rohr das Wort, Sie werden jetzt die Maßregel unſeres Freundes vollkommen gerechtfertigt finden, und da wir die Klage auf Einbruch gegen den Regierungsrath und ſeine Mitſchuldigen nicht aufgegeben haben, Sie aber Einer von ihnen ſind, ſo werden Sie es begreiflich finden, daß wir Sie verhaften und dem Gericht übergeben.

Der Finanzrath erblaßte und ſank ſtumm in ſeinem Lehnſeſſel zuſammen.

Rohr und Adolf zogen ſich einen Augenblick in den Hintergrund, wo ſie leiſe mit einander ſprachen. Dann ſetzten ſie ſich wieder in den Kreis und Adolf ſprach:

Herr Finanzrath, Sie ſind bei einem ſchweren Verbrechen auf der That ertappt, Ihr Schickſal liegt in unſerer Hand, indeſſen haben wir an Ihrer perſönlichen Niederlage kein großes Intereſſe, die nächſten Tage werden eine größere Niederlage herbeiführen, ſie werden die öſterreichiſche Dynaſtie vernichten und auch hier in Berlin das Schickſal der Revolution und der Contrerevolution entſcheiden. Wir kennen die Abſicht des Hofes mit Berlin. Das Militär iſt aber, wie Sie ſich heute zufällig überzeugt haben werden und wie Sie aus der öffentlichen Theilnahme der Soldaten an der Volksbewegung abnehmen können, keineswegs einſtimmig gegen die Demokraten. Wollen Sie ſich löſen durch einen Dienſt, den Sie in dieſem entſcheidenden Augenblick der Freiheit leiſten können, ſo werden wir Sie ſchonen und unſere Verfolgung nur gegen den Herrn von Eſchen richten. Bedenken Sie, daß Wien unſer iſt und daß Preußen Deutſchland, daß es Europa beherrſcht, wenn es mit Wien geht. Die Bedeutung Berlins hängt an dem Siege der Revolution. Verkehr, Größe, Glanz winken der neuen Hauptſtadt des Reichs. Die Anſtrengung der Contrerevolution iſt im Weſentlichen geſcheitert. Oeſterreich löſt ſich auf. Im übrigen Deutſchland wird der Kampf kurz und der Erfolg ohne Gleichen ſein, wenn Berlin feſt ſteht und das preußiſche Volk ſeiner Aufgabe, Deutſchland wieder herzuſtellen, treu bleibt. Für Sie iſt es jetzt noch Zeit, Ihre Partei zu ergreifen.

Dem Finanzrath fiel ein Stein vom Herzen. Tibold runzelte die Stirn, denn er dachte, der Schuſt betrügt uns und rettet ſeine Haut. — Jetzt kriegen wir Reinecke unter dem Galgen zu hören, flüſterte ihm Wurz zu. Rohr gab ihnen ein Zeichen, ſich ruhig zu verhalten, dann fragte er den Finanzrath:

Wozu ſind auf morgen Cartouchen an die Artillerie und Patronen für die Infanterie beordert? Was iſt für morgen im Werk?

Meine Herren, begann der Finanzrath, wenn Sie mir vorher die Bürgſchaft geben, daß Sie im Falle des Siegs nicht über den König und nicht über ein Miniſterium Waldeck hinausgehen wollen, ſo ſteht Ihnen meine geringe Mitwirkung für den Plan, Preußen jetzt für Deutſchland eingreifen zu laſſen, vollkommen zu Dienſten.

Es handelt ſich, erwiderte Adolf, um den Sieg der äußerſten Linken und um ein Schutz- und Trutz-Bündniß mit Wien und Ungarn. Wenn der König ſich dieſer Bewegung nicht widerſetzt und uns den Krieg durchführen hilft, ſo wird er die ganze royaliſtiſche Frage beſeitigen, denn wir ſind entſchloſſen, die Exiſtenz der deutſchen Nation, die jetzt auf dem Spiele ſteht, mit Aufopferung aller andern Rückſichten zu erkaufen. Dies wird Ihnen genügen.

Gegen dieſe Wendung der Dinge, ſagte der Finanzrath, hätte ich nicht viel einzuwenden. Sie wiſſen, Herr Duclos, daß ich die ſociale Revolution fürchte, ich bin alſo auch nicht damit einverſtanden, daß man mit ihr ſpielt, habe alſo nichts dagegen, wenn durch meine Mittheilung der Plan auf morgen, der die Arbeiter freventlich herausfordert, vereitelt wird. Man beabſichtigt morgen eine Juniſchlacht zu provociren, und um des Königs Geburtstag nicht einzumiſchen und den royaliſtiſchen Anſtrich zu vermeiden, iſt der Ausbruch heute vermieden und auf morgen den 16. October feſtgeſetzt. Sie wiſſen von den Streitigkeiten mit den Erdarbeitern über die Dampfmaſchine, die zur Trockenlegung einer Stelle des Canals aufgeſtellt war. Dieſe ſind benutzt worden, um einen Conflict herbeizuführen. Von Eſchen hat einige Arbeiter, die zu den Putſchern gehören, erkauft und mit Geld und Getränken verſehen. Sie feiern morgen ein Feſt. Bei dieſer Gelegenheit werden ſie die Bürgerwehr beſchimpfen und von denjenigen Bürgergardiſten, die durch von Eſchens

Agenten hierauf vorbereitet ſind, ſcharf beſchoſſen werden. Dies wird die Maſſe der Erdarbeiter aufs Höchſte empören. Man erwartet Barrikaden, eine Betheiligung der Demokraten beim Angriff auf die royaliſtiſche Bürgerwehr. Namentlich iſt es wahrſcheinlich, daß die fliegenden Corps zu den Arbeitern übergehen. Alsdann wird das Militär einſchreiten (die Anführer der Bürgerwehr wollen ſelbſt darauf antragen) und nach dem Siege das Martialgeſetz über die Demokraten verhängt, die Nationalverſammlung aufgelöſt und alle hervorragenden Männer Ihrer Partei verhaftet und hingerichtet werden. Aus dieſem Grunde, meine Herren, ſind heute ſchon die Verfügungen wegen der Munition erlaſſen und eben darum ſuchte ſich der Regierungsrath heute Abend Ihrer Papiere zu bemächtigen, Herr Duclos, da er erwartet, daß Sie morgen in die Hände der Kriegsgerichte fallen werden.

Nennen Sie uns die Namen der Putſcher, die reizen und der Bürgergardiſten, die ſchießen werden, ſagte Rohr.

Ich weiß keinen einzigen und es thut mir leid, ſie nicht zu wiſſen, erwiderte der Finanzrath. Denn ich begreiſe, daß dies das Mittel wäre, das ganze Complot zu vereiteln.

Und Sie werden jetzt nicht mehr ſagen, daß der Regierungsrath mir am 19. März das Leben gerettet habe, bemerkte Adolf.

Der Finanzrath ſchwieg beſchämt. Adolf fuhr fort: Nun, ſo ſcheint es mir das Beſte zu ſein, wir laſſen den Herrn von Eſchen durch den Finanzrath wiſſen, daß wir den ganzen Plan kennen und daß uns auch ſein Verfahren in der Märznacht genau bekannt iſt. Findet dann der Conflict nicht ſtatt, ſo wollen wir uns mit der freiwilligen Entfernung des Regierungsrathes aus Preußen zufrieden geben. Findet er aber dennoch ſtatt, ſo wollen wir ihn auf alle Weiſe verfolgen und —

Vernichten, ſetzte Tibold ungeduldig hinzu und ſprang auf. Sie aber, Herr Finanzrath, welche Bürgſchaft Ihrer Wahrhaftigkeit können Sie uns geben?

Keine, erwiderte dieſer, als Ihre eigne Erfahrung, die Sie morgen unfehlbar machen werden. Es iſt bereits zu ſpät in der Nacht, um jetzt den Anſchlag von hier aus noch rückgängig zu machen, weil Sie, meine Herren, keine Namen und keine Localitäten erfahren können. Der Regierungsrath aber iſt nach Oben gebunden und würde es nicht wagen, irgend etwas von dem zu hintertreiben, was jezt einmal eingeleitet und den bekannten Chefs der Militär- und Polizei-Verſchwörung mitgetheilt iſt. Wünſcht Herr Duclos, daß ich bis morgen Mittag in ſeinem Hauſe bleibe, ſo werde ich mich gelöſt haben.

Adolf erklärte, daß er außer der inneren Wahrſcheinlichkeit der Mittheilungen ſichre Gründe habe, ſie für vollkommen richtig zu halten. Er ſei daher der Meinung, daß der Herr von Kopper der Sache der Hauptſtadt und der Freiheit einen weſentlichen Dienſt geleiſtet habe, und daß man ihn jezt entlaſſen müßte, wenn er ſelber es wünſchte. Als ſelbſt Tibold und Wurz dagegen nichts einwendeten, erhob ſich der Finanzrath mit leichtem Herzen, bat um Verſchwiegenheit über ſeine Perſon und entfernte ſich.

XI.

Revolutionäre Pläne.

Da geht er hin, möge er den Hals auf der Treppe brechen, brummte Albold verdrießlich.

Wurz nahm die Doſe von ſeinem Bericht und ſagte: Dies Document kommt zu den öffentlichen Acten, und den Lügenbrief des Herrn von Eſchen werd' ich erläutert hinzufügen. Ich geſtehe, daß ich dieſen Menſchen für einen harmloſen Beamten gehalten habe, jetzt aber ſehe ich, er geht darauf aus, uns ſchockweiſe zu verderben, er iſt ärger als die Gagernſche Reichspolizei, vornehmlich aber hat er es auf Dich abgeſehen, ſagte er zu Adolf, er haßt Dich wegen der Franciſca und er kennt Dich aus Deines Vaters Hauſe und aus Deiner Potsdamer Thätigkeit, Du biſt ihm zu rückſichtslos, während wir Andern immer doch noch irgend eine michelhafte Stellung zu reſpectiren haben. So weiß er, daß ich meinen royaliſtiſchen Kunden kein Rattenpulver gebe.

Dieſe kleinen Intriguen, ſagte Adolf, können unſre Partei nicht mehr vernichten, und der Plan, uns Alle zu verderben, muß ſchon darum ſcheitern, weil wir nicht, wie die Royaliſten ſich einbilden, zu jedem Aufſtand hinzureißen ſind, ſondern nur die Revolution aufrecht erhalten und vollenden wollen, ein Ziel, welches jetzt nicht mehr verfehlt werden kann, obgleich es mir gar nicht gleichgültig iſt, wie und wann es erreicht wird. Uebrigens gebe ich zu, daß der Regierungsrath eine ſehr ſchädliche Perſon iſt.

Wir können ihn morgen vielleicht erſchießen laſſen, ſagte Tibold. Er wird Alles daran ſetzen, das unſinnige Complot durchzuführen, denn wenn es ſcheitert, ſo ruinirt ihn die Einbruchsgeſchichte. Es wäre alſo möglich, daß er bei der Emeute ſelbſt zum Vorſchein käme. Ich will den ehrlichen Terroriſten, die mir trauen, heute noch den ganzen niederträchtigen Plan mittheilen, damit ſie ihm heimleuchten, wenn er etwa aufwiegeln ſollte. Bei dieſen Worten ſtand er auf und ging hinaus.

Wurz bemerkte zu Adolf Duclos, wenn die Canaille gefaßt würde, ſo wäre dein Leben um zehn Procent beſſer verſichert, der Kerl iſt ein wahrer Krebsſchaden in der Gemeinde und giftig wie ein Skorpion.

Wir können den Zuſammenſtoß der Arbeiter und Bürger nicht mehr hintertreiben, ſagte Adolf, als dieſes Zwiſchenſpiel vorüber war. Der Zündſtoff iſt da. Seit der Zerſtörung der Dampfpumpe am Kanal tyranniſirt die Bürgerwehr die Arbeiter. Die Putſcher haben ſchon ſeit einigen Tagen daran gedacht, ob ſie die erbitterten Arbeiter nicht aufwiegeln ſollten. Der Zorn der ehrlichen Terroriſten gegen die Bürger iſt ganz gerecht, nur iſt es Wahnſinn, ihm die Zügel ſchießen zu laſſen, während Berlin von 50,000 Soldaten umzingelt iſt, die nur auf eine Veranlaſſung warten, um hereinzubrechen. Die ſocialen Terroriſten luden geſtern Abend eine Deputation von uns zu ihrer Verſammlung und erklärten, die Arbeiter müßten dieſe niederträchtige Bourgeoiſie vernichten und wenn ſie allein zu ſchwach wären, ſich mit dem Militär dazu verbinden. Mit den Spießbürgern bringe man die Revolution nicht weiter. Der Prinz von Preußen aber ſei nützlich für die Revolution, er ſei völlig unwiſſend über den wahren Zuſtand des Volks, man wiſſe aber, er wolle ſich am Volke rächen und werde den Schrecken der rothen Monarchie hereinbrechen laſſen. Dieſer ſei das einzige Mittel, die Menſchen wieder aufzurütteln. Statt des Enthuſiasmus brauchten wir jetzt den Wahnſinn der Rache gegen den Schrecken. Die rothe Monarchie ſei beſſer, als der ſchwarzrothgoldne Duſel, der alle Gegenſätze verwiſchte. Sie verlangten im Ernſt eine Juniſchlacht, wenn ſie auch mißlänge, und daß die demokratiſchen Corps der Bürgerwehr und die Demokraten aller Vereine ſich ihnen anſchließen ſollten. Dieſe ſinnreichen Pläne, ſich ſelber den Hals abzuſchneiden, um Effect zu machen, hat der Herr von Eſchen ausſpionirt und benutzt. Ihr ſeht hieraus, daß die Mittheilung des Finanzrathes richtig iſt. Zwar der Plan auf morgen kam geſtern bei den Terroriſten nicht zur Sprache, doch vermutheten wir ſchon damals aus der ganzen Haltung des Comités, daß die Sache eingeleitet ſei, proteſtirten gegen das Aufhetzen der Arbeiter, gegen die umgekehrte Revolution und machten die Führer perſönlich verantwortlich für jeden Schritt, womit ſie die Contrerevolution begünſtigten.

Sie wollten nicht gänzlich mit uns brechen. Einige untergeordnete junge Leute aber ſprangen vor, ſpannten die Piſtolen und drohten mich niederzuſchießen, weil ich mich der radicalen Revolution und dem Regiment des Schreckens widerſetzte. Die Andern riſſen ihnen die Piſtolen weg und ſchlugen ſie ihnen ins Geſicht; es war ein wilder Aufruhr, der wohl eine Viertelſtunde anhielt. Dann legte ſich der Sturm. Der Präſident bat uns um Verzeihung wegen dieſer Willkür und Ungezogenheit Einzelner, erklärte, daß er uns politiſche Demokraten jetzt noch für nützliche Formen des Proceſſes hielt, und hoffte, wir würden die Revolution ſo weit mit durchführen helfen, bis unſer Haupt, wie ſichs gehörte, durch den Spruch eines ſocialen terroriſtiſchen Tribunals zur Sühne unſerer Halbheit ſiele.

Wir hörten dieſes freundſchaftliche Todesurtheil mit ironiſcher Faſſung an und überließen uns, ſobald wir das Sitzungslocal hinter uns hatten, dem ganzen Eindruck dieſer komiſchen Scene. Mein Begleiter rief aus: Welche Affen des Convents! Aber hätten die Kerle eine halbe Million unter den Waffen, ſo würd' ich zu ihnen übergehn. Denn der Wahnſinn iſt gar nicht lächerlich, wenn er das Schwert der Gewalt in Händen hat! Wo der Teufel freie Hand, da frißt er die Menſchen wie Kopfſallat!

Wir haben es nicht verſäumt, die Arbeiter, die Vereine und die Bürgerwehr zu warnen, und müſſen jetzt noch unſere Nachricht, daß der Conflict morgen bevorſteht, ſo viel als möglich zur Kenntniß aller Theile bringen.

Du ſiehſt übrigens aus dieſem Complot, fügte Adolf zu Wurz gewendet hinzu, daß ich Recht hatte, als ich vermuthete, man würde die Volksparteien an einander gerathen laſſen, und dann erſt die Armee auf Berlin werfen.

Und wenn wir dieſen Plan vereiteln, fragte Wurz, wie dann? Wird die glorreiche Schleswig-Holſteiner Armee ihre Winterquartiere in den Heuſchobern nehmen, die ihr auf den märkiſchen Dörfern ſchon jetzt die Kleider verderben? Oder wird man ſie hereinführen mit oder ohne Veranlaſſung?

Berlin und die Nationalverſammlung werden die Armee nach Wien ſenden, rief Duclos aus, wenn ſie ihren Vortheil und ihre Macht kennen.

Verſtand, ſagte Wurz, iſt eine rare Gabe Gottes!

Unterdeſſen langten die Freunde mit Nachrichten aus Wien und von dem Empfange der Deputationen in Bellevue an. Die Ungarn, hieß es, würden den Croatenhäuptling vor Wien vernichten und in die Stadt rücken. Dies klang aufmunternd. Dagegen hatte der König gedroht: „Alle Obrigkeit ſei von Gottes Gnaden und er habe noch einen ſtarken Arm!“ Dies galt der Nationalverſammlung. Die Deputation der Bürgerwehr hatte er in ihrer Gratulation mit den Worten unterbrochen: Reden Sie nicht mehr, meine Herren, beweiſen Sie durch die That, daß Sie die Ruhe und Ordnung in Berlin wieder herzuſtellen wiſſen. Sie haben die Waffen von mir und nicht von der Nationalverſammlung; in dieſem Sinne werden Sie ſie zu führen wiſſen. Man fragte ſich, ſollte das auf morgen gehen? Alle begaben ſich in das demokratiſche Comité, um die geſammelten Nachrichten mitzutheilen und die Maßregeln für den nächſten Tag zu beſchließen.

Wurz wünſchte Adolf Glück, daß Franciſca unter dieſen geſpannten Verhältniſſen nicht zugegen war. Du aber, mein Junge, ſetzte er hinzu, ſtürze Dich nicht blind ins Feuer, denn Du wirſt mir zugeben, die Theorie von dem Märtyrerthum iſt nur eine Nothlüge. Sie hat viel Aehnlichkeit mit der ewigen Seligkeit und war den alten

Griechen nicht bekannt. In den Thermopylen gehorchten die Dreihundert nur den Geſetzen von Sparta.

Und wir, lieber Doctor, werden den Geſetzen der Revolution gehorchen, erwiderte Adolf. Wahrſcheinlich gehen wir unter in ihr, aber gewiß iſt es, nie wurde eine Bewegung von größeren Gedanken getragen, als die gegenwärtige, und bei jedem Ausgange der nächſten Kämpfe in Europa wird ein edleres und bewußteres Volk zurückbleiben, als vorher in dieſem Welttheil lebte. So wollen wir immerhin blind ins Feuer gehen und unſere Schuldigkeit thun. Heut iſt unſer, morgen vielleicht!

XII.

Die alte gute Zeit.

Der Finanzrath war durch ſeine bittern Erfahrungen bei den Demokraten heftig erſchüttert. Er würde den Beſuch nicht gewagt haben, wenn der Herr von Eſchen ihm nicht ihre Tölpelhaftigkeit und Ueberſichtigkeit mit den ſtärkſten Farben ausgemalt hätte. Das unglückliche Abenteuer in Adolfs Zimmer war ja nicht Folge ihrer Klugheit und Vorſicht, ſondern ein reiner Zufall. Nun aber hatte der Finanzrath ernſtliche Verlegenheiten erlebt, weil die Gegner alle ſeine ſchwachen Seiten zu benutzen verſtanden. Sein Stolz war verletzt, und wer hatte ihm die Demüthigung zugezogen? Doch offenbar die Vorſpiegelung des Herrn von Eſchen. Mir wär' es am Ende recht, ſagte er zu ſich ſelbſt, wenn dieſe Intriguanten alle den Hals brächen. Sie verderben uns doch nur das Geſchäft und alle Länder, wo ſie ſiegen, verarmen. Auf der andern Seite wär' es ſeltſam, wenn wir erfahrenen Leute uns von Knaben ſollten regieren laſſen. Dieſer Duclos, er iſt zwanzig Jahr, den Barbier kennt er nur vom Hörenſagen, und wie hat er mich wieder protegirt!

Kurz, der Finanzrath war mit allen beiden Parteien unzufrieden, um ſichs nicht zu geſtehen, daß er ſelbſt den Fehler gemacht hatte, ſich in ein gewiſſes Complot einzulaſſen. Warum hatte er dies gethan? Weil er es gewohnt war, daß die Regierung ſich Alles erlauben durfte und kein Gewiſſen, keine Ehre, keine Treue zu haben brauchte, wenn ſie nur keinen Widerſtand erlebte, ganz wie der Räuber auf der Landſtraße, wenn ihm das Commands gelingt: Geſicht am Boden! Jetzt erkannte er zu ſeiner Verwunderung, daß die Schufte und das Syſtem der Schurkerei an den ehrlichen Leuten einen gefährlichen Feind hatten. Dies erweckte einige Sympathie für die Ehrlichkeit in ſeinem Herzen.

Mürriſch berichtete er dem Herrn von Eſchen, daß er nichts ausgerichtet habe. Der Bericht über den Einbruch ſei im Druck und die Demokraten wüßten ſehr gut, was er im März dem Prinzen mitgetheilt und gerathen habe.

Nun, ſo wiſſen ſie, ſagte der Regierungsrath, daß ich nicht ihr Freund bin. Ich denke es ihnen morgen noch deutlicher zu machen, und, genau überlegt, die Notiz über unſern Unfall von heute Abend wird nichts ausmachen, wenn nur morgen die Verwirrung allgemein wird.

Der Finanzrath war nicht aufgelegt, ſeine Demüthigung zu erzählen; er ſah nach der Uhr, empfahl ſich eiligſt und fuhr um zehn Uhr in der Nacht noch nach Potsdam, um am 16. October ganz aus dem Spiele zu ſein und den Ausgang ſpäter in den Zeitungen zu leſen, als käme die Nachricht aus Conſtantinopel oder Indien.

Als er in Potsdam anlangte, hörte er einen wilden Lärm aus dem eleganten Saal des Gaſthauſes am Bahnhofe. Die Officiere tranken zum Geburtstage ihres Königs und auf den Untergang der Demokraten. Halb verdroſſen, halb neugierig näherte er ſich dem Eingange, um den Saal zu durchſchreiten; da begegnete ihm Wallner, der das royaliſtiſche Feſt mitgemacht, aber wenig Anklang mit ſeinem Toaſt gefunden hatte, auf das Wiederaufblühen der Kunſt nach dem Siege über die Revolution. Hätte ich von der Reitkunſt, rief er aus, oder von der Kunſt, Hunde zu dreſſiren und Droſſeln oder Gräfinnen zu fangen geſprochen, ſo würden ſie mich beſſer verſtanden haben. Ich bin auf den Verdacht gerathen, wisperte er verſtimmt dem Finanzrath zu, daß ſie alle mit einander nicht fließend leſen können. Wahrhaftig, ich ſehne mich nach einem Streit mit Adolf Duclos oder Wurz, ſo unglaublich dumm wird mir im Kopf von dieſen Pferde-, Hunde- und Hurengeſchichten. Was giebts Neues aus Sodom?

Das kann ich Ihnen hier nicht ſagen, antwortete der Finanzrath. Vor dem Pöbel beider Parteien ſchweig' ich. Mir, wie Ihnen, iſt das wüſte Treiben gründlich verhaßt. Könnt' ich in dem verborgenſten Alpenthale ohne ein Wort von beiden Parteien zu hören, das Ende abwarten, ich thät' es ſogleich. Aber halt! wie ungeſchickt, daß ich nicht ſchon gefragt! wie weit ſind Sie mit Ihrem Roué — oder wollen Sie ihn den liebenswürdigen Wüſtling nennen?

Ich bin fertig und hab' ihn in der Taſche, ſeufzte Wallner. Ach! Ich dachte ihn den Dragonerofficieren vorzuleſen, das Thema muß ſie intereſſiren; es iſt ganz ihre Welt. Wiſſen Sie, was der Fürſt Lachs dazu ſagte: „Impertinent! uns vorleſen! uns ein ganzes Theaterſtück vorſetzen! Eſel von einem Poeten!" So denkt dies Geſindel. Ich hab' ihn gefordert. Er behauptet, ich wäre nicht ſatisfactionsfähig. Ich werde die Geſchichte drucken laſſen, ſo kann er nicht in Potsdam bleiben.

Ich hab' es Ihnen vorhergeſagt, lieber Wallner, daß Sie mit dieſen Leuten, die Sie ſo vortrefflich dramatiſiren, in der Wirklichkeit nicht fortkämen.

Mit wem ſoll ich denn aber leben? Meine alten Freunde ſind auf die Seite des Straßenpöbels getreten.

Der König iſt ein geiſtreicher Mann und —

— Er würde mich zum Hofpoeten machen und nur ſelten mit Füßen treten; aber die Revolution macht ihn unwirſch, ſeit Monaten ſieht er nicht mehr nach den Perlen und trinkt den Champagner wie Waſſer. Ach, die Welt iſt wüſt, und die Kunſt hat kein Publikum mehr! Glauben Sie nicht, daß ich an den Hof paſſe, der Hof haßt die ganze Literatur!

Der Finanzrath nahm ſeinen Arm, führte ihn mit ſich in ſeinen Wagen und ſuchte ihn zu tröſten, indem er ihn bat, bei einer Taſſe Thee ihm ſeinen „liebenswürdigen Wüſtling“ vorzuleſen.

Das war das Wort des Räthſels. Wallner thauete auf und verlor ſich in ſeine alten theatraliſchen Ruhmestraume. Der „liebenswürdige Wüſtling“ iſt wirklich ein gelungenes Drama. Wallner wählt ſeine Helden aus dem Junkerleben, er verbirgt ſeine Schmeichelei in der Genialität, womit er ſeinen Wüſtling ausſtaffirt, und ſeine Kriecherei in der demokratiſchen Bekehrung ſeines Helden, aber beides iſt gut dargeſtellt und wird pikant durch ſeine Unwahrſcheinlichkeit ſelbſt.

Den Finanzrath unterhielt der Hautgout des „Wüſtlings“ ungemein. Das iſt doch einmal plaſtiſch, rief er aus, und frei von dem ewigen: fabula docet! Sie haben mich erheitert, edler Freund, und ich bedurfte ſo ſehr dieſer himmliſchen Vergeſſenheit! Ihre Comödie iſt mir eine Lethe der Revolution geworden. Aber, was ich jetzt beklage, iſt, daß unſer Kreis zerriſſen iſt, Duclos, die ſchöne Francisca, der Apollino und ſelbſt der Doctor! warum können wir nicht mehr, wie ſonſt, harmlos beiſammen ſein, und wie viel beſſer wäre für Sie ein ſolches Auditorium geweſen, als ich allein!

Selbſt der Diſput mit Adolf hätte mich gefördert! —

Er hat in einem andern Weltkampfe geſiegt und die Atalante ſammt ihren goldenen Aepfeln davon getragen.

Das hat er! ſagte Wallner verdrießlich. Und wie ſchön war ſie am 19. März, als ſie ihn halb todt auf meinem Zimmer fand, eine Tochter Niobe's und eine Anadyomene in Eins. Ich habe dieſe Gruppe aufgeſogen mit neidiſchen Augen, nur ließ der alte Faun, der Doctor

Wurz mir keine Ruhe. Seitdem bin ich von einem dummen Traume geplagt, der mich immer mit dem ſchönen Kinde zuſammenführt, und wenn ich erwache — —

Der Finanzrath zählte die Glockenſchläge. Der 16. October iſt angebrochen, ſagte er zu Wallner, wiſſen Sie, was das heißt?

Nun?

Es heißt: Der Untergang der Demokratie iſt aufgegangen. Es wird der heilige Bartholomäus bei Tage ſein. Ihr Nebenbuhler wird Sie nicht lange mehr geniren, wenn Sie's nur mit Franciska nicht verſchüttet haben, ſie iſt fanatiſch für die Republikaner.

Wer iſt beſſerer Republikaner als ich? ſcherzte Wallner. Iſt es Adolf, der den ſüßen Pöbel nimmt, wie er iſt und ſtinkt, oder ich, der ihn rein waſchen und mit kölniſchem Waſſer begießen will? Wenn ſie Geſchmack hätte, ſo würde ſie mich für eine zweite verbeſſerte Auflage des Republikanismus erkennen.

Jedenfalls, ſagte der Herr von Kopper, muß die Bekanntſchaft erneuert werden. Sie iſt hier, wie Sie wiſſen. Und das Geſchäft des alten Wild iſt enorm. Er hat

Schiffe in allen Meeren. — Der Finanzrath theilte ihm dann die Pläne der Verſchworenen für den 16. October mit, auch den Angriff der Terroriſten auf Adolf, den er als ſehr ernſthaft ſchilderte. Und Wallner ging am andern Tage zu Franciska, um ſie über Adolfs thörichte Verwickelungen und über die Nichtswürdigkeit der Socialiſten aufzuklären. Er fing es feiner an, als an jenem Tage, wo er ſie in ihrem Angriffe auf das Volk unterſtützen wollte.

Der alte Duclos kannte ſein neues Verhältniß zu ſeinem Sohne nicht hinlänglich und lud ihn ein als einen alten Hausfreund. Franciska, die ihrer Niederkunft nahe war, kam ſelten zum Vorſchein. Doch hörte ſie am Abend des 16. October eine Vorleſung des „Wüſtlings“ mit an und ließ ſich wirklich von Wallner die Beſorgniß einflößen, Adolf möchte durch die Terroriſten in Lebensgefahr kommen.

Wallner ſchwieg über die reellen Gefahren des 16. Er wollte Franciska nur die demokratiſche Partei verleiden und ſie für die äſthetiſche Republik des tauſendjährigen Reichs allgemeiner Nobilitirung gewinnen: lauter witzige

Wüſtlinge, ſchlecht und liebenswürdig, und ein dramatiſcher Dichter, witziger, durchtriebener und liebenswürdiger als alle mit einander, ihr Präſident! Allgemeine Menſchenliebe mit Patchouli!

O dieſe verruchten Buben! ſeufzte Francisca über die Burſcher.

Platte Burſche, rief Wallner unwillkürlich hinterdrein. Der Ausruf ſaß ihm ſo locker in der Kehle, wie dem gefangenen Staar bei Yorick die Klage: ich kann nicht heraus! Durch den gewohnten Ausruf ſtärkte er ſein gepreßtes Dichterherz und empfahl ſich, ſehr zufrieden mit ſeiner Einleitung zu einem neuen Verhältniß.

XIII.

Der Sturz.

Der 16. October war ein unſeliger Tag, er koſtete viel unſchuldiges Blut, aber der Anſchlag, die Demokratie und Berlin bei der Gelegenheit zu unterdrücken, mißlang vollkommen. Auf allen Punkten, wo die erbitterten Arbeiter für die Leichen ihrer Brüder Rache nehmen wollten, auf dem Felde, am Canal und auf den Barrikaden in den Straßen erſchienen Männer von allgemeinem Vertrauen, um das Volk aufzuklären über die Gefahr eines Klaſſenkampfes, und es gelang ihnen, einen allgemeinen Ausbruch und die Einmiſchung des Militärs zu hintertreiben. Dennoch war ein Theil der Stadt im Kampf und die ganze Bevölkerung in der größten Aufregung, die trotz aller Beſchwichtigung ſich nach irgend einer Seite hin Luft machen mußte.

Während Rohr und Wurz ſich in Potsdam zurückgehalten ſahen, waren Adolf und Tibold in aller Frühe zu den Arbeitern am Canal geeilt. Die beiden jungen Männer theilten ſich in die Stationen: und Tibold wurde ſehr bald in einen ernſthaften Auftritt verwickelt.

Ein Trupp Arbeiter mit einer Fahne kam eilig heran, von der Stadt her wurde er durch eine Abtheilung Bürgerwehr verfolgt. Es erhob ſich Tumult und das Geſchrei: Man ermordet unſere Brüder! Alles eilte mit Hacke und Spaten zu Hülfe. In dieſem Augenblick fielen zerſtreute Schüſſe aus den Reihen der Bürgerwehr, die Kugeln ſchlugen in die dichten Haufen der Arbeiter und mehrere Männer ſtürzten in ihrem Blute zuſammen. Ein Schrei des Entſetzens und der Wuth ging durch die Menge. Man wollte die Schuldigen ausgeliefert haben und erſchlagen. Die Bürger waren in der größten Gefahr. Bei einem ernſtlichen Andrang der Maſſen mußten ſie unterliegen. Der kleine Haufe, in dem nur die Schuldigen mit Pulver und Blei verſehen waren, zog ſich eilig zurück; mit genauer Noth entging er der gerechten Rache.

Die Arbeiter hoben ihre Todten auf und folgten den Fliehenden unter den heftigſten Verwünſchungen in die Stadt.

Kurz vorher, als der Ausbruch erfolgte, waren von der entgegengeſetzten Seite zwei Männer aus einer Kaleſche geſtiegen und hatten ſich den Arbeitern mit einer rothen Fahne genähert. Als aber die Schüſſe fielen, mochten ſie wohl vermuthen, es gälte ihnen, denn ſie wandten ſich in ängſtlicher Eile zu ihrem Wagen zurück. Dies hatte Tibolt beobachtet und ſogleich ſeiner Umgebung den Verdacht ausgeſprochen, dieſe Burſche müßten ein böſes Gewiſſen haben. Laßt uns ſie feſthalten, rief er; und ein großer Theil der Arbeiter ſetzte ſich unter ſeiner Anführung zur

Verfolgung der Fahnenträger in Bewegung. Er rief ihnen wiederholt halt! zu, bewirkte aber nur, daß ſie ihre Schritte beſchleunigten, um die Kaleſche zu erreichen, ehe ſie eingeholt würden. Dies gelang ihnen auch wirklich und unter dem Geſchrei und Toben der Verfolger galoppirten die Pferde feldein, während der Kutſcher wie ſchlafend über den Bock hing und dann bei einem ſtarken Stoß des Wagens kopfüber hinabſtürzte. Die Pferde liefen im Kreiſe über Stock und Stein, ſie ſchnaubten und ſchäumten und ſtürzten endlich in wilder Fahrt mit dem Geſchirr in den trockengelegten Canal, ein erſchütternder Anblick, wie ſich Geſchirr und Pferde überſchlugen und krachend hinabfuhren.

Man hatte den Kutſcher todt aufgehoben und eilte nun herbei nicht mehr um zu verfolgen, ſondern um zu helfen, wenn es möglich war.

Der jüngere von den beiden Männern aus der Kaleſche fand ſich im Schlamme des Canals wieder, wohlbehalten in einem weichen Bette; der ältere hingegen war gegen ein Holzgerüſt geworfen und hing darüber hin mit zerbrochenem Rücken. Er war todt. Den Kutſcher brachte man getragen. Die Kugel aus einer Büchſe der Bürgerwehr war ihm durchs Auge in den Kopf gefahren. Er war über die Leine hingefallen, die er an die Lehne ſeines Sitzes feſtgebunden hatte. So hielt er die Pferde noch immer im Tode zurück; und erſt bei dem Andrang des Tumultes und als ſie aus dem Wagen angetrieben wurden, ſprengten ſie davon.

Der Wagen hatte gerade in der Schußlinie gehalten, und der Verdacht der Flüchtlinge, daß ſie beſchoſſen würden, war vollkommen begründet geweſen. Mehrere Kugeln waren praſſelnd in das Geſchirr gefahren; nur darin hatten ſie ſich getäuſcht, daß ſie die Schüſſe den Arbeitern zuſchrieben, weil ſie von der Gegenwart der Bürgerwehr nichts wahrnehmen konnten. So bereiteten ſie ſich ſelbſt ihr Verderben.

Man trug die Geſtürzten das Ufer hinauf. Mit vieler Mühe wurden die zerſchlagenen Pferde losgebunden und hervorgezogen. In dieſer allgemeinen Spannung auf die Entwirrung des Geſchirrs ſuchte der junge Menſch, der ſich wohlbehalten auf Trockene gerettet hatte, zu entkommen, wurde aber von Tibolt angehalten und ſollte eben gefangen nach der Station abgeführt werden, um dort Auskunft über ſich, über den Zweck ſeiner Demonſtration und über die Perſon ſeines Begleiters zu geben, als Adolf Duclos erſchien und in ihm einen der beiden Piſtolenſchützen aus dem Putſcherklubb erkannte.

Haben wir den einen Vogel gefangen, ſagte Tibold, ſo könnte es wohl ſein, daß der andere ſich ſelbſt gefangen hätte. Dort liegt er, beſieh ihn Dir einmal. Bei ſeinem Sturz hat er außer dem Leben auch noch die Perrücke und den Bart verloren.

Alle Wetter! es iſt der Regierungsrath! rief Adolf aus, als er den Geſtürzten erblickte. Er hat mehr gewagt, als ich ihm zugetraut, aber kein Untergang war gerechter, als dieſer.

Nun, mein Trefflicher, fuhr Tibold den jungen Putſcher an, durch Deine Geſellſchaft iſt Dein falſches Spiel enthüllt.

Was beweiſt der Titel gegen den Mann? fragte der junge Menſch frech.

Das könnt Ihr ihn leichter lehren, als den Staatsanwalt, ſagte Adolf leiſe zu Tibold. Straft ihn ab, und laßt ihn laufen. Er mag ſich dann beſchweren, wenn er es gerathen findet.

Adolf Duclos wandte ſich raſch und begab ſich in die Stadt.

XIV.

Das Wiederſehen.

Es war einige Tage ſpäter. Ein unabſehbarer Leichenzug begleitete die gefallenen Arbeiter zu Grabe. Mitglieder der Nationalverſammlung und ein großer Theil der Bürgerwehr in Waffen führten den Zug. Man wollte ſich über dem Grabe dieſer Todten verſöhnen und brandmarkte den böſen Willen der Zwietracht.

Zwei Männer aus dem Zuge wählten die große Biegung am Thore, um die ganze Ausdehnung des Gefolges zu überſehen; ſie traten aus der Reihe heraus und verweilten ſehr lange, indem ſie überall viel Freunde begrüßten, bis das Ende heran kam. Dann ſagte der Eine von ihnen (es war Adolf Duclos): Das alſo wäre die Volkspartei von Berlin! Du wirſt geſtehen, lieber Doctor, es iſt ein Herr.

Ohne General, ſagte Wurz, denn daß dieſer Chef ein Verräther iſt, wurde am 16. Abends doch wohl klar, als er mit Gewalt verhindert werden mußte, das Militär zu rufen, und dies geſchah um Mitternacht, als keine einzige Barrikade mehr vorhanden war.

Man muß ihn abſetzen! —

Ein Leichenzug iſt aber unter allen Umſtänden ein eigenthümlicher Triumph; und der König lobt in einem öffentlichen Anſchlage die Bürgerwehr.

Du ſiehſt an dieſem Zuge, wie ſie ihm antwortet. Berlin iſt die letzte Stütze der Revolution und wir ſind im Stande, es Wien gleich zu thun.

Wir müßten mehr thun, wir müßten Wien zu Hülfe ziehn.

Es iſt wahr, ſagte Adolf, es gilt den Verſuch. Die Gefahr Wiens iſt aber noch ſo groß nicht. Mit den Ungarn vereinigt muß Wien die Provinzen unterwerfen können. Wir haben dann die Aufgabe, die Revolution gegen Rußlands Einmiſchung zu ſchützen. Denn Ollmütz liegt auf dem Wege nach Petersburg.

Guter Junge, Potsdam liegt auf demſelben Wege, wenn auch nicht ſo direct. Wenn wir aber unſere Aufgabe kennten, wären wir keine Hungerleider und keine Boruſſen. Doch ich gebe Dir Recht, wir müſſen es verſuchen, Verſtand und Muth in die Leitung unſerer Angelegenheiten zu bringen, ſo ſehr ich das Gelingen dieſes Unternehmens auch bezweiſle. Der preußiſche Hochmuth iſt noch lange kein Nationalſtolz, und was jeder Junge auf der Gaſſe weiß, daß wir Oeſterreich jetzt den Hals umdrehen müſſen, das weiß unſer geiſtvolles Regiment noch lange nicht. — Uebrigens wollen wir den Zug jetzt ziehen laſſen und eiligſt nach Potsdam fahren, um Rohr und Libold zu treffen und Deine Familie wiederzuſehen, wie wir verabredet haben.

Sie fuhren durch überfüllte Straßen und wurden oft aufgehalten von den Maſſen, die der Leichenzug hervorgelockt hatte.

Dieſe Geſichter haben keinen guten Schnitt, ſagte Wurz, und dazu frieren ihnen ſechs Monate lang Naſ' und

Mund zu, wenn ſie auf die Straße gehen. Ich fürchte, mein Junge, wir haben in dieſem Lande kein günſtiges Klima für die Freiheit.

Adolf vermied den Streit über die geographiſchen Bedingungen der Freiheit, worin Wurz ſehr zu Hauſe war, lobte den nordiſchen Menſchenſchlag, der doch ſchon die Reformation durchgeſetzt hätte, und behauptete, das preußiſche Volk werde ohne und gegen ſeine Dynaſtie nun auch die Revolution durchſetzen.

Unter ſolchen Geſprächen langten ſie in Potsdam an.

Der alte Ducles und Franciska hatten Adolf in dieſen verhängnißvollen Tagen nicht geſehen; ſtatt deſſen waren Wallner und der Finanzrath täglich erſchienen, um die Nachricht vom Untergange der Demokraten in Berlin entgegenzunehmen. Heute dagegen kamen ſie mit andern Gedanken. Der Finanzrath gab zu, daß die Verſöhnung der Parteien und die Proteſtation der Bürgerwehr gegen das Militär ein ganz unerwarteter Sieg der politiſchen Demokratie wäre, und Wallner ſagte verſtimmt zu ſeinem Begleiter: Es iſt gegen alle tragiſche Regel, daß er immer davonkommt. Eine Perſon, die ſich ſo tief einläßt, die in ihrer Idee ganz aufgeht, muß auch darin untergehen.

Aber die Idee iſt noch nicht untergegangen, das iſt eben das Unglück für uns, bemerkte der Finanzrath.

O Sie Philiſter, rief Wallner, wie wird denn die Idee untergehen!

Sie kamen Adolf zuvor, und als ſie hörten, daß er erwartet wurde, wollten ſie ſich zurückziehen. Der alte Duclos aber in ſeiner Unbefangenheit hielt ſie auf; und Adolf, der kurz darauf mit Wurz und ſeinen Freunden, die ſie auf dem Bahnhofe angetroffen hatten, hereintrat, war nicht wenig erſtaunt, die Royaliſten bei ſeinem Vater zu finden. Beide ſtrengten ſich an, ihm Glück zu wünſchen zu der Niederlage der Verſchwörer und zu der Verſöhnung der Volksparteien; und Adolf und ſeine Freunde ſuchten ihre Verwunderung über die Gegenwart der Gratulanten zu verbergen, um den alten Duclos nicht zu verletzen.

Als Adolf aber keine Gelegenheit fand, ſeinen Vater beiſeit zu nehmen, verließ er kurzweg die Geſellſchaft und ging verſtimmt in Franciſca's Zimmer. Kaum hatte er ſie begrüßt und ihre Fragen über die Berliner Begebenheiten beantwortet, ſo ließ er ſeinen Unmuth über den Beſuch der alten Hausfreunde laut werden. Sie ſind nicht viel beſſer als der Regierungsrath, ſagte er, und haben ſicher darauf gehofft, den Herrn von Eſchen gerettet und mich ſelbſt im Canal oder in der Straße erſchlagen zu ſehen. Und Ihr, fuhr Adolf fort, ſeid ſo vollkommen im Dunkeln über dieſe Menſchen? Haſt Du es nicht erfahren, daß vorgeſtern in dem Feuilleton einer ihrer Zeitungen dieſer geſchmackloſe Poet im Voraus meinen Tod beſchreibt, wobei die wüthende Menge mich als einen Ariſtokraten durch die Gaſſen ſchleift?

Kein Wort wiſſen wir hier davon; im Gegentheil, er ſprach ſehr beſorgt von Dir und Deinen Gefahren und hat uns ſein neueſtes Drama vorgeleſen, es heißt: „Der Wüſtling".

Und bei dieſen genialen Thaten hat er ohne Zweifel, fragte Adolf bitter, eben ſo viel Gewicht auf ſein altes Verhältniß zu Dir gelegt, als auf das zu meinem Vater!

Du biſt ſehr ungerecht, mein lieber ſchöner Freund, rief die Amerikanerin, denn Du weißt, wie lange ich unſonſt daran arbeite, Dich und mich allen dieſen Verhältniſſen der alten Welt zu entreißen. Jetzt geb' ich Dir Zeit bis zum Mai ins künftige Jahr hinein, und wenn Ihr bis dahin Eure Wette gegen die Tyrannen nicht gewonnen habt, ſo iſt meine Geduld zu Ende. Ich fürchte nicht, daß Du umkommſt. Dir iſt der Sieg in Stirn und Augen geſchrieben, aber ich glaube nicht daran, daß Ihr dieſen Boden für ein freies Volksleben urbar machen werdet.

Immer Dein altes Bedenken, ſagte Adolf, eben ſo Dein alter Muth für mich —

— wenn ich Dich ſehe —

— und Dein gewohnter Scherz über meine Eiferſucht! aber ich gönne ihm auch die Einbildung nicht, daß er mich Dir erſetzen könnte, wenn ich in dieſer Revolution umkäme!

Nimmſt Du meine Friſt an?

Ich nehme ſie an und mit aller Hoffnung auf den Sieg. Aber Du, haſt Du kein Wort gegen den unverſchämten Eindringling?

Keins! es wäre eine Verſündigung an Dir!

Mit aller Mühe brachte ſie ihn nicht aus dieſer Stimmung. Er kam ſich vor wie ein Schiffer, der ſein Weib daheim von Nebenbuhlern beſucht weiß und ſelbſt auf fernen Meeren, mit jedem Windzuge vorwärts weiter aus ihrem Herzen entfernt wird. Endlich kam Wurz ihr zu Hülfe und berichtete, die beiden Royaliſten wären abgezogen und zwar Wallner mit dem unverholenen Bekenntniß, daß er von ſeiner ariſtokratiſchen Geſellſchaft ſehr wenig erbaut ſei und die Revolution, die ſeinen alten Umgang zerriſſen habe, zu allen Teufeln wünſche.

Und Du glaubſt das? fragte Adolf. Wen ſollte er verleumden, wenn er ſeine alten Freunde nicht hätte? Mit wem ſollte er prahlen, wenn er nicht mit den Feinden des Königs zu Tiſche geſeſſen hätte?

Du biſt ungerecht, mein Freund, erwiderte Wurz. Er iſt eitel und ein Narr, aber er iſt nicht ſchlecht.

Ich wünſche die Erfahrung nicht zu machen, erwiderte Adolf.

Franciska zupfte den Doctor heimlich am Aermel und warf ihm einen bittenden Blick zu. Er verſtand ihn.

Sie führte Adolf ins Geſellſchaftszimmer zurück, wo Rohr und Tiboldt ungeduldig auf ihn warteten.

XV.

Neue Minen.

Wallner und der Finanzrath hatten ihre ſchiefe Stellung in der demokratiſchen Geſellſchaft bei Duclos bald empfunden, ſie waren gegangen, aber nicht in der beſten Stimmung.

Er läßt uns ſtehen und rennt hinaus! rief Wallner, als ſie auf der Straße waren, verſtehen Sie eine ſolche Unverſchämtheit? Dieſer eigenthümliche Erfolg, daß nur 10, nicht 10,000 von ihnen erſchoſſen wurden, verdreht ihnen den Kopf zu einem unerträglichen Hochmuth!

Unſere Wünſche, ſagte der Finanzrath, die alten angenehmen Verhältniſſe, und namentlich die Ihrigen zu Franciska, wieder herzuſtellen, ſind nicht gleich in Erfüllung gegangen. Von Eſchen iſt ein Verluſt. So ſehr mir der kalte Menſch zuwider war, der ohne Pietät und Ehrgefühl über die Leiche des Königs und über hunderttauſend

Todte ruhig zu einer ruſſiſchen Reſtauration hinweggeſchritten wäre, ſo nützlich war er für Sie. Es iſt klar, Adolf mußte ihm über kurz oder lang in die Hände fallen.

Und für Sie, verſetzte Wallner, iſt er kein geringerer Verluſt. Bei dieſem Schwanken aller bürgerlichen Verhältniſſe werden ſich die Geſchäfte nie wieder herſtellen, und meinen Sie, daß der widerwärtige Aufruhr, den wir täglich erleben, anders zu dämpfen iſt, als durch die Maßregeln des Regierungsrathes? Gewalt gegen Gewalt!

Und glauben Sie wirklich, fragte der Herr von Kopper, daß der Mann ſo ganz allein ſeinem böſen Schickſal erlegen iſt? Mir ſcheint es, daß man dem Sturz des Kutſchers und des Geſchirrs weſentlich nachgeholfen hat.

Leider läßt ſich nichts beweiſen, ſeufzte Wallner, am wenigſten gegen Adolf Duclos. Unſereiner aber kann vollends nichts dabei thun. Ich bin wohl geeignet, einen Fehler der Liebenswürdigkeit bei meiner Dame, aber nicht einen Fehler der Polizei wieder gut zu machen. Und das Schickſal iſt mir ſehr ungünſtig, ſonſt war der Fall grade darnach, daß meine beiden Nebenbuhler ſich in Einem Netze fangen mußten.

Ich begreife Sie vollkommen, ſagte Kopper, wir ſind darin beide unſerm Herzen gefolgt, daß wir nicht eingreifen, ſondern die Angelegenheiten von ſelbſt, oder vielmehr durch die Leitung des Regierungsrathes ſich nach unſern Wünſchen entſcheiden laſſen wollten. Eben darum aber ſpielen wir in dieſem Augenblick, wo ſie gegen unſere Wünſche ausgeſchlagen ſind, eine ſo zweideutige Rolle. Wir müſſen uns entſcheiden und namentlich Sie, mein verehrter Freund, dürfen Ihre Kenntniß der Gegenpartei nicht ungenutzt laſſen. Wenn Sie auch äußerlich den Schein der Unentſchiedenheit beibehalten, in der Wirklichkeit müſſen Sie thätig mitwirken und dem blinden und trägen Zufall unter die Arme greifen, ſo oft ſich die Gelegenheit dazu bietet. Sie wird ſich aber genug wiederholen, wenn wir die Geduld haben, ſie zu erwarten. Und wir haben Urſache zur Vergeltung. Man läßt unſere Vorpoſten geſchickt in den Canal ſtürzen, und uns ſelbſt wirft man ziemlich deutlich zur Thür hinaus, als wenn man ſchon vollſtändig geſiegt hatte, und welches würde erſt unſer Loos ſein, wenn es ſo wäre?

Das iſt wahr! aber was iſt zu thun? Und wozu in aller Welt wäre ich zu brauchen, wenn die Bretter, welche die Welt bedeuten, verwaiſt ſind, wie jetzt?

Ich führe Sie zum Prinzen, antwortete der Herr von Kopper, das Militär iſt noch nicht beſiegt. Sie werden, ſage ich, Ihre Kenntniß der republikaniſchen Partei benutzen können.

Ich werde, bog Wallner ihm aus, fortfahren ſie zu ſchildern, wie ſie iſt, und wie ich ſie kenne, ich werde ihre knabenhafte Anmaßung aller Welt klar machen, aber ich werde nie dazu taugen, ihre Complote und ihre Perſonen aufzuſpüren.

Wie Sie mich mißverſtehen! Wer wird das auch von Ihnen erwarten! berichtigte der Finanzrath. Daß Sie aber in Ihren eigenen Angelegenheiten dem Schickſal beiſtehen und den Felſen nicht beſeitigen werden, an welchem das Schiff Ihres Feindes ſcheitern will, weiß ich im Voraus. Ich meines Theils bin nur verletzt und beſchimpft, Sie dagegen wurden niedergeworfen und mit Füßen getreten.

Glauben Sie mir, betheuerte Wallner, irgend einem Fremden könnte ich das Alles vergeſſen; aber wie dieſe zurückgetretene Freundſchaft mir in der Seele brennt, wie dieſer demagogiſche Hochmuth, der meinen Anſpruch auf geiſtige Ehre mir als Dummheit ins Geſicht ſchleudert, mich erbittert, wie vorhin dieſes gnädige Winken mit der allmächtigen Hand des Volkstribunen mich empörte, wie jener Sabinerraub vom 28. Februar, beſonders ſeit ich ſie hier wiedergeſehen, an meinem Herzen nagt, — das kann ich Ihnen nicht beſchreiben; es ſind lauter neue revolutionäre Erfahrungen; es iſt eine Tragödie, die ich noch nicht verdaut habe. Und nun dazu dieſes Fehlſchlagen des 16. und der Verluſt unſeres Dämons, des Herrn von Eſchen, der uns immer neue Hoffnungsblaſen aus ſeinem Hexentiegel aufſteigen ließ! Es iſt eine unerträgliche Lage. Sie hätten beſſer gethan, mir Ihren „Bartholomäus bei Tage“ und die Proſcriptionsliſte der Demokraten nicht in den Kopf zu ſetzen! Und doch! Es waren merkwürdige und pikante Stunden, die ich bei Franciska zugebracht. Welch' eine Situation, — und welch' ein Weib! Ihr Zuſtand hat ihr ein imperatoriſches Anſehen gegeben; ſie iſt nicht mehr die ſchwippe flüchtige Gondel wie ehedem, aber ſie hat nichts dabei verloren, wie ein ſtolzes Kriegsſchiff fährt ſie Achtung gebietend einher. Alle Reize der Engländerinnen vereinigt ſie in ſich, den ſchlanken Wuchs, die ſtolze Haltung, den ſeelenvollen feurigen Blick, dieſen Schmelz der Farben, und was mich immer ſo ſehr entzückt hat, den Sinn für lebensvolle Poeſie. Mit ſelbſtvergeſſener Hingebung hörte ſie meinen Scenen zu, und jede geniale Wendung ſchlug ein. Glauben Sie mir, ich hätte ſie bald getröſtet und alle ihre Ideale veredelt, wäre unſere Vorausſetzung beſtätigt worden und hätte der heilige Bartholomäus nicht auch bei Tage geſchlafen. So weit hatten wir uns in halbe Träume verloren! Da kommt dieſer Revenant aus ſeiner abſtracten Putſchwelt zurück und ſetzt uns vor die Thür! Freilich wundern kann ich mich darüber nicht. Hat er mich doch am 19. März zu meinem eigenen Hauſe hinausgewieſen, als er mir zurief: „Geh hinüber ins Schloß.

dort braucht man jetzt verkannte Genies!“ Wahrhaftig, es könnte ſein. Gehen wir hinüber!

So wirkte der Ausgang des 16. October einſchneidend und beunruhigend, ja gemüthsverderbend. Die Amerikanerin Franciska mußte aber, und noch mehr ſeit ſie in Potsdam war, die Stellung einer Zuſchauerin des Drama's einnehmen, ohne daß ſie die Lage ganz überſah. Denn dieſe Gemüthsverfaſſung Wallners war ihr gänzlich unbekannt, und Adolf zürnte ſie faſt über ſeinen eiferſüchtigen und, wie ſie feſt überzeugt war, ungerechten Zorn auf den harmloſen Dichter.

Adolfs Blicke hingegen hatte die Eiferſucht geſchärft. Er durchſchaute die Beſuche, die ſeinen Untergang vorausſetzten. Welch' ein Sprichwort, ſagte er zu ſich ſelbſt, der Lebende hat Recht! Sie hätten Recht gehabt, wäre ich erſchoſſen worden, und Franciska würde es nie geahnet haben, ſie begreift es auch jetzt noch nicht, mit welcher Bosheit dieſer Menſch darauf ſpeculirt hat. — Und den Gedanken, er könne ſich Franciska durch ſeine Abweſenheit entfremden, wurde er nicht wieder los. Er beſchloß, jeden freien Augenblick, den ihm die Geſchäfte und die Berliner Revolution übrig ließen, bei den Seinigen zuzubringen.

Ja, er dachte ſogar daran, Francisca wieder nach Berlin zurückzunehmen. Allein Rohr und Libeld hatten ihn nicht umſonſt beſchieden, und aus ihren Nachrichten wurde ihm bald klar, daß durch die günſtigen Ereigniſſe in Berlin die Kriſis zwar hinausgeſchoben aber nicht vermieden war. Rohr hatte in Potsdam ſeine demokratiſche Geſinnung weniger hervorgekehrt, als Libelt. Auf ſeine Kenntniſſe im Artilleriewesen und auf ſeinen Einfluß im Corps legte die Adelspartei großes Gewicht. Sie zog ihn daher zu ihren Verſammlungen und ließ ihn ſo die ganze Gefahr der guten Sache im Voraus gewahr werden.

Die Verſchwörung der Militärchefs, ſagte Rohr, geht über ganz Europa, und zunächſt hat man es auf Wien und Berlin gemünzt. Man ſieht hier in Potsdam nicht ohne Beſorgniß nach Wien, Ungarn und Italien. Allein ſeit der Niederlage der Junirevolution in Paris hofft man, ſeit der Erhebung Wiens rüſtet und marſchirt man. Cavaignac wird in allen Hauptſtädten, die jetzt noch dem

Volke gehören, ſeine Nachahmer finden. Die Pläne gegen Berlin ſind ihrer Reife ſehr nahe.

Die beiden Officiere wußten den Fanatismus ihrer royaliſtiſchen Kameraden nicht grell genug zu ſchildern.

Immer aber, fuhr Rohr fort, haben wir noch gute Ausſichten. Die Völker und die gemeinen Soldaten ſind für uns. Siegt Wien, ſo iſt es unmöglich, unſere Leute gegen Berlin zu führen. Wir dürfen aber jetzt nicht ſtillſitzen. Wie die Wiener für Ungarn, ſo müßt Ihr Berliner für Wien aufſtehen. Zeigt jetzt, was Ihr durch Eure Vereine vermögt und verliert keinen Augenblick Zeit. Ganze Regimenter werden zu Euch übergehen; handelt nur und ſtellt populäre Namen an die Spitze.

Adolf zweifelte nicht an dem Erfolg einer großen Bewegung für Wien. Wir erwarten, ſagte er, in einigen Tagen die Vereinigung der demokratiſchen Deputirten aller deutſchen Verſammlungen in Berlin. Die Anregung kommt von Sachſen, die Volkspartei in ganz Deutſchland will Berlin an die Spitze ſtellen und den factiſchen Mittelpunkt der deutſchen Revolution auch dafür erklären und anerkannt wiſſen. Zu gleicher Zeit kommt in Berlin der demokratiſche Congreß zuſammen. Durch ihn werden wir unſere Beſchlüſſe raſch über ganz Deutſchland verbreiten. Iſt das Berliner Volk fähig, in unſere Pläne einzugehen, — und ich traue dieſer witzigen Stadt Muth und Verſtand genug zu, daß ſie in der gegenwärtigen Wendung der Weltgeſchicke das Steuerruder ergreifen und feſthalten wird, — ſo wird hier die Revolution und die europäiſche Menſchheit gerettet. Sollen wir die Barbaren Wien, Ungarn und Italien erobern laſſen? Sollen wir oder ſoll die ruſſiſche Knute Mitteleuropa regieren? Das iſt die Frage.

Du haſt Recht, ſagte Wurz, die Wahl iſt leicht, dennoch bedaure ich im Intereſſe dieſer Wahl, daß ich vielen Berlinern von meiner Bekanntſchaft nicht noch vorher die Knute geben laſſen kann, damit ſie nachher nicht mehr ſchwanken; denn damit ſie ſich nicht für die Knute erklären, iſt es nöthig, ſie zu überzeugen, daß ſie ſie nicht auszutheilen, ſondern zu empfangen haben.

Mir wär' es ganz recht, meinte Tibald, wenn man den Philiſter terroriſiren könnte, er handelt doch nur aus Angſt, das aber wird jetzt nicht möglich ſein. An die

Revolution haben ſich die Lümmel gewöhnt, weil ſie nicht geköpft worden ſind. Es muß alſo dabei bleiben, daß man ſie bei ihrem Vortheil faßt, der ſo augenſcheinlich iſt. Welche Fee könnte ihnen mehr ſchenken, als ihre Häuſer in die Hauptſtadt und mitten ins Herz des Reichs zu zaubern? Alſo Glück auf, Brüder! daß die Todten aufſtehen und nach Wien rücken!

Sie trennten ſich mit dem Vorſatz, Alles zu verſuchen, um Berlin für die große Sache durch und durch zu entflammen.

XVI.

Die Rothen und die Diplomaten.

Am 31. October eine Stunde vor Mittag, wo der große Zug nach der Nationalverſammlung beginnen ſollte, erſchienen von verſchiedenen Seiten zwei Männer auf dem Alexanderplatz: es waren Adolf Duclos und der Doctor Wurz. Sie begrüßten ſich ernſt und bedenklich. Wurz ſah ſich fragend um: Noch iſt Niemand erſchienen als wir? O dieſe Menſchen! rief er aus. Wie Recht hatten die demokratiſchen Deputirten der kleinen Staaten, welche Berlin ihr Mißtrauen ausdrückten, als ſie auf Eurem Congreſſe nicht erſchienen! Heute entſcheidet nun Berlin ſelbſt ſein Schickſal. Hoffſt Du noch? Müßten nicht längſt alle Zugänge zu dieſem Platze verrannt ſein und von Bajonetten und Fahnen wimmeln, wenn die Bürger, die Arbeiter, die Handwerker an dem Zuge Theil nehmen wollten!?

Sie haben verſprochen, um 11 Uhr zu kommen, erwiderte Adolf, und um 12 von hier wegzuziehen. Daß wir verſtanden worden ſind, iſt gewiß. In allen Vereinen wurde die Monſterpetition einſtimmig beſchloſſen, in der Volksverſammlung war Alles hingeriſſen von dem glühenden Verlangen für Wien aufzuſtehen, in dem großen Verein der Handwerker zu unpolitiſchen Zwecken ſtürzten wir den Finanzrath, der ihm präſidirte, und Wallner, der ihm ſchöngeiſtige Vorträge hielt, und verwandelten den „Bildungsverein“ in ein großes Meeting für die Petition. Alle dieſe Männer erwarten wir hier, auch die Bürgerwehr hat uns zugeſagt. Und warum ſollten ſie nicht Wort halten? Gilt es denn eine Schlacht zu liefern, oder irgend ein Wagſtück zu unternehmen?

Die Berliner, ſagte Wurz, ſind nicht in der Stimmung unſterblich zu werden, ſonſt wären ſie ſchon ſeit 6 Uhr heute Morgen hier und ſchlügen ſich einander todt um jede 4 Fuß Boden, die ein aufrechter Menſch für ſich in Anſpruch nimmt.

Adolf Duclos fühlte das ganze Gewicht dieſes Spottes und ſah finſter vor ſich hin.

Nicht lange nach 12 Uhr ſammelte ſich ein nothdürftiger Zug, der allerdings die Ausſicht hatte, ſich auf dem weiten Wege zu vergrößern, dem aber kein einziger Verein in Maſſe und die Bürgerwehr gar nicht beitrat. Wo war jetzt die Heeresmacht der Demokratie von dem Verſöhnungszuge zum Begräbniß der ermordeten Arbeiter?

Mit dieſer Armee, ſagte Wurz, bringen wir Bileams Eſel nicht zum Wahrſagen, womit er frevelhafter Weiſe die Nationalverſammlung meinte.

Vom Angreifen kann unter dieſen Umſtänden keine Rede ſein, gab Adolf zu, das Volk läßt uns mit ſeiner eigenen Sache im Stich; und wie wir uns vertheidigen werden, wenn ein Angriff von der andern Seite kommt —

— Das muß noch erſt erfunden werden, fiel Wurz ein.

Nicht ganz ſo kläglich, wie es zuerſt ausſah, fiel der Zug aus. Vor dem Schauſpielhauſe harrte eine große Volksmenge ſeiner Ankunft, und ein zweiter größerer Zug mit derſelben Bittſchrift: „Die Verſammlung möge Preußen mit ſeiner ganzen Macht zur Rettung Wiens aufbieten“, folgte nach einem kurzen Zwiſchenraum dem erſten; aber kaum füllten ſich die weiten Plätze um das Schauſpielhaus.

Iſt das die Bevölkerung Berlins? fragte Wurz mit Recht. Und Adolf Duclos begab ſich mit ihm zu dem Club der rothen Republikaner, welcher ſich vom demokratiſchen Congreß ausgeſondert hatte und für ſich revolutioniren wollte, um ihn zu überzeugen, daß von einer hinreißenden Erhebung heute nicht die Rede ſein könne. Aber hierin ſcheiterte er vollſtändig und mit einer Fluth von Vorwürfen überſchüttet, ließ er ſich neben ſeinem Freunde nieder, der ihn ironiſch fragte: Was ſagſt Du zu dieſen jungen Löwen?

Daß ſie ſehr jung ſind, erwiderte er, daß ich aber nur nöthig finde, alle andern Leute wären es auch, um den Fehler zu einer Tugend zu machen.

Sie laſſen ſich nicht anfaſſen, ſie kratzen und beißen, ſagte Wurz, aber ich werde mit ihnen reden. Er ſtand auf und hob an: Ich bin ganz Eurer Meinung, Brüder, wir müſſen angreifen,

„Und fraget nicht, wo Feinde ſind,
Die Feinde kommen mit dem Wind."

Wir müſſen ſogleich angreifen. Es iſt wahr, wir haben keine Gewehre, wir brauchen aber auch keine Gewehre, wir brauchen nur Lanzen. Jeder nimmt alſo ſeine Lanze und —

— Es ſind keine Lanzen vorhanden, riefen die Jünglinge.

Nun, ſo nehmen wir Kanonen.

Werft ſie hinaus! werft ſie alle beide hinaus! Wir werden uns hier ſchulmeiſtern und verhöhnen laſſen! tönte es von allen Seiten, und über dem Geſchrei ſteigerte ſich die Wuth nur noch mehr, bis endlich ein ſchöner junger Mann mit ſeiner wohlklingenden Stimme in den Tumult hineinrief: Wollt Ihr Wahrheit oder Täuſchung? Das

Volk in Berlin iſt nicht gekommen; dies iſt keine Revolution, ſie haben Recht! Wollt Ihr den Wind nicht wachſen laſſen, ſo kommt Ihr vor dem Sturm und habt dann nur das Verdienſt, verunglückte Vorläufer zu ſein; ich denke aber, wir wollen die Sache ſelbſt.

Aus der Revolution iſt eine elende Emeute geworden, rief ein ſtarker Mann aus Thüringen, aber wer anders iſt ſchuld daran, als dieſe Berliner Führer, die keine Maſſen in Feuer zu ſetzen wiſſen, und es wäre ihnen nicht zuviel geſchehen, wenn wir ſie dafür zur Thür hinausgeworfen hätten.

Er will uns zeigen, daß er aus Thüringen iſt, ſagte Wurz beiſeit, und das Sprichwort nicht im Stich laſſen: Wenn die Krippe leer iſt, ſchlagen ſich die Eſel.

Adolf erhob ſich noch einmal und als er ſich mit Mühe Gehör verſchafft hatte, ſagte er ſehr ernſthaft: Werft uns hinaus, aber vorher hört uns an! Ihr ſelbſt habt alle Claſſen unſerer Bevölkerung kennen gelernt; Ihr habt zu ihnen geſprochen und wer von Euch es vermochte, hat uns verdunkelt und zurückgedrängt und iſt ſelbſt ein Berliner Führer geworden. Wollt Ihr alſo die Berliner

Führer alle ausſtoßen, ſo werden die Vorderſten von Euch dabei ſein. Ich theile Eure Unzufriedenheit mit der Bewegung des heutigen Tages, ich gehe darin vielleicht weiter, als Ihr. Mit dieſer Unfähigkeit des Volkes, den Augenblick der Gefahr zu erkennen und ihn dadurch in den Augenblick der Rettung zu verwandeln, verliert Preußen ſeine Anführerſtelle und Deutſchland ſeinen Kopf. Die Souverainität der Nation iſt von heute an ein leeres Wort, ſie bleibt nach wie vor ohne Steuer und Compaß den Wogen der europäiſchen Kriſen preisgegeben. Wir haben durch dieſen Stumpfſinn ein großes Spiel verloren; aber ich rathe darum Niemandem zu verzweifeln, bin aber der Meinung, die ſchlechteſte Art, ſich aus einer üblen Lage zu ziehen, iſt, ſie ſich nicht einzugeſtehen. Wir finden die Maſſen kalt; die Richtung des Geiſtes in dieſer Sache iſt alſo nicht für uns, ſondern gegen uns. —

Ein furchtbarer Sturm des Unwillens unterbrach ihn bei dieſen Worten, er will die Revolution feige machen! er zieht ſich im entſcheidenden Moment hinter die Kanonen! ſo ſchrie Alles durcheinander. und ein blonder junger Mann, der die eine Backe mit einem Heftpflaſter verbunden hatte, erhob ſich, nahm zwei Piſtolen vom Tiſch, ſteckte ſie in die Manteltaſche und indem er den Mantel theatraliſch über die Schulter ſchlug, rief er aus: Wir gehen auf die Barrikaden! Wer an das Volk glaubt, folge mir nach! Ein Verräther wer zurückbleibt!

Alles ſtürzte unter großem Tumult aus dem Saale. Adolf und Wurz ſahen ſich allein zurückgelaſſen.

Ich fühle mich hinausgeworfen, ſagte Wurz. Uebrigens höre! erkannteſt Du die Stimme und die blonden Locken?

Von wem? fragte Adolf zerſtreut.

Von Wallner. Die Extreme berühren ſich. Ich bin neugierig auf den folgenden Act.

Adolf hörte ihn nicht, er rieb ſich die Stirn und, als erwachte er aus einem Traume, fragte er Wurz: Sind ſie wirklich fort? — Nun, ſo laß uns auf den Platz hinaus, um zu ſehen, was ſie anrichten! — Sie gingen.

Der 31. October war eine Niederlage der Revolution. Weder die Vereinigung aller demokratiſchen Volksvertreter der kleinen Staaten für Berlin, noch die Erhebung Berlins für Wien, noch endlich die Wirkung des demokratiſchen Congreſſes auf die Provinzen im Augenblick der Berliner Revolution — denn um nichts Geringeres handelte ſich's hier — trat ein. Die Deputirtenverſammlung zog ſich auf die Nationalverſammlung, die Nationalverſammlung auf Frankfurt zurück, der demokratiſche Congreß verließ ſich auf Berlin, Berlin zeigte ſich unfähig, die Erhebung zu beginnen. Durch den halt- und machtloſen Congreß ſelbſt verlor die demokratiſche Partei ihre achtunggebietende Stellung, durch die Schwäche der Demonſtration für Wien war die erſchlaffte Stimmung der Hauptſtadt unwiderleglich bewieſen. Wer ſollte nun noch ein demokratiſches Miniſterium ſchaffen?

Niemand hatte einen ſolchen Ausgang der glänzenden, anhaltenden, großartigen Agitation, die ſeit einigen Tagen Berlin und die Provinzen in Athem erhielt, erwartet. Als Wallner und der Finanzrath ſich in ihrem eigenen Verein verlaſſen und von ihren Gegnern geſchlagen ſahen, waren ſie feſt überzeugt, die allgemeinſte Erhebung werde folgen und eine ähnliche Revolution wie in Wien eintreten.

Wallner hielt die Contrerevolution für eine verlorene Partie. Er griff daher, um ſeiner Leidenſchaft zu genügen, zu einem verzweifelten Mittel gegen Adolf. Er wollte ſich ſeiner im Gewühl des Kampfes, den er am 31. erwartete, entledigen und die bevorſtehende politiſche Niederlage durch einen perſönlichen Sieg ausgleichen. Der ſchimpfliche Sturz in ſeinem eigenen Vereine hatte ihn zu dieſem Plane getrieben. Er ſchloß ſich einem literariſchen Freunde aus der Provinz an, der ſeine Berliner Parteiſtellung nicht kannte, erklärte ſich für die rothen Republikaner des Congreſſes, deren Verhältniß zu Adolf er in den Verhandlungen des Congreſſes kennen gelernt, und ließ ſich von dieſem in den Club einführen. Der Club beſtand faſt gänzlich aus Fremden, Adolf und Wurz pflegten ihn nicht zu beſuchen; ſie legten ihm nur einen theoretiſchen Sinn bei und fürchteten von ihm nicht ohne Grund practiſche Verſtöße. So war Wallner nicht ſehr gefährdet, entlarvt zu werden, ſelbſt wenn er erkannt wurde. Dagegen fand er hier einen Zorn gegen Adolf und ſeine Freunde, der ihm ſehr wohl that, und es herrſchte nur Eine Meinung darüber, daß die „Diplomaten", wie ſie ſpottweiſe genannt wurden, beim Siege der Revolution beſeitigt werden müßten. Sie ſind zu nichts zu brauchen, ſchrie Wallner, als er dies hörte, weder als Kämpfer, noch als Tribunen! Und er feierte einen Triumph, wie er ihn nicht gehofft hatte, und erhielt eine volle Genugthuung, als er bei ſeinem theatraliſchen Abgange Adolf und Wurz in einer Verſammlung der eigenen Partei feierlich für Verräther erklären konnte.

Das iſt die Ironie davon, ſagte er zu ſich ſelbſt, ſie ſind zu Grunde gerichtet, ſo oder ſo. Adolf wird ſich verzweifelt in die Gefahren ſtürzen, um dieſe Schande nicht zu überleben, und ich ſpare mir ein thätliches Eingreifen, was ohnehin meinem Charakter widerſtrebt. Ich bin eine contemplative Natur, beſſer darauf eingerichtet, die Handlungen Anderer zu verſtehen und zu leiten, als ſelbſt Hand anzulegen. Die Sache iſt aber vortrefflich im Gange. Siegt die Revolution, ſo ſind die „Diplomaten", ſiegt die Contrerevolution, ſo ſind die „Demokraten" verloren.

So rechnete Wallner. Die Ereigniſſe traten raſch ein, um ihn zu berichtigen. Die Berathung der Nationalverſammlung über den Antrag, Wien zu Hülfe zu eilen, dauerte bis in die Nacht hinein. Dieſen Abend gab es ein ſeltſames Schauſpiel. Ein Decorationsmaler hätte es ſich nicht beſſer ausdenken können. Das Volk umdrängte den Sitzungsſaal des Schauſpielhauſes von allen Seiten und forderte „einen Kreuzzug nach Wien", die Thüren waren belagert und geſperrt, nur die Männer des Volkes, die bekannt waren oder die das Zeichen des demokratiſchen Congreſſes am Hute trugen, gingen frei durch die Maſſen hin und wieder, Fackeln wurden herbeigebracht und beleuchteten die Scene, rothe Fahnen flatterten im Winde, jede Fahne von Fackeln und Bewaffneten umgeben. Die Bürgergarde wurde herangeführt, um das Gebäude frei zu machen. Sie war nicht gegen das Verlangen des Volkes, aber ſie erklärte ſich eben ſo wenig entſchieden dafür. Die Trommeln wirbelten zum Angriff, die Colonnen rückten heran; wenn ſie aber die Volksmaſſen erreicht hatten, hörte man ein lautes Jubelgeſchrei, die Gewehre wurden auf die Schulter genommen und die Anführer commandirten zum Rückzuge. Das Volk blieb ruhig im Beſitz der Hauptthüren und empfing ſeine Freunde mit Beifall, ſeine Gegner mit Verwünſchungen, als die Sitzung aufgehoben und die Hülfe für Wien den Frankfurter Volksverräthern überlaſſen wurde.

Es fehlte in dieſem Gewühl nicht an Verſuchen, den Ausbruch des Kampfes mit der Bürgerwehr hervorzurufen, Schüſſe wurden abgefeuert, Barrikaden in Vorſchlag gebracht, aber Schützen und Redner fielen allemal in die Hände des Volkes und wurden ins Gefängniß geführt: ein Zuſammenſtoß mit der bewaffneten Bürgerſchaft war wider die Parole des Tags.

In dieſer Halbheit der Revolution gingen Wallner die Gedanken aus, und er ſuchte ſich, verwirrt über das loyale Benehmen des revolutionären Volkes, von ſeinem rothen Freunde loszumachen und aus dem Gewühle zu entkommen.

Ich bin ein Laie im Revolutioniren, ſagte er zu ſich ſelbſt, das iſt klar! Dacht' ich doch, die Rothen würden alle Halben und alle Philiſter umbringen, unterdeſſen ſcheint mirs, als wäre die ganze Aufregung der Menge gegen mich perſönlich und gegen Alle, die Ironie mit der Revolte treiben, gerichtet!

Seine Gedanken wurden von einem merkwürdigen Zuruf begleitet. Deutlich ſcholl es hinter ihm her: Eduard, ſchöne Maske mit der gebiſſenen Wange, wo ſind die Barrikaden?“ Dieſe Stimme war unverkennbar von Wurz. Ein zweiter, ihm unbekannter Zuruf im durchdringenden Baß: „Haltet dort den grauen Mantel!“ beſchleunigte ſeine Schritte. Er war in Todesangſt. Er hielt ſich für verloren; ſchon hatte man ihn beim Mantel ergriffen, und er wäre unfehlbar in die Hände ſeiner Feinde gefallen, wenn nicht die Oertlichkeit, die er geſchickt benutzte, ihn gerettet hätte. Er ließ den Mantel mit ſammt den Piſtolen fahren, ſchwang ſich auf die Stufen der Kirche, bei denen er angelangt war, ſetzte über den untern Peron und kam ſo mit zwei entſchloſſenen Sprüngen ſeinen Verfolgern aus dem Geſichte.

Wurz hatte eine große Freude über dies Intermezzo, Adolf Duclos aber ſagte: Wie muß es in ſeiner Seele ausſehen, daß er dies unternommen hat! Soll ich Dir geſtehen, mein Freund, daß ich anfange, zu überlegen, ob ich dieſen Menſchen nicht zu grauſam behandelt habe? Bin ich es nicht, der ihm Alles entriſſen hat, Liebe, Ehre, Ruhm und Zukunft, Alles, was einem Menſchen das Leben erſt werth und ſchön macht? Ich begreife ſeine Rache.

Und ich ſeine Dummheit, fuhr Wurz fort. Jeder iſt ſeines Schickſals Schmid. Vor einigen Stunden dacht er noch, den Demagogen könne man ſpielen, wie den Leporello. Wenn er vom Peron herab ſich nicht den Hals gebrochen hat, ſo wird er dieſe Rolle jetzt ſatt haben.

In dieſem Augenblick trat Rohr zu ihnen heran. Wien iſt genommen, ſagte er, und Ihr?

Du ſiehſt, wir ſind geſchlagen ohne Schlacht! antwortete Adolf Duclos gelaſſen.

XVII.

Der Beſuch in der Villa Amaſe's.

Wurz war nach Potsdam vorausgeeilt und hatte Franciska von dem Mißlingen der großen Agitation und vornehmlich von Adolfs Stimmung erzählt.

Es greift ihn mehr an, als uns alte Vogelſteller, ſagte er, die wir es längſt gewohnt ſind, daß die Droſſeln uns die Beeren aus den Dohnen freſſen und ungehangen davon fliegen. Da weiß ich keine beſſere Medicin, als Dich, meine theure transatlantiſche Freundin, und Deinen Zaubergarten vom Geburtstage Deines Vaters her, den Du noch neulich wieder verſchönert haſt. Wir wollen ſie dort empfangen und bewirthen. Was meinſt Du?

Franciſca reichte ihm die Hand, und indem ſie hinübergingen, ſagte ſie: Wie biſt Du zu beneiden, lieber Doctor, um Deine unerſchütterliche Heiterkeit. Mir wird es nicht ſo leicht. Ich ziehe mich ſeit mehren Tagen ſchon auf meinen amerikaniſchen Boden zurück, und mit melancholiſcher Sehnſucht ſchau' ich dort in unſre freien Fluren hinein, auf den Strom, der ſie durchwandert, und auf die Wälder, die ſie umſäumen. Der Anblick zieht mich hinein, und allmählig bringt die alte Zuverſicht mir wieder in die Seele; ich weiß es ja, dies iſt mehr als eines Malers Schöpfung, dies Land der Zukunft, ein freier Welttheil und die halbe Welt! — Sie führte ihn in den amerikaniſchen Saal und hieß ihn als einen Abgeordneten von den Stammvätern willkommen im Reich der Angelſachſen.

Wurz und Franciſca erheiterten ſich in der That unter der Fülle ſchöner Blumen, die ſie bei ihrer phantaſtiſchen Auswanderung antrafen. Und als Adolf und Mohr dazukamen, wurd' es ihnen nicht ſchwer, ſie mit ſich fortzureißen, vorzüglich da Francisca dafür geſorgt hatte, daß die Geſellſchaft nach der Art ihres Vaters bewirthet und durch neue Ankömmlinge von Zeit zu Zeit aufgefriſcht wurde. Es war darauf angelegt, die Politik bei Seite zu ſchieben. Francisca führte Adolf umher und verwickelte ihn in ein Geſpräch über die Geheimniſſe der Familie.

Auf die Dauer war jedoch die deutſche Revolution aus der künſtlichen Villa des alten Amaſa nicht fern zu halten. Eins der jungen Mädchen, das dazu kam, brachte die Nachricht mit, Eduard Wallner ſei zum Hiſtoriographen des Prinzen ernannt, womit es auch wirklich den komiſchen Eindruck, den es gehofft hatte, hervorbrachte und Wurz zu der boshaften Bemerkung reizte: Er iſt zu beklagen, Heine hat ihm den Stoff vorweggenommen in dem Epigramme: „Zu Berlin im alten Schloſſe ꝛc.“

Darauf erſchien der alte Duclos und erzählte, er habe den Finanzrath geſehn —

Unſern Laubfroſch? fiel Wurz ein. Nun, ſaß er hoch oder in der Patſche?

Hoch, auf der oberſten Sproſſe, erwiderte der Alte. Leider prophezeiht er umgekehrt. Sein gutes Wetter iſt ſchlecht für uns. Es iſt nicht mehr mit ihm zu leben. „Wir wiſſen jetzt, daß die Wiener Empörer niedergeworfen und gezüchtigt worden ſind, ſagte er zu mir, unterwerft Euch, ehe es zu ſpat iſt!“ Und mit dieſen Worten ging er ſtolz davon.

Vor acht Monaten, bemerkte Francisca, hatte er beſſere Nachrichten und beſſere Gedanken!

Was wir bisher von Wien hörten, ſagte Adolf, waren unzuverläſſige, voreilige Berichte, dieſe dagegen haben wir alle Urſache für wahr zu halten. In unſre Sprache überſetzt: Die Barbaren haben über Wien geſiegt und werden nun alle Greuel ihrer rohen Rachſucht über die unglückliche Stadt entfeſſeln.

Die Reihe kommt jetzt an Berlin, ſagte Rohr.

Er hatte noch nicht ausgeſprochen, ſo erſchien Tibold in der äußerſten Aufregung und berichtete: Ich bringe eine unverhoffte Neuigkeit. Die Nationalverſammlung hat einſtimmig gegen die Staatsſtreichsminiſter proteſtirt und eine Deputation an den König abgehn laſſen. Es iſt klar, daß der Hof jetzt nicht nachgiebt. Wir erleben entweder eine Sprengung des Parlaments oder ein langes Parlament und einen kurzen König. Die Nationalverſammlung muß kämpfen und ſie kann kämpfen; ſie hat das Volk in Maſſe auf ihrer Seite. Es lebe der Krieg!

Wie ein elektriſcher Funke ſchlug die Nachricht ein und belebte alle Herzen. Adolf war auf's Aeußerſte überraſcht, er zweifelte, daß der König die Verſammlung angreifen werde. Es wäre ein ganz unerhörtes Glück für unſre Partei, rief er aus, ich glaub' es nicht, weil ich nichts ſehnlicher wünſche als dieſen klaren gemeinverſtändlichen Gewaltſtreich gegen das Volk. Er würde mehr leiſten, als eine zehnjährige Unterwühlung der Despotie vermocht hätte.

Ja, Tyrannei oder Gerechtigkeit? iſt eine verſtändliche Frage, bemerkte Wurz. Daß ſie geſtellt wird, ſei gewiß. Um ſie aber richtig zu beantworten, werden wir mindeſtens 100 Jahre Zeit brauchen und dann immer noch obendrein einen allgemeinen Mißwachs der Einfalt, einer deutſchen Pflanze, womit wir in dieſem Jahr ſo reichlich geſegnet ſind, daß wir ſie ſelbſt in Kirchen und Schauſpielhäuſer haben einführen müſſen. Uebrigens ſoll mir's ein Genuß ſein, wenn alle dieſe geheimen Räthe rebelliren und mit ihrem Brodherrn auf den Kriegsfuß kommen. Unſre Armee vergrößert ſich dadurch ſehr, nur fürchte ich, ſie wird wie eine geſchwollene Fauſt, der ihre Größe nichts nützt.

Der Bürgerkrieg, ſagte Rohr, iſt noch nicht losgebrochen, aber er kommt ganz ſicher, und kommt er nicht durch die Dummheit unſrer Politiker, ſo kommt er durch die Neugierde und durch die Rachſucht der Gardejunker. Sie wollen Berlin brennen ſehn, weil Wien in Brand geſteckt wurde. „Kamerad, wo wird ſich's am beſten ausnehmen?" fragte geſtern der Prinz Lachs einen alten Oberſt von der Artillerie, „und hat der König ſchon ein nächtliches Bombardement geſehn? Es muß magnifique ſein! Er muß das Neſt brennen ſehn, er muß die Genugthuung haben, und wir wollen unſre Cigarren daran anbrennen, wollen wir das thun, Oberſt?" — Der alte

Oberſt erwiderte: „Der König hat das Alles ſchon geſehn, als er noch jung war.“ Und nun erzählte er: „In der Campagne von 1815, als wir bei Bellealliance geſiegt hatten, war ich Commandant von La Capelle geworden. Das Ding liegt eben in Frankreich, wenn man hinein kommt, dicht an der belgiſchen Grenze und nicht weit von der Feſtung Landrecy, die wir, wie eine Menge anderer unſchädlicher Feſtungen bei unſerm Marſch auf Paris, nur blokirt hielten. Die große Armee ging vorbei und die Bomben lagen ſtill neben den Mörſern dieſer Blokadecorps. Ich hatte die Straße zu bewachen und Lebensmittel und Fourage anzuſchaffen. Alles was von Brüſſel nach Paris ging, paſſirte durch La Capelle. Eines Tages wurde mir der Kronprinz von Preußen, Seine jetzt regierende Majeſtät, und der Prinz Friedrich zum Frühſtück angemeldet. Das würde jeden Andern als mich in große Verlegenheit geſetzt haben, denn die Durchzüge der Franzoſen, Engländer und Preußen hatten in der kleinen Stadt nichts Geſcheidtes übrig gelaſſen; als ich zuerſt hinkam, war Alles ratzenkahl weggefreſſen und ſelbſt die Menſchen waren fort. Ich hatte zwar allmählig Menſchen und

Vieh wieder angeſchafft, aber ein Frühſtück, Sie verſtehn mich, meine Herren, ein ordentliches Frühſtück in La Capelle — daran war nicht zu denken. Dennoch konnt' ich es leicht ſchaffen. Die Gutsherren in der Umgegend weit und breit, denen ich ihre Ochſen abkaufte und ihre Kühe wie Ochſen bezahlte, ſuchten meine Gunſt und ſchickten mir Faſanen, Hühner und Champagner in Menge und unter ihren Köchen konnt' ich mir den beſten ausſuchen. So zauberte ich Alles zuſammen, und als die Prinzen kamen, machte ich mit meinem Frühſtück Aufſehn. Zwei Officiere waren noch mit zu Tiſche, ich als Wirth der fünfte. Wenn ich aber ſagen ſoll, wie viel Faſane und wie viel Champagner dabei zu Grunde gingen, ſo erſchrecke ich noch immer. Wir ſchlugen eine Armee dieſes Gelichters, die ich hatte aufmarſchiren laſſen, aus dem Felde. Vor allen aber zeichnete ſich rühmlichſt ſchon damals aus Seine jetzt regierende Majeſtät, der Zeit Kronprinz von Preußen. Die Faſanen leiſteten ihm keinen Widerſtand, er wußte ſie ganz und gar zu ſchätzen, und die Flaſchen in ſeinem Kübel, denn wir tranken den Mouſſeux natürlich frappirt, im Juli iſt das köſtlich, wechſelten wie die

Eimer im Brunnen. Als ich dieſen unerhörten Fleiß im Eſſen und Trinken und dieſe glänzenden Erfolge mit eigenen Augen ſah, da glaubte ich daran, daß der alte König Ulyſſes einen ganzen Saurücken und zehn Lederſäcke Wein verzehrt hat, ja, ich war überzeugt, unſer Kronprinz, wenn er mit bei den Fäaken zum Eſſen geweſen wäre, hätte den alten Schweinekönig unter den Tiſch getrunken. Der Prinz Friedrich war enthaltſam und ſchlank; er trug feine und elegant anliegende Kleider, wie ein Gentleman, der Kronprinz dagegen trug ſich populär, wie ein Mann des Volks, er hatte Raum in ſeinem Gürtel; und ein alter grauer Mantel und eine blaue Feldmütze mit rothem Rand darum verbargen die ganze Figur, als er aufbrach. Er war noch immer in ſeinem Gleichgewicht und ſtand aufrecht in ſeinen Schuhen, als ich ihn zum Wagen geleitete. Beim Einſteigen, als er die Handhabe am Wagen ſuchte, griff er fehl — das kann Jedem begegnen, meine Herren, wenn er gefrühſtückt hat — und ſtand etwas erſchüttert wieder neben mir, als ich ſchon erwartete, er ſäße im Wagen. Lächelnd ſah er ſich an und lächelnd mich und fragte: »Schlafen Sie gern?« — Ich ſchlafe gut und gern, erwiderte ich, aber wenn ich Ew. Königl. Hoheit dienen kann, bin ich bereit die ganze Nacht zu wachen. — »Sie ſollen heut Nacht nicht ſchlafen!« ſagte er, und ſtieg mit meiner Hülfe glücklich in den Reiſewagen. Er nickte mir holdſelig zu und wiederholte: »Sie ſollen nicht ſchlafen!« Die andern drei ſprangen in den Wagen, wie nüchterne Haſen, warfen die Thür hinter ſich zu und grüßten mich kaum, als ſie fortrollten. Dem alten Major, unter dem ich commandirte, und der an ſeinen Wunden zu Bett lag, erzählte ich den Vorfall und fragte ihn, was der lockere Prinz wohl damit gemeint hätte: »Sie ſollen nicht ſchlafen?« Er war mürriſch und ſprach ſehr unehrerbietig über den Prinzen. Ich hingegen konnte die Prophezeihung nicht aus dem Kopfe bringen, und als ich mich zu Bett legte, war ich nicht im Stande zu ſchlafen.“ — Er hielt einen Augenblick inne. „Nun, rief der Prinz Lachs, iſt das ein Wunder? Sie hattens nicht gewagt, ſich ordentlich zu betrinken, ſonſt wären Sie wohl eingeſchlafen. Nun waren Sie blos aufgeregt, weil Sie Andre hatten trinken ſehen.“ — „Ich warf mich hin und her, fuhr der alte

Oberſt fort, und dachte immer: »Sie ſollen nicht ſchlafen!« Endlich aber war ich grade über dieſem eintönigen Gedanken eingeduſelt. Da krachte es, wie der Weltuntergang über meinem Haupte, Schlag auf Schlag, und die Blitze zuckten zum Fenſter herein. Ich ſprang aus dem Bett, und kaum war ich in den Kleidern, ſo wirbelten die Allarmtrommeln durch die Straßen, die ganze Mannſchaft rannte nach den Sammelplätzen; und was war es? Seine Königliche Hoheit waren direct vom Frühſtück nach Landrecy zu dem Commandanten des Belagerungscorps gefahren und hatten ihn bewogen, die Stadt zu bombardiren, weil Sie noch kein nächtliches Bombardement geſehen hätten und grade in der Stimmung wären, ein ſolches Schauſpiel zu genießen. Die Stadt brannte an allen vier Enden, der Himmel ſtand in einem praſſelnden Feuer, denn viele Bomben ließen die Feuerwerker mit Fleiß in der Luft krepiren. Das Alles kam von meinem guten Frühſtück in La Capelle und von dem Fehlgriff, als der Prinz in den Wagen ſteigen wollte; denn das ſah ich wohl, dabei fiel ihm ein Witz ein. Das war Landrecy und das nächtliche Bombardement. Ich wußte nun, was es hieß: »Sie ſollen nicht ſchlafen!« Der König, ſein Vater, wurde aber ſehr böſe, als er es erfuhr. Denn die Stadt war verwüſtet, und viele Menſchen umgekommen. Er gab ſeinem Sohne — einen Verweis und beſtrafte den Commandanten des Blokadecorps von Landrecy. Alſo, wie geſagt, fuhr der alte Oberſt zu den Garde du Corps fort, Seine Majeſtät hat das Alles ſchon geſehen. Wir können Berlin in Gottes Namen auch bei Tage bombardiren, es wird ihm einerlei ſein. Auch ſtört ihn ſo etwas nicht in ſeiner Tiſchordnung. Nur die Revolution hat ihm den Appetit verdorben.“ — „Darum müſſen wir die Revolution zuſammenſchießen, Alterchen!“ ſchrie der Prinz Lachs. — Ich habe Euch die Geſchichte erzählt, wie ich ſie mit angehört habe, fuhr Rohr fort. Brüder, ſo reden und ſo denken dieſe Menſchen! Mit dieſer Rohheit und Unverſchämtheit iſt das Lager der Royaliſten wieder angefüllt, ſeit Windiſchgrätz geſiegt hat. Wir müſſen die Donnerſtimme des Volkes wieder aufwecken, ſonſt ergreift dies ehrloſe Geſindel noch einmal in ganz Deutſchland die Zügel der Gewalt.

Die Geſellſchaft erfuhr noch an demſelben Abend das

Schickſal der Deputation in Sansſouci, welcher der König den Rücken zugewandt hatte.

Die Jünglinge eilten nach Berlin.

XVIII.

Der Hinterhalt.

Wehmüthig ſah Franciska ihnen nach und: werden wir ihn wiederſehen? fragte ſie ahnungsvoll den alten Duclos und verbarg ihre Thränen an ſeiner Bruſt. Auch er war bewegt, aber er beherrſchte ſich, wenn auch mit Mühe. So günſtig die politiſche Frage für die Demokratie geſtellt war, ſo allgemein ſchien die Niedergeſchlagenheit zu ſein. Nur die muthigen Jünglinge dachten nicht daran, daß ſie unterliegen könnten, und im Sturm der nächſten Tage wurden ſie wirklich dem Gelingen ihrer heißeſten Wünſche oft ſo nahe geführt, wie nie zuvor.

Die Deputirten waren durch Soldaten aus ihrem Sitzungsſaal verdrängt; der Unwille über dieſe Gewaltthat durchzuckte alle edlen Herzen. Selbſt die Soldaten waren nicht unempfindlich gegen den Spott und Hohn, womit das Volk durch ſeine eigenen Söhne überhäuft wurde. Was unklar in ihrem Herzen gährte, konnte leicht zu einem deutlichen Ausdruck kommen, und Wolff, [illegible] und Held benutzten jede Gelegenheit, ihn herbeizuführen. Die Stimmung der Truppen war beſſer als die der Bürger. Ihre Jugend machte ſie empfänglicher für ihre eigene Ehre und für die Freiheit, der ſie wider Willen den Krieg machten. „Es iſt nicht ſehr ſchmeichelhaft für die Berliner,“ ſagte Held, „aber wir können vielleicht ohne ſie einen großen Erfolg haben. Verſuchen wir's!“

Es war einer Anzahl von kleinen Corps in den Kaſernen begegnet, daß man ſie zum Angriff auf das wehrloſe Volk führen wollte. Sie hatten ſich allemal geweigert, und kein Schuß war gefallen, ſo oft die Offiziere auch zum Feuern commandirt hatten. Die Corps wurden daher verſchickt, man mochte fürchten, daß die Soldaten ſich für die Nationalverſammlung erklärten. Im [illegible] herrſchte der bleiche Schrecken, und als die Nationalverſammlung im Schützenhauſe geſprengt werden ſollte, ſchritten mehr als 6000 Mann über den Alexanderplatz. Sie ſtellten ſich auf, und ſogleich miſchte ſich das Volk in ihre Reihen. Man trank und ſcherzte zuſammen, und als der Anführer zur Vertheilung der Waffen aufforderte, erſcholl ein allgemeines Gelächter. — Welch' ein Ereigniß! rief Wolf. Unſere Freunde wurden von dem günſtigen Augenblick hingeriſſen, ſie gingen die Reihen durch und forderten die Leute auf, ſich offen für die Nationalverſammlung zu erklären.

Geld und Gelegenheit, ob zu Haus! antworteten die Soldaten, und als Wallner, der unter der Menge war, auf einen ſeiner Bekannten unter den Officieren zueilte und in der leidenſchaftlichſten Aufregung verlangte, er ſolle die Anführer gefangen nehmen, ſtießen die Soldaten dieſe Männer von ſich ab und ſchoben ihnen den [illegible] ganz nach der entgegengeſetzten Seite. Rohr und Schott blieben auf der Straße. Sie hörten überall den Ruf: Geld und Gelegenheit! und dies waren Garderegimenter. Wolf hingegen eilte zum Präſidenten der Nationalverſammlung und theilte ihm die ſchlimme Lage der Dinge mit.

Der Eindruck dieſer Nachrichten war überwältigend. Nichts konnte erwünſchter ſein. Der Vorſchlag, eine Verclamation an die Soldaten zu erlaſſen und ſie unter den Befehl der Verſammlung zu ſtellen, war eine Folge davon. Aber — die Verſammlung verwarf die Maßregel, ja, ſie befahl ſogar den ſiegenden Corps, die zu ihrem Schutze herbeieilten, ſich zurückzuziehen, und — einige Stunden ſpäter wurde ihr Präſident nach paſſivem Widerſtande hinausgeführt und auch dieſer Sitzungsſaal mit Soldaten beſetzt.

[illegible] rief [illegible], als er mit Adolf zuſammen die Treppen hinabſtieg, und die beiden Offiziere kamen mit der Nachricht, Walter ſei unterdeß zu dem Corpscommandanten nach Schloß geeilt und habe ſeinen Zweck erreicht. Nach dem Befehl vom vorigen Tage, Jeden zu erſchießen, der es verſuchen würde, die Truppen zu verführen, ſeien ſogleich mehrere kleine Trupps unter Anführung einzelner [illegible] gebildet, um [illegible], [illegible] und Adolf aufzuheben. Sie zogen ſich in das [illegible] zurück und Adolf und die beiden Offiziere beſchloſſen, den [illegible] nach [illegible] abzuwarten. Man hoffte noch auf eine Erhebung der Provinzen für ihre Vertreter in der Nationalverſammlung. Und wirklich, eine [illegible] der Waffen für das Recht des Volkes konnte von diesem Augenblick an nur noch durch die Landwehr, die zugleich eine militäriſche und eine demokratiſche Autorität war, kommen. In Berlin raubten die Bürger und die Nationalverſammlung ſelbſt den Truppen alle Gelegenheit, ſich zu ralliiren.

Wir werden in Deine Wohnung kommen, ſagte Wolf zu Marx, der ein Abſteigequartier in der Stadt hatte, und in Deinem Wagen nach Köpenick fahren. Bereite uns Alles zur Abfahrt vor. Wir beſorgen noch einige Geſchäfte.

Marx ſah ihnen eine Weile traurig nach. Sie nahmen ein gutes Stück Weltgeſchichte mit, rief er unmuthig aus, dann ging er raſch in ſeine Wohnung und ließ den Wagen kommen, den er in Berlin für ſeine Beſuche hielt. Er war verſtimmt und aufgeregt, eine ſonderbare Unruhe und Ahnung ergriff ihn. Sie ſind wahrlich bei mir nicht ſicher, ſagte er zu ſich ſelbſt. Wie? wenn man mein Haus beſetzt? Es iſt ja dem Schulz, dem Walther, bekannt! Ja, dem Schulz! Hätt' ich doch Stein und Bein geſchworen, daß der Menſch ſolche Streiche nicht machen würde! Um dieſe Fälle zu vermeiden, ſandte er zwei Burſche aus, nach jeder Seite der Straße Einen, welche die jungen Leute kannten, und ließ den Wagen in dem nahen Thorwege des Kutſchers warten. Er ſelbſt blieb in ſeinem Zimmer.

Wie er unruhig auf- und abſchritt, erſchien ſeine Aufwärterin, eine bejahrte Frau, die ihm als ihrem Geſundheitspfleger ſehr ergeben war und erzählte in der heftigſten Aufregung, ſeit einigen Tagen würde von Perſonen, die ihr verdächtig ſchienen, im Hauſe viel nach ihm gefragt, auch vor einigen Stunden ſei dies wieder geſchehen, und ſie habe nicht leugnen wollen, daß der Doctor in der Stadt ſei, da es ja doch Kranke ſein könnten.

So! ſo! erwiderte er, alſo geht die alte Spionage ſchon wieder los! hm! ja, krank ſind ſie, das iſt gewiß, zu helfen iſt ihnen aber auch nicht.

Sie bat ihn, wenn er was zu fürchten hätte, was ſie nicht wiſſen könne, möge er doch Berlin lieber jetzt als ſpäter verlaſſen und keinen Augenblick zögern.

Nein! Mütterchen, nein! ich habe hier im Zimmer, d. h. hier im Hauſe zu thun.

Ach, lieber Herr Doctor, fing die Frau jetzt an, ich würde Sie über die Hintertreppe durch den Garten bringen; aber ängſtigen Sie mich nicht; wenn Sie durchaus im Hauſe bleiben müſſen, ſo kommen Sie zu mir und ziehen Sie von meinen Kleidern welche über, ſo ſind Sie ſicher, bis Sie fortziehen, und können immer zum Hauſe hinaus.

Moriz lachte über den Einfall; aber was hatte die Alte ſo beſorgt gemacht? Es iſt wahrlich Alles möglich, dachte er, und gerade jetzt könnte mir kein ſchlimmerer Streich geſpielt werden, als wenn man mich feſtnähme und dadurch hinderte, die jungen Leute in Sicherheit zu bringen. Er folgte alſo der Alten, nahm eine Schürze, einen Mantel und einen Hut von ihr, ſcherzte noch eine Weile mit der guten Alten, die über ſeine Verwandlung ſelbſt ganz verwundert wurde, und beſchloß dann in dieſem Koſtüm ſich einmal umzuſehen und ſeine Vorpoſten zu beſuchen.

Die Wirthin trieb ihn an und empfahl ihm alle Vorſicht. Er ging hinunter. Der Platz war von Militär belegt. Er nahm den Gang einer alten Bäuerin an. Man ließ ihn ungehindert hindurch. Jetzt verſtand er die

Angſt der Alten und ſegnete ſeine eigene. O, ſagte er zu ſich ſelbſt, hier war es nicht auf mich abgeſehen! — Und unter den Soldaten, die ſchweigend von der Thür ab eine Reihe bildeten, entdeckte er mit einem flüchtigen Seitenblick den Feind, den er gefürchtet hatte, den unvermeidlichen Dramatiker. Von der Straße war kein Soldat zu ſehen. Eine unbeſchreibliche Angſt befiel ihn, die Jünglinge möchten im Rücken den Verfolgern entgangen und in dieſe ſchreckliche Falle gerathen. Welchen Weg ſollte er nun aber einſchlagen? auf welcher Seite war er am nöthigſten? und er durfte nicht ſäumen. So war er ſchon über zwanzig Schritte vorwärts nach der Seite des Thorwegs, wo ſein Wagen hielt, ehe er ſich entſchloß, plötzlich dieſe Richtung zu nehmen. Kurz vor ihm ſchlüpften raſch drei Männer in den Thorweg, und als er herankam, fuhr der Wagen ſchon an ihm vorüber. Er rief ihm Halt zu, aber die Pferde erhielten bei dieſem Wort einen kräftigen Peitſchenhieb, und die Funken ſprühten wie Feuergarben unter ihren Hufen, wie ſie davon eilten.

Wie ſeh' ich ſie nicht wieder, dachte Wurz, eh' unſer Schickſal noch einmal entſchieden iſt! — Sein Vorhaben kam jetzt zu ihm heran. Mein Sohn, rief ihm Wurz zu. ſtille: lache nicht! und folge mir! — Er nahm ihn mit in den Thorweg ſeines Kutſchers, erfuhr, daß die Jünglinge dieſes Wegs gekommen und glücklich abgefahren ſeien. Er nahm einen Brief von Adolf an Franciska entgegen. Darauf gab er ihm die Frauenkleidung und ließ die Aufwärterin bedeuten, ſein Licht nicht auszulöſchen, damit die Feinde getäuſcht würden und möglichſt lange im Hauſe auf der Lauer blieben. Er löſchte auch den anderen Vorpoſten ab, dachte noch einmal an die Sorgen ſeiner Aufwärterin und wie ſie ihm aus polizeilichem Zartgefühl die beiden Gründe ihrer Angſt, die Bajonnette auf dem Hausflur verheimlicht hatte, lachte herzlich über ſeine Rolle und über ſein improviſirtes Entſchlüpfen, und mit einem leichten Blick auf Wellner warf er ſich in den nächſten Wagen, um den letzten Potsdamer Zug zu erreichen.

XII.

Die Flucht.

Es war Nacht. Der Himmel hing ſchwarz voll Wolken; ein feuchter Weſtwind hatte ſie verſammelt und drängte immer neue nach. Unheimlich blies er durch die Städte und Dörfer. Wo er eine Thür locker fand oder eine Luke auf dem Boden, da rüttelte er ſie los mit dumpfem Rucken und zuletzt donnerten ſie mit wiederholten Schlägen zu, — ein widerlicher Aufruhr für die Kranken, die nicht ſchliefen und für Alle, die rings um die Stadt mit ängſtlicher Spannung in die Nacht hinaus horchten; denn man erwartete das Schreckliche, daß die Stadt Berlin von preußiſchen Bomben zerſtört würde.

Franziska kam im Nachtkleide herein. Sie ſetzte die Lampe auf den Tiſch und rief aus: Ich kann nicht ſchlafen! Sie fand den Vater Daniel in derſelben Stimmung.

Hörſt du nichts? fuhr ſie fort, das iſt ein Kanonenſchuß! und das! Es iſt ganz deutlich; man ſchlägt ſich in Berlin.

Sie hielten den Athem an und horchten. Die Schüſſe wiederholten ſich ganz deutlich.

Welche verworfenen Menſchen, rief Daniel aus, Städte und Länder ihrem Hochmuth zu opfern und mit den zerſtörenden Erfindungen der Wiſſenſchaft die Dummheit zu bewaffnen, um die Dummheit am Regiment zu erhalten, und doch iſt immer und ewig die Tyrannei nur das letzte Motiv der expulsio regum (Vertreibung der Könige) und der Republik.

Und konnte Adolf uns nicht mindeſtens einen Boten ſenden, wenn er ſelbſt nicht kommen durfte! ſeufzte Franciſca.

Die Hausglocke läutete. Wer kann das ſein? fragte der Alte. Nur wir ſind noch wach im Hauſe. Laß mich nachſehen!

Er nahm ein Licht, öffnete und fand den Doctor an der Thür. Ich ſah Euer Licht, ſagte dieſer, darum wollte ich Euch noch Nachricht von den Unſrigen bringen.

In Berlin ſchlägt man ſich? fragte beſorgt und haſtig der Alte.

Nein, Berlin hat ſich ergeben.

Und Adolf?

Hier iſt ein Brief von ihm, lebt wohl, ich komme morgen bei guter Zeit, ſagte Wurz und verſchwand in der Nacht.

Wir haben uns alſo geirrt, mein Kind, ſagte der alte Duclos zu Franciſcen und gab ihr den Brief. Sie las:

„Geliebtes Weib, der Strudel der Revolution reißt mich auf einige Zeit aus Deiner Nähe fort. Es iſt eine abſcheuliche Ebbe in den Herzen dieſer Menſchen, doch die Fluth und eine Springfluth wird darauf folgen. Ich kehre mit der Armee des Volkes nach Berlin zurück. Wir gehen nach Schleſien, um die Landwehr zu den Waffen zu rufen. Ich bin, wenn Du dies leſen wirſt, auf der Eiſenbahn. Auf baldiges Wiederſehen in der befreiten Hauptſtadt!“

Eine Nachricht wie dieſe wäre unter andern Umſtänden eine betrübende geweſen, jetzt beruhigte ſie Franciska und den Alten, denn ſie gab ihnen Gewißheit, entfernte die phantaſtiſchen Schreckniſſe der Nacht aus ihrem Gemüthe und ließ eine neue Hoffnung auftauchen. Der Sieg der Freiheit und des Guten iſt uns Religion, meine Tochter, ſo ſprach der Alte, er kann vertagt werden, aber nicht verloren. Die Revolution iſt allmächtig, ſie iſt das Evangelium der neuen Menſchheit.

Und wir werden unſere Apoſtel wiederſehen, ſagte Franciska, indem ſie dem Alten die Wangen ſtreichelte.

Unterdeſſen waren die jungen Männer in dem wüſten

Novemberſturm auf einer nächtlichen Fahrt, und dieſe führte ſie einer ernſtlichen Gefahr immer näher. Zwei Meilen um Berlin war ein Cordon gezogen, den auf den Hauptſtraßen ſtarke Militärtrupps beſetzt hielten. Alles, was heraus und herein kam, wurde genau unterſucht. War alſo die Verfolgung unſerer drei Freunde ernſtlich gemeint, ſo konnten dieſe Poſten bereits unterrichtet ſein und ſie gefangen nehmen.

Sie fanden einen ganz unerwarteten Beiſtand. Rohrs Geliebte, die er ſein Söſſchen nannte, wohnte am Wege, er ließ den Wagen vor dem Hauſe ihrer Eltern anhalten, um Abſchied zu nehmen. Bei dieſer Gelegenheit kam die Gefahr zur Sprache. Das Mädchen war ſogleich entſchloſſen und rief: So fahr' ich mit, und Ihr werdet ſehen, daß ich Euch durchbringe, und wenn Ihr nur wißt, wo ungefähr jene Wachen ausgeſtellt ſind, ſo wird es mir nicht einmal eine große Aufopferung koſten.

Die Eltern und Rohr wollten ihren Plan wiſſen. Sie antwortete nicht darauf und ſagte ſchalkhaft und mit großer Sicherheit: Uebergebt Euch getroſt in meinen Schutz, ich werde den Wagen commandiren. Ihre Zuverſicht flößte

Vertrauen ein, man konnte ſich nicht widerſetzen. Sie eilte zu dem Wagen hinab, unterſuchte die Lampen und ließ ſie anzünden; darauf ſah ſie nach dem Bedientenſitz und ließ einen Bedientenmantel herbeiholen. Die Fahrt ging nun fort, alle vier waren im Wagen ſehr vergnügt verſammelt und ſcherzten viel über ihren entſchloſſenen Commandanten und ſeine geheimen Pläne. Je näher ſie aber dem verhängnißvollen Cordon kamen, deſto ſtiller wurde es im Wagen. Wir werden bald an der böſen Stelle ſein, ſagte Söffchen, ich merke es ſchon an Eurer Stille. Rohr meinte, es könnten zehn Minuten, vielleicht noch eine Viertelſtunde zu fahren ſein, dann würden ſie den Weg beſetzt finden.

Gut, ſo laßt halten, commandirte Söffchen, ich ſteige mit meinem ſeidenen Mantel als Kammerzofe zu dem Kutſcher auf den Bock. Du, mein Lieber, nimmſt dieſen Mantel und beſteigſt den Bedientenſitz. Und wenn ſie uns fragen, was ich nicht einmal glaube, geben wir uns für Manteuffel ſelbſt aus.

So bildeten die beiden Liebenden die Schutzwache des Wagens.

Ein guter Einfall! rief Tibold aus.

Dennoch pochte ihnen ängſtlich das Herz, als ſie die Dragoner auf der Straße erblickten und der Officier zur Oeffnung der Linie commandirte. Er ritt an die Kammerzofe heran, grüßte ſie holdſelig und fragte nach dem Namen ihrer Herrſchaft.

Alſo doch! brummte Tibold, die Hunde thun hier Polizeidienſt.

Dies war ein Augenblick, denn als Adolf und Tibold Söffchens helle Stimme den verwünſchten Namen rufen hörten, war der Wagen ſchon wieder in Bewegung und die Linie der Todesgefahr überſchritten.

Nun ſage man noch, rief Tibold aus, daß der Teufel keine Macht mehr auf Erden habe!

Man ſollte denken, ſagte Adolf, es wären Mythen, wenn man in ſpätern Tagen lieſt, daß dieſer Name das diaboliſche Princip gegen die Religion der Zeit vertreten und daß der ruſſiſche Kaiſer den Namen Volksbeſieger geführt, ein Menſch, der wirklich bei jenen Aufſtänden in Petersburg dies Volk durch ſeine Perſönlichkeit allein vor ſich niedergeworfen hat.

O das ſind Lügen, erwiderte Tibold, er hat 1826 gezittert und gezagt. Alles, was wir von der Petersburger Herrlichkeit hören, iſt erlogen. Doch wir könnten jetzt unſern liebenswürdigen Autokraten, der wirklich durch ſeine ſeidene Perſönlichkeit das Aufpaſſervolk des Cordons beſiegt hat, wohl wieder in den Wagen hereinnehmen. Der Wind muß ihr unangenehm um die zarten Ohren ſauſen.

Das Söſſchen dachte anders. Zur Vorſicht ließ ſie noch eine gute Strecke ſo weiter fahren; dann, als ſie ſchon die Lichter des Städtchens erblickte, verſammelte ſie die Geſellſchaft wieder im Innern des Wagens. In der ausgelaſſenſten Laune langten die jungen Männer mit ihrer ſchönen Retterin beim Bahnhofe zu Köpnick an.

Der Herr giebts doch den Seinigen im Schlaf, rief Tibold aus. Wie nothwendig hatten wir das Mädchen, und da muß ſie ſich grade finden! Und beim Abſchied brach er in die Worte aus: Rohr, Du magſt ſagen was Du willſt, ich muß ſie küſſen!

Sie weigerte ſich nicht, ſondern umarmte die Jünglinge nach einander mit dem Ausruf: So ſei es zur Brüderſchaft, Ihr Freunde, und kehrt ſiegreich zurück!

Auch Adolf wurde mit eingeſchloſſen ohne ſein Verdienſt, denn er dachte heim an Franciska, von der ihn die Ereigniſſe auf dieſe Weiſe entführten.

Sie ſprachen noch lange von dem entſchloſſenen Söffchen und wünſchten Rohr Glück zu dem Mädchen.

Ein gellender Pfiff und ſie flogen mit Dampfesgewalt von dannen, fort von dem Herde der Revolution, fort nach Oſten in die ferne Provinz. Sie fühlten wohl, daß dieſer Weg nicht der Weg der Revolution wäre, aber erſt in Breslau überſahen ſie den ganzen Verluſt, den die gute Sache erlitten hatte, als die höchſte Autorität des Landes, die Nationalverſammlung, ſich ſelbſt aufgab, ſtatt die Zügel der Regierung und des Kriegs muthig in die Hand zu nehmen.

Breslau blickte nach Berlin und das Land nach Breslau. In wenig Tagen war auch hier die Sache entſchieden, man konnte ſagen, ohne Kampf. Die Darſtellung unſrer Freunde, daß Berlin auf die Provinzen ſähe, daß man die demokratiſche Partei unter den Truppen durch die Landwehr unterſtützen und mit einem Heer nach der Hauptſtadt marſchiren müſſe, hatte gewirkt. Die Demokraten erließen eine Proclamation an die Provinz, Adolf und die Officiere wurden damit ins Gebirge geſandt.

Sie boten eine Colonne auf und verſuchten es, ſie von Ort zu Ort zu vermehren. Anfangs gelang es ganz nach Wunſch, als aber Breslau wider Erwarten unbeweglich blieb, zerſtreute ſich das Corps vor den Thoren dieſer Stadt.

Die drei Freunde konnten ſich kaum vor dem Zorn der Landleute retten; denn ſie ſchalten Breslau und ſeine Abgeſandten Verräther und Verführer.

Als ſie der Gefahr dadurch entgangen waren, daß ſie mit vollem Herzen dem Zorn ihrer Colonne gegen die Stadt ſich angeſchloſſen hatten, ſagte Adolf, wir haben hier nur unſre Berliner Erfahrungen wiederholt. Dieſe Trägheit iſt contrerevolutionär!

Sie überlegten ſich nun ihre Lage, und wurden bald darüber einig, daß ihnen nichts mehr übrig bliebe, als Preußen zu verlaſſen, ſo lange die Auflöſung der alten Polizeianſtalt noch dauerte.

Es iſt eine vorübergehende Erſchlaffung, über die wir aber alle unſre beſten Poſitionen verlieren, ſagte Tibold.

Wir wollen im Elſaß überwintern. Ich denke, daß im Frühjahr eine neue Revolution und reellere Feldzüge beginnen werden.

Adolf glaubte nicht, daß der Umſchwung ſo raſch erfolgen werde. Er ſchrieb an Franciska aus Straßburg: „Meine theure Verlaſſene, mit einer Reihe der paſſivſten Niederlagen führt uns der „paſſive" Widerſtand auf das linke Ufer des ſchönen Rheins. Die deutſche Sache liegt hart darnieder. Freie Formen werden wir nun nicht weiter erreichen und alle verlieren, die wir ſchon zu beſitzen glaubten. Unſre Perſonen, unſer Beſitz, unſre Gewerbe, unſer Recht, ſo weit der Despotismus ſie erreichen kann, wird er ſie ſchamlos vernichten. Mit dem Hochverrath gegen Volk und Verfaſſung beginnt er, mit Blut und Raub fährt er fort. Aber eben darum ſind wir nur äußerlich geſcheitert. In Wahrheit hat der Despotismus Alles verloren bis auf das Militär, welches noch keine Gelegenheit gefunden, ihn ebenfalls im Stich zu laſſen, er hat die Mehrheit des Volks demokratiſirt und iſt zur offnen Tyrannei einer kleinen Partei, der verhaßten Junker und ihrer willenloſen Werkzeuge, der Polizei, geworden. Die Republik iſt unvermeidlich. Der Auflöſung Oeſterreichs wird eine noch viel gründlichere Auflöſung Rußlands folgen, die ſlaviſche, die barbariſche Revolution. In dieſer ſtürzen alle Throne, welche das Barbarenthum bis dahin ſtützte. Deutſchland wird eine politiſche, Frankreich eine ſociale Demokratie und England verjüngt ſich zu nordamerikaniſchen Formen. Zu allen dieſen gewaltigen Umſchwüngen ſind die Vorausſetzungen vorhanden in den Köpfen und Verhältniſſen der Völker. Wir aber, die wir das Banner der Freiheit vorantrugen, wir ſind für den Augenblick geſchlagen. Für den Augenblick — wie die Weltgeſchichte ſo einen Augenblick verſteht, — für ein Dezennium, ein Luſtrum, eine Generation. Die Ereigniſſe löſen unſre Familie von Europa los. Du ſiehſt mich alſo dort angelangt, wo Du mich lange zu ſehn wünſchteſt, und wäre es nicht mitten im Winter und wärſt Du im Stande zu reiſen, ich würde Dir vorſchlagen, mit dem nächſten Schiffe in See zu ſtechen. Wann werden wir uns wiederſehn? Ueberlege Dir dies mit Wurz. Sorge für Deine Geſundheit, aber vergiß auch nicht meine Gemüthsruhe. Sie wäre für immer zerſtört, wenn Du mich entbehren lernteſt. Die Vogeſen und der Schwarzwald ſind mit Schnee bedeckt; noch ehe er ſchmilzt, werd' ich Dich ans Herz drücken und hoffentlich nicht Dich allein!

XX.

Für die rothe Republik!

So verſiegt der Rhein im Sande, wie dieſe preußiſche Revolution, ſchrieb ihm Wurz. Die Hoffnung richtet ſich auf die nächſte Generation, und auf dieſe Weiſe haſt Du Theil an der Zukunft, Francisca hat Dir einen tapfern Knaben geboren, den wir Robert nennen wollen, wenn Du zuſtimmſt. Dein Vater iſt glücklich über dieſe zweite Auflage ſeines Apollino, ohne daß die erſte vergriffen iſt. Es ſteht nichts im Wege, daß die ganze alte Privatherrlichkeit wiederkehre, als die Kleinigkeit, daß kein Menſch mehr damit zufrieden iſt. Ich pflege Francisca als treuer Diener der Hygieia, und um ihrer Geſundheit willen überträgt ſie mir die Beantwortung Deines Briefes. Sie droht Dir übrigens, ſich künftig an Deinen Stellvertreter zu halten, wenn Du ihr ſpäter noch einmal, wie jetzt, abhanden kämſt. In einigen Wochen bring' ich ſie Dir in die Republik, die Gott erhalten und beſſern möge. Bulletin von Potsdam: „Seine Majeſtät haben ſehr heiter geſpeiſt. Die Fonds ſind auf dieſe Nachricht geſtiegen." Du wirſt jetzt begreifen, warum wir ſo viel Credit haben. Die Conſtitution Sr. Majeſtät, die ſeit dem Frühſtück von La Capelle vorgehalten, läßt nichts zu wünſchen übrig. Auch das preußiſche Volk wird eine Conſtitution erhalten, deren erſter Paragraph lauten ſoll: Alle Geſetze ſind abgeſchafft und dürfen nie wieder eingeführt werden. — Wallner, ſagt die „Verläumdung" in ihrem Feuilleton, ſei Polizeirath geworden, um die Spitzbuben zu ſtudiren, die künftig in ſeinen Tragödien auftreten werden. Uebrigens hat er neulich auf meinem Hausflur kalte Füße bekommen und leidet jetzt an der Grippe. In dieſem Zuſtande, ſagt man, hat er ein Memoire an den Reichsverweſer ausgearbeitet, er möge gegen Dich die deutſche Flotte auslaufen und kreuzen laſſen. Du ſiehſt, daß er Dich aufgiebt.

Adolf vergaß über dieſem Briefe, ſo lange er ihn las, ſeine Verbannung. Dann fiel ſie ihm deſto ſchwerer wieder auf die Seele. Sie iſt ein Vorgeſchmack des Todes, rief er aus, die Ueberlebenden richten ſich neu ein, wenige Wochen vermißt, dann vergißt man uns, und das Leben ſtürzt ſeine brauſenden Wogen über den Platz, den wir einnahmen. O Francisca, o meine Heimath und mein Volk, welch' ein widriges Schickſal reißt mich aus Eurem belebenden Kreis!

Er konnte ſich der Schwermuth kaum erwehren, und, als wollte er ſich ſelbſt betrügen, beſchäftigte er ſich ſogleich damit, ſeiner Familie, wenn ſie einträfe, eine ſonnige Wohnung in der Stadt zu bereiten. Die amerikaniſche Firma des alten Amaſa Wild ſtellte ihn unter den Schutz der vereinigten Staaten, dies ſicherte ihn perſönlich vor den Verfolgungen der treuloſen franzöſiſchen Behörden, und ſein Haus wurde das Aſyl vieler Flüchtlinge aus Deutſchland. Rohr und Tibold wohnten einige Wochen mit ihm zuſammen. Darauf — gegen Ende December — brachten ſie eines Tags einen Gaſt mit zu Tiſche, der ſie ihm entführte. Es war ein ungariſcher Officier. In Paris hatte er den General Dembinski für die magyariſche Armee gewonnen. Die Anſichten dieſes beſonnenen und ſchweigſamen Mannes über die Möglichkeit einer erfolgreichen Vertheidigung ſeines Vaterlandes gegen die öſterreichiſchen Horden waren unſern Freunden etwas vollkommen Unerwartetes, aber ſie leuchteten ihnen ein, und Rohr und Tibold wurden ſo davon hingeriſſen, daß ſie ſich auf der Stelle entſchloſſen, den Krieg mitzumachen, in dem es vorzüglich an Officieren fehlte. Sie reiſten am andern Tage mit dem Magyaren nach Marſeille. Die Freunde trennten ſich unter dem Rufe: Auf Wiederſehn in Berlin!

Adolf war nun einige Zeit von ſeinen nächſten Freunden verlaſſen: aber mit doppeltem Intereſſe verfolgte er, wie die Sonne wieder ſtieg, die glänzenden Siege der Magyaren, die Alles übertrafen, was der ungariſche Gaſt an jenem trüben Decembertage vorhergeſagt.

Ein großer Umſchwung der Dinge knüpfte ſich an die Siege von Kapolna, Gyöngyös und Waitzen. Das alte tyranniſche blutige Oeſterreich zerfiel, die Verwüſter Wiens wurden gezüchtigt, und Deutſchland athmete freier; es erblickte im Oſten eine ſiegreiche demokratiſche Armee, jetzt, wo es, in ſeinem Innern von der Revolution durchdrungen, die tyranniſchen treuloſen Abſichten der Habsburger und Hohenzollern klar vor Augen hatte. Die Ungarn marſchirten auf Wien, das deutſche Volk brauchte ſich nur zu regen, und die Welt war befreit. Das Wichtigſte von Allem jedoch, die Bewegungen in Frankreich für die ſocialdemokratiſche Republik, woran das Elſaß den lebhafteſten Antheil nahm, umgaben den Verbannten unmittelbar.

So raſch hatte Adolf einen neuen Aufſchwung nicht erwartet. Preußen ſchien ihm jetzt untergeordnet, die Sache war europäiſch geworden, eine Erhebung der Pariſer, und die Republik hatte geſiegt bis an die Grenzen der Aſiaten. Und Wurz und Franciſca, die im Mai mit dem Knaben Robert eintrafen, fanden ihn vollkommen verwandelt und ganz und gar nicht mehr in der Stimmung zu Schiffe zu gehn.

Sie fanden ihn auch nicht mehr in der Stadt. In der Familie eines Ruſſen Tiſſanow und des Bürgers Lherbeville hatte er die letzte Zeit vorzugsweiſe gelebt. Er war durch den Andrang deutſcher Flüchtlinge, die er aufnahm, aus ſeiner Wohnung vertrieben worden. Der

Bürger Lherbeville, welcher ihn den Citoyen Pensif zu nennen pflegte, traf ihn einmal Abends, nicht lange vor Francisca's Ankunft, auf der Straße und fand ihn gedankenvoller als gewöhnlich. Was iſt mit Ihnen vorgegangen, rief er ihm zu, Sie ſind ſo ernſt, haben Sie ſchlimme Nachrichten?

Mehr als dies, lieber Freund, ſeufzte Adolf, ich ſuche, wo ich mein Haupt hinlege. Alle meine Zimmer und meine Betten, die ich für meine Familie einrichten ließ, ſind von Vertriebenen aus Deuſchland beſetzt, die ich aufnehmen mußte. Aber daß ich's Ihnen nur geſtehe, ich bin nicht ungern von ihnen ausgewandert. Die Politik dieſer Ländchen und dieſer Reſidenzen, die Dörfer ſind, verſtimmt mich. Ich zweifle nicht, daß ſie auf ihre Art etwas ausrichten; aber ſie ſind wie die Dorfzeitung neben dem großen Journal, und bleiben ſie mit ihrem Revolutiönchen allein, ſo ſind ſie allemal verloren. Jene Leute ſind vor der Hand verſorgt, aber nun weiß ich nicht, wohin ich ſelbſt mich wenden ſoll.

Ach, das iſt vortrefflich! rief Lherbeville aus, ſo nehm' ich Sie mit auf's Land. Tiſſanow iſt ſchon zu uns gekommen. Er hat einen demokratiſchen Katechismus für die Ruſſen und Slawen verfaßt und Freiheitslieder dazu, die ganz merkwürdig ſind. Sie werden ſich wundern. Er befreundet mich ganz mit den Ruſſen und lachend hat er mir geſtern verſichert: Wir Ruſſen werden Euch noch einmal befrein, Ihr Philiſter! Sie lieben ihn ja, kommen Sie mit. Auch trifft Ihre Familie nun bald ein. Dieſe wohnt ebenfalls beſſer da draußen bei uns, als in der kalten teutoniſchen Feſtung, beſonders jetzt im Frühling. Kommen Sie! kommen Sie!

Adolf ließ ſich leicht beſtimmen. Und wirklich, es konnte nichts Angenehmeres erfunden werden, als dieſe Landhäuſer und ihre Bewohner.

An dem Tage nach der Ankunft von Wurz und Franciska veranſtaltete Lherbeville ein Feſt, welches folgenſchwer wurde für die nächſte Zukunft unſrer Freunde. Es war zugleich ein Feſt für die Maiwahlen, in denen die Rothen dort ſo entſchieden über die Weißen triumphirten. Lherbeville und ſeine Freunde umringten die deutſchen Gäſte, bewillkommneten ſie auf dem Boden der Republik und verhießen, in wenigen Wochen werde Frankreich ſeines

Namens würdig ſein, ſo günſtig fielen die Wahlen für die Demokratie. Der Bürger Lherbeville hatte eine große Menge entſchiedener Republikaner um ſich verſammelt. Auch der geiſtvolle und liebenswürdige Ruſſe Tiſſanow war geladen, aber Madame erſchien allein und bedauerte, daß ihr Gemahl von einem Ausflug über den Rhein, den er wegen ſeiner Broſchuren unternommen, noch nicht wieder zurück ſei.

Es dauerte indeß nicht allzulange bis er eintraf, und in ſeinem Reiſeaufzug, wie er war, kam er in die Geſellſchaft. Ein weißer Palletot über einem braunen Sommerfrack und leuchtenden Unterkleidern, dabei ein grauer Calabreſer mit einem rothen Knöpfchen auf der Schleife zeichneten ihn aus. Das ganze helle Coſtüm paßte zu ſeinem braunen Bart und Haar, die dadurch gehoben wurden. Er iſt im Grunde ein Perſier, ſagte Lherbeville, und ſtammt von Tiſſaphernes ab, aber er ſchämt ſich ſeiner Herkunft und kleidet ſich daher als Eisbär möglichſt in Weiß. — Als er eintrat und eben die Hausfrau durch die Lüftung ſeines Calabreſers und die übrige Geſellſchaft mit der Hand gegrüßt hatte, warf er ſich in einen Seſſel und rief aus: Ah! ich bin ganz erſchöpft! Madame, laſſen Sie mir Champagner geben, er wird mich erfriſchen, aber rothen, Oeil de Perdrix, ich will auf die rothe Republik trinken. Sie greift um ſich. Ich bin noch ganz erſchöpft von dieſer *badiſchen Revolution*.

Alles war erſtaunt über dieſen Ausdruck.

Ja, fuhr er fort, und der Großherzog iſt der Gaſt der honetten Republik. Wir ſtößen doch den kleinen Gutsherrn ſchon wieder Vertrauen ein. Aber im Ernſt, die Revolution war reizend, eine ganz vollkommene Militärrevolution, ein Bild unſrer Petersburger Zukunft. Des Morgens waren alle Officiere weggejagt, einige wenige umgekommen, des Abends hatte man bereits neue gewählt, und die ganze Bewegung war von dem republikaniſchen Landesausſchuß in Offenburg beſchloſſen und angeordnet worden. Darauf wurde eine proviſoriſche Regierung eingeſetzt. Sie iſt heute in die kleine Liliputhauptſtadt eingezogen. In der Nacht hatte die Carlsruher Bürgerwache ihren Herrn gegen die Soldaten vertheidigt. Sie wurde aber überwältigt, wie ſich das für gute Bürger wohl anſteht und ziemet, der kleine Monarch fiel ab wie ein wurmſtichiger Apfel, ich habe ſchon erzählt, daß er den Einfall hatte, in unſre Republik hineinzufallen, ohne zu befürchten, daß wir ihn an einem unſrer Freiheitsbäume als Zierde benutzen könnten. Aber hier iſt der Wein! Schreiten wir von Worten zur That! Auf den Sieg der Rothen in ganz Frankreich!

Und er leerte wiederholt ſein Glas. Die Welt verjüngt ſich; wir müſſen unſer ſtockendes Blut antreiben, um Schritt mit ihr zu halten, rief er aus.

Auf Adolf machte dieſer Abend einen ermuthigenden und erheiternden Eindruck. Und Wurz konnte ihm nur beſtätigen, daß ganz Deutſchland in einer Aufregung für die bedrohte Revolution ſei, welche ihre Rettung und den Uebergang aller Soldaten zum Volk, wie in Baden, erwarten ließe. Die badiſche Militär-Revolution ſei das Vorſpiel einer preußiſchen. Der heldenmüthige Kampf in Dresden wirke wie das Saragoſſa der Demokratie, und die Linke der Frankfurter Nationalverſammlung ſei im Begriff in Würtemberg ein Reichsheer gegen die rebelliſchen Könige zu ſammeln.

Wie doch der Frühling auf die Herzen der Menſchen wirkt! rief Adolf aus, und: mir gefällt es unter Deinen Franzoſen und Ruſſen! ſagte Francisca ſehr befriedigt, als ſie die Geſellſchaft verlaſſen hatten.

XXI.

Der unterirdiſche Stern.

Wenige heitere Wochen verlebten unſre Freunde in dieſem Kreiſe edler und einflußreicher Männer. Dann riß der erneuerte Kampf den Einen hierhin, den andern dorthin auf ſeinen Poſten; und ein Stern der Freiheit nach dem andern ſank in dieſem treuloſen Jahr vom Himmel herab, wo er hoffnungſtrahlend geſtanden.

Die Rothen waren in Paris unterlegen, in Lyon geſchlagen, in Carlsruhe vor den gemüthlichen Revolutionärs geflüchtet, Würtemberg und Darmſtadt verließen die Sache der Freiheit, mit Thränen im Auge ſprengten in Stuttgart die Soldaten den treuen Reſt der Nationalverſammlung; und verzweifelt kämpften die verlaſſenen

Badenſer gegen die Uebermacht eines dreifach ſtärkeren Heeres.

Wurz wirkte als Arzt bei der republikaniſchen Armee. Adolf war mit einem kleinen Corps bei Heidelberg abgeſchnitten. Sie ſuchten ſich durchzuſchlagen ins Gebirge; aber ſie fanden das Neckarthal voll Feinde und wurden zerſprengt. Adolf fiel von einem Schuß in den Fuß, und wurde unter Schüſſen aus der Nähe und Ferne von drei Waffengefährten in einem Kahn über den Neckar nach der Hirſchgaſſe gerettet.

Der ſtarke Blutverluſt machte ihn ohnmächtig. Zum Glück kannten ſeine Retter die Gegend genau und auf einem Umwege entkamen ſie ſehr raſch in das Gartenhaus einer befreundeten Familie. Adolf fand ſich verbunden und allein, als er ganz wieder zur Beſinnung kam. Sein Fuß war jedoch ſchwerlich von einem Arzt verbunden, er fühlte ihn geſchwollen und die Wunde brannte heftig. Das Zimmer war gewölbt, dunkel und kalt. Vor Erſchöpfung ſchlief er auf der Matratze ein worauf er lag und träumte ſich in irgend ein Gefängniß der grauſamen Gegner, wobei ſich die Flintenſchüſſe, die draußen noch immer gewechſelt wurden, in ſeinem fiebernden Kopfe aufregend wiederholten.

Er erwachte wieder von dem Praſſeln des Ofenfeuers, womit man der Kälte und Feuchtigkeit des unterirdiſchen Gemachs begegnen wollte, und erblickte Karoline, die Tochter eines berühmten Demokraten der Bergſtraße, die er kannte und immer verehrt hatte, bei dem Feuer.

Sie trat zu ihm heran, drückte ihm ſchweigend die Hand, legte den Finger auf den Mund und reichte ihm eben ſo ſchweigend einige Erfriſchungen. Alsdann trat ſie an den kleinen Bogen der Fenſterniſche und blickte ſpähend in den Garten hinaus.

Er iſt fort, eben ſchlüpfte er zur Pforte hinaus, ſagte ſie jetzt, der häßliche hochmüthige Menſch!

Wer, theure Karoline? fragte Adolf, wer?

Wallner, erwiderte ſie. — Adolf erſchrak und fuhr auf. — Nicht wahr, ich habe Recht, er iſt übergelaufen? Wie könnte er ſonſt heute ungefährdet hier umhergehen! O, meine Mutter! Immer traut ſie ſolchen Menſchen! Wie kann ein Dichter die Freiheit verlaſſen? rief ſie mir zu, und er iſt Adolfs Freund! Sie kennen die Mutter!

Welch ein unſeliger Zufall! ſeufzte Adolf und erhob ſich noch mehr, als wollte er gleich entfliehen.

Beruhigen Sie ſich! bat ſie, legen Sie ſich ſicher zurück! Ich will nachſehen und bürge für Ihre Rettung, wenn uns wirklich Gefahr droht.

Sie entfernte ſich, kehrte aber ſogleich in aller Eile zurück. Die Mutter hatte Wallner Alles anvertraut, dieſer ſich raſch, aber ſcheinbar harmlos entfernt; und jetzt wurde das Haus bereits umzingelt und beſetzt. Die Soldaten ſtampften vor dem kleinen Fenſter, welches von Außen ein Weinſtock verſteckte, vorüber.

Man kommt! doch ſie durchſuchen erſt das Haus. Nehmen Sie raſch Ihren Mantel um, und ſtützen Sie ſich auf meinen Arm.

Ich werde nicht gehen können!

So werd' ich Sie tragen. Nehmen Sie alle Ihre Kraft zuſammen; aber verlaſſen Sie ſich auf mich.

Ueber ihnen klirrten die Gewehre auf den Boden, ſchon hörten ſie die Tritte in dem Gange, der zu dieſem Kellergemach führte. Karoline ergriff den Kranken, ſie war ſchnell und ſtark, eine brünette Rheinländerin, und halb tragend, halb führend, erreichte ſie mit ihm die Bretterwand gegen den Berg, die ſie mit einem raſchen Druck von oben öffnete. Sie traten in den Gang und die Thür ſchloß ſich hinter ihnen; ſie waren im Finſtern. Leiſe und beſchwerlich bewegten ſie ſich fort. Das Militär polterte die Treppen herab und lärmte an den Wänden des Gemachs umher. Kolbenſchläge fielen gegen die eichene Panelung, die rings umher lief. Jetzt erdröhnte die Thür von ihren Schlägen. Adolf und Karoline ſtanden regungslos in geringer Entfernung und hielten mit Herzpochen ihren Athem zurück, als könnte er bei dem Tumulte gehört werden und ſie verrathen.

Ich will des Teufels ſein, wenn dieſe Holzwände nicht hohl ſind, ſchrie vernehmlich einer der Klopfenden. Adolf hielt ſich krampfhaft an ſeine Begleiterin. Die Kolbenſtöße fielen dichter, die Thür krachte in ihren Fugen. O Gott! rief Karoline kaum hörbar; beide hielten ſich für verloren, da entfernten ſich die Kolbenſtöße von der Thür, das Gepolter verlief ſich; es war ſtill.

Das tapfere Mädchen athmete tief auf, aber ſie wagte noch nicht laut zu reden und flüſterte dem verwundeten

Freunde, dem der Froſt ſchüttelte und die Fußwunde ſtach, leiſe zu: Wir ſind gerettet und bald am Ziel! Lehnen Sie ſich ganz auf mich, ich erſetze Ihnen den verwundeten Fuß.

So gelangten ſie mit wenig Schritten an eine zweite Thür, die ſich leicht und ohne Geräuſch öffnete. Das Licht ſchien ihnen aus weiter Ferne entgegen wie ein blutrother Stern. Der Gang war nicht kalt und allmälig hatte ſich das Auge an die Dämmerung, die hier herrſchte, gewöhnt, Adolf erblickte zu beiden Seiten des Gewölbes aufgeſchichtete Fäſſer.

Dies iſt ein alter Mönchsgang, ſagte Karoline, der jetzt als Felſenkeller von meinem Vater benutzt wird und viele hundert Fäſſer Wein und Bier umſchließt. Der Eingang von dieſer Seite iſt nicht bekannt; dort, wo die Fackel leuchtet, in der Ruine, wartet mein Brüderchen am Ausgange mit unſern Freunden, welche Sie hieher getragen. Wir fürchteten ſogleich einen Ueberfall. Darum wurden Sie in jenes feuchte Kellergemach herunter gebracht, wo wir dieſen Rückzug frei hatten. Glücklicher Weiſe haben Schloß und Riegel, die alt genug ſind, vorgehalten und die Bohlen ſich nicht zerſtoßen laſſen; ſo iſt es gelungen, Ihr und unſer Leben zu retten. Denn jenen Ausgang dort im Weſten, wo uns die Fackel wie ein Stern entgegenleuchtet, können die Bluthunde nicht erreichen.

Das war Hülfe in der Noth! rief Adolf aus, und ſank zuſammen. Das Mädchen war nicht im Stande, ihn aufrecht zu erhalten; die Aufregung und die übermäßige Anſtrengung mitten im heftigſten Fieber hatten ſeine letzten Kräfte erſchöpft. Sie breitete ihm ſeinen Mantel unter das Haupt, ſorgte für eine möglichſt bequeme Lage des verwundeten Fußes und ſo, gelehnt an die Bettung eines großen Faſſes, verließ ſie ihn, um die Hülfe herbeizuholen, die ſie am Ausgange erwartete.

Immer noch war Eile nöthig. Denn konnten nicht jene Kannibalen, die nach Gefangenen ſuchten, um ſie zu ſchlachten und dieſer poetiſche Todtfeind, dem Alles an Adolfs Verderben zu liegen ſchien, mit Brechſtangen oder mit Pulver zurückgekehrt ſein und die Bohlenwand ſprengen? Karoline beflügelte ihre Schritte und ganz erhitzt kam ſie bei den Männern an.

Um Gotteswillen, rief Einer von ihnen aus, Sie ſich allein?: Iſt mein Freund gefangen? — Karoline kannte den kleinen ſchwarzlockigen und gewandten Menſchen, — es war [illegible], den die [illegible] [illegible] mit [illegible] herbeigeholt hatten, um ihn ſelbſt, der in der Stadt war, zu retten, mit einigen [illegible] [illegible] [illegible] zu verſchaffen, — aber Karoline hatte keine Urſache ihn zu erkennen in der Geſellſchaft, die ihn umgab.

Er iſt gerettet, antwortete ſie leiſe, aber ich mußte ihn zwar in der Mitte des Waldes verlaſſen, da ich es nicht wagen wollte, ihn ſo weit im Dunkeln zu tragen.

Vier Männer mit [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] und eben ſolchen [illegible], die eine [illegible] [illegible] [illegible], legten ihre [illegible] [illegible] [illegible] und [illegible]: [illegible] wir die [illegible] [illegible]!

Das Mädchen leuchtete ihnen vor.

[illegible] war in tiefen [illegible] verloren. Wie ein [illegible] lag [illegible] [illegible] auf ihm. [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], ſie [illegible] ihm, dem [illegible] [illegible] die [illegible] [illegible]. Die [illegible] [illegible] in den [illegible] [illegible] und die [illegible] ſeiner Freunde [illegible] ihn wie ſein herannahender Untergang.

Sterbend erhob er ſein Haupt, als ſie herzutraten, und er wäre mit einem ſchweren Fallgang auf die ſcharfe Kante der Bruſtwehr, wo ſie ſein Mantel nicht bedeckte, zurückgefallen, hätte ihn nicht Karoline aufgefangen und gehalten. Er glaubte ſich gefangen, und wehrte ſich. Sie beruhigte ihn, ſie küßte ihn auf die Stirne und flüſterte ihm freundliche Worte ins Ohr. Immer hatte ſie den ſchönen Jüngling zu den lieblichen Bildern ihrer [illegible] [illegible] Träume gezählt und [illegible], wenn er wieder [illegible], gehofft, er würde bald länger bei ihnen verweilen, vielleicht in dieſen Mauern, [illegible] [illegible] [illegible] eine neue Heimath ſuchen; — ihr liebevolles geheimes Hoffen hatte wie ein Zauber gewirkt und einen [illegible] [illegible] durch ſeine Phantaſien, die nach immer [illegible] [illegible] konnte, verbreitet. Sie ließ ihn ruhig [illegible]; dann [illegible] [illegible] ſie ihn, um ſeine Meinung [illegible] zu [illegible]. Sie wußte nicht, daß der [illegible] [illegible] ſo nahe war.

Die Männer trugen ihn in ſeinem eignen Mantel, [illegible] [illegible] und verband ſeine Wunde; [illegible] [illegible] den Kopf, beruhigte aber Karoline, die mit ihrem Brüderchen unter Thränen von den Blumen Abschied nahm.

Wir werden die Tyrannen noch züchtigen! rief der Knabe auf dem Wege, weine nicht, Karoline, und [illegible] [illegible] wird nicht sterben!

XLIII.

Der [illegible].

[illegible]

zwei Kundschafter schlichen sich vorsichtig heran. Sie hörten Leute sich nähern und legten sich platt auf den Boden, um durch das Gebüsch ungesehen die Vorbeigehenden zu beobachten. Es waren gefangene Freunde ihrer eigenen Colonne, die, hier unbekannt, geradenwegs auf die feindlichen Posten zumarschirten. Man verständigte sich, schloß sich der Gesellschaft an, überschritt rasch den gefährlichen Weg, und am Morgen hatte der Zug das Thal von Mosbach erreicht.

Der Odenwald mit seinen schönen fruchtbaren Thälern wurde von jeher als ein Mittelpunkt deutscher Freiheit angesehen. [illegible] und dann bis zu seiner Wiederherstellung verpflegen. Sie führten Georg und Wolf in der Nähe von Rastadt zu einem bemittelten Bürgersmanne, und hier gelang es dem sorgsamen Arzt, alle Gefahren der heftig gewesenen Wunde zu entfernen, und seinen Freund in wenigen Wochen wieder herzustellen.

Wie erreichen wir nun Frankreich mit unserm Kranken und unsere Freunde im Elsaß? fragte Wolf, als Georg ihm gesagt, daß er wieder reisen könne.

Georg lächelte freundlich, und die Freunde versicherten einstimmig, daß wieder ein sehr gewagtes Unternehmen sei. [illegible] [illegible] [illegible] ist die Grenze der Republik [illegible] mit Soldaten und [illegible] besetzt. Die armen Soldaten, sagte Georg, sind sämmtlich als [illegible] [illegible], auch in Frankreich, und die Republik würde sich selbst [illegible] [illegible], wenn sie nur einen Vogel fängt, [illegible] [illegible] [illegible]. Aber ich habe einen [illegible] [illegible] gemacht, [illegible] [illegible] [illegible], komm, ich führe Dich hin!

Wolf sah ihn erstaunt an, widersetzte sich aber nicht, als Georg und die übrigen Waffengefährten ihn die Treppe hinauf in ein anderes Zimmer führten. Als sie oben sich öffnete, erblickte er zuerst den Knaben, der zu seinen Füßen auf dem Teppich spielte und ihm munter einen Ball entgegenschleuderte; dann auf dem Diwan, der Thür gegenüber, Franziska und ihren Vater, den alten ehrwürdigen Herrn [illegible] [illegible].

Jetzt bist Du endlich mein! rief Franziska, und wie viel Mal habe ich Dich mir wiedergewonnen aus den gefährlichsten Schiffbrüchen!

Der alte [illegible] wartete, bis Wolf sein Weib und den kleinen Robert umarmt hatte; dann nahm er seine Pfeife in die Linke, schlug mit der Rechten ein und sagte: Wolf [illegible], mein Sohn und Schwiegersohn, ich komme aus [illegible] herüber, um Dir Rechnung abzunehmen, wenn Du die Bücher nicht etwa im Sturme über Bord geworfen hast, um die Ladung leichter zu machen. Du hast viel aufgewendet und Dich selbst nicht geschont; doch will ich Dir zeigen, was Ihr gewonnen habt; es nicht zu kleines [illegible]. Ihr waret eine Nation von [illegible] [illegible]; Ihr seid aufrechte Menschen geworden; keine Gewalt wird Euch wieder krumm biegen und Euer Sieg im [illegible] wird nicht [illegible] werden; es sind die untilge bei [illegible], ſeitdem auch wir noch manches ſchöne Mal geſchlagen worden ſind.

Unterdeſſen hatte ſich das Zimmer gefüllt mit bärtigen Männern in Bluſen und [illegible]. Wolf erkannte in ihnen ſeine Kampfgenoſſen wieder; ſie begrüßten ſich herzlich untereinander, und es bildete ſich ein großer Halbkreis um den alten [illegible], auf den ſie alle erwartungsvoll hinblickten.

Freunde und Brüder, ſagte dieſer [illegible], Ihr habt geſchlagen und den [illegible] aufgehoben, und Ihr [illegible] Jahre vorangeeilt. Laßt Euch nicht irre machen, ſie werden nachkommen. Unterdeſſen muß etwas gethan werden. Ihr könnt nicht ſtille ſtehen; im Gegentheil, Ihr müßt Euren Weg fortſetzen; und [illegible], unſer Freund [illegible], hat mir auseinandergeſetzt, wie dies geſchehen könnte. Ihr müßt, ſagt er, eine [illegible] bilden und das könnt Ihr [illegible] [illegible] heit zu geben; Ihr müßt ein Beiſpiel des Handelns nach Euren Grundſätzen geben. Wäret Ihr im Stande, die Gemeinde gleichberechtigter Unternehmer, gleicher Arbeiter und gleicher Eigenthümer am Betriebsfond ins Leben zu rufen, glücklich durchzuführen, und allſeitig durch Induſtrie, Handel, Kunſt und Wiſſenſchaft zu erweitern, ſo hätten wir den Anfang des ewigen Friedens, und einen Zuſtand, der allein der Menſchheit würdig iſt. Laßt mich das in meinem Alter erleben, und ſagt Euren Kindern, daß der alte Cabet Euch dazu begeiſtert hat. Das will ich ehrlich thun. Ich gebe Euch den Namen meiner ſchönen Reiſe nach Ikarien, der das Hoheslied der ganzen Lehre beträgt, zur Bezeichnung Eurer Gemeinde und lade Euch Alle auf mein Schiff Ikarien zur Ueberfahrt ein. Macht das Chriſtenthum der Liebe noch einmal wahr; macht den Anfang einer Union aller Menſchen in ſocialdemokratiſchen Gemeinden.

Die Männer brachen in lautes wiederholtes Hoch aus und beſchloſſen mit Händeklatſchen den ganzen Act.

Die Sache war im Weſentlichen durch Marx ſchon vorbereitet. Kurze Statuten, die zum Theil bemerkliche Mängel, legte er vor.

Dann ergriff er das Wort und sagte: Noch einmal, Jeder von uns hat natürlich das Recht, seinen [illegible] mitzumachen und sie ist gleichberechtigt, wie die Männer, in der Gemeinde.

Und die neue Stadt soll [illegible] helfen, sagte ein starker [illegible].

Sie erwählten eine Commission zur [illegible], zur [illegible] der [illegible] und zur [illegible] der Bücher. [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] in den [illegible] [illegible] [illegible] [illegible].

In wenigen Tagen brachen sie auf, die [illegible] und [illegible] war bald [illegible], und als sie die [illegible] [illegible] [illegible] und [illegible] [illegible] auf den [illegible] des [illegible] zurückblickte, sagte [illegible] [illegible]:

Die Sonne der Revolution ist über Deutschland aufgegangen, sie wird nicht wieder untergehen, und ich glaube, wir werden auf größeren Gebieten wiederkehren, als wir verließen. Europa wird keine [illegible] von [illegible], es wird ein neuer Stern in der Union freier Staaten werden, die wir über die ganze Erde verbreiten.

So ſei es, ſagte Francisca, unſere Union iſt die unſterbliche Zukunft der Welt. Und jetzt erſt, nun ich dieſen Boden der freien Heimath wieder unter meinen Füßen fühle, weicht die Angſt und der Kleinmuth aus meiner Seele. Möge das ſchöne Deutſchland, und ſo viel edle Menſchen, die es trägt, bald von dem gleichen Gefühl der Sicherheit, des Glücks und der Freiheit durchdrungen ſein!

Die Anker wurden gelichtet, ſie ſtachen in See.

Druckfehler.

Seite 24 Zeile 13 lies Peace-Society.

Druck der Philipp Reclam'ſchen Officin in Leipzig.

[illegible]

Revolutionsnovellen

von

Arnold Ruge.

Revolutionsnovellen

von

Arnold Ruge.

Zwei Theile.

Erſter Theil.

Leipzig.
Verlagsbureau.
1850.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Inhalt.

Der Demokrat.

1. Der Geburtstag des Quäkers.
2. Ein Abend in Potsdam.
3. Amaſa Wilds Abreiſe.
4. Unterredung zweier Geſchäftsmänner.
5. Die Ueberraſchung.
6. Eine Nacht in Berlin.
7. Adolf Duclos und Eduard Wallner.
8. Die neuen Verhältniſſe.
9. Das Abenteuer des Doctors.
10. Der Gefangene.
11. Revolutionäre Pläne.
12. Die gute alte Zeit.
13. Der Sturz.
14. Das Wiederſehen.
15. Neue Minen.
16. Die Rothen und die Diplomaten.
17. Der Beſuch in der Villa Amaſa.
18. Der Hinterhalt.
19. Die Flucht.
20. Für die rothe Republik!
21. Der unterirdiſche Stern.
22. Der Odenwald.

Der Demokrat.

I.

Der Geburtſtag des Quäkers.

Hat es je in der Welt etwas Reizenderes gegeben! rief der Finanzrath von Kopper aus, während er einige Damen durch den Saal führte, der mitten im Winter durch jede Verſchwendung des Gärtners und der Künſtler in eine amerikaniſche Sommerlandſchaft verwandelt war, — und ſind wir denn wirklich noch in Potsdam? Sehen Sie, dies iſt die Villa des alten Amaſa Wild, meines ſehr ehrenwerthen Geſchäftsfreundes, dort fließt der Susquehana vorüber, Garten, Wald, Gebirge, Alles wie an Ort und Stelle! Das Mädchen hat es angegeben, ſie malt genug, und die beiden jungen Leute haben Alles zur

Ausführung gebracht. Sie wollte dem Vater eine angenehme Erinnerung zum Geburtstag ſchenken. Dort haben ſie den alten Handelsherrn, cunning old fellow, ſelbſt hingeſetzt. Nun, er wird ſich wundern, wenn er ſich in eigner Perſon einen Beſuch abſtattet, wobei er dann freilich kein Geſchäft machen kann!

In der That! rief eine der Begleiterinnen, das iſt königlich! Ich wußte wohl, daß Miß Franciſca einen engliſchen Maßſtab hat —

— einen amerikaniſchen, verbeſſerte der Finanzrath, der wahrlich nicht erſt engliſch zu werden braucht, —

— aber ſo etwas hätte ich ihr nicht zugetraut, es iſt ein kühner Einfall für ihre Jugend und —

— Sie wollen ſagen, fiel der Finanzrath ein, doch am Ende zu koſtſpielig. Ich kann Sie beruhigen. Genießen Sie das Feſt ſo unbefangen, als wären Sie wirklich in der Villa des Alten, und alle dieſe Gemälde, Blumen, Spiegel und Büſche hätte die verſchwenderiſche transatlantiſche Natur uns umſonſt geſpendet.

Wahrhaftig, wir ſind in den Vereinigten Staaten! Guten Abend, Herr von Kopper! rief ihm der Regierungsrath von Eſchen zu, ein etwas hagerer brunetter Mann in ſeinen beſten Jahren, aber immer ein Mann. Er kam Arm in Arm mit einem ſchlanken blondgelockten Jüngling, dem Theaterdichter Eduard Wallner, der als Jäger und mit einer Büchſe auf der Schulter erſchien.

Wallner und von Eſchen! ha! ha, ha! wie ſchön iſt es, wenn Brüder einträchtig neben einander wohnen! ſcherzte der Herr von Keyper.

Ah! ziſchelten die Damen, die Herren ſind Nebenbuhler; aber iſt von Eſchen nicht mindeſtens vierzig?

O, das dürfen Sie laut ſagen, meine Damen, erwiderte der Finanzrath, die jungen Engländerinnen lieben das geſetzte Alter, ſie ziehen es ſogar vor.

Aber die Amerikanerinnen? verbeſſerte ihn nun ihrerſeits ſeine Begleiterin.

Wollen wir das auf eine Probe ankommen laſſen, meine Damen? Ich vermuthe, unſere Geduld wird es aushalten können, obgleich die ſchöne Francisca noch jung genug iſt.

Die Geſellſchaft wuchs von allen Seiten und erging ſich in dieſem reizenden Garten, den die junge Fee Franciſca ihnen hergezaubert hatte. Der Regierungsrath, den einige ſchon im Voraus als Hausgenoſſen betrachteten, hatte die Rolle, die Gäſte etwas zu ordnen und ihnen anzudeuten, daß ſie hier ein Schauſpiel zu erwarten hätten. Wallner, der Jäger, war bereits im Gebüſch verſchwunden; man konnte denken, daß er in dem Drama ſich ſelbſt eine Rolle gegeben und daß es dieſe war.

Zu der gemalten Villa hatte man eine wirkliche Thür des Saales benutzt. Sie öffnete ſich, und Franciſca führte den alten Wild in den Garten herein. Der heitere Augenblick und die ſchalkhafte Erwartung hob den geiſtvollen Ausdruck ihres zartgefärbten und feingebildeten Kopfes. Sie war allerliebſt ländlich gekleidet, die ſchwellende Fülle bei der ſchlanken elaſtiſchen Geſtalt, die jugendliche Keckheit und das eigenthümliche Selbſtvertrauen der Amerikanerin entzückte alle Welt. Ein rauſchender Beifall empfing die Beiden, und der Alte ſpielte um ſo natürlicher, je ſchlagender er überraſcht war. Sein Gelächter fand kein Ende, als er ſich ſelbſt erblickte: poor old Amasa, dear me! rief er einmal übers andere aus und ſchlug die Hände über den Kopf zuſammen.

Francisca holte ihm dann einen Strauß von den Beeten und Büſchen des Gartens, den ſie eilig pflückte, zuſammenfügte und mit einem Glückwunſch überreichte. Die engliſchen Verſe, welche ſie ſich ſelbſt dazu ausgedacht, wurden von Wenigen ganz verſtanden, den Alten aber erheiterten ſie immer mehr, je weiter ſie kam, und endlich rief er aus: „das Wettermädchen das!“ und: „unſer glorreiches Vaterland für immer!“ ſchrie er, indem er ſie umarmte.

Nun empfing er die Geſellſchaft, und die Nymphe des Hains entfernte ſich ein wenig von der Villa und erging ſich am Saum des nahen Waldes. Die Begrüßungen waren noch nicht zu Ende, ſo kam ſie eilig zurück gelaufen und warf ſich ängſtlich ſchreiend, erſchrocken und erſchöpft auf eine Bank in geringer Entfernung von den Zuſchauern.

Ein junger Mann, ziemlich abgeriſſen, aber nicht unſchön drapirt, es war Adolf Duclos, der ſchwarzäugige Sohn des Juriſten, trat zu ihr heran. Er grüßte ſie ehrerbietig. Jauchzend ſprang ſie auf: Wo iſt denn der Bär? ſind Sie der Bär? und lachte überlaut.

Ich der Bär? fragte der Jüngling betroffen. Ich ſehe wohl darnach aus; ich bin ein armer deutſcher Auswanderer. Ich fliehe die Tyrannen, wie Eure Väter thaten, und meine Kinder werden hier einſt glücklich ſein, wie Ihr.

Deine Kinder, junger Jüngling? haſt Du denn eine Frau? fragte Francisca boshaft.

Die Wirkung dieſer Scene war komiſch genug, und Adolf erröthete ſehr natürlich, als er antworten mußte: Die würde übel daran ſein, und Du ſiehſt, ſchöne Jungfrau, daß ich ſelbſt noch an alles Andere eher zu denken habe, als an meine Hausfrau.

Das iſt gewiß richtig, erwiderte ſie, da Du es ſelbſt ſagſt, — aber ſiehe da, der Bär! und ſie rannten Beide davon, während ein ſehr natürlicher Bär wüthend in die Scene ſtürzte und Alles unter lautem Gekreiſch der Damen in die wildeſte Flucht trieb. Das ganze Zuſchauerpublikum wurde faſt ernſtlich erſchreckt; nur Amaſa vergaß ſeine ſicheren vier Mauern nicht, ſondern ſtand unbeweglich da und darauf hatte man gerechnet. Der Bär watſchelte bis dicht zu ſeinen Füßen heran; da erſchien

Wallner auf dem Felſen, jodelte eine Tyrolerſtrophe, erblickte das Unthier und erlegte es mit ſeiner Büchſe gerade im rechten Momente.

Alles verſammelte ſich nun wieder um den geretteten Amaſa Wild. Man begrüßte dankbar den Schützen, und der Bär — ſtand wieder auf, gratulirte ganz wie ein Menſch, wenn gleich etwas ärztlich und phyſikaliſch, indem er den Puls des Alten in ſeine Tatze nahm und ihn ſo jugendlich ſchlagend fand, daß er ihm ein langes Leben prophezeihte.

Das iſt wahrlich der drollige Doctor Wurz! riefen viele Stimmen und als er die Bärenhaut abwarf, jubelte der ganze Saal, rief ihn heraus und verlangte, er müſſe da capo kommen und Alle noch einmal erſchrecken. Er that dies mit der ſinnreichen Variation, daß er die ſchöne Franciska, die eben herbeikam, griff und küßte, wodurch ſich natürlich der Beifall nur noch verdoppelte.

Die ganze Stadt war am andern Tage voll von dieſem originellen Geburtstage des Nabobs, wie ſie ſagten; und, wie heißt der glückliche junge Mann, der dies Alles eingerichtet und geleitet, der Jäger und der Dichter?

Man ſpricht davon, der König wolle ihn ſehen, ſo fragten ſich die Leute.

Eduard Wallner, der geiſtreiche blondgelockte junge Mann, antworteten die Wohlwollenden.

'S iſt ein Literat! er iſt nichts! antwortete der Herr von Eſchen.

Auch weiß man doch noch nicht, meinte der Finanzrath, ob ſie nicht einen ſolideren Geſchmack entwickeln wird. Wallner ſieht unreif aus, er war nicht der ſchönſte Mann in der Geſellſchaft, ein anderer hat mit ihr die Polonaiſe angeführt, das hatte ein Anſehen! Wallner hingegen hat in der Welt keine Stellung, die eine junge Dame, wie Miß Wild, reizen könnte. Es wird ihr nicht fehlen, zu Hofe gezogen zu werden, wenn ſie zu wählen weiß.

Sein Freund, der Herr von Eſchen, verſtand ihn. Und warum ſollte das Mädchen weniger verſtändig urtheilen, als der Finanzrath? ſagte er zu ſich ſelbſt. Was witzig und burlesk bei der Aufführung war, mag wohl von Wallner ſein, das Solide und der ganze Gedanke war ſichtbar von ihr.

Er ſtrich ſich den glänzenden Backenbart und bemerkte mit Befriedigung im Spiegel, daß der jüngſte Rath im Collegium nicht alt war.

Dieſer Geburtstag des alten Amaſa Wild war der 22. Februar 1848.

II.

Ein Abend in Potsdam.

Die Söldner trommelten zum Rückzug in ihre Baracken, die Sterne flimmerten hell, aber die Winternacht athmete den Hauch des Südens.

Was giebts? fragte der alte Duclos, in deſſen Zimmer wir uns befanden, als Adolf auf den Balkon hinaustrat.

Der ſchwarzäugige Knabe des Juriſten — denn man konnte den Jüngling faſt einen Knaben nennen, und der glückliche Vater nannte ihn heimlich ſeinen Apollino — hörte ihn nicht mehr. Er ſtand ſchon draußen. Im Zimmer war es ihm zu enge geworden, ſo hatten die weltumwälzenden Ereigniſſe, die am Morgen des 28. Februar in der Stadt bekannt geworden waren, ihn aufgeregt.

Das muß ich geſtehen! ſagte lächelnd der alte Duclos zu der Geſellſchaft, drei Männer von reifem Alter, der Junge hat Feuer in den Adern! Während wir den Ofen und die Fußdecken ſuchen, wählt er den Balkon und das Freie. Alles die Revolution!

Ja, bemerkte der Doctor Wurz, und ſie iſt zugleich klimatiſch und phyſiſch. Die Krankheiten werden heroiſch und poſitiv, das Entzündliche gewinnt die Oberhand, die Anfälle ſind raſch und tödtlich, das Schleichende verſchwindet, und eine ſo reactionäre, gemeine, ruſſiſche Seuche, wie die Cholera, iſt in dieſem Momente des Aufſchwungs mit einem Male unmöglich geworden. Sie würden ſich wundern, mein Freund, ſo wandte er ſich zu Duclos, wenn Sie den Umſchwung der letzten Woche in dem Charakter der Krankheiten beobachtet hätten.

Es wäre nicht das Einzige, erwiderte Duclos, was ich in meinem Alter noch lernte. Mein Sohn dort hat mich ſeine ganze Schule mit durchleben laſſen; und ſo bin ich nach einander Humaniſt, Demokrat und ſocialer Demokrat geworden. Die Jugend hat Recht, zu ihr ſpricht die Stimme der Weisheit und der Natur nie vergebens, und wir Aelteren könnten ſehr glücklich leben, wenn wir immer für die begeiſterten Sprüche dieſes delphiſchen Gottes, der ewig lebt, ein aufmerkſames Ohr hätten.

Man denkt ſich die Sache gewöhnlich umgekehrt, warf der Finanzrath von Kopper hin.

Und ihm ſtimmte der Regierungsrath von Eſchen vollkommen bei mit der ſcharf betonten Bemerkung: Niemals aber war es gefährlicher, als gerade jetzt, dem ſchrankenloſen Idealismus der Jugend die Zügel ſchießen zu laſſen. Das Unmögliche träumen ſie als gegenwärtig, die Aufhebung des Pöbels, die Selbſtbeherrſchung, die Gleichheit, und nicht nur die Rechtsgleichheit, nein, auch die ſociale, die ökonomiſche Gleichheit der Menſchen. Und Ihr Herr Sohn, mein verehrter Freund, war heute Morgen in allem Ernſt verdrießlich darüber, daß in Paris die Regentſchaft der Herzogin von Orleans und nicht gleich das Abſurde, und europäiſch Undenkbare, die Republik, proclamirt worden iſt.

Die Republik? fragte von Kopper und hielt ſich die Seiten vor Lachen.

Ja! die Republik! wiederholte von Eſchen mit Entrüſtung.

Die beiden Männer hatten ſich vom Sopha erhoben, um ihrem Wirth deſto nachdrücklicher ins Gewiſſen zu reden.

Armer Duclos! rief Wurz aus, als er dieſe Anſtrengung gewahr wurde, Potsdam hat ſeit Friedrich II. und Voltaire, wie es ſcheint, ein ſehr ungünſtiges Klima für die Philoſophie. Ich fürchte, unſere Freunde vor dem Sopha ſind hier in der Mehrzahl.

Vielleicht ſo weit die Havel läuft, fügte der alte Duclos lächelnd hinzu, aber in der Mehrheit waren Friedrich und Voltaire zu ihrer Zeit hier eben ſo wenig.

Wurz hatte keine Zeit zu erwidern, denn in dieſem Augenblick trat Adolf Duclos raſch wieder in das Zimmer. Kaum daß die Balkonthüre zuflog, ſo war er zur Stubenthür hinausgeſprungen, die er weit aufließ. Er eilte der ſchönen Republikanerin Francisca Wild, ſeiner Schülerin im Deutſchen, entgegen, die ihm mit einer großen Pariſer Zeitung herausgewinkt hatte und nun ihrem Vater auf der Treppe vorausſprang. Adolf führte ſie herein. Sie hielt das Journal in die Höhe und rief, glühend vor Freude: hier iſt die Nachricht!

Was für eine Nachricht, fragten vier disharmonirende Stimmen zugleich. Der alte Duclos war aufgeſprungen und überſtürzte die Worte, Wurz hatte die Frage mit einem diagnoſtirten zufriedenen Ton in die Länge gezogen, der Regierungsrath von Eſchen ſuchte in ängſtlicher Ahnung etwas Drohendes in ſeine Stimme zu legen, der Finanzrath ſprach leiſe, denn er dachte an den Stand der Papiere.

Adolf Duclos nahm das Zeitungsblatt, Franciska bog ſich über ſeinen Arm und zeigte ihm die Stelle. Wie der Blitz ſchlugen die Worte in ſein Herz. Mit flammenden Augen drückte er ihre verführeriſche Hand, die leuchtend auf dem Blatte ruhte, was er ſonſt nicht gewagt hätte. Dann fragte er ſcheinbar unbefangen die Geſellſchaft: Soll ich leſen?

Lies, Adolf! antwortete Wurz. Die drei Anderen waren zu aufgeregt vor Erwartung, um zu ſprechen.

Er las: Paris, am 24. Februar: Der König iſt entflohen und der Thron auf öffentlichem Platze verbrannt worden; die Republik iſt proclamirt!

Bei dieſen Worten fielen der Regierungs- und der Finanzrath, wie vom Donner gerührt, rücklings auf das Sopha. Wurz ſprang ihnen ärztlich bei und beſprengte ſie boshafter Weiſe mit Waſſer. Adolf überſah die komiſche Scene. Er war überwältigt von dem Gefühl, dieſen Umſchwung der Menſchengeſchichte erlebt und verkündigt zu haben. Jubelnd umarmte er ſeinen Vater und dann — die ſchöne Amerikanerin Franciska, die Botin des Heils. Der Finanzrath ſah den Herrn von Eſchen fragend an, dieſer warf einen vielſagenden giftigen Blick auf das Mädchen und den kühnen Jüngling; er war zweifelhaft, was ihn mehr empörte, die Republik oder dieſe Umarmung der Republikanerin, womit zugleich ihre Verkündigung und ſeine Niederlage gefeiert wurde. Wurz aber ſagte leiſe zu dem Mädchen: Dies wäre eine Scene für Ihren dichteriſchen Verehrer, Eduard Wallner, er könnte ein neues Drama daraus machen und wieder ſelbſt eine Rolle darin ſpielen. Franciska erröthete und gab ihm einen verſtohlenen Klapps.

Die Väter Wild und Duclos ſahen ſich fragend an, darauf fielen auch ſie ſich ſchweigend in die Arme und die ganze Geſellſchaft war aufgelöſt in die gewaltige Bewegung, die durch alle Gemüther zuckte und ſie, in verſchiedenem Sinne, aufregte.

Amoſe Wild, der amerikaniſche Quäker und Geſchäftsmann, hatte ſich den alten Duclos für einige Berliner Angelegenheiten zum Rechtsanwalte gewählt; ſie verkehrten viel miteinander, ohne daß man eben eine beſondere Vertraulichkeit wahrgenommen hätte. Ebenſo ſchien es bisher den jungen Leuten mit einander ergangen zu ſein. Wolf hatte ſogar die ſchöne Republikanerin Ellen in ihrem Quäkerthume verletzt, und obgleich er ſie deutſch lehrte und ihr die Tiefen unſerer Dichter und Denker aufſchloß, ſo hätte doch Niemand geglaubt, daß ſo verſchiedene Glaubensmeinungen ſo raſch in Einem Punkte [illegible] einen würden, und man erkannte, wie wir geſehen haben, daß die Tochter des großen Handelsherrn auf einen plötzlich [illegible] [illegible]. Es war die [illegible] und der humanen Religion, das Intereſſe für die Republik, welches ſie hinriß. Aber das Mädchen und die Quäkerin regten ſich in ihr.

Adolf! rief ſie aus, indem ſie ſich verſchämt aus ſeinen Armen wand, das hat Gott gethan! denn ſie verſäumte keine Gelegenheit ihn zum Glauben zurückzuführen.

Ja, dieſen Gott, der dies gethan, den bet' ich an, erwiederte er, und wenn du willſt, Franciska, ſo werb' ich mit dir zuſammen für ſein Regiment und ſeinen Cultus.

Gut, das will ich, ſagte ſie; du ſagſt es anders, aber Du meinſt es nur eben ſo und thuſt, wie ich. Iſt es nicht ſo, Vater?

Der alte Wild, ein ächter Demokrat und eifriges Mitglied der Peace-Society von Elihu Burrit, dem braven Schmied in Maſſachuſetts, antwortete: Das Reich Gottes, meine Kinder, iſt nahe herbeigekommen, das Gericht ereilt die Tyrannen, der Geiſt kommt über die Völker, und der Mund unſchuldiger Knaben wird den ewigen Frieden verkündigen. Folgt dieſem Geiſt, er führt Euch recht in alle Wahrheit und Freiheit!

Nun [illegible] und [illegible] hatten ſich wieder erholt. Sie [illegible] nun wieder über die [illegible]

Rede des alten Kaufmanns, das hatten ſie nicht von ihm erwartet, aber ſie faßten ſich auch nach dieſem Schrecken wieder, ſie rochen noch einige Male in das Eau-de-Cologne-Fläſchchen, welches auf dem Sophatiſche ſtand, dann erhoben ſie ſich, ſchlugen alle weiteren Einladungen aus und griffen nach ihren Hüten. Der Regierungsrath „hatte noch einen Bericht zu machen“ und der Finanzrath „wollte die Poſt noch entgegennehmen“.

Würz lachte höhniſch hinterdrein und rief hörbar genug: Geht in die Hölle, ihr Schmeißfliegen! Denn, ſetzte er zu Duclos gewendet hinzu, es iſt etwas Wahres an dieſem Aberglauben, ich ſpüre ſchon die Seuche in der Luft, welche der zahlloſe Schwarm dieſes Ungeziefers noch einmal über Europa bringt. Wer es vermag, greife zur [illegible], ſo lang' es noch Zeit iſt! — Auch aber, ihr jungen Männer, ſo [illegible] er Wolf und Franziska [illegible] an, [illegible] [illegible] [illegible] nicht [illegible] von den [illegible] [illegible] [illegible], den [illegible] Söhnen der [illegible], die [illegible] und das [illegible]. Die [illegible] richtet ſich immer von neuem gegen die olympiſchen Götter.

Die alte [illegible] Welt verſtand ihn nicht. Wolf

Duclos aber ſah eine Thräne in den Augen ſeines Freundes und ſagte bewegt zu ihm: Gieb uns die Hand, lieber Doctor, und wirf keinen Schatten des Trübſinns in dieſe glückliche Stunde! Es iſt wahr! die folgenden können ihr nicht gleich ſein, ſie aber iſt auch ein ganzes Leben werth; hätten wir es doch hingegeben, um ſie herbeizuführen! Und gegen die Giganten, du weißt es, hatte Zeus des Himmels ſiegreiche Blitze. Das Griechenthum wird noch einmal ſiegen.

Der Doctor legte die Hände ſeiner jungen Freunde ineinander und ſagte ernſt: Die Weltgeſchichte ſei von heute an eure Geſchichte. Denkt nicht an das ſtille Glück verſchwundener Zeiten. Dann aber wird auch euer Geiſt die neue Menſchheit lenken.

So hatte Franziſka den Doctor nie geſehen. Er ſprach ſonſt nicht ſo ernſt, ſo feierlich und ſo dunkel. Und ſeine Stimmung theilte ſich [illegible] [illegible] mit. Sie empfand, daß ein religiöſes Band dieſe Männer vereinigte, das war nach ihrem Sinn; aber ſie fühlte ſich beängſtigt durch das prophetiſche Geheimniß. Der Doctor ſchien ihr Sturm und Unheil zu weiſſagen.

Was hab' ich angerichtet, rief ſie aus, mit meiner Nachricht! Die ganze Welt wirft ſich mir auf die Seele! Und doch, wenn ich die Wahl hätte, ich würde die Nachricht noch einmal bringen mit Allem, was mich dabei beängſtigt. Was iſt ſie anders, als die frohe Botſchaft aus unſerer amerikaniſchen Heimath? — Die Verkündigung der Republik bringt ſie in Aufruhr! Sind dieſe Menſchen weniger werth, ihre eigenen Herren zu ſein, als wir?

Adolf war glücklich und übernahm ſehr gern die Aufklärung ſeiner liebenswürdigen Schülerin.

So verlebten Duclos und ſeine Freunde den Abend des 28. Februar. Es war wie eine Verlobungsfeier, und es war es auch wieder nicht. Die beiden Väter ſahen ſehr vergnügt darein, ohne ſich zu erklären, ja, wenn man Amalie's Miene darauf anſah, hätte man denken können, er wäre nichts als ein wohlwollender Zuſchauer bei dem Entſtehen des neuen Verhältniſſes. Adolf und Franziska hingegen nahmen das Ereigniß auch perſönlich für ſich in ſeiner vollen Bedeutung; und [illegible] der beim Weggehen von Duclos dem Herrn von Stein zuflüſterte, daß ihm die Republik nicht unerwünſcht zu kommen wäre, als dieſe Wahl der jungen Amerikanerin, ſagte am andern Tage ſehr richtig zu Eduard Wallner, dem Freunde und Nebenbuhler Adolphs: Sie haben die Partie verloren, der poetiſche Idealiſt gegen den politiſchen! Die Menſchen werden unſinnig und fangen an die Politik wie Poeſie zu betreiben! Und Wallner blieb kein andrer Troſt, als daß ſie's ſo nicht lange treiben würden. Der Herr von Eſchen hingegen gehörte zu Denen, die ſich's zum Geſchäft machten, dem Schwindel der Zeit einen Damm entgegenzuſetzen. War dies Geſchäft von nun an ſchwieriger geworden, ſo ſchien es ihm darum nur deſto nöthiger. Wer nicht zu heilen war, den mußte man über Bord werfen. Er hatte ſo ſeine Gedanken dabei.

III.

Amalie Wilde's Abreiſe.

Nach einigen Tagen, als grade [illegible] morgens mit [illegible] Adolf Schönbrunnen, dem alten Freunde [illegible] [illegible] empfahl, erſchien Amalie Wilde bei Eſchen, um, wie ſie ſagte, anzukündigen, daß ſie morgen nach Europa führe. Die unwahrſcheinliche Gleichgültigkeit, mit welcher er den Entſchluß zur Trennung ausſprach, ſchien Adolf Duclos zu erſchrecken. Er war roth geworden, als Amalie Wild erſchien, jetzt wurde er blaß, wie der Kalk. Wurz wußte ſich wohl ſeinen Schrecken, aber nicht ſein Erröthen zu erklären. Der alte Amerikaner, der Alle gleichmäßig und wie gewöhnlich begrüßt hatte, wollte eben fortfahren, als Adolf Duclos plötzlich aufſprang und in der größten Aufregung fortſtürzte.

Um Gotteswillen! was iſt das? fragte der alte Duclos, und wollte dem Flüchtling nachrufen.

Laſſen Sie ihn ruhig laufen, ſagte Amalie Wild. Er wird ſich von hier bis nach meinem Hauſe keinen Schaden thun, und daß wir ihn dort finden, wenn wir ihn haben wollen, können Sie überzeugt ſein.

Aber was iſt nur mit ihm vorgegangen, daß er bei Ihrem Eintreten erröthete? fragte Wurz den alten Wild.

Dieſer ſagte leiſe: Das hab ich nicht bemerkt. Hat [illegible] Sinn, das wird ſich Alles aufklären, und wenn es ſich nicht aufklärt, ſo wollen wir ihm ſein Geheimniß ruhig überlaſſen. Er iſt alt genug, wir brauchen ihn nicht mehr zu bevormunden.

Nun, mündig iſt er noch nicht, bemerkte der alte Duclos, aber wild iſt er.

Wilde Füllen werden muntre Pferde, ſagte der Amerikaner, doch laſſen Sie mich zur Sache kommen! Sie haben mir Recht verſchafft und dadurch meine Geſchäfte hier in's gewöhnliche Geleiſe zurückgeführt. Ich habe Alles ſo eingerichtet, daß ich perſönlich zu entbehren bin, alſo nach Hauſe zurückkehren kann, und werde morgen abreiſen. Wenn Ihre Arbeiten Sie nicht verhindern, ſo verleben Sie die letzten Stunden bei mir, und auch Sie, Herr Doctor Wurz.

Der arme Wulff! rief Wurz aus. Das giebt eine Tragödie! Die Leidenſchaft der jungen Leute iſt unwiderſtehlich. Haben Sie denn gar nichts gemerkt, verehrteſter Freund? ſo redete er [illegible] Wild an.

Allerdings, erwiderte dieſer, alles Mögliche iſt mir hier [illegible]; ich habe es aber nicht hören wollen, da ſich jene Blüte von ſelbſt [illegible] wird.

Durch Ihre Abſicht? fragte Wurz mit einem ſchelmiſchen [illegible].

Ja, durch meine Abſicht, entgegnete Wild ruhig.

Wurz ſah ihn forſchend an, aber Wilds Geſicht behauptete eine marmorne Ruhe. Er fuhr fort: Seit jenem Abend des 28. Februar, als wir Euch die Nachrichten aus Frankreich brachten, ſind Adolf und Franciska auf einen ganz andern Fuß gekommen, als bisher. Zwar iſt der gute Jüngling noch immer ſo lebhaft, wie ſonſt, für unſre demokratiſchen Principien, aber er war dies ſeitdem ſo ſehr in Gemeinſchaft mit meiner Tochter, daß die Sache chriſtlicher Weiſe nicht ſo fortgehen konnte.

Ich ſtehe für meinen Sohn, ſagte der alte Duclos etwas verlegen.

Ich nicht für meine Tochter, fiel Wild ein. Die Stunden, die er ihr ſonſt ſtundenweiſe gab, verlängern ſich jetzt ſo ſehr, daß ihnen der Tag nicht mehr genügt, ſie nehmen die Nacht zu Hülfe. Ich bin durchaus nicht gegen einen gründlichen Unterricht, auch gegen dieſen Lehrer und [illegible]; aber ich habe bemerkt, daß der Unterricht eine ganz neue Wendung nimmt, eine Wendung, die wir beide anfangs nicht beabſichtigten und über die wir uns jetzt erklären müſſen.

Ich bin überzeugt, ſiel Duclos noch einmal ein, daß mein Sohn nicht zu weit gegangen iſt.

Daſſelbe bin ich von meiner Tochter überzeugt, ſagte Amaſia Wild, wüßte auch gar nicht, welche Grenze ſie ſich noch ſtecken ſollten. Denn heute Morgen, als ich aufſtand und in Franciſca's kleines Zimmer trat, fand ich das Feuer ſehr gut unterhalten, die Lampe hell brennen, aber die beiden Studirenden feſt eingeſchlafen auf dem Sopha. Sie hielten ſich wie ein paar Brüder umarmt und erwachten nicht, als ich eintrat. Die Magd kam hervor; ſie war nicht wenig erſchrecken, mir zu begegnen. Ich beruhigte ſie indeß durch Zeichen und ſagte leiſe: Jane, wecke die Kinder nicht auf, lege ſachte eine ſeidene Decke über ſie und komm' in mein Cabinet! Hier gab ich ihr ein Briefchen an meinen Nachbar den Prediger, und als dieſer kam — –

— Was in aller Welt! rief Wurz, und Duclos ſchob ſeine Sammetmütze ungeduldig hin und her.

Und als dieſer kam, fuhr Wild unbeirrt durch die Bewegung ſeiner Zuhörer fort, fanden wir ſie noch ruhig ſchlafen. Mann Gottes, ſagte ich zu ihm, folge der Sitte

Deines Landes, ſegne ſie ein, wie ſie da ſind, und traue ſie. Er war in Zweifel. Dann fiel ihm ein, daß er mir wohl willfahren könnte, wenn wir ſpäter daneben noch die Civilehe vollziehen laſſen wollten. Was ich vermuthet hatte, geſchah. Sie erwachten über unſerer Verhandlung, und als ſie ſahen, daß ſie ſich weder verbergen, noch meiner Anordnung ausweichen konnten, ergaben ſie ſich darein, ſtanden auf, ließen ſich ruhig die Hände zuſammenlegen, und ſind alſo — getraut. Die Braut und der Bräutigam waren etwas verſchämt, aber glücklich über die Maßen, nur Eins baten ſie uns unaufhörlich, das Ereigniß ſorgfältig geheim zu halten. Hat er nichts geſagt?

Kein Wort! brummte der alte Duclos nachdenklich für ſich hin.

Alſo darum war der junge Mann ſo aufgeregt, überlegte ſich Wurz, hm! jetzt begreif' ich, warum er erröthete, nun begreif' ich aber nicht mehr, wovor er erſchrak.

Er fürchtet, ſagte der Amerikaner, daß er durch meine Abreiſe entweder ſein Vaterland oder ſeine Frau verliert. Sie werden ſich in dieſem Augenblick verſchwören, daß ſie nicht mitreiſen wollen.

Und was fangen wir mit ihnen an? fragte Duclos faſt verlegen.

Wir übergeben ihnen meine hieſigen Geſchäfte, erwiderte Wild. Er muß nicht denken, daß es ohne Arbeit abgeht.

Ich fürchte, warf Wurz dazwiſchen, die Revolution wird Ihre Anordnungen kreuzen.

Amaſa Wild hatte wohl daran gedacht, aber er glaubte nicht, daß die Deutſchen den Italienern und Franzoſen ernſtlich nachfolgen würden. Euer Volk, ſagte er, hat ſo viele Jahrhunderte eine entehrende Lage ohne Murren erduldet, wie ſollte mit einem Male die nöthige Selbſtachtung in dieſe Menſchen gefahren ſein! Ihr werdet Eure Despoten behalten, weil Ihr die Sclaverei nicht haßt. Wer alſo auf die Fortdauer Eurer alten Zuſtände rechnet, wird ſich wohl nicht ſehr irren.

Wurz und Duclos konnten ſich in alle die neuen Verhältniſſe, welche Amaſa Wild wie ein Autokrat geſchaffen hatte, nicht ſo ſchnell zurecht finden, als die Folgen davon ſchon eintraten.

Die junge Frau erſchien in einer Haube am Arm ihres Gemahls, und beide erklärten dem alten Wild in einem höchſt gereizten empöreriſchen Tone, daß die Willkür, über ſie zu verfügen, jetzt ihre Grenze erreicht habe, daß ſie fortan ihr Schickſal ſelbſt in die Hand nehmen wollten, daß ſie an Amerika vor der Hand nicht dächten, daß ſie entſchloſſen wären, im Nothfall ſogar allein in Europa zu bleiben, aber Alles anwenden würden, den alten Wild ebenfalls noch zurückzuhalten.

Amaſa Wild lächelte und bemerkte trocken, er habe drüben zu thun. Gegen den Entſchluß des rebelliſchen Paares ſei dagegen nichts zu erinnern; und darauf ſetzte er Adolf zu ſeinem größten Erſtaunen in ſeine neue Würde ein.

Dieſer nahm die Sache ſehr ernſt und ſagte: Ihr erſchreckt mich durch die Verwicklung, in die Ihr mich wohlwollend, aber faſt wie im Scherze geſtürzt habt. Mir war es eine lockende Ausſicht, in den kommenden Stürmen frei und allein zu ſtehen. Jetzt, ich bekenn' es, habe ich mich erſt ſelbſt gebunden, überwältigt von meiner Liebe, und ſeit heute Morgen iſt nun meine Geliebte mein Weib und um ſo feſter in mein Schickſal verflochten. Von dem

Geſchäfte, das mir fremd iſt, werde ich nun vollends verwirrt. Welch ein ſchönes Loos in gewöhnlichen Zeiten, welch ein Zwieſpalt des Herzens mitten in der Revolution!

Da habt Ihr's, ſagte Wurz, der Pegaſus will nicht pflügen. Wer weiß, ob die jungen Leute nicht zufrieden geweſen wären, ſich einen herzinnigen Kuß zu geben und dann der Eine nach Weſten, der andere nach Oſten zu ziehen, wenn Sie, Maſter Amaſa, den verhängnißvollen Prieſter nicht gerufen hätten.

Wild hatte ſich dieſe Schwierigkeit allerdings nicht gedacht. Schon fing er an zu zweifeln, ob Wurz mit ſeiner Ironie wohl Eindruck gemacht hätte; da kamen ihm ſeine Rebellen zu Hülfe. Sie blickten ſich feurig in die Augen, dann ergriffen ſie ſich bei den Händen und fragten faſt zugleich: Wir hätten uns je wieder verlaſſen ſollen? Nimmermehr!

Und der Vater hatte Recht, fuhr Franciska fort, daß er dies gleich entſchied.

Aber er hat uns nicht gefragt, zürnte Adolf.

Es war auch nöthig, lange zu fragen, erwiderte der

Alte, als die poetiſche Stunde heute früh um 6 Uhr noch nicht — —

Franciſca ſchloß ihm den Mund mit einem raſchen und gewandten Kuß. Adolf erröthete von Neuem, und in der allgemeinen Heiterkeit ging die weitere Erörterung unter.

Amaſa's Reiſe verſchob ſich noch einige Tage, doch war er längſt auf dem Ocean, als die deutſche Revolution, an die er nicht glaubte, ihren erſten Sturm entfeſſelte.

IV.

Unterredung zweier Geſchäftsmänner.

Adolf Duclos warf ſich mit dem größten Eifer in die Geſchäfte, die Amaſa Wild ihm hinterlaſſen hatte, obgleich er ſie zum Theil wenig nach ſeinem Geſchmack fand. Die große Verantwortung und ſeine plötzliche Selbſtändigkeit reizten und ſtachelten ihn indeſſen eben ſo ſehr, als das Mechaniſche des Comptoirs ihn ermüdete. Der Knabe war plötzlich ein Mann geworden. Seine neue Würde brachte ihn auch mit dem Finanzrath von Kopper in Geſchaftsverkehr, und dieſer, dem Wilds merkantiliſche Ueberlegenheit imponirte, faßte ein gewiſſes Intereſſe für Adolf und bewog ihn, ſeinen Wohnſitz in Berlin aufzuſchlagen.

Sie haben Recht, ſagte Adolf, als der Finanzrath ihm alle Vortheile der Ueberſiedelung entwickelt hatte, und dazu kommt noch, daß mir die Potsdamer Caſernenluſt gründlich verhaßt iſt.

Ob Sie ſich in dieſer Hinſicht in Berlin weſentlich verbeſſern, erwiderte der Finanzrath, weiß ich nicht, zumal jetzt, wo ſo viel Militär nach der Hauptſtadt ſtrömt, um einer Revolution zuvorzukommen. Uebrigens, mein verehrter Herr Duclos, ſollte Ihre veränderte Lebens-Stellung — und ſie wird es — Ihnen billig eine größere Zuneigung zu den Soldaten, dieſen Säulen der Ordnung und des Beſitzes, einflößen, als Sie bisher in Ihrer Verhältnißloſigkeit beſaßen.

Adolf erwiderte: Sie haben nicht ſo viel Urſache als ich, an Nordamerika zu denken, aber in dieſem Falle liegt es doch ſehr nahe, ſich zu fragen, wie man denn dort, wo keine ſtehenden Armeen ſind, die Ordnung und das

Eigenthum ſichert? Und die Schweiz, iſt ſie etwa eine Mördergrube?

Der Finanzrath lächelte: und wenn ich zugebe, daß es mit dem Eigenthum allenfalls noch geht, verſetzte er, die Ordnung iſt ja in beiden Muſterſtaaten immerfort geſtört. Ein Aufruhr drängt den andern, während unſer glückliches Land ſeit Jahrhunderten nichts von einem ernſtlichen Bürgerkriege weiß. Und wem verdanken wir dieſes Glück anders, als unſerem herrlichen Heer?

Ich nenn' es kein Glück, antwortete Adolf bitter, daß wir ein armes, ausgeſogenes, entehrtes Land bewohnen, in dem das allgemeine Elend dem Menſchen jeden Gedanken an Empörung auch gegen den härteſten Druck unmöglich macht; ich nenn' es kein Glück, daß eine ſtumpfſinnige Bevölkerung nicht einmal Parteizwecke kennt, viel weniger ſich dafür erhitzt und ſchlägt; ich nenne dieſe Ordnung armer entmenſchter Sclaven einen heilloſen Jammer, eine wüſte Unordnung, ja eine Zerſtörung alles deſſen, was das Leben erſt lebenswerth und den Menſchen erſt zum denkenden, ſich frei beſtimmenden Weſen macht. Aber die Welt iſt aufgeregt bis unten hinunter, und mir ahnt, auch um die tauſendjährige deutſche Sclavenordnung iſt es geſchehen. Werfen Sie nur einen Blick in die Zeitungen, überall fordert man von den Königen die Rechte des Volks, und man wird ſie erobern, wenn ſie nicht gewährt werden.

Glauben Sie das nicht, erwiderte der Finanzrath, weil Sie es wünſchen. Die Könige würden ſich blamiren, wenn ſie nachgäben.

Die Könige, behauptete Adolf, blamiren ſich nur, wenn ſie von den Thronen herunterſteigen, ſie werden Alles thun, um darauf zu bleiben.

Und ſind Herren, fuhr der Finanzrath fort, ſo lange ſie exiſtiren. Alle Forderungen des Volkes ſind daher eine Thorheit. Das Volk wird nie zu ſeinem Rechte kommen, wenn es nicht dem Könige ſeinen Kopf nimmt, und den Kopf des Königs vertheidigt die Armee.

Adolf ſah ihn groß an. Endlich faßte er ſich von ſeiner Verwunderung und rief aus: Wie offen und deutlich Sie ſprechen! Ja, Sie haben Recht: Wer die Freiheit des Volkes verlangt, fordert den Kopf des

Königs. Die engliſche und franzöſiſche Geſchichte zeigen uns dieſes Drama.

Und denken Sie, junger Schwärmer, fügte der Finanzrath hinzu, daß der Kopf des Einen ſymboliſchen Eigenthümers genügt? Was iſt das Recht des Volkes? Alles ſelbſt zu beſitzen und zu verwalten. Sein Recht verlangen, heißt alſo auch meinen und Ihren Kopf fordern. Die franzöſiſche Revolution zeigt uns auch dieſes Drama.

Und doch iſt es ſeltſam, ſprach Adolf Duclos wie vor ſich hin, würde ein König dem Volke ſeinen Kopf leihen und nur auf die Befreiung Aller denken, man würde ihm den Kopf nicht nehmen, man würde mehr als einen König, man würde einen Heroen aus ihm machen. Und wenn wir, die ökonomiſchen Deſpoten, freiwillig unſere Privilegien abtreten, denken Sie, man wird uns erwürgen, ſtatt uns zu danken?

Ich denke es, verſicherte der Finanzrath; ein Hund iſt dankbar, die Menſchen haſſen ihre Wohlthäter.

Die Hunde, fuhr Adolf fort, ſind edel, die Menſchen gemein?

Sie kennen die Welt nicht: ich ſage ja! betheuerte der Finanzrath unerſchrocken.

Nun, ſo wird es Sie nicht überraſchen, wenn man Sie köpft! antwortete Adolf zornig.

Nicht im Mindeſten! verſicherte jener gelaſſen, auch nicht, wenn mein Brutus mir das Eiſen ſchleift, obgleich ich kein Cäſar, ſondern nur ein Theil von ihm bin.

O, rief Adolf aus, hätt' ich es nie begriffen, daß wir den Cäſar und alle ſeine Theile vernichten müſſen, ſo lehrten Sie mich's in dieſem Augenblick. Wir ſind ſo weit gekommen, daß Sie nun ſehen, ich halte die Menſchen für beſſer als die Hunde, Sie hingegen haben mir in aller Ruhe mitgetheilt, Sie halten die Hunde für beſſer als die Menſchen. Wäre Deutſchland ein Land politiſcher Kämpfe, wo anders, Herr Rath, als im hitzigſten Gefecht könnten wir uns begegnen? Wie die Sachen jetzt ſtehen, trägt es indeſſen wenig aus, was Sie denken und was ich denke. Ihre Menſchenverachtung iſt eine innerliche, mein Glaube ohne Bethätigung. Unſere Gemüthsbewegungen laufen noch gleichgültig neben unſerer conſiscirten Geſchichte her. Erſparen wir uns alſo dieſe unfruchtheren Differenzen und machen wir unſere Geſchäfte in Zukunft ohne Philoſophie.

In der That?! rief der Finanzrath betroffen aus. Sie reden wie ein Miniſter! Sie diſponiren über mich!

Sie haben ſich vorhin freiwillig zu meinem Rath gemacht, entgegnete Adolf undankbar, ohne Zweifel alſo gefielen Sie ſich in dieſer Rolle. Auf Wiederſehen in Berlin!

Sie trennten ſich eben ſo förmlich, als ſie aufgeregt waren.

V.

Eine Ueberraſchung.

Adolf ſchritt haſtig auf ſeine Wohnung zu, wo er ſeinen Vater und den Doctor Wurz traf. Als er ihnen den Vorfall erzählt hatte, ſagte Wurz: Den haſt Du zu ſtark geärgert, er wird reagiren.

Hoffentlich, ſchäumte Adolf heraus, hab' ich ihn auf immer abgeſchreckt, mich zu bevormunden. Weder als Feind, noch als Freund will ich den Menſchen anerkennen.

Er hat ſeine Gemeinheiten in ein Syſtem gebracht, darum trotzt er darauf, als wären ſie etwas Vornehmes. Sind die Andern Schurken aus Inſtinkt, ſo iſt er ein ſyſtematiſcher Schurke; darum dünkt er ſich beſſer!

Mein lieber Sohn, ermahnte ihn der alte Duclos, Du haſt einen Fehler gemacht. Du kannteſt ihn. Er traute ſich's zu, Dich zu ſeiner Weisheit zu bekehren; warum beſtärkteſt Du ihn nicht in dieſem Glauben? Was verlorſt Du dabei, wenn Du ihn merken ließeſt, der Beſitz habe Dich zum Freunde des Generalbeſitzers und ſeiner Sclavenhüter gemacht? Er iſt ein gefährlicher Feind, denn er iſt klug und ſchlecht.

Und es wäre ganz und gar keine Sünde geweſen, dieſen Schurken zu hintergehen, ſetzte Wurz hinzu. Die Zeiten ſind darnach. Kein Menſch iſt ſeines Lebens auf der Straße mehr ſicher. So getreu haben ſie das Mittelalter copirt. Wenn dieſe Banditen nur wüßten, wo die Revolutionärs ſteckten, ſie erwürgten Alle ohne viel Federleſens. In Berlin ſchießen ſie auf gut Glück in die dichteſten Haufen. Jeder Unbewaffnete iſt eine gute Zielſcheibe und das Angenehme dabei, er ſchießt nicht wieder!

Und ich ſollte mich einen Freund dieſer Mörder nennen, rief Adolf aus, blos um leichteres Spiel mit Einem Wahnſinnigen zu haben?! Eine Welt voll Wahnwitz haben wir auf dem Halſe und mit dem Diplomatiſiren iſt hier nichts gethan! Sie kommandiren die Bewaffneten zum Morde der Unbewaffneten. Sie greifen an, wir werden uns wehren müſſen!

Müſſen, ja! aber können, das iſt die Frage, klagte der alte Doctor, während das Geraſſel der Kanonen und das Stampfen der Pferde unter dem Fenſter ſeine Stimme übertäubte. Sieh', fuhr er fort, eine unabſehbare Reihe von Pferden, Menſchen und Kanonen! Dort kommen ſie gezogen! ſieh' ſie Dir an! Wie gefallen Dir dieſe Volksgeſichter? Sie ziehen nach Berlin; wenn ſie nach Petersburg zögen, ſie könnten nicht anders dreinſchaun!

Ja, wahrlich! nach Berlin. Nun, da werd' ich ſie ja wiederſehn! ſagte Adolf. Es iſt wahr, dieſe Maſſen ſcheinen nichts von der großen Frage zu ahnen, um deretwillen ſie in Bewegung geſetzt wurden, aber ſie werden es lernen. Das Gewitter bricht herein; ich glaube nicht, daß eine Kanonade es zertheilen wird.

Willſt Du nach Berlin? fragten Duclos und Wurz zugleich.

Der Finanzrath räth es mir wegen des Geſchäfts und meine Freunde laden mich ein wegen der Revolution, antwortete Adolf.

Was habt Ihr vor? rief Wurz betroffen aus; dem alten Duclos war die Sprache vergangen.

Was wir vorhaben? Wie ſeltſam Du fragſt, mein theurer Freund, erwiderte Adolf. Alle Berliner, die ich geſprochen, berichten übereinſtimmend, daß die Aufregung allgemein iſt, daß ſie ſtündlich wächſt und durch die Mordthaten, die von Amts wegen in den Straßen geſchehen und von denen Du ſelbſt erzählſt, nur geſteigert und geſtärkt wird. Wir haben nichts anders vor, als uns in dieſer Bewegung dem Vaterlande nicht zu entziehn.

Das Militär war vorübergegangen, Adolf warf zufällig einen Blick auf die Straße, er wollte ſeinen Augen nicht trauen. Der Finanzrath wanderte vertraulich mit Francisca über den Platz, beide waren ſehr lebhaft im Geſpräch und der Herr von Kopper geleitete ſie und verabſchiedete ſich mit der größten Freundlichkeit, indem er Franciska einen Brief übergab.

Wenn ich wirklich ſein Miniſter geworden wäre, rief Adolf Duclos aus, könnte er nicht dienſtbefliſſener ſein! Wie iſt es möglich? Will er mich beſchämen, als ein Mann von Welt und gutem Ton?

Unterdeſſen war Franciska eingetreten. Sie wußte nichts von dem Vorfall zwiſchen Adolf und dem Finanzrath. Dieſer hatte ſich ihr angeſchloſſen und in großer Aufregung mitgetheilt, was auch der Brief enthielt, daß in Wien eine Revolution ausgebrochen, Metternich entflohen und das Volk Sieger ſei.

Das Volk — in Wien? Das entſcheidet unſer Schickſal, rief Adolf aus. Und der Finanzrath?

Nun, ironiſirte Wurz, er ſucht ſich einen neuen Herrn, Du haſt ihm wahrhaftig imponirt.

Sollte der Mann, fuhr Adolf fort, in ſeiner Aberweisheit glauben, daß ich dies Ereigniß vorausgewußt und ihn darum ſo von Oben herab behandelt, weil ich im Comité directeur aller Revolutionen ſäße, oder weil —

Du zum Miniſter der deutſchen Republik deſignirt ſeiſt, unterbrach ihn Wurz, wenn auch im Drange der Umſtände nur vorläufig und zwar zum Miniſter des Innern und der Revolution.

Leider, ſagte Franciska, wollen dieſe Wiener nicht frei ſein. Sie haben weder die Tyrannen verjagt, noch ihren bluttriefenden Thron verbrannt. Mein Vater hat es vorhergeſagt. Sie behalten ſogar die Habsburger mit all' ihrem Verbrechen an der Menſchheit.

Nun ja, es iſt eine gemüthliche Revolution, ſpottete Wurz. Die Deutſchen führen den Mörder unter den Galgen, aber dort ſetzen ſie ſich mit ihm in aller Gemüthlichkeit zu Tiſche und zechen ſo lange, bis ſie alle trunken ſind und er ihnen mit ihren eignen Tiſchmeſſern die Gurgeln abſchneidet.

Welche wüſte Phantaſie, Doctor! Dieſe Nachricht iſt hoffentlich nicht die letzte, begütigte der alte Duclos. Sonſt müßte man freilich verzweifeln. Wer wird denn den Bock zum Gärtner ſetzen!

Und den Wolf zum Schäfer, fuhr Wurz hinterdrein. Iſt die Revolution keine Empörung gegen dieſe europäiſchen Wolfsfamilien, ſo hat ſie keinen Sinn.

Die Dummheit iſt groß, rief Adolf aus, denn ſie iſt ſeit Jahrtauſenden eingewurzelt. Aber bedenkt, welch' ein Ereigniß, eine ſiegreiche Revolution in Wien! Hätten wir Alle nicht eher des Himmels Einſturz erwartet? Und die Wirkung auf den Finanzrath, verwirrend für ihn, komiſch für uns, können wir ſicher als eine allgemeine betrachten. Dieſer Mann gehört zu den unbeweglichſten ſeiner Art und ſeine Art zu unſern erbittertſten Feinden. Was er empfindet, iſt der überwältigende Eindruck des Augenblicks, der uns zum Siege führt. Ich eile nach Berlin voraus. Kommt mir am Abend nach.

Und wohin da? Du Wildfang! ſchalt ihn Franciſca. Ich will Dir's aber ſagen. Der Finanzrath bietet uns ſeine Wohnung vor dem Thor an. Willſt Du ſie annehmen?

Alle drei Männer erhoben ein lautes herzliches Gelächter. Und ſie entſchloſſen ſich, der Einladung zu folgen, die ja ein gutes Symptom ſei, wie Wurz ſich ausdrückte.

Niemand fürchtete für den jungen Mann, als er ging. Freilich war Franciſca unzufrieden. Wie leuchteten ſeine dunklen Augen, rief ſie aus, aber ich entbehre ſehen jetzt ihren Anblick. Laßt uns eilig rüſten, lieben Leute, damit ich ſie deſto eher wiederſehe. Jetzt begreife ich's, warum die Erde ſich um die Sonne dreht; ſie iſt im Zauber wie ich.

Die beiden Freunde wurden zur Eile hingeriſſen; ſie freuten ſich über ihre liebenswürdige Ungeduld, und entfernten ſich auf kurze Zeit.

VI.

Eine Nacht in Berlin.

Der letzte Wagenzug auf der Eiſenbahn gelangte bei Nacht vor die Thore von Berlin. Er führte unſern Doctor und Franciska. Der alte Doctor war auf die günſtige Nachricht, der König habe Alles bewilligt und die Stadt wäre voll Jubel, zurückgeblieben, während ihn vorher die Beſorgniß um den Ausgang der berliner Bewegung zur Reiſe trieb.

Schon unterwegs, wenn ſie anhielten und das Getöſe der Menſchen nachließ, hatten unſre Freunde Kanonendonner und das Knallen des Gewehrfeuers gehört. Einige

Reiſende beſorgten, es ſei der Straßenkampf, andre behaupteten, es wären Freudenſchüſſe und Feuerwerke. Am Bahnhofe löſte ſich nun das Räthſel. Das Militär hielt alle Zugänge der Stadt beſetzt und der wildeſte Straßenkampf wüthete in Berlin.

Glücklicher Weiſe hatten Wurz und Franciska das Thor nicht zu durchfahren. Sie bewegten ſich in ihrem Fiaker an der Stadt entlang nach dem Landhauſe des Finanzrathes. Der Wagen fuhr geräuſchlos im Sande hin, und ſie horchten auf den Schlachtlärm, der deutlich durch die Nacht drang.

Der Vollmond ſchwebte am blauen Himmel hoch über der Stadt, ein paar Feuersbrünſte leuchteten in den Straßen, es war der entſcheidende Augenblick jener denkwürdigen Märznacht, in der die preußiſche Demokratie zur Welt kam und der Verſuch gemacht wurde, die Sclaven der Plantage Preußen zu freien Eigenthümern des Gutes zu erheben und das Land dem Volke, ſeinem rechtmäßigen Beſitzer, wiederzuerobern. Sieg oder Untergang! war die Loſung des Herrn! Unſre Freiheit, unſre Souveränität! war die Loſung des Volks.

Der Kampf wogte hin und wieder. Man hörte die Kanonade hier ſtille ſtehn, dort vorrücken, anderswo ſich entfernen, eben ſo das Gewehrfeuer bald hier, bald dort losbrechen. Dann verſtummte der allgemeine Lärm, es wurden nur noch einzelne Schüſſe gehört.

O Gott, es iſt zu Ende! rief Franciska. Glauben Sie nicht auch, lieber Doctor, daß die Kanonen Alles niedergeworfen haben, und daß dieſe Stille den Untergang unſrer Freunde bedeutet?

Das kann ich nicht unterſcheiden, erwiderte Wurz hinhorchend. Wir hörten gewiß vorzugsweiſe das feindliche Feuer, denn die Unſrigen werden immer nur einzeln geſchoſſen haben; die Salven veränderten den Ort; ob ſie aber vorrückten oder zurückwichen, können wir nicht ſagen, eben ſo wenig wiſſen wir die Urſache ihres plötzlichen Verſtummens. Die Kanonen ſind nicht zu fürchten, wenn ein Volk ſich klar iſt und weiß was es will. Wenn ich nicht die Dummheit des Volks fürchtete, die Kanonen würden mir keine Sorge machen. Horch! ein allgemeines Hurrah! Das iſt kein ſchlechtes Zeichen! Das Militär würde nicht jubeln, wenn es geſiegt hätte. Denn ſelbſt der hölzernſte

Bauernjunge müßte fühlen, daß er am Ende ſich ſelbſt unterjocht und nur ſeinen Officier zum Herrn gemacht hätte. — Doch, was brauchen wir viel zu vermuthen? Hier ſind wir bei dem Finanzrath angelangt und werden bald Gewißheit haben.

Der Herr von Kopper empfing ſie mit einem ſorgenvollen Geſicht.

Der Mann ſieht gut aus, flüſterte Wurz ſeiner jungen Dame zu. Dann fragte er ihn laut: Wie ſteht es in der Stadt, Herr Rath?

Man hat ſich erbittert geſchlagen, antwortete er. Alles wimmelt von Polen, Juden und andern Emiſſären. Berlin für ſich wäre nie ſo tief geſunken. Der König iſt in Gefahr; wir müſſen uns dieſe bittere Thatſache geſtehn. Doch dort kommt der Regierungsrath!

Eine Kutſche hielt. Der Herr von Kopper eilte die Treppe hinab. Wurz ſprang vor Freuden hoch in die Luft und drehte ſich wie ein Kreiſel, ſobald jener zur Thür hinaus war. Francisca wurde von dieſem Ausbruch ſo überraſcht, daß ſie die Revolution faſt vergaß und ſich mit großer Mühe bezwang den guten Doctor nicht auszulachen.

In einer Weile erſchienen die beiden Räthe.

Wie ich Ihnen ſage, Herr Finanzrath, mit dieſen Worten trat der Herr von Eſchen voran in die Thür, das Unglück konnte vermieden werden. Es iſt ein „Mißverſtändniß!“ Die unſeligen Schüſſe auf dem Schloßplatz! Uebrigens hat Seine Majeſtät Befehl ertheilt, die „ſiegreichen Truppen“ aus der Stadt zurückzuziehn. Das iſt das Neueſte. Alsdann wird das Volk die Barrikaden ſelbſt wegräumen; und Alles iſt in Ordnung.

Seine Majeſtät, fragte Wurz, zieht die „ſiegreichen Truppen“ vor den „Aufrührern“ zurück, und dieſe räumen die Barrikaden, welche alſo noch nicht weggeräumt ſind, ſelber weg? War es nicht ſo? Oder hab' ich mich verhört?

Nun ja, ſagte zögernd der Herr von Eſchen, es iſt zu viel Gnade von Seiten des Königs und nicht Alles wie es ſein ſollte. Sie haben dies ſehr richtig heraus gehört, Herr Doctor. Die Barrikaden hätten alle zerſtört und die Aufrührer nach der ganzen Strenge des Geſetzes beſtraft werden müſſen. Es iſt nicht genug, daß von ihnen 700 gefallen ſind, wenn auch die Armee nur 14 Opfer ihres Patriotismus zu beklagen hat.

Und wie viel Gefangene hat die glorreiche Armee gemacht? fragte Wurz höhniſch.

Der ganze Schloßkeller und die Feſtung Spandau waren damit angefüllt, erwiderte der unerſchütterliche Regierungsrath.

Man hat alſo die Hochverräther ſchon wieder entlaſſen? fuhr Wurz fort.

Man hat ſie entlaſſen, ſagte der Herr von Eſchen mit Bedauern und Ergebung.

Meine Herren, nahm Wurz das Wort wieder auf, und das nennen Sie einen Sieg? Es iſt eine Revolution — wenn auch leider nur eine halbe! Dieſen Zuſatz brummte er eben ſo unhörbar in ſich hinein, als er ihnen die Revolution ſcharf betont hatte.

Die beiden Herren ſchraken zuſammen, als Wurz ihnen das furchtbare Wort entgegendonnerte, Franciska weidete ſich lächelnd an ihrem Schrecken.

Der Herr von Eſchen faßte ſich indeß, und blaß vor

Wuth zwängte er das Wort heraus: Es iſt ein elender Straßenſcandal.

Der Finanzrath, der die ganze europäiſche Zuckung als Geſchäftsmann beobachtet und ſeit der Wiener Revolution etwas Aehnliches in Berlin erwartet hatte, legte ihm die Hand auf die Schulter und ſagte mit überlegener Ruhe: Hier iſt nichts mehr zu verheimlichen, verehrter Freund. Von heute Nacht an gerechnet iſt Preußen umgewandelt. Die Revolution iſt eine halbe, ſo lange der König noch aufrecht ſteht, das iſt wahr, aber es iſt eine Revolution. Bis zu dieſer Stunde wäre eine Erzählung wie die Ihrige in meinem Zimmer Hochverrath geweſen, ich hätte Sie verhaften und als Verläumder des Königs und der Armee an das Kammergericht abliefern müſſen.

Befehlen Sie, Herr Regierungsrath, fiel Wurz ein, daß wir ſo nach altem Stil gegen Sie einſchreiten, ſo wollen wir Ihnen zugeben, daß keine Revolution vor ſich gegangen iſt.

Ich weiß nicht, meine Herren, wie ich in einem ſo ernſten Augenblick, wo vielleicht das Leben des Königs in Gefahr ſchwebt, wo vielleicht unſer Freund Adolf Duclos zu den Todten zählt —

— Franciska ſtieß einen Schrei des Entſetzens aus —

— zum Gegenſtande Ihrer Heiterkeit werde, fuhr der gereizte Regierungsrath kalt und giftig fort.

Franciska hatte ihren Hut ergriffen und hielt ihren Mantel in der andern Hand. Dann trat ſie an ihn heran, ſah ihm forſchend in die Augen und rief zornig: todt? warum? Ihre Augen wiſſen nichts davon und Sie wollten ſich nur an unſerer Freude über den Sieg der Unſrigen rächen, Sie Elender! und ſie machte eine Bewegung mit ihrem Hut, als wenn ſie ihn zu Boden ſchlüge.

Ich weiß es nicht, ſagte er zurücktretend, aber ich ſah ihn gebunden in den Keller des Schloſſes führen und hörte nur, wie der Prinz befahl, Alle zu erſchießen, die darin wären.

Kommen Sie, mein Freund, ſagte ſie zu dem Doctor, wir gehen ins Schloß, wir holen Adolf, und er ſoll es ihm ſelbſt beweiſen, daß er nicht erſchoſſen iſt —

— und daß heute der Teufel ſein Spiel mit allen Chicanen verloren hat, fügte Wurz hinzu.

Als ſie ſich entfernt hatten, fragte der Finanzrath ſeinen Gaſt: Was iſt die Wahrheit? Denken Sie wirklich, daß Adolf Duclos erſchoſſen iſt?

Ich habe ihn dem Prinzen ſpeciell empfohlen, antwortete der Regierungsrath. Wenn auch alle andern davon gekommen ſind, bin ich doch überzeugt, daß die Thatſachen, welche ich mittheilen mußte, ihm das Leben koſten werden, und ſollte man ihn nach Potsdam oder Spandau mitführen, um ihn dort zu erſchießen.

Wenn er jetzt noch lebt, bemerkte der Finanzrath, ſo wäre wohl ſelbſt der Prinz kaum in der Lage — indeſſen laſſen wir das. Sagen Sie mir, was hoffen Sie?

Alles! erwiderte von Eſchen, unſer guter Prinz iſt fort —

— Wohin? —

— Er holt Ruſſen.

Ich kann mich darüber nicht freuen. Wenn er die Ruſſen braucht, hat er die Preußen verloren. Ich wünſche, daß Ihre Nachricht falſch ſei.

Die Abreiſe des Prinzen von Preußen ſteht feſt.

Und der König?

Iſt in den Händen des Pöbels, d. h. er iſt verloren!

Und unter dieſen Umſtänden hoffen Sie „Alles"?

Allzuſcharf macht ſchartig, und dieſer König iſt das größte Unglück für uns.

Alſo einen König, den die Ruſſen uns zurückführen?

Er wird uns an der Canaille rächen. Es kommt die Zeit, wo wir alle Anſtifter des Aufruhrs erſchießen laſſen. Was heute mißlungen iſt, wird morgen glücken.

Während der Regierungsrath von Königsmark, Rathſchläge und Belehrungen der Berliner ſchenkte, hatten ſich die Begebenheiten in der Stadt raſch entwickelt und einen Sieg und Triumphe ihrem Ziele näher gerückt.

Wir erzählen nicht von den ſchrecklichen Schwierigkeiten, mit denen ſie auf ihrem Wege zu kämpfen hatten, wie zuerſt [illegible] über mehrere Barrikaden durch die Männer hinweggehoben war, die ſie bewachten, wie ſie dann in einem Gaſthauſe, wo die Vertheidiger dieſer Straße ihr Hauptquartier hatten, einkehrten, um die Entſcheidung der [illegible] Vorgänge abzuwarten, wie ſie durch Bier und Speiſen erfriſcht wurden, als ſie endlich den eigentlichen Kampfplatz näher kamen. Es war Morgen geworden, überall hatte man die Straßen wieder frei gemacht und ſeltſam, wie auf Verabredung, bewegten ſich von allen Seiten die Züge der Kämpfer mit ihren Todten nach dem Schloſſe des Königs. Es war ein grauenvoller Augenblick. Zorn und Wuth auf allen Geſichtern, die Kirchengeſänge, welche von der ganzen Bevölkerung geſungen wurden, die Erſcheinung des Königs, den das erbitterte Volk zu den Leichen herausrief, ſeine Demüthigung vor Aller Augen auf dem Balkon ſeines Schloſſes, wo er das Haupt vor den Gefallenen entblößte und zum Gebete bei dieſem improviſirten Todtenamte der Barrikadenkämpfer niederkniete. Zu dieſem Gebete kamen unſere Freunde auf den Platz. Der Menſchenſtrom ergriff ſie, er führte ſie unwillkürlich mit ſich fort, und Henriette ſah wohl ein, daß ſie weder das Schloß erreichen, noch Wolf in der Menge entdecken würde, wenn er auch hier wäre.

In dem Gedränge [illegible] geſchützt, an welchen die Frauen. Mary führte daher Henriette mit großer Mühe nach der Richtung eines bekannten Hauſes. Es war die Wohnung [illegible], jenes Freundes und politiſchen

Nebenbuhlers von Adolf Duclos. Francisca hatte keine Wahl, wenn ſie dem Gedränge entkommen wollte. Sie waren noch nicht ins Haus gelangt, als aus einem Fenſter deſſelben die erſte deutſche Fahne erſchien, und die trübe Leichenfeier durch einen rauſchenden Jubel der Menge unterbrach.

— Das rettet dem Könige das Leben! rief Wurz. Das Volk vergißt ſeinen Zorn über dieſes alberne unzeitige Siegeszeichen. Alſo Ihr habt vergeben und vergeſſen? fragte er einen Trupp junger Schloſſergeſellen, durch den ſie ſich drängten. Sie verſtanden ihn nicht. Aber es zeigte ſich bald, wie die Maſſen dachten. Sie kehrten ruhig aus dem Schloßhofe, wo ſie ihre Todten niedergelegt, zurück, kein Menſch dachte daran, das Schloß zu ſtürmen und den König ſelbſt anzugreifen. Einem Schützen, der auf ihn anſchlug, hatte man die Büchſe entwunden, um ſeine Perſon war ein Kampf entſtanden, Einige wollten ihn erſchlagen, mit Mühe wurde er befreit. Und kaum waren die Bürger mit Waffen verſehen, ſo zogen ſie nach Schloß, um — den König zu ſchützen. Man ſieht, man erniedrigte, man quälte ihn, aber man ſchützte ihn und ſeinen Thron.

Welch ein König, welche Menſchen! rief Franciska aus, erſchüttert von dieſen ſeltſamen hohenzollerſchen Familienſcenen, worin ſich beide Theile gleich ſtark bloßgaben.

Mein Kind, ſagte Murz, in dem bei ihrem Ausruf der Preuße ſich regte, wir müſſen die Erſcheinung nehmen, wie ſie iſt. Eine Revolution iſt ihnen gelungen, denn ſie ſind alle total verwandelt, aber zu dem Gedanken, zwiſchen dem Himmel und ihrem Kopf nichts zu dulden, als ihre Mütze, haben ſie noch [illegible]. Sie würden denken, die Welt ſiele ein, wenn ſie ihren König verlören. — Steigen wir jetzt hinauf zu unſerem [illegible] [illegible] Walker, um zu hören, wie er ſeine Theorien, die deutſche [illegible] [illegible], vertheidigt.

[illegible]

Adolf [illegible] und Eduard Walker.

Als ſie bei Eduard Walker ins Zimmer traten, fiel Franciska's erſter Blick auf Adolf, der im tiefen Schlaf auf dem Sopha lag und alle Spuren der wilden Kampfesnacht an ſich trug. Seine Kleider waren zerriſſen, ſein Geſicht blutig geſchlagen, ſeine Hände ſchienen geſchwollen zu ſein von den Feſſeln, die man ihm erſt vor wenig Stunden gelöſt hatte.

Franciska ſtürzte, vor freudiger Aufregung weinend, zu ihm hin. Sie weckte ihn mit ihren Küſſen und Werner — ſtudirte die Gruppe, verſicherte ſich mit beſonderem Intereſſe für Franciska, die er ſeit dem Februar nicht wieder geſehen hatte.

Es giebt heute ſo viel zu ſehen und zu lernen, rief er Werner entgegen, indem er den Rauch ſeiner Cigarre [illegible] in die Luft blies, daß man nicht weiß, wohin man ſich wenden ſoll.

Ich dächte, entgegnete Werner, der ſeine [illegible] [illegible] abbrechen wollte, Sie wendeten ſich auf die Straße, denn dort geht doch das eigentliche Drama jetzt vor ſich, und [illegible] wäre es beſſer geweſen, Sie hätten Ihre [illegible] [illegible] zu einem gelegeneren Moment geſpart. Er kam nun auf die deutſche Arbeiter, welche nach ſeiner Anſicht die [illegible] verhindert hatte.

Während ſie eifrig mit einander ſtritten, überhäufte Franciska ihren Freund mit zärtlichen Vorwürfen wegen der Sorgen, die er ihr gemacht.

Adolf ſagte mit matter Stimme: Wir haben geſiegt, geliebtes Weib, und ich habe den Sieg überlebt! Freue Dich, daß wir uns ſo glücklich wiederſehen! Ich hoffte es nicht. Ich war in den Händen dieſer Henker, und es iſt ein bloßer Zufall, daß ſie eher geſchlagen wurden, als ſie Zeit gewonnen, uns Alle umzubringen, und vor Allen mich, den ſie mit Mißhandlungen und Flüchen ausgezeichnet.

Und dieſe Menſchen ſind Deine Mitbürger, rief Franciska aus, dieſe rohen Seelen und jene Andern, die eine [illegible] Sieger dort unten auf dem Schlachtfelde! Dieſe Menſchen dachteſt Du zu befreien! Sie ſind wie der gefangene Löwe, der ruhig wieder in ſeinen Kerker zurückgeht, wenn man ihn herausläßt. Sieh nur, und [illegible]! Es iſt eine ungeheure Huldigung, aber es iſt eine Huldigung, der [illegible] Herr iſt immer noch ihr Herr, und ſo tragiſch es ausſieht, ſo [illegible] es iſt, ſie ſpielen eine Komödie mit ihrem Könige, die er ſie [illegible] lehren wird. Wohl, gerade jetzt, da wir ſo geſiegt haben, laß uns fortziehen. Den Sieg zu benutzen, dürft ihr nicht hoffen. Dies Volk iſt königlicher als ſein König. Es ſchlägt ihn und behält ihn, es entwaffnet ihn nur, um ihm gleich wieder neue Waffen gegen ſeine eigene wehrloſe Bruſt in die Hand zu geben. Ich bitte Dich, verwickle uns nicht weiter in das Schickſal dieſer Wahnſinnigen, in deren Geſellſchaft kein Geſunder und Vernünftigdenkender ſeines Lebens ſicher iſt. Verſuch' es, geh' auf den Platz und ſchlag ihnen vor, was ſie thun müſſen; ſie werden Dich in Stücke zerreißen und ihren Retter als einen Verbrecher verabſcheuen.

Wolf warf einen traurigen Blick auf den Schlachtplatz.

[illegible] war dem Baron [illegible], als er Herrn Abel's Anklage gegen das Volk hörte, die ihm zwar nicht aus republikaniſchen, aber deſto mehr aus künſtleriſchen Gedanken gelegt. Er begann: Sie ſind begreiflich, lieber Baron, ich ſehe Wolf an. Das iſt natürlich. Sie [illegible] dem Pöbel in ſchlechter Geſellſchaft. Auf die Länge hält Sie es mit den platten Burſchen nicht aus. Sie verſtehen nichts als Patronen zu beißen und die Hände zu rühren.

Die ganze Demagogie iſt ſchales Zeug, eins, zwei Pointen, nicht mehr. Auf die Länge iſt das nichts für Dich. Du brauchſt andere Freunde, als die ledernen Volksfreunde, Dein Herz zieht Dich zu cultivirten Humaniſten. Es taugt für unſer Einen nichts, mit kleinem Vieh zu verkehren, man verliert mehr, als man gewinnen kann, obwohl ich nicht leugne, daß in einem revolutionären Aufſchwunge manches vorkommt, was auch gemeine Burſche adeln kann. Bruder Herz, Dir darf das nicht genügen. Dein Umgang, das Volk in ſeiner nackten Natur, muß Dich abſtoßen. Du wirſt es noch empfinden, wenn Du dies auch jetzt zu verbergen ſuchſt. Der Schweiß und der Schmutz ſchänden Dir die Hand; ſiehſt Du die Männer des [illegible] Volkes, die ſie [illegible] oder ſiehſt Du nur, daß die Zunge dieſer Leute Dich [illegible], wo [illegible] Du im [illegible] oder wenn Du es [illegible] nicht [illegible], was ſie will, [illegible] = [illegible] die [illegible] und [illegible] mit der [illegible] bei ſolchem [illegible]. Die Deutſchen ſind [illegible]. Unter ihnen muß man ſich eine edle Kolonie anlegen und [illegible] durch geiſtige und leibliche Kinder [illegible] machen.

Sie ſind Rothhäute, deren Land wir Europäer für uns in Beſitz nehmen müſſen. Jetzt iſt noch nichts auszurichten. Sie ſind dumm und gemein, ſie folgen uns nicht. Eine Schwalbe macht keinen Sommer.

Welch' ein dummdreiſter Dünkel! rief Adolf entrüſtet aus. Tauſend Tragödien wurden über Nacht geſpielt, die beſſer ſind, als alle Deine unſterblichen Werke, die Du ausgedacht haſt und jemals ausdenken wirſt. Du hätteſt Deine vertrocknete Seele in dieſem Salon, deſſen blaue Kuppel der Vollmond beleuchtete, auffriſchen können, wenn Du den Tanz nicht verſchlafen hätteſt. Das Volk hat mehr geleiſtet, als der Ueberſpannteſte von ihm erwarten konnte. Es wußte, daß es ſiegen mußte, und es hat geſiegt, ohne Waffen, ohne Soldaten gegen eine ganze Armee und alle ihre Feuerſchlünde. Was wollt ihr nun weiter? Seid doch billig! Es kannte keinen Menſchen, dem es ſeine Sache in die Hand legen konnte. Nur der König iſt Allen bekannt. Die Leute dort unten wiſſen wohl, daß er nicht ihr Mann iſt, aber ſie können ihn nicht entbehren, weil ſie ihn nicht erſetzen können. Und was ſollen ſie nun weiter thun? Sie müßten ſich doch erſt unterrichten, ſie müſſen ſich beſinnen und die neue Lage begreifen, um ſie zu benutzen. Wer das Rechte weiß, mache es Allen bekannt und wer es durchführen will, erwerbe ſich das Zutrauen der Menſchen. Beides iſt von heute an möglich und darauf kommt es an. Die eigentliche Revolution, die Gemüthsbewegung des Volkes bei den Fragen, an deren Löſung Alle arbeiten, beginnt erſt jetzt. Wenn Du Dich vom Volke trennſt, ſo wird das Volk Dich wegwerfen und Du wirſt auf immer verloren ſein und inne werden, daß Du nichts biſt. Glaube aber an die gute Sache, glaube an die Menſchen und leiſte was Du vermagſt, ſo wirſt Du in ihrem dankbaren Herzen leben, bis ein Beſſerer Dich verdrängt.

Ich verachte die Gunſt des Pöbels, rief Wallner und ſchleuderte ſeine Cigarre in den Ofen.

Eure papierne Zeit iſt um, verſetzte Adolf Duclos. Die Seiltänzer der Genialität und der Kritik müſſen ſich darein finden, daß jetzt alle Leute ihre Künſte können, daß Jeder mitſpielt, daß Kunſt und Wiſſenſchaft demokratiſirt werden, und Du wirſt Dich wundern, wie viel Genies in der Welt ſind.

Ich bin neugierig, wie das ganze Volk ein Gedicht machen oder ein Gemälde malen wird, höhnte Wallner, und wie Ihr die Wiſſenſchaft in Volksverſammlungen fördern werdet! Eher wird das ganze Volk gemeinſchaftlich Eine Cigarre rauchen, als ein Kunſtwerk zu Wege bringen oder ſo was wie das Copernikaniſche Syſtem entdecken.

Adolf ſah ihn verwundert an über dieſe Auslegung der allgemeinen Theilnahme, Wurz aber fragte, ob er ein großes Theater voll Menſchen bei ſeinen Dramen oder die leeren vier Wände vorzöge und was er von einem Gemälde hielte, das kein Publikum, und von einer Wiſſenſchaft, die kein Auditorium hätte.

Wir aber ſind die Väter ihrer Götter und laſſen die gemeinen Menſchen knieen, wo wir zeugen, erwiderte Wallner.

Wir und die gemeinen Menſchen! wiederholte Adolf halb für ſich.

Franciska aber erſchrak vor dieſem Bundesgenoſſen. Sie fühlte plötzlich bei ſeinen Ausdrücken die ganze Herzloſigkeit und Verruchtheit der Menſchenverachtung, der adligen, der äſthetiſchen, der gelehrten und ſelbſt der republikaniſchen, von der ſie ſich einen Augenblick hatte hinreißen laſſen. Dieſer Dichter, rief ſie aus, iſt ja ein ärgerer Tyrann als der König!

Nein, ſagte Wurz, nur halb ſo arg, denn der König iſt noch ein Genie obendrein und unſer Dichter hier iſt nichts als ein Genie. Er wäre nebenbei noch ein Demagog, wenn das Volk ſein Genie und ſeine Dichtungen nicht verkennte.

Adolf hatte im Laufe der Verhandlung zu viel Zorn geſammelt, er hielt ſich nicht länger und rief Wallner zu: Geh hinüber ins Schloß, dort braucht man jetzt verkannte Genies! Das Volk wäre Dir zugefallen, wenn es Deine Liebloſigkeit nicht gefühlt hätte. Die Sache wird nun aber Ernſt. Wer von heute an das Volk verläßt, iſt ein Verräther, und wir werden ihn zur Rechenſchaft ziehen, den äſthetiſchen Geniezüchter ſo gut, als den adligen Schafzüchter. Das laß Dir geſagt ſein!

Ich verachte Deine Drohung, wie Du Geiſt und Bildung verachteſt! rief Wallner empfindlich.

Ich verachte nur Deinen ohnmächtigen Geiſt und Deinen ungebildeten Dünkel, erwiderte Adolf zornig.

Sie trennten ſich mit dem bitterſten Groll im Herzen und die alte Freundſchaft, die ſchon durch Wallners Niederlage in der Brautwerbung einen Stoß erlitten hatte, wurde eine unverſöhnliche Feindſchaft. Ihre Wege ſchieden ſich hier für immer. Wie Adolf Duclos dem Enthuſiasmus durch alle widerhaarige Wirklichkeit, ſo folgte Eduard Wallner dem Hohn durch alle die erhebenden Aufwallungen dieſer großen und allgemeinen Revolution. Das Volk war und blieb ihm Pöbel und die Volksführer platte Burſche, ſelbſt wenn ſie mit ihren Dichtungen, was er vergebens unternahm, die Welt bezauberten.

Und ſchon am andern Tage hatten ſich Wallner, der Finanzrath und der Regierungsrath darüber vereinigt, daß Adolf Duclos ein gefährlicher Schwärmer ſei. Er wird aus der Demokratie eine Religion machen, und wir ſind verloren! ſagte der Regierungsrath. Der Herr von Kopper erzählte die Unterredung, Wallner führte Göthe an, der jeden Schwärmer im 30ſten Jahre ans Kreuz ſchlagen will, der Regierungsrath aber war der Einzige, der hieraus weitere Schlüſſe zog und Pläne darauf baute. Er konnte noch immer Adolf Duclos nicht verzeihen, daß er ihn am 28. Februar ſo unſanft aus ſeinen amerikaniſchen Träumen geweckt. Und in der Nacht des Kampfes hatte dieſer Jüngling dem unbewaffneten Volk ein ganzes Waffenlager ſeiner Handlung preisgegeben. Dies war es, was der Regierungsrath entdeckt und dem Commandirenden mitgetheilt hatte, ſobald er Adolf unter den Gefangenen auf dem Schloßplatze erblickte. Wallners Nachricht von Adolfs Befreiung war ihm daher ſehr unerwartet. Und Adolf verdankte ſeine Rettung wirklich nur dem Umſtande, daß dieſe Barbaren den Beſchluß faßten, alle Gefangenen, aber erſt nach dem Siege über die Stadt, zu erſchießen und daß ihnen dieſer Sieg entging.

VIII.

Die neuen Verhältniſſe.

Für den Augenblick hatte mit der Revolution die Humanität über die Bosheit der polizeilichen und militäriſchen Tyrannei geſiegt. Berlin gewann das Anſehen einer freien Stadt. Man konnte glauben, in Hamburg oder New-York zu ſein, wenn man durch die Straßen ging und keinem Schergen oder Soldaten begegnete. Freilich ſtieß man auch überall noch auf die Spuren des Kampfes. Viele Häuſer waren von Kugeln zerriſſen, alle flaggten mit deutſchen Fahnen, einige mit Trauerfahnen für die Gefallenen, die ſie beklagten. Das Pflaſter war noch tagelang roth gefärbt von Dachziegeln und vom Blute der Kämpfer. Mit reißender Schnelligkeit entſtand ein neues Leben. Phantaſtiſche Trachten der jungen Leute erſchienen in den Straßen, die Blouſe und der Calabreſer gewährten einen maleriſchen Anblick. politiſche Clubbs entſtanden an verſchiedenen Orten, und in großen Volksverſammlungen wurden die wichtigſten Fragen verhandelt. Das ganze Volk bis unten herunter brachte ſeine Gedanken herbei und gab ſeinen Willen zu erkennen. Es ſchien, als würde keine Gewalt jemals die freie Erörterung wieder ſtören und dem Volkswillen ſich widerſetzen können; denn ſelbſt die Soldaten nahmen ſehr bald an dieſem neuen Leben den eifrigſten Antheil.

Es war Friede und eine friedliche republikaniſche Entwickelung; aber der Friede zwiſchen der Volkspartei und den Despoten war nur ein Scheinfriede, und die weitere gewaltſame Entwickelung bereitete ſich im Stillen vor.

Wie ein allgemeines Erdbeben hatte dieſe große Bewegung die überraſchten Menſchen durcheinander geworfen; und als ſie ſich an ihrem neuen Platze wieder zurechtſtellten, ſtanden viele ſich alten Freunden als erbitterte Feinde gegenüber. Adolf Duclos' alte Hausfreunde, die kalt ſeinen Untergang beſchloſſen, wie ſchnell hatten ſie ſich in dieſen Haß hineinreißen laſſen! Aber es war begreiflich, daß Alle, die ſich, wie Adolf, rückſichtslos der Revolution hingaben und die große Sache der Befreiung aller Menſchen leidenſchaftlich zu der ihrigen machten, die Vertheidiger der alten Tyrannei zur Rache herausforderten, um ſo mehr, da ſie ihnen für jetzt das Feld frei laſſen mußten.

Der Strom der Revolution ſchwoll, und indem er das Volk bis in ſeine unterſten Tiefen herab, aufwühlte, trug er die Freunde und Vertheidiger der allgemeinen Freiheit auf ſeinen Wogen empor. Sie lehrten das Volk denken und handeln und bildeten in wenigen Monaten die große Partei der ſocialen Demokraten, welche der Menſchheit die politiſche, die religiöſe und die ökonomiſche Freiheit und Gleichberechtigung erobern will.

Die Möglichkeit der religiöſen Freiheit wurde nicht mehr beſtritten, kaum noch erörtert. Man hatte die Gründung „freier Gemeinden" ſchon vor der Revolution bewirkt, aber die Einführung eines völlig humaniſirten Kultus der Kunſt, der Wiſſenſchaft und der ethiſchen Freiheit finden wir durch die politiſchen Kämpfe ſogar zurückgedrängt.

Eben ſo wenig wurde die Möglichkeit der politiſchen Demokratie beſtritten, aber es wurde von den Meiſten für unklug erklärt, ſie wirklich einführen zu wollen.

Die Möglichkeit der ſocialen oder ökonomiſchen Demokratie wurde dagegen heftig beſtritten, und es konnten in der That keine Maßregeln vorgeſchlagen werden, wodurch der „Dienſt", „die Ausbeutung der Menſchen" und „die ökonomiſche Tyrannei" mit Einem Schlage aufgehoben würde.

Die verſchiedenen Meinungen über dieſe zwei letzteren Formen der Freiheit nahmen alle Köpfe ein und erzeugten die lebhafteſten Kämpfe und viele kleine Revolutionen innerhalb der großen. Doch kam es bald dahin, daß die Menſchen nicht mehr blos nach den Principien, die ſie ausſprachen, ſondern nach der Treue, mit der ſie ihnen anhingen, nach dem Verſtande, womit ſie die Schwierigkeiten beſeitigten, und nach dem Charakter, mit dem ſie handelten, ſich unterſchieden und entgegentraten. Denn die Principien der Freiheit wurden unmittelbar nach dem Siege der Revolution von Allen anerkannt.

Aus dieſen Kämpfen erzeugten ſich gegen den jungen Duclos vermöge ſeiner Treue und Leidenſchaft für das Ideal der Partei eben ſo heftige Feindſchaften, als die alten ſeiner Privatnebenbuhler nur ſein konnten. Es bildete ſich die Partei der ſocialen Terroriſten, die in Ermangelung vernünftiger Maßregeln zur Herſtellung der ökonomiſchen Gleichberechtigung die Tollheit der Verwüſtung vorſchlug. Einige wollten, ſobald ſie zur Gewalt gelangten, die Handlungsbücher aller Kaufleute und Banquiers und alle Hypotheken-, Schuld- und Beſitzdocumente vertilgen, Andre die Eigenthümer ſelbſt ausrotten.

Wir wollen die Reichen arm und uns gleich machen, wir wollen die Bourgeoiſie ausrotten! ſchrien ſie. Wenige meinten dieſe Tollheit ehrlich, die Meiſten waren von der Gegenpartei beſtochen, um mit dieſen ausſchweifenden Phantaſieen einer ſocialen Schreckensregierung die ſocial-demokratiſche Republik in Verruf zu bringen.

Dieſe Partei der Verrückten fiel in ihrem Organ auch äußerlich mit dem Organ der Gegenpartei zuſammen. Sie druckten einander ihre Verläumdungen der hervorſtechenden Demokraten nach. Die Tollheit blieb nicht ohne Anhänger, der Tollſte ſchien Vielen der Kühnſte zu ſein; und wer zur Aufhebung der ökonomiſchen Knechtſchaft die Einſicht und den Willen der Maſſen, das aufgeklärte und ſtolze Bewußtſein der ökonomiſchen Sclaven verlangte, wurde ein Verräther an der Revolution geſcholten.

Iſt die politiſche Schreckensregierung ein Wahnſinn, pflegte Adolf zu ſagen, ſo iſt die ſociale ein doppelter. Wie können wir zur ökonomiſchen Gleichberechtigung gelangen, wenn wir die Gegenſtände unſers Unrechtes, die Capitalien und die Induſtrie zerſtören? Eine blutige Empörung der Unterdrückten um ihr Eigenthum in dieſer

Welt und ihr ökonomiſches Recht verſtehe ich ſehr wohl, die gleiche Souveränität aller Herren dieſer Erde kann erobert werden, aber eine Zerſtörung der Reſultate menſchlicher Arbeit und der Reichthümer der Geſellſchaft kann nur ein Verrückter vorſchlagen.

Die Terroriſten ſchalten ihn dann einen Verräther, der natürlich die Güter vertheidigte, die er beſäße, und drohten ihm mit dem Tode, wenn ihre Revolution ſiegte.

Adolf Duclos mußte ſich unwillkürlich, wenn er mit dieſen Carrikaturen des Socialismus zuſammenkam, an den Finanzrath erinnern, der nur ſie kannte. Aber dieſe wüſte Erſcheinung verſtimmte ihn; und es gab Augenblicke, wo er nahe daran war, ſich in die Reiſewünſche ſeiner ſchönen Amerikanerin zu fügen. Er verheimlichte ihr auch dieſe Erfahrungen nicht, und es war verzeihlich, daß Franciska dann ihr Vertrauen zu unſerer Revolution von neuem erſchüttert fand und ſich oft mit ihm hinüberſehnte nach der ſchönen Villa des alten Amaſa Wild an den ſichern Ufern des Susquehana. Und wenn er ihr die Verderbtheit und Treuloſigkeit der ſocialen Terroriſten zugab, dagegen aber wiederholt die Seelengröße, die Dankbarkeit und die Gelehrigkeit der Volksmaſſen pries, ſo antwortete ſie ſeufzend:

Ich glaube an Dich und an viele edle Menſchen, die Deine Freunde ſind, aber ich glaube nicht an die Deutſchen. Sie haben überall unſre Feinde zu ihren Vertretern gewählt. Wir werden von unſern Todfeinden regiert. Iſt das eine Revolution? Lehre mich nur an dieſe Menſchen glauben, überzeuge mich nur, daß ihre Deputirtenverſammlungen in Wien, in Frankfurt, in Berlin ſich nicht ſelbſt umbringen, wie die Japaneſen, die ſich vor ihrem Herren den Leib aufſchneiden; und ich will alle Gefahren verachten, ja, ich will ſie lieben, denn das Leben iſt doppelt werth, wenn man es neu erkämpft, und wo eine große Idee die Menſchen beherrſcht und erhebt, da ſtirbt keiner umſonſt, der für ihre Sache fällt. Ich geb' es Dir zu, in einer Welt freier Menſchen kann der Vater ſeinen Kindern nichts Größeres hinterlaſſen als das Gedächtniß eines ruhmvollen Todes für ſeine Brüder. Aber für Sclaven fallen, iſt ein ſchmähliches Loos. Sie rächen ihre Todten nicht.

Adolf ſagte ruhig: Die Menſchen brauchen Zeit, weiter aber auch nichts, um die innere und äußere Sclaverei abzuſchütteln.

So hatten ſich die neuen Verhältniſſe entwickelt. Schnell waren die Monde des Triumphes der Revolution verflogen. Sie waren zugleich die Zeit eines ungetrübten Glückes für unſer Paar. Mit ihrem Reichthum an Begebenheiten waren ſie ihnen wie Jahre erſchienen. Man hatte doppelt und dreifach gelebt, wenn man in dieſer Fluth neuer Menſchen, neuer Gedanken und erſchütternder Begebenheiten ſich mitbewegte. Aber die Gegenrevolution brach herein. Die Juniſchlacht war verloren, und nicht nur in Paris richteten ſich die Bajonette auf die Herzen aller Demokraten. —

IX.

Das Abenteuer des Doctors.

Adolf hatte kein Zutrauen, aber auch kein Mißtrauen gegen den Herrn von Eſchen. Seine wahre Eigenſchaft und der üble Dienſt, den er ihm in der Märznacht erweiſen wollte, blieben ihm lange verborgen, ja, er hatte ihn ganz aus den Augen verloren, bis ein ſonderbarer Vorfall ſein Gedächtniß [illegible] ihm erneuerte.

Er wohnte ſeit dem März in dem Hauſe eines altpreußiſchen Handwerksmeiſters, der durch die Revolution ſehr litt und folglich ſehr verſtimmt wurde. Man begegnete aber in der Regel weder ihm, noch den Nachbarn in dem geräumigen eleganten Gebäude, und vielleicht wurden Wand an Wand die feindſeligſten Gedanken und Pläne laut, ohne daß die Gegner ſich auch nur dem Namen nach kannten. Adolf ſah viele Freunde bei ſich, und nach der Bedeutung dieſer Männer hätte es die Gegner wohl reizen können, ihre Zuſammenkünfte zu beobachten, wäre bei der Oeffentlichkeit des Volkslebens in dieſer Zeit eine Veranlaſſung zur Auskundſchaftung der Partei in ihrem Privatverkehr geweſen.

So hatte Adolf Duclos ſich die Sache immer gedacht, wenn er überhaupt durch irgend einen Umſtand an ſeinen Hausgenoſſen erinnert worden war. Aber er irrte ſich vollſtändig und entdeckte dieſen Irrthum auf eine ganz unerwartete Weiſe.

Wurz hatte in Potsdam die Wünſche und Ausſichten der Junkerpartei täglich zu ſeinem Verdruß anhören müſſen, endlich als die heroiſche Erhebung Wiens nicht weiter um ſich griff, im Gegentheil Maſſen von barbariſchen Heerhaufen um die iſolirte Hauptſtadt ſich zuſammenzogen, überzeugte er ſich aus verſchiedenen Symptomen, die er ſcharfſinnig zuſammenhielt, daß nun der Tag und die Art und Weiſe des Angriffs auf Berlin von der potsdamer Militärpartei feſtgeſetzt war. Zwei befreundete Officiere beſtätigten ihm ſeine Vermuthung. Nun begab er ſich nach Berlin und bewog Adolf, nachdem er ihm ſeine Entdeckung im Geheimen mitgetheilt, Francisca für die Zeit dieſes wahrſcheinlich mörderiſchen und grauſamen Kampfes zu dem alten Duclos nach Potsdam zu ſenden. Seine Gründe waren durch Francisca's nahe Ausſicht auf ein glückliches Familienereigniß unterſtützt worden.

Im Uebrigen bewies ſich Adolf ziemlich ungläubig gegen Wurz. Was ſollte der König noch erobern wollen? fragte er. Wenn er ſelbſt ſeine Miniſter aus der Linken wählte, er würde ſeinen Willen immer durchſetzen. Die Mehrheit der Nationalverſammlung iſt ja royaliſtiſch! Hätte der König dieſe Verſammlung ſelbſt gewählt, er hätte ſie ja für ſeine Zwecke nicht beſſer, für die unſrigen nicht gefährlicher ausſuchen können! Dieſe Leute ſind grade ſervil genug, um eine illuſoriſche Verfaſſung zu machen, wie er ſie will, und grade populär genug, um das Volk damit zu hintergehn, was er ebenfalls will. Ich glaube alſo nicht, daß er gegen ſie, höchſtens daß er mit dieſer Verſammlung zuſammen gegen uns Gewalt braucht, ſobald die „Putſcher“ ihm dazu wieder einen Vorwand geben.

Wurz meinte: Die Rache iſt ſüß! und es giebt mehr Menſchen, die das Gegentheil von dem thun, was man erwarten ſollte, als umgekehrt.

Adolf begleitete Franciska zu ſeinem Vater. Er bat Wurz, der in Berlin blieb, in ſeiner Abweſenheit ſeine Zimmer zu benutzen und ihn am Abend dort zu erwarten. Da Niemand in der Wohnung zurückgeblieben war, ſo öffnete ſich Wurz am Abende, als es ſchon dunkel geworden war, mit Adolfs Schlüſſel das Arbeitszimmer ſeines Freundes. Es war der 15. October, der Geburtstag des Königs, den die Royaliſten mit allerlei Demonſtrationen und vornehmlich mit Trinken und Schießen in den

Kaſernen feierten. Wurz hatte ſich das Treiben angeſehn und trat ermüdet von ſeiner Wanderung in das Zimmer. Er warf ſich auf ein Ruhebett in der Niſche und wollte die Zeit des Wartens verſchlafen. Aber es ſollte ihm an Unterhaltung nicht fehlen. Kaum hatte er ſich hingeſtreckt, ſo ſchien es ihm, als würde hart neben ſeinem Ohr eine Thür geöffnet. Seltſam! dachte er, hier iſt doch die Scheidewand der beiden Wohnungen! Er horchte aufmerkſam und griff nach einer Piſtole, die er in der Bruſttaſche bei ſich zu führen pflegte, weil man ihm wegen ſeiner Sarkasmen mit einem Ueberfall gedroht hatte. Tritte hörte er nicht, es mußten ſehr weiche Teppiche gelegt ſein, aber mehrere Männerſtimmen unterſchied er deutlich. Gleich die vorherrſchende war ihm bekannt. Es iſt der Regierungsrath! ſagte er zu ſich ſelbſt, was in aller Welt wird das werden?

Sehn Sie, meine Herren, hörte er jetzt deutlich den Regierungsrath fortfahren, ich habe mir dies Cabinet ſo einrichten laſſen, daß wir alle Verhandlungen in Duclos' Arbeitszimmer, wo öfter geheime Sitzungen der revolutionären Ausſchüſſe ſind, ſtenographiren können. Die

Wand iſt von dieſer Seite weggenommen und durch eine feſte Bretterniſche erſetzt, in welcher dieſe Rouleauxthür zu unſrer Verfügung ſteht, um unſern demokratiſchen Nachbar jederzeit ohne ſein Wiſſen beſuchen zu können. Denn von jener Seite iſt die Fügung der Tapete ſo geſchickt benutzt, daß es völlig unmöglich iſt, dort dieſe Einrichtung wahrzunehmen. Hier wird von unſrer Seite nie geſprochen. jetzt aber zeigt mir der Wirth an, daß die Familie in Potsdam und der junge Duclos mindeſtens bis 9 Uhr abweſend iſt. Ich wünſchte daher einige Papiere von ſeinem Tiſche, die wichtig für die bevorſtehenden Martialproceduren ſind, zu entnehmen und aus andern das Nöthige zu notiren. Kommen Sie, es wird Sie intereſſiren, in das Heiligthum dieſes revolutionären Tölpels einzutreten.

Mit dieſen Worten ließ er die feſte aber genau gefugte Tapetenthür in die Höhe fahren und ſchritt, ein Licht in der Hand, herein grade auf Adolfs Schreibtiſch zu, an dem er ſich mit ironiſcher Läſſigkeit auf den Lehnſeſſel niederließ, während ſeine zwei Begleiter ſich vor Vergnügen über die pikante Lage die Hände rieben.

Wurz ſchäumte innerlich vor Wuth und kaum hielt er ſich, daß er nicht ſofort dazwiſchenfuhr. War er doch beauftragt und im Recht, wenn auch nur Einer gegen Drei. Bevor er aber auch nur Zeit hatte, aus ſeinem Hinterhalt hervorzutreten, ſchlug ſich ein ſeltſamer Zufall ins Mittel. Vom gegenüberſtehenden Dache fiel ein Schuß, der ohne Zweifel auf Adolf gemünzt war und unter den vielen loyalen Freudenſchüſſen ſo mitlaufen ſollte. Die Kugel fuhr durch das Doppelfenſter neben dem Schreibtiſch, ging quer über den Lehnſeſſel, ſtreifte die Bruſt des Regierungrathes und zerſchmetterte den Ofen, der gerade in der Schußlinie ſtand.

Der Herr von Eſchen verlor bei dieſem unerwarteten Losplatzen die Faſſung, ſprang entſetzt auf, ſtolperte über die Stuhllehne und fiel der Länge nach auf den Boden hin. Seine Begleiter waren entflohen. — Räuber und Mörder! ſchrie Wurz und warf ſich mit geſpannter Piſtole auf den verunglückten Entdecker. Halt, Spitzbube, Du biſt mein Gefangener! donnerte er ihn an.

Lieber Herr Doctor, um Gotteswillen! ich bin erſchoſſen! jammerte der Regierungsrath, der Wurz Stimme erkannte, kläglich zu ihm herauf, ſtehen Sie mir bei, wenn ich noch zu retten bin! Dabei wand er ſich am Boden und ächzte wie ein Sterbender.

Unterdeſſen hatten ſeine Helfershelfer die Fallthüre raſch hinter ſich niedergelaſſen, und Wurz ſah ſich mit dem tödtlich Verwundeten allein im Zimmer. Er ſteckte ſeine Piſtole ein und that einen Schritt nach dem Lichte zu, um es herbeizuholen und die Wunde des Regierungsrathes zu unterſuchen. Dieſen Augenblick nahm der angeblich Erſchoſſene wahr, ſprang ſchleunig auf und rannte zur Thür hinaus.

Wurz ſah ihm nach und ſeufzte: Iſt ein Schuft doch immer klüger, als ein ehrlicher Kerl!

Natürlich machte der Lärm im Hauſe Aufſehen. Aus allen Thüren kamen die Menſchen hervor und der Regierungsrath wäre ſicher ergriffen worden, wenn er ſich nicht zu dem Wirthe, der im Complott war, hätte retten können. Wurz verfolgte ihn überdies nur bis an die Treppe. Hier ſtieß er auf Adolf Duclos.

Dieſer war mit zweien demokratiſchen Officieren, Rohr und Tibold, alten Freunden von Potsdam her, deren Nachrichten ihn zur beſchleunigten Rückkehr nach Berlin beſtimmt hatten, ſoeben angelangt. Alle Drei ſahen den Doctor, der noch ſchalt und über die Räuber ſchrie, verwundert an. Noch mehr aber ſetzte ſie ſeine Erzählung in Erſtaunen, und ſie würden geglaubt haben, er träume, hätten nicht der beſchädigte Ofen, die zerſchoſſenen Scheiben, die fremde Lampe und der Hut des Regierungsrathes, in dem ſie ſeinen Namen fanden, die Wahrheit des Abenteuers deutlich bewieſen.

Es iſt wahrhaftig wahr! rief Tibald aus. Aber warum haben Sie denn dieſem Baſilisken nicht ſofort eine zweite Kugel aufgebrannt? Es wäre Ein Abwaſchen geweſen.

Und wir hätten die Canaille von drüben, die den erſten Schuß gethan, um ſo ſicherer gefaßt, ſagte Rohr.

So?! meint Ihr? meine Herren! fragte Wurz. Wenn ich ihn nun an der unrechten Seite angeſchoſſen und die Richtung meiner Kugel mit der Richtung jener andern aus dem Katzenſöller nicht geſtimmt hätte? wie dann?

Wurz hat Recht, meinte Adolf, er wäre geköpft und jener nur eingeſperrt worden. Uebrigens iſt es klar, daß die Kugel aus dem Dachfenſter mir galt. Ich komme alle Abende um dieſe Zeit in mein Arbeitszimmer, ſtelle meine Lampe dort auf den geſtickten Teller, wo jetzt die fremde Lampe ſteht und expedire die Poſt. Man hat dies beobachtet und darauf den Anſchlag gegründet.

Hätte er ſich weniger behaglich, bemerkte Wurz, weniger prahleriſch gegen ſeine Begleiter und etwas eifriger für ſeine Spionage in den Stuhl geſetzt, er wäre grade durch den Leib geſchoſſen worden. Seht her! ſagte Wurz, und ſetzte ſich in die Schußlinie, die durch das geſtreifte Fenſterholz auf die Länge von anderthalb Zoll bezeichnet war.

Aber das iſt ja ein köſtlicher Criminalfall, rief Rohr aus, der von alten Zeiten her ein juriſtiſches Intereſſe hatte. Halt! vielleicht können wir den Schützen noch feſtnehmen. Erſt laßt uns mal viſiren, welches ſein Fenſter iſt.

Und die Rouleauxthür! rief Tibold, die haben wir ganz vergeſſen. Herr Doctor, kommen Sie her! wo muß ſie ſein? Sie müſſen es wiſſen.

Sie entdeckten nun wohl die Fugen der Thür. Allein ſie waren nicht im Stande, ſie zu öffnen. Auch das verbrecheriſche Fenſter wurde feſtgeſtellt. Es war nur eine kleine Glasſcheibe, die man für gewöhnlich kaum von den Ziegeln des Daches unterſchied.

Rohr erklärte: Die Thür entläuft uns nicht. Dagegen wird es der Schütze wohl vorgezogen haben, ſich aus dem Staube zu machen. Wir müſſen aber dennoch ſo ſchnell als möglich das Haus durchſuchen. Alſo, Tibold, begleite mich. Ihr zwei nehmt den Hauswirth vor.

Die beiden Officiere entfernten ſich. Der Hauswirth kam und berichtete ſehr unbefangen: Der Herr von Eſchen habe nebenan gemiethet. Von der Rouleauxthür ſei ihm nichts bekannt. Wurz blieb im Zimmer zurück. Der Wirth begleitete Adolf zu der anſtoßenden Wohnung. Sie war verſchloſſen und todtenſtill. Alle Mühe, ſich Eingang zu verſchaffen, blieb vergeblich. Gewalt zu brauchen, meinte der Hauswirth, haben wir kein Recht, und friedlich erlangen wir den Eintritt wohl nicht.

So ſcheint es, ſagte Adolf. Sie hätten mir dies aber wohl vorher ſagen können, denn wir wiſſen, wie Sie mit dem Herrn Regierungsrath oder vielmehr Polizeirath von Eſchen ſtehen. Sein ſtenographiſches Lauſchcabinet iſt mir gleichgültig, den Eingang in mein Zimmer dagegen, den er ſich eröffnet hat, wollen wir ihm ſogleich vernageln laſſen.

Während dieſe Maßregel von einem benachbarten demokratiſchen Tiſchler ausgeführt wurde, erſchienen Rohr und Tibold wieder in Begleitung eines alten gemüthlichen Majors. Tibold trug eine Muskete und rief ins Zimmer: Hier iſt das Gewehr!

Nun, Herr Kamerad, ſagte der alte Major, das fragt ſich noch. Vorläufig iſt es ein Gewehr, ob es das iſt, aus welchem der Schuß fiel, können wir noch nicht wiſſen. Wo habt Ihr aber den Regierungsrath?

Herr Oberſtwachtmeiſter, ſagte Rohr, er hat ſich entfernt, als er entdeckte, daß er nicht erſchoſſen war. Aber nehmen Sie dieſen Stock, legen Sie ihn in die Rinne, welche die Kugel im Fenſterholz hinterlaſſen hat, und Sie werden zugeben, daß aus jenem Dachfenſterchen, wo wir das Gewehr fanden, geſchoſſen worden iſt.

Tibold hatte den Ofen durchſtört und die Kugel entdeckt. Leider iſt ſie platt geſchlagen, rief er aus, aber es iſt das richtige Caliber.

Der Major nahm ſie in die Hand und ſagte zu Adolf: Alſo Ihnen, Herr Duclos, war dieſe zugedacht? Das war ſehr voreilig, oder vielmehr es war zu ſpät, denn wenn ich nicht irre, waren Sie im März auf dem Schloßplatze noch näher daran. Ich werde den Burſchen arretiren laſſen.

Das glaub' ich nicht, erwiderte Adolf verletzt, da er ſich nach Ihrer Anſicht nur in dem Zeitpunkt vergriffen hat.

Hab' ich das geſagt? fragte er einlenkend. Warum machen Sie übrigens ſo viel Aufhebens von der Poſſe, da doch kein Menſch dabei verletzt worden iſt? Aber, wie geſagt, wenn Sie klagen wollen — —.

Ich habe mit keiner Sylbe davon geſprochen, unterbrach ihn Adolf. Meine Freunde wollten den Thäter aufſuchen, und haben nicht den unglücklichen Schützen, deſſen Ungeſchicklichkeit wir alle lebhaft beklagen, ſondern nur ſein Gewehr gefunden. Der eigentliche Kläger wegen des Schuſſes iſt aber offenbar der Regierungsrath von Eſchen, und ich werde morgen das ganze Abenteuer veröffentlichen und dieſen unſern Mitbürger, meinen theilnehmenden Nachbar auffordern, den Proceß einzuleiten.

Iſt das Ihr Ernſt, Herr Duclos, ſagte der Major ſichtbar beruhigt über das Schickſal des wahrſcheinlichen Schützen, ſo werden Sie zwar den Regierungsrath ruiniren, aber ſchwerlich einen Proceß erleben. Damit empfahl er ſich.

Das glaub' ich auch, wie die Juſtiz jetzt läuft, ſagte Rohr. Du ſollteſt die Sache zur Verhandlung bringen, wer weiß, was Alles an den Tag käme.

Adolf antwortete: Die Menſchen haben jetzt nicht Zeit, auf ſolche Kleinigkeiten zu hören. Laßt uns andere Feldzüge überlegen. Die Veröffentlichung des ganzen Vorfalls wird genug ſein. Wäre der Schütze nicht ein vollkommen vereinzeltes Subject, er hätte ja nicht ſo täppiſch dreinfahren und den Herrn von Eſchen mitten in ſeiner Amtsverrichtung beſchießen können.

Wollen wir nicht wenigſtens das Gewehr und die gequetſchte Kugel ans Criminalgericht abliefern? fragte Tibold.

Die Kugel wollen wir behalten, ſcherzte Wurz, ſie iſt nichts mehr nutz; aber das Gewehr wollen wir dem Major hinüberſchicken, damit er es wieder in Thätigkeit ſetzen läßt. Was lehrte uns die Revolution? Kriegſt Du einen Schlag auf die rechte Wange, ſo halte die linke auch hin. Wirſt Du beſchoſſen und nicht getroffen, ſo nimm das Gewehr, lad' es kunſtgemäß wieder und überreich' es dem unglücklichen Schützen, vielleicht, daß er das zweite Mal glücklicher iſt. Verlieren kannſt Du nichts dabei, denn trifft er Dich nicht, ſo bleibſt Du am Leben, trifft er Dich aber ins Herz, ſo wirſt Du zum ewigen Leben eingehen, halleluja!

Lächelnd fragte Adolf: Willſt Du im Ernſt, lieber Doctor, den Schuhputzer des Majors oder wer ſonſt das ungeſchickte Attentat auf den Regierungsrath gemacht hat, vom Leben zum Tode gebracht wiſſen? Oder wollen wir lieber bei Deiner alten Lehre bleiben, daß die Verbrecher alle einen Gehirnfehler haben und darum nicht gepeinigt, ſondern geheilt werden müſſen, und uns unbekümmert um dieſe Bedauernswürdigen, ſowohl die uns in mörderiſcher, als die uns in diebiſcher Abſicht ins Haus gefallen ſind, an unſere Geſchäfte begeben? Du weißt es, die Zeit drängt, Du ſelbſt haſt uns über unſere Gefahren aufgeklärt, und dieſe kleinen Unverſchämtheiten, ſowohl in der Haltung der heutigen Soldatenfeſte, als in Deinem eigenen Abenteuer beſtätigen Deine Entdeckungen. Iſt es Dir recht, ſo beſchreib Du ſelbſt Dein Abenteuer, während wir Dich im Nebenzimmer erwarten.

X.

Der Gefangene.

Wurz gab nach und ſchrieb. Adolf und ſeine Freunde zogen ſich ins Nebenzimmer zurück, wo ihnen das ſtenographiſche Cabinet des Herrn von Eſchen, wenn es ja noch beſetzt war, nichts weiter ablauſchen konnte, und erwarteten Nachrichten aus Wien und aus dem Hoflager des Königs, der die Deputation der Nationalverſammlung und der Stadt in Bellevue empfangen hatte.

Bevor ihre Freunde aus der Stadt und die ſehnlich erwarteten Briefe aus Wien eintrafen, erſchienen der Finanzrath, den man nicht erwartete, von der einen und

Wurz mit der Darſtellung ſeines Abenteuers von der andern Seite.

Beide nahmen faſt zu gleicher Zeit Platz an dem runden Tiſche, der mitten im Zimmer ſtand, und Wurz faltete da ſein Papier langſam zuſammen, legte es vor ſich auf den Tiſch und ſetzte ſeine Doſe darauf. Alles war neugierig zu hören, was den Finanzrath in die Geſellſchaft geführt. Man ſah ihn fragend an und ſchwieg. Er verſtand dieſe Haltung vollkommen. Meine Herren, hub er an, der Herr von Eſchen, den wir wohl Alle bis heute nicht von einer ſolchen Seite gekannt haben, wie er ſich vor einigen Stunden hier gezeigt — —

Wie wiſſen Sie das? fuhr Tibold dazwiſchen.

Von ihm ſelbſt, Herr — — Lieutenant. (Mit ſeiner gedehnten Titulatur und einem meſſenden Blick wollte er ſein Befremden über Tibolds Gegenwart ausdrücken.) Er hat mir den ganzen Vorfall mit allem Beſchämenden, was darin für ihn liegt, geſtanden und als ich ihm hierauf das bisherige Verhältniß unſeres Umgangs aufkündigte, erſchrak der Mann und ſagte: So würde ich von morgen an ſelbſt bei den Royaliſten geächtet ſein?

— Ich glaubte ihm das verſichern zu müſſen. Da bat er mich um Feder und Dinte, ſchrieb dieſen Brief an Sie, Herr Duclos, und bewog mich durch Hinweiſung auf ſeine Familie (Sie wiſſen, er iſt die einzige Stütze ſeines alten Vaters) noch in dieſer Stunde, bevor muthmaßlich eine Veröffentlichung des unſeligen Vorfalls ſtattgefunden hätte, Ihnen denſelben zu übergeben.

Es iſt offenbar, daß die Schurken noch einmal wieder gehorcht haben, wie wußten ſie ſonſt, daß wir die Geſchichte veröffentlichen wollen? ſagte Tibold mit einem Blick auf den Finanzrath, wovor dieſer nicht wenig erſchrak. Er fühlte, daß er ſoeben in ſeiner Vorausſetzung, Tibold könne durch ihn noch bloßgeſtellt werden, ſich geirrt habe. Seine Lage wurde durch dieſen Fehlgriff bedenklich, doch ſuchte er ſich dadurch zu retten, daß er den Schurken ruhig verſchluckte.

Adolf hatte unterdeß den Brief des Regierungsrathes geleſen, er theilte ihn mit. Dies iſt er:

„Geehrter Herr. Mein unglückliches Amt hat meine Ehre und meine Zukunft in Ihre Hände gegeben. Ich würde von Ihnen keine Schonung erwarten, wenn nicht

Bayerische Staatsbibliothek München

Ich es wäre, der Ihnen am 18. März in der Nacht das Leben gerettet, indem ich aus alter Freundſchaft zu Ihrer Familie dem Prinzen den Umſtand verſchwieg, daß Sie mit Ihrem Gewehrlager das Volk bewaffnet hatten, wovon ich genau unterrichtet war. Ich komme jetzt bittend zu Ihnen: ſchonen Sie meine Ehre, ich habe Ihr Leben geſchont."

Adolf war betroffen von der Mittheilung, aber er zweifelte und fragte: Was ſagen Sie dazu, Herr von Kopper, iſt die Thatſache wahr? Wie wußte man denn damals auf dem Schloßplatz meinen Namen und warum wurde ich vorzugsweiſe bedroht, mißhandelt und faſt erdroſſelt? Die Erinnerung an dieſe Scenen und der heutige Vorfall geben mir den Verdacht —

Der Finanzrath ließ ihn nicht ausreden, er erhob ſich, legte die Hand aufs Herz und betheuerte, der Herr von Eſchen hätte ihm die Sache gleich am Morgen des 19. März ſo mitgetheilt.

Und Sie, Herr Finanzrath, haben mir nie ein Wort davon geſagt? und der Herr von Eſchen hat ſeine Freundſchaft meinem Vater verſchwiegen, ſo oft er ihm auch ſeitdem begegnet iſt? fragte Adolf ungläubig.

Jetzt erhob ſich Tibold und rief den beiden Männern, die ſich des Thürdienſtes angenommen hatten, zu: verſchließt die Thüre dieſes Zimmers, damit wir ungeſtört ſind, und führt unſere Freunde, wenn ſie früher kommen, als wir hier fertig geworden ſind, in das Zimmer der Frau Duclos.

Ich weiß nicht, meine Herren, ſtammelte der Finanzrath erſchrocken, was Sie vorhaben. Die Uniform der Armee flößt mir zwar Vertrauen ein, indeſſen ſehe ich doch keinen beruhigenden Grund zu Ihrer Maßregel und wünſchte vor dem Beginn Ihrer Berathungen bei verſchloſſenen Thüren von Herrn Duclos und Herrn Doctor Wurz mit einem Ja oder Nein entlaſſen zu werden. Sie begreifen, daß ich bei der Sache nur ſehr entfernt betheiligt bin.

Ich bin entſchieden vom Gegentheil überzeugt, fuhr Tibold ihn an, und wir wollen Ihnen Gelegenheit geben ſich offen auszuſprechen. Die Uniform der Armee ſollte Ihnen an dieſem Orte grade Mißtrauen einflößen, und obgleich Sie mich und meinen Freund hier nicht perſönlich kennen, ſo könnte es doch in unſerm Intereſſe liegen, Sie feſtzunehmen und Ihnen die Anzeige, womit Sie vorhin nicht undeutlich drohten, auch nur der allgemeinen Thatſache, daß Sie uns hier angetroffen, unmöglich zu machen.

Aber, meine Herren, der Major Iren iſt ja von Ihrem Beſuche bei Herrn Duclos Zeuge geweſen.

Der Major iſt ein Demokrat, ſagte Tibold, um ihn vollends irre zu machen, Sie aber haben auch dieſe Notiz wieder nur aus dem ſtenographiſchen Cabinet, wo Sie gehorcht haben.

Jetzt erhob ſich Wurz und als er ſah, wie der Finanzrath, wenn auch faſt unmerklich, bei Tibolds Beſchuldigung zuſammenſchreckte, war er überzeugt, in Einem der beiden Begleiter des einbrechenden Entdeckers den Herrn von Kopper geſehen zu haben. Zwar hatte er die Nebenfiguren, die eben ſo raſch wieder verſchwanden, als ſie gekommen waren und die nicht ganz bis in ſeinen Geſichtskreis vortraten, faſt gar nicht beachtet, jetzt aber dämmerte die Erinnerung an die flüchtige Figur des Finanzrathes in ſeinem Gedächtniß auf und er ſagte beſtimmt und kurz: Sie waren im Zimmer, ich ſah Sie entfliehen!

Herr von Kopper, nahm hierauf Rohr das Wort, Sie werden jetzt die Maßregel unſers Freundes vollkommen gerechtfertigt finden, und da wir die Klage auf Einbruch gegen den Regierungsrath und ſeine Mitſchuldigen nicht aufgegeben haben, Sie aber Einer von ihnen ſind, ſo werden Sie es begreiflich finden, daß wir Sie verhaften und dem Gericht übergeben.

Der Finanzrath erblaßte und ſank ſtumm in ſeinem Lehnſeſſel zuſammen.

Rohr und Adolf zogen ſich einen Augenblick in den Hintergrund, wo ſie leiſe mit einander ſprachen. Dann ſetzten ſie ſich wieder in den Kreis und Adolf ſprach:

Herr Finanzrath, Sie ſind bei einem ſchweren Verbrechen auf der That ertappt, Ihr Schickſal liegt in unſerer Hand, indeſſen haben wir an Ihrer perſönlichen Niederlage kein großes Intereſſe, die nächſten Tage werden eine größere Niederlage herbeiführen, ſie werden die öſterreichiſche Dynaſtie vernichten und auch hier in Berlin das Schickſal der Revolution und der Contrerevolution entſcheiden. Wir kennen die Abſicht des Hofes mit Berlin. Das Militär iſt aber, wie Sie ſich heute zufällig überzeugt haben werden und wie Sie aus der öffentlichen Theilnahme der Soldaten an der Volksbewegung abnehmen können, keineswegs einſtimmig gegen die Demokraten. Wollen Sie ſich löſen durch einen Dienſt, den Sie in dieſem entſcheidenden Augenblick der Freiheit leiſten können, ſo werden wir Sie ſchonen und unſere Verfolgung nur gegen den Herrn von Eſchen richten. Bedenken Sie, daß Wien unſer iſt und daß Preußen Deutſchland, daß es Europa beherrſcht, wenn es mit Wien geht. Die Bedeutung Berlins hängt an dem Siege der Revolution. Verkehr, Größe, Glanz winken der neuen Hauptſtadt des Reichs. Die Anſtrengung der Contrerevolution iſt im Weſentlichen geſcheitert. Oeſterreich löſt ſich auf. Im übrigen Deutſchland wird der Kampf kurz und der Erfolg ohne Gleichen ſein, wenn Berlin feſt ſteht und das preußiſche Volk ſeiner Aufgabe, Deutſchland wieder herzuſtellen, treu bleibt. Für Sie iſt es jetzt noch Zeit, Ihre Partei zu ergreifen.

Dem Finanzrath fiel ein Stein vom Herzen. Tibold runzelte die Stirn, denn er dachte, der Schuſt betrügt uns und rettet ſeine Haut. — Jetzt kriegen wir Reinecke unter dem Galgen zu hören, flüſterte ihm Wurz zu. Rohr gab ihnen ein Zeichen, ſich ruhig zu verhalten, dann fragte er den Finanzrath:

Wozu ſind auf morgen Cartouchen an die Artillerie und Patronen für die Infanterie beordert? Was iſt für morgen im Werk?

Meine Herren, begann der Finanzrath, wenn Sie mir vorher die Bürgſchaft geben, daß Sie im Falle des Siegs nicht über den König und nicht über ein Miniſterium Waldeck hinausgehen wollen, ſo ſteht Ihnen meine geringe Mitwirkung für den Plan, Preußen jetzt für Deutſchland eingreifen zu laſſen, vollkommen zu Dienſten.

Es handelt ſich, erwiderte Adolf, um den Sieg der äußerſten Linken und um ein Schutz- und Trutz-Bündniß mit Wien und Ungarn. Wenn der König ſich dieſer Bewegung nicht widerſetzt und uns den Krieg durchführen hilft, ſo wird er die ganze royaliſtiſche Frage beſeitigen, denn wir ſind entſchloſſen, die Exiſtenz der deutſchen Nation, die jetzt auf dem Spiele ſteht, mit Aufopferung aller andern Rückſichten zu erkaufen. Dies wird Ihnen genügen.

Gegen dieſe Wendung der Dinge, ſagte der Finanzrath, hätte ich nicht viel einzuwenden. Sie wiſſen, Herr Duclos, daß ich die ſociale Revolution fürchte, ich bin alſo auch nicht damit einverſtanden, daß man mit ihr ſpielt, habe alſo nichts dagegen, wenn durch meine Mittheilung der Plan auf morgen, der die Arbeiter freventlich herausfordert, vereitelt wird. Man beabſichtigt morgen eine Juniſchlacht zu provociren, und um des Königs Geburtstag nicht einzumiſchen und den royaliſtiſchen Anſtrich zu vermeiden, iſt der Ausbruch heute vermieden und auf morgen den 16. October feſtgeſetzt. Sie wiſſen von den Streitigkeiten mit den Erdarbeitern über die Dampfmaſchine, die zur Trockenlegung einer Stelle des Canals aufgeſtellt war. Dieſe ſind benutzt worden, um einen Conflict herbeizuführen. Von Eſchen hat einige Arbeiter, die zu den Putſchern gehören, erkauft und mit Geld und Getränken verſehen. Sie feiern morgen ein Feſt. Bei dieſer Gelegenheit werden ſie die Bürgerwehr beſchimpfen und von denjenigen Bürgergardiſten, die durch von Eſchens

Agenten hierauf vorbereitet ſind, ſcharf beſchoſſen werden. Dies wird die Maſſe der Erdarbeiter aufs Höchſte empören. Man erwartet Barrikaden, eine Betheiligung der Demokraten beim Angriff auf die royaliſtiſche Bürgerwehr. Namentlich iſt es wahrſcheinlich, daß die fliegenden Corps zu den Arbeitern übergehen. Alsdann wird das Militär einſchreiten (die Anführer der Bürgerwehr wollen ſelbſt darauf antragen) und nach dem Siege das Martialgeſetz über die Demokraten verhängt, die Nationalverſammlung aufgelöſt und alle hervorragenden Männer Ihrer Partei verhaftet und hingerichtet werden. Aus dieſem Grunde, meine Herren, ſind heute ſchon die Verfügungen wegen der Munition erlaſſen und eben darum ſuchte ſich der Regierungsrath heute Abend Ihrer Papiere zu bemächtigen, Herr Duclos, da er erwartet, daß Sie morgen in die Hände der Kriegsgerichte fallen werden.

Nennen Sie uns die Namen der Putſcher, die reizen und der Bürgergardiſten, die ſchießen werden, ſagte Rohr.

Ich weiß keinen einzigen und es thut mir leid, ſie nicht zu wiſſen, erwiderte der Finanzrath. Denn ich begreife, daß dies das Mittel wäre, das ganze Complot zu vereiteln.

Und Sie werden jetzt nicht mehr ſagen, daß der Regierungsrath mir am 19. März das Leben gerettet habe, bemerkte Adolf.

Der Finanzrath ſchwieg beſchämt. Adolf fuhr fort: Nun, ſo ſcheint es mir das Beſte zu ſein, wir laſſen den Herrn von Eſchen durch den Finanzrath wiſſen, daß wir den ganzen Plan kennen und daß uns auch ſein Verfahren in der Märznacht genau bekannt iſt. Findet dann der Conflict nicht ſtatt, ſo wollen wir uns mit der freiwilligen Entfernung des Regierungsrathes aus Preußen zufrieden geben. Findet er aber dennoch ſtatt, ſo wollen wir ihn auf alle Weiſe verfolgen und —

Vernichten, ſetzte Tibold ungeduldig hinzu und ſprang auf. Sie aber, Herr Finanzrath, welche Bürgſchaft Ihrer Wahrhaftigkeit können Sie uns geben?

Keine, erwiderte dieſer, als Ihre eigne Erfahrung, die Sie morgen unfehlbar machen werden. Es iſt bereits zu ſpät in der Nacht, um jetzt den Anſchlag von hier aus noch rückgängig zu machen, weil Sie, meine Herren, keine Namen und keine Localitäten erfahren können. Der Regierungsrath aber iſt nach Oben gebunden und würde es nicht wagen, irgend etwas von dem zu hintertreiben, was jetzt einmal eingeleitet und den bekannten Chefs der Militär- und Polizei-Verſchwörung mitgetheilt iſt. Wünſcht Herr Duclos, daß ich bis morgen Mittag in ſeinem Hauſe bleibe, ſo werde ich mich gelöſt haben.

Wolf erklärte, daß er außer der inneren Wahrſcheinlichkeit der Mittheilungen ſichere Gründe habe, ſie für vollkommen richtig zu halten. Er ſei daher der Meinung, daß der Herr von Kopper der Sache der Hauptſtadt und der Freiheit einen weſentlichen Dienſt geleiſtet habe, und daß man ihn jetzt entlaſſen müßte, wenn er ſelber es wünſchte. Als ſelbſt Tibold und Wurz dagegen nichts einwendeten, erhob ſich der Finanzrath mit leichtem Herzen, bat um Verſchwiegenheit über ſeine Perſon und entfernte ſich.

XI.

Revolutionäre Pläne.

Da geht er hin, möge er den Hals auf der Treppe brechen, brummte Tibold verdrießlich.

Wurz nahm die Doſe von ſeinem Berichte und ſagte: Dies Document kommt zu den öffentlichen Acten, und den Lügenbrief des Herrn von Eſchen werd' ich erläutert hinzufügen. Ich geſtehe, daß ich dieſen Menſchen für einen harmloſen Beamten gehalten habe, jetzt aber ſehe ich, er geht darauf aus, uns ſchockweiſe zu verderben, er iſt ärger als die Gagernſche Reichspolizei, vornehmlich aber hat er es auf Dich abgeſehen, ſagte er zu Adolf, er haßt Dich wegen der Franciska und er kennt Dich aus Deines Vaters Hauſe und aus Deiner Potsdamer Thätigkeit, Du biſt ihm zu rückſichtslos, während wir Andern immer doch noch irgend eine michelhafte Stellung zu reſpectiren haben. So weiß er, daß ich meinen royaliſtiſchen Kunden kein Rattenpulver gebe.

Dieſe kleinen Intriguen, ſagte Adolf, können unſre Partei nicht mehr vernichten, und der Plan, uns Alle zu verderben, muß ſchon darum ſcheitern, weil wir nicht, wie die Royaliſten ſich einbilden, zu jedem Aufſtand hinzureißen ſind, ſondern nur die Revolution aufrecht erhalten und vollenden wollen, ein Ziel, welches jetzt nicht mehr verfehlt werden kann, obgleich es mir gar nicht gleichgültig iſt, wie und wann es erreicht wird. Uebrigens gebe ich zu, daß der Regierungsrath eine ſehr ſchädliche Perſon iſt.

Wir können ihn morgen vielleicht erſchießen laſſen, ſagte Tibolt. Er wird Alles daran ſetzen, das unſinnige Complot durchzuführen, denn wenn es ſcheitert, ſo ruinirt ihn die Einbruchsgeſchichte. Es wäre alſo möglich, daß er bei der Emeute ſelbſt zum Vorſchein käme. Ich will den ehrlichen Terroriſten, die mir trauen, heute noch den ganzen niederträchtigen Plan mittheilen, damit ſie ihm heimleuchten, wenn er etwa aufwiegeln ſollte. Bei dieſen Worten ſtand er auf und ging hinaus.

Wurz bemerkte zu Adolf Duclos, wenn die Canaille gefaßt würde, ſo wäre dein Leben um zehn Procent beſſer verſichert, der Kerl iſt ein wahrer Krebsſchaden in der Gemeinde und giftig wie ein Skorpion.

Wir können den Zuſammenſtoß der Arbeiter und Bürger nicht mehr hintertreiben, ſagte Adolf, als dieſes Zwiſchenſpiel vorüber war. Der Zündſtoff iſt da. Seit der Zerſtörung der Dampfpumpe am Kanal tyranniſirt die Bürgerwehr die Arbeiter. Die Putſcher haben ſchon ſeit einigen Tagen daran gedacht, ob ſie die erbitterten Arbeiter nicht aufwiegeln ſollten. Der Zorn der ehrlichen Terroriſten gegen die Bürger iſt ganz gerecht, nur iſt es Wahnſinn, ihm die Zügel ſchießen zu laſſen, während Berlin von 50,000 Soldaten umzingelt iſt, die nur auf eine Veranlaſſung warten, um hereinzubrechen. Die ſocialen Terroriſten luden geſtern Abend eine Deputation von uns zu ihrer Verſammlung und erklärten, die Arbeiter müßten dieſe niederträchtige Bourgeoiſie vernichten und wenn ſie allein zu ſchwach wären, ſich mit dem Militär dazu verbinden. Mit den Spießbürgern bringe man die Revolution nicht weiter. Der Prinz von Preußen aber ſei nützlich für die Revolution, er ſei völlig unwiſſend über den wahren Zuſtand des Volks, man wiſſe aber, er wolle ſich am Volke rächen und werde den Schrecken der rothen Monarchie hereinbrechen laſſen. Dieſer ſei das einzige Mittel, die Menſchen wieder aufzurütteln. Statt des Enthuſiaſmus brauchten wir jetzt den Wahnſinn der Rache gegen den Schrecken. Die rothe Monarchie ſei beſſer, als der ſchwarzrothgoldne Duſel, der alle Gegenſätze verwiſchte. Sie verlangten im Ernſt eine Juniſchlacht, wenn ſie auch mißlänge, und daß die demokratiſchen Corps der Bürgerwehr und die Demokraten aller Vereine ſich ihnen anſchließen ſollten. Dieſe ſinnreichen Pläne, ſich ſelber den Hals abzuſchneiden, um Effect zu machen, hat der Herr von Eſchen ausſpionirt und benutzt. Ihr ſeht hieraus, daß die Mittheilung des Finanzrathes richtig iſt. Zwar der Plan auf morgen kam geſtern bei den Terroriſten nicht zur Sprache, doch vermutheten wir ſchon damals aus der ganzen Haltung des Comité's, daß die Sache eingeleitet ſei, proteſtirten gegen das Aufhetzen der Arbeiter, gegen die umgekehrte Revolution und machten die Führer perſönlich verantwortlich für jeden Schritt, womit ſie die Contrerevolution begünſtigten.

Sie wollten nicht gänzlich mit uns brechen. Einige untergeordnete junge Leute aber ſprangen vor, ſpannten die Piſtolen und drohten mich niederzuſchießen, weil ich mich der radicalen Revolution und dem Regiment des Schreckens widerſetzte. Die Andern riſſen ihnen die Piſtolen weg und ſchlugen ſie ihnen ins Geſicht; es war ein wilder Aufruhr, der wohl eine Viertelſtunde anhielt. Dann legte ſich der Sturm. Der Präſident bat uns um Verzeihung wegen dieſer Willkür und Ungezogenheit Einzelner, erklärte, daß er uns politiſche Demokraten jetzt noch für nützliche Formen des Proceſſes hielt, und hoffte, wir würden die Revolution ſo weit mit durchführen helfen, bis unſer Haupt, wie ſichs gehörte, durch den Spruch eines ſocialen terroriſtiſchen Tribunals zur Sühne unſerer Halbheit fiele.

Wir hörten dieſes freundſchaftliche Todesurtheil mit ironiſcher Faſſung an und überließen uns, ſobald wir das Sitzungslocal hinter uns hatten, dem ganzen Eindruck dieſer komiſchen Scene. Mein Begleiter rief aus: Welche Affen des Convents! Aber hätten die Kerle eine halbe Million unter den Waffen, ſo würd' ich zu ihnen übergehn. Denn der Wahnſinn iſt gar nicht lächerlich, wenn er das Schwert der Gewalt in Händen hat! Wo der Teufel freie Hand, da frißt er die Menſchen wie Kopfſallat!

Wir haben es nicht verſäumt, die Arbeiter, die Vereine und die Bürgerwehr zu warnen, und müſſen jetzt noch unſere Nachricht, daß der Conflict morgen bevorſteht, ſo viel als möglich zur Kenntniß aller Theile bringen.

Du ſiehſt übrigens aus dieſem Complot, fügte Wolf zu Wurz gewendet hinzu, daß ich Recht hatte, als ich vermuthete, man würde die Volksparteien an einander gerathen laſſen, und dann erſt die Armee auf Berlin werfen.

Und wenn wir dieſen Plan vereiteln, fragte Wurz, wie dann? Wird die glorreiche Schleswig-Holſteiner Armee ihre Winterquartiere in den Heuſchobern nehmen, die ihr auf den märkiſchen Dörfern ſchon jetzt die Kleider verderben? Oder wird man ſie hereinführen mit oder ohne Veranlaſſung?

Berlin und die Nationalverſammlung werden die Armee nach Wien ſenden, rief Duclos aus, wenn ſie ihren Vortheil und ihre Macht kennen.

Verſtand, ſagte Wurz, iſt eine rare Gabe Gottes!

Unterdeſſen langten die Freunde mit Nachrichten aus Wien und von dem Empfange der Deputationen in Bellevue an. Die Ungarn, hieß es, würden den Croatenhäuptling vor Wien vernichten und in die Stadt rücken. Dies klang aufmunternd. Dagegen hatte der König gedroht: „Alle Obrigkeit ſei von Gottes Gnaden und er habe noch einen ſtarken Arm!“ Dies galt der Nationalverſammlung. Die Deputation der Bürgerwehr hatte er in ihrer Gratulation mit den Worten unterbrochen: Reden Sie nicht mehr, meine Herren, beweiſen Sie durch die That, daß Sie die Ruhe und Ordnung in Berlin wieder herzuſtellen wiſſen. Sie haben die Waffen von mir und nicht von der Nationalverſammlung; in dieſem Sinne werden Sie ſie zu führen wiſſen. Man fragte ſich, ſollte das auf morgen gehen? Alle begaben ſich in das demokratiſche Comité, um die geſammelten Nachrichten mitzutheilen und die Maßregeln für den nächſten Tag zu beſchließen.

Wurz wünſchte Adolf Glück, daß Franciſca unter dieſen geſpannten Verhältniſſen nicht zugegen war. Du aber, mein Junge, ſetzte er hinzu, ſtürze Dich nicht blind ins Feuer, denn Du wirſt mir zugeben, die Theorie von dem Märtyrerthum iſt nur eine Nothlüge. Sie hat viel Aehnlichkeit mit der ewigen Seligkeit und war den alten

Griechen nicht bekannt. In den Thermopylen gehorchten die Dreihundert nur den Geſetzen von Sparta.

Und wir, lieber Doctor, werden den Geſetzen der Revolution gehorchen, erwiderte Adolf. Wahrſcheinlich gehen wir unter in ihr, aber gewiß iſt es, nie wurde eine Bewegung von größeren Gedanken getragen, als die gegenwärtige, und bei jedem Ausgange der nächſten Kämpfe in Europa wird ein edleres und bewußteres Volk zurückbleiben, als vorher in dieſem Welttheil lebte. So wollen wir immerhin blind ins Feuer gehen und unſere Schuldigkeit thun. Heut iſt unſer, morgen vielleicht!

XII.

Die alte gute Zeit.

Der Finanzrath war durch ſeine bittern Erfahrungen bei den Demokraten heftig erſchüttert. Er würde den Beſuch nicht gewagt haben, wenn der Herr von Eſchen ihm nicht ihre Tölpelhaftigkeit und Ueberſichtigkeit mit den ſtärkſten Farben ausgemalt hätte. Das unglückliche Abenteuer in Adolfs Zimmer war ja nicht Folge ihrer Klugheit und Vorſicht, ſondern ein reiner Zufall. Nun aber hatte der Finanzrath ernſtliche Verlegenheiten erlebt, weil die Gegner alle ſeine ſchwachen Seiten zu benutzen verſtanden. Sein Stolz war verletzt, und wer hatte ihm die Demüthigung zugezogen? Doch offenbar die Vorſpiegelung des Herrn von Eſchen. Mir wär' es am Ende recht, ſagte er zu ſich ſelbſt, wenn dieſe Intriguanten alle den Hals brächen. Sie verderben uns doch nur das Geſchäft und alle Länder, wo ſie ſiegen, verarmen. Auf der andern Seite wär' es ſeltſam, wenn wir erfahrenen Leute uns von Knaben ſollten regieren laſſen. Dieſer Duclos, er iſt zwanzig Jahr, den Barbier kennt er nur vom Hörenſagen, und wie hat er mich wieder protegirt!

Kurz, der Finanzrath war mit allen beiden Parteien unzufrieden, um ſichs nicht zu geſtehen, daß er ſelbſt den Fehler gemacht hatte, ſich in ein gewiſſes Complot einzulaſſen. Warum hatte er dies gethan? Weil er es gewohnt war, daß die Regierung ſich Alles erlauben durfte und kein Gewiſſen, keine Ehre, keine Treue zu haben brauchte, wenn ſie nur keinen Widerſtand erlebte, ganz wie der Räuber auf der Landſtraße, wenn ihm das Commands gelingt: Geſicht am Boden! Jetzt erkannte er zu ſeiner Verwunderung, daß die Schufte und das Syſtem der Schurkerei an den ehrlichen Leuten einen gefährlichen Feind hatten. Dies erweckte einige Sympathie für die Ehrlichkeit in ſeinem Herzen.

Mürriſch berichtete er dem Herrn von Eichen, daß er nichts ausgerichtet habe. Der Bericht über den Einbruch ſei im Druck und die Demokraten wüßten ſehr gut, was er im März dem Prinzen mitgetheilt und gerathen habe.

Nun, ſo wiſſen ſie, ſagte der Regierungsrath, daß ich nicht ihr Freund bin. Ich denke es ihnen morgen noch deutlicher zu machen, und, genau überlegt, die Notiz über unſern Unfall von heute Abend wird nichts ausmachen, wenn nur morgen die Verwirrung allgemein wird.

Der Finanzrath war nicht aufgelegt, ſeine Demüthigung zu erzählen; er ſah nach der Uhr, empfahl ſich eiligſt und fuhr um zehn Uhr in der Nacht noch nach Potsdam, um am 16. October ganz aus dem Spiele zu ſein und den Ausgang ſpäter in den Zeitungen zu leſen, als käme die Nachricht aus Conſtantinopel oder Indien.

Als er in Potsdam anlangte, hörte er einen wilden Lärm aus dem eleganten Saal des Gaſthauſes am Bahnhofe. Die Officiere tranken zum Geburtstage ihres Königs und auf den Untergang der Demokraten. Halb verdroſſen, halb neugierig näherte er ſich dem Eingange, um den Saal zu durchſchreiten; da begegnete ihm Wallner, der das royaliſtiſche Feſt mitgemacht, aber wenig Anklang mit ſeinem Toaſt gefunden hatte, auf das Wiederaufblühen der Kunſt nach dem Siege über die Revolution. Hätte ich von der Reitkunſt, rief er aus, oder von der Kunſt, Hunde zu dreſſiren und Droſſeln oder Gräfinnen zu fangen geſprochen, ſo würden ſie mich beſſer verſtanden haben. Ich bin auf den Verdacht gerathen, wiſperte er verſtimmt dem Finanzrath zu, daß ſie alle mit einander nicht fließend leſen können. Wahrhaftig, ich ſehne mich nach einem Streit mit Adolf Duclos oder Wurz, ſo unglaublich dumm wird mir im Kopf von dieſen Pferde-, Hunde- und Hurengeſchichten. Was giebts Neues aus Sodom?

Das kann ich Ihnen *hier* nicht ſagen, antwortete der Finanzrath. Vor dem Pöbel beider Parteien ſchweig' ich. Mir, wie Ihnen, iſt das wüſte Treiben gründlich verhaßt. Könnt' ich in dem verborgenſten Alpenthale ohne ein Wort von beiden Parteien zu hören, das Ende abwarten, ich thät' es ſogleich. Aber halt! wie ungeſchickt, daß ich nicht ſchon gefragt! wie weit ſind Sie mit Ihrem Roué — oder wollen Sie ihn den liebenswürdigen Wüſtling nennen?

Ich bin fertig und hab' ihn in der Taſche, ſeufzte Wallner. Ach! Ich dachte ihn den Dragonerofficieren vorzuleſen, das Thema muß ſie intereſſiren; es iſt ganz ihre Welt. Wiſſen Sie, was der Fürſt Lachs dazu ſagte: „Impertinent! uns vorleſen! uns ein ganzes Theaterſtück vorſetzen! Eſel von einem Poeten!“ So denkt dies Geſindel. Ich hab' ihn gefordert. Er behauptet, ich wäre nicht ſatisfactionsfähig. Ich werde die Geſchichte drucken laſſen, ſo kann er nicht in Potsdam bleiben.

Ich hab' es Ihnen vorhergeſagt, lieber Wallner, daß Sie mit dieſen Leuten, die Sie ſo vortrefflich dramatiſiren, in der Wirklichkeit nicht fortkämen.

Mit wem ſoll ich denn aber leben? Meine alten Freunde ſind auf die Seite des Straßenpöbels getreten.

Der König iſt ein geiſtreicher Mann und —

— Er würde mich zum Hofpoeten machen und nur ſelten mit Füßen treten; aber die Revolution macht ihn unwirſch, ſeit Monaten ſieht er nicht mehr nach den Perlen und trinkt den Champagner wie Waſſer. Ach, die Welt iſt wüſt, und die Kunſt hat kein Publikum mehr! Glauben Sie nicht, daß ich an den Hof paſſe, der Hof haßt die ganze Literatur!

Der Finanzrath nahm ſeinen Arm, führte ihn mit ſich in ſeinen Wagen und ſuchte ihn zu tröſten, indem er ihn bat, bei einer Taſſe Thee ihm ſeinen „liebenswürdigen Wüſtling“ vorzuleſen.

Das war das Wort des Räthſels. Wallner thauete auf und verlor ſich in ſeine alten theatraliſchen Ruhmesträume. Der „liebenswürdige Wüſtling“ iſt wirklich ein gelungenes Drama. Wallner wählt ſeine Helden aus dem Junkerleben, er verbirgt ſeine Schmeichelei in der Genialität, womit er ſeinen Wüſtling ausſtaffirt, und ſeine Kriecherei in der demokratiſchen Bekehrung ſeines Helden, aber beides iſt gut dargeſtellt und wirkt pikant durch ſeine Unwahrſcheinlichkeit ſelbſt.

Den Finanzrath unterhielt der Hautgout des „Wüſtlings" ungemein. Das iſt doch einmal plaſtiſch, rief er aus, und frei von dem ewigen: fabula docet! Sie haben mich erheitert, edler Freund, und ich bedurfte ſo ſehr dieſer himmliſchen Vergeſſenheit! Ihre Comödie iſt mir eine Lethe der Revolution geworden. Aber, was ich jetzt beklage, iſt, daß unſer Kreis zerriſſen iſt. Duclos, die ſchöne Francisca, der Apollino und ſelbſt der Doctor! warum können wir nicht mehr, wie ſonſt, harmlos beiſammen ſein, und wie viel beſſer wäre für Sie ein ſolches Auditorium geweſen, als ich allein!

Selbſt der Diſput mit Adolf hätte mich gefördert! —

Er hat in einem andern Weltkampfe geſiegt und die Atalante ſammt ihren goldenen Aepfeln davon getragen.

Das hat er! ſagte Wallner verdrießlich. Und wie ſchön war ſie am 19. März, als ſie ihn halb todt auf meinem Zimmer fand, eine Tochter Niobe's und eine Anadyomene in Eins. Ich habe dieſe Gruppe aufgeſogen mit neidiſchen Augen, nur ließ der alte Faun, der Doctor

Wurz mir keine Ruhe. Seitdem bin ich von einem dummen Traume geplagt, der mich immer mit dem ſchönen Kinde zuſammenführt, und wenn ich erwache — —

Der Finanzrath zählte die Glockenſchläge. Der 16. October iſt angebrochen, ſagte er zu Wallner, wiſſen Sie, was das heißt?

Nun?

Es heißt: Der Untergang der Demokratie iſt aufgegangen. Es wird der heilige Bartholomäus bei Tage ſein. Ihr Nebenbuhler wird Sie nicht lange mehr geniren, wenn Sie's nur mit Francisca nicht verſchüttet haben, ſie iſt fanatiſch für die Republikaner.

Wer iſt beſſerer Republikaner als ich? ſcherzte Wallner. Iſt es Adolf, der den ſüßen Pöbel nimmt, wie er iſt und ſtinkt, oder ich, der ihn rein waſchen und mit kölniſchem Waſſer begießen will? Wenn ſie Geſchmack hätte, ſo würde ſie mich für eine zweite verbeſſerte Auflage des Republikanismus erkennen.

Jedenfalls, ſagte der Herr von Kopper, muß die Bekanntſchaft erneuert werden. Sie iſt hier, wie Sie wiſſen. Und das Geſchäft des alten Wild iſt enorm. Er hat

Schiffe in allen Meeren. — Der Finanzrath theilte ihm dann die Pläne der Verſchworenen für den 16. October mit, auch den Angriff der Terroriſten auf Adolf, den er als ſehr ernſthaft ſchilderte. Und Wallner ging am andern Tage zu Franciska, um ſie über Adolfs thörichte Verwickelungen und über die Nichtswürdigkeit der Socialiſten aufzuklären. Er fing es feiner an, als an jenem Tage, wo er ſie in ihrem Angriffe auf das Volk unterſtützen wollte.

Der alte Duclos kannte ſein neues Verhältniß zu ſeinem Sohne nicht hinlänglich und lud ihn ein als einen alten Hausfreund. Franciska, die ihrer Niederkunft nahe war, kam ſelten zum Vorſchein. Doch hörte ſie am Abend des 16. October eine Vorleſung des „Wüſtlings“ mit an und ließ ſich wirklich von Wallner die Beſorgniß einflößen, Adolf möchte durch die Terroriſten in Lebensgefahr kommen.

Wallner ſchwieg über die reellen Gefahren des 16. Er wollte Franciska nur die demokratiſche Partei verleiden und ſie für die äſthetiſche Republik des tauſendjährigen Reichs allgemeiner Nobilitirung gewinnen: lauter witzige

Wüſtlinge, ſchlecht und liebenswürdig, und ein dramatiſcher Dichter, witziger, durchtriebener und liebenswürdiger als alle mit einander, ihr Präſident! Allgemeine Menſchenliebe mit Patchouli!

O dieſe verruchten Buben! ſeufzte Franciska über die Putſcher.

Platte Burſche, rief Wallner unwillkürlich hinterdrein. Der Ausruf ſaß ihm ſo locker in der Kehle, wie dem gefangenen Staar bei Yorick die Klage: ich kann nicht heraus! Durch den gewohnten Ausruf ſtärkte er ſein gepreßtes Dichterherz und empfahl ſich, ſehr zufrieden mit ſeiner Einleitung zu einem neuen Verhältniß.

XIII.

Der Sturz.

Der 16. October war ein unſeliger Tag, er koſtete viel unſchuldiges Blut, aber der Anſchlag, die Demokratie und Berlin bei der Gelegenheit zu unterdrücken, mißlang vollkommen. Auf allen Punkten, wo die erbitterten Arbeiter für die Leichen ihrer Brüder Rache nehmen wollten, auf dem Felde, am Canal und auf den Barrikaden in den Straßen erſchienen Männer von allgemeinem Vertrauen, um das Volk aufzuklären über die Gefahr eines Klaſſenkampfes, und es gelang ihnen, einen allgemeinen Ausbruch und die Einmiſchung des Militärs zu hintertreiben. Dennoch war ein Theil der Stadt im Kampf und die ganze Bevölkerung in der größten Aufregung, die trotz aller Beſchwichtigung ſich nach irgend einer Seite hin Luſt machen mußte.

Während Rohr und Wurz ſich in Potsdam zurückgehalten ſahen, waren Adolf und Tibold in aller Frühe zu den Arbeitern am Canal geeilt. Die beiden jungen Männer theilten ſich in die Stationen: und Tibold wurde ſehr bald in einen ernſthaften Auftritt verwickelt.

Ein Trupp Arbeiter mit einer Fahne kam eilig heran, von der Stadt her wurde er durch eine Abtheilung Bürgerwehr verfolgt. Es erhob ſich Tumult und das Geſchrei: Man ermordet unſere Brüder! Alles eilte mit Hacke und Spaten zu Hülfe. In dieſem Augenblick fielen zerſtreute Schüſſe aus den Reihen der Bürgerwehr, die Kugeln ſchlugen in die dichten Haufen der Arbeiter und mehrere Männer ſtürzten in ihrem Blute zuſammen. Ein Schrei des Entſetzens und der Wuth ging durch die Menge. Man wollte die Schuldigen ausgeliefert haben und erſchlagen. Die Bürger waren in der größten Gefahr. Bei einem ernſtlichen Andrang der Maſſen mußten ſie unterliegen. Der kleine Haufe, in dem nur die Schuldigen mit Pulver und Blei verſehen waren, zog ſich eilig zurück; mit genauer Noth entging er der gerechten Rache.

Die Arbeiter hoben ihre Todten auf und folgten den Fliehenden unter den heftigſten Verwünſchungen in die Stadt.

Kurz vorher, als der Ausbruch erfolgte, waren von der entgegengeſetzten Seite zwei Männer aus einer Kaleſche geſtiegen und hatten ſich den Arbeitern mit einer rothen Fahne genähert. Als aber die Schüſſe fielen, mochten ſie wohl vermuthen, es gälte ihnen, denn ſie wandten ſich in ängſtlicher Eile zu ihrem Wagen zurück. Dies hatte Tibolt beobachtet und ſogleich ſeiner Umgebung den Verdacht ausgeſprochen, dieſe Burſche müßten ein böſes Gewiſſen haben. Laßt uns ſie feſthalten, rief er; und ein großer Theil der Arbeiter ſetzte ſich unter ſeiner Anführung zur

Verfolgung der Fahnenträger in Bewegung. Er rief ihnen wiederholt halt! zu, bewirkte aber nur, daß ſie ihre Schritte beſchleunigten, um die Kaleſche zu erreichen, ehe ſie eingeholt würden. Dies gelang ihnen auch wirklich und unter dem Geſchrei und Toben der Verfolger galoppirten die Pferde feldein, während der Kutſcher wie ſchlafend über den Bock hing und dann bei einem ſtarken Stoß des Wagens kopfüber hinabſtürzte. Die Pferde lieſen im Kreiſe über Stock und Stein, ſie ſchnaubten und ſchäumten und ſtürzten endlich in wilder Fahrt mit dem Geſchirr in den trockengelegten Canal, ein erſchütternder Anblick, wie ſich Geſchirr und Pferde überſchlugen und krachend hinabfuhren.

Man hatte den Kutſcher todt aufgehoben und eilte nun herbei nicht mehr um zu verfolgen, ſondern um zu helfen, wenn es möglich war.

Der jüngere von den beiden Männern aus der Kaleſche fand ſich im Schlamme des Canals wieder, wohlbehalten in einem weichen Bette; der ältere hingegen war gegen ein Holzgerüſt geworfen und hing darüber hin mit zerbrochenem Rücken. Er war todt. Den Kutſcher brachte man getragen. Die Kugel aus einer Büchſe der Bürgerwehr war ihm durchs Auge in den Kopf gefahren. Er war über die Leine hingefallen, die er an die Lehne ſeines Sitzes feſtgebunden hatte. So hielt er die Pferde noch immer im Tode zurück: und erſt bei dem Andrang des Tumultes und als ſie aus dem Wagen angetrieben wurden, ſprengten ſie davon.

Der Wagen hatte gerade in der Schußlinie gehalten, und der Verdacht der Flüchtlinge, daß ſie beſchoſſen würden, war vollkommen begründet geweſen. Mehrere Kugeln waren praſſelnd in das Geſchirr gefahren; nur darin hatten ſie ſich getäuſcht, daß ſie die Schüſſe den Arbeitern zuſchrieben, weil ſie von der Gegenwart der Bürgerwehr nichts wahrnehmen konnten. So bereiteten ſie ſich ſelbſt ihr Verderben.

Man trug die Geſtürzten das Ufer hinauf. Mit vieler Mühe wurden die zerſchlagenen Pferde losgebunden und hervorgezogen. In dieſer allgemeinen Spannung auf die Entwirrung des Geſchirrs ſuchte der junge Menſch, der ſich wohlbehalten auf Trockene gerettet hatte, zu entkommen, wurde aber von Tibolt angehalten und ſollte eben gefangen nach der Station abgeführt werden, um dort Auskunft über ſich, über den Zweck ſeiner Demonſtration und über die Perſon ſeines Begleiters zu geben, als Adolf Duclos erſchien und in ihm einen der beiden Piſtolenſchützen aus dem Putſcherklubb erkannte.

Haben wir den einen Vogel gefangen, ſagte Tibold, ſo könnte es wohl ſein, daß der andere ſich ſelbſt gefangen hätte. Dort liegt er, beſieh ihn Dir einmal. Bei ſeinem Sturz hat er außer dem Leben auch noch die Perrücke und den Bart verloren.

Alle Wetter! es iſt der Regierungsrath! rief Adolf aus, als er den Geſtürzten erblickte. Er hat mehr gewagt, als ich ihm zugetraut, aber kein Untergang war gerechter, als dieſer.

Nun, mein Trefflicher, fuhr Tiboldt den jungen Putſcher an, durch Deine Geſellſchaft iſt Dein falſches Spiel enthüllt.

Was beweiſt der Titel gegen den Mann? fragte der junge Menſch frech.

Das könnt Ihr ihn leichter lehren, als den Staatsanwalt, ſagte Adolf leiſe zu Tiboldt. Straft ihn ab, und laßt ihn laufen. Er mag ſich dann beſchweren, wenn er es gerathen findet.

Adolf Duclos wandte ſich raſch und begab ſich in die Stadt.

XIV.

Das Wiederſehen.

Es war einige Tage ſpäter. Ein unabſehbarer Leichenzug begleitete die gefallenen Arbeiter zu Grabe. Mitglieder der Nationalverſammlung und ein großer Theil der Bürgerwehr in Waffen führten den Zug. Man wollte ſich über dem Grabe dieſer Todten verſöhnen und brandmarkte den böſen Willen der Zwietracht.

Zwei Männer aus dem Zuge wählten die große Biegung am Thore, um die ganze Ausdehnung des Gefolges zu überſehen; ſie traten aus der Reihe heraus und verweilten ſehr lange, indem ſie überall viel Freunde begrüßten, bis das Ende heran kam. Dann ſagte der Eine von ihnen (es war Adolf Duclos): Das alſo wäre die Volkspartei von Berlin! Du wirſt geſtehen, lieber Doctor, es iſt ein Heer.

Ohne General, ſagte Wurz, denn daß dieſer Chef ein Verräther iſt, wurde am 16. Abends doch wohl klar, als er mit Gewalt verhindert werden mußte, das Militär zu rufen, und dies geſchah um Mitternacht, als keine einzige Barrikade mehr vorhanden war.

Man muß ihn abſetzen! —

Ein Leichenzug iſt aber unter allen Umſtänden ein eigenthümlicher Triumph; und der König lobt in einem öffentlichen Anſchlage die Bürgerwehr.

Du ſiehſt an dieſem Zuge, wie ſie ihm antwortet. Berlin iſt die letzte Stütze der Revolution und wir ſind im Stande, es Wien gleich zu thun.

Wir müßten mehr thun, wir müßten Wien zu Hülfe ziehn.

Es iſt wahr, ſagte Adolf, es gilt den Verſuch. Die Gefahr Wiens iſt aber noch ſo groß nicht. Mit den Ungarn vereinigt muß Wien die Provinzen unterwerfen können. Wir haben dann die Aufgabe, die Revolution gegen Rußlands Einmiſchung zu ſchützen. Denn Ollmüz liegt auf dem Wege nach Petersburg.

Guter Junge, Potsdam liegt auf demſelben Wege, wenn auch nicht ſo direct. Wenn wir aber unſere Aufgabe kennten, wären wir keine Hungerleider und keine Boruſſen. Doch ich gebe Dir Recht, wir müſſen es verſuchen, Verſtand und Muth in die Leitung unſerer Angelegenheiten zu bringen, ſo ſehr ich das Gelingen dieſes Unternehmens auch bezweiſle. Der preußiſche Hochmuth iſt noch lange kein Nationalſtolz, und was jeder Junge auf der Gaſſe weiß, daß wir Oeſterreich jezt den Hals umdrehen müſſen, das weiß unſer geiſtvolles Regiment noch lange nicht. — Uebrigens wollen wir den Zug jezt ziehen laſſen und eiligſt nach Potsdam fahren, um Rohr und Tibold zu treffen und Deine Familie wiederzuſehen, wie wir verabredet haben.

Sie fuhren durch überfüllte Straßen und wurden oft aufgehalten von den Maſſen, die der Leichenzug hervorgelockt hatte.

Dieſe Geſichter haben keinen guten Schnitt, ſagte Wurz, und dazu friert ihnen ſechs Monate lang Naſ' und

Mund zu, wenn ſie auf die Straße gehen. Ich fürchte, mein Junge, wir haben in dieſem Lande kein günſtiges Klima für die Freiheit.

Adolf vermied den Streit über die geographiſchen Bedingungen der Freiheit, worin Wurz ſehr zu Hauſe war, lobte den nordiſchen Menſchenſchlag, der doch ſchon die Reformation durchgeſetzt hätte, und behauptete, das preußiſche Volk werde ohne und gegen ſeine Dynaſtie nun auch die Revolution durchſetzen.

Unter ſolchen Geſprächen langten ſie in Potsdam an.

Der alte Duclos und Francisca hatten Adolf in dieſen verhängnißvollen Tagen nicht geſehen; ſtatt deſſen waren Wallner und der Finanzrath täglich erſchienen, um die Nachricht vom Untergange der Demokraten in Berlin entgegenzunehmen. Heute dagegen kamen ſie mit andern Gedanken. Der Finanzrath gab zu, daß die Verſöhnung der Parteien und die Proteſtation der Bürgerwehr gegen das Militär ein ganz unerwarteter Sieg der politiſchen Demokratie wäre, und Wallner ſagte verſtimmt zu ſeinem Begleiter: Es iſt gegen alle tragiſche Regel, daß er immer davonkommt. Eine Perſon, die ſich ſo tief einläßt, die in ihrer Idee ganz aufgeht, muß auch darin untergehen.

Aber die Idee iſt noch nicht untergegangen, das iſt eben das Unglück für uns, bemerkte der Finanzrath.

O Sie Philiſter, rief Wallner, wie wird denn die Idee untergehen!

Sie kamen Adolf zuvor, und als ſie hörten, daß er erwartet wurde, wollten ſie ſich zurückziehen. Der alte Duclos aber in ſeiner Unbefangenheit hielt ſie auf; und Adolf, der kurz darauf mit Wurz und ſeinen Freunden, die ſie auf dem Bahnhofe angetroffen hatten, hereintrat, war nicht wenig erſtaunt, die Royaliſten bei ſeinem Vater zu finden. Beide ſtrengten ſich an, ihm Glück zu wünſchen zu der Niederlage der Verſchwörer und zu der Verſöhnung der Volksparteien; und Adolf und ſeine Freunde ſuchten ihre Verwunderung über die Gegenwart der Gratulanten zu verbergen, um den alten Duclos nicht zu verletzen.

Als Adolf aber keine Gelegenheit fand, ſeinen Vater beiſeit zu nehmen, verließ er kurzweg die Geſellſchaft und ging verſtimmt in Franciska's Zimmer. Kaum hatte er ſie begrüßt und ihre Fragen über die Berliner Begebenheiten beantwortet, ſo ließ er ſeinen Unmuth über den Beſuch der alten Hausfreunde laut werden. Sie ſind nicht viel beſſer als der Regierungsrath, ſagte er, und haben ſicher darauf gehofft, den Herrn von Eſchen gerettet und mich ſelbſt im Canal oder in der Straße erſchlagen zu ſehen. Und Ihr, fuhr Adolf fort, ſeid ſo vollkommen im Dunkeln über dieſe Menſchen? Haſt Du es nicht erfahren, daß vorgeſtern in dem Feuilleton einer ihrer Zeitungen dieſer geſchmackloſe Poet im Voraus meinen Tod beſchreibt, wobei die wüthende Menge mich als einen Ariſtokraten durch die Gaſſen ſchleift?

Kein Wort wiſſen wir hier davon; im Gegentheil, er ſprach ſehr beſorgt von Dir und Deinen Gefahren und hat uns ſein neueſtes Drama vorgeleſen, es heißt: „Der Wüſtling“.

Und bei dieſen genialen Thaten hat er ohne Zweifel, fragte Adolf bitter, eben ſo viel Gewicht auf ſein altes Verhältniß zu Dir gelegt, als auf das zu meinem Vater?

Du biſt ſehr ungerecht, mein lieber ſchöner Freund, rief die Amerikanerin, denn Du weißt, wie lange ich umſonſt daran arbeite, Dich und mich allen dieſen Verhältniſſen der alten Welt zu entreißen. Jetzt geb' ich Dir Zeit bis zum Mai ins künftige Jahr hinein, und wenn Ihr bis dahin Eure Wette gegen die Tyrannen nicht gewonnen habt, ſo iſt meine Geduld zu Ende. Ich fürchte nicht, daß Du umkommſt. Dir iſt der Sieg in Stirn und Augen geſchrieben, aber ich glaube nicht daran, daß Ihr dieſen Boden für ein freies Volksleben urbar machen werdet.

Immer Dein altes Bedenken, ſagte Adolf, eben ſo Dein alter Muth für mich —

— wenn ich Dich ſehe —

— und Dein gewohnter Scherz über meine Eiferſucht! aber ich gönne ihm auch die Einbildung nicht, daß er mich Dir erſetzen könnte, wenn ich in dieſer Revolution umkäme!

Nimmſt Du meine Friſt an?

Ich nehme ſie an und mit aller Hoffnung auf den Sieg. Aber Du, haſt Du kein Wort gegen den unverſchämten Eindringling?

Keins! es wäre eine Verſündigung an Dir!

Mit aller Mühe brachte ſie ihn nicht aus dieſer Stimmung. Er kam ſich vor wie ein Schiffer, der ſein Weib daheim von Nebenbuhlern beſucht weiß und ſelbſt auf fernen Meeren, mit jedem Windzuge vorwärts weiter aus ihrem Herzen entfernt wird. Endlich kam Wurz ihr zu Hülfe und berichtete, die beiden Royaliſten wären abgezogen und zwar Wallner mit dem unverholenen Bekenntniß, daß er von ſeiner ariſtokratiſchen Geſellſchaft ſehr wenig erbaut ſei und die Revolution, die ſeinen alten Umgang zerriſſen habe, zu allen Teufeln wünſche.

Und Du glaubſt das? fragte Adolf. Wen ſollte er verleumden, wenn er ſeine alten Freunde nicht hätte? Mit wem ſollte er prahlen, wenn er nicht mit den Feinden des Königs zu Tiſche geſeſſen hätte?

Du biſt ungerecht, mein Freund, erwiderte Wurz. Er iſt eitel und ein Narr, aber er iſt nicht ſchlecht.

Ich wünſche die Erfahrung nicht zu machen, erwiderte Adolf.

Franciska zupfte den Doctor heimlich am Aermel und warf ihm einen bittenden Blick zu. Er verſtand ihn.

Sie führte Adolf ins Geſellſchaftszimmer zurück, wo Rohr und Tibold ungeduldig auf ihn warteten.

XV.

Neue Minen.

Wallner und der Finanzrath hatten ihre ſchiefe Stellung in der demokratiſchen Geſellſchaft bei Duclos bald empfunden, ſie waren gegangen, aber nicht in der beſten Stimmung.

Er läßt uns ſtehen und rennt hinaus! rief Wallner, als ſie auf der Straße waren, verſtehen Sie eine ſolche Unverſchämtheit? Dieſer eigenthümliche Erfolg, daß nur 10, nicht 10,000 von ihnen erſchoſſen wurden, verdreht ihnen den Kopf zu einem unerträglichen Hochmuth!

Unſere Wünſche, ſagte der Finanzrath, die alten angenehmen Verhältniſſe, und namentlich die Ihrigen zu Franciska, wieder herzuſtellen, ſind nicht gleich in Erfüllung gegangen. Von Eſchen iſt ein Verluſt. So ſehr mir der kalte Menſch zuwider war, der ohne Pietät und Ehrgefühl über die Leiche des Königs und über hunderttauſend

Todte ruhig zu einer ruſſiſchen Reſtauration hinweggeſchritten wäre, ſo nützlich war er für Sie. Es iſt klar, Wolf mußte ihm über kurz oder lang in die Hände fallen.

Und für Sie, verſetzte Wallner, iſt er kein geringerer Verluſt. Bei dieſem Schwanken aller bürgerlichen Verhältniſſe werden ſich die Geſchäfte nie wieder herſtellen, und meinen Sie, daß der widerwärtige Aufruhr, den wir täglich erleben, anders zu dämpfen iſt, als durch die Maßregeln des Regierungsrathes? Gewalt gegen Gewalt!

Und glauben Sie wirklich, fragte der Herr von Kopper, daß der Mann ſo ganz allein ſeinem böſen Schickſal erlegen iſt? Mir ſcheint es, daß man dem Sturz des Kutſchers und des Geſchirrs weſentlich nachgeholfen hat.

Leider läßt ſich nichts beweiſen, ſeufzte Wallner, am wenigſten gegen Adolf Duclos. Unſereiner aber kann vollends nichts dabei thun. Ich bin wohl geeignet, einen Fehler der Liebenswürdigkeit bei meiner Dame, aber nicht einen Fehler der Polizei wieder gut zu machen. Und das Schickſal iſt mir ſehr ungünſtig, ſonſt war der Fall grade darnach, daß meine beiden Nebenbuhler ſich in Einem Netze fangen mußten.

Ich begreife Sie vollkommen, ſagte Kopper, wir ſind darin beide unſerm Herzen gefolgt, daß wir nicht eingreifen, ſondern die Angelegenheiten von ſelbſt, oder vielmehr durch die Leitung des Regierungsrathes ſich nach unſern Wünſchen entſcheiden laſſen wollten. Eben darum aber ſpielen wir in dieſem Augenblick, wo ſie gegen unſere Wünſche ausgeſchlagen ſind, eine ſo zweideutige Rolle. Wir müſſen uns entſcheiden und namentlich Sie, mein verehrter Freund, dürfen Ihre Kenntniß der Gegenpartei nicht ungenutzt laſſen. Wenn Sie auch äußerlich den Schein der Unentſchiedenheit beibehalten, in der Wirklichkeit müſſen Sie thätig mitwirken und dem blinden und trägen Zufall unter die Arme greifen, ſo oft ſich die Gelegenheit dazu bietet. Sie wird ſich aber genug wiederholen, wenn wir die Geduld haben, ſie zu erwarten. Und wir haben Urſache zur Vergeltung. Man läßt unſere Vorpoſten geſchickt in den Canal ſtürzen, und uns ſelbſt wirft man ziemlich deutlich zur Thür hinaus, als wenn man ſchon vollſtändig geſiegt hatte, und welches würde erſt unſer Loos ſein, wenn es ſo wäre?

Das iſt wahr! aber was iſt zu thun? Und wozu in aller Welt wäre ich zu brauchen, wenn die Bretter, welche die Welt bedeuten, verwaiſt ſind, wie jetzt?

Ich führe Sie zum Prinzen, antwortete der Herr von Kopper, das Militär iſt noch nicht beſiegt. Sie werden, ſage ich, Ihre Kenntniß der republikaniſchen Partei benutzen können.

Ich werde, bog Wallner ihm aus, fortfahren ſie zu ſchildern, wie ſie iſt, und wie ich ſie kenne, ich werde ihre knabenhafte Anmaßung aller Welt klar machen, aber ich werde nie dazu taugen, ihre Complote und ihre Perſonen auszuſpüren.

Wie Sie mich mißverſtehen! Wer wird das auch von Ihnen erwarten! berichtigte der Finanzrath. Daß Sie aber in Ihren eigenen Angelegenheiten dem Schickſal beiſtehen und den Felſen nicht beſeitigen werden, an welchem das Schiff Ihres Feindes ſcheitern will, weiß ich im Voraus. Ich meines Theils bin nur verletzt und beſchimpft, Sie dagegen wurden niedergeworfen und mit Füßen getreten.

Glauben Sie mir, betheuerte Wallner, irgend einem Fremden könnte ich das Alles vergeſſen; aber wie dieſe zurückgetretene Freundſchaft mir in der Seele brennt, wie dieſer demagogiſche Hochmuth, der meinen Anſpruch auf geiſtige Ehre mir als Dummheit ins Geſicht ſchleudert, mich erbittert, wie vorhin dieſes gnädige Winken mit der allmächtigen Hand des Volkstribunen mich empörte, wie jener Sabinerraub vom 28. Februar, beſonders ſeit ich ſie hier wiedergeſehen, an meinem Herzen nagt, — das kann ich Ihnen nicht beſchreiben; es ſind lauter neue revolutionäre Erfahrungen; es iſt eine Tragödie, die ich noch nicht verdaut habe. Und nun dazu dieſes Fehlſchlagen des 16. und der Verluſt unſeres Dämons, des Herrn von Eſchen, der uns immer neue Hoffnungsblaſen aus ſeinem Hexentiegel aufſteigen ließ! Es iſt eine unerträgliche Lage. Sie hätten beſſer gethan, mir Ihren „Bartholomäus bei Tage" und die Proſcriptionsliſte der Demokraten nicht in den Kopf zu ſetzen! Und doch! Es waren merkwürdige und pikante Stunden, die ich bei Franciſca zugebracht. Welch' eine Situation, — und welch' ein Weib! Ihr Zuſtand hat ihr ein imperatoriſches Anſehen gegeben; ſie iſt nicht mehr die ſchwippe flüchtige Gondel wie ehedem, aber ſie hat nichts dabei verloren, wie ein ſtolzes Kriegsſchiff fährt ſie Achtung gebietend einher. Alle Reize der Engländerinnen vereinigt ſie in ſich, den ſchlanken Wuchs, die ſtolze Haltung, den ſeelenvollen feurigen Blick, dieſen Schmelz der Farben, und was mich immer ſo ſehr entzückt hat, den Sinn für lebensvolle Poeſie. Mit ſelbſtvergeſſener Hingebung hörte ſie meinen Scenen zu, und jede geniale Wendung ſchlug ein. Glauben Sie mir, ich hätte ſie bald getröſtet und alle ihre Ideale veredelt, wäre unſere Vorausſetzung beſtätigt worden und hätte der heilige Bartholomäus nicht auch bei Tage geſchlafen. So weit hatten wir uns in holde Träume verloren! Da kommt dieſer Revenant aus ſeiner abſtracten Putſchwelt zurück und ſetzt uns vor die Thür! Freilich wundern kann ich mich darüber nicht. Hat er mich doch am 19. März zu meinem eigenen Hauſe hinausgewieſen, als er mir zurief: „Geh hinüber ins Schloß, dort braucht man jetzt verkannte Genies!“ Wahrhaftig, es könnte ſein. Gehen wir hinüber!

So wirkte der Ausgang des 16. October einſchneidend und beunruhigend, ja gemüthsverderbend. Die Amerikanerin Franciska mußte aber, und noch mehr ſeit ſie in Potsdam war, die Stellung einer Zuſchauerin des Drama's einnehmen, ohne daß ſie die Lage ganz überſah. Denn dieſe Gemüthsverfaſſung Wallners war ihr gänzlich unbekannt, und Adolf zürnte ſie faſt über ſeinen eiferſüchtigen und, wie ſie feſt überzeugt war, ungerechten Zorn auf den harmloſen Dichter.

Adolfs Blicke hingegen hatte die Eiferſucht geſchärft. Er durchſchaute die Beſuche, die ſeinen Untergang vorausſetzten. Welch' ein Sprichwort, ſagte er zu ſich ſelbſt, der Lebende hat Recht! Sie hätten Recht gehabt, wäre ich erſchoſſen worden, und Franciska würde es nie geahnet haben, ſie begreift es auch jetzt noch nicht, mit welcher Bosheit dieſer Menſch darauf ſpeculirt hat. — Und den Gedanken, er könne ſich Franciska durch ſeine Abweſenheit entfremden, wurde er nicht wieder los. Er beſchloß, jeden freien Augenblick, den ihm die Geſchäfte und die Berliner Revolution übrig ließen, bei den Seinigen zuzubringen.

Ja, er dachte ſogar daran, Franciſca wieder nach Berlin zurückzunehmen. Allein Rohr und Tibold hatten ihn nicht umſonſt beſchieden, und aus ihren Nachrichten wurde ihm bald klar, daß durch die günſtigen Ereigniſſe in Berlin die Kriſis zwar hinausgeſchoben aber nicht vermieden war. Rohr hatte in Potsdam ſeine demokratiſche Geſinnung weniger hervorgekehrt, als Tibold. Auf ſeine Kenntniſſe im Artilleriewesen und auf ſeinen Einfluß im Corps legte die Adelspartei großes Gewicht. Sie zog ihn daher zu ihren Verſammlungen und ließ ihn ſo die ganze Gefahr der guten Sache im Voraus gewahr werden.

Die Verſchwörung der Militärchefs, ſagte Rohr, geht über ganz Europa, und zunächſt hat man es auf Wien und Berlin gemünzt. Man ſieht hier in Potsdam nicht ohne Beſorgniß nach Wien, Ungarn und Italien. Allein ſeit der Niederlage der Junirevolution in Paris hofft man, ſeit der Erhebung Wiens rüſtet und marſchirt man. Cavaignac wird in allen Hauptſtädten, die jetzt noch dem

Volke gehören, ſeine Nachahmer finden. Die Pläne gegen Berlin ſind ihrer Reife ſehr nahe.

Die beiden Officiere wußten den Fanatismus ihrer royaliſtiſchen Kameraden nicht grell genug zu ſchildern.

Immer aber, fuhr Rohr fort, haben wir noch gute Ausſichten. Die Völker und die gemeinen Soldaten ſind für uns. Siegt Wien, ſo iſt es unmöglich, unſere Leute gegen Berlin zu führen. Wir dürfen aber jetzt nicht ſtillſitzen. Wie die Wiener für Ungarn, ſo müßt Ihr Berliner für Wien aufſtehen. Zeigt jetzt, was Ihr durch Eure Vereine vermögt und verliert keinen Augenblick Zeit. Ganze Regimenter werden zu Euch übergehen; handelt nur und ſtellt populäre Namen an die Spitze.

Adolf zweifelte nicht an dem Erfolg einer großen Bewegung für Wien. Wir erwarten, ſagte er, in einigen Tagen die Vereinigung der demokratiſchen Deputirten aller deutſchen Verſammlungen in Berlin. Die Anregung kommt von Sachſen, die Volkspartei in ganz Deutſchland will Berlin an die Spitze ſtellen und den factiſchen Mittelpunkt der deutſchen Revolution auch dafür erklären und anerkannt wiſſen. Zu gleicher Zeit kommt in Berlin der bemokratiſche Congreß zuſammen. Durch ihn werden wir unſere Beſchlüſſe raſch über ganz Deutſchland verbreiten. Iſt das Berliner Volk fähig, in unſere Pläne einzugehen, — und ich traue dieſer witzigen Stadt Muth und Verſtand genug zu, daß ſie in der gegenwärtigen Wendung der Weltgeſchicke das Steuerruder ergreifen und feſthalten wird, — ſo wird hier die Revolution und die europäiſche Menſchheit gerettet. Sollen wir die Barbaren Wien, Ungarn und Italien erobern laſſen? Sollen wir oder ſoll die ruſſiſche Knute Mitteleuropa regieren? Das iſt die Frage.

Du haſt Recht, ſagte Wurz, die Wahl iſt leicht, dennoch bedaure ich im Intereſſe dieſer Wahl, daß ich vielen Berlinern von meiner Bekanntſchaft nicht noch vorher die Knute geben laſſen kann, damit ſie nachher nicht mehr ſchwanken; denn damit ſie ſich nicht für die Knute erklären, iſt es nöthig, ſie zu überzeugen, daß ſie ſie nicht auszutheilen, ſondern zu empfangen haben.

Mir wär' es ganz recht, meinte Tibold, wenn man den Philiſter terroriſiren könnte, er handelt doch nur aus Angſt, das aber wird jetzt nicht möglich ſein. An die

Revolution haben ſich die Lümmel gewöhnt, weil ſie nicht geköpft worden ſind. Es muß alſo dabei bleiben, daß man ſie bei ihrem Vortheil faßt, der ſo augenſcheinlich iſt. Welche Fee könnte ihnen mehr ſchenken, als ihre Häuſer in die Hauptſtadt und mitten ins Herz des Reichs zu zaubern? Alſo Glück auf, Brüder! daß die Todten aufſtehen und nach Wien rücken!

Sie trennten ſich mit dem Vorſatz, Alles zu verſuchen, um Berlin für die große Sache durch und durch zu entflammen.

XVI.

Die Rothen und die Diplomaten.

Am 31. October eine Stunde vor Mittag, wo der große Zug nach der Nationalverſammlung beginnen ſollte, erſchienen von verſchiedenen Seiten zwei Männer auf dem Alexanderplatz; es waren Adolf Duclos und der Doctor Wurz. Sie begrüßten ſich ernſt und bedenklich. Wurz ſah ſich fragend um: Noch iſt Niemand erſchienen als wir? O dieſe Menſchen! rief er aus. Wie Recht hatten die demokratiſchen Deputirten der kleinen Staaten, welche Berlin ihr Mißtrauen ausdrückten, als ſie auf Eurem Congreſſe nicht erſchienen! Heute entſcheidet nun Berlin ſelbſt ſein Schickſal. Hoffſt Du noch? Müßten nicht längſt alle Zugänge zu dieſem Platze verrannt ſein und von Bajonetten und Fahnen wimmeln, wenn die Bürger, die Arbeiter, die Handwerker an dem Zuge Theil nehmen wollten!?

Sie haben verſprochen, um 11 Uhr zu kommen, erwiderte Adolf, und um 12 von hier wegzuziehen. Daß wir verſtanden worden ſind, iſt gewiß. In allen Vereinen wurde die Monſterpetition einſtimmig beſchloſſen, in der Volksverſammlung war Alles hingeriſſen von dem glühenden Verlangen für Wien aufzuſtehen, in dem großen Verein der Handwerker zu unpolitiſchen Zwecken ſtürzten wir den Finanzrath, der ihm präſidirte, und Wallner, der ihm ſchöngeiſtige Vorträge hielt, und verwandelten den „Bildungsverein“ in ein großes Meeting für die Petition. Alle dieſe Männer erwarten wir hier, auch die Bürgerwehr hat uns zugeſagt. Und warum ſollten ſie nicht Wort halten? Gilt es denn eine Schlacht zu liefern, oder irgend ein Wagſtück zu unternehmen?

Die Berliner, ſagte Wurz, ſind nicht in der Stimmung unſterblich zu werden, ſonſt wären ſie ſchon ſeit 6 Uhr heute Morgen hier und ſchlügen ſich einander todt um jede 4 Fuß Boden, die ein aufrechter Menſch für ſich in Anſpruch nimmt.

Adolf Duclos fühlte das ganze Gewicht dieſes Spottes und ſah finſter vor ſich hin.

Nicht lange nach 12 Uhr ſammelte ſich ein nothdürftiger Zug, der allerdings die Ausſicht hatte, ſich auf dem weiten Wege zu vergrößern, dem aber kein einziger Verein in Maſſe und die Bürgerwehr gar nicht beitrat. Wo war jetzt die Heeresmacht der Demokratie von dem Verſöhnungszuge zum Begräbniß der ermordeten Arbeiter?

Mit dieſer Armee, ſagte Wurz, bringen wir Bileams Eſel nicht zum Wahrſagen, womit er frevelhafter Weiſe die Nationalverſammlung meinte.

Vom Angreifen kann unter dieſen Umſtänden keine Rede ſein, gab Adolf zu, das Volk läßt uns mit ſeiner eigenen Sache im Stich; und wie wir uns vertheidigen werden, wenn ein Angriff von der andern Seite kommt —

— Das muß noch erſt erfunden werden, fiel Wurz ein.

Nicht ganz ſo kläglich, wie es zuerſt ausſah, fiel der Zug aus. Vor dem Schauſpielhauſe harrte eine große Volksmenge ſeiner Ankunft, und ein zweiter größerer Zug mit derſelben Bittſchrift: „Die Verſammlung möge Preußen mit ſeiner ganzen Macht zur Rettung Wiens aufbieten“, folgte nach einem kurzen Zwiſchenraum dem erſten; aber kaum füllten ſich die weiten Plätze um das Schauſpielhaus.

Iſt das die Bevölkerung Berlins? fragte Wurz mit Recht. Und Adolf Duclos begab ſich mit ihm zu dem Club der rothen Republikaner, welcher ſich vom demokratiſchen Congreß ausgeſondert hatte und für ſich revolutioniren wollte, um ihn zu überzeugen, daß von einer hinreißenden Erhebung heute nicht die Rede ſein könne. Aber hierin ſcheiterte er vollſtändig und mit einer Fluth von Vorwürfen überſchüttet, ließ er ſich neben ſeinem Freunde nieder, der ihn ironiſch fragte: Was ſagſt Du zu dieſen jungen Löwen?

Daß ſie ſehr jung ſind, erwiderte er, daß ich aber nur nöthig ſinde, alle andern Leute wären es auch, um den Fehler zu einer Tugend zu machen.

Sie laſſen ſich nicht anfaſſen, ſie kratzen und beißen, ſagte Wurz, aber ich werde mit ihnen reden. Er ſtand auf und hob an: Ich bin ganz Eurer Meinung, Brüder, wir müſſen angreifen,

„Und fraget nicht, wo Feinde ſind,
Die Feinde kommen mit dem Wind.“

Wir müſſen ſogleich angreifen. Es iſt wahr, wir haben keine Gewehre, wir brauchen aber auch keine Gewehre, wir brauchen nur Lanzen. Jeder nimmt alſo ſeine Lanze und —

— Es ſind keine Lanzen vorhanden, riefen die Jünglinge.

Nun, ſo nehmen wir Kanonen.

Werft ſie hinaus! werft ſie alle beide hinaus! Wir werden uns hier ſchulmeiſtern und verhöhnen laſſen! tönte es von allen Seiten, und über dem Geſchrei ſteigerte ſich die Wuth nur noch mehr, bis endlich ein ſchöner junger Mann mit ſeiner wohlklingenden Stimme in den Tumult hineinrief: Wollt Ihr Wahrheit oder Täuſchung? Das

Volk in Berlin iſt nicht gekommen; dies iſt keine Revolution, ſie haben Recht! Wollt Ihr den Wind nicht wachſen laſſen, ſo kommt Ihr vor dem Sturm und habt dann nur das Verdienſt, verunglückte Vorläufer zu ſein; ich denke aber, wir wollen die Sache ſelbſt.

Aus der Revolution iſt eine elende Emeute geworden, rief ein ſtarker Mann aus Thüringen, aber wer anders iſt ſchuld daran, als dieſe Berliner Führer, die keine Maſſen in Feuer zu ſetzen wiſſen, und es wäre ihnen nicht zuviel geſchehen, wenn wir ſie dafür zur Thür hinausgeworfen hätten.

Er will uns zeigen, daß er aus Thüringen iſt, ſagte Wurz beiſeit, und das Sprichwort nicht im Stich laſſen: Wenn die Krippe leer iſt, ſchlagen ſich die Eſel.

Adolf erhob ſich noch einmal und als er ſich mit Mühe Gehör verſchafft hatte, ſagte er ſehr ernſthaft: Werft uns hinaus, aber vorher hört uns an! Ihr ſelbſt habt alle Claſſen unſerer Bevölkerung kennen gelernt; Ihr habt zu ihnen geſprochen und wer von Euch es vermochte, hat uns verdunkelt und zurückgedrängt und iſt ſelbſt ein Berliner Führer geworden. Wollt Ihr alſo die Berliner

Führer alle ausſtoßen, ſo werden die Vorderſten von Euch dabei ſein. Ich theile Eure Unzufriedenheit mit der Bewegung des heutigen Tages, ich gehe darin vielleicht weiter, als Ihr. Mit dieſer Unfähigkeit des Volkes, den Augenblick der Gefahr zu erkennen und ihn dadurch in den Augenblick der Rettung zu verwandeln, verliert Preußen ſeine Anführerſtelle und Deutſchland ſeinen Kopf. Die Souverainität der Nation iſt von heute an ein leeres Wort, ſie bleibt nach wie vor ohne Steuer und Compaß den Wogen der europäiſchen Kriſen preisgegeben. Wir haben durch dieſen Stumpfſinn ein großes Spiel verloren; aber ich rathe darum Niemandem zu verzweifeln, bin aber der Meinung, die ſchlechteſte Art, ſich aus einer üblen Lage zu ziehen, iſt, ſie ſich nicht einzugeſtehen. Wir finden die Maſſen kalt; die Richtung des Geiſtes in dieſer Sache iſt alſo nicht für uns, ſondern gegen uns. —

Ein furchtbarer Sturm des Unwillens unterbrach ihn bei dieſen Worten, er will die Revolution feige machen! er zieht ſich im entſcheidenden Moment hinter die Kanonen! ſo ſchrie Alles durcheinander, und ein blonder junger Mann, der die eine Backe mit einem Heftpflaſter verbunden hatte, erhob ſich, nahm zwei Piſtolen vom Tiſch, ſteckte ſie in die Manteltaſche und indem er den Mantel theatraliſch über die Schulter ſchlug, rief er aus: Wir gehen auf die Barrikaden! Wer an das Volk glaubt, folge mir nach! Ein Verräther wer zurückbleibt!

Alles ſtürzte unter großem Tumult aus dem Saale. Adolf und Wurz ſahen ſich allein zurückgelaſſen.

Ich fühle mich hinausgeworfen, ſagte Wurz. Uebrigens höre! erkannteſt Du die Stimme und die blonden Locken?

Von wem? fragte Adolf zerſtreut.

Von Wallner. Die Extreme berühren ſich. Ich bin neugierig auf den folgenden Act.

Adolf hörte ihn nicht, er rieb ſich die Stirn und, als erwachte er aus einem Traume, fragte er Wurz: Sind ſie wirklich fort? — Nun, ſo laß uns auf den Platz hinaus, um zu ſehen, was ſie anrichten! — Sie gingen.

Der 31. October war eine Niederlage der Revolution. Weder die Vereinigung aller demokratiſchen Volksvertreter der kleinen Staaten für Berlin, noch die Erhebung Berlins für Wien, noch endlich die Wirkung des demokratiſchen Congreſſes auf die Provinzen im Augenblick der Berliner Revolution — denn um nichts Geringeres handelte ſich's hier — trat ein. Die Deputirtenverſammlung zog ſich auf die Nationalverſammlung, die Nationalverſammlung auf Frankfurt zurück, der demokratiſche Congreß verließ ſich auf Berlin, Berlin zeigte ſich unfähig, die Erhebung zu beginnen. Durch den halt- und machtloſen Congreß ſelbſt verlor die demokratiſche Partei ihre achtunggebietende Stellung, durch die Schwäche der Demonſtration für Wien war die erſchlaffte Stimmung der Hauptſtadt unwiderleglich bewieſen. Wer ſollte nun noch ein demokratiſches Miniſterium ſchaffen?

Niemand hatte einen ſolchen Ausgang der glänzenden, anhaltenden, großartigen Agitation, die ſeit einigen Tagen Berlin und die Provinzen in Athem erhielt, erwartet. Als Wallner und der Finanzrath ſich in ihrem eigenen Verein verlaſſen und von ihren Gegnern geſchlagen ſahen, waren ſie feſt überzeugt, die allgemeinſte Erhebung werde folgen und eine ähnliche Revolution wie in Wien eintreten.

Wallner hielt die Contrerevolution für eine verlorene Partie. Er griff daher, um ſeiner Leidenſchaft zu genügen, zu einem verzweifelten Mittel gegen Adolf. Er wollte ſich ſeiner im Gewühl des Kampfes, den er am 31. erwartete, entledigen und die bevorſtehende politiſche Niederlage durch einen perſönlichen Sieg ausgleichen. Der ſchimpfliche Sturz in ſeinem eigenen Vereine hatte ihn zu dieſem Plane getrieben. Er ſchloß ſich einem literariſchen Freunde aus der Provinz an, der ſeine Berliner Parteiſtellung nicht kannte, erklärte ſich für die rothen Republikaner des Congreſſes, deren Verhältniß zu Adolf er in den Verhandlungen des Congreſſes kennen gelernt, und ließ ſich von dieſem in den Club einführen. Der Club beſtand faſt gänzlich aus Fremden, Adolf und Wurz pflegten ihn nicht zu beſuchen; ſie legten ihm nur einen theoretiſchen Sinn bei und fürchteten von ihm nicht ohne Grund practiſche Verſtöße. So war Wallner nicht ſehr gefährdet, entlarvt zu werden, ſelbſt wenn er erkannt wurde. Dagegen fand er hier einen Zorn gegen Adolf und ſeine Freunde, der ihm ſehr wohl that, und es herrſchte nur Eine Meinung darüber, daß die „Diplomaten“, wie ſie ſpottweiſe genannt wurden, beim Siege der Revolution beſeitigt werden müßten. Sie ſind zu nichts zu brauchen, ſchrie Wallner, als er dies hörte, weder als Kämpfer, noch als Tribunen! Und er feierte einen Triumph, wie er ihn nicht gehofft hatte, und erhielt eine volle Genugthuung, als er bei ſeinem theatraliſchen Abgange Adolf und Wurz in einer Verſammlung der eigenen Partei feierlich für Verräther erklären konnte.

Das iſt die Ironie davon, ſagte er zu ſich ſelbſt, ſie ſind zu Grunde gerichtet, ſo oder ſo. Adolf wird ſich verzweifelt in die Gefahren ſtürzen, um dieſe Schande nicht zu überleben, und ich ſpare mir ein thätliches Eingreifen, was ohnehin meinem Charakter widerſtrebt. Ich bin eine contemplative Natur, beſſer darauf eingerichtet, die Handlungen Anderer zu verſtehen und zu leiten, als ſelbſt Hand anzulegen. Die Sache iſt aber vortrefflich im Gange. Siegt die Revolution, ſo ſind die „Diplomaten“, ſiegt die Contrerevolution, ſo ſind die „Demokraten“ verloren.

So rechnete Wallner. Die Ereigniſſe traten raſch ein, um ihn zu berichtigen. Die Berathung der Nationalverſammlung über den Antrag, Wien zu Hülfe zu eilen, dauerte bis in die Nacht hinein. Dieſen Abend gab es ein ſeltſames Schauſpiel. Ein Decorationsmaler hätte es ſich nicht beſſer ausdenken können. Das Volk umdrängte den Sitzungsſaal des Schauſpielhauſes von allen Seiten und forderte „einen Kreuzzug nach Wien“, die Thüren waren belagert und geſperrt, nur die Männer des Volkes, die bekannt waren oder die das Zeichen des demokratiſchen Congreſſes am Hute trugen, gingen frei durch die Maſſen hin und wieder, Fackeln wurden herbeigebracht und beleuchteten die Scene, rothe Fahnen flatterten im Winde, jede Fahne von Fackeln und Bewaffneten umgeben. Die Bürgergarde wurde herangeführt, um das Gebäude frei zu machen. Sie war nicht gegen das Verlangen des Volkes, aber ſie erklärte ſich eben ſo wenig entſchieden dafür. Die Trommeln wirbelten zum Angriff, die Colonnen rückten heran; wenn ſie aber die Volksmaſſen erreicht hatten, hörte man ein lautes Jubelgeſchrei, die Gewehre wurden auf die Schulter genommen und die Anführer commandirten zum Rückzuge. Das Volk blieb ruhig im Beſitz der Hauptthüren und empfing ſeine Freunde mit Beifall, ſeine Gegner mit Verwünſchungen, als die Sitzung aufgehoben und die Hülfe für Wien den Frankfurter Volksverräthern überlaſſen wurde.

Es fehlte in dieſem Gewühl nicht an Verſuchen, den Ausbruch des Kampfes mit der Bürgerwehr hervorzurufen, Schüſſe wurden abgefeuert, Barrikaden in Vorſchlag gebracht, aber Schützen und Redner fielen allemal in die Hände des Volkes und wurden ins Gefängniß geführt: ein Zuſammenſtoß mit der bewaffneten Bürgerſchaft war wider die Parole des Tags.

In dieſer Halbheit der Revolution gingen Wallner die Gedanken aus, und er ſuchte ſich, verwirrt über das loyale Benehmen des revolutionären Volkes, von ſeinem rothen Freunde loszumachen und aus dem Gewühle zu entkommen.

Ich bin ein Laie im Revolutioniren, ſagte er zu ſich ſelbſt, das iſt klar! Dacht' ich doch, die Rothen würden alle Halben und alle Philiſter umbringen, unterdeſſen ſcheint mirs, als wäre die ganze Aufregung der Menge gegen mich perſönlich und gegen Alle, die Ironie mit der Revolte treiben, gerichtet!

Seine Gedanken wurden von einem merkwürdigen Zuruf begleitet. Deutlich ſcholl es hinter ihm her: Eduard, ſchöne Maske mit der gebiſſenen Wange, wo ſind die Barrikaden?" Dieſe Stimme war unverkennbar von Wurz. Ein zweiter, ihm unbekannter Zuruf im durchdringenden Baß: „Haltet dort den grauen Mantel!" beſchleunigte ſeine Schritte. Er war in Todesangſt. Er hielt ſich für verloren; ſchon hatte man ihn beim Mantel ergriffen, und er wäre unfehlbar in die Hände ſeiner Feinde gefallen, wenn nicht die Oertlichkeit, die er geſchickt benutzte, ihn gerettet hätte. Er ließ den Mantel mit ſammt den Piſtolen fahren, ſchwang ſich auf die Stufen der Kirche, bei denen er angelangt war, ſetzte über den untern Peron und kam ſo mit zwei entſchloſſenen Sprüngen ſeinen Verfolgern aus dem Geſichte.

Wurz hatte eine große Freude über dies Intermezzo, Adolf Duclos aber ſagte: Wie muß es in ſeiner Seele ausſehen, daß er dies unternommen hat! Soll ich Dir geſtehen, mein Freund, daß ich anfange, zu überlegen, ob ich dieſen Menſchen nicht zu grauſam behandelt habe? Bin ich es nicht, der ihm Alles entriſſen hat, Liebe, Ehre, Ruhm und Zukunft, Alles, was einem Menſchen das Leben erſt werth und ſchön macht? Ich begreife ſeine Rache.

Und ich ſeine Dummheit, fuhr Wurz fort. Jeder iſt ſeines Schickſals Schmid. Vor einigen Stunden dacht er noch, den Demagogen könne man ſpielen, wie den Leporello. Wenn er vom Perron herab ſich nicht den Hals gebrochen hat, ſo wird er dieſe Rolle jetzt ſatt haben.

In dieſem Augenblick trat Rohr zu ihnen heran. Wien iſt genommen, ſagte er, und Ihr?

Du ſiehſt, wir ſind geſchlagen ohne Schlacht! antwortete Adolf Duclos gelaſſen.

XVII.

Der Beſuch in der Villa Amaſe's.

Wurz war nach Potsdam vorausgeeilt und hatte Franciska von dem Mißlingen der großen Agitation und vornehmlich von Adolfs Stimmung erzählt.

Es greift ihn mehr an, als uns alte Vogelſteller, ſagte er, die wir es längſt gewohnt ſind, daß die Droſſeln uns die Beeren aus den Dohnen freſſen und ungehangen davon fliegen. Da weiß ich keine beſſere Medicin, als Dich, meine theure transatlantiſche Freundin, und Deinen Zaubergarten vom Geburtstage Deines Vaters her, den Du noch neulich wieder verſchönert haſt. Wir wollen ſie dort empfangen und bewirthen. Was meinſt Du?

Franciſca reichte ihm die Hand, und indem ſie hinübergingen, ſagte ſie: Wie biſt Du zu beneiden, lieber Doctor, um Deine unerſchütterliche Heiterkeit. Mir wird es nicht ſo leicht. Ich ziehe mich ſeit mehren Tagen ſchon auf meinen amerikaniſchen Boden zurück, und mit melancholiſcher Sehnſucht ſchau' ich dort in unſre freien Fluren hinein, auf den Strom, der ſie durchwandert, und auf die Wälder, die ſie umſäumen. Der Anblick zieht mich hinein, und allmählig bringt die alte Zuverſicht mir wieder in die Seele; ich weiß es ja, dies iſt mehr als eines Malers Schöpfung, dies Land der Zukunft, ein freier Welttheil und die halbe Welt! — Sie führte ihn in den amerikaniſchen Saal und hieß ihn als einen Abgeordneten von den Stammvätern willkommen im Reich der Angelſachſen.

Wurz und Franciſca erheiterten ſich in der That unter der Fülle ſchöner Blumen, die ſie bei ihrer phantaſtiſchen Auswanderung antrafen. Und als Adolf und Rohr dazukamen, wurd' es ihnen nicht ſchwer, ſie mit ſich fortzureißen, vorzüglich da Franciska dafür geſorgt hatte, daß die Geſellſchaft nach der Art ihres Vaters bewirthet und durch neue Ankömmlinge von Zeit zu Zeit aufgefriſcht wurde. Es war darauf angelegt, die Politik bei Seite zu ſchieben. Franciska führte Adolf umher und verwickelte ihn in ein Geſpräch über die Geheimniſſe der Familie.

Auf die Dauer war jedoch die deutſche Revolution aus der künſtlichen Villa des alten Amaſa nicht fern zu halten. Eins der jungen Mädchen, das dazu kam, brachte die Nachricht mit, Eduard Wallner ſei zum Hiſtoriographen des Prinzen ernannt, womit es auch wirklich den komiſchen Eindruck, den es gehofft hatte, hervorbrachte und Wurz zu der boshaften Bemerkung reizte: Er iſt zu beklagen, Heine hat ihm den Stoff vorweggenommen in dem Epigramme: „Zu Berlin im alten Schloſſe ꝛc.“

Darauf erſchien der alte Duclos und erzählte, er habe den Finanzrath geſehn —

Unſern Laubfroſch? fiel Wurz ein. Nun, ſaß er hoch oder in der Patſche?

Hoch, auf der oberſten Sproſſe, erwiderte der Alte. Leider prophezeiht er umgekehrt. Sein gutes Wetter iſt ſchlecht für uns. Es iſt nicht mehr mit ihm zu leben. „Wir wiſſen jetzt, daß die Wiener Empörer niedergeworfen und gezüchtigt worden ſind, ſagte er zu mir, unterwerft Euch, ehe es zu ſpat iſt!“ Und mit dieſen Worten ging er ſtolz davon.

Vor acht Monaten, bemerkte Franciska, hatte er beſſere Nachrichten und beſſere Gedanken!

Was wir bisher von Wien hörten, ſagte Adolf, waren unzuverläſſige, voreilige Berichte, dieſe dagegen haben wir alle Urſache für wahr zu halten. In unſre Sprache überſetzt: Die Barbaren haben über Wien geſiegt und werden nun alle Greuel ihrer rohen Rachſucht über die unglückliche Stadt entfeſſeln.

Die Reihe kommt jetzt an Berlin, ſagte Rohr.

Er hatte noch nicht ausgeſprochen, ſo erſchien Tibold in der äußerſten Aufregung und berichtete: Ich bringe eine unverhoffte Neuigkeit. Die Nationalverſammlung hat einſtimmig gegen die Staatsſtreichsminiſter proteſtirt und eine Deputation an den König abgehn laſſen. Es iſt klar, daß der Hof jetzt nicht nachgiebt. Wir erleben entweder eine Sprengung des Parlaments oder ein langes Parlament und einen kurzen König. Die Nationalverſammlung muß kämpfen und ſie kann kämpfen; ſie hat das Volk in Maſſe auf ihrer Seite. Es lebe der Krieg!

Wie ein elektriſcher Funke ſchlug die Nachricht ein und belebte alle Herzen. Adolf war auf's Aeußerſte überraſcht, er zweifelte, daß der König die Verſammlung angreifen werde. Es wäre ein ganz unerhörtes Glück für unſre Partei, rief er aus, ich glaub' es nicht, weil ich nichts ſehnlicher wünſche als dieſen klaren gemeinverſtändlichen Gewaltſtreich gegen das Volk. Er würde mehr leiſten, als eine zehnjährige Unterwühlung der Despotie vermocht hätte.

Ja, Tyrannei oder Gerechtigkeit? iſt eine verſtändliche Frage, bemerkte Wurz. Daß ſie geſtellt wird, ſei gewiß. Um ſie aber richtig zu beantworten, werden wir mindeſtens 100 Jahre Zeit brauchen und dann immer noch obendrein einen allgemeinen Mißwachs der Einfalt, einer deutſchen Pflanze, womit wir in dieſem Jahr ſo reichlich geſegnet ſind, daß wir ſie ſelbſt in Kirchen und Schauſpielhäuſer haben einführen müſſen. Uebrigens ſoll mir's ein Genuß ſein, wenn alle dieſe geheimen Räthe rebelliren und mit ihrem Brodherrn auf den Kriegsfuß kommen. Unſre Armee vergrößert ſich dadurch ſehr, nur fürchte ich, ſie wird wie eine geſchwollene Fauſt, der ihre Größe nichts nützt.

Der Bürgerkrieg, ſagte Rohr, iſt noch nicht losgebrochen, aber er kommt ganz ſicher, und kommt er nicht durch die Dummheit unſrer Politiker, ſo kommt er durch die Neugierde und durch die Rachſucht der Gardejunker. Sie wollen Berlin brennen ſehn, weil Wien in Brand geſteckt wurde. „Kamerad, wo wird ſich's am beſten ausnehmen?“ fragte geſtern der Prinz Lachs einen alten Oberſt von der Artillerie, „und hat der König ſchon ein nächtliches Bombardement geſehn? Es muß magnifique ſein! Er muß das Neſt brennen ſehn, er muß die Genugthuung haben, und wir wollen unſre Cigarren daran anbrennen, wollen wir das thun, Oberſt?“ — Der alte

Oberſt erwiderte: „Der König hat das Alles ſchon geſehn, als er noch jung war.“ Und nun erzählte er: „In der Campagne von 1815, als wir bei Bellealliance geſiegt hatten, war ich Commandant von La Capelle geworden. Das Ding liegt eben in Frankreich, wenn man hinein kommt, dicht an der belgiſchen Grenze und nicht weit von der Feſtung Landrecy, die wir, wie eine Menge anderer unſchädlicher Feſtungen bei unſerm Marſch auf Paris, nur blokirt hielten. Die große Armee ging vorbei und die Bomben lagen ſtill neben den Mörſern dieſer Blokadecorps. Ich hatte die Straße zu bewachen und Lebensmittel und Fourage anzuſchaffen. Alles was von Brüſſel nach Paris ging, paſſirte durch La Capelle. Eines Tages wurde mir der Kronprinz von Preußen, Seine jetzt regierende Majeſtät, und der Prinz Friedrich zum Frühſtück angemeldet. Das würde jeden Andern als mich in große Verlegenheit geſetzt haben, denn die Durchzüge der Franzoſen, Engländer und Preußen hatten in der kleinen Stadt nichts Geſcheidtes übrig gelaſſen; als ich zuerſt hinkam, war Alles ratzenkahl weggefreſſen und ſelbſt die Menſchen waren fort. Ich hatte zwar allmählig Menſchen und

Vieh wieder angeſchafft, aber ein Frühſtück, Sie verſtehn mich, meine Herren, ein ordentliches Frühſtück in La Capelle — daran war nicht zu denken. Dennoch konnt' ich es leicht ſchaffen. Die Gutsherren in der Umgegend weit und breit, denen ich ihre Ochſen abkaufte und ihre Kühe wie Ochſen bezahlte, ſuchten meine Gunſt und ſchickten mir Faſanen, Hühner und Champagner in Menge und unter ihren Köchen konnt' ich mir den beſten ausſuchen. So zauberte ich Alles zuſammen, und als die Prinzen kamen, machte ich mit meinem Frühſtück Aufſehn. Zwei Officiere waren noch mit zu Tiſche, ich als Wirth der fünfte. Wenn ich aber ſagen ſoll, wie viel Faſane und wie viel Champagner dabei zu Grunde gingen, ſo erſchrecke ich noch immer. Wir ſchlugen eine Armee dieſes Gelichters, die ich hatte aufmarſchiren laſſen, aus dem Felde. Vor allen aber zeichnete ſich rühmlichſt ſchon damals aus Seine jetzt regierende Majeſtät, der Zeit Kronprinz von Preußen. Die Faſanen leiſteten ihm keinen Widerſtand, er wußte ſie ganz und gar zu ſchätzen, und die Flaſchen in ſeinem Kübel, denn wir tranken den Mouſſeux natürlich frappirt, im Juli iſt das köſtlich, wechſelten wie die

Eimer im Brunnen. Als ich dieſen unerhörten Fleiß im Eſſen und Trinken und dieſe glänzenden Erfolge mit eignen Augen ſah, da glaubte ich daran, daß der alte König Ulyſſes einen ganzen Saurücken und zehn Lederſäcke Wein verzehrt hat, ja, ich war überzeugt, unſer Kronprinz, wenn er mit bei den Fäaken zum Eſſen geweſen wäre, hätte den alten Schweinekönig unter den Tiſch getrunken. Der Prinz Friedrich war enthaltſam und ſchlank; er trug feine und elegant anliegende Kleider, wie ein Gentleman, der Kronprinz dagegen trug ſich populär, wie ein Mann des Volks, er hatte Raum in ſeinem Gürtel; und ein alter grauer Mantel und eine blaue Feldmütze mit rothem Rand darum verbargen die ganze Figur, als er aufbrach. Er war noch immer in ſeinem Gleichgewicht und ſtand aufrecht in ſeinen Schuhen, als ich ihn zum Wagen geleitete. Beim Einſteigen, als er die Handhabe am Wagen ſuchte, griff er fehl — das kann Jedem begegnen, meine Herren, wenn er gefrühſtückt hat — und ſtand etwas erſchüttert wieder neben mir, als ich ſchon erwartete, er ſäße im Wagen. Lächelnd ſah er ſich an und lächelnd mich und fragte: »Schlafen Sie gern?« — Ich ſchlafe gut und gern, erwiderte ich, aber wenn ich Ew. Königl. Hoheit dienen kann, bin ich bereit die ganze Nacht zu wachen. — »Sie ſollen heut Nacht nicht ſchlafen!« ſagte er, und ſtieg mit meiner Hülfe glücklich in den Reiſewagen. Er nickte mir holdſelig zu und wiederholte: »Sie ſollen nicht ſchlafen!« Die andern drei ſprangen in den Wagen, wie nüchterne Haſen, warfen die Thür hinter ſich zu und grüßten mich kaum, als ſie fortrollten. Dem alten Major, unter dem ich commandirte, und der an ſeinen Wunden zu Bett lag, erzählte ich den Vorfall und fragte ihn, was der lockere Prinz wohl damit gemeint hätte: »Sie ſollen nicht ſchlafen?« Er war mürriſch und ſprach ſehr unehrerbietig über den Prinzen. Ich hingegen konnte die Prophezeihung nicht aus dem Kopfe bringen, und als ich mich zu Bett legte, war ich nicht im Stande zu ſchlafen.“ — Er hielt einen Augenblick inne. „Nun, rief der Prinz Lachs, iſt das ein Wunder? Sie hattens nicht gewagt, ſich ordentlich zu betrinken, ſonſt wären Sie wohl eingeſchlafen. Nun waren Sie blos aufgeregt, weil Sie Andre hatten trinken ſehen.“ — „Ich warf mich hin und her, fuhr der alte

Oberſt fort, und dachte immer: »Sie ſollen nicht ſchlafen!« Endlich aber war ich grade über dieſem eintönigen Gedanken eingeduſelt. Da krachte es, wie der Weltuntergang über meinem Haupte, Schlag auf Schlag, und die Blitze zuckten zum Fenſter herein. Ich ſprang aus dem Bett, und kaum war ich in den Kleidern, ſo wirbelten die Allarmtrommeln durch die Straßen, die ganze Mannſchaft rannte nach den Sammelplätzen; und was war es? Seine Königliche Hoheit waren direct vom Frühſtück nach Landrecy zu dem Commandanten des Belagerungscorps gefahren und hatten ihn bewogen, die Stadt zu bombardiren, weil Sie noch kein nächtliches Bombardement geſehen hätten und grade in der Stimmung wären, ein ſolches Schauſpiel zu genießen. Die Stadt brannte an allen vier Enden, der Himmel ſtand in einem praſſelnden Feuer, denn viele Bomben ließen die Feuerwerker mit Fleiß in der Luft krepiren. Das Alles kam von meinem guten Frühſtück in La Capelle und von dem Fehlgriff, als der Prinz in den Wagen ſteigen wollte; denn das ſah ich wohl, dabei fiel ihm ein Witz ein. Das war Landrecy und das nächtliche Bombardement. Ich wußte nun, was es hieß: »Sie ſollen nicht ſchlafen!« Der König, ſein Vater, wurde aber ſehr böſe, als er es erfuhr. Denn die Stadt war verwüſtet, und viele Menſchen umgekommen. Er gab ſeinem Sohne — einen Verweis und beſtrafte den Commandanten des Blokadecorps von Landrecy. Alſo, wie geſagt, fuhr der alte Oberſt zu den Garde du Corps fort, Seine Majeſtät hat das Alles ſchon geſehen. Wir können Berlin in Gottes Namen auch bei Tage bombardiren, es wird ihm einerlei ſein. Auch ſtört ihn ſo etwas nicht in ſeiner Tiſchordnung. Nur die Revolution hat ihm den Appetit verdorben.“ — „Darum müſſen wir die Revolution zuſammenſchießen, Alterchen!“ ſchrie der Prinz Lachs. — Ich habe Euch die Geſchichte erzählt, wie ich ſie mit angehört habe, fuhr Rohr fort. Brüder, ſo reden und ſo denken dieſe Menſchen! Mit dieſer Rohheit und Unverſchämtheit iſt das Lager der Royaliſten wieder angefüllt, ſeit Windiſchgrätz geſiegt hat. Wir müſſen die Donnerſtimme des Volkes wieder aufwecken, ſonſt ergreift dies ehrloſe Geſindel noch einmal in ganz Deutſchland die Zügel der Gewalt.

Die Geſellſchaft erfuhr noch an demſelben Abend das

Schickſal der Deputation in Sansſouci, welcher der König den Rücken zugewandt hatte.

Die Jünglinge eilten nach Berlin.

XVIII.

Der Hinterhalt.

Wehmüthig ſah Francisca ihnen nach und: werden wir ihn wiederſehen? fragte ſie ahnungsvoll den alten Duclos und verbarg ihre Thränen an ſeiner Bruſt. Auch er war bewegt, aber er beherrſchte ſich, wenn auch mit Mühe. So günſtig die politiſche Frage für die Demokratie geſtellt war, ſo allgemein ſchien die Niedergeſchlagenheit zu ſein. Nur die muthigen Jünglinge dachten nicht daran, daß ſie unterliegen könnten, und im Sturm der nächſten Tage wurden ſie wirklich dem Gelingen ihrer heißeſten Wünſche oft ſo nahe geführt, wie nie zuvor.

Die Deputirten waren durch Soldaten aus ihrem Sitzungsſaal verdrängt; der Unwille über dieſe Gewaltthat durchzuckte alle edlen Herzen. Selbſt die Soldaten waren nicht unempfindlich gegen den Spott und Hohn, womit das Volk durch ſeine eigenen Söhne überhäuft wurde. Was unklar in ihrem Herzen gährte, konnte leicht zu einem deutlichen Ausbruch kommen, und Adolf, Tibold und Rohr benutzten jede Gelegenheit, ihn herbeizuführen. Die Stimmung der Truppen war beſſer als die der Bürger, ihre Jugend machte ſie empfänglicher für ihre eigene Ehre und für die Freiheit, der ſie wider Willen den Krieg machten. „Es iſt nicht ſehr ſchmeichelhaft für die Berliner,“ ſagte Rohr, „aber wir können vielleicht ohne ſie einen großen Erfolg haben. Verſuchen wirs!“

Es war einer Anzahl von kleinen Corps in den Straßen begegnet, daß man ſie zum Angriff auf das wehrloſe Volk führen wollte. Sie hatten ſich allemal geweigert, und kein Schuß war gefallen, ſo oft die Officiere auch zum Feuern commandirt hatten. Die Corps wurden daher verſtärkt, man mußte fürchten, daß die Soldaten ſich für die Nationalverſammlung erklärten. In Potsdam herrſchte der bleiche Schrecken, und als die Nationalverſammlung im Schützenhauſe geſprengt werden ſollte, rückten mehr als 6000 Mann über den Alexanderplatz. Sie ſtellten ſich auf, und ſogleich miſchte ſich das Volk in ihre Reihen. Man trank und ſcherzte zuſammen, und als der Anführer zur Vertreibung der Maſſen aufforderte, erſcholl ein allgemeines Gelächter. — Welch' ein Ereigniß! rief Rohr. Unſere Freunde wurden von dem günſtigen Augenblick hingeriſſen, ſie gingen die Reihen durch und forderten die Leute auf, ſich offen für die Nationalverſammlung zu erklären.

Gebt uns Gelegenheit, es zu thun! erwiderten die Soldaten, und als Wallner, der unter der Menge war, auf einen ſeiner Bekannten unter den Officieren zueilte und in der leidenſchaftlichſten Aufregung verlangte, er ſolle die Aufwiegler gefangen nehmen, ſchloſſen die Soldaten dieſe Männer von ihm ab und öffneten ihnen den Durchgang nach der entgegengeſetzten Seite. Rohr und Tibolt blieben auf der Straße. Sie hörten überall den Zuruf: gebt uns Gelegenheit! und dies waren Garderegimenter. Adolf hingegen eilte zum Präſidenten der Nationalverſammlung und theilte ihm die günſtige Lage der Dinge mit.

Der Eindruck dieſer Nachrichten war überwältigend. Nichts konnte erwünſchter ſein. Der Vorſchlag, eine Proclamation an die Soldaten zu erlaſſen und ſie unter den Befehl der Verſammlung zu ſtellen, war eine Folge davon. Aber — die Verſammlung verwarf die Maßregel, ja, ſie befahl ſogar den fliegenden Corps, die zu ihrem Schutze herbeieilten, ſich zurückzuziehen, und — einige Stunden ſpäter wurde ihr Präſident nach paſſivem Widerſtande hinausgeführt und auch dieſer Sitzungsſaal mit Soldaten beſetzt.

Finis Borussiae! rief Wurz, als er mit Adolf zuſammen die Treppen hinabſtieg, und die beiden Officiere kamen mit der Nachricht, Wallner ſei unterdeß zu dem Corpscommandanten aufs Schloß geeilt und habe ſeinen Zweck erreicht. Nach dem Befehl vom vorigen Tage, Jeden zu erſchießen, der es verſuchen würde, die Truppen zu verführen, ſeien ſogleich mehrere kleine Trupps unter Anführung erprobter Royaliſten gebildet, um Rohr, Tibold und Adolf aufzuheben. Sie zogen ſich in das Volksgedränge zurück und Adolf und die beiden Officiere beſchloſſen, den Abend nach Breslau abzureiſen. Man hoffte noch auf eine Erhebung der Provinzen für ihre Vertreter in der Nationalverſammlung. Und wirklich, eine Entſcheidung der Waffen für das Recht des Volkes konnte von dieſem Augenblick an nur noch durch die Landwehr, die zugleich eine militäriſche und eine demokratiſche Autorität war, kommen. In Berlin raubten die Bürger und die Nationalverſammlung ſelbſt den Truppen alle Gelegenheit, ſich zu erklären.

Wir werden in Deine Wohnung kommen, ſagte Adolf zu Wurz, der ein Abſteigequartier in der Stadt hatte, und in Deinem Wagen nach Köpnick fahren. Bereite uns Alles zur Abfahrt vor. Wir beſorgen noch einige Geſchäfte.

Wurz ſah ihnen eine Weile traurig nach. Sie nehmen ein gutes Stück Weſteuropa mit, rief er unmuthig aus, dann ging er raſch in ſeine Wohnung und ließ den Wagen kommen, den er in Berlin für ſeine Beſuche hielt. Er war verſtimmt und aufgeregt, eine ſonderbare Unruhe und Ahnung ergriff ihn. Sie ſind wahrlich bei mir nicht ſicher, ſagte er zu ſich ſelbſt. Wie? wenn man mein Haus beſetzte? Es iſt ja dem Schuft, dem Wallner, bekannt! Ja, dem Schuft! Hätt' ich doch Stein und Bein geſchworen, daß der Menſch ſolche Streiche nicht machen würde! Um dieſe Falle zu vermeiden, ſandte er zwei Burſche aus, nach jeder Seite der Straße Einen, welche die jungen Leute kannten, und ließ den Wagen in dem nahen Thorwege des Kutſchers warten. Er ſelbſt blieb in ſeinem Zimmer.

Wie er unruhig auf- und abſchritt, erſchien ſeine Aufwärterin, eine bejahrte Frau, die ihm als ihrem Geſundheitspfleger ſehr zugethan war und erzählte in der heftigſten Aufregung, ſeit einigen Tagen würde von Perſonen, die ihr verdächtig ſchienen, im Hauſe viel nach ihm gefragt, auch vor einigen Stunden ſei dies wieder geſchehen, und ſie habe nicht leugnen wollen, daß der Doctor in der Stadt ſei, da es ja doch Kranke ſein könnten.

So? ſo? erwiderte er, alſo geht die alte Spionage ſchon wieder los! hm! ja, krank ſind ſie, das iſt gewiß, zu helfen iſt ihnen aber auch nicht.

Sie fuhr fort, wenn er was zu fürchten hätte, was ſie nicht wiſſen könne, möge er doch Berlin lieber jetzt als ſpäter verlaſſen und keinen Augenblick zögern.

Nein! Mütterchen, nein! ich habe hier im Zimmer, d. h. hier im Hauſe zu thun.

Ach, lieber Herr Doctor, fing die Frau jetzt an, ich würde Sie über die Hintertreppe durch den Garten bringen; aber ängſtigen Sie mich nicht; wenn Sie durchaus im Hauſe bleiben müſſen, ſo kommen Sie zu mir und ziehen Sie von meinen Kleidern welche über, ſo ſind Sie ſicher, bis Sie fortfahren, und können immer zum Hauſe hinaus.

Wurz lachte über den Einfall; aber was hatte die Alte ſo beſorgt gemacht? Es iſt wahrlich Alles möglich, dachte er, und grade jetzt könnte mir kein ſchlimmerer Streich geſpielt werden, als wenn man mich feſtnähme und dadurch hinderte, die jungen Leute in Sicherheit zu bringen. Er folgte alſo der Alten, nahm eine Schürze, einen Mantel und einen Hut von ihr, ſcherzte noch eine Weile mit der guten Frau, die über ſeine Verwandlung ſelbſt ganz verwandelt wurde, und beſchloß dann in dieſem Coſtum ſich einmal umzuſehen und ſeine Vorpoſten zu beſuchen.

Die Wärterin trieb ihn an und empfahl ihm alle Vorſicht. Er ging hinunter. Der Flur war von Militär beſetzt. Er nahm den Gang eines alten Mütterchens an. Man ließ ihn ungehindert hindurch. Jetzt verſtand er die

Angſt der Alten und ſegnete ſeine eigene. O, ſagte er zu ſich ſelbſt, hier war es nicht auf mich abgeſehen! — Und unter den Soldaten, die ſchweigend von der Thür ab eine Reihe bildeten, entdeckte er mit einem flüchtigen Seitenblick den Feind, den er gefürchtet hatte, den unvermeidlichen Dramatiker. Von der Straße war kein Soldat zu ſehen. Eine unbeſchreibliche Angſt befiel ihn, die Jünglinge möchten im Finſtern den Vorpoſten entgehen und in dieſe abſcheuliche Falle gerathen. Welchen Weg ſollte er nun aber einſchlagen? auf welcher Seite war er am nöthigſten? und er durfte nicht ſtocken. So war er ſchon über zwanzig Schritte vorwärts nach der Seite des Thorwegs, wo ſein Wagen hielt, ehe er ſich entſchloß, wirklich dieſe Richtung zu nehmen. Kurz vor ihm ſchlüpften raſch drei Männer in den Thorweg, und als er herankam, fuhr der Wagen ſchon an ihm vorüber. Er rief ihm Halt zu, aber die Pferde erhielten bei dieſem Wort einen kräftigen Peitſchenhieb, und die Funken ſprühten wie Feuergarben unter ihren Hufen, wie ſie davon eilten.

Alſo ſeh' ich ſie nicht wieder, dachte Wurz, eh' unſer Schickſal noch einmal entſchieden iſt! — Sein Vorpoſten kam jetzt zu ihm heran. Mein Sohn, rief ihm Wurz zu, ſtille! lache nicht! und folge mir! — Er nahm ihn mit in den Thorweg ſeines Kutſchers, erfuhr, daß die Jünglinge dieſes Wegs gekommen und glücklich abgefahren ſeien. Er nahm einen Brief von Adolf an Franciska entgegen. Darauf gab er ihm die Frauenkleidung und ließ die Aufwärterin bedeuten, ſein Licht nicht auszulöſchen, damit die Feinde gefoppt würden und möglichſt lange im Hauſe auf der Lauer blieben. Er löſte auch den andern Vorpoſten ab, dachte noch einmal an die Sorgen ſeiner Aufwärterin und wie ſie ihm aus polizeilichem Zartgefühl die beredten Gründe ihrer Angſt, die Bajonnette auf dem Hausflur verheimlicht hatte, lachte herzlich über ſeine Maske und über ſein improviſirtes Entſchlüpfen, und mit einem kräftigen Fluch auf Wallner warf er ſich in den nächſten Wagen, um den letzten Potsdamer Zug zu ereilen.

XIX.

Die Flucht.

Es war Nacht. Der Himmel hing ſchwarz voll Wolken; ein feuchter Weſtwind hatte ſie verſammelt und drängte immer neue nach. Unheimlich blies er durch die Städte und Dörfer. Wo er eine Thür locker fand oder eine Luke auf dem Boden, da rüttelte er ſie los mit dumpfem Rucken und zuletzt donnerten ſie mit wiederholten Schlägen zu, — ein widerlicher Aufruhr für die Kranken, die nicht ſchliefen und für Alle, die rings um die Stadt mit ängſtlicher Spannung in die Nacht hinaus horchten; denn man erwartete das Scheußliche, daß die Stadt Berlin von preußiſchen Bomben zerſtört würde.

Franciſca kam im Nachtkleide herein. Sie ſetzte die Lampe auf den Tiſch und rief aus: Ich kann nicht ſchlafen! Sie fand den Vater Duclos in derſelben Stimmung.

Hörſt du nichts? fuhr ſie fort, das iſt ein Kanonenſchuß! und das! Es iſt ganz deutlich; man ſchlägt ſich in Berlin.

Sie hielten den Athem an und horchten. Die Schüſſe wiederholten ſich ganz deutlich.

Welche verworfenen Menſchen, rief Duclos aus, Städte und Länder ihrem Hochmuth zu opfern und mit den zerſtörenden Erfindungen der Wiſſenſchaft die Dummheit zu bewaffnen, um die Dummheit am Regiment zu erhalten, und doch iſt immer und ewig die Tyrannei nur das letzte Motiv der expulsio regum (Vertreibung der Könige) und der Republik.

Und konnte Adolf uns nicht mindeſtens einen Boten ſenden, wenn er ſelbſt nicht kommen durfte! ſeufzte Franciſca.

Die Hausglocke läutete. Wer kann das ſein? fragte der Alte. Nur wir ſind noch wach im Hauſe. Laß mich nachſehen!

Er nahm ein Licht, öffnete und fand den Doctor an der Thür. Ich ſah Euer Licht, ſagte dieſer, darum wollte ich Euch noch Nachricht von den Unſrigen bringen.

In Berlin ſchlägt man ſich? fragte beſorgt und haſtig der Alte.

Nein, Berlin hat ſich ergeben.

Und Adolf?

Hier iſt ein Brief von ihm, lebt wohl, ich komme morgen bei guter Zeit, ſagte Wurz und verſchwand in der Nacht.

Wir haben uns alſo geirrt, mein Kind, ſagte der alte Duclos zu Franciſca und gab ihr den Brief. Sie las:

„Geliebtes Weib, der Strudel der Revolution reißt mich auf einige Zeit aus Deiner Nähe fort. Es iſt eine abſcheuliche Ebbe in den Herzen dieſer Menſchen, doch die Fluth und eine Springfluth wird darauf folgen. Ich kehre mit der Armee des Volkes nach Berlin zurück. Wir gehen nach Schleſien, um die Landwehr zu den Waffen zu rufen. Ich bin, wenn Du dies leſen wirſt, auf der Eiſenbahn. Auf baldiges Wiederſehen in der befreiten Hauptſtadt!“

Eine Nachricht wie dieſe wäre unter andern Umſtänden eine betrübende geweſen, jetzt beruhigte ſie Francisca und den Alten, denn ſie gab ihnen Gewißheit, entfernte die phantaſtiſchen Schreckniſſe der Nacht aus ihrem Gemüthe und ließ eine neue Hoffnung auftauchen. Der Sieg der Freiheit und des Guten iſt uns Religion, meine Tochter, ſo ſprach der Alte, er kann vertagt werden, aber nicht verloren. Die Revolution iſt allmächtig, ſie iſt das Evangelium der neuen Menſchheit.

Und wir werden unſere Apoſtel wiederſehen, ſagte Francisca, indem ſie dem Alten die Wangen ſtreichelte.

Unterdeſſen waren die jungen Männer in dem wüſten

Novemberſturm auf einer nächtlichen Fahrt, und dieſe führte ſie einer ernſtlichen Gefahr immer näher. Zwei Meilen um Berlin war ein Cordon gezogen, den auf den Hauptſtraßen ſtarke Militärtrupps beſetzt hielten. Alles, was heraus und herein kam, wurde genau unterſucht. War alſo die Verfolgung unſerer drei Freunde ernſtlich gemeint, ſo konnten dieſe Poſten bereits unterrichtet ſein und ſie gefangen nehmen.

Sie fanden einen ganz unerwarteten Beiſtand. Rohrs Geliebte, die er ſein Söffchen nannte, wohnte am Wege, er ließ den Wagen vor dem Hauſe ihrer Eltern anhalten, um Abſchied zu nehmen. Bei dieſer Gelegenheit kam die Gefahr zur Sprache. Das Mädchen war ſogleich entſchloſſen und rief: So fahr' ich mit, und Ihr werdet ſehen, daß ich Euch durchbringe, und wenn Ihr nur wißt, wo ungefähr jene Wachen ausgeſtellt ſind, ſo wird es mir nicht einmal eine große Aufopferung koſten.

Die Eltern und Rohr wollten ihren Plan wiſſen. Sie antwortete nicht darauf und ſagte ſchalkhaft und mit großer Sicherheit: Uebergebt Euch getroſt in meinen Schutz, ich werde den Wagen commandiren. Ihre Zuverſicht flößte

Vertrauen ein, man konnte ſich nicht zuwiderſetzen. Sie eilte zu dem Wagen hinab, unterſuchte die Lampen und ließ ſie anzünden; darauf ſah ſie nach dem Bedientenſitz und ließ einen Bedientenmantel herbeiholen. Die Fahrt ging nun fort, alle vier waren im Wagen ſehr vergnügt verſammelt und ſcherzten viel über ihren entſchloſſenen Commandanten und ſeine geheimen Pläne. Je näher ſie aber dem verhängnißvollen Cordon kamen, deſto ſtiller wurde es im Wagen. Wir werden bald an der böſen Stelle ſein, ſagte Söffchen, ich merke es ſchon an Eurer Stille. Rohr meinte, es könnten zehn Minuten, vielleicht noch eine Viertelſtunde zu fahren ſein, dann würden ſie den Weg beſetzt finden.

Gut, ſo laßt halten, commandirte Söffchen, ich ſteige mit meinem ſeidenen Mantel als Kammerzofe zu dem Kutſcher auf den Bock, Du, mein Lieber, nimmſt dieſen Mantel und beſteigſt den Bedientenſitz. Und wenn ſie uns fragen, was ich nicht einmal glaube, geben wir uns für Manteuffel ſelbſt aus.

So bildeten die beiden Liebenden die Schutzwache des Wagens.

Ein guter Einfall! rief Tibold aus.

Dennoch pochte ihnen ängſtlich das Herz, als ſie die Dragoner auf der Straße erblickten und der Officier zur Oeffnung der Linie commandirte. Er ritt an die Kammerzofe heran, grüßte ſie holdſelig und fragte nach dem Namen ihrer Herrſchaft.

Alſo doch! brummte Tibold, die Hunde thun hier Polizeidienſt.

Dies war ein Augenblick, denn als Adolf und Tibold Soffchens helle Stimme den verwünſchten Namen rufen hörten, war der Wagen ſchon wieder in Bewegung und die Linie der Todesgefahr überſchritten.

Nun ſage man noch, rief Tibold aus, daß der Teufel keine Macht mehr auf Erden habe!

Man ſollte denken, ſagte Adolf, es wären Mythen, wenn man in ſpätern Tagen lieſt, daß dieſer Name das diaboliſche Princip gegen die Religion der Zeit vertreten und daß der ruſſiſche Kaiſer den Namen Volksbeſieger geführt, ein Menſch, der wirklich bei jenen Aufſtänden in Petersburg dies Volk durch ſeine Perſönlichkeit allein vor ſich niedergeworfen hat.

O das ſind Lügen, erwiderte Tibold, er hat 1826 gezittert und gezagt. Alles, was wir von der Petersburger Herrlichkeit hören, iſt erlogen. Doch wir könnten jetzt unſern liebenswürdigen Autokraten, der wirklich durch ſeine ſeidene Perſönlichkeit das Aufpaſſervolk des Cordons beſiegt hat, wohl wieder in den Wagen hereinnehmen. Der Wind muß ihr unangenehm um die zarten Ohren ſauſen.

Das Söffchen dachte anders. Zur Vorſicht ließ ſie noch eine gute Strecke ſo weiter fahren; dann, als ſie ſchon die Lichter des Städtchens erblickte, verſammelte ſie die Geſellſchaft wieder im Innern des Wagens. In der ausgelaſſenſten Laune langten die jungen Männer mit ihrer ſchönen Retterin beim Bahnhofe zu Köpnick an.

Der Herr giebts doch den Seinigen im Schlaf, rief Tibold aus. Wie nothwendig hatten wir das Mädchen, und da muß ſie ſich grade finden! Und beim Abſchied brach er in die Worte aus: Rohr, Du magſt ſagen was Du willſt, ich muß ſie küſſen!

Sie weigerte ſich nicht, ſondern umarmte die Jünglinge nach einander mit dem Ausruf: So ſei es zur Brüderſchaft, Ihr Freunde, und kehrt ſiegreich zurück!

Auch Adolf wurde mit eingeſchloſſen ohne ſein Verdienſt, denn er dachte heim an Francisca, von der ihn die Ereigniſſe auf dieſe Weiſe entführten.

Sie ſprachen noch lange von dem entſchloſſenen Söffchen und wünſchten Rohr Glück zu dem Mädchen.

Ein gellender Pfiff und ſie flogen mit Dampfesgewalt von dannen, fort von dem Herde der Revolution, fort nach Oſten in die ferne Provinz. Sie fühlten wohl, daß dieſer Weg nicht der Weg der Revolution wäre, aber erſt in Breslau überſahen ſie den ganzen Verluſt, den die gute Sache erlitten hatte, als die höchſte Autorität des Landes, die Nationalverſammlung, ſich ſelbſt aufgab, ſtatt die Zügel der Regierung und des Kriegs muthig in die Hand zu nehmen.

Breslau blickte nach Berlin und das Land nach Breslau. In wenig Tagen war auch hier die Sache entſchieden, man konnte ſagen, ohne Kampf. Die Darſtellung unſrer Freunde, daß Berlin auf die Provinzen ſähe, daß man die demokratiſche Partei unter den Truppen durch die Landwehr unterſtützen und mit einem Heer nach der Hauptſtadt marſchiren müſſe, hatte gewirkt. Die Demokraten erließen eine Proclamation an die Provinz, Adolf und die Officiere wurden damit ins Gebirge geſandt.

Sie boten eine Colonne auf und verſuchten es, ſie von Ort zu Ort zu vermehren. Anfangs gelang es ganz nach Wunſch, als aber Breslau wider Erwarten unbeweglich blieb, zerſtreute ſich das Corps vor den Thoren dieſer Stadt.

Die drei Freunde konnten ſich kaum vor dem Zorn der Landleute retten; denn ſie ſchalten Breslau und ſeine Abgeſandten Verräther und Verführer.

Als ſie der Gefahr dadurch entgangen waren, daß ſie mit vollem Herzen dem Zorn ihrer Colonne gegen die Stadt ſich angeſchloſſen hatten, ſagte Adolf, wir haben hier nur unſre Berliner Erfahrungen wiederholt. Dieſe Trägheit iſt contrerevolutionär!

Sie überlegten ſich nun ihre Lage, und wurden bald darüber einig, daß ihnen nichts mehr übrig bliebe, als Preußen zu verlaſſen, ſo lange die Auflöſung der alten Polizeianſtalt noch dauerte.

Es iſt eine vorübergehende Erſchlaffung, über die wir aber alle unſre beſten Poſitionen verlieren, ſagte Tibold.

Wir wollen im Elſaß überwintern. Ich denke, daß im Frühjahr eine neue Revolution und reellere Feldzüge beginnen werden.

Adolf glaubte nicht, daß der Umſchwung ſo raſch erfolgen werde. Er ſchrieb an Francisca aus Strasburg: „Meine theure Verlaſſene, mit einer Reihe der paſſivſten Niederlagen führt uns der „paſſive" Widerſtand auf das linke Ufer des ſchönen Rheins. Die deutſche Sache liegt hart darnieder. Freie Formen werden wir nun nicht weiter erreichen und alle verlieren, die wir ſchon zu beſitzen glaubten. Unſre Perſonen, unſer Beſitz, unſre Gewerbe, unſer Recht, ſo weit der Despotismus ſie erreichen kann, wird er ſie ſchamlos vernichten. Mit dem Hochverrath gegen Volk und Verfaſſung beginnt er, mit Blut und Raub fährt er fort. Aber eben darum ſind wir nur äußerlich geſcheitert. In Wahrheit hat der Despotismus Alles verloren bis auf das Militär, welches noch keine Gelegenheit gefunden, ihn ebenfalls im Stich zu laſſen, er hat die Mehrheit des Volks demokratiſirt und iſt zur offnen Tyrannei einer kleinen Partei, der verhaßten Junker und ihrer willenloſen Werkzeuge, der Polizei, geworden. Die Republik iſt unvermeidlich. Der Auflöſung Oeſterreichs wird eine noch viel gründlichere Auflöſung Rußlands folgen, die ſlaviſche, die barbariſche Revolution. In dieſer ſtürzen alle Throne, welche das Barbarenthum bis dahin ſtützte. Deutſchland wird eine politiſche, Frankreich eine ſociale Demokratie und England verjüngt ſich zu nordamerikaniſchen Formen. Zu allen dieſen gewaltigen Umſchwüngen ſind die Vorausſetzungen vorhanden in den Köpfen und Verhältniſſen der Völker. Wir aber, die wir das Banner der Freiheit vorantrugen, wir ſind für den Augenblick geſchlagen. Für den Augenblick — wie die Weltgeſchichte ſo einen Augenblick verſteht, — für ein Dezennium, ein Luſtrum, eine Generation. Die Ereigniſſe löſen unſre Familie von Europa los. Du ſiehſt mich alſo dort angelangt, wo Du mich lange zu ſehn wünſchteſt, und wäre es nicht mitten im Winter und wärſt Du im Stande zu reiſen, ich würde Dir vorſchlagen, mit dem nächſten Schiffe in See zu ſtechen. Wann werden wir uns wiederſehn? Ueberlege Dir dies mit Wurz. Sorge für Deine Geſundheit, aber vergiß auch nicht meine Gemüthsruhe. Sie wäre für immer zerſtört, wenn Du mich entbehren lernteſt. Die Vogeſen und der Schwarzwald ſind mit Schnee bedeckt; noch ehe er ſchmilzt, werd' ich Dich ans Herz drücken und hoffentlich nicht Dich allein!

XX.

Für die rothe Republik!

So verſiegt der Rhein im Sande, wie dieſe preußiſche Revolution, ſchrieb ihm Wurz. Die Hoffnung richtet ſich auf die nächſte Generation, und auf dieſe Weiſe haſt Du Theil an der Zukunft. Franciska hat Dir einen tapfern Knaben geboren, den wir Robert nennen wollen, wenn Du zuſtimmſt. Dein Vater iſt glücklich über dieſe zweite Auflage ſeines Apollino, ohne daß die erſte vergriffen iſt. Es ſteht nichts im Wege, daß die ganze alte Privatherrlichkeit wiederkehre, als die Kleinigkeit, daß kein Menſch mehr damit zufrieden iſt. Ich pflege Franciska als treuer Diener der Hygieia, und um ihrer Geſundheit willen überträgt ſie mir die Beantwortung Deines Briefes. Sie droht Dir übrigens, ſich künftig an Deinen Stellvertreter zu halten, wenn Du ihr ſpäter noch einmal, wie jetzt, abhanden kämſt. In einigen Wochen bring' ich ſie Dir in die Republik, die Gott erhalten und beſſern möge. Bulletin von Potsdam: „Seine Majeſtät haben ſehr heiter geſpeiſt. Die Fonds ſind auf dieſe Nachricht geſtiegen.“ Du wirſt jetzt begreifen, warum wir ſo viel Credit haben. Die Conſtitution Sr. Majeſtät, die ſeit dem Frühſtück von La Capelle vorgehalten, läßt nichts zu wünſchen übrig. Auch das preußiſche Volk wird eine Conſtitution erhalten, deren erſter Paragraph lauten ſoll: Alle Geſetze ſind abgeſchafft und dürfen nie wieder eingeführt werden. — Wallner, ſagt die „Verläumdung“ in ihrem Feuilleton, ſei Polizeirath geworden, um die Spitzbuben zu ſtudiren, die künftig in ſeinen Tragödien auftreten werden. Uebrigens hat er neulich auf meinem Hausflur kalte Füße bekommen und leidet jetzt an der Grippe. In dieſem Zuſtande, ſagt man, hat er ein Memoire an den Reichsverweſer ausgearbeitet, er möge gegen Dich die deutſche Flotte auslaufen und kreuzen laſſen. Du ſiehſt, daß er Dich aufgiebt.

Adolf vergaß über dieſem Briefe, ſo lange er ihn las, ſeine Verbannung. Dann fiel ſie ihm deſto ſchwerer wieder auf die Seele. Sie iſt ein Vorgeſchmack des Todes, rief er aus, die Ueberlebenden richten ſich neu ein, wenige Wochen vermißt, dann vergißt man uns, und das Leben ſtürzt ſeine brauſenden Wogen über den Platz, den wir einnahmen. O Francisca, o meine Heimath und mein Volk, welch' ein widriges Schickſal reißt mich aus Eurem belebenden Kreis!

Er konnte ſich der Schwermuth kaum erwehren, und, als wollte er ſich ſelbſt betrügen, beſchäftigte er ſich ſogleich damit, ſeiner Familie, wenn ſie einträfe, eine ſonnige Wohnung in der Stadt zu bereiten. Die amerikaniſche Firma des alten Amaſa Wild ſtellte ihn unter den Schutz der vereinigten Staaten, dies ſicherte ihn perſönlich vor den Verfolgungen der treuloſen franzöſiſchen Behörden, und ſein Haus wurde das Aſyl vieler Flüchtlinge aus Deutſchland. Rohr und Tibold wohnten einige Wochen mit ihm zuſammen. Darauf — gegen Ende December — brachten ſie eines Tags einen Gaſt mit zu Tiſche, der ſie ihm entführte. Es war ein ungariſcher Officier. In Paris hatte er den General Dembinski für die magyariſche Armee gewonnen. Die Anſichten dieſes beſonnenen und ſchweigſamen Mannes über die Möglichkeit einer erfolgreichen Vertheidigung ſeines Vaterlandes gegen die öſterreichiſchen Horden waren unſern Freunden etwas vollkommen Unerwartetes, aber ſie leuchteten ihnen ein, und Rohr und Tibold wurden ſo davon hingeriſſen, daß ſie ſich auf der Stelle entſchloſſen, den Krieg mitzumachen, in dem es vorzüglich an Officieren fehlte. Sie reiſten am andern Tage mit dem Magyaren nach Marſeille. Die Freunde trennten ſich unter dem Rufe: Auf Wiederſehn in Berlin!

Adolf war nun einige Zeit von ſeinen nächſten Freunden verlaſſen; aber mit doppeltem Intereſſe verfolgte er, wie die Sonne wieder ſtieg, die glänzenden Siege der Magyaren, die Alles übertrafen, was der ungariſche Gaſt an jenem trüben Decembertage vorhergeſagt.

Ein großer Umſchwung der Dinge knüpfte ſich an die Siege von Kapolna, Gyöngyös und Waitzen. Das alte tyranniſche blutige Oeſterreich zerfiel, die Verwüſter Wiens wurden gezüchtigt, und Deutſchland athmete freier; es erblickte im Oſten eine ſiegreiche demokratiſche Armee, jetzt, wo es, in ſeinem Innern von der Revolution durchdrungen, die tyranniſchen treuloſen Abſichten der Habsburger und Hohenzollern klar vor Augen hatte. Die Ungarn marſchirten auf Wien, das deutſche Volk brauchte ſich nur zu regen, und die Welt war befreit. Das Wichtigſte von Allem jedoch, die Bewegungen in Frankreich für die ſocialdemokratiſche Republik, woran das Elſaß den lebhafteſten Antheil nahm, umgaben den Verbannten unmittelbar.

So raſch hatte Adolf einen neuen Aufſchwung nicht erwartet. Preußen ſchien ihm jetzt untergeordnet, die Sache war europäiſch geworden, eine Erhebung der Pariſer, und die Republik hatte geſiegt bis an die Grenzen der Aſiaten. Und Wurz und Francisca, die im Mai mit dem Knaben Robert eintrafen, fanden ihn vollkommen verwandelt und ganz und gar nicht mehr in der Stimmung zu Schiffe zu gehn.

Sie fanden ihn auch nicht mehr in der Stadt. In der Familie eines Ruſſen Tiſſanow und des Bürgers Chauderille hatte er die letzte Zeit vorzugsweiſe gelebt. Er war durch den Andrang deutſcher Flüchtlinge, die er aufnahm, aus ſeiner Wohnung vertrieben worden. Der

Bürger Lherbeville, welcher ihn den Citoyen Penſif zu nennen pflegte, traf ihn einmal Abends, nicht lange vor Franciſca's Ankunft, auf der Straße und fand ihn gedankenvoller als gewöhnlich. Was iſt mit Ihnen vorgegangen, rief er ihm zu, Sie ſind ſo ernſt, haben Sie ſchlimme Nachrichten?

Mehr als dies, lieber Freund, ſeufzte Adolf, ich ſuche, wo ich mein Haupt hinlege. Alle meine Zimmer und meine Betten, die ich für meine Familie einrichten ließ, ſind von Vertriebenen aus Deuſchland beſetzt, die ich aufnehmen mußte. Aber daß ich's Ihnen nur geſtehe, ich bin nicht ungern von ihnen ausgewandert. Die Politik dieſer Ländchen und dieſer Reſidenzen, die Dörfer ſind, verſtimmt mich. Ich zweifle nicht, daß ſie auf ihre Art etwas ausrichten; aber ſie ſind wie die Dorfzeitung neben dem großen Journal, und bleiben ſie mit ihrem Revolutiönchen allein, ſo ſind ſie allemal verloren. Jene Leute ſind vor der Hand verſorgt, aber nun weiß ich nicht, wohin ich ſelbſt mich wenden ſoll.

Ach, das iſt vortrefflich! rief Lherbeville aus, ſo nehm' ich Sie mit auf's Land. Liſſanow iſt ſchon zu uns gekommen. Er hat einen demokratiſchen Katechismus für die Ruſſen und Slawen verfaßt und Freiheitslieder dazu, die ganz merkwürdig ſind. Sie werden ſich wundern. Er befreundet mich ganz mit den Ruſſen und lachend hat er mir geſtern verſichert: Wir Ruſſen werden Euch noch einmal befrein, Ihr Philiſter! Sie lieben ihn ja, kommen Sie mit. Auch trifft Ihre Familie nun bald ein. Dieſe wohnt ebenfalls beſſer da draußen bei uns, als in der kalten teutoniſchen Feſtung, beſonders jetzt im Frühling. Kommen Sie! kommen Sie!

Adolf ließ ſich leicht beſtimmen. Und wirklich, es konnte nichts Angenehmeres erfunden werden, als dieſe Landhäuſer und ihre Bewohner.

An dem Tage nach der Ankunft von Wurz und Francisca veranſtaltete Lherbeville ein Feſt, welches folgenſchwer wurde für die nächſte Zukunft unſrer Freunde. Es war zugleich ein Feſt für die Maiwahlen, in denen die Rothen dort ſo entſchieden über die Weißen triumphirten. Lherbeville und ſeine Freunde umringten die deutſchen Gäſte, bewillkommneten ſie auf dem Boden der Republik und verhießen, in wenigen Wochen werde Frankreich ſeines

Namens würdig ſein, ſo günſtig fielen die Wahlen für die Demokratie. Der Bürger Lherbeville hatte eine große Menge entſchiedener Republikaner um ſich verſammelt. Auch der geiſtvolle und liebenswürdige Ruſſe Tiſſanow war geladen, aber Madame erſchien allein und bedauerte, daß ihr Gemahl von einem Ausflug über den Rhein, den er wegen ſeiner Broſchuren unternommen, noch nicht wieder zurück ſei.

Es dauerte indeß nicht allzulange bis er eintraf, und in ſeinem Reiſeaufzug, wie er war, kam er in die Geſellſchaft. Ein weißer Palletot über einem braunen Sommerfrack und leuchtenden Unterkleidern, dabei ein grauer Calabreſer mit einem rothen Knöpfchen auf der Schleife zeichneten ihn aus. Das ganze helle Coſtüm paßte zu ſeinem braunen Bart und Haar, die dadurch gehoben wurden. Er iſt im Grunde ein Perſier, ſagte Lherbeville, und ſtammt von Tiſſaphernes ab, aber er ſchämt ſich ſeiner Herkunft und kleidet ſich daher als Eisbär möglichſt in Weiß. — Als er eintrat und eben die Hausfrau durch die Lüftung ſeines Calabreſers und die übrige Geſellſchaft mit der Hand gegrüßt hatte, warf er ſich in einen Seſſel und rief aus: Ah! ich bin ganz erſchöpft! Madame, laſſen Sie mir Champagner geben, er wird mich erfriſchen, aber rothen, Oeil de Perdrix, ich will auf die rothe Republik trinken. Sie greift um ſich. Ich bin noch ganz erſchöpft von dieſer *badiſchen Revolution*.

Alles war erſtaunt über dieſen Ausdruck.

Ja, fuhr er fort, und der Großherzog iſt der Gaſt der honetten Republik. Wir flößen doch den kleinen Gutsherrn ſchon wieder Vertrauen ein. Aber im Ernſt, die Revolution war reizend, eine ganz vollkommene Militärrevolution, ein Bild unſerer Petersburger Zukunft. Des Morgens waren alle Officiere weggejagt, einige wenige umgekommen, des Abends hatte man bereits neue gewählt, und die ganze Bewegung war von dem republikaniſchen Landesausſchuß in Offenburg beſchloſſen und angeordnet worden. Darauf wurde eine proviſoriſche Regierung eingeſetzt. Sie iſt heute in die kleine Liliputhauptſtadt eingezogen. In der Nacht hatte die Carlsruher Bürgerwache ihren Herrn gegen die Soldaten vertheidigt. Sie wurde aber überwältigt, wie ſich das für gute Bürger wohl anſteht und ziemet, der kleine Monarch fiel ab wie ein wurmſtichiger Apfel, ich habe ſchon erzählt, daß er den Einfall hatte, in unſre Republik hineinzufallen, ohne zu befürchten, daß wir ihn an einem unſrer Freiheitsbäume als Zierde benutzen könnten. Aber hier iſt der Wein! Schreiten wir von Worten zur That! Auf den Sieg der Rothen in ganz Frankreich!

Und er leerte wiederholt ſein Glas. Die Welt verjüngt ſich; wir müſſen unſer ſtockendes Blut antreiben, um Schritt mit ihr zu halten, rief er aus.

Auf Adolf machte dieſer Abend einen ermuthigenden und erheiternden Eindruck. Und Wurz konnte ihm nur beſtätigen, daß ganz Deutſchland in einer Aufregung für die bedrohte Revolution ſei, welche ihre Rettung und den Uebergang aller Soldaten zum Volk, wie in Baden, erwarten ließe. Die badiſche Militär-Revolution ſei das Vorſpiel einer preußiſchen. Der heldenmüthige Kampf in Dresden wirke wie das Saragoſſa der Demokratie, und die Linke der Frankfurter Nationalverſammlung ſei im Begriff in Würtemberg ein Reichsheer gegen die rebelliſchen Könige zu ſammeln.

Wie doch der Frühling auf die Herzen der Menſchen wirkt! rief Adolf aus, und: mir gefällt es unter Deinen Franzoſen und Ruſſen! ſagte Franciska ſehr befriedigt, als ſie die Geſellſchaft verlaſſen hatten.

XXI.

Der unterirdiſche Stern.

Wenige heitere Wochen verlebten unſre Freunde in dieſem Kreiſe edler und einflußreicher Männer. Dann riß der erneuerte Kampf den Einen hierhin, den andern dorthin auf ſeinen Poſten; und ein Stern der Freiheit nach dem andern ſank in dieſem treuloſen Jahre vom Himmel herab, wo er hoffnungſtrahlend geſtanden.

Die Rothen waren in Paris unterlegen, in Lyon geſchlagen, in Carlsruhe vor den gemüthlichen Revolutionärs geflüchtet, Würtemberg und Darmſtadt verließen die Sache der Freiheit, mit Thränen im Auge ſprengten in Stuttgart die Soldaten den treuen Reſt der Nationalverſammlung; und verzweifelt kämpften die verlaſſenen

Badenſer gegen die Uebermacht eines dreifach ſtärkeren Heeres.

Wurz wirkte als Arzt bei der republikaniſchen Armee. Adolf war mit einem kleinen Corps bei Heidelberg abgeſchnitten. Sie ſuchten ſich durchzuſchlagen ins Gebirge; aber ſie fanden das Neckarthal voll Feinde und wurden zerſprengt. Adolf fiel von einem Schuß in den Fuß, und wurde unter Schüſſen aus der Nähe und Ferne von drei Waffengefährten in einem Kahn über den Neckar nach der Hirſchgaſſe gerettet.

Der ſtarke Blutverluſt machte ihn ohnmächtig. Zum Glück kannten ſeine Retter die Gegend genau und auf einem Umwege entkamen ſie ſehr raſch in das Gartenhaus einer befreundeten Familie. Adolf fand ſich verbunden und allein, als er ganz wieder zur Beſinnung kam. Sein Fuß war jedoch ſchwerlich von einem Arzt verbunden, er fühlte ihn geſchwollen und die Wunde brannte heftig. Das Zimmer war gewölbt, dunkel und kalt. Vor Erſchöpfung ſchlief er auf der Matratze ein worauf er lag und träumte ſich in irgend ein Gefängniß der grauſamen Gegner, wobei ſich die Flintenſchüſſe, die draußen noch immer gewechſelt wurden, in ſeinem fiebernden Kopfe aufregend wiederholten.

Er erwachte wieder von dem Praſſeln des Ofenfeuers, womit man der Kälte und Feuchtigkeit des unterirdiſchen Gemachs begegnen wollte, und erblickte Karoline, die Tochter eines berühmten Demokraten der Bergſtraße, die er kannte und immer verehrt hatte, bei dem Feuer.

Sie trat zu ihm heran, drückte ihm ſchweigend die Hand, legte den Finger auf den Mund und reichte ihm eben ſo ſchweigend einige Erfriſchungen. Alsdann trat ſie an den kleinen Bogen der Fenſterniſche und blickte ſpähend in den Garten hinaus.

Er iſt fort, eben ſchlüpfte er zur Pforte hinaus, ſagte ſie jetzt, der häßliche hochmüthige Menſch!

Wer, theure Karoline? fragte Adolf, wer?

Wallner, erwiderte ſie. — Adolf erſchrak und fuhr auf. — Nicht wahr, ich habe Recht, er iſt übergelaufen? Wie könnte er ſonſt heute ungefährdet hier umhergehen! O, meine Mutter! Immer traut ſie ſolchen Menſchen! Wie kann ein Dichter die Freiheit verlaſſen? rief ſie mir zu, und er iſt Adolfs Freund! Sie kennen die Mutter!

Welch ein unſeliger Zufall! ſeufzte Adolf und erhob ſich noch mehr, als wollte er gleich entfliehen.

Beruhigen Sie ſich! bat ſie, legen Sie ſich ſicher zurück! Ich will nachſehen und bürge für Ihre Rettung, wenn uns wirklich Gefahr droht.

Sie entfernte ſich, kehrte aber ſogleich in aller Eile zurück. Die Mutter hatte Wallner Alles anvertraut, dieſer ſich raſch, aber ſcheinbar harmlos entfernt; und jetzt wurde das Haus bereits umzingelt und beſetzt. Die Soldaten ſtampften vor dem kleinen Fenſter, welches von Außen ein Weinſtock verſteckte, vorüber.

Man kommt! doch ſie durchſuchen erſt das Haus. Nehmen Sie raſch Ihren Mantel um, und ſtützen Sie ſich auf meinen Arm.

Ich werde nicht gehen können!

So werd' ich Sie tragen. Nehmen Sie alle Ihre Kraft zuſammen; aber verlaſſen Sie ſich auf mich.

Ueber ihnen klirrten die Gewehre auf den Boden, ſchon hörten ſie die Tritte in dem Gange, der zu dieſem Kellergemach führte. Karoline ergriff den Kranken, ſie war ſchnell und ſtark, eine brünette Rheinländerin, und halb tragend, halb führend, erreichte ſie mit ihm die Bretterwand gegen den Berg, die ſie mit einem raſchen Druck von oben öffnete. Sie traten in den Gang und die Thür ſchloß ſich hinter ihnen; ſie waren im Finſtern. Leiſe und beſchwerlich bewegten ſie ſich fort. Das Militär polterte die Treppen herab und lärmte an den Wänden des Gemachs umher. Kolbenſchläge fielen gegen die eichene Paneelung, die rings umher lief. Jetzt erdröhnte die Thür von ihren Schlägen. Adolf und Karoline ſtanden regungslos in geringer Entfernung und hielten mit Herzpochen ihren Athem zurück, als könnte er bei dem Tumulte gehört werden und ſie verrathen.

Ich will des Teufels ſein, wenn dieſe Holzwände nicht hohl ſind, ſchrie vernehmlich einer der Klopfenden. Adolf hielt ſich krampfhaft an ſeine Begleiterin. Die Kolbenſtöße fielen dichter, die Thür krachte in ihren Fugen. O Gott! rief Karoline kaum hörbar; beide hielten ſich für verloren, da entfernten ſich die Kolbenſtöße von der Thür, das Gepolter verlief ſich; es war ſtill.

Das tapfere Mädchen athmete tief auf, aber ſie wagte noch nicht laut zu reden und flüſterte dem verwundeten

Freunde, den der Froſt ſchüttelte und die Fußwunde ſtach, leiſe zu: Wir ſind gerettet und bald am Ziel! Lehnen Sie ſich ganz auf mich, ich erſetze Ihnen den verwundeten Fuß.

So gelangten ſie mit wenig Schritten an eine zweite Thür, die ſich leicht und ohne Geräuſch öffnete. Das Licht ſchien ihnen aus weiter Ferne entgegen wie ein blutrother Stern. Der Gang war nicht kalt und allmälig hatte ſich das Auge an die Dämmerung, die hier herrſchte, gewöhnt, Adolf erblickte zu beiden Seiten des Gewölbes aufgeſchichtete Fäſſer.

Dies iſt ein alter Mönchsgang, ſagte Karoline, der jetzt als Felſenkeller von meinem Vater benutzt wird und viele hundert Fäſſer Wein und Bier umſchließt. Der Eingang von dieſer Seite iſt nicht bekannt; dort, wo die Fackel leuchtet, in der Ruine, wartet mein Brüderchen am Ausgange mit unſern Freunden, welche Sie hieher getragen. Wir fürchteten ſogleich einen Ueberfall. Darum wurden Sie in jenes feuchte Kellergemach herunter gebracht, wo wir dieſen Rückzug frei hatten. Glücklicher Weiſe haben Schloß und Riegel, die alt genug ſind, vorgehalten und die Bohlen ſich nicht zerſtoßen laſſen; ſo iſt es gelungen, Ihr und unſer Leben zu retten. Denn jenen Ausgang dort im Weſten, wo uns die Fackel wie ein Stern entgegenleuchtet, können die Bluthunde nicht erreichen.

Das war Hülfe in der Noth! rief Adolf aus, und ſank zuſammen. Das Mädchen war nicht im Stande, ihn aufrecht zu erhalten; die Aufregung und die übermäßige Anſtrengung mitten im heftigſten Fieber hatten ſeine letzten Kräfte erſchöpft. Sie breitete ihm ſeinen Mantel unter das Haupt, ſorgte für eine möglichſt bequeme Lage des verwundeten Fußes und ſo, gelehnt an die Bettung eines großen Faſſes, verließ ſie ihn, um die Hülfe herbeizuholen, die ſie am Ausgange erwartete.

Immer noch war Eile nöthig. Denn konnten nicht jene Kannibalen, die nach Gefangenen ſuchten, um ſie zu ſchlachten und dieſer poetiſche Todtfeind, dem Alles an Adolfs Verderben zu liegen ſchien, mit Brechſtangen oder mit Pulver zurückgekehrt ſein und die Bohlenwand ſprengen? Karoline beflügelte ihre Schritte und ganz erhitzt kam ſie bei den Männern an.

Um Gotteswillen, rief Einer von ihnen aus, Sie ſind allein?! Iſt unſer Freund gefangen? — Karoline kannte den kleinen ſchwarzköpfigen und gedrungenen Mann nicht, — es war Wurz, den die Waffenbrüder Adolfs mit Lebensgefahr herbeigeholt hatten, um ihn ſelbſt, der in der Stadt war, zu retten, und einigen verwundeten Republikanern ärztlichen Beiſtand zu verſchaffen, — aber Karoline hatte keine Urſache ihm zu mißtrauen in der Geſellſchaft, die ihn umgab.

Er iſt gerettet, antwortete ſie raſch, aber ich mußte ihn etwa in der Mitte des Kellers verlaſſen, da ich es nicht wagen wollte, ihn ſo weit im Dunkeln zu tragen.

Vier Männer mit ſtarken Bärten, grauen Calabreſern und eben ſolchen Blouſen, die eine rothe Schärpe umgürtete, ſetzten ihre Stutzen bei Seite und fragten: Können wir die Fackel mitnehmen?

Das Mädchen leuchtete ihnen vor.

Adolf war in tiefen Phantaſieen verloren. Wie ein Alpdrücken lag der Traum auf ihm. Einen nächtlichen Gebirgspfad ſah er von Fackeln erleuchtet, ſie nahten ihm, dem hülflos Daliegenden die mordgierigen Verfolger. Die Wirklichkeit ſpielte in den Traum hinein und die Tritte ſeiner Freunde peinigten ihn wie ſein heranrückender Untergang.

Stöhnend erhob er ſein Haupt, als ſie herzutraten, und er wäre mit einer ſchweren Verletzung auf die ſcharfe Kante der Faßbettung, wo ſie ſein Mantel nicht bedeckte, zurückgefallen, hätte ihn nicht Karoline aufgefangen und gehalten. Er glaubte ſich gefangen, und wehrte ſich. Sie beruhigte ihn, ſie küßte ihn auf die Stirn und flüſterte ihm freundliche Worte ins Ohr. Immer hatte ſie den feurigen Jüngling zu den liebſten Gäſten ihres vielbeſuchten väterlichen Hauſes gezählt und jedesmal, wenn er wieder forteilte, gehofft, er werde bald länger bei ihnen verweilen, vielleicht in dieſen ſchönen, jetzt blutig verwüſteten Gegenden eine neue Heimath ſuchen, — ihr liebevoller geheimer Zuruf hatte wie ein Zauber gewirkt und einen lauten Ausbruch ſeiner Phantaſieen, der noch immer Gefahr bringen konnte, verhindert. Er ließ ſich ruhig aufheben; aber jetzt fing ſie an, um ſeine Geneſung beſorgt zu werden. Sie wußte nicht, daß der ärztliche Helfer ſo nahe war.

Die Männer trugen ihn in ſeinem eigenen Mantel, Wurz reinigte und verband ſeine Wunde, ſchüttelte öfters den Kopf, beruhigte aber Karoline, die mit ihrem Brüderchen unter Thränen von den Männern Abſchied nahm.

Wir werden die Tyrannen noch züchtigen! rief der Knabe auf dem Wege, weine nicht, Karoline, und Adolf Duclos wird nicht ſterben!

XXII.

Der Odenwald.

Wie eine Karavane ging der nächtliche Zug durch das Gebirge auf Pfaden, die nur dem Jäger bekannt ſind. Bewaffnete zogen vorſichtig einem kundigen Führer nach, Bewaffnete trugen den Verwundeten, ſelbſt Wurz war mit einer Büchſe und mit einem Dolchmeſſer verſehen. Die nächſte Straße, welche das Gebirge durchſchnitt, war am Morgen des Gefechts vom Feinde benutzt worden, jetzt hoffte man ſie frei zu finden, wo nicht, ſo ſollte ſie durch Ueberfall der Vedetten durchbrochen werden. Nur im äußerſten Nothfall wollte man es zum Schießen kommen laſſen. In der Nähe des Weges ward angehalten und zwei Kundſchafter ſchlichen ſich vorſichtig heran. Sie hörten Tritte ſich nähern und legten ſich platt auf den Boden, um durch das Gebüſch ungeſehen die Vorbeiziehenden zu beobachten. Es waren zerſprengte Freunde ihrer eigenen Colonne, die, hier unbekannt, gradeswegs auf die feindlichen Poſten zumarſchirten. Man verſtändigte ſich, ſchloß ſie der Geſellſchaft an, überſchritt raſch den gefährlichen Weg, und am Morgen hatte der Zug das Thal von Mosbach erreicht.

Der Odenwald mit ſeinen ſchönen fruchtbaren Thälern wurde von jeher als ein Mittelpunkt deutſcher Freiheit angeſehen. So lange die Jugend für die Wiederherſtellung des Vaterlandes durch demokratiſche Revolutionen geſchwärmt hat, war dieſe Gegend immer wie ein deutſches Grütli in ihren Phantaſieen gefeiert worden. Auch jetzt hatte man auf den Odenwald gehofft, und wirklich waren große Schaaren junger Männer dem edlen Ehrgeize, unter den Vorderſten zu kämpfen, in die republikaniſche Armee gefolgt. Der Zufall hatte Adolf in ihre ehrenvolle Geſellſchaft geführt, und ſo waren ſie es, die ihn jetzt zuerſt aus den Händen ſeiner Verfolger retteten und dann bis zu ſeiner Wiederherſtellung verpflegten. Sie führten Wurz und Adolf in der Nähe von Mosbach zu einem bewährten Parteigenoſſen, und hier gelang es dem ſorgſamen Arzt, alle Gefahren der heftig gereizten Wunde zu entfernen, und ſeinen Freund in wenigen Wochen wieder herzuſtellen.

Wie erreichen wir nun Francisca mit unſerm Knaben und unſere Freunde im Elſaß? fragte Adolf, als Wurz ihm zugab, daß er wieder reiſen könne.

Wurz lächelte ironiſch, und die Freunde verſicherten einſtimmig, das würde ein ſehr gewagtes Unternehmen ſein. Von beiden Seiten ſei die Grenze der Republik dicht mit Spionen und Polizeiſoldaten beſetzt. Die armen Soldaten, ſagte Wurz, ſind ſämmtlich als Büttel vereidigt, auch in Frankreich, und die Republik würde ſich ſofort ſelbſt aufhängen, wenn ſie nur einen Nagel fände, der ſie hielte. Aber ich habe einen Richtſteig ausfindig gemacht, fuhr er fort, komm, ich führe Dich hin!

Adolf ſah ihn erſtaunt an, widerſetzte ſich aber nicht, als Wurz und die übrigen Waffengefährten ihn die Treppe hinauf in ein anderes Zimmer führten. Als die Thür ſich öffnete, erblickte er zuerſt den Knaben, der zu ſeinen Füßen auf dem Teppich ſpielte und ihm muthig einen Ball entgegenſchleuderte; dann auf dem Divan, der Thür gegenüber, Francisca und ihren Vater, den alten ehrenwerthen Herrn Amaſa Wild.

Jetzt biſt Du endlich mein! rief Francisca, und wie viel Mal habe ich Dich nun wiedergewonnen aus den gefährlichſten Schiffbrüchen!

Der alte Amaſa wartete, bis Adolf ſein Weib und den tapfern Robert umarmt hatte; dann nahm er ſeine Pfeife in die Linke, ſchlug mit der Rechten ein und ſagte: Adolf Duclos, mein Sohn und Geſchäftsführer, ich komme aus Maſſachuſets herüber, um Dir Rechnung abzunehmen, wenn Du die Bücher nicht etwa im Sturme über Bord geworfen haſt, um die Ladung leichter zu machen. Du haſt viel aufgewendet und Dich ſelbſt nicht geſchont, doch will ich Dir zugeben, was Ihr gewonnen habt, iſt nicht zu theuer gekauft. Ihr waret eine Nation von kriechenden Hunden; Ihr ſeid aufrechte Menſchen geworden; keine Gewalt wird Euch wieder krumm biegen und Euer Sieg im März wird nicht ſchlechter wirken, als einſt der unſrige bei Bunkershill, hinter dem auch wir noch manches ſchöne Mal geſchlagen worden ſind.

Unterdeſſen hatte ſich das Zimmer gefüllt mit bärtigen Männern in Blouſen und Calabreſern. Adolf erkannte in ihnen ſeine Kampfgenoſſen wieder; ſie begrüßten ſich herzlich untereinander, und es bildete ſich ein großer Halbkreis um den alten Amaſa Wild, auf den ſie Alle erwartungsvoll hinblickten.

Freunde und Brüder, fuhr dieſer fort, Ihr ſeid geſchlagen und von Eurem Volke ausgeſtoßen, weil Ihr ihm zehn Jahr vorangeeilt. Laßt Euch nicht irre machen, ſie werden nachkommen. Unterdeſſen muß etwas gethan werden. Ihr könnt nicht ſtille ſtehen, im Gegentheil, Ihr müßt Euren Weg fortſetzen; und Euer Feldarzt, unſer Freund Wurz, hat mir auseinandergeſetzt, wie dies geſchehen könnte. Ihr müßt, ſagte er, eine ſocial-demokratiſche Gemeinde bilden und das könnt Ihr von Grund aus nur in den Vereinigten Staaten. (Ein dreimaliges Hurrah für Wurz und: er hat Recht!) In den Gefängniſſen Eures Vaterlandes würdet Ihr nur verderben; Andere ſind genöthigt, der Welt das Beiſpiel des Leidens für die Menſchheit zu geben; Ihr müßt ein Beiſpiel des Handelns nach Euren Grundſätzen geben. Wärt Ihr im Stande, die Gemeinde gleichberechtigter Unternehmer, gleicher Arbeiter und gleicher Eigenthümer am Betriebsfond ins Leben zu rufen, glücklich durchzuführen, und allſeitig durch Induſtrie, Handel, Kunſt und Wiſſenſchaft zu erweitern, ſo hätten wir den Anfang des ewigen Friedens, und einen Zuſtand, der allein der Menſchheit würdig iſt. Laßt mich das in meinem Alter erleben, und ſagt Euren Kindern, daß der alte Amaſa Euch darin beigeſtanden hat. Das will ich nämlich thun. Ich geb' Euch den Gewinn meiner letzten Reiſe nach Amſterdam, der das Zehnfache der ganzen Ladung beträgt, zur Gründung Eurer Gemeinde und lad' Euch Alle auf mein Schiff Demeter zur Ueberfahrt ein. Macht das Sternenbanner der Union noch einmal wahr, macht den Anfang einer Union aller Menſchen in ſocial-demokratiſchen Gemeinden.

Der Redner bekam ein lautes wiederholtes Hoch und durchwanderte mit Händedrücken den ganzen Kreis.

Die Sache war im Weſentlichen durch Wurz ſchon vorbereitet. Kurze Statuten, die zum Theil humoriſtiſch klangen, legte er vor.

Dann ergriff er das Wort und ſagte: Noch eins, Jeder von uns hat natürlich das Recht, ſeinen Schatz mitzunehmen und ſie iſt gleichberechtigt, wie die Männer, in der Gemeinde.

Und die neue Stadt ſoll Amaſunth heißen, ſagte ein ſtarker Odenwäldler.

Sie erwählten eine Commiſſion zur Anſiedlung, zur Führung der Regiſter und zur Anlegung der Bücher. Dieſe nahm den alten Amaſa als Rath und Beiſtand in den überſeeiſchen Verhältniſſen zum Ehrenmitglied.

In wenigen Tagen brachen ſie auf, die Reiſe nach Amſterdam war bald zurückgelegt, und als ſie die hochbordige Demeter beſtiegen und Mancher wehmüthig auf den Strand des Continents zurückblickte, ſagte Adolf Duclos:

Die Sonne der Revolution iſt über Deutſchland aufgegangen, ſie wird nicht wieder untergehen, und wir, Freunde, wir werden auf größeren Schiffen wiederkehren, als wir fortziehen. Europa wird keine Provinz von Aſien, es wird ein neuer Stern in der Union freier Staaten werden, die wir über die ganze Erde verbreiten.

So ſei es, ſagte Francisca, unſere Union iſt die unſterbliche Zukunft der Welt. Und jetzt erſt, nun ich dieſen Boden der freien Heimath wieder unter meinen Füßen fühle, weicht die Angſt und der Kleinmuth aus meiner Seele. Möge das ſchöne Deutſchland, und ſo viel edle Menſchen, die es trägt, bald von dem gleichen Gefühl der Sicherheit, des Glücks und der Freiheit durchdrungen ſein!

Die Anker wurden gelichtet, ſie ſtachen in See.

Druckfehler.

Seite 24 Zeile 13 lies Peace-Society.

Druck der Philipp Reclam'ſchen Officin in Leipzig.

Revolutionsnovellen

von

Arnold Ruge.

Revolutionsnovellen

von

Arnold Ruge.

Zwei Theile.

Zweiter Theil.

Leipzig.
Verlagsbureau.
1850.

Inhalt.

Seite
Das Abenteuer in Uri 1
Die Komödie in Wädenſchwyl am Zürichſee 75
Bilder aus Frankreich 113
Die Pariſerin 145
Virginie Belleval 233

Druck von Phil. Reclam jun. in Leipzig.

Das Abenteuer in Uri,

ein Bild aus der Schweiz.

1. Die Nachtbuben in Zürich.

Wo bleibt der Junge, Juliette? Es iſt dunkel und brüllt ein fürchterlicher Föhn!

Ach, ich liebe den Föhn, Evariſte, er iſt die Poeſie des Sturmes! Wie er ſich von oben in die Bäume ſtürzt und die Häuſer donnernd erſchüttert! Jetzt möcht' ich am See ſein; es gäbe ein Bild vom Meer. Du weißt, Alter, daß ich noch immer das Meer nicht geſehen habe, Du biſt es mir auch dies Jahr ſchuldig geblieben! Ob wir nur morgen in die Berge kommen!

Der Föhn, der See, das Meer — wir ſchiffen uns gleich ein, nicht wahr?

Ja, ja! und fahren hinüber! Ich will New-York ſehn, das Capitol zu Washington und die große Republik. Dieſe Züricher Republikaner ſind nicht republikaniſch!

In der That! — Aber ich bin beſorgt um den Jungen. Sag' mir! Er wird doch nicht auf dem See ſein? Er rudert gut, doch dieſer Sturm würde jedes Schiffli umwerfen, das er faßte.

Nein, die Knaben ſind mit ihrem Stutzer auf den Züriberg zum Schützenſtand gegangen. Sieh, da kommt er. Aber ums Himmels willen, Eugene, wie ſiehſt Du aus? Ganz blutig und mit zerriſſenen Kleidern!

O die Schurken! — rannten mit den. Stutzer davon, als die Nachtbuben uns anfielen! da hab ich allein gefochten.

Waren es die Zöpfe aus Deiner Klaſſe, die Du mit Deinen Radikalen ſo tapfer geſchlagen haſt? fragte Juliette.

Die wären vor meiner Stimme davon gelaufen, rief Eugene in ſeinem Eifer. Ich ſchrie gleich: Radikale vor! und warf mit Steinen von dem erſten Chauſſeehaufen, den ich erreichte! aber ehe noch Hülfe kam, hatten ſie mich hingeworfen und mir auf den Steinen die Kleider zerriſſen. Darauf rückten die Aufreißer wieder heran — ſie ſchämten ſich — und ſchoſſen die Büchſe los. Das half: die Nachtbuben liefen alle davon.

Nachtbuben? Was iſt nun das wieder? fragte Juliette.

Es giebt eigentlich keine mehr, ſagte der Knabe; aber weil die Zöpfe bei Tage ſich nicht mucken dürfen, ſo gelobten ſie neulich, als der Doktor Steiger hier ankam und wir die Freudenfeuer auf den Bergen anbrannten, ſie wollten wieder Nachtbuben machen und uns auflauern. Es waren große Burſche, aber ſie kannten mich nicht, ſonſt hätten ſie mich wohl todtgeſchlagen, ſchon des Vaters wegen. Und Du, Mama, biſt auch ſchon bei den Jeſuiten (damit meinte er ſeine Gegenpartei in der Schule) bekannt, ſie ſagen, Du glaubeſt nicht an Chriſtus. Du hätteſt geſagt, er wär' ein Menſch geweſen.

Ich? — Evariſte, wie dumm ſie dichten!

Mama, ſoll ich ſie morgen dafür auf den Platz fordern? Wir werfen ſie alle in die Sihl.

Evariſte wurde jetzt ernſthaft und ſagte: Es iſt gut, Eugene, daß Du tapfer biſt; ihr habt aber geſiegt, und das iſt genug. Man braucht den Feind nicht zu vernichten, wenn er Frieden ſucht und ſich fügt. Geh hinaus, waſch

Dir das Blut ab und zieh Dich um! Dann wollen wir zu Nacht eſſen und morgen — der Föhn bringt klares Wetter — gehn wir mit Doktor Sprüngli und ſeiner Donna Verena in die Berge.

Hurrah! ich nehme meinen Alpſtock mit, nicht wahr, Papa? und meine Piſtole? nicht wahr, Mama? Du ſollſt das Echo hören!

Mit dieſen Worten ſprang er zur Thür' hinaus.

2. Vorübungen zur Reiſe.

Nach dem Stock fragt er mich!

Und nach der Piſtole mich!

Ja, liebe Juliette, Du haſt es dahin gebracht, daß die nächſten Freiſchaaren Dich zum Anführer wählen werden.

Und ich will erſchoſſen ſein, wenn ich nicht ſiege!

Hier hab' ich nichts dagegen, daß Du eifrig Partei ergreifſt und dafür bekannt biſt, Du kleiner Freiſchärler mit den Carbonariaugen; wenn wir dagegen nach den Urkantonen kommen, mußt Du politiſch ſein und Deine Partei verbergen.

O, ich fürchte mehr für die tragiſche Verena und für Springli's pedantiſche Faxen — er hat ſich ſchon einen Roſenkranz beſtellt — als für mich. Mir iſt die Sache ſehr ernſt, aber die dummen Menſchen ſind mir Humor! Komm; ich tanze noch eine Polka mit Dir, eh' wir zu Tiſche gehn und ſinge ſie uns dazu. Sie begann.

In dieſem Augenblicke traten die Reiſegefährten herein. Verena, ſpiel' doch die Polka, rief Springli. Dann ergriff er die Hand der muntern Juliette; und ſie flogen mit vieler Grazie den Saal auf und ab, während Evariſte ſich zur Verena ans Fortepiano ſetzte und ſie bewunderte, daß ſie ſogar in die Polka Melancholie zu legen wiſſe.

Die beiden Tänzer machten unterdeß herrliche Wendungen, ſchmollten, verſöhnten ſich, gingen walzend, promenirend, fliehend, verfolgend, ſoldatiſch auftretend und zephyriſch dahin fliegend in die Runde. Es war Juliette, die den Tanz hier eingebürgert und ihren Freund Springli dazu geworben hatte. Schüler und Lehrerin entwickelten ihren ganzen Humor und ihre ganze Kunſt.

Bravo Mama! rief der Knabe, der zurückkam.

Bravo Dottore! klatſchte Evariſte.

Der Alte freut ſich, daß er nicht zu tanzen braucht, bemerkte Juliette:

Und

Vieni, vien', mio core!

ſang zum Finale die ſchmachtende Verena.

Dann ſtemmte der kleine ſehnigte Tänzer, der gelehrte Sprüngli, damit er ja das Wort nicht verlöre, beide Arme auf den Tiſch und mitten in der Aufregung ſeines Innern, wo die heftige Polka noch Wellen ſchlug, begann er: Und ſo iſt denn der Augenblick da, meine Damen, meine Herren, wo wir uns ſagen dürfen, ſchnürt eure Bündel und ſalbt eure Füße, denn der blaue Himmel iſt nahe herbeigekommen. Ein ſchöner energiſcher Föhn bringt uns aus der lybiſchen Wüſte hoch über die Berge ein Stück ſeines Südens. Morgen werden die Alpen uns näher rücken und die höchſten Gipfel, klar im feuchten Blau, verſilbert ſchimmern. Erſt nach drei oder vier Tagen fällt dann dieſer feuchte blaue Kryſtall, unſer großes atmoſphäriſches Fernglas, in Regengüſſen auf uns herab. Benutzen wir dieſe glücklichen Tage, um der ſchwarzen Mutter Gottes zu Einſiedeln und den weißen Heiligen im Hochgebirge von Unterwalden und Uri unſere Aufwartung zu machen. Wir ſehen bei Gelegenheit unſerer Wallfahrt — hier machte er eine paſſende Bewegung mit ſeinem Roſenkranz — freilich wohl den Auswurf der deutſch-franzöſiſchen Menſchheit, aber auch die Natur ſo ſchön, wie ſelten ein Reiſender.

Mit dieſen unſeligen Wallfahrern Eine Straße zu ziehn, das, mein verehrter Freund, iſt mir unmöglich; wählen wir einen menſchlicheren Weg! Aber ſtärken wir uns ſogleich zu den Mühſeligkeiten, die uns morgen erwarten, ſagte Evariſte und führte die Geſellſchaft zu Tiſche.

3. Der politiſche Mord.

Am andern Morgen früh erholte man ſich in Zug im Ochſen, wo die Damen vom Hauſe mit Verena und Juliette befreundet waren, von der ſchönen Promenade über den Albis. Der Ochſe iſt ein alterthümliches großes Gebäude, welches dem päbſtlichen Nuntius, als er in Zug reſidirte, zur Wohnung diente. Seine Zimmer, die Erker mit bunten Glasſcheiben, die Kapelle werden noch heute gezeigt. Eugene nahm Alles mit großer Aufmerkſamkeit in Augenſchein und fragte den Papa: Alſo jetzt ſind wir ſchon mitten unter den Jeſuiten?

Der Kanton iſt katholiſch, mein Sohn, aber es ſind auch freie Männer darin. Herr Mien, den Du kennſt, iſt von hier, antwortete ihm Evariſte.

Als Evariſte und Eugene wieder in den Eßſaal zurückkamen, hatte die Geſellſchaft ſich vermehrt. An drei Tiſchen vertheilt waren Zuger Oppoſitionsmänner, Züricher Lehrer und Schüler, die auf den Rigi turnfahrteten und unſere Geſellſchaft, die über den Zuger See fahren wollte nach Immiſee und der Tellenkapelle, wo Geßler der Landvoigt erſchoſſen wurde.

Eugen hatte ſeine Lehrer begrüßt und ſich zu ſeinen Mitſchülern geſellt. Sie tranken miteinander ſauren Schweizerwein und einem unter ihnen fiel es ein, den Tell zu loben und ihm und Allen, die ihm nachſtrebten, ein Hoch zu bringen. Die Knaben jubelten über den guten Einfall und die Lehrer erläuterten Einiges aus der glorreichen Befreiungsgeſchichte, ja, ſie fügten ſogar hinzu, wie ganz anders die Urkantone jetzt dächten, ſie, die es mit Oeſterreich und der Reaktion hielten.

Neulich las ich in einem Buche, unterbrach Eugene den Lobredner Tells, der Tell wäre ein Meuchelmörder und Schiller hätte ihn zu ſehr gelobt; iſt das nur richtig, Herr Morf? Der Tell iſt doch ein Held und hat Recht?

Herr Morf und alle Züricher Liberalen bewieſen, der Tell wäre ein Held und hätte Recht. Aber plötzlich veränderte ſich die Scene und mit der Scene auch ihre Anſicht.

Der Poſtwagen von Luzern rollte vor. Der Conducteur ſtürzte ins Zimmer und als wenn er friſch von der Mordſtätte käme, rief er ganz verſtört in die Geſellſchaft: der Leu iſt erſchoſſen, — in ſeinem Bette!

Das iſt Einer! rief Juliette.

Wer iſt der Tell, fiel Eugene ein, der es gethan hat?

Die Zuger Oppoſition erhob ſich zornig an ihrem Tiſch und ſchrie aus einem Munde: Das iſt recht, nur immer zu!

Welch' ein Unglück für die liberale Partei! ſeufzte Herr Morf und die Züricher Lehrer, die von dieſem Tellenſchuß in der zweiten Auflage nichts wiſſen wollten.

Was? Wie? rief der beſtürzte Conducteur, der in dem Zuſammenfluß der verſchiedenſten Stimmen nur die mörderiſchen Ausrufe gehört hatte: Wer vertheidigt hier den

Leuenmord? Wer gehört hier zu dem ſchwarzen Mördervolk? Sie ſagten, das iſt Einer! fuhr er auf Juliette ein, wollen Sie hinziehn und noch mehr ermorden?

Aber, Herr Conducteur, rief die junge Wirthin, ſehn Sie denn nicht, daß Sie eine Dame vor ſich haben? Ihr Luzerner werdet doch nicht denken, daß die Engländerinnen und Franzöſinnen Euch die Hälſe brechen!

Ich will wiſſen, woher ſie es weiß, daß noch mehr ermordet werden ſollen. Ich will wiſſen, wer es thun ſoll, und auf wen es abgeſehn iſt. Hier im Zug wird noch Gerechtigkeit ſein! Was ſie geſagt hat, iſt kein Spaß, tobte der Luzerner Conducteur.

Ich habe nur gezählt, ſagte Juliette zornig: ich habe geſagt, das iſt Einer und das iſt wahr! Und wenn Ihr Euch alle miteinander umbringt in Luzern, ſo werd' ich einige Tauſend zählen, und keinen einzigen bedauern, Verräther, die ihr ſeid!

Juliette! beſchwichtigte Evariſte.

Eugene dagegen ergriff eifrig ihre Partei und rief: Aber die Mama hat Recht, Papa! Das iſt ein Tellenſchuß, er hat ihn richtig getroffen, und die Luzerner ſind alle mitein-

r Jeſuiten! Darauf wandte er ſich raſch an ſeine Mit-
ler und fragte mit lauter Stimme: Wer ſteht uns bei?
Alle die Knaben ſprangen auf die Bänke und aus der
er Oppoſition erhob ſich ein junger Mann und rief
Conducteur zu:

Wir ſind hier im Ochſen in Zug, merken Sie ſich das,
nicht in Luzern. Wir denken was wir wollen, und die
aben Frauenzimmer dürfen ſagen, was ihnen gut dünkt.
jetzt ſcheeren Sie ſich zu Ihren Packſäcken, damit Sie
e Zeit nicht verſäumen.

Der Conducteur zog ſich zurück, als eben die ganze
ge Mannſchaft Miene machte, auf ihn einzuhauen.

Der Wirth beſchwichtigte ihn und führte ihn hinaus.

Der Zuger Sprecher war ein Student aus Oberegeri
dem alten Schlachtfeld bei Morgarten. Sein Zorn
en noch lange nicht beſchwichtigt zu ſein und er fuhr fort:
ſer Luzerner Letzkopf hat nie den Harmodius geſungen
der Tell exiſtirt für die Blödſinnigen nicht. In ſeinen
pellen beten ſie Roſenkränze, keine Freiheitsgebete. Der
rmord iſt ohne Zweifel ein politiſcher Mord!

Es erhob ſich jetzt ein heftiger Streit, ob Tellenſchüſſe in unſern Tagen noch zuläſſig wären; und das Weiſeſte in der Angelegenheit ſagte der Doctor Sprüngli, denn er bemerkte: Wenn Alle frei ſind, dürfen ſie Einen Eſel erſchießen, wenn aber Alle Eſel ſind, ſo iſt es abſurd nur Einen davon zu erſchießen und noch abſurder, ſie alle zu erſchießen, denn wo Diſteln wachſen, da wachſen auch wieder Eſel.

Diesmal, Juliette, biſt Du noch gut davon gekommen, ſagte Evariſte. Wir ſind aber hier noch unter Freunden. Anders iſt es tiefer in den Bergen.

Ich vertheidige die Mama mit meiner Piſtole, rief Eugene. Nicht wahr, ihr Schweizerbuben, ſie darf reden, was ſie will?

Die Knaben waren hingeriſſen von Eugenes und Juliettes kühnen Reden, ſie drängten ſich um ſie, drückten ihr die Hand, jubelten laut über ihren Sieg und begleiteten ſie im Triumph an das Schiffli.

4. Auf dem Zuger See.

Zwei Mädchen und ein Schiffmann — der Wirth nannte ihn Schennis und lobte ihn gegen Evariſte — führten die Geſellſchaft über den See.

Der waldige Bord des Sees, an dem edle Kaſtanien (Käſtene) gedeihen, wechſelt mit Weingeländen, die über das Waſſer hinauswachſen und auf Pfählen ruhn. Vor den Reiſenden ſtieg der Rigiberg mit ſeiner ſchroffſten Seite aus dem ſtillen Spiegel des klaren See's bis zum Culm empor, eine ſchwindelnde Höhe, Baum über Baum, Felſen über Felſen, unzählige Ringe von Nagelfluh, eine mächtige Berginſel, der Durchſchnitt eines aufgerichteten Landes. Der Rigi iſt ein ſchöner Bergzug. In ſeltener Klarheit lagen heute ſeine lieblichen grünen Umriſſe, das Kreuz auf ſeinem Gipfel erkannte man mit bloßen Augen. Links erhoben ſich die Wände des tückiſchen Roßbergs. Er begrub 1806 das paradieſiſche Thal von Goldau unter ſeinen Trümmern, und noch alljährlich rutſcht ſein Geſchiebe auf den Weg herab, der an ſeinem Fuß um den See nach Arth am Rigi führt. Rechts tauchten an dem flachen Luzerner Ufer freundliche

Dörfer und Kirchen auf. Dann wieder blickten ſie über die Bucht zur Linken in den fruchtbaren Wieſenkeſſel von Arth. Der Roßberg, der Rigi und die Schwyzer Haggen ſchützen ihn, wie ehemals das Thal von Goldau und noch mehr, gegen drei Winde. Wer den Rigi von hier beſteigt, erhebt ſich ſtufenweiſe aus der italieniſch beſonnten Thalregion zu der leichten milden Bergluft. Zuletzt bei Imiſee, wo man ſich rechts um einen Felſenvorſprung wendet, ruderten unſre Freunde in eine reizend einſame Bucht. — Die Männer hatten natürlich die Schweizerdamen abgelöſt. — Ueber den rothen Felſen, die ihre glattgeſpülten Platten ins Waſſer hinausſchieben, zeigte ſich eine anmuthig abgeſchloſſene Waldwand.

Nur Einen Tag hier allein! ſeufzte Verena.

Wollen wir ſie ausſetzen? fragte Sprüngli. Ariadne auf Naxos, gewiß fändeſt Du einen Bachus, der Dich über meine Grauſamkeit tröſtete. Man trinkt hier überall Wein und Bier, warum ſollte ſich nicht Einer zum Retter meiner Ariadne begeiſtern?

Ich proteſtire! rief Evariſte; Verena empfindet ungeſtört die Natur, während wir Andern immer in die Politik verſchlagen werden und nie unbefangen bleiben. Sie iſt ein gutes Element in unſerer Geſellſchaft. Gefährlich dagegen iſt Juliette, und ich ahne, wir ſparten uns viele Noth, wenn wir dieſe ausſetzten.

Ich eigne mich nicht dazu, verlaſſen zu werden, zürnte Juliette. Eher hätt' ich den Theſeus verlaſſen, dieſen langweiligen Menſchen, als abgewartet, bis er mich verließ.

5. Der Schiffmann.

Der Schiffer Schennis war ein ſtarker Mann. Schweigſam hatte er das Boot über den See geführt bis in die Bucht von Immiſee, und bei jedem Stoß ſeines kräftigen Armes flog es beflügelt auf den Fuß des Rigi zu. Eugene hatte mit angefaßt und ergötzte den Schiffmann ſehr durch ſeine Geſchicklichkeit, das Tempo zu halten. Eine Weile ruderte der Knabe ſogar für die jüngſte der zwei Jungfern allein; und als Evariſte Schennis verſicherte, die Geſellſchaft hätte keine Eile, ließ er es lächelnd geſchehen.

Hier am Ende der Fahrt entwickelte ſich nun ein Verhältniß zwiſchen Evariſte und dem Schiffmann Schennis.

Wo went Sie hin, min Herre? fragte ihn Schennis.

Noch über den Vierwaldſtädter See nach Flüelen in Uri, ſagte Evariſte.

Das iſt wit, aber es gaht, wenn i Sie führ', erwiderte der Schiffer.

Habt Ihr auch drüben in Küßnacht ein Schiff?

I trag' Ihne übers Land, was Sie hent, und führ' Sie übers Waſſer, wo Sie went, ſagte Schennis mit einer Entſchiedenheit, als wäre der Vertrag ſchon abgeſchloſſen.

Er flößt mir großes Vertrauen ein, Juliette. Ganz das Gegentheil von Dir, ſpricht er kein ungehöriges Wort. Dazu empfahl ihn Herr Boßhardt, als wir abfuhren. Wollen wir ihn mitnehmen? fragte Evariſte.

Juliette erwiderte raſch: Brauchſt Du mein Gegentheil dreimal? Iſt Verena's ſtilles Vernehmen der Natur und Deine ſichere Vernunft in menſchlichen Dingen nicht genug?

Du und Sprüngli, erwiderte Evariſte, Ihr ſeid ja auch Euer Zwei. Erſt jetzt mit Schennis haben wir die Mehrheit. Ich nehm' ihn auf in unſere Geſellſchaft. Er iſt ein praktiſches Talent. Gewiß hatte er ſchon in Zug den Plan, uns noch weiter zu fahren. Aber er ſchwieg bis ſeine Zeit gekommen war. Erſt hier am Ufer, wo wir Niemand finden, und er uns Alles leiſten kann, ſpricht er eins, zwei Worte, und es iſt gethan.

Er hat es auch entdeckt, ſagte Juliette, daß Dich Schweigen beſſer unterhält, als Reden; und da war er ſo geſchickt, Dich gut zu unterhalten.

Aber als Gleicher und Freier, fuhr Evariſte ruhig fort, ſoll er mitgehen. Höchſtens daß er den Damen aus Artigkeit ihre Sächelchen abnimmt. So demokratiſch meinte es Evariſte mit dem Schiffmann.

Aber der ſchwarze Jager verſtand die Sache anders. Er nahm ein hölzernes Geſtell aus ſeinem Schiff, band die Sachen der ganzen Geſellſchaft darauf und ſchwang ſie ſich leicht auf die Schulter. Evariſte's Einwendungen, Jeder hätte darauf gerechnet, das Seinige zu tragen, beachtete er nicht. Dann ſchlug er ſich Feuer, brannte ſeine Pfeife an und ſagte: I bin's g'wöhnt und Ihr bezahlt's! hier geht der Weg!

Damit führte er den Zug zur hohlen Gaſſe hinauf; Evariſte's Humanität war beſeitigt und man ſcherzte übe das Mißlingen ſeines Planes, den Engländern zum Tro die ein unſinniges Träger- und Bedientenweſen hieher verpflanzt haben, eine Parthie von lauter Gleichen und Freien zu veranſtalten.

Bei alledem, flüſterte Juliette Sprüngli zu, verſtärkt dieſer ehrenfeſte Schiffmann, Meiſter Schennis von Zug, die Zopfparthei von Evariſte und Verena.

Nehmen wir gleich noch die beiden ſchwarzäugigen Jungfern mit, erwiderte Sprüngli eben ſo heimlich, ſo haben wir die Majorität wieder. Eugene iſt ja auch mit uns.

Nein, die helfen uns nichts! ſagte Juliette. Sie können ihnen ja nicht einmal die Cour machen, ſo natürlich ſind ſie. Warten Sie nur, laſſen Sie mich nur ſorgen, der Tag der Rache kommt — ſo oder ſo, ich ahnd' es. Aber darin haben Sie Recht. Wir müſſen einen wahrhaft indiſchen Schwarm von Dienern anwerben, um Evariſte ganz zu ſchlagen. Und ſie werden ſich finden!

6. „Durch dieſe hohle Gaſſe muß er kommen.“

In dieſen Büſchen und Hecken werden wir nun verſchwinden, wie die Käfer im Graſe, klagte Verena, und alle die ſchönen, ſtolzen Berge, die wir in Albisbrunn von der Morgenſonne vergoldet vor uns ſahn, ſie ſind uns verborgen. Warum ſind wir nicht dort geblieben! Warum wollten wir das große Heiligthum dieſer Gebirgskuppeln mit unſern Füßen betreten und mit Händen greifen? Bei jedem Schritte vorwärts verloren wir eine Welt, erſt die heitere Jungfrau mit dem Silberhorn, ſie verſank hinter dem ſchwarzen Pilatus, darauf der ruhige Mönch mit ſeinem breiten Schneeſcheitel, und jetzt noch eine Stufe in's Thal! — ich zögre dieſen Schritt mir zu erinnern — ſo ſinkt auch die ſchwarze, duftgezeichnete edle Pyramide des Finſteraarhorns hinab hinter die Linie unſcheinbarer, formloſer Vorberge. Wir ſind den Alpen näher — nun ſind ſie uns entrückt. Mit Schmerz bin ich von ihrem Anblick auf der Albishöhe geſchieden; denn ich weiß es, ſie ſind zu groß, um nicht aus jener Ferne am mächtigſten zu wirken, wie ein Heros, den man vor ſich hat, ein

Menſch iſt, klein wie die andern, aber zu unſerer Bewunderung rieſengroß ſich erhebt, wenn wir den ganzen Gebirgszug ſeiner Thaten von Weitem überſehn.

Die Alpen und ihre Gletſcher werden in der wahren Nähe nichts verlieren, meine Freundin, tröſtete ſie Evariſte.

Im Gegentheil, fuhr Sprüngli drein, man verliert ſich leicht in ihnen und verſchwindet auf ewig in der erſten beſten Spalte, wenn man mit enthuſiaſtiſchen Augen an den Täuſchungen der Ferne hängt und nicht vor die Füße ſieht.

Halt! da iſt die hohle Gaſſe! rief Eugene, und plötzlich brannte er ſeine Piſtole los, daß die Damen erſchrocken zuſammenfuhren und das Echo prachtvoll an den Wellenwänden des Rigi hinrollte.

Der Knabe ſtand mitten im Hohlwege und deklamirte: „Durch dieſe hohle Gaſſe muß er kommen!“ Ich habe Kugeln mit, Mama, ſoll ich mal Probe ſchießen? Wenn dort einer von den Jeſuiten, die noch übrig ſind, von Küßnacht herauf käme — es ſoll mal einer der alte Baum ſein! Jetzt paß' auf, ob ich ihn treffe.

Als er getroffen hatte, klatſchte Juliette in die Hände und rief aus: Wahrhaftig, wäre es der Siegwart oder der Blutheni geweſen, den wir in Zürich geſehn haben, Du hätteſt ihm in ſein blaſſes blutdürſtiges Geſicht geſchoſſen! Da ſteckt die Kugel! Einen Kopf höher, als ich (ſie ſtellte ſich darunter), mehr mißt er nicht, und die Stelle, wo der Kopf eines rechten Mannes eigentlich ſitzen ſollte, die fehlt ihm.

Evariſte kam jetzt herbei, er hatte Eugene's und Juliette's Worte nicht vernommen; aber es entging ihm nicht, daß ein Frauenzimmer hinter der Hecke ſich erhob, die Hände über den Kopf zuſammenſchlug und eilig davontrollte.

Was will das Weib? fragte er Schennis.

Sie fürchtet ſich wohl, antwortete dieſer, weil die Kugel hart neben ihr in den Baum ſchlug.

Eugene! rief Evariſte. Haſt Du wohl geſehn, daß die Frau, welche dort durch die Hohle rennt, dicht neben dem Baume ſaß, in den Du geſchoſſen?

Nein, Papa!

Gieb mir Deinen Kugelbeutel in Verwahrung!

Der Knabe gehorchte widerſtrebend; dann nahm er Juliette bei der Hand, lief mit ihr den Weg entlang voraus, und vertraute ihr in aller Eile: Er hätte doch noch ein paar recht blanke Kugeln, die nicht im Beutel geweſen wären, die ſollte ſie ihm aufheben, und wenn er ſie brauchte, ihm wiedergeben.

Sie küßte den kleinen Probe-Tell und ſteckte die Kugeln ein mit den Worten: Wir haben wohl wieder eine Dummheit gemacht, Eugene, ich weiß nur noch nicht, was für eine.

Das werden wir bald ſehen, ſagte Eugene, wenn ſie uns hier in Küßnacht nichts thun, ſo iſt es gut.

Die Geſellſchaft hatte die kurze Strecke, welche den Zuger von dem Vierwaldſtädter See trennt, zurückgelegt. Unter Schennis Anführung ſchritten ſie raſch auf den See los. Er ſprach einige Worte mit den Schiffleuten, und ſie waren auf dem wunderbarſten See der Alpenwelt eingeſchifft.

Die Bänke waren bequem, ein Dächli ſchützte gegen die Sonne und Eugene ſchlug vor, ein Schifferlied zu ſingen.

Aber kaum hatten die Schiffer einige Ruderſchläge gethan, ſo entſtand am Ufer ein Tumult. Die Leute rannten durcheinander. Das Weib aus der Tellshohle war darunter, eine große Figur, ein Geſicht mit ſcharfen intelligenten Zügen. Man ſah ſie drohen, hörte ſie ſchelten; und es gab offenbar eine zornige Menge, die ihr folgte. Dagegen ſah man auch ſehr deutlich einige Männer von Anſehen den Schwarm beſchwichtigen. Endlich rief einer von dieſen den Schiffern zu: Ihr ſöllet bei cho!

Wir went nüt! donnerte Schennis, wir hent ka Zit zu verliere!

Die Ruderer hielten inne zwiſchen den zwei Autoritäten. Da ſprang der Küßnachter in ein Schiffli und fuhr an Bord.

Er wandte ſich ſogleich an den Zuger und fragte, wer die Leute wären und woher ſie kämen.

Sie ſind Franzoſen und kommen mit mir von Zug, ſagte Schennis.

Der Burſche da und die kleine ſchwarze Dame, ſind ſie auch Franzoſen aus Frankreich und keine Schweizer aus der Waadt? fragte er weiter.

Aus Paris, ſagte Schennis, ſie ſprachen davon.

Ich dacht' es gleich, daß die Leute keine Schweizer waren. Die Martha Spöndli iſt nicht geſcheut! Sie iſt toll für die Hornmänner. Labet wohl und zürnet nüt! — So grüßte er freundlich und fuhr zurück.

Jetzt wußten Juliette und Eugene, welche Dummheit ſie gemacht hatten. Sie ſahen ſich einander an, lachten verſtohlen und verriethen es nicht, was ſie in der hohlen Gaſſe geredet, und die Martha Spöndli in ihrem Horneifer (Küßnacht iſt ſonſt ein liberaler Bezirk von Schwyz) ohne Zweifel wieder erzählt hatte.

Vergebens zerbrach ſich Evariſte den Kopf über den ſonderbaren Vorfall; vergebens fragte er Schennis um eine Erklärung.

Auch der wußte nichts Anderes zu ſagen, als: Sie ſind hier herum verſchüchtert durch die Freiſchaaren und den Leuenmord von geſtern Nacht. Darum halten dieſe Weiber Euch wohl für Waadtländer Freiſchärler.

Dabei unterbrach er aber zum erſten Mal ſeinen Ernſt und erhob über ſeinen eignen Einfall ein ſo ſchallendes Gelächter, daß die Leute am Ufer es hörten, und, als wäre es verabredet geweſen, mit einſtimmten. Der Schwarm verlief ſich; Alle gingen ihrer Wege. Nur die Martha Spöndli blieb am Ufer ſtehen und drohte mit verdoppelter Wuth herüber.

Nun lachten auch die Schiffleute, die ohne Zweifel zu den Liberalen gehörten, laut auf und ſchrien ihr zu, ſie ſollte heimgehen und ſich hängen!

Fluchend rannte ſie davon, und verſchwand auf einem Fußſteige, der am Rigi hin nach Wäggis führt, dem Oertchen, wo die Reiſenden gewöhnlich den Berg hinaufſteigen. Sie mußte wohl vermuthen, unſere Geſellſchaft führe dahin. Wahrſcheinlich hatte ſie in ihrem Eifer den Schiffherrn gar nicht erſt gefragt, wohin ſeine Leute genommen wären.

7. Der Vierwaldſtädter See.

Der Pilatus ragte heiter in's Blaue. Seltſame Steintüpfelchen liegen auf ſeinem ſchroffen Gipfel; man ſagt, einer davon ſchwebte loſe im Gleichgewicht. Seine Kette verläuft ſich mit barocken Formen in's Luzerner Gebiet hinein. Aber es lag ein Wolkenſaum wie ein Rieſenſchwert an ſeiner Seite.

Beſſer wär' es, ſagte Sprüngli, er ragte mit dem Haupte nicht ſo ſcharf in den blauen Himmel und ihm fehlte dieſer Wolkengurt, den wir bewundern. Denn die Wetterkundigen um den Vierwaldſtädter See ſagen:

Der Pilatus hat einen Hut,
Das Wetter wird gut:
Er hat einen Degen,
Es giebt Regen.

Und weißt Du, Eugene, daß Pilatus oder Pileatus und Hutberg oder Hütliberg (dieſer liegt bei Zürich) einerlei iſt?

Nein, Herr Profeſſor, das iſt aber hübſch! Nur wollt' ich denn, er wäre heute ein wirklicher Hütliberg, damit uns unſre Reiſe nicht mißlingt. Aber halt! da fällt mir ein Gedicht ein. Ich hab' es aus Deinem Buche gelernt, Mama. Du ſagteſt mir immer, es ginge auf dieſen See, und auch ein Ungewitter kommt darin vor. Ich will es Euch vortragen: gebt Acht!

Die Seefahrt.

Still fließt der See um ſtolze Bergesufer;
Vom jähen Pfad be rüfen hohe Rufer
Des Schiffes Lauf, die Felſenwände flieh'n
Durch Wolkenflor und Himmelsblau dahin.

Doch um des Berges ſchroffe Zinne ſtreiten
Sich Wind und Wolken, die ſich überbreiten.
Das Wetter thürmt ſich an der Bergeswand,
Es zuckt, es brodelt und es iſt entbronnt.

Nun murrt der Donner, ein unendlich Wogen,
Von Berg zu Berg in Widerhall gezogen,
Bis plötzlich von der Alpe weißem Dach
Dazwiſchen prallt ein greller Wetterſchlag

Das Waſſer ziſcht, das Schiff wogt, wie ſie ſchäumet,
Die Welle, die zum Sturz ſich überbäumet.
Und wieder hebt. — Du glücklicher Pilot
Der Blitz vermied, die Welle führt Dein Boot!

Du weißt den Weg, und Dir iſt es beſchieden:
Du führſt uns in des Hafens ſichern Frieden
Aus Sturm und Nacht. Dein Arm ermüdet nicht
Der See wird ſtill: vom Ufer blinkt das Licht!

Evariſte, wie gefällt Dir das Gedicht? ſcherzte Juliette.

Jedem Narren gefällt ſeine Kappe, ſagte Evariſte ruhig; aber gebt Acht, daß es nicht heute an uns in Erfüllung geht. Damals freilich, als ich es niederſchrieb, in dem Sturm der drei Tage, der ſo raſch hereinbrach und eben ſo raſch verflog, galt es einem andern Piloten, als einem armen Schiffer dieſes See's. Er hat ſeitdem manche Klippe glücklich umſchifft, nur gegen den Blitz, den eine große Arbeit der ganzen Atmoſphäre vorbereitet, hat er ſich nicht verſichert, im Gegentheil er lockt ihn leichtſinnig auf ſein Haupt hernieder.

Verena blieb mit ihren Gedanken bei der Natur. Noch iſt es ſchön und ſchöner bei dieſer Wendung in den offenen See, als heute den ganzen Tag, ſagte ſie. (Dieſer Punkt war ihr neu.) Schlöſſer von wunderbar kühnen Felſen ſteigen von allen Seiten aus dem See. Wir ſind ummauert: ein furchtbares Gefängniß, wenn ein plötzliche Sturm uns hier überraſchte! Aber es iſt wahr, dieſ Nähe, die Gefangenſchaft zwiſchen den geſchloſſenen Gliedern ſolcher Felſenrieſen iſt größer, als die Freiheit de großen Ferne.

Man begreift, knüpfte Evariſte an ihre Bilder an, da die Bewohner dieſer Naturſchlöſſer die kleinen Kunſtſchlöſſer ihrer Herren verachten und dann, daß ſie ſelbſt i dieſer Natur gefangen bleiben konnten. Sie ſehen wenig von der Welt, ſelbſt auf dem Waſſer ſind ſie noch in der Enge, und die Vogelperſpective von den Bergen belehrt ſie nicht.

Nichts begreift man leichter, als was man ſchon weiß und vor ſich ſieht, ſpottete Sprüngli. Seit Kurzem iſt es mir aber ein Räthſel, was jenes Schiffli von Wäggis her — das Oertchen links dort hinter uns iſt Wäggis — zu ſolcher Eile treibt. Sieh mal, Eugene, offenbar ſetzt es uns nach; ſollte die verrückte Martha drin ſein? Du ſiehſt gut, Junge, ſieh mal nach, ſind Frauenzimmer darin?

Nein, gewiß nicht, antwortete Eugene, es ſind fünf Männer und alle rudern aus Leibeskräften. Sollen wir uns einholen laſſen? He, Schennis und ihr andern Schiffleute, die da von Wäggis wollen uns einholen und vorbeirudern; ſollen wir das dulden?

Schennis erwog die Sache, dann gab er das Urtheil ab: Eine Weile können wir uns wehren, Freund Eugene, zuletzt aber müſſen wir doch verlieren. Ihr Schiffli iſt viel leichter und ſie rudern alle fünf — lauter ſtarke Männer. Sieh einmal, wie ſie heranſchießen! doch wir wollen ſie etwas ärgern. Alle ans Werk! Und nun entſtand ein gewaltiger Ruderkampf.

Vergebens winkte ein wohlbeleibter Mann aus dem leichten Kahn mit ſeinem Tuche; man lachte und griff nur deſto rüſtiger in die Ruder, denn es ſchien, daß der Verfolger verzweifelte und kapituliren wollte.

Er hatte umſonſt gewinkt. Erſchöpft warf er ſich auf die Bank zurück. Schon jubelten Schennis und ſeine Ruderer. Aber die vier Männer des feindlichen Schiffes, die in der Arbeit blieben, verloren nichts an dem Ermatteten. Sie jauchzten laut auf, und ſtießen mit wenigen gewaltigen Zügen ihr Boot neben das verfolgte.

Haltet, haltet nur einen Augenblick! rief der wohlbeleibte Mann, der ſich jetzt wieder erholte und den Schweiß von der Stirn trocknete.

Man begrüßte ſich, und Sprüngli, der zunächſt ſaß, fragte den Fremden, was er wünſchte, nun er ſie geentert habe?

Ich entre ſehr friedlich, antwortete der Reiſende, und freue mich, daß Sie Deutſche ſind.

Wir ſind Franzoſen und Schweizer, warf ſtolz Eugene dazwiſchen.

Thut nichts, mein Knabe, fuhr der Mann fort. Genug, daß wir uns verſtehn. Ich vermuthe, Sie wollen, wie ich, über den Gotthardt. Ich bin allein mit meinem Führer; nehmen Sie uns mit nach Flüelen, ſo können dieſe Schiffleute hier umkehren, und ich reiſe in angenehmer Geſellſchaft.

Recht gern, rief Evariſte und Sprüngli ſtimmte ihm bei, kommen Sie nur herüber!

Halt! fiel Juliette ein. Wir ſind hier zwei Parteien. Wenn Sie nicht zu der unſrigen treten, ſo proteſtiren wir.

Das thun wir, rief Eugene. Ja, das iſt wahr! corrigirte ſich Sprüngli.

So werden wir wohl die andere Partei ſein? fragte Verena gelaſſen Evariſte.

So ſcheint es, antwortete er. Nun bin ich neugierig, was der Fremde thut.

Es war von Partei die Rede, was ſollte ein Deutſcher dazu ſagen? Weder Royaliſt, noch Republikaner, weder kalt, noch warm, war er, wie die meiſten ſeiner Landsleute, ein Allerweltskerl. Aber er hätte auch keine Zeit gehabt zu antworten, wenn er gewußt hätte, was er ſagen ſollte. Denn

Schwarz oder roth? fuhr ſein munterer Burſche dazwiſchen, — aber kein Zweifel, nach Ihren Augen, ſchöne Dame, ſind ſie ſchwarz!

Ja wir ſind ſchwarz, kohlſchwarz, das verſteht ſich, rief Eugene.

Kommen Sie, Herr Nußmann, das iſt unſere Partei, die Partei der jungen Dame und des muntern Burſchen mit der Dragonerpiſtole. Sind Sie nicht auch ſchwarz? fragte der Zürcher und reichte ihm die Hand zum Ueberſteigen.

Ja, ſchwarz bin ich, ſagte Herr Nußmann, indem er ſeine Kleider beſah; aber iſt denn das eine Partei, meine Damen und Herren?

Und was für eine! Die Partei der Freiheit gegen die rothen Jeſuiten! triumphirte der junge Menſch mit dem Freiſchärlerhut. Er hieß Stutz und hatte Herrn Nußmann bisher nicht nur geführt, ſondern auch zum Entern unſers Boots beredet, um ſich und ihm Unterhaltung zu verſchaffen. Stutz war ein Stutzer. Er machte ſich gleich zum

Verehrer von Juliette, ohne daß er darum Verena vernachläſſigt hätte, zeigte der Einen ſeinen Hut mit den Kugelſpuren vom letzten Freiſchaarenzuge, und brachte der Andern einige ſchöne Blumen vom Rigi, die nicht Jeder zu finden wüßte.

Das iſt ein Allerweltsburſche, ſagte Herr Nußmann; er macht mit mir, was er will. Ich habe mich ganz außer Athem gerudert. Man rudert hier vorwärts, nicht, wie in Hamburg, rückwärts; ſonſt wäre ich es beſſer gewohnt geweſen.

Herr Nußmann hatte noch nicht geendet, als Schennis, der Schiffmann, auf die Bank ſtieg und ſeinen Stock mit einem Tuch daran hoch in die Luft hielt. Oben iſt Wind! zieht das Segel auf! Wir wollen den Zug mitnehmen und raſch hinübergehen, rief er den Leuten zu. Die Sache war bald eingeleitet; und Herr Nußmann wunderte ſich ſehr über dieſen ſeltſamen, ebenfalls in Hamburg unbekannten Wind, der mannshoch über dem Waſſer fortſtrich und das Schiff durch den unbewegten Spiegel des See's raſch fortführte.

Dies Schauſpiel dauerte indeß nicht lange. Etwas weiter vom Ufer traf der Wind ſchon das Waſſer, kräuſelte es zuerſt und bewegte es dann in raſchen Wellen.

Die Fahrt gefiel der Geſellſchaft, je raſcher es ging, deſto beſſer. Schennis aber beobachtete den Wind mit geſpannter Aufmerkſamkeit; und plötzlich, als noch kein Anderer die Urſache begriff, ließ er das Segel einziehen und vertheilte die Geſellſchaft im Schiffe genau nach dem Gleichgewicht. Es war die höchſte Zeit.

Mit reißender Schnelligkeit fuhr ein Wirbelwind über das Waſſer, warf ſchäumende Wellen auf und brachte die erſten Tropfen des Gewitterregens.

Das Schiffli tanzte in wilden Sprüngen, wie eine Nußſchale auf dem bewegten Waſſerbecken.

Jeder hielt ſich ſorgfältig feſt und die Damen äußerten ihre Beſorgniß.

Der See iſt hier nicht ſehr breit, aber das Boot hatte kaum die Mitte erreicht. Es befand ſich zwiſchen Gerſau, der ehemaligen freien Republik am Schwyzer Ufer unter Rigiſcheidegg, und Beggenried, dem ſchönſten Aufenthalt am andern Ufer, wo man von Unterwalden nach Engelberg hinaufſteigt.

Der Schiffer beruhigte die Geſellſchaft und beſonders die Damen mit dem Troſt, der Gewitterwind ſei ſchon vorüber, ihm folge, wie ſie ſähen, ein tüchtiger ebner Regen und mit dieſem würden ſie ruhig in den Hafen von Beggenried hineinrudern.

Der Regen that ſeine beruhigende, aber auch ſeine beunruhigende Wirkung. Das Dächli ſchützte ſchlecht gegen ſeine Zudringlichkeit. Bald eröffnete er ſich hier, bald dort eine Gaſſe, ergoß ſich bald in den Nacken der erſchreckten Damen, bald über die Füße der Männer und badete gründlich vor Allen Herrn Nußmann und den luſtigen Stutz, die draußen vor dem Dächli umſonſt hinter ihre Regenſchirme flüchteten.

Das Schickſal hatte entſchieden. Flüelen war heute nicht mehr zu erreichen, und man hörte mit Vergnügen den Doktor Sprüngli die Anmuth und Comforts von Beggenried rühren.

Der Sonnenwirth, ein reicher Weinhändler, hat für Sommergäſte, die das Land ſuchen, ein elegantes Haus eingerichtet, nach italieniſchem Muſter, aber ſchweizeriſch reinlich und reich gehalten. Schöne Schweizerinnen pflegen die Gäſte. Die Lage des Hauſes iſt paradieſiſch: die Ausſicht von den Balkonen über den See und den Rigi, nach Brunnen hinauf und nach Wäggis hinunter, eine der mannigfaltigſten und ſchönſten, hier wo jeder Punkt mit neuen Blicken überraſcht. So ungefähr lobte Sprüngli Beggenried, und es verdient ſein Lob.

Man hatte kein Ohr für das prachtvolle Gewitter und das melodiſche Plätſchern der vollen Regenſtrahlen, die ſich dicht gedrängt ins Waſſer ergoſſen, man hing an den ſchönen Verheißungen von Beggenried. Nur Eugene bemerkte, daß ſie beinahe ſein Gedicht erlebt hätten. Der Donner zwiſchen dieſen Felsbergen ſei darin ganz richtig beſchrieben, es fehle nur noch, daß er einſchlüge.

Als aber die Unbequemlichkeit ſich in die Länge zog und der Hafen von Beggenried immer noch nicht erreicht wurde, wandte ſich Juliette an Sprüngli und warf ihm den Regen vor, den er zwar vorher verkündigt hatte, aber erſt nach drei oder vier ſonnigen Tagen.

Sprüngli rechtfertigte ſich nicht ſehr zu ihrer Befriedigung. Dieſen Gewitterregen, meinte er, habe er nicht berechnen können, aber der Föhnregen, den er vorhergeſagt werde gewiß eintreffen.

Den Abend verlebte die Geſellſchaft in den Salons des Sonnenwirths unter Scherz und Tanz mit Bekannten von Zürich und Bern, die ſie hier antrafen, und beim Glaſe vino d'Asti und Früchten aus der Lombardei, die von dort in Einem Tage hierher gelangen. Es war aber kein gewöhnlicher Salon der guten Geſellſchaft.

8. Der Rothe.

Evariſte hatte eine Neuerung durchgeſetzt, die für das Schickſal der Geſellſchaft nicht gleichgültig war.

Schennis bewährte ſich als vortrefflichen Schiffmann und Führer, aber es war Evariſte klar geworden, daß er entſchieden zu den Rothen gehöre. Als Stutz und Eugene geſtern im Schiffli mit großer Kühnheit die Schwarzen und die edle Partei der Freiſchärler proklamirten, hatte er bemerkt, daß Schennis ſeine Pfeife ausgehen ließ, den Stutz wüthend ins Auge faßte und halblaut den Ausruf that: und der iſt von Luzern, der Chaib!

Evariſte hegte aber die Idee, daß ſelbſt die Rothen durch die wahre Praxis der Freiheit zu gewinnen wären. Er wollte nun einmal die Probe auf ſeine demokratiſchen Pläne machen, verlangte daher gleich bei der Ankunft in der Beggenrieder Sonne, Schennis und Stutz ſollten als Freie und Gleiche an der Geſellſchaft Theil nehmen.

Stutz ſträubte ſich keinen Augenblick, und als es zum Tanze kam, war er einer der erſten auf dem Platze. Schennis dagegen zeigte ſich anfangs unzufrieden mit dem kecken Burſchen, der wild mit Juliette durch den Saal galoppirte. Dann ſteckte er langſam ſeine Pfeife ein, ſtrich ſich die Haare aus der Stirn und ſagte ſtolz, was der Burſche wagte, das könne er auch. Und als ein langſamer Dreher daran kam, führte er ihn ſehr gravitätiſch mit Verena an.

Bei Tiſche bekam er auf Evariſtes Anordnung den Ehrenplatz zwiſchen den zwei Damen; während die übrige Geſellſchaft ſich mit den neuen Bekanntſchaften und Stutz mit Eugene vertraut machte.

Dem Sonnenwirth und ſeinen Gäſten war dieſe Ordnung der Dinge allerdings neu. Die ſchweren Schuhe von Stutz und Schennis ſchienen auf den erſten Blick mehr für die Alpenwege als für den getäfelten Salon eingerichtet; man unterſcheidet bei aller Demokratie in der Schweiz Herren und Diener. Aber der Schweizer iſt dennoch darüber hinweg. Jeder hat ſeinen Stolz und Jeder kennt ſein Recht. Der Sonnenwirth durfte nicht murren, und Schennis und Stutz waren ſehr bald mit ihrer neuen Lage vertraut, unterhielten ſich rechts und links und ließen ſichs wohl ſein.

Der Sonnenwirth in Beggenried hat die löbliche Gewohnheit, ſeine Gäſte reichlich und mit den ausgeſuchteſten Speiſen und Getränken zu bewirthen. Dieſer Umſtand und die aufmerkſame Pflege ſeiner Nachbarinnen machten auf Schennis einen ſehr vortheilhaften Eindruck. Er fand alle Weine gut und trank ſie abwechſelnd, wie ihm Juliette oder Verena einſchenkten, nur der lombardiſche Champagner, der Vino d'Asti war ihm zu ſüß, den müßten die Damen trinken.

Evariſte, der ihm gegenüber ſaß, brachte das Geſpräch auf die Politik der Urkantone und ſuchte ihm klar zu machen, daß die innere Schweiz eine unſchweizeriſche Richtung verfolge und den Fremden in die Hände arbeite, wenn ſie in ihrer Feindſchaft gegen die großen Kantone und die Mehrheit der liberalen Schweiz fortführe.

Schennis verſtand dieſe Frage ſehr gut; aber er berief ſich auf ihr Recht, auf die Unabhängigkeit und Souveränität der Lande. Sie wollten nicht klug gemacht ſein, ſie wollten frei ſein, und über ihre ewige Freiheit vom Reich und von allen Herren in Europa hätten ſie Brief und Siegel in der Staatskanzlei zu Altorf, Schwyz und Luzern. Er gab nicht zu, daß ſich viel geändert hätte in der Welt; und wer ſie in ihren Bergen unterjochen wolle, für den ſeien ſie wenige immer noch genug.

Es iſt klar, daß Ihr nichts Anderes wollt, als Eure Freiheit, ſagte Evariſte. Da habt Ihr Euch aber vor den Pfaffen und den reichen und großen Herren unter Euch eben ſo ſehr zu hüten, als vor Kaiſer und Königen und den großen Kantonen.

Es kommt darauf an, wie ſie ſind, erwiderte Schennis. Wer nicht unſern Willen thut, dem weiſen wir ſeine Wege.

Leben ſie mit Euch auf gleichem Fuß?

Nein, Herr, der Arme lebt ſchwer, der Gutsherr leicht.

Und Ihr wählt ſie immer in die Obrigkeit?

Ja, Herr, von Alters her.

Seht, Schennis, Ihr titulirt mich Herr; und ich nenne Niemand Herr. Warum haben Eure Pfaffen Euch nicht geſagt, daß der freie Mann jedes freien Mannes Bruder iſt, und daß Ihr hier in den freien Kantonen keine Herren braucht?

Das iſt wahr, He . .; aber wie ſoll ich denn ſagen? fragte er in ſeiner Verlegenheit Juliette.

Bruder Evariſte oder Bürger oder **mon bourgeois**, oder **Monsieur Evaristo**, antwortete ſie lachend. Aber, Evariſte, damit hätteſt Du doch anfangen ſollen. Wie kannſt Du eine Unterredung führen, ohne Dich vorzuſtellen, Deinen Namen zu nennen und die nöthigen Zuſätze zu ſagen? Herr Evariſte und Herr Schennis ſtellt aber ebenſo gut Alles in das richtige Verhältniß, als die Neuerungen mit Bruder oder Bürger.

Ja, fügte Schennis hinzu, man braucht nur den Namen zu nennen; ſo iſt Alles in Ordnung.

Als Evariſte bemerkte, daß die Aufmerkſamkeit des ganzen Tiſches ſich auf das Geſpräch gewandt hatte, glaubte er allgemein werden zu müſſen, er fuhr alſo fort: Wir ſind hier lauter Schweizer und Freunde der Schweiz; möge die alte Freiheit Aller ſich bewähren und keine Neuerung eindringen, die nicht Alle frei und gleich erhält. Sind wir hierüber einig mit einander, ſo trinken wir darauf!

Jeder legte ſichs in ſeinem Sinne aus und ſtimmte ein. Nur Schennis hatte eine Erwiderung auf dem Herzen. Er nahm das Wort und ſagte: Ich habe viele Fremde und Schweizer Männer geſprochen und geſehen, aber keinen, Herr Evariſte, der wie Sie war und ſprach, ſo frei. Wir ſind hier zuſammen in Wahrheit als Brüder, und wir ſind es, weil Sie es ſo veranſtaltet und eingeſehen haben, daß es ſo am beſten wäre. Ich ſage, Sie verdienten ein Schweizer zu ſein! Trinken wir auch darauf!

Eugene und Stutz waren gleich im Anfange der Rede auf den Balkon gegangen; und Eugene feuerte raſch ſeine Piſtole zu des Vaters Geſundheit ab, während Stutz in den Saal rief: Drei Ehrenſchüſſe, meine Damen, die beiden anderen folgen ſogleich!

Die luſtigen Burſche! ſagte Schennis, und es war deutlich zu ſehen, wie gut er ihre prompte Unterſtützung nes Toaſtes aufnahm, ja, man konnte überzeugt ſein, ß er vollkommen verſöhnt mit dieſen Freiſchärlern und riedigt durch ſeine letzten Erfahrungen vom Tiſche aufnd.

9. Der arme Urner in Beggenried.

Am andern Morgen waren Evariſte und Sprüngli vor Sonne aufgeſtanden, Stutz hatte ſie getroffen und ihnen ſchönſten Spaziergänge am Berge gewieſen. Sie ergen ſich in Geſprächen über die Gegend, ihre Bewohner d ihre politiſche Farbe. Stutz konnte überall die geueſte Auskunft geben: In Unterwalden macht vielleicht ggenried allein einige Oppoſition gegen die Pfaffen, die rundherren und die dummen Bauern, die von ihnen ausſaugt werden und ſie dafür zu ihren Tyrannen wählen. Uri dagegen iſt Niemand Oppoſition, oder wenn es ja ner wäre, ſo wagte er ſein Leben, ſobald er es ſagte. ornehmlich in religiöſen Dingen verſtehen ſie keinen paß. So redete Stutz.

Auf dem Rückwege, als ſie wieder an den See hinabſtiegen, begegneten ſie den Frauen und Eugene von Schennis geführt.

Herr Rußmann war nicht dabei. Er erholte ſich immer noch von ſeiner geſtrigen Anſtrengung beim Entern. Auch war ihm der Regen, welcher ihn, ganz erhitzt wie er war, durchnäßt hatte, übel bekommen. Er brauchte die Nacht und einen guten Theil des Morgens, um ſich wieder in ein bequemes Gleichgewicht aller Funktionen hinein zu ruhen.

Stutz hatte die Gelegenheit ergriffen, ſich Sprüngli und Evariſte zu empfehlen, und was ſie ſehr intereſſirte, war die Mittheilung, die er ihnen machte, daß die wohlhabenden Beggenrieder die Sitte der liberalen Kantone nachahmten und heute ein kleines Ehr- und Freiſchießen, woran Jeder Theil nehmen könnte, veranſtalteten.

Auch die Frauen und den Knaben freute dies ungemein, und ſie ſtudirten, wie ſie wohl mit zu Schuſſe kommen könnten. Denn es war nicht Sitte, daß Frauen und Knaben mit ſchoſſen.

Man beſchloß unterdeſſen, zu dem Schießen dazubleiben. Als ſie den Landungsplatz vor der „Sonne“ erreichten, ſanden ſie das Schiffli bereit. Nach dem geſtrigen Plan, wollte man früh abfahren; und ein armer Urner mit einem zehnjährigen Mädchen ſtand am Waſſer, hielt ſeine Mütze in der Hand und bat die Frauen: Sie möchten ihm erlauben, daß er umſonſt mit überführe. Seine Muhme wäre hier geſtorben und er hätte dies Kind, welches ſie nachgelaſſen, holen müſſen. Nun fehlte ihm aber das Geld zum Ueberfahren und auch zum Dableiben. Er ſei auf's Reiſen nicht eingerichtet und lebe nur von Tag zu Tage.

Verena, nimm ſie mir nicht weg! rief Juliette. Es freut mich, daß ich Euch treffe, mein Freund. Gebt Acht! ich nehme Euch und das hübſche blonde Mädchen mit; und dafür haltet Ihrs mit uns (hier zeigte ſie auf ihre Partei, die wir kennen). Beim Schießen zahl' ich Euch drei Schüſſe in die Kreisſcheibe, die ſchießt Ihr für mich, da wir Weiber doch nicht ſelbſt mitſchießen dürfen.

Er ſchießt gut, ſagten die Umſtehenden, heißt auch der Gut von Uri.

Ich will dreimal gut zielen, verſprach der glückliche Urner. Freilich komm' ich nicht oft dazu, weil ich nicht fort kann, und wenn ich hinkönnt', wo die Ehr- und Freiſchießen ſind, in die großen Kantone, hätt' ich kein Geld zum Einſatz.

Ich leih' Euch meine Büchſe, ſagte der Sonnenwirth. Es freute ihn, daß ſeine Gäſte dablieben. Darauf zog er Verena bei Seite und ſagte ihr einige Worte ins Ohr. Sie erröthete erſt, dann lachte ſie, und als ſie es der Juliette mitgetheilt hatte, brachen beide in eine große Heiterkeit aus, und ſprangen ſo raſch davon, daß der dicke Sonnenwirth ihnen kaum folgen konnte.

In einiger Entfernung drehten ſie ſich um, und Juliette rief Evariſte zu:

Wir machen eine Parthie für uns! zahle dem Gut von Uri für mich den Einſatz, Evariſte! Nach dem Schießen ſehen wir wir uns wieder!

Was mögen ſie nur vorhaben? fragte Evariſte. Und Dich laſſen ſie da, Eugene?

Ja, Papa, ich will das Schießen mit anſehen.

Vermuthlich, ſagte Sprüngli, läßt ſie der Sonnenwirth nach Buochs zu ſeiner Muhme fahren. Der Ort liegt ſehr ſchön dort am Fuße des Buochſer Horns.

10. Das Ehr- und Freiſchießen.

Das Schießen begann.

Als das Signal mit drei Böllerſchüſſen gegeben war, zogen die Schützen auf ihren Stand. Der Urner mit der Büchſe des Sonnenwirthes marſchirte in Reih' und Glied. Stutz, Schennis, Sprüngli und Evariſte hatten ſchon früher die Erlaubniß erhalten, dieſen ausgezeichneten Stutzer zu benutzen; nur wollte Gut, der Urner, ſich's nicht nehmen laſſen, ihn zu tragen und für ſie mit aufzuziehen.

Die Muſik ging voran, und führte einen artigen Zug ſchön gewachſener Unterwaldner, lauter lange wohlgebildete, ſcharfgeſchnittene Köpfe, in die laubverzierte Schützenhütte.

Es wurde vortrefflich geſchoſſen. Schennis und Evariſte hatten mit aller Anſtrengung nur beſcheidene Preiſe erlangt, Sprüngli gefehlt. Stutz, unter den Fremden der Beſte, war klüglich an die Kehrſcheibe gegangen, wo man weniger einſetzt, weniger gewinnt und nicht nach den Kreisabtheilungen der ganzen Scheibe von den beſſeren Schützen überholt wird, ſondern einen Gewinn davon trägt, ſo oft man in den Mittelpunkt von zwei Zoll im Durchmeſſer, der eine Nummer heißt, hineintrifft.

Der Urner wollte zuletzt ſchießen. Er hatte Alles wohl beobachtet, den Wind, die Stärke der Ladung und die Erfolge der ſichern Schützen. Mit ihnen unterhielt er ſich eifrig über jeden Schuß.

Mehrmals bot ihm Evariſte den Stutzer an; immer lehnte er ihn ab mit den Worten: noch nicht! und ſetzte ſeine Beobachtungen fort. Es fielen ſo viel gute Schüſſe, daß er wenig Hoffnung behielt, beſſer zu treffen, obgleich man von ihm das Beſte erwartete.

Zwölf Ringe waren auf der inneren Scheibe verzeichnet. In drei Schüſſen, die Jeder thun durfte, alſo 36 der beſte Schuß. Dreißig und zweiunddreißig waren erreicht.

Da trat ein junger Engländer mit ſeinem Burſchen ein. Sie ſchienen von Stanz her zu Lande zu kommen. Der Lord war abenteuerlich gekleidet. Ueber langen weiten Sommerhoſen und einer ſchwarzen Huſarenjacke trug er eine grün verzierte Jagdblouſe; dazu eine barettartige Mütze mit einem Gemsbart, wie die Tiroler.

Sein Burſche in einem ähnlichen Coſtüm unterſchied ſich durch den niedrigen Treſſenhut; und über ſeine Schulter hing die ſilberausgelegte Büchſe des Lords nebſt Kugelbeutel und allem Zubehör.

Der Lord war klein, ſchwarze Haare und ein kleiner ſchwarzer Backen- und Schnurrbart zeichneten ſein blühendes Geſicht nicht übel. Der Bediente war mehr Engländer, ſchlank, blond und von feinen Zügen. Seine Taille hätte man bewundern können. Den Ausdruck ſeines ſanften Geſichts entſtellte eine Narbe über die linke Backe.

Der Lord wünſcht drei Schüſſe in die Kreisſcheibe zu thun, ſagte der Burſche auf Engliſch. Und Sprüngli war ſo artig, dem Scheibenſekretär dies Anliegen in's Deutſche zu überſetzen.

Die Engländer haben manchmal Glück, bemerkte ein Unterwaldner, der zweiunddreißig geſchoſſen hatte; und ſo war es: er ſchoß dreiunddreißig, was ihn offenbar ſelbſt überraſchte.

Aber er bezwang ſeine Freude und: it is done! ſagte er lakoniſch, nahm ſeine Karte und ging gelaſſen hinaus.

Sein Burſche überreichte den Stutzer und die Geräthe dem Sonnenwirth, der ihn Mylord auf's Zimmer zu beſorgen verſprach, das elegante Gewehr bewunderte und dann den Schützen herumzeigte.

Auch Gut von Uri nahm es in die Hand, prüfte es eifrig und äußerte den Wunſch, er möchte wohl einmal einen Schuß damit thun.

Der Sonnenwirth verſprach es zu verantworten und Gut ſchickte ſich endlich zum Schuſſe an.

Alles war geſpannt.

Nie hab' ich eine ſo ſichere Hand geſehen, bemerkte der Sonnenwirth.

Der Engländer traf aus purem Zufall, ſo wahr ich lebe, raunte ihm ein alter Schütze zu. Er ſchoß, wie nach der Schwalbe, ſchwankte und ſuchte, und dann, wenn er's Ziel hatte, brannte er los. So trifft's, und ſo trifft's auch nicht.

Da! gebt Acht! Das war ein Schuß! Eilfe, ſo wahr ich lebe! rief der Sonnenwirth!

Das iſt aber auch ein Stutzer! ſagte Gut.

Iſt er gut? nun, das freut mich! jubelte der Sonnenwirth, als wär' er ſein Eigenthum geweſen. Schießt nur weiter, und wenn Ihr den Engländer auch abſchießet, es iſt einerlei!

Gut faßte nun einen gewaltigen Muth. Es war, als gelt' es die Ehre Uri's, die Ehre der ganzen Schweiz gegen den Engländer. Alles hing mit aufgeregter Erwartung an ſeinem Ziel; und zweimal erſcholl ein unbeſchreiblicher Jubel, als er zweimal mitten in's Centrum ſchoß.

An der Scheibe, wo der Zeiger ſitzt, kam eine Puppe hervor, welche die eidgenöſſiſche Fahne ſchwenkte, ſich unaufhörlich vor dem Helden verneigte und den Jubel der Maſſe immer von neuem hervorrief.

Wo iſt die gute Dame, die mir den Einſatz bezahlt hat? Ich bring' ihr den erſten Preis, rief der glückliche Urner, und ſah wehmüthig auf die bunte Karte, die ihm der Schreiber überreichte.

Der Sonnenwirth winkte nach der Thür, die beiden Engländer erſchienen; und als der Lord grade vor Evariſte und Gut ſtand, lüftete er ſein Barett mit der einen Hand und zog mit der andern ſeinen Schnurrbart herunter.

Lange volle Haare fielen über ſeine Schulter: kein Burſche brauchte nichts an ſeinem Coſtüm zu ändern. Man erkannte ſie alle beide, Alles wunderte ſich, daß man es nicht gleich gemerkt hatte, und die Schweizer riefen laut: Es ſind, by Gott, Wiber g'ſi!

Und ſind es noch! lachte der heitere Sonnenwirth. Der Streich iſt mal gelungen, und mein neuer Stutzer hat's gewonnen, gelt! Das iſt ein Stück!

Juliette rieb ſich vor Freuden die Hände und ſpottete die Männer aus: Auf ein Haar hätt' ich den erſten Preis gewonnen!

Sie haben ihn gewonnen, hier iſt er, ſagte Gut von Uri.

Nein, edler Freund, der Preis iſt Dein und der Einſatz dazu; und Du fährſt vergnügt mit uns nach Flüelen, nicht wahr, Du und Deine Nichte?

Gut küßte ihr bewegt die Hand, die Nichte desgleichen. So reich waren ſie noch nie geweſen.

Juliette hatte ihr Barett in der Hand, an das ſie den zweiten Preis geſteckt. Sie nahm ihn herunter, fragte nach dem Schützen, den ſie abgeſchoſſen, und überreichte ihm die Karte mit den Worten: Hier iſt die Schwalbe, von der Sie dem Sonnenwirth ſagten. Es wäre Unrecht, wenn ich aus dem Scherz Ernſt machen und Sie aus Ihrem guten Recht durch mein blindes Glück verdrängen wollte.

Die Preisrichter erklärten die Schüſſe für gültig. Es ſei nicht verboten, daß Frauen mithielten. Der Unterwaldner gewönne alſo den zweiten und den dritten Preis, wenn Juliette ihm den ihrigen abträte.

Sie that es. Und ganz Beggenried kam in die angenehmſte Aufregung über die Streiche des Sonnenwirths und die luſtigen Weiber von Zürich.

Eugene konnte ſich nicht zufrieden geben über die hübſche Mama: Evariſte nahm den entlarvten Lord, gab ihm den Arm und führte ihn zur Toilette in die „Sonne.“ Sprüngli näherte ſich mit vielen Verbeugungen dem Miſter Verena, faßte ihn um die Taille und ſagte ihm in's Ohr: und dieſe konnte ich verkennen? vergieb es mir, Verena!

Sie hielt ihm den Mund zu und zog ihn dem erſten Paare nach.

Evariſte, das hätteſt Du uns nicht zugetraut! geſteh' es nur! triumphirte Juliette.

Doch! Du kleiner Demagog, antwortete er, ich bin immer in Angſt, was für einen Volksauflauf Du anſtifteſt, daß es Dir aber überall gelingt, daran zweifle ich ſeit geſtern nicht mehr.

Herr Nußmann hatte eben ausgeſchlafen und hörte über Tiſch mit vielem Vergnügen die glücklichen Ereigniſſe, die er nicht beſſer hätte träumen können.

11. Die Fahrt nach Flüelen.

Die Bewohner von Beggenried hatten das Schiffli unſerer Geſellſchaft aufgeſucht und es mit Flaggen und Bändern geziert. Die beſten Ruderer ſtritten ſich um die Ehre, es überzuführen; unter Böllerſchüſſen, die dem ſiegreichen Urner oder auch den liebenswürdigen Damen gelten konnten, denn beide waren gleich populär, fuhren ſie ab; und Eugene antwortete mit der Piſtole ſo lange, bis er ſein letztes Pulverkorn verſchoſſen hatte.

Das Schiff war ſtark beſetzt und Juliette hatte ihren

Plan, ein wahrhaft indiſches Gefolge anzuwerben, ohne Mühe erreicht; Ergriffe aber auch den ſeinigen, daß Alle, und ſogar der arme Gut von Uri, in gleiche Reiſegefährten verwandelt waren.

Der wildeſte und intereſſanteſte Theil des Sees beginnt erſt bei ſeiner Wendung von Brunnen nach Flüelen. Die Urner Berge rechts und die Schwyzer Alpen links bilden die ſchroffſten, unzugänglichſten Ufer, die man ſich denken kann; die Weide der Sennen iſt den Blicken entzogen, die Felſen des Axen tauchen abenteuerlich aus dem Waſſer empor und ſtellen den großen Moment einer furchtbaren Erdrevolution auf's Anſchaulichſte dar. Seine Schichten ſind wellenartig zuſammengekeilt, hinundwieder ſcheinen es verſteinerte Waſſerwirbel zu ſein; der Sturz dieſer ungeheuren Maſſen hat ganze Felſenberge wie einen Teig geknetet. Man nähert ſich der hohen ſcharfen Pyramide des Briſtenſtocks, der unter dem Gotthardt liegt, und erblickt von der linken Seeſeite hoch über dem andern Ufer die Gletſcher des Urirothſtocks in einer ſchwindelnden Höhe.

Hinter dem Axen bei der Tellenplatte, wo eine Kapelle mit geſchmackloſer Malerei alle möglichen Scenen aus der

Tellsſage darſtellt, landete die Geſellſchaft. In ihr hatte ſich die gute Laune bis zum Uebermuth geſteigert; der Doctor Sprüngli zog ſeinen Roſenkranz hervor, hing ihn um, ſtellte ſich vor ein Heiligenbild und ſang der Verſammlung eine lateiniſche Meſſe.

Die Einen knieten katholiſch gläubig, die Andern gingen willig, Evariſte ſehr unwillig auf den Scherz ein. Ort und Umgebung ſprachen zu gebieteriſch; Evariſte konnte nur durch Blicke proteſtiren; und Sprüngli benutzte die Melodie der Meſſe, um ihm für ſeine Sprödigkeit in einer humoriſtiſchen Litanei den Text zu leſen. Er war Meiſter der lateiniſchen Witzwendungen, und während Schennis, Gut von Uri und die Beggenrieder Schiffer ſich ernſtlich an ſeinem Geſange erbauten, brachte er es dahin, daß Evariſte mit der gößten Mühe ſich ernſt erhielt und ihn endlich im Litaneiton, als antwortete er auf den Vorgeſang, bat, er möge dem gefährlichen Scherz ein Ziel ſetzen.

Eugene war im Begriff, ſeinen Freund Stutz über den Inhalt der Meſſe aufzuklären, als Evariſte ihm lateiniſch einſchärfte, ja nichts zu ſagen.

Schennis und Gut bemerkten beim Abfahren, ſie hätten es doch gleich gedacht, daß der joviale Sprüngli ein geiſtlicher Herr wäre.

Juliette aber freute ſich, daß ſie nun doch gewiß von Sprüngli im Uebermuth und in der Unbeſonnenheit übertroffen wäre. Sie hätte es übrigens gleich vermuthet.

Und dieſer gottloſe Spötter, ſagte Evariſte in ſeiner Freude über den glücklichen Ausgang des Auftritts, iſt ein Erzieher der Jugend! Welche Zeiten, welche Sitten!

Papa, der gute Renard in Tours, glaubt ja auch nicht an die Faxen und muß ſie doch mitmachen, weil das Volk ſie haben will, erinnerte Eugene.

Und das Volk will ſie haben, ſagte Sprüngli zu Eugene, weil die guten Renards ſie ihm erfunden haben. Sie ſagen: mundus vult decipi, ergo decipiatur, und müßten doch eigentlich ſagen: mundus decipitur, ergo vult decipi.

Dies Geſpräch ging natürlich hinter dem Rücken der übrigen Geſellſchaft vor ſich. Die Damen und Herr Rußmann ſaßen dazwiſchen.

Herr Rußmann, der ebenfalls kein Latein verſtand, hatte den ganzen Auftritt ſehr betroffen mit angeſehen. Er war Proteſtant und faßte eine gewiſſe Verachtung gegen Sprüngli, der ihm nun wirklich wie ein Pfaffe vorkam: und ein Anflug von Bedauern war in ſeinen Mienen zu entdecken, als die ſonſt ſo geſcheidten Damen vor den häßlichen Bildern hinknieten.

Ich wußte nicht, daß Sie katholiſch wären, ſagte er zu ihnen, als ſie weiter fuhren.

Hier iſt Alles katholiſch, antwortete Juliette.

Man ſah deutlich, wie der Urner und Schennis ſich darüber freuten, daß Nußmana alſo der einzige Ketzer im Schiff wäre.

12. Flüelen.

Sie waren jetzt in Flüelen und ſtiegen ans Land. Das Dampfboot von Luzern lag noch an der Brücke, die Wagen, welche ſeine Paſſagiere über den Gotthardt führten, ſetzten ſich in dieſem Augenblick in Bewegung. Eugene war hingelaufen, um ſie abfahren zu ſehn. Der Kapitän des Dampfbootes ſtand auf dem Platz, und als er die Damen und darauf Eugene ins Auge gefaßt, ſagte er zu dem Knaben: Nun, kommt Ihr endlich? Ihr geht wohl nach Altorf zu Fuß, denn Ihr ſollt ja Fußreiſende ſein.

Ja, wir gehn zu Fuß, ſagte Eugene, ſo gefällt es uns.

Aber es wunderte ihn, wie der Kapitän von ihnen wüßte; hatte er ſie doch nirgends geſehn!

Der Mann hat irgendwo von uns gehört, ſagte Sprüngli.

Darauf gruppirte man ſich und ging auf Altorf zu. Das liegt eine halbe Stunde vom See in der Breite des Reußthales.

Verſchiedene Intereſſen führten die Geſellſchaft auseinander. Stutz und Gui mit ſeinem Kinde blieben bei den Damen. Eugene und Evariſte ſuchten Steine und Pflanzen. Sprüngli unterhielt ſich mit Schennis über die Klöſter in Uri und Unterwalden, über die beſten Alpen in der Gegend und wer das meiſte Vieh darauf hätte. Nußmann hörte ihnen zu.

Um ſich nicht zu verlieren, hatte man „die drei Schweizer“ in Altorf zum Sammelplatz beſtimmt.

13. „Sie müſſen kommen."

In Altorf auf dem Markt ſteht ein viereckiger Thurm mit den gewöhnlichen rohen Malereien aus der Tellſage. Daneben ſind mehrere Gaſthäuſer, auch das zu den drei Tellen oder Schweizern.

Es war Sonntag, die Kirche vorüber, der ſchöne Sommerabend hatte eine Menge Leute auf den Platz gelockt, die ſich, in Gruppen geſondert, eifrig unterhielten.

In einer der Gruppen ging es ziemlich lebhaft zu. Angeſehene Männer, wie es ſchien, machten einem armen Weibe bittre Vorwürfe: ſie würden von ihr gefoppt. Seit geſtern Abend warte man vergebens auf die Mörderbande, die ſie angekündigt, und ſie hätte ſich ſelbſt überzeugt, daß alle Wagen, die über den Gotthardt gefahren, nichts Aehnliches gebracht, wie die von ihr beſchriebenen Perſonen.

Wir errathen ſogleich, daß Martha Spöndli das Weib in dieſer Gruppe und die achtbaren Männer Magiſtrate der Stadt Altorf und des Kantons Uri waren. Sie hatte in Wäggis dem Kapitän des Dampfſchiffes entdeckt, daß ſie die

Leuenmörder in der Tellengaſſe belauſcht habe, als ſie ſich dort eingeübt, auf Mannshöhe zu treffen und ſich gelobt hätten, den Siegwart Müller in ſein blaſſes Geſicht zu ſchießen. Sie erklärte weiter dem Kapitän, da die Geſellſchaft der Mörder nach Flüelen zu Schiff gegangen ſei, daß er ſie umſonſt überführen müſſe, damit ſie in Altorf die Anzeige ihrer Entdeckung machen und ſpäter in Schwyz die Leute von Küßnacht, die zu den äußern liberalen Bezirken von Schwyz gehören und, wie ſie ſagte, es mit den Mördern hielten, verklagen könnte.

Der Kapitän machte zwar ein ungläubiges Geſicht, allein er durfte es nicht wagen, ſich ihrem Verlangen zu widerſetzen. Nur gebot er ihr Stillſchweigen auf dem Schiff und verlangte, daß die Altorfer Behörden ihre Ueberfahrt und Rückfahrt bezahlen ſollten, was er ihr auf einer Karte bemerkte.

So hatte ſie Mittel gefunden, dem Schiffli unſrer Geſellſchaft zuvorzukommen, noch vor dem Gewitter nach Altorf zu gelangen, ihren Verdacht dem Landammann mitzutheilen und Maßregeln gegen die angeblichen Mörder hervorzurufen.

Mit der Urner Juſtiz iſt nicht zu ſcherzen, beſonders in ſo delikaten Fragen, wie hier eine vorlag. Der arme Schneider aus Mannheim, den man wegen gottloſer Reden öffentlich geißelte, muß uns für das Schickſal unſerer unvorſichtigen und ketzeriſchen Freunde ernſtlich beſorgt machen.

Allerdings hatte die Martha Spöndli den Herren von Uri bereits einige Zweifel über ihre Zuverläſſigkeit erregt, denn es war noch immer Niemand erſchienen, und als ſie hin und her fragten, erfuhren ſie, es ſei von einem Knaben und einer Dame die Rede.

Männer, keine Männer? ſchrie die Martha, Männer waren genug dabei, eine ganze Schaar und alle in grauen Freiſchärlerhüten. Und ſie müſſen kommen! pochte ſie.

In dieſem Augenblick erſchien Sprüngli, Nußmann und Schennis auf dem Markt. Gut von Uri, der hier Beſcheid wußte, hatte die Damen und Stutz auf einem näheren Seitenwege ſchon vor einigen Minuten ins Hotel geführt. Sie ſtanden am Fenſter, als die drei Reiſenden auf den Markt traten und eben in das Bereich der Martha Spöndli hineinſchritten.

Sie erhob ein großes Geſchrei: Da ſind die Mörder, da ſind ſie! Alles Volk lief zuſammen und ſie ſtürzte gleich auf Schennis los, der ſie im Schiff bei Küßnacht ausgelacht hatte, ergriff ihn ſelbſt beim Arm, ſchleuderte ſeine Pfeife auf den Boden und ließ Nußmann und Sprüngli verhaften.

Um Gotteswillen, was iſt das? ſchrie Verena. Sie ergreifen Sprüngli!

Und auch die andern beiden, ſagte raſch Juliette. Sehen Sie, Stutz! Was iſt zu thun? Da iſt wahrhaftig die verrückte Martha!

Ich muß 'nunter, rief Gut von Uri. Ich muß den Herrn Sprüngli rechtfertigen. Babeli, bleib bei den Frauen, bis ich wiederkomm!

Stutz, der die Rohheit ſeiner politiſchen Gegner kannte, und von Eugene die Geſchichte aus der hohlen Gaſſe erfahren hatte, war raſch entſchloſſen.

Kommen Sie! ſagte er leiſe zu den Damen. Babeli, komm! Ich kenne hier die Gelegenheit und will Sie vor Beſchimpfung durch den fanatiſchen Pöbel ſichern. Sie müſſen ſich für den Augenblick verſtecken!

Unſre Heldinnen waren blaß vor Schrecken und in der außerſten Unruhe um die Ihrigen, die ja in den Händen dieſes rohen Volkes waren oder nothwendig noch hineingerathen mußten.

Aber Stutz ließ ihnen keine Zeit zur Beſinnung und zog die Frauen und das Kind raſch mit ſich fort über den Gang in den Hof und von dort auf die Gotthardtſtraße, die zwiſchen Mauern hinläuft und bei einer einſamen Kapelle vorbeiführt.

Hier ließ er ſie eintreten und ſagte zu dem Kinde gewendet: Betet unterdeſſen! Dann raunte er Julietten zu: Ich will zurück und den Unſrigen beiſtehen. Seien Sie unbeſorgt, ich bringe bald gute Nachricht!

Auf dem Markt war unterdeß ein großer Tumult ausgebrochen. Das Volk ſchrie über Leuenmörder, Freiſchärler und Gottesleugner; und die Magiſtrate konnten die Verhafteten kaum vor der unmittelbaren Volksjuſtiz mit der Verſicherung retten: es ſollte Alles ſtreng unterſucht und beſtraft werden. Die Martha Spöndli feierte einen glänzenden Triumph. Hier wußte man ihren Eifer gebührend zu ſchätzen, hier theilte man ihre Anſichten und war bereit, die Gottloſen, wie ſie es verdienten, zu beſtrafen.

Aber weder der freche Burſche, noch das blutdürſtige Frauenzimmer, von dem ſie geſagt hatte, kamen zum Vorſchein. Dagegen ſtürzte Gut von Uri herbei und ſagte zu den Herren: Ihr kennt mich, ich bin der Gut, und Ihr wißt, Ihr Herren, daß ich ein armer Mann bin, aber gottesfürchtig und ein Schütz im Kanton . . .

Schweigt ſtill, fuhr ihn Einer an, Ihr faſelt!

Nein, bei Gott, ich faſele nicht! Das iſt ein geiſtlicher Herr — hier wies er auf Sprüngli — der uns die Meſſe geleſen hat in der Tellenkapelle; und er iſt nicht würdig, daß man ihm ſolche Schand' anthut, wie Ihr wollt.

Das iſt wahr, ſagte Schennis; ich, Schennis, Schiffmann von Zug, ſag' es Euch, Sprüngli iſt ſein Name.

Dann iſt dieſer hier der Freiſchärler, ſchrie Martha in der Beſorgniß, ihre Opfer noch einmal zu verlieren, und wies auf Nußmann.

Was ſoll ich ſein? fragte Nußmann, der mit gebundenen Händen daſtand und den ganzen tollen Handel nicht begriff. Ich heiße Nußmann und bin Zuckerſieder in Hamburg. Mein Portefeuille ſteckt hier links in der Bruſttaſche, er wies in Ermangelung der Hände mit den Augen darauf hin.

Der Landammann langte es hervor und las zu ſeinem Erſtaunen die Beſtätigung in dem Paſſe der freien Stadt Hamburg.

Das Weib iſt verrückt, ſagte Schennis ruhig. Ich bin roth, wie Einer, aber ich rathe keinem Menſchen, die Reiſenden und ihre Führer anzufallen. Die Fremden haben uns den Leu nicht umgebracht, ſondern die Schwarzen. Sie iſt verrückt.

Sagſt Du ſchon wieder, ich wäre verrückt, Du Gottesleugner? fuhr ſie Schennis an. Ich will Dir zeigen, wer verrückt iſt!

Ja, liebe Freund' und Eidgenoſſen, fuhr Gut von Uri fort, das Weib iſt gewiß verrückt. Ich will Euch erzählen, was dieſe gottesfürchtigen Leute Gutes an mir und meiner Nichte gethan, und Ihr werdet ſelbſt ſagen, daß ſie verrückt iſt, wenn ſie ſolche Leute als Mörder verklagt. Er trug nun die ganze Begebenheit von dieſem Morgen vor und endigte mit der Scene in der Zellenkapelle.

Die Wirkung ſeiner Rede, die bei ihm von Herzen kam, war unbeſchreiblich. Die guten Urner bereuten ihr Unrecht, alle entblößten die Häupter, als er ſelbſt es that und zum Beweiſe der Wahrheit ſeiner Geſchichte den ſeidenen Beutel mit hundert Gulden, den er beim Schießen gewonnen hatte, hervorzog.

Wo iſt dieſe liebenswürdige Frau und ihre Begleiterin? Wo iſt der luſtige Knabe und ſein Vater? fragte der Würdenträger von Altorf, der ſich ebenfalls umgeſtimmt fühlte.

In dieſem Augenblick trat Stutz vor — er hatte Alles aufmerkſam mit angehört — zog ſeinen Hut und berichtete: Vor die Stadt zur gnadenreichen Mutter Gottes habe ich ſie führen müſſen. Sie wollten ihr für das Glück dieſes Tages danken, ehe der Herr Evariſte und Eugene, die in den Bergen Steine und Pflanzen ſuchen, ins Hotel zurückkämen.

Iſt das wahr, Burſche? fragte der Magiſtrat. So führe uns hin! Gut hat mich faſt überzeugt, Gut redet immer die Wahrheit, ich kenn' ihn. Und was Du ſagſt, können wir ja wohl mit Augen ſehen, wenn wir hundert Schritte darum thun. Kommt, und löſ't mir die Leute los, die denn doch wahrſcheinlich unſchuldig ergriffen ſind. Verzeihen Sie, Ehrwürden, wandte er ſich zu Sprüngli, Sie waren hart verklagt.

Ein großer Zug Menſchen bewegte ſich die enge Gotthardtſtraße entlang. Vor ihnen lag die Kapelle unſerer lieben Frauen, nicht weit darüber hinaus erblickten ſie Evariſte und Eugene, wie ſie von ihrer Stein- und Pflanzenfahrt heimkehrten.

Der Schwarm und die beiden Botaniker trafen bei der Kapelle zuſammen.

Der Landammann trat herein und fand zu ſeiner Freude Juliette und Verena mit Babeli im Gebet vertieft. Er kniete auf die Stufen hin, der ganze Schwarm folgte ſeinem Beiſpiel, nur Evariſte und Eugene ſtanden erwartungsvoll dabei, als ſie ihre Freunde, Schennis, Gut, Sprüngli und Nußmann erblickten, die noch immer geleitet wurden.

Nun aber erhob ſich der Landammann, führte die Damen aus der Kapelle zu den Ihrigen, und gab Evariſte und Eugene Gelegenheit, den ganzen Hergang zu erfahren.

Sie ſind unſchuldig, es iſt bewieſen, ſagte der Mann von Altorf.

Und wo iſt die verrückte Martha Spöndli von Küßnacht? fragte zornig Schennis.

Alles ſah ſich nach ihr um. Aber ſie war verſchwunden. Stutz hatt' es ihr gerathen. Die Sache könnte für ſie eine ſchlimme Wendung nehmen, und als ſie ihm klagte, ſie hätte kein Reiſegeld, um nach Hauſe zu kommen, erbot er ſich, ihr das Dampfboot zu zahlen, das ſie noch erreichen könnte, wenn ſie eilte. Er wolle bei ſeinem Herrn, der zu den Rothen gehörte, die Ausgabe ſchon verantworten, womit er einer ſo gutgeſinnten Frau aus der Patſche geholfen.

Es iſt gut, Herr Landammann, ſagte Evariſte ernſt, daß Sie der Sache ſo raſch auf den Grund kamen. Immer aber berührt es mich unangenehm, mich und die Meinigen auf ſo thörichte Reden hin verfolgt und beſchimpft zu ſehen. Leben Sie wohl!

Wir fahren noch heute Abends nach Amſteg, ſagte Sprüngli.

Ich bleibe nicht eine Stunde an dem Ort, wo man mich wie einen Räuber gebunden hat, fügte Nußmann hinzu. Sie haben Recht, Herr Pater (er wußte nicht gleich, wie er Sprüngli, deſſen Geiſtlichkeit ihm feſtſtand, anders tituliren ſollte).

Der Landammann ließ ſie ſelber fahren. Sie kamen ſpät nach Amſteg, nicht ohne Genuß. In einer warmen Mondnacht fuhren ſie an den hohen Felſenwänden des Thals vorüber: die ungewiſſen Umriſſe und der Duft der Mondnacht erhöhten den Reiz dieſer großen Natur.

Unterwegs mußte nun Herr Nußmann erfahren, daß Sprüngli ein arger Ketzer und der Bericht der Martha Spöndli nur darin falſch geweſen war, daß ſie aus einem Scherze ſo bittern Ernſt gemacht.

Alſo haben Sie mit Ihrer Meſſe und Frau Evariſte mit ihrem Schützenglück das Unheil abgewendet? ſagte Nußmann zu Sprüngli; denn wahrhaftig, es hätte uns ſauer werden ſollen, dieſen Stieren von Uri zu beweiſen, jene Reden ſeien nur Scherz geweſen; man ſieht es, ſie verſtehen in ſolchen Dingen keinen Spaß. Und jetzt erſt begriff Herr Rußmann die ganze Gefahr dieſes Abenteuers in Uri.

Die Komödie in Wädenſchwyl

am Zürichſee.

Der Sommer im Februar.

Ein glückliches Land, wo im Februar die Bienen ſummen, und der Winzer es wagt, ſeine Reben zu ſtutzen! Es iſt nicht immer ſo glücklich, aber diesmal in allem Ernſt; diesmal genießt auch das Thal den milden, wolkenloſen Himmel, in den wir ſonſt nur zu den reineren Höhen aus unſerm Nebelmeer emporſteigen. Der See iſt, wie mitten im Sommer, ein klarer Spiegel der vielen freundlichen Dörfer, Städtchen und Villen; der Föhn bringt uns mit ſeinem Wüſtenhauch die volle Frühlingswärme über die klaren, ſilbernen Alpen; die Wieſen ſind grün, und die mächtige Sonne lockt die erſten Blumen und Knoſpen hervor, vielleicht zu ihrem Verderben.

In dieſe heiteren Wochen fiel Faſtnacht, dies neue Dionyſosfeſt, das in freien Ländern noch einmal die Bedeutung eines Geiſtes- und Kunſtfrühlings gewinnen und aus der rohen Ausgelaſſenheit aufgehobener und bevorſtehender Aſceſe eine künſtleriſche Verklärung des allgemeinen Menſchenlooſes wieder erzeugen wird. Es wäre verwegen ſo Großes zu hoffen, wenn wir nicht ſeinen Anfang ſchon vor Augen hätten.

Stadt und Land.

Die Stadt und das Land begehen das Feſt verſchieden, ſogar an verſchiedenen Tagen. Die Stadt iſt noch zu ſehr im alten böſen Geiſt befangen, um heiteren Kunſtſchöpfungen ſich hingeben zu können; ihr ſterbendes Selbſtgefühl iſt grämlich und verbittert; ſie iſt reich, aber ein geiſtloſer Filz, und wenn ja ein dünner Witz aus alten Zeiten auf neue Anhänger ihrer Vorrechte übergegangen iſt, ſo hat er kein höheres Ideal, als in dem Netz dieſer Vorrechte, ſpinnengleich, neue goldene Fliegen zu fangen. Das Land trägt den Preis davon, und diesmal verlieh ihm der Himmel ſeinen Sommer vorweg. Im Sommer wird Niemand zweifeln, wen er krönen ſoll. Im Sommer iſt der See und ſeine ſchöne Faſſung das Ganze, die Stadt nur ein Punkt, der allmälig durch den Hauch der Humanität aus ſeiner grauen miſanthropiſchen Verſchrumpfung hervorgerufen und durch Lüftung und Ausbreitung in die Landſchaft würdig gemacht wird, in dem freundlichen Bilde mitzuerſcheinen. Ein wüſter, viereckiger Thurm erhebt ſich mitten vor dem See und entehrt dieſen ätheriſchen tadelloſen Kryſtall, den er faſſen ſollte; rothe Dächer ſpitzer Pfähle werden noch lange die geſchmackloſen Pläne alter Baumeiſter als ſtörende Ausrufungszeichen begleiten, während ſie in der Landſchaft vor der Natur verſchwinden oder höchſtens unter ihren vielen Auswüchſen und Seltſamkeiten einzeln hervortreten. Die Stadt hat noch nicht einmal den Ehrgeiz ihrer Umgebung mit der Architectur zu entſprechen, viel weniger ſie zu heben. Der heitre Geiſt der Landſchaft überholt ſie in allen Dingen; natürlich auch in der Feſtfeier der neuen Dionyſien.

Die Volkskomödie.

Richtersweyl und Wadenſchweyl am linken Seeufer wetteiferten mit zwei Komödien. Bei ihrer Aufführung betheiligten ſich die ganzen Gemeinden, Behörden, Militär und Polizei; und wenn ja Ordnung zu halten war beim Andrange der Zuſchauer, ſo thaten es die Schauſpieler, die den Plan des Stückes kannten, ſelbſt. Sie mußten dann ſo viel verrathen, als nöthig war, um ihre Bühne vom Publicum zu ſondern und den Raum und die Richtung ihrer Bewegungen frei zu machen. Dies Volksleben iſt kein Hinderniß der Komödie; weder der Stoff noch das Intereſſe fehlt; und ſo hätten denn die ſchönen Ufer des Züricher See's ſchon jetzt ihren Komos, ihren Chor, ihr Volksfeſt und ihre Volkskomödie, ebenſo wie einſt die glücklichen Fluren von Athen, die Bacchus und Silen, die Thespis und ſeine Nachfolger mit ihren Chören geehrt. Fehlt den übrigen Deutſchen das Volksleben, die freie, offene Bühne, der Volkschor und die attiſche Freiheit, ſo fehlt hier nichts als der neue Ariſtophanes; und ich vermuthe, er wird ſich dazu finden, wenn nur die Freiheit, ſeine Mutter, ſich behauptet.

Eine bürgerliche Komödie.

Die Komödie von Richterswyl war eine bürgerliche. Sie hieß: „das Abenteuer von Wädenſchwyl,“ und war eine Satire, die faſt das ganze Städtchen berührte. Wädenſchwyl, man nennt es ſcherzhaft Kleinparis, iſt reich, elegant und obgleich liberal oder radikal, doch nicht ohne die ariſtokratiſchen Gelüſte des Reichthums. Ein Abenteurer und eine ſtattliche Dame, die für ſeine Mutter galt, kamen nach dieſem Wädenſchwyl und führten ſich dort ein als die Gräfin und den jungen Grafen von Stechenheim. Die feine Art der neuen Gäſte, ihr reicher und geſchmackvoller Anzug, ihre ſplendide Art zu leben zogen ſehr bald die Augen der Wädenſchwyler Nobili auf ſich. Man wurde bekannt. Der junge Graf zuerſt mit den jungen Herren, mit denen er ſchoß, ritt, Billard ſpielte, tanzte und Champagner trank; die ſolidere alte Gräfin mit den Familien, in denen man ſie gern ſah und bewirthete. Natürlich zog ließ den Herrn Sohn nach ſich. Auch er wurde in die Familien eingeführt, mit den älteren und jüngeren Damen bekannt, und die Republikanerinnen waren nicht ſo inhuman, ſeine Artigkeiten zurückzuweiſen, im Gegentheil ſie hatten vielleicht die Schwachheit, den Grafentitel nicht ungern zu hören und auszuſprechen. Wo es keine Löwen giebt, da wünſcht man einmal einen zu ſehen, und wenn man auch nicht von Seiner Majeſtät gefreſſen zu ſein wünſcht, ſo würde man es doch pikant finden, ihn einmal recht wild brüllen zu hören und im Kampfe mit einem würdigen Gegner ſeine Kraft zu bewundern. So liebenswürdig, wie der Löwe bei van Aken, erſchien der Graf in Bärenſchwyl. Und die ſchönen Damen und jungen Herren konnten, ſo ſchien es, nichts Beſſeres wünſchen, als in den Schranken der republikaniſchen Freiheit die weitere Entwickelung ſeiner gräflichen Natur; denn was iſt hübſcher als gebrannte Locken, eine ſilberbeſponnene Gerte mit goldenem Pferdefuße drauf, eine viereckige, goldene Lorgnette ins linke Auge gekniffen, ein feines Bärtchen auf der Oberlippe, ein Frack à la Pompadour und ein Graf darin, der mit Geiſt über Paris und London, über Literatur und

Diplomatie ſpricht? Der junge Graf war liebenswürdig und — er wurde geliebt.

Die Saiſon rückte vor; die Gräfin beurlaubte ſich bei ihren Gaſtfreunden, um nach Interlaken ins Oberland zu gehen. Der junge Graf wollte noch einige Tage bleiben, es waren noch allerlei Luſtpartieen unter den jungen Leuten verabredet, und er hatte alle zum Schluß in ſeinen Gaſthof geladen, um ſie dort zum letzten Mal zu bewirthen. Der Gaſthof liegt am See; ein ſchöner Balkon, von der Größe des weiteſten Saales, unter dem Schatten eines geſchmackvollen Baldachins, empfing die jungen Herren zu einem reichen Diner. Alles bewunderte die Anordnungen des Grafen und die Bedienung des Wirthes. Man war noch einmal ſehr vergnügt, vor allem der Wirth, indem er eine zierliche Note über die ganze Zeit des Aufenthaltes der gräflichen Familie und über dieſen glänzenden Abſchiedsſchmaus neben das Couvert ſeines Gönners legen durfte, der, wie es ſich ſchickt, nichts daran zu bemerken fand, als er einen leichten Blick hineinwarf.

Die Tafel war faſt beendigt; nun nahm das Geſpräch eine ſehr intereſſante Wendung. Man kam auf das Glück des Grafen bei den jungen Damen zu ſprechen, und es ſchien, als ſollte ſich eben jetzt der lange unterhaltene Zweifel löſen, wer die Glückliche ſei; da erhob ſich der Held des Tages und ſagte: Ich glaube allerdings nicht abreiſen zu dürfen, ohne Ihnen, meine Freunde, mich ganz entdeckt zu haben, und ich will mit nichts zurückhalten, was irgend Einen unter uns intereſſiren könnte; zuvor erlauben Sie mir nur, daß ich auf mein Zimmer eile, um Ihnen allen aus meiner Caſſette ein Andenken zu holen, das ich Ihnen beſtimmt habe. Er ging, und man erſchöpfte ſich in Muthmaßungen und Erwartungen, trank, ſcherzte und zog ſich gegenſeitig auf, da doch nur Einer das Glück haben konnte, mit dem Grafen verwandt zu werden. Er ordnet die Geſchenke, ſagte der Wirth. Aber kaum hatte er es geſagt, als ein Kellner mit einem zierlichen Käſtchen hereintrat, und den Schlüſſel dazu in einem verſiegelten Briefchen einem reichen jungen Manne übergab, gerade ihm, den man allerdings für den Bruder der Glücklichen gehalten hatte. Wie artig! mit dem Siegelringe, den ich ihm heute Morgen lieh, hat er das Briefchen geſiegelt; ich ſehe doch, daß ich ihm beſonders theuer bin! ſagte der Empfänger.

Er öffnete das Briefchen und las: „Theilen Sie aus, theurer Freund, es iſt für Sie alle und genießen Sie mit mir mein Glück! Entſchuldigen Sie, daß ich einen Augenblick auf mich ſelber warten laſſe; ich eile zu meiner Herrin!“

Nun wurde auch das Käſtchen geöffnet, man wollte ihm Zeit laſſen, ſeine Braut zu holen, um ſie als ſolche vorzuſtellen, und unterdeſſen die Geſchenke entgegennehmen. Alles drängte ſich um den Beſitzer der Bundeslade; und dieſer öffnete feierlich langſam. Der Deckel enthüllte eine zierliche Schrift: „Nach den Unterſchriften auszutheilen!“ Man entfernte haſtig die Hülle, um die Bijouterien nach den Motti's an ihre Beſtimmung gelangen zu laſſen; und man fand eine große Menge zierlicher Briefe von Damenhand, alle an den Grafen gerichtet. Das muß ein Irrthum ſein, ſagte der Vorſitzende, vielleicht nahm er in der Eile ein unrichtiges Käſtchen aus dem Reiſeetui, und ſchickte uns aus Verſehen ſeine zarte Correſpondenz.

Das iſt die Hand meiner Schweſter! rief ein Zuſchauer.

Das die der meinigen! der Vorſitzende.

Erlauben Sie mir jenen Brief! ſagte ein Dritter.

Laſſen Sie mich nur das Siegel ſehen! ein Anderer.

Nach der Unterſchrift zu vertheilen! ſtand nicht die Weiſung auf der oberſten Enveloppe? erinnerte der Vorſitzende.

Himmel und Hölle! mir fährt etwas durch den Kopf, rief der Wirth aus, wenn wir nur nicht alle gepr— — —. Jean, fügte er leiſe, zum Kellner gewendet hinzu, lauf geſchwind zum Herrn Altregierungsrath Z..., und ſchließ' Dich an den Herrn Grafen an, wenn er dort iſt — von ferne, hörſt Du, und begleite ihn hierher zurück! Sollte er aber ja nicht mehr dort ſein, ſo komm ſchnell, was Du laufen kannſt, wieder zurück, und bring' mir Beſcheid!

Meine Herren, ſagte der Vorſitzende, ohne Zweifel haben Sie alle ein Intereſſe daran, zunächſt die Aufſchriften und die Siegel zu ſehen. Es ſind alle mögliche da. Die Unterſchriften können Sie alsdann mit mehr Muße daheim leſen; denn ſoviel ſcheint mir rathſam, daß jeder von uns was ihm zukommt ſo ſchnell als möglich nach Hauſe trägt.

Er ſchüttete die Briefe auf den Tiſch, die ſehr raſch verſchwanden. Da blickte Einer auf den Boden des Käſtchens und las die Auflöſung des Räthſels, die er dort entdeckte, der Geſellſchaft vor:

O Wädenſchwyl, o Wädenſchwyl,
Dem Grafen trankſt Du allzuviel!

Da haben wir's, ſchrie der Wirth, ein Pferd, ein Pferd!

Eine Grafenkrone für ein Pferd! perſiflirte ihn einer von der Geſellſchaft.

Der Wirth war außer ſich, die Geſellſchaft in der Auflöſung; faſt ſchien es, als würde Alles in der unangenehmſten Disharmonie zerfahren. Da erhob ſich der Präſident des Gaſtmahls, ſtieg auf ſeinen Stuhl, winkte mit der Serviette, und als ſich Alle niedergelaſſen hatten, begann er: Meine geprellten Herren Collegen, geſtehen wir uns zuvörderſt, daß wir es reichlich verdient haben, was uns ſo eben widerfährt. Wir ſind freie Männer, und haben es vergeſſen, daß wir es ſind, wir haben dem Phantom eines geſelligen Vorzugs, das ſich uns dreiſt als dieſes Phantom vor Augen ſtellte, nicht den Verſtand und den Stolz unſerer freien Tageswelt entgegengeſetzt, in der jene Geſpenſter angeblich höherer und edlerer Menſchengeſtalten längſt verſchwunden ſind. Wir ſind alſo mit Recht angeführt. Aber beim Erwachen aus unſerm Traume wollen wir nun auch den zweiten Akt eines würdigeren Benehmens hinzufügen. Wir tragen gemeinſchaftlich die Schuld dieſer Schulden (hier lüftete er die Rechnung des unglücklichen Wirthes), wir tranken den Wein dieſes Edlen (hier klopfte er dem Wirth auf die demüthig erwartende Schulter): beſchließen wir alſo auch, daß wir ihn gemeinſchaftlich bezahlen wollen und verurtheilen wir unſern Wirth für ſeinen guten Glauben zu dem Verſchwundenen nur in die gelinde Strafe, daß er immer, wenn wir wieder bei ihm tafeln und trinken, ein überflüſſiges Couvert offen halte für „Banquo's Geiſt," oder wer ihn zu erſetzen den Muth hat.

Unter allgemeinem Jubel wurde der Beſchluß gefaßt. Der Wirth aber winkte und bat ums Wort. Zuerſt dankte er für den edlen Beſchluß des hier verſammelten Volkes, ſodann für die gnädige Strafe und zum Schluß fügte er den Wunſch hinzu: daß ein rüſtiger junger Mann, der nach dem Trunk wohl einen Ritt ins Freie wünſchen möchte, ſogleich ſein geſatteltes Pferd beſteige und mit der Anzeige des ganzen Vorfalls nach Zürich eile; denn er halte es nicht für überflüſſig, neben der göttlichen Gerechtigkeit ſeiner Gäſte auch noch die weltliche Gerichtsbarkeit des Kantons gegen das Phantom des Grafen in Wirkſamkeit zu ſetzen.

Der Graf war ein Garderobeſchneider aus *, die Gräfin eine Schauſpielerin; aber ſo gut beide ihre Rolle geſpielt hatten, die Komödie wurde für ſie zur Tragödie, als ſie eben im Begriff waren den Schauplatz des Kantons, auf dem ſie agirt hatten, für immer zu verlaſſen.

Die Richterswyler gaben dieſer Begebenheit den Namen: „Das Abenteuer von Wädenſchwyl“ und brachten ſie ihren Rivalen zum Poſſen, ihnen ſelbſt zu Beluſtigung auf die Faſtnachtsbühne.

Schlägſt Du meine Juden, ſchlag ich Deine.

Als dieſe freundnachbarliche Abſicht in Wädenſchwyl bekannt wurde, hielten die Wädenſchwyler einen Faſtnachtsrath und warfen ſich die Frage auf, wie ſie nun ihrerſeits auch die Richterswyler auf die Bühne bringen könnten. Da ſchien guter Rath theuer zu ſein; denn was war den Richterswylern paſſirt? Nicht einmal anführen haben ſie ſich laſſen, ſo ſolid ſind die Philiſter! rief Einer erbittert aus. Verzweifelt nur nicht, antwortete gelaſſen ein ſchwerwiegender Bürger des Orts, wenn ſie ſich nicht anführen laſſen, ſo ſind ſie ſchlau genug, um das ganze Volk nach Gelegenheit anzuführen. Der Communiſtenchef, der Treichler, iſt ein Richterswyler; und ich ſchlage vor, daß wir als Gegenſtück zu dem „Abenteuer von Wädenſchwyl" ihnen den „Abenteurer von Richterswyl" oder den Communismus im Kanton Zürich" aufführen.

Mit großer Freude wurde der Vorſchlag angenommen, und ſo geſchah es, daß zur Vergeltung für die Vorſtellung der geprellten Ariſtokraten des einen Städtchens nun auch die geprellten Communiſten des andern auf die Bühne gebracht wurden und mit vielem Humor.

Nachtfahrt und Vorfeier.

Dies löbliche Vorhaben hatten wir in Zürich erfahren, und waren ſchnell entſchloſſen, die Communiſtenkomödie mit anzuſehen. Wir gaben ihr den Vorzug, weil die Sache der Communiſten eben in der heißeſten Debatte lag und nach dem Verbot der Treichlerſchen Vorleſungen über Socialismus nun auch noch ein Geſetz gegen den Communismus erwartet wurde, die Volksſtimmung alſo ſich äußern zu ſehen auf jeden Fall ſehr intereſſant war und dazu der Gegenſtand ein ganz neues Genre der Komödie erwarten ließ. Zwei junge Männer meiner Bekanntſchaft luden mich ein, mit ihnen die Fahrt zu machen, und wir beſtiegen, den Tag vor dem Feſt in Wädenſchwyl, das letzte Dampfboot, damit wir am andern Morgen nichts verſäumten, denn die Aufführung war über den ganzen Tag vertheilt und ſollte ſchon um 6 Uhr durch Böllerſchüſſe eröffnet werden. So ſagte das Programm.

Man fahrt zwei volle Stunden zuerſt bis Horgen am linken Ufer hin, dann hinüber auf die andere Seite, wo der See ſich biegt und ſeine größte Breite hat, nach Meilen; nun hat man die Au umſchifft, Zürich verſchwindet, Ufenau und Rapperswyl mit ſeiner langen Brücke über den See erſcheinen am Ende, Wädenſchwyl am Anfange dieſes großen Baſſins. Die Nacht war ſchon eingefallen, als wir noch im Angeſicht von Zürich ſchwammen; aber gerade die Nacht war diesmal intereſſant. Auf allen Hügeln und an allen bebauten Uferſtellen ſtiegen Faſtnachtsfeuer auf, eine großartige Illumination des ganzen See's, die wir bei unſerer letzten Wendung quer über die Biegung ſeines Beckens mit Einem Blick überſahen. In der Nahe erkannten wir die Knaben, die das Feuer ſchürten, und wenn wir vorüberfuhren, begrüßten ſie uns mit ihren Böllern und Gewehren; in der Ferne wurden die Feuer zuletzt klein, wie Sterne und Leuchtkäfer; wir zählten über funfzig und unterhielten uns über den Wetteifer der jungen Vulkane, ihre Flammen zum höchſten Auflodern zu bringen. Man räumt hier den Knaben viel mehr Freiheit ein, als in Deutſchland, veranſtaltet ihnen Turnfahrten, Feuerwerke, große Schießfeſte, giebt jedem Piſtolen und Büchſen mit Patronen und läßt ſie die Faſtnachtsfeuer anzünden. Dieſe Liberalität hat ihren guten Grund, denn es iſt nicht zweifelhaft, daß von den Alten ohne die Buben kein rechtes Behagen zu Wege gebracht wird. Den Knaben iſt es ſchön ein Genuß, daß ſie nur mitmachen und nach Herzensluſt ihr Pulver verbrennen dürfen; alle Mauern, alle Balkone, alle Hügel beſetzen ſie und tirailliren unaufhörlich in die Wette; von Verletzungen hört man nichts bei dergleichen Gelegenheiten, höchſtens wird einmal ein Pferd ſcheu, dem ein böſer Burſch ſeine Büchſe grad' unter der Naſe losbrennt, und wer ſo vorwitzig iſt, mit wilden Pferden in ein „Knabenſchießen“ hineinzufahren, büßt dann vielleicht ſeinen Unverſtand mit einiger Angſt und Verlegenheit. „Keine Ordnung?“ Keine! aber deſto mehr Heiterkeit. Was die Polizei an Befriedigung verliert, das gewinnt dies ganze freudefähige Völkchen der Jugend.

Man legt hier viele Vorurtheile ab. Es iſt unglaublich, und doch iſt es wahr, die Welt geht nicht zu Grunde, wenn der Menſch ſein eigner Herr iſt, und wenn ſogar die Kinder von Zeit zu Zeit emancipirt werden.

Es iſt wohl wahr, bemerkte ein liberaler Züricher Stadtzopf zu mir, unſere Zuſtände nehmen uns manche unnöthige Angſt ab; aber ſie erhalten uns auch in ewiger Aufregung. Da iſt nun wieder der Treichler, ein Erzſtörenfried! Kaum ſind die Liberalen in der Regierung, ſo feindet er ſie an, und als ſie noch in der Oppoſition waren, hat er Alles für ſie und ihr Emporkommen gethan; ſo giebt es keine Ruhe, kein Reſultat, während in Deutſchland jeder Thronwechſel eine lange, lange Ruhe nach ſich zieht. Und was will der Menſch zuletzt? Er will Ruhe haben.

Gewiß will er zuletzt Ruhe haben; aber wie des Abends den Schlaf, ſo gebraucht er des Morgens die Unruhe des Tages, erwiderte einer von meinen jungen Freunden, der ein Schweizer iſt; und was den Treichler anlangt, der als Chiridonius Bitterſüß, ſo jung er war, denn er mag jetzt kaum 24 Jahre zählen, das Septemberregiment tapfer in der Front angriff und die Radikalen mit ſeinem Talent und ſeinem Muth entzückte, ſo muß man ſeine frühere Jugend kennen, um ſeine jetzige Richtung ganz zu würdigen. Alle Parteien erkennen ſein Talent an, die Conſervativen, indem ſie ihm ſchmeicheln und ſeine Vorleſungen beſuchen, die Radikalen, indem ſie ſeiner früheren guten Dienſte gedenken und ſeine jetzigen Beſtrebungen fürchten. Nun hat er die ganze Schule der unterdrückenden Armuth ſelbſt durchgemacht. Als Kind arbeitete er in Richterswyl in der Fabrik. Er zeichnete ſich dann aus in der Schule und wurde Lehrer. Darauf ging er auf ein Comptoir und nahm Theil an der Expedition und Redaktion eines Blattes. Dies war in Zürich. Aber es litt ihn nicht in der abhängigen Lage, er verſchaffte ſich ein eigenes Organ und ſtudirte nebenher die Rechte. So iſt es denn gekommen, daß er mit Staatswiſſenſchaft und Staatswirthſchaft, mit politiſchen und ſocialen Syſtemen immer mehr zu thun bekam, und daß er zugleich Herrn Bluntſchli's und Herr Bluntſchli wieder ſein Zuhörer wurde. Die Noth und die Theorie haben ſich in Treichler unmittelbar berührt. Glauben Sie nicht, daß er bei all ſeiner Jugend ſein Blatt, ſeinen Verein und ſeine Vorleſungen aus bloßer Luſt am Wühlen und an der Unruhe unterhält.

Und doch, ſagte der Liberale, muß dieſer Wühlerei ein Ende gemacht werden. Die Armen werden unzufrieden gemacht, ohne daß Herr Treichler ihnen helfen könnte, ja er kann nicht einmal ſagen, wie andere Leute ihnen helfen könnten, und was die Regierung thun müßte.

Seit einigen Tagen, verehrter Herr, ſagte der junge Mann, dürfen Sie dies nicht mehr behaupten. Treichler hat in ſeinem Programme lauter ausführbare Vorſchläge gemacht: er hat ſogar von den meiſten nachgewieſen, daß ſie anderwärts bereits ausgeführt ſind, und alle dieſe Vorſchläge hat er der Regierung und dem großen Rathe zur Ueberlegung empfohlen, verſteht ſich zugleich auch den Wählern des großen Rathes ſelbſt. Nirgends ſpricht er ſich für Gütergemeinſchaft und für antipolitiſche communiſtiſche Sectirerei aus.

Was nennen Sie eine Secte? fragte der Liberale.

Eine religiöſe Clique, die in ihrem bornirten Glauben die ganze übrige Welt außer Acht läßt oder fanatiſch anfeindet.

Das thun ja die Schulen und die Parteien ebenfalls, ſagte der alte Republikaner.

Die Schulen, erwiderte der junge, thun es doctrinär, die Parteien politiſch, die Secten religiös. Die

Schulen folgen der Wiſſenſchaft, die Parteien verfolgen auf dem Boden gegebener Verhältniſſe beſtimmte Zwecke, die Sekten glauben an ihr Ideal und werben für ihren Glauben. So glauben die Communiſten blos mit ihrem Dogma der Gütergemeinſchaft das Glück der Menſchen unbedingt und unwiderruflich begründen zu können. Nun müſſen Sie geſtehen, daß Treichler nie den Boden der politiſchen Wirklichkeit und der unmittelbaren Möglichkeit verlaſſen hat, daß er zwar Schule und Partei, aber durchaus nicht Sekte zu machen ſucht, im Gegentheil er erklärt fortwährend, daß er nicht für den alleinſeligmachenden Glauben an die Gütergemeinſchaft ſei.

Iſt er darum minder gefährlich? Soll man ihn Alles in Frage ſtellen und eine neue Allianz der Jeſuiten und des Pöbels zu einem neuen Septemberputſch vorbereiten laſſen? Es iſt dahin gekommen, daß ſich Jeder kompromittirt, der Herrn Treichler vertheidigt, erwiderte verdrießlich der Radikale.

Ich bin ein Schweizer, ſagte pikirt der junge Mann, und habe daher kein Organ für die Gefahren der Kompromittirung. Uebrigens kompromittirt ſich nicht einmal der Vertheidiger eines Raubers und Mörders; aber jede Partei, die mit Verdächtigung und Fanatismus wirken muß, zeigt das Gefühl einer ſehr bedenklichen Schwäche. Ich bin für die Radikalen, welche die Conſequenzen ihres eignen Princips nicht fürchten, und für die Demokraten, welche das unfähige, vernachläſſigte und unterdrückte Volk zu allen ſeinen Rechten und Fähigkeiten emporbringen wollen.

Sie ſind ein Communiſt! — Und Sie kein Radikaler! —

Das Geſpräch war am Ende, der Haufe der Umſtehenden gruppirte ſich und discutirte die Sache weiter. Man unterſchied jedoch deutlich genug die Majorität, die vielleicht die Argumente des angeblichen Radikalen nicht theilte, aber darum nicht minder gegen Treichler und — den Communismus ſich ausſprach. Am entſchiedenſten hatte es Treichler's Journal mit den geſetzten Leuten durch einige frivole Artikel des August Becker verdorben. Unter andern ſchrieb dieſer gegen die kleinen Handwerker und prophezeite ihnen den Untergang durch Fabriken, Eiſenbahnen u. ſ. w. mit den Worten: „Die Vorſehung und die Concurrenz wird Euch zu Grunde richten. Ihr glaubt es nicht? Ihr glaubt, daß Gott die Haare auf Eurem Haupte gezählt hat: aber daß er auch die Zöpfe in Eurem Nacken gezählt hat, das glaubt Ihr nicht." Dieſe witzige, aber blaue und fabrikmäßige Polemik des Communiſten war ſehr übel angebracht. Sie ruhte ganz auf den Dogmen jener communiſtiſchen Confuſion, in welcher Auguſt Becker ſich auszeichnet, denn bald iſt er für, bald gegen Gütergemeinſchaft, bald für, bald gegen das Chriſtenthum, je nachdem ihm das Eine oder das Andere zu einem neuen Evangelium das wirkſamſte zu ſein ſcheint. Er iſt durchdrungen von der alten Maxime aller Meſſiaſſe, durch irgend eine Verkündigung die Maſſen glücklich zu machen und für ihr Glück in Bewegung zu ſetzen; und man würde ſich ſehr irren, wenn man meinte, er müßte nun hierzu ein beſtimmtes Mittel für nothwendig halten und dabei bleiben: o nein, es iſt nur die neue Religion der allgemeinen Glückſeligkeit nothwendig, um die Sekte zu conſtituiren, die Mittel, dazu zu gelangen, kann man allen Stürmen der Diskuſſion preisgeben. Der Communismus iſt das neue Chriſtenthum. Seine Verheißung iſt das allgemeine Glück, die Vergebung der Arbeit und ein ewiger Frieden, Amen! Der Communismus wirkt wie jede Religion und namentlich wie die chriſtlichen Sekten auf die Phantaſie; und er wird in den Gegenden und unter den Völkern, welche auf der Stufe der rohen Religioſität zurückgeblieben ſind, die meiſte Wirkung machen. Er verbindet ſich nothwendig mit allem Unklaren und findet einen heftigen Widerſtand in allen politiſch klaren Köpfen. Wer dem Uebel der Geſellſchaft durch die Detailkuren, wie ſie jeder Lage in jedem Falle entſprechen, abhelfen will, iſt ſein ärgſter Feind. Die Maſſen der Communiſten ſind Gläubige, die Führer Jeſuiten. Die wirkliche Vereinigung der Jeſuiten und Communiſten, der Romantiker und der Communiſten, der Chriſten und der Communiſten iſt daher auch zum Theil ſchon erfolgt; und wäre die ganze civiliſirte Welt, wie Polen und Galizien, tief im Elend und im Glauben vergraben, ſo hätte der Communismus eine große Ausſicht. Cabet ſchreibt ein „wahres Chriſtenthum", Weitling hat das „Evangelium der armen Sünder" und Auguſt Becker das Evangelium Kuhlmann's verbreitet. „Le communisme c'est une religion“, ſagte die Revue independante, und ſie hatte Recht. Die Schweizer ſind nun nicht unempfänglich für Religion, der augenblickliche Erfolg der Jeſuiten und die Macht der Pietiſten beweiſt es: aber gerade die liberalen Kantone ſind über religiöſe Wühlereien gewitzigt und haben Bildung genug, um den politiſchen Weg rationeller Zwecke mit aller Kraft innezuhalten und den phantaſtiſchen Weg eines unbeſtimmten Glückstraumes ihren Gegnern zu überlaſſen. Treichler hat daher einen großen Fehler gemacht, als er den Hexenmeiſter Auguſt Becker ſeine auswendig gelernten communiſtiſchen Beſchwörungsformeln, mit denen alle Leiden der Erde auf einmal kurirt werden, aufſagen ließ. Der Arzt iſt mit dem Pfaffen darin einig, daß der Kranke kurirt werden ſoll, aber der Eine giebt ſeine Chinarinde, der Andere ſein Abracadabra gegen das Fieber. Treichler iſt daher, als ächter Zögling der neuen Periode des Züricher politiſchen Lebens, ſehr bald von den allgemeinen Formeln und Zauberſprüchen des Socialismus zu den beſtimmten politiſchen Mitteln der verfaſſungsmäßigen Demokratie zurückgekehrt und hat reelle Reformvorſchläge gemacht; vor der Hand aber erliegt er mit ſeinem Beſtreben dem ungläubigen Realismus ſeiner Mitbürger, weil er ſich einer „gefährlichen Phantaſtik“ verdächtig gemacht. Erſt ſpätere Zeiten werden das „conſtitutionelle“ Zürich in eine radikale Demokratie verwandeln, und es wäre zu wünſchen, daß Treichler's Talente nicht vorher von den Fluthen des neuen Quäkerthums überſchüttet, ſondern ſeinem Kanton erhalten würden.

Natürlich war dieſer junge Mann und ſeine wahrſcheinlichen nächſten Schickſale der Gegenſtand unſerer Unterhaltung auf dem Wege zu dem Theater, das ihn morgen dem verſammelten Volke darſtellen ſollte.

Wir landeten und wanderten in das Gaſthaus der Radikalen. Es war feſtlich bewegt und erſchallte von Muſik und Tanz. Nichts erwünſchter für meine jungen Begleiter, die ſich ſogleich nach den hübſchen Tänzerinnen umthaten und bis an's Ende vortrefflich unterhielten. Die Mädchen waren nicht in großer Toilette und luden ihre Tänzer auf den nächſten Abend ein, wo Maskerade ſei und wo ſie ſelbſt ganz anders auftreten würden.

Bei Tiſche bereitete uns der Kellner auf die Feier des andern Tages vor, gab uns einige ausführliche Programme und vertraute uns, daß er ſelbſt einen Rathsherrn machen werde. Er hieß in dieſer Charge Lavater; ein Anderer, der die Stadtzöpfe repräſentiren würde, heiße Krauskopf und ein Dritter von der Kalbermatten.

Die politiſche Komödie.

Wir freuten uns über dieſe Notizen und ſagten faſt ungläubig zu uns ſelbſt: das ſind gute Namen; ſollten ſie wirklich den Humor haben, ſich ſelbſt zu perſiffliren?

Sie hatten ihn reichlich und die Heiterkeit des ganzen Tages beſtand weſentlich darin, daß ſie dieſe Freiheit bewieſen.

Neben dem großen Balkon unſeres Gaſthauſes war auf der Ecke der Gartenmauer eine große Tribüne errichtet, welche das Seſſionszimmer des großen Rathes vorſtellte. Militär mit Trommeln und Muſik vorauf und durch ungeheure Bärte martialiſirt bildete Spalier, räumte die Straße und ſtellte Poſten auf. Der Rath zieht auf! hieß es, und nach einander erſchienen der Herr von der

Kalbermatten mit einer ungeheuren Kalbsnaſe, der Herr Krauskopf mit einer bedeutenden Perücke, langem Zopf und wohlweiſer Adlernaſe, auch Herr Lavater, der ſchon eine modernere Figur, etwa den Radikalen vom Dampfboot vorſtellte, zog ebenfalls mit einer bedeutenden Naſe gravitätiſch auf. Dann erſchien der Bürgermeiſter mit dem Sekretär und den beiden Waibeln, die, wie ſich's gehört, halb weiß und halb blau bemäntelt waren, das Züricher Staatswappen und die großen Geſetzbücher tragen. Bei jedem Rathsherrn wurde gebührend getrommelt, bei dem Bürgermeiſter auch noch präſentirt. Er wiegte ſich im Bewußtſein ſeiner Würde die Stufen hinan, der ganze Rath erhob ſich ihn zu begrüßen. Darauf nahm er Platz auf dem rothen Armſeſſel, der den Präſidentenſtuhl bedeutete, und hielt eine paſſende Eröffnungsrede, worin die Gefahren des Staates von den Neuerern mit den gewöhnlichen Wendungen „ſchnöde Wühlereien“, „deſtruktive Tendenzen“, „jugendlicher Unverſtand“, „freventliche Irrlehren“ ſalbungsreich dargeſtellt wurden. Man nahm im Parterre die Staatsgefahren mit ungemeiner Heiterkeit auf; als ſich nun aber vollends der Herr Raths-

Herr Krauskopf erhob, ſeinen Zopf ſchwang und ausrief: Nun haben wir die Gefahr, der Pöbel ſteht vor den Thoren und die Thore und Wälle ſind abgetragen, wogegen ich zu ſeiner Zeit vergeblich proteſtirt habe; wer ſoll nun die Stadt und die wohlhabenden Leute vertheidigen!? — erſcholl ein großer Jubel. Dies ermunterte den Sprecher und er trug ſofort darauf an, alle Radikalen zuſammen zu ſtellen und aus ihnen einen Wall um die Stadt Zürich zu machen, jedoch ſo, daß ſie mit dem Geſicht nach der Stadt ſehen, das Land alle Unannehmlichkeiten ihrer gefährlichen Lage, ſie ſelbſt aber die Freiheit hätten, ihre Beine gegen den Feind als Palliſaden zu gebrauchen und ihm in den Bauch zu treten.

Dieſen Vorſchlag unterſtützte der Herr von der Kalbermatten. Der Rathsherr Lavater dagegen fand ihn allzukonſervativ und unſers Jahrhunderts unwürdig. Er ſchlug daher vor „eine Deputatſchaft an Herrn Treichler und die verſammelten Communiſten zu ſenden, ihr bösliches Treiben und ihre gottloſe Ueberhebung ernſtlich zu tadeln und ſowohl die Vorleſungen, als die Verſammlungen der Demagogen zu unterſagen. Es werde im großen Rath genug geſprochen und Geiſt genug verwendet, die Extraverſammlungen könnten nur zu Luxus und Unordnung führen.“ Er vereinigte eine große Mehrheit mit ſeiner Anſicht, wurde zur Deputatſchaft ernannt und empfing die Beglückwünſchungen ſeiner Herren Kollegen wegen der glücklichen Löſung dieſer ſchwierigen Frage.

Der Rath zog nun wieder ab, eben ſo würdig und feierlich als er gekommen war, und — — — die Scene verlegte ſich ins Hauptquartier der Communiſten. Dieſe zogen nun ihrerſeits auf in abenteuerlichen Gewändern, alten ſeidenen Fräcken, umgedrehten Röcken und ſehr natürlichen Handwerkerkoſtümen. Jeder hatte einen großen Sack und einen ungeheuern Prügel.

Treichler wurde mit einem gewaltigen Vogelſchnabel und in langen wallenden Locken dargeſtellt; er trug einen altdeutſchen Rock und ſein Eichenſtock hatte ſeine Naſe um eine halbe Elle verlängert. Die Maske deutete den Helden genug an, um das Publikum zufrieden zu ſtellen. Das Publikum mußte die Bühnenverwandlung ſelbſt machen. Es garnirte alle Fenſter vornehmlich mit ſeinem weiblichen Theil, wir Männer bedeckten die Straßen und

Haustreppen. Der Redner begann: „Verſammelte Gattungsweſen, Menſchen, Communiſten, wir ſind von Natur gleich und es iſt ein Unſinn, daß der Eine den Speck, der Andere das Brod ißt. Speck und Brod für Alle! Es iſt ein Unſinn, daß der Eine ein hübſches Weib hat und der Andere ein garſtiges. Hübſche Weiber für Alle! Es iſt ein Unſinn, daß der Eine kurznaſig iſt und der Andere langnaſig. Lange Naſen für Alle! Es iſt ein Unſinn, daß ein Theil der Menſchen die Kinder kriegt und der andere dieſer Beſchwerde blos zuſieht. Gleiche Beſchwerde, Gleiche Arbeit für Alle! Nicht blos die Weiber, auch die Männer müſſen Kinder kriegen; das iſt das beſte Mittel gegen die Uebervölkerung, weil das Kinderkriegen kein Spaß iſt. Ich ſchlage Euch dies Alles vor, meine Brüder und Schweſtern, ſeid Ihr damit einverſtanden?“ Ein donnernder Zuruf und ein Lebehoch.

Nun trat der Doktor Weitling auf und ſchlug ein Amendement vor. „Um die ſchwierige Frage, wie zwiſchen Weibern und Männern Arbeit und Genuß gleich vertheilt werden könne, zu löſen, möchte man beſchließen, daß die Weiber zu Männern und die Männer zu Weibern operirt würden. Doch würde es gut ſein, wenn die neue Geſellſchaft nicht zu plötzlich eintrete und im Anfange nur damit begonnen würde, daß auch die vorhandenen Weiber gemeinſchaftlich und die Liebe frei würde. Weitere Anträge und Beſchwerden könnte man ja von den Weibern erwarten.“

Ehe dieſe wichtige ſociale Frage noch erledigt werden konnte, erſchien der Rathsherr Lavater in einem Rathswagen und überbrachte den Beſchluß des Rathes.

Die Communiſten weigerten ſich zu gehorchen und beſchloſſen ihre Verſammlungen fortzuſetzen.

Der Rath beſchloß ſodann in einem neuen Aufzuge, Gewalt zu gebrauchen. Das Militär rückte vor. Es wurde geladen, die Kolonnen ordneten ſich, die Communiſten ſchwangen ihr Prügel. Man gab Feuer; aber das Militär wurde überwältigt, der Communiſtenſtrom überfluthete Alles und nahm das Rathhaus in Beſitz, wo ſogleich ein Verfaſſungsrath durch Acclamation gewählt, die Verfaſſung proklamirt und die Theilung aller Güter beſchloſſen wurde.

Mit den getheilten Gütern zogen die Communiſten ſodann ins Wirthshaus, vertranken Alles und ließen dem Rathe Zeit ſich zu ſammeln, ſie alle zu verhaften und ſchließlich als „Volksbetrüger“ an den Pranger zu ſtellen.

Wenn man es erlebt, daß die oberſten Behörden des Staats ohne Bedenken ergötzlich komödirt, die delikateſten Fragen weitläuftig diskutirt und parodirt wurden (auch die Geiſtlichkeit fehlte nicht und ein Jeſuit ſpielte mit als Communiſtenchef), daß das wirkliche Militär und die Polizei ſich in die Flucht ſchlagen laſſen mußte; ſo wird ein richtig dreſſirter Deutſcher darin ohne Zweifel den jüngſten Tag aller politiſchen Ordnung erblicken. Wenn er ſich aber die Erſcheinung genauer beſieht, könnte ihm doch wohl einleuchten, daß keine Ordnung ſtärker iſt, als diejenige, welche dieſe Komödie ohne alle Gefahr erträgt; und daß es einen ungewöhnlichen Grad von Bildung und Freiheit verräth, zu einer ſolchen Darſtellung in einem ſolchen Augenblick auch nur den Gedanken zu faſſen. Der Staat geht nicht unter, wenn er mit der wachſenden Bildung ſeine Form wechſelt; aber er iſt noch nicht aufgegangen, wenn er noch keine Form zu wechſeln hat.

Ein guter Geiſt lebt in dieſen ſchönen gebildeten Gegenden; und ſind nicht alle Volksſpiele gleich kultivirt, ſo ſind doch alle das gleiche Produkt der Freiheit. Nur da, wo für den Augenblick der finſtere Leichenzug der Reaktion durch die Fluren und durch die Städte zieht, wo Einer den Andern ängſtlich bewacht, wo die Palliſaden alle Eingänge ſperren, wo die Ketten der politiſchen Gefangenen raſſeln und die Gemeinſchaft der europäiſchen Bildung durch die Abſchaffung der Zeitungen und der Literatur des Auslandes aufgehoben werden ſoll, nur da fehlen die heitern Feſtzüge, hoffentlich nicht auf lange Zeit.

Und dies iſt es, was ich über die Komödie in Wädenſchwyl meinen Freunden, den dramatiſchen Dichtern, mittheilen wollte; ich füge nur noch hinzu, daß dieſes Oertchen in Deutſchland liegt und daß das Volksleben der deutſchen Schweiz ein deutſches iſt. Alſo, meine theuren Freunde, verſchmäht es nicht, in der ſchönen Bergquelle der Freiheit Euer verſtaubtes und verſtocktes Herz zu erfriſchen. Groß ſind alle Dinge, die Principien in ſich ſchließen, und Ihr werdet nicht ſagen, daß es hier und jetzt daran fehlte.

Soll ich aber ſagen, was ich vermuthe, ſo wißt, ich glaube die abſtrakte Theaterwirthſchaft geht unter und der abſtrakte Kultus dazu; und die Bühne ſo wie die Heiligthümer des Ideals wird man verjüngt aus dem unmittelbaren Volksleben wieder hervorgehen ſehen. Möge unterdeſſen der Künſtler nur mit der Bewegung Schritt halten und Jeder, der berufen iſt, die Quellen des neuen Lebens zu entdecken, werde von ſeinem guten Genius gut geführt!

Bilder aus Frankreich.

1. Eine Fahrt in die Touraine.

Der ganze Sommer von 1844 war unfreundlich; einzelne ſonnige Tage benutzten wir, die ſchöne Umgegend von Paris zu beſuchen; aber vergebens warteten wir auf feſtes Wetter, wie wir es zu einem Ausflug ans Meer wünſchten. Endlich verabredeten wir, die Loire hinabzufahren, vorher aber mit einem Freunde zur Weinleſe nach Orleans und in die Touraine zu gehen. Der Oktober brachte ſeine ſchönen Tage, wie ſich's zur Weinleſe gehört, und wir fuhren mit Dampf vier volle Stunden in den Süden hinein, in ein beſſeres Klima, aber einen ominöſen

Weg, denn wir kamen über Savigny und den heiligen Michel nach Orleans. Welch' eine Fülle der Romantik: Savigny, der heilige Michel und Orleans! Aber auch welch' eine Fülle der Gegenwart und der Natur, dieſer beiden Erzfeinde der himmliſchen Phantaſieen! Die ſchönen Wälder, Thäler, die reichen Kornfelder der Beauce, die Paris ernähren, Villen und Weinberge flogen wie im Traume vorüber, und wir dachten es uns noch üppiger und ſüdlicher, als es war. Hier entdeckten wir eine Pinie auf dem Berge und eine Palme im Garten, Oelbäume und Feigen überall; aber alle vorläufigen Herrlichkeiten feſſelten uns wenig, wir waren geſpannt auf die altberühmte Stadt und der Loire vielgeprieſ'nen Strand. Endlich tauchten ſie auf. Sie täuſchten uns nicht. Mit einem prachtvollen breiten Strom zieht die Loire an Orleans vorüber, durch die üppige, ſchöne Ebene voll Reben und Fruchtbäume.

Unſer Freund führte uns zu einem Hugenottenprediger von ſeiner Bekanntſchaft. Die ganze Familie empfing uns auf's freundlichſte, man beſchloß, das ſchöne Wetter ſogleich zu benutzen; und nun beſuchten wir die Parks, die Schlöſſer, die Weinberge und die Source du Loiret, die ſo mächtig aus dem Boden hervorſprudelt, daß man ſogleich mit Booten auf dem klaren Baſſin herumfährt, aus dem die Loiret breit und klar abfließt. Alle dieſe Schlöſſer und Parks, auch der Park und die kryſtallhelle **Source du Loiret** ſind ausgeboten und zum Verkauf geſtellt und Monſieur Dumoulin, unſer Gaſtfreund, bedauerte ſehr, daß ſie wahrſcheinlich der **Bande noire** in die Hände fallen, die Schlöſſer in Ställe und die Parks in Felder verwandelt würden. Noch ſind die Schlöſſer geputzt, man wehrt dem Graſe, welches durch die Spalten der wenig betretenen Quadern dringt und den Bäumchen, die auf den bemooſ'ten Vorſprüngen Wurzel ſchlagen, noch ſind die Blumen gepflegt, die Miſtbeete gewartet, die Wege bekieſ't und vom Laube geſäubert; aber der Herbſt der Weltgeſchichte hat ſie angehaucht, und der Caſtellan, der uns empfing, ſah uns forſchend an, ob wir vielleicht zur **Bande noire** gehörten, den Todtengräbern dieſer unhaltbaren Herrlichkeiten: er wäre vergnügt, wenn ein reicher Kaufmann Orleans für eine Vorſtadt von Paris und dennoch ſein Schloß für eine paſſende Campagne erklärte. Eine beſcheidenere Villa am Ufer der Loire, aber faſt ſchöner gelegen, als die Schlöſſer, empfahl uns Herr Dumoulin eifrig; man könnte dabei gewinnen, ſelbſt mit dem Winzer, der ſie jetzt gepachtet hatte, und es wäre eine proteſtantiſche Familie mehr in Orleans. Verrathen Sie ſich nicht, ſagte mein Reiſegefährte, er weiß zwar, daß ich vieles nicht glaube, aber er verzweifelt noch nicht an mir, an Ihnen würde er verzweifeln, wenn er Alles erführe. Herr Dumoulin verſteht kein Deutſch und kannte meine ketzeriſchen Fehden mit den deutſchen Gläubigen nicht. Ich hielt es allerdings für das Beſte, die Theologie zu vermeiden und das proteſtantiſche Intereſſe als unſern gemeinſamen Boden vorauszuſetzen; doch wurde es nicht leicht, alle Klippen zu umſegeln, und ſehr oft ſchien es, als wäre ich ſchon geſcheitert, während ich es doch durchſetzte, daß Herr Dumoulin mich fortdauernd für beſſer hielt, als meinen Begleiter, der ſich's nicht verſagen konnte, ſeinen Atheismus von Zeit zu Zeit hervortreten zu laſſen. Wir waren freilich in einer großen Verſuchung. Bei Tiſch wurde gebetet, und der Käſe, die Butter, der Honig, der Wein, alles einzeln eingeſegnet; ſodann kam die Rede immer wieder auf die Katholiken und die Proteſtanten. Herr Dumoulin und ſein College, den wir beſuchten, zeigten uns alle proteſtantiſchen Anſtalten, erzählten uns, wie viele Katholiken ſich ſchon bekehrt hätten, und waren in allem Ernſte der Meinung, *ganz Frankreich werde in kurzer Zeit reformirt werden.* Sie hielten viel auf Guizot und das jetzige Miniſterium, noch mehr aber auf den König von Preußen. — Ihr König iſt ein großer Mann, ſagte Herrn Dumoulins College, er wird alle Confeſſionen in dem wahren Chriſtenthum vereinigen und die Welt glücklich machen. — Ich hatte Mühe, ernſthaft zu bleiben und fragte in der Verlegenheit: Wie haben Sie das hier mitten in Frankreich erfahren? — O; ſagte er, wir unterrichten uns über Alles, was unſere heilige Sache betrifft, und wir Franzoſen haben dies um ſo leichter, weil wir Preßfreiheit genießen. — Sie ſind für die freie Preſſe? fragte ich überraſcht. — Und Sie nicht? erwiederte er. — Es werden nur um ſo mehr gottloſe Bücher gedruckt, warf ich ihm ein. — Die Wahrheit ſiegt, ſagte er mit großer Zuverſicht; und nun führte er uns in ſeine Zimmer, wo die Verfolgungen der Hugenotten unter dem großen König, der ihre Verſammlungen mit Dragonern geſprengt, in Oelgemälden dargeſtellt waren. Unter freiem Himmel ſah man ſie verſammelt und auf den Felſenhöhen die Wachtpoſten ausgeſtellt, um Signale zu geben, ſo wie ſie die Dragoner erblickten. — Viele Märtyrer ſind für die gute Sache gefallen, ihr Blut hat ſie befeſtigt! Vergleichen Sie dieſe Zeit mit der unſrigen, wo die Mutter unſers künftigen Königs proteſtantiſch und der erſte Miniſter reformirt iſt. Und welch' ein Glück für Deutſchland, daß ihm in dem Könige von Preußen ein neuer Guſtav Adolph geboren iſt! — Herr Dumoulin hatte mich aufmerkſam beobachtet, und als wir Fremde beim Herausgehen unter großer Heiterkeit einige deutſche Worte wechſelten, erkundigte er ſich bei mir nach dem Könige, ob es etwa nicht wahr wäre, was ſein College über ihn geäußert. Ich antwortete, dies wäre ein ſehr reiches Thema und verſprach ihm Alles genau zu erklären heute Abend beim Thee oder morgen auf dem Dampfſchiff, wenn wir zuſammen die Loire hinunterführen.

Wenn Sie jetzt nicht heucheln wollen, ſind Sie feſt. ſagte mein Begleiter. Ich erklärte, ich würde ihm Alles ſagen. — Das giebt ein Unglück, er erträgt es nicht. — Merkwürdig, rief ich aus, wie gänzlich abgeſchnitten, und in ſich verkommen dieſes Hugenottenthum hier exiſtirt! Sie kennen weder Frankreich, noch Deutſchland, weder die Progreſſen der Reformation, noch die der Revolution, und noch ſeltſamer iſt es, daß ſie die Anſtrengungen der Regierung und des Hofes für die Wiederherſtellung des Katholicismus nicht merken. — Sie ſind blind, ſagte er, wie jede Sekte, die ſich in ihren Pferch einſchließt. Eben ſo, wie dieſe Hugenotten, denken die Communiſten, Frankreich werde in einigen Jahren communiſtiſch ſein.

Kaum waren wir beim Thee verſammelt, ſo ergriff Herr Dumoulin das Wort und mahnte mich an mein Verſprechen.

Ihr Herr College, fing ich an, denkt ſich die Bewegung in Deutſchland als eine Sache der verſchiedenen Confeſſionen und das preußiſche Chriſtenthum als ihre Vereinigung zu einer einzigen.

Gewiß. Und ich wüßte mir die Sache ebenfalls nicht anders zu denken, ſagte er.

Denken Sie ſich den Streit von Gläubigen und Ungläubigen, und unter den Ungläubigen die Mehrzahl mit ganz andern Dingen beſchäftigt, als mit der Religion.

Iſt es möglich? Es wäre alſo in Deutſchland noch ſchlimmer als in Paris? Ich habe von Strauß gehört; aber man ſagte mir, Strauß hätte keine Kirche gegründet, ſondern nur ungläubige Bücher geſchrieben, von denen Herr Littré das bekannteſte überſetzt habe.

Wir lachten laut auf. Indeſſen wer weiß, ſagte ich, was Herr Strauß gethan hätte, wenn die Bewegung nicht mächtiger geweſen wäre, als er. Dann erzählte ich: Als Kant die Vernunft über die Bibel ſetzte, und meinte, es ſei manches Gute in dem Buche, was man benutzen könne, griffen die Theologen eifrig nach der Vernunft und nach dem Guten in der Bibel, und die Leute unterſchieden zwiſchen einem vernünftigen und einem unvernünftigen Chriſtenthum.

Das heißt Proteſtantismus und Katholicismus, fiel er ein.

Nein, es heißt Vernunft und Glauben, berichtigte ich ihn.

O welch' ein Greul! rief hier der fromme Mann.

Die Rationaliſten nannten ſich zwar Vernunftgläubige, fuhr ich in meiner unparteiiſchen Geſchichte fort, es iſt nun aber gar bald dahin gekommen, daß man den Glauben ganz bei Seite geſetzt und die Vernunft allein beibehalten hat.

Die Unglücklichen! und giebt es ihrer Viele? fragte er ſehr beſorgt.

Viele! ſagte ich mit hiſtoriſcher Grauſamkeit. Selbſt der König von Preußen bedient ſich der Vernunft.

Ich habe ihn für gläubig gehalten und für einen König nach dem Herzen des Herrn, ſagte Herr Dumoulin mit Bedauern.

Er thut was er kann, ſo ſuchte ich den König zu vertheidigen. Zunächſt iſt er kein Theolog, der dem Volk neue Götter machen könnte; auch geht dies allemal langſam, denken Sie nur wie langſam die verſchiedenen Bilder und Kapellen der Katholiken in Schwung gekommen ſind. Und ſodann iſt den Deutſchen jetzt ſchon nicht anders mehr beizukommen, als durch Verſtand, Vernunft und Wiſſenſchaft. Sie ſind nicht dabei geblieben, mit Strauß alle wunderbaren Geſchichten der Bibel für Mährchen zu erklären, ſie haben ſich gerades Wegs an das Chriſtenthum ſelbſt gemacht und alle ſeine Geheimniſſe für menſchliche

Gründung erklärt, den Gott und den Himmel, das ewige Leben und die ewige Seligkeit für nichts als für Gedanken und Wünſche der Menſchen. Das Wahre am Chriſtenthum, ſagen dieſe neuen Heiden, iſt die Verherrlichung des Menſchen und ſeiner Welt.

Alſo ſie beten den Menſchen an? fragte er betroffen.

Nicht mehr! ſie beten gar nicht, berichtete ich.

Sie beten nicht mehr! o mon Dieu! und es ſind keine Barbaren?

Es iſt doch beſſer, daß ſie gar nicht beten, als wenn ſie Götzen anbeteten. —

Allerdings! Nun, und was thut der König von Preußen?

Er betet und wünſcht das Chriſtenthum wieder herzuſtellen.

Großer Gott, dahin alſo iſt es gekommen! Nicht von einer Vereinigung der Confeſſionen, von einer Wiederherſtellung des Chriſtenthums, von einer Miſſion an die Abtrünnigen iſt die Rede! Und was thut der König? Sie ſagten, er bediente ſich der Vernunft.

Die Herren verſtehn ſich nicht, fiel mein Reiſegefährte ein.

O wir verſtehn uns vollkommen, ſagte der Gaſtfreund und — zu mir gewendet — es iſt mir ſehr lehrreich geweſen, was Sie mir mitgetheilt haben. Es iſt wahr, die Gottloſigkeit iſt groß, aber ſein Sie ruhig, das Chriſtenthum, das wahre, iſt ewig und die Pforten der Hölle werden es nicht überwältigen.

Er ſegnete darauf den Zwieback, den Thee, den Rum und den Zucker, und, fügte er hinzu, da wir doch von den Götzenbildern der Katholiken geſprochen haben, morgen will ich Sie zu der ſchwarzen und weißen Madonna führen. Da kann man ſehn, wie tief Aberglaube und betrügeriſche Prieſter den Menſchen erniedrigen. Jetzt wurde er ſeinerſeits aufgeklärt und redete ſo radikal, daß ich erſchrak, denn er haßte den Götzendienſt der Katholiken.

Als wir den andern Tag in die Kirche kamen, führte er die Damen umher, und erklärte ihnen alles das Unweſen. Hier war er nun der Ketzer, jeder Zoll an ihm war Vernunft, ſtolz ſchritt er an dem Meßgeklingel vorüber, er verbeugte ſich nicht einmal, nur ein wenig beſchleunigte er ſeine Schritte, als er unmittelbar in die Schußlinie des Allerheiligſten gerieth. Um keinen Preis hatte er ſich in den Götzendienſt verwickeln laſſen, der freilich anſteckend genug war. Die Gläubigen, eine Maſſe unglücklicher Krüppel und Greiſe, lagen auf dem Boden der ſchachbretartig mit Marmor getäfelten Kirche vor dem Bilde der ſchwarzen Madonna. Sie hat kein Negerprofil, trägt den ebenfalls ſchwarzen Knaben im Arm und iſt aus glänzendem Marmor, der ſogleich an die ägyptiſchen Sculpturen erinnert, nicht ungeſchickt gemacht. Die weiße Madonna war in ihrer Niſche ziemlich verlaſſen, ſie hat ein volles Geſicht, und allerdings etwas abſchreckend Blaſſes und Kaltes, wenn man eben von der Aegyptierin herkommt. Es iſt nämlich nachgewieſen, daß die ſchwarzen Madonnen aus Iſisbildern entſtanden ſind*).

---

*) Sauppe in ſeiner Ausgabe des von Roß aufgefundenen Iſishymnus ſagt: „Viele Beiſpiele beweiſen, daß die Tempel der griechiſchen Götter und Göttinnen von den männlichen und weiblichen Heiligen der chriſtlichen Kirche eingenommen wurden. Man veränderte die Namen der Götter und behielt die heiligen Bilder und das Heiligthum bei. Als ich daher zuerſt dieſen Hymnus auf Iſis las, fiel mir das Gnadenbild der ſchwarzen Mutter

Eine arme alte Frau betete eifrig ihren Roſenkranz. Ihre Einſamkeit in der Kapelle der weißen Madonna hob ihre Leiden noch hervor.

Und dieſer armen Alten ſollen wir ihren letzten Troſt rauben?! ſagte mein Reiſegefährte mit ſeiner gewöhnlichen Menſchenliebe, dem ganzen Reſt ſeines Chriſtenthums.

Glauben Sie wirklich, daß dieſe kalten Steine beſſer tröſten, als ein vernünftiger Arzt und eine paſſende Krankenpflege? erwiederte ich ihm. Ich friere ſchon, wenn ich dieſen Marmorboden und die blaſſe Madonna nur anſehe, wie muß erſt die arme Frau frieren, die am Boden liegt!

Sie denken zu wenig von der Macht des Geiſtes. Ihr Wahn erhebt die Frau über Kälte und Schmerz.

Ich vermuthe nicht, daß Sie es auf den Stoicismus, Leiden zu erdulden und zu ignoriren, abgeſehen hatten, ich

---

Gottes zu Einſiedeln in der Schweiz ein, zu der jetzt alljährlich ſo viel tauſend Menſchen mit Gebet und Geſchenken wallfahrten. Es hat ſich nämlich herausgeſtellt, daß jene ſchwarzen Bilder der Jungfrau Maria ſonſt Iſisbilder waren. Und ſo könnte man ſagen, daß die Germanen, über deren Iſiskultus Tacitus ſich wunderte, noch jetzt die Iſis anbeten.“ Und die Franzoſen machen es nicht beſſer.

dachte. Sie verſtünden unter „Troſt“ eine Minderung oder Aufhebung der wirklichen Uebel, an denen die Frau leidet.

Keine Philoſophie und keine Staatsweisheit kann den Tod aufheben.

Der Glaube kann es eben ſo wenig; ob man ſich aber im Wahn oder in Vernunft zum Sterben entſchließt, ob man ſich durch Hoffnung oder durch Tapferkeit über den Schmerz und das Bittre dieſer Nothwendigkeit erhebt: die Aufraffung zu dieſer Erhebung wird durch keine Veranſtaltung und keine Vorſpiegelung überflüſſig, wenn es darauf ankommt, mit Bewußtſein und mit Anſtand zu ſterben. Gewöhnlich wird man bei dieſer Gelegenheit in einen Proceß verwickelt werden, der einem wenig zu denken und noch weniger darzuſtellen übrig läßt.

Herr Dumoulin unterbrach uns mit der Frage, worüber wir uns ſo eifrig unterhielten? Mein Reiſegefährte erzählte ihm, wir ſprächen vom letzten Troſt und ich hätte ihm ſo eben einen merkwürdigen Fall dieſer Art mitgetheilt. Ein Profeſſor, der zugleich Pfarrer war, wurde zu einer ſterbenden alten Frau gerufen. Nachdem er ſie über ihre Sünden beruhigt und ihr das Abendmahl gereicht hatte, fragte ſie ihn:

Alſo, Herr Profeſſor, ich kann mich darauf verlaſſen, nach dem Tode ins ewige Leben einzugehen? — Liebe Frau, antwortete er ehrlich, wenn ich das wüßte, wäre ich klüger als ich jetzt bin; das muß Jeder ſelbſt ausprobiren.

O, que c'était déplacé. rief unſer Prediger wiederholt aus, und die Geſchichte beluſtigte ihn aufs Aeußerſte, während ihn die Theorieen, die ungefähr das Nämliche enthielten, ſo ernſtlich erſchreckt hatten.

Noch mehr Humor entwickelte er ſpäter in Paris, wo er unſern Beſuch erwiederte. Unſere Kinder, ein Mädchen und ein Knabe von fünf bis ſechs Jahren, die ſich ſehr zugethan waren, fand er beiſammen, und als wir ihm vorſchlugen, ſie zu trauen und die Kleinen einwilligten, nahm er die Ceremonie im Scherz vor: und die Kinder nannten ſich fortan nicht anders, als im vollen Ernſt: mon mari und ma femme; ja bei unſerer Abreiſe von Paris wollten ſie ſich durchaus nicht verlaſſen, weil ſie ordentlich getraut und wirklich Mann und Frau wären, und als wir ihnen verſprachen, daß wir bald wieder kämen, nahmen ſie mit der größten Zärtlichkeit und nicht für lange, wie ſie ſagten, von einander Abſchied. Solche

Wirkung hatte der ſcherzhafte Segen. Ich glaube nicht, daß ein deutſcher Frommer ſo viel Humor gehabt hätte, als unſer Hugenotte. — Doch kehren wir nach Orleans zurück. Er zeigte uns auch die hiſtoriſchen Merkwürdigkeiten, das Haus und die Statue der Johanna, den Palaſt Karls VII. und der Agnes Sorel, die jetzt freilich keine Parade mehr machen.

Am anderen Tage nahmen wir Abſchied. Wir gaben die Weinleſe auf, ließen unſre Freunde zurück und fuhren die Loire hinab auf einem der Dampfboote, die zur Beruhigung des Publikums die Inexplosibles heißen.

Die Ufer der Loire werden immer ſchöner, je weiter man hinunterfährt. Schon Blois reizt zum Ausſteigen; aber die höheren Ufer, die üppigere, gartenartige Kultur, die Schlöſſer und Villen, die, wie Ménars le chateau, welches die Pompadour bewohnt hat, von oben herab den Fluß beherrſchen, beginnen erſt hinter Blois. Bis dahin waren wir durch Weiden und Pappelalleen, durch Weinfelder und Wieſen hinabgefahren; der ſchöne, breite Strom, die milde Luft und der friſche, ſanfte Charakter des Landes hatte uns erfreut, aber der Ruhm der Loire ſchien uns bei weitem noch nicht erreicht. Von nun an übertraf ſie alle unſere Erwartungen. Schöne Inſeln umfließt ihr klarer Strom, und, zum See erweitert, rückt ſie ihre reichen, maleriſchen Ufer in eine feenhafte Ferne. In einer kleinen Fähre hatte ſich ein Reiter mit ſeinem Schimmel eingeſchifft; durch die Ferne verſchwanden die Umriſſe der Fähre, das Pferd ſchien auf dem Waſſerſpiegel zu ſtehen, und doch war der Fährmann erſt auf der Mitte des Stroms uns gegenüber. So breit der Fluß ſich ausdehnt, überall ſind die ſchönſten Brücken, hängende und maſſive, hinübergeführt. Bei Méung tragen drei hohe ſchlanke Säulen, denn Pfeiler könnte man nicht mehr ſagen, eine weitgeſpannnte luftige Brücke, der **Pont de Mer** ruht auf fünf Säulen, er iſt noch ätheriſcher als die Brücke von Méung. Bis Tours durchkreuzten wir acht Brücken und an der von Amboiſe, wo der Fluß und die Gegend ſich in ihrer ganzen Pracht entfalten, zählten wir neunzehn Bogen, die in der Mitte von einer waldbewachſenen Inſel unterbrochen werden. Die Brücke von Mer erinnert mich an ein Abenteuer. Ein Jäger von ariſtokratiſchen Prätenſionen fuhr bis dahin mit uns hinunter. Als er im

Boot war, fehlte ihm der Hund. Die Schiffer ſtießen den Nachen vor den Rädern des Dampfbootes fort, der Hund hatte gezaudert und blieb auf dem Verdeck, als jene ſchon fortſchaukelten. Der Jäger fluchte und forderte, lockte und winkte. Es war zu ſpät. Die Matroſen gaben alſo dem zaudernden Hunde einen Stoß, und er plumpte allerliebſt hinein, beſpritzte ſeinen Herrn und ſchwamm unter dem allgemeinen Beifallsjauchzen der Dämpferequipage neben dem Boote ans Land. Eine ganz abſurde Wuth ergriff den Jäger, er ſchalt die Matroſen Bettler, Lumpe und Unverſchämte, und es fehlte nicht viel, ſo griff er zu ſeiner Flinte. Wir hatten noch unſere Freude an ihm, als er auf der luſtigen Brücke hoch über unſern Häuptern erſchien und der Hund noch fortfuhr, ſein Bad auf ihn abzuſchütteln und uns für ſeine unverdienten Angriffe an ihm zu rächen. **Ce bougre d'aristocrate!** rief ein Matroſe aus, **il estime mieux son chien, qu'un chrétien!** Halb dachte er im Stil der Revolution, halb in dem der Vendée, auf die wir zuſteuerten.

Je näher wir Tours rückten, deſto ſchöner erhoben ſich die Uferfelſen, ein rothes Geſtein. Reben bedeckten die

Höhen und wuchſen auf den natürlichen Dächern der armen Winzer, die vielfältig ihre Wohnungen in dieſe Felſen gehauen hatten und ihre Eſſen ins Rebenfeld hinaufführten. Die unregelmäßigen Fenſter und die kleinen Thüren dieſer Troglodyten des neunzehnten Jahrhunderts verkümmern nicht nur den äſthetiſchen Eindruck, ſie fallen einem ſo ſchwer auf die Seele, wie die Lumpen der Lazaroni in Neapel; die reichſte Natur und mitten in ihrem Ueberfluß der Menſch verwahrloſ't, der ihn erzeugt! Ein kleiner Franzoſe, mit dem ich darüber ſprach, ging lebhaft auf die Sache ein. Ja, Sie haben Recht, rief er aus, man müßte dies nicht dulden, und wenn wir unſre nächſte Revolution machen, ſoll ſich hoffentlich ihr Motto herumdrehen und ganz Frankreich in den Ruf einſtimmen: Krieg den Hütten, Schlöſſer für Alle! Man muß die Wohnungen der Menſchen nicht zerſtören, man muß ſie erſt ſchaffen!

Sie ſind Socialiſt, ſagte ich zu ihm.

Monsier, qui ne serait pas socialiste!

Er ſetzte ſich auf die Bank, zog eine Parthie loſer Manuſcriptblätter hervor, begann darin zu leſen und ſchlief in der milden Oktoberſonne ein. Die Blätter fielen aufs Verdeck und der leiſeſte Wind hätte ihm ſeine Arbeit entführt. Ich empfand dieſe Gefahr ſehr lebhaft, nahm die Blätter zuſammen und hob ſie ihm auf. Er dankte mir ſehr freundlich. Sie ſind nicht mein, fügte er hinzu, ſondern gehören einem berühmten Autor an. Die Sand hat ſie mir zur Durchſicht zurückgelaſſen, ſie iſt auf dem Lande und ich bin auf der Reiſe zu ihr, um ſie ihr zurückzugeben und einige Wochen in ihrer Geſellſchaft zu verleben. Als er hörte, daß ich die Schriftſtellerin und verſchiedene ſeiner Pariſer Freunde perſönlich kannte, wurden wir nähere Reiſegefährten, und er belohnte mir den kleinen Dienſt mit aller möglichen Auskunft, die wir in Tours nöthig hatten.

Die Engländer bewohnen in der ganzen Welt die ſchönſten Punkte, die Chiaja in Neapel, die rue Rivoli in Paris, Interlaken in der Schweiz, und ſo auch die Touraine und vornehmlich Tours ſelbſt. Und es iſt ein beneidenswerther Aufenthalt. So ſanft und freundlich, wie das Land und das Klima, iſt auch das Volk; ſelbſt die Sprache gewinnt noch in ſeinem Munde. Man verſchluckt hier weniger Silben als in Paris, man nimmt ſich die Zeit, ſie alle hervorzubringen, man iſt gerecht gegen den Ausdruck und ſtürzt nicht zum Ziel des Gedankens mit Verachtung des Weges, der dahin führt, wozu ſonſt das Franzöſiſche ſo leicht verleitet. In der Touraine ſpricht man gelaſſen, ſanft und klaſſiſch; ſelbſt die Damen nehmen dieſe löbliche Selbſtbeherrſchung an, und es hat mir den Eindruck der Poeſie hinterlaſſen, wie ſie in pauvre diable, étoile polaire und ähnlichen Verbindungen die unterſtrichenen, ſonſt ſtummen Endungen belebten.

Das Geſicht der Tourainer iſt rund, die Haut nicht braun, aber die ſanfte Schwärze der Augen und des Haares verbindet ſich mit dem Teint zu einer ſolchen Harmonie, daß man in der ganzen Erſcheinung die Empfindung eines Normaltypus menſchlicher Geſichtszeichnung genießt, und ſpäter überall mit großer Leichtigkeit das milde ſchöne Tourainegeſicht unter Frankreichs übrigen oft ſehr ſcharfen Geſichtsbildungen wiedererkennt.

Die Stadt iſt nicht groß, aber elegant. Die Heerſtraße nach Bordeaux, die ſie breit und gerade theilt, erhebt ſich über die Brücke hinüber nach Paris und in entgegengeſetzter Richtung nach Bordeaux zu hoch hinauf; man iſt in Verlegenheit, welcher Höhe man den Vorzug geben ſoll, bis man ſich überzeugt, daß die Richtung nach Bordeaux durch die Wieſen, die der Cher bewäſſert, und durch den Rückblick auf die Stadt und das Loireufer den Charakter des Landes am beſten erkennen läßt.

Auf einem Umwege durch Gärten und Dörfer, in denen, wie in Norddeutſchland der Flieder, ſo hier die Feigen und die Pfirſiche um die Häuſer wucherten, gelangten wir zu den Ueberreſten des Schloſſes, wo Ludwig XI. ſeine Galgen und Kerker angelegt, um das ſchöne Frankreich unter Einen Hut zu bringen. Die Baſtillen waren damals kleiner und ſpecieller gemeint, als ſie es jetzt ſind. Ein Bauer hat ſie in Beſitz und zeigt den Thurm, die Zimmer und die Gefängniſſe des Tyrannen. Kühe graſten in ſeinem Garten und auf ſeinen Verließen. Der Ort war für ein Geringes zu kaufen. Man muß ſich wundern, daß ihn nicht längſt ein Engländer als Reliquie an ſich gebracht, vorzüglich da die Lage und die Ausſicht auf Tours, die Ebene, die Loire und ihre Ufer ſo ſchön iſt, daß man es nicht begreift, wie in dieſer Umgebung eine ſo niederträchtige Gemüthsſtimmung, als die jenes Henkerkönigs ſich hat erhalten können; und ſind die Geſpenſter ſeiner Opfer nicht längſt erblaßt? — Doch nein, auch ich möchte dieſen Ort nicht bewohnen. Die meiſten Erinnerungen der Hiſtorie, die Ruinen der Burgen, Kirchen, Klöſter, Gräber und ſelbſt die Ueberbleibſel des Alterthums, die kein Künſtler mit dem Hauche ewiger Jugend belebt, verdienen das Loos, welches die Alles verjüngende Zeit ihnen bereitet. Ruinen hebt man auf für die Neugierde, und viele ſind nur Pranger der Menſchheit, je entehrender, deſto lockender für die Menge, je grauſamer, deſto pikanter. Um aber in der Marterkammer ſich wohnlich einzurichten, muß man eine Henkernatur ſein; um ein altes Raubneſt wieder herzuſtellen, ein Räuber von Inſtinkt und Liebhaberei; die Engländer haben Recht, daß ſie die Galgenſtätte Ludwigs XI. nicht bewohnen mögen.

Die Weinleſe war vorüber, die letzten ſchönen Tage hatten uns begünſtigt, und als der Regen auch hier ſein

Recht behauptete, wurde uns der Abſchied um ſo leichter, wir kehrten raſch in die Heimath, nach Paris, zurück. Ja, in die Heimath!

2. Rückkehr nach Paris.

Nirgends auf der Welt wird man ſchneller heimiſch als in Paris. Alles Schöne, was die Stadt bietet, eignet man ſich an, jeden Uebelſtand fühlt man mit, an der Arbeit, dieſe gewaltige Wohnung der Menſchen zu vermenſchlichen, nimmt man Theil ſo viel man es vermag, und die Sprache der freieſten und humanſten Sterblichen, die einzige, die jetzt für unſere innigſten Herzenswünſche mit Nachdruck laut wird, dieſe Sprache, der Schrecken unſerer Feinde, wenn ſie ihren Ton erhebt, ſie ſpricht Jedem zu Herzen, der es empfindet, daß die deutſche Zunge despotiſirt, geknebelt und entehrt, daß ihr Zorn ohnmächtig, ihre Freiheitslieder ein Kinderſpott, ihre Weisheit die Rede eines Gefangenen und ihr einziger Nachdruck die Willensmeinung unſerer Kerkermeiſter iſt.

Paris, geläſtert von den Schergen aller Art, geſchmäht von den rohen Landsknechten des Deutſchthums, geflohen von den beſchränkten Naturfreſſern aus der Patriarchenwelt, Paris feſſelt mehr, als irgend eine andere Heimath es vermöchte. Ehe wir es betreten und wenn wir es längſt verlaſſen, leben unſere beſten Gedanken und Wünſche in ihm.

Die Rückkehr zu dieſem Herzen der Welt war uns eine große Befriedigung, und je entſchiedener wir uns auf die Nothwendigkeit, es im Frühling zu verlaſſen, vorbereitet, deſto mehr wußten wir den Augenblick zu ſchätzen. Wir durchkreuzten den ganzen Faubourg St.-Germain vom Jardin des Plantes, wo die Orleanser Bahn mündet, bis zu dem Boulevart der Invaliden, in deſſen ſtiller Umgebung wir wohnten. Das linke Seineufer, an dem dieſer Stadttheil liegt, hat einen theoretiſchen, unbefriedigenden, vorweltlichen Charakter. Die Gegend, wo das Volk wohnt, iſt ſchrecklich vernachläſſigt, ſelbſt um das Pantheon herum fehlte es noch vor Kurzem an Gasbeleuchtung, die Wohnung der Gelehrſamkeit, das Quartier latin, ſteckt nicht minder in ſchmutzigen Winkeln und die Paläſte und Gärten der alten Ariſtokratie ſind öde und todt, wie der Kirchhof.

Mit der Zeit wird der Abbruch vieler Kothlöcher in der innern Stadt einen großen Theil der Bevölkerung nach den einſamen Boulevards des Faubourg St.-Germain und in die luſtigen neuen Straßen hinauswerfen; die Häuſer ſind ſchon im Entſtehen. Für jetzt aber iſt dieſer Theil von Paris nicht eigentlich Paris. Wir beſchloſſen daher, ihn für die letzte Zeit unſers Aufenthaltes zu verlaſſen, und in das Herz der Stadt zu ziehen, um den Winter mitten im lebhafteſten Gewühl des rechten Ufers zuzubringen.

Die Phyſiognomie der großen Stadt des rechten Ufers iſt eine ganz andere, als die des Faubourg St.-Germain. Hier füllen ſich ſelbſt die ungeheuren Strecken und Flächen der Boulevards, der elyſeiſchen Felder, des Concorde- und Carouſſelplatzes unaufhörlich mit Menſchen; als wir zuerſt durch die rue Richelieu fuhren, fragten die Kinder, ob hier Jahrmarkt wäre, ſo drängen ſich die Wagen und die Fußgänger in dieſer Pulsader von Paris; und wenn man im Tuileriengarten unter den Bäumen nach der Stadt hinhört, ſo ſchlägt ein weit verbreitetes Getöſe, wie von der bewegten Meeresbrandung oder von einem großen Waſſerfall an unſer Ohr. In dieſer ununterbrochenen Erſchütterung der Luft verlernt man die Stille des Landes und der Natur; und wie man in ausgeſtorbenen Schneeregionen der Gebirge die Töne der Natur und die Bewegung der lebendigen Welt vermißt, die man verlaſſen hat, ſo wirkt nach einer längeren Gewohnheit des geräuſchvollen Paris das Land auf unſere verwöhnten Nerven. Auf das eintönige Land iſt aber dies Geräuſch wieder angenehm.

Wir fanden eine ſonnige Wohnung im Quartier **Chaussé d'Antin** am Place St.-George in der **rue notre dame de Lorette,** der Straße der Banquiersmaitreſſen, die man von dieſer Gegend Loretten nennt, und dem Gartenpalais des Herrn Thiers gegenüber. Die hohe Lage ließ uns die Diogeneslaterne von St.-Cloud, den Invalidendom, Val de Grace und ſogar die Tuilerien aus dem Fenſter erblicken; aber ſo klar und kalt der Winter war, der Horizont wurde nur im Herbſt und Frühjahr frei, und ſo ſchön die Ausſicht ſein konnte, ſo ſelten war ſie es. Bei dem neblichten und dunſtigen Wetter von Paris begreift man die Gleichgültigkeit der Menſchen gegen eine ſchöne Lage. Der Nebel und der feine Regen herrſcht wochenlang: er bringt die Seine vom Meer herauf, führt ſeinen Seegeſtank noch mit ſich und iſt bisweilen ſo dick und undurchdringlich, daß man ſich an den Häuſern hinfühlen muß und ſelbſt die ſchmalen Straßen, wo ſie belebt ſind, mit Lebensgefahr paſſirt. An einem ſolchen Tage war es, als die Sitzungen der Deputirtenkammer eröffnet wurden. Der König fuhr in abſoluter Sicherheit vor den Schüſſen der Aufrührer, in dem dickſten Strich des Nebels am Quai entlang, nach dem Palaſt Bourbon; aber das Syſtem ſelbſt ſollte diesmal einen tödtlichen Streich empfangen. Der Nebel um des Königs Weisheit hat ſich verzogen; man ſieht es jetzt deutlich: die Partei, die ihn trägt, iſt nie in ſeiner Hand geweſen, ſondern er immer in der ihrigen; denn nun die Partei ihre Mittel erſchöpft und inneres Zerwürfniß ihre Macht gebrochen hat, weiß auch der König keinen Rath. Nur, wenn er ſtirbt, ehe das Schickſal der Conſervateurs ſich vollendet, wird er ſeinen Ruf mit ins Grab nehmen und erſt ſeinen Nachfolgern die Früchte dieſer furchtſamen, engherzigen und gedankenloſen Politik zu ernten geben.

Louis Philipp hat das Gefühl von der Unzulänglichkeit ſeines Syſtems. Die Befeſtigung von Paris ſoll die Feſtigkeit des Beſtehenden hervorbringen. Ohne dieſe morſche Stütze vermißt man ſie. Napoleons Beiſpiel, daß der Abfall von der Idee des Jahrhunderts mit Kanonen nicht durchzuſetzen iſt, hat dieſe Menſchen nichts gelehrt; und wenn ſie ganz Paris mit geheimen Gängen unterhöhlten, um bei einem Aufſtande in die Forts zu flüchten; es wäre umſonſt: man regiert die Welt nicht unter der Erde und hinter den Schanzkörben, ſondern oben im Licht der Ideen und durch die Köpfe der Menſchen. Ueber die Kaninchengänge, die nun vollends der Rathloſigkeit und Furcht die Krone aufſetzen, bin ich ſo lange zweifelhaft geweſen, bis mir Jemand verſichert hat, er ſei ſelbſt darin geweſen, und habe Gelegenheit gehabt, den unterirdiſchen Gang von den Tuilerien durch den Garten und die Allee der Feuillants hindurch und bis nach den elyſeeiſchen Feldern hinauf zu verfolgen. Er würde bis zur Enceinte führen, die Enceinte aber mit allen Forts durch Eiſenbahnen in Verbindung ſtehen. Der ganze Plan iſt aber ſo lächerlich, daß man ſo lange daran zweifeln ſollte, bis man ſelbſt in dem Gange geweſen und die Rettungsanſtalten mit eignen Augen geſehen hätte, Vorkehrungen, die ungefähr eben ſo praktiſch wären, wie der Regenſchirm mit dem Blitzableiter, zumal wenn das Geheimniß, wie alle Geheimniſſe in Paris, verrathen würde.

Es gehört zum Charakter der Pariſer, daß ſie durch das Uebermaß ihres Verſtandes abenteuerlich werden. Louis Philipp iſt keine Ausnahme davon. Man braucht ihn nur einmal mit ſeiner Huſareneskorte fahren zu ſehen, um dies zu begreifen.

Die Pariſerin.

1830.

Von Arnold Ruge.

1. Die Abfahrt.

Der franzöſiſche Dämpfer la Gazelle hob unter dem Geſange der Matroſen ſeinen Anker. Er lag auf der Rhede von Graveſand. Der Dampf ziſchte aus ſeiner Röhre hervor, und funkelte weiß in der brennenden Sonne des Juli. Jetzt brach er ab, das Geziſch verſtummte, das Schiff bewegte ſich langſam, die Räder warfen ihre Wellen und zwei junge Damen vom Verdeck winkten mit den Tüchern zum Abſchied, edle Geſtalten, die eine hoch und ſchlank, eine Franzöſin, ſchien eine trikolore Fahne zu ſchwingen, ſo hatte der Wind ihre bunte Echarpe entfaltet, die andere zierlich und voll, eine blondgelockte Deutſche, hielt mit ihrem Battiſttuch die weiße Farbe der Bourbonen empor.

Jetzt wogte das Schiff frei auf; und zwei Böte, die eilig vom Lande heranſchoſſen, führten vielleicht jedes einen kühnen Jüngling, ſchienen aber doch zu ſpät zu kommen. Man intereſſirte ſich eifrig für ſie, und ermunterte ſie durch Zuruf. Der erſte wagte ſogar ein Unterpfand des Gelingens einzuſetzen, er warf eine Taſche an Bord, ſtellte ſich dann auf den Schnabel des kleinen Bootes, faßte wie ein lebendiger Enterhacker die Leiter des Dampfſchiffes und ſchwang ſich hinauf. Ein Hurrah begrüßte die ſicheren raſchen Schritte des Kletterers; aber der Jubel verdoppelte ſich, als ſein Nachfolger weither mit gleicher Sicherheit ein Pfand ſeines Entſchluſſes auf's Verdeck ſchleuderte, ſchnell in das vorderſte Boot und von da, wie die Welle ihn hob, mit einem zweiten Satz hoch auf die Treppe ſprang, das Geländer ergriff und hinübervoltigirte, alles ſo elegant, daß ſogar die unerſchütterlichen engliſchen Matroſen in den kleinen Böten ihre Ruder einen Augenblick inne hielten und ihm verwundert nachſahen. Er war ein kleiner feuriger Franzoſe, trug die Gardeuniform Karl's X. und trat gleich ſehr ernſtlich mit den Damen in Verkehr, denn ſein Säbel ſchlug beim Ueberſpringen auf das Geländer auf, fuhr aus der Scheide, welche ſich eben vom Gurt gelöſ't hatte und verletzte die Hand der jungen Franzöſin, als ſie ihn unwillkürlich abwehrte.

Der Handſchuh war geſchlitzt und die Spitze darin verwickelt. Sie faßte die Klinge und ſagte, indem das Blut ihrer zarten Hand darüberperlte: Colonel St. Amand, die Waffe eines Franzoſen, die franzöſiſches Blut trinkt!

Madame Florienne?! O, welch' ein böſer Zufall! rief der junge Mann erröthend aus, küßte ihre Hand und empfing den Degen.

Die deutſche Freundin verband ihr raſch die kleine Wunde und Florienne de Lavaillant erhob ſcherzhaft drohend die verbundene Hand mit den Worten: Geſtehen Sie es nur, Colonel, der Inſtinkt Ihres Degens hat ſich nicht verirrt. Wir ſind noch immer Feinde.

Madame, Sie tragen die Farben der Republik, erwiderte er ebenſo, und deutete auf ihre Echarpe, und ich weiß es nur zu gut, auch Ihr Blut iſt republikaniſch, aber eher ſoll es durch den Roſt meinen Degen zerſtören, als daß ich mit dieſer Aeußerung ſeines Inſtinktes ſympathiſire.

Ich gebe Sie nicht auf, Herr von St. Amand, erwiderte Florienne. Einen Krieger müſſen dieſe ruhmreichen Farben immer locken, und die Kühnheit, mit der Sie ſoeben die Gazelle geentert, bürgt mir dafür, daß Sie dieſe Lockungen nicht fürchten.

Madame, wir ſind an Bord eines königlichen Schiffes, brach er verlegen ab, doch Sie wiſſen, ich ehre Ihre Sympathieen und von heute an bin ich, um Sie zu verſöhnen, doppelt zu Ihren Dienſten überall wo meine Pflicht es mir erlaubt.

Er verbeugte ſich, und ging um ſich nach ſeinem Mantelſack umzuſehen. Die deutſche Freundin und Reiſegefährtin Florienne's ſah ihm mit Intereſſe nach, wie er unter die Menge der Reiſenden verſchwand, und ſagte halb für ſich: den gewinnen Sie nicht, meine Theure!

Deſto leichter, erwiderte Florienne etwas gereizt, wird er zu Ihrer Fahne ſchwören, Gräfin Rallwyk!

Weil dieſer Schwur ihn zu Nichts verpflichten würde, denn ich führe keine Fahne, Sie aber, fügte ſie begütigend hinzu, ſtrahlen tauſend Gefahren aus Ihren Feueraugen und verlangen für Ihre Fahne ſeinen Kopf.

Ob Sie keine Fahne führen! fuhr ſcherzend Florienne fort, und ſtreichelte ordnend die glänzenden blonden Locken ihrer Freundin, — und welch' ein ſchöner friedlicher Preis für den Glücklichen, der dieſer goldenen Fahne folgen dürfte!

2. Ein neues Intereſſe.

German, der Vorderſte von den beiden Enterern der Gazelle, war von Anfang an in dieſe Gruppe des Verdecks verwickelt geweſen. Florienne hatte ihn mit ihren Wendungen hingeriſſen, der Colonel war ihm als ein fühlloſer Barbar erſchienen. — Wer mochte dieſe jungen Damen geleiten? Ob der Colonel? Er ſchien nicht ſo. Vielmehr hatte wohl Niemand anders als Florienne ſelbſt der Leitung ihrer Reiſe auf ſich.

Nun waren die Damen ihm allein gegenüber, und es konnte der Augenblick ſein, der ein Geſpräch herbeiführte — aber er war es nicht. Die Rallwyk trat zwiſchen ihn und ihre Freundin und flüſterte ihr ſchüchtern zu: Hier iſt der Nebenbuhler des Colonel im Entern, er wurde in Schatten geſtellt, aber gewiß nur durch den Zufall der Lage. Sehen Sie ſeine eleganten Formen, er iſt eine anziehende Figur, etwas tigerartig Schlankes, nicht allzugroß, aber ſtark, gewandt und überſchwellend von Leben und Geiſt!

Florienne erwiderte ſchnell und eben ſo leiſe: Ich habe ihn wohl bemerkt. Er nahm eifrig Partei in unſerm Geſpräch; ſein dunkles Auge glühte orientaliſch unter den ſchwarzen Wimpern. Er iſt jung, ſein weicher Bart zeichnet leicht ſeine Oberlippe, die hochroth und ein wenig aufgeworfen erſcheint. Bemerken Sie die ſarkaſtiſche Kraft, welche dieſer Zug ausdrückt! Er brauchte nicht zu ſprechen, als der Colonel ſeine loyalen Ausflüchte vortrug, um verſtanden zu werden. Ein edles Herz, ich ſeh' es!

Aber, fügte die Mallwyk hinzu, er iſt kein Franzoſe; die ungeordnete Fülle ſeines ſtarken Haares verräth einen Engländer oder einen Deutſchen. Vielleicht iſt ſein Intereſſe nur Neugierde.

Es war alſo den jungen Damen nicht entgangen, für wen er ſich intereſſirt hatte, wie ſeine Blicke an Florienne's Bewegungen hafteten und wie er faſt in den Vorgang verwickelt worden wäre. Es zog ihn unwiderſtehlich heran.

Gerade dies aber war ein Grund für die Damen, ſich zurückzuziehen; und die Mallwyk ſagte erſchrocken: Er iſt wild! mich erſchrecken dieſe brennenden Blicke!

Mich erſchrecken ſie nicht, erwiderte Florienne; aber er hat kein Recht dazu, und wir wollen ſie nicht dulden. Kommen Sie mit auf den zweiten Platz oder zu den Matroſen, die ſich dort beim Maſt zuſammenſetzen. Wir laſſen uns durch ihn nicht aus dieſem angenehmen Zuge der Seeluft in die dumpfe Cajüte vertreiben, aber wir wollen ihm ausweichen; kommen Sie!

Zu den Matroſen? — Florienne!? — rief die erſchrockene Gräfin.

Ich weiß, daß ſie Ihnen zu roh ſind. Mir ſind ſie intereſſant, ſagte Florienne. Das Meer macht roh; und doch würde die Welt nicht civiliſirt, nicht frei und groß werden, ohne das Meer und die Matroſen. Da kommt der Colonel; bleiben Sie bei ihm; ich ſuche drüben neue Bekanntſchaft.

Die Gräfin ſchwankte. Sie wollte Florienne nicht verlaſſen und doch erſchrak ſie vor dem Abenteuer, das ſie vorhatte. Sollte der Reiſepakt, den ſie noch ſoeben am

Ufer unter den Ihrigen gemacht hatten, ſich bis Paris keinen Augenblick zu verlaſſen und immer einander zu beſchützen, ſchon in der erſten Viertelſtunde gebrochen werden? Jetzt näherte ſich der Colonel, und als er erfuhr, was vorging, ſagte er: Madame Florienne hat ihren Kopf; wir würden es umſonſt unternehmen, ihr unſern Geſchmack aufzubringen, befehlen Sie über mich bis ſie wiederkommt. Er bot der Gräfin ſeinen Arm und ſie ergingen ſich auf dem eleganten Theil des Verdecks, wo ſie ſich weiter über Florienne's ſonderbare Sympathien unterhielten.

3. Das Diner beim großen Maſt.

Florienne hatte es ſchlecht berechnet, wenn ſie dem jungen Manne mit dem flammenden Blicke wirklich auszuweichen dachte, vielmehr war es dieſem ſehr lieb, daß der Colonel durch die Mallwyk entfernt wurde; er wartete die Expedition auf das Vorderdeck oder zu den Matroſen beim Maſt ruhig ab; ſie leuchtete ihm noch weniger ein als der Gräfin, da er ihr Motiv nicht kannte; aber er beobachtete ſie deſto eifriger.

Die Matroſen bereiteten eine Auſternmahlzeit vor. Ein mächtiges Gefäß enthielt eine Menge großer Auſtern; einige Matroſen waren beſchäftigt mit eigends dazu eingerichteten Meſſern ſie aufzubrechen, andere ordneten ſie auf einem großen flachen Korbe. Als Florienne vorbeiging und die ſchönen Auſtern lobte, hob einer von den Tafelordnern den Korb empor, präſentirte das ungeheure Gefäß mit großer Leichtigkeit und ſagte: Nun denn, Madame, wenn ſie Ihnen gefallen, verſchlucken Sie ſo ein paar kleine Fiſche aus unſerm Vorrath.

Das will ich thun, verſetzte Florienne, aber dann erlaubt Ihr mir, meine Freunde, daß ich den Wein dazu gebe.

Mit Vergnügen, und Sie nehmen Theil an unſerm Diner, Madame? Ich beſorge Ihnen einen Seſſel! frohlockte der muntre Matroſe.

Tiſch, Seſſel, Teller, Alles war mit einem Zauberſchlage herbeigeſchafft; nur fehlte noch der Kellner, der den Wein bringen ſollte. Der Matroſe beſann ſich nicht lange, ſondern lief zu German, den er in Geſellſchaft von Florienne erblickt hatte und ſagte ihm: Ihre Dame beehrt uns zum Diner und beſiehlt einen Korb Bordeaux dazu. Wir laden Sie ein, ebenfalls Theil zu nehmen.

German war angenehm überraſcht, nahm die Einladung an und verſprach auch ſeiner Seits einen Korb Wein zu geben. Er beſorgte die Beſtellungen an den Kellner und in wenig Minuten war die Geſellſchaft um einen reich beſetzten Tiſch zum Diner verſammelt.

Ich bin es Ihnen ſchuldig, meine Dame und ihr Herren, zu erklären, ſagte German, daß ich nur durch ein Mißverſtändniß zur Geſellſchaft gezogen wurde. Man hielt mich für den Begleiter von Madame, und ich konnte der Verſuchung nicht widerſtehn, von dieſem Irrthum Nutzen zu ziehen.

Der Matroſe erwiderte: Sie haben ſich vortrefflich ausgelöſ't, und der Irrthum brachte uns noch einen zweiten Korb Bordeaux ein. Es lebe dieſer glückliche Irrthum! und dabei blickte er ſchalkhaft auf ſeine Nachbarin.

Florienne erröthete ein wenig, dann faßte ſie ſich ſchnell, erhob ihr Glas, trank zuerſt auf den Trinkſpruch des heitern Matroſen und wandte ſich dann zu German mit den Worten: Zu Reiſegefährten macht uns das gemeinſame Schiff, zu unſerm Beſchützer brauchen wir Mädchen Sie wohl nicht erſt zu erwählen, wenn wir des Schutzes bedürfen ſollten.

Gewiß nicht! ſagte German, aber hier ſind es wohl nur die Sandbänke des Kanals (das Schiff ging nach Havre de Grace), die uns Gefahr bringen können, und gegen dieſe Gefahr werden uns am beſten unſere Freunde, die Seeleute ſchützen, trinken wir alſo auf ihr Wohl, es iſt das unſere.

Florienne war froh, daß der neue Beſchützer ſo leidenſchaftslos ſprach und ſie alſo in jedem Falle zuerſt gegen ſich ſelbſt und ſeine brennenden Blicke beſchützte. An die Stelle ſeiner Ungeduld ſah man eine Art Befriedigung treten, die ihm wohl zu Geſichte ſtand. Hatte er doch jetzt ein gewiſſes Recht zu der näheren Geſellſchaft Florienne's, die ja überall, wo ſie ſeinen Beiſtand brauchen würde, ihn annehmen wollte. Eine glückliche Stimmung von beiden Seiten! – und eine noch glücklichere herrſchte bei den Seeleuten, die dem reichlich geſpendeten guten Weine ſein volles Recht widerfahren ließen und ſogar davon aufheben konnten für ihre Kameraden im Dienſt. Denn es waren zwölf volle Flaſchen.

German wußte dieſe Heiterkeit noch zu ſteigern, als er entdeckte, daß die Matroſen den Beranger kannten. Er trug das Lied vor über die ſpaniſche Expedition und die allerliebſte Schilderung, wie der Herrgott aus dem Himmelsfenſter ſchaut und die Welt kritiſirt, die Matroſen machten den Chor, und Florienne, an der Spitze der Tafel, den Kapellmeiſter. Die Sache ging allerliebſt von Statten, aber ſie erregte Aufſehn und in Kurzem hatten ſich beide Cajüten bei dem großen Maſt verſammelt, um dem Geſange zuzuhören. Selbſt der Colonel und die Rallwyk kamen heran. Es war Zeit die Tafel aufzuheben, um den ſchönſten Moment des improviſirten Feſtes auch zu ſeinem letzten zu machen. Florienne, von dieſem Gedanken durchdrungen, erhob ſich, dankte den Matroſen für ihre Bewirthung, nahm zum nicht geringen Erſtaunen der Gräfin den Arm von German und ſagte zu ihm: Bis Havre de Grace, Freund unſers Beranger, ernennen zwei Damen, die entſchloſſen ſind, das Verdeck auch in der Nacht nicht zu verlaſſen, Sie zu ihrem Begleiter.

Und dem liebenswürdigen Dichter der Freiheit verdank' ich dieſe Gunſt? fragte er freudig erſchrocken.

Sie nehmen alſo dieſe Ernennung an? — Und halten Sie es für möglich, daß wir der See und der Nacht zum Trotz unſern Plan ausführen? Mir iſt dieſe Cajüte widriger, als das Grab! verſetzte Florienne.

German prophezeite was er wünſchte.

Die Frage mußte ſich indeſſen bald von ſelbſt beantworten. Die See fing an hoch zu gehn, weil man in's freie Meer hinaus kam und um die Spitze von England herumfuhr; die Reiſenden verſchwanden Einer nach dem Andern in die Cajüte; ſelbſt der Colonel verließ plötzlich die Kallwyk; und German führte beide Damen auf das elegante Deck zurück, nachdem Florienne in der Kürze das neue Verhältniß erklärt hatte.

4. Die Bekanntſchaft in der Nacht.

Die Gazelle war ſchon ein mächtiges Schiff, aber nicht lang genug, um mit ihrem Kiel zwei von dieſen Rollwellen des offenen Meeres zu beſchlagen; ſie fiel hinein wie eine Nußſchale und ſchaukelte hinauf und hinunter. Die Küſte verſchwand überall aus dem Geſicht und nur die Schiffer hielten noch das Verdeck. Der Wind legte das Schiff ſtark auf die Seite, und wenn es die Welle hinabſchoß, ſo hatte man Mühe, ſich auf den Füßen zu erhalten. German rieth daher, hinter einen hohen Waaren-Ballen mit dem Rücken nach der Windſeite ſich platt auf den Boden zu ſetzen, wie in der Schaukel die Bewegung zu der ſeinigen zu machen, ſich dagegen auf die Empfindung, welche dem Wogen des Schiffes widerſtrebt, nicht einzulaſſen. Ich weiß aus Erfahrung, fügte er hinzu, es gehört nur Entſchluß dazu, um auf dieſe Weiſe der See zu trotzen und geſund zu bleiben.

Sein Vorſchlag wurde ſogleich ausgeführt, er war die einzige Rettung vor der Cajüte, und er bewährte ſich. Kaum hatten die Damen den Rücken feſt, ſo jubelte Florienne über den Sieg: und damit wir ihn feſthalten, prägen wir uns den Gedanken ein, fügte ſie hinzu, daß wir die Gazelle durch die Waſſerwüſte reiten und daß ſie jetzt eben nach unſerm Willen galoppirt und große Sätze macht, um die Sonne einzuholen, die dort eilig hinabgleitet.

Ich fühle es, ſagte die Rallwyk, dieſer Gedanke iſt der richtige; aber die Sonne werden wir nicht erreichen, jetzt ſinkt ſie reißend ſchnell und jetzt ſteigt unſre nächſte Welle ſchon über ſie hinaus. Noch einmal taucht ihr Blick hervor; nun nicht wieder; aber wie glänzend ſcheidet heute der Tag! Ein Meer von Licht hat ſich in den flüchtigen Wolken geſammelt.

O es iſt ſchön hier in der friſchen Abendluft, fuhr Florienne fort, und die Phänomene des Himmels und des Meeres wechſeln raſch und werden uns unterhalten. Wir werden traurig werden mit dem Verblaſſen jenes ſchönen Gewölkes, ſentimental wie eine deutſche Dame mit dem geräuſchloſen beſcheidenen Monde, und das Meerleuchten wird uns zu feenhaften Phantaſieen anregen. Alles dies verdanken wir unſerm Begleiter, der dieſe wunderliche aber die einzig richtige Situation für uns erfunden hat. Ohne Zweifel, ſo wandte ſie ſich zu German, ſind Sie ein Engländer, daß Sie uns dieſen meerbändigenden Gedanken verrathen konnten.

Ich bin ein Deutſcher, ſagte German kleinlaut.

Sie ſeufzen bei dem Namen Ihres Volkes? fragte Florienne.

Wie ſollt' ich dabei nicht ſeufzen? erwiderte er. Stehen wir nicht leider auf der Seite der Perſer gegen die Griechen? und iſt auch nur die allergeringſte Ausſicht, daß wir es ſein könnten, durch welche die Idee des Jahrhunderts gerettet und dem europäiſchen Geiſte ein neuer Aufſchwung gegeben wird?

Auch wir haben nichts als unſere Hoffnung; unſere Freiheit iſt nur noch Poeſie, ſagte Florienne.

Sie reden unter dem Eindruck des verblaſſenden Himmels, Madame. Erinnern Sie ſich des Geſanges der Matroſen und Ihres eignen Geſpräches mit dem Colonel, erwiderte German.

Und des Colonels! fügte ſie raſch hinzu. Doch ſagen Sie, verlaſſen Sie Ihr Vaterland und kommen Sie zu uns?

Ich bin einer von den vielen Deutſchen, antwortete German, den die Sehnſucht nach dem Leben freier Völker aus dem alten Pferch vertreibt. Die Engländer haben mich zunächſt beſchäftigt; doch für den Continent ſcheinen es mir trotz ihrer Erniedrigung oder eben dadurch immer noch die Franzoſen zu ſein, denen die Erneuerung der Freiheitsbewegung vorbehalten bleibt. Mein Herz iſt bei Euch. Eure Zweifel ſind meine Zweifel, Eure Hoffnungen die meinigen; ja, ich möchte ſagen, auch meine Erinnerungen theile ich mit Euch. Unter franzöſiſcher Herrſchaft in der Rheinprovinz geboren, gehöre ich zu Denen, die nur einen alten Rechtstitel zu erneuern brauchen, um Franzoſen zu ſein. Mein Vater war in früheren Tagen Mitglied der Jakobiner, dann in der Municipalität ein Beamter der Republik. Eines Tages ſagte er zu mir: Deine Studien, mein Sohn, ſollten Dich in die Offenbarungen unſers großen Jahrhunderts hineintreiben. Mit dieſen Anſichten von bürgerlicher und philoſophiſcher Freiheit biſt Du in Deutſchland unmöglich geworden; was ſie auch ſagen, hier iſt Kleinrußland, ihre Gensdarmen ſind nur verkleidete Koſaken; erneuere Dein Bürgerrecht in Frankreich und ſchließe Dich den Geſchicken dieſes edlen Volkes an. Es naht ihm von Neuem eine Zeit des Aufſchwungs — dabei verklärte ſich das Geſicht des alten

Republikaners — und in Jahr und Tag wird Europa eine andere Geſtalt haben.

Wann ſagte er das? fiel ihm Florienne exaltirt in's Wort; haben wir ſeinen ſchönen Glauben an uns ſchon betrogen?

Noch nicht, fuhr German fort, (er ahnete nicht, daß der Moment der Entſcheidung ſo nahe war), ich glaube meinem Vater; und mit den verpönten politiſchen Sympathieen und den verhaßten philoſophiſchen Anſichten, die mich vom heimatlichen Herde vertreiben, hege ich zugleich allerlei ökonomiſche Pläne, die mich nach Paris ziehen. So bin ich zwar ein Deutſcher, aber ein ſehr ausgearteter Sohn meines Vaterlandes. Selbſt der Name German enthält einen Scherz. Meine Mutter ſetzte ihn durch, als eine germaniſche Mitgift an meine Gedächtniß, weil ſie die franzöſiſchen Erinnerungen meines Vaters fürchtete, und er gewährte ihr lächelnd was ſie wünſchte, weil er dieſe Erinnerung nicht fürchtete.

Und jetzt, ſagte ſie, wollen Sie nicht die Wünſche Ihrer Mutter, ſondern die Hoffnungen Ihres Vaters erfüllen?

Ich kenne mein Schickſal nicht, aber mich belebt ein unbeſtimmtes Verlangen nach Paris, jener Scene großer Thaten, vor der man ſich doch billig fürchten ſollte, wenn man den Ehrgeiz hat gegen ſeine Vorfahren nicht gering zu erſcheinen. Mein Vater erwartet, daß Ihr Franzoſen die Revolution erneuern und den europäiſchen Continent befreien werdet. Vertritt meine Stelle! hat er mir zugerufen; ſollte mir dieſer Zuruf nicht heilig ſein?

Florienne ſchwieg, der Glanz des Mondes ließ deutlich einen Zweifel in ihren Mienen leſen. Sie ſah ihm ſcharf in's Geſicht und maß ihn von oben bis unten. Was mochte ſie denken? welches Mißtrauen hatte German ihr eingeflößt? Hielt ſie ihn für einen Spion? Faſt bereute er ſeine Bekenntniſſe; ſie mußte darin die ungeſchickte Abſicht vermuthen, ſich in ihr Vertrauen zu ſtehlen, und ſie ſchien es verweigern zu wollen. Aber hatte ſie es denn ganz vergeſſen, wie ſehr ſie ſelbſt ihn zu dieſer Erzählung verleitet? Es empörte ihn, daß gerade das Bekenntniß ſeiner theuerſten Wünſche ihr zweideutig ſcheinen ſollte, er war übermäßig empfindlich. Auf der andern Seite war die Kallwyk eingeſchlafen, und es hatte den Anſchein, als ſollte ſich die Intereſſeloſigkeit und das Mißtrauen zu der empfindlichſten Beleidigung vereinigen, um die ganze Leidenſchaft ſeiner ironiſchen Verachtung aufzuregen. Ohne Zweifel hätte er ſich in den ungerechteſten Zorn immer tiefer hineinphantaſirt und eine vermeinte Beleidigung mit einem unzweifelhaften Exceß erwidert; wäre nicht ein ganz unerwarteter äußerer Sturm in dieſe gefährliche Windſtille des Geſprächs hereingebrochen.

Die gleichförmige Bewegung der Gazelle brach plötzlich ab und mit einem erſchütternden Krachen auf der Einen Seite warf ſie ſich herum. Die Mallwyk erwachte zwar nicht, Florienne aber ſchreckte aus ihrer zurückhaltenden Betrachtung heftig auf, ergriff German's Hand und rief: Mein Gott, was war das?

German, ganz in der Stimmung, ſeine Verachtung von der Dame auf die Gefahr zu übertragen, hielt ſie ſanft zurück und ſagte: Wir ſind nirgends ſicherer als hier, und wenn wir ertrinken müſſen, ſo iſt überall gleichviel Seewaſſer dazu nöthig.

Faſt war es ihm wichtiger, Florienne, die er mit ſeiner grollenden Ruhe dominirte, zu beobachten, als das Ereigniß, das ſich übrigens raſch entwickelte. Die Gazelle trieb in ganz entgegengeſetzter Richtung vor dem Winde. Ein Ruf aus dem innern Raum des Dampfbootes, ein Tumult der Matroſen, ein Kommando des Kapitäns erſt in die Tiefe, dann gegen die Matroſen! darauf ſtand die Maſchine ſtill, der Dampf wurde entlaſſen und trotz des widrigen Windes wurden Segel beigeſetzt. Nur ſo konnte man die zügellos forteilende Gazelle wieder bändigen.

Die Gazelle verwandelt ſich aus einem Dampfſchiff in ein Segelſchiff, ſagte German. Er hatte Recht, es war ein Schaufelrad zerſchlagen, die Maſchine alſo für den Augenblick unbrauchbar, und das Schiff kreuzte nur um den Cours nicht zu verlieren, ſich vor den Sandbänken im Kanal zu ſichern und den Technikern Zeit zu laſſen zur Wiederherſtellung der Räder. Die meiſten Paſſagiere hatten wie die Rallwyk das ganze Ereigniß verſchlafen, wenn ſie auch das Wenden und den veränderten Wellenſchlag im halben Traume übel empfanden. Für German aber war es eine große Genugthuung, als Florienne in die Worte ausbrach: ich habe Ihre Faſſung bewundert; es war ein Stoß, als würden wir unmittelbar in den Grund gebohrt.

Es war nicht ſo arg, erwiderte er etwas boshaft, Ihre Freundin iſt ja nicht einmal davon erwacht.

Auf dieſe Weiſe wurde zwiſchen German und Florienne durch die nächtliche Seefahrt eine Bekanntſchaft angeknüpft, die für beide Theile immer noch viel Geheimnißvolles zurückließ. Sie wußte ſich offenbar bei allem Intereſſe für German nicht zu entſcheiden, ob ſie ſich ihm rückſichtslos anvertrauen dürfte. Er glaubte ſie ganz zu verſtehen, aber es verwundete ihn tief, daß ſie ſich nicht ausſprach. Sollte der Colonel, dieſer franzöſiſche Royaliſt, mehr Vertrauen verdienen, als ein Republikaner, der das Unglück hatte ein Deutſcher zu ſein? German bedachte nicht, daß uns allerdings nur die Geſinnung Vertrauen und Enthuſiasmus einflößt, daß es aber unmöglich iſt, auch im wärmſten Ausdruck mit Sicherheit ihre Wahrheit oder Unwahrheit zu erkennen, wenn nicht in den Umſtänden noch eine ganz beſondere Bürgſchaft liegt. Haben wir es nicht oft erlebt, daß uns Poeſie und Enthuſiasmus, ja, daß uns Liebe mit ſolcher Täuſchung geheuchelt wurde, wie die Wahrheit ſie nur immer hervorbringen könnte? Florienne hatte alſo ganz richtig gefühlt, als ſie zu ſeinen Worten noch die Beweiſe vermißte, und ſie war keinen Augenblick in Zweifel über ſeinen Muth und ſeinen Charakter, als er beides in der Gefahr bewährte.

So leicht der Weg zu ihrem Intereſſe war, denn ſie hatte es ja bewieſen, wie ſie von Geſchicklichkeit, Muth und ſelbſt von dem Strapazentalent der Seeleute angezogen wurde, ſo ſchwierig ſchien der Weg zu ihrem Herzen und zu ihrem Vertrauen zu ſein.

Der übrige Theil der Fahrt verlief unter gleichgültigen Vorgängen und Geſprächen. Am Morgen lag das Schiff auf der Höhe von Havre de Grace und wartete auf die Fluth zum Einlaufen in dieſen eigenthümlichen Hafen.

5. Le Havre.

Häuſer und Schiffe vermiſchen ſich, man ſieht vom Meere aus die Küſte wie geſchloſſen, und die Schiffe wie auf dem Trocknen ſich über die Ebne verbreiten. Die Einfahrt in den Hafen iſt ſo eng, daß nicht zwei Schiffe zugleich hinein können, und die Ebbe führt alles Waſſer hinaus und ſetzt die Schiffe auf den Grund. Durch die kleine Haverei auf offner See hatte die Gazelle ſich verſpätet und die Fluth verfehlt. Dies war für einen Theil der Reiſenden eine große Verſäumniß, ſie verfehlten nun auch die Pariſer Diligencen, und nur die übrigen, welche die Seefahrt bis nach Rouen fortſetzen wollten, hatten Hoffnung noch denſelben Tag befördert zu werden.

Die Geſellſchaft kam wieder auf dem Verdeck zuſammen, die Meeresſtille machte das Warten weniger unangenehm und es bildete ſich ein förmlicher Salon, wo die Gefahren und Leiden der Nacht mit vieler Heiterkeit behandelt wurden und unſere Damen für ihren Heroismus, German für ſein Talent ihn zu unterſtützen Bewunderung fanden. Auch der unbequeme Colonel kam wieder zum Vorſchein und er hätte es nicht ärger treiben können, wenn es ſeine Abſicht geweſen wäre, German aus allen ſeinen Illuſionen zu reißen. Die Damen waren nur mit ihm, ſie ſpeiſ'ten mit ihm, ſie ſcherzten, ſie flüſterten, beſonders Florienne ſchien ein ganz neues Verhältniß mit ihm angeknüpft zu haben; und German war vergeſſen. Im Vorbeigehen wollte er ſogar bemerken, daß die junge Amazone ihm die Nothwendigkeit auseinander ſetzte, dieſe Küſte gegen die Engländer zu befeſtigen. Sollte man nicht denken, ſie wäre ein verkleideter Ingenieurgeneral, und wahrlich dieſer Anflug eines glänzend ſchwarzen Schnurrbärtchens unterſtützt meine Vermuthung, grollte er für ſich. Endlich ſchienen die Conferenzen glücklich beendigt. Der Colonel wurde gnädig entlaſſen, beſtieg eine Schaluppe und ſteuerte trotz der Windſtille nach Honfleur am fernen jenſeitigen Ufer der Seine hinüber.

German hatte indeſſen dadurch wenig gewonnen. Eine Menge anderer galanter junger Leute tauchten aus der Unterwelt der Cajüte auf, wohlfriſirt und unendlich geſchwätzig. Es war eine förmliche Hofhaltung; und German ſah mit Schrecken, wie er gemißbraucht war. Die Damen hätten zu ihm ſogar können: unterhalten Sie uns auf dem Verdeck in der Nacht, morgen bei Tage wollen wir ſchon wieder beſſere Geſellſchaft finden; es wäre richtiger geweſen, als jene ſchmeichelhafte Ernennungsformel, — ſchmeichelhaft? ſie war eine Satire, ein Hohn!

In dieſe bittere Betrachtung vertieft hatte er die

Einfahrt in den Hafen, das Schieben und Drängen durch die übrigen Schiffe, das Anlegen an die Brücke nicht beachtet: da traten die Damen zu ihm heran und: Herr German, aber Herr German, wo blieben Sie beim Frühſtück? fragte Florienne; und bei unſerm Lever, wo wir fortdauernd Ihren Ruhm verkündigt? ſetzte die Rallwyk hinzu.

Ei, und denken Sie Ihres Dienſtes ſchon entlaſſen zu ſein? Iſt unſer Verdeck ſchon Le Havre? fragte Florienne im Tone des ſchmeichelhafteſten Vorwurfs.

Er wußte nicht, träumte er oder wachte er. Warum war er auch ſo ungeſchickt geweſen ſich ſelber auszuſchließen? Alle Lebensgeiſter kehrten kühn und jubelnd in ſeine erheiterte Seele zurück, und er rief mit ungeheucheltem Entzücken: O, ich bin unendlich ungeſchickt, aber eben ſo glücklich!

Armer German, ich fürchte, Du verſtehſt dieſe Welt nicht!

6. Das Hotel de la Seine.

Wie verzaubert folgte er den Winken ſeiner Gebieterin. Es iſt wahr, er ſpielte den Reiſemarſchall und er that es mit Würde; aber er war unterjocht. Ihre Majeſtät, die grazieuſe Florienne, beherrſchte ihn, wie Zeus den Olymp, durch einen Wurf ihrer Wimpern; ja, ſie war unverantwortliche Königin, jeder Gedanke eines Vorwurfs hatte ihn verlaſſen. Aber den Colonel, ihren Miniſter, ſeinen räthſelhaften Nebenbuhler im Dienſte ſeiner Herrin, den hatte er ſich tief eingeprägt; in der Phantaſie zielte er ſchon auf ſein Herz, und es war kein Knopf an ſeiner Uniform, kein Merkzeichen an ſeinem Mantel, das ihm der Haß nicht in's Gedächtniß geſchrieben hätte. Ein phantaſtiſcher Haß, ein ganz willkürlicher Haß, aber eine ſehr reelle Gemüthsverfaſſung. „Denken Sie an Beranger, der unter den Matroſen lebt;“ hatte er ihr zugerufen, „und an den Colonel!“ hatte ſie geantwortet, um dieſen Troſt zu entkräften, und dennoch! — es war um ſo unerträglicher.

Wir ſind ermüdet, Herr German, wir bedürfen der

Ruhe, denken wir auf ein bequemes Hotel, ſagte Florienne, als ſie gelandet waren. Er winkte einem Fiacre, und dieſer führte die Geſellſchaft vor das Hotel de France und noch vor einige andere ſchöne und glänzende Häuſer; es waren aber mit der vorigen Fluth zufällig ſo viele Reiſende eingelaufen, daß ſie alle Zimmer genommen fanden.

Ich weiß noch ein Hotel, ſagte der Kutſcher, wo Sie gewiß Platz finden, das Hotel de la Seine. Es iſt in der Nähe des Hafens, ein vortreffliches, aber freilich ein kleines Hotel und nur für uns Bürger, nicht gerade vornehm.

Führe uns hin, Bürger, rief Florienne, vielleicht iſt es gerade nach unſerm Geſchmack.

Sie waren bald angelangt. Der Wirth und die Wirthin erſchienen und verſicherten, es wäre noch das ſchönſte Zimmer frei.

Ein Zimmer? oh, wir brauchen zwei, ſagte die Rallwyk.

Vor allen Dingen muß für die Damen geſorgt werden, fiel German ein.

Man verlor ſich in das Labyrinth des Hotels de la

Seine, ſtieg eine ſteile Treppe hinan und folgte ihren dunklen Windungen an dem Ariadnefaden eines glatten Seiles, welches platt an der Mauer lag und von Jedem, der ſich ſeiner bediente, erſt abgehoben wurde. Wir ſind noch an Bord, hier finden wir die Strickleitern wieder, ſcherzten die Damen. Darauf kreuzten ſie eine kleine Salle à manger, wo augenſcheinlich ſehr gut gegeſſen wurde, und alsdann gelangten ſie in die Chambre à coucher, um die es ſich handelte.

Der Wirth entfernte ſich, unſere Geſellſchaft blieb ihren weiteren Beſchlüſſen überlaſſen. Alle Drei ſahen ſich an, und brachen in ein lautes Gelächter aus bei der Frage Florienne's: Wie richten wir uns nun ein?

Mein Gott, es iſt ja gar kein Platz da; die zwei Himmelbetten füllen das ganze Kabinet, klagte die Mallwyk.

Es iſt eine Chambre à coucher, bemerkte Florienne.

German erbot ſich, noch weitere Nachforſchungen zu unternehmen, aber Florienne lehnte es ſehr entſchieden ab, und ſagte: Es iſt Platz genug, und nicht nur für uns, auch für Sie, Herr German. Sie haben mit uns das

Verdeck getheilt, theilen Sie jetzt auch mit uns die Cajüte.

Unmöglich! rief erſchrocken die Rallwyk.

Nun? fragte ſie, indem ſie der Gräfin ſchalkhaft mit dem Augen winkte. Sind nicht zwei Coyen da, eine für uns und eine für Monſieur? Dieſe ſchönen rothen Vorhänge bilden zwei Kabinette, was brauchen wir mehr? Und iſt es nicht vortheilhaft, daß Herr German uns beſchützt, da die Salle à manger nebenan iſt?

Sie haben recht, antwortete ſie kleinlaut. Beide wiederholten ihre Bitte, und die Rallwyk machte dazu mit Erröthen eine ſo vielſagende reſignirende Verbeugung, daß German ganz irre wurde, ob er das merkwürdige Anerbieten annehmen ſollte oder nicht.

Florienne aber ſchnitt ſeine Zweifel kurz ab. In zwei Stunden haben wir geruht und Toilette gemacht, und dabei winkte ſie ihm ſo huldvoll mit ihren allgewaltigen Wimpern, daß es ihn wie ein elektriſcher Funken durchzuckte.

German entfernte ſich in der größten Aufregung. Sollte er wirklich in jenem zweiten Himmelbette die Nacht zubringen, die ſie in Havre bleiben mußten? die Rallwyk hätte es offenbar nie zugegeben, wäre ſie nicht ebenſo, wie er, von Florienne's imperatoriſchem Talente beherrſcht worden. Die beiden „Coyen" des Kabinets waren allerdings ſo geſtellt, daß man mit der gleichen Rückſicht, wie an Bord, allen Vorurtheilen des Anſtandes leicht genügen konnte; dennoch gehörte ein beſonderes Wohlwollen und eine große Freiheit des Geiſtes dazu, dem fremden Jüngling dieſe Gunſt zu gewähren.

Aber war es auch nur eine Gunſt? Schon der bloße Gedanke ließ ihm keine Ruhe. Erhitzt griff er nach ſeinem Hute, warf ſich in einen Fiacre und befahl ihm, ins Freie zu fahren, um durch neue Eindrücke der Aufregung Herr zu werden, in die Florienne ihn geſtürzt hatte.

Bei Havre iſt der einzige ſchöne Punkt eine Anhöhe, welche die Stadt und das Meer beherrſcht. Der Kutſcher zweifelte nicht, daß German dahin geführt ſein wollte; er war bald vor dem Thor und der Wagen ſtieg nun gemächlich in der Hitze den Berg hinan.

O ſie iſt ſchön, ſie iſt bezaubernd mit jeder Miene und jedem Wort; phantaſirte German in ſich hinein. Wie glücklich könnte ich ſein! wäre doch die Gräſin tauſend Meilen von hier!

Die Natur reizte ihn nicht; aber die Sonne wirkte auf ſeine Nerven, die Nachtwache hatte ihn erſchöpft und ſo ließ er ſich unter den holdeſten Träumen gemächlich in Schlaf wiegen. Der Ruhm kühner Thaten ſchwebte ihm vor, noch einmal wehten die befreienden Fahnen republikaniſcher Helden über den ſchönſten Ländern der Erde, die edlen Söhne Griechenlands und Italiens erneuerten ihre Zeit: Vorwärts, ihr Veteranen! rief er im Traume, ſie drangen durch mit ihm, und als der Sieg gewonnen war, lohnte ſie den Glücklichen mit ihrer Gunſt.

Der Wagen hielt auf der Höhe. Da ſind wir oben, ſagte der gefällige Burſche, der ihn geführt. Ach, wie er ſchläft! und wie er lächelt! es iſt ihm ſehr wohl! Seltſamer Kauz, der! Nun, ich verſäume nichts, und er ſcheint keine Geſchäfte zu haben. So ließ er ihn ruhen. Sie hielten im Schatten eines gewaltigen Kaſtanienbaumes. Eine ſchöne Villa ſchmückte dieſen Punkt, und muntere Kinder ſprangen in dem eleganten Garten mit Bällen und Reiſen umher. Eine gute Weile mochte er geruht haben, da flog ein leichter offener Wagen vorbei. Wie er über das Pflaſter polterte, welches in die Villa führte, ſchreckte German aus ſeinem Schlummer empor; eben war der Wagen im Verſchwinden, er bog in einen dichten Laubgang ein; German erblickte zwei Damen und — den Colonel St. Amand. — Sollten es ſeine Damen ſein? war es wirklich der Colonel? oder hatte ſein Traum ihm dieſen Streich vorgeſpiegelt?

Wem gehört dieſe Villa? fragte er haſtig ſeinen Burſchen.

Herrn von St. Amand, er iſt ein großer Seigneur.

Und ſein Sohn iſt Colonel bei der Garde?

Ja, mein Herr, bei der Garde.

Führe mich ſchnell in das Hotel zurück.

Wie Sie befehlen, mein Bürger.

Und ſie waren raſch wieder im Hotel de la Seine; eben ſo raſch waren die Strickleitern erſtiegen, die Coye erreicht und angepocht. Das Herz ſchlug ihm heftig gegen die Bruſt, er hätte das „Herein!“ vor Aufregung nicht gehört; aber es war ein ausgenommenes Neſt. Der Wirth erſchien ſogleich und überreichte ihm ein Billet vom Colonel. Er las:

„Mein Herr, es war ein böſer Stern, der Ihren Eifer, unſre Damen paſſend zu logiren, nicht mit Erfolg belohnte; und mir wurde das Glück zu Theil dieſen Uebelſtand zu entdecken. Mein Vater bietet den ſchönen Reiſenden ſeine Villa an. Sie hoffen morgen auf der Fahrt nach Paris noch einmal den Vortheil Ihrer Geſellſchaft und Ihres Schutzes zu genießen.

Georges de St. Amand, Colonel.“

German fiel aus allen ſeinen Himmeln und war feſt überzeugt, daß Florienne ihn nur myſtificirt hatte. Jetzt verſtand er ihr ironiſches Lächeln, womit ſie die Nallwork beruhigte, die raſche Unterwerfung und die Verbeugung der Gräfin. Es war Alles offenbarer Hohn über ſeine bodenloſe Ungeſchicklichkeit, ſo verwöhnte Damen in ein ſo abenteuerliches Hotel zu führen. Der Brief des Colonel ſprach deutlich genug.

Ich wag' es nicht, ſie wiederzuſehn, ſagte er zu ſich ſelbſt: wie ſollt' ich ihren Spott ertragen? Sie werden mich den Reiſemarſchall vom Hotel de la Seine nennen;

und ich werde erröthen wie eine Jungfrau. Ich will fort, ich will verſchwinden in der gleichgültigen Menge unbekannter Menſchen. Sind ſie gleichgültig, nun, ſo treiben ſie wenigſtens keinen Spott mit meiner Liebe, mit meinem blinden Enthuſiasmus, mit meiner bäueriſchen Naivetät! Aergerlich raffte er ſeine Sachen zuſammen, um zu gehen; da trat der Wirth zu ihm und richtete an ihn aus: Die Frau Marquiſe von Lavaillant und die Frau Gräfin Rallwyk tragen mir auf Ihnen zu ſagen, ſie würden morgen um 9 Uhr bei uns vorfahren, um Sie nach Paris abzuholen.

Florienne?! rief er aus, und ließ die Reiſetaſche auf den Stuhl ſinken, man ſah es ihm an, ſein Wille war herumgewendet.

Ja, ſagte der Wirth, Madame Florienne Marquiſe de Lavaillant und Madame la Comteſſe de Rallwyk. Hier ſind ihre Karten. Was befehlen Sie zum Diner?

7. Die Fahrt nach Paris.

German hatte ſich noch viel mit dem Colonel beſchäftigt, bald hatte er geglaubt, der Zufall müſſe ihn in's Hotel de la Seine geführt haben, bald war er überzeugt, das Flüſtern auf dem Schiffe wäre die Verſchwörung gegen ihn geweſen. Offenbar waren die Damen ſchon eingeladen, als ſie ſich ſcheinbar in ihr Schickſal, die Cajüte des Hotels mit German zu theilen, ergaben, und auf irgend einem Umwege hatte der Colonel ſeinen Vater benachrichtigt und den Wagen geholt. Doch dies mußte ſich ja Alles aufklären. — Seine Ironie wandte ſich gegen ſeine Naivetät, und als er ſein Himmelbett beſtieg, lachte er laut auf und ſagte zu ſich ſelbſt: Wie hätteſt Du in dieſer Nähe der ſchalkhaften Mädchen auch nur einen Augenblick Ruhe finden wollen. Deine Phantaſie hätte Dich gequält und ihr Geflüſter Dich verſpottet!

Am andern Morgen ſaß er bei guter Zeit in der Salle à Manger, verzehrte ein ausgeſuchtes Frühſtück von Auſtern und Fiſchen und ſah eine Pariſer Diligence nach der andern unter dem Fenſter vorbeirollen. Er rief den

Wirth und fragte noch, ob man um Neune denn noch eine andere Beförderung nach der Hauptſtadt hätte.

Nein, ſagte er trocken.

Wie wollen die Damen mich dann abholen?

Das kann ich nicht ſagen.

German wurde unruhig, er ſah häufig nach der Uhr und ging mit raſchen Schritten im Zimmer umher. Es ſchlug neune, es wurde halb zehn. Jetzt war es klar, man machte ſich den bösartigſten Scherz mit ihm. Seine Augen funkelten, zornig ſchwollen die Adern an den Schläfen. Er war im Begriff dem Colonel eine Herausforderung zu ſenden. In dieſem Augenblick trat der Colonel ins Zimmer.

German fuhr ihn an: Monſieur le Colonel! . . .

Der Colonel unterbrach ihn verwundert: Monſieur Germain? — — Ich komme um Sie zu benachrichtigen, daß die Damen unten auf Sie warten.

In ſeiner Aufregung hatte er den rollenden Wagen überhört; beſchämt ging er mit.

Der alte St. Amand war auf's Aeußerſte galant; er gab den Damen ſeinen Reiſewagen und eine femme de chambre zu ihrer Bedienung. Dieſe ſaß in dem kleinen Hinterwagen; der vordere Wagen hatte drei Fauteuils neben einander, war niedrig, wie jetzt die Broughams und mit Fenſtern vorn und auf den Seiten verſchloſſen. Der Colonel empfahl German die Leitung der Fahrt, grüßte in den Wagen, und kaum hatte der Wirth die Wagenthüre verſchloſſen und German auf Florienne's Andeutung in dem mittleren Stuhle Platz genommen, ſo flogen die vier großen Poſtpferde, von denen in Frankreich jedes Pferd eine Perſon repräſentirt, im Galopp durch die Rue de Paris zum Thor hinaus.

Die Damen erkundigten ſich in vollkommenſter Unbefangenheit nach ſeinen Schickſalen im Hotel und Florienne entſchuldigte es, daß ſie ſeine Einladung zu dem alten Herrn von St. Amand und in eine völlig legitimiſtiſche Geſellſchaft nicht vermittelt habe mit der Befürchtung, German würde ſich mit dieſen Elementen ſehr ſchwer befreundet haben. Der Colonel hatte allerdings ſchon vom Schiff, mit Vorwiſſen Florienne's, zu ſeinem Vater in die Villa geſchickt, dann war er ſelbſt durch die anhaltende Windſtille von ſeiner Fahrt nach Honfleur zurückgekommen, hatte ſich in den großen Hotels erkundigt und ſo ſeine Entdeckung gemacht, daß Floriene und die Rallwyk im Hotel de la Seine wären.

Florienne war ſehr heiter, der Wagen fuhr ſich bequem, und das wilde Fahren beluſtigte die jungen Damen wie die Kinder. Immer fahren die Engländer noch raſcher, ſagte Florienne; wenn wir einmal muthige Hengſte und einen muntern Poſtillon finden, ſo ſoll er die Ehre Frankreichs retten, wir nehmen die Uhr und er fährt uns raſcher, als die Engländer. Die Rallwyk hatte drüben die Zeit beobachtet, man verglich und fand, daß die Engländer faſt immer gewannen. Endlich, dicht vor Paris, kam ein Relais, wie Florienne es gewünſcht, und der Poſtillon war ein junger, muthiger Mann. Sie rief ihn heran und erklärte ihm den Streit; ſie verſprach ihm eine Prämie.

Ich werde ſiegen, rief er aus, und ſchwang ſich mit kühnen Plänen auf den Bock.

German hatte den Wagen auf der ganzen Reiſe häufig unterſucht, und wenn er die Axen erhitzt fand, ſie mit Waſſer abkühlen laſſen. Der Wagen iſt ſicher, ſagte er zu den Damen, auch wird er nicht umwerfen, weil er niedrig und breit iſt: doch muß ich geſtehen, daß ich bei dieſem wilden Fahren, wie wir es in Deutſchland gar nicht gewohnt ſind, immer noch irgend einen Unfall befürchte.

Welchen Unfall können Sie fürchten? fragte Florienne, ſehen Sie die ſchöne Straße und die ſtarken Pferde, und mit Händeklatſchen verfolgte ſie dem geſtreckten gleichausgreifenden Galopp der vier muthigen Thiere, die mit Genuß ihre volle Kraft einſetzten und bergab bergauf ohne Unterſchied fortſprangen.

Jetzt hatten ſie das Seineufer zur Rechten, der Abhang war hoch und das Ufer ohne Geländer, es ging ſteil hinab, aber man achtete noch nicht darauf und plauderte ruhig fort, während ſie einen gelinden Berg hinabrollten. Da plötzlich fühlten ſie einen Ruck, ſahen die Vorderpferde losgeriſſen, den Kutſcher, der ſich die Leine um den Rücken gelegt, vom Bock geſprengt und die Hemmkette des Sattelpferdes gebrochen. Der Wagen ſchoß nun ganz auf das Handpferd ein; dies hielt ihn mechaniſch, zog aber mit der einzigen Hemmkette, die noch feſt war, unaufhörlich hinüber nach dem ſteilen Seineufer.

Die Kammerfrau ſchrie laut um Rettung, denn von ihrer Höhe nahm ſich der drohende Sturz furchtbar aus, und German ſah mit Schrecken, daß kaum noch eine Fußlinie Raum zwiſchen dem Pferde und der Uferböſchung übrig war; die ganze Geſellſchaft drohte hinabzuſtürzen und ſchließlich in die Seine zu rollen. Er entſchloß ſich kurz, fuhr bei Florienne vorbei, riß kaltblütig die Thüre nach dem Abhang auf, ſprang hinaus, erreichte das Handpferd und lenkte die Deichſel mit großer Kraft und Geſchicklichkeit auf die Mitte der gepflaſterten Straße. Die Pferde ſchnoben wild von dem Lauf und waren aufgeregt durch die Flucht des Vordergeſpanns; dennoch gelang es German ſie zu bändigen und zu beſänftigen. Dieſe Wendung der Dinge war das Werk weniger Augenblicke. Der Wagen hielt. German ſah ſich nach dem Poſtillon um. Der unglückliche Roſſelenker kam heran, er hielt ſich ein wenig die Seite, wo er die Erſchütterung am meiſten fühlte, kehrte den Staub von ſeinen Kleidern, alles im Laufen, pfiff nach den Pferden, die weithin pfeilſchnell davon eilten, ordnete alle Riemen der zwei übrigen, und ſtieg, als wäre nichts vorgefallen, wieder auf ſeinen Sitz.

Sie waren brav bei der Hand, Monſieur, Sie haben das Geſchirr gehalten, es wäre in die Seine gegangen. Steigen Sie ein, Monſieur, ſteigen Sie ein!

Und die Vorderpferde? fragte German.

Sie werden ſich finden, ſagte er heiter, ſteigen Sie ein!

Und ſie fanden ſich ſpäter allerdings nicht allzuweit davon gemächlich in einem Kleefelde graſend.

Er iſt geſund, rief German in den Wagen.

Wer? fragte die Nallwyl. Ich ſehe nur, daß wir in Todesgefahr waren.

Aber der Poſtillon, meine Theure, iſt wirklich geſtürzt, ſagte Florienne, und indem ſie ſich zu German wendete, drückte ſie ihm die Hand mit den Worten: Ich danke Ihnen für die Nachricht, denn ich war es doch, die ihn zu dem tollen Fahren verführte.

Der Poſtillon fuhr nun aber ungefähr in demſelben wilden Tempo, wie vorher weiter, und die zwei zurückgebliebenen Pferde liefen um ſo eifriger, weil ſie ſich nach ihren vorausgeeilten Genoſſen ſehnten, die der Poſtillon zuerſt vorſichtig einfing und dann unbarmherzig züchtigte, als wären ſie an allem Unheil ſchuld.

Die Gefahr freilich war nun vorüber, die Aufmerkſamkeit der Damen aber ſehr geſteigert und beide erkannten es dankbar an, daß German die ganze Geſellſchaft ſo geſchickt und entſchloſſen vom Untergange gerettet.

Es iſt unſer thörichter Uebermuth, ſagte Florienne, der uns in dieſe verzweifelte Lage geſtürzt hatte.

Aber es war ein Moment, und die Gefahr war vorüber, bemerkte die Mallbryk mit einem dankbaren Blick auf German.

O, jetzt iſt es nichts als eine ſchöne Erinnerung, ſagte German, und als ich nur noch Fuß gefaßt, war ich meiner Sache gewiß. Aber wäre denn dies Abenteuer in Deutſchland möglich geweſen? Der Uebermuth und die unverwüſtliche Tollheit der Jugend ſteckt im Blute der Franzoſen und wenn gar eine Dame die Kühnheit fordert, ſo ſetzen ſie im Scherz ihr Leben auf's Spiel; und ohne ſich umzuſehen, ſtürzen ſie aus einer Gefahr in die andere. Ihr ſeid die Jugend Europa's, ernſt genug um große Dinge zu wollen und nicht kalt genug, um vor den Gefahren zurückzuweichen. Erſt hier iſt das Leben poetiſch, die Ereigniſſe drängen ſich, weil die Einen unverſchäm zur Unterdrückung, die Andern kühn für die Freiheit ſind; ich fühle mich im Voraus glücklich, mich mit allen meinen Kräften in dieſen lebendigen Strom zu tauchen.

Ja, es iſt wahr, ſagte Florienne, dieſer Fehler iſt unſre Hoffnung. Wir wagen uns im jugendlichen Uebermuthe an den Abhang und vertrauen dem guten Genius der Freiheit, daß er uns retten werde. In Ihrem Charakter, theurer Freund, liegt ein Zug, der uns von großem Nutzen ſein kann, dieſe Ruhe mitten in der Aufregung, wie ſie mir auf dem Schiffe, und jetzt wieder an dem drohenden Abhang erſchien: — ſein Sie uns willkommen in Paris! — Dort tauchen ſeine Kuppeln aus dem Meer von Häuſern auf, hier zur Rechten die Ruinen des Triumphbogens, dieſes Denkmal der Schande für die Bourbonen, unſere Feinde und Regenten. Noch einmal, ſein Sie uns willkommen, und ſchließen wir Freundſchaft in dem gleichen Gefühl der Freiheit. Sie drückte bewegt ſeine Hand, er führte ſie an ſeine Lippen. Ihr Auge flammte und ſie ſagte halb leiſe und mit Nachdruck, indem ſie ſich zu ihm bog und mit dem bezaubernden Hauche ihres Mundes ſeine Wange berührte: Es kommt eine Zeit, wo

Freunde im Preiſe ſteigen! Welch' ein ſchöner Zufall, daß wir uns fanden und erkannten!

Unter dem Eindruck dieſes Ereigniſſes hatte ſie offenbar ein unbegrenztes Vertrauen zu German gefaßt. Er empfand es.

8 Paris.

Berauſcht von ſeinem Glück genoß German doppelt den Reiz der großen, lebendigen, glänzenden Stadt. Die Avenue von St. Denis führte die Reiſenden in die Grand Rue du Faubourg St. Denis und nach einer langen Fahrt dieſe Straße hinab durch den Triumphbogen „du grand Roi,“ wie ſelbſt die Republikaner noch immer Ludwig XIV. nennen, auf die großen inneren Boulevarts vom Boulevart Bonne Nouvelle bis zum Boulevart des Capucines, wo der Wagen in die Rue de la Paix einbog.

Das iſt unſere Stadt, ſagte Florienne mit Stolz, die Triumphe der alten Könige ſind längſt durch die Thaten des Pariſer Volks verdunkelt worden; dieſer ganze glänzende Theil von Paris iſt eine junge Schöpfung, das Produkt jenes neuen Geiſtes, der den Anfang unſerer Epoche bezeichnet. Sie belehrte ihre Reiſegefährten über die merkwürdigen Punkte, welche ſie paſſirten, und eine gemeſſenere Haltung trat unwillkürlich unter dem Eindruck der beendigten Reiſe an die Stelle der leichteren Formen, in die uns die Reiſe ſelbſt zu werfen pflegt.

Germans Empfindung war eine eigenthümliche Wallung ſeines Innern. Noch miſchte ſich die Bewegung, welche ſeine bezaubernde Reiſegefährtin in ihm erregte, mit dem betäubenden Eindruck dieſes glänzenden Gewühls der großen Pariſer Straßen, in das er ſich ſo plötzlich verſetzt ſah. Wie ihn Florienne's unbedingtes Vertrauen und ehrenvolles Lob überraſchte und in die angenehmſte Verwirrung vieler ſich kreuzender Gedanken warf, wie ihn der Hauch ihres Mundes und der Druck ihrer Hand berauſchte; ſo überraſchte ihn jetzt eine blendende Erſcheinung über die andere: er kam plötzlich zu einem Leben voll neuer Eindrücke, er erlag dem Andrang und vermochte ihn für den Augenblick nicht zu beherrſchen. Aber gern gab er ſich hin und gern wär' er noch lange ſo fortgewogt in dieſem Strom angenehmer und neuer Empfindungen.

Es wirkte daher wie ein abkühlendes Sturzbad auf ihn, als die Bewegung der Fahrt plötzlich abbrach, der Wagen vor einem Hôtel der Rue St.-Honoré anhielt, die Damen von der Dienerſchaft empfangen und der Reiſegefährte mit Einladungen in ihre Salons und auf Wiederſehn entlaſſen wurde.

Er nahm traurig einen Fiacre, der in der Nähe hielt, und bezeichnete ein Hôtel, welches ihm früher ſchon ſeine Freunde empfohlen. Paris war entzaubert; ſeine Reiſe ſchien ihm ein Traum.

Unterdeß langte er an. Zufällig fand er ſeinen Freund St. Marre, den er in Cöln kennen gelernt, vor der Loge des Hôtel Montmartre, als er eintrat. Dieſer hatte ihn ſchon geſtern erwartet und ſo eben nach ihm gefragt.

Vortrefflich, rief er ihm entgegen, daß Du kommſt, Du haſt ſchon viel verſäumt, da Du ſo lange bleibſt.

Und was denn, lieber St. Marre? Haſt Du ein neues

Gedicht auf die Freiheit, unſere undankbare Göttin, vorgeleſen? Ich bin ſeit einer Viertelſtunde zu nichts aufgelegt.

St. Marre, ein eleganter ſchmaler Jüngling, war zu voll von ſeinen Neuigkeiten, um Germans Verſtimmung zu beachten. Vom Dichten, ſagte er, ſind wir ſeit Kurzem zum Denken gekommen, und es giebt allerdings viel zu bedenken und zu beſorgen. Du hätteſt geſtern da ſein ſollen, ſo haſt Du eine Verſammlung unſers Vereines: „aide toi“ verſäumt, wo La Perche mit ſeiner Rede über die Lage unſerer Partei einen großen Eindruck machte. Der General Bourmont hat Algier genommen, die Wünſche des Hoſes, uns mit Kriegsruhm zu blenden, ſind gekrönt, ſein Muth geſteigert und wir erwarten täglich einen Ausbruch dieſes Muthes, ſei es eine Proſcription der populären Männer, ſei es irgend eine andere Verletzung der Freiheit. La Perche forderte die Verſammlung auf, ſich bei guter Zeit mit Waffen zu verſehen. Seine Rede wurde ſogleich gedruckt und in der Stadt vertheilt. Unſere Journale haben in demſelben Sinne geſchrieben. Du kommſt in einem intereſſanten Augenblick.

Dieſe Erzählung hatte Germans Aufmerkſamkeit denn doch geſeſſelt, und er brachte ſie in Verbindung mit dem Betragen Florienne's. Es ſcheint mir, ſagte er halb für ſich, eine große Verſchwörung zu beſtehn.

Eine Verſchwörung auf offnem Markt gegen dieſe inſolente Reſtauration des Deſpotismus, fiel St. Marre ein, in die alle edlen Männer verwickelt ſind.

Und auch wohl die edlen Frauen, fügte German bedeutungsvoll hinzu.

Was meinſt Du damit, lieber Freund? fragte St. Marre. — Zweifelſt Du daran, daß unſere Damen ſich für die Freiheit intereſſiren oder daß ſie den Muth haben, ihrem Intereſſe zu folgen?

Gewiß nicht; ich habe Beweiſe vom Gegentheil. Dieſe wurden mir aber erſt vollkommen klar, als ich Dich von Eurer Verſammlung und von dem Vorſchlage Euch zu bewaffnen erzählen hörte. Dabei erinnerte er ſich an Florienne's Worte: „Es kommt eine Zeit, wo Freunde im Preiſe ſteigen,“ und an ihre Bewerbungen um den Colonel St. Amand. Er theilte ſeinem Freunde mit, was ihm auf der Reiſe begegnet war; aber er verſchwieg die Namen.

St. Marre hörte aufmerkſam zu; dann ſagte er mit ſeiner ſanften ſicheren Stimme: Dieſe kühne Dame iſt keine andere als Florienne de Lavaillant, die Pariſerin, wie wir ſie nennen. Du Glücklicher!

Glücklich nennſt Du mich? O lieber Freund, wiederhole mir das Wort! Ich fühle mich ſehr unglücklich, ſeit ſie mich entlaſſen hat.

Das heißt ſeit einer Viertelſtunde, ſagte St. Marre. Aber gieb Dich zufrieden. Sie lud Dich ein in ihre Salons; ſo wirſt Du ſie gleich heute Nacht noch wiederſehn. Es iſt die höchſte Zeit, daß ſie wieder eröffnet werden. Sogleich nahm er einen Streifen Papier und ſchrieb darauf für das Blatt der äußerſten Oppoſitionsnüance: „Um Mittag. Die Frau Marquiſe von Lavaillant mit Begleitung paſſirte ſo eben bei ihrer Rückkehr nach Paris die Barriere von St.-Denis. Nachſchrift der Redaction. Ihre Freunde werden die edle „Pariſerin" in ihren Salons zahlreich willkommen heißen." Er ſandte das Blatt ins Bureau der Zeitung. Die Anzeige erſcheint in einigen Stunden, fuhr er dann fort, und Du wirſt von 9 — 12 einer glänzenden Verſammlung unſerer Partei beiwohnen. Der ehrwürdige Laſayette, Beranger, Laſitte, Audry de Buyraveau, die Arago's, Perrier, Armand Carrel, der talentvolle Thiers, der junge Marraſt werden gewiß erſcheinen; und mehr als die berühmten Namen ſollen Dich hoffentlich unſre jüngeren Freunde anziehen; vorzüglich der wilde Feſſart, der logiſche d'Ouvrier und der beredte La Perche.

Ich Aermſter, was muß ich hören! Wie ſoll ſie ſich noch für mich intereſſiren, wenn die berühmteſten Männer von Paris ihr den Hof machen! Der alberne Ruhm' dieſer dumme Aberglaube!

St. Marre lächelte ſchalkhaft: Lieber Junge, die Damen intereſſiren ſich für die berühmten Leute, aber ſie lieben ſolche Leute, wie wir ſind; und wahrlich ich wundre mich nicht, daß Du ſie erobert haſt. Deine Leidenſchaft ſetzt mich ſelbſt faſt in Flammen. Wär' ich ein Weib, Du wärſt ein Jüngling nach meinem Herzen.

Nein, St. Marre, ich bin nicht für die Weiber: ich mache keiner den Hof: in ihrer Geſellſchaft exiſtire ich blos, und ich verſichre Dir, ſie ignoriren mich. Es war mir auch ſonſt verteufelt einerlei, ganz andere Pläne ſtiegen mir zu Kopf; aber hier hat es mein böſer Genius auf meine Ruhe abgeſehn. Alle meine Ideale vereinen und verkörpern ſich in dieſer Dame und es iſt klar, ſie gewinnen und jene Ideale ſelbſt erreichen, das iſt jetzt eins und daſſelbe. Sagte ich zu ihr: ich widme mich Ihnen, ſie würde mir antworten, ſo widmen Sie ſich der Freiheit! und ſelbſt im Traum hab' ich mir ihre Gunſt nicht anders erwerben können, als nach dem blutigſten Siege über unſere Feinde. Darum, lieber Freund, hörte ich Deine Erzählung von der Rede des tapfern La Perche mit eigennütziger Aufmerkſamkeit; denn ich dachte, dabei könnte ſich die Gelegenheit finden.

St. Marre war ein edler republikaniſch geſinnter junger Mann; dieſe deutſchen Umwege zu der Gunſt einer Dame, wer ſie auch ſei, erſchienen ihm aber doch in einem komiſchen Lichte. Bruder, ſagte er zu ihm, Florienne's Salon iſt ein Herd der Revolution. An ihn knüpft ſich unſere Verbindung mit den großen einflußreichen Namen Frankreichs, und ſie iſt es, die unſere Jugend feſſelt und heranzieht. Die Jugend liebt die ſchöne Seite der Freiheit und wenn ſie kämpfen ſoll, ſo wünſcht ſie die Farben einer Dame zu tragen. Aber dies iſt es ja eben, was Dir Ausſicht giebt. Denkſt Du, daß wir Andern die Liebe bis nach der Schlacht verſchieben, und wenn Du halb in Gunſt biſt, warum willſt Du für die zweite Hälfte noch andere Titel als für die erſte? Dieſe Weitſchweifigkeiten, womit Du Dich aufhältſt und in der Phantaſie ſchwelgſt, in der Wirklichkeit elend darbſt, ſind in Paris nicht Sitte. Jeder hat ſein Mädchen und ſein Mädchen iſt für ſeine Partei. Kann ſie für die Partei etwas Großes thun, ſo iſt es ein Glück für ſie und für ihren Freund, aber ein Hinderniß der Liebe iſt es nicht.

Sag' mir, Du wunderlicher Menſch, unterbrach ihn German, der hier den Antheil ſeiner naiven Mutter deutlich ſpürte, denn er verſtand den jungen Pariſer nicht, — ſag' mir, wie denkſt Du Dir die Liebe?

St. Marre ſang die frivole Strophe:

Er lag in ihrem ſüßen Schooß,
Und hielt ſie feſt umſchlungen;
Nur Hals und Buſen ſchob ſich bloß —
Faſt hätte ſie's errungen:

Doch war die Liebe wider ſie,
Und ganz zuletzt, da war's auch ſie.*)

So? ſagte German; ganz zuletzt hätte er das auch gedacht. Aber . . .

Nun? fiel St. Marre ein, mißfällt Dir unſere Art die Sache anzufangen?

Meiner Treu, erwiderte German, Ihr fangt beim Ende an, ich ſage aber nicht, daß mir das Ende nicht gefiele. Nur zweifle ich ſehr daran, daß ich in meinem Falle ſo glücklich bin, wie Du in dem Deinigen.

Sei unbeſorgt, Florienne liebt alle Republikaner, rief der junge Pariſer leichtfertig.

---

*) Erinnern wir uns dabei an die Barcelone von Alfred de Muſſet:

Elle est à moi, — moi seul au monde, —
Ses grands sourcils noirs sont à moi!
Son corps souple et sa jambe ronde,
Sa chevelure qui l'inonde,
Plus long qu'un manteau de roi.

Qu'elle est superbe en son desordre!
Quand elle tombe, les seins nus,
Qu'on la voit, béante, se tordre
Dans un baiser de rage, et mordre
En criant des mots inconnus!

Nein! und abermals nein! das iſt unmöglich!

Erhitze Dich nicht, Bruder, probire Du das! und denke dabei: gelingt es mir, ſo hat St. Marre recht; mißlingt es mir, ſo hab' ich ſelber recht.

O, Du blasphemirſt! entwürdige mir mein Ideal nicht!

Ich denke wahrhaftig nicht gering von dieſer mächtigen Dame, aber ich gönne ihr die Freiheit, die ihr gefällt, und uns Franzoſen führt auf jeden Fall eine Aſpaſia weiter als eine Lucretia. Ja, ich glaube, die Florienne wäre im Stande die Judith zu ſpielen, wenn ſie damit unſer Spiel gewonnen machen könnte.

Ha! der Colonel! ſeufzte German.

Ja, ja, der Colonel St. Amand, der in St. Denis die Garde commandirt, den gewönnen wir gern; aber die Familie iſt zu verkommen in den alten Königsphantaſieen.

Das Geſpräch war ſo weit gediehen, daß German ſelbſt davon loszukommen ſuchte, um nur nicht vollends überführt zu werden. Ich werde ja ſehen, ſagte er zu ſich ſelbſt, und nahm den Vorſchlag ſeines Freundes gern an, der ſeine Toilette abwartete und ihn dann in die Stadt führte.

9. Die Geſellſchaft „aide toi“ und die jungen Leute.

Das Café, ſagte St. Marre, indem er German führte, liegt am Quai de l'Ecole. Dies iſt die Rue Richelieu. Die Erbſchaft des ſchlauen Mörders der Ariſtokratie war ein ſolches Bürgerleben. Hier iſt die Bibliothek und hier der Platz, wo der Herzog von Berry ermordet wurde. Die Sache der Revolution ſtand damals noch ſehr verzweifelt; alles das hat ſich durch das Miniſterium Polignac wunderbar geändert. Das ganze Land iſt jetzt gegen dieſe wahnſinnigen Reſtaurateurs. Doch dort werden die Zeitungen ſchon ausgerufen. Laß hören was es giebt. Er las: „Ein Staatsſtreich ſteht unzweifelhaft bevor, doch iſt es uns bis jetzt noch nicht gelungen, etwas Näheres zu erfahren. Was aber auch geſchehen mag, wir ſchließen uns der Anſicht des Herren Odilon Barrot an, die er neulich den jungen Brauſeköpfen aus der Geſellſchaft „aide toi“ auseinanderſetzte, daß wir den Weg des geſetzlichen Widerſtandes nicht verlaſſen dürfen. Ein Kampf in den Straßen wäre ein unverantwortliches Unglück für die gute Sache“. — Ha! dieſe Philiſter! Sie wollen Alles ruhig über ſich ergehen laſſen! rief er aus und ſchleuderte das liberale Blatt, das er ſoeben gekauft hatte, unwillig dem Ausrufer vor die Füße. Dieſer hob es gelaſſen auf, hielt es hoch empor und rief: Discours de M. Odilon Barrot sur l'emeute; Journal du soir! trois sous!

Sie gingen weiter. Im Hofe der Tuilerien hemmte St. Marre ſeine Schritte und zeigte ſeinem Freunde das Schloß und den Kampfplatz vom 10. Auguſt. German brach in die Worte aus: Wie oft iſt dieſes Schloß nun ſchon vom Volke erobert und wie oft werden wir es noch nehmen müſſen, um es nicht wieder zu verlieren?

Wir machen eine Bibliothek daraus, antwortete St. Marre, oder ſetzen die Gelehrten ſelbſt hinein. Das iſt das beſte Mittel um den Soldaten und Krautjunkern die Luſt zu verleiden, es wieder zu beziehen.

Wenn wir es erſt haben, erinnerte German.

Laß uns den Plan entwerfen, rief der Dichter.

Der Quai de l'Ecole, wo ſich die Geſellſchaft: „Hilf dir ſelbſt, ſo wird dir Gott helfen“ dieſen Nachmittag verſammelte, iſt gleich am Louvre. Hier wurde nun in der That ſo ungefähr der Schlachtplan entworfen, obgleich in der abenteuerlichſten Weiſe. Das untere Zimmer des Cafe's war gedrängt voll junger Leute aller Art, Studenten, Künſtler, Handwerker, junge Damen mit ihren Beſchützern. Ein Geſumme füllte das Zimmer; von Zeit zu Zeit wurde es durch ein Gelächter unterbrochen; die jungen Damen in neumodiſchen Coſtüms zeichneten ſich durch dieſe lauten Zeichen der Heiterkeit aus; aber an allen Marmortiſchen hörte man nur Ein Thema erörtern, den erwarteten Staatsſtreich; er war auch der Gegenſtand aller Witze und die Urſache aller heiteren Ausbrüche. St. Marre begrüßte links und rechts ſeine Bekannten, und führte German durch die Reihen an eine enge eiſerne Treppe. Dieſe verband die obere Abtheilung des Café's, die ſehr niedrig war und eigentlich nur eine doppelte Benutzung deſſelben Zimmers darſtellte, mit dem untern Café. Rothe Divans liefen rings umher, auch vor dem oberen Theil des hohen Fenſters, welches in dieſe

Region hinaufreichte, vorbei. Hier fanden ſie nur Männer und junge Leute. Die Geſellſchaft hatte ganz das Anſehen einer gewöhnlichen zahlreichen Sonntagsgeſellſchaft; nur daß man hin und wieder den Plan von Paris ſtudirte und allerlei Möglichkeiten eines Straßengefechtes erörterte. Endlich durchſchritt das Zimmer ein kleiner Mann, den man für einen Knaben hätte halten können, der ſich aber mit einem leichten Schnurrbart und einer ſehr beſtimmten gemeſſenen Stimme als Mann legitimirte und ſogleich auch als einen Mann von Einfluß. Denn Alle achteten aufmerkſam auf ſeinen Rundgang, wobei er mit verſchiedenen Gruppen ſprach. Es iſt La Perche, ſagte St. Marre, er überzeugt ſich, ob kein Fremder hier iſt. German hatte die Bitte auf der Zunge, St. Marre möge ihn alſo vorſtellen; als La Perche ſchon das Geſpräch begann, und ihn ohne weiteres, faſt noch ehe St. Marre ſeinen Namen genannt hatte, willkommen hieß.

Wenn die Deutſchen nach Paris kommen, ſagte La Perche, ſind ſie immer von unſerer Partei; wenn ſie lange genug hier bleiben, werden ſie oft genug unſre Gegner; ich hoffe, Sie werden immer zu den Unſrigen gehören.

St. Marre hat mir von Ihren Studien erzählt. Wenn man die Geſchichte der Griechen und Römer kennt, und, wie Sie, Philoſoph iſt, ſo kann man nur gegen die ganze Geſchichte der europäiſchen Despotie und für die Wiederherſtellung der Republik ſein. Für Sie iſt ein Abfall von unſerer Partei unmöglich.

German wunderte ſich, daß der kleine Mann ihn ſo genau kannte; dieſer ſetzte eilig ſeinen Umgang fort, und als er fertig war, ſtieg er dort wo er ſich gerade befand, auf den Divan, winkte mit der Hand und ſagte: „Alle kundigen Leute ſind der Anſicht, daß wir uns mit den Häuſern und Pflaſterſteinen vertheidigen müſſen. Die große Parole für ganz Paris iſt: Barricaden! und Pflaſterſteine in die höchſten Stockwerke, ſo wie der Kriegszuſtand eintritt.“

Er ſtieg wieder herunter, das Zimmer wurde allmälig leer. St. Marre bemerkte: ſie verbreiten die Parole durch die Stadt, und machen das Syſtem der Vertheidigung populär. Wir wollen daſſelbe thun und hoffentlich wird auch Herr Odilon Barrot noch finden, daß dies der wirkſamſte geſetzliche Widerſtand iſt.

Er beruht auf dem Geſetz der Schwere, bemerkte German; und dies Geſetz wird ſelbſt Karl X. nicht aufheben können. Die Scene veränderte ſich nun ſehr raſch. Luſtige Paare ſtürmten die Treppe herauf und die ernſten Politiker ergaben ſich in Geſellſchaft ihrer Schönen der ausgelaſſenſten naivſten Luſtigkeit. Jeder war verſorgt: auch St. Marre hatte die Freude, daß ſeine Dame erſchien.

Ei, und dieſer hübſche Junge hat kein Mädchen, St. Marre? fragte ſie.

Du hätteſt wohl Luſt, erwiderte er, ihn zu tröſten. German, meine Lucie iſt im Begriff ſich in Dich zu verlieben. Soll ich ſie Dir borgen, mein Junge?

Abſcheulicher Poet! rief Lucie, wer ſagt Dir, daß ich mich in Deine Freunde verliebe?

Ich ſeh' es an Deinen Augen, Lucie.

Aber halt, ſagte ſie, da fällt mir etwas ein. Wir wollen aufbrechen, alle miteinander nach der Chaumiere ziehn und ihm ein Mädchen ſuchen. Ich weiß mehre ſehr hübſche, die grade Wittwen ſind.

Sie klatſchte in die Hände und als es ſtill wurde, ſtand ſie auf, ſtrich ſich die Locken, nahm die ſeidene Echarpe coauet um ihre vollen Schultern und trug dann folgende kleine Rede vor: „Seht dieſen jungen Mann aus der Provinz, ich weiß nicht aus welcher, aber aus der Provinz kommt er, das iſt gewiß. Er glüht wie ein Pfirſich im Juli und man begreift den Gärtner nicht, der ihn nicht abbricht. Seine Jugend, ſeine ſchwellende Kraft, ſein feuriges Auge, dürfen wir ſie ſchmachten laſſen?

Nein, nein! nein, nein, es wäre eine Sünde! riefen die lockeren Damen.

Nun denn, was iſt alſo zu thun? Ich ſchlage vor, ziehen wir Alle auf's Boulevart Montparnaſſe und ſuchen wir dem blöden Schäfer eine ſchöne Wittwe von unſerer Bekanntſchaft.

Ja, ja, das wollen wir thun, allons, allons! Alle ergriffen ihre zierlichen Hüte, die Spiegelwände des Zimmers wurden rings umher benutzt, und im Nu waren ſie fertig, jede nahm ihren Burſchen ohne Widerrede am Arm und ſcherzend und lärmend hüpfte Alles davon. Wie ein Bär in der Mitte wurde German an den Ort ſeiner Beſtimmung escortirt.

German fühlte ſich ſeltſam angeregt durch dies frivole

Treiben, und war es Drang der jugendlichen Luſt, war es die Neugierde, was für eine Dame man für ihn finden und wie die Freundſchaft zu Stande gebracht werden würde; er ging lachend und willig mit.

Ein ſchöner Garten, wo man im Freien wilde Tänze nicht ohne Kunſt und in einem ſeltſamen Geſchmack aufführte, feenhaft beleuchtete Laubgänge, einſame und belebte, nahmen die Geſellſchaft auf. Man erging ſich eine Weile im Garten und Lucie klagte ſchon, daß ſich Niemand fände; endlich eilte ſie mit dem Jubelruf fort: Da iſt Marie, da iſt Marie!

Sie holte eine ſchlanke, ſentimentale Schöne, die ſanft und unſchuldig wie ein Täubchen dreinſchaute, aus den Schranken, als eben der Tanz beendigt war, brachte ſie unter dem Beifallruf der Geſellſchaft zu German und ſtellte die jungen Leute einander als künftige Freunde vor.

Für den Augenblick war hier nicht auszuweichen; German nahm Marie an den Arm. Die Geſellſchaft begab ſich jetzt in einen Gartenſalon und eröffnete ein luſtiges Banquet, welches ſich tief in die Nacht zu verlängern drohte, und wobei Marie ihn bis zu Thränen rührte, indem ſie ihm den Tod ihres Freundes Truſſaut erzählte, der im Duell gegen einen Spanier fiel. German war faſt für das Mädchen gewonnen. Es gab Augenblicke, wo er die entwürdigende Form, unter der die Bekanntſchaft angeknüpft war, vergaß und ſich in dies Ergreifen des Momentes, dieſe Ironie gegen alle ernſten, bewährten Verhältniſſe, blind hineinreißen ließ. Dann aber trat die edle glänzende Geſtalt Florienne's wieder vor ſeine Seele, und die ganze Aufregung ſeiner Phantaſie wandte ſich dorthin. Sollte es Eine ſein, ſo war es denn doch Floriennne. St. Marre hatte ſeiner Phantaſie eine begehrliche Richtung gegeben, dies ganze Treiben befeſtigte ihn noch mehr darin; aber er ſchwur ſich im Herzen, keine andere als Florienne ſollte ihn zur Liebe reizen. Sie aber auch, o wie unwiderſtehlich! und wenn der Schalk St. Marre recht hätte! Man denkt ja allgemein ſo von den Pariſerinnen. Hm!

Es war unterdeſſen ziemlich ſpät geworden. Da erſchienen La Perche und d'Ouvrier. D'Ouvrier, ein ſolider Mann, hochgewachſen, faſt wie ein Hugenottenprediger gekleidet, mit einem länglichſcharfen Geſicht und kahlem

Scheitel, nahm das Wort und wandte ſich an St. Marre: Waren Sie es nicht, der die Annonce von der Rückkehr der Pariſerin in's Journal ſandte? Und jetzt verjubeln Sie hier die Zeit und erſcheinen ſelber nicht in ihrem Salon?

Es iſt noch Zeit, ſagte St. Marre verlegen.

Ja wohl, iſt es noch Zeit! aber wir müſſen die Zeit ſehr eilig benutzen; denn es iſt weit von hier bis in die Rue St. Honoré.

Allons, wir haben Wagen! rief La Perche, kommt, nehmt Abſchied von Euren Löwinnen, kommt und eilt!

Lucie und Marie machten ein ſchmollendes Geſicht, St. Marre einen frivolen Scherz. Dann ging es fort. In wenig Minuten flogen ſie in leichten Cabriolets die Boulevarts hinab nach den Invaliden zu, überſchritten den Pont Concorde, die Place de la Concorde und erreichten das Herz von Paris, die Rue St. Honoré und das Hotel der Pariſerin. In zwei langen Reihen hielten hier die Kutſchen, man hätte lange warten müſſen, um mit dem Wagen an das Thor zu gelangen. Sie ſtiegen aus, machten ſich Platz und traten raſch hinein.

10. Der Salon.

Ueber einen getäfelten, eleganten Flur gelangten die vier jungen Männer in den Garten. Er war mit bunten Lampen erleuchtet und in der ſchönen Julinacht von Männern angefüllt, die eifrig die große Frage des Tags diskutirten, und ein Gerücht von Mund zu Mund fortpflanzten, womit ſich der Name Caſimir Perriers verband.

Was iſt es? fragte d'Ouvrier ſeinen Nachbar.

Man erzählt ſich, Perrier habe beſtimmte Nachrichten aus St. Cloud.

Aber man weiß noch nicht welche, fügte d'Ouvrier hinzu; und ich bin ſehr neugierig, ob Herr Perrier uns an ſeinen Nachrichten Theil nehmen läßt.

Wir erwarten ihn, antwortete der Nachbar.

Die jungen Leute gingen durch den Garten in den Salon, wo ebenfalls eine zahlreiche Verſammlung mit dem Gerücht von St. Cloud beſchäftigt war.

In der Mitte des Salons ſtand ein feſter ſtarker Marmortiſch mit einer großen Fruchtvaſe, Waſſer in hellen Kryſtallfläſchchen, Fleur d'orange und Zucker. Eine Bedienung gab es nicht. Die Geſellſchaft benutzte die Erfriſchungen wenig. Nur hin und wieder nahm Einer, der viel geſprochen hatte, ein Glas Zuckerwaſſer. Das Kamin war durch Blumenkörbe zu einer Laube umgewandelt, große Lampen vor ſeinem Spiegel verdoppelten ſcheinbar das Zimmer. Florienne und ihre Freundin ſaßen ſich hier gegenüber und empfingen die Eintretenden, deren Namen am Eingange von einem Thürſteher laut in den Salon hinein gerufen wurden. Als German herantrat, erhoben ſich die Damen, und begrüßten ihn beſonders freundlich. Die Rallwyk flüſterte ihm zu, ſie trete ihm ihr Fauteuil ab, ſie werde mit einem ihrer Nachbarn einen Gang durch den Garten machen.

German benutzte mit Freuden die Gelegenheit, ſich in Florienne's Nähe niederzulaſſen, deren geſchmackvolle, einfache Kleidung ihre ſchwellende ſchlanke Geſtalt noch viel günſtiger darſtellte, als die bequemen Reiſekleider es vermocht hatten. Ein ſchmaler, weißer, gekräuſelter Streif hob den friſchen, jugendlich blühenden Hals und Kopf hervor. Das angeregte Geſpräch belebte ihre dunklen Augen und die klare, runde, gedrängte Stirn.

German hatte vollkommene Muſe das Gluck ſeiner Treue gegen dieſes Ideal ſeines Herzens und ſeiner Sinne im Stillen zu genießen. Zugleich wurde er ſo auf die bequemſte Art mit den Deputirten von der Linken, die St. Marre ihm geſtern genannt hatte, und die jetzt nach einander erſchienen, bekannt. Aber die Aufregung des Augenblicks, die Erwartung der beſtimmten Nachricht aus St. Cloud, wo Karl X. mit ſeinen Miniſtern Conſeil hielt, vereitelte ihm jede Privatunterhaltung; kaum daß er gelegentlich einen Blick ſeiner Königin erhaſchte. Es bildeten ſich immer neue Gruppen um die Deputirten, und die Ankömmlinge beſchäftigten fortdauernd Florienne. Der Salon glich einem Bienenkorbe, der ſchwärmen will, und nur noch auf das Signal ſeiner Königin harrt; ein angeregtes Geſurre durchzog das Zimmer und den Garten.

Endlich rief die Stimme an der Thür: Herr Perrier! und die lautloſeſte Stille trat ein. Der edle Deputirte, eine impoſante Geſtalt, ſchritt ſichtbar bewegt und ganz blaß im Geſicht zu Florienne heran. Er begrüßte ſie raſch und ſprach ſodann leiſe einige Worte zu ihr, worauf beide ſich zu der Gruppe der Deputirten wendeten, die nicht weit von Florienne's Laube ſich unterhielten. Es folgte eine kurze Beſprechung. Darauf wandte Herr Perrier ſich gegen die Verſammlung und ſagte: „Meine Herren, der König hat Ordonnanzen erlaſſen, welche unſre Verfaſſung verletzen und unſre Freiheit aufheben. Die Deputirtenkammer wird nicht zuſammentreten, die Freiheit der Preſſe iſt aufgehoben. Morgen wird der Moniteur Alles enthalten.“ Die erſte Wirkung dieſer Nachricht, die man doch ſo lange erwartet hatte, war eine niederſchlagende. Caſimir Perrier hatte nicht nur die Nachricht, er hatte auch ſeine Stimmung mitgetheilt, die Empfindung eines großen unabwendbaren Unglücks, und es gehörte Muth dazu, ſeiner Autorität direct entgegenzutreten.

Endlich rief ein Mann aus der Menge (German glaubte die feſte Stimme d'Ouvriers zu erkennen): Wenn der König ſpricht, wird Paris antworten.

Und damit es ſich auf die rechte Antwort beſinne, meine Herren, fügte Florienne raſch hinzu, vervielfältigen wir die Mittheilung des Herrn Perrier und ſenden ſie ſogleich an alle Journale und Geſellſchaften, mit dem Zuſatz: das Vaterland iſt in Gefahr!

Mit der größten Schnelligkeit wurde die Nachricht redigirt, vorgeleſen, dann in hundert Portefeuille's aufgenommen, indem die Nächſten ſie niederſchrieben, und zum Dictiren ſich vertheilten, wodurch die Formel faſt das Anſehen eines Beſchluſſes erhielt. Und nun wiederholte ſich die Erſcheinung vom Café de l'Ecole in einer andern bedeutenderen Sphäre: Die ganze Geſellſchaft eilte fort, zerſtreute ſich durch die Stadt und verbreitete die Nachricht und den Aufruf zu einer energiſchen Demonſtration gegen die Ordonnanzen in alle einflußreichen Kreiſe von Paris, vornehmlich in die Bureaux der Journale, die darum am nächſten Morgen früher als je in Thätigkeit waren.

Alles hatte ſich eiligſt bei Florienne beurlaubt, auch German, den ſie gern in Geſellſchaft der jungen Republikaner ſah und huldvoll entließ. St. Marre begleitete ihn ſpät in der Nacht in's Hotel Mont Martre. Sie unterhielten ſich von der Wichtigkeit des kommenden Tages, von der Schönheit, von der Grazie, von dem Geiſt Florienne's und von dem unerhörten Glück Germans, ihre Gunſt zu genießen. Zuerſt dachte ich, fügte St. Marre hinzu, Du machteſt Dir Illuſionen. Jetzt ſehe ich wohl, die Sache iſt reell. Ihre Blicke haben mich überführt. German, ich beneide Dich!

Er war betäubt von den Eindrücken dieſes Tages, und ſchlief in den folgenden Morgen tief hinein.

11. Der Morgenbeſuch.

Ein Trommelwirbel, von dem ſeine Fenſter ſchütterten, weckte ihn auf. Er fuhr an's Fenſter. Ha, ſie ſind ſchon im Kampfe, und Du verſchlafſt es, German! German! Das war ſein erſter Gedanke. Als er jedoch die Gardinen öffnete, erblickte er nur die Garde von St. Denis, den Colonel an ihrer Spitze, die im Parademarſch vorüberzog.

Dabei gingen ihm ganz andere Gedanken auf. Es iſt alſo noch Zeit, vor der Schlacht zu Florienne zu gelangen. Käme ich zu ihrem Lever, fänd' ich ſie endlich einmal allein! O meine Träume! ſolltet ihr nicht ein einziges Mal in Erfüllung gehen!

Es fielen einzelne Flintenſchüſſe.

Seltſam! dachte German, als er noch einmal das ruhige und gewöhnliche Treiben des Boulevarts vor ſeinem Fenſter beobachtet hatte, ſollte man bei einem ſolchen Anſehen der Straßen im Gefecht ſein? Es iſt unmöglich und St. Marre wäre längſt hier, mich abzurufen. Es iſt irgend ein Muthwilliger, dem die Bewegung zu langſam verläuft.

Er nahm ſeinen Gedanken wieder auf, Florienne einen Morgenbeſuch zu machen. Ja, ich will es wagen! rief er ſich zu. Vielleicht fall' ich an der Seite meiner verwegenen Freunde, wenn der Kampf ſich ernſtlich entſpinnt, und St. Marre hat Recht, ich wäre um meinen ganzen Himmel geprellt, wenn ich nicht den Muth hätte, das Glück der Liebe jetzt zu ergreifen, jetzt in dieſem berauſchenden Moment. Florienne müßte kein Herz haben, wenn ſie mich jetzt nicht erhörte.

Mit großer Sorgfalt machte er ſeine Toilette. Der heiße Sommertag begünſtigte ſeine Abſicht, ſich leicht und vortheilhaft zu kleiden. Halb war er für den kühnen Beſuch bei ſeiner Dame, halb für den Kampf, den ſeine jungen Freunde wünſchten oder vorausſahen, gekleidet. Er gehörte nicht zu den Stutzern; darum ſiel er ſich ſelder auf, als er ſich ſo geſchmückt ſah, das Harmodiuslied:

Feierlich im Kranz der Myrthen
Soll auch mich das Schwert umgürten,
Wie Harmodius es trug. —

fiel ihm ein, und mit Herzpochen dachte er an Beides, an den Beſuch bei Florienne und an die Ereigniſſe, welche dieſer Tag noch bringen würde, wenn erſt die Ordonnanzen von St. Cloud überall bekannt geworden wären.

Er nahm ſeinen Hut und eilte in's Café de Paris, um raſch zu frühſtücken. Hier war allerdings etwas mehr Bewegung als gewöhnlich; junge Leute ſtiegen auf die Stühle und laſen die Ordonnanzen vor. Sie hielten Reden an die Zuhörer, aber die Maſſen drängten ſich fort, wie in gewöhnlichen Tagen, und es herrſchte wenig Theilnahme. Offenbar wußte man noch nicht, woran man war. German hielt ſich nicht auf, er nahm einen Fiacre, deutete ihm die Wohnung Florienne's an und befand ſich bald in der Mitte der Rue Richelieu. Hier aber war die Fahrt beendigt. Eine undurchdringliche Menſchenmenge ſperrte den Weg; ein Bravo erſchallte aus einem weitgeöffneten Thorwege hervor, dann wieder trat eine ſehr ernſte Stille ein. German verließ ſein Cabriolet und drang in die Maſſe. Man will die Typen der Druckerei Baude, wo, trotz der Ordonnanzen, die Temps erſchienen ſind, mit Gewalt wegführen, der Beſitzer verbietet es und lieſ't das Geſetz vor. Das Bravo galt einem Schloſſer, der ſich weigerte, auf Befehl der Gensd'armen das Geſetz zu verletzen! ſo berichtete man ſich einander. — Aber ſie werden einen andern Schloſſer finden, und ſie werden die Typen wegführen, — ſagte ein ernſter Mann. — Auf lange führt man ſo etwas nicht weg; das Blei der Typen wird ricochetiren und ſo oder ſo ſeinen Feind treffen, — erwiderte ein Drucker, und — kommt Freunde, wir verlieren hier unſere Zeit! fügte er hinzu. Die ſtarken Burſche machten ſich mit gewaltigen Armen im Gedränge Platz. German wurde fortgeriſſen und ſeine Toilette hart mitgenommen. Er achtete wenig darauf und ſetzte ſeinen Weg ſo raſch fort, als der Strom der Menſchen es ihm erlaubte; und überlegte ſich's, ob dies ſchon der Kampf oder nichts als eine gewöhnliche, ihm wohlbekannte Unterdrückung ſei. Bald ſollte er eine Antwort auf ſeine

Frage finden. Ein neues Hinderniß ſperrte die Straße, beim Theater français erhob ſich eine Barricade.

Unſere Parole von geſtern! rief er aus. Aber ich muß dennoch zu ihr, wo könnt' ich es beſſer erfahren, wie unſere Sache ſteht? und von ihr will ich mein Feldzeichen empfangen.

Er beflügelte ſeine Schritte, umging dieſe und noch eine zweite Barricade und verfolgte die Rue St. Honoré bis zu Florienne's Hotel. Die Aufregung der außerordentlichen Lage führte ihn über alle Schwierigkeiten gewöhnlicher Formen hinweg. Kaum daß er die Leitung der Femme de Chambre, die von Havre mitgekommen war und ihn dankbar als ihren Lebensretter erkannte, annahm. Er wäre in ſeinem Eifer allein vorgedrungen, hätte er nur den Weg zu Florienne's Zimmer gewußt.

Unſere Dame iſt allein in ihrem Kabinet und ſehr beſchäftigt, ſagte die Duenna, Sie aber werden ihr ohne Zweifel ſehr willkommen ſein. Ich melde Sie ſogleich.

Sie verſchwand und erſchien augenblicklich wieder, ließ das Boudoir ihrer Herrin offen und entfernte ſich auf dem langen Corridor, den ſie gekommen waren.

Florienne war in einer leichten Morgenrobe. Sie erhob ſich vom Schreibtiſch und trat ihm ſichtbar aufgeregt entgegen mit der raſchen Frage: Wie ſteht's? Was bringen Sie für Nachricht?

Die Würfel ſind gefallen, der Kampf wird beginnen, ſagte er; und als er ihr erzählt, was er unterwegs geſehen, ſetzte er leidenſchaftlich hinzu: Ich eile zu meinen Freunden zurück, und komme nur, um Ihnen vielleicht auf immer Lebewohl zu ſagen, aber auch die Gewißheit Ihrer Liebe mit in den Kampf zu nehmen.

Florienne überblickte ſein vielſagendes Koſtüme, die Zeichen des Gedränges auf ſeiner weißen Wäſche und das Brennen ſeiner orientaliſchen Augen mit Einem Schlage. Auch der Ton ſeiner Stimme klang ihr bedenklich. Aber ſie war ſo daran gewöhnt, ihn wie einen gezähmten Löwen zu bändigen, daß ſie ſich nicht fürchtete, ſelbſt da noch nicht, als er leidenſchaftlich ihre kleine volle Hand ergriff und ſie mit feurigen Küſſen bedeckte. Sie legte die andere Hand auf ſein ſchön geordnetes volles Haar, das er ſonſt nicht ſo zu beachten pflegte, und ſagte: Sie haben ſich ja wie ein Spartaner zur Schlacht geſchmückt, lieber, theurer Freund. O wie lieb' ich dieſen ſchönen Idealismus! Aber beruhigen Sie ſich doch! ſetzte ſie hinzu, als er immer ſtürmiſcher ſeine Leidenſchaft verrieth.

Ohne Zweifel hielt er Florienne's Worte, in die ſie in der That aufrichtig ihre Seele hineingelegt, denn ſie liebte ihn und war längſt glücklich geweſen über die kleinen Ungeſchicklichkeiten, durch die er ihr ſeine Leidenſchaft verrathen hatte — ohne Zweifel hielt er ihr Betragen für eine Aufmunterung zu jener realiſtiſchen Liebe, von der ihm St. Marre vorgeſungen, und die ihn in dieſem Augenblicke bis zum Wahnſinn beherrſchte.

Mein Leben für Deine Liebe, göttliches Mädchen, rief er aus; aber nein, ich werde unſterblich ſein, wie ein Gott, wenn ich Dich nur ein Mal in meinen Armen hielt.

Florienne fand ſich plötzlich umſchlungen und gefeſſelt, eben ſo plötzlich war der Divan erreicht. Seine Küſſe erſtickten ihre Worte; ihr Tuch fiel, verrätheriſche Bänder zerſprangen, ihre Anſtrengung war gegen die gewaltige Kraft des leidenſchaftlichen jungen Mannes faſt unmerkbar, zum Unglück für German, der nun ſchon alle ſeine kühnen Phantaſieen, in die ihn der letzte Tag geworfen, erfüllt wähnte. Und es wäre in der That ſo geweſen, wenn auch die zwei letzten Reime St. Marre's ſich bewährt hätten. Aber „die Liebe war hier nicht wider ſie“, ſondern wider ihn, und ſie war es gerade „ganz zuletzt“ am entſchiedenſten: eine andere Liebe, als St. Marre beſang, aber darum nicht minder die Liebe einer „Pariſerin“.

Kaum empfand Florienne eine Lücke in der furchtbaren Feſſel, die ihren Willen, ihre Ehre und ihr Zutrauen mit ſo ſchnöder Gewalt umſchlungen hatte, als ſie raſch, wie eine Schlange aus ihrer Windung aufſchnellte und mit gelöſ'tem Haar und Buſen, eine ſchöne, zürnende Göttin, vor ihm ſtand.

Gemein iſt Deine Liebe, ſchnöder Mann, fuhr ſie auf ihn ein, und nie, Verworfener, will ich Dich wiederſehn! — Sie wies gebieteriſch mit der Hand nach ihrer Thür. Dann fügte ſie noch hinzu: Dies iſt ein Tag für Helden, nicht für einen Wüſtling ohne Ideal und Ehre!

German war vernichtet. Dieſe Wirkung ſeiner wilden Liebe hatte er ſich nicht vorgeſtellt. Sie aber wartete den Kampf ſeiner Seele nicht ab, ſie gab ihn auf.

Mochte er gehen oder bleiben; in vollem Zorn trat ſie aus der Seitenthür in ihr Schlafgemach, das ſich raſch hinter ihr verſchloß.

Der unglückliche Jüngling! ſeine Ungeſchicklichkeit hatte ihn diesmal bis an die Grenze des Verbrechens getrieben, als er von einer rohen Liebe eine rohe Erfahrung machen wollte. Erſchöpft ſank er auf den Divan, welcher eben noch das Feld ſeiner unwiderſtehlichen Kraftproben geweſen war. Er verbarg ſein Geſicht in den ſeidnen Polſtern und heiße Thränen der Reue löſchten das Feuer ſeiner dunklen Augen. Warum war ſie auch mit dieſem verblendenden Reize geſchmückt, warum gerade heute ſo verführeriſch gekleidet und ſo gütig, ja, gütig bis zur Gewährung ihrer Liebe? — Ihrer Liebe? O wie richtig hatte er ihre Liebe und ſeine eigne verſtanden, als er noch unbefangen ſeinem Herzen und nicht der frivolen Verachtung der wahren Liebe, aller ihrer Geheimniſſe, ihrer Bedingungen, ihrer Geſetze, (ihrer Umſchweife würde St. Marre ſagen) gefolgt war. Ich habe nun Recht, St. Marre, rief er plötzlich aus: aber mit Entſetzen entdeck' ich es, wie Unrecht ich hatte, Dir zu folgen und meinen ganzen Himmel zu zertrümmern, meine Ideale zu zerſchlagen, und dieſes hohe, edle Herz mir auf immer zu entfremden. — Horch, was war das! — Eine Salve! knatterndes Gewehrfeuer, der Donner des Geſchützes! Hier, dort! ganz in unſerer Nähe! O ſei mir willkommen, ſchöner Brunnen, um meine Schmach hineinzuſtürzen! In dieſes edlen Volkes blutigem Freiheitskampf ſoll jetzt mein Leben und Gedächtniß untergehn!

Er raffte ſich auf. Da fiel ſein Blick auf ihren Schreibtiſch. Raſch ergriff er die Feder und ſchrieb auf ein Heft ihrer Blätter:

„Florianne, ich ſterbe unter Deinem Zorn, denn ich verdiene ihn! aber rechne German unter die Befreier Deines Volkes von den Tyrannen!“

Er ſchlug ſich vor die Stirn und ſtürzte fort: kaum bemerkte er im Vorzimmer den Mantel des Colonel, den er ſich doch ſo ſcharf in's Gedächtniß eingeprägt hatte, als er in ihm noch einen Nebenbuhler zu ſehen wähnte.

12 Ein Tag des Kampfes.

Der letzte Tag des Kampfes brach an. Seit ihn ſeine Freunde vor drei Tagen im Café de l'Ecole mit Waffen verſehen und in ihre Reihen aufgenommen hatten, war German in die verſchiedenſten Gefechte verwickelt geweſen; aber das Todesloos, das viele ſeiner neuen Freunde an ſeiner Seite traf, verſchonte ihn, ſo ſehr er es auch ſuchte. Ein ſeltener Erfolg lohnte ſeine düſtere Tollkühnheit, und wie man mit auf die Karte eines glücklichen Spielers ſetzt, ſo ſchloſſen die Kämpfer ſich ihm gerne an, um ſein Schickſal zu theilen. Welch' eine Ironie! Aber die furchtbaren Scenen dieſes ernſten Kampfes hatten auf ihn eine beſänftigende Wirkung ausgeübt: ſein Rauſch der Verzweiflung war verflogen und die ganze Größe der Idee, ruhig für die Freiheit zu bluten, damit die gemeinen Menſchen an ſie glauben lernten, erfüllte ſein Herz. Am meiſten hatte ihn der Abſchied von dem ſterbenden d'Ouvrier erhoben, der ſeinen Freunden zurief, als ſie ſeinen Fall beklagten: Seid ruhig, es kann nicht anders ſein, die

Pflanze der Freiheit gedeiht nur, wenn wir ſie mit unſerm Blute begießen. C'est le sang humain qui féconde la liberté.

Wie German in ſeinem Innern, ſo war er auch in ſeinem Aeußern verändert. Seine weißen Kleider ſtarrten ſchwarz von Pulver und Staub, ſein Rock hing zerfetzt um ſeine Schultern. Längſt hatte das Handgemenge ſeinen Hut zertrümmert, er war am Kopfe verwundet und eine Arbeitermütze deckte ein leichtes, ſeidenes Tuch, welches den Verband hielt. Es war das Zeichen Florienne's. Unwillig hatte ſie dies Tuch ſinken und in ſeiner Hand geſehen, gedankenlos er dies Andenken an ſeine Niederlage behalten. Faſt hatte er es jetzt vergeſſen. So ergriff ihn der große Moment. Da wandte ſich die Kolonne, worin er marſchirte, über den Pont neuf auf den Quai de l'Ecole, von dem ſie vor drei Tagen ausgezogen waren. Von allen Seiten zog ſich das ſiegreiche Volk in dieſen Mittelpunkt zuſammen. Die Gewißheit des endlichen Erfolges war in alle Herzen gedrungen, ein Muſikchor zog mit klingendem Spiele herbei und eine Dame entfaltete die dreifarbige Fahne, womit ſie ſich unter einem unbeſchreiblichen Freudengeſchrei der ganzen Bevölkerung dieſer Gegend an die Spitze der Muſik ſtellte. Es war Florienne, die jungfräuliche Heldin mit der Fahne der Freiheit, und St. Marre ſtand neben ihr und rief der Kolonne zu: Wir bringen die Fahne des Ruhmes und der Freiheit, die noch vor Abend auf den Zinnen des Pavillon de l'Horloge wehen ſoll. Die Garde lagert im Schloßhof, aber mit Muſik wollen wir das Louvre ſtürmen, es iſt der letzte Strauß. Wohlan, folgt unſerm Chor!

Und wirklich zog die Muſik nach der Fronte des Louvre gegen die Kirche St. Germain l'Auxerrois vorauf. Eine große Maſſe Bewaffneter ſtrömte von allen Seiten herzu, an allen Fenſtern der gegenüber liegenden Häuſer zeigten ſich Schützen, von allen Dächern wehten Fahnen. Die Kolonne German's, angeführt von einem Zögling der polytechniſchen Schule, nahm Florienne mit ihrer Fahne in die Mitte. German erkannte ſie, Schamröthe übergoß ſein Geſicht, ſeine Augen verdunkelten ſich und die Leidenſchaft der Todesverachtung ergriff ihn von Neuem. Er war im Vordertreffen, ziemlich entfernt von ihr und unerkann: ſo wollte er auch fallen. Und es zeigte ſich gar bald die Gelegenheit.

Aus den Gittern und hinter den Säulen des Eingangs hervor eröffneten die Garden und Schweizer ein zerſtörendes Feuer. Viele wackre Kämpfer ſanken verwundet oder getödtet auf das Pflaſter; aber Einzelne erreichten das Gitter und die Pariſer Schützen hatten aus den Fenſtern und von der Straße die Reihen der royaliſtiſchen Tirailleurs bedeutend gelichtet. Einen Augenblick verſtummte das Feuer, die Entſcheidung mußte eintreten. Da ſprang German aus der Linie, drehte ſeine ſchwere Büchſe herum, und ſchlug mit einem gewaltigen Schlage das Palaſtgitter auf. Man hatte es für einen möglichen Ausfall nur leicht zugehalten. Die Kolonne, ſchon gewöhnt an dieſe Erfolge ihres tollen Vorkämpfers, erhob ein Siegesgeſchrei und der ganze Strom brach durch alle Gitter herein. Der innere Hof war bereits verlaſſen, die Schweizer geflohen, die Garde-Regimenter in Verwirrung, die Hinterſten ſtürzten ſich auf die Vorderſten. Man hörte den Ruf: die Pariſer! die Pariſer! rette ſich, wer kann! Die Officiere zerbrachen in Verzweiflung ihre Degen. Da ergriff ein junger Oberſt die Fahne mit den Lilien, ſtellte die Reihen der Garde wieder her, und führte ſie raſch der Volksfahne entgegen. So ſtanden ſich denn Florienne und St. Amand (er war es) wirklich einander gegenüber. Der Kampf währte nicht lange. German hatte ſein Gewehr zerſchlagen, aber die Reſte reichten aus, um mit einem furchtbaren Streich die Fahne und den kleinen Fahnenträger zu Boden zu ſchlagen. Nun war er aber umringt von den Garden, die ihre Fahne nicht verlieren wollten, und fiel unter ihren Bajonetten über ſeinen Feind hin. Beide lagen in verſchiedenem Sinne auf der Fahne des geſtürzten Königs.

Dies wurde nun ein Mittelpunkt des Kampfes, aber das Volk erbeutete die weiße Fahne, die Flucht des Militärs und der Uebertritt ganzer Regimenter begann von Neuem. Die Kriegsmuſik kam heran. Die Verfolgung wurde eifrig fortgeſetzt, und St. Marre trug die Fahne des Volks weiter, um ſie auf dem Pavillon der Tuilerien aufzupflanzen, wie er gelobt hatte.

Florienne hatte das letzte Gefecht aus einer furchtbaren Nähe mit angeſehen. Den armen Colonel erkannte ſie zuerſt; dann hörte ſie in ihren Reihen den Namen German rufen und: er war immer ſo glücklich, der Unglückliche, jetzt kommt er unnöthig um! fügte einer von ſeinen Kampfgenoſſen hinzu.

Ja, wohl unnöthig, klagte Florienne. Sie wußte es ja, daß er mit Reue im Herzen und mit edlen Gedanken ihr Zimmer verließ, ſie ſah jetzt, wie ernſtlich er es gemeint hatte. Warum konnte nicht der Zufall ihn noch dies Eine Mal begünſtigen?! Aber ſie hatte es mit Schauder geſehen, wie die Bajonette auf ihn einfuhren und wie er über ſeinen Gegner auf die weiße Fahne fiel.

13. Ein Tag nach der Schlacht.

Einige Tage nach dieſem berauſchenden Siege, der Paris, Frankreich, ja, halb Europa mit Jubel erfüllte, den ganzen Apparat der Unterdrückung wankend machte und der Menſchheit noch einmal ein freudiges Vorgefühl jener beſſeren Zeit gab, welche die ſchönſten Tage des freien und humanen Griechenthums noch einmal heraufführen wird, finden wir Florienne in ihrem Boudoir wieder. Sie ſitzt auf einem niedrigen Seſſel neben dem großen gelbſeidenen Divan, auf welchem German etwas blaß und angegriffen ruht. Sie erzählt ihm, und verlangt, er ſolle nicht reden.

Der Colonel St. Amand lehnt mit verbundenem Kopf in einem Voltaire und die Rallwyk verſucht im Uebermuth, ob ſie ihn fahren könne. Der Stuhl hatte Rollen.

Von Zeit zu Zeit ſcherzen die Damen über ihre Beſchäftigung und über die Verwundeten. Aus ihrer ausgelaſſenen Heiterkeit ſehen wir, daß es mit den Wunden und Beulen keine Gefahr hat, obgleich German ganz zerfetzt und der Colonel ganz betäubt in's Hotel getragen worden war.

Sie haben ſich einander um's Leben gebracht, hatte damals Florienne traurig zu ihrer Freundin geſagt.

Der abſcheuliche German! hatte die Rallwyk weinend geantwortet.

Und dieſer bourboniſche Narr! war Florienne herausgefahren. Sie lagen beide zuſammen und übereinander auf den Lilien, die ja längſt geknickt und überwunden waren.

Ach, Florienne, ich glaube noch nicht, daß ſie todt ſind! hatte die Rallwyk ausgerufen.

Aber ich fürchte, daß ſie ſterben, hatte Florienne erwidert.

Der Colonel war bei der Rallwyk zarter zu Werke gegangen, als German bei Florienne, und in demſelben Augenblicke, wo German Florienne für immer zu verlieren glaubte, hatte er die Gräfin gewonnen, obgleich er ihr das Verſprechen verweigerte, nicht gegen das Volk zu fechten.

Florienne war zu tief in die Bewegung verwickelt, um auf dieſes Intermezzo mit dem Colonel großes Gewicht zu legen. Einen Augenblick hatte ſie geſchwankt, ob ſie den unverbeſſerlichen Colonel nicht ſollte verhaften laſſen. Es war aber noch zu früh, als er das letztemal in ihrem Hotel den entſcheidenden Beſuch machte, und ſpäter ſollten ſie ſich nur auf dem Kampfplatze wiederfinden.

Jetzt waren die Hauptverlegenheiten beſeitigt. Denn man hatte die beiden Kriegs- und Friedenshelden, gerettet und jeden auf verſchiedene Weiſe bekehrt, vor ſich. Dazu der Sieg der Freiheit; welch' ein glücklicher, heiterer Augenblick!

Allerdings hatten beide junge Männer noch einen kleinen Kummer im Herzen, der Colonel, daß er nicht längſt Florienne's Werbungen nachgegeben; er würde jetzt zu den glücklichen Siegern gehören; German, daß er ſo wie er gethan an ihr gefrevelt hatte. Der Divan ſelbſt, auf dem er ruhte, war ihm ein Vorwurf.

Wenn Du mich nur nicht wieder verläſſeſt, ſo wie ich geneſen bin, ſagte er zärtlich zu ihr, denn mir klingt es noch ſchrecklich in der Erinnerung, wie Du meine frevleriſche Liebe verwarfſt und mich hinaustriebſt.

Ich habe den Wüſtling nicht gewollt, flüſterte ſie ihm zu, ich ſage nicht, daß ich den Helden nicht liebe.

Ach, Florienne, meine Thaten ſind nichts werth; ſie waren nur die Minen, womit ich meine Schmach in die Luft ſprengen und mein nichtiges Daſein in ſein Nichts auflöſen wollte.

Faſſe Muth, erwiderte Florienne, Du haſt geſiegt und ich bin keine Spartanerin, die Deinen Sieg nicht ſchätzen ſollte, wenn auch die Scham Dich in die Gefahren trieb. War doch dieſe Scham ſelbſt ſchon ein Sieg, der Sieg Deiner edlen Natur über jene frivole Sophiſtik, in der ſo viel junge Herzen Ehre und Liebe verlieren!

Ja, ich begreife es jetzt nicht mehr, ſagte German, wie ich Dich ſo roh verletzen konnte; ich vergaß mich ſelbſt und frevelte an Deiner Freiheit. Hier gebe ich Dir dieſes Pfand meiner Niederlage zurück, es brennet mir auf der Stirn! Und er wollte das ſeidne Tüchelchen abnehmen, welches ſeinen Kopfverband zuſammenhielt.

Florienne ſah wie er ſich aufregte. Sie beſchwichtigte ihn und ſagte raſch: Sei ruhig, mein lieber ſchöner Gefangener, wir ſtehen jetzt anders; und Du biſt in meiner Gewalt, die ich aber nicht mißbrauchen will, nicht einmal um Dir Deine Trophäen wieder abzunehmen. Behalte das Tuch um Deinen Verband. Du wirſt geneſen und dann ſollſt Du alle dieſe Tücher ungeſtraft erobern, weil Du dieſes hier zu einem Siegeszeichen unſerer glorreichen Partei erhobſt.

Wir fügen nicht hinzu, wie unſre jungen Freunde ſich weiter unterhalten und ob German den Muth wiedergefunden, von Florienne's letztem Verſprechen, das offenbar nur Arzenei ſein ſollte, Gebrauch zu machen.

Virginie Belleval.

1846.

1. Virginie Belleval und Lucie Gavelle.

Der Salon wurde mit einem großen Teppich belegt, die ſchweren Vorhänge fielen vor den Fenſtern zuſammen, und Poly fachte mit Kunſt und Studium ein glänzendes Kaminfeuer an.

So, jetzt ſind wir ſicher vor dem Nebel, der die Straßen erfüllt, ſagte Madame Lucie Gavelle; aber Poly, was bringſt Du für Nachricht?

Herr Laſaulotte, der Hugonottenprediger aus der Touraine, antwortete der Diener, wird bald erſcheinen, ebenſo Herr Jules Montagny aus Genf, der mir mit Monſieur in der Rue Lafitte begegnete.

Virginie, ſie kommen, ſie kommen! rief die kleine lebhafte Dame vom Hauſe und hüpfte vor Freuden mit der Freundin durch das Zimmer.

Virginie Belleval ſtellte ſich vor den großen Spiegel über dem Kamine, faßte mit beiden Händen ihr Kleid und drehte ſich nach links und nach rechts. Madame Gavelle, ich liebe Monſieur, ſagte ſie dabei.

Aber er liebt mich, erwiderte Madame Gavelle trotzig.

Nehmen Sie ſich in Acht! und dabei blickte ſie noch einmal in den Spiegel, ich bin doch ſchön!

Doch? welch' eine Blasphemie! rief Madame Gavelle; oder vielmehr welch' eine Verſtellung!

Und ich hab' ihm neulich die Hand gedrückt! ja! ja fuhr Virginie kokettirend fort.

Er iſt aber ſo naiv nichts zu merken, ſcherzte Lucie Gavelle.

Vielleicht, vielleicht auch nicht.

Nun, ich will mich wehren, pochte Madame Gavelle.

Womit? fragte die gottloſe Virginie.

Ich will Sie verheirathen.

Ha! ha! ha! ſchon? Aber mit wem? und iſt er hübſch — ja, und wie wohnt er?

Wie er wohnt? Nun, in einem großen Hauſe von zwei Stockwerken, antwortete Madame Gavelle.

Ach, Du lieber Gott, Lucie, in der Provinz!

Und auf dem Lande, dicht neben der Kirche. Virginie, wie reizend!

Nein, ich gehe nie aus Paris! nie! betheuerte Virginie, und dabei pochte ſie mit ihrem niedlichen Füßchen auf den Teppich.

Aber liebten Sie nicht das Landleben? fragte Madame Lucie Gavelle ihre Freundin.

Ja, mitunter!

Aber nicht für immer! Nun Sie können ſich ja wieder von ihm trennen. Er iſt kein Katholik, ſagte Lucie.

Ha! So iſt es Herr Lafaulotte, von dem Sie mir erzählt haben, der den Zwieback und den Honig ſegnete, wenn er bei Ihnen zu Tiſche war! Aber ich bin katholiſch. Sie ſollen einmal ſehen, daß ich es bin, drohte Virginie.

Und wenn er nun hübſch iſt?

Und langweilig und — ah! — ah! — gähnte ſie, auf dem Lande wohnt. Da bleib' ich ledig und eſſe den

Honig ungeſegnet; ja, Lucie, und mache Herrn Gavelle die Cour.

Und ſchlagen Ihr Kreuz wie eine gute Katholikin, gehn in die Meſſe und —

Lucie, das iſt ernſthaft! Ich finde Religion darin. Da iſt die kleine Julie Ferniot geſtorben. Ich trag' ihr alle Abende ein Licht in die Kapelle; das brennt für ſie. Es iſt doch ſchön; nicht wahr, Lucie?

Und Sie lieben Monſieur Gavelle? fragte die Frau dieſes Aufgeklärten aus der Vaterſtadt Rouſſeau's.

Monſieur Gavelle hat ein gutes Herz, und Monſieur iſt ein ſchöner Mann. Ich ſage Ihnen, Lucie, Sie verdienen ihn nicht. Sind Sie begeiſtert für ihn? nicht ein Bischen!

Deſto mehr iſt er es für mich und ich bin nicht gegen ſeine Principien, wie Sie mit Ihrem Aberglauben, erwiderte Lucie.

Paperlapap! Aberglauben! Hätt' ich ſo einen Mann wie Sie, er wäre meine Religion; jetzt behelf' ich mich mit meinen Ceremonien.

Lucie lachte über die doppelte Naivetät, dann küßte ſie die ſchmale runde Stirn des Mädchens und ärgerte ſich nur noch ein wenig darüber, daß ſie es nicht verſtehen ſollte Herrn Gavelle zu ſchätzen und zu lieben. Im Gegentheil, meine Religion in dieſem Punkte ſitzt mir nur nicht ſo locker auf der Zunge, dachte ſie. Und wenn ſie nun dem Schalk tief in die Augen ſah, fühlte ſie ſich wieder ganz hingeriſſen und verſöhnt, ja entzückt. Was das Mädchen wohl aus dem Pfarrer Lafaulotte machte, wenn ſie ihn zum Gemahl nähme, dachte ſie, und brach in ein neues Gelächter aus.

Sie hätt' es erklären müſſen, was ſie ſich dachte, wären nicht eben die drei Männer dazu gekommen.

Herr Lafaulotte und Herr Jules Montagny waren neue Bekanntſchaften für Virginie Belleval, Herr Gavelle ſtellte ſie vor.

8. Herr Lafaulotte und Jules Montagny.

Virginie hüpfte ſogleich auf Herrn Gavelle zu, hing ſich an ſeinen Arm und verbarg ſich ſchüchtern hinter ihm, flüſterte ihm etwas zu, führte ihn fort und beklagte ſich über Lucie, die ſie mit Herrn Laſaulotte, dieſem Murmelthier, verheirathen wolle.

Nun, und wenn Sie nicht wollen? lächelte Herr Gavelle.

Ich will ſchon nicht wollen, erwiderte ſie, aber, lieber Herr Gavelle, wollen Sie mir beiſtehn?

Ich mit allen meinen Bundesgenoſſen, erwiderte er heiter, und der eingeſchüchterte Uebermuth der Mademoiſelle Virginie ließ ſich, wenn auch mit Widerſtreben, in den Kreis um den Kamin zurückführen. Man ſah es deutlich, wie ſie Herrn Gavelle leiſe am Arm zurückhielt und ihr Geſicht hinter ſeiner Schulter verſteckte. Der angekündigte Bewerber raubte ihr die Unbefangenheit.

Herr Laſaulotte ſtand noch mit dem Hute in der Hand und mit den Füßen übereinander, — denn ſo verbeugte er ſich, — vor Lucie, und Jules Montagny wartete mit lächelnder Ungeduld das Ende ſeiner Audienz ab, um mit eleganteren Formen ſein Nachfolger zu werden. Dennoch hatten beide Männer das Tete a Tete bemerkt, welches Virginie mit Monſieur Gavelle eingeleitet, und als ſie Platz nahmen, ſagte Jules: Es ſcheint, Gavelle, daß Sie den Tanz ausſchlugen, zu dem Madame Virginie Sie aufforderte.

Er iſt boshaft, flüſterte Virginie Lucien zu, auch hat er ſchon eine Narbe im Geſicht.

Der Tanz, nahm Lucie laut das Wort, iſt bei Gavelle nicht ſehr in Gunſt; er nennt ihn nur eine Profanirung der Liebe.

Und die Liebe will er verborgen wiſſen? Darf ſich denn die Liebe nicht ſehen laſſen? fragte Jules.

Sie kann wohl geſehen werden, aber ſie darf ſich nicht ſehen laſſen, erwiderte Gavelle. Wo die Scham aufhört, verliert die Liebe ihren Reiz.

Laſaulotte hörte mit Vergnügen die Polemik gegen den Tanz, der alle Sonntage mit ſeinen Cultuszwecken in Streit kam. Sein Geſicht nahm eine ſiegreiche Heiterkeit an und er ſagte: Ja, ſicherlich, Herr Gavelle, Sie haben Recht, der Tanz iſt gegen die Religion und die guten Sitten, er iſt ein Rival der Sonntagsfeier und ein ſchamloſer Ausdruck der Liebe.

Warum nicht gar, Herr Pfarrer! rief Jules, iſt er nicht auch gegen den Staat?

Gegen den Staat iſt er gewiß, denn er untergräbt die Religion und die Zucht und Sitte, ſagte Lafaulotte, und dieſe ſind die Fundamente des Staats.

Welch ein Greuel! flüſterte Virginie Lucien zu, und den ſoll ich heirathen?

Aber Sie ſehen ja, liebe Virginie, daß Herr Gavelle mit ihm übereinſtimmt, bemerkte Lucie boshaft.

Herr Gavelle, rief Virginie, geſtehen Sie es, Sie ſind nicht gegen den Tanz.

Gegen den Tanz der Kinder, nein! gegen den Tanz der Alten, ja! erwiderte Gavelle.

Gut, ſagte Jules mit einem Seitenblick auf Virginie, ſo bleiben wir Kinder und tanzen ſo lang' es uns gefällt.

Sagt' ich nicht, daß er boshaft iſt? flüſterte Virginie, aber Ihr Pfarrer iſt noch ſchlimmer, er iſt von Holz.

Alſo die Kinder und die es bleiben wollten, durften tanzen. Den Schluß hatte Montagny leichtfertig gezogen.

Herr Lafaulotte war mit dieſer Löſung der Schwierigkeit bei weitem nicht zufrieden, auch wollte er Virginie vor allen Dingen von dieſer Weltluſt bekehren, ehe er Lucie's Empfehlung folgte und ſich um ihre Hand bewarb.

Er nahm daher ſein ganzes Rednertalent in Anſpruch, ſchilderte die Umarmungen, die Geberden, die Berührungen, die Koketterieen, die Frivolitäten des Tanzes und ſchloß ſiegesgewiß mit dem Satz, daß der Tanz das ſchamloſeſte, unſittlichſte Vergnügen ſei, welches der Teufel den Menſchen nur hätte eingeben können. Hab' ich nicht Recht, Herr Gavelle?

Ihre Gründe, Herr Lafaulotte, ſind unwiderſtehlich, ſagte Gavelle; ich vermuthe aber, daß der Tanz nicht ſowohl die Erfindung des Teufels, als des Katholicismus iſt; denn der Katholicismus iſt die Religion der Sinnlichkeit, er begünſtigt Maskeraden und Carneval... (Gavelle winkte Jules Montagny verſtohlen zu, daß er nicht widerſprechen möchte).

Dieſe Wendung berauſchte nun vollends unſern Hugonotten, er vergaß ganz ſeinen Zweck, die katholiſche Virginie für ſeine Religion und dann für ſich zu gewinnen, ſchilderte die Sittenloſigkeit der Mönche und Pfaffen mit abſchreckenden Farben und predigte gegen Bilderdienſt und Götzenprunk.

Virginie war empört; einmal über das andere erhob ſie ſich, und ging zornig auf und ab. Es war nöthig, daß Lucie ſie beſänftigte. Denn, das iſt meine Religion, rief ſie aus, und wenn ich an keinen einzigen Heiligen glaubte, ſo würd' es mich doch erzürnen, daß er ſie angreift und ihren Dienſt lächerlich macht. Als ſie ſich wieder zur Geſellſchaft ſetzten, ſprach Jules, der ſich überzeugt hatte, daß mit Herrn Lafaulotte die Gelehrſamkeit unvermeidlich war und durch Uebertreibung eine beſſere Wendung des Geſprächs herbeiführen wollte. Er nahm ſeine Genfer Beleſenheit zu Hülfe und ſagte: Es iſt von jeher ſeltſam mit den Göttern und ihrem Dienſte zugegangen. Die meiſten Gelehrten behaupten, nach „Cicero über das Weſen der Götter", daß es welche gäbe. Protagoras hingegen zweifelt daran: und Diagoras von Melos und Theodor von Cyrene verſichern: es gäbe gar keine Götter.

Sie hatten Reche, ſie hatten Recht, jubelte der Hugonotte: Du ſollſt keine Götter haben neben mir!

Jules fuhr mit großer Bosheit fort: Einige Gelehrte ſind der Meinung, die Götter miſchten ſich nicht in menſchliche Angelegenheiten, aber fragt Cicero, wenn ſie

Recht hätten, wo bliebe die Frömmigkeit, die Rechtſchaffenheit, die Religion?

Cicero war ein aufgeklärter Mann, fügte Lafaulotte befriedigt hinzu.

Andere meinten daher, fuhr Jules ſehr ernſthaft fort, die Götter wären blos der Menſchen wegen gemacht. Ihnen widerſpricht Carneades. Aber die Gottloſigkeit iſt ſo weit gegangen, daß man den göttlichen Platon, der von einem Werkmeiſter der Welt ſpricht, ſpöttiſch gefragt hat, warum er gerade damals die Welt gemacht und warum er ſo lange geſchlafen habe?

Wie boshaft, wie abſcheulich! rief Herr Lafaulotte dazwiſchen.

Thales von Milet, ſagt Cicero, nenne das Waſſer den Anfang der Dinge, Gott aber den Geiſt, der aus dem Waſſer Alles bilde.

Und der Geiſt Gottes ſchwebte auf dem Waſſer, fügte Herr Lafaulotte hinzu.

Anaximander, fuhr Jules nach ſeinem Cicero fort, behauptet, die Götter würden geboren in großen Zwiſchenräumen und ſtürben.

Und er neigte ſein Haupt und ſtarb, ſagte Laſaulotte.

Anaximenes, ſetzte Jules unermüdlich wieder ein, ſagt, Gott ſei die Luft, er entſtünde, ſei allgegenwärtig, unendlich und immer in Bewegung. Anaxagoras, ſein Schüler, war dann der Erſte, welcher meinte, die Form und Geſtalt aller Dinge werde durch die Macht und Weisheit des unendlichen Verſtandes beſtimmt und bewirkt. Democrit hingegen nennt mit aufgeklärter Unverſchämtheit die Gebilde und ihre Formen, dann die Natur, welche ſie ausſtrömt, dann aber auch unſer Wiſſen und Denken: Gott, ganz wie dies die neueſten Philoſophen in Deutſchland thun.

Aber, mein Gott, ſagte Virginie, was wollen denn die Menſchen? Es ſagt Jeder etwas Anderes; und was ſagen *Sie* denn, Herr Jules, der Sie zu Allem lächeln, was die Andern ſagen? fügte ſie bitter hinzu.

Ja, einige Philoſophen ſind ſogar mit ſich ſelbſt nicht einig, Mademoiſelle Virginie, fuhr der unerſchütterliche Jules fort, ſo meint Plato einmal, die Frage nach dem Weſen Gottes müſſe man gar nicht aufwerfen, und dennoch nennt er ſelbſt an andern Orten die Gottheit unkörperlich und ſagt, die Welt, die Sterne, die Seele und die griechiſchen Götter, das ſeien die Götter. Ebenſo macht es Ariſtoteles: bald ſagt er, die Gottheit ſei die Vernunft, bald wieder die Welt ſelbſt ſei Gott. Der Stoiker Zeno nennt einmal das Naturgeſetz, ein andermal den Aether Gott. Erſt Epicur, ſo erzählt uns Cicero, begreift, daß es Götter geben müſſe, weil die Natur ſelbſt dieſen Begriff allen Herzen eingeprägt hätte. Sie ſind ſelig und vollkommen, ſagt er, und können nur menſchliche Geſtalt haben, weil dieſe die ſchönſte iſt. Und das iſt meine Meinung, die wahren herzregierenden Götter ſind die ſchönen Frauen.

Jules Montagny hatte mit ſeiner unparteiiſchen Gelehrſamkeit über das Weſen der Götter den Hugenotten allmälig aus der Faſſung gebracht. Denn wem ſollte er noch Recht geben, wenn die Leute ſich ſelbſt widerſprachen? Virginie freute ſich nun zwar, daß der unangenehme Mann das Wort verlor, aber an der Miene von Jules und Gavelle glaubte ſie zu entdecken, daß immer noch Etwas dahinter ſteckte, und als am Ende die Frauen die wahren Götter ſein ſollten, fuhr ſie raſch heraus: Herr Montagny, das iſt ein Scherz, den Sie mit uns treiben;

ich halte Sie für ſo gottlos, daß Sie Ihre wahre Meinung gar nicht zu äußern wagen.

Ich bin ein Genfer, erwiderte Montagny ruhig, aber ein Katholik und daher ein Gegner von Herrn Laſaulotte, der ein calviniſtiſcher Genfer iſt. Darum nahm ich mich unſerer Götter gegen ihn an.

Unſerer Götter? und die katholiſchen Götter wären alſo zuletzt die ſchönen Frauen! rief Virginie aus. Da haben wir's!

Ja, die heilige Jungfrau bedeutet alle Anderen, erwiderte Jules Montagny in ſeiner Rolle fortfahrend.

Virginie war in Verzweiflung. Während ſie ſeine wahre Meinung nicht erfuhr, ſollte ſie die ihrige nur auf einen Scherz gezogen ſehen. Sie ſchoß einen zornigen Blick auf Montagny. Gavelle und Lucie waren geſpannt, wie ſich dies Verhältniß weiter entwickeln würde, Laſaulotte aber fand mit einem Male ſeine ganze Beredſamkeit wieder, als er den Mariadienſt mit dem Tanz auf eine Linie der Sinnlichkeit ſetzen und den verbotenen Cultus des ſchönen Geſchlechts, den das Cölibat hervorbrächte, an den traurigſten Beiſpielen erörtern konnte. Er wollte die Namen der unglücklichen Heiligen nennen, die ſich ihm anvertraut hätten, als Jules ihn durch Widerſpruch reizte; und er vergaß ſich ſo weit, daß er die Liebe eine körperliche Funktion, alſo eine Ordnung Gottes nannte, der ſich das Cölibat gottloſer Weiſe widerſetze.

Jetzt war das Maß dieſer theologiſchen Sünder voll. Der Frevel an der Liebe und der nackte Ausdruck in Lasaulotte's Munde empörte das Gefühl der Damen. Virginie erhob ſich unwillig und Lucie begleitete ſie, denn auch ſie glaubte nicht länger Zeuge dieſer Erörterung ſein zu dürfen. Die Damen gingen ins Nebenzimmer und Virginie fragte Lucie: Iſt dies etwa die Brautwerbung, die Herr Laſaulotte auf Ihre Empfehlung mit mir einleitet?

Herr Laſaulotte, erwiderte Lucie, iſt außerdem, daß er ein Narr iſt, auch noch ein ſehr liebenswürdiger Menſch, wie Sie, meine Theure, ein hübſches kluges Mädchen ſind, das katholiſch iſt.

Nun wahrlich, wenn ich meine Schönheit und meinen Verſtand ſo ſehr verbürge, als Herr Laſaulotte ſeine Liebenswürdigkeit, ſo hätten wir uns wohl nie kennen gelernt, Frau Philoſophin.

Aber, mein ungerathener Zögling, wie gefällt Ihnen denn Montagny?

Mir gefällt nur Herr Gavelle. Denn was er auch denken mag, er ſagt es immer ſo ſchön, daß es mich beſticht; und wenn ich es nicht glaube, ſo lieb' ich ihn darum nicht weniger.

Ich weiß es ja, daß Sie Herrn Gavelle lieben, wehrte Lucie ab; aber ich wollte wiſſen, was Sie zu Herrn Jules Montagny ſagten?

Er iſt boshaft, aber er iſt nicht dumm; — er iſt nicht übel, antwortete ſie raſch.

Daß Sie ſich nur nicht in den Teufel verlieben, Virginie, armes Kind, ſpottete Lucie.

Wenn der Teufel ſo ausſieht, ſo haſſ' ich ihn nicht; und wenn die Engel ſo geſchmacklos und ſo unzart denken, wie Herr Laſaulotte, ſo werde ich ihre Geſellſchaft zu vermeiden ſuchen. Sagen Sie das ihm und allen den übrigen Calviniſten!

Alſo doch! nun warte, Du kleiner Verführer! dachte Madame Lucie Gavelle. Es ſchoß ihr ein unbeſtimmter Gedanke durch den Kopf; und wenn Laſaulotte Alles gethan hatte, um ſeinen und ihren Plan zu vereiteln, ſo hatte er doch vielleicht Gelegenheit gegeben, den wilden Vogel in einem andern Netz zu fangen und der naiven Nebenbuhlerſchaft bei Herrn Gavelle ein Ende zu machen. Lucie liebte Virginie leidenſchaftlich; aber oft war ſie ſchon bis zu Thränen gebracht worden, wenn der Wildfang ohne alle Rückſicht und recht um ſie zu necken, Gavelle den Hof machte.

3. Ein Geheimniß.

Im Salon bei den Männern gab es unterdeſſen einen andern Auftritt.

Herr Lafaulotte war noch nicht zu Ende und der Gegenſtand erfüllte ihn ſo ſehr, daß er auch die übrigen Zuhörer noch hinausgepredigt hätte ohne zu merken, was er that, wenn dieſe nicht der Anſicht geweſen wären, man müſſe dem Spiel jetzt gewaltſam ein Ende machen.

Mitten in ſeiner Rede unterbrach ihn daher Jules Montaguy mit den Worten: Sie ſehen, wie ungünſtig

Ihr Eifer wirkt; die Damen verlaſſen uns; das Thema iſt ungeſellig.

Wirklich, ſagte Laſaulotte, indem er ſich umſah, die Damen ſind fort: aber ich glaube vielmehr, daß ſie vor Ihnen, als daß ſie vor mir geflohen ſind. Denn Sie haben doch eigentlich unter der Maske eines alten Philoſophen das Unerhörteſte und Leichtfertigſte, was ſich denken läßt, vorgetragen. Gegen dergleichen ſind die Frauen ſehr empfindlich.

Denken Sie was Sie wollen; aber bauen Sie keine Häuſer darauf, erwiderte Montagne, und dann fuhr er zu Gavelle gewendet fort: Wo habt Ihr dieſen allerliebſten Strudelkopf her? ihr Zorn hat mich entzückt und ich verzeihe Ihnen Ihre ganze Theologie, Herr Laſaulotte, wenn Sie damit die Urſache dieſes reizenden Ausbruchs geweſen ſind. Hätte man doch gehört, was ſie im Nebenzimmer geſagt haben!

Herr Gavelle erwiderte: Das werden ſie Dir nicht vorenthalten, denn ſie merkten es wohl, daß Du unſern Freund ins Extrem triebſt, und das Mädchen vornehmlich wird immer ſehr deutlich, wenn ſie haßt oder liebt; ſie verbirgt ihr Gefühl nicht länger, als ſie es ſelbſt noch nicht kennt. Ihr Schickſal aber iſt nicht ohne ein gewiſſes Geheimniß. Seit einigen Monaten ſind wir mit ihr bekannt; und ſo ſpielend und unerwartet die Bekanntſchaft zu Stande kam, ſo ſicher ſcheint jetzt ſchon die Freundſchaft der beiden Frauen begründet zu ſein. Du haſt Virginie's Lebhaftigkeit geſehen. Dieſe führte an einem Sommerſonntage im Park von St. Cloud einen Auftritt herbei, an den ich mich immer mit Vergnügen erinnere, und der vielleicht einmal ihre Verhältniſſe aufklärt, obgleich ich noch nicht einſehe, wie dies geſchehen kann.

Ihre Verhältniſſe aufklärt? die Ihr alſo nicht kennt?

Höre mich an, Jules. Der Vorfall, den ich Dir mittheilen will, iſt ſo reizend, als das Mädchen ſelbſt. — Hier ſtürmte Gavelle's vierjähriger Bube, ein immer heiteres Tobgenie, ins Zimmer, unterbrach mit lauter Stimme ſeinen Vater, kletterte an ſeinem Stuhl empor und verlangte viele kleine Kugeln und noch mehr viele kleine Kugeln, die der Papa ihm verſprochen hätte. Herr Gavelle hob ihn auf den Schooß und ſagte: Sieh Dir den Jungen an, ſollte man nicht ſagen, er ſäh' ihr ähnlich? Wir hatten ihn mit in St. Cloud, und ich war eifrig bemüht, ihn unter der Menge auf der Wieſe zu hüten; denn wo ein Trupp junger Leute ſpielte, miſchte er ſich gleich mit großem Jubelgeſchrei darunter. Eben war er mir mit ſeinem Reifen davongelaufen, als ich ihn plötzlich von einem Schwarm ſchöner junger Damen umringt ſah. Virginie, die wir damals noch nicht kannten, hob den Knaben mit Entzücken auf und zeigte ihn ihren Geſpielen unter dem Ausruf: Komme her! da hab' ich meinen Bruder! ſeht den allerliebſten Burſchen!

Ihren Bruder, Mademoiſelle? Es iſt mein Knabe, ſagte ich; aber ſie ließ ſich dadurch nicht irre machen, nahm ihn auf den Arm, herzte und küßte ihn und erklärte wiederholt, ſie hätte ihren Bruder wiedergefunden, den ſie auf eben ſo einer Wieſe verlaſſen und dann nicht wiedergeſehen.

Der Knabe war bald mit ihr vertraut, denn er iſt nicht ſcheu; wir aber fanden uns durch dieſen Vorfall zur Geſellſchaft gezogen und erfuhren von der Vorſteherin des Inſtitutes, Madame Delmare, daß eines Tages eine Familie aus dem Süden, die ſich Belleval nannte, Virginie als zartes Kind in die Anſtalt gebracht, Ausſtattung und Penſion für Ein Jahr niedergelegt, dann aber nie wieder ein anderes Zeichen ihres Intereſſes für das Kind an den Tag gelegt, als daß von einem Handlungshauſe in Paris fortwährend die Zahlungen geleiſtet seien. Die Chefs des Hauſes kannten nur die kaufmänniſchen Unterſchriften der Wechſel, eine weitere Nachricht über die Aeltern des Mädchens konnten ſie nicht geben und war ſeitdem Niemandem bekannt geworden.

Virginie hatte öfters davon erzählt, wie ſie zuletzt mit ihrem Bruder an einem ſolchen Waſſer, wie dies Baſſin, geſpielt, und dann erſt ihn, hernach Vater und Mutter nicht wieder geſehen hätte.

Jetzt nahm ſie den Knaben ohne Weiteres in Beſitz und erklärte, ſo wäre ihr Bruder geweſen und dieſer ſolle nun ſeine Stelle vertreten. Dabei herrſchte keine Sentimentalität, ſondern im Gegentheil die größte Heiterkeit, und die übermüthige Mädchengeſellſchaft jauchzte mit Dieſem und noch ein paar Knaben ſeines Alters, die ſie herbeizogen und ebenfalls zu ihren Brüdern ernannten, im Park umher, daß wir Alle von dieſem Geiſt der Jugend, des Spiels und der ausgelaſſenen Heiterkeit hingeriſſen wurden.

Madame Gavelle konnte ſich ſeitdem von Virginie nicht wieder trennen, der Junge will ſeine neue Schweſter und ſie den wiedergefundenen Bruder nicht von ſich laſſen. Nach und nach iſt ſie ganz zu uns gewöhnt, und ich weiß nicht, ob wir uns zur Trennung von ihr entſchließen werden, wenn ich nach Genf zurückkehre.

Papa, rief der Knabe drein, ich nehme meine Schweſter mit und wir ſetzen uns Beide, Virginie und ich, mit dem Kutſcher auf's Pferd, das große lebendige Pferd, Du weißt?

Herr Gavelle gab ihm ſeine vielen Kugeln, und er rannte tobend ins Nebenzimmer, um Virginie und Lucie ſein Glück zu zeigen.

Gavelle, edler Freund, ſagte Montagny uneigennützig, nimm Du das Mädchen mit. Sie kann doch nicht ewig in dem langweiligen Inſtitute bleiben; und nach Genf paßt ſie ſehr. Wenn ſie nicht ſo gelehrt iſt, als unſere jungen Damen, die Algebra und Hebräiſch verſtehen, ſo iſt ſie deſto lebendiger und intereſſanter.

Du haſt Recht, lieber Jules, erwiderte Gavelle, der Schalk, ich habe das auch ſchon bedacht, und möchte ſie daher wohl an einen ſoliden Mann verheirathen — dabei blickte er auf Lafaulotte und hatte die Freude ihn beiſtimmend ſchmunzeln zu ſehen — auch kann es immer ein Mann aus der Genfer Schule ſein, denn iſt ſie gleich katholiſch erzogen, ſo weiß man doch noch nicht, ob ſie nicht von proteſtantiſcher Herkunft iſt. Alſo — —

Alſo? alſo? was folgt daraus, wenn man nicht weiß was ſie ſein ſollte, aber wohl was ſie iſt? fiel Montagny ein.

Nun, was ſie iſt, das weiß man ebenfalls nicht, erwiderte Gavelle, ſie ſelbſt am allerwenigſten. Aber ich ſehe nicht ein, warum Du Dich durch meine Verſorgungspläne in Deiner Gemüthsruhe ſtören läſſeſt.

Sie vergeſſen, bemerkte Herr Lafaulotte boshaft, daß Herr Montagny ein ſo guter Katholik iſt.

4. Die zwei Staatsmänner.

Jules Montagne wußte ſich über ſeine ſcheinbare Niederlage durch den Spott Laſaulotte's und die Ironie Gavelle's zu tröſten; er hielt ſeine Sache d. h. ſein Intereſſe für Virginie's ſchönen Zorn und ausgelaſſene Laune darum nicht für ſchlechter, weil der Eine ihn nicht verſtehen wollte und der Andere ſein Nebenbuhler zu ſein ſchien. Wir wollen doch ſehen, dachte er, wie wir mit den Damen ſelbſt fahren; und wenn Gavelle es ablehnt, meine Partei zu nehmen, nun, ſo thut es vielleicht Lucie. Wir wollen ſehen!

Seine Betrachtungen unterbrach der Portier, der zwei Briefe aus Genf brachte, den einen von Galère an ihn, den andern von James Fazy an Gavelle.

Was iſt das, Gavelle? höre nur! — und was ſchreibt Fazy?

Unſere Briefe, erwiderte Gavelle, werden ſo ziemlich daſſelbe enthalten. Montagne, wer hätte das gedacht?

Sie haben es gewagt, dieſe übermüthigen Millionäre, die Fahne des Verräthers Guizot offen zu entfalten und offen für die reaktionäre Minderheit der kleinen Kantone gegen Bern und die Liberalen in die Schranken zu treten. Das iſt unverſchämt; werden ſie damit durchdringen? rief Montagny aus.

Die ganze Oppoſition, Fazy an der Spitze, hat die Sitzung des großen Rathes verlaſſen und proteſtirt; — das iſt kühn, was werden ſie weiter thun? fragte nachdenkend Gavelle.

Was ſie thun werden, Gavelle? Hier ſteht es geſchrieben, ſagte Montagny. Galère iſt ein Charakter. Er fordert uns auf, ſogleich zurückzukehren, es wäre zum Untergange oder zum Siege unſerer Partei: es wird zum Schlagen kommen, wir werden es dahin treiben, ſchreibt er lakoniſch.

Und werden Sie ſeinem Aufrufe folgen, meine Herren? fragte der Hugenotte.

Wir werden es, ſagte Gavelle.

Sogleich! fiel Montagny ein.

Noch heute in der Nacht, wenn es ſein kann, bekräftigte Gavelle.

Meine Freunde, Ihr ſpielt ein gewagtes Spiel, ein unmögliches, ſo redete Lafaulotte. Wäret Ihr auch ſo ſehr im Recht, als Ihr im Unrecht ſeid, (denn Ihr lehnt Euch auf gegen die Obrigkeit, die von Gott iſt,) ſo würdet Ihr doch unterliegen. Eure Gegner haben die Religion, das Geld, die bewaffnete Macht, den Beſitz der Regierungsgewalt und den Beiſtand des großen Miniſters von Frankreich für ſich; Ihr habt für Euch Nichts als Euren Wahn. Bleibt hier, noch zwei Wochen, und rettet Euch und die Eurigen, da Ihr es glücklicher Weiſe könnt!

Unſer Wahn, guter Lafaulotte, ſagte Garelle, iſt unſere Religion, wie Euer Wahn die Eurige. Ihr Chriſten habt es weit damit gebracht, die Welt habt Ihr Euch unterworfen, glaubt nicht, daß wir Euch gering achten. Aber was die Verächter der Welt leiſteten, das werden zehnfach ihre Freunde vermögen. Ihr habt die Erde zuſammengerollt, um daraus eine Stufe für den Himmel zu machen. Wir rollen mit dieſer Erde bewußt und ſicher mitten durch den Himmel. Was Ihr erſehnt, erreichen wir. Darum dürfen wir nicht über die Erde hinwegſchreiten, ohne freie Staaten als Denkmäler unſeres Daſeins zurückzulaſſen. Die Revolution umwandert die

Erde von Staat zu Staat, von Volk zu Volk. Und wenn es heute ein Wahn wäre, der uns ſtürzte, ſchon morgen wird es eine Flamme ſein, an der ſich die Sonne der neuen Welt entzündet.

Auf weſſen Seite Gott iſt, auf der iſt der Sieg, antwortete Laſaulotte.

Auf weſſen Seite der Sieg iſt, auf die ſchlägt ſich der Gott, und wenn die Geſchlagenen nicht von ihm abfallen, ſo bleibt er auch bei ihnen, gab ihm Montagny zur Antwort.

Wir ſind hier nicht in Delphi, meine Freunde, rief Gavelle, ſondern in Paris. Machen wir den Orakeln ein Ende mit dem Anfang des Kampfes. Ich rechne dies dazu! Hier zog er die Klingel und gab Poly, der hereintrat, ſeine Aufträge. Montagny rief aus: Vogue la Galère! — Galère, wir kommen!

5. Der Vorabend.

Das lebhaftere Geſpräch, der Klang der Schelle, endlich der laute Ausruf Montagny's machte die Damen im Nebenzimmer aufmerkſam.

Galère?! Virginie, haben Sie es nicht auch gehört? rief er nicht: Galère, wir kommen? Dieſer Mann iſt der Entſchiedenſte von unſerer Partei; in Genf geht etwas vor, und die Männer verlaſſen uns. Virginie, laſſen Sie uns hören, was es giebt!

Lucie, das intereſſirt mich, was kann es geben? Ein Abenteuer, und in dem ſchönen Genf, da möcht' ich wahrlich dabei ſein!

Ich fürchte, die Sache iſt ſehr ernſthaft, erwiderte Lucie Gavelle und kehrte mit der Freundin in den Salon zurück.

Der Pfarrer hatte ſeinen Hut in der Hand und Gavelle ſchien ſeinen Abſchiedsgruß zu erwarten; Montague ſtand abſeits, nahm eine Taſſe Thee und ſah nachdenkend in die Flamme des Kamins.

Der Abſchied Laſaulotte's von der Familie fiel mit der Rückkehr Poly's zuſammen. Dieſer kündigte an: In zwei Stunden würde Alles zur Abreiſe bereit ſein.

George, iſt es wahr? fragte Lucie ihren Gemahl, und man hörte in dem Tone ihrer Stimme einen leiſen Vorwurf.

Herr Gavelle, Sie verlaſſen uns? rief Virginie.

Und Du beſprichſt es nicht vorher mit mir? Sage mir, George, was iſt geſchehen? hub Lucie wieder an, ehe Gavelle noch zu Worte kommen konnte, und dabei hing ſich ihm Lucie an den einen und Virginie an den andern Arm. Montagny dachte bei ſich: Sollte man nicht ſagen, er hätte zwei Frauen!

George Gavelle führte die Damen zu den Fauteuils am Kamin und ſagte: Wir erhielten ſoeben, als Ihr uns verließet, Briefe aus Genf, die uns keinen Augenblick zweifelhaft laſſen konnten, was zu thun ſei. Die Angelegenheiten der freien Partei ſind in einer entſcheidenden Kriſis, wir werden Tag und Nacht fahren, um noch zur rechten Zeit einzutreffen. Laß uns jetzt zum Abſchiede miteinander zu Tiſche gehn, und folge mir morgen auf eine bequemere Weiſe nach Genf.

Aber das iſt ja ganz unerwartet! ſagte Lucie.

Noch geſtern hätt' ich es für unmöglich gehalten, erwiderte George. Indeſſen wird nach unſern Briefen von Fazy und Galère der Abfall der Genfer Regierung von der Freiheit der Schweiz im Genfer Volk als

Verrath empfunden. Dies giebt uns Hoffnung. Dieſe Lage der Dinge ruft uns zurück.

Und was werdet Ihr thun? fragte Lucie.

Wir werden die Verräther von ihren Stühlen werfen, antwortete Gavelle.

Wir werden uns ſchlagen, fügte Montagny hinzu, bis wir geſiegt haben.

Wär' ich keine Pariſerin, ſo möcht' ich eine Genferin ſein! rief Virginie aus. Dann erſt fiel es ihr ein, daß ſie morgen verlaſſen werden würde, und ſie ſetzte hinzu: Aber, Herr Gavelle, ſie werden Ihre Virginie nicht zurücklaſſen wollen?

Lucie, Du wirſt morgen mit Madame Delmare reden. Unſere Wünſche, theure Virginie, ſind Ihnen bekannt.

Nun, ſehen Sie, liebe Lucie, da wollen die Herren nach Genf reiſen, um ihre Tyrannen von den Stühlen zu werfen, und ich ſoll meinen Tyrannen, die Madame Delmare, ruhig auf ihrem Throne ſitzen laſſen! Warum ſoll ich mich nicht auch empören?

Vielleicht läßt ſich auch da etwas thun, ſagte Montagny ſchalkhaft, nahm Madame Lucie Gavelle an den

Arm, und als Virginie, wie er erwartet hatte, zu George Gavelle hüpfte, beſchwor er auf dem Wege zum Eßſaal ſeine Freundin Lucie, doch ja Nichts zu verſäumen, um das Mädchen, ſo gefährlich es ihr auch wäre, mit in die Schweiz zu bringen. Sie hat mich im Sturm erobert, die kleine Zauberin, und mit der Zeit hoffe ich George aus ihrem Herzen zu verdrängen, rief Jules aus.

O thun Sie das, theurer Freund, erwiderte Lucie lebhaft, es iſt ein abſcheuliches Mädchen. Sehen Sie nur, was ſie mit ihm anfängt! Wenn ſie ſeine Braut wäre, ſie könnte ihm nicht holdſeliger ins Geſicht ſehen. Wäre George nicht ſo vernünftig, ſie hätte mich längſt unglücklich gemacht; und glauben Sie nur nicht, daß ſie die Macht ihrer Naivität nicht kennt. Aber ich bringe ſie mit. Ich hätte ſie doch nicht entbehren können und George und Emile (ſo hieß ihr Knabe) ebenſowenig. Wir folgen Ihnen alſo mit dieſem kleinen Ungethüm morgen nach Genf. Sie denken doch nicht, daß wir dort einen gefährlichen Zuſammenſtoß erleben? Ich ſollte meinen, eine Volksverſammlung müßte vollkommen ausreichen, um die verblendeten Seſſelherren zu bekehren.

Eine Bekehrung, Madame Lucie, genügt uns diesmal nicht; das Maß ihrer Schuld iſt übervoll; darauf gehört ſich die Rache; es iſt aber auch ebenſowenig zu fürchten, daß die übermüthigen Millionäre von Genf, als daß die verblendeten Conſervateurs von Paris ſich bekehren werden; Beide verachten den Willen des Volkes: und ſeine Verſammlungen beweiſen ihnen nichts, ſo lange ſie glauben, ſie könnten mit Bajonetten das Gegentheil beweiſen.

Lucie ſeufzte: Alſo doch! — Dann blickte ſie ihn mit leuchtenden Augen an, ergriff ſeine beiden Hände und ſagte mit Nachdruck: Montagny, Sie und Galère nähren vornehmlich den Gedanken dieſes Aeußerſten in unſerer Partei; ich begreife ihn, ja, ich ſympathiſire mit Ihnen. Aber überlegen Sie ſich's drei Mal, ehe Sie ein Mal das Feuer in die Mine werfen. Sagen Sie ja!

Meine Hand und mein Wort! und auch Sie halten mir Wort, nicht wahr? und bringen Ihren jungfräulichen Freiſchärler mit, er ſoll mir den Sieg erſt zum Siege machen; denn Sie denken doch, daß mir's gelingen könnte! Sagen Sie ja?

Im Vertrauen, Jules, ich denk' es! Sie müßten denn das Unglück haben, immer ſo gelehrt zu ſein, wie heute über das Weſen der Götter.

Auch Sie haben den Scherz für Ernſt genommen?

Ich gewiß nicht, aber Virginie hält Sie für einen boshaften Spötter, und traut Ihnen nur halb.

Alſo iſt ſie ernſtlich religiös?

Nach Madame Delmare's aufgeklärtem Katholicismus; aber Sie haben ja gehört, wie ſie von ihrem Tyrannen denkt; alſo . . .

Nun, die Zeit bringt Roſen, ſagte Montagny! Geben Sie uns Ihren Champagner, und wie ich der Nachfolger des Hugenotten in Ihrem Schutze bin, ſo laſſen Sie mich jetzt auch den Nachfolger Herrn Laſaulette's an Ihrem Tiſche werden; denn ich vermuthe, Sie hatten mehr auf ihn gerechnet, als auf mich. Sie ſuchten für Virginie einen frommen Bewerber, und fanden einen ſo Gottloſen, wie mich: welch' ein Schickſal!

Die Geſellſchaft war heiter, ſcherzte über Laſaulette und die übrigen Genfer Jeſuiten, wünſchte ihnen tauſendmal den Untergang, neckte Lucie, daß ſie ſo ſehr vom

Princip abfallen konnte, um einen Pfaffen für Virginie zu beſtimmen, und trennte ſich erſt, als der Poſtillon von der Straße herauf gellend ſeine Peitſche erſchallen ließ, mit dem Verſprechen des Wiederſehens in Genf. Lucie verbarg ihre Aufregung ſo gut es gehen wollte, und Gabelle ſagte ihr beim Abſchiede heimlich noch Allerlei zu ihrer Beruhigung. Dann flog der Wagen über den Platz St. George und verſchwand in der Rue St. Lazare.

6. Madame Delmare.

Am andern Morgen erhielt Madame Delmare einen Beſuch von Virginie, die ihr gleich um den Hals fiel und ausrief: Beneiden Sie mich, Madame Delmare, ich reiſe mit Lucie nach Genf und nun bin ich ganz frei, auch von Ihnen!

Madame Delmare mußte lachen und fragte: Hab' ich Dich denn tyranniſirt?

Nein, bloß erzogen, ſagte Virginie. Aber ich bin doch jetzt fertig; Lucie hätte mich geſtern auf ein Haar verheirathet, wenn ich nur gewollt hätte!

Und wenn ich Dich auch reiſen laſſen könnte, närriſches Kind, ſo müßteſt Du mich doch immer darum fragen, nicht mir es blos verkündigen. Deine Familie hat Dich mir anvertraut, bis ſie Dich zurücknimmt.

Aber meine Familie iſt wohl irgendwo ins Waſſer gefallen, verſetzte Virginie zornig; ſeit zehn Jahren und länger wiſſen Sie kein Wort von ihr. Soll ich noch zehn Jahre warten, ob ſie ſich wiederfindet?

Madame Delmare glaubte die Reiſe nicht verantworten zu können, da ſie ſich ausdrücklich verpflichtet hätte, Virginie ſolle Paris nicht verlaſſen, bis ihre Angehörigen ſie zurückforderten.

Ich bin kein Pferd, das man irgendwo einſtellt.

Und Paris iſt kein Pferdeſtall, liebe Virginie.

Madame Delmare, die Genfer empören ſich, ich werde es auch thun, geben Sie Acht!

Die Genfer? Und was gehn Dich die Genfer an, mein Kind, fragte die Delmare, der dieſe Wendung auffiel.

Herr Gavelle reiſet ab zum Kriege.

Und ſo ſoll ich Dich mit in den Krieg ziehen laſſen? Wie kannſt Du nur denken, daß ich es darf?

Warum ſoll ich nicht in den Krieg ziehen, wenn der Krieg mich intereſſirt?

Deine Familie —

Meine Familie hat ſich verrechnet, wenn ſie mich erſt im Stich läßt und hernach mit ihren albernen Geſetzen zum Sklaven machen will, zürnte Virginie.

Glücklicher Weiſe kam Lucie dazu, die es wohl vermuthet hatte, daß Virginie große Schwierigkeiten finden würde, wenngleich die gute Delmare ihren Aufenthalt bei der Familie Gavelle, ſo lange dieſe in Paris blieb, ſehr gern geſehen hatte.

Lucie bat um eine Privataudienz und Virginie eilte in den Garten, indem ſie, mit dem Finger drohend, ausrief: Madame Delmare, ich ſtifte draußen einen Aufruhr, wenn Sie mich nicht freigeben!

Nun, ich ſehe ſchon, hub Lucie an, unſer kleiner Tollkopf hat Sie böſe gemacht, liebe Madame Delmare; ſtatt Sie durch Bitten und Schmeicheleien zu gewinnen, droht ſie Ihnen.

O das thut ihr weiter keinen Schaden bei mir, ſagte die verſtändige Delmare, ich bin es ſchon gewohnt. Sie braucht gewöhnlich Gewalt, aber auf eine ſo liebenswürdige Weiſe, daß ich ihre Empörungen ordentlich entbehre, ſeit ſie bei Ihnen iſt. Hier würde ich nun gleich gar nicht widerſprochen haben, wenn ich nicht durch ein feierliches Verſprechen gebunden wäre, ſie in Paris und unter meiner Leitung zu behalten. Ich habe kein Bedenken getragen, meine Leitung mit der Ihrigen zu vertauſchen, theure Freundin, aber darf ich ſie denn nur fortlaſſen, und noch dazu in den Krieg, wie ſie mir erzählt?

Die Bedenken der Madame Delmare wurden nur noch vermehrt, als Lucie ihr Montagny's Wünſche und den wahren Stand der Dinge in Genf anvertraute. Nun werd' ich auch Sie nicht reiſen laſſen, Madame Gavelle, rief ſie aus. Sie müſſen hier bleiben und den Sturm vorübergehen laſſen.

Aber Lucie erklärte, daß ſie die Ihrigen in der Gefahr nicht verlaſſen wollte, und als Virginie mit der ganzen Schaar ihrer Geſpielen erſchien und Alle ſich bittend auf den Teppich um die Sitze der beiden Frauen herum lagerten und Virginie unterſtützten, wurde die Delmare wankend und überſchritt ihre Vollmacht. Einmal hätte es ja doch ſein müſſen, wenn — hierbei ſah ſie Lucie bedeutend an — nun ſo ſei es denn gewagt und das Glück ſei mit Euch! meine Kinder!

Und das Verderben mit den Tyrannen! riefen die Mädchen, die Virginie ſchon für Ihre Partei in Genf begeiſtert hatte.

Ihr vortrefflichen Mädchen, ſagte Lucie, wie Schade, daß Ihr keine Männer ſeid, Ihr würdet uns gleich zu Hülfe ziehen! Lebt wohl, Ihr unwiderſtehlichen Empörer!

Sie nahmen Abſchied, und in wenigen Stunden waren ſie auf der Reiſe.

7. Monſieur Beauchamps Bonoril.

Madame Delmare folgte in Gedanken noch immer ihrem Liebling Virginie und ihrer Freundin Lucie, die geſtern nach Genf abgereiſ't waren, ſie berechnete eben, wo ſie jetzt wohl die Flur des ſchönen Frankreichs durchſchneiden möchten, als der Portier zwei fremde Herren anmeldete und die Karte des einen abgab, worauf die Adreſſe ſtand: Pierre Beauchamps Bonoeil aus Neworleans.

Kenne ich nicht, ſagte Madame Delmare; laß ſie hereintreten.

Es erſchien ein älterer Mann mit hagerem braunen Geſicht und ſcharfen ſchwarzen Augen, und ein jüngerer von ſanftem Ausdruck, rund und elegant und wie ein Sohn der Touraine gebildet. Beide machten einen angenehmen Eindruck auf Madame Delmare, und ſie fragte mit gutem Vorurtheil nach der Urſache ihres Beſuches.

Madame Delmare, es mögen jetzt zwölf Jahre ſein, da — —

O mein Gott! rief Madame Delmare, die an Virginie's Familie dachte, erſchrocken, Sie ſind —

Ich bin Pierre Beauchamps Bonoeil und der junge Mann hier iſt Monſieur Lebaume, mein Aſſocié.

Ach, es iſt ja wahr! verſchnaufte ſich Madame Delmare und blickte auf die Viſitenkarte, die ſie noch in der Hand hielt.

Vor zwölf Jahren, fuhr Herr Beauchamps Bonoeil fort, kam ich mit meinem Bruder und meiner kleinen Nichte zu Ihnen, wir nannten uns die Familie Belleval — —

Alſo doch! — Und nun war Virginie eben abgereiſ't.

Hier ſank Madame Delmare in Ohnmacht und Herr Beauchamps Bonvell und ſein Aſſocié erſchraken nicht wenig; denn ſie vermutheten ſchon, ein ſchauervolles Verbrechen ſei an Virginie verübt und Madame Delmare die Schuldige. Indeſſen faßte der ältere erfahrne Mann ſich ſchnell, nahm ein Riechfläſchchen vom Kamin, hielt es der Delmare vor, und ließ den jungen Herrn nach einer weiblichen Hülfe gehn.

Während die gute Dame ſich erholte, führte man die Männer ins Nebenzimmer, und als ſich hier nach und nach die Zöglinge und Lehrerinnen des Inſtituts verſammelten, um die böſen Fremden zu ſehen, die das Unheil angerichtet hatten, erfuhren dieſe ſehr bald, daß Virginie Belleval heiter und geſund auf der Reiſe nach Genf ſei.

Herr Beauchamps Bonveil nahm bei der Nachricht eine Priſe, Monſieur Lebaume unterhielt ſich mit den hübſcheſten jungen Mädchen; dann wurden ſie wieder zur Audienz zurückgerufen.

Alſo Sie ſind Virginie's Vater, Herr Beauchamps? hob Madame Delmare an zu fragen.

Sein Bruder, Madame! Der Vater des Mädchens, mein ſeliger Bruder, heißt Beauchamps Bonneval. Als unſer Haus in Lyon fallirte, gingen wir mit dem Reſt unſers Vermögens zu Schiffe und nannten Ihnen bei der Abreiſe den Namen Velleval, weil wir durch den Namen Beauchamps in Europa nicht an das Unglück des Hauſes erinnern wollten.

Und Herr Beauchamps Bonneval iſt geſtorben? Das Mädchen alſo wirklich verwaiſet? Warum aber ließ er uns all die Zeit ohne Nachricht?

Er war alle die Zeit über ſchon todt. Als ich in Neworleans zu bleiben beſchloß, verließ mich mein Bruder, und nahm das Dampfſchiff nach Veracruz. Das Dampfſchiff verbrannte auf See und mein Bruder mit ihm. Sichere Nachrichten darüber hab' ich erſt ſeit Kurzem von einigen Paſſagieren, die ſich gerettet, eingezogen. Da bin ich denn herüber gekommen, um mich ſeiner Kinder anzunehmen und Virginie an meinen Aſſocié hier, Herrn Lebaume, zu verheirathen. (Dieſer verneigte ſich.)

O mein Gott! rief hier wieder Madame Delmare. Sie dachte an Lucie's Projekt und fragte ſich: Welches Loos möchte nun für das wilde Mädchen das beſte ſein? — Glücklicher Weiſe ſchien Herr Beauchamps Bonoeil von ihrem Vertrage mit Herrn Beauchamps Bonneval nichts zu wiſſen. Wenigſtens machte er ihr nicht den geringſten Vorwurf über die Reiſe ſeiner Nichte, zog ruhig ſein Portefeuille hervor und bat lakoniſch um Herrn Gavelle's Adreſſe in Genf. Auf ihre Frage nach Virginie's Bruder, bemerkte Herr Beauchamps Bonoeil, er iſt in Genf bei einem Geſchäftsfreunde unſeres ehemaligen Lyoner Hauſes.

Die beiden Fremden verſprachen in kurzer Zeit mit Virginie und ihrem Bruder zurückzukehren.

Wenn er den wilden Vogel nur fängt! dachte Madame Delmare und ſchwieg ſchlau über ihre Zweifel. Vielleicht heißt es hier: Wer zuerſt kommt, mahlt zuerſt. Denn dieſer junge Herr Lebaume iſt recht glatt und zierlich; warum ſollte er ihr nicht gefallen? Wenn ich den Andern nur kennte, ſo würd' ich doch wiſſen, weſſen Parthie ich ergreifen ſollte!

8. Genf.

Virginie, dies Dorf iſt Ferner, Voltaire's berühmter Landſitz. Wir ſind jetzt ganz in der Nähe von Genf.

Ach, Lucie, Du willſt mich an Voltaire erinnern; aber ich lieb' ihn nicht: ſeine Statue im Theater français ſieht mir ſo ſpöttiſch aus und Madame Delmare ſagte immer: er hätte kein Herz. Wir woll'n ihn laufen laſſen. Kein Herz, keine Religion! Ah! aber dort die Hühner und die Enten will ich Emile zeigen!

Ich bitte Dich, weck' ihn nicht auf, böſes Mädchen! Mir brauſ't es immer noch im Kopf von Eurem ununterbrochenen Lärm, als Ihr Beide die Unterhaltung im Wagen führtet! Gieb vielmehr Acht auf die Berge und auf den See, die ſich ſogleich in wunderbar ſchönen Bildern vor uns aufſtellen werden.

Lucie, Du biſt eigennützig? warum ſollen wir nicht lärmen? und wo haſt Du denn Deine Berge und Deinen See und das langweilige Genf? Man fährt eine Ewigkeit, eh' man's erreicht. Endlich ſchien es gekommen zu ſein, Ferney war ſchon ganz in ſeiner Nähe; und nun fahren wir wieder einen ſolchen Schneckenberg hinauf und wahrſcheinlich auch wieder hinunter, ohne anzulangen.

Nein, diesmal nicht! Sieh, jetzt ſind wir auf der Höhe von Saconex. Dort iſt der Montblanc, er ragt ſtolz über die mächtigen Vorberge herüber und glänzt in der Sonne mit ſeinem ehrwürdigen runden Schneehaupt; dort der breite See mit ſeiner blauen Fluth und die freundliche Stadt, die alte Republik, zu beiden Seiten der Rhone! O mein ſchönes Genf!

Halt! rief Virginie, das muß ich zu Fuße erleben! Komm, Lucie, wir ſteigen aus! Wie himmliſch, wie ſchön! Aber wie iſt mir? hab' ich dies Alles nicht ſchon geſehen? Vielleicht war ich einmal als Kind in Genf.

Vielleicht ſahſt Du es in den Dioramen.

Vielleicht, ſagte Virginie, aber ſie verfiel ganz gegen ihre Gewohnheit in ein träumeriſches Nachſinnen; und

Lucie vermuthete nun ſelbſt, daß ihre Freundin wohl gar eine Genferin — ſei.

Wärſt Du eine Genferin, Virginie, fügte ſie hinzu, Du würdeſt, wie ich, mit Herzklopfen auf dieſen Schauplatz der Entſcheidung unſeres Schickſals ſehen.

Und des Schickſals der Welt, fügte Virginie lebhaft hinzu; denn die Unterdrückung auch einer kleinen Stadt iſt ein großes Unglück für uns Alle, und jeder Sieg der Freiheit befreit alle edlen Herzen, die Religion haben, von einer Hölle voll Angſt und Qual. Ich brauche keine Genferin zu ſein, um mich mit Dir zu ängſtigen; aber Du weißt ich habe Muth bis zum Uebermuth: borge bei mir, Lucie! wenn Du in Noth kommſt.

Virginie, Du biſt ſo reich, daß Du mir unwillkürlich borgſt, wenn ich Dich nur anſehe, ſagte Lucie. Du haſt Dich ſchon unentbehrlich gemacht; ich will Dich nun auch nicht mehr verheirathen, und wärſt Du mir auch noch ſo gefährlich.

Ah, es iſt wahr, wir werden Herrn Gavelle wiederſehen. Komm raſch, Lucie, daß wir keinen Augenblick verlieren! Dieſe Berge laufen uns nicht davon, auch der See nicht.

Die Frauen ſtiegen wieder in den Wagen und eine Fahrt von wenigen Minuten führte ſie in die Stadt.

Wie ſeltſam, dachte Lucie bei ſich, war es nicht, als müßte ſie mich erſt ermahnen, keine Zeit zu verlieren! Ob ſie ihn nur wirklich feuriger liebt, als ich? Oder ob es nur daher rührt, weil dieſer kleine Revolutionär Alles anſtiftet, das Ausſteigen wie das Einſteigen, das Verweilen und das Forteilen? Wo ſie dabei iſt, da giebt es Niemand anders mehr, der Zeit behielte, etwas Neues anzufangen. Glückliche Jugend! glückliches Talent, ganz und ungetheilt jung zu ſein.

In der Vorſtadt St. Gervais am rechten Rhoneufer wo der Quai noch ſchön iſt, wohnte Gavelle. Er eilte den Seinigen entgegen. Man wußte nicht, wer der Glücklichſte war, denn auch Emile, den das Fahren auf dem Pflaſter geweckt hatte, miſchte ſich mit ſeiner gewöhnlichen Wildheit in die Freude des Wiederſehens. Beide Hände hielt er Gavelle feſt und oben auf ſeine Schulter ſtieg er hinauf; ſo ritt er ins Haus hinein.

Dieſer böſe Bube! ſchalt Virginie, er läßt uns nicht einmal dazu kommen, Herrn Gavelle zu begrüßen. Beide Hände und den Kopf ſeines Vaters nimmt er in Beſchlag und macht ſein Pferd aus ihm!

Geſteh' es, ſagte Lucie, er macht es noch ärger als Du.

Wir wollen ihn auf den Divan ſetzen, liebe Lucie, vielleicht ſchläft er wieder ein.

Ich glaub' es nicht! aber Du hatteſt ſonſt immer die Geſchicklichkeit, ihn aufzuwecken, ſo ſchläfre ihn nun auch ein.

Als die Damen ins Zimmer traten, war der Knabe längſt mit ſeinen Geſpielen fortgeſtürmt, und Virginie hatte nun freie Hand, Herrn Gavelle zu begrüßen, Lucie ihn auszufragen über den Stand der Dinge in der Stadt.

9. Leon.

Gavelle antwortete:

Wir haben morgen eine Volksverſammlung, worin wir den Antrag ſtellen werden, die Schritte der Regierung gegen die liberale Schweiz für einen Verrath am

Genfer Volk zu erklären; aber wir werden, wie es ſcheint, wenig Bürger aus der großen Stadt bei uns ſehen, die Rhone theilt die Parteien, und mit großer Ungunſt für die unſrige. Wir ſind in Gefahr, erdrückt zu werden, und Niemand weiß zu ſagen, wie wir die trägen Geiſter in der großen Stadt anregen ſollen.

Wo iſt Montagny? fragte Lucie.

Auf einer Sendung nach Lauſanne, erwiderte George. Sein Bruder Leon, — Du kennſt den Burſchen, er wird jetzt halb ein Jüngling, aber der Knabe ſteckt ihm noch im Blute, — fuhr vor einigen Stunden mit ihm zum Dampfſchiff hinüber. Er wird gleich wieder hier ſein und uns Nachricht von Jules bringen.

Die Thür ging auf und Leon trat herein mit einer rothen Mütze über dem Lockenwalde, der ſein Haupt umwucherte, und mit einer dampfenden Cigarre im Munde. Herr Gavelle! hatte er ſchon vor der Thür gerufen, Herr Gavelle! ſetzte er noch einmal ein; dann erblickte er die Damen, entblößte ſeinen Krauskopf und ſteckte die Cigarre weg. Er trug eine Blouſe über ſeine Jacke und verſtärkte dadurch noch ſein knabenhaftes Ausſehen.

George nahm Leon bei der Hand und führte ihn heran: Ah, rief der Knabe aus, Madame Gavelle, Sie ſehn noch immer ſo jung aus, als wenn Sie mit mir in einem Alter wären; aber es iſt gut, daß Sie wieder da ſind; jetzt wird es munter zugehn! Und dieſes ſchöne Mädchen! flüſterte er, indem er ſich erröthend an ſeinen Freund George anſchmiegte, wer iſt ſie? Herr Gavelle, ſie iſt doch für unſere Sache?

Von ganzer Seele, mein Knabe, rief Virginie, die mit ihrem feinen Gehör ſeine Frage erlauſcht hatte.

Mein Knabe nennt ſie mich, Herr Gavelle! — Nun, Madame, Sie werden ſchon ſehn, wenn es zum Treffen kommt, daß ich die Kinderſchuhe ausgezogen habe. Ja, was ich Ihnen mittheilen wollte, Herr Gavelle, ich war drüben in der großen Stadt. Dort belauſchte ich den conſervativen Rathsherrn L . . ., der ſich mit einem Pfaffen unterhielt. Beide freuten ſich, „daß ſie uns morgen oder übermorgen Alle in Einem Sacke fangen würden.“ Herr L . . . rieb ſich vor Vergnügen über dies Glück die Hände! Sie wollen uns nicht hindern, uns zu verſammeln, um alle Aufrührer kennen zu lernen, und wenn wir ja einen

Aufſtand verſuchten, ſagte der Pfaffe, ſo wäre das um ſo beſſer; „wir können die Gottloſen dann Alle miteinander vernichten; der Herr hat ſie in unſere Hand gegeben!“ predigte der Fromme.

Haſt Du das ſicher gehört, mein Junge? fragte George.

So gewiß als ich hier ſtehe, ſagte Leon; ſie verachten uns, die Tröpfe! Hier that er, die Damen ganz vergeſſend, einen heroiſchen Zug aus ſeiner Cigarre.

Deine Nachricht, Leon, iſt wichtig; erzähle das Geſpräch unſerer Gegner nicht weiter. Haſt Du auch Bürger aus der großen Stadt reden gehört? Was ſagten dieſe?

Sie grüßten Herrn L... und den dürren Pfaffen tiefer als gewöhnlich; aber über die Volksverſammlung unterhielten ſie ſich Alle.

Was ſagten ſie? Wollten ſie kommen?

Fazy hat Recht, aber er geht zu weit, ſagte ein dicker Gaſtwirth vom Quai. Es müßte ja zum Kriege kommen, wenn wir ſeine Vorſchläge annähmen; und wir würden alle Fremden aus der Stadt vertreiben.

Ein junger Mann, der Hutmacher Payne, erwiderte:

Es würde nicht zum Kriege kommen, wenn Ihr nur Alle hinübergingt. Je lauter wir in St. Gervais ſchreien können, deſto heiſerer wird die Stimme des Conſervateurs werden, und wenn die ganze große Stadt die Verſammlung beſucht, ſo wüßte ich nicht, wer ſich uns widerſetzen wollte.

Meiſter Payne, riefen Zwei, Drei, Ihr werdet hinübergehn, wir nicht.

Alſo Ihr wollt die Eidgenoſſen in Stich laſſen und mit den Feinden des Vaterlandes hier auf dem Quai Front machen gegen Fazy und die Patrioten? fuhr ich ſie an.

Sie waren verdutzt. Nur der Gaſtwirth hatte die Stirn mir zuzurufen: Unſere Häuſer ſind uns wichtiger, als Deine Phantaſieen, mein Junge!

Sie gingen fort. Ich aber griff einen Stein von der Straße auf und warf dem Tölpel den Hut vom Kopf herunter zum großen Gelächter der ganzen Volksmaſſe. Dabei rief ich ihm nach: Ich bin aus St. Gervais und will Dich lehren vor mir den Hut zu ziehn, Du Wanſt! Niemand ſtand ihm bei, im Gegentheil, ſie klatſchten in die Hände und freuten ſich über mich. Der Hutmacher Payne kam heran und ſagte: Leon, Du haſt ihm den Hut verdorben; die Andern traten ihn wie aus Verſehn in die Goſſe. Sie ſind wohl innerlich wankend, aber ſie ſind feig. Doch Du biſt groß geworden, Leon, Du ſollteſt die Knabentracht ausziehn und einen Phantaſiefrack von Meiſter Heſſe und einen Hut von mir tragen.

Das find' ich nun gar nicht, fiel Virginie ein. Wäre ich wie Sie, Leon, ich würde noch lange in dieſer hübſchen Tracht bleiben.

Aber komm einmal her, Leon, ſagte Lucie, ſieh in den Spiegel, Du mußt Dich friſiren; Du biſt zu wild! Wie ſiehſt Du aus mit dieſem Urwald von wüſten Haarranken!

Halt, Lucie, das iſt doch noch zu überlegen. Du ſtörſt ſein Coſtüm, rief Virginie.

Nun, macht mit ihm was Ihr wollt, ſagte George Gavelle lächelnd. Ich gehe zu unſern Freunden, um Leons Nachrichten mit den ihrigen zu vergleichen. Unterdeſſen iſt ſo viel klar, daß es eine ſchwere Geburt wird, wenn die Freiheit jetzt ſchon zur Welt kommen ſoll; und wenn ſie uns bombardiren, ſo liegt unſer Haus grade in der Front. Laßt Eure Koffer unberührt. Um 5 Uhr fahren wir mit dem Dampfſchiffe nach Lauſanne. Ihr wohnt dort einige Tage und könnt, wenn es nöthig iſt, immer in wenigen Stunden hier ſein. Ich bin gleich zurück, um Euch zu begleiten.

Er nahm ſeinen Hut und eilte hinaus.

10. Leon und die Frauen.

Kaum hatte George ſich entfernt, ſo entbrannte unter den Damen der heftigſte Principienſtreit über Leons äußere Erſcheinung. Virginie wollte ihn konſerviren wie er war; ſie lobte ſeine edle Wildheit und den kecken Knabencharakter, der ſich in ſeinem Aufzuge ausdrückte. Lucie beſtand darauf, er müſſe ſich kultiviren, der Hutmacher Payne hätte ganz Recht, die ganze Unordnung käme nur daher, daß Montagny in ſeinem Hauſe keine Frau hätte.

Madame Gavelle, ich möchte mich wohl kultiviren, . . . ſagte Leon, der gern für einen ganzen Mann gelten wollte. Es machte ihn nur irre, daß er der ſchönen Virginie in ſeinem jetzigen Aufzuge gefiel.

Leon, terroriſirte ihn Virginie, haben Sie denn gar keinen Sinn für Poeſie?

Sie wollen, ſagte Leon, daß ich ein Knabe bleibe; und ich wäre viel lieber ſo alt wie Jules, um Ihretwillen, Virginie, oder ich wollte, ſie wären ein Kind und würden noch lange nicht ſo ſchön, wie Sie jetzt ſind.

Du hörſt doch, Virginie, daß er kein Knabe mehr iſt, jubelte Lucie.

Nein, rief er unwillig, ich bin es nicht mehr, aber es hilft mir Nichts, daß ich mich umkleide, und mir liegt mehr daran, Mademoiſelle Virginie, daß ich Ihnen gefalle, als daß ich vielen andern Leuten mißfalle.

Auch mir? Leon!! drohte Madame Gavelle. Du Gottloſer!

Ach nein! nein, nein! rief er in Verlegenheit, an Sie hab' ich nicht gedacht, ich dachte nur an den Hutmacher Payne. Aber was ſoll ich thun? Sagt es ſelbſt? und dabei ergriff er Beide an der Hand, führte ſie vor in's Zimmer und rief aus: Nun vertragt Euch über mich!

Virginie, ich gebe nach, ſagte lächelnd Lucie und umarmte ſie. Du biſt doch unwiderſtehlich, auch wenn Du konſervativ biſt.

Aber die Poeſie und die Jugend zu konſerviren, das muß man wenigſtens verſuchen, antwortete Virginie.

Es iſt nicht wahr! flüſterte Leon Lucien zu. Könnte ich morgen zehn Jahr älter ſein, ich thät' es.

Sie ſtreichelte freundlich ſeine Wange und ſagte eben ſo heimlich: Wie gut, lieber Leon, daß Du es nicht kannſt. Was würde Jules dazu ſagen?

Jules? Sie meinen, er müßte dann auch zehn Jahr älter werden und das wäre ihm zu viel? fragte er entgegen.

Lucie ſah aus ſeiner Antwort, daß Jules Montagny dem Knaben von ſeiner Bekanntſchaft mit Virginie und von ſeinem Intereſſe für ſie Nichts geſagt hatte. Sie erklärte ſich daher nicht deutlicher, ließ ihre Anſpielung lieber verloren gehn, und als ſie am Fenſter das Dampfſchiff von Lauſanne mit einer prächtigen Wendung aus dem weiten Spiegel des See's in den Hafen umbiegen ſah, bemerkte ſie: Wir fahren um 5 Uhr mit dieſem Schiffe ab. Leon, verſprich mir, daß Du uns ſchreiben willſt und ganz getreu und ehrlich, auch wenn Ihr verliert; hörſt Du, mein Junge?

Wenn wir verlieren, Madame Savelle, ſo kommen wir ſelbſt; wenn ich ſchreibe, ſo gewinnen wir. Des Abends will ich ſchreiben was wir den Tag über ausgeführt. Sie ſollen ſich freuen, wie gut es geht. Ich weiß es, daß ihnen in der großen Stadt alle jungen Burſche davonlaufen; ſie ſchämen ſich mit den Philiſtern zuſammen zu ſein, und kommen herüber, das iſt ſicher. Wenn nur Montagny Flinten und Pulver bringt!

Alſo darum iſt er fort? rief Lucie aus.

Das iſt ja wohl ſehr gefährlich? ſetzte Virginie hinzu, die dadurch lebhaft an Jules Montagny erinnert wurde.

Alſo Ihr wißt das nicht? Nun, ſo ſagt es Niemand weiter und redet auch miteinander nicht davon. Gefährlich iſt es nur, wenn es auskommt.

Wir reiſen ja in einigen Minuten ab, erwiderte Virginie, und werden uns wohl hüten unſere Freunde zu gefährden. Aber an wen willſt Du ſchreiben, Leon, an mich oder an Virginie?

An Virginie, liebe Madame Gareile, darf ich? und Sie leſen ihr vor, dann iſt es auch mit an Sie, ſagte Leon ganz glücklich. Wenn Ihr aber ſogleich abfahrt, ſo findet Ihr Jules gewiß noch in Lauſanne.

Das alſo hieß es, nach Genf kommen! ſagte Lucie nachdenkend, kaum ſind wir angelangt, ſo fahren wir weiter und morgen finden wir uns in der Schweiz eben ſo gut von den Unſrigen getrennt, als wir es in Paris geweſen wären! Ob wir Jules nur nicht auch in Lauſanne verfehlen, und wenn wir ihn träfen, wie lange würd' er bleiben?! — Schon dieſer halbe Kriegszuſtand kreuzte ihre Wünſche, vertrieb ſie aus ihrem Hauſe und ſollte ſie in Kurzem auch wieder von George trennen; was müßte der wirkliche Ausbruch des Kampfes erſt Alles zerſtören! Aber, fuhr ſie ernſt und gefaßt fort, das Leben hat keinen Werth, wenn Unterjochung und geiſtige Verwüſtung unſeres ſchönen Vaterlandes der Preis für ſeine Erhaltung ſein ſoll. Genf, ſchönes Genf, Rouſſeau's Vaterſtadt, Befreierin der Welt, Du ſollteſt ein Inſtrument werden in der Hand der Jeſuiten und des Verräthers der Julirevolution? Nimmermehr, und müßten wir Alle darüber zu Grunde gehn! Donc à la guerre comme à la guerre!

Lucie, Du ergreifſt mich mit Deinen Worten. Welch' ein Gefühl! Das iſt Religion! rief Virginie aus, und fiel ihrer Freundin um den Hals.

Leon wußte nicht, wie Virginie dazu kam, in Lucie's Worten mit ſolcher Begeiſterung Religion zu finden; aber er ſah mit großer Befriedigung auf die ſchöne Gruppe, die er vor ſich hatte, und beneidete Madame Gavelle.

Jetzt trat George herein; er beſtätigte Alles, was er ſich über die Lage der Republik gedacht hatte, und daß die Führer der liberalen Partei beſchloſſen hätten, die Sicherheit und den Hochmuth ihrer Gegner zu benutzen. Schiffen wir uns alſo raſch ein, ſetzte er hinzu, noch iſt es Zeit!

Man holte den wilden Emile herbei; und Leon begleitete ſeine Freunde über die lange Schiffbrücke des Bergues bei der Rouſſeau-Inſel vorbei nach dem Quai der großen Stadt, wo das Dampfſchiff Leman lag.

Leon ſtrich durch die Maſſen umher, und erſt als die

Schiffsglocke zur Abfahrt läutete, fand er ſich wieder ein. Man denkt, daß Sie fliehen, flüſterte er Georg in's Ohr; den Damen warf er Küſſe zu und: Auf, Matroſen, die Anker gelichtet! ſang er ihnen nach; dann ſetzte er mit lauter Stimme hinzu: Morgen früh empfang' ich Sie hier am Quai, Herr Gavelle! Er wollte den Philiſtern gleich die Freude rauben, daß ſein Freund vor ihnen flöhe.

11. Auf dem Leman.

Virginie's Spannung bei all dieſen Vorgängen war aufs Höchſte geſteigert, ihr leichter Uebermuth faſt zurückgedrängt. Sie hatte ſo viel zu faſſen und in ihrem Herzen zu verarbeiten, daß ſie zu den gewohnten Ausbrüchen ihrer Heiterkeit die Zeit verlor; es war eine ganz neue Welt, die ſie umgab. In den Mittelpunkt einer großen Bewegung verſetzt, bei den Anſtrengungen betheiligt, welche einen Umſchwung des Geiſtes herbeiführen ſollten, fühlte ſie ihr Leben geadelt; ihre beſten Gefühle verſtand ſie erſt jetzt. Sie hing an Lucie's Arm, blickte ihr glücklich in die ſanften dunklen Augen und ſagte: Wie habe ich Deine Ruhe verkannt! An ihr entzündet ſich jetzt erſt das Feuer meiner Seele, und ich habe mich ſehr geirrt, wenn ich Dich in der Liebe und Hingabe zu übertreffen glaubte. Erſt in Eurer Geſellſchaft entdeck' ich Alles was werth iſt das Herz des Menſchen zu bewegen und zu erheben. Ach, es waren nicht meine Ceremonien; es ſind nicht die hölzernen Pfaffen, die etwas davon verſtehn. Montagny hatte recht, als er mich in Paris mit meiner Religion nur verſpottete. Wer ſie nicht erfährt, der beſitzt von ihr nur den Schatten. Lucie, dies Alles verdank' ich Dir; und jetzt erſt gehöre ich ganz zu Euch, nun ich anfange das zu begreifen und mitzufühlen was Euer Leben bewegt, Euer Glück gefährdet und doch Euer ganzes Glück begründet!

Lucie küßte ihre Stirn und ſagte: Ich wußte es wohl, daß Du noch ganz die Unſrige würdeſt. Die gute Delmare konnte Deinen Gedanken nicht für immer ihre Grenze ſtecken. Aber ich bin glücklich, daß dieſes Paradies der Erde, mein ſchönes Genf, es ſein mußte, wo Du für die Welt der Freiheit Dein Auge ſchärfſt und Dein Gefühl dafür als Religion empfindeſt.

Lucie, Du ſprichſt wie Gazelle, ſo ſchön! Ah, da kommt er mit Emile! Er hat ihm die Maſchine gezeigt. Jetzt muß ich ihn weiter fragen. Bitte, Lucie, nimm Du den Emile.

Du ſchickſt mich fort, um mit ihm allein zu ſein, Du Gottloſe!

Lucie, ich bin Dir nicht mehr gefährlich, ich habe gegen Dich den Muth, aber nicht zu ihm das Vertrauen verloren.

Deine offene Kriegserklärung war nicht ſo gefährlich, als Deine friedliche Einkehr in unſer Lager. Doch ich wag' es gern, mein kühnes Mädchen, auch im Selbſtvertraun will ich Dir nicht nachſtehn.

Während nun Lucie ihren Knaben umherführte und zugleich einmal wieder den Anblick der ſchönen Ufer des Waadtlandes und der rauhen Gebirge Savoyens genoß, ſetzte ſich Virginie zu George. Sie legte ihre rechte Hand auf ſeine Schulter, ergriff ſeine Linke, und blickte eine Weile mit ihren großen feurigen Augen dankbar zu ihm herauf.

Sie haben mir einen Wunſch vorzutragen, liebe Virginie, ſagte Gavelle, und danken wir im Voraus für ſeine Gewährung. Sagen Sie, was ſoll ich thun?

Fortfahren, Herr Gavelle, für mich zu thun, was Sie bisher gethan; und meinen Dank haben Sie verſtanden.

Wer könnte Sie mißverſtehn, auch wenn Sie gar nicht ſprächen?

Und doch ſprech' ich ſo viel, und gerade jetzt iſt mir das Herz ſo voll, ſo beklommen von Allem, was ich Ihnen zu ſagen habe.

O es iſt darum nicht überflüſſig, daß Sie reden, und ich höre Sie ſo gern, wie einen Vogel in den Zweigen, der mir auch nichts Neues ſingt, und den ich doch ſchmerzlich entbehren würde, wenn er mir nicht mehr ſein Leben und ſeine Luſt mittheilen wollte.

Auch wiſſen Sie es nicht, wofür ich Ihnen danken will. Es iſt dafür, daß Sie mich mit nach Genf genommen; es iſt dafür, daß Sie mich in Ihren Kreis gezogen und endlich dafür, daß Sie in dieſem ernſten Augenblick mich für kein Hinderniß hielten, nein, daß

Sie mir vielmehr zugetraut, ich würde ſein ganzes Gewicht mit Ihnen fühlen und erkennen.

Nein, theure Virginie, das wußt' ich nicht, ſagte George aufmerkſam und freudig überraſcht.

Ich habe dies mit Lucie erlebt und empfunden. Früher hielt ich Paris für die Welt; jetzt ſcheint mir dieſe Welt verdunkelt durch ein ganz neues Leben, in dem das Edelſte gewöhnlich und die höchſten Ideale realiſirt ſind. Belehren Sie mich, Herr Gavelle, hab' ich Recht, wenn ich mich ganz zu dieſer Religion, — denn ich ſehe wohl, es iſt die Ihrige — bekehre und den ganzen Katholicismus mit ſeinem Pariſer Firlefanz über Bord werfe?

Es iſt nicht mehr nöthig, ſagte George; Sie haben es ſchon gethan. Immer wird das Herz des edlen Menſchen an irgend einem Punkte zur völligen Hingabe an das Ideale fortgeriſſen. In Paris war es für Sie ein ſchönes Symbol, wenn Sie dem geſtorbenen Kinde ſeine Kerze anzündeten; in dieſer Erinnerung empfanden Sie noch einmal die Liebe zu jenem Kinde; dann liebten Sie Ihr Ideal in irgend einem Andern, und jemehr Sie ſich davon ergriffen fühlten, um ſo lebendiger war Ihr religiöſes Gefühl.

Herr Gavelle, ich liebte Sie! rief ſie aus.

Er drückte ihr ſanft die ſchöne Hand und fuhr fort: Endlich war es Lucie und unſere große Sache, wovon Sie zu jener höheren Befriedigung Ihres Mitgefühls und Ihrer Empfindung angeregt wurden; und wir ſind jetzt Eine Gemeinde, wir und alle edlen Menſchen, die mit uns kämpfen und mit uns fühlen.

Ja, ſo iſt es, rief ſie entzückt aus, und ſie wäre George um den Hals gefallen, um ihm mit ihrer ganzen Leidenſchaftlichkeit ihren Beifall zu bezeigen, hätte der Ort und die Geſellſchaft es nicht unmöglich gemacht. Lucie kam gerade dazu und bemerkte ſehr wohl die niedergekämpfte Aufregung ihrer Freundin und den tiefen Eindruck, den dieſe Bewegung des ſchönen geiſtvollen Mädchens auf George hervorbrachte. — Mit allem Zauber der Poeſie, mit der ganzen Friſche einer erhöhten Religioſität, eines neuen ſchönen Enthuſiasmus beſtürmt ſie ſein Herz und ſie iſt wahrlich hinreißend. Es iſt jetzt mehr Gefahr als je, dachte Lucie. Emile machte die Sache noch ärger, er ſtieg Lucie auf den Schoß, umarmte ſie und liebkoſte ſeine Schweſter rückſichtslos; er brachte es dahin, daß ſie ihn ernſtlich abwehren mußte. Aber er war nun an ſie gewieſen. Sie trug ihn fort und beſchäftigte ihn mit den Segelſchiffen und Dampfſchiffen, die weithin über den See ausgeſtreut waren.

Ach, George, hub Lucie an; es iſt ſchön, wie dieſes begabte Kind ſich einlebt in die Theilnahme an unſern höchſten Intereſſen und Gefühlen; ſeit heute iſt ſie ganz die Unſrige. Aber iſt es nur möglich, daß Du dieſen Sturm ihrer Begeiſterung, der ſich unglücklicher Weiſe ganz auf Dich zuſammendrängt, kalt erträgſt? Dieſe neue Liebe, dieſe Begeiſterung für Dich, in dem ſie Alles was ſie verehrt vereinigt findet, muß Dich hinreißen, und ich werde aus Deinem Herzen verdrängt werden. Warum mußten wir auch den unſeligen Montagny verfehlen und gerade in dieſem Moment!

Beruhige Dich, liebe Lucie, ſagte George, ich bin kein Schmetterling und kein Knabe, den Laune und Abenteuer nach den Zufällen des Lebens umherwerfen. Aber erinnere Dich, ſetzte er ſcherzend hinzu, daß Du mich mit

Virginie aufzogſt, zu einer Zeit, wo ich in ihr noch weiter nichts finden konnte, als das naive geiſtvolle Kind. Das giebt der Phantaſie eine Richtung; wider Willen prägt man ſich ein ſchönes Bild tiefer und feſter in die Seele, und es iſt ſpäter, wenn wir davon erfüllt ſind, oft nicht ganz in unſerer Gewalt uns zu beherrſchen.

O, nun ſoll ich wohl noch für alles Unheil verantwortlich ſein! ſchmollte Lucie.

Ich werde gewiß aus dem Scherz nicht Ernſt machen, erwiderte George, aber Du ſiehſt, daß ſolche Neckereien ihre ernſte Seite haben. Jetzt freilich hab' ich den Kopf zu voll von unſern Angelegenheiten in der Stadt, als daß ich eine Beute meiner aufgeregten Phantaſie werden ſollte. Und, was Dich vor allen Dingen und für immer beruhigen muß, Lucie, Dein eignes Selbſtgefühl ſagt es Dir, daß Du es warſt, die Virginie erſt in unſern Kreis erhob; dieſer Kreis iſt Dein und mein Werk; wie ſollt' ich ihn darum zerſtören, weil er ſich erweitert und ſo ſeinen Werth und ſeine Macht beweiſt?!

George umfaßte Lucie, die vor ihm ſtand, zärtlich. Sie bog ſich näher zu ihm hin und las die Beſtätigung ſeiner Worte prüfend in ſeinen Blicken. Du ſiehſt mich ganz beruhigt, George, ſagte ſie dann, wären nur auch dieſe verhängnißvollen Tage des Kampfes erſt vorüber!

Nehmt alle Eure Heiterkeit zuſammen, unterſtützt Euch gegenſeitig! Lucie, mit dem Kühnen iſt das Glück! Wo ein edler kühner Geiſt gebietet, da bändigt er ſelbſt die Tücken des Zufalls und die Nothwendigkeit der Natur.

Sie waren jetzt angelangt. Virginie und Emile fanden ſich wieder, ein großes Boot führte ſie ans Land und gleich darauf rollten ſie mit dem geräumigen Omnibus von Lauſanne langſam die Höhe zur Stadt hinan.

12. Die Spazierfahrt.

George verfügte ſich ſogleich zu dem Präſidenten Druey und ſeinen Freunden; die Conferenzen währten bis tief in die Nacht, dann kam er mit der Nachricht zurück, daß Montagny die Waffen und das Pulver an die Grenze der Waat geleite, um dort für die ſichere Beförderung nach der Vorſtadt St. Gervais zu ſorgen. Er werde morgen wieder in Lauſanne ſein und um Mittag mit ihm zuſammen auf dem Dampfboot zurückkehren.

Am andern Morgen war ein ſchöner Sonnenſchein über See und Ufer ausgegoſſen; vom Wallis herab wehte ein leichter Wind und jagte auf der blauen Kryſtallfläche des See's kleine weißgekräuſelte Wellen auf. George war ſchon längſt wieder in Staatsgeſchäften abweſend.

Laß uns an den See hinunter, Lucie, ſagte Virginie, als ſie vom Balcon aus die heitere Naturſcene überſahen, wir müſſen dieſe luſtigen weißgekräuſelten Wellen in der Nähe ſehn. Sieh, wie ſie ſich jagen und haſchen.

Emile war verſorgt; ſie ſtiegen durch Weinberge und Gärten hinab.

In dem Dorfe Ouchy am See wurden ſie von vielen Schiffern umringt, die ſie fahren wollten. Zwei junge Burſche darunter zeichneten ſich aus durch ihr feines Betragen und durch die artigen Wendungen des Geſprächs, womit ſie eine Segelfahrt nach den Felſen von La Meillerie am Savoyer Ufer empfahlen. In drei Stunden ſind wir wieder da, betheuerten ſie. Der Wind iſt hin und her gleich günſtig, er iſt beide Male halb für uns.

La Meillerie! ach, das iſt reizend! jauchzte Virginie. Nicht wahr, Lucie, wir fahren?

Wenn ſie uns nur Wort hielten, ſagte Lucie, ſo möcht' es ſein; aber ſieh' wie fern iſt das jenſeitige Ufer!

Madame, wir ſind Ihnen Bürge, daß wir eine Stunde vor Mittag zurück ſind, riefen die Schiffer. Sie führten die Damen ins Boot, alle Beide jubelten über den glücklichen Entſchluß, das weiße Segel bauſchte ſich mächtig vom friſchen Fahrwinde, der eine Schiffer richtete das Segel, der andere das Steuer, und das leichte Boot hüpfte mit ihnen pfeilſchnell über die ſchönſte Waſſerfläche der bekannten Welt auf die Felſenufer von Savoyen zu.

Wir wollten eigentlich nur an den See hinunter, um die ſchönen Wellen in der Nähe zu ſehen, ſagte Lucie, und drohte lächelnd der Verführerin mit dem Finger.

Und jetzt ſind wir mitten darin! Ha, wie ſie ſchäumen und ſpritzen! Iſt es nicht ſchön? Und nun müßte ein Delphin dabei ſein, der mit uns führe in unſerm Kielwaſſer. Ergieb Dich nur drein, Lucie, und genieße das ganze Glück des Moments.

Ich fürchte, wir verſpäten uns.

Kennſt Du die Berge, die dort das Wallis ſchließen? Es ſind der Dent de Morcles und der Dent du Midi. Einen davon müſſen wir einmal beſteigen, Lucie, ſo ſchön und ſo gewaltig hab' ich mir nie Etwas gedacht, wie dieſe Berge ſind und dieſer See!

Das Boot mit den glücklichen Seglern flog unter anmuthigem Geplauder wohl eine Stunde und immer raſcher dahin, der Wind wurde immer günſtiger. Da wandte ſich von den Schiffern der Segelſteller zu den Damen und erklärte ein wenig verlegen: Der Wind wende ſich immer mehr nach der Seite von Lauſanne und ſo angenehm und raſch ſie nach Meillerie hinüberfahren würden, ſo langſam und beſchwerlich drohte die Rückfahrt zu werden.

Und Euer Wort und Eure Bürgſchaft? fragte Virginie ungehalten.

Um Ihnen Wort zu halten, meine Damen, müſſen wir hier auf der Hälfte der Fahrt umkehren. Wollen Sie uns aber noch vier Stunden dreingeben, ſo führen wir Sie nach Meillerie hin und zurück.

Nimmermehr! rief Lucie. Wir würden ja das Dampfboot verfehlen, mit dem George und Montagny abgehen müſſen.

Alſo gewendet! rief der Schiffer. Sie machten einen Bogen und das zierliche Schiffchen legte ſich auf die andere Seite. Aber der Wind hatte ſich gegen die leichtſinnigen Seefahrer mit ihrem böſen Dämon verſchworen, er ging immer weiter nach der Seite der Stadt und zwang unſere Segler zu einem mühſeligen Laviren, womit ſie nur wenig vorrückten. Endlich als er gar zu feindſelig wurde, fiel das Segel, die Ruder wurden rüſtig ergriffen und mit einem Eifer geführt, der Ehrenmännern geziemt, die ihr Wort verpfändet. Aber es war zu ſpät. Das Dampfſchiff von Vevay rückte unaufhaltſam heran; es flog vorbei, es legte bei Ouchy an und — fuhr wieder ab; immer war unſer Boot noch weit vom Ufer. Die Schiffer tröſteten die Damen mit dem nächſten Dampfboot; und Virginie meinte: ſie werden wohl darauf gewartet haben, um uns Lebewohl zu ſagen.

Endlich hatten ſie das Ufer erreicht, und um viele Stunden verſpätet kamen die Frauen wieder heim.

13. Das Wiederſehn.

Lucie war ein wenig verſtimmt, ſie hoffte nicht, die Männer noch anzutreffen, und ſo war es. Die Bonne trat ihnen mit der Nachricht entgegen, daß Herr Montagny und Monſieur mit dem Dampfboot abgereiſt wären, und überreichte einen Brief.

Zürnt uns nicht, ſchrieb George, wir konnten Euch nicht erwarten. Welch' ein böſer Zufall hat Euch nur entführt? Indeſſen ſind wir ruhig um Euch, da wir hören, daß Ihr nur einen Spaziergang vorhattet. Von Montagny's Hand war hinzugefügt: Ich hege einen Verdacht über Ihr Ausbleiben, Mademoiſelle Virginie, den ich Ihnen mittheilen will, wenn wir in Genf uns wiederſehn!

Ja, wenn wir uns wiederſehn! ſeufzte Lucie.

Was kann er meinen, Lucie?

Er wird gewiß das Richtige meinen.

Den widrigen Wind?

Nein, aber daß Du Etwas angeſtiftet, wodurch wir uns verſpätet.

Aber, liebe Lucie, das wäre ja nicht das Richtige. Habe ich denn den Wind angeſtiftet, daß er umging? Dieſer Montagny iſt doch ein boshafter Menſch, und grade auf mich hat er es abgeſehn. Nun, es freut mich, daß er ſich irrt. Alles Andere, die Schiffer, der Wind, der weite Weg, der Berg von Ouchy her, iſt ſchuld an unſerer Verſäumniß, nur ich nicht. Er ſoll ſeinen Verdacht nur vortragen!

Lucie lachte herzlich über die beredte Vertheidigung ihrer liebenswürdigen Verführerin, vergaß das verfehlte Wiederſehn und hoffte mit erheitertem Muthe wieder auf eine raſche glückliche Wendung der Dinge in Genf. Sie ſagte zu Virginie: Du biſt doch ein vortreffliches Mädchen, was Du durch Deinen Muthwillen verdirbſt, machſt Du durch Deine Unbefangenheit wieder gut. Aber es wäre mir doch lieb, Du hätteſt Montagny wiedergeſehn, er iſt nicht ſo böſe als Du denkſt.

Ich weiß, was ich von ihm zu denken habe, ſagte ſie trotzig.

Die Bonne trat herein und meldete zwei fremde Herren.

Siehſt Du, rief Virginie, ſie haben uns nur aufgezogen, da ſind ſie! und ohne irgend eine Aufklärung abzuwarten, eilte ſie zur Thür um George zu empfangen und Montagny zur Rechenſchaft zu ziehn — aber mit einem lauten Schrei, als hätte ſie auf eine Schlange getreten, fuhr ſie zurück, als — Herr Beauchamps Bonoeil und Herr Lebaume ihr entgegenkamen.

Mademoiſelle Virginie? fragte Herr Beauchamps. Die Bonne nickte, und der alte Herr eilte mit verklärten Blicken auf das erſchrockene Mädchen zu, ergriff ſie bei der Hand und rief aus: Virginie, kennſt Du den Onkel Pierre noch?

Sie erinnerte ſich nicht, und ſah mit ängſtlicher Erwartung der weitern Entwickelung entgegen, man konnte es bemerken, ſie wäre lieber entflohn, als geblieben. Unterdeſſen hatte Herr Lebaume ſich an Lucie gewendet, ihr Alles erklärt und ſeines Aſſocié's Unhöflichkeit mit der Aufregung über das Wiederſehn entſchuldigt. In der That rollten dem Herrn Beauchamps Bonoeil die Thränen über ſein hageres braunes Geſicht und erſt allmälig faßte er ſich wieder.

Madame, ſagte er dann zu Lucie, verzeihn Sie mir den Aufruhr, den ich in Ihr Haus bringe. Sie ſehen einen armen kinderloſen Greis vor ſich, der über den Ocean kommt, um die Kinder ſeines Bruders zu den ſeinigen zu machen und ihnen ſein Vermögen und ſein Geſchäft zu übergeben. In Paris verfehle ich Ihre Familie, in Genf ebenfalls. Endlich hier in Lauſanne bin ich ſo glücklich unſere Virginie zu finden, und nun kennt ſie den Onkel Pierre nicht wieder! Freilich, auch ich hätte ſie nicht wiedererkannt. Virginie, mein Kind, wie ſchön biſt Du geworden! Er erzählte dann von den Schickſalen des Hauſes und des Herrn Beauchamps Bonneval, was wir ſchon wiſſen. Endlich lud er die Damen zum Diner, und als ſie es angenommen und in ihrem Zimmer ſich umgekleidet hatten, bat er um die Erlaubniß, ſtatt der Dame vom Hauſe Virginie in ſein Hotel führen zu dürfen; Herr Lebaume ſchritt mit Lucie voran.

Der gute Pierre Beauchamps konnte es nicht erwarten, ſeine Nichte auszuforſchen, ob ſie noch frei wäre, und ob ſie ihm wohl nach New-Orleans folgen würde, um Herrn Lebaume, ſeinen Aſſocié, zu heirathen und dadurch mit ihrem Bruder zuſammen in den Beſitz ſeines großen Geſchäftes zu gelangen. Nach Sitte der Amerikaner trug er dies Alles auf dem Wege nach ſeinem Hotel ohne viel Umſchweife vor, und war nicht wenig erſtaunt, als Virginie ſeine Pläne ſehr wohlmeinend fand, aber durchaus nicht gleich ja dazu ſagen wollte. Im Gegentheil, ſie legte den ganzen Accent ihrer Antwort auf Herrn Beauchamps Sorge für ihren Bruder, und fragte, warum er nicht ihn an der Stelle des Herrn Lebaume mitgebracht hätte.

Er wollte nicht. Er ſagte, es wäre nicht wahr, daß ich ſein Onkel wäre, und rannte fort, antwortete Pierre Beauchamps.

Er rannte fort? Und wohin? Seit wann? Wiſſen Sie denn nicht, wo er iſt?

Das weiß ich wohl, auch iſt er ſchon wieder zu finden, wenn er bei den Unruhen in Genf kein Unglück hat.

In Genf? Alſo er iſt nicht in New-Orleans, ſondern in Genf?

In Genf, Sie kennen ihn ja! es iſt Leon.

Leon!? Leon Montagny?!

Leon Beauchamps Bonneval.

Aber dieſer Leon, den ich kenne? Der Knabe mit dem wilden Coſtum, der Jules Montagny's Bruder iſt?

Der Ihr Bruder iſt, liebe Virginie.

O mein Gott! Lucie, wie allerliebſt, höre nur, Lucie! rief ſie aus, riß ſich von dem Arm des Onkels los, und erreichte im vollen Laufe das voranſchreitende Paar. Sie kümmerte ſich um keine Umgebung der volkreichen Straße, hing ſich Lucien jauchzend an die Schulter, und rief aus: Denke Dir, Leon iſt mein Bruder!

Leon Montagny? fragte Lucie erſtaunt.

Derſelbe, ſagte Virginie, aber er heißt nun natürlich nicht mehr Montagny, ſondern ſo wie ich.

Nun, ſagte Lucie heimlich, ſo könnteſt Du ja mit ihm tauſchen, Du nimmſt ſeinen und läßt ihm Deinen Namen. Virginie erröthete, Lucie fuhr fort: Aber wahrlich, man hätt' es vermuthen ſollen, daß Ihr Geſchwiſter ſeid. Er iſt Nichts als Du in einen Knaben überſetzt.

Virginie ſagte leiſe ſchmollend: Ich ſehe, Lucie, Du ſchlägſt Dich auf die Seite von Montagny und wirſt gottlos. Damit ging ſie wieder zu dem Onkel Beauchamps, dem ſie wegen der einzigen guten Nachricht über Leon alle übrigen unangenehmen Mittheilungen verzieh.

Herr Beauchamps war ſehr glücklich und hielt ein Mittagsmahl, wie er es lange nicht gethan; die Zukunft malte ihm ſeine Phantaſie mit Roſenfarbe; und auch Eure Genfer Freunde werden zum Ziel kommen, ſagte er zu den Damen; in der Demokratie regiert man nicht gegen den Willen des Volks; vielleicht ſetzt es einige Püffe und Kopfnüſſe, nun! was thuts? Wenn Ein Halm vom Hagel fällt, ſtehen zehn wieder aus der Erde auf: am Ende muß es doch gelingen. Er trank ſein Glas aus. Dann ſah er nach der Uhr und ließ ſeine Sachen ordnen. Er wollte mit dem letzten Dämpfer nach Genf zurück, um den wilden Jungen zu hüten, wie er ſich ausdrückte. Lebaume begleitete die Damen nach Hauſe und bat um die Erlaubniß, morgen ſeinen Beſuch wiederholen zu dürfen.

Als die Frauen allein waren, hatten ſie ſich unendlich Viel mitzutheilen. Glücklicher Weiſe war Alles klar; der gute Herr Beauchamps hatte kein Räthſel übrig gelaſſen. Er gefällt mir, ſagte Virginie, man weiß doch, wie man mit ihm daran iſt.

Und Lebaume, was für ein zierlicher ſanfter Mann! wie gefällt Dir der? fragte Lucie.

Er iſt ein ganz guter Aſſocié meines Onkels. Ich glaube, während mein Onkel den wilden Leon in Genf einzufangen ſucht, denkt er daran, mich hier zu fangen. Ich fürchte aber, ſie kommen alle Beide nicht zum Ziel; und um ihnen nach Kräften zum Scheitern dieſer Pläne behülflich zu ſein, wollen wir morgen noch einmal auf Abenteuer ausgehn und gefliſſentlich die Viſitenzeit verſäumen.

Der arme Lebaume! wie grauſam und wie treulos Du biſt! ſagte Lucie mit ſcherzender Verſtellung.

Warum geht er nicht mit nach Genf? Könnte er nicht ſo gut eine Flinte abfeuern, wie Leon?

Er iſt kein Genfer.

Aber er iſt ein Mann! — Doch, Lucie, ich merke wohl, Du widerſprichſt mir nur zum Scherz, und freuſt Dich ebenſowenig auf ſeinen Beſuch, als ich.

Lucie mußte die Wahrheit geſtehn; und des andern Tags entſchuldigten ſich die Damen bei Lebaume mit einem Geſchäft auf dem Lande, und unternahmen wirklich auf gut Glück einen Ausflug auf die Höhen über der Stadt, um einmal das ganze Gebirg des Montblanc über die hohen Savoyer Ufer emporragen zu ſehn.

Ein leichter Wagen führte ſie über Croiſſet nach Chalet de Gobet. Hier ſtiegen ſie aus und ſuchten ſich den ſchönſten Punkt zur Ausſicht. Der Kutſcher hatte ihnen die Fußſteige ſorgfältig bezeichnet, die ſie einzuſchlagen hätten, ſie ſahen das Ziel vor Augen, aber es zeigte ſich bald, daß alle dieſe Pfade nicht hinaufführten.

Wir haben unſern Zweck erreicht, ſagte Lucie, das Abenteuer iſt da, wir ſind irre gegangen.

Der Tanzmeiſter dort wird uns retten, antwortete Virginie, und deutete auf einen Mann im altmodiſchen Frack und in Schuhen und Strümpfen, der eine gemächliche Dame am Arm hatte und ihnen gerade entgegenſchritt.

Als man ſich begrüßt hatte, fragte der feine bejahrte Mann ſogleich: Kann ich den Damen einen Dienſt erweiſen? vielleicht ſuchen Sie den Weg zu der Ausſicht. Ich ſelbſt führe Madame Claude hinauf; rathe ich recht, meine Damen, ſo kehren Sie nur gleich mit uns zurück, es führt eine Pforte durch den Weinberg, dieſe haben Sie verfehlt.

Unſere Damen waren erfreut über den freundlichen Alten und nahmen ſein Anerbieten mit verbindlichen Worten an. Die Geſellſchaft erſtieg nicht ohne Beſchwerde den Weinberg. Der alte Herr zeigte den Frauen die Gegend und ſagte: Hier iſt Savoyen und dort Wallis, wo die guten Grundſätze noch herrſchen, ein großartiges Land und in ihm die alte ehrwürdige große Politik. Auch in Genf dort unten in der äußerſten Ferne ſind wir Meiſter; nur unſre ſchöne Waadt hat der ruchloſe Pöbel in ſeiner Hand.

Giebt's keinen Adel in der Waadt? fragte Lucie.

Ach, Madame, es iſt traurig. Sehn Sie dort die

Burgen in der Ferne, ſie waren einſt der Sitz gewaltiger edler Geſchlechter, jetzt iſt nur ihr Name noch übrig; ſie ſind Bauern, ihr Einfluß iſt null. In den Städten iſt es noch ärger; die Herren von der Gaſſe herrſchen, die Gaſſe ſelbſt iſt das Theater ihrer Thaten, die Kirchen ſind leer, die Frommen verfolgt, die Reichen müſſen ſich verbergen, die Beſten wandern aus.

Und der Präſident Druey, der jetzt ſo mächtig im Canton iſt, wie kam er zu dieſer Macht? fragte Lucie.

Auf der Straße durch den Pöbel, erwiderte er. Der Pöbel hob ihn, der Pöbel ſtützt ihn.

Man ſagt, er ſei gelehrt und beredt, warf Virginie hin.

Gelehrt in der Intrigue, beredt im Aufruhr, erwiderte er bitter. Was iſt das für eine Gelehrſamkeit, die ſo viel fromme Pfarrer entſetzt und das Volk in den Atheismus ſtürzt? Zwei meiner Söhne haben in Genf ſtudirt, mein Vermögen ſetzte ich daran, um gelehrte Theologen und gute Seelenhirten aus ihnen zu ziehn; jetzt ſind ſie unter den Entſetzten, und wäre der eine nicht durch den frommen König von Preußen nach Deutſchland berufen, ſie wären jetzt Beide ohne Verſorgung.

Ein gefühlvoller Herr, der König von Preußen! ſagte Madame Claude und faltete mit Mühe ihre fetten Händchen.

Aber haben ſich die Pfarrer nicht gegen die Obrigkeit empört? fragte Lucie.

Sie haben ſich zu früh empört, Madame, erwiderte der Conſervateur. Unſre Zeit wird kommen, unſre Verſammlungen wachſen, und das Waſſer, womit ſie uns begießen, ſoll den feurigen Muth nicht löſchen, der in unſrer Bruſt lebt. Wir werden eines Tages ſtark ſein, und wie unſre Brüder im Wallis dieſe Gottloſen von der Erde vertilgen.

Aber ſind ſie denn nur Alle gottlos, fragte Lucie, wenn ſie auch nicht gerade in die Kirche gehn?

Alle, ſagte er, Alle! Ihre Männer haben keine Religion, ihre Weiber keine Ehre, ihre Kinder keine Zucht.

Aber die Regierung duldet Eure Verſammlungen und die Preſſe iſt frei, ſagte Lucie.

Ja, wir verſammeln uns und die Preſſe iſt frei, antwortete er; aber was vermag die Preſſe gegen das Regiment der Gaſſe? Sie leſen nicht, ſie lachen . . .

Ein ferner Kanonenſchuß unterbrach ſeine Rede. Die Damen fuhren zuſammen. Virginie, haſt Du gehört? rief Lucie ängſtlich aus. Die Kanonade ging fort; die Schüſſe folgten ſich raſcher.

Ha, die Unſrigen, rief der Conſervateur frohlockend aus, bombardiren St. Gervais. Jeder Schuß wird Hunderte niederſtrecken; dieſes Pöbelneſt muß man mit Salz beſtreun und den Pflug über die Stelle führen, wo es geſtanden hat.

Lucie erblaßte bei dem grauſamen Gedanken des alten Herrn. Wie leicht konnte er wahr werden! Virginie wurde roth vor Zorn. Sie richtete ſich hoch auf und fuhr den fanatiſchen Romier an: Und dies Gefühl des blinden Haſſes, dieſen Wunſch des Untergangs der bedrückten Menſchheit zum Vortheil wahnſinniger Pfaffen und kindiſcher Pfaffenväter, das nennen Sie Religion? — Mein Herr, wir ſind von der Gegenpartei, jene Kanonen wüthen jetzt gegen unſre Männer und gegen die Häuſer von St. Gervais, das wir bewohnen, und wir ſind nur

Frauen; aber wir haben die Religion, alle die Kanonen mit ihrem Donner werden dem Hauch der Freiheit unterliegen, und auch in Genf, wie hier in der Waadt, ſehr bald der Arme dem Reichen an Recht gleich ſein und an Ehre, ja über ihm, wenn er beſſer iſt als jener und edler denkt, als Sie.

Die Damen grüßten ſtolz, zogen ſich zurück und ſtiegen eilig nach Chalet de Gobet hinab, um ſich von dort nach Ouchy zu begeben und durch die Paſſagiere der Dampfböte Nachrichten aus Genf zu erfahren.

15. Nachricht vom Schlachtfelde.

In Ouchy fanden ſie einen großen Tumult und ein undurchdringliches Gewühl von Menſchen. Halb Lauſanne war vor Ungeduld an den See hinabgeſtiegen, aber man wartete vergeblich auf das Schiff; es blieb aus. Die Liberalen deuteten dies günſtig. Hätten die Conſervateurs geſiegt, ſagten ſie, ſo wäre die Botſchaft längſt eingelaufen, es iſt gewiß, daß ſie noch nicht zu Ende ſind. Indeſſen fürchtete man ernſtlich für die freie Partei und das

Volk verlangte laut und murrend, daß Hülfstruppen nach St. Gervais aufbrechen ſollten. Die Nacht fiel ein; die Kanonade war verſtummt. Alles begab ſich unmuthig in die Stadt.

An Schlaf und Ruhe war nicht zu denken. Feuer brannten auf den Bergen als Signale der Sympathie, die Trommeln wirbelten durch die Straßen, Militär zog den See entlang; Alles war in Bewegung, die verſchiedenſten Gerüchte kreuzten ſich. Man hatte mehr als zweihundert Kanonenſchüſſe gezählt, viele Leute behaupteten, die kleine Stadt ſei nur noch ein Aſchenhaufe; Andere erklärten, es ſei nicht die geringſte Spur einer Feuersbrunſt bemerkt worden.

Lucie und Virginie durchwachten in der größten Aufregung die halbe Nacht. Da erſchien ausnahmsweiſe der Briefbote, der nicht mit Unrecht auf ein ungemeines Intereſſe für die Genfer Nachrichten rechnete und ſie zu einer Stunde der Nacht vertheilte, wo ſonſt ſein Geſchäft gänzlich ruhte; er brachte Virginie einen Brief von Leon. Ein Brief aus Genf! hieß es, und ſogleich füllte ſich das Zimmer von Leuten aus allen Klaſſen, die ihn hören wollten. Lucie und Virginie durchflogen ihn, dann las Lucie:

„Genf, 8 Uhr Abends. — Virginie, ich halte Euch Wort. Herr Gavelle hat die Porte de Cornavin ſiegreich vertheidigt. Jules und ich, wir leben, aber wir ſind ſchwarz wie die Neger von Pulver und Staub. Bei uns am Pont des Bergues ging's am ſchärfſten zu. Jetzt ruhen wir aus mit geladenen Stutzern. Auf dem ganzen Quai entlang brennen unſre Wachtfeuer, lauter Regierungsholz! Bei uns iſt es hell, drüben dunkel, ſoeben wird ein Theil der Brücke verbrannt, das macht's noch heller. Den ganzen Nachmittag wurde geſchoſſen, daß es eine Luſt war; aber ſie haben Nichts getroffen, nur zwei Mann von uns ſind geblieben, ihre dummen Schüſſe ſitzen alle in den Häuſern. Madame Gavelle wird ihr Sopha nicht wiederfinden. Eine von den vielen Kanonenkugeln, die in's Haus gefahren ſind, hat es zerſchlagen. Ganz früh machten wir ſchon Barricaden vor den Brücken; kein Menſch ſtörte uns; wir Jungen trugen Alles herbei, während nur zweihundert Mann mit Büchſen die Brücken bewachten. Drüben bildeten ſie ſich ein, unſre Barricaden könnten ſie mit zwei Schüſſen wegräumen; nun haben ſie den halben Tag bombardirt und Nichts ausgerichtet. Zuletzt ſchickten ſie die geworbenen Soldaten über die Brücke. Dieſe kamen ganz nahe heran, einige waren oben auf unſern Steinen, ſie wurden aber alle erſchoſſen und zwei, drei fielen von der Barricade herunter in die Straße. Damit ſie dies nicht wiederholen können und zu ihrem eigenen Beſten, haben wir einige Joch der Brücke verbrannt.

„Ueber Eins wirſt Du Dich wundern, Virginie. Ein alter hagerer Herr aus New-Orleans kam geſtern zu uns, redete ein paar Worte mit Jules, erzählte mir dann, er wäre mein Onkel und wollte mir nicht erlauben, daß ich mitfechten ſollte, wenn es zum Aufruhr käme. Das ärgerte mich. Wir haben hier gerade Tyrannen genug, fuhr ich ihn zornig an, rannte fort und warf ihm die Thür vor der Naſe zu. Darauf war er abgereiſt. Als es aber zum Schlagen kam, war er wieder da; er trat zu mir, mit einer unendlich langen Büchſe, die ganz feine Kugeln ſchießt. Leon, ich gebe Dir Recht, ſagte er zu mir, Du mußt ehrlich mithalten und nun will ich Euch beiſtehn. Aber ſo Etwas hatten wir noch nicht geſehn.

Er ſchoß drüben, wo er wollte, die Artilleriſten und Offiziere weg und gewöhnlich wenn Alles ſtill war, gerade als hätte er mit ſeinem amerikaniſchen Peſſer uns auslachen wollen. Das iſt nun mein Onkel, ein curioſer Menſch!

„Jules hat uns commandirt. O iſt der tollkühn, er ging immer ganz offen an der Brüſtung der Rhone hin, und beobachtete den Feind mit ſeinem Fernrohr ſo unbefangen, wie man den Mond oder die Sterne beſieht. Daß die Söldner ſo nahe kamen, war ſein Befehl. Sie müſſen die Lehre bekommen, daß ſie ſich wirklich verkauft haben! rief er aus, und wir haben keine Munition auf's Ungewiſſe hin zu verſchwenden. Er hat Recht. Wir leiden Mangel an Pulver. Sagt es den Lauſannern, daß ſie uns welches ſenden; die Porte de Cornavin iſt frei. Herr Gavelle ſchickt eben her, und meldet, daß dort hinaus in zwei Minuten ein Courier abgeht, der auch meinen Brief mitnimmt, Lebt wohl! Morgen entſcheidet ſich's. Virginie ich liebe Dich! Leon Montagny.“

Den Schluß las Lucie natürlich nicht mit vor.

Was ſoll daraus werden? riefen die Zuhörer.

Wir müſſen ihnen Pulver und Blei beſorgen. Zuziehn können wir nicht, die Geſetze verbieten es, antworteten Andere und gingen hinaus

Sie können die große Stadt nicht nehmen, das iſt klar, bemerkte Einer von den Zurückbleibenden; wie lange wollen ſie ſich halten?

Unterdeſſen ſind ſie Sieger geblieben; und der Brief des Knaben iſt voll von der muthigen Stimmung, die ihn umgiebt, ſagte ein Anderer.

Leons Brief mußte wiederholt vorgeleſen werden, denn es kamen fortwährend neue Zuhörer herbei. Das Zimmer der Frauen war ein Verſammlungsſaal der Patrioten geworden, neue Erörterungen über die Lage der Dinge entſpannen ſich bei jeder beendigten Leſung, Entſchlüſſe wurden gefaßt, Boten entſendet und Nichts verſäumt, um die eifrigſte Theilnahme des Waadtlandes für die tapfern Kämpfer von St. Gervais an den Tag zu legen.

Lucie und Virginie blieben die ganze Nacht in den Kleidern, und als der Morgen graute, verdoppelten ſie ihre Aufmerkſamkeit, um zu hören, ob die Feindſeligkeiten wieder begonnen hätten.

Man hörte Nichts.

Was mich in Leons Nachrichten beruhigt, iſt die zuverſichtliche Haltung von George und Jules, ſagte Lucie, die man durchſchimmern ſieht.

Jules Montagny iſt am deutlichſten geſchildert, fügte Virginie hinzu; ich ſeh' ihn vor unſerm Hauſe beobachtend und befehlend einherſchreiten. Er glaubt an den Sieg unſerer Sache, das iſt gewiß.

So wirſt auch Du nun wohl an ihn glauben, warf ihr Lucie forſchend hin.

Und der Onkel Beauchamps geht mit ins Gefecht. Iſt es nicht ein Ereigniß? Der Leon hat ihn wieder jung gemacht, ſagte Virginie ausweichend.

10. Die drei Boten.

Seitdem die liebenswürdigen Lauſanner die Entdeckung gemacht hatten, wie ſehr Lucie und Virginie bei dem Ausgange des Kampfes in Genf betheiligt waren, wurde ihnen jede Nachricht, die irgendwo einlief, mitgetheilt, auch hatte Herr Lebaume es zu ſeinem Geſchäft gemacht, Erkundigungen für ſie einzuziehn. Ja, zuletzt, als er einſah, daß er mit all ſeinem Eifer um Nachrichten keinen Eindruck auf Virginie machte, nahm er ein Fuhrwerk, kaufte einen großen Sack Pulver und ſchlug die Straße nach Genf ein.

Es iſt rührend, Virginie, ſagte Lucie, was er Alles unternimmt, um ſich bei Dir in Gunſt zu ſetzen.

Aber den Onkel Pierre und meine beiden Brüder holt er nicht wieder ein, antwortete ſie.

Deine beiden Brüder?

Nun ja! Iſt der Eine mein Bruder, warum der Andere nicht auch?

Ich habe gewiß Nichts dagegen, ſagte Lucie ironiſch; ich verſtand Dich nur nicht ſogleich. Virginie wandte ſich zu irgend einem Geſchäft. Sie war ſich ſelbſt nicht gleich klar geweſen, wie viel ſie geſagt hatte.

Die erſte Nachricht aus Genf, welche Aufſehn machte, war das Anerbieten einer Amneſtie für die Maſſen der Empörer mit Ausnahme der Anführer, welches die Regierung gemacht und die Liberalen ausgeſchlagen hätten. Die Kanonade wird wieder eröffnet werden, hieß es dann, und man will diesmal die kleine Stadt mit glühenden Kugeln in Brand ſchießen.

Der Conſervateur von Chalet de Gobet kam Lucie wieder ins Gedächtniß, und wirklich erblickte ſie ihn ſelbſt gleich darauf unter den eifrigſten Forſchern nach Neuigkeiten vor dem Hotel. Sie kannte ſein Intereſſe aus dem Geſpräch von geſtern, er aber wußte es geſchickt zu verbergen, und nur der Eingeweihte konnte es ihm anſehn, daß er dachte: Das iſt es was ich erwartet habe, eine Regierung, wie die Genfer, läßt ſich durch einige Flintenſchüſſe nicht imponiren.

Unterdeſſen erfolgte noch immer keine neue Kanonade, im Gegentheil, die erſte Nachricht erhielt einen ganz unerwarteten Zuſatz durch eine zweite. Die große Stadt, hieß es, hat eine Volksverſammlung gehalten, die Beſchießung der kleinen verboten und ſich gegen die Regierung erklärt.

Die Freude war unbeſchreiblich; aber ſie erreichte den höchſten Grad, als Gavelle, Leon und Beauchamps aus einem Wagen ſprangen, der von Ouchy kam, wohin das

Dampfboot von Genf ſie geführt hatte, und Leon auf der Terraſſe des Hotels mit drei Piſtolenſchüſſen ein Signal gab, worauf das Dampfboot in Ouchy zwölf Böllerſchüſſe abfeuerte und die eidgenöſſiſche Fahne aufzog. Alles ſchrie: Wir haben geſiegt! Genf iſt der zwölfte Kanton gegen die Jeſuiten. Zieht die Kanonen heraus und begrüßt die eidgenöſſiſche Fahne, die uns Genf ſchickt! Thut es, ſagte Gavelle, wir haben geſiegt. Die Frauen waren herbeigeſtürzt und hingen, vor Freuden weinend, an ſeinem Halſe. Aber er riß ſich nach kurzer freudiger Begrüßung los, um ſeine geſchriebene Botſchaft an die Behörden des Staats zu bringen.

Wie ein Blitz flog die Nachricht durch das Land und die Freudenſchüſſe über den Sieg der Freiheit ſchallten lauter, als geſtern die Kanonade der Genfer Guizotiſten und Sonderbündler.

Die franzöſiſchen Verräther haben Genf verloren, die Schweiz iſt gerettet! rief man ſich zu. Die Regierung der Conſervateurs iſt aufgelöſ't, Fazy und ſeine Freunde haben proviſoriſch eine neue gebildet; es leben die freien Eidgenoſſen! Unbekannte, die ſich die Nachricht mittheilten, umarmten ſich wie Brüder. Es war Ein Jubel in allen Straßen der Stadt. Die Uebelwollenden ſchlichen ſich bei Seite, auch den Conſervateur von Chalet de Gobet ſah Virginie in eine Seitengaſſe verſchwinden.

Er wird ſich wieder damit tröſten, ſagte ſie, das Theater unſerer Triumphe ſei die Gaſſe, dieſe Gaſſe von Lauſanne, als wenn es in der Welt ein ſchöneres Theater gäbe! O Lucie; wie glücklich haſt Du mich gemacht, daß Du mich hieher geführt, in dieſes Land, zu dieſen Menſchen, in dieſes erhabene Theater der Freiheit!

Leon war entzückt über Virginie's Theilnahme, er herzte und küßte ſeine Schweſter und erklärte, daß ihm der Onkel mit der Nachricht gar keinen Dienſt geleiſtet hätte. Er würde es ſonſt gewagt haben ſich ganz in ſie zu verlieben; jetzt müſſe er das Jules überlaſſen. Ach! fuhr er fort, da fällt mir etwas Artiges ein. Virginie, liebe Du den Jules?

Pſt! ſagte ſie und hielt ihm den Mund zu, das wiſſen wir noch nicht.

Du ſollſt ihn einmal ſehn, Virginie, ich ſchwöre Dir, Du liebſt ihn, fuhr Leon fort.

Aber, Leon, ſagte ſie in ihrer Verwirrung lächelnd, warum habt Ihr ihn denn nicht gleich mitgebracht?

Vielleicht kommt er nach, antwortete Leon.

Virginie zuckte zuſammen, ſie hoffte und fürchtete bei dieſer Nachricht.

Er kommt ganz ſicher, fügte der Onkel Beauchamps hinzu. Aber, Virginie, liebes Kind, was haſt Du mit Lebaume angefangen? Ich hoffte ihn ſicher in Deiner Geſellſchaft zu finden.

Lebaume hat Pulver gekauft und führt es nach Genf, antwortete Lucie für ſie.

Er iſt ein Patriot, man ſoll es ihm verdanken, ſagte Leon.

Aber, ſeufzte der Onkel, er kommt auch da zu ſpät!

17. Das Siegesfeſt.

Die Zeitung erſchien und enthielt die große Begebenheit, die alle Gemüther erfüllte. Sie ſagte: Genf iſt unſer. Ein großer Umſchwung des Geiſtes ſollte noch einmal von dieſer glorreichen Republik ausgehn. Diesmal iſt es keine weltbewegende Theorie, auch keine religiöſe Reformation, es iſt eine politiſche That, welche die Genfer kühn und glücklich vollbracht haben; und dieſe That bezeichnet eine neue Epoche. Seit 1830 iſt nichts Größeres geſchehn, als die heutige Befreiung Genfs. Denn mit ihr beginnt in der europäiſchen Geſchichte ein fühlbarer Gegenſtoß gegen die finſtere Reaction, welche die Menſchheit noch einmal um die Freiheit betrügen will. In Genf, Eidgenoſſen, waren uns die Hände gebunden, in Genf ſind ſie uns jetzt gelöſt. Wir können nun handeln und wir werden handeln. Wir ſind ein kleines Volk, aber wir ſind mächtiger als die trägen Maſſen, die ohne Bewuſtſein und ohne Bewegung hinleben; wir fühlen vom heutigen Tage an die Kraft in uns, den Principienſtreit des Jahrhunderts ſiegreich auszufechten und unſre Berge von den Feinden unſerer Inſtitutionen und unſerer Bildung zu reinigen.

Wir haben daher beſchloſſen und beſchließen, den heutigen ewig denkwürdigen Tag durch ein Volksfeſt zu begehn. Mit anbrechender Dunkelheit wird ein großes Feuerwerk abgebrannt, es endigt mit zwölf Kanonenſchlägen für die heut gewonnene Zwölfermehrheit der liberalen Kantone. Der große Tanzplatz iſt erleuchtet, die Promenaden illuminirt, die Muſikchöre werden auf Staatskoſten in Concerten und beim Tanze thätig ſein. Bürger und Bürgerinnen, verſammelt Euch zahlreich und ehrt die Bedeutung des Tages durch Eure Gegenwart.

Das Comité des Volksfeſtes.

Unſere Geſellſchaft hatte ſich unterdeſſen geſammelt. Gavelle brachte ſeine Lauſanner Freunde mit, der Kreis vergrößerte ſich immer mehr; denn viele Männer und Frauen kamen, um die Genfer zu ſehn und zu begrüßen.

Man zog alsdann auf den großen hell erleuchteten Tanzplatz und hier waren es nun wieder die Genfer und die Genferinnen, um die ſich Alles drängte. Mit Gavelle's Theorie vom Tanze mußte es nicht viel auf ſich haben, oder die Bewegung, in die er geſtürzt war, hatte ihn verjüngt, er war überall, wie die jüngſten Tänzer, thätig. Ohne Zweifel ließen die ſchönen Lauſannerinnen ihn nicht zur Beſinnung kommen.

Endlich erſchien auch Montagny. Die Lauſanner

Notabeln erkannten ihn ſogleich, man feierte ſeine Erſcheinung mit wiederholtem Jubelruf und das Volk verlangte ihn zu hören. Er ſchilderte in einem ſchönen Vortrage den ganzen Verlauf in Genf und die neue Lage des Vaterlandes, welche durch das Glück der liberalen Waffen hervorgebracht wäre. Die lange, glänzende Rede wurde mit lautloſer Aufmerkſamkeit von der ganzen Volksmenge angehört, und erſt am Ende brach Alles in ſtürmiſchen Jubel aus, und jauchzte ſeinem Wunſche, der Befreiung der Schweiz, Beifall zu.

Darauf begann der Tanz von Neuem, und Montagny wurde von einer ſchönen Lauſannerin, die ihm Herr Druey ſelbſt vorſtellte, in Anſpruch genommen. Er warf einen ſehnſüchtigen Blick nach Virginie hinüber. Sie war noch befangen von dem Eindruck ſeiner hinreißenden Rede. Welch' ein gewaltiger Menſch, Lucie! flüſterte ſie Madame Gavelle zu. Der Tanz trennte die Freundinnen.

Endlich fanden ſich Virginie und Montagny. Wie lange, rief er aus, hat ein böſer Zufall uns getrennt!

Wir ſprachen in Paris an jenem merkwürdigen Abende über den Tanz, ſagte Virginie.

Und nannten ihn einen Ausdruck der Liebe.

Aber nur die Kinder durften tanzen.

Und jetzt tanzen wir im vollen Ernſt, nicht wie wir damals ſcherzten als Kinder. Dieſer Tanz nach dem großen Siege von geſtern und heute iſt eine religiöſe, wenn auch eine noch ſo heitere Feier.

Ja, ich begreif' es jetzt, ſagte Virginie, was Religion iſt. Ihr habt es mich erleben laſſen; ich begreife jetzt Deine Scherze über die todten Götter, ich habe Deine Rede empfunden und Deine Thaten verſtanden, Niemand iſt religiöſer als Du!

So fürchteſt Du mich nicht mehr, Virginie?

Jules, ich verehre Dich. Du biſt nicht gottlos!

Nein, wahrlich nein, denn meine Göttin, Virginie, biſt Du!

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Die neue Welt.

Ein Trauerſpiel in fünf Aufzügen.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Die neue Welt.

Ein Trauerſpiel in fünf Aufzügen.

Mit einem Vorſpiel:

Goethe's Ankunft in Walhalla.

Von

Arnold Ruge.

Für die Bühnen Manuſcript.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1856.

[illegible]
[illegible]
[illegible] SIS.

Verehrter Freund!

Das Drama «Die neue Welt» ſchrieb ich 1853 im Sommer. Der Titel iſt der Ausdruck davon, daß hier eine Geſellſchaft und eine Freiheit vorweggenommen worden, wie ſie vor der Hand nur noch zerſtreut zu finden ſind.

Varnhagen, der das Manuſcript geleſen hat, meinte, eine „ſittliche Verirrung ſei nicht tragiſch" und „man finde ſich im Anfang vielmehr in Elementen des Luſtſpiels". Dies iſt mir Beides ſehr intereſſant geweſen. Es iſt nämlich der Sinn der Sache, daß aus dem Carneval der freien Liebe ihre Tragödie wird. Dieſer Carneval ſelbſt und ſeine Frivolität iſt zur Motivirung der Tragödie benutzt. Er *ſoll* verletzen und iſt eine Disharmonie, um deren Löſung es ſich handelt. Der Conflict des Egoismus des Genies mit dem Genius der ſittlichen Geſellſchaft iſt nicht „ſittliche Verirrung“, ſondern eine titanenhafte Empörung, die ſich unter ſolchen Verhältniſſen ſelber zerſtört. Das eigentlich tragiſche Intereſſe iſt dabei die pſychologiſche Entwickelung der Charaktere zu einer Kataſtrophe, in der keiner von ihnen ohne Schuld iſt und jeder ſeine Läuterung erfährt.

Uebrigens iſt Varnhagen mit der Form und Ausführung ſo ſehr zufrieden, daß „er ſich dadurch an Goethe's «Taſſo» erinnert findet“ — was in der That in Varnhagen's Munde ſehr viel ſagen will und überhaupt ſehr viel geſagt iſt.

Auch Hermann Franck iſt mit dem Drama ſehr zufrieden und räth mir zum Druck: „da es jetzt dergleichen gar nicht gäbe, würde man es mit großem Intereſſe aufnehmen“. Das iſt freilich ſo gewiß nicht. Man braucht ſich nur an das Schickſal zu erinnern, das «Don Carlos» erfuhr, der ebenfalls ein Intereſſe vorausſetzte, bevor es noch in ſeiner ganzen Macht und Ausbreitung durch die Revolution von 1789 lebendig geworden war.

Daß Goethe den genialen Egoismus deutlich genug vertritt und daß die Hypotheſe, ihn in eine edlere ſelbſtbewußte Umgebung zu verſetzen, eine Tragödie erzeugen müßte — braucht man kaum zu ſagen. Dennoch iſt weder Goethe's Zeit, noch ſeine Umgebung genug verſchwunden, um dies Allen ſofort anſchaulich zu machen. Die Einen halten dieſe Umgebung, die Andern Goethe's Vorrechte in jenem zarten Punkte für unſterblich. Wir halten beide für ſterblich, beide ſofern ſie ſich einander bedingen.

Das Vorſpiel «Goethe's Ankunft in Walhalla» drückt dies aus.

Das Drama «Die neue Welt» nimmt jenen Untergang als vollzogen an. Es thut damit freilich in Wahrheit nichts weiter, als daß es, wie jedes Gedicht, ſich auf einen idealen Boden ſtellt; wenn man aber ſolange, wie wir, in der entgegengeſetzten Richtung fortgegangen, kann es ſich leicht ereignen, daß man den tragiſchen Conflict um ſolcher Dinge willen, als Liebe und Treue ſind, gar nicht mehr für möglich hält.

Mit alledem iſt über die pſychologiſche Entwickelung und über das eigentlich bewegende Element des Dramas nichts geſagt. Ich will dies ganz unterlaſſen, weil ich den Eindruck nicht ſtören mag, den ich mir ſicher verſpreche, wenn Sie das Stück leſen.

Auch von der äußern Veranlaſſung ſchweige ich. Sie würde nur zu Misdeutungen führen.

Brighton, 1855.

Arnold Ruge.

Goethe's Ankunft in Walhalla.

Perſonen des Vorſpiels.

Iphigenes, Tempelwart.
Schiller.
Hegel.
Schelling.
Joſeph und Guido Görres.
Chor der alten Garde.
Reimer und Riemer aus Weimar.
Goethe.
Heinrich Mephiſon.
Chor des Geſindels.
Platen.

Iphigenes.

Wir thun Walhalla's Flügelthüren auf; ſo ſei's:
Und gehn voll Ehrfurcht zu den Marmorſtufen vor,
Um dort, wie ſich's für uns geziemt, den größeſten
Verſtorbnen zu empfangen. Wolfgang Goethe naht
Walhalla ſich; er zögert; wir erwarten ihn
Mit aufgeregter Seele; ja, daß wir's geſtehn!
Er zögerte zu lange, wurde viel zu alt,
Und ließ ſo lang' uns dieſen Tempel ohne Gott.
Daß wir uns faſt zu voller Anarchie gewöhnt.
Was ſagſt du, Schiller, konnt' es ſo noch weiter gehn?
Zwar ſind wir Alle Griechen hier im Tempel und,
Verſteht ſich, nicht wie Scythen durch Befehl regiert,
Wir ſtimmen gleich und geben ſelber das Geſetz;
Allein du wirſt nicht ſagen wollen, daß der Gott
Nicht Tempel brauche und der Tempel keinen Gott?

Schiller.

Mir ſcheint's, wir wären Alle gleich unſterblich hier
Und Goethe viel zu logiſch zum Unſterblichſten.

Iphigenes.

Wie immer, liebenswürdig! Aber der Phantaſt
Will offenbar im Himmel ſelbſt noch Republik.
Da mußt du dein Naturrecht, theurer Hegel, ihm
Erklären; er war ſchon geſtorben, als die Welt
Durch dich erfuhr, daß Griechenthum und Republik
Weit unter Englands mittelalterlichem Staat
Und prieſterlich gelenktem Volk zu ſchätzen ſei.
Und daß nun vollends zum Olymp ein Zeus gehört,
Wird dir noch leichter ihn zu überführen ſein.

Hegel (zu Schiller).

Mein edler Freund, es wäre alſo weniger
Die Rede von Principien, als wie weiſe wir
Uns in die Zeiten ſchicken und Iphigenes,
Der uns Walhalla's Haus gebaut, zu Willen ſind.

Schiller.

Sagt' ich denn nein? War jemals ich darauf erpicht,
Die Leute an der eigenen Belehrungsluſt
Zu hindern, wenn ſie ſich Unmögliches erwählt?

Joſeph Görres

(geht agitirend im Kreiſe der Unſterblichen umher).

Ihr Bürger von Walhalla, regt ſich euer Herz
Denn nicht im Buſen, bei der Ausſicht auf die That,
Daß ihr durch eure Stimmen dieſen Thron beſetzt
Und ſelbſt unſterblich euren eignen Gott euch ſchafft?

(Beifällige Bewegung.)

Kommt her! Erhebt die Hände! Jauchzt ihm freudig zu!
Denn ſchon ſeh' ich am Ufer ſein erhabnes Haupt.
Du, Guido, zündſt ihm ſeinen goldnen Hauptſchein an
Und ſtutzeſt ihm die Tolle wie dem alten Zeus.

Guido Görres.

Scheint dir das griechiſch, Vater? Du vergißt dich ganz
Und ſprichſt im Stile unſrer münchner Zeit zu mir.

Joſeph Görres.

Sei du kein Thor und reite deinen Gaul nicht gleich
Gar zu pedantiſch nach der neuen Schule zu:
Man wird um Goethe's Götterhaupt den goldnen Schein
So gut wie Jovis herrſchende Friſur verſtehn.
Was ſagt ihr, Ruhmgenoſſen in Walhalla's Haus?

(Großer Beifall, nur Schelling bereitet ſich unmuthig vor, die Verſammlung zu verlaſſen.)

Was, Schelling, die Galloſchen und den Ueberrock
Ziehſt du dir an?

Schelling.

I geh' nach Karlſchbad; grüeſch euch Gott!

(Geht ab.)

Hegel.

Er geht wahrhaftig! Nun, es iſt ſo unrecht nicht,
Wenn er ſich ärgert, daß er Sprudel trinken will.

Joſeph Görres.

Er ärgert ſich? Worüber?

Hegel.

Daß ihr ihn nicht wählt,
Und euch, ihr Münchner, iſt er doppelt gram, daß ihr
Nicht für den Unrath dankbar euch beweiſen wollt,
Den er aus tiefſter Tiefe für euch aufgewühlt.

Joſeph Görres.

So laßt ihn Sprudel trinken zur Erleichterung.
Ein Gott muß populärer ſein, als er's vermocht;
Und nur Aegypter könnten ein Geſicht wie ſein's
Mit andern Larven in der Tempelniſche ſehn.
Doch wir ſind nun wol einig, alſo laßt den Chor
Sein weihend Jawort dazu ſprechen, wenn er meint.

Chor der alten Garde.

Vom kaſtaliſchen Quell, von des Pindus Höhn,
Vom Hymettus voll attiſchem Honig
Hat Goethe zu Hauſ' uns das Schönſte gebracht
Und Deutſchland geehrt mit helleniſchem Geiſt:
Sei er Gott uns dafür in Walhalla!
Kein Germane vor ihm war menſchlicher frei
Und nach ihm nur wenige gleich ihm.
Sein Wort iſt der Hauch, der die Frühlingswelt
Des Geiſtes noch immer befruchtend bewegt.
Sei er Gott uns dafür in Walhalla!

Iphigenes.

Da ſeh' ich ſchon die Läufer, die von Weimar nahn;
's iſt Riemer mit dem Reimer, ſie eil'n die Stufen herauf.

Riemer und Reimer.

Iphigenes, Unſterbliche,
Des Todes neuſte That,
Ihr hörtet die verderbliche —
Und Wolfgang Goethe naht.
Wir ſchweigen, trauernd, daß er ging,
Und ſtaunend grüßen wir
Den edlen Kreis, der uns empfing,
Walhalla's Stolz und Zier!

(Verneigen ſich und treten zurück.)

Goethe (hereinſchreitend).

O ſüßes Licht! Wie iſt mir! Welch ein Glanz umgibt
Mich allumher hier! Welch ein Kreis Unſterblicher!
Ihr meine feierlich Bewegten, euch erkennt
Des Auges neugeborner Blick, ihr ſeid's, ich ſeh's,
Dich, Hegel, ſeh' ich, Schiller und Iphigenes!

Iphigenes.

Willkommen, theure Excellenz!

Joſeph Görres.

Was fällt dir ein?
Nenn' ihn doch ſelber, wie du ſelber ihn getauft!

Hegel (ſchüttelt Goethen die Hand).

Willkommen, Alter!

Schiller.

Sein Sie herzlich mir gegrüßt!
(Die Drei, Goethe, Schiller, Hegel treten zuſammen.)

Iphigenes.

Da habt ihr die drei Schweizer und den Rütlibund
Der deutſchen Freiheit! Aber, Görres, Majeſtät
Kann ich ihn doch unmöglich ſelber nennen! Wie?

Joſeph Görres.

Verſteht ſich, oder nenn' ihn gleich des Kronos Sohn!

Iphigenes.

So höre mich, Kronide Wolfgang, Goethens Sohn!

Goethe.

Was ſagt er? Welch ein ſeltſam griechiſches Gemiſch!

Schiller.

Ja, Ihnen gilt es! Finden Sie ſich nur darein!

Iphigenes.

Wir haben hier im Rathe der Unſterblichen
Beſchloſſen, dich auf dieſen unſern Thron als Gott
Und Fürſt Walhalla's zu erhöhn, du biſt gewählt!

Alle.

Du biſt gewählt!

Guido Görres

(macht ihm die Friſur zurecht, thut ihm einen Purpurmantel um
und zündet die Glorie an).

Beſteige nun Walhallas Thron!

Goethe (ſetzt ſich majeſtätiſch zurecht).

Nach allem was wir geſagt und gethan,
Haben wir ein Intereſſe daran,
Daß die Tugend auf unſrer Erde
Nicht gar zu ſehr befördert werde,
Daß neben den braven Idealiſten
Auch einige Teufel beſtehn und niſten,
Und ihre Brut den Sauerteig
Abgeb' im ſtrebenden Menſchenreich.
Laſſet alſo die Teufel vor mir erſcheinen
Und zu Hofe ſein mit den übrigen Meinen.

(Reimer und Riemer, die Läufer, führen Heinrich Mephiſon ein, der einen großen Schweif von Geſindel, Einige in Stulpſtiefeln und mit langen Schnurrbärten, hinter ſich hat.)

Riemer.

Herr, dein Mephiſto und die alte Teufelszucht
Sind all' geſtorben und verdorben, dafür lebt
Denn aber vielverbreitet ihre Brut und iſt
Zum Theil mit Staatsgeſchäften dergeſtalt beſetzt,
Daß ich nur dieſen alten Herrn dir bringen kann.
Er war in ſeiner Jugend etwas aufgeweckt
Und büßt es jetzt, du ſiehſt ihn leidend, doch er ſtelzt
Auf ſeinem Schweinefuß noch immer ungeſchwächt
Durch unſern Koth. Du kennſt ihn! Heinrich Mephiſon!

Goethe.

Laßt mir herein den Alten!

Platen (tritt vor).

Mit edleren Geſtalten
Würd' ich an deiner Statt
Den erſten Hoftag halten.
Ich hab' die Witze ſatt,
Mit denen jüdiſch und gemein
Er auf die Sündflut ſpeculirt.
Es iſt genug, ſie brach herein:
Hätt'ſt du ihm lieber demonſtrirt:
„Nicht lohne ſich's ein Schuft zu ſein!“

Heinrich Mephiſon.

Es lohnt ſich wohl, Herr Graf!
Das Einz'ge, was ſich lohnt,
Iſt: ſtiehl; doch ſei kein Schaf
Und ſtiehl, daß ſich's verlohnt:
Den Galgen ſtiehl du dem Gericht
Und mit gelaſſ'nem Angeſicht
Häng' die Geſchwornen ſelbſt daran.
Die Welt ſagt dann: wie wohlgethan!

Der Mann hatt' Recht! Welch ein Genie!
Zeigt uns doch einmal wo und wie!
Hoch lebe die Diebsphiloſopie!

Goethe.

Daß ihr die Schwärmer ein wenig duckt,
Und wo der Menſch ſich regt und muckt,
Ihn mit dem Thier auf die Naſe ſchlagt,
Iſt was mir teufliſch wohlbehagt;
Denn Wen'ge nur ſind auserkoren.

Platen.

Kein Menſch wird frei und groß geboren.

Joſeph Görres.

Das Volk iſt gegen das Volk verſchworen.

Heinrich Mephiſon.

Und hat noch immer das Spiel verloren.

Chor des Geſindels.

(Mephiſon tritt den Tact mit ſeinem Schweinebein dazu.)

Ja, uns wird jetzt ein Bacchanal,
Ein ſeltenes gegeben,

Wir ſpeiſen von der Menſchheit Qual,
Von ihrem Mark und Leben.
Und wenn wir's recht bedenken, du
Verhalfſt zum Theil uns mit dazu.
Du lehrteſt uns genießen
Und Egoiſten ſein;
Drum laß dich's nicht verdrießen,
Wir ſchließen dich mit ein
Bei den fünfhundert Säuen,
Die ſich des Siegs erfreuen.

Heinrich Mephiſon.

Und mit anderm Wahne der finſtern Zeit
Haſt du uns von dem alten Teufel befreit,
Von der Ungeſtalt ohne Sinn und Leben,
Haſt uns dafür einen Junker gegeben.
Auch dem Aberglauben an die Jungferſchaft
Widerſetzteſt du dich mit aller Kraft.
Und ſie haben dich ſchon dafür gehutzt,
Daß du oft Zeus' Maske zum Freipaß benutzt.
— Ich kann dich nur darum beneiden,
Und würde gern mit der Europa weiden,
Oder mit der geiſtreichen Frau von ....

Beim Thee, im Bade oder ſonſt wo ſein!
— Du hatteſt es gut zu deiner Zeit:
Die ganze Frauenwelt weit und breit
War dir zu Dienſten; wenn Goethe kam,
War ihm weder der Wirth, noch die Wirthin gram.
Im Gegentheil, ſie fühlten ſich ſehr geehrt
Und zum Stier ſich ſo gut, als zum Zeus bekehrt.
— Jetzt iſt die Sache ganz anders geworden,
Wir ſind nur noch ein aparter Orden,
Und brechen wir wo in das Heiligthum ein,
Gleich hören wir Zeter und Mordio ſchrein.
Wäre nicht in unſern letzten Tagen
Dies bischen Unſinn, wir müßten verzagen.
Drum ſoll's uns ein gutes Zeichen ſein:
Mit dir ließen ſie uns in Walhalla ein!

Chor des Geſindels.

Du lehrteſt uns genießen
Und Egoiſten ſein,
Drum laß dich's nicht verdrießen,
Wir ſchließen dich mit ein
Bei den fünfhundert Säuen,
Die ſich des Siegs erfreuen.

Goethe

(erhebt ſich mit Donner und Blitz).

Wagt euch nicht heran und beſchmutzet mir nicht
Den Saum des Gewands, ihr Hallunken!
Hier ſitz' ich gewahrt auf dem griechiſchen Thron,
Und der Makel, auch wenn er gerecht iſt,
Fließt ab von mir wie ein ſtrömendes Bad;
Denn der Menſch iſt mein Heil, meine Fahne!

Platen.

So recht! Und zürnend in ihr Nichts wirf ſie zurück,
Und ſchlag vor ihrer Naſe Walhallas Thüre zu.

(Iphigenes wirft die Teufel hinaus und ſchlägt die Thür zu.
Mephiſto und Geſindel bleiben draußen allein.)

Chor des Geſindels.

Da! Siehſt du wohl, du biſt zu weit gegangen!
So werden wir nicht hineingelangen.

Heinrich Mephiſto.

Die ſchmollen und wir behalten das Feld,
Sie ſitzen da drinnen im Himmel,
Doch uns gehöret die wirkliche Welt

Und der lebendigen Menſchen Gewimmel;
Wir ſuchen ſie tief genug im Koth,
Drum hat's mit uns denn keine Noth.
Und warte nur, Alter, der Thron der Hellenen
Wird ſich auch noch an das Gericht gewöhnen!

Die neue Welt.

Perſonen.

Julius und Juliane.
Alexander und Adele.
Juſtus Wolfart.
Madelon.
Geſellſchaft, Spaziergänger,
Masken, Tänzer.
Adelens Kinder.

Widmung.

Unſerm guten Genius.

Nach dem Rauſche, nach dem wüſten Schlummer
Bade dich geſund, Eugenius,
In der Dichtung Quell! Ein leiſer Kummer
Adle deine Züge; der Genuß
Ewiger Gedanken und Gedichte
Strahle dir vom hohen Angeſichte.

Mit des Morgens goldnem Strahl erlege
Die Geſpenſter; dein befreites Herz
Schwelle in lebend'ger Weisheit Pflege,
Wieg' auf edlen Rhythmen himmelwärts,
Suche ſtolz auf ihren eignen Bahnen
Den Olymp unſterblicher Germanen.

Brighton, 1853.

Erſter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Terraſſe von Saint-Cloud. Ausſicht auf Paris. Spaziergänger beleben den Hintergrund. Accorde einer fernen Muſik werden aus dem Park gehört und verhallen

Julius.

Zu lang' hab' ich die eitlen Phantaſien
Von Menſchenglück und von Erneuerung
Der ganzen Welt ans warme Herz gedrückt
Und Träumen nachgejagt, die mir verſchwanden,
Wie ich ihr Gaukelſpiel ergreifen wollte.
Ich trete jetzt mit klarem Blick und Buſen
Hinaus ins Leben, wo's, am wildeſten
Und wirklichſten zugleich, mit jedem Pulsſchlag
In tauſend Formen rauſcht und überſchäumt.

— Da liegt Paris, das iſt die neue Welt, —
Und ſie erneuert dann gelegentlich
Die alte mit. — Ich will mir's nicht verſagen,
Frei wie ein Vogel aus der Luft hinab
In dein Geheimniß, wundervoller Keſſel,
Zu tauchen und zu lernen, was ich darbend
In meiner Heimat nicht erreichen konnte.
Die Welt iſt alt und neu zugleich, doch führt
Mein gut Geſchick mich jetzt zu höh'rer Weihe:
Die Dörfer Deutſchlands, all die Meiereien
Vom rechten Ufer des geprieſ'nen Rheins
Mit ſaurem Wein, Geſtrüpp und modernden
Ruinen alter Räuberburgen hab' ich
Genoſſen; es iſt aus damit; der Staub
Vom bunten Flügel eures Schmetterlings
Iſt abgeſtäubt; und ſchal und widerwärtig
Liegt die Vergangenheit, wie nach der Mahlzeit
Die wüſtverlaſſ'ne Tafel, hinter mir.
Ja, dies Paris faßt mich mit ſeinem Zauber,
Und all mein Glück und allen Ruhm, die Liebe
Sogar, die mich ſo ſchön belohnte, lehrt mich's
Verachten. Alle Theorien erſcheinen
Mir fad' im Glanze dieſer Wirklichkeit,
Dem Katarakt der Geiſter und der Thaten.
Nichts bleibt, als die Gewalt des Genius,

Der ſich auf ſich verläßt und ſich behauptet,
Wie jede Sonn' am Himmel, die den andern
In ihr Gebiet zu treten wehrt und ihres
Mit Licht und Wärme mächtig überſtrahlt.
Ich will die Welt nicht mehr verbeſſern, nein!
Ich will im Wirbel der Monaden ſein
Was ich vermag, will meine Kraft gebrauchen
Und dann erſchöpft im Strudel niedertauchen.

(Recitirt und trallert:)

„Die Welt geht auseinander wie ein fauler Fiſch,
Wir werden ſie nicht balſamiren —“

Zweiter Auftritt.

Julius. Juliane.

Juliane

(herbeihüpfend und ihm ſcherzend ins Wort fallend).

„Komm, Freund, wir ſetzen uns zu Tiſch,
Wen wollte ſolch ein Schauſpiel rühren?“
War es nicht ſo, doch hält ſie noch zuſammen
So oft ihr ſie auch ſchon zergehen ließet!

Julius (heiter).

Du biſt gelehrig, doch es iſt im Grunde
Nicht allzuſehr in deinem Intereſſe
Was gar zu ſeitwärts von dem Wege liegt,
Den unſre Mütter einfach hingewandert.

Juliane.

Du ſprichſt verletzt und wendeſt dein Gemüth
Verſchloſſen weg? — Du weißt, ich mein' es gut!
Verbirg mir nichts; was deinen Geiſt mit neuen
Fruchtbaren Keimen künftiger Geſtalten
Erfüllt, und ſelbſt was Schutt und Trümmerhaufen
Im jähen Umſturz nach ſich zieht, den Blitz,
Der aus dem ſchwülen Himmel zucken ſoll,
Laß mich ihn ſehn: mich reizt es, wie des Zeus
Geliebte mich im Feuer meines Gottes
Erhaben zu verzehren. Julius!
Ich fürchte nicht was vor uns liegt; es reißt
Ein alter Schleier nur vor meinen Augen.
Ich ſehe, daß wir neu und unerfahren
Wie Kinder Welten über Welten finden.
Was für ein Leben! Wie unendlich reich!
Schon dieſe Schönheit der Natur, vereinigt
Mit der ſchaffenden Allgewalt des Menſchen,

Wie neu für uns! Und o, wie glücklich fühle
Ich mich, mit dir dies Alles zu genießen!

Julius.

Nun, darin haſt du Recht: das Neue feſſelt,
Friſcht die Empfänglichkeit, die vor Gewohnheit
Erlahmte, wieder auf; ich huld'ge ihm.
Doch du verweileſt immer noch bei mir,
Wie ich dir einſt im erſten Rauſch erſchien,
Bei meinem Bilde, das mir ſelber fremd
Und, daß ich's ſage, widerwärtig wurde.

Juliane.

Weil ich es ſchätze, ſollteſt du es lieben

Julius.

Es wäre Sklaverei, wenn den Lebend'gen
Du an den Todten feſſeln wollteſt; frei
Iſt der Geſchmack, vor allem frei die Liebe.

Juliane.

Ja, ſie iſt frei, doch lieben heißt ſich binden:
Nur an das Schöne bindet ſich die Liebe,
Mit ſich verjüngt ſie's ewig, ſie entreißt es

In ihrem Feuer dem gemeinen Schickſal:
Und was geliebt wird, lebt unſterblich fort.
Drum rede nicht vom Tode jenes Jünglings,
Den ich in meinem Herzen mir gerettet.

(Sie umarmt ihn feurig, er wehrt ſie kalt ab, entwindet ſich ihr leicht und ſagt:)

Julius.

Sieh' Volkart, der dort kommt, er überraſcht uns!

Dritter Auftritt.

Volkart und die Vorigen.

Volkart.

Da ſeid ihr wieder! Seit ich im Gedränge
Des Parks von euch geriſſen wurde, ſuchte
Ich eure Spur. Ihr liebt die Einſamkeit,
Wie Glückliche, die ſich genug ſind, thun.
's iſt heute Opernball, ein wüſtes Weſen,
Doch eigenthümlich aufgeregt und ſüdlich
Begeiſtert, ſeit das Volk den ſteifen Adel

Aus ſeinem goldnen Maskenſaal verdrängt.
Ihr müßt es ſehn; ſoll ich euch hinbegleiten?

Juliane.

Wir hätten's ganz vergeſſen und verſäumt,
Wenn du uns nicht zur rechten Zeit dem Traume
Entriſſeſt, der uns wiegt' und täuſchend hinhielt.
Auch wußten wir das Feſt nicht ſo zu ſchätzen
Wie du's mit Einem Zug uns hingezeichnet.
Ja, führ' uns, daß wir's recht genießen mögen!
Schon lange ſehnt' ich mich, das geniale
Und wilde Völkchen von Paris zu ſehn;
Doch dacht' ich, dieſe Masken und der Taumel
Des Carnevals gehörten immer noch
Der goldnen Jugend und den Müßiggängern,
Und hörte nie von dieſem Wechſel reden.
Es muß ein Feſt ſein, den Genuß zu ſehn,
Den ſich das Volk in Tanz und Maskenſpiel
Nach mühevoller Arbeit dort bereitet,
Wo müßiger Genuß einſt Arbeit war.
Was ſagſt du, Julius, wie gefällt es dir,
Daß ſich das Volk den Opernſaal erobert?

Julius.

Das Volk vom Bal Mabile, iſt es das Volk?

Laß dich nicht gleich von Juſtus irre führen,
Wenn's ihm bequem iſt, einen Sieg des Volks
In irgend einer Mode zu erblicken.
Die Mode wechſelt, und die goldne Jugend
Läßt dieſe Säle gähnend den Griſetten
Doch daß zum Tanz die mehr Natur und Feuer,
Als die erſchöpften Herzoginnen, bringen
Und Bacchus einen würd'gern Dienſt erweiſen,
Das glaub' ich auch, und wünſch' es ſelbſt zu ſehn.

Volkart.

Ich merke wohl, ihr ſeid hier noch ſo jung,
Daß ihr mit Allem gleich die Probe macht,
Ob's euren Glauben ſtützt, ob widerlegt:
Du ſuchſt das Volk, er ſucht die Bajaderen.
Wollt ihr dies Treiben ohne Widerwillen
Und Schaden anſehn, laßt es wie ein Schauſpiel,
Und nicht als eure Sache euch erſcheinen.
In dieſer Welt geht Vieles vor, das wir
Ertragen, wenig, das wir wünſchen können.

Julius.

Gut, laß uns gehn!

Juliane.

Es kann uns nur belehren.

Vierter Auftritt.

Der Maskenball im großen Opernſaal füllt den Hintergrund. Wildes Ballet, das Liebesſcenen darſtellt; die Muſik iſt durch die Entfernung gedämpft. Im Vordergrunde erſcheint Alexander mit Adelen.

Adele.

Du ſagteſt mir, es ſei für ſchwache Nerven
Ein wenig überreizend; das war wirklich
Sehr ſchonend von den Orgien geſprochen,
Die Aug' und Ohr ſo ſchonungslos verletzen!

Alexander.

Adele, ſähſt du auf den Grund der Freude,
Die ſoviel Jugend, ſoviel Schönheit hier
Auf dem Altar der wilden Liebe opfert,
Du würdeſt nicht ſo hart ſein, würdeſt eher
Den Heldenmuth bewundern, der ſein Elend
Mit Einem plötzlichen Entſchluß vergißt.
Und in den Armen des Geliebten ſich
Den Himmel ſchafft, den ſonſt die rauhe Welt
Vor ihm verſchließt. Ihr leichtes Blut, die Sonne
Des ſchönen Frankreichs bildet dieſe Mädchen
Zur Freud' und Anmuth, doch die Stätte fehlt,

Wo die erſchloſſ'nen Blüten, vor dem Sturm
Geſichert, ihre Zeit verduften könnten;
Ein rauh Geſchick wirft ſie hinaus ins Leben,
Es iſt ein Strom, der ſie unhaltbar fortreißt:
Und nur die ſich gewaltſam einem Schwimmer,
Dem erſten beſten, der wie ſie dahinfährt,
Ans Herz wirft, findet hie und da ein Stündchen,
Sich ganz zu fühlen und ſich zu entfalten.
Der Stolz der Schönheit und der holden Anmuth,
Womit ſie ſich den Beſten gleichzuſetzen
Bereit ſind, richtet hieher ihre Blicke,
Wo ſich durch Tanz und Mimik große Namen,
Reichthum und Rang erwerben ließen, wo
Derſelbe Fuß, der erſt die Bretter ſchlug,
Hernach in goldnen Logen ausgeruht;
Und daß ſie endlich dieſen Saal erobert,
Iſt ein gemeinſam Siegesfeſt für Alle.
Die Jünglinge ſind ebenſo verurtheilt,
Im öden Dienſt und fremden Sold die Jugend,
Mit deren Glück ſie ungeduldig geizen,
Sich quälend, zu verſäumen. Darum greifen
Auch ſie dem Schickſal in Verzweiflung vor.
Und beide Theile feiern ihren Bund
Und den Triumph der ſiegenden Empörung
In dieſen neuen Saturnalien.

Adele.

Ich weiß nicht, ob ich deine Meinung ganz
Gefaßt; doch wenn es wäre, wenn die Menge,
Die dort ſich raſend durch die Säle wirft,
Von aller Sitte offen ihren Abfall
Feierte; welch' ein Abgrund! Welch' ein Blick
In dieſe Welt, die mir verſchleiert war
Und es für immer beſſer wär' geblieben!

Alexander.

Du mußt das Uebel kennen wie das Gute,
Und in dem tiefſten Uebel findet ſich
Noch ſoviel Gutes, daß man zweifeln darf,
Ob man's nicht nehmen ſoll, ſo wie es iſt,
Und es bewundern. Höre, was mir ſelbſt
Und Julius einmal begegnet iſt.
Wir gingen eines Abends durch die Bäume
Der Elyſeiſchen Felder, von den Lichtern
Des Bal Mabile verlockt, um uns die Tänze
Der lieblichen Mänaden anzuſehn,
Die dort nicht ganz ſo frei, wie hier, ſich zeigten.
Nun gab es grade in der Polka zwei
Berühmte Gegnerinnen, Beide ſchön:
Die Eine, Roſa, melancholiſch biegſam,

Die Andre, Madelon, ein wilder Tiger,
Die Alles hinriß und im Sturm die Herzen
Der Menge ſich eroberte, doch leicht
In Leidenſchaft die Grenzen überſchritt,
Die ein beſtellter Sittenrichter zog.
Wir ſtimmten Beide heftig für Madelon,
Ihr Feuer, ihre Grazie, ihre Kunſt,
Wie alle Zeugen ihres wilden Tanzes:
Als plötzlich mitten im Applaus des Chores
Der Rhadamant ſie nahm und barſch entfernte.
Wir folgten ihr, und ſahen, wie ein Strom
Von Thränen über ihre Wangen lief,
Als ſie den Fuß zum Tritte in den Wagen
Erhob, der ſie gefangen führen ſollte.
Ich war empört, und Alles fühlte ſich
Durch dieſe Roheit ebenſo verletzt.
Da bot ich hundert Franken Bürgſchaft an,
Daß Madelon nichts mehr verſchulden werde.
Ich führte ſie zur allgemeinen Freude
Noch einmal auf den Kampfplatz, und ſie tanzte
Uns nun den Dank und die Begeiſterung
Für den Beſchützer: denn ihr Tänzer war
Aus dem Geliebten nun zu dieſer Rolle
Erhoben. Und am Ende nahmen wir
Sie mit zu Tiſch und ließen uns ihr Loos

Und ihre Hoffnung, die ſie auf die Kunſt
Der Mimik und des Tanzes ſetzt', erzählen.
Du glaubſt nicht, wie naiv das arme Kind
Und wie unſchuldig dacht' und fühlte, wie
Mit Thränen des Geliebten ſie gedachte,
Den ihr ſein Vormund eben jetzt entführt,
Und wie ſie rührend ihr verlaſſ'nes Loos
Zu ſchildern wußte; ich vergeſſ' es nie,
Und kann die Hand nun nicht mehr von ihr abziehn.
(Alexander geht Julius, Juliane und Wolfart, die kommen, entgegen.)

Fünfter Auftritt.

Adele (allein).

Und das erzählt er mir ſo unbefangen!
Will hier ſich Alles wandeln und verwerfen?
Den reinen Alexander, der daheim
Nur für die höchſten Dinge fühlte, hier
Reißt ihn ein dummes ſchönes Mädchen hin.
Warum? Allein um ihrer Einfalt willen:
Und der geprieſ'ne Edelſtein im Schmuz;
Iſt doch nur das Naive der Verderbtheit

Ich fange an zu zweifeln und zu fürchten
Für Alexander und für mich, wenn dies
Entdeckte Eldorado einer neuen
Und beſſeren Geſellſchaft gar zu tief
Im Schlamm zu ſuchen und zu prüfen iſt!

Sechster Auftritt.

Alexander. Adele. Julius. Juliane. Velfart.

(Das Ballet im Hintergrunde geht fort.)

Julius.

Ha! Das iſt himmliſch! Seht! O ſeht! So waren
Einſt Bacchus' wilde Feſte, die der Welt
Soviel unſterbliche Gedichte gaben.
Athen wird neu-, die alte Welt wird wieder-
Geboren, und ſie wiſſen's wahrlich nicht,
Wie Großes ſich in ihrem Reigen ausprägt, —
Der jugendliche Gott der jungen Welt,
Der mit dem Thyrſus alles Land erobert,
Und alle Völker in das Friedensband
Aus Weinlaub und aus feſtlichen Guirlanden
Von ſchönbewegten Mädchenreigen bindet! —

Iſt's hier nicht wirklich, was wir wie im Traume
Und ganz verblaßt bei Ariſtophanes
Im Chore ſeiner Myſten angeſchaut?
Sieh dort, ſieh, Alexander, jene wilde
Und anmuthvolle Tänzerin, ihr fehlt
Der Thyrſus nur und nur der Pantherwagen,
Um ganz zu ſein was wir in Marmorbildern
Und in den üpp'gen Gemmen oft bewundert,
Die ausgelaſſ'ne reizende Mänade!
Und jene, die ſie weit noch übertrifft,
Leicht und gelenk, wie an dem Götterwagen
Die ſchlanken Panther ſelbſt. Jetzt lüftet ſie
Für uns die Maske, laß uns näher treten!

(Alexander und Julius nähern ſich den Tänzern, die mit ihrem
Reigen die Geſellſchaft einen Augenblick trennen.)

's iſt Madelon, ſo wahr ich lebe, hier
Hat ſie nun Raum für ihre wilden Künſte
Und volle Freiheit: jetzt bewegt der Tanz
Sie zu uns her, ſie iſt ein ganzes Weib,
Und wie ſie lockend uns zu winken weiß!
Ich will doch ſehn, ob ich noch jung genug
Für dieſes Feſt und ſeinen echten Rauſch
Geblieben bin; die Galopade ſoll
Im wilden Tact den Odem Madelon's
Mir um die Wangen wehn! Glück auf!

Alexander (lacht).

Glück auf!

(Julius wirft ſich in die Masken und verſchwindet darunter im Tanze mit Mädchen. Alexander kehrt zu der Geſellſchaft zurück.)

Siebenter Auftritt.

Alexander. Adele. Juliane. Volkart.

Adele.

Du kommſt allein, wo blieb denn unſer Freund?

Alexander.

Ich hab' ihn im Gedränge dort verloren.

Volkart

(mit Julianen am Arm).

Noch ſeh' ich ihn mit jener wilden Maske,
Jetzt reißt der Wirbel ſie ans andre Ende
Des Saales.

Juliane.

Wie? Das wäre Julius
Geweſen, den wir dort verſchwinden ſahn?

Volkart.

Der Strudel, der ihn fortzog, bringt ihn wieder.

Juliane.

Mir ahnet Böſes; er verläßt mich hier,
Hier, wo man raſend überall umbrandet
Und ganz unziemlich ſich umgeben ſieht!
(Zu Volkart.)
So nimm denn du dich meiner an, und ihr,
O Freunde! Denn ihr ſeht, ich bin verlaſſen,
Und hier verlaſſen mitten in dem Strom,
In den kein Weib ihr keuſches Auge, noch
Viel weniger ſich ſelber wagen ſollte!

Volkart.

Ich ſagt' es dir. Doch nimm es nicht ſo ernſt,
Was Tanz und Carneval entſchuldigen:
Man raſ't einmal und denkt ſich nichts dabei!

Adele.

Ich muß es ihm verdenken, daß er uns
Verläßt; und du haſt doppelt, Juliane,
Dich zu beklagen: denn in Wahrheit, hier
Wo alle Sitte, die uns ſonſt beſchützt,

Zur Farce wird, und Weiber ihr Geſchlecht
Schamlos und wüthend ſelber nur verhöhnen,
Fühlt Unſereins ſich ganz in ſeiner Schwäche.

Alexander

(lächelnd zu Julianen).

Wie, eine Thräne, ſchöne Freundin! Wie?
Um dieſen Scherz ſo viele große Worte?!
Kommt, laßt uns gehn; ich dächt', er wäre mündig?

(Alexander und Adele gehen.)

Achter Auftritt.

Juliane und Volkart.

Juliane.

Nein! Ich will warten, bis kein Menſch mehr hier iſt.
Und ſollt' ich hier den wüſten Morgen ſehn
Nach dieſem Bacchanal; ich will nicht weichen;
Er ſoll nicht ſagen, daß er mich nicht mehr
Gefunden, als er wiederkehrte. Ich
Will wiſſen, ob er wirklich wiederkommt.

O Juſtus, hätteſt du es denn gedacht,
Er könnte mich ſo kränken und beſchimpfen?
Und willſt du bei mir bleiben?

Volkart.

Ich will bleiben,
Bis du dich überzeugſt, daß es genug iſt.

Zweiter Aufzug.

Erſter Auftritt.

(Zimmer.)

Adele. Alexander.

Adele.

Mir iſt nicht wohl; der Auftritt in dem Saal
Der Oper, der uns ſelbſt in dies Getreibe
Verwickelte, bewegt mich immer noch.
Wie war es möglich, kannſt du dir es nur
Erklären, daß ein edler kluger Menſch —
Und ſo erſcheint doch Julius uns Allen —
Sich ſo vergißt, und Alles, was bisher
Für Recht gegolten, ſchamlos übertritt?
Will er ſich plötzlich unſerm Kreis entreißen?
Iſt ihm Juliane, die ihn mehr verehrt,

Als daß ſie ihn auf gleichem Fuße liebte,
Iſt ihre Ehre und ihr Recht als Frau
Gleichgültig ihm geworden? Sag' es mir,
Wenn du es weißt!

Alexander.

Ich weiß es wahrlich nicht.

Adele.

Wie es auch ſei, mich dauert Juliane,
Und wenn ich's recht bedenke, Alexander,
Wir hätten ſie nicht ſo verlaſſen ſollen.

Alexander.

Sie hatte Volkart, der ſie tröſten konnte;
Und Weiber tröſtet Ein Mann immer beſſer,
Als wie ein Dutzend.

Adele.

Wie du wieder ſprichſt!
O, laß dir heut' ein gutes Wort gefallen!
Ich haſſe dies Geſpötte, und dir ſteht's
Nicht gut; du biſt mit deinem Herzen weit
Von der gemeinen Denkungsart entfernt,
Die alle unſre Lieb' und was wir lange

Im Herzen ausgeprägt, zu einer Luſt
Erniedrigt, der das ärmſte Weſen folgt,
Dem kein Gedanke dämmert, kein Gefühl
Sich ſelber zeigt. So witzle nicht dafür!

Alexander.

Ich kann es nun einmal nicht ernſthaft nehmen,
Was unſer Mitleid kaum verdienen würde,
Wenn's mehr als eine Faſchingstollheit wäre:
Daß aber Jeder ſteif in ſeiner Krauſe
Daſitzt und weder links noch rechts hinblickt,
Wenn ein Geheimniß ſich verführeriſch
Darbietet, weißt du wol, iſt mir zuwider.
Zudem, ſie kannt' ihn ja von Anfang an.
Zwar iſt er wild, doch iſt er auch ein Menſch,
Der, wenn ich mich nicht ſelber ſehr betrüge,
Noch Schönes leiſten wird. Sein Genius
Hat ihn ſo jung ſchon auf die große Bühne
Der Welt gebracht: er weiß es, und er will
Nun gerne ſein, was ſie von ihm erwartet.
Er fühlt ſich, und er weiß mit Kraft und Schwung
Die Menſchen anzuziehn und feſtzuhalten.
Ich bete nicht gleich an, wo Alles knie't:
Doch denk' ich, hier iſt Gutes zu erwarten.
So ſoll ſie ihm doch immer etwas nachſehn,

Wenn er im Rauſche ſeinen Studien
Wild nacheilt, wo er ſie erfaſſen kann.
Ein Künſtler muß gar mancherlei erfahren,
Was Andre leicht bei Seite laſſen können.

Adele.

Die ſocialen Studien — ich weiß!
Doch muß ich dir bekennen, Alexander,
Daß ich die neue Art der neuen Welt
Nicht ganz verſteh' und nicht verſtehen mag,
Und daß ich, wie auf meine eigne Seele,
Auf deine feſt vertraue, daß ſie ſich
Davor verſchließt. Sie droht uns mit Zerſtörung!

Alexander.

Die Seele, die das Auge hat, kann ſich
Vor nichts verſchließen, was das Auge ſieht;
Doch laß du uns vertraun, daß wir's verſtehn,
Was gut und was verwerflich iſt von Allem,
Was wir erblicken. Iſt dies ſo gefährlich?

Adele.

Mich ängſtigt's und mir ahnt — O, Alexander,
Es iſt nicht mehr wie ſonſt, ein Unheil drängt

Mit ſchwarzem Schatten ſich in unſer Haus,
Ein unbekanntes unergreifbares,
Doch darum ängſtigt's und erregt es mich
Nur um ſo mehr mit ſeiner finſtern Miene!

(Wirft ſich ihm ſchluchzend an die Bruſt.)

Alexander.

Was haſt du? Welch ein Aufruhr faßt dich an?
Adele, ſchone deine Bruſt, ich ſpreche
Gefliſſentlich gelaſſen, wie ich auch
Zu fühlen pflege; was erregt dich denn?
Sei ruhig, theures Weib, und ängſtige
Dich nicht mit Bildern deiner Phantaſie,
Die fieberhaft erregt iſt und dich täuſcht.

(Alexander begleitet ſie zu ihrem Sitz und geht.)

Zweiter Auftritt.

Adele. Juliane (kommt).

Adele (ihr entgegen).

Wie geht es dir? Du ſiehſt ſo traurig aus!

Juliane.

Adele, er iſt nicht zurückgekehrt!
Solch eine Qual hab' ich noch nie erlebt!
An Allem zweifl' ich, Alles wird mit ihm,
Der meine Sonne war, vom Himmel nieder
In eine tiefe blinde Nacht geriſſen,
Und das ſo plötzlich, keine Ahnung hatte
Mir des Verderbens Nähe angekündigt;
Und doch muß er ſchon längſt — —
(Sinnt und ſchweigt.)

Adele.

So gib ihn auf!
Sei doppelt ſtolz, wenn er ſich von dir wendet,
Vergiß ihn, laß ihn fühlen, daß du ihn
Verwerfen kannſt, weil er ſich ſelbſt verwirft.

Juliane.

Nein, nie! und wär' es meine tiefſte Schande!
Ich hab' ihn heiß geliebt, als ich ihn ganz
Beſaß; jetzt, da ich ihn verlieren ſoll,
Lieb' ich ihn mehr, lieb' ich ihn bis zum Wahnſinn.
Ich war mit ihm in allem ſeinem Glück
Und ſeinen kleinen Sorgen. Eins mit ihm

Zu ſein, dem Jüngling, den die Welt verehrte,
Das war mein Glück, und herrlicher erſchien
Er nur bei jedem neuen Aufſchwung mir,
Den ſeine Kunſt nahm, ſchöner wurde er
Mit jeglichem Gelingen ſchöner Werke.
Nun ſoll er plötzlich mir verloren ſein,
Soll ſich von aller Schönheit in den Schmutz
Verlieren! — Julius? — Und wär' es möglich:
Wie ſollt' ich's tragen?! O, du liebſt ihn nicht!
Was man geliebt, das gibt man niemals auf,
Und wenn man's unternähme, wär's der Tod,
Der Haß, die Rache, das Verderben wär' es!

Adele.

Ich hab' ihm nicht ſo tief ins Herz geſehn,
Daß ich ihn kennte, wie du ſelbſt, Juliane:
Doch deine Liebe zeigt ihn mir ſo ſchön,
Daß ich dich ſelbſt im Unglück noch beneide.
Dein Feuer ehrt ihn hoch, es kann nicht trügen,
Und ach, Juliane, das haſt du voraus.
Du haſt's und darfſt es zeigen, während mich
Bei jedem Wort, das ich begeiſtert rede,
Von Alexander's Lippen Spott zurückſchreckt:
Und ſehr zur Unzeit kommen die Sarkasmen
Ihm faſt ſchon wider Willen in den Sinn.

Juliane.

Und Julius iſt göttlich, wenn er ſchwärmt!
Wär' er nur noch zu retten, theure Freundin! —
— Adele! Dir verzieh' ich's, wenn du ihn
Mir raubteſt; oh, von dir ertrüg' ich's. Ja!
Ich ſagte mir, du ſei'ſt viel mehr als ich,
Und wiche dann doch einer Beſſeren;
Doch ſo — — mir drängt ſich der Gedanke ſtets
Von neuem auf, wie ſehr ich ihn auch haſſe — —
Adele, tröſte mich, verbinde dich
Mit mir — verführ' ihn, wenn du ihn nicht anders
Vom wüſten Untergange retten kannſt!
— Ich wollt' ihm jede edle Leidenſchaft
Verzeihn, könnt' ich den Stern, der mir geleuchtet,
Nur vom Erblaſſen in Gemeinheit retten!

Adele.

Wie du ihn liebſt! — Es iſt ein edler Strahl,
Der dieſe Glut in dir entzündete!

Dritter Auftritt.

Die Vorigen. Alexander (kommt zurück)

Alexander.

Kommt mit ins Freie und verſcheucht die Grillen:
Ich führ' euch einen neuen Weg, und ſpäter
Finden wir ſicher Julius und Volkart,
Wie ſonſt, beim Schach. Er wird dir dann erzählen,
Was du ſchon weißt, doch immer gerne hörſt,
Daß du die Schönſte von den Schönen biſt,
Und ſeine Herzenskön'gin bleiben ſollſt.
Und dann —

Adele
(legt ihm den Finger auf den Mund).

O ſchweig' doch, unſer Schutzgott Hymen
Erröthet gar zu oft, wenn du ihn zeichneſt;
Und ich bin froh, daß du ihn beſſer kennſt,
Als du dich anſtellſt, wenn du von ihm ſprichſt.

Juliane.

Ja, laßt uns gehn! Die Zeit verrinnt indeſſen,
Und wenn ich ſchon nicht glaube, darf ich doch
So lange hoffen — Hoffnung iſt ſo ſüß!
(Alle ab.)

Vierter Auftritt.

Oeffentlicher Ort und Wintergarten. An verſchiedenen kleinen Marmortiſchen wird Eis und Champagner verzehrt. Luſtige Paare rauſchen herein, tändeln, tanzen und trinken.

Julius und Madelen.

(Beide nehmen Platz; er credenzt ihr ein ſchäumendes Glas, ſie trinkt, tanzt mit dem Glaſe in der Hand um ihn herum und ſingt:)

Madelen.

Wär' ich dein einziges Lieb,
Wärſt du bald hold mir, bald rauh;
Nun nimmt den Holden der Dieb,
Und läßt den andern der Frau:
Magſt du zu Hauſe dich ärgern und zanken,
Hier umgaukeln dich ſüße Gedanken.

Julius.

Du holdes Weſen, welch ein Zauber webt
Sich in die Heiterkeit, die ungetrübt
Aus allen deinen Mienen, deinen Blicken,
Aus deiner Händ' und deiner Hüften Biegung,
Aus jedem Tacte deines Tanzes ſpricht!
Mad'lon, biſt du ſo glücklich, als du ſcheinſt?

Madelon.

Glücklich? Ob ich glücklich bin?
O, mir iſt ſo leicht zu Sinn
Bei dem ſüßen Wein,
Bei dem holden Schein
Deiner klugen Augenſterne!
Glücklich blieb' ich, ach, ſo gerne!

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen. Ohne von ihnen bemerkt zu werden, treten Alexander, Adele und Juliane ein.

Juliane.

Ha, was iſt das?! . . . Er iſt es! Ja, er iſt's!

Adele.

's iſt Julius mit einer feilen Dirne!

Alexander

erhebt ein ſchallendes Gelächter. Alle ſtarren ihn in der verſchiedenſten Stimmung an.

Adele.

Du lachſt?

Juliane

(wirft ſich ihr in die Arme).

Adele!

Julius.

Ha! Wer lachte ſo?

(Steht beſtürzt auf, als er die Gruppe erkennt.)

Madelon

(eilt zu Alexander).

Du guter Alexander, ſpotte nicht!
Hättſt du gelauſcht, du würdeſt es nicht thun!
Doch wer ſind Jene, die wie Niobiden
So tragiſch ſich umſchlingen?

Alexander.

Niobiden.
Zum wenigſten ſo ſchön, das ſiehſt du wol!
Doch denk' ich nicht, daß ein Apollo hier,
Sie zu verderben, ſei. — Kommt nun, und hört,
Was ſich begeben hat; ich zweiſle nicht,
Daß Alles ſich aufs Schönſte löſen wird. —

(Zu Madelon zurückgewandt.)

Doch deine Rolle iſt hier nun zu Ende;
Geh heim! Erinnre dich dabei an mich.

(Giebt ihr Geld.)

Adele

(hat die ganze Scene mit Zorn und Argwohn verfolgt).

Ich fürchte, daß ſich Alles mehr verwirrt!

Juliane

(ſieht Julius ſtumm gegenüber).

Julius.

Juliane, höre mich!

Juliane

(verhüllt ihr Geſicht mit den Händen).

Weh mir, daß ich
Noch ſehn und hören konnt', und daß ich's kann!

Julius

(zu Alexander, der ſich ihm genähert).

Du ſiehſt mir höhniſch lächelnd gegenüber,
Und ihr verdammt mich, eure Mienen ſagen's,
Und eure Worte gingen nach dem Schein,
Wie er mich zeigt. O, ihr ſeid tugendhaft,
Ihr fühlt euch doppelt, wenn ihr mich verloren
Und ganz verſunken glaubt, geſteht es frei;
Und ich will euch geſtehn, was mich bezwungen
Und aus den Höhn untadliger Bramanen
Tief zu den armen Parias hinab

Gezogen. Mein Verbrechen ſollt ihr mir
Ja nicht verzeihn. — Es war ein Raub an dir,
Juliane, daß ich mich um die Verlorne
Die ganze Zeit des Tages und noch länger
Bemüht': ich muß es büßen, daß ich frei
Dem blinden Andrang meines Mitgefühls
Statt meiner ſtolzen Pflicht, ſie zu verachten,
Befolgt! — Wir ſind die Indier Europas:
Zwar unſre Kaſten führen andre Namen,
Doch Kaſten ſind's, und jede Uebertretung,
Selbſt in ſo freien Kreiſen wie der unſere,
Rächt ſich: der Aberglauben und die Sitte
Verbinden ſich mit unſrer tiefſten Selbſtſucht,
Dem Anſpruch, eines Menſchen ganzes Herz
Zu füllen, und ihm keinen armen Winkel
Für fremdes menſchliches Gefühl zu laſſen. —
Du hörſt mich an, Adele, du allein
Scheinſt mitzufühlen, wo die Andern ſtarr
In ihre kalte Weisheit ſich verhüllen.
Den Glauben, wie die Lieb', erzwingt kein Menſch.
Glaubt nicht! und findet auch in eigner Sache,
Wenn ihr ihn braucht, wie Sonnenlicht und Leben,
Des Glaubens ſüßen Duft vom Wind verweht!
Nur wer an Menſchen, glaubt auch an die Sache
Der Menſchheit, und das iſt der Weisheit Frucht.

— Ich bin nicht mehr ſo kindiſch, mich aus Neugier
An ſchmeichelnde Sirenen zu verlieren:
Doch bin ich nicht ſo frei, wie mancher Denker,
Von meiner Einſicht, daß ich ihr nicht folgte,
Daß frei die Lieb' ich nennte bei der ärgſten
Gebundenheit der Weiber und der Männer;
Und wo der Menſch ſich ſelbſt um Lohn verkauft,
Ein freies Menſchenloos gegründet ſähe.
Es iſt mein Schickſal, nein, es iſt mein Vorzug
Vor Vielen, daß ich fühle was ich weiß,
Und daß ich meine Theorie erfahren
Und ſelbſt erproben muß. So iſt es denn
Gekommen, daß ich an dem edlen Sinn
Und Herzen jenes Mädchens mich erfreute,
So ſehr es auch der Sitte widerſpricht.
(Zu Julianen.)
Und nun willſt du mir dieſen Dienſt der Menſchheit,
Den du ſonſt auch für dich in Anſpruch nimmſt,
Verwehren, blos weil mich's ſo unerwartet
Ergriff, bachantiſch faßt' und feſter hielt,
Als ſonſt ein Philoſoph, ein Mann, der ſich
Und ſein Gefühl im Zaume hält, ſich hingibt.
(Mit einem Seitenblick auf Alexander.)

Juliane.

Ich will dich nicht verdammen, und von Herzen

Vergeb' ich dir's, die Regel zu verletzen,
Wenn dich ein edler Drang hinüberreißt.

Adele.

Ich glaube dir; ſo könnteſt du nicht lügen!

Alexander.

Wie ich euch ſagte, hat er's euch erklärt.
Er ſpricht, daß ihr's verſteht und mitempfindet,
Und weiß ſich wunderbar herabzulaſſen.

(Julius und Juliane wenden ſich nach der einen, Alexander und Adele nach der andern Seite zum Abgehen.)

Juliane

(traurig und ungläubig vor ſich hinblickend. Im Abgehen.)

Sein Herz iſt nicht bei mir: es iſt und bleibt
Zu einer andern Gottheit hingewendet.
Wer ſie auch ſei, und ob er ſo empfindet
Wie er geſprochen, es iſt einerlei;
Und in dem Unglück find' ich keinen Troſt!

(Indem Alexander ſich mit Adelen nach der andern Seite wendet, drückt Adele Julius lebhaft die Hand, ſieht ihm mit großem Antheil in die Augen und ſagt.)

Adele.

Bleib' deinem guten Genius getreu.

(Julius, indem er ihrem Blick begegnet, fährt ſich wie aus dem Traum erwachend mit der Hand über die Augen. Alexander und Adele gehen hinaus.)

Sechster Auftritt.

Julius (allein).

In ihren Augen leſ' ich's, ſie verſteht mich,
Und in die Seele dringt ihr ſanfter Blick!
So war mir's, ſo ergriff mich's nie zuvor.
Sie iſt ein Lichtſtrahl, der mein Auge füllt;
Sie iſt ein Feuer, das mein Herz entzündet;
Sie iſt Geſang und ſüße Harmonie
Und wiegt mich und entführet mit Entzücken
Mein Ohr und meinen Geiſt ins ſel'ge Land
Der Poeſie; ſie iſt der Dichtung Zauber,
In dem ſich alles Irdiſche verklärt,
Iſt meines Geiſtes Seele, die erwacht
Und mich erſt ſein und erſt empfinden lehrt.
O welch ein Schickſal würfelte ſo falſch,
Uns durcheinander! O Adel', Adele!

(Er eilt Julianen nach.)

Dritter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Volkart und Julius beim Schach.

Volkart.

Du biſt verloren, hier und hier; der Springer
Kam leicht heran und legte dir die Falle,
In der die Königin dich nun verdirbt.

Julius.

Hm! Madelon und Königin Adele;
Ja, ich bin matt von hoffnungsloſer Liebe:
Was ich erreichen kann, iſt mir zuwider,
Und was ich liebe, kann ich nicht erreichen.

Volkart.

Wenn ich dir ſagen ſoll, was dich bedrängt,
's iſt das Gelüſt nach Neuem, Unerhörtem,

Das jedes Gut und jedes Menſchlichſchöne,
Womit du ſelbſt, womit die Welt dich ſchmückte,
Dir nur vergällt; und das iſt keineswegs
Heroiſch groß: es iſt die Ungeduld,
Die allgemeine Sucht gemeiner Seelen
Im Glücke, das ſie nicht ertragen können.

Julius.

Ich kenne deine Weisheit, Juſtus Volkart,
Sie iſt die Regel und der rechte Cours,
Für dich gibt's weder Stürme, weder Schiffbruch.

Volkart.

Wenn du im Sturm biſt, brauchſt du den Piloten.

Julius.

Und Keinen nähm' ich lieber ein, als dich.

Volkart.

Nun, Julius, ſo dächt' ich hielteſt du
Die Thränen, die Juliane weinet, höher,
Als die Champagnerperlen, die Mad'lon
Credenzet: ſchöner ſind der Seele Perlen,
Als jener ſeelenloſe ſüße Schaum.

Julius.

Ja, das iſt wahr, der Geiſt iſt ſeelenlos,
Der dieſe ſchönen Sylphen animirt,
Und ihre Schönheit ſelbſt iſt ohne Sinn,
Sie drückt nichts aus, ſie will nichts, und ſie ſcheint
Nur für das ärmſte Daſein, für den Rauſch
Des Augenblicks. Den Rauſch? Sagt' ich der Liebe?
So ſagt' ich viel zu viel. Der Rauſch des Weines,
Das iſt der höchſte Schwung, der ſie ergreift,
Der andre Schein, Betrug und Ironie.

Volkart.

Wie ſchnell du das gelernt haſt und wie richtig!

Julius.

O ſpotte nicht, daß ich ein Neuling bin!
Was man nicht fühlt, das hat man nicht gelernt,
Wenn es auch noch ſo klar vor Augen ſteht;
Und was mit wenig Witz ich wiſſen konnte,
Das mußt' ich immer doch noch erſt erfahren.
Ich hab' es nun gebüßt, daß ich ſo ländlich
Aufwuchs, ſo ſpät in dieſer großen Welt,
Die rauſchend uns umwoget, angelangt.

Volkart.

Nicht minder theuer drum für dich und uns
Iſt dies Gefühl, das dich uns wiedergibt:
Und du erlaubſt mir, daß ich für die Freundin
Und für mich ſelbſt zugleich mich drüber freue.

Julius.

O Freund, die Klippen wär'n mir nicht gefährlich,
Und Julianens Thränen gar nicht nöthig,
Um mir das Herz im Buſen umzuwenden;
Adelens Händedruck, ein einz'ger Blick
Von ihr, das war genug, um mir die Leere
Verhaßt zu machen, die mich nie befriedigt.
Adele glaubte mir: ſie ſah mir's an,
Daß ich mit Wahrheit mein Gefühl geſchildert:
Juliane hielt mich nur für einen Heuchler.
Ich wurde grauſam gegen ihren Schmerz,
Weil ſie nicht fühlte, daß ich wahr geſprochen,
Weil ſie die hohe Macht des Glaubens wegwarf,
Mit der Ein ſeelenvoller wahrer Strahl
Des Auges mir das Herz gebändigt hätte.

Volkart.

O du Sophiſt des Herzens! Ja, es wäre
Ein endlos Unglück und noch ärger nur,

Als deine kaum verwund'nen Abenteuer,
Wenn du dich an Adelen hängteſt, — wenn
Zugleich mit Julianen du den Freund
Betrögſt; doch denk' ich diesmal folgſt du mir.
Biſt du mit uns, wie du es immer warſt,
So höre was im Volk ſich vorbereitet,
Laß größre Dinge dein Gemüth bewegen,
Als welches Weib dein eitles Herz genug
Liebkoſ't und juſt zur rechten Zeit verſteht.
Das Volk iſt drauf und dran ſich zu befrei'n.

Julius.

Ich halte nichts vom Volk und von Parteien:
Der Einzelne iſt Alles, iſt die Welt.

Volkart.

Damit er Alles ſei, muß Alles ihn
Erſt dazu machen, was er iſt und gilt.

Julius.

Was wollt ihr thun? Es iſt ja doch umſonſt:
Millionen zählt ihr niemals für das Wahre.

Volkart.

Die Welt hängt feſt in Einem Geiſt zuſammen:
Wie in Palermo fühlt man in Paris.

Julius.

Man fühlt, doch jeder Wind verweht das Feuer,
Und wüſter gähnt der ausgebrannte Krater.

Volkart.

Wir werden von dem Capitol Europas
Das Zeichen geben, und die neue Welt,
Nach der du lange jagſt, ins Leben rufen.
Du mußt das Feuer nicht nach Einem Ausbruch
Anſchlagen: in der Tiefe lebt es ewig
Und füllt mit dem unſterblichen Getreibe
Urkräft'ger Gaſe das bebend Gehäuſe
Des Erdballs, der, wie eine Seifenblaſe
Aetheriſch, der Gewalt des Innern folgt,
Und wie ein Geiſt lebendig durch den Weltraum
Dahinſchwebt. Und noch mächtiger durchwebt
Die Menſchenwelt des Geiſtes raſtlos Feuer.
Hier ſtehſt du, Julius; dein Fuß wird warm
Am ew'gen Feuer dieſer innern Gährung,
Und ſiehſt nichts, als den ausgebrannten Krater,
Weil dich ein Dämon mit der Blindheit ſchlug,
Die ſoviel Freunde uns entreißt, dem Wahn,
Der Menſch ſei dumm und lebe, wie das Vieh,
Nur für den Bauch. Und ein Syſtem der Küche,

Und eine Wirthſchaftsrechnung legt ihr uns
Zur Kühlung auf den Kopf. Ihr ſeid ſo praktiſch,
Daß ihr den Kopf dem Magen unterwerft:
Doch werdet ihr des Geiſtes Allgewalt
Gar bald am Werke ſehn und euch bekehren.

Julius.

Du weißt, wo man mich faßt, und gerne folgt' ich.
In meinem Herzen regt die Jugend ſich,
Der fromme Wahn, er kehrt ſo gerne wieder;
Laßt mich Erfolg ſehn, und der Eigenſinn
Des Einzelnen ſoll an der allgemeinen
Begeiſterung ſein Fegefeuer finden.
— Darf ich Adelen deine Kunde bringen?

Volkart.

Das darfſt du immer: doch du kommſt zu ſpät;
Ich ſprach davon mit ihr und Alexander;
Allein zu Hauſe wartet man auf dich.

Julius.

Gut, gut! Du ſiehſt, ich gehe, Juſtus Volkart,
Und wahrlich ſyſtematiſch heilſt du mich.
Leb' wohl! Und ärgert dein Syſtem mich auch,
Das mich zum Tropfen in dem Strome macht,

So möcht' ich's doch einmal am Werke ſehn,
Vielleicht bewährt ſich's wider mein Erwarten.

(Ab.)

Zweiter Auftritt.

Volkart (ihm nachſehend).

Wie hat man dich mit weiblicher Bewund'rung
Verzogen und verdorben, dir mit Weihrauch
Dein ſchwaches Hirn umnebelt, daß du nun,
Wie Zeus, wenn auch in ſchmählicher Verwandlung
An Recht und Sitte raſchen Raub zu üben
Und jede Schöne zu beglücken denkſt.
Es iſt der eitle Wahnwitz, ein Genie
Und darum der Geſetze Herr zu ſein,
Vor denen ſich die andern Menſchen beugen:
Als gäb' uns Ruhm und Ehre das Verbrechen,
Und nicht vielmehr die Hoheit des Geſetzes,
Mit dem der Menſch das Reich der Freiheit ſtiftet.
Wir wärmten eine Schlang' in unſerm Buſen
Und müſſen eilends unſer Herz verwahren,
Auf das ſie lüſtern ihren Stachel zuckt. —

Er iſt gefährlich, weil man ihn nicht kennt,
Und wahrlich! lang' hab' ich mich ſelbſt betrogen:
Jetzt ſeh' ich wohl, er richtet auf Adele,
Die ſchwärmeriſch und weich dem ſchönen Schein
Sich hingibt, ſeinen Plan. Es reizt ihn mehr,
Ein ſolch Gemüth in ſeinen Zauberkreis
Zu ziehn als ſeine Danaë Mad'lon.
Und ein dämoniſch Raſen regt ihn auf,
Daß er zertrümmert, was er nur berührt:
Sein eigner Feind und aller ſeiner Freunde.

(Ab.)

Dritter Auftritt.

Adele

(tritt leſend ein, indem ſie das Buch aus der Hand legt, ſagt ſie.)

Ja, es iſt wahr, mit tauſend Feſſeln bindet
Gewohnheit uns, und oft auch falſche Scham,
Wo wir uns menſchlich frei und ſicher fühlen
Und eine Welt von herrlichen Geſtalten
Bewundern, lieben und verehren könnten!
Wem würd' es ſchaden? Iſt die Liebe nicht

Unendlich reich, und rauben meine Kinder
Einander ſich den Platz in meinem Herzen?
Und doch erſchreckt mich immer noch das Feuer
Aus Julius' Augen. Als wir ihn verließen
Und er bedeutend und erſtaunt mir nachſah,
Erwacht' ein Sturm in meiner kranken Bruſt,
Dem ich vergebens mich mit weiſem Rath
Und ernſter Ueberlegung widerſetze.
Ich nehme Theil an ihm und ſeiner Sehnſucht,
Sich mitzutheilen. Wie Entrüſtung ihm
Heiß in die Wangen, auf die Stirn ihm ſchoß,
Wie er mit Feuer ſeine Leidenſchaft
Verrat, die ihn kometengleich vom Wege
Der Uebrigen entfernt, doch immer nur
Im allgemeinen Aether des Gedankens
Erhalten, dem wir Alle huldigen!
O heil'ge Leidenſchaft, Erretterin
Der Menſchheit aus den Banden, die Natur
Und Unnatur um unſre Häupter winden,
Dich bet' ich an! Erſchein', errette mich
Und dieſe kalte Welt von ihrem Eis!
Ein Frühling rauſch' herein mit Zephyrflügeln
Beim Siegeshymnus der befreiten Welt!
— Er riß mich hin, ich hört' ihn ſelbſtvergeſſen,
Erregt zugleich und tiefberuhigt zu

O welch ein Menſch! Und nun die neue Wendung
Der Welt zur Freiheit, o, ich möcht' ihn ſehn,
Wenn Tauſende an ſeinem Munde hangen,
Um, was ſie ſelber fühlen, zu verſtehn!
Er war, und nun iſt er gewiß gerettet.
Juliane, du verzeihſt, was du gewünſcht:
Und mög' ihn die Bewegung hoch und weit
Auf ihren Wellen tragen, daß wir Beide
An ſeinen Siegen ſtaunend uns erfreun,
Und er nicht wie ein Phaeton mit Feuer
Zu nah herab zu meiner Hütte fahre!

Vierter Auftritt.

Adele. Julius.

Adele

(indem Julius eintritt.)

Weh mir!

(Zu ihm.)

Was führt dich her? Ich bin — du ſiehſt —
Ich war nicht vorbereitet, dich zu ſehn.

Julius

(tritt zu ihr und faßt ihre Hand).

Adele, bin ich dir ſo fremd? Und jetzt,
Wo Alles auflebt von der Freiheit Feuer
Und mit dem Schwert die Bruderſchaft erobert,
Jetzt mußt du dich erſt förmlich vorbereiten,
Mich zu empfangen? O, ſo hab' ich mich
Betrogen, als ich wähnte, du allein
Seiſt mir mit ganzer Seele noch ergeben,
Und mehr wie ſonſt, weil ich es mehr bedarf!
O, ich bin arm an Freunden; bei dem Rauſchen
Des Beifalls, den die Welt mir zollt, vernehm' ich
Nicht Einen Ton, der ganz von Herzen kommt
Und der zu Herzen geht; ſo ſteh' ich bittend
Vor dir und ſo bekenn' ich feierlich:
Von dir erwart' ich Rettung aus der Wüſte
Des Herzens, die den Untergang mir droht!

Adele.

Von mir? —

(Für ſich.)

O Juliane, wußteſt du,
Daß ich mit Zittern deine eignen Worte
Aus ſeinem Mund ſo bald vernehmen ſollte!

(Zu Julius.)

Und willſt du mich verderben, daß du mir,

Der Leidenden, das Amt des Arztes gibſt?
Mir ſchwindelt's, ich erſchrecke, denn die Pflicht
Verbietet ſtrenge mir, dich anzuhören,
Indeſſen mein Gefühl mich grauſam feſthält,
Und du mein unbewachtes Herz verſtehſt,
Eh' ich noch ſelbſt ein einzig Wort geſprochen.
Verlange nicht zu viel, und ſtöre nicht
Mit wilder Leidenſchaft den ſchönen Kreis,
Der, in dem weiteſten Vertraun vereinigt,
Von Jedem fodert, daß er ſich beherrſcht.

Julius.

Hab' ich denn mehr verlangt, als du gewährſt?
Und will ich mehr, als du mit holdem Zögern
Mir Glücklichen verräthſt? Die Melodie
Des Herzens tönet fort, ſie dringt allmächtig
Durch alle Schranken, die der Wahn gezogen,
Und feiert herrlich den Triumph der Freiheit;
Denn Freiheit herrſcht, wo Menſchen frei empfinden
Dies größte Glück, das Menſchen rührt, Adele,
Iſt mir genug und Raub an keiner Pflicht.
Wie du es Alexandern nicht verdenkſt,
Wenn er Madelon mit väterlicher Sorge
Zu retten ſucht, ſo wird er dir noch minder

Verargen, daß du meiner dich erbarmſt
Und meine reine Liebe mitempfindeſt.

Adele.

So biſt du uns denn ganz zurückgegeben,
Und fühlſt mit uns des Volkes ſchönen Aufſchwung
Als unſre Sache, der du deinen Geiſt
Und deine Leidenſchaft zu widmen denkſt?

Julius.

Ich ſchwöre dir's in deine liebe Hand,
Du ſollſt mich jeder edlen Regung treu,
In jeglicher Gefahr gelaſſen finden;
Und die Trophäen aller Siege ſollen
Zu deinen Füßen huldigend ſich ſammeln.
Leb' wohl! Leb' wohl und halt' auch du dein Wort,
Das, wenn auch zögernd, mich ſo hoch beglückte.
(Geht fort.)

Fünfter Auftritt.

Adele (allein).

Wohin verſchlägt ihn ſeine raſche Deutung?
Wohin? Was meint er? Was verſprach ich ihm?

Ich hab' ihm nichts verſprochen, als was er
Verdient und fleht, daß ich für ihn empfinde:
Und welcher Zwang könnt' ein Gefühl mir rauben,
Das ich als wahr und edel billige,
Und das ich keinem Menſchen mehr verberge,
Seit ich es ihm verwirrt bekennen mußte?

Sechster Auftritt.

Volkart und Alexander
(kommen im Geſpräch.

Volkart.

Sie iſt nun ſein Geſchmack, und er verkennt
Des Freundes Pflichten, weil ſie ihm gefällt.

Alexander.

Das glaub' ich gern; doch irrt er ſich, ſie wird
Ihn nie erhören, wenn ſie ihn auch hört.

Volkart.

Die Frauen ſind gar leicht zu überreden,
Wenn ſie für einen Mann ſich erſt begeiſtern.

Alexander.

Iſt dies denn unſer Fall? Erſcheint er nicht
Vielmehr beklagenswerth als zu bewundern?

Volkart.

Das Mitleid iſt der Liebe ſelbſt noch näher
Als die Bewunderung; es macht vertraut.

Alexander.

Du glaubſt es ſelbſt nicht, Juſtus, deine Worte
Gehn ſo ins Allgemeine, daß ſie trügen,
Und von dem Ruhme zu dem Gegentheil
Als gutem Grund der Liebe überſpringen.
Du irrſt dich in Adelen, glaub' es mir.

Volkart.

Ich bin der Letzte, um an ihr zu zweifeln;
Doch wollt' ich dir in dieſem Fall zur Vorſicht
Gerathen haben. Er iſt jung und ſtolz,
Hartnäckig, leidenſchaftlich, voll Talent
Und angeſtaunt von Allen, die den Wurf
Des Glücks dem tiefern Geiſt des Mannes vorziehn,
Der langſam in dem harten Dienſt der Wahrheit
Vorrückt und dann von jenen leichten Rittern
Geplündert auf der Wahlſtatt bleibt. Auch ſchwimmt

Er in der blauen Ferne für Adelen.
Der ſeine Segel gold und roſig ſcheinen,
Indeſſen du im eignen Schiffe ſie
Mit Allem, was enttäuſcht, umgeben mußt.
Dazu kommt dein Sarkasmus, den ſie haßt,
Weil du ihn oft in ihre ſchönen Bilder
Hineinwirfſt und die Weisheit übertreibſt.

Alexander.

Nun willſt du mir die Weisheit gar verleiden.
Indeß ich thöricht dir zu handeln ſcheine.
„Er iſt ihr ferne, das verſchönert ihn“:
Nun gut, ſo laß ihn nah, ganz nah heran.
Und mich laß etwas ferner treten, ſo
Werd' ich den Vortheil, er den Schaden haben.
Auch iſt es für Adelen Unterhaltung,
Wenn er den Hof ihr macht, und wird die Grillen,
Die ſie um ihre Krankheit plagen, tödten.

Volkart.

Wenn du ſo denkſt, ſo laſſen wir's geſchehn.

Alexander.

's Feuer an ein eiſern Haus gelegt.

(Sie gehen ab, wie ſie gekommen.)

Siebenter Auftritt.

Juliane. Adele.

(Adele führt Julianen herein.)

Juliane.

Adele, du regierſt jetzt mein Geſchick,
Und was mir die Verzweiflung jenen Morgen
Als eine Rettung in das Herz gegeben,
Das ſeh' ich jetzt verwirklicht, und — erſchrecke.
Er liebt dich, das iſt offenbar, und jagt
Mit ungezähmtem Eifer und verwegen
Dem Ziele zu, das er nicht denken ſollte.
— So liegt's in deiner Hand, uns zu erretten,
Uns zu verderben, wie es dir gefällt,
Und ich ſeh' auf zu dir wie einer Göttin.
Dann wieder fürcht' ich, bei der großen Macht,
Die du für dich gebrauchen kannſt, für mich
Vermagſt du nichts. So arm bin ich geworden,
Daß ſelbſt die Bitte, ſelbſt der Wunſch nicht klar
Sich formen wollen, die mir helfen könnten.

Adele.

Dir iſt geholfen, nur verſteh' es recht!
Es iſt mit Eins erreicht, was uns ſo ſehr,

Beſchäftigt, Julius iſt der edlen Regung
Für Alles, was den Menſchen ehrt, erhalten:
Und wenn er mich mit wärmerem Gefühl
Als ſonſt betrachtet, ſcheint er dankbar nur
Es zu erkennen, daß ich nicht an ihm
Verzweifelt, als er ganz verloren ſchien.
Und ich, Juliane, ich verehr' und lieb' ihn,
Weil er mit raſchen Thaten Vieles leiſtet,
Was Andern ſtets zu grauer Himmelsferne,
Ein unerreichbar Ideal, entſchwebt,
Er ſtellt es hin, er ſchafft's, er iſt's und füllt
Mit ſeliger Befriedigung die Bruſt.

Juliane.

Weh' mir!

Adele.

O Juliane, zürne nicht,
Daß ich, wie alle Welt, den Künſtler liebe,
Der Allen angehört mit ſchönen Werken,
Und der gewiß mit ſeiner Liebe dir
Ins Haus die Freud' an der Bewunderung,
Die er genießet, wiederbringen wird.
Iſt es ein Raub an dir, wenn ich ihm huld'ge
Wie tauſend Andre? Biſt du's nicht gewohnt,

Vom erſten Tag an, wo er dir den Vorzug
Vor Allen gab, die feiernd ihn umringten?

Juliane.

Wie er ihn dir jetzt gibt, als wär' ich längſt
Begraben und vergeſſen, ja er läßt
Es mich entgelten, daß mich ſeine Thaten
Für ihn entflammt. „So ſind die Weiber“, ſagt' er,
„Sie greifen nach dem Namen, nach der Stellung,
Nach Rang und Reichthum, wenn's nicht höher geht:
Doch Alle ſehn erſt zu, auf welche Stufe
Der Mann ſie heben wird, bevor ſie ihn
Auch nur beachten.“ Und ſo hätt' auch ich
Mich eitel nur an ſeinen Ruhm gehängt,
Ihn aber, das erführ' er immer mehr,
Ihn wüßt' ich nicht zu ſchätzen und zu lieben.

Adele.

Wie Unmuth ſelbſt den klarſten Geiſt verwirrt!

Juliane.

Ihn föcht' ich an mit ſeiner Jugend Träumen,
Die ſeinem Weſen jetzt zuwider wären,
Und nicht der Menſch, lebendig, ewig neu,
Sein todter Schatten ſei's, den ich verehrte.

So hüte dich, Adele, ſeine Werke
Nicht höher als ſein Wirken anzuſchlagen,
Selbſt wenn dich dieſes tief beleidigte,
Und jene dich befreiten und erhöben.
Ich nenn' ihn grauſam, und es iſt nicht wahr,
Man kann das Werk nicht von dem Bildner trennen.
Und wenn es wahr iſt, was wir gern geſtehn,
Daß uns der Mann durch ſeine Thaten feſſelt,
Die er vollbracht und die man anerkennt,
So ſeh' ich darin nichts, als unſre Ehre:
Die Liebe ſei der Tugend ſüßer Sold!
Und ſeinen Vorwurf hab' ich nicht empfunden,
Doch tief hat ſeine Grauſamkeit mein Herz
Verwundet, und ich weint' in düſtrer Stille
Mit bitterem Gefühl um mich und ihn.
Wenn ich ihn laſſen könnt', wenn ich ihn haßte
Wenn ich ſo wäre, wie er mich gemalt,
Ich wäre glücklich; nun ergreift die Liebe
Mich mitten in dem Haß, den er erregt,
Und feſſelt mich an dieſen harten Mann.
Kein Zorn will Wurzel faſſen, wenn er auch,
Von Ehr' und Klugheit noch ſo ſehr geboten,
Das einz'ge Mittel wär', ihn umzuwenden.
— Denn ihm, das ſeh' ich wohl, iſt nichts ſo ſehr
Zuwider, als daß ich nur allzu fügſam

Mich eingelebt, ihm Alles nachgedichtet,
Und nachgegrübelt, was er ausgedacht.
In mir verwirft er nun den treuen Spiegel,
Der ihn ſich ſelbſt in ſeiner Schönheit zeigt,
Weil er im Uebermuth ſich ſelbſt verwirft.
In dieſem Zwieſpalt treibt ſich meine Seele
Endlos umher, er martert mich zu Tode.

Adele.

Du ſollteſt nicht verzweifeln, theure Freundin.
So mancher Mann, der ſeine Kräfte fühlt,
Ward grillig in der dumpfen Sklaverei,
Die ihn umgab. Ein neuer Odem weht
In unſer mattgewordenes Paris
Herüber von Sicilien, von den Alpen,
Und unſre Furcht vor Julius' Leidenſchaft,
Die, unbeſchäftigt, ſich zu mir verirrte,
Wird bald vielleicht in Freude ſich verwandeln,
Wenn er ein weit'res Thatenfeld gewinnt,
Als jetzt das ew'ge Einerlei im Kreiſe
Der Freunde dieſem Wildfang bieten kann.

Juliane.

Ich hoff' es, und ich fühle, dann kehrt er
Zu mir und ſeinem beſſern Selbſt zurück;

Denn hoffnungslos von ihm mich abzuwenden,
Iſt mir dem Tode gleich. Ich will es hoffen,
Ich will's — und du beredeſt mich ſo ſchön!
Doch, o Adele, hüte dich vor ihm! —
Du ſiehſt, mit welchem Gift mich ſeine Liebe
Durchzogen und in Mark und Bein zerſtört.
Und wenn er noch ſo ſchön iſt, lieb' ihn nicht!
Jetzt fürcht' ich mich vor dir und deiner Kraft
Ihn anzuziehn; denn wär' ich ſelbſt ein Mann,
Dein ſanft und feſter Geiſt, die zarte Schönheit,
Mit der du, wie das Morgenroth ätheriſch,
Verklärſt, was dir ſich naht, ſie würden mich
Der Welt zum Trotz mit Liebe dir verbinden.

Adele.

Dort naht ſich Alexander, laß uns ihm
Mittheilen, was wir denken, was wir wünſchen.

Achter Auftritt.

Die Vorigen. Alexander.

Alexander.

Ihr ſeid gewiß mit Julius beſchäftigt,
Und um ſein Seel- und Liebesheil beſorgt.

Adele.

Wir wußten nicht, daß du ſchon unterrichtet
Und des Erfolgs auch ſchon verſichert warſt.

Juliane.

O Alexander, nimm es ernſthaft auf!
Uns hat es tief und ſchmerzlich angefaßt.

Adele.

Ja, er liebt deine Frau, und ſie bedenkt
Sich nicht, dir's zu geſtehn, daß ſeine Rettung
Ihr ſehr am Herzen liegt, weil er's verdient,
Daß man ihn feſthält auf der rechten Bahn.

Alexander.

Und das getrauſt du dir, mein gutes Kind?
Auch wenn er ſchon ins falſche Gleis ſich neigte?

Adele.

Nicht Jeder iſt ſo hart und ſtolz wie du,
Daß er ſich Weiberworten ganz verſchließt.

Alexander.

Wie ungerecht! Ich komme ja darnach,
Und ſelbſt dem Vorwurf weich' ich niemals aus.

Adele.

Doch wie vom Fels die Meereswelle fließt,
Pflegt ſpurlos er an dir herabzugleiten.

Alexander.

Wenn auch der Fels nicht gleich verſchlungen wird,
So hat die Welle doch auf ihn gewirkt;
Und hätte ſie Gedächtniß, würde ſie
Mit Wohlgefallen des Erfolgs gedenken,
Womit ſie ihn gewaſchen und geglättet.

Juliane.

Faſt ſollteſt du mit deiner Laune uns
Um unſern Vorſatz bringen, dich vertraut
In unſre Sorg' und Leiden einzuweihn;
Doch Alexander, daß ich dir's bekenne,
Dein ſichrer Blick und dein gefaßtes Weſen,
Das grade iſt's, was wir ſo ſehr bedürfen
In dem Tumult des Innern, wo die Liebe
Von Thränen und von Hoffnungsängſten lebt.
Drum woll'n wir deine Scherze dir verzeihn,
Doch hör' uns nun und ſteh' uns redlich bei.

Adele.

Du ſiehſt, es geht uns Beiden ſehr zu Herzen,

Und mich hat innrer Streit ſo aufgeregt,
Daß ich von dir den ſonſt gewohnten Scherz
Mit bitterm Unmuth höre und die Thränen,
Die er mir auspreßt, nicht bemeiſtern kann.
Mit ihnen denkſt du Julius' ſchönes Bild
In meinen Augen zu verdunkeln? O,
Du ſpielſt ein unbarmherzig Spiel mit mir!

Alexander
(faßt ſie Beide bei der Hand).

Adele, Juliane, iſt es wahr?!
Ich hielt' es für unmöglich, als ich's hörte.
Kommt, Kinder, faßt euch, theilt mir Alles mit!
Ich bin der Mann nicht, der dem Herzen wehrt,
Wenn es ſich frei entſchloſſen und gewendet.
Doch wißt ihr wohl, ich rede weniger
Von dieſen Dingen, als ſo Manche thun,
Um ſie im Stillen hoch und werth zu halten.
Sprecht! Und du, theures Weib, vergib es mir,
Daß ich dich wider Willen ſo verletzt.
(Sie ſetzen ſich mit ihm.)

Juliane.

Du weißt, was Volkart heut' mit Julius
Beſprochen, weißt, was er davon gehofft:

Allein es iſt nicht leicht auf ihn zu wirken.
Die Ausſicht auf ein neues Leben riß
Ihn hin, doch er verwob es dann ſogleich
Mit ſeiner Werbung um Adelens Liebe.
Wir Beide wünſchen nun, er möchte ſich
An der Bewegung, wie ſie täglich wächſt,
Mit ſeiner Leidenſchaft entzünden und
Befriedigen; ſo könnten wir erwarten,
Daß die Zerſtörung unſer Haus verſchont.
Nun ſiehſt du, wie Adele von ihm denkt:
Und bei der Luſt an Thaten und Gefahren,
Die ihn beſeelet, fürcht' ich nur das Eine,
Adele möcht' ihn dennoch viel zu ſehr
Anziehn und ihre Liebe nicht beherrſchen.

Adele.

Das fürchtet ſie; doch, Alexander, ich
Seh' nichts dabei zu wagen, wenn ich liebe,
Wo Alles liebt, was ſchön und liebenswerth.
Und deine Ruhe kenn' ich, du verſtehſt
Die gute Regung, wie ſie es verdient,
Daß man ſie anſieht. Und was ihn am meiſten
Mir zugewendet, iſt, daß ich ihm gleich
Vertraute, wie ihr jetzt es ſelber thut.
Wenn ich's vermag, das ſchöne Band zu bilden,

Das unſern Kreis vor drohender Zerſtörung
Bewahrt, und ein Talent und einen Mann
Der guten Sache rettet, ſoll ich's nicht
Mit Freuden unternehmen, wär' es auch
Ein zarter Punkt, in dem die Macht beruht,
Die ich mir wirklich zutrau', Alexander?

Alexander.

Ihr habt mich gründlich aufgeklärt; ihr Beide
Vereinigt euch ſo freundlich, wo gewöhnlich
Die ſtärkſte Feindſchaft ſich entzündet: wäre
Es mir nun möglich, euch nicht nachzueifern?
Ich thu' es willig, und der Zufall fügt's,
Daß Alles ganz nach eurem Wunſche geht.
   Wie hier der Aufruhr wächſt, ſo wächſt zugleich
Für dich, Adele, die Gefahr, in ihm
Gemüthlich dich zu ſtark erregt zu ſehn;
Denn unſer Haus wird oft der Sammelplatz
Von Freunden ſein, die jetzt ihr eignes Heil
Dem allgemeinen kühn zum Opfer bringen.
Zudem ſagt mir der Arzt, mit dem du heute
Das Beſte für dein Leiden überlegt,
Er habe dir die Küſte von Hyères
Und die Orangengärten ſeiner Inſeln
Empfohlen. Wenn du's nun zufrieden biſt,

So reiſe gleich. Die Kinder nimmſt du mit.
Uns aber läßt du unterdeß den Staat
In Ordnung bringen; und den ſchönen Freund,
Den wir ſo gern ins angemeſſene
Fahrwaſſer lenkten, ohne daß er ſelbſt
Es anders weiß, als daß er ſich's gewählt,
Gewöhnen wir indeſſen an die Luſt,
Sich in der Gährung als Ferment zu fühlen,
Hier ſeinen Rath, dort ſeinen Muth in Wirkung
Zu ſehn. Und wenn du dann geneſen biſt,
Und wir das neue Leben eingerichtet,
Kehrſt du zurück und magſt die Huldigungen
Von ſeinem dann gereifteren Gemüth,
Die nicht mehr Raub an unſrer Freundin ſind,
Empfangen. Ich will's gerne überſehn:
Weiß ich ja doch, daß du mit ſchönen Pfändern
Dich unauflöslich mir verbunden haſt.

Adele.

Ich geh' nicht gerne von Paris, um euch
Dahinten in Gefahr und Ungewißheit
Zurückzulaſſen; dennoch ſeh' ich nicht,
Wie ich mich deinen Gründen könnt' entziehn.
Auch hat der Arzt mich darauf vorbereitet,
Und ſeinen Rath mir ernſtlich eingeſchärft.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

So ſei es denn, wie du es angeordnet.
Wir gehn, und Juliane ſteht mir bei,
Um Alles für die Reiſe einzurichten.
(Die beiden Frauen gehen ab.)

Neunter Auftritt.

Alexander.

Es traf mich wie ein Blitz aus heiterm Himmel;
Denn alle Wolken, die mir Volkart zeigte,
Hatt' ich mit Zuverſicht hinweggeſcherzt.
Den Weibern iſt nicht wohl, wenn nicht von Zeit
Zu Zeit ein kleiner Sturm durch ihr Gemüth
Erſchütternd fährt. Iſt keine Noth zur Hand,
So wiſſen ſie ſich ſelbſt ein eignes Unglück
Zuzubereiten. Hoffentlich gelingt's
Uns diesmal noch mit dem gewalt'gen Beiſtand
Des Krieges und der lieblichen Natur
Die Liebe zu beſiegen, die mich ſorglos
Gefunden und Adelens weiches Herz
Mit gift'gen Pfeilen wirklich ſchon erreicht.

Doch weiß ich nicht, wie mir mein guter Stern
Es beſſer fügen konnte, als geſchehn.
Sie kamen Beid' und zwangen mich zu hören
Was ich zu ſagen ſie nicht zwingen konnte,
Und fragten mich um Rath in ihrer Noth,
Die ebenſo die meine iſt; — fürwahr!
Ich darf nun hoffen, daß es glücklich ausſchlägt.

Vierter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Straße von Paris.

Alexander. Volkart
(von verſchiedenen Seiten).

Alexander.

Woher? Und was geſchieht?

Volkart.

O Freund, der Tag
Iſt größer, als daß ich's in kurzen Worten
Erzählen könnte. Wir ſind Sieger, wir
Der alten Republik getreue Söhne.
Zum dritten mal fiel der Bourbonen Schloß

In unſre Hände, und zum dritten mal
Weht unſre Fahne von dem Stadtpalaſt.

Alexander.

Wenn ich dich ſehe, wenn du zu mir ſprichſt,
Mein alter Freund, entzündet ſich von neuem
In meinem Herzen jener gute Glaube,
Daß Menſchen menſchlich leben und die Welt
Zum Tempel ihrer Ehre bilden könnten.
Es iſt nicht nöthig, daß ein großer Schwung
Die Meng' erhebt, und daß ein Tag, wie heute,
Auf hundert Jahre ſeinen Glanz verbreitet;
Die Tauſende beweiſen mir nicht mehr,
Als du allein und, daß ich dir's geſtehe,
Als ich mir ſelbſt, wenn mitten in dem Strudel
Gemeinen Daſeins ich den Anker fühle,
Der meinen Buſen bändigt und ſein Weſen
Zur feſten Richtſchnur über Welt und Menſchen
Erhebt. Sie brauchten nichts, als uns zu gleichen,
Um glänzend aus dem Staub ſich zu erheben.

Volkart.

Ein ſtolzes Wort; doch muß ich's gelten laſſen!
Wir brauchen deines Gleichen, brauchen dich.

Der Marmor fleht und wartet auf den Meißel
Des Künſtlers, der in alle ſeine Formen
Den Geiſt der Schönheit und der Wahrheit hauche;
Und die geweihten Hände, die den Stein
Beleben können, finden wir nur ſpärlich:
Wir zählen auch auf dich bei unſerm Werke.

Alexander.

So hab' ich denn zur rechten Zeit die Weiber,
Die immer neu die Liebesprobe machen,
Ins Bad geſendet und dem neuen Paris
Die Helena entrückt. Ich fühle mich
Zu ſtolz und zu verdroſſen zu der Rolle
Des Menelaos. Doch mein armes Weib
Macht mich in einem andern Sinn beſorgt.
Du weißt, wie weit die Kunſt der Aerzte jetzt
Gediehen iſt, das Innre zu belauſchen,
Und mich erſchreckte, was ich heut' vernahm,
Als ich noch einmal gründlich nach dem Uebel
Forſchte, das ihre Bruſt bedroht. Da fühlt' ich's,
Wie elend ihr Verluſt mich machen würde.
Vor allem braucht ſie Ruhe. Leidenſchaft
Iſt jetzt für ſie ein tödtend Gift, und wahrlich,
Sie ſpielte mit der Liebe wie ein Kind
Mit Feuer, das es um und um im Nu

Ergreift und unerbittlich dann verſchlingt.
Ich wünſchte doch mit Julius zu ſprechen;
Haſt du von ihm gehört, wo kam er hin?

Volkart.

Er war mit uns beim Sturm der Tuileries,
Und als die Maſſen an das Gitter drangen,
Das vor dem Carrouſelplatz ſich erhebt,
Erblickten wir ihn plötzlich auf den Spitzen
Der Eiſenſtangen. Folgt mir! rief er aus;
Und hätt' ein Wirbelwind mit dürrem Laub
Das Gitter überweht, nicht ſchneller wäre
Es überſchritten worden. Bei dem Feuer
Der krachenden Musketen hob die Welle
Der Stürmenden ſich über's Gitter, ſenkte
Sich raſch zur Erde und erhob ſich wieder,
Bis, wie ein Meer, der ganze Strom des Volkes
Sich unaufhaltſam in das Schloß gewälzt.
Vor ihm verſchwand die Wache in dem Hofe,
Und ihre Fahne fiel in Julius' Hand,
Der ſie vom Schaft riß, daß der rothe Streifen
Allein zurückblieb und mit lautem Jubel
Als das Symbol der Republik begrüßt ward.
Er war im Zuge, und ein edler Antrieb
Erhob ihn ſchnell zur Seele der Bewegung,

In der wir Alle uns gebunden fühlten.
Das Volk trug ihn mit ſeinem Siegeszeichen
Zum Feuer, das den Königsthron verzehrte.
So fand ich ihn, und lobte ſeinen Eifer
Und ſein Geſchick in des Gefechtes Wendung.
„O! rief er aus, ich liebe dieſen Ruhm,
Den eure Worte freundlich mir gewähren
Und den ihr Alle redlich mit mir theilt;
Doch einen Vorzug hab' ich mir erobert,
Daß ich dies Siegeszeichen mit mir nehme,
Wofür ein ſchöner Mund mir danken wird,
Und dieſer Dank ſoll mir allein gehören!“
— Mit Fug und Recht! rief Alles; ich allein
Verſtand das Unrecht, das er brütete.
Auch eilt' er auf der Stelle in dein Haus,
Um dich als Freiheitsheld zu überbieten.
Und als er hier Adelen nicht mehr fand
Und hörte, daß ſie nach Hyères verreiſt ſei,
Rief er: „Das alſo iſt der Frauen Freiheit
In dieſem Hauſe, daß man aus dem Leben,
Wo's lebenswerth iſt, in die Einſamkeit
Zu Fiſchen und Orangen ſie verbannt,
Und fern von ihren Freunden dort verbirgt!“
Nun weißt du, wie er auf die Weiber wirkt,
Wenn er mit Feuer ſchildert, was er fühlt,

Was er vielleicht auch nur zu fühlen vergißt.
Und du, ich ſag' es nochmals, haſt zu viel
Und zu gefliſſentlich den Philoſophen
Hervorgekehrt und dein Gefühl vielmehr
Verborgen, als gezeigt. Wenn er nun plötzlich — —

Alexander (für ſich).

Er iſt's im Stande! — Nein, er kann's nicht wagen!
Es wäre zu verrucht!

Volkart.

Was denkſt du? Sag' es!

Alexander.

Ich denke — lache mich nicht aus! — Ich dachte,
Er möchte mit der Fahne zu Adelen —

Volkart.

Nach Hyères gegangen ſein, und dann —

Alexander.

Und dann!
Ich bitte dich! Der Unvernünft'ge tödtet
Sie mir mit ſeinen glüh'nden Dithyramben,

Auch wenn er ihre Seele nicht vergiftet!
Hätt' ich ſie darum von Paris entfernt,
Um alles Unheil doppelt dort zu finden
Und ohne Gegengift und ohne Schutz?

Zweiter Auftritt.

Die Vorigen. Juliane.

Juliane.

Wißt ihr denn nichts von Julius? Hat Keiner
Ihn in den Tagen dieſes Kampfs geſehn?
Mir iſt er ganz verſchwunden, und ich fürchte,
Er ward ein Opfer ſeines Eifers! Ach!
Die Angſt um ihn vergällt mir alle Freude
An dieſem großen Siege; o, verzeiht!
Es iſt ſo leicht zu ſagen: „Ich begreif' es,
Daß ſich ein Mann für ſeine Sache wagt.“
Doch bleibt es mir unmöglich, ſeinen Tod
Mit Gleichmuth zu ertragen. Ihr empfindet
Es nicht, wie wüſt mein Herz, wie wund ſich fühlt,
Wenn ich den herrlichen, den theuren Mann,

Die Seele meines Lebens, mir entriſſen
Und in der Fülle ſeiner Kraft vernichtet
Mir denke. Seht mich nicht ſo fühllos an!
Sagt mir's: er fiel, und klagt mit mir! O redet!

Volkart.

Ich war mit ihm im Augenblick des Kampfes,
Als wir vom Carrouſelplatz in das Schloß
Eindrangen. Julius war voran, erſtieg
Zuerſt das hohe Eiſengitter —

Juliane.

Ha! —
Und ward erſtochen, Juſtus!

Volkart.

Nein, er rief
Von oben unverſehrt der Menge zu:
Folgt mir! und goß den Eifer ſeiner Seele
In Alle weit umher. Wir ließen raſch
Das Gitter hinter uns, und drangen ſiegreich
Ins Schloß.

Juliane.

Und Julius lebt? Verſichr' es mir!

Volkart.

Er lebt! Und mit dem blau und weißen Streifen
Der Fahne, die er kühn allein erobert,
Eilt er, geprieſen als der Held, der uns
Geſchickt den Siegesweg gebahnt, von dannen.

Juliane (umarmt ihn).

O theurer Bote, der du meine Angſt
In ungemeſſ'ne Freude mir verwandelſt!
Und ſagt' ich's euch nicht immer, er iſt groß
Und gut in ſeines Herzens wildem Drange!
O hätt' ich das erlebt, geſehn! O Juſtus!
Doch, darauf, ſagſt du, ſaht ihr ihn nicht wieder?

(Alexander geht unruhig auf und ab.)

Juliane.

Was gibt es? O ihr täuſcht mich! Ihr wißt mehr!
Ich ſeh's euch an, ihr wollt' es mir verbergen.

Alexander.

Wir glauben, ja, wir ſind feſt überzeugt,
Er lebt, er iſt geſund und unverwundet;
Doch forſchen wir, wie du, wohin er kam.

Dritter Auftritt.

Die Vorigen. Madelon.

(Madelon nimmt Alexander bei Seite. Juliane und Volkart bleiben tiefer hinten in der Straße.)

Madelon.

Mir liegt ein ſchwer Geheimniß auf der Seele,
Das dich betrifft. Ich komme deshalb zu dir.
All' dieſe Zeit des Kampfes pflegte Julius
Mich zu beſuchen, um ſich zu erholen.
Und heute mußt' ich ihm den Tiſch zum Schreiben
Abräumen. Tint' und Feder holt' ich ihm.
Dann ſchrieb er eine Antwort auf den Brief,
Den er vergaß, als er die Antwort forttrug.
So kam es, daß ich dieſen Brief geleſen.
Ich that es zögernd, als er nicht zurückkam;
Nun ließ mir's keine Ruh'; ich ſuchte dich,
Und bin nur froh, dich unterwegs zu treffen.
Der Brief iſt von Adelen, und ich bring' ihn.

(Alexander nimmt den Brief, öffnet ihn nicht gleich und ſieht ſie fragend an.)

Madelon.

Ich bin dir ſo viel ſchuldig, Alexander,

Daß ich nicht ſäumen durfte; und ich kam.
Wenn dich's betrübt, ſo ſollte es mir leid thun;
Doch ſiehſt du ſelbſt, ich mußte dir ihn bringen.

Alexander

(hat unterdeſſen den Brief durchflogen).

Ja, gutes Kind, das ſeh' ich ein; hab' Dank!
Und rechne ſtets auf mich!

Madelon.

Leb' wohl, Alexis!

(Ab.)

Vierter Auftritt.

Volkart. Juliane. Alexander.

Alexander

(für ſich, bevor Juliane und Volkart ſich wieder genähert).

— Sie wäre wider Willen ins Exil
Gegangen? — Plötzlich ſieht ſie ſich von ihm,
Von allen Freunden grauſam ſich getrennt?! —

Ich weiß die Antwort! Welch ein Wahnſinn gab
Ihr dieſen Brief ein? Hätte ſie den Unmuth,
In den ſie ſich vertieft, nur gegen mich
In Worten oder Briefen ausgeſchüttet:
Wir hätten's, wie ſo Manches, ausgeglichen.
Doch dies war ein verhängnißvoller Schritt,
Und Julius iſt nun ſicher nach Hyères.
Adele, könnt' ich vorher dich erreichen,
Und mit dem Wachs der Liebe dein Gehör
Vor dem Sirenenton des Unholds ſchließen,
Der dich, der uns und ſich verderben wird!

Juliane

(kommt; indem ſie Alexander ins Geſicht ſieht).

Um Gotteswillen, was verſtört dich ſo?
Wenn du erſt fürchteſt, muß ich doppelt zittern.
Sag', Alexander, was vertraute dir
Madelon, das dich um deine Ruhe bringt?
Sie glitt ſchon öfter, wie ein böſer Geiſt,
Durch unſern Kreis, und bracht' ein Unglück mit.

Alexander.

Sie iſt nicht ſchuld. Sie brachte nur die Nachricht,
Die dieſer Brief Adelens in ſich ſchließt;
Und die mich aufregt, denn ich leſe hier,

Was um Adelen mich gar ſehr beſorgt macht,
Und reiſe mit der nächſten Fahrt ihr nach.
Ich muß dich hier verlaſſen, Juliane;
Doch unſer Schickſal hängt ſo nah zuſammen,
Daß Alles, was mir ſelber frommt, auch dir
Zum Beſten dient, du weißt es ja!

Juliane ([illegible]).

Ich weiß!

Alexander.

Willſt du indeſſen, lieber Freund, mein Haus
In Obhut nehmen, und mich hinbegleiten,
Daß ich dir's übergebe? Komm!

(Nimmt Abſchied von Julianen.)

Leb' wohl!

Fünfter Auftritt.

Juliane (allein).

Madelon bringt Alexander einen Brief
Von Hyères? Wie dumm! Das iſt ja ganz unmöglich!

Wie käme ſie zu einem Brief an ihn?
An ihn! O welch ein Unſtern dämmert mir
In dieſem Wort! An ihn? — An Julius war
Der Brief, und von Adelen war er, ja!
Und ihm hat dieſe Dirne ihn entwendet!
Es iſt ſo klar, als hätt' er's mir geſagt.
Und „unſer Schickſal hängt ſo nah zuſammen“ —
Sagt' er nicht ſo? Was meinte er damit?
Sollt' ich dabei an ihre Krankheit denken,
Oder an ihre Lieb' und Julius?
O, Alexander, du verſtehſt es nicht
Zu täuſchen! Oder dachteſt du, der Argwohn
Verſchlöſſe mir die Sinne? Sieh, er lehrt mich
Adelens Brief und deine Seel' enträthſeln,
Wie ſehr du mir's auch zu verbergen ſuchſt.
Und klar ſeh' ich den ſchwärzeſten Verrath
An meiner Lieb' und Ehre jetzt vor Augen!
Gefallen wähnt' ich ihn, ein großes Opfer
Der guten Sache, und betrauerte
Mit Angſt und Thränen den Verſchwundenen,
Um in den weichen Armen Madelon's,
Verrätheriſch an mir, und an Adelen
Verrath im Sinne, wieder ihn zu finden.
— Verſteht und fühlt's ein Menſch, wie ich's erlebe?
Kann Einer ihn entlarven, ſo wie ich?

O, jetzt begreif' ich Alexander's Ausflucht:
Er wollte dieſen Abgrund mir nicht zeigen.
— Umſonſt! — den armen Schleier reiß' ich weg,
Und zittre in der Wolluſt der Gewißheit,
Daß nun der nackte Frevel vor mir liegt! —
Das Maß iſt voll; ich hab' es überſtanden,
Und will die Süßigkeit der heißen Rache
Genießen! 's iſt die letzte That der Liebe!
Ich gehe nach Hyères, und gehe gleich;
Eh' ihr es denkt, bin ich in eurer Mitte!

(Ab.)

Sechster Auftritt.

Garten von Hyères. Ausſicht aufs Meer.

Adele

(im ländlichen Anzuge, kommt herein).

Wie ſtill! Wie öde! Ach, es iſt zum Gähnen!
In dieſer lieblichen Natur vergehn
Mir die Gedanken, und ich bin ſo ruhig,
Als wenn ich ſchliefe, und ich ſchlafe immer:

Auch wenn ich wache, ſchlaf' ich, denn ich träume
Mich nach Paris, ſchon fühl' ich mich geneſen,
Und möchte hier nicht lange mehr verweilen.
Es war wol gut, doch grauſam war es auch,
Mich plötzlich von den Menſchen zu den Pflanzen
Hieher, und aus der Brandung von Paris
An das Geplätſcher dieſes milden Meeres
Mich zu verbannen; denn ich bin verbannt,
Verbannt von Julius, verbannt vom Sturme,
Auf den wir ſoviel Jahre nun gewartet,
Und der mit ſeinen reinigenden Schwingen,
Und ſeinem Hauche friſcher Lebensluſt
Mir ſorgſam nun erſpart wird.

(Klingelt: eine Dienerin erſcheint.)

Sind die Kinder
Schon angezogen? Iſt die Barke fertig? — —
So laß es ſchnell geſchehn, ich ſehne mich
Hinaus, hinaus mit leichten Windesflügeln
Des Meeres blaue Wellen zu befahren.

Siebenter Auftritt.

Adele. Julius.

Adele.

Er kommt! Ich hatt' es nicht gehofft, es nicht
Gefürchtet; denn er ſchrieb mir weiter nichts,
Als unſern Sieg. Jetzt kommt er ſelbſt als Bote.

Julius.

Ich komme gradeswegs vom Sturm des Schloſſes,
Und bringe dir ein Stück des Aufruhrs mit
In meinem Aufzug, und ein Stück des Sieges
In der Trophä', die ich für dich erobert.
Zu deinen ſchönen Füßen breit' ich ſie
Mit Stolz und Freude aus. So ſtehſt du jetzt
Mit Einem Schlage auf pariſer Grund,
Und fühlſt mit uns das ganze Glück des Aufſchwungs,
Als wärſt du immer unter uns geblieben.

Adele.

Ich weiß es nicht, wie ich dir danken ſoll,
Denn dein Geſchenk iſt viel zu groß; kein Dank
Kann es erreichen, und ich weiß mich ſelbſt
Nicht würdig, es vor Allen zu empfangen.

Julius.

O ſage nicht, daß es nicht uns gehört!
Wir weih'n es ein, wenn wir es unſer nennen,
Und nichts, als meine Liebe drückt es aus!
Sie führte mich durch's tödtliche Geknatter
Der Schüſſe, die ſo Manchen hingeſtreckt,
Und durch die blanken Waffen unſrer Gegner,
Wie ich hier vor dir ſtehe, unverſehrt;
Sie gab es mir, daß ich dem ganzen Schwarm
Leicht, wie Neptun, den Wellen einſt gebot.
Du warſt's, Adele, deine Seele war es,
Die mich regierte, und durch mich die Menge;
Und du empfängſt aus meiner Hand nicht mehr,
Als dir gebührt, als was du ſelbſt uns ſchenkteſt;
Dein iſt's, und wir verehren dich dafür.

Adele.

Von Allem, was du ſagſt, empfind' ich nur
Den freundlichen Gedanken, daß du mitten
In der Gefahr dich meiner noch erinnert,
Und daß ich ſo aus meiner Einſamkeit
Gezogen wurde, ohne daß ich's wußte;
Denn ſchöner lebt kein Menſch mit andern fort,
Als wenn er ihnen vorſchwebt, wo ſie Gutes

Und Großes auszuführen denken. Jetzt
Iſt mir Hyères, was es zu ſein verdient,
Ein Paradies; die trübe Sehnſucht wandelt
In roſige Befriedigung des Herzens
Sich um, und dies iſt einzig dein Verdienſt.
Umſonſt erklärſt du dich in meiner Schuld
Bei deiner Gaben Fülle, die du bringſt.

Julius.

Es iſt kein groß Verdienſt: mich ſtört es nicht,
Im Kampfe oder bei der Kunſt, ja ſelbſt
Im Rathe der Gemeinde, mein Gemüth
Mit ſchönen Bildern zu beſchäftigen.
Ich brauche ſie nicht ängſtlich zu entfernen,
Um mich zu ſammeln und ans Werk zu gehn:
Sie ſind die guten Genien, die mir
Bei Allem helfen; und jetzt hab' ich dich
In dieſem ſchönen Amt und Regiment.
Doch konnt' ich's nicht ertragen, kalt von ferne
Dir zuzuſehn, wie du vereinſamt warſt.
Man wird's nun wol auch ohne mich vollenden.

Adele.

So denkſt du hier zu bleiben in Hyères?

Julius.

Wenn du mich nicht verbannſt, und mir den Himmel
Grauſam verſchließeſt, den du mir gezeigt.

Adele.

Die Rechte Alexander's, theurer Freund,
Die wir bedenken und verehren müſſen — —

Julius.

Biſt du nicht frei, ſobald du's nur beſchließeſt?
Und hat er's ſelbſt nicht immer ſo verſtanden?

Adele.

Wol bin ich frei und fühle, daß ich's bin,
Wenn ich in vollen Zügen deine Liebe,
Mit der du mich ſo ſchön beſtürmeſt, trinke:
Doch fühl' ich immer auch mit tauſend Fäden
Mich Alexandern noch verbunden —

Julius.

Die
Man nicht mit falſcher Hand und hinterrücks
Zerreißt, die man mit offnen Worten lös't, —
Da haſt du Recht und das iſt unſre Pflicht.

Adele.

Und ſo iſt's mit Julianen ebenfalls;
Und glaube nur, ſie trennt ſich nicht ſo leicht
Von dir, wie Alexander ſich von mir.
Ihm iſt das Haus ein Beiwerk, ſeine Pläne
Entführen ihn in andre, weitre Sphären,
Und ſeine Scherze wiſſen's mit den Weibern
Kurz abzumachen. Er iſt meiner ſatt
Und müde; das empfind' ich längſt und ſchmerzlich.
Doch Juliane hängt dir ſchwärmeriſch
Und feurig an, wie willſt du dich entziehn?

Julius.

Juliane liebt mich nur von alter Zeit
Und wie ich ſonſt war. Jetzt iſt meine Weiſe
Ihr ebenſo entfremdet, wie die deine
Es Alexandern iſt. Wenn eine Sorge,
Um was es ſei, ſie ängſtigt, wirſt du ſie
Bei Alexander oder Volkart Rath
Sich holen ſehen, während du zu mir
Mit deinen Klagen traulich dich gewendet.
Und ſie verſtehn Julianen zu berathen,
Muſik iſt ihnen, was ſie wünſcht und ſeufzt,
Wie mir dein hold Vertraun ſo lieblich klang,

Als mich's im lauten Donner unſrer Schlacht
Mit der Erinn'rung deiner ſüßen Stimme
Entzückte. O Adele, die Natur
War weiſer, als der Zufall, der verkehrt
Was ſich nur abſtößt aneinander führte!
Und plötzlich dämmert's Allen, daß ſie frei
Zu neuem Leben ſich verbinden müſſen.
Dies Licht iſt recht, und Frevel wär' es nur,
Wenn wir uns wider Willen hinzugeben
Uns zwängen. Ohne Freiheit iſt die Liebe
Nicht Liebe mehr. Sie wird Verbrechen, Schmach
Und Schande. Denn das höchſte Gut verkauft,
Es raubt's und läßt es rauben nur wer nie
Empfunden hat, in dem Geliebten ſich
Und ſeiner Seele ganzes Heiligthum
Zu finden und es frei ihm zu gewähren.

Adele.

Ja, das iſt wahr, und dieſe herrliche
Gewißheit, ſie allein bewahret uns
Den Frieden, daß wir nicht von roher Hand
Entwürdigt werden. Julius, du gibſt
Sie mir, und ich empfinde was du ſagſt!
Mit Flammen ſtiegſt du glänzend mir herab
Vom hohen Himmel, und verletzeſt nicht,

Du ordneſt nur was uns verwirrt' und quälte,
Befreiſt mir Herz und Sinne; o ſo werde
Uns Allen, was du mir geworden biſt,
Des neuen Daſeins und des Glückes Quell!

(Sie umarmen ſich. Bei den letzten Strophen iſt Alexander in Reiſekleidern im Hintergrunde erſchienen. Er drückt ſeine Empfindungen in ſeiner Haltung aus und verſchwindet wieder. Der Vorhang fällt.)

Fünfter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Alexander. Volkart.

Alexander.

Ich kam zu ſpät, ſie lag in ſeinen Armen,
Und wie ein Fremdling ausgeſtoßen ſtand ich
Da auf der Schwelle meines eignen Hauſes.
Aus ihrem Munde hört' ich es, er bringe
Ihr neues Leben und der Liebe Glück.
Wie war es möglich, Juſtus, ſag' es mir,
Die reine, die verſtändige Adele
Von meiner treuen Bruſt, wo ſie ſo ſicher
Geruht, aus meinem feſten Arm, dem ſie
In jeder Noth vertraute, mir zum Abfall

Zu überreden? Nein, ich glaub' es nicht,
Und wenn ich's noch einmal mit Augen ſähe.
Ich glaubt' es nicht! Mir bricht die Zuverſicht
In die Gewalt des Wahren untern Händen
Entzwei, und ein entſetzlich Regiment
Der Lüge und der Schmach, das auch die Beſten
Bewältigt, ſeh' ich wuchernd ſich erheben.
Adele! o Adele! thu' es nicht!
Die Welt geht unter, Alles iſt verloren,
Wenn dein Gemüth die Lüge nicht empfindet,
Die dich verräth, wenn an der treuſten Seele
Du zum Verrathe dich bethören läßt.
Du thuſt es nicht, du haſt es nicht gethan:
Ich haſſe meine Augen, die mir's ſagen!
Es war ein Traum, es war ein Truggebilde!
Iſt es nicht ſo? Glaubſt du es denn? O ſage
Ein einzig Wort, und rette meine Seele
Aus dieſem Widerſpruch, der ſie zermalmt!

Volkart.

Mein armer Freund! Doch ſieh es nicht ſo ſchwarz!
Ein Zauber iſt es, der ſie jetzt umfängt
Und ihren klaren Sinn geblendet hält:
Er wird vor Einem wahren Worte weichen:
Es iſt die Liebe.

Alexander.

O, vertrau' ihr nicht!
Ein übermüth'ger Dämon iſt die Liebe;
Die wahre, wenn ſie deinen Geiſt entzückt
Mit reiner Schönheit goldenem Gehalt —
Die falſche, wenn ſie deinen Sinn bethört
Mit Heuchelei, die auf dem Moder wuchert —
Sind beide unerbittliche Tyrannen.
Wenn der Sirene Schmeichelei mit Anmuth,
Ihr Reiz, der Strahl des Auges dir begegnet,
Er zündet tief im Innern, er erregt
Die wilde Leidenſchaft in deiner Seele;
Und wenn du's weißt und wenn du dir's geſtehſt,
Daß dieſer ſüße Blick nur deinem Golde,
Nicht deinem Herzen gilt, er zündet dennoch
Und fährt magnetiſch dir durch Mark und Bein.
O wie viel mehr, wenn du von ihrer Lüge
Nichts weißt, wenn du den Blicken und dem Wort
Als treuen Boten des Gefühls vertrauſt.
So iſt es ihr begegnet, glaub' es mir!

Volkart.

Das glaub' ich wol, doch dies Gewebe reißt
Sich leicht entzwei und zeigt ihr den Verräther

In ſeiner ganzen Blöße. — Sende mich,
Gib mir den Brief, den er bei Madelon
Verlor, und glaube mir, du heilſt Adelen
Auf immer von der Thorheit, ihm zu glauben:
Denn Liebe nenn' ich's nicht, was ſie für ihn
Empfindet, es iſt Unmuth gegen dich.

Alexander.

Ha! dieſer Bube, mich ergriff ein Feuer
Des Zorns, als ich ihn ſiegen ſah, mir ſchwammen
Die Wände vor den Augen, kaum bezwang
Ich mich und wankte ungeſehn hinaus,
Wie ich gekommen war; ich zürnt' auch ihr!
Doch darf ich nicht mit roher Leidenſchaft
Mein armes, mein bethörtes Weib vernichten.
Und was du vorſchlägſt, iſt vielleicht das Beſte.
Du willſt mir alſo beiſtehn: nun ſo hoff' ich,
Daß wir ſie retten.

Volkart.

Alexander, ſo
Iſt's deiner würdig, und es führt gewiß
Zum Guten. Sprich, was ſoll ich thun?

Alexander

(gibt ihm den Brief).

Geh' zu ihr, theil' ihr Alles mit und dann
Laß frei ſie wählen zwiſchen mir und ihm.
Zieht ſie ihn vor, wie er in Wahrheit iſt,
Und will ſie mich, den ſie ja kennt, verlaſſen,
So ſei ſie frei, und ich — will ſie — vergeſſen!

Volkart.

Ich geh', und bringe bald die Nachricht wieder,
Die du erwarten mußt, weil du ſie kennſt.

Zweiter Auftritt.

Balcon aufs Meer mit Orangen und Granatbäumen laubenartig eingerichtet. Armſtühle und Ottomanen machen ihn bequem und wohnlich.

Julius. Adele.

(Adelens Kinder ſpielen um ſie herum.)

Julius.

O! dieſer mild' und ewig heitre Süden
Und ſeines Meeres leuchtend blaue Wölbung,

Der zweite ſchönre Himmel auf der Erde!
Wie glücklich iſt der Augenblick, wenn wir
Ihn nur verſtehn und ganz genießen können!

Adele.

Das iſt es, wenn wir's können: aber ach!
Ich zweifle ſehr, daß wir es wirklich können.
Mir läßt es keine Ruh', was wir gethan.
Es iſt ja Alles nur Vermuthung! Wie?
Wenn Alexander nun und Juliane
Empört verwerfen, was du ausgedacht?
Und auch die Kinder werfen ihre Blicke,
In denen ſonſt nur Lieb' und Zutraun wohnte,
So ſcheu auf mich, ſeit du dich eingedrängt,
Und ſchweigend fragt ihr Auge nach dem Vater.

Julius.

Die alte Welt mit ihren Vorurtheilen
Hängt ſich an leere Worte und verſchließt
Das volle Herz der wahren Leidenſchaft,
Die mit den reifen Früchten der Erfüllung
Gewaltſam ihren Eingang ſich eröffnet.

Adele.

Und Vater, Mutter nennſt du leere Namen?

Julius.

Gewohnheit ſchafft ſie an und ſchafft ſie ab.

Adele.

Doch darum ſind ſie noch nicht leere Worte.

Julius.

Wenn's ganze Menſchen ſind, die ſie erfüllen.

Adele.

Ach, wo man liebt, verſchwinden alle Mängel! —
Haſt du an Julianen ſchon geſchrieben?

Julius.

Ich thu' es gleich; und willſt du Alexander
Nicht lieber kommen laſſen? Man beſpricht —

Dritter Auftritt.

Die Vorigen. Volkart.

Volkart (hereintretend).

Verzeiht mir, wenn ich ſtöre; ein Geſchäft
Von wenig Augenblicken mit Adelen

Erlaubſt du wol. Ich dachte nicht ſo früh
Dich hier zu finden. Und wie ſteht es jetzt
Mit dir, Adele? Biſt du hergeſtellt?

Julius.

Du fragſt zu viel und forderſt etwas keck
Was ebenfalls zu viel iſt, daß ich gehe,
Wie du erſcheinſt; du biſt doch hier der Gaſt
Und nicht der Wirth.

Volkart.

Ich bin nicht fremd im Hauſe.

Julius.

Das, dächt' ich, hätt' Adele zu entſcheiden.

Volkart.

Nun ja, wenn du es vorziehſt, zu gehorchen,
Statt ſelbſt zu wählen, ſo entſcheide ſie.

Adele.

Ich kann nicht anders, lieber Julius,
Als hören, was mir Volkart ins Geheim
Zu ſagen hat.

Julius.

Iſt zwiſchen uns denn noch
Etwas geheim? Wenn du das Recht mir gabſt,
Dein Haus mit dir zu theilen, kann ein Fremder
Es mir entziehn?

Volkart.

Das freilich wußt' ich nicht!
Mich ſandte Alexander zu Adelen,
Und dacht', er ſende mich damit zu ſich.
Daß unterdeſſen du der Hausherr ſeiſt
Geworden, war uns Beiden unbekannt.

Adele

eilt erſchrocken zu Volkart, der gehen will; die Kinder ergreifen ihre Kleider; Volkart unterſtützt ſie, wie ſie wankt und nach einem Seſſel ſucht.

Nein, nein, — und tauſend Nein ſag' ich dazu.
Was iſt dies Alles? Bin ich denn verrathen
Hier unter meinen beſten Freunden? Schwurſt
Du mir nicht, Julius, mit Alexander
Dich zu vertragen, zu verſtändigen?
Und wollten wir nicht Alles Julianen
Zur Billigung vortragen, ehe wir
Etwas entſchieden? Und nun willſt du Volkart

Schon nicht gewähren laſſen, der mir nur
Von Alexander eine Nachricht bringt?!

Julius.

Ich ſehe nur den Boten Alexander's,
Und wüßte nicht, was er dir bringen könnte,
Das ich nicht hören dürfte; denn betrifft
Es dich, ſo haſt du ſicher nichts dagegen;
Betrifft es mich, ſo iſt es gut, wenn ich
Dabei bin.

Volkart.

Ja, für dich und mich gewiß;
Denn ſich in Nichts zu irren, iſt das Beſte.
Doch fürcht' ich die Erſchütterung für ſie,
Um die du doch ſo zärtlich dich bemüh'ſt,
Wenn wir uns etwa heftig widerſprächen;
Und wenn ich mich nicht irre, hat Adele
Schon gegen dich entſchieden, ſeit du ſelbſt
Auf ihren Ausſpruch dich berufen, alſo
Folgſt du nur deiner eignen Wahl, wenn ihr
Du nachgibſt und uns nun nicht weiter ſtörſt.

Julius.

Und dann willſt du mich hinterrücks verklagen
Und ungehört verdammen. Iſt's nicht ſo?

Volkart.

Nicht ganz. Sie wird dich hören oder nicht,
Wie ſie's beſchließt; und da nicht ich, da ſie
Entſcheiden ſoll, ſo dächt' ich, hätteſt du
Den beſten Richter, den du wünſchen kannſt.

Adele.

Geh, Julius, geh! Ich kann es nicht ertragen,
Daß du dich hier wie ein Eroberer
Feſtſetzen willſt; wo, wie du ſelbſt gerathen,
Sich Alles friedlich ordnen ſollt' und fügen.

Julius.

So opferſt du mich dieſem kalten Mann,
Der dich nur wie ein Eigenthum in Rechnung
Zu bringen weiß, der allem Rechte Hohn ſpricht,
Das ich ſo klar in Anſpruch nehme, weil
Dich Alexander einſt als Frau beſeſſen!
Er ſpricht von Freiheit und von Republik,
Doch von dem Menſchen, von dem Recht der Liebe,
Vom Brechen dieſer bitterſten Beknechtung
Des Weibes, das an Leib und Seele Sklav' iſt,
Davon hat er nie reden mögen. Ihm
Iſt neu die alte Welt, die anders heißt.

O wie veracht' ich dieſe kahle Weisheit,
Die ſich mit Namen brüſtet, doch das Weſen
Der rohen Welt: des Mannes und des Herrn
Brutale Herrſchaft mit der Börſenſchnur,
Verſchweigt, und die Empörung gegen ſie
Wie glüh'nde Kohlen fürchtet, die ein Sturm
In ihre Schober ſchüttet, wo der Moder
Nicht ſtark genug iſt gegen Wind und Flammen.
— Und wär' ich ganz allein mit meinem Glauben
An eine tiefre Freiheit, ewig ſollte
Die ſchale Welt mir widrig und verhaßt ſein,
Die ſich in dieſem Angeſicht verkörpert.
Leb' wohl, genieß' ihn, laß dich ganz vergiften,
Und mach' aus meiner Liebe bittern Haß,
Nur bittrer noch, weil er aus Lieb' entſprang!

(Er geht ab. Die Kinder werden geholt.)

Vierter Auftritt.

Volkart. Adele.

Volkart.

Da geht er hin! Er fühlt, daß dieſes Spiel
Mit Lieb' und allen heiligen Gefühlen

Zu Ende geht, und daß ohnmächt'ger Haß,
Wenn irgend ein Gefühl, das einz'ge iſt,
Das ihm noch bleibt.

Adele.

Er wußte wohl, du würdeſt
Ihn hart verklagen; doch er wagt's und ging.

Volkart.

Ich komme nicht, Adele, um zu richten,
Auch ihn zu ändern hab' ich nicht im Sinn,
Man ändert keinen Mann in ſeinen Jahren.
Ich komme nur, um zu verſöhnen. Drum,
Sei ruhig; höre, wenn es möglich iſt,
Den alten Freund, wie du ſo oft gethan,
Mit guter Meinung an, und ſchone dich,
Denn du biſt immer noch nicht ganz geneſen.
Ich will dir Alles unparteiiſch ſagen,
Und wenn du findeſt, daß ein Irrthum dich
Bethört, ſo denke, daß wir Andern alle
Denſelben Glauben einſt mit dir getheilt,
Und nun nur früher ihn verlieren mußten.

Adele.

Und warum habt ihr ihn verloren? Sprich!

Volkart.

Du hatteſt Briefe; er beſtürmte dich
Vielleicht mit Klagen und mit Bitten; da
Schriebſt du ihm, und bedauerteſt auf länger
Von ihm getrennt zu ſein. Hier iſt der Brief,
Den er bei Madelon verlor und den
Sie Alexander brachte, denn ſie ſah
Daß dieſer lockre Burſche ſich mit dir
Und Alexander ein gefährlich Spiel
Erlauben könnte. Auch ſchrieb er die Antwort
In ihrem Kämmerchen am Boulevard;
Und Juliane hat ihn all die Tage,
Da man ſich ſchlug, nicht mehr bei ſich geſehn.

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen. Julius

(erſcheint im Hintergrunde und tritt unbemerkt hinter einen Granatbaum des Balcons; von den Zuſchauern wird er geſehen).

Adele

(hält den Brief in der Hand, den ſie noch immer anſtarrt).

Was ſagſt du! Hab' ich's wirklich denn gehört?
Den Brief hier, dieſen Brief von mir, verlor er

Im Kämmerchen — — und dort ſchrieb er an mich?
Es iſt unmöglich, was du mir erzählſt.

Volkart.

's iſt leider wahr. Als Madelon den Brief
Fand und geleſen hatte, ſuchte ſie
Gleich Alexander auf, und traf ihn an,
Da wir zuſammen auf der Straße ſprachen.
So ward ich ſelber Zeuge dieſes Vorfalls.

Adele.

Er iſt von mir. Wohin entſandt' ich dich,
Du unbewachter Zeuge des geheimen
Und kaum bewußten Wankens meiner Seele,
Daß du nun ſchamlos laut in freche Ohren
Geſchrien? O hätt' ich dich zu deiner Quelle
Zurück! — O hätt' ich nie die falſche Kunſt
Gelernt, in weite Fernen ein Gefühl,
Dem Zufall und der Bosheit bloßgeſtellt
Zu ſenden! — Nun iſt es geſchehn! und Unheil
Quillt über Unheil mir aus dieſem Blatt
Entgegen! Ja! — ich ſchrieb es, tief verletzt,
Durch das Exil, das Alexander raſch
Mir auferlegte, als ich ihm geſtand,
Was mir mit Julius begegnet war.

Und fühllos ſchien er mich, wie ein verzognes
Und grillenhaftes Kind mit neuen Dingen
Beſchäftigen zu wollen. Ich verlor
Zu ihm das Zutraun, ſchrieb an Julius,
Und klagt' es ihm — ich ſchrieb ihm dieſen Brief!
— Ich glaubt' an dieſen Menſchen, meinen Gott
Sah ich in ihm, und meinen Himmel ließ ich
Von dieſem Dämon täuſchend mir zerſtören.

(Blickt auf das Blatt.)

Dies iſt der Blitz, — der mir die Nacht enthüllt,
In der ich wandelte, und mich — erſchlägt.
Dies Blatt von meiner Hand kehrt mit dem Schmuz
Des roh'ſten und des ſchändlichſten Verrathes
Beſudelt wieder! Welch ein Menſch iſt dies!?

Sechster Auftritt.

Juliane (iſt bei den letzten Strophen, die Adele ſpricht, eingetreten).

Juliane.

Du ſprichſt von Julius, dem Ungeheuer!
Wo iſt er? Raſerei treibt mich umher;
Nach ihm, nach ihm ſehnt meine Rache ſich,

Ja, meine Rache, ſiehſt du, ſie iſt mein;
Denn er betrügt auch noch in dir nur mich.
Mich, ſag' ich, mich: denn ich bin ſeine Liebe,
Ich war es, damals log er nicht, er fühlte
Und war lebendig im Gefühl der Edlen,
Die ſo wie ich ſein beſſ'res Selbſt ergriffen:
Doch nun iſt er begraben in Verrath
Der Welt, der Freunde und des eignen Herzens.
Ich will ihn von ihm ſelbſt befrein; es greife
Mir Niemand hindernd in den Arm —

(Juliane ſinkt erſchöpft in einen Armſeſſel. Ein Dolch entfällt ihrer Hand.)

Adele (eilt zu ihr).

Juliane!

Siebenter Auftritt.

Die Vorigen. Alexander.

Alexander

(als er hereintritt, ſtürzt Adele in ſeine Arme).

Adele, Mutter meiner Kinder, Weib,
Mein theures, mein bethörtes Weib, haſt du

Gewählt? Wähl' ihn! Flieh' mich, doch laß mich hier
Noch einmal ruhn und dann zu Grunde gehn!

Adele

(bricht erſchüttert zuſammen. Alexander hält ſie).

Verzeihe mir, ich büß' es mit dem Leben!

Volkart.

Was thateſt du? O wärſt du jetzt nur nicht
Gekommen! Alles hätte ſich gelöſ't.
Sie iſt noch ſchwach, ſie überlebt es nicht.
Es iſt zu viel der qualenvollen Freude,
Selbſt die Verſöhnung ſprengt das volle Herz,
Und tödtlich wird es, mitten in die Heilung
Des zarten Innern dieſen Sturm zu werfen.

Adele

(von dem Ruhebett, auf das man ſie gelegt).

Laßt mir die Kinder kommen, laßt mich ſie
Noch einmal ſehn, bevor die Nacht mein Auge
Ganz überflort! Wo ſind ſie? Sind ſie da?

Achter Auftritt.

Die Vorigen. Julius.

(Während Alles ſtill geſammelt die Sterbende umſteht, tritt Julius hervor. Er hebt den Dolch auf, der Julianen entfallen iſt. Alles weicht vor ihm zurück; nur Alexander geht auf ihn zu.)

Alexander.

Du haſt kein Recht, auf dieſen heil'gen Boden,
Den deine Opfer eingeweiht, zu treten.
Hinweg von hier, hinweg vor meinem Zorn
Und meinem Schmerz! Ich bändige ſie nicht,
Und könnte mich vergeſſen; fort, hinweg!

Julius.

Du ſprichſt mein Urtheil, und ihr nehmt es an;
Ihr ſtoßt mich aus, in euch verwirft die Welt
Mein ungebändigt Treiben, meine Wuth,
Titaniſch alle Bande zu zerreißen,
Die mir der Freund, die Liebe mir ums Herz
Gelegt. Zu ſpät erkenn' ich meinen Frevel;
Zur rechten Zeit begreif' ich's, daß ich ſo
Nicht länger leben darf; verzeih', Juliane,

Wenn du es kannſt; ihr Andern könnt es nicht,
Denn ihr habt mich ja nicht geliebt, wie ſie.
Eins aber ſollt ihr ſagen, hielt ich heilig —
Ich fühl's, und ich beweiſ' es euch — den Stolz!

(Er erſticht ſich.)

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Die

drei Völker und die Legitimität

oder

die Italiener, die Ungarn und die Deutſchen beim Sturze Oeſtreichs.

Von

Arnold Ruge.

Motto:

„Der Rechtsboden iſt die Nationalverſammlung ad hoc,
d. h. zum Mediatiſiren.“

London und Brighton.
W. Jeſſe.

1860.

Widmung an den Nationalverein.

Ich widme Ihnen dieſe Schrift, meine Herren, um bei Zeiten eine Verſtändigung über die Grundzüge der deutſchen Politik herbeizuführen, die wir Deutſche, bei der Auflöſung Oeſtreichs, zu befolgen haben, die wir eigentlich ſchon jetzt durchführen müßten, die aber ohne Zweifel durch die Ereigniſſe ſich aufdringen wird, wenn ſie nur vorher in den Köpfen der Menſchen klar geworden iſt.

Daß dieſe Aufklärung ſtattfinde, ehe uns der öſtliche Aufbruch, Oeſtreichs nnd der Türkei, über den Hals kommt, halte ich auch darum für ſehr weſentlich, weil es noch viel Menſchen giebt, die Oeſtreich für Deutſchland halten und daher zur Rettung Oeſtreichs, des größten und halsſtarrigſten Feindes der europäiſchen Menſchheit, eine deutſche Invaſion Ungarns oder Italiens herbeiführen möchten.

Kein größeres Unheil könnte geſchehen, als wenn ein mißverſtandener Deutſcher Patriotismus unſer Volk gegen die Ungarn oder Italiener in Bewegung brächte.

Ich habe daher gezeigt, daß die Wiederherſtellung Italiens, Ungarns und Deutſchlands die gemeinſame Angelegenheit der drei Völker gegen ihren gemeinſamen Feind, Oeſtreich, iſt.

Die Parteien in Deutſchland ſind über die Frage getheilt, ob Oeſtreich zu erhalten oder zu ſtürzen ſei. Die Oeſtreichiſche Partei, die der Contrerevolution, iſt am Ruder. Es wird daher ſehr wichtig, die ganze Oppoſition zu Einer Politik zu vereinigen, wovon ſie bis jetzt noch weit entfernt iſt.

Dieſe Oppoſition hat ſich's klar zu machen:

1. Es ſteht eine Revolution in Oeſtreich bevor, man könnte ſagen ſie iſt ſchon im Gange.
2. Dieſe negative Revolution kann keine Oeſtreichiſche Freiheit erzeugen, ſondern iſt a. Italieniſcher, b. Ungariſcher Unabhängigkeitkampf, c. Auflöſung Oeſtreichs.
3. Das eigentliche, das außeröſtreichiſche Deutſchland muß ſich in dieſer Conjunctur mit Ungarn und Italien verbinden, a. zur gänzlichen Aufhebung Oeſtreichs, b. zur Vereinigung Deutſchlands in Einen freien Staat.

Schon vor dem Eintritt der gegenwärtigen Sachlage, wo Oeſtreich offenbar unrettbar verloren iſt, habe ich mich eifrig für die Vereinigung des außeröſtreichiſchen Deutſchlands unter Preußen intereſſirt. Wir haben es nun aber erſt voriges Jahr erlebt, wie ſchwächlich Regierung und Volk in Preußen für dieſe goldene Möglichkeit aufgetreten ſind, und daß die Regierung nach dem Kriege gänzlich wieder zur legitimen Fahne der ſouveränen Gutsherren geſchworen hat, bis zuletzt alle Symptome auf einen völligen Rückfall in die Politik Friedrich Wilhelms III. hindeuten.

Unter dieſen Umſtänden iſt die Initiative zur Conſtituirung Deutſchlands von der Oeſtreichiſchen Revolution, die aber keine Befreiung, ſondern eine Auflöſung Oeſtreichs iſt, abhängig geworden. Der Aufbruch Oeſtreichs hat nun begonnen, ſein Druck auf Deutſchland und Italien läßt ſchon nach, und es fragt ſich, meiner Meinung nach, nur noch, welche Politik wird der völlige Umſturz des Oeſtreichiſchen Despotismus in der liberalen Partei des außeröſtreichiſchen Deutſchlands erzeugen? Dieſe Frage iſt um ſo wichtiger, weil die vollendete Oeſtreichiſche Revolution, das gänzliche Zuſammenfallen Oeſtreichs, in dem außeröſtreichiſchen Deutſchland nothwendig die liberale Partei, die das ſouveräne Volk hinter ſich hat, wieder an's Ruder bringen muß.

Um ſie daher im Sinne der Freiheit Europas, nicht im Sinne einer brutalen Nationalpartei, die, wenn ſie es vermöchte, Ungarn und Italien, gerade wie die Habsburger, unterjochen würde, entſchieden zu ſehen, halte ich es für äußerſt wichtig, ſie ſchon jetzt klar und bündig zu beantworten.

Ich bin kaum zweifelhaft, daß Sie mir beiſtimmen, wenn ich antworte: wir müſſen erſt uns ſelbſt retten, um dann die Andern retten zu können. Ich würde freilich immer noch eine Gunſt des Schickſals darin ſehen, wenn wir übrige Deutſche dieſes Oeſtreichiſche, durch lange Sklaverei verderbte Volk aus Deutſchland fern halten könnten, wozu eine Föderation der Oeſtreichiſchen Donauvölker das beſte Mittel wäre; zweifle aber an der Möglichkeit eines Vertrags der gegen einander empörten Elemente, und wenn ſich dieſe Unverträglichkeit bei dem Aufbruch Oeſtreichs als Thatſache herausſtellen ſollte, ſo folgt dann freilich für Deutſchland mit Nothwendigkeit der Anſchluß des deutſchen Oeſtreichs, wie ich dies in dieſer Schrift näher erörtert habe.

Indem ich ſie Ihnen widme, mache ich Sie nicht für meine Auffaſſung der Dinge verantwortlich, aber ich gewähre Ihnen den Vortheil, den Sie in Ihren Verhältniſſen nicht genießen, daß ich die Frage der Einheit ſowohl, als der Freiheit offen und ohne Rückſicht auf Amt, Brod, Geſchäft, den Staatsanwalt der kleinen und großen Tyrannen, die Polizei und den gemaßregelten Drucker beantworte.

Laſſen Sie uns Alle ſehr bald an dieſem Vortheile energiſch Theil nehmen. Es gehört ſehr weſentlich dazu, wenn der Nationalverein etwas Reelles leiſten ſoll.

Mit beſonderer Hochachtung und mit den beſten Wünſchen für eine baldige, glückliche Mediatiſirung unſerer überflüſſigen Souveräne

der Verfaſſer.

Brighton, England,
den 25. Mai 1860.

Die
drei Völker und die Legitimität

oder

die Italiener, die Ungarn und die Deutſchen
beim Sturze Oeſtreich's.

1. Es ſteht eine Revolution in Oeſtreich bevor.

So oft man hört, daß Oeſtreich noch zuſammenhält, muß man ſich die Augen reiben, ob man nicht im Traume ſei; denn wie iſt es nur möglich, daß es nicht über Nacht auseinander gefallen iſt?

Oeſtreich iſt kein Staat; es iſt noch kein Volksſtaat, und iſt kein Feudalſtaat mehr, die mittelalterliche Verfaſſung iſt zerſtört und eine Verfaſſung nach den Bedürfniſſen unſrer Zeit iſt nicht an die Stelle getreten: und nun vollends ſeit der Aufhebung der Ungariſchen Verfaſſung exiſtiren vom Mittelalter nur noch die Mißbräuche, die nicht abgeſchafft ſind, und die Pfaffengewalt, die wieder eingeführt worden iſt.

Eine bürgerliche oder politiſche Verfaſſung hat Oeſtreich nicht. Dafür hat es eine polizeiliche und militäriſche Einrichtung, deren innerſte Verderbtheit der furchtbare Eynatten'ſche Prozeß dem erſtaunten Europa enthüllt hat.

Oeſtreich, das keine Bürger hat, Oeſtreich, das nicht ſich ſelbſt gehört, iſt die Domäne der Dynaſtie und der Prieſter. Beide halten ſich die nöthige Anzahl bewaffneter und unbewaffneter Diener, um das Landgut Oeſtreich zu bewirthſchaften. Genau genommen ſind auch die Prieſter nur Diener der Dynaſtie, und es iſt ein Widerſpruch, daß die Dynaſtie ihnen ihre Güter läßt, ſtatt ſie einfach zu beſolden. Dieſer Widerſpruch entſpringt aus dem Wahn der Habsburger, als hätte die Dynaſtie an einer reichen Prieſterſchaft im alten Stil und an dem katholiſchen Glauben, den dieſe aufrecht zu erhalten ſucht, eine moraliſche Stütze, oder ein Prinzip.

Die reine Gewaltherrſchaft eines abſoluten Herrn, der ſich gegen alle ſeine Unterthanen und gegen alle ihre geſchriebnen und ungeſchriebnen Rechte nur mit der Armee aufrecht erhält, hat kein moraliſches Prinzip, und es iſt lächerlich, nach der Ungariſchen Campagne noch von Legitimität und Mittelalter reden zu wollen.

Die Einrichtung, die Oeſtreich noch hat, iſt eben ſo modern, als die franzöſiſche; ſie iſt das Umſchlagen einer Revolution in reine Militärgewalt, und die Beibehaltung der Prieſter, um die Aufklärung des Volks durch die Schule nicht aufkommen zu laſſen.

Dies giebt aber kein Prinzip und keinen moraliſchen Anhalt in einer Zeit, wie die unſrige; es giebt nur einen verſtärkten Druck, fügt zu dem polizeilichen Druck nur noch den prieſterlichen hinzu, den zu lieben auch der Dümmſte nicht mehr dumm genug iſt. So iſt Beides, bürgerlicher und geiſtlicher Druck, nur die einfache Thatſache der brutalen Gewalt, die zu allen Zeiten dieſelbe iſt, aber nur um ſo empfindlicher einſchneidet, weil ſie die Civiliſation und das verfeinerte Ehrgefühl Europäiſcher Völker des neunzehnten Jahrhunderts trifft.

Und legitim iſt die Dynaſtie nirgends mehr, weil ſie in Ungarn, wie überall, die Verfaſſung und die Geſetze mit purer Gewalt zerſtört hat, und es zu keiner Verſöhnung, zu keinem geſetzlichen Vertrage mit dem überall militäriſch niedergehaltenen Volke bringen kann oder bringen will.

Nennt ſich nun dennoch das Haus Habsburg vorzugsweiſe legitim, ſo bedeutet dies nichts Anderes, als daß dieſer Familie alle Provinzen der Monarchie erb- und eigenthümlich zugehören, wobei immer noch davon abgeſehen wird, was dieſe Familie, allen Tractaten und Geſetzen zuwider, einfacher Weiſe genommen hat, wie dies mit Krakau und Ungarn der Fall iſt.

Hätte Oeſtreich ein Staat ſein und bürgerliche Freiheit einrichten wollen, wäre in allen Provinzen eine organiſirte Geſellſchaft Herrin ihrer Angelegenheiten und Urheberin und Schützerin ihrer eignen Geſetze geweſen, ſo würden ihm ſeine vielen Völker nicht im Wege geweſen ſein; ſie würden ſich nur auf einander geſtützt und in ihrer Vereinigung den Schutz ihrer Freiheit gefunden haben, wie wir dies an der Schweiz erleben. Die Intereſſen der Bürger gehen unter ſolchen Verhältniſſen durch die Nationalitäten hindurch, und aus dieſen hätten ſich in dem Ganzen große patriotiſche Parteien gebildet; denn kein Menſch iſt ſo einfältig, daß er nicht für ein großes Ganzes, in dem er ſich frei und geſichert fühlt, patriotiſch geſinnt ſein ſollte.

Ein ſolches zu bilden, iſt nun der Dynaſtie für immer unmöglich geworden. Die unerhörteſte Tyrannei hat mit Perſon und Eigenthum nach der ſchändlichſten Willkür gehandelt und Nation gegen Nation gehetzt, bis alle, von gleichem Haß erfüllt, ſich zum Untergange eines Syſtems verſchworen haben, bei dem keine Einzige ihre Rechnung findet, und das, nun es ſeinen Zweck erreicht, und alle Geſetze, die dem Despotismus im Wege waren, geſtürzt hat, mit der Religion des Mittelalters noch in unſern Tagen die Geiſter und mit Polizeiſchergen und Militärgewalt die Körper der Menſchen in Unterwerfung halten will.

Zu dem Widerſinnigſten ſoll der Menſch ja ſagen, und zu dem Widerwärtigen und Verhaßten ſoll er durch ſeine Büttel, die er ſelbſt bezahlen muß, gezwungen werden. Der eine Theil der Nation iſt gefangen, der andere ſein Wächter; und der Wächter wird über den geſetzt, den er als einen Fremdling haßt, und deſſen Sprache ihm kein Erbarmen einflößen kann, weil er ſie nicht verſteht.

Dieſe Habsburg-Oeſtreichiſche Büttelherrſchaft hat in dem Italieniſchen Feldzuge von 1859 ihren erſten Stoß erhalten, ſeit ſie ſich (nach 1849) zuerſt ganz nach ihrer Bequemlichkeit eingerichtet hatte; denn früher war ihr wenigſtens in Ungarn ein halb und halb geſetzlicher Zuſtand im Wege.

Bis 1859 glaubte man vielleicht, — weil man in das Dunkel nicht gehörig hineinblicken konnte, — mit Hülfe ſeiner enormen Armee möchte Oeſtreich wohl am Ende dazu gelangen, wenn auch nicht Italien, doch den Reſt zuſammen zu zwingen. Auch konnte man nicht wiſſen, ob nicht hinter dieſer allgemeinen Unterwerfung doch zuletzt noch die Organiſation zu einem wirklichen Staate verſucht werden würde.

Seitdem aber die ganze Blöße der öſtreichiſchen Regierung durch die ſchmachvollen Niederlagen in Italien, durch die Unterſchleife der höchſten Beamten, durch die Schwindeleien des Finanzminiſters ſelbſt aller Welt, und unter Andern auch den öſtreichiſchen Unterthanen klar geworden iſt, glaubt kein Menſch mehr daran, daß ein ſolches Unweſen durch die Armee aufrecht zu erhalten ſei, noch weniger aber, daß es durch freie bürgerliche Inſtitutionen, die das Haus Habsburg zugeſtünde, erſetzt werden könne.

Die Habsburger ſind von Gottes Gnaden dazu eingeſetzt, ihren Kopf durchzuſetzen, und dies nennen ſie Legitimität. Mit dieſer verhängnißvollen Lehre ſind den Stuarts die Bourbons gefolgt; den Bourbons werden die Habsburger folgen; es iſt eine und dieſelbe Verſtocktheit.

Für alle Welt, nur nicht für die Habsburger, war der letzte Krieg in Italien die Lehre, daß der Wille der Völker nicht nur mitzähle, ſondern das Entſcheidende ſei. Dem nationalen Aufſchwunge Italiens gegenüber war daher die Lage Oeſtreichs bei dem Ausbruch des Krieges mit Sardinien und Frankreich von Anfang an klar. Kein Unbefangner konnte auch nur einen Augenblick an dem Siege der Italiener und Franzoſen zweifeln; aber viele Leute waren ſehr befangen. Der Eine vom Nationalgeiſt, der Andre von der Doctrin, Bonaparte müſſe vor Allem geſtürzt werden, und wäre es auch durch die Oeſtreicher. Nicht nur die Oeſtreicher täuſchten ſich daher 1859 über den Ausgang des Feldzugs; daſſelbe begegnete vielen freiſinnigen Leuten. Demokratiſche Deutſche Zeitungen unterdrückten Mittheilungen und Urtheile, die Oeſtreich ungünſtig lauteten und zogen Oeſtreich gegen den Bonapartismus zu Hülfe. Dies konnte einem Unbefangenen nur als Verblendung erſcheinen. Ein 1859 von der Demokratie unterdrücktes Urtheil aus dem Geſichtspunkt, welche Elemente in Italien miteinander kämpften, und mit Rückſicht auf die damals bevorſtehende Politik der Whigs, welche der Legitimität die Volksſouveränität ſubſtituirt, wird daher jetzt auch dem Blindeſten einleuchten und wegen der auffallenden Uebereinſtimmung mit den Ereigniſſen Vielen intereſſant ſein. Ich gebe es wörtlich wieder: „Den 7. Mai 1859“: „Die „Wahlen ſind beinahe vorüber, wir zählen 315 Liberale „und 254 Conſervative. Es ſcheint, daß Lord Derby 16 „bis 18 Stimmen gewinnen, alſo immer noch 50 Stimmen „Minderheit im Unterhauſe haben wird.“

„Wir können uns nicht verbergen, daß Lord Palmerſton „ſchon wieder mit Einem Fuße in Drowning street ſteht, „und daß ſeine Anſicht der auswärtigen Angelegenheiten „für die Abwickelung der Italieniſchen Frage „wichtiger werden könnte, als es das Verfahren der „Tories war.“

„Dieſe haben ganz naiv den Krieg entſtehen laſſen; „die Whigs hätten ihn vielleicht eben ſo wenig hindern „können. Nun er aber einmal im Gange iſt, fragt ſich's, „wo kann man ihm ein Ende machen, und unter welchen „Bedingungen wird ein Whigminiſterium die Ruhe in „Europa wieder befeſtigt glauben?“

„Es läßt ſich nicht verkennen, daß mit Oeſtreich nur „der Krieg und die Revolution die Vorbedingungen zu „einer Beruhigung Italiens im Sinne der Italiener feſtſetzen „konnten. Für Sardinien allein war der Krieg zu „viel, und die Revolution im Glaſe Waſſer Toscana „und in dem Gefängniß der Lombardei und Venedigs „konnte die Hunderttauſende der Oeſtreichiſchen Heere nicht

„niederbrechen. Neapel vollends iſt ein zu weichliches
„Element, um in einem ſolchen Kampfe etwas Bedeu-
„tendes zu leiſten. Eine ſonderbare Verkettung der Um-
„ſtände hat nun Rußland und Oeſtreich entzweit, Preußen
„durch Ollmütz und Bronzell gegen Oeſtreich verſtimmt
„und Louis Napoleon in ein Unternehmen geſtürzt, das
„ſo leicht keine andre franzöſiſche Regierung unternommen
„haben würde.“

„Italien, d. h. Cavour, als Staatsmann und Pa-
„triot, mußte dieſe Stellung der Geſtirne benutzen; und
„die Schlacht in der Nähe von Pavia oder Marengo
„möchte entweder ein neues Pavia oder ein neues Ma-
„rengo werden. Sie ſteht bevor. Die Generale werden
„wenig dabei thun; es iſt der Geiſt der Zeit, der gegen
„den Geiſt der Vorzeit aufſteht; und wer die Freiwilligen
„und die Freiſchaaren in ſeinen Reihen hat, wer friſch
„von Parma und Florenz kommt, um mitzufechten, der
„hat eine nationale Sache und haucht den andern den
„Geiſt der Revolution ein. In einem großen Theil des
„Italieniſchen Heeres iſt es die wüthende, verzweifelte
„Empörung, in den Sardiniern iſt es das Rachegefühl
„für Novara und Custozza und der Patriotismus, mit
„dem ſie fechten werden. Die Franzoſen ſind Hülfs-
„truppen, die Phantaſie genug haben, auf dieſe Lage ein-
„zugehn, und den Oeſtreichern gegenüber bedeuten die
„Franzoſen immer das geiſtige und moderne Volk und —
„die Revolution, während Oeſtreich ſelbſt in ſeinem Ma-
„nifeſte nur an die Gefühle der Contrerevolutionärs
„appellirt. Welchen Geiſt alſo hat Oeſtreich dem der
„Revolution, wenn auch einer verkümmerten und gehemm-
„ten Revolution entgegenzuſetzen? Die Contrerevolution
„iſt kein Fanatismus der einexercirt werden könnte. Sie

„iſt eine Reflexion, eine Doctrin, eine Negation, die nur „da Pathos wird, wo lebendige politiſche Parteien exi„ſtiren. Dies iſt in Oeſtreich nicht der Fall; folglich hat „die Oeſtreichiſche Armee den Nachtheil gegen die Italie„niſche und Franzöſiſche, daß ſie keinen bewegenden Geiſt, „keine Begeiſterung für eine Herzensſache hat."

„Man ſagt, dieſe Armee ſei ausgeſucht, ohne alle „revolutionären Elemente, gereinigt von Italienern und „Ungarn, beſtehe nur aus treuen Deutſchen und Slaven, „Leuten mit ſtarken Armen, aber ohne alle Theilnahme „für die ſchädlichen Ideen der Freiheit, der nationalen „Ehre und der Menſchenrechte, kurz dieſe Armee ſei die „Elite Oeſtreichs, repräſentire es in jeder Hinſicht und „werde ihren Gegnern etwas zu rathen aufgeben."

„Nur Ein Bedenken wird der Kenner der Geſchichte „haben. Er wird ſich erinnern, daß der Geiſt der Zeit „allemal die Kriege entſchieden hat, und daß die größten „Schlachtengewinner gegen ihn alle ihre Campagnen ver„loren haben, z. B. Napoleon. Es iſt daher kaum anders „zu erwarten — ich ſage es mit Bedauern für dieſe treuen „und wohlgezogenen Oeſtreicher, — als daß der Italie„niſche Feldzug gegen die Oeſtreicher ausfallen werde. „Ihre Triumphe bei Cuſtozza und Novara werden jetzt „auf die Probe geſtellt, und wie ſie in Ungarn nur mit „den Ruſſen ſiegten, ſo werden wahrſcheinlich diesmal die „Italiener mit den Franzoſen über ſie den Sieg davon„tragen."

„Für dieſen Fall, den man in England ziemlich all„gemein erwartet, iſt die Politik Lord Palmerſton's nicht „zweifelhaft. Er iſt der Anſicht, Oeſtreich könne nicht „beſſer thun, als Italien aufgeben, da es nicht im Stande

„ſei, es zu regieren; und die öffentliche Stimmung wird „in England immer mehr für Italien gewonnen werden, „je heißer ſich der Kampf entſpinnt und je mehr dem „Italieniſchen Patriotiſmus Gelegenheit gegeben wird, „ſich hervorzuthun."

„Die Politik Englands iſt ſo lange entſchiedene Neutralität, als Rußland keine angreifende Schritte thut; „und iſt entſchieden für die Forderungen Frankreichs, „wenn nur Frankreich ſelbſt ſich wieder aus Italien zurückziehen will. Palmerſton's Schwachheit für Louis Napoleon iſt ihm bei dieſer Politik durchaus nicht im Wege, „und wenn ſein Gaſtfreund von Compiegne die Tedeschi „vertreiben kann, ſo wird er mit Rußland zuſammen gewiß erbötig ſein, ſie aus Italien definitiv auszuſchließen „und die Neutralität der Halbinſel zu ſtipuliren."

„An einen Angriff Rußlands auf Deutſchland glauben „wir hier (in London) nicht, eben ſo wenig an einen „langdauernden Krieg, da eigentlich außer England kein „Staat ein, zwei, drei Feldzüge bezahlen kann."

„Wenn das außeröſtreichiſche Deutſchland jetzt eben „ſo wenig, als zur Zeit des Ungariſchen Krieges eins „werden kann, ſo liegt das an dem Berliner Staatsſtreich „vom 5. November 1848."

„Es iſt aber ein großer Irrthum, die Vereinigung „Deutſchlands *durch die Freiheit* unter Preußen mit „der Vereinigung Deutſchlands unter Manteuffel in Erfurt zu verwechſeln."

„Unter dem Staatsſtreich und der Contrerevolution „gab es natürlich nur wiedererſtarkte Souveräne; unter „dem Regiment der Freiheit gäbe es nur — ein ſouveränes Volk."

Weil „das Regiment der Freiheit“ nicht eingetreten iſt, darum iſt es immer noch zu keiner Einheit des deutſchen Volks, das nicht an Oeſtreichs Schickſal gebunden iſt, gekommen.

Nachdem nun aber die Verhältniſſe die Oeſtreichiſchen Zuſtände aller Welt klar gemacht haben, fragt es ſich nur noch, kann die Niederhaltung Ungarns und Venetiens mit rein militäriſcher Gewalt ſo lange fortgeſetzt werden, als dieſe beiden Völker im Stande ſind, mit den Zähnen zu knirſchen und ſich durch Acte ihres gemeinſamen Unwillens auf die nächſte Gelegenheit vorzubereiten, um die brutalſte Gewaltherrſchaft, die es je gegeben hat, zu ſtürzen und auf alle Fälle ihre Rache zu kühlen?

Iſt es möglich, die Armee ſo lange zu bezahlen? — Die Finanzen ſind notoriſch in einem Zuſtande, der es ſchon als ein Wunder erſcheinen läßt, daß dieſe Armee nur noch gefüttert und gekleidet, und die koſtſpieligen Höhlen, in denen ſie ſich verſchanzt hält, mit dem Nöthigen ausmeublirt und verſorgt werden können.*)

Aber wenn dieſe Armee von dem bankrotten Hauſe Habsburg auch erhalten werden kann; iſt ſie zuverläſſig?

Sie iſt es nicht. Die Ereigniſſe haben es nicht nur 1848 und 1849, ſie haben es auch 1859 gezeigt. Woraus beſteht die Oeſtreichiſche Armee? Aus politiſch angeſteckten und national getrennten Elementen. Seit 1848 hat ſie an der Politik Theil genommen. In Ungarn und in Wien war die Armee in zwei Theile getheilt, und ſo lange der reactionäre Theil nicht von den 200,000 Ruſſen unterſtützt wurde, unterlag er dem revolutionären Theil unter Koſſuth; und die Siege der Oeſtreichiſchen Uebermacht über die Italiener bei Cuſtozza und Novara ſind durch San Martino und Solferino mit Recht in Vergeſſenheit gerathen.

---

*) Siehe Ludwig Koſſuth's Brief nach Glasgow, worin die Ueberbürdung des Landes mit Steuern nachgewieſen wird, und die Ausſchreibung der Lotterieanleihe von 200,000,000 fl.

Mit Recht, denn die Schlachten von Magenta und Solferino offenbarten der Welt und den Oeſtreichiſchen Völkern eine viel wichtigere Thatſache, als die von Cuſtozza und Novara. Dieſe bewieſen nur, daß Oeſtreich 1848 und 1849 Sardinien militäriſch überlegen war, erſtlich weil Sardinien nicht die gleiche Maſſe von Soldaten aufſtellen konnte, und zweitens weil es damals noch nicht den Geiſt der Freiheit entwickelt hatte, der auch mit einer ſchwächeren Macht einen überlegenen Feind überwältigen kann. Dagegen beweiſen die Ereigniſſe von Magenta und Solferino, daß die Oeſtreichiſche Armee in ſich zerfallen iſt, daß ſie an den Ungarn und Italienern, ja ſogar an den Südſlaven ein ihr feindliches Element in ihrem Innern hat, daß dieſe Truppen jede Gelegenheit ergreifen, ſei es durch Uebertritt zum Feinde, ſei es durch Verweigerung des Gehorſams die Niederlage der Oeſtreicher herbeizuführen.

Die Stimmung der Völker in den Reihen der Armee hat ſich auf den Schlachtfeldern bethätigt; die Revolution hat die Disciplin, der Patriotismus den Corporalſtock überwunden, und ein Heer von Ungarn wuchs aus dem Boden der Lombardei hervor, als Koſſuth und Klapka in Italien erſchienen.

Die Oeſtreichiſche Armee iſt alſo durchaus kein zuverläſſiges Inſtrument in der Hand des Oeſtreichiſchen Despotismus.

Hätte man nun nicht denken ſollen, eine Dynaſtie, welche dieſe Erfahrungen gemacht und das Schickſal der Stuarts und der Bourbonen vor Augen hat, würde geſucht haben, den verlornen Halt im Volke wieder zu gewinnen, damit der gute Wille des unbewaffneten Volks gewonnen werde und dann auch wieder in das bewaffnete Volk dringe? Man hat es erwartet — im Auslande hat man es erwartet; in Wien dagegen wußte man gleich, „daß die kaiſerliche Armee noch lange nicht genug geſchlagen worden war“.

Und was man in Wien erwartete, das geſchah. Trotz ſeiner drückenden Finanznoth, trotz der entſchiedenen Spaltung der Armee, die einer Auflöſung ſehr nahe kommt, die im Kriege zu den unglaublichſten Niederlagen geführt hat und im Frieden nur ärger wird, wie dies an tauſend Zeichen der Unzufriedenheit und der ſchamloſeſten Veruntreuung fortdauernd zum Vorſchein kommt; — trotz alledem fährt die Oeſtreichiſche Regierung fort, das Volk unerhört zu knechten und ſich ganz und gar auf die Armee zu ſtützen. Sie gewährt ihren erbitterten Völkern nichts; ſie ſucht ſie nur zu ſchrecken und zu — —; ſie gewährt nicht einmal den Tyrolern und den übrigen ſonſt ſo getreuen Erbländern die Rechte, welche ſie ihnen ſo ſchmählich geraubt hat; ſie ſaugt ſie alle bis aufs Blut aus, und erlangt dennoch nicht die Mittel, die ſie zur Fortſetzung ihrer wahnſinnigen Tyrannei nöthig hat.

Wenn wir unter dieſen Umſtänden ſagen: „es ſteht eine Revolution in Oeſtreich bevor“, ſo iſt das nicht genug geſagt; ſie iſt ſchon im Gange.

Und dies iſt nicht nur die Anſicht dieſer Broſchüre. Ihr glaubt es mir nicht? So glaubt es der Engliſchen

Preſſe. Folgendes iſt ein Urtheil des Daily Telegraph vom 24. März, dem man weder die Klarheit, noch die Unparteilichkeit abſprechen kann und das in Deutſchland alle Beherzigung verdient:

„Die neuſten Wiener Enthüllungen beweiſen, bis zu welch einem Grade das ganze Reich in Fäulniß übergegangen und wie ſchwach und hülflos der Kaiſer ſelbſt iſt. Corruption geht durch das ganze Syſtem; die Beamten ſind ohne einen Funken von Patriotismus und Anhänglichkeit an ihren Herrn; eine verbrecheriſche Habſucht verzehrt die Einkünfte des Landes und kein Tribunal iſt im Stande, das wachſende Unheil aufzuhalten."

„Die Laufbahn des Generals und Kriegsminiſters Eynatten, der ſich in der Verbrecherzelle erhenkte, um den Schrecken einer öffentlichen Hinrichtung zu entgehen, zeigt uns an einem ſchwarzen Beiſpiel die ſchmählichen Zuſtände der Oeſtreichiſchen Monarchie. Beim Rücktritt des Erzherzogs Wilhelm von der Leitung des Commiſſariats wurde der General ſtatt ſeiner ernannt. Gleich nach ſeinem Amtsantritte beklagte ſich Herr von Noe und ſagte, er verſtehe das Geſchäftsverfahren ſeines neuen Vorgeſetzten nicht; erhielt aber die kurze Antwort, ſich um ſeine eignen Angelegenheiten zu kümmern, und mußte ſich zufrieden geben. Er machte ſich jedoch Noten, und privatim ein Regiſter über die Beſtellungen und über die Summen, die den Proviantlieferern gezahlt wurden. Auf ſeinem Todtenbette theilte er ſeinen Verdacht dem Generalauditeur mit und behauptete, der Staat oder die Regierung ſei betrogen worden. Auf ſeine Ausſagen hin wurde General Eynatten zur Haft gebracht und vor ein Kriegsgericht geſtellt, dem der Fürſt Lichtenſtein präſidirte. Hier geſtand er, einige Beſtechungen von Lieferanten angenommen zu haben. Aber die Unterſuchung ging weiter. Neue Betrügereien kamen aus, friſche Verbrechen wurden an's Licht gebracht: je weiter die Sache erörtert wurde, deſto enormer erſchien die Schuld der Betheiligten. In Verona, Venedig, Trieſt, in Wien und in allen Provinzen wurden die Mitſchuldigen dieſer unerhörten Betrügereien verhaftet, und ſie liegen jetzt in Feſſeln, um nach der Art und Weiſe, wie man in Oeſtreich Juſtiz ausübt, verurtheilt zu werden.

„Die Beſtürzung, welche dieſe Enthüllungen verbreiteten, kann man ſich nicht zu übertrieben vorſtellen; und dennoch hat ſich eine heimliche Befriedigung im Publikum gezeigt über die Möglichkeit, daß ein ſo ungeheurer Verrath unmittelbar am Fuße des Thrones und durch dieſelbe Klaſſe von Menſchen hat begangen werden können, auf die ſich das verabſcheute Regiment zu ſtützen hat. Wenn die Ariſtokratie und die öffentlichen Beamten ſich ſolcher Unterſchleife ſchuldig machen, ſo zeigt ſich die Faulheit der ganzen Regierungsmaſchine, und wer einen Funken von politiſchem Verſtande hat, giebt dieſen Zuſtänden keine lange Lebensdauer. Um die ganze Tiefe der Verderbniß zu zeigen, ſei nur erwähnt, daß dieſelbe Heerde Ochſen den Militärbehörden von Verona drei- oder viermal verkauft und dann der Sardiniſchen Armee überlaſſen wurde; daß den gezogenen Kanonen, welche die Regierung beſtellt hatte, ganz ordinäre untergeſchoben wurden, und daß auch die kleinen Waffen, die den Truppen geliefert wurden, von ſchlechter Qualität und faſt unbrauchbar waren. So alſo wurde die Armee ohne gehörige Kleidung, Nahrung und Bewaffnung in die berühmte Poſition von Solferino geführt, um durch ihre Niederlage der Herrſchaft der Habsburger in Italien den erſten Stoß zu geben und die Verfaultheit ihres ganzen Syſtems an den Tag zu bringen.

„Die Enthüllungen des Herrn von Roe geben uns einen denkwürdigen Aufſchluß über das Schickſal der Reiche. Wir ſehen aus ihnen, daß die Vergeltung unvermeidlich und der Sturz der Staaten ohne Ausnahme durch ihre eignen Sünden herbeigeführt wird. Betrachten wir die gegenwärtigen Zuſtände Oeſtreichs! Waren es wohl die Cohorten Frankreichs, die ſeine Macht in Italien niederbrachen und es in den Augen Europa's erniedrigten? War es nicht ſein eigner Hochmuth, ſeine eigne Menſchenverachtung und ſeine eigne innere Verderbniß?

„Vom Kaiſer bis zu dem geringſten Bauer herunter breitet ſich die nationale Seuche aus. Franz Joſeph verachtet ſeine Unterthanen und will ohne ſie regieren; ſeine Miniſter ſind nur elende Werkzeuge in ſeinen Händen; die Beamten lernen von ihren Herren ihr eignes Intereſſe wahrzunehmen; der Clerus iſt bigott und ultramontan; die Armee iſt eine heterogene Maſſe, und ihre verſchiedenen Abtheilungen werden eben ſo wohl dazu gebraucht, ſich einander, als die empöreriſchen Provinzen in Ordnung zu halten; die Gemeinen ſehen die Betrügereien der Generale und werden demoraliſirt; ſelbſt der Finanzminiſter kann ſo weit ſinken, daß er unautoriſirte Schuldſcheine ausgiebt und allen Klaſſen der Bevölkerung das Beiſpiel einer rieſenmäßigen Schwindelei giebt. Nirgends im ganzen Lande iſt Vertrauen und Halt oder Anhänglichkeit; eine allgemeine Demoraliſation iſt eingetreten, und wenn ihr nicht die gründlichſten Reformen Einhalt thun, ſo muß ein Aufbruch des Reiches die Folge davon ſein.

„Oder iſt Franz Joſeph mit ſeiner Schöpfung zufrieden? Ein großes Italieniſches Königreich iſt ihm entriſſen; in Parma, Modena, Toscana und der Romagna iſt ſein Einfluß vernichtet. Venetien brennt vor unbezwinglicher Begierde, ſein Joch abzuwerfen; und Ungarn, deſſen Söhne auf dem Schlachtfelde das Schwert zu ziehn ſich weigerten, bereitet ſich eifrig darauf vor, ſich ſeinem Joch zu entziehn. Und zu Hauſe hat dieſer Kaiſer keinen Rathgeber, dem er trauen könnte; ſeine vertrauteſten Diener treiben den ungeheuerſten Unterſchleif und beſtehlen die Kaſſen; alle ſeine Träume von Ehre und Macht löſen ſich in Dunſt auf, denn ihnen fehlt der feſte Grund zur Stütze — das Volk freier, ſich ſelbſt achtender und ihr Vaterland liebender Bürger.“

So ſpricht dieſer Engländer und England iſt keine ſchlechte Warte zur Beobachtung der politiſchen Conſtellationen, der Engländer aber ein Mann, deſſen Element die Politik und die Beobachtung der Weltverhältniſſe iſt. Und dieſe Stimme iſt nicht etwa eine vereinzelte, die Times ſpricht eben ſo und noch ſtärker; faſt alle großen Parteiblätter ohne Unterſchied der Farbe geben Oeſtreich auf, und ſehen das Haus Habsburg über Hals und Kopf in den Abgrund ſtürzen, den es ſich ſelbſt gegraben hat.

Mit reißender Schnelligkeit eilen die Ereigniſſe meiner Feder voran. Kaum war die Dinte dieſer Sätze getrocknet, ſo trat eine Thatſache ein, die mehr als alles Bisherige die raſch fortgehende Auflöſung Oeſtreichs an den Tag bringt, ich meine den Selbſtmord des Freiherrn von Bruck, der in dem Eynatten'ſchen Monſtrebetrug verwickelt war.

Der Finanzminiſter Oeſtreichs, die Hauptſtütze des bankerotten Militärdespotismus, hat ſich vergiftet, dann zu mehrerer Sicherheit ſich noch den Hals von hinten bis vorn aufgeſchlitzt und endlich ſich auch noch die Adern an den Handgelenken geöffnet. Dies war das Ende ſeiner Operationen. Die Finanzoperationen im ächt-öſtreichiſchen, das heißt gewiſſenloſen und gewaltſamen Stil führten zu chirurgiſchen Operationen, zum Kehlabſchneiden, ebenfalls der Hauptſtaatsoperation dieſer Oeſtreichiſchen Barbarei. Und die Wiener Zeitungen nannten den Tod dieſes muſterhaften Dieners Seiner Kaiſerlich Apoſtoliſchen Majeſtät „ein unerwartet raſch erfolgtes Ableben Seiner Excellenz, welches anzuzeigen ſie die peinliche Verpflichtung hätten“; „er ſei am Schlagfluſſe geſtorben“. Welche Schafsköpfe! Warum befiehlt der Kaiſer nicht, der Freiherr von Bruck ſei gar nicht geſtorben? Welch ein dummer Einfall, den brutalen Thatſachen einige Tage und einige Meſſerſchnitte und eine elende Doſis Gift abhandeln zu wollen?! Jetzt weiß es ja doch alle Welt.

Alſo auch der Freiherr von Bruck, der Abgeordnete von Trieſt, der große Oeſtreichiſche Patriot in der Frankfurter Nationalverſammlung, der Radetzky nicht geſchlagen haben wollte, iſt ein Mitſchuldiger des Edlen Generals von Eynatten, der Radetzky's Nachfolgern den Proviant und die Waffenlieferungen geſtohlen und dadurch weſentlich zu ihren Niederlagen in der Lombardei mitgewirkt hat? Welch' eine Vergeltung! Welch' ein Abgrund der Verworfenheit! Das ſind aber die Früchte des Syſtems der puren Gewalt — hier wie überall. Wer gegen das Geſetz und ohne Gewiſſen und Ehre herrſchen will, der hole ſich nur gleich die Räuber und Diebe und mache die Menſchen mit den längſten Fingern, wie St. Arnaud und Conſetten, Bruck, Eynatten und Genoſſen zu Miniſtern. Für dies Syſtem giebt es nur Schurken zu Dienern. *) Und die Schurkerei der Diener der Gewaltherrſchaft ſteckt natürlich die ganze Geſellſchaft an. Jeder ſieht in dem andern einen Verräther und einen Feind, dem er womöglich mit ſeinem Verrathe zuvorkommen muß. Nichts hat Beſtand, und als hätte nur jeder zuzugreifen in dem allgemeinen Chaos, deſſen Ende offenbar bevorſteht, ſo ſtehlen die Millionärs und die Leute, denen ſonſt Credit und Treu und Glauben, Heiligkeit des Eigenthums und Sicherheit des Verkehrs die wichtigſte Angelegenheit ſein ſollte; denn was nützen ihnen die Millionen, wenn jeder zulangt und Diebſtahl und Gewalt an der Tagesordnung ſind?

Wenn der Arme ſtiehlt, weil die äußerſte Noth ihn dazu zwingt, ſo iſt das eine begreifliche Sache unter nicht ungewöhnlichen Umſtänden; wenn aber die Millionärs in Maſſe eine Räuberbande bilden gegen das, was man dort Staat nennt und was ſie jedenfalls ſo anſehen mußten, als wäre es ein Staat: dann muß ein Zuſtand exiſtiren, der ſeines Gleichen unter gewöhnlichen Umſtänden nicht findet; die ganze Geſellſchaft iſt ſiech, und das verruchte Princip der Gewaltthat und der Verbrechen hat alle ſeine Beamten angeſteckt und hat von Oben herab gerade die Schichten der Geſellſchaft am meiſten verderbt, die am innigſten mit dem Getriebe der Regierungsmaſchine vertraut

---

*) Der Bericht über Bruck's Selbſtmord in einer vielgeleſenen Londoner Zeitung endet ſo: »The Minister who connived at the surreptitious issue of 111,000,000 fl. of stock—and who, after the public exposure of this deception, unblushingly continued in office—was not a man in whose honesty his Majesty ought to have believed. So long as the Government of Austria cannot be carried on by better means than knavery and effrontery, so long will knaves be found in office.

zu werden im Stande ſind, die wegen ihrer ſocialen Bedeutung ſo zu ſagen mit dazu gehören. Sie brauchen nicht mehr zu ſtehlen, ſie beſitzen Millionen, aber das Stehlen iſt guter Ton geworden. „Verdient eine Regierung anders behandelt zu werden, als ſie alle Welt behandelt?“ mögen die Millionärs gedacht haben; oder ſie mögen einfach dem guten Beiſpiel des allgemeinen Geſetzbuches gefolgt ſein, und nicht gedacht haben, als ſie nachahmten, was ſie ſo glorreich vor Augen hatten, wie der Geiſtliche in Paris, der ſeinen eigenen Coup d'état gegen den Biſchof machte und ihn erſtach, weil andern Leuten das Erſchießen und Erſtechen ſo gut gelungen war.

Neuerdings waren außer den Wiener Millionärs Richter, Weisweiler und Robert auch noch die Trieſter Millionärs Rivoltella, Perugia, Brambilla und Mandolfo gefangen genommen und als Mitſchuldige des Edlen von Eynatten nach Wien geführt worden.

„In Folge der Geſtändniſſe dieſer Herren wurde am 22. April der Freiherr von Bruck als Zeuge in dem großen Unterſchleifsproceß gegen Eynatten und Genoſſen vernommen. Sein Verhör gab zu weiteren Nachforſchungen Anlaß, die wahrſcheinlich zu einer Confrontation mit andern Zeugen und dem Angeklagten ſelbſt geführt haben würden. Unter dieſen Umſtänden entließ ihn der Kaiſer und ernannte den Edlen von Plener proviſoriſch zu ſeinem Stellvertreter. Dieſer Brief des Kaiſers wurde dem Freiherrn von Bruck am 22. zugeſtellt, und am 23. fand man ihn in ſeinem Blute,“ ſagt die Wiener Zeitung vom 27. April. Fünf Tage alſo brauchte die Wiener Zeitung, um dieſe unbequeme Thatſache zu entdecken. Freilich hatte dieſe Regierung ihre eigne Geſchichte zu geſtehn, — der Herr von Bruck war die Regierung; mit ſeinen Operationen hielt er das lecke Schiff ihrer Gewaltherrſchaft über dem Waſſer und hatte er für die unſinnigen Bedürfniſſe des enormen Soldatenſtalls, den man Oeſtreich nennt, zu ſorgen; er ſorgte durch Betrug für die Gewalt, er band den Holländern 111,000,000 Gulden mehr auf, als die Anleihe betragen ſollte. Dieſe erſchwindelten 111 Millionen hat ſich der Kaiſer ruhig ſchmecken laſſen; Bruck blieb im Amte; und jetzt nun Bruck in ſeine eigene Taſche ſchwindelt, muß „der Vielgewandte“ ſich die Kehle abſchneiden! — Es iſt die Regierung, die ſich die Kehle abgeſchnitten hat, es iſt das Element der Pfiffigkeit, der Schwindelei mit Geld und mit — Reformen, des Betrugs auf dem Markt zu Amſterdam, in den Bureaus und im Geheimen Rathe des Kaiſers, der ſich in dem Edlen von Bruck ſelbſt gemordet hat. Der Herr von Bruck war noch die einzige Ausſicht für die Oeſtreichiſche Gewaltherrſchaft. Jetzt da dieſe Ausſicht mit ihm, dem großen Manne dieſer Zuſtände zu Grabe gegangen iſt, jetzt natürlich kommt das altadlige, brave Geſchlecht der reinen junkerlichen Brutalität wieder dran; Necker iſt dahin; es lebe Calonne! Der Edle von Plener mag nun zuſehen, was er mit der Sündfluth, die er erbte, anfängt.*)

---

*) Herr von Plener, the new provisional Minister of Finance, is a man whose sole merit consists in having, in his official capacity as councillor in Gallicia, understood how to gain the favour of Count Goluchowsky, formerly governor of that province. Like the noble count, Herr von Plener enjoys a reputation in fashionable circles, and is a favourite with the fair sex of the gay world. Whatever his untried abilities may prove to be, it is an ominous certainty that, as *protégé* of Count Goluchowski, he will increase the ultra and despotic party in the Cabinet. Hitherto it was Freiherr von Bruck who, without carrying sweeping measures of reform, made

So entwickellt ſich das Oeſtreichiſche Melodrama vor den Augen des verdutzten Europa's; denn dies übertrifft doch alle, auch die ärgſten Erwartungen. Uns Deutſchen freilich iſt die ganze verfaulte Wirthſchaft vornehmlich ſeit 1848 näher bekannt geworden, als den Ausländern. Wir haben alle Mittel, der Sache tiefer auf den Grund zu ſehen, als die Ausländer es vermögen. Was dieſe nur erſchließen, die Abweſenheit alles ſittlichen Haltes, den tiefen Zwieſpalt der Regierung und der Regierten, der Staatsmaximen und des Volkswillens, und was ſie ſich aus den Symptomen der Krankheit, die weltkundig geworden, nur zuſammenreimen, das haben wir unmittelbar vor Augen; was ſie nur deduciren, das wiſſen wir. Die Revolution von 1848 war der Aufbruch der allgemeinen Fäulniß. Die offene eiternde Wunde iſt durch kein Mittel zu verdecken oder gar zu heilen. Der faule Proceß muß ſeinen Verlauf haben.

Ueberall war es das Oeſtreichiſche Syſtem, das 1848 in Deutſchland geſtürzt wurde, in allen kleinen Staaten, und in Preußen nicht minder, im Bundestage und im Volksbewußtſein. Ueberall war es aber auch das nämliche

---

it his business to demonstrate the necessity of liberal promises by the necessities of the public exchequer. Now that he has so disgracefully departed, the moderate section in the Cabinet will consist of Count Rechberg, the worshipper of legitimacy, and friend to the Duke of Modena; Count Thun, who concluded the concordat with the Holy See; and Count Nadasdy, a Magyar, who did not shrink from accepting office at a time when all his countrymen had been roused into a common resistance. From this description of the comparatively moderate men, it will not be difficult to form an estimate of those who are avowedly retrograde—the Goluchowskis, the Thierrys, the Pleners, &c.

Syſtem, die reine Militärgewalt, der einfache aſiatiſche Despotismus, das gänzliche Verlaſſen des Rechtsbodens, die Willkür von Gottes Gnaden, die Verachtung der Volksbildung, des Volkswillens und der beſchwornen Verträge, mit Einem Wort das nackte Verbrechen, das in der Reaction ſeit 1849 einen ſo enſchiedenen äußerlichen Sieg davon trug, daß Oeſtreich, der Repräſentant dieſes Syſtems, ſeine Soldaten von Buchareſt bis Hamburg und von Ancona bis nach Kaſſel umherſenden konnte. Und wozu? — Zur völligen Wiederherſtellung des Regimentes von Gottes Gnaden, des Papſtes mit dem Concordat, wie des Bundes mit den Verfaſſungsbrüchen, der Däniſchen wie der Heſſiſchen Tyrannei.

Aber Oeſtreich hatte ſelbſt die neue Zeit im Leibe; es war nur ein äußerlicher Sieg des Geſpenſtes der alten Zeit; innerlich gährte der Gedanke der Rache, der Wunſch der Befreiung, die Sehnſucht nach den einmal gekoſteten menſchlichen Zuſtänden in den Millionen, die früher gefühllos dahingeſchlummert hatten. Das Oeſtreichiſche Volk war ein ganz anderes geworden als vorher. Und wenn es auch alle die Nachtheile eines Jahrhunderte langen Jeſuitenregiments noch an ſich hat, ſo konnte doch ein patriarchaliſches Regiment nicht wieder hergeſtellt, es konnte nur eine Militärtyrannei an die Stelle geſetzt werden.

Wir wiſſen dies. Wir wiſſen daher, daß dieſe Revolution durch die Jahre der Gewaltherrſchaft nur fortgeſetzt worden iſt. Uns Deutſche hat daher auch die gegenwärtige Auflöſung nicht ſo ſehr überraſchen können, als die Ausländer.

Wir haben nun aber auch gelernt, daß Oeſtreich und die pure Gewaltthat der Herrſchaft von

Gottes Gnaden noch immer, ſelbſt in ihrer gegenwärtigen Ohnmacht und Erniedrigung, das Hinderniß der Einheit und Freiheit unſeres Vaterlandes, das Hinderniß der Einheit und Freiheit Italiens, das Hinderniß der Unabhängigkeit und Freiheit Ungarns und der Donauvölker ſind.

Oeſtreich iſt der Bund, Oeſtreich iſt die Stütze aller kleinen Herren von Gottes Gnaden in Frankfurt gegen die Rechte, ja gegen das Daſein unſers Volks; denn das Volk exiſtirt nicht, es will erſt wieder auferſtehn, es iſt einfach todtgeſchlagen und in Frankfurt zu Grabe getragen worden. Oeſtreich wühlt im Kirchenſtaate gegen die junge Freiheit Mittelitaliens, Oeſtreich verwüſtet Venetien und droht aus dem Quadrilatero ſeine alte unſelige Herrſchaft über dieſes herrliche Italien, die Wiege der europäiſchen Civiliſation, wieder zu erobern, um alsdann den Stuhl der Verdummung in Rom wieder feſtzuſtellen, der jetzt im Strudel des Zeitgeiſtes umſtürzen will. Oeſtreich endlich hält Ungarn in ſchmählichen Feſſeln und knechtete ſogar die Rumänen, ſo lange Frankreich und Rußland es erlauben mußten.

Was alſo ſind die Opfer Oeſtreichs geweſen und ſind es zum Theil noch?

Die drei Völker, die Deutſchen, die Ungarn und die Italiener.

Sollen dieſe drei Völker auferſtehn, ſo muß Oeſtreich zu Grunde gehn; und da Oeſtreich im Begriff iſt, zu Grunde zu gehn, ſo müſſen dieſe drei Völker gemeinſchaftlich ſeinen Untergang und ihre Wiedergeburt vollziehn helfen.

Das Princip der Legitimität der Despotien oder die Herrſchaft von Gottes Gnaden gegen Recht, Geſetz und

Verfaſſung muß dem Willen der Nationen, die Willkür des Herrn dem Geſetz der Volksvertreter, die Legitimität der Volksſouveränität, das aſiatiſche Regiment des Deſpoten und ſeiner Söldner dem Europäiſchen Regiment der Geſetze und des Rechtes eines Jeden weichen.

Die Völker müſſen ſich vereinigen und conſtituiren: Deutſchland, Italien und Ungarn haben ſich an die Stelle der Habsburger Domäne zu ſetzen und dem ganzen Zwangs- und Verdummungsſyſtem, unter dem ſie jetzt ſeufzen, ein Ende zu machen.

---

2. Die Oeſtreichiſche Revolution iſt daher keine Reform Oeſtreichs zur Freiheit, ſondern a. Italieniſcher, b. Ungariſcher Unabhängigkeitskrieg, c. Auflöſung Oeſtreichs.

Dies iſt es, was die Deutſchen einſehen müſſen, und dies iſt die Einſicht, nach der ſie ihre Politik einzurichten haben.

a. Italien.

Die Italiener haben das immer gewußt. Auch den Ungarn kann man keinen Vorwurf machen. Sie haben ſich nächſt den Italienern zuerſt gegen Oeſtreich empört; was ſie verſäumt haben, iſt, daß ſie zuerſt Soldaten gegen Italien ſandten und ſodann ſich nicht mit der deutſchen Sache verbanden, daß ſie nicht nach Wien gingen; Beides thaten ſie aber in einem Stadium der damaligen Bewegung, wo ſie noch im Unklaren ſchwebten. Dagegen erkannten ſie ſchon damals den Erbfeind ihrer Freiheit und der Freiheit von Mitteleuropa und ſchlugen ihn, während man in Frankfurt einen Oeſtreichiſchen Reichsverweſer, einen wiederhergeſtellten Bundestag und in Berlin eine Expedition der Wrangelſchen Armee gegen die Nationalverſammlung und die beſchwornen Rechte des Volks hatte.

Die Ungarn beſiegten ihren und unſern Feind in einer Reihe blutiger Schlachten, bis Rußland ſeine Horden über ſie ergoß und ihr eigner General ſie verrieth.

Die Italiener haben dieſe Einſicht am frühſten gehabt und ſie in ihrem glorreichen Kampfe in den Straßen von Mailand 1848 bewährt. Die Deutſchen hingegen waren weit davon entfernt, dieſe Wahrheit anzuerkennen, in den Oeſtreichern den gemeinſamen Feind zu erblicken und die Erfolge der Italiener und Ungarn dazu zu benutzen, um auch ihrerſeits dem Erbfeinde zu Leibe zu gehn. Im Gegentheil, die Preußiſche Dynaſtie ergriff 1848 die Mittel der Oeſtreicher und brachte es in der Gewaltthat gegen Parlament, Geſetz, Perſonen und Eigenthum ſo weit, daß ſie allen Halt verlor und unter dem Hohn ihrer eignen Völker die Demüthigung von Olmütz und Bronzell erlebte.

„Il faut avilir la Prusse et puis l'anéantir!“ Behaltet das doch, ihr Stockfiſche, und dreht endlich den Spieß herum. Die Zeit der Vergeltung naht.

Hätte man in Deutſchland nur ſeinen wahren Feind ſo gut gekannt, wie in Italien und Ungarn, die Aufnahme der Oeſtreichiſchen Abgeordneten ohne Mandat in die Nationalverſammlung, die Wahl eines Erzherzogs nach Frankfurt, der Berliner Staatsſtreich vom 5. November 1848 und der Einfall Rußlands in Ungarn wären unmöglich geweſen.

Doch das ſind geſchehene Dinge; wir kommen jetzt zu dem, was wir gegenwärtig auf den Händen haben. Von unſerer Einſicht, von der richtigen Würdigung unſrer Lage hängt auch diesmal wieder unſer Schickſal ab.

Die Italiener haben 1859 den Tanz noch einmal begonnen. Sie ſind diesmal glücklicher geweſen, weil Frankreich ſeinen Fehler von 1848 gut gemacht hat. Es regt ſich auch hie und da eine Einſicht in Deutſchland. Selbſt die Preußiſche Kammer und der Herr von Vincke wiſſen jetzt, daß Oeſtreich geſchlagen werden muß — die einzige Art und Weiſe, es zu überzeugen — damit die Welt frei und Deutſchland ſein eigner Herr werde. Aber die Dynaſtie Hohenzollern iſt noch immer weit davon entfernt, ſich mit dem Volk zur Einheit und Freiheit des Landes zu verbinden, wie es Victor Emanuel gethan hat. Wir haben keinen Cavour und ſchon ein halber Cavour wäre bei uns genug; denn wir brauchen nur die Freiheit, die 1848 vergewaltigt worden iſt, ehrlich wieder herzuſtellen und ſind — ohne alle Alliirte und ohne alle Fineſſen — Herren der Lage und ein Schrecken aller derer, die uns jetzt bedrohen.

Deutſchland iſt auch diesmal wieder zurück, und braucht unendlich viel Zeit, um ſeinen Feind auch nur zu entdecken: — ihn zu vernichten macht es noch gar keine Anſtalt.

Daher geht die Zerſtörung Oeſtreichs wieder von Italien und Ungarn aus. Aber Deutſchland kann nie eins und frei werden, wenn es die Gelegenheit, den gemeinſamen Feind niederzuwerfen, die ihm von Italien und Ungarn geboten wird, nicht ergreift.

Es iſt eine Schande für uns, daß wir ſo wenig Verſtand und noch weniger Muth haben.

Die ganze Auflöſungsprocedur, die wir in Oeſtreich vor Augen haben, iſt eine Folge des Italieniſchen Unabhängigkeitskrieges von 1859. Die neue Anregung zur Durchführung deutſcher Einheit und Freiheit geht ebenfalls von dieſem Ereigniß aus, und die Nothwendigkeit, Oeſtreich auszuſchließen, und ſich nicht in ſeinem Untergang zu verwickeln, — ſo weit nämlich geht man jetzt — hat man erſt ſeit 1859 in Deutſchland einſehen lernen. Aber hat man nicht wieder dieſe goldne Gelegenheit zur Mediatiſirung der Vaſallen Oeſtreichs, — dieſen vorbereitenden Schritt — verſäumt?

Der Italieniſche Unabhängigkeitskrieg hat nun freilich erſt begonnen; er iſt noch nicht beendigt.

Es iſt wahr, Oeſtreich iſt ſeiner ſelbſt nicht mächtig, es iſt bis ins tiefſte Innere hinein zerrüttet; giebt es aber Venetien auf? giebt es Neapel, giebt es den Papſt auf? Sendet es nicht Soldaten über Soldaten zur Armee des Papſtes? Hat es ihm nicht auch den General, den Renegaten Lamoriciere dazu angeworben? Und endlich hat es nicht ganz offen erklärt: „es griffe für den Augenblick nicht an, werde aber angreifen, ſobald es dies mit Ausſicht auf Erfolg thun könne?“ Es ſteht auf halbem Kriegsfuß mit Sardinien, und wird hier, wie überall, nur der Gewalt weichen, dem einzigen Argument, das es verſteht. Eine Aenderung der Politik in Bezug auf Italien, eine Verſöhnung mit Italien iſt eben ſo unmöglich, als eine Verſöhnung mit Ungarn oder Deutſchland, und noch unmöglicher; denn die gegenwärtige Italieniſche Volksbewegung geht gegen den Papſt, folglich gegen den Katholizismus, den die bigotten Habsburger nie aufgeben werden.

Um ſich davon zu überzeugen, wie entſchieden die

Bewegung der jetzigen Italieniſchen Umwälzung gegen den Katholicismus geht, braucht man nur die Italieniſchen Zeitungen und Pamphlete zu leſen und ſich zu erinnern, wie gänzlich der Bannfluch des Papſtes gegen Victor Emanuel ins Waſſer gefallen iſt, ja wie dieſe Wirkung eigentlich eine Losſagung von Rom iſt.

Die Unione von Turin vom 5. April enthält einen ächten Fluch, um zu zeigen, wie man fluchte, als man noch mit Effect fluchte, und damit verſpottet ſie den ſchmählichen Fluch Pius IX. als un documento per ridere, wie die Ueberſchrift des Artikels lautet.

Und daſſelbe Blatt vom 8. April enthält gar einen Brief des heiligen Januarius*) aus dem Himmel, der Göthe's Prolog zum Fauſt an Kühnheit über die himmliſche Hofhaltung bei weitem übertrifft. Gott wird Seine Kaiſerliche Majeſtät der Allmächtige genannt und Chriſtus Königliche Hoheit. „Hier bei uns," ſagt der Heilige, „herrſcht der entſchiedenſte Abſolutismus, aber das dürft ihr Neapolitaner euch nicht zum Muſter nehmen; ein Tyrann wie der Eure, iſt vogelfrei, und Eure und meine Ehre ſteht auf dem Spiel, wenn Ihr ihn nicht bald zum Teufel jagt. Selbſt bei dem heiligen Petrus macht Ihr mich zum Gelächter, und wenn Ihr nicht bald Eure Schuldigkeit thut, ſo nehme ich meine Entlaſſung!"

Ein Volk, das ſolche Briefe aus dem Himmel ſchreibt und drucken läßt, iſt nicht mehr katholiſch; es iſt in vollem Aufruhr gegen den Katholicismus und nicht nur gegen den Papſt begriffen.

Was freilich in Wien alle Welt innerlich iſt, das iſt man in Turin, Florenz und Mailand öffentlich; und darum ſind die Italiener den Oeſtreichern weit voran geeilt. Sie haben nicht nur die Ehre, zweimal die Empörung gegen unſere gemeinſamen Tyrannen begonnen zu haben, ſie ſind auch mit der Befreiung der Preſſe von geiſtlicher und weltlicher Knechtſchaft den Oeſtreichern voraus.

---

*) Siehe ihn in der Beilage.

Dies iſt der Oeſtreichiſchen Dynaſtie ein Dorn im Auge; noch ärger reizt ſie aber das freie Parlament und die Volksſouveränität, die über Parma, Modena, Bologna und Florenz zu Gunſten Sardiniens verfügt hat.

Oeſtreich ſieht ſich von Italien in ſeinem Innerſten bedroht, und in Venetien ſitzt es wie auf Kohlen. Der Wiederausbruch der Feindſeligkeiten in Italien hängt daher von irgend einer der Contrerevolution günſtigen Wendung der Dinge ab. Darauf wartet Oeſtreich. Dies weiß Italien. Es bereitet ſich darauf vor; und wir haben nun zu erwarten, ob etwa die Unterdrückung des Sicilianiſchen Aufſtandes und das Ausbleiben einer Neapolitaniſchen Revolution für die erwartete günſtige Wendung gelten und in einem ſolchen Falle der Krieg begonnen werden wird.

Neapel und der Papſt ſind Oeſtreichiſche Vorpoſten, das Quadrilatero Venetiano iſt die Schlachtlinie der feindlichen Hauptarmee. Dies iſt kein Friede; es iſt ein Waffenſtillſtand.

Ohne Frankreich muß Mittelitalien beim Wiederbeginn des Krieges zu allen Mitteln der Volkserhebung und zur äußerſten Anſtrengung greifen, um dieſe der Stellung und Zahl nach immer noch furchtbare Macht zu ſchlagen.

Mit Frankreichs Beiſtand — und an dieſem läßt ſich im Fall der Noth kaum zweifeln, da Frankreich die Wiederherſtellung der Oeſtreichiſchen Tyrannei nicht wollen kann — mit Frankreichs Beiſtand iſt die gänzliche Niederlage der

Oeſtreichiſchen Macht in Italien keinen Augenblick zweifelhaft.

Bevor aber Frankreich ſich betheiligt, iſt es offenbar das Intereſſe *des deutſchen Volks*, ſich zu erheben und ſich auf die Seite des Italieniſchen Freiheitskrieges zu ſchlagen.

Dies iſt nicht nur die Zeit zu unſerer ſofortigen Vereinigung, zur Nachholung der Verſäumniß von 1859, ſondern auch zum Einſchreiten gegen Oeſtreichs Verſuch einer Wiedereroberung Mittelitaliens; ja wir müſſen uns mit Italien zur Befreiung Venetiens und zur Vertreibung des Papſtes aus Rom und der Bourbons aus Neapel verbinden, wenn dieſe alsdann noch zu vertreiben ſind.

Eine deutſche Partei der Einheit und Freiheit, bei der dieſe Politik nicht der erſte Glaubensartikel iſt, verdient den Namen nicht. Alle unſere Feinde haben wir mit der Freiheit zu ſchlagen; nie dürfen wir uns gegen die Freiheit anwerben laſſen.

Italien iſt unſer natürlicher Verbündeter, weil es Oeſtreichs Feind iſt.

Nicht Oeſtreich oder den Habsburgern müſſen wir in der unmöglichen Unternehmung, die Herrſchaft über uns, über Italien und über Ungarn zu behaupten beiſtehn, nicht Oeſtreich dürfen wir Venetien garantiren; dem neuen Königreich Italien müſſen wir Venetien erobern und befreien helfen.

Es iſt das Intereſſe des deutſchen Volks, wie es das der Civiliſation, der Zerſtörung des Katholicismus und der Gründung der Freiheit auf dem Continent iſt, *daß Oeſtreich aus Italien hinaus geworfen werde*; denn dies iſt der Anfang des Endes der Oeſtreichiſchen Tyrannei überhaupt. Die rohen Völker werden nach der

Befreiung Italiens, Ungarns und Deutſchlands nicht mehr dazu benutzt werden können, dieſe civiliſirteren Nationen in Unterwerfung zu halten und ihre Henker zu ſpielen.

Welch ein Segen für Deutſchland war ſchon der erſte Act der Italieniſchen Befreiung? Wie hat er die Menſchen aufgeklärt, ihnen ihre wahren Feinde gezeigt und ihren Willen geſtählt?

Was würde erſt der zweite Act dieſes bedeutenden Dramas ſein, und was wird er leiſten?

Er wird das deutſche Volk aufregen das zu erzwingen, was bei der vorigen Gelegenheit ſo ſchmählich verſäumt wurde — die Vereinigung. Sie iſt eine Maßregel gegen Oeſtreich, aber auch gegen Frankreich und Rußland; ſie wird aber eben darum jetzt von aller Welt für dringend geboten anerkannt, weil Frankreich droht, weil Rußland ſchon längſt ein unbequemer Nachbar war und weil ſelbſt der unſinnige Teutonismus, der Oeſtreich zu Deuſchland rechnete, jetzt einſieht, daß Deutſchland für dieſen ſich auflöſenden Leichnam einen Erſatzmann zum Gegenwicht gegen Frankreich und Rußland braucht. Der handgreiflichſte Erſatz iſt die Vereinigung; der Nutzen des Königreichs Italien und eines freien Ungarn läßt ſich den barbariſchen Teutomanen nicht deutlich machen.

Nun bereitet ſich dieſer zweite Act des Sicilianiſchen Kriegs ſo allmälig vor, daß Jeder Zeit hat, ſich eine Anſicht zu bilden. Es iſt auch ziemlich klar, daß der erſte Ausbruch ohne Frankreichs Theilnahme erfolgen werde.

Die Frage läßt ſich daher diesmal ſo ſtellen: Können wir Frankreich am Interveniren hindern? eine höchſt wichtige Frage, die ſich das vorige Mal nicht ſtellen ließ, denn damals war der Krieg gleich eine öſtreichiſch-franzöſiſche Frage, alſo eine Angelegenheit Frankreichs ſelbſt. Auch haben wir geſehen, welch ein Chaos die öffentliche Meinung in Deutſchland war. Das Volk wußte nicht, wo ihm der Kopf ſtand. Jetzt weiß es, was es will, es will ſich vereinigen, d. h. es will die Oeſtreichiſchen Statthalter fortjagen oder mindeſtens mediatiſiren.

Unter dieſen Umſtänden wird der Volkswille maßgebend werden, und ſelbſt die Hohenzollern zu einer viel deutſcheren Politik, als zur Unterſtützung Oeſtreichs zwingen.

Man laſſe Oeſtreich nur wieder in Italien einfallen, ſofort wird die Vereinigung Deutſchlands unter Preußen von Einem Ende Deutſchlands bis zum andern das Feldgeſchrei werden; und die Mediatiſirung aller kleinen Fürſten durch eine Nationalverſammlung in Berlin iſt unumgänglich.

Dieſe Maßregel iſt auf einen ſolchen Anſtoß hin — eine Drohung Frankreichs am Rhein würde natürlich eben ſo wirken — in wenig Tagen zu vollziehen, denn im Grunde will ſie das ganze Volk; und ſie giebt uns ſofort die Macht, in Italien Frieden zu gebieten, und ohne Schwertſtreich mit England und Frankreich die Abtretung Venetiens durchzuſetzen.

Dabei iſt nie aus den Augen zu verlieren, daß Oeſtreich unrettbar verloren iſt und daß jeder Fußtritt, den wir ihm verdienter Maßen geben, wohlangebracht und ein Verdienſt um Europa und ſeine Civiliſation iſt.

Der Wiederausbruch des Krieges in Italien muß das Oeſtreichiſche Syſtem ſo oder ſo ſtürzen; das liegt auf der Hand. Folglich muß Deutſchland ſich gleich im Anfange dieſes Unterganges der alten Welt conſtituiren und nicht erſt die Kataſtrophe unter fremden Händen ſich vollziehen laſſen.

Nicht Louis Napoleon, wir müſſen Oeſtreich zerſtören, indem wir das abgeſchmackte Oeſtreichiſche Syſtem der Gewaltthaten von Gottes Gnaden aufgeben und zur Volksſouveränität von 1848 zurückkehren. Die Conſtituirung Deutſchlands (mit Ausſchluß Oeſtreichs) unter Preußen und im Sinne der Nation, d. h. durch die Mediatiſirung aller kleinen Souveräne, iſt nichts anderes, als die wiederholte endgültige Aufhebung des Oeſtreichiſchen Syſtems in Deutſchland — des Bundes — und die ehrliche und vollſtändige Ratificirung der großen und glorreichen Bewegung von 1848.

Eine ſolche Maßregel iſt eine totale Niederlage Oeſtreichs in Deutſchland — und dieſe muß herbeigeführt werden, denn wir wollen Ein Volk ſein und wollen frei ſein!

Dieſer Niederlage in Deutſchland — dem Königreiche Deutſchland — würde aber das Zerſtieben der Italieniſchen Herrſcherträume mit Nothwendigkeit folgen; und gegen eine ſolche Bewegung könnte der Bonapartismus nicht zu Felde ziehen; er ſchlägt ſich nicht gegen freie Völker, er fürchtet ſie.

Alſo, meine Freunde, wagen wir es, eins und frei zu werden. Setzen wir Alles an Alles; es iſt die höchſte Zeit!

Wir? — — Wenn wir uns nun aber über unſern Verſtand und über unſere Kühnheit täuſchen?

Setzen wir alſo den Fall, daß wir Deutſche dumm und träge genug wären, um die Italieniſche Kriegsflamme noch einmal ruhig auflodern und die Franzoſen interveniren zu laſſen, ohne uns gegen das Oeſtreichiſche Syſtem, unter dem wir noch immer ſeufzen, zu erheben; was würde dann die Folge ſein?

Wir würden unſere Bewegung hinterher immer noch machen müſſen, aber wir würden ſie dann zu ſpät machen und zu blutigen Kriegen genöthigt ſein, Kriege, die wir mit einer rechtzeitigen Bewegung, d. h. gleich im Beginne des Italieniſchen Ausbruchs, vermeiden können.

b. Ungarn.

Wenn es möglich wäre, daß eine ſo große That, als ein Ausſchluß Oeſtreichs aus Italien durch den Ausſchluß Oeſtreichs aus Deutſchland (d. h. durch eine glorreiche Vereinigung unſerer Nation zur Mediatiſirung aller Oeſtreichiſchen Vaſallen, der kleinen Fürſten) ohne den vollkommenen Sieg der Volksſouveränität über die Legitimität möglich wäre, ſo ließe ſichs wohl auch denken, daß Oeſtreich dann in ſich gehen und ſich mit Ungarn und was ihm nach dem Verluſt ſeiner Macht in Italien uud Deutſchland noch übrig bliebe, verſöhnen würde, daß alſo die Frage nach der Ungariſchen Unabhängigkeit ganz wegfiele.

Beides iſt aber völlig undenkbar. Folglich wird die Auflöſung Oeſtreichs ihren Gang gehen, und nach der zweiten Niederlage in Italien mit oder ohne die Niederlage in Deutſchland zunächſt der Unabhängigkeitskrieg Ungarn eintreten. Man kann ſich kaum des Gedankens erwehren, daß damit im ganzen Reiche der Habsburger eine Empörung gegen die Dynaſtie erfolgen werde.

Gewiſſer iſt es, daß dem Niederwerfen des Oeſtreichiſchen Gräuels in Ober- und Unteritalien und in Rom ein Aufſtand Ungarns und der ſlaviſchen Donauvölker gegen Deſtreich folgen werde; denn dieſe alle warten nur auf eine Gelegenheit, um über ihren gemeinſamen Feind, den ſie beſſer als die Deutſchen und eben ſo gut, als die Italiener kennen, herzufallen.

Freilich iſt ein glücklicher Ungariſch-Slaviſcher Aufſtand die Auflöſung Deſtreichs; denn was iſt Deſtreich ohne Ungarn? Aber dieſe Auflöſung iſt nicht etwa durch dynaſtiſchen Beiſtand, durch eine Coalition Preußens mit allen kleinen Deſtreichiſchen Vaſallen im Frankfurter Bunde zu hintertreiben, nein, ſie iſt „im Reiche“ ſowohl, als draußen an der Donau ſofort zu vollziehen.

Wenn wir die Mediatiſirung nicht ſchon bei Gelegenheit der Italieniſchen Revolution vorgenommen haben, ſo müſſen wir ſie jetzt vollziehen; und zwar wäre es in dieſem Stadium der Entwickelung nicht mehr möglich, von den Habsburgern abzuſehen; und ſollte ſich das Deſtreichiſche Volk dieſe Gelegenheit entgehen laſſen, ſie des Throns zu entſetzen, ſo müſſen wir ihm die Tyrannen aus Wien vertreiben und ſelbſt mit Hand anlegen, die Ungariſch-Slaviſche Donaumacht zu gründen, die Deutſchen Provinzen Deſtreichs aber dem deutſchen Reiche einverleiben.

Es iſt durchaus nicht wahrſcheinlich, daß die Vereinigung Deutſchlands bis zu dieſem Stadium der Deſtreichiſchen Auflöſung verſchoben werden wird. Sollte es aber auch der Fall ſein, ſo muß die Vereinigung des Außeröſtreichiſchen Deutſchlands auch dann noch immer der Einverleibung Deutſch-Deſtreichs voraufgehen. Wir können nichts attrahiren, ehe wir eine ſolche Maſſe bilden, daß gegen ſie alles Andere gravitirt. Dies iſt auch die

Bedeutung Preußens für die Unificirung unſers Vaterlandes. Preußen iſt die Sonne im Deutſchen Syſtem; Oeſtreich iſt der dunkle Körper, welcher die Bewegungen der Theile dieſes Syſtems um ſein natürliches Centrum ſtört.

Es iſt hier eine große, weitverbreitete Thorheit zu rügen, die Thorheit, Deutſchland alles Mögliche einverleiben zu wollen, ehe es exiſtirt; ſo war es mit Poſen, mit Schleswig-Holſtein, mit Luxemburg, ſo iſt es auch mit Oeſtreich. Dies Alles iſt im Bunde, aber der Bund iſt nur das durch Oeſtreich geſtörte Deutſche Syſtem, das in Wahrheit nicht exiſtirende Deutſchland; ſein Schatten nur und nur ſein Name.

Wir Deutſchen müſſen uns erſt die Oeſtreichiſchen Vaſallen einverleiben, ihnen das Regiment, die Caſſe und die Soldaten nehmen; wir müſſen ſie durch das deutſche Parlament in Berlin mediatiſiren, d. h. wir müſſen erſt zur Exiſtenz gelangen, ehe wir an die Einverleibung des Oeſtreichiſchen Deutſchlands gehen können. Alles auf Einen Schlag vereinigen zu wollen, heißt ſich ſelbſt die Hände binden, es läßt ſich weder projectiren, noch ausführen. Selbſt eine ganz allgemeine Revolution würde gerade wie 1848 den oben vorgezeichneten Weg gehen müſſen; wenn ſie auch mit Verjagung der Habsburger anfinge und dann erſt wieder ihre Wellen bis nach Berlin ſchlüge. Was würde in dieſem Falle geſchehen? Wir im Norden, die wir ſchon ſo weit auf die Vereinigung vorbereitet ſind, würden dieſe ſofort vollziehen, und alsdann träte erſt die Frage auf, wie ſich die Oeſtreicher zu uns und wir uns zu ihnen ſtellen wollten. Die Gährung in Oeſtreich würde nicht ſo leicht zu einer Abklärung kommen, als unſere Bewegung im Norden. Wir wiſſen, was wir wollen, unſer Ziel liegt klar vor Augen und iſt mit Einem Sprunge zu erreichen. Die Oeſtreicher kennen nur ein negatives Ziel, ſie haben ihre Tyrannei abzuſchütteln, was ſie aber aus ſich machen ſollen, das wiſſen ſie nicht, das können ſie nicht wiſſen. Die verſchiedenen Theile der Monarchie wollen nicht, wie wir Deutſche, ſich zu Einem Körper vereinigen, ſie wollen ſich nach den Nationen trennen. Die innere Bewegung Oeſtreichs iſt daher nur die der Auflöſung und Zerſetzung, weil Oeſtreich durch die Tyrannei zu einem politiſchen Leichnam gemacht worden iſt. Die Ungarn können ſich für eine Ungariſche Freiheit erheben, die Deutſchen für eine Deutſche; aber eine poſitive Revolution, d. h. ein Aufſtand und ein Umſchwung für ein freies Oeſtreich iſt unmöglich; denn weder Ungarn, noch Polen, noch Venetien kennt oder will ein freies Oeſtreich oder eine Oeſtreichiſche Freiheit; ſie alle wollen ganz richtig, was auch wir Deutſche wollen müſſen, eine Befreiung von Oeſtreich.

Hätte Oeſtreich auch nur Eins ſeiner Völker für ſich zu intreſſiren gewußt, hätte es z. B. nur Ungarn bei ſeiner alten Freiheit erhalten; dann war eine poſitive Revolution, die Einführung einer Oeſtreichiſchen Freiheit möglich; jetzt iſt das Glück einer poſitiven Revolution oder eines Umſchwungs zur Freiheit, zu einem wirklichen Oeſtreichiſchen Staatsleben verſcherzt, und es bleibt nichts übrig, als die Auflöſung des Leichnams, die negative Revolution, die Bewegung der Decompoſition in die Elemente. Dieſe wird, wie ſie ſchon begonnen hat, von Italien und Ungarn fortgeführt und natürlich durch die Corruption und Unſittlichkeit der Regierungsmaſchine noch weiter befördert werden, wie ſie ſchon vor unſern Augen durch ſie befördert wurde.

Wäre eine Erhebung dieſer Völker zu einer Oeſtreichiſchen Freiheit möglich, ſo wäre dies eine ſo mächtige Erſcheinung, daß wir ſie gar nicht weiter beeinträchtigen, bemäkeln, kritiſiren und als unſere Angelegenheit in Betracht ziehen könnten. Ein mächtiger Staat würde daſtehen, wie eine große Naturgewalt, unwiderſtehlich und frei in allen ſeinen Bewegungen.

Die bloße Thatſache, daß wir, nicht aus irgend einem leichtſinnigen Gelüſte, ſondern durch die drohendſten Gefahren gezwungen, uns die Frage vorlegen müſſen: Was haben wir bei der eintretenden Oeſtreichiſchen Auflöſung zu thun? beweiſt klar und unwiderleglich, daß es ſich hier nicht um eine Rechnung mit bekannten Größen handelt, daß von einem künftigen, einem reformirten Oeſtreich nicht die Rede ſein kann, daß das neue Ungarn, das neue Italien, das neue Deutſchland den alten Größen dieſes Namens faſt in keiner Hinſicht gleichen werden, daß wir folglich eine ganz andre Politik als bisher zu verfolgen haben; ich nenne ſie mit Einem Wort,

die Politik der Rettung.

Und was haben wir zu retten? Uns, und jedes der drei Völker hat ſich zu retten; Uns haben wir zu retten! rufen die Deutſchen; Uns haben wir zu retten! rufen die Ungarn; Uns haben wir zu retten! hallt es wider durch ganz Italien.

Und dies iſt einzuſehn; und darnach iſt zu verfahren; die drei Völker haben ſich zu verbinden; und jedes hat alle ſeine Elemente mit dem Magnet der Freiheit an ſich zu ziehn; und jedes hat ſich ſo weit zu verſtärken, daß weder Frankreich, noch Rußland es wagen dürfen, einen Fuß über ihre Grenzen zu ſetzen.

Es iſt daher in unſerm, dem Deutſchen Intereſſe, ein freies ſtarkes Ungarn oder vielmehr einen freien ſtarken Donauſtaat zu gründen oder gründen zu helfen gegen den Einbruch der Ruſſen; und einen freien großen Italieniſchen Staat gründen zu helfen gegen die Einbrüche der Franzoſen.

Und dazu brauchen wir in dem eigentlichen Deutſchland keine blutige Revolution; die Auflöſung des Bundestages und die Mediatiſirung der Kleinen unter Preußen können wir ganz friedlich beſchließen und ganz gemüthlich vollziehn laſſen, ſo wie wir nur von dem alten wurmſtichigen hölzernen Pferde der Legitimität herunterſteigen und
die Souveränität des Volks,
die ja doch ſchon eine Thatſache iſt, in Bewegung ſetzen. Wir brauchen nur
die Nationalverſammlung in Berlin
und die Armee unter der Nationalverſammlung; denn einigen Widerſtand würde die Reaction immer noch zu leiſten im Stande ſein. Der Anhang derer, die ſich mit Franzoſen oder Ruſſen verbinden würden, um nur ihre nichtswürdige und nichtsbedeutende Souveränität zu retten, iſt vorhanden und muß durch einen ernſten Schritt ſogleich im Keim erſtickt werden. Die Einverleibung aller kleinen Truppentheile in die Armee der Nation und der Nationalverſammlung iſt daher die erſte Maßregel, die

zur Durchführung der Unificirung und Mediatiſirung genommen werden muß. So wie ſie durchgeführt iſt, haben wir keinen Bürgerkrieg mehr zu fürchten.

Nach der Vereinigung des außeröſtreichiſchen Deutſchlands tritt ſodann die Frage auf, ob der deutſche Reſt von Oeſtreich, der nach dem Abfall von Italien und Ungarn noch übrig bleibt, unabhängig zu erhalten ſei.

Wir können darauf nur entſchieden mit Nein! antworten. Weder wird die Dynaſtie Habsburg im Stande ſein, ſich dort zu behaupten; das Volk wird ſich ihrer entledigen; noch wird dies Volk von Deutſchland ausgeſchloſſen ſein wollen, wenn es einmal ſeine Tyrannen los iſt und Deutſchland durch ſeine Freiheit und ſeine Macht eine mächtige Anziehung ausübt.

Sollte aber die Habsburger Dynaſtie noch im Stande ſein, nach dem Verluſt von Italien und Ungarn und nach den Niederlagen, wodurch beide Verluſte herbeigeführt werden, ſich in Deutſch-Oeſtreich zu halten, ſo würde es nothwendig, ſie von Deutſchland aus zu ſtürzen; denn ihre ganze noch übrige Macht würde alsdann nur im Dienſte Rußlands oder Frankreichs gegen Deutſchland benutzt werden. Der Hochmuth, erzeugt durch die Erinnerung an ſeine frühere Kaiſerliche Stellung, würde dieſem Hauſe ein ewiger Sporn des Haſſes gegen Deutſchland und ſeine Regierung ſein.

Die gänzliche Auflöſung Oeſtreichs iſt daher eben ſo nothwendig und natürlich, als die Auflöſung des Bundes. Der Anſchluß Deutſch-Oeſtreichs folgt mit Nothwendigkeit aus der Mediatiſirung der Oeſtreichiſchen

Vaſallen in Deutſchland und aus der Auflöſung Oeſtreichs in ſeine Beſtandtheile.

Es bleibt uns nur noch die Frage übrig: Wenn wir alle Dynaſtien der Volksſouverainität opfern wollen und müſſen, warum wir etwa mit der Preußiſchen eine Ausnahme machen wollen? Sind die Hohenzollern beſſer als all die andern, ſind nicht vielmehr einige andere beſſer, patriotiſcher, freier, geiſtvoller?

„Deutſchland kann nur durch die Republik gerettet werden“, hör' ich hier die Republikaner ausrufen. Und das iſt genau daſſelbe, was ich mit der Volksſouverainität und dem ſouverainen Parlament, das über die Armee der Nation verfügt, ausgedrückt habe. Die Republik iſt das ſouveraine Volk zum freien Staate conſtituirt. Davon läßt ſich nichts abdingen. Aber es läßt ſich ſehr wohl denken, daß die Hohenzollern noch einmal und diesmal ehrlich an die Spitze der Nation treten, daß ſie unſer Sardinien werden, weil ſie entweder Alles oder nichts werden müſſen. Und nur wenn die Hohenzollern die Vernichtung aus Legitimität dem Throne von ganz Deutſchland, gegründet durch das ſouveraine Volk, im Parlament verſammelt, vorziehn, nur wenn ſie im neunzehnten Jahrhundert und in dieſer drohenden Gefahr des Vaterlandes die Stuarts ſpielen und das Schickſal der Habsburger theilen wollen, wird das Volk eine Republik ohne ſie gründen. Sonſt ſind in dieſem Augenblick noch alle Ausſichten dafür da,

1) daß die Kleinen mit einer Entſchädigung mediatiſirt

2) und die Hohenzollern unter voller Anerkennung der Volksſouverainität ſich eine ähnliche Stellung, wie die der Könige von Großbrittannien gefallen laſſen werden.

Der Verfaſſer dieſer Zeilen hat es kein Hehl, daß er Republikaner und Socialiſt iſt, daß er die republikaniſch-ſocialiſtiſche Verfaſſung für die einzige der europäiſchen Menſchheit würdige anerkennt. Der Europäer iſt nur durch ſeine republikaniſchen Vorfahren zur Wiſſenſchaft, zur Geiſtesfreiheit und zur Anerkennung des Menſchenrechtes gelangt; er verdankt dies den griechiſchen Republiken; er iſt nur durch die Anerkennung der Rechte der niedern Klaſſen und durch die Aufhebung der Sklaverei, des Feudalismus und der Leibeigenſchaft zu der europäiſchen Civiliſation gelangt, die wir jetzt erreicht haben: und es leidet keinen Zweifel, daß der Europäer ſeine Freiheit vom Aſiatenthum nur durch republikaniſche Formen wahren, ſeine politiſche Bildung nur durch ſie fortſetzen, und ſeine Civiliſation nur durch das höhere ſociale Princip des Humanismus über den Zuſtand, der den Menſchen zur Waare macht, erheben kann. Der Menſch, nicht das Eigenthum, muß abſolut der Zweck der Geſellſchaft ſein, d. h. das volle Recht des Menſchen muß geſichert, nicht das Eigenthum, die Sache gegen den Menſchen geltend gemacht und ihm gegenüber zum Zweck gemacht werden.

Aber obgleich der Verfaſſer, wie jeder denkende und ſich ſelbſt achtende Menſch für Selbſtregierung und Selbſtbeſitz, für Republik und Humanismus iſt, ſo muß er in der Politik den unumſtößlichen Grundſatz anerkennen, daß die Anſicht, das Bedürfniß, der Wille, ja ſelbſt der Eigenſinn der Mehrheit das Maßgebende ſind. „Die Republik, die Freiheit, das Recht, der Humanismus ſtehen höher als die Abſtimmung der Mehrheit; dieſe hat kein Recht, das Recht wegzuvotiren.“ Das zu ſagen iſt ſehr wohlfeile Weisheit. „Sie darf's nicht, aber ſie thut's!“ iſt die bekannte Antwort. In der Politik hat ſich die höhere Einſicht, ja die Wahrheit und Freiheit ſelbſt ſo lange zu unterwerfen, bis ſie die Mehrheit durch Unterricht für ihre Principien gewonnen hat. Glücklich iſt die neue Zeit, wenn die alte, mit dem Namen der Tyrannei zufrieden, ein republikaniſches Königthum zugeſteht, ſtatt einem tyranniſchen Dictator, mit einer Mehrheit von Millionen die Republik, ja ihr eignes Recht, nur überall zu ſtimmen, aufzuopfern.

Wer die engliſche Republik der franzöſiſchen nicht vorzieht, der iſt kein Politiker; und er iſt ein eben ſo ſchlechter Philoſoph, denn er weiß nicht zu unterſcheiden zwiſchen der Entwickelung der Gedanken eines ganzen Volks und der Entwickelung des Syſtems von Gedanken im Kopfe des Denkers, der nothwendig dem Volke voraus iſt.

Neben den Gedanken des Volks, neben ſeiner Einſicht, herrſcht noch das Element der Gewohnheit und der Furcht; ſehr oft die Furcht vor dem Ungewohnten, und vor dem Unbekannten.

In unſerm Fall iſt nun glücklicher Weiſe die Beſorgniß vor dem Reichsfeinde an unſern Grenzen eine alles andere weit überwältigende Furcht.

Dieſe Furcht findet ganz richtig die geſchulte Armee nicht ausreichend, ſie verlangt 1. den Nationalgeiſt und 2. die Nationaleinheit. Aber ſie iſt die herrſchende Leidenſchaft und verlangt nicht mehr Freiheit, als mit ihrer augenblicklichen nationalen Stellung nothwendig verbunden ſein muß, d. h. eine Unterwerfung aller dynaſtiſchen Gelüſte unter die Volksſouveränität, eine Aufhebung aller legitimen Privilegien zu Gunſten des Rechtes und der Rettung Aller.

Der Fürſt, der ehrlich dies Programm annimmt und den deutſchen Victor Emanuel ohne den großmüthigen Alliirten macht, wird eben ſo gut im Stande ſein, den deutſchen Republikanern das Brot aus dem Munde zu nehmen, als Victor Emanuel es Mazzini aus dem Munde genommen hat. Aber auch nur ein ſolcher Fürſt, der den Willen Deutſchlands thut und ſeinen Eigenſinn ehrlich ablegt, iſt im Stande in der kommenden Verwicklung das Vaterland und ſeine eigene Stellung zu retten; er kann es durch ſeine Stellung retten. Jeder Republikaner von Verſtand wird aber gegen die Ausführung deſſen, was er ſelbſt will, durch die ganze Nation und durch eine alte Autorität nicht nur nichts einzuwenden haben, ſondern ſie ſogar mit allen ſeinen Mitteln befördern, wie dies Garibaldi als ächter Staatsmann und Patriot gethan hat und in dieſem Augenblicke noch thut.

Und ſo haben wir die Aufgabe dieſer kleinen Schrift erfüllt. Es bleibt nur noch übrig das Geſagte noch einmal kurz zu überblicken:

Wir haben gezeigt, daß Oeſtreich ſich in der Auflöſung befindet, daß dieſer Auflöſungsproceß keine politiſche

Beſſerung zur Folge haben kann, daß er vielmehr den drei Völkern, deren Freiheit und Wohlfahrt dieſes moraliſche Ungeheuer Oeſtreich im Wege ſteht, zu Gute kommen, daß ein freies Italien, ein freies mächtiges Ungarn und ein freies großes Deutſchland aus den Trümmern Oeſtreichs gebildet werden muß.

Wir leiteten daraus die Politik ab, daß wir Deutſche zunächſt die Oeſtreichiſchen Vaſallen in Deutſchland mediatiſiren und mit Hülfe Preußens die Nationalverſammlung und die Einheit des deutſchen Staates herſtellen müſſen, um dann ſpäter auch das Oeſtreichiſche Deutſchland anzuſchließen.

Die Stärkung des Ungariſch-Slaviſchen Reichs, die Förderung einer Verbündung der Donauvölker zur Erſetzung der Türkei und zur Ausſchließung Rußlands von allen weiteren weſtlichen und ſüdlichen Erwerbungen in Europa iſt ein ſo begreifliches Intereſſe Deutſchlands, daß es kaum nöthig war, näher darauf einzugehn.

Dagegen, wie gegen die Stärkung und Befreiung Italiens, kann nur die alte unſelige Eroberungspolitik der Habsburger angeführt werden, deren ſchmähliches Ende wir jetzt erleben.

Nichts unſinniger, als die deutſchen Meere im adriatiſchen und im ſchwarzen Meere zu ſuchen; die Nord- und Oſtſee ſind unſre Meere. Dort leben unſre Seefahrer, dort blüht unſer Handel, dort iſt die Freiheit und der Wohlſtand zu holen. Von Niederdeutſchland und vom Proteſtantismus, nicht von Oeſtreich und dem Katholicismus mußte das neue, das wahre, das reformirte und politiſch wiedergeborne Deutſchland geſchaffen werden.

Schafft es! habt den Muth, das zu ſein, wozu ihr berufen ſeid! Wenn ihr aber nicht zu exiſtiren wagt, ſo werden eure Nachbarn euch zu Sclaven machen.

◆

Anhang.

Brief des heiligen Januarius an die Neapolitaner.

Die Unione von Turin, Sonntag, den 8. April, giebt uns dies merkwürdige Document, datirt London, 4. April. Es lautet:

> Mein lieber Redacteur! Das Telegraphenbüreau von Reuter theilt mir folgende Depeſche ganz friſch aus dem Paradieſe mit, und ich beeile mich, ſie Ihnen zu ſenden, mit dem lebhaften Wunſch, die Depeſche möge Sie wohl auf dem Strumpf finden, damit Sie die Correctur leſen können.
>
> F. Petruccelli della Gattina.

Sendſchreiben des heiligen Januarius an die Neapolitaner.

Vielgeliebte Söhne! Vor allem ſchreibe ich Euch diesmal italieniſch, denn ich leſe, Gott ſei Dank, in den Zeitungen, daß in Zukunft der ganze Stiefel und Alles was darin iſt, italieniſch ſein ſoll. Dann aber muß ich Euch ſagen, daß ich furios gegen Euch bin. Seit Jahren habt Ihr mich zur Einſamkeit verdammt; denn auf allen Luſtpartien und Hoffeſten hier oben, wo der heilige Marcus, St. Ambroſius, Johannes, Petronius und andre Collegen aus unſerm Volke mit mir zuſammentrafen, fragten ſie mich, was Ihr machtet und zuckten mitleidig lächelnd die Achſeln. Ja ſogar der heilige Petrus mokirt ſich über mich!

Als Seine Kaiſerliche Majeſtät der himmliſche Vater vor ſechszehn und einem halben Jahrhundert mir den Vorſchlag machte, Euer Schutzheiliger zu werden, nahm ich einen Augenblick Anſtand, denn ich ſah, in Italien wart Ihr mitten unter den Römern noch Griechen und mitten unter Leuten, die noch den Degen führten, wart Ihr Sophiſten und Citherſpieler. Seine Kaiſerliche Hoheit Jeſus Chriſtus befahl mir jedoch, anzunehmen, und ich gehorchte. Und ſiebenzehntehalb Jahrhunderte lang habt Ihr mir das gehörig angeſtrichen. Jedem Raufbold, der Euch einen Fußtritt appliciren wollte, habt Ihr geduldig den Hintern präſentirt. Griechen, Albaneſen, Saracenen, Gothen, Longobarden, Normannen, Ungarn, Franzoſen, Spanier, Allemannen, Oeſtreicher, Engländer, Päpſte, Landſtreicher, Abenteurer, Metzen und Gimpel ſind alle mit Euch umgeſprungen wie mit Lumpengeſindel. Und Ihr habt Euch Alles gefallen laſſen: und je elender dieſes von Gott verdammte Geſchmeiß Euch machte, deſto tiefer vergrubt Ihr Euch in den Dreck.

Venedig, Genua, Piſa regierten ſich als Republiken und oft ganz gut. Florenz hatte ſeine Ciompi, Savonarola, Ferruccio, war ein Freiſtaat, hielt Stand gegen den Papſt, den König von Frankreich und die Kaiſer. Rom drehte ſie oder ſo wohl anderthalb Dutzend Päpſten den Hals um und hatte ſeine Cola, Arnold, Stephano, Porcari. Mailand machte die lombardiſche Ligue, wurde mehrmals niedergebrannt, war immer im Kriege verwickelt und erhob ſich morgen wieder, wenn es heute beſiegt war. Bologna litt nie ein ſchlechtes Regiment und erhob ſich bisweilen zur Republik; Turin hatte kriegeriſche Fürſten und ein kämpfendes Volk, es dehnte ſich und ſtreckte ſich, bis es ſein Savoyarden-Fell abſtreifte und italieniſch wurde. Du allein wärſt 16 Jahrhunderte lang die Schande des lateiniſchen Namens geblieben, wenn nicht eines Tages ein kleiner Lazarone, Maſaniello, mehr Muth und mehr Ehre im Leibe gehabt hätte, als deine Ariſtokratie der Antichambre und deine Bürger vom Trödelmarkt, wenn er nicht gegen die Mißbräuche des fremden Regimentes proteſtirt hätte. Mir trieb die Scham das Blut in die Wangen und ich faßte ſchon einen heiligen Widerwillen gegen Euch, als im letzten Jahre des vorigen Jahrhunderts die großen Weltbegebenheiten am Ende auch Euch in Bewegung ſetzten und auch Ihr einen glorreichen Tag hattet. Dies war kurz, und dies war Alles. Dann fingt Ihr Euer altes Geſchäft, Schlachtopfer zu ſein, wieder an, und die Galgen, die Galeren und die Füſilladen lieferten Schlachtopfer ſogar dem Heiligen Petrus zum Ueberdruß. Dies rührte mich wieder einen Augenblick und ich wandt' Euch meine Liebe wieder zu.

Eines Tages, bei der Audienz, welche die Brüder Bandiera und Genoſſen hatten, wagte ich Seine Kaiſerliche Majeſtät den Allmächtigen zu fragen: Sire, Sie haben alſo die Menſchen zu Schlachtopfern geſchaffen? —

Nein, rieſen Seine Kaiſerliche Majeſtät aus mit einer Stimme, welche die Achſe der Sonne erſchütterte, nein! ich habe ſie zu Bürgern und Vaterlandsvertheidigern erſchaffen. Und jetzt muß ich deine Schützlinge da ins Exil flüchten, ſich auf die Galeren ſchleppen laſſen, ins Gefängniß geworfen, unter der Hand des Henkers und faſt keinen Einzigen im ehrlichen Gefecht fallen ſehen.

Seine Erhabene Weisheit hatte Recht.

Von jenem Tage an hab' ich Euch beobachtet und von Zeit zu Zeit Einen ankommen ſehen, der nach dem Herzen Gottes war, beſonders die letzten, einen Soldaten, der an einem 8. December eine große That wagte und als Held ſtarb und den Cocles von Sapri. Jetzt hüllen wieder die Finſterniſſe Eure Grabeserde ein.

Seit länger als einem Jahrhundert regieren Euch die Bourbonen wie der König Großnaſe ſagte, mit drei K. Dieſer König Großnaſe gab Euch Knalleffecte, Klappgalgen und manchmal Kartoffelſuppe. Sein Sohn unterdrückte die Knalleffecte, Ferdinand, der ihm folgte, unterdrückte die Kartoffelſuppe. Franz II. würdigt Euch nun auch nicht einmal mehr der Ehre des Klappgalgens, weil Europa es ihm verbietet, und hetzt Euch wie Vieh in die Gefängniſſe, vor der Bande des Marcheſe Ajoſſa her, mit Fußtritten, mit Maulſchellen und mit Peitſchenhieben. Der Fortſchritt der nationalen Würde iſt unverkennbar.

Unterdeſſen ſpaziert Sanct Marcus ſtolz, ſtumm, voll Selbſtvertrauen mit heitrer Stirn im Himmel umher, und alle Hochehrwürdige machen ihm ihre Verbeugung, Sanct Ambroſius reibt ſich die Hände, der heilige Petronius bläſ't ſich auf, der heilige Johannes tanzt die Polka vor Vergnügen, und ſelbſt der gallſüchtige Brummbär von

St. Peter zeigt ſich mit ſeinen Römern zufrieden, denn ſie werden ſehr bald trotz der franzöſiſchen Hähne und Hennen die zum Teufel ſenden, die auf Erden ſeinen Poſten uſurpirt haben! Ich allein erröthe und verglühe vor Scham!

Und nun paßt auf! Was für ein Spiel ſpielen wir? he!? Wenn Ihr Euch einbildet, ich werde Euch die Freiheit durch einen Kometen zuſenden, ſo ſchneidet Ihr Euch gewaltig! Wahrhaftig hier im Himmel unter dem abſolutiſtiſchſten Regiment, dem aller-abſolutiſtiſchſten nächſt dem Napoleons III., werde ich nicht nach dieſer Waare fiſchen gehen, und in meinem Alter kann ich mich nicht mehr auf den Weg nach der Hölle machen, um ſeine Hoheit den Prinz-Präſidenten Lucifer, den Demagogen, darum anzuflehen. Zu den Halsſchmerzen, die ich noch immer fühle ſeit dem Tage, wo mir der Kopf abgehauen wurde, haben ſich Bauchgrimmen und Diarrhöe dazu gefunden; dieſe hat mir die ewige Comißkoſt des himmliſchen Manna zugezogen, zu der wir hier verdammt ſind. Wenn ich es aber auch könnte, ſo würde ich es doch nicht thun. Freiheit wird nicht geſchenkt, ſie wird erobert, und die geſchenkt wird iſt eine ſchlechte Waare. Ich habe daher große Luſt, meine Entlaſſung zu nehmen und Euer Protectorat aufzugeben; denn ich weiß wie man als freier Mann den Kopf durch Henkershand verliert, wenn man ſich der Tyrannei widerſetzt, und darum verachte ich die Hoſenſch .... Der heilige Ignatius ſchickt mir oft den Schafskopf St. Pasquale mich darüber zu tröſten, in der Hoffnung, ich möge ihn zu meinem Nachfolger ernennen. Ah bah! Ein Jeſuit wäre noch viel zu gut für Euch. Ich werde Euch dem heiligen Antonius vermachen. Der Heilige, der ſich für die Unterthanen Franz II. paßt iſt der, der ein Schwein mit platoniſcher Liebe umarmen konnte. Bevor ich jedoch zu dieſem Aeußerſten ſchreite, will ich noch ein letztes Wort an Euch richten:

Aus dem Briefwechſel Lord John Ruſſell's mit dem heiligen Thomas von Canterbury, den letzterer ſo freundlich iſt, mir mitzutheilen, entnehme ich, daß England nichts lieber ſehen würde, als die Vereinigung des Königreichs beider Sicilien mit Piemont und die vollſtändige Vereinigung Italiens unter Victor Immanuel. Es iſt wahr, der Intriguant von St. Denis machinirt für Frankreich und für ganz andre Combinationen. Aber ſeid überzeugt, dieſe Intriguen können zu nichts führen, und Ihr ſeid und bleibt abſolute Herren Eures Schickſals und der Verwandlung Eures Croatiens in ein freies Italien. Die Dummheit und Grauſamkeit Eurer Zwingherren iſt ſo pyramidal, daß man hier im Himmel einen Haufen Armer am Geiſt, wie ſie nur allzuoft bei uns eintreffen, „ſtupid' wie die Bourbonen“ nennt! Nirgends in der Welt, weder im Himmel, noch auf Erden, werdet Ihr alſo ernſtlichen Widerſtand finden, ſobald Ihr Euch entſchließt, Euren Dynaſten in die Hölle zu ſchicken.

Und es iſt mir genugſam bekannt, daß Ihn kein Einziger von Euch haben will. Wollte man eine Abſtimmung über die Beibehaltung des „angebeteten zweiten Fränzel“ anſtellen, man würde keine einzige Stimme, nicht einmal die ſeiner verliebten Stiefmutter darin finden. Aber was hilft all' Euer Haß, wenn Ihr ihn in Eurem Herzen verſchließt und kein Lebenszeichen von Euch gebt? Damals, als Ferdinand I. Euch den Hals umdrehte, was ſagtet Ihr, wenn Einer Euch zurief: Und das laßt Ihr Eſel Euch gefallen? Verzeiht! erwiedertet Ihr, es iſt die heilige Allianz! Die heilige Allianz ging vor die Hunde.

Und Franz I., unter Gähnen und Gewiſſensbiſſen, würgte Euch nur ärger. Muth! rief ich Euch zu, werdet Carbonari! Aber, erwiedertet Ihr, da ſind ja die Oeſtreicher! Auch die Oeſtreicher fuhren zum Henker und nahmen das Beſte von Eurem Vermögen und von Eurer Ehre mit. Und Ferdinand II. erſchien. Dieſer höhniſche Henker ſtrangulirte Euch noch ärger, als ſein Vater und ſein Großvater, mit dem Roſenkranz, mit der Meſſe und mit den Revüen ſeiner Söldner; kein Jahr verging, das nicht ſeine Razzia gegen die Liberalen gehabt. Aber hat Euch das in Bewegung geſetzt und aus Eurem Stumpfſinn aufgeſtört? Da ſind ja die Schweizer! lamentirtet Ihr. Endlich gingen ſelbſt die Schweizer zum Teufel und Franz II. erſchien.

Dieſer liebenswürdige junge Menſch hat Euch nicht einmal des Stranges gewürdigt; die Zeiten ſind nicht darnach. Dennoch hält er Euch mit ſo viel Verachtung den Fuß auf dem Nacken, daß ſelbſt das Gewürm darob ein Lebenszeichen geben und ihm in die Ferſen beißen würde. Ihr bliebt und Ihr bleibt unempfindlich.

Bis dahin nun handelte ſich's um Euch allein und um Eure Schande Euch dieſer elenden Dynaſtie zu unterwerfen, die Euch regiert. Jetzt aber handelt ſich's um Italien. Heut zu Tage ſeid Ihr für Italien nicht nur eine Schande, ſondern ein Unheil und eine Gefahr. Euer „angebeteter Herr" droht, ſich mit Rom und Wien zur Unterdrückung Italiens zu verbinden. Die Erhaltung der Bourbonen unter Euch iſt die Erhaltung eines Princips und ein ſtehender Vorwand für Oeſtreich, ſich einzumiſchen und ſo viel Unheil zu ſtiften, als es kann. Und Ihr glaubt, daß dies ſo fortgehn könne?

Ganz Europa ſpricht von Euch mit einem unausſprechlichen Eſel und ruft aus: „O, die Neapolitaner!“ ohne ein Wort weiter; das iſt genug! Wenn dieſe Eſelskappe Euch anſteht, gut! Ihr könnt ſie behalten. Ich aber waſche meine Hände in Unſchuld. Aber es kann ſo nicht fortgehn; denn es ſchadet Italien.

Oder glaubt Ihr, ſo ließe Italien ſich retten, der Papſt auf die Reiſe, die Bourbonen nach Wien und Wien nach Oeſtreich ſchicken? Hat Ageſilao Milano denn keine Nachkommen in Eurem Invalidenhauſe? Habt Ihr denn keine Meſſer, keine Federmeſſer, keine Nägel, keine Hände, keine Zähne mehr? denn Ihr ſagt, Ihr hättet keine Waffen; Ihr wärt alſo nicht neun Millionen, fünf Millionen, Eine Million, fünfmal hundert Tauſend, um in einem Augenblicke, wo Ihr Eure Würde fühlt, Einen Einzigen Biſſen aus den Bourbonen und all ihren Sbirren zu machen?

Ihr wartet? Aber worauf? Auf eine Revolution der Truppen an der Grenze, auf die Ankunft Garibaldi's, des Erzengels Michael mit 30,000 der himmliſchen Heerſchaaren, Mazzini's mit dem Meſſias der Idee. Saliceti hat ſich im Mondſchein ſehn laſſen und Euch den Prinzen Murat von vorn und von hinten gezeigt mit all ſeinem Gefolge . . . Und dann? „Und dann ſind wir auch noch da!“ . . .

Hört! Ich will Euch was ſagen! Dies Unweſen muß ein Ende nehmen. Eure Haltung complicirt die Europäiſche Politik und bringt Italien in Gefahr. Wolltet Ihr handeln, wie Central-Italien gehandelt hat, man würde Eure Fehler vergeſſen, Europa würde Euch mit Theilnahme zuſehen und ſich Eure Thaten gefallen laſſen. Wenn aber Eure Feigheit Ereigniſſe erzeugt, die Victor Emanuel herausfordern und folglich auch Oeſtreich, ſo kann großes Unheil über Italien kommen. Ihr könnt nicht gleichgültig bleiben. Dadurch würdet Ihr Eure Tyrannen ermuthigen, ſchändliche Streiche zu ſpielen und mit Oeſtreich und dem Papſt gegen Italien zu Felde zu ziehn. Es muß etwas geſchehn! Ihr müßt Euch ſo oder ſo der Bourbonen entledigen. Sie ſind außer dem Geſetz. Jede Waffe gegen ſie iſt heilig: jedes Attentat legitim und von Gott geſegnet. Fühlt Verzweiflung, denn die Verzweiflung flößt unerhörte Kühnheit ein und verwandelt ſelbſt die Halsketten Eurer Schweſtern in tödtliche Waffen. Mailand fing ſeine fünf Tage mit drei Gewehren an und ein Carlo Cattaneo trat auf, wo ihn niemand erwartet hatte. Venedig hatte nicht einmal drei Gewehre, aber Einen Mann. Daniel Manin! Dein Vaterland iſt doch Italieniſcher Boden. Stampft mit dem Fuße und der Boden wird Funken geben. Ihr braucht nur zu wollen. Und oh! im Namen Italiens wollet! wollet! wollt!

Was auch St. Paul und St. Peter ſagen, die ſo viel Briefe an die Völker geſchrieben und ſo viel Heiden bekehrt haben, ich gebe keinen Deut für alle Briefe, Manifeſte und Proclamationen. Ja, ich weiß nicht einmal, wie Euch dieſer Brief zukommen wird. Jedenfalls geb' ich ihn dem Reuter'ſchen Telegraphenbüreau, das ſo viele Enten über Europa losläßt, und hoffe, es wird auch für dieſen Brief Flügel der Verbreitung finden.

Kann es Euch zu irgend etwas nützen, jetzt, da Pius IX. Euch ſeinen Fluch zuſchleudert, ſo geb' ich Euch einen Segen, wie er ſich nicht authentiſcher vorfindet im ganzen Arſenal des Himmelreichs. Valete, mi fili!

Januarius Episcopus Puteolanus.

Garibaldi in Sicilien. *)

Es kann nie die Abſicht des Publiciſten ſein, die Entſchlüſſe eines Einzelnen und Ort und Stunde der Ereigniſſe vorherzuſagen; es war daher auch nicht unſere Aufgabe, den Ausbruch des Krieges in Sicilien, den wir jetzt vor uns haben, zum Ausgange unſerer Betrachtungen zu machen, da dieſe Ereigniſſe damals noch viel unbedeutender waren, als ſie jetzt erſcheinen müſſen. Die Sache bleibt im Weſentlichen die nämliche. Die Schritte, die Oeſtreich gethan haben ſoll, namentlich die Abſendung der Flotte in die Siciliſchen Gewäſſer und die fortwährende Verſtärkung der Lamoriciere'ſchen Söldner in Ancona zeigen, wie Oeſtreich die Sache anſieht. Es hat ſchon kriegeriſche Schritte gethan. Wird aber ſeine Flotte Lorbeern ernten oder auch nur interveniren dürfen? Leider, die Söldner und die Flotte ſind nur Blamagen und dienen nur zur weiteren Verwicklung der ohnehin ſchwierigen Lage.

Daß aber Garibaldi die Initiative ergriffen hat, macht keinen Unterſchied in dem Wiederausbruche des Krieges, mit dem Lamoriciere und der Papſt drohten. Im Gegentheil, es gewinnt Sardinien einen ehrlichen Bundesgenoſſen, das inſurgirte Sicilien; und dort iſt Garibaldi's Name eine Armee werth; denn der Muth und die Zuverſicht ſind die Eltern großer Erfolge und mit beiden erfüllt der Held ſeine kämpfenden Landsleute.

Die Lage der Dinge iſt alſo buchſtäblich dieſe, daß der Krieg der Italieniſchen Unabhängigkeits- und der Oeſtreichiſchen Partei ſich bereits entſponnen hat und zuerſt, wie wir richtig angenommen, — ohne die Theilnahme der Franzoſen. Habt Ihr Deutſche nun irgend einen politiſchen Sinn, irgend ein Gefühl Eurer Lage und Eures Vortheils, ſo müßt Ihr einſehen, daß **jetzt** die Zeit iſt, um die Nation in Bewegung zu ſetzen; denn ſo werdet Ihr grade mit Euren Präliminarien zur Nationalverſammlung fertig ſein, wenn in Italien Alles in Flammen ſteht und das Wort des Räthſels geſprochen werden muß: nieder mit der Oeſtreichiſchen Partei und dem Oeſtreichiſchen Syſtem!

Den 25. Mai 1860.

---

*) Hinter dem Abſchnitt „a. Italien“ zu leſen.

Druck von [illegible]

Das heutige Spanien,

ſeine

geiſtige und äußerliche Entwickelung im 19. Jahrhundert

von

Fernando Garrido.

Deutſch

von

Arnold Ruge.

Rechtmäßige deutſche, ſtark vermehrte und berichtigte Ausgabe

von

Fernando Garrido und Arnold Ruge.

Leipzig.
Verlag von Eduard Kummer.
1863.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Vorwort und Widmung an die Fortſchrittspartei.

Ein paar Mittheilungen über Spanien, die im Buche keinen Platz finden konnten, werden hier mit Theilnahme geleſen werden.

Das ſchöne Spanien, für das wir in den erſten zwanziger Jahren ſo lebhaft bewegt geweſen, war uns nach und nach immer fremder geworden. Eine Revolution nach der andern täuſchte unſere Hoffnungen, bis wir zuletzt alle Hoffnung aufgaben. Mir iſt es wiederholt ſo ergangen. Indem ich dies erzähle, wird es ſogleich klar werden, warum Spanien deshalb nicht gleich aufzugeben iſt, weil es gerade unſern Erwartungen nicht entſprach.

Kurz vor 1854, wo die ſpaniſche Julirevolution ausbrach, kam ein Dresdner, den ich 1842 in Paris und Brüſſel hatte kennen lernen, zu mir nach Brighton. Er hatte faſt all die Zeit in Spanien gelebt und war als Tabakshändler überall herumgekommen. Er war kein Politiker. Um ſo merkwürdiger fand ich ſeine Mittheilungen über die ſpaniſchen Zuſtände. Man irre ſich über Spanien, ſagte er, es ſei dort ganz anders und viel beſſer, als man ſich's bei uns vorſtelle. Die Keller der Inquiſition ſeien Salzlager und ſonſtige Waarenſpeicher, die Pfaffen hätten ihre Macht verloren, die Jugend dächte ſo frei wie bei uns, die Univerſitäten wären lebendig und die Studenten von Madrid, unter denen er Bekannte habe, läſen meine Bücher und ließen mir ſagen, ich möge doch hinkommen und ihnen Philoſophie leſen. Hm! erwiderte ich, es wäre drollig, wenn ich in Spanien leſen könnte, was die deutſchen Perückenſtöcke um keinen Preis auf ihren Univerſitäten dulden wollen.

Da hätten unſre Geiſtlichen und Regierungen ja noch mehr Macht als die ſpaniſchen. — „Gehn Sie hin, Herr Duktar, auf mein Wort,“ ſagte er ganz kühl, „Sie werden gewaltigen Zulauf haben!“ — Das wäre mehr als eine Revolution. — „Die jungen Leute,“ fiel mein Dresdner Beſuch ein, „werden auch bald wieder eine Revolution machen, das kann ſo nicht fortgehn!“ — Ich dachte an dieſe Unterredung, als im Juli 1854 Madrid in den Händen des Volks war, und wurde unangenehm überraſcht, als Espartero den Lafayette machte und — nicht nur die unſchuldige Iſabella, ſondern auch ihr zu Gefallen die Intoleranz rettete; denn nur ihm zu Gefallen ſtimmten die Cortes erſt für den Thron der Unſchuldigen und dann gegen Religions- und Gewiſſensfreiheit. Aber die Beobachtungen des Dresdner Kaufmanns waren darum noch nicht unrichtig, weil die aberweiſen Progreſſiſten das Volk treulos verließen und als große Diplomaten dem leichtſinnigen und bigotten Hof ſeine Wünſche erfüllten. Aber nach dieſer Wendung oder vielmehr nach dieſem Verrath der Progreſſiſten an ihrer eignen Sache war es um meine Vorleſungen auf einer ſpaniſchen Univerſität geſchehen, trotz meiner Freunde unter den ſpaniſchen Burſchen; und die Spanier waren wieder einmal nicht beſſer als die Deutſchen, die nur den Vorzug haben, daß es nicht mehr nöthig iſt an ihnen zu verzweifeln, weil kein Menſch etwas Anderes von ihnen erwartet, als daß ſie ſich durch die Höfe von Petersburg, Berlin und Wien commandiren laſſen.

Sollten die Deutſchen dies Commando wirklich los werden, ſo werden ſie die Welt ebenſo ſehr in Erſtaunen ſetzen wie die Spanier, wenn dieſe einen Freiſtaat gründen und alle ihre Pfaffen, die noch übrig ſind, über Bord werfen.

Lange nach dieſem Verrath der Progreſſiſten, die nur innerhalb des alten ſpaniſchen Unweſens fortſchreiten und alſo bei ihm bleiben und Thron und Altar gegen die Republikaner und Gottloſen aufrecht erhalten wollten, im Jahr 1861 Anfangs Juni beſuchte mich Fernando Garrido und trug mir ein allerliebſtes theoretiſches Manifeſt vor, das er auch Garibaldi, Ledru Rollin, Victor Hugo, Mazzini und verſchiedenen Freunden in Paris mitgetheilt hatte. Es war von ihnen gebilligt worden und würde erſchienen ſein, wenn nicht die große amerikaniſche Revolution mit ihren praktiſchen Problemen einem theoretiſchen Manifeſt europäiſcher Republikaner alles Intereſſe geraubt hätte. Ich habe es vor mir liegen: die Frage der europäiſchen Föderation, der Aufhebung der Armeen, der Emancipation der Handarbeiter — alle dieſe jetzt praktiſch geſtellten Fragen ſind klar und befriedigend darin behandelt. Ich erſtaunte, daß ein Spanier dies unternommen, und fing an zu fragen nach den Quellen, wodurch eine ſpaniſche Aufklärung entſtanden ſei, die ſich ohne Weiteres mit einem ſolchen Glaubensbekenntniß an ſolche Leute wenden und ihre Zuſtimmung erlangen konnte? Von dieſer Unterredung muß ich Einiges mittheilen. Vorher bemerke ich nur, daß mir dieſer liebenswürdige Mann ſeitdem immer befreundeter geworden iſt und mich auf allerlei aufmerkſam gemacht hat, was mir ſonſt entgangen wäre, worunter das Wichtigſte die Parteiſtellung in Spanien und im ſpaniſchen Amerika iſt, die dem Bonapartismus zu der Entdeckung einer Republik verhelfen wird, wo er ſie nicht erwartete, gerade wie der Onkel in Spanien ein Volk fand, wo er es nicht ſuchte. Im Buche findet man die Belege.

Garrido iſt ein Maler, hat aber faſt ſein Geſicht verloren und kann ſeine Kunſt daher nicht mehr ausüben.

Nach der Juliſchlacht von Madrid im Jahr 1854 war er Herausgeber einer Zeitung und ſchrieb mit Erfolg republikaniſche und ſocialiſtiſche Broſchüren. Dies waren einige Jahre der Preßfreiheit. Nach Beſeitigung Espartero's durch O'Donnell nahm ſodann Garrido an dem republikaniſchen Aufſtande Camara's Theil und mußte Spanien verlaſſen. Er hat ſein Buch zuerſt ſpaniſch veröffentlicht — viel unvollkommener, als es hier vorliegt, da die Preßfreiheit unterdeſſen wieder verloren gegangen war. Dann hat ihm der Dr. J. Bernard, der in den Orſini'ſchen Proceß verwickelt und von der Jury von Middleſex freigeſprochen wurde, eine franzöſiſche Ausgabe ſeines Werkes beſorgt, die voriges Jahr bei La Croix in Brüſſel erſchienen iſt und im Weſentlichen unſerer Ausgabe zum Grunde liegt.

Als Fernando Garrido mich im Juni 1861 beſuchte, wurde er mir von Bernard, der ſeitdem geſtorben iſt, vorgeſtellt. Bernard verſtand ſpaniſch und war mit der neueſten Entwickelung ſehr bekannt, ſeine aufgeregte und haſtige Weiſe machte mir aber ſeine Darſtellung verdächtig, und ich bemerkte, es wäre ſehr zu fürchten, daß er die Sachen ſo ſähe, wie er ſie zu ſehen wünſche. „Gut!“ erwiderte er, „da ſitzt Spanien in Perſon, fragen Sie es ſelbſt!“

Was wir zunächſt von den Spaniern denken, iſt, daß ſie eifrige Katholiken ſind und an den Früchten des 18. Jahrhunderts keinen Antheil genommen, die des 19. aber vollends verſchmäht haben. „Warum iſt 1854 die Gewiſſensfreiheit und Lehrfreiheit durchgefallen?“ fragte ich immer noch ärgerlich über meine damalige Enttäuſchung.

Garrido zeigte, „„daß dies Ereigniß keineswegs der Ueberzeugung des Volks und der Abgeordneten, ſondern der politiſchen Unfähigkeit und der Charakterſchwäche Eſpartero’s zuzuſchreiben ſei, daß Eſpartero Thron und Altar ganz und gar wider den Willen der Nation gerettet, d. h. die Principien der Bewegung, an deren Spitze das allgemeine Vertrauen ihn gebracht, verrathen habe.““

„Womit wollen Sie mir klar machen, wie das Volk über Staat und Religion denkt? Geben Sie mir doch ein paar Beiſpiele.“

„„Zunächſt,““ erwiderte er, „„erinnern Sie Sich, das Volk hat die Inquiſition, die Ferdinand VII. gegen die Liberalen gebrauchte, zerſtört, ihren Palaſt niedergebrannt und alle Inquiſitoren erſchlagen; ſodann iſt es 1835 mit allen Mönchsklöſtern und ihren Inſaſſen ebenſo verfahren, weil die Mönche die gehäſſigſte religiöſe und politiſche Reaction angeführt hatten, die irgend ein Volk je erfahren hat. Das Volk hat Inquiſition und Mönche mit eigner Hand ausgerottet und beide mit Feuer und Schwert vertilgt. Es erhält aber auch ſein Gericht aufrecht und alle Concordate vermögen keine einzige Mönchskutte wieder in Spanien einzuführen, alle Drohungen mit der Hölle können den Verkauf der geiſtlichen Güter nicht aufhalten; das Volk nimmt die Gerechtigkeit ſogleich in ſeine eigne Hand, ſo wie ſein Wille in dieſer Hinſicht verletzt wird.““

„Sind ſolche Fälle vorgekommen?“

„„Allerdings, und zwar ſehr ſchlagende. Hören Sie! Voriges Jahr, Anfangs Juli 1860, fand die Einweihung der Kirche des heiligen Franziskus des Großen ſtatt, die dem Concordat gemäß wieder hergeſtellt worden war und dem aufgehobenen Franziskanerkloſter in Madrid gehört hatte. Die Prieſter, frühere Mönche, die ſäculariſirt worden waren, wollten Ihre Majeſtät, deren Bigotterie ſie kannten, angenehm überraſchen und ſie in der Kirche im Mönchsanzuge empfangen, einem Anzuge, den ſie nicht kannte, da die Mönche in ihrer frühſten Jugend ausgerottet worden waren. Ich weiß nicht, ob ihr der Aufzug zugeſagt hat oder nicht, aber das Volk aus den benachbarten Straßen rannte bei der Nachricht von dieſer Wiederauferſtehung ſeiner Feinde, der Mönche, nach der Kirche, ſchrie: „Nieder mit den Mönchen!“ und begrüßte ſie ohne Rückſicht auf die Gegenwart Ihrer Majeſtät und deren Leibgarde mit Steinwürfen. Die Königin und die Mönche verließen in aller Eile die Kirche, um der Wuth des aufgeregten Volkes zu entgehen. Am 10. Juli hatte La Esperanza, das Organ der klerikalen und carliſtiſchen Partei, folgenden Artikel: „Was die Aufmerkſamkeit der Gläubigen am meiſten auf ſich gezogen, als ſie letzten Sonntag der Einweihung der Kirche des heiligen Franziskus beiwohnten, war die Gegenwart einiger Mönche von ernſter Miene, mit magern Geſichtern und langen Bärten, die in der Hauptcapelle unter den Geiſtlichen erſchienen, welche alle als Franziskaner gekleidet waren. Später erfuhren wir, daß es der Vater Vorſteher und ein anderer Mönch aus dem Kloſter von Briego geweſen. Es wundert uns nicht, daß ſie die Aufmerkſamkeit der Gläubigen auf ſich zogen, *denn es iſt jetzt länger als 24 Jahre her, daß man Niemanden in einem ſolchen Anzuge zu Geſicht bekommt.* Aber noch merkwürdiger iſt es (wir bedauern dies zur Schande unſers Vaterlandes geſtehn zu müſſen), daß Mönche von allen Orden, die mit ihrer Kutte Aſien, Afrika und alle ſchismatiſchen und proteſtantiſchen Länder Europa's ungeſtraft durchwandern dürfen, ſofort ihre Kutte ablegen müſſen, wenn ſie den Fuß auf den Boden des katholiſchen Spaniens ſetzen. Dieſe beiden Mönche wurden ohne Zweifel bewogen, in dieſem Anzuge zu erſcheinen, weil ſie die fromme Geſinnung Ihrer Majeſtäten kannten, welche wiederholt mit Mißvergnügen bemerkt hatten, daß die Mönche andere Kleider tragen, als ſie nach ihrer Ordensregel ſollten.“

„„Am andern Tage wurde La Iberia, das Blatt der Progreſſiſten, durch den Preß-Fiskal confiscirt. Man las in dieſer Zeitung: „Die Iberia von heute iſt confiscirt worden. In unſerer zweiten Ausgabe müſſen wir den Leitartikel weglaſſen und einen Abſatz, in dem wir ohne weitere Bemerkung die Nachricht der Esperanza über die zwei Mönche in der Kirche des heiligen Franziskus gegeben hatten, die durch ihren Aufzug in ſolcher Kleidung das Publicum in Erſtaunen geſetzt hatten."

„„Die Zeitungen beſchäftigten ſich noch weiter mit dieſem Vorfall; man überging in ihnen zwar den Aufruhr und die Steinigung, aber der Unfug und die Beunruhigung der Regierung ſteigerte ſich dermaßen, daß in der Gazeta von Madrid, dem officiellen Blatt, eine königliche Verordnung erſchien, welche die Erzbiſchöfe daran erinnerte, das Geſetz von 1835, welches den Mönchen ihre Kutten zu tragen verbiete, ſei in Kraft, und es werde ihnen daher hiemit aufgegeben, ſolche Verletzungen dieſes Geſetzes durch ihre Untergebenen nicht wieder vorkommen zu laſſen.""

Garrido ſagte: „„Dieſer Vorfall iſt gewiß bezeichnend genug für die Geſinnung und die Feſtigkeit, womit das Volk ſein furchtbares Verdammungsurtheil über die Mönche aufrecht erhielt, welches es 1835 durch die Zerſtörung aller Klöſter und die Ausrottung aller Mönchsorden ausgeſprochen hatte. Noch ernſthafter aber wurde die Sache in Catalonien und Aragonien, als die Prieſterpartei dort einen Aufruhr gegen den Verkauf ihrer Güter zu erregen ſuchte. Vom Jahre 1843 an hatten die Erzbiſchöfe eine Menge alter Sergeanten, Soldaten, Trommelſchläger und Trompeter aus der frühern carliſtiſchen Armee in Catalonien und Aragonien zu Predigern und Seelſorgern ernannt. Dieſe alten carliſtiſchen Aufrührer kamen jetzt zum Vorſchein und verſuchten einen Aufſtand gegen den Verkauf der Güter der Geiſtlichkeit zu erregen. Aber den alten Wölfen waren die Zähne locker geworden; die Jugend der beiden Provinzen ergriff die Waffen, ſchlug den Aufſtand nieder und erſchoß einige von dieſen improviſirten Prieſtern und alten Corporalen. Der Verkauf der geiſtlichen Güter wurde ſodann ohne Hinderniß wieder aufgenommen, und es fanden ſich hier ebenſo viele Käufer wie anderswo.""

„„Ueber den Geiſt der Landbevölkerung Cataloniens habe ich ſelbſt eine höchſt merkwürdige und keineswegs ungefährliche Erfahrung machen müſſen. Im Herbſt des Jahres 1855 hatte ich vor den Geſchworenen der Stadt Lerida in Catalonien wegen der Veröffentlichung einer Broſchüre zu erſcheinen, die den Titel trägt: **La Republica democratica**,

federal universal, Mociones elementales de los principios democraticos, dedicadas à las clases productoras. Dies war das erſte Mal, daß in dieſer Stadt überhaupt ein Preßvergehen begangen worden war, und daß ſich ein ſolches Gericht zur Aburtelung deſſelben verſammelte. Das Geſchwornengericht beſtand aus 12 Stadtbürgern, welche directe Abgaben bezahlten, unter dem Vorſitz des Bürgermeiſters oder Alkalden der Stadt. Bis zum Tage der Verhandlung war ich im Gefängniß, und da dieſes ſich gerade auf dem Markte befand, ſo verſammelten ſich die Bauern in großen Haufen vor dem Fenſter, um ſich den Gefangenen zu betrachten, den ihre Prieſter ihnen als einen Feind Gottes, der Moral und der Religion geſchildert hatten, der in die Stadt geſchickt worden wäre, um die Gewiſſen der Gläubigen zu beunruhigen. Dieſe Bauern mit ihren ſpitzen Hüten kamen in Maſſe zu der Gerichtsverhandlung. Der Notarius hatte das angeklagte Pamphlet vorzuleſen; die Verſammlung nahm es vom Anfang an günſtig auf, ſo wie er aber weiter hineinkam, erſchollen Ausrufe der Billigung, und bei einigen Stellen klatſchten ſie ungeſtüm in die Hände und legten einen ſtürmiſchen Beifall an den Tag. Endlich that die Jury ihren Spruch und war einſtimmig für Freiſprechung. Jetzt wurde die Freude allgemein. Alle bezeigten mir ihre aufrichtige Theilnahme, denn der Staatsanwalt hatte in allem Ernſt eine ſechsjährige Feſtungsſtrafe verlangt. Die Bauern wollten nun aber auch das Pamphlet haben, und in einer Woche wurden auf dem Lande um Lerida herum mehr als 1000 Exemplare verkauft, obgleich die Provinz Lerida eine von denen iſt, die am weiteſten zurück ſind. Ich habe ſeitdem drei ſehr ſtarke Auflagen von dieſem Pamphlet gemacht, die alle verkauft worden ſind, und es ſind noch zwei andere Auflagen gemacht worden, an denen ich mich nicht betheiligt habe. Im Jahre 1859 gab der Herausgeber zu, daß er 27,000 Exemplare verkauft habe. Seitdem iſt mehr als das Doppelte abgeſetzt worden.““

Auf meine Bemerkung: „Alle dieſe Thatſachen ſeien ohne Zweifel Denen entgangen, die ſich, wie ich ſelbſt es geſtehen müßte, ein ganz anderes Bild von Spanien gemacht hätten“, erwiderte Garrido ganz richtig: „„Was würden Sie ſagen, wenn ich die Deutſchen nach ihren Regierungen beurtheilen wollte? Schon bei den Deutſchen iſt ein ſtarker Gegenſatz des allgemeinen Bewußtſeins und des alten Regiments vorhanden; bei uns iſt die Kluft noch viel tiefer, und das iſt kein Wunder. Die intellectuelle, die politiſche, die ſociale und die induſtrielle Revolution — alle vier ſind zugleich über uns hereingebrochen. Alles iſt von Grund aus erneut worden, der Boden ſelbſt, auf dem wir ſtehen, iſt um das Vierfache mehr werth geworden als unter dem Despotismus, jede Ferne iſt uns plötzlich durch die Schienenwege nahegerückt; und wenn die alten Mißbräuche des Pfaffen- und Despotenregiments ſchon ihre Noth haben, einer der vier genannten Revolutionen Hinderniſſe genug zu bereiten, ſo ſind ſie bei uns der Vereinigung aller vier Revolutionen unſerer Zeit gar nicht gewachſen.““

„„Wir ſind ein zähes Volk. Acht Jahrhunderte haben wir unabläſſig gefochten, um unſern Kopf durchzuſetzen, Spanien für die Spanier und ihren Glauben ganz allein zu erobern. Wir haben es erreicht. Wir haben dann unſere Waffen ſiegreich in fremde Welttheile getragen, wir haben Amerika bevölkert und das größte Reich der civiliſirten Welt gegründet. Auch haben wir es nicht vergeſſen, was wir einſt im Rathe der Völker waren, und wenn wir heute die politiſche, die geiſtige und die ſociale Freiheit noch nicht erreicht haben, ſo ſteht doch ſo viel feſt, daß wir mit ungewöhnlicher Kühnheit und glänzenden Thaten für ſie gekämpft haben; unſere Zähigkeit werden wir aber auch dem neuen Geiſte widmen, und unſer Ehrgeiz wird es ſein, als Helden der Freiheit in Europa wieder gut zu machen, was wir als Helden der geiſtigen und politiſchen Knechtſchaft verbrochen haben. Wir haben uns ſeit 1854 jedes Jahr, mit Ausnahme des Jahrs 1860, in das der marokkaniſche Feldzug fiel, für die Republik geſchlagen; wir ſind immer in der Vereinzelung niedergeworfen worden; aber es iſt gewiß, daß dieſe Vereinzelung aufhören und die Zeit eines gemeinſamen Handelns kommen wird. Wenn Europa nicht eilt, ſeine verlorene Freiheit wieder zu erobern, ſo werden wir Spanier noch einmal, wie 1820, und gewiß mit beſſerm Erfolge, den Anfang machen.““

Das Jahr darauf erfolgte der Aufſtand von Loja, und obgleich nur eine Landbevölkerung ihn erhob, ſo war das Feldgeſchrei dieſer Spanier, was man mit nicht geringem

Erſtaunen vernahm, aber auch bald wieder vergaß: „Nieder mit der Königin und dem Papſt!“

Garrido hat mich wiederholt darauf aufmerkſam gemacht, daß kein ſpaniſches Corps ſich unter Lamoricière geſammelt, daß hingegen viele Tauſende nach Barcelona ſtrömten, als er und ſeine Freunde zum Zuzug für Garibaldi aufforderten, und daß der Abgang dieſes Zuzugs nur durch Garibaldi's Rückkehr vom Volturno nach Caprera vereitelt wurde.

Ich will meine Freunde in Deutſchland nur darauf aufmerkſam machen, die Verjüngung Italiens und Spaniens nicht gering zu achten und nicht den Vorwurf auf ſich zu laden, ſich ihr zu widerſetzen. Dieſes Vergehen, welches der Schuld gegen die polniſche und ruſſiſche Nation — beide werden von Deutſchen geknechtet — gleichkäme, müſſen wir unſern politiſchen Gegnern und ihren ohnmächtigen Gelüſten überlaſſen; wenn ſie aber ein Schwert gegen die Freiheit dieſer Völker erheben, ſo müſſen wir es ihnen aus der Hand winden. Freie Männer ſind keine Sklaventreiber.

Ich ſchließe mit der

Widmung dieſes Buches

an die

preußiſchen Progreſſiſten.

Für Niemand iſt es lehrreicher als für Euch, Ihr Fortſchrittsmänner! Wenn Ihr geſiegt habt, werdet Ihr nicht weiter wollen, ſondern Diplomaten werden und Luſt bezeigen, Euch mit Euren und unſern Feinden gegen uns zu vereinigen. Nehmt Euch in Acht! — ſo ſehr es Euch auch nach Loyalität gelüſten mag, thut es nicht! Leſ't die Geſchichte der ſpaniſchen Fortſchrittspartei und vermeidet den Verrath der Freiheit und Euren eignen ſchmählichen Untergang, den Ihr in Spanien vor Augen habt! Bleibt Euch ſelber treu und dem Volke, das Euch getraut hat; der Abſolutismus und die Freiheit ſind unverſöhnliche Feinde; die Unſchuldige iſt nicht beſſer als Ferdinand VII.; mehr als eine Dynaſtie iſt erſt in fremden Ländern zu der Einſicht gekommen, daß ſie zu Hauſe nur ihre eigne Phantaſie geweſen.

Arnold Ruge.

Inhalt.

Erſtes Capitel.

Seite

Einheit Spaniens und Entdeckung Amerika's. — Siege der Spanier in allen Theilen der Welt. — Niederlage der Volkspartei in Caſtilien und Aragonien im 16. und 17. Jahrhundert. — Freiſinniger Geiſt der Caſtilianer im 16. Jahrhundert. — Befeſtigung des Despotismus während dreier Jahrhunderte. — Karl III. — Karl IV. 1

Zweites Capitel.

Einfluß Karl's III. und der Staatsmänner ſeiner Regierung auf den Geiſt des ſpaniſchen Volks. — Zuſammenwirken des liberalen und royaliſtiſchen Elements in der Revolution von 1808. — Bevölkerung und politiſche Eintheilung. — Verwirrung in der Rechtsverwaltung. — Schlechter Zuſtand der Landſtraßen; Folgen davon. — Heer und Flotte. — Zuſtand des Eigenthums und der Gewerbthätigkeit. — Ueber die öffentliche Erziehung. — Theater, Literatur und Preſſe. — Religiöſer Fanatismus. — Der Umſchwung von 1808. — Verfaſſung von 1812. — Aufſtand der Colonien. — Was ſie wollten. — Undank Ferdinand's VII. — Rückläufige Bewegung von 1814. — Die Afranceſados. 8

Drittes Capitel.

Revolution von 1820. — Sieg der Liberalen. — Cortes. — Demokratiſcher Geiſt der neuen Geſetze. — Majorate. — Ayuntamientos und Provinzial-Deputationen. — Reform der Klöſter. — Verkauf ihrer Güter. — Abſchaffung der Zollgrenzen im Innern, des Thorzolls, der Monopole und der Handwerksinnungen. — Bürgerkrieg, angeſtiftet durch die Königlichen. — Zwieſpalt in der Verfaſſungspartei. — Einmiſchung Frankreichs. — Sturz der Verfaſſung. — Hinrichtung Riego's. — Grauſame Verfolgungen durch die Königlichen im Jahre 1823. — Vernichtung der Marine. — Aufhebung der Univerſitäten. — Verſchwörungen und Aufſtandsverſuche der Liberalen. — Schmuggelei. — Moraliſche Mitſchuld der engliſchen Regierung mit der rückläufigen Bewegung; erſte Aufſtandsverſuche der Carliſtenpartei; Folgen der neuen Heirath des Königs. — Geburt Iſabellens II. — Aufhebung des Saliſchen Geſetzes. — Tod Ferdinand's VII. — Gemeinſames Intereſſe Chriſtinens und der Liberalen. — Chriſtine beliebt beim Volke. — Heer und Flotte beim Tode des Königs. — Ein Bild Ferdinand's VII. 24

Seite

Viertes Capitel.

Carliſten-Aufſtand. — Theilung der Königlichen. — Königliche Verordnung. — Bewaffnung der Liberalen. — Heimliche Heirath Chriſtinens. — Mendizabal's Erhebung. — „Wiederherſtellung der Verfaſſung von 1812. — Aufhebung der Mönchsorden und Reform der Nonnenklöſter. — Verkauf der Klöſter. — Antikatholiſche Reformen. — Neue Eintheilung des Landes. — Bürgerkrieg. — Zumalacarreguy und Cabrera. — Ende des Krieges durch die Theilung der Carliſten. — Fueros der baskiſchen Provinzen. — Abänderung der Verfaſſung von 1812 im conſervativen Sinne. — Auftreten der republikaniſchen Partei. — Revolution von 1840. 39

Fünftes Capitel.

Espartero's Beliebtheit beim Volke. — Flucht der Regentin Chriſtine. — Proviſoriſche Regentſchaft — Anklagen gegen Chriſtine. — Scheitern der Centraliſten. — Republikaniſche Propaganda. — Reformen in der Verwaltung. — Don Auguſtin Arguelles. — Militäraufſtand der Moderirten. — Republikaniſcher Aufſtand in Barcelona im Jahre 1842. — Bombardement der Stadt. — Coalition gegen Espartero. — Sein Fall. — Theilung der liberalen Partei. — Erhebung der Centraliſten. — Sie werden vernichtet. — Triumph der Moderirten. — Rückkehr der Chriſtine. — Iſabella wird für großjährig erklärt. — Der General Serrano. — Neues Abgabenſyſtem. — Die Verfaſſung von 1845. — Aufſtandsverſuche der Progreſſiſten und Carliſten. — Einrichtungen durch die Moderirten eingeführt. — Heirath der Königin und ihrer Schweſter. — Der Socialismus in Spanien vor 1848. 49

Sechstes Capitel.

Revolution von 1848. — Ihr Einfluß auf Spanien. — Unterdrückung der republikaniſchen Bewegungen. — Reaction und Verfolgung der Demokraten. — Aufhebung der Verfaſſung durch einen Beſchluß der Cortes auf unbeſtimmte Zeit. — Bravo Murillo. — Plan zu einer Verfaſſungsverbeſſerung. — Spaltung der moderirten Partei in drei Fractionen. — Schlechte Verwaltung und Unſittlichkeit der Moderirten. — Der Palaſt Chriſtinens und der Machthaber wird von dem Volke in Brand geſteckt im Jahre 1851. — Neue Theilung der progreſſiſtiſchen Partei. — Die demokratiſche Partei. — Ihre verſchiedenen Gruppen. — Fortſchritte des Socialismus. — Theilnahme der Armee an den Revolutionen. — Der unabhängige Charakter des ſpaniſchen Soldaten. — Daoiz und Velarde. — Mitglieder des Heeres haben von 1808 bis 1860 45 Aufſtände entweder angefangen oder unterſtützt. 62

Siebentes Capitel.

Sartorius. — Seine Politik. — Antidynaſtiſches Betragen aller Parteien. — Blinde Halsſtarrigkeit der Königin. — Manzanares' Programm. — Revolution von Madrid. — Die Königin beruft San Miguel und Espartero. — Programm von Saragoſſa. — Espartero Premierminiſter. —

Seite

Chriſtinens Flucht. — Folgen. — Coalition aller Parteien gegen die Demokratie. — Die Frage der Religion und des Thrones vor den conſtituirenden Cortes. — Volksdemonſtration gegen die Königin Iſabella. — Verfolgungen gegen die Verfaſſer republikaniſcher Schriften. — Die Geſchworenen ſprechen frei. — Auszug aus den Flugſchriften: „Espartero und die Revolution“ und „Das Volk und der Thron.“ 72

Achtes Capitel.

Miniſterielle Veranſtaltungen, um den Glauben an eine Volksbegeiſterung für die Königin zu erregen. — Kitzliche Lage Iſabellens. — Eine Politik, welche die Dynaſtie retten könnte. — Candidatur Don Pedro's von Portugal. — Don Luis I. — Zuſtand von Portugal. — Vortheile der iberiſchen Union. — Ein Fall, in dem ſie ſich verwirklichen könnte. — Verbindung. — Candidatur des Juan de Bourbon. — Seine Ohnmacht. — Fanatismus der Königin. — Die Nonne Patrocinio. — Ihr Einfluß. — Schwierigkeit eines Dynaſtiewechſels. — Verhältnißmäßige Leichtigkeit einer Abdankung und einer Regentſchaft. 83

Neuntes Capitel.

Die religiöſe Frage ſeit 1810. — Fortſchritt in den verſchiedenen Verfaſſungen. — Verbeſſerung des Criminal-Codex. — Cortes von 1854. — Die religiöſe Baſis, die ſie annahmen. — Verſchiedene Verbeſſerungsanträge. — Auszug aus den Reden von Corradi, Degollada, Godinez de Paz. — Die Intoleranz wird nur vom katholiſchen Geſichtspunkte aus bekämpft. — Gleichgültigkeit der Geiſtlichkeit gegen die Religion. — Ihr Eifer in Vertheidigung der Kirchengüter. — Wahrer Zuſtand des religiöſen Geiſtes in Spanien. — Heuchelei. — Vergleichende Tafel, welche das Wachsthum der Bevölkerung und des Wohlſtandes nachweiſt, im Verhältniß, wie ſich die Zahl der Prieſter, der Mönche und der Reichthum der Kirche vermindert hat. 98

Zehntes Capitel.

Politiſche und ökonomiſche Reformen, beſchloſſen durch die Cortes von 1854. — Aufhebung der todten Hand. — Bericht des Ausſchuſſes ans Parlament. — Geſetz über die Befreiung des bürgerlichen und geiſtlichen Eigenthums. — Statiſtiſche Ueberſicht der Güter der todten Hand, die 1856 verkauft oder zum Verkauf ausgeboten wurden. — Güter der todten Hand, die in dieſe Ueberſicht nicht mit eingeſchloſſen ſind. — Ihre annäherungsweiſe Abſchätzung. — Der Verkauf der Güter wird durch den Papſt genehmigt. — Die Mittelclaſſe hat faſt allein von dem Geſetze Nutzen gehabt. — Die Concordate von 1851 und 1860. 112

Elftes Capitel.

Dualismus in der Regierung, im Parlamente und in der Verwaltung. — Espartero überläßt die Gewalt der Reaction. — Abfall der Progreſſiſten. — Widerſtand der Demokraten. — Triumph O'Donnell's. — Miniſterium

Seite

Narvaez — Neukatholiſche Reaction. — Politiſcher Unverſtand der Progreſſiſten. — Revolutionäre Unternehmungen der republikaniſchen Partei. — — Ohnmacht und Fall des neukatholiſchen Miniſteriums. — Geſetz über den öffentlichen Unterricht. — Statiſtik deſſelben. — Oeffentliche Bibliotheken. — Kampf im Unterrichtsweſen zwiſchen der Theologie und der Wiſſenſchaft. — Fortſchritt der Normalſchulen; Vorzüglichkeit der Lehrer, die [illegible] bilden. — Die reicheren Claſſen geben der Civilcarriere den Vorzug vor dem Dienſt in der Armee und in der Kirche. — Vergleichende Aufſtellung über die Bevölkerung der Schulen und der Geiſtlichkeit zu verſchiedenen Zeiten. 128

Zwölftes Capitel.

Eintheilung des Landes nach ſeiner Natur und nach dem Ackerbau. — Thäler. — Ihre Producte. — Klimatologie. — Pflanzenzonen. — Vertheilung des culturfähigen Bodens unter die verſchiedenen Thäler. — Vergleichung Spaniens mit Frankreich und England. — Wie ſich die verſchiedenen Anbauten vertheilen. — Mineralogie. — Zahl der Bergwerke. 139

Dreizehntes Capitel.

Bevölkerung Spaniens zu verſchiedenen Zeiten. — Ihr ſteter Zuwachs. — Die letzten Zählungen. — Claſſificirung der Bevölkerung. — Sterblichkeit von Spanien, Frankreich und England verglichen. — Verhältniß der Geburten und Sterbefälle. — Sociale Stellung. — Verhältniß der Pfarrämter und Geiſtlichen zur Bevölkerung. — Dichtigkeit der Bevölkerung. — Zunahme von 1857 bis 1861. — Unzulängliche Mittel, die wahre Volkszahl feſtzuſtellen. — Ihre Vertheilung nach den Thälern. — Bewegung der Bevölkerung mit der in andern Ländern Europa's verglichen. — Politiſche und adminiſtrative Eintheilung des Landes. 159

Vierzehntes Capitel.

Grundeigenthum auf dem Lande — in der Stadt. — Ihre Hypotheken von 1850—1859. — Subſiſtenzmittel. — Conſumtion. — Ueberſchuß der Erzeugniſſe. — Getränke. — Zoologie. — Tabelle der Stutereien. — Die tägliche Ration iſt doppelt ſo hoch als in Frankreich. — Wahre Lage der Arbeiter in Spanien. — Hinderniſſe durch die Regierung. — Aſſociationen der Arbeiter. — Reglements. — Löhne. — Oeffentliche Wohlthätigkeit. 178

Fünfzehntes Capitel.

Fabrikinduſtrie in den Jahren 1857 und 1861. — Webereien in Wolle, Hanf, Leinewand, Seide und gemiſchter Baumwolle. — Papier, Gerbereien, Schafſchur, Oelmühlen, Mehl-, Seifen-, Branntwein- und Korkfabriken. — Kohlenminen. — Dampfmaſchinen in der Induſtrie. — Capitale in der Induſtrie im Jahre 1861. — Ihr Werth. — Arbeiter in einigen Zweigen der Induſtrie. — Erfindungspatente und Vorrechte ſie einzuführen. 182

Seite

Sechszehntes Capitel.

Handel. — Ausfuhr aus dem europäiſchen und afrikaniſchen Spanien. — Gewebe- und Färbepflanzen. — Friſche und trockene Früchte. — Weine. — Oele — Ausfuhr aus Spaniſch-Amerika und Oceanien. — Vieh. — Jagd und Fiſchfang. — Entwickelung des Ackerbaues. — Ausfuhr von Geweben in Wolle, Leinwand, Hanf, Baumwolle und Seide. — Andere Induſtriezweige. — Einfuhr. — Ausfuhr des Weins von Jerez und Puerto de Santa Maria. — Vergleichende Tabelle der ganzen Ein- und Ausfuhr von 1850—1860. — Küſtenhandel in den Jahren 1858 und 1860. — Handel mit Nordamerika und England in den Jahren 1859, 1860 und 1861. 194

Siebzehntes Capitel.

Waſſerſtraßen. — Landſtraßen. — Brückentabelle. — Zahl der Kilometer. — Geſetz über die Eiſenbahnen. — Fortſchritt in ihrem Bau von 1847 bis 1857. — Tabelle der Eiſenbahnen in Spanien in den Jahren 1858 und 1862. — Poſten in den Jahren 1846 und 1861. — Elektriſche Telegraphie. — Leuchtthürme. — Häfen. 210

Achtzehntes Capitel.

Budget der Regierungen ſeit Karl III. — der Provinzen und Gemeinden. — Einnahme vom Tabak von 1840—1861. — vom Pulver von 1850—60. — vom Salz von 1850—61. — vom Stempel von 1850—61. — Zolleinnahme von 1839—61. — Lotterien von 1840—61. — Thorzölle. Grundſteuer, Hypotheken, Induſtrieſteuer, gewöhnliche Budgets, außerordentliche Budgets der Jahre 1859, 1860, 1861 und 1862. . . . [illegible]

Neunzehntes Capitel.

Staatscredit. — Zuſtand der Staatsſchuld im December 1861. — Schwebende Schuld von 1851 bis 1862. — Negociirung von Staats- und Handelseffecten von 1856 bis 1860. — Hinterlegungscaſſen. — Tabelle über die Banken. — Creditgeſellſchaften. — Verſicherungsanſtalten. — Sparcaſſen. — Gemünzt von 1830 bis 1861. . . . . [illegible]

Zwanzigſtes Capitel.

Rechtspflege. — Gerichte. — Peinliches Geſetzbuch. — Verbrechen. — Arten derſelben. — Zahl der weiblichen Gefangenen. — der Verhaftungen im Jahre 1859 und 1861. — Bezeichnung der Vergehen. — Stand der Galeerenſträflinge im Jahre 1861. — Verminderung der Todesſtrafen. — Vergleich zwiſchen den Urteln des königl. Gerichtshofs zu Paris und der Audiencia von Madrid im J. 1842. 247

Einundzwanzigſtes Capitel.

Die öffentliche Macht. — Generalſtab. — Infanterie, Cavallerie, Artillerie. — Die Armee von 1828—1861; und das Budget für das Perſonal. —

Seite

Kriegsmaterial und neue Befeſtigungen. — Die Flotte. — Das Material. — Das Perſonal. — Die Flotte im Jahre 1850. — Die Handelsflotte der Halbinſel. — Küſtenſchifffahrt. — Die neueſten Reformen in der Anwerbung der Bemannung. 254

Zweiundzwanzigſtes Capitel.

Land und Bevölkerung der Colonien im Jahr 1860. — Der Sklavenhandel und die Behörden von Cuba. — Unerhörter Gewinn der Sklavenhändler. — Zuſtand der öffentlichen Meinung in dieſer Hinſicht. — Zuſtand der Verwaltung von Cuba. — Land- und Seemacht der Colonien. — Bodenfläche. — Anbau. — Zuckerrohr. Tabak. — Wachſender Einfluß Spaniens im mexicaniſchen Meerbuſen und in Südamerika. — Bedeutung Cuba's. — Reactionäre Politik Spaniens. — Es würde bei dem Verluſt der Colonien gewinnen. — Handel der Colonien. — Handelsflotte. — Das Budget von Cuba und das von Portorico im Jahre 1860. — Städtiſches Budget. — Eiſenbahnen. 265

Dreiundzwanzigſtes Capitel.

Die Preſſe. — Zahl der Journale. — Ihre Eintheilung nach Parteien. — Zahl der Abonnenten. — Geiſtige Entwickelung. — Folgen der Revolution. — Quintana. — Gallardo. — Reinoſo. — Florez Eſtrada. — Romantiker und Claſſiker. — 1848. — Fortſchritt in den Wiſſenſchaften. — Erfindung von Monturiol. — L'Ictineo. — Unterſeeiſche Fahrzeuge. . . 287

Vierundzwanzigſtes Capitel.

Politiſche Lage im Jahre 1862. — O'Donnell. — Einfluß des heiligen Stuhls auf die Regierung. — Auswärtige Politik in Italien, — in Mexico. — Reactionäre Politik im Innern. 295

Fünfundzwanzigſtes Capitel.

Eintheilung der politiſchen Parteien. — Das Manifeſt der demokratiſchen Partei. — Spanien muß als eine Nation erſten Ranges angeſehen werden. — Unverträglichkeit der Familie Bourbon mit der Entwickelung. — Die Rolle Spaniens im republikaniſchen Europa. 301

Nachtrag.

Beſchreibung des Ichthyneos oder des Fiſchbootes. — Die mexicaniſche Expedition. — Spanien und der monarchiſche Conſtitutionalismus. . . . 312

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Erſtes Capitel.

Einheit Spaniens und Entdeckung Amerika's. — Siege der Spanier in allen Theilen der Welt. — Niederlage der Volkspartei in Caſtilien und Aragonien im 16. und 17. Jahrhundert — Freiſinniger Geiſt der Caſtilianer im 16. Jahrhundert. — Befeſtigung des Despotismus während dreier Jahrhunderte. — Karl III. — Karl IV.

I.

Gegen das Ende des Mittelalters vereinigte Spanien alle ſeine Kräfte unter Einer Regierung, und konnte von dem Augenblick an einen herrſchenden Einfluß auf die Politik Europa's ausüben. Aber zur Zeit der Vereinigung der beiden großen Königreiche der Halbinſel hatten die Aragonier und Catalonier ſchon ihre Siege bis nach den Dardanellen ausgedehnt, ſie hatten die baleariſchen Inſeln, Sardinien, Sicilien und Neapel erobert, und die canariſchen Inſeln gehörten zu Caſtillen.

Kaum hatte die Verbindung Ferdinand's und Iſabella's Caſtilien und Aragonien vereinigt, ſo unterwarf Spanien die Mauren. Dieſe ſchwierige Unternehmung war noch nicht zu Ende geführt, ſo wurde im Feldlager ſelbſt unter den Thoren der Stadt Granada ſchon die Unternehmung Chriſtoph Columbus' ins Werk gerichtet, deſſen hellſehender Geiſt der Königin Iſabella eine neue Welt darbot.

Die Geſchichte der Entdeckung, Eroberung und Anſiedelung Amerika's durch die Spanier erſcheint uns nach dem Ausdruck des berühmten Schriftſtellers Prescott viel weniger die treue Erzählung wirklicher Begebenheiten zu ſein, als einer von den Romanen der irrenden Ritterſchaft, die im Mittelalter ſo beliebt woren.

Zwei Jahrhunderte lang hat die Bevölkerung der hiberiſchen Halbinſel Millionen ihrer Kinder in dieſe entfernten Gegenden geſchickt; ſie hat dort eine Geſellſchaft eingerichtet, die Eingebornen mit den Afrikanern und Spaniern vermiſcht, und glänzende Städte gegründet, die viel ſchöner waren als alle, deren Europa zu jener Zeit ſich rühmen konnte. Und alle dieſe Wunderwerke vollbrachten die Spanier mit ihren eignen Mitteln. In unſern Tagen bevölkern ſich die Vereinigten Staaten, Auſtralien und andere Theile des Erdballs wie auf einen Zauberſchlag; aber alle Welttheile ſchicken zahlreiche Auswanderer hin. Spanien hingegen mußte die rieſenhafte Anſiedelung Amerika's ganz allein beſtreiten, und das mit einer Bevölkerung von 12 Millionen, die am Ende des 17. Jahrhunderts auf 7 Millionen heruntergeſunken war. Wer könnte in dieſen Begebenheiten den Fortſchritt verkennen, den die Spanier in der Schifffahrt und in der Regierungskunſt gemacht hatten; wer die wunderbare Kraft und Ausbreitungsfähigkeit des iberiſchen Volkes?

2.

Die Eroberung und Anſiedelung Amerika's und eines Theils von Aſien erſchöpften keineswegs die Kräfte Spaniens; während ſeine kühnen Schiffer zuerſt das Cap Horn und das Cap der guten Hoffnung umfuhren, flog ſeine Armee in Afrika und Europa von Siege zu Siege. Von Maſtagan bis Tunis, die ganze Küſte von Afrika, Oran, Tanger, Mazalquivir fielen in ſeine Gewalt. Und bei Lepanto zerſtörte ſeine Flotte, unterſtützt durch die Schiffe der kleinen italieniſchen Staaten, die Flotte der Türken.

In Italien und den Niederlanden, im Norden wie im Süden von Frankreich dauerten anderthalb Jahrhunderte lang die Kriege in Einem fort, und Spanien wurde, ſeit dem Siege Gonzalvo's von Cordova über die Franzoſen in Neapel, zum erſten Mal beſiegt durch Condé bei Rocroi. Wo ſchöpfte es die Kraft zu ſo großen Dingen? Das Volk war ſo ſchwach an Zahl, ſo ſchlecht regiert und über ein ſo unermeßliches Land ausgedehnt, daß Amerika allein 50 Breitengrade einnahm und 60 Millionen Einwohner zählte!

Wie konnte es zu derſelben Zeit, den äußern Feind beſiegen und den Urſachen des Umſturzes und der Auflöſung, die an ſeinem Innern nagten, widerſtehen? Ein raſcher Ueberblick deſſen, was in ſeinem Innern vorging, wird es noch außerordentlicher erſcheinen laſſen, daß Spanien ſo lange im Stande geweſen iſt, eine vorwiegende Rolle unter den Völkern Europa's zu ſpielen.

3.

Der Kampf gegen die Mauren, der ſieben Jahrhunderte dauerte hatte in dem Herzen des ſpaniſchen Volks die Liebe zur Freiheit un Nationalunabhängigkeit in einem ſolchen Grade mit der katholiſche Religion verſchmolzen, daß die Reformation, die Luther predigte, be den Spaniern wenig Verſtändniß und Eingang fand. Spanien wurde die Seele und der Arm, womit Europa Widerſtand leiſtete, und erſtickte in ſeinem eignen Buſen die Stimme der Reformatoren in den Flammen ſeiner Scheiterhaufen. Die Inquiſition herrſchte ohne Zügel, und ihr folgte ihre gewöhnliche Begleitung: Unterdrückung, Unwiſſenheit und Elend.*)

In ökonomiſcher, adminiſtrativer und politiſcher Hinſicht, könnte man ſagen, gab es noch kein ſpaniſches Volk. Die Einheit war nur im Könige dargeſtellt; er regierte über mehrere Königreiche, von denen jedes ſeine eigne Geſetzgebung, Verfaſſung, Münze, ja ſein eignes Syſtem von Maß und Gewicht hatte, Verſchiedenheiten, die zum Theil noch heutiges Tages beſtehen.

Als die Caſtilianer ſich zur Vertheidigung ihrer Vorrechte gegen die Uebergriffe Karl's V. erhoben, ſahen die Aragonier, Valencianer und Catalonier dem Kampfe gleichgültig zu, ja ſie halfen geradeswegs bei der Unterwerfung der Caſtilianer. Sie begriffen nicht, daß die Todesſtrafe Padilla's, der zu Villalar enthauptet wurde, nur der Vorläufer zu der Hinrichtung des Großrichters Lanuza war, den Philipp II. enthaupten ließ; und er bediente ſich der Soldaten Caſtiliens, das von Karl V. unterworfen worden war, um den Aragoniern ihre Freiheit zu entreißen. Dies war das verhängnißvolle Ende der freien Verfaſſungen und der municipalen Rechte Spaniens; Verfaſſungsformen, die freier waren, als ſie ſeit dem Fall der römiſchen Republik bei irgend einem Volke geherrſcht hatten, das aus den Trümmern des römiſchen Reiches ſich hervorgebildet hatte, und die ſchon zu Anfange des 11. Jahrhunderts in den verſchiedenen Königreichen galten.

Wer kennt nicht die berühmte Krönungsformel der Aragonier: „Wir, von denen Jeder eben ſo viel iſt wie Du, und die wir alle zuſammen mehr ſind als Du, wir machen Dich zum König. Wenn Du nach den Geſetzen des Staats regierſt, werden wir Dir gehorchen; wo nicht, nicht.*)

---

*) Der Abbé De Montgaillard, deſſen Zeugniß nicht verdächtig iſt, ſagt im vierten Bande ſeiner Geſchichte von Frankreich: „Welche Grauſamkeiten auch die Jacobiner begangen haben, ſie bleiben weit hinter denen der ſpaniſchen Inquiſition zurück, und die Palme des Juſtizmordes kommt von Rechts wegen dieſer heiligen Anſtalt zu. Von 1481 bis 1781 wurden 31,920 Ketzer verdammt und verbrannt; 16,759 wurden im Bilde verbrannt, 291,450 wurden zu harter Strafe verurtheilt; die Summe der Schlachtopfer (mit Einziehung ihrer Güter) beträgt 341,029. Dieſe Berechnung iſt ſehr mäßig. In der Stadt Ciudad Real geben die Auto-da-fe's folgende Summen: Im Jahre 1484 am 13. Februar wurden verbrannt 750; den 2. April 900; den 7. Mai 750; den 16. Auguſt 27; den 12. December 950; im Ganzen 3377.“

Dieſe feierliche Erklärung des Rechtes zum Aufſtande beſiegelte Lanuza, der zu Saragoſſa auf Befehl Philipp's II. hingerichtet wurde, mit ſeinem Blute. Philipp regierte ſeitdem Aragonien und die übrige Halbinſel als Despot; nur die baskiſchen Provinzen und Navarra haben bis auf unſere Tage ihre Repräſentativverfaſſung aus dem Mittelalter größtentheils behauptet, ſie verdanken dies einem Zuſammentreffen von Umſtänden, die wir hier nicht weiter erörtern können.

4.

Um zu zeigen, wie weit die Gedanken der Leute im 16. Jahrhundert in Caſtilien gediehen waren, wollen wir die verſchiedenen Abſchnitte des Manifeſtes geben, in dem die Commoneros Karl V. die Bedingungen ſtellten, unter denen ſie ſeine Oberherrlichkeit anerkennen würden:

„Der König darf ſich nicht ohne Einwilligung der Cortes verheirathen; nie dürfen fremde Truppen ins Königreich eingeführt werden; alle Abgaben ſollen auf die Taxen zurückgeführt werden, welche beim Tode der Königin Iſabella beſtanden; alle Verkäufe von Domainen oder königlichen Einkünften, die ſeit ihrem Tode gemacht worden ſind, ſollen zurück genommen werden; alle neuen Aemter, die ſeitdem ins Leben gerufen ſind, ſollen abgeſchafft werden; in Zukunft ſoll jede Stadt in die Verſammlung der Cortes einen Abgeordneten der Geiſtlichkeit, einen Abgeordneten des Adels und einen Abgeordneten des Bürgerſtandes ſchicken, Jeder gewählt von ſeinem Stande. Die Krone darf die Ernennung dieſer Abgeordneten weder beeinfluſſen noch leiten; kein Mitglied der Cortes darf eine Penſion oder eine Anſtellung des Königs annehmen, weder für ſich, noch für ein Mitglied ſeiner Familie, bei Todesſtrafe und bei Strafe der Einziehung ſeiner Güter; jede Stadt oder Commune zahlt ihren Vertretern eine Beſoldung zur Beſtreitung ihrer Ausgaben, während ſie bei den Cortes gegenwärtig ſind. Die Cortes ſollen ſich wenigſtens Ein Mal alle drei Jahre verſammeln, ſelbſt wenn der König ſie nicht zuſammen beruft, um zu unterſuchen, ob die Geſetze beobachtet worden ſind, und um die öffentlichen Angelegenheiten zu berathen; die Richter ſollen feſtes Gehalt haben und an den Verurtheilungen oder Geldſtrafen, die ſie ausſprechen, keinen Theil nehmen; alle Vorrechte, welche der Adel, wenn es auch ſei, zum Nachtheil des Bürgerſtandes erlangt hat, ſollen aufgehoben werden; niemals darf die Regierung der Städte und der Commune Mitgliedern vom Adel anvertraut werden; die Güter des Adels ſollen den öffentlichen Abgaben ebenſo unterworfen ſein wie die des dritten Standes; man ſoll eine Unterſuchung anſtellen über das Betragen derer, die mit der Verwaltung der Krongüter ſeit der Thronbeſteigung Ferdinand's beauftragt geweſen, und wenn der König innerhalb dreißig Tagen nicht die Perſonen ernennt, die zu dieſem Geſchäft geeignet ſind, ſo ſollen die Cortes das Recht haben, ſie zu ernennen; man ſoll im Königreich keinen Ablaß predigen und verbreiten, ohne daß die Urſache, aus welcher er erlaſſen worden, vorher von den Cortes unterſucht und gebilligt worden iſt; der Erzbiſchof von Toledo, der ein Fremder iſt, ſoll dieſe Würde niederlegen und dieſelbe einem Caſtilianer übertragen werden; endlich ſoll der König verſprechen und auf das Feierlichſte ſchwören, alle dieſe Artikel zu beobachten und keine Gelegenheit zu ſuchen, wie er ſie umgehen oder brechen könne."

---

*) „Nos, que cada uno somos tanto como vos, y todos juntos mas que vos, os hacemos Rey. Si respetais nuestras leyes y privilegios, os obedeceremos: si no, no!"

5.

Daß der Despotismus ſich drei Jahrhunderte hindurch hat halten, und Spanien von ſeinem Range der erſten Nation in Europa hat herunterbringen können, dazu mußten die außerordentlichſten Umſtände zuſammentreffen, Umſtände, die in allen Ländern, wo ſie eingetreten ſind, daſſelbe Ergebniß herbeigeführt. Die Siege ſeiner Armeen in Europa gaben dem Könige durch den Zuwachs der Volksmacht nach außen und durch den Rauſch des Ruhmes ein Anſehn. Amerika verſchlang die lebendigen Kräfte des Landes; die feurige Jugend verließ das Vaterland, ſuchte Abenteuer, Reichthümer und Macht in fernen Ländern, und in der Unterdrückung der Fremden fand ſie eine Vergütung für die Rolle, ein Opfer ihres Königs zu ſein, zu deſſen Mitſchuldigen ſie ſich machte. Jeder Spanier war Mönch, Soldat oder Edelmann, und wer kein Diplom hatte, zog aus, um ſich's auf den Höhen der Sierra Madre und der Andes oder in den Ebenen der Niederlande und der Küſte von Afrika zu holen. Während die Inquiſition die Unabhängigkeit des ſpaniſchen Geiſtes erſtickte, trieb man die Mauren und Juden zum Lande hinaus, die fleißigſten Einwohner und meiſtens Ackerbauer. Die Dörfer lagen weit von einander entfernt und hatten keine Verbindungswege; Alle, die nicht im Auslande zu Felde lagen, blieben in Unwiſſenheit verſunken, durch das Elend verthiert und bevölkerten die Nonnen- und Mönchsklöſter. Der Leſer wird leicht begreifen, wie alles dies zuſammen dem Despotismus einen Triumph über einen ſo ſtolzen Volksſtamm bereiten konnte, der in der Unterdrückung ſeiner Repräſentativverfaſſung vor Allem die Unterdrückung von Adelsrechten erblickte. Aus adligen Herren und Vaſallen und aus Geſetzgebern wurden ſie Kammerdiener der Könige, die von dem Augenblicke an keine Hinderniſſe mehr fanden, denn das gemeine Volk glaubte, ſeine Intereſſen ſeien die nämlichen mit denen der königlichen Gewalt.

Das Elend hatte den Stolz vermindert und die Freiheit getödtet. Der Aberglaube erzeugte die ſchrecklichſte aller Geißeln, daß die Güter zum größten Theil in die todte Hand fielen. Die Sucht, Majorate zu gründen und ſeine Güter der Kirche zu ſchenken, war ſo weit getrieben worden, daß beim Anfange der Revolution dieſes Jahrhunderts mehr als drei Viertel des Grund und Bodens Servituten unterworfen waren. Dies war der traurige Zuſtand, zu dem Spanien durch die beiden Dynaſtien der Oeſterreicher und der Bourbonen heruntergebracht worden war, als es im Jahre 1808 durch den Einfall Napoleon's aus ſeinem Todesſchlaf erweckt wurde und Lebenskraft genug in ſeinem eignen Buſen fand, um dem Eindringling zu widerſtehen, das Gift, welches an ſeinem Innern zehrte, auszuwerfen und ſich zu der letzten Ausrottung des Royalismus und des Aberglaubens, dieſer beiden Haupturſachen ſeines Verfalls, vorzubereiten.

6.

Von allen Königen aus dem Hauſe Oeſterreich oder Bourbon hat ſich nur ein einziger, nämlich Karl III., durch ſein Genie und ſeine Werke des Thrones würdig gezeigt. Als ein Mann, der ſeiner Zeit weit voraus war, wußte er die Macht der Inquiſition zu zügeln und die Scheiterhaufen auszulöſchen, obgleich er es nicht wagte, das heilige Amt abzuſchaffen. Er unterdrückte die Tortur, die bis auf ſeine Zeit in den peinlichen Proceſſen angewandt worden war; er vertrieb die Jeſuiten und zog ihre Güter ein. Er hatte Augen für das Verdienſt und umgab ſich mit den rechtſchaffenſten und fähigſten Männern, er gründete die Bank von San Carlos, beſchützte die Künſte und Wiſſenſchaften, gab den Buchdruckern die Vorrechte des Adels, vermehrte die Linienſchiffe bis auf achtzig, gründete Colonien und Dörfer in den Gebirgen der Sierra Morena und baute mehr Wege, öffentliche Gebäude und Feſtungswerke, als alle ſeine Vorgänger zuſammen, Karl V. mitgerechnet.

7.

Karl III. und die Männer, die ihn umgaben, eiferten Friedrich dem Großen und Colbert nach und wollten nach deren Beiſpiel für die Nation Alles ſelbſt thun. Statt die Hinderniſſe, die dem Handeln des Einzelnen im Wege ſtehen, fortzuräumen, behielt Karl III. Alles bei, was dem freien Ausdruck des Gedankens entgegenſtand, die Cenſur des Staats und der Kirche gegen Druckwerke und die Privilegien der Corporationen. Er brachte ſeine Macht durch unnütze Kriege in Gefahr und verließ die weiſe Neutralität ſeines Vorgängers.

Was nützte es ihm, daß er ungeheure Summen opferte für die Schöpfung der zahlreichſten Flotte in der Welt, da er ſich durch das ungerechte und ſchimpfliche Syſtem der Einſchreibungen zum Seedienſt,*) welches Philipp V. eingeführt hatte, ohne Matroſen fand und ſeine achtzig Linienſchiffe nicht bemannen konnte?

Fünfzig Schiffe ankerten bei Algeciras, aber ſie konnten ein Dutzend engliſche Schiffe nicht daran hindern, Gibraltar zu Hülfe zu kommen, weil ſie nicht bemannt waren.

Wenn er Großes ausführte, was übrigens nicht die Früchte trug, die man davon erwartete, ſo mußte er zu dem Zweck auch eine unmäßige Staatsſchuld ſchaffen und Spanien dem Bankerott entgegenführen, den ſein ſchwachköpfiger Nachfolger vollends zu Stande brachte. Wie die Könige von Frankreich und Preußen, regierte Karl III. als Despot und ließ ſeine Unterthanen an der Staatsverwaltung nicht den mindeſten Antheil nehmen; aber ſeine Reformen und ſeine Politik brachten dem aufgeklärteſten Theil der Nation das Bedürfniß nach Repräſentativverfaſſung bei.

Hier zeigt ſich nun der ſchwache Punkt der erblichen Monarchie. Auf Karl III., den philoſophiſchen, progreſſiſtiſchen König, folgte ſein Sohn, Karl IV., ein Schwachkopf, der ſeinen Blödſinn auf ſeine Kinder vererbte. Er ſtand unter dem Einfluß ſeiner Frau, und dieſe regierte ihr Liebhaber, Godoy; Karl IV. überließ die Zügel der Gewalt dieſem Günſtlinge. Das Volk war entrüſtet und wartete nur auf eine Gelegenheit, ſeinem Zorne Luft zu machen. Dieſe gab ihm Napoleon. Der König trat die ſpaniſche Nation an Bonaparte ab, wie eine Heerde Schafe. Aber die Nation erhob ſich mit den Waffen in der Hand wie Ein Mann, und mitten in dem furchtbarſten Kampfe erklärte ſie mit dieſen Worten die Rechte ihrer Verfaſſung:

„Die ſpaniſche Nation iſt nicht Eigenthum irgend einer Perſon oder irgend einer Familie.“

---

*) Heißen im Spaniſchen Matriculas. Sie brachten eine Klaſſe Bürger in eine Art Knechtſchaft, da Jeder, der ein Geſchäft auf Schiffen hat, gezwungen wurde, ſich einzuſchreiben und der Regierung für den Matroſendienſt zur Verfügung zu ſtellen.

Von dieſer Verfaſſung ſchreibt ſich die langſame Wiedergeburt Spaniens her. Sie iſt bisweilen unterbrochen, aber immer mit neuer Kraft wieder aufgenommen worden, wie ſich dies in den folgenden Capiteln zeigen wird.

Zweites Capitel.

Einfluß Karl's III. und der Staatsmänner ſeiner Regierung auf den Geiſt des ſpaniſchen Volks. — Zuſammenwirken des liberalen und royaliſtiſchen Elements in der Revolution von 1808. — Bevölkerung und politiſche Eintheilung. — Verwirrung in der Rechtsverwaltung. — Schlechter Zuſtand der Landſtraßen; Folgen davon. — Heer und Flotte. — Zuſtand des Eigenthums und der Erwerbsthätigkeit. — Ueber die öffentliche Erziehung. — Theater, Literatur und Preſſe. — Religiöſer Fanatismus. — Der Umſchwung von 1808. — Verfaſſung von 1812. — Aufſtand der Colonien. — Was ſie wollten. — Umkehr Ferdinand's VII. — Mißlungene Bewegung von 1814. — Die Afrancesados.

1.

Karl III. und die großen Männer, die ihm bei ſeinem Werke halfen, die Aranda's, Floridablanca's, die Campomanes hatten den Geiſt des ſpaniſchen Volks aus ſeinem Schlafe wieder erweckt; und die franzöſiſche Revolution von 1789 bereitete die Spanier vollends zu dem Umſchwung von 1808 vor, wozu Napoleon, Godoy, Karl IV., Ferdinand und ſeine Mutter nur die Gelegenheit boten.

Wenn die Mine aufflog, ſo that ſie es, weil ſie ſchon geladen war; trotz der Inquiſition waren die neuen Ideen ſogar bis in die Tiefe der Geſellſchaft hinabgedrungen. Aber in dieſer Umwälzung, wie in jeder, die den Sieg davonträgt, erſchütterte nicht Eine Partei, nicht Eine Idee allein die Grundveſten der alten ſpaniſchen Geſellſchaft. Gegen Napoleon und die ſittenloſe königliche Familie erhoben ſich zu gleicher Zeit der religiöſe Fanatismus und die Freiheit. Unter der Fahne der Unabhängigkeit gingen zugleich einher die Männer, deren Feldgeſchrei war: das Vaterland, der König und die Religion! und die, deren Wahlſpruch war: das Vaterland und die Freiheit! Dieſe Vereinigung dauerte aber nur, ſo lange ſie zur Vertreibung der Soldaten Napoleon's nothwendig war.

2.

Die Umwälzung brach mit der Ueberlieferung aufs Allergewaltſamſte. Als die Abdankung des Königs die Bande des Gehorſams zerriſſen hatte, bildete ſich das Volk in Junta's (Regierungsausſchüſſe), die vollkommen frei verfuhren, d. h. ſich nicht im Geringſten an die beſtehenden Geſetze banden. So richtete das Volk ſeine Selbſtherrlichkeit auf und zerſtörte mit Gewalt die alte Ordnung der geſellſchaftlichen Verhältniſſe.

Die Generale Solano zu Cadiz und Borja zu Carthagena und Andere, welche allgemein des Verraths angeklagt wurden, fielen am hellen Tage unter den Streichen des Volks, ohne alle Form eines gerichtlichen Verfahrens; das Volk griff zu den Waffen und ernannte ſeine Anführer im Kampfe; ſo ſchaffte es das Vorrecht, welches der Adel ſich bisher erhalten hatte, die Truppen anzuführen, ab.*)

Mina, der Feldarbeiter, Manſo, der Müllerburſche, Jauregui, der Schäfer, l'Empecinado, der Stallknecht, und viele Andere gingen aus der unterſten Schicht des Volkes hervor und ſtanden am Ende des Unabhängigkeitskriegs an der Spitze des Heeres, deſſen übrige Offiziere ebenfalls größtentheils aus dem Volke waren. Selbſt die rückläufigen Strömungen von 1814 und 1823 in der Richtung der Gewaltherrſchaft konnten es nicht zu dem Gedanken bringen, dieſe Umwälzung von Grund aus zu zerſtören; ſo unmöglich erſchien die Sache.

Von dieſer Zeit an hat dieſe Zuſammenſetzung der ſpaniſchen Armee, welche gegen die Armeen der übrigen Länder Europa's (ausgenommen die von Frankreich und des gegenwärtigen Italiens) eine demokratiſche genannt werden kann, einen mächtigen Einfluß auf die Staatsveränderungen in Spanien ausgeübt. Ehe wir jedoch weiter gehen, müſſen wir einen Blick auf den Zuſtand Spaniens im Jahre 1808 werfen.

3.

Die Bevölkerung überſtieg kaum 10 Millionen, und ſie war ſo ungleich vertheilt, daß Caſtilien und Eſtremadura faſt menſchenleer waren. Der Uferſtrich und die Thäler von Granada, Murcia und Valencia, wo das Bewäſſerungsverfahren der Mauren beibehalten worden war, die beiden Aſturien und Galicien, wo Waſſer im Ueberfluß vorhanden iſt, beſaßen eine tüchtige und thätige Bevölkerung.

---

*) Dieſes Vorrecht beſteht noch für die [illegible], trotz der Entſcheidungen der Preſſe und des Parlaments, aber mehr dem Namen nach, als in Wirklichkeit.

Spanien war in Königreiche, Provinzen, Fürſtenthümer und Herrſchaften abgetheilt. Die Königreiche waren: Leon, Valencia, Murcia, Granada, Jaen, Cordova, Navarra, Aragonien. Dann das Fürſtenthum beider Aſturien und Cataloniens, die Herrſchaft von Biscaja und Molina und die baskiſchen Provinzen, Eſtremadura, die Caſtilien, die baleariſchen und canariſchen Inſeln. Trotz ihrer dreihundertjährigen Vereinigung hatten dieſe verſchiedenen Landestheile ſehr augenfällige Verſchiedenheiten bewahrt.

Caſtilianer, Gallicier, Navarreſen, Basken, Valencier, Majorker und Mahoneſer redeten alle ihre eigenen Mundarten, welche von dem Caſtilianiſchen der dienſtmäßigen ſpaniſchen Sprache verſchieden waren. Aragonien, Catalonien und Valencia hatten jedes ihr eignes Münzweſen, und die Münze einer Provinz hatte keinen Curs in der andern. Die Verſchiedenheit der Maße und Gewichte war noch größer als die der Münzen und Sprachen.

4.

Die Rechtsverwaltung war in einem wahren Wirrwarr. Die Geſetze des Mittelalters aus der Zeit Alphons' des Großen waren ebenſo gut in Kraft wie die unzähligen Verordnungen, die ſich während acht Jahrhunderten angeſammelt hatten. Außer den herrſchaftlichen Gerichtshöfen, den gewöhnlichen Gerichtshöfen und den peinlichen Richtern (eine Art wandernder Gerichte, die ſich dort niederließen, wo das Verbrechen begangen worden war), gab es noch Auditeurgerichte und Kanzleien, Tribunale zweiter Inſtanz und das Obertribunal in Madrid. Es gab Ausnahmsgerichte, wie das geiſtliche Gericht der Rota, der Inquiſition; dann der Finanzgerichtshof, der Seegerichtshof und die Militärgerichte; ſie hatten Gerichtsbarkeit über diejenigen, welche ihre beſondern Geſetze verletzten, wenn ſie auch nicht zu ihrem Stande gehörten. Ferner gab es einen Gerichtshof del Agua zu Valencia,*) das Consejo de la Mesta (Weidegericht) und andere örtliche Gerichtshöfe für beſondere Gegenſtände, deren Anzahl ſich wenigſtens bis auf 50 belief; und die bürgerliche Geſetzgebung war in den meiſten Provinzen verſchieden.

---

*) Der Waſſergerichtshof (Tribunal del Agua) wurde von den Mauren errichtet. Er ſchlichtet die Streitigkeiten der Arbeiter der Huerta, im Betreff der Vertheilung der Antheile an der Bewäſſerung. Von ihm kann man nicht appelliren. Der Gerichtshof iſt eine Jury von Arbeitern, die in der Vorhalle des Doms, wo zu dem Zweck ſteinerne Bänke angebracht ſind, ihre Sitzungen hält. Das Gericht hört die Parteien und ſpricht das Urtheil, und für jedes Wort des Widerſpruchs oder der Widerſetzung, welches irgend eine der Parteien äußern möchte, wird ſie ſofort in der Sitzung zur Strafe eines Hellers verurtheilt.

Die Königreiche und Provinzen wurden von Generalcapitänen commandirt, die in Navarra den Titel „Vicekönig“ annahmen. Ihre Macht war ſehr ausgedehnt, ſie waren zu gleicher Zeit Militär- und Civilchefs, und außer der Kirche ſtand Alles unter ihnen. Die polizeiliche Gerichtsbarkeit wurde durch die Corregidoren und Alkalden nebſt ihren Alguazils gehandhabt.

Die Mitglieder der Municipalitäten, welche Regidores (Verwalter) hießen, wurden in den meiſten Städten vom Könige ernannt, waren aber auf Lebenszeit gewählt, und dies gab ihnen ſowohl gegen den König als gegen die Einwohner der Städte eine Art Unabhängigkeit; die Städte wurden darum aber auch ſchlecht genug verwaltet.

5.

Im Jahre 1808 gab es in Spanien 3000 Kilometer königlicher Landſtraßen, nämlich von Madrid nach Cadix, nach Irun, nach Galicien und Barcelona. Die übrigen Wege hießen nur ſo, weil Fußgänger und Pferde ſie benutzten.

Waaren und Perſonen wurden auf Mauleſeln oder Eſeln fortgeſchafft; im Winter wurden die Reiſen an manchen Stellen unterbrochen, weil es an Brücken über die geſchwollenen Bergwaſſer fehlte, und die Feldfrüchte lagen in den Mittelpunkten der Ackerbaugegenden aufgeſpeichert, was ſchreckliche Hungersnoth erzeugte, z. B. die von Carthagena im Jahr 1810, wo das Pfund Schwarzbrod 1½ Franken koſtete, während in la Mancha, nur 30 franzöſiſche Meilen davon, die Fanega (etwa ein Centner) Korn für 6 Franken verkauft wurde, wonach das Pfund guten Brodes auf 10 bis 12 Centimen kam (etwa 1 Sgr.). Um von einem Ende Spaniens nach dem andern zu gelangen, brauchte man zwei Monate und 2 bis 3000 Franken (800 Thlr.), die Gefahr ungerechnet, daß man von den zahlreichen Banden beraubt werden konnte, welche ſich die Reiſenden und die Einwohner der wohlhabendſten Thäler zollbar machten.

Der Dienſt der Poſten war, wie man ihn bei einem ſolchen Zuſtand der Wege erwarten darf. Poſtkutſchen mit Pferdewechſel gab es nur von Madrid nach Cadix, Barcelona und Irun, die Briefpoſt ging nur zwei Mal die Woche und die Reiſe dauerte 5 bis 6 Tage; ſo lange bei gutem Wetter; bei ſchlechtem Wetter brauchte die Poſt 8 bis 10 Tage, ja ſogar mehr. Beim Uebergange über die Grenzen der verſchiedenen Provinzen und beim Eintritt in die Städte hatten die Reiſenden ſich einſchreiben zu laſſen und verſchiedene Abgaben zu entrichten, von denen immer eine drückender war als die andere. Hierzu kam noch die Unbequemlichkeit der verſchiedenen Münzen und Sprachen.*)

6.

Vor dem Jahre 1808 hatte Spanien keine Aushebung für ſeine Armee. Der Dienſt war freiwillig und jedes Regiment hatte ſeine Werber. Noth und Kampfluſt waren die beiden Beweggründe der Spanier zum Kriegsdienſt; der Dienſt am Bord der Kriegsſchiffe und in den Fußregimentern, welche Provinzial-Landwehr hießen, war Zwangsdienſt; dieſe Landwehr erneuerte ihre Reihen in jeder Provinz. Für die Bemannung der Flotte war die Einſchreibung zum Seedienſt vorhanden, die Philipp V. in Spanien eingeführt hatte, und die Aushebungen, eine Art Matroſenpreſſe, welche die Seeſoldaten ausführten. Dabei durchſtreiften ſie die Häfen und ihre Umgegend und nahmen Alles mit, was ihnen zum Seedienſt fähig ſchien. Manchmal verſtiegen ſie ſich bis zu 30 oder 40 Kilometer ins Innere. Die Hälfte der Flottenbemannung, die zu Trafalgar umkam, ſchrieb ſich von dieſen Aushebungen her, und die Leute hatten größtentheils nicht länger als drei Monate zur See gedient.

Die Anzahl der Regimenter war ſehr groß, aber die Mannſchaft nie vollzählig. Ein Dutzend davon hießen deutſche, iriſche, ſchweizer Regimenter; nur die letzteren waren aber wirklich ausländiſche, die andern beſtanden nur aus Spaniern mit Ausnahme der Anführer und einiger Offiziere. Die Werbungen wurden erſchwert durch die Werber für die Armee der Colonien, die den heimiſchen Werbern entgegentraten.**)

---

*) Als der Admiral Villeneuve mit der franzöſiſchen Flotte von Toulon nach Cadiz ſegelte, auf ſeinem Wege nach Trafalgar, wo die Schlacht vorfiel, hielt er bei Carthagena an, um ſich mit dem Admiral Salcedo zu vereinigen, der in dieſem Hafen acht Linienſchiffe, darunter zwei Dreidecker, hatte. Aber Salcedo hatte von ſeiner Regierung keine Befehle erhalten. „Laßt nach Madrid melden, daß ich hier bin und daß ich nicht warten kann, da mich die Engländer ſonſt an der Weiterfahrt hindern würden!" worauf Salcedo erwiderte, man könne die Antwort ſchlimmſtenfalls in acht bis neun Tagen erhalten, und die Verbündeten zählten acht Linienſchiffe weniger bei Trafalgar. Was würde geſchehen ſein, hätte Spanien Landſtraßen gehabt und Salcedo mitgehen können? Als der Befehl zum Abſegeln ankam, war die franzöſiſche Flotte ſchon weit fort, und Salcedo konnte den Befehl nicht mehr ausführen, weil er fürchtete, daß die Engländer die Meerenge mit Uebermacht beſetzt hätten.

**) Die Armee in Spanien umfaßte:

Karl III. hatte das Heer wieder eingerichtet und es auf preußiſchem Fuße ausgerüſtet, nach dem Vorgange Friedrich's II. In dieſem Zuſtande fand es Napoleon und verlangte und erhielt von der Regierung ein Corps von 30,000 Mann Hülfstruppen. Dies waren die beſten Truppen Spaniens; der Marquis de la Romana führte ſie nach Holland.

7.

Die Niederlage von Trafalgar hatte unſre Flotte vernichtet. Die Arbeit in den Arſenalen ſtockte; was von Schiffen noch übrig war, wurde abgetakelt. Während der vier Jahre, wo wir Napoleon zu Gefallen den Krieg gegen England unterhielten, wurde unſere Kauffahrteiflotte zu Grunde gerichtet und die Küſten des Mittelmeers alle Tage von den Barbaresken geplündert. Dies war der Zuſtand unſers Seeweſens im Jahre 1808.

Die Urſachen dieſes Verfalls lagen aber tiefer. Statt zwiſchen allen Häfen der Colonien und des Mutterlandes freien Verkehr zuzulaſſen, hatte man die Thorheit begangen, einen einzigen Hafen für Ein- und Ausfuhr der Colonien zu beſtimmen. Dies Vorrecht erhielt zuerſt Sevilla, dann, wenn wir nicht irren durch Philipp V., Cadix. Dieſe beiden Häfen zogen alſo den ganzen Handel an ſich und bereicherten ſich fabelhaft auf Koſten der Colonien und des Mutterlandes, über die ſie das ausſchließliche Recht des Handels hatten; nur die engliſchen Schmuggler hatten ſie zu fürchten. Die Hülfsquellen und der Reichthum der Colonien waren unbegrenzt geweſen, hätte die Regierung ihre Häfen allen Flaggen und den Spaniern aller Häfen geöffnet. Daß Cuba ſeinen jetzigen Wohlſtand erreicht hat, kommt daher, daß es 1805, als es durch den Krieg gegen England

---

Bataillone ſpaniſchen Fußvolks	105
„ ſchweizeriſchen Fußvolks	12
„ iriſchen und flämiſchen Fußvolks	15
Compagnien Artillerie	107
Escadronen regulärer Reiterei	120
Detachirte Compagnien	4
Miliz und ſtädtiſche Compagnien	116
Stehende Compagnien	20
Dienſtfähige Invaliden-Compagnien	40
Artillerie-Milizen-Compagnien	74

Dieſe ſollten eigentlich 185,000 Mann enthalten mit 16,500 Pferde, überſtiegen aber keine 100,000. Der Marquis de la Romana hatte 20,000 davon nach dem Norden geführt; die Truppen in den Feſtungen, der Hauptſtadt und dem Lager von Gibraltar erreichten alſo kaum die Zahl von 70,000 Mann.

von aller Verbindung mit dem Mutterlande abgeſchnitten war, ſeine Häfen dem Handel aller Nationen öffnete. Dadurch wurde es in den Stand geſetzt, alle ſeine Producte zu verwerthen und aus den Zöllen ſeine Verwaltungskoſten zu beſtreiten.

Bis 1808 zahlte Cuba nicht nur Nichts in den ſpaniſchen Staatsſchatz, ſondern es wurde auch noch eine Summe aus dem mexikaniſchen Einkommen zur Deckung ſeiner Ausfälle verwendet.

5.

Eben ſo kläglich war in Spanien der Zuſtand des Beſitzes und ſeines Ertrages. Nur der vierte Theil des ländlichen und ſtädtiſchen Beſitzes war frei; die übrigen drei Viertel gehörten dem Könige, der königlichen Familie, dem Adel als Majorate, der Kirche und den milden Stiftungen, die der Clerus verwaltete. Dieſe drei Viertel des Nationalbeſitzes in todter Hand brachten nicht halb ſo viel Ertrag als das eine Viertel. Mit Ausnahme des Zehnten und der Erſtlinge auf Vieh und Feldfrüchte, die der Bauer der Kirche zur Auswahl ſtellen mußte, waren die Laſten und Auflagen auf den Beſitz zum Beſten des Staates unbedeutend.

Die Häuſer wurden monatlich, vierteljährlich, halbjährlich und jährlich vermiethet; und ſo lange der Miether pünktlich zahlte, konnte der Eigenthümer ihn weder ſteigern, noch ausbieten, ausgenommen wenn er bedeutende Veränderungen vornehmen, oder das Haus ſelbſt mindeſtens vier Jahre hinter einander bewohnen wollte.

Die Verhältniſſe des Beſitzers und des Landbebauers waren ſehr verſchiedener Art. In den mittleren Provinzen und in Andaluſien, wo es an Waſſer fehlt und die Ernten unſicherer ſind, war das Eigenthum in wenigen Händen. Geiſtlichkeit und Adel waren ſo zu ſagen die einzigen Beſitzer. Sie bebauten das Land ſelbſt; und die Arbeiter, in den Städten zuſammengedrängt, waren bloße Tagelöhner. In den bewäſſerten Gegenden war der Beſitz getheilter, die Arbeiter in kleine Dörfer oder Pachtſtellen zerſtreut und das Land verpachtet. Hier war das Abkommen zwiſchen Pächtern und Grundherren ſehr mannigfaltig. In den armen Landestheilen, z. B. in Galicien, leiſtete man die Pacht in Natura; manchmal gab der Grundherr die Saat und der Pächter die Arbeit und man theilte die Ernte; anderswo erhielt der Eigenthümer nur ein Drittel oder ein Viertel oder nur einen gewiſſen Theil der Ernte.

In Murcia und den bewäſſerten Theilen wurde die Pacht in Gelde bezahlt. Die Güter todter Hand waren gewöhnlich in Erbpacht gegeben.

Die Störungen durch die Revolution haben ganz außerordentliche Ergebniſſe zu Wege gebracht. Die Ablöſungen gaben denen einen Gewinn, deren Erbpacht in Naturalien geleiſtet wurde, und denen einen Verluſt, die ſie in Gelde erhielten; denn das Geld hatte in dem Maße an Werth verloren, wie die Producte gewonnen hatten; die Pacht in Gelde ſtellte alſo nur noch den vierten Theil der Producte vor, die ſie vor dem Umſchwung werth war.

Eine Induſtrie gab es genau genommen nicht. Sie leiſtete wenig und mit großen Koſten, weil ſie keine Maſchinen hatte; aber die Producte waren ſolid, und die Erzeuger derſelben ehrliche Leute. Seidenwaaren und Wollengewebe waren die vorzüglichſten Erzeugniſſe.

Für das Geld der Colonien erhielten wir die Erzeugniſſe fremder Gewerbthätigkeit und ſelbſt des Ackerbaus. Am Anfange des Jahrhunderts betrug die Bevölkerung Spaniens nur etwas über 10 Millionen, und dabei empfingen wir den ſechsten Theil der Feldfrüchte, die zu ihrem Unterhalt nöthig waren, vom Auslande; und unſre Ausfuhren beſtanden vornehmlich in Wein und Oel, friſchen und trocknen Früchten, wie Orangen, Roſinen, Mandeln u. ſ. w. und betrugen nicht mehr als 500 Millionen Realen.

9.

Ueber den öffentlichen Unterricht ſind keine amtlichen Nachrichten vorhanden, aber wir glauben nach unſern Nachforſchungen, die wir eigens darüber angeſtellt, verſichern zu können, daß ein Bauer, der leſen und ſchreiben konnte, eine Seltenheit war; und wenn eine Frauensperſon leſen konnte, galt dies keineswegs für einen Beweis beſonderer Sittlichkeit.

Dabei war der Unterricht auf allen Stufen frei. Umſonſt wurde man zugelaſſen zur Univerſität, zu den Seminarien und zu den Kunſtſchulen, ebenſo zu den Volksſchulen; der Doctorgrad koſtete faſt gar Nichts. Die Profeſſoren, Doctoren, Magiſtrate, Aerzte, was man ſo den Gelehrtenſtand nennt, ergänzten ſich aus dem Bürgerſtande und den Armen. So ging Sitte und Geſetz darauf aus, die Arbeit in der Wiſſenſchaft zu einer Sache des Volks zu machen.

Die Studenten auf den Univerſitäten führten das ſogenannte Schülerleben. Sie trugen den langen ſchwarzen Mantel (manteo) und den Dreimaſter. Die Armen gingen ins Kloſter und ließen ſich dort von den Mönchen Suppen austheilen; in den Ferien durchzogen ſie die Städte in Banden mit Guitarren und andern Inſtrumenten und bettelten mit Serenaden und Geſängen, die ſie improviſirten über Alles, was ihnen vorkam. Dieſe Züge von Bettlern, aus denen

Profeſſoren, Magiſtrate, Aerzte, und die angeſehenſten Beamten werden ſollten, wurden in den Dörfern und auf den Pachthöfen mit Freundlichkeit aufgenommen; und manchmal fanden ſich unter dieſen Sängern junge Leute aus den erſten Familien.

Beim Unterricht dienten die Bücher aus dem Mittelalter. Kein neueres Buch über Naturwiſſenſchaften, oder ſtrenge Wiſſenſchaft, nicht einmal über Aſtronomie, die doch für den Schiffer ſo unentbehrlich iſt, war darunter. Man befürchtete, dieſe Bücher möchten Lehren enthalten, die der katholiſchen Religion nachtheilig wären. Daraus folgte eine Unwiſſenheit und ein Zurückbleiben in allen Berufsarten, die von der Wiſſenſchaft abhängen; dafür waren die ſpaniſchen Studenten ſtark im Latein, in den Humanioribus, in der Kirchengeſchichte und im römiſchen Recht, große Redner und Klopffechter, die im Stande waren, ihr ganzes Leben lang für Nichts und wieder Nichts ſich herumzuſtreiten.*)

Der Adel war zu ſtolz, ſich zu unterrichten, und die armen Arbeiter hatten keinen Antrieb, den freien Unterricht in Gegenſtänden zu benutzen, die dem ſo fremd waren, was ſie für ihren Beruf zu lernen hatten.

10.

Das Theater und die Literatur waren im vollſten Verfall. Nur das Volk der großen Städte behielt noch Geſchmack am Theater und ging hinein, um dort zu eſſen und zu trinken und ſo zugleich die Freuden der Tafel und der Bühne zu genießen.

Moratin war mit ſeinen Sittenſchauſpielen der Schöpfer eines neuen Geſchmacks für die Mittelklaſſe, die damals ſchon einigen Einfluß gewann; für das Volk aber ließen ſich die Stücke von Calderon, die ſcharfen Aufregungen des alten Theaters nur durch den neueren Romanticismus erſetzen, der ſich von ihnen herſchreibt.

Die Italieniſche Oper war kaum bekannt. Um ſich im Theater del Retiro nicht zu langweilen und nicht allein zu bleiben, ſchickte der König ſeine Lakaien auf die Straße und ließ die Spaziergänger höflich einladen, ſie möchten umſonſt an dem Schauſpiele Theil nehmen.

Im Jahre 1808 gab es nur vier Zeitungen, die zweimal die Woche erſchienen, nämlich die Zeitung von Madrid und den Anzeiger von Madrid, Cadix und Barcellona, die nur vier Quartſeiten füllten. Außer der königlichen Cenſur war auch noch die religiöſe Cenſur da, und dieſe wurde im Auftrage der Biſchöfe, welche die Cenſoren beſtellten, ausgeübt. Auch druckte man nichts Anderes als Legenden und Wundergeſchichten.

---

*) Torres, ein ziemlich bekannter Schriftſteller aus dem Anfange des 18. Jahrhunderts, ſagt, er habe fünf Jahre auf der Univerſität Salamanca ſtudirt, ehe er in Erfahrung gebracht, daß es ſo Etwas wie mathematiſche Wiſſenſchaften gebe.

11.

Die Hälfte aller Kalendertage waren Feſttage. An den Straßenecken, in den Gäßchen und auf den öffentlichen Plätzen waren Niſchen für die Heiligen, vor welchen die Frommen des Nachts Wachskerzen brannten, und dies war in den meiſten Städten die einzige Straßenbeleuchtung. Jede Einſiedelei, jedes Kloſter, jede Kirche hatte ihren eigenen Heiligen und Wunderthäter; und die den rohen Aberglauben des Volks ausbeuteten, machten ſich eine erbitterte Concurrenz. Wenn ein Kloſter eine Jungfrau ausſtellte, welche die Hände bewegte oder welcher das Haar wuchs, ſo war ein anderes Kloſter ſein Nebenbuhler und hatte einen Chriſtus, der ſchwitzte, und in einem dritten ſchwitzte er Blut.

Die Aerzte konnten gegen die Amulete und Reliquien nicht aufkommen, denn dieſe heilten alle Krankheiten ohne Arzenei, und vor ihrem Tode hinterließen die Kranken der Kirche ihr Geld für Meſſen, in der Hoffnung, dieſe würden mit beſſerem Erfolg ihre Seele retten, als die Amulete gehabt hatten, die ihre Geſundheit wieder herſtellen ſollten.

Der Katholicismus, der die ganze Geſellſchaft verſchlang, war in Spanien wie in Italien, und ſelbſt in höherem Grade, eine wenig verdeckte Vielgötterei. Die Saturnalien hießen Romerias (Pilgerfahrten), die Göttin Ceres war die Jungfrau vom Auguſt oder vom September geworden, und Pallas war die Göttin der Artilleriſten unter dem Namen der heiligen Barbara.

Das Volk war vielleicht ein ärgerer Götzendiener als irgend eins in der Welt; Jeder hatte ſeinen Engel, ſeinen Schutzheiligen und ſeinen Fürſprecher im Himmel. Jedes Dorf hatte ſeinen Schutzheiligen oder ſeine Schutzheilige, ebenſo jedes Schiff, und die Nation hatte ſogar zwei, die allerreinſte Empfängniß und den heiligen Jago. Die Familien, die Einwohner einer Straße, die Handwerksgeſellſchaften feierten den Tag ihres Schutzheiligen mit vollkommen heidniſchen Feſtlichkeiten. Die Tänze, Feſtlichkeiten und nächtlichen Weinſpendungen vor den Kirchen und Klöſtern endigten mit unzüchtigen Orgien, gerade wie die Bacchanalien der Alten. Der Prieſter erhob von der Kanzel herab mit plumper Beredſamkeit die Wunderkraft ſeines Heiligenbildes aus Thon oder bemaltem Holz, welches die Peſt vertrieben, auf die Trockenheit einen fruchtbaren Regen hatte folgen laſſen, und immer bereit ſtand, die Heerden vor anſteckenden Krankheiten zu bewahren.

An den Kirchen- und Kloſterthüren wurden Amulete und wunderthätige Reliquien verkauft, und die Geiſtlichkeit begnügte ſich nicht mit dem Zehnten und mit den übrigen Abgaben, die ſie unter verſchiedener Geſtalt von den Gläubigen eintrieb, ſondern ſie ließ ſich auch noch alle ihre Cultusaufführungen bezahlen. Die Mönchsorden, die ſich Bettelmönche nannten, lebten von Almoſen und ließen ſich herab, aus chriſtlicher Mildthätigkeit an den Thoren ihrer Klöſter den Abhub von ihren Tiſchen unter die Armen zu vertheilen. Die mit einander wetteifernden Brüderſchaften erregten den Aberglauben der Leute, um den Heiligen ihres Kloſters mit Gold und Edelſteinen zu beladen; wie man das noch heutiges Tages an der Virgen del Pilar zu Saragoſſa und an der Virgen de Monserrat in Catalonien ſieht, die einen Schmuck von fabelhaftem Werthe tragen.

Es gab 150,000 Prieſter, Mönche und Nonnen, alſo auf 1000 Einwohner immer 11.

Dies war die Lage Spaniens. Die königliche Familie Nichts als Schwachköpfe und Verräther; der Adel zahlreich, aber im Ganzen arm und ohne Anſehen; die Mittelclaſſe nicht ſehr zahlreich, aber geſcheudt und thätig; der große Haufe unwiſſend, fanatiſch, aber von glühendem Patriotismus und großer körperlicher und Willenskraft, und dabei von einem unbegrenzten Selbſtvertrauen belebt.

12.

Wir haben geſagt, die Wiedergeburt Spaniens fange mit dem Jahre 1808 an, und in der That war ſein Betragen in dieſer großen Zeit bewunderungswürdig und ſetzte alle Welt in Erſtaunen; denn man hatte das ſpaniſche Volk für, eben ſo verderbt und eben ſo entehrt gehalten wie ſeine Fürſten. Sein freiwilliger und kräftiger Widerſtand gegen einen Feind, der ſich für allmächtig hielt und durch Verrath ins Land gekommen war, beweiſt hinlänglich, wie falſch der alte Satz iſt, ein Volk habe immer eine Regierung, wie es ſie verdiene.

Die Regierung des Umſturzes oder die Central-Junta berief das Volk mit Einſchluß der Colonien zu conſtituirenden Cortes, und dieſe verſammelten ſich im Jahre 1810 zu Cadix im Namen des ſouveränen Volks und hielten ihre Sitzungen in der Kirche des heiligen Philipp von Neri, dem Eigenthum einer Prieſterſchaft. Trotz der Achtung vor der Religion, die ſich in der Conſtitution ausdrückt.

zeigt doch dieſe Verweltlichung eines dem Cultus geweihten Gebäudes deutlich genug, bis zu welchem Grade die Idee von der Beziehung des Staats zur Kirche ſich ſchon umgewandelt hatte.

Dieſe Cortes vertraten all die ſtreitenden Elemente und Stände der alten Monarchie, beſtanden aus Edelleuten, ſtädtiſchen Beamten, Biſchöfen, Plebejern, Soldaten und Gewerbsleuten, aber ſie beſchloſſen die Abſchaffung der Inquiſition und der Vorrechte des Adels und erließen eine Verfaſſung, demokratiſcher als ſie je zuvor oder nachher von einem Könige beſchworen worden iſt.

Dieſe Verfaſſung iſt mit Recht die Mutterverfaſſung der lateiniſchen Volksſtämme genannt worden, die ſie in Portugal, in Sicilien, in Neapel und Sardinien zur Fahne erhoben und im Jahre 1821 als Geſetz verkündigten. In allen dieſen Staaten, wie in Spanien, wurde ſie durch die rückläufige Bewegung des europäiſchen Königthums zerſtört. Sie blieb das Loſungswort der Freiſinnigen bis zur franzöſiſchen Revolution von 1848. Dieſe gab ſodann der Volkspartei die Fahne des Freiſtaats in die Hand.

Folgendes ſind die wichtigſten Beſtimmungen der Verfaſſung von 1812:

Das ſpaniſche Volk iſt ſein eigner Herr, es giebt ſich die Geſetze, die es für gut erachtet zum Schutz der Freiheit und des Wohlſtandes eines Jeden.

Das Volk kann nicht das Erbgut eines Menſchen oder einer Familie ſein.

Sie überträgt dem Könige die ausübende Gewalt. Der König iſt unverantwortlich, aber er kann ſich weder verheirathen, noch das Land verlaſſen, ohne die Genehmigung der Cortes. Dieſe behalten ſich auch das volle Recht vor, über die Thronfolge zu beſtimmen, den König im Fall der Unfähigkeit abzuſetzen, und die Erziehung vorzuſchreiben, die dem Kronprinzen gegeben werden ſoll.

Der König ernennt die Miniſter, erklärt Krieg und ſchließt Frieden, kann aber denſelben nicht ratificiren ohne die vorhergegangene Billigung der Cortes. Er kann keine Abgaben erheben ohne die Zuſtimmung der Cortes und ſeine Erlaſſe können nur ausgeführt werden, wenn ſie von einem verantwortlichen Miniſter gegengezeichnet ſind. Zweimal darf der König ſein Veto den Beſchlüſſen der Cortes entgegenſetzen; iſt aber das Geſetz zum dritten Mal beſchloſſen worden, dann müſſen die Miniſter es in die Geſetzſammlung aufnehmen und es ohne die Genehmigung des Königs ausführen laſſen. Der König kann die Cortes auflöſen, aber ſie verſammeln ſich von Rechts wegen alle Jahre an dem Tage, der in der Verfaſſung feſtgeſetzt iſt, und müſſen mindeſtens drei Monate ſitzen. Wenn die Cortes aufgelöſt oder vertagt ſind, wacht ein von ihnen ernannter Ausſchuß über die Beobachtung der Geſetze und kann außerordentliche Cortes berufen, ſobald er das Vaterland in Gefahr erachtet.

Die Cortes theilen mit dem Könige die geſetzgebende Gewalt, aber es giebt nur Eine Kammer. Die Wahl der Deputirten geſchieht nach drei Stufen. Jeder Spanier von 21 Jahren iſt Urwähler. Jeder Spanier von 25 Jahren iſt wählbar. Das Wahlgeſetz entzieht das Wählerrecht jedem Spanier, der im Jahre 1830 nicht leſen und ſchreiben kann. Der König ſchwört, nach der Verfaſſung und den Geſetzen gemäß zu regieren; wenn er ſeinen Eid bricht, braucht ihm das Volk nicht mehr zu gehorchen. Dies iſt die alte Huldigungsformel der Verfaſſung von Aragonien, wo die Abgeordneten dem Könige Treue ſchworen, ſich aber das Recht zum Aufſtande vorbehielten, wenn er die Geſetze verletze. Dieſen Eid leiſtete der König 1812 dem Volke und erklärte ſich alſo offen für das Recht des Aufſtandes, wenn er ſeinen Eid bräche.

Dieſe Verfaſſung von 1812, die ſo frei, ja freier iſt als irgend eine Verfaſſung in der alten Welt, England nicht ausgeſchloſſen, wurde mit einer majeſtätiſchen Ruhe von den Volksvertretern in Cadix erörtert und veröffentlicht, unter dem Donner der feindlichen Kanonen, der an ihre Thore ſchlug, und während das Volk in Waffen Napoleon's Armee, die bis dahin in Europa immer ſiegreich geweſen war, bis an die Grenzen zurückjagte.

Spanien war damals gegen ſeine Colonien gerechter als ſpäterhin und erſtreckte die Wohlthaten ſeiner Verfaſſung über jeden Ort, wo ſein Banner flatterte; und dies war eine der Haupturſachen des Aufſtandes von Südamerika. Der Adel, die Abkommen der alten Eroberer, die Beſitzer der Gewalt und der Reichthümer, erhoben ſich gegen eine Verfaſſung, welche die Gleichheit der Racen ausſprach, ihnen alle ihre Vorrechte nahm; und als die Conſtitution unterdrückt war, bewaffneten ſich ihrerſeits die einheimiſchen Stämme und die Mulatten gegen die Vertreter des alten Syſtems der Niederlaſſungen, und das Heer, in dem die beiden Parteien vertreten waren, theilte ſich in zwei Lager.*)

---

*) Die bewaffnete Macht der Niederlaſſungen, die ſich gegen das Mutterland erhoben, bildete:

Das Heer der Linie:
Bataillone Fußvolk 56
eingeſchriebene Kompagnien 13

So ſah man Mexico ſich gegen das Mutterland empören, ſich als Kaiſerthum einrichten und das alte ſpaniſche Syſtem, die Vorrechte des Adels, die Unduldſamkeit, die Güter todter Hand, bürgerliche und religiöſe Stiftungen und alle andern Handelsartikel des Despotismus beibehalten. Der Kampf der Liberalen gegen die Anhänger des Despotismus hat ununterbrochen bis auf unſere Tage fortgedauert, bis endlich Juarez und ſeine tapfern Waffenbrüder geſiegt und eine Zeit der Freiheit und des Fortſchritts eröffnet haben. Dieſer Geſichtspunkt und die Theilnahme der nordamerikaniſchen Republik für Juarez iſt nicht aus den Augen zu verlieren, wenn man das Unternehmen des Kaiſers der Franzoſen gegen Juarez und die Fortſchrittspartei in Mexico richtig beurtheilen will. Dies freiheitsmörderiſche Unternehmen iſt ein Seitenſtück zu der Expedition des Onkels nach Haiti, welche ebenfalls die erſte Blüthe des befreiten Volks unter Touſſaint Louverture angriff und zerſtörte. Ueber das Ende dieſer Unternehmung wollen wir hier ſchweigen, die Ereigniſſe werden bald genug ſprechen. Was wir über Mexico geſagt haben, findet ſeine Anwendung auch auf die übrigen Niederlaſſungen und erklärt die inneren Kriege, unter denen die Freiſtaaten des Südens leiden.

13.

Die Verfaſſung des Jahres 1812 wurde 1814 von Ferdinand VII. abgeſchafft, einem Könige, der das Vaterland an den fremden Tyrannen ausgeliefert und den das Volk, durch die königliche Familie verrathen und verkauft, dennoch in ſeiner Verfaſſung zum Könige ausgerufen hatte. Hat ſich je ein König ſo undankbar gegen ſein Volk bewieſen! Ferdinand, mit der europäiſchen Reaction und dem noch immer ſehr

---

Schwadronen der Reiterei	28
einzelne Compagnien Reiterei	60
Landwehr:	
Bataillone	100
einzelne Compagnien	151
Schwadronen Reiterei	286
einzelne Compagnien Reiterei	60
Das macht im Ganzen:	
Bataillone	215
Compagnien Fußvolk	166
Schwadronen Reiterei	281
Compagnien Reiterei	126

Im Ganzen kampffähige Mannſchaft [illegible] Mann und [illegible] Pferde.

mächtigen Fanatismus des Landes im Rücken, begnügte ſich nicht damit, die Verfaſſung abzuſchaffen, er ſtellte die Inquiſition wieder her und verfolgte die berühmteſten Patrioten aufs Grauſamſte, dieſelben, die während des Unabhängigkeitskriegs das Land gerettet und Ferdinand ſelbſt aus der Gefangenſchaft Napoleon's befreit hatten. Mina, l'Empecinado, Gallardo, Martinez de la Roſa und andere berühmte Bürger, die im Felde, in der Verſammlung oder in der Preſſe den Umſchwung bewirkt hatten, wurden verfolgt, in die Gefängniſſe geworfen oder in die Verbannung getrieben. Hatte die Inquiſition keine Ketzer, ſo warf ſie ſich nun auf die Liberalen.

Die Verfaſſung von 1812 war auf die Charte gefolgt, die Napoleon octroyirt hatte. Wir brauchen nicht zu ſagen, daß dieſe Charte nichts weniger als liberal war; aber einer der merkwürdigſten Züge in dem Bilde dieſer Zeit iſt die Gunſt, womit der Einfall Napoleon's in Spanien von einigen der aufgeklärteſten Männer des Landes, von Moratin, Llorente, Golla und andern aufgenommen wurde. Sie alle bekannten ſich zu Ideen, die ihrer Zeit ſehr voraus waren, und waren dennoch Afranceſados oder Anhänger der Franzoſen.

Da ſie ſahen, daß die abergläubiſche Menge ſich blind von der Geiſtlichkeit leiten ließ, glaubten ſie, die Sache des Fortſchritts würde durch einen Wechſel der Herrſcherfamilie gewinnen; das dachten ſie auch von den neuen Einrichtungen, die Napoleon traf; ihn hielten ſie für den Zerſtörer des Rechts von Gottes Gnaden und der Ueberlieferung, den die Vorſehung Spanien geſendet. Es wäre Unrecht, wollte man nicht anerkennen, daß die Charte Napoleon's wirklich ein Fortſchritt im Verhältniß zu der Verfaſſung Spaniens war, die ſie bei ihrer Bekanntmachung erſetzte. Aber das ganze Volk war in Waffen für die Unabhängigkeit mit Ferdinand VII. Und wie groß war das Erſtaunen der Afranceſados, als ſie ſahen, daß die Revolution ſich Ferdinand's VII. nur als eines Aushängeſchildes für Unabhängigkeit und Einheit bediente und ſo auf dem Wege der Verbeſſerungen und der Freiheit fortſchritt!

14.

Man hat den Vätern der Verfaſſung von Cadix den ſchweren Vorwurf gemacht, ſie hätten dem ſpaniſchen Volke eine viel zu freie Verfaſſung gegeben, eine Verfaſſung, die es weder begreifen noch halten konnte. Dieſer Vorwurf hat keine ernſtliche Begründung; Spanien hat unermüdlich für dieſe Verfaſſung gekämpft, und erſt die Dazwiſchenkunft von ganz Europa konnte ſie wieder abſchaffen.

Wir geben ohne Bedenken zu, daß 1814 die Maſſen nur Ein Gefühl kannten, nämlich das der Volkseinheit, die ſich ihnen in Ferdinand VII. darſtellte. Auch erhoben ſie ſich nicht, als er die Verfaſſung abſchaffte, die keine weſentliche Bedingung der Unabhängigkeit des Landes war. Hätte aber Ferdinand VII. dieſe Verfaſſung gehalten, ſo würden ſich doch ſicherlich dieſe Maſſen nicht erhoben haben, um ihn zur Abſchaffung zu zwingen. Die Geiſtlichkeit, die Mönche und einige Junker, das waren die wirklichen Feinde der Verfaſſung, die einzigen in dem rückläufigen Haufen, denen die Rückkehr zum alten Regimente von Nutzen war. Die ganze Mittelclaſſe, die aufgeklärten Arbeiter und das ganze Volk in einigen der größten Städte war entſchieden für die Verfaſſung und nahm für den Augenblick nur im Betracht des Zuſtandes von Europa den Thron der Bourbonen an.

Von 1814 bis 1820 dachte Ferdinand an nichts Anderes, als die Liberalen zu Falle zu bringen und den Einfluß der Inquiſitoren und der Mönche zu ſteigern. Keine einzige ökonomiſche Verbeſſerung, kein einziges Werk, das von öffentlichem Nutzen geweſen, Nichts zur Wiederherſtellung deſſen, was der Krieg zerſtört hatte! Das Heer wurde vernachläſſigt, die Flotte, die man doch für die amerikaniſchen Niederlaſſungen brauchte, wurde auf Nichts zurückgeführt; und alle dieſe Urſachen führten den Abfall Amerika's und die Revolution von 1820 in Spanien herbei, die Ferdinand ſo hart bedrängte und ſeinen Thron und ſein Leben in Gefahr brachte.

Drittes Capitel.

Revolution von 1820. — Sieg der Liberalen. — Cortes. — Demokratiſcher Geiſt der neuen Geſetze. — Majorate. — Ayuntamientos und Provinzial-Deputationen. — Reform der Klöſter. — Verkauf ihrer Güter. — Abſchaffung der Zollgrenzen im Innern, des Thorzolls, der Monopole und der Handwerksinnungen. — Bürgerkrieg, angeſtiftet durch die Königlichen. — Zwieſpalt in der Verfaſſungspartei. — Einmiſchung Frankreichs. — Sturz der Verfaſſung. — Hinrichtung Riego's. — Grauſame Verfolgungen durch die Königlichen im Jahre 1824. — Vernichtung der Marine. — Aufhebung der Univerſitäten. — Verſchwörungen und Aufſtandsverſuche der Liberalen. — Schmuggelei. — Moraliſche Mitſchuld der engliſchen Regierung mit der rückläufigen Bewegung; erſte Aufſtandsverſuche der Carliſtenpartei; Folgen der neuen Heirath des Königs. — Geburt Iſabellens II. — Aufhebung des Saliſchen Geſetzes. — Tod Ferdinand's VII. — Gemeinſames Intereſſe Chriſtinens und der Liberalen. — Chriſtine beliebt beim Volke. — Heer und Flotte beim Tode des Königs. — Ein Bild Ferdinand's VII.

I.

Im Anfange des Jahres 1820 riefen Riego, Quiroga und andere Befehlshaber der Armee, die auf der Inſel Leon verſammelt war, um gegen die Aufſtändiſchen in Amerika eingeſchifft zu werden, die Verfaſſung vom Jahre 1812 aus.

In einem einzigen Monat ſtand ganz Spanien in Flammen. Wo das Volk Nichts that, um die Regierung zu ſtürzen, that es ebenfalls Nichts, um ſie zu ſtützen; ein Theil des Heeres, die Reichen und die Mittelclaſſe in den großen Städten begünſtigten den Aufſtand und förderten ihn. Wenn man Cadix, Carthagena und einige andere Städte ausnimmt, ſo zeigte das niedere Volk ſich gleichgültig. Die erſte That, die dem Aufſtande den Charakter einer entſchiedenen Umſturzbewegung gab, war das Anzünden des Palaſtes der Inquiſition, wo das niedere Volk Alles was ihm in die Hände fiel zerſtörte, die Inquiſitoren todtſchlug und die Gefangenen in Freiheit ſetzte. Dieſe Gewaltthat der aufgebrachten und empörten Maſſen wurde von der conſtitutionellen Regierung angenommen und gutgeheißen, und in ganz Spanien wagte kein Menſch mehr von der Inquiſition zu ſprechen, außer um ſie zu verwünſchen und ihr Andenken zu verfluchen. Vor dieſer gründlichen Abſchaffung ſchrak ſelbſt Ferdinand VII. mit Anerkennung zurück. Solche Lehren verſtand er. Als er daher 1823 alles Andere wagte, war er doch nicht kühn genug, die Inquiſition wiederherzuſtellen.

2.

Ferdinand VII. beſchwor die Conſtitution vom Jahre 1812, wie ſie der ſiegreiche Aufſchwung wieder hergeſtellt, und rettete ſeinen Thron und vielleicht ſein Leben, als er vom Balcon des Palaſtes die merkwürdigen Worte ausſprach: „wir wollen offen und ehrlich, und ich voran, auf dem Wege der Verfaſſung vorgehen.“ Der General Mina kehrte nach Spanien zurück, ſo wie Alle, die es 1814 verlaſſen hatten. Martinez de la Roſa, l'Empecinado und andere Vaterlandsfreunde kamen von den Galeeren oder ihren Verbannungsörtern wieder zum Vorſchein. Man berief die Cortes und dieſe beſchloſſen die Geſetze über die Einrichtungen, wodurch die Verfaſſung verwirklicht werden ſollte; die wichtigſten davon ſind folgende: das Geſetz über die Bürgerwehr, über die Aufhebung der todten Hand, der bürgerlichen ſowohl als der geiſtlichen, über die Ayuntamientos und Provinzial-Deputationen. Einige Auszüge werden den Geiſt zeigen, in welchem die Geſetzgeber dieſer merkwürdigen Epoche ihren Beruf erfüllten.

3.

Geſetz über die Majorate.

Artikel 1. Abgeſchafft ſind alle Majorate, Fideicommiſſe, ſchutzherrliche Rechte, und alle anderen Servituten auf Gütern, ſeien ſie beweglich oder unbeweglich, aller Lehnzins, alle Renten, oder welcher Art ſie ſonſt ſein mögen; alle ſolche Güter treten von jetzt an in die Claſſe der unbedingt freien Güter.

Artikel 2. Die gegenwärtigen Beſitzer dieſer Servituten können ſofort über die Hälfte der Güter, die ſolchen Beſchränkungen unterworfen ſind, frei verfügen. Nach ihrem Tode geht die andere Hälfte in die Hände deſſen über, der das Majorat geerbt haben würde, wenn es fortbeſtanden hätte; und er kann ſodann frei darüber verfügen. Dieſe dem unmittelbaren Erben vorbehaltene Hälfte ſoll nicht beſchwert werden durch Schulden, die der gegenwärtige Beſitzer gemacht hat oder machen wird.

Artikel 3. Damit der Artikel 2 in Wirkſamkeit treten könne, ſoll der gegenwärtige Beſitzer, wenn er einen Theil oder die ganze Hälfte der bisher unveräußerlichen Güter verkaufen will, dieſe Güter aufs Genaueſte abſchätzen und theilen laſſen und zwar in Gegenwart und unter Mitwirkung ſeines unmittelbaren Erben. Iſt dieſer unbekannt oder unter der väterlichen Gewalt des gegenwärtigen Beſitzers, ſo ſoll der Syndicus des Ortes für den unmittelbaren Erben ohne

Koſten eintreten. Die Nichtbeachtung dieſer Vorſchriften macht jeden Kaufcontract null und nichtig, dem ihre Ausführung nicht vorausgeht.

Artikel 4. Hinſichtlich der Familien-Fideicommiſſe, deren Revenuen unter die Verwandten des Gründers vertheilt werden, wenn ſie auch aus verſchiedener Linie ſind, wird beſtimmt, daß ſofort zur Abſchätzung und Vertheilung dieſer Güter geſchritten werden ſoll, d. h. zur Vertheilung unter die, welche gegenwärtig ein Anrecht daran haben, im Verhältniß ihrer Antheile und unter ihrer Mitwirkung. Jeder von ihnen kann ſofort frei über die Hälfte deſſen verfügen, was ihm zufällt, und hat nur die andere Hälfte dem nächſten Erben zu bewahren, wie dies Artikel 3 beſtimmt.

Artikel 14. Niemand darf in Zukunft, weder als Anweiſung im Voraus, noch unter irgend einem andern Vorwande, Majorate, Fideicommiſſe, gutsherrlichen Schutz, Beneficien, fromme Stiftungen, oder irgend ein Servitut auf irgend eine Art Eigenthum oder Gerechtſame legen und weder unmittelbar noch mittelbar ihre Veräußerung hindern. Eben ſo wenig kann Jemand Bankactien oder andere ausländiſche Werthe Servituten unterwerfen.

Artikel 15. Kirchen, Mönchs- und Nonnenklöſter, alle Arten geiſtliche Gemeinſchaften von weltlichen oder Ordensgeiſtlichen, Hospitäler, Hospitien, milde Stiftungen, Unterrichtsanſtalten, fromme Brüderſchaften, Comthureien und alle andern dauernden Stiftungen, weltliche oder geiſtliche, die unter dem Namen der todten Hand bekannt ſind, dürfen in Zukunft im ganzen Umfange des Landes weder bewegliche noch unbewegliche Güter erwerben, weder durch Kauf, noch durch Teſtament, noch durch Schenkung, noch durch Tauſch, noch durch Beſchlag, noch durch Zuſprechung des Nutznießens, noch durch Zahlung fälliger Zinſen, noch unter irgend einem andern, Vortheil oder Laſten mit ſich bringenden Titel.

Artikel 16. Die todte Hand ſoll in Zukunft unter keinem Rechtstitel weder belaſten noch erwerben können verzinsliche Capitale irgend welcher Art, womit irgend welche Grundſtücke belaſtet ſein mögen; noch ſoll ſie belaſten oder erwerben können Abgaben oder andere Auflagen, die auf dieſen Gütern laſten, ſei es in Gelde, in einem Antheil am Ertrage, oder in Frohnden und jährlichen Leiſtungen.

4.

Dies Geſetz über die Majorate ſtimmte den Adel ganz und gar nicht feindlich, wurde von ihm vielmehr als eine große Wohlthat entgegengenommen. Der Grundbeſitz ſtieg dermaßen im Werthe, daß die Hälfte, welche der Eigenthümer nach dem Geſetz behalten mußte, mehr werth war, als das Ganze vor dem Erlaß des Geſetzes werth geweſen war. Der Adel gewann alſo durch die Maßregel und wurde durch ſie der neuen Regierung ergeben. Die Theilung des Eigenthums, die natürliche Folge der Abſchaffung der todten Hand, hat den Reichthum unter eine viel größere Anzahl Bürger vertheilt, und dieſe Richtung auf die Gleichmachung der Beſitzthümer hat dahin gewirkt, daß der Adel ſein letztes Anſehn, das ſeines Reichthums, bald verloren haben wird; wenn nicht etwa die Majorate wieder hergeſtellt werden, was nicht zu erwarten iſt. So ſchafften die Cortes von 1820 durch eine einzige große Maßregel, ohne alle Gewaltthätigkeit und unter dem Beifall der Betheiligten ſelbſt, wirklich die Adelsklaſſe und alle ihre Vorrechte ab.

Die Cortes hätten, ohne die Gerechtigkeit zu verletzen, manche von dieſen Majoraten confiſciren oder, beſſer geſagt, der Nation wiedergeben können, ſofern ſie nämlich von den Königen zum Nachtheil des Volks an ſich geriſſen oder verſchenkt waren. Das Geſetz über die Majorate hatte alſo für den Adel, außer dem Vortheil, daß es ſeinen Reichthum vermehrte, auch noch den, daß es ſeine Beſitztitel geſetzlich ſicherte.

5.

Das Geſetz über die Ayuntamientos und die Provinzial-Deputationen.

Die innere Verwaltung des Landes ſollte dem Lande ſelbſt überlaſſen bleiben und es theilte ſich in Communen und in Provinzen oder Verbindung von Communen. Die Commune oder die ſtädtiſche Gemeinde verwaltete ſich ſelbſt durch das Ayuntamiento oder die Stadtverordneten-Verſammlung, die nach allgemeinem Stimmrecht erwählt wurde. Die Provinz wurde durch die Provinzialverordneten verwaltet, welche Provinzial-Deputation hießen. Sie wurden auch durch allgemeines Stimmrecht und ohne alle andere Bedingung, als daß ſie 25 Jahre alt ſein mußten, erwählt.

Das Geſetz über die Ayuntamientos und die Provinzial-Deputationen vom 3. Februar 1823 ſetzt die Rechte und Pflichten dieſer beiden Körperſchaften feſt.

Was man in England das Selfgovernment der Städte nennt, eine Verfaſſung, welcher man vornehmlich die praktiſche Freiheit und Unabhängigkeit der Engländer zuſchreibt, dieſes Selfgovernment giebt den engliſchen Städten nicht ſo viel Unabhängigkeit, als das Geſetz über die Ayuntamientos (Stadtverordneten) von 1823 den Spaniern gab. Dies Geſetz beſteht aus 82 Artikeln. Alles, was ſich auf das öffentliche Bauweſen, auf Sanitätsverordnungen, auf Straßen und Wege, auf Ordnung und Sicherheit bezieht, bleibt dem Ayuntamiento ohne alle Einmiſchung der Landesregierung gänzlich überlaſſen.

Das Ayuntamiento beſchließt über das Budget und verordnet die Ausgaben. Seine Sitzungen ſind öffentlich, und die Geſetzgeber ſind ſo eifrig auf Alles bedacht, wodurch eine gute Verwaltung geſichert werden kann, daß ſie auf die allerkleinſten Einzelheiten, wodurch die Oeffentlichkeit ſicher erreicht werden könne, eingehn. So heißt es im 31. Artikel, wo vom Budget die Rede iſt: die Sitzung müſſe drei volle Tage im Voraus angekündigt werden, an einem Feſttage ſtattfinden, und zu einer Stunde, welche dem Publicum am bequemſten ſei, damit Alle bei derſelben gegenwärtig ſein und, wenn es nöthig wäre, an die Provinzial-Deputation ihre Beſchwerde einreichen könnten.

Das Ayuntamiento iſt gehalten, ſich jede Woche einmal zu verſammeln in Gemeinden von 1000 Einwohnern und darunter, und zweimal die Woche in denen, deren Bevölkerung über 1000 iſt.

Der Alkalde (Bürgermeiſter und Richter) wird auf ein Jahr, die Rathsherren (Regidores) jährlich zur Hälfte neu gewählt. Die Regidores und Provinzial-Deputirten können erſt nach einem Zwiſchenraume von vier Jahren wieder gewählt werden. Folgendes ſind Wahlbeſtimmungen der Verfaſſung:

Zu den Stadt- und Provinzialverordneten kann Niemand gehören, der ein Mitglied der Kirche oder der Miliz iſt, oder irgend eine andere Stelle bekleidet, wodurch er von der Regierung abhängig iſt.

Die Wohnung iſt unverletzlich. Man kann nur mit Zuſtimmung und in Gegenwart des Alkalden in dieſelbe eindringen.

Das Ayuntamiento entwirft die Wählerliſten, bildet vorbereitende Geſchäftsorte, ſtellt in das Heer ein, ebenſo in die Flotte und in die Miliz, die der Alkalde zuſammenberufen kann, wenn er es zur Aufrechterhaltung der öffentlichen Ordnung für nothwendig erachtet, während die Befehlshaber der Miliz dieſe nicht ohne die Erlaubniß des Alkalden zuſammenberufen können.

Die Provinzial-Deputation ſteht über dem Ayuntamiento, ihr werden die Budgets vorgelegt und ſie entſcheidet über die öffentlichen Arbeiten der Provinz. Die Provinzial- und die Stadtverordneten haben die Befugniß, Vorgänge, die der Verfaſſung zuwider laufen und in ihrem Kreiſe vorkommen, den Cortes anzuzeigen.

Der Miniſter kann den Alkalden und das Ayuntamiento in ihrer Amtsführung unterbrechen, iſt aber gehalten, den Proceß vor die Cortes zu bringen, die ihn ohne weitere Berufung entſcheiden. In einem ſolchen Falle treten Erſatzmänner, die bei der allgemeinen

Wahl ernannt worden ſind, ohne Weiteres in Amtsthätigkeit. Die Communallaſten können ohne Zuſtimmung der Cortes aufgebracht werden, wenn ſie nicht mehr als einen Franc auf die Familie betragen.

Das politiſche Haupt oder der Gouverneur der Provinz vertritt die Regierung bei der Provinzial-Deputation, wo er den Vorſitz führt; aber er hat keine andre Gewalt als die, welche ihm die Deputation überträgt, und muß ihre Beſchlüſſe ausführen.

Die Alkalden und ihre Beiſitzer führen die Geſchäfte der Friedensrichter, und man darf keine Sache vor die Gerichte bringen, die man nicht vorher vor den Alkalden gebracht, deſſen Gerichtsbarkeit koſtenfrei verwaltet wird.

6.

Alles, was ſich daher auf die öffentliche Ordnung, auf die Stadtpolizei, auf den Unterricht, auf die Statiſtik, auf die Auflagen, auf das Bauweſen und auf die Einſtellungen zum Dienſt in Heer und Flotte bezieht, gehörte vor die unabhängigen Genoſſenſchaften, die das Volk erwählte. Wer einen Rechtsſtreit hatte und wer ein Verbrechen beging, gehörte vor ſolche Gerichtsſtellen in erſter Inſtanz und dann erſt vor die ordentlichen Gerichte. Die Cortes gaben die Geſetze. Dieſe Theilung der Befugniſſe bildete, wie man ſieht, das liberalſte, umfaſſendſte und decentraliſirteſte Syſtem, welches unter monarchiſcher Herrſchaft gedacht werden kann.

Außer dieſen großen Maßregeln bewirkten die Cortes in der kurzen Zeit von drei Jahren, welche die Verfaſſung dauerte, noch andere ſehr wichtige Verbeſſerungen. Die Zahl der Klöſter wurde vermindert; man ſchaffte mehrere religiöſe Orden ab, mit weltlicher Verwendung der Mönche, welche dazu die nöthigen Eigenſchaften hatten. Es wurde den Mönchs- und Nonnenklöſtern verboten, Novizen zuzulaſſen, und die Güter der aufgehobenen Klöſter wurden zum Beſten des Staats verkauft. Die Käufer durften das Kaufgeld in 20 jährlichen Zahlungen abtragen und konnten die Zahlung größtentheils in Pfandbriefen auf die Güter leiſten.

Die Zölle im Innern wurden aufgehoben. Man ſchaffte die Thorzölle, die Salz- und Tabacksmonopole ab u. ſ. w. Das Brod, das Fleiſch, Alles, was vorher beſteuert worden war, wurde jetzt frei gegeben und der Concurrenz überlaſſen; es gab keine Auflagen mehr auf irgend Etwas, das zum Lebensunterhalt diente. Die Corporationen der Zünfte und Gewerbe wurden abgeſchafft und Handel und Gewerbe genoſſen im Innern einer vollſtändigen Freiheit.

Und um dem nachwachſenden Geſchlecht Liebe zur Freiheit beizubringen und es mit ſeinen Rechten bekannt zu machen, beſchloß man, daß die Kinder in den Schulen die Verfaſſung lernen ſollten; die Alkalden wurden beauftragt, über die Ausführung dieſes Beſchluſſes zu wachen.

Die Cortes ließen die Wohlthaten aller dieſer Verbeſſerungen, die in Spanien ins Leben traten, auch den Colonien zukommen.

7.

Hätte der König die Verfaſſung offen angenommen und ſein gewaltiges Reich nach den Geſetzen regieren wollen, hätte er die politiſchen und Verwaltungs-Einrichtungen, die Spanien aus der Erniedrigung, wozu es der Despotismus gebracht hatte, wieder erheben ſollten, frei gewähren laſſen, ſo leidet es keinen Zweifel, daß die heilige Alliance ſich der Einmiſchung enthalten hätte und das ſpaniſche Volk mit großen Schritten auf der Bahn der intellectuellen, ſittlichen und materiellen Entwickelung fortgeſchritten wäre.

Ferdinand VII. und er allein iſt daher verantwortlich zu machen für die zehn Jahre, die Spanien von 1823 bis 1833, dieſer Epoche ſeines Todes, verloren hat.

Wie ſoll man dieſe merkwürdige Thatſache erklären, daß ein Volk, welches ſo weit zurück war wie das ſpaniſche, das unter einer politiſchen Regierung ſtand, welche der Centraliſation und folglich dem Einfluß der Regierung auf die Wahlen durchaus entgegen war, daß ein ſolches Volk ſo freiſinnige Parlamente aus dem allgemeinen Stimmrecht hervorgehen ließ, Parlamente, die eben ſo freiſinnig waren wie das Wahlgeſetz ſelbſt? Und die nämliche Thatſache hat ſich allemal, wenn eine ſolche Abſtimmung ſtattfand, wiederholt!

Man kann den Zuſtand der Unwiſſenheit des ſpaniſchen Volkes nicht in Abrede ſtellen; aber dieſe Unwiſſenheit ſchloß ſeinen Inſtinct für das Gute nicht aus. Die unterrichteten Claſſen waren für die Verfaſſung und ſie riſſen die Maſſen mit ſich fort.

Man empörte ſich erſt gegen die Verfaſſung, als die Treuloſigkeit des Königs durch ſeine Ränke offenbar geworden war. Nun fing die Geiſtlichkeit den Bürgerkrieg an. An der Spitze der Aufſtändiſchen ſtanden der Pfarrer Merino, der Kanonikus Triſtani, Moſen Benet, der Trappiſt, und andere Guerillaführer in der Tonſur oder Kapuzinerkutte, die ſchon im Unabhängigkeitskriege berühmt geworden waren. Das Heer blieb mit wenigen Ausnahmen der Verfaſſung treu und im Verein mit der Landwehr ſchlug es allenthalben die Aufſtändiſchen aus dem Felde und zwang ſie nach Frankreich zu flüchten.

8.

Die Haltung der auswärtigen Mächte veränderte die Lage der Dinge. Die große liberale Partei theilte ſich in Moderirte und Exaltirte. Um die Feinde im Innern und im Aeußern zu entwaffnen, wollten die Moderirten die Verfaſſung im conſervativen Sinne abändern, einen ariſtokratiſchen Senat ſchaffen, die Freiheit der Preſſe beſchränken, das Wahlſyſtem einſchränken, die Clubs und politiſchen Vereine der Patrioten, die von dem Rechte der Verſammlung und Vereinigung Gebrauch gemacht hatten, aufheben, den dauernden Ausſchuß der Cortes abſchaffen und dem König das abſolute Veto wiedergeben; ſie wollten mit Einem Worte die demokratiſche Conſtitution Spaniens vom Jahre 1812 in eine octroyirte Charte nach dem Muſter der franzöſiſchen von 1815 abändern. Toreno und Martinez de la Roſa waren die Hauptführer dieſer Partei, aber ſie mußten die Gewalt ihren Gegnern überlaſſen. Wenn man den Zuſtand Europa's von 1822 bedenkt, ſo hatte dieſe Anſicht der Moderirten allerdings Etwas für ſich; denn die Gewaltherrſcher konnten dieſer revolutionären Verfaſſung, die in Portugal, den beiden Sicilien und dem Königreich Sardinien ausgerufen worden war, nicht ruhig zuſehen; aber die Exaltirten hatten das Recht mehr auf ihrer Seite, wenn ſie ſagten: „Wenn wir nachgeben, erklären wir uns für überwunden.“ Der König, ein geſchworner Feind jeder Verbeſſerung, wie dies ſeine ſechsjährige Regierung von 1814 bis 1820 gezeigt hatte, mußte, wenn die Verfaſſung ihm die neuen Vorrechte einräumte, welche die Moderirten empfahlen, ſeinen Einfluß und ſeine Partei ſo weit vergrößern, daß er einen Staatsſtreich verſuchen und die ganze Volksvertretung abſchaffen konnte. Wenn aber die Exaltirten die Lage aufrichtig beurtheilten, ſo war doch ihr politiſches Betragen weit davon entfernt mit ihrer Einſicht übereinzuſtimmen. Sie erkannten in dem Könige ihren gefährlichſten Feind und behielten ihn bei. Der Mehrzahl nach waren dieſe vortrefflichen Patrioten theoretiſche und keine praktiſchen Revolutionärs; es fehlte ihnen die Spannkraft und die Kühnheit der großen Männer von 1792 und 1793 in Frankreich. Statt den König abzuſetzen, begnügten ſie ſich damit, ihn zu demüthigen, Epigramme und Lieder auf ihn zu machen, ihm den Willen der Cortes aufzuzwingen, und entſchloſſen ſich erſt, ſeine Abſetzung in Vorſchlag zu bringen, als ſchon Alles verloren war; und dann ſtimmten auch nur noch 12 Deputirte dafür. Die Drohung eines fremden Einfalls hätten ſie damit beantworten müſſen, daß ſie ſich bis an die Zähne bewaffnet und den abgeſetzten König als Geiſel in ihrer Gewalt behalten hätten. Sie ergriffen weder die eine noch die andere dieſer Maßregeln und verloren durch ihre Thatloſigkeit das moraliſche Anſehen, ohne welches die äußerliche Gewalt Nichts iſt. Der Herzog von Angoulême machte einen militäriſchen Spaziergang durch Spanien, und ſtatt der Armeen, die ihm hätten den Weg verlegen können, fand er nur Verräther wie Balleſteros, die ſich ergaben, ohne eine Patrone abzuſchießen, und die royaliſtiſche Partei, die nach ihrer Niederlage in den Jahren der Revolution ihm überall als ihrem Befreier zujauchzte.

9.

Die engliſche Regierung, der wahre Vertreter des verfaſſungsmäßigen Syſtems, hatte für Spanien, Portugal, die beiden Sicilien und Piemont den Vermittler machen ſollen. Wenn ſie gewollt hätte, ſo hätte ſie den Einfall der Franzoſen in Spanien und der Oeſterreicher in Italien verhindern können; aber die Tories waren an der Regierung und fürchteten die Revolution mehr, als ſie die Verbreitung freier Verfaſſungen wünſchten. Auch ſprachen ſie das Prinzip „der Nichteinmiſchung" nicht aus. Wenn ſie es gethan hätten, wie jetzt in der italieniſchen Frage, ſo hätten ſie die heilige Alliance gezwungen, ſich der Einmiſchung zu enthalten.

Das einmüthige und gleichzeitige Auftreten der großen Mächte in dem Kampfe gegen die freien Verfaſſungen ſtärkte die Unverſchämtheit der Abſolutiſten und entmuthigte die Liberalen, und dies that mehr als die Gewalt der eingefallenen Heere, die Revolution niederzuwerfen. Chateaubriand hat ſpäter bekannt, es würde das franzöſiſche Cabinet in die größte Verlegenheit geſetzt haben, wenn die Engländer vor dem Einfallen Angoulême's in Spanien eine Beobachtungsflotte nach Cadix geſandt hätten. Die bloße Gegenwart dieſer Flotte hätte die Verräther mit Furcht erfüllt, die Lauen zum Entſchluß gebracht und die Feurigen ſo weit ermuthigt, daß ſie die Wunder des Heldenmuthes von 1808 erneut hätten; aber damals zeigten ſich in England und Frankreich die Liberalen ſchwächer als je, und doch wurde damals in Spanien die letzte Hoffnung Europa's niedergeworfen und der Uebermuth der Gewalthaber überall bis zum Unerträglichen geſteigert.

10.

Ihre Mäßigung rettete die Liberalen nicht vor den Grauſamkeiten einer furchtbaren Reaction. Riego, der berühmte Anführer der Revolution von 1820, wurde auf eine gräuliche Weiſe gehängt. In einem groben Sack, aus dem ſein Kopf hervorragte, wurde er aus dem Kerker nach dem Galgen geſchleift und von dem verführten und erniedrigten Pöbel geſchimpft und gemißhandelt. Dieſe Menſchen ſchrieen: wir wollen gefeſſelt ſein, es lebe der König, Tod dem Volke! Die Mönche bemächtigten ſich der Gewalt, und außer der Abſchaffung der Inquiſition, deren Wiederherſtellung ſie nicht wagten, wurde Alles vernichtet, was die conſtitutionelle Regierung gethan hatte. Die Moderirten, die Verräther, wie Balleſtros, die ſich eingebildet hatten, ſie könnten das Steuerruder des Staatsſchiffs unter einer gemäßigten conſtitutionellen Monarchie, nach dem Muſter der franzöſiſchen, in die Hände bekommen, die unter der Herrſchaft dieſer abgeſchmackten Täuſchungen mit dem franzöſiſchen Invaſionsheer ihren Frieden gemacht hatten, wurden nicht beſſer behandelt als die Exaltirten. Alles wurde zum Tode verurtheilt; man kann nicht einmal annäherungsweiſe die Zahl der Schlachtopfer angeben. Die Schreckensherrſchaft, deren ſich die Liberalen nicht hatten bedienen wollen, um die Freiheit zu retten, wurde nun gegen ſie eingeführt und dauerte acht Jahre ununterbrochen fort zum Vortheil des Deſpotismus. Frankreich und England hatten eine Maſſe Flüchtlinge aufzunehmen, die durch eine freiwillige Verbannung der unerſättlichen Wuth der Reaction aus dem Wege gingen.

11.

Alles was die Schwarzen gethan hatten (ſo wurden die Conſtitutionellen von den Royaliſten genannt), wurde mit unverſöhnlichem, hirnloſem Haſſe verfolgt. Nur ein paar Beiſpiele, um dies deutlich zu machen. Der König erließ am 11. März 1824 eine Verordnung, deren erſter Artikel ſo abgefaßt iſt: Artikel 1. In Folge der Erklärung, daß alle Acte der conſtitutionellen Regierung null und nichtig ſein ſollen, werden alle Majorate und andre Servituten in dem Zuſtande wieder hergeſtellt, worin ſie ſich am 7. März 1820 befanden. Diejenigen Güter, welche davon in Folge der Befehle und Decrete dieſer Regierung abgetrennt ſind, ſollen ſofort dem jetzigen Beſitzer dieſer Majorate und Servituten zurückerſtattet werden.

Er verordnete, daß für alle geſetzlichen Folgen der einzige anerkannte Cenſus der von 1803 ſein ſollte, und während es bewieſen war, daß Spanien mehr als 11 Millionen Einwohner zählte, erkannte dieſe Reaction nur 10 Millionen an, weil die letzte Zählung von den Conſtitutionellen herrührte.

Feſte und Proceſſionen, Mönche und Klöſter überall, Räuber auf den Heerſtraßen, Verfolgungen in jedem Augenblick, Elend und allgemeiner Rückgang — dies waren die Charakterzüge der letzten zehn Regierungsjahre Ferdinand's VII. Um die Colonien des amerikaniſchen Feſtlandes wieder zu erobern, wurde im Jahre 1828 die lächerliche Unternehmung von Barradas von Cuba aus nach Vera-Cruz geſchickt. Mit den Anführern der Räuberbanden auf den Heerſtraßen trat man in Unterhandlung, da man ſie nicht vertilgen konnte. Und weil jeder gebildete Mann ſeine Regierung verabſcheuen mußte, wollte Ferdinand VII. den Unterricht vernichten, ſchloß die Univerſitäten und ſtiftete eine Schule der Stierfechtkunſt. Er wußte, daß die Seeſoldaten liberal waren, folglich ließ er ihnen keine Löhnung geben, und die Befehlshaber der Flotte gingen in ihren Provinzen betteln. In einem Jahre kam es ſogar vor, daß man den Seeſoldaten nur einen einzigen Monat Sold auszahlte. Die Arſenale verödeten, und man zerſchlug ſogar die Schiffe und verkaufte das Material. Mit Ausnahme der königlichen Garde wurde das Heer ſchlecht bezahlt und ſchlecht gekleidet und ausgerüſtet. Ferdinand entdeckte, daß der größte Theil der alten Krieger aus dem Befreiungskriege Liberale waren; er löſte alſo die Armee auf und errichtete eine neue, die royaliſtiſch, unwiſſend und unfähig war; und als dieſe Armee nicht ausreichte, brachte er eine royaliſtiſche Landwehr von 90,000 Mann auf die Beine.

Die Liberalen hörten nicht auf, ſich zu verſchwören.

Valdes verſuchte zu Tariſa im Jahre 1824, Manzanares im Jahre 1826, Mina, Milans und Chapalangarra im Jahre 1830, Torrijos im Jahre 1831 eine Bewegung hervorzubringen. Cadix, die Inſel Leon und andere Orte waren die traurige Schaubühne für dieſe Anſtrengungen zur Wiedereroberung der Freiheit. Geheime Geſellſchaften erſtreckten ſich über das ganze Land, und je mehr in dieſen zehn Jahren die Regierung zurückging, deſto mehr ging die öffentliche Meinung vorwärts.

12.

Weil das abgeſchmackte Syſtem der Zölle den geſetzlichen Handel erſchwerte, wurde der Schmuggel öffentlich und mit bewaffneter Hand getrieben, die ganze Bevölkerung war mit den Schmugglern im Bunde. Es war damals nichts Seltenes, ein Schiff, bewaffnet wie ein Kriegsſchiff, an die Küſte herankommen zu ſehen, wo drei- bis vierhundert Reiter bis an die Zähne bewaffnet es erwarteten, ganz ruhig die verbotne Ladung landeten und damit ins Innere abfuhren. Die Zölle brachten nicht mehr als 80 Millionen Realen (20 Mill. Franken) ein, und die Handelsflotte trug kaum mehr als 70,000 Tonnen. Der Credit war Null, weil kein Zins bezahlt wurde.

Die einheimiſche Münze wurde durch franzöſiſche Fünffrankenſtücke erſetzt, deren legalen Curs Frankreich im Jahre 1823 erzwungen hatte. Dieſe Fünffrankenſtücke traten an die Stelle der Duros, mit einem Gewinn von acht Procent über ihrem wirklichen Werthe, wodurch denn natürlich das ſpaniſche Geld ſehr bald aus dem Verkehr verſchwand.

Die ſpaniſche Silbermünze, aus dem Silber der Minen von Mexico und Peru geſchlagen, war das beſte Geld in Europa und wegen ſeiner geringeren Legirung ſehr geſucht*).

13.

Ferdinand VII. war nicht ſo fanatiſch wie die Ultraroyaliſten, denen er nicht reactionär genug war. Als er 1823 ſich der Wiederherſtellung der Inquiſition widerſetzte, ging die Unzufriedenheit der Ultras bis zur offenen Feindſeligkeit und der damalige Kronprinz Don Carlos wurde der Anführer dieſer apoſtoliſchen Partei. Schon 1824 machte Beſſières an der Spitze von 4 Compagnien des Regiments Sant-Jago einen Aufſtand, und 1827 brach in Catalonien eine Empörung mit dem Feldgeſchrei: „es lebe Don Carlos!“ aus. Dies trennte den König noch mehr von ſeinem Bruder und er dachte daran, ſich wieder zu verheirathen, in der Hoffnung, ſelbſt einen Erben zu erzielen, welcher Don Carlos vom Throne ausſchlöſſe. Er heirathete Chriſtine, die Tochter ſeines Onkels, des Königs von Neapel; ein Jahr nach der Hochzeit wurde Iſabella II. geboren und noch ein Jahr ſpäter die Infantin Louiſe. Dieſe Heirath trieb die Wuth der Ultras auf den höchſten Punkt und wurde von den Liberalen mit Genugthuung angeſehen; ſie konnten bei den inneren Zwiſtigkeiten der königlichen Familie nur gewinnen. Bei der Geburt Iſabellens rief Ferdinand die Cortes zuſammen und ließ ſie das ſaliſche Geſetz abſchaffen, welches Philipp V. in Spanien eingeführt hatte**). Von da an, bis 1833, wo Ferdinand ſtarb, nahmen die Ränke und Schandgeſchichten am Hofe kein Ende.

---

*) Es findet ſich in einem Manuſcript der Univerſitäts-Bibliothek von Sant-Jago in Galicien folgende merkwürdige ſtatiſtiſche Angabe. Vom Jahre 1690 bis 1822 prägte man in Spanien in Golde 60.238,000 Peſos (mehr als 300 Millionen Franken), in Silber 1.380,255,766 Peſos (ſieben Milliarden Franken), im Ganzen ſieben Milliarden und 300 Millionen, die aus Mexico, aus dem obern und unteren Peru, aus Neu-Granada und Chili gewonnen worden waren. Von 1492 bis zur Befreiung dieſer Staaten war der officielle Gewinn aus ihnen 5350 Millionen Peſos, faſt 30 Milliarden Franken. In dieſer Totalſumme iſt nicht mit begriffen, was als Contrebande in Barren oder geprägt einging.

**) Das ſaliſche Geſetz war in Spanien etwas Neues. Das altſpaniſche Geſetz ließ die Frauen als Thronerbinnen zu, und dies wurde mit allen geſetzlichen Förmlichkeiten durch die Cortes und den König wieder eingeführt. Eine ſolche Geſetzlichkeit fehlte dem ſaliſchen Geſetz, das Philipp V. aus Frankreich eingeführt hatte.

Den Widerſtand, welchen die Carliſten gegen Chriſtine erhoben, warf ſie den Liberalen in die Arme, deren Vortheil auch der ihrige war. Während der Krankheit Ferdinand's VII. im Jahre 1832 regierte Chriſtine als Regentin, und eine der erſten Maßregeln, die ſie ergriff, war eine ſehr umfaſſende Amneſtie, die 10 bis 12,000 Liberale nach Spanien zurückführte, welche der Despotismus in die Verbannung geſchickt hatte. Trotz der Anſtrengung der carliſtiſchen Partei folgte Iſabella ihrem Vater, und Chriſtine wurde zur Regentin ernannt. Dies gewährte den Liberalen eine große Befriedigung, denn ſie erblickten in ihr eine Gewähr für den Fortſchritt und die Freiheit Spaniens.

14.

Chriſtine eröffnete die Univerſitäten wieder, ſtiftete in Madrid ein Conſervatorium der Muſik und der Declamation, das noch heutigen Tages beſteht, und ließ dem mönchiſchen, grauſamen und fanatiſchen Despotismus Ferdinand's VII. die Regierung von Zea Bermudez folgen, die man einen aufgeklärten Despotismus nannte. Die Generale, die als Chartiſten bekannt waren und ſich als unbarmherzige Verfolger der Liberalen gezeigt hatten, Moreno und der Conte d' Espagna unter Anderen, dieſe Ungeheuer der Treuloſigkeit und Grauſamkeit, wurden ihres Commandos entſetzt*). Aber alle dieſe Maßregeln, die ſie in ihrer ſchwierigen Stellung erhalten ſollten, hinderten ſie nicht, in dem Manifeſt, womit ſie die Regentſchaft eröffnete, zu erklären, ſie werde ihrer Tochter den Thron ſo hinterlaſſen, wie ſie ihn von dem Vater derſelben überkommen.

Es iſt gewiß, wenn 1833 Don Carlos ſeine Parteigenoſſen entwaffnet und Iſabella als legitim anerkannt hätte, wenn er die ganze Gewalt der abſolutiſtiſchen Partei dazu angewendet hätte, den Thron ſeiner Nichte zu ſtützen, wie die Partei dies bei Ferdinand gethan, ſo würde die Revolution nicht ausgebrochen oder jedenfalls beſiegt worden ſein. Aber wahrſcheinlich hätte die gute Sache des Fortſchritts dabei gewonnen; der Aufſtand wäre in Spanien, wie in Neapel und Frankreich, ſpäter gekommen, hätte ſich dann aber gegen die Bourbonen gerichtet. Der Zwieſpalt der königlichen Familie machte Chriſtine und Iſabella populär. Die Nothwendigkeit zwang ſie, ihr Heil in dem Beiſtande der Liberalen und ihrer Principien zu ſuchen, wie wir dies im 4. Capitel auseinanderſetzen werden.

---

*) Dieſe beiden berüchtigten Anführer carliſtiſcher Banden kamen 1840 um. Sie wurden am Ende des Bürgerkrieges unter gräßlichen Martern von ihren eigenen Parteigängern ermordet, die ſie des Verraths anklagten.

Beim Tode des Königs zählte die Armee 50,000 Mann Linie und eben ſo viel Reſerve, dazu 12,000 Scharfſchützen. Die Flotte war auf 3000 Matroſen heruntergekommen, hatte nur ein entwaffnetes Linienſchiff, drei Fregatten, vier Briggs und ein Dutzend kleiner Schiffe, alle im kläglichſten Zuſtande.

15.

Wir können dieſen Abriß der verhängnißvollen Regierung Ferdinand's VII. nicht ſchließen, ohne dem Andenken dieſes Menſchen, der Spanien ſo viel Unheil zugefügt, einige Zeilen zu widmen.

Ferdinand VII. war von Geſtalt eher groß als klein, er war dick und ſtark. Seine Stirn war ſchmal und zurückgebogen. Dadurch fiel die Entwickelung der Naſe und des untern Theils ſeines Geſichts noch ſtärker in die Augen. Sinnliche Leidenſchaften beherrſchten dies Geſicht, beſonders die Lüderlichkeit, die er von ſeiner Mutter hatte; ihr glich er auch mehr als Karl IV. Er hatte ein gutes Gedächtniß, beſaß viel Bosheit und wenig Verſtand; und von dem Ehrgeiz, der Großes zu wollen und zu vollbringen weiß, hatte er keine Spur. Sein Unglück und das Unglück ſeines Volks waren nicht im Stande, ſein enges Herz zu rühren; er verachtete die Menſchen und mißtraute ihnen. Er war ungläubig und ein Anhänger Voltaire's, ließ aber den Fanatikern und Ultramontanen das Feld frei und bediente ſich ihrer als eines politiſchen Inſtruments, ohne ihren Aberglauben zu theilen. In ſeinem Haſſe war er ausdauernd, er vergaß und vergab niemals. Feig bis zum Uebermaß, wurde er durch ſein Mißtrauen falſch und verſtellt.

Seine Unterhaltung war beißend und ſeine Epigramme grauſam. Die Seeleute hatten zur Zeit beider conſtitutionellen Epochen mehr liberalen Geiſt als irgend ein anderes Corps gezeigt; während ſeiner letzten zehn Lebensjahre rächte ſich nun Ferdinand an den Seeleuten und brachte ſie an den Bettelſtab, indem er ihnen den Sold vorenthielt. Als ſie ſich nun beklagten, antwortete er: „Sie ſind hungrig? da ſollen ſie doch die Riego-Hymne ſingen!“ Jedermann in Spanien kennt ſeine Thaten und Gebehrden, wodurch er ſich am 7. Juli 1822 bemerkbar machte. Auf ſeinen Antrieb erhob ſich die Königsgarde in Madrid und zog ſich drei Stunden weit zurück. Am 7. Juli griff ſie die Hauptſtadt an und drang in dieſelbe ein von der Seite des Palaſtes. Hier reizte Ferdinand ſie zum Kampfe, vertheilte Wein und Cigarren unter die Soldaten und rief ihnen zu: „Schlagt dieſe Hunde von Nationalen todt!“ Als nun aber die Nationalen die Königsgarde zurückwarfen, verfolgten und im Palaſt ankamen, ging Ferdinand ihnen entgegen und rief ihnen oben vom Balcon herunter zu: „Auf, Kinder, ſchlagt dieſe feigen Schurken todt, die uns die Verfaſſung nehmen wollten!“ und vertheilte den Wein und die Cigarren unter ſie, welche die königlichen Garden in der Eile übrig gelaſſen hatten.

Als er 1823 noch Cadix geführt wurde und durch Cordova kam, wurde er von einer Compagnie Soldaten empfangen, deren Hauptmann, ein begeiſterter Liberaler, am Kutſchenſchlage ausrief: Es lebe die Verfaſſung! Der König fragte nach dem Namen dieſes braven Patrioten. Fünfzehn Monate ſpäter, als der Kriegsminiſter die Armee von den liberalen Elementen reinigte, machte er drei Abtheilungen: die man im Dienſt behielt, die man zur Verfügung ſtellte, und die man fortjagte. Der König las täglich die Liſte, die der Miniſter zurecht machte, und erblickte unter denen, die zur Verfügung geſtellt waren, den Namen des jungen Hauptmanns von Cordova. Da rief er aus: „Der hat eine zu gute Stimme, um eine Compagnie zu commandiren, er würde aber einen prächtigen Cantor abgeben; jagt ihn fort!“

Er war filzig und habſüchtig und theilte mit ſeinen Miniſtern, was beim Verkauf von Aemtern und bei ſonſtigen Beſtechungen abfiel. Man verſicherte, der bekannte Calomarde habe ihm vorgeſtellt, die Kaufleute von Cadix verlangten, daß ihre Stadt zum Freihafen erklärt werde, und der König ihn gefragt: „Wie viel zahlen ſie Dir dafür?“ — 3000 Unzen Gold. — „Gut, ſo laß Dir auch für mich 3000 geben und wir wollen ihnen den Freihafen gewähren.“

Folgendes haben wir oft erzählen hören; es iſt durch den Kanonikus Hoſtolaza, der lange des Königs Beichtvater war, ausgekommen. Dieſer Kanonikus*) war ein Mann von Charakter, kühn und entſchloſſen und ein feuriger Anhänger von Don Carlos. Als Ferdinand 1829 ſeine Couſine Chriſtine heirathen wollte und die Carliſten fürchteten, ſie möge dem Könige Kinder gebären, ſo wollten dieſe die Heirath um jeden Preis hintertreiben. Hoſtolaza ſagte zum Könige, ſein Gewiſſen treibe ihn, was er von dem früheren Leben der Prinzeſſin wiſſe, zu enthüllen. „Was weißt Du?“ fragte der König. — „„Sire, ſie iſt Mutter, ſie hat ein Kind gehabt.““ — „Ha! Ha! ſie hat ein Kind gehabt“, erwiderte der König und drückte ſeinem Beichtvater die Hand, „ich nehme ſie gerade zum Kinderkriegen, und da freut es mich, daß ſie ſich darauf verſteht!“

---

*) Hoſtolaza wurde 1836 zu Valencia erſchoſſen. Er ſtarb muthig und commandirte ſelbſt Feuer und rief: es lebe Carl V.!

Ferdinand's Geſchmack war niedrig und gemein. Oft ging er des Abends in ſeinen Mantel (capa) gehüllt, von irgend einem gefälligen Vornehmen begleitet, in die Vorſtädte und ſuchte Abenteuer unter den Manolas (Straßendirnen), und man erzählt ſich eine Menge Geſchichten davon, wie er gut oder übel gefahren ſei auf dem Raſtro oder in der Straße Toledo.

Er war eben ſo blutdürſtig und grauſam als feig. Riego hatte ſich auf dem Wege nach Cadix edel und ritterlich gezeigt und mit Gefahr ſeines eigenen Lebens dem Könige das Leben gerettet. Eines Tages wollten die Nationalen, die ihn gegen eine Mauer in die Enge getrieben hatten, Ferdinand mit ihren Bajonetten niederſtechen. Riego hinderte ſie daran; er warf ſich zwiſchen ſie und den König. Einige Monate darauf ließ dieſer König ihn auf die grauſame Weiſe hinrichten, wie wir oben erzählt.

Dies iſt der Menſch, der zwanzig Jahre lang die Geißel Spaniens war.

Viertes Capitel.

Carliſten-Aufſtand. — Theilung der Königlichen. — Königliche Verordnung. — Bewaffnung der Liberalen. — Heimliche Heirath Chriſtinens. — Mendizabal's Erhebung. — Wiederherſtellung der Verfaſſung von 1812. — Aufhebung der Mönchsorden und Reform der Nonnenklöſter. — Verkauf der Klöſter. — Antikatholiſche Reformen. — Neue Eintheilung des Landes. — Bürgerkrieg. — Zumalacarreguy und Cabrera. — Ende des Krieges durch die Theilung der Carliſten. — Fueros der baskiſchen Provinzen. — Abänderung der Verfaſſung von 1812 im conſervativen Sinne. — Auftreten der republikaniſchen Partei. — Revolution von 1840.

1.

Kaum hatte der König ſeinen letzten Athemzug gethan, ſo erhoben die Carliſten im Norden von Spanien die Fahne der Empörung. Don Carlos flüchtete ſich von Madrid, begab ſich nach Portugal und gelangte von dort nach Navarra. Der General Don Santos Ladron verſammelte die royaliſtiſchen Freiwilligen Alt-Caſtiliens — es waren über 20,000 — und rief zuerſt Don Carlos zum König von Spanien aus. Ladron wurde beim erſten Zuſammenſtoß von dem General Lorenzo, der eine Abtheilung der Armee anführte, geſchlagen, gefangen genommen und auf der Stelle erſchoſſen.

Der Carliſtenaufſtand erzeugte einen heftigen Ausbruch des liberalen Geiſtes. Fortan waren die Rollen ausgetauſcht. Die Liberalen, welche zehn Jahre lang verfolgt worden waren, ſollten nun ihrerſeits im Namen der Regierung die Verfolger der Faccioſos (ſo nannte man die carliſtiſchen Empörer) werden; ſie ſtanden zu der Regierung der Königin mit bewaffneter Hand und halfen die königlichen Freiwilligen ſchlagen. Von nun an mußten ſich Chriſtine und ihre Tochter der Revolution in die Arme werfen.

2.

Zu der Gewalt, welche den Liberalen die Regierung gab, kam ein mächtiger Bundesgenoſſe, der Zwieſpalt im Lager der Feinde. Nicht alle Royaliſten begaben ſich unter Don Carlos' Fahnen; viele erkannten Iſabella als ihre rechtmäßige Königin an, und vornehmlich thaten dies die höheren Stände in ihrer Mehrzahl. Die Anſtifter des Aufſtandes waren die Mönche, einige Generale und abſolutiſtiſche Beamte. Wie der Aufſtand ſich in die Dörfer und Gebirge ausbreitete, ſo gewannen die Liberalen immer mehr Boden in den Städten. Die aufgeklärten Abſolutiſten von Bermudez wurden in der Regierung durch gemäßigte Verfaſſungsfreunde erſetzt. Ihr Führer Martinez de la Roſa gab die königliche Verordnung (Eſtatuto real), eine Art octroyirter Charte nach dem Muſter der franzöſiſchen von 1815. Unter dem Namen der Stadtmiliz errichtete er eine Nationalgarde, in welche die entſchiedenſten Liberalen eintraten. Mit Frankreich, England und Portugal wurde die Quadrupel-Allianz geſchloſſen, welche der Königin Iſabella den Thron verbürgte. Die Liberalen waren jetzt allmächtig und begnügten ſich nicht mehr mit der königlichen Verordnung, die außerdem niemals beliebt geweſen war.

3.

Das Betragen Chriſtinens im Privatleben ſtellte ſie blos, und ihre Lage war ohnehin ſchon ſchwierig genug. Aus thörichter Liebe heirathete ſie einen gemeinen Soldaten von der Leibgarde, Namens Munnos, den Sohn eines Cigarrenhändlers aus Tarancon. Die Heirath wurde geheim gehalten und kaum ein Jahr nach Ferdinand's Tode vollzogen. Chriſtine durfte ſich ohne Erlaubniß der Cortes nicht wieder verheirathen, bei Strafe, die Regentſchaft und die Vormundſchaft über die Königin, ſowie die Civilliſte von zwölf Millionen Realen zu verlieren. Ihre häufigen Schwangerſchaften verriethen der Welt zwar nicht ihre Heirath, die ſie geheim hielt, aber wohl ihre Sittenloſigkeit.

Das Volk verlangte gründliche Verbeſſerungen und kräftige Maßregeln gegen die Carliſten und ihre Anhänger. Die Regierung fühlte ſich aber gegen die Carliſten ebenſo ſchwach als gegen die Liberalen und ſchwankte zwiſchen dem Einfluß der Chriſtine, die ſich von Louis Philipp leiten ließ, und dem Einfluß der Exaltirten, die ſie ſich nicht entfremden konnte, ohne ihre einzige Stütze gegen die Aufſtändiſchen zu verlieren.

Dies war die Lage der Dinge um die Mitte des Jahres 1835, als plötzlich ein Sturm losbrach, der ohne Beiſpiel in der Weltgeſchichte iſt. Das katholiſche Spanien, dieſer claſſiſche Boden des Fanatismus und des Aberglaubens, erklärte den Mönchen den Vertilgungskrieg. Der Brand eines Kloſters in Catalonien ſetzte ſich mit der Schnelligkeit des Blitzes fort und hatte in vierzehn Tagen, wie eine ungeheure Hydra, mit ſeinen Feuerzungen die ganze Halbinſel in Flammen geſetzt, von der Höhe der cataloniſchen Berge zu Poblet bis zu dem Kloſter der Capuziner in Murcia. Das Volk plünderte die Klöſter und ſchlug alle Mönche todt, die ihm in die Hände fielen.

4.

Die Regierung nahm nun die Klöſter, deren Zahl 2000 überſtieg und die noch Tages zuvor 60,000 Mönche und Nonnen aller Art gezählt hatten, in Beſitz. Die Revolution ſchöpfte neue Kraft aus ihrer eigenen Gewaltſamkeit, und Miliz und Armee riefen die Verfaſſung von 1812 aus. Mendizabal, der große Reformator, ergriff die Zügel der Gewalt. Schlag auf Schlag erließ er Reform-Verordnungen von der höchſten Bedeutung. Er ſetzte das Geſetz über die Ayuntamientos und die Provinzial-Deputationen von 1823, ebenſo das Geſetz über die Majorate unverkürzt in Kraft. Er erließ das Geſetz über die Freimachung weltlicher und geiſtlicher Güter mit Einſchluß der Kloſtergüter zum Belauf von vier Milliarden Realen (über eine Milliarde Franken).

Man beſchloß, alle Edelleute ſollten ihre Beſitztitel beibringen, und wenn ſie die Rechtmäßigkeit ihres Beſitzes nicht beweiſen konnten, ſollte der Grund und Boden Eigenthum Deſſen werden, der ihn bebaute.

Die Mönchsklöſter wurden abgeſchafft und die Nonnenklöſter reformirt. Sie durften keine Novizen mehr aufnehmen und mußten Alle, die es wünſchten, frei entlaſſen. Jedes Kloſter, das nicht über zwölf Nonnen zählte, wurde geſchloſſen und die Nonnen in einem andern Kloſter untergebracht. Die es vorzogen im Kloſter zu bleiben, erhielten einen lebenslänglichen Gehalt von 1 Franken und 10 Centimes den Tag, und die es verließen, erhielten 5 Realen (1 Fr. 35 Cent.) und konnten wohnen wo ſie wollten; alle leeren Klöſter wurden den Stadtverordneten auf zwanzig Jahre zur Verfügung geſtellt, und ihnen überlaſſen, Anſtalten zum Nutzen der Stadt daraus zu machen. Wenn die Stadtverordneten erklärten, daß ſie ſie nicht brauchen könnten, ſo wurden ſie mit den übrigen Gütern verkauft. In den meiſten Städten ergriffen die Stadtverordneten eifrig die Gelegenheit und machten aus ihren Klöſtern Schulen, Kunſtakademien, Gymnaſien, Caſernen u. ſ. w. Einige wurden niedergeriſſen, um an ihrer Stelle öffentliche Gärten, Märkte, ja ſelbſt Theater anzulegen.[*]

Während dieſer conſtitutionellen Zeit, die uns hier beſchäftigt, verkaufte der Staat für mehr als drei Milliarden Realen (800 Millionen Franken) von dieſen Gütern, und dieſe gingen zum größten Theil in die Hände armer Käufer über und theilten ſich in kleine Hufen. Auch Don Carlos' Güter wurden für 40 Millionen Realen oder 10 Millionen Franken verkauft.

Dem Papſt und den Biſchöfen half es nicht, daß ſie alle Käufer der Kloſtergüter mit Interdict und Excommunication belegten; der

---

[*] In Madrid waren zur Zeit der Abſchaffung der Klöſter 34 Mönchsklöſter mit 1000 Mönchen und Novizen; elf davon ſind von Privaten gekauft und niedergeriſſen worden; Wohnhäuſer erhoben ſich an der Stelle derſelben; zwei wurden Privaten überlaſſen, die Eigenthümer derſelben waren; auch ſie wurden niedergeriſſen und Häuſer an ihrer Stelle erbaut. Das Senats- und Deputirtenhaus, beide ſind auf der Bauſtätte, wo ein Kloſter ſtand, errichtet; eins iſt in ein Theater (Lope de Vega) und in Häuſer verwandelt worden; eins in ein Haus und zum Theil in einen Geſchützſchuppen; eins iſt zur Central-Univerſität umgebaut; eins in eine öffentliche Schule und Bibliothek verwandelt worden; zwei in Caſernen; drei in Schreibereien für den Staat. Ein anderes hat einem Markte, eins einer Eiſengießerei, eins einer Staats- und Provinzialſchreiberei Platz gemacht. Eins iſt ein Muſtergefängniß geworden; eins ein Conſervatorium der Künſte; zwei öffentliche Plätze. Von den Nonnenklöſtern ſind ſieben durch Häuſer erſetzt worden; eins iſt in einen Markt verwandelt; ein anderes nahm 1838 die erſte Normalſchule auf. Die übrigen fünfzehn ſind noch von Nonnen bewohnt.

Und dieſe merkwürdige Umwandlung, von den Mönchen durch ihren Fanatismus und ihre grauſamen Thaten heraufbeſchworen, geſchah in Spanien zu derſelben Zeit, wo in Frankreich unter Louis Philipp immer neue Klöſter angelegt wurden.

Verkauf ging ruhig fort und brachte einen Preis, der dem doppelten früheren Werth der Güter gleichkam, wenn man ihn nach dem capitaliſirten Einkommen zu 3 oder 4 % rechnete.

Die Zehnten und Erſtlinge wurden abgeſchafft. Die religiöſe Vorſchrift des Katholicismus, bei Strafe der Todſünde die Zehnten und Erſtlinge an die Kirche zu entrichten, wird von dieſer Kirche noch immer ſo betrachtet, als ließe ſie ſich gegen die Spanier anwenden, und ſeltſam genug, der Katechismus, aus dem die Kinder die Religion lernen, ſagt dies ausdrücklich. Aber trotz der Bannflüche der Kirche, trotz der Verweigerung der Beichte und des Ablaſſes giebt es in ganz Spanien ſeit der Abſchaffung der Zehnten durch die Regierung keinen einzigen Menſchen mehr, deſſen Gewiſſen zaghaft genug wäre und ihn wegen der Gefahr des ewigen Feuers und der Hölle zur Zahlung der Zehnten und Erſtlinge anhielte.

Man begnügte ſich nicht mit dem Verkauf der liegenden Güter, man brachte auch Alles, was die Klöſter enthielten, unter den Hammer: Bilder, Glocken, Statuen, Schnitzwerk und Reliquien. Käufer fanden ſich zu alle dem ohne Schwierigkeiten.

Durch königliche Verordnung wurden von den öffentlichen Plätzen und Straßen die Altäre und die heiligen Jungfrauen entfernt, die der alte Aberglaube dort aufgeſtellt hatte, und die Ausübung des Cultus fand ihre Grenzen an den Mauern ſeines Tempels.

5.

Die Moderirten tadelten alle dieſe Maßregeln. Sie würden nur die Carliſten erbittern und die Zahl der Aufrührer vergrößern. Die Anklage war begründet. Dafür wurden dieſe Maßregeln aber auch mit Begeiſterung von den Liberalen aufgenommen und brachten die Reaction um alle diejenigen, die ſich durch den Ankauf geiſtlicher Güter bloßgegeben oder bei ihrem Verkaufe hülfreiche Hand geleiſtet hatten.

Die alte Eintheilung des Landes in Königreiche, Fürſtenthümer u. ſ. w. wurde durch die Eintheilung in 49 Provinzen erſetzt. Die militäriſche Eintheilung behielt man zum Theile bei; ſo gab es dreizehn General-Hauptmannſchaften und deren Unterabtheilungen in 49 Commandanturen.

6.

Der Umfang dieſes Buches erlaubt uns nicht, dieſen ſiebenjährigen Bürgerkrieg in alle ſeine Wechſelfälle und verſchiedene Erſcheinungen zu verfolgen. Einige Seiten müſſen wir ihm jedoch widmen

Man muß zugeben, daß die Vertheidiger der Verfaſſung alle Vortheile auf ihrer Seite hatten. Die Quadrupel-Alliance ſchickte ihnen eine engliſche, eine franzöſiſche und eine portugieſiſche Legion, 20,000 Mann ſtark. Die Nationalmiliz wuchs nach und nach auf 360,000 Bewaffnete an. Darunter waren über 10,000 Artilleriſten und 9000 Pferde. Außerdem gab es 200,000 Mann, die eingeſchrieben waren, aber aus Mangel an Gewehren nicht benutzt werden konnten. Am Ende des Krieges beſtand das regelmäßige Heer aus 200,000 Mann.

Die Carliſten brachten Alles in Allem höchſtens 90,000 Mann zuſammen; aber da ſie keine Feſtungen zu vertheidigen, keine Proviant- und Geſchützzüge zu begleiten hatten, ſo machten ſie ihre kleine Anzahl durch die erſtaunenswerthe Schnelligkeit ihrer Märſche gut; manche von dieſen Märſchen übertrafen die berühmteſten Fälle, die in der Kriegsgeſchichte überhaupt vorgekommen ſind.

Die Mühſeligkeiten und Entbehrungen, denen die carliſtiſche Armee während dieſes langen und blutigen Kampfes ausgeſetzt war, ſind faſt unglaublich; aber Nichts konnte ihre Begeiſterung dämpfen oder ihre Standhaftigkeit erſchüttern. In der erſten Zeit gab man keinen Pardon; die gefangenen Carliſten ſollten die Königin anerkennen, und die gefangenen Conſtitutionellen ſollten den König der Wälder, wie man Don Carlos nannte, leben laſſen; wenn ſie das nicht wollten, mußten ſie über die Klinge ſpringen, und die Gefangenen beider Theile zogen den Tod dem Verrath ihrer Grundſätze vor, eine ſeltene Ueberzeugungstreue, die in dieſen Bürgerkriegen zum Vorſchein kam. Und erſt nach drei Jahren dieſes grauſamen und unerbittlichen Hinmordens brachte es die engliſche Einmiſchung dahin, daß beide Theile in den meiſten Provinzen, wo man ſich ſchlug, das menſchlichere Verfahren der neueren Kriegführung annahmen. Eine große Anzahl Officiere von der königlichen Garde oder von der Armee, welche erſt den Conſtitutionalismus angenommen hatten, gingen zu den Carliſten über, als ihnen die Revolution zu weit ging. Dieſe leiſteten den Aufſtändiſchen einen großen Dienſt, denn ſie brachten kriegeriſche Ordnung in die Banden und machten mit reißender Schnelligkeit aus den Bauern und Gebirgsbewohnern, die nie eine Waffe in der Hand gehabt hatten, geſchulte Soldaten. Zwei von ihnen bewieſen hauptſächlich ein außergewöhnliches Genie, Zumalacarreguy im Norden und Cabrera in Aragonien und Valencia. Jener war Oberſtlieutenant in der Armee der Königin geweſen und ſeit 1834 außer Dienſt. Er zog ſich nach Navarra zurück und brachte dort eine ſo kraftige Ordnung in die Streitkräfte der Carliſten und flößte ihnen ein ſolches Feuer ein, daß ſie die Liberalen auf allen Punkten ſchlugen.

In wenigen Monaten zwang er die Nordarmee, ſich in Pampeluna, San Sebaſtian und Bilbao einzuſchließen, und bemächtigte ſich aller kleinen befeſtigten Plätze. Die conſtitutionelle Armee, die ihm gegenüberſtand, zählte nicht weniger als 70,000 Mann, Spanier und Fremde. Der Sieg führte ihn bis vor Bilbao, das er belagerte. Bei dieſer Belagerung wurde er durch eine Kugel getödtet.

7.

Glücklicher als Zumalacarreguy war Cabrera. Er wurde der Schrecken von Aragonien, Valencia und Murcia und dehnte ſeine Herrſchaft faſt bis unter die Thore von Madrid aus.

Als der Krieg ausbrach, war dieſer außerordentliche Mann ein armer Seminariſt; er bereitete ſich in Tortoſa auf das Prieſterthum vor. Von einem düſtern Fanatismus getrieben, verband er ſich mit einem Dutzend Bauern, die mit Flinten bewaffnet waren, und ſechs Jahre darauf war er an der Spitze einer Armee von 30,000 Mann wohlgeſchulter und ausgerüſteter Fußſoldaten und Reiter; er hatte mehrere feſte Plätze im Beſitz und war unumſchränkter Herr über einen Landſtrich von mindeſtens 70 franzöſiſchen Meilen, und dennoch fehlte ihm der bezaubernde Glanz des Sieges; er war wiederholt geſchlagen worden, als er zuerſt auftrat, und ſeine Niederlagen ſind zahlreicher als ſeine Triumphe; aber er flößte ſeinen Feinden Schrecken ein durch ſeine Grauſamkeit, die ihm den Beinamen des Tigers von Maeztrazgo verdient hatte, und ſeine Soldaten erfüllte er mit einem Zutrauen ohne Grenzen durch ſeine Geſchicklichkeit und Tapferkeit. Im Lager herrſchte er ſeinen Nebenbuhlern zum Trotz und wußte die geſchickteſten conſtitutionellen Generale zu ſchlagen. Er flößte ſeinen Truppen einen ſolchen Fanatismus für ſeine Perſon und ihre Sache ein, daß er ſich noch nach dem Vertrage von Bergara, der den Bürgerkrieg im Norden endigte, im Felde erhielt. Als der General Espartero alle ſeine Armeen in Valencia, Aragonien und Catalonien zuſammengezogen hatte, mußte Cabrera ſich vor all zu überlegenen Kräften zurückziehen und konnte keine Schlacht mehr wagen; aber 20,000 Mann folgten ihm bis zum Fuß der Pyrenäen mit unerſchüttertem Vertrauen, und die er in den feſten Schlöſſern zurückgelaſſen hatte, rechneten ſo feſt auf ſein Verſprechen, daß er zurückkehren und ſie befreien werde, wenn ſie während ſeines Marſches nach Catalonien angegriffen würden, daß ſie die Belagerung länger als drei Monate aushielten, ſich nicht ergaben, und den Tod unter den Trümmern ihrer Veſte fanden.

8.

Dieſer lange brudermörderiſche Kampf, der den Liberalen 100,000 Mann koſtete, erſchöpfte die Kräfte und Hülfsquellen der monarchiſch-religiöſen Partei. Sie verlor ihren Einfluß auf die Bauern, die ſie nicht mehr als den Stellvertreter Gottes anſehen wollten. Und im Innern der carliſtiſchen Partei ſelbſt war, wie 1823, wieder Zwieſpalt ausgebrochen; der militäriſche Theil, der aus Ueberläufern von dem Heer der Königin beſtand, haßte den fanatiſch-mönchiſchen, der Don Carlos umgab. Außerdem bildeten die Basken ein drittes, ſehr bedeutendes Element. Sie waren zwar fanatiſche Parteigänger des Königs und der Religion, hatten aber ihre beſonderen politiſchen Intereſſen. Wenn ſie ſich in Aufſtand befanden, ſo war die Haupturſache der Verluſt ihrer Fueros und hergebrachten Freiheiten, die ſie den neuen Einrichtungen vorzogen, die ſie aber durch die königliche Verordnung (das Eſtatuto real) und ſpäter durch die wiederhergeſtellte Verfaſſung von 1812 verlieren ſollten, während ihnen Don Carlos, dieſe Fahne des Despotismus für das übrige Spanien, verſprach, ihre Fueros oder Provinzialverfaſſung, eben ſo wie ſeine Vorfahren gethan, zu achten und aufrecht zu erhalten.

Die hauptſächlichſten dieſer Freiheiten oder Fueros waren: keine Douanen, keine Staatsmonopole zu haben und keinen Heerdienſt zu leiſten; die Basken gaben Nichts zu dem Budget des Staats.

Die Verwalter, die der König ihnen ſchickte, hatten nur das Recht, den Volksverſammlungen und denen der gewählten Behörden beizuwohnen, um ſich zu überzeugen, daß Nichts gegen den König geſagt oder gethan würde. Die baskiſchen Provinzen ſorgten für die Koſten des Cultus, des Unterrichts, der öffentlichen Bauten. Ein äußerſt freies Wahlverfahren, verbunden mit Vorrechten des Adels, gab ihnen eine Art Selbſtregierung. Im Kriegsfalle waren alle waffenfähigen Männer zur Verfügung des Königs, wenn der König ſelbſt den Krieg führte, und in die feſten Plätze konnte er Beſatzungen von ſeinen eigenen Truppen legen.

Die Basken zeigten ſich am geneigteſten, mit der Königin zu unterhandeln, und als Espartero, der die Nordarmee commandirte, ſich auf Ehrenwort verpflichtet hatte, ihre Fueros aufrecht zu erhalten, ſchloſſen ſie mit ihm den Vertrag von Bergara, und 25,000 Carliſten erkannten die Königin Iſabella an.

Die Basken blieben treu und hörten nicht wieder auf die carliſtiſchen Aufwiegler, obgleich die conſtitutionelle Regierung einige ihrer Fueros verletzte, z. B. durch die Beſchlüſſe zur Abſchaffung der todten Hand im bürgerlichen und geiſtlichen Beſitz, durch den Einſchluß der baskiſchen Provinzen in den Zollverband, durch das Tabaksmonopol und dergleichen mehr.

9.

Im Jahre 1836 glaubten die Progreſſiſten, gedrängt durch den geheimen Widerſtand der Regentin Chriſtine und die Ränke der Moderirten, denen die Verfaſſung von 1812 Schrecken einjagte, ſie könnten ihre Gegner entwaffnen, wenn ſie nur die Verfaſſung weniger demokratiſch machten. Sie ſahen nicht voraus, daß die Moderirten noch weiter zurückgehen würden, ohne ihnen für ihre Zugeſtändniſſe Dank zu wiſſen. Die Hauptveränderungen in der Verfaſſung ſind folgende. Es wurde eine oberſte Kammer oder Senat eingerichtet; dazu ſchlugen die Wähler drei Candidaten vor, aus denen die Regierung Einen auswählte. Ein Senator mußte 30 Jahre alt ſein und 7500 Franken Einkünfte haben. Ein Abgeordneter mußte 3000 Franken haben. Dem allgemeinen Stimmrecht folgte das beſchränkte. Dazu gehörte, daß Einer directe Abgaben oder die Miethe von 500 Franken zahlte; dieſe Zahl wurde jedoch im Verhältniß zu der Oertlichkeit geringer. Der ſtändige Ausſchuß der Cortes wurde aufgehoben; der König hatte ein abſolutes Veto und das Recht, die Kammern aufzulöſen, die ſich nicht verſammeln durften, ohne durch den König dazu eingeladen zu ſein.

Die Verfaſſung von 1812 erklärte die römiſch-katholiſch-apoſtoliſche Religion zur Staatsreligion, und nie ſollte eine andere eingeführt werden dürfen. Die neue Verfaſſung begnügte ſich, nach dem Muſter der franzöſiſchen Charte von 1830 zu erklären: die katholiſche Religion iſt die Religion der Spanier. Dies iſt die einzige Verbeſſerung, aber eine ſchwache Entſchädigung für die durchgreifend vernünftigen Grundlagen der Verfaſſung vom Jahre 1812, welche aufgehoben wurden.

10.

Statt den Progreſſiſten, wie ſie erwartet hatten, die Mitwirkung Chriſtinens und Louis Philipp's zu gewinnen, hatten ihre Zugeſtändniſſe nur zur Folge, daß ſie die Regierung aus den Händen verloren, und Martinez de la Roſa konnte vor dem verſammelten Hauſe erklären, er nehme die Verfaſſung von 1837 an als eine treue Verwirklichung ſeines Entwurfs des Eſtatuto real.

Bis dahin waren alle Schattirungen der entſchiedenen Partei der Fahne der Progreſſiſten gefolgt; auch die, deren Wünſche über die Verfaſſung von 1812 hinausgingen, begnügten ſich einſtweilen damit und fanden Spielraum genug darin für weitere Entwickelung; als aber die herrſchenden Progreſſiſten bis zur Verfaſſung von 1837 zurückgingen, entfalteten die entſchiedenen Männer der Partei ihr Banner offen, nannten ſich Demokraten und erklärten ſich ohne Rückhalt für die Republik.

Die Progreſſiſten waren zwar aus dem Miniſterium vertrieben, blieben aber immer noch Herren der Lage; die Ayuntamientos, die Provinzial-Deputationen, die Nationalmiliz und ein Theil der Armee waren ihnen ergeben. Die Moderirten hatten in aller Eile von ihrer Gewalt Gebrauch gemacht zur Vertreibung der einflußreichſten Exaltados ſowie um Cadix, Carthagena und andere Städte, welche die vornehmſten Mittelpunkte der Progreſſiſtenpartei waren, in Belagerungszuſtand zu erklären und das Geſetz gegen die Preſſe in Anwendung zu bringen, das zwar die Geſchworenen beibehielt, aber ſie reactionärer Weiſe blos aus ſolchen Bürgern beſtehen ließ, die unter den Cenſus fielen, eine Caution für die Zeitungen von 40,000 Realen oder 10,000 Franken feſtſetzte, einen verantwortlichen Herausgeber verlangte und die Zeitungsſchreiber auf die Galeeren ſchickte, wenn ſie von den Geſchworenen verurtheilt wurden.

Alle patriotiſchen Vereine wurden aufgelöſt. Aber trotz aller dieſer Maßregeln ſiegten die Progreſſiſten bei den Wahlen. Die Moderirten nahmen keinen Anſtand die Cortes 1839 aufzulöſen, ſetzten den Einfluß der Regierung daran und erhielten in den Neuwahlen die Mehrheit. Kaum hatten ſich die Cortes verſammelt, ſo mußten ſie einen Geſetzvorſchlag berathen, der das Geſetz über die Ayuntamientos und Provinzial-Deputationen von 1823 im reactionären Sinn abänderte und mit der neuen Verfaſſung in Einklang ſetzte. Das allgemeine Stimmrecht wich einem Cenſus, der hoch genug war, um nur die Wohlhabenden zur Wahl zuzulaſſen.

Aus den Stadtverordneten, die dieſes Wählercorps der Beſitzenden ernannte, wählte der König den Alkalden, der keine politiſchen Befugniſſe mehr hatte, und das Aufſichtsrecht der Provinzial-Deputationen über die Ayuntamientos ging auf den Civilgouverneur über. Das Geſetz trat aber nicht in Kraft; Chriſtine verlor nämlich die Regentſchaft durch die Revolution, die das Ayuntamiento von Madrid und die dortige Miliz anfingen und die von allen Ayuntamientos in Spanien, von der ganzen Miliz und allen Heerestheilen unter Espartero unterſtützt ward, der ſeinen Degen in die Wage warf, dadurch den Ausſchlag für die Freiheitsbewegung gab und Chriſtine im October 1840 zur Flucht nach Frankreich zwang.

Dieſer Umſchwung und ſeine Folgen ſind wichtig genug, um ihr eigenes Capitel zu verdienen.

Fünftes Capitel.

Eſpartero's Beliebtheit beim Volke. — Flucht der Regentin Chriſtine. — Proviſoriſche Regentſchaft. — Anklagen gegen Chriſtine. — Scheitern der Centraliſten. — Republikaniſche Propaganda. — Reformen in der Verwaltung. — Don Auguſtin Arguelles. — Militäraufſtand der Moderirten. — Republikaniſcher Aufſtand in Barcelona im Jahre 1842. — Bombardement der Stadt. — Coalition gegen Eſpartero. — Sein Fall. — Theilung der liberalen Partei. — Erhebung der Centraliſten. — Sie werden vernichtet. — Triumph der Moderirten. — Rückkehr der Chriſtine. — Iſabella wird für großjährig erklärt. — Der General Serrano. — Neues Abgabenſyſtem. — Die Verfaſſung von 1845. — Aufſtandsverſuche der Progreſſiſten und Carliſten. — Einrichtungen durch die Moderirten eingeführt. — Heirath der Königin und ihrer Schweſter. — Der Socialismus in Spanien vor 1848.

1.

In dem Bürgerkriege im Norden hatten alle großen Generale den Glanz ihres Ruhmes eingebüßt. Sarſiel, Mina, Mendez Vigo, Fernandez de Cordova, Baldes, alle waren geſcheitert; Eſpartero allein hatte den Aufſtändiſchen Schrecken einzuflößen und ſeine Truppen mit Vertrauen zu erfüllen gewußt. Als er im Jahr 1836 an die Spitze der Nordarmee trat, brachte er dieſe wieder in guten Stand, ſtellte die Mannszucht her und führte ſie zum Siege. Er entmuthigte die Carliſten ſo weit, daß ſie in den Vertrag von Bergara willigten, von dem wir ſchon geſprochen haben.

Eſpartero genoß einer ungeheuren Beliebtheit beim Volke. Das Heer und das Volk beteten ihn an, und ſelbſt unter den Carliſten war er ſo gern geſehen, daß ſich die meiſten Carliſten unter ſeine Befehle geſtellt haben würden, wenn Spanien nach der Beendigung des Bürgerkriegs einen auswärtigen Krieg in Portugal, Afrika oder ſonſt wo zu beſtehen gehabt hätte, der im Stande geweſen wäre, das Vaterlandsgefühl aufzuregen.

Der General Linage aus Eſpartero's Generalſtab, der ſein Schreiber und Rathgeber war, übte einen großen Einfluß auf ihn aus. Er war ein entſchiedner Liberaler und beſtimmte Eſpartero, mit ſeiner Vergangenheit zu brechen, ſich offen für einen Progreſſiſten zu erklären und den Moderirten ſeinen Degen gegen die Revolution zu entziehen. An der Spitze von 120,000 Mann verfolgte Eſpartero die 20,000 Mann unter Cabrera, welche den Vertrag von Bergara nicht annahmen, in Catalonien, nachdem er ſie aus Valencia und Aragonien verjagt hatte.

2.

Die Moderirten hatten keine andere Hoffnung, als die Unterſtützung durch Espartero, ſchickten alſo Chriſtine mit ihren beiden Töchtern nach Barcelona und verſuchten, ob er ſich nicht durch die Schmeicheleien der Königin gewinnen laſſen würde. Aber in der Nacht des 19. Auguſt machten die Milizen und Soldaten einen Aufſtand unter dem Ruf: Nieder mit Chriſtine! und Chriſtine wurde nur durch Espartero gerettet, der in eigener Perſon die Maſſe aufhielt, die ſchon am Thor des Palaſtes war. Chriſtine ſchiffte ſich nun nach Frankreich ein und ließ ihre beiden Töchter in der Obhut des Generals. Die Progreſſiſten in Madrid bildeten ein Miniſterium der proviſoriſchen Regentſchaft bis zur Wahl neuer Cortes, welche die Regentſchaft und den Vormund Iſabellens ernennen ſollten.

Die Progreſſiſten erklarten und rechtfertigten die Vertreibung Chriſtinens durch ihre geheime Heirath, welche ihr nach der Verfaſſung die Regentſchaft und Vormundſchaft entzog, und durch die betrügeriſche Aneignung der Güter ihres Gemahls und der Kronjuwelen. Ferdinand VII. war unſtreitig ſehr reich geweſen. Habgierig und filzig bis zum Aeußerſten, wie er war, hatte er 16 Jahre lang ohne alle Aufſicht über den öffentlichen Schatz verfügt, aus dem er alljährlich mehr als 100 Millionen Realen (25 Millionen Franken) genommen hatte, und bei ſeinem Tode hatte Chriſtine erklärt, der Privatſchatz des Königs ſei leer. Niemand wollte es glauben; und da Chriſtine während der zwölfmonatlichen Krankheit Ferdinand's VII. alle Beſitztitel und Documente zu ihrer Verfügung gehabt hatte, ſo klagte man ſie an, ſie habe dieſe Schätze entwendet und verborgen. Sie flüchtete ſich vor der allgemeinen Verachtung.

Das Volk brauchte ein Oberhaupt. Es wollte einen Führer zur Freiheit haben und begrüßte Espartero als dieſen Mann des Volks. Er war der Sohn eines armen Kärrners von Granatula, einem Dorfe in La Marcha, und hatte den Geſchmack und die Sitten des Volks. Er liebte den Flitterſtaat und überlud ſich mit Bändern und Aufputz. Er war gerade, ehrlich und vor Allem tapfer wie ein Löwe.

Zum Unglück für ihn und für Spanien fehlte es dieſem Manne, der über die Kraft der ganzen Nation verfügte, an Plan. Sein Verſtand war ſehr mittelmäßig, er hatte niemals Etwas von der Politik begriffen. So unwiderſtehlich tapfer er auf dem Schlachtfelde war, ſo ſehr fehlte es ihm an bürgerlichem Muth, und er war nie im Stande, von zwei Syſtemen das zu wählen, welches ſich am beſten für die Lage der Dinge eignete. Dieſe Unentſchloſſenheit machte ihn ſchwach, ſelbſt furchtſam, und zwar in einem ſolchen Grade, daß er es nicht wagte, ſeinen Gegnern gegenüber ſeine Anſichten zu behaupten; und wenn er bisweilen Kraft zeigte, ſo geſchah dies unter dem Andrange eines ſtarken Einfluſſes, aber ſeine Kraft ließ bald wieder nach.

3.

In dieſem Pronunciamiento zeigte ſich die republikaniſche Partei zum erſten Mal und handelte als ſolche.

An mehrern Orten erklärten die Junta's oder die Ausſchüſſe ſich für eine Central-Junta, d. h. für die Regierung von 1808, wo ein Central-Ausſchuß in revolutionärer Weiſe durch Unterausſchüſſe regierte, die in den Hauptſtädten der Provinzen und andern bedeutenden Städten errichtet worden waren. Mehr als 20 Provinzen ſchickten ihre Abgeordneten nach Madrid, um die Central-Junta zu bilden; aber ſie konnten ſich nur einmal verſammeln, weil das Miniſterium der Regentſchaft, das in Madrid durch die Progreſſiſten niedergeſetzt worden war, ſie daran verhinderte und erklärte, die Revolution habe nicht den Zweck, die Conſtitution von 1837 abzuſchaffen, im Gegentheil, ſie wolle ſie in allen ihren Beſtimmungen aufrecht erhalten. Die Centraliſten gaben nach und das Ganze beſchränkte ſich auf einen Perſonenwechſel. Sie richteten jedoch eine mächtige Propaganda für die Republik ein, deren Fahne ſie offen erhoben, und ihre Zeitungen erlangten bald eine große Gunſt beim Volke. Der „Republikaner“ zu Barcelona, der Huracan (Orkan), der Peninſular und der Guindilla (der Cayennepfeffer) zu Madrid, die Centinel d'Andaluſia (Schildwache) zu Sevilla, der Demokrat und der Santo del Dia (der Heilige des Tages) zu Cadix und mehrere andere Blätter bekriegten die Monarchie unabläſſig und wurden mit großer Begier von einem Theil der Armee geleſen, in der alle Meinungsſchattirungen vertreten waren, von den Royaliſten Ferdinand's VII., die ſeiner Tochter trotz ihrem Abſcheu vor der Verfaſſung treu geblieben waren, bis zu den äußerſten Radicalen, den Feinden der Monarchie, die wegen des Kampfes gegen die Carliſten Iſabella II. ihrer Geſinnung zum Trotz als die Fahne der Vereinigung angenommen hatten.

Wie dies immer bei Denen der Fall geweſen iſt, welche neue Anſichten in Umlauf zu ſetzen hatten, ſo waren auch die erſten Republikaner in Spanien von einer mächtigen Thatkraft und einer feurigen Begeiſterung für ihre Anſichten getrieben. Abdon Terradas, der Schöpfer der republikaniſchen Partei in Catalonien, war zum conſtitutionellen Alkalden in Figueras, ernannt worden, welches ſeine Heimath war, erklärte aber, als Republikaner und Feind aller Throne würde er der Königin den Eid der Treue, den das Geſetz verlangte, nicht leiſten. Die Regierung beſtand auf der Eidesleiſtung. Aber die Bewohner von Figueras antworteten durch eine viermalige Wiedererwählung ihres Abdon Terradas.

Don Patricio Olavarria, der Hauptherausgeber des Huracan, wurde im Jahr 1841 zum Deputirten in Coronia ernannt und nahm die Ernennung nicht an, weil auch er den Eid nicht leiſten wollte.

4.

In den Cortes ſpalteten ſich die Progreſſiſten in zwei Lager über die Frage der Regentſchaft; die, welche Einen Regenten, Eſpartero, und die, welche drei verlangten. Dieſe letzteren, die entſchiedneren, waren in der Minderheit. Die Carliſten vereinigten ſich, nun ſie den Bürgerkrieg nicht länger fortſetzen konnten, mit den Moderirten, deren Anſichten ihnen weniger zuwider waren, und die entſchiedenſten Progreſſiſten und die Demokraten vereinigten ſich gegen die moderirten Progreſſiſten, die Stützen des neuen Regenten.

Eſpartero hätte alle dringenden Verbeſſerungen durchführen und dadurch ſeine Gewalt befeſtigen können. Er konnte, ohne das Blut ſeiner Königin zu vergießen (ſie war erſt 10 Jahre alt), der Cromwell Spaniens ſein. Aber Eſpartero hatte kein politiſches Syſtem und ließ ſich durch ſeine Umgebung leiten, welche aus Männern beſtand, die mit engliſchen Ideen erfüllt waren. Lord Clarendon, der engliſche Geſandte zu Madrid, war ihr Orakel. Da die Conſtitution von 1837 nach ihrer Anſicht freiſinniger war als die engliſche, ſo reichte es hin, innerhalb der Legalität zu bleiben und nach und nach und langſam die Verwaltung zu verbeſſern. Sie begriffen die Unmöglichkeit einer gemiſchten Regierung in Spanien nicht, ſie überſahen es, daß es hier keine Ariſtokratie gab, daß hier vielmehr die Nation eine Demokratie iſt und Thätigkeit nach außen verlangt unter einem Anführer zu dieſem Zwecke; und einzig darum war ja Eſpartero durch die Maſſen und durch die Mittelclaſſen zum Helden gewählt worden. Dies begriffen ſie nicht und daran ſcheiterten ſie.

Sie beſchränkten ſich auf folgende Maßregeln: das Geſetz über die Miethen, das Geſetz über die Aufhebung der todten Hand in geiſtlichem Beſitz, das Geſetz über die Land- und Nebenſtraßen und einige andere von geringerer Bedeutung. — Das Miethgeſetz befreite die Eigenthümer von all' den Hinderniſſen, denen die alte Gewohnheit ſie unterworfen hatte. Wir haben bemerkt, daß der Eigenthümer von Häuſern oder andern Gebäuden weder den Miethzins ſteigern noch dem Miether kündigen konnte, ſo lange dieſer pünktlich bezahlte, wenn nicht große Reparaturen eintreten ſollten oder der Eigenthümer die Gebäude ſelbſt bewohnen wollte, was dann mindeſtens vier Jahre hinter einander geſchehen mußte. Das neue Geſetz ſchaffte dieſe Sitte ab und ließ freie Uebereinkunft zwiſchen Eigenthümer und Miether bei jedem neuen Termin eintreten. Ohne uns bei der Beurtheilung dieſer Maßregel und ihrer Gerechtigkeit aufzuhalten, wollen wir nur die Folgen anführen. Dieſe waren Verbeſſerung und Verſchönerung der ſtädtiſchen Beſitzungen, die ſchon erbaut waren, und ein bedeutender Aufſchwung der Bau-Induſtrie. Ferner ein Zuwachs zum Werth der Häuſer von 100 Procent in den Stadten und von 60 auf dem Lande.*)

Das Geſetz erklärte die Güter der Kirche und der Weltgeiſtlichkeit, die auf zwei Milliarden Realen (500 Millionen Franken) geſchätzt waren, für Eigenthum des Staats. Beim Verkauf trugen ſie das Doppelte ein. Die Provinzen und Stadtgemeinden wurden angewieſen, die Beſoldung der Geiſtlichkeit in ihr Budget mit aufzunehmen. Dies ärgerte die Erzbiſchöfe und Prieſter mehr, als wenn man Religionsfreiheit verkündigt hätte, denn das Geſetz überließ ſie ganz der Willkür der Corporationen, dieſe waren aber keine großen Freunde der Prieſter und folglich wenig aufgelegt, ſie gut zu ſtellen.

Das Geſetz über die Provinzial-Landſtraßen und die Verbindungswege zwiſchen den einzelnen Gemeinden füllte eine mächtige Lücke aus und ſollte dem Ackerbau und dem Handel neue Abſatzwege eröffnen; dabei ließ es den Provinzen und Stadtgemeinden völlige Freiheit in den Mitteln und in der Art und Weiſe der Ausführung.

5.

Dieſe Maßregeln waren ohne Zweifel gut und nützlich, befriedigten aber lange nicht die Bedürfniſſe der liberalen Partei, die während des Bürgerkriegs reißend ſchnell fortgeſchritten war. Die Maſſen, ſelbſt in den großen Städten, wie Madrid, Valencia, Saragoſſa, Sevilla, waren 1830 noch zum Theil fanatiſch und royaliſtiſch und

---

*) Folgendes iſt der Fortſchritt, den zu Barcelona und im Stadtgebiet der verſteuerbare Beſitz in den 17 Jahren von 1842 bis 1860 gemacht hat.

Er betrug:

1842	19,300,000	Realen
1849	21,522,300	„
1853	35,589,600	„
1857	41,057,400	„
1860	48,346,969	„

alſo in 17 Jahren ein Zuwachs von etwa 150 Procent.

nur zum Theil liberal. Aber ſchon 1840 zählte der Carliſmus keine Anhänger mehr in der armen Bevölkerung der Städte. Im Jahr 1820 war die Nationalgarde zu Madrid und Barcelona nicht über 4000 Mann ſtark; im Jahre 1841 hatte Madrid aber ſchon 14,000 und Barcelona 18,000 Nationalgarden und überall waren die Zahlen in dem nämlichen Verhältniß geſtiegen. Die Anführer der Radicalen waren ungeduldig und regten auf und bewegten die öffentliche Meinung, die mit ihnen die Regierung der Unfähigkeit und Ohnmacht anklagte, obgleich ſie der ſtrengen Redlichkeit der Miniſter alle Achtung zollte, Männer, welche, was in Spanien ſelten war, ihr Amt ſo arm verließen, wie ſie es angetreten hatten. Don Auguſtin Arguelles, der Patriarch und das Orakel der Partei, den die Cortes zum Vormund der Königin ernannt hatten, trug einen alten abgeſchabten Rock und lebte höchſt einfach. Arguelles war der Haupturheber der Verfaſſung von 1812 geweſen; er beſaß eine ſeltene Gelehrſamkeit in der alten und in der ſpaniſchen Geſchichte und war des römiſchen Rechts vollkommen mächtig. Die Macht ſeiner Beredſamkeit brachte ihm den Beinamen des ſpaniſchen Cicero ein. Sein hohes Alter hatte ihm die geringe Charakterſtärke noch geſchmälert, die er in der Kraft ſeiner Jahre gehabt hatte. Die Männer aus der Umgebung Eſpartero's waren ebenfalls größtentheils ſehr alt und nicht ein einziger von ihnen hatte die nöthige Kühnheit und Spannkraft zum Handeln. Sie bekamen darüber den bezeichnenden Spitznamen Santones (Leiſetreter).

6.

Während Eſpartero auf ſeinen Lorbeeren ausruhte und die Patrioten an nichts Anderes dachten, als die Freiheitshymne zu ſingen, ſtifteten die Moderirten im Stillen ihre Verſchwörung. Im October 1841 brach ein Militäraufſtand in Madrid, Saragoſſa, Pampeluna und Bilbao aus. Die Generale Leon, Concha, O'Donnell, Borſo di Carminati und andere Generale, die den größten Ruf in der Armee hatten, ſetzten ſich mit einigen bedeutenden Männern der reactionären Partei an die Spitze der Aufſtändiſchen; aber in wenigen Stunden war der Aufſtand überall niedergeſchlagen. Weder das Volk, noch die Miliz, noch die Armee hörten auf die Aufforderung der Aufſtändiſchen, und dieſer verwegene Strauß koſtete den meiſten Generalen und höheren Officieren, die mit den Waffen in der Hand ergriffen wurden, das Leben. Die Hinrichtung des Generals Leon, der als ein Held ſtarb, wurde allgemein gemißbilligt und trug bedeutend dazu bei, den moraliſchen Einfluß Eſpartero's zu zerſtören. Die Abſicht der Aufſtändiſchen war, geweſen, die Königin Iſabella zu entführen und Chriſtinens Regentſchaft zu proclamiren.

In einer ruhigeren Zeit hätten dieſe alten Quaker Espartero's ohne Zweifel gut genug regiert, in dem Sinne, daß ſie ſehr wenig oder gar nicht regiert hätten; aber in der falſchen Meinung, die Gewalt könne ihnen nicht entſchlüpfen, thaten ſie nicht das Mindeſte zur Befeſtigung des Umſchwungs.

Unter andern beging Espartero den großen Fehler, daß er die Armee nicht entließ. Und doch war die Hälfte der Soldaten nur zum Dienſt während des Bürgerkrieges angeworben und ſollte ſechs Monate darauf entlaſſen werden.

Statt wenigſtens die Hälfte des Heeres zu entlaſſen, beſtand Espartero hartnäckig darauf, es beizubehalten wie es war, obgleich er keinen Feind hatte, gegen den er es gebrauchen konnte, und durch ſeine Unterhaltung die Finanzen des Staats überbürdete. Auf der andern Seite ſchloß damals die Armee den größten Theil der thatkräftigen Männer aller Parteien ein, in die das Land ſich theilte. Folglich konnte die Regierung nicht allzu ſehr auf ihre Treue rechnen.

Für die Moderados waren Espartero und die Männer ſeiner Partei zu revolutionär; für die entſchiedenen Progreſſiſten und Demokraten waren ſie zu conſervativ. Auch konnte er, weil er keins dieſer beiden mächtigen Elemente, die den theokratiſchen Despotismus beſiegt hatten, vertrat, ſich nicht in der Gewalt behaupten.

7.

Als neue Cortes gewählt worden waren, hatten die entſchiedenen Progreſſiſten und die Demokraten die Mehrheit gegen das Miniſterium. Zu Barcelona machten die Republikaner einen Aufſtand, bemächtigten ſich der Citadelle und verjagten die Garniſon aus den meiſten Forts; Espartero ſah ſich genöthigt, ſich in Perſon zu ihrer Unterwerfung nach Barcelona zu begeben und die Stadt zu bombardiren. Dieſe barbariſche That beraubte ihn vollends aller Volksgunſt.

Jetzt bildeten alle Zweige der Oppoſition eine mächtige Vereinigung, und ein Jahr ſpäter gelang es ihnen, den Regenten gewaltſam zu ſtürzen. Vergebens berief er in der letzten Stunde Mendizabal ins Miniſterium, der das Volk durch Abſchaffung der Thorzölle wieder zu gewinnen ſuchte und andere Verbeſſerungen anbot, die noch drei Jahre zuvor vollkommen ausgereicht haben würden, ihn in der Gewalt zu befeſtigen. Aber jetzt war es zu ſpät, denn ſie ſtanden alle in dem Programme von Lopez, der die radicale Oppoſition anführte und dem ſich die Moderirten, die für ihre Ideen keine günſtige Aufnahme hoffen konnten, machiavelliſtiſch mit dem größten Aufſehn angeſchloſſen hatten. Seit 1836 war Lopez der beliebte Tribun; aber er war weder ein Mann der That, noch ein Regierungsmenſch; aus ſeinen Reden ſpricht mehr Phantaſie als politiſche Weisheit. Die Mehrheit der Cortes zwang Espartero das Miniſterium Lopez auf, welches nur einige Tage im Amte blieb, weil Espartero die Amneſtirung der reactionären Verbannten nicht bewilligen wollte. Lopez' Rücktritt wurde das Zeichen zur Revolution, welche die entſchiedenen Progreſſiſten und die Demokraten anfingen, die Moderirten und die Carliſten unterſtützten, und in welcher die Ereigniſſe dieſe Letztern in mehreren Städten an die Spitze brachten. Die meiſten jungen Generale, Progreſſiſten oder Moderirte, wie Zavala, Serrano, Prim, Ametller, Concha, Narvaez, traten auf die Seite der Aufſtändiſchen und riſſen einen großen Theil der Armee mit ſich fort, der unzufrieden war, daß man ihn unter der Fahne zurückbehalten hatte.

Zu Madrid, Cadix und Saragoſſa hielten die Miliz und das Volk Espartero bis zum Aeußerſten. Die Theilung der Partei griff ſo tief, daß ſelbſt dort, wo die Revolution ſiegte, eine bedeutende Minderheit für den Regenten war. Die Moderirten aus der Verbannung, O'Donnell, Narvaez, Concha und Andere ſtellten ſich in Granada, Valencia und anderswo an die Spitze der Aufſtändiſchen und ſchloſſen ſich der Erklärung von Lopez an.

Die beiden radicalen Parteien, die entſchiedenen Progreſſiſten und die Demokraten, konnten ſich nicht vereinigen, um die Oberhand über die Moderirten zu gewinnen. Die entſchiedenen Progreſſiſten ließen ſich lieber durch die Reaction fortreißen, als daß ſie ſich den Demokraten hätten anſchließen ſollen, und die esparteriſtiſchen Progreſſiſten ſahen mit untergeſchlagenen Armen zu und miſchten ſich nicht in den Kampf ihrer Gegner.

8.

Die Moderirten waren geſchickte Ränkemacher und gewannen einige junge ehrgeizige Officiere, den Oberſten Prim, den ſie zum General und zum Grafen machten, den General Serrano, den Zeitungsredacteur des „Guirigay", Gonzales Bravo, und andere von geringerem Gewicht, entließen ſogleich einen Theil der Armee und der Miliz, der gegen die Revolution gekämpft hatte, und ergriffen die Zügel der Regierung, welche die Progreſſiſten bei ihrer Theilung in drei Fractionen nicht feſtzuhalten im Stande waren.

Die Kriſis war furchtbar. Die Moderirten gingen durch Wunder der Kühnheit und Energie ſiegreich daraus hervor; aber die Demokraten ſahen ſich nicht für beſiegt an. Kaum war Narvaez zu Madrid zum Generalcapitain von Neu-Caſtilien ernannt und die anderen Generale mit Commandos verſehen, ſo empörten ſich die Garniſonen in Catalonien und riefen die Central-Junta aus. Barcelona ſchloß ſich der Bewegung an, die ſich bis nach Saragoſſa, Vigo und ſpäter nach Leon, Carthagena und Alicante erſtreckte, wo das Volk, die Armee und die Miliz einmüthig für die centraliſtiſche Sache waren; aber der Zwieſpalt im liberalen Lager des übrigen Spaniens führte die Niederlage der Centraliſten nach einem dreimonatlichen Kampfe herbei, in dem ſie zum großen Theil erdrückt wurden. Die Progreſſiſten unter Lopez ſogar zeigten ſich dieſer Bewegung feindlich, in der irrigen Meinung, die Central-Junta ſei zur Beſiegung der Moderirten nicht nöthig, und die Eſparteriſten ihrerſeits ſahen mit Befriedigung Diejenigen untergehen, die ihren Götzen zerſchlagen hatten.

Die Regentſchaft Eſpartero's war durch eine Revolution eingeſetzt worden und fiel eben ſo unter den Streichen einer Revolution. Die öffentliche Stimme aber ſchrieb ſeinen Fall viel mehr ſeiner Schwäche und Unfähigkeit, als den Anſtrengungen ſeiner Feinde zu. Er hatte Alles gehabt, ſittliche und materielle Macht, Anſehn und Volksgunſt, und Alles entſchlüpfte ſeinen Händen. Die Laſt war zu ſchwer für einen ſo ſchwachen Mann.

9.

Sobald die Moderirten die Centraliſten beſiegt hatten, ſchonten ſie die Anhänger von Lopez nicht länger; ſie entledigten ſich ihrer ohne Mühe, entwaffneten die Nationalen, ſetzten die liberalen Generale und Officiere ab, ſchickten ſie nach den kleinen Städten zur Verfügung und ließen ſie dort ſcharf bewachen; beförderten, zeichneten durch Orden aus und verwendeten die reactionären Mitglieder des Heeres; mit Einem Wort, ſtützten ſich auf die Geiſtlichkeit und auf die Carliſten des Vertrags von Bergara. Dieſe ſetzten ſie in der Armee an die Stelle der liberalen Generale und Officiere und gelangten ſo dazu, eine zweifelhafte Gewalt einigermaßen zu befeſtigen, an deren Dauer aber kein Menſch glauben wollte.

Die Moderirten ſtellten den Verkauf der Kirchengüter ein, den die Cortes von 1841 beſchloſſen hatten, wagten aber nicht, ſie der Kirche wieder zu geben oder die vollzogenen Verkäufe für ungültig zu erklären. Sie riefen die Erzbiſchöfe und Biſchöfe zurück, die, wie der von Leon, mit Don Carlos ins Elend gegangen waren. Sie ernannten Geſchäftsführer zur Verwaltung der Stadtgemeinden an der Stelle der gewählten Stadtverordneten oder Ayuntamientos, die ſie ohne

Weiteres auflöſten. Die Polizei und die Aufrechterhaltung der Ordnung wurden den Stadtgemeinden genommen und Polizei-Commiſſären übertragen, die unmittelbar unter dem Civil-Gouverneur der Provinz ſtanden. Sie ſetzten alle zweifelhaften Gouverneure ab und ernannten neue, die ihnen ergeben waren, und da es an Moderirten fehlte, mußten ſie Carliſten nehmen, die ſich dazu hergaben, eine Verwaltung im Namen der Königin und ihren eigenen Grundſätzen zum Trotz zu übernehmen. Sie ließen die Aushebungen in Navarra und Catalonien kräftig ins Werk ſetzen und ſchickten die Königin in dieſen beiden Provinzen umher, um ihr die Verantwortlichkeit für dieſe Maßregel mit aufzubürden. Chriſtine kehrte zurück, und um die Arme frei zu haben, erklärten ſie Iſabella, die kaum 14 Jahre alt war, für großjährig. Natürlich war ſie nur dem Namen nach Königin, und Chriſtine, Narvaez und die übrigen Führer der Moderirten waren es, die wirklich regierten. Sie umringten Iſabella mit Schmeichlern und Höflingen, unter andern mit dem jungen General Serrano, den ſie allen andern vorzog und den „hübſchen General“ nannte. Er übte einen großen Einfluß auf ſie aus, und ſie überſchüttete ihn mit Ehrenſtellen.

10.

Das Fach der Auflagen und Finanzen wurde von Grund aus nach franzöſiſchem Muſter umgeſtaltet, und die Ayuntamientos und Deputationen erhielten ihr Budget von dem Verwalter, der die Abgaben erhoben hatte. Die Steuerpflichtigen widerſetzten ſich, aber ohne Erfolg. Dieſe Einrichtung der Finanzen, die ein mächtiger Hebel der Regierungskraft und der Centraliſation iſt, beſteht noch in unſern Tagen und ſpaltet ſich in ſo viel Zweige, als es verſchiedene Abgaben giebt.

In Spanien gab es mehr als 100 verſchiedene Arten von Abgaben; einige, die allen Provinzen gemein, andere, die rein örtlich waren. Auch die Durchſchnittsſumme der Auflagen war ſehr verſchieden, z. B. in Caſtilien doppelt ſo hoch als in den baskiſchen Provinzen.

Die Finanzgeſetzgebung nach der Umgeſtaltung von Mon iſt viel einfacher. Die Abgaben ſind: 1) eine Abgabe von unbeweglichen Gütern, angewandt auf Land und Vieh; 2) induſtrielle und commercielle Abgaben; 3) Conſumtionsſteuer (consumos); 4) Abgaben für Regiſtrirung und Einſchreibung der Erbfolge; 5) die Zölle. Die Poſten, die Lotterie und die Staatsmonopole bringen das Uebrige im Staatseinkommen von Spanien ein.

11.

Obgleich die Conſtitution von 1837 ſehr conſervativ war, fanden die Moderirten ſie doch zu liberal, geſtalteten ſie wieder um und ſetzten an ihre Stelle die Verfaſſung von 1845.

Der gewählte Senat wurde durch einen lebenslänglichen, von der Krone ernannten erſetzt; die Bedingungen für die Fähigkeit, Senator zu werden, blieben dieſelben. Sie ſetzten 200 Generale, Erzbiſchöfe, Bankbeſitzer, Granden von Spanien, Magiſtrate, Mitglieder des diplomatiſchen Corps hinein und machten einen verzwickten Wirrwarr aus dem alten Adel und der Ariſtokratie, welche die Revolution erzeugt hatte.

Der Wahlcenſus wurde auf 400 Realen unmittelbarer Abgaben erhöht. Es wurde immer ein Abgeordneter nach dem Wahlcollegium geſchickt, ſtatt durch die Abſtimmung nach der Wahlliſte der Provinz. Sie ſetzten die Dauer der Parlamente, die bis dahin dreijährig geweſen waren, auf fünf Jahre. Die Provinzial-Deputationen verloren ihre ganze Gewalt an den Civilgouverneur, die Stadtverordneten wurden von einem Wahlkörper unter einer höheren Abſchätzung erwählt, die Regierung wählte den Alkalden unter drei vorgeſchlagenen Candidaten und behielt ſich das Recht vor, einen Regierungs-Alkalden hinzuzufügen in ſolchen Städten, wo alle drei Candidaten aus der Oppoſition wären, wo dann natürlich die Wahl auf einen Gegner der Oppoſition fiel.

Der Preſſe wurde die Jury entzogen, ſie konnte in Zukunft von Richtern in erſter Inſtanz verurtheilt werden. Die Caution wurde von 2 auf 6000 Duro's (30,000 Franken) erhöht und jede Zeitung mußte einen verantwortlichen Herausgeber haben, der 50 Duro's unmittelbare Steuern zahlte und in der Stadt, wo die Veröffentlichung ſtattfand, einen offenen Laden hielt. In einem einzigen Jahre hatte eine entſchieden freiſinnige Zeitung, das Eco del comercio, 125,000 Franken Strafgelder zu zahlen, in die ſie durch das Gericht verurtheilt war.

12.

Um die Reaction zum guten Ziele zu führen, erklärten die Moderirten ganz Spanien in Belagerungszuſtand. Verſchiedene Verſchwörungen wurden angezettelt, alle nahmen einen unglücklichen Ausgang. 1845 wurden der General Zurbano und ſeine beiden Söhne erſchoſſen und ſcheiterte in Madrid eine Revolution; 1846 erhob ſich der größte Theil der Garniſonen in Galicien, auch die Carliſten unterhielten 1845 einige Monate lang in Valencia einen Guerillakrieg.

Die Moderirten führten ihre Herrſchaft überall durch den Schrecken ein. An einem einzigen Tage ließen ſie zu Valencia 160 Carliſten erſchießen, an einem andern Tage zu Carral in Galicien 27 Officiere über die Klinge ſpringen und in Catalonien wurden unter ihrer Regierung 400 Menſchen ohne allen Proceß hingerichtet. Sie ließen ſie durch die Polizei in ihren Häuſern feſtnehmen, aus ihrer Wohnung wegführen und unterwegs von ihren Schergen erſchießen, unter dem Vorwande, ſie hätten entfliehen wollen.

Sie errichteten die Guardia civil (Civilgarde), eine Art Gensdarmerie, aber noch militäriſcher als die franzöſiſche. Dies Corps beſtand aus 6000 Mann und ſollte die Heerſtraßen von Verbrechern freihalten; es beſteht noch und hat ſich einigermaßen nützlich gemacht; der Civilgouverneur befehligt es.

Sie errichteten Normalſchulen in den wichtigſten Hauptſtädten der Provinz und ſchufen Bergwerks- und Ingenieurſchulen.

Die Königin wurde an ihren Vetter Franciſco, Sohn des jüngeren Bruders von Ferdinand VII., und die Infantin, ihre Schweſter, an den Herzog von Montpenſier verheirathet. Aber nach der Heirath behauptete der „hübſche General“ immer noch ſeinen Einfluß und ſtürzte Narvaez, der ſeit 1844 das Oberhaupt der Partei und der Regierung und Mitſchuldiger oder Nebenbuhler Chriſtinens geweſen war.

Louis Philipp's Name erſchien überall in den Heiraths-Intriguen am Hofe Spaniens, und man klagte ihn öffentlich an, er habe ſich für die Heirath der Königin mit ihrem Vetter Franciſco bemüht in der Meinung, er ſei nicht zeugungsfähig, um ſo ſeinen Enkeln die Krone Spaniens zu ſichern. Es iſt wahr, das Volk theilte im Allgemeinen die Meinung des Königs von Frankreich und hat ſich von dieſer Anſicht durch die wiederholten Entbindungen der Königin nicht abbringen laſſen.

Wenn dies wirklich der Grund wäre, aus dem der gute Bürgerkönig ſich für ſeinen Sohn mit der Prinzeſſin ſtatt der Königin begnügte, ſo müßte man annehmen, er habe die Unſittlichkeit, die im Hauſe ſeiner bourboniſchen Verwandten erblich war, ganz vergeſſen, die Sitte der Frauen aus dieſem Geſchlecht, ihren Männern natürliche Kinder unterzuſchieben, und die Unſitte der Ehemänner, fremde Kinder als die ihrigen anzuerkennen. Sollte Louis Philipp dies nicht gewußt haben?

Wir glauben daher nicht, daß der ſelige Louis Philipp je auf die Unfähigkeit des Ehemannes und die Tugend der unſchuldigen Iſabella gerechnet habe, um ſeinen Enkeln den ſpaniſchen Thron zuzuwenden.

Die Moderirten mußten in der reactionären Partei die Stütze ſuchen, die ihnen das Volk verſagte, und kamen daher den Abſolutiſten immer mehr entgegen. Sie bewilligten allen Carliſten die Wohlthaten des Vertrags von Bergara, und man ſah Tauſende von geweſenen Aufſtändiſchen Befehlshaberſtellen im Heer einnehmen. Die Erzbiſchöfe ließen Mönche, Officiere und ſelbſt gemeine Soldaten aus der alten Armee des Don Carlos in der Fremde die Prieſterweihe nehmen, rieſen ſie dann nach Spanien zurück und ernannten ſie dann zu Pfarrern, vornehmlich in Catalonien, Aragonien und Valencia. Die vertriebenen Jeſuiten richteten ſich unter einem andern Namen wieder zu Loyola ein und bildeten religiöſe Verbindungen, wie die des St. Vincent de Paul, die ſich bis in die kleinſten Flecken ausbreiteten und einen Heerſtab für den Carlismus abgaben. Die Proceſſionen wurden unter dem Schutz der Regierung mit großem Gepränge wieder aufgenommen; aber der Geiſt der Demokratie machte ſo reißende Fortſchritte unter der Arbeiterbevölkerung, daß die Regierung ſich zu Vertheidigungsmaßregeln gegen den Geiſt des Umſturzes gedrängt ſah. Daß ſie nur ſo lange dagegen aushalten konnte, verdankte ſie der innern Spaltung der großen liberalen Partei.

Mittlerweile gab es eine Art Geſpenſt des Conſtitutionalismus. Die Cortes kamen alljährlich zuſammen. Zu denen von 1846, dem erſten Hauſe, das nach dem neuen Wahlgeſetz erwählt worden war, ſchickten Madrid, Cadix, Saragoſſa und andre Städte Progreſſiſten.

Trotz der Ränke der Regierung drangen die Demokraten an einigen Wahlſtellen durch; ſelbſt der Socialismus hatte einen Vertreter in der Perſon des unglücklichen Ordaz Avecilla.

13.

Der Socialismus zählte in Spanien ſeit 1836 Parteigenoſſen. Don Joaquin Abreu (einer der 12 Deputirten, die im Jahre 1823 zu Sevilla für die Abſetzung des Königs ſtimmten) verbreitete ihn; und ſchon im Jahre 1841 gründete Don Manuel Sagracio de Beloy, ein reicher Kaufmann aus Cadix, eine Geſellſchaft, um in der Gegend von Jerez ein Phalanſtere zu errichten. Er brachte 5 Millionen Franken zuſammen; aber Espartero ſchlug die freie Ueberweiſung des Landes, den freien Eingang der Maſchinen ab und legte dem Plan ſo viele Hinderniſſe in den Weg, daß Beloy darauf verzichtete.

Endlich im Jahr 1848 vor der Februarrevolution in Paris wurden zwei ſocialiſtiſche Zeitungen herausgegeben, zu Madrid: Die Organiſation der Arbeit, und zu Barcelona: Die Brüderſchaft, eine communiſtiſche Zeitſchrift. Aber die Revolution von 1848 hat einen ſo mächtigen Einfluß auf Spanien ausgeübt, daß wir ihr ein eigenes Capitel widmen müſſen.

Sechstes Capitel.

Revolution von 1848. — Ihr Einfluß auf Spanien. — Unterdrückung der republikaniſchen Bewegungen. — Reaction und Verfolgung der Demokraten. — Aufhebung der Verfaſſung durch einen Beſchluß der Cortes auf unbeſtimmte Zeit. — Bravo Murillo. — Plan zu einer Verfaſſungsverbeſſerung. — Spaltung der moderirten Partei in drei Fractionen. — Schlechte Verwaltung und Unſittlichkeit der Moderirten. — Der Palaſt Chriſtinens und der Machthaber wird von dem Volke in Brand geſteckt im Jahre 1854. — Neue Theilung der progreſſiſtiſchen Partei. — Die demokratiſche Partei. — Ihre verſchiedenen Gruppen. — Fortſchritte des Socialismus. — Theilnahme der Armee an den Revolutionen. — Der unabhängige Charakter des ſpaniſchen Soldaten. — Daoiz und Velarde. — Mitglieder des Heeres haben von 1808 bis 1860 45 Aufſtände entweder angefangen oder unterſtützt.

1.

Die franzöſiſche Revolution von 1848 brachte in ganz Europa eine um ſo größere Wirkung hervor, je weniger ſie erwartet wurde. Wer dachte in den erſten Tagen des Jahres 1848 an die Republik; und nichts deſto weniger ſiegte die Republik einige Monate darauf in Frankreich, in Rom, in Venedig, in Ungarn, ſetzte Deutſchland in eine tiefgreifende Bewegung und den Thron der ſpaniſchen Bourbons in Gefahr.

Die Februarrevolution beſchränkte ſich nicht auf den Umſturz der Throne, ſie wirkte mächtig auf die Ideen der Menſchen und trieb Gedanken an die Oberfläche herauf, die bis dahin in der Tiefe der Geſellſchaft verborgen geweſen waren. Der Socialismus, der bis dahin eine friedliche ökonomiſche Theorie geblieben war, trat als politiſche Partei auf; zum erſtenmale ſeit dem Jahre 1791 blieb die Revolution nicht bei dem Throne ſtehen, nicht bei der Veränderung der Dynaſtien und Regierungsformen, ſondern griff geradezu die Verfaſſung der Geſellſchaft ſelbſt an. Die Bewegung mit dieſem Gepräge dauert noch fort und beherrſcht unumſchränkt die Beziehungen der Völker zu ihren Regierungen.

Die ſiegreiche rückläufige Bewegung hat das Werk des Februars überall zerſtören können, nur nicht in dem Fortſchritt der öffentlichen Meinung; und man ſcheint zu erwarten, daß ſich jeden Tag die Urſache wieder erzeugen möge, die eben erſt die Welt über den Haufen geſtürzt hat. Man weiß, wie die Menſchen denken müſſen, die ihre Lage und die Mittel zu ihrer Verbeſſerung begriffen haben, und man weiß, daß dies bei einer großen Mehrzahl der Fall iſt.

2.

Die Ueberraſchung in Spanien war ſo groß, daß die Regierung und die Dynaſtie ſich für den erſten Augenblick für verloren hielten und unter dem Druck der Ereigniſſe die Revolution ſich ungehindert einrichten ließen.

Das Manifeſt von Lamartine und die Ernennung des Herrn von Leſſeps, der unter Louis Philipp General-Conſul in Barcelona geweſen war, eines entſchiedenen Anhängers der Moderirten, zum Geſandten brachten die Regierung wieder zur Beſinnung und zu dem Entſchluß, energiſch gegen die Demokraten vorzuſchreiten. Zugleich entmuthigte es dieſe, die ſich zwar überall verſchworen, aber auch überall ſcheiterten.

Am 26. März erſchienen einige hundert Patrioten in den Straßen von Madrid und riefen mit den Waffen in der Hand: „Es lebe die Republik!“ Sie wurden aufgerieben, nachdem ſie bis zum 27. gegen die ganze Beſatzung gekämpft hatten. In Catalonien hielten ſich 2000 Mann als Guerillas achtzehn Monate lang in den Gebirgen gegen eine ganze Armee. In Valencia, Alicante und Aragonien hielten einige hundert Republikaner das Feld. Das Regiment Fußvolk, welches den Namen „Das Regiment von Spanien“ führte und in Madrid lag, erſchien auf dem öffentlichen Platz in Aufſtand gegen die Regierung. Mit Anbruch des Tages, des 7. Mai, bemächtigte es ſich der Plaza Mayor, wurde aber von den übrigen Truppen umringt und mußte nach einem hitzigen Kampf von einigen Stunden, in welchem der Militärgouverneur von Madrid fiel, ſich ergeben, in demſelben Augenblick, wo die Republikaner, durch die Kanonade aufmerkſam gemacht, ſich auf die Plaza Mayor begaben, um den Aufſtand zu unterſtützen. Im Juli empörte ſich ein Regiment Cavallerie und ein Bataillon Infanterie zu Sevilla mit ihren Chefs an der Spitze; ſie wurden beſiegt.

Trotz dieſer Niederlagen wurde der öffentliche Geiſt nicht eingeſchüchtert. Man betrachtete den Sieg der Revolution als ſo gewiß, daß die Abenteurer, die ſich immer der aufgehenden Sonne zuwenden und denen die Volksſtimmungen nur dazu dienen, um ihren Ehrgeiz zu befriedigen, demokratiſche Ideen zum Aushängeſchild wählten und ſich offen gegen den Thron verſchworen.

Um die Richtigkeit dieſer Verſicherung zu beweiſen, werde ich mich damit begnügen, unter den Abenteurern zwei der hochgeſtellteſten auszuwählen. Der Infant Don Enrique de Bourbon, Bruder des Königs und Vetter der Königin, veröffentlichte in Catalonien ein heftiges republikaniſches Manifeſt gegen ſeine Couſine, und der berühmte Banquier Salamanca trat zu Bayonne in die Junta und gab Geld zu der Revolution her.

3.

In Spanien, wie anderswo in Europa, ſicherten die ſcheußlichen Junitage von 1848 und der unglückliche 13. Juni von 1849 in Paris den Sieg der Reaction und dämpften den Eifer der Revolutionärs. Die Regierung kam von ihrem Schrecken zurück, pflanzte die Fahne der Reaction auf und begann mit doppeltem Eifer überall die Verfolgung der Demokraten. Man erſchoß ſie ohne Erbarmen, man deportirte 4000 nach den Philippinen und der Schrecken herrſchte über die ganze Halbinſel. Ein Heer von 12,000 Mann wurde nach Italien geſchickt, um bei der Wiedereinſetzung des Papſtes behülflich zu ſein; und um ſich die apoſtoliſche Partei zu verbinden, gab man der Geiſtlichkeit die noch unverkauften Güter zurück und ſchloß ein Concordat mit dem Papſte, aus dem wir die hauptſächlichſten Beſtimmungen anführen werden.

Bis zu dieſem Augenblicke hatte ſich die Reaction auf Gewaltthaten der Regierung beſchränkt, die Verfaſſung war noch immer da, obgleich ein Beſchluß der Cortes ſie zeitweilig aufgehoben hatte. Dieſer Beſchluß der Cortes hatte der Regierung für eine gewiſſe Zeit völlig freie Hand gelaſſen. Die Abſolutiſten waren durch ihren Erfolg trunken geworden und hielten den Augenblick für günſtig, dem Repräſentativſyſtem, das aus der Revolution hervorgegangen war, den Gnadenſtoß zu geben. Sie machten den berühmten Plan von Bravo Murillo zur Verbeſſerung der Verfaſſung bekannt, worin er die Majorate wieder herſtellte; ſie ſollten aber wenigſtens 10,000 Duro's (50,000 Franken) Einkünfte haben; worin dem Senat auf Lebenszeit von 1845 eine Pairskammer folgte und worin endlich der Deputirtenkammer die Wahl ihres Präſidenten und die Oeffentlichkeit ihrer Verhandlungen entzogen wurde.

Der Urheber dieſes Planes, Bravo Murillo, war allmächtig, denn er hatte die Königin und die Geiſtlichkeit auf ſeiner Seite, und dennoch wagte er keinen Staatsſtreich. Er und ſeine Mitſchuldigen begnügten ſich damit, ihren Plan in Vorſchlag zu bringen, und weil nicht vorgehen zurückgehen heißt, ſo verloren ſie fortdauernd Boden und ſchwachten ſich durch Miniſterwechſel ſo lange, bis der Tag der Revolution von 1854 kam, der ſie vom Stuhl der Gewalt herunterwarf.

4.

So ging Spanien durch die gewaltſame Kriſis der rückläufigen Bewegung von 1851 hindurch. Eine der wichtigſten Erſcheinungen in der Entwickelung der Parteien war ihre Spaltung. Ebenſo, wie ſich die Progreſſiſtenpartei nach dem Siege von 1840 in drei Bruchtheile geſpalten hatte, welche unter verſchiedenen Namen heut zu Tage drei völlig verſchiedene Lager darſtellen, ebenſo ſpaltete ſich die moderirte Partei nach ihrem Triumph von 1844. Wir haben ſchon geſagt, daß ſie ſich mit den Carliſten des Vertrags von Bergara, mit der Geiſtlichkeit und den Abſolutiſten verbunden hatten, ſie, die alten conſervativen Conſtitutionellen von 1823 und 1836, wie Martinez de la Roſa, Iſturitz und andere Staatsmänner; aber ihre eigentliche Stärke waren die Militäranführer aus dem Bürgerkriege, junge energiſche Männer, welche die Moderirten zu den höchſten Stellen in der Armee erhoben hatten. Aus allen dieſen Elementen bildeten ſich drei Bruchtheile: die ultra-reactionäre Reſerve, die geſchworene Feindin des conſtitutionellen Syſtems; ſie nannten ſich die Neu-Katholiken, und ihr Theoretiker war der Marquis de Valdegamas (Donoſo Cortes), ihr Staatsmann Bravo Murillo und ihr General Pezuela. Die Mitte der Partei beſtand aus Männern der Conſtitution von 1845, deren pünktliche Ausführung ſie verlangten. An ihrer Spitze ſtanden der Finanzmann Mon, Martinez de la Roſa, Narvaez und Andere. Die am weiteſten vorwärts gingen, hatten zwar die Verfaſſung von 1845 zur Fahne, verlangten aber doch, daß die Regierung ſie im liberalen Sinne anwende und in der Centraliſation nicht zu weit gehe. Die Männer, die man die Führer und Schöpfer dieſer Partei nennen kann, waren Rios Roſas und Pacheco, Schriftſteller, Advocaten und Redner von Talent; der General Serrano vertrat ſie in der Armee. Aber kein einziger dieſer drei Bruchtheile der Partei war je bei der arbeitenden Bevölkerung beliebt, nicht einmal durchgängig bei der Mittelclaſſe; ſie hatten keine andere Ausſicht zur Gewalt zu gelangen, als die Gunſt Chriſtinens und Iſabellens, deren ſie ſicher waren.

5.

Obwohl alle dieſe Moderirten ihre Ergebung gegen die materiellen Intereſſen und das Gedeihen der Reichen ſo hoch gerühmt hatten, haben ſie ihnen doch nicht genützt, im Gegentheil nur geſchadet. In der That, erſt durch die conſtituirenden Cortes von 1854, in denen die moderirte Partei nur durch ein Dutzend Abgeordnete vertreten war und deren Mehrheit aus Radicalen beſtand, wurde das Geſetz über die Banken beſchloſſen. Der Handel hatte bis dahin nur die Bank von San Fernando, deren Thätigkeit beſchränkt war und deren Noten nur in Madrid umliefen. Das neue Geſetz erlaubte Banken, welche Noten ausgeben und in Umlauf ſetzen durften, in den Hauptmittelpunkten des ſpaniſchen Handels. Eine unbedeutende Verbeſſerung im Zollweſen, die Abſchaffung der Päſſe im Innern, die Errichtung der Civilgarde, einiger Normalſchulen und Unterrichtsanſtalten, das iſt Alles, was man zu Gunſten der Moderirten anführen kann. Wenn es aber nicht außer dem Bereich dieſer Schrift läge, was könnten wir nicht Alles gegen ſie ſagen, wenn wir die Uebel aufzählen wollten, die ſie angeſtiftet, und ſie für dieſe elf Jahre, die Spanien durch ſie verloren hat, verantwortlich machen wollten! Dieſe elf Jahre zur Entwickelung der Hülfsquellen des Landes angewendet, hätten ſeine Wiſſenſchaft, ſeinen Wohlſtand und ſeine Bedeutung in Europa auf eine nie gekannte Höhe bringen können! Wenn unter ihrer Verwaltung die Nation einigen Wohlſtand genoß, ſo that ſie dies trotz ihres Syſtems der Centraliſation, das darauf ausging, die Energie und individuelle Thätigkeit zu vernichten, und ſo that ſie es in Folge des mächtigen Antriebs, welchen die progreſſiſtiſchen Verbeſſerungen von 1836 und 1840 gegeben hatten. Sie redeten nur von materiellen Intereſſen, und doch waren, als ſie 1854 geſtürzt wurden, arme und unbedeutende Länder ſchon mit Eiſenbahnen bedeckt, während Spanien nur 68 Kilometer Eiſenbahn in Betrieb hatte. Die Unſittlichkeit, die Verſchwendung der Staatsgelder, der Anſtoß erregende Aufwand der hohen Beamten, ein Aufwand, den Spanien ſelbſt unter dem Abſolutismus nicht gewohnt war und der von der lakoniſchen Einfachheit der progreſſiſtiſchen Miniſter ſtark abſtach, erzeugten das Gefühl einer tiefen Verachtung unter der Volksmaſſe und trugen mächtig zu der Revolution bei. Seit der Plünderung des Palaſtes von Godoy zu Aranjuez im Jahre 1807 hatten alle Revolutionen, die auf einander gefolgt waren, das Privateigenthum geachtet; aber im Jahre 1854 warf ſich das Volk auf die Paläſte Derer, die es anklagte, daß ſie ſich aus dem öffentlichen Schatz bereichert hätten, und verbrannte Alles, was ihm in die Hände fiel. Die vornehmſten Paläſte waren der Chriſtinens, Salamanca's, des Grafen San-Luis und des Finanzminiſters.

II.

Der Nachtrab der Progreſſiſten, der aus Männern beſtand, welche 1837 die Conſtitution von 1812 verbeſſert hatten, aus alten Parteifreunden Eſpartero's, die ſchon unter dem Einfluß der moderirten Fractionen gelitten hatten, veränderte ſich nach dem Februar vollkommen, und im Jahre 1851 erklärte Don Manuel Cortina, ſein Anführer, man dürfe nicht länger an die Revolution denken und müſſe die Regierung unter der Rechtswohlthat des Inventariums annehmen. Er forderte nicht länger die Bewaffnung der Nationalgarde und andere

Punkte, die immer einen Theil des progreſſiſtiſchen Glaubensbekenntniſſes gebildet hatten. Die Fraction, welche weiter fortgeſchritten war, that Einſpruch dagegen und riß Pascual Madoz und Olozaga, die ihre Führer wurden, mit ſich fort. Sie behielten die Fahne bei, unter der die Reformen eingetreten waren, die wir erwähnt haben. Aber der Vortrab der Progreſſiſten, zu denen die Entſchiedenſten gehörten, hatte kein Vertrauen auf die Energie dieſer Führer und ging in das Lager der Demokraten über. An ihrer Spitze ſtand Orenſe, Marquis d'Albaida, der ſich 1850, als er wählen mußte, für die Demokratie entſchied.

7.

Die demokratiſche Partei ihrerſeits war unter dem Einfluß der Ereigniſſe gewachſen und verſchieden beſtimmt worden, in dem Maße, wie neue Elemente ſich mit ihr vereinigt hatten. Als die Februarrevolution ihr Ausſicht auf Erfolg darbot, zählte ſie eine Menge von Ränkeſchmieden, von denen ſie verlaſſen wurde, ſobald ſie beſiegt war.

Das ſocialiſtiſche Element hatte ſich ſeit 1848 durch die Studenten und Arbeiter in den Brennpunkten der Induſtrie bedeutend vermehrt. Es trat offen in die demokratiſche Partei ein und übte dort einen entſcheidenden Einfluß aus, denn es kämpfte energiſch gegen die alten Progreſſiſten, welche Demokraten geworden waren. Die Spaltung, die ſeitdem offen ausgebrochen iſt, beſtand von Anfang an, aber im Verborgenen. Es ſammelten ſich alſo unter dem demokratiſchen Banner drei wohl zu unterſcheidende Fractionen: die Demokraten, welche radicale ökonomiſche und politiſche Verbeſſerungen wollten, aber geneigt waren, mit der Monarchie zu unterhandeln; die reinen Republikaner, die ſeit 1848 als Partei aufgetreten waren; und die Socialiſten, die den neueren Socialismus vertraten, wie er in Frankreich und Spanien unter der Regierung Louis Philipp's verbreitet wurde. An ihrer Spitze ſtanden Ordaz, Camara, Cervera, Terradas, Monturiol, Coello und Andere.

Dies war der Zuſtand der Ideen und Parteien, als die Julirevolution von 1854 ausbrach.

8.

Die meiſten ſpaniſchen Aufſtände in dieſem Jahrhunderte ſind Militäraufſtände oder ſie wurden wenigſtens wirkſam von der Armee unterſtützt. Dieſe Thatſache iſt bezeichnend für das Geſchlecht der Iberier und faſt ohne Gleichen in Europa.

Liebe zum Vaterlande und zur Freiheit, Theilnahme für jedes Princip, das ſie für richtig hielten (wenn es auch falſch ſein mochte), wog ſchwerer in dem Gewiſſen der Mitglieder der bewaffneten Macht, als die Mannszucht und der blinde Gehorſam gegen den Befehl.

Dies Gefühl der Menſchenwürde, das ſich gegen Satzungen der Uebereinkunft, ſeien ſie auch noch ſo ſtreng, wie z. B. die Mannszucht im Heere, empört, iſt freilich zuerſt durch die öffentliche Meinung und ſodann durch die Vertreter des Volkes genehmigt worden; und mit goldenen Buchſtaben hat man im Tempel der Geſetze die Namen der Mitglieder des Heeres eingeſchrieben, die für die Unabhängigkeit und Freiheit des Vaterlandes, wenn auch gegen ihren Eid und ihre Anweiſung, gefallen ſind.

9.

Wir ſind weit davon entfernt, alle aufſtändiſchen Bewegungen zu rechtfertigen, die durch die ſpaniſche Armee angefangen und unterſtützt worden ſind. Wir ſtellen nur die Thatſache hin, daß die Armeen der Halbinſel den übrigen europäiſchen Armeen hinſichtlich ihres paſſiven Gehorſams nicht gleichen.

Daoiz und Velarde, Officiere der Artillerie, ſtellten ſich am 2. Mai 1808 an die Spitze des Volkes und fielen für das Vaterland. Hätte damals die Beſatzung von Madrid, die 6000 Mann zählte, ſtatt dem militäriſchen Befehle zu gehorchen, begriffen, daß die Liebe zum Vaterlande lauter ſpricht als das Commando, ſo hätte dieſer Tag wohl einen anderen Ausgang als die Niederlage des Volkes gehabt, das ohne Waffen und ohne Anführer gegen die kriegsgeübten Soldaten Bonaparte's kämpfen mußte.

In Vergeſſenheit verſunken ſind die Namen der Soldaten, die an dieſem verhängnißvollen Tage dem Befehle ihrer Obern gehorchten und in den Kaſernen blieben, während das Volk ſich heldenmüthig ſchlug; und ſie werden in dieſer Vergeſſenheit bleiben; aber Daoiz und Velarde haben unſterblichen Ruhm davongetragen und ihre Namen werden fortleben, ſo lange das ſpaniſche Volk ein Volk bleibt.

10.

Seit dieſem denkwürdigen Tage haben die Mitglieder der Armee ihr Blut für jede Sache verſpritzt, die ſie für die gerechte hielten, und wir ſprechen es ohne Bedenken aus: wenn die Armee den verſchiedenen Regierungen, die in Spanien auf einander gefolgt ſind, gehorchte, ſo war dies mehr aus Ueberzeugung zu Gunſten der jedesmaligen Regierung als aus Zucht und aus Furcht vor den ſchweren Strafen, die auf ihren Bruch ſtanden.

Um ſich hiervon zu überzeugen, braucht man nur folgende Aufzählung der merkwürdigſten Aufſtände während dieſes Jahrhunderts, welche von Militärs begonnen oder unterſtützt worden ſind, zu durchlaufen.

1814 verſuchte der General Mina eine Bewegung zur Wiederherſtellung der Verfaſſung, die der König ſo eben abgeſchafft hatte; er mußte mit mehreren ſeiner Officiere nach Frankreich flüchten.

Kurz darauf folgten die Generale Lacy und Porlier ſeinem Beiſpiel und bezahlten ihre Niederlage mit ihrem Leben.

Anfangs 1820 empörten ſich Riego, Quiroga, Arco Agüero Lopez Banos mit einigen Bataillonen in der Provinz von Cadix, und O'Donnell, Graf von Abisbal, der gegen ſie ausgeſchickt wurde, erhob ſich zu Ocana mit ſeiner ganzen Diviſion für ſie.

Die königliche Garde machte im Juli 1822 einen Aufſtand zur Wiederherſtellung des Despotismus.

Beſſières erhob ſich 1824 mit vier Compagnien gegen Ferdinand VII., den er einen Freimaurer und Liberalen ſchalt, weil er die Inquiſition nicht wieder herſtellen wollte.

Valdes, Manzanares, Torrijos, Vidal, Marquez, Chapalangarra, Milans, Mina, lauter Chefs der Armee, und viele Andere erregten Aufſtände während der letzten zehn Jahre der Regierung Ferdinand's VII., und alle, außer den beiden letztern, ſtarben den Heldentod auf dem Blutgerüſt oder auf dem Schlachtfelde.

In dieſer Zeit ſtanden auch die Marineſoldaten, die zu Carraca als Beſatzung lagen, auf, und der Gouverneur von Cadix wurde durch einen Soldaten getödtet.

Der General Santos Ladron eröffnete den carliſtiſchen Aufſtand gleich nach Ferdinand's Tode und wurde erſchoſſen; ſein unglückliches Ende hielt die Generale Moreno, Eguia, Jauregui, den Grafen d'Espagna, Urbistondo und den Obriſtlieutenant Zumalacarregui u. ſ. w. nicht ab, ſeinem Beiſpiel zu folgen.

Im Jahre 1835 empörte ſich Cayetano Cardero zu Madrid mit einem Bataillon Fußvolk für die Wiederherſtellung der Verfaſſung von 1812.

Kurz darauf erhob ſich die Nordarmee für dieſe Verfaſſung.

Im Jahre 1837 machten 3000 Mann von der königlichen Garde unter Anführung von drei Unterofficieren den Aufſtand von La Granja und zwangen Chriſtine, die Verfaſſung von 1812 zu beſchwören.

1838 verſuchten die Generale Narvaez und Cordoba zu Sevilla eine Bewegung, welche ſcheiterte, und mußten flüchten. Cordoba ſtarb im Auslande.

1840 ſchloſſen ſich die vereinigten Armeen unter Espartero dem Pronunciamiento der Stadtverordneten von Madrid an.

Das folgende Jahr ſetzten ſich die Generale Concha, O'Donnell, Leon und Borſo di Carminati an die Spitze eines Militäraufſtandes zu Pampeluna, Saragoſſa und Madrid, um die Progreſſiſten und Espartero zu ſtürzen. Die beiden Letztern wurden erſchoſſen, einige andere Chefs und Officiere mit ihnen; die zwei Erſteren retteten ſich durch die Flucht ins Ausland.

Im Jahre 1843 machten Prim, Ortega, Serrano, Narvaez, Concha, Figueras, Lara, Alpiroz und Andere, die Letzteren vereinzelt, die Uebrigen mit ihren Regimentern die Revolution, welche den Regenten ſtürzte.

In demſelben Jahre empörten ſich Ametller, Martell, Betllera, Baiges, Par, Herbella und Andere mit mehreren Bataillonen in Catalonien für die Central-Junta; in Barcelona bildete ſich eine Compagnie, die aus lauter Officieren beſtand und die geweihte Compagnie hieß.

Der Hauptmann José Ordax Avecilla unterſtützte ſie zu Leon, und Andere nahmen thätigen Antheil an den Bewegungen von Vigo und Saragoſſa.

In den erſten Tagen des Jahres 1844 empörte ſich Oberſt Boné mit ſeinen Truppen zu Alicante gegen die Reaction; die Generale Santacruz und Ruiz unterſtützten ihn mit dem Regiment von Girone zu Carthagena. Boné und etwa 30 Anführer der Miliz wurden erſchoſſen. Die Aufſtändiſchen von Carthagena flüchteten ſich nach Algier.

Einige Monate ſpäter kamen der General Zurbano und ſeine Söhne in den Ebenen von la Rioja um. Ihre Verſchwörung ſcheiterte.

Im Jahre 1846 ſtand faſt die ganze Beſatzung von Galicien unter den Brigadegeneralen Solis und Rubin de Celis auf; General Iriarte ſchloß ſich in Alt-Caſtilien an die Bewegung an.

1848 entzündeten die beiden Ametller und Betllera von Neuem den Bürgerkrieg in Catalonien. Im Mai deſſelben Jahres empörte ſich der Commandant Buceta zu Madrid mit dem Regiment Spanien und im Juli die Commandanten Portal und Gutierrez zu Sevilla mit einem Bataillon und drei Escadrons. Mit dieſen Truppen gingen ſie nach Portugal, als ihr Unternehmen geſcheitert war.

Anfangs 1854 machte der Brigadier Hore zu Saragoſſa an der Spitze ſeines Regiments einen Aufſtand. Er fiel von Kugeln durchbohrt, weil andere Chefs, die ihn zu unterſtützen verſprochen hatten, im entſcheidenden Augenblick ihr Wort nicht hielten.

Im Juni deſſelben Jahres 1854 empörten ſich die Generale Dulce, O'Donnell, Medlina, Ros de Olano, Echagüe und Serrano mit dem Regiment del Principe und 2000 Reitern zu Madrid; einige Tage darauf folgten ihnen Oberſt Manſo de Zuniga mit dem Regiment Navarra zu Barcelona und der Generalcapitain der Principats, la Rocha, folgte an demſelben Tage ſeinem Beiſpiel mit der ganzen Beſatzung.

Ehe der Juli zu Ende war, hatte ſich die ganze Armee für die Bewegung erklärt, die O'Donnell und Dulce in Madrid begonnen hatten.

1855 erhob ſich der Commandant Corrales zu Saragoſſa mit zwei Schwadronen, an deren Spitze er die Stadt verließ und Karl VI. ausrief. Einige Tage ſpäter wurde er in der Provinz Lerida erſchoſſen, nachdem ſeine Truppen aus einander gejagt waren.

Im Juli 1856 erhob ſich General Ruiz, Generalcommandant der Provinz Gerona, mit einem Theil ſeiner Truppen gegen das Miniſterium O'Donnell. Rios Roſas, Generalcapitain von Galicien, that das Nämliche, und der General Falcon, Generalcapitain zu Saragoſſa, folgte ihrem Beiſpiel mit allen ſeinen Truppen; der General Gurrea leitete den Aufſtand von Logrono, und der Oberſt des Regiments von Aragonien betheiligte ſich an der Spitze ſeiner Soldaten zu Malaga an der Revolution.

1859 im Juli entdeckte man zu Alicante, Sevilla und Olivenza republikaniſche Militäraufſtände in dem Augenblick, wo ſie ausbrechen wollten. Zwei Unterofficiere wurden hingerichtet, andere nach Olivenza auf die Galeeren geſchickt. In Sevilla wurde ein Unterofficier von der Artillerie zum Garrottiren verurtheilt und ging freudig in den Tod; vier andere wurden auf die Galeeren geſchickt.

Im Jahre 1860 trat der General Ortega, Generalcapitain der baleariſchen Inſeln, mit 3000 Mann der Beſatzung dieſer Inſeln zu San Carlos de la Rapita auf, um den Grafen Montemolino, der bei ihm war, zum König auszurufen. Als die Truppen ſeine Abſicht erfuhren, verließen ſie ihn, und er wurde zu Tortoſa erſchoſſen.

11.

Wie man aus dieſer Aufzählung erſieht, beſteht die ſpaniſche Armee nicht aus unintelligenten Bayonneten, ſondern aus Bürgern, deren politiſche Ueberzeugung den paſſiven Gehorſam der Kriegszucht überwiegt.

Dies iſt ohne Zweifel eine große Gefahr; aber auf der andern Seite, was verdankt Spanien dieſer Einwirkung ſeines Heeres auf die Politik nicht Alles?

In drei großen Epochen wurde Spanien durch das Heer gerettet:

im Jahr 1820, als Riego, Quiroga und ihre glorreichen Gefährten die Verfaſſung von 1812 auf der Inſel Leon an der Spitze ihrer Regimenter wieder ins Leben rieſen; 1840, als die vereinigten Armeen unter Espartero das Pronunciamiento des Septembers und nicht die Reaction vertheidigten; und 1854, als Dulce, O'Donnell und ihre Gehülfen ſich im Namen der Sittlichkeit erhoben und Spanien von dem verderbten und Alles verderbenden Regiment befreiten, durch welches das Land entehrt wurde.

Siebentes Capitel.

Sartorius — Seine Politik. — Antidynaſtiſches Betragen aller Parteien. — Blinde Halsſtarrigkeit der Königin. — Manzanares' Programm. — Revolution von Madrid. — Die Königin beruſt San Miguel und Espartero. — Programm von Saragoſſa. — Espartero Premierminiſter. — Chriſtinens Flucht. — Folgen. — Coalition aller Parteien gegen die Demokratie. — Die Frage der Religion und des Thrones vor den conſtituirenden Cortes. — Volksdemonſtration gegen die Königin Iſabella. — Verfolgungen gegen die Verfaſſer republikaniſcher Schriften. — Die Geſchworenen ſprechen frei. — Auszug aus den Flugſchriften: „Espartero und die Revolution“ und „Das Volk und der Thron.“

1.

Gerade wie 1843 Espartero's Fall eine Folge der Spaltung der regierenden Progreſſiſtenpartei war, ebenſo brachte 1854 ihre Spaltung die **Moderirten** zu **Falle**.

Das Miniſterium Sartorius blieb 1853 im Amte, obgleich es im Senat unterlegen war, und kämpfte gegen eine Vereinigung aller conſtitutionellen Fractionen. Sartorius widerſetzte ſich und ſagte: „Nach mir die Sündfluth!“ Er dachte, ſeine Gegner würden es nicht wagen, zum Aufſtande ihre Zuflucht zu nehmen, aus Furcht, von einer Revolution zu weit fortgeriſſen zu werden; denn ſie konnte leicht den Thron bei Gelegenheit des Miniſterſturzes mit umwerfen. Sollte aber ein Aufſtand entſtehen, ſo war er entſchloſſen, nicht zu weichen und die Krone ſelbſt der Gefahr auszuſetzen. Dies beweiſt, wie wenig auf die Aufrichtigkeit ſeines Monarchismus zu geben war, deſſen er ſich ſo ſehr rühmte. Die Militärchefs des Aufſtandes ihrerſeits ſchraken ebenſo wenig vor der Möglichkeit einer Revolution zurück und zeigten dadurch, wie wenig ſie ſich aus der Königin und der Dynaſtie machten.

2.

In der Hoffnung, die Königin zur Entlaſſung des Miniſteriums zu zwingen, wenn ſie nur eine Aufſehen erregende militäriſche Bewegung machten, beſchloſſen die Anführer des Aufſtandes, es zu keiner Schlacht zwiſchen ihren Regimentern und den Regierungstruppen kommen zu laſſen, alſo nicht in Madrid ſelbſt Etwas zu unternehmen, nicht den Palaſt einzuſchließen und ſich auf dieſe Weiſe der Königin aufzuzwingen. Sie begnügten ſich damit, die Stadt mit ihren Truppen zu verlaſſen. Aber die Königin handelte nach dem Rath ihres Günſtlings Arana und des Miniſters Sartorius, hielt aus und ſchien entſchloſſen, jede Gefahr zu laufen, wenn es auch zum Aeußerſten käme. Die aufgeſtandenen Militärchefs hatten durch ihren Auszug aus Madrid dem Volke die Gelegenheit nehmen wollen, ſich in die Bewegung zu miſchen; ſie hofften, das Ganze würde ſich auf einen Miniſterwechſel beſchränken; aber die Ereigniſſe nahmen eine andere Wendung.

3.

Am Tage nach dem Aufſtande von Dulce, O'Donnell und ihren Freunden marſchirte die Beſatzung von Madrid ihnen entgegen. Die Aufſtändiſchen hatten Einverſtändniſſe unter den Truppen, die man ihnen gegenüber ſtellte, und glaubten, dieſe würden die Regierung verlaſſen und ſich mit ihnen vereinigen. Sie ließen daher ihre Leute mit Zuverſicht vorrücken, wurden aber mit ſchwerem Geſchütz empfangen und zogen ſich nach einem Scharmützel zurück, in welchem einige Schwadronen, die nur einen verſtellten Angriff machen ſollten, wirklich einhieben. Dies ſetzte Verluſte auf beiden Seiten. Die Aufſtändiſchen wollten ſich aber nicht gegen die Armee ſchlagen, ſondern dieſe für ihre Sache gewinnen, ſie zogen ſich daher zurück, und die Beſatzung von Madrid, die keine Pferde hatte (ihre 2000 Pferde waren bei den Aufſtändiſchen), begab ſich wieder in die Stadt.

Mehrere Tage vergingen, ohne daß dieſe Lage der Dinge ſich änderte; das Miniſterium faßte wieder Muth, weil der Aufſtand keinen Anklang im Lande fand, und die Aufſtändiſchen hofften noch immer, die Königin werde ſich eines Beſſern beſinnen und ihr Miniſterium ändern. Als endlich O'Donnell keinen andern Ausweg aus ſeiner kritiſchen Lage ſah, entſchloß er ſich zu einem Aufruf an das Volk; er erließ das Programm von Manzanares, worin er ſich erbot, die Nationalmiliz zu bewaffnen, die Verfaſſung von 1837 wieder herzuſtellen und die populärſten Reformen einzuführen.

4.

Sofort änderte ſich die Ausſicht; die bedeutendſten Städte erhoben ſich zu gleicher Zeit; die Bewegung verlor das militäriſche und moderirte Gepräge, das ſie von ihren Urhebern hatte, ging weiter und wurde eine Revolution. Nur in Madrid gab es Widerſtand, die Beſatzung kämpfte hier drei Tage gegen das Volk, ehe die Königin ſich zum Nachgeben entſchloß. Sie berief San Miguel und Espartero, alte Progreſſiſten, die ſie verfolgt und verachtet hatte. Dieſe deckten den Thron mit ihrer Popularität.

Während man ſich zu Madrid ſchlug und die Königin Espartero zum erſten Miniſter ernannte, hatten ſeine Freunde den General aus ſeiner Zurückgezogenheit von Logrono hervorgeholt, um ihn in Saragoſſa an die Spitze der Revolution zu ſtellen. Hier umgab er ſich mit Radicalen und machte ein Programm bekannt, welches weiter ging als das O'Donnell'ſche; er lud darin die Nation ein, conſtituirende Cortes zu ernennen. Dies Programm wurde die Fahne der Revolution.

Espartero wurde durch die Königin und durch ſeine eigenen Freunde, welche nicht im Stande geweſen waren die Bewegung aufzuhalten, ohne ſich auf ſeinen Namen zu ſtützen, nach Madrid berufen; er blieb aber in Saragoſſa, in der Hoffnung, die Revolution in Madrid werde ihren Fortgang haben, d. h. ſie werde die Dynaſtie und den Thron umſtürzen. Er ſchien geneigt zu ſein, der Sache ihren Lauf zu laſſen und dann das Geſchehene zu benützen. Jedermann hielt ihn für entſchloſſen, die Nachfolge der abgeſetzten Königin anzutreten, unter welcher Form es auch wäre, aber ohne ſelbſt die Verantwortlichkeit der Initiative auf ſich zu laden, denn er hat immer die Schwachheit gehabt, den Schein des Ehrgeizes zu vermeiden, ſo ſehr er ihm auch in Wahrheit ergeben iſt.

Er ſelbſt konnte zu keinem Entſchluß kommen und ſeine Freunde wußten ihm nicht recht zu rathen, wie er zu ſeinem Zweck gelangen ſollte; ſo begab er ſich endlich nach Madrid, um Miniſter der Königin zu werden und O'Donnell einen Theil der Gewalt zu geben, auf den dieſer Letztere nicht mehr zu rechnen gewagt hatte, ſeit die Revolution einen liberalen Charakter angenommen, der in den meiſten Provinzen radical und in einigen demokratiſch war. Statt das wichtigſte Miniſterium, das des Krieges, für ſich zu behalten, beging Espartero die

Thorheit und die Schwäche, es O'Donnell zu geben, ſo ſehr ihm dies auch wider den Mann ging.

5.

Espartero und ſeine Rathgeber, die Progreſſiſten, waren Herren der Lage, wußten ſich aber der Moderirten nicht zu entledigen. Sie wurden vielmehr durch deren Intriguen ins Schlepptau genommen und waren nur Werkzeuge in ihren Händen. Unterdeſſen war das Volk in Waffen und in mehreren Provinzen die Radicalen in der Gewalt. Chriſtine war in den Palaſt der Königin eingeſchloſſen, bewaffnete Banden belagerten ſie und wollten ſie nicht abreiſen laſſen. Sie ſei an allem Unglück des Vaterlandes Schuld. Espartero und die Progreſſiſten, die nicht gewagt hatten vorzugehen, wurden durch die Umſtände und durch die Bedingungen der Lage, die ſie angenommen hatten, gezwungen, der Reaction zu dienen. Sie waren in Allem und beſonders in der Fähigkeit, die Ereigniſſe vorauszuſehen, den Moderirten untergeordnet. Dieſe zeigten ſich eben ſo verſchlagen und geſchickt, wie die Progreſſiſten einfältig und unfähig waren. Auf Anſtiften der Moderirten legten ſie der Bewaffnung der Miliz alle möglichen Hinderniſſe in den Weg und gaben ſich alle Mühe, die Demokratie davon auszuſchließen. Die Reaction erregte Unruhen, um theilweiſe Entwaffnungen herbei zu führen, wie zu Sevilla, Malaga und Valencia, und ſchlug denen die Waffen ab, die ſie verlangten, wie der Bevölkerung von Barcelona und andern wichtigen Städten.

Um die Königin Chriſtine zu befreien, trieben die Moderirten Espartero ſo weit, daß er das Volk betrog; und am 28. Auguſt, als ſie ihre Flucht durchſetzte, wurde die Kriſis drohend und gefährlich. Aber an dieſem Tage trieben die Progreſſiſten wieder das nämliche Spiel wie an allen vorigen; ſtatt die Gelegenheit zu ergreifen, ſich der Moderirten zu entledigen, unterſtützten ſie dieſelben und warfen die Verantwortlichkeit für die Ereigniſſe, die ſie doch ganz allein hervorgebracht hatten, auf die Demokraten.

6.

Die Verbindung aller Parteien gegen die Demokratie, in welche die Progreſſiſten eingetreten waren, wurde die mächtigſte Waffe der Reaction. Die Progreſſiſten begriffen nicht, daß die Demokratie der einzige Damm war, dem man der Reaction entgegen ſetzen konnte, welche durch O'Donnell in der Regierung vertreten wurde; ſie begriffen nicht, daß ihr Vortheil und der Vortheil der Demokratie der nämliche war, daß ſie nicht die Demokratie zu fürchten hatten, ſondern die Reaction, die ſich ihnen nur unterwarf, weil die Umſtände ſie dazu zwangen.

Die Revolution, an der ſo viele verſchiedenartige Elemente Theil genommen hatten, bot keine großen Garantien der Dauer dar, aber ſie war radicaler als alle ihre Vorgängerinnen. Die öffentliche Meinung zeigte ſich in der Preſſe und in den conſtituirenden Cortes, ſie äußerte ſich kräftig über die wichtigſten Fragen, und dem Geiſte aller Staatsmänner wurde der Fortſchritt klar, welchen die Ideen in Spanien gemacht hatten, wenn ſie auch noch nicht die Macht beſaßen, ſich durchzuſetzen.

7.

Die beiden Elemente, welche nächſt der Production, von der ſie lebt, den meiſten Einfluß auf die Geſellſchaft üben, ſind nach unſrer Anſicht die Regierung und die Religion; und beide Fragen wurden jetzt zum erſten Male gründlich in Spanien behandelt; denn obwohl 1810 und 1836 die conſtituirenden Cortes ſie aufgeworfen hatten, ſo war doch ihre Erörterung beide Male von keiner Wichtigkeit geweſen.

Die Cortes von 1854 ſtellten den Thron in Frage; es iſt wahr, ſie behielten ihn bei, aber ſie machten ihn von der Volksſouveränetät, abhängig. Die monarchiſche Partei ſchlug vor und vertheidigte am 30. November 1854 einen Antrag, in welchem die conſtituirenden Cortes erklärten: „Spanien iſt eine conſtitutionelle Monarchie, erblich in der Familie der Iſabella von Bourbon und ihrer legitimen Nachkommen durch den Willen der Nation.“ Sie erkannten dem Volke das Recht zu, ſich eine Regierung zu geben, wie ſie ihm paſſend dünkte. Nur 23 Abgeordnete ſtimmten gegen dieſen Antrag; aber die Thatſache ſelbſt iſt bedeutend, und wir finden in der parlamentariſchen Geſchichte der übrigen Völker keine, die ihr zu vergleichen wäre. Dieſer Antrag, eingebracht von Männern aller Farben, wie ſie die monarchiſche Coalition umſchloß, von den reactionärſten, wie Concha, bis zu den freiſinnigſten, wie San Miguel, der eine einzige Verſammlung und andere demokratiſche Inſtitutionen wollte, war eine äußerſte Anſtrengung und ein peinliches Opfer. In dieſem Antrage war das Princip der Legitimität in Frage geſtellt; ſie unterwarfen es der öffentlichen Erörterung und ſtellten damit einen Vorgang hin, der von übler Vorbedeutung für den Thron war, den ſie aufrecht erhalten wollten.

8.

Wäre dieſer Antrag oder ein ähnlicher am Tage, wo die Cortes zuſammentraten, vorgelegt worden und hätte das Miniſterium erklärt, es enthalte ſich der Theilnahme an der Verhandlung aus Achtung vor der Souveränetät des Volks, oder es werde mit der Mehrheit ſtimmen, ſo hätte die Abſtimmung ohne Zweifel ein ganz anderes Ergebniß geliefert. Espartero's überwältigender Einfluß auf die Abgeordneten und nicht Ergebenheit für den Thron bewirkten dieſen Triumph Iſabellens und der Monarchie.

Damit der Leſer beſſer beurtheilen könne, wie ernſtlich die Gefahr geweſen, welcher die Revolution von 1854 die Dynaſtie Bourbon ausſetzte, wollen wir einige Vorfälle mittheilen, die in dieſer Hinſicht wichtig ſind.

Das Volk ließ keine Gelegenheit unbenutzt, um der Königin ſeine tiefſte Verachtung zu zeigen, und unterwarf ſie mehr Demüthigungen, als je ein andres gekröntes Haupt in andern Ländern während der revolutionären Kriſen zu erdulden gehabt.

Wenn Iſabella in die italieniſche Oper ging, vergaßen dieſe ſpaniſchen Caballeros die Höflichkeit ſo ſehr, daß ſie bedeckt blieben; und wenn bei ihrem Eintritt oder bei ihrem Weggehn das Orcheſter die königliche Hymne ſpielte, gab dies oft zu feindlichen Ausbrüchen Veranlaſſung.

Die Huldigung, die dem Souverain geleiſtet wurde, hat an öffentlichen Empfangstagen immer darin beſtanden, das Knie zu beugen und dem Monarchen die Hand zu küſſen. Bei dem erſten Empfange nach Eröffnung der Cortes verbeugten die Deputirten ſich vor der Königin nur, wie ſie es vor jeder andern Dame gethan haben würden; und als ſie dem Erſten, der vorbeiging, die Hand hinhielt, in der Erwartung, er werde ſie küſſen, ließ er ſie mit ausgeſtrecktem Arme ſtehen, als bemerke er es nicht. Iſabellen ſtieg das Blut in die Wangen.

Der General San Miguel, General-Inſpector der Milizen, begab ſich nach einer großen Revue mit den Chefs und Officieren zur Königin, um ihr die Aufwartung zu machen. Sie fanden aber, dies könne als ein Ausdruck der Anhänglichkeit und als eine politiſche Kundgebung angeſehen werden, die den Rechten der Verſammlung entgegen ſei, gingen alſo unmittelbar vom Palaſt zur Wohnung Espartero's und O'Donnell's, der Vertreter des Volkswillens, und machten den beiden Generalen die nämliche Erklärung, die ſie der Königin Iſabella abgelegt hatten.

9.

Der Verfaſſer dieſes Buches glaubte damals, daß es gerecht und zweckmäßig ſei, der Königin die Verantwortlichkeit fühlbar zu machen für die elf Jahre der Reaction, der ſie Spanien ſeit ihrer Mündigkeit unterworfen hatte. Er entwickelte dieſe Anſicht in Pamphleten, Zeitungen und Manifeſten, in denen er die republikaniſchen Principien auseinanderſetzte und die conſtituirenden Cortes aufforderte, das Werk, welches das Volk begonnen, zu vollenden und die Bourbons für immer zu verjagen. Dieſe Schriften wurden von der großen Mehrheit günſtig aufgenommen, und was merkwürdig bei der Sache iſt, der Verfaſſer wurde 26mal vor die Geſchworenen geſtellt und jedes Mal unter ſtürmiſchem Beifall des Publicums freigeſprochen. Wegen dieſer entſchiedenen Haltung der Geſchworenen ſtand die Regierung davon ab, zwölf andere Schriften des Verfaſſers ganz von derſelben Art zu verfolgen. Man muß aber nicht glauben, die Geſchworenen hätten damals in Preßſachen nie verurtheilt; von zehn reactionären Pamphleten oder Zeitungen, die angeklagt wurden, verurtheilten die Geſchworenen neun, während ſie die demokratiſchen Schriftſteller, vornehmlich wenn es ſich um Angriffe auf die Königin oder ihre Mutter Chriſtine oder — die katholiſche Religion handelte, freiſprachen.

10.

Um dem Leſer begreiflich zu machen, wie ſehr der ſprüchwörtlich gewordene Reſpect der Spanier vor dem Thron der Verachtung gewichen war, wollen wir Stellen aus einigen dieſer Pamphlete, die das Volk günſtig aufnahm und die Geſchworenen freiſprachen, hier anführen. Das erſte Pamphlet heißt: „Espartero und die Revolution“, das andere: „Das Volk und der Thron.“ Für beide wurde der Verfaſſer, für die erſte im September 1854 und für die zweite im December, freigeſprochen.

Folgendes iſt eine Stelle aus: „Espartero und die Revolution“:

„Das Volk iſt Sieger und folglich ſouverän; von nun an giebt es keinen Thron mehr; Espartero, durch ſeine Geburt und ſeine Grundſätze der Mann des Volkes, iſt das Symbol der Demokratie, die der beſiegten Monarchie den Willen des Volkes aufzwingt. Die königliche Macht iſt jetzt ein leeres Schattenbild. Von dem Augenblick an, wo der König ſeine Miniſter nicht mehr wählen kann, hört er auf König zu ſein. Wir bieten der Königin von Spanien Trotz und fordern ſie auf, ihre ſouveräne Macht zu bethätigen und dieſes Vorrecht auszuüben, welches dem Königthume zuſteht.

„Könnte ſie es wirklich wagen, Espartero fortzuſchicken und Narvaez zu berufen?

„Und warum kann ſie es nicht? Weil ſie nicht mehr Königin iſt, weil das Volk ſouverän iſt, ſowohl dem Rechte als der Gewalt nach, und ihr die Macht zu regieren genommen hat, als es mit Flintenſchüſſen das Miniſterium Cordova-Rios-Roſas über den Haufen warf.

„Der Anblick der Flammen, welche Chriſtinens Palaſt verzehrten und bald den ihrigen erreichen ſollten, erſchreckte Iſabella, die — ebenſo wie ein Ertrinkender nach einer glühenden Stange Eiſen greifen würde — den Namen Espartero's unter das Volk warf.

„Das Volk, welches Ehre und Freiheit in dem Sieger von Luchana perſonificirt ſieht, hielt ſeinen Arm zurück, der ſchon erhoben war, um ſeine Henker mit dem letzten Schlage zu zermalmen, und ſagte: Espartero, auf Dich hab' ich mein Vertrauen geſetzt. Uebe Gerechtigkeit an meinen Unterdrückern, die ich Dir überliefere, befeſtige die Freiheit, das Volk jauchzt Dir zu und wird Dir immer folgen; es iſt bewaffnet, es wartet auf Deinen Befehl, um ſich auf ſeine Feinde und auf die Feinde ſeiner Rechte zu ſtürzen.

„Seitdem iſt Espartero Herr der Verhaltniſſe. Im Namen des Volkes hat er dem Throne Bedingungen vorgeſchrieben, und wenn der Thron, obgleich nur ein leeres Sinnbild, noch aufrecht ſteht, ſo ſteht er nur, weil er dieſe Bedingungen angenommen hat.

„Wenn Allende Salazar, der die Bedingungen Espartero's überbrachte, am 22. Juli aus dem Palaſt herausgetreten wäre und zu dem Volke, das bewaffnet hinter den Barrikaden wartete, geſagt hätte: „„Der Thron ſchlägt die Bedingungen Espartero's ab. Er kann und darf alſo das Miniſterium nicht annehmen. Bürger, der Mann Eurer Wahl, auf den Ihr Euer Vertrauen ſetzt, iſt von der Königin zurückgewieſen worden!““ Wer wagt zu leugnen, daß einige Stunden ſpäter Königin, Thron und Palaſt alle mit einander in den Wirbeln der revolutionären Feuersbrunſt verſchwunden ſein würden?

„Wenn Alles dies nicht geleugnet werden kann, ſo hat die Volksherrſchaft das Recht, ihren Sieg laut und offen zu erklären.

„Durch ſeine Thaten hat das Volk bewieſen, daß es der Souverän iſt; durch ihr Bekenntniß, daß ſie überwunden ſei, hört die Königin auf Königin zu ſein.

„Und da die gedemüthigten Könige ſich nur wieder erheben, um ſich zu rächen, ſo glauben wir nicht, das Volk oder die Regierung, die es vertritt, ſei gewillt, der Tochter Ferdinand's eine neue Gelegenheit zu bieten, dem Beiſpiel ihres Vaters, fluchwürdigen Andenkens, zu folgen.

„Wir hoffen, das Volk wird nicht vergeſſen, daß in dieſem Jahrhundert die Geſchichte unſerer Könige ein Gewebe von Undankbarkeit, Verrath und Rache geweſen iſt.“

Weiterhin heißt es:

„Das Diario Espannol hat zur rechten Zeit folgende Frage aufgeworfen: „„Die conſtituirenden Cortes werden zu entſcheiden haben, ob die Tochter Ferdinand's VII. fort regieren ſoll, ob wir Don Pedro V. oder den Grafen Montemolino rufen, oder die Republik proclamiren ſollen.““

„Wir wiederholen: die Frage iſt ſehr zeitgemäß; aber ſie iſt unvollſtandig und falſch geſtellt.

„Unvollſtändig und falſch geſtellt; denn das Diario Espannol vergißt, zu Montemolino, ſeiner Couſine und Don Pedro V. Espartero hinzuzufügen, zu deſſen Gunſten die Frage zum Voraus entſchieden iſt.

„Es iſt unmöglich, einem Volke, das ſoeben ſeine Freiheit mit dem Bayonnet und mit dem Aufwand ſeines Blutes erobert hat, auch nur hypothetiſch die Wiederherſtellung des Despotismus mit ſeinem Geleit von Mönchen und Jeſuiten vorzuſchlagen, wie er in Montemolino perſonificirt iſt und in den Töchtern Ferdinand's VII., deren Charakter alle Welt nur zu gut kennt.

„Seit der beklagenswürdigen Regierung des Vaters von Ferdinand VII. bis auf unſere Tage iſt dieſe unſelige Familie die Geißel und die Schmach unſers Vaterlandes geweſen.

„Die Herrſchaft der Nachkommen Hugo Capet's hat in Spanien ihr Ende gefunden. Es war Zeit.

„Schon 1808, als ſie die Nation wie eine Heerde Schafe an den fremden Tyrannen verkauften, hätte man ſie fortjagen ſollen.

„1814, als der undankbare Ferdinand, auf den die Nation ihr Vertrauen geſetzt hatte, die Inquiſition und den Despotismus wieder herſtellte, die Verfaſſung, welche die Nation, ſich ſelbſt überlaſſen, in Folge ihres Rechts ſich gegeben, abſchaffte und die berühmten Patrioten, denen er ſeinen Thron verdankte, auf die Galeeren nach Afrika ſchickte, hätte man ſie fortjagen ſollen.

„Am 7. Juli 1822, als Ferdinand VII. die königliche Garde aufwiegelte und die Verfaſſung, die er beſchworen hatte, im Blute der heldenmüthigen Milizen von Madrid erſticken wollte, hätte man ſie fortjagen ſollen.

„Im Jahre 1823, als dieſer nämliche eidbrüchige König zur Wiederherſtellung des Despotismus 100,000 Söhne des heiligen Ludwig ins Land rief, hätte man ſie fortjagen ſollen.

„Und 1840 hätte man Chriſtine vor Gericht ſtellen und ſie wegen ihres Verrathes und wegen ihrer Unſittlichkeit zur Rechenſchaft ziehen ſollen. Hätten wir uns damals ein- für allemal von den Nachkommen jenes Henkers der ſpaniſchen Nation befreit, wir hätten 14 Jahre der Kämpfe, des Bluts, der Thränen und der Unterdrückung vermieden.

„Glücklicherweiſe hat die Stunde der Gerechtigkeit für dieſes Geſchlecht von Undankbaren und Verräthern geſchlagen, für dieſes grauſame Geſchlecht, welches ohne eine Miene zu verziehen ſpaniſches Blut in Strömen hat fließen ſehen, um in ſeiner gemeinen Hand ein Scepter feſtzuhalten, welches es entehrt. Das Gemüth empört ſich gegen die Hartherzigkeit dieſer Elenden, die weder durch die Thränen der Verwaiſten, noch durch den Schmerzensſchrei der Verwundeten, noch durch den Anblick ihrer Opfer gerührt wurden.

„Wer zur Feſthaltung eines leeren Titels Tauſende von Menſchen dem Tode opfert, iſt ſchuldiger als die Mörder, welche die Geſellſchaft aus ihrer Mitte verſtößt.

„Alle Throne der Welt zuſammen wiegen in der Wagſchale der Vernunft weniger als das Leben eines einzigen Menſchen.

„Glücklicherweiſe hat die Stunde der Gerechtigkeit geſchlagen, und den Gnadenſtoß, den das Volk ſeinen Unterdrückern mit den Waffen in der Hand nicht verſetzen wollte, werden ihnen die Cortes durch das Geſetz geben.

„Die Familie der Bourbonen in Spanien fortregieren laſſen, hieße das Volk zwingen, immer auf ſeiner Hut zu ſein zur Vertheidigung der Freiheit, die es eben erobert hat; denn die Bourbonen ſind immer und überall die geſchwornen Feinde der Freiheit und Unabhängigkeit der Völker geweſen."

Hier noch einige Stellen aus dem Pamphlet: „Das Volk und der Thron":

„Könnte meine Stimme bis zu Iſabella von Bourbon dringen, ſo würde ich ihr rathen, von einem Thron, der in Trümmern liegt, freiwillig herabzuſteigen, von dem ſie ohne Zweifel, wenn ſie hartnäckig darauf beharrt, mit Schimpf und Schande heruntergeſtürzt werden wird. Welchen Vortheil könnte es ihr bringen, ein Scepter ohne Macht und Glanz zu behalten?

„Iſt das Tragen einer ruhmloſen, mit Blut befleckten Krone eine Entſchädigung für die Herzensangſt, die Qualen, die Schrecken, die Demüthigungen, die ſie hat ausſtehen müſſen, die ſie in dieſem Augenblick ausſteht und die ihr noch bevorſtehen? Bald ſind es ihre Verwandten, ihre Oheime, ihre Vettern, die ihr den Thron ſtreitig machen, den ſie noch nicht beſtiegen hat, bald iſt es das empörte Volk, welches ſie von ihrer Mutter trennt und Perſonen überliefert, die ihr gänzlich fremd ſind. Später kaum zum jungfräulichen Alter gereift, wird ſie von einer Heerde Vampyre umringt, Menſchen ohne Religion und ohne Ehrlichkeit, die ſich ſelbſt Moderirte nennen, aber ihrer Tugend Schlingen legen, ihre Ehre bloßſtellen, mit ihrem Namen und ihrer Freiheit Handel treiben und ſie in eine dunkle Nacht von Elend, Grauſen und Verbrechen ſtürzen, in einen ſo teufliſchen Traum, daß nur ein Espronceda ihn ausmalen könnte, und aus dieſem Traume erwacht ſie, aufgeſchreckt, im Gefühl ihrer Schande, zitternd bei dem Lichte der Feuersbrunſt und bei dem Knattern des Gewehrfeuers der Juliſchlacht. Und dann, wenn wir ſie zu den Füßen des Volkshelden erblicken, deſſen Degen ſie ihren Thron verdankt und den ſie dafür mit Vergeſſenheit und Verbannung bezahlt hatte; wenn wir ſie mit Thränen bei ihm um Verzeihung für ihre Mutter bitten ſehen, die des Diebſtahls angeklagt iſt und von dem nämlichen Volke, deſſen Königin ſie ſich nennt, beſchimpft und mit dem Tode bedroht wird; und wenn wir endlich ſehen, daß ſie demſelben Manne Leben und Freiheit Chriſtinens, ſeiner unverſöhnlichen Feindin, verdankt, müſſen wir da nicht ausrufen: Iſabella; ſchreckt Dich die Zukunft nicht? Wenn Du des Morgens erwachſt, fragſt Du da nicht das dunkle geheimnißvolle Schickſal: welcher Dolch wird mich heute bedrohen? welche neue Revolution wird vor den Thoren meines Palaſtes ausbrechen? vor welchem andern ſiegreichen Helden werde ich meine königliche Stirn beugen müſſen? von welchem zweiten Pucheta*) werde ich bedroht werden und ſeine Verzeihung anflehen müſſen? Welchem zweiten Redondo**) werde ich zu danken haben, daß er mir Leben und Thron gerettet?"

Weiter unten heißt es: „Vertreter des Volks, könntet ihr die Genehmigung eures Grundgeſetzes von ihr verlangen, die die Entwaffnung der Milizen, die drakoniſchen Geſetze von Gonzalez, Bravo und Narvaez, die die Verfaſſung von 1845 genehmigt hat? Man verſuche es nicht, ſie mit der verfaſſungsmäßigen Unverantwortlichkeit zu decken. Trotz der politiſchen und parlamentariſchen Lehren ſind die Könige immer geweſen und werden ſie immer bleiben verantwortlich vor dem Volk und verantwortlich vor der Geſchichte.

Könnte ſie die Freiheit, die Vaterlandsliebe und die Tugend vertreten, ſie, die die Tyrannei vertreten hat? ſie, die elf Jahre lang Befehle zur Proſcription, zur Gütereinziehung und zur Ausrottung unterzeichnet hat? ſie, die die Unſittlichkeit belohnt und geehrt und das Verbrechen befördert hat?“

---

*) Pucheta war ein Stierkämpfer, dem die Königin und O'Donnell ſehr ſchmeichelten und der nach 1854 einen Orden bekam, weil er einen mächtigen Einfluß in den Vorſtädten ausübte.

**) Redondo war ein Polizeicommiſſar, der in dem republikaniſchen Aufſtande von 1848 tödtlich verwundet wurde. Die Königin ſchrieb ihm einen eigenhändigen Brief und dankte ihm dafür, daß er ſein Leben geopfert und den Thron gerettet habe.

Dieſe Auszüge werden hinreichen, ſollte ich denken, dem Leſer zu zeigen, daß der monarchiſche Geiſt, der in frühern Zeiten ſo tiefe Wurzeln in Spanien geſchlagen hatte, im Jahre 1854 ſo zu ſagen verſchwunden war. Und es wird nicht nöthig ſein, noch Auszüge aus den antimonarchiſchen Reden zu geben, die in den Cortes vorgetragen wurden.

Achtes Capitel.

Miniſterielle Veranſtaltungen, um den Glauben an eine Volksbegeiſterung für die Königin zu erregen. — Kitzliche Lage Iſabellens. — Eine Politik, welche die Dynaſtie retten könnte. — Candidatur Don Pedro's von Portugal. — Don Luis I. — Zuſtand von Portugal. — Vortheile der iberiſchen Union. — Ein Fall, in dem ſie ſich verwirklichen könnte. — Verbindung. — Candidatur des Juan de Bourbon. — Seine Ohnmacht. — Fanatismus der Königin. — Die Nonne Patrocinio. — Ihr Einfluß. — Schwierigkeit eines Dynaſtiewechſels. — Verhältnißmäßige Leichtigkeit einer Abdankung und einer Regentſchaft.

1.

Der Leſer weiß und der weitere Verlauf der Begebenheiten zeigt, daß die Monarchie äußerlich den Sieg davontrug; aber ihre ſittliche Niederlage war ſo vollſtändig, als es die Verhältniſſe erlaubten, und die Miniſterien, die ſich ſeit ſieben Jahren in Spanien abgelöſt, haben keine andere Aufgabe gehabt, als den Riß, den die Monarchie erlitten hat, wieder zu flicken, und den Beweis zu führen, daß ſie lebenskräftig und Iſabella von ihrem Volke angebetet ſei.

Reiſen der Königin in die Provinzen, große Feſte der ſtädtiſchen und provinziellen Corporationen, die ihre Bürger zu Grunde richten und enorme Summen verſchlingen, Kundgebungen, die dem Volke in die Schuhe geſchoben werden, aber von der Regierung ins Leben gerufen und veranſtaltet ſind, freilich unter dem Beifall der Luxushändler, der Gaſthausbeſitzer oder wer ſonſt von einem großen Zuſammenlauf von Menſchen an Einem Orte Nutzen ziehen kann; Alles dies umgiebt die Königin mit einem Schein der Volksgunſt und überdeckt einen bodenloſen Abgrund mit Blumen, kann aber nur Die täuſchen, die nur nach der Oberfläche ſehen und urtheilen.

1857 ließen die Neu-Katholiken die Königin Alicante beſuchen, und da die Einwohner nicht ſehr geneigt zu ſein ſchienen, ſich wegen des Empfangs in Koſten zu ſetzen, ſo gaben der Provinzialrath und der Civilgouverneur, in Ermangelung anderer Mittel für die Feſtlichkeiten, mehr als 150,000 Franken, die ſie zum Wegebau in Caſſe hatten, aus. Dieſe empörende Veruntreuung öffentlicher Gelder wurde von der Preſſe zum großen Schaden des königlichen Anſehens gebrandmarkt.

Als die Königin ſich 1860 nach Barcelona begab, fürchteten die Behörden die Gleichgültigkeit der Bevölkerung und machten unglaubliche, höchſt koſtſpielige Anſtrengungen, um die Menge herbeizulocken. Der Civilgouverneur und der Burgemeiſter beriefen Einwohner aus jeder Straße zu ſich, forderten ſie auf, Ausſchüſſe zu bilden und Unterzeichnungen zu eröffnen für die Empfangskoſten, und da die Unterzeichnungen keinen rechten Fortgang hatten, ſagten dieſe Herren zu den Ausſchüſſen: „Macht einen Koſtenanſchlag, ſammelt ſo viel Geld als ihr könnt und kümmert euch nicht weiter um den Ausfall; die Regierung wird ihn decken.“ Anſchläge mit Ankündigungen großer Feſtlichkeiten mochten die Neugierde der Bevölkerung nicht hinlänglich aufſtacheln; der Civilgouverneur rief alſo überall die Stadtverordneten zuſammen und der Burgemeiſter von Barcelona ſchärfte allen Schulmeiſtern ein, mit ihren Schulen zum Landungsplatz der Königin zu kommen und ihr ein Gefolge zu geben. Dieſe Anſtrengungen halfen, und die Regierung konnte durch den Telegraphen ankündigen, die Königin ſei von 40,000 Menſchen empfangen worden, die ihr ihre Huldigung ausdrücken wollten. Im Jahre 1861 wurde dieſelbe royaliſtiſche Aufführung zu Santander wiederholt, in dem nämlichen Augenblick, wo in Andaluſ[illegible] 10,000 Mann von der bäuerlichen Bevölkerung aufſtanden mit dem Feldgeſchrei: „es lebe die Republik! es lebe Garibaldi! nieder mit dem Papſt!“ Der Säbel ſtellte die Ordnung wieder her und blutige Verfolgungen erſtickten die öffentliche Meinung des Landes für den Augenblick. Aber der Aufſtand und das Feldgeſchrei von Loja im Jahre 1862, dem nach dem eigenen Geſtändniß der Regierung 43 Ortſchaften von Malaga, Granada, Almeira und Jaen folgten, iſt, wie die Bewegungen von Malaga im Jahre 1856 und von Sevilla im Jahre 1857, von Eſtremadura, Andaluſien und Alicante im Jahre 1859, eine Verurtheilung der Monarchie durch die öffentliche Stimme, eine Funke, der das Feuer verräth, welches in der Tiefe der ſpaniſchen Geſellſchaft glimmt.

Die unerbittliche Grauſamkeit der Regierung gegen die Aufſtändiſchen von Loja kann den Geiſt des Volkes nur erbittern. An dem nämlichen Tage, wo die Königin einem zum Garrottirtwerden verurtheilten Mörder das Leben ſchenkte, verweigerte O'Donnell unerbittlich die Begnadigung der Aufſtändiſchen, die dem Henker anheimfielen.

2.

Was half es, daß ſich die Mehrheit der Cortes am 30. November 1854 für die Monarchie ausſprach; die 23 Abgeordneten, die gegen den Thron ſtimmten, hatten die Volksſtimme für ſich und ſind von ihr in Schutz genommen worden.

Es wird belehrend ſein, ihre Stellung in der Geſellſchaft anzugeben. Vier waren Univerſitäts- und Schullehrer im Solde des Staats, die noch heute ihre Lehrſtühle inne haben. Drei oder vier waren Publiciſten; einer ein Marquis und einer ein Graf; vier oder fünf waren Advocaten, die übrigen Gutsbeſitzer.

3.

Was ſeitdem in Italien und Spanien vorgegangen iſt, hat die öffentliche Meinung mit ſo reißenden Schritten vorwärts gebracht, daß alle Welt ſich geſteht, die Monarchie werde ganz gewiß in der nächſten Revolution verſchwinden.

Die jetzige Lage Iſabellens iſt noch bedenklicher als die Lage Franz' II. von Neapel, ehe der Aufſtand in Sicilien Garibaldi und ſeine tauſend Helden nach Marſala rief. Franz II. vertrat ein Princip; er war der legitime König von Gottes Gnaden, ohne Nebenbuhler.

Iſabella hingegen hat mehrere Nebenbuhler, und die Royaliſten der monarchiſchen Ligue, die ihr gegen die Republikaner beiſtehen, lieben ſie nicht; ſie verabſcheuen ſie und laſſen ſie ſich nur als eine zeitweilige Nothwendigkeit gefallen; ſie behalten ſich vor, einen Fürſten an ihre Stelle zu ſetzen, der nicht wie Iſabella mit der Revolution im Bunde ſteht; und die moderirten Conſtitutionellen von O'Donnell bis Olozaga wiſſen ſehr wohl, daß die Königin ſich ihre Herrſchaft nur gefallen läßt, daß ſie ihr durch die Umſtände, von denen ſie ſich beherrſcht ſieht, aufgezwungen werden, und würden einen weniger fanatiſchen, liberaleren Fürſten vorziehen, der Luſt hätte, das conſtitutionelle Syſtem in Wirkſamkeit zu ſetzen und die verſchiedenen Parteien abwechſelnd je nach der Mehrheit im Parlament an die Regierung gelangen zu laſſen. Nur die Schwierigkeit dieſes Perſonenwechſels und die Furcht vor der Revolution erhalten Iſabella auf dem Thron. Schon im Jahre 1854 verſuchten die Conſtitutionellen den König Pedro von Portugal zum König ernennen zu laſſen; und Montemolino und ſein Bruder unternahmen 1860 eine Bewegung, welche durch das nämliche Element unterſtützt wurde, mit dem die Königin ſich umgiebt, durch die Carliſten und die hohe Geiſtlichkeit, welche die neukatholiſche Partei bilden. Sie beherrſchen Iſabella durch ihren Beichtiger, den Vater Claret, und die alte Nonne Patrocinio, die ihren abergläubiſchen Fanatismus nähren. Dieſem Fanatismus der Königin verdankt die Geiſtlichkeit ihren vorwiegenden Einfluß und das Concordat von 1851, ſo wie das von 1860, welche die öffentliche Meinung ſo ſehr beleidigt haben. Und doch ſind es dieſe Concordate, die in Wahrheit der Kirche nur einen Zaum anlegen.

Um das grollende Gewitter zu beſchwören, müßte die Königin die überlieferte Politik ihrer Familie verlaſſen, mit dem Einfluß der Geiſtlichen brechen und freiwillig und ohne Rückhalt die Progreſſiſten an die Regierung berufen; ſie müßte nach dem Beiſpiel des Königs der Belgier und der Königin von England dem Kampfe der Parteien im Parlament freies Spiel laſſen; ſie müßte die jetzige Verfaſſung im weiteſten Sinne verbeſſern und den Claſſen, welche davon ausgeſchloſſen ſind, in der Gemeinde, in der Provinz und im Parlament mehr Einfluß gewähren. Wenn die Königin dieſe Politik ergriffe, würde ſie unfehlbar der neukatholiſchen Partei alle Ausſichten zerſtören und die Macht der demokratiſchen Oppoſition vermindern; dieſe würde ſich dann in Progreſſiſten, Demokraten, Conſtitutionelle und reine Republikaner ſpalten. Dieſe letztern könnten dann nicht mehr auf einen nahen Triumph ihrer Principien hoffen, weder in den Wahlen, noch in einem bewaffneten Aufſtande, wenn nicht eine demokratiſche Revolution in Europa triumphirte; denn die demokratiſche Partei in Spanien verdankt ihre Stärke vornehmlich dem adminiſtrativen und ökonomiſchen Syſtem, das ſie verſpricht; und dies Syſtem läßt ſich unter einer Monarchie verwirklichen. Wollte die Krone nun dies Syſtem annehmen und anwenden, ſo würde ſie der Demokratie ihre mächtigſte Waffe aus der Hand winden.

Es iſt aber abgeſchmackt, der Königin Iſabella zuzutrauen, daß ſie je eine ſolche Politik zu der ihrigen machen könne.

4.

Die Monarchie könnte ſich in Spanien auch durch einen Wechſel der Dynaſtie befeſtigen; aber auch dieſer Wechſel läßt ſich nicht ausführen.

In Spanien iſt nicht, wie in Frankreich 1830, ein Zweig der königlichen Familie in der Volksgunſt. Gerade der Zweig, der dieſe Volksgunſt genoß, nimmt jetzt den Thron ein und hat es dahin gebracht, ſich um alles Anſehn zu bringen, wie die Orleans im Jahr 1848; und ſo läßt ſich das Spanien von 1862 eher dem Frankreich von 1847 als dem von 1830 vergleichen. Man hat indeſſen zwei Prätendenten aufgeſtellt: Don Juan de Bourbon, den Vetter der Königin, und Don Pedro, König von Portugal. Wir glauben mit Leichtigkeit darthun zu können, daß weder Don Juan, noch Don Pedro, wenn er am Leben geblieben wäre, eine Ausſicht gehabt hätte.

5.

Von beiden Candidaturen hat die des Königs von Portugal am meiſten auf ſich, ſie würde das Problem der iberiſchen Union löſen und an die Stelle der Bourbonen einen Monarchen ſetzen, der aufgelegt wäre, die freie Verfaſſung in Ehren zu halten. Bei einer ſolchen Löſung würde Spanien ohne Zweifel gewinnen. Denn die Vereinigung der beiden Völker unter einem freiſinnigen Fürſten würde der Möglichkeit einer abſolutiſtiſchen Reſtauration den Garaus machen und zugleich die Furcht vor einer blutigen Revolution, die jetzt alle Gemüther beunruhigt, aufheben. Die Halbinſel, die dadurch eine Macht erſten Ranges würde, ſetzte dem Einfluß Frankreichs ein Gegengewicht entgegen; denn Spanien und Portugal zuſammen haben eine Bevölkerung von 22 Millionen auf dem Continent und den naheliegenden Inſeln, und dieſe erhebt ſich zu der Höhe von 35 Millionen, wenn man die Bevölkerung der Colonien mitrechnet. Die Halbinſel könnte dann den Verſuch machen, Gibraltar mit Gewalt wieder zu nehmen, wenn ſich England nicht zu einem Abkommen bereit finden ließe; und in Afrika, Aſien und Amerika würde ihr Einfluß wachſen.

Dieſe Vortheile haben die Staatsmänner, welche an eine ſolche Vereinigung dachten, hervorgehoben, und ſie laſſen ſich nicht beſtreiten; dennoch, wir wiederholen es, iſt dafür keine Ausſicht auf Erfolg vorhanden. Im Jahre 1854 kannte das ſpaniſche Volk den König von Portugal nicht, konnte alſo auch keine Vorliebe für ihn hegen. Die ſpaniſche Volksmaſſe iſt nicht gerade geneigt, einen Fremden, der aus den Wolken fällt, zu ihrem König zu nehmen. Hätte Don Pedro durch irgend ein großes Unternehmen die öffentliche Aufmerkſamkeit auf ſich gelenkt, ſo hätten ſeine Anhänger hoffen können, das ſpaniſche Volk für ihn zu gewinnen. Er war aber weiter Nichts als ein König, deſſen Charakter und perſönliche Tugenden Achtung verdienten, und der nach der Verfaſſung regierte, was aber nicht ausreicht, um die Maſſen zu begeiſtern.

Auch von Seiten des portugieſiſchen Volks und Don Pedro's ſelbſt erhoben ſich Schwierigkeiten. Wäre ihm die Krone von Iberien gegeben worden, ſo würde er ſie ohne Zweifel nicht ausgeſchlagen, aber ſeinerſeits auch Nichts gethan haben, um ſie zu erobern. Der hochmüthige, gewaltthätige und blutdürſtige Charakter des ſpaniſchen Volkes erſchreckte ihn. Er war daran gewöhnt, die Portugieſen, ein ſanftes, menſchliches und gelehriges Geſchlecht zu regieren, die 30 Jahre voll Revolutionen, Manifeſtationen und Pronunciamiento's durchgemacht hatten, ohne einen Tropfen Blut zu vergießen; darum verabſcheute er die Schlächtereien, die blutigen Reactionen, die Hinrichtungen, die ſich in Spanien von Jahr zu Jahr erneuerten. Man darf glauben, die Portugieſen würden ſich nicht widerſetzt haben, wenn Don Pedro ſie mit den Spaniern vereinigt hätte; da der Antrag aber von den Spaniern ausgehen mußte, ſo würden die Portugieſen ohne Zweifel den Gedanken an Vereinigung zurückgewieſen haben; dieſe würde für ſie das Aufgehn in Spanien, wo nicht gar ihre Unterwerfung bedeutet haben.

Luis I., der Nachfolger ſeines Bruders Pedro, erbte den guten Willen der Parteigänger der iberiſchen Union. Seine Thronbeſteigung änderte Nichts an der Lage, weil man annehmen darf, er werde unter den nämlichen Einflüſſen wie ſein Bruder auch die nämliche Politik befolgen.

Trotz aller dieſer Hinderniſſe könnte dennoch ein Verſuch zur Vereinigung gemacht werden, wenn die ſpaniſche Regierung in der neukatholiſchen Reaction zum Aeußerſten ſchritte, der Triumph der Republik durch die Revolution bevorſtünde, alle conſtitutionellen Monarchiſten die Dynaſtie der Bourbons verloren geben müßten und ſich alsdann der portugieſiſchen Dynaſtie in die Arme würfen. In dieſem Falle würde der Erfolg von der Haltung Frankreichs und Englands abhängen. Aber man kann nicht hoffen, daß dieſe beiden Mächte für Don Luis I. Daſſelbe thun ſollten, was ſie für Victor Emanuel gethan haben; denn ſie haben in der iberiſchen Halbinſel andere Intereſſen als in Italien, und es iſt nicht wahrſcheinlich, daß ſie die Hand bieten würden zur Bildung eines mächtigen unternehmenden Staates, welcher das gegenwärtige Gleichgewicht Europa's umſtürzen würde.

6.

Da wir von der Möglichkeit eines Dynaſtiewechſels haben ſprechen müſſen, ſo halten wir es für angemeſſen, einige Betrachtungen über die Vereinigung Portugals mit Spanien aus einem andern Geſichtspunkte hinzuzufügen. Obwohl für die Iberier die Einheit der

Regierung oder die Nationaleinheit weder die Wichtigkeit, noch die Dringlichkeit hat, welche ſie für Italien hat, wo ſie eine weſentliche Bedingung der Unabhängigkeit bildet, ſo iſt ſie doch aus demſelben Grunde nicht unerheblich. Portugal iſt nur dem Namen nach unabhängig; es iſt viel mehr eine engliſche Colonie als ein unabhängiges Land; denn ſeine Selbſtſtändigkeit hängt von dem Schutz ſeines mächtigen Alliirten ab. Es hat alle Laſten eines freien Landes zu tragen, ohne den Hauptvortheil, das Bewußtſein ſeiner Unabhängigkeit dadurch zu erlangen. Es unterhält ein Heer und eine Flotte, die es gegen den Angriff keines einzigen Feindes ſchützen; und wenn England nicht zu ſeinen Gunſten einſchreitet, muß es ſich Demüthigungen unterwerfen, wie 1858, als die franzöſiſche Regierung mit offener Gewalt ein franzöſiſches Schiff aus dem Tajo holte, das als Sclavenhändler in flagranti ertappt und den Gerichten überantwortet war.

Seine Colonien bringen ihm keine Einkünfte. Seit dem Verluſte Braſiliens hat es keine Hoffnung mehr auf Vergrößerung; auch iſt der Volksgeiſt in Portugal durch und durch niedergeſchlagen, weil er ſeine Schwäche fühlt. Die Erſchlaffung, die daraus entſpringt, ſowohl in der Thätigkeit der Regierung als in der der Einzelnen, überraſcht den Fremden, ſo wie er den Fuß in dieſes durch ſein Klima und ſeine Producte ſo fruchtbare und reiche Land ſetzt. Der engliſche Einfluß iſt ſo mächtig, daß die Portugieſen ganz knechtiſch in ihrer politiſchen Einrichtung dem Beiſpiele Englands gefolgt ſind, trotz der tiefgreifenden Unterſchiede zwiſchen Iberiern und Angelſachſen.

Das portugieſiſche Heer iſt noch in dem Zuſtande, in dem das engliſche vor dem Krimkriege war. In Portugal wie in England giebt es Majorate mit ihren Vorrechten und eine erbliche Pairskammer. Religiöſe Toleranz herrſcht nach dem Geſetz und nach der Sitte. Die Geiſtlichkeit hat auf die Regierung und auf das Volk keinen Einfluß; und doch ſind die Portugieſen ebenſo katholiſch wie die Spanier. Die verſchiedenen Cabinete fingen von ſich aus Nichts an, hatten keine Gedanken an Verbeſſerungen, und an einer Thatkraft, wie ſie z. B. der berühmte Pombal entwickelte, oder an den Mitteln, ſie ins Werk zu ſetzen, hat es ihnen durchgängig gefehlt. Der Tabak iſt ſeit mehreren Jahren an Pächter abgetreten, die das Recht haben, durch ſelbſternannte Richter Diejenigen aburtheilen zu laſſen, die ihren Verträgen mit der Regierung zuwider handeln. Und die Regierung zieht ein geringes Einkommen aus dem Monopol, während das Volk ſeinen Verbrauch an Tabak theuer genug zu bezahlen hat, damit die Schmuggler, die ihn in den ſpaniſchen Staatsniederlagen kaufen, ihn mit 100 Procent Vortheil wieder verkaufen können.

Die Thätigkeit der Einzelnen iſt faſt verſchwunden, die Entwicklung des Reichthums und der Civiliſation läßt ſich mit der Spaniens und andrer Länder nicht vergleichen. Nicht, daß es den Portugieſen an Verſtand und andern Eigenſchaften der Völker fehlte, die Fortſchritte machen, noch daß ihre Staatsmänner hinter denen anderer Völker zurückſtünden, nur die verhängnißvolle geographiſche Lage hat Portugal des Verkehrs zu Lande mit Europa beraubt und ſeine ganze Thätigkeit auf die Ausbeutung der Colonien hingewendet; ſo daß es mit dem Continent faſt alle ſeine Beziehungen verloren hat. Nach dem Verluſt ſeiner reichſten und bevölkertſten Colonien, bei ſeinem Rückſtande in Allem, was die neuere Civiliſation betrifft, hinter jedem andern Lande Europa's ſchlief Portugal in der Erinnerung ſeines alten Ruhmes und Glanzes ein. Durch den Lärm der Revolutionen wurde es unſanft aus ſeiner Schlafſucht aufgeſtört, aber es verlor den Muth, als es ſich ſo weit hinter den übrigen Nationen zurück ſah, die in ihrer Entwicklung ſo reißende Fortſchritte machen. Wenn die Portugieſen Spanien ſiegreich und glücklich aus der Kriſis ſeines Verfalls hervorgehen, ſich mit Eiſenbahnen durchziehen, eine Flotte herſtellen, in Afrika ſein Banner ſiegreich aufpflanzen und aus ſeinen Colonien große Einkünfte ziehen ſehen, ſo verletzt dies ihre Eigenliebe, und einige von ihren ausgezeichneten Staatsmännern haben ſchon in der Vereinigung das einzige Mittel gegen ihre Ohnmacht entdecken wollen. In dieſem Augenblick erſcheint die Verwirklichung der Einheit allen Leuten utopiſtiſch, aber das Geſetz der Entwickelung, nach dem die Glieder eines und deſſelben Volksſtammes ſich einander nähern und vereinigen, findet einen mächtigen Bundesgenoſſen in den Eiſenbahnen, welche ſehr bald den ſpaniſchen Geiſt über Portugal ausbreiten werden. Die Verbindungen vervielfältigen ſich und werden nach und nach die ſittlichen und materiellen Schwierigkeiten aus dem Wege räumen. Dabei werden die Portugieſen durch die Einrichtung von Verbindungsſtraßen und Eiſenbahnen noch mehr gewinnen als die Spanier, und Liſſabon dem Hafen Cadix manche Handelsvortheile entziehen.

Die politiſche Vereinigung, die durch einen Dynaſtiewechſel ſo ſchwer zu verwirklichen ſein würde, wird eine leichte Sache durch Verbündung, ein Gedanke, den die portugieſiſchen Demokraten ſowohl als die ſpaniſchen annehmen; und dieſe Verbündung wird ſich vollziehn, ſo wie die Demokratie in Spanien zur Gewalt gelangt.

7.

Das Syſtem der Verbündung hat gegenwärtig nicht viel Anhänger in der Partei der Freiheit; es iſt in Italien dem Princip der

Einheit gewichen und wird jetzt in der neuen Welt, gerade dort, wo es ſich in ſeinem vollen Glanze entfaltet hatte, furchtbar auf die Probe geſtellt; aber Zufälle beweiſen Nichts gegen Principien, und es iſt unſre tiefſte Ueberzeugung, daß auf der iberiſchen Halbinſel, in Deutſchland, in Italien, überall wo die Zweige eines Volksſtammes ſich wieder nähern wollen, nur die Verbündung die politiſchen Fragen löſen und die Einigkeit, die Uebereinſtimmung und die Freiheit erzeugen wird, welche das Syſtem der Einheit, das nur unter gewiſſen außergewöhnlichen Verhältniſſen möglich iſt, nur durch Uebermacht, Unterdrückung und Gewaltthätigkeit verwirklichen kann.

Die Verbündung bringt die Einheit hervor, ohne die Selbſtbeſtimmung der einzelnen Theile zu zerſtören, und wenn ſie ohne Widerrede ſchwächer für den Kampf iſt, ſo iſt es eben ſo klar, daß dieſe Kämpfe nicht ewig dauern werden und daß die Einrichtungen des Einheitsſtaates ſich nicht für die ordentlichen Zeiten des Friedens und der Gerechtigkeit eignen. Wir nehmen daher keinen Anſtand zu behaupten, Freiheit und Gerechtigkeit im Innern und nach außen werden ſich bei den großen Volksſtämmen, die jetzt in Europa nach Einheit ſtreben, nur durch die Verbündung ihrer Gruppen und der verſchiedenen Nationalitäten begründen laſſen.

Weil die ſpaniſchen und portugieſiſchen Demokraten durch keine Unterdrückung von außen genöthigt ſind, Leben und Kraft in der Einheit zu ſuchen, ſo ſind ſie für die Verbündung. Alſo nur die Demokratie kann die Vereinigung bewirken, denn ſie achtet die Freiheit beider Theile und verletzt ſo wenig die Empfindlichkeit der Portugieſen oder ihre Unabhängigkeit, daß ſie ihnen die letztere vielmehr erſt ſichert. Portugal wird durch die Verbündung an die Stelle ſeiner jetzigen nur nominellen Unabhangigkeit, für die es ſo theuer zu bezahlen hat, die wohlfeile Freiheit und die Macht ſeiner Verbündeten ſetzen. Wer nur die Oberfläche der Dinge anſieht, kann leicht finden, daß die Verbündung jetzt ein bloßer Traum ſei; aber wir leben in einer Zeit, wo der Traum von geſtern die Wirklichkeit von heute iſt, und da dieſe Löſung der Schwierigkeiten die einzig vernünftige iſt, ſo erwarten wir einen Bundesſtaat der Spanier und Portugieſen zu erleben.

8.

Don Juan de Bourbon, der neue Candidat, der Erbe der Rechte, die ſein Bruder Montemolino auf die ſpaniſche Krone haben wollte, muß unſere Aufmerkſamkeit einen Augenblick in Anſpruch nehmen; wäre es auch nur um zu zeigen, daß er noch weniger Ausſicht als der König von Portugal hat. Der Name, den er trägt, und die Ideen, die er äußert, gehören freilich zuſammen, ſind aber auch die beiden hauptſächlichſten Hinderniſſe, die ſeinen Plänen im Wege ſtehen.

Für die Royaliſten und die conſervativen Liberalen, welche Anhänger der Legitimität ſind, heißt: ſich liberal nennen, das allgemeine Stimmrecht und die Religionsfreiheit verkündigen, abſcheuliche Gedanken äußern. Dies würde hinreichen, den legitimſten Fürſten aller ſeiner Rechte von Gottes Gnaden zu berauben. Für die radicalen Liberalen erregt der bloße Name Bourbon in einem ſolchen Grade Mißtrauen, daß ſie an ſeiner Aufrichtigkeit zweifeln würden, auch wenn er, durch einen Zufall auf den Thron geſetzt, ſeine Verſprechungen hielte. Don Juan iſt alſo ganz außer der Ordnung und ein völlig unmögliches Weſen. Ein Bourbon, der liberal oder Demokrat, der ein Feind der katholiſchen Einheit, des Papſtes und ſeiner weltlichen Herrſchaft wäre, iſt etwas Undenkbares, wenn man ſich vergegenwärtigt, was die Familie Bourbon in der Geſchichte vorſtellt. Wenn ein Bourbon es auch aufrichtig meinte, würde doch kein Menſch an ſeine liberalen Verſicherungen glauben; keiner der verſchiedenen Oppoſitionen kann er materielle Macht oder moraliſchen Einfluß zuführen, er bleibt mit allen ſeinen Manifeſten ohnmächtig.

Außerdem ſpricht ein Vorfall aus neuerer Zeit gegen ihn. Die Partei der Freiheit in Spanien erinnert ſich der Erklärung für den Republikanismus, die ein Mitglied der königlichen Familie, der Infant Don Enrique, Bruder des Königs und Vetter der Königin, erließ, als im Jahre 1848 der Enthuſiasmus für die Republik durch ihren Triumph in Frankreich aufgeregt war. Damals nannte er ſich einen Republikaner und erließ rothe Manifeſte, worin er ſich erbot, die Waffen zu ergreifen und im Namen des Volks und der Republik den Thron ſeiner Baſe umzuſtürzen. Aber als er kurz darauf ſah, daß er einen falſchen Weg eingeſchlagen, daß die Republik nicht nur in Spanien keine Ausſicht hatte, ſondern ſogar in Frankreich nicht ſicher war, bat er die Königin demüthig wegen ſeines Vergehens um Verzeihung. Bei den demokratiſchen Manifeſten Don Juan's erinnert ſich alſo das Volk derer des Don Enrique und legt ihnen den nämlichen Werth bei.

9.

Don Juan hat zwar lange mit der Bekanntmachung ſeiner Freiſinnigkeit gewartet, dennoch meint er es vielleicht ehrlich. Aber gerade Dies würde ihm weniger Ausſicht gewähren. Denn glaubten die

Jeſuiten, er könne ſich dieſer Ideen bedienen, blos um durch ſie auf den Thron zu gelangen, ſo möchten ſie ihn wohl bei einer demokratiſchen Revolution, die Erfolg verſpräche, als liberalen Thronbewerber aufſtellen, um mit Hülfe ſeines Namens die verſchiedenen conſervativen Fractionen feſter zu vereinigen und gegen die Revolution in Bewegung zu ſetzen; aber eine ſolche Verkettung von Ränken würde jetzt, beſonders mit einem Bourbon der verbannten Linie an der Spitze, in Spanien nicht leicht gelingen; bei den macchiavelliſtiſchen Grundſätzen dieſer Partei iſt ſie aber gar nicht ſo unmöglich.

Bei alledem hat dieſer Bewerber, wie man ſieht, Ehrgeiz und weiß Etwas anzufangen; Beides fehlte dem portugieſiſchen Bewerber vollſtändig; und es iſt möglich, daß Jener, wenn auch ohne Erfolg, eine öffentliche Stellung erlangt und ſeiner theuern Baſe mehr Verlegenheiten bereitet als der weiſe und beſcheidene Portugieſe.

10.

Allerdings ſind noch andere Mitglieder der königlichen Familie vorhanden, welche zur Noth die Königin Iſabella erſetzen könnten; allein aus Gründen, die wir ſofort angeben werden, bleiben dieſelben gänzlich aus dem Spiele.

Der Infant Don Francesco, der Vater des Königs, erfreute ſich früher des Wohlwollens der liberalen Partei, aber er war von jeher ziemlich beſchränkten Geiſtes, er iſt beinahe ſiebzig Jahre alt, und er gehört bereits der Geſchichte an, die freilich in Verlegenheit kommen würde, wenn ſie von ihm berichten ſollte. Sein Sohn, der Infant Henriquez, iſt das Ebenbild des Vaters; ſeine geiſtige Befähigung geſtattet keiner Partei, Hoffnungen auf ihn zu ſetzen, obgleich man einen volksthümlichen König ſehr nöthig hätte.

Ferner iſt noch vorhanden der Infant Don Sebaſtian, Oheim der Königin. Er vertritt am Hofe die Carliſtenpartei, in deren Reihen er auch ſechs Jahre lang gegen ſeine Nichte gekämpft hat. Er verſagte der Königin Iſabella ſeine Anerkennung, ſo lange ihm der König von Neapel — des Infanten erſte Gemahlin war eine Tochter des Königs Franz I. beider Sicilien — einen ſichern Aufenthalt an ſeinem Hofe zu bieten vermochte; erſt als die italieniſche Revolution den Thron ſeines Gönners umſtürzte, erkannte er ſeine Nichte als rechtmäßige Herrſcherin an. Daß ihn die Königin überhaupt zu Gnaden annahm, hatte er den Jeſuiten zu danken, denn bei allen liberalen Parteien war er gründlich verhaßt.

Aus alledem geht hervor, daß auch der eingefleiſchteſte Monarchiſt Mühe haben würde, am Stamm der ſpaniſchen Bourbonen ein Reis zu finden, welches im Stande wäre, das tief erſchütterte Königthum zu ſtützen. Es bliebe noch der Herzog von Montpenſier übrig, der mit der Schweſter der Königin vermählt iſt; allein obwohl nun ſeit länger als ſechszehn Jahren in Spanien, iſt dieſer Prinz heute noch ſo ganz und gar Franzoſe wie am erſten Tage, und dieſe ſeine Nationalität dürfte auf alle Fälle ein unüberſteigliches Hinderniß für ihn ſein, denn die Maſſe des Volkes würde einen franzöſiſchen König nicht dulden. Daher kommt es auch, daß noch keine Partei an ihn gedacht hat.

11.

So hat ſich die regierende Dynaſtie in der öffentlichen Meinung heruntergebracht und dadurch keinem andern Thronbewerber, wohl aber dem antimonarchiſchen Geiſte genützt, und wenn dieſer ſich doch einmal einen König gefallen laſſen muß, zieht er den ſchlechteſten vor, denn dieſer befördert die demokratiſchen Ideen durch den allgemeinen Unwillen, den er erregt. Unter dieſem Geſichtspunkte wird die ſpaniſche Demokratie durch die gegenwärtige Königin und ihren Gemahl ganz nach Wunſche bedient. Man müßte ſich unter den ſchlechteſten Bourbons von Neapel umſehen, um einen zu finden, der ſich mit ihnen vergleichen ließe.

Wenn der Abſolutismus in ſeiner mönchiſch-katholiſchen Form, wie ſie nicht widerwärtiger ſein kann, nicht ganz die Oberhand in Spanien gewinnt, ſo liegt Dies nicht daran, daß die Herrſcher es nicht wünſchten, ſondern daran, daß ſie ſich das conſtitutionelle Syſtem gefallen laſſen müſſen, weil die öffentliche Meinung ſie dazu zwingt. Sie umgeben ſich mit Royaliſten, und eine alte Nonne, die berüchtigte Patrocinio, iſt immer um die Königin. Dieſes Frauenzimmer wurde 1835 durch die Gerichte von Madrid verurtheilt*). Sie hatte ſich nämlich an Händen und Füßen und eben ſo in der Seite Wunden beigebracht, die ſie von dem heiligen Franziskus ſelbſt bei einer Er-

---

*) Wörtliche Anführung des Urtheils gegen die Nonne Patrocinio: Madrid, den 25. November 1836. Juan Garcia Becerra, Ehrenmagiſtrat bei dem Landauditoriat von Madrid, verfügt als Richter, nachdem er die Acten geprüft und in Gegenwart des Notarius:

In Betracht, daß geſetzlich bewieſen iſt, daß ſich die Nonne Maria Raphaela del Patrocinio zum Betruge und zur künſtlichen Beibringung von Wunden an ihrem Körper, deren Urſprung einem Wunder des Allerhöchſten zugeſchrieben wurde, hergegeben hat; und daß Verführung und ſelbſt moraliſcher Zwang, wodurch ſie ihre Einwilligung erklärt, keine hinlängliche Entſchuldigung für ſie ſind, weil ſie dem Betruge Widerſtand hätte leiſten und ſelbigen ihrer Ordensvorſteherin hätte anzeigen ſollen;

ſcheinung ſeiner Heiligkeit erhalten haben wollte; Wunden, die alſo wohl unheilbar ſein mußten, aber ſehr bald von einem Arzt geheilt wurden, den das Gericht dazu angeſtellt hatte, als man ſie ſo lange unter Aufſicht behielt. Dafür wurde ſie als Betrügerin verurtheilt. Und dieſe Nonne Patrocinio iſt die vertrauteſte Rathgeberin der Königin und des Königs, erhält Beide in ihrem abergläubiſchen Fanatismus und bedeckt die Königin im Einverſtändniß mit ihrem Beichtvater, einem andern wüthenden Fanatiker, der unter Karl II. in ſeinem Element geweſen wäre, mit Reliquien, umgiebt ſie mit wunderthätigen Heiligenbildern und verwandelt die Kronbeſitzungen in Nonnenklöſter. Jedermann kennt den Einfluß, den ſie auf das Miniſterium ausübt; um z. B. ſeinen Platz zu behaupten, hat O'Donnell ſich dazu erniedrigt, bei den Feſten und Proceſſionen, welche die Schweſter Patrocinio nach ihrem Kloſter von Aranjuez veranſtaltet, eine Wachskerze zu tragen.

Alles dies iſt dem Geiſt unſrer Epoche und dem Gefühle des Volks ſo ſehr entgegen, und der Einfluß der neukatholiſchen Partei giebt ihm eine ſo beleidigende Unverſchämtheit, daß wir glauben müſſen, wir ſind dem Augenblick nahe, wo eine Vereinigung aller liberalen Parteiſpaltungen den gordiſchen Knoten mit dem Schwert zerhauen wird. Es handelt ſich nur darum, daß ſie ſich verſtändigen und eine Perſon finden, die ſie auf den Thron ſetzen können. Die große Schwierigkeit iſt der Mangel eines beliebten Thronbewerbers, der von Frankreich oder von England, oder von beiden zugleich unterſtützt würde. Eine ſolche Unterſtützung würde dem neuen Könige ein großes moraliſches Gewicht geben und das republikaniſche Element vermindern.

---

in Betracht ferner ihrer Reue und Offenheit, mit welcher ſie dazu beigetragen hat, die Wahrheit ans Licht zu bringen und das Publicum zu enttäuſchen, muß verurtheilen und verurtheilt der Richter beſagte Maria Raphaela del Patrocinio, mit der Sicherheit, dem Anſtande und der Sorgfalt, die ihrem Geſchlecht und Stande angemeſſen ſind, in ein anderes Kloſter verſetzt zu werden, das wenigſtens 40 ſpaniſche Meilen von dieſer Hauptſtadt entfernt ſein und demſelben Orden angehören ſoll, wenn Dies thunlich iſt; wobei der Richter der Aebtiſſin oder Vorſteherin aufgiebt, über die sor Patrocinio die nothwendige Wachſamkeit auszuüben und ſie zu verhindern, in ſolche oder ähnliche Ausſchweifungen, welche dieſes gerichtliche Verfahren gegen ſie veranlaßt, zurückzufallen, und ſoll ſie ihr, im Einverſtändniß mit der Ortsgemeinde, einen tugendhaften und unterrichteten Geiſtlichen zu ihrem geiſtlichen Vormunde ernennen, um ſie in den ſoliden und wahren Grundſätzen der Religion und der Frömmigkeit zu befeſtigen, in denen ſie unterwieſen worden iſt, ſeit man ſie aus dem Kloſter weggenommen hat, und ſoll der Regierung Ihrer Majeſtät Bericht erſtatten, wenn man Grund zum Verdacht findet, daß ſie dazu neige, von Neuem in ihre Verirrungen zu verfallen.

Wie wir aber ſchon gezeigt haben, ein Zuſammentreffen aller dieſer Umſtände iſt faſt unmöglich, und dieſe Unmöglichkeit, dieſe negative Macht erhält ſeit 1854 in Spanien den Thron der Königin Iſabella noch aufrecht.

Eine Abdankung und eine revolutionäre Regentſchaft wie 1840 wäre vielleicht ein Uebergang und würde die regierende Familie für den Augenblick retten. Wir glauben, daß ſich dieſer Uebergang leichter bewirken läßt als die Herſtellung einer neuen Dynaſtie. Irgend ein Miniſterwechſel, der noch reactionärer ausfiele als O'Donnell's jetzige Richtung, dürfte ausreichen, um die Kriſis herbeizuführen. Ebenſo können die politiſchen Ereigniſſe im Auslande ſie beſchleunigen.

Neuntes Capitel.

Die religiöſe Frage ſeit 1810. — Fortſchritt in den verſchiedenen Verfaſſungen. — Verbeſſerung des Criminal-Codex. — Cortes von 1864. — Die religiöſe Baſis, die ſie annahmen. — Verſchiedene Verbeſſerungsanträge. — Auszug aus den Reden von Corradi, Degollada, Godinez de Paz. — Die Intoleranz wird nur vom katholiſchen Geſichtspunkte aus bekämpft. — Gleichgültigkeit der Geiſtlichkeit gegen die Religion. — Ihr Eifer in Vertheidigung der Kirchengüter. — Wahrer Zuſtand des religiöſen Geiſtes in Spanien. — Heuchelei. — Vergleichende Tafel, welche das Wachsthum der Bevölkerung und des Wohlſtandes nachweiſt, im Verhältniß, wie ſich die Zahl der Prieſter, der Mönche und der Reichthum der Kirche vermindert hat.

1.

Die Abſchnitte, welche die verſchiedenen Verfaſſungen der Religion gewidmet, zeigen den Fortſchritt der öffentlichen Meinung über dieſen Gegenſtand in Spanien.

Wie der Leſer bemerkt haben wird, begnügte ſich die Verfaſſung von 1812 nicht damit, zu erklären, daß die katholiſch-apoſtoliſch-römiſche Religion das Bekenntniß der Spanier ſei, ſondern fügte hinzu, ſie werde es immer und mit Ausſchluß jedes andern Cultus bleiben. 1837 wurde die Verfaſſung von 1812 in politiſcher Hinſicht conſervativer gemacht; in religiöſer Hinſicht dagegen war die Veränderung ein Fortſchritt, der Ausdruck „mit Ausſchluß jedes andern Cultus" wurde weggelaſſen und man ſchrieb der Zukunft Nichts vor. Die Verfaſſung begnügte ſich damit, die Thatſache auszuſprechen: die Spanier bekennen ſich zur katholiſchen Religion.

Die reactionären Reformatoren von 1845, welche verſchiedene Freiheiten der Verfaſſung von 1837 abſchafften oder verminderten, änderten an dem Abſchnitt über die Religion Nichts; aber 1851, wenn wir uns nicht irren, ließen die Moderirten durch ihre geſchickteſten Rechtsgelehrten einen neuen Criminal-Codex zuſammenſtellen, der an die Stelle der barbariſchen Geſetze des Mittelalters trat, die in Criminalſachen noch in Geltung waren. Dieſe ganze peinliche Geſetzgebung beweiſt deutlich genug, daß ihre Urheber die Abſicht hatten, das wurmſtichige Gerüſte des Throns und des Altars aufrecht zu erhalten, und dennoch ſind die Beſtimmungen der religiöſen Verbrechen und die Strafen dafür unendlich viel milder als in den früheren Geſetzen.

So kennt dieſer neue Codex nur ein öffentliches Vergehen gegen die Religion, und ein öffentliches Vergehen findet nur Statt, wenn man in Gegenwart von mehr als zehn Perſonen handelt oder ſpricht. Das Bekenntniß irgend einer andern Religion als der katholiſchen iſt ein Vergehen, worauf die Vertreibung aus dem Königreiche ſteht.

2.

Die Revolution von 1854 brachte die religiöſe Frage wieder auf und ſie wurde in den Cortes ausführlicher als früher behandelt. In dieſer berühmten Verhandlung wieſen 159 Stimmen gegen 56 die Verfolgung Derer zurück, die ſich nicht zum Katholicismus bekennen, und die Toleranz der übrigen Religionsbekenntniſſe wurde nur mit 108 Stimmen gegen 99 verworfen. Der Congreß nahm den Vorſchlag des Ausſchuſſes an, der ſo abgefaßt war: „Die katholiſche Religion iſt Staatsreligion, aber Niemand kann wegen ſeiner religiöſen Anſichten verfolgt werden.“

Der Fortſchritt iſt keineswegs ein bedeutender, aber offenbar nicht wegzuleugnen. Die Mehrheit der conſtituirenden Cortes war freiſinnig und hätte ganz gewiß für die Toleranz geſtimmt, wenn das Miniſterium nicht aus Schonung für die Königin und die hohe Geiſtlichkeit ſich zu Gunſten des Vorſchlags ausgeſprochen hätte, wie ihn der Ausſchuß abgefaßt.

Folgendes ſind die verſchiedenen Verbeſſerungsanträge nebſt den Abſtimmungen und einige Stellen aus den bemerkenswertheſten Reden.

Acht Verbeſſerungsanträge wollten die Grundlage des Vorſchlags liberaler machen.

Der erſte heißt: Das Geſetz gewährleiſtet Freiheit des Gewiſſens und der Cultuſſe.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Der zweite: Die Fremden ſollen für die Ausübung ihres Cultus in Spanien dieſelbe Freiheit genießen, welche in den verſchiedenen Ländern die Spanier zur Ausübung des katholiſchen Cultus genießen.

Der dritte: In den Städten über 30,000 Seelen ſoll der Cultus jeder andern Religion als der ſpaniſchen, wenn er auf eine anſtändige Weiſe ausgeübt wird, geduldet ſein.

Der vierte: Die Ausübung aller Religionsbekenntniſſe ſoll geduldet ſein in den Provinzial-Hauptſtädten erſter Claſſe und in den Häfen, die für den auswärtigen Handel offen ſind.

Der fünfte: Jeder andere Cultus ſoll geduldet und geachtet werden, ohne daß Jemand verfolgt oder beläſtigt werden könnte, wenn er nur die Religion ſeines Nächſten achtet und die öffentliche Sitte nicht beleidigt.

Der ſechste: Kein Spanier ſoll mit Civil- oder Criminalklagen verfolgt werden für ſeinen Glauben und ſeine religiöſen Handlungen, wenn ſie nur keine Entwürdigungen des Staatscultus ſind.

Der ſiebente: Die Fremden, die ſich in Spanien niederlaſſen werden, können ihre Religion ausüben, aber auf ihre eigenen Koſten.

Der achte: Hinſichtlich der Religionsfreiheit ſollen die Grundſätze angenommen werden, die in der Hauptſtadt der katholiſchen Welt in Kraft ſind.

115 Abgeordnete gegen 132 ſtimmten für den größten Theil dieſer Verbeſſerungsanträge.

Auch die Reactionäre hatten einen Verbeſſerungsantrag eingebracht; ſie fanden nämlich die Grundlage des Ausſchuſſes zu freiſinnig und beantragten daher:

Die Nation verpflichtet ſich, die katholiſch-apoſtoliſch-römiſche Religion, welche Staatsreligion und die einzige iſt, zu der ſich die Spanier bekennen, zu ſchützen und ihren Cultus und ſeine Diener anſtändig und angelegentlich zu unterhalten.

Nur 56 Abgeordnete gegen 159 ſtimmten für dieſen Verbeſſerungsantrag, die Miniſter waren bei der Mehrheit.

Ich laſſe hier einige Auszüge aus den Reden für die Verbeſſerungsanträge folgen. Der Abgeordnete Corradi ſagte: „Ich habe meinen Verbeſſerungsantrag aus zwei Gründen eingebracht: 1) weil der Ausſchuß es unterlaſſen hat, das Recht eines Jeden, ſeinen Gott nach ſeinem Gewiſſen zu verehren, das koſtbarſte Recht, das ich kenne, feſtzuſtellen; 2) weil der Ausſchuß mittelbar die Duldung anderer Religionsgenoſſen verwirft und darin den verderblichen Ueberlieferungen folgt, die uns die Jahrhunderte der Unwiſſenheit und des Aberglaubens hinterlaſſen haben.

„Warum hat der Ausſchuß das Princip und das Recht, das ich in Anſpruch nehme, nicht hervorgehoben, während er andere Rechte, die mir viel unbedeutender ſcheinen, anerkennt? Alle Menſchenrechte müſſen in dem Grundgeſetz ihren Ausdruck finden, weil ſie alle der nämlichen Quelle entſpringen.

„Sie entſpringen aus den Fähigkeiten, womit der Menſch begabt iſt, um für ſeine Bedürfniſſe und ſeine Erhaltung zu ſorgen. Mir ſind daher die Rechte, die man bürgerliche, politiſche und ſociale nennt, nichts Anderes als natürliche Rechte, die man nur verſchieden benennt, je nachdem ſie ſich in Anwendung auf die bürgerliche, politiſche oder ſociale Welt finden.

„Aus der Ausübung dieſer Rechte entſpringen alle Freiheiten: die Freiheit des Denkens, des Gewiſſens, des Wortes, der Preſſe, der Induſtrie, des Handels, der Vergeſellſchaftung, kurz alle Freiheiten, die in ihrer Geſammtheit die wahre Freiheit ausmachen.

„Wenn man nun, wie der Ausſchuß, gewiſſe Rechte und Freiheiten anerkennt, andere ächtet und ausſchließt, ſo nenne ich Das zwiſchen Licht und Finſterniß umhergehn und ſich zugleich als einen Freund der Wahrheit und des Zufalls zeigen. Mehr der geſunde Menſchenverſtand als die politiſche Wiſſenſchaft hat die Reactionärs zum Schweigen gebracht, welche alle Rechte zum alleinigen Werk der Geſellſchaften der Menſchen machen, ſo daß dieſe ſie nach Gefallen weglaſſen, vermindern oder verbannen können. Auch die Anſicht eines Mannes von großem Talent aber vielen Vorurtheilen, der die natürlichen Rechte angriff und ſie anarchiſche Sophismen nannte, iſt um ihr Anſehn gekommen; ich ſpreche von Bentham, der dem Rechte das gefügige und bequeme Princip des Nutzens unterſchieben wollte, ein Princip, das Jeder auf ſeine Weiſe verſteht und wie es zu ſeinen Zwecken paßt anwendet.

„Zum Glück haben die Philoſophen und Publiciſten der neuern Schule gegen dieſe Lehre Einrede erhoben; ſie öffnet einen unendlichen Abgrund vor unſern Füßen. Der Nutzen, der ſich immer in Eigennutz umſetzt, iſt die Urſache der Selbſtſucht und der Gewiſſenloſigkeit. Im Namen des Nutzens ſind die größten Verbrechen begangen worden. Das öffentliche Wohl oder der Nutzen des Staats iſt immer der Vorwand geweſen, unter dem die Tyrannen die Völker unterdrückt haben.

„Da iſt es denn freilich ſehr zu bedauern, daß der Ausſchuß den Nutzen zu ſeinem Princip gemacht hat; ſo hat er ſich mit ſich ſelbſt in Widerſpruch geſetzt. Da er die Freiheit der Preſſe und die Unterdrückung der Cenſur, die Gleichheit vor dem Geſetz, die Unverletzlichkeit der Perſon anerkannt hat, warum hat er nicht auch das unbeſtreitbare Recht eines jeden Sterblichen, ſeinen Gott nach dem Gefühl ſeines Herzens und nach den Neigungen ſeines Gemüths anzubeten, feſtgeſtellt? Glaubt der Ausſchuß, daß die Bequemlichkeit das Maß des Rechtes ſein könne? Daß ſich die Spanier nur auf dem Wege bewegen dürfen, den er ihnen eröffnet? Weder der Ausſchuß, noch die Cortes, noch die Nation, trotz ihrer Souveränetät, könnten Dies unternehmen, ohne ihre Gewalt zu mißbrauchen.

„Der Souverän, dieſes moraliſche Weſen, welches die Geſammtſouveränetät der Nation perſonificirt und verſinnlicht, kann den Einzelnen ſeiner Rechte nicht berauben, ihn nicht in Sclaverei geben und ihn nicht zum willenloſen Werkzeug eines Dritten erniedrigen. Auch die Nationalſouveränetät, von der man in dieſen letzten Tagen ſo viel geredet hat, kennt eine Grenze, und dieſe Grenze iſt — die Gerechtigkeit. Der Ausſchuß iſt alſo nicht nur mit ſich in Widerſpruch gerathen, ſondern auch ungerecht geweſen. Wird ſein Vorſchlag angenommen, ſo bleibt Alles beim Alten. Der Ausſchuß ſetzt feſt, über die religiöſen Meinungen Derer, die in Spanien wohnen, ſolle keine Nachforſchung angeſtellt werden. Aber ſeitdem die Inquiſition abgeſchafft iſt, wüßte ich nicht, daß irgend Jemand wegen ſeiner religiöſen Meinungen verfolgt worden wäre.

„Eine Meinung, die ſich nicht durch äußere Handlungen zeigt, iſt ſo gut als nicht vorhanden. Der Ausſchuß iſt jedoch weiter gegangen, denn er will Die verfolgt wiſſen, welche Handlungen gegen die Religion begangen haben. Aber irgend eine Handlung, die aus einem Glauben hervorgeht, verſchieden von dem der Mehrheit des ſpaniſchen Volks, ſoll gegen die *wahre* Religion gehen; folglich geht der Ausſchuß darauf aus, die Freiheit des Gewiſſens zu unterdrücken. Die Regierung dränge ſich doch nicht zwiſchen den Menſchen und ſeinen Gott!

„Der Gedanke iſt des Menſchen heiligſtes Eigenthum; Niemand hat das Recht, ihn zu unterdrücken; und meiner Meinung nach wäre Einer, der im Namen der Philoſophie die Religion ächten wollte, eben ſo ſchuldig wie Einer, der im Namen Gottes die freie Vernunft zur Sclavin zu machen ſuchte. — —

„Ihr Ausſchuß, meine Herren, iſt hinter der despotiſchen Regierung von 1797 zurückgeblieben. Damals war die Inquiſition noch vorhanden, und doch wurde es verboten, Fremde, die ſich in Spanien niederlaſſen würden, zu verfolgen und wegen ihrer religiöſen Meinungen zu beläſtigen; das Heilige Amt erhielt Befehl, keine läſtigen Nachforſchungen gegen die Fremden zu unternehmen. Auf dieſe Weiſe hat der Ausſchuß ſich hinter das 18. Jahrhundert zurück begeben und iſt weit davon entfernt, auf der Höhe des 19. zu fußen.“ — — Nach einer hiſtoriſchen Ueberſicht der verderblichen Wirkungen religiöſer Unduldſamkeit, der Austreibung der Juden, der Mauren u. ſ. w. fügt der Redner hinzu:

„Die Unduldſamkeit hat ſogar einen unglücklichen Einfluß auf den Glauben gehabt. Sie iſt ſchuld, daß in Spanien viel mehr Cultus als Religion, viel mehr äußerliches Gethue und viel weniger wahrer Glaube herrſcht.

„Alle Handlungen der Menſchen hängen durch eine unbeugſame Logik zuſammen. Aus der religiöſen Unduldſamkeit iſt die politiſche entſprungen; ſie hat dieſe blutigen Kämpfe erzeugt, wo es Sieger und Beſiegte giebt und wo der Sieger immer der Henker und der Beſiegte das Schlachtopfer iſt. Aus der religiöſen Unduldſamkeit entſpringen in der ſittlichen Welt die Ausſchließlichkeit und das Vorurtheil; in der bürgerlichen Geſellſchaft die Tyrannei; ſie iſt nichts Anderes als die Unduldſamkeit der Gewalt, die keinen andern Willen und keine andere Meinung als die ihrige duldet. In der ökonomiſchen Welt entſpringt aus der Unduldſamkeit das Prohibitivſyſtem, ſie iſt die Unduldſamkeit im Handel; in der Induſtrie entſpringt daraus das Privilegium und das Monopol, die Unduldſamkeit hinſichtlich der Hervorbringung der Reichthümer; in ſocialer Hinſicht die todte Hand, ſie iſt die Unduldſamkeit in Rückſicht auf das Eigenthum; und bei alledem giebt es Leute, die ſagen: „„ich bin liberal, aber Freiheit des Gewiſſens gebe ich nicht zu!““ als wenn nicht alle Freiheiten auf das Innigſte mit einander verbunden wären und eine und dieſelbe Quelle hätten.

„Der einzige Grund, den der Ausſchuß mit einigem Nachdruck anführt, iſt: man müſſe die religiöſe Einheit erhalten, und dieſe betrachtet er als bedeutend genug, um einen großen Preis dafür zu bewilligen; aber ich antworte: das iſt der Grund der Abſolutiſten, die alle liberale Verbeſſerung verhindern wollen. Die politiſche Einheit, ſagen ſie, iſt ein unbeſtrittener Vortheil, folglich muß man das Repräſentativſyſtem nicht zulaſſen, denn es führt die Theilung der Gewalten ein und erlaubt den Völkern, ſich in die Regierung zu miſchen

„Nach ihrer Art zu ſchließen ſagen ſie: weil man die Fueros der Völker hat zerſtören, ihren heftigen Widerſtand beſiegen, ſtehende Armeen errichten und die größten Anſtrengungen zur Unterordnung des Ganzen unter einen einzigen Willen hat machen müſſen, um zur politiſchen Einheit zu gelangen, warum will man uns zwingen, auf die Frucht ſo vieler Opfer zu verzichten? Das iſt die Sprache der Abſolutiſten in der Politik; ſie iſt auch die der Abſolutiſten in der Religion. Ein Abſolutismus iſt des andern werth, der religiöſe iſt eben ſo ſchlecht wie der politiſche; ja der erſtere iſt noch ſchlimmer, denn er greift das Gewiſſen an. — —

„Warum ſchlägt man uns alſo ab, was bei allen civiliſirten Völkern im Gange iſt, beſonders wenn man ſieht, daß ihr Gedeihen von ihrer Duldſamkeit abhängt? Aber es iſt nicht zu verwundern, daß ſich noch einige der Duldung anderer Religionsgenoſſen widerſetzen, wenn man bedenkt, daß noch vor wenigen Jahren ein Befehl erlaſſen wurde, die Fremden, die ſich in Spanien niederlaſſen wollten, müßten die römiſch-katholiſch-apoſtoliſche Religion annehmen. Von dieſem Geiſte beſeelt haben die Staatsmänner und Andere unerhörte Gewaltthaten begangen.

„Mit meinen eigenen Augen habe ich geſehen, daß man einen Engländer, der zu der Unionsbank gehörte, kein Begräbniß zugeſtehen wollte. Drei Tage lang blieb der Körper in Fäulniß und man konnte keinen Fuß breit Erde erlangen, um ihn einzuſcharren, und nach Verlauf dieſer Zeit erlaubte die Regierung, ihn vor dem Thore von Atocha bei den Gaswerken in ein Loch zu werfen, als wäre es der Körper eines wilden Thieres oder eines garſtigen Viehes geweſen.

„Ich will die Thore unſeres Vaterlandes den Fremden öffnen und ihnen zurufen: ihr ſollt nicht mehr wegen eurer religiöſen Anſichten verfolgt werden, wir haben unſere Augen der Vernunft geöffnet, das Evangelium lehrt uns, daß wir Alle Brüder ſind. Die Unduldſamkeit iſt ſchuld, daß die Fremden unſere Provinzen nicht beſuchen, unſere Gebräuche, unſere Sitten, unſere Ueberlieferungen nicht kennen lernen. Ich kann verſichern, daß in Folge des ſchändlichen Auftritts, deſſen ich erwähnt habe, Fremde, die Ackerbau-Colonien errichten wollten, empört in ihr Vaterland zurückkehrten und dort über Spanien Dinge ſchrieben, die Einem vor Scham das Blut in das Geſicht treiben.“

Der Abgeordnete Degollada ſagte: „Glauben Sie nicht, m. H., daß ich die Religionsfreiheit aus Unglauben, Zweifelſucht oder Gleichgültigkeit vertheidige. Gerade weil ich einen Glauben habe und ſehe, was aller Welt in die Augen fällt, die erſchreckende und reißende Zunahme des Unglaubens, der Unſittlichkeit, der Heuchelei und einer abſcheulichen Unverſchämtheit; gerade darum wünſche ich ſo eifrig die Religionsfreiheit, ſie, die nach meiner Meinung allein im Stande iſt, dieſe Uebel zu bekämpfen. Nur die Freiheit kann die Menſchheit zur religiöſen Einheit führen, nicht dieſe gemachte äußerliche Einheit, wie ſie der Ausſchuß will, ſondern die reelle Einheit, die ſich auf das Dogma und die Glaubensartikel gründet; nur die Freiheit auch in religiöſer Hinſicht kann unſer unglückliches Vaterland, welches die lächerlichſte Rolle in Europa ſpielt, wieder heben und zu dem Range zurückführen, der ihm unter den Nationen zukommt. — —

„Wer die Prophezeiungen mit phyſiſcher Kraft und moraliſcher Gewaltthat ihrer Erfüllung entgegenführen will, hat wenig Vertrauen auf ſie. Gott wird den Arm der Menſchen bewaffnen, wenn es ihm gefällt, wie er den Arm David's für ſeine Sache bewaffnete. Der Menſch ſoll den Gerichten Gottes nicht vorgreifen. — —

„Die Anhänger der Unduldſamkeit und Ausſchließlichkeit verkennen die Kraft der Wahrheit und fügen der Religion, die ſie zu vertheidigen ſcheinen, einen großen Schaden zu. Die Wahrheit übt auf Alle eine unwiderſtehliche Gewalt; ſie iſt wie das Licht; wir müſſen es ſehen, wenn es uns in die Augen leuchtet. Für den Menſchen, der eine Wahrheit entdeckt hat und die richtigen Folgerungen daraus zieht, iſt keine menſchliche Macht ſtark genug, um ihr zu weichen oder die Wahrheit, die er entdeckte, zu verleugnen. — —

„Unduldſamkeit und Ausſchließlichkeit bedingen Anwendung äußerer Gewalt, phyſiſchen und moraliſchen Zwanges, der Inquiſition, der Gefängniſſe, der Geldſtrafen, der Gütereinziehungen, der Verbannung. Iſt Das der Geiſt des Evangeliums? — —

„Hat uns Gott offenbart, daß man Zwang und Gewalt in Spanien und nicht in England, in Frankreich, in Belgien, in Holland, in Deutſchland, in Rußland, in der Turkei und ſonſt wo in der Welt üben ſoll?

„Unduldſamkeit und ein ausſchließlicher Glaube führen unfehlbar zum Unglauben, zur Unſittlichkeit, zur Heuchelei, zur Schamloſigkeit. Wenn Einer nicht mehr an die Staats- oder Landes-Religion glaubt und es ihm nicht erlaubt iſt, andere Bekenntniſſe nicht nur auszuüben, ſondern auch nur kennen zu lernen, ſo gelangt er nothwendig zum Unglauben, zur Verneinung. Er wird Atheiſt, Fataliſt oder Materialiſt und zu der harten Nothwendigkeit gezwungen, den traurigen Zuſtand, in dem er ſich befindet und welcher der Geſellſchaft ein Gräuel iſt, zu verbergen; er wird Heuchler. Er glaubt an Nichts, wird ſich aber ſtellen, als glaube er an Alles; ſo gewöhnt er ſich allmählich an die Heuchelei und wird zur äußerſten Schamloſigkeit herunterkommen, wo er nicht tiefer mehr ſinken kann. Dahin kommen wir, wenn wir den Menſchen eine Religion aufzwingen wollen, an die ſie nicht glauben. — —

„Aber, ſagt man, kein Menſch verlangt religiöſe Freiheit. Dies iſt ein ſchlechter Grund, den man ſpater am Ende auch gegen die Cortes anführen könnte. Ich glaube nicht, daß ein einziger Abgeordneter unter uns iſt, der hier Anſichten vertheidigt, die denen der Mehrheit oder eines großen Theils ſeiner Wähler zuwiderlaufen; wie will man da die 70, die 96 und endlich die 155 Stimmen, die mit Entſchloſſenheit und Feſtigkeit für die religiöſe Freiheit abgegeben worden ſind, erklären? — —

„Was wir wollen iſt die Zulaſſung der Bekenner eines andern Cultus in Spanien, wie die Katholiken anderswo daran arbeiten, zugelaſſen zu werden, und in einigen Ländern ſchon zugelaſſen worden ſind. Und Diejenigen, welche nicht mehr Katholiken ſind, wollen wir nicht länger daran hindern, ein andres Bekenntniß anzunehmen.

„Der Jeſuitismus, der Kopf und das Herz der Theokratie, beſucht die Antichambren der Fürſten, die Salons der Miniſter, der Geſandten und der Mächtigen; bald ſtachelt er den Reichen zur Verachtung des Armen, bald den Armen zum Haſſe des Reichen auf; wer ſeinem Worte widerſteht, den beſticht er mit Gold; er verleumdet, die er nicht beſtechen kann; wo Einigkeit herrſcht, ſäet er Zwietracht und entreißt ſo der Staatsgewalt Zugeſtändniſſe; er bringt es dahin, daß man den Gedanken und das Wort unterdrückt und das Heiligthum der Geſetze zuſchließt. Heute erobert er die Gymnaſien, morgen die Univerſitäten; er ſtürzt die Miniſterien und wechſelt die Dynaſtien. —

„Kanonen und Armeen reichen gegen einen ſolchen Feind nicht aus; um ihn zu beſiegen, brauchen wir die freie Preſſe, die freie Erörterung, die freie Religion, die der Unwiſſenheit, der Heuchelei und der Schamloſigkeit den Garaus machen.

„Man hofft dieſen Feind zu entwaffnen durch — Zugeſtändniſſe… Die Geſchichte unſerer Tage zeigt, wie unbegründet dieſe Hoffnung iſt.“

Der Redner geht die Verfaſſungen von Cadix und die von 1837, wo ähnliche Zugeſtändniſſe gemacht worden waren, durch und zeigt, daß der Jeſuitismus nicht nur nicht nachgelaſſen, ſondern im Gegentheil unternehmender geworden.

„Ein Erzbiſchof wird kommen und, den Satz: per me Reges regnant, das Recht von Gottes Gnaden anrufend, von uns verlangen, die erſte Grundlage, die wir faſt einmüthig beſchloſſen, als eine Blasphemie, als eine Ketzerei gegen das göttliche Recht wieder auszuſtreichen; und von Zugeſtändniß zu Zugeſtändniß würden wir zur Abtretung aller unſerer Rechte gedrängt werden.“

Der Abgeordnete Godinez de Paz ſagte: „Der Ausſchuß hat ſich zu Gunſten der Freiheit des Cultus ausgeſprochen; er wünſcht, er könne ſie verkündigen; aber, ſagt er, das Volk iſt unwiſſend, ſein Glaube iſt feſtgewurzelt, ſein Fanatismus ſo feurig, daß es beſſer iſt, dieſes Recht in der Verfaſſung nicht feſtzuſtellen, um die Gewiſſen nicht zu beunruhigen und keinen Zwieſpalt in der Geſellſchaft herbeizuführen.

„Wenn es wahr iſt, daß das Volk unwiſſend und fanatiſch iſt, wie man annimmt, ſo iſt das beſte Mittel, es aufzuklären, daß man ihm die Wahrheit, die ganze Wahrheit ſage. Von dem erhabenen Platz, auf dem wir ſtehn, müſſen wir ihm zurufen: „„Deine Geſetzgeber erkennen jedem Spanier und jedem Fremden das Recht zu, ſeinen Gott nach ſeinem Herzen zu verehren. Sie wiſſen, wenn ſie dieſes Recht nicht anerkennten, ſo wäre Das gewiſſermaßen ein Verbrechen gegen Das, was dem Menſchen das Heiligſte iſt, gegen ſein Gewiſſen. Sie wiſſen, daß die Duldung, ſtatt dem katholiſchen Glauben und dem Cultus Abbruch zu thun, den einen ſtärkt und den andern zur Wahrheit macht""; und wenn wir, trotz dieſer Anerkennung der Freiheit und der Duldung, dennoch die religiöſe Unduldſamkeit beibehielten, ſo ſei Dies geſchehen wegen ſeines Glaubens und ſeines Fanatismus, und es möge ſich darüber nicht täuſchen, es ſei nur wegen ſeines gegenwärtigen Zuſtandes geſchehen.

„So würden wir dem Volk einen wahren Dienſt leiſten, wenn es wirklich ſo unwiſſend und fanatiſch iſt, wie man behauptet, und wir würden den Tag näher bringen, wo die Gewiſſens- und Cultus-Freiheit ausgeſprochen werden könnte. Aber iſt es auch gewiß, daß das Volk vom Fanatismus getrieben ſich, wie in früherer Zeit, blutigen Ausſchweifungen überlaſſen würde?

„Das Volk iſt weder fanatiſch noch unwiſſend, ſeine religiöſen Ueberzeugungen ſind ſehr abgeſchwächt worden; und was wahrſcheinlich geſchehen wird, iſt, daß die Unduldſamkeit es zum [illegible] aus treiben wird... Hat etwa unſere Erörterung hier, die in anderen Zeiten gefährlich geweſen wäre, die Gewiſſen beunruhigt? Sind wir duldſamer und aufgeklärter als das Volk? Sind unſere Ideen von den ſeinigen verſchieden? Fehlt es uns an religiöſer Geſinnung? Und vertreten wir in dieſer wichtigen Sache etwa nicht die öffentliche Meinung?

„Meine Herren, das Weitgreifende dieſer Erörterungen ſelbſt, die Duldung, das Wohlwollen, womit die Cortes die Redner anhören, beweiſen, daß Niemand das freie Wort von dieſer Rednerbühne herab fürchtet. Jedem Denkenden wird Das ein Beweis ſein, daß die Duldung in unſerem Vaterlande allgemein gefühlt wird; und daß einzig darum wir im Stande geweſen ſind, die Frage mit voller Freiheit zu behandeln.

„Die Geſetzgeber von 1812 bekannten ſich größtentheils zur Gewiſſensfreiheit, dennoch wagte kein einziger von ihnen das Wort gegen den 19. Artikel zu ergreifen, der die religiöſe Unduldſamkeit feſtſtellt.

„Warum zeigten ſie ſich ſo vorſichtig? Weil ſie wußten, daß die Spanier ihre Gedanken nicht theilten, weil damals die religiöſe Duldung nicht, wie heut zu Tage, eine allgemeine Thatſache war. Aber war es mit einer Frage, welche die Cultusfreiheit ſehr nahe angeht, war es mit der Inquiſition das Nämliche? Sie griffen ſie offen an und unterdrückten dies verhaßte Tribunal. Sie rechneten auf die Unterſtützung der Mehrheit des Volks.

„1812 ſchaffte man die Inquiſition ab; ſie iſt nicht wieder erſchienen; erkennt Ihr jetzt die Gewiſſensfreiheit an, legt Ihr die unnöthige Furcht ab, thut Ihr es den Gründern der Verfaſſung von 1812 gleich und gründet mindeſtens die Duldung: ſo wird ſie für immer eingeführt ſein, wie die Inquiſition für immer abgeſchafft iſt.

„Der Ausſchuß hat ſich dafür entſchieden, man ſolle Niemanden wegen ſeiner religiöſen Anſichten verfolgen, erkennt alſo an, daß die Duldung allgemein im Schwange iſt und daß kein Menſch mehr Anſtoß daran nimmt, mit Leuten zuſammen zu leben, die in dieſen Dingen abweichende Anſichten haben; und wenn der Ausſchuß findet, daß es keine Gefahr habe, Proteſtanten, Juden und Mahomedaner über ihre Religion reden zu hören, welche Gefahr findet er darin, ſie ihren Cultus ausüben zu laſſen? Welchen Unterſchied findet der Ausſchuß zwiſchen Mittheilung religiöſer Anſichten, die doch ſicherlich eine Art Praxis iſt, und der Religionsübung?

„Die chriſtliche Religion war in der früheſten Zeit eine Religion des Friedens und der Sanftmuth. Später wurde ſie unduldſam, tyranniſch und verfolgungsſüchtig; furchtbare Verbrechen wurden in ihrem Namen begangen. Sie verband ſich mit der Gewalt, dehnte ihren Einfluß aus und bekehrte; die Gewalt aber benutzte dieſe Verbindung, um ungefährdet die Tyrannei üben zu können — eine ſcheußliche Verbindung, die Millionen Schlachtopfer gemacht und die Menſchheit entehrt hat.

„Den wichtigſten Einwand gegen Duldung hat der Miniſter der Gnade und Juſtiz gemacht. Nach ihm gründet ſich das Recht auf die Thatſache, oder genauer ausgedrückt, die Thatſache muß dem Rechte vorausgehn; das Bedürfniß der Diſſidenten muß drückend ſein, ſie müſſen das Recht in Anſpruch nehmen, damit man es feſtſtelle. Wer hat denn in Spanien Duldung verlangt? Kein Menſch. Es iſt alſo keine Thatſache vorhanden, auf die ſich das Recht ſtützen könnte.

„Es iſt wahr, dieſe Thatſache fehlt, aber daran iſt die Unduldſamkeit auf der einen und die religiöſe Gleichgültigkeit auf der andern Seite ſchuld.

„Aber hat Jemand gegen das Princip der Duldung, das wir in der Verfaſſung ausſprechen wollen, eine Verwahrung eingelegt? Es iſt neulich eine ſolche Verwahrung eingelegt worden, und ich fürchte, es werden noch einige andere folgen; darin ſehe ich aber eine ernſtliche Gefahr für die Religion. Eine gewiſſe Partei bedient ſich der Religion als eines politiſchen Mittels, und ich fürchte, dieſe Partei wird eines Tages geſchlagen werden und alsdann die Religion in ihren Fall verwickeln. Wie iſt es der Monarchie ergangen? Eine politiſche Partei bediente ſich ihrer zum Deckmantel aller möglichen Ungeſetzlichkeiten, und als ſie ſtürzte, war die Monarchie auf dem Punkt, hinterher zu ſtürzen, wenigſtens iſt ſie gewaltig erſchüttert worden."

3.

Wenn man dieſe Reden geleſen hat, begreift man leicht, warum die religiöſe Freiheit in den Cortes von 1854 nicht ſiegte. Alle Redner gegen die Unduldſamkeit ſprachen vom katholiſchen Geſichtspuncte aus, und der Ausſchuß und das Miniſterium konnten mit einigem Recht antworten, man brauche eine Freiheit nicht zu verkünden, die Niemand in Anſpruch nehme, und man ſei weit genug gegangen mit der Erklärung, man werde Niemanden verfolgen, der einem andern Glauben angehöre, wenn dieſer Fall ſpäter eintreten ſollte.

Es gab damals allerdings in Spanien keine anderen Religionsverwandten. Die Spanier, die keine Katholiken waren, bekannten ſich nicht und wollten ſich nicht zu einer anderen Religion bekennen. Das Bewußtſein von dieſem Stande der Dinge offenbarte ſich in allen Reden.

Der religiöſe Geiſt lebt vom Kampfe, vom Widerſtreit. Wenn er ſich in Spanien ſo tief einwurzelte, ſo kam Dies daher, daß die Spanier in einem rieſenmäßigen Kampfe zu gleicher Zeit ihre Religion und ihr Vaterland zu vertheidigen hatten und daß Beides in ein und daſſelbe Gefühl aufging. Daher der unverſöhnliche Haß gegen die Bekenner einer anderen Religion und ihre Vertreibung aus dem Lande.

4.

Drei Jahrhunderte der ausſchließlichen Herrſchaft des Katholicismus haben den religiöſen Fanatismus zerſtört. Die Erziehung, die ſich in unſerm Jahrhundert allgemein verbreitet hat, iſt philoſophiſch und geht gegen den Katholicismus; ſie iſt nicht darauf ausgegangen, einen andern Glauben, einen andern Cultus an die Stelle des Katholicismus zu ſetzen. Auch fiel es den Liberalen nicht ein, ſich der Religionsfreiheit zu verſichern, die ſie nicht brauchten, ſie bemühten ſich nur, die Kirche ihrer Güter zu berauben, ihre Macht zu verringern, ſie vom Staate abhängig zu machen und ſie ſo zu einer ohnmächtigen Feindin oder zu einer politiſchen Bundesgenoſſin herunterzubringen.

Die Kirche hat ſich auf dem Felde gewehrt, wo ſie angegriffen wurde. Die verlaſſenen Tempel, das Aufgeben der religiöſen Uebungen haben ſie faſt gleichgültig gefunden; aber um ihr Eigenthum, ihre Reichthümer zu retten, hat ſie die Waffen ergriffen und während unſers Jahrhunderts wiederholt den Bürgerkrieg entzündet. Gegen die Abſchaffung der Zehnten und die Einziehung ihrer Güter iſt die Geiſtlichkeit zum Aufruhr geſchritten; gegen die Verkündigung der freien Religionsübung hätte ſie das ſchwerlich gethan.

Die Geiſtlichkeit macht unerhörte Anſtrengungen, ihren Einfluß wieder zu erlangen; Alles was ihr gelingt iſt, einige Heuchler unter den Reichen und dem Mittelſtande zu machen. Den verlorenen Glauben findet man nicht wieder, und *in Spanien iſt der Glaube todt*. Dieſe Verſicherung, wir wiſſen es, iſt dem gewöhnlichen Vorurtheil in Europa zuwider. Aber gerade um dieſe Irrthümer zu berichtigen und Spanien in ſeinem wahren Lichte erſcheinen zu laſſen, haben wir dieſes Buch geſchrieben, und kein ehrlicher Spanier wird die Richtigkeit des Folgenden zu beſtreiten wagen.

5.

Im Allgemeinen ſind die Spanier nicht mehr katholiſch; ſie theilen ſich in zwei Gruppen, Deiſten und Ungläubige, und die Mehrheit iſt gegen die Gottesverehrung gleichgültig.

Die Erſteren ſagen, ſie glauben an ein höchſtes Weſen, von dem ſie ſich keine beſtimmte Vorſtellung machen. Sie glauben weder an die Wunder, noch an die Prophezeiungen, noch an die Jungfrau oder ſonſtige Myſterien der katholiſchen Glaubenslehre. Die Letzteren glauben an gar Nichts, und in ihrer großen Mehrzahl beſchäftigen ſich weder die Einen noch die Anderen mit Fragen, die ihr Gewiſſen nicht im Mindeſten beunruhigen. Deiſten und Ungläubige theilen ſich wieder in Unterabtheilungen und vermiſchen ſich. Von den Gruppen, die ſie ſo bilden, iſt die der Heuchler die zahlreichſte. Aus perſönlichem Intereſſe, um ſich gut mit ihrer Umgebung zu ſtehen, um ihre Anſtellungen nicht zu verlieren, oder um welche zu bekommen, machen ſie es wie die Männer, die an der Regierung ſind, und weil ſie ſehen, daß dieſe die Heuchler ſpielen, gehen ſie in die Meſſe, treten in die Brüderſchaften, kaufen vom Sacriſtan Abendmahlszettel oder gehen zum Abendmahl, ohne zu beichten. Andere Heuchler machen den Cultus mit, um die Vorurtheile ihrer Mütter oder ihrer Frauen nicht zu verletzen.

Dieſe Tochter der Gleichgültigkeit und Gewiſſenloſigkeit, die Heuchelei, iſt allgemein. Vornehmlich unter den Reichen und in der Mittelclaſſe wüthet ſie. „Für uns iſt die Religion überflüſſig; wir lachen über ſolche Schwachköpfigkeit; aber das Volk muß Religion haben und wir müſſen ihm mit einem guten Beiſpiel vorangehen.“

So hört man die wohlhabenden Leute und beſonders die Beamten ſprechen; aber das Volk verſteht nicht zu heucheln und glaubt nicht an die neukatholiſchen Narrenspoſſen*), womit man es ausbeuten will; und wenn es einen Nocedal in aller Frömmigkeit den Ring des Erzbiſchofs Cirilo küſſen ſieht, ehe er ſeinen Platz im Senat einnimmt, ſo lacht das Volk oder empört ſich darüber; denn von dem Einen ſowohl wie von dem Andern gilt es für ausgemacht, daß ſie weder an Gott noch an den Teufel glauben.

Der größte Theil der wirklich gläubigen Katholiken in Spanien beſteht aus dem ſittenloſen Theil der Geſellſchaft. Die Diebe, die Freudenmädchen, und wer ſonſt ein ſchlechtes Leben führt, bedeckt ſich mit Reliquien, ſtellt zu Hauſe Altäre auf und zündet Wachskerzen vor den Heiligenbildern an, und in jedem Alkoven, welcher der Wolluſt gewidmet iſt, findet ſich eine Vaſe mit Weihwaſſer, ein Crucifix und eine heilige Jungfrau.

6.

Glücklicherweiſe ſteht es nicht ſo um die große Maſſe der Arbeiter in den Städten und um einen großen Theil der Mittelclaſſe, die redliche und achtbare Leute ſind, und denen die Kirche, die Geiſtlichkeit, und Alles was dazu gehört, nur Verachtung und Widerwillen einflößt. Aus dieſen beiden Claſſen beſucht höchſtens ein Zehntel die Kirche und den Beichtſtuhl und ſelbſt dieſe führt nicht gerade die religiöſe Idee in die Kirche. Der äußerliche Pomp des Cultus, die Muſik, der Geſang, die Blumen, die Seide, das Gold und die Edelſteine, womit die Statüen geſchmückt ſind, Alles dies wirkt auf ihre Sinne, und in der Kirche ſieht man eine Menge Leute und wird von ihnen geſehen. Dies ſind die Hauptbeweggründe Derer, die aus gutem Glauben und nicht durch perſönlichen Vortheil in die Kirche gezogen werden.

Dieſe Berechnung, dieſe Leidenſchaften und die Gleichgültigkeit beherrſchten die conſtituirenden Cortes von 1854. Wir glauben nicht, daß ein einziger wahrer Katholik unter ihnen geſeſſen, und ſollte auch Jeder von ihnen das Gegentheil verſichern. Sie fühlten nicht das Bedürfniß, eine andere Religion an die Stelle der römiſch-katholiſchen zu ſetzen, welche ſich die Einen mit Widerwillen gefallen ließen und die Andern um ihres Vortheils willen aufrecht erhielten. Kein einziger Redner hatte die Aufrichtigkeit und den Muth, der Sache auf den Grund zu gehen und den Katholicismus in ſeinem Weſen anzugreifen. Dazu hätte er des Fanatismus eines anderen Glaubens bedurft, und dieſer Glaube war nicht vorhanden. Dies waren keine Männer des Glaubens, es waren Männer der Vernunft, Philoſophen und Utilitarier einerſeits und Rationaliſten andererſeits.

---

*) Der Sinn des Wortes „neukatholiſch“ iſt nicht der nämliche wie in Frankreich. Neukatholiſch heißt in Spanien die ultramontane Partei.

7.

Die Gedanken, welche 1854 ausgeſprochen wurden, und die Grundlage, wofür die Cortes ſtimmten, ſind ein bemerkenswerther Fortſchritt im Vergleich mit Dem, was 1812 und 1836 geſchah. Das müſſen wir zugeben. Aber das Volk allein kann die religiöſe Freiheit ausſprechen, die Trennung der Kirche und des Staats vornehmen und die Macht der Geiſtlichkeit vernichten, ebenſo wie nur das Volk ſchließlich die Inquiſition hat abſchaffen und die Klöſter zerſtören können. Sobald das Volk ſich aus dem Joch des Aberglaubens und des Fanatismus befreit und ſeinen Willen laut ausſpricht, werden dieſelben Politiker, die ſich jetzt der religiöſen Freiheit widerſetzen, ſeinen Willen unterſtützen und ihn in der Verfaſſung als Landesgeſetz niederlegen.

Wir wollen einige Zahlen geben, die unter dem ökonomiſchen Geſichtspunkt zeigen, daß die Abgeordneten, welche in den Cortes Religionsfreiheit verlangten, ihren Gegnern gegenüber Recht hatten. Zugleich beſtätigen dieſe Zahlen die obigen Bemerkungen.

Die Bevölkerung Spaniens hat ſich vermindert, in demſelben Verhältniß, wie die Geiſtlichkeit ſich vermehrt hat, und hat ſich in demſelben Maße entwickelt, wie die Zahl der Geiſtlichkeit abgenommen hat. Dies iſt ein augenfälliger Beweis, wie wenig ſich das Wohlergehen der Geſellſchaft mit dem Vorherrſchen der Kirche verträgt. Wir fügen hier eine merkwürdige Tabelle an, die in wenig Zeilen die Haupturſachen des Verfalls von Spanien und ſeiner Wiedergeburt in neuerer Zeit erklärt, und dies mit mehr Deutlichkeit als alle Geſchichtsbücher, die bis auf den heutigen Tag veröffentlicht worden ſind.

Jahre.	Mönchsklöſter.	Geiſtlichkeit aller Claſſen.	Bevölkerung.
1690	9000	168,000	7,500,000
1768	9000	149,809	9,300,000
1797	9000	134,500	10,500,000
1820	2280	118,000	11,660,000
1835	1940	90,000	13,500,000
1859	41*)	38,563	16,000,000

---

*) Dieſe 41 Klöſter ſind eigentlich keine Mönchsklöſter, ſondern Vereinigungen von Prieſtern, die wie die Mönche zuſammenleben; die meiſten von ihnen ſind verkleidete Jeſuiten, und der Vorwand iſt, es wären Miſſionshäuſer für die Colonien Die Nonnen ſind nicht mitgerechnet.

Der Zuwachs an Bevölkerung in anderthalb Jahrhunderten iſt neun Millionen Seelen, die Verminderung der Klöſter iſt 995 auf Tauſend, und die Verminderung des zur Kirche gehörigen Perſonals 80 auf Hundert.

Die vorhergehende Tabelle giebt die Geiſtlichkeit aller Claſſen an; wir fügen eine Tabelle über die Mönche hinzu:

Jahre.	Orden.	Klöſter.	Mönche.
1690	40	9000	90,000
1768	40	2400	60,000
1800	37	2280	46,000
1820	37	2280	33,500
1835	27	1340	31,279
1859*	8	41	719

Wenn man die Induſtrie und den Reichthum Spaniens in der Epoche, welche der Regierung Karl's II. entſpricht, mit ſeinem Zuſtande von 1859 vergleicht, ſo ſieht man Spanien in jener Epoche zu dem unterſten Grade des Elends und der Knechtſchaft herabgeſtiegen und in einer Verkommenheit, zu welcher kein einziges der neuen Völker heruntergeſunken geweſen iſt. Und damals zählte es die größte Anzahl Klöſter und die meiſten Diener der Kirche, während jetzt ſeine hohe Entwickelung des Gewerbfleißes, des Handels, der phyſiſchen und moraliſchen Kraft der Bevölkerung mit dem Verfall der Geiſtlichkeit, mit der Verminderung der Klöſter und der Prieſter (keine einzige katholiſche Nation hat eine geringere Anzahl), mit der Einziehung der Kirchengüter, mit der Abſchaffung der Zehnten und der Zerſtörung der Inquiſition und der Klöſter zuſammenfällt.

Kommen wir indeſſen auf 1854 zurück, um den Begebenheiten weiter zu folgen.

Die Kriſis war vorüber, die Monarchie ging ſiegreich aus dem Parlament hervor, was ſie den Stimmen der vereinigten conſervativen Parteien verdankte, ohne daß dieſe es eben ſehr aufrichtig meinten; die katholiſche Religion nahm an dem Triumphe Theil, und der Thron und der Altar, beide durch die Liberalen gerettet, begannen ſofort das Werk der Reſtauration, während ihre Gegner in den Cortes Entwürfe zu Reformen in der Verwaltung und Politik einbrachten, wie das Land ſie verlangte.

Zehntes Capitel.

Politiſche und ökonomiſche Reformen, beſchloſſen durch die Cortes von 1854. — Aufhebung der todten Hand. — Bericht des Ausſchuſſes ans Parlament. — Geſetz über die Befreiung des bürgerlichen und geiſtlichen Eigenthums. — Statiſtiſche Ueberſicht der Güter der todten Hand, die 1856 verkauft oder zum Verkauf ausgeboten wurden. — Güter der todten Hand, die in dieſe Ueberſicht nicht mit eingeſchloſſen ſind. — Ihre annäherungsweiſe Abſchätzung. — Der Verkauf der Güter wird durch den Papſt genehmigt. — Die Mittelklaſſe hat faſt allein von dem Geſetze Nutzen gehabt. — Die Concordate von 1851 und 1860.

I.

Die conſtituirende Verſammlung von 1854 iſt ohne Widerrede eine der merkwürdigſten geweſen, die Spanien je gehabt hat.

Man kann nicht leugnen, daß ſie ſich widerſprochen, daß ſie unentſchieden geweſen und es in kritiſchen Augenblicken an Nachdruck habe fehlen laſſen und daß ſie gegen Espartero weit unterwürfiger geweſen, als es ſich für die Würde der Nation ſchickte; aber ſie hat viele Geſetze gegeben, die dem Lande nützlich waren, die zwar nicht ſo gründlich durchgriffen, wie die öffentliche Meinung es gewünſcht hätte, immer aber einen bemerkenswerthen Fortſchritt gegen alles Bisherige bildeten.

Die politiſchen Geſetze, welche ſie beſchloß, waren weniger entſchieden als die von 1812, immer aber liberaler als die von 1837, obgleich mehr Richtung auf die Centraliſation in ihnen herrſchte, als in denen, welche die Progreſſiſten vorher gegeben hatten. Aber es iſt gewiß, daß die Entwicklung des Wohlſtandes den ökonomiſchen und Verwaltungs-Reformen zuzuſchreiben iſt, welche dieſe conſtituirende Verſammlung bewirkte und die ſie zum großen Vortheil des Landes überdauert haben.

Ihrem Geſetz über die Banken verdanken alle induſtriellen und commerciellen Mittelpunkte die Credit-Anſtalten, welche ſie jetzt haben.

Die Verſammlung ſtimmte für das Geſetz über die Telegraphen und über die Eiſenbahnen, wodurch die reißend ſchnelle Entwicklung der Eiſenbahnen auf der Halbinſel möglich geworden iſt. Das bedeutendſte Geſetz iſt aber das über Güter todter Hand, eine Maßregel, der wir zum größten Theil das Steigen des Eigenthums im Werth und ſeine Veräußerlichkeit verdanken.

Dieſes Geſetz, welches die Geiſtlichkeit aller ihrer Güter beraubte, war gleichſam eine Genugthuung für die Niederlage in der religiöſen Frage.

Es ſcheint uns von Nutzen zu ſein, hier die Hauptdocumente über dieſes Geſetz und ſeine Wirkungen zu geben.

2.

Bericht des Ausſchuſſes der Cortes uber die allgemeine Befreiung der Güter todter Hand.

Dieſer Bericht enthält eine intereſſante hiſtoriſche Ueberſicht über die todte Hand in Spanien. Wir wollen einige wichtige Stellen ausziehen. Der Ausſchuß ſagt über das Weſen und die Wichtigkeit des Geſetzes:

„Der Geſetzesvorſchlag iſt eine gründliche Umwälzung in der Lebensweiſe des ſpaniſchen Volks, er iſt der tödtliche Streich, den wir dem abſcheulichen alten Regiment beibringen, er iſt endlich der Ausdruck und die Zuſammenfaſſung der politiſchen Wiedergeburt unſeres Vaterlandes in Eine Formel.“

Der Ausſchuß nimmt keinen Anſtand auszuſprechen: „Die Cortes möchten immerhin eine gute politiſche Verfaſſung geben, dem Handel und dem Gewerbfleiß einen Aufſchwung verſchaffen, ein wohlverſtandnes Syſtem des öffentlichen Unterrichts einführen, die adminiſtrative und ökonomiſche Thätigkeit der Regierung aufs Weiſeſte anordnen; Alles dies würde unnütz ſein, wenn das Ganze nicht auf der breiten und ſichern Grundlage einer völligen und abſoluten Befreiung des Grundbeſitzes ruhte.“

Die Stiftungen an die todte Hand in Spanien ſchreiben ſich von der erſten Zeit der gothiſchen Könige her.

Die Gothen beraubten in der That die Spanier des Grund und Bodens zu zwei Drittheilen und verſchenkten ſie als Stiftungen todter Hand theils an den Adel, theils an die Kirche; und ſechs Jahrhunderte ihrer Herrſchaft reichten hin, um die reichen Ebenen, welche die Kornkammer Roms gebildet hatten, in wüſte Landſtrecken, unbebaute Gebirge und unbewäſſerte Wieſen zu verwandeln.

Auf dem Concil zu Leon im Anfange des 11. Jahrhunderts zeigte ſich eine Richtung, die der todten Hand feindſelig war, und obgleich die todte Hand im 12 Jahrhundert auf dem Concil von Leon und Compoſtella 1114 befeſtigt wurde, ſo erhoben ſich die Cortes, die ſeitdem auf einander folgten, beſtändig dagegen, obwohl ohne Erfolg. Im 13. Jahrhundert verbot der heilige Ferdinand, als er Cordova erobert hatte, in der Special-Verfaſſung, die er den Corduanern gab, der Kirche Güter zu ſchenken oder zu vermachen, mit Ausnahme der berühmten Moſchee, die er in eine Domkirche verwandelte; aber weder die aufgeklärten Anſichten dieſes Monarchen, noch die Verwahrungen und Anſtrengungen der Cortes drangen durch gegen den Geiſt dieſer Zeit.

Und doch ſprang in Spanien der Contraſt der beiden Syſteme der todten Hand und der Freiheit in die Augen, aber Niemand wollte ihn bemerken. Während der ſieben Jahrhunderte des Kampfes hatten die Araber, die von Gebirge zu Gebirge, von Thal zu Thal bis an das Meeresufer zurückgedrängt wurden, einen gedeihlichen Ackerbau getrieben und ihn zu einer ſo hohen Vollkommenheit gebracht, daß er noch heutiges Tages an mehreren Orten nachgeahmt wird, und daß er ihnen die Mittel zu den Kriegskoſten und zu der innern Verwaltung lieferte, ohne daß ſie zu ſo drückenden Auflagen hätten ſchreiten müſſen, wie die waren, unter denen unſre Vorfahren ſeufzten.

Aber der Baſtard und Brudermörder Traſtamara ſetzte dem Unglück Spaniens die Krone auf. Erſt theilte er die Städte und Landſchaften unter ſeine Mitſchuldigen, dann verewigte er ſie in ihren Familien durch Majoratsſtiftungen; und dieſe Schöpfung wurde durch die Cortes von Toro beſtätigt.

Die Verfinſterung, die durch die Inquiſition allgemein gemacht wurde, vermehrte die Schenkungen an die Kirche, die Stiftungen frommer Werke und Brüderſchaften in einem ſolchen Maße, daß der größte Theil des Grund und Bodens zu Anfange dieſes Jahrhunderts im Beſitz der todten Hand war*).

Ehe wir die gleichzeitigen Begebenheiten berichten, wollen wir die bedeutendſten Verwahrungen gegen dies Unweſen hervorheben.

Im Jahre 1518 ſagten die Cortes zu dem jungen Carlos I.: „Wir bitten Ew. Majeſtät ein Reglement zu erlaſſen über die Vermächtniſſe an Geiſtliche, ſonſt wird der Papſt Herr über eine große Maſſe der Beſitzthümer dieſes Königreichs"; und in ihrer 58. Bittſchrift heißt es: „Wir laſſen Ew. Majeſtät wiſſen, daß die Kirchen und Klöſter des Königreichs eine enorme Maſſe Reichthümer beſitzen, und wenn Dem nicht bei Zeiten geſteuert wird, ſo werden ſie bald Alles haben, zum großen Schaden des königlichen Eigenthums Ew. Majeſtät. Wir bitten Sie, zu verbieten, daß den Kirchen und Klöſtern Producte geliefert werden, und ihnen den Ankauf und den Beſitz derſelben nicht zu geſtatten." Und der König antwortete: „Eure Forderung iſt gerecht, ich werde mit dem Heiligen Vater in Unterhandlung treten und meinen

---

*) Das heißt bis 1821, wo das erſte Geſetz über die Befreiung des Grund und Bodens beſchloſſen wurde. Bis dahin gehörten unter 9000 Häuſern, aus denen Sevilla beſteht, 7000 der Kirche.

Staatsrath befragen.“ Es geſchah aber Nichts, denn die Mächtigen waren bei der Aufrechterhaltung der Mißbräuche betheiligt; bei ihrer Zerſtörung waren es nur die Völker.

Die Cortes von Cadix, glücklichen und unſterblichen Andenkens, ſchafften am 6. Auguſt 1811 die Lehnsherrlichkeit ab. Den 17. Auguſt und den 1. October 1820 ſchafften die Cortes die todte Hand der Geiſtlichkeit ab und den 27. Sept. deſſelben Jahres die Majorate und Servituten.

Die abſolutiſtiſchen Reactionen von 1814 und 1823 erklärten die Entſcheidungen der Cortes für nichtig. Aber am 30. Auguſt 1836 wurden die Geſetze von 1820 bis 1823 wieder in Kraft geſetzt und am 2. Sept. 1841 die Abſchaffung der todten Hand auf die Ordens-Geiſtlichkeit ausgedehnt. Von 1843 bis auf den heutigen Tag, 11 Jahre lang, haben wir die rückläufige Bewegung im Gange geſehen, der Geiſtlichkeit wurden die nicht verkauften Güter zurückgegeben und am 2. Dec. 1852 wagte man den freiheitsmörderiſchen Plan einer Reform der Verfaſſung und die Wiederherſtellung der Majorate zu verkündigen.

Aber die Menſchheit geht nicht zurück, und „um die Reaction unmöglich zu machen, werdet ihr das Eigenthum von der verderblichen Herrſchaft der todten Hand befreien und durch den Vortheil der einzelnen Bürger die ungeheure Maſſe der Güter, deren Verkauf vorgeſchlagen iſt, befruchten.“

3.

Geſetz vom 1. Mai über die Befreiung des bürgerlichen und geiſtlichen Eigenthums.

Wir geben hier die wichtigſten Beſtimmungen deſſelben.

Art. 1. Es kommen zum Verkauf die Güter oder Grundzinſen des Staats, des Clerus, der militäriſchen Orden von Santiago d'Alcantara, Calatrava, Monteſa und San Juan, der Brüderſchaften, der frommen Stiftungen und Heiligthümer, die ſequeſtrirten Güter des Ex-Infanten Don Carlos, die Güter der Gemeinden, der wohlthätigen Anſtalten, des öffentlichen Unterrichts, und alle anderen Güter todter Hand, mögen frühere Geſetze deren Verkauf decretirt haben oder nicht.

Art. 2. Ausgenommen ſind: die Gebäude für den öffentlichen Dienſt, die, welche von wohlthätigen und Erziehungsanſtalten benutzt werden, die Paläſte der Erzbiſchöfe und Biſchöfe, die Häuſer der Pfarrer mit den dazu gehörigen Obſtgärten und Gärten, die Wälder und Gehölze, welche die Regierung behalten will, die Minen von Almachen, die Salinen und diejenigen Güter, die gegenwärtig im Genuß des Publicums ſind.

Art. 3. Die Verkäufe ſollen in öffentlicher Verſteigerung in ſo kleinen Abtheilungen als möglich, ohne dem Werth des Eigenthums zu nahe zu treten, geſchehen.

Art. 6. Die Zahlung ſoll ſo geſchehen. Erſtens: der zehnte Theil baar. Zweitens: in jedem der beiden folgenden Jahre 8 Procent. Drittens: in jedem der zwei folgenden Jahre 7 Procent. Viertens: In jedem der ſechs folgenden Jahre 5 Procent, ſo daß 15 Zahlungen auf 14 Jahre fallen.

Die Käufer können eine oder mehrere Zahlungen im Voraus leiſten, dann ſollen ſie eine Vergütung von 5 Procent das Jahr genießen.

Abkaufung und Verkauf der Grundzinſen.

Art. 7. Die Zinspflichtigen ſollen, um ſich frei zu kaufen, von der Veröffentlichung dieſes Geſetzes an 6 Monate Zeit haben.

1) Die Grundzinſen von 60 Realen Renten und darunter werden in Baarzahlung zu 10 Procent capitaliſirt.

2) Die Grundzinſen von mehr als 60 Realen Rente baar werden mit 8 Procent capitaliſirt oder in 10 gleichen Zahlungen in 9 Jahren zu 5 Procent.

3) Die Grundzinſen, die in natura geleiſtet werden, ſollen nach dem Durchſchnittspreiſe der letzten 10 Jahre abgeſchätzt werden.

4) Grund- und Boden-Zins, Leiſtungen u. ſ. w., deren Zins oder Canon 5 Proc. überſteigt, ſollen abgekauft werden können in der Form, die bei ihrer Auflage vorgeſchrieben worden iſt, oder wenn eine ſolche Uebereinkunft nicht ſtattfindet, nach den Angaben unter 1 und 2.

Art. 8. Wenn die für den Ablauf gewährte Zeit abgelaufen iſt, ſollen die Grundzinſen in öffentlicher Verſteigerung verkauft werden nach den Preiſen und Bedingungen, die im vorigen Artikel feſtgeſetzt worden ſind.

Art. 11. Die Rückſtände ſollen von den Zinspflichtigen nicht eingefordert werden, die ſich für die Capitale und Revenuen verantwortlich machen.

Anwendung der Capitalien (der Güter des Staats, der Geiſtlichkeit und 20 Proc. von denen der Gemeinden).

1) Die Regierung deckt damit den Ausfall des Budgets, wenn im laufenden Jahr einer vorhanden iſt.

2) Sie nimmt 50 Procent von Dem was übrig bleibt, zur Tilgung ihrer Schuld.

3) 50 Procent zu nützlichen öffentlichen Bauten, und darf Dem keine andere Beſtimmung geben, außer den 30 Millionen, um die Verbindlichkeiten zu erfüllen, welche die Regierung zum Wiederaufbau oder zur Ausbeſſerung von Kirchen ſchon übernommen hat.

Anlegung der Gelder der Gemeinden, der wohlthätigen und Unterrichts-Anſtalten.

Die 80 Proc., welche weiter oben von dem Geſammtertrage der vorbenannten Güter reſervirt worden ſind, ſollen in eine 3procentige Rente conſolidirt werden zum Beſten der Gemeinden, und nicht übertragen werden können.

Die Gemeinden erhalten die Coupons derſelben. Dieſe können ſie verkaufen und veräußern für öffentliche Bauten, für Ackerbau-Banken u. ſ. w. mit Genehmigung des Provinzial-Rathes und der Regierung.

In dem Maße, wie die geiſtlichen Güter ſich verkaufen, ſollen die eingehenden Gelder in 3procentigen Renten angelegt und conſolidirt werden; auch ſie ſollen unübertragbar ſein und zur Deckung des Aufwandes für den Cultus und die Geiſtlichkeit verwendet werden.

Die Käufe und Wiederverkäufe der Güter, die in Folge dieſes Geſetzes veräußert werden, ſollen fünf Jahre lang von dem Hypothekengeſetz frei ſein.

Es ſoll in Zukunft keine Güter todter Hand mehr geben, außer den in Art. 2 genannten.

Alle Güter, welche an die todte Hand vermacht worden ſind oder vermacht werden ſollten und deren Annahme das Geſetz zugeben wird, ſollen ſofort verkauft und in dreiprocentige Renten verwandelt werden.

4.

Statiſtiſche Ueberſicht der Güter todter Hand, die 1856 verkauft oder noch zu verkaufen waren.

Staatsgüter.

Der Staatsſchatz bemächtigte ſich 2818 Güter (davon waren 1914 Landgüter, 904 Stadtgüter) und 4352 Erb- und Grundzinſen.

Verkauft wurden 375 Güter (228 Landgüter, 147 Stadtgüter), und abgelöſt wurden 638 verſchiedene Grundzinſen zum Werth von 1,975,873 Realen; dieſe Güter wurden zur Verſteigerung gebracht nach einem Anſchlage von 7,769,553 Realen und wurden zugeſchlagen zu einem Preiſe von 13,839,304 Realen. Der Mehrpreis für den Staat war alſo 6,069,751 Realen. Die Geſammteinnahme von dem Güterverkauf und von der Ablöſung des Grundzinſes war 15,815,177 Realen.

Unverkauft blieben 2443 Güter (1686 Landgüter, 757 Stadtgüter) und unabgelöſt 3714 Grund- und Lehnzinſen.

Güter der Ordensgeiſtlichen.

Der Staatsſchatz nahm in Beſitz 12,711 Güter (10,441 ländliche und 2270 ſtädtiſche) und 77,000 Grundzinſenpoſten.

Verkauft wurden 3123 Güter (2494 ländliche, 629 ſtädtiſche), und abgelöſt wurden 15,468 Grund- und Lehnzinſenpoſten zum Capitalwerthe von 30,715,474 Realen; die Schätzung war 23,892,535 Realen und bei der Verſteigerung wurden ſie zugeſchlagen zu 49,878,477 Realen, Gewinn netto 25,985,942.

Der Geſammtertrag der Verkäufe und Ablöſungen war 80,593,951 Realen.

Unverkauft blieben 9888 Güter (7947 ländliche, 1641 ſtädtiſche) und nicht abgelöſt 62,132 Lehnzinſenpoſten.

Güter der Weltgeiſtlichen.

Der Staatsſchatz nahm in Beſitz 129,372 Güter (112,465 ländliche und 16,907 ſtädtiſche) und an Lehnzinſenpoſten 162,430.

Verkauft wurden 26,927 Güter (22,351 ländliche, 4576 ſtädtiſche) und abgelöſt wurden 49,946 Lehnzinſenpoſten zu einem Capitalwerthe von 80,971,488 Realen.

Die Schätzung war 135,330,007 Realen und der Zuſchlag bei der Verſteigerung geſchah zu 273,941,004 Realen; Gewinn netto 138,610,997 Realen. Der Geſammt-Ertrag der Verkäufe und Ablöſungen war 354,912,492 Realen.

Unverkauft blieben 102,445 Güter (90,114 Landgüter und 12,231 Stadtgüter) und nicht eingelöſt wurden 115,484 Lehnzinſenpoſten.

Güter der militäriſchen Orden von Calatrava, Santiago, Alcantara, Monteſa und San Juan.

411 Güter (354 ländliche, 57 ſtädtiſche), 2326 Grund- und Lehnzinsposten. Davon verkauft 291 (257 ländliche, 34 ſtädtiſche). Abgelöſte Zinsposten 653 zum Betrage von 1,366,248 Realen; Abſchätzung 5,160,475 Realen, Zuſchlagspreis 11,612,854 Realen, Gewinn 6,452,370 Realen. Geſammtertrag der Verkäufe und Ablöſungen 12,976,102.

Unverkauft blieben 120 Güter (97 ländliche, 23 ſtädtiſche), unabgelöſt 1673 Zinsposten.

Die ſequeſtrirten Güter des Infanten Don Carlos.

1872 Güter (1662 ländliche und 210 ſtadtiſche) und 900 Zinsſpoſten.

Verkauft 1262 Güter (1217 ländliche, 45 ſtadtiſche), abgelöſte Zinsſpoſten 68 im Betrage von 37,361 Realen. Abſchätzungspreis 19,181,474 Realen, Zuſchlagspreis 45,617,570 Realen, Gewinn 26,436,096 Realen. Geſammtertrag der Verkäufe und Ablöſungen 45,654,931 Realen.

Unverkauft 610 Güter (445 ländliche, 165 ſtadtiſche), unabgelöſt geblieben 898 Zinsſpoſten.

Güter der Gemeinden.

58,937 Grundſtücke (48,140 ländliche, 10,797 ſtädtiſche). Zinsſpoſten 30,618.

Verkaufte Grundſtücke 11,109 (9475 ländliche, 1634 ſtädtiſche), abgelöſte Zinsſpoſten 16,491 im Betrage von 33,166,900 Realen. Schätzungspreis 75,135,154 Realen. Zuſchlagspreis 159,773,645 Realen. Ueberſchuß 84,638,491 Realen. Geſammtertrag der Verkäufe und Ablöſungen 192,940,545 Realen.

Unverkaufte Grundſtücke 47,828 (38,665 ländliche und 9163 ſtädtiſche), unabgelöſte Zinsſpoſten 74,127.

Güter der milden Stiftungen.

28,351 Grundſtücke (22,691 ländliche, 5660 ſtädtiſche) und 33,571 Zinsſpoſten.

Verkauft 7381 Grundſtücke (6025 ländliche, 1256 ſtädtiſche). 5971 abgelöſte Zinsſpoſten zum Betrage von 19,290,338 Realen. Anſchlagspreis 93,192,412 Realen. Zuſchlagspreis 166,959,553 Realen. Ueberſchuß 73,767,141 Realen. Geſammtbetrag der Verkäufe und Ablöſungen 186,249,891 Realen.

Unverkauft gebliebene Grundſtücke 20,970 (16,666 ländliche, 4304 ſtädtiſche), unabgelöſte Zinsſpoſten 27,600.

Güter öffentlicher Erziehungsanſtalten.

Grundſtücke 8637 (7414 ländliche und 1223 ſtädtiſche). Zinsſpoſten 7177.

Verkaufte Grundſtücke 1696 (1359 ländliche, 337 ſtädtiſche), abgelöſte Zinsſpoſten 1972 zum Betrage von 7,160,528 Realen. Anſchlagspreis 23,005,459 Realen. Zuſchlagspreis 45,100,436 Realen. Ueberſchuß 22,095,336 Realen. Geſammtbetrag der Verkäufe und Ablöſungen 52,261,023 Realen.

Unverkauft blieben 6941 Grundſtücke (6055 ländliche und 886 ſtädtiſche). Unabgelöſt blieben 5205 Zinsposten.

Zuſammenfaſſung des Ganzen.

Geſammtbetrag der Grundſtücke 243,109 (205,081 ländliche, 38,028 ſtädtiſche). Lehns- und Grundzinsposten 379,040.

Verkauft wurden in öffentlicher Verſteigerung 52,164 Grundſtücke (43,406 ländliche, 8758 ſtädtiſche). Anſchlagspreis 382,666,769 Realen. Zuſchlagspreis 766,722,902 Realen. Ueberſchuß über den Anſchlagspreis 384,056,133 Realen.

Abgelöſte Zinsposten 88,207, zum Betrage von 174,684,210 Realen.

Geſammtbetrag der Verkäufe und Ablöſungen 941,407,112 Realen.

Unverkauft blieben 190,945 Güter (161,675 ländliche und 29,270 ſtädtiſche). Unabgelöſt blieben 290,833 Zinsposten.

Zählt man dieſe Zahlen mit denen der Güterbefreiung von 1821 bis 1823 und von 1836 bis 1844 zuſammen, ſo findet man: Der Werth der ländlichen und ſtädtiſchen Grundſtücke und der Klöſter der Ordensgeiſtlichkeit, die von 1821 bis 1844 verkauft wurden, beträgt 3,141,666,873 Realen; ſodann der der Weltgeiſtlichen 778,343,433 Realen. Ablöſung der Lehn- und Grundzinsposten beider Arten von Geiſtlichkeit 635,319,921 Realen.

Der Werth ländlicher und ſtädtiſcher Grundſtücke des Klerus, der Gemeinden, des Staats, der wohlthätigen und Unterrichtsanſtalten u. ſ. w., die in Folge des Geſetzes vom 1. Mai 1855 verkauft wurden, beträgt 766,722,902 Realen, und die Ablöſung der Zinsposten 314,056,133 Realen.

Der Geſammtbetrag aller Verkaufe iſt 5,706,109,262 Realen.

Wenn das, was noch zum Verkauf oder zur Ablöſung übrig bleibt, nach der Erklärung der Verwaltung 5 Milliarden Realen beträgt, ſo folgt daraus, daß vor dem Jahre 1821 die todte Hand an Ländereien, Gebauden, Lehn- und Grundzinſen 10,706,109,262 Realen beſaß, und daß davon ungefähr die Hälfte noch auf den Markt zu bringen iſt.

5.

Dies ſind die Zahlen, die den Reſt der zum Verkauf gebrachten Nationalgüter ihrem Werthe nach angeben, aber ſie drücken noch lange nicht den Werth der Güter todter Hand aus, die es noch in Spanien giebt und welche durch künftige Revolutionen ohne Zweifel in Umlauf werden geſetzt werden.

Zuerſt kommen die Krongüter; wir unterſchätzen ſie gewiß, wenn wir ſie auf tauſend Millionen Realen anſchlagen.

Dann die Salinen, die Bergwerke, die der Staat betreibt, die Tabaksfabriken, die Douanen, die Caſernen, die Pulvermühlen, die Klöſter der Nonnen und der geiſtlichen Vereine, die Waldungen und öden Landſtrecken. Ihr Werth beläuft ſich mindeſtens auf 8000 Millionen Realen.

Wenn man dieſe Grundſtücke und Gebäude mit denen zuſammennimmt, die durch das Geſetz von 1855 frei geworden und noch nicht verkauft ſind, ſo beläuft ſich das Ganze ungefähr auf die ungeheure Summe von 4000 Millionen Franken.

Die große Menge Verkäufe, die vom Juli 1855 bis zum Juli 1856 bewirkt worden ſind, beweiſen den Eifer der Ankäufer trotz aller Excommunicationen des Papſtes und der Erzbiſchöfe.

Der Ankaufspreis iſt immer doppelt ſo hoch geweſen als der Anſchlagspreis, gerechnet nach einem Einkommen von 3%. Und dieſe 3% wurden nicht nach Dem gerechnet, was die Güter wirklich abwarfen, als der Staat ſie in Beſitz nahm, ſondern nach den Einkünften, die ſie, verglichen mit andern Gütern einzelner Beſitzer, wie die Abſchätzenden ſich ausdrückten, hätten abwerfen müſſen.

Die Mittelclaſſe, die am wenigſten wohlhabende, hat mehr als die Hälfte dieſer Güter an ſich gebracht; das Uebrige vertheilt ſich zwiſchen die höhere Mittelclaſſe und die Reichen. Vielleicht gab es einige zarte Gewiſſen, die vor dem Ankauf dieſer Güter zurückſchraken, aber die doppelte Genehmigung dieſer Verkäufe durch die Concordate von 1851 und 1860 hat alle Bedenken aus dem Wege geräumt, und der Werth der Güter, die noch unverkauft ſind, wird fortdauernd ſteigen.

6.

Dies Geſetz über die Abſchaffung der todten Hand iſt ohne Zweifel durch die Mittelclaſſe und zu ihrem unmittelbaren Vortheil gegeben worden. Der arme Theil der Bevölkerung hat nur mittelbar dadurch gewonnen; der Zuwachs an Handarbeit durch die Verbeſſerungen der neuen Eigenthümer und die größere Conſumtion, die aus der größeren Theilung des Eigenthums entſprang, ſind die beiden einzigen Wohlthaten, die den ärmeren Claſſen daraus zugefloſſen ſind.

Die Maſſe des Volkes hätte ſicherlich mehr dabei gewonnen, wenn man unter billigen Bedingungen wenigſtens die Hälfte dieſer Güter unter die Bauern und Arbeiter, die ſie durch ihre Arbeit fruchtbar machten, vertheilt hätte. Ihre Arbeit, ihr Fleiß und die

Verbeſſerungen, die ſie angebracht haben würden, wenn ſie Eigenthümer des Bodens geworden wären, den ſie mit ihrem Fleiße befruchteten, hätten den öffentlichen Wohlſtand unendlich heben müſſen.

Aber ſelbſt ſo wie es iſt wird das Geſetz über die Befreiung des Grundeigenthums von der todten Hand einen beglückenden Einfluß auf das allgemeine Wohl haben und hat ihn ſchon gehabt. Die größere Theilung des Eigenthums und der freie Umlauf deſſelben hat ſchon gute Früchte getragen und wird in Zukunft noch beſſere hervorbringen.

Im Jahre 1856 ſetzten die Reactionäre das Geſetz außer Kraft und gaben der Kirche die Güter zurück, die noch nicht verkauft waren; 1858 ſetzte aber O'Donnell das Geſetz von Neuem in Wirkſamkeit mit Ausnahme der Kirchengüter, wobei er ſich vorbehielt, mit dem Papſt die Bedingungen feſtzuſtellen, unter denen der Verkauf erlaubt ſein ſollte. Wir geben die wichtigſten Artikel aus dem Concordat von 1851 und ſodann aus dem Vertrage von 1861, wodurch der Papſt den Verkauf der Kirchengüter autoriſirt.

7.

Auszüge aus dem Concordat von 1851.

Der erſte Artikel heißt: Die römiſch-katholiſch-apoſtoliſche Religion, die mit Ausſchluß jeder andern die einzige Religion der ſpaniſchen Nation iſt, ſoll in den Staaten Ihrer katholiſchen Majeſtät für immer erhalten werden, mit allen Rechten und Vorrechten, die ihr nach dem Geſetze Gottes und des heiligen canoniſchen Rechtes zuſtehen.

Der zweite Artikel ſagt, daß folglich der Unterricht auf den Univerſitäten, Gymnaſien, Seminarien, öffentlichen und Privatſchulen aller Art in jeder Hinſicht mit den Lehren der katholiſchen Religion übereinzuſtimmen habe; zu dieſem Ende ſollen die Biſchöfe und Prälaten der Diöceſen kraft ihres Amtes autoriſirt ſein, über die Reinheit der Sitten und die religiöſe Erziehung der Jugend auch in den öffentlichen Schulen zu wachen.

Der dritte Artikel ſchärft der Regierung ein, den Biſchöfen gegen die Bosheit Derer mit ſtarker Hand beizuſtehen, welche die Gläubigen zu verführen ſuchen, auch in der Unterdrückung der Veröffentlichung, Einſchwärzung und Verbreitung von ſchlechten und verderblichen Büchern.

Der fünfunddreißigſte Artikel giebt der Regierung auf, den religiöſen Gemeinſchaften oder den Prälaten der Diöceſe in ihrem Namen unverzüglich ihre Güter, die noch nicht verkauft und veräußert ſind, zurückzugeben. Die Prälaten werden ſie dann öffentlich verſteigern und dreiprocentige nicht übertragbare Renten kaufen. Das Capital und die Intereſſen ſollen unter die beſagten Klöſter nach ihrem Bedürfniß vertheilt werden.

Der achtunddreißigſte Artikel deutet die Quellen an, aus denen die Geiſtlichkeit dotirt werden ſoll:

1) Der Ertrag der Güter, die der Geiſtlichkeit durch das Geſetz vom 3. April 1845 zugefallen ſind.

2) Der Ertrag der Almoſen des heiligen Kreuzzuges.

3) Der Ertrag der Comthureien und Großmeiſtereien der vier Militärorden, die jetzt offen ſind oder es ſpäter noch werden.

4) Eine Auflage auf das Land- und Stadteigenthum, auf das ſteuerbare Vieh, ſo weit ſie nöthig iſt, um die Dotation der Geiſtlichkeit zu vervollſtändigen.

Die Geiſtlichkeit erhebt dieſe Abgabe in Natur oder in Gelde, nach vorgängiger Uebereinkunft mit den Provinzen, den Städten, den Kirchſpielen oder den Einzelnen. Und die Behörden ſollen mit ihrer Gewalt die Geiſtlichkeit, wenn es nöthig iſt, bei der Erhebung der Abgaben unterſtützen.

Alle geiſtlichen Güter, die noch nicht veräußert ſind, ſollen der Kirche in dreiprocentigen Renten nach einer billigen Schätzung zurückgegeben werden.

Der achtundzwanzigſte Artikel ordnet die Bildung von Seminarien an.

Der neunundzwanzigſte Artikel beſtimmt, daß die Regierung, um die nöthige Zahl der Prieſter für die Miſſionen zu erlangen, um den Pfarrern auszuhelfen, um den Kranken beizuſtehen u. ſ. w., da wo es nöthig ſein ſollte, Häuſer und religiöſe Congregationen zu errichten hat: 1) des heiligen Vincent de Paul; 2) des heiligen Philipp de Neri und 3) noch eines Ordens von denen, die der heilige Stuhl beſtätigt hat. Dieſe Häuſer ſollen Zufluchtsörter für Geiſtliche, wie es gerade geeignet iſt, bilden.

Der dreißigſte Artikel ſagt: Um Häuſer zu haben für Frauen, die einen Beruf für beſchauliches Leben oder für ein thätiges Leben, als Kranken beizuſtehen, junge Mädchen zu unterrichten, und andere fromme Werke fühlen, ſoll der Orden der barmherzigen Schweſtern beibehalten werden, ebenſo wie die religioſen Anſtalten, wo der Unterricht von jungen Mädchen und andere Werke der Barmherzigkeit mit dem beſchaulichen Leben verbunden werden.

Dieſer dreißigſte Artikel ſetzt auch die Beſoldungen feſt: Für den Erzbiſchof von Toledo 180,000 Realen, für die von Sevilla und Valencia 150,000; für die von Granada und Santiago 140,000; für die von Burgos, Tarragona, Valladolid und Saragoſſa 130,000; für die Biſchöfe von Barcelona und Madrid 110,000; für vier andere 100,000; 21 ſollen 90,000; 19 ſollen 80,000 Realen bekommen.

Der Patriarch von Indien, wenn er weder Erzbiſchof noch Biſchof iſt, ſoll 150,000 Realen bekommen, mit Abzug jeder andern Summe, die er außerdem und unter einem andern Namen vom Staate erhält.

Die Prälaten, welche Cardinäle ſind, ſollen dafür 20,000 Realen Zulage haben, die Hülfsbiſchöfe von Ceuta und von Teneriſſa und der Prior der Orden 140,000 Realen.

Außerdem ſollen die Erzbiſchöfe und Biſchöfe die Paläſte, Gärten und Obſtgärten, die ſie früher beſeſſen haben, wenn ſie nicht verkauft ſind, behalten.

Der zweiunddreißigſte Artikel ſetzt die Beſoldung der Würdenträger an den Metropolitan-Kirchen von 24,000 auf 15,000 Realen herab; der Kanonikuſſe im Amt von 16,000 auf 8000; der andern Kanonikuſſe von 14,000 auf 6600; der Stipendiaten von 8000 auf 3000.

Die Pfarrgeiſtlichen in den Städten haben von 3000 bis 10,000 Realen. Auf dem Lande ſoll das Geringſte 2200 Realen ſein.

Die Vicare und Oekonomen haben 2 bis 4000 Realen.

Außer den Accidentien ſoll jedes Kirchſpiel mindeſtens 1000 Realen zur Beſtreitung des Cultus haben.

Die Seminarien ſollen 90 bis 120,000 Realen bekommen.

Um die frommen Anſtalten für die Prieſtercongregation zu unterhalten, werden ihnen die Klöſter und die noch nicht verkauften Güter zurückgegeben werden. Die Prälaten ſollen die Güter verkaufen und der Ertrag ſoll in unübertragbare dreiprocentige Renten umgewandelt werden. Capital und Intereſſen ſollen unter dieſe Häuſer nach ihrem Bedarf vertheilt werden.

8.

Zuſatzvertrag von 1861.

Art. 1. Die ſpaniſche Regierung will der Kirche ihre Beſitzungen für immer ſichern und verpflichtet ſich daher dem heiligen Stuhl gegenüber, ihre Güter weder zu verkaufen, noch umzuſetzen, noch zu veräußern, ohne die Erlaubniß des heiligen Stuhls.

Art. 3. Die ſpaniſche Regierung erkennt förmlich und feierlich der Kirche von Neuem das Recht zu, jede Art von Gütern und Werthen ohne alle Einſchränkung und ohne irgend welchen Vorbehalt eigenthümlich zu erwerben und zu behalten, ſowie darüber zu verfügen. Der gegenwärtige Vertrag annullirt alle Beſtimmungen, die ihm zuwider ſind, und namentlich die Beſtimmungen des Geſetzes vom 1. Mai 1855.

Die Güter, welche die Kirche in Folge dieſes Rechtes in Zukunft erwerben und beſitzen wird, ſollen bei der Dotation, wie ſie das Concordat feſtſetzt, nicht gerechnet werden.

Art. 4. In Folge des nämlichen Rechtes erkennt die Regierung der Kirche das abſolute Eigenthum über alle Güter zu, die ſie durch das Concordat überkommen hat. Aber mit Ruckſicht auf die Verſchlechterung des größten Theils der nicht verkauften Güter, auf die Schwierigkeit ihrer Bewirthſchaftung, auf die unbeſtimmten und widerſprechenden Anſätze der Einkunfte, die bis auf den heutigen Tag die Dotation der Geiſtlichen unſicher gemacht haben, hat die Regierung vorgeſchlagen, gegen die Abtretung aller dieſer Güter unübertragbare dreiprocentige Renten auszutauſchen. Der Werth derſelben ſoll durch die Biſchöfe und ihr Capitel feſtgeſtellt werden.

Art. 5. Dieſem Vorſchlage tritt der Heilige Stuhl bei.

Art. 6. Ausgenommen ſind die Güter, welche in Art. 31 und 33 des Concordats von 1851 aufgezählt ſind. Außerdem ſoll die Kirche das Eigenthum der Seminarien mit Zubehör behalten, alſo die Bibliotheken, die Correctionshäuſer und geiſtlichen Gefängniſſe und im Allgemeinen alle Gebäude, die jetzt dem Cultus dienen, auch die, in denen die Ordensgeiſtlichen beider Geſchlechter wohnen, und ebenſo diejenigen, die künftig zu dieſem Zweck eingerichtet werden mögen.

Keins dieſer hier aufgezählten Güter ſoll bei der Dotation des Cultus und Klerus, die das Concordat vorſchreibt, gerechnet werden.

Und da der Heilige Stuhl zu der Verwandlung der Güter in Renten nur zum Vortheil der Kirche ſeine Zuſtimmung giebt, ſo können gewiſſe Beſitzthümer von dieſer Umwandlung ausgenommen werden, wobei dann die Einkünfte bei der Dotation mitgerechnet werden ſollen. Dies kann in den Diöceſen geſchehen, wo der Biſchof aus beſonderen Gründen Beſitzungen, die dort gelegen ſind, behalten will.

Art. 7. Nach der Abſchätzung durch die Biſchöfe wird ihnen der Staat ſofort die Papiere der Renten für den Werth, und auch für den Kaufpreis der Güter, die ſeit dem Concordat verkauft worden ſind, einhändigen. Alsdann treten die Biſchöfe dem Staate dieſe Güter ab.

Dieſe Renten-Einſchreibungen ſollen einen Theil der Dotation mit ausmachen.

Art. 8. Wegen der dringenden Bedürfniſſe der Geiſtlichkeit verpflichtet ſich die Regierung, die conſolidirte Rente in jeder Diöceſe monatlich zu bezahlen.

Art. 9. Wenn die Regierung die 3 Procent vermindert oder herabſetzt, verpflichtet ſie ſich, die gegenwärtigen Einkünfte der Kirche aufrecht zu erhalten und ihr ſo viel Anſpruch an die neue Rente zu geſtatten, als erforderlich iſt, um die jetzige vollkommen zu decken.

Art. 10. Eine eigne Uebereinkunft wird ſtattfinden über die Güter der Kapläne und andere fromme Stiftungen von Familien, die wegen ihres Charakters, ihrer Beſtimmung und der verſchiednen Rechte, die damit verknüpft ſind, in der allgemeinen Maßregel nicht mit begriffen ſein können.

Art. 11. Die Regierung beſtätigt die Beſtimmungen des Artikel 39 im Concordat und verpflichtet ſich der Kirche nach der Form, worüber man überein gekommen, für Auflagen einen Mehrbetrag zu entrichten, der dieſen Auflagen entſpricht. Eine gemiſchte berathende Commiſſion ſoll dieſe Auflagen abſchätzen und den Mehrbetrag vorſchlagen.

Art. 12. Der Biſchof vertheilt die Renten, gegen die ihre Güter ausgetauſcht worden ſind, an die Klöſter. Dieſe Renten werden bei ihrer Dotation gerechnet.

Art. 13. Die Beſtimmungen des Concordats, die den Staat verpflichten, an die Ordensgeiſtlichen beiderlei Geſchlechts Penſionen zu zahlen, und die Beſtimmungen der Artikel 35 und 36 werden aufrecht erhalten. Außerdem verpflichtet ſich der Staat die nöthigen Kirchen zu bauen und die Penſionen der Laienbrüder, die nicht in Klöſtern ſind, zu bezahlen und die Kapläne und den Cultus der Kirchen der Nonnen in den Diöceſen zu dotiren.

Art. 14. Die Einkünfte von dem heiligen Kreuzzuge, die jetzt zu der Dotation gehören, ſollen in Zukunft ausſchließlich den Koſten des Cultus gewidmet werden.

Die Kirche und der Staat werden ſich über die Feſtſetzung der jährlichen Einkünfte nach dem Durchſchnitt der letzten 5 Jahre verſtändigen.

Der Staat wird, wie bisher, zuſchießen, was an der Summe fehlen ſollte, die dem Cultus nach Art. 34 des Concordats bewilligt iſt.

Art. 15. Es wird für Eigenthum der Kirche erklärt die jährliche Abgabe, die feſtgeſetzt iſt, um die Dotation nach Art. 38 des Concordats zu vervollſtändigen, und dieſe Auflage ſoll vertheilt und erhoben werden, wie der Artikel es vorſchreibt. Indeſſen verpflichtet ſich die Regierung, dieſe Abgaben in dreiprocentige Renten zu verwandeln, wenn die Erzbiſchöfe es wünſchen.

Art. 16. Um die Höhe dieſer Auflage genau feſtzuſetzen, ſollen der Biſchof und ſein Capitel ſo bald als möglich ein definitives Budget der Dotation der Diöceſe nach dem Concordat entwerfen, und wo daſſelbe ein Maximum und ein Minimum feſtgeſtellt hat, können die Biſchöfe im Einvernehmen mit der Regierung eine Durchſchnittsſumme annehmen.

Art. 17. Man wird ſofort zu der neuen Abtheilung der Kirchſpiele ſchreiten, wie die beiden vertragſchließenden Mächte ſich darüber verſtändigt haben.

Art. 18. Nach Vorſchrift des Artikels 36 im Concordat wird die Regierung billige Vorſtellungen der Biſchöfe in den vorgeſehenen Fällen zur Vermehrung der Dotationen, beſonders für die Seminarien entgegennehmen.

Art. 19. Die Regierung wird die Zuſammenkunft der Synoden in den Diöceſen nicht verhindern und alle Anſtrengungen machen, um die noch ſchwebenden Beſtimmungen des Concordats in Wirkſamkeit zu ſetzen.

Art. 20. Gegen die Vortheile, welche die Kirche aus dem Concordat und dieſer Uebereinkunft zieht, genehmigt Seine Heiligkeit den Verkauf der geiſtlichen Güter, wie er nach dem Geſetz vom 1. Mai 1855 eingetreten iſt.

Art. 21. Dieſer Zuſatzvertrag ſoll für immer als ein Geſetz des ſpaniſchen Staates und in gleicher Geltung mit dem Concordat aufbewahrt werden.

Art. 22 handelt von der Ratification.

Das Concordat von 1851 und der Zuſatzvertrag von 1861 verdienen eine ernſtliche Aufmerkſamkeit; und bei ihrem Studium muß man die Geſchichte Spaniens ſeit dem Anfange des Jahrhunderts nie aus dem Auge verlieren. Beide Concordate beweiſen das Bündniß des Throns und der Kirche gegen die Revolution, zeigen aber auch ihre Ohnmacht auf. Der Thron und die Kirche betrachten als unwiderruflich verloren, was die Revolution ihnen entriſſen hat, und genehmigen für die Vergangenheit und für die Zukunft die Abſchaffung der todten Hand. Denn trotz der Verſicherung, daß die Regierung der Geiſtlichkeit die noch nicht veräußerten Güter zurückgebe und daß die letztere Güter erwerben könne, fügt das Concordat hinzu, daß alle jetzigen oder künftigen Güter durch den Staat verkauft werden ſollen und daß dieſer dafür der Geiſtlichkeit den Kaufpreis in dreiprocentigen unübertragbaren Renten zahlt, die dann auf Rechnung ſeiner Dotation oder Beſoldung geſetzt werden ſollen.

Die Erwerbung von Eigenthum unter ſolchen Bedingungen iſt ein Hirngeſpinnſt; denn einestheils kann die Geiſtlichkeit, weil ſie keinen Grundbeſitz hat, den Einfluß nicht ausüben, der ſich überall an einen ſolchen Beſitz knüpft; und anderntheils kann die Geiſtlichkeit die unübertragbaren Renten nicht veräußern oder in Capital verwandeln und ſich ſo aus der Hand der Regierung befreien; der einzige Vortheil, den die Geiſtlichkeit daraus zieht, iſt die prompte Bezahlung ihrer Beſoldung.

Elftes Capitel.

Dualiſmus in der Regierung, im Parlamente und in der Verwaltung. — Eſpartero überläßt die Gewalt der Reaction. — Abfall der Progreſſiſten. — Widerſtand der Demokraten. — Triumph O'Donnell's. — Miniſterium Narvaez. — Neukatholiſche Reaction. — Politiſcher Unverſtand der Progreſſiſten. — Revolutionäre Unternehmungen der republikaniſchen Partei. — Ohnmacht und Fall des neukatholiſchen Miniſteriums. — Geſetz über den öffentlichen Unterricht. — Statiſtik deſſelben. — Oeffentliche Bibliotheken. — Kampf im Unterrichtsweſen zwiſchen der Theologie und der Wiſſenſchaft. — Fortſchritt der Normalſchulen; Vorzüglichkeit der Lehrer, die ſie bilden. — Die reicheren Claſſen geben der Civilcarriere den Vorzug vor dem Dienſt in der Armee und in der Kirche. — Vergleichende Aufſtellung über die Bevölkerung der Schulen und der Geiſtlichkeit zu verſchiedenen Zeiten.

1.

Der Dualiſmus, den in der Regierung Eſpartero und O'Donnell vorſtellten, war auch im Parlament und in allen Zweigen der Verwaltung; er konnte ſich nicht behaupten, und es iſt wirklich alles Mögliche, daß er zwei Jahre gedauert hat.

Endlich ſchlug die Stunde des Kampfes und die Kühnſten behielten den Sieg. Wir haben Kampf geſagt, aber es war nicht einmal ein Kampf, denn nur kleine Gruppen aus den beiden Heerlagern nahmen an den blutigen Kämpfen von Madrid und Barcelona Theil. Die Reaction triumphirte im Juli 1856, aber durch den Verrath und die Mitſchuld der Progreſſiſten.

Eſpartero ſteifte ſich thörichter Weiſe darauf, ſich aus dem Miniſterium zurückzuziehen, in einem Anfall von kindiſchem Eigenſinn, gegen den die Vernunft Nichts vermag. Er zog es vor, ſeine Freunde und die Maſſen, die ſeiner Fahne folgten, in die ſchiefe Lage von Aufſtändiſchen zu bringen und ſie im entſcheidenden Augenblicke feiger Weiſe zu verlaſſen, ſtatt daß er die Moderirten unter der Laſt der

Staatsgewalt und ſeiner unbegrenzten Beliebtheit beim Volke hätte erdrücken ſollen. Er fühlte die unwiderſtehliche Gewalt ſeiner Lage nicht, er ſah nicht, daß er O'Donnell und ſeine Anhänger hätte feſtnehmen und die zweifelhaften Generale und Obriſten in dem Commandos der Provinzen und der Regimenter durch ergebene Progreſſiſten hätte erſetzen laſſen können. Dies hätte er, ohne einen Streich zu führen, thun können. Das Volk würde ſich nicht widerſetzt, ſondern dieſe energiſche Maßregel in Maſſe mit einem Ausbruch der Begeiſterung aufgenommen haben. Aber ſein ſchwächlicher Verſtand erfaßte kaum die unbedeutenden Einzelheiten der Lage, und er gab die Gewalt in die Hände ſeiner gierigen Feinde, der Feinde der Freiheit. Sein Betragen war in Wahrheit ein Abfall und der große Hauſe der Progreſſiſten folgte ihm. Sie gingen ſofort in O'Donnell's Lager über und zogen es vor, ihm durch das Unterlaſſen allen Kampfes jeden Vorwand zur Reaction zu rauben, ſtatt die revolutionäre Bewegung vorwärts zu treiben. Die unausbleibliche Folge wäre der Sieg der Demokratie geweſen, die ſich im Namen Espartero's an die Spitze des Aufſtandes geſtellt haben würde. Dies iſt die einzige denkbare Erklärung des Abfalls der Generale und progreſſiſtiſchen Chefs, die mit wenigen Ausnahmen in das Lager des Feindes übergingen. Die Demokraten und einige vorgeſchrittene Progreſſiſten blieben allein in der Arena. Man darf ſich nicht wundern, daß ſie unterlagen, denn ſie hatten nicht nur gegen den Widerſtand aller andern Parteien, die ſich ſogleich um die Regierung ſchaarten, ſondern auch gegen die abgefallenen Progreſſiſten zu kämpfen.

2.

Im Jahre 1854 hatte ſich die Demokratie mit allen Fractionen, Progreſſiſten oder Conſervativen, die an der Revolution Theil nahmen, zuſammengethan; 1856 wurde ſie durch alle dieſe Parteien beſiegt, die um ſie niederzuwerfen, ihren alten Haß vergaßen und ſich auf dem Schlachtfelde den Friedenskuß gaben. Den Kampf auszuhalten gegen alle andern Parteien zuſammen, war für eine noch junge Partei, wie die Demokratie, unmöglich; um ſo mehr, da ſie in dieſem Falle nicht einmal für ihre eigene Fahne focht, ſondern für einen Menſchen, der ſie verließ, aus Furcht vor Denen, die für ihn fochten. Die Demokraten gaben alſo den Kampf auf, aber nicht ohne daß ſie zu Madrid wie zu Barcelona einen Muth und eine Kühnheit gezeigt hatten, die ihre Sieger ſelbſt zwang, ihnen die Ehre des Kampfes zuzugeſtehen.

O'Donnell begriff von Anfang an, daß ihm die Gewalt entſchlüpfte. Er hatte das Volk entwaffnet, und ſo blieb er ſelbſt der

Königin und der Reaction gegenüber ohne Waffen; und dieſe verziehen ihm den Aufruhr von 1854 nicht. Um ſich zu befeſtigen, wollte er die Progreſſiſtenpartei verſöhnen; er verfolgte Niemanden wegen der letzten Ereigniſſe, er zögerte lange, ehe er zur Auflöſung der conſtituirenden Cortes ſchritt, und verkündigte endlich einen Zuſatz zur Verfaſſung von 1845, wodurch er die Befugniſſe des Parlaments erweiterte; aber er konnte den Sturm nicht beſchwören und wurde auf eine demüthigende Weiſe von Narvaez erſetzt, der die Erbſchaft der zwei Revolutionsjahre in Empfang nahm.

Die Cortes, die todtgeborne Conſtitution, die Ayuntamientos, die Provinzial-Deputationen, die Befreiung der todten Hand, die liberalen Beamten, kurz das ganze politiſche Werk dieſer zwei Jahre verſchwand in einigen Tagen. Es war als ob die Neukatholiken, die in der Gewalt waren, auf die Zeiten Torquemada's und Ferdinand's VII. zurück wollten. Es fehlte ihnen dazu weiter Nichts als ein fanatiſches Volk, das ſie hätte unterſtützen wollen. Ehe wir aber dem Scheitern dieſer rückläufigen Bewegung einige Zeilen widmen, müſſen wir einen flüchtigen Blick auf das Betragen der Progreſſiſten während der zwei Regierungsjahre Espartero's werfen.

3.

Sie wußten nichts Dauerndes hervorzubringen. Ihre politiſche That war die Verfaſſung, die nicht einmal zum Abſchluß kam. Sie war ein Mittelding zwiſchen der von 1812 und der von 1837; in einigen Punkten freiſinniger als dieſe letztere, aber gemäßigter in Hinſicht der Verfaſſungsgeſetze. Sie verloren ihre Zeit damit, daß ſie eine unmögliche Verſöhnung verſuchten, und zum vierten Male vergeudeten ſie aufs Kläglichſte ihre Kraft, eine Verfaſſung hervorzubringen mit einem künſtlichen Gleichgewicht der Kräfte, der nur Eins fehlte, eine Geſellſchaft, auf die ſie hätte angewendet werden können, und ein freiſinniger König, der ſie hätte halten wollen. Ihr Abfall, ihre Luſt am Zuwarten, ihr Mangel an Kühnheit, die Frage frei ſo anzufaſſen, wie ſie von der Demokratie geſtellt war, dies Alles führte ihren Sturz unter allgemeinem Hohngelächter herbei, von dem ſie ſich nie wieder erheben ſollten; denn die Verhältniſſe, welche ſie an die Gewalt gebracht hatten, traten nicht wieder ein. Eine Revolution können ſie nicht verſuchen, ſie wollen es nicht einmal, denn das hieße der Demokratie in die Hände arbeiten; und die Krone wird ſie nie in die Regierung berufen, denn ſie begreift nur gar zu gut, daß ihr Einfluß dahin iſt und daß ſie nicht noch einmal wie 1854 und

1840 eine Revolution vor den Thoren des Palaſtes aufhalten konnten. Die Königin weiß ſehr gut, daß ſie keine Anhänger mehr haben und daß die Maſſen zur Demokratie übergegangen ſind. Der Hof fürchtet ſie nicht mehr, er verachtet ſie. Ihre Zeit iſt vorbei, und da ſie Nichts weiter vorſtellen, als ihre Aufgabe, die königliche Macht zu zerſtören, der Geiſtlichkeit und der Krone den Willen der ſiegreichen Mittelclaſſe aufzuzwingen, und da dieſe Aufgabe vollbracht iſt, ſo ſchaaren ſie ſich um O'Donnell oder um jeden Andern, der mehr oder weniger dazu aufgelegt ſcheint, dieſes Syſtem zu erhalten und ſeine Intereſſen zu vertreten.

Dieſe Söhne der Revolution fielen 1856, weil ſie ihre Mutter verleugnet hatten, und weil ſie gegen die Vernunft der Bewegung Denen in den Weg traten, die auf der politiſchen Bühne als ihre Söhne und natürlichen Erben erſchienen. Hätten ſie ſich mit der Revolution vereinigt, ſo würden ſie mit ihr im Jahre 1854 gelebt und geſiegt haben und der Uebergang hätte lange genug gedauert, um ihre Lebenszeit zu überſchreiten. Sie wollten nicht gemeinſchaftliche Sache mit der Volkspartei machen, weil ſie fürchteten, von ihr verdrängt zu werden; und da iſt nun die Reaction an ihre Stelle getreten, die es ihnen keinen Dank weiß, daß ſie ihr 1856 die Gewalt überließen.

4.

Die reactionäre Partei hatte damals die materielle Gewalt in der Hand, war aber von einer verhängnißvollen Leere umgeben. Sie ſchaffte die Geſetze ab und verkündigte andre, die mehr oder weniger rückläufig waren, ohne Anklang in der öffentlichen Meinung zu finden; ſo überzeugte ſie ſich von ihrer Ohnmacht und wurde endlich genöthigt, die Gewalt aufzugeben. Kaum waren ſie an der Regierung, ſo brach in Malaga ein republikaniſcher Aufſtand aus, unter der Anführung von Sixto Camara und Romualdo Lafuente. Sie waren demokratiſche Schriftſteller und Anführer der Miliz. In den Tagen von Madrid hatten ſie ſich beſonders ausgezeichnet.

Von ihrer anſcheinenden Stärke geblendet, hatte die Reaction die Verfaſſungsveränderung von 1851 wieder ins Leben gerufen, wodurch die Volksvertretung ungefähr ſo weit heruntergebracht werden ſollte wie durch die kaiſerliche Verfaſſung in Frankreich, wagte ſie aber nicht zu verkündigen bei dem grollenden Donner der Revolution. Denn acht Monate nach der Unterdrückung der Bewegung von Malaga brach ein ernſthafterer Aufſtand zu Sevilla und in anderen Städten der Provinz Cadiz aus. Hundert Aufſtändiſche fielen mit den Waffen in der Hand; mehr als 100 andere wurden erſchoſſen; aber dieſe Schlächtereien konnten die republikaniſche Partei nicht erſticken; überall war ſie in Verſchwörungen begriffen und ließ die Regierung die fortdauernde Drohung eines neuen Aufſtandes fühlen mit einer Spannkraft, welche der der Reaction gleichkam. Die Neukatholiken wichen der Schwierigkeit dieſer Verhältniſſe, und nachdem ihnen zwei Verſuche zur Bildung von Miniſterien mißlungen waren, traten ſie O'Donnell die Regierung ab. Dieſer ergriff die Zügel der Gewalt als Verbeſſerer der Schäden, die dem Conſtitutionalismus beigebracht waren, als Verſöhner der liberal-conſervativen Parteien und gab ſich die Miene, als wolle er das Repräſentativ-Syſtem in ſeiner Reinheit wieder herſtellen.

O'Donnell berief die Progreſſiſten, die ſich 1856 mit ihm verbunden hatten, und miſchte ſie unter die Conſervativen, eine Verſchmelzung, die den Namen der liberalen Vereinigung (Union liberal) angenommen hat. Er rief neue Cortes zuſammen, erwähnte aber den Zuſatz zur Verfaſſung von 1856 nicht weiter und behielt die rückläufigen Geſetze der Neukatholiken bei. Wir geben hier die wichtigſten Beſtimmungen derſelben.

5.

Geſetz über den öffentlichen Unterricht.

Erſter Abſchnitt.

Unterricht des erſten Grades.

Er theilt ſich in Elementar- und höheren Unterricht. Der Elementar-Unterricht begreift: 1) die chriſtliche Lehre und was aus der heiligen Geſchichte ſich für die Kinder eignet. 2) Leſen. 3) Schreiben. 4) Grundzüge der ſpaniſchen Grammatik und Orthographie. 5) Grundzüge der Arithmetik, Unterricht in den geſetzlichen Gewichten, Maßen und Münzen. 6) Belehrung über den Ackerbau, den Gewerbfleiß und den Handel, je nach der Oertlichkeit.

Der höhere Unterricht umfaßt das Vorſtehende, jedoch in größerer Vollſtändigkeit, ſowie noch: 1) Grundzüge der Geometrie, des Zeichnens und der Feldmeßkunſt. 2) Umriß der Geſchichte und Geographie, beſonders von Spanien. 3) Die allgemeinen Begriffe aus der Phyſik und Naturgeſchichte, ſoweit dieſe das gemeine Leben berühren.

Für die Mädchen wird §. 6 des Elementar-Unterrichts und 1 und 3 des höhern Unterrichts weggelaſſen, ſtatt deſſen treten ein: weibliche Arbeiten, Grundzüge des Zeichnens, die ſich darauf beziehen, und die Grundzüge häuslicher Geſundheitspflege.

Nach Artikel 7 iſt der Elementar-Unterricht für Alle verbindlich. Väter, Vormünder oder wer ſonſt Kinder unter Aufſicht hat, muß ſie vom 6. bis zum 9. Jahre in die öffentliche Schule ſchicken, oder ihnen ſtatt deſſen zu Hauſe oder in Privatſchulen Unterricht geben laſſen.

Der 8. Artikel beſtimmt: Wer dieſe Pflicht nicht erfüllt, wo es im Dorf eine Schule giebt, oder eine ſo nahe iſt, daß die Kinder ſich bequem hin verfügen können, ſoll von der Obrigkeit einen Verweis erhalten, zur Beſchickung der Schule gezwungen werden und eine Strafe von 2 bis 20 Realen erlegen.

Der 9. Artikel: Der Unterricht in den öffentlichen Schulen ſoll ſolchen Kindern umſonſt ertheilt werden, deren Väter oder Vormünder nachweiſen können, daß ſie zahlungsunfähig ſind, und dazu ein Zeugniß des Pfarrers, das von dem Alkalden mit unterzeichnet iſt, beibringen.

Der 10. Artikel: Der Unterricht dauert das ganze Jahr, während der Hundstage ſind aber die Schulſtunden weniger zahlreich.

Der 11. Artikel: Die Regierung wird die Pfarrer des Kirchſpiels veranlaſſen, wenigſtens ein Mal die Woche die chriſtliche Glaubens- und Sittenlehre mit den Schülern der Elementarclaſſen zu wiederholen.

Zweiter Abſchnitt.

Unterricht des zweiten Grades

Er umfaßt die allgemeinen Studien und die auf die Gewerbe in Anwendung kommen. Die allgemeinen Studien werden in zwei Perioden abgetheilt. Die erſte von zwei Jahren umfaßt die chriſtliche Lehre und die heilige Geſchichte, die ſpaniſche und lateiniſche Grammatik, die Grundzüge der Geographie und Uebungen im Leſen, Schreiben, Zeichnen und in der Arithmetik.

In der zweiten Periode von vier Jahren wird gelehrt: chriſtliche Religion und Moral; Uebungen in der Erklärung, der Ueberſetzung und dem Schreiben des Lateiniſchen und des Spaniſchen; Elemente des Griechiſchen; Rhetorik und Poetik; Grundriß der allgemeinen Geſchichte und der Geſchichte von Spanien; Geographie; Arithmetik, Algebra und Geometrie; die Grundzüge der Phyſik und der Chemie, Grundzüge der Naturgeſchichte, Grundzüge der Pſychologie und der Logik.

Die lebenden Sprachen bleiben der Wahl überlaſſen nach dem Reglement.

Die angewandten Studien umfaſſen: Linear- und Figurenzeichnung, Grundbegriffe des Ackerbaues, kaufmänniſches Rechnen und alle anderen angewandten Wiſſenſchaften, die ſich auf Ackerbau, Künſte.

Gewerbe, Schifffahrt beziehen und keine wiſſenſchaftliche Vorbereitung, die über den höhern Unterricht des zweiten Grades hinausgeht, erfordern.

Erſt nach neun Jahren und nach einer Prüfung über den vollſtändigen Elementar-Unterricht werden die Zöglinge zu den allgemeinen Studien des zweiten Grades zugelaſſen.

Nach Beendigung der Studien des zweiten Grades und der ſechs Jahre dieſes Curſus werden die Zöglinge zur Prüfung des Baccalaureats zugelaſſen. Bei ihrem Abgange können ſie ein Zeugniß der Reife für den Beruf, den ſie ſich gewählt und wozu ſie ſich beſonders vorbereitet haben, erhalten.

Dritter Abſchnitt.

Facultäten. Höherer Unterricht. Profeſſioneller Unterricht.

Man muß Baccalaureus ſein, d. h. ſein Abgangszeugniß, wie oben beſtimmt worden, haben, um in eine Facultät immatriculirt zu werden. Eigne Reglements werden die Bedingungen der Zulaſſung zu den höhern Schulen feſtſetzen.

Erſtes Capitel.

Von den Facultäten.

Es ſollen 6 Facultäten ſein: 1) die Facultät der Philoſophie und Literatur; 2) der exacten Wiſſenſchaften, Phyſik und Naturwiſſenſchaften; 3) der Pharmacie; 4) der Medicin; 5) des Rechts; 6) der Theologie.

Die Studien theilen ſich in drei Perioden nach den Graden des Baccalaureus, des Licentiaten und des Doctors. Man muß den niedern Grad haben, um zu dem höheren aufzuſteigen.

Die Facultät der Philoſophie und Literatur ſoll folgende Lehrſtühle haben: allgemeine Literatur; griechiſche Sprache und Literatur; lateiniſche desgleichen; Literatur der neulateiniſchen Sprachen; der germaniſchen Sprachen; ſpaniſche Literatur; allgemeine Geſchichte; ſpaniſche Geſchichte; Philoſophie; Geſchichte der Philoſophie.

Zur philoſophiſchen Facultät gehört das Studium der hebräiſchen, chaldäiſchen, arabiſchen und anderer orientaliſcher Sprachen, deren Vortrag die Regierung für geeignet halten wird.

Die Facultät der exacten Wiſſenſchaften hat folgende Lehrſtühle: der Algebra, Geometrie und Trigonometrie; der analytiſchen Geometrie; der Differential- und Integralrechnung; der beſchreibenden Geometrie; der Geodäſie; der Mechanik; der Phyſik; der Aſtronomie; der phyſiſchen und mathematiſchen Geographie; der Chemie; der

chemiſchen Analyſe; der Mineralogie; der Botanik; der Zoologie; der
Geologie; der graphiſchen Uebungen und praktiſchen Arbeiten. Dieſe
Facultät hat die drei Abtheilungen: phyſikaliſch-mathematiſche, chemiſche
und Natur-Wiſſenſchaften.

Die Facultät der Pharmacie umfaßt: die Chemie, die chemiſche
Analyſe, die Mineralogie, die Botanik, die Zoologie, die Naturge-
ſchichte angewandt auf die Pharmacie und Materia medica, die Phar-
macie der anorganiſchen und organiſchen Chemie, die chemiſche Analyſe
auf die Pharmacie angewendet, Praxis pharmaceutiſcher Operationen,
kritiſche Literärgeſchichte der Facultät.

Die Studien ſollen ſo eingerichtet werden, daß der Student,
nachdem er den Grad des Baccalaureus erlangt und eine hinlängliche
Praxis begründet hat, zum Apotheker ernannt werden kann, aber nur
zur Ausübung des Geſchäfts in Städten, die unter 5000 Einwohner
zählen.

Die mediciniſche Facultät umfaßt: griechiſche Sprache und
Literatur, Experimentalphyſik, Chemie, Mineralogie, Botanik, Zoologie,
Geologie, angewandte Phyſik, angewandte Chemie und Naturgeſchichte,
Anatomie, Phyſiologie, Geſundheitslehre, Pathologie, Therapie,
Materia medica, Geburtshülfe, chirurgiſche Operationen, Klinik,
gerichtliche Medicin, Toxikologie, hiſtoriſch-kritiſche Literatur der
Medicin.

Die Studien ſollen ſo eingerichtet werden, daß der Student,
nachdem er das Baccalaureat erlangt hat, den Titel des mediciniſch-
chirurgiſchen Praktikers erlangt, aber nur in Städten, die weniger
als 5000 Einwohner haben, prakticiren kann.

Der Unterricht für niedere Chirurgie iſt hiermit abgeſchafft; die
Reglements werden die Bedingungen zur Praxis feſtſtellen, ſo wie
die, unter welchen Hebammen ihr Patent bekommen.

Die Regierung wird die Bedingungen feſtſtellen, unter denen die
gegenwärtigen Praktiker von einer Claſſe zur andern übergehen können.

Die juriſtiſche Facultät umfaßt: lateiniſche Literatur, ſpaniſche
Literatur, Philoſophie, Geſchichte von Spanien, Einleitung in das
Rechtsſtudium, Geſchichte und Inſtitutionen des römiſchen Rechts,
Civilrecht, Criminalrecht, Handelsrecht, ſpaniſches Staats- und Ver-
waltungsrecht, politiſche Oekonomie, Geſchichte und Entwickelung des
Civil-, Criminal- und Handelsrechts in Spanien, nebſt dem Studium
der Provinzialgeſetze und Fueros, das kanoniſche Recht, die Geſchichte
der Kirche, der Concilien und der kanoniſchen Sammlungen, allgemeine
Kirchendisciplin, beſonders die ſpaniſche, theoretiſchen und praktiſchen
Proceß, gerichtliche Beredſamkeit, Verwaltungsrecht aller Zweige,

Statiſtik, gemeines Völkerrecht, mit beſonderer Rückſicht auf Spanien, vergleichende Geſetzgebung.

Die drei Sectionen, das eigentliche Recht, das kanoniſche und das Verwaltungsrecht, haben den Grad des Baccalaureus gemeinſam.

Zweites Capitel.

Höherer Unterricht.

Er umfaßt das Ingenieurweſen, Wege-, Canal- und Hafenbau, Bergwerke, Forſtweſen, Feldbau, Gewerbsweſen, ſchöne Künſte, Diplomatie, Notariatskunde.

Drittes Capitel.

Profeſſioneller Unterricht.

Er umfaßt die Veterinärſchule, Handelsſchule, Schifffahrtskunde, Feldmeſſerei, das Seminar für Schullehrer erſter Claſſe.

Die Studien, die ein Elementarlehrer erſter Claſſe gemacht haben muß, ſind: chriſtlicher Katechismus, heilige Geſchichte, Leſen und Schönſchreiben, ſpaniſche Grammatik mit Uebungen und Stylverſuchen, Rechnen, Geometrie, Zeichnen und Feldmeſſen, Geographie, Abriß der ſpaniſchen Geſchichte, Kenntniß vom Ackerbau, Grundſätze der Erziehung, Methode des Unterrichts, praktiſcher Unterricht.

Ein Lehrer des erſten höheren Grades muß der oben angeführten Gegenſtände mächtig ſein und außerdem Kenntniß von der Algebra, der allgemeinen Geſchichte und den gewöhnlichen Naturerſcheinungen haben.

Um Profeſſor an einer Normalſchule zu ſein, muß man noch außerdem ſtudirt haben: die Grundzüge der Rhetorik und Poetik, die Pädagogik des erſten Grades und den Unterricht der Taubſtummen und Blinden.

Um Lehrerin des erſten Grades zu ſein, muß man in einer Normalſchule die Unterrichtsgegenſtände des erſten Grades für die Mädchen ſtudirt haben, den Elementar- oder den höheren Unterricht, je nachdem der Anſpruch iſt, und muß die Unterrichtsmethoden kennen. Privatſtudien können dies leiſten, aber die Lehrerin muß zwei Jahre in einer Normalſchule zugebracht haben.

Vierter Abſchnitt.

Ueber die Art der Studien iſt nur zu bemerken, daß die Prüfungen für alle Grade und Titel in allen Unterrichtszweigen öffentlich ſind.

Die Regierung publicirt Programme und einen Curſus, der durchgemacht werden muß bis zur Licentiatur. Der Licentiat iſt dann frei.

Fünfter Abſchnitt.

Von den Büchern.

Bis zur Licentiatur werden die Curſus nach Büchern durchgemacht; alle drei Jahre veröffentlicht die Regierung eine Liſte dieſer Bücher. Der Biſchof der Diöceſe hat den Katechismus feſtzuſtellen. Die Grammatik und Orthographie der ſpaniſchen Akademie ſind allein autoriſirt. — Für die erſten Leſeübungen ſollen die Bücher geſunde moraliſche und religiöſe Grundſätze enthalten; ebenſo einfache wiſſenſchaftliche und induſtrielle Begriffe, um Herz und Geiſt der Kinder zu bilden. — Die Regierung wird zu geeigneter Zeit der geiſtlichen Behörde die oben erwähnten Bücher namhaft machen, ohne ihre Anwendung vorzuſchreiben. — Die Bücher, welche von Religion und Moral handeln, müſſen von der Geiſtlichkeit als im Einklang mit der reinen orthodoxen Lehre gebilligt ſein.

Sechster Abſchnitt.

Studien im Auslande.

Die Regierung kann nach Anhörung des Rathes des öffentlichen Unterrichts Denen, die in der Fremde Grade erlangt haben, die Ausübung ihrer Profeſſion erlauben, wenn die Titel in der Ordnung ſind, wenn ſie zehn Jahre Praxis haben, wenn ſie die Summe bezahlen, die von ihnen verlangt wird, und dieſe Summe kann nicht höher ſein als die, welche in Spanien für denſelben Grad bezahlt wird.

Wir führen noch weiter an:

Zweite Abtheilung.

Das erſte Capitel des erſten Abſchnitts verfügt, daß in jedem Dorf von 500 Einwohnern eine öffentliche Elementarſchule für Knaben und eine für Mädchen ſein ſoll. In den Dörfern von 2000 Einwohnern ſollen zwei vollſtändige Knaben- und zwei vollſtändige Mädchenſchulen ſein. In denen von 4000 ſollen drei ſein und dann immer eine mehr für je 2000 Einwohner. In den Hauptorten und Städten von 10,000 Einwohnern muß eine der Schulen eine höhere ſein.

In jedem Hauptort der Provinz ſoll eine Normalſchule und in Madrid ſoll die Centralſchule ſein.

Jeder Centralſchule ſoll eine höhere Schule beigegeben ſein, wo die Zöglinge der Centralſchule ſich auf das Unterrichten vorbereiten. In Madrid iſt eine Central-Univerſität; außerdem ſind neun Diſtricts-Univerſitäten, eine in Barcelona, Granada, Oviedo, Salamanca, Santiago, Sevilla, Valencia, Valladolid und Saragoſſa.

Die Koſten ſind von den Gemeinden und Provinzen zu tragen für die Schulen erſten und zweiten Grades. Den höheren und profeſſionellen Unterricht beſtreitet der Staat.

Dritte Abtheilung.

Vom Profeſſorat und der Beſoldung.

Jeder Profeſſor muß ein Spanier ſein und ſich über ſeinen religiöſen und moraliſchen Wandel ausweiſen können.

Fremde können in den Staatsanſtalten als gleichberechtigt mit den Einheimiſchen zugelaſſen werden zum Unterricht in den Sprachen und der Vocal- und Inſtrumentalmuſik.

Um die Ernennungen wird concurrirt. Die Profeſſoren ſind unabſetzbar; ſie können nur durch richterliches Urtheil von ihren Stellen entfernt werden.

Die Lehrer des erſten Elementargrades haben das Recht auf eine paſſende Wohnung, die für den Lehrer und ſeine Familie geräumig genug iſt.

Die geringſte Beſoldung iſt 2500 Realen in Dörfern von 500 bis 1000 Seelen; 3300 Realen in Dörfern von 1—3000 Einwohnern; 4400 Realen in Orten von 3000 bis 10,000 Einwohnern; 5500 Realen in Städten von 10,000 bis 20,000 Einwohnern; 6600 Realen in Städten von 20,000 bis 40,000 Einwohnern; 8000 Realen in Städten über 40,000 Einwohnern, und 9000 Realen in Madrid.

Außerdem erhält der Lehrer Schulgeld von den Schülern, die bezahlen können. Dies wird feſtgeſtellt durch einen örtlichen Ausſchuß und durch einen Provinzialausſchuß genehmigt.

Die Directoren der Provinzial-Normalſchulen erſter Claſſe haben 12,000 Realen und die zweiter und dritter Claſſe 10,000 Realen.

Tarif für die Matrikeln, Grade, Titel und profeſſionellen Erlaubnißſcheine.

	Realen.
Matrikel für die Normalſchulen	80
- - allgemeinen Studien zweiten Grades	120
- - angewandten Studien zweiten Grades	60
- - philoſophiſche und wiſſenſchaftliche Facultät	200
- - Pharmacie, die Medicin, das Recht und die Theologie	280
Ingenieurſchule, Straßen, Forſtweſen und Bergwerke	280
Ackerbauſchule	60
Diplomatie und Notariat	200

	Realen.
Architektur	100
Malerei und Bildhauerei	60
Conſervatorium der Muſik und Declamation	60
Gewerbſchulen, Handel, Schiffahrtskunde	100
Veterinärſchule	100
Jeder Curſus zweiten Grades	40
Jede profeſſionelle Facultat	60

Grade.

	Realen
Das Baccalaureat der freien Künſte	200
Das Baccalaureat in einer Facultat	400
Die Licentiatur für Philoſophie, Wiſſenſchaften, kanoniſches Recht und Verwaltung	2000
Licentiatur der Pharmacie, der Medicin, des Rechts und der Theologie	3000
Das Doctorat aller Facultäten	3000

Titel.

	Realen
Sanitatsrath	1500
Apotheker	1500
Ingenieur (Wegebau, Wald-, Bergbau)	3000
Agronomiſcher Ingenieur	1000
Architekt	2000
Induſtrieller Ingenieur erſter Claſſe	1000
„ „ zweiter „	500
Bauvorſteher	1000
Bauanordner (Aparejador)	500
Feldmeſſer	320
Profeſſor der Malerei, Bildhauerei, Kupferſtecherei, Muſik und Declamation	500
Pädagogiſcher Profeſſor	500
Titular-Profeſſor der Facultat	1000
Magiſter des erſten Grades	320
Magiſter des elementaren Grades	280
Veränderung des Elementar-Magiſters in den Magiſter erſten Grades	140
Veränderung des Titels „Lehrerin der dritten und vierten Claſſe“ in den Titel „Elementarlehrerin“	100
Veterinärarzt erſter Claſſe	1500
„ zweiter „	1200

	Realen.
Praktiſcher Arzt	800
Hebamme	800

Zeugniſſe.

		Realen.
Zeugniß der Befähigung,	Archivar	800
„	für die Schweineſchneider	800
„	„ den Hufſchmied	600
„	„ alle Berufsarten zweiten Grades	300
„	„ Vorſteher von Armenhäuſern	100

Was auf der Central-Univerſität Madrid in den verſchiedenen Claſſen gelehrt wird.

Facultäten der ſtrengen Wiſſenſchaften, der Phyſik und der Naturwiſſenſchaften.

Phyſik, Algebra, Geometrie, Trigonometrie, ſphäriſche Trigonometrie, Chemie, Naturgeſchichte, Botanik, Mineralogie, Zoologie, analytiſche Geometrie, beſchreibende Geometrie, Differential- und Integral-Rechnung, aſtronomiſche Geographie, phyſiſche und politiſche, Mechanik, Geodäſie, phyſiſche Aſtronomie und aſtronomiſche Beobachtungen, phyſiſche Mathematik. Dann organiſche und unorganiſche Chemie, chemiſche Analyſe, über die imponderabeln Flüſſigkeiten; ferner Organographie und Phyſiologie der Pflanzen, Zoologie, Phytographie und Pflanzengeographie, Mineralogie und Geognoſie, vergleichende Anatomie, Geologie und Paläontologie.

Facultät der Philoſophie und Literatur.

Allgemeine Grundzüge der Literatur und der ſpaniſchen insbeſondere, griechiſche und lateiniſche Literatur, kritiſche Studien der griechiſchen Proſaiker und Dichter, allgemeine Geſchichte, Metaphyſik, Geſchichte von Spanien, orientaliſche Sprachen, Geſchichte der Philoſophie.

Pharmaceutiſche Facultät

Materia medica. Unorganiſche und organiſche Chemie für den Pharmaceuten. Anleitung zu pharmaceutiſchen Operationen. Chemiſche Analyſe von Medicamenten, hiſtoriſch-kritiſche Literatur der Pharmacie.

Mediciniſche Facultät.

Deſcriptive Anatomie, deſcriptive und allgemeine Anatomie, Phyſiologie des Menſchen, allgemeine Pathologie, Therapie, Materia medica, Receptirkunſt, chirurgiſche Anatomie, Operationen, Verbandlehre, mediciniſche Pathologie, Entbindungskunſt und ſpecielle Pathologie der Frauen und Kinder, medicinische Klinik, chirurgiſche Klinik, geburtshelferiſche Klinik, öffentliche Geſundheitskunde, gerichtliche Medicin und Toxikologie, Geſchichte der Medicin.

Juriſtiſche Facultät.

Einleitung in das Studium des Rechts, Principien des Naturrechts, römiſches Recht erſter Curſus, Grundzüge des römiſchen Rechts zweiter Curſus, Geſchichte und Grundzüge des bürgerlichen und gemeinen ſpaniſchen Rechts und der Fueros (Localrechte), Grundzüge des Handelsrechts und des peinlichen Rechts, des politiſchen Rechts und des ſpaniſchen Verwaltungsrechts, Inſtitutionen des kanoniſchen Rechts, Grundzüge der politiſchen Oekonomie und Statiſtik, allgemeine Kirchendisciplin, beſonders für Spanien, theoretiſcher und praktiſcher Proceß, Rechtsphiloſophie, internationales Recht, vergleichende Geſetzgebung, Kirchengeſchichte, Conciliengeſchichte und Geſchichte der kanoniſchen Sammlungen.

Unter dem Abſchnitt des Adminiſtrativrechtes werden behandelt die Verfaſſungszuſtände und die Staatseinkünfte Spaniens, das politiſche Recht der Hauptſtaaten, das Handelsrecht und die Douanengeſetzgebung der Völker, mit denen Spanien den meiſten Verkehr hat, Geſchichte und kritiſche Prüfung der verſchiedenen Verträge Spaniens mit den übrigen Mächten.

Der höhere Unterricht für das Notariat giebt die Begriffe des Civil-, Handels- und peinlichen Rechts in Spanien und die Theorie und Praxis öffentliche und rechtliche Urkunden aufzuſetzen.

Theologiſche Facultät.

Grundlagen der Religion, theologiſche Theſen, Inſtitutionen der theologiſchen Dogmatik, Moral- und Paſtoraltheologie nebſt der kirchlichen Beredſamkeit, die heilige Schrift, Biographie der Heiligen, Literaturgeſchichte der geiſtlichen Wiſſenſchaften, apologetiſche Studien.

6.

Statiſtik des erſten Unterrichts in Spanien von 1859 bis 1860.

Koſten des öffentlichen Unterrichts.

	Realen.
Feſter Staatsaufwand	35,730,244
Vergütung	6,462,000
Koſten des Materials	9,588,173
Geſammtaufwand	51,780,417

Oeffentliche Schulen.

	Knaben.	Mädchen.
Höhere Schulen	209	10
Elementar-Schulen	6503	3758
Unvollſtändige*) Schulen	6477	922
	13,189	4690
Parvulos, d. h. Kleinkinderſchulen		109
Erwachſene		272
		381
Allgemeine Geſammtzahl		18,260

Privatſchulen.

	Knaben.	Mädchen.
Höhere Schulen	34	1
Elementar-Schulen	994	908
Unvollſtändige Schulen	1144	563
	2172	1472
Parvulos		90
Erwachſene		66
		156
Summe der Privatſchulen		3800
Summe der öffentlichen Schulen		18,260
Summe aller Schulen		22,060

Schülerzahl in den öffentlichen Schulen erſten Grades.

	Knaben.	Mädchen
Höhere Schulen	14,539	524
Elementar-Schulen	398,176	216,953
Unvollſtändige Schulen	222,000	42,904
	634,735	260,381
In Kleinkinderſchulen		10,159
Schulen für Erwachſene		6,900
		17,059

Im Ganzen 912,175 Schüler.

In den Privatſchulen erſten Grades.

	Knaben.	Mädchen.
Höhere Schulen	1,392	25
Elementar-Schulen	50,317	39,284
Unvollſtändige Schulen	23,116	15,632
	74,825	54,941

---

*) Unvollſtändige oder unvollkommene Schulen ſind diejenigen, wo die Lehrer noch nicht Alles wiſſen, was das Geſetz von ihnen verlangt, um als Volksſchullehrer eingeſetzt zu werden.

Parbulos	3,241
Erwachſene	1,393
	4,637
Summe der Privatſchüler	134,383
„ „ Schüler aller Arten	1,046,558

Unterricht des zweiten Grades. Zahl der Profeſſoren und Schüler.

Oeffentliche Anſtalten	58
Profeſſoren	757
Schüler	13,881
Privatanſtalten	48
Schüler	3,141
Eingeſchrieben für Unterricht zu Hauſe	3,127
Summe der Schüler	20,149

Außerdem iſt in Salamanca eine Zeichenſchule des heiligen Aloiſius von 133 Zöglingen; in Bejar eine Induſtrieſchule von 105 Zöglingen; in Molina de Aragon ein Privatgymnaſium mit 35 Schülern; auf der großen canariſchen Inſel eine Handelsſchule mit 6 Profeſſoren; die Schülerzahl war Ende 1859, als dieſe Nachrichten geſammelt wurden, nicht bekannt.

Zahl der verſchiedenen Schulen des höheren Unterrichts, der Profeſſoren und Schüler von 1859—1860.

	Zahl der Schulen.	Profeſſoren.	Schüler.
Landbau-Ingenieurweſen	1	8	27
Induſtrielles Ingenieurweſen	6	39	489
Architektur	1	12	38
Conſervatorium für Muſik und Declamation	1	38	560*)
Malerei, Bildhauerei, Kupferſtecherei	1	34	935
Notariat	5	10	86
Diplomatik	1	6	126
In Allem	16	147	2,261

Zahl der Schüler, die von 1859—1860 in den Seminarien immatriculirt waren.

	Seminare.	Schüler.
Freiſtellen	670	4,993
Mit halben Freiſtellen	235	15,102
	905	21,170

---

*) 321 männlichen, 239 weiblichen Geſchlechts.

Die Univerſitäts-Facultäten mit Profeſſoren und Studenten.

Facultäten.	Schulen.	Ord. Prof.	Auſſerord. Pr.	Studenten.
Philoſophie und Literatur	10	54	13	224
Wiſſenſchaften	7	43	12	141
Pharmacie	4	22	5	544
Medicin	7	85	28	1,178
Recht	10	86	25	3,755
Theologie	6	32	7	339
	44	322	90	6,181

Tabelle über den profeſſionellen Unterricht.

	Schulen	Profeſſoren.	Schüler.
Schöne Künſte und Anfangsgrunde	11	85	3,087
Handel	1	3	9
Nautik	14	37	663
Bauanordner und Feldmeſſer	6	24	258
Thierarzenei	4	27	863
	36	176	4,880

Allgemeine Tabelle.

		Schulen.	Schüler.
Schulen des erſten Grades		22,060	1,046,558
„ „ höheren Unterrichtes		58	20,149
Seminarien		59	21,170
Facultäten	Philoſophie und Literatur	10	224
	Wiſſenſchaften	7	141
	Pharmacie	4	544
	Medicin	7	1,178
	Recht	10	3,755
	Theologie	6	339
Profeſſioneller Unterricht	Schöne Künſte	11	3,087
	Handel	1	8
	Nautik	14	663
	Feldmeſſerei	6	258
	Thierarzeneikunde	4	863
Höherer Unterricht	Landbau-Ingenieurſchule	1	27
	Induſtrielle Ingenieurſchule	6	489
	Architektenſchule	1	38
	Conſervatorien ꝛc.	1	560
Malerei		1	935
Notariat		5	86
Diplomatie		1	126
	In Allem:	22,273	1,101,268

Oeffentliche Bibliotheken im Jahre 1856.

Bücher und Manuſcripte.

	Zahl der Bände.	
Bibliotheken.	Gedruckte.	Manuſcripte.
56	1,046,552	18,057

Im Escurial ſind 3802 Manuſcripte, 2057 in lateiniſcher und in gewöhnlichen Sprachen, 581 in griechiſcher, 72 in hebräiſcher Sprache und 1092 in arabiſcher und anderen ſemitiſchen Sprachen.

Es giebt noch andere Bibliotheken, die in der Tabelle nicht mit vorkommen, weil die Durchſicht ihrer Kataloge noch nicht beendigt war. Auch die Bibliotheken der Bisthümer, der Seminarien und der geiſtlichen Capitel ſind nicht dabei, weil dem Miniſterium der Gnade und der Juſtiz trotz allem Drängen der ſtatiſtiſchen Commiſſion die nöthigen Nachweiſungen nicht zugegangen waren.

Die Privatbibliothek der Königin, die mehr als 100,000 Bände zählt, und die der Akademien, der wiſſenſchaftlichen Geſellſchaften und der Miniſterien, deren Oeffentlichkeit eine beſchränkte iſt, ſind in der Tabelle nicht mitgezählt.

Zahl der Theater.	Theater.	Vorſtellungen i. J. 1859.
In den Hauptorten der Provinz .	67	6474
In den Städten	102	1975
	169	8449

7.

Wir haben eine gedrängte Ueberſicht des gegenwärtigen Zuſtandes des öffentlichen Unterrichts in Spanien gegeben, mit Inbegriff der Einrichtung und der Gegenſtände des Unterrichts ſowie der Zahl der Schulen und Schüler im Jahre 1860. Es kommt uns hier mehr auf Statiſtik und Geſchichte, als auf eine Philoſophie derſelben an; es wäre nicht in unſerm Plane, wenn wir uns hier in Betrachtungen über den Einfluß des Unterrichts auf den Fortſchritt der Völker einlaſſen wollten; wir beſchränken uns daher auf einige kurze Erörterungen.

Dies Geſetz über den öffentlichen Unterricht iſt durch die reactionärſte Regierung gemacht worden, die Spanien ſeit 40 Jahren gehabt hat. Der Hauptzweck war, den Unterricht zu centraliſiren und dem Einfluß der Geiſtlichkeit ein weiteres Feld zu eröffnen. Aber die neuen Ideen brachen ſich in den wiſſenſchaftlichen Specialſchulen unwiderſtehlich Bahn; das Studium der ſtrengen Wiſſenſchaften, der phyſiſchen und Naturwiſſenſchaften hat die Theologie über den Haufen geworfen und den moraliſchen und politiſchen Wiſſenſchaften einen ganz neuen Aufſchwung verliehen.

Ein mehr oder minder offener Kampf findet in allen Stufen des Unterrichts zwiſchen der Theologie und dem Rationalismus ſtatt. Die Unabſetzbarkeit giebt den Profeſſoren einen gewiſſen Grad von Unabhängigkeit, das Geſetz wie die Sitte zwingt die Regierung, dieſe Unabſetzbarkeit zu achten, und es iſt nichts Seltenes, daß Profeſſoren Bücher, Pamphlete und Journale ſchreiben, die radical, republikaniſch, ja ſelbſt ſocialiſtiſch ſind. Einige von ihnen ſtimmen in den Cortes gegen die Kirche und den Thron, wie dies 1854 ſtattfand.

Weil die Perſonen im königlichen Unterrichtsrathe wechſeln und unter dem Einfluß des Miniſteriums handeln, welches ebenfalls wechſelt, ſo folgt daraus, daß die gebilligten Bücher nicht mit einander übereinſtimmen; ſie bilden ein ſonderbares Gemiſch von altem Katholicismus, doctrinärem Eklekticismus und Materialismus.

8.

Erſt vor wenigen Jahren war der Verfaſſer dieſes Buches Zeuge eines ſchmählichen Auftrittes bei einer öffentlichen Prüfung in Andaluſien. Der Lehrer der chriſtlichen Religion fragte einen Schüler, in wie viel Zeit Gott die Welt geſchaffen habe. Statt die Antwort des Katechismus zu geben: in ſieben Tagen, ſagte das Kind, entweder aus Zerſtreuung oder mit Abſicht, was es von dem Profeſſor der Naturgeſchichte gelernt hatte: „es giebt verſchiedne Theorien über die Bildung der Erde; ſie hat große Revolutionen erfahren, ehe ſie aus dem glühenden Zuſtande in denjenigen überging, welcher ſie fähig machte, Pflanzen und Thiere hervorzubringen“ u. ſ. w. Der Religionslehrer tadelte den Schüler und nannte ihn einen Ketzer. Der Lehrer der Naturgeſchichte unternahm ſeine Vertheidigung, und da unglücklicher Weiſe kein Profeſſor der eklektiſchen Philoſophie dabei war, der hätte beweiſen können, daß alle Beide Recht hätten, ſo verlor der arme Schüler ſein Schuljahr und es blieb ihm ein Räthſel, wie Das, was recht, gut und richtig in der Naturgeſchichte iſt, in der chriſtlichen Religion eine abſcheuliche Ketzerei ſein ſollte.

9.

Im erſten Unterricht iſt der Kampf nicht minder lebhaft. Die Lehrer und Lehrerinnen, die in den Normalſchulen gebildet werden, verlaſſen dieſe mit einem ganz anderen Geiſte, als der iſt, welcher in den religiöſen Corporationen herrſcht. In den Schulen dieſer letzteren thut man Nichts als Beten. In den weltlichen Schulen wendet man ſeine Zeit ganz anders an. Die weltlichen Schullehrer werden von dem Publicum unterſtützt, das ſie bezahlt, und haben zu ihren Feinden die Pfarrgeiſtlichen. Dieſe Lage läßt ſich nun nicht lange aufrecht erhalten, und der Kampf iſt zu allgemein und zu heftig, als daß er nicht ein mächtiger Hebel der Revolution werden ſollte.

Einer von den Uebelſtänden der jetzigen Einrichtung iſt die ungleiche Vertheilung des Unterrichts. In den induſtriellen und Handelsſtädten kommt ein Schüler auf 9 Einwohner; zu Falſet einer auf 6,3; in Gandeſa einer auf 8,9; aber in den Ackerbaugegenden, wo die Bevölkerung zerſtreut iſt, wie in Galicien, ſinkt das Verhältniß bis zu 1 auf 25.

Ein anderer Uebelſtand iſt die Erhöhung des Tarifs, und in dieſer Hinſicht wirkte das alte Verfahren beſſer als der neuere Conſtitutionalismus.

Unter dem Deſpotismus war aller Unterricht ſelbſt in den Schulen der ſchönen Künſte frei; jetzt muß man ein Eintrittsgeld von 16 Franken bezahlen. Vormals bezahlte man die Kleinig[illegible] von 1 Fr. 10 Centimes für die Zulaſſung zu allen Univerſitäten.

Man vergleiche damit den jetzigen Tarif; er iſt ſo hoch, daß er nur den Mittelclaſſen den Zutritt erlaubt. Die moderirten Politiker wollten über dem Proletariat eine regierende Claſſe ins Leben rufen.

Eine gute Seite des Geſetzes iſt es, daß der erſte Unterricht für die Armen frei iſt; ebenſo, daß die Gemeinden und Provinzen verpflichtet ſind Schulen zu unterhalten, und daß durch die Stiftung der Normalſchulen die Zahl der Lehrer und Lehrerinnen fortdauernd zunimmt. Die amtliche Statiſtik beweiſt den Fortſchritt in der Zahl der Schulen und der Schüler.

Die Schüler aus den Mittelclaſſen ſind in den Civilſchulen äußerſt zahlreich, in den Militärſchulen, die früher vorgezogen wurden, viel ſeltner.

Für die Artillerie, das Ingenieur- und Marineweſen hat die Regierung die Bedingungen herabſtimmen und die Zulaßgebühren erniedrigen müſſen, und dennoch kann ſie kaum die nöthige Zahl von Anmeldungen erhalten, während die Fächer für Civil-Ingenieure, für Bergwerke und induſtrielle Ingenieure überfüllt ſind.

Die Reichen und die Ariſtokraten ſchicken ihre Kinder auch nicht mehr auf die Seminarien, und es würde ſchwer fallen, unter den Würdenträgern der Kirche einen von den Familiennamen zu finden, die man Berühmtheiten nennt.

Die Seminarien müſſen ſich ihre Schüler unter den Armen ſuchen, die in ihnen für ihre Kinder eine einträgliche Laufbahn und einen Schutz gegen Mangel entdecken. Der Unterricht in den Seminarien iſt kläglich, und ſelbſt im Lateiniſchen und was man Humaniora nennt, konnten die Seminariſten gegen die Schüler der Gymnaſien und Univerſitäten in den Prüfungen nicht aufkommen.

10.

Wir wollen dies Capitel mit einer vergleichenden Liſte des öffentlichen Unterrichts in Spanien in den Jahren 1797 und 1859 ſchließen.

1797.

Zahl der Schulen.		Zahl der Schüler.	
Knabenſchulen . . .	8,704	Knaben	304,613
Mädchenſchulen . . .	2,303	Mädchen	88,513
	11,007		
Knabenpenſionen . . .	99	Knaben	4,505
Mädchenpenſionen . . .	50	Mädchen	2,745
Studienanſtalten . . .	357	Junge Leute	28,700
	506	Im Ganzen Schüler:	429,076
Im Ganzen Schulen:	11,513		

1859.

Zahl der Schulen.		Zahl der Schüler.	
Knabenſchulen . . .	15,896	Knaben	731,256
Mädchenſchulen . . .	6,162	Mädchen	355,322
Gymnaſien, Secundärſchulen der Civil-Ingenieure, induſtrielle Schulen, Veterinärſchulen und Univerſitäten	228	Junge Leute . . .	54,641
Zuſammen:	22,273	Zuſammen:	1,101,199

Vermehrung der Schulen in der zweiten Epoche um 100 Proc. und der Schüler um 150 Proc.; und dies in 60 Jahren.

Vergleichende Tabelle der Bevölkerung Spaniens, der Schüler in den Schulen und der Geiſtlichkeit in den Jahren 1797 und 1859.

Jahre.	Bevölkerung.	Schülerzahl.	Geiſtliche.
1797	10,500,000	429,076	134,595
1859	16,000,000	1,101,199	58,000

Zuwachs der Bevölkerung mehr als 50 Proc., nämlich 5,500,000, Zuwachs an Schülern mehr als 150 Proc., nämlich 682,023, Verminderung der Geiſtlichkeit um mehr als 70 Proc., nämlich um 76,595.

Wenn in zwei gleichen auf einander folgenden Zeiträumen der Fortſchritt ſich in derſelben Weiſe entwickelt wie von 1797 bis 1859, ſo werden die Zahlen der Bevölkerung, der Schüler und der Geiſtlichen in der Folge in zwei entſprechenden Jahren dieſe ſein:

Jahre.	Bevölkerung.	Schülerzahl.	Geiſtliche.
1921	24,750,000	2,600,000	22,000
1983	38,000,000	6,500,000	8,500

Es ſpringt in die Augen, daß die Bevölkerung und der öffentliche Unterricht in demſelben Maße wächſt, wie die Geiſtlichkeit ſich vermindert. Ein unwiderſprechlicher Beweis davon, daß ſich eine blühende Kirche mit der materiellen und intellectuellen Bildung des Volkes nicht verträgt.

Außerdem iſt in den Seminarien der Unterricht frei, und wird der größte Theil der Koſtgänger auf Koſten der Biſthümer gekleidet und genährt; während in allen anderen Schulen dieſe Koſten den Familien zufallen.

Die Schüler der Seminarien haben alſo eine geſicherte Exiſtenz, und darum bezieht die Geiſtlichkeit noch immer ihren Zuwachs aus den Familien der Armen, die natürlich der unwiſſendſte Theil der Nation ſind.

In der Zahl der Geiſtlichen bemerkt man eine Verminderung von 110,500 auf 46,000 für den männlichen Theil und von 23,000 auf 13,000 für die Nonnen, ein geringeres Verhältniß, weil der Unterricht der Frauen, wie man aus vorſtehender Tabelle entnehmen kann, hinter dem der Männer zurück iſt, ſowohl an Schülerzahl als an Gegenſtänden des Unterrichts, ebenſo an Vortheilen, die ſie aus dem Unterricht ziehen können. Dazu kommt noch, daß das Wohlleben im Kloſter der Armuth und dem Elend des gemeinen Lebens für ſehr Viele ungemein vorzuziehen iſt.

Dieſe Unwiſſenheit des weiblichen Geſchlechts im Verhältniß zu der beſſern Erziehung des männlichen iſt die Urſache ſeines Fanatismus und erklärt den Einfluß, welchen die Geiſtlichkeit noch immer auf daſſelbe ausübt.

Zwölftes Capitel.

Eintheilung des Landes nach ſeiner Natur und nach dem Ackerbau. — Thäler. — Ihre Producte. — Klimatologie. — Pflanzenzonen. — Vertheilung des culturfähigen Bodens unter die verſchiedenen Thäler. — Vergleichung Spaniens mit Frankreich und England. — Wie ſich die verſchiedenen Anbauten vertheilen. — Mineralogie. — Zahl der Bergwerke.

1.

Eintheilung des Landes nach ſeiner Natur und nach dem Ackerbau.

Wir wollen hier keine geologiſche Unterſuchung Spaniens vornehmen, ſondern dem Leſer nur zeigen, daß die Natur das Land ſo getheilt hat, daß man in ihm alle Reichthümer der Flora andrer Länder findet.

Das nördliche Thal unter den Pyrenäen umfaßt die Provinzen Guipuzcoa, Biscaja, Oviedo, einen Theil von Navarra und Alava, faſt die ganze Provinz Santander, einen Theil der Provinz Leon, ein Drittel der Provinz Lugo und die Hälfte der Provinz Coruña.

Der Druck der Atmoſphäre überſteigt dort im Durchſchnitt nicht 746 Millimeter; und der Regenmeſſer giebt 78 Zoll und einige Linien. Man baut dort Mais, Kartoffeln, grüne Bohnen, weiße Bohnen, Kürbiſſe und etwas Korn. Aepfel, Kaſtanien, Wallnüſſe gedeihen und die Haſelnuß iſt ſehr ergiebig. Die Art des Anbaues gleicht dem des ſüdlichen Frankreichs und Burgunds. Die Wieſen am Meere hin ernähren eine große Menge Vieh.

Das Thal des Minho umfaßt einen Theil der Provinz Pontevedra, die von Orenſe und Lugo faſt ganz und die von Leon zum Theil. Der atmoſphäriſche Druck iſt dort 738 Millimeter, der Regenmeſſer giebt 70 Zoll und 8 bis 10 Linien. Man baut dort in Ueberfluß alles Kernobſt, die Kornarten, beſonders Roggen, Hafer, Weizen, Kartoffeln und einige Küchengewächſe. Kaſtanienbäume, Rotheichen und Nußbäume finden ſich dort in Ueberfluß. Das Ackerbauweſen iſt das nämliche wie im ſüdlichen Frankreich; es giebt dort viel Hornvieh.

Das Thal des Duero umfaßt beinahe die ganze Provinz Soria, mehr als die Hälfte von Burgos, die Provinzen Segovia, Valladolid, Palencia und Zamora und einen kleinen Theil der Provinz von Santander, zwei Drittel der Provinzen Leon und Avila; faſt ganz Salamanca und den Reſt von Orenſe. Die Regenwaſſer geben hier nicht mehr als 23 Zoll 4 bis 5 Linien; auch beſchränkt ſich der Anbau dort ſo zu ſagen auf die Feldfrüchte; aber in einem ſolchen Ueberfluß, daß man dies Thal die Kornkammer der Halbinſel nennen kann. Der atmoſphäriſche Druck iſt 693 Millimeter, und Dies in Verbindung mit dem Einfluß der angrenzenden Zonen giebt den Ufern des Duero und des Piſuerga Ueberfluß an Früchten und ſehr geſchätzte Weine, u. A. den Wein von Roda.

Das ſpaniſche Ackerbauweſen herrſcht dort vor. Der alte Pflug iſt noch im Gebrauch, trotz aller Anſtrengungen, das neuere Verfahren einzuführen, welches beſſer für den Boden paßt.

Das Thal des Tajo. — Die Provinzen Guadalajara, Madrid, Toledo und Caceres, der größere Theil von Cuenca, zwei Drittel von Avila und ein kleiner Theil von Salamanca bilden dieſes Thal. Man baut darin an einigen Stellen die Feldfrüchte, die Hülſenfrüchte, den Weinſtock und den Olivenbaum; weil aber nur 11 Zoll 7 Linien Regen fällt, ſo ſind die Ernten mager. Weideland iſt im Ueberfluß vorhanden und Holz zu Holzkohlen. Das Ackerbauweſen iſt das nämliche wie in dem vorhergehenden Thale.

Das Thal des Guadiana. — Der Bau der Feldfrüchte iſt am ergiebigſten, weil der atmoſphäriſche Druck nicht 705 Millimeter überſteigt und dabei die Regenwaſſer nicht bis zu 12 Zoll ſteigen.

Der größte Theil der Ländereien wird dort zu Viehweide verwendet; der Ackerbau hat dort den eigentlich iberiſchen Charakter und gleicht dem von Tirol und Oberbaiern. Das Thal umfaßt ein Drittel der Provinz Cuenca, Theile von Albacete und Badajoz, vier Fünftel von Ciudad-Real, Theile von Cordova und Caceres, die Provinz Badajoz faſt ganz, Huelva zum größten Theile.

Das Thal des Guadalquivir umfaßt einen Theil der Provinz Almeria, faſt ganz Granada und einen Theil von Malaga, ziemlich ganz Jaen und Cordova, ein Fünftel von Ciudad-Real, einen kleinen Theil von Albacete und von Badajoz, vier Fünftel von Huelva und die ganze Provinz Sevilla. Der atmoſphäriſche Druck überſteigt nicht 760 Millimeter, der Regen ſteigt auf 35, ja 36 Zoll, der Abhang nach dem Mittelmeer iſt durchſchnittlich unter einem Druck von 702 Millimetern. Der Ackerbau iſt ſehe mannigfaltig und gleicht ſehr dem von Afrika und Amerika. Faſt alle Producte dieſer beiden Welttheile gewöhnen ſich leicht an das hieſige Klima und der Regen ſteigt manchmal bis zu 37 Zoll und 8 Linien.

Die Thäler, in denen die Flüſſe Segura, Jucar und Guadalavia fließen, umfaſſen einen Theil der Provinzen Granada, Jaen, Almeria, Murcia, Alicante, Valencia, Albacete, Cuenca und Teruel, faſt ganz

Caſtellon und einen Theil von Tarragona. Der Ackerbau iſt afrikaniſch, das arabiſche Bewäſſerungsſyſtem hat man beibehalten. Alle Pflanzen Afrika's und des Cap der guten Hoffnung ſind hier heimiſch geworden; der Saffran, das Zuckerrohr, das Farbeholz, der Orangenbaum, der Citronenbaum und der Maulbeerbaum gedeihen vortrefflich und die Rebe bringt ſo vorzügliche Weine hervor, daß man ſie nach den Märkten aller Welttheile ausführt.

Das Thal des Ebro. Man baut dort Korn, Oliven, Orangen Feigen, Johannisbrod und Küchengewächſe. Der italieniſche Ackerbau, obwohl mit einiger Aenderung, wird hier angewendet, vornehmlich im Süden. In, den Provinzen Saragoſſa, Huesca, Teruel, Logrono, Lerida und Tarragona befolgt man die afrikaniſche Methode. Man benutzt den Ebro nicht, wie man es thun ſollte, um dem Regenmangel abzuhelfen. Manche Jahre ſteigt der Regen keine 13 Zoll. In dem Thal ſüdlich von der Penchetica baut man Korn, Wein, Oliven, Orangen und Citronen, den Palmbaum, Feigen und Mandeln, und an der Küſte Pataten, die Cochenille, den Baumwollenſtrauch und das Zuckerrohr. Der Ackerbau erinnert an den afrikaniſchen und den nordamerikaniſchen Typus. Der atmoſphäriſche Druck überſteigt keine 744 Millimeter.

Thal des Llobregat. — Dieſes Thal iſt das merkwürdigſte von allen zwiſchen den Höhen öſtlich der Pyrenäen. Der atmoſphäriſche Druck überſteigt keine 764 Millimeter; man baut Korn Oel, Orangen, Feigen und zarte Küchengewächſe. Man hat jährlich 40—50 Regentage und es fallen 33 Zoll 5 Linien Regen. Das Ackerbauweſen iſt wie in Burgund, und der Boden zwar uneben, aber doch zweckmäßig angebaut.

2.

Hier ſtellen wir tabellariſch die verſchiedenen Thäler gruppen- und provinzenweiſe mit ihrer Bodenfläche zuſammen. Die ſpaniſche Meile, nach der die Angaben gehen, mißt 5555⁵⁄₉ franzöſiſche Meter oder ¾ deutſche Meilen.

1) Cantabriſcher Abhang.

	Sp. □M.
Guipuzcoa	60.40
Biscaya	70.50
Santander	174.10
Oviedo	337.40
	642.40

2) Galiciſches Thal und Abhang.

	Sp. □M.
Lugo	310.20
Corunna	249.80
Pondevedra	140.90
Orenſe	221.40
	922.30

3) Duero-Thal.

	Sp. □M.
Burgos	462.60
Soria	311.10
Valladolid	254.60
Palencia	253.80
Leon	508.60
Zamora	341.10
Segovia	263.30
Salamanca	407.20
Avila	245.80
	3,048.10

4) Tajo- und Guadiana-Thal.

	Sp. □M.
Guadalajara	401.40
Madrid	247.00
Toledo	461.10
Caceres	662.10
Ciudad Real	647.40
Badajoz	708.20
	3,127.20

5) Guadalquivir-Thal.

	Sp. □M.
Jaen	427.60
Cordova	428.20
Sevilla	437.00
Huelva	340.00
Cadiz	231.20
	1,864.00

6) Jucar- und Segura-Thal.

	Sp. □M.
Cuenca	555.50
Albacete	493.50
Castellon	201.00
Valencia	359.20
Alicante	172.90
Murcia	369.50
	2,151.60

7) Das Ebro-Thal.

	Sp. □M.
Alava	98.70
Logrono	160.10
Navarra	333.60
Huesca	485.60
Saragoſſa	545.60
Teruel	453.60
Lerida	394.50
Tarragona	204.60
Gerona	187.40
Barcelona	246.60
	3,110.30

8) Abhang des Alpujarras.

	Sp. □M.
Almeria	272.50
Granada	407.10
Malaga	232.50
	912.10

3.

Klimatologie, Pflanzenzonen und Einbürgerung ausländiſcher Pflanzen.

Das ſpaniſche Klima bietet große Verſchiedenheiten dar. Es iſt kalt in der Mitte und im Norden, gemaßigt bis zu der Weſtküſte und heiß im Süden, und es finden ſich alle hygrometriſchen Eigenheiten, welche die warm-feuchten, warm-trocknen, gemaßigt feuchten, gemäßigt trocknen, kalt-feuchten und kalt-trocknen Klimate bilden.

Nach dieſen klimatiſchen Unterſchieden richten ſich die Pflanzenzonen, und es fehlt in Spanien nur die Zone des Aequators und die der Tropen, um ſie alle zu vereinigen. In den Ebenen von la Mancha, Altcaſtilien, Almeria und andern Provinzen des Südens, die keine Bäume haben, fallen die Sonnenſtrahlen ungebrochen auf den Boden und ſchaden der Geſundheit und der Fruchtbarkeit; in manchen Jahren hat die Hitze die von Arabien übertroffen. Der Mangel an Seen und Bäumen vermehrt die Unregelmäßigkeit des ſpaniſchen Klima. Dieſe Verſchiedenheit der Klimate wäre beneidenswerth, wenn nicht faſt überall die Stetigkeit der Atmoſphäre fehlte, die ſo weſentlich iſt für die Harmonie des thieriſchen und des Pflanzenlebens und folglich für die Production.

4.

Pflanzenzonen.

In der centralen oder peninſulären Zone — ſie umfaßt die Provinzen Albacete, Avila, Badajoz, Burgos, Caceres, Ciudad-Real, Cordova, Cuenca, Guadalajara und Theile von Huelva, Jaen, Leon Madrid, Salamanca, Segovia, Soria, Toledo, Valladolid und Zamora — findet man ein Klima, das man continental nennen kann, denn es iſt ſehr trocken, beſonders in den Thälern des Tajo und Guadiana, wo der Sommer heiß und im Verhältniß zu dem Breitengrade der Winter kalt iſt. Eis und Schnee ſind im Duero-Thal und an den höhern Punkten des Guadiana und des Tajo nichts Seltenes. In den niedrigen Gegenden iſt die durchſchnittliche Temperatur 15 zu 13° + und in den Bergen von 13 zu 11° + nach dem 100 gradigen Thermometer.

Die nördliche oder europäiſche Zone, welche über die Widerlage der Pyrenäen und das cantabriſche Syſtem reicht, umfaßt die Provinzen Alava, Barcelona, Burgos, einen Theil von Girona, Galicien, Guipuzcoa, Hueſca, Leon, Lerida, Navarra, Oviedo, Santander, Soria und Biſcaja; ſie theilt ſich wieder in 2 Unterzonen, die pyrenäiſche und die Küſtenzone.

In der pyrenäiſchen Zone ſchwankt die Temperatur zwiſchen +14 und +12 Graden; in der Küſtenzone zwiſchen +12 und +9. Das Klima der pyrenäiſchen Zone iſt ſehr unbeſtändig. Der Sommer iſt heiß, der Winter kalt, Eis und Schnee haben ſolche Macht, daß ſie in den öſtlichen Gegenden 4—5 Monate anhalten, und in den weſtlichen Gegenden iſt die Feuchtigkeit außerordentlich ſtark.

Das Klima des Küſtenſtrichs wird durch die Winde des Cantabriſchen Meers gemäßigt, und obgleich es ſehr feucht iſt, ſind die Sommer heiß, die Winter gemäßigt, und Froſt und Schnee, ſo viel ſie auch vorkommen, dauern nicht an.

Die öſtliche oder mittelländiſche Zone umfaßt einen Theil der Provinz Alicante, den Weſten und Süden der Provinz Barcelona, die von Caſtellon, den Süden von Gerona, die Provinzen Huesca, Lerida, einen Theil von Murcia, den Süden von Navarra und die Provinzen Tarragona, Valencia und Saragoſſa. Durch das Meer und die Erhebung der Berge wird das Klima verſchieden beſtimmt. An der Küſte iſt die Temperatur zwiſchen + 15 und 18 Centigraden, in den Bergen zwiſchen + 14 und 12 Graden. Hier iſt das Klima zwar feucht, aber mild und gleichmäßig; im Innern iſt es aber ſehr wechſelnd und ungleich, in den Bergen ſind Eis und Schnee häufig, halten aber nicht lange vor.

Die weſtliche oder oceaniſche Zone umfaßt Galicien und Portugal. Das Klima iſt angenehm, mild, gleichmäßig, im Norden feucht; die Durchſchnitts-Temperatur iſt zwiſchen + 16 und + 17 Grad. Man kennt weder Froſt noch Schnee. An der ſüdlichen Küſte und in den höchſten Partien iſt die mittlere Temperatur zwiſchen + 10 und + 14 Grad.

Im Allgemeinen alſo iſt das Klima Spaniens das des Continents und nur an der Küſte und in den Ebenen der Betica genießt man das Klima des geprieſenen Südlandes mit ſeiner üppigen Pflanzenwelt. In den Ebnen der Mitte ſind die Temperaturübergänge oft ſehr ſchroff.

5.

Vertheilung des Ackerlandes unter die verſchiedenen Thäler.

Die ſpaniſche Fanega, der ſpaniſche Morgen Landes, nach dem die Angaben gemacht werden, entſpricht $64^1/_4$ franzöſiſchen Aren, eine Are iſt 4 engliſche □Ruthen; als Kornmaß iſt die Fanega etwa ein Centner.

	Fanegas.
Der cantabriſche Küſtenſtrich . .	1,266,874
Küſtenſtrich und Thal Galiciens .	3,067,981
Duero-Thal	11,162,548
Tajo- und Guadiana-Thal . . .	11,370,819
Ebro-Thal	11,363,898
Jucar- und Segura-Thal . .	7,092,165
Guadalquivir-Thal	6,769,076
Küſtenſtrich Alpujarrena	4,119,138
Zuſammen:	56,212,500

Wir geben hier nur die Bodenvertheilung in dem Gebiete von Madrid:

		Fanegas.
Seine ganze Bodenfläche beträgt		18,495
Davon ab:		
Städtiſcher und ländlicher Anbau	2,276	4,047
Wege, Promenaden, Kirchhöfe, Villen, Eiſenbahnen, Wieſen und Vergnügungsörter	1,771	
Bleibt an Fruchtfeld		14,448
Aecker der Real Caſa de Campo	5,582	14,448
„ Moncloa	1,662	
„ mit einem Reinertrage	7,015	
„ zum Vergnügen oder Luxus	189	

Von den 76,084,582 Fanegas der ganzen Bodenfläche Spaniens iſt der unproductive Theil im Verhältniß zum Ganzen wie folgt:

	Procent.
Unproductives Land	5.43
Durch Gebäude, Flüſſe, Wege 2c. eingenommen	20.01
Productive Bodenfläche	74.56
	100.00

In Frankreich ſind die unproductiven Ländereien 2.56 %; die durch Gebäude, Straßen 2c. eingenommenen 23.7 %. In England ſind unproductive Ländereien 3.01 %; durch Gebäude, Straßen 2c. eingenommen 25.40 %.

Der fruchtbare Boden Spaniens theilt ſich ſo:

	Procent.
Land, das einen Reinertrag giebt	82.55
„ das produciren könnte	14.56
„ zum Vergnügen	2.89
	100.000

In Frankreich ſind die Ländereien, die noch benutzt werden können, im Verhältniß von 1.16 % und die zum Vergnügen dienen im Verhältniß von 6.94 %.

In England iſt das Land ſo gut benutzt, daß faſt alles productiv iſt; die zum Vergnügen dienenden Ländereien ſind aber im ſtärkeren Verhältniß als in Frankreich, nämlich 7.48 %.

* * *

In einem Augenblicke, da man ſich überall mit den Ländern beſchäftigt, wo der Zuwachs der Unterhaltsmittel nicht im Verhältniß mit dem Zuwachs der Bevölkerung ſteht, wird die Bodenfläche des angebauten Landes in der Halbinſel eine genaue Vorſtellung davon geben, was Spanien leiſtet und leiſten kann durch die ungeheuren Hilfsquellen, die es der Production darbietet.

		Fanegas.
Oberfläche des ganzen Gebiets		76,084,582
Davon ab:		
Unproductives Land	3,837,366	19,062,082
Land, das durch Wege, Flüſſe und Gebäude eingenommen wird	15,224,716	
Fruchtbare Oberfläche Spaniens		57,022,500

Dieſe vertheilt ſich ſo:

		Fanegas.
Land, welches einen Reinertrag geben kann	47,072,121	57,022,500
Land, welches ausgebeutet werden kann .	8,307,122	
Land zum Vergnügen und zum Luxus .	1,643,257	
Land, was bewäſſert werden kann, aber trocken liegt	2,114,432	

Vertheilung der 47,170,121 Fanegas, die einen reinen Ertrag geben können.

	Fanegas.	
Zum Anbau von Feldfrüchten, als Roggen, Weizen, Hafer, Mais u. ſ. w. beſtimmt	20,992,582	42.32
Zum Bau von Gemüſen, eßbaren Wurzeln, weißen Bohnen, grünen Bohnen, Erbſen, Reis, Linſen, Kartoffeln, Steckrüben ꝛc.	3,564,830	6.44
Weinberge aller Claſſen	2,877,211	6.32
Obſt, Mandeln, Citronen, Orangen, Aepfel, Wallnüſſe, Caſtanien, Johannisbrod und Oliven, die ganz allein 1,446,316 Fanegas einnehmen	2,841,329	3.70
Gewebe- und Färbepflanzen, Baumwolle, Färbeholz, Süßholz, Saffran, Salbei ꝛc. . . .	5,361,266	15.59
Weiden, Gehölz und Waldungen	10,898,433	25.26
Gärten und Baumſchulen	583,228	1.23
Canäle und Teiche	51,242	0.14
Zuſammen:	47,170,121	101.00

Die 8,307,122 Fanegas, die ausgebeutet werden können, vertheilen ſich folgendermaßen:

	Fanegas.
Unangebaute Ländereien	4,154,660
Wieſen zum öffentlichen Gebrauch	2,769,040
Gebirge, die jetzt unzugänglich ſind, aber durch Kunſt zu benutzen wären	1,383,422
	8,307.122

Land zum Vergnügen und zum Luxus.

	Fanegas.
Alamedas oder öffentliche Promenaden	244,372
Parke	478,124
Garten	920,761
	1,643,257

7.

Mineralogie.

Spanien iſt ſehr reich an nützlichen Mineralien. Man hatte 1858 7000 Minen entdeckt; davon haben 6795 im Jahre 1860 Abgaben geleiſtet und 1988 ihren Eigenthümern einen Gewinn abgeworfen. Dieſe 1988 Minen bedecken eine Fläche von 220,389,352 Quadratmetern.

Die Kohlenlager, die man 1858 entdeckte, waren: in Catalonien das von San Juan de las Abadeſas, zu Cordova die von Belmes und Eſpiel, in Cuenca das von Pinarajos, in Leon das von Sabero, in Oviedo das von Mieres und in Palencia das von Orbo, in Sevilla das von Villanceva del Rio, in Teruel das von Villarluengo.

Bisher haben dieſe Bergwerke aus Mangel an Verbindungsſtraßen nicht im Großen ausgebeutet werden können; ſeit dem vorigen Jahre ſind aber zahlreiche Arbeiten im Gange, um dieſe mit den großen Eiſenbahnlinien in unmittelbare Verbindung zu ſetzen. Sowohl in Hinſicht der Maſſe als auch der Güte ihrer Producte können dieſe Bergwerke die Concurrenz mit den beſten in Europa aushalten.

Ausgebeutet werden von dieſen Minen .	663.
Zahl der Schächte	1,590.

Ausbeute von 1858.

	Tonnen.
Steinkohlen	170,900
Koke	28,750
Braunkohle	2,700
Zuſammen:	202,350

Dreizehntes Capitel.

Bevölkerung Spaniens zu verſchiedenen Zeiten. — Ihr ſteter Zuwachs. — Die letzten Zählungen. — Claſſificirung der Bevölkerung. — Sterblichkeit von Spanien, Frankreich und England verglichen. — Verhältniß der Geburten und Sterbefälle. — Sociale Stellung. — Verhältniß der Pfarrämter und Geiſtlichen zur Bevölkerung. — Dichtigkeit der Bevölkerung. — Zunahme von 1857 bis 1861. — Unzulängliche Mittel, die wahre Volkszahl feſtzuſtellen. — Ihre Vertheilung nach den Thälern. — Bewegung der Bevölkerung mit der in andern Ländern Europa's verglichen. — Politiſche und adminiſtrative Eintheilung des Landes.

I.

Philipp II. (im 16. Jahrhundert) ließ eine Volkszählung veranſtalten, welche 8,206,791 Einwohner ergab.

Im 17. Jahrhundert wurden zwei Verſuche zu einer Volkszählung gemacht: der erſte ergab 8,759,976 Einw., der letzte 6,843,672.

Im 18. Jahrhundert wurden verſchiedene Zählungen durch den Staat und durch die Kirche veranſtaltet. Die erſte ergab 7,568,341 Einw., die letzte 10,268,150. Dieſe Zählung, die 1797 zu Stande kam, wurde erſt 1803 veröffentlicht.

1820 ſchätzte die Commiſſion zur Eintheilung des Staatsgebiets die Bevölkerung auf 11,161,980 Einw.

Den 30. Nov. 1823 zählte man 12,101,952 Einw. Das Wörterbuch von Minano giebt die Bevölkerung aller Städte und aller Dörfer vom Jahre 1828. Die Summe davon würde ſein 13,698,029.

Im Jahre 1836 und 1837 hat man eine Zählung vorgenommen, 1842 nach den Matrikeln des Kataſter, 1846 nach dem Document, welches zur Grundlage für die Wahlen zu den Cortes diente, und 1850 nach den Documenten, die der Conſcription zu Grunde lagen. Die Reſultate derſelben ſind folgende:

Jahre.	Bevölkerung.
1836	11,800,413
1837	12,222,872
1842	12,054,008
1846	12,162,872
1850	10,942,280

Die Verminderung der Bevölkerung, die aus obigen Ziffern von 1823 bis 1850 hervorgeht, drückt nicht die Wahrheit aus. Die Bevölkerung hat ſich im Gegentheil immer vermehrt, der Bürgerkrieg und der Mangel an moraliſchem Anſehn der Regierung haben die ungenaue Zählung hervorgebracht.

Ein königlicher Befehl vom 14. März 1857 befahl eine neue Zählung in Spanien und den anliegenden Inſeln, und am 3. Mai wurde der 21. deſſelben Monats zur Ausführung feſtgeſetzt. Dieſe Zählung verdient in jeder Hinſicht ſorgfältig ſtudirt zu werden; ſie iſt ohne Zweifel unvollkommen, wie man erwarten kann, denn ſie war die erſte in ihrer Art; aber als Grundlage für ſpätere Zählungen iſt ſie vortrefflich. Eine Commiſſion in der Hauptſtadt ſchickte ſehr beſtimmte Anweiſungen an eine große Anzahl Beauftragte der Regierung, die durch die Bürger kräftig unterſtützt wurden; und Jeder, der eine falſche Erklärung gemacht hatte, war Strafen unterworfen, die in dem Regierungsbefehl angegeben waren. Dieſe Zählung, die mit aller Sorgfalt vorgenommen wurde, hatte folgendes Ergebniß:

Unverheirathete männlichen Geſchlechts	4,521,453
„ weiblichen „	4,307,166
Verheirathete männlichen Geſchlechts	2,784,057
„ weiblichen „	2,790,485
Wittwer	364,901
Wittwen	695,702
	15,463,764
Kommen noch hinzu Die, deren Verhältniß nicht ermittelt werden konnte	576
	15,464,340

Iſt dies nun die richtige Zahl für die Bevölkerung von Spanien? Wir nehmen keinen Anſtand, die Frage zu verneinen. Dieſe Zählung iſt ein großer Fortſchritt auf dem richtigen Wege, aber immer noch weit von der Vollkonnenheit entfernt.

2.

Bevölkerung.

Unter einem Jahre	444,455
Von 1 bis 7 Jahren	2,611,859
„ 7 „ 15 „	2,600,962
„ 16 „ 20 „	1,556,798
„ 21 „ 25 „	1,296,941
„ 26 „ 30 „	1,528,932
„ 31 „ 40 „	2,357,934
„ 41 „ 50 „	1,724,790
„ 51 „ 60 „	1,187,236
Latus:	15,309,907

Transport:	15,309,907
Von 61 bis 70 Jahren	338,441
„ 71 „ 80 „	199,334
„ 81 „ 85 „	27,612
„ 86 „ 90 „	11,648
„ 91 „ 95 „	2,344
„ 96 „ 100 „	1,237
Ueber 100 Jahre	197
	15,890,720

Sterblichkeit.

Ueberlebende vom 100 am Ende des Jahres.	in Spanien:	in England:	in Frankreich:
des 1.	823	857	827
„ 2.	771	802	773
„ 10.	685	647	668
„ 20.	664	662	627
„ 40.	542	541	512
„ 60.	381	379	366
„ 80.	97	95	125
„ 90.	12	11	9

Wir haben keine genauen Angaben über die unehelichen Geburten; aber nach ſorgfältigen Nachforſchungen, die wir angeſtellt, geben wir folgende Zahlen, die der Wahrheit ſehr nahe kommen werden:

Geburten im Jahre 1858.

	Knaben.	Mädchen.	Im Ganzen.
Eheliche	251,570	250,058	501,628
Uneheliche	10,798	9,855	20,653
	262,368	259,913	522,281

Das Verhältniß der Geburten war 1858 das von 1 auf 31.03 Einwohner. Folgendes iſt das Verhältniß der vier vorhergehenden Jahre:

1854	1 Geburt auf 40	Einwohner.
1855	1 „ „ 39.8	„
1856	1 „ „ 37.2	„
1857	1 „ „ 34.6	„
1858	1 „ „ 31.03	„

Dieſe Tabelle zeigt, daß im Durchſchnitt jede Familie 4$^1/_2$ Köpfe ſtark iſt; eine Zahl, welche gute Sitten und moraliſchen Lebenswandel andeuten ſoll.

3.

Tabelle über die Bewegung der Bevölkerung in Spanien im Jahre 1858.

Provinzen.	Bevölkerung.	Familien.	Geburten.	Todesfälle.	Heirathen.
Alava . . .	99,879	21,961	6,639	4,035	0,515
Albacete . .	211,402	50,736	8,014	6,910	1,459
Alicante . .	392,990	93,065	14,088	11,879	2,501
Almeria . .	326,640	74,869	10,039	7,996	2,098
Avila . . .	187,156	39,569	6,944	5,183	1,659
Badajoz . .	427,932	100,880	12,718	11,712	3,158
Baleares . .	268,952	60,578	7,776	5,242	2,395
Barcelona .	730,804	152,696	21,119	19,156	4,179
Burgos . .	347,693	79,613	9,687	8,568	2,880
Cadiz . . .	397,701	92,677	11,916	10,000	2,728
Caceres . . .	313,912	76,064	7,592	8,372	2,305
Canarias . .	237,746	54,051	7,714	6,355	1,013
Castellon . .	292,748	62,000	9,341	7,490	1,000
Ciudad-Real .	257,783	60,980	7,776	6,242	2,594
Cordova . .	362,538	86,639	10,028	8,183	3,034
Coruna . .	573,114	118,747	17,182	15,355	4,468
Cuenca . .	233,260	62,328	7,714	6,355	1,512
Gerona . .	319,736	62,908	12,006	10,587	2,954
Granada . .	461,240	106,924	13,162	11,623	3,702
Guadalajara .	232,171	51,048	7,714	6,245	1,913
Guipuzcoa .	164,999	29,999	6,189	4,336	1,268
Huelva . .	184,110	44,048	7,139	5,625	1,215
Huesca . .	270,157	49,364	8,465	7,668	2,264
Jaen . . .	361,190	85,368	9,928	8,069	2,947
Leon . . .	354,295	81,474	11,168	8,715	2,808
Lerida . . .	316,868	61,794	11,906	10,775	2,154
Logrono . .	183,203	45,057	8,738	5,525	1,605
Lugo . . .	416,801	83,209	12,929	11,010	2,161
Madrid . .	484,305	110,987	14,448	13,130	2,641
Malaga . .	471,554	108,932	16,884	15,541	2,132
Murcia . .	387,377	87,416	10,913	8,909	2,796
Navarra . .	308,622	64,730	10,170	7,196	2,416
Orenſe . .	406,994	88,605	12,593	11,470	3,011
Oviedo . .	555,215	112,067	16,311	14,466	3,443
Palencia . .	205,660	43,843	7,094	5,770	1,533
Pontevedra .	464,999	104,189	11,882	10,523	3,625
Latus:	12,211,746	2,709,415	385,926	326,216	86,116

Provinzen.	Bevölkerung.	Familien.	Geburten.	Todesfälle.	Heirathen.
Transport:	12,211,746	2,709,415	385,926	326,216	86,116
Salamanca	289,722	63,045	9,410	7,364	2,150
Santander	232,123	47,717	7,314	6,000	1,813
Segovia	162,082	36,082	6,047	4,423	1,247
Sevilla	501,050	112,790	16,858	15,744	3,531
Soria	178,645	36,837	7,939	5,670	1,406
Tarragona	331,612	68,174	11,000	8,546	2,586
Teruel	250,616	58,001	8,928	7,631	1,944
Toledo	340,635	84,124	8,887	7,977	2,681
Valencia	622,677	139,415	18,164	16,369	3,823
Valladolid	255,116	58,750	8,958	7,831	2,238
Vizcaya	163,879	34,755	6,739	5,245	1,170
Zamora	262,451	57,714	9,523	6,782	1,800
Zaragoza	397,366	90,717	14,188	11,879	2,501
Summa:	16,199,720	3,597,536	519,881	437,673	115,006

4.

Civilſtand und Stellung in der Geſellſchaft.

1858 theilte ſich die Bevölkerung in 8,079,036 männliche Perſonen,
„ „ „ „ „ „ 8,111,684 weibliche „
Im Ganzen: 16,190,720

Zieht man 2,826,483 Knaben unter 15 und 422,957 Greiſe über 60 Jahre ab, ſo bleiben 4,829,596 Männer für die verſchiedenen Stände, Geſchäfte und Aemter. Ihre Vertheilung im Jahre 1858 iſt:

1.	Gruppe:	Königliche Familie, Geſetzgeber, Beamte der Cortes, Regierung, Staats-, Provinzial- und Stadtverwaltung und andere Beamte, dann die ausgedienten und unactiven . .	186,312
2.	„	Landesvertheidiger zu Lande und zur See .	203,768
3.	„	Kloſter- und Weltgeiſtliche	43,691
4.	„	Advocaten, Aerzte, Profeſſoren, Künſtler .	139,741
5.	„	Beim Landbau Beſchäftigte, Pachter, Bauern, Tagelöhner, Köhler, Holzhauer u. a. .	3,219,296
6.	„	Weber, Arbeiter für Gegenſtände der Phyſik und Chemie, für Inſtrumente, Glas, Porzellan, Spiegel ꝛc.	198,636
7.	„	Militärarbeiter, für Ausrüſtung, Maſchinen der Marine, blanke Waffen, Kriegs- und Jagdgewehre, für Gießereien	61,549
		Latus:	4,052,993

	Transport:	4,052,993
8. Gruppe:	Arbeiter für chemiſche Producte, Gerberei, Töpſerei, Eiſengießereien ꝛc., Bergwerke, Waldweſen, Bauweſen, Meubeln, Kleider, Nahrung und Verſendung	183,408
9. „	Wechſel- und Luxushandel	121,784
10. „	Handwerker zum Ackerbau, zu Gewerben und zum Handel gehörig	193,094
11. „	Rentiers	51,710
12. „	Dienſtboten	226,607
	Im Ganzen:	4,829,596

Dieſe 4,829,596 Männer bilden den thätigen Theil der Bevölkerung, der ihre Arbeit thut; die 2,826,483 Knaben unter 15 Jahren, die 422,957 Greiſe und die 8,111,684 Frauen oder Mädchen ſind, mit ſeltnen Ausnahmen, im Hauſe beſchäftigt.

Die 12 Gruppen haben folgende Procente:

1. Gruppe.	Königl. Familie, Cortes, Beamte	3,38
2. „	Armee und Flotte	4,16
3. „	Kloſter- und Weltgeiſtliche	0,90
4. „	Liberale Profeſſionen	2,08
5. „	Ackerbauer	66,75
6. „	Induſtrie-Arbeiter	4,10
7. „	Militair-Handwerker	1,46
8. „	Induſtrielle	3,18
9. „	Handelsſtand	3,20
10. „	Verſchiedne Handwerker	4,02
11. „	Rentiers	1,08
12. „	Dienſtboten	4,69
		100,00

Volkszahl der Hauptſtädte Spaniens Ende 1861.

Madrid	375,795,
Barcelona	252,015,
Sevilla	152,000,
Valencia	145,512,
Malaga	113,050,
Murcia	109,446,
Granada	160,678,
Saragoſſa	82,189,
Cadix	71,914.

Spanien iſt alſo ein weſentlich ackerbauendes Land, denn zwei Drittel ſeiner thätigen Bevölkerung ſind mit Ackerbau beſchäftigt.

5.

Das Verhältniß der Geiſtlichen zur Bevölkerung war 1858 von 1 auf 370,57. Zu Anfange des Jahrhunderts war es von $5^1/_5$ auf 370,57. Dies zeigt, daß die Geiſtlichkeit in 50 Jahren auf ein Fünftel ihrer damaligen Zahl herabgekommen iſt. Dieſe Verminderung der Geiſtlichkeit iſt eine wahre Wohlthat für Spanien und eine der glücklichſten Folgen der Revolution.

Tabelle über die Geiſtlichen Ende 1859.

Kathedralgeiſtliche	Prälaten	53
	Würdenträger	280
	Kanonici	769
	Sinecuriſten	889
	Dienende Kapläne	306
Collegialgeiſtliche	Aebte und Kapläne	160
	Sinecuriſten	277
	Dienende Kapläne	126
Kirchſpielgeiſtliche	Landpfarrer und Oekonomen*)	16,988
	Hülfsprediger und Beiſtände	5,133
	Welt- und Ordensprieſter, die den Kirchſpielen zugetheilt ſind	10,168
Ordensgeiſtliche nicht in Klöſtern, und ohne Amt in den Kirchſpielen		3,414
	Zahl der Prieſter in den Diöceſen	38,563

Bei einer Volkszahl von 15,464,340 kommt alſo immer noch 1 Prieſter auf 401 Einwohner; und dabei umfaßt die Tabelle die Prediger in der Armee und auf der Flotte nicht mit.

Mönchsorden.

Orden	8
Ordenshäuſer	41
Haben das Gelübde gethan	719

Nonnen.

Klöſter	866
Zahl der Nonnen, die ſie haben dürfen	21,862
Zahl der Nonnen, die 1859 vorhanden waren	12,990
Kapläne, Sakriſtane, Organiſten, Cantoren	2,174

Es ſind 58 Kathedralkirchen in Spanien, 11 für die Collegiaten und 4 königliche Kapellen. 1858 waren 6632 Prieſter, die nicht in

---

*) Prieſter, welche die Pfründen verwalten und die Caſſirer machen.

Kloſtern eingeſchloſſen lebten, vorhanden. Die 19,297 Kirchſpiele, die ſich auf 12,947 Bevölkerungsmittelpunkte über 200 Seelen vertheilten, mitgerechnet die 188 Abteien, Vicariate und Juriſdictionen, hatten 19,288 Pfarrer und 15,010 Adjuncten.

6.

Oberfläche und Bevölkerung.

Hectaren (2 engl. Morgen 9680 □ metres oder yards)	50,703,680
Bevölkerung	15,464,340
Kirchſpiele	19,297
Hectaren aufs Kirchſpiel	2,627
Einwohner aufs Kirchſpiel	801

Die ganze Volkszahl iſt hier nur als Vergleichsmaß genommen, um einer ſtatiſtiſchen Berechnung zum Anhalt zu dienen; über die wirkliche Lage der Dinge an einzelnen Orten kann dies natürlich keine richtige Vorſtellung geben, da in Spanien die Vertheilung der Bevölkerung und der verſchiednen Beſchäftigungen über das Land ſo viele Unregelmäßigkeiten darbietet. So finden ſich in Gerona 10 Geiſtliche auf 1000 Seelen, in Bilbao Einer auf 200, in Garcia Einer auf 3000, in Carthagena Einer auf 1400 und in Madrid Einer auf 1100.

7.

Die ganze Oberfläche Spaniens beträgt 506,648 Q.-Kilometer. Die Oberfläche der überſeeiſchen Beſitzungen iſt:

In Afrika	2,204	Q.-Kilometer
„ Amerika	128,147	„
Im ſtillen Ocean	348,985	„
	479,376	Q.-Kilometer.

Nehmen wir für Cuba die Zahl der Einwohner mit 1,300,000 an, ſo wohnen dort 9 Einwohner auf dem Q.-Kilometer.

Auf den Philippinen bei einer Bevölkerung von 6,000,000 wohnen 17 Menſchen auf dem Q.-Kilometer; und in Spanien und den anliegenden Inſeln wechſelt das Verhältniß von 12 zu 35 Einwohner auf dem Q.-Kilometer.

8.

Der ſtatiſtiſche Centralausſchuß geſteht in ſeinem gedruckten Berichte von der Volkszählung, daß es ihm, trotz aller Anſtrengung, nicht geglückt iſt, zu genauen Ergebniſſen zu gelangen, weder 1857 noch 1860.

Fünf Jahre eines materiellen Gedeihens und einer bedeutenden Zunahme des Nationalreichthums, wie ſich aus dem Bericht über Ein- und Ausfuhr ergiebt, den wir anderswo in dieſem Buche geben, müſſen ein verhältnißmäßiges Zunehmen der Bevölkerung veranlaßt haben. Dennoch iſt die Zahl von 1860 nur um 223,660 Einwohner größer als die von 1857. Folgende officielle Angaben ſelbſt beweiſen aber, daß die Vermehrung viel bedeutender ſein muß.

1858 war die Zahl der Geburten 546,158 und der Todesfälle 443,931; 1859 ſtiegen die Geburten auf 556,323 und die Todesfälle auf 449,037; durchſchnittlich ein jährlicher Ueberſchuß von 109,756 Geburten über die Todesfälle. Nun iſt nach der Zählung vom 21. Mai 1857 für Spanien und die anliegenden Inſeln die Bevölkerung 15,464,340, alſo mußte durch den bloßen Ueberſchuß der Geburten von 3½ Jahren, der 384,146 giebt, am 25. Dec. 1860 die Bevölkerung 16,848,486 Einwohner betragen. Auch glaubt der Centralausſchuß, die Bevölkerung müſſe 16 Millionen überſteigen, und wir ſind der Meinung, daß ſie mindeſtens 17 Millionen betrage.

V.

Aber welche Hinderniſſe ſetzen ſich denn in Spanien einer genauen Zählung entgegen? Folgendes ſind nach unſerer Meinung die hauptſächlichſten: der Mangel eines moraliſchen Einfluſſes der Regierung; die Unzuverläſſigkeit einiger Unterbeamten der Statiſtik; die Furcht der Einwohner vor Vermehrung der Abgaben oder der Aushebungen fürs Heer, wenn ſie die richtige Volkszahl und ihren Reichthum angäben; das Einverſtändniß der Ayuntamientos mit den Einzelnen zum Betruge der Regierung und ihrer Abgeordneten, die man zu beſtechen ſucht. So wird es der Regierung faſt unmöglich, den Betrug zu entdecken.

Das ſicherſte Mittel, richtige Angaben zu erhalten, wäre Verminderung der Abgaben und Abſchaffung des Militairdienſtes durch Quintas d. h. Conſcription; denn alsdann hätten die Leute Nichts mehr davon, die Wahrheit zu verheimlichen.

Wir haben beſondre Angaben über einige Landgemeinden, in denen die Zahlen um zwei Fünftel hinter dem wahren Beſtande der Bevölkerung zurückblieben.

Und Dies hat uns auf den Gedanken gebracht, daß die wahre Einwohnerzahl Spaniens die der letzten Zählung um mehr als eine Million überſteigen müſſe.

Die Angaben der ſtatiſtiſchen Centralcommiſſion, niedergeſetzt von der ſpaniſchen Regierung, gehen dahin, daß die Bevölkerung ſich 1861 auf 16,560,813 Einwohner belaufen habe. Dies beweiſt die Richtigkeit unſrer Schätzung.

Ebenſo bleibt die Angabe über die Bevölkerung der Colonien hinter der Wahrheit zurück. Wir werden das in unſerm Capitel über die Colonien nachweiſen.

10.

Bevölkerung auf die Q.-Meile.

In den Büchern über vergleichende Statiſtik, die in Europa erſchienen, findet man Spanien aufgeführt mit einer Bodenfläche von 16,000 ſpaniſchen Q.-Meilen oder 8500 geographiſchen Meilen und mit 12 Mill. Einwohnern, wie ſie das Land vor 50 Jahren zählte. 1858 betrug die wirkliche Volkszahl 17 Millionen; wir wollen indeſſen die officielle Angabe 16,190,720 bei unſern Berechnungen zu Grunde legen.

Die Bevölkerung iſt zwiſchen die 8 großen Abfälle oder Thäler, in die ſich der Boden Spaniens geologiſch ſcheidet, ungleich vertheilt; nach den officiellen Zahlen von 1858 folgendermaßen:

Volkszahl	Abfälle oder Thäler	Oberfläche	Ew. f. d. Q.-M.
1,116,216	Cantabriſche Abſenkung	642,40	1,738,65
1,861,908	Galic. Thal-Senkung	922,30	2,019.42
2,233,820	Duero-Thal	3,048,10	729.59
2,056,738	Tajo- u. Guadiana-Thal	3,127,20	657.73
3,208,863	Ebro-Thal	3,109,20	1,032.12
2,140,454	Jucar- u. Segura-Thal	2,151,40	995.09
1,806,589	Guadalquivir-Thal	1,864,30	969.20
1,259,434	Alpujarra-Abfall	912,10	1,380.95
15,684,022		15,777,00	durchſch. 994.10

Dieſe Zahlen ſind die von 1857 ohne die Vermehrung von 1860, die aber hier von keinem Belang iſt, denn der Durchſchnitt bleibt derſelbe, nämlich 994.10.

Die Thäler des Tajo und Guadiana haben nur 657 Ew. auf einer ſpaniſchen Q.-Meile, obgleich Madrid mit dabei iſt, und das Thal des Duero nur 729, trotz Burgos und Valladolid. Dies ſind die wenigſt bevölkerten Thäler Spaniens.

In der Abſenkung des galiciſchen Thals lebt mehr als das Doppelte der Durchſchnittszahl, nämlich 2019 Ew. auf der Q.-Meile, weil hier das Grundeigenthum am getheilteſten iſt und man am wenigſten Feldfrüchte erntet.

In den Abfällen Cantabriens und Alpujarras, die an der Küſte ſind, iſt die Bevölkerung am dichteſten.

Tabelle über die durchſchnittliche Sterblichkeit von 1854—1858.

1854	1	Todesfall auf	33,86
1855	1	„ „	34
1856	1	„ „	36
1857	1	„ „	37,76
1858	1	„ „	38,82

Auf dieſe Weiſe zeigt ſich ein doppelter Fortſchritt zum Guten, die Geburten nehmen zu und die Todesfälle nehmen ab.

Bewegung in der Bevölkerung, verglichen mit andern europäiſchen Ländern.

	Ew.	Geburten	Heirathen	Todesfälle
Oeſtreich	39,411,309	1,478,003	203,102	1,119,418
Frankreich	36,039,364	899,599	279,500	992,777
England	27,621,862	657,704	159,183	491,569
Spanien	16,190,720	522,281	125,004	437,587

11.

Politiſche, bürgerliche und adminiſtrative Eintheilung.

Das Land iſt in 49 Provinzen eingetheilt; davon ſind Unterabtheilungen die Wahlbezirke, und zwar in der Weiſe, daß ein Deputirter auf 35,900 Ew. kommt. Es giebt gegenwärtig 349 Deputirte.

Die 18 Königreiche oder alten Provinzen ſind folgendermaßen getheilt worden:

Neu-Caſtilien	5	Prov.:	Madrid, Toledo, Ciudad-Real, Cuenca und Guadalajara.
Eſtremadura	2	„	Badajoz, Caceres.
Leon	5	„	Leon, Palencia, Valladolid, Salamanca, Zamora.
Gallicien	4	„	Corunna, Lugo, Orenſe, Pontevedra.
Aſturien	1	„	Oviedo.
Alt-Caſtilien	6	„	Santander, Burgos, Logrono, Soria, Segovia, Avila.
Baskiſche Prov.	3	„	Viscaya, Alava, Guipuzcoa.
Navarra	1	„	Navarra.
Aragonien	3	„	Saragoſſa, Huesca, Teruel.
Catalonien	4	„	Barcelona, Girona, Lerida, Tarragona.
Valencia	3	„	Valencia, Caſtellon, Alicante.
Murcia	2	„	Murcia, Albacete.
Granada	3	„	Granada, Almeria, Malaga.
Jaen	1	„	Jaen.

Cordova	1	Prov.:	Cordova.
Sevilla	3	"	Sevilla, Huelva, Cadix.
Canariſche	1	"	Canariſche Inſeln.
Baleariſche	1	"	Baleariſche Inſeln.

Vierzehntes Capitel.

Grundeigenthum auf dem Lande — in der Stadt. — Ihre Hypotheken von 1850—1859. — Subſiſtenzmittel. — Conſumtion. — Ueberſchuß der Erzeugniſſe. — Getränke. — Zoologie. — Tabelle der Stutereien. — Die tägliche Ration iſt doppelt ſo hoch als in Frankreich. — Wahre Lage der Arbeiter in Spanien. — Hinderniſſe durch die Regierung. — Aſſociationen der Arbeiter. — Reglements. — Löhne. — Oeffentliche Wohlthätigkeit.

1.

Der Boden Spaniens iſt in 3,589,660 Grundſtücke getheilt:
Davon werden beſtellt durch Eigenthümer 2,833,101
" " " " Pächter 756,559
3,589,660

1860 gab es in Spanien folgende Wohnungen:
In den Städten und Dörfern 2,139,878
Auf dem Lande 430,237
Induſtrielle Gebäude 50,376
2,620,491

Tabelle der ſtädtiſchen und ländlichen Hypotheken von 1850 bis Ende 1859, als Sicherheit für die Darlehen und den Werth der Hypotheken.

Jahre.	Ländliche.	ſtädtiſche Güter.	Zuſammen.	Werth der Darlehen in Realen.
1850	63,486	22,262	85,748	379,046,911
1851	71,610	24,110	95,720	418,818,587
1852	73,583	24,440	98,023	379,706,466
1853	68,536	23,260	91,796	423,545,789
1854	80,842	26,066	106,908	439,996,847
1855	73,679	24,138	97,817	444,658,303
1856	88,719	28,994	117,713	481,937,192
1857	84,989	24,250	109,239	407,240,374
Latus:	605,444	197,520	802,964	3,374,950,469

Transport:	605,444	197,520	802,964	3,374,950,469
1858	78,923	22,186	101,109	461,471,913
1859	83,651	24,903	108,554	492,017,181
Summe	757,018	244,609	1,012,627	4,328,439,563

2.

Lebensmittel. — Conſumtion.

Die Erzeugung der Lebensmittel überſteigt in Spanien bei weitem den Verbrauch, und während in andern Ländern Europas die Nationalökonomen über das Verhältniß der Lebensmittel zu der Bevölkerung klagen, könnte in Spanien die Bevölkerung ſich verdoppeln und immer noch genug für ihren Unterhalt erzeugen.

Die Bodenfläche für Feldfrüchte beträgt 20,992,582 Fanegas (ſpaniſche Morgen).

Das Land theilt ſich in drei Claſſen, und obgleich über 2 Millionen Fanegas bewäſſertes Land das 15., ja 20. Korn tragen, wollen wir doch einen Durchſchnitt für die drei Claſſen nehmen, der niedrig genug iſt und hinter der Wirklichkeit zurückbleibt.

1. Qualität das 9. bis 11. Korn
2. „ „ 7. „ 9. „
3. „ „ 5. „ 7. „

Durchſchnitt das 8. Korn, das giebt einen jährlichen Ertrag von durchſchnittlich 167,940,656 Fanegen (d. h. Centner) Korn. Nach franzöſiſchem Maß iſt die Fanega 55,501 Litres.

3.

Der jährliche Verbrauch der 15,686,022 Ew. iſt auf den Kopf (12 Celeminen gehen auf eine Fanega):

	Fanegas.	Celeminen.
Weizen	4	4
Reiner Weizen .	0	9
Mais, Roggen ꝛc.	0	11
	6	—

6 Fanegas auf den Kopf giebt einen Geſammtverbrauch von 94,116,132
abgezogen von dem Ertrage 167,940,656
bleibt Ueberſchuß 73,824,524

Wenn auch der dritte Theil der Ländereien brach liegen bliebe, würden wir doch noch genug für den Verbrauch bauen und einen Ueberſchuß von 17,844,306 zur Ausfuhr behalten.

Das durchſchnittliche Gewicht reinen Weizenbrodes, das täglich auf den Kopf kommt, iſt 18 Unzen (die Unze 0^{k} 028) bis 20 Unzen, wenn anderes Korn beigemiſcht iſt.

3,404,407 Fanegas ſind für Hülſenfrüchte und 160,423 für die eßbaren Wurzeln. Indem wir hier einen Durchſchnittsertrag vom 15- bis 17fachen (was gewiß hinter der Wirklichkeit zurückbleibt) annehmen, erhalten wir 51,066,105 Fanegas an Hülſenfrüchten.

Der Ertrag der 160,423 Fanegas an eßbaren Wurzeln, beſonders Kartoffeln, giebt 80,221,140 Arroben (die Arrobe wiegt 11^{k} 502.3). Der jährliche Verbrauch von Hülſenfrüchten, weißen Bohnen, Erbſen, Reis, Linſen iſt 3 Fanegas und 8 Celeminen auf den Kopf.

Im Ganzen . . . . 26,143,370 Fanegas
Abgezogen von dem Geſammtertrage der 51,066,105 „
Ueberſchuß 24,922,755 Fanegas.

Wenn wir für die eßbaren Wurzeln die Kartoffel als Typus annehmen, und 3 Arroben und 60 Pfund auf den Kopf rechnen, ergiebt ſich ein jährlicher Geſammtverbrauch von 57,097,124 Arroben
Abgezogen von dem Geſammtertrage der 80,221,140 „
Ueberſchuß 23,124,016 Arroben.

Dabei iſt gerechnet, daß als täglicher Verbrauch auf den Kopf kommt 6 Unzen trockne Hülſenfrüchte und 8 Unzen, wenn eßbare Wurzeln beigemiſcht ſind.

4.

Der Fleiſchverbrauch in Spanien iſt faſt dreimal ſo groß als der, den die letzten ſtatiſtiſchen Berichte von Frankreich angeben.

Das Erzeugniß an Hornvieh, Schafen, Ziegen und Schweinen beträgt 69,314,286 Arroben, und der tägliche Verbrauch auf den Kopf beträgt 4 Unzen, macht aufs Jahr 3 Arroben, 16 Pfund und 4 Unzen, im Ganzen 57,282,300 Arroben Fleiſch.

Wenn man dieſen Verbrauch von dem Ertrage abzieht, findet man einen Ueberſchuß von 12,031,986 Arroben, die ungeſchlachtet bleiben und den Zuwachs des Viehes darſtellen.

Die 3 Arroben 16 Pfund und 4 Unzen Fleiſch vertheilen ſich durchſchnittlich ſo:

	Pfund.	Unzen.
Ochſenfleiſch	15	6
Kuhfleiſch	16	9
Kalbfleiſch	9	6
Hammel- und Schaffleiſch . . .	9	—
Lammfleiſch	2	4
Ziegenfleiſch	2	3
Schweinefleiſch, friſch und geſalzen	36	8
3 Arroben	16 Pfd.	8 U.

5.

Getränke.

Der Weinbau bedeckt 2,877,214 Fanegas. Dieſe geben einen Ertrag von 141,600,000 Cantaras Wein (eine Cantara iſt 16 Litres 133) und 4,206,000 Branntwein; im Ganzen 162,000,000 Cantaras. Der tägliche Verbrauch giebt auf den Kopf etwa zwei Copas, jährlich alſo 5 Cantaras 23 Quartillos (1 Quartillo iſt 0 Litre 504) und eine Copa (enthält 0 Litres 126). Dies giebt einen Geſammtverbrauch von 39,096,640 Cantaras, und dieſe von dem Geſammtertrage abgezogen geben einen Ueberſchuß von 68,903,360 Cantaras.

Wenn man den reißenden Zuwachs des Bier- und Ciderverbrauchs u. ſ. w. in den Häfen, den großen Städten, den baskiſchen Provinzen, den beiden Aſturien und der Provinz Galicien in Anſchlag bringt, ſo wird man ſehen, daß die Maſſe Wein, die ausgeführt werden kann, von Jahr zu Jahr bedeutend wachſen muß.

6.

Ueberſicht des täglichen Verbrauchs an feſten und flüſſigen Nahrungsmitteln in Spanien:

20 Unzen Brod, wenn dem Weizen Roggen beigemiſcht iſt, oder 18 Unzen, wenn der Weizen rein iſt.
8 Unzen Hülſenfrüchte mit Kartoffeln, oder 6 Unzen trockner Hülſenfrüchte.
4 Unzen Fleiſch.
8 Unzen Wein.
40 Unzen oder 2 Pfund und 8 Unzen.

Ein franzöſiſcher Nationalökonom M. Cador giebt als täglichen Verbrauch in Frankreich an:

300 Grammes Weißbrod oder was dem gleichkommt an Korn und Hülſenfrüchten.
250 Grammes Flüſſigkeiten (Wein, Bier, Cider oder Lauer d. h. Fruchtwein).
54 Grammes Fleiſch.
604 Grammes = 20 ſpaniſchen Unzen, während nach dem Obigen der tägliche Verbrauch in Spanien auf 40 Unzen, alſo das Doppelte kommt.

In den täglichen Verbrauch Spaniens ſind einige ſehr wichtige Gegenſtände nicht mit aufgenommen, z. B. friſche Fiſche, Auſtern u. ſ. w., von denen 1859 400,000 Tonnen verzehrt wurden. Außerdem erwähnt die Statiſtik keine Eier, keine Milch, keinen Käſe, keine

Butter, keinen Zucker, keinen Kaffee, keine Chocolade, keinen Thee und keine Gewürze.

Von 1850 bis 1857 iſt der durchſchnittliche Verbrauch von Salz 13 Pfund 90 auf den Kopf geweſen.

7.

Es iſt klar, daß dieſer Durchſchnitt nicht die wirkliche Vertheilung des Verbrauchs darſtellt. In einigen Provinzen ißt man faſt gar kein Fleiſch, ſo z. B. beſteht die gewöhnliche Nahrung in Alicante aus Brod, Kabeljau und Reis. In Madrid hingegen iſt der durchſchnittliche Verbrauch eines jeden Einwohners nicht 8 Unzen, ſondern 1 Pfund Fleiſch, wie aus ſolgender ſtatiſtiſchen Tabelle hervorgeht.

Vom 7. April 1860 bis zum 26. März 1861 iſt in Madrid eine enorme Maſſe Fleiſch verſchiedener Art verzehrt worden, nämlich:

182,596 Hammel	4,364,272
35,547 Stück Rindvieh . .	3,980,151
Zuſammen:	8,344,423 Pfund.

Zu dieſen Zahlen muß man noch 40,000 gemäſtete Kälber (6,000,000 Pfund Fleiſch), 25,000 Lämmer (1,000,000 Pfund), 37,500 Schweine (9,500,000 Pfund Fleiſch) hinzurechnen; und dabei bleiben noch außer Betracht die Haſen, Kaninchen, Ziegen, Rebhühner, Hühner und andere Vögel. Ebenſo die Millionen Pfunde Salzfleiſch, die bei dem friſchen Fleiſche nicht mit aufgeführt ſind.

Wenn man von den 300,000 Einwohnern Madrids die Kinder, die Kranken und Diejenigen, welche gewiſſe Fleiſcharten nicht eſſen, abzieht, ebenſo Diejenigen, welche im Sommer Madrid verlaſſen, und 200,000 als die Zahl der Fleiſcheſſer annimmt, zugleich aber auch die 20 Faſtentage rechnet, ſo ergiebt ſich, daß jeder Einwohner täglich ein halb Pfund friſches Fleiſch ißt, ohne das Wildpret und faſt die gleiche Maſſe Salzfleiſch zu rechnen. Auch iſt zu bemerken, daß in Madrid doppelt ſo viel Wein verzehrt wird als im Verhältniß der Bevölkerung in der bedeutendſten Stadt Europas.

Nach gewiſſen Statiſtikern müßte dieſer außerordentliche Verbrauch reizender Nahrungsmittel Verbrechen und Unruhen hervorbringen; aber gerade das Gegentheil iſt der Fall und beweiſt um ſo mehr, daß Hunger und Noth und nicht allgemeiner Wohlſtand zu Verbrechen antreiben.

8.

Zoologie.

Wir haben den Ertrag und den Verbrauch aus dem Pflanzen- und Thierreich gegeben; wir fügen einige Nachricht über die Hausthiere zu.

Rindvieh	1,557,033
Maulthiere	499,172
Pferde	298,722
Eſel	496,516
Schafe	16,443,950
Ziegen	3,034,701
Schweine	1,272,978

Man zählte 862,571 Bienenkörbe, aber es gab mehr als 20,000 freie Schwärme in Baumſtämmen.

Tabelle der Geſtüte, errichtet durch die ſpaniſche Regierung von 1841—1861.

Jahre.	Geſtüte.	Hengſte.	Belegte Stuten.
1841	8	31	775
1842	8	38	928
1843	8	49	1,145
1844	10	41	1,025
1845	11	48	1,195
1846	13	59	1,391
1847	13	58	1,392
1848	14	64	1,399
1849	16	72	1,346
1850	17	78	1,566
1851	20	109	1,927
1852	22	170	2,540
1853	25	219	3,837
1854	27	225	4,608
1855	27	227	4,552
1856	27	242	4,314
1857	29	273	4,578
1858	32	261	5,145
1859	33	291	5,276
1860	34	292	5,803
1861	36	302	6,480
Vermehrung in 21 Jahren:			
	28	271	5,705
Privatgeſtüte im Jahre:			
1861	192	376	211,820

9.

Die verhältnißmäßig beſſere Lage der arbeitenden Claſſen, wie ſie aus den allgemeinen oder zufälligen Umſtänden entſpringt, die in dieſem Buche auseinandergeſetzt worden ſind, iſt immer noch weit entfernt von Wohlſtand und Ueberfluß. Ihre Wohnungen ſind größtentheils der Bequemlichkeit beraubt, welche die Civiliſation unter die niedern Lagen der Mittelclaſſe zu verbreiten trachtet. Ihre Kleidungsſtücke koſten ihnen 30 Procent mehr als irgend einem Arbeiter in andern Ländern; das Steigen der nöthigſten Lebensbedürfniſſe im Preiſe, welches aus der Verbrauchsſteuer, den ſtädtiſchen Abgaben in der Form von Thorzöllen und dergleichen, aus dem Tabaksmonopol und aus der Leidenſchaft für die Lotterie, eine Speculation der Regierung, hervorgeht, nehmen dem Arbeiter den größten Theil ſeines Lohnes weg. Auch geht die Bettelei fort, trotz des Ueberfluſſes an Arbeit, welche im Verhältniß zu früheren Zeiten gut bezahlt wird, und Eltern und Kinder der Arbeiter füllen die Wohlthätigkeitsanſtalten und Armenhäuſer. Die Statiſtik dieſer Anſtalten iſt ein beredter Beweis für die traurige Wahrheit, „daß die gegenwärtige Geſellſchaft die billige Vertheilung des Reichthums und der Staatsabgaben entweder nicht vorzunehmen verſteht oder nicht vornehmen will.“

Was hilft es, wenn die Optimiſten zeigen, daß der ſpaniſche Arbeiter im Durchſchnitt größere Vortheile als die Arbeiter anderer Länder genießt, wenn am Ende ſein Lohn nicht ausreicht, um ihm die Erziehung und die Zukunft ſeiner Kinder und die Ruhe ſeines Alters zu ſichern?

Die Regierung traut den arbeitenden Claſſen und ihrer Geſinnung nicht und legt ihrer ſittlichen und materiellen Entwickelung alle möglichen Hinderniſſe in den Weg. An einigen Orten und beſonders in einigen Handwerken zwingt ſie ihnen ſogar das Dienſtbuch, zum Zeugniß, daß ſie keine Herumſtreicher ſeien, auf. Alle gemeinſamen Beſchlüſſe auf Arbeitseinſtellung, auf Erhöhung des Lohns oder Verminderung der Arbeitsſtunden ſind geſetzlich ſtreng verboten. Verbindungen, mit der Abſicht, unbeſchäftigte Arbeiter zu unterſtützen, ſind unterſagt. Die ſich auf Unterſtützung in Krankheitsfällen beſchränken, müſſen von den Behörden erlaubt werden; die Bücher müſſen einer periodiſchen Einſicht der Behörden unterworfen werden, und was unerhört iſt und ganz dem Weſen der Gegenſeitigkeit zuwider, wobei ſich die Gefahr im Verhältniß der Zahl der Aſſociirten vermindert, dürfen in Spanien die Geſellſchaften nicht über 500 Mitglieder zählen.

Geſellſchaften, die den Zweck haben, Lebensmittel im Großen einzukaufen und ſie zu dem Kaufpreiſe unter die Vereinigten zu vertheilen, oder gemeinſchaftliche Arbeit werden durch alle mögliche Hinderniſſe, die ihnen das Geſetz entgegenſtellt, unmöglich gemacht, unter

Anderm durch die Verpflichtung der kaufmänniſchen Buchhaltung. Nun werden aber in den großen Handelsgeſchäften die Bücher Blatt für Blatt geſtempelt, und ſo wird der große Stempel ein hinreichendes Hinderniß, um die Bildung dieſer Geſellſchaften unmöglich zu machen.

10.

Zum Beweiſe für dieſe Angaben theilen wir hier das neue Reglement mit, welches im Juli 1861 für die Arbeiter-Aſſociationen in Catalonien veröffentlicht wurde, in der Abſicht, wie es hieß, ihnen eine größere Freiheit zu gewähren, als ſie bisher beſeſſen.

„Ich habe der Königin über die Inſtruction, die in dieſem Miniſterium von der Eingabe des D. Joſé Grané und Anderer von Barcelona ergangen iſt, Bericht erſtattet. Sie ging dahin, die Erlaubniß zu erlangen, Geſellſchaften zur gegenſeitigen Unterſtützung unter den Fabrikarbeitern dieſer Stadt zu errichten. In Betracht, daß das Verbot, dergleichen Geſellſchaften in Barcelona zu errichten, aus einer Zeit ſtammt, wo dieſe Provinz einem Ausnahmezuſtande unterworfen war und die Militärbehörden es für zweckmäßig hielten, dergleichen Erlaſſe zu veröffentlichen, lediglich als eine Maßregel der öffentlichen Ordnung; in Betracht ferner, daß die gewöhnliche geſetzliche Ordnung wieder hergeſtellt iſt, und kein Grund mehr vorliegt, warum Barcelona und die andern cataloniſchen Provinzen der Wohlthaten beraubt ſein ſollten, die alle übrigen Provinzen des Königreichs genießen; in Betracht endlich, daß die Errichtung von Geſellſchaften zu gegenſeitiger Unterſtützung unter den Arbeitern ſittlich, geſellig und wirthſchaftlich ſehr nützlich iſt, um ſo mehr, weil die Geſetze, die in Kraft ſind, den Behörden die Mittel an die Hand geben, über die billige Wahrung der Intereſſen dieſer Aſſociirten zu wachen und allen Mißbrauch zu verhindern, der von einer ſolchen Commanditgeſellſchaft gemacht werden könnte; nach Anhörung u. ſ. w. wird entſchieden:

1. Daß die allgemeine und unbeſchränkte Erlaubniß, welche Grané und andre Unterzeichner der Eingabe fordern, nicht bewilligt werden kann; daß ſie aber wie jeder andere Spanier die nöthigen Schritte thun können, um die Erlaubniß zur Gründung von Geſellſchaften zu gegenſeitiger Unterſtützung zu erlangen.
2. Daß Ew. Excellenz über alle Eingaben dieſer Art Bericht erſtatten laſſe, wie das in den andern Provinzen auch geſchieht.
3. Daß Ew. Excellenz dieſe Eingaben allen andern weniger wichtigen Dingen vorangehen laſſe, damit die Arbeiter, die ſich zu gegenſeitiger Abhülfe ihrer wahren Bedürfniſſe aſſociiren wollen, ſo

wenig als möglich auf die Befriedigung ihres billigen Wunſches zu warten haben.

Die Behörde eröffnet den Arbeitern, daß ſie Eingaben wegen Erlaubniß zu Aſſociationen machen können, giebt aber die folgenden Grundzüge an, von denen ſich die Beſtimmungen des Vereinigungsvertrags nicht entfernen dürfen:

1. Die Geſellſchaften ſollen local ſein; die Arbeiter einer Ortſchaft können nicht an der Geſellſchaft einer andern Theil nehmen, wenn nicht die Zahl der Vereinigten unter 500 iſt. In dieſem Fall kann man ihnen erlauben, ſich mit den anliegenden Ortſchaften zu vereinigen.

2. Zum Zweck der vorhergehenden Beſtimmung ſollen die Arbeiter in den Fabriken, die in den Gerichtsbezirken der Stadt und in Gracia liegen, als Arbeiter von Barcelona betrachtet werden.

3. Die Geſellſchaften ſollen aus einer einzigen Claſſe von Arbeitern beſtehen, wie ſie in den Fabriken unterſchieden werden; und wenn die Claſſen verſchieden ſind, ſo können die Arbeiter einer und derſelben Fabrik keine Geſellſchaft bilden, ohne dazu ausdrückliche Erlaubniß einzuholen, die ihnen auch gewährt werden ſoll, wenn ausreichende Beweggründe für die Füglichkeit und Nützlichkeit vorhanden ſind.

4. Keine Geſellſchaft darf 1000 Mitglieder überſchreiten, und wenn ſich mehr Mitglieder melden, ſoll eine zweite Geſellſchaft gebildet werden.

5. Der Eintritt iſt frei und freiwillig. Jeder Verſuch, dazu zu zwingen, ſoll ſtreng beſtraft werden.

6. Die Leitung und Verwaltung ſoll zwei Beamten anvertraut werden, die einen oder mehrere Beamte zu ihrer Verfügung haben. Beide Arten von Beamten werden in der Generalverſammlung erwählt, wo auch ihre Gehalte feſtgeſetzt werden. Die Wahl gilt für ein Jahr und ſie ſind wieder wählbar.

7. Die Beſteurung ſoll in allgemeiner Verſammlung feſtgeſetzt werden, höchſtens auf 4 Realen die Woche. Sollten die Bedürfniſſe der Geſellſchaft einen größern Zuſchuß erfordern, ſo iſt meine Ermächtigung einzuholen.

8. Die Unterſtützung, die man bewilligen will, ſoll zu Anfange jeden Jahres durch die Generalverſammlung feſtgeſetzt werden. Und dieſe Unterſtützung darf nur bewilligt werden im Falle von Krankheit, Arbeitsunfähigkeit, wegen hohen Alters oder unverſchuldeter Arbeitsloſigkeit. In zweifelhaftem Falle ſoll die Behörde entſcheiden, ob die Arbeitsloſigkeit einem Mitgliede das Recht auf Unterſtützung giebt. Auch kann ſie ſich immer von der Lage Derer unterrichten, die Unterſtützung empfangen.

9. Jede Geſellſchaft ſoll ein Rechnungsbuch über die Mittel der Geſellſchaft führen, welches durch den Gouverneur von Barcelona und durch den Alkalden in anderen Ortſchaften vidimirt ſein muß. Jede Verletzung dieſer Vorſchrift ſoll ſchwer beſtraft werden, und die Behörde kann, wenn es ihr geeignet erſcheint, die Bücher einſehen und prüfen.

10. Jede Summe, welche Verpflichtungen der Geſellſchaft zum Zweck hat, muß durch die von der Generalverſammlung ernannten Einſammler erhoben werden. Jede andere Erhebung iſt als Betrug zu betrachten und peinlich zu verfolgen.

11. Nachdem der Aufwand der Woche gedeckt iſt, ſoll der Ueberſchuß in die Sparcaſſe gezahlt werden, die den Geſellſchaften eine laufende Rechnung eröffnet.

12. Anderwärts ſollen dieſe Gelder in die Caſſe der Ayuntamientos gezahlt werden und alle Mitglieder der letzteren dafür mit ihrer Perſon und ihren Gütern verantwortlich ſein.

13. Die Geſellſchaften können Generalverſammlungen halten, wenn es ihnen erforderlich ſcheint, aber ſie brauchen dazu die Ermächtigung des Alkalden, der die Verſammlung erlauben oder verbieten kann und das Recht hat, ſelbſt oder durch einen Abgeordneten in ihr den Vorſitz zu führen.

14. Alle Beſchlüſſe, Ernennungen von Beamten und was ſonſt von allgemeinem Intereſſe iſt, ſollen der Behörde mitgetheilt werden.

15. Eine Vereinigung verſchiedner Geſellſchaften und ihrer Vorſtände iſt verboten. Sie dürfen über keinen Gegenſtand, der auf die Arbeit Bezug hat, in Einvernehmen treten, und der Bruch obiger Vorſchriften iſt ausreichend, um eine Geſellſchaft augenblicklich aufzulöſen, als einen Verein gegen die öffentliche Sicherheit; und die Schuldigen ſollen außerdem noch an die Gerichte abgeliefert und dort beſtraft werden, wie ſie es verdienen.

Nach den vorhergehenden Beſtimmungen wird von heute an der Zeitraum von einem Monat gewährt für Die, welche um Bildung zu Geſellſchaften für gegenſeitige Unterſtützung einkommen wollen; die Eingabe braucht nur zwei oder drei Unterſchriften zu tragen. Nach Ablauf dieſes Monats ſoll jede Aſſociation, welche ohne die erwähnte Erlaubniß beſteht, für betrügeriſch und aufrühreriſch gelten, und es ſoll peinlich gegen Die vorgeſchritten werden, welche zu einem gemeinſamen Zweck Gelder ſammeln oder einzahlen.

Barcelona, 16. Auguſt 1861.

J. Llaſera y Eſteve.

Dieſes merkwürdige Actenſtück beweiſt: 1. daß es trotz des Verbots Arbeitergeſellſchaften in Catalonien giebt; 2. daß die Regierung ihnen die Freiheit nicht geben will und ihnen trügeriſche Zugeſtändniſſe macht, die nicht den Erfolg haben werden, ſie zur Geſetzlichkeit zurückzuführen. Die geheimen Arbeitergeſellſchaften, gegen welche die Regierung ohnmächtig iſt, zählten 1855 in Catalonien allein 90,000 Mitglieder, und 50,000 davon verließen ihre Werkſtätten an dem nämlichen Tage, ohne daß die Behörden die geringſte Ahnung davon gehabt hätten.

Der Erfolg dieſer feindſeligen Geſetzgebung iſt zunächſt, daß ſie die Arbeiter, denen ſie öffentliche Vereinigung verbietet, an die geheimen Geſellſchaften gewöhnt, und endlich, daß eine induſtrielle oder Handelskriſis oder auch eine politiſche Revolution, wodurch eine augenblickliche Arbeitseinſtellung eintritt, eine ungeheure Maſſe Arbeiter auf die Straße wirft, weil ſie daran verhindert worden ſind, ſich zu aſſociiren und Erſparniſſe zu machen.

Ehe wir weiter auf die Mittel eingehen, wodurch die öffentliche Wohlthätigkeit Noth und Elend abzuhelfen ſucht, wollen wir einige Worte über den Arbeitslohn ſagen.

II.

Der Arbeitslohn iſt ſehr verſchieden nach den Provinzen, dem Klima und den Landeserzeugniſſen. In mehreren Provinzen, beſonders den ackerbauenden, kommen die Naturproducte mit zum Lohn, in andern Gegenden iſt der Lohn baares Geld. Wenn man den Lebensunterhalt in Anſchlag bringt und den Lohn der Ackerbauer, der induſtriellen Bevölkerung und der Handwerker rechnet, ſo würde der durchſchnittliche Lohn 2 Franken und 10 Centimes ſein. In Andaluſien, vorzüglich in den Provinzen Cadix, Sevilla und Malaga überſteigt der Durchſchnitt 3 Franken, während er in Galicien und den Aſturien kaum einen Franken erreicht. Der größere Werth der Landeserzeugniſſe in Andaluſien und die verhältnißmäßig dünne Bevölkerung im Vergleich zu den Provinzen des Nordens erklärt dieſe Verſchiedenheit. Der Arbeitslohn hat ſich in Spanien in 20 Jahren verdoppelt. Dies will nicht ſagen, daß der Lohn ſich in allen Induſtriezweigen verdoppelt hätte, ſondern nur, wenn man in Anſchlag bringt den Lohn, der ſich verdreifacht oder vervierfacht, den, der ſtehen geblieben, und den, der geſunken iſt, ſo iſt die Maſſe des Geldes, welches die arbeitenden Claſſen heutzutage empfangen, das Doppelte von dem, was ſie vor 20 Jahren empfingen.

Die Baumwolleninduſtrie iſt während der letzten 30 Jahre in Catalonien bedeutend geſtiegen, der Lohn aber derſelbe geblieben, folglich hat er ſich, wenn man den erhöhten Preis der Verbrauchsgegenſtände in Anſchlag bringt, vermindert.

Dieſes Steigen des Arbeitslohnes, welches ſich aus dem Fortſchritt des Wohlſtandes, der Ausfuhr u. ſ. w. erklärt, iſt auch dem Aufſchwunge der öffentlichen Arbeiten zuzuſchreiben, wobei eine große Menge Hände beſchäftigt ſind. Der Eiſenbahnbau nimmt mehr als 100,000 davon in Anſpruch. Und trotz der Errichtung eines neuen Ingenieur-Bataillons war die Regierung im vorigen Jahre doch genöthigt, Erdarbeiter für die Feſtungen anzunehmen. In den Arſenalen ſind mehr als 10,000 Arbeiter beſchäftigt. Und als die Unternehmer der Eiſenbahnen nicht Arbeiter genug finden konnten, um die Bahnlinien zur contractlich beſtimmten Zeit zu vollenden, gab ihnen die Regierung 10,000 Soldaten, die unter der Aufſicht ihrer Unterofficiere für einen Tagelohn von 2 Fr. 65 Cent. arbeiten, was ein wenig mehr iſt, als die Erdarbeiter bekommen, damit dieſe die Concurrenz nicht zu fürchten haben.

12.

Oeffentliche Wohlthätigkeit.

Das brennende Klima und die Fruchtbarkeit des Bodens machen den Spanier weniger als andre Völker zur Arbeit aufgelegt; er braucht ſich nicht um den folgenden Tag zu kümmern; und ohne das verderbliche Verwaltungsſyſtem, dem Spanien wie die übrigen Länder ſich hingiebt, würde der ſpaniſche Arbeiter ohne Zweifel eines Wohlſtandes genießen, der den der andern Völker weit überträfe.

Die Regierung, die Provinzial- und Municipal-Corporationen, die menſchenfreundlichen Geſellſchaften und mildthätige Privatperſonen wirken zuſammen, um die Noth zu lindern. Es gab 1858

7	allgemeine Anſtalten,
215	provinziale „
1881	municipale „
262	private „
182	Anſtalten zur Unterſtützung im Hauſe.

1858 waren 173,441 Perſonen in dieſen verſchiedenen Anſtalten und häusliche Unterſtützung war vertheilt worden an 714,894 Perſonen. Dieſe Unterſtützungen im Hauſe ſind nicht fortlaufend, ſondern werden an Familien vertheilt, die durch irgend welche Umſtände in Noth gerathen und ſie nicht länger empfangen, wenn dieſe Umſtände beſeitigt ſind.

Fünfzehntes Capitel.

Fabrikinduſtrie in den Jahren 1857 und 1861. — Webereien in Wolle, Hanf, Leinwand, Seide und gemiſchter Baumwolle. — Papier, Gerbereien, Schafſchur, Oelmühlen, Mehl-, Seifen-, Branntwein- und Korkfabriken. — Kohlenminen. — Dampfmaſchinen in der Induſtrie. — Capitale in der Induſtrie im Jahre 1861 — Ihr Werth. — Arbeiter in einigen Zweigen der Induſtrie. — Erfindungspatente und Vorrechte ſie einzuführen.

1.

Tabelle der Fabrikinduſtrie in den Jahren 1857 u. 1861.

Wollenweberei in 48 Provinzen.

	1857.	1861.
Walzenſtränge, durch Waſſer, Dampf oder Pferde bewegt	1,343	1,545
Spindeln aller Arten	159,040	278,622
Webſtühle	5,794	7,451
Walkmühlen und Scheermaſchinen	1,349	1,097
Druckmaſchinen	292	283

Dieſe Induſtrie repräſentirte im Jahre 1861 ein Capital von 210,642,520 Realen.

Tücher, Moltone, wollene Decken nach Metern	16,197,900
Geſponnene Wolle in Pfunden (das Pfd. zu 0,460 g.)	21,657,420
Werth obiger Producte in Realen	427,395,100
Capitaliſten, die bei dieſer Induſtrie betheiligt ſind	1,630
Arbeiter	25,181
Dampfmaſchinen (nach Pferdekraft)	395
Waſſerfälle	406
Zentner Oel verbraucht (der ſpaniſche Zentner = 46 k. 009,3)	108,920

Zollvorſchriften.

Die Einfuhr von Wollengeweben, welche im Gewicht mehr als ein Drittel Baumwolle enthalten, ſind bis zu dem Gehalt von und mit 19 Fäden verboten; die übrigen ſind zugelaſſen gegen einen gewiſſen Zoll.

Die Wolle, mit Ausnahme der Vigogne-Wolle, die frei iſt, giebt einen hohen Zoll.

Seidenfabriken

Es giebt deren in 18 Provinzen.

	1857.	1861.
Spindeln zur Abwicklung der Cocons	916	1,306
Drellirmaſchinen	32,963	49,116
Webſtühle	3,091	2,723
Eigenthümer dieſes Fabrikzweigs		428
Arbeiter		8,700
Capital		44,713,000
Stücken Seide, die gewebt worden		5,669,200
Pfunde in Docken		1,478,880
Geſammtwerth der Erzeugniſſe		275,640,400
Dampf nach Pferdekraft		287
Kohlenverbrauch (Tonnen)		8,360

Zollvorſchriften.

Die Einfuhr aller Seidengewebe iſt erlaubt unter der Bedingung, daß ſie nicht über ein Drittel Baumwolle beigemiſcht enthalten. Die Auflage ſchwankt zwiſchen 18 und 25 Centimes das Pfund. Die Einfuhr von Cocons iſt frei.

Baumwollenfabriken.

1857 gab es deren in 14 und 1861 in 23 Provinzen.

	1857.	1861.
Walzenſtränge, durch Waſſer, Dampf oder Pferde bewegt	2,704	3,919
Preßmaſchinen	53	114
Spinn- und Drehräder von 2 und mehrern Fäden	789,285	1,017,202
Webſtühle von allen Größen	24,903	32,886

1861 waren in dieſer Induſtrie:

Fabrikherren	3,256
Arbeiter	52,859
Meter der Gewebe	250,142,700
Geſponnene Wolle in Pfunden	61,035,700

Geſammtwerth der Producte in Realen	1,237,586,452
Zahl der Waſſerfälle als Bewegungskraft . . .	104
Dampf nach Pferdekraft	9,175
Steinkohlen nach ſpaniſchen Zentnern (der Zentner zu 46 k. 009,3)	2,569,000
Ballen Baumwolle, eingeführt in 1861	146,182
Gewicht in Pfunden	57,560,000

Wenn die Zahl von 1861 hinter der Zahl von 1857 zurückbleibt, wie dies einige Male im Obigen ſtattfindet, ſo liegt dies ſicherlich nicht an einer wirklichen Verminderung der Induſtrie, ſondern an der Mangelhaftigkeit der Angaben.

Zollvorſchriften.

Die Einfuhr geſponnener Baumwolle iſt bis und mit Nr. 59 verboten. Die Gewebe ſind bis Nr. 25 verboten. Glanzſtoffe und Perkalineſtoffe bis zu 19 Faden. Die Ausfuhr iſt frei. Die rohe Baumwolle zahlt 3 Realen 6 Centimes per Zentner, wenn ſie unmittelbar aus dem Lande kommt, wo ſie erzeugt wurde; und 16 Realen, wenn ſie aus Niederlagen kommt. Unter fremder Flagge zahlt ſie 20 bis 25 Realen.

Hanf- und Leinwandfabriken.

Deren giebt es in 14 Provinzen:

	1857.	1861.
Walzenſtränge durch Waſſer, Dampf oder Pferde bewegt	12	—
Spindeln aller Arten	8,913	17,590
Gewöhnliche Webſtühle	11,110	—
Mechaniſche Webſtühle	1,919	5,120
Walkhammer	386	—
Preßmaſchinen	27	—
Eigenthümer dieſer Induſtrie im Jahre 1861 . . .		47
Arbeiter		6,401
Capital		17,890,940
Erzeugniß der Gewebe in Metern		31,849,400
Werth der Erzeugniſſe in Realen		106,607,600

Zollvorſchriften.

Die Ausfuhr iſt frei, die Einfuhr unter der Bedingung geſtattet, daß die Gewebe nicht mehr als ein Drittel ihres Gewichts an Baumwolle enthalten.

Fabriken von Stoffen, die aus Seide, Wolle, Baumwolle und Leinwand gemiſcht ſind.

Es giebt deren in 21 Provinzen.

	1857.	1861.
Webſtühle	1,315	2,381
Eigenthümer		621
Arbeiter		5,936
Erzeugniſſe in Metern		4,863,000
Werth in Realen		74,320,000

Zollvorſchriften.

Die Ausfuhr iſt frei, aber die Einfuhr iſt verboten, wenn die Baumwolle in dem gemiſchten Gewebe über ⅓ beträgt, ausgenommen wenn es eine neue Erfindung iſt, wo dann die Einfuhr gegen 40% des Werthes erlaubt iſt

2.

Mehlfabrikation im Jahre 1861.

Windmühlen	12,752
Waſſer- und Dampfmühlen	170
Mühlgänge	16,625
Capital in Realen	362,381,672
Erzeugniß in Pfunden	4,311,852,000
Werth in Realen	2,171,986,000
Eigenthümer	11,926
Arbeiter	22,107
Aeußere Bewegkraft der Windmühlen und Waſſerfälle	3,693
Dampf nach Pferdekraft	1,243
Kohlenverbrauch nach Centnern	348,040

Die Einfuhr von Mehl- und Feldfrüchten iſt verboten, die Ausfuhr iſt frei.

Seifenſiedereien im Jahre 1861.

Fabriken oder Siedereien	1,259
Siedekeſſel	1,644
Capital	23,616,140
Das Erzeugniß in Pfunden	110,650,000
Werth in Realen	193,650,000
Arbeiter	2,745

Die Ausfuhr iſt frei. Fremde Seifen zahlen 42 Realen und 40 Centimes für den Centner weicher Seife, 68 Realen für die harten und 60 für die mittleren.

Branntweinbrennereien im Jahre 1861.

Brennereien	1,702
Deſtillirblaſen	1,846
Capital	37,596,990
Es wurde gebrannt an Arroben (die Arrobe iſt 12 Litre 56 C.)	4,904,150
Werth in Realen	148,325,700
Arbeiter	4,377
Dampf, Pferdekraft	65
Steinkohlen, Centner	20,000

Die Ausfuhr iſt frei, die Einfuhr zahlt einen Zoll, der nach der Qualität von 6 Realen 35 Centimes bis 30 Realen wechſelt.

Korkfabriken im Jahre 1861.

Zahl der Fabriken	488
Keſſel	559
Capital	1,656,100
Zahl der Korke	1,207,500,000
Ihr Werth in Realen	48,300,000
Arbeiter	4,727

Der Werth des Rohſtoffs beträgt den dritten Theil des ganzen Werthes. Die Ausfuhr des Rohſtoffs iſt verboten, die Einfuhr gegen 80 Centimes die Arrobe erlaubt. Die Einfuhr der Korke iſt gegen eine Abgabe von 25% des Werthes erlaubt, die Ausfuhr iſt frei.

Papiermühlen.

Giebt es in 30 Provinzen.

	1857.	1861.
Papier in einem Stück, Cylinder	72	86
Superfeines Papier, Bottiche	102	329
Gemeines Papier, Bottiche	203	210
Packpapier, Bottiche	226	166
Papier zur Verzierung und farbiges	12	14
Pappfabriken	9	—
Summe der Fabriken		355
Capital darin		97,807,300

Das gelieferte Papier war in Pfunden	36,579,000
Sein Werth in Realen	74,833,000
Arbeiter	5,824

Das gelieferte-Papier theilt ſich folgendermaßen ein:

	Pfunde.
Papier in einem Stück	8,500,000
Abgetheiltes Papier	8,479,000
Cigarrettenpapier	3,000,000
Packpapier	16,600,000

Zur Herſtellung dieſes Papiers wurden 55,400,000 Pfd. Rohſtoff verbraucht, der ſich folgendermaßen vertheilt:

	Pfunde.
Lumpen	28,500,000
Linnenlumpen	24,900,000
Papierpaſte aus der Eſpartopflanze	2,000,000

Die Papierausfuhr iſt frei, die Lumpenausfuhr verboten. Die Einfuhr von Papier iſt erlaubt, gegen einen Zoll, der zwiſchen 15 Realen 90 Centimes und 275 Realen die Arrobe ſchwankt. Während wir jedoch dieſes Capitel ſchreiben, erlaſſen die Cortes ein Geſetz, worin ſie den Zoll auf das einzuführende Papier um [illegible] vermindern.

Gerbereien.

Giebt es in 49 Provinzen.

	1857.	1861.
Fabriken		1,240
Reoques	1,445	2,701
Zahl der gegerbten Häute	136,843	337,666
Capital darin		75,751,130
Werth des hergeſtellten Leders		48,545,200
Arbeiter		7,060

Die Ausfuhr der Eichenrinde, die zur Gerberei dient, iſt verboten, die Einfuhr von Häuten iſt gegen einen mäßigen Zoll erlaubt.

Eiſen-, Stahl- und Kupferfabriken.

Giebt es in 34 Provinzen.

	1857.	1861.
Fabriken, worin alle Arten von Artikeln aus dieſen verſchiedenen Metallen gemacht werden, von den großen Dampfmaſchinen an bis auf die Nägel herab	377	429
Schmelzöfen	71	414

	1857.	1861.
Werkſtätten	113	196
Capital in dieſer Induſtrie i. J. 1861 in Realen		296,497,856
Arbeiter		11,092
Dampfkraft, nach Pferden		3,151
Kohlenverbrauch an Centnern		882,280

Die Einfuhr von Gegenſtänden, die mit den verſchiedenen Metallen fabricirt worden ſind, iſt erlaubt. Die Ausfuhr iſt frei, ausgenommen das Kupfer und das Eiſen der Provinz Biscaja, welche das erſtere einen Zoll von 5 Realen 75 Centimes und das letztere 1 Realen per Centner zahlen.

Oelmühlen.

Giebt es in 36 Provinzen.

	1857.	1861.
Hydrauliſche Maſchinen mit doppeltem Druck und andere	11,667	11,009
Mühlen		7,429
Erzeugniſſe in Arroben		24,051,500
Ihr Werth in Realen		1,433,996
Eigenthümer		7,758
Arbeiter		19,738

Die Ausfuhr iſt frei, die Einfuhr gegen einen Zoll zwiſchen 3 Realen 70 Centimes und 26 Realen 26 Centimes per Arrobe.

I.

Bergbau im Jahre 1860.

Nach der neuen Einrichtung iſt der Grund und Boden der Halbinſel, der baleariſchen und canariſchen Inſeln in 17 Bergwerksdiſtricte abgetheilt, und der Staat behält ſich, nach Artikel 75 des Geſetzes, das Eigenthum und die Ausbeutung folgender Bergwerke vor:

1. Die Queckſilberminen von Almaden.
2. Die Queckſilberminen von Almadenjos.
3. Die Kupferminen von Rio-Tinto.
4. Die Bleiminen von Linares.
5. Die Bleiminen von Falſet.
6. Die Galmeyminen von San-Juan de Alcaraz.
7. Die Schwefelminen von Hellin.
8. Die Schwefelminen von Benamaurel.
9. Die Graphit- oder Bleiminen von Marbella.
10. Die Eiſenminen von Navarra und den Aſturien, die den Bedürfniſſen der nationalen Waffen- und Munitionsfabriken von Trubia, Orbaiceta und Eugeri abhelfen ſollen.

11. Die Kohlenminen in dem Diſtrict von Morrin und Riosa in der Provinz Oviedo gehören der Fabrik von Trubia.

12. Salzminen, jetzt Eigenthum des Staats, gibt es in den verſchiedenen Provinzen 70 an der Zahl.

Tabelle des Ertrags der Staatsbergwerke von 1850 bis 1857.

[illegible]	1850.	1851.	1852.	1853.	1854.	1855.	1856.	1857.
Kupferminen von Rio-Tinto .	9,250	12,751	14,776	11,941	15,966	17,276	10,250	14,298
Queckſilberminen von Almaden	9,551	10,430	[illegible]	18,211	18,739	13,025	11,123	18,704
Bleiminen von Linares . .	8,997	14,130	23,103	31,914	21,737	24,017	21,705	26,723
Salzminen . .	1,163,214	767,617	927,194	731,968	1,677,204	2,027,155	2,036,620	1,964,250
	1,179,012	[illegible]	985,084	794,034	1,733,565	2,083,874	2,088,558	2,041,008

Obige Zahlen über die Salzminen ſtellen nicht den ganzen Ertrag vor, ſondern nur die Maſſe der Ausfuhr.

Werth der Salzausfuhr von 1850 bis 1857 in Realen.

Jahreszahl.	Werth in Realen.	Durchſchnittspreis.
1850	1,714,958	1 R. 48 C.
1851	1,148,266	1 „ 45 „
1852	1,357,783	1 „ 46 „
1853	1,075,618	1 „ 46 „
1854	2,466,521	1 „ 53 „
1855	3,520,086	1 „ 48 „
1856	3,016,225	1 „ 48 „
1857	2,948,874	1 „ 49 „

Privat-Bergwerks-Geſellſchaften.

Die Zahl dieſer Geſellſchaften, welche jetzt mit der regelmäßigen Ausbeutung von Bergwerken beſchäftigt ſind, iſt 3748; ſie vertheilen ſich auf:

2274	Silberminen.
31	Antimoniumminen.
1	Anthracitmine.
8	Asphaltminen.
6	goldhaltige Minen.
32	Zinnoberminen.
3	Schwefelminen.
89	Galmeyminen.
663	Kohlenminen.
1	Queckſilbermine.
2	Kobaltminen.
Latus: 3110	

Transport: 3110
219 Kupferminen.
19 Zinnminen.
7 Braunkohlenminen.
7 Nickelminen.
10 Eiſenpyritminen.
2 Arſenikpyritminen.
267 Bleiminen.
2 Steinſalzminen.
40 Schwefelſaure-Sodaminen.
1 Topasmine.
45 Torfminen.
19 Zinkminen.
Zuſammen: 3748

Zahl der bis 1860 entdeckten Minen	6.795
Minen in Betrieb	3.748
Minen mit einem Reinertrage	1,988

Vergleichende Tabelle des Metallertrags im Jahre 1856 und im Jahre 1860.

	Centner.	Werth in Realen.
1856	2,151,457	219,809,986
1860	1,482,000	244,956,039

1860 ergaben die Minen:	Centner.
Eiſenerz	1,755,029
Bleierz	3,168,198
Silbererz	42,300
Kupfererz	1,460,034
Zinnerz	68
Zinkerz	1,088,022
Queckſilbererz	80,412
Kobalterz	35
Antimoniumerz	600
Magneſiaerz	298,628
Steinſalz	638
Soda	175,573
Schwefel	230,450
Steinkohle	3,217,731
Braunkohle	175,309
Latus:	11,683,027

	Transport:	11,683,027
Asphalt		628
Torf		1,300
Staatsminen.	Queckſilber	7,380
„	Kupfer	9,044
„	Blei	22,264
„	Schwefel	1,924
„	Salinen	3,916,919
		15,642,486

Zahl der Bergwerke	600
Hydrauliſche Maſchinen	372
Dampfmaſchinen	143
Schmelzöfen	802
Schmieden	280
Arbeiter	13,085
Bergleute	28,554

Der Werth aller dieſer Minerale, die 1860 gewonnen wurden, war 356,240,233 Realen, von denen der Staat 3 Proc. Abgaben erhalten hat. Steinkohle, Eiſen und Zink zahlen keine Abgabe; ihr Werth iſt in dem Obigen nicht mit enthalten.

4.

Zahl der Arbeiter im Jahre 1861 in den angeführten Induſtriezweigen.

Baumwolle	52,859
Bergwerke und Schmelzöfen	41,639
Wolle	25,185
Mehl	22,107
Oel	19,839
Gießereien	11,092
Seide	8,709
Gerberei	7,060
Flachs und Hanf	6,401
Vermiſchte Gewerbe	5,936
Papier	5,824
Korke	4,727
Branntwein	4,377
Seife	2,745
Zuſammen:	218,500

Tabelle des Werths der Fabriken, Mühlen und Werkſtätten und ihres Ertrages im Jahre 1861.

	Capital	Werth d. Ertrags in R.
Mühlen . . .	362,381,672	2,171,986,000
Oel	175,393,046	1,433,996,000
Baumwolle . .	677,239,144	1,237,586,452
Wolle	210,642,529	427,395,100
Seide	44,713,000	275,640,400
Seife	23,616,140	193,650,000
Branntwein . .	37,596,990	148,325,700
Hanf und Flachs	17,880,940	106,607,600
Gießereien . .	296,487,856	
Papiermühlen .	97,807,300	74,833,000
Gemiſchte Gewebe	8,140,780	74,320,000
Gerbereien . .	75,751,130	48,545,200
Korkfabriken . .	1,656,100	48,300,000
Zuſammen:	2,029,306,627	6,347,793,052

Das Bergwerksgewerbe iſt in dieſer Tabelle nicht mit einbegriffen, weil die Angaben ſich auf das Jahr 1860 beziehen.

Tabelle einiger Induſtriezweige mit Dampf als Bewegkraft im Jahre 1861.

Induſtriezweige.	Pferdekraft.	Ctr. Steinkohle.
Mehlmühlen	1,243	348,040
Baumwolle	9,175	2,599,000
Wolle	389	108,920
Seide	287	8,360
Branntwein	65	20,000
Gießereien	3,151	882,280
Zuſammen:	14,310	3,966,600

Tabelle über die Dampfmaſchinen.

Provinzen.	Maſchinen.	Pferdekr.	Ctr. Steinkohle.
Barcelona	396	8,790	2,637,000
Oviedo	19	475	142,000
Valladolid . . .	16	335	90,500
Valencia	13	850	238,000
Sevilla	10	246	68,880
Girona	9	480	134,400
Balearen	9	290	110,000
Almeria	9	200	80,000
Tarragona . . .	7	690	207,000
Latus:	488	12,356	3,707,780

Transport:	488	12,356	3,707,780
Lerida	7	500	165,000
Malaga	6	300	126,000
Caſtellan	6	80	22,000
Saragoſſa	6	80	24,000
Burgos	5	280	50,240
Logroño	5	200	61,600
Alicante	5	130	50,400
Guadalajara	5	185	50,400
Cordova	4	65	18,200
Cadix	4	56	15,680
Toledo	3	75	22,500
Coruña	3	66	18,480
Santander	3	48	25,000
Jaen	3	13	364
Granada	2	45	12,600
Badajoz	2	28	8,000
Zamora	2	25	8,000
Leon	1	218	61,040
Lugo	1	30	10,000
Palencia	1	25	6,500
Segovia	1	4	2,000
Im Ganzen:	563	16,822	4,455,784

Dieſe Angaben ſind ſehr unvollſtändig, ſowohl in den Zahlen der Induſtriezweige, als auch derer, die Dampf anwenden. Ueber feines und gewöhnliches Papier, über Glas und Kryſtall, über Brauereien, über chemiſche Producte, Hutmacherei, Tiſchlerei, Eingemachtes und Eingeſalzenes, Spitzen und Handſchuhfabriken u. ſ. w. haben wir uns keine genauen Zahlen verſchaffen können.

Patente und Einführungsprivilegien vom Jahre 1858 bis 1860.

Patente	334
Einführungsprivilegien	48
	382

Von den 334 Patenten ſind 89 an Spanier gegeben und 22 für caſſirt erklärt worden, weil ſie den Zweck, zu dem ſie ertheilt waren, nicht hatten erreichen können.

Sechszehntes Capitel.

Handel. — Ausfuhr aus dem europäiſchen und afrikaniſchen Spanien. — Gewebe- und Färbepflanzen. — Friſche und trockene Früchte. — Weine. — Oele. — Ausfuhr aus Spaniſch-Amerika und Oceanien. — Vieh. — Jagd und Fiſchfang. — Entwickelung des Ackerbaus. — Ausfuhr von Geweben in Wolle, Leinwand, Hanf, Baumwolle und Seide. — Andere Induſtriezweige. — Einfuhr. — Ausfuhr des Weins von Jerez und Puerto de Santa Maria. — Vergleichende Tabelle der ganzen Ein- und Ausfuhr von 1850—1860. — Küſtenhandel in den Jahren 1858 und 1860. — Handel mit Nordamerika und England in den Jahren 1859, 1860 und 1861.

1.

Handel.

Bodenertrag.

Der Boden bringt Nahrungsſtoff genug hervor für eine Bevölkerung von 25 Millionen Einwohner. Hier folgt die Zahl über die Ausfuhr des Ueberſchuſſes über den Verbrauch im Jahre 1858.

Ausfuhr aus dem europäiſchen und afrikaniſchen Spanien.

Feldfrüchte.

	Werth in Realen.
Reis	6,796,682
Gerſte	11,802,925
Weizen	93,405,403
Hafer	873,452
Andere Kornarten	872,096
Roggen	5,756,288
Mais	6,858,693
Zuſammen:	126,365,539

Hülſenfrüchte und Kartoffeln.

Kichererbſen	976,850
Bohnen	653,441
Erbſen	193,612
Linſen und andere Hülſenfrüchte	544,183
Kartoffeln ꝛc.	1,825,105
	4,193,191

Gewebe- und Färbepflanzen.

Safran	4,987,148
Corallen in Zweigen	5,121,216
Esparto*)	1,895,867
Hanf	2,013,421
Aloefaſer	937,270
Leinſamen	318,978
Süßholz	4,765,580
Färberröthe	613,246
	20,652,726

Friſche und trockene Früchte.

Mandeln	1,789,163
Grüne Mandeln	856,917
Haſelnüſſe	11,948,812
Trockne Feigen	1,876,860
Anis	396,128
Roſinen	69,560,412
Trauben	7,318,639
Citronen	1,138,790
Orangen	6,247,743
Citronen- und Orangenſchale	405,390
Grüne und trockne Palmen und Datteln	215,407
Andre Früchte	365,119
Im Ganzen	102,119,380

Weine, Oele, Branntweine und andere Erzeugniſſe der Ackerbau-Induſtrie.

Oel	49,884,980
Branntwein	15,958,741
Gemeiner Wein	56,113,674
Riga-Wein	1,553,851
Malaga-Wein	5,505,750
Jerez- und Puerto-Wein	124,647,306
Weingeiſt	748,217
Verſchiedene Weine	3,215,974
Steinkohlen	859,126
Latus:	258,487,619

---

*) Eine hanfartige Pflanze, wird in Maſſen ausgeführt und dient zur Papierfabrikation. Lloyd's Newspaper wird auf Papier aus dieſem Stoff gedruckt.

Transport:	258,487,619
Kaſe und Butter	516,273
Stroh und trockne Kräuter . .	222,458
Mehl	76,852,626
Kleie	539,293
Cocheuille	5,873,541
Korkrinde	1,879,620
Korke	11,817,104
Zucker	1,304,027
Soda	1,007,653
Geſtoßner Pfeffer	873,531
Holz	548,184
Dauben zu Fäſſern	429,865
Im Ganzen	360,351,794

Holz.

Kork in Planken	2,559,520
Kork in Korken	17,275,650
Kaſtaniendauben (1,162 Milliarden)	579,000
Südamerikaniſche Korke . . .	6,158,680
Tannen-, Buchen-, Fichten-Planken	483,434
Färbeholz (4,600 Ctr.)	392,000
	27,448,284

Der Geſammtwerth der Ausfuhr der Ackerbauinduſtrie nach den Häfen Europas und Afrikas betrug 613,982,626 Realen.

Ausfuhr nach Amerika.

Feldfrüchte.

Reis	9,852,788
Andres Korn	683,459
	10,536,247

Hülſenfrüchte und eßbare Wurzeln.

Kichererbſen	4,027,048
Knoblauch	1,618,569
Cacahuaten (amerikan. Erdnüſſe)	113,417
Bohnen (weiße)	574,156
Capern, Zwiebeln, Kartoffeln .	957,618
Andre Gartengewächſe	174,268
Große Bohnen	868,379
	8,333,455

Färbe- und andere Pflanzen.

Safran	1,128,400
Carthamus (wilder Safran)	391,274
Süßholz	462,540
Lakritzen	14,883,280
Citronen-, Orangen-, Granatenſchale	1,000,176
	17,865,670

Friſche und trockene Früchte.

Mandeln	3,215,603
Grüne Mandeln	1,107,418
Nüſſe (Haſel-)	662,350
Oliven	1,892,184
Citronen	1,617,465
Orangen	2,958,381
Feigen	876,193
Trauben	4,242,386
Johannisbrod	529,740
Canarienſamen, Anis, Kümmel ꝛc.	876,351
Kaſtanien, Zitwerbeeren, Datteln, Wallnüſſe ꝛc.	1,349,881
Andre Früchte	216,148
Roſinen	27,937,975
	47,482,075

Weine, Oele ꝛc.

Olivenöl	39,185,407
Mandelöl	4,207,081
Branntwein	10,896,374
Eingemachte Früchte	2,942,518
Chocolade	1,281,801
Malaga-Wein	3,976,401
Rioja- und andrer Wein	1,229,501
Zuckerfrucht in Schachteln	1,798,658
Biscuit	706,981
Seife	4,757,336
Liqueure	2,648,428
Gemeiner Wein	41,813,524
Jerez- und Puerto-Wein	16,497,403
Mehlteige	5,775,380
Latus:	137,716,793

Transport:	137,716,793
Korke	4,069,340
Geſtoßner Pfeffer	1,516,268
Mehle	83,803,245
Im Ganzen	227,105,646

Der Geſammtwerth der Ausfuhr aus dem Pflanzenreich nach Amerika beträgt 354,523,070 Realen.

Ausfuhr nach Oceanien, den Philippinen und den engliſchen Beſitzungen.

Kichererbſen	396,008
Oel	352,280
Eingemachtes	237,419
Xerez- und Puerto-Weine . . .	4,898,376
Malaga-Wein	655,184
Andre Gegenſtände	343,760
In Allem	6,883,027

Der ſpaniſche Ackerbau iſt alſo nicht zurückgeblieben; denn er kann noch ausführen, nachdem er dem einheimiſchen Verbrauch genügt hat. Man muß die Hinderniſſe nicht vergeſſen, welche die Natur und der Zuſtand der Geſellſchaft dem Ackerbauer ſeit Vertreibung der Mauren und Juden bereitet, und daß es in Folge derſelben, wenn nicht unmöglich, doch wenigſtens ſehr ſchwierig iſt, die Gewohnheiten des jetzigen Betriebs durch Syſteme zu erſetzen, die mit dem Fortſchritt unſeres Jahrhunderts beſſer im Einklang ſtehn.

Die fehlende Ackerbaugeſetzgebung, die Trockenheit einiger Gegenden, die Härte des Bodens, die Heftigkeit der Bergſtröme, der Mangel an Verbindungswegen zwiſchen den Mittelpunkten der Erzeugung und des Verbrauchs, die Gruppirung der Bevölkerung in großen, weit aus einander liegenden Stadten, Alles dies hat den Ackerbau zurückgehalten. Unterdeſſen entwickelt er ſich, denn er verändert ſeine Producte und bereitet ſie zu, vermehrt dadurch ihren Werth und hat ſich bedeutenden Abſatz in den großen Verbrauchs-Mittelpunkten Europas zu erwerben gewußt.

4.

Thierreich.

Unſere Angaben ſind nicht ausreichend, um Zahlen der Ausfuhr, die ins Einzelne gehen, aufſtellen zu können. Das Rindvieh erzeugt ſich in Spanien im Verhältniß von 10 Kälbern auf 12 Kühe.

Gute Wirthe erneuern alle Jahre den fünften Theil ihrer Kühe; ſie haben uns verſichert, dies geſchehe, weil die Kuh im Durchſchnitt nur fünfmal kalbe.

Die Pferdezucht nimmt ſchnell zu durch die Kreuzung der beſten Arten mit den Unterarten. Es fallen 60 Füllen auf 80 Pferde. Füllen und Stuten verhalten ſich alſo wie 3 zu 4.

Gut gehaltne Schafe werfen 8 Lämmer auf 10 Schafe.

Das Mutterſchwein kann in 13 Monaten dreimal werfen, möglicherweiſe jedesmal 8 Ferkel. 10 Mutterſchweine geben jährlich 150 Ferkel.

Der Fiſchfang iſt ſehr einträglich. Viele Familien leben davon. An ſeine Stelle tritt im Innern die Jagd.

Thierknochen (Frankreich, England)	433,780
Eier (Algier, Frankreich, England)	1,792,904
Gewaſchne Wolle (Algier, Frankreich, Portugal) . .	19,176,860
Ungewaſchne Wolle (Algier, Frankreich, Belgien) . .	10,356,270
Ziegen-, Kalb-, Schaf- u. a. Felle (Frankreich, England)	3,782,640
Schinken (Cuba, Amerika)	574,630
Felle aller Art (Cuba) ꝛc.	3,798,267
Friſches Fleiſch, geſalznes Rind- und Schweinefleiſch (Frankreich, England, Portugal)	1,113,629
Talg, roh und ausgeſchmolzen (Portugal)	476,316
Sohlleder (Oeſtreich, Gibraltar, Toscana)	549,380
Geſalznes Schweinefleiſch (Frankreich, England, Portugal)	896,310
„ „ (Cuba, Vereinigte Staaten) .	1,864,127
Blutegel (Cuba und anderswohin)	213,384
Roher Talg (Cuba und anderswohin)	360,381
Würſte, chorizos (Oceanien)	180,420
Geſalznes Rindfleiſch (Cuba ꝛc.)	588,162
Eſel (Vereinigte Staaten)	516,680
Pferde und Mauleſel (Portugal ꝛc.)	462,340
In Allem	47,136,480

Fiſcherei.

In den drei Marinedepartements waren der eingeſchriebenen Fiſcher 132,285 mit 7251 Böten. Außer dem inländiſchen Verbrauch hat der Fiſchfang zur Ausfuhr gegeben:

	Arroben.	Realen.
Fiſch, präparirt	43,548,931	38,284,633
Fiſch, geſalzen und in Lake	2,557,576	4,546,331
Oelſardinen		485,653
	Latus:	43,316,617

Transport:	43,316,617
Büchſen verſchiedener Fiſche	2,304,178
Oelſardinen und andre Fiſche in Büchſen	1,913,450
	47,534,245

Die Häfen, deren Ausfuhr der Maſſe und dem Werthe nach voranſteht, ſind:

Cadix	254,069,847
Die baleariſchen Inſeln	171,238,160
Malaga	103,818,600

B.

Ausfuhr von Metallen, Geweben und andern Induſtrieerzeugniſſen.

Kunſtgegenſtände in Eiſen und Bronce nach Amerika	643,920
Emaillirte Dintenfäſſer, Armbänder ꝛc.	1,892,651
Waffen aller Arten	2,195,700
Münze, Gold- und Silberarbeiten nach den Philippinen	4,879,740
Verſchiedne Metallarbeiten, Chili, Uruguay ꝛc.	1,220,400
Eiſerne Möbeln, Feilen ꝛc.	2,840,600
In Allem	13,672,011

Gewebe.

Die Gewebe von Leon, Segovia, Burgos und Eſtremadura waren die beſten in der Welt. Die Spanier hatten von den Arabern die Wolle krämpeln, färben und weben lernen und waren darin die Erſten.

Genua, England, Frankreich, Venedig machten die ſpaniſchen Merinos, die ihnen unſre Regierung gab, heimiſch bei ſich und brachten es weit in der Wollinduſtrie. Sie iſt in Spanien nicht zurückgeblieben und genügt nicht nur den Bedürfniſſen des heimiſchen Marktes, ſondern gewährt auch noch einen Ueberſchuß zur Ausfuhr nach Cuba, Portorico, Uruguay, Chili, Venezuela ꝛc.:

Teppiche	103,246
Vorhemdchen	176,060
Treſſen	18,246
Mützen	69,120
Mäntel	250,000
Tuche, Flanelle ꝛc.	1,867,840
Schnupftücher	86,200
Kleider, Strümpfe ꝛc.	42,364
Einfache Gewebe	118,580
In Allem	2,731,656

Baumwolle.

Hemden und Vorhemdchen . .	58,282
Bänder, Schnure ꝛc. . . .	29,740
Callico	523,004
Ueberzüge und Drillich . . .	468,240
In Allem	1,079,266

Linnen- und Hanfgewebe.

Im Ganzen	1,225,631

Seidenwebereien.

In den Provinzen Cordova, Granada, Murcia, Sevilla, Toledo und Valencia war zu Anfange des 16. Jahrhunderts die Seidenweberei das Geſchäft der ganzen Bevölkerung; eine ununterbrochne Reihe von Unglücksfällen, die Spanien heimſuchten, war nöthig, um dies Gewerbe zu dem Verfall herunterzubringen, in dem es zu Ende des 17. Jahrhunderts ſich befand[*]).

Jetzt hat ſie ſich wieder ſo weit gehoben, daß ſie mit Piemont und der Provence concurrirt.

Ausfuhr.

Seidenwaaren nach London . . .	5,816,480
„ „ Frankreich . .	3,422,260
Gold- und Silbergewebe	1,308,500
Dockenſeide	2,111,640
Bänder	3,860,920
Latus:	16,519,800

---

[*]) Zum Anfang des 16. Jahrhunderts gab es zu Sevilla 16,000 Seidenwebſtühle. Sie beſchäftigten 130,000 Arbeiter. Zu Ende des 17. Jahrhunderts waren nur noch 300 Webſtühle übrig.

Wie viel Ende des 16. Jahrhunderts zu Toledo waren, iſt nicht bekannt; aber man wob dort 435,000 Pfd. Seide, und dies beſchäftigte 38,484 Perſonen. Ende des 17. Jahrhunderts war dies Gewerbe völlig verſchwunden. — In Segovia gab es Ende des 16. Jahrhunderts 6000 Webſtühle für Tuch, welches für das beſte in Europa gehalten wurde. Anfangs des 18. Jahrhunderts war dies Gewerbe ſo geſunken, daß man Fremde kommen laſſen mußte, um die Segovier das Weben und Färben der Tücher zu lehren. — Die Urſachen des Verfalls waren die Vertreibung der Mauren, die Entdeckung und Beſiedelung Amerika's und der religiöſe Fanatismus, der die Werkſtätten leerte, die Zahl der Prieſter und Mönche anſchwellte. Als in Sevilla nur noch 300 Webſtühle übrig waren, waren die Mönchsklöſter auf 62 geſtiegen und zählte die Geiſtlichkeit nicht weniger als 14,000 Prieſter.

Transport:	16,519,800
Vorhänge, Damaſt, Shawls ꝛc.	2,220,358
Gürtel, Handſchuhe ꝛc.	860,246
Blonden-Mantillen ꝛc.	3,640,460
Seidne Taſchentücher, Regen- und Sonnenſchirme	870,340
Sammet, Taſt ꝛc.	2,460,470
	26,571,674

Andere Gewerbe.

Wir berückſichtigen nur die vorzüglichſten.

Die Papierfabrikation nimmt reißend zu; der Preis iſt 30—35% geſunken; die Ausfuhr hat ergeben:

Papier zu Cigaretten	386,484
Papier (farbiges und Schreibpapier)	860,216
Schreibpapier (Amerika)	4,370,820
Cigarettenpapier (Amerika)	1,890,245
Braunes Papier (Amerika)	1,110,630
Im Ganzen	8,618,395
Spielkarten	3,036,249
Leder und Häute	4,987,006

Andre Erzeugniſſe geben 35,000,000 Ausfuhr, darunter Bücher für Amerika zu 1,859,672 und für die Philippinen zu 260,428 Realen.

6.

Holz		27,448,284
Pflanzenreich	334,461,286	1,205,932,308
Ackerbauinduſtrie	673,938,659	
Thierreich	47,336,480	
Fiſchfang	47,534,245	
Mineralreich	150,270,548	
Bearbeitete Metalle	2,536,571	13,073,011
Waffen und Kriegsgeräth	10,536,440	
Wolle in Faden und Gewebe	2,731,656	36,337,356
Baumwolle in Faden und Gewebe	5,808,395	
Lein und Hanf in Faden und Gewebe	1,225,031	
Seide in Faden und Gewebe	26,571,614	
Papier	8,618,395	16,641,650
Spielkarten	3,036,249	
Lederarten	4,987,006	
	Latus:	1,299,432,609

Transport:	1,299,432,609
An Leder und Fellen nach Amerika	7,394,596
Verſchiedne Gewerbe	28,098,096
Im Ganzen	1,334,925,301

7.

Einfuhr.

Europa. — Holz	30,663,500
Amerika und Oceanien	9,252,274
Europa und Afrika. — Aus dem Pflanzen-, Thier- und Mineralreich	387,238,242

Steinkohlen aus England allein für 17,108,410. Pferde und Mauleſel aus Frankreich und Portugal für beinahe 11 Millionen. Stockfiſch aus Schweden, Frankreich, Dänemark und England für 20 Millionen.

Amerika und Oceanien . . 344,054,006 Realen.

Davon Baumwolle für 88 Millionen, Guano für 8 Millionen, Zucker, Wald und Branntwein aus Cuba und Portorico für 120 Millionen, Tabak aus Kentucky und Virginien für 24 Millionen, Cacao für 41 Millionen, Tabak aus Havanna für 18 Millionen und von den Philippinen für 16 Millionen.

Bearbeitete Metalle aus Europa . . 83,658,669.

Darunter Nadeln ꝛc. aus England, Frankreich und Schweden für 6½ Millionen; Nägel und andre Eiſenwaaren aus Belgien, Holland, England und Frankreich für 25 Millionen; Gold, Silber und Juwelen aus Frankreich für 20 Millionen.

Wolle in Faden und Geweben . . 50,112,672.

Davon aus England und Frankreich für 46 Millionen.

Baumwolle in Faden und Geweben . . 33,124,029.

Darunter Mouſſeline und Batiſte für 10 Millionen.

Linnen und Hanfgewebe . . 15,472,724.

Darunter Gewebe von 8 bis 31 Faden und mehr aus England und Frankreich ꝛc. für 12 Millionen.

Seidengewebe	19,649,788
Seidengewebe von den Philippinen	9,563,013
Papier, Spielkarten und Stahlwaaren (Europa und Afrika) .	8,542,858

Amerika. —	Cuba, Portorico ꝛc. .	1,150,610
	Uruguay, Braſilien ꝛc.	14,112,130

Umſatz der Waaren.

Zur See unter ſpaniſcher Flagge	1,500,378,637
Zur See unter fremder Flagge .	884,210,555
Zu Lande	135,523,110
Im Ganzen	2,520,112,302

Handel mit andern Ländern.

Europa und Afrika.

Ausfuhr	1,005,815,807
Einfuhr	724,588,694
Zuſammen	1,730,404,501

Amerika.

Ausfuhr	435,165,763
Einfuhr	326,057,784
Zuſammen	761,223,547

Oceanien.

Einfuhr	19,932,676
Ausfuhr	8,551,577
Zuſammen	28,484,253

8.

Handel mit verſchiedenen Märkten.

Europa.

	Ausfuhr	Einfuhr	Zuſammen
Frankreich . .	353,786,402	411,258,702	765,045,104
Algerien . . .	22,112,620	25,759,000	47,871,620
England . . .	440,670,505	156,285,750	596,956,255
Gibraltar . .	26,186,850	41,985,300	68,172,150
Sardinien . .	40,528,070	5,231,320	45,759,390
Portugal . . .	40,177,180	14,255,901	54,433,081
Schweden . . .	5,460,120	32,346,360	37,806,480
Andere Länder .	76,894,060	37,566,361	114,460,421
Zuſammen	1,005,815,807	724,688,694	1,690,504,501 73

Amerika.

Cuba	198,878,040	189,647,460	388,525,447
Vereinigte Staaten .	44,163,970	126,874,580	171,038,550
Venezuela	6,209,481	28,470,010	34,679,561
La Plata	24,028,186	14,247,080	38,275,266
Braſilien	11,068,660	14,173,260	25,241,920
Andere Länder . .	41,709,448	61,753,303	103,462,715
Zuſammen	326,057,785	435,165,693	761,223,459

Oceanien.

Philippinen	7,368,721	17,742,530	25,111,251
Engliſche Beſitzungen .	1,182,856	889,516	2,072,372
Zanzibar	-	1,300,630	1,300,630
Zuſammen	8,551,577	19,932,676	28,484,253

Vergleichende Tabelle über Einfuhr und Ausfuhr im Jahre 1859.

	Ausfuhr	Einfuhr
Holz	27,448,284	39,915,374
Producte der 3 Reiche	1,213,348,969	831,292,248
Bearbeitete Metalle	13,073,011	83,658,669
Wolle in Faden und Geweben . .	2,731,656	50,112,672
Baumwolle " " " . .	5,808,395	33,124,029
Flachs und Hanf do. . .	1,225,631	15,472,724
Seide do. . .	26,571,614	29,212,801
Papier, Karten und Leder . . .	16,641,650	23,805,598
Verſchiedene Gewerbe	28,078,091	78,856,785
	1,334,927,301	1,185,450,900
Beides zuſammen	2,520,378,201	

Ausfuhr	1,334,925,301
Einfuhr	1,185,187,001
Ueberſchuß der Ausfuhr	149,738,300

9.

Aus obigen Tabellen geht hervor, daß Weinproduction die Hauptſache iſt. Die Ausfuhr von Weinen, Branntweinen, Trauben und Roſinen erhob ſich 1858 zu mehr als 100 Millionen Franken, beinahe dem Drittel der ganzen Ausfuhr.

Die Weine von Jerez und Puerto Santa Maria bilden den größten Theil der ausgeführten Weine; dieſer Handelszweig hat ſich beſtändig gehoben und ſich ſo entwickelt, daß wir die Ausfuhr in einer Tabelle von 1841 bis 1860 zuſammenſtellen wollen.

Ueberſicht der Ausfuhr der Weine von Jerez und Puerto Santa Maria von 1841 bis 1860 incluſive.

Jahre.	Jerez de la Frontera.		Puerto de Santa Maria.		Zuſammen Stückfäſſer.	Zuſammen Werth in Frs.
	Stückfäſſer von 30 Arroben.	Werth in Francs.	Stückfäſſer von 30 Arroben.	Werth in Francs.		
1841. . . .	14.773	11,084,250	14,844	7,422,000	29,625	18,506,250
1842 . . .	12,413	9,309,750	12,682	6,341,000	25,095	15,650,750
1843. . . .	11,297	10,597,750	15,016	7,523,000	29,313	18,120,750
1844. . . .	12.134	9,110,500	16,657	8,328,500	28,791	17,439,000
1845. . . .	18.135	13,601,250	14,037	7,018,500	32,172	20,619,750
1846. . . .	17,641	13,203,750	14,877	7,448,500	32,518	19,652,250
1847. . . .	16,277	12,207,750	15,323	7,661,500	31,600	19,669,250
1848 . . .	17,369	13,280,250	14,438	7,217,000	31,807	20,497,280
1849. . . .	20,585	15,438,750	18,768	9,094,000	35,393	24,582,750
1850. . . .	21,290	15,967,500	21,122	10,461,000	42,412	26,428,500
1851 . . .	26,448	15,481,000	17,924	8,961,400	44,172	24,442,400
1852. . . .	20,530½	15,387,875	16,521	8,260,500	37,054	23,618,375
1853. . . .	30,101	22,575,750	23,256	11,608,000	33,357	34,183,750
1854. . . .	29,270¾	21,952,875	22,772¼	11,386,250	52,043	33,339,125
1855. . . .	26,626	28,620,000	17,017¼	10,263,125	33,643	38,883,125
1856. . . .	30,407	30,407,030	24,204	18,165,500	44,611	48,572,530
1857. . . .	26,599	28,888,000	24,132	17,999,000	50,721	46,887,000
1858. . . .	16,195	16,182,500	12,555	9,418,850	28,750	25,601,350
1859. . . .	25,822	26,322,000	20,594	15,445,501	45,916	41,767,500
1860. . . .	30,725	33,487,300	21,126	21,026,000	51,851	54,513,300
Alleszuſammen	427,138	363,105,830	367,866	211,049,126	740,854	573,004,985

Tabelle der Weinausfuhr von Jerez und Puerto Santa Maria im Jahre 1861.

Nach	Stückfäſſer.
London	30,998
Liverpool	3,082
Dublin	2,805
Leith	1,626
Briſtol	1,164
Glasgow	1,074
Glouceſter	282
Hull	210
Cork	195
Belfaſt	166
Latus:	41,602

Nach	Stückfäſſer.
Transport:	41,602
Dover	132
Exeter	181
Plymouth	123
Southampton	110
Jerſey	107
Nach 7 andern Häfen Englands	386
Gibraltar	280
Canada	617
Sidney	669
Melbourne	104
Hamburg	828
Rußland	2,102
Vera-Cruz	626
New-York	552
Amſterdam	232
Kopenhagen	264
Stockholm	210
Buenos-Ayres	127
San Nazario	234
Nach 30 andern Häfen verſchiedener Länder	615
Zuſammen	50,052

Die Ausfuhr hat ſich alſo in 20 Jahren mehr als verdoppelt, und der Wein hat ſich durch ſeine Vermehrung nicht heruntergebracht, ſondern faſt zum Doppelten ſeines früheren Werthes erhoben. 1841 war der Durchſchnittspreis 622 Frs. per Stückfaß; 1860 iſt er 1057 Frs. geweſen.

Vergleicht man die Maſſe der Ausfuhr von Spanien nach England mit der aus Portugal und Frankreich nach demſelben Markte (und die britiſchen Inſeln ſind der erſte Weinmarkt in der Welt), ſo erſtaunt man, wie weit Spanien die erſten Weinbauländer hinter ſich zurückläßt.

Tabelle über die Weineinfuhr in England aus Spanien, Frankreich und Portugal in den Jahren 1860, 1861, 1862.

Jahre	Spanien	Portugal	Frankreich	Zuſammen
1860 . . .	5,325,948	2,535,760	2,445,159	10,306,867
1861 . . .	4,652,936	2,760,435	2,187,521	9,600,892
1862 . . .	5,385,137	3,095,735	2,244,678	10,725,550
Zuſammen	15,364,021	8,391,930	6,877,358	30,633,309

Frankreich und Portugal zuſammen haben alſo in drei Jahren in

England eingeführt	15,269,288	Gallonen
Spanien allein . . .	15,364,021	„
Das macht mehr .	94,733	„

10.

Handelstabelle über Ein- und Ausfuhr Spaniens von 1850 bis 1860 incluſive in Realen.

Jahre	Einfuhr	Ausfuhr	Zuſammen
1850. . .	671,993,640	488,690,949	1,160,684,589
1851. . .	693,638,840	501,012,777	1,194,651,617
1852. . .	749,254,957	566,594,562	1,315,849,519
1853. . .	733,976,910	835,672,697	1,569,649,607
1854. . .	813,485,244	993,502,779	1,806,988,023
1855. . .	1,020,331,984	1,247,370,998	2,267,702,982
1856. . .	1,304,368,076	1,063,617,110	2,367,985,186
1857. . .	1,555,375,013	1,168,584,599	2,723,959,612
1858. . .	1,185,187,785	1,334,925,301	2,520,112,086
1859. . .	1,261,692,721	1,026,032,388	2,287,725,709
1860. . .	1,483,313,498	1,098,203,445	2,581,516,343

Der Tabak iſt Monopol der Regierung, fällt alſo nicht unter dieſe Zahlen. Er giebt 60 bis 70 Millionen Francs das Jahr.

Mehrüberſchuß in 10 Jahren:

Einfuhr	Ausfuhr	Zuſammen
811,353,858	609,512,436	1,421,832,354

Vergleichende Tabelle des Küſtenhandels von 1858 und 1860.

Jahre	Ctr. ein- u. ausgelaufen	Werth in Realen
1858.	28,398,656	3,205,550,042
1860.	33,329,820	3,585,904,747
Zunahme in 3 Jahren . . .	4,931,164	380,354,705

11.

Spätere officielle Documente über Ein- und Ausfuhr ſind nicht bekannt gemacht worden; aber die Zunahme des Zolleinkommens beweiſt, daß in den letzten Jahren der Handel um mehr als 10 Proc. gegen 1858 gewachſen iſt. Folgte Spanien England und Frankreich in der Freihandelspolitik und wollte es ſeine Seegeſetze reformiren, ſo würde der Handel ſich in rieſigen Verhältniſſen entwickeln; hat das Land doch trotz allen Hemmniſſen und Schutzzöllen unter dem wohlthätigen Einfluß der allmäligen Erniedrigung des Zolls auf Kork, Wein ꝛc. in England ſolche Fortſchritte machen können, wie unſere Tabellen ausweiſen.

Einfuhr in England in den Jahren 1859, 1860 und 1861.

	1859	1860	1861
Aus Spanien . . .	346,339,300	411,110,100	463,224,500
von den Philippinen .	75,677,600	60,332,900	84,820,000
von Cuba u. Porto-Rico	135,100,000	142,250,000	172,200,000
Zuſammen . . .	577,116,900	613,693,000	720,244,500

Zeigt in 3 Jahren eine Zunahme von 143,127,600.

Vergleichende Tabelle des Ein- und Ausfuhr-Handels zwiſchen Spanien und den Vereinigten Staaten von Nordamerika in den Jahren 1858 und 1860.

Jahre	Einfuhr	Ausfuhr	Zuſammen
1858	126,874,580	44,163,197	171,038,550
1860	206,515,518	75,263,957	281,479,475
Zunahme in 3 Jahren .	79,640,938	31,100,840	109,640,925

Handel Spaniens mit Amerika in den Jahren 1858 und 1860.

Jahre	Einfuhr	Ausfuhr	Zuſammen
1858	435,161,763	326,057,785	761,223,548
1860	.	.	849,725,324
Zunahme in 3 Jahren	.	.	88,501,776

Siebzehntes Capitel.

Waſſerſtraßen. — Landſtraßen. — Brückentabelle. — Zahl der Kilometer. — Geſetz über die Eiſenbahnen. — Fortſchritt in ihrem Bau von 1847 bis 1857. — Tabelle der Eiſenbahnen in Spanien in den Jahren 1858 und 1862. — Poſten in den Jahren 1846 und 1861. — Elektriſche Telegraphie. — Leuchtthürme. — Häfen.

1.

Oeffentliches Straßenweſen.

Waſſerſtraßen.

Die Wichtigkeit einer guten Benutzung der Waſſerzüge wird in unſern Tagen von den Privatleuten immer mehr begriffen, und man ſucht von allen Seiten die Waſſerſtraßen unſerer Hauptflüſſe zur Vermehrung des öffentlichen Reichthums zu benutzen. So ſucht man den Guadalquivir, den Tajo, den Duero und den Ebro ſchiffbar zu machen. Dieſe bieten die geringſten Schwierigkeiten und die größte Ausſicht, die Gegend zu bereichern, die ſie durchlaufen. Im Jahre 1855 beſchloß der Vorſtand der öffentlichen Bauten, es ſolle ein Plan ſtudirt werden zur Erleichterung der Beſchiffung des Tajo, ſo weit es nur möglich wäre; man hat dieſem Plane aber noch keine Folge gegeben.

Am Duero hat man allerlei Arbeiten ausgeführt. Man verſuchte einen Ladungshafen bei der Fregeneda anzulegen, fand aber das Erdreich in der Tiefe, die der Plan verlangte, nicht feſt genug. Man ſetzt jedoch die Planſtudien und die Arbeiten über den Lauf des Fluſſes fort, und ließe er ſich ſchiffbar machen, ſo würde er den Reichthum Altcaſtiliens bedeutend vermehren.

In Betreff des Ebro iſt die Canaliſation des Fluſſes vom Meere nach Saragoſſa und ſeine Verbindung mit einem Canal von Amposta bis nach Alfaques einer Compagnie überlaſſen worden; 1858 erſtreckten ſich die Arbeiten der Canaliſation vom Meere bis nach Mequinenza.

Für den Guadalquivir hat man verſchiedene Arbeiten im Plane, wodurch ſeine Ufer geregelt und ſein Bett ausgebaggert werden ſoll, um ihm mehr Fall zu geben und Schiffen von bedeutendem Tonnengehalt das Aufſteigen bis nach Sevilla zu ermöglichen.

Der Jucar iſt nicht ſchiffbar, aber man flößt Holz auf ihm herunter.

Auch die Segura iſt nicht ſchiffbar, aber ſie treibt alles Holz von den Bergen herunter, wovon ſie ihren Namen führt; und bisweilen beſchäftigt der Bau und das Herunterflößen der Flöße mehr als vierhundert Arbeiter.

2.

Schiffbare Canäle.

Die wichtigſten ſind der Königliche Canal von Aragonien. Er wird durch den Ebro geſpeiſt. Er ſollte den Bocal mit dem Saſtago verbinden, aber die Bodenſchwierigkeiten haben nicht erlaubt, daß man den Canal weiter als Almenara de San Antonio fuhre, und die Bewäſſerung geht nur bis Bürgo, d. h. nur 16 ſpaniſche Meilen, ſtatt 32, wie der Plan war. Dieſer Canal deckt nicht die Koſten.

Von dem Canal von Caſtilien, der durch die Piſuerga, einen der Zuflüſſe des Duero, geſpeiſt wird, ſind zwei Arme fertig, der nördliche und der ſüdliche, und man baut noch einen, nämlich den von Campos; der Canal geht ſchon 27 Meilen, nämlich von Alar del Rey bis Valladolid. Dieſe drei Canäle bilden den Canal von Caſtilien und ſollen zur Verſchiffung von Korn und Mehl dienen. Der Reichthum dieſer Provinzen iſt durch den Bau dieſes Canals wunderbar gewachſen, und außer dem Aufſchwung, den er dem Ackerbau gegeben, hat man noch bei den Waſſerfällen ſeiner Schleußen eine Menge Fabriken errichten können.

Der Canal von San Carlos, geſpeiſt durch den Ebro nicht weit von deſſen Mündung, iſt von Amposta bis La Rapita drei Meilen lang. Rapita iſt der Hafen der Alfaques, aber er iſt verſtopft, obgleich er ſeiner ganzen Länge nach ausgegraben worden iſt. Nach Beendigung der Brücke von Carraca, des Ausſchöpfungsgrabens, der Magazine und des Holzladungsplatzes wird dieſer Canal für die Bewäſſerung und Zufuhr eine große Wichtigkeit erlangen.

3.

Landſtraßen.

Die Hauptſtraßen, die, von Madrid ausgehend, das Land durchſchneiden, ſind:

Die Straße von Madrid durch Burgos, Victoria, San Sebaſtian und Irun bis zur Grenze von Frankreich	84 ſp. Meilen
Die Straße von Madrid durch Valladolid, Benavente, Aſtorga nach Corunna an der atlantiſchen Weſtküſte	102 „

Die Straße von Madrid durch Talavera de la Reina, Merida, Truxillo und Badajoz bis zur portugieſiſchen Grenze	69 ſp. Meilen
Die Straße von Madrid über Cordova, Ecija, Alcala de Guadaira, Sevilla nach Cadix an der atlantiſchen Südküſte	113 „
Die Straße von Madrid über Bailen, Jaen, Granada bis nach Malaga, an der mittelländiſchen Südküſte	93 „
Die Straße von Madrid über Albacete, Almanſa, Valencia, nach der Oſtküſte am mittelländiſchen Meere	84 „
Die Straße von Madrid über Guadalajara, Saragoſſa, Barcelona, La Jonquera und Portus nach der Grenze von Frankreich . .	131 „

Wir haben nur die Hauptſtraßen angegeben, ohne die 118 Abzweigungen anzudeuten, die nach verſchiedenen Adminiſtrations- und Productions-Mittelpunkten auslaufen.

Nach einem allgemeinen Plan der Regierung von 1860 ſoll die Länge aller Straßen in Spanien 33,281 Kilometer betragen, und dieſe folgendermaßen vertheilt ſein:

Straßen erſter Claſſe . . .	13.352,90
„ zweiter „ . . .	9.962,92
„ dritter „ . . .	9.961,50

4.

Landſtraßen in Kilometern in den Jahren 1855, 1858, 1859, 1860.

1. Claſſe.

	1855.	1858.	1859.	1860.
Gebaut	6,687.9	8,107.386	8,466.67	9,007.40
Im Bau . . .	640.69	1,125.833	1,194.23	1,718.03
Im Anſchlage genehmigt	„	965.489	777.35	173.41
Im Entwurf . .	1.348	1,695.297	1,779.24	1,788.66
Noch nicht entworfen	„	2,012.993	1,144.41	675.04
Im Ganzen . .	8,675.78*)	13,907.008	13,352.190	13,452.54

---

*) Der Abſtand dieſer Summe von den folgenden kommt daher, daß die Regierung Wege, die früher zur erſten Claſſe gehörten, in die zweite geſetzt hat.

2 Claſſe.

	1855.	1858.	1859.	1860.
Gebaut	1,537.80	1,241.452	1,423.9	1,550.39
Im Bau	1,112.22	352.265	303.77	945.19
Im Anſchlage genehmigt	•	420.855	356,43	301.48
Im Entwurf . . .	1,010.21	657.186	1,523.78	2,836.74
Noch nicht entworfen .	•	224.725	6,359.85	4,333.12
Im Ganzen . . .	3,660.23	2,996.783	9,966.92	9,966.92

3. Claſſe.

	1855.	1858.	1859	1860.
Gebaut . . .	1,209.12	686.167	598.42	629.16
Im Bau . . .	906.24	1,123.746	92.09	510.58
Im Anſchlage genehmigt	•	423.212	149.91	216.11
Im Entwurf . .	1,770.75	766.226	912.29	1,505.14
Noch nicht entworfen	•	1,079.892	8,214.69	7,151.
Im Ganzen .	3,865.111	4,079.243	9,961.51	9,961.54
Alle zuſammen	16,199.310	20,083.34	33,279.333	33,279.239

Es müſſen dazu noch 2332 Kilometer Landſtraßen 3. Claſſe in Navarra und den baskiſchen Provinzen gerechnet werden, die nicht von der Regierung verwaltet wurden und ſich daher nicht in den officiellen Documenten vorfinden.

Tabelle der Brücken im Jahr 1860.

	Gebaut.	Im Bau.	Veranſchlagt.	Zuſammen.
Steinerne . . .	593	84	172	829
Eiſerne . . .	13	4	48	65
Hölzerne . . .	22	13	11	46
Zuſammen . .	628	101	231	940

Tabelle der Wegezölle von 1857 bis 1860.

Jahre.	Brutto-Revenue.	Netto-Revenue.	Adminiſtrations-Koſten.
1857 . .	13,064,713	•	•
1858 . .	13,897,831	•	•
1859 . .	14,600,068	12,695,494	1,914,574
1860 . .	14,827,001	12,800,464	2,026,537

In dieſer Zahl ſind die Wegezölle, welche Provinzen, Gemeinden und Einzelne erheben, nicht mit aufgeführt.

5.

Allgemeines Eiſenbahngeſetz vom 25. Mai 1855.

Das erſte Capitel

theilt die Eiſenbahnen in Linien für allgemeinen und für beſonderen Dienſt. Die für den allgemeinen Dienſt werden als Eigenthum des Publicums und als Werke zum allgemeinen Beſten betrachtet

Zweites Capitel.

Der Staat baut die Eiſenbahnen ſelbſt mit den Fonds der Nation, der Provinzen oder der Gemeinden, nachdem ein Geſetz dies genehmigt hat. Zur Conceſſion an Einzelne oder an Geſellſchaften iſt ein Geſetz nöthig. Der Staat kann Geſellſchaften unterſtützen durch Ausführung verſchiedener Arbeiten, durch Rückzahlung von Capitalien, welche die Geſellſchaften ausgegeben, oder durch Sicherung eines feſten oder geringſten Zinſes. Das Geſetz über die Conceſſion wird auch die Art der Unterſtützung feſtſtellen.

Nach Feſtſtellung des Maximums der Zinſen oder der Unterſtützung ſoll die Unternehmung den Mindeſtbietenden, deren Bedingungen die vortheilhafteſten ſind, zugeſchlagen werden. Sie müſſen 1 Proc. vom Werth der Linie nach dem Anſchlage deponiren. Die Genehmigung der Conceſſion wird erſt nach Einſchuß von 5 Proc. des Werthes der Arbeiten ausgefertigt, wenn die Conceſſion Staatsbeiſtand einſchließt, und von 3 Proc., wenn nicht. Von ihrem eingeſchoſſenen Gelde können die Unternehmer im Verhältniß zu den ausgeführten Arbeiten die Summen zurückziehen, für welche ſie dieſe Arbeit als Hypothek geben.

Die längſte Dauer einer Conceſſion iſt 99 Jahre. Nach Ablauf derſelben tritt der Staat in vollen Beſitz der Bahnlinie.

Das dritte Capitel

handelt von den Förmlichkeiten, die zur Erlangung der Conceſſion zu beobachten ſind.

Viertes Capitel.

Fremde Capitalien, die beim Bau von Eiſenbahnen verwendet werden oder als Darlehn zu dieſem Zwecke herangezogen worden ſind, ſtehen unter dem Schutz des Staates und ſollen keinen Repreſſalien, Confiscationen oder Beſchlagnahmen unterliegen. Es werden zugeſtanden das Gebiet der Domäne, welche die Linie mit ihrem Zubehör einnehmen wird, das Recht, ſich mit Holz zu verſehen, die Weideplätze, welche die Linie durchläuft, das Recht Steinbrüche zu eröffnen, Kalköfen zu errichten, Ziegel- und Gypsbrennereien einzurichten, Material abzuladen und Werkſtätten zu erbauen auf dem Lande, welches an die Linie angrenzt. Wenn dieſes Land Privatperſonen gehört, iſt die Compagnie verpflichtet, Schadenerſatz zu leiſten, wo es erforderlich iſt. Die Compagnie ſoll Abgabenfreiheit haben, während des Baues und noch 10 Jahre nachher, für die Einfuhr von Allem, was fixes und bewegliches Material ausmacht, und von Allem, was zum Bau der Bahnlinien aus dem Auslande bezogen werden muß; ſie ſoll ferner frei ſein von den Hypothek-Abgaben bei den Veränderungen der Beſitztitel, welche in Folge des Expropriationsgeſetzes eintreten müſſen.

Fünftes Capitel.

Wenn eine Conceſſion für verfallen erklärt wird, behält der Staat die geleiſtete Caution. Die Conceſſion verfällt, wenn die Bahnlinien oder ihre Abtheilungen zu der beſtimmten Zeit nicht fertig ſind; ausgenommen ſind Fälle von äußerer Unmöglichkeit. Alsdann kann die Regierung einen Aufſchub bewilligen; wenn aber nach deſſen Ablauf die Arbeiten nicht ausgeführt ſind, ſo iſt die Conceſſion verfallen. Die Compagnien können von dieſer Verfallserklärung an die Gerichte appelliren, müſſen dies aber innerhalb der nächſten zwei Monate thun.

Die verfallene Conceſſion ſoll zur Verſteigerung gebracht werden, nach der Abſchätzung des gekauften Landes, der ausgeführten Arbeiten und des vorhandenen Materials, nach Abzug etwaiger Subventionen. Wenn ſich beim erſten Ausgebot keine Mindeſtbietenden finden, ſoll der Preis auf ⅔ heruntergeſetzt werden, und das Ausgebot für zwei Monate offen ſein. Findet ſich dann noch Niemand mit einem annehmlichen Gebot, ſo ſoll das letzte und dritte Ausgebot für die Hälfte des urſprünglichen Preiſes ſtattfinden.

Wer nun die Conceſſion bekommt, muß 5 Proc. von dem Capital der auszuführenden Arbeiten gewährleiſten und ſteht unter der nämlichen Verbindlichkeit des Geſetzes, wie der erſte Inhaber der Conceſſion.

Wenn bei allen Ausgeboten kein Anerbieten gemacht wird, ſo kann der Staat ſich durch ein Geſetz zur Fortſetzung der Arbeiten bevollmächtigen laſſen, wenn er dies für angemeſſen erachtet.

Das ſechſte Capitel

beſtimmt die Spurbreite der Wege und andere Bedingungen der Art.

Das ſiebente Capitel

handelt von dem Betriebe. Es ſoll ein Tarif für Paſſagiere und

Güter aufgeſtellt werden, und dieſer iſt alle fünf Jahr wieder zu prüfen. Findet die Regierung, die Anſätze könnten ermäßigt werden, und widerſetzt ſich der Inhaber der Conceſſion, ſo kann ſie dieſelben durch ein Geſetz ermäßigen laſſen, unter der Bedingung, daß ſie ein Einkommen gewährleiſtet, welches dem des vorigen Jahres gleichkommt, mit Zuſchlag des durchſchnittlichen Zuwachſes der letzten fünf Jahre. Die Conceſſion ſetzt feſt, welche Dienſte die Compagnie umſonſt zu leiſten hat; unter Andern den Transport von Courieren mit der Briefpoſt, wofür die Regierung die Stunden feſtſetzt. Die Compagnie muß auf der ganzen Länge der Bahn Telegraphenlinien errichten und unterhalten. Wenn durch die Schuld der Compagnie der Dienſt unterbrochen wird, ſo läßt ihn die Regierung auf Koſten der Compagnie verſehen; und wenn dieſe binnen 6 Monaten nicht die nöthigen Mittel zum Betriebe beſchaffen kann, ſo ſoll ihre Conceſſion verfallen ſein.

Achtes Capitel.

Die Anſchläge zu den Bahnlinien erſter Claſſe läßt der Staat machen.

Neuntes Capitel.

Die Regierung kann Actiengeſellſchaften zur Erbauung und zum Betriebe von Eiſenbahnen genehmigen; aber die Documente können erſt nach der ſchließlichen Bildung der Geſellſchaft ausgefertigt werden. Nach Einſchießung und Anwendung von zwei Drittheilen ihres Capitals kann eine Geſellſchaft die Erlaubniß erhalten, für das andere Drittel eine Anleihe zu machen und dafür die Revenüen der Linie als Hypothek zu verpfänden.

Ein Zuſatzartikel ſetzt den Theil der Unterſtützungsgelder, welcher auf die Provinzen und Gemeinden fällt, die unmittelbar bei dem Bau der Bahn betheiligt ſind, auf 1/6 der ganzen Unterſtützungsſumme feſt.

6.

Tabelle der Zahl der Kilometer Eiſenbahn, die von 1848—1857 in Betrieb gekommen.

	Kilometer.	Meter.
1848	29	
1849	48	340
1850	25	240
1851	112	147
1852	118	588
Latus: .	332	1315

	Kilometer.	Meter.
Transport:	332	1315
1853	143	935
1854	47	394
1855	146	800
1856	180	266
1857	268	595
Im Ganzen	1116	4305

Zahl der Kilometer, welche die Regierung bis 1859 conceſſionirt hat	4.146.00
Ausgaben-Budget für den Bau	3,146,601,380
Subvention bewilligt von der Regierung bis 1859	1,206,056,388
Summen gezahlt von der Regierung bis 1859 . .	158,305,959

Conceſſion der Eiſenbahnen, zu denen die Cortes die Regierung im Jahr 1859 autoriſirten.

Zahl der Bahnen	16
Zahl der Kilometer	2,256
Bau-Budget	1,983,825,442
Bis zum 1. Januar 1860 wurden in Allem conceſſionirt Kilometer	6,402
und in Allem für den Bau ausgegeben . . .	5,130,426,822

7.

Eiſenbahnen in den Jahren 1858 und 1862.

In Kilometern.

	[illegible] Kilom.	[illegible] Kilom. 1858.	[illegible] Kilom. 1862.	[illegible] Kilom.	
Von Barcelona nach Mataro	•	29	29	29	keine Subvention.
» nach Granollers	•	29	29	29	» »
Von Jativa nach dem Grao de Valencia	•	59	59	59	garantirt 6 Proc. Zinſen und 1 Proc. zum Tilgungsfond.
Von Langreo nach Gijon .	•	38	38	38	106,377 Realen per Kilometer.
Von Jerez nach d. Trocadero	•	27	27	27	179,900 » »
» Reus nach Zaragoſa .	•	13	13	13	keine Subvention.
Latus:	•	195	195	195	

In Kilometern.

	[illegible] Kilom.	[illegible] Kilom. 1858.	[illegible] Kilom. 1860.	[illegible] Kilom.	
Uebertrag . .		195	195	195	
Von Martorell nach Barcelona	.	27	27	27	keine Subvention.
Von Mataro nach Arens-de Mar.	.	9	9	9	„ „
Von Madrid nach Almanſa	.	357	357	357	Subvent. von 78,333,333 R.
„ Almanſa nach Alicante	.	96	95	96	„ von 17,833,993 in Actien.
„ Caſtillejo nach Toledo	.	26	26	26	44,802 R. per Kilometer giebt Toledo.
„ Barcelona nach Sarria	.	.	4	4	keine Subvention.
„ Cordova nach Sevilla	.	130	130	130	jährl. Subvent. v. 100,000 R. per Meile für 20 Jahre.
„ Madrid nach Valladolid	110	.	110	239	330,000 Realen per Kilom.
„ Burgos nach Irun .	36	.	126	202	444,000 „ „
„ Valladolid nach Burgos	.	.	40	117	506,400 per ſp. Meile.
„ San Iſidro nach Alar	63	.	90	90	keine Subvention.
„ Alar nach Santander	51	51	145	145	60 Mill. Realen in Actien. Zins garantirt.
„ Tudela nach Bilbao .	9	.	100	233	360,000 R. per Kilometer.
„ Madrid nach Saragoſſa	16	56	186	300	209,999 „
„ Saragoſſa nach Alſaſua	36	.	86	187	320,900 „
„ Saragoſſa u. Barcelona	44	26	313	313	90 Millionen in Actien
„ Montblanch nach Reus	14	.	14	27	keine Subvention.
„ Granollers nach Sta.-Coloma	6	.	30	39	„ „
Von Arenys de Mar nach Sta.-Coloma	2	.	2	36	„ „
Von Almanſa nach Jativa	63	.	71	71	20,908,592 R. in Actien.
„ Sevilla nach Jerez . .	102	.	103	103	2,001 R. per ſp. Meile.
„ Puerto Real nach Cadiz	.	.	30	30	170,900 R. per Kilometer.
„ Alcazar nach Ciudad Real	.	.	112	112	141,309 „ „
Von Ciudad Real n. Merida	.	.	.	257	300,000 „ „
„ Merida nach Badajoz	.	.	.	64	300,000 „ „
„ Merida nach Sevilla .	.	.	.	107	240,000 „ „
„ Merida nach Alconetar	.	.	.	106	240,000 „ „
„ Albacete n. Carthagena	.	.	.	206	240,000 „ „
„ Valencia n. Tarragona	.	10	80	260	240,000 „ „
Latus:	551	962	2558	4214	

	In Kilometern.				
	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	
	Kilom.	Kilom. 1860.	Kilom. 1861.	Kilom.	
Uebertrag . .	551	982	2558	4214	
Von Manzanares n. Cordova, Malaga und Granada .	•	•	48	633	228,119,435 •
Von Ventas-de-Alcolea nach Espiel-y-Belmez . . .	•	•	•	64	keine Subvention.
Von Palencia nach Corunna	•	•	•	535	300,000 R. per Kilometer.
• Medina nach Zamora	•	•	•	87	280,500 • •
Zuſammen .	551	982	2606	5533	

Ertrag der Eiſenbahnen in den Jahren 1860 und 1861.

	Realen.
1860	118,904,613
1861	169,545,221
Zunahme im Jahr 1861 .	50,640,608

8.

Häſen.

Sowohl am Ocean als am Mittelmeer beſitzt Spanien 800 Meilen Seeküſte mit 117 Häſen, 56 am Ocean und 61 am Mittelmeer.

In 18 dieſer Häſen werden Verbeſſerungen ausgeführt, die auf 108,725,795 Realen geſchätzt wurden.

Auf die Häſen verwendete Summen von 1857 bis 1859.

Jahre.	Realen.
1857	4,769,805
1858	7,061,840
1859	9,098,141

Tabelle der Leuchtthürme, die in Spanien von 1850 bis 1859 gebaut worden.

Jahre.	Leuchtthürme.
1850	3
1851	6
1852	9
1853	7
Latus:	25

Jahre.	Leuchtthürme.
Transport:	25
1854	10
1855	3
1856	4
1857	6
1858	9
1859	9
Im Ganzen	66

Leuchtthürme an den ſpaniſchen Küſten und den afrikaniſchen Beſitzungen im Jahr 1860.

Leuchtthürme, fertige	66
„ im Bau	47
„ im Anſchlage	60
Im Ganzen	173

Aufwand für ihren Bau von 1857 bis 1859.

Jahre.	Realen.
1857	1,597,823
1858	1,427,537
1859	1,594,283

9.

Elektriſche Telegraphie.

Die erſte elektriſche Telegraphenlinie wurde in Spanien den 5. Juni 1854 errichtet und dem Publicum am 1. März 1855 übergeben.

Die Maſſe des Volks ſcheint die Vortheile dieſer Art der Mittheilung noch nicht genugſam zu ſchätzen und dennoch iſt Spanien nahe daran, den übrigen Völkern Europas gleichzukommen.

Vergleichende Tabelle über den Erfolg der Telegraphie in Frankreich und Spanien während des Jahres 1858.

		Kilometer in Betrieb.	Durchſchnittsertrag per Kilometer in Realen.
Spanien	1858	6,330	587.40
Frankreich	1858	12,030	855.38

In Spanien waren 120, in Frankreich 171 Stationen. In Spanien erhielt das Publicum direct 156,792 Depeſchen, in Frankreich 413,617 und der Ertrag war in Spanien 3,691,805, in Frankreich 10,285,650 Realen.

Im Laufe des Jahres hat man in Spanien dem Publicum 1200 Kilometer Telegraphenlinien übergeben.

Die doppelte Entwicklung in Frankreich beweiſt nicht, daß die Franzoſen 1858 den Telegraphen mehr benutzten als die Spanier. Frankreichs Bevölkerung iſt doppelt ſo ſtark als die Spaniens und dazu kommt ſeine centrale Lage in Europa.

Tabelle der Telegraphen in verſchiedenen Ländern im Jahr 1858.

	Kilometer
Großbritannien . .	16,107
Frankreich	12,030
Oeſtreich	8,648
Rußland	8,115
Spanien	6,330
Preußen	5,503
Schweden	4,969
Italien	4,256

Ertrag der Telegraphenlinien von 1855 bis 1859.

Jahre.	Ertrag in Realen.
1855	516,396.40
1856	760,849.81
1857	1,499,009.33
1858	3 691,805.87
1859	4,945,599.47

10.

Poſten von 1846 bis 1861.

Da das Poſtweſen weſentlich zur Entwicklung einer Nation gehört, ſo geben wir die öffentlichen Angaben darüber. Der Generalpoſtmeiſter weiſt auf die Hebung in allen Zweigen dieſer Verwaltung und ſchreibt ſie der Verbindung mit dem Auslande, den Poſtverträgen mit Frankreich und England zu und verſpricht ſich ebenſo guten Erfolg von den Verträgen, über die mit Belgien, Italien und Portugal verhandelt wird.

Tabelle der Correſpondenz des Publicums von 1846 bis 1861.

Jahre.	Inländiſche Briefe.	Briefe aus den Colonien.	Briefe vom Auslande.	In Allem.	Verhältniß zur Bevölkerung.
1846	18,459,491	51,164	321,280	18,831,935	1.45
1847	19,161,540	64,821	326,634	19,552,995	1.47
1848	19,654,586	64,294	288,190	20,007,070	1.48
1849	19,955,189	60,208	361,292	20,376,689	1.49
1850	19,952,119	47,134	497,932	20,477,185	1.51

Jahre.	Inländiſche Briefe.	Briefe aus den Colonien.	Briefe vom Auslande.	In Allem.	Verhältniß zur Bevölkerung.
1851	20,125,673	91,416	545,766	20,762,855	1.56
1852	21,183,329	178,336	593,314	21,954,979	1.73
1853	22,326,793	205,385	685,354	23,217,532	1.82
1854	24,181,011	292,761	761,047	25,234,819	1.98
1855	27,721,700	284,316	830,793	28,846,809	2.11
1856	29,028,967	362,468	848,740	30,240,175	2.16
1857	35,915,855	830,795	1,925,636	38,672,296	2.24
1858	39,533,394	959,907	2,101,432	42,594,733	2.47
1859	43,257,215	1,324,786	2,453,323	47,036,321	2.75
1860	49,663,326	1,600,923	2,612,626	53,886,895	3.16
1861	53,968,411	1,888,908	2,968,101	58,825,420	3.55
Mehrbetrag in 16 Jahren:	35,508,920	1,837,744	2,646,821	39,993,485	

11.

Einkünfte von den Poſten in den Jahren 1860 und 1861.

	Verkaufte Poſtmarken	Werth in Realen.	Ertrag des Journalſtempels.	In Allem.
1860	50,150,957	25,944,724.75	1,303,310.24	27,248,034.99
1861	53,112,869	27,480,085.72	1,292,194.91 *)	28,673,660.63

Geſammtertrag.

	1860.		1861.	
	Realen.	Cent.	Realen.	Cent.
Markenverkauf	25,944,724	75	27,480,085	72
Journalſtempel	1,303,310	24	1,292,194	91
Werth der Correſpondenz der Verwaltung	2,053,327	96	1,924,675	86
Hälfte des Ertrags des Apartado **)	97,237	31	107,970	06
Verſchiedner Ertrag . . .	24,179	12	23,579	20
Vermiethete Poſtwagen . .	2,258,242	50	2,645,062	28
Wirkliches Einkommen	31,681,021	88	33,374,948	03

---

*) Die Abnahme im Ertrage des Zeitungsſtempels kommt nicht von einer Verminderung des Abſatzes, ſondern von der Zunahme der Eiſenbahnen, die billiger befördern als die Regierung. Der Journalſtempel in Spanien iſt keine Abgabe, ſondern einfach der Beförderungspreis.

**) Poſtkaſten-Einnahme von verſchloſſenen Briefkäſtchen, die ſich beſonders Geſchäftsleute auf der Poſt miethen. Um die Briefe gleich bei Ankunft der Poſt

	1860. Realen.	Cent.	1861. Realen.	C.
Transport:	31,681,021	88	33,374,948	03
Officielle Correſpondenz .	8,487,653	00	8,560,000	00
Zuſammen	40,168,674	88	41,934,948	03

Gewicht und Ertrag der Werke, die in Lieferungen oder Büchern gedruckt und 1860 und 1861 frei gemacht wurden.

Ihr Geſammtgewicht war 1860: 13,128 Arroben 20 Pfund 14 Unzen und die Revenue 560,114 Realen 55 Centimes.

1861 war das Gewicht nur 11,798 Arroben und die Revenue in Realen 511,856 85.*)

Darunter die Provinz Madrid mit 10,318 Arroben, faſt 443,000 Realen, und die von Barcelona mit 2046 Arroben und etwa 85,000 Realen. In 5 Provinzen iſt keine Lieferung und kein Buch frankirt worden, nämlich in Cuenca, Huelva, Guipuzcoa, Lugo und Valencia.

Vergleichende Tabelle der Correſpondenz der Jahre 1859, 1860 und 1861.

		1859.		1860.		1861.	Mehrbetrag für 1861.
Correſpondenz im Innern.	Dienſt fürs Publikum . .	40,570,846		46,702,070		51,000,451	[illegible]
	Dienſt (officieller)	2,666,260		2,561,256		2,474,560	191,700
Ueberſeeiſche, hin und her		1,324,786		1,600,923		1,888,908	564,122
Ausland, hin und her		2,153,323		2,612,626		2,668,101	514,778
Zuſammen		47,035,334		53,876,875		58,028,420	•
Ertrag in Realen		28,440,677	70	31,681,021	88	33,374,948	4,934,271
Zurückgelegte Kilometer		22,781,515		27,425,046		•	•
Briefpackete aus der Cent.-Adminiſtration.	Gewicht in Arrob.	99,598		101,372		•	•
	Zahl	112,316		110,633		•	•

Bureaux und Zweige der Verwaltung, die Ende 1860 als Vertheilungsmittelpunkte thätig waren.

Central-Bureau		1
Haupt-Bureaux	1. Claſſe	7
	2. „	10
	3. „	32
Auswechſel-Bureaux		3
Ein ambulantes Bureau auf der Eiſenbahn von Alicante nach Valencia		1
	Latus:	54

---

zu erhalten, bezahlen die Kaufleute für eigne Fächer 15 bis 60 Franken Miethe, je nach der Ausdehnung der Correſpondenz, und erhalten auf dieſe Weiſe ihre Briefe zwei Stunden früher als das übrige Publikum.

*) Die Urſache der Verminderung iſt hier die nämliche wie beim Journalſtempel.

	Transport: .	54
Aggregirte Bureaux	1. Claſſe	9
	2. „	10
	3. „	32
	4. „	559
Stafetten		533
Vertheilungs-Bureaux auf Staatskoſten		634
	Zuſammen	1831

Die Poſtverwaltung zählte 1860 9576 Beamte. Die Hauptpoſtverbindungen betrugen 577 Meilen; es gab 242 Poſtmeiſter, 685 Poſtillone, 2308 Pferde, koſteten im Ganzen 8,803,700 Realen. Die Nebenpoſten koſteten 6,377,638 Realen, und die Fußpoſten 2,633,464 Realen. 1539 Kilometer Eiſenbahn dienten zum Transport der Briefpoſten für 803,730 Realen. Die Packetböte nach den anliegenden Inſeln koſteten 518,432 Realen. Im Ganzen wurde der Dienſt auf den Hauptlinien und den ſecundären Poſtverbindungslinien, der Dienſt der Nebenpoſten zu Pferde und zu Wagen und der der Fußpoſten und Eiſenbahnen täglich auf 75,137 Kilometern zurückgelegt, macht jährlich 27,425,085 Kilometer; zu dem Preiſe von 18,618, 532 Realen.

Die Poſtverwaltung von Madrid expedirte auf 8 Hauptſtraßen in Jahre 1860 an Briefpacketen 134,632. Dieſe wogen 101,572 Arroben, und der Cuarto, den der Poſtbote in Madrid für jeden Brief bekommt, brachte

	Realen.	
1857 . .	473,389	70
1858 . .	510,151	13
1859 . .	538,575	18
1860 . .	572,117	86

12.

Der Poſtdienſt in Spanien hat Fortſchritte gemacht. 1848 führte man die Poſtmarken ein, 6 Cuartos (30 Centimes) für den einfachen Brief. Das Frankiren war nicht nöthig, aber die nichtfrankirten Briefe zahlten das Doppelte. Später wurde der Preis auf $^2/_3$ herabgeſetzt und zwiſchen den Hauptſtädten im Innern koſtete der Brief 2 Cuartos und alle Arten von Briefen mußten frei gemacht werden. Vor Kurzem hat die Poſt beſchloſſen, einen täglichen Dienſt nach allen Ortſchaften, ſeien ſie auch noch ſo klein, einzurichten, und zu dieſem Zweck Beamte des General-Poſtamts in die Provinzen geſchickt. Nach den Privatnachrichten, die wir eingezogen, genießt bereits der dritte Theil aller Provinzen dieſen unſchätzbaren Vortheil. —

Die Zunahme des Briefverkehrs hat alle Mehrausgaben und den Ausfall durch Herabſetzung des Portos gedeckt. Man darf hoffen, daß die Zahl der Briefe wächſt und durch die Eiſenbahnen die Koſten ſich vermindern; dennoch muß man zugeben, daß gegenwärtig der Poſtendienſt nur die Koſten deckt, während er vor den Reformen jährlich mehrere Millionen Ueberſchuß gab. Der Staat hat indeſſen in der Ergiebigkeit anderer Einkünfte, die zum Theil aus der größern Schnelligkeit und Leichtigkeit des Briefwechſels entſpringen, einen Erſatz gefunden.

13.

Trotz der Fortſchritte im Poſtdienſt iſt ein alter Gebrauch beibehalten worden, der ſehr ſtörend iſt, nämlich die Erhebung des Cuarto für jeden Brief oder jedes Packet durch den Briefträger. Dies iſt für die Empfänger der Briefe ſehr unbequem, vermindert den Vortheil der gezwungnen Frankirung und koſtet dem Briefträger viele Zeit. Es wäre gewiß beſſer, dieſen Cuarto mit in die Poſtmarke aufzunehmen. Wir wiſſen von keinem andern Lande, wo die Briefablieferung nicht mit ins Porto eingeſchloſſen wäre. Um den Poſtdienſt in Spanien mit dem in England auf gleichen Fuß zu ſetzen, müßte man erſt den Cuarto des Briefträgers abſchaffen und das Porto um die Hälfte herabſetzen. Und ebenſo wie die Herabſetzung von 9½ Cuartos auf 5 die Zahl der Briefe von 1848 bis 1861 verdoppelt hat, darf man hoffen, eine Herabſetzung auf 2 Cuartos werde in wenigen Jahren die Briefzahl verdoppeln oder gar verdreifachen. Auch in Beſorgung aller Art von Druckſachen iſt der Poſtendienſt in Spanien zurück. 1859 wurden 13,128 Arroben Bücher und Flugſchriften befördert, ſie brachten 560,114 Realen; und 53,212 Arroben Journale zu dem Preiſe von 1,330,312 Realen; macht im Ganzen 1,890,426 Realen für 66,340 Arroben. Wollte die Regierung Druckſachen nicht als Gegenſtand der Induſtrie, ſondern als einen mächtigen Hebel der Civiliſation betrachten und die Vertreibung derſelben nicht mit einer ſo hohen Abgabe belaſten, ſondern vielmehr die Veröffentlichung von Büchern, Broſchüren und Journalen begünſtigen, ſo müßte ſie wenigſtens die jetzige Auflage, die im Durchſchnitt 34 Realen für die Arrobe ausmacht, auf 7 bis 8 Realen oder 2 Franken herabſetzen; ſie brauchte nicht gleich ſo weit zu gehen wie Neu-Granada, wo die Poſt alle Druckſachen umſonſt befördert.

Achtzehntes Capitel.

Budget der Regierungen ſeit Karl III. — der Provinzen und Gemeinden. — Einnahme vom Tabak von 1840—1861. — vom Pulver von 1850—60. — vom Salz von 1850—61. — vom Stempel von 1850—61. — Zolleinnahme von 1839—61. — Lotterien von 1840–61. — Thorzölle, Grundſteuer, Hypotheken, Induſtrieſteuer, gewöhnliche Budgets, außerordentliche Budgets der Jahre 1859, 1860, 1861 und 1862.

1.

Wir beginnen mit einer Tabelle über die Schwankungen des Budgets der Ausgaben zu verſchiednen Zeiten von 1785 an.

			Realen.
Unter Karl III.	(1785)	war das Ausgabenbudget	1,823,544,368
„ Karl IV.	(1804)	„ „ „	1,646,850,000
„ Ferdinand VII.	(1830)	„ „ „	675,268,109
„ der Reg. der Chriſtine	(1840)	„ „ „	1,100,000,000
„ Iſabella	(1846)	„ „ „	1,225,499,920
„ „	(1855)	„ „ „	1,500,000,000
„ „	(1858)	„ „ „	1,775,155,800
„ „	(1859)*)	„ „ „	2,055,184,048
„ „	(1860)	„ „ „	2,191,294,402
„ „	(1861)	„ „ „	2,344,542,788
„ „	(1862)	„ „ „	2,640,584,986

Die vorſtehende Tabelle zeigt, daß die Staatsausgaben in 32 Jahren ſich von 675 auf 2640 Millionen Realen geſteigert, alſo faſt vervierfacht haben. Das Budget von 1785, wo Spanien auf der Höhe ſeiner See- und Colonialmacht war, betrug 1823 Millionen, alſo 817 Millionen weniger als das Budget von 1862. Um aber dem Leſer einen richtigen Begriff von der wirklichen Höhe der Ausgaben zu geben, iſt zu bemerken, daß die Regierung die Ausgaben für die überſeeiſchen Provinzen nicht mit aufnimmt, ſondern ſie ganz nach Gefallen verwaltet, ohne dem Parlament Rechenſchaft abzulegen; ſie giebt nur den Ueberſchuß an, welcher dem Staate nach Abzug der Koſten bleibt; erſt ſeit 3 Jahren veröffentlicht die Staatszeitung das Budget der Colonien.

---

*) Seit 1859 iſt außer den gewöhnlichen Ausgaben ein Budget der außerordentlichen Ausgaben eingeführt worden. Die Zahlen für 1859, 1860, 1861 und 1862 gelten für beide Budgets zuſammen.

2.

Die obigen Zahlen umfaſſen nur die Staatsausgaben. Einen ähnlichen Fortſchritt haben die Provinzial- und Gemeindebudgets gemacht, wie man aus folgenden Tabellen entnehmen kann.

Vergleichende Tabelle der Provinzial-Budgets von 1854—1859.

Jahre.	Ausgaben.	Einnahmen in Realen
1854 . .	100,332,496	100,090,399
1855 . .	92,967,027	77,335,289
1856 . .	101,691,653	101,335,262
1857 . .	129,757,810	119,611,894
1858 . .	158,798,650	143,412,250
1859 . .	158,828,862	156,302,782

Vergleichende Tabelle der Budgets der Gemeinden von 1854—1858.

Jahre.	Ausgaben.	Einnahmen in Realen.
1854 . .	195,426,080	197,286,747
1855 . .	191,410,356	191,413,847
1856 . .	179,095,999	195,012,796
1857 . .	219,636,094	213,408,379
1858 . .	254,041,027	243,596,690

3.

Die Einkünfte der Staatsmonopole (rentas estancadas) ſind immerfort geſtiegen.

Wir geben in runden Zahlen aus verſchiednen Jahren den Ertrag des Tabacks, des Pulvers, des Salzes, des Stempels, der Zölle, der Thorzölle und der Lotterien.

Taback.

Staats-Einkünfte aus dem Tabacksmonopole von 1840 bis 1861 incluſive.

Jahre.	Realen
1840	90,000,000
1850	176,000,000
1851	187,000,000
1852	188,000,000
1853	191,000,000
1854	200,000,000
1855	207,000,000
1856	223,000,000
1857	246,000,000

Jahre.	Realen.
1858	264,000,000
1859	274,000,000
1860	303,000,000
1861	321,000,000

Zunahme in 21 Jahren 231,000,000 Realen, über 260 p. c.

Pulver.

Pulververkauf von 1850 bis mit 1860.

Jahre.	Realen.
1850	5,500,000
1851	6,500,000
1852	7,500,000
1853	8,500,000
1854	8,000,000
1855	8,000,000
1856	9,500,000
1857	13,000,000
1858	17,500,000
1859	19,000,000
1860	21,000,000

Zunahme in 11 Jahren 15,500,000 Realen, faſt 300 p. c.

Salz.

Ertrag des Salzverkaufs von 1850 bis mit 1861.

Jahre.	Realen.
1850	94,000,000
1851	99,500,000
1852	100,500,000
1853	101,000,000
1854	88,000,000
1855	85,000,000
1856	104,000,000
1857	111,000,000
1858	112,500,000
1859	117,000,000
1860	120,000,000
1861	121,000,000

Zunahme in 12 Jahren 31,000,000 Realen, mehr als 30 p. c.

Stempel.

Ertrag des Stempels von 1850 bis 1861 incluſive

Jahre.	Realen.
1850	23,000,000
1851	25,000,000
1852	38,000,000
1853	36,000,000
1854	34,000,000
1855	37,000,000
1856	47,000,000
1857	46,500,000
1858	51,500,000
1859	60,000,000
1860	67,000,000
1861	76,500,000

Zunahme in 12 Jahren 52,500,000 Realen, mehr als 200 p. c.

Zölle.

Ertrag der Zölle von 1839 bis 1861 incluſive.

Jahre.	Realen.
1839	83,000,000
1840	93,000,000
1844	114,000,000
1845	120,000,000
1850	165,000,000
1851	159,000,000
1852	171,000,000
1853	160,000,000
1854	170,000,000
1855	177,000,000
1856	200,000,000
1857	238,000,000
1858	264,000,000
1859	277,000,000
1860	288,000,000
1861	290,000,000 *)

Zunahme in 22 Jahren 207,000,000 Realen, faſt 300 p. c.

---

*) Dieſer Halt in der progreſſiven Entwickelung der Einkünfte von den Zöllen ſchreibt ſich von der Handelskriſis her, welche der Krieg in den Vereinigten Staaten hervorgebracht.

Thorzölle von 1846 bis 1861.

Jahre.	Ertrag in Realen.
1846	187,407,640
1847	172,532,068
1848	193,245,336
1849	200,784,093
1850	213,736,860
1851	224,380,351
1852	227,068,900
1853	241,736,436
1854	241,245,867
1857	226,752,114
1858	270,677,833
1859	283,961,739
1860	295,000,000
1861	303,000,000

Zunahme in 14 Jahren 115,592,360 Realen.

Auflage auf die Leuchtthürme, getragen von der Handelsmarine in den ſpaniſchen Häfen von 1849 bis 1859.

Jahre.	Span. Flagge.	Fremde Flaggen.	Im Ganzen.
1849	193,979	309,369	503,348
1850	469,741	500,400	960,141
1851	473,242	695,186	1,168,428
1852	512,117	766,346	1,278,463
1853	542,318	570,314	1,112,632
1854	540,612	461,783	1,002,395
1855	589,394	423,759	1,013,153
1856	655,927	490,747	1,146,674
1857	691,798	572,699	1,264,497
1858	751,337	746,595	1,497,932
1859	856,028	800,264	1,658,292
Mehrbetrag		Realen	1,152,944

Zunahme in 11 Jahren mehr als 200 p. c.

Lotterien.

Ertrag der Lotterien, mit Koſten und Nettogewinn für den Staat. von 1850 bis mit 1861.

	Ertrag.		Koſten.					Netto-Ertrag.	
			Verwaltung.		Gewinne.	Zuſammen.			
Jahre.	Realen.		Realen.		Realen.	Realen.		Realen.	
1850	[illegible]	75	[illegible]	13	[illegible]	[illegible]	15	[illegible]	[illegible]
1851	[illegible]	43	[illegible]	46	57,984,[illegible]	62,973,212	46	[illegible]	[illegible]

	Ertrag.		Koſten.					Netto-Ertrag.	
			Verwaltung.		Gewinne.	Zuſammen.			
Jahre.	Realen.		Realen.		Realen.	Realen.		Realen.	
1852	96,234,994	23	5,474,018	71	61,832,251	67,306,270	71	28,928,720	69
1853	93,842,903	25	5,203,296	03	65,132,290	70,335,646	03	23,507,120	02
1854	96,240,093	05	5,160,120	70	61,641,002	66,801,722	70	19,441,970	35
1855	84,214,190	46	5,195,504	18	60,350,864	65,545,908	18	18,778,221	67
1856	96,121,348	64	5,652,167	84	66,634,743	72,286,910	84	23,834,337	80
1857	106,252,917	44	5,709,522	74	72,996,002	78,705,524	74	28,546,392	70
1858	125,700,284	96	6,516,907	20	87,491,768	94,008,675	20	31,799,609	06
1859	130,000,000	..							
1860	142,000,000	..							
1861	146,000,000	..							

Die Staatslotterie wurde in Spanien durch Karl III. eingeführt. Bis 1862 gab es zwei Arten; die älteſte hatte die bekannte Form von Gewinnen: Amben, Ternen, Quaternen und Quinternen. Sie iſt abgeſchafft; der geringſte Einſatz war ein Real, aber man konnte ſo viel ſetzen, als man wollte. Ein toller Spieler wollte eines Tages 100,000 Franken auf eine Terne ſetzen; die Verwaltung erſchrak über die Möglichkeit, daß er gewinnen könnte, was eine ungeheure Summe gegeben hätte, und beſchloß ſogleich, dieſe Lotterie abzuſchaffen. Die andere Lotterie, die neuer iſt, läßt nur die Ziehung zu, und hat eine beſtimmte Anzahl von Looſen von 100 bis 200,000 Franken, mit einer verhältnißmäßigen Anzahl kleinerer Gewinne. Früher koſtete das Loos 10½ Franken und man theilte es in vier Coupons. Das große Loos betrug 52,000 Franken. Vor etwa 30 Jahren fing man an, den Preis der Looſe zu erhöhen und mehr Coupons daraus zu machen. Ebenſo erhöhte man die Anzahl und den Werth der Gewinne. Beide Arten von Zahlen kann die Verwaltung der Lotterie bei jeder Ziehung nach Belieben verändern. Bis jetzt iſt der höchſte Einſatz 260 Franken geweſen, die größte Anzahl der Coupons 10 und die höchſte Summe für das große Loos 1,020,000 Franken.

Wie man auch in Frankreich beobachtet hat, richtet die Leidenſchaft für das Lotterieſpiel mehr Unheil in den Städten als auf dem Lande an. Die alte Lotterie, die jetzt aufgehoben iſt und wo der geringſte Einſatz ein Real war, ſtand bei den Bauern in großer Gunſt und beſonders in der Umgegend von Valencia, wo verſchiedne Leute ein gutes Geſchäft damit machten, daß ſie die Zahlen angaben, die ganz gewiß herauskommen würden; ja es gab einige Zeitungen, die ſich ausſchließlich der Lotterie widmeten und die Zahlencombinationen angaben, welche die meiſte Ausſicht auf Gewinn darböten. Das Publicum kaufte dieſe Zeitungen mit großer Begierde.

Im ſüdlichen Frankreich und beſonders in Portugal wird ein lebhafter Handel mit ſpaniſchen Lotterielooſen getrieben, die man einſchwärzt und die folglich mit einem Aufſchlag verkauft werden. Der Beweis dafür iſt, daß nächſt den 3 oder 4 großen Mittelpunkten der Bevölkerung in Spanien die Lotterie-Collecteure an der Grenze von Frankreich und Portugal die meiſten Looſe abſetzen. Die Lotterie-Direction erklärte vor Kurzem in den Cortes, der Verkauf von Looſen nach dem Auslande überſteige jährlich 18½ Millionen Franken; und fügte ein ſehr intereſſantes ſtatiſtiſches Detail hinzu, um die Anklagen der Unſittlichkeit, die man gegen die Lotterie vorbringt, zu widerlegen. Sie behauptete, 1100 glückliche Spieler wären Eigenthümer geworden und hätten mit ihren Gewinnen Landbeſitz erworben.

4.

Grundſteuer.

Ländliche, ſtädtiſche Grund- und Viehſteuer von 1845—1862 incl.

Jahre.	An den Staat. Realen.	Zur Deckung des Deficits der Provinzen. Realen.	Zur Deckung des Deficits der Municipalitäten. Realen.	Zuſammen. Realen.
1845	329,498,144	15,000,000	20,000,000	364,498,144
1846	275,125,016	15,000,000	20,000,000	331,012,516
1847	275,131,456	15,000,000	20,000,000	310,131,456
1848	275,127,456	15,000,000	20,000,000	310,127,456
1849	328,946,996	15,000,000	20,000,000	361,946,996
1850	320,361,547	20,288,943	28,441,953	369,092,443
1851	311,657,578	18,809,235	28,101,437	358,568,250
1852	310,154,980	20,446,930	31,889,405	362,491,315
1853	309,680,526	22,462,704	35,783,822	367,927,052
1854	309,852,354	23,182,429	37,600,432	370,635,215
1855	309,834,136	11,057,674	37,484,584	358,376,394
1856	363,927,139	11,159,616	19,835,398	394,922,153
1857	361,877,947	16,998,479	25,965,882	404,842,308
1858	413,882,512	17,979,382	34,458,232	466,320,046
1859	414,753,096	22,452,280	38,785,850	475,991,226
1860	400,000,000	•	•	•
1861	400,000,000	•	•	•
1862	402,000,000	•	•	•

Tabelle der Grundſteuer-Quoten vom Jahr 1859.

Von	1	bis	10	Realen	686,047
„	10	„	20	„	534,677
„	20	„	30	„	364,822
„	30	„	40	„	272,429
				Latus:	1,857,975

				Transport:	1,857,975
Von	40	bis	50	Realen	223,582
»	50	»	100	»	533,701
»	100	»	200	»	386,087
»	200	»	300	»	150,460
»	300	»	500	»	112,892
»	500	»	1,000	»	76,321
»	1,000	»	2,000	»	32,830
»	2,000	»	4,000	»	12,498
»	4,000	»	6,000	»	3,316
»	6,000	»	8,000	»	1,353
»	8,000	»	10,000	»	635
»	10,000	und darüber		»	1,225
				Zuſammen	3,392,875

Das ſteuerbare Vermögen, von dem im Jahre 1859 dieſe Steuer erhoben wurde, wird auf etwa 2,800,000,000 geſchätzt, nämlich:

Ländliches Vermögen	1,886,000,000
Städtiſches Vermögen	655,000,000
Heerden	308,000,000
Im Ganzen	2,849,000,000

Hypotheken.

Tabelle der Landverkäufe und Pachtcontracte von 1845 bis 1859.

Jahre.	Regiſtrirte Urkunden		Umgeſetzte Capitale.	Pachtſummen.	Staatsabgaben.
	Verkäufe.	Pachte.			
1845	63,447	4,836	191,817,093	37,382,505	5,219,996
1846	196,144	16,395	588,422,848	127,804,326	17,058,551
1847	231,190	21,631	678,483,681	167,577,273	17,110,919
1848	226,461	22,037	691,790,466	242,108,687	14,693,469
1849	237,470	24,401	726,787,182	253,503,629	15,329,894
1850	272,540	23,644	824,309,332	243,375,720	17,065,988
1851	274,176	23,263	929,311,431	290,627,220	18,757,502
1852	257,099	32,666	909,610,430	296,276,046	18,950,525
1853	273,910*)	2,536	957,295,625	16,223,715	19,667,525
1854	307,247	67	1,006,854,544	290,749	20,754,667
1855	311,161	»	1,098,011,431	»	25,485,630
1856	334,382	»	1,294,850,923	»	27,996,901
1857	288,306	»	1,359,748,799	»	27,625,736
1858	327,346	»	1,371,228,721	»	28-403,514
1859	»	»	2,339,626,637	»	»

---

*) Fehlen die officiellen Angaben.

5.

Induſtrie-Steuer von 1845 bis 1859.

Jahre.	Realen.
1845	40,597,578
1846	39,830,988
1847	27,666,648
1848	32,649,653
1849	37,039,931
1850	40,942,005
1851	55,323,796
1852	59,648,077
1853	68,353,181
1854	70,021,039
1855	64,848,933
1856	71,281,228
1857	85,207,221
1858	86,026,625
1859	88,852,526

Mehrbetrag in 15 Jahren über 110 p. c.

Zunahme in 15 Jahren 48,254,953

Zahl und progreſſiver Werth der Steuerquoten der Induſtrie im Jahr 1859.

Von	1	bis	20	Realen	46,391
„	20	„	50	„	141,393
„	51	„	100	„	106,235
„	101	„	200	„	84,895
„	201	„	300	„	21,241
„	301	„	400	„	11,835
„	401	„	500	„	9,521
„	501	„	800	„	11,032
„	801	„	1,000	„	3,196
„	1,001	„	3,000	„	5,579
„	3,001	„	5,000	„	845
„	5,001	„	8,000	„	255
„	8,001	„	12,000	„	106
„	12,001	„	20,000	„	28
„	20,001	„	60,000	„	11
„	60,001	„	231,000	„	1
			Im Ganzen . .		442,559

E.

Vergleichende Tabelle des ordentlichen Staatsbudgets von 1858 bis 1863.

Ausgaben in Realen.

	1858.	1859.	1860.	1861.	1862.	1863.
Staatsſchulden	525,281,647	524,727,647	565,480,058	579,238,962	599,869,663	639,618,397
Conſeilspräſidium	6,828,480	8,790,000	11,935,000	11,747,949	9,891,937	8,579,251
Staatsminiſterium	14,370,926	11,368,444	15,085,320	16,089,820	16,198,266	16,753,190
Miniſterium der Gnade und Juſtiz	208,262,552	202,272,031	202,520,217	201,519,454	209,178,119	208,150,207
Kriegsminiſterium	342,899,815	331,541,982	363,692,839	366,662,619	381,232,393	391,708,622
Miniſterium der Marine	102,672,341	94,628,313	110,940,354	113,995,784	118,026,183	122,666,530
Miniſterium des Innern	83,333,647	86,466,720	92,239,759	94,279,042	102,451,691	114,078,866
Miniſterium der Staatsbauten	75,613,135	79,401,380	81,424,579	87,410,158	94,987,749	109,228,481
Miniſterium der Finanzen	415,692,850	420,787,628	444,051,714	455,323,828	470,100,675	490,103,808
Zuſammen	1,774,455,393	1,764,926,145	1,887,369,840	1,926,267,616	2,001,946,506	2,090,887,262

Einnahme in Realen.

	1858.	1859.	1860.	1861.	1862.	1863.
Directe Abgaben	511,360,000	413,360,000	320,660,000	520,870,000	522,870,000	524,330,000
Indirecte						
Gelegentliche Einnahmen	419,615,000	410,615,000	446,919,000	558,203,000	503,527,000	494,400,000
Stempelpapier und Monopole	631,273,393	655,608,800	689,951,000	714,024,000	773,154,000	830,321,000
Domänen und regelmäßige Auflagen	98,377,300	89,948,000	96,714,000	102,583,000	91,887,000	89,587,000
Ueberſchuß der Colonial-Caſſen	115,000,000	125,200,000	129,200,000	139,000,000	119,000,000	119,000,000
Einnahmen nach den Geſetzen von 1859				30,000,090		51,000,000
Im Ganzen	1,775,625,693	1,694,731,800	1,682,544,000	2,064,680,800	2,000,938,000	2,108,638,000

7.

Tabelle über die außerordentlichen Budgets von 1859, 1860, 1861, 1862 und 1863.

Ausgaben. — Realen.

		1859.	Im Ganzen.	Differenz.
Ausgaben, dem Ertrage des Verkaufs der Nationalgüter zugewieſen		19,208,780	266,858,000	
Nach dem Geſetz vom 1. April 1859 überwieſen.	Miniſterium der Gnade u. Juſtiz	6,000,000		
	Miniſterium des Kriegs	40,000,000		
	„ der Marine	40,000,000		
	„ des Innern	6,600,000		
	„ d. Staatsbauten	135,580,960		
	„ der Finanzen	6,000,000		
Unterſtützung der Eiſenbahnen		13,468,260		
		1860.		
Ausgaben, dem Ertrage des Verkaufs der Nationalgüter zugewieſen		19,568,782	303,924,656	37,066,655
Nach dem Geſetz vom 1. April 1859.	Miniſterium der Gnade u. der Juſtiz	8,200,000		
	Miniſterium des Kriegs	40,000,000		
	„ der Marine	50,000,000		
	„ des Innern	6,000,000		
	„ des Fomento*)	152,000,000		
	„ des Finanzen	6,000,000		
Unterſtützung der Eiſenbahnen		22,155,873		
		1861.		
Ausgaben, dem Ertrage des Verkaufs der Nationalgüter zugewieſen		28,795,757	417,775,232	113,860,577
Nach dem Geſetz vom 1. April 1859.	Miniſterium der Gnade u. Juſtiz	8,900,000		
	Miniſterium des Kriegs	64,000,000		
	„ der Marine	100,000,000		
	„ des Innern	9,500,000		
	„ der Fomento	168,000,000		
	„ der Finanzen	6,000,000		
Unterſtützung der Eiſenbahnen		32,579,475		

---

*) Das Miniſterium des Fortſchritts und der Verbeſſerungen hat den öffentlichen Unterricht, die Bauten zum Nutzen des Publicums, die ſchönen Künſte und Alles, was ſich auf die Induſtrie bezieht, wie Patente u. dgl., zu verſehen. Es wurde beim Tode Ferdinand's VII. errichtet.

		1862.	Im Ganzen.	Differenz.
Ausgaben, dem Ertrage der verkauften Nationalgüter zugewieſen		160,105,358	566,498,169	148,722,973
Nach dem Geſetz vom 1. April 1859.	Miniſterium der Gnade u. Juſtiz	15,200,000		
	Miniſterium des Kriegs	60,000,000		
	〃 der Marine	126,511,433		
	〃 des Innern	14,062,362		
	〃 des Fomento	143,900,000		
	〃 der Finanzen	4,562,285		
Unterſtützung der Eiſenbahnen		42,156,731		

		1863.	
Unkoſten beim Verkauf der Nationalgüter		22,339,454	420,470,348
Außerordentliche Summen disponibel nach dem Geſetz von 1859.	Miniſterium der Gnade u. Juſtiz	13,640,000	
	Miniſterium des Kriegs	44,000,000	
	〃 der Marine	96,482,815	
	〃 des Innern	12,425,000	
	〃 d. Staatsbauten	172,532,598	
	〃 der Finanzen	4,280,000	
Unterſtützung der Eiſenbahnen		54,770,481	

Außerordentliche Budgets von 1859, 1860, 1861 und 1862.

Einnahmen. — Realen.

		1859.	Im Ganzen.
Verkäufe vor dem 1. Mai 1855		2,050,000	265,258,000
Verkauf der Nationalgüter.	Fällige Verkaufs- und Ablöſungsgelder vor dem 2. October 1858	55,638,000	
	Verkaufs- und Ablöſungsgelder nach dem 2. October 1858 fällig	67,000,000	
	Außerordentliche Einnahmen für Verkäufe und Ablöſungen	3,880,000	
Netto-Ertrag der Treſor-Scheine		106,690,000	
〃 des Loskaufs vom Militärdienſt		30,000,000	

		1860.	
Verkäufe vor dem 1. Mai 1855		[illegible]	245,924,656
Verkauf der Nationalgüter	Verkaufs- und Ablöſungsgelder vor dem 2. October 1858 fällig	60,175,707	
	Verkaufs- und Ablöſungsgelder nach dem 2. October 1858 fällig	149,110,666	
	Außerordentliche Einnahmen für Verkäufe und Ablöſungen	2,490,000	
Rückgezahlte Subventionsgelder von Eiſenbahnen		14,000,000	
Netto-Ertrag der Treſorſcheine		19,812,001	

1861.

Verkäufe vor dem 1. Mai 1855		644,232	444,608,464
Verkauf der Nationalgüter.	Verkaufs- und Ablöſungsgelder vor dem 2. October 1858 fällig	56,193,000	
	Verkaufs- und Ablöſungsgelder nach dem 2. October 1858 fällig	185,626,000	
	Außerordentliche Einnahmen für Verkäufe und Ablöſungen	29,870,000	
Rückgezahlte Subventionsgelder von Eiſenbahnen		20,000,000	
Netto-Ertrag der Treſorſcheine		152,275,232	

1862.

Verkäufe vor dem 1. Mai 1855		456,399,766	566,498,166
Verkauf der Nationalgüter.	Verkaufs- und Ablöſungsgelder vor dem 2. October 1858 fällig		
	Verkaufs- und Ablöſungsgelder nach dem 2. October 1858 fällig		
	Außerordentliche Einnahmen für Verkäufe und Ablöſungen		
Rückgezahlte Subventionsgelder von Eiſenbahnen		20,000,000	
Netto-Ertrag der Treſorſcheine		90,098,400	

1863.

Ausgaben, verbunden mit dem Ertrage der Nationalgüter	342,372,000	420,170,248
Rückzahlung der Unterſtützung der Eiſenbahnen	20,000,000	
Wegezölle, Zölle vom Material der Staatsbauten, Treſorſcheine und Pfandbriefe der Käufer der Nationalgüter	57,798,248	
Außerordentliche Ausgaben in 5 Jahren		1,774,122,401

8.

Ordentliches und außerordentliches Budget des Staats und der Colonien von 1860, 1861 und 1862.

Ausgaben in Realen.

	1860.	1861.	1862.
Ordentliches Budget des Staats	1,887,369,825	1,926,267,556	2,003,755,886
Außerordentliches Budget	303,924,577	418,275,232	566,498,166
Budget der Colonien	895,704,860	920,000,000	1,012,000,000
Zuſammen	3,086,999,282	3,264,542,788,	3,582,254,052

Geſammtausgabe des Staats und der Colonien in 3 Jahren 9,933,800,042 Realen. Dieſe Zahlen, obgleich officiell, ſind kein Abſchluß. Erſt Ende des zweiten Jahres giebt man allemal den Rechnungsabſchluß jeden Jahres und hat immer ein bedeutendes Guthaben. Die Rechnungen, die den Cortes jüngſt vorgelegt wurden, brachten die gewöhnlichen Ausgaben für 1857 auf 1,979,455,491 R. und die Einnahmen auf 2,013,253,310 Realen. Dies giebt ein Mehr von über 100 Millionen gegen die Voranſchläge des Budgets. Danach überwog alſo die Einnahme; wenn wir aber 34,434,131 Realen Rückzahlungen der Eiſenbahnen als Einnahme aufgeführt finden, ſo ergiebt ſich ein Ausfall von 636,318 Realen. So wird denn wohl das Budget für 1858, das um 100 Millionen gegen das vorjährige mit der Einnahme zurückzubleiben ſcheint, darüber hinausgehn und eben ſo die Budgets der ſpäteren Jahre, ſobald die definitiven Rechnungen erſcheinen. Das Ausgaben-Budget für 1858 war nach obigen Tabellen 1,775,000,000 Realen, aber nach den Abſchlüſſen über dies Jahr, die 1862 erſchienen, ſtiegen die Ausgaben auf 1,920,000,000 R.; das giebt trotz der geſtiegenen Einnahme einen Ausfall von 150 Millionen.

9.

Zu Anfange des Jahres 1858 trat die neukatholiſche Partei im Schrecken vor der Revolution die Gewalt an die Fraction ab, welche ſich Union liberal nannte; und dieſe legte den Cortes ein außerordentliches Budget von 2 Milliarden Realen (525 Mill. Frcs.) vor, welches über 8 Jahre vertheilt und auf nützliche Staatsbauten verwendet werden ſollte; zu decken war es durch den Verkauf der Nationalgüter, den die Regierung zufolge des durch die Neukatholiken ſuspendirten Geſetzes von 1855 fortführen wollte. Ueber die Kirchengüter wollte man ſich von Neuem mit dem Papſt verſtändigen. Die Cortes billigten dies Budget; und ſeitdem iſt dies Geſetz ununterbrochen ausgeführt worden mit geringen Veränderungen in der Verwendung der Capitalien.

Tabelle in runden Zahlen über die Vertheilung dieſes Budgets auf die verſchiedenen Staatsbauten.

	Franken.
Zur Ausbeſſerung oder Herſtellung von Zollgebäuden, Tabacksfabriken, Bergwerken, Salinen, Münzgebäuden	16,000,000
Zur Ausbeſſerung oder Herſtellung von Gebäuden für die Künſte	9,000,000
Für die Häfen, Leuchtthürme und ſonſt für die Seefahrt	57,000,000
„ die Canaliſation der Flüſſe und die Bewäſſerung	25,000,000
„ die Landſtraßen	166,000,000
„ Zuchthäuſer	11,000,000
„ Armenhäuſer	8,000,000
„ die Kriegsflotte	114,000,000
Latus:	406,000,000

	Franken
Transport:	406,000,000
Für Caſernen und ähnliche Gebäude	26,000,000
„ Feſtungswerke	51,000,000
„ Vermehrung der Salpeter- und Pulverfabriken und Artillerie-Inſtruction	13,000,000
Für Kirchenreparaturen	14,000,000
„ Ausbeſſerung der Juſtizgebäude, der Gerichtshäuſer, Gefängniſſe ꝛc.	8,000,000
Im Ganzen: Franken	525,000,000

Man braucht nur die Zahlen dieſer Tabelle durchzugehen, um ſich zu überzeugen, daß die angebliche liberale Union vom Liberalen nur den Namen hat. Von dieſen 525 Millionen Franken, dieſem koſtbaren Schatz der Revolution, widmet ſie nicht einen Centime dem öffentlichen Unterricht. Manche Dörfer ſind ohne Schulen oder haben welche, die im kläglichſten Zuſtande ſind; die meiſten Gemeinden müſſen Gebäude miethen. Für dieſe Schulen giebt das außerordentliche Budget nichts, ebenſo wenig für die öffentlichen Bibliotheken oder was ſonſt zur Hebung des Unterrichts gehört. Mehr als die Hälfte, 260 Millionen, verſchlingt der Krieg und die Zerſtörungswerkzeuge. Und nicht nur verſchlingt dieſer Abgrund jetzt die unfruchtbaren Ausgaben, ſondern man wird auch in Zukunft große Summen Geldes aufbringen müſſen, um all die Schiffe und Feſtungen zu unterhalten. Und hilft es der Arbeit, daß ſie ſich ſteigert und bedeutende Reichthümer hervorbringt? Der Einzelne gelangt dadurch zu keinem höheren Wohlſtande, weil die unfruchtbaren Staatsausgaben in einer noch viel reißenderen Progreſſion wachſen.

Neunzehntes Capitel.

Staatscredit. — Zuſtand der Staatsſchuld im December 1861. — Schwebende Schuld von 1851 bis 1862. — Negociirung von Staats- und Handelseffecten von 1856 bis 1860. — Hinterlegungscaſſen. — Tabelle über die Banken. — Creditgeſellſchaften. — Verſicherungsanſtalten. — Sparcaſſen. — Gemünzt von 1830 bis 1861.

1.

Von 1834 an — und dies iſt der Zeitpunkt, wo die conſtitutionelle Regierung wieder begann, um ununterbrochen bis auf den heutigen Tag fortzudauern — hat ſich der Werth der ſpaniſchen Fonds verdoppelt; die $3^0/_0$tige Anleihe im Innern iſt in 25 Jahren von 25 auf 50 geſtiegen, die $3^0/_0$tige Anleihe im Auslande auf 35. Dies iſt die Folge ökonomiſcher und politiſcher Reformen, und wenn gleich in dieſen 25 Jahren Schwankungen vorgekommen ſind, wie die Umſtände wechſelten, ſo ſtellt ſich doch heraus, daß die Fonds nie wieder auf den Stand von 1835 gefallen ſind. Die Entwicklung des Reichthums und des Verkehrs durch die Banken und die Induſtrie- und Handelsgeſellſchaften, die ſeit 1854 ins Leben getreten ſind, muß den Staatscredit nothwendig noch mehr heben. Die Schuld iſt von 16 auf 15 Milliarden heruntergebracht, während das allgemeine Vermögen, wodurch ſie gewährleiſtet iſt, ſich mehr als verdoppelt hat.

Im Jahre 1851 machte das Miniſterium Bravo-Murillo Anſtalt, die Schuld in Ordnung zu bringen. In Folge dieſer Einrichtung wurde das Capital bedeutend vermindert; aber einige auswärtige Gläubiger, die ſich beeinträchtigt glaubten, wollten ihre Verſchreibungen nicht umſchreiben laſſen. Der Werth dieſer Staatsſchuldſcheine erhob ſich faſt bis zu der Höhe von 200 Millionen Franken. Die Folge dieſer Weigerung war, daß ſich die Börſen von Paris, London und Amſterdam neuen Anleihen der ſpaniſchen Regierung verſchloſſen, und daß ſich dadurch der Staatscredit verminderte. Er iſt nicht im Verhältniß mit dem Wachsthum des allgemeinen Wohlſtandes geblieben.

Die jetzige Regierung hat ſich geweigert dieſe Schuldſcheine anzuerkennen, hat es aber nicht ungeeignet gefunden, Napoleon III. ſofortige Zahlung der 26 Millionen Franken zu bewilligen, welche der Einmarſch des Herzogs von Angoulême im Jahre 1823 gekoſtet.

2.

Tabelle über die Staatsſchuld und die Creditgeſellſchaften von 1858 — 1861.

Allgemeine Ueberſicht der Staatsſchuld aller Arten, wie ſie am 1. Dec. 1861 in Umlauf war.

Claſſen der Schuld nach dem Geſetz vom 1. Auguſt 1851.	Capital. Realen vellon. *)	Jahreszins. Realen vellon.
3%tige conſolidirte Rente, anerkannt in den Vereinigten Staaten von Amerika	72,000,000 „	600,000 „
3%tige conſolidirte Rente, auswärtige	3,051,380,000 „	91,540,000 „
„ „ „ einheimiſche	3,797,242,617 „	113,917,283 63
Rente in nicht übertragbaren Verſchreibungen an die Corporationen der Gemeinden.		
Für den Verkauf der Communalgüter	274,041,372 96	19,923,148 74
„ „ „ „ Güter von Stiftungen	396,206,323 96	
„ „ „ „ „ des öffentlichen Unterrichts	64,302,791 83	
„ „ „ „ „ der Provinzialdeputationen	2,107,426 63	
Rente in unübertragbaren Verſchreibungen an die Geiſtlichkeit.		
Güter verkauft nach dem Concordat vom 16. März 1851	26,102,183 „	„
Auswechſlung nach dem Vertrag mit dem Papſt vom 25. Auguſt 1859	893,073,760 66	„
**) Differirte 3%tige auswärtige Rente	2,346,944,000 „	46,900,000 „
„ „ einheimiſche	2,612,794,314 30	52,256,886 26
Reſt der conſolidirten 3%tigen auswärtigen Rente	307,951 91	„
„ „ „ „ einheimiſchen	417,683 35	„
Amortiſirbare Schuld 1. Claſſe	236,243,960 43	„
„ „ 2. „ einheimiſche	663,130,000 „	„
3%tige conſolidirte und differirte Schuld, dem Vertrage mit Dänemark gemäß	11,000,000 „	„
Schuld für Staatsbauten.		
Wegearten	186,470,000 „	11,500,000 „
Actien, tilgbar durch Ziehung	8,921,000 „	„
„ von Eiſenbahnen	315,000 „	18,900 „
„ von Staatsbauten	70,236,000 „	4,214,100 „
„ durch Ziehung tilgbar	780,000 „	„
Staatsſchuldſcheine für Eiſenbahnen	200,740,000 „	10,134,000 „
„ „ tilgbar durch Ziehung	180,000 „	„
Schuld [illegible] Staatsſchatzes.		
Scheine, Anweiſungen, Schuld auf den Gütern mit Zins	13,101,333 04	918,000 99 „
„ „ „ „ „ ohne „	89,194 65	„
Verſchreibungen und Reſt der Penſionen an Perſonen	474,510,518 17	„
In 3% convertible Schuld.		
Capitaliſirbare Zinſen	20,906,919 97	„
Capitale auf Renten, die Zinſen garantirt werden	53,484,041 84	„
Schuld convertirt in differirte 3%.		
5%tige auswärtige	7,676,000 „	„
„ einheimiſche	92,395,916 73	„
4%tige für die 60/100 vom Capital	20,899,061 49	„
Zinſen von den 4 und 5%, convertirt gegen 60/100	144,817,021 13	„
% des Capitals der 5%, auswärtig	50,784,066 67	„
Zu übertragen	17,330,886,701 70	396,391,193 48

---

*) Real vellon, Real Courant. Alle Realen ſind jetzt Real vellon.

**) Differirte oder aufgeſchobene Schuld iſt anerkannt, aber noch nicht geordnet, hat jedoch die Ausſicht, in Ordnung gebracht zu werden, und wird in Ordnung gebracht und dadurch in einer gewiſſen Zeit conſolidirt und feſtgeſtellt werden.

Claſſen der Schuld nach dem Geſetz vom 1. Auguſt 1851.	Capital. Realen vellon.	Intereſſen. Realen vellon.
Uebertrag	17,330,286,701 70	395,891,188 43
⅔ des 3% Capitals, auswärtig von 1851. ⅔ convertibel. ⅓ Verluſt	1,085,706 06	–
⅔ des Capitals der Anleihe von 1851	2,376,000 „	–
⅔ vom Capital (Anleihe Laffitte)	1,476,173 83	–
Differirte Schuld mit Prämie von 1834	10,764,000 „	–
Schuld, in tilgbare umwandelbar, 1ſter Claſſe.		
Nicht conſolidirte Werthe	31,116,080 69	–
Vorläufige Verſchreibungen	29,900,517 48	–
Scheine an Laien über nicht erhaltene Renten, Zehnten	10,912,038 06	–
Zinsſcheine der ⅔ des Capitals, welches beſagten Laien zuerkannt worden	954,340 15	–
Laufende 5%tige Schuld. Papier	279,888,516 11	–
Schuld, umwandelbar in tilgbare, 2ter Claſſe.		
Zinsloſe Schuld	154,991,201 56	–
Paſſive auswärtige Schuld	13,700,000 „	–
Differirte zinsloſe von 1831	66,614,000 „	–
⅓ des 3%tigen Capitals, alte auswärtige Schuld	25,373,333 „	–
„ „ „ National-Anleihe von 1831	1,188,000 „	–
„ „ „ Prämien-Scheine (Anleihe Laffitte)	737,586 67	–
⅓ der 5%tigen Scheine von 1831, auswärtige	236,486 07	–
Zinsdocumente der laufenden 5%tigen Schuld	10,190,073 36	–
Zinſen der laufenden 5%tigen Schuld. Papier	100,136,963 61	–
Im Ganzen	18,440,986,801 55	395,891,189 43

NB. 1. In der differirten 3% Schuld, der einheimiſchen und auswärtigen, hat man die Zinſen der im Umlauf befindlichen zu 3% mitgerechnet; aber man muß nicht vergeſſen, daß nach dem Art. 10 des Geſetzes vom 1. Auguſt 1851 100,000,000 Realen (vellon) zur Zahlung der Zinſen und zur Tilgung für 1862 beſtimmt ſind, eine Summe, die nach dem Geſetz fortdauernd wachſen ſoll.

2. Die verſchiedenen Claſſen der Schuld, die in conſolidirte und differirte Schuld nach dem Geſetz vom 1. Auguſt 1851 umgewandelt werden können, haben Anrecht auf die Zinſen von dem Semeſter, welches dem folgt, in welchem ſie zur Umwandlung vorgelegt worden.

3. Das Geſetz vom 11. Jan. 1861 beſtimmt die Umwandlung in tilgbare einheimiſche Schuld 2ter Claſſe der Intereſſen-Scheine, die unter der laufenden 5% Schuld in Papier erwähnt worden ſind; folglich wird die Summe dieſer Werthpapiere, die in Umlauf ſind, unter der Schuld aufgeführt, die in tilgbare Schuld 2ter Claſſe umgewandelt werden kann.

Es iſt gezeigt worden, daß die umwandelbare Schuld beträgt		1,500,741,856 90
Für die 60/100 der 4%tigen Schuld	4,076,613 30	76,898,276 17
Für die 60/100 Zinſen von den 4 und 5%	72,308,910 54	
⅓ der 3%tigen auswärtigen Schuld von 1831	513,853 33	
Netto-Betrag der ganzen umzuwandelnden Summe		1,423,843,180 73

Madrid 9. Dec. 1861. Joſé Cabellos Garcia, G.-S. Pérez.

Tabelle der ſchwebenden Schuld von 1851—1862.

Jahre.	Schuld in Realen.
1851	272,512,266 06
1852	346,136,180 27
1853	359,705,235 58
1854	575,652,984 45
1855	585,435,887 55
1856	521,042,014 70
1857	385,796,698 52

Tabelle der ſchwebenden Schuld von 1851 -- 1862.

Jahre.	Schuld in Realen.
1858	574,498,868 38
1859	557,210,370 38
1860	665,100,063 48
1861	750,000,000 00
1862	931,335,000 00

Tabelle des Werthes der öffentlichen und Handelswechſel von 1856 bis 1860.

Jahr.	Wechſel in Realen.
1856	323,208,397
1857	888,679,745
1858	970,814,931
1859	1,333,060,893
1860	•

Tabelle der Werthe in der General-Depoſiten-Caſſe von 1858 bis 1862 incluſive.

Jahre.	Capital.
1858	1,017,240,590 22
1859	1,250,330,608 22
1860	
1861	
1862	
Zunahme in 5 Jahren.	

Tabelle der Banken im Jahr 1858.

Banken.	Beſtand.	Noten, ausgegeben d. 31 Juli 1858.	Noten in Circulation.
Spanien	120,000,000	266,280,600	208,039,800
Barcelona	20,000,000	43,061,000	39,811,400
Cadiz	15,000,000	44,950,000	37,255,200
Malaga	10,000,000	20,580,000	16,398,636
Sevilla	6,000,000	18,000,000	17,375,300
Valladolid	6,000,000	9,400,000	4,807,500
Saragoſſa	6,000,000	6,000,000	4,010,800
Santander	5,000,000	9,494,000	8,393,900
Bilbao	8,000,000	9,000,000	7,026,000
Corunna	4,000,000	2,000,000	1,711,400
Jerez	8,000,000	4,000,000	2,000,000
	208,000,000	432,716,000	346,829,936

Creditgeſellſchaften im Jahr 1858.

Die Errichtung dieſer Geſellſchaften brachte die großen Einkünfte der Bank von Spanien eine Zeit lang zum Sinken; ſpäter ſind die Actien dann wieder fabelhaft geſtiegen. Die Creditgeſellſchaften haben gemeiniglich Conceſſionen zu Eiſenbahnen nachgeſucht.

Madrid.	Nominelles Capital	Reelles.	Eingezahlt.
Spaniſcher Crédit mobilier	456,000,000	68,400,000	30%
Allgemeine Creditcompagnie	399,000,000	113,050,000	85%
Spaniſche Handels- und Induſtriegeſellſchaft . . .	304,000,000	91,200,000	75%
Barcelona.			
Allgemeine cataloniſche Creditgeſellſchaft	120,000,000	36,000,000	30%
Barcelonaer Crédit mobilier	60,000,000	18,000,000	30%
Handelsunion	60,000,000	18,000,000	30%
Valencia.			
Creditgeſellſchaft von Valencia	24,000,000	3,000,000	25%
	1,423,000,000	347,650,000	

Discontirungs- und Darlehngeſellſchaften bildeten ſich 1858 in Barcelona und Valencia mit einem Capital von 95,000,000. Achtzehn Induſtriegeſellſchaften bauten oder betrieben (1858) Eiſenbahnen und beſchäftigten ſich mit der Canaliſation und Bewäſſerung. Ihr Capital erhebt ſich auf 1567 Millionen Realen, über 400 Millionen Franken. Es gab 17 Verſicherungsgeſellſchaften, meiſt Schiffsverſicherungen. Ende 1859 gab es folgende Actiengeſellſchaften:

Banken	11	204,000,000
Creditgeſellſchaften	7	1,423,000,000
Discontir- und Bankgeſellſchaften .	3	95,000,000
Induſtrielle Geſellſchaften	17	399,273,000
Geſellſchaften für öffentliche Bauten	18	1,567,700,000
Verſicherungsgeſellſchaften . . .	17	524,000,000
Zu Allem	103	4,212,973,000

Macht 1108 Millionen Franken.

Tabelle der Actiengeſellſchaften im December 1861.

		Wirkliches Capital.	Ausgegebene Actien, Noten u. Obligationen.	Zuſammen.
Banken	11	290,000,000	320,000,000	610,000,000
Bank- und Wechſel-Geſellſchaften . . .	3	100,000,000	„	100,000,000
Fabrik- und Induſtrie-Geſellſchaften . .	46	293,912,606	„	293,912,606
Verſicherungs- u. Disconto-Geſellſchaften	13	401,000,000	„	401,000,000
Zur Ausführung von Staatsbauten . .	23	2,211,574,000	2,076,985,700	4,287,559,700
Zuſammen .	96	3,317,487,606	2,396,985,700	[illegible]

Tabelle über die Sparcaſſen.

1859.

	Einlegende.	Einlage in Realen.
Madrid	11,577	22,455,138.59
Barcelona	10,907	10,722,917.25
Valencia	1,085	2,878,183.49
Sevilla	904	2,740,285.15
Burgos	670	2,197,881.37
Valladolid	542	2,903,800.00
Cadiz	421	1,546,449.00
Alava	317	489,546.21
Granada	298	118,916.35
Savadell	185	77,584.00
10	26,906	46,130,701.00

Tabelle über die Zahl und das Geſchäft derer, die 1858 und 1859 Gelder in Sparcaſſen gegeben.

	1858.	1859.
Bergleute	4,300	4,975
Frauen	7,462	7,985
Dienſtboten	3,611	4,207
Handwerker und Tagelöhner	5,773	6,641
Angeſtellte	765	837
Soldaten	530	465
Verſchiedne Claſſen . . .	1,875	1,886
Zuſammen	24,325	26,906

Tabelle über die geprägten Gold-, Silber- und Kupfermünzen von 1830 bis 1861.

Jahre.	Gold. Realen.	Silber. Realen.	Kupfer. Realen.	Im Ganzen. Realen.
1830	3,842,720	2,411,423	1,515,697	7,769,840
1831	3,454,420	2,144,656	1,509,072	7,108,048
1832	3,730,080	2,323,432	1,569,321	7,622,833
1833	5,418,000	2,094,142	1,552,841	9,064,983
1834	11,957,280	1,831,708	1,645,181	15,434,169
1835	22,545,280	4,778,272	1,719,470	29,043,022
1836	4,125,280	5,757,214	2,014,974	11,897,468
1837	5,919,760	7,183,940	2,016,280	15,119,980
1838	16,388,160	14,915,136	2,070,150	33,373,446
1839	24,944,400	6,428,838	2,043,077	33,416,315
1840	24,042,240	2,353,445	2,292,417	28,688,102
1841	17,184,320	5,815,645	2,139,006	25,138,973

Jahre.	Gold. Realen.	Silber. Realen.	Kupfer. Realen.		Im Ganzen. Realen.	
1842	11,428,240	4,387,158	2,416,103	•	18,231,501	•
1843	13,959,120	1,234,100	3,802,506	•	18,995,726	•
1844	17,992,320	1,674,434	5,971,762	•	25,638,516	•
1845	30,632,560	593,336	3,033,327	•	34,259,223	•
1846	16,875,280	102,532	4,498,756	•	21,476,568	•
1847	13,316,880	619,856	5,351,295	•	19,288,031	•
1848	3,984,240	12,812,391	4,675,715	•	21,475,346	•
1849	. . . 21,280	14,541,508	5,252,205	48	22,014,993	48
1850	64,897,500	27,780,319	673,264	50	93,351,083	50
1851	12,119,000	24,543,266	260,055	•	36,922,321	•
1852	843,200	32,261,904	378,077	50	33,483,181	50
1853	•	36,705,339	604,959	•	37,310,298	•
1854	84,468,200	41,871,249	692,919	50	127,032,368	50
1855	146,515,500	30,580,633	2,105,484	•	179,201,617	•
1856	179,497,040	25,385,532	1,301,794	20	206,184,366	20
1857	122,862,060	13,534,072	1,861,763	40	138,257,895	40
1858	37,647,500	37,953,483	1,777,769	80	78,378,752	80
1859	200,416,000	19,860,292	2,152,627	55	222,428,919	55
1860	•	•	•		•	
1861	•	•	•		•	
	1,098,527,860	384,479,255	69,197,869		1,552,204,984	

Zwanzigſtes Capitel.

Rechtspflege. — Gerichte. — Peinliches Geſetzbuch. — Verbrechen. — Arten derſelben. — Zahl der weiblichen Gefangenen, — der Verhaftungen im Jahre 1859 und 1861. — Bezeichnung der Vergehen. — Stand der Galeerenſträflinge im Jahre 1861. — Verminderung der Todesſtrafen. — Vergleich zwiſchen den Urteln des königl. Gerichtshofs zu Paris und der Audiencia von Madrid im J. 1842.

1.

Es beſteht in Madrid für Spanien ein höchſter Civil- und Criminalgerichtshof; er zählt 33 Richter und Procuratoren oder Anwälte.

Es giebt 15 Audiencias (Appellinſtanzen fürs Civilrecht und

Aſſiſengerichte) mit 373 Richtern und Anwälten, und 500 Gerichte erſter Inſtanz mit 500 Richtern und 500 Anwälten.

Außerdem befinden ſich in jedem Mittelpunkt der Bevölkerung ein oder mehrere Friedensrichter, ernannt durch die Regierung auf Vorſchlag der Audiencias.

Für das Heer und die Flotte giebt es noch eigne Gerichte; ebenſo für das Miniſterium der Finanzen.

Das jetzige peinliche Geſetzbuch, in Kraft ſeit 1853, hat die Todesſtrafe auf vorſätzlichen Mord beſchränkt und den Pranger und körperliche Züchtigungen, wie die Baſtonnade u. ſ. w. abgeſchafft.

Das peinliche Rechtsverfahren iſt ſo ſchleppend, daß die Angeklagten oft 5 bis 6 Jahre gefangen gehalten werden, ehe es zu einer Aburtelung kommt.

Karl III. ſchaffte die Tortur ab; der Galgen wurde 1830 abgeſchafft. Das Erdroſſeln (Garotte) iſt die einzige Todesſtrafe.

2.

Verbrechen.

Tabelle der peinlichen Proceſſe in den Jahren 1859, 1860 und 1861.

Jahr.	Proceſſe.	Verbrechen.	Verurtheilt.
1859 . .	41,666	37,414	24,259
1860 . .	43,717	26,225	23,609
1861 . .	47,999	36,755	24,259

Vergleich der Verbrechen nach den Appellhöfen Spaniens.

					Einwohner.
1	Verurtheilt	in Madrid	35.49	auf	10,000
2	„	„ Saragoſſa	34.24	„	„
3	„	„ Caceres	31.57	„	„
4	„	„ Sevilla	30.57	„	„
5	„	„ Albacete	27.95	„	„
6	„	„ Pampelona	25.35	„	„
7	„	„ Valencia	25.00	„	„
8	„	„ Granada	24.72	„	„
9	„	„ Valladolid	19.83	„	„
10	„	„ Burgos	19.61	„	„
11	„	„ Barcelona	19.54	„	„
12	„	auf den canariſchen Inſeln	15.03	„	„
13	„	in Corunna	10.91	„	„
14	„	„ Oviedo	10.02	„	„
15	„	auf den baleariſchen Inſeln	9.43	„	„

Tabelle der peinlichen Proceſſe anhängig beim Gericht des Miniſteriums der Finanzen von 1856 bis 1859.

Jahre.	Proceſſe wegen Schleichhandel.	Vergehungen beim Schleichhandel.	In Allem.
1856	2,970	1,761	4,731
1857	2,208	1,170	3,378
1858	2,147	1,139	3,186
1859	2,196	942	3,138

Tabelle über die Sträflinge auf den verſchiedenen Galeeren am Ende der Jahre 1857, 1858, und für welche Verbrechen.

	1857.	1858.
Fälſchungen	476	530
Verbrechen gegen die öffentliche Ordnung	773	860
Veruntreuung im Amte	112	219
Verbrechen gegen das Eigenthum . . .	11,263	11,168
" " Freiheit und Sicherheit	138	127
Anfälle auf Perſonen	4,238	3,822
Attentate auf die Scham	221	217
Verbrechen gegen den Civilſtand . . .	16	16
" " die Ehre	109	126
Herumſtreicherei	238	219
Spiele und Lotterien	10	11
Vergehen aus Unvorſichtigkeit	37	37
" im Militärdienſt	748	766
In Allem	18,379	18,118

Eintheilung der 19,539 Verbrecher, die im Juli 1861 auf den Galeeren waren, nach ihren bürgerlichen Geſchäften.

Feldarbeiter, Gärtner ꝛc.	5,336	Geſchäft unbekannt . .	258
Tagelöhner	4,788	Dienſtboten	248
Maurer und Steinmetzen	884	Seiler	229
Weber	712	Holzhauer und Kohlenträger	226
Schuſter	603	Arbeiter in Esparto .	193
Fuhrleute und Eſeltreiber	505	Hauſirer	183
Schäfer	490	Fiſcher und Seeleute .	178
Zimmerleute und Tiſchler	461	Vagabonden	137
Bäcker und Müller . .	455	Kärner	130
Schneider	392	Ziegler und Töpfer . .	114
Schmiede	383	Fleiſcher und Wurſthändler	112
Aerzte, Maler ꝛc. . .	322		
Barbiere	319		

Gemeine Soldaten	112	Färber	24
Wollſpinner	105	Juweliere	23
Gypſer	101	Papierhändler	21
Bergleute	101	Sattler	20
Schloſſer	90	Eiſengießer	20
Kleinhändler	86	Seifenſieder	20
Grundbeſitzer	82	Walker	17
Sattler	54	Siebmacher	17
Gaſtwirthe	51	Großhändler	17
Stuhlmacher	50	Stöpſelmacher	15
Gerber	48	Fächermacher	8
Chocoladenmacher	48	Buchbinder	8
Kupferſchmiede	45	Tapezierer	8
Lumpenſammler	44	Niedre Geiſtliche	8
Schleichhändler	43	Handlungsdiener	79
Glaſer und Blechſchmiede	41	Laſtträger	70
Stubenmaler	37	Hut- und Mützenmacher	63
Böttcher	36	Hufſchmiede	59
Paſtetenbäcker	33	Bettler	57
Drucker und Buchhändler	30	Knopfmacher	5
Stiefelmacher	26	Höhere Militärs	4
Unterbeamte an Gerichten	26	Höhere Gerichtsbeamte	3
		Höhere Geiſtliche	1
„ in der Verwaltung	26	Höhere Verwaltungsbeamte	1
		Alles in Allem	19,539

Zahl der Galeerenſträflinge von 1857 bis 1861.

Jahre.	Sträflinge.
1857	17,481
1858	18,118
1859	19,957
1861	19,539
Zunahme in 5 Jahren	2,058

Zahl der weiblichen Gefangenen in den Jahren 1857, 1858 und 1859.

1857	1,746
1858	1,839
1859	1,928
Zunahme in 3 Jahren	182

Die wegen Angriffen auf das Eigenthum Verurtheilten ſind viel zahlreicher als alle andern zuſammen. Wir haben in dem Gefängniß

Saladero zu Madrid drei Individuen für verſchiedene Diebſtähle zu 500 Jahren Galeeren verurtheilen ſehn, und neuerdings trug zu Valladolid der Staatsanwalt gegen einen gewiſſen Ruiz wegen Betrügerei und Fälſchung auf 1443 Jahre Galeeren in Afrika, 190 Jahre Galeeren in Spanien, 5 Monate Gefängniß und 73,000 Duros Strafe an. Um dem Leſer dieſe Verurtheilungen verſtändlich zu machen, iſt zu bemerken, daß nach dem ſpaniſchen Geſetzbuch die Strafe für jede Thatſache einzeln in Anwendung kommt. Wenn z. B. Einer Lotteriebillete zu einer Ziehung, die gar nicht exiſtirt, vertheilt und verkauft und ſo Die betrogen hat, welche dieſe Looſe genommen haben, ſo wird er zu der geſetzlichen Strafe wegen dieſes Verbrechens ſo oft verurtheilt, als er Billete oder Looſe verkauft hat.

3.

Zahl der Perſonen, die in Spanien in den Jahren 1859 und 1860 feſt genommen wurden, mit Angabe der Verbrechen, deren ſie beſchuldigt worden.

	1859.	1861.
Veruntreuung	126	27
Mord	543	505
Vergiftung	9	13
Kindermord	10	11
Verwundungen	3,836	4,003
Fruchtabtreibungen	8	11
Nothzucht	69	55
Sodomiterei	5	11
Diebſtahl	5,027	5,069
Falſchmünzerei	91	55
Fälſchungen in öffentlichen Angelegenheiten	52	94
Diebshehlerei und Betrügerei	2,883	3,746
Schleichhandel	274	140
Händel	3,239	3,153
Verbotne Spiele	2,588	3,166
Vagabondiren	2,239	1,699
Trunkenheit	2,622	2,344
Unfuge	5,532	7,859
Proſtitution	1,607	1,121
Fahnenflüchtige	619	483
Ausbruch von Sträflingen	185	140
Widerſetzlichkeit	508	987
Latus:	32,072	34,692

Transport:	32,072	34,692
	1859.	1861.
Aus dem Gefangniß entſprungen	3,772	820
Hehlerei	205	108
Tragen verbotner Waffen	2,906	3,713
Andre Vergehen	11,346	14,535
Zuſammen	50,031	53,186

Der Leſer ſieht aus dieſer Tabelle, daß Manches im Geſetz als Vergehen bezeichnet wird, was das öffentliche Gewiſſen nicht dafür ausgiebt, ſo das Tragen verbotner Waffen ꝛc.

4.

Seit Anfang dieſes Jahrhunderts haben 460 Menſchen in Madrid die Todesſtrafe erlitten.

Königsmord	1
Vatermord	2
Mord	19
Mord und Raub	14
Straßenraub	11
Raub	40
Politiſche Verbrechen	18
Als Verdächtige	18
Verhehlungen von Verbrechen	1
Bewaffneter Widerſtand gegen die Juſtiz	5
Verbreitung falſcher Nachrichten	6
Verbrechen unbekannt	333
Art der Todesſtrafen:	
Gehangt	188
Garottirt	206
Erſchoſſen	30
Strafart unbekannt	36

Durchſchnittlich ſind unter der conſtitutionellen Regierung zweimal weniger Todesſtrafen eingetreten als unter der despotiſchen.

5.

Tabelle vergleichend die Verbrechen in Spanien mit denen in Frankreich im Jahre 1861.

	Verbrechen und Vergehen.	Verurtheilte.	Ihr Verhältniß zur Bevölkerung.
Frankreich	207,000	181,119	50 auf je 10,000 Einwohner.
Spanien	47,999	24,259	15·68 „ „ „ „

	Zum Tode verurtheilt.	Hingerichtet.	Begnadigt.
Frankreich	36	21	15
Spanien	39	27	12

Vergleich des königl. Gerichtshofs von Paris mit der Audiencia von Madrid im Jahr 1842.

	Bevölkerung	Angeklagte.	Verhältniß.
Audiencia von Madrid . . .	1,022,674	4,998	1 auf 204.62
Der königl. Gerichtshof von Paris	3,263,003	25,336	1 „ 128.79
		Differenz	65.87
Arrondissement von Madrid	308,676	2,253	1 auf 137.01
Departement der Seine . .	1,194,603	12,575	1 „ 95.00
		Differenz	42.01
Madrid	194,312	1,232	1 auf 157.72
Paris	1,194,603	12,575	1 „ 95.00
		Differenz	62.72

Dieſe Zahlen, welche weniger Verbrechen in Madrid nachweiſen, drücken noch nicht einmal das richtige Verhältniß aus; denn ſie enthalten die in Paris vors Zuchtpolizeigericht Geforderten nicht, und dieſe belaufen ſich auf 74,000 — und wäre die genaue Volkszahl für Madrid angegeben, ſo würde die Differenz zu ſeinen Gunſten noch größer ſein. 1842 war ſie mindeſtens um 12% höher, als die Bevölkerung in der Tabelle aufgeführt wird.

Einundzwanzigſtes Capitel.

Die öffentliche Macht. — Generalſtab. — Infanterie, Cavallerie, Artillerie. — Die Armee von 1828—1861; und das Budget für das Perſonal. — Kriegsmaterial und neue Befeſtigungen. — Die Flotte. — Das Material. — Das Perſonal. — Die Flotte im Jahr 1850. — Die Handelsflotte der Halbinſel. — Küſtenſchifffahrt. — Die neueſten Reformen in der Anwerbung der Bemannung.

1.

Die öffentliche Macht Spaniens im Jahr 1862.

Generäle.

Generalcapitaine	10	591*)
Generallieutenants	61	
Feldmarſchälle	142	
Brigadegenerale	378	
Commiſſariat		211
Auditeure		30
Officiere des Generalſtabs		155
Die königl. Garde der Hellebardiere		270

Infanterie.

Linieninfanterie auf der Halbinſel, den anliegenden Inſeln und den afrikaniſchen Strafanſtalten, 85 Bataillone, jedes von 6 Compagnien, giebt	62,000	90,800
Cuba, 16 Bataillone, giebt	16,000	
Portorico, 2 Bataillone, giebt	1,800	
Philippinen, 10 Bataillone, giebt	9,200	
St. Domingo, 2 Bataillone, giebt	1,800	
Jägerbataillone in Spanien, in Afrika und auf den Balearen, 20 Bataillone von 8 Compagnien	16,000	20,000
Auf Cuba und Portorico 4 Bataillone	4,000	
Milizbataillone von 8 Compagnien in Spanien und auf den canariſchen Inſeln, 86. (Dieſe Bataillone haben ihre Waffen, ihre Ausrüſtung und ihren Generalſtab in		
	Latus:	112,057

---

*) Für die Generäle giebt es in Spanien keine Penſionirung.

Transport:	112,057
den Hauptorten des Diſtricts und dienen nur im Kriege. Aber die Officierliſte, die Diſciplin und das Exerciren ſind ebenſo wie bei den Linienregimentern*)	86,000
Auf Cuba und Portorico, 86 Bataillone	16,000
Fernando-po eine Compagnie Jäger	150
Marine-Infanterie, 6 Bataillone in Europa und eins proviſoriſch auf Cuba	8,200
Ingenieure, 4 Bataillone in Spanien	3,800
Ingenieure, 1 Bataillon auf Cuba	1,000
Carabiniers 64 Compagnien	11,000
Die Civilgarde oder Gensd'armerie in Spanien	10,000
Auf Cuba	600
Im Ganzen 252 Bataillone 13 Tercios (½ Bat.) 75 Compagnien Infanterie	
Mann:	249,407

Cavallerie.

	Pferde.	Mann.
In Spanien 4 Regimenter Küraſſire, 8 Uhlanen-, 3 Huſaren-, 4 Jäger-Regimenter, die letztern jedes von 625 Mann mit 500 Pferden und 2 Schwadronen mit 130 Mann und 120 Pferden jede	9,740	11,700
4 Schwadronen Remonte, jede von 138 Mann und 40 Pferden	160	552
14 Schwadronen Civilgarde (Gensd'armerie)	1,350	1,350
11 Compagnien Carabiniers	1,100	1,100
Auf Cuba 2 Schwadronen Civilgarde	220	250
„ „ 2 „ Carabiniers	100	100
„ „ 2 Regimenter, jedes von 4 Schwadronen	1,000	1,250
„ „ 2 „ diſciplinirter Miliz	1,000	1,250
„ „ 8 Schwadronen Landmiliz	1,200	1,300
Auf den Philippinen 2 Schwadronen	250	312
In Afrika 1 Compagnie Uhlanen	50	50
Auf St. Domingo 1 Schwadron	125	135
Die Cavallerie beſteht alſo aus 24 Regimentern, 28 detachirten Schwadronen und 25 Compagnien		
	16,295	19,349

---

*) Dieſe Reſerve hat während des afrikaniſchen Krieges von 1859 und 1860 60,000 Soldaten mit 1613 Officieren geliefert.

Artillerie.

Chefs und Officiere	885
In Spanien und auf den canariſchen Inſeln, 17 Bataillone	9,500
5 Arbeitercompagnien	600
Auf Cuba, Portorico und den Philippinen 6 Brigaden (Bataillone)	4,200
2 Arbeitercompagnien	200
Die Fußartillerie hat alſo 23 Bataillone und 7 Arbeitercompagnien	15,385

Gebirgsartillerie.

	Kanonen.	Mann.
In Spanien 1 Regiment von 4 Batterien	24	560
Auf Cuba 4 Batterien	24	580
Auf den Philippinen 1 Batterie	4	80
Im Ganzen	52	1,240

Montirte und reitende Artillerie*).

Montirte

	Kanonen.	Mann.
In Spanien 5 Regimenter, jedes von 4 Batterien	120	2,800
Auf Cuba 1 Batterie	6	80
21 Batterien	126	2,880

Reitende.

	Kanonen.	Mann.
In Spanien 1 Regiment von 4 Batterien	24	500
Auf den Philippinen 1 Batterie	6	80
	30	580
Die ganze Feldartillerie	208	4,300
Die ganze Artillerie	2,500	19,255

Am 1. Januar 1862 zählte die ſpaniſche Armee 287,168 Mann. Dazu die 16,000 Seeſoldaten in Europa und in den Colonien, giebt 302,000 Mann; 208 Feldgeſchütze, 18,685 Pferde und Mauleſel für den Dienſt der Cavallerie und Artillerie. Und nach Abzug der 100,000 Mann Infanteriereſerve, die nur im Kriege unter die Waffen gerufen werden darf, finden wir einen Effectivbeſtand von 203,000 Mann unter den Fahnen.

---

*) In der erſtern ſteigen die Artilleriſten auf die Geſchütz- und Munitionswagen, die mit Maulthieren beſpannt ſind; nur die Unterofficiere und Batteriechefs ſind beritten. In der reitenden Artillerie iſt Alles beritten.

2.

Für die Unterhaltung, Equipirung und Ausbildung dieſer Armee hat Spanien 6 Arſenale, eine Dampfmaſchinenfabrik, 3 Gewehrfabriken, eine Gießerei für Broncekanonen, eine für Eiſen- und Stahlkanonen, eine Fabrik von Eiſenmunition, eine Fabrik für blanke Waffen, 5 Pulvermühlen und 5 Salpeterfabriken, eine Zündhütchenfabrik, 5 Werkſtätten für Bau und Ausbeſſerung des Artilleriematerials, für Equipirung der Cavallerie und der Infanterie, ein topographiſches Depot und Muſeum, ein Artilleriemuſeum, eine Schule für Infanterieofficiere mit 424 Zöglingen, eine militäriſche Schützenſchule, eine pyrotechniſche Schule, eine Schule für Artillerieofficiere mit 200 Zöglingen und eine andere Artillerieſchule, die ebenfalls 200 Zöglinge zählt, eine Ingenieurſchule, eine Schule des Generalſtabs, eine Schule für Cavallerieofficiere, eine Marineſchule für Seeofficiere, eine für Kanoniere, eine Gensd'armerieſchule, eine Schule auf See für die Marineſoldaten und 17 Schulen für den großen Curſus.

Es ſind vorhanden 363 Kaſernen mit 137,300 Betten und 17,798 Krippen, 41 Hoſpitäler mit 11,000 Betten.

Das jährliche Budget für das Kriegsperſonal und Material mit Inbegriff der Feſtungen und Kriegsſchiffe beträgt 800 Millionen Realen. Seit 1856 bis mit 1860 wurden 251,000 Mann zur Armee und Reſerve unter die Waffen gerufen, nach dem Geſetz der Heeresergänzung. 34,923 haben jeder 2100 Franken Loskaufsgeld gezahlt, macht 60 Millionen Franken. 1859 fanden 3530 Dienſterneuerungen ſtatt, welche 3,300,000 Franken koſteten, und, was bemerkenswerth iſt, 4416 Individuen haben ſich einſtellen laſſen und zum Vortheil des Staats auf die Prämie verzichtet, worauf ſie Anſpruch hatten.

Die Recrutirung für die Linieninfanterie in Spanien und den überſeeiſchen Provinzen findet ſtatt durch Looſung unter den jungen Leuten von 19 bis 23 Jahren und für die Reſerve unter denen von 19 bis 26. In beiden Fällen iſt die Dienſtzeit acht Jahre.

Tabelle der activen Macht und des Perſonalbudgets der ſpaniſchen Armee von 1828 bis 1861 incluſive.

Jahr.	Active Macht	Koſten in Realen.
1828	71,336	89,978,602
1829	71,336	89,978,602
Latus:	142,672	179,957,204

Jahr.	Active Macht.	Koſten in Realen.
Transport:	142,672	179,957,204
1830	71,334	88,266,937
1831	77,317	87,093,875
1832	77,317	87,093,875
1833	88,402	99,900,218
1834	128,754	139,471,995
1835	134,803	150,082,807
1836	205,473	292,070,357
1837	297,498	312,950,451
1838	241,331	228,808,456
1839	247,764	233,168,995
1840	245,844	226,077,981
1841	180,805	189,208,867
1842	131,378	173,829,381
1843	115,482	139,091,425
1844	121,350	157,952,730
1845	153,408	170,716,846
1846	153,229	171,076,922
1847	124,105	146,307,192
1848	157,929	184,400,229
1849	149,814	167,376,509
1850	126,623	149,273,394
1851	123,461	150,048,971
1852	121,591	147,585,075
1853	107,468	134,538,736
1854	108,238	154,197,575
1855	95,714	140,940,649
1856	101,837	149,077,817
1857	132,034	184,375,319
1858	127,616	177,193,246
1859	127,000	177,000,000
1860	147,000	200,000,000
1861	127,000	161,832,918
Zuſammen	4,691,591	5,550,966,952

Die Zollbeamten ſind militäriſch organiſirt und daher in dieſer Liſte mit begriffen, aber ihr Budget gehört ins Finanzminiſterium und iſt unter den Zahlen dieſer Tabelle nicht mit begriffen.

Tabelle der Koſten für die projectirten und im Bau begriffenen Feſtungswerke nach der königlichen Verordnung vom 17. Juli 1866.

	Befeſtigungen.	Für Gebäude.	Zuſammen.
1) Feſtung Ceuta . .	24,644,000	10,326,000	34,970,000
2) „ Tariſa . .	9,746,000	„	9,746,000
3) „ Carthagena .	23,600,000	10,330,000	33,930,000
4) „ Ferrol . .	129,448,250	48,800,000	178,248,250
5) „ Santona . .	103,449,500	3,267,600	106,717,100
6) „ Iſabella II. . (Mahon) . .	82,119,800	13,644,200	95,764,000
7) „ Pampeluna .	39,500,000	18,000,000	57,500,000
8) „ Gerona . .	49,618,000	4,300,000	53,918,000
9) „ Burgos . .	75,450,400	11,897,600	87,348,000
10) „ Saragoſſa .	99,949,100	30,050,900	130,000,000
In Allem . . .	637,525,050	150,616,300	788,141,350

Wir geben hier die Ausgaben für die Befeſtigung der Inſel Leon und der Stadt Cadiz nicht, da die Regierung ſie nicht bekannt gemacht hat. Nach unſern Privatnachforſchungen belaufen ſie ſich etwa auf 200 Millionen Realen.

3.

Kriegsmarine.

Die Schiffe, die in den Staats-Arſenalen oder durch Privatperſonen und im Auslande für Rechnung des Staats im Bau begriffen ſind, folgen in dieſer Liſte:

Schraubenſchiffe.		Kanonen.	Pferdekraft.
Fregatten	18	866	13,280
Panzer-Fregatten . .	7	300	7,000
Corvetten	4	14	700
Goeletten	26	60	2,000
Kanonenboote . . .	18	18	500
Transportſchiffe . .	18	40	7,880
	91	1,298	31,360
Raddampfer.			
Fregatten	3	48	1,500
Corvetten	7	42	2,460
Goeletten	17	42	2,00
Transportſchiffe . .	1	4	450
Dampfſchiffe im Ganzen	119	1,434	35,970

Segelſchiffe flott.		Kanonen.
Linienſchiffe	2	170
Fregatten	2	72
Corvetten	4	92
Briggs	8	120
Goeletten	9	30
Küſten-Wachſchiffe .	110	86
Transportſchiffe . . .	9	•
Zuſammen . .	144	570
Alles zuſammen . .	264	2.004

Tabelle der Kriegsmarine, die 1862 flott war.

Schraubendampfer		Pferdekraft.	Kanonen.
Fregatten	12	520	6,580
Panzerfregatten . .	1	60	1,250
Corvetten	5	16	760
Goeletten	18	46	2,080
Kanonenboote	18	18	500
Transportſchiffe . .	9	20	1,720
Raddampfer.			
Fregatten	3	48	1,500
Corvetten	7	42	2,460
Goeletten	15	40	1,600
Transportſchiffe . .	1	4	450
Dampfer zuſammen	89	814	18,900
Schraubendampfer im Bau.			
Panzerfregatten . .	6	320	6,400
Fregatten	2	102	1,600
Goeletten	3	16	900
	100	1,252	27,800
Segelſchiffe.			
Linienſchiffe . . .	2	170	
Fregatten	3	106	
Corvetten	3	76	
Briggs	8	120	
Goeletten	7	20	
Küſtenwachtſchiffe .	110	86	
Transportſchiffe . .	3	22	
	236	1849	27,800

Actives Perſonal.

Generale	40
Officiere	1,400
Soldaten	8,200
Matroſen	14,200
Kanoniere	300
Arſenalgarden	420
Verwaltung	2,000
Zuſammen	26,660

4.

Wenn wir die verſchiedenen Summen in Anſchlag bringen, welche die Cortes der Regierung in den außerordentlichen Budgets bewilligt haben, und die Pläne der Regierung für den Bau der Flotte, ſo iſt nicht zu verkennen, daß ſie in 4 bis 5 Jahren mindeſtens 30 Fregatten haben und die Flotte auf 165 Dampfſchiffe bringen will, mit mehr als 2,300 Kanonen und 40,000 Pferdekraft.

Tabelle der Dampfflotte Spaniens von 1844, 1850 und 1862.

Jahr.	Schiffe.	Kanonen.	Pferdekraft.
1844	4	16	670
1850	17	96	5,500
1862	100	1249	28,000
Mehr als 1844:	96	1233	27,330

Die Ausgaben für die Kriegsmarine in den Colonien ſind in obigen Tabellen nicht mit begriffen. Sie erheben ſich faſt auf 50% von dem, was das Mutterland braucht.

5.

Handelsmarine der Halbinſel.

	See- u. Küſten-ſchiffe.	Tonnen.	Fiſcher- u. Hafenböte.	Mannſchaft.	Werth (Realen)
1853	4,625	255,580	11,875	67,668	599,863,141
1858	6,413	443,025	16,424	84,250	754,832,726
Zunahme in 5 Jahren	1,788	187,445	4,549	16,582	154,769,685

Handelsmarine der Colonien.

1858	8,539	160,557	•	27,500	•

Die ganze Flotte für Spanien und die Colonien betrug im Jahre 1858: 31,376 Schiffe und Fahrzeuge aller Art, mit einem Tonnengehalte von 603,582 und mit einer Beſatzung von 111,750 Mann.

Die Nachweiſungen, welche wir bis jetzt haben ſammeln können, zeigen, daß die Handelsflotte in den letzten fünf Jahren im Material gerade den nämlichen Fortſchritt gemacht hat wie in dem gleichen Zeitraum vorher, daß aber das Perſonal nicht in demſelben Grade mit fortgeſchritten iſt. Die Verluſte durch Todesfälle, durch Austritt, durch Alter ſind durch neue Einſchreibungen nicht hinlänglich erſetzt worden.

Handels- und Küſtenflotte.

Die Handelsbewegung vom Jahre 1859 beſchäftigte unter der ſpaniſchen Flagge 5,170 Fahrzeuge, jedes über 20 Tonnen.

Davon fielen auf Cadix 949 Schiffe mit einem Tonnengehalt von 51,353; auf das Departement Ferrol 1,506 Schiffe mit einem Tonnengehalt von 121,160; und auf das von Carthagena 2,720 Fahrzeuge mit einem Tonnengehalt von 177,240; giebt Alles zuſammen einen Tonnengehalt von 349,758.

Die Küſtenſchifffahrt theilt ſich in zwei Claſſen: von einem Meer zum andern, und von einem Hafen zum andern in demſelben Meere. Die erſtere hat einen Tonnengehalt von 27,218, und die zweite von 581,163; zuſammen: 608,381 Tonnen.

Entwickelung der Dampf-Handelsmarine von 1848 bis 1862.

	1848.	1858.	1862.
Fahrzeuge	24	68	161
Tonnengehalt	3,228	13,690	42,010
Pferdekraft	1,910	7,322	15,311

6.

Tabelle des Perſonals der Handelsmarine in den Jahren 1849, 1853 und 1859.

	1849.	1853.	1859.
Capitäne und Piloten	5,331	5,390	5,808
Zimmerleute und Schiffsdichter	2,371	2,572	1,835
Oberbootsleute, Steuerleute und Matroſen	61,508	61,707	73,933
Zuſammen:	69,210	69,678	81,576

Dieſe Zahlen ſchließen das Perſonal der Colonien nicht mit ein.

Nach dieſen Tabellen hat ſich das Perſonal der Kriegsmarine in 5 Jahren verfünffacht, während das der Handelsmarine, wenn man von 1840 ausgeht, von 100,000 auf 84,000, alſo um faſt 30,000 heruntergegangen iſt. Mit Hinzurechnung der Seeleute, die ſich auf den Staatsſchiffen befinden, iſt die Abnahme geringer, es bleiben dann 94,900.

Wie läßt ſich die Zunahme des Handels, die Verdreifachung der Zolleinnahmen in 30 Jahren mit dieſer Verminderung der Matroſen in der Handelsmarine zuſammenreimen? Sie erklärt ſich aus den Verordnungen, unter denen in Spanien die Handelsmarine ſteht. Niemand kann Seefahrer, Fiſcher oder auf irgend einem Fahrzeuge thätig ſein, ohne ſich in eine Liſte einſchreiben zu laſſen. Das Geſchäft des Seefahrers wird als ein Vorrecht behandelt, wofür jeder Eingeſchriebene vier Jahre auf der Staatsflotte dienen muß. Außerdem ſind die Eingeſchriebenen oder Immatriculirten vom Dienſt in der Landarmee ausgenommen.

Als die Kriegsflotte faſt auf nichts heruntergebracht war, genoſſen die Immatriculirten ihren Vortheil, ohne dafür etwas zu leiſten; jetzt aber, da die Kriegsflotte bedeutend iſt, zieht die junge Mannſchaft an den Küſten andere Beſchäftigungen dem Seedienſt vor, weil der Dienſt auf der Kriegsflotte ſehr hart iſt und zugleich ſehr ſchlecht bezahlt wird. Die ſpaniſche Regierung trug, den Officieren gegenüber, der verhältnißmäßigen Entwerthung des Geldes Rechnung und vermehrte ihren Sold, behielt aber den der Soldaten und Matroſen bei, wie er im vorigen Jahrhundert geweſen war. Während alſo die Matroſen am Bord der Handelsſchiffe durchſchnittlich 15 Duros (78 Franken) monatlich haben, bekommen ſie am Bord der Kriegsſchiffe kaum 5 Duros (27 Franken). Die Matroſen der ſpaniſchen Handelsflotte ſind ebenſo gut und ſogar noch beſſer bezahlt als die am günſtigſten geſtellten in Europa; und doch macht ſich der Mangel an Matroſen für beide Flotten, Handels- und Kriegsflotte, fühlbar. Wenn die Regierung den Sold verdoppelte, das Syſtem der Einſchreibungen aufgäbe und den Seedienſt frei ließe, wenn man mit einem Wort dem franzöſiſchen das engliſche Syſtem entgegenſetzte, ſo würde ſich die Zahl der Matroſen ſehr bald zu der Höhe des Bedarfs erheben. Spanien würde ganz gewiß, wie die Production und der Handel fortdauernd zunehmen, ſehr bald ſeine 240,000 Matroſen haben. Um aber dieſe Reform ins Werk zu richten, muß erſt die Revolution das politiſche Syſtem über den Haufen werfen.

7.

Nur die demokratiſche Partei erklärt ſich aus Princip für die Abſchaffung der Immatriculirung. Die andern Parteien wollen ſie beibehalten, weil ſie ſich einbilden, ohne ſie würde man keine Matroſen finden. Auf Freiwillige verlaſſen ſie ſich nicht; das Beiſpiel

Englands überzeugt ſie nicht, aber ihr Syſtem führt ſie nothwendig in eine Sackgaſſe. In 18 Monaten (von 1862 an), wo die oben aufgezählten Schiffe bemannt werden müſſen, werden ſtatt 14,300 Matroſen 23,000 erforderlich ſein. Und dies iſt mehr als ein Drittel der Matroſen von der Handelsmarine, die zwar 94,300 Mann zählt, aber unter ihnen höchſtens 70,000 beſitzt, welche dem harten Dienſt der Flotte gewachſen ſind; und da nichts einen Stillſtand in der jährlichen Verminderung des Perſonals während der letzten 20 Jahre vermuthen läßt, ſo wird das Nämliche eintreten, was ſich unter Karl III. ereignete: man wird unerhörte Summen ausgegeben haben für die Herſtellung eines Materials, welches man nicht benutzen kann, ohne den Handel und damit die Nation zu Grunde zu richten.

Wenn die Regierung ihr Syſtem änderte, würde ſie jährlich 8 bis 10 Millionen Franken mehr für Sold ausgeben, würde aber die Koſten der Factoreien und Immatriculations-Bureaus ſparen; der freie Dienſt würde die Zahl der Matroſen ſehr raſch heben; ihre Beſoldung würde ſinken, Schiffahrt und Fiſchfang würden ſich ausdehnen, und in Folge deſſen die Zolleinnahmen ſich vergrößern. Jetzt betrachten die Matroſen den Flottendienſt wie eine Galeerenſtrafe; bei dem entgegengeſetzten Syſtem würde der höhere Sold auf der Kriegsflotte ſie anziehen.

Der Dienſt hat nicht nur einen erniedrigenden Zug, weil er erzwungen iſt, die Matroſen haben es auch noch viel ſchwerer als die Soldaten. Ihr Dienſt iſt nicht auf eine Periode (auf das Alter von 20 Jahren) beſchränkt, ſondern kommt auf mehrere vierjährige Perioden hinaus, je nach dem Bedürfniß des Dienſtes, und ſtellt den Matroſen ſein ganzes Lebenlang zur Verfügung des Staats. Er gehört nie ſich ſelbſt oder ſeiner Familie an. Dazu kommt, daß die Seegeſetze zu einer Zeit entworfen wurden, wo die Mannſchaft ſich aus der Hefe der Geſellſchaft ergänzte; ſie enthalten barbariſche Strafen, welche für die anſtändigen Leute, die man heutiges Tages zum Dienſte zwingt, geradezu erniedrigend ſind. Dies iſt der jetzige Zuſtand der Marine, deren Budget, Mutterland und Colonien zuſammen ſich auf 260 Millionen Realen beläuft und in 3 bis 4 Jahren 400 Mill. erreichen wird.

Die Regierung will ihr Immatriculations-Syſtem nicht aufgeben, ſieht ſich aber doch genöthigt, die Lücken in ihrem Perſonal auszufüllen, und hat daher während der jetzigen Geſetzgebungsperiode das franzöſiſche Syſtem angenommen: ſie nimmt aus den Rekruten der Seeprovinzen ein Drittel für die Flottenbeſatzung und bietet Freiwilligen eine Prämie von 2000 Franken und doppelten Sold. Dies iſt nur ein Auskunftsmittel, kann das Uebel an der Wurzel nicht zerſtören, und die beklagenswerthen Maßregeln aus alter Zeit werden, wie biſher, der Entwicklung der Handelsmarine im Wege ſtehen.

Zweiundzwanzigſtes Capitel.

Land und Bevölkerung der Colonien im Jahre 1859. — Der Sklavenhandel und die Behörden von Cuba. — Unerhörter Gewinn der Sklavenhändler. — Zuſtand der öffentlichen Meinung in dieſer Hinſicht. — Zuſtand der Verwaltung von Cuba. — Land- und Seemacht der Colonien. — Bodenfläche. — Anbau. — Zuckerrohr. Taback. — Wachſender Einfluß Spaniens im mexicaniſchen Meerbuſen und in Südamerika. — Bedeutung Cuba's. — Reactionäre Politik Spaniens. — Es würde bei dem Verluſt der Colonien gewinnen. — Handel der Colonien. — Handelsflotte. — Das Budget von Cuba und das von Portorico im Jahre 1860. Städtiſches Budget. — Eiſenbahnen.

1.

Ueberſeeiſche Provinzen.

	Q.-Kilometer.	Bevölkerung				Im Ganzen.
		Weiße.	Indianiſch, Aſiatiſch.	Farbige		
				Freie.	Sklaven.	
In Afrika.						
Inſeln von Fernando Po	2,234	300		25,000		25,000
Cap St. Juan						
Moſquitos						
Annobon						
In Amerika.						
Porto-Rico und anliegende Inſeln	128,147	Porto-Rico 299,546		196,610	37,469	523,625
Cuba und anliegende Inſeln		Cuba 604,610	17,874	189,848	367,368	1,180,013
In Aſien.						
Philippinen	348,975		4,429,631 *)			4,429,631
Marianen						
Zuſammen	479,356	904,456	4,447,505	411,458	404,837	6,158,269

---

*) Mit Einſchluß der europäiſchen und aſiatiſchen Bevölkerung.

Dieſe Tabelle iſt aus officiellen Documenten entnommen; dennoch iſt die Volkszahl nicht richtig, denn auf dieſen Inſeln hat es ſeine Schwierigkeit, die richtige Volkszahl zu erfahren; beſonders in Hinſicht der Sklaven haben die Regierung und ihre Beamten ſo wie die Herren der Sklaven immer ein Intereſſe daran, die Wahrheit zu verbergen.

Wir glauben, es iſt nicht zu viel geſagt, daß ſich die Sklavenbevölkerung auf Portorico und Cuba auf 600,000 Seelen beläuft; mit Hinzufügung der neuen Provinz St. Domingo (450,000 Einwohner) und der ſchlecht gerechneten freien Bevölkerung in den übrigen Beſitzungen iſt die wahre Bevölkerung aller Colonien gewiß 8 Millionen ſtark.

Trotz ihrer ſchlechten Verwaltung nimmt die Bevölkerung reißend ſchnell zu. Ehe wir jedoch weiter gehen, müſſen wir der traurigen Sklavenfrage, dieſem Schandfleck Spaniens und ſeiner ſchönen amerikaniſchen Provinzen, einige Seiten widmen.

2.

Im Jahre 1817 wurde mit England, Frankreich und Portugal der erſte Vertrag geſchloſſen, wodurch Spanien ſich verpflichtete, den Sklavenhandel nicht länger zu dulden. Dieſer Vertrag wurde mit neuen Verbindlichkeiten 1835 beſtätigt; um aber zu beweiſen, daß die ſpaniſche Regierung ihn nicht gehalten hat, braucht man nur anzuführen, daß es zur Zeit des erſten Vertrages nur 20,000 Sklaven gab, und daß jetzt, ſelbſt nach dem Zugeſtändniß der Regierung, 400,000 herauskommen; während nach unſrer Meinung ihre Zahl ſich auf 600,000 beläuft. Wie erklärt ſich dieſer Zuwachs in 40 Jahren anders, als durch den Sklavenhandel? Die engliſche Regierung hat im Parlament erklärt, daß allein in dem Jahre 1860 50,000 Neger in Cuba eingeführt worden wären, und der engliſche Generalconſul hat verſichert, daß er poſitiven Nachweis über die Einfuhr von 26,000 Sclaven in Händen habe. Dieſe Zahlen mögen wohl richtig ſein; wenn ſie aber auch übertrieben wären, ſo würde dies nicht im Geringſten Dem entgegenſtehen, was wir zu beweiſen haben. Angenommen, daß die Neger, die vor 1824 auf der Inſel waren, vor Krankheit oder Alter geſtorben ſind, ſo folgt, daß man während der 35 Jahre von 1825 bis 1860 die 600,000 Sklaven, die wir jetzt zählen, eingeführt haben müſſe. Die Geburten in dieſer Zeit werden mehr als aufgewogen durch die Todesfälle, denn die Einfuhr weiblicher Sklaven iſt im Verhältniß unbedeutend. Der Sklavenhandel hat alſo in den 36 Jahren mindeſtens dieſe 600,000 Neger geliefert; und wenn man ſie auf die 36 Jahre vertheilt, ſo giebt dies einen jährlichen Durchſchnitt von 16,600. Dadurch erklärt ſich die reißend ſchnelle und fortdauernde Production, die aus der Arbeit der Neger folgt; und dieſe Arbeit entſpricht wieder der Einfuhr der Sklaven.

3.

Damit ſich der Leſer einen Begriff machen könne von dem Ertrage, welchen der Sklavenhandel Denen abwirft, die ihn betreiben, wird es hinlänglich ſein, feſtzuſtellen, daß der Preis eines Negers im Verhältniß zu der Production geſtiegen iſt; nämlich in 30 Jahren von 2000 auf 6000 Franken. Der amerikaniſche Bürgerkrieg hat in Cuba eine Handelskriſis herbeigeführt, die den Preis der Neger heruntergedrückt hat. Dies iſt aber ein Zufall, und wir nehmen daher bei unſern Schätzungen den Preis der vorhergehenden normalen Jahre an.

Die 600,000 Sklaven ſtellen ein Capital von 3,600,000,000 Franken vor. Ein Neger koſtet im Durchſchnitt in Afrika 100 bis 150 Franken, die 600,000 Sklaven haben den Sklavenhändlern höchſtens 900 Millionen Franken gekoſtet, die ſie den Afrikanern in Waffen, Pulver, Branntwein, Geweben und andern Waaren bezahlt haben. Man glaubt allgemein, die Verwaltung habe im Durchſchnitt 250 Franken per Neger erhalten, um ein Auge zuzudrücken und die Einfuhr nicht gewahr zu werden. Dies gäbe eine Summe von 150 Mill. Franken. Wenn man dieſe Summe unter die 10 Generalcapitäne, die einander in der Regierung von Cuba gefolgt ſind, vertheilt und 5 Proc. für Portorico davon abzieht, ſo ergiebt ſich, daß jeder Generalcapitän 14,500,000 Franken empfangen haben müſſe. Dies iſt aber nicht ſo zugegangen. Sie haben bei ihrer Rückkehr von Cuba nicht alle einen Aufwand und einen Reichthum entfaltet, welcher dieſe Anklage gegen ſie rechtfertigte. Unter Denen, die man nicht angeklagt hat (ſeltne Ausnahmen allerdings), müſſen wir den tugendhaften General Valdes erwähnen. Er regierte Cuba während der dreijährigen Regentſchaft Espartero's und blieb mitten unter den Reichthümern der Colonie ſo arm, daß man bei ſeiner Rückkehr nach Spanien eine Sammlung machen mußte, um ihm die Ueberfahrt zu bezahlen. Dieſer Spartaner unſerer Zeit hatte nur einen einzigen Diener, und alle Monate vertheilte er vor der Entgegennahme ſeines Gehaltes Alles an die Armen, was er vom vorigen Monate übrig behalten hatte.

Die Summe, welche den Generalcapitänen für ihre Betheiligung beim Sklavenhandel bezahlt worden iſt, muß aber noch größer ſein als die von uns angegebene Durchſchnittsſumme. Die Prämie für den Neger war zu verſchiedenen Zeiten verſchieden. Bis 1843 war ſie 48 Franken per Kopf, ſtieg dann auf 168 Franken und allmählig auf 260, auf 320 und zuletzt ſogar auf 526 Franken.

4.

Was der engliſche Premierminiſter im Parlament geſagt hat, war richtig, oder wenigſtens, wenn der Generalconſul mit ſeiner Angabe von 26,000 Sclaven, die 1860 eingeführt wären, und die er aus ſicherer Quelle haben will, nicht übertrieben hat, ſo würde daraus folgen, daß der Generalcapitän von Cuba und ſeine Mitſchuldigen auf der Inſel oder in Spanien in einem einzigen Jahre die unerhörte Summe von 13,676,000 Franken erhalten hätten. Aber ſelbſt wenn wir eine Uebertreibung in der Angabe der eingeführten Neger zugeben und die Prämien auf 10 Millionen herunterſetzen, ſo würde dies immer noch für die 3 Jahre, welche die Verwaltung von Cuba dauert, eine Summe von 30 Millionen Franken geben.

Die Verſuchung iſt mächtig, beſonders bei der Unverantwortlichkeit des Generalcapitäns. Die Regierung des Mutterlandes giebt ihm eine willkürliche Gewalt in die Hände; er hat ſogar das Recht, die Ausſprüche der höchſten Gerichtshöfe zu caſſiren. Er iſt ein wirklicher Vicekönig, der nach Herkommen und Geſetz von ſeiner Verwaltung nur den Miniſtern, die ihn ernennen, Rechenſchaft zu geben hat, und dieſe legen über die Verwaltung der Colonien nie Rechenſchaft ab, und reichen den Cortes kein Budget derſelben ein. Die Regierung und die öffentliche Meinung verlangt von den Generalcapitänen nur Eins, nämlich die Colonien gegen die Feinde von außen und im Innern zu vertheidigen. Zu allem Uebrigen drückt man ein Auge zu.

5.

Die Arbeit erfordert beſtändig neue Arme, der Preis dieſer Arme ſteigt bedeutend. Die Eigenthümer der Pflanzungen, die reich und mächtig ſind, unterhandeln mit Denen, welche die Schiffe ausrüſten und ebenfalls reich und von Einfluß ſind; die Sache wird im Voraus mit Denen abgemacht, welche die Ausſchiffung verhindern oder die Contrebande wegnehmen könnten, wenn ſie ſchon gelandet iſt; alsdann geht das Schiff nach Afrika unter der amerikaniſchen oder irgend einer andern Flagge von irgend einem Hafen, Cadix, New-York, Cuba, Antwerpen, London oder Bordeaux ab. Vor einigen Jahren wurde der Sohn eines ſpaniſchen Senators, der in London etablirt war, vor die engliſchen Gerichte gezogen unter der Anklage, daß er ein Sklavenſchiff ausgerüſtet habe; eine Enthüllung von einem Thatbeſtande, den man in dem negerfreundlichen England für unmöglich gehalten hätte. Wie wird es erſt in den Ländern zugehen, wo die Preſſe nicht frei iſt und die öffentliche Meinung ſich nicht ſo kräftig gegen den Sklavenhandel ausgeſprochen hat!

Für Die, welche ein Sklavenſchiff ausrüſten und bemannen, iſt der Gewinn ſo groß, daß eine einzige glückliche Reiſe reichlich den Verluſt von zehn andern einbringt. Ein Neger, der in Afrika nur 150 Franken koſtet, wird an den Plantagenbeſitzer, der ihn arbeiten läßt, mit durchſchnittlich 34 oder 35 Unzen Gold, d. h. 3000 Franken bezahlt. Die Koſten und die Gefahr der Ausſchiffung, die Verſicherung bis zur Einſtellung auf dem Beſitzthum gehen auf Rechnung des Käufers und erhöhen den Preis etwa um 1000 Franken. Sobald aber der Neger nicht mehr Contrebande iſt, ſondern ſich in legales Eigenthum verwandelt hat, das man öffentlich auf den Markt bringen kann, ſteigt ſein Werth von 4500 bis auf 7000 Franken, nach den Eigenſchaften, welche die „Waare“ gerade beſitzt.

6.

Ein Sklavenhändler, der ohne Hinderniß eine Ladung von 1000 Negern landet, erhält außer einem ſehr hohen Gehalt als Schiffscapitän und dem Gewinn an der Verwaltung, die ihm überlaſſen iſt, 5 Proc. von der Ladung, was im Ganzen eine Summe von 3 bis 400,000 Franken macht. Was vermögen die Geſetze und die Staatsverträge, was ſelbſt die Gefahren gegen die Lockung eines ſo enormen Gewinnes zu einer Zeit, wo der Durſt nach Golde alle Welt beherrſcht. Lord Palmerſton's Stimme mag noch ſo laut donnern im engliſchen Parlament, ſie iſt eine Stimme in der Wüſte. Die engliſchen und ſpaniſchen Kreuzer und die Verſprechungen des Cabinets von Madrid werden den Sklavenhandel in den ſpaniſchen Antillen nicht verhindern. Gegen dieſen freſſenden Krebs der Sklaverei giebt es nur Ein Mittel: den Sklaven ihre Freiheit zu geben; und nur die republikaniſche Partei kann dies in Spanien thun, nur ſie erklärt die Freiheit der Neger für einen ihrer Grundſätze.

Alle conſtitutionellen Fractionen der Regierung Iſabellens II. und die Royaliſten Ferdinand's VII haben die Sklaverei als ein unheilbares Uebel beibehalten; es ſind wohl einige Männer unter ihnen, die den Sklavenhandel verfolgen würden, wenn ſie es vermöchten; wenn man aber einmal die Sklaverei zugiebt, ſo iſt der Sklavenhandel nicht zu umgehen. Die Arbeit der Weißen kann gegen die der Neger in dieſem ungeſunden und brennenden Klima nicht aufkommen. Wollte man alſo die Neger nicht ergänzen, ſo würden die Colonien gänzlich zu Grunde gehen. Könnte ein Gouverneur, der es ehrlich meint und die Kraft beſäße, ſich auf die Regierung des Mutterſtaates ſtützend, gegen eine Verbindung ſo vieler Intereſſen kämpfen und den Sklavenhandel verhindern? Er könnte es nur, wenn er jeden Sklavenbeſitzer zwänge, ihm eine genaue Liſte der Sklaven zu geben, die er beſitzt, und ihm verböte, auf ſeinem Beſitzthum irgend einen Neger aufzunehmen, deſſen Herkunft, deſſen Eigenthümer und die Bedingungen, unter denen er ihn erhalten, er nicht nachweiſen könnte, und wenn er alle Neger einer Pflanzung für frei erklärte, wo man einen einzigen Sklaven entdeckte, deſſen Herkunft der Eigenthümer nicht erklären und rechtfertigen kann. Die Engländer würden ihre Kreuzer nicht mehr brauchen, denn Niemand würde mehr geneigt ſein, Neger in Afrika zu kaufen, ſobald ſie Niemand in Cuba mehr brauchen könnte.

7.

Nur ein paar Worte über die Art, wie die Sklaven in den ſpaniſchen Colonien leben. Die Neger der Pflanzungen ſind in einem kläglichen Zuſtande, ohne alle Berührung mit der Civiliſation in den Kellern eingeſchloſſen, wo ſie in der Nacht von der Küſte auf Umwegen hingeführt worden ſind und von weißen Wächtern und von Hunden bewacht werden, die ſie bei dem geringſten Fluchtverſuch wie wilde Thiere verfolgen; in der Zuckerrohrernte (la zafra), wo alle Hände kaum die Arbeit bewältigen können, müſſen ſie unter der Peitſche arbeiten; die übrige Zeit des Jahres haben ſie eine mäßige Arbeit zu verrichten. Die meiſten von ihnen haben weder Frauen noch Familie, und ihr rein thieriſches Daſein iſt wie das eines Galeerenſklaven, der kein menſchliches Verhältniß zu ſeines Gleichen hat und die Hoffnung nicht hegen darf, an den Vortheilen und Fortſchritten der Civiliſation Theil zu nehmen.

Dagegen iſt das Schickſal der Sklaven in den Städten verhältnißmäßig weniger traurig als das der meiſten Arbeiter in Europa. Sie haben nicht immer die ſchreckliche Ausſicht des Hungers und der Armuth vor Augen, wie die freien Arbeiter Europa's; ihre Arbeit iſt nicht härter und die Geſetzgebung, der Charakter und die Sitten der Spanier machen die Sklaverei weniger drückend, als dies in andern Sklavenländern der Fall iſt.

8.

Die ſpaniſchen Geſetze über die Sklaverei gewähren einen gewiſſen Schutz und enthalten mildere Beſtimmungen als die Geſetze anderer

Länder. Der Sklave hat das Recht, ſeinen Herrn zu zwingen, ihn öffentlich auf dem Markte zu verkauſen, und kann ſeine Freiheit erlangen, wenn er ſelbſt die Summe bezahlt, für die er zugeſchlagen wird. Um den Sklaven die Mittel zu gewähren, ſich die Summe zu erwerben, die zu ihrer Loskaufung nöthig iſt, verpflichtet das Geſetz den Herrn der Sklaven, die auf dem Lande arbeiten, ihnen eine gewiſſe Strecke Land abzutreten und ihnen einen Tag in der Woche frei zu geben, damit ſie dies Stück Land bearbeiten können. In den Städten arbeiten die Sklaven eine beſtimmte Zahl von Tagen für ihre Rechnung. Der Beſitzer kann, wenn er will, ſeinen Sklaven die Freiheit geben. Dem Zuſammenwirken aller dieſer Umſtände verdankt man in Cuba und Portorico die große Zahl freier Neger, die nach officiellen Documenten dort faſt ebenſo groß iſt wie die der Sklaven. Auch ſind in den Städten manche von Denen, die man als Sklaven betrachtet, nicht wirklich Sklaven; denn es kommt ſehr oft vor, daß ein Neger, der die nöthige Summe zu ſeinem Loskauf beſitzt, ſich von einem neuen Herrn kauſen läßt und dadurch eine gewiſſe Unabhängigkeit erlangt, daß der neue Herr ſehr gut weiß: der Sklave bleibt aus freiem Willen in der Sklaverei und kann ſich nach Belieben loskauſen. Der freie Neger tritt in den Genuß aller Rechte der Weißen, kann alle Arten von Eigenthum, ſelbſt Sklaven beſitzen, alle Geſchäfte ausüben und wird durch die Sitte wirklich den Weißen gleich. Die öffentlichen Anſtalten ſtehen ihm offen, die Kaffeehäuſer, die Eiſenbahnen und die Kirchen, und er miſcht ſich überall unter ſeine früheren Herren die gegen ihn nicht den Widerwillen hegen, wie in Nordamerika ſelbſt die eifrigſten Negerfreunde. Auch iſt es gar nicht ſelten, daß die Neger der Südſtaaten lieber ſich nach Cuba verkauſen als in den Vereinigten Staaten frei leben wollen; und ſo weit ſind die Neger davon entfernt, die Annexation-Cuba's an die Vereinigten Staaten zu begünſtigen, daß ſie ſich vielmehr als die eifrigſten Anhänger Spaniens gezeigt haben, wenn die Nord-Amerikaner Cuba bedrohten oder angriffen.

9.

Trotzdem iſt die Behauptung dieſer Inſel ſehr zweifelhaft und wird von Tag zu Tage immer koſtſpieliger; die Zahl der Sklaven vermehren, heißt neues Pulver in die Mine ſchütten, und obgleich man ſeit 1844 keine Verſchwörung der Neger gegen die Weißen entdeckt hat, ſo iſt ihr Haß doch immer ſo tief, als er war, ihre numeriſche Stärke bedeutender und ihre Einſicht jetzt entwickelter, beſonders in den Städten; der geringſte Funke kann alſo eine Feuersbrunſt entzünden, in der die Colonie zu Grunde geht. Wird die Sklaverei in den Vereinigten Staaten durch den Krieg, in welchen dieſe große Republik gegenwärtig verwickelt iſt, unterdrückt, ſo kann ſie ſich in Cuba nicht halten. Trotz der Strenge unſerer Grundſätze gegen das gehäſſige Inſtitut der Sklaverei verlangen wir doch von der monarchiſchen Regierung in Spanien nicht die unmittelbare Freilaſſung der Sklaven und verlangen ſie nicht überall zu gleicher Zeit; ſind aber der Anſicht, daß als eine Maßregel der Rettung und weiſer Vorſicht die Regierung beſtimmen könnte, daß in 20 oder 25 Jahren alle Neger ſtufenweiſe in Freiheit geſetzt werden ſollten; ſo würde man auch ſicher dem Sklavenhandel ein Ziel ſetzen. Die Inſel Cuba hat zwei Feinde, die Negerbevölkerung und die Nordamerikaner; auf dieſe Weiſe würde ſie ſich von beiden befreien; denn mit dem Verſchwinden der Negerſklaverei verſchwände für die Sklavenſtaaten des Südens der Beweggrund zur Annexation, und für den Norden wäre es ſicherlich nicht wünſchenswerth, ein neues Staatsgebiet zu erwerben, das zur größeren Hälfte von Schwarzen bevölkert wäre.

10.

Der ſpaniſche Geiſt wird auf der Inſel durch die Kaufleute und die Kleinhändler vertreten, die zum größern Theil Spanier aus dem Mutterlande ſind; ſodann durch die Verwaltung und die Farbigen. Die Creolen ſind Anhänger der Vereinigten Staaten; aber dieſe Richtung iſt von neuerem Urſprunge aus dem Liberalismus und wird durch den despotiſchen Geiſt der ſpaniſchen Verwaltung unterdrückt. Die Creolen ſind zwar Spanier, ſehen ſich aber von der Verwaltung der Inſel ausgeſchloſſen und unter Beamte geſtellt, die ihnen das Mutterland herüberſchickt. Aber trotz ihrer genauen Beziehungen zu den Vereinigten Staaten haben ſie keine Zuneigung zu den Nordamerikanern; ſie wiſſen recht gut, daß die Annexation ſie völlig abſorbiren würde, und daß ſie wie die Texaner und andere Theile der lateiniſchen Bevölkerung durch die brutale Kraft der Nordländer erdrückt werden würden; und es leidet keinen Zweifel, die Partei für die Einverleibung mit Nordamerika würde ſofort verſchwinden, wenn die Regierung die conſtitutionellen Geſetze und das Municipalſyſtem des Mutterlandes auf die Colonien anwendete. Dies geſchah 1812 und 1820 und für eine kurze Zeit auch 1836. Aber die Verfaſſung von 1837 führte wieder eine Specialverwaltung und eigene Geſetzgebung für die Colonien ein; dieſe Geſetze ſind aber nie erlaſſen worden und die Colonien fortdauernd der Willkür der Staatsgewalt unterworfen geblieben.

11.

Soeben hat die Regierung ein ſcheinbares Zugeſtändniß gemacht. Unter dem Namen von Verwaltungsräthen hat ſie Ausſchüſſe gebildet, welche die Proceſſe, die Finanzen und die Civilverwaltung unter ſich theilen und alſo drei Verwaltungszweige bilden ſollen. Hier wird nun der Leſer glauben, die Bevölkerung werde unmittelbar oder mittelbar an der Bildung dieſer Verwaltungsräthe theilnehmen;. aber dies iſt nicht der Fall. Sie ſind folgendermaßen zuſammengeſetzt: der Gouverneur der Colonie präſidirt, dann kommt der Erzbiſchof und die Biſchöfe, der Admiral, der General-Intendant der Armee und der Finanzen, der Staatsanwalt beim Criminalgericht und der Präſident der Rechnungskammer. Eine ſolche Verwaltungsreform kann natürlich die Einwohner der überſeeiſchen Beſitzungen nicht befriedigen.

Die ſpaniſche Regierung handelt ſo, als wenn die Colonien ſich nie befreien dürften; und ſtatt die Zeit, wo ſie ſich ſelbſt regieren müſſen, durch eine freiſinnige und wohlwollende Verfaſſung vorzubereiten, befolgt ſie gegen dieſelben das nämliche Syſtem, womit ſie die Colonien des amerikaniſchen Continents zum Abfall brachte, und bereitet ihnen ſo eine furchtbare Zukunft voll innerer Kämpfe und Zerrüttungen. Auf alle dieſe höchſt einfachen Bemerkungen, die hundertmal wiederholt worden ſind, antwortet die Regierung durch Reformen, wie die eben erwähnte, und durch die Vermehrung der Vertheidigungsmittel im Innern und nach außen.

12.

Land- und Seemacht der Colonien im Jahre 1861.

Cuba.

Infanterie, Cavallerie, Ingenieurs, Gendarmerie, Artillerie und Miliz.

	Kanonen.	Mann.	Pferde.
Infanterie: 8 Regimenter, 16 Bataillone .	·	16,000	·
Chaſſeurs: 3 Bataillone	·	3,000	·
Disciplinirte Milizen: 5 Bataillone	·	5,000*)	·
Latus:	·	24,000	·

---

*) Von dieſer Miliz ſind nur die Officierſtämme unter Waffen. Dies bringt die Landarmee auf 24.000 und die Seemacht auf 6050 Mann herunter. Dazu kommen jedoch 12,000 bewaffnete Nationalgarden, wodurch die ganze Land- und Seemacht in Kriegszeiten auf 50,356 Mann ſteigt.

	Kanonen.	Mann.	Pferde.
Transport:	„	24,000	„
Disciplinirte Milizcompagnien und Freiwilligenrotten	„	3,000	„
Civilgarde (Infanterie)	„	600	„
„ (Cavallerie)	„	248	248
Liniencavallerie, 2 Regimenter	„	1,200	1,000
Cavallerieregiment disciplinirter Milizen in Havanna	„	500	500
Cavallerieregiment disciplinirter Milizen in Matanzas	„	500	500
Cavallerierotten auf dem Lande	„	500	500
Fußartillerie, 1 Regiment	„	1,244	„
Arbeitercompagnie	„	80	„
Regiment Gebirgsartillerie	24	582	82
Bataillon „	„	600	„
Bataillon Ingenieure	„	750	„
Zuſammen	24	33,804	2,830

Flotte.

		Kanonen.	Pferdekraft.	Mann.
Dampfer	18	227	4,772	3,750
Segler	20	120	„	2,300
Zuſammen	38	347	4,772	6,050

Puerto-Rico.

	Mann.	Pferde.
Infanterie: 2 Bataillone	1,803	„
Chaſſeurs: 1 „	991	„
Disciplinirte Milizen: 7 Bataillone	7,000	„
Cavallerie: 1 Compagnie	31	31
Cavalleriemiliz: 1 Regiment von 9 Compagnien	600	600
Brigade Artillerie	428	„
Zuſammen	10,853	631
Schlagfertig unter Waffen	3,400	49

Philippinen.

	Mann.	Pferde.
Infanterie: 14 Regimenter	9,242	„
Hellebardiere	19	„
Mariannen-Compagnien	56	„
Cavallerieregiment	341	341
Artillerie: 2 Brigaden	1,184	„
Ingenieure	80	„
In Allem	10,922	341

Flotte.

		Kanonen.	Pferdekraft.	Mann.
Dampfer	30	61	2,400	1,200
Segler	47	60	„	1,358
In Allem	77	121	2,400	2,558
Ganze Macht auf den Philippinen				13,481

Fernando Po.

Eine Compagnie Infanterie, 150 Mann.

In allen Colonien 73,060 Mann, 115 Fahrzeuge und 468 Kanonen.

13.

Die Bodenfläche Cuba's iſt 118,800 Q.-Kilometer oder 732,044 Caballerias (die Caballeria iſt das Maß des Landes; es gehen 7½ auf ein Q.-Kilometer). Davon ſind 70,816 angebaut, 117,016 ſind natürliche oder künſtliche Wieſen, 409,826 Wald und 199,255 liegen brach.

1860 waren 1365 Zuckerplantagen auf der Inſel, 949 davon wurden mit Dampf, 409 durch Thiere und 7 durch Waſſer getrieben. Sie bedeckten 20,757½ Caballerias (die Caballeria hat 60 Fanegas) und 38,689$^9/_{10}$ Caballerias wurden anderweitig benutzt. Dieſe Zuckerpflanzungen haben hervorgebracht:

Jahr.	Kiſten	Stückfaß	Pfund. netto.
1859	1,339,658	355,617	1,062,013,250
1860	1,315,942	418,060	1,127,348,750

Ueberſchuß von 1860 iſt 65,305,500 Pfund.

Von 1786 bis 1850 hat die Zuckererzeugung jährlich um 25% alſo in 64 Jahren um 1600% zugenommen. 1850 war die Zuckerproduction 486,000,000 Pfund und 1860 war ſie 1,127,348,750 Pfund; alſo in 10 Jahren eine Zunahme um mehr als das Doppelte.

Von 1826 bis 1857 iſt die Ausfuhr des Branntweins von Zuckerrohr um 278% geſtiegen.

1847 war die Ausfuhr 19,432 Oxhoft.
1857 „ „ „ 29,955 „

Zunahme in 10 Jahren 10,523 Oxhoft, alſo mehr als 50%.

Der Tabaksbau nahm 1859 11,370 Caballerias ein. Man ſchätzte ihn auf 7,851,333 Duros. Rechnet man durchſchnittlich 10 Sklaven auf jede Caballeria, ſo giebt das 112,700 Sklaven, die ein Capital von 90,960,000 Duros vertreten. Geſammtcapital 98,811,333 Duros.

Cuba bringt jährlich 61,590,000 Pfund Tabak hervor. Marktpreis 15,470,000 Duros.

1826 betrug der Tabaksbau nur 2,186,319 Pfund; 1850 war er auf 9,041,825 Pfund geſtiegen; gegenwärtig überſteigt er 61 Millionen, iſt alſo in 34 Jahren um 3000% geſtiegen.

Der Zuckerertrag beläuft ſich in runden Zahlen auf 250 Millionen Franken, und wenn man den Tabakertrag dazu zählt, erhält man einen Geſammtertrag von 350 Millionen.

Der angebaute Boden beläuft ſich auf 70,816 Caballerias, macht 4,248,960 Fanegas. 1850 waren es nur 61,947 Caballerias, macht 3,716,620 Fanegas. Dies giebt einen Zuwachs von 532,340 Fanegas.

Wenn man die Zunahme des angebauten Bodens mit der Zunahme des Ertrags vergleicht, findet man ein ſo großes Mißverhältniß, daß man ſich dies nur durch das Intereſſe der Eigenthümer an der Verheimlichung der wahren Ausdehnung ihres Landbeſitzes erklären kann.

14.

Dieſe Documente ſind Auszüge aus der Statiſtik über Cuba, die 1860 veröffentlicht wurde. Die Zahl der Sklaven auf den Zuckerpflanzungen wird nicht erwähnt. Für den Tabak werden 10 Sklaven auf die Caballeria gerechnet. Dieſe Statiſtik giebt 112,700 Sklaven zu einem Werth von 478 Millionen Franken an, macht etwa 4500 Franken per Kopf. Wir bitten zu bemerken, daß dies der Preis von 1860 iſt und einer ſehr ernſthaften Geldkriſis, nicht den gewöhnlichen Zeiten entſpricht, in denen wir den Preis durchſchnittlich viel höher angeben mußten. Zur Hervorbringung von 61,590,000 Pfund Tabak werden alſo 112,700 Sklaven verwendet; wie viel werden nöthig ſein, um 1,127,348,000 Pfund Zucker hervorzubringen? Nach der Angabe der ſpaniſchen Regierung befinden ſich 367,000 Sklaven auf Cuba; zieht man die für den Tabaksbau ab, ſo bleiben 254,300 übrig. Davon muß man 132,000 Negerinnen abziehen, und wenn man annimmt, daß die übrigen Ackerbauzweige, die Handwerke und das Hausweſen 68,000 beſchäftigen, ſo bleiben nur 54,300 für die ungeheure Maſſe Zucker, die wir oben angegeben haben, übrig.

1365 Zuckerpflanzungen, welche 945 Dampfmaſchinen beſitzen und, um ſich mit Zuckerrohr zu verſehen, 20,700 Caballerias (1,242,000 Fanegas, mehr als 2800 Q.-Kilometer), die doppelte Bodenfläche von der, welche dem Tabak gewidmet wird, bedecken, hätten alſo nur die Hälfte der Arme in Arbeit, die auf den Tabak verwendet werden, und dies wäre etwa der fünfte Theil Arbeiter für eine gleiche Bodenfläche! Jede Pflanzung ſollte durchſchnittlich nur 45 Neger haben? Wenn man dieſe Zahlen zugäbe, ſo würde daraus folgen, daß jeder Neger 1859 10 Tonnen Zucker fabricirt, außerdem noch das nöthige Zuckerrohr, etwa 20,000 Pfund, gebaut und alſo einen Werth von 7—8000 Franken hervorgebracht hätte. Dies iſt aber unmöglich.

In Wahrheit beſitzt Cuba 200,000 Sklaven mehr, als die Regierung angiebt und die Eigenthümer eingeſtehen. Die aſiatiſche Bevölkerung, deren Einfuhr begonnen hat, iſt noch unbedeutend, wie man aus obigen Tabellen erſehen kann. Sie hat ſich nicht ſehr um die Arbeit auf den Pflanzungen bemüht, und unſere Angaben, über die wirkliche Zahl der Sklaven auf Cuba bleiben beſtehen trotz der officiellen Ableugnung.

15.

Die Energie, womit Spanien die Einfälle der Amerikaner oder der Patrioten zurückgeſchlagen hat, die Macht, die es entfaltet, und der wachſende Wohlſtand dieſer Inſeln, welche die Ueberbleibſel ſeines alten Colonialreiches ſind, haben ſein Anſehn im Golf von Mexico gehoben und in den alten befreiten Colonien ein lebhaftes Aufſehn erregt. Das erſte Reſultat davon war die Annexation von St. Domingo, das bewaffnete Einſchreiten in Mexico erhöhte dann dieſen Einfluß noch weiter. Wenn der Kampf in Nordamerika ſich in die Länge zieht und die ſpaniſche Seemacht in dieſen Meeren ſo raſch zunimmt, wie es der Fortſchritt ſeiner Flotte erlaubt, ſo laufen die kleinen Republiken Centralamerika's große Gefahr, wieder ſpaniſche Colonien zu werden.

Dies könnte durch verſchiedene Urſachen herbeigeführt werden. Zuerſt kann Amerika dies augenblicklich nicht verhindern; ſodann haben die Amerikaner von ſpaniſcher Abkunft einen großen Widerwillen gegen die Nordamerikaner, wie ſich dies in ihrem kräftigen Widerſtande gegen Walker gezeigt hat. Endlich ſind ſie innerlich getheilt. Dieſe innere Parteiung hat, wie auf St. Domingo, gegenwärtig noch mehr Einfluß als der Nationalgeiſt, der noch zu jung iſt, um den Widerwillen der verſchiednen Racen gegen einander zu überwinden.

In allen dieſen Republiken ſind zwei entgegengeſetzte Elemente vorhanden, das ſpaniſche und das indiſche. Das ſpaniſche vertritt die Centraliſation, das Vorrecht und die Oligarchie. Das indiſche die Gleichheit und den Haß gegen eine herrſchende Claſſe. Nun fühlen die Weißen ſich zu ſchwach und ziehen es daher vor, wie in

St. Domingo, ſich wieder mit Spanien zu vereinigen und in ſeinem Namen zu herrſchen, ſtatt ſich durch die einheimiſchen und vermiſchten Racen beherrſchen zu laſſen. Der Jeſuitismus, der in dieſen Gegenden herrſcht, unterſtützt mit aller ſeiner Macht die Weißen.

Für die ſpaniſche Nation wäre aber dieſe ſcheinbare Wiederherſtellung, dieſer Ruhmesglanz von Macht in Wahrheit eine Laſt; ſie würde Spanien der Eiferſucht des Auslandes ausſetzen und im Innern ein Element der Beſtechung und eine Gefahr für ſeine bürgerliche Freiheit abgeben.

Spanien vertritt im mexicaniſchen Meerbuſen nothwendiger Weiſe das reactionare Element, den Klerus und die Oligarchie und ſo wird es bleiben, ſo lange die gegenwärtige Dynaſtie den Thron behauptet. Dieſe reactionäre Politik könnte in dem Falle, daß der Eroberungsgeiſt eine Verwickelung herbeiführte, alle feindlichen Elemente gegen Spanien vereinigen und die Kataſtrophe, wo das Mutterland die Antillen zu verlieren hätte, nur beſchleunigen.

16.

Die öffentliche Meinung in Spanien iſt auf einen ſo gewaltſamen Stoß nicht vorbereitet. Man glaubt nicht an die Möglichkeit dieſes Verluſtes, in welchem man den Untergang Spaniens erblicken würde; aber eine unparteiiſche und kaltblütige Unterſuchung, worin wir die Empfindlichkeit des Patriotismus bei Seite ſetzen, hat uns von dem Vortheil überzeugt, den Spanien aus dem Verluſte der Antillen ziehen würde; gerade wie es durch den Verluſt ſeiner Beſitzungen auf dem Continent im Jahre 1824 nur gewonnen hat. Seine Handelsverbindungen mit Mexico, Montevideo und Buenos-Ayres ſind jetzt viel bedeutender, als ſie es zur Zeit der ſpaniſchen Herrſchaft waren. Buenos-Ayres allein hat ſeit der Wiederaufnahme der Verbindungen mit ihm mehr als 50,000 Spanier durch Einwanderung erhalten; in ſeinen Hafen laufen in einem Monat mehr ſpaniſche Schiffe ein als ſonſt in einem Jahre und es verbraucht in einem Monat mehr ſpaniſche Waare, als es früher, da es noch zu Spanien gehörte, in einem ganzen Jahr verbrauchte. Ebenſo würde es mit Cuba und Portorico geweſen ſein. Die Emancipation ſeiner Colonien hat Spanien nicht nur in der Entwickelung ſeines Reichthums nicht gehindert, im Gegentheil der Fortſchritt beginnt erſt mit dieſem Zeitabſchnitt. Spanien, deſſen fruchtbarer Boden nur zur Hälfte bevölkert iſt, bildet ſelbſt ein Amerika, das benutzt zu werden verdient und geringeren Gefahren ausgeſetzt iſt. Erſt als der größte Theil der Colonien verloren war, nahm in Spanien die Arbeit und mit ihr die Bevölkerung und der Reichthum einen Aufſchwung.

Das gelbe Fieber und das ſchwarze Erbrechen raffen im Durchſchnitt im erſten Jahre den dritten Theil der Europäer hin, die ſich in Cuba niederlaſſen, weshalb es denn von dieſer Inſel heißt, ſie ſei das Grab der ſpaniſchen Jugend.

Dennoch darf man ſich nicht wundern, daß die Spanier ſich durch den Beſitz von Cuba blenden laſſen. Sie iſt die größte und reichſte Inſel unter den Antillen, die Perle der Colonien, und ihre Wichtigkeit wird dem Leſer noch mehr in die Augen fallen durch die folgenden ſtatiſtiſchen Tabellen.

17.

Handel.

Cuba.

Vergleichende Tabelle der Jahre 1856 und 1857.

	Jahre	Piaſter.	Franken.
Einfuhr . . .	1856	31,706,140	166,507,235
„ . . .	1857	34,853,388	182,980,287
Zunahme im Jahr	1857	3,147,248	16,473,052
Ausfuhr . . .	1856	32,062,835	168,329,884
„ . . .	1857	32,668,188	171,507,987
Zunahme . . .	1857	605,353	3,178,103

Eingelaufen ſind 1857: 1078 ſpaniſche Schiffe, 3273 fremde, in Allem 4351 von 824,359 Tonnen Gehalt.

Ausgelaufen ſind 1028 ſpaniſche, 3155 fremde, im Ganzen 4183 Schiffe.

Philippinen.

In den officiellen Liſten findet ſich nur der Werth der Hauptartikel angegeben.

	Jahr.	Piaſter.	Franken.
Einfuhr . .	1857	3,854,424	20,235,726
„ . .	1858	3,356,167	17,619,876
Verminderung	1858	498,257	2,615,850
Ausfuhr . .	1857	10,596,988	55,634,187
„ . .	1858	7,556,330	39,670,732
Verminderung	1858	3,040,658	15,963,455

Porto-Rico.

Nach der Handelsbilanz von Porterico im Jahre 1860 beträgt die Einfuhr 7,545,856 Piaſter 85 Cent.; die von 1859 war nur

6,764,473 Piaſter 2 Cent. geweſen; Zunahme im Jahre 1860: 781,288 Piaſter. Die Ausfuhr iſt noch befriedigender, denn 1860 hat ſie gegen 1859 um 1,143,429 Piaſter zugenommen. Nach den officiellen Angaben war die Bevölkerung von Portorico am 31. Dec. 1860: 578,590 Ew., 104,532 mehr als 1857, zur Zeit der letzten Zählung, war alſo in 3 Jahren um 22% geſtiegen.

Hier folgt in runden Zahlen der ganze ſteuerbare Beſitz von 1860.

	Piaſter.
Ertrag der Pflanzungen . .	4,400,000
„ „ Eſtancias (Immobilien)*)	2,000,000
Ertrag vom Vieh	400,000
„ der Induſtrie	300,000
„ des ſtädtiſchen Beſitzes .	600,000
„ vom Handel	1,400,000
Zuſammen	9,100,000 (47,000,000 Franken).

Um die raſche Entwicklung des Reichthums der Inſel Cuba deutlich zu machen, geben wir die folgende Ueberſicht.

Handelsverkehr der Inſel Cuba in den fünfjährigen Perioden von 1825 — 1850.

Jahre.	Franken.
1826-1830	151,908,000
1831-1835	160,076,000
1836-1840	216,899,000
1841-1845	255,489,000
1846-1850	280,090,000

So hat der Handel der Inſel in 25 Jahren ſich faſt verdoppelt; die Zunahme hat auch von 1850—1857 angehalten.

Jahre.	Franken.
1850 . . .	295,000,000
1851 . . .	320,000,000
1856 . . .	334,800,000
1857 . . .	354,400,000

Handelsmarine der Colonien 1859.

	Dampfer.	Pferdekr.	Segler.	Perſonal.	Tonnen.
Philippinen . . .	4	135	6,702	20,000	141,357
Cuba und Portorico	33	3,600	1,800	7,500	19,200
Zuſammen	37	3,735	8,502	27,500	160,557

---

*) Eſtancias ſind Landgüter, wo nicht Ackerbau, ſondern Viehzucht getrieben und Rindvieh, Pferde, Mauleſel ꝛc. gezogen werden.

18.

Budget von Cuba für 1860, 1861 und 1862.

Ausgaben in Piaſtern (den Piaſter zu 5 Fr. 27 C.)

	1860.	1861.	1862.
Gnade und Juſtiz . . .	924,332	798,446	847,525
Krieg	7,647,247	7,778,032	8,263,330
Finanzen	9,079,435	9,079,435	10,279,938
Marine	3,446,608	3,563,731	3,637,904
Inneres	1,657,533	1,927,601	2,098,062
Staatsbauten	1,148,662	997,369	980,467
Rimeſſen ans Mutterland	5,372,205	5,086,364	3,495,770
Budget von Fernando-Poo	374,754	349,805	343,573
Zuſammen	29,650,776	29,577,786	29,966,569

Einnahmen.

	1860.	1861.	1862.
Contributionen	4,390,833	4,080,474	4,014,170
Douanen	11,950,470	11,025,176	11,732,706
Monopole	1,245,959	1,158,742	1,023,347
Lotterien	9,174,000	10,439,520	10,459,520
Staatsgüter	184,066	171,182	133,576
Gelegentliche Einkünfte . .	1,910,940	231,273	398,939
Zuſammen	28,856,268	27,106,367	27,772,258

Budget von Fernando-Poo für 1860, 1861 und 1862.

Ausgaben.

	1860.	1861.	1862.
Gnade und Juſtiz . . .	10,644	10,644	11,681
Krieg	51,522	54,765	57,814
Finanzen	4,943	5,040	7,380
Marine	182,885	219,011	180,801
Inneres	14,760	15,888	15,888
Staatsbauten	31,000	31,000	31,000
Coursverluſt	39,000	13,457	39,000
Zuſammen	334,754	349,805	343,573

Budget von Porto-Rico für 1860, 1861, 1862.

Ausgabe.

	1860.	1861.	1861.
Gnade und Juſtiz . . .	255,353	265,796	281,437
Krieg	1,119,427	1,189,057	1,259,172
Finanzen	762,862	941,346	883,834
Latus:	2,137,642	2,396,199	2,434,443

	1860.	1861.	1862.
Transport:	2,137,642	2,396,199	2,434,443
Marine	233,575	179,989	186,897
Inneres	70,068	66,118	135,875
Staatsbauten	252,298	160,263	246,434
Rimeſſen aus Mutterland	164,044	155,851	155,851
Zuſammen	2,857,647	2,958,423	3,149,512

Einnahme.

	1860.	1861.	1862.
Abgaben	618,597	620,859	602,805
Douanen	1,544,636	1,370,000	1,406,710
Monopole	172,000	172,971	167,265
Lotterie	321,200	565,800	565,500
Staatsgüter	10,746	9,551	11,974
Gelegentliche Einkünfte	48,427	63,555	60,269
Centraliſirte Revenuen	136,748	134,345	149,621
Zuſammen	2,652,356	2,937,083	2,964,248

Budget der Philippinen für 1860, 1861 und 1862.

Ausgaben.

	1860.	1861.	1862.
Gnade und Juſtiz	741,306	795,570	804,246
Krieg	2,541,719	2,778,773	2,718,958
Finanzen	5,522,050	5,526,405	5,493,930
Marine	1,961,891	2,063,378	1,827,986
Inneres	199,642	269,990	253,946
Rimeſſen aus Mutterland	1,300,000	1,329,928	1,000,000
Zuſammen	12,266,608	12,764,044	12,099,066

Einnahmen.

	1860.	1861.	1862.
Contributionen	1,988,599	2,157,316	2,274,969
Douanen	664,100	664,220	1,021,068
Monopole	7,381,718	7,009,417	6,457,182
Lotterie	253,500	253,500	257,305
Staatsgüter	20,883	20,917	8,450
Gelegentliche Einkünfte	58,045	74,241	103,062
Von der Marine	1,800	1,820	34,831
Zuſammen	10,368,645	10,181,431	10,156,867

Budget von St. Domingo für 1862.

Ausgaben in Piaſtern.

Gnade und Juſtiz	194,585
Krieg	1,246,521
Finanzen	166,802
Marine	9,506
Inneres	75,726
Staatsbauten	66,192
Zuſammen	1,759,332

Einnahmen.

Contributionen und Auflagen	52,691
Douanen	611,026
Monopole	28,108
Staatsgüter	13,500
Zuſammen	705,325

Wir geben die ganze Ausgabe für Krieg und Flotte in den Colonien und die Summe, die ſie nach dem Mutterlande ſenden, in runder Zahl in Franken. Das Kriegsamt koſtet ungefähr 55 Millionen Franken, das der Marine 30½ Millionen und Spanien bezieht von ihnen 36 Millionen.

Budget der Colonien für 1860 mit Einſchluß des ſtädtiſchen Budgets.

Cuba.

	Piaſter.	Cent.
Budget der Ausgaben für 1860	29,610,778	88¼
Municipale	2,786,023	23¼
Zuſammen	32,396,802	11½

	Piaſter.	Cent.
Budget der Einnahmen . . .	27,145,422	
Municipale	2,801,101	39
Zuſammen	29,946,523	39

Porto-Rico.

	Piaſter.	Cent.
Budget der Ausgaben . . .	2,857,652	93
Municipale	162,941	59
Zuſammen	3,020,594	52

	Piaſter.	Cent.
Budget der Einnahmen . . .	2,652,356	50
Municipale	162,991	59
Zuſammen	2,815,348	09

Philippinen.

	Piaſter.	Cent.
Budget der Ausgaben . . .	12,266,610	15
Municipale „ . . .	752,389	05⅟₂
Zuſammen	13,018,999	20⅟₂

	Piaſter.	Cent.
Budget der Einnahmen . . .	10,368,646	37
Municipale „ . . .	708,817	06⅟₂
Zuſammen	11,077,463	43⅟₂

Vergleichende Tabelle über die Ausgaben und Einnahmen der Colonien von 1860 bis 1862 in Piaſtern.

Ausgaben.

Colonien.	1860.	1861.	1862.
Cuba	29,610,778	29,581,086	30,946,272
Portorico	2,857,652	2,958,423	3,149,512
Philippinen	12,266,610	12,499,928	12,099,069
St. Domingo	„	„	1,759,332
Zuſammen	44,735,040	45,039,437	47,954,185

Einnahmen.

Colonien.	1860.	1861.	1862.
Cuba	27,145,428	27,109,387	27,752,259
Portorico	2,652,422	2,937,083	2,964,248
Philippinen	10,368,646	10,181,433	10,156,870
St. Domingo	„	„	705,325
Zuſammen	40,166,496	40,227,903	41,578,702
Deficit	4,568,616	4,811,534	6,374,483

Das giebt in 3 Jahren ein Deficit von 82,919,121 Franken. Dies Deficit entſpringt aus der Annectirung St. Domingos und aus der Einmiſchung in Mexico.

Eiſenbahnen auf Cuba.

Kilometer in Betrieb . . .	683
Kilometer im Bau	681

Mehrere andere Linien ſind im Plan und werden veranſchlagt.

Oeffentliche und Privatſchulen im Jahre 1859.

Cuba.

Knabenſchulen,	öffentliche . .	163
„	private . . .	48
	In Allem	211

Mädchenſchulen, öffentliche .	74
„ private . .	34
In Allem	108
Schulen	319

Porto-Rico.

Knabenſchulen, öffentliche . .	74
„ private . . .	7
In Allem	81
Mädchenſchulen, öffentliche . .	28
„ private . .	6
Schulen	115

20.

Unter den Auflagen, welche auf dem beweglichen und unbeweglichen Eigenthum laſten, ſind zwei am drückendſten, die des Zehnten und die der Alcabala (weiter unten werden wir das Weſen dieſer Abgabe erklären). Sie ſind für die Beſteuerten unerträglich läſtig, ohne für die Verwaltung und den Schatz des Staats einträglich zu ſein.

Der Zehnte drückt den Landbeſitz; die großen Beſitzungen, die Zucker-, Kaffeepflanzungen u. ſ. w. zahlen 2½% von dem Nettoertrage und die kleinen Güter 10%. Dies beweiſt hinlänglich, daß der Zehnte nur den nützlichſten Stand drückt, nämlich die Ackerbauer, den ärmſten Stand, der ſich der Bodencultur im Kleinen widmet, während der Reiche, wenn nicht das Ganze, doch einen großen Theil der Abgabe zu umgehen weiß. Dank dem verkehrten Syſtem der Steuererhebung durch Pächter, denen das Recht zu dieſem Amte in öffentlicher Verſteigerung zugeſchlagen wird, oder durch Steuererheber, welche die Regierung ernennt, die dann mit den Beſteuerten eine Art Abonnement einführen und ſich einen ſtarken Antheil davon ausmachen. Natürlich erhält der Reiche durch ſeine Mittel allerlei Erleichterungen, während der Arme unter unerhörten Erpreſſungen leidet. Der Pächter oder Einnehmer, der einerſeits Verpflichtungen gegen den Staatsſchatz eingeht und andrerſeits den mächtigen Reichen fürchtet, mit dem er ſich abfindet, läßt ſeine ganze Strenge auf den Armen fallen.

Und dieſe Auflage bringt keine 700,000 Piaſter jährlich ein. Dies iſt im Verhältniß zu dem unglaublichen Reichthum des Landes ſehr wenig, drückt aber auf den Armen und bringt daher nicht nur wenig ein, ſondern iſt auch ſehr gehäſſig.

Die Alcabala iſt eine noch drückendere Abgabe als der Zehnte, ſie iſt eine Abgabe von 6% vom Nettoertrage der Verkäufe oder des Austauſches von unbeweglichen Gütern und Sklaven; und dazu kommt noch die Alcabalilla, eine andere Auflage von 6%, nämlich von der Alcabala ſelbſt.

Dieſe Statiſtik der Colonien iſt bei weitem nicht vollſtändig. Es fehlen mancherlei Angaben, unter Anderm über die Kinder, welche die Schulen beſuchen, uber die Geiſtlichkeit und die Beamten, über den Verbrauch und den Werth des Grundbeſitzes. Aber ſelbſt in ihrer Mangelhaftigkeit geben ſie eine hinlängliche Vorſtellung von dem Reichthum und der Bedeutung des alten Colonialreiches von Spanien. So weit haben ſie ſich der abſcheulichen Verwaltung, die ſie hemmt, zum Trotz entwickelt.

21.

St. Domingo.

Die Einverleibung St. Domingo's hat alle Welt in Erſtaunen geſetzt. Sie iſt wohl die erſte Colonie, welche nach einer langen, mit Gewalt durchgeſetzten Trennung ſich freiwillig wieder mit dem Mutterlande vereinigt hat. Dieſe wichtige Erſcheinung liegt zu ſehr außerhalb des gewöhnlichen Laufes der Dinge, als daß wir nicht verſuchen ſollten, ſie zu erklären.

Auf St. Domingo, wie in den meiſten ſpaniſchen Colonien, herrſcht ein erbitterter Kampf zwiſchen den verſchiedenen Racen. Entweder beherrſchen die Farbigen die Weißen, oder dieſe erdrücken jene; zwiſchen beiden Extremen giebt es keine Mitte. Die Weißen von ſpaniſchem Urſprunge ſind ſtolz auf ihre Abſtammung von den Eroberern; ſie haben immer gegen die Farbigen gekämpft, die ſie als eine untergeordnete Claſſe betrachten, deren Emancipation aber eine Folge der Revolution gegen das Mutterland war. Auf St. Domingo ſind ſie mehr als anderwärts von den Schwarzen beſiegt worden. Die Urſache davon war die Nähe der Republik oder des Kaiſerthums Haiti. Nach der Erhebung von ſeinem Sturze hat Spanien die Blicke der Einwohner St. Domingo's, die von ſpaniſcher Abſtammung waren, auf ſich gezogen, und weil ſie überzeugt waren, daß ſie von den Schwarzen unterdrückt werden müßten, wenn ſie ihre zweifelhafte Selbſtſtandigkeit beibehielten, haben ſie es vorgezogen, dieſe der Hoffnung aufzuopfern, ihre Gegner unter dem Schutz des ehemaligen Mutterlandes zu beherrſchen. Es läßt ſich nicht leugnen, daß Spanien ihnen dabei machtig unter die Arme gegriffen und daß es durch ſeinen moraliſchen Einfluß und andere Mittel ihren Entſchluß zur

Reiſe gebracht hat; aber die wahre Urſache des Rückfalls iſt die von uns angegebene. Der Beſitz dieſer Inſel iſt für den Krieg und für den Handel von Bedeutung. Dieſer Erwerb giebt Spanien eine Bodenfläche von mehrern tauſend Q.-Kilometern und eine Bevölkerung von 350,000 Einwohnern, aber in einem ſo kläglichen Zuſtande, daß St. Domingo noch lange eine Bürde für den Staatsſchatz von Cuba und Portorico ſein wird, wie es Fernando-Poo iſt. Auf der andern Seite kann die ſpaniſche Regierung weder die Sklaverei wieder herſtellen, noch eine Verwaltung wie in Cuba und Portorico einſetzen. Die Dominikaner ſind daran gewöhnt, ihre Ayuntamientos zu ernennen und ſich ſelbſt zu verwalten; der Unterſchied der beiden Syſteme iſt zu ſchneidend, als daß ſie bei einer ſolchen Nähe dieſer Beſitzungen lange ſo fortgeführt werden könnten.

Dreiundzwanzigſtes Capitel.

Die Preſſe. — Zahl der Journale. — Ihre Eintheilung nach Parteien. — Zahl der Abnehmer. — Geiſtige Entwickelung. — Folgen der Revolution. — Quintana. — Gallardo. — Reinoſo. — Florez Eſtrada. — Romantiker und Claſſiker. — 1818. — Fortſchritt in den Wiſſenſchaften. — Erfindung von Monturiol. — L'Ictineo. — Unterſeeiſche Fahrzeuge.

1.

Die ſpaniſche Preſſe iſt bei weitem nicht, was ſie ſein ſollte, nicht einmal in Hinſicht der Zahl ihrer Zeitungen. Dieſe verhältnißmäßige Verkümmerung entſpringt aus verſchiedenen Urſachen. Es giebt keine Preßfreiheit und das Geſetz legt der Veröffentlichung von Journalen alle möglichen Hinderniſſe in den Weg. Um in Madrid und den übrigen Hauptſtädten eine Zeitung zu gründen, muß man die Genehmigung der Regierung haben und eine Caution von 79,000 Franken leiſten (in den Städten zweiten Ranges ſind es nur 52,000 Franken) und einen verantwortlichen Herausgeber ſtellen, der 525 Franken directer Abgaben zahlt.

Die Cenſur iſt für religiöſe und politiſche Dinge im Schwange, obgleich die Verfaſſung ſie ausdrücklich verbietet. Die Regierung hat das Recht, die Veröffentlichung einer Zeitung zu unterbrechen. Alle Artikel müſſen unterzeichnet werden. Zu dieſen Schwierigkeiten kommt noch der hohe Preis des Papieres, es iſt 25% theurer als in Frankreich. Die Zeitung zahlt, außer der Abgabe von der Druckerei, noch ihre eigne Abgabe als induſtrielles Unternehmen.

Der Dienſt der Poſten iſt unregelmäßig und erſt ſeit Kurzem richtet ſich eine tägliche Vertheilung über alle Provinzen ein. Die Zahlungen ſind ſchwer einzuziehen, vornehmlich in den kleinen Ortſchaften, wo es an Handels- und Wechſelverkehr fehlt. Der öffentliche Verkauf der Blätter auf der Straße iſt nicht frei, er hängt von dem guten Willen der Ortsobrigkeit ab, und es begreift ſich leicht, daß die miniſteriellen Zeitungen den Alleinhandel auf der Straße inne haben. Und trotz aller dieſer Schwierigkeiten hat dennoch die Preſſe in Spanien tiefe Wurzeln geſchlagen und iſt dort eine öffentliche Nothwendigkeit geworden.

2.

Folgendes iſt die Zahl und Stellung der Zeitungen, die in Spanien herauskommen.

Zu Madrid und in Neu-Caſtilien	58
In Catalonien	23
In Andaluſien	18
In Granada	10
In Valencia und Murcia	24
In Aragonien	5
In Valladolid und Burgos	9
In Aſturien und Galicien	8
In den baskiſchen Provinzen und Navarra	5
Auf den baleariſchen Inſeln	4
Auf den canariſchen Inſeln	2
In Eſtremadura	3
Zuſammen	169
Officielle Zeitungen der Regierung zu Madrid und in den Provinzen	58
Officielle Blätter der Biſchöfe	52
Alle zuſammen	279

Von dieſen 279 Zeitungen ſind 62 tägliche und politiſche, 52 ſind religiöſe und gehören den Biſchöfen; 58 gehören der Regierung; die übrigen 93 handeln von politiſcher Oekonomie, Medizin, Pharmazie, Litteratur, Wiſſenſchaften, Ackerbau, Creditweſen u. ſ. w.

Die 62 politiſchen Zeitungen haben ohngefähr 124,000 Abnehmer. Dies iſt ein geringer Anſchlag. Die 52 religiöſen Zeitungen haben 16,000 und die 58 Regierungsblätter 35,000 Abnehmer. Die nichtpolitiſchen Journale und Revüen haben 55,000. Die Geſammtſumme aller Abnehmer dieſer Journale beträgt alſo 250,000, und es kommt im Verhältniß zu der Bevölkerung ein Abnehmer auf 64 Köpfe.

Von den 130 Journalen, welche nicht durch die Regierung veröffentlicht werden, erſcheinen 62 in den Seehäfen, ſo ſehr ſind die Provinzen des Innern in dieſer Hinſicht zurück; denn da Madrid 38 hat, ſo bleiben nur 19 Journale für die ackerbautreibenden und induſtriellen Mittelpunkte des Innern. Wenn wir die Zahl der Abnehmer angeben könnten, würde der Abſtand noch größer erſcheinen. Die vorhergehenden und die folgenden Zahlen, welche wir hier zu geben haben, ſind nicht vollkommen genau, kommen aber der Wirklichkeit ſehr nahe und beruhen eher auf Unterſchätzung als auf Ueberſchätzung derſelben.

3.

Die Zahl der Arbeiter, die beim Satz und Druck der Zeitungen beſchäftigt ſind, beträgt ungefähr 15,000, und das übrige Perſonal von den Redacteuren und Correſpondenten bis auf die Austräger und Vertheiler beläuft ſich auf 3500. Die Abgabe, welche dieſe Zeitungen zahlen, und ſie haben alle zu zahlen, ſelbſt die monatlichen Revüen für 50 Cent., beträgt 100,000 Franken des Jahres.

Die monatliche Vorausbezahlung auf tägliche Zeitungen beträgt 1 Frank 10 Cent. bis 5 Franken 30 Cent., auf andere 60 Cent. bis 3 Franken 20 Cent. Die 250,000 Abnehmer zahlen monatlich 400,000 Franken, macht jährlich etwa 5 Millionen.

Die geringſte Abnehmerzahl der jetzt erſcheinenden Zeitungen iſt 250, die größte 23,000. Das verbrauchte Papier beträgt 450 Ries per Tag zu einem Werthe von 4500 bis 5000 Franken. Dies giebt annäherungsweiſe einen jährlichen Papierverbrauch, der 1,800,000 Franken ausmacht.

4.

Dieſe Lage der Preſſe iſt ohne Zweifel eine glänzende im Vergleich zu der von 1830. In keinem Zweige der Induſtrie iſt der Fortſchritt ein ſo reißender geweſen; wenn man aber an die Entwickelung denkt, welche die Preſſe nehmen würde, wenn ſie frei wäre und nicht die enormen Einfuhrzölle den Papierfabriken ein Monopol gewährten, wodurch die Unternehmer von Zeitungen gegenwärtig in die Lage gebracht ſind, daß ſie das nöthige Papier oft zu keinem Preiſe erlangen können, ſo kann man ohne Uebertreibung verſichern, daß die angegebenen Zahlen nicht den dritten Theil von dem ausdrücken, was ſie nach Beſeitigung aller dieſer Hinderniſſe ſein würden. Ich brauche nur anzuführen, daß der öffentliche Verkauf von Zeitungen in den Straßen Madrids und der großen Städte, als dieſer Verkauf in den Jahren von 1854 bis 1856 verhältnißmäßig frei war, ſich auf 20,000 Exemplare per Tag belief und daß die Anzahl der Zeitungen um 30% höher war als gegenwärtig.

Es iſt jetzt (1862) ein Geſetz zur Reform dieſer Preßzuſtände bei den Cortes in Erörterung und wird wahrſcheinlich nächſtens in Wirkſamkeit treten.

5.

Folgendes iſt die Eintheilung der Zeitungen nach ihrer Geſinnung und den politiſchen Parteien, welche ſie vertreten. In Spanien wie in Frankreich ſchließt das Geſetz die republikaniſch-ſocialiſtiſche Partei aus; ſie iſt die einzige, die ſeit 1856 kein Organ hat.

Claſſification der Preſſe von Madrid nach den verſchiedenen politiſchen Parteien.

Miniſterielle Preſſe.

	Zahl der Zeitungen.	Zahl der Abonnenten.
El Constitutionnal . .	6	39,000
La Epoca		
Le Diario Espagnol .		
La Verdad		
La Correspondencia .		
La Gazeta official . .		

Neukatholiſche Oppoſition.

La Espana	4	13,000
El Pensamiento Espanol		
La Regeneracion . .		
La Esperanza . . .		

Gemäßigte Oppoſition (die Moderados).

	Zeitungen.	Abonnenten.
El Reino	5	6,000
El Contemporaneo .		
La Cronica		
La Verdad		
La Cronica de ambos-mundos		

Progreſſiſtiſche Oppoſition.

	Zeitungen	Abonnenten.
El Clamor publico . .	3	15,000
Novedades		
Iberia		

Demokratiſche Oppoſition.

	Zeitungen.	Abonnenten.
La Discusion . . .	2	6,000
El Pueblo		

Der größte Theil der Abnehmer ſind Anhänger der Zeitung, die ſie halten; eine gewiſſe Anzahl Abnehmer kann man aber neutrale nennen, ſo die öffentlichen Anſtalten, Caſinos, Erholungsgeſellſchaften und Kaffeehäuſer, die jeder der bedeutenden Zeitungen etwa 1000 Abnehmer zuführen. Die Preſſe in Spanien hat wie in allen conſtitutionellen Ländern und vielleicht ſogar in einem höhern Grade allen Parteien eine Menge Politiker erzogen.

6.

Nachdem wir von der materiellen Entwicklung der Preſſe geſprochen haben, ſcheint es uns wichtig zu ſein, nun auch eine Vorſtellung davon zu geben, wie ſie die geiſtige Entwickelung befördert hat. Es fällt gleich in die Augen, daß dieſe Entwickelung ſeit dem goldnen Zeitalter unſerer Literatur niemals ſo bedeutend geweſen iſt wie ſeit dem Anfange unſerer Revolution, wo die neuen Ideen wie eine Art Sauerteig den Geiſt in Gährung ſetzten.

Mit dieſer ruhmvollen Zeit der Wiedergeburt ſtehen die Namen Quintana und Gallardo in Verbindung. Der erſte von ihnen, einer der ausgezeichnetſten Dichter, welcher das Herz der Spanier durch ſeine Begeiſterung und die männliche Kraft ſeiner Verſe bewegt, beſang die Buchdruckerkunſt und ſchrieb die Geſchichte unſerer berühmten Männer. Er wurde von dem dankbaren Spanier in ſeinem Alter gekrönt. Der zweite, die mächtigſte Verkörperung des Voltaire'ſchen Geiſtes in Spanien, iſt einer unſerer beſten Proſaiker, ein gründlicher Kritiker, ein guter Bibliograph und ein furchtbarer Satiriker ohne Gleichen. Sein Wörterbuch Critico burlesco iſt in ganz Europa bekannt; ſeine Apologia de los patos el criticon und viele andere Meiſterwerke ſind Muſter, die Jeder kennen lernen muß, der ſich unterrichten will, wie weit der Reichthum und die Anmuth der ſpaniſchen Sprache reichen.

Zu derſelben Zeit blühten in der Literatur Felix Amat, ein Kirchenhiſtoriker, dann Felix José de Reinoſo, den Liſta den größten batiſchen Dichter nannte, und Juan Battiſta Arriaga, den Maury in ſeiner Geſchichte der politiſchen Oekonomie ſo ſehr gelobt hat, der berühmte Florez Eſtrada, ein Nationalökonom aus der liberalen Schule, Verfaſſer verſchiedener Werke, vornehmlich durch ſeinen vortrefflichen Curſus der politiſchen Oekonomie bekannt und ausgezeichnet durch ſeine Behandlung des Steuerweſens in Spanien, der Zehnten- und Majoratsfrage, ebenſo ſehr aber auch durch die Neuheit und Originalität ſeiner Gedanken. In der Geſchichte zeichnete ſich der Graf Toreno aus; er hat eine Geſchichte des Unabhängigkeitskrieges geſchrieben, die als ein Nationaldenkmal betrachtet wird. Martinez de la Roſa, ein Staatsmann aus dieſer Zeit, zeichnete ſich aus durch ſeine Beredſamkeit, durch ſeine lyriſchen und dramatiſchen Gedichte und durch ſein Werk: Der Geiſt des Jahrhunderts. Endlich führen wir noch Tapia an, der die Geſchichte der ſpaniſchen Civiliſation geſchrieben hat.

7.

Als die abſolutiſtiſche Rückbewegung mit dem Tode Ferdinand's VII. aufhörte, trat eine viel größere Zahl ausgezeichneter Talente aller Art in die Schranken. Es entſpann ſich ein Streit zwiſchen den Claſſikern und den Romantikern. Die Erſteren waren für die Nationalliteratur, die Letztern für die des Auslandes. Aber es iſt eine ſeltſame Erſcheinung, faſt alle unſere claſſiſchen Schriftſteller wurden Skeptiker, während die meiſten Romantiker ſich zum Katholicismus bekehrten. Espronceda und Larra ſtarben jung und ehe ſie ſich umwandeln konnten. Aber wer findet nicht in dem Selbſtmorde des Einen und in dem verzweifelten Ausruf des Andern:

Malditos treinta años
Funesta edad de amargos desengaños.

d. h.: Verflucht ſeien dieſe dreißig Jahre, dies verhängnißvolle Zeitalter bittrer Enttäuſchungen! — wer, ſieht hieraus nicht, daß ſie keinen Glauben an die Zukunft hatten?

Der Herzog von Rivas, Verfaſſer des Don Alvaro oder La Fuerza del sino und des Moro exposito, iſt jetzt Neukatholik; Zarate, der Verfaſſer des Carlos II., widerruft, was er dort geſchrieben, in den letzten Jahren ſeines Lebens, und Zorrilla, der zuerſt die Revolution und den Genius beſungen hat, beſingt jetzt die Jungfrau und die Heiligen. Garcia Gutierrez und Lopez Ayala, zwei dramatiſche Schriftſteller, ſind die Einzigen, die auf dem Wege beharren, auf dem ſie ihre erſten Schritte gethan.

Aus der claſſiſchen Schule führen wir an: Breton de los Herreros, den Verfaſſer der Marcela und von noch etwa 140 andern Theaterſtücken, die ihm einen Ruf ohne Gleichen errungen haben; ferner Meſonero Romanos, der ſich in Sittenſchilderungen auszeichnet; ſodann Clemencin in Rhetorik und beredtem Stil; ferner Fernando Caballero, ausgezeichnet durch ſeine Zeichnungen volksthümlicher Scenen; ſodann die berühmte Gertrudes de Avellaneda, Verfaſſerin von Dramen und Romanen, und endlich die Maſanes, Celis, Zapata, Coronado und andere Schriftſtellerinnen, die verſchiedene Arten von Dichtung und Proſa veröffentlicht.

8.

Mit dem Jahr 1848 beginnt eine neue Epoche in der Geſchichte des ſpaniſchen Geiſtes. Die ſociale Wiſſenſchaft dringt in die Literatur ein, und wir ſehen alle ausgezeichneten Männer, welche die Sache der Revolution zu der ihrigen gemacht haben, damit beſchäftigt, ſich die neue, die ſociale Entwickelung verſtandlich zu machen und kleine Broſchüren oder philoſophiſche Abhandlungen in dramatiſcher oder Romanform zu verfaſſen. Die Kunſt geht nicht mehr blos darauf aus zu gefallen, ſondern auch die Zuſtände der Menſchen zu verbeſſern. Dieſe Richtung verfolgt d'Aiguals de Izco, der Verfaſſer der „Maria“, ferner der fruchtbare Romanzendichter Juan de Dios de Mora, Verfaſſer der Tempelherren; dann Emilio Caſtelar, der ein Gedicht verfaßt hat, welches la Redencion del esclavo heißt. Eine Menge anderer junger Schriftſteller von Talent haben die nämliche Richtung verfolgt.

Am merkwürdigſten iſt aber für unſere Zeit, daß eine große Anzahl Schriftſteller die ſocialen Fragen kühn aufwerfen und zu löſen ſuchen. Sie haben ſich mit ihrer Vertheidigung der Sache des Fortſchritts einen Namen in Spanien gemacht; wir können unter Andern Sixto Camara nennen; er wurde ein Opfer des republikaniſchen Aufſtandes von Sevilla und iſt der Verfaſſer des El espiritu moderno und la Cuestion social. Pi y Margall ſchrieb la Reaccion y la Revolucion und la Historia de la pintura. Dieſe hat ihm die Ehre eingetragen, von der Mehrzahl der ſpaniſchen Biſchöfe excommunicirt zu werden. Roque Barcia ſchrieb la Cuestion pontificia del caton politico und la Verdad y la burla social. Calixto Bernal iſt der Verfaſſer des vortrefflichen Werkes Teoria de la autoridad aplicada a las naciones modernas.

Gegen dieſe neue Richtung hatte ſich in zwei großen Vertretern auf dem Boden der Wiſſenſchaft und in zwei andern auf dem der

Poeſie die Reaction eingeſtellt. Die beiden erſten ſind Balmes und Donoſo-Cortes, die beiden letztern der Dichter Trueba und Fernan Caballero, von denen wir ſchon geſprochen haben.

Die eklektiſche Schule hat unter Andern drei verdienſtvolle Geſchichtſchreiber hervorgebracht: Alcala Galiano, Modeſto Lafuente und Ferrer del Rio.

In der literariſch-philoſophiſchen Kritik können wir Diaz Benjumea, den Verfaſſer der Comentarios filosoficos del Quijote nennen, und wenn ein unbeſtrittner Beweis über die Vortheile, welche die ſpaniſche Literatur der Freiheit verdankt, erforderlich wäre, ſo brauchte man nur zu bemerken, daß der erſte Roman in der Welt nicht eher verſtanden worden iſt, als bis er vom philoſophiſchen und ſocialen Geſichtspunkt aus erörtert worden war.

In der Ethik zeichnet ſich Inez Sarmiento aus; er iſt ein gelehrter Juriſt, Philoſoph und Mathematiker; ſeine Themis iſt ein glänzendes Buch.

In der Statiſtik haben wir Pascual Madoz, Fermin Caballero und Ramirez Arcas. Sie haben Handbücher und Wörterbücher geſchrieben. Der Rechtsgelehrte Maſſa Sanguineti iſt Verfaſſer des Dictionario juridico.

In der Anwendung der Naturwiſſenſchaften hat Spanien ſeinen Beitrag geleiſtet durch die Erfindung der unterſeeiſchen Fahrzeuge, die in ihrer Wichtigkeit der Erfindung der Gasbeleuchtung, der elektriſchen Telegraphen und anderer Neuerungen, worauf unſere Zeit ſo ſtolz iſt, nichts nachgiebt. Dieſe Aufgabe, unterm Waſſerſpiegel hinzufahren, hat Narciſo Monturiol gelöſt. Er hat ein Fahrzeug in Form eines Fiſches gebaut, das er Ictineo nennt, und damit ſchon 54 öffentliche glückliche Verſuche angeſtellt; er iſt nach Belieben untergetaucht und wieder emporgeſtiegen und unterm Waſſerſpiegel nach allen vorher angegebenen Richtungen mit mathematiſcher Genauigkeit hingefahren. Dieſe Erfindung ſchließt die Löſung verſchiedener Probleme in ſich, — das Athmen ohne mit der Atmoſphäre in Zuſammenhang zu ſtehen, den Widerſtand gegen den Druck nach allen Seiten und andere ebenſo wichtige. Kaum iſt man im Stande, ſich die ganze Bedeutung dieſer wunderbaren Entdeckung auszumalen. Ueber die Hälfte der Erdkugel iſt mit Waſſer bedeckt, kann von nun aber der Forſchung der Wiſſenſchaft und den Unternehmungen der Induſtrie eröffnet werden; und im Seekriege wird die unterſeeiſche Schiffahrt eine größere Revolution hervorbringen als die Dampfer und die Panzerſchiffe. Der Ictineo wird all ihre Vertheidigungsmittel unnütz machen und die Schiffe vom Kiel aus angreifen. Man hat in Spanien eine Nationalſubſcription eröffnet, um Monturiol für ſeine Erfindung zu belohnen, und die Regierung hat ſoeben durch eine eigne Verordnung die Staatsarſenale zu ſeiner Verfügung geſtellt und ihm die Mittel angewieſen, deren er zum Bau eines Ictineo*) im großen Maßſtabe bedarf.

So haben die Freiheit und die Reformen Spanien vorwärts gebracht; und wir können in unſerer Zeit eine viel größere Menge von Männern aufweiſen, die ſich in Wiſſenſchaft und Literatur ausgezeichnet, als Spanien in einer dreimal längeren Zeit unter dem Despotismus und der Inquiſition hervorgebracht.

Vierundzwanzigſtes Capitel.

Politiſche Lage im Jahre 1862. — O'Donnell. — Einfluß des heiligen Stuhls auf die Regierung. — Auswärtige Politik in Italien, — in Mexiko. — Reactionäre Politik im Innern.

1.

Die Verhältniſſe, unter denen O'Donnell 1858 zur Gewalt kam, waren für ihn äußerſt günſtig. Er trat als Wiederherſteller der rein conſtitutionellen Regierung auf. Die Unione liberale beſtand aus Leuten, die den verſchiedenen conſtitutionellen Fractionen abtrünnig geworden waren; dadurch wurden natürlich dieſe Fractionen geſchwächt und hatten außerdem gar keinen Grund, O'Donnell, der ihre Ideen verwirklichen wollte, entgegen zu ſein. Für die Monarchiſten war O'Donnell der Mann, der die Revolution aufhielt; und für die Liberalen wurde er der Retter des Repräſentativſyſtems.

O'Donnell war erſt kurze Zeit im Amte, als der Krieg mit Marokko ihm eine reiche Quelle der Volksgunſt eröffnete. Die gewaltigen Mittel, welche die Revolution von 1854 erzeugt hatte, erlaubten ihm, die öffentliche Meinung durch großartige und nützliche Staatsbauten und durch Vermehrung der Kriegsflotte zu befriedigen; die Leichtigkeit, womit die republikaniſche Bewegung Andaluſiens, Alicante's und Eſtremadura's, die carliſtiſche Verſchwörung von San Carlos de la Rapita und die Bewegung von Loja im Jahre 1861 unterdrückt wurden, hätten ſeine Macht befeſtigen ſollen; und dennoch haben die verhängnißvollen Verhältniſſe, die den Thron umgeben, dergeſtalt auf ihm gelaſtet, daß ſie ihm alle dieſe Vortheile zerſtört haben.

---

*) Ichthyneos, Fiſchboot, Fiſchhülle.

Er hat ſich nur dadurch im Amt erhalten können, daß er ſich zum Werkzeug der Neukatholiken gemacht, die durch die Königin auf ihn wirken. Auf die Königin aber wirken ihr Beichtvater, der Pater Claret, und die Nonne Patrocinio; die Erzbiſchöfe von Saragoſſa und Toledo, alte Anhänger von Don Carlos, lenken Claret und die Nonne Patrocinio; die beiden Erzbiſchöfe endlich gehorchen den Weiſungen von Rom. So alſo regiert nicht O'Donnell Spanien, ſondern, bis auf einen gewiſſen Punkt, der Papſt und die Cardinäle. Dieſe Politik iſt nun zwar ohnmächtig geweſen; die öffentliche Meinung und die Haltung der Weſtmächte haben ſie lahm gelegt; aber in Allem, was ſie unternommen, in allen ihren Schritten hat ſie nach Kräften ihre Vorliebe für den römiſchen und neapolitaniſchen Abſolutismus an den Tag gelegt. Statt eine volksthümliche Politik zu befolgen, welche die Volksvertretung und die Unabhängigkeit Italiens begünſtigt haben würde, haben dieſe Regenten Spaniens, wie zur Zeit des Despotismus, eine Familienpolitik befolgt, welche es mit der Herzogin von Parma und der Dynaſtie von Neapel hielt, trotzdem daß Neapel die Carliſten unterſtützt und ſich lange beſonnen hatte, die Rechte Iſabella's II. anzuerkennen. Geſunder Menſchenverſtand und Vernunft riethen, Piemont zu unterſtützen in der Erkämpfung der Unabhängigkeit Italiens und in der Ausdehnung des conſtitutionellen Syſtems. Hätte Spanien 1859 50,000 Mann nach Piemont ſchicken wollen, ſo wäre ihm das leichter geweſen, als es ihm 1849 wurde, dem Papſt 10,000 Mann zu ſchicken. Hätte Spanien mit Italien ein Schutz- und Trutzbündniß geſchloſſen, ſo hätte es dadurch Napoleon's Einfluß auf Italien vermindert, es hätte Italiens Unabhängigkeit ſichern helfen und dadurch zugleich ſeine eigne gegen dieſen drohenden Nachbar gewahrt, den Einzigen, von dem Italien und Spanien für die Sicherheit ihrer Grenzen etwas zu fürchten haben.

Dieſe Politik würde bei den Italienern großen Beifall gefunden haben, denn ſie hätte ihre Macht im Kampfe gegen Oeſterreich vermehrt und ihnen dennoch keine Gefahr für ihre Unabhängigkeit durch die Spanier zubereitet, wie ſie dieſe immer von Seiten der Franzoſen zu fürchten haben. Und dies wäre nicht etwa eine revolutionäre Politik geweſen, denn hätte Oeſtreich geſiegt, ſo war der Sturz des Kaiſerreichs in Frankreich und eine Herſtellung der Republik oder Heinrich's V. wahrſcheinlich, und in Spanien hätte die Dynaſtie und das Repräſentativſyſtem ſich gegen eine Revolution oder eine carliſtiſche Reaction nicht halten können. So war dieſe Politik in Wahrheit eine Sache der Dynaſtie, die ſich durch die entgegengeſetzte Haltung die öffentliche Meinung in Frankreich, in Italien, ja in Spanien ſelbſt entfremdet hat.

Die Politik der ſpaniſchen Regierung in Amerika iſt nun noch entſchiedner reactionär geweſen als die in Europa, wo ihr Frankreich und England im Wege waren, um ganz nach Herzensluſt vorzugehen. Das ſpaniſche Element in den vormaligen Colonien, in Mexico und faſt in allen ſüdamerikaniſchen Republiken wird, wie wir dies in dem Abſchnitt über die Colonien angedeutet, durch den Großhandel und die katholiſche Geiſtlichkeit vertreten und iſt reactionär; hätte ſich alſo Spanien früher von ſeinem Verfall erholt, ſo würden die alten Parteien der vormaligen Colonien den Verſuch gewagt haben, ſich noch einmal unter dem ſpaniſchen Banner zu ſammeln, um es gegen die demokratiſche Partei zu vertheidigen. Der Bürgerkrieg in den Vereinigten Staaten und der rückläufige Geiſt der ſpaniſchen Politik haben endlich dieſe Bewegung der Annexation zur Blüthe gebracht und ſchon die Rückkehr St. Domingo's unter ſpaniſche Herrſchaft und die europäiſche Einmiſchung in Mexico zu Wege gebracht. Dieſe Einmiſchung iſt eingegeben worden durch das Bedürfniß der mexicaniſchen Geiſtlichkeit, ſich an der ſpaniſchen Reaction eine Stütze und einen Anhalt zu verſchaffen.

Die Beweggründe, die Spanien und Frankreich vorgaben, ſollten nur dazu dienen, England mit fortzureißen und ſo der Verſchwörung gegen die mexicaniſche Republik einen Anſtrich von Rechtmäßigkeit zu geben *). Die mexicaniſchen und ſpaniſchen Reactionäre wollten

---

*) Haben ſich ſogar die ſpaniſchen Royaliſten der mexicaniſchen Expedition widerſetzen müſſen! Die Welt fängt an, ganz verkehrt herum zu gehen und die unſchuldige Iſabella zu einer Gegnerin des weiſen oder, wie man bisher ſagte, des ſchlauen Kaiſers aller Franzoſen zu machen! Mexico iſt in einem gräulichen Zuſtande — für die franzöſiſche wohlwollende Expedition ein wahres Rußland im Süden. Hätte man auch ſolche Thorheit erwarten ſollen! Nach Briefen aus Cuba, die natürlich nicht an die pariſer Oeffentlichkeit gelangen, mußte General Forey, um vorzurücken — und er rückt nun ſchon eine geraume Zeit vor — ſeine Transportmittel zu Lande verdreifachen. Die Herren entdecken jetzt erſt, daß ſie

Napoleon III. als ihr Werkzeug benutzen, um ihren Sieg leichter und ſicherer zu machen; als ſie aber ſahen, daß er ſich den Löwenantheil vorbehalten wollte, verließen ſie ihn; daher die kritiſche Lage der franzöſiſchen Armee und die Auflöſung der Prieſterpartei. Den Fremden gegenüber hat ſich die am meiſten vom Patriotismus beſeelte und am wenigſten verderbte Partei der Conſervativen an Juarez' Regierung angeſchloſſen; eine andere Fraction, und dieſe iſt die zahlreichſte, mit den Expräſidenten Zuloaga und Miramon an der Spitze, haben das Schlachtfeld verlaſſen; dadurch iſt Almonte, der einzige Verbündete, der dem Kaiſer der Franzoſen übrig geblieben iſt, ohnmächtig geworden. Napoleon III. hat ſich über den wahren Geiſt der mexicaniſchen Reactionäre getäuſcht. Dieſe Partei iſt faſt ganz und gar aus alten und neuen ſpaniſchen Elementen zuſammengeſetzt, aus Mönchen und Carliſten, die nach den Bürgerkriegen aus der Halbinſel vertrieben wurden und ihren Haß gegen Alles, was den franzöſiſchen Namen trägt, nicht abgelegt haben, denn dieſer Name

---

nicht zur See nach Mexico gelangen können, wie Shakeſpeare in den Beiden Veroneſern von Mantua nach Mailand. — Die Expedition der Vereinigten Staaten im Jahre 1847 brauchte 1500 Wagen für eine Armee von 11,000 Mann, und der General Forey hat erſt 3 oder höchſtens 400 für ſeine 60,000 Befreier. Nun wollen ihm dieſe Mexicaner keine Wagen machen, auch keine Mauleſel anſchaffen, ſo erbaut ſie auch von dem beglückenden Einfall der Franzoſen in ihr Land ſein mögen. Der General Forey iſt daher, wie dies auch der Moniteur und die nordamerikaniſchen Blätter zugeben, einigermaßen in Verlegenheit. Es koſtet enormes Geld, auch nur das elendeſte Fuhrwerk zu erlangen. In Cuba und in den Vereinigten Staaten hat er für fabelhafte Summen Wagen und — Eſel aufgekauft. Zuletzt — das leidet keinen Zweifel — kann der Kaiſer namentlich die letzteren in Maſſe von Frankreich hinüberſenden; aber darüber wird die kühle Jahreszeit am Ende verſtreichen, und die neuen Ankömmlinge, ohne acclimatiſirt zu ſein, in der Hitze nach Mexico ziehen müſſen. Der General Forey hat immer von neuem anzufangen, daher iſt er ſo lange auf dem Wege — nach Puebla. Ohne Zweifel wird er, nach Aufwendung von Hunderten von Millionen — Frankreich kann ſeinen Ruhm bezahlen! — und nach dem Verluſt von vielen, vielen Tauſenden an Menſchen und Mauleſeln in Puebla angelangt ſein, wenn dies Buch gedruckt iſt.

Wie hat ſich aber der ſchlaue Kaiſer und der ſparſame Fould von Almonte und dem mexicaniſchen Bankſchwindler, deſſen Correſpondenz Juarez ſo unbeſcheiden veröffentlicht hat, ſo in die Dinte führen laſſen können? Es iſt nicht unbedeutend, daß Herr Seward in Waſhington nicht an die beglückenden Folgen dieſer Reiſe nach Mexico mit Hinderniſſen aber „ohne Kriegserklärung" glauben will.

Der Neffe wie der Onkel müſſen ſich über den Geiſt und die Wege der Spanier täuſchen, der Eine in der alten, der Andere in der neuen Welt! Wohin werden dieſe ſchlechten Wege noch führen?

gilt ihnen gleich mit Revolution. Der Rückzug der ſpaniſchen Armee hat die Franzoſen iſolirt und alle Hoffnungen der reactionären Partei zerſtört, die mexicaniſche Demokratie hingegen nur feſter begründet, indem ſie dieſelbe mit den Principien und Gefühlen der nationalen Unabhängigkeit identificirt hat.

Nach dem Bericht der franzöſiſchen Zeitungen wäre die mexicaniſche Artillerie in dem Gefecht bei Guadalupe vom 5. Mai durch Deſerteure von der Armee des Generals Prim bedient worden, und der Admiral Rubalcava, der die ſpaniſche Flotte im Golf von Mexico commandirte, hat eingeſtanden, daß die ſpaniſche Armee wirklich 600 Fahnenflüchtige gehabt. Nach unſern Nachrichten waren es mindeſtens 1000, alſo der 7. Theil der ganzen ſpaniſchen Armee. Die Erklärung dieſer Thatſache findet ſich zuvörderſt in den eigenthümlichen Elementen, welche die ſpaniſche Beſatzung der Antillen ausmachen. Die ſpaniſche Regierung ſchickt den revolutionärſten Theil der Armee nach den Colonien, um ihn loszuwerden, und dort geht der liberale Geiſt in das Nationalgefühl auf. Endlich hat der ſpaniſche Soldat einen angeerbten Widerwillen gegen den franzöſiſchen, den er als ſeinen natürlichen Feind betrachtet. Dieſe beiden Richtungen der Stimmung in der Armee haben ſich durch große Deſertionen gezeigt, ſobald ſich die franzöſiſche und die ſpaniſche Politik veruneinigte. Und ſo iſt es klar, der Geiſt dieſer Soldaten mußte auf die Entſchließung des Generals Prim, Mexico unmittelbar zu verlaſſen, Einfluß haben. Man ſieht, die Politik der ſpaniſchen Regierung hat in dieſer abenteuerlichen Unternehmung gerade das Gegentheil von dem hervorgebracht, was ſie leiſten ſollte.

Eine andere Folge dieſes Rückzugs iſt geweſen, den Haß der nordamerikaniſchen Republik auf die franzöſiſche Regierung zu lenken und eine freundliche Geſinnung gegen die Spanier zu erwecken. Dieſe Thatſachen ſollten die Regierung von Madrid darüber aufklären, welchen Weg ſie in ihren Beziehungen zu Amerika verfolgen müſſe. Nicht nur aus Princip, ſondern um ihre überſeeiſchen Provinzen zu behaupten, ſollte ſie in ihren ehemaligen Colonien als Beſchützerin der Freiheit auftreten.

Die mächtigſte Vertheidigungswaffe in den Colonien gegen die Eroberungspolitik der Vereinigten Staaten würde die Abſchaffung der Sklaverei und die Einführung politiſcher Freiheit auf den Inſeln im mexicaniſchen Meerbuſen ſein. Dabei müßte die Regierung auch noch die Leitung in der Bildung einer großen Verbündung aller amerikaniſchen Völker von ſpaniſchem Urſprunge in die Hand nehmen.

3.

O'Donnell's Politik im Innern iſt ebenſo reactionär geweſen wie im Aeußern. Er hat die Geſetze von Narvaez und Nocedal beibehalten, er hat den wachſenden Einfluß der Geiſtlichkeit begünſtigt, und es iſt ihm gelungen, Zwietracht und Streit unter die bedeutendſten Mitglieder der Unione liberale zu ſäen. Er hat die Anhänglichkeit des Volks durch die kalte Grauſamkeit verſcherzt, womit er die Republikaner, die ſich 1859 und 1861 erhoben, hat hinwürgen laſſen; ſein afrikaniſcher Ruhmesglanz hat ſich in den Augen des Volks verdunkelt, ſeit es ihn mit der Kerze in der Hand den Proceſſionen der Nonne Patrocinio folgen ſieht; und das Ausbleiben aller materiellen Vortheile nach den großen Menſchen- und Geldopfern in Marokko hat ihn vollends um ſein Anſehen gebracht; denn wenn der afrikaniſche Krieg der Welt bewieſen hat, daß Spanien eine gut ausgerüſtete und tapfere Armee mit den nöthigen Mitteln zu einem auswärtigen Kriege beſitzt, ſo verdankt es dies den Reformen, welche die Revolution eingeführt hat, und nicht dem Marſchall O'Donnell.

Das Zuſammenwirken aller dieſer Verhältniſſe hat ſeinen Einfluß ſo ſehr geſchwächt, daß gegenwärtig nicht mehr er, ſondern Poſada Herrera, der Miniſter des Innern, die Seele der Regierung iſt. Er konnte ſich auf Nichts ſtützen, als daß die Königin ihn, den Vertreter des wahrhaft conſtitutionellen Syſtems gegen die Neukatholiken, annehmen mußte. Sobald er nun mit den rückläufigen Anmaßungen der Königin ein Abkommen eingeht, hat er keine Macht mehr und kann noch einmal durch Narvaez erſetzt werden, wie dies ſchon 1856 geſchah.

Dies macht die politiſche Lage in Spanien bedenklich; denn ein offen freiſinniges Miniſterium, welches der Mittelclaſſe genügen und ſie mit dem Throne vereinigen würde, hat niemals beſtanden und wird nie mit Treu und Glauben von der Königin angenommen werden. Daher die kleinen Kämpfe und Zerwürfniſſe in der Regierung, der Widerwille und die allgemeine Erbitterung gegen den Hof, die beide nur der republikaniſchen Partei zu Nutze kommen.

Die demokratiſche Partei wächſt von Tag zu Tage durch Ueberläufer aus der Mittelclaſſe, die den Progreſſiſten angehören, und aus den jungen Leuten aller Stände. Dadurch iſt die gegenwärtige Lage Spaniens in politiſcher Hinſicht der von Frankreich im Jahr 1847 ſehr ähnlich geworden.

4.

Alles drängt zur Aufhellung der politiſchen Lage, die wir ſoeben gezeichnet. Der Einfluß einer außergeſetzlichen Macht, dem das Miniſterium O'Donnell unterworfen iſt, ſteht da als eine eingeſtandene Thatſache, die alle Welt kennt, und zwar nicht nur durch Andeutungen verleumderiſcher Gerüchte, ſondern durch Berichte, die von ſo geſchickten Staatsmännern wie Olozaga im offenen Parlament gemacht wurden, und durch die Redner der Mehrheit mit keinen Gründen widerlegt worden ſind.

Nachdem einmal die reactionäre und neukatholiſche Richtung des Thrones als die Grundlage der Politik anerkannt worden iſt, beträgt ſich das Miniſterium O'Donnell ſo freiſinnig als möglich, bleibt aber weit davon entfernt, den Forderungen der öffentlichen Meinung zu genügen. Die Königin ihrerſeits hat nicht die Macht, die „Unione liberale“ fortzujagen und durch Neukatholiken zu erſetzen. Ein ſolches Unternehmen würde eine Revolution zu Wege bringen.

O'Donnell und ſeine Freunde haben nicht den Muth, die Königin zu einer freieren Politik zu zwingen; und dieſer Zuſtand, der nur durch die moraliſche Kraft, die O'Donnell ihm lieh, aufrecht erhalten wurde, läßt ſich nicht behaupten, ſobald O'Donnell ſein Anſehen im Lande verliert und das Volk einen Betrug entdeckt, wo es die Verwirklichung ſeiner Verſprechungen erwartete.

Auf dieſe Weiſe hat die Königin durch ihre Undankbarkeit gegen die Sache der Freiheit, der ſie ihre Krone verdankt, am Ende ihren Thron ſo in die Enge gebracht, daß kein anderer Ausweg übrig bleibt als eine republikaniſche Revolution.

Fünfundzwanzigſtes Capitel.

Eintheilung der politiſchen Partaien. — Das Manifeſt der demokratiſchen Partei. — Spanien muß als eine Nation erſten Ranges angeſehen werden. — Unverträglichkeit der Familie Bourbon mit der Entwickelung. — Die Rolle Spaniens im republikaniſchen Europa.

1.

Aus dem kurzen Abriß der neuern Geſchichte Spaniens und der Fortſchritte, die es in der letzten Zeit gemacht hat, wie wir dies oben ausgeführt, folgen zwei Hauptthatſachen: erſtens, daß der Despotismus und der religiöſe Aberglaube, mit andern Worten: der Thron und der Altar, die mächtigſten Urſachen des Verfalls von Spanien geweſen ſind, und daß ſeine Wiedergeburt in gleichem Verhältniß mit der Schwächung der Krone und der Kirche vor ſich gegangen iſt; zweitens, daß die Revolution langſam, ängſtlich und oft unterbrochen vorſchreitet, aber noch lange nicht beendigt iſt; daß die Elemente des Kampfs noch vorhanden ſind, obwohl unter andern Verhältniſſen als 1808, wo die Revolution begann; daß die jetzige Lage bedenklich und ungewiß iſt, wie jeder Waffenſtillſtand unter Feinden, die ſich nur für den Augenblick aus Furcht vor einem noch mächtigeren Gegner vereinigen; daß ſich die Bourbonen dem Repräſentativſyſtem unterworfen, es aber nicht angenommen haben und nie ehrlich annehmen werden, ein Umſtand, welcher den Mittelparteien, der Demokratie und dem Socialismus gegenüber, alle Kraft und allen Einfluß raubt; daß die Mittelparteien ſich nicht darüber vereinigen können, an die Stelle der jetzigen Königsfamilie eine freiſinnigere zu ſetzen, und daß die Demokratie aus der Verachtung Nutzen zieht, worein die Krone gefallen iſt, ſo wie aus der Unſicherheit der Miniſterien und Syſteme, die nach einander an die Regierung kommen; drittens, daß die Progreſſiſten, oder die große revolutionäre Partei, ſich aufgelöſt haben und die Demokratie an ihre Stelle getreten iſt; daß dieſe ſeit der franzöſiſchen Revolution von 1848 einen ſocialiſtiſchen Charakter angenommen, ſich im Verhältniß mit der Auflöſung der andern Parteien entwickelt und auf dieſe Auflöſung einen entſchiedenen Einfluß ausgeübt hat, indem ſie einen Theil der Conſervativen bis zum Abſolutismus und einen Theil der Progreſſiſten bis zu den Moderirten zurückgedrängt, aber den größten Theil der alten Progreſſiſtenpartei in ihre Reihen aufgenommen hat.

2.

Die Parteien in Spanien laſſen ſich folgendermaßen eintheilen:

Carliſten	die rein monarchiſche Partei.
Neukatholiken	
Royaliſten Iſabella's II. .	
Moderirte	monarchiſch-conſtitutionelle Partei.
Männer der Unione liberale .	
Moderirte Progreſſiſten . .	
Reine Progreſſiſten	
Demokratiſche Progreſſiſten .	demokratiſche Partei.
Socialiſtiſche Republikaner .	

Dieſe Eintheilung wechſelt mit der Form, unter der die politiſche Frage auftritt:

Carliſten	Die Souveränetät iſt beim Könige.
Neukatholiken . . .	
Royaliſten Iſabella's II.	
Moderirte	Die Souveränetät iſt beim Könige und den Cortes.
Unione liberale . .	
Progreſſiſten . . .	Die Souveränetät iſt beim Volke.
Demokraten	Die Souveränetät kommt jedem Einzelnen zu.
Republikaner . . .	
Socialiſten	

Jede von dieſen großen Parteien theilt ſich nun wieder in Fractionen, die mehr über Perſonen als Principien im Streit liegen; das Merkwürdigſte aber iſt, daß alle Regierungen oder Miniſterien, die ſeit 1848 auf einander gefolgt ſind, und ihre Anzahl iſt bedeutend, ſich für Vertheidiger der von der demokratiſch-ſocialen Revolution bedrohten Geſellſchaft ausgegeben haben, daß ſie ſich alle nach einander gerühmt haben, ſie hätten die Geſellſchaft gerettet, und daß nichtsdeſto weniger jedes neue Miniſterium mit dem Verſprechen auftrat, es wolle ſie von Neuem retten.

3.

Gegen die demokratiſch-ſociale Revolution hat die Regierung die Cenſur eingeführt, die Cautionen erhöht, die Preſſe auf alle mögliche Weiſe ſonſt noch beſchränkt und den Arbeitervereinen unüberſteigliche Hinderniſſe in den Weg gelegt; gegen ſie iſt die Einmiſchung der Geiſtlichkeit in den öffentlichen Unterricht gemünzt, und gegen die Männer, die zu den Waffen gegriffen und die Republik ausgerufen haben, iſt man nach ihrer Niederlage unbarmherzig und grauſam verfahren; ſie ſind niedergeſchoſſen, zum Garottiren verdammt und zu Tauſenden auf die Galeeren geſchickt worden, wie dies neuerdings in Loja und Malaga ſtattgefunden hat.

Alle Parteien außer den Demokraten ſind an der Regierung geweſen; ſie haben nach einander in den Verfaſſungen und Reformen ihre Ideen und Beſtrebungen verwirklicht. Um den Leſer mit den Grundſätzen und Abſichten der demokratiſchen Partei in Spanien bekannt zu machen und ihn in den Stand zu ſetzen, daß er die Ereigniſſe beurtheilen kann, die nothwendig auf der Halbinſel eintreten müſſen, halten wir es für zweckmäßig, hier das Programm der aufgezeichnetſten Männer der verſchiedenen Fractionen der Demokratie mitzutheilen, wie daſſelbe 1858 gedruckt und veröffentlicht wurde.

4.

Politiſches Manifeſt des Nationalcomité der demokratiſchen Partei in Spanien.

„In dem Augenblick, wo das ſpaniſche Volk am Vorabend des großen Kampfes ſteht, der die Ketten für immer brechen ſoll, wodurch es ſich an der Gründung einer Regierung gehindert ſieht, die auf den Freiheiten des Volks und auf der praktiſchen und wirklichen Ausübung ſeiner Souveränetät gegründet iſt, glaubt ſich der Volksausſchuß der demokratiſchen Partei verpflichtet, ſeinen Brüdern und Freunden in den Provinzen einen Abriß der Grundſätze und durchgreifenden Reformen vorzulegen, die in ihrer Zuſammenwirkung und ſtrengen Anwendung zur Grundlage der neuen Aera dienen ſollen, welche durch die Volksherrſchaft in Spanien eingeführt werden wird. Der Ausſchuß braucht nicht auszuführen, wie nothwendig die klare Feſtſtellung der Grundſätze und die genaue Aufſtellung der Reformen iſt, damit am Tage des Sieges die Unſchlüſſigkeit, die Unbeſtändigkeit und die Verwirrung, welche Zweifel und Irrthum erregen würden, beſeitigt ſind.“

„Wie oft hat in dieſem halben Jahrhundert das ſpaniſche Volk mit heldenmüthigen Anſtrengungen die alten Mächte über den Haufen geworfen und ſiegreich in ſeiner vollen Souveränetät dageſtanden, wie oft hat es aber auch in ſeinen Hoffnungen ſich getäuſcht, in ſeinem Heldenmuth ſich betrogen, in ſeinem Zutrauen ſich hintergangen und ſich um alle ſeine Triumphe gebracht geſehen! Wie oft mußte ſich in den Strömen ſeines reinſten Herzblutes, ſtatt der geliebten Freiheit, die Treuloſigkeit und der Undank ſpiegeln! Wie oft iſt nicht das Volk, am Tage ſeines Sieges ſelbſt, für ſeine Großmuth und für ſein Zutraun in ſeine Führer mit Ketten beladen worden, die unter dem Lorbeer ſeines Sieges verſteckt waren! Und warum? Weil dieſelben Männer, welche die öffentliche Stimme berief und mit der Gründung einer Regierung beauftragte, die auf ſichern Grundlagen ruhen und die Frucht der Revolution zur Reife bringen ſollte, weil dieſe Männer, ſei es aus Schwäche, Mißtrauen gegen das Volk, Charakterloſigkeit oder Verrath Nichts weiter zu ſein wußten, als die verächtlichen Werkzeuge, deren die Reaction ſich bediente zur Eröffnung eines ſchmählichen Abgrundes der Knechtſchaft, in den ſie von Neuem die theuer erkaufte Freiheit hinabſtürzte.“

„Können wir uns nun wundern, daß dieſer Wechſel von Erfolgen und Niederlagen, dieſe Reihe ruhmreicher aber unfruchtbarer Revolaſſenen, ſo viel Blut, ſo viel Thränen, die ohne Erfolg für das Volk vergoſſen wurden, am Ende gewiſſe Männer und gewiſſe Volksclaſſen dahin getrieben haben, daß ſie ihre Augen von der troſtloſen Bühne einer bisher unfruchtbaren Politik weg und ſocialen Grundſätzen und Reformen zuwandten? Aber vergeſſen wir nicht, daß nie eine reine ſociale Revolution ſtattgefunden hat, der nicht eine politiſche Emancipation der Claſſen vorhergegangen wäre, die ihres Antheils an den Gütern des Lebens beraubt waren. Wir müſſen die Tyrannei der Staatsgewalt unmöglich machen und für immer dem Einzelnen ſeine volle Freiheit ſichern; dann wird es uns nicht ſchwer fallen, jeden fruchtbaren Gedanken zu verbreiten und ihn durch Vereinigung der Kräfte und der Geiſter zu verwirklichen.

„Ebenſo wenig müſſen wir uns wundern, daß der Einzelne, weil er in Spanien nicht zum vollen Genuß ſeiner Freiheiten gelangen konnte, in ein Mißtrauen gegen ſich ſelbſt verfiel und von der Staatsregierung verlangte, was dieſe nie zu leiſten vermag. Trotz der wiederholten Beweiſe von der Unfähigkeit und Ohnmacht des Staates giebt es immer noch Leute, die ihm eine unumſchränkte Macht einräumen möchten, damit er das Loos der Claſſen verbeſſere, deren Elend durch die Verſuche der Staatsgewalt, ihm abzuhelfen, nur vergrößert würde. Vergeſſen wir es nicht, der Staat iſt wie Attila's Pferd, das den Boden unfruchtbar machte, auf den es ſeinen Fuß ſetzte."

„Wir glauben daher alle unſere Anſtrengungen dahin richten zu müſſen, ſeinen Wirkungskreis zu verengen, nicht zu erweitern. Ihn erweitern hieße nur, an die Stelle eines vorübergehenden einen härteren und ſchlimmeren Deſpotismus ſetzen. Die Freiheit iſt es, und nicht die Staatsgewalt, die uns die Frucht wahrer Reformen reifen läßt. Das Leben, welches die Staatsmacht den Syſtemen giebt, iſt immer ein Scheinleben und eine unſichere Exiſtenz; das Leben hingegen, welches ihnen das ſchöpferiſche Intereſſe des Einzelnen ertheilt, iſt das einzig wahre und allein fähig, alle Entwickelungsſtufen durchzumachen."

„Alle unſere Niederlagen wären ohne Zweifel vermieden worden, wenn das ſpaniſche Volk ſeine Aufmerkſamkeit auf die Principien und Dinge und nicht auf die eitlen Scheinbilder von Perſonen gerichtet, und ſich nicht in dieſe blutigen Kämpfe, die der ruhmreichen Geſchichte unſerer Freiheit angehören, geſtürzt hätte, ohne ſich vorher mit dem Ziele bekannt gemacht zu haben, das zu errichen war, und ohne vorher auf die Mittel gedacht zu haben, die Rechte zu ſichern, die es mit ſeinem Blute bezahlen wollte."

„Unterdeſſen ſieht Europa, das ſich ſo oft in ſeiner Hoffnung auf uns getäuſcht, uns ſchweigend zu. Eine Gruppe unterdrückter Nationalitäten richtet ihren flehenden Ruf aus der Tiefe ſeiner Noth an uns. Ihr großes Geſchick hängt zum Theil von unſerer Klugheit und von unſerm Muthe ab. Wehe dem ſpaniſchen Volke, wenn es ſich der Aufgabe unwürdig zeigt, die ihm die Vorſehung zugetheilt! Die Geſchichte würde ihm nicht vergeben; und es würde die Verachtung und den Fluch kommender Geſchlechter verdienen, wenn es, nach ſo vielen Lehren und nach einer ſo harten Erfahrung, ſich nicht vorzuſehn und in Zukunft das ſchmähliche Schauſpiel zu vermeiden wüßte, welches die Partei der Welt dargeboten hat, die in Spanien den Namen des Liberalismus ausſchließlich für ſich in Anſpruch nimmt.“

„Es iſt daher nicht nur angemeſſen, ſondern nothwendig, bevor wir das Volk auf den Kampfplatz führen, — dies iſt immer leicht zu bewerkſtelligen, denn in ſeinem Herzen ſchlägt das edle Gefühl ſeiner Unabhängigkeit und ſeiner Freiheit, — es iſt nothwendig, daß wir Alle, die wir uns dem großen Werke widmen, nicht nur über die Principien uns vereinigen, welche die revolutionäre Regierung proclamiren wird, ſondern auch über die Hauptmaßregeln, die ſie ſogleich ergreifen muß, um die Reaction unmöglich zu machen und entſchloſſen die feſten und unzerſtörbaren Grundlagen der Volksherrſchaft zu legen. Auf dieſe Weiſe werden die Männer, welche das Zutrauen des Volkes dazu beruft, das große demokratiſche Syſtem unter uns einzuführen, mit Sicherheit die großen Principien aufſtellen können, die ſie zu proclamiren haben, die Reformen kennen, die ſie am Tage des Sieges ſogleich zu verwirklichen haben, und werden beſtimmte Regeln vorfinden, wonach ſie ihr Betragen einrichten müſſen und von denen ſie nicht ungeſtraft abweichen dürfen, denn dieſe Regeln, die ſchon vorher von der Demokratie angenommen und beſtätigt worden ſind, würden ſie vor dem Volke verantwortlich machen, wenn ſie aus Schwäche oder Wankelmuth ihren ruhmvollen Auftrag verſäumten.“

„So werden die Intriguen der Reaction zur Entſtellung und zum Verderben des Werkes der Revolution unmöglich gemacht. Sie wird nicht mehr Zwietracht in die Gemüther werfen, nicht mehr Hader unter den beſten Republikanern erregen und ſich ſelbſt nicht mehr mit der Maske des äußerſten Patriotismus bekleiden können, um deſto ſicherer an dem Untergang der Volksfreiheit zu arbeiten.“

„Der Volksausſchuß hat alſo aus Liebe zum Vaterlande und von dem Verlangen beſeelt, neuen Niederlagen zuvor zu kommen, große Uebelſtände zu vermeiden und den Sieg der Volksſache diesmal feſt und dauernd zu machen, vor allen Dingen beſchloſſen, in dieſem Programm die Maßregeln feſt zu ſtellen, welche die revolutionäre Regierung ſogleich am erſten Tage ihrer Einſetzung decretiren ſoll."

„Der Ausſchuß glaubt, daß man überall, wo der Aufſtand revolutionäre Ausſchüſſe niederſetzt, ſofort die demokratiſche Republik ausrufen muß."

„Daß man überall die ausgedehnteſte Anwendung der Freiheiten, die durch den Staat anerkannt worden ſind, einführen muß."

„Sicherheit des Einzelnen, Unverletzlichkeit der Wohnung und der Briefe."

„Freiheit der Preſſe, ohne Caution, ohne verantwortlichen Herausgeber, ohne alle Strafen."

„Freiheit zu Verſammlungen und Vereinen zu allen ſittlichen, geiſtigen, politiſchen, induſtriellen und religiöſen Zwecken, ohne vorhergehende Genehmigung."

„Freiheit der Arbeit und Induſtrie und aller Künſte und Gewerbe, ſowohl der freien als der mechaniſchen."

„Religionsfreiheit."

„Die Regierung oder revolutionäre Junta hat dieſe Freiheiten nicht blos zu verkündigen, ſondern ſofort die nöthigen Maßregeln zu beſchließen, damit Niemand, weder die Regierung noch ein Einzelner, ſie anfeinden könne."

„Die Volksregierung hat ferner Volksſouveränetät zum Princip, nicht als Täuſchung, nicht in beſchränktem Maße, nicht blos dem Namen nach, ſondern eine wirkliche, vollkommen von Allen ausgeübte."

„Um dies Princip praktiſch feſtzuſtellen, hat die revolutionäre Regierung zu erklären:

„daß die Volksſouveränetät die rechtmäßige Quelle aller Staatsgewalten iſt;"

„daß dieſe alle aus der Wahl hervorgehen;"

„daß allgemeines Stimmrecht bei allen Wahlen ſtattfindet und das Staatsgrundgeſetz zu genehmigen hat."

„Und nicht blos in dieſen allgemeinen Formen findet die Volksregierung ihre Grundlage und wahre Sicherheit, ſondern auch in der richtigen Claſſificirung der Intereſſen und in der gänzlichen Decentraliſirung der Verwaltung."

„Es giebt in einer Nation drei große Ordnungen gemeinſchaftlicher Intereſſen: locale, provinziale und allgemeine Intereſſen."

„Die Demokratie muß erklären, ſo wie ſie die Gewalt in die

Hände bekommt: daß die Localintereſſen einzig Sache der Municipalitäten oder Stadtgemeinden, die Provinzialintereſſen einzig Sache der Provinzialdeputationen und die allgemeinen Intereſſen Sache einer einzigen Kammer ſind, die der Ausdruck aller Provinzen und Stadtgemeinden, der Mittelpunkt und die Einheit aller Staatsgewalten, der Schiedsrichter und die entſcheidende Behörde über alle Streitigkeiten der Provinzen iſt, gerade wie die Provinzialdeputation dies in Beziehung auf die Stadtgemeinden iſt."

„Sie muß die Gleichheit aller Staatsbürger und als praktiſche Anwendung ſogleich proclamiren:

„Abſchaffung aller Vorrechte."

„Nur Ein Fuero für alle Spanier."

„Einheit der bürgerlichen und Strafgeſetze für alle Staatsbürger."

„Die Geſchwornen für alle Verbrechen."

„Strafgerichtsbarkeit koſtenfrei."

„Das Recht ſich im Criminal- und Civilproceß ſelbſt zu vertheidigen."

„Als Strafe das Pönitentiarſyſtem."

„Endlich ſoll die proviſoriſche Regierung alle Maßregeln ergreifen, welche, ohne die Befugniſſe des Staats zu überſchreiten, mittel- oder unmittelbar die Hemmniſſe beſeitigen können, die der Production im Wege ſtehn, welche den Nationalwohlſtand heben, der Noth ein Ende machen, den Unterricht verallgemeinern, Stoff zur Arbeit liefern, mit Einem Wort, die Proletarier emancipiren können; und wird zu dem Ende ſogleich verordnen:

„Abſchaffung der Auflagen auf die Conſumtion und andrer indirecter Abgaben."

„Aufhebung der Salz- und Tabaksmonopole des Staats."

„Reform der Tariſe zu Gunſten der Armen."

„Aufhebung aller Hinderniſſe eines freien Binnenverkehrs."

„Verminderung des unproductiven Budgets und allmälige Vermehrung des productiven beſonders hinſichtlich der Staatsbauten."

„Gänzliche Aufhebung der todten Hand in bürgerlichem und geiſtlichem Beſitz."

„Ueberweiſung aller wüſten Ländereien, aller Gemeinde- und der Kronländereien ans Proletariat gegen Pacht."

„Sofortige Reform des Hypothekenrechtes, um ſogleich die Errichtung von Banken für Credit auf Grundbeſitz und Ländereien zu eröffnen."

„Abſchaffung aller Vorrechte der Credit- und Circulationsanſtalten."

„Umwandlung der Staatsſchuld in einen gleichförmigen Typus nach den ſtrengen Regeln der Gerechtigkeit, je nach den Schulddocumenten."

„Die Errichtung von Handwerkerſchulen."

„Der erſte Unterricht allgemein, geſetzlich unumgänglich und koſtenfrei."

„All dieſen Grundſätzen und Anordnungen, die das Weſen der demokratiſchen Regierung ausmachen, ſoll eine öffentliche Macht Sicherheit gewähren, folgender Maßen eingerichtet:

„Die Ausſchreibungen zum Kriegsdienſt, als letzte Spur der Knechtſchaft, ſind abgeſchafft."

„Ebenſo die Immatriculationen zum Seedienſt, die nur eine noch härtere und abſtoßendere Form der Ausſchreibungen zum Kriegsdienſt ſind."

„Verminderung der activen Armee zu dem nothwendigen Beſtande für die Vertheidigung der Grenzen und Feſtungen und für Erhaltung der unentbehrlichen Officiercorps."

„Die Nationalmiliz bildet die Reſerve."

„Endlich wird der Ausſchuß, den die Bevölkerung als Regierung einſetzt (die proviſoriſche Regierung, die Junta), überall, wo die Revolution ausbricht, offen ſeine enge brüderliche Verbindung mit den übrigen revolutionären Regierungen und ſeine Pflicht, allen unterdrückten Nationalitäten offen und mit ſeiner ganzen Macht Beiſtand zu leiſten, verkündigen."

„Auf dieſe Weiſe wird die Demokratie, ohne dem Rechte des Volks, ſich ſelbſt nach Belieben ſeine Verfaſſung und Regierung zu geben, in den Weg zu treten, an einem einzigen Tage alle Hinderniſſe hinwegräumen, die den Reformen entgegenſtehen, und zugleich die Grundſätze der Volksregierung feſtſtellen. Die conſtituirende Verſammlung als Vertreter der Volksſouveränetät wird alſo den Boden geebnet finden, um das Werk der Revolution zu vollenden, und ohne Schwierigkeiten die öffentlichen Gewalten niederſetzen, den Staatscredit organiſiren, ein gerechtes Abgabenſyſtem einführen und die gewaltigen Mittel des Wohlſtandes und des Reichthums, welche dieſe große Nation in ihrem Schoße trägt, zu reißend ſchneller Entwickelung bringen können."

„Auf dieſe Weiſe werden wir das neue und einzige Schauſpiel der völligen Wiedergeburt eines Volkes darbieten, die ſich ohne Schwankungen und ohne gewaltſamen Umſturz vollzieht, und die ſpaniſche Demokratie wird die Welt mit ihrem Glanze erleuchten und das Princip einer großen Zeit der Brüderlichkeit und Gemeinſchaft aller Völker vertreten.“

„Madrid, den 1. Februar 1858.“

Wir haben hier kein Urtheil über dieſes Manifeſt abzugeben, unſere Abſicht war einfach, die Lage der Parteien klar zu machen, aber wir glauben, die Verwirklichung dieſer Reformen würde Spanien in zehn Jahren weiter fortbringen, als es ſich in den letzten 50 Jahren entwickelt hat.

5.

Hinſichtlich des Reichthums geht aus den ſtatiſtiſchen Documenten, die wir veröffentlicht haben, hervor, daß Spanien dazu berufen iſt, unter den großen Nationen Europa's den vierten Rang einzunehmen, oder, wenn es ſich mit Portugal vereinigen ſollte, ſelbſt Frankreich den zweiten Rang ſtreitig zu machen. Der jetzige Zuſtand der Production und des Handels iſt weit davon entfernt, das Aeußerſte zu ſein, was Spanien erreichen kann, und nur der Anfang ſeiner Entwickelung. Die großen Schienenwege ſind noch nicht beendigt, aber in 2 bis 3 Jahren wird die Halbinſel davon durchfurcht ſein, Eiſenbahnen werden nach allen Seiten hin laufen und der Werth des Grundbeſitzes noch viel raſcher ſteigen als bisher. Dann wird eine neue Zeit der Entwickelung beginnen und die Kraft zur Production in der Halbinſel ſich verzehnfachen. So wird ihr Reichthum ſteigen.

Schon jetzt übertrifft ſie mit ihrem Handel und ihrer Handelsflotte die drei nordiſchen Großſtaaten. Ihre Kriegsflotte iſt die vierte unter den europäiſchen Seemächten; mit ihren Colonien iſt ſie die dritte; mit ihrer Landarmee und der Ausdehnung des Gebiets die fünfte und mit ihrer Bevölkerung die ſechſte. Spanien kann alſo hinfort und ſchon jetzt unter die Großmächte gerechnet werden, und wir glauben, daß es ſehr bald auf gleichem Fuß in den Rath der europäiſchen Mächte zugelaſſen werden wird.

6.

Als man noch glaubte, der Fortſchritt beſtünde darin, die Einheit durch Aufzehrung herzuſtellen, im 16. Jahrhundert, hat Spanien dies Ziel mehr als irgend eine andere Nation ſeit dem Fall des römiſchen Reichs erreicht. Wenn Karl V. ebenſowohl als Karl der Große und Napoleon geſcheitert ſind, ſo kommt dies daher, daß Einheit durch Gewalt nicht zu erzwingen iſt.

Aber die Rolle, welche Spanien zur Zeit der Renaiſſance, trotz ſeiner geringen Bevölkerung, geſpielt hat, zeigt eine Energie und einen Unternehmungsgeiſt, die aus ihm ein Hauptelement unter den Völkern Europa's machen. Die wunderbaren Anſtrengungen, die es gemacht hat, ſich unter dem Hauch der Ideen unſrer Zeit zu regeneriren und die Laufbahn, die es in unſrer Zeit ſchon durchlaufen hat, beweiſen, daß das iberiſche Volk nicht entartet, vielmehr berufen iſt, eine nicht minder wichtige Rolle in der Verwirklichung der neuen Ordnung der Dinge zu ſpielen, als es dies in der alten gethan — in der neuen Ordnung der Dinge, wo die verſchiedenen Völker ſelbſtherrlich gegen einander im Gleichgewicht ſein und ſich mit gleicher Macht und gleichem Recht als eine Gemeinſchaft conſtituiren werden — eine Einheit, eine Harmonie verwirklichend, welche die Eroberung zu verwirklichen nicht die Macht hatte.

Sicherlich wird es nicht die Dynaſtie der Bourbonen, ſicherlich werden es nicht die Menſchen ſein, mit denen ſie ſich umgiebt, die Spanien zur Verwirklichung ſeiner neuen Beſtimmung führen. Sie dienen ihm nur negativer Weiſe. Sie widerſetzen ſich ſeiner Entwickelung und machen dadurch ſeine Beſtrebungen nur lebhafter, ſeinen Haß gründlicher und zwingen es, ſeine Kräfte bis zu dem Tage zu ſparen, wo es mit Gewalt alle Hinderniſſe vor ſich niederbrechen und ſich der Welt in ſeiner wahren Geſtalt zeigen wird.

So dienen die ſpaniſchen Bourbonen durch ihre Widerſetzlichkeit gegen den Geiſt des Jahrhunderts der Sache der Entwickelung in derſelben Weiſe, wie es die Bourbonen von Neapel gethan, die durch ihre knechtiſche Unterwürfigkeit gegen Oeſterreich und durch die Unterdrückung des Volks die Herſtellung der Einheit Italiens vorbereiten mußten.

Ohne Zweifel hat Spanien noch ſchwere Kriſen und blutige Kämpfe durchzumachen. Die neukatholiſche Partei wird ſich noch einmal wüthend gegen die Demokratie ſchlagen; denn dieſe hat die letzten Bollwerke des Obſcurantismus zu zerſtören. Aber die Ohnmacht des Carlismus, der ſchon 1840 durch die conſtitutionelle Monarchie beſiegt wurde, verbürgt dem demokratiſchen Spanien den Sieg.

Nachträge.

1.

Beſchreibung des Ichthyneos oder des Fiſchboots.

Mittheilungen von Monturiol, dem Erfinder.

Monturiol ſagt: „Der gegenwärtig im Bau begriffene Ichthyneos hat die Geſtalt eines Ellipſoids mit verlängerter Ausſchweifung. Dieſe Curven gipfeln in dem Vorder- und Hintertheil des Schiffs. Die größte innere Axe iſt 14 Meter und die kleinſte 2 Meter. Der Raum im Innern iſt 30 Cubikmeter. Die Curve, welche das Vordertheil bildet, iſt eine Art Bronzehelm mit 5 Ochſenaugen, wo Kryſtalle eingeſetzt werden. In dem größten Querdurchſchnitt befinden ſich 3 Belvederes von Bronze, jedes mit 5 Ochſenaugen, wo ebenfalls Kryſtalle eingeſetzt ſind; eins dieſer drei Belvederes iſt oben in der Mitte; von den beiden andern an jeder Seite eins. So kann man von innen mit vier Beobachtern nach allen Seiten hinſehen. Die Kryſtalle werden expreß dazu angefertigt und haben die Geſtalt eines umgeſtülpten Kegels, deſſen Axe 10 Centimeter und deſſen Baſis 20 Centimeter bei dem größten, und 10 Centimeter bei dem kleinſten Umfange hat. Dieſe Kryſtalle, die ausdrücklich zu dieſem Zweck angefertigt werden, ſind ſehr ſtark und doch vollkommen durchſichtig. Der Ichthyneos iſt ein Schiff mit doppeltem Boden. Der leere Raum zwiſchen dieſen beiden Schiffswänden iſt mit Blaſen, jede von 5 Cubikmetern Gehalt, angefüllt. Wenn dieſe Blaſen voll Luft ſind, ſchwimmt das Fiſchboot oben; und wenn ſie voll Waſſer ſind, ſinkt es unter.“

„In dem obern Theil des leeren Raumes zwiſchen den beiden Schiffswänden befindet ſich eine wirkliche Fiſchblaſe, worin immer ſo viel Druck der Atmoſphäre vorhanden iſt, als der Ichthyneos Widerſtand leiſten muß. Vermittelſt des Drucks dieſer Blaſe ſtellt man nach Gefallen in den Blaſen zu beiden Seiten das Waſſer oder die Luft wieder her, je nachdem man das Fahrzeug oben ſchwimmen oder ins Meer hinabſinken laſſen will.“

„Der Ichthyneos gleicht in vielen Stücken einem Fiſche. Er hat künſtlich alle Organe angebracht, die dem Fiſch ſein Leben erhalten. Außerdem hat er noch ſein Licht zum Erleuchten des Raumes, den er durchfährt, und den Verſtand des Menſchen zum Handeln.“

„Man kann nun dieſen Ichthyneos mit zerſtörenden Vorrichtungen ausrüſten. Die Pläne dazu liegen ſchon vor: von Kanonen, die man in der Tiefe laden und abfeuern kann, von Pulverfäſſern, die man an die Schiffswände heften und auffliegen laſſen kann. Dadurch wird der Ichthyneos eine Waffe von äußerſter Bedeutung im Seekriege.

„Außerdem kann er ungeſchoren und ungeſtraft in die feindlichen Häfen einlaufen und ungehindert wieder auslaufen. Ebenſo kann er dort die Kriegsſchiffe, die vor Anker liegen, in die Luft ſprengen oder durch unterſeeiſche ungeſehene Angriffe in den Grund bohren.“

Narciſo Monturiol hat ſeit 1854 an dieſer Erfindung ſtudirt und gearbeitet und ſie 1858 zu Stande gebracht. Im Juni 1859 wurde der erſte Ichthyneos im Hafen von Barcelona vom Stapel gelaſſen. Dieſer diente nur zum Verſuch. Sein Raum iſt nur 7 Cubikmeter groß und er trägt nur 6 Mann Beſatzung. Monturiol war ohne Mittel, hatte auch keinen Credit. Er war freilich ein Gelehrter und wußte Alles, was man zu ſeiner Zeit in den Naturwiſſenſchaften und ihrer Verwerthung wiſſen konnte; aber er war ein Republikaner und Socialiſt — Grund genug, um alle Thüren und alle Caſſen der Reichen vor ihm zu verſchließen. Und ſo mußte dieſer neue Columbus das Geld zur Entdeckung ſeiner neuen Welt, das er in dem Schatz einer Iſabella von Caſtilien nicht finden konnte, bei den armen Arbeitern von Catalonien, ſeinen politiſchen Glaubensgenoſſen, ſuchen.

Der erſte Ichthyneos hat gegen 60.000 Franken gekoſtet und iſt ganz und gar nicht, was er ſein ſollte, obgleich zu ſeinem Zwecke ausreichend. Monturiol verfolgte mit ihm kein induſtrielles Ziel, ſondern wollte nur die praktiſche Löſung des Problems der unterſeeiſchen Schifffahrt geben.

Es gelang ihm vollkommen. Er ſchloß ſich hermetiſch ein mit fünf Genoſſen, die eben ſo tapfer waren wie die Matroſen, die Columbus nach Amerika folgten. Er ſtieg mit ſeinem Fiſchboot zu einer

Tiefe von 20 Metern hinab, fuhr in allen Richtungen unter dem Waſſer hin und blieb zwei, ja drei Stunden unter Waſſer.

Der Verfaſſer dieſes Buches, Fernando Garrido, war am 30. October 1859 unter dem Thore von Barcelona Zeuge des 34. Verſuches.

Den 29. September 1860 ließ ſich Monturiol zum 56. Mal in die Meerestiefe hinab, diesmal in Gegenwart des Hofes, der gerade zufällig in Barcelona war.

In Folge dieſes Verſuches in Gegenwart des Hofes ordnete die Regierung neue Verſuche im Hafen von Alicante an, diesmal in Gegenwart von Gelehrten, Ingenieuren und Seeofficieren.

Am 7. Mai 1861 ſtellte man alſo folgenden Verſuch an: Man gab im Voraus die Zeit an, die das Fahrzeug unter Waſſer bleiben, und die Orte, wo es wieder an die Oberfläche emporſteigen ſollte. Obgleich das Meer ſehr unruhig war, ſo führte Monturiol dennoch dieſe Aufgabe durch.

Den 12. Juli deſſelben Jahres erließ nun der Marineminiſter eine königliche Verordnung, welche Monturiol ein Staatsarſenal mit allem Material und den nöthigen Arbeitern zur Verfügung ſtellte, um einen neuen Ichthyneos in großem Maßſtabe zu bauen. Dieſe königliche Verordnung hatte keinen Erfolg, weil Monturiol ſich ihren Bedingungen, die er nicht für ehrenvoll hielt, nicht unterwerfen wollte.

Monturiol wandte ſich darauf ans Publicum, erzählte, was in dieſer Sache geſchehen war, und es wurde eine Nationalſubſcription zum Bau des Ichthyneos eröffnet, den wir oben beſchrieben haben. In einigen Monaten, alſo etwa im Mai dieſes Jahres 1863, wird er vom Stapel laufen.

Wir wollen jetzt Monturiol's eigne Erzählung wieder aufnehmen über den Eindruck, dem man unterliegt, wenn man mit ſeinem Fiſchboot in die Tiefe fahrt. Er ſagt:

„Bei der unterſeeiſchen Schifffahrt ſtößt man auf bekannte und auch auf unbekannte Gefahren. Zuerſt muß der Ichthyneos dem verſchiedenen Druck und den Strömungen widerſtehen. Sodann finden ſich Maſſen von ſchwimmenden Pflanzen in der Tiefe, und eine ganz eigne Vertheilung der unterſeeiſchen Felſen, wo man ſich feſtfahren könnte. Ferner iſt die Dunkelheit, von der man ſich umgeben findet, wenn man in eine gewiſſe Tiefe hinab gelangt, ein Uebelſtand; denn trotz des elektriſchen Lichts, das man im Ichthyneos erzeugt, erlaubt die Dichtigkeit des Waſſers uns nicht, die Gefahr von weitem zu erblicken.“

„Dazu kommen die Gefahren von den chemiſchen Operationen im Innern des Fahrzeugs, die man unternehmen muß, um leicht athmen zu können und das Gas zu verzehren, welches von der Mannſchaft ausgeathmet und ausgedünſtet wird."

„Vor dieſen Gefahren ſchrecken ſelbſt die Tapferſten einigermaßen zurück; und dies iſt ſehr natürlich. Düſtre Trauer iſt der Charakter der Bilder, die uns in der Tiefe umgeben und unſere Fahrt begleiten — das iſt nicht eben ermuthigend. Schweigen eröffnet dieſe Niederfahrten. Allmählich ſchwindet das Licht der Sonne, das Waſſer wird eine mächtige dichte Maſſe allumher, und mit Mühe dringt unſer Blick hinein. Das künſtliche Licht giebt den Geſichtern eine Leichenfarbe; das Fahrzeug hört faſt auf zu ſchwanken und Alles iſt unbeweglich; Fiſche gleiten an den Kryſtallaugen des Bootes vorüber; — Alles dies wirkt zuſammen und ſetzt die Mannſchaft in eine fieberhafte Aufregung."

„Die Bewegungen, vorwärts, rückwärts und ſeitwärts, werden mittelſt der Schraube gemacht. Der ganze Ichthyneos kann ſich nach Verhältniß der Widerſtandsmittel, die er beſitzt, in die Tiefe hinablaſſen. Der Ichthyneos, der jetzt im Bau iſt, kann 50 Meter in die Meerestiefe hinabſteigen und wird eine Beſatzung von 20 Mann haben."

„Um aufheben zu können, was er auf dem Meeresgrunde findet, wird ſich der Ichthyneos mit großen Stäben verſehen, die an ihrem Ende mit Fanghaken verſehen ſind. Dieſe Stäbe, obwohl an der Außenſeite angebracht, laſſen ſich doch von innen handhaben, aufheben, an das Schiff feſthaken und zurückziehen. Oben auf dem Schiff und an ſeiner Außenſeite wird Platz ſein zur Beiſeitelegung der Gegenſtände, die mit dieſen Inſtrumenten aufgehoben worden ſind."

„Da das Licht der Sonne nur bis zu einer gewiſſen Tiefe hinabdringt, ſo wird der Ichthyneos einen elektriſchen Erleuchtungsapparat haben oder irgend ein anderes intenſives Licht, wie man es jetzt durch chemiſche Mittel herſtellen kann."

„Während die Mannſchaft im Innern des Ichthyneos von der Atmoſphäre abgeſperrt iſt, hat ſie ſich künſtlich Luft zum Athmen zu verſchaffen. Dazu wendet Monturiol zwei Methoden an. Die erſte iſt, eine gewiſſe Menge Sauerſtoff, ſtark zuſammengedrückt, mitzunehmen, die man langſam ausſtrömen läßt, wie die Mannſchaft den Sauerſtoff einathmet und verbraucht. Die andere Methode könnte man die Lungen des Ichthyneos nennen. Dies iſt eine Vorrichtung, womit man die Luft, welche im umgebenden Waſſer enthalten iſt, hereinziehen und zugleich den Stickſtoff, welcher der Mannſchaft ſchädlich werden würde, abziehen laſſen kann."

„Zur Anwendung jeder dieſer beiden Methoden hat man im Innern des Fiſchbootes einen Luftzug herzuſtellen und ihn durch alkaliſche und ſaure Auflöſungen zu leiten, wo er von dem Waſſerdunſt und der Ausdünſtung der Mannſchaft gereinigt wird, ſo wie von der Kohlenſäure.“

„Der Manometer (Dichtmeſſer) giebt die Tiefe an, in der wir uns befinden. Anfangs ſteigen wir ganz gemächlich hinab; dann wird's ein reißend ſchnelles Hinabſchießen; in einer gewiſſen Tiefe aber hört das Sinken ſchließlich auf. Man hört nicht den geringſten Laut, das Schiff verharrt ruhig ohne alles Schwanken. Man ſollte ſagen, die Natur ſei todt; der Ichthyneos gleicht einem Grabe.“

„Jetzt begreift man die ganze Bedeutung der Werkzeuge, womit das Fiſchboot ausgerüſtet iſt.“

„Man beobachtet den Sauerſtoffmeſſer und den Reiniger der Luft. Man verſucht ſofort, wieder aufzuſteigen; wenn man aber nicht gleich die erſten Bewegungen empfindet, was leicht geſchehen wird, wenn man ſich nur unachtſam gehen läßt, dann wird man von einer eignen Unruhe befallen, arbeitet mit ängſtlichem Eifer — und — der Manometer beginnt die Erhebung anzuzeigen. Kaum bemerkbar erſcheint das Licht der Sonne wieder und mit ihm die ſtrahlende Freude auf allen Geſichtern. Alle ſind begeiſtert und entzückt, und der Ichthyneos, fortgetrieben durch die Anſtrengungen der unterſeeiſchen Matroſen, ſteigt hinauf und hinab, hält mitten im Waſſer inne und bewegt ſich frei nach allen Richtungen.“

„Jetzt fühlt die Mannſchaft ihre Herrſchaft über das Element, in das ſie eingetaucht iſt, und findet ein Vergnügen darin, es nach Gefallen auf alle Weiſe zu durchmeſſen.“

„Das Log zeigt den Weg an, den wir zurückgelegt, der Compaß giebt die Richtung an, der wir folgen, und mit Stolz blickt man in dem beſchränkten Raum umher, von dem aus man all dieſe Wunder wirkt; man ſingt, man arbeitet und fühlt volles Vertrauen in die Werkzeuge und Mittel, wodurch das Schiff gelenkt wird und wodurch man ſich die Luft zum Einathmen ſichert, um nach Gefallen in der Tiefe zu verweilen.“

„Dieſe Eindrücke ſieht man bei der erſten Taucherfahrt ſich immer wiederholen. Nachher kommt man in die Gewohnheit und denkt ſchon darauf, zu noch größerer Tiefe hinabzuſteigen und das Bett des Oceans zu erforſchen.“ So weit Monturiol.

Nur noch ein Wort über die Bedeutung der unterſeeiſchen Schifffahrt.

So lange man die Geſetze nicht kennt, die in der Tiefe der

Meere herrſchen, kann man nicht ſagen, daß man auch nur die Oberfläche unſers Planeten kenne.

Wie wirken in dieſen unbekannten Regionen die Elektricität, der Magnetismus, die Wärme, die Bewegung, die Anziehung, der Chemismus?

Sollten nicht alle dieſe uns bekannten Naturerſcheinungen bei einem ſo ganz veränderten Medium im Schoß der Meere abweichende Formen annehmen? Der mächtige Druck der Waſſerſäule muß eine einflußreiche Wirkung ausüben.

„Wäre aber auch der wiſſenſchaftliche Gewinn nicht ausreichend, uns in eine Unternehmung zu ſtürzen, die Millionen koſten wird.“ ſagt Monturiol, „ſo würde jedenfalls ihre Verwendung für die Induſtrie bedeutenden Gewinn verſprechen. Viele unterſeeiſche Pflanzen haben Webefaſern; alle enthalten einen ſehr ſchätzbaren Stoff, das Jod; die Korallen, die Perlen, der Schwamm ſind unterſeeiſche Erzeugniſſe, die zu einem ſehr einträglichen Handel dienen. Auch der Fiſchfang läßt ſich durch den Ichthyneos fördern und vermehren. Verſunkene Schätze, untergegangene Schiffe wird man heben können; in vielen Fällen werden ſich auch Schiffbrüchige retten laſſen.“

Das neue Fiſchboot, welches Monturiol jetzt baut, wird bis auf 50 Meter in die Tiefe hinabſteigen können, wie wir oben ſchon geſagt haben; aber Monturiol hat noch bei weitem nicht die Unterſtützung gefunden, die ſeine bedeutende Erfindung verdient. Alles, was die außerordentlichen Ergebniſſe, die unerwarteten Erfolge ſeines erſten Ichthyneos hervorgebracht haben, iſt bis jetzt geweſen, daß man ihm die Mittel zu dieſem zweiten Schiff verſchafft hat. Aber die noch glänzenderen Erfolge, die er mit dieſem zweiten Ichthyneos erlangen muß, werden unfehlbar die Aufmerkſamkeit der civiliſirten Welt in ſo hohem Grade erregen, daß ihm die nöthigen Mittel zufließen, um noch viel größere unterſeeiſche Schiffe zu bauen, und zwar ſolche, die fähig ſind, alle die Reſultate zu erlangen, welche dieſe Erfindung haben muß.

Aber Monturiol's Erfindung führt die Löſung von Problemen mit ſich, die bis jetzt ſo ins Dunkel eingehüllt waren, daß ſie als der Ausgangspunkt einer neuen Aera in der wiſſenſchaftlichen Welt betrachtet werden können, deren Entdeckungen der Menſchheit zu den bedeutendſten Fortſchritten verhelfen müſſen.

Monturiol hat Mittel gefunden, außer Zuſammenhang mit der Atmoſphäre zu leben. Auf dieſe Weiſe könnte ſein Syſtem ebenfalls benutzt werden, um in den höchſten Schichten der irdiſchen Atmoſphäre ebenſo wohl zu athmen als in der Tiefe des Meeres.

Die Dünne der Luft, die Kälte der Pole, die Hitze des Aequators werden den Unterſuchungen der Wiſſenſchaft und den Unternehmungen der Induſtrie keine Hinderniſſe mehr ſein. Zur Hälfte ſind die Probleme der Luftſchifffahrt durch Monturiol ſchon gelöſt, da man mit ſeiner Erfindung in den höchſten Schichten der Erdatmoſphäre ſich bewegen kann. „Wohlan denn!“ ruft er aus, „mit der Entdeckung der unterſeeiſchen Schifffahrt habe ich auch die Entdeckung der Luftſchifffahrt gemacht, und ich habe es nur vorgezogen, die unterſeeiſche Schifffahrt zuerſt ins Werk zu ſetzen, weil es mir an Mitteln fehlte und weil dieſe bei weitem nicht ſo koſtbar war als die Luftſchifffahrt.“

Wir wünſchen dieſem erfinderiſchen Genie zum Heile der Menſchheit in allen ſeinen herrlichen Unternehmungen den vollkommenſten Erfolg.

2.

Die mexicaniſche Expedition.

Ein ganz anderer Einfall, und nicht gerade der Einfall eines Genies, iſt die Expedition Louis Napoleon's nach Mexico; es iſt aber zu hoffen, daß auch ſie der Menſchheit zu Gute kommen werde.

Der tapfere General Forey iſt in Verzweiflung: er findet keine Mexicaner, die er ſchlagen könnte; er kann nicht vorrücken, weil es ihm an Wagen und Mauleſeln fehlt; Puebla liegt vor ihm, aber die Wege, die dahin führen, ſind nicht zum Fortkommen*); er hat einige hundert Wagen und Mauleſel, und er braucht mehrere tauſend; er wünſcht ſeine Armee zu verdoppeln, und dieſes mörderiſche Klima, das nur im Moniteur geſund iſt, decimirt ſogar die Hälfte, die er hat. Die Soldaten brennen natürlich vor Begierde, ihre Tapferkeit zu zeigen, aber ſie müſſen vorher über ihren „Acclimatiſationsgarten“, wie ſie den Kirchhof von Vera Cruz nennen, hinüber und viele werden dort zurückbehalten, Ketzer oder Katholiken, gleichviel, les Français sont une nation civilisatrice! Dazu kommt, daß die Mexicaner ſich, wie es ſcheint, ſchon den Lobſpruch verdient haben, den der alte Bonaparte, der Vater des Chauvinismus, den Spaniern gegeben haben ſoll: „Als Volk haben ſie ſich ehrenvoll benommen!“ Damit quittirte ihnen der kleine Corporal die Schläge, die er von ihnen bekommen hatte. —

---

*) Seitdem dies geſchrieben worden, hat ſich bekanntlich Manches in dieſer Beziehung geändert.

Und der Rückzug der ſpaniſchen Armee hat dem Neffen in Mexico eine ganz ähnliche Lage bereitet, wie die des Onkels in Spanien war.

Wie ſchwierig dieſe Lage der franzöſiſchen Armee in Mexico durch den unerwarteten Rückzug der Spanier geworden iſt, haben die ſpäteren Ereigniſſe hinlänglich bewieſen. Alles dies wäre nicht eingetreten, wenn die öſterreichiſche Candidatur und die Gegenwart Almonte's im franzöſiſchen Lager nicht vorlauter Weiſe das falſche Spiel des franzöſiſchen Kaiſers enthüllt und den General Prim gezwungen hätten, ſich von dem Unternehmen loszuſagen und die Franzoſen im Stich zu laſſen.

Könnte Louis Napoleon die Sache von vorn anfangen, ſo würde er ſicherlich ſeine Bevollmächtigten verleugnen und die Präliminarien von La Solédad annehmen.

Es war freilich von Anfang an gewiß, der ſpaniſche Soldat würde ſich neben dem franzöſiſchen nur unter der Bedingung ſchlagen, daß die Franzoſen ein untergeordnetes Hülfscorps bildeten. Dieſe Bedingung konnte jedoch Frankreich nicht annehmen. Aber wie hat Napoleon III. den Geiſt und den Stolz der Spanier ſo ſehr verkennen können, daß er aus ihnen ein geiſtloſes Mittel zu ſeinen chimäriſchen Plänen in Mexico machen wollte? In Mexico, wo nur bei dem ſpaniſchen Theil der Bevölkerung, und kaum bei ihm, europäiſche Civiliſation herrſcht, iſt nur für die Spanier eine Anknüpfung, ein Verſtändniß mit dem Lande möglich; und dies einzuleiten ſollten wir Spanier ein Intereſſe haben, als Diener bonapartiſtiſcher abenteuerlicher Ruhmgier?

Louis Napoleon hat bereits theuer bezahlt für ſeine Unwiſſenheit und ſeine Verachtung ſowohl der Spanier als der Mexicaner, und ohne große Propheten zu ſein, glauben wir vorherſagen zu können, daß ihm dieſer Krieg daſſelbe Unheil über den Hals bringen wird, welches ſein Oheim im ſpaniſchen Kriege fand.

Der mexicaniſche Krieg hat ganz die Eigenheiten des Krieges in der iberiſchen Halbinſel, aber alle in viel ſchlimmerem Grade. Zuerſt iſt die Ungerechtigkeit die nämliche und ganz und gar kein ausreichender Grund zum Kriege vorhanden, viel ärger aber iſt die Ungeſundheit des Klimas und das Aergſte iſt die Entfernung, die gewaltige Ausdehnung des Landes, der Mangel an Transport- und Lebensmitteln; dabei iſt der Abſcheu und die Feindſeligkeit der Bevölkerung gegen die Franzoſen ganz allgemein und ſo ſtark, wie ſie es in Spanien waren; der Krieg iſt ein Krieg der Vereinzelung gegen einen Feind, der überall vorhanden, aber ſehr ſchwer zu faſſen iſt und ſich durch keine kühne That vernichten läßt; hierzu muß man noch die Nahe der Vereinigten Staaten rechnen, die trotz ihrer bürgerlichen Zwiſtigkeiten niemals dulden werden, daß ſich ein franzöſiſcher Einfluß in Mexico feſtſetze, wenn es auch möglich wäre, daß er Fuß faßte. Dies Alles zuſammen bildet eine Maſſe von Schwierigkeiten, die faſt unüberſteiglich iſt und wogegen der Muth der franzoſiſchen Soldaten Nichts ausrichten kann. Dieſer Krieg iſt nicht mit einer Schlacht, und wäre ſie auch noch ſo blutig, zu beendigen. Man wird genöthigt ſein, ohne Ruhm und ohne Sieg abzuziehen, wenigſtens ohne einen Sieg, der durch ſeine Folgen den Namen verdiente; oder man wird ſich in dieſem entfernten Lande in einem endloſen Kriege hinſchleppen müſſen, der Frankreichs Armeen und Schätze verſchlingt. Das zweite Kaiſerreich iſt hier völlig in die Enge gerathen.

Der Krieg iſt aber auch noch unter einem andern Geſichtspunkt ein Unglück für Frankreich; denn er hat den ſehr tiefgehenden Widerwillen in den Völkern von lateiniſcher Abſtammung in Amerika ſowohl als in Europa gegen die Franzoſen wieder aufgeregt; vor Allem in Spanien hat er die unglückliche Erinnerung an das erſte Kaiſerreich wieder erweckt und ſelbſt die Reactionäre ſammt ihrer Regierung zu einer antifranzöſiſchen Politik gezwungen, ſo ſehr ſie ſich auch Napoleon III. angenehm machen möchten. Royaliſten, Conſtitutionelle, Progreſſiſten und Demokraten, ſelbſt die Königin, und die Geiſtlichkeit ebenſoſehr als die Republikaner — Alles iſt in dieſer Frage einig. Alles iſt der Errichtung eines franzöſiſchen Einfluſſes in dem überſeeiſchen Spanien feindſelig geſinnt.

So ſind die Spanier, die in ihren früheren Colonien als Vertreter der Reaction gehaßt wurden, ohne zu wiſſen, wie ſie dazu kamen, äußerſt beliebt geworden durch den Rückzug des Generals Prim, und nun werfen beide Theile ihren vereinigten Haß und ihren vereinigten Widerwillen ganz allein auf die Franzoſen.

Die neueſten Verhandlungen in den Cortes haben deutlich genug gezeigt, daß Alle ein doppeltes Spiel in dieſer Partie ſpielten, ſie haben auf dieſe Weiſe die Kleinheit der Staatsmänner, die ſich an der Spitze der ſpaniſchen Regierung befinden, aber zugleich auch die Abſurditat der kaiſerlichen Politik Frankreichs an den Tag gebracht. Sie waren ſo dumm, daß ſie das ganze Gewicht der Nationalgeſinnung nicht begriffen, und doch haben ſie dieſer Geſinnung zuletzt Abbitte thun und nachgeben müſſen, d. h. ſie mußten das Verfahren des Generals Prim genehmigen; und dies Verfahren war, was man auch davon ſagen möge, in grellem Widerſpruch mit dem ihrigen. Aber warum haben ſie dieſen Mann zu einer ſolchen Aufgabe gewählt? Weil er ein Mann von Ehrgeiz und ohne Gewiſſen iſt, und weil deswegen jede der beiden Regierungen zu beiden Seiten der Pyrenäen in dem Glauben ſtand, ſie könne gerade darum auf ihn rechnen. Zufällig aber fanden ſich diesmal ſeine Intereſſen mit denen der Königin und der öffentlichen Meinung Spaniens im Einklange. Er hat dies geſchickt zu benutzen gewußt und lacht über die ohnmächtige Wuth des Kaiſers der Franzoſen, der über ſeine Ernennung ſo entzückt geweſen und ihm in ſeinen Briefen mit der ſchmeichelhaften Anrede: „Mein lieber Freund!“ entgegengekommen war.

Er hat im Senat geſagt, es wäre ſein Vortheil geweſen, mit den Franzoſen nach Mexico zu gehen, aber das iſt nicht wahr: er wäre bei ſeiner Rückkehr nach Spanien ausgepfiffen worden, wenn er anders hätte zurückkehren können; denn es war alle Wahrſcheinlichkeit für eine Revolution unter dem Ruf: „nieder mit den Franzoſenfreunden (los Afrancesados)!“ Weil er die Franzoſen im Stich gelaſſen hat, iſt er als Sieger empfangen worden — vom Volk und von der Königin, und hat alle Ausſicht, an O'Donnell's Statt ins Miniſterium zu kommen.

Für Die, welche den Verhältniſſen fern ſtehen und nur die Außenſeite der Ereigniſſe erblicken, iſt es wohl nöthig, den Grund anzugeben, warum die Gegenwart von 7000 bis 8000 Spaniern für die Franzoſen von ſo großer Bedeutung, ja ſo nothwendig war, die Unternehmung zum guten Austrage zu bringen.

Der Grund iſt: die Expedition nach Mexico war in Wahrheit keine Sache der Waffen, ſondern der Partei.

Mehr als 30,000 reicher und mächtiger Familien von Spanien ſind in Mexico anſäſſig als Grundbeſitzer, als Kaufleute, als Bürgersleute; und an der Spitze dieſer ganzen conſervativen Partei ſtand die hohe Geiſtlichkeit. Dieſe Partei nun wurde durch die ſpaniſche Armee, ſo klein ſie war, vertreten. Die mexicaniſchen Conſervativen ſahen die 8000 Spanier als Hülfstruppen an, die ihnen keine fremde Politik aufzwingen, ſondern Beiſtand leiſten ſollten, wieder zur Gewalt zu gelangen, die ſie eingebüßt haben.

Aus dieſem Grunde ſind ſie, die Conſervativen, ebenſo verſchwunden wie die ſpaniſche Armee, ſobald ſie dieſe fremde Politik Louis Napoleon's entdeckten, wo ſie nur Hülfstruppen für ihre eigne Politik erwarteten. Sie wollten nicht die Diener der bonapartiſtiſchen Politik ſein, ſondern ſie in ihren Dienſt nehmen.

Louis Napoleon hat in Mexico eine doppelte Niederlage zu erleiden, eine moraliſche, weil er eine Sache unternommen hat, deren Abgeſchmacktheit jedes Kind hätte begreifen müſſen, und eine materielle, weil die Unternehmung nothwendig ein böſes Ende nehmen muß. Und nicht nur in Spanien und in ganz Amerika erweckt ihm dieſer Krieg neue Feinde, auch in Frankreich iſt er ganz und gar nicht populär, ſo ſehr ſich auch die Franzoſen durch Kriegsruhm hinreißen und verblenden zu laſſen pflegen. Denn dieſer Krieg verſpricht Nichts weniger als Ruhm. Während eine Niederlage gewiß als eine Schande empfunden wird, fühlt Niemand Veranlaſſung, einen Sieg über die Mexicaner für etwas beſonders Rühmliches anzuerkennen. Selbſt die Armee iſt daher gegen dieſen Krieg, ſie iſt nicht begierig danach, ohne Ruhm am gelben Fieber und am ſchwarzen Erbrechen zu ſterben oder Feinde zu ſchlagen, die ſie für unwürdige Gegner hält.

Wenn nun die Zufälle des Kriegs ihr eine Niederlage bereiteten, fiele die ganze Verantwortlichkeit auf den Kaiſer; es wäre die Strafe für ſeine Verblendung und für ſeine Leichfertigkeit. Denn ebenſo wenig wie Ruhm in dieſem Feldzuge zu holen iſt, ebenſo wenig liegt Vernunft darin, wohl aber eine furchtbare Rückſichtsloſigkeit gegen Alles, was dem Menſchen theuer und heilig auf der Welt iſt. Der Zug nach Mexico iſt ein Unternehmen von furchtbarer Verantwortlichkeit für das Leben, das Eigenthum und das gute Recht von Tauſenden, ſowohl Mexicaner als Franzoſen.

3.

Spanien und der monarchiſche Conſtitutionalismus.

Der Ausgang der mexicaniſchen Frage und der Verhandlungen darüber in den Cortes hat für O'Donnell und ſein Miniſterium die traurigſten Folgen gehabt.

Seine Widerſprüche traten ſo grell zu Tage, daß er nicht widerſtehen konnte. Die lächerliche Seite ſeiner Politik überwältigte ihn; alle Achtung und aller ſittliche Gehalt, die er noch gehabt, ſind dahin, und er iſt wirklich in dieſem Augenblick ſchon zu den Todten zu zählen, obgleich er ſich noch an der Spitze der Regierung befindet. Er iſt ſo blind geweſen, die Cortes zu ſchließen, die im letzten Jahr ihrer Dauer ſtehen. Das iſt blos eine Aeußerung der Ohnmacht; denn das Budget iſt noch nicht berathen worden, und die organiſchen Geſetze, die für die Städte ſo wichtig ſind, die Preßgeſetze, die nun ſchon zwei Jahre in Berathung ſind, konnten nicht beſchloſſen werden.

Die Kriſis iſt ernſthaft. Es iſt aber nicht blos eine Miniſterkriſis, das Syſtem der parlamentariſchen Regierung ſelbſt findet ſich in Frage geſtellt. Alle Parteien der rechten Mitte vertreten es, und gerade ihnen legt die Königin Bedingungen auf, die unmöglich ſind. Die Begebenheiten haben den General Prim ſo ſehr begünſtigt, daß man ſchon jetzt vorherſehen kann, er werde die Aufgabe haben, den General O'Donnell zu erſetzen, um das Eintreten der Revolution noch einige Jahre aufzuhalten — der demokratiſch-ſocialen Revolution, gegen die er den unlautern Conſtitutionalismus, der ſich bis jetzt noch breit macht, vertheidigen ſoll.

Es ſind noch einige Bruchtheile der Progreſſiſtenpartei übrig, die ſich noch nicht verbraucht haben. Um zur Gewalt zu gelangen, werden dieſe alle möglichen Bedingungen eingehen, die ihnen die Königin vorſchreiben wird; ſobald ſie aber an der Spitze der Geſchäfte ſind, werden ſie die nämliche Ohnmacht wie ihre Vorgänger empfinden.

Sollte hingegen die gegenwärtige Kriſis mit der Bildung eines neu-katholiſchen Miniſteriums enden, ſo wird der nämliche General Prim die Rolle O'Donnell's vom Jahr 1854 ſpielen.

Auf die eine oder die andere Art wird und muß ſich die Thatſache zeigen, daß man wegen der Haltung der Krone nicht Dauerndes gründen kann, und dieſe conſtitutionelle Monarchie in Spanien läßt ſich nur als einen Uebergang aus der Vergangenheit in die Zukunft betrachten. Wenn aber die Revolution eintritt, ſo wird dies keineswegs geſchehen, weil das Volk ganz auf die Republik vorbereitet iſt. Man muß aber geſtehen, daß die republikaniſchen und ſocialiſtiſchen Ideen große Fortſchritte im Volke gemacht haben.

Es iſt ſchon früher darauf hingewieſen worden, daß der gegenwärtige Zuſtand große Aehnlichkeit mit dem Frankreichs im Jahr 1847 habe. Aber dieſe Ohnmacht des ſpaniſchen Bürgerſtandes iſt keine zufällige Erſcheinung in der politiſchen Geſchichte unſers Jahrhunderts; alle Völker Europas haben die nämliche Lage durchgemacht. Dies kommt daher, daß der Bürgerſtand überall darauf ausgeht, ſich mit dem Königthum und allen alten Mächten zu verbinden, und mit ihnen zuſammen gegen das Volk unter ihm aufzutreten, ſtatt dieſes zu ſich emporzuheben und mit ihm zuſammen zu ſiegen und die allgemeine Freiheit zu befeſtigen.

Dennoch hätte man dieſem Syſtem in Europa einiges Leben einflößen können, wenn man nur die Nationalitäten im Norden und Süden Europas wieder hergeſtellt hätte. Einen Augenblick glaubte man, der Conſtitutionalismus würde dies in Deutſchland und Italien thun; wer dies aber jetzt noch hoffen wollte, dem würde man den geſunden Menſchenverſtand abſprechen müſſen.

Da es der Conſtitutionalismus verſäumte, in ſeiner Politik nach außen überall das Volksrecht zur Geltung zu bringen, die Nationalitäten zu conſtituiren und die zerriſſenen Volkskörper wieder ins Leben zu rufen, ſo hat die Demokratie eine Aufgabe unternehmen müſſen, die ihr eigentlich nicht zukam. Sie hätte genug zu thun gehabt, die einmal befreiten Völker durch Verbündung zu vereinigen und dadurch ein neues Völkerrecht der ſo vereinigten Staaten Europas zu begründen und eine Einheit zu ſchaffen, die offenbar der Zweck und das Ende der großen politiſchen Entwickelung unſerer Zeit ſein muß. Der Bürgerſtand und die conſtitutionelle Freiheit haben uns aber die Vorarbeit der Befreiung der Völker von der herkömmlichen mechaniſchen Zuſammenzwängung nicht abgenommen, und ſo bleibt es der Demokratie überlaſſen, ſowohl die Grundlage — Recht gegen Gewalt — feſtzuſtellen, als auch den Oberbau — Abſchaffung der Gewalt im Völkerrecht — aufzuführen.

Die Völker müſſen ſich alle Recht verſchaffen, aber auch gegenſeitig für dies erworbene Recht einſtehen, damit an keinem einzigen Orte die Reaction wieder triumphiren könne. Ein Recht, welches wieder gebrochen werden kann, iſt kein Recht; in jedes Rechtsſyſtem gehört ſich eine ſtrafende Behörde zu ſeinem Schutz.

Da Demokratie und Recht ganz gleichbedeutende Ausdrücke ſind — lex est quod populus jussit, ſagt der Juriſt — ſo iſt die Politik der Demokratie leicht entworfen.

Die europäiſche Föderation muß ihre Fahne ſein; und wir ſind überzeugt, daß die Principien der Demokratie nicht anders verwirklicht und geſichert werden können, als daß ſie bei allen europäiſchen Nationen zur Geltung kommen. Die Freiheit des Einzelnen hat ihre Gewähr nur in der Freiheit Aller. Die Geſchichte der Interventionen in unſerm Jahrhundert ſind wenigſtens dazu gut, daß ſie dieſe Wahrheit auch in dem Verhältniß der Völker zu einander beweiſen.

Wir ſind daher der Anſicht, daß die Schriftſteller und Redner der Demokratie von jetzt an überall und immer dieſen Gedanken, der ſo nützlich und ſo fruchtbar iſt, verbreiten ſollten. Denn ohne dieſe Vorarbeit, ohne die nöthige Vorbereitung der öffentlichen Meinung, wird die Demokratie nicht die Macht haben, den Plan ins Leben zu führen, ſo unerläßlich nothwendig er auch iſt, und ſo günſtig die Umſtände ſonſt auch ſein mögen. Ohne das richtige Verſtändniß dieſes Gedankens könnten die kommenden Umſchwünge Europa's immer von neuem an falſchen Vorſtellungen von Volksunabhängigkeit und an nationalen Antipathien ſcheitern.

Die Idee einer europäiſchen Föderation wird nun aber ſchon jetzt durch eine andere bedroht, welche von ſogenannten Demokraten, die aber in Wahrheit Autokraten ſind, ausgeht, nämlich durch den Vorſchlag einer Föderation der Völker von lateiniſcher Abkunft, als ob dieſe leichter herzuſtellen und früher ins Werk zu richten wäre als die allgemeine.

Aber warum, wenn dieſe Föderation ausführbar wäre, ſollte es nicht auch die germaniſche und die ſlaviſche ſein? Warum ſollten ſich nicht auch die beiden angelſächſiſchen Stämme verbunden? Und wenn dieſe Völker in die demokratiſche Föderation einzutreten Luſt hätten, warum ſollte man ſie nicht zulaſſen? Man würde ſie nur zwingen, ein Gegenbündniß zu machen, und das wäre wieder der Krieg und die Reaction. Jeder wahre Demokrat muß begreifen, daß dieſer Vorſchlag einer lateiniſchen Föderation Nichts als ein höchſt gefährlicher Fallſtrick iſt.

Die demokratiſchen Principien, die alleinige Geltung des Rechtes eines Jeden gegen jede Gewalt, und die Geltung aller Gewalt nur im Dienſte dieſes Rechts, dieſe Principien ſind ohne Zweifel die nämlichen für alle Völker, von welcher Abſtammung ſie auch ſeien. Jedes Volk muß ſeine Unabhängigkeit geſichert ſehen, muß aber auch wirkliche ehrliche Verwalter des Rechts an der Stelle der Autokraten haben, die nur die Gewalt vertreten.

Jedes Volk fühlt das Bedürfniß einer allgemeinen Entwaffnung, denn alle erliegen gleichmäßig unter dem unerträglichen Syſtem der Gewalt gegen Gewalt, der Armeen gegen Armeen, der Flotten gegen Flotten und der ewigen Kriegsdrohung, wenn es auch allgemeiner Friede heißt, — einem Syſtem, welches die Köpfe aller gedankenloſen Menſchen erfüllt, aber leider ganz Europa fortdauernd die Taſchen leert, unter dem Vorwande, dieſen Taſchen ihren Inhalt zu ſichern. Und der Bürgerſtand ſieht dies nicht ein? Sollte er nicht überall ſeine Taſchen zuknöpfen und keinen einzigen Soldaten mehr hergeben?

Weil er aber nicht einmal zum Vortheil ſeiner eignen Taſche denkt und handelt, darum treibt ſich dieſes Soldatenweſen zu einer ſolchen Höhe, daß es mit furchtbaren Zuckungen und gewaltigen Verwüſtungen ſich überſtürzen muß — ſicherlich nicht zum Vortheil des Bürgerſtandes, der ihm ſo viel Geld geborgt.

Dem iſt nichts Anderes entgegenzuſetzen als die allgemeine Föderation, in der dem Kriege durch einen allgemeinen Rechtszuſtand und durch Aufrechterhaltung des Rechtes von Bundes wegen ein- für allemal ein Ziel geſetzt wird.

Erſt dann wird Spanien ſo gut als alle andern Völker im Stande ſein, alle ſeine Kräfte zu entwickeln und zu einer wirklichen und vollkommenen Wiedergeburt zu gelangen.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK

Druck von C. E. Elbert in Leipzig.

Zwei Doppelromane

in dramatiſcher Form,

Marie Bluntfield und Der Probekuß,

von

Arnold Ruge.

Berlin.
Verlag von Franz Duncker.
1865.

BIBLIOTH
REGIA
MONACENS

Für die Bühnen Handſchrift.

An die Deutſchen.

Hört zu, Ihr Deutſche, was, Euch zum Gewinn,
der Dichter von ſeiner Perſon ſagt:
Denn er fürchtet, daß Ihr ſein Verdienſt um Euch
ſchon längſt in den Schornſtein geſchrieben;
Deswegen erſcheint er im weißen Gewand vor Euch
und lobt ſich nach Noten,
Daß Ihr Euch beſinnt, welchen Schatz Ihr an ihm
in der Fremde habt und den Schatz hebt.
Das könnt Ihr durch Gunſt, durch Lob und durch
Kauf, womit Ihr ſein Buch und Euch ſelbſt ehrt.
Oft hat er Euch ſchon mit der Pritſche den Sitz
und die Lenden verſohlt, als Ihr ſelbſt noch
In Eſelshaut, Schweinsleder und dick in Juchten
gebunden zu Markt kamt,

Als Kladderadatſch noch ſein Ei nicht gepickt und der März nur duftige Veilchen
Für die Mädchen gebracht, nicht des Volkes Sieg und die Roſen germaniſcher Freiheit.
Ja, er gab Euch ſogar das ergötzliche Spiel mit pudergefüllten Perücken,
Die er gründlich geklopft und in heitrer Geſtalt für die luſtige Jugend verewigt.
So bedient' er Euch wahrlich als richtiger Freund und dachte nur Dank zu erwerben;
Doch die Welt ward, wie immer, zum Narren gehabt, und dem Freunde gab ſie den Fußtritt,
Und ſtenzt' ihn hinaus über Land und Meer; und er hauſ'te ſich ein in der Fremde.
Da verlor er nun Euch und den heimiſchen Markt voll ergötzlichen Krams aus den Augen;
Nur im hinterſten Fache des Herzens behielt er noch immer ein Stückchen der Heimat;
Dies giebt er Euch hier mit dem engliſchen Spleen in drolligen Schwänken verſchwiſtert.

Seid vernünftig und leſ't es mit mehr Verſtand, als das Pack der Sudelpoeten,
Die Ihr wohl dreißig mal aufgelegt zur Schande für Euch und die Muſen,
Daß einſt Eure Kinder nicht Euren Geſchmack und Eure Entſcheidung verrufen;
Denn unſterblich iſt doch nur der freie Geiſt in der Schönheit roſigem Mantel.
Dann zeigt er Euch noch, aus dem ſchottiſchen Kampf wider Königsmacht und den Adel,
Die unendliche Schuld, die ein ſchönes Gemüth und den heimiſchen Heerd untergraben,
Bis endlich die Rache, die er ſich erzeugt, den Frevel ſühnet und auslöſcht;
Denn rein iſt das Herz und das rächende Schwert, das der Sohn für Mutter und Braut zückt.

1864.

Marie Bluntfield.

Ein Trauerſpiel in fünf Aufzügen.

Aus der ſchottiſchen Reformationszeit.

Perſonen.

Maria Stuart, Königin von Schottland,
James Stuart, Graf von Murray, ihr Halbbruder und Miniſter.
H. Stuart, Graf von Lennox.
Heinrich Stuart, Lord von Darnley, ſein Sohn.
Robert Bluntfield, Lord von Craighouſe.
Marie Bluntfield, Lady von Craighouſe.
Heinrich Bluntfield, ihr Sohn.
Lord Heinrich Mowbray.
Graf von Mowbray.
Katharina Mowbray, ſeine Tochter.
John Knox, der Reformator, Prediger der Gemeinde von Edinburg.
Der Burgemeiſter von Edinburg.
George Buchanan, der Erzieher des Königs Jacob.
Duncan, ein Ritter, Heinrich Bluntfield's Freund.
Laſſy, Lady Bluntfield's Dienerin.
Marie Beton,
Marie Seton,
Marie Fleming,
Marie Livingſton,
die vier Jugendfreundinnen der Königin.
David Rizzio, der Sänger.
Hamilton, Herzog von Chatelherault.
Graf Argyle,
Graf Glencairn,
Wishart von Pittarow,
Lord Maxwell,
Lord Rothes,
die proteſtirenden Lords.
Lord Bluntfield's Hauptmann.
Die drei Knaben der Lady Bluntfield.
James Hamilton, ein Jäger der Königin.
Jäger. Ritter. Reiter. Diener. Ein Greis. Ein Chor Bewaffneter. Volk.

Erſter Aufzug.

Die junge Königin.

Erſter Auftritt.

Marie Bluntfield im Reiſekleide wird von ihren Freunden an den Hafen geleitet, man ſieht das Schiff ſich zur Abfahrt rüſten.

Marie.

Lebt wohl! Von Englands gaſtlichen Geſtaden
Scheid' ich mit Wehmuth, denn ich lernte hier
Die alte Treu, den biedern graden Sinn
Und vieler Freunde trauliche Gemeinſchaft
Von neuem ſchätzen; doch mich ruft die Pflicht
Und mehr noch ruft die Liebe zu dem Gatten
Und meine Sehnſucht nach den Kindern mich.
Auch ſchlägt mein Herz im Buſen freudiger,
Wenn ich des theuren Vaterlands gedenke,

Des ſchönen Schottlands, das die ſtarke Bruſt,
Mit ihrem Felſenpanzer hoch und hehr
Den wilden Wellen und den Stürmen bietet.
Und Berg und Meer erziehn ein ſtark Geſchlecht,
Ein Volk von Helden, oft von rohen Sitten,
Doch ſtets der Freiheit hold und jetzt vor allen
Dem reinen Glauben ernſtlich zugewandt.
Das find' ich wieder; und von unſerm Schloß
Weht Bluntfield's Fahne für den neuen Bund
Des freien Glaubens, dem wir zugeſchworen,
Und für den alten Bund mit ſeiner Liebe.
Ihr Segel, ſchwellt und führt mich eilend hin,
Wo immer meine Seele weilt' und webte,
Denn ihr gehört die Heimath, ihr allein,
Sie ſchafft ſie, ſie bewohnt ſie und ſie nimmt
In alle Fernen ihre Zauber mit.
So lebt denn wohl und gönnet mir mein Glück.

(Sie grüßt die Umſtehenden und geht an Bord. Alle nehmen herzlichen Abſchied und wehen ihr mit ihren Tüchern nach.)

Zweiter Auftritt.

Gemach der Königin im Palaſt Holyrood.

Die Königin Maria Stuart. Lord Heinrich Mowbray.

Mowbray.

Lord Blunifield iſt des Glücks geliebtes Kind,
Des ſchönen Weibes werth, das er beſitzt,
Und Eurer Gnade, königliche Frau.

Königin.

Und ſeine ſchöne Frau iſt liebenswerth?

Mowbray.

Maria weicht nur einer Frau in Schottland —

Königin.

Und die heißt auch Marie. — Ich kenne das!
Ihr Schotten ſchmeichelt plump und ſcheltet derb.

Mowbray.

Weil wir die Wahrheit künſtlich zu verbrämen
Noch nicht gelernt. Wir ſprechen mit dem Herzen.

Königin.

Und Euer Freund ſpricht auch ſo unumwunden?
War er in Frankreich, wo man zierlich denkt,
Und zart zu ſagen weiß, was man empfindet?

Mowbray.

Er war in Frankreich, und er fühlt es ganz,
Was Ihr uns bringt und was uns ſelbſt gebricht
Die Bildung und den Geiſt, der alle Gaben
Der Erde adelt und erſt werthvoll macht.
Er war genug in Frankreich, um daheim
Die ſchönen Zierden heiteren Verkehrs
Oft zu vermiſſen, und an feiner Sitte,
Wie ſie Natur und Fleiß nur bilden können,
Darf ich in meiner Derbheit mich mit ihm
Von Ferne nicht vergleichen. Dieſer Mann
Scheint mir vor Allen Eurer Rückſicht werth
Und fähig mit dem Schotten den Franzoſen,
Wie Ihr es wünſchet, feſter zu verbinden.

Königin.

Hält er zu Knox und meinen Widerſachern?

Mowbray.

In Schottland iſt der Papſt einmal verloren,
Der Adel und das Volk ſind reformirt

Doch giebt es viele, die den Edelmann
Dem Prieſter vorziehn und vor allen Dingen
Dem Aufruhr gegen Euch ſich widerſetzen
Und Euer königliches Recht beſchützen.
Zu dieſen zähl' ich Bluntfield und mich ſelbſt.

Königin.

Ihr ſeid beredt für dieſen Glücklichen,
Selbſt ſeine Fehler werden Tugenden,
Wenn Ihr ſie darſtellt, und der alte Glaube
Iſt darum hoffnungslos, weil er ihn abſchwor.
Für ihn wollt Ihr die Königin begeiſtern,
Und für Euch ſelber habt Ihr nichts zu wünſchen?
Die Freundſchaft ſchmeckt, wie nach der alten Sage,
In unſrer Zeit hätt' ich ſie nicht erwartet.

Mowbray.

Mein Herz iſt ſchlechter, als Ihr denkt und ahnt!
Ich möchte Bluntfield zu den höchſten Ehren,
Zum Heil des Reiches und zu ſeinem Glück,
Befördert ſehn, um den beſcheidnern Platz,
Wo er bisher geſtanden, ſelbſt zu erben.
So hat mich die Gewohnheit ſeines Hauſes,
Das ich ſchon jetzt mit meinem faſt vertauſcht,
So ſeiner Hausfrau Güte mich verwöhnt,

Daß ich im Wachen und im Traum die Stätte,
Die mir die Freundſchaft leiht, als mein mir denke.
Laß mich Dir's ehrlich beichten, Königin!
Und lächle nicht; denn es erleichtert mir
Den Buſen, wenn ich's ſagen darf, wie tief
Marien's ſchönes Bild mein Herz bewegt.
Doch wär' ich ein Verworfner, wenn ich nicht
Des Freundes Heil vielmehr, als ſeinen Kummer
Zum Grunde meines Glücks zu legen dächte —

Königin.
(mit dem Finger drohend).

Iſt das der zarte Ton, den Ihr bewundert?
Iſt Eure Königin nicht eingeſetzt,
Euch zu regieren in dem großen Spiel,
Wo Glück und Unglück, Tod und Leben nichts
Als ihres Herrſcherwillens Diener ſind?
Und Ihr wollt mich, wie einen Damenſtein
Für Eure Zwecke ziehn? Was denkt Ihr denn?

Mowbray.

Ich dacht', ich ſpräche Euch zum Herzen, ſpräche
Zu einer ſchönen jungen Dame, die
Den ſchönſten Mann in Schottland kennen lernen
Und nur den Würdigſten beglücken wollte.

Königin.

Lord Mowbray, mit dem Feuer ſpielt man nicht
Im Pulverhauſe, und mit jungen Herzen,
Auch wenn ſie Königinnen ſind, gebührt
Sich große Vorſicht, ja, die Königin
Hat ſich vor Allen kalt und frei zu halten.
Ich bin ſchon alt genug, um das zu wiſſen.

Mowbray.

Verzeiht mir, königliche Frau, die Kühnheit,
Daß offen ich von Dingen ſprach, die Ihr,
Wie mir es ſchien, zu wiſſen nöthig hattet;
Ich nahm den Scherz für mehr, als für Befehl,
Weil Euer Majeſtät Vertraulichkeit
Mir eine Gnade ſchien, die Alles fordern
Und die geheimſten Pforten der Gedanken
Aufſprengen darf. Wenn ich vergeſſen habe —

Königin.

Schon gut! Ich weiß, Ihr meint es ehrlich, ja,
Und wüßt ich's nicht, Ihr hättet mich's gelehrt
Mit jedem Wort, und Eurer ganzen Haltung,
Der Ihr das Zarteſte nicht mit Geduld
Und ſtummen Wünſchen pflegen, ſondern gleich

Im erſten Anlauf wild erſtürmen wollt.
Ihr ſchleichet nicht, Ihr ſtürzet Euch zum Ziel.
So will ich Euch denn wieder auch vertraun: —
Dem Männlichſten vertrauen wir am liebſten: —
Laßt es geheim ſein, was geſprochen wurde,
Damit das Wort nicht unſre Wünſche tödte,
Und meldet mich bei Bluntfield zum Beſuch.

Mowbray.
(küßt knieend ihre Hand).

Ihr wollt? O Euer Herz iſt reich an Huld!
Glückſel'ges Schottland, dem es angehört!
(Königin geht ab; Mowbray, der ihr ehrerbietig die Thür geöffnet, bleibt einen Augenblick in Gedanken ſtehn.)

Dritter Auftritt.

Mowbray.

O Deine wilde Wuth, ſie riß mich hin,
Verruchte Liebe, die ich tödten ſollte!
Es iſt mir wie im Traum! Sie war es ſelbſt
Die ſchöne jugendliche Königin;

Und ich vermocht' es, das verwegne Wort,
Den ſchreienden Verrath, den ich zu denken
Erſt kaum gewagt, vor ihrem Ohre laut
Und ohne Zittern auszuſprechen?! Mowbray!
Von dieſem Augenblick biſt Du verwandelt;
Der Zauber hat gewirkt, den Jahre lang
Dein ſtolzer Wille band und niederhielt.
Marie, Du ſanfte, ſchönſte der Marieen,
Du mächtige, geſtrenge Herrin, Du
Haſt mich mit Deiner zarten Frauenhand
Aus jenem Himmel ruhiger Gefühle
In dieſes wüſte Feuerbad der Liebe
Geſtürzt, wo jeder Frevel mir geläufig
Und jedes Wagniß Spiel wird; denn um Dich,
Um Dich gäb' ich die Seele, könnt' ich ſie
Noch einem Andern geben, als Dir ſelbſt.
Es war gewagt, das kühne Wort vor ihr
Der Königin zu äußern, doch ſie ſah
Nicht eine Kühnheit drin, nur eine Plumpheit.
So diente meine Raſerei mir mehr,
Als es die höchſte Feinheit nur vermocht.
— Sie will ihn ſehn, ich hab' es vorbereitet,
Daß ſie ihn günſtig anſieht, und das Auge
Folgt willig einem guten Vorurtheil,
Wenn dann die wirkliche Geſtalt erfüllt

Was gaukelnd ihm die Phantaſie verſprach.
Und iſt es denn ein Frevel, wenn ich ihn
Zum König mache, wenn ich meinem Freund
Für ſeines Hauſes ſtill beſcheid'nes Glück
Den Thron und dieſe glänzende Geliebte,
Die Könige zu ihren Füßen ſieht,
Daß mit Verſtand ſie einen Mann ſich wähle, —
Wenn ich Marien Stuart ihm vermähle?
— Er ſollte widerſtehn, wenn ſie ihm lächelt?
Sein Weib, ſein Schloß und ſeine Kinder vorziehn? —
Was wir beſitzen, achten wir gering,
Und heften uns an künftigen Gewinn,
Der täuſchend, wie das Trugbild in der Wüſte,
Den Durſt nie löſcht, dem es die Labung zeigt.
So weicht des Menſchen Fuß von ſeiner Scholle,
Wo ihm ſo oft der eigne Wein gereift,
Ein ſchöner Trug, die ganze Welt, die volle,
Das iſt's, wonach er unerſättlich greift.
Ich zähle nur auf menſchlich wahre Triebe
Und folge Dir, Tyrannin, meiner Liebe. (Ab.)

Vierter Auftritt.

Graf Murray. Dann Knox.

Knox (eintretend).

Seid Ihr's, Mylord? Wo iſt die Königin?
Sie ließ mich rufen. Warum ſtört ſie mich
Von meinem Buche auf? Warum muß Knox
Den Dienſt des Herrn verlaſſen und zu Hofe?
Mein Platz iſt nicht am Fuße dieſes Throns;
Hier hauſ't die Lüge, dieſe Königin
Haßt jedes Wort der Wahrheit, das der Geiſt
Des Herrn mir auf die Zunge legt; und mich,
Der ich's den Brüdern unverfälſcht verkünde,
Mich haßt ſie gründlich, denn ſie kennt mich wohl.
Sie weiß, daß ich der Guiſen blut'gen Rath
Durchſchau' und ihre Plän' auf Schottlands Freiheit,
Auf Englands Thron und ſeines Volkes Glauben.
Den Holzſtoß ſoll die andere Maria
Zum Umſturz unſers Glaubens in zwei Reichen
Aufrichten und mit Mord ein Chriſtenthum
Erneu'n, wie's nur der Böſe kennt und predigt.
Sie weiß, daß ich Eliſabeth gewarnt.
Daß ich das Volk noch täglich ernſt verwarne.

Was alſo ſoll ich hier? Wo der Verkünder
Der Wahrheit nichts, als ein Verbrecher iſt,
Wenn er dem Throne nicht die Macht benimmt?
Den böſen Willen kann er ihm nicht nehmen.

Murray.

Und nahm er ihm die Macht zur böſen That,
Muß er zur guten ſie ihm wieder geben.

Knox.

Es iſt kein Heil, Mylord, als in dem Volke,
Daß ſich mit Gottes Hülfe ſelbſt regiert.

Murray.

Der Staat fällt in Verwirrung, wenn der König
Nicht das Geſetz mit ſtarker Hand verwaltet.

Knox (mit Bedeutung).

Wenn ſich der König dem Geſetz nicht beugt, —
Wir ſehen's an der Meß' in Holyrood, —
So biegt des Königs Laune das Geſetz.

Murray.

Das iſt gewiß, und nach dem alten Brauch
Iſt drum in Schottland König das Geſetz.

Zudem iſt nun der Wille des Volks geſchehn.
Ihr wißt, ich bin der neuen Ordnung treu,
Und meiner Schweſter fränkiſchen Gelüſten,
Sie zu zerſtören, werd' ich ernſtlich wehren.
Sie ſoll uns Proteſtanten einig finden,
Den großen Umſchwung Schottlands feſtzuſtellen;
Und alle ihre Pläne müſſen ſcheitern,
Mit denen ſie den neuen Geiſt des Volks
Zur alten Knechtſchaft umzuwenden denkt.
Daß ſie es wünſcht, verhehlt ſie kaum, daß ſie
Dich haßt, noch minder, denn in Dir erblickt
Sie den lebend'gen Umſchwung ſelbſt. Ja Du,
Du biſt der Aufruhr gegen ihren Glauben
Und Du der Herrſcher über die Gemüther
Des Volks von Schottland, das ihr unterthan.

Knox.

Und darum läßt ſie mich zu Hofe kommen?

Murray.

Sie iſt ſehr jung und ein verzog'nes Kind,
Das immer ſeinen Willen haben durfte.
So hat ſie nun die Neugier und den Trieb,
Dem Mächt'gen, dem Gefährlichen zu nah'n.
Sie will dem Löwen in die Augen ſehn,

Ob ſie mit ihrem Blick ihn bändige,
Will in den Abgrund ſich hinüberbeugen
Aus eitlem Drang den Schwindel zu beſiegen.
Und nebenbei gilt es wohl den Verſuch,
Ob nicht auch Knox den ſchmeichleriſchen Worten
Der ſchönen Königin ſich fügen werde.

Knox.

Und Ihr, Mylord, wollt ſo unwürd'ges Spiel
Mit einem ernſten Diener Gottes treiben?

Murray.

Es iſt kein Spiel, der Königin das Wort
Zu predigen, und die Gewalt iſt Dein.

Knox.

Sie wird nicht hören, ſie wird reden wollen;
Des Weibes Zunge rührt ſich wo ſie darf.

Fünfter Auftritt.

Die Königin zu den Vorigen.

Murray.

Da iſt ſie ſelbſt, die Königin!
Vergönnt,
Daß ich zu Eurem Seſſel, hohe Frau,
Euch ſchuldigſt erſt geleite, und ſodann
John Knox den Pfarrer Euch zu Dienſten ſtelle.
(Knox verbeugt ſich vor der Königin.)

Königin.

Setzt Euch, Ehrwürden, mich verlangte längſt
Aus Eurem eignen Munde zu vernehmen,
Ob's wahr iſt, was die Stadt Euch pred'gen läßt.

Knox.

Da war das Nächſte, gnäd'ge Frau, die Predigt
Aus meinem Munde ſelber anzuhören
Und Gottes Wort zu Herzen Euch zu nehmen.

Königin.

Das meint' ich nicht; ich wünſchte nur zu wiſſen,
Ob Ihr in Eurer Predigt mich verdammt,
Daß ich die Meß in Holyrood gehört.

Knox.

Das würdet Ihr mit allen meinen Gründen
Aus Schrift und aus Geſetz vernommen haben.
Jetzt kann das kahle Ja Euch nicht erbaun.

Königin.

Die Gründe, fürcht' ich, hätten mich noch minder
Erbaut. Ihr kanntet meinen Glauben als
Ihr mich berieft zu Eurer Königin.

Knox.

Und Ihr, Mylady, kanntet den Vertrag
Von Edinburg und was das Parliament
Von Schottland gegen Papſt und Meß verfügt.

Königin.

Nun aber bin ich Eure Königin,
Frei, meinen Glauben ſelber mir zu wählen
Und die Geſinnung meines Volks zu leiten,

Wie mir es Gott in's Herz giebt, mit Geſetz
Und mit Befehl aus königlicher Vollmacht.

Knox.

Das könnt Ihr nicht, wir ſind ein freies Volk,
Der König kann nicht wider das Geſetz,
Und nur von Gott empfangen wir das Wort
Des Glaubens, den kein Menſch befehlen kann.
Gott und das Volk von Schottland ſind die Macht.

Königin.

Und daß geſchrieben ſteht: ſeid unterthan
Der Obrigkeit, das achtet Ihr für Nichts?
Wie, haben je die Chriſten unter Roms
Gewalt ſich aufgelehnt und mit dem Schwert
Die Herrſcher ihrem Willen unterworfen?

Knox.

Weil ihnen Gott die Macht dazu verſagt.
Wir aber wollen nicht mit unſern Leibern
Als Fackeln brennen zum Ergötzen Roms,
Wir wollen mit dem Worte zum Verderben
Und Untergange dem Papismus leuchten.

Königin.
(mit unterdrückten Thränen).

So wäret Ihr, der Ihr das Wort verwaltet,
In Wahrheit König, und ich Unterthan?

Knox.

Der wahre König wird zu ſeiner Zeit
Gar oft, wie unſer Heiland einſt, verkannt.

Königin.

Und wünſcht Ihr zu der Wahrheit noch die Krone?

Knox.

Ich herrſche nicht, ich lehre nur das Wort.

Königin.

Doch Könige zu zwingen, dünkt Euch recht?

Knox.

Wenn der Vater raſ't, ſo muß der Sohn ihn halten.

Königin.

O ich verſteh' Euch und zum Ueberfluß
Schriebt Ihr noch Euren „Stoß in die Poſaune"
Und widerriethet weiblich Regiment.

Knox.

Eu'r Gnaden, jenes Buch ſpricht nicht von Euch,
Auch von Eliſabeth, dem Hort der Gläub'gen,
Spricht's nicht. Ich ſchrieb's im Angeſicht der Feuer,
Die unſre Freunde mörderiſch verzehrten,
Schrieb's in der Kette des Galeerenſklaven,
Als ich in Frankreich ſo entwürdigt wurde;
Und gegen jenes Höllenregiment
Der ſpaniſchen Maria war's ein Nothſchrei.
Sie war ein Weib und ließ ſich ſo verleiten
Von jenem finſtern blutigen Monarchen,
Dem Philipp, ihm dem Abſcheu aller Zeiten.

Königin.

Ein Mann hingegen läßt ſich nie verleiten?

Knox.

Wenn er ein Weib iſt, warum ſollt' er nicht?

Königin.

Ihr ſprecht ſehr offen.

Knox (ſteht auf).

                    Ihr befahlt es mir.
Ihr ließt mich kommen, daß ich redete,

Und nicht, daß ich mein Herz und meine Meinung
Vor Euch verbärge. Dazu iſt's gedruckt
Und dient mir ſo wie ſo nicht juſt als Freibrief
Bei Euch und bei Eliſabeth. Ihr kommt
Davon nicht los, daß Ihr nur Frauen ſeid
Und daß Ihr nun doch einmal auch regiert,
Wenn nicht in Wahrheit, doch dem Namen nach.
Denn immer hängt das Weib ſich an den Mann;
Hat er kein Recht, ſo hat er es als Gunſt,
Die Ordnung Gottes läßt ſich nicht verkehren.
Doch Ihr regiert; ich hab' Euch ſelbſt gerufen,
Und meine Stimme war nicht ohne Kraft;
Ich hielt es für das Beſte. Widerlegt
Nun durch die That mein Wort — Ihr könnt es ja! —
Und zeigt der Welt ein Weiberregiment,
Wie's einſt Deborah führt' in Iſrael.
Ob meiner Schrift ſeid unbeſorgt, ſie kam
Zu früh und wird Euch nicht im Wege ſein.
So iſt ſchon manches Wort von großen Männern
Vor tauſend Jahren wohl verkündet worden,
Und harrt noch immer der Bethätigung.
— In Eure Hand hat Gott ein großes Werk
Gelegt, ſeht nicht auf eitel Beiwerk, ſeht
Auf ſeinen Willen, den er deutlich Euch
Und Eurer Zeit befohlen, nehmt ihn an,

Schwimmt mit dem Strom, Ihr könnt nicht wider ihn
Und das bedenkt, ſo ſelten iſt ein König,
Der für das Allgemeine, der dem Willen
Und Wohl des Volkes ſeine Herrſcherlaune
Zu opfern wüßte, daß man ihm nicht traut,
Wenn er auch redlich nur das Wahre will.
Dies aber iſt ſein einz'ger Rettungsanker.
Wer er auch ſei, wie hoch er ſich geſtellt,
Kein Menſch beſteht in dieſer Welt, der nicht
An's Ewiggute glaubt und ſeinen Sieg,
Er iſt ein Rohr vor jedem Windeshauch
Und hat das Mark nicht, das ihn aufrecht hielte,
Den Geiſt nicht, der des Wegs ihm leuchtete,
Wenn er erfinden und erſchaffen ſoll
Was dies Geſchlecht veredelt und erhebt.

(Die Königin erhebt ſich mit einem Seufzer, Knox und Murray ab.)

Sechster Auftritt.

Königin und ihre vier Geſpielinnen, Maria Fleming, Maria Livingſton, Maria Beton und Maria Seton, die hereinkommen.

Maria Beton.

Nun, endlich iſt er fort der ſaure Pfaffe!

Königin.

Was hab' ich hören müſſen? Welch ein Wahnſinn
Bewegt den Odem dieſes rauhen Sohns
Des Aufruhrs gegen Papſt und Königsmacht!
Und wie kann Murray, meines Vaters Sohn,
Und wie ſo mancher Edle ſeinen Stolz
Und ſeine Herrſchſucht ſich gefallen laſſen?
Mit ihnen muß ich oder gegen ſie
Die Herrſchaft führen, und nun ſoll ich ſelbſt
Gar unter ihnen einen Herrn mir wählen.

Maria Fleming.

Ich nähme einen Prinzen, keinen Lord.

Maria Seton.

Ich einen hübſchen Jungen, der mir folgte,
Daß ich die Kön'gin blieb' und er mein Ritter!

Königin.

Lord Mowbray rühmt mir Bluntfield, ſeinen Freund,
Er liebe Frankreich, er ſei ſchön und geiſtvoll.
Und Bluntfield's ſchöne Gattin ſcheint Lord Mowbray
Selbſt ſehr zu rühren. Hier iſt noch Natur!
Das Gift der Zeit, das allen heitern Sinn,
Das Lieb' und wahre Leidenſchaft zerſtört,

Das Schönheit, Kunſt und ungezwungne Sitte
In eine Welt voll Heuchelei verdreht, —
Dies Gift hat ihren Kreis noch nicht erreicht.
Und Mowbray rieth mir ernſtlich zu, dies Paar
An uns zu ziehn. Vielleicht erheitert's uns,
Vielleicht ergötzt es uns ſogar, wenn wir
Hier mitten in der Wüſte einmal wieder
Mit art'gen Männern und mit ſchönen Frauen
Ein wenig ſcherzen und mit Liebe tändeln.

Maria Seton.

Da wäre unſre Jagd bei Kinroß wohl
Ein hübſcher Anfang. Denn beim Spiel der Jagd
Und Abends bei der ſcherzenden Erholung
Nach einem abenteuerlichen Ritt
Zeigt Jedes ſich mit unbefangner Art.
Sie ſpielen nicht, wie ſonſt, die ſchale Rolle,
Die ſie ſtudirt, und lernen frei zu ſein.

Königin.

Ein guter Einfall, Mary, doch vorher
Muß ich ſie ſehn, damit wir unſern Tag
Uns nicht durch falſche Wahl verderben! Ach!
In dieſem trüben Lande müſſen wir
Mit heitern Tagen geizig ſein. Das Grau

Des Himmels reißt ſo ſelten, um der Sonne
Den Durchblick auf die Erde zu eröffnen.
Und die Gemüther dieſes Volkes ſind
So finſter wie die Wolken und der Nebel,
Die unabläſſig ihren Blick umfloren!
(Königin nimmt den Arm der Beton. Die drei andern folgen ihr, ebenfalls Arm in Arm.)

Siebenter Auftritt.

(Craighouſe, Lord Bluntfield's Schloß.

Marie und Robert Bluntfield.

Marie.

Du ſuchſt das Fenſter, Robert, und ſiehſt ängſtlich
Nach Allem aus was ſich dem Schloſſe naht;
Was iſt's, das Du erwarteſt oder fürchteſt?
Da uns kein Feind bedroht, ſo könnt' ich denken,
Du ſäh'ſt nach einer ungelegnen Freundin,
Die meine frühe Rückkehr noch nicht weiß;
So wenig iſt Dein Geiſt bei mir und wartet
Dein lieber Blick auf meinen, der ihn ſucht
Und ihn ſchon lange feſtzuhalten wünſcht.

Denn wahrlich, es iſt hart, von dem Geliebten,
Den man beſitzt, getrennt durch Land und Meer,
Einſam in eitler Sehnſucht hinzuſchmachten.
So iſt nun dies die herrliche Erfüllung
Des ſchönen Traumes, der mich lang' getäuſcht,
Die neue Wirklichkeit des alten Glückes,
Das mir Dein glänzend Aug' entgegenbringt.
Mit jedem Blicke geiz' ich, den Du thuſt,
Denn Deine Seele ſendet er hinaus.

Robert.

Mein Theures, wie Dein Vorwurf mich beglückt!
Mit eiferſücht'gem Scherze mahnſt Du mich,
Daß ich Dir meine Sorgen vorenthielt.
Mit Ungeduld und Unruh wart' ich nun
Drei Tage ſchon auf Mowbray unſern Freund,
Von Edinburg und unſrer Königin,
Der jugendlichen Herrſcherin von Schottland,
Die huldreich ſich nach mir erkundigte,
Verſprach er mir mit Nachricht herzukommen,
Wie er ſie findet. Dies iſt wichtig; ja,
Wenn ſie ſich fügen wollte, wie die Zeit
Es mit ſich bringt und Schottland es erwartet,
Sie könnte Ruhm erwerben und dem Volk
Aus wilden Stürmen ein Erretter ſein;

Und ſie verdiente, daß man ihre Hand,
Die milde Frauenhand am guten Werke
Mit männlichem Beharren ſtärk' und ſtütze.
Ich wart' auf Mowbray, daß er mir's verſichre;
Nun ſiehſt Du, daß er ſich bedenklich ſäumt.

Marie.

Bedenklich? Konnt' er in drei Tagen ſehn,
Wie ſie geſonnen, wie ſie bleiben wird,
Ob ſie es ehrlich mit dem Frieden meint,
Der uns vor blut'gem Rückfall an den Papſt
Und ſeine Scheiterhaufen ſchützt. Vielleicht
Iſt ſie in Wahrheit nicht ſo mild' und gütig,
Als ihre Jugend, ihre Schönheit ſie
Von fern erſcheinen laſſen. Doch ich glaube,
Auf Mowbray's Urtheil darfſt Du ſicher baun.

Robert.

Gewiß. Die Zeit iſt grade nicht auf Treue
Und Glauben eingerichtet, der Verfall
Des Alten reißt ſo manchen Schwächling nieder,
Und läßt im Schutt ihn keinen Anhalt finden,
So glänzend auch der Wahrheit Sonne ſich
Daraus erhebt. Drum brechen alle Bande
Der Menſchen, und der freundlichſte Genoſſe

Steht morgen in dem Lager Deiner Feinde,
Wenn er dem Trug, wenn Du der Wahrheit folgſt.
So mächtig iſt der Böſe, wenn es gilt,
Das Reich der Finſterniß ihm zu verkürzen.
Doch Mowbray hab' ich lange Jahr' erprobt,
Er iſt ein Mann, er denkt und ſieht voraus,
Und, was vor Allem ihm mein Herz gewinnt,
Er iſt beharrlich, wenn er ſich entſchieden.

Achter Auftritt.

Die Vorigen. Mowbray.

Mowbray.

(begrüßt die Hausfrau und küßt ihr die Hand).

Marie.

So ſind Sie endlich da! Wir warteten
Mit Schmerzen. Doch ich finde Sie bewegt
Und angegriffen.
(Indem ſie ihre Hand zurückzieht und ihn mit einer Bewegung derſelben zum Sitzen einladet.)
Bringen Sie uns Gutes?

Mowbray.

Maria, Robert, theure Freunde, ja,
Der Augenblick des Wiederſehns bewegt mich,
Und was ich auf dem Herzen hab' und kaum
In Worte faſſen kann, es iſt voll Ahndung
Und voll Verhängniß, denn den Königen
Naht ungeſtraft nicht leicht ein ſchlichter Mann,
Und dieſe Königin iſt gar der Zauber,
Iſt die Verblendung ſelbſt — für alle Männer,
Die nicht ein mächt'ger Gegenzauber ſchützt.

Robert.

So hört' ich Dich noch niemals ſprechen, Heinrich.
Wie? Sollte Dein geſtähltes Herz zuletzt
Und ſo verhängnißvoll verwundet ſein?

Mowbray.

Das ſagt' ich nicht; doch hörte ſie mich gnädig,
Und hat zuletzt noch gnäd'ger mich entlaſſen;
Denn als ich Eure Lieb' und Euer Glück
Ihr pries, und unſre Hoffnungen zu ihr
Mit einflocht, wünſchte ſie und trug mir auf,
Sie ſelber zum Beſuch bei Euch zu melden.

Marie.

Die Königin Maria? Nun wir waren
Darauf nicht vorbereitet. Sagten Sie,
Wir ſeien Proteſtanten, weiß ſie das?

Mowbray.

Sie weiß es, und es ſcheint, ſie wünſcht die Beſten
Und Edelſten in ihrem Reich zu ſehn,
Um einen Proteſtanten zum Gemal
Und König zu erhöhn.

Robert.

Es wäre klug,
Doch iſt es viel zu gut, um wahr zu ſein.

Marie.

Mit ſolcher Abſicht kann ſie nicht zu uns
Nach Craighouſe kommen oder meinſt Du, Robert?

Robert.

Die Abſicht wäre harmlos —

Marie.

Wär' empörend.

Mowbray.

Die Abſicht dürft Ihr weiter nicht bezweifeln,
Denn grad' heraus, ſie hat es mir vertraut.

Marie.

O ja, man hat ſchon oft gehört, daß Alles,
Was ſonſt für heilig galt, zum Heil des Staates
Entheiligt wurde. Dieſe Königin
Drängt wie ein böſer Dämon ſich zu uns;
Ich ſeh's im Geiſte, wie ſie dieſes Haus
Bei ihrem Eintritt aus den Fugen rückt:
Die Wände berſten, und Getrümmer lagert
Hohlängig um den Fels, den jetzt mein Schloß
Wie eine Diamantenkron' umſtrahlt.
Es giebt ein Unglück! — Wär' es da nicht beſſer,
Wir ſchlöſſen unſers Hauſes Pforten zu?
Wie wär' es, Robert, ließ es ſich noch thun,
Daß wir die Gnad' in Demuth uns verbäten?

Robert.

Wie wär' es möglich? So bedenke doch — —

Mowbray (vom Fenſter).

Dort kommt ein Reiterſchwarm den Weg herauf,
Und eine Dame ſprengt ihm weit voran.

Neunter Auftritt.

Die Vorigen. Ein Diener.

Diener.

Die Königin geleitet man in's Schloß,
Befehlt Ihr, Herr? — —

Robert.

Ich werde Sie empfangen.
(Mit dem Diener ab.)

Marie.

Das iſt nicht recht, es iſt ein Ueberfall,
Sie nimmt mein Haus mit Sturm.

Mowbray.

Das Haus
Wird ſie nicht nehmen, und der Hausherr ſollte
Sich durch den eitlen Glanz nicht blenden laſſen.

Marie.

Er ſollt' es nicht, o Heinrich, meine Ahnung!

Zehnter Auftritt.

Die Vorigen. Robert Bluntfield, die Königin hereinführend.

Königin.

Darf ich, Mylady? Euer gaſtlich Dach
Lockt' in der Hitze ſo verführeriſch
Zur Einkehr in den Schatten und ich hörte
So viel von Euch und Eures Hauſes Glück,
Daß ich mein eigen Unglück gern bei Euch
Vergäße und mir neue Hoffnung holte.
Denn was wir Gutes wirklich vor uns ſehn,
Das giebt uns Muth, es ſelber zu erreichen.

Marie.

Die gute Meinung, Majeſtät, iſt ehrend
Für uns; wir wiſſen dieſe gnäd'ge Einkehr
Mit Dank zu ſchätzen. Und gefällt es Euch,
So führ' ich Euch zur Ruh' in meine Zimmer,
Damit Ihr Euch von Eurem Ritt erholt,
Und mir vertraut, womit ich Euch bediene.
(Die Königin nimmt den Arm der Marie. Sie gehn ab.)

Elfter Auftritt.

Robert Bluntfield. Heinrich Mowbray.

Robert.

Das nenn' ich eine Königin, kein Maler
Könnt' eine ſchön're edlere Geſtalt
Erdenken, ſie gebietet nicht, ſie führt
Mit Leichtigkeit der Menſchen Sinn gefangen,
Und lenkt ſie, wie im Spiel, man ſieht's ihr an,
Sie wurde auf dem Thron für ihn geboren.
O Heinrich, wenn nur nicht der rohe Zwiſt,
Der unſern Adel ſtets in Waffen hielt,
Dies ſchöne Frauenbild entſtellt und bricht.

Mowbray.

Drum ſorge man, daß es in ſanfte Hände
Und nicht an eine rohe Fauſt gerathe.

Robert.

Ich muß die Kavaliere ſehn, verzeih! (ab.)

Zwölfter Auftritt.

Mowbray (allein).

Das war's! Wie konnt' es anders ſein? Er fühlt
Die Krone ſchon auf ſeinem Haupt und ſie,
Die ſchöne Königin, in ſeinen Armen.
Marie, Maria! O ich tauſchte nicht.
Ich weiß es beſſer, wo die Perle wohnt;
Und bin ich's denn nicht werth, daß dieſe Einſicht
Mir Deine Liebe lohnt? Wohl hab' ich ihn
Verſucht und an die Zauberin verrathen,
Doch gab es keinen Weg, als dieſen, keinen,
Um Euch zu trennen und uns zu vereinen.
Du reines Herz, Dir ahnt der Frevel nicht,
Mit dem Du hergewendet werden mußt,
Denn Deine Liebe will ich — o Marie!
Wenn es ein Gott für mich vollbringen wollte,
Wie gerne legt' ich rein die Freundeshand
Auf Deine Stirn, wenn Du um ihn geweint!
— Es ſicht mich an, mir iſt nicht wohl dabei!
So kehrt der gute Geiſt des heil'gen Gaſtrechts
Noch einmal auf des eignen Tempels Boden
Sein ernſtes Angeſicht mir zu und droht. —

Was iſt es denn? Noch iſt ja nichts geſchehn!
Noch nicht, doch es geſchieht, und die Verwirrung
Iſt unvermeidlich. Sollt' ich feige nun
Die ſchöne Frucht der Löſung nicht genießen?
Aus Tugend und aus Wankelmuth verlor
Schon mancher Glück und Leben. Halb iſt nichts!
Das darf mir nicht begegnen, nein, Marie,
In mir ſollſt Du den ſichern Beiſtand finden,
Der ritterlich im Zweifel und im Zorn
Dich aufrecht hält und Deinen Dank verdient.
(Schellt. Laſſy tritt ein.)

Dreizehnter Auftritt.

Mowbray. Laſſy.

Laſſy.

Es iſt kein Diener ledig, Euer Gnaden,
Die Königin und ihr Gefolge jagen
Sie überall im Schloß umher, ich ſelber
Bin ſehr beſchäftigt; doch was ſteht zu Dienſten?

Mowbray.

Dich grade wünſcht' ich, ſchöne Laſſy, Du
Allein biſt fein genug für meinen Auftrag.

Laſſy.

Sie ſind verbindlich, ich bin gar nicht fein.

Mowbray.

So biſt Du treu, das iſt genug, nun höre!
Dies Bild
(giebt ihr ein kleines Bild)
erkennſt Du wohl?

Laſſy

,Die Königin!

Mowbray.

Sie gab es mir, ich ſollt' es Deinem Lord
In ihrem Namen überreichen, doch
Ich fand ihn nicht allein und find' ihn ſicher
Nun immer nur in dem Gewühl des Tages.
Gieb es ihm ſelbſt, vielleicht erſt morgen, Laſſy.

Laſſy.
(ſieht das Medaillon).

Wie ſchön ſie iſt, ja, ſie iſt Königin;
Wir andern werden ausgelöſcht vor ihr

Wie vor der Sonne all' die kleinen Sterne.
Doch ſagen Sie, Lord Mowbray, iſt es wahr,
Soll ich ihm wirklich dieſes Bildniß geben?
Die gute Lady!

Mowbray.

Ich verſteh' Dich nicht.
's iſt eine Gnade unſrer Königin.

(Laſſy verbeugt ſich mit einem ſchlauen Lächeln und geht.)

Mowbray.

Sie wird es ſicher ihrer Herrin zeigen.

(Ab.)

Vierzehnter Auftritt.

Königin von Lord Bluntfield, Marie Bluntfield von Lord Mowbray geführt. (Gefolge der Königin, Damen und Kavaliere in Jagdkleidern. Vom Hofe herauf hört man die Jagdhörner der Königin blaſen, als ein Signal zur Abreiſe.

Königin.

Mylady und Lord Bluntfield, meinen Dank
Für gaſtlichen Empfang, für Ruh' und Pflege

In Craighouſe, deſſen Glück und Ruhm ich gerne
Vermehren möchte, wenn es möglich wäre.

Robert.

Sie ſind vermehrt durch unſrer Königin
Beſuch und Wohlgefallen an der Einkehr,

Marie.

Die unerwartet kam und allzuſchnell —

Robert.

Durch Eure Majeſtät beendigt wird.

Königin.

Lady Marie, wir gehn zur Jagd nach Kinroß,
Da hoffen wir, Sie werden den Beſuch
Auf unſerm Jagdſchloß freundlich uns erwidern
Und ſtatt des ſtillen Glücks von Craighouſe ſich
Einmal dem rauſchenden Gewühl der Jagd
Mit Ihrem Herrn und Ehgemahle widmen.
(Marie verneigt ſich.)
Und Sie, Lord Mowbray, woll'n Sie uns begleiten?
(Königin ab, Alle begleiten ſie. Bald darauf hört man den Zug aus dem Schloß reiten und die Jagdhörner einen Marſch blaſen, der dann in der Ferne verhallt.)

Fünfzehnter Auftritt.

Marie und Laſſy kommen.

Marie.

Du irrſt Dich, Laſſy; dieſes Bildniß wäre
Dem Lord beſtimmt? Es muß für mich gemeint ſein;
Wie könnte ſie ſo deutlich und verbindlich — —
Und welch ein reiches königliches Bild!
Wie jugendlich, wie weich' und ſchöne Züge!
Wem ſie es ſchenkt, der muß — der iſt — o nein,
Sie ſoll es ihm nicht ſchenken; er ſoll kalt
Die große Güte überſehn und tief
Sie kränken für den Leichtſinn, unſre Liebe
Für nichts zu achten gegen Kron' und Schönheit.
Komm, Laſſy, ſei mir treu und ſchwöre mir,
Du wollſt es nie entdecken, daß ich's nehme
Und zürnend hier den Flammen überlief're.
(Wirft das Bild in's brennende Kaminfeuer.)

Laſſy.

Ha! Gnäd'ge Frau!

Marie.

Was iſt? Du willſt es nicht?
Nicht ſchwören und nicht treu ſein? Kind, Du mußt.

Laſſy.

Mein Gott, es wurde mir ja anvertraut.
Wenn nun der Lord von dem Geſchenke hört,
Wenn ihm Lord Mowbray meinen Namen nennt!

Marie.

Ich ſchütze Dich, Du weißt, daß ich's vermag.
Und ſo mein Recht und meinen Ehebund,
Sei es mit Flammen, ſei's mit Schwert und Dolch
Zu ſchützen, das iſt mein entſchloſſner Wille.
Jetzt reit' ich gerne zu der Jagd nach Kinroß;
Denn dort muß dieſe Flamme ſie entzwein,
Die jetzt ihr buhleriſch Geſchenk verzehrt.
Und nun gieb mir die Hand und halte Wort.

Laſſy.

Was hab' ich denn verſprochen, theure Lady?

Marie.

Zu ſchweigen gegen Deinen Herrn, den Lord.
(Laſſy ab.)

Sechszehnter Auftritt.

Marie Bluntfield. John Knox.

Knox.

Ich komme, Lady, nach Craighouſe und bitte
Mir Euer gaſtlich Obdach zu gewähren.
Ich reiſe, predigend das Wort des Herrn,
Zu den Gemeinden Eurer Nachbarſchaft.
Lord Bluntfield, hoff' ich, iſt daheim und wohl.

Marie.

O Knox, Mann Gottes, der Euch zu mir ſendet,
Wie ſeid Ihr mir willkommen in der Noth!

Knox.

Euch in der Noth? Was iſt es, das Dein Glück,
Du glücklichſte der Frauen, trüben könnte?

Marie.

Ihr kennt die junge Königin, die Schlange —

Knox.

Die Schlange, ja, die ſchmeichelnd uns verſuchen,
Entzwei'n und wieder unterjochen will,
Ich kenne ſie, das Unglück unſers Schottlands!

Marie.

Und dieſes Hauſes Unglück, denn ſie kommt,
In meiner Ehe Zwietracht auszuſä'n.

Knox.

In Eurem Hauſe? War ſie hier bei Euch?

Marie.

So eben eilt ſie wieder fort nach Kinroß.

Siebzehnter Auftritt.

Die Vorigen. Robert Bluntfield.

Robert.

Willkommen in Craighouſe, hochwürd'ger Herr!
Ein Gaſt drängt heut den andern, das iſt ſchön,
Und Einer immer größer, als der Andre.

Knox.

Ihr meint doch nicht die Stuart, edler Herr,
Mit der ich nichts gemein zu haben denke,
Denn wo ſie groß iſt, will ich gar nichts ſein.

Robert.

Ihr ſeid zu ſtrenge, dieſes ſchöne Weib,
So ſanft und ſo gefügig, denkt daran,
Sich einem Manne aus den Reih'n der Unſern,
Sich einem Reformirten zu vermählen.
Und ſo hat aller Hader denn ein Ende.

Knox (ſieht auf).

Mylord, der Böſe blendet Euren Geiſt,
Das kann nicht ſein, das kann nur Lüge ſein.
Ich kenne ſie; ich hab' ſie weinen ſehn,
Als ich ihr deutlich ſagte, daß die Macht
Des Wahnſinns, uns das Evangelium
Zu rauben, ihr für immer ſei entriſſen.
Die Guiſen ſelbſt, ſie können im Papismus
Verſtockter nicht, als dieſe Stuart ſein.

Robert.

Und wenn ich bündige Beweiſe hätte?

Knox.

Das läßt ſich nicht beweiſen, edler Herr,
Es hieße einen Wolf zum Lamme machen.
Glaubt mir, mit aller Heuchelei ſä't ſie

Nur Blut und Thränen, und es giebt in Schottland
Nur eine Rettung, die Partei des Volks
Und unſers Glaubens. Mit der Königin
Zu gehn, iſt das Verderben, denn der Herr
Iſt ein geſtrenger Herr und ſtraft den Abfall
Von ſeiner Sache an dem höchſten Haupt
Und allen, die dem Irdiſchen vertraun,
Nachdem ſein ew'ges Wort verkündigt iſt.
Bedenkt's, und haltet feſt und treu zuſammen,
(legt ihre Hände in einander)
Und bauet nicht auf Fürſten, nur auf Gott!
(Ein Diener, der hereingetreten, trägt ihm das Licht vor und führt ihn in ſein Gemach. Marie ſinkt Robert an die Bruſt.)

Zweiter Aufzug.

Die Jagd.

Jagdſchloß Kinroß am Lochleven.

Erſter Auftritt.

Die Königin. Lord Heinrich Mowbray.

Königin.

Ei, ei, Mylord, der Stachel ging ſehr tief,
Den Euch der dunkle ernſte Blick der Lady
Von Craighouſe in das arme Herz gedrückt.
Nun ja, ſie iſt ſehr ſchön, ganz italieniſch,
Und unter ihre ſchwarzen Wimpern wagt
Sich keines Mannes Auge ungeſtraft.
Sie ſind ein Netz, womit ſie unerbittlich
Den Wagehals umſtrickt, der ſich vertieft
Und in die dunklen Sonnen unter ihnen
Gedankenlos ſein thöricht Herz verſenkt.

Mowbray.

Umſonſt verbärg' ich Eurem ſcharfen Blick,
O Königin, mein Schickſal, wenn ich wollte;
Allein Ihr wißt, daß ich es frei geſtand,
Ob mir's vielleicht mit Eurem Beiſtand glückte.
Denn auf den Vorzug meiner derben Fauſt,
Die im Gefecht mit Männern ſich bewährt,
Konnt' ich in dieſem Kampfe nicht vertraun.
Ich wußt' es nur zu gut, was Bluntfield iſt,
Und weiß es um ſo beſſer, ſeit er Euch,
Dem umgekehrten Paris, nicht mißfiel.

Königin
(lacht ausgelaſſen).

Dem umgekehrten Paris! nun fürwahr,
Das Amt gefällt mir, und in Frankreich ließ ich's
Als einen neuen königlichen Namen
Verkündigen. Hier muß unſer Liebeshof
In Kinroß ſich verſtecken. Doch, Mylord,
Daß Ihr mit Bluntfield mich bekannt gemacht,
Muß ich Euch danken. Wenn nicht Alles trügt,
So wird uns dieſer Mann, der Leichtigkeit
Und gute Sitte mit Verſtand verbindet,
Sehr nützlich werden. Doch wir wollen heute,
Den Staat vergeſſend und das Königsamt,

Uns ganz der Freiheit und der Freude widmen.
Die Bluntfields zögern, dies iſt ihre Zeit.

Mowbray.

Dann konnten ſie nicht pünktlicher ſich zeigen.
Hier reiten ſie ſoeben in den Hof.

Königin.

Und iſt ſie gut zu Pferde? Sitzt ſie ſicher?
Wird ſie uns auf der Hirſchjagd folgen können?

Mowbray.

Sie reitet leicht, und hält ſich ſchön im Sattel.

Königin (tritt hinzu).

Jetzt hebt er ſie von ihrem Roß herab.

Mowbray.

Zum erſten Mal beneid' ich dieſen Arm
Um ſeinen Dienſt.

Königin.

Ihr ſollt ihr Ritter ſein,
Ich wähle Bluntfield mir zum Kavalier,
Und denke, dieſe Jagd ſoll heiter werden.

Zweiter Auftritt.

Die Vorigen. Robert und Marie Bluntfield.

Königin (zu Marie).

Hat Euch der Ritt ermüdet oder liebt Ihr's,
Auf flücht'gem Roſſe mit Beſchwerd' und Wetter
Zu kämpfen?

Marie.

Unſer Ritt war nicht beſchwerlich,
Er ging auf wohlgebahnten Wegen ſicher
Durch Eures Reiches anmuthvolle Fluren,
Durch Felſengründe, über Berge fort.
Dann um den ſchönen See, woraus das Schloß
Wie ein Gefängniß düſter ſich erhebt,
Und bracht uns in des milden Tages Glanz
Zu Eurem Park und Schloß, o Königin.
Doch mit der Hirſchjagd durch Geſtrüpp und Wald
Und über Gräben, Hecken, Fels und Fluß
Zu ſprengen, davor fürcht' ich mich ein wenig.

Königin.

So mag Lord Mowbray ſchützend Euch zur Seite

Eu'r Ritter reiten und zu meinem Ritter
Wähl' ich für dieſen Tag Lord Bluntfield mir.

Robert.

Ihr ehrt mich über mein Verdienſt, Mylady.
(Sie nimmt ſeinen, Marie Bluntfield Mowbray's Arm und gehn ab.)

Dritter Auftritt.

Marie Seton. Marie Beton. Marie Fleming.
Marie Livingſton. Darauf Rizzio.

Marie Seton.

Nun das gefällt mir, heut regieren wir;
Der alte Kater Murray iſt nicht da,
Und ſchnurrt uns nichts von Staatsgeſchäften vor.
Sein Regiment neigt überhaupt zu Ende
Und fällt dem neuen König in die Hände.

Marie Livingſton.

Wer, denkſt Du, wird es ſein? Mir kommt es vor,
Als hätte dieſer ſchöne Lord ihr Herz
Und ihre Politik gewonnen —

Maria Beton.

Nein!
Das iſt Komödie, denkt an mich, ich weiß
Was damals, als die Königin in Trauer
Um den Gemal war, ſich geſponnen hat.
Ihr wißt, die alte Herzogin von Lennox
Sandt' ihren Sohn, den hübſchen Burſchen Darnley
Zum Beileid an den Hof der jungen Wittwe,
Als wir nach Orleans uns zurückgezogen.
Die Königin empfing den Abgeſandten,
Der ſie ganz wunderbar zu tröſten wußte;
Sie war mit Einem Schlage wieder heiter,
Und ſprach von nichts als von dem langen Vetter, —
Selbſt ſeine Länge ſchien ihr zu behagen,
So oft ſie auch darüber ſpottete.
Ich zweifle nicht, Lord Darnley wird es ſein.

Maria Fleming.

Ich glaub' es nicht, ſie ſind ja blutsverwandt;
Das thut nicht gut, es muß ein Fremdes ſein;
Und Bluntfield iſt ein beſſerer Gemal
Für unſre junge Freundin, als der dumme
Bartloſe Burſche aus der Kinderſtube
Der ſchlauen alten Herzogin von Lennox.

Marie Livingſton.

Doch Bluntfield iſt nicht ledig.

Marie Fleming.

Ha, ha, ha!
Als wenn die Königin nicht ſcheiden könnte!

Marie Seton.

Doch da kommt Rizzio; er ſoll uns Eins
Auf unſern künft'gen König aus dem Stegreif
Vorſingen, ſo vergeht die Zeit, bis wir
Der Königin entgegenreiten können,
Wenn ſie zurückkommt durch den Park von Kinroß.
(Wie Rizzio hereintritt, eilt die Beton mit der Guitarre auf ihn zu.)

Maria Beton.

Ja, das iſt recht, wir haben ihn gefangen.
Hier iſt auch gleich ſein Inſtrument dazu.
Kommt, Signor Rizzio, wir ſind verſchworen,
Wir alle Viere gegen Euch, Ihr ſollt
Den künft'gen König Schottlands uns beſingen.

Rizzio.

Sie ſcherzen, das iſt Hochverrath, ſo lange
Die Königin noch ſelbſt regieren will.

Alle vier Marieen.

Nun, wir vertreten's, ſingt nur Euer Lied.

Rizzio
(nimmt die Guitarre und ſingt).

Der ſchottiſche König ſitzt hoch zu Roß,
Es hat aus der Schlacht ihn getragen,
Er reitet in Haſt auf ſein feſtes Schloß,
Ihn haben die Meut'rer geſchlagen.
Und als er die Feſte geſchloſſen,
Hat drinnen ihn Einer erſchoſſen.
Da wollte kein Menſch mehr König ſein,
Und die Königin wagte kein Prinz zu frein.

Marie Beton.

Er iſt heut nicht bei Laune; laßt uns gehn!
(Alle vier Marieen ab.)

Rizzio.

„Da wollte kein Menſch mehr König ſein,
Und die Königin wagte kein Prinz zu frein.“
(Legt die Guitarre weg.)
Hier ſpielt man nicht Komödie, mir ſcheint
Die Krone Schottlands eine Dornenkrone. (Ab.)

Vierter Auftritt.

Die Bühne verwandelt ſich in eine Wald- und Felſengegend. Hinter der Scene hört man die Jagd, Hörner, Pferdegewieher, Peitſchenknall. Alles eilt vorüber und entfernt ſich.

Marie Bluntfield, die vom Pferde geſtürzt iſt. Zwei Jäger. Dann Lord Heinrich Mowbray.

Ein Jäger.

Sie iſt geſtürzt, und liegt für todt am Boden.
Soll dieſe Jagd mit einem Unglück enden?

Zweiter Jäger.

Die Königin und Bluntfield ſprengen weit
Voraus. Sie ahnen nichts; dort reiten ſie!

Mowbray
(iſt vom Pferde geſprungen und eilt herbei).

Marie? Sie iſt nicht todt, es iſt unmöglich!
Nein! nein! — Hier muß gehandelt werden! Ihr
Jagt unſern Pferden nach, Ihr ſendet uns
Die königliche Sänfte für die Lady.
(Sie eilen fort.)
Ich muß ihr helfen, daß ſie athmen kann
(Kniet zu ihr.)

Ihr Götter, welch' ein Unglück, welch' ein Glück!
O meine armen Sinne! Holdes Weſen,
Um Gottes, nein, um meinetwill'n, blick auf!

Marie
(kommt zu ſich).

Was war's? Bin ich verwundet? Werd' ich mich
Erheben können?

Mowbray (hilft ihr auf).

Stütze Dich, Maria,
Getroſt auf meinen Arm. Du mußt geſund
Und unbeſchädigt ſein; Du wirſt es ſein!
O welche Sünde wär's, wenn Du verletzt,
Wenn Gottes ſchönes Bild durch rohen Zufall,
Durch eines Pferdes fehlgegang'nen Tritt
Zerſtört ſein ſollte. Nein! unmöglich! Jetzt
Fühl' ich zum erſtenmal, wie ſehr mein Herz
Von Deiner Schönheit und von der Vollendung,
Die Dein beglückend Bild uns zeigt, gerührt,
Wie ſehr mein ganzer Geiſt zu Dir gewöhnt iſt!
Denn Dein Erwachen iſt auch meins. Ich lebe
Ich hoffe wieder, und ich bin beglückt
In Deinem Anſchaun, holdeſte Marie!

Marie
(auf [illegible] geſtützt, ſchwermüthig).

So ſollt' ich doch nicht ohne Beiſtand bleiben
Und einen treuen Freund im Sturze finden,
Da ich in Haſt dem fliehenden Gemal
Und der verwegenen Entführerin
Gefolgt. Ich konnt' ihn nicht begleiten — ſo
Bin ich's ja nicht gewohnt auf wilden Pferden
Durch Felſen, über Gräben, Gründ' und Hecken
Dahin zu ſauſen; und es war zu kühn,
Als ich es annahm, dieſer Jagd zu folgen.
Die Königin ſitzt wie ein Mann zu Pferde.
So wild und kühn und noch ſo jung und zart!
Sie iſt bezaubernd ſchön auf ihrem Jagdroß,
Und ſie iſt Königin, von ihrem Munde
Gilt jedes Lächeln, wie des Glückes ſelbſt,
Wenn es nicht gar ein Königreich bedeutet
Durch dieſe Hand, die alles Glück der Erde
Auf den Geliebten häuft, den ſie erwählt.
Und wenn die Eiferſucht mich vorwärts trieb,
So war es auch der Drang, ihr nachzueifern,
Denn einer Göttin gleich, beherrſcht ſie uns,
Und reißt die Frauen, wie die Männer, fort.
— Es iſt entſchieden, ja, ſie zieht ihn vor.
Mit ihrem Bildniß hat ſie viel geſagt,

Unendlich mehr mit ihrer ganzen Haltung
In Kinroß. Siegsgewiß verſchmähte ſie
Das Bild nur zu erwähnen, und es folgt
Dem erſten Schritt ſogleich ein kühnerer.
Sie trennt uns und geſellt ſich Robert zu.
Und nie vergeß ich's ihr in meinem Leben,
Wie ſie zuletzt im Sattel ſich erhob,
Zurück auf mich ſah und mir, ſchalkhaft lächelnd,
Ja, ſchalkhaft oder höhniſch, Lebewohl
Zuwinkte, um von neuem dann mit Robert
In ſchnellſter Flucht davonzuſtürmen, dorthin
Am Wald, im Felſengrunde dort, verſchwanden
Sie mir. Sagt, wo führt dieſe Flucht ſie hin?

Mowbray.

Nach ihrem Jagdſchloß Kinroß, ſollt' ich meinen,
Sie werden dort ſich eine gute Weile
In Scherzen über uns ergehn, eh' wir
Im Stande ſind, ſie wieder zu erreichen.

Marie.

Wie, ſeid Ihr auch geſtürzt? Jetzt ſeh' ich Euch
Erſt ohne Pferd; ſo ſeid auch Ihr geſtürzt?

Mowbray.

O nein, Marie, doch kam ich ziemlich unſanft

Zu Boden, als im vollen Lauf ich abſprang,
Um, wenn es möglich wär', im Falle Dich
Zu faſſen und zu halten. Das mislang.
Du lagſt betäubt am Boden, unſre Pferde
Jagten nach Kinroß ledig hinterdrein;
Und ich kniet' in Verzweiflung neben Dir,
Und löſ'te Dir den Gürtel, daß Du freier
Aufathmen mögſt. Denn nie verzweifelt' ich
An Deiner Rettung, meinem eignen Heil.

Marie
(heftet erröthend ihren Gürtel).

Ich bin beſchämt! Es iſt doch meine Schuld!
Was wagt' ich mich denn auch in dieſe Jagd?
Nun ſiehſt Du wohl, wir ſind hier in der Wildniß
Allein gelaſſen, und die Pferde kommen
Vor uns in's Schloß und werden uns verrathen.

Mowbray.

Laß ſie's verrathen, wo man Dich verräth.
Sie werden's doch nicht wiſſen, wie Dein Sturz
Mich ſo beglückt, o ſieh mich freundlich an,
Erröthe nicht und wende Dich nicht ab!

Marie.

So lang ein Unglück noch zu fürchten iſt,

Denkt niemand Arges; wenn ſich's aber zeigt,
Daß wir geſund ſind, wenden die Gedanken
Zum Spotte ſich, und ihr Gelächter findet
Kein Ende, was wir auch berichten mögen.

Mowbray.

Das fürchte nicht, Marie, es waren hier
Zwei Kavaliere, die Dich ſtürzen ſahn.
Und als Du ſo beſinnungslos dalagſt,
Sandt' ich den Einen unſern Pferden nach,
Den Andern hieß ich eine Sänfte holen.
So hat man gleich erfahren, wie es war,
Und wird uns ſicherlich zu Hülfe kommen.

Marie.

Ich fühle mich nicht ſchwach, ich könnte gehn.
Nur Einen Augenblick war ich vom Falle
Betäubt; ich fühle keinen Schmerz; mir iſt
Als wär' ich nur geſtrauchelt, und ich möchte
Hineilen, um ihn kürz're Zeit mit ihr
Allein zu laſſen.

Mowbray.

Kürz're Zeit? Es ſind
Fünf Meilen mindeſtens von hier nach Kinreß.

Marie.

Was thun wir denn?

Mowbray.

Es wäre wohl das Beſte,
Du ſchienſt erſt dann Dich wieder zu erholen,
Wenn mit der Sänfte ſie zur Stelle kommen.

Marie.

Wie meinſt Du das? Wir blieben alſo hier?

Mowbray.

Nicht doch! Wir gehn; und ihrer Pferde Hufſchlag
Verräth uns ihre Ankunft lang bevor
Sie uns in dieſes Thales Windungen
Und auf dem Waldpfad hier erblicken können.
Dann iſt noch immer Zeit, daß Du Dich hinwirfſt
Und erſt vom Sturze zu erholen ſcheinſt,
Wenn ſie mit ihrer Sänfte uns erreicht.
Dies iſt das beſte Mittel, dem Geſpötte,
Vor dem Du zitterſt, gänzlich zu entgehn.

Marie.

's iſt ein Betrug.

Mowbray.

Doch ein unſchuldiger.

Marie.

Und wirſt du treu ſein? Schwöre mir, ihn nie,
Wem es auch ſei und wo, nie zu enthüllen!
Ich könnte wünſchen, es ſei ſo geſchehn.
So aber ſteh' ich ganz in Deiner Hand
Und meine Ehre hängt an Deinen Lippen.

Mowbray.

Ich Dich verrathen? Muß ich denn nicht wünſchen,
Daß ich Dir dienen könne, o ich liebe Dich
Und Deine Ruhe, wie mein Augenlicht,
Das fröhlich mich des Tags genießen läßt.
So ſelbſt in Deiner Frauenehre Du
Unangefochten, rein und ungefährdet
Den Hof verlaſſen, das verbürg' ich Dir.
Doch laß mich Deine Liebe nicht verſcherzen,
Weil Du mich im Entzücken Deiner Rettung
So fortgeriſſen ſiehſt, und ich mein Herz
In dieſem Drang Dir nicht verbergen konnte.

Marie.

Mich ängſtigt's, mich erſchreckt, was Du mir ſagſt.
Denn ich bin wehrlos gegen Dein Gefühl,
Das warm mit meinem Zorne ſich verbündet
Und der Verlaßnen einen Troſt gewährt,
Der mich in ungewohnter Wallung aufregt,
Wenn man uns ſähe, Heinrich, uns belauſchte!

Mowbray
(ſie leidenſchaftlich umarmend).

Auf dieſem Waldpfad ſpäht nach uns kein Auge.

Marie (abwehrend).

Wenn von den Pferden ſie zuerſt uns dennoch
Erſpähten, eh' wir ſie gehört, geſehn.

Mowbray.

O komm! Trau meinem Falkenauge, trau
Dem Ohr des Jägers, der in dem Gebirge
Von Jugend auf die Töne all' gelernt,
Die es beleben, und des Bodens Zittern
Vom fernen Hufſchlag ſcharf und ſicher hört.
Komm, lehne Dich auf meinen treuen Arm.
Das Schickſal giebt Dir für den treulos Flücht'gen
Den wärmſten Freund und Deiner hohen Schönheit

Begeiſtert neue Liebe in dem Sturz,
Der Dich zurückhielt, um den Spottenden
Den nun erjagten Treubruch zu gewähren.

Marie.

O Heinrich!

Mowbray.

Herrlichſte der Frauen, nie,
Um keine Königin verrieth ich Dich!
(Er führet ſie fort.)

Fünfter Auftritt.

Jagdſchloß Kinroß. Geſellſchaftszimmer der Königin.

Die Königin. Lord Robert Bluntfield. Die vier Marieen. David Rizzio.

Königin
(ſtellt Rizzio vor).

Lord Bluntfield, mein betrauter Sekretär,
Signore Rizzio, er ſchreibt die Sprachen
Des Kontinents und ſingt die ſchönen Lieder
Italiens.

Marie Seton.

Doch wenn er unwirſch iſt,
Singt er auch ſchottiſche Tragödien.

Rizzio.

Die Ihr entſchuld'gen, nicht verklagen wolltet.

Königin.

So ſingt uns jetzt was Italieniſches.

Marie Seton.

Gebt uns das ſchöne Lied von der Maria.

Rizzio.

Wenn meine Königin es mir erlaubt
Und dieſer edle Lord, ihr werther Gaſt.
(Königin nickt; er ſingt.)
Vor allen Jungfrau'n jugendſchön
Wurdeſt Du allein von des Himmels Höhn
Mit Huld und Gnaden angeſehn.
Du holdeſte Jungfrau Maria!
Vor allen Namen mit ſüßem Klang
Klingt Deiner aus innerſtem Herzensdrang
In tauſendſtimmigem Hochgeſang.
Du holdeſte Herrin Maria!

Königin.

Ich hör' es gern, man nimmt ſo innig Theil
Am Göttlichen, das menſchlich ſich begeben.
Doch nun, Lord Bluntfield, ſollten unſre Freunde
Nicht länger ſäumen.

Robert.

Ich begreif' es nicht!

Marie Fleming
(leiſe zu ihren Freundinnen).

Das heißt, er fürchtet ſehr, daß er's begreife.

Sechster Auftritt.

Die Vorigen. Ein Diener.

Diener.

Lord Mowbray's und der Lady Pferde ſprengen
So eben in den Schloßhof.

Königin.

Ohne Reiter?

Diener.

Die Pferde ohne Reiter, Majeſtät.

Robert.

Das iſt ein Unglück; ſie verſteht ſich nicht!
Auf's Jagen. Laßt mich fort! Mein Pferd! Sein Pferd!
Das erſte beſte, laßt mich fort!

Königin
(ihn zurückhaltend).

Da kommt
Ein Jäger des Gefolges, der uns Nachricht bringt.

Siebenter Auftritt.

Die Vorigen. Ein Jäger.

Jäger.

Die Lady, Euer Gaſt, o Königin —

Königin.

Sagt was Ihr wißt, damit wir helfen können.

Jäger.

Ich war dabei, dicht vor mir ſtürzte ſie.

Robert.

Iſt ſie beſchädigt? Iſt ſie ſchwer gefallen?
Lebt ſie? O ſprich und ſag es mir geſchwind!

Jäger.

Sie lag im Moſe, und es ſchien, kein Stein,
Und auch kein Baumaſt hatte ſie getroffen;
Doch weiß ich nicht zu ſagen, ob ſie lebt!
Die Leute, die ich traf, entſandt' ich eilig
Mit einer Sänfte, und James Hamilton,
Der mit mir ankam, führet ſie zurück.

Robert.

Wo ſind ſie? Kommt und weiſet mir den Weg!

Jäger.

Auf meinem Pferde nehmt den Weg, Mylord,
Den Ihr gekommen, Ihr erblickt ſie gleich.
(Robert ab.)

Achter Auftritt.

Die Vorigen, außer Lord Bluntfield.

Königin.

Dies trübt uns alle Freude. Sagt mir offen,
Was ſah't Ihr, und was glaubt Ihr? Iſt ſie todt?

Jäger.

Ich habe nichts verhehlt, o Königin,
Obwohl ich mehr geſehn, als ich geſagt.
Doch mögt Ihr ſchärfer ſehn und mehr errathen,
Wenn ich den Vorgang deutlich Euch erzähle.
Als ſich die Jagd mit Sturmeseil' am Leven
In jenes wald'ge Felſenthal gewendet,
Wo ſich zuletzt auf dicht verwachſ'nem Pfad
Der flücht'ge Hirſch gerettet, da verlor
Die Lady durch den Schwung der kurzen Wendung
Den Sattel, und im Fluge weit herüber
Schwang ſich die herrliche Geſtalt und fiel
Hart neben uns in's Moos. Sie lag wie todt
Vor unſern Füßen, doch als James und ich
Uns noch von unſerm Schrecken nicht erholt,
War auch Lord Mowbray ſchon im vollen Lauf

Vom Pferd geſprungen und herbeigeeilt.
Sogleich befahl er uns nach einer Sänfte
Auf's Schloß zu reiten, und in heft'gem Schmerz
Mit aufgehob'nen Händen bog er ſich
Zu der Gefall'nen, als wir uns entfernten.
So trug ſich's zu: mehr weiß ich nicht zu ſagen.

Königin
(zu der Geſellſchaft.)

So hoffen wir das Beſte, denn er deutet
Kein ſichres Zeichen ihres Todes an.

Neunter Auftritt.

Die Vorigen. Lord Heinrich Mowbray und
Marie Bluntfield.

Königin
(eilt auf Marie Bluntfield zu; die Marieen jauchzen auf).

Nun, Ihr erſcheint zu unſrer großen Freude,
Und alle Angſt vergeht bei Eurem Anblick.
Ihr ſeid doch unverſehrt und fühlt Euch wohl?

Marie.

Ich denke, daß der Fall mich nur betäubt,
Und danke Eurer Majeſtät den Antheil
Womit Ihr wieder gnädig mich empfangen.

Königin.

Und Euch, Mylord, wünſch' ich von Herzen Glück,
Daß Ihr bei dieſem ſeltnen Abenteuer
Galant und ritterlich zu Dienſten wart
Und Eure ſchöne Dame treu beſchützet.

Marie.

Verzeihet, Majeſtät, daß mir ein Fall,
Der hart am Leben mir vorüberging,
Noch immer ernſthaft und ein Unfall dünkt.
Den Königen ſcheint Vieles nur ein Spiel,
Was uns ein bittrer Ernſt iſt und ein Leid.

Königin.

Und Ihr verzeiht mir, Lady, daß die Freude
Bei Eurem Anblick mich zu heiterm Scherz
Hinriß. Laßt uns das glückliche Ereigniß
Beim Male feiern. Kommt, ich führ' Euch ſelbſt.
(Bietet der Marie Mansfield den Arm. Alle folgen den Beiden.)

Zehnter Auftritt.

Lord Robert Bluntfield kommt mit dem Jäger
James Hamilton.

Robert.

So mußt' ich Euch verfehlen, doch entdeckte
Ich's bald; und nun Dank für die gute Nachricht!
(Jäger ab.)
Gut nenn' ich ſie: Doch welch' ein harter Fall
Muß es geweſen ſein! Man fand ſie noch
In Ohnmacht auf der Unglücksſtelle liegen,
Wo ſie geſtürzt war. Heinrich war bemüht —
— Hm! Heinrich küßte ihr die Hand in Craighouſe
Mit Leidenſchaft, er konnt' es nicht verbergen,
Und zwang ſie ſichtlich, ihn mit guter Art
Zurückzuweiſen. — Dieſe Jagd, ſie raubt
Mir meine Ruhe — ja, ſie würd' es, wäre
Ich ihrer nicht und ſeiner ſo gewiß.
Hell ſei mein Geiſt und ferne der Verdacht,
Der mich mit ſchwarzen Flügeln kalt umrauſcht.
Ein Mann iſt ſeiner und der Seinen Herr,
Sie ſind in ihm und ſeinem Werth gebunden,

Und es gebührt ſich, daß er's fühlt und weiß.
Marie, ich ſchäme mich, daß einen Augenblick
Unwürd'ge Ahnung meinen Geiſt beſchlichen
Und mir Dein Bild, Du Herrliche, verdunkelt.
(Ab.)

Dritter Aufzug.

Die Proteſtanten.

Erſter Auftritt.

Craighouſe.

John Knox. Robert und Marie Bluntfield.

Knox.

Ihr ſeht nun, edler Herr, wo das hinaus will.
Den Lennox-Stuart Darnley, den Papiſten,
Der noch ein Kind iſt und ein Spielzeug bliebe
In ihrer vielgewandten falſchen Hand,
Den hat ſie ſich zum Gatten auserſehn.
Und kaum hat er die Grenze überſchritten,
Die ihm und ſeinem Vater noch verboten,
Kaum Edinburgh zum erſtenmal geſehn,
So weiß er auch ſchon, daß der Graf von Murray
Zu reich an Gütern iſt, und daß John Knox

Des Predigtamtes zu entheben ſei,
Man könne ja den Aufruhrſchrei des Pfaffen
Im königlichen Palaſt faſt vernehmen.
So weit iſt es gekommen, ſtatt den Greuel
Des röm'ſchen Götzendienſtes, den die Stuart
Uns gegen alles Recht in's Land geſchleppt,
Nach dem Geſetz zu ſtrafen, kehren ſchon
Die Flüchtigen zurück und drohn Gewalt.
Wo ſind die Grafſchaftsaufgebote Schottlands
Für das Geſetz, und wo wird das Geſetz
Von den Gerichten an die Hand genommen?
Dem Grafen kommt es nun zu Haus und Hof,
Daß er nicht gleich den erſten offnen Bruch
Des Rechtes mit dem Zwang des Rechts gebrochen.
Noch mehr, wenn wir die Heirath ihr erlauben,
So iſt das Nächſte die kathol'ſche Trauung;
Und immer fort zur Taufe, zur Erziehung
Zur Krönung, zur Regierung unſers Königs
Sind Prieſterhände in Paris und Rom
Beſtellt. und römiſch bleibt die höchſte Macht.
Das iſt die Folge, wenn man Recht und Macht
Dem Feinde des Geſetzes anvertraut.
Das iſt Graf Murray's faule Politik;
Die Drachenſaat geht auf, die er geſä't.

Robert.

Ja, Ihr habt leider Recht, von Anfang an
War der Verdacht begründet, den Ihr hegtet.
Wir ſind betrogen und ſie zieht das Netz
Zuſammen, das ſie längſt um uns geſponnen.
Lord Ruthwen, Bothwell, dann die Hamiltons
Faſt alle, und was ſonſt katholiſch iſt,
Sie haben ſchriftlich und gemeinſam ſich
Für dieſen Heirathsplan erklärt. Sie ſelbſt
Die Königin geht Unterſchriften werben.
Doch Murray, Argyle, Glencairn und der Herzog
Von Chatelherault, obgleich er ein Papiſt —
Er fürchtet Lennox Einfluß auf die Krone —
Sie haben eine Gegenſchrift gezeichnet
Und ſie auch mir und Mowbrays vorgelegt.
Der Graf hat unterzeichnet, gleich bei mir,
Lord Heinrich Mowbray wird es ſicher thun.
Und von dem Schreiben wird's zum Schlagen kommen;
So endigt das Vertraun zur Königin.

Marie.

O hätteſt Du ihr nie vertraut, und Knox,
Der uns von Anfang warnte, doch geglaubt!
Welch' Leiden ſpann uns dieſes loſe Blendwerk,

Das Dich und mich verrätheriſch umſtrickte,
Mein Robert, mein geliebter treuer Gatte!
(Wirft ſich ihm in großer Aufregung an die Bruſt.)

Robert.

Marie, mein theures Weib, was ficht Dich an?
Was fürchteſt Du? Die Zeiten bringen dies
Und andres Unheil, dem wir wehren müſſen;
Und diesmal, denk' ich, werden wir's vermögen.

Knox.

Mit Gottes Hülfe, denn wir ſtehn für ihn
Und für ſein heil'ges Evangelium!

Zweiter Auftritt.

Die Vorigen. Graf Murray (kommt).

Robert.

Seid mir gegrüßt, Graf Murray, hoch willkommen
Heiß' ich und meine Hausfrau einen Gaſt,
Der unſers Landes wahrer König iſt.
Doch gegen wen ſeid Ihr in Waffen Herr?

Murray.

Lord Robert, Lady Bluntfield, würd'ger Knox,
Ein gutes Glück fügt's, daß ich Euch getroffen.
Ihr wißt was vorgeht. Dieſer Plan mit Darnley
Bedroht uns All' an Gut und Leib und Leben.

Knox.

Und in dem höchſten Gut, dem wahren Glauben.

Murray.

Und in der Ordnung, die der Kleriſei
Des Papſtes Macht und Güter hat entzogen.

Robert.

Und darum ſeh ich Euch bereits in Waffen?

Murray.

Lord Robert, als ich meiner Worte Macht
An ihrem Starrſinn fruchtlos abgemüht,
Rief ich mit Herzog Argyle unſre Saſſen
Zuſammen und erſchien in Edinburg,
Fünftauſend Reiter führend, vor dem Schloß,
Damit die junge Dame unſern Ernſt
Und unſre Gründe beſſer ſchätz'n lerne.

Das Volk empſing uns jauchzend überall,
Wo wir die Fahne mit dem großen Wort:
„Die Proteſtanten“ durch die Straßen führten,
Und proteſtirte ſelbſt mit einem Pſalm,
Den es in unabſehbarem Gedränge
Mit lautem Schall vor ihrem Fenſter ſang.
Ganz Edinburg war einig, ſie allein
Stand trotzig ihrem Volke gegenüber;
Und als der Andrang wuchs und der Proteſt
Des Adels ihr von Argyle und von mir
Auf's Schloß getragen wurde, war ſie raſch
Zu Pferde und entfloh vor uns nach Stirling.

Knox.

Des Volkes Stimme achtet ſie ſo wenig,
Als Gottes Wort. Es war nicht recht, Mylord,
Daß Ihr nach Stirling ſie entkommen ließet.

Robert.

Und wie gedenkt Ihr's weiter nun zu führen?

Murray.

Der Herzog Hamilton von Chatelherault,
Obwohl katholiſch, haßt die Lennox-Stuarts,
Er proteſtirt und ſteht mit uns im Felde.

Graf Argyle, Glencairn, Maxwell und Graf Mowbray,
Wisbart von Pitarrow, ich ſelbſt und Rothes
Wir bieten auf, was uns zu Dienſten ſteht,
Und reißen, will es Gott, das ſchöne Schottland
Und unſern Glauben aus des Feindes Hand.
Zugleich ermuntert uns Eliſabeth,
Verſpricht uns Hülfe und verbietet Lennox,
Den Sohn Marien Stuart zu vermählen.
Mein Volk hält unterm Felſen, und ich kam
Allein herauf, um friedlich Euren Beitritt
Uns zu erbitten. Denn Ihr kennt ſie nun,
Und wißt, wie ſie das Netz uns überwarf.
Helft uns, daß wir's mit einem Ruck zerreißen.

Robert.

Mit Herz und Hand. Das Aufgebot iſt recht,
Und ſchon durch Euren Namen wird es ſiegen.

Murray.

Meint Ihr? Ich wünſch' es: doch mein Name iſt
Geringe gegen den des theuren Mannes,
Den ich als Gaſt an Eurem Heerd begrüße.
Ich zähl' auf Euren Beiſtand, würd'ger Herr,
Und wenn ich jemals Euch zuwider war,
Jetzt laßt uns eins ſein, und verzeiht mir Alles!

Knox.

Mein Platz iſt in dem Heiligthum des Herrn,
Von wo ich ohne Menſchenfurcht ſchon längſt
Und wider Euren Rath und Will'n, Mylord,
Unheil geweiſſagt und den Götzendienſt
Der Königin vor Schrift und Recht verworfen.
Führt aus, was ich gelehrt; ich fahre fort,
Und ſeid verſichert, wenn ich's wirken kann,
Was dem Geſetz von Schottland Macht verleiht,
Daß die verbrecheriſche Königin
Gerichtet werde, ſo geſchieht's gewiß.
Mein Poſten iſt in Edinburgh, ich gehe.

(Grüßt ſie und geht ab.)

Marie

(zu Murray, der ſich anſchickt zu gehn).

Graf Murray, Ihr verlaßt uns doch nicht ſo
In Eile? Ehrt den Brauch und unſer Dach
Durch einen Imbiß!

Murray.

Gebt mir einen Becher
Oporto-Wein! Dann dank' ich Euch und eile
Nach Glasgow. Wir verſammeln uns bei Queens Ferry
Und Kinroß.

(Trinkt. Dann zu Robert.)

Dort erwart' ich Euren Zuzug.

Robert.

So rath' ich Euch, Lord Mowbray heimzuſuchen;
Er iſt gewiß mit uns, wenn er von mir
Erfährt, daß ich Euch folge.

[redacted]

Heinrich Mowbray
Des Grafen Bruder? Gut! Nun lebet wohl!
(Geht ab.)

Dritter Auftritt.

Robert Bluntfield und Marie.

Robert.

Wie richtig ahndeteſt Du den Betrug
Der Königin, als ſie zuerſt mit Hoffnung
Und Freundlichkeit uns einlud, als ſie ſelbſt
Bei uns zu Gaſt war und den Unterſchied
Des Glaubens ganz bei Seite ließ, ja, als
Sie einen Proteſtanten zum Gemal —

Marie.

O rede nicht davon!

Robert.

Ich fühl's, Marie,
Ich bin noch immer tief in Deiner Schuld,
Und unverzeihlich wurd' ich hingeriſſen,
Verführt von Schönheit, von Beredtſamkeit,
Von Schmeichelei, von königlicher Huld;
Und faſt war ich auf einen Augenblick —
Dir abgewendet — o ich blinder Thor!

Marie
(ſieht ihn bittend an).

O Robert! O mein Gott!

Robert.

Ja, theures Weib,
In dieſem feierlichen Augenblick,
Wo wir die Güter und das Glück des Hauſes
Für unſre heil'ge Sache wagen wollen,
Laß mich für den Gedanken ſelbſt der Untreu
Dir Buße thun!

Marie
(fällt ihm zu Füßen).

Du nicht, Du biſt ja rein,
Doch ich, ich bin verworfen und verdammt —
O könnteſt Du — doch du kannſt nicht verzeihn!

Robert.

Was iſt Dir, theure Seele? Sprich mir nicht,
Als ob ein Flor Dir den Verſtand umnachte!
Komm zu Dir, komm, und ſage, was es iſt!

Marie.

Ja wohl, ein Flor umnachtet meine Seele,
Ein unverwiſchlicher, ein ſchrecklicher,
Und jahrelang verſagte mir das Wort,
So oft ich's auch zur Beichte angeſetzt.
Doch jetzt will ich zu dem Verbrechen nicht
Ein zweites fügen und Euch allzumal
In des Verräthers Schlingen überliefern.
Mowbray —

Robert.

Du ſprichſt von Kinroß, o Marie —
Du fielſt! Und er? Er täuſchte mich in Allem
Mit ihr im Bunde? Er? O welch' ein Abgrund

Marie.

Laß mich Dir nur von meinem Frevel reden,
Daß ich es denken und Dir zürnen konnte,
Und daß ich unſerm ärgſten Feind vertraut!
Und nun ich einmal reden darf, ſo höre
Auch mein Geſtändniß ganz und dann beſchließe.
Der Knabe — dieſes Kind — o höre mich! —
Du haſt ihn Heinrich nach dem Freund getauft —

Robert.

Iſt Mowbray's Sohn. Doch wer iſt Mowbray ſelbſt?
War dieſer nicht mein andres Ich?
Und Du?
(Marie ſieht mit Furcht und mit Entſetzen zu ihm auf.)
O ſieh mich nicht ſo angſtvoll an; ich zweifle
Nur an der Menſchheit, nicht an Dir und mir.
Es iſt das erſte Mal, daß ich's verdient;
Ich weiß es wohl, du wurdeſt hart geprüft.
Du ſahſt mich ſchon verloren, nahmſt verzweifelnd
Des Freundes Ritterdienſte an und —. Wie?
Soll ich Dir zürnen? Dir? Dich meinen letzten
Und einz'gen Freund verlieren? Jetzt, wo Du
Zu mir Dich mit Vertraun, Vergebung flehend
Zurück gewendet?
(Er hebt ſie zu ſich empor.)

O, ſei wieder mein!
Du biſt es wieder, wie zuvor, ich fühl's,
Dein treues Wort befreite Dein Gemüth,
Das nur im Irrthum ſich mir abgewendet;
Ich trüg' es nicht, von Dir mich loszureißen —
Dir auf der Erde meinem letzten Freund;
Ich will Dich nicht, ich kann Dich nicht verlieren,
— Und dieſer Knabe mit dem theuren Namen,
Den Freundeslieb' ihm gab, wie ſollt' ich ihn
Entgelten laſſen was er nicht verbrach?
Mich widert's an, der Rache zu gedenken,
Die blind und blutig nur ſich ſelber trifft,
Und ein verſöhnend guter Geiſt giebt mir
Den Wunſch in's Herz: könnt' es Geheimniß ſein
Und ſtill in unſrer Bruſt vergraben bleiben!
Laß ihn nie wiſſen, weſſen Sohn er iſt,
Noch den Verräther, daß er ihn gezeugt.
Iſt es noch unſer dies gewicht'ge Wort?

Marie.

Es war mein drückend Eigenthum, es war
Mein quälendes Gewiſſen, jetzt iſt es
Nur mir und Dir bekannt.

Robert.

So ſchwöre mir,
Für immer und vor Allen, wer ſie ſeien,
Es ehrlich zu verbergen. Schwöre mir's,
Und ich verzeihe Dir und nehme ihn
Mit gleichem Recht zu meinem Kinde an.

Marie (aufathmend).

O Laſt der Hölle, die mein Herz beſchwerte,
Daß ich dein ledig bin! Mein Gott und Retter,
Mein Robert, wie verehr' und lieb' ich Dich!
Du ſühnſt, was ich zu ſühnen nicht vermocht,
Und nimmſt den Frevel von mir! Ja! Ich will es!
Ich ſchwöre Dir, das Wort in ſichrer Huth
Zu halten, daß kein Sterblicher es wiſſe.
Und Gott wird uns, die Freiheit und das Land
Mit Einem Schlage rächen und erretten.

Robert.

Nun freilich muß ich eiligſt Murray nach,
Daß ich ihn hindre, Mowbray zu vertraun.
Und doppelt ſchmerzlich fällt es mir zu ſcheiden
Von Dir und dem erneuten Ehe-Bund,
Den wir aus Trug, aus Wahn und Aberglauben
Mit wahrer Treu und tapfrem Sinn gerettet.

Marie.

Du ſprichſt von Dir und tief beſchämſt du mich,
Denn Deine Großmuth nennſt Du nur Vernunft.

Robert.

Marie, ich bin ja nur gerecht, Du warſt
In Wahrheit nie aus unſerm Bund geſchieden,
Und meine Schuld war's, die Dich ſo betrog.

Marie.

Mir ahnt nichts Gutes, denn der Gipfel ſcheint's
Von meinem Glück zu ſein. Verlier' ein Gut,
Und dann gewinn es unerwartet wieder,
So iſt es doppelt dein und doppelt theuer;
Du ſorgſt und weißt es beſſer zu bewahren.
So ſäh' auch ich uns ſichrer, als zuvor,
Wenn dies Verhängniß unſrer Bürgerkriege
Nur eben jetzt Dich nicht ergreifen müßte.
Wie werdet Ihr's vollenden? Um den Thron
Wird ſich der Lennox' und der Hamilton's
Gewalt'ger Anhang ſchaaren. — O, mein Robert,
Auch vor Graf Murray hätt' ich gern die Thore

Von Craighouſe zugeſchloſſ'n, wie vor der Stuart.
Wenn Du nur wiederkehrſt und Sieger bleibſt!

Robert.

Das iſt wohl ſicher, dieſer neue Geiſt
Hat unſer ſtreng' und feſtes Volk ergriffen,
Einmüthig faſt ſteht es zu Knox und Murray.

Marie.

So halte Wort, o mein Geliebter, bleibe
Siegreich und glücklich und gedenke mein,
Wenn Dich ein Wagniß lockend und verführend
Aus der gewohnten Bahn zu reißen droht.
Denn Dein bedarf ich mehr, als je zuvor.

Robert:

Mein theures Weib, wir ſehn uns glücklich wieder.
(Sie umarmen ſich, er eilt ab, Marie ſieht ihm eine Weile nach, dann nach der andern Seite ab.)

Vierter Auftritt.

Lager der proteſtirenden Lords bei Kinroß.

Der Herzog von Chatelherault. Graf Argyle.
Graf Glencairn. Lord Rothes. Graf Murray.
Graf und Lord Mowbray.

Murray.

Nachdem in Waffen wir, doch immer friedlich,
Nachdem ganz Edinburgh ſo feierlich
Proteſt erhoben gegen dieſen Plan
Der Königin, den Lennox-Stuart Darnley
Durch ihre Hand zum König zu erhöhn;
Iſt Ihre Majeſtät in's Land geflüchtet,
Erhebt die königliche Fahn' und ſammelt
Ein Heer. Das iſt der Bürgerkrieg, wenn wir
Nicht raſch und kühn des Vortheils uns bedienen,
Daß wir verſammelt ſind und ſie verlaſſen.
Aus Stirling ſendet ein Vertrauter mir
Die Nachricht, daß die Königin mit Darnley
Und Lennox über Dunkeld ſich nach Perth
Begeben habe, um von dort aus morgen
Lord Livingſton im Schloſſe Callander

Um Zuflucht anzugehn. So müſſen ſie
Durch Kinroß und am Leven hier vorbei
Geritten kommen. Uns vermuthet man
Nach Glasgow auf dem Marſch, ſo ließ ich es
Ausſprengen und durch Maitland ihr berichten.
Ich ſchlage vor, daß wir im Hinterhalt
Sie hier erwarten und gefangen nehmen.

Lord Mowbray.

Die Königin, den Grafen und Lord Darnley?
Und was denn weiter, wenn wir ſie gefangen?

Murray.

Graf Lennox und ſein Sohn ſind Unterthanen
Der Königin Eliſabeth, der wir
Nach Berwick ſie in engliſchen Gewahrſam
Ausliefern, und der Königin hab' ich
Das Schloß im Leven hier zum Aufenthalt
Erſehn, ſie bleibt in meiner Mutter Haft.
Seid Ihr's zufrieden, Herzog und Mylords,
So ſtimmt mit aufgehob'ner Hand dafür.
(Alle außer Lord Heinrich Mowbray erheben die Hand.)
Es iſt genehmigt gegen Eine Stimme.
So werd' ich denn das Weitere befehlen.
(Die Verſammlung bricht auf.)

Fünfter Auftritt.

Perth, ein Ballſaal der Königin.

Die Königin, die Marieen, Graf Lennox, Darnley,
Kavaliere und Damen.

Königin (zu Lennox).

Maitland, mein Sekretär, berichtet mir,
Die Lords ſei'n fort von Edinburg nach Glasgow.

Lennox.

Das giebt uns Zeit zum Zuzug unſers Volks.
Doch Maitland iſt nicht ſicher, er gehört
Zur engliſchen Partei, Lord Ruthwen ſollte
Geſchrieben haben. Hat er es gethan?

Königin.

Er hat, auch Rizzio berichtet ſo.

Darnley (nähert ſich).

Hört, meine Damen, Vater und Ihr Herrn,
Laßt jetzt die Politik, und denkt daran,
Daß wir dem jugendlichen Hof ein Feſt

Bereiten wollten. Ruft die Muſiker;
Und einen Tanz für Alles was noch friſch
Und heiter ſeiner Kräfte ſich erfreut,
Vor allem für die junge Königin!

Lennox.

Mein lieber Sohn, die Zeit iſt ernſt, der Aufruhr
Stürmt über's Land, der Fanatismus predigt,
Und Murray ſteht gewaffnet ſchon im Felde.

Königin.

Den Ernſt beſiegt man nur durch Heiterkeit.

Darnley.

Erſt tanzen wir, dann ziehn wir in den Streit!
(Er führt die Königin, verſchiedne Tänzer die Marien zum Tanz, es werden einige Touren Schottiſch getanzt, dann erſcheint Lord Heinrich Mowbray.)

Sechster Auftritt.

Die Vorigen. Lord Heinrich Mowbray.

Mowbray

(im vollem Reiteranzuge, den Hut auf dem Kopf, den Degen an der Seite. Der Tanz wird durch ſein Erſcheinen unterbrochen und hört bald ganz auf).

Vom Lager Eurer Feinde, Königin,
Die am Lochleven halten, komm' ich her
Mit Sturmeſeile, und mein Roß erlag
Kurz vor den Thoren Perths dem harten Lauf.
Ich bringe Botſchaft, Herrin, doch für Euch
Allein und denen Ihr's vertrauen wollt,
Denn Eurer Gäſte Glück und freie Fahrt
Und Euer theures Haupt hängt am Geheimn

Königin

(giebt einen Wink mit der Hand; alle außer Lennox und Darnley entfernen ſich).

Sprecht denn, Lord Mowbray, und verhehl't mir nichts
Denn königlich und feſt, wie mir's geziemt
Und meines Hauſes ungebeugtem Sinn,
Will ich dem Sturm begegnen, der mir droht.

Mowbray.

Man täuſcht die Königin mit falſcher Kunde,
Die Lords, die Murray führt, ſind nicht nach Glasgow,
Sie haben ſich bei Kinroß und am Leven
In Hinterhalt gelegt und ſind entſchloſſen,
Die Königin im Leven feſtzuſetzen
Und Euch, Mylords, nach Berwick auszuliefern.
Eliſabeth iſt dieſem Plan nicht fremd.
Ich komme aus dem Kriegsrath, wo dies Alles
Verhandelt wurde, und erachtete
Es meine Pflicht, die Königin zu retten,
Und dieſen Hochverrath zu hintertreiben.

Königin.

Lord Mowbray, das verdient den wärmſten Dank,
Und einer Königin geziemt es nicht,
Mit leeren Worten ſolch Verdienſt zu ehren.
Seid denn ein Obriſt erſt in unſerm Heer
Und nach dem Siege, den wir hoffen dürfen,
Belehnt mit Bluntfield's Gütern, der gewiß
Zur Fahne der Rebellen ſich gewendet.

Mowbray.

Er iſt dabei.

Königin.

Jetzt rathet, was zu thun?

Mowbray.

Bleibt Ihr dabei, nach Callander zu reiten?

Königin.

Wir haben's mit den Lords ſo feſtgeſetzt.

Lennox.

Und aller Zuzug richtet ſich dahin.

Mowbray.

Wie ſtark iſt Eure Mannſchaft hier in Perth?

Darnley.

Dreihundert Reiter brachten uns von Dunkeld.

Mowbray.

So ſchlag' ich Euch mit ihnen durch den Feind,
Doch muß es noch vor Tageslicht geſchehn.
Bereitet Euch, ſeid ſchnell zu Pferde, laßt
Die Reiter ſatteln; und in Einer Stunde
Fliegt Schottlands Königin im Arm der Nacht

Mit den Getreuen muthig aus der Schlinge,
Noch ehe der Verrath ſie zugezogen.
Des Lagers Stellung und der Feinde Plan,
Den Weg uns zu verlegen, forſcht' ich aus.
Gebt mir ein Pferd, und folgt mir!

Königin.

Auf! und folgt!
Lord Darnley, bringt den Reitern den Befehl.

(Alle ab.)

Siebenter Auftritt.

Volksverſammlung in Edinburgh, Queens Park bei St. Leonhards Craig.

John Knox; der Burgemeiſter von Edinburg; die Aelteſten der Gemeinde und Graf von Glencairn auf der Platform. Hinter einem Tiſch mit Papieren iſt der Armſtuhl des Vorſitzenden. Vor der Platform verſammelt ſich das Volk.

Glencairn.

Zum Vorſitz der Verſammlung ſchlag' ich vor
Den würd'gen Burgemeiſter zu erwählen.

Wem dies genehm iſt, der erheb' die Hand!
(Alle erheben die Rechte.)
Es iſt genehmigt ohne Widerſpruch.

Burgemeiſter
(nimmt den Amtsſtuhl ein).

Durch Anſchlag hat der Vorſtand der Gemeinde
Das Volk von Edinburg hierher berufen,
„Um zu betrachten, was in Sachen Darnley's,
Des Lennox-Stuart's, der ſich um die Hand
Der Königin bewirbt, nach Schott'ſchem Recht
Zu rathen ſei, und wie wir förderlichſt
Dem Götzendienſt des Antichriſts begegnen!“

Stimmen in der Verſammlung.

Hört, hört! Ein Lennox-Stuart, ein Papiſt!

Burgemeiſter.

John Knox, der Prediger am Wort des Herrn
In der Gemeinde unſrer guten Stadt,
Wird Euch erklären, wie ſich dies verhält,
Und einen Vorſchlag thun, was zu beſchließen.

Knox
(nimmt ein Papier vom Tiſch und lieſt).

„Berufen und verſammelt durch den Vorſtand

Der Stadtgemeinde nach Queens Park am Craig,
Beſchließt das Volk Mid-Lothians wie folgt:
Es ſei dem Götzendienſt der Königin
Und ihrer Heirath mit Lord Darnley Stuart,
Graf Lennox' Sohn, durch Aufgebot der Grafſchaft
Zu wehren, und der Parliamentsbeſchluß,
Der alles Papſtthum ausſchließt, tret' in Kraft!"

(Legt das Papier weg, und ſpricht, ſich erſt an den Vorſitzenden, dann an die Verſammlung wendend.)

Ew. Würden, Brüder in Chriſto unſerm Herrn,
Das iſt es, was ich zu beſchließen rathe,
Mit ſorgenvoller Seele ſah ich längſt,
Daß dem Geſetz des Reichs die Kraft verſagte,
Als Königliche Willkür uns den Greuel
Der Meſſe wieder in das Land geſchleppt.
Umſonſt war unſer Sieg, der Friedensſchluß
Von Edinburg und unſers Parliaments
Geſetze blieben todte Paragraphen.
Graf Murray hätte gleich mit aller Strenge
Die erſte Uebertretung ahnen ſollen;
Er that es nicht, er wandte ſich vielmehr
Mit allem Einfluß gegen unſre Predigt,
Worin wir auf des Frevels Strafe drangen.
So wuchs der Uebermuth der Königin;
Und ſchon erhebt die Schlange ihre Häupter,

Die wuchernd aus dem gift'gen Leibe wachſen:
Ein'n König aus den Reihen der Papiſten
Und ein Geſchlecht von ſolchen Königen
Verſpricht uns dieſe Heirath mit Lord Darnley.
Es iſt die höchſte Zeit, daß dieſem Unfug
Ein Ziel geſetzt, und's Recht gehandhabt werde!

Mehrere Stimmen.

Ein Ziel geſetzt und's Recht gehandhabt werde!

Knox.

Graf Murray ſelbſt hat's endlich eingeſehn,
Er liegt mit Uebermacht im Hinterhalt,
Und heute noch erwarten wir Maria,
Den Grafen Lennox und den jungen Freier,
Die grad' von Perth herab geritten kommen,
Gefangen hier in Edinburg zu ſehn.
Beſchließet alſo, daß auch wir dem Rechte
Zur endlichen Vollſtreckung Beiſtand leiſten
Und die Papiſten gänzlich niederwerfen.
Die Zeit der Willkür ſoll ihr Ende finden,
Und König ſei und bleibe das Geſetz.

(Unter großer Aufregung und rauſchendem Beifall des Volks tritt Knox zurück.)

Glencairn.

Ew. Würden, Brüder in Chriſto unſerm Herrn!
Ich unterſtütze was John Knox Euch vorſchlug,
Erſcheine mit Mandat vom Grafen Murray,
Und bin bereit, das Poſſe dieſer Grafſchaft,
Um der Gerechtigkeit die Hand zu ſtärken,
In's Feld zu führen. Edinburg gebührt
Die erſte Stimm' in dieſem wicht'gen Streit.
So laſſet den Beſchluß ergehn und ſammelt
Euch männiglich auf meinen Trommelſchlag.
Das Wort iſt: „Edinburg für das Geſetz!"

Viele Stimmen.

Das Wort iſt: „Edinburg für das Geſetz!"
Hoch das Geſetz und nieder die Verräther!

Burgemeiſter
(erhebt ſich, nimmt das Papier vom Tiſch und lieſt).

Auf Antrag von John Knox und unterſtützt
Vom Grafen Glencairn lautet der Beſchluß
Des Volks, das hier in Queens Park ſich verſammelt:
„Es ſei dem Götzendienſt der Königin
Und ihrer Heirath mit Lord Darnley Stuart,
Graf Lennox' Sohn, durch Aufgebot der Grafſchaft

Zu wehren; und der Parliamentsbeſchluß,
Der alles Pabſtthum ausſchließt, tret' in Kraft!“
Wer dafür ſtimmt, erheb' die rechte Hand!
(Alle erheben die Hand.)
Und wer dagegen ſtimmt, erheb' ſie nun!
(Es erhebt ſich keine Hand.)
Einmüthig angenommen! Das Geſchäft
Des Tages iſt beendigt, und Graf Glencairn
Ermächtigt zu dem Aufgebot der Grafſchaft.
(Der Bürgermeiſter legt den Hammer nieder, Knox übergiebt Glencairn den Beſchluß, den der Bürgermeiſter unterſchreibt. Die Verſammlung bricht auf unter dem Ruf:)
Drei Hochs für Glencairn, unſern Mayer und Knox!

Achter Auftritt.

Graf Glencairn zieht mit Trommeln und Fahnen über die Bühne. Bürger von Edinburg.

Erſter Bürger.

Knox wußt' es wohl, er wollt' es nur nicht ſagen;
Der Adel hielt es mit der Königin
So lang' er ſicher war in dem Beſitz
Der Kirchengüter und der hohen Aemter.

Jetzt kommt Graf Lennox hungrig von der Grenze,
Sogleich ſehn wir den Herzog und Graf Murray
Für ihre Plätze zu den Waffen greifen.
Die Einen ſind nicht beſſer, als die Andern,
Der Herzog iſt ſogar ein Katholik.

Zweiter Bürger.

Der Herzog Chatelherault — ja, das iſt wahr!
Doch ſeht auf Knox, der hat ſich jetzt mit Murray
Verſöhnt, und nun ſie dieſen Abend noch
Die Königin gefangen werden führen,
So dächt' ich ließen wir's uns gern gefallen.

Erſter Bürger.

Nun ja, das klingt ſchon beſſer, und zuletzt
Wird's auch ſo kommen, dieſe Einfalt geht
Papiſtiſch drein auf reformirten Krücken,
Und über kurz ſo brechen ſie zuſammen.

Zweiter Bürger.

Ihr hört ja, daß ſie ſchon gebrochen ſind.

Erſter Bürger.

Noch glaub' ich's nicht, ſo etwas muß man ſehn.

Auch Glencairn glaubt es nicht, was rührt' er ſonſt
Die Trommel in den Gaſſen; warten wir,
Bis morgen über heute uns belehrt.
(Beide ab.)

Neunter Auftritt.

Craighouſe.

Marie Blunfield. Laſſy.

Marie.

O Laſſy, meine Ahndung wurde wahr,
Lord Mowbray war ein Feind in unſerm Lager,
Er wollt' uns an die Königin verrathen,
Und Robert kam zu ſpät, es zu verhindern.
Die Königin ritt unerwartet früh
Bei Murray's Heer vorbei, und Heinrich Mowbray
War's, der ſie durchſchlug mit dreihundert Reitern.

Laſſy.

Lord Mowbray iſt ein ſehr geſcheidter Herr!

Marie.

Verrath iſt die Geſcheidtheit aller Schurken.
Wir wollen's doch erwarten, wie er endet;
Denn nur das Gute währt und ſetzt ſich durch.

Laſſy.

Und dieſer tapfre, ſchöne Lord, dem Ihr
So oft die Hand gereicht, der wär' ein Schurke?
O wundert Euch nicht, daß ich's nicht begreiſe.

Marie
(mit unausſprechlicher Entrüſtung).

Geh, Laſſy, geh' und ſieh mir nach den Knaben!
(Beide nach verſchiedenen Seiten ab.)

Zehnter Auftritt.

Lager der proteſtantiſchen Lords.
Ein Gehölz.

Graf Murray. Lord Robert Bluntfield. Dann Graf Mowbray.

Murray.

Seit uns bei Kinroß auf dem Ritt von Perth
Die Königin entkommen, ſammelt ſich

Alltäglich neue Macht um ſie; das Volk
Verſteht den Streit um dieſe Heirath nicht
Und hängt zu ſehr mit angeborner Scheu
Dem Königsnamen an. Ihr Heer iſt ſtärker,
Als wir's ertragen können. Und was hört man
Von Edinburg?

Robert.

Das Volk beſchloß den Auszug,
Als Knox ihm die Gefahr des Glaubens zeigte;
Allein Graf Glencairn fand am andern Morgen
Selbſt ſeine Trommler und die Fahnenträger
Verlaufen.

Graf Mowbray (kommt).

Eben zieht die Königin
Mit ihrem Heer heran, der Herzog ſendet
Mich um Befehle, ob wir ſchlagen ſollen.
Der Feind iſt dreimal ſtärker, als wir ſelbſt.

Murray.

Es iſt unmöglich; auch Eliſabeth
Läßt uns in Stich. Wir werfen uns nach Berwick.
Vielleicht folgt uns die Königin und bricht
In England ein. So kann der Krieg entbrennen

Ein Heer ſteht längſt gerüſtet an der Grenze,
Und nur der Vorwand fehlt, den Schlag zu thun,
Der oft erwogen und beſchloſſen wurde.
— Sorgt für den Rückzug, Graf, und Ihr, Lord Bluntfield,
Macht einen Angriff, um den Feind zu täuſchen.
(Graf Murray und Graf Mowbray ab.)

Eilfter Auftritt.

Robert Bluntfield.

So ſind wir denn geſchlagen, und das Schwert
Der Tyranney wird unſre Reihen lichten,
Von Haus und Hof ſeh' ich die Mütter fliehn,
Die Kinder die unſchuldigen zu retten,
Denn ihre Väter ſind dem Feind erlegen,
Die Einen fielen, Andre flüchteten;
Und unſern Heerd und unſre Heimath nimmt
Ein Fremder in Beſitz. O theures Weib,
Dir ahnte dieſer Ausgang. Doch ich komme;
Durch alle Feinde find' ich meinen Weg
Nach Craighouſe, und die Feſte will ich halten
Die dich, Marie, und meine Kinder ſchützt.

Mein Theuerſtes auf Erden, bis vielleicht
Die Königin, der alten Huld gedenkend,
Zum Frieden und Vertrage ſich entſchließt.
Nicht beſſer kann ich euren Uebergang
Auf Englands Boden fördern, edle Herrn!
Mein Weg iſt rauh, der eure iſt's vielleicht
Nicht minder, denn in's Elend wandert ihr,
Die Erſten, die Gebieter unſers Reichs.

Zwölfter Auftritt.

Robert Bluntfield. Ein Hauptmann. Man hört Kriegslärm, Trommeln und Schüſſe.

Der Hauptmann.

Herr, alles Volk bricht auf, man überſchreitet
Am Tweed die Grenze Englands; wir allein
Stehn Eures Winks gewärtig vor dem Feind.

Robert.

Wir ziehn nicht mit. Wir warten hier im Walde,
Bis wir die Königlichen folgen ſehn.

Dann führ' ich unſre Schaar grad' aus nach Craighouſe.
Wir halten uns und machen unſern Frieden.
(Robert mit dem Hauptmann ab.)

Dreizehnter Auftritt.

Zelt der Königin.

Königin. Darnley.

Darnley
(kommt in freudiger Aufregung).

Das war ein Feldzug! Meine Königin,
Du Königin des Siegs, der Dir allein
Und Deines Namens Zauber angehört.
Wir ſind geritten, wie Du uns gewinkt,
Als wär's ein Jagen nur auf flücht'ge Hirſche,
Das Du die jugendliche Göttin führteſt.
Das Wild flieht in den Tweed und ſchwimmt hinüber
An's Ufer Englands, wo man es verwünſcht
Und ſeiner Feigheit ſich im Herzen ſchämt.
— So biſt Du unbeſtritten denn die meine,
Der ſchöne Preis des heitern Ritts mit Dir.

O welch' ein märchenhaftes hohes Glück!
Ich huld'ge meiner holden Siegerin!
(Sie umarmt ihn, als er ihr knieend huldigen will.)

Königin.

O Heinrich, mein Geliebter, bald mein Gatte,
So iſt es wahr, daß ohne Schlacht und Morden
Den Freibrief unſrer Liebe wir erkämpft
Und neu das Anſehn unſers Throns gegründet?
Denk' nur an Perth und jene Schreckensnacht
Der Flucht durch unſrer Feinde dichte Reih'n,
Um ganz das Glück zu fühlen, daß uns heute
Ganz Schottland huldigend zu Füßen liegt.
Heinrich, die Götter wollten unſern Bund!
(Aufmarſch der Truppen mit Muſik vor dem Zelt. Die geöffnete Zeltthür zeigt einen Theil dieſer Bewegung. Man hört die Maſſen ſich ſammeln und den Ruf erſchallen:)
Sieg! Sieg! und Heil der Königin von Schottland!
(Die Königin und Darnley treten Hand in Hand hinaus.)

Vierzehnter Auftritt.

Craighouſe.

Marie Bluntfield. Laſſy. Darauf ein Reiter mit der weißen Fahne.

Laſſy (kommt).

John Moffat bringt den Brief von unſerm Lord.

Marie
(überläuft den Brief).

Er ſchreibt mir, daß ſie ſich zur Grenze flüchten;
Der Feind kann jeden Augenblick zum Sturm
Vor unſrer Burg erſcheinen. Mag er kommen,
Wir ſind bereit, ſie tapfer zu behaupten.

Ein Reiter
(mit der weißen Fahne, von Bewaffneten des Schloſſes begleitet).

Lord Mowbray ſendet mich zu Euch, Mylady.
Er hat Befehl, für unſre Königin
Die Güter Robert Bluntfield's, Lords von Craighouſe,
Der als Rebell geächtet, zu beſetzen.
Ein Freund des Hauſes ladet er Euch ein,
Ihm ohne Widerſtand die Burg zu öffnen.

Marie.

Wir kennen keinen ärgern Feind des Hauſes
Und unſrer Sache, als Lord Heinrich Mowbray.
Und nie ſoll er mit unſerm Willen wieder
Dies Schloß betreten. Laßt es ihn verſuchen,
Ob er Gewalt zu niedrigem Betrug
Zu fügen weiß. Führt dieſen Mann zurück!
(Der Reiter wird abgeführt.)

Fünfzehnter Auftritt.

Marie Bluntfield. Laſſy.

Laſſy (am Fenſter).

Dort kommen unſre Farben! Ja, es iſt
Das Bergſchloß in der Fahne, und Lord Robert
Führt unſre Leute, Lady, kommt und ſeht.

Marie.

Mein Herr und mein Gemal, wie königlich,
Fährſt du daher auf deinem edlen Roß!
Sei mir gegrüßt, o könnt' ein einz'ger Blick
Aus deinen theuren Augen mich erreichen!
Und gönne dem Gerechten Sieg und Hülfe,
O Gott, zu ſtrafen jenen falſchen Mann,
Der alles Heil'ge frevelhaft entweihte
Und aus dem Buſen uns den ſchönen Glauben
An Lieb' und Treue ſtahl!

Sie treffen ſich.

Die Unſern ſind im Vortheil, wie ſie kommen.
Und dort iſt Mowbray, Robert greift ihn an,
Er führt im Zorne einen mächt'gen Stoß,
Das Pferd des Feindes fällt davon zu Boden.
Doch was iſt das? — Mit beiden Händen faßt
Vom Boden Heinrich Mowbray meinen Gatten
Und reißt ihn nieder! Herr und Heiland, hilf!
Der meuchleriſche Dolch hat ihn gefällt:
Den Helden mordet der geſtürzte Feind.
O rettet, helft ihm, laßt mich doch hinaus,
Hinaus zu ihm!

(Sinkt Laſſy ohnmächtig in die Arme. Diener und die drei Knaben ſtürzen in den Saal. Die Leute Robert Bluntfield's, die ſich durchgeſchlagen, bringen Robert's Leiche in's Schloß getragen.)

Chor der Bewaffneten.

Ehret den männlichen Kämpfer, der fiel.
Rettend mit ſtrömendem Blut
Ewige Güter, ſo fand er ſein Ziel.
Traget ihn heim, daß er ruht!
(Die Träger legen Robert's Leiche auf das Ruhebett. Der Vorhang fällt.)

Vierter Aufzug.

Ein andres Kinroß.

Erſter Auftritt.

Raſt im Wald. Jagdſchloß Kinroß in der Ferne. Die drei Knaben der Lady Marie werden aus den Sätteln ihrer kleinen ſchottiſchen Pferde gehoben. Marie und Laſſy im Reiſeaufzuge. Die Knaben kommen zur Mutter geſprungen.

Der Aelteſte.

Laß uns ein wenig in den Wald!

Der Zweite.

Wir ſpielen
Die wilde Jagd.

Der Jüngſte.

Iſt hier die Hirſchjagd, Mutter?

Marie

(erkennt die Gegend der Hetzjagd aus dem zweiten Aufzug).

Die Hirſchjagd? Ja, dies iſt das Jagdgehege
Der Königin. Verlauft Euch nicht, Ihr Knaben,

(Die Knaben laufen fort, ein Diener mit ihnen.)

Und nehmt den Kleinen mit; geh, Laſſy, ſieh,
Wohin ſie gehn.

(Laſſy entfernt ſich.)

Zweiter Auftritt.

Marie.

Die Kinder ahnen's nicht,
Daß wir von Haus und Heerd vertrieben ſind
Und machen aus der Fahrt ſich Spiel und Luſt.
Dort ſpringen ſie und jauchzen; faſt erheitert
Es mein Gemüth ſelbſt hier in der Umgebung,
Die ſo verhängnißvoll für uns geworden.
Ja, ja, dort ging die Jagd hinunter, dort
Warf mich der Sturz des Pferdes aus dem Sattel,
Und dieſer Knab', er mahnte mich daran

Mit ſeiner Frag: „Iſt hier die Hirſchjagd, Mutter?"
Und mitten in dem Unglück und Tumult,
Als Mowbray ſtürmend in die Burg gedrungen,
Da trat das Kind zu mir mit ſeinem Bogen,
Spannt' ihn ganz ernſthaft, zielt' und fragte mich:
„Wen ſoll ich ſchießen? Wer erſtach den Vater?"
So ſpricht er unbewußt bedeutungsvoll
Der holde Knab', und alles Weh des Herzens
Drückt ſich in ſeinen Worten aus, als legte
Ein Dämon ihm ſie tückiſch auf die Zunge.
Er ſelbſt, er lebt als offenbare That
Des tiefgeheimen unvergeßnen Frevels.
Sein Auge, ſelbſt ſein Trotz und ſeine Sprache,
Der feſte Gang, die zähe Wiederkehr
Zu ſeinem Zweck — das Alles ruft mir ſtündlich
Den Vater vor die Seele; tief erregt
Mich Haß und Abſcheu mitten in der Liebe
Womit ſich feſt und feſter dieſes Kind
In's Herz mir prägt und meinen Buſen aufregt
Mit ſchmerzensvoller Luſt, mit Scham und Freude,
Mit Ahnung guter Thaten und mit Angſt,
Daß ein Verhängniß dieſes Kind des Frevels
An ſeiner Unſchuld ſelbſt ergreifen möge,
Wie's ſchon bei ſeinen kindiſchen Worten thut.
„Iſt hier die Hirſchjagd, Mutter?" — Wie ein Pfeil

Drang mir's in's inn're Mark, als er es ausſprach,
Denn hier, o Gott, hier iſt der Ort, wo ich
Den ſchmeichleriſch betrügeriſchen Worten
Des Tückiſchen, des Starken, ſelbſt von Zorn
Und wildem Trieb erregt, mich thöricht hingab.
Er log nicht ganz, er liebte mich und liebt
Mich immer noch — ja mit verbrecheriſch
Verhärtetem Gemüth, das jeden Frevel
An ſeine Liebe ſetzt, ſo liebt er mich,
Und ſo vielleicht um ſeiner Liebe willen
Verrieth er unſre Sache an die Stuart:
Denn wie er Craighouſe nur erobert hatte,
Gleich über Robert's Leiche bot er mir
Den Frieden an und warb um meine Hand.
— Schamloſe Gluth, daß ich dich je entzündet,
Und mir dein eigennützig rohes Ziel
Verborgen blieb, bis du mich ſo bethört,
Das quält mich, das erbittert mich ſo tief,
Weckt mir im Herzen alle Rachegeiſter.
Abſcheulicher, verruchter Mörder, flieh
Mir aus dem Sinn, beflecke meine Seele
Nicht länger mit dem Bilde, das dir gleicht —
Dir gleicht? — O Heinrich, mein geliebtes Kind!
(Setzt ſich erſchöpft auf einen Stein, Laſſy tritt heran.)

Dritter Auftritt.

Marie. Laſſy.

Laſſy
(kommt zurück).

Wie ſchön iſt dies Gehege, und das Moos,
Wie weich umfängt es koſend unſern Fuß!
Faſt hätt' es mich verlockt, wie unſre Knaben
Zum Leven, deſſen Spiegelfluth dort unten
Durch Buchen blickt, und Fels und Bäume malt,
Hinabzuhüpfen, hätt' ich nicht bedacht,
Mylady, daß Ihr ſo allein und traurig
An beſſre Zeiten Euch zurück erinnert.
Wie glänzend mag die Jagd geweſen ſein,
Wie ſchön Mylord, und Ihr auf Eurem Zelter!
Das iſt nun Alles hin, das Glück, die Güter,
Der ſchöne gute Herr, den Ihr beweint! —
Und das iſt mir wie's Evangelium,
Ihr wart ihm treu. Was ſie auch ſagen mögen,
Ich weiß es. Hättet Ihr Lord Mowbray gern,
Wie würdet Ihr wol ſeine Hand verſchmähn,
Die Euch die eignen Güter wiederbrächte
Und noch vermehrte, was Ihr ſchon beſaßt?

Denn dieſer Lord wird königlich belohnt.
Weil er aus Perth die Königin gerettet,
Fall'n ihm des Freundes und des Bruders Güter,
Des flücht'gen Grafen, zu. Mit ihrem Kinde,
Dem lieben Käthchen, hat die Gräfin Mowbray
Nach England oder Frankreich ſich gerettet.
Ach, ſo iſt Alles — Graf und Lord und Herzog,
Und ſo viel tauſend, die kein Menſch nur nennt,
Zerſtreut und elend in die Welt gejagt.
Wer weiß, ob ſie das heimiſche Gebirge
Je wiederſehn und ihres Heerdes Feuer,
Ob den gewohnten Gruß aus Freundes Mund
Vor ihrem End' in Schottland wieder hören?!
O liebe Herrin, ich betrüb' Euch wohl
Mit kind'ſchen Worten; aber ſeid getroſt,
Noch habt Ihr Schottlands Boden nicht verlaſſen
Und hofft zu bleiben, während jene arm
Und hoffnungslos zur Fremde ſich gewendet.

Marie.

O Mädchen, rede nicht! Viel beſſer iſt
Das unerbittlich ſtumme Schickſal ſelbſt,
Als dieſes Mitleid, das es nicht erreicht.
Im Tode ſelbſt, und in dem tiefſten Sturz
Iſt ein Entſchluß, ein Wiſſen, eine Luſt,

Die Niemand kennt, den die Nothwendigkeit
Nicht ſelbſt beim Schopf ergriff und eingeweiht.
Dein leichtes Wort bewegt den ehr'nen Gang
Des Unglücks nicht. Wenn Du ihn um und um
Zu wenden denkſt, bleibt er in ſeiner Höhe;
Und an die Herzen, die ihm dort begegnen,
Reicht niemals ein gewöhnlich Wort hinauf.
Doch ſollteſt Du es wohl empfinden können;
Beerbt' ich mit Lord Mowbray ſeinen Bruder
Und meinen Gatten, den er mir erſchlug,
So müßt' ich treulos Lieb' und Ehr' verrathen.
Und wenn die Welt den Mörder nicht verabſcheut,
Den Treubruch gutheißt und ſich ihm verbindet;
Mich irrt ſie nicht, ich folge meinem Herzen,
Wenn ich nur ſo es treu bewahren kann,
In's Elend, in's Gefängniß, in den Tod,
Und die Gemeinheit fühl' ich unter mir.
Sie trägt die Welt und wird von ihr getragen,
Die ſchmutzbeladne Göttin, der man Recht,
Freiheit, die Ehre und den Glauben opfert;
Den Altar dieſer Gottheit umzuſtürzen,
Ich weiß, es iſt ein hoffnungsloſer Kampf,
Doch ihr zu unterliegen, iſt ein Sieg,
Den kein Erfolg aus unſerm Buſen reißt!

(Nach einigem Schweigen)

Geh, ruf den Führer und die Knaben her,
Und folgt mir zu den Pferden, denn wir reiten.
(Loſſiv ab.)

Vierter Auftritt.

Marie Bluntfield. Knox als Schäfer verkleidet.

Knox.

Der Herr ſei mit Euch, theure gnäd'ge Frau!

Marie.

Ehrwürd'ger Herr, ſeid Ihr's? Und ſo verkleidet?

Knox.

Ich bin's, der Böſe trug den Sieg davon,
Und in die Wüſte wandern wir hinaus;
Es iſt das Aergſte nicht, das ich erduldet.
Doch Ihr, welch Schickſal, welch Geſchäft führt Euch
In dies Gehege unſrer Feindin?

Marie.

Robert,
Mein theurer Herr fiel unter Mowbray's Fauſt.
Der ſtürmte Craighouſe, und ich flüchte jetzt
Zur Königin.

Knox.

Zur Stuart, das iſt hart.
Der Uebermuth des Feindes kränkt uns mehr,
Als unſer eignes Unglück, und ich preiſe
Mein Loos vor Eurem; denn ich flüchte mich
Zu Gott in ſeine Wildniß, ruf' ihn an
Und ſuche ſeinen Willen zu erforſchen;
Auch find' ich bald bei Freunden eine Zuflucht.
So ziehn die Wolken wechſelnd über's Land
Den Wechſel alles Irdiſchen mir deutend,
Der Schatten flieht, die Sonne überſtrömt
Uns wieder, denn die Finſterniß iſt nur
Ein Schatten und ein Schein, das Licht erfüllt
Siegreich und wärmend alles Firmament.
So über kurz wird unſre Sache ſich
Im neuen Glanze zeigen; ſie iſt Gottes.

Marie.

Ihr ſtärkt mein Herz mit Eurer Zuverſicht.
Ich glaub' an Schottland und Gerechtigkeit,
Und daß ich Euch ſo unerſchüttert finde,
Zeigt mir die Macht des Evangeliums,
Die Euch im Herzen wirkt und Andre tröſtet.

Knox.

Der Herr hat den Galeren mich entnommen,
Vom Feuertode hat er wunderbar
Mich weggewendet, denn er ſendet mich,
Sein Reich auf Erden zu befeſtigen.
Es leidet nun Gewalt, drum iſt es nah
Herbeigekommen. In dem Siege wächſt
Der Unverſtand und überſtürzet ſich.
Die Stuart hat mit dem gelungnen Wurf
Sich reißend nur dem Untergang genähert.
Sie fliegt von einer Kühnheit zu der andern,
Und jede reißt den Riß des Rechtes tiefer,
Bis die Verbrecherin den Richter findet,
Den ihr der Herr in ſeinem Zorn beſtellt.
Wenn Ihr ſie ſeht, ſo wird ihr eigner Mund

Mit andern Worten Euch daſſelbe ſagen.
Gehabt Euch wohl und hoffet auf den Herrn.

(Knox geht. Marie ſieht ihm eine Weile nach, dann geht ſie nach der andern Seite ab.)

Fünfter Auftritt.

Schloß Kinroß.

Die Königin. Lord Mowbray.

Mowbray.

Die letzten Feinde, die auf Eurem Boden
Sich hielten, warf ich nieder. Craighouſe iſt
In meiner Hand und Bluntfield fiel im Kampf.
So bring' ich meinen Glückwunſch, Königin,
Zum vollen Siege über die Rebellen.

Königin.

Und ſo hab' ich im Sattel, wie ein Mann,
Mein Reich und meine Liebe mir erobert.
Lord Ruthwen kommandirt' und Darnley ritt
Mit mir dem Heer vorauf, das überall,

Wo es erſchien, den Feind wie Spreu zerſtob.
Und Ihr Lord Mowbray, ſeid Ihr nun nicht auch
Am Ziele Eurer Wünſche angelangt?
Der Nebenbuhler fiel, die ſchöne Wittwe
Wird Euch beglücken, wenn Ihr zärtlich werbt.

Mowbray.

Ich warb zu früh, ſie hat mich ausgeſchlagen.

Königin.

Ihr müßt die Werbung ſpäter wiederholen.

Mowbray.

Marie wird ſelbſt vor Eurem Thron erſcheinen.

Königin.

Da, meint Ihr, könnt ich Eure Sache führen?

Mowbray.

Wenn Ihr es könnt.

Königin.

Ihr habt's um mich verdient.
(Mowbray ab.)

Sechster Auftritt.

Die Königin. Marie Bluntfield wird eingeführt.

Marie
(wirft ſich der Königin zu Füßen).

Ich flüchte mich in Euren Schutz, o Herrin!
In Euren Augen las ich Huld und Gnade
Als ich vor Jahren Euer Gaſt hier war.
So komm' ich nun und ſuche ſie von neuem
Für mich und meine Kinder, die gewiß
In dieſer Sache ohne Schuld ſind. Nehmt
Die Bitte gnädig auf und laßt den Tod
Des Vaters und Gemahls, den wir beweinen,
Als Strafe Euch genügen. Schonet uns!

Königin.

So gut, als Euer Lord und Eure Güter,
Mylady Bluntfield, ſtanden mein Gemahl,
Mein Reich und meine Freiheit auf dem Spiel.
Ihr wißt, was ſie in Kinroß ausgemacht,
Als ich in Perth verlaſſen und umringt war.
Tod und Gefängniß theilten die Verräther

Mir, meinem Gatten und Graf Lennox zu,
Als wären wir in Aufruhr, ſie im Recht!
Nun hat ſich's denn gezeigt, daß eine Königin
In Schottland herrſcht und nicht der Prieſter Knox.
Das Richterſchwert iſt mein; ich werd' Euch ſtrafen.
Ihr dachtet klein von uns; das Haus der Stuarts
Hat ſeinen Kopf und wird ihn geltend machen.
Nun ſich die Proteſtanten ſo verrechnet
Und aller ihrer Häupter ſich beraubt;
Iſt es an mir, das Volk zum wahren Glauben,
Zu dem's noch immer neigt, zurückzuführen.

Marie (ſteht auf).

O Königin, wer hat Dich ſo berathen?
Bedenk' es wohl, ein königlicher Sieg
Iſt noch kein Sieg des Papſtes; mich erſchreckt
Dein Irrthum über Schottland und vom Boden
Erheb' ich mich, denn nun kann ich Dich retten.
Du biſt es, die am jähen Abgrund ſteht,
Ich, die Gefall'ne, halte Deinen Fuß.
O höre mich, zieh' ihn zurück und rette
Dich ſelbſt und Schottland; noch vermagſt Du es.
Geh nach dem Siege mehr, als je zuvor
Mit dieſem Umſchwung, der das Vaterland
Für immer Rom und Frankreich hat entfremdet,

Wenn Du das Haus der Stuarts retten willſt.
Denn glaube mir, mich täuſcht kein Siegesrauſch,
Der Königin und nicht der Katholikin
Hat ſich dies Heer und dieſer Sieg geboten.

Königin.

Für Euren guten Willen dank' ich Euch;
Doch Ihr ſeht ſelbſt, wie wenig Eure Lage
Zum Rath der Krone Euch berechtiget.
Dagegen möcht' es eher mir geziemen,
Wenn ich mit meinem Rathe Eure Noth,
Um die Ihr kommt, zu lindern unternähme.
Ihr bittet, Euch die Güter zu erhalten,
Die Eures Gatten Hochverrath verwirkt.
Er fiel, Lord Mowbray nimmt ſie in Beſitz
Und wirbt um Eure Hand; ſo nehmt ſie an.

Marie.

Des Mörders meines Gatten? Nimmermehr!

Königin.

Es iſt ſeit alten Zeiten oft geſchehn.
Kaſſandra ſelbſt fiel in des Siegers Hand,
Und oft ward Waffenglück durch Erbſchaft Recht
Wenn eine Tochter, wenn die Gattin ſelbſt

Im Schiſſbruch ihres Hauſes mit Verſtand
Des Siegers Hand ergriff, der ſie emporhielt.

Marie.

Die Zeiten ſind nicht mehr. Ein heil'ger Ernſt,
Ein ſittliches Gefühl durchdringt das Volk.
Dies iſt die Revolution, die Knox
Und die Verkündiger des Worts geſtiftet.
Sie lebt, ſie löſ't und bindet die Gewiſſen;
Und ſo empfind' ich reuig meine Schuld,
Daß ich dem Manne, der uns ſchwer getäuſcht,
Zu viel vertraut, und ihn zu ſpät entlarvt.
Jetzt trennt mich Bluntfield's Blut und ſein Verbrechen,
Womit er uns verrieth, von ihm; es wendet
Von ihm auf ewig ſchaudernd mein Gemüth.
Ich könnt' ihm nie in Freundſchaft oder nur
Mit Gleichmuth wieder nahn; nein, Herrin, lieber
Wollt' ich in Edinburg von Haus zu Haus
Oder wandernd durch die wilden Haiden Schottlands
Mein Brod mir betteln, als aus ſeiner Hand
Des Gatten und des Freundes Gut empfangen.

Königin.

Das iſt ein Wort, und in der Phantaſie
Erſcheint es leicht; allein die Wirklichkeit

Der Noth und Schmach erdrückt des Menſchen Herz.
Bedenkt auch, daß der Sturz in's tiefſte Elend
Ein Weib von hohem Range doppelt hülflos
Findet, und nehmt das Wort zurück. Ich weiß,
Ihr liebtet Mowbray, als —

Marie.

ihn Robert Blumfield
Noch liebte und ſein Freund war, Königin.

Königin.

Dies Alles wäre nichts, als Pflicht geweſen?

Marie.

Mein Haß und meine Liebe ſind mein Herz;
Und wie ein Gott im Buſen mir es wendet,
So ſchwankt es wohl, doch war es immer ganz
Und iſt geläutert nun bei ſeiner Liebe.
Ihr, ja! und ihrer Phantaſie ſogar
Konnt' ich mich opfern, und ich will mich nun
Der Wahrheit lieber opfern, als dem Wahn.

Königin.

Dein Wort iſt dunkel, doch es faßt mein Herz
Mit Allgewalt, als wär's mein eigen Schickſal,

Das Du mir in dem Deinigen verkündeſt.
Ich ſeh den Ernſt aus Deinen Augen leuchten
Und doch iſt dies ein Blick aus jener Zeit,
Als wir uns heiter hier zuſammenfanden,
Im Park und Schloß Jagd und Komödie ſpielten,
Als blut'ger Ernſt des Aufruhrs unſre Jugend
Noch nicht vergiftet hatte. Da entführte
Zum Scherz ich Dir den Gatten, und geſellte
Dir Mowbray, der Dich ſchmachtend liebte, zu:
Wir andern jagten wild und übermüthig
Mit Scherz und mit Gelächter durch's Geheg',
Doch Du erſchienſt als eine Schickſalsgöttin
Den Ernſt im Aug und tieferregten Herzens
In unſerm Kreis. Als Du gerettet kamſt,
Als ich Dir ſcherzend zuſprach, bliebſt Du traurig,
Und mit demſelben Blick voll Zorn und Feuer,
Mit dem Du jetzt Dein dunkles Wort begleiteſt,
Sahſt Du mich damals an und ſchreckteſt mich,
Als hätt' ich Dich in großes Leid geſtürzt.
Jetzt, ſeh' ich wohl, hat Dich derſelbe Sieg,
Der den Geliebten und die Freiheit mir
Gerettet, ganz beraubt und tief gebeugt.
Doch bin ich ſchuld? War's nicht Dein Gatte ſelbſt,
Der all' dies Unheil über Dich gebracht?

Marie (ſchweigt).

Königin.

Du ſchweigſt? Du liebſt ihn wahrlich ſehr getreu,
Da ſelbſt die offenbare Schuld Dein Mund
Nicht auszuſprechen ſich entſchließen kann.
So möcht' ich einſt im Tode auch geliebt ſein!
Ja, Du warſt glücklich, glücklicher vielleicht
Als ich es je war, und mit Wehmuth denk' ich
Dabei an jene heitre Zeit zurück,
Als Ihr in Craighouſe gaſtlich mich empfingt. —
Craighouſe — Wozu bin ich denn Königin,
Wenn ich dem Gaſtfreund nicht einmal ſein Dach
Und ſeinen Heerd, an dem er mich empfing,
Und den das harte Kriegsglück ihm geraubt,
Mit Dank und Freude wiedergeben kann?
Es ſei! Ich will's! Er laſſe Dir Dein Schloß
Und was zu ihm gehört. Ich werde Mowbray
Beſcheiden. Er iſt hier.

Marie
(ſchrickt zuſammen).

Königin.

Du aber bleib
Mein Gaſt mit Deinen Kindern und erbelt

Euch von der Fahrt. Marie Bluntfield,
Gedenk in Treuen Deiner Königin!
(Marie läßt ſich auf ein Knie nieder und küßt ihre Hand. Die Königin geht ab.)

Siebenter Auftritt.

Marie Bluntfield. Dann Heinrich Mowbray.

Marie (allein).

Er wäre hier? Welch' Schickſal führt ihn her?
Und was verdammt mich zu der Qual, ihn wieder
Auf meinem Weg zu finden? Mein Gewiſſen
Verkörpert er zur grauſigen Geſtalt
Und ſtürzt in wilden Wahnſinn meinen Geiſt,
So oft er mir mit jener Stimme naht,
Die mich betrog, als ich ihm noch vertraute.
Ich eile fort, mich ſchrecken dieſe Thüren,
Ein Feind iſt hinter jeder, und kein Fußtritt
Fällt in der Halle, der nicht Mowbray's Bild,
Mir ſein verhaßtes Bild, erſcheinen ließe.
(Sie will hinaus, in demſelben Augenblick tritt Mowbray herein.)

Mowbray.

Die Königin befiehlt, daß ich Schloß Craighouſe
Mit allem Recht in Deine Hand, Marie,
Zurückerſtatte. Ich gehorch' und thu' es gern.
Denn immer noch regt ſich im Buſen mir
Der Trieb, womit Du lange mich beherrſcht
Und alle meine Thaten Schritt vor Schritt
Bis zu dem letzten Wagekampf beſtimmt.
Wenn es ein Schickſal giebt, dann, o Marie,
Biſt Du das meine. Wende Deinen Zorn,
Verzeihe mir! Und wenn Du's jetzt nicht kannſt,
So gieb's der Zeit anheim, Dich zu beſänft'gen.
Nun Alles, auch das Schwerſte mir gelungen
Was ich um Dich gewagt, nun ich den Thron
Beiläufig auch gerettet, nur um Dich
Vielleicht im Kampfe zu gewinnen, ſieh,
Nun ſoll ich Dich, die ſchöne Frucht, verlieren.

Marie.

Du ſprichſt es aus, was ich mir kaum gedacht.
Das Alles, Alles war Dein ſchwarzer Plan;
Und ich ſoll ſchuld ſein an dem Untergang
Der guten Sache und des eignen Hauſes?
O ſo verfluch' ich dieſe meine Macht,

Und ſei gewiß, ich werde ſie mir nehmen.
Ja wär's nur Zufall, der es ſo gewendet,
Ich könnte Dir verzeihn. Nun iſt's Dein Plan.
Wärſt Du ein Feind, der bitterſte, es möchte
Vielleicht zu ſühnen ſein. Nun iſt's der Freund,
Der ſeinen Freund, der Mann, der ſeinen Glauben
Verräth, um meine Liebe zu gewinnen.
O nun ich Alles weiß, empört mein Herz
Sich nur noch unerbittlicher, ich wende
Mich weg, Du hauchſt Verrath und Mord.

Mowbray.

Marie,
Das Eine war die Liebe und das Andre
Der Sieg. Ich habe hart mit ihm gekämpft,
Geworfen lag ich unter meinem Roſſe,
Das Schwert zerbrochen, wehrlos, übermannt,
Und wie verloren blickt' ich in den Tod,
Der ſicher mir von Robert's Hand bevorſtand;
Da kam an Dich mir plötzlich der Gedanke,
Ein ſchönes Bild des Himmels glaubt' ich Dich
An Deines Schloſſes Fenſter zu erblicken,
Und ich entraffte mich der Wucht des Thiers,
Und mit dem Dolche focht' ich in Verzweiflung

Um Dich, um Dich und ſiegte, o Marie!
Mit der Erinnerung an Kinroß Park.

Marie
(Mit einem Schrei des Entſetzens).

O Gott! So leben denn die Furien
Der Hölle noch und mein Verbrechen ſchlug
Durch dieſes wilden Menſchen Fauſt den Gatten
Und tödtete mein neu erworbnes Glück!
So war's mein Auge, meine Angſt um ihn,
Ja meine Seele ſelbſt, mit der ich forſchend
Bei'm Kampfe war, die ihn ermordet hat.
O Schiff, das mich zur Heimath-Küſte trug,
Wärſt Du zertrümmert, wär' ich ſelbſt ertrunken,
Welch' Ungeheures wär' in Deinem Bug
Zurückbehalten und in's Meer geſunken!
(Sinkt überwältigt von heftiger Aufregung in eine Ottomane.)

Mowbray
(blickt auf ſie gerührt von ihrer Schönheit).

Du holdes Bild vergangner ſchöner Zeit,
So fand und hielt' und küßt' ich die Geliebte!
O hätt ich dort mein ungeduldig Herz
Mit männlichem Entſchluſſe noch bezwungen,
Jetzt dürft' ich hoffen; nun vergeh' ich hier

In hoffnungsloſer Sehnſucht und die Kraft
Der Liebe hab' ich vorſchnell ſelbſt gebrochen.

Marie (ſchwach)

Verlaßt mich jetzt, Mylord, Ihr ſpracht von Zeit;
So gönnt ſie mir, gönnt mir nur dieſen Tag
Nur dieſe Stunde — dieſen Augenblick
Nur gönnt mir, laßt mich jetzt allein! Ich ſende
Euch Antwort — noch vor Abend! —

Mowbray.

O Marie,
Erinnre Dich, was ich Dir zugeſchworen,
Und daß ich mehr erfüllt als ich gedacht,
Was ich auch opferte, Dir blieb ich treu. (Ab.)

Achter Auftritt.

Marie.

Erinnern will ich mich an Kinroß Park,
Und wie du mich betrogſt und opferteſt.
Ich bin entſchloſſen, Alles, auch mein Leben

Will ich der Rache opfern und den Ort des Frevels
Und meines Falls mit ſeinem Falle ſühnen.
Er dachte klein, er denkt gemein von mir,
Und ſelbſt die Leidenſchaft, die mir in ihm
Den Helden, meinen Freund und Retter,
Und den Verräther mir in Robert zeigte,
Er hat ſie nie verſtanden. Nun, ſo lerne
Mich kennen, Mowbray, wenn dein niedrer Sinn
Auch nie mich zu begreifen fähig war.
Ich will ein zweites Kinroß ihm bereiten,
Deß er ſich nimmer rühmen ſoll, und ihn,
Wie jene Heldin ihres Volkes Feind,
In ſeiner Kammer ſtrafend niederſtoßen.
(Sie geht an's Pult, ſchreibt einen Brief und ſiegelt ihn mit dem Griff ihres Dolches. Laſſy iſt hereingetreten und hat dies mit angeſehn. Marie klingelt, dann bemerkt ſie Laſſy.)

Neunter Auftritt.

Marie Bluntfield. Laſſy.

Laſſy (lauernd).

Lord Mowbray kam entzückt von Euch heraus;
So habt Ihr Euch nun doch mit ihm verſöhnt?

Marie
(verbirgt den Dolch, dann ſpricht ſie mit Aufregung).

Ich werde mich mit ihm verſöhnen; aber Du
Bleibſt unſerm Hauſe treu, und meine Söhne
Wirſt Du als Mutter pflegen, wenn ich ſelbſt
Es nicht vermöchte — wenn das Unglück mich
In dieſer Sündfluth etwa mit entführte.
Willſt Du mir dies verſprechen, theure Laſſy?

Laſſy.

Wie ſoll ich das verſtehen, gnäd'ge Frau?
Ihr ſterbt doch nicht, indem Ihr Euch vermählt?

Marie.

Ja, Laſſy, ja, ich ſtürbe, wenn ich's thäte.

Laſſy.

Und dennoch wollt Ihr's thun, das iſt gewiß.
Mir wird ſo angſt, und zu der Freude, die
Ihr Euch und uns durch den Entſchluß bereitet,
Seht Ihr ſo ernſt und wild: was iſt Euch nur?

Marie.

's iſt eine ernſte Luſt, auf die ich denke.
Drum ſiehſt Du mich ſo ernſt, und Deiner Treue

Brauch ich dabei. — Du ſendeſt nach den Pferden
Und führſt die Kinder noch heut Abend heim —
Die Königin hat Craighouſe uns gerettet —
Ich aber bleibe.
Gieb Lord Mowbray dies;
Dann bring' zum Abſchied mir die Knaben her!
(Beide nach verſchiednen Seiten ab.)

Zehnter Auftritt.

Mowbray's Zimmer.

Mowbray. Laſſy kommt.

Mowbray.

Was bringſt Du, ſchöne Laſſy? Sendet Dich
Die ſchönre Herrin mir mit guter Botſchaft?
Gieb her den Brief! Iſt er von ihrer Hand?

Laſſy.

Ich denke wohl, Mylord, ſie ſiegelt' ihn
Gar feierlich mit ihres Dolches Griff,
Als ich hereintrat; ich bemerkt' es noch.

Mowbray
(hat den Brief geleſen).

Sie will mich noch heut Abend wiederſehn;
So hab' ich endlich, endlich ſie gewonnen!

Laſſy
(mit einer verſchämten Verbeugung).

Mylord, darf ich ein Wort der Warnung reden?
Mich dauert Euer Blut und ſolch ein Ende,
Als meiner Herrin Zorn Euch und ſich ſelbſt
Bereiten will: ſie will —

Mowbray.

Was ſagſt Du, Mädchen?
Die Frau vertraute Dir doch nicht den Plan,
Mit dem du ſicher keinen Mann erſchreckſt?

Laſſy.

Schon einmal ward, von Lieb' und Schlaf gebändigt,
Ein mächt'ger Fürſt und Held von einer Frau
Erſtochen. Habt Ihr nie davon gehört?
Nun ich Euch dieſen Abgrund aufgedeckt,
Nun könnt Ihr Euch wohl hüten, edler Herr;
Doch wart Ihr gar nicht zum Verdacht geſtimmt,
Und hättet Euch der Liebe ganz ergeben.

Denn daß Ihr meine Lady liebt, das weiß ich.
Ihr habt mir's nicht vertraut, Mylord, es war
Auch überflüſſig. Und der Plan, mit dem
Die Lady ihr Gemüth erfüllte, bricht
Für jeden, der ihn nur zu wiſſen wünſcht,
Sich eben ſo durch Aug' und Zunge Bahn,
Wenn ſie auch noch ſo künſtlich ihn verhüllt.
Erſt ſchwor ſie, Euch mit dieſem Dolch zu tödten,
Womit Ihr Euch aus Bluntfield's Hand gerettet,
Und den mit ſeiner Leiche ſie empfing.
Dann ließ ſie ſich von Knox die Judith rühmen,
Und endlich ſchickt ſie mich mit dieſem Briefe,
Nachdem ſie wie 'ne Sterbende ihr Haus
Beſtellt und mir die Knaben übergeben.
Was ſollte ſie mir weiter noch vertrau'n?

Murray.

Hm, wahrlich kein beneidenswerthes Loos
Stand mir bevor. Denn was der Mann auch ſonſt
Geweſen, immer giebt ſein Ende zu dem Bilde
Den letzten Zug; und zum Geſpötte wird
Der Tapfre, den in Liebes-Trunkenheit
Ein Weib erſchlägt. So retteſt Du mich denn
Aus einer ſchnöden Falle, ſchöne Laſſy.
Ja, es war leicht, die ungekühlte Wuth

In ihren Feueraugen zu entdecken,
Und nur die Liebe konnte mich verblenden.
Jetzt ſeh' ich's ſelbſt, wie Du es mir gezeigt.
Wie dank' ich Dir's, daß wie ein guter Engel
Du rettend mir erſchienſt? —
Du ſiehſt mich reich
Und mächtiger, als in der beſten Zeit
Die Bluntfield's waren, und Du findeſt wohl
Den heitern Herrn, der Dir verpflichtet iſt,
Mehr Dir zu Sinn, als dieſe Trauernde,
Mit der Du jetzt gebrochen. Bleibe denn
Bei mir. Verlaß ihr bös Geſchick, das ſie
Sich ſelbſt bereitet. Sag' ihr frei, Du gingſt,
Und zögſt das Leben nur dem Tode vor,
Den Sieg der Niederlage und der Wuth,
Die trüb' in ihrer Ohnmacht ſich verzehrt.

Laſſy.

Ich dank' Euch, Herr, mit Freuden folg' ich Euch
Und geb' ſie auf; mir widerſteht das Unglück.
(Laſſy ab.)

Eilfter Auftritt.

Mowbray.

Sie haßt mich, doch ich könnte ſie nicht haſſen,
Ihr tödtlich Zürnen reizt mich wie das Schmollen
Der Liebe. Welch ein Feuer, welch ein Muth!
O könnte ſie ſich liebend mir ergeben,
Aus Tod und Zorn hätt' ich den Himmel mir,
Aus tiefſtem Schmerz die allerhöchſte Wonne,
Aus dem Verbrechen ſeliges Gefühl,
Erfüllung meiner liebſten Phantaſie
Und ſüßeſte Erinnrung mir bereitet.
Und wär's unmöglich? War es nicht ſchon wahr?
Warum ließ ich ſie nicht in ihrem Wahn?
Wo iſt das Mädchen? Hätt' ich's doch bedacht!

(Eilt der Laſſy nach.)

Zwölfter Auftritt.

Zimmer der Marie Bluntfield.

Marie. Laſſy.

Marie.

Wie trafſt Du ihn? Gabſt Du ihm ſelbſt den Brief?

Laſſy.

Ich ſelbſt gab ihm den Brief und traf ihn wirklich
So außer ſich vor Liebe, daß er nichts
Entdeckte, bis ich ihn gewarnt.
Ja, Lady,
Hier ſcheiden wir, ich habe mir den Lord
Verpflichtet. Euer bös Geſchick ſchreckt mich
Aus Eurer unheilſchwang'ren Nähe fort.
Sein Glück und ſeine Gunſt ziehn mich zu ihm.

Marie.

Was ſagſt Du? Was verrietheſt Du an ihn?

Laſſy.

Ich ſagt' ihm, daß Ihr ihn erſtechen wolltet.

Marie.

Und wenn ich's will, darfſt Du mich ihm verrathen?

Laſſy.

Ich darf's; verriethet Ihr doch ſelbſt den Gatten.

Marie.

Daß ich ihm treu bin, lehrt Dich meine Rache,
Die Du verrietheſt.
Doch Du biſt nicht werth,
Daß ich zu Deinem Urtheil mich erniedre.
Geh! Ich entlaſſe Dich aus Treu und Pflicht;
Geh! Ich befehl' es Dir, es iſt der letzte
Befehl aus meinem Munde. Geh' zu ihm!
Zu ihm, das heißt zur Hölle ſend' ich Dich,
Und nimm aus ſeiner falſchen Hand den Lohn,
Den einzigen, den ſie verleihen kann,
Das Unheil, des Verbrechens einz'ge Macht!
(Laſſy ab.)

Dreizehnter Auftritt.

Marie Bluntfield.

Marie.

Ich bin entwaffnet. Ein Verräther rettet
Den andern; wenn ſich einmal ihre Gilde
Gefunden hat, ſo haften ſie noch feſter
Zuſammen, als die Guten, denn ſie ſpähn
Mit Diebesangſt umher, und mancher Dolch
Ging fehl, weil Einer aus der Zunft zu früh
Ihn blitzen ſah. So rollt ſich denn die Reihe
Treuloſer Thaten nur noch weiter fort.
Der glückliche Verrath, der freche Raub,
Und der Erfolg der blutigen Gewalt
Sie ſollen erſt ihr volles Maaß erreichen,
Bevor ein Donnerſchlag dies Babel ſtürzt
Und mit dem Himmel jedes edle Herz,
Das jetzt an ihm verzweifelt, neu verſöhnt.
Ich fühl' es wohl, mir iſt es nicht gegeben,
Den Stahl zu führen und den Feind zu fällen.
Ein Mannesarm und eines Mannes Streich
Muß dieſen Dolch zu ſeinem Ziele ſenden;
Doch keines Mannes Strenge ſoll den Willen,

Der mich beſeelt, beſchämen. Dieſe Fehde
Iſt heilig, denn ſie iſt die gute Sache
Der ewigen Gerechtigkeit, die todt
Und von der feigen Welt vergeſſen iſt.
Durch meinen Willen ſoll ſie auferſtehn.
Der Menſch iſt mächtig, der mit ſtetem Sinn
Ein Ziel verfolgt, das er im Herzen hegt.
Dem Zuge ſeines Denkens folgt die Welt,
Als wäre ſie in ſeinem Bann gebunden,
Und wohl ihr, wenn er groß und edel denkt.
Ich ſcheiterte; doch Robert's Söhne ſollen
Des Vaters Fehde mit verjüngter Kraft
Zu Ende führen. Es ſei mein Geſchäft,
In dieſem Geiſte treu ſie aufzuziehn.
Denn dieſes Jammers Ende giebt uns nur
Des Feindes Sturz und ſeiner Tyrannei.
Wir ſind geſchlagen, wir ſind nicht beſiegt;
Im Volke lebt der Geiſt des großen Umſchwungs;
Und wehe dem, der dieſes Feuer hemmt;
Er wird es nicht erſticken, ſeine Hand
Wird es ergreifen und ſein ganzes Haus.
Zum Sprichwort wird's den kommenden Geſchlechtern,
Zum Beiſpiel der Verblendung wird es werden;
So richtet Gott die Mächtigen auf Erden!

Fünfter Aufzug.

Die Sühne.

Zwanzig Jahre ſpäter.

Craighouſe.

Erſter Auftritt.

Marie Bluntfield. Buchanan.

Marie.

Ich hoffe nichts von Eurem Könige,
Verzeiht es mir, denn er iſt nicht gerecht;
Und ſo floß all das edle Blut umſonſt.

Buchanan.

Ihr ſeht zu ſchwarz, Mylady, großes Heil
Iſt aus dem Blut der Edeln aufgeblüht,
Die treu, wie Euer Gatte, treu wie Murray,
Durch Feindes Tücke fielen. Der Regent

Schien dem verruchten Mörder Hamilton
Der einz'ge Pfeiler dieſes Doms zu ſein,
Den Knox zuerſt mit ſichrer Hand gegründet
Und den der Glaube Schottlands aufgebaut;
Und aus dem Hinterhalt erſchoß er ihn.
Graf Murray fiel, ſein Werk ſteht unerſchüttert.
Und ſo verſchieden von dem Fall des Mörders
Und Ungerechten iſt des Guten Fall,
Daß er ſein Werk erhöht und ſeinen Werth.
Der Böſe und ſein Werk, ſie ſind gerichtet,
Wenn ſie gefällt ſind. So die Hamiltons
Und ſo Maria Stuart. Unerbittlich
Trifft des Verbrechers Nacken das Geſetz.
Aus ihren wüſten Händen ward der Knabe,
Den wir als König über uns geſetzt,
In meine Hut gerettet, und ich zog
Ihn auf und ſtärkt' ihn mit geſunder Nahrung
Der Alten und des Evangeliums.
Und mehr noch hat die harte Zeit, das Schickſal
Der Mutter, ihr Gefängniß und ihr Tod
Den König unterwieſen und gewarnt.
Er haßt das rohe Zufallsſpiel der Waffen,
Weil in der Wiege, ja im Schooß der Mutter
Der Mordſtahl ihn erſchreckt, weil der Empörung
Und des Tournierens um Gewalt kein Ende

In dem zerriſſ'nen Schottland war. Er liebt
Die Wiſſenſchaft und friedliche Entſcheidung
Der Zwiſte, die uns noch zu ſchlichten ſind.

Marie.

Was kann er ſchlichten, wenn er jeden Räuber
Bei ſeinem Raube ſchützt und die Verräther
In ſeiner königlichen Nähe duldet?
So graut ihm nicht vor Mowbray's blut'ger Hand.
Was hilft der Sieg der Sache, wenn die Menſchen,
Die ihn erfochten, nach wie vor im Elend
Und die Verräther hoch in Ehren ſind?
Mit Worten bringſt Du dieſe nicht zur Buße
Und ſängſt Du Weisheit im Sirenenliede;
Das ſcharfe Schwert der rächenden Gewalt,
Der Gottheit unerbittliches Gericht,
Das brauchen wir zur Rettung und zur Sühne.
Und wenn die Männer ſchwach und weibiſch werden,
So müſſen wir mit ungewohnter Hand
Dem faulen Schickſal ſelbſt die Wege weiſen.
Ich wußt' es längſt und habe ſelbſt geſorgt.
Vom Kön'ge fordr' ich nur was er mir ſchuldet,
Wenn als ein Gottesurtheil ich den Zweikampf
Der Söhne Bluntfield's gegen Mowbray fordre.

Buchanan.

Mit ſchwerem Herzen hat der König ihn
In dieſem Fall als Austrag zugeſtanden.

Marie.

Hat er? Und wißt Ihr was geſchehen iſt?
Kam es zum Kampfe? Hat mein Sohn geſiegt?

Buchanan.

Ich weiß es nicht; nur hört' ich, daß die Ritter
Für beide rüſteten was ſich gebührt.

Marie.

Ha! So erſcheint der Tag, der meinen Glauben
An die Gerechtigkeit des Himmels prüft.
Sein bös Gewiſſen lähme dem Verräther
Den Arm, wenn er auf meines Kindes Haupt
Zu zielen wagt! Sein Aug' bedecke ſich
Mit Schamesnacht, wenn ſeines Freundes Züge
Ihm aus des Jünglings Antlitz wiederſcheinen.
O ſagt, Ihr ſeid ein Greis und ein Gelehrter
Glaubt Ihr an Gottes ſtrafendes Gericht?

Buchanan.

Gott iſt gerecht, doch thront er hoch und fern
Und giebt dem Böſen Spielraum; denn der Menſch
Iſt nur ein Staub auf der gewalt'gen Wage,
Die den Jahrhunderten Gewicht und Werth
Zuwägt; und ohn' Erbarmen ſchlägt der Geiſt
Die Welt zu Trümmern, die wir mit erbaut,
Wenn er zu neuem Leben, wie das Küchlein
Aus der zerbrochnen Eierſchale, drängt.
Kein Herz iſt ſicher, daß der ehrne Gang
Der Dinge ſeinen Glauben ihm erfülle.
Wer frei ſein will, der glaube nicht daran.

Marie.

Ihr glaubt nicht? Oder iſt es ſchon geſchehn?
Es ängſtigt mich, als wüßtet Ihr den Tod
Mir meiner Söhne zu verkündigen,
Und nur aus Freundſchaft hieltet Ihr zurück.

Buchanan.

Ich täuſche nicht, und Ihr habt Grund zu hoffen,
Ich glaub' es, doch mich lehrten meine Jahre
Den Lauf der Welt und wie er uns betrügt,
Wenn wir mit Wunſch und Hoffnung ihn begleiten.

Zweiter Auftritt.

Vorige. Ritter Duncan.

Marie.

Ihr ſeid es, Duncan! Bringt Ihr gute Nachricht?

Duncan.

Ich bring' Euch eine Trauerpoſt. Sie ſind —
Sind beide unterlegen.

Marie
(verhüllt ihr Geſicht mit ihrem Schleier).

Buchanan.

Schone ſie,
Verwunde nicht mit ſtechend grellem Licht
Ihr Mutterherz!

Marie
(mit Anſtrengung).

Sprich! Sind ſie ehrenhaft
Und ihres Namens würdig unterlegen?

Duncan.

Mit Heldenmuth und ſeltner Waffenkunde
Erſchienen beide beim Gefecht und ſchlugen
Dem Gegner manchen raſchen Streich. Das Volk
Nahm jauchzend ihre Sache auf und rief:
„Heil Bluntfield, nieder mit dem Brudermörder!“
Doch der, wie ein Koloß von Stahl, zerbrach
Die Knaben mit gewalt'gem Hammerſtreich,
Und rettete ſein Leben durch die Kraft,
Nicht durch Geſchick vor Robert und Georg.

Marie.

O meine Kinder! O unſel'ges Haus,
Das in gerechter Sache ſo erliegt!

Dritter Auftritt.

Die Vorigen. Mowbray.

Mowbray.

Mit Wunden und vom Doppelkampf erſchöpft
Laß mich vor Dir erſcheinen, o Marie!

Ich komme nicht um Dich zu kränken, ich
Will bitten, ja, um Friede will ich bitten.
Das Volk verfolgt mich. Deinem bittern Zorne,
Den all die Jahre ſelbſt nicht mildern konnten,
Geſellt es ſeinen zu; die Frucht des Sieges
Iſt größrer Unmuth gegen mich, und nur
Der Friede, den Du giebſt, kann ihn beſänft'gen.
Ich habe Dich geliebt, aus dieſer Liebe
Entſpringt mir all dies Unheil, daß ich Robert
Und ſeine edlen Söhne mußt' erſchlagen.
Von Anfang war mir dieſer Kampf verhaßt,
Doch wüthend, auf den Tod ward ich bedrängt,
Und dreimal rettete mein ſtarker Arm
Und ſeltnes Glück mein Leben. Gieb mir nun
Den Frieden. Du haſt nur noch Einen Sohn,
Und augenſcheinlich ſpricht ein Gottesurtheil
Zu meinen Gunſten. Höre Gott und mich!
Marie, Du haſt in Kinroß dieſen Ton
Der Bitte freundlich aufgenommen, höre
Mich heut noch einmal und vergieb es mir,
Daß ich den Gatten Dir und beide Söhne
Unwillig im Verzweiflungskampf getödtet.

Marie
(wirft ihren Schleier zurück, mit zornflammenden Blicken).

Unwillig, ja, das glaub ich Dir; erſchienen
Doch die Erſchlag'nen Dir als Dein Gewiſſen!
Und Du willſt mir von Kinroß reden, Du
Von Lieb' und Gott? Von Haß und Teufel ſprich,
So nennſt Du Deine Götter. Ihr Gericht
Hat falſch entſchieden; ich zerreiß' den Spruch
Und keinen Frieden geb' ich. Bis an's Grab
Will ich die Fackel der Gerechtigkeit
In's Angeſicht Dir ſtoßen. Ja, ich nehm's
Auf mich, und dieſen Handſchuh ſchleudr' ich Dir
Entgegen, heb' ihn auf und geh. Du ſollſt
Erfahren, daß Dein Frevel lebt und wirkt!

Mowbray.

Ich fechte nicht mit Weibern und mit Kindern,
Ich nenne Heinrich, Deinen Sohn, ein Kind.
Der Handſchuh iſt ein Zeichen Deiner Ohnmacht
Und Deiner unverſöhnlich blinden Wuth.

Marie
(zu Buchanan und Duncan).

Schützt Ihr mich gegen ſeinen Uebermuth
In dieſem fürchterlichen Augenblick!

Es iſt mein Handſchuh. Ich und Heinrich — wir
Sind Eins. Wir ganz allein, wir ſind — wir werden —
Heinrich, mein einz'ger Sohn, hab' ich es denn, —
Ich hab' es nicht beſchloſſen. — Welch ein Unſtern
Führt Euch in meine fürchterliche Nähe?!
Hinweg, daß aus der Ohnmacht nicht die Macht
Der Hölle ſich gebäre, fort, hinweg!
(Mowbray eilt ſichtbar ergriffen hinaus.)

Vierter Auftritt.

Die Vorigen außer Mowbray.

Marie
(ſieht Mowbray eine Weile drohend nach, dann wendet ſie ſich ſanft zu Buchanan).

Ihr ſeid kein Weib, Euch regt kein Mutterherz
Den tiefen ungeheuren Schmerz im Buſen
Zum Wahnſinn auf. Euch ſtarb kein liebes Kind.
O Ihr begreift es nicht, von Eurem Leben
Riß ſich die Seele ſo nicht los und lebt
Nur noch in jener abgeſchiednen mit,
Unſterblich unzertrennlich ihr vereint.

Dafür iſt nichts als thränenvolle Sehnſucht
Und unauslöſchliche Erinnerung
Zum Troſte mir gegeben. — O wie ſchön
War dieſes Paar in ſeiner Jugendkraft!
Und nun — nein mir, mir ſeid ihr nicht geraubt;
Ich halt', ich hab' euch; neben der Meduſe,
Die mich zu glühn'der Zorneswuth verhärtet,
Seid ihr die ſchönen milden Götter mir,
Zu denen ſich mein aufgelöſ'tes Herz
Mit blut'gen Thränen, mit Gebeten flüchtet.
O zürnt mir nicht, daß ich vor euren Augen,
Als ſie noch leuchtend meine Seele labten,
Nicht lieber dieſen Frevel barg, der euch,
Ihr beiden Kinder, blühend mir entreißt.
O blickt vom Himmel, nur noch einmal ſchaut
Mich liebend an, die euch geboren hat
Und nun ſo früh euch in den Tod geſendet!
(Sinkt auf das Ruhebett.)

Buchanan.

O theure Frau, bewegt von Eurem Leid
Fürcht' ich nur neues Unheil, wenn Lord Heinrich
Der letzte Bluntfield, auch zum Schwerte greift.
Drum wendet Eure Mutterſorge ganz
Auf dieſen Schatz, und tröſtet Euch mit ihm.

In ſeinen Buſen ſchüttet Euren Gram,
Eu'r volles Herz aus, und erhebet Euch
Mit ihm zu neuer jugendlicher Hoffnung;
Denn in dem Sohne ſeht Ihr Eure Liebe,
Die Jugend des Gemals und Euer Glück
Erneuert. Haltet's feſt, o wagt es nicht
Im rohen blinden Würfelſpiel der Waffen!

Marie (ſteht auf).

Ich kann die Söhne Bluntfield's nicht mehr retten!

Buchanan.

Um die Ihr trauert, nein! Doch Heinrich lebt.

Marie.

O Heinrich, meiner Schmerzen Quell, mein Sohn!

Buchanan.

Laßt ihn nicht kämpfen, wenn Ihr's hindern könnt.

Marie.

Ich darf es nicht geſtatten, kann das Aergſte,
Das Aeußerſte nicht woll'n, und ſeh's mit Schrecken
Sich vorbereiten! Ja, ich will den Schmerz,
Ich will den Zorn im Herzen unterdrücken

Und ungeſäumt nach Frankreich zu ihm fahren;
Vielleicht beweg' ich ihn mit meinem Flehn.
Doch kaum darf ich es hoffen: mit den Brüdern
In Einer Lieb', in Einem Haß genährt
Wuchs er zum Jüngling auf. Wie ſoll ich nun
Im Augenblicke, wo der Feind geſiegt,
Des Jünglings Hand entwaffnen? O des Schickſals!

Buchanan.

Verſucht es, geht und ſehet Euren Sohn,
Blickt ihm in's Auge und vertieft Euch ganz
In ſeine Seele, dies lebend'ge Glück,
Das Ihr Euch retten und erhalten müßt.
Es iſt ſo ſchön, die Lieb' und ihre Hoffnung
Noch einmal mit zu leben in dem Sohn:
Gedenket ſeines Vaters, edle Frau!

(Buchanan und Duncan ab.)

Fünfter Auftritt.

Marie (allein).

Du räthſt mir, ſeines Vaters zu gedenken. — —
O mußt du immer mir und immer wieder
Das Herz vergiften mit dem theuren Namen.

Der mir Verderben und Verzweiflung nennt!
Wenn Du zum Balſam in die wunde Seele
Das Wort mir hauchſt, zerreißeſt Du ſie nur
Mit unheilbarem Schmerz. Nein, nicht erinnern,
Vergeſſen laß mich ihn — vergeſſen! Oh!
Könnt' ich dies Wiſſen aus der Seele ſcheiden,
Den alten Tag wegwerfen und am Morgen
Mit einem jungen neugebornen Tage
Als freies Kind aufleben! Alles Glück
Der Erde reicht an dieſes nicht heran!
Vergeſſen iſt wollüſtige Geneſung
Von einem bittern unheilbaren Weh
Und ſüßes Selbſtgefühl, es iſt der Hauch,
Der unſer Schiff vom Sklaven-Ufer glücklich
In's goldne Land der Freiheit heimgeführt.
Doch ach, mich faßt die eherne Gewißheit
Der Thaten und der Leiden, die geſchehn,
Mit unauslöſchlichen Gefühlen an,
Und Unheil ſchießt aus Unheil wuchernd auf.

Sechster Auftritt.

In Paris. Feſt und Tanz.

Heinrich Bluntfield. Katharina Mowbray.

Heinrich
(führt Katharina an ihren Platz).

Ich danke Dir, o Mädchen, doch ich wollte,
Der Augenblick des Dankes wär' noch fern,
Ich fühlte immer noch in meinem Arm
Die ſchöne leichte tapfre Tänzerin;
Und endlos glücklich flögen wir vereint
Durch dieſen Saal, der unſer Himmel wäre.

Katharina.

Du ſpotteſt, oder willſt Du wirklich ſagen,
Daß ich vor Allen Dir willkommen war?

Heinrich.

Das will ich ſagen und beweiſen will ich's,
Wenn Du es huldreichſt wirklich wiſſen willſt.

Katharina.

Du kennſt mich nicht, wir ſahn uns nie zuvor.

Heinrich.

Ein Augenblick, ein Blick des Auges g'nügt.

Katharina.

Du nimmſt's ſo leicht, und doch muß ich Dir glauben,
So ehrlich ſpricht Dein ſanfter Blick mir zu.

Heinrich.

So gieb mir Deine Farben, daß ich Dir,
Wenn's geht, den Dank erwerbe beim Turnier.
(Nimmt eine Schleife von ihrer Bruſt.)

Katharina.

Halt! Weißt Du denn, ob ich ſie geben darf?
Ich möchte nicht genannt ſein: laß ſie mir!

Heinrich.

Du möchteſt nicht genannt ſein? Und warum?
In alle Winde rief ich's gern! Wer biſt Du?

Katharina.

Sei ſtill! Noch einen Augenblick mit Dir
Allein und unbelauſcht, beid' ohne Namen!
Es kann ſich nichts verbeſſern, ſtör' es nicht!

Heinrich.

Wohl möcht' ich's laſſen, wenn's ein Andrer nur
Nicht ſtören wollt', und dann, wie fänd' ich Dich
Zu einem zweiten ſel'gen Augenblick?

Katharina.

Man ſucht mich für ein Kloſter zu gewinnen.

Heinrich.

Ich ſtürme ſeine Mauern, ſag' es ihnen.

Katharina.

So kam ich heimlich her und ungenannt.

Heinrich.

Ich will den Zauber löſen, nenne Dich!

Katharina.

Den Zauber dürfen wir nicht vorſchnell löſen.

Heinrich.

Willſt Du nicht frei ſein? — Soll ich Dich befrei'n?

Katharina.

Ich will es wohl, doch bin ich heut gebunden.

Heinrich.

An wen und was? O ſage mir's geſchwind!

Katharina.

An meine Freunde, die mich hergebracht,
Bin ich für heut gebunden, unbekannt
Verſprach ich fortzugehn, wie ich gekommen.
Drum darfſt Du meinen Farben keinen Sieg
Und mir kein Aufſehn im Turnier erfechten.

Heinrich.

Doch ſprich, wer biſt Du, Mädchen?

(Stimmen der Freundinnen.)

Katharina!

(Sie kommen herbei, umringen Katharina und führen ſie fort; ſie grüßt Heinrich; er erwidert ihren Gruß, folgt ihnen einige Schritte, dann bleibt er ſtehn und ſieht ihnen nach.)

Siebenter Auftritt.

Heinrich Bluntfield. Ritter Duncan.

Duncan.

O lieber Heinrich, welch ein traurig Loos
Gab mir den Botendienſt hierher zu Dir.
Ich finde Dich im Schwarm der Tänzerinnen
Und heiter, wie Du immer warſt, doch ach!
Ich mag Dir's nicht, ich kann es nicht verbergen:
Sie fielen beide, Robert und Georg.

Heinrich.

So ahnte mir's, und darum ging ich ſelbſt,
Um mehr vom Waffenhandwerk zu erlernen,
Mit Bayard in den Krieg und focht bei ihm,
Vor ihm und unter ſeinen Augen, Duncan;
Denn das iſt einmal nöthig, daß wir ihn,
Den Mörder unſers Vaters, niederwerfen.
Ich habe mich gefliſſentlich geſtählt,
Ich lernte die Gefahr und alle Härte
Des Krieges überwinden, doch ich lernte
Vor allen Dingen Ruhe, Duncan, Ruhe.

Du glaubſt nicht, was die Ruhe thut; wenn Alles,
Verloren ſcheint, dann erſt beginnt das Werk
Des Helden, ja, er ſieht den Sieg, wo niemand
Ihn mehr erwartet und der blaſſen Furcht
Des Unterganges ſich ergiebt. Mein Schwert
Soll dieſe braven Jungen rächen. Sage,
Mit welchem Streich, mit welcher Wendung fällte
Sie Mowbray?

Duncan.

Mit dem Kopfhieb ſchlug er ſie
Zu Boden, mit der rohen Kraft allein.

Heinrich.

Das iſt ſehr einfach; nun, ich danke Dir,
Und will ihn lehren, wie man dem begegnet.

Duncan.

Und Deine Mutter, Heinrich? Denk' daran —

Heinrich.

O unſre arme Mutter! — Lieber Duncan,
Wie haſt Du ſie verlaſſen? Sag' es mir!

Duncan.

Aus ihrem Schmerz erhob ſie ſich zur Hoffnung —

Heinrich.

Auf mich, das nenn' ich brav und ehrenvoll.

Duncan.

Auf Dich, doch nicht auf Deinen Degen, Heinrich.

Heinrich.

Ich und mein Degen, wir ſind Eins vorerſt.

Duncan.

Der Mann iſt mehr, als eine tapfre Fauſt.

Heinrich.

Doch wen'ger, dächt' ich, dürfte er nicht ſein.

Duncan.

Hör' Deine Mutter, und ergieb Dich drein,
Wenn ſie es verzieht, daß Du Frieden giebſt.

Heinrich.

Ich glaub' es nicht, daß ſie der Geiſt des Hauſes

So ſehr verlaſſen hat, doch darf er mich,
Den einz'gen Bluntfield, nimmermehr verlaſſen.
Ich weiß, was meines Amts und Standes iſt,
Und alles Andre wird ſich draus ergeben.

Achter Auftritt.

Die Vorigen. Eine Verſchleierte.

Die Verſchleierte.

Euch ſuch' ich, junger Ritter, hütet Euch,
Die Farben, die Ihr tragt, durch einen Sieg
Zu ehren, ſie gehören einer Mowbray.
(Sie zieht ſich raſch zurück.)

Neunter Auftritt.

Heinrich Bluntfield. Duncan.

Heinrich.

Was ſagſt Du, Duncan, ſoll ich jenem Schatten,

Der dort verſchwindet, glauben, oder ſoll ich,
Der Liebe treu, mit Glauben und Vertraun
Die Farben ehren, die ſie mir geſchenkt?

Duncan.

Kennſt Du ſie nicht, die Herrin Deiner Wünſche?

Heinrich.

Ich kenne ſie, doch nannte ſie ſich nicht.

Duncan.

So iſt die Liebe noch ein wahrer Täufling.

Heinrich.

So jung, als dieſe Stunde, die mein Glück
Und ſo viel Trauer mir zugleich gebar.
Ich will an dies Geſpenſt, das boshaft mir
Den Namen Mowbray aufgedrängt, nicht glauben;
Nur ihrem ſüßen Munde will ich traun.
„Hier Bluntfield und die Farben meiner Herrin!“
Das iſt mein Wort, und will ein Mowbray mir
Sein Stichwort im Turnier dagegen ſetzen,
So hoff' ich ihn gemächlich zu bekehren.
(Macht die Bewegung des Umkehrens.)
Ich laß ihn kommen, er wird hitzig ſein,

Ich wende ſeinen Speer und finde ſtetig
Hinzielend ſeine Blöße, daß er fällt.

Duncan.

Das ſieht Dir gleich, du lauerſt, wie ein Falk.
Doch da kommt Deine Mutter; gute Nacht!

Zehnter Auftritt.

Heinrich Bluntfield. Marie Bluntfield von der Reiſe und in tiefſter Trauer.

Marie.

So find' ich Dich auf dieſem Feſt der Freude!

Heinrich.

Auch Deine Nachricht fand mich eben hier.
Doch ruhig, Mutter, denn Dein Heinrich lebt,
Und mit dem Schwerte werd' ich Deine Trauer
Und unſre Lieben, wie mir's ziemt, verſöhnen.
Zugleich ſiehſt Du mich wunderbar bewegt,
Denn eine Schöne gab mir ihre Farben
Und eine Maske ihr den Namen Mowbray.

Marie.

Mein theurer Sohn, was ſagſt Du? Iſt es wahr?
Von Katharina Mowbray hätteſt Du
Ein Zeichen ihrer Gunſt? Und weißt Du nicht?
Sie iſt des Grafen Tochter, der zur Zeit
Des Widerſpruchs und Aufſtands gegen Darnley
Nach Frankreich flüchtig wurd', und deſſen Güter
An ſeinen Bruder mit den unſern fielen.
Dies liebe Mädchen will man nun für's Kloſter
Gewinnen, doch ſie wuchs in unſerm Glauben
Bei ihrer Mutter auf, und wollteſt Du
Sie ritterlich erretten und in Liebe
Zu ihr Dich redlich wenden, möchteſt Du
Dich ſelbſt und ſie und mich dazu beglücken.
Denn dann vermöchten wir vereint vielleicht
Dein Herz von unſerm Unglück abzuwenden,
Daß Du dem Zorn entſagteſt, und der Liebe
Dich ganz ergäbſt. Ich will's allein betrauern
Was uns befiel, und kommen wird der Tag,
Der uns und ihm vergilt. Er kommt von ſelbſt!

Heinrich.

Nein, Mutter, er kommt nicht, wenn ich nicht komme.
Doch ſieh! Dort führen ſie ſie fort, die Du,

Die ſelbſt ſich mir, die mir das Schickſal giebt.
Wozu bin ich ein Ritter, als zu retten
Was Ehr' und Pflicht in meinen Schutz gegeben?
Halt, Katharina Mowbray, hört! ihr Frauen!
(Eilt ihnen nach.)

Eilfter Auftritt.

Marie Bluntfield.

Das ſchreckliche Geheimniß meiner Schmach,
Soll ich's ihm ſagen? Soll ich meine Zunge
Nach ſo viel treu und ſtill verſchwiegnen Jahren
Der Laſt entledigen, die ſie beſchwert?
Denn drückend und verhängnißvoll zugleich
Wird mir der Eid, womit ich gegen Bluntfield
Zu ew'gem Schweigen damals mich verband.
Löſ' ich es nun das langbewahrte Schweigen
Und nenne Heinrich, wie dem Gatten einſt
Die alte Schuld und ſeinen wahren Urſprung,
So wär' ich ſicher, ſeinen Arm zu feſſeln.
Er würde ſeinen Vater nicht bekämpfen,
Er würd' ihn nicht erſchlagen, — Er iſt ſtark

Und ruhig: — o, ein Dämon könnt' es wenden,
Daß Mowbray frevelnd ſich im Wald von Kinroß
Den Tod gezeugt.
Ich kann den Bann nicht löſen.
Ich kann der Unſchuld dieſen Abgrund nicht,
Ich will ihn nicht eröffnen, will den Eid
Nicht brechen, den ich meinem Gatten ſchwer,
Nicht dieſen ſchönen ſelbſtgewiſſen Jüngling
In jenes Frevels Strudel mit verwickeln.
Bluntfield hat ihn mit großer Seele ſich
Frei angeeignet. Er iſt ſein, iſt unſer,
Er iſt und bleibt's, wenn ich den Eid erfülle.
Und Katharina, denk' ich, ſoll mit mir
Den Frieden aufrecht halten, mächtig wirkt
Ein liebend Weib dem Kriegsgelüſt entgegen.

Zwölfter Auftritt.

Marie Bluntfield. Heinrich Bluntfield mit Katharina Mowbray.

Heinrich.

Hier bring' ich Dir die Tochter, theure Mutter.

Katharina.

Er iſt ſo haſtig! O ich ſchäme mich! —
Du denkſt gewiß, ich hab' es ihm erlaubt, —
Und hat mir Alles eilig abgeliſtet,
Selbſt meinen Namen, — aber ſage, wie? —
Ich hab' ihn treu und ſtandhaft Dir verbergen —
Wie haſt Du ihn erfahren? Du umgiebſt
Mit Liſt mich, und erretteſt mit Gewalt
Und wie im Spiel mich. Iſt es wahr und wirklich,
Sag' Du es mir, verehrte hohe Frau,
Du weißt es, Liebe, Du biſt ſeine Mutter,
Darf ich ihm traun, und iſt es wohl erhört,
Daß ſich ein Mädchen ſo gewinnen läßt?

Marie
(umarmt ſie).

O liebes Käthchen, ſeh' ich ſo Dich wieder?

Katharina.

Mich wieder? Haſt Du mich denn je geſehn?

Marie.

Auf meinen Armen hab' ich Dich gewiegt.

Katharina.

Dein ſchönes Auge ſah ich nie zuvor.

Marie.

Als Du mich ſahſt, verſtandeſt Du noch nicht
Zu Luſt und Schmerz die Bilder zu bewahren,
Die Du erblickteſt; und Du nahmſt von Schottland,
Von Deines Vaters Schloß, von Deinen Freunden,
Die Du nicht kannteſt, ohne Kummer Abſchied.
Ich aber trauerte für Dich um Dich
Und um die Deinen, die mir theuer waren,
Und die derſelbe Sturm ergriff, der uns
Und unſer Schiff erbarmungslos zerſchlug.

Heinrich.

Komm, Käthchen, ich bin jetzt der Steuermann
Des Schiffes Bluntfield, es iſt nicht zerſchellt;
Und haſt Du's nicht mit Worten zugeſagt,
Daß Du bei mir an Bord zu gehn gedenkſt
So fahre nur ſo fort mit Deinen Thaten.
Ich will Dich bald die liebe Sprache lehren,
In der wir Alles, Alles eingeſtehn,
Wie ſich's im tiefſten Innern zugetragen.

Katharina.

Hätt' ich es nicht geſagt, wie wüßteſt Du's?
Und jetzt — Euch beiden trau ich ganz und gar.
Doch, Heinrich, denkſt Du noch an das Turnier?
Es iſt ſo öffentlich, wie auf dem Jahrmarkt.
Mir wär' es lieber, wenn's kein Menſch erführe.
Sie glauben's doch nicht, darum ſag' es niemand,
Daß Du mich liebſt und daß wir glücklich ſind.

Heinrich.

Nicht im Turniere, nicht im leeren Spiel,
Will ich jetzt Deine Farben, nein, ich will ſie
In einem ernſt gewicht'gen Kampfe führen.
Gemeinſam, Käthchen, wollen wir den Feind,
Du mit der Fahn', ich mit dem Schwerte ſchlagen.
Ich ſcherze nicht, Dein Recht verdoppelt meins,
Und meine Kraft verdoppelt der Gedanke,
Daß ich Dich ſelbſt in dieſem Strauß erkämpfe.

Katharina.

Laß uns in Frieden frei und harmlos leben
Und ſprich mir nicht von Kämpfen und Gefahr!

Heinrich.

Gefahren giebt es überall und nirgends.
Wie man es nimmt; hier wär' es juſt der Friede.

Katharina (zu Marie).

O Liebe, ſprich, Du weißt es, muß er denn?
Und nützt es nichts, wenn ich an ſeinen Arm
Mich hänge? Darf er treulos mich verlaſſen
Den Augenblick wo er mich aufgehoben,
Wie einen Findling hülflos in die Welt,
Die kalte feindliche, geſchleudert? Darf er
Davongehn, eh' mir warm bei Euch geworden?
O denke nicht, daß ich die Macht nicht kennte,
Die mir der Liebe ſanfter Gott verleiht.
Ich will Dich nicht verlaſſen, nicht verlieren;
Wag' es Dich loszureißen, Du verletzeſt
Dein Theuerſtes zum Tode. Wir ſind Eins!

Heinrich
(ihr heiter die Hand reichend).

Hier, halte mich! Du haſt mich ganz und gar!

Marie.

Mein Sohn, das ſchönſte Glück umſchlinget Dich

Mit weichen ſchönen Frauen-Armen, flieh
Es nicht, blick nicht daneben aus und fühle
Wie ich Verſöhnung, o vergiß den Kampf,
Vergiß! Du kannſt es beſſer als ich ſelbſt,
Denn manches weißt Du nicht, und manches wieder
Was wir erlebt und tief empfinden mußten,
Kam ja, wie eine Sage nur auf Dich.
Mein lieber Sohn, hier ruhſt Du in der Unſchuld,
Der Schönheit ſüßem Arm; der wahren Liebe
Biſt Du gewiß, in ihr biſt Du gerettet;
Dort aber in dem Schreckenskampfe liegt
Das Reich der Hölle offen. Stoß es zu
Das ehrne Thor der alten wüſten Nacht,
In der Du immer, ſiegend oder fallend,
Unnennbares Entſetzen fändeſt. — Heinrich,
Ich rathe recht, ich kenne dieſes Reich
Des Abgrunds, meine Stimme, mein Gefühl
Sie ſind des ew'gen Gottes eigner Wille,
Und hart am Abgrund ſendete zur Rettung
Er dieſen ſchönen Boten Dir und mir.
(Führt Katharina zu ihm.)

Heinrich.

Du liebes Mütterchen, ſo gieb ſie mir

Und laß ſie mir ein Veilchen.
(Nimmt Katharina in ſeinen Arm.)
Komm zu mir
Komm und verlaß Dich ganz auf meinen Arm,
Auf meine ritterliche Ehr' und Liebe!
Ein ehrlicher und treuer Bluntfield hält
Dich, Katharina Mowbray, an der Bruſt,
Und unſre Herzen ſollen dieſen Zwieſpalt
Der Namen löſen und zu ſüßer Eintracht
Ein glücklich wohlgemuth Geſchlecht erziehn.
Gelaſſen nimmt der rechte Mann ſein Ziel,
Mit feſtem Aug'; und kalten Blutes folgt
Die Hand dem Willen: ſo gelingt es ihm,
Und ſo gewöhnt er ſich ſein ganzes Haus.

Katharina.

Wer ſollte Dir nicht ganz vertraun!

Marie.

O Heinrich!

Heinrich.

Kommt jetzt, ich führ' Euch heim und ſuche Duncan,
Den ich zu mir geladen. Es iſt ſpät!
(Alle drei ab.)

Dreizehnter Auftritt.

Duncan (allein).

Mich flieht der Schlaf, denn um den theuren Freund
Bin ich beſorgt. Er weiß nicht was er wagt,
An Jahren und auch wohl an reifer Kraft
War ihm dies ſchöne Brüderpaar voraus,
Und dennoch — — Einer nach dem Andern fiel.
Der Kampf iſt ungleich, Mowbray findet kaum
In Schottland ſeines Gleichen, ſelbſt der Ruhm,
Den er davontrug, als er die gewandten
Und tapfern Fechter mit altſchottiſcher
Gewalt zu Boden ſchlug, macht ihn nur ſtärker.

Vierzehnter Auftritt.

Duncan. Heinrich Bluntfield.

Heinrich (tritt herein).

Nur, guten Morgen! Find' ich Dich ſchon auf?
Wir gehn nach Schottland, wenn Du mit willſt, Duncan,

Und machen ſchnell ein End' mit dieſer Schande,
Und dieſer Trauer, die uns drückt: die Feigheit,
Die Mowbray ſicher unſerm Hauſe zutraut,
Daß ich ihn nun für unbeſiegbar halte,
Muß ich als Wahn ihm auf den Panzer malen,
Und das muß gleich geſchehen. Willſt Du mit?

Duncan.

Ich ſollte Dich verlaſſen, lieber Heinrich?

Heinrich.

So iſt es recht, ich kannte Dich darauf.

Duncan.

Doch Deine Mutter und die Unbekannte?

Heinrich.

Die Frauen muß man nicht mit Worten quälen.
Sie hören keine Gründe, noch Vernunft.
's iſt auch nicht nöthig; wenn wir's nur vollbringen,
So finden ſie ſich drein. Komm, laß uns gehn!
(Heinrich und Duncan ab.)

Fünfzehnter Auftritt.

Kathraina Mowbray
(im Morgen-Anzuge).

Das wird er ſein; das kommt von ſeinem Flügel; —
Es iſt ein raſcher Schritt und geht vorbei.
Er war es nicht, ich kenne ſeinen Gang,
Aus Tauſenden fühlt' ihn mein Ohr heraus;
Ich hör' ihn noch, als er uns rufend nachſchritt;
Da eilt' er, doch mit langgemeſſ'nem Schritt,
Es war als hielt' er mitten in der Eile,
So trat er ruhig vor uns hin und ſtillte
Die Angſt der Mädchen, ach, und meine Angſt
Mit einem Wink und mit gelaſſ'nen Worten.
Und geſtern als er fortging, lauſcht' ich ſeufzend
Auf jeden Fußtritt, der ihn mir entführte;
Er ging entſchloſſen und gelaſſen fort;
Und ganz beruhigt, ganz beſeligt ſank
Ich in den ſüßen Arm des ſchönen Traums.
Ich ſchlief noch einmal durch was mir ſo ſchön,
So märchenhaft im Wachen unter tauſend
Hellſchimmernden Lampen, im Gewühl der Tänzer
Und doch in heil'ger Stille war begegnet.

Der Traum war ſüß, der zweite, wie der erſte, —
Ach Beides iſt ja Traum. Denn er iſt fort.
Und wie der erſte Vogel heut im Garten,
Der munter vor der Morgenröthe ſchlug,
Mich weckte, kam die Angſt des hellen Tages
Gleich über mich, als wär' all dieſes Glück
Der Nacht verſchwunden. Denn ich hab' ihn nicht;
Kaum hoff' ich's noch, daß er mir wiederkommt;
Ich fürchte, daß er plötzlich uns verläßt —
Es ſäh' ihm gleich — und den unſel'gen Kampf
So leicht beginnt, als wär's ein Ringelreiten.
O Heinrich, ſei nicht grauſam! Deine Braut
Hat Dich noch nie bei Tageslicht geſehn;
Erſcheine denn und flieh nicht mit der Nacht!
Komm, ſieh, der Morgen will kein Ende finden,
Die Stunden ſchleichen, 's iſt noch immer früh;
Komm Du, und lehre ſie, wie über Nacht,
Beflügelt zu enteilen, nichts zu ſein,
Als ein unendlich holder Augenblick.
Komm und erſcheine Du, mein wahrer Morgen,
Mein ſeliges Erwachen aus der Nacht
Der Angſt, o komm und end' auch dieſe Stunde,
Die ohne Dich, wie eine Ewigkeit
Voll Qualen auf mir laſtet. Zeige mir,
Daß Du uns nicht verlaſſen!

Welch ein Dämon
Erfand den Krieg und ſtürzt' in rohen Hader
Die Männer, die vernünftigen, die Herrn
Der Welt, daß ſie wie wilde Wüſtenthiere
Ihr Herzblut ſuchen und ſich elend morden,
Wenn ſie ſich ſtreiten?
Heinrich, fühlſt Du nicht
Was ich, Dein Mädchen, fühle? Du biſt mehr,
Als all der Plunder, werth, um den Du rechteſt.
O ſetze nicht Dein Leben auf den Wurf
Und ſpiele nicht um unſer ganzes Glück!
Komm endlich, mein Geliebter!
Horch, er kommt!

Sechszehnter Auftritt.

Katharina Mowbray. Marie Bluntfield.

Marie.

O theures Käthchen, ſie ſind beide fort,
Mein Sohn und Duncan. Heinrich ſucht' ihn auf;
Als wär' es ein Gefängniß, ließen ſie

Das Haus und uns im tiefen Schlaf dahinten.
Schon hab' ich überall geſucht, es findet
Sich keine Spur. Sie ſind gewiß zur Küſte
Und fahren mit dem erſten ſchnellen Schiff
Nach Schettlands unglückſel'gem Strand hinüber.

Katharina.

O Mutter, Dich und mich hat er verlaſſen?!
Und werden wir ihn lebend wiederſehn?

Marie.

Ja, laß uns eilen, ob wir's noch verhindern;
Und Deinem Glück, geliebtes Mädchen, laß
Mein trübes Loos ſich hoffend zugeſellen;
Der beiden Jugend reines Herz gewinnt
So leicht den Preis, wo wir verzweifeln müßten.

Katharina.

So laß im leichten ſchnellbeſchwingten Boot
Das Schiff des Flüchtlings uns erjagen!

Marie.

Komm!

(Beide ab.)

Siebzehnter Auftritt.

Bei Edinburg.

Zwei Zelte auf einer Wieſe einander gegenüber. In der Mitte ſind die Schranken, um die das Volk einen Halbkreis bildet.

Ein Greis.

Zum drittenmal ruft die Gerechtigkeit
Den Brudermörder Mowbray in die Schranken,
Denn Bluntfield war ihm wie ein Bruder gut
Ob er wohl dießmal, wie verdient, erliegt?
Die Sage geht, der junge Heinrich ſei
Sein eigner Sohn, doch das verhüte Gott!

Einer aus dem Volk.

Von reinen Händen muß der Racheſtahl
Geſchwungen werden, wenn er richten ſoll,
Wie's die verborgene Gerechtigkeit
Erheiſchet. Dieſem Jüngling trau ich's zu.
Sein Gang gefällt mir, ſein Geſicht iſt offen,
Und ſeine Worte fallen ſo gewiegt,
Wie's ſeine Jahre kaum erwarten ließen.

Greis.

Und dennoch hat er einen harten Stand,
Der Mowbray iſt ein ungeſchlachter Gaſt,
Und furchtbar ſchlägt er mit dem Schlachtſchwert drein.

Ein Andrer aus dem Volk.

Durch David wurde Goliath gefällt:
(Indem Heinrich aus ſeinem Zelte tritt.)
Gott ſtärke Deinen Degen, junger Held!
(Das Volk bricht in den Ruf aus:)
Hoch Heinrich Bluntfield, hoch und dreimal hoch!
(Heinrich dankt und grüßt mit dem Degen.)

Achtzehnter Auftritt.

Heinrich Bluntfield mit Duncan und ſeinen Beiſtänden aus dem einen, Heinrich Mowbray mit Gefolge aus dem andern Zelt. Herold des Königs Jacob.

Herold
(durch Trompeten angekündigt).

Hört! In des Königs Namen ſteh ich hier.
Es iſt der Wille Seiner Majeſtät,

Des Königs Jacob, unſers Herrn von Schottland,
Verbannt ſoll ſein und aller Güter ledig
Wer hier den Frieden bricht und dieſem Aufruf
Des Königs frevelhaft entgegen handelt.

Heinrich.

Wir fechten nicht um Vaterland und Güter,
Das Leben ſelber iſt des Kampfes Preis.

Mowbray.

Wer unterliegt, den trifft der raſche Tod,
Wer überlebt, den trifft des Königs Zorn.

Heinrich.

So oder ſo vollbring' ich meine Pflicht.
Gerechtigkeit für Bluntfield! Gebt uns Bahn!

Das Volk.

Gerechtigkeit für Bluntfield! Gebt ihm Bahn!

Mowbray.

Die Wahl iſt hart, doch meiner Feinde Brut
Muß ich vertilgen oder untergehn,
Die letzte Natter ſtirbt von meiner Ferſe;
Das Feld wird rein, ich athme Lebensluft.

Gebt Raum, daß ich den Zorn befriedige,
Den dieſer Burſch in meiner Bruſt entzündet.

Herold.

Ich that, was meines Amts iſt, Ihr bedenkt,
Was Eure Pflicht iſt gegen Euren Herrn.
(Herold geht ab.)

Duncan.

So öffnet dort die Schranken!

Mowbray's Ritter.

Und Ihr dort!

Die Kämpfer treten ein, ſie nähern ſich langſam mit gezogenen Schwertern. Nach einem kurzen Gange führt Mowbray einen Kopfhieb mit beiden Händen. Er zerſchlägt Heinrich's Schwert und trifft ſeinen Helm mit ſolcher Gewalt, daß Heinrich in die Knie ſinkt.)

Mowbray's Ritter.

Das war's, es iſt ſein Hammerſtreich. Der ſinkt.

Einer aus dem Volk.

Jetzt holt er aus!

Greis.

Er ſchlägt nicht zu, er fällt!
Saht Ihr den Jüngling zu dem Dolche greifen,

Als ihm das Schwert zerbrochen niederfiel?
Tief in des Panzers Schuppen bohrt' er ihn
Und rücklings trägt die Wucht des eignen Schwertes
Den mächt'gen Feind, er wankt, er fällt, er liegt.
(Lautes Aufjauchzen des Volks.)
Doch auch der Jüngling ſelber ſtürzt zu Boden,
Welch' böſes Schickſal, welch' ein bittrer Sieg!

Neunzehnter Auftritt.

Vorige. Marie Bluntfield.

Marie
(ſtürzt herein eben als Heinrich neben Mowbray hinſinkt. Sie ſteht einen Augenblick, auf Beide hinſtarrend, dann ruft ſie aus):

Mein Sohn, mein Sohn, ſo iſt es doch geſchehn!
Es bricht mein Herz, ich überleb' es nicht!
(Sie fällt todt zwiſchen ihnen nieder.)

Duncan
(löſ't Heinrich den Helm und nimmt ihn ihm ab).

Steh' auf! Du haſt Dich ritterlich gelöſ't!

Heinrich

(richtet ſich auf ein Knie empor, indem er Duncan die Hand drückt, erblickt er ſeine Mutter).

O meine Mutter, welch' ein Ende fand
Dein theures Leben? Hab' ich's nicht erfüllt
Was wir, die Söhne Bluntfield's, Dir geſchworen,
So oft Du Mowbray's Thaten uns erzählt?
Da liegt er nun gefällt, zu meinen Füßen,
Und Du wirfſt Dich, als hätt' auch Dich mein Dolch
Durchſtechen, neben ihn und ſtirbſt. Weh' mir,
Hat Dich mein Scheintod wirklich denn getödtet?
O laß' mich glauben, daß auch Du erwachſt,
Daß ich Dein dunkles liebes Auge wieder
Und Deiner Lippen heil'ge Regung ſeh',
Daß ich ein freudig Wort nach langem Kummer
Von Dir vernehme; denn der Feind iſt todt,
Der ſo viel theure Leben uns geraubt,
Den Vater und die Brüder, er iſt todt.
Ja, König Jacob, er iſt todt, er fiel
Durch meines Armes letzte Kraft, er fiel
Durch unſers Hauſes letzten Athemzug.
Er mußte fallen; oder Gottes Auge
Sank, und Gerechtigkeit war eine Lüge.
Hier bin ich, ſtrafe mich, verbanne mich

Von meiner Väter unglückſel'gem Boden,
Doch laß mich hier ſo lange weilen, bis ich
Der Mutter Auge wieder leuchten ſeh.
O Mutter, Mutter, ſtirb mir nicht, bleib mir
Nicht todt in meinen Armen, o erwache,
Und höre, wie ich dies Gericht vollſtreckt,
Das Du, Du ſelbſt in Gottes heil'gem Namen
Verhängt.
(Mowbray wird von ſeinen Rittern fortgetragen.)
Sie iſt geſtorben, ſie iſt bleich,
Und ſchwer wiegt ihre theure Laſt auf mir.
(Steht auf und ſinkt Duncan in die Arme.)
O Freund, ich bin verwaiſ't, verbannt und matt
Vom Kampfe; hätt' ich Katharina nur
Zum Troſt in dieſem trauervollen Siege
Für ſie, für mich und meiner Mutter Sache!
(Marie wird durch Heinrich's Gefolge von der Bühne getragen.)

Zwanzigſter Auftritt.

Die Vorigen. Katharina Mowbray.

Katharina
(eilt auf Heinrich zu).

O daß ich Dich in meinen Armen halte!

Heinrich.

Du guter Bote einer beſſern Zeit!

Katharina.

Biſt Du gerettet, biſt Du unverletzt?

Heinrich.

Du biſt ein Arzt, vom Himmel mir geſendet.

Katharina.

Kann ich Dich pflegen, ich und Deine Mutter?

Heinrich.

O, meine Mutter pflegt mich nimmer mehr!

Katharina.

Welch' Unglück traf ſie, ſeit ſie mir verſchwand?

Heinrich.

Sie ſtarb gebroch'nen Herzens über mir
Geneigt, weil ſie mich neben unſerm Feinde,
Den ich erſtochen, hingeſunken fand.

Katharina.

So ſind wir ganz verwaiſ't durch dieſen Sieg.

Heinrich.

Und durch des Königs Herold auch verbannt.

Katharina.

Verbannt? Doch nur zuſammen, o, der König
Weiß nicht, daß er aus unſrer wahren Heimath
(umfaßt ihn)
Aus meinen Armen Dich, und mich aus Deinen
Mit Herold und Trompeten nicht verbannt.
Und ſendete er uns zur letzten Wüſte,
Wo wir zuerſt der Menſchen holde Rede
Dem Walde, dem Gebirg', dem Meere brächten,
Wir wären doch zu Hauſe, denn wir ſind's,

Wo wir uns haben, wo wir beide ſind;
Und mußt Du fliehn, ich flüchte mich mit Dir,
Wohin es geht. Nichts ſucht' ich, als Dein Auge
Beſeelt und Leben leuchtend anzuſchau'n.
Daß es die Heimath meiner Seele war,
Daß alles Heil aus ſeinem zarten Spiegel
Mich anſchau'n würde, ſieh, das wußt' ich ja!

Einundzwanzigſter Auftritt.

Vorige. Buchanan mit des Königs Herold.

Buchanan (zum Herold).

Verkündige des Königs, unſers Herrn,
Gebot und Willensmeinung allem Volk.

Stimmen aus dem Volk.

Hört, hört, des Königs Herold und Befehl.

Herold.

Auf ſeiner Räthe Fürwort und Bedenken
Hält ſich der König auch zum dritten mal

In Gnaden einverſtanden, daß der Kampf
Der Bluntfield's gegen Mowbray vor ſich gehe,
Und ſoll der Ausgang als ein Gottesurtheil
Den Handel gültig zur Entſcheidung bringen.

Buchanan.

Und ſo iſt die Entſcheidung denn gefallen.
Mit Trauer zwar, doch auch mit Hoffnung ſeid
Ihr Eures Heimathlandes, Eures Rechtes
Und Eures Heerdes mächtig. — So vergiß
Den blut'gen Hader einer finſtern Zeit
Und häng' das Eiſen in die Friedenshalle!

Ein Vorhang geht auf und zeigt die Kirche, wo die Leichen niedergeſetzt werden, der Choral „Ein' feſte Burg" tönt herüber von der Anhöhe, worauf die Kirche ſteht. Das Volk ſtimmt ein mit entblößten Häuptern, Heinrich und Katharina knieen zum Gebet nieder, Buchanan hält, wie ſegnend, ſeine Hände über ihnen. Nach der erſten Strophe des Chorals fällt der Vorhang.

Der Probekuß.

Ein Luſtſpiel in fünf Aufzügen.

Perſonen.

Jakob Wimpler aus Baden.
Anna, ſeine Tochter.
Johannes Hohenthal.
Guſtav Bunſen.
James Crawley.
Amy Crawley (ſprich Emmy Cralle).
Humphrey Trout (ſprich Humfri Traut).
Sarah, Amy's Zofe.
Sophie, Anna's Zofe.
Pariſer und Brüſſler Stadtdragoner.
Ein Kellner.
Kapitän Paulding.
Bediente.
Ein Poliziſt.

Erſter Aufzug.

Ville d'Avray bei Paris. Eine Doppelvilla in einem Park. Beide Gartenſäle, ganz gleich eingerichtet, münden, nach entgegengeſetzten Seiten, in den Park. Die eine Seite bewohnt Jakob Wimpler, die andre James Crawley. Wimpler hat ſich vor der Badiſchen Revolution, Crawley vor den Pariſer Unruhen hierher geflüchtet. Es iſt im Juli 1849.

Erſter Auftritt.

Bei Wimplers, die Meubels ſtehn an den Wänden umher.

Wimpler. Anna.

Wimpler.

Da ſchreibt er mir, der Schwindler, der Hans Hohenthal,
Der in allem Quark und Unrath ſeine Naſe hat,
Der Thor, der alle Mohren weiß zu waſchen denkt,

Weil's einmal wieder Menſchenrechte g'läutet hat. —
Da ſchreibt er mir, er komme zu uns nach Paris.
(Anna iſt freudig überraſcht.)
Nun, 's ſoll mir lieb ſein! Will doch hören, was ſie brau'n,
Denn das iſt wahr, ſie haben's ſo am Fädchen Dir,
Wie's Weberweib, und ſpinnen rührig unſer Loos,
Wenn wir uns, im Schlaraffenthum, der Welt entziehn.
So ſoll's mir lieb ſein, dieſen Querkopf hier zu ſehn.

Anna (ſchalkhaft).

Da freuſt Du Dich, Du drolliges Väterchen? Er hat
Ja ſchlechte Grundſätz', ſagſt Du, ſtaatsverderbliche.

Wimpler.

Ja, das iſt wahr, hat ſchlechte Grundſätz', aber iſt
Ein braver Kerl, der Hanſel, der die Leut' nit b'trügt.
Meint's, wie er ſpricht, gönnt ihnen ehrlich alles Guts,
Das brave Kraut, 's iſt auch nichts Unrechts, wär' es nur
Nicht baarer Unſinn, gradher aus Utopien.
Darin erſtickt er. Wahrlich! 's thut mir leid um ihn!
Doch ich will nichts mit dieſem Schwindel mehr zu thun
Und z' theilen haben. Soll mir kommen, denkt vielleicht,
Er könnt' mein Eidam werden, und ich möchte dann
Mit ihm zu den Mormonen flüchten, denn ſo weit

Werden's ihn noch jagen und die ganze Narrenbrut
Der Weltverbeſſ'rer, derer von Nichts und Nirgendsheim.

Anna.

Nun, Vater, um den Eidam ſei nur unbeſorgt.
Du weißt, daß er ſich gar nichts aus mir macht und ich
Ihn darum haſſe; ſo ein Hochmuth ärgert mich.

Wimpler.

So? Alſo haßt Ihr Euch einander. Hm! Er macht
Sich nichts aus Dir? Das ärgert Dich? Er wäre auch
Ein Eſel, und mich ſelber ſollt's verdrießen! Oh!
Da trau' ich ihm mehr Witz zu. Zeigt' er überall
So viel Verſtand, als darin, da wär' ich ſein Mann;
Ganz einverſtanden wär' ich d'mit, allein er iſt
Verrückt und wird noch einmal elend untergehn.

Anna.

Wann kommt er?

Wimpler.

Noch heut Abend und mit ihm
Der luſt'ge Sänger, der Guſtav, nun Du kennſt ihn ja!

Anna.

Nun das gefällt mir, ich beſorge gleich das Haus.
(will gehn, dann kommt ſie zurück)
Doch Väterchen, da hör' ich, unſre Villa iſt
Jetzt ganz bewohnt; der Nachbar, den wir haben, ſieht
Mir faſt noch voller aus und runder, als Du ſelbſt.
Roth wie der Vollmond leuchtet' er vom Park herein,
Als er zum Hauſ' heranſchritt; 's ſoll ein Britte ſein,
Der eine Tochter, Pferde, Hund' und Katzen hat
Und Zofen und Reitjungen, Köch' und Kellnerei —
Da iſt's wie Jahrmarkt, haſt Du nichts davon gehört?

Wimpler.

Kein Wort; ich las die Zeitung. Möcht' ich aber doch
Wohl wiſſen, was in aller Welt dies Unglück uns
In unſre ſtille Garteneinſamkeit gebracht?
Kein ruhiger Fleck iſt übrig auf der Welt, nun muß
Der leid'ge Satan dieſes Porterfaß in's Haus
Mir ſenden und den ganzen Troß, um ihm den Bauch
Zu füllen. Die verruchten Pilze! Nun, mich freut's,
Daß ich mal Einen recht in Ruh ſtudiren kann.
Und wenn er reich iſt und mit Geld ſich wichtig macht,
So ſtiehlt er nicht, im Gegentheil, die Diebe gehn

Bei uns vorbei, weil drüben mehr zu holen iſt.
Drum ſoll mir's lieb ſein, daß er da iſt. Kennt ihn wer?

Anna.

Sophie ſagt, Cralle hieß' er, Crawley ſchrieb er ſich.

Wimpler.

So machen ſie's, ſie heißen Dir ganz anders, als
Man denken ſollt'! Herr Cralle! Und was iſt er denn?

Anna.

Der Söſſi, hat ſein Reitknecht, Humphrey Trent, erzählt,
Sein Herr, James Crawley, wär' ein Indiſches Handelshaus,
Das aber Engliſch redet und in London wohnt.

Wimpler.

Nun gar ein Indier! Ei da bin ich doch geſpannt,
Wie braun er iſt. Und das iſt was für Hohenthal.
Wenn der die braune Tochter nimmt, ſind wir ihn los!

Anna.

Nun, nein, o nein doch!

Wimpler.

Wie? Wie ſo?

Anna.

Ich meine nur!

Wimpler.

Was meinſt Du?

Anna.

Daß Du gottlos biſt, mein Väterchen! —
Und ſchlechte Grundſätz' haſt Du!

Wimpler.

Schlechte Grund — wie ſo?
Ich ſchlechte Grundſätz'?

Anna.

Ja, weil Du mir wehe thuſt,
Und weißt es wohl, und thuſt es recht gefliſſentlich!
(Ab.)

Wimpler.

Ha! ha! Das nennt ſie da Prinzipien, da ſieht
Man's, daß ſie nichts von Politik und Staat verſteht.

Lebt nun ſo lang' in meinem Hauſ' und merkt es nicht,
Worauf es ſchließlich ankommt! Nun, ein Mädchen braucht's
Am Ende nicht zu wiſſen, lernt ſie's nur als Frau.
Denn wenn ich's recht bedenke, hier bei uns im Hauſ'
Herrſcht wider meinen Grundſatz doch die Republik.
Die mit dem Nachbar unterhandelt, iſt Sophie,
Was Fräulein Anna vorſchlägt, unterſtützt Sophie;
Und was die zwei beſchließen, das iſt abgemacht.
Sie wiſſen nichts vom Rechte des Staatsoberhaupts,
Und daß ich ſie's nicht lehre, iſt gewiß genug.

(Ab.)

Zweiter Auftritt.

Bei Crawley's, die Meubel ſtehn mitten im Zimmer, nach engliſcher Art.

Crawley, mit dem Hut auf dem Kopf, den Ueberrock über dem Arm hängend und mit einer großen Brieftaſche in der Hand, kommt herein, von Trout begleitet. Er wirft ſich auf den Stuhl. Trout ſtellt ſich vor ihm auf.

Crawley.

Hier alſo? — — Nun, was ſtehſt Du da?

Trout.

Ich warte, Herr!

Crawley
(ſteht auf und wirft den Stuhl um).

Hol mir 'nen andern! Dies verwünſchte Volk verſteht
Sich nicht auf's Sitzen! Keinen richt'gen Stuhl im
Hauſ'!
Hat nichts als eitel Aufſtand, Unſinn, Unbeſtand
Im Kopfe!

Trout
(kommt mit dem Stuhl und ſieht ihn fragend an).

Crawley.

Setz' ihn nieder! Gaff' mich nicht ſo an.
(Setzt ſich. Trout ſtellt ſich wieder vor ihm auf.)
Muß ſelbſt das Stuhlwerk, dieſer erſte Sitz, den ich
In Ruhe zu genießen dachte, mich ärgern! Oh!
Vor der vermaledeiten, hirnverbrannten Brut,
Die dies verwünſchte Hornisneſt Paris bewohnt,
Giebt's keine Rettung, keine Ruh'! Das ſeh' ich wohl!
Gomorrha und Sodom — —

Trout (ergänzt ihn).

Sodom und Gomorrha —

Crawley.

Trout!
Schweig' ſtill! Vermehre nicht freventlich mein Ungemach
Und meinen Aerger! Alſo dies iſt Ville d'Avray;
Hier alſo haſt Du einen ruh'gen Zufluchtsort
Mir eingerichtet, wie ich Dir befohlen, Trout?

Trout.

Ja, Herr, 's iſt alles ruhig. Auch der Katz' hab' ich
Oder vielmehr dem Tom, des Fräuleins Katerchen,
Hab' ich das Maul verbunden, daß er nicht mehr miaut.

Crawley.

So? Haſt Du wirklich? 's iſt mir lieb! Das dumme Vieh
Saß regelmäßig hinter meiner Thür und miaut'!
Den meiſten Unfug aber macht die Amy ſelbſt.

Trout.

Der kann ich's Maul doch aber nicht verbinden, Herr?

Crawley.

Hm! 's wär' am Ende nicht ſo übel! Wirklich nicht!
Und habt Ihr euch erkundigt? Wer wohnt nebenan?
Das Häuschen ſcheint mir doppelt, da iſt die Zwiſchenwand.

Trout
(ſieht ihn an und ſchweigt).

Crawley
(ſpringt auf und ſchlägt gegen die Wand).

Du tauber Büſſel, hörſt Du? Iſt das Zwiſchenwand?

Trout.

Das denk' ich wohl! 's ſind alle Wände zwiſchen was.

Crawley (ſetzt ſich).

So hab' ich den verhätſchelt! Hier, komm' her! und ſprich!

Trout.

Was ſoll ich ſprechen?

Crawley.

Wer wohnt hinter dieſer Wand?
Und ſind es ruhige Leute ohne Kindergeſchrei?

Trout.

Und ohne Katzen, Herr, die Leute — Wimpler's ſind's —
Die haben alles Richt'ge beſſer als wir ſelbſt,
Sind alles von Natur, ſind katzen-, kinderlos,
Sind pferdelos und hundelos, bedientenlos,
Die Ruhe ſelbſt, viel ruhiger, als unſer Haus.

Crawley.

So, ſo! Hm! Höre, Trout! Sei ſtill! Ich hör' auch nichts.
Ich höre wirklich nichts als Stille hier im Park.
Nun, Trout, das lob' ich; horch mal! O das iſt Muſik,
Wenn Dich kein Ton beſtürmet, magſt Du auch Dein Ohr
Geſpannt nach allen Winden richten. Dieſes Haus
Iſt ganz nach meinem Wunſche, und die Wimpler's erſt,
Die muß ich kennen lernen; aber jetzt beſtell'
Das Eſſen, Trout, ich geh' und mache mir's bequem.
(Bemerkt den Rock, der über ſeinem Arme hängt, und ſchleudert ihn zornig Trout an den Kopf.)
Da ſchleppt' ich ihn die ganze Zeit! Der Arm iſt mir
Ganz eingeſchlafen!

Trout
(rennt mit dem Rocke fort).

Crawley
(ruft ihm nach).

Mach' Dich fort! Es iſt Dein Glück!
Denn Deine Schuld war's, daß Du ihn nicht von mir nahmſt.
(Schüttelt den eingeſchlafenen Arm, reibt ſich ihn und zieht ſich mißvergnügt in ſein Gemach zurück.)

Dritter Auftritt.

Bediente tragen auf. Amy in Mannskleidern. Trout.

Amy.

Trout!

Trout.

Fräulein Amy!

Amy.

Trout, biſt Du mir zugethan?

Trout.

Oh! Aber gnäd'ges Fräulein?!

Amy.

O Du Schafskopf Du!

Was denkſt Du?

(Giebt ihm eine Maulſchelle)

Nun gieb Acht! Und höre zu! Komm her!

Trout.

Mir brummt der Kopf, im Ohre ſummt's, wie Hummeln mir.

Hätte nicht gedacht, Ihr Händchen könnte ſo viel Muſik
Mit Einem Anſchlag machen! Nun, Sie wiſſen's ja,
Daß ich mich ſtets als Pferd und Eſel brauchen ließ,
Als Sie noch kleiner waren; bin es ſchon gewohnt;
Nur zu! Da iſt das andre Ohr, verſuchen Sie's
Mal links, ob, wenn's von dorther ſummt, ich's recht
verſteh'!

Amy (gerührt).

Du guter Trout, ich wollte Dir nichts zu Leide thun.
Ich weiß es wohl, ich plagte Dich ſchon als kleines Kind.
Nun aber mußt Du wieder mir zu Willen ſein.

Trout.

Nur deſto lieber, weil Sie ſo viel hübſcher ſind.

Amy.

Du ſiehſt, ich bin ein Junge, da beleidigt's mich,
Daß Du mir ſchmeichelſt. Höre nun, weshalb ich rief.
Hier iſt es ſchrecklich einſam, wie in Eulenheim,
Oder Brombeerſchloß —

Trout.

Oder Suſſexſquare.

Amy.

Oder Ruſſelſquare.
Sind wir denn Staatsgefangne, daß die ganze Welt
Uns abgeſperrt wird? Das ertrag' ich Dir nicht mehr.
Den ganzen Tag, den ausgeſchlag'nen, hier allein
Zu ſitzen! Ah!

(gähnt)

Langweilig iſt dies Gartenhaus!
Da hab' ich mir durch Sarah dies Koſtüm verſchafft,
Und nun zu Pferde! Reiten woll'n wir bis Paris.
Und hör' ich nur von Ferne ſeinen Straßenlärm,
So weiß ich doch, da lebt es, ſcherzt und ſingt und ſpielt,
Oder ſchlägt ſich für die Freiheit und bewegt die Welt.
Geh', ſattl' uns raſch die wild'ſten Pferde zum Galopp.
Hier halt' ich's keine Minute länger aus. Mir brennt
Der Boden unter'n Füßen.

Trout.

Gleich? Das geht nicht an!
Der Herr erwartet Sie bei Tiſche. Sehn Sie nicht?

(Zeigt auf den gedeckten Tiſch)

Amy.

Schon wieder eſſen? Immerfort bei Tiſch? O nein!
Ich will hinaus! Auf meinem Platz mag Banquo's Geiſt,

Der freventlich erwürgte Geiſt des armen Volks,
Ein umgewandelt Ungethüm und hungriger
Als ich, ſich niederlaſſen. Komm, wir müſſen fort!

(Ab.)

Trout.

Das iſt noch wilder, als der Ruhewütherich,
Ihr Herr Papa; der zerrt mich Aermſten rechts, die links!
Doch dieſem Kobold widerſteht kein Menſchenherz.

(Ab.)

Vierter Auftritt.

Crawley. Bediente. Dann Sarah.

Crawley
(beſieht den Tiſch).

Haben den Sherry, haben den Port,
Richtig beſorgt mir zum Imbiß;
Aber den Porter vermiß ich; da fehlt
Auch der Champagner im Eiſe!

(Setzt ſich.)

Ha! Und zur Pfeife der leichte la Roſe
Und die Cigarren zum Kaffee!
(Schellt ergrimmt. Diener erſcheinen, er wendet ſich von Einem zum Andern.)
Bring' mir den Rauchwein! Bring mir la Veuve
Cliquot! Und leichten Burgunder,
Hol' mir Cigarren und Rauchtaback!
Holt mir den Porter, ihr Eſel!
(Die Bedienten rennen und bringen in Eile das Fehlende. Einige rennen ſchon fort, ehe er geſagt hat was er will, denen er dann die Stichworte nachſchreit.)
Dorthin den Rauchwein, und die Veuve hier rechter Hand!
O ihr kreuzweiſ' verdrehtes, querverkehrtes Volk,
Hört Ihr! Und warum habt Ihr mir die Amy nicht
Zu Tiſch gerufen? Sendet mir die Sarah her!
(Bediente ab; er ſetzt ſich und wiſcht ſich den Schweiß von der Stirn.)
Mit ſo viel Mühe ſchafft man ſich die Nothdurft an!
Bin ich ein armes und geplagtes Menſchenkind!
Da, glaub' ich, ſetzt der ärmſte Tagelöhner ſich
Gemächlicher und ruhiger zu Tiſch, als ich.
Nicht daß ich's nicht bezahlen könnte, aber nein,
Da herrſcht ein eigner Unſtern, der mich ärgern muß!

Sarah (kommt).

Hier iſt die heut'ge Zeitung, Herr, die Trent geholt!

Crawley

(kurz, reißt ſie ihr weg).

Gieb her! Doch ſandt' ich ernſtlich ungehalten Dir
Befehl, die Amy herzuführen, daß ich hier
Nicht wie ein Narr zu ſitzen und zu warten brauch'.

Sarah.

Die Amy, Herr? Zu Pferde iſt ſie fort und wünſcht,
Sie für das Abendeſſen zu entſchuldigen.

Crawley.

Kommt nicht zu Tiſch? Iſt alle Sitt' und alle Scham
Von ihr gewichen? Reitet fort zur Eſſenszeit!
Da ſieht man's wieder, keine Ordnung, kein Verſtand
Herrſcht hier in Frankreich! So was wagte doch kein Menſch
In England. Nun, ſo will ich denn in aller Ruh,
Und ganz in Ruh' und gänzlich ungeſtört, allein
Zu Abend eſſen; 's iſt am Ende beſſer ſo!

(Sarah geht.)

Doch da iſt ja die Londner Times! Was giebt es denn?
Was ſagt man in der City über dieſe Narr'n,
Die ſich um nichts und wieder nichts die Hälſe brech'n?

(Steht auf und lieſ't und trinkt und lieſ't.)

Nein! Das iſt wirklich unerhört! Hat je ein Menſch
Gedacht, man könne von Allem ſo den tiefſten Grund

Aufdecken, als dies Wunderblatt! Nichts Größeres
Hat je der Menſchengeiſt geſtiftet, als die Times!
Da ſteht's!

(lieſ't mit Ekſtaſe.)

„Die Unruhn, die bevorſtehn in Paris,
Werden von dem bekannten Wühler Hohenthal,
Dem Abgeſandten der Badiſch-Deutſchen Republik,
Geleitet werden und vom Berge unterſtützt.
Die Cholera hingegen, die ſich wieder zeigt,
Hat Bunſen, ſein vertrauter Schreiber, eingeſchwärzt."
Nun da! Da haben wir die Beſcherung! Sagt' ich's nicht?
O dieſe Höllenbrände, denen Aufruhr, Peſt,
Und Stänkerei und Schwindel folgt, wohin ſie gehn!
Und wenn's noch erſt bevorſteht, weiß es ſchon die Times!
Paris! Unſchuld'ge Opfer ohne Maß und Zahl
Willſt Du noch einmal ſchlucken, Menſchenfreſſerin?
Bin aber froh, daß Deiner Tücke juſt entwiſcht,
Ich hier vor Aufruhr und vor Cholera in Ruh
Mein Abendbrod genieße und die Londner Times.
Vier Wochen hab' ich wahrlich keine ruh'ge Nacht
Gehabt! Kein Biſſen ſchmeckte mir, kein Labetrunk!
Ward Alles Gall' in meinem Mund! O heil'ge Ruh,
Dir bring' ich dieſen vollen Becher! Gute Nacht!

(Geht ab.)

Fünfter Auftritt.

Hohenthal und Bunſen, beide in Calabreſern und kurzen Röcken, treten ein.

Hohenthal.

Nun, lieber Guſtav, endet Dein Pilotendienſt,
Den Du im Sturme dieſes Tages übernahmſt,
Auch wirklich hier? Kennſt Du den Ort?

Bunſen.

Ich kenne ihn.

Hohenthal.

Und dieſe ſchöne Villa ſoll der Hafen ſein,
Der uns in ſeinen Schutz nimmt?

Bunſen.

Wie gefällt ſie Dir?

Hohenthal.

's kommt mir ſo fremd vor! Steht Dir Alles kreuz und quer,
Als wär's ein Meubelſchuppen! Ob wir wirklich nur

Bei Wimpler's ſind? Der Anna Arbeitskörbchen und,
Was noch verdächtiger, des Alten Pfeifenbrett
Vermiß ich, auch ihr liebes Bild, es hängt nicht hier;
Ihm giebt der alte Wimpler den beſten Platz im Saal.

Bunſen.

Doch da iſt ihr Piano und hier ſiehſt Du noch
Die Lieder aufgeſchlagen, die ſie ſang; komm her,
Ich will ſie Dir mit Wehmuth wiederholen, ja!
Wahrhaftig, Bruder, tröſten wollt' ich Dich, bis ſie
Es ſelber thut, verlockte der Kredenztiſch nicht
Mein durſtig Herz. Hier labte ſich der alte Kauz
Und hier, ſieh her, Johannes, keinen Biſſen hat
Das arme Kind gegeſſen, ſo erregte ſie
Gewiß die frohe Nachricht, daß Du heute kämſt.
Sie ſind im Park, ſie wandeln irgendwo umher.
Komm, laß Dich häuslich nieder! Hier iſt doch Syſtem,
Verſtand und Auswahl! Wimpler iſt ein Mann von Geiſt,
Das haſt Du hier durch ganze Batterien belegt;
(Zeigt auf die Flaſchen.)
Und ſolch Syſtem von Flaſchen iſt mir lieber, Hans,
Als ſein Syſtem der Politik, und wenn Du mir's
Nicht übel nimmſt, als alle ſchönen Schwäbinnen.

Hohenthal.

Du windiger Gelbſchnabel, das verſtehſt Du nicht.
Auch dem Kredenztiſch müſſen wir mit Seelenruh
Zu widerſtehn verſuchen.

Lunſen.

Nein, das rath' ich nicht!
Hier dieſe Flaſche wenigſtens ſoll nicht umſonſt
So ſchön gekühlt ſein! 's iſt ein wahrer Nektartrank!

Hohenthal.

Ich rathe, daß wir's mit Muſik verkündigen,
Daß wir im Gartenſaale warten und wie ſehr
Wir unſern Wirth zu ſehn verlangen. Meinſt Du nicht?

Lunſen
(trinkt wiederholt und bringt's ihm zu).

Den Wirth zu ſehn, wenn wir ihn fühlen? Ihn zu ſehn
Hat keine Eile, huld'gen wir dem Augenblick!
Kein Gott iſt größer und jetzt lächelt er uns an!

Hohenthal (vom Piano).

Erſt wollteſt Du ja ſingen, komm, ich ſpiele Dir.
Du rufſt den Wirth und ich des Wirthes Töchterlein.

Bunſen.

Nun denn! Ich ſing' Dir aber nichts Verliebtes vor.

(ſingt.)

Wüchſen die Mädchen auf luftigen Bäumen,
Ueppig im Laub wie die Pfirſchen,
Süß wie die Traub' und die Kirſchen,
Wollt' ich nach ihnen ſteigen und räumen
Die an mein Herz und die an den Mund,
Küßt' an den holden mich froh und geſund.
Aber durch Klagen und endloſes Werben,
Durch der Guitarre Geſtöhne
Mühſam zu kirren die Schöne,
Iſt mir ein Treiben verhaßt bis zum Sterben.
Fällt mir nicht irgend ein plötzliches Glück,
Bleib' ich allein und verlaſſen zurück.

Sechster Auftritt.

Sarah und Bedienten erſcheinen, ſehen ſich erſtaunt einander an, nach der Beendigung der zweiten Strophe tritt Sarah mit einer Verbeugung vor. Darauf Crawley.

Sarah.

Geehrte Herrn, verzeihn Sie, der Herr Crawley ſchläft.

Crawley (im Schlafrock).

Nein, Crawley ſchläft nicht, denn Ihr ſtehlt ihm ſeinen
Schlaf.
Was für ein Wirthshaus-, für ein Heidenlärm! Wer kann
(Hohenthal und Bunſen ſind herangetreten.)
Bei Pauken und Trompeten, bei Concertgeſang
Schlafen? Wer ſind Sie, meine Herrn, und was verſchafft
Mir dieſe Ehr'?

Hohenthal.

Ich heiße Johannes Hohenthal.

Bunſen.

Mein Nam' iſt Bunſen.

Crawley
(fällt erſchrocken in den Lehnſtuhl).

Revolution und Peſt!
Peſt, Feuer, Mord und Cholera! — Revolution!
Zu Hülf', zu Hülfe!

Siebenter Auftritt.

Crawley rennt zur Klingel und ſchellt mit beiden Händen. Die Dienerſchaft, Trout an der Spitze, dann Amy, Anna und Wimpler ſtürzen erſchrocken in den Gartenſaal. Während alle ſchon hinter ihm ſtehn, ſchellt er immer noch fort.

Crawley (ſchreit).

Peſt, Feuer, Mord und Cholera! — Revolution!

Wimpler.

Was iſt hier los? Um Gottes Will'n, Herr Nachbar, Sir,
Was giebt's? Da iſt Ihr Söhnchen! War im Park bei uns!
Wir alle ſind erſchrocken über ihr Geſchrei
Und eil'n zu Hülfe ganz beſtürzt und außer uns.

Crawley.

Da ſtehn ſie! Das iſt Bunſen! Das iſt Hohenthal!
Und da iſt die Times! Da! Leſen Sie und erſchrecken Sie!

Wimpler

(die Times in der einen Hand, fällt Hohenthal um den Hals und reicht zugleich Bunſen die andre Hand).

O Hans und Guſtav! Kinder, Ihr wollt wohl zu mir?

Bunſen.

Und haben uns in die Höhle des brittiſchen Leun verirrt.

Hohenthal

(hat Wimpler die Times abgenommen).

Nun aber! Das iſt Euch unübertrefflich! Hört!
Ich bin die Revolution und Du die Peſt!

Bunſen

hat Amy ſchon ein Weilchen ſchlau betrachtet).

Wahrhaftig? Nun da geb' ich dieſem Burſchen da
Als erſtem Opfer meines Amts den Probekuß.
(Er hat die Amy umgefaßt, die aufſchreit und ihm eine Maulſchelle giebt.)
Den hab' ich gleich mit Gift und Galle angeſteckt,
Doch ſtirbt er daran ſicher nicht, das fühl' ich hier!
(Zeigt auf ſeine Backe.)

[illegible]

(der während deſſen unruhig und mit verhaltner Wuth auf und nieder gerannt iſt, bleibt plötzlich ſtehn und ruft mit gebieteriſcher Haltung).

Werft ſie hinaus, Treut, werft ſie Alle zur Thür hinaus!
Alles 'naus! All's 'naus!

Trout.

Die Amy auch?

Crawley.

All's 'naus! Ich will

Hier Ruhe haben!

(Er ergreift den Trout und wirft ihn auf die Andern. Die ganze Geſellſchaft ſtrömt unter Confuſion und Gelächter zur Thür hinaus. Crawley wirft die Thür hinter ihnen zu, ſtürzt die Stühle um und macht einen Höllenlärm, ſchreiend:)

Ruhe, Ruhe will ich! Ich
Bin Herr im Hauſe, hab's gemiethet und bezahlt,
Um Ruhe drin zu haben; und ſie machen mir
'nen Jahrmarkt draus, die gefährlichſten, unruhigſten
Geſellen dräng'n ſich ein zu mir, berauſchen ſich
In meinem Wein und trommeln mich aus dem erſten
Schlaf
Mit meinem eignen Fortepiano auf! Daß Dich! —
Das nenn' ich Einbruch, Raub, die frechſte Ungebühr,
Und wenn ich an der Cholera ſtürbe, wär's auch Mord.
O Crawley, Crawley, Crawley, was begegnet Dir?!
Und ſollt's hier keine Ordnung, keine Polizei —
Polizei? He, he!

(Fängt unbändig an zu lachen.

In Frankreich keine Polizei!

's iſt allerwegen gänzlich überpolizeit.
Doch hier in meinem Hauſe herrſchet Anarchie,
Hab' zwanzig Boten, aber wenn ich einen brauch',
Und wär's auch nur für einen Gang zur Polizei,
Iſt ſicher niemand nah und bei zu haben. Trout!
Jack, Humphrey Trout, James Temp, Sarah! Hört
Ihr nicht?
(Eilt zu der Klingel und ſchellt wie vorhin.)
O ihr verwünſchte Bande, ſeid ihr taub und todt?
(Dreht ſich herum.)
Was wollt Ihr, he? Was wollt Ihr wieder alle zehn?
Wollt Ihr mich raſend machen? Brauch' ich's ganze Heer?
Habt Ihr auch nicht ein Fünkchen Grütze? Brauch' ich denn
Zum Boten nach der Präfektur Euch alle zehn?
Oh! Ihr habt's all' auf meine Seelenruh gemünzt!
Iſt denn kein Menſch, der's einſieht? Keiner der's begreift?

Trout.

Herr, aber ich begreif' es ja!

Crawley.

Was? Du begreifſt's?
Hab' ich Dir nicht bewieſen, daß Du's nicht begreifſt?
Und nun willſt Du mich ärgern? Du? Und widerſprichſt?

Trout.

Nun dies begreif' ich aber wieder nicht!

Crawley.

Weil Du
Ein Ochſe biſt, ein Büffel, ein Rhinoceros!
's iſt auch nicht nöthig! Dort ſitz' hin! Und ihr,
marſch fort!
Und hört ihr, macht mir draußen weiter keinen Lärm!

(Trout ſetzt ſich, während die Andern mit Geräuſch fortſtürzen.)

Crawley (ſinnt nach).

Was wollt ich?

Trout.

Herr, das weiß ich nicht.

Crawley.

Wer fragt Dich denn?

Trout.

's iſt ſonſt kein Menſch im Zimmer.

Crawley.

Sind ſie Alle fort?

Trout.

Fort alle ſammt und ſonders, ein bei ein!

Crawley.

Hanswurſt!
Doch höre! Kannſt Du ſchreiben?

Trout.

Nichts Geſchriebenes.

Crawley.

Was denn, Du Narr?

Trout.

Noch nicht Geſchrieb'nes, Phantaſie.
Ich ſchreibe nicht nach Vorſchrift.

Crawley.

So? Du denkſt, ich bin
Ein Lamm, und kannſt mich foppen?

Trout.

Herr, im Schreiben bin
Ich eine Jungfer, alle meine Schriften ſind
Was Neues, Ungebornes.

Crawley
(ergreift ihn beim Kragen und ſchleudert ihn nach der Seitenthür).

Hol' das Schreibzeug her! —
Bequemer wär's geweſen, hätt' ich's ſelbſt geholt,
Statt daß ich mit dem Rüpel mir den Arm verrenkt.
(Rückt ſich einen Tiſch und Stuhl zurecht. Als Trout das Schreibzeug auf den Tiſch geſtellt hat, wirft Crawley einige Zeilen hin, die er dann überlieſ't.)
„An den Präfekten der Pariſer Polizei.
In unſrer Gartenvilla bei Herrn Wimpler ſind
Hans Hohenthal und Bunſen über Nacht zu Gaſt.
Sie kennen dieſe Friedensſtörer, Herr Präfekt.
James Crawley."
Trout! Du ſattelſt und beſorgſt den Brief.
(Trout mit dem Brief ab.)

Achter Auftritt.

Crawley allein.

Crawley.

Nun, Gott ſei Dank! ſind alle glücklich wieder fort!
O Einſamkeit und Stille, eure Süßigkeit

Erfand ein Omnibuskutſcher in Threadneedleſtreet
Oder ein Pariſer Zeitungsjunge, der, wie ich,
Sich lungenlahm ſchreit und im Menſchenwuſt erſtickt.
Nur wer euch ſo entbehrte und verlangend ſich
Verzehrte, wie ich heute, der genießt euch ganz!
Sau'r hab' ich heut mir zweimal den Genuß erkämpft.
Noch tobt der Aufruhr dieſer Bande mir im Ohr,
Noch ſummt mir dies Getrommel, dies Geheul im Kopf,
Womit mich dieſe Buben aus dem Schlaf gelärmt,
Genieß' es aber nun auch doppelt; und dies Glück
Der Ruhe ſoll die ſüße Hoffnung mir erhöhn,
Daß ich den Ruheſtörern nun auch ihre Ruh'
Verkümmre; denn vor Morgen nach Pariſer Art
Wird man ſie aus den Betten reißen und das Haus
Der Wimpler's wird ein Jahrmarkt und in Aufruhr ſein
Noch ärger als es eben mir geboten ward.
Was wär' auch dies verkehrte Volk des Aufruhrs nütz
Wenn es mit ſeinen Häſchern und Gefängniſſen,
Die ſich's mit jedem Freiheitsſchwindel nur vermehrt,
Nicht mindeſtens die Aufruhrſtifter faſſen wollt',
So oft es ein loyaler Sohn Alt-Englands wünſcht?
Für uns und unſre Ruhe über Nacht, bei Tiſch
Und über'm Contobuche ſoll'n ſie Wache ſtehn;
Dazu ſind ſie und ihre Stadtdragoner da!

So geh' ich glorreich, nach gewonnener Schlacht
zu Bett;
Wer mit Vernunſt die Menſchen faßt, dem dienen ſie!
(Nimmt das Licht und geht ab.)

Neunter Auſtritt.

Amy führt Trout beim Ohr herum.

Trout.

Au, gnäd'ges Fräulein, ſchonen Sie mein armes Ohr!

Amy.

Wo willſt Du hin? Du Schlingel! Und was haſt
Du vor?

Trout.

Wohin Sie wollen, Fräulein, nur mit ganzem Ohr!

Amy
(läßt ihn los. Sie erblickt den Brief).

Weiſ' her? Was habt Ihr hinter meinem Rücken
gebraut?

Du weißt, daß ich es wiſſen muß, und dennoch ſteigſt
Du, ohne mich zu fragen, gleich zu Pferde? Wart'!
(Greift wieder nach ſeinem Ohr, er weicht aus.)
Ich will Dich lehren!
(Lieſ't.)
„An den Herrn Präſidenten.“ So?
Und das verſchweigſt Du? Höre, Trout, wenn mein Papa
Uns auch die Säbelſchlepper noch in's Haus beſtellt,
So kommſt Du wahrlich nicht auf's Roſenbett bei ihm.
Und weißt Du, was er wollen kann? Was denkſt Du,
Trout?

Trout.

Einſperr'n will er den jungen Mops, den Küßdichgern.

Amy.

Wen meinſt Du? Und was ſchiltſt Du ihn gleich einen
Mops?

Trout.

Weil er Sie mopſig angebellt und dann geküßt.

Amy.

Er iſt nicht mopſig, und er dacht' ich wär' ein Burſch'.

Trout.

Für dieſen mißverſtandnen Kuß will Ihr Papa
Ihn nun beſtrafen.

Amy.

Hab' ich ihn nicht ſchon beſtraft?
Beim Küſſen brauch' ich keinen Beiſtand vom Papa.
(Auf den Brief blickend.)
Und dieſe Leimruth' iſt für dieſe Nachtigall?
Nun, Trout, die iſt in meiner Hand viel ſicherer,
Als in der Hand der rohen Häſcher, die ihr nur
Die Federn rupfen und die Freiheitsluſt vergälln.
Die Beiden, dieſe luſt'gen Vögel, woll'n wir ja
Bei uns behalten. Siehſt Du, Alterchen — doch das
Verſtehſt Du nicht! Hier!
(Giebt ihm ein Goldſtück.)
Den geſparten Ritt will ich
Dir zahlen. Reit' ins Wirthshaus, doch betrink' Dich nicht!
Trink' meine Geſundheit, aber ſchade Deiner nicht!

Trout.

Gut, Fräulein, will's beſorgen gleich und auf ein Haar!
Denn dieſen Auftrag, den verſteh' ich durch und durch.

Ach, Fräulein Amy, niemand zupft mit mehr Verſtand,
Beim Ohr mich, ach! und niemand weiß ſo meiſterlich
Mir aufzugeben, was ich meiſterhaft verſteh'!
Und ſollt' der Herr es merken, ſo vertreten Sie's.

Amy.

Verſteht ſich! Doch wie ſollt' er's merken, wenn Du
ſchweigſt?

Trout.

Ich ſchweige wie ein chloroformirter Kettenhund.
(Macht die Bewegung des Trinkens.)

Der Vorhang fällt.

Zweiter Aufzug.

Wimpler's Garten.

Erſter Auftritt.

Anna und Hohenthal Arm in Arm kommen im Geſpräch.

Anna.

All' dieſe Zeit der Wirren hab' ich Dich entbehrt.

Hohenthal.

Und nun der Freiheit Fahne ſinkt, flücht' ich zu Dir.

Anna.

Mein lieber Flüchtling, wär' ich nur ein Schutz für Dich!

Hohenthal.

Die Zeiten Deines Vaters kommen raſch zurück.

Anna.

Um ſo viel mehr verſchwinden unſre Hoffnungen;
Mit dem Erfolg der Freiheit hätt' er ſich verſöhnt.

Hohenthal.

Er und ſo Viele kennen nur den heut'gen Tag.
Das Große, das er bringen wird, das ihn gebracht,
Das ſehn ſie nicht. Nur Schwärmer glauben an den Tag,
Der kommen ſoll, und Wahnſinn ſcheint zur Winterszeit
Der licht warme Sommer dieſen praktiſchen
Anbetern der Beſtändigkeit des Augenblicks.

Anna.

Und mußt Du wirklich wieder fort? So wollt' ich doch
Nur dieſer Eine Augenblick beſtände fort!
Ich bet' ihn wahrlich an.

Hohenthal.

O, er iſt göttlich ſchön,
Weil Du ihn liebſt. Wir müſſen ſeines Gleichen ihm
Von nun an viele zugeſellen.

Anna.

Ade, Hans;
Und nicht umſonſt ſoll meine Hand das wilde Roß
Am Zügel halten; niemals laſſ' ich's wieder los.

Hohenthal.

Mein ritterliches Liebchen, halt' es feſt im Zaum;
So trägt Dich's zu den Britten über den Kanal.
(Gehen vorüber.)

Zweiter Auftritt.

Wimpler und Bunſen.

Wimpler.

's iſt ſchon ein Fortſchritt, daß der Wind ſich wieder dreht.

Bunſen.

Er dreht ſich immer wieder, und ſo rund herum.

Wimpler.

Doch manchmal ſitzt er wo er ſitzt und rühret ſich nicht.

Bunſen.

Zum Beiſpiel jetzt! 's iſt immer doch noch Republik,
Und die Franzoſen wenigſtens ſind ohne Herrn.

Wimpler.

Sind ohne Herrn, das grade wurmt ſie offenbar.
D'rum greifen ſie nach jedem Stroh im Untergehn.

Bunſen.

Sind dumm genug! Doch mitten auf der hohen See
Und in dem Sturm der Zeiten rettet ſie kein Stroh.

Wimpler (entzückt).

Nicht wahr, ſie gehn zu Grunde, das iſt brav gedacht!
Sie ſind nicht halb ſo ſtörrig, als der Hohenthal.
Sie hören doch die Wahrheit, ſo verzweifl' ich nicht.

Bunſen
(Sieht [illegible] mit Hohenthal kommen).

Nichts hör' ich lieber; doch ſie unterbrechen uns.

Dritter Auftritt.

Die Vorigen. Anna und Hohenthal. Amy wird durch Sophie gemeldet. Sie tritt herzu.

Sophie.

Das Fräulein Amy Crawley!

(Sophie ab.)

Amy.

Stör' ich nicht ſo früh?

Anna.

O ſein Sie uns willkommen! Hätt' Sie gleich erkannt.

Amy.

Wie ſo?

Anna.

Ganz wie Ihr Bruder!

Hanſen.

Wie ein Ei dem Ei,

So gleichen Sie dem jungen Mann. Er ſchlägt ſich doch?
Ich ließ ihm meine Karte.

Anna.

Wirklich? Das iſt brav!
Ich höre, es ſei luſtig hergegangen; ach,
Da thut mir's leid, daß ich den ganzen Tanz verſäumt.

Hohenthal
(zum alten Wimpler).

Die beißt ſich tapfer durch!

Wimpler.

Mein Sir! Es iſt der Burſch
Von geſtern Nacht! Der Buſen wogt' ihm nicht umſonſt,
Als er den Kuß beſtrafte.

Hohenthal.

Und Sie merkten's nicht?

Anna (lacht fort).

Sie waren ſelbſt zugegen.

Bunſen.

Bis man uns hinaus
Kebolzte.

Ann.

Nun, ſo kennen Sie das Väterchen.

Anna.

Ach ja! Der iſt noch ärger als der meinige! –

Wimpler.

Nein! Aber Aennchen! Dieſes Zerrbild! Jedes Thier
Hat ſeins, ſo hat die Nachtigall den Rohrſperling,
Der Haſe das Kaninchen und den Affen der Menſch.

Ann.

Mein Väterchen iſt Tepp, ein dreidoppelter,
Vielleicht ſind Sie's nur einfach.

Bunſen.

Das Kaninchen nur,
Und er der richt'ge Haſe.

Wimpler (ärgerlich).

Ach! Es haaſ't ſich was!
G'nug, Freundchen, kleine Mäuſ' hab'n auch Schwänz!
Was ich bin,

Das bin ich deutlich. Aber Fräulein Amy, Sie
Gehn doch mit Ihrem Vater?

Amy.

Ich bin freigeboren,
Ein engliſch Mädchen und mein Herz links in der Bruſt.

Anna, Hohenthal und Bunſen
(Klatſchen in die Hände).

Ha! Bravo!

Wimpler.

Die iſt ärger, als das Aennichen!
Da bin ich untern Wölfen, kann nicht beſſer thun,
Als nur mitheulen. He! Mein Herz ſitzt auch nicht rechts.

Amy.

Sie ſind von gleichem Stoffe, als Papa, nur nicht
So wild. Da, ſehn Sie, hat er dem Präfekten gleich
Geſchrieben, unſre jungen Freunde ſeien hier.
So dacht er ſich zu rächen an der Cholera
Und an der Revolution, die den Tumult
Von geſtern Abend in ſein ſtilles Haus gebracht.

Wimpler.

Wer anders hat den Aufruhr angeſtellt, als er?

Amt.

Nur hab' ich noch dies Schreiben glücklich konfiszirt.
(Weiſt ihnen den Brief.)

Anna.

Da wärt Ihr bald hineingepatſcht und wir dazu.
Wenn ich mir denke, daß ſie uns bei Nacht in's Haus
Gebrochen!

Hohenthal.

's lag ſo nah und habens nicht bedacht!

Bunſen.

Ich wußte, daß ein guter Genius den Feind,
Der unſrer Freiheit droht', entwaffnen würd'.

Amt.

Wie? Kannten Eure Peſtilenz den Genius?
Und hatt' er Ihnen früher ſchon was Guts erzeigt?

Rimpler
(zu Hohenthal).
Hat die das Maul am rechten Fleck! Daß Dich der Daus!
Ein Wettermädel!

Anna.
Er hat's Beten ihn gelehrt.

Lauſen.
Und's Bußethun für Opfer, die ich ihm gebracht.

Anna.
Das Opfer war dem Gotte alſo nicht zu Dank?

Lauſen.
Das weiß man nicht; die Götter ſind gar wunderlich.

Anna.
Da laß ſie laufen; opfre ihnen gar nichts mehr!
Doch hört: der Brief muß wirken, den ich konfiſzirt;
Sonſt merkt's Papa und ſendet einen mit der Poſt.

Lauſen.
Wie ſoll er wirken? Soll er dennoch aus der Hand
Des guten in's Bureau des böſen Genius?

Anna.

Er ſoll nicht abgehn! Sein Sie unbeſorgt! Ich ſelbſt
Bin hier Präfekt und mache Sie und Ihren Freund
Zu Stadtdragonern. Ziehn Sie ſich ſoldatiſch an,
Daß mein Papa es glauben muß und daß er Sie
Nicht wiedererkennt. Ich lege Sie in Hinterhalt
In unſer Haus. Dort lauern Sie den Wühlern auf,
Die Ihnen hier bei Wimpler's heute früh entwiſcht.
So wirkt der Brief, und Alles iſt beſorgt. Macht ſchnell!

Hohenthal.

Das iſt ein kühner, genialer Streich!

Bunſen.

Ein Streich
Von unſerm guten Genius, der deutlicher,
Als andre Streiche ſeine Gnade offenbart.
Komm, Hans, das müſſen wir ſogleich beſorgen, komm!

Anna.

Lebt wohl! Und ſorgt nur, daß er Euch nicht wiedererkennt.
(Bunſen und Hohenthal ab.)

Vierter Auftritt.

Wimpler. Anna. Amy.

Wimpler.

Ein guter Einfall! Aber wie ſoll's weiter gehn?

Amy.

Wer kann das wiſſen? Launiſch ſind die Genien,
Die unſer Schickſal ſpinnen. Doch, Herr Wimpler, Sie
Sind meinem Vater nicht mehr böſ'? Er meint es gut!

Wimpler.

Auch wenn er Einen köpflings vor die Thüre ſtößt?

Amy.

War über die zwei Aufruhrſtifter außer ſich.

Wimpler.

Und wenn er Angſt hat, raſ't er und iſt fürchterlich!

Amy.

Sie werden ſich ſehr leicht mit ihm verſtändigen
Und gut vertragen.

Wimpler.

Ganz ein andrer Mann, als ich!

Anna.

Die Grundſätz' aber? Crawley haßt die Republik
Und die Franzoſen gründlich; was verlangſt Du mehr?

Wimpler.

Ich haſſe nicht, ich wähle mir nur mit Verſtand
Das Richtige.

Anna.

Kurz, Sie ſind ganz wie mein Papa.

Wimpler.

Das iſt doch ſtark! Bei meiner Seele! Ich, wie der!
Bin ich Euch nicht der ruhigſt' und vernünftigſte
Menſch von der Welt?

Anna.

Ei, Ruhe und Vernunft, das iſt
Ja grade meines Vaters Ziel und Schwärmerei.

Anna.

Dein Grundſatz und Dein Weſen iſt's, wofür er ſchwärmt.

Wimpler.

Wofür er raſ't.

Anna.

Für Deine Grundſätz' raſ't er ſo!

Anna
([illegible])

Und Sie verſöhnen ſich mit ihm, Herr Wimpler, nicht?

Wimpler.

Soll mich mit ihm vertragen, der mich 'nausgeſtenzt?
Das Frauenzimmerchen! Das Sappermenterchen!

Anna.

Er raſ't wohl manchmal, aber 's iſt ja mein Papa!
Und alte Leute haben's überall voraus,
Unſinn zu machen. Haben's auch ſehr nöthig. Wie? —
Wie ſollten Sie's ertragen? Wie die Zeit verthun?
Sie verlieben ſich nicht, ſie ſchlagen ſich nicht, ſie tanzen nicht,
Sie begeiſtern ſich nicht, ſie ſingen nicht, ſie ſpringen nicht,
Sie reiten nicht, ſie rutſchen nicht, ſie dichten nicht, —

Anna.

Sie bügeln nicht, ſie ſchniegeln nicht, ſie putzen ſich nicht,
Sie braten nicht, ſie backen nicht, ſie kochen nicht,
Sie hoffen nicht, ſie fürchten nicht, ſie lieben nicht. —

Wimpler (nachäffend).

Sie faſeln nicht, ſie ſchwärmen nicht, ſie raſen nicht.

Anna.

Oho! Das grade!

Wimpler.

Nun, wahrhaftig! Wenn Ihr's meint
Und mich ſo gründlich und ſo drollig überführt,
Daß alte Leute Eſel ſind, ſo geb' ich nach;
Und Crawley ſoll mir jederzeit willkommen ſein,
Frei ein, frei aus und ſicher vor Gewaltſamkeit.

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen. Trout.

Trout.

Zwei Stadtdragoner haben ſich bei uns in's Haus
Gelegt. Der Herr iſt mächtig aufgeregt und ruft
Nach Fräulein Amy, ihm zu rathen, was dabei
Zu thun und was mit ihnen anzufangen ſei.

(Amy und Trout ab. Die Andern gehn in's Haus. Die Scene verwandelt ſich.)

Sechster Auftritt.

Bei Crawley's.

Crawley. Hohenthal. Bunſen. Dann Trout. Hohenthal und Bunſen gehn, Cigarren rauchend, im Zimmer auf und ab und klirren mit den Säbeln und Sporen. Crawley ſitzt in Verzweiflung auf dem Sopha und folgt ihnen mit wüthenden Blicken.

Crawley.

Der Herr Präfekt erhielten alſo geſtern Nacht —

Hohenthal
(von der einen Seite, bläſt ihm den Cigarrendampf in's Geſicht).

Den Brief, mein hochgeehrter Herr —

Bunſen
(eben ſo von der andern Seite).

Ja, geſtern Nacht
War Ihr geehrtes Schreiben auf der Präfektur,
Allein beim Herrn Miniſter war Souper, —

Hohenthal (wie oben).

Dazu
War der Präfekt geladen. So erhielt er ſpät —

Bunſen (wie oben).

Erſt gegen Morgen, als er wiederkam, den Brief.

Hohenthal.

Und darum ſind die jungen Herrn diesmal entwiſcht.

Bunſen.

Sie gingen heute zeitig aus, doch bringen wir —

Hohenthal.

Sie ſicher noch vor Abend in Verhaft.

Crawley
(aufſtehend und den Rauch von ſich blaſend).

Uff! Uff!

Hohenthal und **Bunſen**
(nehmen ihn zwiſchen ſich und fahren fort ihn mit ihren Cigarren zu beräuchern).

Crawley
(in ſich hinein mit verhaltener Wuth).

Die räuchern mich zu Knackwurſt oder Eſelswurſt!
Denn bin ich nicht ein Eſel, daß ich dies Geſchmeiß
Mir ſelbſt in's Haus geladen. Doch da fällt mir ein
Womit man ſolche Käutze kirr'n und ködern kann.
(Laut, immer noch mit Ingrimm.)
So nehmen Sie doch Stühle! Machen Sie ſich's bequem!
Meine Herrn Dragoner! Und befehl'n Sie ein Glas Wein?
Was trinken Sie? Befehlen Sie! Was ziehn Sie vor?

Hohenthal
(Glas erhebend).

Chateau la Roſe aus Ihrem Keller —

Bunſen (eben ſo).

Nein! la Veuve
Cliquet im Eiſe zieh' ich allem andern vor!

Crawley (für ſich).

Die ſind gerieben! Suchen ſich was Leichtes aus!
Hätt' ich gedacht, ſie zögen Port und Sherry vor.
Das hab' ich mir nun wieder ſelber eingebrockt.
(Laut.)
So viel Sie wünſchen; machen Sie dem Hauſe Ehr'!
(Winkt Trout, der ſie bedient.)
Wenn ſie ſich doch betränken, durch die Pfütze zög'
Ich ſie und ſchickte ſchmählich ſie nach Hauſe! Trout!

Trout.

Hier bin ich, Herr!

Crawley.

Schenk' ihnen fleißig ein, daß ſie
Betrunken werden, hörſt Du, Trout?

Trout.

Betrunken, Herr,
In dieſem Stoff?

Crawley.

Wenn Jeder auch drei Flaſchen trinkt,
Dann ſind ſie hin!

Trout.

Darf's ihnen wohl zubringen, Herr?
Das reizt ſie, das verführt ſie, über'n Durſt zu thun.

Crawley.

Meintwegen! Mach' nur ſicher ſie mir toll und voll.

Trout.

Und wenn ſie voll ſind?

Crawley.

Zieht ſie durch die Pfütz' im Park.

(Trout bedient ſie, trinkt ſelbſt und bringt's ihnen zu.)

Siebenter Auftritt.

Die Vorigen. Amy kommt.

Crawley.

Ach, liebſte Amy, hab' ich Dich ſo lang' vermißt!
Jetzt ſeh' ich erſt, wie wenig Noth Du mir gemacht.

Ann.

Der alte Wimpler ſagte geſtern: Wenn die Kuh
Den Schwanz verloren, merkt ſie erſt, wozu er dient.

Crawley (lacht).

Wahrhaftig? So! Das ſagt' er? Das iſt wahr genug!
Der Mann gefällt mir! Aber höre, liebes Kind,
Da hab' ich die verwünſchten Stadtdragoner mir
In's Haus geſchwindelt.

Ann.

Selber Dir in's Haus gelegt?

Crawley.

Nicht ſelber juſt, bin aber ſelber Schuld daran.

Ann.

Wie ſo? Das möcht' ich wiſſen.

Crawley.

Ich erzähl' es Dir
Nachher. Jetzt ſiehſt Du, daß ſie unerträglich ſind.

Ann.

O pfui, wie beißt der Tabacksrauch mir Aug' und Naſ'.

Crawley.

Der Saal iſt eine Wachtſtub'. Das ertrag' ich nicht.

Amy.

Was willſt Du machen?

Crawley.

Was ich machen will?
Da hab' ich ſie beim Weine und der Trout ſoll ſie
Betrunken machen; dann in's kalte Bad damit!
Und wie begoſſ'ne Pudel ſchick' ich ſie nach Haus.

Amy.

Da kannſt Du lange warten, ärmſtes Väterchen,
Die trinken Dir den Keller aus und fall'n nicht um.

Bunſen
(erhebt ſich mit dem Glaſe).

Der ſchönen Amy, des Hauſes gutem Genius!

Hohenthal (eben ſo).

Herrn Crawley, unſerm angenehmen Wirth, dies Glas!

Trout.

Drei Hoch für Beide!

Hohenthal (zu Trent).

Engliſch! Bringen Sie ſie aus,
Herr Trent!

Trent
(fängt an zu ſchrein).

Hipp, hipp, hurräh! — Noch Eins! Hipp,
hipp, hurräh!
Noch Eins! — —

Crawley
(ſchreit zugleich als er wieder mit Hipp, hipp einſetzt und unterbricht ihn).

Willſt Du das Maul wol halten, Satan Du,
's iſt ſchon genug, Dragoner! Nehmen's für geſchehn!

Amy
(verneigt ſich).

Wir danken ganz verbindlichſt, hochgeehrte Herrn!

Crawley (zur Amy).

Das halt' ich Dir nicht länger aus! Ein Unglück giebt's!
Und eh' ſie noch beſoffen ſind, werf' ich ſie 'naus.
Es juckt mir in den Fingern. Kind, was fang' ich an!

Amy.

Komm, armer Vater! Wimplers ſind jetzt ganz allein

Und ganz in Ruhe. Folge mir! Und ohnehin
Mußt Du doch auch noch Deinen Fehler wieder gut
Zu machen ſuchen, den Du geſtern Nacht begingſt,
Als Du uns und Herrn Wimpler aus der Thür 'nausgewarfſt.

Crawley.

Hm! Glaubſt Du, daß der Alte ſich begüt'gen läßt?
Ich war ein wenig haſtig, es war viel zu viel! —
Ich wag' es nicht; der Wimpler wird ſehr böſe ſein

Amy.

Komm nur, er iſt verſöhnlich und ein gutes Herz.
(Amy führt Crawley ab.)

Achter Auſtritt.

Hohenthal. Bunſen. Trent.

Hohenthal.

Sein Wein iſt ganz vortrefflich!

Bunſen.

Und ſein Töchterchen —

Hohenthal.

Iſt wie der Alte.

Bunſen.

Frevle nicht! Iſt wie der Wein!

Trout.

Iſt hübſch, die Hexe, und thut's Einem an! Ja, ja!
Der Alte aber lauert ihr dicht unter der Haut.

Hohenthal.

Da wünſch' ich Dir von Herzen Glück! Jetzt und hernach!

Bunſen.

Ich will das Unglück tragen; hat ſie doch Humor!

Trout
(mit trunkner Pfiffigkeit)

Die Stadtdragoner kommen mir ganz ſpaniſch vor.

Hohenthal (zu Bunſen).

Nimm Dich in Acht! Der Burſche riecht ſchon in den Wind.

Bunſen.

Da ſingen wir uns lieber eins zu unſerm Werk!

(Steht auf und ſingt.)

Wir kamen zu Fuß durch das Böhmer Land,
  Da hungerten wir, da durſteten wir.
Wir fuhren zu Roß in das Bayerland,
  Da hatten wir Knödel und Wurſt und Bier.
D'rauf fuhren wir durſtig hinab zum Rhein,
  Da tranken wir Eins von dem guten Wein.
Doch mehr als nach Bier und nach Würſten,
Thät' uns nach dem guten Wein dürſten.
So iſt für den Menſchen kein Mittel erfunden,
Wie viel er auch trinke, vom Durſt zu geſunden.

Alle drei wiederholen:

So iſt für den Menſchen kein Mittel erfunden,
Wie viel er auch trinke, vom Durſt zu geſunden.

Bunſen.

Und das muß wahr ſein! Da iſt meine Flaſche leer!

Hohenthal.

Halt ein, Czſcharnetzki! Des Gemetzels iſt genug!
Du führ' uns durch Herrn Crawley's Park!

Trent (taumelnd).

Die ſind nicht voll!
Die ſchönen Flaſchen! Sollen die verwaiſ't hier ſtehn?
Wie wär's, wenn Jeder Eine mit ſich nähme?

Hohenthal
(Punſen abführend).

Nein!
Wir trinken jetzt den Balſam Eurer Gartenluſt.
(Trent taumelt ihnen nach.)

Neunter Auftritt.

Bei Wimpler's.

Wimpler und Anna. Amy führt Crawley ein.

Amy.

Herr Wimrler! Hier, mein Väterchen, wünſcht eingeführt
Zu ſein. Ich wünſche Beiden zur Bekanntſchaft Glück!
(Winkt der Anna. Beide ab.)

Zehnter Auftritt.

Wimpler und Crawley.

Crawley
(geht zögernd und mit dem Ausdruck des böſen Gewiſſens auf ihn zu und ſtreckt ihm die Hand entgegen).

Herr Nachbar!

Wimpler.

Hm! Jetzt kommen Sie zu mir!

Crawley.

Die Hand!
Da iſt die meine! Wahrlich, 's thut mir herzlich leid!
War auch zu arg geärgert, war gezwickt, gezwackt
Und aus dem Schlafe aufgeſchreckt! Mehr ſag' ich nicht,
Als: hier die Hand zum Frieden!

Wimpler
(ſchüttelt ihm herzlich die Hand).

Sind ein deutſcher Mann,
Oder ſo, als wären Sie's! Das rührt mich, meiner Treu
So viel Natur in einem Britten! So grad' aus!
Trägt jedes Land doch irgend welche gute Frucht!

Crawley.

Nein, Frankreich nicht! Nicht Menſchen, mein' ich; ſonſt
mit Wein,

Wimpler.

Mit Obſt und Hühnern,

Crawley.

Wildprett, Köchen —

Wimpler.

Seid' und Oel,
Soldaten, Lirum larum und Quinquallerie, —

Crawley.

Mit Gouvernanten! Courtiſanen, Bühnenvolk
Iſt dieſes Land geſegnet mehr als irgend eins.

Wimpler.

Ja, das iſt wahr! 's iſt Alles hier Schauſpielerei.

Crawley.

Herr Wimpler, ich vermuthe, und jetzt ſeh' ich's
Bewieſen, unſre Herzen ſtimmen überein.

Wimpler.

Ich haſſe allen Aufruhr,

Crawley.

allen Lärm, Krawall –

Wimpler.

Trompeten, Pauken, Trommeln und Drehorgelei,

Crawley.

Den Muſikanten und Konzerten bin ich feind –

Wimpler.

Die unverſchämt das Trommelfell uns ſtundenlang –

Crawley.

Vollſchütten, wie ſie wollen, und beläſtigen; –

Wimpler.

Und uns zu keinem Sterbenswörtchen Ruhe gönn'n.
Doch alle Unruh andrer Art iſt Spielerei
Verglichen mit der Unruh des Gemüths.

Crawley.

Wie ſo?

Was meinen Sie, Herr Wimpler? Mein Gemüth
Iſt immer ruhig. Dieſe Unruh kenn' ich nicht.

Wimpler.

Nun, ſo im Handel —

Crawley.

Etwas auf und ab, ah bah!

Wimpler.

Und mit den Töchtern, wenn ſie thöricht nun ihr Herz
Auf Störenfriede ſetzen?

Crawley.

Davon weiß ich nichts,
Und werd's auch nicht erleben. Hab' die Eine nur,
Die Amy. Fragt nach Männern nichts, ſpielt mit der Katz,
Sprengt durch die Gaſſen, trommelt mir die Ohren voll
Auf ihrem Flügel, ſingt und denkt an weiter nichts.
Wo ſollte ſich auch Einer finden, unverſchämt
Genug, ſie zu begehren? Wer vermöchte das?

Wimpler.

Wie ſo?

Crawley.

Wer hat ein Konto, wie das ihrige?

Wimpler.

Muß Jeder ſo viel haben, als der Andere?
Iſt das Gebrauch in England?

Crawley.

Und in Deutſchland nicht?

Wimpler.

Nun nein! Da ſind die Mädchen alle toll und wild.
Iſt eine reich, ſo wählt ſie grade wen ſie will,
Sucht ſich was Hübſches. Alſo Fräulein Amy bleibt
Da lieber ledig?

Crawley.

Freilich, freilich thut ſie das!

Wimpler.

Da habt Ihr wol an alten Jungfern Ueberfluß?

Crawley.

Daß Gott erbarm!

Wimpler.

Die Mädchen denken alſo dort
In England wie die City?

Crawley.

Sie ſind frei geborn,
Und ehren ihres Landes Geiſt und Sittlichkeit.

Wimpler (bei Seite).

Macht der ſich weis, die Weiber ſei'n wie's Kontobuch,
Gefühllos und geduldig. Dächt' ich's bei der Anna nicht
Mit ihrer Kindesliebe zu erzwingen; oh!
Da würf' ich gleich die Flint' in's Korn und gäb' es zu!
(Zu Crawley.)
Doch gehn wir jetzt zum Frühſtück in die Laube dort.
(Sie gehn Arm in Arm ab.)

Eilfter Auftritt.

Bei Crawley.

Amy. Anna. Hebenthal. Bunſen.

Amy
(kommt vergnügt und berichtet).

Des Vaters Brief verrieth doch, daß Ihr drüben wär't.
Nun ſind die Alten ſelber dort; da hab' ich gleich
Den Brief an den Präfekten auf die Poſt gethan;
Der ſchickt nun und ſtatt Euer fängt er die.
Das giebt ein Feſt, ein neues, ganz beſondres Feſt!

Anna (erſchrocken).

O weh! Wie wird das werden? Was wird Vater thun?
Die werden außer ſich gerathen, liebes Herz!

Amy.

Das iſt ja juſt der beſte Spaß dabei, und ſieh,
Die Leute werden ihnen nichts zu Leide thun,
Dagegen unſern Freunden hätten ſie's gethan.
Drum, ſiehſt Du, Strafe mußte ſein; ſie haben's längſt
Verdient, die beiden alten Herrn, mit Wort und That

Und all der Unbarmherzigkeit bei Andrer Leid.
Doch ganz beſonders gottlos war das Väterchen.

Hohenthal.

Wohl wahr! Doch iſt die Strafe faſt zu hart für ſie.

Bunſen.

Laß gut ſein, Hans! Verdienen ſie's denn nicht, einmal
In ihre eigne Falle zu gerathen? Ei!
Vielleicht wenn ihre Polizei ſie ſelber ſchiert,
Geneſen ſie von ihrer Straf- und Häſcherwuth.

Amy.

Nichts anders kann ſie beſſern, das iſt wohl gewiß.

Hohenthal.

Ich fürchte, wir verbeſſern nichts, als ihren Zorn —

Anna.

Auf uns und unſre Liebe.

Bunſen.

Wir ſind nun einmal
Auf dieſes neue Abenteuer eingeſchifft;

So laßt uns muthig vorwärts ſteuern; der Pilot
Iſt zwar ein Waghals, aber auch ein Genius.

Amy.

Was würd' aus Euch Philiſtern, wär' die Amy nicht?!
(Zur Anna.)
Doch weißt Du, wo die alten Herrn ſich einquartirt?

Anna.

Beim Frühſtück in der Gartenlaube ſind ſie jetzt.

Amy.

Da woll'n wir uns zu beiden Seiten im Gebüſch
Verſtecken. So erleben wir den ganzen Spaß.

Anna.

Und die Bewegung, denk' ich, thut den Alten gut!

Amy
(mit einem Seitenblick auf Hohenthal und Bunſen).

Verſteht ſich, komm nur! Die beſinnen ſich noch erſt. —
(Anna und Amy eilen fort.)

Hohenthal.

Wenn's nur gelingt! Die kreiſelt uns die Kreuz und Quer
Nach ſouveräner Laune, haſt Du nicht geſehn!

Doch Du, mein armer Guſtav, überleg' Dir's wohl!
Noch iſt es Zeit, dem hübſchen Unband zu entgehn!

Bunſen.

Es iſt zu ſpät! Ich bin Dir wie beſeſſen, Freund;
Der Gott hat Dich gerochen für den blinden Witz,
Womit ich früher unaufhörlich Dich verfolgt!

(Alle ab.)

Zwölfter Auftritt.

In der Gartenlaube.

Wimpler und Crawley.

Crawley

(zeigt auf den Tiſch).

Und dies Gericht bereitet Fräulein Anna ſelbſt?

Wimpler.

Hab' über Küch- und Kellerwirthſchaft ſie geſetzt.
Sie führt die Vorraths-Schlüſſel und beſorgt das Haus.

Crawley.

Die Amy ordnet meinen Haushalt auch. Sie führt
'nen Kaſſenſchlüſſel und das kleine Kaſſenbuch.

Wimpler.

Die Anna führt den Haushalt und thut ſelber mit.

Crawley.

Hm! Thut ſie das?
(lacht.)
Ihr ſeid Jahrhunderte zurück.
Ich zweifle, daß zu Shakeſpear's Zeit ſo was geſchah!

Dreizehnter Auftritt.

Die Vorigen. Zwei Stadtdragoner kommen auf die Laube zu.

Crawley
(nimmt die Cigarre aus dem Munde für ſich).

Da kommen die verwünſchten Stadtdragoner her!

Wimpler (für ſich).

Nun gar zu mir! Was ſoll das werden? Dieſer Scherz
Geht mir zu weit! Die Burſchen übertreiben es!

Crawley (für ſich).

Verſteh' es nicht! Die müßten längſt betrunken ſein
Und abgeführt!

Wimpler (für ſich).

'S iſt Hohenthal und Bunſen nicht!

Crawley.

Die ſind mir nicht betrunken! 's ſind dieſelben nicht.

Wimpler
(geht auf ſie zu).

Was ſteht zu Dienſten, meine Herrn, ich bin der Herr
Vom Hauſe, Jacob Wimpler; Sie ſind wohl nicht recht?

Erſter Dragoner.

Ihr Nam' iſt Bunſen, und Sie ſind der Hohenthal.

Zweiter.

Oder Sie ſind Hohenthal und Sie der Bunſerich.

Erſter.

Im Namen des Geſetzes, wir verhaften Sie!

Crawley
(ſteht verdutzt; für ſich).

Das hab' ich mir nun richtig ſelber eingebrockt.

Wimpler
(lacht laut auf).

Was? Denken Sie, daß Männer unſerer Statur
Mit Unruhn ſich befaſſen? O da irr'n Sie ſich.

Zweiter.

Wir haben ſie noch dicker, mein Herr Bunſerich.

Wimpler (ernſthaft).

In Ernſt? Die ſchleppen uns wahrhaftig fort in's Loch.

Crawley.

Welch eine Schmach! Steht morgen Alles in der Times!
Was wird die City ſagen? Das iſt gar kein Spaß!
Meine Herrn, ich bin James Crawley, Ihrer Majeſtät
Der Königin Victoria treuer Unterthan.

Erſter.

Der iſt Dir ſchlau! — Das möchten Sie wohl lieber ſein,
Als ein Gefangner unſrer Republik, nicht wahr?
Doch dort ſteht unſer Wagen! Steigen Sie nur ein!
Der Herr Präfekt wird Ihnen ſagen, wer Sie ſind.

Crawley.

Mein'n Hut und Stock! He, Sarah! Humphrey Trout!

Zweiter.

Still, Herr!

Wimpler.

Mein'n Hut und Ueberrock!

Erſter.

Ich bitte nicht zu ſchrein!

Sophie
(kommt damit gelaufen).

Um Gottes Will'n, Herr Wimpler, was iſt hier geſchehn?

Zweiter.

Schön's Jüngferchen, Sie irren ſich! Es iſt zu ſpät

Die Herrn mit einem Scherze zu befrei'n. Ziehn Sie
Sich nur gefälligſt wieder in das Haus zurück.

Crawley.

Das hätt' ich mir nun richtig ſelber eingebrockt!
Was hab' ich auch den Teufel an die Wand gemalt?

(Die Vier gehn ab.)

Vierzehnter Auftritt.

Als die Gefangenen fortgeführt ſind, ſtürzen die jungen Leute mit Gelächter auf die Bühne und tanzen darauf herum. Sophie ſieht dem Treiben beſtürzt zu. Bunſen nimmt die Amy und beginnt den Freiſchütz-Walzer oder einen Galopp zu ſingen, Hohenthal folgt mit der Anna. Das Orcheſter fällt mit der Tanzmuſik ein. Nach einigen Takten fällt der Vorhang.

Dritter Aufzug.

Im Garten, die letzte Scenerie.

Erſter Auftritt.

Anna und Hohenthal im Hintergrunde. Amy. Bunſen.

Amy.

Wir haben nun das Reich allein, was fang'n wir an?
Fällt Dir nichts ein? Wir müſſen dieſes Zwiſchenreich
Mit ſo viel Unſinn feiern, daß die Nachwelt ſtaunt
Und uns noch höher als die Weltverwüſter preiſ't.

Bunſen.

Der liebſte Unſinn wäre mir ein Probekuß.

Amy.

Du!! — Fürchte meines Bruders Zorn! Dein Probekuß
Hat ihn beleidigt; 's hätte faſt ſo ausgeſehn,
Als wäre er ein Mädchen. Wollteſt Du nun gar
Auch ſeine Schweſter küſſen, würd' er wüthend ſein.

Bunſen.

Du giebſt mir ihn ganz heimlich und verſchweigſt es ihm.
Ich möchte doch verſuchen, ob er mich an ihn
Erinnert. Wie er küßte, weiß ich ganz genau.

Amy.

Er hätte Dich geküßt? Du eitler Lügenbold!

Bunſen.

„Wie er ſich küßte," ſagt' ich, nicht „wie er geküßt."

Amy.

Nun gut! Du weißt, er wurde ſchrecklich wild und ſchlug
Dich für den unverſchämten Peſt- und Probekuß.
Und er hat Recht! Auch ohne Peſt iſt das Syſtem
Der Probeküſſe gänzlich falſch und unehrbar.
So etwas darf es gar nicht geben. Denn ein Kuß

Iſt wie ein Eid. Zur Probe, Guſtav, ſchwört kein
Menſch.
Und höher noch als Eidespflicht gilt Küſſespflicht,
Das will ich Dir nur ſagen, Du Hans Küſſerich!

Bunſen.

Die Probe iſt nicht unrecht; auch den beſten Wein
Läßt uns der Küfer koſten, eh' er ihn verkauft.

Amy.

So denkſt Du von den Küſſen? Schämſt Du Dich
denn nicht?

Bunſen.

Und wie der Mädchen Küſſe, ſo iſt auch ihr Sinn.
Der weiche Kuß verräth uns Zartheit im Gemüth,
Der volle Treu' und Liebe, und der feurige
Verräth uns die Gefahren, die der Liebe drohn.

Amy.

So? Du Herr Kußprofeſſor? Nun da ſeh' ich doch
Wie viele Mädchenmäuler treulos Du geküßt!
Und ſolche Praxis kramt er aus, daß man erſchrickt!
Da kannſt Du lange warten! Ich bereichre ſie Dir nicht

Und mir geſtehſt Du die Verbrechen ohne Scham?
Na! Warte! Rächen will ich die Betrogenen.

Bunſen.

Ich hab' es nur von Hörenſagen, ſo gewiß!
Den allererſten, theure Amy, gab ich Dir.

Amy.

Du Heuchler! Aber Lügen haben kurze Bein'!
Hättſt Du wohl ſo erfahren um den Hals Dich feſt
Geankert und an meine Schultern Dich geſchmiegt,
Wenn Du nicht manches hübſche Mädchen ſchon geküßt?

Bunſen.

Doch keine hat mit Wahnſinn auf den zweiten mich
So angeſteckt wie Du.

Amy.

Da werde Du nur toll!

Bunſen.

Das ſoll ein Wort ſein, o du hübſcher Ausbund Du!
(Ergreift und küßt ſie. Sie macht ſich los und läuft fort. Er verfolgt ſie.)

Zweiter Auftritt.

Anna. Hohenthal. Amy und Bunſen kommen nach einiger Zeit Arm in Arm zurück.

Anna.

Er liebt Dich, Hans, doch giebt er nie ſein Wort dazu.
Denn er traut Deinem Schickſal nicht. Er denkt, Du wirſt
In der Welt nie Ruhe finden.

Hohenthal.

Nun, die finden wir
In England.

Anna.

Vater glaubt es nicht. Er denkt, man würde
Auch dort uns keine Stätte gönnen. Alle Welt
Sei wider Euch, und England gegen ſie zu ſchwach.
Durch dieſen Streich nun wird er vollends aufgebracht.
Er weiß ja Alles oder bringt es leicht heraus.

Hohenthal.

Er iſt im Irrthum, und wir müſſen durch die That
Ihm zeigen, daß an Englands weißem Küſtenwall
Die Woge dieſes Wahnſinns gegen Freiheit ſich
Ohnmächtig bricht. Doch hier iſt unſers Bleibens nun
Nicht mehr. In dieſem Augenblicke weiß man ſchon,
Daß wir die heilige Hermandad arg gefoppt.
Das iſt ein Spiel mit aller Ausſicht auf Verluſt,
Wenn wir nicht ſchleunigſt ihrem Zauberkreis entfliehn.

(Andy und Bunſen kommen zurück und hören zu.)

Anna.

Entfliehn, aus unſerm Hauſe? Von dem eignen Heerd
Vertrieben, Hans? Das fürchtete der Vater ſo!

Hohenthal.

In England iſt das Haus geheiligt und der Heerd,
Und für Geſetz und Freiheit wird kein Menſch verfolgt,
Nur wer Geſetz und Frieden bricht, den ſtraft man dort.
In England gründen wir uns einen neuen Heerd,
Und von dem Schmid in Schottland haſt Du wohl gehört,
Der traut uns, wenn wir kommen; und Dein Vater wird

Sich ſchon mit uns verſöhnen, wenn er zu uns kommt
Komm, laß uns eilen! Jeder Aufſchub bringt Gefahr!

Anna.

O mein Johannes! Schwöre mir, daß Du mich nie
Zu neuen Wagefahrten mehr verlaſſen willſt;
So will ich mein Gelübde halten, und Du ſollſt
Aus dieſen Feſſeln niemals wieder Dich befrei'n!
(Umarmt ihn.)

Amy.

Hörſt Du? Das iſt ja köſtlich! Laß uns mit entfliehn.
Du kannſt mich gleich entführen, eh' der Vater kommt,
Doch Alles blos zur Probe! Das verſteht ſich, blos
Zur Unterhaltung meines Vaters und für mich
Veränd'rungshalber.

Bunſen.

Ja! Verändrungshalber, Herz!
Du weißt doch was Verändrungshalber ſagen will?

Amy.

Sei ſtill! Sei nicht vorwitzig! Höre ruhig zu!
Wenn die zu Hauſe kommen, raſen ſie umher
Und ſuchen uns; dann machen ſie ſich eilig auf,

Und keuchen auf den Bahnhof ohne Speiſ' und Trank,
Um uns zu fangen, und vor Brüſſel oder Gent
Giebt's nichts zu eſſen; das verſüßt den alten Herrn
Die Mahlzeit! Aber wir ſind längſt voraus zu Schiff.

Anna.

Was meinſt Du, Herz? Wir nehmen doch die Zofen mit?

Amy.

Die Zofen und die Wirthſchaftskaſſe. Welch' ein Feſt!
(Zu Bunſen.)
Doch wie geſagt, wir fahren nur zur Probe mit.

Bunſen.

Zur Probe oder im Ernſte. Macht nur eilig fort,
Daß ſie nicht wieder kommen und beim Flittich uns
Erhaſchen in der Probe zu der Probefahrt!
(Alle vier ſpringen fort.)

Dritter Auftritt.

Bei Crawley's.

Wimpler. Crawley. Trout. Dienerſchaft.

Wimpler (kommt).

Mein Haus iſt leer, Herr Nachbar, ſelbſt die Sophie
fort!

Crawley
(zu den Dienern).

Wo iſt die Sarah, wo iſt Amy? Ruft ſie her!

Trout
(erſcheint in verſtörtem Aufzuge, die Katz' auf dem Arm).

Hier iſt der Tom, Herr, 's arme Vieh! Ich hab' es noch
Gerettet, hab's mit Lebensg'fahr aus'm Waſſer g'holt.
Die Herrn Dragoner hatt'n 'nen in den Teich gethan.

Crawley
(befühlt die Katze).

Der Tom? Der iſt ja trocken; aber Du biſt naß.
Da hab'n die Herrn Dragoner wohl Dich ſelbſt getauft?

Trout.

Wie ſoll er naß ſein? Ich ergriff ihn kurz vorher,
Eh' er hineinfiel, zog ihn 'raus beim Schwanz und fiel
Ein Opfer meiner zärtlichen Treue ſelbſt in'n Teich.
Und d'Katzen ſind elaſtiſch, ſtreichen's ihnen 's Fell,
So giebt es Feuerfunken und ſie heben den Schwanz.
Des Abends kann man's ſehen. Da ſie feurig ſind,
Wird das nicht naß! Sie ſehen's hier an unſerm Tom.
Doch ich bin weder waſſerfeſt noch feuervoll.

Crawley.

So? Du fielſt ſelbſt in's Waſſer, und die Herren nicht?

Trout.

O Herr, das waren keine Stadtdragoner nicht!
Es waren richt'ge Teufelsbraten, Zauberer.
Der Wein that ihnen gar nichts, oben auf dem Kopf
Hatt' jeder einen Hahn, da kam der Geiſt heraus
Und brannt' in blauen Flämmchen. Und die Bosheit ſelbſt
Sind dieſe falſchen Säufer, denn es half zu nichts
Daß ich es ihnen zutrank; dies verſtockte Pack
Blieb immer ganze Flaſchen hinter mir zurück.
Die werden nicht betrunken, die ſind feuerfeſt,

Und mit der böſen Kunſt verblendeten ſie mir
Die Augen, daß ich hier den Tom beim Schwanz ergriff
Als ich in's Waſſer fiel, und nicht den Haſelſtrauch.

Crawley.

Den Haſelſtrauch beim Schwanz?

Trout.

Den Tom beim Schwanze, Herr!

Crawley.

Nun gut! Du fielſt in's Waſſer. Sag' mir nun, wo iſt
Die Amy und die Sarah?

Trout
(läßt die Katze fallen).

Ach, daß Gott erbarm!
Mit beiden fuhr'n die Zaubrer durch die Luft davon.

Crawley.

Daß ſie durch's Waſſer nicht gefahren ſind, iſt klar;
Das thatſt Du ſelber; aber ſag' wo ſind ſie hin?

Trout.

Sie fuhren durch den Schornſtein auf dem Beſenſtiel.

Crawley
(geht mit geballter Fauſt auf ihn zu).

Wirſt Du ein Ende machen? Dummer Tropf! Sind wir
Für Deinen Unſinn müßig? Sprich, wo ſind ſie hin?
(In dieſem Augenblicke tritt ein Bote von der Präfektur herein.)

Trout
(ſich hinter ihn flüchtend).

Da ſteht doch mal die Polizei der Unſchuld bei!

Vierter Auftritt.

Die Vorigen. Der Poliziſt.

Der Poliziſt
(in feiner Halbuniform).

Der Herr Präfekt läßt tauſendmal entſchuldigen,
Daß er verehrte Herrn aus Irrthum ſo bemüht!

Und ſendet die Depeſche, daß Herr Hohenthal
Und Bunſen mit Familie nach Brüſſel ſind.

Wimpler (lacht).

Nach Brüſſel? Mit Familie? Das ginge ja
Noch über'n Telegraphen, über Zauberei.
Mit der Familie hat's wohl gute Wege, Herr,
Doch daß ſie alle fort ſind, wird wohl richtig ſein.

Crawley.

Die Amy mit? Nicht möglich! Trout, die Amy, Trout?

Trout.

Iſt durch die Luft gefahren, hab' es ſelbſt geſehn,
Das iſt gewiß, Herr Crawley; ſie iſt futich und fort!

Crawley.

Wo 'naus?

Trout.

Zum Fenſter 'naus, zum Schornſtein oder ſo.
(Macht eine Bewegung.)

Crawley.

Oder ſo.
(Winkt ihn zur Thür hinaus.)

Der Eſel!

(Trent kommt zum Fenſter wieder herein.)

Wimpler.

Allgemeine Auflöſung
Aller geſelligen Bande! Der zur Thür hinaus
Geſtenzt! Und kommt zum Fenſter richtig wieder 'rein!
Hätt' er das ſonſt ſich unterſtanden? Doch den Kopf
Nur nicht verloren, mein Herr Nachbar; morgen früh
Iſt dieſer Aufruhr überſtanden und beſiegt.

Crawley.

Was iſt zu thun?

Wimpler
(zu dem Poliziſten).

Man könnte wohl auf unſer Wort
Die jungen Leut' in Brüſſel —

Poliziſt.

V'rhaften! Ganz gewiß!

Wimpler.

Was meinen Sie, Herr Crawley?

Crawley.

Wenn das geht, nur zu!
Doch ſind ſie wohlberechtigt, denk' ich, durchzugehn.
Es iſt nicht recht, doch ſeh' ich kein Verbrechen d'rin.
Wir können mit Verhaftung unbeſcholtener
Und freier Leute doch nicht vor Gericht beſtehn.
Hier ſind ſie ſchuldig, doch in Brüſſel ſind ſie's nicht.
Die Burſche, mein' ich, Bunſen und Hans Hohenthal.

Der Poliziſt (lächelnd).

Wie komiſch! Mein Herr Britte! Hier ſind zweierlei
Verſchiedne Leut'. Die Einen, wir, ſind die Gewalt;
Uns fängt man freilich nicht. Die Andern aber ſind
Wie Haſen oder Vögel. Wenn es uns gefällt,
So fangen wir ſie. Wir behalten ſie ſo lang'
Es uns beliebt, und wenn wir ſie entlaſſen, gut,
Dann fliegen ſie zur Thür hinaus mit einem Tritt, — —
Und rufen draußen Vivat, daß ſie draußen ſind.

Crawley.

So fangt ſie uns.

Wimpler.

Wir reiſen ſtehenden Fußes nach.

Crawley.

Jack ſoll das Haus, die Pferde und die Kaz' verſehn.

Trout.

Soll Tom nicht mit, Herr Crawley?

Crawley.

Halt Dein loſes Maul!
Wir fahren, mach Dich fertig! Du gehſt mit!

Trout.

Ich geh?
Sie fahren und ich gehe?

Crawley.

Ja, verſuch' es nur!
Du kannſt mit Dampf gehn: Dampf haſt Du zum Ueberfluß
Aus dieſen Batterien entwickelt, die dort ſtehn.

Trout.

Herr, nehmen wir nicht unſern Flaſchenkeller mit?
(Crawley nickt. Alle ab.)

Fünfter Auftritt.

Gaſthof in Brüſſel.

Amy. Anna.

Anna.

Es iſt doch hübſch, daß vor Verfolgung ſicher, hier,
Als wären wir zu Hauſe, wir uns eingehauſ't.

Amy.

Doch hab' ich nie gezweifelt, wir mit unſrer Liſt
Wir würden glücklich unſre theuren Schützlinge
Aus der Mauſefalle dieſes kind'ſchen Frankreichs ziehn.
Sind dumme Mäuſe, die Franzoſen, und ihr Land
Iſt Eine große Mauſefalle, wenn ſie ſich
Nicht gar 'ne Katze kommen laſſen, die ſie frißt.
Hier aber hab' ich was gefunden. Sieh Dich um!
Sieh, dieſes Stück des Hauſes dient zum Bühnenſpiel.
Dort ſiehſt Du die Couliſſen und hier, wo ich ſteh',
Iſt die Verſenkungsſtelle. Woll'n wir da nicht mal
Mit einem Scherz beim Frühſtück ſie beluſtigen?

Anna.

Was machen wir?

Amy.

Wo wird doch gleich ein Held verſenkt?

Anna.

In Schiller's Jungfrau. Talbot ſinkt —

Amy.

Der paßt uns nicht,
Der Sauertopf! Wir brauchen etwas Jüngeres.

Anna.

Nun gut! Da nehmen wir den Lionel dafür.

Amy (lacht).

Warum ſoll der nicht auch verſinken?

Anna.

Lionel
Bin ich. Du machſt die Jungfrau, und ich ſchelte Dich —

Amy.

Du küſſeſt mich, Du giebſt mir einen Probekuß.

Anna (ſcherzend).

Und dafür ſendeſt Du mich in die Unterwelt?

Amy.

Natürlich! Das verſteht ſich! Das verdienſt Du ja.
Da trägt der Kellner ihnen ſchon das Frühſtück auf,
(Der Kellner trägt auf)
Dort, ſiehſt Du? Und wenn Du verſinkſt, ſo müſſen ſie
Zu gleicher Zeit verſinken. Wird Dein Publikum
Sich wundern, wenn es plötzlich ſelbſt 'ne Rolle ſpielt!
(Die beiden Mädchen ab.)

Sechster Auftritt.

Kellner mit Hohenthal und Bunſen.

Kellner.

Dies iſt das Frühſtückszimmer, hochgeehrte Herren!

Bunſen.

Das Zimmer iſt geräumig! Wäre groß genug
Zum Frühſtücks-Arſenale. Aber ſieh einmal

Hohenthal.

Was denn?

Bunſen.

Das iſt ja wahrlich ein Theater, das!

(Zu dem Kellner.)

Wo ſind die jungen Damen?

Kellner.

Ihre Kammerfrau'n
Berichten, alle Beide ſchliefen hart und feſt.
Sie möchten nur frühſtücken. Und es ſtört doch nicht,
Wenn man hier unterdeſſen eine Probe ſpielt?

Bunſen.

Spielt alles Probe! Hohenthal!

Hohenthal

(zum Kellner).

Es ſtört uns nicht!
Im Gegentheil, wir ſpielen ſelbſt ein Probeſtück —

Bunſen.

Und um ſo mehr empfinden wir die Wichtigkeit

Der Probe. Sind auch hübſche Mädchen mit dabei?

(Anna kuckt hinter der Couliſſe vor und droht ihm, ohne von ihm bemerkt zu werden.)

Kellner.

Sind wunderſchön!

Hohenthal.

Auch hübſche Mädchen? Ei! Wie lernt
Der Spötter plötzlich Buße thun! Ein Probekuß,
Ein einziger, und alle Sprödigkeit iſt hin!

(Anna eben ſo hinter den Couliſſen vor, wirft ihm einen Kuß zu, ohne von ihm bemerkt zu werden.)

Bunſen.

Pſt! Hans, da kommen ſchon die ſchönen Masken her!

Siebenter Auftritt.

Die Vorigen. Anna als Lionel, Amy als Jungfrau. Beide Mädchen mit gezognen Schwertern. Sie fechten, Lionel ſinkt auf ein Knie, die Jungfrau will ihn niederſtoßen, dann bebt ſie zurück, geblendet von ſeiner Schönheit. Lionel erhebt ſich.

Amy
(als Jungfrau).

Du biſt ein hübſcher Junge; ich begnad'ge Dich.

Anna
(als Lionel).

So komm und laß uns fliehn zu Deinen Schafen, komm!
Laß dieſes unverbeſſerliche Frankenvolk
Zu Grunde gehen, wie der alte Wimpler will.

Bunſen.

Aus Schiller's Jungfrau eine Farce!

Hohenthal (lachend).

Hörſt Du nicht?

Bunſen.

Ich höre! Laß uns thun, als merkten wir es nicht.

Amy
(als Jungfrau, zur Anna).

Ich merk' es, Falſcher, Du willſt meine Schafe nur,
Und machſt Dir nichts aus mir.
(Guſtav nachäffend.)
Auch hübſche Mädchen dabei?

Anna
(als Lionel).

Ich liebe Dich, Du Allerſchönſte, Dich allein,
Auch ohne Schafe; meinen Probekuß zum Pfand!
(Küßt ſie.)

Amy
(als Jungfrau).

Du wagteſt mit profanem Mund den Probekuß
Auf meine jungfräulichen Lippen, fahre hin!
Das iſt Dein Ende, Du verweg'ner Küſſerich!
(Sticht nach ihm. Anna verſinkt. Hohenthal mit dem Tiſch verſinkt ebenfalls. Bunſen ſpringt raſch hervor, ehe Hohenthal verſchwindet.)

Bunſen
(umarmt die Amy).

Trotz Schwert und Eiſenpanzer hab' ich Dich erhaſcht!

Amy
(macht ſich los und dringt mit dem Schwert auf ihn ein).

Iſt das ein unverſchämtes Kraut,
Zurück! Ich bin des Himmels Braut!

(Anna und Hohenthal kommen wieder. Sie ſpringen mit Gelächter herzu.)

Hohenthal.

Ihr habt Euch heute luſtig bei uns eingeführt.

Bunſen.

Und eine Zeitlang glaubten wir an Euer Spiel.

Amy.

So? Wirklich? War'n auch hübſche Mädchen mit dabei?

Bunſen.

Viel hübſcher, als wir beide ſie erwarteten!

Achter Auftritt.

Die Vorigen. Zwei Stadtdragoner.

Dragoner-Offizier
(nähert ſich höflich).

Verzeihn die Herrn und Damen, wenn wir hier geſtört.
Sie ſind, geehrter Herr?

Hohenthal.

Ich heiße Tiefenbach.

Bunſen.

Mein Nam' iſt Zumpt.

Dragoner-Offizier.

Herr Tiefenbach und Sie Herr Zumpt?
Und dieſes junge Mädchen?

Bunſen.

Das iſt meine Frau.

Amy.

Auch nicht zur Probe! Bin die Jungfrau von Orleans.

Anna.

Und ich bin Lionel. Wir hatt'n Probe hier.

Dragoner-Offizier
(wird die Verkleidung gewahr).

Hm! Alles iſt verwandelt! Nun wir brauchen nur
Die beiden Jungfrau'n. Alles andre bleibt von ſelbſt,
Die jungen Schönen ſind Magnet genug dafür.
Hab' ich den Käfig, hab' ich auch den Vogel d'rin,
Hab' ich die Angel, hab' ich auch den Fiſch daran.

Hohenthal.

Wir ſind zum Schutz der Damen hier und bitten ſehr —

Bunſen.

Um Ihre Vollmacht, hier Gewalt zu brauchen, Herr!

Dragoner-Offizier.

Nun gut, beſchützen Sie die Damen gegen uns,
Wir ſchützen ſie dann aber wieder gegen Sie!

Amy.

Uns ſchützen wider unſern Will'n? Ich dächte gar!

Anna.

Wir ſind uns Schutz genug; bemühen Sie ſich nicht!

Dragoner-Offizier.

Hier, hochgeehrter Herr von Lionel, ſehn Sie,
In Handſchrift Ihrer Väter den Verhaftsbefehl
Von Beiden. Es iſt bittrer Ernſt, die beiden Herrn
Sind auf dem Wege von Paris und werden bald
In Brüſſel ſein. So lange bitt' ich unſern Schutz
Nicht auszuſchlagen.

Amy.

So? Sie haben den Befehl
Von unſern Vätern? Freilich, da ſind wir im Netz!
Doch unſer Frühſtück, Kellner! Wir verſäumten es
Da über unſre Probe. Iſt es mir erlaubt
Es zu beſtellen? Und Sie nehmen Theil, nicht wahr?

Dragoner-Offizier.

Nur zu viel Ehre! Mein verehrtes Jungfräulein!

Amy

(ſpricht heimlich mit dem Kellner und deutet auf den Frühſtückstiſch von Hohenthal und Bunſen, der vorhin ohne Hohenthal wieder heraufgekommen iſt. Der Kellner bringt ein zweites Tiſchchen für die Mädchen. Binſen und Hohenthal führen die Dragoner an den Tiſch. Die Mädchen nehmen jede eine Taſſe. Sie kommen zu den Männern heran.)

Amy.

Es war einmal ein ſchottiſch Mädchen, jung und kühn,
Unl gut zu Pferde, wie die Mädchen dort es ſind,
Die nahm der Eſtafette den Verhaftsbefehl,
Der ihrem Liebſten drohte, und mit ſeinem Pferd
Ritt ſie davon.

Dragoner-Offizier.

Nahm dem Berittnen Pferd und Brief?
Das ſt gewiß in grauer Fabelzeit geſchehn.
Verſuhen Sie's einmal mit uns und unſerm Brief.

Amy.

Wenn Sie es wünſchen! Abera, cadabera!
Tra lium larum Löffelſtiel! Nun fliegt davon!
(Die Dragoner verſinken. Die jungen Leute jauchzen auf.)

Neunter Auftritt.

Der Kellner (ſtürzt herein).

'ne Kutſche mit zwei alten Herrn! Nur raſch hier fort!
Noch treffen Sie den Bahnzug; doch er wartet nicht!
(Alle beſchenken ihn und eilen fort.)

Zehnter Auftritt.

Wimpler und Crawley kommen.

Wimpler.

Hier halten ſie die Vögel uns beim Flittich feſt!
Na! Die Geſichter! Armes Aennchen! Doch es war
Zu arg! Mir fortzulaufen! Strafe mußte ſein!
(Man hört ein Rumoren von Unten.)

Crawley.

Der Donner! Was? Steht Brüſſel auf vulcan'ſchem
Grund?

Wimpler.

Ich hör' ein dumpfes Rufen und ein Säbel klirrt.

Crawley.

Jetzt fällt ein ganzer Tiſch mit Glas und Tellern um
Was ſoll das heißen? Und der Unſinn hier umher!
Iſt dies ein Brüſſ'ler Wirthshaus oder ſpielt man hier
Mit uns ein Luſtſpiel? Kellner! — Wo verſchwand der Burſch?
Und wo iſt Trout?

Eilfter Auftritt.

Die Vorigen. Trout.

Trout.

Herr, die ſind wieder futſch und fort!

Crawley.

Wer, Ungeheuer?

Trout.

Amy und die Herrn vom Dampf.

Crawley.

Was meinſt Du? Und wie weißt Du das, du Faſelhans?

Trout.

Sie ſind mit Dampf zum Thore und zum Land' hinaus.
Die Amy ſteckt' ihr Köpfchen 'raus und nickte mir,
Und aus dem andern Fenſter rief mir Sarah zu:
„Sei ſtill, Trout! — Daß Du's nicht vor Abend weiter ſagſt!“
Dann warf ſie mir 'ne Kußhand zu, das Wetterding!
O Herr, die loſe Amy hat mit Zauberkunſt
Und mit gottloſen Kniffen Alles angeſteckt!
Die Sarah! Sonſt ſo öd' und zipp! [illegible] Na! Ich ſag'!

Crawley.

Ob Du Dein ſchiefes Läſtermaul wohl zähmen kannſt!
Hab' ich Dich denn zum Sittenrichter eingeſetzt,
Du taumelnder Hans Flunkrer, Pfützenplumps,
Mit keinem Tugendanhalt, als dem Katzenſchwanz?

Trout
(mit Selbſtgefühl).

Der Trout ſteht hier! Die Amy, die iſt durchgebrannt!
(Crawley wirft ihm einen zornigen Blick zu. Wimpler zieht Crawley in die Couliſſen mit einem ſchlauen Wink auf die Kommenden, Trout ſchleicht nach.)

Zwölfter Auftritt.

Der Kellner und die Dragoner in heftigem Wortwechſel.

Dragoner-Offizier.

Wo ſind die jungen Mädchen?

Kellner.

Herr, das frag' ich Sie.
Sie wollten ſie bewachen. Doch wo iſt der Tiſch,
Den ich für Sie gedeckt, und das Geſchirr darauf?

Dragoner-Offizier.

Sie wiſſen's wohl. Sie ſelber haben uns verſenkt.

Kellner.

Ich habe Sie bedient. 's Verſenken ſchiert mich nicht.

Dragoner-Offizier.

Es ſchiert Sie nicht? Sie ſprachen heimlich mit der Miß.

Kellner.

Durchaus nicht heimlich; ſie beſtellte, laut und klar,
Die Speiſen und Getränke für die beiden Herrn.

Dragoner-Offizier.

Und daß Sie uns verſenken ſollten und die Thür
Des dunkeln Kellers ſchließen, wo wir eingeſperrt
So lang' vergebens einen Ausweg uns geſucht.

Kellner.

Herr, ich bin Kellner, über Küch' und Kellnerei,
Nicht über die Theaterluken hier geſetzt;
Mit Ihren Kellerfahrten hab' ich nichts zu thun.

Dragoner-Offizier.

Sie wollen uns verhöhnen?

Kellner.

Zahlen Sie, was Sie
Dort unten mir zerbrochen in der Unterwelt.

Dragoner-Offizier.

Sie unverſchämter Lümmel!
(Zu ſeinem Begleiter.)
Nimm ihn in Verhaft.

Kellner.

Ich will doch ſehn, ob ohne ſchriftlichen Befehl,
Und weil Sie mir nicht zahlen können --

Dreizehnter Auftritt.

Crawley, Wimpler und Trout kommen hervor.

Wimpler.

Halt! Ihr Herrn!
Wir ſind an allem Unheil ſchuld. Verleiteten

Die Herrn zu dieſem Wageſtück. Verzeihen Sie
Dem Kellner, und den Schaden, den vergüten wir.
(Heimlich zu Crawley.)
Mich freut's im Stillen, daß die dieſe ſo geprellt!

Crawley.

Iſt das ein aufgeregtes Volk, die Belgier!
Erboſ't ſich Einer wie der Andere um nichts!
Da ſind wir Britten ruhiger, gelaſſener!

Wimpler.

Und erſt wir Deutſche!
(Zum Dragoner-Offizier.)
Doch die jungen Flüchtlinge?

Dragoner-Offizier.

Da will ich Ihnen rathen! Kommen Sie nur mit
(Alle ab, außer dem Kellner.)

Kellner.

Nur von Oſtend' nach Dover keine Kellerfahrt

(Der Vorhang fällt.)

Vierter Aufzug.

Auf dem Verdeck des Schiffes nach Dover.

Erſter Auftritt.

Das Verdeck iſt leer. Aus der Kajüte erſchallt der Geſang der vier jungen Leute.
Melodie: Auf! Matroſen ꝛc.

Hohenthal.

Lauf, Schiffchen, und rudre geſchwinde,
Sonſt fängt er den Dieb mit dem Kinde.
Soll ich Dich frei'n,
Aennichen mein,
Müſſen wir morgen in Schottland ſein.

Anna.

Lauf, Schifflein und trag' uns von hinnen,
Laß die Liebenden glücklich entrinnen.
Will Er mich frei'n,
Würd' ich ja ſein,
Und müßt' es auch fern in der Fremde ſein.

Amy und Bunſen.

Lauf, Schiffchen, und rudre geſchwinde,
Daß uns der Verfolger nicht finde.
Hinter uns drein
Mag er dann ſchrei'n,
Daß wir zur Prob' ihm entronnen ſei'n.

Zweiter Auftritt.

Crawler und Wimpler, von Traut begleitet, beſteigen das Schiff, als eben alle Vier in der Kajüte den letzten Vers wiederholen.

Wimpler (horchend).

Sind alle Vier da drunten in der Koje drin.

Ich kenne ſ' alle an der Stimme, das iſt Hans,
Und das iſt Aennchen. Warte! Du Verrätherchen!

Trout
(während man den Kapitän kommandiren hört: Ho! Anker hoch! Rechts ab).

Und das iſt Fräulein Amy, ach Du lieber Gott!
Wie ſchnell hat ihre Stimme ſich in'n Baß verſetzt,
Und war ſo klar wie feiner Pikkelflötenton!

Crawley.

Das iſt ja Kapitän Paulding, der dort kommandirt;
Jetzt hebt das Boot den Bugſpriet und jetzt ſetzt es Gang.
Hurräh für England! Nachbar, ſchrei'n Sie doch hurräh!

Wimpler.

Hurräht ſich was! Verwünſcht Gewiege! Wollt' ich wär'
Schon wieder auf dem Trocknen. Iſt kein Anhalt hier,
Wird alles wacklig, ſchwindlig und aufwühleriſch!

Crawley
(ſtellt ſich mit geſpreizten Beinen hin und wiegt mit wie das Schiff ſchwankt).

Mir thut es wohl, mein brittiſch Herz fühlt ſich zu Hauſ'
Im ſchaukelnden Gewoge. Sanft und ohne Stoß
Streicht unſer Kiel geſchmeidig durch die glatte Fluth.

Das heitert auf! Der friſche Wind bläſ't Lebensluſt
Durch Lung' und Leber. Reinigender Ozean,
Dir will ich dankbar ſpenden, daß dem Staube du
Und dem Geſtoße gnädig mich entriſſen haſt.
Fühl' ich mich wie zerſchlagen, hier, und hier im Kreuz
Auf ſolcher Hetzjagd angenagelt und geduckt
In Staub und Hitze dazuſitzen, das reibt auf!
Von allen Hauptgelenken iſt das Oel verdampft.
Ich bin ganz ſteif geworden. Trout! Beſorge mir
'ne Flaſche Clicquot oder Nonmouſſeux herauf.

(Trout geht.)

Erſt woll'n wir uns erholen, Nachbar, und ſodann
Uns reiflich überlegen, was wir weiter thun,
Nachdem wir glücklich alle Vier erhaſcht.
Sie ahnen's nicht und wähnen ſich in Sicherheit.
Trout!

Trout (von fern).

Herr!

Crawley.

Trout, haſt Du Alles richtig herbeſtellt?

Trout.

Da kommt das Brett ſchon mit dem Stewart angeſchwankt.

Und dieſen weichen Teppich hat er mir vertraut.

(Er breitet den Teppich aus.)

Crawley (einſchenkend).

Nun denn, Herr Wimpler, Ende gut und Alles gut!

Wimpler.

Ich fürcht', ich trink' heut' keinen armen Tropfen mehr.

Crawley.

Freund, eine ganze Flaſche! Mit Gemüthlichkeit.

(Balancirt, trinkt und ſingt:)

Auf See muß man trinken!
Beim Steigen und Sinken
Des Schiffleins durch ſchäumende Wellen,
Beim Wanken und Blinken
Der Sternlein, der fernen, der hellen,
Auf See muß man trinken!
Ja, trinken auf See!
Ja, trinken auf See!

Wimpler (wankend).

Seid Ihr ein unſtät wackliges und ſchwankendes Geſchlecht, und wollt beſtändig ſein nach alter Art! Das iſt ja ärger noch als Revolution!

(Trinkt und legt ſich auf den Teppich.)

Crawley
(legt ſich mit der Flaſche zu ihm).

Trout, ſieh' mal nach, ob alle richtig unten ſind
Und locke mir die Amy auf's Verdeck herauf.
(Trout ab.)

Dritter Auftritt.

Crawley. Wimpler.

Crawley.

Daß ſie uns durchgebrannt ſind, denk' ich, das ſteht feſt.

Wimpler.

Und daß ſie heimlich ſich verbinden wollten, auch.

Crawley.

So muß es ſein. Was denken Sie dabei zu thun?

Wimpler.

Mir ſcheint's das Beſte, meine väterliche Macht
Durch milden Zuſpruch ohne ſcharfen Widerſpruch

Aufrecht zu halten. Anna iſt ſchon überzeugt,
Daß Hohenthal durch ſchlechte Grundſätz' all' ſein Glück
Zerſtört und ſich zum Auswurf der Geſellſchaft macht.
So wird ſie mir ſchon folgen, wenn ich ſie nur nicht
Wild mache und mit ſcharfer Widerred' empör'.

Crawley.

Das iſt nun mit der Amy ganz ein ander Ding.
Die iſt ſchon wild, hat niemals Ruhe und läßt mir
Selbſt keine Ruhe. Sie empört ſich ohne Grund
Und ſtört mir meinen Frieden ſtets und überall.

Wimpler.

Da iſt's das Beſte, Nachbar, Sie genehmigen
Was ſie verlangt für diesmal. So ſind Sie befreit.

Crawley.

Was ſie verlangt genehmigen? Den Bunſen ihr
Zum Manne geben? Warum blieben wir denn nicht
Zu Hauſ' in unſerm Ruheſitz in Ville d'Avray?
Was brauchten wir den Telegraphen und den Dampf
Erſt zur Verfolgung aufzubieten, wenn wir jetzt
Genehmigen, was dieſe Unverſchämten uns
So über'n Kopf genommen? Blitz und Hagel auch!
(Springt auf.)

Daß ich ein Narr in London würde, wenn die Times
Die Nachricht dieſes Wahnſinns brächte! Beſſer wär's,
Sie böten offenkundig meinem Willen Trotz;
Ja beſſer wär's geweſen, als genehmigen
Was ganz unmöglich, lächerlicher Unſinn iſt.

Wimpler.

Nun, wie Sie meinen, mein Verehrter, Sie verſtehn
Das ohne Zweifel beſſer. Doch da kommt ſie ſchon.
(Crawley legt ſich wieder.)

Vierter Auftritt.

Die Vorigen. Trent und Amy kommen aus der Kajüte die Treppe herauf.

Amy.

Dacht' ich, es wär' Dein abgeſchiedner Geiſt! — Haſt Du
Dort unten mich mit Deiner Eſelsſtimm' erſchreckt!
Mit allen Vieren, dacht' ich, fällt er unter uns.
Nun aber ſage, wie kamſt Du zu uns auf's Schiff?
Biſt Du noch aufgeſprungen, als vom Zuge wir
Dir nickten? Anders ſeh' ich keine Möglichkeit.

Trout.

Nun, mit dem Telegraphen bin ich angelangt.

Amy.

So? Mit dem Telegraphen? Oder half er blos?

Trout.

Und hinten dran mein eignes Feuerpferd geſchirrt.

Amy.

Und hinter dieſem Feuerpferd der Strohkopf Trout.

Trout
(zeigt auf Crawley und Wimpler).

Und Genoſſen, Fräulein! Liegen dort auf ihrer Streu.

Amy
(erſchrocken).

O Papa!

(Gefaßt.)

Mein Herzensväterchen, wie allerliebſt
Daß Du dabei biſt, daß Du da biſt! Welch' ein Glück!

Crawley
(indem er ſich halb aufrichtet).

Ein Glück? Wie ſo? Du ungetreuer Wildfang Du?!

Amy.

Wie, ungetreu? Ich wurde ihm nicht ungetreu.
Hab' ihm ja keine Treue noch verſprochen; drum
Auch nicht gebrochen, ſiehſt Du!

Crawley.

Aber mir haſt Du
Die Treu' gebrochen.

Amy (lacht).

Bin ich denn mit Dir verlobt,
Du drolliges Papachen?

Crawley.

Wie? Willſt Du mich noch
Aufziehn, gottloſer Quirlkopf Du? Nachdem Du mich
So in der Welt herumgejagt und angeführt?

Amy.

Ich? Ich bin doch unſchuldig! Dachte, ſo gewiß,
Du ſäßeſt ruhig in dem Park von Ville d'Avrey
Und rauchteſt oder tränkſt ein Glas auf Amy's Wohl.

Crawley.

So? Dachteſt du das wirklich und wo wollt'ſt Du hin?

Amy.

Entführen laſſen — nur zur Probe – wollt ich mich,
Weil's unausſtehlich in dem todten Parke war,
Und überunausſtehlich, als die Andern flohn.

Crawley.

Und wer entführte Dich?

Amy.

Mich? Mich? Nun alle Drei.

Crawley.

So? Alle Drei? So wärſt Du noch nicht Eins mit ihm?

Amy.

Eins? Ei! Mit wem?

Crawley.

Mit Bunſen.

Amy.

Nein! Noch nicht, Papa.

Crawley.

So laß ihn laufen!

Amy.

Bunſen? Nein, das thu' ich nicht.
Papachen, ſieh, wär' er ein Pferdchen, müßteſt Du
Mir ihn ja kaufen. Laufen laß ich ihn mal nicht!
Das geht nicht! Ich behalt' ihn da als Spielkamm'rad.
In die Wette reiten, rudern, ſegeln wollen wir
Den ganzen Tag; zigeunermäßig ſtreichen wir
Durch Feld und Büſche vogelfrei und wild umher,
Und machen Dir im Hauſe keinen Qualm und Lärm.

Crawley.

Was für ein Wahnſinn! Wahrlich, der verrückte Menſch
Hat Dich mit ſeinem Probekuſſe angeſteckt.
Du biſt von Sinnen, Amy! Denk' Dir's in der Times,
Daß Chol'raſchlepper Bunſen Amy Crawley freit!
Verlör' ich in der City Namen und Credit.

Amy.

Das iſt was Rechts! Ich hatte ja dort nie Credit,
Und bin wahrhaftig glücklicher als Du, Papa!

Crawley.

Du hätteſt in der City kein'n Credit?

(Zu Wimpier.)

O Freund!
Wie gut, daß dieſe Gänſe nichts von Schwind'l verſtehn
(Zu Amy.)
Du haſt Credit, Gelbſchnabel, doch ich ſage Dir,
Wenn Du den Flunkrer Bunſenthal —

Amy (lacht).

Den Bunſenthal?

Crawley.

Du weißt ſchon, wen ich meine, und ich ſcherze nicht;
Wenn Du mir den nicht laufen läßt, ſo nehm' ich Dir
Den Citynamen, den Credit, verſtehſt Du mich?

Amy.

Nein, ich verſteh Dich wahrlich nicht. So meinſt Du denn,
Du willſt mir den Geſpielen laſſen, wenn ich Dir
Den Citynamen laſſe, den Credit? Nun ja,
Da will ich Dir was ſagen, Vater, nimm Du ihn
Und ich den Guſtav Bunſen. Brauch' ich denn Credit?

Crawley.

Was wollt Ihr machen, wenn ich meine Hand von Euch
Abzieh'? Was wollt Ihr machen?

Amy.

Wir bezahlen baar
Und kaufen uns 'nen Eſel, reiten über Land,
Gehn unter die Zigeuner in den dickſten Buſch.
Da kannſt Du warten, bis die Amy wiederkommt
Und Dich turbirt. —

(weint vor Zorn.)

Werd' ich erſt wild, verlieb' ich mich
In ihn. Das thu' ich! Thu' ich! Denkſt Du, Du allein
Haſt's Vorrecht, wild zu werden? Donner und Doria!
Alle Trommeln und Trompeten!

(Stampft mit dem Fuße.)

Ja, ich liebe ihn.
Und 's iſt mir eine rechte Luſt, den vollen Zorn
Mal loszulaſſen. O, ihr Pfefferkrämer, ihr!
Weinſauger ihr, Cigarrenbläſer, Geldſäck' ihr,
Habt keine Seel' im Leibe, braucht auch keinen Freund,
Liebt keinen Menſchen. Aber ich, ich brauche das.
Und glücklicher, als eine Königin bin ich
Geweſen, ſeit ich fortgelaufen. und das will
Ich bleiben. Und wenn Du mich wild machſt, lieb' ich ihn
Nur deſto mehr, ganz raſend, ohne End' und Maß!
So iſt es, das iſt wahr! Da! Nimm Du den Credit!

(Eilt fort.)

Fünfter Auftritt.

Crawley und Wimpler erheben ſich.

Crawley
(nachdem er einige Male wüthend auf und ab gegangen).

Was ſagen Sie? Und hab'n Sie je ſo was erlebt?

Wimpler.

Und werd's auch nicht erleben. Hab' ich Ihnen nicht
Geſagt, man müſſe ſolche Wildfäng' ohne Zwang
Und Widerſpruch zu leiten ſuchen? Wollt' ihn erſt
Ja gar nicht haben; darauf dreh'n Sie ihr mit Zwang,
Und nun, das iſt doch ſicher, läßt ſie nie von ihm.
So haben Sie die Liebe ſelber erſt geweckt,
Von der ſie vorher gar nichts wußte, und den Zorn
Noch obendrein; die Amy iſt des Vaters Kind,
Ganz ihres Vaters Tochter, das iſt einmal wahr!

Crawley.

„Iſt ihres Vaters Tochter?“ Was? Herr Wimpler? Die
Mit ihrem Wahnſinn, ihrer Sittenloſigkeit,
Mit ihrer Tobſucht über nichts und wieder nichts?
Was meinen Sie? Die hätte das von mir geerbt?

Bin ich denn nicht der ruhigſte, beſonnenſte,
Der kält'ſte Mann im ganzen Schiff? Mord Element!
Mord Aff'n- und Mohren-Element! Ich bin ein Freund
Der Ruhe. Nie gerath' ich außer mir, als wenn
Man mir ſie nimmt, Herr Wimpler, und Sie nehmen mir
Die Ruhe, Sie! Sie wollen mir beweiſen, ich,
Ich ſelber hätte meine Tochter erſt verliebt
Und toll gemacht? Sie wollen, daß ich glauben ſoll,
Ich ſelber ſei an dieſem Trotz und Wahnſinn ſchuld?

Wimpler (gereizt).

Ja, Herr! Das leidet keinen Zweifel. Hab' es ſelbſt
Mit meinen eignen Ohren ja mit angehört.

Crawley
(zeigt ihm Eſelsohren).

Mit Ihren Ohren?

Wimpler
(entfärbt ſich vor Zorn).

Ja mit meinen Ohren, Herr!
Was woll'n Sie damit ſagen?

Crawley.

Ihre Ohren ſind
Beſondre Ohren.

(Wiederholt ſein Zeichen.)

Wimpler.

Meine Ohren, die ſind gut!
Mein Nam' iſt Wimpler; und ich weiß was ich gehört.

Crawley.

Und ich was ich geſagt! Mein Nam' iſt Crawley, Herr!

Wimpler.

Sie haben ſich in Ihrem Unſinn feſtgekrallt.

Crawley.

Ich höre nichts. Ich habe Eitvehren, Herr!

Wimpler.

Mit Wolle dran! Das weiß die ganze Kaufmannſchaft.

Crawley.

Was weiß die ganze Kaufmannſchaft von Ihnen? Nichts!

Wimpler.

Das iſt zu arg! Ein wahrer Bullenbeißer das!
Fährt auf mich ein und taſtet Ehr' und Ohren an;
Und blos weil ich ein Narr bin und ihm beiſteh'n will.

Crawley
(tritt vor Wimpler hin und ſtampft mit dem Fuß).

Und das iſt meine Meinung!

Wimpler (ebenſo).

Das die meinige!

Während die beiden ſich wüthend gegenüberſtehn und umſchichtig mit den Füßen auf den Boden ſtampfen, eilen die jungen Leute auf's Verdeck und ſuchen Frieden zu ſtiften.

Sechster Auftritt.

Die Vorigen. Amy. Bunſen. Anna. Hohenthal.
Amy hängt ſich an Crawley's, Anna an Wimpler's Arm.

Anna.

Komm, Väterchen, ſei ruhig! Was iſt nur geſchehn?

Amy
(zu Crawley).

Was iſt hier vorgefallen? Habt Ihr Euch gezankt?
(Crawley und Wimpler ſuchen auseinander loszurücken. Die Märchen treten dazwiſchen.)

Bunſen.

Es ist 'ne Ehrenſache, das iſt offenbar.

Wimpler (verbiſſen).

Und wurmt mich ſehr.

Crawley
(lebhaft zu Wimpler).

Sie wiſſen auch, warum Sie's wurmt.

Bunſen.

Da ſchlag' ich Ihnen Hohenthal als Obmann vor.
Er hat ſchon manchen Handel glücklich beigelegt.

Hohenthal (mit Würde).

Worüber alſo haben ſich die Herrn entzweit?

Wimpler.

Daß er mit ſeiner Tochter ſich erzürnt, der Thor!

Amy
(zu Bunſen).

Hörſt Du? Der brave Wimpler ſteht uns richtig bei.

Crawley.

Weil ich ihm's Maß genommen hatte, 's Ohrenmaß.

Hohenthal.

Sein Ohrenmaß? Und warum finden Sie's ſo lang?

Wimpler.

Er meint, ich ſei ein Eſel, weil ich's 'rausgehört,
Daß er ſeeben eine Eſelei gemacht.

Hohenthal.

Und, wenn ich bitten dürfte, dieſe Eſelei —

Crawley.

Soll ſein, daß ich der Amy ihren Will'n nicht ließ,
Und wollte, daß ſie meinem Willen folgen ſoll.

Hohenthal
(zu Wimpler.)

Und das iſt Ihre Meinung? Hab' ich recht gehört?

Wimpler.

Iſt meine Meinung, Alles richtig überlegt.

Hohenthal.

Ich find' in dieſer Meinung keine Eſelei,
Denn jeder, mein Herr Crawley, muß am Ende doch
Was Er will, wollen, nicht was ſonſt wer will. Nicht wahr?

Crawley.

Das iſt ja grade meine Meinung, und darum
Hab' ich mich nicht an Amy's Eigenſinn gekehrt.

Wimpler.

Der nennt mich einen Eſel und hat keine Spur
Von Mutterwitz und Einſicht, aber das iſt ganz
In ihrer Art: dies träge Inſelvolk verſteht
Dir nichts, als was ihr eigener Theekeſſel ſingt.
(Deutet auf ſeinen Kopf.)

Crawley.

Ich wäre ein Theekeſſel?

Wimpler.

Hab' ich das geſagt?

Crawley.

Hab' ich geſagt, daß Sie ein Eſel wären? He?

Wimpler.

Nein, nicht mit Worten, aber haben's doch geſagt.

Crawley.

Wie woll'n Sie das beweiſen?

Wimpler.

Pah! Mit dieſem Wink.
Vom eigenen Theekeſſel.

(Setzt die Hände an die Ohren.)

Crawley.

Jetzt ſpricht er von mir!

Wimpler.

Ja, und nun will ich Ihnen auch beweiſen, Herr,
Daß ich kein Eſel bin.

Crawley.

Da wär' ich doch geſpannt!

Wimpler.

Hier, unſer Obmann Hohenthal entſcheide ſelbſt.

Ich ſchrieb' ihm ſchlechte Grundſätz' zu, die Anna weiß,
Und iſt gewarnt. Ich ſage weiter nichts dazu.
(zur Anna.)
Nun, willſt Du mir's zu Leide thun, und einen Mann,
Der ſchlechte Grundſätz', Abenteurerſitten hat,
Zu meinem Eidam machen, ſtell' ich Dir es frei.
Denn ich bin ſicher, Du bedenkſt es, und ſagſt nein!

Hohenthal.

Ich ehre Ihren Grundſatz, ja, ich theile ihn.

Anna.

Du läßt mir freien Willen, beſtes Väterchen?

Wimpler.

Den laß ich Dir, Du liebſt mich und betrübſt mich nicht.

Anna.

Nun denn, ſo wähl' ich Hohenthal. Entſcheide er,
Wie zwiſchen Euch, ſo zwiſchen uns. Ihr wähltet ihn,
So kann auch ich ihn wählen. Nun entſcheide Du!

Hohenthal.

Und ich entſcheid' auf ewig, Aennchen, mich für Dich!
(Umarmt ſie.)

Anna.

O mein Gemahl und Obmann, giebt er es nur zu?

Crawley
(zu Wimpler).

Nun, wer iſt nun der Eſel?

Wimpler.

Ich wahrhaftig nicht.
Ich heirath' ihn und ſeine ſchlechten Grundſätz' nicht;
Das iſt die Sache meiner Tochter. Wünſch' Euch Glück!
(Reicht ihnen die Hände.)
Wir aber woll'n erſt ſehen, wie James Crawley fährt,
Und wie man juſt nach ſeiner Pfeife tanzen wird.

Hohenthal.

Ich ſehe wohl, zu Ende geht die Obmannſchaft,
Womit die Herrn ſo gütig mich beehrt. Den Zorn
Zu mildern, den Sie nähren, überlaß ich wohl
Am beſten ihr, der Allverſöhnerin, der Zeit.
Ich finde, für den Augenblick iſt noch Ihr Blut
So ſehr in Wallung, daß kein Friede möglich iſt.
Kapitain Paulding (kommandirt:)
Ho! Beigelegt und Anker los!

Hohenthal.

Hoch England, hoch!

Anna.

Wir ſind im Hafen —

Hohenthal.

unſrer Liebe. Wär' es auch
Der Hafen unſrer Freiheit, die die Liebe pflegt!

Bunſen.

Und wir im ärgſten Sturme.

Amy.

Muth! Ich ſteh' Dir bei.

Wimpler.

Und wahrlich, Kinder, wenn ich's könnte, thät ich's auch.

Crawley
(geht finſter auf und ab).

Trout, mach' Dich reiſefertig, denn Du fährſt zur Stadt.

Der Vorhang fällt.

Fünfter Aufzug.

Gaſthof in Dover.

Erſter Auftritt.

Zimmer. Ein Tiſch mit Papieren.

Crawley (allein).

— Und wäre ſie ein Junge, wollt ich immerhin
Noch hoffen; warten wollt' ich bis zum letzten Tag,
Wo mir der Doktor Opium und Moſchus giebt,
Ob ſich der tolle Burſche nicht bekehren möcht'.
So ſeh' ich wahrlich keine Hülfe. Sie beſteht
Auf ihren Kopf. Dies Ungethüm vom Continent,
Unwiſſend, ohne Handelsgeiſt, ein Lord von Nichts,
Vielleicht vom alten Owen zum Hanswurſt bekehrt,
Soll mir wie eine Wahnſinnsbombe in's Geſchäft

'neinplatzen und in alle Winde mir zerſtreu'n,
Was ich mein ganzes Leben mühevoll verdient?
Das darf nicht ſein, James Crawley, das verdienſt
Du nicht.
Die Schande vor der Kaufmannſchaft und innerlich
Den Aerger, das erträgſt Du nicht. —
Dies Dokument
Soll meine Ehre retten, mich beruhigen.
Auf meinem Sarge ſoll es liegen, auf mein Grab
Soll es, in Stein gehauen, kommen, und die Welt
Soll in der Times die Inſchrift leſen: „Hinterließ
Der Kaufmannſchaft von Indien ſein Handelshaus,
Das ſeine eignen Erben freventlich verſcherzt."
So muß es kommen. Das geziemt ſich!
Dies Couvert
Iſt wahrlich eigens für das Teſtament gemacht.
Geht juſt die ganze Times hinein. Steckt aber auch
Viel Arbeit, Waarenballen, Seefahrt, Rechnungsmüh',
Und Schiffe, Häuſer, Speicher, Park und Schlöſſer drin.
Das Alles ſollte dieſer Abenteurer mir
Vergeuden und verwüſten. Denn der ſchätzt es nicht,
Der es nicht ſelber mühſam ſich erworben hat.

(Steckt das Teſtament in ein zweites Couvert und wirft es auf den Tiſch. Dann geht er einige Male nachdenkend auf und ab: endlich ruft er:)

Trout!

Zweiter Auftritt.

Crawley. Trout.

Trout.

Herr!

Crawley.

Trout, biſt Du fertig, wie ich Dir befahl?
Du ſollſt ſogleich mit dieſem Brief nach London gehn.

Trout
(nimmt den Brief, indem er forteilt).

Ganz wohl! Herr Crawley!

Crawley.

He! Wo rennſt Du Eſel hin?

Trout.

Nach London, Herr!

Crawley.

Zu Fuße? Ohne Geld? Wohin
In London?

Trout
(beſieht den Brief).

Iſt mir das ein unverſchämter Brief!

Crawley.

Warum?

Trout.

So lang wie Lewerenzens Kind! Und hier
Auch keine Aufſchrift oben drüber!

Crawley
(zieht den Brief etwas hervor).

Die iſt drin.
Dies dient ihm nur zur Reinlichkeit.

Trout.

Iſt er ſo ſchwarz?
Daß man ihn erſt rein anziehn muß?

Crawley.

Nun höre zu!
Du nimmſt den grünen Omnibus zum Indienhaus.
Dort ſteigſt Du aus und in den Gängen ſuchſt Du Dir
Den Aufgang zu der Schreiberei von Indien.

Trout
(memorirt).

Die Schreiberei von Hindinnen —

Crawley.

Von Indien.

Trout.

Von Hindien.

Crawley.

Nun, meinetwegen Hindien!
Dort läßt Du Dir quittiren für dies Teſtament.

Trout
(läßt das Papier fallen).

Ach, Herr, mein Gott! Mein Teſtament! Soll ich
denn ſchon
Abrutſchen in der Blüthe meiner Jahre, Herr?

Crawley.

Wer ſpricht von Dir? Dies Teſtament iſt meins.
Es wird dich auch nicht brennen. Heb's nur wieder auf!

Trout
(faßt es mit Grauſen an).

Ach, Herr! Mag es auch Ihr's ſein, iſt mir doch zu Muth,
Als ſollt' ich Aermſter hängen, 's würgt mich rund herum,
Schon kann ich keine Luft mehr ſchöpfen, uff, uff, huff!

Crawley.

's iſt eine große Ehre, lieber Trout, daß ich
Hier dieſes wicht'ge Inſtrument Dir anvertrau'.
Du wirſt dadurch gehoben —

Trout.

Ja, es kommt mir vor,
Als höben ſie mich irgendwo und ließen mich
Dann in's Verderben ſpringen an dem Baumelſtrick.

Crawley.

Was aber ängſtigt Dich in aller Welt dabei?

Trout.

Herr, dies allmächtige Papier!

Crawley.

Iſt juſt ſo groß,
Als hier die Times, die Du mir alle Morgen holſt.

Trout.

An die und ihre Farcen bin ich ſchon gewöhnt,
Und die darin ſind, müſſen ſchon zufrieden ſein.
Doch dies iſt wie ein Todesurtheil, unerhört,
Was eignes und was einziges. Es iſt vielleicht
Mein Abſchied, oder ſoll der dünne feine Herr
Im Indienhauſe mir die Kehl' abſchneiden? Ach!
Herr, woll'n Sie denn abdanken und in's Kloſter gehn?

Crawley (bewegt).

Nein, Trout, ſo lang' ich lebe, dank' ich dir nicht ab;
Und wenn ich todt bin, wird durch dieſes Blatt Papier
Der Welt bewieſen, daß ich noch befehlen kann.

Trout.

Ach, lieber Herr, Sie waren all Ihr Lebelang
Ein guter Herr; ſo laſſen Sie im Tode ſich
Doch auch nichts Unrechts nachgeſagt ſein! Armes Kind!
(Fängt an zu weinen).

Crawley
(wird wüthend, indem er ſeine Bewegung gewaltſam unterdrückt).

Wirſt Du mich noch weich machen, Du! Mit dem
Geſchwätz!
Was Du da trägſt, das ſchiert Dich nicht, nur daß
Du's recht
Beſorgſt, iſt Deine Sache. Und nun mach' Dich fort,
Und heul' mir meinen Willen nicht noch wieder ab!'
Was drängſt Du Dich in meine Seele? Sie iſt ſchon
Für ſich allein zu weiberweich. Und kurz und gut!
Schier Dich zum Teufel, nach dem Indienhauſe wollt'
Ich ſagen, und kein Wort mehr von dem Teſtament!
(Trent ab.)

Dritter Auftritt.

Crawley (allein).

Ha! uph! uph! Luft! Die Kehle iſt mir überſchwemmt
Von Thränen, die der Bengel mich verſchlucken ließ!

Der alberne Menſch hat mich noch einmal aufgeregt!
Es ging mir ſchon die ganze Nacht im Kopf herum,
Kein Schlaf that meine müden Augenlider zu;
Und als er endlich mit der Morgenröthe kam,
Juſt als ich einſchlief, krähte der verwünſchte Hahn
Von nebenan mit ſeinem Bariton mich auf.
Hat je ein Menſch gelitten, hab' ich's dieſe Nacht,
Hab' alle Töne dieſes Hahnes ausgelernt:
Keck dudeldu Kohuhn! Iſt das ein richt'ger Hahn!
Der Schuft hat ſeinen hahnlichen Discant verſetzt!
Und wär' er noch ein Hahnrei oder ein Capaun,
Könnt' ich's begreifen; aber 's iſt ein richt'ger Hahn;
Ich hab' ihn ſelber treten ſehn. In dieſer Welt
Entartet Alles. Ich entarte ſelbſt, bin ſchier
Aus einem Manne in ein altes Weib verkehrt,
Das ſchluchzt und Rührung über Rührung hinterſchluckt,
Wenn man ihr nur den Namen ihres Sel'gen nennt.
Hätte dieſer Menſch erſt „Amy" mir in's Ohr geheult,
Das Herz im Leibe hätt' er mir herumgedreht.
Halloh! Das geht nicht, Crawley, ficht es ſtandhaft durch!
Da iſt die Times, die den Entſchluß zu ſchätzen weiß,
Wenn auch mein Kind — Verfolgen wird das mächt'ge Blatt
Wen ich verklage, den Verführer und dies Kind,
Das wild und ungehorſam, ganz entartet iſt.

Mein guter Ruf iſt ſicher, wenn ich ſtandhaft bleib',
Und meine Schande, ſollt' ich wankelmüthig ſein.
(Xavier ab.)

Vierter Auftritt.

Amy. Trout (als Eſtafette.)

Amy.

Wozu biſt Du ſchon wieder reiſefertig, Trout?

Trout.

Ach, Fräulein Amy, diesmal komm' ich nicht davon!

Amy.

Wie ſo? Du gehſt doch nur zur Stadt in unſer Haus?

Trout.

Ach! Nicht in unſer eignes, nein, in's Labyrinth.

Amy.

In's Labyrinth? Wo liegt das, Trout?

Trout.

Zwei Treppen hoch
Im Indienhauſe, Fräulein!

Amy.

Und was ſollſt Du da?

Trout.

Was Schreckliches, was Ungeheures ſoll ich da
Abliefern, eine Elle lang, 'ne halbe breit.

Amy.

Ich bin Dein beſter Schutzpatron, das weißt Du, Trout,
Darum vertrau' mir was Du haſt. Betrüg' mich nicht!

Trout.

Wenn Sie nur nicht Ihr Vater, der Herr Crawley ſelbſt
Um alle Ihre Töpfe brächt', ich thät' es nicht.

Amy.

Womit ſollt' er mich ſo betrüben?

Trout
(zieht das Papier hervor).

Mit dem Brief,
Mit dieſem Scheuſal aus des Kukuks Schreiberei.

Amy.

Warum des Kukuks? Iſt ſein Inhalt denn ſo ſchlimm?

Trout.

's iſt wieder eine Bombe gegen Sie und ihn,
Der Sie geküßt und weil Sie wieder ihn geküßt.

Amy.

Du ſollſt nicht afterreden! Trout, bedenke das!
Wo hätt' ich ihn? — Wie kannſt Du ſo was ſagen,
Trout?

Trout.

O ho! Wenn ich für jeden nur ein Goldſtück hätt'!

Amy.

Du Unverſchämter!

Trout.

Sehn Sie wohl, jetzt fürchten Sie
Schon ſelbſt, Sie könnten's nicht bezahlen.

Amy.

Noch kann ich's.

Trout.

Doch wenn dies Briefchen wirklich eingetragen iſt
In's große Buch der Leviathan-Compagnie,
Dann, fürcht' ich, ſteigt die Kuſſesſchuld wie Meeresfluth,
Und all' Ihr Gold verläuft ſich wie ein Regenbach.

Amy
(ſchmeichelt ihm).

Trout, wenn mein Vater ſtürbe und ich würde arm,
Was würd' aus Dir? Wie würd' es Dir und Tom ergehn,
Wenn ich Euch nicht behalten könnte? Werd' ich arm,
So ſiehſt Du, werdet Ihr es alle beide auch.
Drum laß Du mir dies Teſtament! Ich will doch ſehn,
Ob dieſer todte Krimskrams mächt'ger iſt, als ich!

Trout.

Das iſt ein ſchlimmer Handel! Oh, ich dacht' es gleich,
Daß dies mein Letztes wäre! Was wird nun aus mir?
Mir wird ſchon jetzt ganz hängerlich und würgerlich;
Wie werd' ich erſt erſticken, wenn er's nun erfährt!

Amy
(zieht die innere Adreſſe hervor).

Da iſt es blank und blitzend, wie aus'm Ei geſchält.
Der dummen Kaufmannſchaft von Indien willſt Du
Das Alles ſchenken? Warte, böſes Väterchen!

Trout.

Das will er, und quittiren ſollen ſie mir das.

Amy.

Hm! Ja! Was ſtecken wir nur gleich dafür hinein?

Trout.

Wenn wir den Tom hier hätten, 's wär' ein Sack für ihn.

Amy.

Hier find' ich die verwünſchte Times. Die paßt hinein.
Und nun verſiegle ich es. So! Und überſchreib's.
So! Trag' es hin und hole ihm den Schein dafür.

Trout
(im Abgehen).

Er wird die Times vermiſſen, wenn er wiederkommt.

Fünfter Auftritt.

Amy (allein).

Da hab' ich ihn, da halt' ich den Credit, wovon
Mein Vater ſo viel Weſens macht, in meiner Hand!
Doch hab' ich ihn auch wieder nicht; er iſt nicht mein;
Mein Vater hat ihn weggegeben; dieſen Brief
Kann ich doch nicht behalten; er iſt nicht an mich.
Und würf' ich ihn in's Feuer und verbrennte ihn,
Erzürnt' ich dadurch meinen Vater nur noch mehr,
Schrieb' er nur einen andern, einen ſchlimmeren.
Ich ärmſte, meine gold'nen Schafe ſind verſchenkt;
Was fang' ich an? Zu Ende geht hier all' mein Witz.
Nun, da kommt Guſtav grade recht; ich will ihn doch
Mal prüfen, wie er Amy ohne Schafe liebt.

Sechster Auftritt.

Amy. Bunſen kommt.

Amy
(ſetzt ſich mit dem Rücken nach Bunſen zu, ſtudirt die Aufſchrift und ſeufzt).

Ach Amy, arme Amy, was wird nun aus Dir?

Bunſen
(tritt hinzu).

Was lieſ't Du da, ein Luſtſpiel oder Trauerſpiel?

Amy (ſteht auf).

Biſt Du es, lieber Guſtav? Ach, nun wird es Ernſt!

Bunſen.

Was giebt's? Steh' mir doch bei, wie Du verſprochen haſt.

Amy.

Wenn ich es könnt'? Ich fühle mich ſo flügellahm.
Lies nur! Das iſt vom Vater! Und ſteh' Du mir bei!

Bunſen.

„Dies iſt mein letzter Wille. An die Schreiberei“ — —
Hm! Aber wie gelangte dies in Deine Hand?
Gab Dir's Dein Vater zur Beſorgung, oder wie?

Amy.

O nein; ich hab's dem Boten wieder abgejagt,
Doch diesmal fürcht' ich ganz umſonſt. Was ſoll ich thun?

Bunſen.

Du haſt's einmal! Verwahr' es nur bis morgen noch.

Amy.

Was haſt Du vor? Was kann bis morgen nur geſchehn?

Bunſen.

Bis morgen? Alles Mögliche. Der goldne Mund
Des neuen Tages bringt mit hundert Melodie'n
Uns Glück und Freude. Junge Leute haben Glück,
Den Alten macht die Weisheit nur Verdruß und Noth.

Amy.

Oft mag das wahr ſein, aber ſicher iſt es nicht,
Denn manche junge Leute haben gar kein Glück.

Bunſen.

Wir wollen's doch verſuchen. Hatte Hohenthal
Dir ſo viel Glück, als Obmann; warum ſollt' es uns
Nicht glücken, wenn ich Dich verklage. Hohenthal
Muß Richter, Anna Schreiber ſein. Du wirſt citirt;
Dein Vater führt Dich, Wimpler kommt natürlich mit.
Du wirſt ſchon ſehen, Amy, daß es uns gelingt.

Amy.

Ich weiß es nicht! Mein Vater war doch ſonſt nicht ſo.
Jetzt ſcheint er mir verhärtet und verſtockt zu ſein!
Johanna iſt jetzt ohne Schafe, Lionel,
Wie denkſt Du nun? Komm, Guſtav, ſieh' mir grad
in's Aug'!
Und ſage mir, iſt's wirklich Dir auch einerlei,
Ob wir ihn haben, den Credit? Und weißt Du nur,
Wie's weiter geht, wenn Vater uns im Stiche läßt?

Bunſen.

Wie's weiter geht, wer wüßte das? Doch daß es geht,
Das weiß ich. Siegen werden wir, wohin wir auch
Verſchlagen werden, jeder Baum und jedes Gras,
Wo wir verweilen, iſt wie eingeweiht, uns liebt
Wer uns begegnet. Wie die Nachtigall den Hain

Beglückt und einweiht, wo ſie Neſter baut und ſingt,
So, wenn wir kommen, lacht den Menſchen all' das Herz
In ihrer Bruſt. Sie fühlen, daß ſie im Olymp
Bei ſel'gen Göttern ſelig ſind, wenn ſie uns nahn!

Amy.

Ja, Guſtav, das iſt wirklich wahr. Von aller Luſt
Sind ſie verlaſſen und verkümmern ohne uns.

Bunſen.

Und Dein Credit iſt endlich auch noch nicht verloren.
Komm her! Hier iſt ein langes Band, da bind' ihn Dir
Feſt unter Deine Schürze und verlier' ihn nicht.

Amy
(zieht das Band durch's Couvert).

Wozu?

Bunſen.

Daß Du ihn immer bei Dir haſt. Du kannſt
Ihn aber ſonſt doch nirgends hinthun; iſt zu groß!

Amy
(indem ſie den Brief unter die Schürze bindet).

Das ſteift ſich ſo, und ſitzt mir gar nicht recht! Wo ich
Ihn hinthun ſollte, daran hab' ich nicht gedacht.

O wär' ich den verwünſchten Brief nur wieder los!
Willſt Du ihn haben, Guſtav? Da, ich ſchenk' ihn Dir.

Bunſen.

Wie? Den Creditbrief, liebes Herzchen? Nein, den darf
Ich nicht annehmen; denn er lautet nicht auf mich.

Amy.

Nun gut, da! So! Behalten alſo will ich ihn
So lang' Du willſt. Doch ſage mir aufrichtig nun,
Liebſt Du mich auch noch ohne Schafe, Lionel?

Bunſen.

Auch ohne Deine Schafe, liebes Jungfräulein.
Wie? Denkt Dein Vater, wir vermöchten nicht uns ſelbſt
Ein eignes Indien zu erobern, wir allein?
Mit unſerm Thyrſus, wie Gott Bacchus ziehn wir hin,
Und wie die Vögel ſingen wir uns durch die Welt.
Und Du, denkſt Du, ich hätte meinen Probekuß
Den goldnen Schafen zugedacht, nicht Dir, nur Dir?

Amy.

Nur mir, das iſt ſchon richtig, aber das war nichts,
Als eine Unverſchämtheit, ohne Lieb' und Ernſt.

Bunſen.

Nun wahrlich, das iſt unrecht, dieſen erſten Kuß,
Der doch der Vater aller andern iſt, zu ſchmähn!
Da ſeine Kinder wahre Liebesboten ſind,
So ſiehſt Du, daß er Liebe nährt' und Liebe ſchuf.

Anny.

Ich hab' Dich zu viel merken laſſen. Nun wirſt Du
Mir übermüthig und vertheidigſt jenen Kuß,
Der eine Schmach iſt und ein wahrer Coup d'Etat.
Wär's nicht im Zorn geweſen über den Papa,
So hätt' ich Dir's noch lange nicht ſo leicht gemacht
Zu merken, was ich dächte. Aber ſag' mir nun,
Du hältſt des Vaters Abſicht wohl noch nicht für Ernſt?

Bunſen.

Für bittern Ernſt. Doch ernſtre Pläne blieben ſchon
Unausgeführt. Dein Vater iſt ſo böſe nicht,
Als er ſich anſtellt, wenn er ſich nur überzeugt,
Daß ich kein Lump bin.

Anny.

Ueberzeug' ihn, wenn Du kannſt;
Doch denkt er noch viel Aergeres, als das von Dir.

Bunſen.

Da hab' ich hier ein anderes Papier für ihn.
(Breitet einen großen Bogen vor ihr aus).

Amy.

Was iſt das nur; verſteh' ich doch kein Wort davon!

Bunſen.

Es iſt lateiniſch; unſrer Univerſität
Matrikel iſt es.

Amy.

Was? Matrikel? Ei, das klingt
So blümlich wie Aurikel. Doch was iſt es nur?

Bunſen.

's iſt mein Studentenbrief.

Amy.

Gieb her! Wir legen ihn
Auf ſeinen Platz. Der alte Wimpler hat ſich ſchon
Mit ihm verſöhnt. Dort kommen ſie. Nicht wahr, der kann
Ihm die Aurikel überſetzen?

Bunſen.

Freilich! Komm!
Ich hab' ihn unterrichtet, und er wird es thun.

Amy.

Da biſt Du doch ſchon etwas, Guſtav, ein Student.
's iſt immer beſſer, als ein Lump und Nichts zu ſein.
Nun laß uns ſpringen; ſonſt ertappen ſie uns noch.
(Beide eilen Hand in Hand ab.)

Siebenter Auftritt.

Crawley und Wimpler kommen.

Crawley.

Nun denn, Herr Wimpler, ſprechen wir nicht mehr davon.

Wimpler.

Das Beſte iſt, vergeben und vergeſſen wir's.

Crawley.

Sieh da! Die erſte Tageszeitung aus der Stadt!

Nein! Was iſt das? Welch' ein unſinnig Aktenſtück!
Verſtehen Sie die Sprache? 's iſt wie Anſchlagſchrift.

Wimpler.

Erlauben Sie! Es iſt lateiniſch abgefaßt.
(Lieſt:)
„Herrn Bunſen dem von Binſen von dem Weſterwald
Gewähren wir durch dieſes ſeinen Eintrittsbrief
In unſrer Univerſität Genoſſenſchaft.
Geſchehn und ausgefertigt". Hier die Unterſchrift.

Crawley.

Und hier der Name groß und breit, das klingt und klappt
Als wär' er ein verlaufner deutſcher Reichsvaſall.
Gehört ihm denn der Weſterwald? Wo liegt der Park?

Wimpler.

Nun die Familie Bunſen, denk' ich, iſt wohlauf.

Crawley.

Und baute ſich in Deutſchland im Weſtende an?

Wimpler.

Ja, das iſt wohl ſo ungefähr die Nachbarſchaft.

Crawley.

Was ſind ſie?

Wimpler.

Ein'ge Ritter, Andre Schnitter nur.

Crawley.

Was iſt bei Euch ein Schnitter?

Wimpler.

Jenachdem, was er
Zu ſchneiden hat. Speckſchneider ſind die fetteſten,
Wandſchneider ſind behäbig, die Haarſchneider nicht;
Den höchſten Rang verleihet Gurgelſchneiderei.

Crawley.

Welch' gräßliches Barbarenthum! Welch' Türkenthum!

Wimpler.

Iſt nur aus Frankreich oder England eingeführt.

Crawley.

Da wird mir bange, dieſer möchte vornehm ſein.
Was ſchneidet er?

Wimpler.

Ein Ritter ſcheint er mir zu ſein.
Der Name klingt mir ritterlich. So müſſen wohl
Die Ururälterväter dieſes Bunſen hier
In Binſen wo geſeſſen ſein, wie Marius
Im Röhricht von Minturnä, dem berühmten Sumpf.

Crawley.

So? Wirklich? Ei, das intreſſirt mich ungemein.
Da mag er mit der Amy auf die Güter ziehn,
Die er im Weſterwalde dort bei Euch beſitzt,
Da ich die Amy ſeinetwegen heut' enterbt.

Wimpler.

Kann ſich mit ihr auch in die Binſen ſetzen.

Crawley.

Ja!
Wie das bei Euch gebräuchlich und am beſten iſt.
Doch ſagen Sie, Herr Wimpler, iſt dies Blatt auch ächt?

Wimpler.

Da iſt das Siegel unſrer Univerſität
Und hier des alten Schloſſers eigne Unterſchrift.

Achter Auftritt.

Die Vorigen. Amy kommt.

Amy.

Ach da iſt die Aurikel! Bitte, gieb ſie mir!
Ich habe ſie von Guſtav und vergaß ſie hier.

Crawley.

Was meinſt Du? Die Aurikel ſagteſt Du?

Wimpler.

Sie meint
Matrikel.

Amy.

Nun Aurikel klingt noch mal ſo hübſch,
Nicht wahr? Und warum ſollt es nicht Aurikel ſein?
Iſt ein Student doch etwas Hübſches, warum ſoll
Der Name des Studentenbriefs ſo albern ſein?

Crawley.

So? Meinſt Du? Soll Dein Einfall immer König ſein?
Kehrt Alles um und überquer nach ihrem Kopf!

Amy.

Man ſagt der Apfel falle nimmer weit vom Stamm.

Crawley.

Du meinſt, ich hätte ſelber meinen eignen Kopf?
Ich darf und muß ihn haben; doch Du darfſt es nicht.

Amy.

Wenn ich nun juſt ein Junge wäre, dürft' ich's dann?

Crawley.

Dann dürfteſt Du ihn haben, wenn ich ihn verlör'.

Neunter Auftritt.

Die Vorigen. Anna als Gerichtsbote.

Anna
(als Gerichtsbote).

Iſt hier wo Fräulein Amy Crawley?

Amy.

Das bin ich!

Anna
(als Gerichtsbote).

So lad' ich Sie auf Antrag des Herrn Bunſen, Herrn
Von Binſen von dem Weſterwalde vor, Schlag eilf
Vor unſern Schranken zu erſcheinen, bei Gefahr
Als löblichen Gerichts Verächter dazuſtehn;
Und bitt' um Ihren Namen hier als Unterſchrift.

Amy.

Sind dieſe Herrn Gerichtsbeamten kurz und grob!
(Unterſchreibt. Anna geht.)
Der junge Menſch, er dauert mich, daß er ſo früh
Das Kauderwelſch der Advokaten kauen muß.
Doch, ach mein Gott! Da ſoll ich Aermſte vor Gericht!
Oh, oh! O weh! Die Schande! Vater, ſteh' mir bei!

Crawley.

Das haſt Du Dir nun richtig ſelber eingebrockt!
Du haſt Dich wohl verſprochen, nun verklagt er Dich.
Verklagt ein junges Mädchen! Iſt das ritterlich?
Er iſt ein ganz gemeiner Schnitter, das iſt klar!

Speck will er ſchneiden, Amy, macht ſich nichts aus Dir,
Und was ihm in die Naſe ſticht, iſt mein Credit.

Amy.

Sei unbeſorgt, den will er nicht. Ich ſelbſt hab' ihn
Ihm angeboten und er ſchlug ihn ehrlich aus.

Crawley.

Was haſt Du angeboten? Haſt Du den Credit?
(Amy beißt ſich auf die Lippen und hält die Schürze ſorgfältig über den Brief.)
Geh' jetzt und mach' Dich fertig! Ich begleite Dich.

Zehnter Auftritt.

Crawley. Wimpler.

Crawley.

Schon war ich halb mit dieſem Menſchen ausgeſöhnt,
Weil er doch endlich guter Leute Kind mir ſchien;
Nun zeigt ihn aber dieſe Klage nackt und bloß
Als Schnitter von gemeinſter Beutelſchneiderei;

Er ſchlug den Sack und meinte doch den Eſel ſelbſt.
Ich will von ihm nichts wiſſen und ergreiſe nur
Des Orts Gelegenheit, um offen vor Gericht
Ihn abzuthun, ihm heimzuleuchten! Dieſer Lump!
Citirt des alten Crawley's Tochter vor Gericht!

Wimpler (ſchlau).

Dies ſcheint mir nicht ſo ernſthaft. Denn ich merkt'
es wohl
An dieſes Boten Stimme, daß es Anna war,
Auch an der Taille kannt' ich meinen Vogel gleich.
Die haben irgend eine Farce mit uns vor.
Und wenn wir klug ſind, ſtellen wir uns diesmal dumm,
So laſſen ſie ſich leichter in die Karten ſehn.

Crawley.

Hm! Was Sie ſagen! 's wäre lange nicht ſo ſchlimm,
Und ſollte mich doch wundern, wie ſie's angeſtellt.
Daß die nur nicht verzweifeln, iſt ſchon ehrenwerth;
Denn ich erfände ſelber nichts, womit ich mich
Für ihre Wünſche noch gewinnen laſſen könnt'.

(Beide ab.)

Eilfter Auftritt.

Saal im Rathhauſe.

Hohenthal, mit der Perrücke, als Richter. **Anna**, als Bunſen's Anwalt. **Crawley**, **Amy** und **Wimpler** werden von **Trout** eingeführt.

Trout.

Das iſt hier der Gerichtsſaal dieſer guten Stadt.
Und da ſitzt der Herr Richter mit dem Affenſchwanz
Als Kopfzeug.
(Verneigt ſich.)
Ganz gehorſamſter!
(Es ſchellt.)
Nun geht's los!
Ich bin doch froh, daß meine Fahrt nach London geht.
(Zur Amy.)
Sein Sie nur ſtandhaft, Fräulein, und verrathen's nicht!

Amy
(beiſeit zu Trout).

Hſch! 's iſt am Beſten, wenn Du aus dem Wege biſt.

Trout.

Ich geh' ja ſchon; doch ängſtigt's mich und brennt mir's
Herz
Von unten aus der Rocktaſch wie mit Phosphorus;
Denn dies Geſchöpf von einem Brief heizt mir ſo ein
Ich könnte was erfinden, ſo bin ich im Schuß.

Amy
(dreht ihn mehrere Male herum und ſo zur Thür hinaus).

Geh'! Geh'! Du ungewaſchner Schwätzer! Mach' Dich
fort!
(Trout ab.)

Hohenthal
(als Richter. Schlägt mit dem hölzernen Hammer auf).

Kommt zur Verhandlung Guſtav Bunſen's Probekuß
Und Fräulein Amy Crawley's Kuſſespflicht zu ihm.

Crawley
(zu Wimpler).

Hörten Sie je von einer Klag' auf Kuſſespflicht?

Wimpler.

Und kennt das engliſche Geſetz den Probekuß?

Hohenthal (als Richter).

Herrn Bunſen's Anwalt für die Klage hat das Wort.

Anna
(als Anwalt).

In Ville d'Avray in Frankreich fiel ein Probekuß,
Den Guſtav Bunſen Amy Crawley gab. Darauf
Trat Amy Crawley auf der Ueberfahrt von dort
Nach Dover feierlich zu ihm in Kuſſespflicht.
Iſt dies der Fall?

Amy
(ſchlägt die Augen nieder).

Herr Anwalt!

Anna
(als Anwalt).

Soll ich Ja verſtehn?

Amy.

Er war ſo ſtürmiſch, er verlangte immer mehr.

Anna
(als Anwalt).

Und mit dem erſten Kuſſe meinten Sie ein Pfand —

Amy.

Von meiner ew'gen Treue, ja, das meinte ich.

Anna
(als Anwalt).

Und Sie, Herr Guſtav Bunſen, nahmen ihn dafür?

Bunſen.

Und nahm ſie feierlich damit in Kuſſespflicht.

Amy.

Doch nun verbietet mir mein Vater, meinen Kuß
Zu halten; macht mich das nicht wieder frei und los?

Crawley.

Die wird vernünftig! Hätt' ich mir das je geträumt!

Anna
(als Anwalt).

Sie wiſſen, Kuſſespflicht geht über Eidespflicht.

Bunſen.

Du wirſt doch Deinen Kuß nicht brechen, liebes Herz?

Amy.

Wenn aber doch mein Vater —

Crawley.

Nun, ich zwing' Dich nicht.
Wenn Du ihn liebſt, genir' Dich nicht! Thu' was Du willſt.
Herr Wimpler hat mich überzeugt. Doch mein Geſchäft
Hab' ich der Compagnie vermacht und Dich enterbt.

Bunſen.

Nun gut, da ziehn wir draußen in der Welt herum
Und ſingen vor den Thüren; ich den Baß —

Amy
(mit Thränen).

Und ich
Diſcant.

Crawley
(rückt näher).

Was wollt Ihr ſingen?

Amy.

'ſ Lied vom Probekuß,
Von meiner treuen Kuſſespflicht und dann von Dir,
Der ſeine Amy dafür auf die Straße wirft.

Amy und Bunſen
(ſingen).

Wer nahm ſie beim Flügel, wer warf ſie hinaus?
Die ziehn nun und ſingen von Haus zu Haus,
Er ſinget den Baß und ſie den Discant,
Wer hat nackt und bloß ſie hinausgeſandt?

Crawley
(im heftiger Aufregung).

Hört auf! Hört auf! Ermordet mich, erſtickt mich nicht!
Das ließe mich kein Auge ſchließen, würd' es wahr;
Noch ärger, als der Hahn mit ſeinem Bariton
Wär' dieſer ew'ge Phantaſie-Discant für mich.
Trout! Ruft den Trout! Hat keiner hier ihn denn
geſehn?
Iſt er ſchon fort? So helft mir doch! Ruft ihn zurück!
O ich bin ſeekrank, ſo erbärmlich packt es mich,
Und dacht', ich wär' ein rechter Held! Nun mögen ſie
Doch ſagen, ſchreiben, drucken, wiſpern oder ſchrei'n,

Ich ſei ein Eſel, 's iſt mir Alles einerlei.
Komm, Amy, komm, ich will Dich nicht verſtoßen,
komm!

(Er umarmt ſie).

Zwölfter Auftritt.

Die Vorigen. Trout im Reiſekoſtüm.

Trout.

Herr, ich muß fort, hier iſt's Billet, da pfeift es ſchon!

(Will fortrennen.)

Crawley.

Halt ihn! Halt ihn! Wo haſt Du meinen Brief, Du
Block?

(Amy ergreift Trout beim Rockſchoß.)

Trout.

Hier in der Taſch', im Unterfutter, das ich mir
Bei unſerm Schneider eigends für ihn aufgeſchlitzt.

Doch ich muß fort! Da pfeift es ſchon zum zweitenmal.
Laßt mich doch los! Es pfeift ja! Hört Ihr nicht
den Pfiff?

Crawley.

So gieb ihn her!

Trout.

Das kann ich nicht, was ſollt' ich denn
In London thun?

Crawley.

Du Eſel, mache was Du willſt.
Jetzt aber gieb mir meinen Brief zurück.

Trout.

Ach Herr!
Wenn ich das könnte!

Crawley.

Warum könnteſt Du das nicht?

Trout
(indem er den Brief hervorzieht).

Ach! Weil er ſelber mir geſtohlen worden iſt.

Crawley.

Geſtohlen? Wer hat ihn geſtohlen?

Trout
(mit dem Brief in der Hand).

Weiß ich das?

Crawley.

Nun aber, neunundneunzigmal verdrehter Tropf!
Da iſt er ja; das iſt ja die Depeſche ſelbſt,
Nur ohne Umſchlag.
(Oeffnet und zieht die Times heraus.)
Hm, 'iſt meine Times von heut.
Da ſteht der Name. Hab' ich die denn aus Verſehn
In dies Couvert geſiegelt?
(Fängt an zu lachen.)
Würden die verdutzt
Geweſen ſein, wenn ſie dies Schreiben aufgemacht!
Die Augen hätt' ich mögen ſehn! „Der rappelt wohl!
Will er uns foppen? Schickt uns ſeine Frühſtück-Times“,
Hätt' es geheißen. Und es iſt mir ſelber ſo,
(Zeigt auf ſeinen Kopf.)
Als hätt' es hier gerappelt. Manchmal wird der Menſch
Verrückt. Ein jeder Menſch hat ſeine Rappelei,

Der Eine mehr, der Andre weniger, und oft
Wird gar die Menſchheit millionenweiſe toll.

Amy
(indem ſie ihm heimlich das Teſtament in die Rocktaſche ſteckt, ſchmeichelnd).

O Väterchen, wie drollig! Und was ſollte denn
In Wahrheit drin geweſen ſein?

Crawley.

Ein Probeſtück
Von meinem Aerger über Euch, verwünſchtes Volk,
Und über Euren Probekuß. Doch will ich nun,
Nachdem ich Alles wohl erwogen, Euren Lärm
Doch lieber noch im Hauſe dulden, als das Lied
Vom Probekuß und mir im offnen Bänkelſang.
Zahl ihm ſo theuer, als Du willſt, ſein Probeſtück,
Er wird ſich wundern, was er ſich da eingebrockt,
Denn, Amy, ich an ſeiner Stelle nähm' Dich nicht.

Amy
(zu Bunſen).

Willſt Du es wagen?

Bunſen.

Ja, mit aller Deiner Liſt
Getrau' ich's mir.

Amy.

Und hältſt mir ehrlich Lieb' und Kuß?

Bunſen.

Beim Gott der Jugend, dieſem Siegesgott,
Schwör' ich es Dir und nehme Dich in Kuſſespflicht.
(Umarmt ſie.)

Amy.

Schwör' es bei mir! Hab' keine Götter neben mir,
Und gieb mir und dem Väterchen die Hand darauf!
(Alle drei reichen ſich die Hand, der alte Crawley ſchüttelt ſie tapfer.)

Crawley
(da Hohenthal und Anna zum Glückwünſchen herbeikommen und Wimpler Bunſen und Amy umarmt.)

Jetzt wird mir auch der Richter und der Anwalt klar.
Nun das muß einmal wahr ſein! Ihr beſchwindelt uns!
Doch warte, das hab ich dem Bunſen abgelernt.
(Umfaßt die Anna und küßt ſie.)

Anna.

Doch ich bin nicht ſo böſe, als die Amy war.
(Reicht ihm die Hand.)

Traut (ſchluchzend).

Das rührt mich! Da bleib' ich und d'r arme Tom allein.

Amy.

Trout, ſei vergnügt; ich zahle bis zur Hochzeit Dir
Die Küſſe, denn Du haſt Dich drum verdient gemacht.
Und ſchenke Dir den Tom.

Trout.

Den Tom und ohne Maus
Und Haus? Ohn' alle Nahrung, ohne Dach und Fach?

Amy.

Wir finden in der City ſchon ein Mauſehaus
Für Euch, die Sarah kann Euch ſuchen helfen, Trout.

Trout.

Hipp, hipp hurräh für Fräulein Amy und den Herrn!

Crawley.

Oh meine Ohren! Hältſt Du's Maul wohl, Satan Du!
(Indem er drohend auf ihn zueilt, fällt der Vorhang.)

Druck von Franz Duncker's Buchdruckerei in Berlin.

Bianca della Rocca.

41

Bianca della Rocca.

Hiſtoriſche Erzählung

aus dem heutigen Rom

in acht Büchern

von

R. Durangelo.

Berlin, 1869.
Verlag von Oswald Seehagen.

Bayeriſche
Staatsbibliothek
München

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Eine Bitte.

Schüchtern tritt der unbekannte Dichter unter die großen Meiſter des jugendlich aufſtrebenden mächtigen deutſchen Volks; aber er konnte ſeinen Erlebniſſen, zu denen ihn Glück und Unglück geführt, nur ſo das Leben wiedergeben, an dem er den Freunden im Norden der Alpen einen Antheil zu gewähren wünſchte. Verzeiht ihm darum ſeine Kühnheit, ihr Nachkommen der großen Weimaraner.

Wenn Beſuch und Verbannung die zwei Völker ſchon vor Jahren einander näher gebracht, ſo iſt ja dieſe Freundſchaft zuletzt durch große kriegeriſche Erfolge hoffentlich auf lange zwiſchen den ächten Söhnen Italiens und Deutſchlands beſiegelt.

Aber nach allen Befreiungen der Völker ſeit 1848, nach der Wiedergeburt Italiens, Deutſchlands und des tapfern unverwüſtlichen Spaniens bleibt immer noch das ewige Rom, dieſes Haupt Italiens, von ſeinem Leibe getrennt.

Was ſich hieran knüpft und allerlei Erlebtes bis kurz vor Mentana, dieſe zweite Einmiſchung der Franzoſen, iſt in der Bianca della Rocca im unbefangnen Bilde mitgetheilt.

Wenn die freundlich Verſchleierten, alte Bekannte, die noch leben, und jüngere, die erſt zu leben beginnen, ſich wie im Spiegel wiedererkennen, ſo verzeihen ſie's wohl und nehmen es eher für einen Tribut dankbarer Erinnrung, als für eine unziemliche Ausſtellung.

R. Durangelo.

Erſtes Buch.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Erſtes Kapitel.

Wir ſind in Rom.

Tiefblau ruht ein gütiger Himmel über der alten Herrin der Welt. Frei iſt der Blick von den Hügeln über Fluß und Straßen.

Paläſte treten hervor und Häuſer, die Kunſtwerke ſind, alte Denkmäler, die eine große Geſchichte erzählen, das Haus aller Götter und die Curie des Senats, herrliche Kuppeln in Fülle, doch alle überragt von der Einen Rieſenkuppel St. Peters.

Von den Plätzen, von der Piazza del Popolo, der Piazza d'Eſpagna, des Vaticans und dem Campo Vaccino, dem römiſchen Forum, ſehn wir dann wieder die Hügel hier und dort, glänzende Anlagen, hohe Gärten mit den Fächerkronen ihrer Pinien, mit zierlichen Cypreſſen, goldnen Orangen- und blühenden Granatbäumen.

Vor den Thoren öffnen ſich uns die Villen, die ſchönſten der Welt, die Villa Borgheſe, Albani, Piombine, Farneſina. Und mit dem Schönſten ſind ſie geziert, mit alten Götterbildern von hoher Vollendung.

Dieſe zeugen ſchon mitten im Glanz unſrer Tage vom alten Rom, das wir am Ende des Corſo in Trümmern finden. Wehmuth ergreift uns über den Untergang der Werke unſrer großen Vorfahren. Wir verweilen, wie auf dem Friedhofe der Welt, unter den Trümmern ihrer Gewalt und Herrlichkeit. Denn dieſe Trümmer, Coloſſeum, Triumphbogen, Säulen, das Kapitol, und ſelbſt die Tempel und Bilder vergeßner Götter, ſo ſchön ſie ſind, zeigen uns nur die Macht der allgewaltigen Zeit, vor der das alte Rom in den Staub ſank.

Neben dieſen Trümmern und über dem Schutte des alten Roms erhebt ſich das neue. Es erwartet das Schickſal des alten. Die unerbittlichen Germanen haben die Axt auch an ſeine Wurzel gelegt; und wir Italiener ſind ſchon jetzt Fremdlinge und Feinde in Rom. Alle unſre Patrioten finden wir in Rom geächtet, und die größten Söhne unſers Vaterlandes ſind geſchworne Feinde der dreifachen Krone, die einſt alle andern Kronen beherrſchte.

Aber die ewige Stadt iſt groß, und überall iſt dieſer Boden wie eingeweiht. Künſtler haben Rom gebaut und den Geiſt untadliger Schönheit aus den Trümmern des Alterthums ans Licht heraufgezogen. Die Kunſt adelt in Rom auch das Handwerk.

An dieſer Glorie ſeiner Stadt nimmt der ärmſte Römer Theil. Er wohnt unter den Wundern des ewigen Roms und ſie kommen ihm zu Gute.

Manches Haus armer Leute wuſch der altberühmte Tiberfluß mit ſeinen gelben Strudeln. Regengüſſe hatten ihn geſchwellt, die der Herbſt übers Gebirge in die Campagna ſendet.

Eins von dieſen Häuſern bewohnte der Schuſter Greppo.

Wenn er von ſeinem Leiſten aufſah, fiel ihm wohl drüben über der Tiber der Monte-Mario in die Augen und die Piniengruppe hoch in klarer Luft auf dem Gipfel dieſes ſchönſten der ſieben Hügel; oder ſeinem Blick begegnete die runde Krone der Engelsburg, wenn nicht gar St. Peters Dom ſelbſt und die Rieſenkolonnade des Vaticans.

Manchen Stiefel hatt' er hier beſohlt und manches Stück Leder in elegante Formen gebracht für kräftige Männer- und zierliche Frauenfüße. Jetzt ſollte eine Wendung ſeines Schickſals eintreten. Er ſehnte ſich hinaus nach den Wundern und Reizen ſeiner Vaterſtadt. Waren ſie doch ſchon früher ſein Augenmerk, ja, ſein tägliches Brod geweſen.

Greppo ſtand vom Schemel auf; er warf den Putzkuchen, diesmal nicht auf den Tiſch, ſondern in den Spänekorb, und rief ihm nach: „da liege du! das iſt der letzte Abſatz, den ich glätte!“ — Er hielt die blanken Stiefel gegens Licht. Ein paar Fingerſpuren! — Die nahm er mit Baumöl ab.

„So, Peppo; komm her, Junge, trag' die Stiefel — — Donnerwetter! Was machſt Du da bei der Wiege?! Maledetto da San Antonio! — Vieh von einem Schufte! — Und der Schuſter fuhr auf den Peppo los, riß ihm den Pfriemen weg und ſtieß ihn bei Seite. Es war gerade noch Zeit. Der Junge war daran, ſeiner Schweſter Peppina, die in der Wiege lag und ſchlief, den Pfriemen in die Schläfe zu bohren.

Wie kam der Junge zu ſolcher Bosheit? — Boshaft war er ſchon, das iſt wahr, aber „die Prinzeſſin" wurde ihm auch überall vorgezogen. Sie hieß bei der Mutter Bianca, mein Weißfiſch, und war doch ſchwarzäugig; und er hieß nur immer Nerone, der Neger, und war doch blond. Dies ärgerte ihn. Er hatte wohl borſtiges Haar auf ſeinem Starrkopf, aber er war doch nicht ſchwarz, warum nannte ſeine Mutter ihn einen Neger? Warum hatte „die Prinzeſſin" Milch und Brod bekommen und er keins? Sie war erſt zwei Jahr alt, und er ſchon zehn. Sie brauchte blos zu ſpielen, zu eſſen und zu ſchlafen. Er mußte ſchon ſchuſtern. Und wenn er nun „der Prinzeſſin" was zu Leide that, hieb ihn der Alte mit dem Knieriemen. Es iſt wahr, oft hatte er ſie ſchon braun und blau gekniffen und ihr eins mit dem Pfriemen verſetzt; aber jedesmal war er darüber erwiſcht und durchgehauen worden. Eben wollte er ſich nun aus dieſer Sklaverei befrein und — — „die Prinzeſſin" todtſtechen; — da ergriff ihn wieder der unvermeidliche Alte beim Arm, der Knieriemen war wieder los im Umſehn, und nie in ſeinem Leben hatte Peppo ſo bittre Hiebe aufgeladen als diesmal.

Hielt der Alte inne, ſo fragte er: „willſt du auch der Peppina nichts mehr zu Leide thun? Willſt du mir das verſprechen?“ — „„Nein!““ — Neue Schläge, neue Frage, und neues Nein! bis Greppo ſeiner Frau Tereſina nachgab. Die weinte und bat: „Greppo, laß ihn los, oh! laß ihn los!“ Da ließ Greppo ihn fahren. Wie der letzte Schlag fiel, war der Junge ſtill.

Dem Schuſter lief aber das Blut am kleinen Finger herunter. Der Junge hatte ihm in die Hand gebiſſen. „Peppo! Peppo!“ drohte der Alte, aber er ließ ſich von Tereſinen den Finger verbinden.

Zweites Kapitel.

„Alter,“ ſagte Tereſina beim Verbinden, „laß ihn gehn! Du zwingſt ihn doch nicht. Und die Peppina nehm' ich mit zu dem deutſchen Padrone, — zu der deutſchen Herrſchaft, — am Corſo. Der Peppo hat mir immer gedroht, ſie ſollte nie hinkommen. Ich wußte nicht, wie er das verhindern wollte. Jetzt ſeh' ich wohl, was er meinte. Greppo, ſprich noch einmal mit dem Monſignore, — dem geiſtlichen Herrn, — über den Jungen, wenn Du ihm die Stiefel bringſt. Du trägſt ſie nun doch ſelbſt hin?“

Greppo verſprach es, hängte den Knieriemen über den Nagel und zog ſich an. Er wollte nun wirklich die Stiefel ſelbſt zum Monſignore Matteucci tragen und ihm noch einmal ſeine Noth mit dem Jungen klagen. Die Schuſterei wollte er drangeben und wieder Cicerone, — Fremdenführer, — werden für ein Gaſthaus in der Strada del Babbuino, — Pavianſtraße, — die am Monte Pincio hinläuft und nach der Spaniſchen Treppe zu führt. Es iſt eine ſchöne Lage für ein Gaſthaus, und reiche Leute kehrten zum Pavian ein. Dort war er gut angeſchrieben. Er hatte wohl manchmal einen Fremden beſtohlen, aber er hatte ſie ordentlich herumgeführt und immer richtig wieder nach Hauſe gebracht. Sonſt hätt' er ja auch ſeine Stelle verloren. Dort wollt' er nun wieder in Dienſt.

Tereſina war eine ſchöne Römerin. In Rocca di Papa, — Päpſtlich Felsberg, — wo die Maler ſich ihre Madonnen holen, hatte Greppo ſie geſehn, als ſie noch jung war; und ihr muß der junge Lohnbediente im ſchwarzen Frack, der gerade ſo ausſah, wie der Padrone, — der Herr, dem er diente, — wohl gefallen haben. Ohne Zweifel merkte der Schlaukopf dies; und oft hatt' er um ihretwillen den Fremden Rocca di Papa angeprieſen. Als ſie dann auf ſeine Veranſtaltung Kammermädchen bei der Gemahlin des deutſchen Generals wurde und nach Rom zog, hatte ihr Greppo ſo lange den Hof gemacht, bis ſie ihn heirathete, obgleich es ihr ſchon recht geweſen wäre, wenn er etwas römiſcher ausgeſehn hätte, als ers that.

Der Padrone, ſein und ihr Herr, nämlich der General Löffling, miethete ihnen nun ein Haus an der Tiber, und die Signora, die Frau Generalin, ſtattete die Tereſina mit allerlei Hausrath aus. Greppo war ein gelernter Schuſter, verſtand das Handwerk und verdiente in dem Hauſe an der Tiber elf Jahre lang ſein Brod über dem Leiſten. Er brachte wohl manchmal auch ſonſt noch etwas Geld nach Hauſe, aber Tereſina wußte nicht anders, als daß er ſichs im Gaſthauſe del Babbuino, — zum Pavian — von den Fremden verdiente. Das war auch wohl richtig; er wußte im Hauſe überall aus und ein; ob aber die Fremden immer mit ſeinen Dienſten zufrieden waren, das wußte Tereſina nicht.

Drittes Kapitel.

Zu demſelben deutſchen Padrone, d. h. in daſſelbe herrſchaftliche Haus, zum General Löffling, der ein großer Herr war und mit Frau und Kindern am Corſo wohnte, der Straße, wo das Pferderennen zur Carnevalszeit und die Spazierfahrten gehalten werden, zog nun Tereſina wieder hin, und mit ihrer Peppina, das war ausgemacht. Die Kinder ſollten zuſammen ſpielen, und der Padrone hatte ganz richtig gerechnet, dies würde eine Art Italieniſcher Schule für ſeine deutſchen Kinder werden. Greppo hatt' es der Tereſina gerathen, ſie möchte ſehn, ob ſie ſo nicht etwas zuverdienen könnte; und als der Padrone und die Signora auf den Plan eingingen, — denn ſie waren der Tereſina ſehr zugethan und hatten ein großes Gefallen an der Peppina, die wie ein Püppchen war, — da ſtieg es dem Meiſter Greppo allmälig zu Kopfe, daß er nun auch wieder Cicerone in der Strada del Babbuino im Gaſthauſe zum Pavian werden könne — das war viel näher beim Corſo, als Trastevere; da hatt' er denn gewiß oft ein Stündchen für Tereſinen frei. — Wenn nur der Monſignore Matteucci den Peppo in die Anſtalt bei der Porta pia, — dem Thor der Gottſeligen, — bringen wollte! Verſprochen hatt' ers, als er die Stiefel beſtellte. Nun, das mußte ſich jetzt bald ausweiſen.

Tereſina nahm „die Prinzeſſin“ auf den Arm. Greppo trug ihr die Sachen und faßte mit der andern Hand die Stiefel ſorgfältig bei den Strippen: ſonſt möchten ſie die Form verlieren und ſich drücken.

Viertes Kapitel.

Sie gingen. Greppo ſchloß die Stubenthür ab. Tereſinen dauerte der arme Eingeſperrte. Sie ſtand ſtill.

„Sag' ihm noch etwas, eh' wir fortgehn, Greppo! der Junge ſieht ſo unheimlich drein!"

„„Was hilft das Sagen, Tereſina, wenn ſelbſt Schläge nichts helfen?""

„So gieb ihm wenigſtens was zu thun!"

„„Hm! da haſt Du Recht!"" erwiderte er, ſchloß wieder auf und gab dem Jungen ein Paar Schuhe auszubeſſern.

Nun gingen ſie hinunter. Da hörten ſie noch auf der Treppe Püffe und Schläge gegen die Stubenthür. Peppo wollte ſie aufſprengen.

„Das wird ihm nun wohl nicht gelingen," meinte Greppo, „und wenn er nicht aus dem Fenſter in die Tiber ſpringen will, ſo iſt er ſicher eingeſperrt, bis ich wiederkomme."

„„Ich wollte lieber, du könnteſt ihn gleich mitnehmen!""

„Mitnehmen? Zum Monſignore? So wie er iſt? Was denkſt Du?“

„„Ich meine zur Porta pia, — zum Thor der Gottſeligen; — ach, aber ich bin dir froh, daß ich das Kind vor ſeiner Rache in Sicherheit habe. Zu Hauſe wär' ich die Angſt nicht los geworden. Von wem nur der Junge die Bosheit hat? Du biſt doch ein ordentlicher ehrlicher Bürgersmann; und der Junge iſt wie eines Räubers Sohn. War etwa dein Vater oder Großvater ſo? Oder haſt Du etwas Aehnliches von mütterlicher Seite in Deiner Familie, Greppo?““

„In meiner Familie?“ fragte er beleidigt, „warum nicht in Deiner?“

„„Nun, lieber Carlo, der Junge artet doch nach Dir, und Peppina, das ſieht Jeder, iſt mein. Frag' den General Padrone, frag' die gute Signora, und Du wirſt es hören.““

Greppo antwortete nicht gleich. Der General Padrone dachte er, der mir das Haus gemiethet hat! So etwas thut Keiner umſonſt. Hm! ich hab' es wohl ſelbſt angeſtiftet, aber hart iſt es doch, daß ich die Tereſina zu fremden Leuten gehn laſſen muß; und wahr iſt es auch, der ſchmeichleriſche alte Schnurrbart hat ihr von Anfang an den Hof gemacht. Dann brach er los: „Ich will Dir was ſagen, Tereſina, der Peppo ſieht eher dem Padrone ähnlich, als mir; blond iſt er, wie er, und ſtachliches Haar hat er, wie er; meins aber iſt kraus.“

Der Tereſina wurd' es heiß und kalt; ſo erſchrak ſie vor ſeinem Blick und ſeinen gottloſen Worten. Sie ſchwieg. Was hätte ſie auch ſagen ſollen? helle Thränen liefen ihr übers Geſicht.

Peppina ſah die Thränen rollen: „Weine doch nicht, lieb' Mütterchen,“ papelte ſie, „halt ſtill, ich trockne ſie Dir ab!“ und damit wiſchte ihr das liebliche Kind mit ſeinen Händchen über die Backen.

Fünftes Kapitel.

Das rührte Greppo. Er liebte die Beiden ſo ſehr. So nahm er Tereſinen bei der Hand — die Stiefel waren ihm wohl im Wege, aber er hatte ſie am kleinen Finger hängen, an dem nicht gebißnen, — und verſicherte bittend: „es war ja nicht mein Ernſt, Du meine Madonna!“ denn ſo pflegte er zu ſagen, wenn er zärtlich wurde und ſie loben wollte, daß ſie ſich nie hatte malen laſſen.

„„Und beide Male,““ erwiederte ſie noch ſchluchzend, „„haſt Du ſelbſt mich zum Padrone gebracht, zuerſt von Rocca di Papa und jetzt wieder, und immer haſt Du geſagt, er wäre der beſte Mann, den es gäbe; und das iſt wahr, Du weißt es, Greppo!““

Von Peppo noch weiter zu reden, davor fürchtete ſie ſich. Ja, ſie fürchtete ſich vor ihren eignen Worten. Wie Tauben fliegen ſie aus, und wie Unglücksvögel kehrten ſie zurück. — Auch Greppo dachte dies und das: Warum iſt der Padrone ſo reich, und warum bringſt Du es zu nichts? Warum fährt der Monſignore in ſeiner Kutſche, und warum gehſt Du zu Fuß? Kurz, es war ihm Alles nicht recht.

So gingen ſie ſchweigend weiter. Je eifriger ſie ſich ihren Gedanken überließen, deſto raſcher ſchritten ſie aus. Schon waren ſie auf dem Corſo, ſchon konnten ſie das Haus des Padrone ſehn, da wurden ſie aufgehalten. Um die Kirche San Carlo war ein Gedränge. Der Heilige Vater las drinnen die Meſſe. Peppina aber rief aus: „Mütterchen, ſieh, ein goldnes Haus mitten auf der Straße!“ — Es war die Staatskutſche des Papſtes mit hohen goldnen Glasthüren; ſie ſah wirklich aus, wie ein kleines Haus von Gold und Glas.

Tereſina ſchlug vor, ſie ſollten ſich dicht an die Kirchenthür drängen und wenn der Heilige Vater in ſeinem Lehnſtuhl mit den Pfauenfedern herausgetragen käme, dann ſollten ſie hinknieen und ihn ſelbſt gleich wegen Peppos und des Beſſerungshauſes an der Porta pai bitten. Aber Greppo war kurz und ſagte mürriſch, das verſtünde ſie nicht. Er zog ſie bei der Kirchenthür vorbei und durch das Gedränge hindurch.

Der Padrone lag mit der Signora im Fenſter. Er hielt ein doppeltes Fernglas in der Hand; damit wollte er ſich den Heiligen Vater anſehn, wenn er wieder aus der Kirche käme.

Sechſtes Kapitel.

Auch die Kinder des Padrone, Max und Ida, waren am Fenſter geweſen; und Kinder und Mägde purzelten über einander zur Thür heraus, auf die Straße, eroberten ſich die Peppina und tanzten unter großem Jubel mit ihr wieder ins Haus hinein. Tereſina hatte kaum Zeit von Greppo Abſchied zu nehmen, ſo zogen die Kinder ſie fort.

Greppo blieb allein vor der Thür zurück. „Wie glücklich iſt doch der Padrone! Alles fliegt ihm zu, und es iſt ein Jubel vergnügter Menſchen um ihn her! Und ich! da bleib ich allein vor der Thür; und zu Hauſe hab' ich den Peppo; er iſt nicht beſſer, als ich; und hat es auch nicht beſſer!"

Mit einem Seufzer nahm er die neuen Stiefel auf und eilte dem Palaſt des Monſignore zu.

Der Monſignore hätte aus ſein können; glücklicher Weiſe war er zu Hauſe, hatte eben ſein Schläfchen gehalten, ſetzte die goldne Kaffeetaſſe aus der Hand und winkte Greppo und die neuen Stiefel ſehr gnädig zu ſich heran, als der Lakai dem armen Schuſter die Thür öffnete. Ja, der geiſtliche Herr ſchlüpfte ſogar aus dem violetten Pantoffel heraus, und ließ ſich erſt den Einen, darauf den andern Stiefel anziehn, machte dann einen Gang durchs Zimmer, und als ihm die Stiefel gut paßten, ſchlug er vergnügt in die Hände mit den Worten: „Beim heiligen Criſpinus, Du biſt ein Schuſter, Greppo; denn das kann ich Dir ſagen: neue Stiefel, die nicht drücken, ſind ſo ſelten, als Flohbiſſe, die nicht jücken! Ja, und ein Arbeiter iſt ſeines Lohnes werth: komm her, gieb mir deine Rechnung, ich glaube, ich kann ſie noch bezahlen.“

Aus einem großen Kaſten voll Scudi wühlte er das Geld für die Stiefeln heraus. Hat der einen glücklichen Traum gehabt! dachte Greppo ſehr vergnügt, dankte für gnädige Zahlung, und wagte hinzuzufügen: „Und wie iſt es mit dem Reformatorio an der Porta pia, Eminenz, für meinen Schlingel von Peppo?“

„„Hat ſich der Junge nicht gebeſſert, Greppo?““

„Er iſt ärger geworden, gnädiger Herr; und wär' es nicht mein eigen Kind, ich müßt' ihn vors Strafgericht bringen.“ Er erzählte.

„„Was Du nur ſagſt, Greppo! Wie iſt es menſchenmöglich? Hm! hm! ein Mordverſuch in ſo jungen Jahren und auf die eigne Schweſter, ein Kind in der Wiege! ei, ei, hm, hm! da wirds wohl nicht anders, wir müſſen ihn Dir abnehmen.““

Siebentes Kapitel.

Greppo empfahl ſich der Eminenz in der heiterſten Laune. Die Stiefel bezahlt und den Peppo verſorgt! die Straße war ihm wie ein Paradies, er lächelte die Paläſte an, als ob ſie ihm gehörten und klapperte mit ſeinen Scudi in der Hoſentaſche, wie er ſo vor ſich hinging. Die Karte zur Aufnahme des Peppo ins Reformatorio della Porta pia hielt er in der Hand und wehte die Unterſchrift des Monſignore trocken. So eilte er nach Trastevere zurück, wo die armen Leute und der Heilige Vater wohnen. Er wollte den Peppo gleich abholen.

Es war ein weiter Weg hin und her; aber im Nothfall konnte er jetzt einen Fuhrmann bezahlen; als Cicerone hatte er ihn um das halbe Geld und morgen war er wieder Cicerone. Warum ſollte er im Pavian nicht gleich eine Herrſchaft finden, die Roms Alterthümer und Herrlichkeiten ſehn wollte? Und er klimperte wieder mit den prächtigen Scudi vom Monſignore.

„Greppo! Greppo!“ rief da eine Stimme, die ihm bekannt klang, „wo haſt Du die Scudi her? Halb Part, alter Jude!"

„„Nichts zu theilen! nichts zu theilen! ehrlich verdient, Piſtruccio,"" erwiderte Greppo haſtig und eilte weiter.

Dies war ihm aber eine Warnung. Es iſt doch wahr, reiche Leute ſollten die Armen nicht ſo mit Gold, und Silbergeklimper in Verſuchung führen, dachte er bei ſich ſelbſt. Ihm wars ganz anders zu Muthe als kurz vorher auf dem Corſo mit leeren Taſchen und mit dem Unband von einem Jungen auf dem Halſe und als die Tereſina ihn fragte, ob er nicht eines Räubers Sohn wäre, und der Peppo es nicht gar von ihm hätte.

Achtes Kapitel.

Geld macht Muth. Greppo dachte: „Nun bin ich wieder Cicerone. Morgen fahr' ich mit meinem Fremden in der ewigen Stadt herum, — zu den Alterthümern, — nach Albano, — nach Tivoli oder Frascati; und wenns ihm recht gefällt und wenn er erſt ein Glas Orvieto oder Vino nero di Albano, — rothen Albaner, — zu ſich genommen hat, dann zahlt er auch mir ein Fläſchchen. Ich nehm' es dankbar an und trinke auf ſeine Geſundheit, auf die Geſundheit des Monſignore, — und der Tereſina und ihres Püppchens, — auch ein Glas auf die Beſſerung dieſes Peppucchio. Der arme Junge! ich muß ihn freilich — — —; aber was kommt denn dort die Tiber heruntergeſchwommen? Stühle! Betten! allerlei Hausrath! — die Leute ſtehn und wundern ſich. Wo kommt mir das her? — da kommt wahrhaftig mein Arbeitsſchemel zum Fenſter herausgeflogen! das iſt ſo gewiß mein Fenſter und mein Schemel! Peppo! oh, meine Ahnung! Und dort hängt nun auch die Wiege des Kindes zum Fenſter heraus!“

Mitdeſſen war er vom Gehn ins Laufen gefallen, immer den Fluß hinauf. Jetzt bog er um die Ecke, und nun war er auch ſchon in ſeiner Straße, ins Haus hinein, die Treppe hinauf; — da ſtand er vor der Thür und hörte den Peppo drinnen Feuer ſchrein. In der Haſt konnte er den Schlüſſel nicht ſchnell genug faſſen, und die Thür flog auf, wie er dagegen rannte.

War das ſeine Wohnſtube? Sie war leer. Der Schrank ſtand offen, das große Bett kahl mit den ſchweren Maismatratzen, und der kleine Kobold ſchrie unaufhörlich: Feuer! Feuer! — Er brauchte freilich Beiſtand. Alles was er regieren konnte, hatte er zum Fenſter hinaus in die Tiber geſegelt. Als er nun zuletzt unter die Wiege „der Prinzeſſin“ gekrochen war und ſie mit großer Mühe bis auf den Fenſterſimms hinaufgearbeitet hatte, war ſie hinausgeſchnappt und der hintre Wiegengängel hatte ihn ſo um den Leib gefaßt, daß nun die Wiege draußen über der Tiber und der Junge mit dem Unterkörper drinnen in der Stube an der Fenſterwand hing. Auf ein Haar und er wäre mit hinüber geruſcht! So fand ihn ſein Vater.

Peppo konnte ſeinen Vater nicht ſehn. Er hatte den Schrecken des Todes, die Tiber, vor Augen; jeden Augenblick dachte er, die Wiege „der Prinzeſſin“ würde mit ihm hinabfahren; er fuhr alſo fort, aus vollem Halſe Feuer zu ſchrein, damit die Nachbarn herbei kämen; und die Stube füllte ſich auch wirklich im Nu mit Leuten, die retten wollten. Greppe und ein paar

Männer aus der Nachbarſchaft hoben die Wiege wieder herein und zogen den Jungen ins Zimmer zurück. Kaum ſtand der kleine Kobold wieder auf den Dielen und bemerkte ſeinen Vater unter den Erlöſern aus der Wiegenklemme, ſo huſchte er zur Thür hinaus, die Treppe hinunter, ſprang auf die Straße und lief den Fluß entlang.

Neuntes Kapitel.

Weit kam er nicht. Greppo war hinter ihm her; und die Leute, die in Greppos Wohnung am Fenſter ſtanden und den Ausreißer um die Ecke kommen ſahen, riefen den Fußgängern auf der Straße zu: „haltet ihn! haltet den baarhäuptigen Bengel feſt!" Das geſchah auch ſehr bald. Es half ihm nichts, daß er den Leuten in die Finger biß, ſie ſchlugen ihm ins Geſicht, und ein handfeſter Facchino, — Dienſtmann, — der Nachbar Pardolo, faßte ihn ruhig beim Kragen, ließ ihn vor ſich herſpringen und lachte herzlich, als der Junge mit Füßen nach ihm ſtieß, denn ſie waren zu kurz, er konnte nicht ſo weit zurückreichen.

So mußte er auf ſeinen Vater zutanzen. Von dem erwartete er ſich natürlich nichts Gutes. Aber Greppo ſchlug ihn nicht. — Für Schläge war dies zu arg; auch war der Knieriemen ja mit in die Tiber geflogen. Er nahm ihn bei der Hand und ging ſchweigend mit ihm in ſeine Wohnung zurück. Pardolo folgte.

„Nachbarn,“ ſagte Greppo zu denen, die er noch dort fand, „ich bin wie ein Abgebrannter, meine Kleider und ſelbſt mein Deckbette, alles was er heben konnte, all mein Handwerkszeug, die Leiſten, alles Leder und die Schuhe fremder Leute, die zum Ausbeſſern hier waren, hat dieſer Junge, der mein Sohn iſt, wie ihr wohl wißt, zum Fenſter hinausgeworfen. So hat er ſich an mir gerächt für Schläge, die er nur zu gut verdient hatte.“

Die Nachbarsleute bedauerten Greppo, was ſie auch ſonſt von ihm denken mochten, denn die Nachbarn wiſſen im̃er Alles, und waren erſtaunt über den Peppucchio; aber helfen konnten ſie nicht; ſie waren ſelbſt arm und hatten nichts übrig. Am beſten ging es wohl noch dem Facchino, dem Dienſtmann. Auf dem Holzhofe oder auf der Piazza Navona, — Neumarkt, — hatte er immer zu ſchaffen. „Greppo,“ ſagte der, „Du haſt mir manchmal was zu verdienen gegeben, als Du noch in der Albergo del Babbuino Cicerone warſt und dieſen Struwelkopf noch nicht hatteſt. Ich denke, ich kann Dir beiſtehn, und Dir etwas Bettzeug verſchaffen, daß Du doch über Nacht nicht zu frieren brauchſt.“

„„Thu das, Pardele,““ erwiderte Greppo dankend, „hier iſt der Schlüſſel; ich hole ihn bei Dir ab. Vorher hab' ich noch einen weiten Weg, denn ich muß mit dieſem meinem Birbantino Peppucchio, — Schlingel von einem Rangen, — noch zur Porta pia. Dort ſoll er ins Reformatorio, — ins Beſſerungshaus, — kommen.

Alle fanden das ſehr in der Ordnung, und es war wie eine Gerichtsſitzung geweſen, als die Verſammlung auseinanderging, Greppo mit dem kleinen Galgenſchwengel abfuhr, und Pardolo die leeren vier Wände des armen Schuſters an der Tiber zuſchloß.

Zehntes Kapitel.

Peppe fand einen alten Bekannten unter den Kutſchern, dem er ſich als wieder eingetretenen Fremdenführer aus dem Vatican vorſtellte. Mit deſſen Geſchirr fuhren ſie ab. Unterwegs — denn es war weit, die Porta pia liegt ja ganz am andern Ende Roms, wo's in die Campagna nach Tivoli hinausgeht, — fragte Peppe einmal über das andre, ob er denn nicht wieder zur Mutter käme, und was ſie ihm wohl zum Abendbrot geben würde.

„Mein Sohn,“ erwiderte endlich der Alte, „Du kommſt ins Beſſerungshaus an der Porta pia. Dort werden die Kinder gut gemacht, die ſich ſonſt nicht ziehn laſſen, und die Mutter wird Dir kein Abendbrot mehr geben.“

„„Aber der Prinzeſſin hat ſie gewiß ſchon längſt was Gutes gegeben,““ ſagte Peppe bitter.

Seine Anſtrengung beim Ausräumen der Wohnſtube hatte ihn hungrig gemacht. Dies erinnerte ihn an ſeine Mutter. Ihre Töpfe und Tiegel aber hatte er alle mit zum Fenſter hinausgeſegelt; da konnt' es denn freilich kein Abendbrot geben, ſelbſt wenn die Mutter dazu wieder gekommen wäre. Aber das hatte er nicht bedacht. Seines Vater Antwort verſtand er nicht.

„„Werde ich denn auch gut gemacht?““ fragte er nach einigem Beſinnen und dachte dabei an ſein Abendbrot.

„Freilich, darum bring' ich Dich ja hin.“

„„Wie geht es dabei zu? Ich bekomme doch mein Abendbrot?““

„Das weiß ich nicht.“

„„Dann will ich gar nicht hin,““ rief er aus; und Greppe mußte ihn halten, denn der Tollkopf wollte zum Wagen hinaus.

Jetzt waren ſie da. Am Thor des Reformatorio wurde die Glocke gezogen und auf die Karte des Monſignore erhielten ſie Einlaß.

Sie mußten vor dem Padrone di Caſa, Vorſteher der Anſtalt, erſcheinen. Der war natürlich ein geiſtlicher Herr und ließ Greppe die ganze Geſchichte beichten. Wenn er den Jungen ſelbſt fragte, erhielt er keine Antwort. Ein Schreiber nahm Alles auf. Der Name des Ankömmlings wurde eingeſchrieben. Dann klingelte der Padrone di Caſa, und ein Corporal erſchien. Dieſem wurde das Papier des Schreibers übergeben und Peppo dazu. Der ſträubte ſich. Auch ſeinem Vater wollte er die Hand nicht geben. Als der Soldat ihn aber hart anfaßte, ging er ohne weitres Sperren mit.

Greppo wiſchte ſich ein paar Thränen aus den Augen und ſagte: „der ſtörriſche Junge! Welch' ein Unſegen, gnädiger Herr!“

„„Nun, er wird ſich ſchon geben. Er mag das Horn blaſen lernen. Vielleicht wird er ein großer Muſikant; große Ohren hat er!““

Mit dieſem Troſt entließ er Greppo. Der Junge mußte noch einmal mit anhören, was er Alles verbrochen hatte und weswegen er hergebracht war, dann wurde er „eingeweiht“ d. h. er mußte ein gute Tracht Prügel aufladen, wurde kurz geſchoren, ausgezogen und ins Bad geſetzt. Zwei Leute ſeiften ihn gehörig ein, wuſchen ihn über und über rein, trockneten ihn ab und zogen ihm eine kleine Soldatenjuppe an, grau mit grün verbrämt. Er ſteifte ſich überall nach Möglichkeit, zog freilich immer den Kürzern, blieb aber doch mit Allen auf dem Kriegsfuß, und wenn er kein andres Vertheidigungs-Mittel hatte, ſo griff er zu dem des Dintenfiſches. „Rüpel von einem Jungen!“ ſagten die Badeleute. „Ein Trotzkopf nach Noten!“ rief der alte Gefreite aus, dem er zugefallen war.

Peppo war hungrig, wie ein Wolf; aber aus Trotz gegen dieſe Leute, die ihm ſo übel mitſpielten, gab er kein Wort von ſich. Er vermißte ſeine Mutter. Die hatte ihn doch nie hungern laſſen. Endlich wurde er mit einer Menge Jungen, alle ſo eingekleidet wie er, zum Abendeſſen getrommelt. Das hatte er kaum noch erwartet. Beim Eſſen vergaß er nun ſeine Leiden einen Augenblick und machte Bekanntſchaft mit ſeinen Nachbarn.

Die Anſtalt am Thor der Gottſeligen nahm verwahrloſte und verlaßne Kinder auf, ein Mittelding zwiſchen Gefängniß und Waiſenhaus, Beſſerungsanſtalt und Schule, und gab ſie ſpäter wieder ab an die Soldaten, in Dienſt, an die päpſtlichen Muſikchöre oder an Handwerker, wie's die Gelegenheit mit ſich brachte.

Hier alſo war Peppo nun untergebracht, bis er zuerſt ins bürgerliche Leben gelangte, und dann eine merkwürdige Speculation ſeine Talente für ein Abenteuer im hochromantiſchen Stil in Anſpruch nahm. War doch Rom ſeine Vaterſtadt!

Zweites Buch.

Erſtes Kapitel.

An demſelben Tage, als Greppo im Gaſthaus del Babbuino — zum Pavian — wieder in Dienſt trat, kehrte dort ein engliſcher Lord ein. Der hatte einen Courier von Florenz mit, und es wurde bald unter der ganzen Dienerſchaft bekannt, daß ihm dieſer für ſeine Geldſtücke nicht vier, ſondern nur zwei Scudi einwechſelte. Und einen Korb Holz ließ er ihn regelmäßig mit einem franzöſiſchen Geldſtück bezahlen, ſtatt mit einem Scudo, und ein Scudo war doch ſchon theuer genug.

„Greppo,“ ſagte der Wirth, „das kann ich nicht ſo fortgehn laſſen. Geh' hinauf, ſprich mit dem Manne. Beſorg' mir das! Mein Haus iſt keine Räuberhöhle!“

Natürlich jagte der Engländer den Florentiner Geldwechſler fort und nahm dafür Greppo zum Cicerone an. Nun verdiente der ſchönes Geld, wie der Wirth ganz richtig vermuthet und gewünſcht hatte. Allein der Engländer verblendete ihm die Augen mit Gold, und die Augen ſind die Thür zum Herzen.

Greppo ſah zu viel Geld im Kaſten ſeines Herrn, und weil ihm der Lord ganz traute — hatte Greppo ihn doch von dem betrügeriſchen Courier befreit — ſo nahm er ihn auch mit, wenn er zu Torlonia, dem Geldwechsler, ging und ſich die Taſchen mit friſchen Geldſtücken und Banknoten füllte.

Hierauf gründete Greppo einen gottloſen Plan: „Was kann es ihm ausmachen,“ dachte er, „wenn er einmal ſo eine Ladung verliert?“

Greppo war leider nicht immer in guter Geſellſchaft. Des Abends, wenn er Tereſinen nicht beſuchte oder ſich nicht gerade einmal nach Peppe umſah, begab er ſich gewöhnlich in eine Garküche, Agli gattini — zu den Kätzchen — genannt, und dort traf er manchmal drei Geſellen, die wohl Römer waren, aber ſich als Calabreſer kleideten und behaupteten, ſie lebten von der Jagd. Greppo wußte recht gut, was ſie jagten; und Einer von ihnen, der Piſtruccio hieß, war ihm über den Weg gelaufen, als er mit den Scudi des Monſignore ſo unvorſichtig geklimpert hatte. Derſelbe Piſtruccio ſaß eines Abends in der Garküche „zu den Kätzchen“ grade als Greppo eintrat.

„Was willſt Du eſſen, mein Sohn? was willſt Du trinken? Komm, ſetze Dich zu mir!“ begrüßte ihn Piſtruccio. „Wir werden bald noch mehr Geſellſchaft haben.“

„„Ihr habt wohl eine gute Jagd gehabt?““ fragte Greppo ironiſch: „„Was habt Ihr gekapert?“

„Nicht viel, aber doch etwas. Wir ſaßen in der Oſteria del Teſtaccio — Schenke zum Scherbenberg

— in der Campagna — im Römerfelde. — Da kamen drei Malerburſche. Hatten jeder einen Haſen geſchoſſen. Die tranken und ſprachen und lachten zuſammen. Wir verſtanden kein Wort davon. Da warf ihnen der Giacomo Capo — Jacob der Kopf — ſein Bruder hieß Jacob der Zopf — Giacomo Coda — vor, ſie verhöhnten die heilige Jungfrau, die in der Oſteria hängt. Es gab einen Streit, eine Schlägerei. Wir nahmen ihnen die Flinten und die Haſen ab, und warfen ſie zum Dinge 'naus. — Ah! da kommt mein Haſe. Komm' her; halte mit!"

Sie aßen, und tranken Vino di Albano — Albaner Ausbruch — dazu — etwas Gutes! war von auserleſ'nen Trauben — ganz entſäuert; den gab es nur in dem Kätzchen. Aber Greppo hatte den Padrone di Vino — den Weinzüchter — von Albano auch dem General Löffling empfohlen; dafür hatte er bei dem einen Stein im Brette. Nach dem Haſen kamen herrliche Tellini, kleine delicate Muſcheln, dann allerlei Fritturen von Früchten und zartem Fleiſch — in Oel Gebacknes. — „Iß nur, Bruder," nöthigte Piſtruccio, „ich zahle den Wirth."

Der Wirth, in weißer Mütze, in Hemdsärmeln und Kniehoſen, die Küchenſchürze vor, erſchien zuletzt ſelber, brachte ſein Glas mit und nahm Platz neben den Beiden.

„Du ſiehſt, Greppo," ſagte er, „Piſtruccio und die Giacomi ſind immer noch die alten Spaßvögel, aber Du biſt ganz zur Eſſigtonne verſauert. Es fällt

Dir auch gar nichts mehr ein, womit Du einen Extrabajacco — einen Groſchen Zubuße — verdienen könnteſt.“

Greppo ſchaute ihm pfiffig in die Augen. Vielleicht hatte der Wein gewirkt, vielleicht hatte die Heldenthat der Jäger in der Oſteria del Teſtaccio ihm den Kopf verdreht. Genug, er platzte mit den Geheimniſſen ſeines Lords heraus, und gründete darauf einen boshaften Plan, ihm ſeine Taſchen zu leeren, in welchem er aber nur als Verräther der Gelegenheit mitwirken wollte. Sonſt würde er ja ſeine Stelle verlieren.

„Greppo, Du biſt ein Ausbund, ein Goldammer, ein Kätzchen, ein Ferkelſterz!“ rief Piſtruccio, ſprang auf und umarmte ihn.

Zweites Kapitel.

Als der Lord das nächſte Mal — es war nach Tiſche und ſchon etwas dämmrig — von Torlonias heraus kam und in den Wagen ſteigen wollte, war dieſer nicht vor der Thür. „Wo iſt mein Wagen?“ fragte er Greppo.

„„Herr, Sie befahlen ihm ja ſelbſt, am Kaffé Ruspoli auf Sie zu warten!““

„„Weiß kein Wort davon! Nun, holen Sie mir ſchnell einen andern. Sie treffen mich hier linker Hand auf dem Wege nach Hauſe.““

„Er geht wahrhaftig in die Falle!“ dachte Greppo bei ſich und eilte nach einem Kutſchenſtand voraus.

Der Lord hüllte ſich gegen die Winterluft in ſeinen Mantel und ſchlenderte langſam und in Gedanken, ohne alles Arg den Corſo hinab. Plötzlich ergriffen ihn drei Männer, wickelten ihn ganz feſt in ſeinen eignen Mantel und zogen ihn ſo, während Einer ihm den Mund zuhielt in einen Kutſchenthorweg, leerten ihm ſchnell die Taſchen, drehten ihn einige Male rund herum, ſo geſchwind, daß er hintaumelte, und huſch! waren ſie verſchwunden.

Als Greppo mit dem Wagen kam, wanderte der Lord ſchon wieder auf der linken Seite den Corſo entlang — die Cigarre war ihm nicht ausgegangen, als wäre nichts vorgefallen. Er ärgerte und ſchämte ſich, ſprach kein Wort und fuhr in ſeinen Gaſthof.

Greppo wär' es lieber geweſen, er hätte ſich beklagt. Sollte wirklich nichts vorgefallen ſein? Er konnte es nicht glauben. Darauf kannte er Piſtruccio und die tollkühnen Giacomi. Aber ſchwieg der Lord, ſo mußte er wohl ſchweigen.

Drittes Kapitel.

„Greppo!“ rief am andern Morgen der Wirth des Gaſthauſes zum Pavian, „Greppo! ruf' mir mal den Kutſcher, mit dem der Lord geſtern zu Torlonia fuhr.“ — Dieſer kam. Der Wirth fragte ihn, warum er weggefahren ſei?

„Weil der Lord mich nach dem Kaffé Ruspoli ſchickte. Dort ſollt' ich auf ihn warten. Er iſt aber nicht gekommen.“

„„Ihr Beide könnt meine Fremden nicht mehr bedienen!““ fuhr der Padrone del Babbuino, der Wirth zum Pavian, heraus und kehrte ihnen den Rücken zu.

Ganz Rom war voll von dem unverſchämten Streich. „So etwas iſt doch nur in Rom möglich!“ ſpotteten die Fremden. Die Römer ärgerten ſich. Greppo und der Kutſcher waren in Verdacht. Natürlich! aber man konnte ihnen nichts beweiſen; und vergebens redete der Monſignore Matteucci dem gottloſen Greppo in's Gewiſſen: er bekannte ſich zu nichts.

Die Hallunken in den Kätzchen lachten ſich in's Fäuſtchen und theilten ſich mit Greppo in eine Summe, größer, als ſie ſie je in Händen gehabt. Aber „die Jäger“ waren ſchlau genug, auf einige Wochen in's Albanergebirge zu gehn und aus der heiligen Stadt zu verſchwinden. Es blieben ja noch genug Jäger übrig. Greppo hingegen wußte nichts Beſſ'res zu thun, als ſich ſeine Werkſtatt wieder einzurichten. Es war aber kein Segen mehr dabei und wollte nicht flecken. Bald war all das Geld verthan; und um nur nicht in Noth zu kommen, mußte er ſich von Tereſinen aushelfen laſſen. Mit ſeinem guten Ruf hatte er Alles verloren.

Selbſt „die Jäger“ ließen ihn in Stich. Er hatte ja keine Engländer mehr zu verrathen, war ihnen alſo nichts nutz.

So ſah er ſich von allen Seiten verlaſſen, ja, ſogar die Tereſina machte ängſtliche Geſichter, wenn er kam, gab zitternd ihre paar Scudi her, und zeigte deutlich, daß auch ſie von dem allgemeinen Verdacht angeſteckt war.

Natürlich hatte auch der General Löffling die ganze Geſchichte erfahren und offen mit der Tereſina darüber geſprochen. Daß ſie nichts wußte, ſah er wohl; aber der Verfall mahnte ihn doch zur Vorſicht, und er hatte ſeitdem Nachts immer ſeine gezogenen Piſtolen auf dem Marmortiſche neben ſeinem Bette ſtehn. Um Aufſehn und Mißbrauch zu vermeiden, war das Käſtchen bei Tage feſt verſchloſſen und ſtand nur Nachts offen, ſo wußte weiter niemand von den Waffen.

Auf dem Kamin braunte ein Nachtlicht, das ein grüner Schirm ihm aus den Augen nahm. Dazu war der Flur abgeſchloſſen und die Thür feſt und gut.

„Auch iſt es gar nicht Sitte der Römiſchen Räuber, auf Einbruch auszugehn,“ pflegte der General zu ſagen: ſie halten offenbar den Straßenraub wie eine Art Krieg, für das einzig Anſtändige in ihrem Geſchäft. Dieſes Traumbuch von einem Engländer, ſich ſo einfangen, einwickeln und ausrauben zu laſſen! Die hätten mir kommen ſollen! Daß der Greppo aber ein Schlingel iſt, halte ich jetzt für ausgemacht; und wußte ſich immer ſo unſchuldig anzuſtellen!“

Viertes Kapitel.

Tereſina hatte ſich für ihre Erſparniſſe in der erſten guten Zeit ſilberne Löffel gekauft. Die behielten ihren Werth, ſagte ſie. Nun mußte Sie Alles wieder verkaufen, um nur Greppo über dem Waſſer zu erhalten. Er war immer in Noth, hatte nichts zu thun und wußte auch nichts zu finden. Selbſt „die Jäger“ wollten ihn nicht haben: er ſei zu ſchwach und zu langſam.

Weinend klagte Tereſina der Padrona ihre Leiden und eines Tages kam ſie gar zum General ſelbſt mit der Nachricht, ſie wolle ſich ganz von ihrem Manne losſagen: er ſei wirklich ſchlecht und habe mit dürren Worten von ihr verlangt, ſie ſolle dem Padrone das Geldkäſtchen ſtehlen, das er Nachts auf ſeinem Marmortiſche ſtehn habe.

Dies war eine ernſthafte Sache. Die Bande hatte alſo ein Aug' auf die Kaſſe des Generals und Greppo war ihr Kundſchafter. Der General ſchob die Mütze hin und her, die Signora wurde gerufen; und Beide überlegten, ob ſie darein willigen oder was ſie dabei thun ſollten. Als Tereſina ſtandhaft bei ihrem Entſchluſſe zur Trennung blieb, wurde endlich beſchloſſen, Greppo das Haus zu verbieten.

„Es iſt gut Tereſina,“ fügte der Padrone hinzu, „daß Du ihn los biſt; denn nun ſiehſt Du doch wohl ein, daß er nicht mit Unrecht in Verdacht war, den Lord Exmouth an die Straßenräuber verrathen zu haben.“

„„Das fiel mir gleich ein,““ gab Tereſina zu und trocknete ſich die Thränen ab, „„als er mir den ſchändlichen Vorſchlag machte.““

„Wer hat ihm aber nur verrathen, daß ich das Geldkiſtchen auf dem Marmortiſche ſtehn habe?“

„„Das muß er dem Kinde abgefragt haben.““

„Und woher mags wohl das Kind haben?“

„„Das hat ſie von uns Papa,““ fiel Ida, das Töchterchen des Padrone, ein.

„So!“ ſagte er, „und Ihr habt Euch das gedacht; nicht wahr? Denn geſagt hats Euch doch wohl Niemand?“

„„O ja, die Sophie!““ riefen die Kinder, Max und Ida, wie aus Einem Munde. Dies war dem General genug. Er ſah, Tereſina hatte nichts ausgeplaudert; auch wußte er ja aus langer Erfahrung, daß ſie die Zuverläſſigſte unter der ganzen Dienerſchaft war.

„Tereſina,“ ſagte er und reichte ihr die Hand, „ich verlaſſe mich ganz auf Dich und glaube, daß ich dies ſicher thun kann.“

„„Ach,““ ſeufzte die arme Frau, „„hätt' ich das Alles eher gewußt, ſo wäre mirs auch klar geweſen, woher dieſer Peppo ſeine Bosheit hat!““

Der General hatte ſein Schlafzimmer im erſten Stock, die Familie oben. Zur Vorſicht nahm er ſeinen treuen Diener Moritz zu ſich. Der mußte neben ihm ſchlafen. „Es iſt zwar überflüſſig, Moritz,“ bemerkte er, „aber vor dem Feinde darf man ſich nicht blos geben, beſonders wenn der Krieg ausdrücklich erklärt iſt, wie wirs ſo eben mit dieſer Bande gemacht haben. Denn dieſer Greppo iſt offenbar nicht ohne Genoſſen, und mein ſogenanntes Geldkäſtchen liegt ihm im Sinn.

Auch ein Hündchen ſollte kommen — für die Kinder. Moritz hatt' es ſchon auf dem Handel, angeſchafft aber war es noch nicht. Dafür hatte die Tereſina ihr Zimmer im erſten Stock dicht neben der Vorſaalthür.

Fünftes Kapitel.

Greppo hatte gedacht, er könne das Unternehmen auf die Kaſſette des Generals allein ausführen, wenn ſich nur die Tereſina bereden ließe, ihm beizuſtehn, und ſah ſich unbarmherzig aus dem Traume geriſſen, als nun ſogar ſeine Madonna ſich förmlich und für immer von ihm losſagte. Wenn etwas Gutes an ihm war, ſo war es ſeine leidenſchaftliche Liebe zu der ſchönen Frau; und dieſe hatte ihn auch ſo lange bei ſeinem ehrlichen Berufe als Schuſter erhalten. In einer böſen Stunde hatte er ſich wieder den Verſuchungen des Ciceronelebens ausgeſetzt, die ihn diesmal ganz ins Unglück geſtürzt, ja, gänzlich ins Unglück. Er fühlte ſich von Allen verſtoßen, verdammt und unſäglich elend. Nichts blieb ihm übrig, als die Geſellſchaft und der Wirth in den Kätzchen, wenn er nämlich Geld hatte, und doch war's ihm auch wieder unheimlich dabei, denn er galt ihnen nichts mehr, ſie duldeten ihn nur noch, damit er nicht etwa ſpräche. Halb unſchlüſſig und halb entſchloſſen ſchwankte er hin; ſein letztes Geld in der Taſche rückte er den Kätzchen immer näher.

Piſtruccio ſaß wieder da, den ſpitzen Hut auf's Ohr geſchoben und plauderte mit dem Wirth über einer Pfeife und einem Glaſe Rothen.

„Du ſiehſt ja aus, Greppo, als wäre Dir die Peterſilie verhagelt! Was fehlt Dir, alter Krauskopf?" So redete Piſtruccio ihn an.

Er erzählte ſein ganzes Leiden, ſein Herz zu erleichtern. „Ei, Du Goldfiſch!" rief Piſtruccio aus, „Deine Geſchichte iſt ja faſt ebenſo gut, als die Lordsgeſchichte. Dem alten Sünder von General wollen wir die Poſen ausziehn. Wir wickeln ihn in ſeine ſeidne Decke wie den Lord in ſeinen Mantel; die Kehle brauchen wir ihm nicht gleich abzuſchneiden, wenn wir ihn nur verhindern, ſie zur Unzeit zu brauchen. Alſo heut' erſt hat ſie Dir den Abſchied gegeben?"

„„Eben erſt, aber auch in allem Ernſt! und ſolch' ein Frauenzimmer! Sie hat ihres Gleichen nicht, weder in Rom, noch in Rocca di Papa; und das will was ſagen! Der alte Gutſchmecker von einem Padrone! Es ſollte mich nicht wundern, wenn der es auch entdeckt hätte!""

„Der alte General? Höre, Greppo, da verzweifle Du nur nicht. Frauenzimmer ſind Dir gar zu gutmüthig. Du mußt ihr nur recht jämmerlich zureden. Bereue all' Deine Sünden, beichte ihr und laß ſie Dir vergeben. Wenn Du recht auf Dich ſelber ſchiltſt, ſo nimmt ſie Deine Partie. Sie thut es, das ſchwör' ich Dir! Schüttle mir nicht mit dem Kopf; ich weiß, wie es dabei zugeht. Ihr biſt Du ja treu genug geblieben. Und dann bitte ſie nur noch um eine Gunſt, um einen Abſchied, wenn die Andern zu Bett ſeien. Es brauche's ja niemand zu erfahren. Daß Du allein dem alten Eiſenfreſſer nicht beikommen konnteſt, haſt Du nun wohl eingeſehen. Wenn wir Dir aber beiſtehn und Du nur Deine Schöne zum Abſchiednehmen bewegen willſt, ſo iſt die Sache gemacht. — Wirth! gieb uns noch eine Rothe! vom Beſten!"

Sechſtes Kapitel.

Der alte General hatte alſo wohl Recht: es war Krieg, obgleich es auch wieder wahr iſt, daß er ihn mit ſeiner Rüſtung angeſtiftet hatte. Der folgende Tag verging ruhig; ebenſo die Nacht. Als der General den Abend darnach zu Bette ging — ſeine L'hombrefreunde hatten ſich eben verabſchiedet, — ſcherzte er mit Moritz über das angebliche Geldkiſtchen, das den Bruch mit Greppo herbeigeführt hatte, und fragte dann, aber wie kam es, daß Du das Hündchen nicht geholt haſt? Es wäre doch beſſer, wir hätten es, damit ſie uns nicht im Schlaf die Kehlen abſchneiden.“

„„Der Regen ſtrömte den ganzen Tag, Herr, und ich ſchlafe eben ſo leiſe, als der beſte Haushund. Sein Sie darum außer Sorge!““

Ob ſie lange geſchlafen hatten oder eben erſt eingeſchlafen waren, das wußten ſie nicht, als Moritz den General raſch weckte und flüſterte: „Hören Sie nicht ein Rauſchen an der Gangthür?“

Der General war gleich ermuntert und ſaß mit der Piſtole in der Hand im Bette. Die Thür ihm gegenüber ging leiſe auf, eine große Geſtalt trat herein, das Nachtlicht warf den Schatten des Räubers auf die Tapete und ein blanker Dolch blitzte in ſeiner Hand. So ſchritt er raſch auf das Bette des Generals los.

Chi va la? — Wer da? — rief der General.

Avanti! — Vorwärts! ſchrie es draußen.

Ueberfall und Verrath! brummte der General, zielte und ſchoß. Ein Schuß! ein zweiter! Das Zimmer wurde hell bei den Pulverblitzen: die Geſtalt erſchien vollkommen deutlich; aber — ſie wankte zurück und ſtürzte ächzend zu Boden.

Avanti! amazzategli! Vorwärts! ſchlagt ſie todt! rief dieſelbe Stimme, die vorher vom Flur her geantwortet hatte. Es ſchien eine ganze Bande im Anrücken begriffen zu ſein.

Di qua! alla testa! — Hieher! Schieß ihm vor den Kopf! ſchrie der General, und ſprang aus dem Bette.

Er ſelbſt mit der zweiten Piſtole, Moritz mit dem Degen, — Beide rannten vor bis zu Füßen der Betten auf die Thür los und ſtürzten im Hemde auf das Schlachtfeld. Sie ſchritten über den Gefallnen hinweg. Jetzt waren ſie auf dem Flur. Wo war der Feind?

Als Piſtruccio und Giacomo Coda — denn ſie waren es — ſahen, daß „der Alte“ nicht allein war und den Giacomo Capo richtig bedient hatte, ſuchten ſie zunächſt Greppo von Tereſinen loszureißen. Aber

Tereſina umklammerte ihn mit raſender Wuth und hielt ihn feſt.

Als dann der General und Moritz an der Treppenthür erſchienen, waren die Räuber ſchon zur Hausthür hinaus. Tereſinen und Greppe hatten ſie raſch niedergeſtoßen, erſt ſie, damit ſie ihn loslaſſen ſollte, dann ihn, damit er ſie nicht verrathen könne. Die arme Tereſina hatten ſie wohl nur ſchrecken wollen; Greppe hingegen hatten ſie ſicher genommen. Auf dem Flur hätten ſie, mit ihren Meſſern und bei dem ungewiſſen Licht der Nachtlampe aus dem Zimmer, gefährliche Gegner werden können. Aber ſie fürchteten, die Sbirren möchten auf die Piſtolenſchüſſe herbeikommen und ihnen den Rückzug abſchneiden. Darum hielten ſie nicht Stand.

Das ganze Haus rannte zuſammen, der Padrone di Caſa, — der Hausherr, — mit Licht, die Signora, des Generals Frau, außer ſich vor Schrecken, die Mägde — alles halb angezogen. Der General beruhigte ſeine Gemahlin und ſchickte die Frauenzimmer fort. Moritz brachte ihm den Schlafrock. Der Auftritt, der ſich darbot, war ſchauerlich. Der Anführer des ſchändlichen Ueberfalls lag erſchoſſen in der Thür des Schlafzimmers. Greppe hing kopfüber die Treppe hinunter. Tereſina wurde vom untern Flur aufgehoben. Sie war über Greppe hingefallen. Sie konnte noch reden und erzählte unter unſäglichen Schmerzen Greppe's Verrath. Er hatte Beſſerung verſprochen und ſie um eine Zuſammenkunft beſchworen unter den heißeſten Betheurungen ſeiner Liebe und Treue. So wie ſie vor die Thür getreten, hab' er ſie mit ſeinen Mordgeſellen überfallen. Sie weinte und klagte über ihre Leichtgläubigkeit und Schwäche. Sie ſei an allem Unheil ſchuld. Dann fiel die arme Tereſina in Verzweiflung und mit einem Schmerzensſchrei zurück auf die Steine des Hausflurs und gab ihren Geiſt auf.

Die Nachtwächter, — die Sbirren, — waren indeſſen ins Haus gedrungen, hatten den Bericht der Sterbenden mit angehört und ließen die Todten ins Lazareth tragen.

Die ganze Nachbarſchaft war durch die Piſtolenſchüſſe aufgeſtört. Boten kamen von rechts und links. Alles erkundigte ſich theilnehmend. Wie ein Lauffeuer ging die Geſchichte von Haus zu Haus; und am andern Tage fand ſie ihren Weg durch alle Straßen der heiligen Stadt. Die Leute ſagten, es iſt gut, daß dies einem Soldaten begegnet iſt, unſer Einer wäre abgeſchlachtet worden wie ein Oſterlamm.

Der General und ſeine Dienerſchaft mußte vor Gericht erſcheinen. Die Sache wurde unterſucht und Alles angeſtellt, um die verwegnen Mörder der Greppos zu fangen. Aber der Einzige, der ſie hätte verrathen können, der Wirth „zu den Kätzchen," wollte nicht ſprechen und war froh, daß er nicht gefragt wurde.

Drittes Buch.

Erſtes Kapitel.

Die Piſtolenſchüſſe des Generals hatten alle Erwachſne im ganzen Hauſe aufgeſtört, aber nicht die Kinder. Die ſchliefen hart und feſt bis in den hellen Morgen hinein. Dann gelangte die Geſchichte, natürlich durch die Mägde, auch an ſie. Max, des Generals Aelteſter, gerieth in große Aufregung und war kaum beim Anziehn zu erhalten. Seine Schweſter Ida rief weinend und ſchluchzend nach ihrer Peppina — ſie nannte ſie ihre Puppina — von der ſie unzertrennlich war und die ſie auch für umgekommen hielt.

Auf ihr Rufen kam die arme Kleine zum Vorſchein. Im Hemde, wie ſie aus dem Bett geſtiegen war, trat ſie herein und klagte, ihre Mutter habe ſie ganz vergeſſen und ſei nicht zum Anziehn gekommen. Ida küßte ſie und ſtrich ihr das Haar aus der Stirn. Dabei weinte ſie und erzählte ihr, daß ihre Mutter Tereſina todt ſei. Nun fing auch Peppina an zu weinen und nach ihrer Mutter zu rufen.

Der General hörte dies und kam dazu. Ruhig ſah er dem Auftritt einen Augenblick zu; dann überwältigte es ihn, und er wandte ſich raſch weg, um die Kinder nicht ſehn zu laſſen, wie ihm geſchah.

Julie, ſeine Frau, hatte es aber bemerkt, ſie trat zu ihm heran, drückte ihm die Hand für ſeine Theilnahme an dem Schickſal des Kindes und ſagte: „Die arme Waiſe! Und wir hatten gar nicht an das Kind gedacht! kein Menſch, auch ich nicht, bis ich Ida rufen hörte!“

„„Nun müſſen wir ſie freilich wohl behalten, liebes Kind, oder wie meinſt Du?““

„Die Ida wäre außer ſich, wenn ſie ihre Puppina verlieren ſollte. Ach, Ludwig, das hat die Ida von Dir. Sie hat ihren Kopf für ſich; ſie wäre außer ſich.“

„„Und der Max wohl auch.““

„Ich kann mirs nicht anders denken, als daß wir die Drei zuſammen aufziehn.“

Sie gingen Arm in Arm ins Frühſtückszimmer. Unterdeſſen waren die Kinder angezogen, und Max und Ida führten die Peppina herein, die ächt italieniſch gegen die beiden blonden deutſchen Kinder abſtach.

„Nicht wahr, Vater,“ fragte Max, und ſchaute ernſthaft drein mit ſeinen offnen germaniſchen Augen, „Du leideſt es nicht, daß ſie uns auch noch die Peppina erſtechen und ſchießeſt ſie todt, wie den Räuber über Nacht, wenn ſie es thun wollen?“

„„Und nicht wahr, Papa,““ fiel Ida ein, „„die Puppina iſt jetzt mein Kind? Ich will ſie haben. Ich bin ſchon Ein Jahr älter; ich will ihre Mama ſein und ſie alle Morgen waſchen und anziehn.““

„Ja, Kinder, wir behalten ſie,““ ſagte Löffling, küßte alle Drei und ſchickte ſie dann zum Frühſtück. Er ſelbſt ſetzte ſich mit ſeiner Julie zur Chocolade und blies in einiger Aufregung den Rauch der Cigarette in die Luft. Seine Gemahlin ſah ihm, offenbar mit Wohlgefallen und Befriedigung zu. Er hatte ihr heute, wie gewöhnlich, zu Willen gelebt; und ſie war ſtolz auf den ſtattlichen Mann, wie Eine. Wir haben ihn wohl den alten General nennen hören; aber mit ſeinem Alter hatte es gute Wege, er war in ſeinen beſten Jahren, obſchon er nicht jung geheirathet hatte, was ja die Offiziere meiſt nicht können. Geſtalt und Geſicht waren gebietend und zugleich freundlich. Wo er ſich zeigte, erkannte Jeder in ihm den Padrone; und Mancher, der ihn zum erſten Mal ſah, gab ihm, auch wenn er bürgerlich gekleidet ging, einen militairiſchen Titel. Die Maler ſtudirten den Kopf und hätten ihn gern für ihre Bilder benutzt, wenn er nur hätte ſitzen wollen. Sie lauerten ihm im Caffé Ruspoli auf, wo er manchmal Billard ſpielte, und ſkizzirten ihn heimlich. Einer ſchickte ihm mal ein gelungnes Bild, das er ihm ſo abgeſtohlen und bat nur um Eine Sitzung; aber er konnte ſie nicht erlangen; und die Frau Generalin kaufte das Bild, wie es war.

Mit ſeiner Julie hätten ſie es gern ebenſo gemacht. Das ging aber nicht. Der Eine von den Brüdern Riepenhauſen war daher ſehr glücklich, als die unnahbare

Schöne ihm zu einem Bilde ſaß. Der General wollte es als Gegenſtück zu ſeinem haben.

„Faſt griechiſche Züge,“ ſagte der Maler, „mit ſo viel deutſcher Seele!“ Und das Bild machte Aufſehn. In ihm wurden die Leute erſt klug aus dieſem feinen wunderbar wohlwollenden Geſicht.

Als ſie ihm ſo beim Frühſtück gegenüberſaß, entging es ihr nicht, daß es in ſeiner Seele arbeitete, und ſie bat: „Sage mir, was Du denkſt!“

„„Julie,““ erwiderte er, „„dieſe unſelige Nacht treibt uns fort von Rom; es thut mir leid; ich habe Freunde gefunden.““ — —

„Man wohnt ſich hier ein“ — —

„„Aber ich will mich hier nicht anſtieren laſſen wegen des elenden Abenteuers, und nur hier bleiben, ſo lange das Gericht mich dazu nöthigt.““

„Das iſt ganz mein Gefühl, lieber Ludwig, dieſes Haus müßten wir ja doch verlaſſen, wenn wir auch in Rom blieben.“

„„Ich werde mich durch unſern Geſandten dem Cardinal Staatsſecretär vorſtellen laſſen — um 11 ſeh’ ich ihn — und dadurch hoffentlich raſch los kommen.““

Hier ließ ſich der Monſignore Matteucci melden. Er wußte nicht genug zu bedauern, daß ſo etwas in Rom vorgekommen und grade einen ſo ausgezeichneten Mann habe treffen müſſen; und der General möge genehmigen, in einer gerichtlichen Ausſage den Verfall aufzuklären, ſo weit er es vermöge. Er erhielt eine Wache vor der Hausthür, weil man fürchtete, ſo hieß es, die Trasteveraner könnten ſein Hôtel ſtürmen. — Dies lag wirklich nicht ſo weit aus dem Wege, als in andern civiliſirten Städten; denn die Römer hatten damals eine merkwürdige Zärtlichkeit für „die armen Verbrecher.“

Durch die Vermittlung des Geſandten erreichte der General übrigens ſehr bald den Abſchluß der eingeleiteten Unterſuchung ſo weit ſie ihn anging. War doch Greppo, wenn auch nicht Giacomo der Polizei und dem Gerichte nicht unbekannt; dazu kam der Bericht der Sbirren über Tereſinens Ausſage. Man mußte den General von aller Schuld freiſprechen, wenn er den Mörder erſchoſſen, den man mit dem Meſſer in der Hand bei ſeinem Bette aufgehoben hatte. Und in kurzem rollte der ſtattliche Reiſewagen mit der Familie Löffling zur Porta del Popolo, — dem Volksthor, — hinaus und entführte die verwaiſ'te kleine Peppina in ein fremdes nordiſches Land.

Zweites Kapitel.

Die Trasteveraner waren alſo doch dem General nicht aufſäſſig geworden. Pardolo ſagte: „Ihr ſeht, der Padrone mußte ſich ſeiner Haut wehren; er hatte Recht!“

Die Leute wurden aufgefordert zu ſagen, wer der Erſchoßne, der Unbekannte, ſei. Keiner wollte ihn kennen. „Er iſt kein Römer,“ hieß es; „den Schuſter aber kennen wir wohl; er hat eilf Jahre an der Tiber den Leiſten geklopft“ —

— „Und den Peppo,“ — ſetzte Pardolo hinzu. Pardolo kannte den Giacomo Capo, — den Kopf-Jacob, — wirklich nicht; aber Andre zogen eine ſo pfiffige Miene auf, daß man wohl ſah, was ihnen durch den Kopf ging. Piſtruccio und ſein Spießgeſelle, der Giacomo Coda, — Zopf-Jacob, — wie er geſchimpft wurde, hatten alſo Grund genug, wieder einmal unſichtbar zu werden.

„Wäre der alte General erſtochen worden,“ ſagte Piſtruccio, „ſie hätten einen Verräther gekauft; für die Greppes geben ſie wohl nichts aus, aber bewahrt iſt immer beſſer, als beklagt!“ Und ſie gingen ins Gebirge.

Wenn man durch die Pontiniſchen Sümpfe fährt, ſieht man links am grauen Felsgebirge eine Stadt hängen. Sie heiſt Sonnino. Hieher flüchteten ſich die geſchlagnen Cacciatori und lauerten hinter Terracina gelegentlich einer Kutſche auf. Die Straße nach Neapel wurde unſicher, aber auch Sonnino für die Cacciatori. Ihre Thaten dienten ihnen nicht zur Empfehlung, und ſobald ſie ruchtbar wurden, fingen die Leute an, unbekannten Gäſten auf die Finger zu ſehn. Da hieß es denn wieder weiter wandern.

Drittes Kapitel.

Für die Geſellſchaft in dem großen Familienwagen, den wir auf dem Wege nach Perugia zur Porta del Popolo — zum Volksthor — hinaus rollen ſahn, wurde es wichtig, was der Abreiſe des Generals unmittelbar vorhergegangen war. Der General hatte nicht davon geſprochen, wenigſtens nicht zu Unbekannten und Fremden, daß er über Perugia nach Florenz wollte. Freilich hatte er ſeinem Hauswirthe aufſagen müſſen. Der hatte theilnehmend gefragt: „alſo nach Neapel?“ und der General hatte genickt und gedacht, was gehts dich an?

Nicht ſo ſchlau war Moritz geweſen. Er hatte den Reiſewagen aus der Remiſe zum Schmied nehmen und nachſehn laſſen müſſen. Bei der Gelegenheit hatte er ſich ausfragen laſſen, und es wollte der Zufall, daß die Remiſe dem Wirth „zu den Kätzchen“ gehörte. Moritz hatte ſich ein Glas Albanerwein bei ihm gefallen laſſen, als er ihm die Miethe bezahlte; und ſo hatte der ſchlaue Fuchs in den Kätzchen bald Alles erfahren, was er wiſſen wollte. Natürlich waren Piſtruccio und Giacomo Coda lange im Beſitz des Geheimniſſes der Remiſe geweſen und erfuhren nun zu ihrer nicht geringen Genugthuung, daß der Padrone über Perugia durchs Gebirge reiſen werde. Das war ihnen grade zu Ohren gekommen, als ſie Sonnino verlaſſen und ſich wieder nach Trastevere geſchlichen hatten.

Moritz hatte ſich den Abend etwas lange in den Kätzchen aufgehalten und war in muntrer Laune geweſen, als ſein Herr die Quittung über die Remiſenmiethe von ihm entgegen genommen. Nun hatte ſich folgendes Geſpräch entſponnen:

„Wo biſt Du ſo lange geweſen, Moritz?"

„„In den Kätzchen, Herr; nach der Bezahlung hat mir der Wirth ein Glas Wein vorgeſetzt. Das hab' ich angenommen.""

„So?! hm! Du haſt ihm doch nichts geſagt?"

„„Was ſollte ich ihm geſagt haben?""

„Welchen Weg wir morgen nehmen."

„„Ja, Herr, das hab' ich ihm geſagt. Er iſt ein reſpectabler Bürgersmann und führt eine gute Küche, die er ſelber beſorgt.""

„Hm! die Polizei denkt nicht ganz ſo günſtig von ihm, als Du, Moritz. Greppo pflegte bei ihm einzukehren: und es war nahe daran, daß er wegen der Grepposchen Geſchichte eingezogen wurde. Wenn Du uns da nur nicht was eingerührt haſt, Moritz! Statt um zehn fahren wir nun früh um vier Uhr ab, hörſt Du?! Mach Alles dazu fertig; Du wirſt zu thun haben. Um drei ſoll das Frühſtück auf dem Tiſch ſein."

Moritz wollte gehen; — „Noch eins! Richte unſre Büchſen gut ein. Laden will ich ſie ſelbſt. Laß Dir aber gegen die Frauenzimmer nichts merken! Es iſt nur zur Vorſicht. Und wenn Du erſchoſſen wirſt, ſo haſt Du Dirs ſelber zuzuſchreiben, Freund Moritz! Denn den Wirth in den Kätzchen gingen unſre Reiſepläne nichts an."

„„Ja, Herr, wenn ich gewußt hätte"" — — —

„Es iſt wenigſtens gut, daß Du mir die Wahrheit geſagt haſt. Ich hätte Dich freilich auch warnen können. Nun, die Straßen ſind eben überall nicht ganz ſicher, und es iſt auf alle Fälle beſſer, man ſieht ſich vor. Du haſt genau auf den Weg und die Umgebung zu achten. Von Deinem Sitz kannſt Du immer Alles überſehn, und wenn's ein offner Anfall iſt, ihm vielleicht zuvorkommen. Wenns aber ein Hinterhalt iſt, ſteigen wir raſch ab, verbergen die Waffen und legen uns flach auf den Boden. Wenn ich nieder! kommandire, weißt Du was ich meine."

„„Abſteigen und niederliegen! zu Befehl, Herr General!""

„Nun, ich hoffe, es iſt nicht nöthig, mein Junge; alſo morgen früh um vier!"

Der General wäre den Räubern mit ſeiner beſchleunigten Abreiſe allerdings zuvorgekommen, wenn ſie nicht ſchon wieder in Rom geweſen wären. So waren ſie nun bereits auf dem Wege in den Appennin, —

denn ſie fanden es rathſam, das Gerücht ihrer Unthaten etwas weiter von Rom zu entfernen, — als die Familie Löffling noch am Corſo in ihren Betten lag. Sie ritten Nacht und Tag, bis ſie das ſchöne Gebirge erreicht hatten, das ihnen kühlere Schlupfwinkel darbot, als der kahle Felsrücken von Sonnino. Ihre Pferde hatten ſie in Perugia gelaſſen. Nun ſuchten ſie ſich einen gelegnen Hinterhalt aus. Eine buſchige Felsgruppe diente ihnen dazu.

„Hier wollen wir Deinen Bruder rächen,“ ſagte Piſtruccio zu Giacomo Coda, „denn von hier aus können wir ſie alle, wie Spatzen, erſchießen, und wagen nichts dabei. Den alten Neuntödter nehm' ich auf mich. Er wird ſeine Naſe ſchon herausſtrecken, darauf kenn' ich ihn. Die Frauenzimmer können wir dann mit ins Gebirge nehmen.“

Viertes Kapitel.

Solcher Gefahr fuhren unſre Freunde entgegen. Es iſt wahr, als ihnen bis Perugia nichts begegnet war, fühlten der General und Moritz ſich ſchon um Vieles ſichrer; denn in der Gegend von Terni hätten Wegelagerer doch gewiß die beſten Verſtecke gefunden.

Es war ſchon ſpät und eine ſchöne Mondnacht, als ſie in der alten Bergſtadt Perugia ankamen. Sie aßen zu Abend, fanden aber die Gelegenheit im Gaſthauſe ſo wenig einladend, daß ſie beſchloſſen, die kühle Nacht zur Weiterreiſe zu benutzen. Der General that ſeinen Mantel um, ſetzte ſich zu Moritz heraus, gab ihm eine Cigarre, rauchte mit ihm und genoß die Fahrt durch das fruchtbare von edlen Bäumen bewaldete Gebirge, in dem ſich die ſchöne Straße entlang zog. Dieſelbe Straße war er vor Jahren mit ſeiner Braut in einem offnen Wagen gefahren; eine ſchöne Erinnrung! Die ſtarke Anſteigung auf den Kamm ſollten die Reiſenden durch vorgelegte Ochſen hinaufgezogen werden. Zu dem Zweck hielt der Wagen, und der Poſtillion pfiff laut nach dem Vorſpann. Dies tauchte auch ſehr bald zur Seite aus dem Gebüſch auf.

„Das iſt doch grade, als wenn er das Zeichen gäbe zu einem nächtlichen Ueberfall; was iſt es nur, Ludwig?“ rief die Frau Generalin aus dem Fenſter hervor.

„„Erinnerſt Du Dich nicht, Julie; er pfeift nach dem Vorſpann. Hier werden die Ochſen vorgelegt.““

Julie erinnerte ſich ihrer Brautfahrt und heitre Bilder beſchäftigten ſie: die Furcht war vergeſſen.

Die Ochſen kamen gemächlich herangeſchritten, wurden vorgelegt und der ſeltſame Zug, vier Pferde und vier ſchwarze Ochſen, wand ſich langſam den Berg hinan. Eine liebliche Ausſicht über viele Waldthäler in dieſem ſüdlichen Mondlicht, das mit dem Sonnenlichte wetteiferte, wurde immer weiter, wie der Wagen den Kamm des Gebirges erklomm. Auf der Höhe wurden die Ochſen entlaſſen; und mit luſtigem Peitſchengeknall galloppirte der gutgelaunte Jüngling, der das ſtattliche Geſchirr führte, auf ziemlich ebner Straße weiter.

Aber aus dieſer heitern Fahrt glücklicher Menſchen ſollte das blutige Trauerſpiel des tückiſchen Verbrechens werden. Hier war es! — —

Plötzlich fiel ein Schuß — hinter dem Felſen vor; der Blitz des Feuerrohrs zeigte die Stelle genau.

Das Leinpferd, ein prächtiger Rappen, ſtürzte; der Wagen hielt mit einem plötzlichen Anprall; die Frauenzimmer im Wagen ſchrieen auf, die Kinder weinten;

ein zweiter Schuß ſchlug vorne in den Wagen: er galt den abſteigenden Männern.

„Ergebt euch!“ rief Einer hinter dem Felſen vor, oder wir erſchießen Euch alle!“

Moritz und der General waren unter dem Feuer ſogleich vom Wagen geglitten und pfeilſchnell hatte Moritz den Felſenvorſprung des erſten Schützen erreicht. Er konnte ihn nicht fehlen, ſo dicht ſtand der Räuber vor ihm; und erſchoß ihn beim Laden.

Schnell raffte er das Gewehr des Gefallnen auf und warf es dem Poſtillion zu, der ebenfalls abgeſeſſen war. Dann ſprang er, gelenk wie ein Tiger und befeuert durch die Aufregung, auf den Felsblock zu, wo der Schuß des zweiten Räubers aus dem Gebüſch aufgeblitzt war. Dieſer lag im Anſchlage auf den General, der um die Kutſche herumkam, verlor aber ſein Ziel, als Moritz ihm auf den Leib ſprang. Der Schuß ging fehl, und mit Verluſt der Waffe, die Moritz ergriffen hatte, ſtürzte der Räuber die Felſen hinunter — einen nähern Weg zu Thale, als der Fahrweg, den die Reiſenden gekommen waren. Dahin konnte ihm nun freilich niemand folgen.

Der General war nicht zu Schuß gekommen; ſo raſch hatte Moritz allein den Feind angegriffen, geſchlagen und entwaffnet. Sie überzeugten ſich aber erſt nach einigem Suchen, daß die Felsgruppe nicht weiter beſetzt war.

„Du haſt Dich brav benommen, Moritz,“ ſagte der General, „aber Du hätteſt uns freilich das Scharmützel nicht erſt anſtiften ſollen!“

„„Herr, wo ſollten die wohl ſo weit herkommen?“ “

„Von Rom! Sieh her! Erkennſt Du meine Doppelbüchſe, die mir in Rom geſtohlen wurde, mit der Du ſelber damals Groppo in Verdacht hatteſt, und die Du mir da eben vor Augen hältſt?“

So verlief dieſer mörderiſche Ueberfall. Die Familie konnte von Glück ſagen. Im Wagen waren Frauen und Kinder mit dem Schrecken davon gekommen, und die beiden Kämpfer waren grade wegen ihrer Kühnheit und Geiſtesgegenwart unverletzt geblieben. Alles fand ſich nun, gerettet aus einer furchtbaren Gefahr, vor dem Wagen auf dem Bergkamm des Appennins beiſammen, die Frauenzimmer und die Kinder noch immer in großer Angſt und Aufregung.

Das gefallne Pferd mußte nun ausgeſpannt werden; den gefallnen Räuber ließen ſie hinter ſeinem Felſen liegen. Der Ochſentreiber, der auf die Schüſſe herbeigekommen war, wie die Pfiffe nach ihm den Räubern zum Signal hatten dienen müſſen, der Ochſentreiber verſprach Alles zu beſorgen und die Begebenheit nach Perugia zu berichten. Der General bezahlte ihn für ſeine Mühe und ſetzte die Reiſe mit den übrigen drei Pferden fort.

„Es waltet ein eigner Unſtern über dieſe Römerfahrt,“ ſagte Löffling, „iſt uns doch ſonſt nichts dergleichen begegnet!“

„„Kommt alles von Deinem Intereſſe für die Madonna Tereſina, das arme Weſen!“ erwiderte die Frau halb ſcherzend, halb traurig.

„Das iſt die reine Wahrheit, nur daß Du dieſes Intereſſe vollkommen getheilt haſt, meine Theure!“

„„So wird man regelmäßig dafür beſtraft, wenn mans gut mit den Leuten meint und ſich auf fremde Angelegenheiten einläßt.““

„Nun, bis jetzt ſind wir mit der Drohung des Unheils davon gekommen. Ich hatte etwas Privatkrieg zu führen. Heute hab' ich nur zu kommandiren brauchen. Der Moritz iſt ein Plappermaul, aber brav und gewandt!“

„„Und ich hoffe, unſer Intereſſe an der Peppina ſoll uns nichts Aehnliches zuziehn. Weißt Du was, wir wollen ihr dieſen ungeſchickten Namen abnehmen und ſie Bianca della Rocca — Blanka von Felsberg — nennen, weil ſie doch von Rocca di Papa herſtammt.““

„Oder weil es Dir bei dieſem Felſen des Appennins in den Sinn gekommen iſt,“ ſagte Löffling, und zeigte auf den verhängnißvollen Fels zurück, den ſie ſoeben verließen.

Fünftes Kapitel.

Von den beiden Räubern war Piſtruccio der überlebende. Giacomo Coda lag hinter dem Felſen und wartete auf die Gerichtsboten von Perugia. Moritz hatte ihn nur zu gut getroffen. Angenehmer hätte der Schlingel ſich die Abreiſe aus dem Leben nicht beſtellen können. Sein Geſelle Piſtruccio hingegen, der nur zu Thale gereiſ't war, fuhr genau genommen viel ſchlechter. Freilich war er noch am Leben, aber als er unten ankam, halb fallend, halb ſpringend über Block und Stock hatte er von ſeiner ſteilen Fahrt Brauſchen und Wunden genug. Half aber nichts; er eilte, ſo ſchnell ſeine verſtauchten Füße ihn tragen wollten, nach Perugia zu den Pferden. Wenn ihm das Gerücht zuvor kam, ſo war es ja halsgefährlich, die Pferde abzuholen, Ein Reiter, zwei Pferde, nachdem Ein Räuber erſchoſſen und Einer entkommen war. Er zahlte den Wirth, ſattelte beide Pferde und ſagte, ſein Begleiter ſei vorausgegangen.

Die Leute im Wirthshauſe wußten noch nichts;

allein Piſtruccio wußte was er gethan hatte und glaubte doch zu bemerken, daß ſie ſeine Brauſchen und ſeinen Riß in den Hoſen argwöhniſch anſahen. Und kaum war er aus dem Hofe und zum Thor hinausgeritten, ſo flog auch wirklich das Gerücht, in hundert Geſtalten, all über das Land. Und wenn ihm Einer begegnete, ſo ſtand er verwundert ſtill und ſchüttelte den Kopf, als wollte er ſagen, das iſt im Leben nicht richtig, wie kommt der Menſch zu dem Beipferde; holte ihn aber ja ein Reiter ein oder ein Poſtzug, dann war es allemal die Frage, die ihn beunruhigte, ob die es wohl ſchon wüßten. Piſtruccio hätte ſein Beipferd verſchlucken mögen, um nur dieſen geſattelten Verräther ſeiner Unthat los zu ſein. Er dachte hin und her, was er nur thun ſollte. Endlich warf er den Sattel in die Tiber, ließ das Pferd abgezäumt los und trieb es einem Bauer in's Feld.

Einen Augenblick fühlte er ſich wie frei und gerettet; der nächſte, der ihm begegnete, wünſchte ihm wirklich guten Tag und Glück auf den Weg; ſelbſt ſein Pferd war von dem neuen Muthe angeſteckt und galloppirte wie toll den Fluß entlang. Freilich mußte es zuletzt wohl müde werden, und am Ende war er durch das Laufenlaſſen des Handpferdes nicht viel gebeſſert. Denn nun mußte der einzelne Reiter, der ſein Pferd müde jagte, doch der entkommne fliehende Straßenräuber und er mußte ganz in der Nähe ſein, weil der Bauer ein herrenloſes Pferd in ſeinem Felde gefunden. Die Leute im Wirthshauſe von Perugia hatten gewiß geplaudert und ihren Verdacht gegen den Reiter mitgetheilt. Zu Fuß wäre er wie jeder andre Menſch; warum ſollte er nicht ganz ehrlich des Weges kommen? Alſo verrieth ihn jetzt am Ende ſein eignes Pferd, und er ſah wohl ein, es ſei beſſer, er verlöre ſein Pferd, als ſeinen Hals. Was ſollte er aber anfangen? Sollte er auch das zweite Pferd irgend einem Bauer in's Feld jagen, und ſich, ſobald man Verdacht ſchöpfte, daß er dieſe Straße gehalten, verfolgen laſſen, er zu Fuß, die andern zu Pferde? — Ein Trupp Reiter jagte daher, ſie folgten ihm, ſie kamen ihm näher; die Straße war nicht zu halten; das Pferd oder den Hals! riefs ihm aus ſeiner Seele zu. Er jagte das Pferd in die Tiber grad' hinter einem Vorſprung des Ufers und verſchwand ſeitwärts in dem Weinfelde. Es war noch ein Glück, daß die Flußbiegung und das hohe Rebenfeld gekommen waren.

Die Pferde waren alſo beide verloren, aber der Hals doch noch nicht.

Piſtruccio begegnete keinem Winzer, wie er in der Hitze durch die Rebenfelder hinkte. Er erreichte die Campagna. Da ſah er den Dom von St. Peter. Dort, wo der lag, war Trastevere. Es war noch weit, meilenweit, wie ſollt' ers erreichen, erſchöpft und ſchlecht zu Fuß wie er war? Er warf ſich ganz zerſchlagen auf einem Grashügel hin, und verſank ſogleich in einen betäubenden Schlaf. So lang der dauerte, war er ſeine Angſt los. Endlich ſchreckte ihn das Wiehern eines Pferdes wieder auf. Eines Pferdes!

Schon ſah er ſich in den Händen der Verfolger. Er wollte entfliehn. Da rannte er — gegen ſein eignes Pferd. Es graſ'te geſattelt und gezäumt, wie ers in die Tieber gejagt, am Fuße ſeines Hügels. Er beſtieg es, und ritt durch Felder, die ihm wohlbekannt waren, nach Rom.

In der ewigen Stadt verſchwand, bis ſie ihn brauchte, der gerettete Verbrecher.

Sechſtes Kapitel.

Peppe, in der Anſtalt an der Porta pia, lernte im Lauf der Zeit das Horn blaſen und mit dem Gewehr umgehn. Dazu war er willig; und zu beiden Dingen zeigte er Anlage, zur Muſik und zum Schießen; dagegen war er mit keiner Gewalt zum Schuſtern zu bringen: mit dem Knieriemen blieb er für immer über den Fuß geſpannt. Der Junge war häßlich und keines Menſchen Verzug, das konnte man nicht ſagen, aber er war robuſt und gewandt, hatte eine Lunge zum Blaſen und ein Auge zum Zielen, wie Wenige, und als er wiederholt entſprungen, aber immer wieder eingefangen war, hatte er ſich endlich in die Ordnung gefunden. Die Zeit kam heran, wo er entweder ins Muſikchor oder unter die Soldaten des Heiligen Vaters treten ſollte.

Eben ſo zeigte die kleine Bianca della Rocca viel Anlage zur Muſik, beſonders zum Singen. Sie hieß bald in der nordiſchen Hauptſtadt, wo ſie aufwuchs, die kleine Nachtigall und erheiterte das Haus des Generals und die Geſellſchaften aller ſeiner Freunde mit ihren Trillern. Von Ida war ſie unzertrennlich, und beide lernten um die Wette, was die Schule bot und die Geſellſchaft, in der ſie waren, mit ſich brachte.

Nun kam aber die Zeit, wo die jungen Mädchen ihre Lage kennen lernten und Bianca wohl einſah, daß Ida ganz andre Ausſichten habe, als ſie. Beſonders hatte Seybold, ihr Geſanglehrer, der ein berühmter Künſtler war, ſichs angelegen ſein laſſen, ſie aufzuklären und ſie zu bereden, ſie möge doch auf die Bühne gehn. So werde ſie unabhängig werden und ihr Glück machen.

Bianca wußte nicht was ſie thun ſollte; endlich kam ſie plötzlich zum Entſchluß, und dazu wirkten verſchiedne Ereigniſſe zuſammen. Max war Soldat geworden, lange von Hauſe abweſend, in einer Grenzſtadt im Dienſt und öfters auf Reiſen geweſen. Als er wieder kam, war Bianca erwachſen, das Bild ihrer Mutter, aber viel zarter und hinreißender durch die Erziehung und Pflege, die ſie genoſſen; und Max ſelbſt war nun ein ſo hübſcher blonder junger Mann, daß ſeine Mutter ihn mit den Worten umarmte: „Junge, was für ein Mann biſt Du geworden! Ganz ſo war Dein Vater, als ich ihn zuerſt kennen lernte!“ und das wollte bei ihr viel ſagen.

Ida küßte ihn und freute ſich über den ſtattlichen Bruder. Er machte ſeinem Behagen und ſeiner Heiterkeit in tauſend Scherzen und Neckereien Luft, und als Bianca ihm die Hand gab und dazu die Augen niederſchlug, ſagte er: „Sieh mir nur in die Augen, Bianca, ich bin noch immer der alte Max, aber Du haſt Dich freilich hübſch gemauſert! Hätt' ich nicht von Zeit zu Zeit eure Bilder bekommen; ich hätt' euch Mädchen gar nicht wieder erkannt!“

Bianca's Hand zitterte in der ſeinigen; er aber ſchien es nicht zu merken, und war bald mit ſeinem Vater, der dazu kam, in einem eifrigen Geſpräch über Dinge, welche die Mädchen wenig anſprachen.

Dieſe Unterbrechung benutzte Bianca und verbarg ihr Erröthen und ihre Aufregung im Garten, wo ſie ein verborgnes Plätzchen aufſuchte.

„Ach,“ ſeufzte ſie, „wär' ich doch immer noch ein Kind! o, wenn ich es doch nicht wüßte, wer ich bin, die arme Schuſterstochter! o Himmel! könnt' ich das nur noch ſagen! Wäre mein Vater nur Schuſter geblieben und ich in ſeinem Hauſe groß geworden! Und wäre Max nicht eines ganz andern Mannes Sohn; vielleicht wäre er nicht ſo kalt! vielleicht, ach vielleicht wäre er auch dann grade ſo wie er iſt! Ich bin doch unendlich elend!“

So weit mochte die ſchöne Italienerin in ihren Trübſinn verſunken ſein, da trat ihr muſikaliſcher Freund Seybold an ſie heran, und hatte ihr offenbar eine große Neuigkeit mitzutheilen. Er rief aus: „Wir feiern einen Triumph! Sehn Sie, Fräulein Bianca, hier iſt ein Brief an mich von der Direction der Oper in Rom. Das Conſervatorium, unſer Conſervatorium ſoll ihr — — nun, was rathen Sie? — eine Sängerin empfehlen. Die Sache iſt, wie für Sie gemacht: Sie ſind eine Römerin, und wir ſind einſtimmig, wenn Sie wollen, wir empfehlen Sie. Sagen Sie ja!“

„„Rom! Max!““ ſeufzte ſie im Stillen; ein kalter Fieberſchauer durchzitterte ſie, und ſie brauchte Zeit, ſich wieder zu faſſen. Dann erwiederte ſie mit glühender Leidenſchaft: „„Ja! ja! das will ich thun! das rettet mich! und grade jetzt müſſen Sie mir dieſe Rettung bieten? grade jetzt, wo ich ſie ſo ſehr brauche? welch' ein Glück! Empfehlen Sie mich; laſſen Sie die Sache aber ja geheim vor dem Hauſe bleiben; ich muß heimlich abreiſen — oder — dieſe guten Leute laſſen mich nicht fort. Das weiß ich.““ So ſprudelte ſie heraus.

Seybold, der Muſiker, hörte erſtaunt zu, und fragte: „Worüber ſind Sie ſo aufgeregt, Signora Bianca; iſt etwas vorgefallen? Auf jeden Fall danke ich ihnen im Namen meiner Mitdirectoren und in meinem eignen, daß Sie annehmen. Aber warum wollen Sie das Ihrem Herrn Pflegevater verbergen? Sie haben nun eine Stellung in der Welt und wenn er Sie behalten will, muß er etwas thun, Sie dafür zu entſchädigen, daß Sie die Berufung ausſchlagen. Ich bin aber nicht ohne Eigennutz in der Sache. Ich möchte Sie wohl nach Rom begleiten. Sie wiſſen auch wie. Und wir Beide könnten dann etwas thun für deutſche Muſik in Italien.“ — —

„„Herr Seybold, Sie wiſſen, daß ich ledig bleiben will. Ich habe Ihnen das ſchon geſagt.““

„Ohne männlichen Schutz im fremden Lande?“

„„Ich nehme die Sophie mit, ſie iſt grade frei, und wir fahren im Damencoupé.““

„Mir wollen Sie durchgehn, Signora,“ ſagte Seybold in ſeiner trocknen Weiſe, „das ſehe ich wohl, aber wie? auch dem General? und was wird Ihre Ida dazu ſagen?“

„„Ich gehe ihnen nicht durch. Ich ſchreibe ihnen aus Mailand.““

„Aber, wie iſt mir denn, verehrte Signorina, ſind Sie denn auch mündig?“

„„Das weiß ich nicht; aber das weiß ich; ich wäre noch über Vieles im Dunkeln, wenn Sie mich nicht aufgeklärt hätten. Warum haben Sie nicht gewartet, bis ich mündig werde?““

Seybold biß ſich auf die Lippen. Er wußte recht gut, warum. Einige Augenblicke ſchwieg er, und ließ die Daumen um einander herumſpinnen; das that er wenn er ſich bedachte; dann gab er dem kleinen Trotzkopf die Hand mit den Worten: „Nun, es iſt am Ende ſo übel nicht; ſei es alſo, wie Sie es haben wollen; hab' ich mich doch ſchon oft in Ihren Willen gefügt, wenn Sie ſo ein Lied ſingen wollten, das Ihnen eigentlich zu ſchwer war. Wenn Sie aber finden, daß Sie doch Ihren alten treuen Maëtro Sibeldo nicht entbehren können, ſo ſchreiben Sie nur.“

Sie glaubte eine Thräne in ſeinen Augen zu bemerken; er faßte ſich aber bald wieder, und es wurde Alles verabredet, wie Bianca es wünſchte.

Als Seybold fort war, wurde ihr ganz angſt vor dem großen verhängnißvollen Schritt, den ſie thun wollte, aber je mehr ſie darüber nachdachte, deſto mehr mußte ſie ihn wieder billigen. Ida zu verlaſſen und Max aufzugeben, — es war faſt wie Sterben; aber es mußte ja doch ſo kommen; was half das Aufſchieben?

Max blieb nur einige Tage; dann reiſte er in die Schweiz; er wollte noch allerlei Studien in Zürich machen.

„Mir fehlt der Max, ſagte der General Löffling; er iſt zwar angeſteckt vom Zeitgeiſte und in einer ganz andern Strömung, als ich; aber ich komme doch gut mit ihm aus; und der Junge fehlt mir ſehr. Nun, es iſt nur gut, daß ihr Mädchen nicht auch ſo flügge ſeid, ihr guten hübſchen Kinder!“ Und dabei ſtreichelte er den Blondkopf der ſtattlichen Ida und die Fülle der kohlſchwarzen Locken ſeiner Italienerin.

„Und weißt Du ſchon, Ludwig, ſagte die Generalin, daß ſie beide im Concert des Conſervatoriums auftreten wollen? Ich bin ganz erſchrocken.““

„Nun, das iſt ein friedlicher Krieg; vor dem braucht man ſich nicht zu fürchten. Und wer diesmal unterliegt, kann immer noch das nächſte Mal ſiegen.“

„Wir ſingen ein Duett,“ ſagte Ida, da fällt Biancas Applaus mit auf mich; übrigens bin ich nicht eiferſüchtig, im Gegentheil, es thut mir ſo wohl, als gält' es mir, wenn alles über das Prachtmädel entzückt iſt.“ Bianca fiel ihr um den Hals, hielt ſie lange feſt und weinte.

„Was ſie nur hat!“ dachte Ida, ſie iſt plötzlich ſo aufgeregt und ſo empfindſam geworden, aber ich will insgeheim mit ihr reden.“ Sie ſtreichelte ihr das Lockenköpfchen.

Der General und ſeine Frau freuten ſich, daß die Mädchen ſo aneinander hingen; und, um ſie ſich ungeſtört ausſprechen zu laſſen, verließen ſie das Zimmer.

Viertes Buch.

Erſtes Kapitel.

Als am Concerttage die Theezeit herangekommen war und der General und ſeine Frau, beide im Putz hereintraten, fragte er ganz erſtaunt, „aber, Julie, wo ſind unſre Nachtigallen? Ich dachte ſie hier fertig und geputzt zu finden.“

„„Ich begreif' es nicht, daß ſie noch nicht fertig ſind.““ Sie rief das Kammermädchen. „„Thereſe, ſieh mal hinauf, woran es liegt.““

„Gnädige Frau, die Fräulein ſind nicht zu Hauſe.“

„Sind nicht zu Hauſe?!“

„„Sind nicht zu Hauſe?! Wo ſind ſie denn?““

Moritz trat herein. Eben hatte ihm ein Bote den Brief gebracht, den er übergab.

„Das iſt Idas Hand! Haſt Du eine Ahndung, was dies bedeutet, Julie?“ Er las:

Lieber Herzensvater, beſtes Mütterchen! Seid nicht böſe. Wir ſind beide unterwegs nach Rom. „Unterwegs nach Rom?! Nach Rom? Welch ein thörichter Scherz; denn Ernſt kann es doch unmöglich ſein!“ —

„„Höre nur weiter,““ ſagte der General, weniger gefaßt, als er gern ſcheinen wollte, — „„höre nur weiter!““ Er las: Wir haben die Sophie mit und fahren im Damencoupé. Ich konnte die Bianca nicht verlaſſen. Wir ſteigen in Rom bei Gerhards ab und wenn ſie Platz haben, wohnen wir bei ihnen. Von Rom, liebes Väterchen, ſollſt Du Alles hören. Nochmals, ſei nicht böſe! Deine Ida.

N. S. Ida wollte es durchaus nicht anders. Ich habe ſie ſo viel gebeten; aber ſie ſagte, ſie habe immer Muttersſtelle bei mir vertreten; ſie wolle es auch jetzt. Ach, lieber Papa, werden Sie es nur billigen? aber ich konnt' es unmöglich ausſchlagen. Von Rom aus wollen wir beide ausführlich ſchreiben. Jetzt weiß ich gar nicht, was ich nur ſagen könnte, das Wort will nicht heraus. Was werden Sie und was wird das Herzensmütterchen dazu ſagen? Ihre Bianca.

„Nun, das nenn' ich ächte Mädchenbriefe. Was ſoll ich hören? Was konnte ſie nicht ausſchlagen?“

„„Ich bin auf den Tod erſchrocken! ich weiß nicht was ſie meinen, und weiß nicht was ich denken ſoll,““ rief die Frau Generalin aus.

Moritz trat herein: „der Herr Capellmeiſter Seybold!“

Der General fuhr haſtig heraus:

„„Können ihn unmöglich empfangen! Sind ganz und gar nicht in der Faſſung! Er kommt gewiß wegen des Concerts. Hm! ja, was ſollen wir nun mit dem Concert anfangen? Die Leute kommen, um die

Bianca zu hören; was ſollen wir ſagen oder vielmehr ſagen laſſen? Wir müſſen den Capellmeiſter doch wohl vorlaſſen. Führ' ihn herein, Moritz.""

Seybold, der Werg am Rocken hatte und dem General wohl anſah, daß er ungewöhnlich aufgeregt war, begann: „Excellenz wiſſen alſo ſchon? — — —"

„„Was ſollt' ich wiſſen? Herr Capellmeiſter!""

„Daß die jungen Damen abgereiſ't ſind."

„„Ich erhalte eben einen Brief, den ich aber nicht verſtehe; ſollten die Mädchen Sie zu ihrem Vertrauten gemacht haben, ſo bitt' ich, mich aufzuklären, ſo ſonderbar das auch ausſieht. Denn es wäre doch in der Ordnung, daß ich vor Allen wüßte, wie es mit meinen eignen Kindern ſteht.""

„Excellenz werden das auch ohne Zweifel wiſſen," ſagte Seybold ſchlau, „mir iſt es zwar ſtrenge verboten worden davon zu reden, aber Fräulein Bianca muß es Ihnen ja doch geſagt haben, da ſie bei hellem Tage und mit Fräulein Ida zuſammen abgereiſ't iſt."

„„Wovon haben Sie nicht reden dürfen, Herr Capellmeiſter?""

„Nun von der Berufung des Fräulein Bianca an die Oper in Rom."

„„Aufs Theater!"" „Auf die Schaubühne! riefen Beide faſt zugleich aus.

„Es iſt eine glänzende Stelle und gereicht dem Conſervatorium zur großen Ehre, daß ſie unſerm Zöglinge angetragen worden iſt.„

„„Hm! hm! Julie! hm! ich will doch gleich an

Gerhards ſchreiben. Ja, ja! das iſt ein ganz curioſer Streich. Wir ſprechen noch darüber, liebes Kind!""

„Was darf ich im Concerte ſagen? Darf ich Alles ſagen, Herr General, oder wollen Sie mir gütigſt einen Auftrag geben?"

„„Sagen Sie, lieber Herr Capellmeiſter, die jungen Damen hätten plötzlich verreiſen müſſen; ſo iſt es wahr, ohne daß wir uns blos zu geben brauchen.""

„Die Anſtellung der Signora Bianca iſt übrigens allgemein bekannt, und ich bin nicht der Einzige, der ſich herzlich darüber gefreut hat," ſagte Seybold, „jetzt werd' ich aber zweifelhaft, ob Excellenz meinen Glückwunſch genehmigen werden.„

„„Nun, Glückwünſche ſind immer willkommen, und wenn es ein Unglück wäre, ſo wär' es wohl noch zu verhüten.""

Der Capellmeiſter empfahl ſich.

Zweites Kapitel.

„Dieſer muſikaliſche Schlaukopf! Wie unſchuldig er ſich anſtellte! Und es iſt doch klar, er hat der Bianca den Ruf verſchafft, und dazu hat er auch noch den guten Grund gehabt, daß er die ganze Bianca haben wollte. Sie konnte ja aber unmöglich darauf eingehn. Muſik allein macht doch keine Ehe, und ſonſt paſſen die beiden in nichts zuſammen. Sein Plan iſt ihm alſo in der Hauptſache mißlungen. Nun fragt ſich's, ſollen wir's zugeben, daß die Bianca auf die Bühne geht.“

„„Mir widerſtrebt es ſehr. Und hier in der Stadt ertrüg' ichs nicht. Was meinſt Du, Ludwig?““

„Du haſt es im Grunde ſchon geſagt. In Italien iſt es anders; dort ſieht man die Sache günſtiger an; und ein thörigtes Vorurtheil iſt es ja am Ende doch. Das Mädchen aber hat damit einen hübſchen Heroismus gezeigt; und daß Ida ſie durchaus als Mutter behüten will, rührt mich ſehr. Es will mir nicht zu Kopf, daß ich in dieſer Sache mein Anſehn brauchen ſollte. Wir wollen das Weitere ruhig abwarten und ihnen nur bei Gerhards eine Häuslichkeit und einen Anhalt bereiten, bis wir ſelbſt nachkommen. Denn ſo allein ohne meine Nachtigallen halt' ich es hier nicht aus."

„„Alſo Du meinſt? Ich weiß nicht, wie mir iſt. Wir werden nicht ausgehen können, ohne angeſtiert zu werden und in die Zeitungen kommt es gewiß, daß die Germania und die Italia — wie ſie bei den jungen Leuten heißen — uns durchgegangen ſind. Und wenn wir doch gehen wollen, ſo iſt es am Ende das Beſte, wir gehen bald. Was wird der Max dazu ſagen?""

„Der hat nichts im Kopf, als ſeine Feldzüge und wenns nicht ſeine ſind, die Feldzüge andrer Leute, in denen er den Krieg ſehn und etwas erleben kann; für Frauenzimmer hat der Burſch gar keine Augen, es wäre ſonſt ganz anders gekommen. Hätt' er der Bianca nur ein einzig Mal die Hand gedrückt, ſie wäre gewiß nicht in Verzweiflung aufs Theater gegangen; aber er war wie ein ungeleckter Bär, ich hab' es wohl geſehn, und wenn ſie dem Weinen näher war, als ſie's haben wollte, er merkte nichts, hatte ſeinen Spaß über tauſend andre Dinge, und machte das arme Kind ganz unglücklich."

„„Ach ja, das hab' ich auch bemerkt; aber ich wagte nicht ſo weit zu denken, als Du. Und zweien Herrn kann er doch auch nicht dienen. Da er nun einmal hinaus in die Welt will, ſo kann er ja keine Häuslichkeit gründen.""

„Nun, es war auch nicht nöthig, daß er ſie gleich heirathete," erwiderte der General, „aber er konnte ihr doch den Hof machen."

„„Wie Du nur ſprichſt, Ludwig; da iſt ja der Max verſtändiger, als Du!"" ſchalt die Frau.

„Und vertreibt mir mit ſeinem Verſtande meine Nachtigallen, die er mir mit etwas Unverſtand hätte in meinem Gehege erhalten können," klagte er.

„„Alſo ſoll der arme Max, eben weil er kein Damenheld und ſo verſtändig iſt, keiner nur zum Spaß den Hof zu machen, noch an allem Unheil ſchuld ſein!"" erwiderte ſie etwas ſcharf.

„Nun, hoffentlich ſoll es ſo arg nicht werden, als es ausſieht. Ich ſchreibe gleich an Gerhard," fuhr Löffling, den Streit abbrechend, fort, „obwohl es kaum nöthig iſt, — nur des Anſtands wegen, damit es doch nicht heißt, die Mädchen wären ohne unſre Genehmigung gekommen. Und übermorgen reiſen wir nach, um ſie wieder einzufangen."

„„Schreib' ihm; thu' das!"" ſagte ſie zufrieden. „„Ich will Max ſchreiben.""

„„Es verſteht ſich," warf er noch hin, „daß Alles unter uns bleibt, was ich über ihn geäußert habe. Er muß unbefangen und frei bleiben. Menſchen ſind keine Drahtpuppen!"

„„Darin biſt Du wieder ganz Du ſelbſt; und ſo verſteh' ich Dich ganz,"" ſagte die zartgeſinnte Frau und umarmte ihn.

Drittes Kapitel.

Das Gerücht von der Abreiſe der beiden Mädchen durchlief die Stadt in tauſend verſchiednen Formen. Viele konnten nicht begreifen, daß keine Bewerber um die flüchtigen Schönen dabei ſein ſollten und dichteten ſich welche hinzu. Am unglücklichſten waren die jungen Leute, welche ſich wirklich Hoffnungen gemacht hatten, weil ſie zu Löfflings in Geſellſchaft kamen. Das Haus wurde von Beſuchen beſtürmt; aber Moritz hatte Befehl, nur die Karten anzunehmen. „Die Herrſchaften könnten einige Tage nicht empfangen.“ Und als dieſe Tage herum waren, fand ſich's, daß der Herr General verreiſ't war: er empfahl ſich in den Zeitungen.

In Zürich ſchickte er in die Wohnung ſeines Sohnes. Die Aeltern warteten mit dem Frühſtück auf ihn, und Löffling ging ganz vergnügt mit ſeiner Cigarette auf dem Balkon auf und ab, um ihn ankommen zu ſehn. Er ſah ihn gerne gehn, beſonders wenn er ihn in einer gewiſſen Aufregung raſch ausſchreiten ſehn konnte. Er wird große Augen machen, dachte er, denn er erwartet uns nicht. Aber Moritz kam allein zurück. Max war abgereiſt, begleitet von einem braunlockigen jungen Mann in einem Vollbart. Beide hätten Tags vorher ſeine Coltſche Revolver gekauft und ſie auf dem Schützenſtand eingeſchoſſen. Der junge Löffling habe für den ganzen Monat bezahlt, obgleich der Termin kaum erſt angefangen.

Löffling ließ die Cigarre ausgehn, ſetzte ſich ruhig zu Tiſch und ſagte kein Wort. Seine Frau wußte, wie ſie das zu nehmen hatte, und bemerkte nur, „die Briefe werden wir wohl bei Gerhardts vorfinden, ſie gehen doch ſchneller, als wir.“

Löffling beſtätigte das. Ihn beſchäftigte aber die Frage, wohin und zu welchem Unternehmen die beiden jungen Krieger abgereiſ't ſein könnten, da nirgends ein Feldzug im Gange war. In Sicilien war einmal wieder ein Aufſtand, aber ein ſolches Naturaliſiren konnte die jungen Kriegskünſtler unmöglich angezogen haben. Er nahm die franzöſiſche Zeitung auf und las: „Garibaldi, verfolgt von den Kriegsſchiffen Seiner Majeſtät des Königs beider Sicilien, iſt mit ſeinem Dampfboot bei Marſala auf den Strand gelaufen. Die Flüchtlinge werden von den Königlichen Truppen verfolgt.“ Der General legte das Blatt weg und dachte: „nun das war zu erwarten, die Geſchichte dieſes Abenteurers geht raſch ihrem Ende zu. Es iſt doch wohl nicht möglich, daß der Max dabei ſein kann. Die Zeit iſt ja wohl zu kurz, und wer wird ein ſolches Stück aus dem Tollhauſe einen Kriegszug nennen?“

Mittags an der Wirthstafel wurde von nichts andern geſprochen, als von der Landung des Generals Garibaldi bei Marſala und die Phantaſie der Leute ſah ihn ſchon von Sieg zu Siege eilen, allen militäriſchen Unmöglichkeiten zum Trotz. Der General Löffling lächelte und bemerkte, „wenn die Gelandeten alle ins Waſſer geſprungen ſind, was für Kriegsmittel können ſie da gerettet haben, um die Garniſon von Marſala zu vertreiben, die doch wohl Pulver und Blei haben wird."

„„Dieſelbe Bemerkung,"" erwiderte Einer der Tiſchgenoſſen, „„hab' ich dem Oberſten Rüſtow gemacht, als er nach Genua abreiſen wollte. Er iſt mit dabei. Und wiſſen Sie, was er mir erwiderte?"" —

„Nun?" —

„„Wir rechnen nicht darauf, ſagte er, in Ruhe landen und Alles richtig auspacken zu können. Die Hauptſache iſt, das Land zu erreichen. Wir ſind darauf gefaßt, auf den Strand zu laufen, wohin uns die großen Schiffe nicht folgen können, und nöthigen Falls alle ins Waſſer zu ſpringen und ans Land zu waten. Sehn Sie, der wußt' es vorher. Unſre Kriegführung, ſagte er, iſt eine ganz neue. Die Principien erſetzen uns die Kanonen. Wir ſind die Revolution.""

„Der junge Mann wird ſich wundern," erwiderte der General etwas gereizt, „wenns erſt ans Kanoniren geht und die großen Worte ungehört verhallen."

„„Der Oberſt Rüſtow war noch der Gelaſſenſte von den Beiden,"" fuhr ſein Tiſchgenoſſe unbeirrt fort, „„Es ging nämlich noch ein junger Preuße mit, um den neuen Krieg zu lernen. Und der war wirklich ein richtiger Lehrling. Hübſch, ja, die Jugend ſelbſt, blond, groß, aber der Bart war ihm noch nicht gewachſen. Auf der linken Backe hatte er eine leichte Narbe, das zierte ihn mehr, als es ihn entſtellte — — — Aber gnädige Frau““ — — und der Redner eilte ſeine Nachbarin, die ohnmächtig im Stuhle zurückſank zu halten, der General ebenfalls und rief ihr zu: „Julie, was iſt Dir?“

Die ganze Tiſchgeſellſchaft wurde aufgeſtört. Der Eine dachte, die Frau wäre vom Schlage gerührt, der Andre ſie wäre todt. Viele zogen ſich eilig auf ihre Zimmer zurück. Die Vernünftigen ſahen, daß es nur eine Ohnmacht war und blieben.

Auch der Wirth ſah gleich was es ſein müßte, und war augenblicklich mit Kölniſchem Waſſer bei der Hand.

Die edle Frau erholte ſich denn auch bald wieder. Ihr erſtes Wort war: „Es iſt der Max!“

„„Habs nicht anders erwartet,““ erwiderte Löffling ruhig.

„Der junge Mann iſt Ihr Sohn?“ rief der Unbekannte überraſcht und erſtaunt aus. „Da hab' ich vielleicht ohne es zu wiſſen, ein Geheimniß verrathen.“

„„Er iſt Soldat,““ beſchwichtigte ihn Löffling, „„und ſo muß ers als eine Schule nehmen, in die ich ihn übrigens nicht geſchickt habe.““

„Nun, Sie werden ſeine Erfolge darum nicht verſchmähen.“

Bayeriſche Staatsbibliothek München

„„Wenn er welche hat.““

Löffling verließ mit ſeiner Frau den Saal, und in wenig Stunden war er auf der Reiſe über den Gotthardt; er eilte nach Rom. vielleicht mußte er ſelbſt nach Neapel.

Viertes Kapitel.

Das Theater Alberti, das größte in Rom, war gedrängt voll. Geſandte der fremden Mächte bei dem heiligen Stuhl, die unzähligen Fremden, welche ſich um dieſe Jahreszeit in Rom verſammelten und die erſten Familien der ewigen Stadt hatten ſich eingefunden. Die Logen und die beſten Balkone waren mit Damen in glänzenden Anzügen beſetzt. Ihre Diamanten blitzten wie ſo viel Sterne bei der glänzenden Beleuchtung des Hauſes. Immer hörte man noch friſche Karoſſen heranrollen. Alles wollte die neue Sängerin hören, die zum erſten Mal in der Oper der Saiſon auftrat. Für ſie war dies ein entſcheidender Augenblick. Zwar hatten die Directoren, Ida und die Gerhardts, die rechte Kenner waren, ihr allen möglichen Erfolg verſprochen; dennoch kam die Signorina Bianca della Rocca ſich wie eine Verurtheilte vor, die nun förmlich und feierlich hingerichtet werden ſollte; aber ſie nahm ſich zuſammen: um Ida nicht zu ängſtigen, mußte ſie mehr Zuverſicht zeigen, als ſie hatte. Als ſie nur ein einziges Mal etwas ängſtlich geſagt hatte: „Dieſe Leute verſtehn es zu gut, man darf keine einzige Note fallen laſſen und muß gerade den Ausdruck hineinlegen, den ſie erwarten," war Ida den Thränen näher, als ſie ſichs merken laſſen wollte. Sie konnte nicht ſprechen. Die Gerhardt, eines Capellmeiſters Tochter, eine zarte, ſchöne aber ruhig beſtimmte Frau, nahm bei der Gelegenheit das Wort für Ida und bemerkte: „Liebe Bianca, denke Du an nichts, als wie Du es ſingen und ausdrücken willſt, und je neuer die alte wohlbekannte Melodie den Leuten vorkommt, weil Du ſie durch Dein Gefühl und Deine Kunſt belebſt, um ſo mehr wirſt Du ſie befriedigen und hinreißen. Vergiß die Leute und ſing', als wenn Du's für Dich ſängſt."

„„Du biſt ſo gut,"" hatte Bianca dankbar geantwortet, „„ich will immer denken, ich ſäng' es zu Dir und Ida."" Dieſe Unterredung hatte alle drei ſehr beruhigt. Die Gerhardt hatte Recht. Wer ein großes Publikum nicht überſieht und beherrſcht, thut am beſten, es ſo lange zu vergeſſen, bis er es in die Sache verwickelt hat, in der er lebt und der er ſich ganz hingiebt.

Der Vorhang ging auf. Die Oper begann. Welch ein Anblick! Welch ein Leben! Ja, die Muſik und die Sänger waren nun da, aber ſie hätten eben ſo gut in Neapel ſein können. Der Saal war Ein Geräuſch; über und über ein Geſumm von tauſend Geſprächen, wie es auch ſonſt in einer großen Geſellſchaft zugeht; und dies ging ſo lange fort, bis — Bianca, die neue Prima Donna, erſchien. Plötzlich wurde Alles ſtill. Aller Augen wandten ſich nach der Bühne, und nach einigem Rufen: „Welch eine Schönheit!“ erhob das ganze Haus einen ſtürmiſchen Applaus; und Blumenſträuße flogen auf die Bühne, die Bianca aufhob, indem ſie ſich tief verbeugte. — Nun wurde wieder die Verbeugung und das zierliche Aufheben der Blumen beklatſcht; Bianca war ein Liebling des Hauſes, ehe ſie noch einen einzigen Ton geſungen.

Gewiß ermuthigte ſie dieſe Gunſt, obgleich ſie nicht begriff, womit ſie einen ſolchen Empfang verdient habe. Eine lautloſe Aufmerkſamkeit folgte; und Bianca, ganz dem Gedanken ihrer Rolle hingegeben, ſang.

Sie wurde auch bei den leiſeſten und ſanfteſten Tönen ſo deutlich vernommen, als ſänge ſie im Saale ihres Pflegevaters vor wenigen Freunden. Man folgte ihr bis zu den leiſeſten Andeutungen oft mit ſichtbarer Ueberraſchung, durchweg hingeriſſen und von ihrem Vortrage überwältigt. Kaum hatte ſie geendigt, ſo ergoß ſich die allgemeine Begeiſterung in einem wahren Tumult des ganzen Hauſes und von allen Seiten erſcholl der Ruf: da Capo quel Canto di Genio! Bianca hatte alle Herzen erobert und eine ſolche Verſammlung von Kennern nicht nur befriedigt, ſondern mit ſich fortgeriſſen. Und der Erfolg hielt vor bis zum Ende der Vorſtellung. Ida und die Gerhardt empfingen und pflegten ſie, wenn ſie abtrat. Der Director wußte ihr nicht genug zu danken. Die Blumenſträuße füllten einen großen Korb, der kaum im Wagen Platz fand.

— Heiter und zufrieden fuhren die Damen nach Hauſe.

Hatte Bianca ſo viele befriedigt und erfreut, ſo war doch Einer im Hauſe geweſen, bei dem ſie unangenehme Gefühle einer faſt vergeßnen Verſtimmung erregt hatte. Ganz klar war er ſich nicht geworden, aber der Gedanke hatte ihn faſt im Blaſen geſtört und aus dem Takt gebracht, als es ihm, wie er im Orcheſter mitſpielte, durch den Kopf ging: „Bianca? Sollte es die Prinzeſſin, meine Schweſter, ſein? Wahrlich, jetzt wäre ſie mehr als eine Prinzeſſin geworden, ſie iſt die große gefeierte Prima Donna! Ach, ſo ungerecht iſt das Schickſal! Ich muß ihr, wie ein Sklave einer Königin dienen. Wenn ſie es iſt! — Sollte die Peppina eine ſolche Donna geworden ſein?“

Es war Peppe, der Horniſt, dem dieſe Diſſonanz durch die Seele klang. Er wußte aber noch nicht, ob er auch recht hätte, ſich über ihren Erfolg zu ärgern, weil es wieder ſeine Schweſter wäre, die ihn ſo überholt hätte, denn er konnte nicht ſagen, daß er ſie wiedererkannte.

Fünftes Kapitel.

Ganz unerwarteter Weiſe ſah der General Löffling ſeine Reiſe verzögert. Schon beim Aufſteigen, wo von Amſteg die Gotthardſtraße ſich an den ſtürmiſchen Waſſerfällen der Reuß emporwindet, hatte ſeine Julie nicht den gewohnten Antheil an dieſer großen Gebirgswelt gezeigt; beim Abſteigen in das ſteile Thal des Ticino fühlte ſie Anfälle von Schwindel; und bei der Ankunft in Mailand hatte ſich ein ſo ernſtliches Unwohlſein entwickelt, daß die Reiſe nicht fortgeſetzt werden konnte. So verlängerte ſich die Ungewißheit über das Schickſal der Kinder; nur daß der General zu ſeinem Erſtaunen in den Zeitungen las, wie Garibaldi von Sieg zu Siege flog, Palermo nahm, nach dem Feſtlande überſetzte und faſt ohne Begleitung als Dictator in Neapel erſchien. Endlich kamen Briefe von Max über Berlin und Rom, die Gerhardt nach Mailand zu ſenden gehabt hatte.

Beſſer als alle Arzenei wirkte das Vorleſen dieſer Briefe, die ganz Unglaubliches erzählten, aber in einer

Stimmung geſchrieben waren, die man ſich nicht glücklicher hätte wünſchen können. Wie durch einen Sonnenblick die Landſchaft, ſo erheiterte ſich die Seele der Leidenden bei dieſen Schilderungen ihres Sohnes. Aber der Arzt rieth noch lange zur Ruhe, und wenn nur eine Fahrt auf dem Corſo verſucht wurde, ſo beſtätigte die Erfahrung ſogleich ſeinen Rath.

Nun kamen auch die Berichte der weiblichen Flüchtlinge und der Gerhardt ihrer Beſchützerin. „Iſt es wohl erhört, rief die Frau Generalin aus, daß unſre Kinder, wie im Märchen, ſo wunderbare unglaubliche Erfolge haben. Der Eine erobert Neapel, die andre Rom. Aber lies jetzt nicht weiter Ludwig, es regt mich viel mehr auf, als die Siegesberichte unſers Max. Es iſt wohl, weil ich hier die Gefahr und die Angſt viel beſſer verſtehe. Ich hätte mich nicht gewundert, wenn alle Beide vor Aufregung krank geworden wären.“

Der General bot ihr ein Glas Limonade an und ſetzte ſich mit der Cigarre auf den Balkon hinaus, um den Triumph ſeiner Nachtigall in vollen Zügen zu genießen und mit großer Genugthuung wiederholt zu leſen. Dabei war nichts zu bedenken. Warum ſollte Bianca nicht ihrem Talente nachgeben? Sie hatte ja ſo ſehr das Recht dazu; und immer adelt ein großer Erfolg das Unternehmen.

Das wollte er aber nicht grade von dem Zuge Garibaldis gelten laſſen, dem er weder politiſch noch kriegeriſch Geſchmack abgewinnen konnte, der vielmehr eine Widerlegung aller ſeiner Theorien war. Ja, er hatte ſich ſehr zurückhalten müſſen, als ſeine Julie in die Worte ausgebrochen war: „Nimm es mir nicht übel, Ludwig, ich halt' es mit Max gegen dieſe Vogelſcheuche von einem Könige.“ Er durfte nichts Aufregendes, noch viel weniger etwas Niederſchlagendes erwidern. Er ſchwieg alſo. Jetzt konnte er mit ungetrübtem Behagen ſeine Berichte aus Rom leſen. Er fand nun, daß er ruhig in Mailand bleiben könne, bis ſeine geliebte Republikanerin — er lächelte bei dem Gedanken, daß Julie zu den Garibaldianern hielt — ſich zur Weiterreiſe ſtark genug fühlen würde. So erlebte er den Sieg am Volturno, ja ſogar die Einnahme von Gaeta in Mailand. Die Schlacht von Caſtelfidardo und die Wegnahme des Kirchenſtaates, die alledem vorhergegangen, hatte er freilich wohl billigen müſſen. Wollte Italien eins werden, ſo konnte es ſich unmöglich anders faſſen. Der Kirchenſtaat unterbrach die Einheit. Aber des Königs Verfahren gegen den Dictator war ihm zuwider. „Wer mir ein Königreich ſchenkte, den ſendete ich nicht mit einem Sack voll Kartoffeln nach Caprera. Dieſer Mann hat ſo Außerordentliches geleiſtet, daß die, welche nichts Aehnliches aufzuweiſen haben, ihn willig als den Größeren anerkennen ſollten, damit die ſtrenge Gerechtigkeit ihre gemeine Geſinnung nicht an ihnen räche und ſie wider ihren Willen rauh an ihren Platz ſtelle.“

Julie war nicht wenig erſtaunt, als ſie dies hörte. „Wo bleibſt Du mit Deinem Königthum? Du machſt den Helden zum König und den König zum Unterthan!“

„„Nur königliche Könige ſind Könige. So iſt dieſer blödſinnige Franz nie einer geweſen,““ erwiderte er, „„und ich bin weit davon entfernt, den Bettelſtolz der bloßen Exiſtenz anzuerkennen.““

So ſehr war der General durch dieſe beiden Könige herumgewendet, daß er ſogar Garibaldi's Partei ergriff, deſſen ganzes Weſen ihm ſo ſehr wider den Mann ging. Als er ſich aber nach der Eroberung Neapels, dann nach dem Einzuge in die Hauptſtadt als Dictator an der Seite des Mannes, dem er die Krone aufgeſetzt, mit einem Sack voll Kartoffeln, den er ſelbſt auf dem Krautmarkte der Santa Lucia eingekauft, nach Caprera einſchiffen und ganz gewöhnlichen Ordinanzoffizieren die Beendigung ſeines Werkes überlaſſen mußte, da drückte ihm Löffling die Hand, da verſtand er mit einem Schlage den ganzen Mann; denn die Gegner beleuchteten ihn mit dem hellſten Lichte, dieſe gemeinen Seelen den ſeltnen edlen Geiſt.

Maxens Schilderung des undankbaren Verfahrens gegen die Erobrer Siciliens und Neapels goß Oel ins Feuer. Der General verſorgte Max reichlich mit Gelde. Er konnte vielleicht dem Einen oder dem Andern dieſer heldenmüthigen Jünglinge beiſtehn, ſollte aber ſobald als möglich nach Rom kommen, wo ſich die ganze Familie nach ſo viel glücklich beſtandnen Fahrten und Abenteuern wieder vereinigen wollte.

Sechſtes Kapitel.

Als Bianca della Rocca nach ihrem erſten großen Erfolge mit ihren Freundinnen zu Hauſe angekommen war, wurden natürlich die Blumenſträuße in Ruhe gemuſtert und einer nach dem andern bewundert. Zwei oder drei hatten Briefchen mit Sprüchen. Einer hieß: „Ein deutſcher Ritter einer deutſchen Sängerin!“ Ida fand ihn, las ihn mit lautem Jubel vor und ſetzte ſcherzend hinzu: „Den Ritter kenn’ ich, nimm Dich vor ſeinem ſpitzen Schnurrbart in Acht! Und wo er wohl ſein Deutſchthum her hat? Sieht er doch eher einem Ungarn, als einem Germanen gleich!“ Aber Bianca ſelbſt fand auch einen Spruch. Der hieß: „Glück zu dem Siege der deutſchen Muſik in Rom!“ Und ſie rief erſchrocken aus: „Seybold in Rom! Was ſollen wir mit ihm anfangen?!“ Aber das hatte er denn doch ſolider Weiſe ſelbſt bedacht und nur ſeinen Glückwunſch, nicht ſeine Perſon nach Rom befördert. Dieſer Schreck blieb alſo Phantaſie. Dagegen fand ſich noch ein Strauß mit einer Zuſchrift. Es war ein unanſehnliches Blumenbündel und darin ſteckte ein Stückchen Notenpapier mit der Frage: „Bianca, Prima Donna, biſt Du Peppina? Peppe, Horniſt.“

„„Gott im Himmel, mein Bruder!““ ſchrie Bianca auf. „„Offenbar iſt er im Orcheſter und hat in der Oper mitgewirkt. Ach, wie ich mich fürchte, wenn er nur gut geworden iſt!““

Gerhardts kannten ſeine Geſchichte und es wurden Pläne gemacht, wie man Näheres über ihn erfahren und wie man ihn nehmen ſollte. Seltſamer Weiſe berichtete der Kapellmeiſter, an den die Damen ſich wandten: der Horniſt Greppo wäre ſeit der Oper nicht wieder geſehen werden und niemand wiſſe, was aus ihm geworden ſei.

Es war unheimlich. Bianca wurde von der Frage, die ſie nun nicht beantworten konnte, geängſtigt. Was konnte er meinen? Was konnte er wollen? Warum war er verſchwunden?

Dies war ſchon ein Miston in dem neuen Leben, das ſonſt ſo ſchön begonnen. Als nun auch noch die Briefe über die Krankheit der Mutter dazu kamen, waren die guten Mädchen mit einem Male aus dem Glück ins Unglück, aus der Freude ihres Erfolgs in Trauer und Sorge geſtürzt. „Der Erfolg hat uns leichtſinnig gemacht“, ſagte Ida, „jetzt haben wir das Alles auf dem Gewiſſen!“ Sie wußten nicht, ob ſie nicht Rom verlaſſen und nach Mailand eilen ſollten, um die Theure zu pflegen.

Endlich klärte der General die Sache mit wenig

Worten auf. Er berichtete über Zürich, und ſo ſahen die Mädchen wohl, daß nicht die Reiſe, die um ihretwillen unternommen worden war, ſondern höchſtwahrſcheinlich die Aufregung über Maxens Schickſal die Mutter ſo angegriffen habe. Dies tröſtete ſie und gab ihnen ganz andre Gedanken ein. Ida ſchalt über den rückſichtsloſen Wagehals, Bianca aber war außer ſich vor Angſt um Max. Obgleich ſie ſich wohl hütete, ein Wort zu ſagen, was nicht jede andre auch hätte ſagen können, ſo ſahen Ida und die Gerhardt doch deutlich genug, was ſie fühlte.

Nicht umſonſt hatte ihre Mutter ſie Bianca genannt. Gleich von Kind auf hatte ſie eine ungewöhnlich zarte weiße Geſichtsfarbe gehabt, und ihre Erziehung in ſo guter Pflege und im Norden hatte ſie nicht gebräunt. Die ſchwarzen Locken und die tiefſchwarzen feurigen Augen hoben den Schmelz der Geſichtsfarbe noch ſtärker hervor. Sie war kräftig und blühend, aber etwas kleiner, als ihre blonde Freundin Ida. Die Sorge um Max machte ſie blaß. Die Leute fanden ſie ſo nur noch ſchöner. Ihre Freundinnen aber boten Alles auf, um ſie wieder zu beruhigen. Der General mußte Maxens Briefe ſchicken, die ja ſchon einmal ſo heilſam gewirkt hatten.

Siebentes Kapitel.

Rom hatte faſt zugleich mit unſern künſtleriſchen Einwanderern durch die vertriebnen Bourbonen königliche Gäſte bekommen. Die Familie des politiſch, geiſtig und körperlich unglücklichen Franz II erhielt vom Heiligen Vater den Palaſt des Quirinals eingeräumt, bis la Farneſina, dieſe reizende Villa des Königs, in wohnbaren Stand geſetzt wäre, und es war zu ſehn, daß der König Franz II und die ihn regierten und den unbärtigen braunen Knaben ſo weit regiert hatten, an den Heiligen Stuhl und ſeine Feſtigkeit glaubten; denn ſie wollten Italien zum Trotz in Rom bleiben. Der Heilige Stuhl hatte zwar zugleich den größten und reichſten Theil ſeines Gebiets, die Legationen und Umbrien verloren; aber Rom war doch noch ſein, und auf Rom konnte der vertriebne König ſich ſtützen. Wenn er ſich rächte, ſo rächte er zugleich den Heiligen Vater. Die Rache war grauſam, nicht gegen den König von Italien, denn den erreichte ſie nicht, ſondern gegen viele friedliche Familien, die blutig zerriſſen wurden, ließen ſie ihre Bosheit los, um Neapel nicht zur Ruhe kommen zu laſſen. Der politiſche Krieg war gegen die Bourbonen und ihren Anhang, die Prieſter und die Sbirren, entſchieden worden; nun führten ſie den Privatkrieg. Räuberbanden, die berüchtigt gewordnen Briganti, überſchwärmten Neapel, beſonders die Gebirgsgegenden des Feſtlandes, mordeten, plünderten und ſchleppten Gefangne mit ſich fort, für die ſie große Summen Löſegeld eintrieben. Man hätte es nicht denken ſollen, daß der milchbärtige brünette Knabe und dies reitluſtige junge Mädchen, das eine Deutſche war, aber einer Italienerin gleich ſah, daß dieſes blutjunge unſchuldig dreinſchauende Königspaar ſolchen Raubzügen ſeine Zuſtimmung geben könne. Aber ſo war es; mit dem Erſcheinen der vertriebnen Königsfamilie in Rom erſchienen auch ſogleich die Räuberbanden in den Gebirgen ihres verlornen Königreichs. Dies grauſame und zugleich ohnmächtige Kriegführen wurde der Partei durch die Umſtände an die Hand gegeben. Menſchen die bisher im Solde des Hofes und der Unterdrückung geſtanden, fanden ſich jetzt plötzlich aufs Trockne geſetzt, und gingen ganz natürlich von der regelmäßigen zur unregelmäßigen Gewaltthat über, aus Sbirren wurden Briganten. Die Prieſter nannten dies eine Empörung gegen den Uſurpator, und im Quirinal wurden Pläne darauf gebaut, und Gelder zur Verſtärkung der Banden hergegeben. Schon ſahen die Ueberſpannten unter den Bourboniſten die Empörung zur Lavine anwachſen, und ſelbſt die Stadt Neapel überſchütten.

Nicht ſo roſig erſchien die Zukunft Einem, der ſeit dem Exil von Gaeta den Heiligen Vater berathen, aber immer nur zweifelhafte Erfolge und am Ende, trotz des Schutzes der Franzoſen, bei Caſtelfidardo eine ſchmähliche Niederlage erlitten hatte. Dieſer Mann war noch nicht alt, aber er war auch kein Kind mehr. Er war überhaupt kein Enthuſiaſt, und doch der erſte Diener einer Macht, die, ganz auf die Phantaſie der Menſchen gegründet, nun unglücklich mit den Ungläubigen zu kämpfen oder ſich gar von ihren Waffen beſchützen zu laſſen hatte. Eben erhielt er eine Depeſche aus Paris, die ihm rieth, der Heilige Stuhl möge ſich in den Verluſt des Gebietes fügen, das man ihm gegen den Willen der Bevölkerung nicht wieder zurückerobern könne. Giacomo Antonelli, der Cardinal Staatsſecretär — denn von ihm reden wir — ſtand auf und warf die Depeſche mit ſarcaſtiſcher Miene auf den Tiſch; ſeine hohe Statur und ſein weltmänniſches Ausſehn gaben der Bewegung noch mehr Nachdruck. Zwar ſeines Amtes wegen trug er das Cardinalskleid; aber er war eigentlich kein Geiſtlicher und die weibiſche Kleidung des Prieſters paßte ihm eben ſo wenig, als die Machtloſigkeit des Heiligen Stuhles und dieſe Rathſchläge von Paris. Seine Geduld wurde aber noch weiter auf die Probe geſtellt; ein Bedienter brachte auf dem goldnen Handteller einen Brief, in dem es hieß: „Ihre Majeſtäten, der König und die Königin beider Sicilien würden die Gnade haben, ihn um Ein Uhr zum Frühſtück zu empfangen.“ Antonelli lächelte ironiſch: „Und wenn ich nun keine Zeit hätte für den Zeitvertreib der jungen Leute? Die alten machen mir grade genug zu ſchaffen. Wenn die Majeſtäten Geſellſchaft wollen, warum laden ſie ſich nicht einige hübſche franzöſiſche Offiziere ein? Jung zu Jung; und das ſind doch am Ende heutiges Tags die Leute, welche die vertriebnen Souveräne wieder einſetzen." — Er hielt den Brief in der Hand, und legte die andre Hand auf den Schreibtiſch. Eine Weile blieb er zögernd ſtehn, ohne die Feder aufzuheben; und eine gewiſſe Schwermuth ſpielte um die ſcharfe Oberlippe und ſprach noch deutlicher aus den ſchwarzen Augen. Das Lächeln wollte verſchwinden; die vollen Augenbraunen zogen ſich ein wenig zuſammen, auch die Stirn nahm Theil an dem Gedanken geſunkner alter Herrlichkeit und des ſichtbaren Schwindens einer Herrſchaft, die länger als ein Jahrtauſend die Geiſter der Europäiſchen Welt in Banden gehalten und Amerika an ihre Getreuen verſchenkt hatte, als wäre die Erde ihr Eigenthum. Aber dieſer Vertreter und Lenker des Heiligen Vaters hatte ſelbſt ein ſehr weltliches Herz, und ohne den Kardinalsanzug hätte man ſeine Miene für die eines beſorgten deutſchen Kaufherrn anſehen können; ſelbſt die lange leichtgebogne Naſe war gar nicht zu ſtark nach römiſchem Schnitt. Aeußerlich angeſehn konnte Giacomo Antonelli, Cardinalſtaatsſecretär des Heiligen Stuhles und der reichſte Mann in Rom, der mit dem Papſt im Vatican wohnte, wohl damit zufrieden ſein, daß er, der Sohn eines Ochſenhirten aus dem Raubneſt Sonnino, er, der als Junge ſelbſt die Gebirgsſandalen getragen und ſeinen Freunden als unſchuldige Vorhut vorausgekrochen war, jetzt der erſte Mann in Rom war, denn er regierte den Papſt und den Staat und die katholiſche Kirche, — dieſen immer noch anſehnlichen Reſt der Gläubigen. Aber kommandirte nicht ein Franzoſe in Rom, war nicht ein ehemaliger Carbonare, der Kaiſer der Franzoſen, Schutzherr des Heiligen Stuhls, und war nicht ſoeben der fromme und berühmte Lamoriciere von dem Ketzer Cialdini geſchlagen worden und der reichſte Theil des Kirchenſtaates verloren gegangen? Und Giacomo Antonelli hatte ſich denn doch ſchon ſo weit an ſeine Würde gewöhnt und ſich in die heilige Rolle, die ihm mehr wegen ſeiner Schlauheit, als ſeiner Glaubenseinfalt zugefallen war, ſoweit hineingelebt, daß er die Demüthigung, die der franzöſiſche Schutz mit ſich brachte, und die Niederlage der geſegneten Waffen Roms perſönlich empfand. Die Vertheidigung des Heiligen Stuhls durch fremde Söldner war altes Herkommen, diesmal und in dieſer Ausdehnung aber doch ſein Plan geweſen. In der Schlacht von Caſtelfidardo ſah er daher ſeine eigne Niederlage. Dazu kam noch, daß die Majeſtäten von Neapel, die ſich die Revolution auf den Hals gezogen, an dem Einbruch des Königs von Sardinien ſchuld waren. Wenn zwei zuſammen Unglück haben, ſo ſchiebt gewöhnlich Einer dem Andern die Schuld in die Schuhe. Antonelli hatte daher gar keine Luſt mit den vertriebnen Majeſtäten zu frühſtücken. Sie waren ihm oft ein Aerger geweſen, jetzt waren ſie ihm eine Laſt. Auch wußte er, was ſie wollten; und die Erinnerung an Sonnino, deſſen untergegangne Räuberherrlichkeit wieder aufleben ſollte, kam ihm unbequem. Er wußte, man würde ihn mit ſeiner Jugend ärgern, wenn das Räuberweſen oft und öffentlich zur Sprache käme. Aber es half Alles nichts: die Einladung mochte ihm noch ſo ungelegen kommen, er mußte der Etikette nachgeben. Haſtig ergriff er daher die Feder und ſchrieb den verachteten Majeſtäten ſeine gehorſamſte Bereitwilligkeit, dann aber warf er ein zweites Billet aufs Papier an den Monſignore Matteucci: er ſolle zur ſelben Zeit im Quirinal ſeine Befehle erwarten.

Es iſt wahr, Giacomo Antonelli war nicht grade uneigennützig. Neben dem Machtverluſt, den er durch das abgerißne Gebiet erlitt, neben dem Stoß, den ſeine Politik dadurch erfuhr — der Papſt hatte ſchon geäußert: „Giacomo, da haben wir uns denn doch verrechnet!“ — neben der Vermindrung des Anſehns in der Welt — ließ ſich auch ein ſtarker Ausfall in des Cardinals Privatcaſſe ſpüren. Und Geldverluſte verſtimmen auch den Reichſten. Der Cardinalſtaatsſecretair war daher im Grunde eben ſo ſehr zur Vergeltung gegen „den Sardiniſchen Land- und Kronenräuber“ aufgelegt, als Ihre Majeſtäten Beider Sicilien. Nur war er feſt entſchloſſen, ſich dies nicht merken zu laſſen. Die jungen Leute mochten doch ihre Millionen daran wenden und die Kaſtanien aus dem Feuer holen. „Ich wende nichts daran. Wir geben ihnen höchſtens unſern Segen und drücken ein Auge zu gegen die Anwerbungen. Da iſt unter anderm Geſindel, das wir gerne los wären. Dieſer Piſtruccio, ſie können ihn haben. Er iſt ein alter Fuchs, der viele Fallen gerochen hat, bis er endlich in eine gegangen iſt," dachte er. Giacomo Antonelli hatte ſich ſeine Reichthümer nicht erworben, um damit auf unfruchtbare Abenteuer auszuziehn, und wenn er einer ſchönen Dame einige Diamanten ſchenkte, ſo ſah er ſie beſſer blitzen, als wenn er ſie ſelber trüge; auch that er das nicht, ohne die dankbare Geſinnung der Empfängerin zu kennen. Kurz, man hätte dem Cardinal Unrecht gethan, hätte man ihm zugetraut, er wiſſe ſeine Reichthümer nicht zweckmäßig zu gebrauchen. Nur zu frommen Zwecken, oder, was oft das Nämliche zu ſein ſchien, zu politiſchen Unternehmungen des Heiligen Vaters und der Neapolitaniſchen Majeſtäten verwandte der Cardinal ſeine Schätze nicht. Niemand wußte beſſer, als er, daß der Bettelſack keinen Boden hat, auch der päpſtliche und der königliche nicht.

Achtes Kapitel.

Eine Andeutung über Piſtruccio, die der Cardinal-Staatsſecretair hinwarf, zeigte uns, daß dieſer letzte der drei Cacciatori, die wir haben kennen lernen, endlich aus einem Fänger ein Gefangner geworden war. Auf dem Campidoglio ſaß er hinter ſtarkem Eiſengitter, und obſchon ſeine Sache noch nicht zu Ende war, ſo erwartete er doch nichts Beſſeres als geköpft zu werden und mit ſeinem Schädel das Thor des Vaticans, die Porta Angelica zu zieren. In dieſer Ergebenheit in ſein Schickſal hatte er dem Monſignore Matteucci auch noch ſeine früheren Heldenthaten gebeichtet, die wir ſchon kennen; und ſo waren die geiſtlichen Herrn mit ſeinem Jägertalent hinlänglich bekannt geworden. Er freilich dachte nicht daran, daß ihn das Uebermaß ſeiner Verbrechen vom Block erretten würde, und ſeine gewöhnliche gute Laune war von ihm gewichen, beſonders in der Einſamkeit. Es war ihm auch kaum noch ein Troſt, wenn ihm ſeine Frau den Jungen an's Gitter hinaufreichte. Er küßte ihn dann und wiſchte ſich die

Thränen mit dem Rockärmel ab. Seine Frau wußte nicht, wie ſchlimm es war. Eines Tages, als ſie ihn verlaſſen hatte, klopfte es am Gitter. Der alte Räuber dachte, ſie hätte noch etwas vergeſſen, und kam wieder hervor. Da ſah er das Horn Peppe's ſich erheben, der wollte eben noch einmal damit klopfen.

„Was bringſt Du für Nachrichten, Peppe? Und wie machſt Du es möglich, daß Du herkommſt? ſie laſſen ſonſt doch ſicher nur die Weiber und Kinder an's Gitter," fragte Piſtruccio.'

„„Bruder"" ſagte Peppe, „„beſſere Nachrichten könnte Dir der Heilige Vater ſelbſt nicht bringen. Sieh her, eine ganze Hand voll Scudi. Das iſt Handgeld. Da iſt eine Geſellſchaft im Quirinal, denen möcht' ich mal an die Koffer: alle Wetter, müſſen die Geld haben! Schon haben ſie unſer fünf und zwanzig angeworben, und jedem eine volle Taſche gemacht. Ich will uns nun das Horn im Freien blaſen, und mich nicht länger an der Oper ärgern, wo ich der Sklav bin und die Bianca die Prima Donna.""

„Das iſt ſchon recht gut für Dich," klagte der Gefangne, „aber was nutzt es mir?"

„„Dir? das will ich Dir ſagen, Alter. Wir haben Dich zum Hauptmann verlangt. Der ſpitznaſige Padrone Merluzzo, ſo ein ſchwarzer Vogel von der Schlauheit, horchte hoch auf. Kinder, ſagte er dann, das will überlegt ſein. Ich will mit dem Monſignore Matteucci ſprechen. Endlich winkte er mich zu ſich, und wir fanden den Monſignore gleich im Palaſt. Der that nun mächtig fromm und ſträflich. Wir ſeien gute Jungen, aber Dich könne er nicht freilaſſen.““

„Das iſt ja eben der Teufel!“ fiel Piſtruccio verzweifelnd ein.

„„Nun, ſei nur ſtill, alter Zuckerbäcker““, ſcherzte Peppo, „„der ſträfliche Monſignore, Dein Matteuci, meinte, wir müßten Dich befrein, damit er ſeine Hände in Unſchuld waſchen könne. Ich habe Alles mit ihm abgemacht. Heut Abend gegen 12 Uhr holen wir Dich und fahren zuſammen in's Gebirge; Hurrah! Gewalt brauchen wir nur zum Schein. Ich habe einen Paß von ihm für uns Alle.““

Piſtruccio wollte laut aufſchreien; aber Peppo legte den Finger auf ſeine dicken Lippen, winkte ihm Lebewohl zu und verſchwand.

So hatte das Frühſtück im Palaſt Quirinal gewirkt, Wunder, die wirklich nur in dieſem Mittelpunkte des Glaubens geſchehn konnten.

Neuntes Kapitel.

Hatte Einer Vortheil von den Anwerbungen der Briganti, ſo war es der Wirth zu den Kätzchen. Aufgeputzt wie zur Hochzeit zogen ſie bei ihm auf, und was Küche und Keller nur hergeben wollte, mußte er auftragen. Ein Gelage eröffnete ſich, das bis zur Abholung Piſtruccios dauern ſollte, und die Neapolitaniſchen Ducaten wurden in Albanerwein und in Orvieto verwandelt. Peppo mußte auf dem Hörnchen blaſen, andre ſangen Volkslieder, und hätte man nicht gewußt, wer ſie waren und was ſie vorhatten, man hätte ihnen gerne zuhören können."

Peppo hatte das Gelage veranſtaltet. Der Wirth war ihm auch dankbar für den Zuſpruch, den er ihm bei dem Gelage in Ausſicht ſtellte, hatte ihn aber bei der Gelegenheit dafür gelobt, daß ers dem Piſtruccio nicht nachtrüge, denn er wiſſe doch wohl, daß Piſtruccio es geweſen, der ſeinen Vater in der Raubnacht beim General Löffling erſtochen habe. „Ich beſitze noch das Meſſer, das er damals hierließ und nachher nicht wieder nehmen wollte“, warf der Wirth hin. Peppo kaufte das Meſſer. Es war eine furchtbare Waffe, lang, ſcharf, und mit zurückgebogner Spitze. Er klappte es ſchweigend zu. Der Wirth erfuhr nicht, ob er das Geheimniß ſchon gewußt. Auch ſagte Peppo nicht, ob er es mit Piſtruccio oder mit ſeinem erſtochnen Vater hielte. Piſtruccio hatte ihm wirklich allerlei zu Gute gethan, ja er hatte ihn beinahe wie adoptirt und in das Leben der Cacciatori di Roma eingeführt. Das war wohl darum geweſen. Der Wirth hatte Peppo den Staar geſtochen, denn Piſtruccio hatte ſich wohl gehütet, über dieſen gefährlichen Punkt zu ſprechen; und obſchon Peppo ſtill ſchwieg, ſo ſah der Wirth doch wohl, daß er dem Trotzkopf einen Floh in's Ohr geſetzt hatte. Die Zunge war dem geſchwätzigen Wirthe gelöſt worden, weil ja die ärgſte Geſellſchaft plötzlich loyal, und die ärgſten Thaten eher eine Empfehlung, als halsgefährlich geworden waren. Aber die Zunge iſt das ſchärfſte Schwert.

Der Wirth munterte die Geſellſchaft auf und ſchlug ihnen vor, ein Fäßchen Rothen auf den Tiſch zu legen. Sie kämen dann billiger dazu, und ſparten ihm das Einzapfen. Dies wurde angenommen und Einer zum Gott Bacchus gemacht, mit Weinlaub bekränzt und auf das Faß geſetzt. Der machte dann wieder den Wirth zu ſeinem Silen, und hieß ihn nur immer einzapfen, er verſtünd' es ja doch am beſten.

„Corpo di Bacco, rief der erwählte Gott, als er ſein Glas gekoſtet, Dein Wein iſt gut, Silen; nun zapfe Allen ein, und dann wollen wir die Geſundheit des Königs von Neapel trinken und — wahrhaftig, da iſt er" — denn in dieſem Augenblick trat Peppo mit Piſtruccio herein — „und die Geſundheit unſers Hauptmanns Piſtruccio!"

„Geſchrei und Tumult! Alles ſtürzte herbei, Alles ließ ihn leben. Die ihn kannten umarmten ihn, die andern drückten ihm die Hand.

Als der Wirth herankam, wurde dem Befreiten ganz heimiſch zu Muth; und er ſagte: „eher hätt' ich doch gedacht, Giuſeppe, der Staub würde mein rothes Blut trinken, als daß ich noch einmal Deinen Rothen hier in den Kätzchen koſten ſollte! Die Welt hat ſich merkwürdig herumgedreht."

Da blies das Horn auf der Straße, Wagen rollten heran und Piſtruccio kommandirte: Macht euch fertig, wir fahren.

In wenig Minuten waren die Kätzchen leer und ſtill.

Fünftes Buch.

Erſtes Kapitel.

In Turin, in Mailand, in Florenz wäre eine Geſellſchaft, wie die in den Kätzchen, nicht möglich geweſen. Rom und das Römiſche, Stadt, Land, Volk und Regierung, alles kam zuſammen, um ein ſolches Abſchiedsgelage und eine feierliche, wenn auch nächtliche Abfahrt einer ganzen Räuberbande zu einem geduldeten und begünſtigten, ja zu einem chevaleresken Unternehmen zu machen. Der Aberglaube macht Raubritter.

Gegen Oſten und im Süden der Römiſchen Campagna an den Abhängen der Appenninen, die den Kirchenſtaat von Neapel trennen, wohnt eine ſchöne, kräftige Bevölkerung, die Nachkommen der Volsker, die ſich ſo lange tapfer gegen die Römer wehrten, dann in ihre Legionen eintraten und mit ihnen die Welt eroberten. Im Mittelalter erhoben ſich hier die Burgen der Colonna, der Grafen di Ceccano, di Segni, di Ferentino und andrer tapfrer Stegreifritter, die faſt immer mit den Päpſten in Fehde lagen. Aus dieſer kriegs- und freiheitsluſtigen Bevölkerung, noch immer ſo abergläubiſch, als ſie zu Coriolans Zeiten war, hat das Prieſterregiment Straßenräuber gemacht. Sonnino, ein Stück Fruchtland im Gebirge der Provinz Froſinone, zeichnet ſich als Raubneſt aus. Selbſt die Frauen, die hier ausnehmend ſchön ſind, nehmen an dem Localgeiſte Theil. Eine Dirne würde keinen Burſchen zum Schatz nehmen, der nicht ſeinen Mann ſteht, der nicht in die Wälder geht, der ſich nicht gegen die Soldaten des Papſtes geſchlagen hat, und ihr nicht ein Stück Beute aus einem Straßenraub ſchenken kann. Ein Volkslied fängt an:

Jo sonso di Sonnino, e me ne vanto,
Aggio la pelle dura, e me ne tengo:

heißt ungefähr:

Ich ſtamme von Sonnino und ſtolz bin ich darauf,
Ich hab' ein dickes Fell, und das iſt, was ich brauch;

und geht dann weiter und ſchildert die Kämpfe mit den Sbirren, mit dem Aufgebot, mit den Landjägern, und das glückliche Leben in Wäldern und Scharmützeln.

Sonnino iſt nun noch berühmter geworden durch Giacomo Antonelli, den Cardinal Staatsſecretär, der hier den 2. April 1806 geboren wurde. Seine Familie hat aber auch an dem frühern Ruhm des Städtchens Theil genommen. Der berüchtigte Lorenzo Barnabai und der gefürchtete De Ceſaris waren Verwandte der Antonelli's; der Räuberhauptmann Gasparone, jetzt im Gefängniß von Civita-Caſtellana, und ſein Bruder, der im Gefecht gegen die Landjäger fiel, waren Brüder der Signora Loreta, der Mutter des Cardinals; der

Räuberhauptmann Antonelli mit dem Zunamen Altobello, der ſich ergab, und in Bologna eingeſperrt wurde, war auch ein Onkel des Cardinals. Sein Großvater war mehrmals in Gefahr, wegen der Verbindungen mit ſeinen berüchtigten Verwandten vor Gericht gezogen zu werden, aber mit einigem zweckmäßig angelegten Gelde wußte er jedesmal die frommen Richter zu beſchwichtigen.

Auch der Vater des Cardinals, Domenico Antonelli, war dem romantiſchen Zuge Sonnino's treu geblieben und hatte ſich zu den Erſparniſſen ſeines Vaters noch etwas Erkleckliches dazu erworben. Vor der Welt war er abwechſelnd Mauleſeltreiber und Ochſenhirt. Als ſich aber in Neapel Joachim Murat und in Rom das franzöſiſche Regiment auf den Schutz der Börſen und Kehlen ihrer Unterthanen legten, als das Knallen der Füſilladen vor den Thoren und in den Straßen ſelbſt die Schönen von Sonnino erſchreckte, als manche Wittwen wurden, die erſt kürzlich einem unternehmenden Jünglinge ihre Hand geſchenkt, begriff Domenico, daß eine Luftveränderung eingetreten ſei, die ſeiner Geſundheit nachtheilig werden könnte, verließ Sonnino, — einige ſagen ihm nach, nicht ganz mit heiler Haut, — kaufte ſich von ſeinen Erſparniſſen Grundbeſitz in Terracina, und konnte ſeinen Sohn Giacomo, der ein Schlaukopf war, nach Rom auf die Schule ſchicken.

Für Sonnino waren auf die alte Räuber-Romantik proſaiſche Tage gefolgt, aber die ſchönen Tage des Wald- und Jägerlebens, die in Liedern fortlebten, waren noch nicht ganz vergeſſen, als Piſtruccio und ſeine Bande, alle mit bunten Bändern an den Hüten und in grünen Sammtjacken in Sonnino einzogen und Peppo ſeine beſten Stückchen dazu auf dem Horne blies

Alles lief zuſammen und die Schönen von Sonnino waren in der äußerſten Aufregung über die prodi Cacciatori di Roma, die kühnen römiſchen Jäger. Die Roſaura ſtritt ſich mit der Roſſane und die Rita mit der Nora, wer wol der ſchönſte Burſch darunter wäre. Die Nora hatte ſogar einen Handkuß zugeworfen bekommen; einige ſagten von dem Horniſten, andre ſogar von dem Räuberhauptmann. Welches Glück die Andern gemacht, iſt nicht bekannt geworden; aber daß die Nora ſie Alle ausſtach, war kein Wunder. Sie ſah aus wie der alte Bonapart ins Weibliche überſetzt und das will was ſagen.

„Ich will weiter nichts auf die Schönen bringen," ſagte der Barbier von Sonnino, „wahr iſt's aber doch, immer haben die Gurgelſchneider bei ihnen einen Stein im Brett, und was für Krieger es auch ſeien, ſie ſind im Stande und ziehen mit ihnen ins Feld. Wir Friedensleute werden zurückgeſetzt."

Der Mann hatte nicht Unrecht; die Mädchen waren wie verſeſſen auf die Räuber, und auch die Cacciatori zeigten ſich nicht unempfindlich gegen die Reize der ſchönen Sonninerinnen. Sie machten ihnen eifrig den Hof und gewannen ſich thörichte Herzen. Manche verſprachen ihren Flammen, mit Schätzen beladen zurückzukehren und dann um ſie zu werben. Die

Nora, ein Ausbund von Schönheit und Eigenſinn, verſchwand ſogar mit der Bande, und brachte großes Leid über ihre Familie, der dieſer Privatkriegszug denn doch bedenklich vorkam.

Zweites Kapitel.

Von jeher, ſagt der Römiſche Satiriker, waren die Schönen ſchuld an Streit und Fehde, ſo auch die ſchöne Nora. Sie hatte ſich blenden laſſen durch Piſtruccios glänzende Stellung als Anführer dieſer Königlichen Bande, und Peppo, obgleich viel jünger, war ihr unbedeutend und häßlich vorgekommen. Was war er? Was hatte er auch gethan? Dagegen war Piſtruccio ein Mann von Ruf und Stellung. Sie ging darnach und wies Peppo zurück. Umſonſt ſagte er ihr, ſein Nebenbuhler habe Frau und Kinder in Rom, er hingegen habe eigentlich Piſtruccio zu dem gemacht, was er wäre, er habe die Bande angeworben, er habe durch den Unterhändler des Königs Franz II. Piſtruccios Freiheit erlangt und ihn wegen ſeiner Erfahrung zum Hauptmann vorgeſchlagen. Die ſchöne Nora wollte nicht hören. Ja, ſie ſagte, das Alles bewieſe nur, daß Piſtruccio der Hauptmann wäre und ſein müſſe. Offenbar wollte ſie lieber einen alten Hauptmann, als einen jungen Rüpel haben; Piſtruccios Rang blendete die

Ariſtokratin; daraus, daß er ſchon Familie in Rom habe, machte ſie ſich nun vollends gar nichts. Das Mädchen von Sonnino hatte ihren Ehrgeiz, ihren Geſchmack und ihre Grundſätze für ſich. Hätte ſie freilich von den Geſetzen etwas gehalten, ſo hätte ſie keinen Räuberhauptmann zum Geliebten nehmen können. Aber ſie kannte Peppo nicht. Hatte ſie ihren eignen Kopf, ſo hatte er einen Starrſinn und einen Trotz, die mit ein paar ſchnippiſchen Worten nicht ſo zu kirren waren. Er wollte ſie haben, auch wenn ſie nicht wollte, und daß er nun Hauptmann werden mußte, war klar, denn ſonſt war ihm Piſtruccio's Kugel gewiß.

Piſtruccio wurde durch Nora von ſeiner Lage unterrichtet, wie die Bande des Weges zog und der Hauptmann mit ſeiner ſchönen Sonninerin zu Eſel hinterherritt. Er beſchloß daher die Bande zu theilen und Peppo zum Anführer der zweiten Abtheilung zu machen. So dachte er ihn los zu werden. Die beiden Banden ſollten die zwei Hauptſtraßen von Neapel beſtreichen und dem Könige von Italien die Verbindung des Südens mit dem Norden empfindlich unterbrechen; das wollte man in Rom haben.

Zur Nacht erreichten ſie ein Waldgebirge im Neapolitaniſchen zwiſchen Germano und Fondi. Jede dieſer Städte liegt auf einer der beiden Straßen. Piſtruccio war von früher her mit dieſer Gegend bekannt. Als er den verfehlten Verſuch auf das angebliche Geldkäſtchen des Generals Löffling gemacht und die Greppo's erſtochen hatte, als er dann mit dem Giacomo Coda nach

Sonnino geflüchtet war, hatte er dieſen Wald kennen lernen und zum Stützpunkt ſeiner Unternehmungen gemacht. Von hier aus hatte er mehreren Kutſchen zu einer leichtern Fracht verholfen, Uhren, Ringe und Gold gewonnen, und die Pferde hatten hier gegraſ't, die ihn und ſeinen Geſellen ſpäter nach Perugia trugen. Es war ſeitdem viel Waſſer zu Thale gegangen. Nun war er wieder da; jetzt ſo zu ſagen ein königlicher, ein heiliger Räuber, damals nichts weiter, als ein Cacciatore auf ſeine eigne Hand. Damals war er ſelbſt in Sonnino ein Verbrecher, jetzt konnte er ſich immer auf Sonnino zurückziehen, wenn es ja nöthig werden ſollte; und Nora rechnete ſchon auf eine glorreiche Rückkehr in ihre Vaterſtadt. Ganz friſch vom Gefängniß, ja ſo zu ſagen vom Schaffotte her, erfreute ſich jetzt der alte Cacciatore des Segens des ſpitznaſigen geiſtlichen Herrn, der das Geld des Königs hergegeben, den Räubern die Waffen geweiht und den Peppo mit Päſſen für die ganze Geſellſchaft verſehen hatte. Noch geſtern hatte er ſich's nicht träumen laſſen, daß er dieſen Wald, den Schauplatz ſeines frühern Sonniner Feldzugs, je wieder ſehn werde. Jetzt war er hier mit der ſchönen Nora am Arm und mit einer auserleſ'nen Schaar unternehmender Wegelagrer.

Mit einem ſchrillen Signalpfiff ſeiner ſilbernen Dolchpfeife, die ihm Nora geſchenkt hatte, verſammelte er die zerſtreuten Räuber. Sie ſchloſſen einen Kreis um ihn, wo eine Lichtung im Holz war, und hörten ſeinen Kriegsplan aufmerkſam an. Er machte nun

Greppo zum Anführer der zweiten Abtheilung der Bande. Dieſer trat hervor, ziemlich dicht an den Hauptmann heran und bat, daß er ſich ſeine Leute ausſuchen dürfe. Er kannte ſie. Piſtruccio gab ihm dies ohne Arg zu mit den Worten: „thu das mein Sohn!“ Peppo berief nun zuerſt ohne Aufſehn die Hälfte der Bande zu ſich. Sie ſtellten ſich auf ſeine Seite. Als dies geſchehn war, ſetzte er ganz kühl hinzu: „und die Nora!“ Die erſchrak, klammerte ſich an den Hauptmann an, und Piſtruccio zog die Piſtole, um ſie zu beſchützen. Aber Peppo, der das erwartet hatte, war ihm unter den Arm gefahren; und das furchtbare Meſſer des alten Banditen, ſein eignes aus dem Käſtchen, mit dem er einſt Greppo und Tereſina erſtochen hatte, ſaß ihm tief im Herzen, ehe er noch ſeine Piſtole ſpannen konnte. Der Hauptmann lag am Boden und ſchwamm in ſeinem Blute.

Peppo umſchlang die Nora mit der Linken; hoch hielt er das blutige Meſſer in der Rechten empor und rief aus: „Dieſe hat er mir geſtohlen, die ich liebe; ſeine eigne Frau wollte er betrügen, und meine beiden Aeltern hat er mir mit dieſem Meſſer erſtochen. Da liegt er. Das hat er verdient!“

Die Räuber ſtutzten, wußten aber wohl, daß die Aufgerufnen, die ſich zu Peppo geſtellt hatten, die ſtärkſte Partei bildeten: ſie vermutheten eine Verſchwörung und unterwarfen ſich. Selbſt Nora wagte ſich nicht zu widerſetzen. Bittend ſah ſie ihn an und war froh, daß er ſein Meſſer nicht auch noch gegen ſie kehrte, ſondern es ruhig durchs Gras ſtrich und dann einſteckte. Peppo war nun Hauptmann und Nora der Preis dieſes Handſtreichs. Wie lange ſie um Piſtruccio getrauert, wiſſen wir nicht; daß ſie jetzt ſeinen Nachfolger nicht ausſchlagen konnte, war leicht einzuſehn.

Piſtruccio war todt, aber ſein Plan wurde ausgeführt. Die Bande theilte ſich wirklich, um beide Straßen von Neapel nach Rom zu beſetzen und Peppo ließ den Theil, der auf die Straße von Fondi oder Mola di Gaeta abziehn ſollte, ſeinen Anführer ſelbſt wählen.

Piſtruccio wurde ſehr einfach beſtattet wo er gefallen war, und ſein Nachlaß unparteiiſch unter Alle vertheilt, nachdem Peppo die Nora und den Eſel des erſtochnen Hauptmanns vorweg genommen.

Peppo warf ſich gegen Morgen mit dem Kern der Bande näher an die Straße über Germano heran und ließ ſie ſo umſtellen, daß er die Wagen durchlaſſen oder auch anhalten konnte, je nachdem es ihm gerathen oder der Mühe werth ſchien.

Drittes Kapitel.

Die Ereigniſſe in Unteritalien hatten den fallenden Bourbonen, den wir mit ſeiner ſchönen Königin und mit rührigen Prieſtern ſchon in Rom angetroffen, bekanntlich zuletzt nach Gaeta gedrängt. Max war dem Zuge der Sardiniſchen Armee gefolgt, und hatte die Nachrichten von ſeiner Familie aus Rom und Mailand in Neapel und vor Gaeta erhalten. Er war bis zu Ende als Freiwilliger bei der Armee geblieben und zuletzt natürlich ganz im Einverſtändniß mit ſeinem Vater, ja er hatte ſogar deſſen Empfehlung bei dem Artilleriegeneral Menabrea benutzen können, um die Wirkung der Cavallo-Kanonen und die ganze Belagerung Gaetas, welche durch die drohende Aufſtellung der Franzöſiſchen Flotte ſo unerwartet verlängert wurde, ungehindert zu ſtudiren.

Während ein Preußiſches Kriegsſchiff offen für die Bourbonen Partei ergriffen und die Befehle des Königs Franz II., nicht zu kapituliren, nach Meſſina gebracht hatte, war unſer junger Preuße im Königlich

Sardiniſchen Lager ſehr willkommen geweſen. Alle behandelten ihn mit großer Aufmerkſamkeit; er hieß allgemein „unſer erſter Preußiſcher Verbündeter gegen unſern gemeinſamen Feind, die Oeſtreicher.“ Man wünſchte zu wiſſen, wie der General Löffling über die Sache dächte, was wohl die Anſicht der Armee und des Volks wäre, und beſtürmte Max mit Fragen, die ſich den Italienern ſo natürlich darboten, ihm aber nicht ſo leicht zu beantworten fielen. Er wies ſeine Kameraden auf das Betragen der Preußiſchen Diplomaten in Rom hin, er konnte die Courierdienſte eines Preußiſchen Seekapitäns für den König Franz II. nach Meſſina nicht für einen Zufall ausgeben, und ſetzte mit einem Seufzer hinzu: „Auch mein Vater, fürcht' ich, iſt mehr Oeſtreicher, als uns lieb iſt, ſo ſehr er auch durch ſeinen häufigen und längern Aufenthalt in Rom an Italieniſches Leben und Weſen gewöhnt iſt.“ Max hätte gern für einen Zeugen Preußiſcher Stimmung gegen Italien gegolten; aber er mußte geſtehn, daß er hier nicht ſein Vaterland, ſondern nur ſich und ſeine perſönliche Geſinnung vertrat.

Dieſer merkwürdige Feldzug war nun zu Ende. Max wurde von ſeiner Familie dringend aufgefordert, endlich nach Rom zu kommen, wo all die Seinigen ſich wieder zuſammen gefunden hatten; aber es zog ihn zurück nach Sicilien und all den Orten, die durch Garibaldis Kriegszug berühmt geworden waren; und er erbat ſich von ſeinem Vater die Erlaubniß zu dieſer Reiſe. In Neapel fand er drei Freunde und Waffenbrüder, die ſich für den Plan dieſes umgekehrten Feldzugs gewinnen ließen. Und ſo zogen ſie denn zuerſt an den Volturno, nach Caſerta und Capua, dann durch Calabrien, über die Meerenge, nach dem befreiten Meſſina, nach dem alten ewig grollenden Aetna, verweilten in Palermo, durchwanderten die Stadt, und jeder erklärte dem andern, wo er gefochten und wie er zum Siege gelangt. Manches wurde ihnen jetzt erſt klar, was ſie im Drange des Augenblicks nicht erkannt oder nicht verſtanden hatten, wie es dem Einzelnen im Kriegsgetümmel geht, wie der Menſch überhaupt von der Fluthwelle des Lebens oft genug unbewußt an ſein Ziel geriſſen wird.

Die Reiſe war einzig in ihrer Art und feſſelte die jungen Leute ſo ſehr an einander, daß ſie auch den Weg nach Rom zuſammen zu unternehmen beſchloſſen.

Als ſie wieder nach Neapel zurückgekehrt waren, fuhren ſie eines Tages den Pauſilippo hinauf und ſcherzten, daß man jetzt ruhig den ſchönen Neapolitanerinnen, zierlich und leicht gebräunt, in ihrem Putz und in ihren Staatswagen begegnen könne, ohne mehr vor König Franz auszuſteigen und Front zu machen. „Den haben wir vom Corſo vertrieben,“ riefen ſie aus und rieben ſich die Hände.

„Und was noch mehr iſt und noch hübſcher“, bemerkte Max, „die Mädchen grüßen unſre Uniformen ſo hold und ſo freundlich.“ — —

„„Daß wir ihnen nun auch tapfer in die ſchwarzen Rehaugen ſehen können, als gehörten wir zu ihrem

Kränzchen““, fuhr ſein Freund Noſtis fort, ein junger Mann mit kaſtanienbraunem Vollbart, den der Feldzug und die Reiſe faſt zum Italiener gebräunt hatten.

Als ſie an dem glänzenden Zuge des Neapolitaniſchen Corſo, der den Pauſilipp herabkam, vorbei waren, fielen endlich ihre Blicke von den ſchönen Mädchen auf die ſchöne Bucht, hier von Neapel mit dem rauchenden Veſuv, dort von Bajae mit der dampfenden Solfatara davor; ſie hielten an; ſie waren oben.

„Das herrliche tiefblaue Meer und die kühnauftauchenden Inſeln, die es einrahmen!“ rief Max erfreut an.

„„Es ſieht ſich ſchön an von hier oben, das iſt wahr! aber es iſt doch eine unbequeme Schaukel, wenn man darauf hinfährt,““ fiel Noſtis ein.

Hier kam nun die Reiſe nach Rom zur Sprache. Die Seereiſe wurde bald verworfen. Es hieße das ganze Land aufgeben. Und ſo wurde denn beſchloſſen, den Weg durch die Abruzzen über Aquila und Rieti zu nehmen, der von Allen ſo ſehr gerühmt wird, die ihn kennen.

Der Vetturino, der die luſtigen Burſche oft gefahren und ſich mit ihnen ſehr befreundet hatte, hörte das Wort Rom in dieſer Unterhaltung ſo oft wiederkehren, daß er ganz richtig vermuthete, ſie wollten dahin. Und zutraulich, wie die Italiener ſind, miſchte er ſich ins Geſpräch und ſagte: „Ihr ſprecht von Rom; möcht' ich doch, ich könnte die ewige Stadt mal ſehn! Warum nehmt Ihr mich nicht zum Vetturino, Ihr

Herren? Was gilt's? ich fahr' Euch hin! Seht meine Pferde an; ſie ſind im guten Stand' und muthig; und den Wagen kennt Ihr. Was ſagt Ihr dazu?"

Als ſie ihn fragten, was ſie denn bezahlen ſollten, war er freilich in Verlegenheit; denn er hatte keine Vorſtellung von der Entfernung. Der Vorſchlag kam aber doch zur Ausführung. Man rechnete nach Tagereiſen. Und als ſie vor ihrem Gaſthauſe am Largo di Santa Lucia wieder ankamen, wurde Alles zur Abfahrt feſtgeſetzt.

Viertes Kapitel.

Nichts konnte angenehmer ſein, als dieſe Spazierfahrt durch die reichen Fluren des ſchönen Italiens. Es war die Heerſtraße des Königs von Sardinien bis nach Sulmona und Popoli hinauf. Kleine Truppentheile fanden ſich in den Städten. Die Straße war noch beſetzt. Allmählig wirft ſie ſich in's Gebirge und giebt oft wildromantiſche Ausſichten.

Aus Mißtrauen gegen die ungewiſſen Nacht- und Tagesquartiere hatten ſich unſre Reiſenden mit Wein und andern Erfriſchungen verſehn, und dieſe Vorſicht wiederholt zu preiſen gehabt.

Am dritten Tage näherten ſie ſich der Römiſchen Grenze. Der Weg wand ſich bergauf und der Vetturin war abgeſtiegen, um es den Pferden zu erleichtern Sein Beiſpiel ſteckte an. Die jungen Leute wanderten vorauf.

Da begegneten ſie einer jungen Frau im Coſtüm der Römiſchen Gebirge, wie die Maler ſie uns vielfältig darſtellen.

„Sich das Frauenzimmer!" rief Noſtis aus, „wahrhaftig, man ſollte ſagen, der alte Bandit Bonapart hätte hier Nachkommenſchaft!" Die jungen Leute grüßten ſie, und ſie dankte ihnen ſehr freundlich, indem ſie mit ihrem rothſeidnen Taſchentuch winkte. Es entſpann ſich ein Geſpräch. Landleute in grünen Jacken kamen von allen Seiten herzu, und plötzlich auf ein ſanftes Hornſignal waren unſre Reiſenden und der Vetturin ergriffen und feſtgehalten. Sie hätten hier eher Sardiniſche Soldaten als Straßenräuber erwartet.

Nora hatte ſich die Herrn angeſehn; und das Signal kam aus Peppo's Horn.

Die jungen Leute dachten, ſie würden mit der Ausplündrung davon kommen, als der Vetturino dem Hauptmann ſagte, ſie ſeien Tedeschi. Die Koffer waren ungeöffnet verſchwunden, ſonſt hätten dieſe Royaliſten die rothen Garibaldi-Hemden gefunden. Geld und Uhren wurden ſorgfältig aufgeſucht, beſehn und der ſchönen Römerin zum Aufheben hingereicht.

Alſo die Herrn ſind Deutſche, warf Peppo hin, darf ich um ihre Namen bitten. Man hielt dies für eine ſehr harmloſe Frage; denn was konnte der Bandit von deutſchen Namen wiſſen? Auch waren die drei andern ihm ſehr gleichgültig, als aber Max: Löffling ſagte, machte Peppo ein erſtauntes Geſicht: Loffingo, il Padrone! wiederholte er ſich; und Max erſchrak nicht wenig, als er das verhängnißvolle Wort Padrone hörte, denn er wußte, daß ſein Vater bei den Greppo's immer der Padrone geheißen hatte. Alſo ſchien dieſer junge Rüpel von einem Räuberhauptmann durch Greppo von ſeinem Vater gehört zu haben.

„Sie ſind der Sohn des Generals Löffling, und ich bin der Sohn Greppo's," fuhr ihm Peppo durch die Gedanken. „Sie bleiben mein Gefangner; die drei andern Herrn ſetzen ihre Reiſe nach Rom fort und bringen mir für Sie ein Löſegeld von 100,000 Scudi, binnen vierzehn Tagen oder ich ſchicke dem General ihren Kopf! Hier iſt der Ort, merkt ihn Euch wohl!" redete er die drei andern Gefangnen an, „hier liefert Ihr mir das Löſegeld. Wenn irgend ein Verrath möglich iſt, wird es nicht abgenommen. Wenn Ihr es bringt, weht mit dieſem Tuch!" Und damit warf er ihnen das rothe Tuch der Nora zu.

Der Vetturino erhielt einen Freipaß; der Wagen fuhr ab. „Wir retten Dich! nur Muth!" rief Noſtis dem beſtürzten Max zu. Peppo blies ſein Signal, und Max verſchwand mit der Bande im Gebirge.

Fünftes Kapitel.

„Hm! ſo wechſelt das Glück!“ rief der ſpitznaſige Monſignore Merluzzo aus, der, wie wir wiſſen, die Bande angeworben, als ihm der Capo Banda — Räuberhauptmann — Greppo vier Garibaldi-Hemden zuſandte. Ein Kriegsbericht lag bei: „Wir konnten die Straße von Molo di Gaeta nicht halten. Die Garniſon der Feſtung umging die zweite Abtheilung der Jäger unter Stefano Sonzio und rieb ſie auf. Kein Mann hat ſich ergeben. Darauf ſchwärmte die Reiterei zu uns herüber auf die Straße von Germano. Wir waren gewarnt und warfen uns ins Gebirge nach Aquila zu. Dort hoben wir einige Couriere auf — ich ſende die Depeſchen an ſeine Excellenz — und nahmen vier junge Deutſche in bürgerlichem Anzuge gefangen. Es waren aber Garibaldiner. Ich ſende Ihnen die Uniformen, die in ihren Reiſekoffern gefunden wurden, als Trophäen. Lang' lebe ſeine Majeſtät, der rechtmäßige König von Neapel! Der Sohn des Generals Löffling iſt mein Gefangner!

Ew. Excellenz unterthänigſter Diener

P. Greppo, Kommandirender.“

So hatten die Piemonteſiſchen Reiter ſelbſt die Bande auf den Heerweg des Königs und wider Willen Max und ſeine Freunde in die Falle getrieben, aber der Kommandirende ſeiner Sicilianiſchen Majeſtät konnte das Feld nicht lange halten, und hatte ſich in die unwegſamſten und rauhſten Höhen an die Grenze des Kirchenſtaates zurückzuziehn. Max war in den Händen einer eignen Wache. Der Capo Banda ſelbſt zeigte ihm nie ſein Angeſicht. „Ich will dieſe Reichen arm machen, und ihnen den Herrn zeigen. Iſt mir, dem Auswurf, dem Sträfling der Porta pia, doch der Sohn des Generals in die Hände gegeben! Ich will ſein dunkles unſichtbares Schickſal ſein, wie ſie mit ihrer Tugend das meinige geweſen ſind. Mein Schwert bleibt ſchweben über ſeinem Nacken, und wenn er ſich nicht löſt, ſo fällt es nieder.“

Büchſenſchüſſe der Berſaglieri des Königs von Italien knallten dazwiſchen und rollten das Echo von Fels zu Felſen. „Schießt nur, ſo hören wir, wo ihr ſeid! — Wie er wohl mit meiner Schweſter ſteht, der Prinzeſſin oder der Prima Donna? Ich will ihn ausfragen laſſen; aber mich ſoll er nicht eher wieder ſehen, als bis ſein Schickſal entſchieden iſt!“

Max mit ſeiner Wache war den Piemonteſiſchen Schützen noch näher. Er ſah ſie heraufklimmen; er dachte die Entſcheidung ſei gekommen. Schon machte er ſeine Pläne, aber die Räuber kannten ihre Stellung. Eine unüberwindliche Schlucht ſicherte ſie. Auch wußten die Schützen, welcher Gefahr ſie ſich nutzlos ausſetzten, wenn ſie hier bis auf Schußweite verdrangen. Sie verloren ſich daher auf Seitenwegen. Dies machte nun aber die Räuber unruhig. Wahrſcheinlich, dachte Max, wollen die Berſaglieri die Schlucht tiefer unten umgehn. Der Rückzug der Bande ging alſo immer weiter, und Max ſah nicht ein, wie der Räuberhauptmann ſein Wort halten und das Löſegeld auf der Landſtraße in Empfang nehmen wollte, wo er gefangen worden war. Wenn er ſeine Begleiter fragte, zuckten ſie die Achſeln. „Aber“ hieß es dann, „wird Ihr Herr Vater Sie auslöſen?“ Dann drehte ſich der Spieß herum, und das Achſelzucken war an Max. So ſpielte man Diplomatie in der Wildniß und klapperte vor Froſt mit den Zähnen dazu.

Sechſtes Kapitel.

Wir eilen voraus nach Rom. Im Palazzo Caffarelli dicht beim Kapitol und hoch über dem Tarpejiſchen Felſen, wo das Hôtel des Preußiſchen Geſandten beim Heiligen Stuhl iſt, war glänzender Empfang. Langſam fuhren die Staatskaroſſen der vornehmen Welt hintereinander vor. Den Cardinal Antonelli kannte man an ſeinem Geſchirr mit rothen Zügeln, der Monſignore ſtieg mit ihm aus. Der General Löffling mit ſeinen Damen folgte. Beide Wagen kamen ſpät. Die Säle waren gefüllt. Während eine Reihe glänzender Toiletten bewundert wurde, hörte man Engliſch und Franzöſiſch neben dem Italieniſchen. Jetzt ſollte das Deutſche ebenfalls daran kommen. Der Geſandte begrüßte unſre Damen gleich am Eingange, und führte die Generalin ſelbſt an einen ausgezeichneten Platz. „Ich hoffe, meine Gnädige, Sie haben gute Nachrichten von Ihrem Conquiſtadore?“ — „„Excellenz ſprechen von meinem Sohn? Er hat uns ſeine Abreiſe von Neapel angezeigt, und wir hofften ſchon, ihn heute

Abend in Perſon vorführen und Ihrem Wohlwollen empfehlen zu können; aber er iſt noch nicht angekommen, da er den Umweg über Aquileja und Rieti genommen hat.““ — „Den ich immer ſo ſehr empfehle; in jüngern Jahren hab' ich ihn einmal mit dem ſeligen Käſtner zuſammen gemacht.“ Ein braungelockter ſtattlicher junger Mann mit elegant gedrehtem Schnurrbart, der Graf . . x, bat um Ida's Arm; ſo blieb dem General nur ſeine Bianca, und es ſchmeichelte ihm, als er ein Beifallsgemurmel in den Reihen der Gäſte vernahm, die er mit ſeinem ſchwarzlockigen Pfleglinge am Arme durchſchritt. Die ſchöne Prima Donna war ihnen allen wohlbekannt.

Ida hingegen hatte ſich ähnlich, wie ihre Mutter, gegen ihren Cavalier zu wehren. Der junge Graf wurde ſogar noch etwas deutlicher, als der Herr Geſandte: „Wie geht's dem Herrn Lieutenant? Hat er etwa noch neue Lorbeern geerndtet?“ — „„Er iſt auch in Meſſina geweſen, nach der Uebergabe Herr Graf!““ — „Und hat er keine Feſtungen, ſo hat er doch gewiß tricolore Herzen erobert.“ — „„Er hat mehrere Cavallokanonen vor Gaeta gerichtet.““ — „So? hm! das wußt' ich nicht! Und ſie haben doch getroffen?“ — „„Nun, ich dächte! Sie leſen doch die Zeitungen hier im Palazzo Caffarelli?““ — „Ich werde zweifelhaft, gnädiges Fräulein, ob Ihr Patriotismus Preußiſch oder Sardiniſch iſt?“ — „„Da holen Sie ſich doch in Berlin Inſtructionen darüber, wie man mit mir von meinem Bruder zu ſprechen hat.““ — „Zu Befehl!

meine Gnädigſte," erwiederte er, und ſie verbeugten ſich ſehr förmlich gegen einander. — „Aber Ida!" ſagte rügend die Generalin, die ihr Geſpräch zum Theil gehört hatte. — „„Ich hab's ihm lange zugedacht, dem Gelbſchnabel, da lief er mir gerade richtig in den Schuß!"" erwiederte Ida, noch angeregt von ihrem Zorn.

Als ſaure Limonade und ſüßer Orvieto-Wein herumgegangen waren, trat der Geſandte wieder zu den Damen heran und bat ſich die Gunſt aus, die Signora Bianca della Rocca zum Piano führen zu dürfen. Sie ſang mit hinreißendem Ausdruck das Weber'ſche Lied: Und ob die Wolke ſie verhülle, Die Sonne bleibt am Himmelszelt!

Die mächtige Muſik theilte ihre Stimmung allgemein mit und unterbrach ſogar den Cardinal in ſeinen Sarcasmen gegen die Männer und in ſeinen Artigkeiten gegen die Schönen. Kaum war aber der Geſang zu Ende, ſo entſtand eine Scene eigner Art. Der Bediente rief in den Saal: „Der Graf Noſtis!" und ein junger Mann im ſtaubigſten Reiſeaufzuge, haſtig mit den Blicken umherſuchend, ohne die Wirthin zu begrüßen, ging raſch auf den Geſandten zu, ſprach leiſe einige Worte zu ihm, die einen ſichtbaren Eindruck machten; Beide wandten ſich dann ſogleich an den General und verſchwanden mit ihm in ein Nebenzimmer.

Der Cardinal hatte den Auftritt genau beobachtet, aber als bemerkte er nichts Ungewöhnliches, verabſchiedete er ſich bei den Damen und verſchwand. Die Leute brachten beides zuſammen, und die Leute hatten

Recht. Der Cardinal war die einzige Perſon im Saale, der den Auftritt ſogleich verſtand, und er wollte die Rückkehr der drei nicht abwarten, um nicht ſelbſt mit zu Rathe gezogen zu werden.

Allerdings war die erſte Frage des Geſandten, der allein zurückkehrte: Wo iſt der Cardinal?

Als er hörte, er habe ſich empfohlen, warf er hin: „Habs erwartet!“ — Und konnten die Leute ſich den Auftritt nicht erklären, ſo mußte es nun nur um ſo mehr der Cardinal ſein, der damit zu thun hatte; aber wie? Das war nicht zu errathen.

Nur die Damen des Generals konnten ſich die gefährliche Bedeutung des Auftritts nicht verbergen. Sie zitterten vor ängſtlicher Erwartung. Sie kannten Noſtis als Maxens Reiſegefährten. Max war nicht mit. Es mußte ein Unglück ſein.

Sie wagten kein Wort zu ſagen. Sie konnten ſich nicht dazu aufraffen, den Geſandten zu fragen. Auch verſchwand dieſer ſogleich wieder, und Noſtis trat ſtatt ſeiner herein: er fragte nach der Generalin Löffling, die er nicht kannte. Man wies ihn zurecht. Aber ehe er ſie noch erreichte, trat Ida raſch auf ihn zu mit den Worten: „Lebt er? Sagen Sie nicht nein, Herr Graf! Max iſt mein Bruder!“ —

„„Er lebt! und wir können und werden ihn retten!““ antwortete er in lebhafter Aufregung.

„Oh, meine Ahndung? Dieſes abſcheuliche Raubgeſindel!“ rief die Generalin aus; „wo iſt mein Gemahl?“ „„Er hat mir befohlen, die Damen zu unterrichten und nach Hauſe zu begleiten, da die Excellenzen es für gerathen hielten, ſogleich nach dem Vatican zum Cardinal Staatsſecretär zu fahren.““

Während den Damen ihre Shawls gebracht wurden, erfuhr die Geſellſchaft in lautloſer Aufmerkſamkeit den Hergang des Ueberfalls, den wir ſchon kennen, und Alles drückte die größte Theilnahme mit der Familie aus.

Bianca hörte mit Schrecken den Namen ihres Bruders. Ein Schrei des Entſetzens entſchlüpfte ihr. Dann trat ſie raſch dicht an Ida heran, faßte krampfhaft ihre Hand und flüſterte ihr zu: „ich rett' ihn, ich kanns und ich wills! Ich muß es aber thun, eh' dies Gerücht durch die Stadt fliegt.“

Ida wußte nicht, was ſie meinte; aber nie hatte ſie eine ſolche Entſchloſſenheit und Zuverſicht an ihr gekannt. Die furchtbare Lage, und der Gedanke, daß ihr Bruder die Familie des edeln Mannes, ihres theuern Beſchützers, zu Grunde richten wolle, hatten das Mädchen ganz verwandelt und aus dem weichen ſanften Kinde war in einem Augenblick eine Heldin geworden.

Wie aber wollte ſie dem Feinde in ſeinen fernen Bergeshöhlen und unbekannten Schlupfwinkeln beikommen? Wenn ſie ein Mittel wußte, ſo wars eine Eingebung des Geiſtes. Denn jedem Nüchternen ſchien aller Erfolg unmöglich; und ſogar die Generalin wollte den Schritten ihres Mannes nicht trauen, dem ſie ſonſt ſo unbedingt hingegeben war; und traurig rief ſie aus: „Wir ſind von heut' ab arme Leute und ſelbſt mit unſerm ganzen Vermögen *können wir ihn* doch vielleicht nicht retten!

Noſtis bemerkte zwar: „Die Auslöſung betrifft uns alle Vier, gnädige Frau, aber wir wiſſen, daß die hieſige Regierung Marens Freilaſſung erzwingen kann, wenn ſie will.“

Siebentes Kapitel.

Aber die römiſche Regierung wollte nicht. Der Geſandte und der General wurden zwar im Vatican ſogleich vorgelaſſen und ſehr artig empfangen. Als ſie aber den Vorfall vorgetragen und den Monſignore Merluzzo erwähnt hatten, der, wie ſie meinten, ohne Zweifel angehalten werden könne, einen Druck auf dieſe politiſchen Räuber auszuüben, erwiderte der Cardinal, „die Verbindungen des Monſignore Merluzzo mit den Unzufriednen im Königreich Neapel ſeien ihm unbekannt, um ſo mehr, da ihm der Monſignore ſelbſt unbekannt ſei. Der Vorfall betreffe allerdings das Königreich Neapel, aber die Anweſenheit des Königs von Neapel in Rom beweiſe ja hinlänglich die anarchiſchen Zuſtände in ſeinem Reiche; wenn die Herrn hingegen die Eroberung anerkennten, ſo bleibe ihnen wohl nichts anders übrig, als ſich an den Eroberer zu wenden. Und der müſſe ja alle möglichen Beweggründe der Dankbarkeit und der Ehre fühlen, um für einen Gefangnen, der unter den Tauſend von Marſala geweſen, einzuſchreiten.“

Sie empfahlen ſich Seiner Eminenz.

„Boshafter hätte er uns nicht antworten können," bemerkte der Geſandte, als er ſich nach dieſer verunglückten Audienz von dem General trennte, „aber es iſt nichts dagegen zu ſagen. Daß Sie über mich zu verfügen haben, wenn ich ſonſt noch etwas thun kann, mein lieber Herr General, wiſſen Sie." Und damit beurlaubte er ſich. Seine Kutſche rollte nach dem Kapitol.

Der General ſtieg trübe brütend in die ſeinige. „Verlaß ſich einer auf Diplomaten! Bewundert er nicht noch gar dieſen ſchadenfrohen Sarkaſtiker."

Zu Hauſe trat er gleich mit Noſtis in Berathung und es wurden zur Ausführung ihrer Beſchlüſſe eine Menge Briefe nöthig. Nachdem Löffling bemerkt hatte, „die Excellenz werde ihn auch wohl mit der Auslöſungsgeſchichte in Stich laſſen," gingen die beiden Männer in des Generals Arbeitszimmer.

Unterdeſſen war Bianca gleich nach der Zuſammenkunft vom Palazzo Caffarelli aus der Geſellſchaft verſchwunden, hatte ſich in ihre Zimmer zurückgezogen und ſich von Ida Zeit zum Briefſchreiben und zu einem Beſuch erbeten. Auch waren die Generalin und Ida zuerſt immer noch damit beſchäftigt geweſen, Noſtis über alle möglichen vergangnen und viele wahrſcheinliche künftige Dinge auszufragen; und als er ſich mit dem General ins Arbeitszimmer zurückgezogen hatte, fuhren ſie noch lange fort, ſich über Marens Schickſal und ihr eignes Unglück weiter zu unterreden. So fiel ihnen Biancas Abweſenheit nicht auf.

Biancas erſte Sorge war, Peppo's Zettel aus dem Blumenſtrauße, den ſie bei ihrem erſten Auftreten in der Oper von ihm erhalten hatte, hervorzuſuchen. Sie fand ihn bald. Wir erinnern uns, Peppe fragte darin, ob ſie ſeine Schweſter wäre. „Welch' ein Glück," rief ſie bei dem Funde aus, „daß ich ihn aufgehoben habe; jetzt ſoll er mir ein Retter in der Noth werden!"

Es war ihr ſchon im Palazzo Caffarelli plötzlich der Gedanke durch den Kopf gegangen, daß es möglich ſein müſſe, durch den Wirth zu den Kätzchen an Peppe zu kommen. Ihm alſo wollte ſie dieſe Frage ihres Bruders vorlegen und wenn er ſich überzeugte, daß der Zettel ächt ſei, ihn um Beförderung ihrer Antwort bitten. Die Antwort ſollte einen Vorſchlag enthalten, der ihn und Max zugleich rettete.

Um dieſen Plan auszuführen, brauchte ſie Moritz. Dieſer kam. Er war willig genug; „Aber, Fräulein Bianca," ſagte er erſtaunt, „Sie wollen doch nicht ſelbſt in die Räuberhöhle?!" —

„„Ich muß den Wirth ſprechen, und für meinen Plan gewinnen, antwortete ſie entſchloſſen.

„Dann getraue ich mich nicht," ſagte Moritz bedenklich, „Sie allein und ohne Rückhalt hin- und zurückzubringen. Die Räuber ſind hier in Rom in der letzten Zeit gewiſſermaßen ehrlich geworden. Seit der König von Neapel im Quirinal reſidirt, halten ſie dort in den Kätzchen bei dem alten Giuſeppe offen große Gelage. Iſt man einmal dort, ſo kann man eine Geſellſchaft antreffen, die Einem was zu rathen aufgiebt.

Der alte Fuchs von Giuſeppe hat mich einmal gefangen, als wir vor 16 Jahren nach Hauſe fahren wollten — es hätt' uns beinahe allen das Leben gekoſtet — all mein Lebtag denk' ich daran, und es war meine Dummheit! ich werde mich wohl hüten, ihm zum zweiten Mal in die Falle zu gehn."

„„Aber, Moritz, ich muß hin, und muß ihn ſprechen und muß ſogleich hin!""

Moritz machte ein verlegnes Geſicht. Es trat eine Pauſe ein.

„„Gut!"" ſagte Bianca, nahm Hut und Mantel und wandte ſich zur Thür, „„wenn Du mich im Stich laſſen willſt, wenn Du mir nicht helfen willſt, Max von einem grauſamen Tode zu retten, ſo bleib; ich gehe allein! Ich muß ihn ohnehin allein ſprechen.""

„Fräulein Bianca", rief Moritz, „was denken ſie von mir? Ich ſollte Sie im Stich laſſen? Das fällt mir nicht ein; aber die Sache will überlegt ſein. Mit dem Wagen können ſie nicht verfahren... Die Straße iſt nicht danach, das gäbe ein Aufſehn... Hm! ja, da iſt die Remiſe Giuſeppe's und ich habe den Schlüſſel dazu. Da fällt mir etwas ein... Das wird gehn... Der Lieutenant Belmontet iſt ein großer Bewundrer von Ihnen. Er iſt heute gerade auf Wache an der Porta del Popolo. Dem trag' ich unſern Fall vor. Er giebt mir gewiß ein paar Mann mit; denn er hat ja den Schutz der Straßen dort herum auf ſich... Die thu' ich in die Remiſe, und ich ſelbſt bleib' unterm Fenſter. Dann ſind Sie auf alle Fälle ſicher.

Wollen Sie mir ganz genau folgen, gnädiges Fräulein?““

„Wenn Du mir eine Unterredung unter vier Augen mit dem Wirth zu den Kätzchen verſchaffſt?“

„„In wenigen Minuten bin ich mit dem Wagen vor der Thür.““

Achtes Kapitel.

Noch ehe der Wagen kam, erſchien der Lieutenant Belmontot und ſchickte ein Briefchen zur Signora Bianca della Rocca hinauf, worin er mit Enthuſiasmus erklärte, er wolle ſelbſt die Unternehmung leiten und die Signora ſtünde von dieſem Augenblick an unter ſeinem beſondern Schutze.

„Aber in aller Welt“; dachte Bianca, „was können ſie nur befürchten? Abenteuerlich und unſchicklich iſt der Beſuch dieſer Garküche wohl; wie er mir aber gefährlich werden könne, das ſeh’ ich doch wirklich nicht ein.“

Endlich kam Moritz mit dem Wagen. Er hatte ſo viel Zeit gebraucht, um die Franzoſen ſelbſt und ohne Aufſehn einzeln nach einander in der Remiſe unterzubringen.

„Wir fahren bis ganz in der Nähe des Kätzchen,“ ſagte er, „dort — noch in der Hauptſtraße — warten Sie ruhig in Ihrer Kutſche ,bis ich Sie zu der Unterredung mit Giuſeppe abhole. Ich werde dies natürlich nur thun, wenn Sie ihn wirklich *allein* antreffen können. Daß ich ſie mitten unter das Raubgeſindel gehen laſſen ſollte, davon kann natürlich keine Rede ſein."

Sie fuhren ab. Der Wagen hielt. Moritz kam ans Fenſter und verſprach bald zurückzukehren.

Bianca ſchloß die Jalouſien des Wagens nach dem Bürgerſteige zu. Jetzt kam ſie ſich erſt abenteuerlich vor; und wenn Leute beim Wagen ſtill zu ſtehen ſchienen, wurde ihr bange vor einer Anſammlung von Neugierigen. Vielleicht hatte ſie grade durch das Verziehen der Jalouſien Aufſehn erregt. Die Römer ſind ein eignes Volk und kümmern ſich um Alles. Der ganze Plan konnte ſcheitern, wenn irgend ein Aufſehn erregt wurde. Das Herz pochte ihr vor Ungeduld und Unruhe. Da kam Moritz glücklicher Weiſe wieder und berichtete: „Der Alte erwartet Sie im untern Zimmer. Nehmen Sie ihren Fächer mit. Halten Sie ſich an der Fenſterſeite und wenn Sie uns ja brauchen, was ich jetzt ſelbſt nicht mehr glaube, ſtoßen Sie, wie von ungefähr mit dem Fächer an die Scheiben. Ich habe dies Signal mit dem Lieutenant Belmontet verabredet. Vergeſſen Sie alſo ja nicht die Fenſterſeite und das Signal, Fräulein Bianca!"

Dann gingen ſie miteinander ſeitab auf die Räuberherberge los. Sie waren jetzt ſchon ein Stück in das verrufne Gäßchen hinein; das helle Licht der Hauptſtraße hörte auf; ſpärlich ſchien hier und da eine Laterne; Bianca hielt ſich feſt an Moritz; der Gedanke an Max gab ihr Muth, und als ſie unter dem Schilde zu den Kätzchen angekommen waren, ſchlüpfte ſie entſchloſſen in die Thür hinein. Der Wirth kam ihr mit Licht entgegen.

Giuſeppe mit ſeiner bürgerlich behäbigen Geſtalt flößte ihr eher Zutraun, als Mißtraun ein, als er ihr die Thür zur untern Schenkſtube öffnete, die leer war.

„Ich komme in einem wichtigen Geſchäft, das meinen Bruder betrifft, den Sie kennen, Signor, den Horniſten Peppo," ſagte Bianca ein wenig hüſtelnd.

„„Oh! den kenn' ich ſehr wohl; er iſt jetzt ein großer Capitano geworden. Und Sie Signora ſind ſeine Schweſter? Sollte man's wohl ſagen? Verſchiedner können ja zwei Geſchwiſter nicht leicht ausſehn!""

„Nun, Sie kennen auch gewiß ſeine Unterſchrift?"

„„Ei freilich,"" Signora, „„und ſie iſt beinah ſo gut, als Torlonia's.""

Bianca legte ihm Peppo's Zettelchen aus dem Blumenſtrauße vor. Er ſah ihn an und ſagte: „„Iſt ſeine Hand! Und Signora Bianca della Rocca unter meinem Dache! Welche Ehre, welch' ein Ereigniß!"" Er zog ehrerbietig ſeine Kappe.

„Hier iſt nun meine Antwort, Signore. Darin biet' ich ihm eine glänzende ſichre Stellung in Rom an, wenn er meinen Pflegebruder, den jungen Löffling, freilaſſen will. Können Sie meinen Brief an ihn beſorgen und können Sie es ſchnell thun?"

Giuſeppe lächelte ſchlau und erwiderte: „„Geben mir den Brief! aber ſchwören Sie mir, daß dies ganz unter uns bleibt! — Setzen Sie Sich, Signora! Ich bin ſogleich wieder bei Ihnen.““

Bianca wußte nicht, was ſie von Giuſeppe's Verſchwinden mit dem Briefe an ihren Bruder denken ſollte. War er ſein Bevollmächtigter oder hatte ihr Bruder jemand im Hauſe, der es war? Zweifelnd und verwundert ſaß ſie allein in dem geräumigen leeren tabacksduftigen Unterzimmer der Kätzchen. Ueber ſich hörte ſie von Zeit zu Zeit Gelächter, ſchwere Tritte und lebhaftes Gerede. Eine Geſellſchaft ſchien dort verſammelt zu ſein. Sie war begierig auf die Löſung des Räthſels, wie Guiſeppe den Brief beſorgen würde; aber es wurde ihr unheimlich zu Muthe. Dabei dachte ſie wohl an Moritz' Rath: ein leichter Schauder ſchüttelte ſie, unwillkürlich bewegte ſie ſich dem Fenſter zu, und Moritz, der draußen Wache hielt, war froh, als er ihre Geſtalt am Fenſter erblickte.

Neuntes Kapitel.

Wir verließen die Räuber in den Gebirgen gedrängt von den Berſaglieri des Königs von Sardinien. Peppo hatte die Nora mit ſeinen Schätzen nach Sonnino geſchickt. Er ſelbſt leitete den Rückzug auf die Römiſche Grenze. Scheinbar war er mit dem Vortrabe am ſicherſten, in Wahrheit aber, wie ſich zeigen wird, in der größten Gefahr. Die beiden Wächter, die Max hüteten, waren dem Feinde am nächſten, weil ſie, nach Peppo's Anweiſung in der Nacht durchbrechen und hinter den Linien der Schützen eine Höhle erreichen ſollten, von der aus die Auslöſung bewirkt werden mußte, und wo die Bande Einverſtändniſſe mit den Einwohnern der Umgegend hatte. Max, der dieſen Plan nicht kannte, war nicht wenig erſtaunt, als die Umgehung der Schlucht durch die Königlich Sardiniſchen Schützen, die er beobachtet hatte, nun nicht zum Rückzuge, ſondern zum Vordringen führte. Ein dritter Buſchklepper kam dazu, und leitete ihre Bewegungen. Er kannte die Gegend genau. Max wurde gefeſſelt und unter Androhung des Todes zur Stille verpflichtet. Alsdann ging es auf halsbrechenden Wegen die Schlucht hinunter bis ans Waſſer. Max wurde dabei von ſeinen Begleitern aufs Höflichſte unterſtützt und gehalten. Daß hier überhaupt ein Uebergang über den reißenden Waldbach möglich ſei, hatten offenbar die Verfolger nicht geglaubt. Auch war die Schwierigkeit nicht gering. Großartig brauſ'te, donnerte und ſchäumte der Fluß über Felsblöcke. Die glatten Steine drohten jeden Augenblick mit dem Sturz in die Tiefe, ſo wie man den Fuß darauf ſetzte. Max wurde entfeſſelt und mit großer Sorgfalt hinüber geleitet. Der Mond leuchtete zu dem gefährlichen ſchauerlichen Gange durch Nacht und Wildniß, als wäre es ſeine Sorge, die Verbrecher allen Gefahren dieſes tollkühnen Uebergangs entſchlüpfen zu laſſen. Als ſie mit vielen gewagten Sprüngen von Fels zu Fels drüben angekommen waren, begannen die eben ſo gefährlichen Verſuche des Hinaufklimmens. Eine himmelhohe Wand, die ſich ſenkrecht vor ihnen erhob, ſchien dies völlig unmöglich zu machen. Der Führer aber wand ſich ſo lange an dem Wäſſerchen entlang, bis eine Holzung das Hinaufklettern von Strauch zu Strauch, von Baum zu Baum einleitete. Einer der Räuber ſagte zu Max: „Wir thun dies Alles für Sie, Padrone, um Ihr Löſegeld dort in Empfang zu nehmen, wo Sie uns in die Hände fielen“.

Der Weg war ein Stück Seiltänzerarbeit. Die wirkliche Gefahr ging aber erſt an, als ſie oben waren.

Sie fanden alle Hauptwege beſetzt. Im Mondſchein blitzten die Bayonette der Schildwachen. Die Räuber warfen ſich ins Holz. Auf der ganzen Linie wurde Allarm geblaſen, Schüſſe fielen, und die Kugeln pfiffen ihnen um die Ohren. „Es fehlte noch,“ dachte Max, „daß ich hier mit dieſen Kanaillen zuſammen von unſern eignen Freunden erſchoſſen würde.“ Dieſe Gefahr dauerte indeß nicht lange. Offenbar kannten die Räuber die Schliche vortrefflich und führten ihres Hauptmanns Plan zu einer unerwarteten Zeit, an einem unerwarteten Ort und in einer Richtung aus, an die kein Uneingeweihter denken konnte.

Dem Hauptmann ſelbſt gelang der Rückzug mit dem Hauptcorps der Bande bei weitem nicht ſo gut, als der Escorte mit ſeinem Gefangnen der Durchbruch. Er fand ſich am andern Morgen umgangen und entſchlüpfte nur mit genauer Noth und mit Wenigen der Gefangenſchaft und der unvermeidlichen Kugel. Die geretteten Verſprengten ließ er in der Nähe von Sonnino im Gebirg’. Er ſelbſt begab ſich nach Rom; und darum konnte Guiſeppe den Brief Biancas ſo leicht beſorgen; der große Capitano war in dem Kätzchen. Er hatte Geſchäfte in Rom. Unter andern wollte er ſehn, ob die Löfflings mit der Auslöſung Ernſt machten, und, wenn es nöthig wäre, dieſe durch neue Drohungen noch beſchleunigen.

Giuſeppe überreichte ihm Biancas Brief und benachrichtigte ihn, daß ſie unten auf Antwort warte.

„Sie bietet mir,“ ſagte er, ihr ganzes Gehalt an, und fordert mich auf, wieder Horniſt im Orcheſter der Oper zu werden. Und dafür ſoll ich ihren Pflegebruder frei geben. Es ſei beſſer, dies ſicher, als noch ſo viel Geld in ſteter Lebensgefahr und in der Wildniß zu haben. Ha, ha, ha! die Hunderttauſend für ihren Jahrgehalt! Und den Rollenwechſel mit dem reichen Padrone ſoll ich für nichts drangeben! Wofür trägt Einer ſein Fell zu Markte, als weil er Herr werden will? Und ich ſoll wieder Horniſt werden und des Kapellmeiſters gehorſamer Diener im Orcheſter, wenn der Padrone im erſten Rang Sorbetto ißt. O nein, ſo haben wir nicht gewettet!"

Giuſeppe machte ein ernſthaftes Geſicht, ſchob ſeine Mütze auf's Ohr und ſagte: „Alles wohl erwogen, Freundchen, ſie hat Recht! Wenn Du wieder ehrlich werden kannſt mit ſo viel Gehalt, ſo thu's! Jetzt haſt Du nur noch etwas Krieg geführt, und Antonelli und die ganze Geſellſchaft im Quirinal lachen ſich in's Fäuſtchen über dieſe Streifzüge, womit Du dem Sardinier gerad' in die Zähne gefahren biſt. Beſtehſt Du aber auf der Löfflingſchen Auslöſung, ſo kannſt Du doch gewiß nicht mehr offen nach Rom kommen. Das iſt kein Guerillakrieg mehr; es iſt reine Privatſache. Auch haſt Du ja das Löſegeld noch nicht. Ich ſage Dir alſo: ein Sperling in der Hand iſt beſſer, als eine Taube auf dem Dache. Greif zu! noch iſt es Zeit. Die Geſchichte mit dem jungen Löffling kann noch vertuſcht werden. Wenn er wiederkommt, iſt es gut. Alſo nimm es an. Das Frauenzimmer meint es ehrlich, dafür kann ich Dir einſtehn, unſer Einer ſieht das mit 'nem halben Auge."

„„Privatſache? Iſt er nicht Garibaldiner? — Taube auf dem Dache? Hab' ich ihn denn nicht in der Hand? Ich will die Auslöſung, und damit Punktum! Ich wills ihr ſelber ſagen; aber als ein Agent von mir, denn ſie kennt mich nicht."" Das dachte er.

Sie gingen hinunter.

Peppo war in der That eine Erſcheinung. Von der Sonne vollkommen braun gebrannt, braun wie ein alter Mahagonitiſch waren Geſicht, Nacken und Hände; und das Leben in Wäldern und Gebirgen hatte ſeine plumpe Geſtalt nur gekräftigt und wahrhaft erſchreckend entwickelt. Wie ein junger Elephant ſtampfte er einher. Aber bei aller Veränderung in ſeinem Umfange, war der alte widrige Typus, den Bianca ſehr wohl kannte, ſo entſchieden derſelbe geblieben, daß er in ſiener jetzigen Kraftgeſtalt, ausgerüſtet mit breitem Ledergürtel und einem Revolver und dem großen Meſſer Piſtruccio's darin, ſeinen Eindruck nicht verfehlen konnte. Seine Schweſter mußte in ihm eine furchtbare Vervollkommnung des kleinen Ungethüms erblicken, der ihr Leben ſchon in der Wiege bedroht hatte. Dem Capo Banda fehlte zu ſeinem vollen Ornate wirklich nichts, als der Hintergrund des Waldgebirges. So wie dieſe furchtbare Geſtalt an Bianca herantrat, ſchrie das arme Mädchen zum Tode erſchrocken laut auf: „Peppo, Herr Gott des Himmels, er iſt es! gräßlich! ha!"

Faſt ohnmächtig und außer ſich vor Entſetzen ſank ſie an's Fenſter. Ihre ganze Tapferkeit hatte ſie verlaſſen.

Peppo ſprang hinzu, faßte ſie raſch mit der Linken um den Leib und hob ſie auf. Er hatte kein Arg daraus gehabt, daß ſeine Erſcheinung ein ſolcher Schrecken ſein könne, und wollte natürlich mit ihr über ihren Vorſchlag und die Auslöſung reden. Dazu ſollte es aber nicht kommen. Denn in dieſem Augenblick ſtürzte Moritz mit der Wache herein. Ihr Fall gegen das Fenſter war ja mehr geweſen, als das Fächerſignal.

„Verrath!“ ſchrie Peppo, als er die Uniformen erblickte. Blitzſchnell riß er den langen Dolch aus dem Gürtel, und rief: „Was wollt Ihr? Verlaßt das Zimmer! Ich hab' mit ihr zu reden. Wenn ihr mir naht, ſo erſtech' ich ſie!“

Giuſeppe, den beim Anblick der Wache plötzlich ein geſetzlicher Geiſt anwandelte, fiel ihm in den Arm und rief ihm zu: „Raſender! was fällt Dir ein?“

Aber Peppo konnte ſich nicht beruhigen. Es war zu klar, ſie hatte ihn verrathen. Wild tobte er gegen Giuſeppe. Bianca war bald von ihm losgeriſſen. Nun hatte er aber ſeine Linke frei und im Nu den Revolver gezogen. Mehrere Schüſſe fielen, die offenbar ſeiner Schweſter galten. Endlich überwältigten die Männer den Verzweifelten, der in ſeiner Raſerei eine erſtaunliche Kraft und Schnelligkeit der Bewegungen entwickelt und verſchiedne ſeiner Gegner empfindlich verletzt hatte; er wurde aber feſt umdrängt und ergriffen.

Die Soldaten hielten ihm beide Hände. Er war gefeſſelt. Lieutenant Belmontot erklärte ihn für ſeinen Gefangnen. Der Tumult war vorüber.

„Giuſeppe!“ Giuſeppe!“ rief der Gefeſſelte aus, „Du haſt Dich zu meinen Feinden geſchlagen! Du haſt mich gehalten!“

„„Und Dir das Leben gerettet und ihr, die unter meinem Dach in meinem Schutze war.““

Bianca hatte ſich während des Kampfes wieder gefaßt. Die Todesgefahr hatte ſie bald mit allen Kräften zum Widerſtande belebt. Eine leichte Wunde am Arm entweder von dem gezückten Meſſer oder von einer Kugel aus dem Revolver ihres wüthenden Bruders blutete und wurde von Moritz mit ihrem Taſchentuche verbunden. Kaum wartete ſie das Zubinden des Tuches ab; raſch wandte ſie ſich zu Peppo, gegen den ſie ja nichts Arges im Sinne gehabt; aber vergebens verſicherte ſie dem Gefangnen, ſie habe ihm keine Falle gelegt. Er blieb dabei, auf ihr Signal ſei Moritz mit der Wache hereingebrochen, und drohte ihr und Giuſeppe mit ſeiner Rache. Ein Blick und ein Ausdruck mörderiſcher Leidenſchaft, welcher Bianca wieder ſo erſchreckte, daß ſie zitternd zurückwich!

Moritz hatte den Lieutenant Belmontot von der Wichtigkeit des unerwarteten Fanges, namentlich für das Schickſal des jungen Löffling, unterrichtet, und Belmontot ihm die Sicherung des Räuberhauptmanns verſprochen. Giuſeppe aber ſagte heimlich zu Moritz: „Wenn er je ſeine Freiheit wieder erlangt, ſo kann ich meine

Flagge nur ſtreichen; und was das Leben der Signora dann noch werth iſt, weiß ich nicht!“

Die Geſellſchaft verließ die Kätzchen.

„„Sie haben ein Wunder gethan, gnädiges Fräulein, ohne es zu wiſſen und ohne es zu wollen,““ ſagte Moritz, als er Bianca wieder an den Wagen geleitete, „„was wird der General dazu ſagen, wenn er hört, daß wir den Chef der feindlichen Armee gefangen haben?““

Bianca ſaß, wie betäubt, in ihrem Wagen. So hatte ſie ſichs nicht gedacht. Das hatte ſie nicht gewollt. Sie traute ihrem Bruder immer noch den Geſchmack zu, ein ſorgenfreies Leben in der Weltſtadt Rom, wie ſie es ihm angeboten, dem elenden Räuberleben vorzuziehn. Sie hatte keine Ahndung davon, daß ihn der Gedanke empören würde, ſich irgend wie wieder ein- oder unterzuordnen; von dem Kitzel, den General herunterzubringen, hatte ſie nun vollends keinen Begriff, als ſie ihren Brief ſchrieb. Sie wußte ja auch jetzt noch nicht, ob er nicht gekommen war, um ihren Vorſchlag anzunehmen. Und ſo ſehr ſein Anblick und ſeine Mordverſuche ſie erſchreckt hatten, ſo ſehr ſeine Drohungen ſie angegriffen und geängſtigt; es lag ihr doch ſchwer auf dem Gewiſſen, daß Peppo durch ihren Angſtſchrei in die Hände der Gerechtigkeit gefallen und nun aller Wahrſcheinlichkeit nach verloren war.

„O, meine Feigheit, o, meine kindiſche Angſt vor ſeinem ſchrecklichen Anblick! Hätt' ich ihn doch ruhig angehört! Es wäre vielleicht noch Alles gut geworden!

Anſtatt ihn zu retten, ſtürz' ich ihn nun ſelbſt ins Verderben; und wird denn der arme Max dadurch befreit, daß Peppo gefangen iſt?"

So waren alle ihre Pläne mißlungen und grade das Mißlingen derſelben hatte zu dieſem Gelingen geführt, das ihr immer noch nicht als ein Gewinn einleuchten wollte.

Zehntes Kapitel.

Nach ſtundenlanger Abweſenheit erſchienen der General Löffling und der junge Noſtis wieder bei den Frauen. Schweigend ließ der General ſich in einem Lehnſtuhl nieder; ſchweigend ſtützte Noſtis ſich mit dem Elbogen auf den Kaminſims; auch die Damen ſchwiegen in traurige Gedanken verloren. Es war ſpät. Noſtis ſtand im Begriff, ſich der Generalin zu nähern, um ſich für den Abend zu empfehlen, als Biancas Wagen vorfuhr.

„Wer kommt ſo ſpät?“ fragte der General.

Da erſchien zuerſt Bianca im Zimmer. Ihr Anzug in Unordnung. Eine große Aufregung ſah man ihr an. Ida eilte gleich auf ſie zu, ſie zu begrüßen; als ſie aber Blut an ihrem Arme herunterträufeln ſah, ſchrie ſie laut auf.

„Sage, was iſt es! Armes Kind, Du biſt ja verwundet!“ rief die Generalin aus.

„„Wo biſt Du geweſen, mein Kind? Wo kommſt du her?““ fragte Löffling.

„Ach, Ida," rief ſie aus, „ich weiß nicht, ob es gut gegangen iſt, und ob Max ſo frei wird."

„Was iſt gut gegangen? ſag' es, Bianca," redete der General ihr zu.

„Moritz!" rief ſie, nach der Thür gewendet.

Moritz kam herbei.

„Erzähle Du es, Moritz, ich kanns nicht," ſagte Bianca.

„Wir haben ihn, Herr General. Peppo, der Räuberhauptmann, ſitzt auf der Wache an der Porta del Popolo!" platzte Moritz heraus.

„„Was? Ihr habt den Capo Banda, den Greppo gefangen?"" rief Noſtis dazwiſchen.

„Biſt Du Deiner Sache gewiß, mein Sohn?" fragte der General; „wie iſt das möglich? und wie ging es zu?"

Moritz erzählte nun, daß ſie ganz etwas andres gewollt hätten, wie wir ſchon wiſſen, und daß dann Peppo aus dem Verdacht, Bianca habe ihn verrathen, verſchiedne Mordanfälle auf ſie gemacht, und darüber ergriffen worden ſei.

„Laß den Wagen nicht fort, Moritz," rief der General; „gebt mir meinen Ueberrock! Hm! Ich muß den Lieutenant Belmontet auf der Wache ſprechen — je eher, je lieber! Von ſeinem Bericht hängt ſehr viel ab, vielleicht Maxens Schickſal. Welch eine Ausſicht! Welch ein unerwartetes Glück!"

„Iſt denn nur Hoffnung, theurer Papa?" fragte Bianca noch immer kleinlaut.

„Ei gewiß! mein Kind, und die danken wir Dir," antwortete er. „Graf Noſtis, wollen Sie mich als Zeuge in der Sache Maxens begleiten? Die Briefe, die auf meinem Schreibtiſch liegen, gehen nicht ab."

Die beiden Männer fuhren nach der Porta del Popolo. Die Frauen nahmen nun Bianca in ihre Pflege und ließen ſich ihren Theil der Geſchichte noch ausführlich erzählen.

Der General Löffling bewog den Wachthabenden leicht, den ganzen Verlauf der Sache als zuſammenhängenden Bericht an die franzöſiſche Kommandantur von Rom gelangen zu laſſen und dem General Montebello, dem er perſönlich wohl bekannt war, ſeine dringende Bitte um eine vorläufige Audienz vorzulegen, damit die Gefangennahme des Bandenführers zur Befreiung ſeines Sohnes benutzt werden könne. Nach Auslieferung des Gefangnen an die päpſtlichen Behörden müſſe das mindeſtens zweifelhaft erſcheinen. Noſtis' Zeugniß wurde angeboten.

Am andern Morgen kam die freundlichſte Einladung von dem franzöſiſchen General. Dieſer hatte ſich den Gefangnen vorführen laſſen, eine Befragung über die Vorfälle eingeleitet, aber keine andre Antwort erhalten, als, alle dieſe Herren ſeien ihm (dem Peppo) unbekannt, und geſtern habe er ſich nur gegen einen Ueberfall gewehrt; er glaube, ſein Gericht ſei das Gericht des heiligen Vaters; denn er ſei ein Römer. Es wurde ihm vorgehalten, daß er auf die Wache geſchoſſen habe und dadurch dem franzöſiſchen Militairgericht zufiele. Auf das Verbrechen ſtünden die Galeeren.

Wenn er jedoch den jungen Löffling wolle ausliefern laſſen, ſo ſolle er dafür dem Gerichte des heiligen Vaters übergeben werden, was er zu wünſchen ſchiene.

„Da hör' ich den Padrone," dachte Greppo; „der ſoll mir aber bluten, was auch aus mir werde. Sein Sohn ſitzt feſter, als ich, und zahlen muß er." Dann erwiderte er ganz kühl: „Als Gefangner habe er doch ſicherlich keine Gewalt über freie Menſchen in den Abruzzen. Wolle man ihn aber freilaſſen, ſo wolle er ſehen, was er thun könne."

Unterdeſſen war das Gerücht durch die Stadt geflogen. Der Monſignore Matteucci erfuhr es von dem Monſignore Merluzzo; und der Cardinal Antonelli von dem Monſignore Matteucci. Dieſer erſchien denn auch im Auftrage der Polizei und des Gerichtes, um ſich nach der Verhaftung eines römiſchen Bürgers, des Horniſten P. Greppo zu erkundigen, und ſeine Auslieferung nebſt den Acten zu verlangen.

Der franzöſiſche General zögerte, und wandte unterdeſſen allen möglichen Ernſt an, um den Gefangnen dahin zu bringen, daß er den Ort angäbe, wo der junge Löffling gefangen gehalten werde und ſeine Freilaſſung beföhle. Man verſprach ihm ſogar ſeine Freiheit dafür. Alles umſonſt!

Die Sache nahm eine verzweifelte Wendung und Peppo, dem man doch die Schritte des Monſignore Matteucci gefliſſentlich verborgen hatte, erklärte ganz gelaſſen: „Man täuſche ſich ſehr, wenn man glaube, er habe irgend etwas zu befehlen. Das Beſte, ja das

Einzige wäre, die vierzehn Tage nicht unbenutzt verſtreichen zu laſſen und ernſtlich an Maxens Auslöſung zu denken.“

„„Der Kerl ſpricht wie ein hartnäckiger Feſtungs-Kommandant!““ ſagte der General Montebello.

Die römiſchen Diplomaten wußten die Angelegenheit des Antigaribaldiners, wie ſie Peppo vornehm genug titulirten, bald aus den Händen des franzöſiſchen Generals in die des franzöſiſchen Geſandten zu ſpielen; und da zeigte ſich's denn wirklich, daß die Gefangennahme des Räuberhauptmanns noch lange nicht die Befreiung Maxens war.

So erfüllte ſich Bianca's trübe Ahnung.

* * *

Sechſtes Buch.

Erſtes Kapitel.

Mit Unruhe und Angſt ſah Max einen Tag nach dem andern in ſeinem Gefängniß ohne Nachricht von den Freunden und ſeiner Familie verſtreichen; und die Barbaren, in deren Händen er war, drohten ganz kühl, ihm die Ohren abzuſchneiden und ſie ſeinem Vater zu ſchicken, wenn das Löſegeld nicht vor dem vierzehnten Tage ankäme. Er machte ſich Vorwürfe, daß er ſich nicht längſt befreit habe; und doch war es ihm wegen der völligen Unbekanntſchaft mit der Gegend nie möglich geweſen. Dieſe verwünſchte Felſenhöhle nun vollends war ein arger Kerker, geräumig genug, aber natürlich ſchlecht gelüftet und ſpärlich erleuchtet. Von den drei Räubern ſchlief abwechſelnd Einer. Die beiden andern behielten ihn ſcharf im Auge. Vergebens lauerte er, Einer davon möchte mal einnicken, damit er den andern ergreifen und entwaffnen könne. Sie ſahen wohl, mit wem ſie's zu thun hatten, und waren auf ihrer Hut. Da das Geſindel Geld hatte und glänzend bezahlte, ſo wurde es gut verproviantirt. Nur wenn die Schützen in der Nähe umherſtrichen, litten die Höhlenbewohner manchmal Noth.

Eine ſolche zufällige Blockade war grade eingetreten, als eines Tages Nora erſchien und mit dem dritten Manne einen herrlichen Fleiſch- und Flaſchenkorb holte.

„Macht ein Gaſtmal, ihr Jungen," ſagte ſie, „hier deckt den Tiſch! Seht, römiſche Paſteten und gebratne Hühner von Sonnino hab' ich euch mitgebracht, und herrlichen Rothen. Wir wollen mal luſtig zuſammen ſein. Denn der Tyrann iſt geſtürzt. Greppo, der Mörder unſers Hauptmanns, der Uſurpator, iſt den Franzoſen in die Hände gefallen. Die Kugel iſt ihm gewiß. Wir ſind frei! Hurrah!"

Die Räuber wußten nicht, was ſie für Geſichter machen ſollten. Es konnte eine Finte ſein, um ihre Treue gegen den Hauptmann zu prüfen. Max horchte geſpannt auf, ohne ſich zu rühren.

„Der Gefangne iſt jetzt Euer, Ihr Tölpel, ſeht Ihr denn das nicht ein? Denn Ihr ſeid ja jetzt die Bande und Ihr habt ihn", fuhr Nora fort, als ſie ihr verdutztes Weſen ſah. Es kitzelte ſie, daß die Elenden ſich noch vor dem todten Löwen fürchteten und glaubten, ſie lege ihnen eine Falle.

Endlich faßte einer ſich ein Herz und ſagte: „Nora, Du wirſt es nicht wagen, uns zum Beſten zu haben; Du biſt in unſrer Gewalt. Sag' alſo, iſt es wahr?"

Nora warf mit einem höhniſchen Naſerümpfen die Zeitung auf den Tiſch: „Da ſtehts gedruckt," fügte ſie gereizt hinzu, „leſ't, wenn Ihr leſen könnt!“ — Als die Räuber ihrer Sache ſicher waren, wurden ſie ausgelaſſen vor Freude. „Da thun wir eine Erbſchaft, die was werth iſt!“ jubelten ſie.

„„Nun, und ich wünſch' Euch Glück!““ ſagte Nora, „„denn Ihr wißt wohl, daß ich mich gerne ſchon längſt mit Euch empört hätte, wenn — —““

Einer der Räuber unterbrach ſie, denn er wußte wohl, daß ſie ſagen würde: „Wenn Ihr das Herz dazu gehabt hättet!“ und fragte ſpöttiſch: „Und Du nimmſt doch den neuen Hauptmann?“

„„Den neuen Hauptmann? — Wenn er darnach iſt!““ erwiederte ſie keck. „„Nun aber kommt! Und feiern wir erſt unſre Befreiung von dem Ungethüm, dem Peppo; Ihr habt doch Euren Gefangnen gut gehalten und ihm doch die Ohren nicht abgeſchnitten? — Kommt hervor, Padrone, haltet mit!““, fuhr ſie fort, und ging gleich raſch auf ihn zu, um ihn aus dem Hintergrunde der Höhle vorzuholen, „„Ihr ſeid ja doch die Hauptperſon bei dem Gelage!““

Sie ergriff Max bei der Hand, drückte ſie ihm merklich und rief ihm leiſe, aber für ihn vernehmlich zu: „trinkt keinen rothen Wein! nur weißen!“

Er ſtutzte. Was wollte ſie damit ſagen? Ohne Zögern erhob er ſich und ging ſchweigend mit.

Sie führte ihn vor, und ſagte: „Hier ſetzt Euch her, blonder Jüngling! Jetzt will ich Euch bedienen. Hier iſt herrlicher Albaner Ausbruch! Hier ſind Hühner und Paſteten! Nun langt zu!“

Sie ſchenkte den durſtigen Seelen ſogleich volle Becher aus der rohrumwundnen großen Flaſche ein, und das Gelage kam vortrefflich in Gang.

Die neue Circe hatte aber im Umſehn ihre Gäſte in ihrer Gewalt. In wenig Minuten ſchnarchten ſie überwältigt von dem gewürzten Albaner Ausbruch und ſanken hülflos unter den Tiſch.

„Komm!“ ſagte Nora zu Max, „Du biſt jetzt mein Gefangner! Komm, vertraue mir!“

Max trat raſch mit ihr ans Tageslicht hervor.

Sie ſahen auf die Landſtraße hinab. Die Gegend kam Max bekannt vor; und Nora deutete auf ein zweirädriges Fuhrwerk unten auf der Straße mit den Worten: „Dort unten, wo mein Wägelchen hält, hab' ich Dir die Freiheit genommen; hier geb' ich ſie Dir wieder. Schon damals, als ich dich verrathen mußte, that es mir leid, Du hatteſt ſo freundlich mit mir geſprochen! Jetzt iſt die weite Welt wieder Dein! Sieh! wie ſchön ſie iſt; und ſchilt nicht auf dies herrliche Land der Abruzzen, weil es Dich ein paar Tage in Gefahr brachte!“

„„Mädchen!““ rief Max aus, „„wie eine Göttin erſcheinſt Du mir und retteſt mich aus dieſer Hölle und aus dieſer Entwürdigung!““

„Komm raſch!“ rief ſie ihm zu, „es iſt keine Gefahr, aber komm! komm fort von hier! Ich führe Dich ſelbſt nach Rieti. Dort zahl' ich Dir die Poſt nach Rom.“

Einige Windungen um den Bergesrand ſprang ſie, wie ein wildes Reh, hinab, und Max, berauſcht von der Wonne der Rettung, eilte ihr nach. Athemlos von dem raſchen Lauf traten Beide faſt zugleich aus dem Gebüſch hervor auf die Straße. Ein Bauerburſch hütete hier für Nora das Geſchirr. Er half ihnen zurecht. Sie ſtiegen ein; und pfeilgeſchwind flogen ſie durch das ſchöne Gebirge dahin.

Max hörte nun mit Erſtaunen und Schauder Nora's Geſchichte; und ſo ſchön ſie war und ſo menſchlich ſie redete, ſo abſchreckend mußte ſie ihm auch wieder erſcheinen. Sie ſprach ſehr offen: „Seit ich Dich und Deine ſchönen Gefährten dort auf dem Wege geſehn und den Ton Eurer melodiſchen Stimme gehört, ſeit ich Euch verrathen mußte, verrathen an dieſen Auswurf der Menſchheit, der mir in meiner Verblendung eine Zeitlang als ein Heldengeſchlecht erſchienen war, ſeitdem bin ich von ihnen abgefallen; und Du ſiehſt, ich habe Dich gerettet; ich durfte Dich nicht verſtümmelt oder gar ermordet ſehn. Im Gegentheil, jene Scheuſale ſollen ſterben. Sie werden nicht wieder aufwachen. Der rothe Albanerwein wird ſie umbringen. Und Peppo, dies plumpe Ungeheuer, meinen widrigen Tyrannen, werd' ich nicht wieder ſehn. Als ich befreit war, dacht' ich an Dich. Du aber erinnre Dich der Nora, die Dich befreit hat! — Schöner nordiſcher Jüngling, glücklich die Dirne, die Dein Herz gewinnt und mit Dir in den herrlichen Städten der Menſchen freundliche Tage des Friedens verlebt!" Dies Letzte hatte ſie ſo wie vor ſich hin geſprochen; aber

Max ſah wohl, wie ſie dachte: ſie hatt' es ja kein Hehl. Wie ein Kind blickte ſie ihn glücklich an. Aber welch ein Kind! welch eine Welt!

So fuhren die beiden Befreiten dahin.

Max redete ſehr freundlich mit ihr; er ließ ſeiner Dankbarkeit vollen Lauf; aber er verhehlte ihr nicht die Befürchtung, daß die päpſtlich bourboniſchen Gönner ihres verhaßten Gemahls ſeine Auslieferung von den Franzoſen verlangen und ihn wieder in Thätigkeit ſetzen möchten.

„O nein! ſage das nicht!“ rief ſie erſchrocken aus. Es wäre ſchrecklich! Und er hat unter ſie geſchoſſen; das laſſen ſie ſich nicht gefallen, glaub' es mir!“ Dabei ließ ſie aber, als wär' ihr mit einem Male Alles gleichgültig geworden, die Zügel des muthigen Pferdchens fallen. Das fühlte ſich wie losgeriſſen und ſchoß im wildeſten Galopp den Berg hinunter. Max hatte alle ſeine Geſchicklichkeit aufzuwenden, die entſchlüpfenden Zügel zu ergreifen. Sie hielt ſich an ſeinem Arme feſt. Dann gab ſie ihm auch die Peitſche; und Max fuhr nun bis vor die Poſt von Rieti. Es war ihm wunderlich dabei zu Muthe.

„Wie ſicher und gut Du fährſt!“ rief ſie vergnügt aus, als das Wägelchen vor der Poſt anhielt, das wilde Thierchen wäre mit uns in den Abgrund gerannt!“

Max ſtieg aus und wollte ihr herunterhelfen. Sie war aufgeſtanden, hielt Zügel und Peitſche in der Linken und reichte ihm mit der Rechten — ſeine eigne Börſe.

„Ich kann Dich nicht abfahren ſehn!“ rief ſie aus, „leb wohl, leb wohl!“ Mit abgewandtem Geſicht drückte ſie ihm die Hand. Ehe er noch ein Wort erwidern konnte, war der Abſchied geſchehn; und ſtehend mit vorgebognem Leibe, als wollte ſie den Lauf des Pferdes noch beſchleunigen, flog ſie, wie die raſche Göttin der Jagd, in ihrem leichten Wägelchen die Straße von Rieti hinunter und verſchwand im wildeſten Laufe.

„Nora! Nora!“ rief Max ihr nach, beſorgt um ſeine ſchöne leidenſchaftliche Retterin. „Was ſoll man davon denken!“ —

Aber Nora hörte ihn nicht mehr, und ſeit ſie ſich einmal abgewendet, ſah er ihr Antlitz nicht wieder. So verbarg ſie den Strom der Thränen, die ihr aus den Augen ſtürzten, als ſie das letzte Lebewohl geſprochen.

Zweites Kapitel.

„Das iſt aber nicht die einzige Gefahr, in der ſie ſchwebt,“ ſagte Max zu ſich ſelber; „die Räuber werden von ihrem Albanerwein nicht ſterben; ſie ſchnarchten gar zu gemüthlich, als ich aufſtand; und mit welcher Wuth werden ſie die verrätheriſche Nora verfolgen, wenn ſie erwachen? Ich muß ſie aus dieſer Gefahr retten, in die ſie ſich nur geſtürzt hat, um mich zu befrein.“

Er entwarf eine genaue Zeichnung des Berges, gab die Höhle und die Windung des Weges an, ebenſo die Entfernung von Rieti. Dann gab er dem Hauptmann der berittnen Schützen in Rieti, die hier zur Sicherung der Abruzzen aufgeſtellt waren, Auskunft über ſeine Gefangenſchaft bei der Bande, über die Perſonen der drei Räuber, die ihn bewacht hatten, und rieth zur Eile, damit man ſie noch im Schlaf überraſche. Der Wein, der ſich in der Höhle finden werde, ſei vergiftet. „Eilen Sie, Kamerad,“ ſo ſchloß er ſeinen Brief, „laſſen Sie den letzten Reſt der Bande

Greppe aufheben, ich bin ihren Klauen, wie durch ein Wunder entkommen.“ M. L.

N. S. „Vergeſſen Sie nicht, Fackeln mitzunehmen, die Lampen könnten erlöſchen und die Höhle möchte dunkel ſein.“

Max wußte, daß ſeine Zeichnung und Beſchreibung ausreichen würden. Er ſchickte daher nur einen Reitenden mit ſeinem Briefe nach der Villa, wo der Hauptmann wohnte, und vermied es, ſich perſönlich einzulaſſen. Er hätte dann natürlich den Führer des Commandos machen müſſen, wozu er gar nicht aufgelegt war.

Ungeduldig knallte die Peitſche des Poſtillons unter ſeinem Fenſter. Max ſprang in den Wagen; unwillkürlich warf er noch einen Blick die Straße entlang, wo Nora verſchwunden war, dann richtete er Aug' und Gedanken vorwärts, und freute ſich über den wilden Galopp ſeiner feurigen ſchwarzen Gebirgspferde. Sie riſſen ihn ja nach Rom in die Arme ſeiner Geliebten, die um ihn in ſchmerzlicher Angſt ſchwebten.

Eine Weile ging es reißend ſchnell fort in dem reichen ſchönen Thale des Vellino, dann wurde der Gebirgskamm überſchritten, und die Ausſicht auf die weltberühmte Ebene der Tiber trat hervor. Der Fluß wurde im raſchen Laufe erreicht. Dies war die Campagna di Roma und in blauer Ferne der einzige Dom, der herriſch ſein Latium nach allen Weltgegenden überſchaut.

Drittes Kapitel.

Es war in Rom bekannt geworden, welch ein Unglück die Familie des Generals Löffling befallen hatte. Auch die Lebensgefahr und die Verwundung der ſchönen Sängerin hörten Alle mit Theilnahme; ja, vielleicht regte Bianca's Abenteuer die Leute am meiſten auf. Wagen hinter Wagen voll geputzter Leute fuhr bei ihr vor, um ſich nach ihr zu erkundigen. Es war ein glänzender Tag; der Corſo drängte ſich. Dieſe Huldigung wäre eine Befriedigung für die Familie geweſen, hätte ſie bei ihrer Angſt und Sorge um Max ſich dem Gefühl hingeben können, welches die ganz ungewöhnliche Theilnahme der guten Geſellſchaft der ewigen Stadt erregen mußte. So aber vertiefte ſie dies Alles nur noch mehr in ihren Trübſinn. Das Gedränge in der Straße del Corſo vor dem Hauſe des Generals ſammelte eine ganze Reihe von reichen Karoſſen an, die nur langſam vorrückten, wie im vollen Carneval. Der Corſo iſt nicht breit, hat aber doch Raum für drei oder mehrere Wagen neben einander, und vom Thore del Popolo ſauſte auf der leeren Seite der Straße eine Poſtkutſche daher. Der reitende Poſtillion unterhielt ein unaufhörliches helles Peitſchengeknall. Die Poſtkutſche hielt zur Verwunderung der Vorfahrenden ebenfalls vor dem Hotel des Generals, und ein blonder junger Mann ohne alles Gepäck ſprang rüſtig zum Wagen heraus, drückte haſtig dem glücklichen Poſtillon einige Scudi in die Hand, ſchoß wie ein Pfeil zwiſchen die Wagen hindurch, und eilte in's Haus.

Wie ein Lauffeuer verbreitete ſich die Nachricht, die man ſich denken mußte, über die lange Reihe der Wagen: „Der Sohn des Generals! er iſt gerettet, er iſt da!“ Man winkte mit Tüchern, ſelbſt die Damen in den Wagen ſtanden auf, die Bewegung wurde ſo lebhaft, daß die Familie ſie anerkennen mußte. Der General erſchien mit Max und Bianca am Arm auf dem Balkon. Sie dankten und wurden mit einem ſtürmiſchen Freudenruf empfangen.

Während dieſer Begrüßung der Geretteten und ſo unerwartet Getröſteten, die ein anſehnlicher Theil der Bevölkerung Rom's ohne alle Verabredung zugleich unternommen hatte, marſchirte ein Piket franzöſiſcher Soldaten, einen gefeſſelten Gefangnen in ihrer Mitte, vorbei.

Der Gefangne, eine herkuliſche Geſtalt, trotzig aufgerichtet, im vollen Räuberkoſtüm, nur ſeiner Waffen und goldnen Ketten beraubt, den Hut auf einem Ohr, ſchritt einher als die Hauptperſon der Geſellſchaft, ſo ſtach er ab gegen die kleinen rothhoſigen Bewaffneten, die ihn geleiteten. Er entdeckte mit eins den Brennpunkt des Auftritts, das Balkonfenſter des Generals Löffling und warf einen grimmigen Blick auf die Gruppe. Denn er erkannte Max und Bianca; und mit dieſem einen Blick mußte er ſich hier eine ganze Geſchichte abſehn, die ihm wie Wermuth ſchmeckte. Sein Gefangner war frei, der Padrone nach wie vor Padrone, und ganz Rom huldigte der Prima Donna, ſeiner Schweſter, die ihn in dieſe Gefangenſchaft gebracht und die ſeinen Kugeln glücklich entgangen war.

Maxens und Bianca's Blicke begegneten den ſeinigen. Dieſe Erſcheinung des Unholds in dieſem Augenblick ihres Glücks, welch ein unheilvolles Geſpenſt! — Beide ſahen einander an und riefen wie aus einem Munde: „Ha! er iſt es!“ — Bianca unterdrückte mit Mühe ihren Schrecken zum wenigſten ſo weit, daß die Leute auf dem Corſo nichts davon gewahr wurden.

Sie zogen ſich mit dem General vom Balkon zurück. Der Corſo wurde leer.

Viertes Kapitel.

Der raſche Verlauf der Ereigniſſe ließ uns nicht Zeit, Max ins Haus und ins Zimmer ſeiner Familie zu begleiten. Wir treten jetzt mit ihm ein.

Welch ein plötzlicher Umſchwung des Gefühls in allen Herzen, als Max unerwartet frei und unverſehrt unter die Seinigen trat! von Trauer, Niedergeſchlagenheit und ängſtlicher Beſorgniß zur höchſten Freude und Befriedigung! Jauchzend hing Ida an ſeinem Halſe und rief: „Max! Max! Du biſt gerettet!“

Auch Bianca hielt ſich nicht zurück. Sie ergriff ihn bei der Hand und rief: „O komm zur Mutter! ſiehſt Du, ſie kann nicht aufſtehn, ſo überwältigt ſie's!“ Und wirklich ſaß die Generalin wie feſtgebannt an ihren Seſſel da. Freude leuchtete aus ihren Augen wie helle Blitze. Sie zitterte.

Max kniete raſch zu ihr auf den Teppich nieder; und ſie umfaßte ſein langentbehrtes theures Haupt ſchweigend und vor Freude weinend.

Erſt als der General zur Begrüßung des Sohnes und Noſtis zur Bewillkommung des Freundes gelangten, kam wieder einige Ruhe und Haltung in die Aufregung.

Nur wenig Worte wurden gewechſelt. Dann mußten ſie auf den Balkon hinaustreten, wie wir geſehn haben.

Mit Ungeduld hatte die Familie das Ende dieſes öffentlichen Auftritts erwartet. Nicht, daß ihnen dieſe Theilnahme edler Menſchen nicht ſehr angenehm geweſen wäre, aber Jedes wollte natürlich gern hören, wie Max aus den Händen der Räuber entkommen war.

Er fing damit an, wie ſie ihm die Augen verbunden hätten, als ſie in die Nähe ihrer Höhle gekommen, wie ihm das Gebüſch, welches den Eingang verſteckte, ins Geſicht geſchlagen. Wie er ſich hülflos gefangen geſehn und hoffnungslos über ſein Loos gebrütet habe.

Als er Nora's Jubel über Peppo's Gefangennahme erzählte, und es klar geworden war, daß erſt ihre eigne Befreiung aus Peppo's Gewalt ihr den Muth gegeben, nun auch Max zu befreien, rief der General aus: „Nun, Bianca, jetzt ſiehſt Du doch wohl, daß wir Dir dies Alles verdanken!“

„„Dir Bianca?... o, erklärt mir!““ unterbrach ſich Max in ſeiner Erzählung; aber man ließ ihn nicht los, er mußte erſt ſeine Befreiung zu Ende erzählen, ehe man ihm Bianca's Unternehmung mittheilen wollte, und er fuhr nun vorſichtig fort, und hütete ſich wohl, die leidenſchaftlichen Ausbrüche der romantiſchen Räuberbraut von Sonnino, deren Gegenſtand er geworden war, mit vollen Farben auszumalen. Ganz ließ es ſich freilich nicht verbergen, wie Nora gegen ihn geſinnt ſein müſſe. Er ſchloß aber mit den Worten: „„Und beim Abſchiede gab ſie mir noch die Börſe wieder. Sieh her, Bianca, es iſt dieſelbe, die Du mir geſchenkt haſt.““

Mit großer Spannung hörte er dann, was Bianca für ihn unternommen und ausgerichtet; und es war ihm eine herzliche Freude, daß er ihr in Wahrheit ſo viel, ja die ganze Möglichkeit ſeiner Befreiung zu danken habe. Er äußerte ſeine Freude in begeiſterten Worten und mit einem herzlichen Händedruck, über den Bianca verlegen erröthete.

„Ach“, ſeufzte ſie, „was hätte ich wohl ausgerichtet ohne das heldenmüthige Sonniner Mädchen! Die hat ja Alles gethan!“

„„Eine Heldin““, rief Max, hat die andre begeiſtert. Ich bleibe für immer in Deiner Schuld, theure Bianca. Was hätteſt Du wohl mehr thun können, da Peppo auf Deinen Plan für ſeine Rettung nicht hören wollte? Wir können ihn nun ſchon um der Nora willen nicht verfolgen, denn die iſt ja in unſere Beraubung und Gefangennahme mit verwickelt. Wenn wir aber nicht gegen ihn auftreten, was auch Du wünſchen wirſt, liebe Bianca, ſo liegt ihm unmittelbar nichts zur Laſt — ich meine, nach den Begriffen derer, an die er offenbar in dieſem Augenblick von den

Franzoſen ausgeliefert wird, die ihn ſo eben den Corſo entlang nach dem Kapitol führten. Denn Rom iſt nicht Berlin. Du haſt alſo den Peppo wahrſcheinlich nur auf einige Zeit um ſeine Freiheit — —""

„Aber auf immer um ſein Löſegeld und um die Pläne ſeiner hochmüthigen Rachſucht gebracht," fiel Noſtis ein.

„„Das iſt ſehr richtig,"" fuhr Max fort, „„und eben darum, liebe Bianca, haſt du ihn am Ende nicht gerade ſehr gefährdet, wohl aber Dich und Nora zum Gegenſtande ſeines Haſſes gemacht. Dieſe Gefahr iſt gar nicht zu verachten.""

Merkwürdiger Weiſe machte dies nun gerade keinen ſchreckenden Eindruck auf Bianca, ſondern mit leuchtenden Augen rief ſie aus: „Gefahr? — So wäre doch noch ein wenig Ehre für mich dabei, wenn ich ſie nämlich mit mehr Muth beſtehe, als die Erſcheinung meines ſchrecklichen Bruders in der Räuberherberge."

„„Hört mich an, und denkt nicht unnöthig auf neues Unheil,"" beſchwichtigte Max, ſo ſehr ihm auch der Heldenmuth des Mädchens ſchmeichelte, den ſie in ſeiner Sache immer wieder von Neuem beweiſen wollte. „„Denkt zuerſt an die arme Nora. Es iſt ſchon ſchlimm genug für ſie, wenn ihr Tyrann, wie ſie ihn ganz richtig nennt, wieder frei wird; aber es wäre ihr Tod, wenn er erführe, daß ſie mich befreit hat. Laßt alſo dies ganz unter uns bleiben, und lieber einfach die Berſaglieri es gethan haben. Die Gefahr des Verraths, die Nora von der Räuberhöhle in den Abruzzen drohte, werden die Jäger von Riete hoffentlich nach meiner Vorſchrift aus dem Wege geräumt haben. Für Dich Bianca, wäre es aber vielleicht das Beſte, Rom zu verlaſſen.“

„Ich ſcheue die Gefahr nicht, ich trotze ihr!“ rief Bianca aus. „Hat Nora alle Folgen ängſtlich erwogen? hat ſie auch nur daran gedacht, ihre That geheim zu halten? und ich ſollte nicht den Muth haben, auf meinem Poſten zu bleiben? Ich bin eine Römerin, ich bleibe in Rom!“

„Unſre Lage,“ bemerkte der General, „iſt allerdings durch dieſe Ereigniſſe unangenehm verſchoben worden. Wir haben unſre unbefangne Stellung verloren und gelten für triumphirende Garibaldiner mitten im feindlichen Lager. Deſto ungelegner kommt uns dieſe wohlgemeinte Auffahrt des Corſo, die eigentlich nur der Bianca galt; dann aber ſogleich mit auf Dich übertragen wurde, lieber Max. Es leidet keinen Zweifel, der Cardinal Antonelli wird darin das Vorſpiel zur Einnahme Roms durch Garibaldi erblicken. Er iſt ein alter Carbonarijäger, damit hat er unter Lambruſchini und Gregor XVI. ſeine Laufbahn eröffnet. Es ſollte mich nicht wundern, wenn er nun in der Auffahrt bei uns eine Verſchwörung erblickte und gegen dieſe Anhänger Garibaldi's eine Verfolgung einleitete. Das nächſte, was nöthig iſt, wird alſo ſein, ihm bei unſrer Geſandtſchaft zuvorzukommen, und die Sache darzuſtellen, wie ſie iſt. Ich ſchlage daher vor, daß Sie, Graf Noſtis, und Max ſich ſogleich nach dem Palazzo Caffarelli begeben, und der Sache alle politiſche Färbung entziehen. Vor allen Dingen aber zankt Euch nicht mit unſern Catonen, denen trotz den Göttern, die unterliegende Sache gefällt, beſonders ſeit ſie die junge Königin von Neapel im Quirinal perſönlich bewundern können.“

Mit Mühe wirkten ſich die jungen Leute von dem alten Herrn die Erlaubniß aus, dieſen Beſuch bis zum folgenden Morgen zu verſchieben, und das Glück des Wiederſehens und der Unterredung mit den Frauen nicht zu unterbrechen.

Fünftes Kapitel.

Am andern Morgen zur Beſuchszeit erſchien der Monſignore Matteucci, um ſich zu erkundigen, ob es wahr ſei, daß der Sohn des Generals befreit und in Rom angekommen ſei, und um im Namen des Cardinals Antonelli Glück zu wünſchen, daß dieſe Angelegenheit ſich ſo befriedigend gewendet habe. Seine Eminenz bedaure noch immer, daß ſie ſelber nichts habe thun und den Wünſchen des Herrn Geſandten und des Herrn Generals nichts habe gewähren können; um ſo erfreulicher werde ihr jetzt die Beſtätigung dieſes erwünſchten Gerüchtes ſein.

Zugleich wünſchte der Monſignore zu wiſſen, ob die Signora Bianca della Rocca wegen des Vorfalls bei dem Wirth zu den Kätzchen klagend gegen ihren Bruder auftreten wolle; denn um die Veranlaſſung zur Verhaftung des Herniſten Greppo drehe ſich jetzt die Unterſuchung.

Bianca verſicherte, ſie habe ſich über nichts zu beklagen; und der Monſignore erbat ſich ein Briefchen von ihrer Hand, worin ſie auf ſeine Frage dieſe Erklärung wiederholen möge. Er werde ſeine Frage ſenden; und ſie möge durch die Poſt antworten.

Damit empfahl ſich der Monſignore. In der Thür jedoch beſann er ſich noch auf eine Frage, nämlich: Wem der junge Löffling ſeine Befreiung zu danken habe?

Dieſe Frage kam dem General ſehr unbequem. Er wollte nicht lügen, aber auch die Wahrheit nicht verrathen; jedoch beſann er ſich ſchnell und ſagte: „Die Berſaglieri von Rieti haben die Höhle entdeckt und den Reſt der Bande Greppo aufgehoben.“ Dies war eine richtige Nachricht und der Monſignore mochte ſie immerhin für eine Antwort nehmen. Wirklich erwiderte er: „Dies beſtätige eine Nachricht, die er ſoeben aus jener Gegend erhalten habe,“ und zog ſich zurück.

Die jungen Männer, Max und Noſtis, waren unterdeſſen auf der Geſandtſchaft im Palazzo Caffarelli. Die Excellenz hütete das Bett; hatten ſich auf der nächtlichen Fahrt mit dem General Löffling einen Rheumatismus zugezogen: Der junge Graf . . . x war dagegen in blühender Geſundheit und in der beſten Laune, unſre Abenteurer zu empfangen, fand es äußerſt pikant, ſo ungewöhnliche Kriegs- und Gebirgsfahrten zu machen und wollte gern alle nähern Umſtände erzählt haben, beklagte ſich auch mit guter Laune über ſeine Niederlage durch Fräulein Ida, als er, ohne die nahe Trauerbotſchaft über Marens Gefangennahme zu ahnden, die Campagne der Tauſend mit einigen Bemerkungen begleitet habe.

Noſtis gab ihm etwas aus Sicilien, Max die Scenen aus den Abruzzen zum Beſten, ließ ſich bei der Gelegenheit durch die ſardiniſchen Schützen befrein und erzählte alsdann ſein zufälliges Zuſammentreffen mit der Auffahrt des Corſo bei der Signora Bianca.

„Nun, das iſt mir lieb zu wiſſen!“ fiel Graf . . . x ein. Die Balkonſcene könnte leicht zu Mißdeutungen führen. Denn aufrichtig geſagt, meine verehrten Herren, es iſt etwas kühn von Ihnen, dem Löwen ſo gradeswegs in die Höhle zu fahren. Wollten Sie nicht noch ganz kürzlich vom Quirinal aus die Einheit Italiens verkündigen?“

„Das iſt ja aufgeſchoben, Herr Graf“, antwortete Max gelaſſen und halb ſcherzend, „weil, wie Sie ſich ebenfalls erinnern, Sie und Andre ſich ſo entſchieden dagegen erklärten, obgleich es uns bekannt genug iſt, daß die Herrn darum den Voltaire von ihren Bibliotheken nicht ausſchließen!“

„Warum machen Sie uns nicht gleich das Compliment, daß wir ihn auch leſen?“ fragte er ſchalkhaft.

„„Und warum ſollten nicht die jetzigen Politiker ihn eben ſo gut leſen, als Friedrich II. ſchon im vorigen Jahrhundert?““ fiel Noſtis ein.

„Allerdings! wir ſind ja vor allen Dingen Preußen“, ſagte er.

So vertrugen ſie ſich; und die Audienz war glücklicher verlaufen, als vielleicht beide Theile erwartet hatten.

Sechstes Kapitel.

„Hat der uns, oder haben wir ihn zum Beſten gehabt?“ frug Noſtis, als ſie den Palazzo Caffarelli verlaſſen hatten und an den altrömiſchen Trophäen — Siegeszeichen — des Kapitols vorbeigingen.

„Unſre Trophäen ärgern ihn“, erwiderte Max. „„Und ärgern ohne Zweifel, wie er ganz richtig merken ließ, auch die Pfaffen, die violett- und die rothbeinigen, die hier das Regiment führen. Auf ſeine glatten Worte geb' ich nichts. Hm! und Deiner Schweſter ſcheint er auch den Hof zu machen!““ brummte Noſtis, „„er ſtand hinter ihrem Stuhle, als ich in den Empfangsſaal des Geſandten mit der Nachricht von Deiner Gefangenſchaft bei der Bande hineinplatzte.““

„Nun“, beſchwichtigte ihn Max, „ich habe aus ſeinem Bericht nichts weiter herausgehört, als daß ſie mit einander auf dem Kriegsfuße ſtehn, weil Ida unſre Partei ergriffen.“

„„Was ſich liebt, das neckt ſich! Und er ſpielt eine Figur wie ein dreſſirter Magyar; ich erwartete immer, er würde die Abſätze zuſammenſchlagen und die Sporen klingen laſſen. Wie gefällt er Dir?““ frug Noſtis.

„Ueber meine Liebe zu ihm kann ich Dich beruhigen, lieber Freund“, erwiderte Max ſcherzend, „ſie iſt ungefähr ſo warm, als die Deinige. Aber ſeine Warnung, war ſie nun ſpöttiſch oder wohlgemeint, wollen wir uns doch hinter die Ohren ſchreiben und uns jeder einen piſtojeſiſchen Dolch zulegen, denn wir ſind in Rom!“

Zu Hauſe erfuhren ſie des Monſignore Matteucci freundliche Abſichten mit „dem Horniſten Greppo“, wie er milde den ſtolzen Capo Banda, zu Deutſch Räuberhauptmann, nannte, dem eine ſchöne junge Frau im Quirinal, wie er ſehr gut wußte, ſogar den Titel: „mein tapfrer Guerillachef“ beilegte.

„Da ſiehſt Du, Bianca,“ ſagte Max, „daß Du ihn mit der Gefangennahme in dem Kätzchen nur in die Hände ſeiner Freunde gebracht haſt. Die Einen geben ihn ſeinen bürgerlichen Titel wieder, die Andern erheben ihn ſogar zu kriegeriſchen Würden; und wie der Monſignore und nun gar der Cardinal das Recht hat, Sünden zu vergeben, ſo hat die Majeſtät das Recht, Krieg zu führen und Feldherrn zu ernennen, wenigſtens legen beide Theile ſich dieſe Rechte bei. Sie ſind Peppo's Gönner; und wie Du ſchuld daran warſt, daß er gefangen wurde, ſo wirſt Du ihn jetzt mit Deinem Brief an den Monſignore auch wieder in Freiheit ſetzen.“

„„Es iſt ſchlimm genug,““ ſeufzte ſie mit Thränen in den Augen, „„aber was kann ich anders thun?““

„Sei ganz ruhig, liebe Bianca! mit oder ohne Deinen Brief, losgelaſſen hätten ſie ihn immer. Er iſt nun einmal ein Mann nach ihrem Herzen,“ tröſtete ſie Max.

Siebentes Kapitel.

Im Quirinal gabs viele Prachtzimmer; eins aber war vor allen traulich; das heimelte Einen an, wenn man eintrat. Der weichſte Gobelinteppich breitete eine ſchattige Landſchaft unter die Füße; Amoretten, halb verſteckt im Gebüſch, lauerten ſpielenden Nymphen auf. Gewiß ſang die Nachtigall dazu aus den Zweigen, gewiß wars im Mai, wo ſich alle Herzen öffnen, wie die Frühlingsblumen, die das Licht lieben. Dem Eingang grad' über erhob ſich ein reiches Himmelbett. Seidne Vorhänge, grün und golden, ſchwer und voll, floſſen hoch von der königlichen Krone beider Sicilien herab. Weiche breite Ottomanen, leichtbewegliche Voltairs, die hier aber Loyolas hießen, herrliche Seſſel andrer Art, Pompejaniſche und Curruliſche, luden zum Ausruhen ein, goldne Spiegel bis zum Teppich herunter, wunderbare Toiletten mit allen Wohlgerüchen des Orients zierten den reizenden Aufenthalt; und Seſſel und Ottomanen leiſteten ihren Dienſt faſt ſo willig, als die Stühle Vulcans, die von ſelbſt an die Tafel der unſterblichen

Olympier heranliefen. Auch ein weiblicher mit einem Aufſatz aus Ebenholz verzierter Arbeitstiſch, der mit einem Federdruck zum Schreibtiſch wurde, eine helltönende ſilberne Klingel und auf einem goldnen Siegelleuchter eine brennende Wachskerze trug, wartete des Willens ſeiner Herrin.

Schön, wie eine Fee, flog die junge ſchwarzängige Königin, die berühmte Heldin von Gaeta, die hier wohnte, über den Teppich. Jetzt ſtand ſie im Morgengewande vor dem Spiegel, wo die Schönen ſich die angenehmſte Geſellſchaft geben, nämlich ihre eigne. So viele ſie auch anbeteten, wenige durften hier zu ihr eintreten.

Aber unſre Schöne war keine Einſiedlerin. Sie klingelte. Aus dem Vorzimmer trat Signorina Statella, ein junges Edelfräulein, Tochter des Neapolitaniſchen Generals Statella, herein, und erbat ſich ihre Befehle mit einer tiefen Verbeugung.

„Der Monſignore!" rief die Königin.

Das Fräulein ging. Der Monſignore Merluzzo erſchien; denn er war gemeint. Ehrfurchtsvoll blieb er an der Thür ſtehn und wartete.

„Ihren Bericht! ehrwürdiger Herr!" rief ſie ihm zu, und ließ ſich in einen Armſtuhl nieder, der zufällig eine günſtige Stellung vor ihrem Spiegel einnahm.

Merluzzo berichtete: „Der tapfre Guerillachef Greppo, der die vier Garibaldiner bei Civitaducale in den Abruzzen aufgehoben hat, iſt mitten in Rom, wohin er zum Beſuch und zu einer Rückſprache mit mir gekommen war, von den Franzoſen gefangen genommen worden.“

„„Iſt es möglich?““ rief ſie aus, „„mitten in Rom?““

„Mit Verdruß haben Seine Eminenz, der Herr Cardinal Staatsſecretair dieſe Ausſchreitung erfahren,“ fuhr Seine Ehrwürden fort. „Der Gefangne iſt auf Verlangen des heiligen Stuhls den Römiſchen Behörden ausgeliefert und auf das Zeugniß der Signora Bianca della Rocca, daß ſie ſich über nichts zu beklagen habe, entlaſſen worden. Er ſteht Ew. Majeſtät zu Dienſten und wartet auf Ihre Befehle.“

„„Ich rechne darauf, daß Sie eine wirkſame Stellung für ihn finden, Ehrwürdiger Herr; und werde Ihnen die Mittel anweiſen laſſen. Und iſt es wahr, daß die Garibaldiner durch Verrath aus der Gefangenſchaft unſrer Guerillas befreit worden ſind?““ fragte ſie.

„Wir haben die Anzeige von Sonnino. Der ſchwärzeſte Verrath! Die eigne Gattin des tapfern Chefs hat ſeine Gefangnen befreit, ſeine Wächter an den Feind ausgeliefert und ſich mit ſeinen Schätzen aus dem Staube gemacht.“

„Schändlich! unbegreiflich!“ rief ſie aus, und bewegte ihren Fächer vor tugendhafter Entrüſtung ſchneller.

„Und trotz all dieſer Widerwärtigkeiten wartet der tapfre Guerillachef auf Ew. Majeſtät Befehle,“ ſetzte der Monſignore leiſe mahnend ein. Aber er wartete vergebens darauf, daß Sie den Fächer mit der Feder vertauſchen und ihm eine anſtändige Anweiſung auf die Kriegskaſſe des Königreichs beider Sicilien ſchreiben ſollte.

„„Alſo auf morgen! Monſignore,““ winkte ſie ihm herablaſſend zu, und der Königliche Fächer zeigte ſo deutlich nach der Thür, daß der Monſignore den Wink nicht mißverſtehen konnte. Er gehorchte und zog ſich mit wiederholten Verbeugungen zurück.

Die lebhafte Königin warf einen haſtigen Blick nach der Stutzuhr, die eben ſchlug; dann klingelte ſie.

„Signorina Statella,“ redete ſie das Edelfräulein an, das wieder hereingetreten war, „ich wünſche allein zu ſein, bis ich klingle. Es wird niemand gemeldet und Sie treten nicht ein, wenn ich nicht klingle. Hören Sie wohl? Ich ſcherze nicht!“ ſchärfte ihr die Königin ein.

Das wußte die Statella wohl und verſchüchtert, wie ein Vogel vor dem Falken, knixte ſie ins Vorzimmer zurück.

Die Königin war allein. Beim Spiegel erſcholl ein feines Silberglöckchen. Sie wandte ſich hin, ſie trat hinzu. Noch einmal erklang kaum hörbar das Glöckchen. Als ſie ſich überzeugt hatte, daß die Statella dieſes Feenglöckchen nicht gehört hatte, drückte ſie einen kleinen Goldknopf am Rahmen des Spiegels. Leicht und geräuſchlos ging er auf und ein ſchöner junger Mann, den Bart militairiſch geſtutzt, trat herein. Ein Franzoſe mit dem milden Geſicht der Touraine und großen freundlichen Augen; man mußte ihn für einen Militair in Civil halten. Ungezwungen näherte er ſich und wurde leutſelig empfangen. Seinen Rang konnte man nicht erkennen.

Ihre Unterhaltung iſt nicht bekannt geworden, hat ſich aber ohne Zweifel ebenfalls um die Politik gedreht, wenn auch dieſer junge Politiker der ſchönen Dame beßre Nachrichten gebracht haben mag, als der Monſignore Merluzzo.

So weit war dies alles erfreulich genug. Dennoch lief aus irgend einem Grunde der Beſuch in ein Unglück aus, bei dem ſelbſt dieſes reizende Empfangszimmer in Feuer aufging.

Wiederholt war der Statella von der andern Seite des Pallaſtes befohlen worden, ihre Herrin zum Frühſtück zu rufen: der König warte. Sie durfte aber nicht eintreten. Und in Angſt wartete ſie auf die Klingel; aber die Klingel ertönte nicht. Ihre Gedanken waren auf die Klingel, ihre Augen ängſtlich auf den Corridor gerichtet.

Die Thür nach dem Corridor ſtand offen. Da erblickte das Mädchen zu ihrem Schrecken am andern Ende des Gangs den König, der offenbar im Zorn über ſie herankam und ſich entſchloſſen hatte, die Königin ſelbſt zum Frühſtück zu holen; ein verhängnißvoller Entſchluß! Die arme Statella gerieth dadurch zwiſchen zwei Feuer. Aber eine Wahl hatte ſie nicht. Mit dem Ausruf: der König kommt! ſtürzte ſie ins Zimmer. Sie wußte ſehr gut, warum, obwohl ſie das Verbot nicht vergeſſen hatte. Hier begegnete ihr nun aber, wie ſie ſich zur Flucht herumwandte, ein Unglück. Ein ſcharfer Dolch flog ihr tief in den Nacken. Sie verließ das Zimmer lebend nicht wieder. Freilich war es ihr ſtrenge unterſagt geweſen, jemand vorzulaſſen, oder ſelbſt einzutreten; aber ſo mußte der König in Perſon kommen! Etwas Ungeheures war geſchehn.

Der junge Mann trat ſchnell und gewandt auf den Spiegel zu, der ſich raſch und gefügig vor ihm öffnete, wie im Märchen, und eben ſo wieder hinter ihm ſchloß. Die Königin fand ihren Gemal auf dem Corridor vor der Thür des Vorſaals. So weit war der ſchwache königliche Jüngling auf dem langſamen Feldzuge nach ſeiner Helena vorgedrungen. In ihrer Angſt, weil ſie doch den König weder abweiſen noch verlaſſen konnte, hatte die Statella die Vorſaalthür verriegelt; und Seine Majeſtät hatten warten müſſen. Die Königin trat dann zu ihm heraus; und beide Majeſtäten begaben ſich Arm in Arm zum Frühſtück.

Dies unſelige Frühſtück! Es war ohne Zweifel zu früh gekommen; oder war die Angelegenheit ungewöhnlich verwickelt geweſen, die in der geſtörten Audienz hatte erledigt werden ſollen, und hatte dies die Königin verſpätet? Genug der ganze Quirinal gerieth darüber in Aufruhr, alle Zeitungen des Königreichs Italien füllten ſich mit der Geſchichte dieſes Morgens.

Sogar das Königliche Frühſtück wurde geſtört. Ehe es noch beendigt war, brach in dem Privatgemach der Königin Feuer aus. Dicker Rauch wälzte ſich hervor. Die Verhänge des Betts, das reiche Bett ſelbſt und der Teppich ſtanden in Flammen. Mit Mühe wurde das Feuer gelöſcht. In der Verwüſtung lag die Statella — eine Leiche — von den Flammen ergriffen — aber auch mit einer tiefen Todeswunde im Nacken.

Wie war die junge Dame ums Leben gekommen? Wie wurde der junge Mann, den niemand hatte kommen noch gehn ſehn, ausfindig gemacht? Wofür wurde er auf die Galeeren geſchickt? Wie gerieth das Zimmer in Brand?

Dieſe und andre Fragen ſind nicht gehörig aufgeklärt worden. Die Verhandlungen waren nicht öffentlich.

Es hieß, die Franzoſen hätten an dem jungen Offizier Juſtiz geübt, ja ſie hätten ihn ſehr hart beſtraft. Die Behörden des Heiligen Vaters ſeien zwar im Quirinal erſchienen, aber nur um die Erlaubniß zum Begräbniß der Signorina Statella zu ertheilen. Ohne Zweifel war in den Geſetzbüchern, nach denen die Richter in Rom zu entſcheiden haben, der Fall nicht vorgeſehn. Auch iſt es ſehr möglich, daß der Ungehorſam des Edelfräuleins Staatsgeheimniſſe verrathen hat, deren Bedeutung nur die Römiſchen Richter, nicht wir, erfahren haben.

Ohne Zweifel war endlich die Erinnerung an dieſen Zimmerbrand im Quirinal, und was ſonſt noch mit der unterbrochenen Audienz zuſammenhing, der jungen Königin unangenehm. Denn die Heldin von Gaeta, die doch das Recht der Kriegführung und auch das Zeug dazu hatte, verließ plötzlich Rom. Sie ſchöpfte längere Zeit Heimathluft, und ließ die Guerillas in Stich.

Und als der Monſignore Merluzzo den andern Morgen wegen der Kriegskaſſe in den Quirinal wollte, hielt ihn der Bericht des Monſignore Matteucci über die Vorgänge im Quirinal davon zurück. Mit der Abreiſe „der hohen Frau“ kam „der tapfere Guerillachef“ um einen neuen Feldzug im Neapolitaniſchen.

Achtes Kapitel.

All dieſen Ereigniſſen war Giuſeppe, der Wirth zu den Kätzchen, mit lebhafter Aufmerkſamkeit gefolgt, weil es ihn perſönlich in die größte Gefahr brachte, wenn Peppo wieder frei kam. Zufällig rief ihn ein Geſchäft nach dem Corſo; und er kam gerade vom Capitel die Straße herab, als Peppo von den Franzoſen hingeführt und an die päpſtlichen Behörden ausgeliefert wurde. Giuſeppe bemerkte ihn zeitig genug, um auszuweichen, und ſchlüpfte in die Thür, die grade zur Seite war. „Es iſt beſſer, er ſieht mich nicht!“ ſagte er zu ſich ſelbſt, „nun aber bin ich ein verlorner Mann; denn das Capitel iſt kein Bauer für dieſen Vogel in dieſen Zeiten. Man weiß wahrhaftig nicht mehr, was ehrlich und was unehrlich iſt. Ich bin ein verlorner Mann, weil ich dieſen Schuft an einer Mordthat verhindert habe! O Rom! Rom!“

Giuſeppe überzeugte ſich nur noch, daß die Geſellſchaft in rothen Hoſen ſich mit ihrem Gefangnen wirklich aufs Capitel begab. Dann eilte er in die

Kätzchen und theilte ſogleich der Nora in einem Briefe ſeine Entdeckung mit. Er war es auch geweſen, durch den ſie ſeine Verhaftung erfahren hatte. Max hatte ihm alſo mehr zu danken, als er wußte. Jetzt wußt' es Giuſeppe nicht anders, als, es würde der Nora eine große Freude ſein, wenn ſie hörte, das Peppo bald wieder auf freien Füßen ſein werde, und meinte, ſein Brief könne ihm ſpäter bei Peppo nützen. Für den Augenblick dachte er aber vor allen Dingen daran, ſich und die Kätzchen vor der drohenden Rache des Banditen zu retten: „So wie er frei kommt — und er kommt frei — ſteckt er mir das Haus über den Kopf an!“ So dachte Giuſeppe über das was ihm drohte und er hatte allen Grund zu ſeiner Sorge.

Die Gäſte, die des Abends zu den Kätzchen kamen fanden das Haus verſchloſſen; und eine Anzeige mit ellenlangen Buchſtaben kündigte an: die Wirthſchaft ſei verkauft. Giuſeppe habe ſich vom Geſchäft zurückgezogen.

Die Kätzchen wurden ſtill und düſter, die Straße einſam. Peppos bevorſtehende Freilaſſung warf dieſen Schatten vor ſich her. So vergingen einige Tage. Dann erſchien Abends ein ſtemmiger Geſell im Aufzuge der Cacciatori. Giuſeppe erkannte ihn ſogleich für Peppo und zog ſich raſch von ſeinem Fenſter zurück, wo er gelauſcht hatte. „Die Thür iſt verſchloſſen,“ dachte er, „er wird den Zettel ſchon leſen“. Aber er irrte ſich.

Peppo hatte ſein Licht geſehn. Erſt rief er. Als das nichts half, warf er ſich mit der ganzen Wucht ſeines gewaltigen Körpers gegen die Thür und ſprengte ſie mit einem dröhnenden Krach auf. Er ſprang ins Haus und ſtapfte gemächlich die wohlbekannte Treppe hinauf unter dem Ruf: „Nun Giuſeppe, wo ſteckſt Du? Hab' ich doch Dein Licht geſehn; ſo wirſt Du ſelbſt auch wohl noch zu finden ſein."

Giuſeppe bereute ſeine Thorheit, daß er im Hauſe geblieben und auch noch Licht gebrannt. Er zitterte vor Angſt und Schrecken an allen Gliedern. Schon fühlte er das lange Meſſer Piſtruccios, das er dem Mörder ſelbſt geſchenkt hatte, im Leibe; aber was ſollte er machen? Er hatte ſich auf die verſchloſſene Hausthür verlaſſen. Die war geſprengt. Sollte er ſich in ſeinem Zimmer einſchließen? Er hatte ſich noch nicht entſchloſſen; da trat Peppe ſchon zur Thür hinein.

„Nun, alter Bacchus, was in der Welt macht denn Dich zum Einſiedler in Deinem eignen Hauſe?" rief ihm Peppo zu und reichte ihm die Hand.

Giuſeppe traute ſeinen Ohren nicht, als der Capo Banda ihn ſo leutſelig anredete, und fuhr heraus: „„Ich fürchtete mich vor Dir und dachte, Du würdeſt mir das Haus über den Kopf anſtecken!""

Peppo brach in ein lautes Gelächter aus. Als er ſich wieder gefaßt hatte, ſagte er: „Da ſieht man das böſe Gewiſſen. Ich will Dir aber glauben, daß Du es gut gemeint haſt. Denn hätteſt Du mich zuſtoßen laſſen, ſo wär' ich verloren geweſen. So bin ich mit 'nem blauen Auge davongekommen. Alſo ich bin Dir ja eher Dank, als Rache ſchuldig. Die Kätzchen brauchſt aus Angſt vor mir nicht zu ſchließen. Ich eröffne ſie hiermit wieder! Nimm Deine langen Buchſtaben herein und zapfe alten Freunden, wenn ſies bezahlen können vom Beſten!“

„„Nun wahrlich, den Verſtand hätt' ich Dir nicht zugetraut! Du haſt in der Einſamkeit ordentlich nachgedacht. Hm! als ich ſah, daß ſie Dich an unſre milden Richter auslieferten, die milde ſind beſonders gegen die Gegner der Garibaldiner, da wußt' ich gleich woran ich war““ —

„— — und verkaufteſt die Kätzchen, damit ich ſie Dir nicht anſtecken ſollte —“

„„— — und ſchrieb gleich an die Nera — —““

„Scheuſal von einem Weinfaß! plagt Dich der leidige Satan? An die Nera?“

„„Na, was denn? ich bitte Dich! Wem konnt' es wichtiger ſein, als Deiner Frau, daß Du der Gefahr einer franzöſiſchen Kugel entgangen warſt?““ fragte Giuſeppe erſchrocken.

„Aber die Nera hat mir ja meinen Gefangnen losgelaſſen, in den ſie vernarrt iſt zum Ueberſchnappen; und ich dachte ſie morgen dafür zu faſſen. Jetzt freilich werd ich das Neſt leer finden“, ſagte Peppe.

„„Mein Sohn““, beſänftigte ihn Giuſeppe, „„bring' keine Weiber um, und hüte Dich davor, ſo etwas im Römiſchen zu thun. Sie haben hier zweierlei Maaß und Gewicht; aber mit der Nera und mit Deiner Schweſter ſieh Dich vor; ſie ſind keine Garibaldinerinnen!““

„Wie die Krammetsvögel will ich ſie aufhängen, wenn ich ſie erwiſche, die Nera und die Peppina, die Eine, wie die Andre! Beide ſind toll auf den Milchbart, den Jungen des Padrone, den ſie mir geſtohlen. Ich verliere mein ganzes Vermögen durch die beiden Dirnen.... Und Du, Giuſeppe, entreißeſt ſie immer meiner Rache, wenn ich ſie grade unterm Meſſer habe! Höll' und Teufel! Die Nera hat all' mein Geld in Händen!“

„„Aber Du kommſt direct aus dem Gefängniß. Wie kannſt Du wiſſen was die Nera in den Abruzzen gethan hat?““ fragte Giuſeppe.

„Ich weiß es von dem Agenten der Königin, dem Merluzzo. Den hab' ich geſprochen, eh' ich hieher kam“, erwiderte Peppo verdrießlich.

Wir müſſen uns erinnern, daß Peppo's Freilaſſung der Audienz des Monſignore im Quirinal vorhergegangen war. Offenbar hatte der Monſignore damals von einer Flucht Neras noch nichts gewußt oder ſie Peppo verſchwiegen. Der wußte daher noch nichts von Neras weiteren Entſchlüſſen, fürchtete aber nun wegen des Briefes, in dem ihr Guiſeppe ſeine Entlaſſung mitgetheilt, ſie möchte ſich vor ihm irgendwohin in Sicherheit bringen; und tobte über ihre Untreue, wie er es nannte.

Guiſeppe redete ihm zu: „Beruhige Dich, Peppo! Du ſiehſt wohl, mein Sohn, daß ich ſo etwas, wie die Untreue Deiner Frau, nicht wiſſen konnte. Es iſt ärgerlich, — — wen es trifft. Aber es kommt genug vor in der Welt. Komm mit herunter, nimm ein Glas Rothen!“

Und Guiſeppe führte ihn ins Gaſtzimmer, ſchürte ein luſtiges Feuer auf, ging in den Keller nach dem Rothen und ließ etwas Gutes zum Abendeſſen anrichten.

So waren die Beiden wieder verſöhnt und Greppe hätte ſich die Kätzchen wieder zum Hauptquartier erobert. Kaum ließ es ihn aber die Nacht Ruhe. So trieb es ihn nach Sonnino.

Neuntes Kapitel.

In Sonnino im Hauſe der Nora hatte natürlich die bevorſtehende Loslaſſung des berüchtigten Räuberhauptmanns eben ſo viel Beſorgniß erregt, als in den Kätzchen; und hier mit vollem Recht. Denn ſeine Wuth auf die Nora wurde nur noch von dem alten eingewurzelten Haß auf Bianca übertreffen. So wie alſo Nora von Peppes Auslieferung nach dem Capitol durch Giuſeppe ſichre Nachricht erhielt, brachte ſie ihr Haus in Ordnung, übergab der Familie Alles, was Peppe ihr zum Aufheben anvertraut hatte, um die Ihrigen dadurch vor ſeiner Rache zu ſchützen, daß ſie ihm ſeine Beute auslieferten, — der Monſignore Merluzzo hatte ſie alſo bei Ihrer Majeſtät der Königin Sophia noch ſchwärzer gemacht, als ſie war, — und beſchloß ſich nach Rom zur Genifreda, einer Verwandten zu begeben. Dieſe war Kammerfrau bei der Ducheſſa Laura Carolini, einer Dame von großem Einfluß im Vatican. Dort glaubte ſie ſichrer zu ſein, als irgendwo; und im Nothfall ſollte der Heilige Vater ſie vor Peppe ſchützen, mit dem ſie ja gar nicht getraut war. Sie wollte frei von ihm ſein und ſein verhaßtes Angeſicht nicht wiederſehn.

Am liebſten wär ſie gleich abgefahren. Sie mußte aber auf den Vetturin warten. Der hielt ſeine gewiſſen Tage, und fuhr dann gewöhnlich eine ganze Geſellſchaft nach der ewigen Stadt. Dies verzögerte ihre Abreiſe um einige Tage. Sie dachte aber, das päpſtliche Gericht werde ſich mit Peppe's Loslaſſung ſchon Zeit nehmen; — es war ja berühmt für ſeine Saumſeligkeit; — fürchtete ſich daher vor der kleinen Verzögerung nicht, beſonders da ſie in der Zwiſchenzeit nicht mehr zu Hauſe ſchlief.

Endlich am dritten Tage fuhren ſie ab, und gelangten ohne Unfall über Velletri und Albano hinaus in die Campagna. Da iſt Rom! Da ſteht der heilige Dom St. Peters! riefen die Leute, die draußen hinter dem Vetturin ſaßen, als ſie die Höhe von Albano hinunterfuhren. Faſt zu gleicher Zeit raſſelte ein offnes Cabriolet auf dem Baſaltpflaſter der Heerſtraße in raſchem Trott heran. Darin ſaßen zwei Männer in geputzter Gebirgstracht. Den Einen erkannte Nora aus ihrer Ecke ſogleich für Peppe; ſie duckte ſich erſchrocken zurück; eben ſo erkannte ihn der Vetturin und dachte ſogleich an die arme Nora; denn ihm, wie allen Sonninern waren dieſe Verhältniſſe kein Geheimniß.

Peppe führte die Zügel. Er hielt an und grüßte den Vetturin: „Guten Morgen, Signore, von wannen?“

„Von Velletri, Padrone, heute morgen.“

„„Aber ſeid Ihr nicht ein Sonniner? Ich ſollt' Euch kennen, Signor Badi!““

„Freilich, freilich! und Ihr ſeid der Capo Greppo, wer kannte Euch nicht, Herr; aber ich fahre ſchon längſt für Velletri, Padrone!“

„„Nun gut! glückliche Reiſe, Signor Vetturino!““ und er gab dem Pferdchen die Peitſche. Es klatſchte; ſie raſſelten vorüber. Das war Rettungswonne in Nora's Ohren. Die Leute im Wagen umarmten ſie und wünſchten ihr Glück. Sie hatte all die Zeit hinter ihre Nachbarin geduckt geſeſſen, und glücklicher Weiſe fiel es Peppo nicht ein, den Wagen genauer zu unterſuchen. Wie anderswo ein argwöhniſcher Diener der Gerechtigkeit oder des Zollamtes, ſo muſterte hier im Schatten des Krummſtabs — und das Sprichwort ſagt, unter ihm iſt gut wohnen — der Räuber die Reiſenden.

Die ganze Geſellſchaft athmete frei auf, als der Unhold fort war; denn alle wußten, in welcher Gefahr Nora geſchwebt hatte.

Der Vetturin war ſtolz darauf, wie gut er ſeine Rolle als Velletriner geſpielt hätte, ja, er ſpielte ſie noch etwas weiter, und fuhr unbefangen und langſam fort. Erſt als der verhängnißvolle Phaeton ganz außer Sicht war, wagte er einen ſchärfern Trab in die Ebne hinunter. Nach Torre di mezza via fuhr er dann aber in vollem Galopp herein. Er hielt und kam mit tauſend Entſchuldigungen an den Wagenſchlag; denn er ſei doch am Ende Schuld an dieſer Begegnung, weil er von ſeinem Tage nicht habe abgehn wollen, wie die Signora ihn darum gebeten; und fühlte ſich ſehr geſchmeichelt, als Nora ſagte, mit ſeinen ſchlauen Antworten habe er ſie ja aber auch gerettet.

„Um Sie für Ihre Angſt zu entſchädigen, Signora“, ſagte er, „will ich Sie nun auch ſelbſt bei der Herzogin, wie heißt ſie doch? vorfahren“.

„Hſch!“ wiſperte ſie, legte den Finger auf den Mund, lehnte das Anerbieten ab und bemerkte, ſie ziehe es vor, in Rom eine Carozza — Droſchke — zu nehmen.

So geſchah es denn auch; und noch denſelben Abend wurde ſie von ihrer Freundin Genifreda hauptſtädtiſch aufgeputzt, um der Herzogin vorgeſtellt zu werden. Die hohe Frau hatte auch ihre Abenteuer gehabt; was ſie aber von der Nora gehört hatte, machte ſie neugierig, vielleicht ſogar ein bischen eiferſüchtig, denn ſie ſah ſich übertroffen.

Nora fand ſich ſogleich in die neue Rolle und ſah wirklich reizend aus. Ihr volles Haar fiel lockig auf den prachtvollen Nacken; Arme und Hände waren vollkommen, nicht verweichlicht, aber gar nicht bäuriſch; dazu ihr bedeutendes Geſicht jugendlich angeregt. Sie war noch ſehr jung, ſonſt hätte ſie ja auch ſo thöricht nicht ſein können, wie ſie doch ohne Widerrede geweſen war, als ſie mit Piſtruzzio durchging.

„Mädchen“, rief ihre Freundin aus, „wenn ich Dich ſo im richtigen Putz ſehe, verlieb' ich mich ganz in Dich. Du machſt unſerm Gebirge doch Ehre! Ich bin neugierig, was die Ducheſſa ſagen wird, wenn ſie Dich ſieht. Sie hält ſich für ſchön und wird auch von Andern dafür gehalten, was Du bald merken wirſt, wenn Du im Hauſe bleibſt. Die Sonniner aber kennten Dich nicht wieder, wenn ſie Dich in dieſem Anzuge ſähen!“

Zehntes Kapitel.

Als die Mädchen ſich noch ſo unterhielten, fuhr der Staatswagen eines Cardinals vor; und ein ſtattlicher Herr, aber in gewöhnlichem ſchwarzen Anzuge trat ins Portal des Palaſtes ein. Bald darauf kam eine zierliche Miethkutſche. Die brachte einen jungen Franzöſiſchen Offizier, der raſch die Marmortreppe hinaufeilte und als wohlgelittner Gaſt von der Dienerſchaft angemeldet wurde.

„Jetzt wirſt Du ſchwerlich ſobald zur Ducheſſa gelangen, liebe Nora“, ſagte ihre Muhme Genifreda; „ich wüßte zum Wenigſten, was ich thäte, wenn ich meine Verehrer bei mir hätte. Und die beiden Herrn, der Cardinal-Staatsſecretair und der Lieutenant Belmontet ſind Verehrer der Ducheſſa“.

„„Du willſt mich mit Schmeicheleien verderben, meine Liebe, thu das nicht!““ ſagte Nora, „„wie ſollte ich wohl gegen die Ducheſſa und ihre Diamanten aufkommen, wenn ich auch wollte, und es fällt mir ja im Traum nicht ein, ſo großen Herrn zu gefallen.““

Genifreda ſagte mit einem ſchlauen Lächeln: „Ach

Nora, der Cardinal iſt Dir ein wunderliches Kraut — — doch da ſchellt es. Nun, laß mich einmal nachſehn, was ſie befiehlt!“

Sie kehrte bald zurück. „Die Herzogin will Dich ſehn“, ſagte ſie, „ich ſoll Dich zu ihr führen. Du ſollſt ihnen offenbar etwas aus den Bergen und Wäldern erzählen. Ich will Dir nur ſagen, der junge Offizier iſt derſelbe, welcher den Greppo gefangen nahm, und der Cardinal iſt der Mann, der ihn wieder losgelaſſen hat. Darnach mußt Du Dich richten.

Nora erwiderte: „Da kann ich doch nicht Beiden zu Gefallen reden. Aber ich fürchte mich vor dem Cardinal. Ich werde mich ganz und gar an die Herzogin wenden. Die iſt ein Weib und wird es mit mir halten. Denn wir Frauenzimmer brauchen uns doch nicht mehr rauben zu laſſen, wie die armen Sabinerinnen. Wenn wir nicht wollen, ſo muß das gelten. Wollen die Männer uns haben, ſo müſſen ſie erſt unſre Gunſt erwerben. Das iſt doch wohl hier in Rom nicht anders, als in Sonnino?“

„„O wie ſollt' es wohl! So was iſt in der ganzen Welt gleich, wo die Weiber nämlich keine Sklavinnen ſind. Darin wird die Herzogin ganz auf Deiner Seite ſein. Sie weiß es gut genug: wenn man ihre Liebe erzwingen könnte, ſo wäre ja ihre Gunſt nichts werth. Nun komm', Du biſt ein geborner Advokat, darauf kenn' ich Dich, und wirſt Deine Sache ſchon nicht verderben,““ erwiderte ihre Freundin und führte ſie fort.

Die Marmortreppe des Palaſtes mit dem blumigen Teppich auf den Stufen, den mächtigen Candelaber, der das herrliche Treppenhaus, taghell erleuchtete, den glänzenden Corridor mit Gemählden an den Wänden und Statüen in den Niſchen, die weiß und goldnen Flügelthüren, alles dies ſah Nera zum erſten Mal in ihrem Leben. Bewundernd zögerte ſie hier und da, um die Herrlichkeiten anzuſehn. Vor einem leuchtenden Bilde, das Dianen mit ihren Nymphen darſtellte, die überraſcht aus dem Bade fliehn, kreiſchte ſie erſchrecken auf und hielt ſich beide Hände vor die Augen, um die nackten Mädchen nicht zu ſehn. Ihre Muhme Genifreda, die das Bild alle Tage ſah, lachte laut auf und rief ihr zu: „ſie ſind ja nur gemalt!“

Aber Nera war vorbeigeeilt und auch vor der Thür der Herzogin vorbei. Denn dies Bild hing dem Empfangszimmer der hohen Frau grade gegenüber. Nun mußte ihre Freundin die Flüchtige erſt wieder einfangen und zurückführen.

Drinnen hatte man wohl etwas gehört. Denn als die Thür aufging, ſaßen alle drei, die Herzogin und ihre beiden Gäſte da und blickten erwartungsvoll nach der Thür.

Die Muhme Genifreda führte Nera vor die Herzogin hin und ſtellte ſie vor mit den Worten: „Meine Baſe Nera Badelini von Sonnino, die Ew. Gnaden herbefohlen.“ Dann entfernte ſie ſich.

„Eine Badelini von Sonnino?“ wiederholte ſich der ältere Gaſt halb hörbar; und faſt vergaß er ſich ſo weit, daß er ſich von ſeinem Sitz erhob, um ſich zu nähern; das Mädchen aus ſeiner Vaterſtadt erregte offenbar ſeine ganze Aufmerkſamkeit. War es das Verdienſt Sonninos oder war es Noras perſönliches Verdienſt, genug der Cardinal ſah ſie mit günſtigen, ja mit gnädigen Augen an. Sie dagegen war in den Anblick der ſchönen und geputzten Herzogin verloren, verbeugte ſich vor ihr und bemerkte nichts von dem Eindruck, den ſie auf ſeine Eminenz machte. Dagegen hatte ſie ſich bei dem jungen Offizier zu bedanken, der ihr ſehr freundlich einen Stuhl brachte.

Die Herzogin fühlte ſich angenehm davon berührt, daß Nora ſich ſo ganz in ihren Anblick vertiefte und unverwandt ihren Anzug, ihren Kopfputz und ihre Diamanten im Auge behielt. Sie lud Nora ein, ſich zu ſetzen, als dieſe noch zögerte, von Belmontets Stuhle Beſitz zu nehmen.

Was wird das Mädchen alles erzählen können, dachte die Herzogin, aber ehe ſie noch zum Fragen kam, wandte ſich die Eminenz an Nora mit der Frage: „Signora Badelini? Sind ſie nicht Signora Greppo? So hat man mir berichtet.“

„„Raub macht doch keine Ehe? Nicht wahr, nicht? Eminenz? Dieſer Räuber hat nie mein Wort gehabt, und ohne Einwilligung iſt doch gewiß keine Ehe? nicht wahr, nicht, gnädige Frau?““ ſagte ſie ziemlich aufgeregt; denn ſie fürchtete die Entſcheidung des Cardinals, dem ſie gar nicht traute, weil er ihr den Greppo wieder losgelaſſen hatte.

„Das verſteht Niemand beſſer als Sie, Eminenz“, bemerkte die Frau Herzogin.

„„Sie wurden alſo nicht mit ihm getraut?““ fragte er.

„Ich war nie mit ihm in einer Kirche und wurde nie mit ihm getraut,“ erwiderte Nora.

„„Nun, ſo ſind Sie allerdings noch Signorina Badelini““, erwiderte der Cardinal.

Zu ſeinem Erſtaunen erhob ſie ſich auf dieſe Worte von ihrem Sitz, trat hart an ihn heran und ſagte: „Herr Cardinal Staatsſecretär, ich nehme Ihre Entſcheidung als eine vollgültige an. Ich ſage Ew. Eminenz meinen wärmſten Dank dafür, und bitte die Frau Herzogin, wenn ich darf, und den Herrn Offizier, wenn auch er es erlaubt, beide Zeugen zu ſein, daß ich frei und einfach Nora Badelini und nicht Greppo's Frau bin.“

„Ganz gewiß, meine Tochter“, erwiderte er gnädig, und wie von einem Zauber gefangen, hatte er Mühe, ſeine Würde nicht zu vergeſſen, als der Hauch der reizenden Senninerin ſeine Wangen traf, ja, er verwünſchte in ſeinem Herzen die beiden Zeugen, die herantraten, zwiſchen ihn und die Nora ſich eindrängten und den Zauber dieſer leuchtenden Augen Nora's und den Hauch ihrer anmuthſtrahlenden Jugend durch den

Salonparfüm profanirten. Beide verſicherten ihr, ſie wollten es gern bezeugen; und das Wort des Cardinals ſei gut, wie Geld. Niemand werde es wagen, ſich gegen ſeine Entſcheidung aufzulehnen.

„Und was noch mehr iſt“, fügte er herablaſſend hinzu, „ich nehme Sie in meinen Schutz, Signorina Badelini, und die Frau Herzogin wird für das Weitere ſorgen.“

Sehr befriedigt von dieſer Wendung ihrer Angelegenheit, daß derſelbe Mann ſie beſchützen wollte, von dem ſie gefürchtet hatte, er werde Groppo's Partei ergreifen und den ſie eben darum ſo entſchloſſen und feierlich beim Wort genommen, wollte Nora ſich zurückziehn, und bat die Herzogin um die Erlaubniß.

Aber dieſe hatte wohl entdeckt, daß Nora ohne es zu wiſſen und zu wollen, viel mehr als den bloßen Schutz des allmächtigen Mannes gewonnen hatte. „Sie hat es ihm ſichtlich angethan!“ ſagte die Herzogin zu ſich ſelbſt. „Wäre es möglich? Ich muß das doch etwas genauer beobachten.“ Sie ließ Nora daher nicht fort, ſondern verlangte von ihr die Erzählung ihrer Entführung und die Schilderung des abenteuerlichen Lebens auf dem Zuge durch die Abruzzen. Durch dieſe Abenteuer glaubte ſie den Cardinal von ſeinem guten Vorurtheil für die junge Dame zu heilen; aber ſie irrte ſich; die Gegenwart iſt eine mächtige Göttin, und Nora wußte die Begebenheiten ſo geſchickt darzuſtellen, daß kein Zuhörer anders konnte, als leidenſchaftlich Partei für ſie ergreifen.

Als ſie ſich empfehlen durfte, war ſie unerſchütterlich in der Gunſt Seiner Eminenz befeſtigt; und Peppo hatte dadurch eine Stütze verloren, die er bei ſeinem Charakter und bei ſeinem nur geſteigerten Geſchmack an Räuberei und Gewaltthaten noch wieder ſehr nöthig haben konnte.

Siebentes Buch.

Erſtes Kapitel

Max und Noſtis durchſtreiften die ewige Stadt. Sie dachten auf dem Campo Vaccino des alten Forums, und unter den Statüen im Vatican der alten weltbeherrſchenden Römer, deren Tempel und Villen dieſe Götter geziert hatten. Das alte Rom iſt von der Zeit verzehrt, nur Trümmer zeugen noch von ſeiner untergegangnen Herrlichkeit; auch das neue iſt in unſrer Zeit ſchon eine Ruine; ſeine Bannflüche ſind kalte Blitze und der Vatican beherrſcht im 19. Jahrhundert ſo wenig die Welt, daß er nur noch von der Gnade eines hinfälligen Uſurpators lebt, wie ein Lahmer den andern führt.

Eines Tages nach vielen ermüdenden Ausflügen ließen ſich die Jünglinge an einem abgelegnen Plätzchen im Park der Villa Borgheſe nieder, um auszuruhn und ſich zu ſammeln.

Max ſah nachdenkend vor ſich hin. Noſtis, der ſich umgeſchaut, ſprang erſchreckt auf, als plötzlich eine ſchwarze Schlange mit einer gelben Krone auf dem

Haupte hinter der Steinbank aufraſchelte und im dürren Laube mit langen Windungen pfeilſchnell fortſchoß.

Max ſah ſich nun auch um und lachte laut auf.

„Ja! Du lachſt!“ rief Noſtis aus, „weil ich die Schlange und die Schlange mich flieht. Es iſt auch zum Lachen; aber ſo wird einem unheimlich zu Muth, mehr aus Phantaſie, als weil man in Gefahr iſt. Etwas Aehnliches iſt es mit dieſen Prieſtern. Wollten ſie ſich nur nicht von andern Menſchen ſo gefliſſentlich durch Tracht und Benehmen abſcheiden, daß ſie uns und wir ſie abſtoßen und fliehen, ſo könnte man ſie ſchon über Rom und ſeinen Wundern, dieſen mannigfaltigen Denkmälern verſchwundner und verſchwindender Kulturſtufen, vergeſſen, wie man die Schlangen über dieſe herrliche Natur vergißt, in der ſie doch grade ſo gut gedeihn!“

„„Wäre es weiter nichts, als die Erſcheinung und das Geſpenſtiſche des untergegangnen Mittelalters,““ ſagte Max, „„das ſollte mich ſo ſehr nicht ſtören; auch ſieht man in den Straßen Roms dieſe Uniformen der Geiſtlichkeit, die Dich geſpenſtiſch anwidern, doch wirklich weniger, als man erwarten ſollte. Ich finde ſie hier wahrhaftig nicht ſo aufdringlich, als in Antwerpen oder Paris. Aber dieſe Zuſtände, die ſie erzeugen, dieſe Idylle des Verbrechens, die ſich mitten in dem ſchönen Italien unter ihrem Krummſtabe wuchernd entfaltet, — denke nur an die arme Statella und an den entlaſſnen Greppe! — das iſt das Abſtoßende; dieſe Sündenvergebung im allergrößten Stil iſt durchaus unvereinbar mit der Sittlichkeit unſrer Zeit. Da find' ich unter den Büchern meines Vaters von dem unermüdlichen Gegner des Papſtthums Bianchi-Giovini „ein Gemälde des Römiſchen Hofes und eine Lebensgeſchichte des Cardinals Antonelli*)“, worin die haarſträubendſten Dinge mitgetheilt werden. Ich hätte ſie nicht geglaubt, wenn ich nun nicht ſelbſt dieſe Erfahrungen gemacht hätte. Du mußt das Buch leſen.““

Noſtis antwortete: „Je mehr ich darüber höre, deſto unglaublicher kommt es mir vor, daß dieſe Geſellſchaft noch zuſammenhält und deſto unverzeihlicher, daß die Franzoſen ihr eine künſtliche Stütze leihen und eine Gewalt wieder hergeſtellt haben, die mit vollem Recht von den überbrauſenden Volkswogen verſchlungen war und ſich vor derſelben Sonne einer neuen Zeit zurückziehen mußte, die über Frankreich aufgegangen iſt.“

Max erwiederte: „„Wie dieſe Sonne der neuen Zeit über Rom aufgegangen iſt, ſo iſt ſie jetzt die Mutter ebenſowohl der Fäulniß, als des Wachsthums Italiens, dieſes Wunderlandes, dieſer ſchönen Wiege der Europäiſchen Kultur. Was denkſt Du, Noſtis, ſollte es nicht möglich ſein, dieſes Unweſen in Rom von Innen heraus zu ſtürzen, wie wir Palermo und Neapel eingenommen haben, nicht weil wir ſie, ſondern vielmehr weil ſie uns haben wollten und auf eigne Hand ſchon entſchloſſen eingerichtet waren, ehe wir noch dazu kamen? Mir gefällt der Römer eher beſſer, als der Neapolitaner. Ich ſollte alſo meinen, er könnte auch unter Umſtänden mehr leiſten.""

---

*) Der Italieniſche Titel iſt: A. Bianchi — Giovini. Il Diario di Burcardo. Quadro dei Costumi della Corte di Roma nei Secoli XIV e XV. Aggiuntavi la famosa Bolla di Leone X., una biografia del Cardinale Antonelli ed altri documenti. Milano 1860. Neujahrsgabe für 1861.

„Das Verdrießliche iſt", entgegnete Reſtis, „Du haſt es hier immer mit dem ganzen Ehrgeiz der mißleiteten großen Nation, der Franzoſen, zu thun. Geſetzt auch, wir würfen ſie hinaus, ſo würden ſie nur wieder kommen. Gründlich ſind ſie ſicherlich nicht hier, ſondern nur in Paris zu ſchlagen; und dort wiederum müſſen ſie ſich ſelbſt gegen ſich ſelbſt helfen."

„„Aber,"" warf Max ein, „„ſie können doch nicht ewig in Rom bleiben. Sie ſind vor der Hand hier, aber nur vor der Hand. Iſt es nicht wichtig, daß Rom, ſo wie ſie den Rücken wenden, ſeinen Willen wieder geltend mache und den uralten Krebs der Prieſterherrſchaft noch einmal ausſchneide?""

„Das iſt wichtig genug, mein lieber Freund", verſetzte Reſtis, „doch ein langwieriges gefährliches Geſchäft, zu dem wir Fremde keinen Beruf und keine Zeit haben."

Kaum hatte er dieſe Worte ausgeſprochen, ſo erblickte er einen rüſtigen nicht grade mehr jungen Mann, den Beide ſchon von Palermo her als thätiges Mitglied der geheimen Regierung, der Verbündeten Garibaldi's, kannten: „Maſſarenti!" riefen Beide faſt zugleich aus, „Sie in Rom!"

„„Nun ja, man muß doch ſehn, was alte Freunde denken und thun““, erwiderte er, „„und ſo bin ich ſehr glücklich, ſo werthe und verdiente Kampfgenoſſen, wie Euch, anzutreffen! Ihr ſeid ſchon einige Zeit hier. Ich komme ſoeben an. Wir müſſen uns hier in Rom übrigens zu Kopfe ſehn. Geht nicht immer zuſammen aus. Laßt Euch den Mantel durch einen Bedienten nachtragen. Und wir drei nun vollends dürfen nie zuſammen durch die Straßen dieſer verzauberten Stadt gehn. Nun ſagt mir, was denkt Ihr von Rom? Wird es die Ehre ſeines Namens retten? Wird die Mutter der Geſetze den Vater der Willkür überwinden?““

„Von dem patriotiſchen Rom“, erwiderte Noſtis, „ſind wir nichts gewahr werden; wenn es exiſtirt, ſo weiß es ſich gut zu verbergen; von dem officiellen brauchen wir nicht erſt zu reden, es iſt der wunde Fleck Eures ſchönen Landes, unterbricht ſeine Einheit und pflanzt den Bettel, den Müßiggang, den Aberglauben und das Verbrechen an Euren Grenzen auf.“

Maſſarenti lächelte bitter, als würden ihm die Sünden des Kirchenſtaates zum erſten Mal vorgehalten. Guilio Cäſare Maſſarenti war Einer von denen, die vom Könige von Italien, von Cavour, von der Manin'ſchen Politik und von den Siegen über Oeſtreich durch den Neffen des Alten gar nichts hielten, dagegen mit großem Stolz zu erzählen wußten, wie ſie vordem in Bologna, zehn Mann ſtark, den Oeſtreichern eine Kanone abgenommen und ſie beinahe geſchlagen hätten. Maſſarenti berichtete dazu, wie er und ſein kleines

Fähnlein dann entkommen und wie er mit Mazzini das Brot des Exils gegeſſen. Die Niederlagen der alten Carbonari ſchlug er viel höher an, als die Siege der Piemonteſen, und mit Garibaldi war er weit mehr zufrieden, weil er ſich zürnend nach Caprera zurückbegeben, als, weil er triumphirend, der Dictator an der Seite des Königs, in Neapel eingezogen. Sein Element war die ewig unglückliche, ſtets geſchlagne und doch unſterblich fortwühlende Oppoſition. Der Erfolg war ihm faſt unbequem. „Ich bin gegen jede Regierung, ich bin unzufrieden“, hat man ihn ſagen hören, als ſeine Freunde eben den Stuhl der Gewalt beſtiegen hatten. So behagte ihm jetzt Rom und fühlte er ſich wohl in den düſtern, endloſen Verſchwörungen, die ſeit 1848 nun ſchon manchen graugewordnen Bart, aber noch immer keinen Erfolg des unterdrückten Gemeinweſens der ewigen Stadt erlebt hatten.

„„Iſt es aber nicht großartig““, fragte er mit leuchtenden Augen, daß weder die Begeiſterung erliſcht, noch die geheime Regierung, die legitime Volksbehörde, verrathen wird? Daß im Grunde Rom in unſrer Hand iſt, und daß wir dieſe hohle Oberfläche des Prieſterſtaates, in der nichts mehr Wurzel ſchlagen kann, verachten dürfen, weil ſie gar keinen andern Halt mehr hat, als die Bajonette der Fremden? Und dieſe Bajonette ſind ſie nicht gegen das Herz ihrer eignen Nation gerichtet, gegen das Frankreich Voltaires und der Revolution? Iſt Rom nicht die große Gefahr des Neffen? Was beweiſt klarer, als Rom, daß er nur proviſoriſch exiſtirt? Nun, Ihr müßt die Männer unſers Vertrauens kennen lernen und ihre Hoffnungen aus ihrem eignen Munde hören. Heute Abend iſt Verſammlung der Unſichtbaren. Kommt um 10 Uhr in's Kaffee Ruspoli. Ihr findet mich am Billard und folgt mir in einiger Entfernung, wenn ich aufbreche, redet mich aber nicht an, ſo lange wir nicht unter uns ſind!““

Mit dieſen Worten und einem raſchen Gruß verſchwand er im Gebüſch, wie vorhin die gekrönte Schlange.

„Sollen wir nur hingehn, Max?“ fragte Noſtis.

„„Allerdings!““ erwiederte Max, „„er iſt durch die ewige Verſchwörerei etwas verdreht worden, aber man kann ihm trauen, er hat Erfahrung und Vorſicht. Können wir ihnen unmittelbar nichts nutzen, ſo kann uns dieſe Kenntniß der Zuſtände doch ſpäter einmal wichtig werden.““

Zweites Kapitel.

Die Geſellſchaft im Kaffee Nuzeli war anſcheinend höchſt unverdächtig. Die Gäſte und die Kellner, weiter niemand. Maſſarenti ſaß und rauchte ſeine Cigarette zu einem Grog (mezzo caldo). Er ſchien ſich für das Billardſpiel zu intereſſiren. Man ſah wohl, daß einer der Kellner den ungewöhnlichen Gaſt unterhalten wollte, allein dieſer kannte ſeinen Mann, deutete von Zeit zu Zeit auf das Spiel und bot ihm an, einen Bajocco (einen Dreier) zu wetten, daß der nächſte Stoß gelingen werde. Dies ärgerte den Kellner, und es kam ihm grade recht, daß unſre Freunde in die Thür traten.

„Treten ſie näher, meine Herren, welchen Tiſch befehlen Sie? Von hier ſieht man das Spiel gut. Womit kann ich dienen?“

Dabei muſterte er die jungen Leute ſcharf. Max hatte ſich ſeinen jungen Bart natürlich militäriſch gezogen. Reſtis ſah wie ein alter Krieger aus.

„Die Herrn ſind Deutſche Offiziere!“ ſagte er mit einer Verbeugung. „„Ja wir ſind Preußiſche Offiziere!““ erwiderte Reſtis.

„Die Fremden nehmen um dieſe Zeit Kaffee", bemerkte der dienſtfertige Jüngling; und ſie nahmen Kaffee.

Als ſie damit zu Stande waren, ging Maſſarenti langſam an ihnen vorbei. Sie unterhielten den Kellner mit der Zahlung und ſchickten ihn fort zum Wechſeln. Als er wiederkam, war Maſſarenti draußen. Sie gingen ihm nach und fanden ihn langſam nach dem Kapitol zu vor ſich hingehn und fortrauchen. Sie gingen Arm in Arm und unterhielten ſich deutſch.

Endlich bog Maſſarenti in eine Seitengaſſe ein; faſt verloren ſie ihn im Schatten; jetzt war er außer Sicht. Sie ſchritten zu. Da zupfte er Max; dieſer bemerkte ihn in der offnen Thür, die er eben vorbeigehn wollte. Sie traten hinter ihm ein. Mit einem feinen Schlüſſelchen öffnete er eine Gangthür zur Seite, die ſich geräuſchlos wieder hinter ihnen ſchloß.

Der Gang hatte glatte Steinwände. Sie gingen im Dunkeln ſchweigend hinter einander fort, immer in grader Richtung. Endlich ſenkte ſich der Gang und die Luft wurde kühler. So gelangten ſie in eine Rotunde, die nur von dem Kaminfeuer zur Seite des Eingangs erleuchtet war. Ein runder grüner Tiſch ſtand in der Mitte, zwölf Stühle um ihn herum. Davon waren drei ausgezeichnet, die andern gleiche Armſeſſel. Neun Männer mit Brillen, die eine Art Maske abgaben, ſtanden plötzlich hinter den neun gleichen Stühlen. Unſre Freunde hatten nicht bemerkt, wo ſie eingetreten waren. Vier ſtanden zu jeder Seite des

Vorſitzenden, den man gleich dafür anſehn mußte. Der ergriff auch ſogleich das Wort: „Meine Herrn Senatoren, unſern Gäſten, den Genoſſen des berühmten Feldherrn unſrer Republik, bieten wir für ihr Verdienſt um die große Sache Italiens den Ehrenplatz an.“ Er winkte mit der Hand Platz zu nehmen. Die Sitzung war eröffnet.

„Herr Senator Schriftführer, tragen Sie uns den Bericht über die Lage der Römiſchen Republik vor.“

Dieſer ſtand auf und ſagte: „„Die Erobrung dauert fort. Der Feind iſt noch immer in der Stadt; mit ihm das verrottete Prieſterregiment. Der Feind, die franzöſiſche Beſatzung, hält dieſe Regierung im Vatican aufrecht, die nun in Wahrheit nicht von dieſer Welt iſt, denn wir erkennen ſie nicht an und führen unſre Angelegenheiten unter uns fort. Freie Menſchen laſſen ſich nicht unterjochen. Seit der Eroberung ſind nun aber große Dinge geſchehn. In Rom iſt das alte Regiment immer mehr entwurzelt und ihm hängt die Bevölkerung nicht mehr an. Sie hat uns ihr Vertraun keinen Augenblick entzogen. Dennoch haben wir hier in der Stadt nichts thun können, als uns vorbereiten und die Mittel zu der bevorſtehenden Befreiung anſammeln. Der große Mittelpunkt, das ewige Rom, mußte unbeweglich bleiben. In den Umkreis dagegen haben wir den Geiſt und die Thatkraft ergoſſen, die hier im Mittelpunkt ruhen mußten. Mit Orſini-Bomben und mit Piſtolenſchüſſen haben die Carbonari ihr abtrünniges Mitglied, den Dictator in Paris, an ſeine

Pflicht gemahnt. Manin's Politik iſt von Cavour und Cavour's Politik von dem General unſrer Republik unterſtützt werden. Louis Napoleon hat die Politik der Carbonari ausführen müſſen. Große Schlachten ſind für uns geſchlagen und gewonnen, die Lombardei iſt frei geworden. Der unermüdliche Tribun Mazzini hat die Fahne des Aufſtandes in Sicilien erhoben. Garibaldi, unſer Feldherr, hat ſie aufrecht erhalten, er hat an der Spitze einer Jugend, die von unſerm Geiſte beſeelt war, Palermo und Neapel erobert. Unſer Dictator hat dem Könige von Sardinien die Krone von Italien aufs Haupt geſetzt; Umbrien und die Legationen ſind frei, und das alte Latium iſt Alles, was vom Patrimonium Petri noch in den Händen unſrer Feinde geblieben iſt. Römer! Latium und Rom, das Herz und der Kopf Italiens, der Mittelpunkt des Kreiſes, den unſer Geiſt, den unſre Männer, den unſre Waffen befreit haben, ſoll die letzte, die größte Eroberung unſrer Wiedergeburt ſein. Sie iſt die ſchwierigſte, aber ſie iſt die gewiſſeſte; wie das Sonnenſyſtem nicht ohne die Sonne, ſo kann Italien nicht ohne Rom ſein. Die Vergangenheit ſpricht für die Zukunft. Orſinis Aufopferung und Privatkrieg in Paris, und Garibaldi's Feldzüge in der Lombardei, in Sicilien und Neapel ſind Römerthaten, von Rom ausgegangen und für Rom vollbracht. Rom wirft vom Stuhle St. Peters ſeinen verderblichen Schatten über die Erde, Rom wirft aus unſrer Catacombe ſeine Lichtblitze in die politiſche Finſterniß der Welt.““

„„Aber es iſt wichtig, mein Herr Vorſitzender, meine Herrn Freiwilligen und Senatoren, daß wir unſre Feinde nicht verkennen. Nicht Louis Napoleon, der alte Carbonaro und Kämpfer gegen den Papſt und gegen Oeſtreich; die franzöſiſche Republik, die Regierung Cavaignacs, beſchloß uns zu erobern, Civita Vecchia zu befeſtigen und, nach dem uralten Gelüſte der Einmiſchung, Italien von hier aus zu beherrſchen. Die Franzoſen, nicht ihr Tyrann, ſind unſre ſchlimmſten Feinde. Wir haben im Gegentheil an dieſem Bonapart einen Rächer gegen ſie. Ein Italiener tyranniſirt er die Franzoſen, weil ſie uns tyranniſiren wollten, und es mußte dieſer Eine, unſer Carbonaro als Dictator, ſein, der Italien von Oeſtreich befreien half; die Republik hätte nie einen ſolchen Krieg geführt; ſie ließ 1848 die Sardinier, die Lombarden und Venedig in Stich; ſie unterdrückte 1849 unſre Republik; ſie ſtellte den Papſt wieder her, ſie, die Tochter der Aufklärung; ſie ſchaffte das allgemeine Stimmrecht wieder ab; ſie war ſo weit zurückgegangen, daß Louis Napoleon Bonaparte durch den Staatsſtreich das allgemeine Stimmrecht gegen ſie wieder einführen und ſie unter ihrer eignen Schmach begraben konnte.““

„„Dies iſt Rache für Rom und Italien, aber zugleich ein Schmerz für uns; denn der böſe Geiſt dieſer Nation hat ein böſes unſittliches, ein fluchwürdiges Syſtem zur Herrſchaft gebracht. Dieſe Nation durchhaucht alle Völker mit der Verzweiflung an ihrer Ehre und an der Durchführung der großen Grundſätze von

1789. Unſre Schwierigkeit liegt alſo in dem tyranniſchen und übelwollenden Theil der franzöſiſchen Nation, der — geſtehn wir es offen — die Mehrheit und darum die Gewalt hat, der ſelbſt ſeinen Dictator zwingt, den Papſt, dieſes Sinnbild des untergegangnen Mittelalters, unſern Alp, zu beſchützen, an den er ſo wenig glaubt, als wir Römer. Seitdem nun die Expedition Cavaignacs ſich einmal in dieſem Mittelpunkt Italiens feſtgeſetzt hat, ſind wir gezwungen, all das Unglück mitzumachen, welches die eroberungsſüchtigen und darum natürlich knechtiſch geſinnten Franzoſen ſich ſelbſt aufbürden.""

„„Wir Italiener ſind vielleicht beſtimmt, in Frankreich der freien Minderheit gegen die knechtiſche Mehrheit beizuſtehn. Vielleicht wäre es jetzt ſchon möglich geweſen, wenn die ganze Nation mit Garibaldi ſich vom Volturno gegen Rom gewendet hätte. Die Nation, die Armee, der König folgten dem großen Führer nicht. Die Gelegenheit wurde verſäumt, um — die Franzoſen zu ſchonen. Wir müſſen warten, bis ſie wiederkehrt.""

„„Vielleicht aber — und das iſt nicht unwahrſcheinlich — können wir uns auch mit denen verbünden, die Deutſchland, eben ſo wie wir Italien, neugeſtalten und zu einem freien Gemeinweſen erheben wollen, mit einem Volke, daß weder dem Papſtthum noch der Eroberungsſucht ergeben iſt.""

„„Wenn dieſe glückliche, wie natürliche Verbindung durch Noth oder Weisheit der Regierungen zu Stande kommt, alsdann können wir Italiener frei aufathmen, und der Tag wird nicht ferne ſein, wo wir, mit den Deutſchen und Engländern verbunden, der franzöſiſchen Einmiſchung und Eroberung ein Ziel ſetzen.““

„„Wir haben lange gewartet, warten wir noch länger. Eine nähere Ausſicht, meine Herrn, eröffnet ſich uns für jetzt nicht. Sie iſt aber unendlich ſchön und befriedigend gegen das, was wir 1850 vor Augen hatten, ein Paradies gegen eine Wüſte.““

Hier endete der Bericht. Max und Noſtis hatten zuerſt mit Theilnahme, weiterhin mit Erſtaunen und zuletzt mit der größten Hochachtung vor ſolcher Auffaſſung der Weltbegebenheiten und in Verbindung damit der Schickſale der ewigen Stadt zugehört. Es blieb ihnen wenig Zeit, ſich zu ſammeln. Denn gleich darauf erfolgte der Bericht der Polizei, der die Ereigniſſe, die wir ſchon kennen, noch weiter aufklärte und unter anderm mittheilte, daß Giuſeppe, der Wirth zu den Kätzchen, ſich vollſtändig zu Dienſten geſtellt und in der Gegenpolizei gegen die päpſtliche verwendet werde.

Der Vorſitzende erhob ſich ſodann und ſagte:

„Und ſo thue denn jeder an ſeinem Ort das Seinige, wie bisher. Wer jung iſt, hoffe die beſſre Zeit zu genießen, wer hoch in Jahren iſt, laſſe ſich an dem Bewußtſein genügen, daß er die Früchte ſeiner Anſtrengung den Seinigen hinterläßt. Die Verſammlung iſt aufgehoben.“

Mit dem Hammerſchlage des Vorſitzenden auf den

Tiſch zog ſich ein Vorhang vor das Kaminfeuer. Es war dunkel. Man hörte die Neun ſich raſch entfernen. Die Stühle unſrer Freunde hingegen rollten mit ihnen zurück. Dann drehten ſie ſich. Maſſarenti ſtampfte auf und öffnete eine Thür. Es wurde eben hell genug, um den Ausgang ſehn zu laſſen. Eine Wendung führte auf einen Flur, und alle drei waren in wenig Minuten auf dem Corſo. „Lebt wohl!“ rief Maſſarenti und verſchwand.

Drittes Kapitel.

Weniger zufrieden, als Max und Reſtis, war Maſſarenti mit der Politik der Geheimen Regierung der Römiſchen Republik, die wir ſoeben gehört haben. Es war die einzig mögliche und darum gewiß die einzig richtige; „aber“, ſagte Maſſarenti, „ſie ſind aberweiſe geworden; Manins und Cavours Ohren kriechen ihnen überall zum Pelz heraus, Mazzini und die Partei der That wurden kaum erwähnt. So gehts, wenn man zur Regierung kommt! Mit meiner Bologneſer Compagnie und mit Einer Kanone greif' ich dieſen Montebello morgen an, wenn Rom ſich nur ſchlagen will, und treib' ihn ins Waſſer. Aber dieſe Reactionäre wollen nicht losſchlagen. Statt ſich ordentlich erſchieſſen zu laſſen, warten ſie bis ſie im Bette verrecken. Welch ein ſchlechter Geſchmack!“

Es war noch ein Glück, daß er nicht auf eigne Hand losſchlug. Aber ſeine Kritik der unſichtbaren Regierung war auch wohl ſo ernſtlich nicht gemeint, denn wir erinnern uns, wie er ſie noch vor einigen

Stunden in der Villa Borgheſe lebte. Es ärgerte ihn nur, daß ſie nicht correct mazziniſtiſch war.

Als Reſtis und Max zum Thee nach Hauſe kamen, war es ſchon ſpät.

„Laßt Euch nur in keine nächtlichen Zuſammenkünfte ein, Ihr Herrn“, ſagte der General Löffling, als wäre er mit dabei geweſen.

Die beiden ſahen ſich an und lächelten verſtohlen. Dann erzählten ſie von ihrem Tagewerk, ließen aber Maſſarenti und die Verſammlung in der Katacombe aus.

Max wollte der Thee gar nicht ſchmecken. „Ich weiß nicht, was mir fehlt!“ rief er aus, „aber es iſt nicht ſo wie ſonſt des Abends!“

Ida lachte und erwiderte: „„Natürlich, weil Bianca nicht mit dabei iſt, die Dir ſonſt den Thee einſchenkt!““

„Und warum habt Ihr ſie nur ziehn laſſen? Ich weiß nicht, wie Ihr ſie entbehren wollt, beſonders der Vater“, antwortete Max ganz ruhig.

„„Zum Theil biſt Du Schuld daran, lieber Sohn““, neckte ihn die Mutter, „„weil wir den Raum für Dich brauchten. Das iſt aber nur Nebenſache. Sie wollte ſo gern wieder einige Zeit bei der Gerhard wohnen, wegen gemeinſchaftlicher muſikaliſcher Studien. Und da haben wirs denn geſchehen laſſen; die Gerhard's ſind ja nicht aus der Welt!““

„Für Euch wohl nicht, aber für mich iſt es nicht viel anders. Bin ich ihnen doch noch nicht einmal vorgeſtellt. Ich werde ihnen morgen einen Beſuch machen,“ ſagte Max.

„„Thu Du das! lieber Bruder““, ermunterte ihn Ida neckend und lachte über den feinen Feldzugsplan.

Der alte General ſchmunzelte und dachte: „Nun der Junge ſcheint ſich zu beſſern. Die Bianca wird mir wahrlich krank, wenn er ihr nicht etwas den Hof macht.“ Laut ſetzte er hinzu: „Ich dächte die Gerhard's hätten dieſe Aufmerkſamkeit von Deiner Seite längſt verdient, lieber Max; verſäume es alſo nur nicht!“

Der General hatte durchaus keine Standesvorurtheile. Die Bianca war ein ſolcher Liebling von ihm, daß er immer nur beſorgt war, wie er ihr Glück befördern könnte; es ſchmeichelte ihm daher, daß Max ſie heute vermißte.

Etwas anders verhielt er ſich zu Noſtis. Dieſer war ihm zu ſtark in der Farbe der neuen Zeit gefärbt. Er hatte an Max vollkommen genug; und der Gedanke behagte ihm nicht, die ganze Familie aus dem alten Verhältniß zu ſeinem Kriegsherrn herausgeriſſen zu ſehn. Er wünſchte alſo eifrig, Ida möchte lieber einem jungen Manne, der in der Armee oder ſonſt im Staatsdienſt ſtünde, ihre Neigung zuwenden. Es fehlte durchaus nicht an Bewerbern, wie dies Noſtis mit großer Unruhe längſt gewahr geworden war. Er gab ſich aber heute ſchon zufrieden, daß „die zugeknöpften Kameraden, die Bonapartiſtiſchen Schnurrbärte von der

Geſandtſchaft und vor allem, daß die jugendliche Glatze mit dem romantiſchen Heiligenſchein des Bourbonismus von Neapel nicht zum Thor gekommen waren."

Und Max machte ihn vollends glücklich, als er vorſchlug, Noſtis möge einige Lieder ſingen, und ſich von Ida begleiten laſſen. Kein Menſch hatte dieſe Gabe der Muſen bei dem jungen Krieger vermuthet; auch war bisher wenig Zeit zu ſolcher Unterhaltung geweſen. Die Befriedigung war allgemein; nur Max hätte denn doch gewünſcht, auch einmal Bianca zu hören.

So verlief der Abend; und jeder hatte ſeine eignen Gedanken und Wünſche dabei.

Viertes Kapitel.

Die Ducheſſa Laura Carolini hatte mit Verdruß bemerkt, daß ſeine Eminenz der Cardinal-Staatsſecretär viel zu viel väterlichen Antheil an der jungen Senninerin genommen und war gar nicht geſonnen, ſich an der Nera Badelini eine Nebenbuhlerin in ſeiner Gunſt zu erziehn. Mit dem jungen Belmontet ſtand das Spiel nicht viel anders. „Er war merkwürdig aufmerkſam gegen das Gebirgskind; immer ſtand er auf der Lauer, ob er ihr nicht einen Dienſt erweiſen, einen Stuhl herbeiholen oder aus dem Wege räumen oder das Taſchentuch aufheben könnte, wenn ſie es aus reiner Schalkheit fallen ließ. „Oh! oh! ich hab' es wohl geſehn! Bin ich denn aber ſchon ſo alt?“ — ſie ging einige Male vor ihrem Spiegel vorüber, — „daß dieſes Naturkind, blos weil es noch ein Kind iſt, mich ausſtechen ſollte? Nun giebt Seine Eminenz ſie mir ganz kühl in Pflege. Hm! Hm! Nicht wahr, ihr Herrn, es wäre recht bequem, und recht anregend, wenn ihr dieſen Ausbund von einer Räuberbraut immer bei mir ſändet; wenn ich ſie Euch ſo zu ſagen aushielte? Wenn ich dafür nun aber gar keine Ohren hätte, was ſagtet Ihr dann? Und wenn ich ſie nicht im Hauſe behalten will, was fang' ich da mit ihr an?“

Es war am Morgen nach dem Beſuch des Cardinals und des jungen Belmontet und nach der Verſtellung der Nora, daß der Ducheſſa dieſe Gedanken durch den Kopf gingen. Sie trank eben ihre Chocolade und trat mit der Taſſe in der Hand, ans Gartenfenſter. Der Garten vor ihrem Balconfenſter hatte unten eine Marmorballuſtrade, mit Orangen- und Granatbäumen in Töpfen umſtellt. Sie hörte dort Lachen und Händeklatſchen. Dies unterbrach ſie in ihren Gedanken. Sie bog ſich zum Fenſter hinaus und ſah Nora mit einem ihrer Bedienten den Saltarello tanzen, und die Muhme Genifreda lachend und Beifall klatſchend unter den Granaten ſtehn.

Die Ducheſſa kam grade noch zur rechten Zeit, ums mit anzuſehn, wie Nora die Wendungen der neckiſchen, entgegenkommenden, ſchalkhaft fliehenden und ſchelmiſch entſchlüpfenden Liebſten, die im Saltarello dargeſtellt werden, mit überraſchender Anmuth ausführte.

Da ſchoß ihr das Blättchen. „Ich hab's!“ ſagte ſie zu ſich ſelbſt. „Ich thu' ſie ins Ballet; ich laſſe ſie als nationale Tänzerin auftreten!“ — Sie ſah dem Tanze weiter zu. — „Allerliebſt! ſo wahr ich lebe!“ rief die Ducheſſa aus, ganz hingeriſſen von der Kunſt der ſchlanken, gewandten Dirne. „Und nun wieder dieſes ſchelmiſche Ausweichen, aber noch ſtärker betont, als das vorige Mal! Nein, das iſt zum Entzücken! Nicht wahr, mein Herr Cardinal, nicht wahr, mein Herr von Belmontet, das möchten Sie wohl mit angeſehn haben? Sie hätten über das runde Füßchen der Sonninerin die Chocolade vergeſſen! aber ſo haben wir nicht gewettet! Nicht hier, auf der Bühne könnt Ihr ſie tanzen ſehn. Da wird es ihr an Verehrern nicht fehlen, und Ihr werdet das Nachſehn haben. Aus Ew. Eminenz heiligem Bereiche wird ſie aber durch das Theater ſo weit entfernt ſein, daß Sie ihr nicht nahen können, ohne Gefahr ſich bloszuſtellen."

Das ganze Haus der Ducheſſa Laura Carolini war glücklich. Unten ſpielten ſie, wie die Kinder, und eben hatt' es die Herrin, dieſe neidiſche Göttin, bei ihrer Chocolade richtig herausgebracht, wie ſie dieſe Glücklichen regieren ſollte, vor Allem aber, wie ſie es verhüten wollte, daß „dieſer Ausbund von Sonnino" nicht etwa ihre Nachfolgerin oder gar von dem Cardinal in den Adelſtand erhoben würde.

Fünftes Kapitel.

Der Plan der Ducheſſa war leicht auszuführen. Die Geniſreda mußt' es der Nera in den Kopf ſetzen. Die mit ihrer Ruhmſucht fing leicht Feuer. Gefahr konnte auch nicht dabei ſein. Der mächtige Cardinal wollte ſie ja beſchützen und hatte ihr vor Zeugen erklärt, Peppe habe kein Recht auf ſie. Und als der Balletmeiſter, den die gnädige Frau bezahlte, mit ihrem Saltarello zufrieden war, wurde Nera wirklich ins Ballet aufgenommen.

Kaum, daß der Balletmeiſter einige Winke zu geben hatte, die ſich auf die Wirkung in die Ferne bezogen; ſchon in der Probe ſah Alles vorher, der Nationaltanz werde glänzend einſchlagen, und das um ſo ſicherer, je weniger man der Natürlichkeit der Tänzerin Abbruch thäte.

Im Hauſe des Generals erregte die Ankündigung der Signora Badelini weiter keine Aufmerkſamkeit. Nera war dort unter ihrem Familiennamen nicht bekannt. Der Cardinal dagegen und der Herr von Belmontet wurden äußerſt neugierig. „Alſo dorthin hat ſie ſich von der Herzogin zurückgezogen?!“ Sie fuhren natürlich ins Theater.

In der Oper, die dem Ballete vorherging, trat Bianca mit ihrem gewöhnlichen Erfolge auf; ja, durch ihre Studien mit der Gerhard hatte ſie ſich in der That noch weiter gebracht. Nach der Vorſtellung erſchien ſie in des General Löffling's Loge, wo auch Max und Reſtis waren.

„Sollen wir das Ballet abwarten?“ hieß es.

„Man verſpricht ſich viel vom Saltarello, in dem eine Tänzerin aus dem Gebirge auftreten ſoll“, ſagte Bianca. Sie hatte auf der Bühne davon gehört.

Das Ballet begann mit einer Einleitung zu dem Saltarello-Tanz unſers Paares, das zum Mittelpunkt der Darſtellung gemacht war.

Das Paar trat ein; erſt wurd' es umtanzt und bekränzt, dann folgte der Werbetanz, der Saltarello.

„Es iſt Nora!“ rief Max aus.

„Wahrhaftig! ſie iſt es!“ beſtätigte Reſtis.

Und Beide folgten ihrem Tanze mit ſo viel Theilnahme, und Alles war von ihrer Schönheit und Anmuth ſo hingeriſſen, daß Bianca ihren Rath, zu bleiben, bitter bereute und feſt überzeugt war, Max dächte an nichts, als an ſeine ſchöne Retterin, dieſe Heldin, die nun auch eine Künſtlerin war. Eben ſo unglücklich fühlte ſich Ida. Denn Reſtis wußte kein Ende zu finden, die neue Tänzerin mit dem Geſicht des Korſen zu loben.

„Es iſt nur ein Glück, daß der Räuberhauptmann nicht hier iſt!“ bemerkte Max; „ich weiß nicht, was er anſtiften würde!“

„Ein Blumenſtrauß aus der Loge des Cardinals!“ rief der General. „Nun, Seine Eminenz iſt ein Kunſtkenner!“

Der Cardinal blieb nicht der Einzige; es regnete Zeichen der Verehrung und Bewunderung, wie damals bei Bianca's erſtem Auftreten. Und Ausrufe ertönten: è Romana, è bella! ſie iſt eine Römerin! ſie iſt ſchön!

In der Loge des Generals, die nahe am Theater war, brach man auf. Nora warf einen Blick hinein; er fiel auf Max, der ſich eben erhob. Ihr wars wie ein Pfeil ins Herz, ſie erblaßte, ſie wankte und wurde von ihrem Tänzer aufgefangen. Manchem entging der Vorfall; Einigen ſchien er zur Verſtellung zu gehören; Max aber erſchrak und Bianca war über die Maßen betrübt und unglücklich. Schien Max doch nicht nur ſie, ſondern ſich ſelbſt ganz zu vergeſſen! „Sorgt für die Signora!“ rief er der Gruppe auf dem Theater zu; und ſeine Mutter, erſchrocken über dieſe Einmiſchung, zog ihn leiſe fort mit der Beruhigung: „Es iſt ja nichts Ernſtliches, mein lieber Sohn!“

Als ſie auf den Logengang heraustraten, eilte Belmontet mit flüchtigem Gruße an ihnen vorbei aufs Theater. Ohne Zweifel wollte er der Nora ſeinen Beiſtand anbieten.

„Wo in aller Welt“, fragte Max wie eiferſüchtig, hat der die Nora kennen lernen?“

Sechſtes Kapitel.

Alle aus der Loge des Generals Löffling begleiteten Bianca zu Gerhards. Max führte ſie; aber die Verſtimmung hing wie eine Wolke über ihnen her. Bianca hatte das Gefühl, die glänzende Erſcheinung der Nora Badelini habe ſie völlig aus ſeinen Gedanken verdrängt, und er ſpräche nur darum nicht, weil er immer noch an die Nora dächte, ja, er vergeſſe ſie ſogar, während ſie an ſeinem Arme hing. Hätte er nur ein Wort geſagt, ſo wär' es doch an ſie gerichtet geweſen, wenn es auch natürlich nur Nora gegolten hätte!

Aber das Wort wollte ihm nicht über die Zunge. Tauſend Möglichkeiten ängſtigten ihn. Wie ſollt' es wohl werden, wenn Peppo ſie ſah? Und wie konnt' es vermieden werden, ſobald er wieder in Rom war? Wo war er? Was hielt den Unhold fern? Wie konnte man die Nora gegen ihn ſchützen? Welch ein Unſtern hatte ſie verleitet, öffentlich aufzutreten, anſtatt ſich ſorgfältig zu verbergen? Ja, wie war ſie im Umſehn mit ihrem Talente den Leuten bekannt geworden, und wie an dieſen viel beneideten Platz gelangt, ſie das unerfahrne Landmädchen aus dem Volsker Gebirge?“

Beim Abſchiede von der Bianca endlich fielen ihm alle ſeine Sünden aufs Herz, er zwang ſich zu reden und ſtotterte einige Worte der Entſchuldigung: „Die Erſcheinung der Nora habe ihn beſorgt und unruhig gemacht; er werde ſich ſchon wieder finden; er bitte wegen ſeiner Abweſenheit und Zerſtreutheit um Entſchuldigung!“

Aber das tröſtete Bianca ſo wenig, daß es ihr im Gegentheil nur ihre Beſorgniß beſtätigte.

Kaum hatte ſie ſich daher bei Allen verabſchiedet, ſo eilte ſie auf ihr Zimmer, warf ſich aufs Sopha und ſtrömte ihren lang unterdrückten Kummer in heißen Thränen aus. Ach, daß ſie ſich einmal ſatt weinen konnte!

So traf die Gerhard ihren Liebling, ſtreichelte ihr die weichen ſchwarzen Locken und ließ ſich Alles klagen, um ihr womöglich Troſt zuzuſprechen.

Leichter, obwohl ſchärfer war es zwiſchen Noſtis und Ida hergegangen.

„Die Napoleonsblicke der ſchönen Badelini drangen ja wohl recht tief in Ihre aufmerkſame Seele ein, Herr Graf? Es erinnerte Sie wohl an die Abruzzen und all die Romantik!“ ſpottete Ida.

„„Aber Fräulein, ſein ſie gütig!“ bat Noſtis kleinlaut. „Es war ja nichts anders, als die plötzliche Ueberraſchung! Die Nora auf dem Theater im Saltarello! Und am Ende die Ohnmacht in den Armen ihres Tänzers! Was doch alles in der Welt vergeht!““

„Ich kann mir's lebhaft denken, daß Sie es bedauern, die merkwürdige Berufsänderung der Signora Badelini ſo ſpät zu erfahren!“ ſagte ſie ihn ſchraubend.

Neſtis fühlte ſich zwar in die Enge getrieben; er hatte ja ſein Intereſſe nicht verbergen können; aber der Eifer, der aus dieſen bitterböſen Vorwürfen darüber ſprach, ſchmeichelte ihm vielmehr, als daß er ihn hätte verletzen ſollen. Die junge Freundin verrieth ihm damit ein Geheimniß, das er gar zu gern längſt gewußt hätte, daß er auch wohl merken, aber doch ſo nicht hatte durchſchaun können; und er dachte bei ſich: „Wären wir doch allein! Dies Schmollen ſollte mich prächtig vorwärts bringen! Wie glücklich bin ich, daß ſie mich dafür ausſchilt! Wenns nur der Alte nicht gehört hat; es iſt ein Glück, daß er nicht mehr ſo ſcharf hört, als bei Bellealliance!“ Dabei ſchwieg er eine Zeit lang; endlich in der Verzweiflung, wie er ſich weiß waſchen ſollte, fuhr er heraus: „Nun, wenn Einer der Räuberbraut ins Netz gefallen iſt, ſo iſt es doch ſicherlich der arme Max; ich bin nur ſo ein Beiflüchter!“

„„Wie der Staar von Segringen!““ rief ſie lachend aus. „„Nun, es iſt immer noch das Beſte,““ ſetzte ſie wie halb verſöhnt hinzu, „„wenn man den Schaden doch eingeſteht, den man angerichtet!““

Hier waren ſie bei des Generals Wohnung angelangt, und Neſtis empfahl ſich mit einem ſchüchternen Händedruck, den die zürnende Göttin nicht zu bemerken ſchien und natürlich ſonſt niemand bemerken ſollte.

Siebentes Kapitel.

Am andern Morgen trieb es Max unwiderſtehlich zur Bianca. Er fühlte ſich ſchuldig und wußte nicht warum. Was hatte er denn gethan? Und doch ahnte ihm, wie unglücklich er das gute Kind gemacht haben müſſe. So wie alſo das Frühſtück vorüber war, und es die Sitte irgend erlaubte, eilte er zu Gerhards, angeblich um den Beſuch zu machen, den er ihnen immer noch ſchuldig war, in Wahrheit, um die Bianca zu verſöhnen.

Er fand die Gerhards beide nicht zu Hauſe.

Wozu wäre auch der Gott der Liebe, wenn er den Seinigen nicht durch ſolche Gelegenheiten beiſtehn wollte!

Die Thüren der Zimmer ſtanden offen, die Fenſter waren grün geblendet gegen die Sonne, eine ſanfte Muſik leitete ein ſchwermüthiges Lied ein, worin Bianca ihrem Kummer Worte gab. Max blieb in der Thür ſtehn und ſtörte ſie nicht. Er hörte ihr ſo gerne zu. Dies war aber Alles gar zu trübe. Ihr ſchwarzer Anzug paßte dazu und faſt verdeckten ihre reichen Locken auch noch den jugendlich leuchtenden Nacken, wie ſie wiederholt und wiederholt ihr „Vergiß mein nicht!“ ſang, oder vielmehr wie eine Nachtigall in das ſtille Halbdunkel hinflötete, und man wußte manchmal nicht, ob ſie es noch ſang oder im Gewühl der ſanften Trauertöne verhallen ließ, mit denen ſie ſich begleitete.

Der Nachklang von geſtern! Die Klage über Max!

Ueberwältigt von der Macht des Augenblicks hielt er ſich nicht länger und mit dem Ausruf: „Nein, ich vergeſſe Dich nicht, Bianca, hier bin ich!“ eilte er heftig bewegt zu ihr heran.

Aber ſein plötzliches unerwartetes Dreinfahren hatte ſie ſo erſchreckt, daß ſie einen lauten Schrei that, aufſprang und beide Hände, wie zur Abwehr gegen ihn ausſtreckte.

So ſtanden ſie ſich gegenüber. Max näherte ſich und ergriff ihre Hand.

„„O Max, wie haſt Du mich überraſcht!““ rief ſie aus, ſchlug die langen Wimpern ihrer dunkeln Augen nieder und zitterte vor Aufregung und Freude. Sie konnte ihr Glück nicht faſſen. Sollte ſies nur glauben? Hatte er wirklich die Worte gerufen, die ſie gehört, oder war es immer nur wieder Spiel und Muſik?

„Bianca, meine Bianca“, fragte Max, „hab' ich Dich erſchreckt? Kannteſt Du denn meine Stimme nicht?“

„„O, ich kannte ſie wohl; und erſchrak, weil ich Dich nicht erwartete, ja, weil ich fürchtete, Deine Gedanken wären ganz wo anders, als bei mir.““

Max führte ſie zu einem Sitz. Er behielt ihre Hand und ſagte: „Du hieltſt mich gewiß für lieblos, kalt und treulos; aber das Alles bin ich nicht, und war es auch nie, glaub' es mir. Neulich Abends, als ich zu Hauſe kam, fehlteſt Du mir ſo ſehr! Ich konnte es nicht verbergen und machte der Mutter Vorwürfe darüber, daß ſie Dich habe ziehn laſſen; und der Vorfall von geſtern hat mich nicht ſchlafen laſſen. Es wurde mir bald klar, ich hätte Dir etwas abzubitten. So komme ich nun gleich und will Dir nur ſagen, daß ich Dich wahrlich nicht vergeſſe und Dir auf ewig angehöre, wenn Du mich willſt. Nun ſage, was ſollen wir thun? Ich bin noch ſo jung und habe noch gar nichts in der Welt ausgerichtet; dazu bin ich Soldat und habe immer nur auf Gefahren zu rechnen. Du hingegen biſt ſchon eine berühmte, ſelbſtſtändige, viel verehrte Dame. Wie ſieht es wohl aus, wenn ich Dir meine Hand anbiete? Und doch ſehe ich nicht, wie ichs nur einen Augenblick verſchieben kann, damit Du mich nicht für ganz gefühl- und treulos hältſt."

Er ſchwieg und ſah ſie fragend an; aber ſo glücklich ſie war, reden konnte ſie nicht. Als aber ihre Blicke ſich begegneten, konnten Beide nicht widerſtehn. Sie fielen ſich in die Arme und hielten ſich, als wollte eine feindliche Gewalt ſie von einander reißen.

„Dein auf immer!" rief Max, und beſiegelte ſeinen Schwur mit einem Kuß, dem erſten, den er je auf ihre Lippen gedrückt, denn er war immer ein mädchenſcheuer Burſch geweſen.

„„Iſt es nur wahr?““ erwiderte ſie ſchüchtern; „iſt es kein Traum, kein Spiel der Muſik? Und was werden Deine Aeltern dazu ſagen?““

„Das hab' ich wohl bedacht, liebe Bianca“, fuhr er ganz leiſe fort, „wir müſſen unſer Geheimniß ſorgfältig bewahren; denn ſie werden ſagen, ich ſei noch zu jung. Du mußt mich alſo, wie eine unreife Traube noch etwas an der Sonne hängen laſſen; älter werd' ich ſchon werden. Aber ich konnte Dirs unmöglich länger verbergen. Als ich Dich nur Einen Abend nicht zu Hauſe fand, fühlte ich mich ſchon beunruhigt und elend allein. Da konnt' ich mirs denken, wie Dir zu Muthe ſein müßte. Und warum ſollten wir Beide uns abhärmen und unglücklich bleiben? Wir wollen ja nur ganz gewiß und treulich einander gehören.“

„„Du ſprichſt ſo klug, daß ich Dich ganz begreife““, ſagte ſie. „„Ja, ich war ſehr unglücklich und fühlte mich ſo ganz und gar verlaſſen, als Du und als Ihr alle geſtern Abend von mir gingt. Heute morgen ſind nun Gerhard's in Geſchäften fort; da wurd' es noch ärger, bis““ —

Hier trat die Gerhard ins Zimmer.

Bianca ſtellte Max vor und ſagte: „er habe ſehr bedauert, ſie und ihren Gemahl nicht zu Hauſe gefunden zu haben“ — —

„„Das ſoll ich Dir doch nicht etwa glauben, liebe Bianca?““ unterbrach die Gerhard ſie ſchalkhaft; und Max, der wohl ſah, daß ſie Alles errathen habe, trat raſch dazwiſchen, küßte der Gerhard ehrerbietig die Hand und ſagte: „Frau Gerhard, Sie kennen doch den kleinen Max noch, den Sie ſo oft mit Knochen der Heiligen aus Ihrer eignen Zuckerbäckerei gepflegt? Und ich kam wirklich, um feierlich und dankbar unſre Bekanntſchaft zu erneuern, wenn Sie es mir erlaubten. Nun haben wir freilich Ihre Abweſenheit benutzt, und Sie haben uns dafür überraſcht. Ja, ſie iſt ſeit wenig Augenblicken meine Braut. Aber wir wollen unſer Glück noch geheim halten. Sein Sie unſre Vertraute, wie Sie immer unſre Beſchützerin waren. Unſre Gründe ſollen Sie alle hören.“

Bianca war mit dieſer Wendung ſehr zufrieden und fiel gleich ein: „Ach ja, Du Liebe, das konnte ja gar nicht anders ſein; mit Ida iſt es freilich ebenſo. Was ſagſt Du, Max?“

„„Sprich Du mit ihr, Bianca. Mehr können wir aber auch jetzt nicht thun; Du wirſt ſchon ſehn, wie es kommt.““

„O ängſtige mich nicht mit neuen wilden Plänen. Die Kugel, die Dich träfe, tödtete auch mich!“ rief Bianca aus.

Nun, das fängt gut an, dachte Max; die Gerhard aber tröſtete Bianca und ſagte: „fürchte Dich nur nicht ohne Noth, liebes Kind. Sie raſſeln viel mit dem Säbel, ziehn ihn aber doch nur ſelten aus der Scheide!“

Max hatte ſich, wie gewöhnlich, mit Reſtis verabredet. „Ich muß jetzt zu Reſtis, bringe Dich aber vorher zur Ida; denn die willſt Du jetzt ja doch ſprechen", ſcherzte Max mit Bianca. Als ſie gingen, lud die Gerhard ihn ein, ſie manchmal Abends zu beſuchen und verſprach ihm auch Zuckerwerk, wenn er käme.

Achtes Kapitel.

Mit unbeſchreiblicher Ungeduld hatte Reſtis ſeinen Freund Max erwartet. Er war ſonſt immer ſo pünktlich; was konnte ihm diesmal in die Quere gekommen ſein? Und grade heute hätte er ihn ſo gerne früh Morgens ſchon geſprochen. Er wünſchte durch Max die Familie Löffling zu einem Ausfluge nach Frascati und dem Monte Cavo, dem alten Mons Latinus zu bewegen. Eine Landpartie konnte ſeine Pläne fördern.

Als Max endlich erſchien, berichtete er ihm, was ihm geſtern mit Ida begegnet war und ſchloß mit den Worten: „ſteh mir bei, Max, daß wir es zu einer Landpartie bringen, wo ich Gelegenheit finden mag, ein paar Worte unter vier Augen mit ihr zu wechſeln.“

Max lachte heiter dazu und brach heraus: „„Das geht ja Schlag auf Schlag! Denke Dir, Bruder, ich habe mich eben mit meiner Bianca verlobt““ —

„Das haſt Du gethan?“ —

„„Und hätte gedacht, ich könnte noch in fünf Jahren an ſo etwas nicht denken; aber dieſer Auftritt mit der Nera ließ mir keine Wahl; die Bianca war zu unglücklich; ich mußte ſie beruhigen: entſchloſſen war ich ja doch ſchon längſt.""

„Du Glücklicher!" rief Reſtis, „aber da wirſt Du ein Herz für meine Lage haben, und mich nicht wieder damit aufziehn."

„„Weißt Du was? Wir nehmen zwei Miethwagen; — Einer iſt ja nicht genug; denn wir ſind ſechs mit der Bianca, die zu Hauſe iſt; — und fahren gleich bei den Alten vor. Die Frauen haben wir auf unſrer Seite, und den Papa werden wir ſchon breit ſchlagen. Wir junges Volk können ja zuſammen fahren und die beiden Alten ganz gemächlich allein; ſo kommſt Du vielleicht mit Ida in den nämlichen Wagen; iſt Dir das recht?""

Sie ſprangen gleich jeder in einen Wagen auf der Piazza d'Eſpagna und fuhren hin. Auch willigte der General ſchmunzelnd und ohne Widerrede in die Ausfahrt. Er hatte von ſeiner Julie und die Julie von der Ida und die Ida von der Bianca das Geheimniß des Tages gehört und nur den Ausruf gethan: „Hat der Junge den Muth gehabt? Ich dachte ſchon, er würde all ſein' Lebtag' ledig bleiben. Ich wette Dir, Julie, er hat ihr noch keinen Kuß gegegeben!" —

„„Ach, Ludwig, wie kannſt Du nur"" — —

„Nun, wir wollen uns ſtellen, als merkten wir gar nichts, — ſo werden wir ſie am Ende Beide in Verlegenheit ſetzen. Wir ſollen alſo die Verlobung in

Fraſcati feiern, ohne etwas davon zu wiſſen. Das begegnet einem geſtrengen Familienhaupte nicht alle Tage. Schon der Seltenheit wegen müſſen wir einwilligen. Moritz ſoll etwas Vino d'Aſti und Orvieto in den Wagen ſtellen."

Julie ſchalt ihn noch ein wenig aus, daß er über ſo ernſte Dinge ſo leichtfertig reden könnte; die Fahrt wurde aber bewilligt.

„Warte", rief der General ihr nach, als ſie gehn wollte, „ſag' ihnen, ich käme gleich und wünſchte mit den Herren in dem zweiten Wagen zu ſein, ihr Frauen könnt den erſten nehmen!"

Er hatte ſeine Gründe für die Anordnung.

„Es iſt gottlos genug", ſagten die Mädchen, „aber wir dürfen uns nichts merken laſſen."

So fuhren die Damen unter vertraulichen, die Männer unter gelehrten und politiſchen Geſprächen durch die Campagna bei manchem berühmten Denkmal alter Zeit vorüber aufs Albanergebirge zu.

Am Fuße des Lateinerbergs, des Monte Cavo, wo es zum Kloſter hinaufgeht, mit dem dieſer, wie ſo mancher andre ſchöne Punkt Italiens beſetzt iſt, beginnt die alte römiſche Triumphatorenſtraße, die zum Tempel des Jupiter Latinus führte, aber für einen heutigen Wagen etwas zu ſteil und für die Pferde mit ihrem altrömiſchen, unregelmäßig behauenen Pflaſterſteinen eigentlich zu glatt iſt. Die Geſellſchaft verließ daher ihre Wagen am Fuß des Berges und begann hinaufzuſteigen.

Mit einem eigenthümlichen Gefühl ſetzten ſie den Fuß auf das wohlerhaltne uralte römiſche Pflaſter der Via triumphalis; aber dies Gefühl hielt nicht lange vor, die jungen Leute verfielen bald auf andre Gedanken und ließen das alte Paar unter Moritz' Obhut. Die Mädchen liefen nach Blumen — ſie hatten Sammlungen, in denen alle merkwürdigen Plätze, die ſie beſucht, durch Blumen vertreten waren — und nach Laub zu Kränzen in die Büſche, die den Weg einſchließen; Max und Neſtis folgten mit ihren Federmeſſern, um die Zweige abzuſchneiden, die den Mädchen gefielen. Erſt halfen ſie ihnen zu ihren Sträußen; dann entſpann ſich bald ein Haſchen und Verſtecken; und zuletzt ſah man ſie weit voraus Reigen- und Kettentänze aufführen.

„Sie ſind ſehr glücklich, Ludwig; das erinnert uns an frühere Zeiten!“ ſagte die Generalin, ruhte ein wenig aus, ſchöpfte Athem und beneidete das junge Volk um ihre kräftigen Lungen und Füße.

„„Sie ſind nicht nur glücklich, ſondern auch ſchlau, denn ſie wollen offenbar allein ſein und wiſſen recht gut, daß wir Alten dieſen ſteilen Berg nicht hinauftänzeln können, wie ſie!“ erwiderte der General.

Seine Befürchtung war nur zu wohl begründet. Dies ungünſtige Terrain brachte ihn um die Früchte ſeiner Kriegsliſt, womit er die Wagen zwiſchen Männer und Frauen getheilt hatte.

Oben angelangt fanden ſich die triumphirenden jungen Paare zuſammen; es galt aber weniger dem

Jupiter Latinus, als dem Gott Amor ein Opfer darzubringen. Bianca war ausgelaſſen vor Freude; man erkannte die ſehnſüchtig ſchwermüthige Nachtigall nicht wieder in dieſem Schalk der durch die Büſche ſchlüpfte mit vollen rothen Backen wie eine ländliche Schöne aus Rocca di Papa.

Ida war wie die Morgenſonne. In blauer Seide mit weißem Sonnenſchirm nahm ſich das blonde ſtattliche junge Mädchen verführeriſch aus. Auch ihr hatte das Haſchen und Tanzen die Via triumphalis hinauf die Wangen geröthet, und erſt an Reſtis Arm ſchöpfte ſie nun wieder Athem.

Beide ſtanden oben am Rande des ehrwürdigen Lateinerberges und blickten hinunter nach Rom, das ſeine mächtige Kuppel aus der Ebne erhob, und blickten hinüber auf's Meer — nach Elba; ja, bis nach Iſchia und der Solfatara vor dem Pauſilipp und Neapel trug der Blick; ſo hell war die waſſergeſchwängerte Luft des meerumfloſſnen herrlichen Landes.

„Dort iſt die Bucht von Bajä!“ ſagte Reſtis.

„„Der Schauplatz Ihrer Kriegsthaten!““ erwiderte Ida ſchmeichelnd.

„O ich wollte all dieſen Siegesruhm, ſo theuer er mir iſt, darum geben, Fräulein Ida, wenn ich hier auf der alten Triumphatorenſtraße keine Niederlage erlitte. Sagen Sie mir, daß ich von meinen knappen Kameraden aus dem Palazzo Caffarelli nichts zu fürchten habe!“

Dabei wagte er ihr die ſchöne Hand herzlich zu drücken, und als ſie ſie nicht zurückzog, obgleich ſie nicht antwortete, fuhr er fort: „Ich bin eiferſüchtig auf jeden Blick, den Sie ihnen gönnen, und fürchte, daß Ihr Herr Vater kommt, ehe ich Ihr Wort habe!“

„„Sehn Sie ihn?““ fragte Ida erſchrocken, und vergaß, wie viel ſie damit verrieth.

Neſtis umarmte ſie; und ein raſcher Kuß, den ſie hinnahm, war ihr Jawort.

„O welch' ein Glück,“ rief er aus, „und welch' ein herrlicher Augenblick!“ Er hielt ſie, als wollt er ſie nie wieder frei laſſen. So hing er an ihrem Munde.

„„Beherrſchen wir uns!““ ſagte ſie raſch, ſowie ſie vor Küſſen zu Worte kommen konnte; „„mein Vater iſt noch lange nicht darauf gefaßt. Er darf uns hier ſo nicht überraſchen!““

Sie gingen ins Kloſter hinein, ſuchten Max und Bianca, riefen laut nach ihnen, und gaben ſich alle erdenkliche Mühe, in einer möglichſt unbefangnen Verfaſſung angetroffen zu werden, wenn die Aeltern heraufkämen. Sie mußten nahe zur Hand ſein; und ſeinen Verdacht hatte der General heute morgen deutlich genug ausgedrückt, als er die jungen Leute nicht zuſammen fahren ließ.

Neuntes Kapitel.

Beppo verließen wir auf der Straße nach Albano und Velletri. Hatte er Nora im Wagen des Vetturino Badi nicht entdeckt, ſo jagte er ihr nur deſto eifriger nach durch die berühmten Pontiniſchen Sümpfe über Terracina bis Sonnino.

Hier erfuhr er nun ſchon in der Oſteria, ehe er zu den Badelinis kam, daß ſie Sonnino verlaſſen habe; und das Gerücht ging, ſie ſei nach Campodimele auf den Nebengrat im Neapolitaniſchen. Dort werde ſie bei ihren Verwandten, den Genifredi's, eingekehrt ſein.

Der Capo Banda war ſehr ärgerlich. Dort, dachte er, glaubt ſie mit meinem Gelde ſicher zu ſitzen.

Faſt wär' er über Hals und Kopf nach Campodimele gehetzt. Da fielen ihm die Berſaglieri ein, die verwünſchten Scharfſchützen. Die durchſtreiften den Kamm, an dem das Städtchen lag; ſie fackelten nicht, wenn ſie einen päpſtlichen Räuber erwiſchten, und er beſchloß, doch erſt die Familie Badelini zur Rede zu ſetzen. Dazu war er ja nach Sonnino gekommen.

In dieſer Stimmung trat er bei dem alten Badelini ein, den Hut auf dem Kopf, den Aerger drin.

Der ſtattliche Alte war in Hemdsärmeln bei der Gartenarbeit. Wenig überraſcht von Peppe's Beſuch, den er erwartete, und nicht im mindeſten erſchrocken, lud er ihn ein, ſich an den Gartentiſch zu ſetzen und ein Glas Landwein mit ihm zu trinken.

Ohne auf die Artigkeit des alten Herrn zu antworten, fuhr Peppe heraus:

„Wo iſt meine Frau, Signor, und was hat ſie mit meinem Gelde gemacht?“

„„Ihr meint die Nora, Padrone Capo““, erwiderte der Alte; ſie wollte zu den Genifredis nach Campodimele. Auf einen Brief von dort iſt ſie denn auch abgereiſt. Für Euch hat ſie mir den Schlüſſel zu Eurem Zimmer hinterlaſſen. Was darin ſei, gehöre Euch. Hier, nehmt!““

Mit dieſen Worten hielt er ihm den Schlüſſel hin.

Peppe war wie verſteinert vor Erſtaunen. Alſo hatt' ihn der Monſignore Merluzzo falſch berichtet.

„Signor Badelini, iſt es denn nicht wahr?“ fragte er und nahm ſeinen Hut ab, „iſt mir die Nora nicht durchgegangen?“

„„Sie wollte nichts mehr von Euch wiſſen, Padrone Capo, aber Euer Geld, ſagte ſie, hätte ſie nicht angerührt. Ihr findet es, wo Ihr es niedergelegt habt,“ fügte der alte Badelini trocken hinzu und hielt ihm den Schlüſſel noch immer hin.

Peppe nahm ihn dem alten Herrn langſam aus der Hand, legte den Calabreſer auf die Bank und ging hinauf. Der Alte langte ſich den Spaten wieder vor und grub fort, als ob nichts vorgefallen wäre.

Peppe war unterdeſſen hinaufgegangen. Er vertiefte ſich in ſeine Schätze und war immer von neuem überraſcht, wie er ſich mehr und mehr überzeugte, daß Nora nicht das Geringſte angerührt hatte. Sein Gedächtniß diente ihm zur Muſterrolle der Gegenſtände; und mit räuberiſchem Behagen erinnerte er ſich der Ueberfälle und Scharmützel, in denen er ſie erobert. Als er an die Koffer der Garibaldiner kam, regte der von Max ſeine Eiferſucht und ſeinen Aerger auf.

„Ich gab ihr ſeine volle Börſe ohne ſie anzuſehn, als ſie ihn uns in die Hände geliefert. Das war nicht karg. Und dafür verläßt ſie mich und wirft ſich dem Milchbart an den Hals! O Nora! O Nora!“ raſ'te er vor ſich hin.

Er verſah ſich mit Gelde, verfügte über das Uebrige und ſandt' es nach Rom in die Kätzchen an Giuſeppe.

Dem alten Badelini wünſchte er ſich dankbar zu beweiſen, konnte ihn aber zu nichts weiter bewegen, als daß er eine Miethe für das Zimmer annahm, das er als Peppe's Zimmer betrachtet habe, ſo lang' er in Rom geweſen.

Badelini war froh, daß er ſo glimpflich davon kam und der Rache des Gewaltthätigen entging. Greppo konnte ſich ſein Betragen nicht erklären, eben ſo wenig, als er Nora's Verfahren mit ſeinem Raube oder, wie er ſich ausdrückte, ſeinem Eigenthum, verſtand. Warum hatten ſie ſich nicht Beide mit ſammt ſeinen Schätzen nach Campodimele aus dem Staube gemacht? Warum nicht nach Rieti oder gar nach Florenz?

So ſehr er nach der Nera verlangte, ſo hatte ihn ſein gerettetes Geld doch beträchtlich getröſtet, und er ſchrieb an ſie, anſtatt ſich ſelbſt in die Höhle der Scharfſchützen zu wagen. Was es eigentlich mit ihr werden ſollte, das wußte er ſelbſt nicht; und je mehr er darüber brütete — und das that er auf dem ganzen Wege nach Rom zurück — deſto mehr ging es ihm zu Herzen, daß ſie ihn mit all' ſeinem Reichthum gegen ſeinen Gefangnen zurückgeſetzt; ſeine Leidenſchaft für die Nera und eine glühende Eiferſucht gegen Max fachte ſich von neuem in ſeiner Bruſt an. Es war ſchon gut, ſie hatte ihm ſeine Baarſchaft nicht genommen, aber die Befreiung des jungen Löffling hatte ihn ja um viel mehr gebracht, als er beſaß. Nun war Max in Rom, mit dem Könige von Neapel war der Tanz aus, ſo lange ſeine Muſikantin, die junge Königin, ihm nicht aufſpielte, aber Max war ihm vielleicht mehr werth; und er war wirklich im Bereiche der heiligen Stadt; der Räuber hatte ihn ja ſelbſt vom Corſo aus geſehn; er kannte ihn. Warum ſollte es ihm nicht möglich ſein, den Garibaldiner noch einmal in ſeine Gewalt zu bekommen? Er machte Pläne; er wiegte ſich in Träumen und Phantaſien. Im Albanergebirge nicht weit von Palombara liegt ein Oertchen Bocca Giovane. In dem hatte er auf ſeinem letzten

Zuge oder vielmehr Rückzuge aus den Abruzzen Verbindungen angeknüpft und ſo beſchloß er nun, ſich dort ein Verſteck einzurichten, wohin er Max entführen könnte, wenn es ihm gelänge, ihn in ſeine Gewalt zu bringen. Er hielt es für eine Ehrenſache und für ſüße Rache, ſeinen Kopf durchzuſetzen und das Löſegeld für den Garibaldiner doch noch einzutreiben. Und war er erſt ſo reich, als jetzt der Padrone, dann würde die Nora ſich wohl wieder zu ihm bekehren. „Der Padrone Lofflingo wird ſich wundern!“ rief er vor ſich hin und ſchlug ſich vor Vergnügen auf ſeine ſtramme Lende. Der Schlag ſchallte ſo kräftig, daß ſein Pferdchen im Galopp mit ihm davon eilte.

Mit ſolchen Gedanken und Gefühlen war er auf dem Wege nach Rom. Die heilige Stadt lag erröthend im Schimmer der Abendſonne, als der Räuberhauptmann mit ſeinem Phaeton zur Porta San Giovanni herein an der Baſilica des Laterans vorbeifuhr.

Achtes Buch.

Erſtes Kapitel.

In den Abendgeſellſchaften des Generals Löffling konnte es den jungen Leuten aus dem Palazzo Caffarelli, die ſich um Ida bemühten, nicht lange verborgen bleiben, daß etwas vorgegangen war, was ihnen die Ausſicht auf Erfolg ſehr trübte. Sie brauchten Noſtis nur einmal mit Ida's Begleitung ſingen zu hören, ſie brauchten nur zu beobachten, wie der Zufall immer dieſelben Paare zuſammenführte, und wie die jungen Damen, ſobald der General hinlänglich ins L'hombre vertieft war, Tauſendſchönchen und ähnliche Blumen leer zupften, Sprüche dazu liſpelten und eifrig von ihren begünſtigten Verehrern dabei beobachtet wurden; und ſie mußten die neue Lage der Dinge gewahr werden.

Es war alſo wohl das Beſte, wenn man die Glücklichen trennte; und eines Abends nach dem Spiel hatte der General eine vertrauliche Mittheilung des Grafen ....x entgegenzunehmen, die ihn ſehr bedenklich machte.

Als die Geſellſchaft vorüber war, wurde Max in das Studirzimmer gerufen, und der General begann:

„Ich höre ſoeben, die Päpſtliche Regierung hegt den Verdacht, und im Palazzo Caffarelli glaubt man daran, daß verſchiedne Garibaldiner, und namentlich Du und Noſtis, mit der heimlichen Römiſchen Regierung in Verkehr und Verſchwörung ſind. Wenn irgend ein Grund zu dieſer Annahme vorhanden iſt, ſo finde ich Euch hier ernſtlich gefährdet und würde lieber dazu rathen, die Höhle des Löwen zu verlaſſen, ehe er zuſpringt und Euch erhaſcht. Was ſagſt Du dazu, mein Sohn?"

Max hielt den forſchenden Blick ſeines Vaters ruhig aus und erwiderte: „„Der Verdacht liegt nahe, lieber Vater, und wir haben ja auch gleich von Anfang an darüber geſprochen und die Herrn von der Geſandtſchaft davon zu heilen geſucht. Jetzt finden wir nur unſre Vermuthung in eine Thatſache überſetzt; und ich kann mir denken, daß man uns los ſein will. Sie gönnen uns die Malaria*) ihres Rom's nicht.""

„Es iſt ſehr möglich, daß es nicht viel auf ſich hat, auch finde ich, daß ſie nichts weiter wiſſen wollen, als, Ihr hättet geheimen Verſammlungen beigewohnt und Verkehr mit einem Bologneſer, den ſie ſchon ſeit vielen Jahren als Mazziniſten und Carbonaro auf der Liſte haben. Den wollen ſie mit Euch in der Villa Bergheſe geſehn haben" — —

Max brach in ein Gelächter aus, um ſein Erſtaunen und ſeine Verlegenheit zu verbergen und rief aus: „„Iſt es möglich? Nun, wenn alle Leute ſo harmlos ſind, als dieſer Maccaronihändler aus Bologna und unſer Zuſammentreffen mit ihm in der Villa Borgheſe, ſo braucht ſich Se. Eminenz wahrlich nicht zu beunruhigen"" — —

---

*) Schlechte Luft, Fieberluft.

„Du ſiehſt alſo doch", unterbrach ihn der Alte, „mit welchen Argusaugen ſie Euch ſelbſt ins Grüne gefolgt ſind!"

„„Hm! das ſeh' ich"", erwiderte Max, und ging doch ein wenig beunruhigt zu Bett.

„Es iſt ein verwünſcht ſchlüpfriger Boden, dieſes Pflaſter der heiligen Stadt Rom!" dachte er bei ſich; aber es fiel ihm nicht ein, darum Rom und ſeine Bianca zu verlaſſen. An Peppo dachte er kaum, und wenn er an ihn dachte, ſo hielt er ſeinen Piſtojeſiſchen Dolch und einen guten Kolt'ſchen Revolver für ausreichenden Schutz.

Max war unbefangner über die Verhältniſſe, als zu ſeiner Sicherheit gut war. So hatte er keine Ahnung davon, daß bei dem Auftritt mit Nora im Theater Bianca keineswegs die einzige Perſon geweſen war, die ſeinen Antheil an der ſchönen Sonninerin mit Eiferſucht beobachtet und den ganzen Vorgang mit dem beſten Opernglaſe genau verfolgt hatte. Wie der General den Blumenſtrauß des Cardinals, ſo hatte der Cardinal den lebhaften Antheil der Loge des Generals an Nora's Auftreten bemerkt. Es wurde ihm Alles klar. Er zog ſeine Schlüſſe und ſah den tiefen Eindruck, den der junge Löffling auf die ſchöne Badelini gemacht haben müſſe.

Er beſprach die Sache mit dem Monſignore Matteucci. Dieſer ging noch einen Schritt weiter. Er fand, daß es unverſchämt ſei, wenn dieſe Garibaldiner ſich öffentlich im Theater zeigten; man könne ſie unmöglich länger in Rom dulden. Es liege genug gegen ſie vor, und das Einfachſte wäre, ſie fortzuſchicken. Man müſſe mit ihrer Geſandtſchaft ſprechen.

Der Cardinal zögerte. Der Monſignore aber wußte nun, worauf er loszuſteuern hatte.

So ſtanden die Sachen, als Perre in Rom eintraf.

Zweites Kapitel.

Erhitzt gegen ſeinen Nebenbuhler Max, eilte er ſogleich zum Monſignore Matteucci. In den Monſignore Merluzzo hatte er alles Vertraun verloren, ſeit der ihm die Nora verleumdet hatte; und faſt war er geneigt, ihr Maxens Befreiung zu verzeihn, wenn er ſie nur wieder gewinnen könnte. Dabei ſchien ihm aber dieſer junge Lefflinge ernſtlich im Wege zu ſein. Und nun war ihm noch der Auftritt im Theater und die Ohnmacht der Nora bei dem plötzlichen Anblick des jungen Mannes unbekannt. Wenn er dies erſt erfuhr, mußte er raſend werden.

Voll von den angeregten phantaſtiſchen Leidenſchaften eilte der Wüſte zu dem Polizeiherrn. Er hielt dem Monſignore Matteucci eine patriotiſche Rede gegen die Unverſchämten, die aus dem Neapolitaniſchen Feldzuge gradher nach Rom kämen und hier für Garibaldi Geſchäfte machten.

Der fromme Mann hörte dem getreuen Sohn der Kirche ſchmunzelnd zu, und ganz gerührt von der tugendhaften Rede des „Horniſten Greppe“ erwiderte er, nachdem er eine Priſe aus ſeiner goldnen Doſe genommen hatte: „Mein lieber Sohn, was Du da ſagſt, iſt ſehr wahr; der heilige Vater und Seine Eminenz finden es auch. Da fällt es mir nun ein, wenn ich Dich ſo betrachte, daß, es Dir, bei der Stärke Deines Körpers und bei der Schlauheit Deines Geiſtes, wohl gegeben iſt, den Störenfrieden, die hier in der heiligen Stadt nichts zu ſuchen haben, das Handwerk zu legen. Sie kommen hier mit andern ihres Gelichters zuſammen, manchmal in der Stadt, manchmal in der Campagna. Wir ſuchen ſie dabei zu ertappen und das Neſt auszunehmen. Da ſcheinſt Du mir nun grade der rechte Mann dazu zu ſein. Ich will Dich daher in unſre außerordentliche Polizei aufnehmen eigends zur Gegenwirkung gegen dieſe Umtriebe der Feinde unſrer heiligen Sache. Ich ernenne Dich zum Wachtmeiſter. Ihr tragt aber nur Medaillen, keine Uniform. Wirb Dir Deine Leute an, und ſtellt Euch mir zur Verfügung.“

Der Monſignore gab ihm die Medaille der geheimen Polizei und verſah ihn mit Werbegeld. Peppo war entzückt über die Ernennung. Sie gab ihm alle Mittel zu ſeinem Plan in die Hände. Schon ſah er die Garibaldiner aufgehoben, ſie bei Bocca Giovane in Gewahrſam gebracht und das Löſegeld von dem alten General in ſeinen Koffer klingen.

„Und diesmal ſchneid' ich ihm ein Ohr nach dem andern ab, wenn der alte Geizhals nicht gleich mit dem Baaren herausrückt!“ So gelobte er ſichs ſchon im Voraus.

Voll von den neuen Banditen-Plänen, die nun ſo hübſch mit dem Sbirrendienſt verquickt waren, erſchien Peppo in den Kätzchen, wo indeſſen ſeine Schätze aus Sonnino angekommen waren, warb Giuſeppe ſogleich zum ſpähenden Mitgliede an, theilte ihm den ganzen Feldzugsplan mit und nahm ſodann die Wagen- und Pferdeverleiher aufs Korn, die der General beſchäftigte, um in den Ställen Nachricht von den Ausflügen der Familie zu erhalten. Daran knüpfte er ſeinen Privatplan mit Bocca Giovane, den er aber keinem Menſchen mittheilte, um den ſichtbaren Wachtmeiſter und den unſichtbaren Räuberhauptmann deſto beſſer in ſeiner vierſchrötigen Perſon zu vereinigen.

Dieſe Pläne waren natürlich für die jungen Leute von der Familie des Generals und ihre längſt verabredeten Fahrten nach Tivoli und Frascati äußerſt gefährlich und entwickelten ſich mit reißender Schnelligkeit. Peppo wollte ſich ſeine Beute nicht etwa durch Zufall entſchlüpfen laſſen. Und gegen eine bewaffnete Macht, wie er ſie jetzt wieder in Bewegung ſetzen konnte, waren die kurzen Waffen, auf die Max und Noſtis ſich gegen Straßenanfälle gerüſtet hatten, bei weitem nicht ausreichend. Das Unwetter zog ſich verderbendrohend über ihnen zuſammen.

Drittes Kapitel.

Als Maſſarenti deſſelben Abends zu Hauſe kam, brannten die Lichter in den Häuſern nur noch ſpärlich. Mit der Hand am Dolche, den er unbefangen in der Hoſentaſche führte, ging er auf das Portal des alterthümlichen Hauſes an der Piazza Navona zu, das er bewohnte. Da trat ihm eine Geſtalt aus dem Schatten entgegen: „Komm raſch mit hinauf, Ceſarino“, flüſterte ihm Giuſeppe zu, „ich habe Dir was zu ſagen.“

Sie zündeten kein Licht an. Die Straßenlaterne war ihnen genug. Als ſie ſich geſetzt hatten, begann Giuſeppe: „Es iſt ein wahrer Segen, daß dieſer Peppo mir unbedingt traut. Stell Dir vor, der Monſignore hat ihn zum Sbirrenchef gemacht, und er kam mit der ganzen Taſche voll Scudi zu mir, die er eben als Handgeld eingeſackt. Ueber Nacht thut er kein Auge zu, und ich weiß nicht, ob er Euch nicht gleich in Euren Betten überfällt.“

„„Was Du ſagſt? Hm! Nun?““ unterbrach ihn

Maſſarenti und nahm im Eifer ſeine Cigarette aus dem Munde; ſo horchte er zu!

„Nun ja, an Dich denkt er grade nicht; aber dem jungen Lefflinge — ſo heißt er ja wohl — dem Sohn des deutſchen Generals, dem will er zu Leibe. Er hat mir nicht Alles geſagt, aber grade genug, daß ich keinen Bajocco für den Kopf des jungen Menſchen gebe, wenn wir nicht Gegenmaßregeln ergreifen. Iſt er noch in Rom?“ fragte Giuſeppe.

„„Er geht des Tags nicht mehr aus. Die Geſandtſchaft hat ihn gewarnt““, erwiderte Maſſarenti.

„Die Geſandtſchaft weiß lange nicht Alles. Sie weiß nichts von der Eiferſucht einer hohen Perſon; ſie weiß nichts von der Saltarellotänzerin; ſie weiß nichts von dem ganz unpolitiſchen Eifer des Monſignore, den dieſe kleinen Begebenheiten angefacht haben: aber ich habe dies Alles aus beſter Quelle, mein Sohn. O, Giulio Ceſare Maſſarenti, welch' eine Cloake iſt unſer Rom, und wann werden wir den Tag des Gerichts erleben?“ Sein Eifer führte Giuſeppe ganz ins Allgemeine, und einen Augenblick vergaß er unſre jungen Freunde über ſeinem patriotiſchen Kummer.

„„Und unſre Freiwilligen?““ fragte Maſſarenti. Giuſeppe ſprang auf, als würd' er geſtachelt.

„Ja! das iſt unſre nächſte Sorge. Du haſt Recht. Sie ſind heute Nacht nicht mehr ſicher; morgen wären ſie verloren.“

„„Gut! ich will das beſorgen, Giuſeppe,““ erwiderte Maſſarenti, zündete ſeine Cigarre wieder an, ſetzte einen andern Hut auf und eilte fort. Giuſeppe folgte ihm langſam; und in verſchiedner Richtung verhallten die Tritte der beiden Männer in den einſam gewordnen Straßen Roms.

Viertes Kapitel.

Spät in der Nacht klingelte es an Noſtis' Thür. Er zündete Licht an, warf ſich raſch in die Kleider und öffnete, den Revolver in der Hand. „Gut Freund!" rief ihm Maſſarenti zu, denn er war es. — „Ziehn Sie ſich raſch vollends an. Wir reiten ſogleich, und laſſen Ihre Sachen gepackt zurück!"

„„Was iſt denn los?!"" fragte Noſtis ärgerlich, zog ſich aber doch an, indem er ſprach: „„es iſt doch kein falſcher Lärm? Ich kann Ihnen ſagen, Freund, ohne Noth möcht' ich Rom nicht verlaſſen. Das Gerede der Geſandtſchaft bringt mich nicht in den Sattel. Wenn ſie wirklich was wüßten, ſo ſagten ſie's nicht, darauf kenn' ich meine Landsleute.""

„Unſer Schickſal hängt an einem ſeidnen Faden", antwortete Maſſarenti, „Sie wiſſen von unſrer Verſammlung her, daß Giuſeppe zur Republik hält. Nun iſt er vor Kurzem von dem Capo Banda Greppo, den der Monſignore Matteucci zum geheimen Sbirrenchef gemacht, angeworben und ins Geheimniß gezogen worden. Außerdem hat er ſeine Quellen im Vatican und in der Umgebung des Monſignore Matteucci, wo man ihm unbedingt traut. Nun, er iſt ſelbſt vor etwa einer Stunde bei mir geweſen und hat mir angezeigt, daß von morgen an eine ſtarke Bande unter Greppo's Anführung uns Drei aufzuheben verſuchen wird. Dieſe Nacht iſt noch unſer. Es wäre eine Thorheit, einem Anſchlage die Stirn zu bieten, der mit ſolchen Mitteln durchgeſetzt werden ſoll und nicht nur politiſch, ſondern auch ſonſt noch von Eiferſucht und Raubſucht vergiftet iſt. Ergebt Euch nur drein. Unterwegs will ich Euch mehr ſagen. Wir reiten nach Rieti. Die Pferde finden wir bei dem Ponte Salaro. Bis dahin fahren wir. Holen Sie Ihren Freund nach dem Caffe Greco. Ich ſorge dafür, daß es offen bleibt. Dort erwart' ich Sie dann mit dem Wagen."

Neſtis ergab ſich in dieſe Vorſtellungen und eilte zu Max, wo Moritz ihm höchſt verwundert über ſein ſpätes Erſcheinen die Thür öffnete. Er hat [illegible] größte Mühe, Max zum Mitreiten zu bewegen, beſonders, da er das Nähere nicht ſo, wie Maſſarenti angeben konnte. Am Ende willigte der Widerſtrebende ein, mit den Worten:

„„Nun, wenns falſcher Lärm iſt, ſo iſt ja Rieti ſo weit nicht, und wir kommen wieder!““

Beide ſchrieben an den General und natürlich an die jungen Damen, erklärten ſich über ihre plötzliche Abreiſe und hofften, die Trennung werde nur von kurzer Dauer ſein. Moritz wurde mit der Beſorgung der

Briefe beauftragt, die bis zum nächſten Morgen ruhen ſollten, um das Haus nicht unnöthig in Aufruhr zu verſetzen.

In Mäntel gehüllt gegen die Malaria der Campagna und ihre gefährlichen Nachtnebel rollten die drei Männer durch die ſtillen Straßen der ewigen Stadt zur Porta Salara hinaus und auf den Ponte Salaro zu.

Max war nicht wenig erſtaunt, als er das ganze Netz des Wahnſinns gewahr wurde, das ihm Maſſarenti enthüllte; und dabei blieb ihm immer noch das Aergſte ein Geheimniß; denn von Bocca Giovane hatte Greppo wohlweislich keiner Seele etwas geſagt. So eilten ſie dahin, erſt zu Wagen dann zu Pferde.

Perſönlich ſind unſre jungen Freunde der Gefahr entgangen; aber ihr Schickſal droht noch immer mit herzzerreißenden ſchrecklichen Schlägen. Man wandelt nicht ungeſtraft unter den Trümmern Roms.

Fünftes Kapitel.

Die Aufregung, die Moritz am andern Morgen mit der Abgabe ſeiner Abſchiedsbriefe hervorbrachte, war empfindlich. Die Mädchen erſchienen mit verweinten Augen; die Generalin war niedergeſchlagen und traurig: alle drei begegneten ſich in dem Gedanken, daß ihr glücklicher Kreis durch einen rohen Eingriff unbefugter Gewalten zerriſſen und eine harmoniſche Geſelligkeit zu einem verſchnellen Ende gebracht ſei. „Wo werden wir uns ſo wieder zuſammenfinden?“ ſagte die theilnehmende Mutter.

Erſt als der General erſchien, gewann die verſtändigere Auffaſſung ihrer Lage die Oberhand: „Kinder“, ſagte der gelaſſen, „wir kennen Rom. Unter Umſtänden lebt es ſich hier leicht; man fühlt ſich zu Hauſe; es iſt ein Ort für ganze Menſchen; und es begegnet ſich hier mancherlei. Aber einen Privatkampf unſrer jungen Freunde, angeblich mit den Sbirren, in Wahrheit aber mit den Räubern, ſolche An- und Ausfälle auf dem Corſo oder auf der Piazza d'Eſpagna konnten wir nicht wünſchen. Auch der Geſandtſchaft gegenüber war ihre Stellung unhaltbar geworden. Sie konnten ſich ja ſchon längſt bei Tage nicht mehr ſehn laſſen. Was ſie ergriffen haben, iſt alſo ohne Widerrede das Beſte und es freut mich, daß ich ſie nicht erſt mit meinem Anſehn dazu zu bringen brauchte, daß ihre Abreiſe vielmehr ganz und gar als ihr eigner Entſchluß daſteht.“

„„Den ſie offenbar mit großem Widerwillen gefaßt haben““, bemerkte Ida.

„Der ihnen ohne Zweifel leichter geworden wäre, meine Tochter, wenn wir zuerſt aufgebrochen wären“, erwiderte der General mit einer leichten Anſpielung auf das offne Geheimniß, daß er hinter ſeinen L'hombrekarten vor, immerhin hatte belauſchen können. „Nun, unſre Zeit wird auch kommen. Dieſe Aufſchlüſſe über die Politik des Monſignore Matteucci, die ich hier in dem Briefe des jungen Noſtis finde“ (Ida hätte ihn gar zu gerne geleſen. Was er wohl geſagt hatte?) „beunruhigen mich ein wenig, wenn auch mit Max der nächſte Gegenſtand dieſer kleinlichen Kriegführung aus dem Wege geräumt iſt.“

Der General hatte alſo immer noch die Empfindung der Unſicherheit, obwohl er über die eigentlichen Abſichten Peppos und alle Verwicklungen, die daraus noch folgen möchten, natürlich im Dunkeln war. Einiges haben wir ſelbſt noch aufzuklären. Wir haben Nora über all den Ereigniſſen, die auf uns eindrangen, aus den Augen verloren. Ihre Muhme Genifreda ſtand ihr treulich mit Rath und Erfahrung in der großen Stadt bei. Nach ihrem eigenthümlichen Erfolge mit dem Saltarello zeigte ſich aber Nora wie verwandelt. Sie ſah plötzlich ein, daß ſie dort nicht hingehöre, ſie wußt' es der Herzogin keinen Dank, daß dieſe ſie aus der Verborgenheit hervor und in dies grelle Licht hineingezogen; und nichts in der Welt konnte ſie bewegen, wieder aufzutreten. Was ihr erſt ein glänzendes Loos geſchienen, das erſchreckte ſie jetzt als eine unziemliche Bloßſtellung ihrer Perſon. Der Theater-Director war in Verzweiflung, das Publikum drängte. Wer den Saltarello geſehen hatte, wollte ihn wiederholt haben, wer ihn nicht geſehn hatte, wollte ihn ſehn. Nora blieb unerbittlich. Endlich hieß es, man wolle ſie gerichtlich anhalten, ihr Engagement zu erfüllen. Dies ſcheiterte aber an dem Einſchreiten einer viel vermögenden Perſon, die ihr zu gleicher Zeit mit väterlicher Fürſorge zu einer eignen Unabhängigkeit verhalf. Sie wußte nicht, wie ihr geſchah; die Muhme Genifreda aber wußte es offenbar; ihr ſchlaues Lächeln verrieth es. Am zuverläſſigſten war aber Nora der ritterliche Schutz des jungen Belmontet, der ihr von dem Abende ihres Auftretens, ja von dem ihres Erſcheinens bei der Herzogin Laura Carolini ein warmer Freund und Verehrer geblieben war. Es iſt wahr, wenn ſie ſagen ſollte, weswegen ihr das Ballet zuwider ſei, ſo hatte ſie's kein Hehl, ſie könne den Gedanken nicht ertragen, Max möge unter den Zuſchauern ſein. Belmontet hörte dies Geſtändniß der Sonniner Unſchuld zwar mit Unmuth;

aber die Gegenwart iſt Königin, und ſeine Ausdauer ſiegte über die Gedanken der ſchönen Nora an den abweſenden Max, den ungetreuen Sohn des kalten Nordens; und am Ende geſtand ſie Belmontet, ſie könne auch vor ihm nicht wieder auftreten.

Dies Verhältniß konnte natürlich der ſchlauen Herzogin Laura Carelini nicht verborgen bleiben und ſie ſuchte es bei Seiner Eminenz gegen die arme Helena von Sonnino zu gebrauchen. Der Erfolg war nicht ganz der gewünſchte. Seine Eminenz wurde durchaus nicht der ſchönen Badelini aufſäſſig, — er überließ das der Herzogin, — ſondern vielmehr dem jungen Belmontet, den er für äußerſt unverſchämt erklärte; und durch den Monſignore Matteucci erfuhr nun Peppe, was ihm zu wiſſen nöthig war, daß Belmontet die Nora in Rom verborgen halte, wenn er ſie nicht gar zur Frau genommen.

Der Monſignore konnte ſich eine Leidenſchaft wie die des Capo Banda Greppo gar nicht denken. Er hatte einen verlierenden Hazardſpieler vor ſich und zugleich den beleidigten Liebenden. Der geiſtliche Herr ſchürte alſo das Feuer viel zu ſtark, und Peppo war wie ein gereizter Stier, dem man erſt hier, und dann wieder dort das rothe Tuch vorhält.

Bei Giuſeppe erfuhr er, als käme die Nachricht aus den Ställen des Generals, daß die jungen Leute ihre Pferde zurückgezogen, das Römiſche verlaſſen und ſich an die Freiwilligen angeſchloſſen hätten, die an der Grenze auf Ereigniſſe warteten, um einzufallen und den Heiligen Vater aus Rom zu verjagen.

„Da ſollte man doch erſt den Padrone Zöglinge aus Rom verjagen“, meinte Peppe. „Ich will aufpaſſen, ob er nicht locker wird, und ihn dann ſchon faſſen.“

Er verdoppelte ſeine Beſtechungen in den Ställen.

Sechstes Kapitel.

Des Monſignore Mittheilung über Belmontet gewann ſodann wieder die Oberhand in der ſchwindelnden Phantaſie des Räubers. „Dieſer Pariſer Mädchenheld der ihn ſchon einmal aus Dienſtfertigkeit gegen die Bianca in den Kram gepfuſcht hatte, der war nun gar ſo unverſchämt, ihm die Nora wegzufiſchen!“ Greppo zuckte es in allen Fingern bei dem Gedanken. Denn er betrachtete Nora noch immer als ſeine rechtmäßige Eroberung und er ließ ſich's keine Mühe und kein Geld verdrießen, um Belmontet nachzuſpüren und Noras Aufenthalt zu entdecken.

Schon hatte er ſeinen Plan gemacht. Es war Abendmuſik auf dem Monte Pincio angekündigt; und er wußte durch eine Mittheilung aus dem Ballet, daß Nora mit Belmontet dort ſein werde. Er brannte vor Begierde, ihnen auf den Spaziergängen dieſer Anlagen zu begegnen, und wenn die Gelegenheit es erlaubte ſeine Rache zu kühlen.

Doch der Zufall warf ihn in eine andre Richtung, ehe noch der Abend herankam.

Die jungen Damen des Generals waren, wie es ſchien, zu einer Spazierfahrt zur Porta Salara hinausgefahren. Peppo erfuhr ſogleich die Beſtellung der Fuhre und war nun toll genug, die Mädchen aufheben und anſtatt Maxens, der ihm entgangen war, nach Bocca Giovane entführen zu wollen. Waren ſie doch gleich auf dem Wege dahin. Ein ſolcher Fang ging ihm denn doch über Alles. Er konnte nicht widerſtehen.

Er warf ſich mit einem ſeiner Spießgeſellen auf's Pferd, und Beide ſprengten ihrer Beute nach zum Thore der heiligen Stadt hinaus.

Die Straße führte nach Monte Rotondo. Dort hatten die geheime Regierung von Rom und die Freiwilligen von der Grenze unter dem Vorwande einer Jagd in der Campagna eine Verſammlung Die Ernennung Peppo's, wovon die Nachricht durch ganz Rom lief, machte böſes Blut gegen die Regierung des heiligen Vaters; Maueranſchläge ſchilderten die Schmach, daß berüchtige Räuber von der Behörde in Dienſt genommen würden, und eine tiefgehende Bewegung der Entrüſtung ließ ſich ſpüren. Die geheime Regierung wurde in die Stimmung hineingeriſſen. Es ſollte wenigſtens in Erwägung gezogen werden, ob man einen Ausbruch befördern oder vermeiden müſſe je nach den Mitteln, die aufzubringen waren.

Max und Reſtis hatten nicht widerſtehen können, die Mädchen nach Monte Rotondo zu beſtellen. Mit den Jägern konnten ſie ja ſicher wieder nach Hauſe fahren; und an eine Gefahr bei der Fahrt in die Campagna dachte man nicht.

Die jungen Leute hatten aber die Rechnung ohne den Wirth gemacht; und Peppo, ihr toller Gegner, ſauſte, wie der böſe Feind im Gewitter, hinter dem Wagen des Generals her, in dem die beiden Mädchen, dahin fuhren, voll von der Freude des Wiederſehns, das ihrer wartete.

Mitten in der Campagna, faſt ſchon im Angeſicht des Fleckens Monte Rotondo, als ſie von einer Anhöhe zurückſchauten und dieſe maleriſche Landſchaft mit ihren Waſſerleitungen, Ruinen und wunderbaren Fernſichten bewunderten, erblickte Bianca zwei Reiter, die eine rollende Staubwolke hinter ſich ließen und pfeilſchnell herangeſchoſſen kamen.

„Das iſt ängſtlich, Ida! rief ſie aus, wenn ſie uns nur nicht anfallen!"

„Es ſind doch nicht alle Reiter Räuber", erwiderte Ida.

Aber dieſe waren es. Mit einem lauten Kreiſch erkannten die Mädchen Peppo, und kaum hatten ſie ihn erkannt, ſo waren ſie auch in ſeiner Gewalt. Der Kutſcher wurde überwältigt und gebunden. Peppo ergriff die Zügel und befahl den zitternden Mädchen ſich ruhig zu verhalten. Er werde ſie nur in Sicherheit bringen und der General ſie gewiß auslöſen. Er hatte ſein Pferd abgegeben und fuhr.

Die Mädchen weinten und drückten ſich wie verſchüchterte Tauben an einander. Endlich faßte ſich

Bianca ein Herz und redete ihren furchtbaren Bruder an. Sie bat, ſie flehte, ſie hielt ihm vor, wie gut ſie es immer mit ihm gemeint habe, und daß es nur an ihm gelegen, wenn es nicht zum Guten geführt, daß er ihre Anerbietungen, ihn zu befriedigen, immer zurückgewieſen; ja, ſie erneuerte ihr Anerbieten und ſtellte ihm vor, wie viel ſichrer es für ihn ſei, als dies frevelhafte Unternehmen.

„Schweig'“, herrſchte er ſie an, „Du gehörſt zu meinen Feinden und zu den Feinden unſrer heiligen Religion. Jetzt ſeid Ihr in meiner Macht und ſollt ſie fühlen! Meine Maßregeln ſind ganz ſicher; und ich ſehe nicht ein, warum nicht ich der reiche Mann und der Padrone der arme ſein ſoll. Endlich erfüllt ſich mir die Gerechtigkeit! Ich will ihn beerben und Ihr könnt betteln gehn!“

„„Ha! der Grauſame!““ rief Ida aus. Ganz leiſe flüſterte ſie aber Bianca auf deutſch zu: „„Aber wie gut! er fährt ruhig die Straße fort. Da iſt doch noch Hoffnung. Wenn nur ſein Abweg nicht zu zeitig kommt; denn er kann unmöglich mit uns durch den Flecken fahren wollen!““

Es war allerdings ſo eingerichtet, daß die Mädchen nach der Sitzung anlangen und daß ihnen Max und Noſtis entgegen geritten kommen ſollten. Darauf hoffte Ida mit klopfendem Herzen. Sie ſteckte Bianca mit ihrer Hoffnung an.

Peppo hingegen wußte von der verabredeten Beſtellung natürlich nichts, hielt offenbar die Fahrt für eine bloße Luſtfahrt vors Thor und verfolgte unbeſorgt den Weg ins Gebirge nach Bocca Giovane zu.

Die Mädchen hofften ängſtlich auf das Erſcheinen der Jäger. Endlich erblickte man einen Trupp Berittener. Zwei Jünglinge auf ſchöneren Pferden ſprengen vor. Hier biegt nun Peppo raſch in einen Feldweg zur Rechten ein. War es ſeine Straße nach Bocca Giovane oder wich er den Reitern aus? Er ſetzte die Pferde in Gallopp. Sein Genoſſe mit dem Handpferd folgte ihnen eine Strecke. Dann fürchtete er, durch die Jünglinge abgeſchnitten zu werden, ergriff die Flucht und rieth Peppo, das Gleiche zu thun.

Die Jünglinge ſind Max und Roſtis. Wie hülfreiche Dioskuren (Götterſöhne) ſind ſie den Andern weit vorausgeeilt. Max hatte durch ſein Fernglas den Wagen erkannt. Sehr bald ſah er auch, wer der Kutſcher war, und ſo ſprengte er auf die eine und Roſtis auf die andre Seite des flüchtigen Wagens, um den Räuber deſto ſicherer zu fangen.

Peppo ſah, daß er verloren war, wenn er nicht einen verzweifelten Streich mache. Um Alles in Verwirrung zu ſtürzen und mindeſtens ſeine Rache an Max zu fühlen, ſtürzt er ſich auf Bianca los und ſticht ihr mit ſeinem furchtbaren Dolch nach dem Halſe. Sie zuckt raſch die Schulter herauf, indem ſie ſich zurückbiegt, und das Meſſer fährt tief hinein. Ida wirft ſich ſchreiend dazwiſchen und fährt dem Räuber nach dem Arm. Dieſer zieht den Revolver und ſpringt auf Roſtis' Seite zum Wagen hinaus. Er iſt Roſtis Pferd.

in die Zügel gefallen und hat ihn vom Pferde geſchoſſen. Sowie der Reiter in den Ginſter fällt, der am Wege blüht, ſchwingt ſich der Räuber auf ſein Pferd und iſt bald weit davon in der Richtung nach Rom.

Max hatte die Wagenpferde gezügelt. Der Kutſcher war ſchnell befreit worden. Ida hatte ihn raſch losgeſchnitten. Wie ſie aber Noſtis Unglück ſah, warf ſie ſich in Verzweiflung aus dem Wagen, fiel weinend über den geliebten Jüngling nieder und rief ihn unaufhörlich bei Namen. Er lag unbeweglich in den gelben Blumen des Ginſterbuſches.

Max war ängſtlich um Bianca bemüht; endlich hatte er ihre klaffende Wunde verbunden und ihr Muth zugeſprochen. Sie war bleich aber unerſchütterlich tapfer.

„Ach, Max“, rief ſie aus, „es iſt ja nichts! komm, laß uns nur Ida beiſtehn. Noſtis iſt ermordet!“

Alles verſammelte ſich um Noſtis. Da ruft Ida, die noch immer über ihn gebogen kniet: „„Er athmet noch, er lebt! Er kommt wieder zu ſich; was können wir nur thun?““

Max richtet ihn in ſeinen Armen auf und fragt: „Habt ihr kein Kölniſch Waſſer?“ Die Mädchen finden ihre Fläſchchen. Ida hält es Noſtis mit ihrem Taſchentuche vor. Er kommt wieder zur Beſinnung.

Unterdeß waren die übrigen Reiter herangekommen und hatten in athemloſer Stille den Augenblick erwartet, wo die Bemühungen der Freunde um den Gefallnen glücklich wirkten. Ein lautes Freudengeſchrei brach aus, als der junge Mann die Augen aufſchlug und endlich von Max und Ida unterſtützt ſich aufrichtete.

Sein erſtes Wort war: „Habt Ihr ihn?“

Max wies ſchweigend nach Rom. Ida aber rief aus, indem ſie ihm das Blut von der Stirne wiſchte und ihn mit Taſchentüchern verband: „Wir haben Dich, den wir ſchon verloren glaubten. O es iſt doch herrlich zu leben und ſich nicht verloren zu haben! Lieber, theurer Freund!“

Max ſchrieb ein paar Worte mit Bleiſtift an die Aeltern. Reſtis wurde zu den Mädchen in den Wagen gehoben.

Die jungen Leute begaben ſich nach Rieti; die Jagdpartie nach Rom.

Siebentes Kapitel.

Peppe war ihnen voraus galoppirt. Neſtis' prächtiges Reitpferd hatte den Spießgeſellen Peppe's mit ſeinem Handpferde bald überholt. Als er ihm ſo näher kam, lachte er halb grimmig, halb ironiſch auf. Geſchlagen war er, und ſein Plan auf das Vermögen des Padrone fiel ſchon wieder ins Waſſer; das machte ihn grimmig, aber er hatte denn doch die Prinzeſſin niedergeſtochen und den ſchlanken Garibaldiner vom Pferde geſchoſſen. Der war geliefert; das war klar; und ſein Pferd, dieſes prächtige Thier, hatte er erbeutet. Er konnte darauf bei Tage nicht in Rom hineinreiten. Das Thier war vielen Kutſchern, auch dem Kutſcher der jungen Damen bekannt. Er erwartete, die Mädchen würden unter der Bedeckung der Jäger nach Rom zurückkommen. Wie ſollte er nun über das Pferd verfügen? Vorläufig verließen die Räuber die Straße von Monte Rotondo und ſchlugen ſich nach Ponte Molle hinüber. Das Eine Pferd wurde in einer befreundeten Oſteria eingeſtellt, wo ſie fütterten und eine Mahlzeit hielten. Dann brachen ſie auf, um mit der Dämmerung bei der Porta del Popolo anzukommen.

Da lag der Pincio zur Linken. Die bunten Laternen des Feſtes ſchienen auf den großen runden Platz herunter, der den Eingang zu der Wunderſtadt bildet. Die Muſik ertönte mit vollem Schwunge. „Dieſelben Töne“, dachte Peppo, „ergötzen den Verführer Belmontet und die treuloſe Nora dort unter den bunten Lampen. Ha! Und ich habe mich durch meinem mißlungnen Ueberfall hier in Rom nun doch unmöglich gemacht, das iſt wohl klar. Der Padrone wird klagen — hm! Und da ſoll ich dieſe Verräther ruhig ihr Glück genießen laſſen? Fort muß ich ſo wie ſo. Iſt dort nicht der Weg zwiſchen der Villa Borgheſe und dem Monte Pincio, und iſt das nicht die ſteile Seite des Hügels?“ Sein Plan war gefaßt. „Reite dort in den Hohlweg und wart' auf mich mit den Pferden!“ ſagte er zu ſeinem Genoſſen, und gab ihm ein paar Scudi. Er ſelbſt ging den Schlängelweg zum Monte Pincio hinauf, bezahlte den Eintritt und miſchte ſich unter die ſchöngeputzten Zuhörer, die ſaßen oder in den Gängen der Anlagen umherſchlenderten.

Mit gierigen Blicken ſpähte er umher. Sie durften ihn nicht zuerſt erblicken. Da er mit den Muſikern bekannt war, ſo verbarg er ſich hinter dem Contrebaß und führte ein gleichgültiges Geſpräch mit dem Einen oder dem Andern, während er umherſchielte, ob er etwa das Paar mit der Menge vorbeiziehn ſähe.

„Was iſt Euch aber geſchehn, Signor Greppo?“ fragte ihn dann der Baſſiſt, „Eure Weſte iſt ja mit Blut beſpritzt!“

„Hat nichts zu ſagen, Signore“, erwiderte er. Knöpfte aber doch den Rock zu, um das Blut ſeiner Schweſter zu verbergen, und ging nach einigen Bemerkungen über die Muſik ins Boskei nach dem Abhange des Monte Pincio zu. Vielleicht, dachte er, ſind ſie ſchon nach Hauſe gegangen, und ſpotten meines Zorns in Sicherheit. Da hörte er Nora's Stimme in einer Laube, an die er eben heran trat: „O wie glücklich machſt Du mich armes Mädchen durch Deine Liebe“! ſagte ſie flüſternd. Sie hielten ſich umarmt, ſie küßten ſich. Greppo hörte und ſah es. Sein Blut kochte. Wie ein Tiger ſprang er hinein in die Laube und mit furchtbar raſchen Stichen ermordete er Beide in der Umarmung, die ſie wahrlos ſeiner gräßlichen Rache preisgab.

Belmontot ſank lautlos nieder. Nora that einen durchdringenden Schrei des Entſetzens, ehe ſie noch getroffen war. Der Räuber ſprang aus der Laube und war im Augenblick verſchwunden, denn er glitt an der ſteilen Stelle des Monte Pincio in den Hohlweg hinab und ſchwang ſich auf Noſtis' Pferd, welches ſein Genoſſe ihm bereit hielt.

„Du bleibſt in Rom und im Dienſt!“ herrſchte er dem zu, „mich ſeht ihr nicht wieder.“ Denn jetzt ſah er wohl ein, daß ſeine Rolle in Rom ausgeſpielt war.

Nera war noch im Stande geweſen, den Namen des Mörders zu nennen, als auf ihren Schrei die geputzte Menge nach der Laube geeilt war. Raſch lief das Gerücht über den ganzen Pincio. Selbſt die Muſiker eilten herbei. Franzöſiſche Offiziere erkannten ihren Kameraden, die Muſiker erkannten die Signora Badelini.

Soldaten trugen den Lieutenant Belmontet, die Muſikanten die arme Signorina, der ſie an jenem Opernabende den Saltarello aufgeſpielt hatten. Man wollte die Liebenden auch im Tode nicht trennen; man begrub ſie neben einander; und die Gewehrſalven, die dem tapferen Jünglinge galten, knatterten auch über dem Grabe des Mädchens von Sonnino.

Achtes Kapitel.

Faſt zu gleicher Zeit erfuhr der General den Ueberfall in der Campagna und den Ueberfall auf dem Monte Pincio, die Rettung ſeiner Kinder aus einer gräßlichen Gefahr und den Tod des jungen Belmontet und der Nora Badelini wenige Schritte von ſeiner Wohnung. Der Polizeiminiſter der geheimen Regierung, den aber der General nur als den Ueberbringer eines Briefes von ſeinem Sohne Max kannte, hatte ihn beſucht und nicht nur über die Vorfälle in der Campagna genau unterrichtet, ſondern ihm auch alle Fäden der Intriguen blosgelegt, die zu der Kataſtrophe des Tages geführt hatten. Ja, er hatte dem General auch den Unwillen geſchildert, womit ſolche Zuſtände gefühlt und ertragen wurden.

„Rom ſteht auf vulkaniſchem Boden“, ſagte der General.

„„Und ſein eignes Regiment ſchürt das Feuer in ſeinen Eingeweiden““, fügte der Beſuch hinzu, von dem der General mit einer Hochachtung ſchied, die er nicht grade an den erſten Beſten verſchwendete. Er ſagte zu ſich ſelbſt:

„Die Römer ſind doch Leute von Verſtand und Ehre; ſprach der Mann nicht, als wäre er ein Mitglied des alten Senats, ein Politiker des alten Roms! Ein Volk, das ſolche Männer aufzeigt, wo man nur in die Maſſe hineingreift, iſt wahrlich dem Prieſterregiment entwachſen, welches nur von den Sünden dieſer Welt lebt!“

Der General und ſeine Gemahlin verloren keine Zeit, ihren Kindern nach Rieti zu folgen. Beim Abſchiede von dem franzöſiſchen Commandanten der heiligen Stadt hatte er's nicht laſſen können, alle ihre Sünden gegen die Civiliſation, die ihm eben ſo deutlich vorgetragen worden waren, zu enthüllen. „Einer Ihrer beſten Offiziere, Excellenz, iſt ſoeben das Opfer dieſer Zuſtände geworden, frühere Vorfälle will ich gar nicht erwähnen; und ich ſelbſt habe mich wiederholt in den gefährlichſten Verwicklungen befunden, angefallen, wo man ſich vor allem ſicher zu fühlen pflegt, in ſeinem eignen Bette und auf offner Heerſtraße. Ew. Excellenz ſind es Rom ſchuldig, ſo wie Ihrem Corps, einmal den Ernſt heraus zu kehren und die Gerechtigkeit kräftig in Ihre eigne Hand zu nehmen!“ So ſprach der General und nicht ohne Erfolg. Kaum war er bei den Seinigen in Rieti angelangt, ſo las er in dem Tageblatt von Rom: „Die Franzoſen haben ein Commando in's Gebirge geſchickt, um den Capo Banda Greppo wegen des Mordes des Lieutenants

Belmontet und der Signora Badelini zu verfolgen und zur Strafe zu ziehn. Ueberall werden die Hehler der Räuber als Mitſchuldige mit der Todesſtrafe bedroht, wer hingegen ihre Gefangennahme bewirken hilft, wird eine Belohnung von 1000 Scudi erhalten."

Die Verbündeten des Capo Banda in Bocca Giovane ließen ſich dies geſagt ſein. Die Höhle des Räubers wurde verrathen und das Zeitungsblatt ſagte:

„Die Höhle des berüchtigten Räubers wurde geſtern entdeckt und umſtellt. Nach einem verzweifelten Widerſtande wurde Greppo ergriffen, nach Rom geführt, von dem Kriegsgerichte abgeurtheilt und heute Morgen in der Frühe am Fuß des Monte Pincio, wo er ſein letztes Verbrechen begangen hatte, erſchoſſen."

„Die franzöſiſche Beſatzung iſt mit der Säuberung der Stadt und Umgegend von jeder Art von Briganten beauftragt."

„Nun, da wünſch' ich ihr Geduld und gute Geſchäfte", ſagte der General Löffling, indem er das Blatt aus der Hand legte. „Ich für mein Theil habe die heilige Stadt herzlich ſatt, und werde ſie erſt wieder beſuchen, wenn ſie ihre Heiligkeit los iſt."

„Herr General", rief Noſtis aus, den Ida zu ihm heranführte, denn er war noch ſchwach von ſeiner Wunde, — „da ſind Sie ja mit klingendem Spiel in unſer Lager übergegangen. Darf ich unter dieſen Umſtänden auf Ihre Verzeihung rechnen, wenn wir Beide Ihnen ein Geſtändniß machen?"

„Väterchen“, fiel Ida ein, ich hab' ihn gepflegt, wie eine barmherzige Schweſter und mir ihn dadurch verdient, wie er und Max uns Mädchen mit Lebensgefahr gerettet haben. So hat immer Eins das Andre erobert — und erobert wird jetzt ja doch einmal Alles — was ſagſt Du dazu?“

„„Ach ja, wir ſind alle Vier in gleicher Bedrängniß; und Vernunft kommt doch nicht eher in die Sache hinein, als bis Du ſie feierlich genehmigſt, mein lieber Papa““, rief Max aus, der mit der armen verwundeten Bianca ebenfalls herankam.

„Nun, ſo ſchwer war es eben nicht, Eure Feldzugspläne zu errathen; ich wußte ſie natürlich ſchon, ehe ich noch in Euer Lager nach Rieti überging; und wie die Sachen jetzt ſtehn, ſehe ich nicht ein — — was meinſt Du, Julchen? — Ich dächte, wir ergäben uns darein; und der barmherzige Bruder und die barmherzige Schweſter mögen Jedes ſeinen Pflegling behalten.“ —

„„Du weißt doch immer das Richtige zu treffen, Ludwig, wenn Du es auch manchmal etwas anders ausdrückſt, als ich es fühle““, ſagte die Generalin, und umarmte den alten Helden, dem eine verſtohlne Thräne der Befriedigung in den Bart rollte.

„Schön iſt Italien, Kinder“, ſagte er, „groß iſt die ewige Stadt auch in Ruinen und von einem unheilbaren Verderben im Innerſten zerſtört, aber es iſt hier nicht unſers Bleibens. Wir ziehn in die reinere

Luft des Nordens und bleiben dort alle in demſelben Lager und unter derſelben Fahne, der Standarte des werdenden Deutſchen Vaterlandes!“

Durangelo's, des Berichterſtatters Nachwort.

Als die Verwundeten geneſen waren, verloren wir dieſe liebenswürdige Familie aus dem Geſichte, die ſo viel Widerwärtiges in unſern ſchönen Fluren erfahren ſollte. Daß ſie uns die Bianca della Rocca, unſre Nachtigall, entführte, hatten wir wohl verdient; aber dennoch: es lebe Italien und ein freies Rom!

* * *

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Druck von W. Moeſer in Berlin.